COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE
CU08459444

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY

GIVEN BY

FOR USE ONLY

GIFT OF
WILLIAM J. WALTER
MAY 15, 1920

Bernheimer

Meyer's

neues

Konversations-Lexikon,

zweite Auflage.

Zweiter Band.

Armeria — Bazaïn.

Digitized by Google

Neues

Konverſations-Lexikon,

ein Wörterbuch des allgemeinen Wiſſens.

Unter der Redaktion von H. Krauſe herausgegeben

von

Hermann J. Meyer.

Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage,

mit geographiſchen Karten, wiſſenſchaftlichen und techniſchen Illuſtrationen.

Zweiter Band.

Armeria — Bazan.

Hildburghauſen.

Druck und Verlag vom Bibliographiſchen Inſtitut.

1862.

GIFT OF
WILLIAM J. WALTER
MAY 15, 19[illegible]

C33
M5712
v. 2

Digitized by Google

Zweite Auflage.

A.

Armeria *Willd.* (Grasnelke), Pflanzengattung aus der Familie der Plumbagineen, begreift niedrige, rasenbildende, schmalblättrige, besonders in Südeuropa einheimische Pflanzen mit Blüthen in Köpfchen, röhriger, zusammengeschlagener Hülle und vielblättrigem, gemeinschaftlichem Kelch. A. vulgaris *Willd.*, mit glattem, rundem, 4—10 Zoll hohem Schaft, spitzigen äußern Kelchblättchen, linealen, stumpfen Blättern, knopfförmigen, rosenrothen, auch weißen Blumen, ist als Grasnelke, Grasblume, Sandnelke, Meergras in ganz Deutschland bekannt und wird in Gärten als Rabatteneinfassung angepflanzt. Früher wurden die gelind zusammenziehenden Blätter, Folia Statices, bei Diarrhöen, ferner als Gurgelwasser bei Entzündungen der Mundhöhle ꝛc. gebraucht. Die Grasnelke liebt einen lockern, mäßig feuchten, nahrhaften Sandboden und wird durch Samen und Wurzeltheilung vermehrt. Als Spielart von A. vulgaris wird häufig A. maritima *Willd.*, Statice Armeria *L.*, Meerstrandsgrasnelke, Seenelke, Meergras, betrachtet. Sie ist an den Küsten der nordeuropäischen Meere, z. B. in England und Schweden, aber auch des atlantischen Meeres, z. B. im südwestlichen Frankreich, heimisch. Auch sie wird häufig in Gärten zur Einfassung der Beete benutzt, wozu sie sich wegen ihrer gleichhohen Schäfte und sehr reichlichen schönen hellpurpurrothen Blüthenköpfe ganz besonders eignet. A. latifolia *Willd.*, mit schönen großen, dunkelrosenrothen Blüthen, die vom Juni bis in den Herbst erscheinen, dauert bei uns nicht im Freien aus, sondern muß frostfrei durchwintert werden.

Armer Heinrich, s. v. a. Armer Konrad.

Armer Konrad (Armer Konz), s. Bauernkrieg.

Armfelt, Gustav Moritz, Baron, später Graf von A., Günstling und Geistesverwandter Gustavs III. von Schweden, geboren den 1. April 1757 zu Juva im schwedischen Gouvernement Abo als Sprößling einer der angesehensten Familien Finnlands, Sohn des Generalmajors und Landeshauptmanns Baron A., ward auf der Kriegsschule zu Karlskrona gebildet und 1773 als Fähndrich bei den leichten Dragonern dem Könige Gustav III. bekannt. Er begleitete diesen 1777 nach Petersburg, trug 1780 durch seinen Rath zur Unterzeichnung des Vertrags über die bewaffnete Neutralität bei, wurde im folgenden Jahre Generaladjutant des Königs und befand sich im Gefolge Gustavs bei dessen Konferenzen mit Katharina II. von Rußland, sowie auf den Reisen, welche der König 1783 und 1784 durch Frankreich und Italien machte. Im Jahre 1786 nach Kopenhagen gesandt, ward er im folgenden Jahre Mitglied der schwedischen Akademie, Oberst und Chef des Regiments Nyland. Der Krieg Gustavs gegen Rußland war hauptsächlich A.s Werk. Zweimal rettete er während desselben dem von Verräthern umgebenen Monarchen Freiheit und Leben. Als Gustav auf Anstiften Rußlands von seinen westlichen Nachbarn angegriffen wurde, sandte er A. zu den treuen Dalekarliern. A. bildete hier ein Corps von 18,000 Mann, schlug die Dänen und bestimmte sein ihm ganz ergebenes Heer, in die Nähe der Hauptstadt zu marschiren, um dem Könige während des Reichstages von 1789 zur Hand zu sein. Bald darauf rückte er an der Spitze der Dalekarlier nach Finnland und that sich hier in mehren Gefechten hervor. Zum Generalmajor erhoben, unterzeichnete er am 14. August 1790 den Frieden von Werelä, dem 1791 die Offensivallianz mit Rußland gegen die französische Revolution folgte. Gustav III., von dem streng royalistisch gesinnten A. fortwährend angespornt, beschäftigte sich eifrigst mit den Vorbereitungen zu einer Expedition gegen Frankreich, als er den 16. März 1792 ermordet wurde. Noch vor seinem Tode hatte er A. zum Gouverneur von Stockholm und zum Mitgliede der Regentschaft ernannt; allein der Herzog von Südermanland hob die letztere Bestimmung auf und übertrug A., um sich seiner zu entledigen, den Posten eines Gesandten zu Neapel. Als A. von hier aus den Plänen des Regenten durch Unterhändler an den Höfen von Petersburg, Wien und Berlin entgegenarbeitete, ward er des Hochverraths angeklagt und sollte auf Befehl des Herzogs von Südermanland zu Neapel verhaftet werden, entkam aber mit Hülfe des schwedischen Ko-

fuls Piraneſi, irrte einige Zeit verkleidet in Deutſchland umher und erhielt endlich ein Aſyl in Rußland, wo er unter einem angenommenen Namen zu Kaluga von einer Penſion der Kaiſerin lebte. Der Herzog von Südermanland ließ ihn darauf auf Grund untergeſchobener Papiere in contumaciam zum Tode verurtheilen und ſeine Güter konfisciren. Auch im Exil überwachte A. vermöge ſeiner Verbindungen in Schweden und an allen europäiſchen Höfen fortwährend den Regenten, welcher von ſeinen Uſurpationsplänen abſtehen mußte. Im letzten Jahre ſeiner Regierung rief dieſer die flüchtigen Freunde Guſtavs III. zurück; A. bediente ſich jedoch der ihm gewordenen Erlaubniß zur Rückkehr nicht eher, als 1799 nach der Thronbeſteigung Guſtav Adolfs IV., der ihm ſogleich ſeinen Rang und ſeine Güter zurückgab und ihn mit Gunſtbezeugungen überhäufte. Bald darauf zum Geſandten in Wien ernannt, verweilte A. als aufmerkſamer Beobachter der Ereigniſſe eine Zeitlang in Paris, wo er aber auf Befehl des erſten Konſuls, den ſeine Gegenwart beunruhigte, ausgewieſen wurde. Als Schweden Franz II. unter dem Titel eines öſterreichiſchen Erbkaiſers nicht anerkennen wollte, ward A. 1805 unter dem Vorwande ſeiner Ernennung zum Generalgouverneur von Finnland aus Wien abberufen. Noch in demſelben Jahre befehligte er den linken Flügel des ſchwediſchen Heeres in Pommern. Im Jahre 1806 ſchlug er ein franzöſiſches Corps bei Anklam, vertheidigte 1807 Stralſund, unterſtützte durch einen kühnen Marſch das Unternehmen Schills und ward zum General der Infanterie ernannt. Im Jahre 1808 kommandirte er die Weſtarmee, welche Norwegen den Dänen abnehmen ſollte, aber bei ihrer Schwäche und ſchlechten Ausrüſtung nichts ausrichten konnte. Als ſich A. darüber beklagte, mußte er ſeinen Poſten an einen Rädelsführer der gegen den König gerichteten Verſchwörung überlaſſen, wodurch der König der Hauptſtütze ſeines wankenden Thrones beraubt ward. Karl XIII., den 6. Juni 1809 endlich zur Herrſchaft gelangt, ernannte A., nach feierlicher Losſprechung von den früheren Anklagen, zum Präſidenten des Kriegskollegiums. Schon 1810 nahm A. jedoch ſeinen Abſchied und lebte als Privatmann zu Stockholm. Durch ſeine Verbindung mit der Gräfin Piper in neue polizeiliche Verfolgung verwickelt, begab er ſich als geborner Finnländer und jetzt ruſſiſcher Grundbeſitzer nach Petersburg, wo ihn der Kaiſer mit Rückſicht auf ſeinen Einfluß in der neueroberten Provinz zum erſten Grafen Finnlands und Präſidenten des Komité's für die finniſchen Angelegenheiten mit dem Titel eines Miniſters ernannte. A. wirkte auf dieſem Poſten eifrig für das Beſte ſeines Vaterlandes, das ihm die Erhaltung ſeiner Privilegien, ſowie die Wiedervereinigung mit Altfinnland verdankt, deſſen Bauern, widerrechtlich zu Leibeigenen gemacht, auf den Bericht des Miniſters freigegeben wurden. Als beharrlicher Gegner Napoleons I. war A. Chef einer geheimen Diplomatie, durch welche der Kaiſer Alexander mit den erklärten Feinden und den gezwungenen Bundesgenoſſen des franzöſiſchen Beherrſchers verkehrte. Er folgte ſeinem neuen Souverän in den Feldzug von 1812, begleitete ihn bei der Zuſammenkunft mit Bernadotte zu Abo, trug weſentlich zu dem wichtigen Friedensſchluſſe mit der Türkei bei und weckte in Alexander zuerſt die Ideen der Emancipation Polens, der Wiedereinſetzung des Hauſes Bourbon, ſowie der Souveränetät des römiſchen Papſtes. A. † ſtarb plötzlich zu Zarskoje-Selo, den 19. Auguſt 1814. Er ſprach und ſchrieb mit Leichtigkeit faſt alle Sprachen Europa's. Eine Selbſtbiographie A.s findet ſich in „Handlingar rörande Sveriges historia" (2 Bde., Stockholm 1830, überſetzt in den „Zeitgenoſſen", 3. Reihe, Nr. 30). Sein Sohn, **Guſtav Magnus**, geboren 1792, trat 1812 in ruſſiſche Kriegsdienſte, † den 8. Juli 1856 als Generallieutenant und Inſpektor der finniſchen Nationaltruppen.

Armfüßer, Ordnung der Weichthiere, ſ. Brachiopoda.

Armida, eine der hervorragendſten Frauengeſtalten in Taſſo's „Befreitem Jeruſalem", deren Name ſprüchwörtlich als das Muſterbild eines verführeriſchen Weibes gebraucht wird. Sie iſt die hinterlaſſene einzige Tochter des Königs Arbilan von Damascus und Nichte des regierenden Fürſten Hidraot, des Bruders und Nachfolgers von Arbilan, tief vertraut mit allen Zauberkünſten des Morgenlandes. Durch ihre Kunſt und durch ihre Schönheit denkt Hidraot unter die vor Jeruſalem lagernden Chriſtenhelden Verwirrung zu bringen. Auf ſeinen Befehl erſcheint A. in Gottfrieds von Bouillon Lager, bittere Klage über den Oheim erhebend, der ihr das väterliche Reich entriſſen habe und jetzt ihr ſelbſt nach dem Leben ſtehe, weil ſie ſeines wüſten und rohen Sohnes Hand verſchmäht. Zehn Ritter erbittet ſie ſich vom chriſtlichen Heerführer, um durch ihr Schwert den Tyrannen zu ſtürzen. Ihr Erſcheinen im Lager entzündet die heißeſte Liebesgluth in den Herzen der Männer, die ſie erblicken, und von ihrer Schönheit bezaubert, verlangen die Ritter des Oberbefehlshabers Einwilligung zum Zuge gegen Damascus. Gottfried, den Betrug ahnend, geſtattet jedoch keinem der Heerführer, ſondern nur zehn der freiwillig dienenden Ritter, das Lager mit A. zu verlaſſen; viele Andere aber verlaſſen heimlich das Heer, um ſich dem Gefolge der Jungfrau anzuſchließen. A. führt alle in ihr Zauberſchloß im todten Meere und verwandelt ſie dort in Fiſche, gibt ihnen indeß bald die Menſchengeſtalt wieder und ſucht ſie zu bewegen, den Chriſtenglauben abzuſchwören und gegen Bouillon zu fechten. Doch nur Rambald folgt der Lockung, die andern entſendet A. nach Gaza als Gefangene. Hier befreit Rinaldo, der ſchönſte und jüngſte der Kreuzritter, die Waffenbrüder. Um ſich an dieſem zu rächen, verlockt ihn A. in ihren Zaubergarten zu Antiochia und ſenkt einen Zauberſchlaf auf den Jüngling herab. Aber als ſie nun die holde Geſtalt des Jünglings betrachtet, entbrennt ſie in heftiger Liebe zu ihm und führt ihn in Roſenſeſſeln durch die Lüfte auf eine der glücklichen Inſeln, wo er in ihren Armen der hohen Aufgabe vergißt, der er ſich geweiht. Ohne Rinaldo kann aber Jeruſalem nicht erobert werden. Deshalb hat Bouillon Boten entſendet, den irrenden Ritter zu ſuchen. Ein frommer Seher zeigt jenen den Weg nach der Zauberinſel, die Hand einer Jungfrau, welche das Steuer lenkt, und eine von dem Greiſe empfangene Zauberruthe laſſen ſie alle Gefahren des Wegs und der Landung überſtehen, und ſie befreien Rinaldo. Rachedürſtend zieht darauf A. mit dem ägyptiſchen Heere vor Jeruſalem,

ihre Hand Demjenigen versprechend, welcher Rinalde erlegen würde. Aber Keiner erringt den Preis, Rinaldo streckt sie Alle nieder. A. flieht und wird von Rinaldo in dem Augenblick eingeholt, wo sie im Begriff steht, den schärfsten Pfeil sich in die Brust zu stoßen. Rinaldo hält ihren Arm zurück, bezähmt die zornige Schöne, versichert sie seiner Treue und Liebe, bekehrt sie zum Christenglauben und erhebt sie zu seiner Gemahlin. Die herrliche Episode der tasso'schen Dichtung ist vielfach von Andern benutzt worden, besonders als Oper, in Musik gesetzt von Gluck, Zumsteg und Rossini.

Armillarsphäre (v. Lat., Armilla, Ringkugel), eine aus mehren Ringen zusammengesetzte Kugel, die den Zweck hat, die vorzüglichsten himmlischen Kreise im Kleinen darzustellen. Man hat zwei Hauptarten, solche, in deren Mittelpunkt die Erde vorgestellt ist, und solche, in welchen die Sonne das Centrum einnimmt. Die letztere, der theoretischen Astronomie angehörige Art ist eigentlich ein Planetarium, in welchem die Planeten nach ihren heliocentrischen Oertern sich darstellen lassen. Die erstere Art gehört der sphärischen Astronomie an und ist im Grunde nichts als das durchsichtige Netz eines Himmelsglobus. Die Axe der Kugel stellt die Weltaxe vor, die einzelnen Ringe den Aequator, die Wendekreise, die Polarkreise und die Ekliptik. Die Axe ist mit ihren Endpunkten an einem eingetheilten größten Kreise drehbar befestigt, welcher den Meridian darstellt und es möglich macht, die Kugel nach der Polhöhe eines Ortes zu stellen, indem er sich in seiner Ebene herumbewegen läßt, die immer auf der Randebene des Gestelles, welche den Horizont vorstellt, senkrecht bleibt. Zur Messung von Stundenwinkeln pflegt an dem Meridian noch ein in 24 Stunden eingetheilter Kreis befestigt zu sein, an welchem ein auf der Axe durch Reibung anliegender und mit der Kugel drehbarer Zeiger die Stunden weist. Die Erfindung der A. ist alt, die Indianer nennt Atlas als ihren Erfinder, auch Hercules und Musäus. Wahrscheinlich ist sie aber chaldäischen Ursprungs. Die A. des Archimedes war ein eisernes Planetarium in einer Glaskugel. Noch Tycho de Brahe bediente sich dieses Instruments zu seinen Planetenbeobachtungen.

Arminia, Studentenverbindung, s. Burschenschaft.

Arminianer (Remonstranten), Sekte der reformirten Kirche in den Niederlanden, benannt nach Jakob Arminius (s. d.). In der reformirten Kirche der Niederlande traten zu Ende des 16. Jahrhunderts zwei Theologenparteien hervor, deren Differenz zunächst das Dogma von der Prädestination betraf. Die Frage, ob Gott ohne alle Rücksicht auf das Verhalten der Menschen von Ewigkeit her den Einen zur Seligkeit, den Andern zur Verdammniß bestimmt habe, oder ob diese Vorherbestimmung (praedestinatio) nur unter Beachtung des von Ewigkeit her von Gott vorausgewußten freien Glaubens und Lebens eines Jeden geschehen sei, war der Angelpunkt, um den sich der Streit bewegte. Unter den Schriften gegen das augustinisch-calvinische Dogma von der bedingten Prädestination erregte besonders ein Buch Volkert Koornhaerts Aufsehen, und eine Menge Widerlegungen erschienen. Die Bestreiter Koornhaerts geriethen aber mit sich selbst in Widerspruch, in sofern einige nach Calvins Vorgang die Behauptung aufstellten, daß auch der Sündenfall (lapsus) in dem ewigen Rathschlusse Gottes mit begriffen, also von Gott auch dekretirt gewesen sei, andere dagegen mit Augustinus lehrten, der Sündenfall sei außerhalb dieses Rathschlusses zu setzen, indem Gott den Sündenfall Adams bloß zugelassen, aber vorhergesehen und so ihn gleichsam zur Bedingung seiner Prädestination gemacht habe. Jene nannte man Supralapsarii, diese Infralapsarii. Auf Veranlassung des Senats von Amsterdam versuchte jetzt Jakob Arminius die Widerlegung Koornhaerts. Aber das Studium jenes Werkes gewann ihn selbst für die anticalvinische Lehre und Partei. Gegen ihn trat nun sein Kollege Franz Gomarus auf, und beide Männer wurden Stimmführer der schon bestehenden Parteien, welche nun den Namen A. und Gomaristen erhielten. Der heftige Gomarus schloß sich als Supralapsarier der schroffsten Fassung des calvinischen Dogma's an: „Gott hat durch einen ewigen Rathschluß (aeternum decretum) bestimmt, welche Menschen selig und welche verdammt werden sollen; daher zieht er seine Auserwählten (electi) durch die wunderbarsten Mittel zur Besserung und läßt Andere, die Verworfenen (reprobati), in ihren Sünden." Dagegen behauptete Arminius: „Gott schenkt Allen, welche ihre Sünden bereuen und an Christum glauben, Vergebung und ewiges Leben; er will, daß alle Menschen zur Seligkeit gelangen; also nur, weil Gott von Ewigkeit her den Glauben des Einen, den Unglauben des Andern vorausgesehen hat, hat er auch von Ewigkeit her das Schicksal eines Jeden bestimmt." Die Gomaristen, welche die stärkere Partei waren, beriefen sich auf die belgische Konfession und den heidelberger Katechismus und setzten 1605 fest, „daß die Lehre der zwei genannten symbolischen Bücher als richtige und reine Lehre, von allen Predigern unterschrieben werden sollte, um die Einheit und Reinheit der Lehre in allen Stücken zu erhalten". Die A. wollten im Gegentheil jene Symbole nur in soweit annehmen, als sie dieselben nach unbefangener Bibelforschung mit der heiligen Schrift in Uebereinstimmung fänden. Letztere erlangten 1607 von den Ständen Hollands die Zusicherung, daß die beiden erwähnten Bekenntnißschriften auf der nächsten Generalsynode revidirt werden sollten; es blieb jedoch bei der Zusicherung, während mehre zwischen Arminius und Gomarus angestellte Disputationen nur dazu beitrugen, daß die Parteien sich immer mehr gegen einander abschlossen und auch das Volk in den Streit hineingezogen wurde. Bald erhielt derselbe durch die Einmischung der Frage über die bischöfliche Gewalt des Staates, welche die A. in ziemlich ausgedehntem Sinne zugestanden, während die hierarchischen Gomaristen die volle Selbstständigkeit der Presbyterialkirche beanspruchten, selbst einen politischen Charakter. Als die schwächere, obrigkeitlichen Schutzes bedürftige Partei, reichten die A. 1610 bei den Ständen der Provinz Holland, wo sie die meisten Anhänger hatten, eine Remonstrantie (Remonstrantia, libellus supplex exhibitus Hollandiae et Westfrisiae Ordinibus 1610) ein, verfaßt von dem Prediger Uytenbogaert, welcher an des Arminius († 1609) Stelle der eifrigste Kämpfer für bedingte

Prädestination wurde. Dieses freie Bekenntniß der arminianischen Lehren, dem die Partei übrigens durchaus kein verpflichtendes Ansehen beilegte, sollte zunächst falschen Beschuldigungen begegnen und namentlich auch zeigen, daß die A. nicht staatsgefährliche Grundsätze hegten. Die Remonstrantie lehrte in 5 Artikeln: 1) daß Gott zwar von Ewigkeit einen Beschluß wegen der Seligkeit und Verdammniß der Menschen gefaßt habe, aber mit der Bedingung, daß alle diejenigen, die an Christum glauben, selig, die Ungläubigen hingegen verdammt sein sollten; 2) daß Christus für alle Menschen gestorben sei und allen durch seinen Tod die Versöhnung und Vergebung der Sünden erworben habe, daß aber dieselbe Niemand erlangen könne, ohne daran zu glauben; 3) daß kein Mensch den seligmachenden Glauben aus eigenen Kräften haben könne, sondern von Gott in Christo durch den heiligen Geist wiedergeboren werden müsse, wenn er dazu gelangen wolle; 4) daß man ohne die Gnade Gottes nicht Gutes zu denken, zu wollen und zu thun im Stande sei, in sofern alle unsere guten Werke ihren Ursprung in derselben hätten, obwohl, wenn man auf die Beschaffenheit ihrer Wirkung sehe, man nicht leugnen könne, daß man sich ihr stets widersetzen und ihren Einfluß verhindern könne, und 5) daß die Gläubigen wider Satan, Sünde, Welt und ihr eigenes Fleisch streiten und den Sieg erlangen könnten durch den Beistand des heiligen Geistes. Von Ueberreichung dieser Remonstrantie erhielten die A. den Namen Remonstranten. Die Gomaristen stellten im folgenden Jahre eine Kontraremonstrantie dagegen, worin die A. als Mameluken, Teufel, Kanaaniter, welche Gott zu vertilgen befohlen habe, Baalspfaffen ꝛc. bezeichnet werden. Die Gomaristen werden auch Kontraremonstranten genannt. Religionsgespräche zu Haag 1611 und zu Delft 1613 führten zu keinem Vergleich. Auf den Rath des Rathspensionärs Oldenbarneveldt und des Hugo Grotius, Pensionärs und Anwalts der Stadt Rotterdam, erließen hierauf die Stände von Holland im Januar 1614 ein Toleranzedikt, worin sie den Predigern beider Parteien befahlen, den Streit über Prädestination auf keine Weise mehr unter das Volk zu bringen und sich mit einander in Liebe und Einigkeit zu vertragen. Während sich die gemäßigteren und friedliebenderen Remonstranten dieser Weisung sogleich fügten, klagten dagegen die Kontraremonstranten laut, daß das Predigen der Wahrheit verboten werde, und appellirten an eine Generalsynode der niederländischen Geistlichen, wohl wissend, daß ihre Ueberzahl auf einer solchen den Sieg davontragen müsse. Streitschriften, Predigten und Pasquille gingen besonders von Seiten der Gomaristen aus, um den Geist des Aufruhrs durch das ganze Land zu verbreiten. Eine zweite Remonstrantie, wie die frühere von dem Geiste der Mäßigung durchweht und von den A.n 1617 übergeben, änderte den Stand der Sache nicht. Amsterdam, die mächtigste Stadt des Landes, erklärte sich gegen die A.; der Pöbel störte daselbst gewaltthätig ihre Versammlungen und ihren Gottesdienst, so eifrig sich auch Hugo Grotius der Verfolgten annahm. Andere Orte folgten dem Beispiel der Hauptstadt. In dieser Bedrängniß erhielten die arminianisch gesinnten Magistrate durch Vermittelung der Stände von Holland die Erlaubniß, zum Schutz ihrer Partei eine Stadtwache (Waardgelders) zu errichten, eine Vergünstigung, die sie bald neuen Verdächtigungen politischer Art aussetzte. Der Statthalter Moritz von Oranien, nach absoluter Souveränetät lüstern und deshalb schon vorher des freisinnigen Republikaners Oldenbarneveldt entschiedener Gegner, benutzte die Gelegenheit und erklärte sich offen gegen die Partei, welche in dem Rathspensionär ihren vornehmsten Vertreter erblickte. Das Erste, was Moritz that, war, daß er, trotz Oldenbarneveldts Widerspruch, bei den Provinzen Seeland, Geldern, Friesland und Gröningen die Berufung einer Generalsynode nach Dortrecht durchsetzte. Sodann besuchte er mehre holländische Städte, um auch diese für sich zu gewinnen. Nachdem er es durch seinen Einfluß dahin gebracht, daß die ganze Provinz Oberyssel sich ebenfalls für ihn erklärte, konnte er sich noch eigenmächtigere Schritte erlauben. In Utrecht, einem bedeutenden Stützpunkte der remonstrantischen Partei, änderte er diktatorisch die Verfassung, setzte an die Stelle jährlich erwählter Stadtbeamten lebenslängliche, ihm und der gomaristischen Partei ergebene, und löste, den Widerspruch der Magistrate nicht achtend, die hier errichteten Waardgelders auf. Durch solche Maßregeln ward die Herrschaft der A. auf wenige holländische Städte, namentlich Rotterdam, Leyden, Alkmar, Gouda und Hoorn, beschränkt, während früher fast ganz Holland, Utrecht und Oberyssel entweder entschieden arminianisch gesinnt waren, oder doch zu den Toleranten gehörten. Jetzt konnte es Moritz wagen, die Häupter der A. persönlich anzugreifen. Als sich am 29. Aug. 1618 der Rathspensionär Oldenbarneveldt im Haag in die Sitzung der Generalstaaten begab, wurde er unter einem Vorwande in ein Nebenzimmer gelockt, wo ihn sofort beim Eintritte die Leibwache des Statthalters verhaftete. Auch Hugo Grotius, Hogerberts und Ladenberg, Sekretär der utrechter Stände, wurden eingezogen und auf die Festung Löwenstein gesetzt; Johannes Uytenbogaert rettete sich durch die Flucht. Die Kunde von solchen Gewaltstreichen erfüllte alle Billigdenkende mit Schrecken und Unwillen. Die arminianisch gesinnten Städte Hollands klagten laut über das Schicksal ihrer Anwälte; Rotterdam und Leyden erklärten, ihre Pensionäre hätten nur in ihrem Namen gehandelt und könnten nur von ihnen gerichtet werden; ebenso protestirten die Stände von Holland gegen die Verhaftung des Rathspensionärs. Moritz setzte den Beschwerden rücksichtslose Gewalt entgegen. Schnell entschlossen, überzog er die Provinz Holland mit einem Haufen Kriegsvolk, setzte alle arminianisch gesinnten Magistrate ab und stellte überall Leute von seiner Partei an die Spitze der Geschäfte. In den Generalstaaten setzte Moritz es leicht durch, daß eine Kommission von 24 Männern, zum Theil persönlichen Feinden der Angeklagten, beauftragt wurde, den Prozeß gegen die Verhafteten wegen Störung der öffentlichen Ruhe und wegen des Versuchs zur Trennung der vereinigten Niederlande einzuleiten. Die Drohung mit der Folter bewog Ladenberg, sich selbst zu entleiben. Oldenbarneveldt wurde von den parteiischen Richtern, welche ihn schuldig finden wollten, zum Tode durch das

Schwert verurtheilt, „weil er Gottes Kirche durch Beförderung irrgläubiger Lehrer sehr betrübt, eine Verschwörung der remonstrantisch gesinnten Städte in Holland zu Stande gebracht, eigenmächtig die Werbung von Kriegsvolk veranlaßt, Geschenke von fremden Mächten angenommen und den Prinzen Moritz verleumdet habe". Der alte Rathspensionär verschmähte es, um Gnade zu bitten, und bestieg am 13. Mai 1619 das Schaffot. Hugo Grotius und Hogerbeets wurden zu lebenslänglichem Gefängnisse u. zu Konfiskation ihrer Güter verurtheilt. Solcher Art waren die Maßregeln, welche als Vorbereitungen dem allgemeinen Nationalconcil vorhergingen. Letzteres wurde zu Dortrecht am 13. November 1618 eröffnet. Es erschienen 64 niederländische Geistliche, 28 ausländische Theologen aus England, der Pfalz, Hessen und der Schweiz. Frankreich und Brandenburg nahmen keinen Antheil an der Synode. Präsident war Johann Bogermann, Pfarrer zu Leeuwarden, später Professor zu Franecker. Die A. hatte man großentheils von den Deputirtenwahlen ausgeschlossen und ihnen bestimmt erklärt, daß sie nicht als Stimmberechtigte, sondern als Angeklagte zu erscheinen hätten. So war es vorgekommen, daß 15 Mitglieder der armianischen Partei, zum Scheine vorgefordert, in dem gelehrten Simon Episcopius, Professor zu Leyden, einen ebenso beredten als gelehrten Stimmführer fanden. Man eröffnete den Angeklagten am 19. Januar 1619, daß man ihre Ansichten hinreichend aus ihren Schriften kenne, und entließ sie. Der Endausspruch der Synode nahm die Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens gefangen u. bestätigte die streng calvinische Prädestinationslehre trotz ihrer eingestandenen Härte. Die beiden symbolischen Bücher, deren Geltung bisher Gegenstand des Streites gewesen war, die belgische Konfession und der heidelberger Katechismus, wurden als bindende Autoritäten anerkannt und die Ansichten der A. verdammt. Den 5 Sätzen der Remonstrantie wurden ebenso viele gegenübergestellt: „1) Der seligmachende Glaube ist ohne allen Antheil der ganz unfähigen Natur ein Geschenk der absolut freien Gnade, die partikuläre Wahl zur Seligkeit also in keiner Weise der Wirkung, sondern nur die Ursache desselben; der Unglaube dagegen hat seinen Grund in den Ungläubigen allein, die göttliche Ueberlassung derselben an die Verdammniß ist also nur die Wirkung, keineswegs die Ursache desselben. 2) Die Wirkung des Todes Jesu beschränkt sich auf die Auserwählten. 3) Die Gnade wirkt nicht als eine nur krafterhöhende Erleuchtung durch den heiligen Geist im göttlichen Worte, sondern als eine dem Willen völlig neue Eigenschaften mittheilende Wiedergeburt. 4) Die Gnade wirkt allerdings nicht gewaltsam. 5) Die Gnade läßt im Erwählten nur vorübergehende Schwäche zu, keine dauernde, und so von der ihm bestimmten Seligkeit ausschließende Sünde." Die A. selbst wurden als Schismatiker und Neuerer verurtheilt, alle arminianischen Prediger ihrer Stellen für verlustig erklärt. Am 9. Mai 1619 erfolgte der Schluß der Synode. Die Generalstaaten bestätigten die Beschlüsse; auch schritt man sofort zur Ausführung derselben. Alle dem Lehrstande Angehörenden mußten eine neue Formel unterzeichnen, welche auf die Synodalentscheidung verpflichtete. Wer sich durch Nichtunterzeichnung dieser Formel als arminianischer Ketzer zu erkennen gab, verlor sein Amt; versprach er, sich alles Lehrens enthalten zu wollen, und hielt er solches Versprechen, so durfte er ferner im Lande bleiben; versprach er es nicht, so ward er des Landes verwiesen. Auf diese Weise wurden 80 Prediger, überhaupt gegen 300 Angestellte verbannt. Die arminianischen Städte Rotterdam, Gouda und Hoorn, welche sich zum Nachgeben nicht geneigt zeigten, wurden durch einquartiertes Kriegsvolk zum Gehorsam gezwungen. Auch die französischen Reformirten nahmen auf der Kirchenversammlung zu Alais 1620 unter dem Vorsitze des Peter du Moulin, früher Professors zu Leyden, die dortrechter Beschlüsse an. Dem durch Frauenklugheit aus der Veste Löwenstein entkommenen Hugo Grotius wurde zu Charenton selbst die Theilnahme am heiligen Abendmahle verweigert. Doch bewilligte der König von Frankreich den Vertriebenen Schutz für ihre Person und ihre Güter. Liberaler und gerechter zeigten sich andere Fürsten. Der Herzog Friedrich IV. von Holstein lud die Bedrängten in sein Land ein, und 1621 sah man viele A. ins Schleswigsche einwandern, besonders in die neu angelegte Friedrichsstadt, die sie erweiterten. Auch in England gestatteten sich die Verhältnisse für die A. günstig, als Jakob I., früher eifriger Kämpfer für die strenge Prädestinationslehre, plötzlich, von einigen seiner Bischöfe gewonnen, um 1620 alles Streiten über Prädestination und Gnade untersagte und dadurch das Ansehen der dortrechter Beschlüsse vernichtete. In seinen letzten Lebens- und Regierungsjahren ward selbst der Statthalter Moritz duldsamer gegen die A. Sein Nachfolger Heinrich Friedrich duldete es, daß viele Vertriebene zurückkehrten. Im Jahre 1630 durften die A. ihre erste Kirche bauen und Episcopius mit der Apologie seiner bereits 1621 geschriebenen Konfession des arminianischen Glaubens offen hervortreten. Später (1634) wurde der Partei die Gründung des nachmals so berühmt gewordenen Gymnasiums zu Amsterdam für Bildung von Lehrern gestattet, und 1686 erhielten die A. von den Ständen Hollands und Westfrieslands freie Religionsübung bewilligt. Von dieser Zeit an bilden sie in Holland eine öffentlich geduldete Kirche. In England wurden die A. besonders seit 1702 zahlreich. Von hier verbreiteten sie sich auch in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das Land der Sekten, wo sie aber bald in verschiedene Fraktionen zerfielen. Im Jahre 1833 gab es in den Vereinigten Staaten gegen 500,000 Arminianer-Universalisten, 150,000 Arminianer-Baptisten (Semipelagianer), 30,000 deutsch-arminianische Baptisten. Holland zählt gegenwärtig in 24 meist kleinen Gemeinden mit 21 Predigern etwa 5000 Remonstranten. Auch die schleswigsche Arminianergemeinde in Friedrichsstadt besteht noch. Mehre Versuche zur Union mit der reformirten Kirche mißlangen. Als eine besondere Sekte der holländischen A. sind die Kollegianten zu erwähnen, deren Stifter die drei Brüder Johann, Hadrian und Gesbert von der Kodde waren. Sie verwarfen alle bindenden Symbole und hatten keine ordinirten Geistlichen. Bei ihnen fanden alle reformistischen Parteien, A., Mennoniten, Zwinglianer, einen Vereinigungspunkt; nur den Calvinismus mit der Prädestinationslehre und theilweise den Socinianismus wiesen sie von sich. Sie kon-

Digitized by Google

stituirten sich als Gemeinde zuerst zu Warmond, später zu Rhynsburg bei Leyden; daher ihre Bezeichnung als Rhynsburger (Rheinsburger), während der Name Kollegianten von ihren wöchentlichen Versammlungen (am Sonntag und Freitag), die sie Kollegia hießen, herrührt. Sie erhielten sich in Rhynsburg und einzelnen anderen Orten Hollands und Westfrieslands als geduldete Separatisten bis in die neueste Zeit, erst das 19. Jahrhundert hat ihre Kollegien aufgelöst.

Unverkennbar regte sich im Arminianismus der im Kampfe mit dem Papstthum und mit Spanien geweckte religiöse und bürgerliche Freiheitssinn. Nach der Ansicht der A. ist jede religiöse Lehre nur in sofern annehmlicher oder verwerflicher, wiefern sie schwereres oder leichteres Gewicht in der Sittenlehre hat. Sonach wurde in ihrem Lehrbegriffe die ganze Glaubenslehre von der Sittenlehre gleichsam verschlungen; die Absicht der Sendung Jesu wurde in die feierliche Verkündigung der göttlichen Gebote, der Glaube an Jesus und die Bedingung der Gnade Gottes in Befolgung dieser Gebote gesetzt und daher den natürlichen Kräften des Menschen weit mehr, den Gnadenwirkungen weit weniger als in den Symbolen anderer Religionsparteien eingeräumt. Als Erkenntnißquelle der christlichen Glaubenswahrheiten gilt einzig und allein die heilige Schrift, und zwar, mit Ausschluß der Apokryphen, die kanonischen Bücher des Alten und des Neuen Testaments, deren Verfasser vom heiligen, göttlichen Geiste beseelt, gelehrt und geleitet worden sind, daher die heilige Schrift allein göttliches Ansehen hat und Richterin im Streite über religiöse Fragen ist. Den Urzustand der ersten Menschen zeichnete Gott durch unversehrte Erkenntniß und Willenskräfte aus, so daß sie theils ihre Herrschaft über die übrige Schöpfung auf die rechte Art auszuüben wußten, theils Gottes Willen vorzüglich richtig erkannten und den ihrigen demselben von freien Stücken unterordneten. Hätten sie nicht gesündigt, so würden sie auch nicht gestorben sein (potuerunt non mori). Die nächste Folge der adamitischen Sünde ist für alle Menschen die Nothwendigkeit zu sterben und mannichfachen Uebeln in der Welt unterworfen zu sein. Auch ist durch das mit Adams Fall in der Menschheit begonnene Sündigen nach und nach eine moralische Schwäche der Menschen eingetreten, mit welcher jetzt jeder geboren wird, die jedoch der Mensch nicht sowohl von Adam, als von seinen nächsten Aeltern überkommt und trotz deren die natürliche Fähigkeit des Menschen immer noch hinreicht, Gott aus der Natur zu erkennen. So kann denn von keiner Erbsünde die Rede sein; die heilige Schrift nämlich lehrt sie nicht, und es wäre absurd, zu behaupten, daß Gott die Erbsünde als Strafe verhängt habe und doch die aus der Erbsünde hervorgehenden Thatsünden noch bestrafen könne; auch wüßte man nicht, wie sie sich fortpflanzen sollte, da doch nicht Gott selbst die unmittelbar von ihm geschaffene Seele jedes Einzelnen damit anstecken kann; endlich wäre die Erbsünde unfreiwillig, also keine Sünde, die sich zurechnen ließe. Mittelpunkt der Erlösungsthätigkeit Christi ist sein Tod, an sich eine unzulängliche Genugthuung für die Sündenschuld aller Menschen, welche aber Gottes Gnade für zulänglich annimmt (acceptilatio). Die Gnade Gottes in Jesu Christo ist dem Menschen unumgänglich nothwendig und nützlich; denn ohne sie kann er weder das Joch der Sünde abschütteln, noch etwas wahrhaft Gutes vollbringen, noch dem ewigen Tode entfliehen. Jedoch muß Kooperation des von der göttlichen Gnade geweckten menschlichen Willens mit der göttlichen Gnade Statt finden. Die Gnade in Jesu Christo wird als Heilmittel des allgemeinen Uebels jedem Einzelnen von Gott im Ernste angeboten und führt ihn zum Heile, wofern er sich wahrhaft bessert und glaubt; jedoch kann der Mensch eben aus freiem Willen dem Gnadenzuge folgen oder der Gnade widerstehen; der Mensch ist also von Gott nur unter Beachtung seines von Gott vorausgesehenen Glaubens oder Ungtaubens von Ewigkeit her zur Seligkeit oder zur Verdammniß vorherbestimmt. Auf die Besserung folgt die Rechtfertigung als ein Actus dei forensis, nämlich der Akt Gottes, daß er den Gläubigen die Sünden vergibt und Gerechtigkeit zurechnet. Eine eigentliche Zurechnung der Justitia Christi erscheint jedoch als unbiblisch und schlechthin unmöglich; nur wenn Jemand den thätigen Glauben hat, wird ihm dies um Christi willen als Gerechtigkeit angerechnet. Zwar sind gute Werke nicht verdienstlich, jedoch ist die Tugend vom Glauben nicht zu trennen; der Gehorsam gegen Gottes Willen muß mit dem Glauben, einem festgewurzelten willfährigen Vertrauen auf Christus, in Verbindung treten. Als Gnadenmittel gilt den A.n das Wort Gottes, an welches sich die Wirkung des heiligen Geistes anschließt. Dagegen sind ihnen die Sakramente weniger eigentliche Gnadenmittel, als Zeichen theils des christlichen Bekenntnisses, theils der von Gott verheißenen Gnade, und wirken nur moralisch auf das Gemüth. Es gibt ihrer bloß zwei, Taufe und Abendmahl. Die Taufe ist ein heiliger Ritus, durch welchen den in die christliche Gemeinde Aufgenommenen Gottes Gnade in Christo zugesichert wird und sie sich verpflichten, in gehorsamem Glauben an Christus ihr Heil zu suchen. Das heilige Abendmahl feiern die A. unter beiderlei Gestalt, theils zur dankbaren Erinnerung an den Tod Jesu Christi, theils als Bekenntniß ihrer Lebensgemeinschaft mit Christo. Die Geistlichen haben das Amt, die kirchlichen Gemeinden zu lehren und zu leiten; eine eigentliche Herrschaft und Gewalt des Einen über den Andern kommt ihnen aber nach göttlichem Rechte nicht zu; nur der Ordnung wegen mag eine Rangfolge unter ihnen bestehen. In den übrigen Punkten stimmen die A. mit der reformirten Kirche überein, wie auch ihr kirchlicher Ritus sich wenig von dem der reformirten Kirche der Niederlande unterscheidet. Von Bibelübersetzungen gebrauchen sie die in den Niederlanden allgemein angenommene sogenannte Staatenübersetzung. Jährlich zu Anfang des Monats Juni halten sie eine allgemeine Versammlung abwechselnd zu Amsterdam und Rotterdam, wo sich die Prediger und Abgeordneten der Gemeinden über ihre kirchlichen Angelegenheiten berathen. Vgl. Jak. Regenboog, Hist. der Remonstranten etc., deutsch. Lemgo 1784.

Arminius, Fürst der Cherusker, der Befreier Deutschlands vom römischen Joch, den wir jetzt Hermann zu nennen pflegen, war der Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer und 17 v. Chr. geboren. Im Dienste der Römer unter Saturninus focht er nebst seinem Bruder mit einer cheruskischen Heeres-

abtheilung gegen Marbod und in Pannonien und erwarb sich die römische Ritterwürde, kehrte aber in die Heimat zurück, während sein Bruder im römischen Dienste blieb, und nahm Thusnelda, die Tochter eines deutschen Fürsten Segestes, nachdem er sie dem ihm abgeneigten Vater entführt, zum Weibe. Die Schmach des Vaterlandes, die ihn aus den römischen Legionen getrieben, war es, die ihm auch jetzt keine Ruhe ließ. Bald sammelten sich gleichgesinnte, tapfere Männer um ihn. Aber noch stand der Feind zu zahlreich in den deutschen Gauen, u. zu fest waren seine Lager, um besiegt u. vernichtet werden zu können. Daher beugten sich die deutschen Männer vorläufig noch der römischen Gewalt u. machten dadurch den römischen Statthalter in Germanien, Quinctilius Varus, so zuversichtlich, daß er im lauten Uebermuth sich rühmte, durch Beil und Ruthen die Barbaren gezähmt zu haben. Inzwischen sah Segestes mit Unmuth den entstehenden Bund und den verhaßten Eidam an dessen Spitze und warnte Varus vor geheimen Anschlägen. Dieser aber meinte sorglos, nur argwöhnischer Groll spreche aus ihm, und ging seinem Verhängniß entgegen. Endlich schien den Verbündeten die Stunde der Befreiung gekommen. Auf ihr Anstiften erhob sich in fernen Gauen ein Aufstand. Varus war schon bereit, auszuziehen, um ihn zu dämpfen, als ihm Segestes A.' und seiner Genossen Pläne enthüllte. Um die Wahrheit seiner Aussage zu bekräftigen, erbot er sich selbst, sie mit A. in Fesseln legen zu lassen; ohne Führer werde das Volk nichts wagen, und die Zeit werde des Einen Schuld und des Andern Unschuld an den Tag bringen. Dennoch brach Varus mit den Legionen auf. Die Fürsten, unter dem Vorgeben, ihre Leute zu sammeln und nachzukommen, blieben zurück. Da erscholl plötzlich der Ruf der Freiheit durch die deutschen Gauen vom Rhein bis zur Elbe; selbst Segestes mußte wider Willen dem erwachten Volkswillen sich beugen. Als die ersten Opfer fielen die zurückgebliebenen Römerbauten; dann eilte A. den Legionen auf näheren Wegen nach. Diese zogen langsam wie im tiefen Frieden dahin, ohne Ordnung, Mannschaften, Wagen, Troß, Alles durch einander. So gelangte man langsam in den teutoburger Wald. Höhen und Thäler, Gewässer, Moorboden und Waldesdickicht machten den Marsch beschwerlich; man mußte erst Pfade bahnen, Brücken u. Dämme schlagen. Dazu vermehrten Platzregen u. Stürme die Widerwärtigkeiten. Plötzlich aber brachten aus dem Dunkel des Waldes die Germanen hervor zu feindlichem Angriff. Vergebens drohte Varus mit Ruthen und Beil; nur mit Mühe gewannen die Legionen eine waldige Höhe und schlugen ein Lager auf. In der Nacht verbrannten sie das entbehrliche Gepäck und brachen am Morgen wieder auf. In geschlossenen Reihen durchzogen sie eine Strecke offenen Landes; doch bald umschloß sie von Neuem finsterer Wald, und heftiger wurden die Angriffe der Germanen. Erst die Nacht gestattete den Geschwächten und Ermatteten im halbverschanzten Lager eine kurze Ruhe. Mit Anbruch des Tages begann der Jammer von Neuem. Immer zahlreicher wurden die Feinde, der Weg war ihr gesperrt, der Regen goß in Strömen vom Himmel; kraftlos fiel der Pfeil von der durchnäßten Sehne, und der ermüdete Arm vermochte den Wurfspieß nicht mehr zu schleudern, während der leichtbewaffnete Germane die gewohnte Witterung wohlgemuth ertrug. A.' Zuruf ordnete den Kampf, der in Varus' Nähe heftig entbrannte. Verwundet und gewissen Untergang vor sich sehend, stürzte sich der römische Feldherr in sein eigenes Schwert. Noch hielt zwar Eggius den Muth der Bedrängten aufrecht, und sein Mitpräfekt Cejonius düßte den Rath, die Waffen zu strecken, mit dem Leben; aber bald hörte aller Widerstand auf, die Anführer sanken, die Adler wurden genommen, und vergebens suchte Vala Numonius mit der Reiterei den Rhein zu gewinnen. Verzweifelnd folgten Viele dem Beispiel des Führers, Andere warfen die Waffen weg und ließen sich willig würgen. So sanken unter dem Rachеschwert der Germanen drei prächtige Legionen. Furchtbares Gericht wartete der gefangenen Führer; der halbverscharrte Varus wurde hervorgezogen u. sein abgeschnittenes Haupt Marbod zugesandt. Besonders grausame Rache traf die römischen Sachwalter; man riß einem die Zunge aus, heftete ihm den Mund zu und schrie ihn an: „Nun zische noch, Natter!" Der gefesselte Caldus Cälius schlug sich bei solchem Anblick die Ketten an den Kopf, daß das Gehirn hervorspritzte. Nach vollendetem Sieg theilte A. die Beute: den Brukterern und Marsen gab er die Adler, den heiligen Hainen wurden andere Siegeszeichen geweiht. Der Kampfplatz dieser denkwürdigen Völkerschlacht (Hermannsschlacht) läßt sich nicht genau bestimmen. Jedenfalls ist er zwischen der Werre und Lippe, in der Nähe von Detmold, zu suchen. Doch bietet die Gegend zwischen Horn, Detmold und Lippspringe Namen, wie Feldrom, Römerfeld, Todtengrund, Winnefeld, Mordgrund, Lagerberg, Varenourg, Teuthof, Sieghof, Blutbach, Kettenthal u. a., welche an ein großes Blutbad in jener Gegend mahnen. Als Schlachttage werden der 8. bis 10. Sept. 9 n. Chr. annäherungsweise angenommen. In Rom bereitete man eben glänzende Feste wegen der glücklichen Unterdrückung des Aufstandes in Pannonien, als die Schreckensnachricht die weltbeherrschende Stadt mit Jammer und Wehklagen erfüllte. Schon sah man im Geist die Germanen den Rhein überschreiten, Gallien im Aufstand, Rom selbst bedroht. Eiligst wurde die deutsche Leibwache entwaffnet, alle Germanen in der Stadt auf die Inseln geschafft. Augustus zerriß sein Kleid, ließ Haar und Bart wachsen und rannte den Kopf gegen die Wand, rufend: „Varus! Varus! gib mir meine Legionen wieder!" Alle waffenfähige Mannschaft wurde sofort aufgeboten; den Säumigen drohte Güterеinziehung und Brandmarkung. Dennoch überwog bei Vielen die Furcht vor den deutschen Waffen, und erst mußten Viele hingerichtet werden, ehe die Andern zogen; selbst Sklaven wurden freigelassen und bewaffnet. So kam endlich ein Heer zusammen, das von Tiberius an den Rhein geführt wurde. Als die Germanen nicht kamen, ging er (10 n. Chr.) selbst über den Strom, hielt sich aber in der Nähe des Rheins und kehrte bald an das andere Ufer zurück. Auch auf einer zweiten Heerfahrt drang Tiberius nicht weit in Germanien ein. Dennoch ward er in Rom als Wiederhersteller des Staates begrüßt und zog im Triumph ein. Mit dem Gefühle der Sicherheit kam aber den Römern auch der Stolz wieder, und

Digitized by Google

Rachegedanken wegen Varus' Niederlage fingen an, ihre Seelen zu bewegen. Am Rhein lagen noch 8 Legionen, 4 im obern, 4 im untern Germanien, zahllose Hülfsvölker standen zur Seite; Belgien erbot sich, die Schmach vom römischen Namen wieder abzuwaschen. Germanicus befehligte die Legionen und Bundesgenossen am Rhein; im Süden sollte Tiberius zu seiner Unterstützung bereit sein und Marbod beobachten. Da starb Augustus (14 n. Chr.) und Tiberius bestieg den Thron. Um die über des Tiberius Erhebung unzufriedenen Legionen zu beschäftigen, ging Germanicus plötzlich mit 12,000 Legionsoldaten, 26 Kohorten Bundesgenossen und ungefähr 4000 Reitern über den Rhein, durchbrach in Eilmärschen den cäsischen Wald und nahm eine feste Stellung nahe dem Gebiet der Marsen. Die in der Nähe sich fröhlich in nächtlicher Feier umhertreibenden Germanen wurden überfallen und gemordet u. ein anderer germanischer Heerhaufe im Kampfe besiegt. Während dieser Kämpfe befand sich A. in den Fesseln des rachesinnenden Schwiegervaters. Endlich war er durch den Volkswillen erlöst und Segestes selbst in Bande gelegt. Letzterer entkam jedoch, entriß die Tochter ihrem Gatten und sperrte sie in eine Burg ein. Germanicus seiner Seits brach im Frühjahr 15 n. Chr. von Neuem gegen Germanien auf. Mit 4 Legionen, 5000 Mann Hülfstruppen u. schnell zusammengerafften Haufen überrheinischer Germanen zog Cäcina gegen die Ems, während Germanicus selbst mit gleich starker Macht und der doppelten Anzahl Bundesgenossen vom Taunusgebirge aus ins Gebiet der Katten einfiel. Die Katten wurden überfallen, Weiber und Greise gefangen oder erwürgt, ihre Hauptstadt verbrannt und das flache Land verheert, worauf Germanicus an den Rhein zurückkehrte. Die nördlichen Germanen wurden durch Cäcina im Zaume gehalten, die Marsen waren durch Niederlagen gebeugt, und die Kraft der Cherusker lähmte der Hader der Großen. Segestes bewies sich fortwährend als Freund der Römer u. ward, von A. belagert, durch Germanicus entsetzt, der die hochschwangere Thusnelda mit nach Rom nahm, um seinen Triumph zu verherrlichen. In der Gefangenschaft gebar sie einen Sohn, Thumelicus genannt, dessen Schicksal nach des Tacitus Andeutungen ein sehr trauriges geworden zu sein scheint. In rasendem Grimm über den Raub der Gattin stürmte A. durch die Gauen der Cherusker, zum Kampf aufrufend gegen Segestes und die Römer. Die Cherusker und die benachbarten Stämme folgten seinem Rufe; auch sein Oheim, Inguiomar, von altem Ansehen bei den Römern, trat zu ihm. Germanicus sandte darauf den Cäcina mit 4 Legionen durch das Gebiet der Brukterer an den Emsfluß, während er mit 4 andern Legionen selbst zu Wasser herbeikommen wollte. Alles verwüstend, gelangten die Römer bis in die Nähe des teutoburger Waldgebirgs, wo die Gebeine der vor 6 Jahren Erschlagenen noch unbeerdigt lagen. A. wich in unwegsame Gegenden zurück, vom Feinde bis auf eine zum Kampf günstige Fläche verfolgt. Hier kam es zum Kampf, der zwar unentschieden geblieben sein soll, aber doch Germanicus bewog, sein Heer an die Ems zurückzuziehen. Cäcina wurde auf seinem Rückzug nach dem Rhein wiederholt angegriffen und erreichte nur mit großem Verlust den rettenden Strom. Germanicus gab aber die Eroberung Germaniens noch nicht auf und beschloß, obwohl die Heereszüge ins Innere Germaniens ungeheure Anstrengungen und Opfer kosteten, einen neuen Feldzug. Er wollte diesmal vom Meere her in Germanien eindringen u. unerwartet den Feind in seinem Herzen angreifen. Zu diesem Zwecke sollten 1000 Schiffe gebaut werden, Sammelplatz die batavischen Inseln sein. Ein im Frühjahr 16 in das Gebiet der Katten gemachter Einfall sollte sein eigentliches Vorhaben verbergen. Das von A. belagerte Aliso wurde bei dieser Gelegenheit entsetzt, neue Befestigungslinien entstanden. Bald war auch die Flotte zusammengekommen, die nun an der Küste hin segelte und an der Mündung der Ems die Legionen ans Land setzte. Diese rückten darauf durch das Gebiet der Angrivarier gegen die Weser. Letztere beugten sich vor der Uebermacht, machten jedoch bald feindliche Bewegungen im Rücken der Römer. Eine Abtheilung römischen Fußvolks sollte mit Feuer und Schwert den Abfall bestrafen, mußte jedoch schon am zweiten Tage zurückkehren, da sich am rechten Stromufer die Germanen unter A. selbst zeigten. Am folgenden Tage standen die deutschen Schlachthaufen an dem Ufer der Weser. Germanicus ließ die Reiterei durch eine Furth übersetzen; die Legionen sollten erst die Vollendung der Brücken erwarten. A. wehrte den Weserübergang nicht. Er hatte in einem nahen Haine seine Leute gesammelt und wollte in der Nacht des Feindes Lager stürmen. Ueberläufer aber benachrichtigten den Germanicus davon, und so mußten die Germanen, da sie die Römer wohl vorbereitet fanden, unverrichteter Sache umkehren. Auf einer Wiesenfläche hielten die Germanen, auf der Höhe insbesondere die Cherusker, um im Schlachtgetümmel auf die Römer herabzustürzen. Aber zu früh brachen sie aus ihrer festen Stellung hervor; die römische Reiterei faßte sie in der Seite u. trieb sie in allgemeine Flucht nach entgegengesetzter Richtung. Vergeblich suchte A. durch Wort und That die Schlacht zu halten. Fast umzingelt und von den Seinigen abgeschnitten, entkam er nur durch die Schnelligkeit seines Rosses. Auf ähnliche Weise entrann Inguiomar. Unter den zerstreuten Haufen wüthete das feindliche Schwert; bis in die Nacht dauerte das Gemetzel. Ein Rasenhügel mit erbeuteten Waffen und den Namen der besiegten Völker bezeichnete die Stätte des Sieges. Diese Schmach ermuthigte und vereinigte die Germanen von Neuem. Sie wählten einen Kampfplatz tiefer an der Weser, wo sich nun ein furchtbarer Kampf erhob, der bis in die Nacht dauerte, aber keine Entscheidung brachte. Zwar errichtete Germanicus auf der Wahlstatt ein Siegeszeichen mit der stolzen Aufschrift: „Der Völkerbezwingung zwischen Rhein und Elbe Denkmal, von Kaiser Tiberius' Heer dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht." Aber ohne Aufenthalt führte er die Legionen in die Winterquartiere, die meisten zu Wasser auf der Ems in den Ocean, wo ein schrecklicher Sturm die Schiffe in die hohe See riß, oder an Klippen zertrümmerte. Germanicus selbst entkam mit Noth zu den Chauken und fiel fast in wahnsinnige Verzweiflung. Da Tiberius einen neuen Feldzug nicht bewilligte, zog er im Triumph in Rom ein. Germanien galt für unterworfen.

Unterdeſſen hatte ſich Marbods Macht zu hohem Glanze erhoben. Mächtig hatte er dem Kampfe zugeſchaut, geſchwächte Völker ſich unterworfen; ſelbſt Inguiomar mit ſeinem Anhang war zu ihm übergetreten. Bald kam es zum Streit zwiſchen ihm und A. Im heutigen Sachſen trafen beide Heere auf einander, der Kampf entbrannte in furchtbarer Heftigkeit, blieb aber unentſchieden, und als eine zweite Schlacht beginnen ſollte, zog ſich Marbod zurück und entwich, von ſeinen Leuten meiſt verlaſſen, ins Innere des Markomannenreichs. Seit Marbods Fall war A. der allein gefeierte Held der Germanen. Aber auch gegen ihn wurden bald Neid und Eiferſucht rege, und zwar zuerſt in ſeinem eigenen Hauſe. Der Kattenfürſt Adgandeſt verlangte ſogar für A. Gift von Rom und mußte ſich von Tiberius ſagen laſſen: „nicht mit Trug und Meuchelei, ſondern mit offener Waffe räche ſich Rom an ſeinen Feinden". Innere Gährung und Bürgerkrieg ſchien dem Römer förderlicher, als ſchneller Mord des Helden. Er hatte ſich nicht getäuſcht; bald brach der Kampf los. A. ward beſchuldigt, er ſtrebe nach der Alleinherrſchaft, und fiel, nachdem die Parteien mit abwechſelndem Erfolg geſtritten, 21 n. Chr., im 37. Jahre ſeines Lebens, im 12. nach dem Siege im teutoburger Walde, unter den meuchleriſchen Dolchen ſeiner Verwandten. Mit ihm erblich ſeines Volkes Glanz und Ruhm, und über ein Jahrhundert ſchweigt die Geſchichte von deutſchen Großthaten. Hauptquellen für die Geſchichte des A. ſind Tacitus' „Annales" (I, 55—70, II, 7—23, 45, 46, 88), Velleius Paterculus (II, 107—120), Florus (IV, 12, 9), Dio Caſſius (LVI, 18—24), Sueton (Aug. 23), Strabo (Rer. Geogr. VII, 1). Von neuern Bearbeitungen der Geſchichte A.' heben wir hervor: Fr. Roth, Hermann und Marbod, Stuttgart 1817; König, Armin, der Cheruſker, 1840.

Arminius, Jakob, eigentlich Harmſen oder Hermannszoon, Stifter der Arminianer, der Sohn eines armen Meſſerſchmieds, 1560 zu Oudewater (Altwaſſer) in Südholland geboren, daher Veteraquinas genannt, erregte, früh verwaiſt, durch Fleiß und Talent die Aufmerkſamkeit eines ehemaligen katholiſchen Prieſters und heimlichen Proteſtanten, Theodor Aemilius, der Vaterſtelle an ihm vertrat, aber ihm ebenfalls durch den Tod entriſſen wurde. Rudolf Snellius, der in dieſer Zeit ſeinen Geburtsort Oudewater beſuchte, nahm A. 1575 mit ſich nach Marburg. Zwar bezog letzterer noch in demſelben Jahre die neugegründete Univerſität Leyden; da aber Snellius 1578 ſelbſt nach Leyden verſetzt wurde, kam A. bald wieder in die unmittelbare Nähe ſeines Gönners, der ihn in das tiefſinnige Syſtem des Petrus Ramus (ſ. d.) einführte. Die Krämergilde zu Amſterdam verlieh ihm ein Stipendium zum Beſuch einer auswärtigen Univerſität, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er einſt eine Predigerſtelle zu Amſterdam annehmen müſſe. A. ging nun 1582 nach Genf, wo er aber durch ſeinen Verſuch, ramiſtiſche Logik vorzutragen, ſich ſo viele Unannehmlichkeiten zuzog, daß er Genf verlaſſen mußte. Er begab ſich nach Baſel und erntete durch ſeine Vorleſungen über den Brief an die Römer ungewöhnlichen Beifall, kehrte aber noch 1583 nach Genf zurück, wo es ihm gelang, die ihm feindlichen Profeſſoren mit ſich auszuſöhnen. Von Genf aus begleitete A. einen holländiſchen Juriſten, Adrian Junius, nach Italien. Im Jahre 1587 nach Amſterdam zurückgekehrt, ward er im folgenden als Prediger daſelbſt angeſtellt. Vom Senat mit der Widerlegung von Koornhaerts Schrift gegen die calviniſche Prädeſtinationslehre beauftragt, gerieth er in ſo viel Zweifel, daß er die Widerlegung aufgab und ſich mit Koornhaert und andern antiealviniſchen Schriftſtellern ausſöhnte. Als er nun gar ſeine milderen Anſichten in Predigten vortrug, traf ihn die doppelte Beſchuldigung des Pelagianismus und des Socinianismus. Es entſpann ſich ein Streit zwiſchen ihm und Planeius, den das Presbyterium endlich dadurch vorläufig beendete, daß es die weitere Unterſuchung der Streitfrage auf eine Generalſynode verwies. Trotz aller Intriguen ſeiner Gegner erhielt A. 1603 eine Profeſſur zu Leyden. Seine exegetiſchen Vorleſungen über das Alte Teſtament fanden noch bis dahin in Leyden beiſpielloſen Beifall, und die Freude über den Beſitz des Mannes war ſo groß, daß der akademiſche Senat dem Freunde des A., Uytenbogaert, einen ſilbernen Becher verehrte, weil er die Verſetzung des A. auf dieſe Stelle befördert habe. Indeß ſchon 1604 wurde der Friede zwiſchen A. und Gomarus, dem leidenſchaftlichen Vertheidiger der calviniſchen Prädeſtinationslehre, geſtört (ſ. Arminianer). A. † während dieſer Kämpfe zu Leyden am 19. Oktober 1609.

Arminiusquelle, lauwarme Bitterwaſſerquelle zu Lippſpringe im teutoburger Walde, enthält beſonders Glauberſalz, kohlenſauren Kalk und Bitterſalz und wird gegen Unterleibs und Bruſtkrankheiten angewendet. Vergl. Pieper, Die Heilwirkungen der A. bei Lippſpringe, beſonders gegen Bruſtkrankheiten, Paderb. 1841.

Armiren (v. Lat.), bewaffnen, beſonders von Batterien u. Feſtungen gebraucht. Eine Feſtung a. heißt, ſie mit allen zur Vertheidigung erforderlichen Gegenſtänden, als mit Geſchützen, Munition, Beſatzung, Lebensmitteln ꝛc., verſehen, wogegen man unter A. einer Fronte, einzelner Werke der Feſtung und Batterien nur das Bewaffnen derſelben mit Geſchützen, die bisher in den Vorrathshäuſern oder Parks geſtanden, verſteht.

Armoracia, Pflanzengattung, ſ. Cochlearia.

Armorica und **Armorici**, ſ. v. a. Aremorica und Aremorici.

Armſchienen (franz. brassards), ſchuppenartige, mit dem die Schultern bedeckenden Ringkragen (hausse col) zuſammenhängende Armbedeckung, beſonders der Ritter des Mittelalters; ſie hatten Gelenke zur bequemen Handhabung der Waffen. Ein Reſt derſelben ſind noch die Epauletten.

Armſtrong, William, der Erfinder der nach ihm benannten Armſtrongkanonen, um 1820 in England geboren, war urſprünglich Advokat in Newcaſtle, widmete ſich aber dann ausſchließlich dem Studium der Ingenieur- u. techniſchen Wiſſenſchaften, worauf er eine Maſchinenbauanſtalt zu Elswick gründete und ſeine Aufmerkſamkeit, anfangs aus bloßer Liebhaberei, der Vervollkommnung des Induſtriweſens widmete. Verſuche, welche der ſardiniſche Major Cavalli und der ſchwediſche Eiſenwerksbeſitzer Baron Wahrendorff leit

1846 angestellt hatten, das System der gezogenen Handfeuerwaffen auch auf die Geschütze zu übertragen, bewogen ihn, in gleicher Richtung nachzudenken. Im J. 1854 legte er die große Idee dem damaligen Kriegsminister Herzog von Newcastle vor, fand dessen Beifall und trat nun 1856 mit seiner Erfindung einer neuen Art gezogener Kanonen hervor, die er der Regierung zur Prüfung und Benutzung anbot und die eine totale Umwälzung in der englischen Artillerie herbeiführte. Die Regierung erhob ihn 1859 in den Ritterstand, erkannte ihm eine Besitzung von 10,000 Pfd. Sterl. zu und übertrug ihm die Direktion der großen Stückgießerei zu Woolwich, die damit beschäftigt ist, unter A.s Leitung die gesammten Geschütze der Flotte und des Landheeres nach der Idee des Erfinders umzugestalten. Ueber A.s System s. Kanone.

Armuth, ein relativer Begriff, der im gewöhnlichen Sprachgebrauch einen Mangel an Eigenthum, im strengeren Sinne den Mangel an den nöthigsten Lebensbedürfnissen und den Mitteln, sie zu erwerben, bezeichnet (s. Armenwesen). Freiwillige A. galt schon in den ersten Zeiten der christlichen Kirche für verdienstlich und nothwendig zu höherer Vollkommenheit, nach der mißverstandenen und aus dem Zusammenhange gerissenen Stelle Matth. 19, 21, sowie nach den Beispielen Jesu, seiner Jünger und aller Derer, die, das Zeitliche dem Ewigen unterordnend, in dem Besitze irdischer Güter nur eine lähmende Fessel des höher strebenden Geistes, eine den Menschen leicht zum Erdenthiere entwürdigende Macht erblickten. Die freiwillige A. gehörte daher zu den Haupterfordernissen des Asceten- und Mönchslebens; später entstand hieraus das förmliche Armuthsgelübde (votum paupertatis), wodurch jedes eintretende Mitglied eines geistlichen Ordens für seine Person dem Besitze aller zeitlichen Güter entsagt. Die sogenannten Bettelorden dehnten diese Verzichtleistung selbst auf die Klostervereine und das von ihnen als Korporationen besessene Eigenthum aus; sie unterschieden in dieser Beziehung: hohe A., wobei ein Kloster nicht mehr liegende Gründe besitzen darf, als zur nothwendigen Unterhaltung der Mönche gehören (Augustiner und Karmeliter); höhere A., wo nur der Besitz beweglicher Güter erlaubt ist, z. B. Bücher, Kleider, Renten, Vorräthe an Lebensmitteln ꝛc. (Dominikaner), und höchste A., gänzlichen Mangel des Eigenthums (Franciskaner und Kapuziner). Vgl. die den einzelnen Orden gewidmeten Artikel.

Armuthszeugniß (testimonium paupertatis), officielle Bescheinigung, daß Derjenige, für welchen das Zeugniß ausgestellt ist, oder seine Aeltern ꝛc. nicht so viel im Vermögen besitzen, als zur Durchführung eines gewissen Unternehmens erforderlich ist; so bei einer prozessirenden armen Partei (s. Armenrecht), bei Studenten und Schülern behufs des Honorars für den Unterricht u. dgl.

Arnau (Hostinnay, Riesenstadt, Arnavia), Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Gitschin, an der Elbe, dem Grafen Deym gehörig, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß u. 2257 Einwohner, welche starke Leinweberei, Schönfärberei u. Bleicherei treiben.

Arnaud (Arnaldus), François Thomas Marie de Baculard d', fruchtbarer französischer Schriftsteller, den 15. Sept. 1718 zu Paris geboren, studirte bei den Jesuiten daselbst, wurde früh mit Voltaire und durch diesen mit Friedrich II. bekannt, welcher ihn später nach Berlin berief. Von Voltaire angefeindet, verließ er Berlin schon nach einem Jahre, ging als Legationssekretär nach Dresden und bald darauf nach Paris zurück, wo er während der Schreckenszeit eingekerkert wurde. Er † den 8. Nov. 1805. Er schrieb Trauerspiele, Gedichte, Romane und vermischte Schriften, worunter hervorzuheben sind: „Les époux malheureux", „Les épreuves du sentiment", „Les délassements de l'homme sensible" u. „Les loisirs utiles". Seine „Oeuvres" erschienen zu Paris 1770, neue Ausg., das. 1803, 12 Bde.

Arnauld, 1) Antoine, Herr von Andilly u. Tier, französischer Redner, geboren 1560, war anfangs Auditeur bei der königlichen Rechnungskammer, dann Parlamentsadvokat u. zeichnete sich als solcher durch Freisinnigkeit u. glänzende Beredtsamkeit aus. Den größten Ruf erlangte A. 1594 durch seine „Philippika" (Philippique), eine wider die mit der pariser Universität prozessirenden Jesuiten gehaltene und oft gedruckte Rede, welche die Verbannung des Ordens auf einige Zeit zur Folge hatte, ihm aber auch den Haß desselben zuzog. Er † den 29. Dec. 1619.

2) Angelica, Tochter des Vorigen, erhielt schon als Kind die einträgliche Koadjutorinstelle in Port-Royal, ward später Aebtissin und stellte die fast ganz vergessene Ordensregel wieder her. Der Ruf und die Frequenz des Klosters stiegen hierdurch bald so, daß Angelica 1626 eine neue Niederlassung einrichten mußte, wozu sie ein großes Gebäude in der pariser Vorstadt St. Jacques wählte, das den Namen Port-Royal de Paris erhielt, zum Unterschiede von dem alten ländlichen, jetzt Port-Royal des Champs genannten Kloster. Die Seele dieser Unternehmungen war der Jugendfreund Jansens, Jean du Berger de Hauranne; von ihm gewonnen, begünstigte Angelica auch die Stiftung jenes geistreichen, jansenistischen Einsiedlervereins, der Port-Royal bald zum Schauplatze eines großartigen kirchlichen Kampfes umschuf. Sie † 1661.

3) Antoine, jüngster Bruder der Vorigen, der große A. genannt, Haupt der Jansenisten, und einer der freisinnigsten und geistreichsten Männer seiner Zeit, geboren den 6. Februar 1612 zu Paris, studirte seit 1633 in der Sorbonne unter L'Escot Theologie, ward 1636 Baccalaureus, 1641 Doktor und 1643 Mitglied jenes Kollegiums. Den Geist seines Vaters mit religiöser Tiefe und Innigkeit vereinigend, trat er als Gegner des römischen Katholicismus zuerst 1643 auf in seiner Schrift: „De la fréquente communion", der 1645 eine andere: „La grandeur de l'église Rom. établie sur l'autorité de S. Pierre et S. Paul", in demselben Geiste sich anschloß. Der ungemeine Beifall, welchen diese Werke erhielten, empörte besonders die auch anderweitig von A. angegriffenen Jesuiten; ihr Haß erreichte den höchsten Grad, als A., die antijansenistischen Schriften Haberts, Lemoine's u. A. ebenso gründlich als derb widerlegte u. zugleich in zwei Briefen die Schamlosigkeit des Ordens aufdeckte. Zwei Lehrsätze aus diesen Briefen wurden 1656 von der Sorbonne verdammt und an dem Verfasser mit Aus-

stoßung aus der Fakultät gerächt. Der Citation nach Rom mit königlicher Erlaubniß nicht Folge leistend, hielt sich A. seitdem heimlich an verschiedenen Orten Frankreichs auf, bis 1668 die durch Klemens IX. bewirkte Beilegung des jansenistischen Streites ihm erlaubte, wieder öffentlich aufzutreten. Von seinen zahlreichen Feinden bei Hofe als Unruhestifter von Neuem verdächtigt, begab er sich 1679 nach den Niederlanden. Er † hier am 8. August 1694 in einem Dorfe bei Lüttich. Eine Gesammtausgabe seiner Werke vom Abt von Hautefave erschien zu Lausanne 1775—83, 48 Thle. in 45 Bdn. Vergl. Varin, La verité sur les A., Par. 1847, 2 Bde.

Arnault, Antoine Vincent, französischer Dichter, den 22. Januar 1766 zu Paris geboren, gründete seinen Ruf seit 1791 durch die beiden Trauerspiele „Marius à Minturnes" und „Lucrèce", emigrirte 1792 nach England und begab sich von da nach Brüssel. Bei seiner Rückkehr 1793 als Emigrant verhaftet, wurde er freigesprochen, weil die Richter erklärten, daß das Gesetz auf den Verfasser des „Marius" nicht anwendbar sei. Darauf gab er seine Trauerspiele „Cincinnatus" und „Oscar ou fils d'Ossian" heraus. Im Jahre 1797 ertheilte ihm Bonaparte den Auftrag zur Organisirung der jonischen Inseln. A. kehrte 1798 nach Paris zurück und ließ 1799 sein Trauerspiel „Les Vénitiens" aufführen. In demselben Jahre wurde er Mitglied des Nationalinstituts, 1805 Vicepräsident desselben, 1808 beisitzender Rath und Generalsekretär des Universitätsrathes; zugleich war er Mitarbeiter des „Dictionnaire de l'Académie". Nach Napoleons I. Sturz (1815) verlor er seine Stellen, wurde aber in den hundert Tagen wieder in dieselben eingesetzt. In Folge der Ordonnanz vom 17. Januar 1816 mußte er das Land verlassen. Die Aufführung seines Trauerspiels „Germanicus" im Théâtre français 1817 veranlaßte stürmische Scenen, in deren Folge das Stück verboten und die Absicht, dadurch die Zurückberufung des Verfassers herbeizuführen, vereitelt wurde. Erst 1819 erhielt A. die Erlaubniß wieder nach Frankreich zurückzukehren. Er gab darauf seine Trauerspiele „Les Guelfes et les Gibelins", „Lycurgue" und 1826 „Guillaume I" heraus. Als Redakteur des „Miroir des spectacles, des lettres, des moeurs et des arts" mußte er 1821 vor dem Tribunal de Police erscheinen, wurde aber freigesprochen. Seitdem gab er mit Jouy, Jay und Norvins die „Biographie des contemporains" heraus. Er schrieb auch „Vie politique et militaire de Napoléon" (3 Bde., Paris 1822), wofür ihn Napoleon in seinem Testamente mit 100,000 Francs bedachte. Sein Trauerspiel „Pertinax" fiel 1829 auf dem Théâtre français durch, weil er kurz zuvor eine Petition wegen des Umsichgreifens des Romanticismus unterzeichnet hatte. In demselben Jahre wieder in die Akademie aufgenommen und nach Andrieux' Tode 1833 zum beständigen Sekretär derselben ernannt, † er zu Godeville bei Havre den 16. September 1834. Einen Theil seiner Erinnerungen veröffentlichte er unter dem Titel: „Les souvenirs d'un sexagénaire" (Paris 1833, 4 Bde.). Sehr geschätzt sind seine „Fables et poésies" (1812, neue Auflage 1826) u. „Fables nouvelles" (1833). Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien 1824 zu Paris in 8 Bänden. Sein ältester Sohn, Lucien Emile, unter der Julidynastie Präfekt des Ardèche-Departements, hat sich ebenfalls als Trauerspieldichter bekannt gemacht, besonders durch seinen „Regulus" (6. Aufl., Paris 1825).

Arnaut, der türkische Name Albaniens. Arnauten, s. v. a. Albanesen. Arnautische Sprache, s. v. a. Albanesische Sprache.

Arnaut-Belgrad, Stadt, s. Berat.

Arnay le Duc (Arnay sur Arroux), Stadt im französischen Departement Côte d'or, am Arroux, mit 2600 Einwohnern, bekannt durch den Sieg des Admirals Coligny über den Maréchal Cossé (1576).

Arnd (Arndt), Johann, protestantischer Theolog, geboren am 27. December 1555 zu Ballenstädt am Harze, wo sein frommer Vater, Jacobus A., Hofprediger des Fürsten Wolfgang von Anhalt war, studirte in Helmstädt, Wittenberg, Straßburg und Basel und ward 1583 Diakonus zu Ballenstädt, 1584 Prediger zu Badeborn in Anhalt. Hier wegen seines Widerstandes gegen die Abschaffung des Exorcismus abgesetzt, ging er als Pastor 1590 nach Quedlinburg, 1599 nach Braunschweig, 1608 nach Eisleben, wo er zugleich die Stelle eines Konsistorialassessors bekleidete, bis ihm 1611 die Generalsuperintendentur zu Celle übertragen wurde. A. † hier den 11. Mai 1621. Da er trotz seiner mittelmäßigen Vermögensumstände sich fortwährend sehr freigebig bewies, kam er in den Ruf, den Stein der Weisen zu besitzen. Mit Recht ward A. der Fénelon der protestantischen Kirche genannt. Abgestoßen von dem unevangelischen Geiste der meisten Theologen seiner Zeit, führte er die Religion im Sinne der alten volksthümlichen Mystik eines Tauler, Thomas a Kempis u. A. auf das Herz und das Leben zurück und ward so bis auf unsere Tage herab ein Lehrer „vom inwendigen Reiche Gottes". Seine ascetischen Schriften sind voll Wärme und Salbung und noch jetzt beliebte Erbauungsbücher. Besonders gilt dies von seinen „Vier Büchern vom wahren Christenthume" (Magdeburg 1605—10), seitdem sehr oft (z. B. Frankfurt 1832) erschienen und in viele Sprachen, selbst in das Malabarische, übersetzt. Fast gleichen Ruf erlangte das „Paradiesgärtlein voller christlichen Tugenden", zuerst 1607, zuletzt von Sintenis herausgegeben (Nürnberg 1826). Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erschien in 3 Bänden, Leipzig und Görlitz 1734—36. Vergl. Friedr. Arndt, Johann A., weiland Generalsuperintendent des Fürstenthums Lüneburg, Berlin 1838.

Arndt, 1) Johann Gottfried, livländischer Geschichtsforscher, geboren 1713 zu Halle a. d. Saale, im Waisenhaus seiner Vaterstadt erzogen, ward Hauslehrer in Livland, 1740 Rektor zu Arensberg auf der Insel Oesel u. 1747 Rektor des kaiserlichen Lyceums zu Riga; † hier 1767. Seine „Livländische Chronik" (Halle 1747 und 1753, 2 Bde.) ist das Hauptwerk über die alte Geschichte Livlands, mit zahlreichen Auszügen und Uebersetzungen gedruckter und ungedruckter Werke über Livland (Origines Livoniae), Abschriften vieler Altenstücke ꝛc.

2) Ernst Moritz, einer der edelsten deutschen Patrioten, war am 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen von einfachen, doch nicht ungebildeten Aeltern geboren. Sein noch als Leibeigener geborener Vater, damals Inspektor auf dem Gute des Grafen Malte-Putbus, gab ihm eine gute Erziehung u. ließ ihn dann die gelehrte Schule zu Stralsund besuchen, wo er sich für das Studium der Theologie vorbereiten

sollte. Unwiderstehliche Reiselust trieb ihn, die Schule zu verlassen und in die Welt hinauszuwandern; doch kehrte er bald in das Vaterhaus zurück, wo er die Vorbereitung für die Universität vollendete. Er besuchte zuerst Greifswald, dann Jena, wo er neben der Theologie mit Vorliebe Geschichte, Erd- u. Länderkunde, Sprachen und Naturwissenschaften trieb. Nachdem er sich dann wieder eine Zeitlang in der Heimat fortgebildet, machte er 1798—99 eine größere Reise nach Oesterreich, Oberitalien, Frankreich und zurück durch Belgien und einen Theil von Norddeutschland, die er in den „Reisen durch einen Theil Deutschlands, Ungarns, Italiens u. Frankreichs" (Leipz 1804, 4 Bde.) beschrieb, nachdem er schon vorher mehre Reisewerke („Reise durch Schweden", Berlin 1797, 4 Bde; „Bruchstücke einer Reise durch einen Theil Italiens", Leipzig 1799, 2 Bde.; „Reise durch einen Theil Frankreichs", das. 1799, 3 Bde.) herausgegeben hatte. Nach seiner Rückkehr habilitirte sich A. zu Greifswald als akademischer Lehrer und heirathete die natürliche Tochter des Professors Quistorp, verlor aber seine Frau nach kurzer Zeit wieder. Er hielt geschichtliche Vorlesungen und ward 1805 außerordentlicher Professor. Von den Schriften, die er dort herausgab, zog ihm die 1803 erschienene „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen" eine Anklage von Seiten mehrer adligen Gutsbesitzer zu. Der König von Schweden, dessen Unterthan er damals war, urtheilte aber, nachdem er das Buch gelesen: A. habe Recht gehabt, so zu schreiben. Aus demselben Jahre datirt das Schriftchen „Germanien u. Europa", worin er die Gefahren, die von Frankreich aus drohten, beleuchtete. Die „Fragmente über Menschenbildung" (Altenb. 1803, 2 Bde., 3. Bd. 1809) empfahlen eine kräftige Vorbildung des künftigen Geschlechts zur Natürlichkeit u. Tüchtigkeit ohne Ueberspannung und Verkünstelung. Im Jahre 1806 erschien der erste Theil desjenigen Werkes, durch welches A. am meisten auf seine Zeit eingewirkt hat u. in welchem sich seine Eigenthümlichkeit am treuesten abspiegelt. Es ist dies der „Geist der Zeit", dessen 1. Theil die kommenden Ereignisse prophetisch voraus verkündete. A. selbst arbeitete damals in der schwedischen Kanzlei zu Stralsund. In jener Zeit war es, wo er mit einem schwedischen Offizier, der geringschätzend von Deutschland gesprochen, in einen Zweikampf gerieth, in dem er von einer Kugel getroffen wurde. Nach der Schlacht bei Jena, als die Franzosen ganz Deutschland überzogen, floh A. nach Schweden und fand hier eine Anstellung, die ihm aber doch Zeit ließ, den 2. Theil des „Geist der Zeit" auszuarbeiten, der 1809 in Schweden erschien und im feurigsten patriotischen Schwung auf die Wege hinwies, auf denen allein Deutschland aus der Erniedrigung zurückgeführt werden könne. Der Sturz des Königs Gustav IV. von Schweden nöthigte ihn 1809, sein bisheriges Asyl zu verlassen. Nachdem er eine Zeitlang still und verborgen in seiner Heimat gelebt, begab er sich unter dem angenommenen Namen eines Sprachmeisters Allmann nach Berlin u. von dort wieder nach Greifswald. Doch konnte er es unter den triumphirenden Franzosenfreunden, zu denen seine nächsten Freunde und Verwandten gehörten, nicht aushalten und ging nach kurzem Aufenthalt in Berlin 1812 nach Prag und von da auf eine Einladung des Freiherrn von Stein nach Petersburg. Stein war durch mehre Schriften A.s auf diesen aufmerksam geworden und glaubte in ihm einen kräftigen Beistand in der Bearbeitung der öffentlichen Meinung Deutschlands, in der Anfeuerung des Nationalgeistes gegen die Fremdherrschaft zu finden. In diesem Sinne und im Auftrage Steins verfaßte er kleine Pamphlets, Aufforderungen, Verkündigungen, Gegenschriften und Widerlegungen französischer Verkündigungen und Berichte, sowie er auch zu dem sehr ausgebreiteten Briefwechsel mit England u. Deutschland, besonders in Sachen der zu errichtenden russisch-deutschen Legion, einer Koalition Englands mit Rußland ꝛc., gebraucht wurde. Nach der großen Katastrophe in Rußland kehrte A. mit Stein nach Deutschland zurück und fuhr fort, die öffentliche Meinung durch allerhand fliegende Blätter, wie „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?", den „Deutschen Volkskatechismus" u. a., zu bearbeiten. Daneben ward er auch wohl mit persönlichen Verhandlungen, Mittheilungen und Erkundigungen in Breslau, Dresden, Berlin, im preußisch-russischen Heerlager betraut. Als dann Stein an die Spitze der deutschen Centralverwaltung gestellt ward, blieb A. dessen Vertrauter und Gehülfe, theils unmittelbar in seiner Nähe, theils mit Aufträgen von ihm beschäftigt. Dazwischen schrieb er verschiedene größere und kleinere Schriften, so in Dresden „Ueber Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion", in Leipzig „Grundlinien einer deutschen Kriegsordnung" und die Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze", welche damals großes Aufsehen erregte und auch jetzt noch von Bedeutung ist. Alle diese Schriften kennzeichnen eine und dieselbe Richtung gegen Frankreich u. das Franzosenthum; so auch die Flugblätter: „Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache" (1813), „Ueber das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa" (1813), „Noch ein Wort über die Franzosen und über uns" (1814). In dem Schriftchen „Das preußische Volk u. Heer" (1813) schildert er mit beredten Worten, wie Preußen aus tiefstem Sturze wieder auferstanden sei durch die zwei Mittel, welche die Staatsleiter mit wahrer Umsicht angewendet: „den Geist frei zu lassen u. das Volk kriegsgeübt zu machen". Aus derselben Zeit stammen die schönsten seiner Lieder, die Kriegs- u. Vaterlandslieder. Eine besondere Sammlung patriotischer Lieder A.s erschien schon 1813 unter dem Titel: „Lieder für Deutsche", eine zweite: „Kriegs- u. Wehrlieder", 1815. Dieselben gingen später in die vollständigeren Ausgaben seiner „Gedichte" (1840, 1843, 1850) u. in die von letzter Hand (1860) über. Noch 1813 veröffentlichte er einen 3. Theil seines „Geist der Zeit", worin er die Grundzüge eines neuen, zeitgemäßen Verfassungszustandes in Deutschland gab, die er weiter ausführte in der Schrift „Ueber künftige ständische Verfassungen in Deutschland" (1814). Der Vertretung des Bauernstandes widmete er eine besondere Schrift (1815). Während die deutschen Heere auf französischem Boden kämpften, ließ er Flugblatt auf Flugblatt ausgehen, so: „Ueber Sekte, Mode und Kleidertracht", „Entwurf einer deutschen Gesellschaft", „Blicke aus der Zeit in die Zeit", „Ueber die Feier der leipziger Schlacht", sämmtlich von 1814, dann

Digitized by Google

„Friedrich August von Sachsen", „Die rheinische Mark und die deutschen Bundesfestungen", beide von 1815. Seine publicistische Thätigkeit concentrirte er in der Zeitschrift „Der Wächter", die er 1815—16 zu Köln herausgab. Im Jahre 1818 erhielt er eine Anstellung als Professor der Geschichte an der neubegründeten Universität zu Bonn. In demselben Jahre erschienen seine „Märchen und Jugenderinnerungen" und der 4. Theil vom „Geist der Zeit". Seine akademische Wirksamkeit war indessen von kurzer Dauer. Schon im September 1819 wurden seine Papiere in Beschlag genommen, er selbst im November 1820 von seinem Amte suspendirt und im Februar 1821 die Kriminaluntersuchung wegen demagogischer Umtriebe gegen ihn eröffnet. Vergeblich berief er sich auf seine zuständigen Gerichte; auf den besondern Antrag der Bundescentralunterſuchungskommission in Mainz ward er zum außerordentlichen Richter unterworfen. Die Untersuchung lief zuletzt in eine bloße Polizeiuntersuchung aus, kein Gericht sprach ein Schuldig oder Unschuldig; aber A. blieb seines Amtes entsetzt mit vollem Gehalte. Eine Schilderung des Prozesses gab A. später selbst in dem „Nothgedrungenen Bericht aus meinem Leben, aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe" (Leipz. 1847, 2 Bde.). In den folgenden Jahren schrieb er: „Nebenstunden, Beschreibung und Geschichte der schwedischen Inseln und Orkaden" (Leipzig 1826), „Christliches und Türkisches" (Stuttgart 1828), „Ueber die Niederlande und Belgien" (Leipzig 1831 und 1834), „Leben G. Aßmanns" (Berlin 1834), „Schwedische Geschichte unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf" (Leipz. 1839), „Erinnerungen aus meinem äußern Leben" (3. Aufl., das. 1842). Noch ein anderer tiefer Schmerz traf ihn in dieser Zeit durch den Verlust seines Sohnes, eines blühenden Knaben von 6 Jahren, der in den Fluten des Rheins ertrank. Es war einer der ersten Regierungsakte Friedrich Wilhelms IV., A. wieder in sein Amt einzusetzen und ihm seine Briefe und Papiere zurückgeben zu lassen. Die Universität wählte ihn für das nächste Jahr zum Rektor. Neben seiner nicht begonnenen amtlichen Thätigkeit setzte er seine literarische fort. Es erschienen: „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" (2. Aufl. Leipz. 1844); „Schriften für und an seine lieben Deutschen" (das. 1845—55, 4 Bde.), eine Sammlung seiner kleinen politischen Schriften; „Rhein und Rheinwanderungen" (Bonn 1846). So kam das Hoffnungsjahr 1848 heran, das auch A. mit frischer Jünglingsbegeisterung begrüßte. Er ward von dem 15. rheinpreußischen Wahlbezirke in die deutsche Nationalversammlung gewählt u. hier in der zweiten Sitzung auf Benedey's Antrag durch feierliche Huldigung der ganzen Versammlung begrüßt. Uebrigens beschränkte sich seine Betheiligung an den Verhandlungen auf kurze, aber kräftige Reden im Sinne der konstitutionell-erbkaiserlichen Partei, die sich vorzugsweise auf völkerrechtliche Fragen bezogen. Die Wahl in die Deputation zur Einholung des Reichsverwesers lehnte A. aus Gesundheitsrücksichten ab; dagegen nahm er an der großen Deputation Theil, welche dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone anbieten sollte. Am 21. Mai 1849 verließ er mit der gagernschen Partei die Versammlung und zog sich wieder in die Stille seines akademischen Lebens zurück. Auch die nun mächtig einbrechende Reaktion vermochte jedoch seinen Glauben an eine bessere Zukunft Deutschlands nicht zu vernichten; dieser Glaube leuchtete aus seinen „Blättern der Erinnerung, meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt" (Leipz. 1849), der letzten größeren poetischen Gabe von ihm, sowie aus seinem „Mahnruf an alle deutschen Gauen in Betreff der schleswig-holsteinischen Sache" (1854), dem Büchlein „De populo Germanico" (Berl. 1854), der anmuthigen „Blumenlese aus Altem und Neuem" (Leipz. 1857) und der Schrift „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. Fr. von Stein" (1858). Wegen einer angeblich den General Wrede und das bayerische Militär beleidigenden Stelle in letzterem Werke ward A. vor das Schwurgericht zu Zweibrücken geladen und, da er nicht erschien, in contumaciam zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Noch rüstig, so daß er „ohne Krückstock 4—5 Meilen über Berg und Thal laufen" konnte, feierte er unter allgemeiner Theilnahme 1859 seinen neunzigsten Geburtstag, † aber bald darauf, am 29. Januar 1860. A.s Bedeutung ist ganz aus seiner Zeit und aus seinem Charakter zu fassen. Als Dichter reiht er nur in seinen Schlachten-, Freiheits- und Vaterlandsliedern an die größten Dichter aller Zeiten; in seinen übrigen Dichtungen fehlt ihm das Bedeutende und Originale, was den Dichter ersten Ranges macht. Er war kein Genie, kein großer Gelehrter und Forscher, auch kein großer Staatsmann, aber voll Begeisterung für die erhabensten Interessen der Menschheit und voll edelster Hingebung für die Sache des Volks, ein mannhafter Charakter, der noch als Greis den Idealen seiner Jugend mit Jünglingsfeuer anhing. Wie er durch seine Schriften und Lieder die Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft unermeßlich unterstützt hatte, so suchte er in der Zeit der Reaktion das Verlangen und Streben des Volks nach dem großen Ziele der nationalen Einheit furchtlos und mit Feuereifer aufrecht zu erhalten, „wie ein altes gutes deutsches Gewissen", die Verzagenden stärkend, die Schwankenden in der Treue befestigend, die Feinde des Rechten und Guten mit der Wucht seines heiligen Zorns niederschmetternd. Daher kam es auch, daß er, obgleich die Zeit viele seiner Ansichten längst überflügelt hatte, gleichsam das Banner blieb, um welches auch die jüngeren Generationen der Vaterlandsfreunde sich schaarten, daß sein Verlust endlich so schmerzlich empfunden wurde. Außerdem besaß A. noch ein persönliches Wesen, das ihn seinen Zeitgenossen ganz besonders lieb und theuer machte; sein Inneres und Aeußeres spiegelte in seltener Reinheit die Eigenschaften, die den deutschen Mann zieren: eine feste, energische Gestalt, ein reiches, poetisch gestimmtes Gemüth, sittlichen Ernst und Strenge, heiße Liebe zu Freiheit und Vaterland.

Arndts, Ludwig, Professor der Rechte zu München, am 19. August 1803 in Arnsberg geboren, studirte in Bonn, Heidelberg und Berlin, habilitirte sich 1826 in Bonn, ward 1832 Mitglied des dortigen Spruchkollegiums und 1837 außerordentlicher Professor. Im Jahre 1839 als ordentlicher Professor nach Breslau berufen, ward er hier 1844 zum Mitglied der Gesetzkommission ernannt und mit Entwerfung eines bürgerlichen

Digitized by Google

Gesetzbuchs beauftragt. Während einer Reise nach Italien im Winter 1834—35 unternahm er eine neue Vergleichung der farnesischen Handschriften des Festus, welche später von O. Müller bei dessen Ausgabe dieses Schriftstellers benutzt wurde. A.' Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller erstreckt sich besonders auf römisches Recht, dann auf Encyklopädie der Rechtswissenschaft und Civilprozeß. Außer verschiedenen Grundrissen und einem Lehrbuch der Pandekten lieferte er viele Beiträge zu juristischen Zeitschriften und zu Weiske's „Rechtslexikon". Als Abgeordneter der frankfurter Nationalversammlung war er entschieden großdeutsch und erklärte am 12. Mai 1849 seinen Austritt.

Arne, Thomas Augustin, einer der bedeutendsten britischen Komponisten, geboren zu London 1710, der Sohn eines Tapezierers, war ursprünglich zum Juristen bestimmt und genoß deshalb spät musikalischen Unterricht bei Festing. Bald nachher komponirte er die Oper „Rosamunda", deren Hauptrolle er für seine Schwester schrieb, und kurze Zeit darauf Fieldings „Tom Thumb, or the opera of operas", die er sich zur Operette einrichten ließ, da sie früher unter dem Titel „The tragedy of tragedy" gegeben worden war. Im Jahre 1738 folgte der „Comus" von Milton, worin A. viele national-britische Melodien anbrachte, die er mit neuerfundenen, im italienischen und deutschen, damals üblichen Style gehaltenen, jedoch vereinfachten Motiven verflocht. Er erntete dadurch so außerordentlichen Beifall, daß man diese Art gemischter Musik für einen eigenthümlichen englischen Styl ansah und Manche den Erfinder dieser geistreichen Manier, als Reformator des englischen Geschmacks, selbst über Händel und Haydn setzten. Später aber verlor sich A. wieder ganz in Nachahmung der Italiener, wozu seine Vermählung mit Cäcilia Young, einer von Geminiani nach italienischer Schule gebildeten Sängerin, viel beigetragen haben mag. Im Jahre 1745 wurde das Ehepaar in den Vauxhallgärten angestellt. A. hat auch zwei Oratorien geschrieben: „Abel" und „Judith", die jedoch mit den händelschen keinen Vergleich aushalten. Außerdem komponirte er noch zwei Opern: „Elisa" und den „Artaserse" von Metastasio. Obgleich A. zu den vorzüglichsten unter den wenigen bemerkenswerthen Komponisten, die England hervorgebracht hat, gerechnet werden muß, so war sein Styl doch keineswegs eigenthümlich und originell. Er † 1778. Sein Sohn Michael, ein von seinen Landsleuten geschätzter Komponist, war 1794 Musikdirektor zu London und hat die Opern „Cymon" und „Choice of Harlequin" geschrieben.

Arneburg (Arneberg, Arnburg), Stadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Stendal, in anmuthiger Gegend an der Elbe, mit Pfarrkirche und 904 Einwohnern, die Ackerbau, Schifffahrt, Getreidehandel treiben. Auf einer Anhöhe am Elbufer liegen die Trümmer eines alten Schlosses. A. gehört zu den ältesten Orten der Altmark. Die Kaiser aus dem sächsischen Hause, namentlich Otto III., scheinen hier öfters Hof gehalten zu haben. Die Stadt war der Sitz eines Burggrafen, später Hauptort einer Vogtei und Residenz vieler Markgrafen von Brandenburg. Während des 30jährigen Krieges wurde A. von den Schweden erobert. Die 1005 unter Vorsitz Kaiser Heinrichs II. gehaltene arnebnrger Synode erließ Verbote gegen unrechtmäßige Ehen, Verkauf slavischer Christen ꝛc.

Arnedo, Stadt in der spanischen Provinz Logroño, am Cicados, mit 3335 Einwohnern. In der Nähe der vielbesuchte Badeort Arnedillo mit muriatischer Therme von 42° R.

Arnemuiden, Stadt in der niederländischen Provinz Seeland, Insel Walcheren, mit 1100 Einw. und versandetem Hafen.

Arnheim (Arnbem, bei den Römern Arenacum, Arnoldi villa), Hauptstadt der niederländischen Provinz Geldern, am Fuße der veluwer Berge, unfern der Trennung des Rheins von der Yssel, mit 20,606 Einwohnern, ist befestigt mit 10 Bastionen und 2 Hornwerken, Sitz eines Gouverneurs, der Abgeordneten der Provinzialstaaten und eines Handelsgerichts. Die Stadt hat ein Gymnasium, eine Kunstschule und mehre andere wissenschaftliche Anstalten, eine Schiffbrücke über den Rhein, ein Schloß (die ehemalige Residenz der Herzöge von Geldern, von denen sich in der Eusebiuskirche noch viele Denkmale vorfinden). Die Einwohner fabriciren Papier (im Umkreis von 10 Stunden gibt es über 30 Papiermühlen), Tabak, Stärke, Seife und treiben bedeutenden Handel mit Deutschland, besonders mit Getreide. Die Umgebungen der Stadt sind äußerst anmuthig. A. wird zum ersten Male 996 in einer Urkunde des Kaisers Otto I. als Dorf erwähnt. Zur Stadt erhoben wurde es 1233; Herzog Otto III. von Geldern machte es damals zu seiner Residenz und ließ es befestigen. A. war Hansestadt, wurde 1473 von Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, 1492 von Karl Egmont, Herzog von Geldern, 1505 von den Spaniern erobert, von Herzog Karl jedoch durch List wieder genommen. Nach Karls Tode kam es an Kleve und dann mit ganz Geldern an Kaiser Karl V.; die Holländer eroberten es 1585, worauf es zur niederländischen Union trat. Die Franzosen, die es 1672 erobert hatten, verließen es 1674 wieder; 1794 nahmen sie es zum zweiten Mal ein, und zwar ohne Widerstand. Am 30. November 1813 ward es durch die Preußen unter dem General Bülow mit Sturm genommen und der Okkupation Hollands dadurch der Weg gebahnt.

Arnheimer, schwärmerische Sekte zu Arnheim in Geldern um 1460, gestiftet von Joh. Archer, dessen Buch „De personali Christi regno" zu London durch den Henker öffentlich verbrannt wurde. Die A. waren Chiliasten, setzten, neben den wunderlichsten Vorstellungen vom tausendjährigen Reiche und jüngsten Gerichte, den Ursprung der Sünde in Gott, schrieben auch Nichtchristen die Fähigkeit wahrer Gotteserkenntniß zu und behaupteten die Nothwendigkeit der letzten Oelung, sowie des Friedenskusses. Ihre Geistlichen predigten mit bedecktem Haupte.

Arnhemsland, auf älteren Landkarten Name eines 1623 vom holländischen Seefahrer Arnhem entdeckten Theils der Nordküste von Neuholland, etwa von der Insel Bathurst im Westen bis zum Golf von Carpentaria im Osten. Im östlichen Theile liegt die Arnhemsbai.

Arni (Riesenbüffel), s. Büffel.

Arnica *L.* (**Wohlverlei**), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen u. der Gruppe der Corymbiferen, charakterisirt durch den walzlichen (eiförmigen) Hauptteich mit gleichförmigen, in 2 Reihen stehenden Blättchen, die zwitterigen, röhrigen, mit 5zähnigem Saume und oberwärts verdickten, an der kegelförmigen Spitze flaumhaarigen Narben versehenen Blüthen des Mittelfeldes, die weiblichen, zungenförmigen, zuletzt herabhängenden Randblüthen mit unvollkommenen Staubgefäßen und die schnabel- und flügellosen Achenen. Am bekanntesten ist **A. montana** *L.*, **Bergwohlverlei, Fallkraut, Stichkraut, Mutterwurz, Engelkraut, Laugenkraut, Mönchswurz**, auf Gebirgswiesen u. lichten, grasreichen Waldstellen in Mittel- u. Nordeuropa wachsend, bis in die Alpen hinaufsteigend, weiter nördlich aber auch auf moorige Wiesen der Ebene herabgehend. Der schief in der Erde liegende Wurzelstock treibt einen bis 2 Fuß, auf den Alpen kaum spannenhohen, einfachen oder wenigästigen, sehr armblätterigen, flaumig- und oberwärts drüsig-zottigen Stengel, welcher einzelne, meist 1—3 gipfelständige, oft an 2 Zoll im Durchmesser haltende dunkel goldgelbe Blüthenkörbchen trägt. Die Pflanze blüht vom Juni bis in den August. Angewendet werden die Wurzel, Radix Arnicae, die Blüthen, Flores Arnicae, selten das Kraut, Herba Arnicae. Die Bestandtheile der Wurzel und des Krautes sind scharfes Harz, Extraktivstoff und Gerbstoff mit wenig ätherischem Oel; der Blumen: scharfer Extraktivstoff (Arnicin), Harz und Gallusäure mit ätherischem Oel. Der Wurzelstock hat eine dünne schwarzbraune, geringelte Rinde, einen glänzenden, weißlichen Holzkreis und schmutzigweißes Mark, einen gewürzhaften Geruch und scharfen Geschmack. Die Wurzeln von A. werden oft mit denen der Goldruthe (Solidago virgaurea) und des Habichtskrauts (Hieracium), die aber des gewürzhaften Geruchs entbehren, die Blüthen aber mit denen des Bocksbarts (Tragopogon), des Ferkelkrauts (Hypochaeris), der Schwarzwurz (Scorzonera) und der Ringelblume (Calendula), die ebenfalls anderen Geruch und Geschmack haben, benutzt. Wurzeln und Blüthen, besonders die ersteren, wirken örtlich ziemlich stark reizend, in großen Dosen erregen sie Brechreiz, Durchfall, ja selbst Magen- und Darmentzündung; die Blumen insbesondere sollen das Gehirn und das Nervenleben afficiren und, in großen Dosen gegeben, Kopfschmerz, Schwindel, Zittern und große Schwäche zur Folge haben. Die A. gehört zu den würzigen und scharfen, ätherisch-öligen Stoffen der flüchtig erregenden Klasse der Arzneimittel. In früherer Zeit wurde sie sehr vielfach angewendet und die Indikation derselben auf eine große Zahl verschiedener Krankheitszustände ausgedehnt. Besonders sollte sie bei asthenischen Krankheitsformen sowohl die Absceidung in der äußern Haut, in den Nieren und Schleimhäuten, als auch die innere Resorption durch Venen und Lymphgefäße steigern und die Sensation und Reaktion bei Torpor und Unthätigkeit krampfhaft afficirter Gebilde und Systeme wiederherstellen. Man rühmte ihre Wirkung namentlich bei Katarrhen, Blennorrhöen, Durchfall, Ruhr, Blutflüssen und Blutflüssen, Wassersucht, Lähmungen (auch bei paralytischen Affektionen, die in Folge von Hirnblutschlag entstandenen), Typhus, schwarzem Staar, Venenerweiterung, Wechselfieber, Lungen- und Brustfellentzündung ꝛc.; äußerlich bei Quetschungen, Erschütterungen (daher ihr Name Fallkraut), als Ueberschläge, Gurgelwasser und gegen Krätze ein Infusum der A. mit Kochsalz. Neuere Heilmittellehrer (Oesterlen) wollen die A. zu den absoluten Mitteln gezählt wissen. Die Homöopathen bedienen sich der A. vielfältig bei Quetschungen, nach eingerichteten Knochenbrüchen ꝛc. äußerlich. In neuerer Zeit ist die **Arnicatinktur** (Spiritus, worin die Wurzeln und Blüthen ausgesetzt waren) ein vielfach gebrauchtes Heilmittel, das wegen des schwachen Reizes, den es auf die Haut ausübt, als gelindes Ableitungs- und Erregungsmittel bei Neuralgie oder in allen den Fällen anwendbar ist, wo eine Wiederaufsaugung von Ausschwitzungen bezweckt wird, wie nach Quetschungen, entzündlichen Anschwellungen, sobald die Entzündung selbst in der Hauptsache beseitigt ist.

Arnim, 1) **Johann Georg von A.**, kaiserlicher und kursächsischer Generallieutenant während des 30jährigen Krieges, von den katholischen Soldaten der lutherische Kapuziner genannt, geboren 1581 zu Boitzenburg in der Uckermark aus einer alten Adelsfamilie (in Urkunden auch **Arnym, Arnimb** und **Arnheim** genannt), auf Universitäten und Reisen gebildet, trat zuerst in polnische, dann in schwedische, 1626 aber in kaiserliche Dienste. Wallenstein ernannte ihn 1627 zum Feldmarschall und trug ihm die Belagerung Stralsunds auf, doch scheiterte A.s Thätigkeit an dem Muthe und der Festigkeit der Stadt. Nach Aufhebung der Blokade (3. August 1628) zog A. mit einigen Regimentern dem Könige Sigmund III. von Polen wider die Schweden zu Hülfe, ward aber bald aus Mißtrauen zurückberufen. Er nahm deshalb seinen Abschied und trat 1631 als Feldmarschall in die Dienste des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen. Er schloß für diesen das Bündniß mit Gustav Adolf, befehligte die Sachsen in der Schlacht bei Breitenfeld (7. Sept. 1631) und rückte hierauf nach der Lausitz und von da nach Böhmen, wo Prag, Eger und andere Orte in seine Hände fielen und bei Limburg ein Sieg über die Kaiserlichen unter Maradas erfochten wurde. Nicht ohne den Verdacht, aus Groll gegen Gustav Adolf und die Schweden Wallensteins Werbungen und Fortschritten in Böhmen Vorschub geleistet zu haben, wandte sich A. nach Schlesien, nahm Groß-Glogau nebst der steinauer Schanze, siegte mehrmals über die Kaiserlichen, blieb aber dann ruhig, wo er war, trotz der scheinbar dringenden Befehle des Kurfürsten, welche ihn nach Sachsen riefen. Dieser Ungehorsam erklärt sich aus der Untreue Johann Georgs gegen Gustav Adolf; denn bereits suchte Sachsen sich Oesterreich wieder zu nähern, und erst als Wallensteins furchtbare Massen heranzogen, erkannte A., daß der anbefohlene Marsch ernstlich gemeint und nicht mehr aufzuschieben sei. Er kam indessen erst nach der Schlacht bei Lützen (1632) in Sachsen an, ging 1633 wieder nach Schlesien, nahm Strehlen und Grottkau und unterhandelte dann im Namen seines Herrn mit Wallenstein. Als nach Wiederausbruch der Feindseligkeiten Wallenstein drohte, Sachsen zu überziehen, eilte A. dahin, und zwar mit solcher Hast, daß der im Stich gelassene schwedische Ge-

neral von Thurn bei Steinau in die Gewalt der Feinde gerieth. Während die wallensteinschen Truppen die Oberpfalz heimsuchten, zog A. dem Kurfürsten von Brandenburg zu Hülfe, deckte Berlin und belagerte im Winter vergebens Frankfurt. Die von ihm 1634 für Brandenburg und Sachsen geführten Unterhandlungen mit Wallenstein vereitelte dessen Fall. Alsbald brach A. nach der Lausitz auf, nahm Bautzen weg, siegte über Colloredo bei Liegnitz, eroberte Zittau u. Groß-Glogau, fiel dann mit dem schwedischen General Banner in Böhmen ein und besetzte hier, nach einem gescheiterten Anschlage auf Prag, Limburg u. Königsgrätz. Der prager Friede von 1635 erfüllte ihn mit tiefem Widerwillen gegen den sächsischen Dienst, weil der Kurfürst die von A. geschützte Sache der evangelischen Schlesier verrathen hatte; er nahm seinen Abschied und begab sich auf sein Gut Boitzenburg in der Uckermark. Auf Befehl Oxenstierna's ward er hier 1637 plötzlich verhaftet und nach Stettin und von da nach Stockholm gebracht, wo man ihn feindseliger Anschläge wider Schweden beschuldigte. A. entzog sich seiner Verurtheilung durch die Flucht, hielt sich einige Zeit in Deutschland verborgen und trat dann als Generallieutenant von Neuem zugleich in kaiserliche und kursächsische Dienste. Mit der Bildung eines selbstständigen Heeres beschäftigt, † er den 18. April 1641 zu Dresden. Befriedigenden Aufschluß über sein Verhältniß zu Wallenstein geben die „Briefe Wallensteins", herausgegeben von Förster (3 Bde., Berlin 1828), und Heibigs „Wallenstein und Arnim 1632 bis 34" (Dresden 1850).

2) Karl Otto Ludwig von A., bekannter Tourist und touristischer Schriftsteller, den 1. Aug. 1779 zu Berlin geboren, studirte zu Halle und Göttingen und bereiste später Deutschland, Italien, die Schweiz, Frankreich, England und Holland. Nachdem er hierauf drei Jahre auf seinen Gütern und in Berlin gelebt, ward er bei den Gesandtschaften zu Stockholm und London angestellt und fungirte später wiederholt als interimistischer Intendant der königlichen Schauspiele zu Berlin. In den Jahren 1835 u. 1836 bereiste er Griechenland und die Türkei, 1841 Frankreich und Spanien, 1844 Italien, Sicilien, Malta und Sardinien. Er war auch Mitglied des brandenburgischen Provinziallandtags und bekleidete die Würde eines königlichen Kammerherrn und Mitgliedes der Generalordenskommission. Außer seinem Reisewerk „Flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden" (Berlin 1835—50, 6 Bde., sind von seinen Schriften noch zu nennen: „Napoleon's conduct towards Prussia" (London 1814), „German national melodies" (das. 1816), eine deutsche Uebersetzung von Massingers „A new way to pay old debts" (1820) und ein Lustspiel „Der Smaragdring" (1822). Er komponirte auch mehre byronsche Gedichte. Er † den 9. Febr. 1861.

3) Ludwig Achim von A., bekannter deutscher Dichter der romantischen Schule, den 26. Januar 1781 zu Berlin geboren, studirte in Göttingen und Wien Naturwissenschaften und veröffentlichte bereits 1799 eine mit vielem Beifall aufgenommene „Theorie der elektrischen Erscheinungen", der sich seitdem mehre Abhandlungen in Gilberts „Annalen der Physik", in Scherers „Archiv für theoretische Chemie" u. andere würdig anschlossen. Allein bald wandte sich A., ergriffen von dem neuerwachten Dichtergeiste jener Zeit, ausschließlich der Poesie zu. Auf seinen mehrfachen Reisen durch Deutschland sammelte er überall Märchen, Sagen und Lieder, die er meist dem Munde des Volkes ablauschte. Nachdem er sich zu Heidelberg niedergelassen, erschienen „Ariels Offenbarungen" und „Hallins Liebesleben" (Götting. 1804), zwei Romane, die nach Inhalt und Form die Originalität des Dichters beurkunden und zu ihrer Zeit viel gelesen wurden. Das nächste Werk, welches A. mit seinem Freunde und späteren Schwager, Klemens Brentano, herausgab, war eine mit Umsicht veranstaltete Sammlung charakteristischer Volkslieder, die zuerst eine wärmere Theilnahme für Dichtungen dieser Art weckte und als ein ächtes Kind des phantasiereichen deutschen Geistes bis auf den heutigen Tag ein Buch der Nation geblieben ist. Sie erschien unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn" (3 Bde., Heidelberg, 1806, 2. Aufl. 1819). Darauf erschienen sein „Wintergarten" (Erzählungen, Berlin 1809), „Trost, Einsamkeit, alte und neue Sagen, Geschichten und Gedichte" (Heidelb. 1809), der Roman „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores" (2 Bde., Berlin 1810), „Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabenteuer" (dramatischer Roman in 3 Akten, Heidelb. 1811), „Schaubühne" (Berlin 1813), der Roman „Die Kronenwächter" (das. 1817) und Anderes. In seinen letzten Jahren lebte A. abwechselnd zu Berlin u. auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme, wo er den 21. Januar 1831 †. Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte W. Grimm (19 Bde., Berlin 1839 bis 1856). A.s Einbildungskraft ist unerschöpflich reich, aber maßlos und nicht selten bis zur Geschmacklosigkeit bizarr. Er hat viel Geist, Witz, Munterkeit und ist ein feiner Beobachter; aber er überläßt sich zu sehr der Leichtigkeit seiner Erfindungs- u. Darstellungsgabe, nicht selten alle künstlerische Form aus dem Auge setzend; Gespenster, Dämonen, Hexen, Feen und andere phantastische Gestalten bilden in seinen meisten Romanen mit den alltäglichsten und volksthümlichsten Persönlichkeiten unserer Gesellschaft ein wunderliches, aber geistreich zusammengesetztes Gemisch. Nächst Tieck besaß A. unter den Dichtern der romantischen Schule unstreitig das meiste Talent zu Gestaltenbildungen, und nur Heinrich von Kleist ist ihm noch an die Seite zu stellen, der ihn im Dramatischen freilich übertraf, in der Form der Erzählung ihm aber verwandt ist und gleichsteht. A. ist es namentlich, dessen lebendiger und zugleich scharf sichtender Geist das Treiben seiner Gegenwart mit Feuereifer ergriffen und gestaltet hat, und er geht in dieser Beziehung selbst Tieck voran, der erst weit später dieser Richtung, die socialen Zustände seiner Zeit zu schildern, sich zugewandt hat. Sein Styl ist gewandt, sinnvoll, oft lebhaft und überraschend, aber nicht frei von Weitschweifigkeit, von gesuchten und seltsamen Ausdrücken, geschraubten Wortverbindungen und Perioden.

4) Elisabeth von A., gewöhnlich Bettina genannt, Gattin des Vorigen, Schwester von Klemens Brentano, Enkelin der Sophie La Roche, 1785 zu Frankfurt a. M. geboren, verlebte ihre Jugend theils in einem Kloster theils bei Ver-

wandten in Offenbach und Marburg, theils in Frankfurt selbst. Schon in ihrer Kindheit offenbarte sich ihre Anlage zu Excentricitäten, namentlich artete ihr Naturſinn, besonders seit ihrer Bekanntschaft mit dem Stiftsfräulein von Günderode, in eine fast fanatische Anbetung der Natur und endlich in wirkliche Krankheit aus. Während ihre Freundin durch Selbstmord endete, trug sie ihre Schwärmerei auf Goethe über, der ihre Liebe erbete, ohne sie zu erwiedern. Ihr bekanntes Buch „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" (Berlin 1835, 3 Bde.), das von ihr selbst ins Englische übersetzt wurde, ist nach den neuesten Ermittelungen ein Werk der Phantasie, worin sich ein Theil von Goethe's Sonetten in Prosa aufgelöst findet; Daumer stellte daraus wieder eine Sammlung von Poesien unter dem Titel „Bettina's Gedichte aus Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" (Würzburg 1837) her. Ihr späteres Buch „Die Günderode" (Gründerg und Berlin 1840, 2 Bde.) enthält die Briefe, die sie mit jenem unglücklichen Stiftsfräulein wechselte. Das sociale Elend in Berlin suchte sie zu bekämpfen in „Dies Buch gehört dem Könige" (Berlin 1843, 2 Bde.) u. „Ilius Pamphilius und die Ambrosia" (das. 1848, 2 Bde.), welche letztere Schrift vielleicht den etwas abgeänderten Briefwechsel zwischen Bettina und dem bekannten Fabrikbesitzer Nathusius enthält. Ihre Parteinahme für die Demokratie 1848 schadete ihr in den höheren Kreisen. Noch erschienen von ihr: „Gespräche mit Dämonen" (Bertin 1852). Sie † den 20. Januar 1859.

5) Heinrich Friedrich, Graf von A.-Heinrichsdorff, Erbherr auf Werbelow, Mielow und Schwannberg im Regierungsbezirk Potsdam, preußischer Diplomat und Staatsminister, geboren den 23. Sept. 1791 auf erstgenanntem Gute, machte die Befreiungskriege mit u. betrat dann die diplomatische Laufbahn, indem er erst Legationssekretär in Stockholm, dann in Paris war und nach der belgischen Revolution von 1831 als preußischer Gesandter nach Brüssel ging. Im Jahre 1841 in den Grafenstand erhoben und zum wirklichen geheimen Rath ernannt, war er von 1844—45 als Gesandter in Paris und dann in Wien thätig, von wo er nach dem Maiaufstande 1848 dem Kaiser nach Innsbruck folgte. Er nahm jedoch bald darauf seinen Abschied und begab sich nach Berlin zurück, wo er privatisirte, bis er am 23. Febr. 1849 als Minister des Auswärtigen ins Ministerium Brandenburg-Manteuffel trat. Da aber die um diese Zeit obschwebende Frage über die Annahme der deutschen Reichsverfassung und Kaiserkrone seine Stellung schwierig machte, so nahm er schon am 2. Mai d. J. seine Entlassung. Abermals zog er sich ins Privatleben zurück, bis er im Mai 1851 zum zweiten Male als Gesandter nach Wien ging, wo er es als seine Hauptaufgabe betrachtete, das gute Einvernehmen mit Oesterreich, in dem er stets einen unentbehrlichen Alliirten Preußens erblickte, nach Kräften zu fördern. Wegen Kränklichkeit auf sein Ansuchen im Juni 1857 des aktiven Dienstes enthoben, lebte er seitdem wieder in Berlin, ward als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen und † am 18. April 1859. Mit ihm erloſch der gräfliche Zweig dieser Adelsfamilie.

6) Heinrich Alexander, Freiherr von A., ausgezeichneter preußischer Diplomat und Staatsminister, geboren den 13. Febr. 1798 zu Berlin als Sprößling des Hauses Arnim-Suckow in der Uckermark, erhielt seine Bildung in dem Pädagogium zu Halle und in dem Pensionat des Pastors Theremin, trat, 15 Jahre alt, in die Landwehrreiterei der Uckermark u. machte mit fünf Brüdern die Freiheitskriege von 1813—15 mit. Zwei von seinen Brüdern blieben auf dem Schlachtfelde, u. ihm selbst ward in einem Gefechte ein Pferd unter dem Leibe erschossen; auch erhielt er eine Schußwunde in den Fuß, von der er Zeitlebens einen etwas hinkenden Gang behielt. Nachdem er seit 1818 zu Heidelberg juristischen und staatswissenschaftlichen Studien obgelegen, trat er 1820 in den preußischen Staatsdienst, und zwar zuerst als Gesandtschaftsattaché in der Schweiz, dann als Legationssekretär in München, Kopenhagen und Neapel, an welchem letzteren Orte er nach dem Tode des Grafen Flemming als Geschäftsträger fungirte und mit dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV., der auf einer italienischen Reise begriffen war, in näheren Verkehr trat. Nachdem er sich eine Zeitlang auf Urlaub in Berlin aufgehalten hatte, um nationalökonomischen Studien obzuliegen, ward er 1829 zum Geschäftsträger in Darmstadt ernannt und zugleich auch an den Höfen von Baden und Nassau beglaubigt, wo es seine Hauptaufgabe war, für die Förderung des damals im Werden begriffenen Zollvereins zu wirken. Im Jahre 1834 ward er als geheimer Legationsrath und vortragender Rath in die politische Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten berufen, welches damals unter Ancillons Leitung stand. Von des letzteren Nachfolger, von Werther, wenig zu den Geschäften hinzugezogen, widmete er den Mitte der dreißiger Jahre obschwebenden kirchlichen Fragen lebhaftes Interesse und war ein hervorragendes Mitglied des vielbesprochenen Cirkels in der Wilhelmsstraße, dessen Richtung er jedoch nur in kirchlicher, nicht in politischer Hinsicht theilte. In Radowitz' „Gesprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche" tritt er unter dem Namen Arnburg auf. Nach Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung ward er zum Gesandten in Brüssel ernannt. Hier erwarb er sich um Förderung deutscher Interessen großes Verdienst und brachte sowohl den Bau der Belgien und die Rheinprovinzen verbindenden Eisenbahnen, als auch den vortheilhaften Handelsvertrag mit Belgien und Frankreich vom 1. Sept. 1844 zu Stande, worüber er sich in der Schrift „Mein handelspolitisches Testament" (Berlin 1844) öffentlich vernehmen ließ, und zwar nicht zu Gunsten der damals noch vorherrschenden schutzzöllnerischen Principien. Im Jahre 1846 zum Gesandten in Paris und zum wirklichen geheimen Rath ernannt, hielt er bei dem damals so schwankenden Zustand des Julithrons eine Annäherung an England für weit räthlicher, als eine solche an Frankreich, und schrieb schon am 13. Febr. 1848 nach Berlin, er betrachte jenen Thron als ohne Rettung verloren. Am 12. März traf er in Berlin ein, wo er sich über die schwierige Lage Preußens und Deutschlands keine Illusionen machte. Am 16. März traf die Nachricht von der wiener

Revolution ein, und am 17. übergab er als Rekapitulation seiner mündlichen Vorträge eine „Denkschrift über die französische Februarrevolution und ihre Folgen für Deutschland", in welcher er zur unverzüglichen Einberufung des Landtags, welcher sich zum deutschen Parlamente erweitern sollte, anrieth. Preußen sollte zu Deutschland erweitert und erhoben werden, dazu schlug er eine deutsche Kriegsrüstung auf größerem Fuß und eine deutsche Neutralitätserklärung vor. Die Entscheidung war schwierig, das Patent vom 18. März erschien, allein die Aufregung war zu groß, und A.s Versuche, die Revolution an einzelnen Stellen der Stadt durch Vorzeigung jenes Patents zu beschwichtigen, scheiterten. Da es so weit gekommen war, hielt er es für nöthig, die Autorität der Regierung durch energische Mittel wieder herzustellen, was bekanntlich am 19. März aufgegeben wurde. Als die Minister noch immer über die zu befolgende Politik schwankten, rieth A. damals zu der sogenannten „That" vom 21. März, in deren Folge der König die Leitung Deutschlands für die Tage der Gefahr übernehmen wollte und deutsche Farben angesteckt wurden. A. wurde Minister der auswärtigen Angelegenheiten in dem vom Grafen Arnim-Boitzenburg gebildeten Kabinet. Er war es, welcher die Angelegenheiten Schleswig-Holsteins als deutsche Sache ergriff, die Wiederberufung des Prinzen von Preußen und der Truppen nach Berlin forderte, um dann in einem zum deutschen Parlamente erweiterten Landtage die Verfassung zu begründen und die Ordnung im Staate wiederherzustellen, was bei manchen Widersprüchen den Rücktritt des damaligen Ministerpräsidenten Grafen Arnim-Boitzenburg veranlaßte, worauf Camphausen diesen Posten übernahm. Es wurden nun Wahlen für ein deutsches Parlament ausgeschrieben, ein Theil von Posen zum Behuf einer nationalen Reorganisation abgesondert. Da sich aber A.s Vorschlägen mannichfache Hindernisse entgegenstellten, begehrte er wiederholentlich seine Entlassung, die jedoch bei der damaligen Lage der Dinge für unzweckmäßig gehalten ward, bis in der berliner Nationalversammlung von Berends der Antrag gestellt wurde, die Revolution anzuerkennen. A. war entschieden dagegen und verlangte Verwerfung desselben oder Rücktritt des Kabinets. Als am Schlusse der Sitzung vom 9. Juni, an welchem der fragliche Antrag zur Berathung gekommen war, der Minister A. diese verließ, wurde er von der in ungewöhnlicher Zahl versammelten Volksmenge angefallen und nur durch unbewaffnete Studenten vor ernsten Mißhandlungen geschützt. Diese Umstände und die Ueberzeugung, daß bei der einbrechenden Anarchie eine Bürgschaft für die Aufrechthaltung monarchischer od. konstitutioneller Principien nicht vorhanden sei, veranlaßten A., um seine Entlassung einzukommen, die ihm am 20. Juni gewährt wurde. Er trat darauf in das Privatleben zurück u. betheiligte sich nur mit einigen Flugschriften an den Staatsangelegenheiten. Er hielt sich theils in Bonn und Frankfurt a. M., theils in Neuwied auf, und seine damalige literarische Thätigkeit suchte zu vermitteln, ohne sich für ein einiges Deutschland unter Einem Herrscher auszusprechen. Er veröffentlichte die beiden Flugschriften „Frankfurt und Berlin" (Frankfurt 1848) und „Ueber die Mediatisationsfrage" (das. 1849), worin er das bayerische Projekt der Trias bekämpfte u. nicht eine Mediatisirung, sondern eine Gruppirung der deutschen Kleinstaaten befürwortete. Im Frühjahre 1849 zum Abgeordneten der ersten Kammer für den schweidnitzer Wahlkreis gewählt, schloß er sich in jener überaus konservativen Versammlung der deutsch-oppositionellen Partei an und erregte besonders durch seine Reden über die mecklenburgische Verfassungsangelegenheit, worin er für das Recht eines deutschen Stammes gegenüber reaktionärer Vergewaltigung kräftig einstand, und über die Botschaft vom 7. Jan. 1850, worin er sich gegen die projektirte Pairie aussprach, Aufsehen. Eine von ihm nichtgehaltene Rede über die Märzpolitik erschien unter dem Titel „Zur Politik der Epigonen in Preußen" (Berlin 1850) im Druck. Nach Vertagung der Kammern begab er sich gegen Ende 1850 nach Holland auf die seiner Tochter durch Erbschaft zugefallenen Güter (seine 1846 verstorbene Gemahlin war die Tochter des Barons Stryck von Linschotten, vormaligen holländischen Gesandten am würtemberger Hofe). Behufs der Theilnahme an der im Januar 1851 wieder eröffneten Session kehrte er nach Berlin zurück und bewies sich nach wie vor als erklärter Gegner der manteuffelschen Politik. Mehr und mehr zur Opposition gedrängt, stellte er im Februar 1851 den letzten Antrag zu Gunsten der schleswig-holsteinischen Sache, und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß der Ministerpräsident Manteuffel sein elegantes Bild von der „lahmen Ziege" auf die Rednerbühne brachte. A. veröffentlichte auch zwei ebenfalls nicht gehaltene Reden: „Zur Politik der Contrerevolution in Preußen" (Berl. 1851), die das Mißfallen der Gegenpartei in so hohem Grade erregten, daß er im Februar 1852 wegen „Erdichtung und Entstellung von Thatsachen, Beleidigung und Verleumdung" angeklagt und zu einer Geldstrafe verurtheilt ward. Seit jenem Zwischenfall lebte er fern vom politischen Schauplatze, bis er nach dem Sturz des Ministeriums Manteuffel 1858 von einem berliner Wahlbezirk zum Landtagsabgeordneten gewählt ward. Doch war er durch Kränklichkeit verhindert, der damals anhebenden neuen Epoche des preußischen Staatslebens seine volle Kraft zu widmen. Er litt an der Wassersucht, und seine Leiden wurden schließlich noch vermehrt durch Brandwunden, welche er sich durch ein unglücklich applicirtes Spiritusbad zugezogen. Er † den 5. Januar 1861 zu Düsseldorf. Gegen seine Politik kann nur der Tadel erhoben werden, daß er in seinem hochfliegenden deutschen Patriotismus zuweilen über die wirkliche Lage der Dinge und insbesondere über die Persönlichkeit des Königs im Irrthum befangen war.

7) Adolf Heinrich, Graf von A.-Boitzenburg, preußischer Staatsmann, geboren den 10. April 1803, ward Majoratsherr der boitzenburger Güter im Regierungsbezirk Potsdam, die ihm eine jährliche Einnahme von über 80,000 Thlr. abwerfen. Nachdem er seine akademischen Studien zu Göttingen vollendet, trat er in den preußischen Staatsdienst u. machte die untere Beamtenlaufbahn so schnell durch, daß er schon 1833 vom Landrath in der Uckermark zum Chef der Regierung in Stralsund emporstieg. Später ward er in gleicher Eigenschaft nach Aachen

versetzt, wo sein Wirken in sofern verdienstlich war, als er während der damals obschwebenden Differenzen zwischen dem Staate und der katholischen Kirche ein wenigstens äußerlich befriedigendes Einvernehmen zwischen beiden Parteien zu erhalten wußte. Im Jahre 1839 ward er als Regierungspräsident nach Merseburg versetzt, Mitte 1841 aber, nachdem er kurze Zeit als Chef der Generalkommission für Ordnung der bäuerlichen Verhältnisse in Berlin thätig gewesen, 1840 zum Oberpräsidenten der Provinz Posen an der Stelle des wegen seiner Germanisirungspolitik den Polen mißliebig gewordenen Flottwell ernannt. Indem er hier nach Möglichkeit bemüht war, dem polnischen Elemente einen größeren Spielraum zu gewähren, wußte er sich eine gewisse Popularität bei den Polen zu verschaffen, die er indeß bald wieder verlor, als sich herausstellte, daß man sich in ihm getäuscht hatte, wenn man in ihm einen Vertreter der polnischen Nationalitätsprojekte zu sehen glaubte. Im Jahre 1842 ward er an Rochows Stelle mit dem Ministerium des Innern betraut. Während er in dieser Stellung dem Liberalismus dadurch, daß er das wirklich unerträglich gewordene geheime Polizei- und Spionirsystem beseitigte, ein großes Zugeständniß machte, bewies er sich in anderer Richtung, namentlich der Presse gegenüber, sehr konservativ. Als am 18. Oktober 1842 die zu Berathung allgemeiner Landesangelegenheiten geschaffenen ständischen Ausschüsse zum ersten Male zusammentraten, eröffnete sie A. mit einer Rede, ohne jedoch zu weiterer Betheiligung an ihren Arbeiten berufen zu sein. Auch wurden dieselben bekanntlich schon am 10. November wieder geschlossen. Trotz seiner großen Begabung vermochte A. die Unsicherheit, in der sich damals die preußischen Verfassungszustände befanden, nicht zu heben, da seine Macht nicht ausreichte, die vielen sich durchkreuzenden Pläne und Rathschläge zu seiner Gestaltung zu bringen. Er für seine Person hielt ein entschiedeneres Vorgehen in Betreff der Verfassung für zweckmäßig und war daher fern davon, die liberalen Regungen, die sich in den Provinzialständen hier und da kundgaben, zu unterdrücken, wiewohl sie über die historische Fortentwickelung, welche der König als Basis aller hierher gehörigen Reformen festgestellt hatte, hinausgriffen. Die Sympathien, die er sich hierdurch erwarb, verscherzte er 1845 wieder durch die Ausweisung Itzsteins und Heckers aus Berlin, die indeß nicht von ihm, sondern von dem Minister Stolberg ausging, aber von A. als Chef des Ministeriums des Innern vertreten ward. Wenn er bald darauf aus dem Staatsdienste ausschied, so fand er sich zu diesem Schritte nicht nur durch die gegen jene Verfügung sich entschieden aussprechende öffentliche Meinung, sondern auch durch das Widerstreben des Hofes gegen seine konstitutionellen Tendenzen veranlaßt. Damals erschien eine Flugschrift, betitelt „Administratives Glaubensbekenntniß des Grafen A.", die, obwohl nicht aus seiner Feder geflossen, doch ihm nicht ganz fremd war. Im Jahre 1847 nahm er in der Herrenkurie des vereinigten Landtags seinen Platz ein und zeichnete sich hier als feiner und gewandter Redner aus. Die Debatte über die an den König zu richtende Adresse veranlaßte ihn, ein vermittelndes Amendement vorzuschlagen, welches jedoch mit 303 Stimmen gegen 290 abgelehnt wurde, um mit einigen schärferen Einschaltungen des Abgeordneten Alfred von Auerswald mit 484 Stimmen gegen 107 angenommen zu werden. Es handelte sich darum, ob in jener Adresse eine ausdrückliche Wahrung früherer Rechte vorkommen sollte, oder ob eine minder schroffe allgemeine Erwähnung derselben beim Anfange des neuen Werks nicht rathsamer wäre. Dabei stellte A. nicht in Abrede, daß er eine fehlende Bestimmung, die Periodicität des Landtags, allerdings für nothwendig erachte, so daß dann die ständischen Ausschüsse wegfallen müßten. Eine ähnliche vermittelnde Stellung nahm A. auch noch später ein, und die Herrenkurie schloß sich demnach, wenn auch in anderer Form, der Bitte um die erwähnte Periodicität an. Am 26. Juni 1847 wurde der vereinigte Landtag geschlossen. Am 18. März 1848 brach die Revolution in Berlin aus, worauf der König den Grafen A. zur Bildung eines neuen Kabinets berief, in welchem er den Vorsitz führen sollte. Die ganze politische Gesinnung des Grafen machte es aber, obschon er den konstitutionellen Ideen nicht feindlich war, unmöglich, neben dem Freiherrn von Arnim, dem Grafen von Schwerin und Herrn von Auerswald eine ersprießliche Wirksamkeit zu äußern, und er schied daher schon am 29. März wieder aus, um Camphausen Platz zu machen. Zum Mitglied der frankfurter Nationalversammlung gewählt, legte er auch dies Mandat nach kurzer Zeit nieder, weil er der Ansicht war, das Parlament dürfe nicht in souveräner Weise verfahren, sondern müsse die Verfassung mit den Regierungen vereinbaren. Ueber seine Parteistellung in der Zeit von März bis August 1848 legte er schätzbare Mittheilungen in einer Flugschrift „Die deutsche Centralgewalt und Preußen" (Berlin 1848) nieder. Hierauf lebte er auf seinen Gütern und abwechselnd in Berlin, wo er sich an den Zusammenkünften betheiligte, welche die Rechte des Grundbesitzes den nivellirenden Besteuerungsplänen des Ministers Hansemann gegenüber zu wahren suchten und als „Junkerparlament" bezeichnet wurden. Nach den Novemberereignissen von 1848 vertheidigte er das Abgehen der Regierung von der Proklamation vom 21. März in der Schrift „Die Verheißungen vom 21. März" (Berlin 1849), worin er zu zeigen suchte, daß mit den gewisse Rechte betreffenden Verheißungen nicht diese Rechte selbst in ihrem ganzen Umfang gemeint gewesen seien. Im Februar 1849 wurde er in die zweite Kammer gewählt, welcher die Feststellung der preußischen Verfassung oblag, und zeichnete sich, selbstredend der Rechten angehörig, durch eine Reihe gediegener Reden aus, unter denen die am 25. September 1849 über Steuerverweigerung hervorzuheben ist. Am 26. Januar 1850 nahm die zweite Kammer das von ihm vorgeschlagene Amendement über die Bildung einer ersten Kammer an, u. zwar mit 161 Stimmen gegen 149 (15 enthielten sich der Abstimmung). Dieses bildete die ursprünglichen Artikel 65—68 der Verfassung, die 1853 modificirt wurden, worauf Graf A. Mitglied des Herrenhauses mit erblicher Berechtigung wurde. Er gehörte in diesem der konservativen Partei an, ohne sich jedoch der äußersten Rechten anzuschließen, deren Programm er vor den Wahlen im November 1861 nicht

unterschreiben mochte. Besondere Opposition machte er gegen die Grundsteuervorlagen des Ministeriums und hatte deshalb sogar einen besonderen Gesetzentwurf verfaßt, welcher am 16. März 1861 im Herrenhause vorgelegt und mit 96 Stimmen gegen 83 angenommen worden war, ohne daß er weitere Folgen hätte nach sich ziehen können. Die ehrenwerthe Persönlichkeit, die gründlichen Studien und die ausgezeichnete Rednergabe sind ihm auch von seinen politischen Gegnern immer eingeräumt worden. In einer Schrift: „Die berliner Märztage vom militärischen Stadtpunkt geschildert", wurde er angegriffen, weil er den Rückzug der Truppen damals befürwortet habe, lehnte aber in der Gegenschrift „Bemerkungen des Grafen A. zu der Schrift ꝛc." (Berlin 1850) die ihm aufgebürdete Verantwortlichkeit für jene Maßregel ab.

Arno, nächst der Tiber der bedeutendste Fluß Mittelitaliens, entspringt 4450 F. hoch am Falterona, einer aus der Hauptkette der Apenninen hervortretenden ansehnlichen Bergmasse, bricht als wilder Bergstrom oberhalb des Fleckens Stia hervor und bildet das fruchtbare Thal Casentino. Nachdem er die den hohen Sudapennin des Pretomagno mit der Hauptkette verbindenden Hügel durchschnitten und sich nach Westen gewandt hat, tritt er in die wohlkultivirte Ebene von Arezzo, wo er die kanalisirten Gewässer der Chiana, die ihn mit der Tiber verbinden, aufnimmt. Hierauf durchströmt er erst in nordwestlichem, dann nördlichem Laufe das breite und fruchtbare obere Arnothal, wendet sich bei dem Flecken Pontassieve, wo er die Sieve, seinen bedeutendsten Nebenfluß, aufnimmt, plötzlich westlich und behält diese Richtung im Wesentlichen bis zu seiner Mündung bei. Zwischen Pontassieve und Florenz ist das Flußthal von bebauten und bewaldeten Hügeln eingefaßt. Bei der Stadt Empoli tritt der Fluß in die weite Ebene, welche sich westlich und südwestlich von den Vordergen des Apennins bis zum Meere erstreckt. Nachdem er unterhalb Empoli die Elsa und bei Pontedera die Era aufgenommen, durchströmt er die Stadt Pisa. Ehemals lag die Mündung des A. dicht vor der Stadt; jetzt ist sie und überhaupt das Meer ³/₄ Meile von der Stadt entfernt. Der A. ist eigentlich nirgends schiffbar; seine Stromentwickelung beträgt nur 33¹/₂ Meilen. Um die Sandbänke vor der Mündung des A. zu umgehen, ward 1603 ein 5 Stunden langer Kanal von Pisa nach Livorno durch Sümpfe geführt. Die italienischen Dichter sprechen zwar von dem „goldenen A."; doch sind seine Gewässer meist häßlich milch-kaffeefarbig und seine Ufer, obwohl bevölkert, wohl angebaut und freundlich, doch nirgends eigentlich großartig.

Arnobius, 1) A. der Aeltere, Rhetor zu Sicca Veneria in Numidien um 300 n. Chr., war anfangs Gegner, dann Bekenner und Apologet des Christenthums, † um 326. Seine noch erhaltene Apologie (Disputationes adversus gentes, am besten herausgegeben von Salmasius, Leyden 1651, und von J. E. Orelli, Leipzig 1816, 2 Bde., deutsch von Besnard, Landshut 1842) soll 303 als Beleg seiner aufrichtigen Bekehrung von ihm verfaßt worden sein und widerlegt die Vorwürfe der Heiden gegen das Christenthum mit Geist und Beleseneheit, mischt aber dem letzteren gnostisch-platonische Ideen bei. Sie ist außerdem wegen ihres Reichthums an Notizen zur griechischen und römischen Mythologie von Wichtigkeit.

2) A. der Jüngere, Bischof in Gallien in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh., ist Verfasser eines Kommentars über die Psalmen, worin sich, wie in dem ihm ebenfalls vielleicht angehörigen „Praedestinatus" betitelten Werke, semipelagianistische Anklänge kundgeben. Seine sämmtlichen Schriften wurden von Fevardent (Köln 1595) herausgegeben.

Arnold, deutscher Männername, angeblich s. v. a. Ehrenhold, der Geehrte, entsprechend dem romanischen Arnald und Arnaud. Bemerkenswerth sind:

1) A. von Brescia, Arnoldus de Briria, der kühnste, beredteste und thatkräftigste Gegner der Hierarchie während des 12. Jahrhunderts, war ein Schüler Abälards und Kleriker in seiner Vaterstadt Brescia. In A. fand die im 12. Jahrhundert begonnene antihierarchische Entwickelung, welcher Peter von Bruys im südlichen Frankreich, Tanchelin zu Antwerpen und Andere angehörten, ihren mächtigen Verfechter und eigentlichen Mittelpunkt. Ohne gerade die vieldeutigen und spitzfindigen Glaubenslehren zu vernachlässigen, wodurch er sich von andern Schwärmern unterschied, verfolgte A. hauptsächlich werkthätige, in das Leben eingreifende Gesichtspunkte und trachtete vornehmlich die weltliche Macht der Kirche zu erschüttern, die vom Haupt bis zum untersten Glied herab Demuth üben, allen Herzogthümern, Markgrafschaften, Grafschaften, Städten, Burgen, Zöllen, liegenden Gründen entsagen, sich mit den Erstlingen, freiwilligen Opfern und Zehnten der Gläubigen begnügen, Pracht und Hoffart, frivolen Scherz und Wandel meiden, die Armuth der ersten Apostel annehmen und das Verdienst Christi in dem gegebenen Vorbilde der Tugend suchen müsse. Solche Lehren, mit Begeisterung vorgetragen und durch nüchterne, strenge Sitten bekräftigt, wurden von Männern u. Frauen, Adeligen und Gemeinen freudig aufgenommen und verbreitet, sogar von manchen Priestern als der Anfang einer heilsamen, evangelischen Lebensordnung laut gebilligt, von den religiösen Brüderschaften, in denen der reformatorische Geist sich regte, als klarer und starker Ausdruck längst bekannter Gefühle mit Jubel begrüßt. Darob ergrimmte jedoch die römisch-katholische Kirchenpartei; unter dem Vorsitze des Papstes Innocenz II. sprachen auf dem zweiten Laterankoncil (1139) an 1000 Bischöfe und Aebte den Fluch aus über A., welcher sofort nach Frankreich flüchtete, um mit seinem Meister und Freund das begonnene Werk fortzusetzen. Allein bald brach auch hier der Sturm gegen ihn los; denn Bernhard von Clairvaux bot Alles auf, um mit Einem Schlage den zweifachen Feind niederzuwerfen. Bald mußten Abälard und A., abermals als Irrlehrer verurtheilt, jener im Kloster von Clugny, dieser zu Zürich in der Schweiz eine Zufluchtsstätte suchen (1140). Aber auch hier rastete der durch Mißgeschick gestählte apostolische Eifer A.s nicht; seine Lehren wurden vom Adel und Volk mit Begierde aufgenommen, in Stadt und Land, in Thälern und Hochgebirgen verbreitet. Selbst des Papstes außerordentlicher Gesandter, Guido, vermochte den Strom nicht in seine Ufer zurückzudrängen. Nach fünfjährigem Aufenthalt in Hochalemannien überstieg A., von

einer Schaar getreuer Deutschen begleitet, die Alpen und folgte dem Rufe nach Rom (1145), wo in seinem Geiste die Römer seit 1143 den Papst auf kirchliches Regiment, Zehnten und freiwillige Opfergaben beschränkt und einen Senat eingesetzt hatten. A. blieb fast ein Decennium hindurch das Haupt der improvisirten Republik, durch seine Macht über das Volk auch im Senat herrschend. Erst als Hadrian IV. Rom 1155 mit dem Interdikt belegte, wandte das Volk seinem Führer den Rücken. Von den eifersüchtigen Senatoren bei einem Vergleiche mit dem Papste preisgegeben, fiel A. auf der Flucht in die Hände eines Kardinals; kampanische Grafen befreiten ihn zwar wieder, allein der Kaiser Friedrich I. Barbarossa befahl aus Haß gegen republikanische Freiheit die Auslieferung des Bundesgenossen, der ihm so nützlich hätte werden können. A. ward als Ketzer und Rebell zum Feuertode verurtheilt und das Urtheil früh morgens, ehe das Volk es ahnen konnte, vor der Porta del Popolo vollzogen (1155). Die Asche des Märtyrers ward, damit sie nicht ein Gegenstand der Verehrung würde, in die Tiber gestreut. Die Kurie fand sich später veranlaßt, die Schuld des Todes A.s von sich ab auf die weltliche Präfektur zu wälzen. Die Anhänger A.s, Arnolbisten, auch Politici genannt, werden noch später als politisch-kirchliche Sekte erwähnt und zählten auch außerhalb Italien, besonders in der Schweiz und den oberdeutschen Städten, bis zum 15. Jahrhundert Anhänger. Vgl. H. Francke, A. von Brescia und seine Zeit, Zürich 1825. A.s Leben wurde mehrmals dramatisch bearbeitet, z. B. von Bodmer und Niccolini.

2) A. von Villanova (Arnoldus Villanovanus oder Catalanus, Arnaud de Villeneuve, Bachuone), Arzt und Naturforscher, geboren um 1250 nach der gewöhnlichen Ansicht zu Villanova in Katalonien, nach zuverlässigeren Nachrichten aber zu Villeneuve in Languedoc, studirte zu Montpellier und ging dann nach Spanien, um die Schulen der Araber zu besuchen. In Barcelona wurde er Doktor und Professor der Medicin, zugleich praktischer Arzt von weitverbreitetem Rufe. Durch freimüthige Aeußerungen über Religion und Geistlichkeit zog er sich den Haß und die Verfolgung der letzteren zu. Von dem Bischof von Tarragona in den Kirchenbann gethan, ging er nach Montpellier zurück, wo er mehre Jahre lang Arzneiwissenschaft und Naturkunde vortrug. Später wendete er sich nach Paris, trieb hier eifrig Alchemie u. Astrologie und prophezeite das Ende der Welt auf das Jahr 1335 oder 1376, während er zugleich fortfuhr, die Mißbräuche der Kirche schonungslos zu geißeln. Neuen Verfolgungen entging er durch die Flucht nach Avignon zum Papst Klemens V., der ihn freundlich aufnahm. Dann lebte er am Hofe Friedrichs von Sicilien, von wo er, 1313 vom Papste, der krank darnieder lag, berufen, nach Avignon zurückkehren wollte. Er kam jedoch auf der Reise im Schiffbruch um. Papst Klemens machte in einem amtlichen Rundschreiben an alle Bischöfe den Tod A.s bekannt und bedauerte den Verlust eines durch seine Kenntnisse und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mannes. Unter Papst Johann XXII. dagegen wurde 1313 gegen seine theologischen Schriften ein Prozeß eingeleitet und neun derselben öffentlich verbrannt. Seine medicinischen u. physikalischen Werke erschienen zuerst in Venedig 1504, dann von Taurelli herausgegeben zu Basel 1585. Sie sind voll scholastischer Spitzfindigkeiten, in einem barbarischen Latein geschrieben u. für die Geschichte der praktischen Chemie, die durch ihn wesentlich bereichert u. gewissermaßen erst begründet ward, wichtiger als für die heutige Heilkunst.

Arnold, 1) Christoph, ein als Astronom berühmter Bauer, den 17. Dec. 1650 zu Sommerfeld bei Leipzig geboren, errichtete auf seinem Wohnhause ein Observatorium, entdeckte hier mehre Erscheinungen früher als andere Beobachter u. machte namentlich zuerst auf die Kometen von 1683 und 1686 aufmerksam, erwarb sich aber den größten Ruhm durch seine Beobachtung des Durchgangs des Merkurs durch die Sonne 1690. Der leipziger Magistrat machte ihm bei dieser Gelegenheit ein ansehnliches Geschenk an Geld und erließ ihm auf Lebenszeit alle Abgaben, die er an denselben zu entrichten hatte. Seine Beobachtungen wurden in die „Acta Eruditorum" aufgenommen. Im Drucke ist von ihm erschienen: „Göttliche Gnadenzeichen, in einem Sonnenwunder vor Augen gestellt" (Leipz. 1692, mit Kupfern). Er † den 15. April 1695. Nach ihm benannte Schröter drei sogenannte Thäler im Monde. Sein Briefwechsel wird auf der Rathsbibliothek zu Leipzig aufbewahrt.

2) Gottfried, lutherischer Theolog des 17. Jahrhunderts, berühmt als erster historischer Anwalt der Häretiker gegen das herrschende Kirchenthum, am 5. Sept. 1655 zu Annaberg in Sachsen geboren, studirte zu Wittenberg, ward 1688 Magister und 1697 Professor der Geschichte in Gießen. Pietistisch-separatische Ansichten, durch Speners Bekanntschaft genährt, bestimmten ihn bereits 1698 zur Niederlegung seiner Professur. Er ward 1700 Kabinetsprediger der verwittweten Herzogin von Eisenach zu Allstädt, 1705 Prediger und Inspektor zu Werben und zwei Jahre später zu Perleberg, wo er 1714 in Folge eines Schreckens über preußische Werber, welche während der Predigt in die Kirche drangen und aus der Mitte der Versammlung zwei junge Leute wegschleppten, †. Sein Hauptwerk ist die „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie" bis 1688 (Frankfurt 1699 f., 4 Bde.; Schaffhausen 1740 ff., 2 Bde.). Weniger bedeutend sind seine übrigen Schriften: die „Historiae et descriptio theologiae mysticae" (1702, deutsch 1703), „Das Leben der Gläubigen" (1701), „Das Geheimniß der göttlichen Sophia" (1700). Seine Behauptung, daß das biblische und ursprüngliche Christenthum nicht durchgängig mit den lutherischen Dogmen übereinstimme, war eine der ersten und bedeutendsten Einwendungen gegen die normative Autorität der Symbole, die man bis dahin in allen einzelnen Bestimmungen für untrüglich gehalten hatte; sein ernstes Dringen auf praktisches Christenthum versetzte der Herrschaft des todten theoretischen Formalismus einen erschütternden Schlag, der auf die Wiederbelebung des erstarrten Organismus mächtig einwirkte. Thomasius nannte A.s „Kirchen- und Ketzerhistorie" das „beste und nützlichste theologische Buch nach der Bibel" und empfahl die Anschaffung derselben seinen Zuhörern auf das Dringendste, „selbst wenn sie das Geld davor ihrem Munde abstraren oder erbetteln sollten",

während E. Sam. Cyprian, Heinrich Corvin, Potyk. Lyser u. A. in den vordersten Reihen der zahlreichen Gegner standen, die von allen Seiten ihre Pfeile auf A. schleuderten. Daß übrigens Thomasius selbst als Verfasser an A.s „Ketzergeschichte" Theil gehabt habe, ist oft behauptet, aber nicht nachgewiesen worden. A. muß auch als einer der hauptsächlichsten Reformatoren der deutschen Prosa angesehen werden, welche durch ihn zuerst wieder in die Gelehrtenwelt eingeführt wurde. Seine geistlichen Lieder gab A. Knapp heraus (Stuttgart 1844).

3) Johann, Müller in der Neumark, bekannt durch einen Prozeß, der zu seiner Zeit durch ganz Europa Aufsehen erregte und zu den Epoche machenden Ereignissen in der Geschichte des Rechtswesens gehört, theils als nächste Veranlassung einer durchgreifenden Reform der preußischen Justiz, theils als warnendes Beispiel von der Mißlichkeit jedes fürstlichen Machtspruches in Fällen, wo es sich um gesetzmäßige richterliche Entscheidung handelt. Der Müller A. besaß gemeinschaftlich mit seiner Frau erbpachtweise die bei Pommerzig in der Neumark gelegene sogenannte Krebsmühle. Da er seit 1773 trotz mehrfacher Erinnerungen den jährlichen Erbpacht an den Grafen von Schmettau nicht mehr entrichtet hatte, so kam die Mühle in Folge des eingeleiteten Rechtsverfahrens 1778 zum gesetzlichen Verkauf. Die Beschwerden der arnoldschen Eheleute bei der Regierung zu Küstrin, basirt auf die Anlegung eines Karpfenteiches oberhalb der Mühle von Seiten des Herrn von Gersdorff auf Kay, wurden zurückgewiesen, weil von Gersdorff durch einen den Müller bindenden Vertrag zur Anlegung des Teiches berechtigt war. A. ging darauf zu Friedrich II. nach Potsdam und gab hier den 21. August 1779 eine Klage gegen Gersdorff zu Protokoll, ohne jedoch zu erwähnen, daß der Erbpacht von der Krebsmühle nicht an diesen bezahlt werden müsse; auch verschwieg er die vertragsmäßige Berechtigung des Verklagten zur Anlegung des Teiches. Schon am folgenden Tage erhielt die küstriner Regierung einen Kabinetsbefehl zur Untersuchung der arnoldschen Beschwerden, wobei der Oberst von Heucking aus Züllichau zugezogen werden sollte. Dieser fand nach gehaltener Lokalbesichtigung, im Widerspruche mit dem Regierungsbevollmächtigten, das Verfahren gegen den Müller zu hart und sprach diese Ueberzeugung in seinem später als oberflächlich befundenen Berichte an den König aus. Friedrich II. befahl darauf am 29. September die unverzügliche Lossprechung A.s unter derben Zurechtweisungen der betheiligten Regierung. Diese ließ jetzt unter Zuziehung eines Sachverständigen nochmals eine Lokalbesichtigung vornehmen; allein die Sache gewann dadurch keine andere Gestalt, und die arnoldschen Eheleute wurden durch Erkenntniß vom 28. Oktober 1779 mit ihrer Klage gegen von Gersdorff abgewiesen. Auf ein neues Immediatgesuch der Ehefrau des A. kam die Sache an das Kammergericht zu Berlin, als die zur Abfassung des Appellationserkenntnisses kompetente Behörde. Schon den 8. December ward von demselben das Erkenntniß der Regierung zu Küstrin bestätigt. Mit Entrüstung las der König den ihm zugesandten Bericht. Den 11. December erhielt der Großkanzler, Freiherr von Fürst, den Befehl, mit den drei Räthen, welche das Urtel entworfen hatten, um 2 Uhr auf das Schloß zu kommen. Jenem wurde noch während der Audienz seine Entlassung angekündigt; diese führte ein Adjutant nach dem Stadtgefängnisse ab. Der bei der Audienz gegenwärtige geheime Kabinetsrath Stellter mußte nach den eigenen Diktaten des Königs ein Protokoll niederschreiben, das den 14. December in der haude- und spenerschn Zeitung erschien und überall das größte Aufsehen erregte. Es liefert den deutlichsten Beweis, daß der König die innigste Ueberzeugung hegte, es sei in dieser Prozeßsache einem armen Manne, bloß weil er einen reichen Edelmann zum Gegner gehabt, von den Justizkollegien unerhörtes Unrecht geschehen, und es müsse zur Aufrechthaltung der Gleichheit vor dem Gesetze ein Exempel statuirt werden. Friedrich stand nämlich, irre geleitet durch die Angaben des Obersten von Heucking und der arnoldschen Eheleute, in der festen Meinung, daß die Mühle durch den gersdorffschen Teich den nöthigen Wasserbedarf und daher mit ihrer frühern Nutzbarkeit auch ihre Zinspflichtigkeit verloren habe. Noch an demselben Tage, den 11. December, verfügte der König die Verhaftung der vier ersten Räthe der küstriner Regierung; auch wurden der Regierungspräsident, Graf von Finkenstein, und der Landrath von Gersdorff ihres Amtes entlassen; über die Bestrafung der verhafteten Beamten sollte das Kriminalkollegium nach der Schärfe der Gesetze entscheiden. Alsbald begann die Untersuchung, allein nach Abschluß derselben erklärte der Kriminalsenat des Kammergerichts in einem motivirten Gutachten vom 26. December 1779, daß keinem einzigen der zur Untersuchung gezogenen Beamten irgend ein Verbrechen zur Last falle, daß vielmehr alle nach Pflicht und Gewissen gehandelt. Der Staatsminister, Freiherr von Zedlitz, reichte dieses Gutachten am 29. December dem König ein nnd erklärte sich in einem Immediatbericht aus den vom Kriminalsenat angeführten Gründen außer Stande, gegen seine Ueberzeugung ein kondemnatorisches Urtel wider die arretirten Beamten abzufassen. Dessen ungeachtet bestand der König auf Bestrafung, noch immer glaubend, ein Exempel statuiren zu müssen. Er erließ den 1. Januar 1780 an den Minister eine entscheidende Kabinetsordre, deren Anfang lautet: „Es befremdet Mich sehr, aus Eurem Schreiben vom gestrigen Dato zu ersehen, daß Ihr Euch weigert, wider die in der arnoldschen Sache arretirten Justizbedienten Meiner Ordre gemäß ein Urtheil abzufassen. Wenn sie also nicht sprechen wollen, so thue Ich es und spreche dasselbe nachstehendermaßen ꝛc." Zwei Räthe wurden hiernach freigesprochen, die übrigen kassirt und zu einjährigem Festungsarrest, zur Bezahlung der arnoldschen Mühle und des für den Erbpächter entstandenen Schadens verurtheilt. Die Opfer des Machtspruchs gingen den 7. Januar nach Spandau ab; die von ihnen zu leistende Zahlung betrug nach einer Taxe der neumärkischen Kammer 984 Reichsthaler 12 Gr. 10 Pf. Erst als dieselbe erfolgt und den arnoldschen Eheleuten die Mühle unentgeltlich zurückgegeben war, entließ der König jene Märtyrer des Rechts ihrer Haft, ohne jedoch

sonst etwas in ihrem harten Schicksale zu ändern. Nach dem Tode Friedrichs II. gehörte es zu den ersten Regierungsakten seines Nachfolgers, den Machtspruch vom 1. Januar 1780 zu annulliren. Die Verurtheilten erlangten ein freisprechendes Erkenntniß und das Versprechen erneuerter Anstellung im Staatsdienste. Auch ließ ihnen der König, nachdem das kammergerichtliche Appellationserkenntniß in dritter Instanz vom geheimen Obertribunal bestätigt worden war, die an die arnoldschen Eheleute zwangsweise gezahlten Gelder aus seiner Schatulle zurückzahlen. Die arnoldschen Eheleute blieben im Besitze der Mühle. Vergl. Sengebusch, Historisch-rechtliche Würdigung der Einmischung Friedrichs des Großen in die Rechtssache des Müllers A., Altona 1829.

4) Georg Daniel, vielseitig gebildeter Rechtsgelehrter, auch als elsässer Dichter bekannt, den 18. Februar 1780 zu Straßburg geboren, studirte in seiner Vaterstadt, dann in Göttingen, zuletzt in Paris, ward 1800 Professor des Code civil an der Rechtsschule zu Koblenz, 1810 zu Straßburg Professor der Geschichte, 1811 Professor der Jurisprudenz, 1820 Präfekturrath, gab diese Stelle wieder auf, als seine politischen Grundsätze damit nicht mehr in Einklang zu bringen waren, und † an seinem Geburtstage 1829. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch sein Werk „Elementa Juris civilis Justinianei, cum Codice Napoleoneo et reliquis legum codicibus collata" (Straßburg und Paris 1812). Seine lyrischen Gedichte erheben sich über das Gewöhnliche; das Größte aber leistete er durch sein Lustspiel „Der Pfingstmontag" (Le lundi de la Pentecôte), im straßburger Dialekte (Straßb. 1816), nach Goethe's Urtheil ein Werk, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung der Einzelheiten wenige seines Gleichen findet.

5) Thomas, ein für das kirchliche Leben Englands hochwichtiger Mann, am 13. Juni 1795 in Cowes auf der Insel Wight geboren, erhielt seine Bildung in Manchester und Oxford, wo er Theologie studirte und den Doktorgrad bekam. Drei Jahre später verließ er Oxford, nahm die kirchlichen Weihen, ohne sich dem geistlichen Stande zu widmen, und wirkte erst als Mentor von Privatzöglingen, dann als Vorsteher der öffentlichen Schule zu Rugby. Ausflüge auf das Festland nährten in ihm den Sinn für deutsche Literatur, den er als Bearbeiter von Niebuhrs römischer Geschichte bethätigte. Jedenfalls vom deutschen Protestantismus ausgehend, steckte er sich eine englische Nationalkirche, die alle Christen in sich vereinigen sollte, als Ziel, und in diesem Sinne interessirte er sich lebhaft für die Gründung der londoner Hochschule, bis entschieden wurde, daß dieses Institut keinen kirchlichen Grad ausheilen dürfe, worauf er sich mit Schmerz zurückzog. Sein Bestreben erschien dem Klerus der englischen Hofkirche so gefährlich, daß ihm bei einer feierlichen Gelegenheit die Kanzel untersagt wurde. Erst als der Puseyismus, dessen entschiedenster und gefährlichster Gegner er war, sich selbst ganz enthüllt hatte, kam A. in freundliche Beziehung mit allen Denen, die von Pusey und seinen katholischen Bestrebungen sich abwandten. Er sollte Lehrer der Geschichte in Oxford werden, † aber vor seiner Anstellung, am 12. Juni 1842. Sein Leben beschrieb A. Stanley (Life and correspondance of T. A., 1845, 2 Bde.).

Arnoldi, 1) Ernst Wilhelm, Gründer der Feuer- und der Lebensversicherungsbank zu Gotha, den 21. Mai 1778 geboren, ward Kaufmann und trat nach mehrjährigem Aufenthalte in Hamburg als Theilhaber in das Handelshaus seines Vaters. Im Jahre 1804 errichtete A. die unter der Firma „Ernst A.'s Söhne" noch jetzt bestehende Farbenfabrik und vier Jahre später die treffliche elgersburger Steingutfabrik unweit Ilmenau. Die traurige Periode der Franzosenherrschaft machte neue Schöpfungen im größeren Maßstabe unmöglich; kaum waren jedoch die Stürme des Krieges verbraust, so trat A. mit lebensvollen und noch weit großartigeren Plänen als früher hervor. Die Idee des freien deutschen Binnenhandels war es, welche seine Seele erfüllte und welche er durch Schrift und That ihrer Realisirung entgegenzuführen suchte. Seit 1816 schrieb er in diesem Sinne mehre ideenreiche Aufsätze, die allseitigen Anklang fanden. Zu demselben Zwecke benutzte A. seine Handelsverbindungen. Er überreichte 1819 der Bundesversammlung eine von 5051 Fabrikanten und Gewerbtreibenden unterzeichnete Vorstellung, um die Aufhebung der Hemmungen des innern Verkehrs u. eine höhere Besteuerung fremder Produkte u. Fabrikate herbeizuführen. Als später wirklich durch den großen deutschen Zollverein theilweise in das Leben trat, was A. erstrebt hatte, war er wieder einer der Ersten, welche von der neuen Gestaltung der Dinge in landwirthschaftlicher u. kommercieller Beziehung für Deutschland die möglichst größten Vortheile zu gewinnen suchten. So wurde die Zuckerbereitung aus Runkelrüben vornehmlich durch ihn im nördlichen Deutschland zuerst eingeführt oder angeregt. Zunächst zur Hebung des Kaufmannsstandes in Gotha gründete er daselbst die Junungshalle nebst der damit verbundenen Lehranstalt (Herbst 1817). Die beiden großartigsten Schöpfungen A.s aber sind die Feuerversicherungsbank für Deutschland (1821) u. die auf gleichem Grundsatze der Gegenseitigkeit beruhende Lebensversicherungsbank für Deutschland (1829). Neben diesen großartigen nationalen Unternehmungen wendete A. den städtischen Angelegenheiten fortwährend seine Sorgfalt zu, wie besonders auch die vorzugsweise durch ihn veranlaßte und ermöglichte Gründung des Realgymnasiums zu Gotha (Gymnasium Ernestinum, 1836) beweist. Er † als herzoglich sächsischer Rath am 27. Mai 1841. Einige Jahre nach seinem Tode wurde ihm zu Gotha durch gemeinsame Beiträge seiner zahlreichen Verehrer ein einfaches Monument errichtet und eine seinen Namen tragende Stiftung gegründet. Er schrieb: „Concordia, Taschenbuch für Freunde des deutschen Handelsvereins" (Gotha 1826).

2) August Wilhelm, Bischof von Trier, am 4. Januar 1798 zu Baden im preußischen Regierungsbezirk Trier geboren, empfing 1821 die Priesterweihe u. ward bald darauf Professor der orientalischen Sprachen u. der geistlichen Beredtsamkeit am Priesterseminar zu Trier. Wegen seiner geschwächten Gesundheit übernahm er 1825 das Seelsorgeramt in der Landgemeinde Lauseld, worauf er 1830 Dechant in Wittlich und 1834 Domprediger

und Domkapitular zu Trier wurde. Als er 1839 vom Domkapitel daselbst zum Nachfolger des Bischofs Hommer gewählt worden, ward ihm von der Regierung die Bestätigung verweigert, weshalb er am 1. Juni 1840 und nochmals am 15. Jan. 1841 dem päpstlichen Stuhle seine Dimission einreichte, die am 9. Febr. 1842 endlich angenommen wurde. Das Kapitel wählte ihn jedoch am 21. Juni abermals zum Bischof, worauf er, da der Staat keinen weiteren Einspruch that, die Wahl annahm und päpstlich bestätigt, geweiht und inthronisirt wurde. Dennoch verweigerte er den geforderten Staatseid. Er gründete in Trier ein Knabenseminar nach der Vorschrift des Koncils von Trient und suchte durch wissenschaftliche Preisfragen, durch Visitationen u. Rundreisen den Klerus zu angemessener Thätigkeit anzuspornen. Angeblich um den religiösen Sinn des Volks zu beleben, veranstaltete er 1844 die sogenannte trierer Rockfahrt (s. Heiliger Rock), welche ungeheures Aufsehen und fast allgemeinen Widerspruch erregte u. eine Spaltung in der katholischen Kirche Deutschlands erzeugte (s. Deutschkatholische Kirche und Ronge). A. zeichnet sich durch Rednertalent und theologische Gelehrsamkeit aus. Er übersetzte des Chrysostomus Homilien und dessen Buch vom Priesterthume.

Arnould (sprich Arnuh), 1) Jean François, eigentlich Mussot, französischer Schauspieler und Theaterdichter, der Schöpfer der Pantomime in Frankreich, war 1734 zu Besançon geboren. Zum Juristen bestimmt, entlief er seinen Aeltern, ward Mitglied einer vom Prinzen von Conti gebildeten Schauspielertruppe zu Versailles und seit 1775 Associé Audinots, Unternehmers des Theaters Ambigu-Comique. Die von ihm hier eingeführten u. meisterhaft geleiteten Ballets in Pantomimen, seine Leichtigkeit und Virtuosität in Erfindung und Darstellung neuer Stücke zogen bald ein so großes Publikum herbei, daß die Unternehmer ihr Glück machten u. selbst die Eifersucht der Oper rege ward. A. † 1795 zu Paris. Sehr bedeutend ist die Zahl seiner Lustspiele und Vaudevilles; von seinen Pantomimen hatte den meisten Erfolg „La Complainte des Barmécides" von 1781, eine Parodie der laharpe'schen Tragödie.

2) Sophie, berühmte französische Schauspielerin, am 14. Februar 1747 zu Paris geboren, erhielt eine gute Erziehung und kam in die königliche Kapelle, später auf das Theater, wo sie bis 1778 der Liebling des pariser Publikums war. A. glänzte in der Oper ebenso sehr durch ihren überaus reinen, leichten, lebhaften und ausdrucksvollen Gesang wie durch ihr unübertrefflich schönes Spiel. Nicht weniger bezaubernd war ihre Liebenswürdigkeit außer dem Theater. Eine zweite Ninon oder Aspasia, sah sie die ersten, geistreichsten und gelehrtesten Männer in ihren Cirkeln; selbst d'Alembert, Diderot, Helvetius, Mably, Duclos und J. J. Rousseau ehrten sie durch ihre Besuche. Dorat, Bernard, Rhalières, Marmontel und Favart haben sie besungen. Ihr zuweilen sehr beißender Witz machte so großes Glück, daß man ihre Bonmots unter dem Titel „Arnoldiana" sammelte. Sie hatte eine Zeitlang 7 Liebhaber, und zwar für jeden Tag in der Woche und aus jeder europäischen Nation einen andern: den Grafen Lancaguais für Sonntag, Marquis de Vieurbois für Montag, Doktor Sphynx für Dienstag, Jan van der Slippen für Mittwoch, Giuseppe Zavaroni für Donnerstag, Viscount Clanricard für Freitag, Friedrich Melchior Grimm für Sonnabend. Sie † 1803 und ist die Heldin in E. A. Oettingers Novelle gleichen Namens (Leipzig 1847, 2 Bde.). Lamolte-Langon gab ihre „Memoiren" heraus (Paris 1837, 2 Bde.).

Arnsberg, Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft, jetzt des gleichnamigen preußischen Regierungsbezirks und Kreises in der Provinz Westphalen, an einem Berge, der auf drei Seiten von der Ruhr umflossen wird und auf seinem Gipfel die Ruinen des alten Stammschlosses der Grafen von A. trägt, hat 4638 Einwohner, ein katholisches Gymnasium, 2 katholische und eine evangelische Kirche, ein evangelisches Schullehrerseminar und ist Sitz der Regierung, eines Landrathamtes, einer Oberpostdirektion, eines Appellations- und Kreisgerichts. Die Gewerbthätigkeit beschränkt sich meist auf den nicht unbedeutenden städtischen Bedarf. Der höher liegende Theil der Stadt wird durch ein Druckwerk aus der Ruhr mit Wasser versorgt. A. erscheint mit seinem Bergschlosse schon frühzeitig als Sitz von Grafen. Später hob sich die Stadt durch Handel und ward Mitglied der Hansa; auch war hier ein Hauptstuhl der Frei- oder Femgerichte. Nach der Besitznahme durch Köln (1368) wurde A. häufig Residenz der kölner Kurfürsten, sowie Sitz der westphälischen Kanzlei und der Landtage. Im Jahre 1762 ward das Schloß den Franzosen von den Preußen nach einer kurzen Beschießung abgenommen und auf Befehl des Herzogs von Braunschweig geschleift. Die ehemalige Grafschaft A., im Centrum des Herzoglhums Westphalen, etwa 18 QMeilen groß, von der Ruhr und Mönne durchströmt, mit den Städten Arnsberg, Neheim, Beleke, Hirschberg, Meschede, Fredeburg u. a., jetzt unter die preußischen Kreise Arnsberg und Meschede vertheilt, umfaßte wahrscheinlich den alten sächsischen Gau Engern (Pagus Angaria) und ward von Grafen verwaltet, die angeblich von Wittekind abstammten, jedoch erst im 12. Jahrhundert zum erblichen Besitze ihrer Würde gelangten. Eine hervorragende Rolle in der deutschen Geschichte spielte der Graf Friedrich II. der Streitbare. Ihm zumeist verdankte Kaiser Heinrich V. in den Streitigkeiten mit seinem Vater den Thron. Als jedoch Heinrichs despotischer Sinn den Reichsgroßen gefährlich zu werden drohte, war Friedrich einer der Ersten, der das Schwert gegen ihn erhob. Er schlug das kaiserliche Herr 1114 u., mit Lothar von Sachsen verbunden, zum zweiten Male 1115 in der entscheidenden Schlacht am Welfesholze in der Grafschaft Mansfeld. Ebenso muthig, obwohl weniger glücklich, widersetzte sich Friedrich den Anmaßungen der Hierarchie. Schon 1102 gerieth er in Krieg mit dem Erzbischof von Köln, ward aber, nach mehrfachen Verlusten, wegen Verwüstung der kölner Länder in die Reichsacht erklärt. Er starb 1124. Der Graf Heinrich II. ließ 1165 seinen jüngern Bruder im Gefängnisse verhungern. Der Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Paderborn, Minden und Münster, besonders aber Heinrich der Löwe, überzogen deshalb den Unmenschen mit Krieg, zerstörten seine Burgen und jagten ihn aus dem Lande, das er erst wieder erhielt,

als er sich 1166 für einen Vasallen des kölner Erzstiftes erklärt hatte. Sein Nachfolger (seit 1200) Gottfried zog mit Kaiser Friedrich II. nach Palästina und hatte mit dem kölner Erzbisthum wegen der verhaßten Lehnspflichtigkeit harte, fruchtlose Kämpfe. Der Graf Wilhelm, ein Freund Ludwigs von Bayern, erhielt bei dessen Krönung 1314 herzogliche Rechte in seinem Gebiete und das Vorstreits- und Geleitsrecht (Jus primipilariatus) zwischen Rhein und Weser; allein die hiermit beabsichtigte Aufhebung des Dienstverhältnisses zu Köln wurde nicht erreicht, da sowohl die Erzbischöfe, als die bei dem Vorstreitsrecht betheiligten Grafen von der Mark jene Betehnung nicht anerkannten. Noch während der Regierung des Kaisers Ludwig, vorzüglich aber nach dessen Tode brachen daher unter Wilhelms Sohne, Gottfried III., neue Fehden aus. Dieser verlor nach 1352 fast seine ganze Grafschaft an den Grafen Engelbert von der Mark und erhielt dieselbe erst nach Abtretung der Herrschaft Fredeburg an seinen Gegner (1366) zurück. Zwei Jahre später (1368) verkaufte der kinderlose Gottfried seine übrigen Besitzungen für 130,000 Goldgulden an das kölner Erzstift, von dessen Gebiete sie umgeben und lange schon bevormundet waren. Seitdem war die Grafschaft ein zum sogenannten westfälischen Quartier gehöriger Theil des kölner Herzogthums Westphalen, wurde mit diesem 1802 als Entschädigung an Hessen abgetreten und kam ebenso 1815 an Preußen. Das Wappen der Grafschaft ist ein silberner Adler im blauen Felde.

Arnshaugk, ehemalige Grafschaft im Orlagau, im Mittelalter Sitz eines mächtigen thüringischen Dynastengeschlechts (der Grafen von A.). Die Besitzungen dieser gräflichen Familie bestanden in den Schlössern und Städten Arnshaugk, Auma, Triptis, Neustadt a. d. O., Elsterberg, Pößneck, Jena, Lobdaburg, Burga, Leuchtenburg und Kahla, wozu noch 72 Dörfer gehörten. Das Geschlecht theilte sich in 5 Linien, die arnshaugkische, elsterbergische, leuchtenburgische, lobdaburgische und burgauische; 1290 starb es mit Graf Otto aus. Seine Gemahlin Elisabeth (Tochter des Vogts Heinrich zu Plauen) und seine gleichnamige Tochter haben beide für die meißnische und sächsische Geschichte ein bedeutendes Interesse. Erstere heirathete nach Graf Otto's Tode den Markgrafen Albrecht den Unartigen und stellte den Frieden zwischen ihm und seinem Sohne Friedrich dem Gebissenen her. Dieser erwarb durch seine Vermählung mit Otto's Erbtochter Elisabeth dem Hause Meißen den Besitz der Grafschaft A. Auf Schloß A. wurde 1428 der arnshaugker Vertrag zwischen dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen und dem Burggrafen von Meißen geschlossen. A. verblieb bei der Theilung von 1485 der ernestinischen Linie. Im J. 1567 kam es als Pfand für die bei der Belagerung von Gotha aufgelaufenen Kriegskosten an die albertinische Linie, an welche es 1660 völlig abgetreten wurde, bildete bis 1783 ein Amt mit 17,000 Einwohnern, wurde dann mit dem Amte Ziegenrück vereinigt und kam 1815 durch den wiener Kongreß vom Königreich Sachsen an Weimar.

Arnstadt, Hauptstadt der schwarzburg-sondershäusischen Oberherrschaft, 4 Stunden südlich von Erfurt in anmuthiger Gegend an der Gera gelegen, ist Sitz eines Kreisgerichts, zweier Justizämter, eines Konsistoriums, Medicinalkollegiums, Bauamts ꝛc. Das dortige alte Schloß, die Neideck genannt, wurde 1556 vom Grafen Günther dem Streitbaren erbaut, liegt aber jetzt größtentheils in Ruinen. Bemerkenswerthe Gebäude sind das in der Mitte des vorigen Jahrhunderts errichtete fürstliche Schloß mit einer kleinen Gemäldesammlung, 4 Kirchen, worunter die im 12. Jahrhundert erbaute Liebfrauenkirche und die katholische St. Gunthariuskapelle, und ein kleines, aber geschmackvoll eingerichtetes Theater. Von öffentlichen Anstalten hat die Stadt ein Gymnasium, eine Bürger- und Gewerbschule, eine Kleinkinderpflegeanstalt, eine Näh- und Strickschule (Karolinenschule), ein Irrenhaus, 2 Hospitäler, ein Arbeitshaus, eine Waisenversorgungsanstalt, einen Gewerbeverein ꝛc. Erwähnenswerth ist auch die große Mühle (Günthersmühle), 1572 vom Grafen Günther dem Streitbaren angelegt und neuerlich zur amerikanischen Walzmühle umgestaltet. Die Einwohner, 5950 an der Zahl, entwickeln eine sehr lebhafte industrielle Thätigkeit, als deren Haupterzeugnisse Tabak, Cichorien, Spielkarten, Wollenzeuch, Leder, Glacéhandschuhe, Apothekerschachteln, Brückenwagen, Feuerspritzen, Porzellanwaaren und Zündhölzchen zu nennen sind. Blühende Gewerbe sind ferner Weizenbierbrauerei und Kunstgärtnerei, sowie Handel mit Holz, Getreide und Sämereien. In früherer Zeit war A. der Hauptstapelplatz für den Frucht- und Holzhandel zwischen der getreidereichen thüringischen Ebene und dem thüringer Wald. Nach Auffindung eines reichen Steinsalzlagers in der Nähe der Stadt bildete sich ein Verein, der behufs der Anlegung von Soolbädern mit dem Salinenrath einen Vertrag abschloß, durch welchen sich der letztere um einen billigen Preis zur Lieferung einer stark gesättigten Soole verpflichtete. Seitdem ist A. ein ziemlich besuchter Badeort. Als den Erbauer A.s gibt man den Frankenkönig Merwig 450 an. Im J. 704 kommt die Stadt zum ersten Mal urkundlich vor; im 10. Jahrhundert kam sie an die Herzöge von Sachsen, von diesen durch Schenkung von Seiten des Kaisers Otto des Großen zum Theil an die Abtei Hersfeld, zum Theil an die Grafen von Käfernburg, die 1302 mit Graf Günther ausstarben. Nun kam A. an die Schwiegersöhne des Letzteren, die Grafen von Orlamünde und Hohenstein; diese verkauften ihren Theil 1306, sowie die Abtei Hersfeld den ihrigen 1332 an die Grafen Günther und Heinrich von Schwarzburg, bei welchem gräflichen, später fürstlichen Hause A. bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Die Stadt wurde 1330 mit Mauern umgeben, 1342 und 1345 vom Landgrafen Friedrich und den Erfurtern belagert; 1533 wurde die Reformation hier eingeführt. Vgl. Olearius, Arnstädtische Geschichte, Arnst. 1701; Hesse, A.s Vorzeit und Gegenwart, das. 1842.

Arnstein, Stadt und Landgerichtssitz im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken, an der Wern, mit Hospital, Wallfahrtskirche zu Maria-Sondheim, Getreide-, Wein- und Obstbau und 1800 Einw.

Arnswalde, Stadt, s. v. a. Arenswalde.

Arnulf, deutscher Kaiser, natürlicher Sohn des deutsch-karolingischen Königs Karlmann und der schönen Luitswinda oder Litowinda (Schwester des nordgauischen Grafen Eruert), erbte nach seines Vaters Tode (880) Kärnthen und wurde nach Karl

des Dicken Absetzung zum deutschen König erwählt. Er schlug 891 die Normannen bei Löwen, besiegte 843 den mährischen König Zwentibold mit Hülfe der Ungarn und benutzte die Streitigkeiten zwischen den Herzögen Berengar von Friaul und Guido von Spoleto um die Kaiserwürde so geschickt, daß ihn der Papst Formosus 896 in Rom zum Kaiser krönte. Die Italiener nöthigten ihn indeß bald, sich nach Deutschland zurückzuziehen; er † 899 in Folge wälschen Giftes zu Oettingen und ward zu Regensburg (in St. Emmeran) begraben. Ihm folgte als König von Deutschland sein sechsjähriger Sohn Ludwig (das Kind genannt). Von einer Beischläferin, Holenrada, hatte A. zwei Söhne, von welchen der eine, Zwentibold, Herzog von Lothringen ward, und der andere, Ratold, als Ahnherr der Grafen von Meran angesehen wird. A.s Regierung ist für die innere Geschichte Deutschlands von hoher Wichtigkeit. Durch seine Erhebung auf den deutschen Thron wurde die bleibende Trennung der östlichen und westlichen Stämme des altfränkischen Gesammtreichs vollendet; denn jetzt erhoben die Westfranken anfangs den Grafen Odo von Paris, darauf den unkriegerischen Karl den Einfältigen auf den Thron und weigerten sich fortan standhaft, mit den Deutschen ein und dasselbe Oberhaupt anzuerkennen. In Deutschland selbst rief A.s Usurpation unheilschwere Parteiungen und Unordnungen hervor, in denen sich die Macht der Provinzialdynasten um so leichter entwickelte, je mehr der König dieselben schonen mußte. Aus dieser Zeit datirt die für die gesammte deutsche Geschichte so wichtige herzogliche Gewalt bei den einzelnen Volksstämmen, d. i. mittelbar die heutige Zerstückelung Deutschlands. A. beging zwei große Fehler, für welche seine Nachfolger schwer haben büßen müssen: er erhob einzelne Familien auf Kosten der andern und rief, um den einen gefährlichen Feind zu bezwingen, einen andern, weit gefährlicheren ins Land. In Schwaben suchte A. durch Erhebung des Bischofs von Konstanz und Abts von St.-Gallen, Salomo, sein Ansehen zu befestigen und reizte dadurch gegen sich und seinen Günstling die Kammerboten Berthold und Erchanger. Die daraus entstandenen Fehden haben den Südwesten Deutschlands bis weit ins 10. Jahrhundert hinein zerrüttet und endeten erst mit der Ernennung des Grafen Burkard zum Herzog von Schwaben. Dasselbe geschah in Franken, wo A. durch Begünstigung des Bischofs Rudolf von Würzburg, eines Saliers, die babenbergischen Kämmerboten Adelbert und Werner zu beschränken suchte, woraus sich die traurige babenbergische (bambergische) Fehde entspann; auf den Untergang Adelberts und seiner Brüder gründete die A. und seinem Nachfolger ergebene konradinische Familie ihr Ansehen in Franken. Auch in Sachsen erhob sich zu A.s Zeit durch Otto den Erlauchten ein Herzogshaus, und selbst in Bayern, welches A. persönlich als Herzog regierte, stand nach seinem Tode, zur Abwehr der Ungarn, die A. herbeigelockt hatte, Luitbold mit selbstständiger Macht auf, dem 907 sein Sohn Arnulf der Böse als Herzog, ohne Bestätigung des Königs, folgte. Die Ermordung seines Sohnes Zwentibold endlich, welchen A. den Lothringern als Regent aufgedrungen, hatte die Ernennung Ragenars zum Herzog von Lothringen zur Folge. Für Deutschlands innere Zustände trugen demnach A.s Anordnungen meist nur herbe Früchte. Das Traurigste für Deutschland aber vollbrachte A., als er, um die Mähren zu besiegen, mit den Ungarn sich verband und ihnen als Entschädigung Pannonien überließ, von wo aus sie ein Halbjahrhundert lang ihre verheerenden Züge in das Herz des deutschen Reichs wiederholten, bis Heinrich und Otto das östliche Heuschreckenheer zurückscheuchten. Daher muß bei aller Anerkennung, welche die Geschichte A.s persönlicher Tapferkeit u. Energie, sowie seiner Klugheit und Vorsicht zollt, seine Regierung doch zu den verhängniß- und unheilvollsten Epochen in der Entwickelung des deutschen Staatslebens gerechnet werden.

Arnulf von Metz, Bischof von Metz, Ahnherr der Karolinger, um 580 auf dem Schlosse Lay bei Nancy geboren, folgte seinem Vater in der Würde eines austrasischen Palastaufsehers unter Theudebert II., trat aber in den geistlichen Stand und war 611 Bischof von Metz. Nach Theudeberts Ermordung (612) ergriff A. die Partei Chlothars II. von Neustrien, und da seinem Beispiele die übrigen austrasischen Großen folgten, so sah sich schon 613 Chlothar II. an der Spitze des gesammten fränkischen Reiches. Für ihn, sowie für seinen Sohn Dagobert I. herrschten seitdem in Austrasien A. und der Majordomus Pipin von Landen, dessen Tochter an Adalgisil, A.s, Sohn verheirathet war. Beiden Männern verdankte das Reich eine seiner glorreichsten Perioden. Der Gang der Regierung war geordnet, die Gerechtigkeitspflege streng und unbestechlich, der Wohlstand des Landes, sowie die Achtung der auswärtigen Völker größer, als je vorher. Durch Pipins und A.s Bemühungen erhielten zwischen 625—628 die unter fränkische Hoheit getretenen Bojoarier ihr Gesetzbuch, auch die Gesetzbücher der Salier, Ripuarier und Alemannen wurden verbessert. Alles gewann jedoch ein verändertes Ansehen, als Dagobert selbstständig regieren wollte. A. ward seines Einflusses beraubt, legte, bekümmert über die von Neuem um sich greifende Unordnung, sein Bisthum um 628 nieder und begab sich zu seinem Jugendfreunde, dem heiligen Romarich, in das wasgauische Kloster Habundum, wo er 640 †. Sein Sohn Adalgisil († 685) war der Vater Pipins von Heristall († 714) und somit Urgroßvater Pipins, des ersten karolingischen Königs. A.s Leichnam wurde 648 nach Metz gebracht, wo man ihm zu Ehren die berühmte gleichnamige Abtei erbaute. Sein Ring, angeblich in die Mosel geworfen und einige Jahre nachher in den Eingeweiden eines Fisches wiedergefunden, befand sich in dem Schatze der Kathedrale zu Metz und war lange Gegenstand einer jährlichen Feier zum Andenken an das mit ihm geschehene Wunder.

Aröeinseln, s. v. a. Aerdeinseln.

Aroeinseln, s. v. a. Arruinseln.

Aroïdeen (Arongewächse), monokotyledonische Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blüthen sind entweder eingeschlechtig und nackt, oder zwitterig und mit einem aus schuppenförmigen Blättern bestehenden Perigon (Blüthenhülle) versehen, auf einem oft in eine Blüthenscheide eingeschlossenen Kolben zusammengestellt, den sie ganz oder theilweise dicht bedecken; die Frucht ist nicht aufspringend, trocken oder bee-

Digitized by Google

renartig. Die A., krautartige Gewächſe, mit knolliger oder verdickter Wurzel, zerfallen nach Juſſieu in 2 Abtheilungen: in eigentliche A., mit eingeſchlechtigen nackten Blüthen, und Orontiaceen, mit zwitterigen und mit Blüthenhüllen umgebenen Blüthen. Sie gehören vorzüglich der heißen Zone an. Europa beſitzt nur einige Vertreter, wie Arum maculatum, Calla palustris. Sie enthalten in allen Theilen einen ſcharfen, ätzenden, brennenden Stoff, jedoch von ſo flüchtiger Natur, daß er ſchon durch Trocknen entweicht, am ſicherſten aber durch Kochen und Röſten der Pflanzen entfernt wird, daher man auf dieſe Weiſe aus den mehlreichen Wurzeln eine nahrhafte und geſunde Speiſe gewinnen kann. Mehre Arten, wie Caladium esculentum, Arum Colocasia und mucronatum ꝛc., werden deshalb in großen, eingedämmten Sümpfen angebaut, und ihre großen Wurzeln, Taro oder Kalo genannt, machen ein Hauptnahrungsmittel vieler Südſeeinſulaner aus.

Arolſen (ſonſt Aroldeſſen), Haupt- und Reſidenzſtadt des Fürſtenthums Waldeck, an der Aar, iſt Sitz der oberen Landeskollegien u. hat 2800 Einw. In dem ſchönen, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbauten Schloſſe befindet ſich eine anſehnliche Bibliothek mit ſehr ſeltenen Manuſkripten, alten Drucken, einer bedeutenden Kupferſtichſammlung und einer höchſt intereſſanten Sammlung pompejiſcher und herkulaniſcher Alterthümer, ſowie eine bedeutende Gemäldeſammlung, die unter andern ausgezeichneten Gemälden das Originalgemälde von B. West, Wolfe's Tod, ſchöne Stücke von Angelika Kaufmann und die beſten der beiden Tiſchbein enthält. In der Stadtkirche befinden ſich zwei Statuetten aus carrariſchem Marmor von Rauch, der hier geboren wurde. A. iſt auch Vaterſtadt des Malers W. Kaulbach. A. war zuerſt ein im 12. Jahrhundert geſtiftetes Auguſtinernonnenkloſter, ſeit 1493 ein Antoniterhaus, wurde nach der Reformation 1526 von den Grafen von Waldeck eingezogen, wegen ſeiner ſchönen Lage zur Reſidenz erhoben, befeſtigt und erweitert.

Arom (vom griech. Aroma, Gewürz), ein von Boerhaave entdeckter, früher spiritus rector genannter, flüchtiger, gewürzhaft riechender Stoff, der von Thier-, Pflanzen-, oder Mineralkörpern ausgeht, nur dem Geruchsſinn wahrnehmbar, nicht chemiſch darſtellbar iſt und ſich am häufigſten in Pflanzen findet, wo er mit den ätheriſchen Oelen in nächſter Verbindung ſteht.

Aromatiſche Mittel (aromatica remedia), würzig- und ſcharf-ätheriſch-ölige Stoffe aus der flüchtig-erregenden Klaſſe der Arzneimittel, wirken in kleinen Doſen wenig, in großen ſcharf reizend auf die Schleimhaut des Mundes, des Magens und Darmkanals und auf die äußere Haut, vermehren örtlich die Abſonderung des Speichels, der Magenſchleimhaut und des Pancreas, regen, ins Blut aufgenommen, das Nervenſyſtem an, beſchleunigen den Kreislauf ꝛc. Außer ätheriſchem Oel enthalten dieſelben namentlich Harze, reſinöſe, kryſtalliſirbare Subſtanzen (Koffein), Extraktivſtoffe und Säuren, wie Zimmt-, Nelken-, Gerbſäure mit Stärkmehl und Gummi. Faſt alle ſtammen aus tropiſchen Himmelsſtrichen, beſonders von den Molukken und aus Weſtindien. Sie werden in diätetiſcher Beziehung angewendet als Zuſatz zu den Speiſen, Getränken, theils um die Verdaulichkeit, theils um den Wohlgeſchmack derſelben zu erhöhen (die eigentlichen Gewürze); in therapeutiſcher Beziehung, theils um den Geſchmack der Arzneien zu verbeſſern, theils aber und vornehmlich um die geſtörte Verdauung wieder herzuſtellen (als Stomachica), bei hohen Graden von Indigeſtion, Blähungsbeſchwerden, Magenkrampf, Unregelmäßigkeit des Stuhlgangs, aber nur, wo keine entzündlichen Zuſtände des Magens und Darmkanals vorhanden ſind; ferner bei Seekrankheit, bei chroniſchen Schleimflüſſen ſowohl der Luftwege, als der Geſchlechts- und Harnwerkzeuge mit dem Charakter der Atonie, bei Nervenleiden, in der Rekonvalescenz von erſchöpfenden Krankheiten, bei Wechſelfieber, bei Blutflüſſen und deren Folgen, wo es ſich darum handelt, die geſunkenen Lebensgeiſter zu heben. Zu den a.n M.n gehören vornehmlich: Kalmus, Ingwer, Zittwer, Kurkume, Cyperuwurzel, Veilchenwurzel, Bertramwurzel, Bibernell, Alant, Wohlverlei, Zimmt, Zimmtkaſſie, Lorbeer, Muskatnuß, Kardamomen, Paradieskörner, Piment, Gewürznelken, Vanille, Safran, Kaffee. Sie werden zuweilen einzeln, meiſt aber in Verbindung mit anderen aus derſelben Klaſſe gegeben. Die Pharmakopöen enthalten eine große Anzahl von zuſammengeſetzten Präparaten, als aromatiſche Wäſſer, Zahntinkturen, aromatiſche Putver, aromatiſche Kräuter, Tinkturen, Salben und Oele.

Arona, Stadt in der ſardiniſchen Provinz Pallanza, an der Südweſtſpitze des Lago Maggiore, hat als frequenter Handelsplatz zwiſchen der Schweiz und Italien einen kleinen, aber bequemen Hafen, ein geiſtliches Seminar, Hoſpital, Kloſter und 6000 Einwohner. Die Umgegend erzeugt viel Wein und Getreide. Auf einer nahen Höhe ſteht das koloſſale Standbild des heiligen Karl Borromeus, 1624 aufgeſtellt und größtentheils aus Erz mit dem Hammer gearbeitet.

Aronia, Pflanzengattung, ſ. Pyrus.

Aronicum *Neck.* (Schwindelkraut, Krebswurz), Pflanzengattung aus der Familie der Kompoſiten, mit vielblüthiger Strahlenblume, etwas konverem Fruchtboden ohne Brakteen, aus wenigen Reihen linienförmiger, langgeſpitzter, faſt gleicher Schuppen beſtehendem Kelch und ungeſchnäbeltem, ungeflügeltem, längtich-kreiſelförmigem, gefurchtem Samen mit borſtiger Haarkrone, ausdauernde, meiſt in Europa einheimiſche Gewächſe. Als Zierpflanze iſt bemerkenswerth A. scorpioides *Koch*, Arnica scorpioides *L.*, in der Schweiz, Südfrankreich, Savoyen ꝛc. auf Alpen, an ſteinigen, kieſigen Orten, mit ſkorpionförmiger Wurzel, länglichen Stengelblättern, wovon die untern geflügelt-geſtiett, die obern halbſtengelumfaſſend ſind, und großen, goldgelben Blumen von mehren Varietäten. Die Pflanze liebt lockere, mit etwas Kies gemiſchte Damm- oder Gartenerde mit einer Unterlage von Scherbenſtückchen. Im Freien verlangt ſie einen warmen, trockenen Standort u. im Winter eine trockene Bedeckung.

Aroostook, Fluß im nordamerikaniſchen Staat Maine, entſpringt in dem öſtlichen Theil der Grafſchaft Piscatiquis, von den Quellen des Penobſcot durch Hochland getrennt, fließt in Bogen nach Nordoſten und Oſten u. fällt in den St. Johns in Neubraunſchweig. Die Ländereien am A. ſind unge-

mein fruchtbar und den besten im ganzen Staat Newyork gleichzustellen.

Arpad, Herzog der Magyaren, ward 889 nach dem Tode seines Vaters Almos gewählt. Er entriß dem Walachenführer Gelous Siebenbürgen, zwang den biharer Herzog Monumurath zur Abtretung des Landes zwischen Szamos und Nyer, erweiterte sein Gebiet längs der Donau bis an die Mündung des Alutaflusses, nahm dem Bulgarenherzog Salar das Land zwischen dem Sajo und Bobrog, sowie das Gebiet diesseit und jenseit der Matraberge zwischen der Szagyra und dem Zipserwalde und vereinigte alles Land zwischen Theiß und Donau, das er dem Bulgarenkönig Simeon nahm, nebst dem großmährischen Gebiete zwischen Waag und March mit seinem Reiche. Später von dem byzantinischen Kaiser gegen Simeon zu Hülfe gerufen, zwang er die Bulgaren zum Tribut, unterwarf sich dann 895 den größten Theil Kroatiens und Slavoniens und nöthigte den Herzog Gladus von Siebenbürgen zur Unterwerfung. Nachdem er 896 die Mähren in einer blutigen Schlacht an der Tolin geschlagen, nahm er Veszprim und bemächtigte sich der benachbarten Gegenden, im folgenden Jahre anderer Gebiete in Oberpannonien bis zur Raab und einiger Theile des mährischen Reiches. In den Jahren 899 und 900 von zwei Streifzügen in Italien zurückkehrend, unterwarf er sich den noch übrigen Theil Pannoniens, ward aber 900 von dem Markgrafen Luitbold von Kärnthen, 902 auch von den Großmähren und 906 auf der Rückkehr von einem Beutezuge aus Sachsen geschlagen. Von 5 Söhnen blieb nur der jüngste, Szoltan, am Leben, dem A. 905 die Nachfolge im Oberbefehl sicherte. Im Jahre 907 † A., als Nationalheld der Ungarn noch heute im Volksliede gefeiert. A. ist Begründer der arpadschen Dynastie, die mit dem Tode Andreas' III. (13. Januar 1301) in der männlichen Linie erlosch.

Arpeggio (ital.), gebrochen, bezeichnet in der Musik den harfenähnlichen Vortrag der Akkorde auf Klavier- oder Geigeninstrumenten, eine Spielart, durch welche die Töne eines Akkords nicht gleichzeitig oder auf einmal, sondern nach einander erklingen, wie dies auf der Harfe geschieht. Eine Folge solcher gebrochenen Akkorde heißt Arpeggiatura. Das A. kann von unten nach oben, oder von oben nach unten geschehen, d. h. die Arpeggiatur kann mit dem tiefsten Tone des Akkords anfangen, oder umgekehrt. Zur Bezeichnung des A. bedient man sich einer vor dem Akkorde senkrecht herablaufenden, undulirten Linie, oder eines den Akkord umfassenden Bogens, oder einer geraden Linie mit einem auf die Noten zu stehenden Haken am untern Ende der Linie, wenn der Akkord von unten auf arpeggirt werden, oder am oberen Ende derselben, wenn die Arpeggiatur von oben herab gehen soll. Auf diese Weise gebrochene Baßakkorde heißen arpeggirte oder alberti'sche Bässe, nach Domenico Alberti (1730—40), der diese Bässe häufig anwendete.

Arpent, altfranzösisches Feldmaß, unserm Morgen und Acker entsprechend, ist jetzt durch das neufranzösische Maßsystem verdrängt und nur noch in den westlichen Schweizerkantonen gebräuchtich, aber in veränderter Größe, nämlich = 400 schweizer Quadratruthen oder 40,000 schweizer Quadratfuß od. 36 französische Aren gleich dem badischen Morgen.

Arpi, altitalische Handelsstadt in der getreidereichen apulischen Ebene, mit dem Hafen Salapia, in der Nähe der Stadt Foggia, nur noch in wenigen Ruinen vorhanden, gehörte zu den ältesten Städten Italiens und soll zuerst Lampe, von Diomedes aber, dem zweiten Gründer derselben, Argos Hippium genannt worden sein, woraus später Agyrippa u. zuletzt A. entstand. Im zweiten punischen Kriege stand die Stadt auf Hannibals Seite; von Fabius Cunctator 213 v. Chr. eingenommen, verlor sie Freiheit und Wohlstand. Eine Empörung im marsischen Kriege führte ihre Zerstörung durch Metellus herbei.

Arpino, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, am Fibreno, unweit seiner Vereinigung mit dem Garigliano, südwestlich von Sora auf einem Hügel gelegen, hat zahlreiche Kirchen, worunter eine Kollegiatkirche, 12,700 Einwohner und Fabriken in Tuch, Papier, Leder und Leinwand. A. ist das alte Arpinum, die Vaterstadt des Marius und Cicero u. gehörte ursprünglich den Volskern, dann den Samniten, denen die Römer sie entrissen. Schon 302 v. Chr. wurde ihr das römische Bürgerrecht u. 188 v. Chr. das volle Stimmrecht zu Theil.

Arpino, il Cavaliere d', s. Cesari.

Arqua (Arquato), Marktflecken in der lombardischen Delegation Padua, südwestlich von Padua, am Fuße der euganeischen Berge, mit 1800 Einwohnern. A. ist Aufenthalts- und Sterbeort Petrarca's († 1374), dessen reizend gelegenes Haus und Grabmal, sowie ein auf seine Kosten gegrabener Brunnen (**Pozzo di Petrarca**) dem Fremden noch jetzt gezeigt wird.

Arquebusade (Arkebusade, Schußwasser, Wundwasser), früher gebräuchlicher, über verschiedene aromatische Kräuter abgezogener Spiritus, wozu die Pharmakopöen verschiedene Vorschriften geben. Gegen Quetschungen, Verrenkungen, Verbrennungen, Blutungen war besonders Thedens Schuß- od. Wundwasser in Gebrauch, welches jetzt fast ganz vergessen ist u. nichts als einer Mischung von 1 Pfd. Weingeist mit 8 Loth verdünnter Schwefelsäure (1 koncentrirte Säure u. 5 Wasser) und 12 Loth in dieser Mischung aufgelösten Zuckers bestand.

Arquebuse (Arkebuse), seit dem Ende des 15. Jahrhunderts gebräuchliches, etwa $2^1/_2$ Fuß langes Schießgewehr, das fast 4 Loth Blei schoß, eine Länge von 40 Kaliber hatte u. vermittelst eines Radschlosses abgefeuert wurde. Davon hießen Arquebusirer die mit Arquebusen, später überhaupt mit Feuergewehr bewaffneten, außerdem aber mit Pickelhauben und Stoßdegen (die Deutschen mit kurzen Schwertern) versehenen Fußsoldaten u. Ritter, im Gegensatz von den mit Lanzen bewaffneten (Lanzenknechten). Die zu Pferde nannte man auch Argoulets. Der Name kam nach dem 30jährigen Kriege außer Gebrauch. Arquebusiren (arkebusiren) ist s. v. a. erschießen.

Arquennes, Dorf in der belgischen Provinz Hennegau, mit 1700 Einw., berühmt durch Kalkgruben und Brüche bläulichen Marmors.

Arques, Stadt im französischen Departement Nieder-Seine, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Bethune, mit 1200 Einw., welche

Viehhandel, besonders mit Schafen betreiben, bekannt durch die Schlacht am 21. September 1589 zwischen Heinrich IV. von Frankreich und den Liguisten unter dem Herzog von Mayenne, in welcher ersterer siegte.

Arrabida, Serra da, ziemlich hohes, steiles, nacktes Gebirg in Portugal, nördlich von Lissabon, erhebt sich östlich bei Palmella aus sandiger Ebene und zieht gerade gegen Westen, um das Cabo Espichel zu bilden. Es besteht aus grauem, dichtem Kalkstein mit splitterigem Bruch und bietet eine herrliche Aussicht über Lissabon, Setubal und das Meer dar.

Arracacia *Banor.* (Arracacha *Hook.*, Arrakatscha), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, deren einzige bekannte Art A. xanthorrhiza *Banor.*, A. esculenta *Decand.* (Conium Arracacha *Hook.*), ist. Dieses Gewächs ist neuerdings zum Anbau statt der Kartoffel empfohlen worden. Die einjährige fleischige Wurzel ist groß, weiß oder gelb und trägt eine Anzahl kleinere und größere Nebenknollen, von denen jene am Obertheil der Wurzel hängen und Schößlinge treiben, diese, meist 8—10, tief in der Erde stecken. Die größten sind bis 9 Zoll lang und haben 2½ Zoll im Durchmesser. Sie haben eine glatte, aber quergefurchte Oberfläche und sind nur mit einer dünnen Haut überzogen. Der Stengel des Gewächses, der 4 Fuß Höhe erreicht, ist kahl, ästig, gefurcht, grün, oft purpurstreifig. Die langgestielten untern Blätter sind im Umriß länglich, federspaltig, die untersten Abtheilungen gestielt, die obersten sitzend, doppelt federschnittig. Das Gewächs wird von Alters her in Bogota in Südamerika kultivirt und den Kartoffeln vorgezogen. Die Knollen werden erst nach langem Kochen gar. In Bogota raspelt man dieselben und benutzt das gewonnene Satzmehl wie Arrowroot als leicht verdauliche Speise für Kranke. Die Knollen werden nur in höherer Lage groß, in wärmeren Niederungen bleiben sie klein. Sie werden zerschnitten und ganz wie die Kartoffeln gelegt. Die jungen Triebe werden von 15 zu 15 Zoll schief gelegt, die Blüthenknospen aber abgenommen, damit der Knollenbildung kein Eintrag geschehe. In günstiger Lage sollen die Knollen binnen 6 Monaten ausgewachsen sein. Das Gewächs erfordert zum Gedeihen weder gute Düngung, noch guten tiefgründigen Boden. Bancroft pflanzte es mit Erfolg auf Bergen Jamaica's an. Jedenfalls ist seine Kultur auch für Europa zu empfehlen, wiewohl die bisher angestellten Versuche keine besonderen Resultate ergeben haben.

Arracan (Aracan, Rakhang), etwa 300 englische Meilen langer, schmaler Landstrich in Hinterindien an der Ostseite der Bai von Bengalen, welchen die Birmanen im Frieden von Yandabu (1826) an die Engländer abtreten mußten. Eine hohe Bergkette trennt ihn von Ava; dieselbe entspringt im Süden an dem Vorgebirge Negrais und entfernt sich, in nordöstlicher Richtung streichend, allmählig von der Küste, bis sie sich in den wilden und unerforschten Landstrich von Tschittagong verliert. Hohe, bis an den Gipfel mit dichtem Wald bekleidete Berge, meist aus Granit und Schiefer bestehend, erheben sich von den Ebenen aus in aufeinander folgenden Ketten bis zu einer Höhe von 4000—5000 und selbst zu 8000 Fuß. Die Ebenen sind von sehr geringer Ausdehnung und meist begrenzt durch Vorsprünge der niedrigen Bergketten, oder von dichten Waldgürteln eingefaßt, die in der unmittelbaren Nähe der See aus Mangrovebäumen bestehen. Die Niederungen sind von zahlreichen Bächen durchschnitten, die von den Bergen herabkommen; die Springfluth bildet mit Wasser bedeckte Striche, und diese in Verbindung mit den zahlreichen Meeresbuchten bilden ein Labyrinth von Binnengewässern, das noch immer sehr unvollkommen erforscht ist. Dieselben dienen statt der Straßen und vermitteln eine rasche Verbindung zwischen den Dörfern. Der Boden ist im Allgemeinen sehr fruchtbar, da er hauptsächlich Alluvialniederschlag von den Flüssen, oder schwarzer Humus ist, der sich namentlich auf den kürzlich ausgerodeten unangebauten Feldern findet. Heftige Regengüsse fallen im Februar, März und April häufig, der periodische Regen dauert von Juni bis November, und nicht einmal ein Drittel des Jahres ist regenfrei. Diese große Feuchtigkeit macht in Verbindung mit der außerordentlichen Hitze die sumpfigen Niederungen höchst ungesund. Die Küsten haben tiefe Einschnitte, meist Mündungen größerer oder kleinerer Flüsse. Die Erzeugnisse des verhältnißmäßig noch wenig angebauten Landes sind Reis, Indigo (in Menge wild wachsend), Pfeffer, Zuckerrohr, Hanf, Krapp, Melonen, Ananas, Mango's, Limonen, Kokos, Teakholz, Honig, Wachs ꝛc. Ochsen und Büffel dienen als Zugvieh beim Ackerbau. Meer und Flüsse bieten treffliche Fische und Austern. An der Küste gewonnenes Salz ist bedeutender Ausfuhrartikel. A. war einst sehr stark bevölkert, aber die Unterjochung des Landes durch die Birmanen und noch mehr die Wiederunterjochung nach einem allgemeinen Aufstande haben es entvölkert, so daß es zur Zeit der britischen Eroberung kaum über 250,000 Köpfe zählte, die sich 1850 auf 400,000 Individuen vermehrt hatten. Diese bestehen aus fünf Klassen: Abkömmlingen von Bengali, von mohammedanischen Hindostani's, Kayans, Birmanen und Mughs oder Arrakanen. Die beiden letzteren scheinen von Einem Stamme zu sein und haben das breite indochinesische Gesicht, einen kleinen, aber kräftigen Bau und sprechen eine einsilbige Sprache; die Birmanen zeichnen sich durch eine äußerst künstliche Tätowirung aus. Die Kayans, ein unkultivirtes, aber faustes Bergvolk, sind wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes. A. ist ein Vorposten gegen Ava und Siam, welche von hier aus leicht mit Krieg überzogen werden können. Die Arrakanesen haben eine selbstständige, nach indischem Muster geformte Schrift und Literatur, worunter vorzüglich ihre Zeitbücher, die sogenannten Radsaweng, welche die Geschichte der Könige enthalten, Erwähnung verdienen. Die Stadt A., etwa 40 engl. Meilen von der Seeküste in einer Ebene gelegen, von Schieferbergen umgeben und von schlammigen Flußarmen durchschnitten, bestand bei der Einnahme durch die Engländer aus lauter auf Pfählen stehenden Hütten und zählte etwa 95,000 Einwohner. Wegen ihrer außerordentlich ungesunden Lage ward die Stadt von den Engländern aufgegeben und Akyab 1826 zum Hauptort des Landes erhoben. A. liegt daher zum großen Theil in Ruinen und hat nur noch eine geringe Anzahl Bewohner.

Früher zu Birma gehörig, kommt A. um 1569 als eigenes Königreich vor. Damals rief der von Pegu angegriffene König von A. zuerst die Portu-

gieſen zu Hülfe, eroberte, von ihnen unterſtützt, 1598 Pegu, ließ aber 1607, argwöhniſch gegen ſeine Verbündeten gemacht, alle im Königreich ſich aufhaltenden Portugieſen ermorden, verſöhnte ſich jedoch wieder mit dieſer Nation, rief abermals ihren Beiſtand an, diesmal gegen den Großmogul, von dem er jedoch 1616 geſchlagen wurde. Nur mit Mühe konnte A. ſeine Unabhängigkeit behaupten. Im Jahre 1783 eroberten die Birmanen unter Mindaraji Praḥ das Land und machten es zu einer Provinz ihres Reiches. So blieb es bis 1826; in dieſem Jahre wurde A. im Frieden von Palangh an die britiſch-oſtindiſche Kompagnie abgetreten. Vgl. Paton, Historical and statistical sketch of Arracan. in den „Asiatic researches“, Bd. 16.

Arrakatſcha, Pflanze, ſ. Arracacia.

Arran, 1) britiſche Inſel, zur ſchottiſchen Grafſchaft Bute gehörig, im Firth of Clyde, hat 7½ QMeilen Flächengehalt und 7500 Einw., iſt mit zerriſſenen und zerklüfteten, ſteilen, aus Granit, Schiefer, Porphyr, Baſalt, Grünſtein ꝛc. beſtehenden Gebirgen bedeckt, die ſich im Goatfall (Goatfield) unweit der Oſtküſte bis 2959 Fuß erheben. Granitblöcke liegen auf der ganzen Inſel zerſtreut, zum Theil eingeſenkt in Kiesbänke. Der Boden iſt ſteinig, von kleinen Bächen gut bewäſſert, das Klima rauh und ſtreng, aber geſund. Einige Thäler ſind von großer pittoresker Schönheit. An der Südoſtküſte zieht ſich eine Kette jäh zu einer Höhe von 300 Fuß anſteigender Felſen hin, die ſogenannten Dippin-Rocks; an der Südküſte ſtehen 400—500 Fuß hohe Baſaltſäulen. Marmor, Jaspis, ſogenannte Arran-ſtones (diamantartige Quarze), Haſer, Gerſte, Kartoffeln, Fiſche, Schafe und anderes Vieh ſind Hauptprodukte. Die Einwohner beſchäftigen ſich mit Ackerbau, Viehzucht, Fiſcherei, Sodabrennerei und etwas Wollenweberei für den Bedarf; ſie ſprechen größtentheils das Erſtſche. A. iſt angeblich letzter Aufenthaltsort Oſſians; auch findet man hier viele Reſte aus der Zeit der Druiden. Die Inſel iſt in zwei Kirchſpiele getheilt: Kilbridi, mit dem Hafen Lamlaſh, vor welchem die kleine Inſel Pladda mit einem Leuchtthurm und 2600 Einwohnern, und Kilmorie mit 3600 Einwohnern. — 2) North-Arran, kleine Gruppe von Inſeln an der nordweſtlichen Küſte von Irland, Provinz Ulſter, Grafſchaft Donegal, wovon die größte, Arran-More, 2000 Acres groß, 1800 Einwohner und auf der Südſeite den Ort Eben hat. — 3) South-Arran, Gruppe von drei Inſeln an der Weſtküſte von Irland, vor der Galwaybai, Provinz Munſter, Grafſchaft Galway, wovon die größte, Arran, 1864 Acres groß iſt und 2300 Einwohner zählt, die ſich von Fiſcherei, beſonders Stockfiſchfang, Viehzucht und Kelpbrennerei, deren Produkte zur Ausfuhr kommen, nähren, auch etwas Haſer bauen. An einer Hafenbucht an der Nordküſte liegt der Fiſcherort Killaney. Auch hat die Inſel einen Leuchtthurm. Auch hier finden ſich zahlreiche Reſte aus der Druidenzeit.

Arrangiren (v. Franz.), in der Muſik, ein Muſikſtück a., daſſelbe für andere, aber auch für mehr oder weniger Inſtrumente oder Singſtimmen, als für die es urſprüngtich geſetzt worden war, umſetzen und einrichten. So arrangirt man größere Orcheſterſtücke, wie Sinfonien, Opern, für das Klavier zu 4 und 2 Händen, man macht Quintetten, Quartetten, Terzetten und ſogar Duetten daraus, umgekehrt werden Klavierſtücke für das ganze Orcheſter, für das Quartett, Quintett ꝛc. eingerichtet. Beſonders aber werden durch das A. größere, für vollſtändiges Orcheſter komponirte Muſikſtücke für kleinere Muſikgeſellſchaften ausführbar gemacht, wobei freilich im beſten Fall das arrangirte Muſikſtück immer nur ein Surrogat und als ſolches nur geeignet iſt, durch die Grundzüge, die es von muſikaliſchen Kunſtwerken darbietet, die Erinnerung an die vollſtändige Aufführung derſelben zu erwecken. Eine andere, mehr künſtleriſche Art des A.s iſt die, wobei nur die hervorſtechendſten Gedanken und Effekte eines Tonſtücks oder mehrer zu einer neuen Kompoſition benutzt, oder auch an einander gereiht werden, wie in den Potpourri's und Phantaſien.

Arras (Atrecht), Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements Pas de Calais, an der Scarpe und dem Crichon, iſt eine Feſtung dritten Ranges, geſchützt durch ihre Lage zwiſchen zwei Flüſſen und ihre ſumpfige Umgebung, ſowie durch die künſtlichen, von Vauban verbeſſerten oder neu angelegten Werke und außerdem wichtig durch ihre Lage an 6 Straßen. Sie hat 26,216 Einwohner, theilt ſich in die Altſtadt (Cité) und Neuſtadt (la Ville), beide durch Wall und Graben getrennt. A. iſt Sitz der Departementalbehörden, eines Biſchofs und Handelsgerichts, hat einen ſchönen, großen Marktplatz, ein Schauſpielhaus, Arſenal, eine Kaſerne, einen Juſtiz- und Präfekturpalaſt, 13 Parochial- und eine Menge Kloſterkirchen, die jetzt, wie die bekannte Abtei St. Vaaſt, zu andern Zwecken benutzt werden (die ſchöne Kathedrale, mit merkwürdigen Reliquien, ward in der Revolution zerſtört), ein königliches Kollegium, eine Maler- und chirurgiſche Schule, ein weibliches Erziehungsinſtitut, ein Hoſpital, eine öffentliche Bibliothek und ein naturhiſtoriſches Kabinet. Die Induſtrie iſt ſehr lebhaft, beſonders die Spitzenklöppelei, die 5000 Weiber beſchäftigt; außerdem hat A. Zuckerraffinerien, Salz- und Seifenſiedereien, Gerbereien, Stärkefabriken, eine Porzellanfabrik, viele Töpfereien und Pfeifenbäckereien, Bierbrauereien, Strumpfſtrickereien, Zwirn- und Baumwollenſpinnereien; die Honigkuchen von A. ſind in ganz Frankreich geſchätzt. Die Stadt treibt Handel mit eigenen Fabrikaten und mit Wein, Samenölen, Getreide. A. iſt die alte Hauptſtadt der Atrebaten und hieß bei den Römern ſelbſt Atrebati, eigentlich Nemotocena (Nemetacum), nicht Origiacum, wie Einige annehmen. Sie ward 402 zerſtört. Unter der fränkiſchen Herrſchaft ward es zu Neuſtrien geſchlagen; Chlodowig I. ward hier begraben. Der erſte Biſchof daſelbſt war St. Vaaſt. Später ward A. die Hauptſtadt der Grafſchaft Artois, doch blieb die Altſtadt den Biſchöfen überlaſſen, deren ganz unumſchränkte Herrſchaft bis auf Kaiſer Karl V. dauerte. Mit der Grafſchaft Artois kam A. an Burgund und ward Reſidenz des herzoglichen Hofes. Hier wurde am 26. September 1435 der Friede zwiſchen Karl VII. von Frankreich und Philipp dem Guten von Burgund und am 23. December 1482 der Friede zwiſchen Ludwig XI. und den niederländiſchen Ständen, in welchem A. an Frankreich abgetreten wurde, geſchloſſen. Ludwig XI. gab der Stadt den Namen A. Franciſci, den ſie jedoch wieder verlor, als ſie

1493 an Kaiser Maximilian zurückfiel. Das Haus Oesterreich, bei dem sie nun blieb, hielt sie für eine unüberwindliche Festung und brachte an deren Thor die stolze Ueberschrift an:

Quand les Français prendront Arras,
Les souris mangeront les chats!

Eine 1559 von den Franzosen versuchte Ueberrumpelung A.' mißlang zwar, aber 1640 eroberte Ludwig XIII. die Stadt nach einer langen Belagerung, ungeachtet eines Versuchs des Kardinal-Infanten, sie zu entsetzen, und trotz der prahlenden Thorüberschrift, aus welcher Ludwig bloß den Buchstaben p in prendront wegmeißeln ließ. Frankreich behielt A. im pyrenäischen Frieden. Merkwürdig ist noch die Belagerung A.' durch die Spanier unter dem Prinzen von Condé, dem Erzherzog Leopold und dem Grafen von Fuensaldagne, die 1654 die Stadt den Franzosen wieder zu entreißen suchten, aber von diesen unter dem Vicomte von Turenne und den Marschällen de la Ferté und Hocquincourt geschlagen und mit großem Verluste abzuziehen gezwungen wurden. A. ist der Geburtsort des berühmten Rechtslehrers Franz Baudoin, des Königsmörders Damiens und Maximilian Robespierre's.

Arratel, in der Mehrzahl Arrateis, das portugiesische, auch in Brasilien gebräuchliche Pfund, = 1,29 Zollpfund. 32 Arrateis machen eine Arroba, 128 einen Quintal oder Centner aus.

Arre (Arresee), dänischer Landsee im Amte Friedrichsburg auf Seeland, mit schmutzig-gelbem Wasser, hat einen Flächeninhalt von 1 QMeile und ist der größte See der Insel. Daran liegt Frederikswärk mit einer Kanonengießerei, Pulvermühle, Säbelfabrik und andern Fabrikanlagen. Durch einen Kanal ist der See mit dem roeskilder Meerbusen verbunden.

Arrebœ, Andreas, dänischer Dichter, geboren zu Kiöbing auf Aeröe 1587, ward schon im 30. Jahre Bischof von Drontheim, aber wegen unsittigen Lebenswandels vom Reichstage in Bergen 1622 abgesetzt, später als Prediger zu Wordingborg wieder angestellt, wo er 1637 †. Er gilt als der Vater der neuen Poesie in Dänemark. Noch jetzt werden, außer vielen seiner Gedichte nicht religiösen Inhalts, seine gereimte Uebersetzung der Psalmen Davids und seine poetischen Gemälde der sechs Schöpfungstage (Hexaëmeron) hochgeschätzt. Seine Biographie schrieb Roerdam (Kopenhagen 1857).

Arredondo, Isidor, spanischer Maler, 1653 zu Colmenar de Oreja geboren, Schüler, Schwiegersohn und Erbe F. Ricci's, seit 1685 Hofmaler Karls II.; † 1702. Ausgezeichnete Freskobilder von ihm sind die beiden Darstellungen aus der Fabel des Amor und der Psyche in einem Saale des königlichen Palastes u. m. a. im Palaste Retiro; Oelgemälde von ihm finden sich in vielen spanischen Kirchen.

Arrée, französisches Gebirg, das an den Quellen des Arguenon, der Ranee u. des Meu im Departement Côtes du Nord beginnt und von Osten nach Westen unter verschiedenen Namen zieht, als Mez südlich von Moncontour, Fenbusque zwischen Quintin und Corlay, Menebret bei Gillac und den Quellen des Hière, Blavet und Euer, wo das eigentliche Gebirg A. beginnt, an dessen Südseite der Aulne entspringt. Die mittlere Höhe beträgt 147 Toisen, und der höchste Gipfel ist 200 Toisen hoch. Es ist eine wild zerrissene Granitmasse voller Schluchten. Im Norden und Süden verlieren sich die sanften Abhänge in sandige und unfruchtbare Ebenen.

Arrest und Arrestprozeß. Arrest im Allgemeinen ist die richterlich verfügte Beschränkung der Freiheit einer Person. Er zerfällt in den Realarrest oder Beschlag, worunter man die Entziehung der Dispostion über das ganze Vermögen oder über einzelnes bewegliches oder unbewegliches, körperliches oder unkörperliches Objekt zum Nachtheil seines Eigenthümers oder Besitzers versteht, und in den Personalarrest oder die Beschränkung der Freiheit hinsichtlich des Aufenthaltsortes, verbunden mit Anweisung eines die Handlungsweise des Arrestanten mehr oder weniger beschränkenden Aufenthaltsortes, in welcher Beziehung als Abstufungen der Stadt-, Haus-, Zimmer- und Gefängnißarrest vorkommen. Der Arrest ist daher der Sequestration sehr ähnlich und unterscheidet sich nur dadurch von derselben, daß bei dieser durch gerichtliches Dekret einer dritten Person die Bewahrung einer arrestirten Sache oder Person übertragen wird.

Im Strafverfahren kommt der Arrest vor als Untersuchungs- und als Strafarrest. Der letztere besteht in Verbüßung der zuerkannten Freiheitsstrafe, welche entweder einfache Gefängniß- oder Arbeitshaus-, oder Zuchthaus-, oder auch Festungsarrest sein kann. Der Untersuchungsarrest ist nur gegen Angeschuldigte statthaft, wenn ein solcher eines schweren Verbrechens verdächtig ist, oder wenn zu besorgen steht, daß der Angeschuldigte durch Verabredung mit Mitschuldigen oder Zeugen, oder durch Vernichtung der Spuren des Verbrechens die Untersuchung erschweren oder vereiteln werde, oder auch, wenn der Angeschuldigte Anstalten zur Flucht gemacht hat, oder als ein Unbekannter, Ausländer, als heimatlos, wegen herumziehenden Lebenswandels, wegen der Schwere des Vergehens oder aus sonstigen Gründen der Flucht verdächtig scheint. Eine besondere Art des Strafarrestes bildet der Disciplinararrest, welcher gegen Personen, die im öffentlichen Dienste stehen, oder doch von einer obrigkeitlichen Behörde mit einer öffentlichen Funktion bekleidet und auf dieselbe verpflichtet sind, wegen Verletzung oder Vernachlässigung der ihnen obliegenden Amts- oder Dienstpflichten, sofern diese Pflichtverletzung nicht in ein eigentliches Kriminalvergehen übergeht, verhängt wird.

Im Civilrechte dietet der Arrest unter gewissen Voraussetzungen ein Mittel zur Sicherstellung von Ansprüchen, wozu eine besondere Prozeßart, der Arrestprozeß, eingeführt ist. Unter Arrestprozeß nämlich versteht man die summarische Prozeßart, bei welcher zur Sicherstellung von civilrechtlichen Ansprüchen einer Person (Impetrant) auf deren Nachsuchen durch eine richterliche Verfügung der Schuldner (Impetrat) verhindert wird, nach Willkür seinen Aufenthaltsort zu wählen (Personalarrest), oder über das Seine zu verfügen (Realarrest): Arrestanlegung. Nun aber ist es eine absolut wesentliche Grundregel und Bedingung der Rechtsbeständigkeit jedes Prozesses, daß der Hülfsvollstreckung eine Erörterung und Prüfung der Gerechtigkeit des verfolgten streitigen Anspruchs vorangegangen,

auch das Ergebniß dieser Prüfung durch einen Ausspruch des Gerichts den Parteien bekannt gemacht, allein von ihnen unbefolgt geblieben ist. Im Arrestprozeß aber sehen wir das gerichtliche Verfahren mit einer Art von Exekution, der Arrestanlegung, anfangen. Es muß daher hier außer den rechtsbegründeten Ansprüchen des Impetranten noch ein besonderer Grund (causa arresti) vorliegen, welcher diese Singularität des Verfahrens rechtfertigt. Dieser Grund besteht im Allgemeinen in der Gefahr, daß ohne eine solche Maßregel dem Kläger die Verfolgung seines Rechts durch Veränderung der Umstände vereitelt oder doch bedeutend erschwert werden würde; dahin gehören namentlich: eine begründete Besorgniß der Flucht des Schuldners oder der Verschwendung seines Vermögens; Verweigerung der Rechtspflege von einem ausländischen Gerichte, wenn der zu belangende Ausländer nur im Inlande betroffen wird; die Besorgniß bei Verfolgung von Ansprüchen an einen Verstorbenen gegen dessen Erben, daß diese die Erbschaft theilen und dann unter verschiedenen Gerichten oder jeder nur auf seinen Erbantheil belangt werden müßten. Endlich kann, wenn es zur Anwendbarkeit eines speciellen Gerichtsstandes erforderlich ist, daß der Beklagte daselbst angetroffen wird oder Vermögen besitzt, auch dies ein Rechtfertigungsgrund des Arrestes sein.

Der Zweck des Arrestprozesses ist lediglich die Sicherstellung der Ansprüche des Impetranten; es wird daher über den Umfang und Werth dieser Ansprüche im Arrestprozesse nicht gestritten, sondern nur über die Frage, ob der Impetrant berechtigt ist, die Arrestanlegung in der gebetenen Weise zu fordern. Hieraus folgt, daß auch sogar wegen einer noch nicht fälligen Forderung Arrestanlegung nachgesucht werden kann; daß der erlangte Arrest in der Regel keinen Gerichtsstand für die Hauptsache begründet; daß ein Personalarrest nur dann Statt findet, wenn ein Realarrest nicht möglich oder unzureichend ist, und daß der Arrest gegen hinreichende Sicherheitsbestellung wieder aufgehoben werden muß. Gesandte und deren Gefolge sind in dem Staatsgebiete, worin sie akkreditirt sind, während der Dauer der Gesandtschaft von Personal- und Realarrest befreit; dies gilt bezüglich der persönlichen Arrestanlegung auch von Staatsdienern, sofern sie durch den Arrest in ihren Amtsverrichtungen gestört werden würden. Das Arrestgesuch des Impetranten muß außer den Erfordernissen eines rechtsbeständigen Klagevortrags noch die Bescheinigung des Daseins von Ansprüchen an den Impetraten und eines gerechten Arrestgrundes enthalten; auch muß die Art und Weise, wie man die Arrestanlegung wünscht, angegeben sein. Der Richter hat das Arrestgesuch sorgfältig zu prüfen, indem er ebenso für eine Uebereilung in der Arrestanlegung wie für Unrechtmäßigkeit der Verweigerung verantwortlich ist und mit einer Injurien- und Schadensersatzklage belangt werden kann. Findet er das Arrestgesuch statthaft, so erläßt er das Arrestmandat und theilt den Parteien, dem Impetraten unter abschriftlicher Zustellung des Arrestgesuchs, mit, daß und in welcher Weise der Arrest angelegt worden ist. Zugleich setzt er einen baldigen Termin zur Rechtfertigung des Arrestes an, wozu beide Theile, Impetrant unter der Verwarnung, daß bei seinem Ausbleiben der Arrest wieder aufgenommen werden würde, Impetrat unter der Androhung, daß im Falle seines Nichterscheinens der Arrest für gerechtfertigt erachtet werden würde, vorgeladen werden. Der Inhalt des Arrestmandats ist verschieden, je nachdem Personalarrest oder eine Beschlagnahme von beweglichen oder unbeweglichen Sachen oder ausstehenden Forderungen ꝛc. beantragt ist. Im Termin verhandeln beide Theile über die Rechtmäßigkeit der Arrestanlegung, worauf das Erkenntniß erfolgt, welches entweder auf bessere Bescheinigung der Arrestursache lautet, oder den Arrest unter Verurtheilung des Impetranten zum Kosten- und Schadensersatze aufhebt, oder endlich die Arrestanlegung bestätigt. Hiermit ist der Arrestprozeß beendigt, denn der Streit über die mittelst des Arrestes zu sichernden Ansprüche selbst ist in einem besonderen Prozesse vor dem hierfür zuständigen Gerichte zum Austrage zu bringen.

Ganz verschieden von diesem bisher betrachteten Arreste ist 1) derjenige Realarrest, welcher zum Zwecke der Exekution, also auf Grund eines gerichtlichen Erkenntnisses angelegt wird und in einer Pfändung von Sachen des Schuldners besteht, durch deren Verkauf der Gläubiger befriedigt werden soll; sowie 2) der gleichfalls zum Zwecke der Exekution verhängte Personalarrest, welcher partikularrechtlich gegen solche Schuldner vorkommt, die aus bösem Willen oder Nachlässigkeit den Gläubiger nicht befriedigen.

Eine besondere Art des Arrestprozesses bildet der Wechselprozeß. Aus einem gehörig beschaffenen Wechsel kann nämlich der Inhaber gegen den Wechselschuldner klagen und zugleich damit das Gesuch um Wechselstrenge, d. h. persönliche Verhaftung des Schuldners, verbinden. Hierauf beraumt das Gericht einen Produktionstermin zur Vorlegung und Anerkennung des Wechsels an. Erkennt Impetrat den Wechsel an, oder erscheint er in dem Termine nicht, so wird er, falls er nicht binnen einer ganz kurzen, vom Gericht bestimmten Frist Zahlung leistet, auf weiteres Anrufen des Gläubigers in Wechselhaft gebracht und darin bis zur erfolgten Zahlung festgehalten. An diesem prozessualischen Gange hat die allgemeine deutsche Wechselordnung §. 81—83 nichts weiter geändert, nur daß bei diesem Verfahren lediglich solche Einreden zugelassen werden sollen, die sich auf das Wechselverhältniß beziehen.

Arrest (sprich Arräh), Heinrich Ludwig d', bekannter Astronom, 1822 in Berlin geboren, arbeitete einige Jahre an der dortigen Sternwarte, wurde 1848 Observator an der Sternwarte zu Leipzig und 1852 außerordentlicher Professor an der Universität daselbst. Seine Arbeiten finden sich in den „Astronomischen Nachrichten" vom 22. Bande an und in den Schriften der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Außer einigen andern Kometen entdeckte er am 27. Juni 1851 einen periodischen Kometen, dessen kurze Umlaufszeit er berechnete und der den Namen d'arrestscher Komet trägt.

Arrêt (franz.), in Frankreich überhaupt ein amtlicher Bescheid oder ein Haftsbefehl, im engeren Sinne das Erkenntniß eines Gerichtshofs letzter Instanz, im Gegensatz von Jugement, dem Erkenntnisse eines Untergerichts.

Arrêté (franz.), die Entscheidung unterer Ver-

waltungsbehörden, wie des Präfekturraths, des Präfekten, Maire ꝛc. A. de réglement hieß ehedem die Verordnung eines Parlaments oder Conseil supérieur, die in seinem Ressort Gesetzeskraft hatte, aber auch vom betreffenden Parlament oder Konseil abgeändert oder aufgehoben werden konnte. Der König, in dessen Namen (au bon plaisir) diese Verordnungen erlassen wurden, konnte sie ebenfalls, wenn auch nur in gewissen Formen, annulliren.

Arrha (lat. u. ital.), s. v. a. Angeld.

Arrhachio, berühmter griechischer Wettkämpfer aus Phigalia, um 566 v. Chr., ward noch als Todter zu Olympia bekränzt und in seiner Vaterstadt durch eine steinerne Bildsäule geehrt, die zu den ältesten Athletenbildern gehörte.

Arrhenatherum *Beauv.* (Glatthafer), Pflanzengattung aus der Familie der Gräser, in Europa und Nordamerika, charakterisirt durch den 2klappigen, 2blüthigen Balg, woran die untere Blüthe männlich und auf dem Rücken mit gekniet-eingebogener Granne versehen, die obere zwitterig, grannenlos oder nur unter der Spitze kurz begrannt ist, die 2 Spelzen, den fehlenden Griffel und die federige, an der Basis der Blüthe hervortretende Narbe. Am bekanntesten ist A. elatius *Beauv.*, Avena elatior *L.*, Holcus avenaceus *Scop.*, hoher Glatt- oder Wiesenhafer, französisches Raygras, fast durch ganz Europa, auf Wiesen, Triften, Waldrändern, an Rainen und andern grasigen Stellen zu finden, mit 3—4 Fuß hohen Halmen und weißlichgrünen, oft röthlich überlaufenen, glänzenden Aehrchen. Es ist ein gutes Futtergras, welches einen mäßig feuchten, fruchtbaren Boden liebt, aber selbst auf trockenem, bindendem Boden gedeiht, wenn derselbe zeitig gedüngt wird. Es ist eines der fruchtbarsten Obergräser, treibt sehr lange Halme und wächst nach dem Schnitte schnell nach; nur hat es geringere Nahrhaftigkeit, worin es um ⅓ dem englischen Raygras (Lolium perenne) nachstehen soll, und wovon wahrscheinlich die strohähnlichen Halme die Schuld tragen. In neuerer Zeit wurde dieses Gras zur reinen Aussaat mit Klee zur Bildung künstlicher Wiesen vorgeschlagen.

Arrhephoria (griech.), atheniſches Fest, gefeiert im Monat Sciropborion zu Ehren der Minerva und Herse, Cecrops' Tochter, wobei zwei jährlich aus den vornehmsten Familien gewählte und ein ganzes Jahr vorher auf der Akropolis unterhaltene Mädchen von 7—11 Jahren, weiß gekleidet und mit Gold geschmückt, die gehelmen Heiligthümer der Minerva auf dem Kopfe in Gefäßen zu einer unfern der Venus in den Gärten gelegenen Höhle trugen, dort niederlegten und dafür etwas Anderes verhüllt zurückerhielten. Gleichzeitig bekam Minerva einen neuen Peplos, den zwei andere Mädchen gleichen Alters und Standes von dem letzten Tage des Monats Pyanepsion an auf der Burg gewebt hatten. Nach Verlauf des Festes fand eine neue Wahl der das nächste Mal zu gebrauchenden Mädchen Statt. Dieselben hießen Arrhephoren, Ersephoren oder Errhephoren, und werden von O. Müller mit den Liknophoren für identisch gehalten. Die Bestreitung der Kosten für das Ganze war Staatssache. Nach Forchhammer hatte der Zug den Zweck eines Dankopfers für die Herse (Thau), welche angeblich unten am Ilyssus unter der Erde den Wasserbedarf für die Akropolis sammelte; nach O. Müller waren die geheimnißvollen von den Mädchen getragenen Dinge junge, zarte Zweige, welche thaubenetzt in der Grotte aufbewahrt wurden.

Arrhichio, s. v. a. Arrhachio.

Arrhidäus (Arridäus, Aridäus), Sohn des macedonischen Königs Philipp II. und der Tänzerin Phitinna aus Lariſſa, Halbbruder Alexanders des Großen, blödsinnig in Folge eines Gifttrankes, den ihm Olympias beigebracht, wurde nach dem Tode Alexanders durch einen Aufstand des von Meleager aufgereizten Fußvolks zum König erhoben. Sein erster Schritt als solcher war ein Befehl an das Fußvolk, die Anstifter und Leiter der für ihn vortheilhaften Empörung auszuliefern. Die Soldaten gehorchten, und 300 Ausgelieferte wurden von Elephanten zerstampft, Meleager in einem Tempel ermordet. Bald darauf vermählte sich A. mit der herrschsüchtigen Eurydice und begleitete den Reichsverweser Perdiccas auf seinem Zuge gegen Ptolemäus von Aegypten. Nach des Perdiccas Ermordung (321 v. Chr.) gehorchte A. dem Python, dann dem Antipater und zuletzt seiner Gemahlin Eurydice, die 317 den Cassander als königlichen Oberbefehlshaber nach Macedonien rief. Kaum aber war dieser nach Griechenland zurückgekehrt, so erschien die vertriebene Olympias, unterstützt von dem epirotischen Könige Aeacides, wieder auf dem Kampfplatze. A. wurde gefangen und niedergehauen, Eurydice gezwungen, sich an ihrem Gürtel zu erhängen.

Arria, die heldenmüthige Gattin des Cäcina Pätus, der als angeblicher Anführer einer Verschwörung gegen den Kaiser Claudius 42 n. Chr. zum Tode verurtheilt wurde. Sie folgte ihrem Gemahl auf der Flucht, stieß sich, als sie jeden Weg zur Rettung versperrt sah, den Dolch in die Brust und reichte ihn dem Gatten mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!" Irrthümlich hat man eine der schönsten Gruppen des Alterthums, die sich in der Villa Ludovesi zu Rom befindet, auf diese Geschichte gedeutet und „Arria und Pätus" genannt.

Arrianus, Flavius, stoischer Philosoph, tüchtiger Feldherr und Staatsmann, einer der fruchtbarsten und besten Schriftsteller des spätern Alterthums, gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. in Nicomedia geboren, Schüler und Freund des Stoikers Epictetus, erhielt das atheniſche, von Kaiser Hadrian auch das römische Bürgerrecht, sowie 136 n. Chr. die Präfektur von Kappadocien und besiegte die in das Land eingefallenen Alanen. Antoninus Pius ertheilte ihm die Konsulatwürde und zuletzt als Sinekure das Amt eines Priesters der Ceres und Proserpina zu Nicomedia. A. starb daselbst als hochbejahrter Greis unter Marc Aurel. In allen seinen Schriften zeigt er sich als glücklicher Nachbildner Xenophons, dessen Beispiel selbst auf seine Wahl der Gegenstände den größten Einfluß hatte. So zeichnete er, um seinem Lehrer Epictetus das zu werden, was Xenophon dem Socrates, mit wortgetreuer Genauigkeit die philosophischen Vorträge desselben in 8 Büchern auf, deren noch erhaltene erste Hälfte das Beste ist, was wir über die Ethik der Stoa besitzen. Ausgaben davon lieferten Trincavelli (Venedig 1535), Schweighäuser in „Philosophiae Epicteteae monumenta" (Leipzig 1799, 3 Bde.) und Korais (Paris 1827, 3 Bde.), eine deutsche Uebersetzung Schulz (1801—3, 2 Bde.).

Daran schließt sich das „Enchiridion Epicteti", ein kurzes, gediegenes Handbuch der Moral, schon im Alterthum als Lehrbuch in Hörsälen und Schulstuben benutzt, von Simplicius aus Sicilien um 550 trefflich kommentirt, auch zweimal nach christlichen Grundsätzen paraphrasirt (vom heil. Nilus um 430) und herausgegeben zuerst Venedig 1528 mit des Simplicius Kommentar, von Heinsius (Leyden 1640), Beckel (das. 1670 u. ö.), Schröder (Utrecht 1711), Meibom u. besser von Heyne (Dresden 1756, 1782), am besten von Schweighäuser und Korais (a. a. O.), übersetzt lateinisch von Angelus Politianus bei seiner Uebersetzung des Herodianus (Rom 1493, Bologna 1496), deutsch von Reiske's Frau (Dessau 1782 und von Briegleb (Kob. 1805). Wie als philosophischer Schriftsteller so nimmt A. auch unter den Historikern und Geographen seiner Zeit den ersten Rang ein. Seine „Anabasis" oder Geschichte der Feldzüge Alexanders des Großen ist einfach, gut geordnet, gedrängt, dabei sehr anschaulich und nach den besten Quellen (Ptolemäus, Aristobulus u. A.) mit Umsicht und scharfer, unbestochener Kritik gearbeitet; herausgegeben von Ellendt (Königsb. 1832, 2 Bde.), Krüger (Berlin 1835—1848, 2 Bde., 2. Aufl. 1851), Dübner (Paris 1846), Geier (Lpz. 1851), Sintenis (Berl. 1861), deutsch übersetzt von Borheck (Frankfurt a. M. 1790—92, 2 Bde., beendet von Schulze, 1813) und Dörner (Stuttg. 1829). Die „Indica", eine gleich treffliche Ergänzung, in jonischem Dialekte geschrieben und über Indien, seine Bewohner ꝛc. mit größtmöglicher Genauigkeit und Vollständigkeit berichtend, wurde herausgegeben von Schmieder (Halle 1798), deutsch von Schmid (Braunschweig 1764), erläutert von Dodwell, Vincent (The Voyage of Nearchus, London 1797), von der Chijs (Commentar. Geograph. in Arrian., Leyden 1828). „Anabasis" und „Indica" zusammen erschienen: zuerst lateinisch von Valgulius, griechisch zuerst von Trincavelli (Venedig 1535), dann von Vulcanius (Paris 1575), besser u. mit Noten von J. Gronovius (Leyden 1704), mit den Noten des Raphelius von Schmid (Amsterdam 1757). Wichtig ist die dem Kaiser Hadrian gewidmete Beschreibung einer (137 n. Chr.) gemachten Küstenfahrt um das schwarze Meer, herausgegeben zuerst von Gelenius (Basel 1533), am besten in den „Geographi Graeci minores" von Hudson (1698, Thl. 1) und von Gail (Paris 1831, Bd. 3). Von der verloren gegangenen Geschichte der Alanen ist ein Bruchstück „Ectaxis", Schlachtplan gegen die Alanen, herausgegeben worden von Scheffer (Upsala 1664) und von Blancard (Amsterdam 1683 und 1750). Andere noch erhaltene Schriften A.' sind „Cynegeticus", eine den Xenophon ergänzende Abhandlung über die Jagd, herausgegeben zuerst griechisch u. lateinisch von Hotstenius (Paris 1644), dann mit der „Ectaxis" von Blancard, sowie in Zeune's Ausgabe der „Opusc. politica" von Xenophon (Leipzig 1778); ferner ein fragmentartiges, noch unter Hadrian abgefaßtes Lehrbuch der Taktik, herausgegeben mit der „Ectaxis". Die beste kritische Ausgabe der historischen Werke A.' veranstaltete Müller (Paris 1846). Sämmtliche Werke A.' edirte, jedoch ziemlich inkorrekt, Borheck (Lemgo 1792—1811, 3 Bde.), besser Dübner und Müller (Paris 1846). Eine Uebersetzung lieferte Dörner (Stuttgart 1829—34, 6 Bändchen). Die „Opera minora" des A. gab Hercher (Leipzig 1854) heraus.

Arriaza y Superviela, Don Juan Bautista de, einer der hervorragendsten lyrischen Dichter Spaniens, 1770 zu Madrid geboren, in der adeligen Erziehungsanstalt daselbst, dann in der Militärschule zu Segovia gebildet, diente in der königlichen Marine, verließ diese jedoch wegen Kurzsichtigkeit 1798 und betrat die diplomatische Laufbahn. Er ward Legationssekretär in Paris u. London, kehrte jedoch 1807, kurz vor dem Ausbruche der Revolution, nach Spanien zurück. Er zeigte sich als eifrigen Royalisten sowohl während der französischen Invasion, wie später gegen die Cortes 1812 u. bei der Revolution von 1820, weshalb ihn Ferdinand VII. zu seinem Rath u. Kabinetssekretär, zum Oficial sejunda jubilado im Ministerium des Auswärtigen und zum Kammerherrn und Ritter ernannte. Er † zu Madrid 1837. Seine politische Thätigkeit, deren Principien er in den „Discursos patrióticas" ausgesprochen hat, ging mit der poetischen Hand in Hand. Als Dichter ist A. Meister der Form, weniger originelles Genie; seine Poesien sind überaus lieblich und abgerundet. Die wichtigsten sind: „Las primicias" (1797, 6. Aufl., Madrid 1829—32, 2 Bde.), „Emilia", ein didaktisch beschreibendes Gedicht (das. 1803), u. „Poesias patrióticas" (Lond. 1810, 3. Aufl., Madr. 1815). Eine Auswahl von A.s lyrischen Gedichten findet man im 2. Bande von Ferd. Wolfs „Floresta de rimas modernas castellanas" (Par. 1837).

Arriège (Ariège), Fluß in Frankreich, entspringt an den Pyrenäen am Pic von Framiquel, fließt durch einen Theil des Departements Ostpyrenäen, dann durch das gleichnamige Departement u. durch einen Theil des Departements Obergaronne und mündet bei Pinhaguel, südlich von Toulouse, in die Garonne. Er berührt in seinem 20 Meilen langen, nördlich gerichteten Lauf die Städte Ax, Foix, Varillas, Pamiers, Saverdun und Auterive. Seine bedeutenderen Zuflüsse sind links Aston, Vic-Dessos, Lèze; rechts Crieu, Lers, Hize. Er ist goldführend.

Das nach ihm benannte Departement im Südwesten Frankreichs, gebildet aus der ehemaligen Grafschaft Foix, fast dem ganzen Couserans und einigen Theilen von Languedoc, grenzt gegen Westen und Norden an das Departement Obergaronne, östlich an das Departement Aude, südöstlich an das Departement Ostpyrenäen und südlich an Spanien, durch die Pyrenäen von diesem geschieden, und zählt auf 87,02 QMeilen 251,318 Einwohner. Das Land dacht sich von den Pyrenäen gegen die Garonne ab, welche in einiger Entfernung von der nördlichen Grenze des Departements hinströmt. Es besteht aus 2 tiefen Gebirgsthälern fast von gleicher Breite, dem der Salat und dem der A., welche durch eine Gebirgsabzweigung der Pyrenäen von einander geschieden werden und in das Becken der Garonne einmünden. Die Pyrenäen erheben sich an der südlichen Grenze im Pique d'Estat (9700 F.), Montcalm (9700 F.), Maladetta (10,200 Fuß) und andern Spitzen bis über die Schneegrenze. Die beiden genannten Haupt-, sowie deren zahlreiche Nebenthäler, welche von wilden Gebirgsbächen durchströmt werden, sind von hohen Bergen umgeben und oft nur durch Saumpfade zugänglich. Die beiden größeren und allein schiffbaren Flüsse sind die Salat u. A. Die Gers, welche den nordöst-

Digitized by Google

lichen Theil des Departements bewässert, mündet in die Garonne; ebenso die Arize, welche den mittleren Theil des Departements zwischen den beiden genannten Hauptthälern durchströmt, sowie die unbedeutendere Volpa. Im Norden des Departements, wo die Thäler sich zu Ebenen erweitern, ist das Land zum Theil sumpfig. Das Klima ist verschieden, im Norden angenehmer als im gebirgigen Süden, wo das nahe Gebirg im Sommer eine erstickende Hitze, im Winter aber eine heftige Kälte veranlaßt. Die gebirgige Bodenbeschaffenheit des oberen Landes begünstigt die Zucht von Schafen, Mauleseln, Pferden und Rindern. Die Waldungen, welche aus Fichten, Eichen, auch Korkeichen und Buchen bestehen, bergen Hochwild, darunter auch Gemsen, sowie Bären und Wölfe, und liefern Nutzholz, Terpentin, Pech als Ausfuhrartikel. Zum Anbau von Getreide, Mais, Hanf, Flachs, Oelpflanzen ꝛc. eignet sich nur der nördliche Theil des Landes; aber Kastanien, edlere Obstsorten und mittelmäßiger Wein werden auch in den gebirgigeren Gegenden in Ueberfluß gebaut. Das angebaute Land nimmt über $^1/_3$, Heide- u. Weideland etwas weniger, Wald über $^1/_4$, Wiesen über $^1/_{10}$, Weinberge etwa $^1/_{40}$ der ganzen Oberfläche ein. Mannichfaltig sind die mineralischen Produkte. Mehre Bäche sind goldführend; ehemals ward auch auf Silber gebaut; jetzt sind noch Blei-, Kupfer-, Zink-, Alaun- und andere Gruben in Betrieb. Außerdem finden sich Gyps-, Marmor- und Schieferbrüche, Fayence- und Töpferthon, Steinkohlen und Torf. Unter mehren Salz- und heißen Quellen sind die von Ax und Aſſat die bekanntesten. Die Industrie beschäftigt sich vornehmlich mit der Ausbeutung der genannten mineralischen Produkte, namentlich mit der des Eisens, das auch hier verarbeitet wird, dann mit der Fabrikation von Tuch, Leinwand, Strumpfwaaren, Glas- u. Hornwaaren, irdenen Geschirren, Leder, chemischen Produkten ꝛc. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Foix, Pamiers und St.-Girons, welche 20 Kantone und 332 Gemeinden umfassen. Hauptstadt ist Foix.

Arrièregarde (v. Franz., Nachtrab, Nachhut), Truppenabtheilung, welche die Bestimmung hat, den Rücken einer anderen größeren Heeresabtheilung gegen feindliche Angriffe zu decken. Zu diesem Zwecke besteht sie meist aus Kavallerie und Infanterie und führt auch, wenn sie den Zug eines bedeutenden Gros zu decken hat, Geschütze bei sich, die nach den Umständen ganze Batterien ausmachen. Ihr Auftrag ist ein ehrenvoller, aber oft undankbarer. Damit das Gros eine Stellung annehmen und dem verfolgenden Feinde das Vordringen ernstlich wehren kann, hat die A. jede Position, jedes Defilé zu vertheidigen. Ihre Führung erfordert große Umsicht, ihr Dienst die besten Truppen. Die A. zerfällt in verschiedene Abtheilungen. Der Haupttrupp macht etwa $^1/_3$ der ganzen A. aus, bildet deren Replis und bleibt stets 2—400 Schritt von der agirenden Abtheilung entfernt. Diese zweite, stets mobile Fraktion der A. besteht aus $^1/_4$ des Ganzen und sendet wieder eine Spitze gegen den Feind aus, mit der sie jedoch immer durch Zwischenposten in Verbindung bleibt. Wenn die Spitze von dem verfolgenden Feind gedrängt wird, so zieht sie sich auf die Zwischenposten, diese auf die eigentliche A., diese auf das Gros zurück. Jede der verschiedenen A.n hält sich nach Beschaffenheit der Umstände an geeigneten Stellen und setzt gedrängt den Rückzug fort; doch steht der Grundsatz fest, daß sich die A. nicht zu lange aufhalten, sich nicht abschneiden oder auf das Gros werfen lassen darf. Gewöhnlich handelt es sich bei Arrièregardengefechten um die Behauptung der Straßen, auf denen das Gros retirirt; daher wird sich der Kampf vornehmlich um einzelne Avenuen, Dörfer, Waldstrecken u. sonstige Defileen entspinnen, wobei die Artillerie die Straßen und das Terrain zu beiden Seiten derselben vertheidigt, Infanterie und Kavallerie aber besonders zur Hinhaltung des Gefechts thätig sind. Hauptzweck eines Arrièregardengefechts ist, Zeit zu gewinnen, wobei aber dasselbe immer auf die Weise zu engagiren ist, daß es zu jeder Zeit abgebrochen werden kann. Wenn der Feind in der Verfolgung nachläßt, so marschirt die A. kolonnenweise weiter. Bei der A. eines Bataillons sind die Entfernungen vom Gros nicht so groß, als bei der A. einer Division oder eines Corps. Wenn keine Verfolgung von Seiten des Feindes Statt findet, so genügt zur A. schon ein Unteroffizier mit wenigen Mann. Auch sorgt die A. für das Sammeln der Isolirten und Marodeurs und deren Zurückbringung zum Gros.

Arrighi, Jean Toussaint, A. de Casanova, Herzog von Padua, französischer General, 1779 auf Korsika geboren, Verwandter Bonaparte's durch Lätitia, war zuerst Adjutant Berthiers, focht dann als Kapitän in Aegypten, wo er bei St. Jean d'Acre tödtlich verwundet wurde. Bei Marengo avancirte er zum Chef d'Escadron, bei Austerlitz zum Colonel der Gardedragoner. Auf dem Schlachtfeld von Friedland 1806 ernannte ihn der Kaiser zum Brigadegeneral, später zum Herzog von Padua. Im österreichischen Feldzuge von 1809 focht er als Divisionsgeneral bei Eßlingen und Wagram, organisirte 1812 die Kohorten und war 1813 Kommandeur des 3. Kavalleriecorps in Sachsen, wo er das lützowsche Corps aufhob und Leipzig hart drückte; 1814 zeichnete er sich noch bei Nogent und Laon aus. Nach Napoleons Fall machte A. den vergeblichen Versuch, Korsika's Unabhängigkeit zu vertheidigen, ward deshalb 1815 verbannt, aber 1820 zurückgerufen, lebte jedoch fast immer in der Lombardei. Im J. 1848 kehrte er nach Frankreich zurück, wurde 1849 von den Korsikanern in die gesetzgebende Versammlung gewählt und gehörte hier zu den Koryphäen der bonapartistischen Partei. Im Nov. 1849 ward er Generaldirektor der Posten, nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 Mitglied der konsultativen Kommission, im Jan. 1852 Senator, im Dec. Gouverneur des Invalidenhauses. Er † den 22. März 1853 zu Paris. Sein einziger Sohn war Präfekt zu Versailles, trat 1852 in den Staatsrath, nahm nach seines Vaters Tode den Titel eines Herzogs von Padua an und ward 1853 Mitglied des Senats.

Arrimage (franz.), Schichtung der Stückgüter, das eigenthümliche Ordnen der Schiffsladung im Raume, wobei darauf zu sehen ist, daß das Schiff eine gleichförmige Belastung erhalte, u. zwar so, daß die schwersten Gegenstände, insbesondere flüssige Waaren, unten liegen, die einzelnen Stücke bei vorkommendem Sturme unbewegt an ihrer Stelle bleiben, dennoch aber eine Katze durch kann und die Waaren

vor Mäusefraß gesichert sind. Den durch nachlässige A. entstehenden Schaden hat der Schiffer zu tragen.

Arrius, Quintus, Anführer der Römer im Sklavenkriege, aus niederem Stande, schlug den Crixus, ward aber von Spartacus besiegt. Durch das glänzende, zur Todtenfeier seines Vaters dem Volke gegebene Gastmahl ist ein arrisches Mahl sprüchwörtlich geworden. Seine Söhne, Cajus und Marcus, verschwendeten das große väterliche Vermögen durch Schwelgerei.

Arroba (Arrobas, Arrobe), Gewichtsgröße und Flüssigkeitsmaß in Spanien und Portugal. Die kastilianische A. in Madrid, Malaga und an a. O. ist = 25 kastil. Pfd., = $^1/_4$ gewöhnlicher Centner (Quintal), = $^1/_6$ schwerer Centner (Quintal macho), = $24_{,504}$ berliner Pfd., = $20_{,396}$ wien. Pfd.; in Alicante und Valencia = 24 große Pfd., = 36 kleine Pfd., = 12414,96 Gramm, = 24,8 Zollpfund; in Portugal, namentlich Lissabon, = $^1/_4$ Centner (Quintal), = 32 Pfd., = 14691,2064 Gr. = 29,38 Zollpfund. In Bilbao, Madrid, Malaga u. Kastilien hat man zweierlei A.: A. mayor oder den Cantaro für Wein, Honig und Branntwein, = 8 Azumbres, = 16,137 Liter; u. A. menor für Oel, zu 25 Libras, = 12,564 Liter. In Valencia ist die A. od. der Cantaro für Wein und andere Flüssigkeiten, mit Ausschluß des Oels, = $^1/_{15}$ Carga, = 4 Quartos, = 11,78 Liter. Die Oel-A. wird gewöhnlich nach dem Gewichte berechnet.

Arrõe, Insel, s. Aerde.

Arrogation (v. Lat.), s. Adoption.

Arrondiren (v. Franz.), runden, abrunden, in der Oekonomie u. Politik, durch, Kauf, Tausch oder Eroberung seine Ländereien oder Lande in einen gewissen Zusammenhang bringen. Die Arrondirungspolitik, die besonders in der 9. Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Zeitlang herrschte, war jedenfalls ein Fortschritt im Vergleich zu der bloßen Eroberungspolitik, wiewohl sie oft mit Arglist verfolgt ward.

Arrondissement (franz.), Rundung, Abrundung einer Sache, Benennung der Unterabtheilungen der französischen Departements, welchen ein Unterpräfekt vorsteht, und der Quartiere, in welche mehre französische Städte eingetheilt werden, z. B. Paris in 12.

Arrone, zwei italienische Flüsse im Kirchenstaat. Der westliche (occidentale) entspringt bei Cortuosa, mündet bei Montalto in das tyrrhenische Meer nach einem Lauf von 16 italienischen Meilen; der östliche (orientale) kommt aus dem Lago-Sobatino, mündet bei Torre de Maccarese in dasselbe Meer nach einem Lauf von 18 italienischen Meilen.

Arrosement (franz.), Befeuchtung, Anfrischung; im metaphorischen Sinne nachträgliche Zahlung, die zu dem Zweck gemacht wird, um eine frühere Zahlung zu sichern.

Arrow-Root (engl.), indisches Pfeilwurzelmehl, ein Stärkmehl, ganz von der chemischen Beschaffenheit des gewöhnlichen, wird theils aus Westindien, theils aus Ostindien bezogen. Es wird aus knolligen Wurzeln verschiedener Pflanzen bereitet, die man ebenso wie die Kartoffeln zur Gewinnung des Stärkmehls behandelt. Es kommt besonders von England aus gewöhnlich in zugelötheten, circa 2 Pfund davon enthaltenden Blechbüchsen (für 1 bis $1^1/_2$ Thaler) in den Handel, ist aber trotz dieses hohen Preises meist verfälscht. Das westindische A. erhält man aus den Wurzelknollen von Maranda arundinacea und M. indica, aus der Familie der Canneen, wovon die erstere in Surinam, die zweite auf den Antillen wächst. Das ostindische A. (Tikor, Tikhur) kommt von den knolligen Wurzeln der Curcuma angustifolia und C. leucorrhiza, aus der Familie der Scitamineen, und von Sagittaria sagittata, die häufig in Ostindien wachsen. Beide Arten sind weiße Pulver und lassen sich schwer von einander und von manchen andern Stärkmehlarten unterscheiden. Das Tahiti-A. (Tacca-A.) wird aus dem Wurzelstocke von Tacca pinnatifida gewonnen, kommt aber selten im Handel vor. Vom Kartoffel- und Weizenstärkmehl, mit dem das A. übrigens gleiche chemische Zusammensetzung hat, zeichnet es sich durch folgende physikalische Eigenschaften aus, deren Kenntniß zur Verhütung von Verwechslung und Erkennung von Verfälschung nützlich sein kann. Es zeigt unter dem Mikroskop ein anderes Ansehen, läßt sich leichter in kaltem Wasser suspendiren und löst sich schneller durch Kochen darin, ohne hierbei denselben eigenthümlichen Geruch wie gewöhnliches Stärkmehl zu entwickeln, der sich aber schon dann zeigt, wenn es nur mit 12 Procent von solchem verfälscht ist. Während gewöhnliches Stärkmehl schon zu 10 Gran mit 2 Unzen Wasser gekocht einen beim Erkalten konsistenten, gallertartigen Kleister bildet, stellt das A. unter denselben Verhältnissen eine kein zusammenhängendes Ganzes bildende, schleimigkleisterartige Flüssigkeit dar. Schon im Mutterlande wird das A. öfters mit Kassave- oder Bananenmehl verfälscht, worauf es durch Kochen weniger Schleim gibt, auch keine so rein weiße Farbe hat, sonst auch mit Kartoffelstärkmehl oder dem Mehl von Getreidearten. Die Beimengung des letzteren verräth sich durch einen stinkenden Geruch beim Verbrennen. Das A. wird besonders häufig von englischen Aerzten gegen Schwäche und Entkräftung angewendet. Es scheint keine bedeutenden Vorzüge vor dem gewöhnlichen Stärkmehl zu besitzen, jedoch noch etwas nahrhafter und leichter verdaulich, daher besonders für schwache Kinder empfehlenswerth zu sein. Eine passende Zubereitung desselben ist: 3 Drachmen desselben mit $^1/_2$ Unze Wasser zusammenzureiben, dann unter stetem Umrühren mit 9 Unzen Wasser auf 8 Unzen einzukochen, wodurch man einen Schleim erhält, dem man nach Gefallen Zucker, Milch ꝛc. zusetzen kann. Auch läßt sich eine vortreffliche Mehlsuppe daraus bereiten.

Arrowsmith, ausgezeichneter englischer Geograph und Landkartenstecher der Neuzeit, 1751 (nach Andern 1750 oder 1748) zu Bedfort in Durhamshire geboren, war der Sohn eines Pächters und anfangs zu gleichem Berufe bestimmt, widmete sich aber aus Neigung der Mathematik und Geographie, kam 1770 nach London, ward königlicher Hydrograph und † 1824 (nach Andern 1823). Die Zahl seiner Karten beläuft sich auf 150; darunter: England in 18, Schottland in 4, Irland in 4, der große Ocean in 9, La Manche in 7 Blättern; ein Universalatlas von 45 Karten und mehre Specialatlanten. Alle sind in artistischer Beziehung vortrefflich; allein nur die von Großbritannien verdienen das Lob wissenschaft-

licher Genauigkeit. Im Jahre 1825 erschien zu London „Geometrische Konstruktion der Karten und Globen", ein Werk mit Kupferstichen, das jedoch sowohl A., als seinem Sohne Karl zugeschrieben wird.

Arroyo del Puerco, Stadt in der spanischen Provinz Estremadura, an der Ayuda, westlich von Caceres, mit 7395 Einw. und Fayencefabrik.

Arruinseln (Aru-, Arrou-, holländ. Aroe-, franz. Arouinseln), den Niederländern gehörige Inselgruppe, gegenüber der Westküste von Neuguinea, zwischen 5° 20′ bis 7° 8′ südl. Br. und 134° 15′ bis 135° östl. L. von Greenw., wird noch zum indischen Archipel gerechnet und ist auf der Ostseite von einem großen Korallenriff umschlossen, weshalb die Inseln von dieser Seite her fast unzugänglich sind. Viele derselben sind auch von europäischen Seefahrern noch gar nicht besucht, geschweige näher untersucht worden. Die größeren sind Kabroor, Berlay, Kre, Tranna, Maykor. Der gewöhnliche Ort, den die Seefahrer des Handels wegen aufsuchen, ist die Dobobai an der Insel Wammer. Die Inseln haben eine reiche Vegetation, sind dicht bewaldet und reich an allerlei Früchten. Eingeborne Bewohner sind die Alfuren, die besonders die östlichen Inseln bewohnen, während auf den westlichen sich christliche Malayen niedergelassen haben. Die gesammte Bevölkerung wird zu 20,000 Seelen angegeben. Ihre Hauptnahrungszweige sind Viehzucht, Kartoffel- und Kürbisbau und Fischerei. Die Niederländer besitzen diese Inseln schon seit 1640, haben sie aber sehr vernachlässigt, in Folge dessen das früher auf vielen Inseln herrschende Christenthum dem Islam hat weichen müssen. Hauptgegenstände der Fischerei und des Handels nach China sind Trepang, Korallen, Perlmuscheln und Vogelnester.

Arsaces (Arschak, armenisch Arschag, neupersisch Aschak oder Aschek), 1) eine Reihe neuperser oder parthischer Könige: a) A. I., Stifter des parthischen Reichs, Ahnherr der dortigen Arsaciden, angeblich dem persischen Königsgeschlechte der Achämeniden entsprossen, empörte sich um 256 v. Chr. (nach Andern 250) gegen den syrischen König Antiochus II., erschlug dessen Statthalter in Persien, Agathocles, unterwarf sich einen Theil des alten Hyrkaniens, die heutige Landschaft Kumis, nahm den Königstitel an und wählte Hecatompylus zu seiner Hauptstadt. A. starb nach zweijähriger Regierung. Die geschichtliche Sage übertrug auf ihn einen Theil der Thaten und Regierungsjahre seines Bruders und Nachfolgers. — b) A. II., Tiridates, 254 bis 217 v. Chr., Nachfolger des Vorigen, ein Held und weiser Regent, der die Grenzen seines Reiches über ganz Hyrkanien erweiterte, gegen die Wiedereroberungsversuche Syriens ein Bündniß mit dem baktrischen Könige Theodotus schloß und 236 v. Chr. in einer großen Schlacht den syrischen König Seleucus Callinicus gefangen nahm. Der Tag dieser Schlacht ward von den Parthern jährlich als Freiheitsfest gefeiert. Für die Kräftigung und Erhebung seines Reiches sorgte A. außerdem durch gute Gesetze, Organisation des Militärwesens und Anlegung vieler Städte und Festungen. — c) A. III. Artabanus, Sohn des Vorigen, 217—196 v. Chr., bemächtigte sich während der Kriege Antiochus des Großen von Syrien wider Ptolemäus Philopator und den in Kleinasien unabhängig gewordenen Achäus Mediens, ward aber seit 212 von den kriegerischen Seleuciden so in die Enge getrieben, daß er in dem Frieden von 210 die gemachte Eroberung herausgeben und sich mit Antiochus selbst gegen den baktrischen König Euthydemus verbinden mußte. Bis zu seinem Tode herrschte seitdem Ruhe im Lande. Einige machen A., mit Uebergehung des Tiridates, zum zweiten Regenten dieses Namens; Moses von Chorene nennt ihn A. den Großen, Eroberer von Balh (Pehlu) und Begründer der armenischen Arsaciden durch Einsetzung seines Bruders Valarsaces oder Wagharschag. Sein Sohn, A. IV. Priapatius, 196—181 v. Chr., regierte nach Moses von Chorene 30 Jahre. Die übrigen Arsaciden (s. d.) führen diesen Namen ebenfalls, aber nur als allgemeinen Beinamen, etwa wie die römischen Kaiser den Namen Augustus.

2) Könige von Armenien (s. d.).

Arsaciden (arabisch und neupersisch Aschkanier), 1) mächtige Dynastie des Partherreiches, von 256 (250) v. Chr. bis 226 n. Chr., durch Arsaces I. (s. d.) gegründet. Die parthischen A., griechischer Gesittung nicht abhold, residirten anfangs zu Hecatompylus, später zu Ctesiphon und Ekbatana; welthistorisch ist ihr langer, rühmlicher Kampf wider die Römer, deren Waffenglanz hier die ersten Flecken erhielt. Die vorhandenen Verzeichnisse der arsacidischen Könige weichen sehr von einander ab; das vollständigste geben die griechischen und römischen Geschichtschreiber. — 2) Armenische Dynastie, nach Moses von Chorene gegründet durch Wagharschag oder Valarsaces, der von seinem Bruder, dem Partherkönige Arschag II. (wahrscheinlich Arsaces III. Artadanus), um 130 v. Chr. mit Gewalt auf den Thron Armeniens gehoben wurde. Seine angeblichen Nachkommen regierten bis 450 n. Chr. Nach den griechischen und römischen Geschichtschreibern beginnen die arsacidischen Herrscher in Armenien eigentlich erst mit Arsaces I., der von seinem Vater, dem Partherkönige Arladanus III., um 35 n. Chr. den Armeniern aufgedrungen ward.

Arsamas, Kreisstadt im russischen Gouvernement Nishnei-Nowgorod, an der Mündung der Scholka in die Tescha, mit 8388 Einwohnern, die Leder, besonders Juchten, Seife, Lichte, Silber- und Eisenarbeiten, Schuhe, die einen Ausfuhrartikel bilden, fabriciren und Handel mit Leinwand, Segeltuch, Hanf, Flachs treiben.

Arschin, russische Elle, = 1/500 Werst = 16 Werschock = 0,711187 Meter = 1,066345 preußische Elle = 1,258 leipziger Elle = 0,9127 wiener Elle.

Arsen, Arsenik als chemischer Körper.

Arsenal, s. Zeughaus.

Arseniate, s. v. a. arsenikfaure Salze, s. Arsenik.

Arsenide, Verbindungen des Arseniks mit Metallen, s. Arsenik.

Arsenik (arsenicum, Arsen), ein in der Natur sehr häufig vorkommendes Metall, das zuweilen in metallischer Form, öfter aber in Verbindung mit Schwefel oder mit anderen Metallen (Arsenide), auch oxydirt in Verbindung mit Erden und Metalloxyden auftritt, dessen Schwefelverbindung unter den Sublimationsprodukten einiger Vulkane

auftritt und deſſen Salze ſelbſt nicht ſelten in Quellanſätzen vorkommen. Das Vorhandenſein des A.s in der Natur war ſchon dem Ariſtoteles bekannt; er erwähnt einer Verbindung deſſelben mit Schwefel unter dem Namen Sandarak, und Dioscorides bedient ſich ſchon des Namens Arsenicum. Paracelſus wußte, daß weißes A. zu einem Metall reducirt werden könne; doch erſt Brand ſtellte 1733 genaue Verſuche über die chemiſche Natur des A.s an.

Gediegen A. (Scherbenkobalt, Fliegenſtein, cobaltum crystallisatum, regulus arsenici) findet ſich auf Erzgängen im ältern Gebirge, im Glimmer, Thonſchiefer, Gneis, ſeltener im Uebergangs- und Flötzgebirge, begleitet von Quarz-, Kalk-, Fluß- und Schwerſpath, Arſenik-, Kupfer- und Eiſenkies, Blende, Bleiglanz, Nickel-, Kobalt- und Silbererzen, im ſächſiſchen Erzgebirge, in Böhmen, am Harz, in Baden, Elſaß, Ungarn, Norwegen, Sibirien u. a. O. Das gediegene A. kommt am häufigſten derb und eingeſprengt, in nierenförmigen, kugeligen, traubigen Maſſen von unvollkommen krummblätteriger Textur, feinkörnigem Bruch vor; auf friſchem Bruch iſt es wenig metallglänzend, die Außenfläche nur ſchimmernd aber glanzlos, hell bleigrau, zinnweiß, außen ſtets grauſchwarz angelaufen; ſelten findet es ſich als dünne, büſchelförmig auseinander laufende Nadeln kryſtalliſirt. Sein ſpecifiſches Gewicht iſt 5,73, die Härte zwiſchen Kalk- und Flußſpath. Es verflüchtigt ſich vor dem Löthrohr vollſtändig unter Verbreitung von Knoblauchgeruch. Wo es in derben Maſſen vorkommt, wird es gewonnen und in den Handel gebracht. Als harter Arſenikkies (Mißpickel, Giftkies), eine Verbindung von Arſenikeiſen mit Schwefeleiſen, findet es ſich auf Gängen und Lagern in ältern Gebirgsmaſſen, in Glimmerſchiefer, Gneis, Chloritſchiefer, Serpentin, Syenit, begleitet von Zinnerz, Wolfram, Molybdänglanz, Kupfer- und Eiſenkies, Bleiglanz, Blende, Silbererzen, auch mit Gold, ferner mit Quarz-, Kalk-, Fluß- u. Feldſpath, Granaten, zu Altenberg bei Kupferberg, im ſächſiſchen Erzgebirge, in Böhmen, am Harz, in Steiermark, Ungarn, Frankreich, England, Schweden, Sibirien. Er kryſtalliſirt in geraden rhombiſchen Säulen von nahe 112°, die, mit den quergeſtreiften einer Horizontalſäule verbunden, Oblongoktaëder bilden, eingeſprengt, derb angeflogen; der Bruch iſt uneben bis kleinkörnig, metallglänzend, ſilberweiß ins Zinnweiße, Meſſinggelbe. Er ſchlägt am Stahl Funken. Das ſpecifiſche Gewicht iſt 5,3—6,7. Er beſteht aus 20 Schwefel, 46 A. und 34 Eiſen und iſt vor dem Löthrohr zu einer ſchwarzen, magnetiſchen Kugel ſchmelzbar. Im Kölbchen erhitzt, liefert er anfänglich ein braunrothes Sublimat, ſpäter einen Arſenikſpiegel. Er dient zum Ausbringen des A.s und zur Bereitung des künſtlichen rothen Schwefelarſeniks. Der ſilberhaltige wird auf Silber benutzt. Der weiche Arſenikkies (arotomer Arſenikkies, Arſenikeiſen), eine Verbindung von A. mit Eiſen, iſt weiß, kryſtalliniſch und ſpröde, von 7,3 ſpecifiſchem Gewicht, kommt in nadelförmigen Kryſtallen im Serpentin von Reichenſtein in Schleſien, außerdem noch bei Schladming in Steiermark, am Harz, im Erzgebirge, in Norwegen vor, liefert im Kölbchen kein braunrothes Sublimat, ſondern nur Arſenikſpiegel. Zu Reichenſtein iſt er goldhaltig. Außer den beiden genannten gehören zu den Arſeniden: Arſenikнickel (Kupfernickel und Weißnickelerz), Speiskobalt, Arſenikkupfer (Algodonit und Domeykit) und Arſenikſilber; zu den Arſenik-Schwefelmetallen: Glanzkobalt und Nickelglanz, Antimonnickelglanz (ſ. Antimon, Kobalt, Kupfer, Nickel); zu den Sulfuriden Realgar und Rauſchgelb. Das Realgar (Rauſchroth, rothes Arſenikglas, Arſenikrubin) kryſtalliſirt in ſehr zuſammengeſetzten Kryſtallen des monoklinoëdriſchen oder zwei- und eingliedrigen Syſtems mit pomeranzengelbem Strichpulver und iſt diamantglänzend, von Gypshärte. Es beſteht aus 30 Schwefel und 70 A., verbrennt vor dem Löthrohr mit weißer Flamme und dient daher zum bengaliſchen Weißfeuer. Es kommt vor auf Gängen im Urgebirge, Uebergangs-, weniger im Flötzgebirge mit Kalk, Schwer- und Braunſpath, Quarz, A. und Arſenikerzen, Bleiglanz, Zink und Spießglanzblende, in Ungarn, Böhmen, Tyrol, im ſächſiſchen Erzgebirge, Harz, Elſaß, in Baden, in der Schweiz, in China, Peru, in der Umgebung der Vulkane, als ein Produkt der Verflüchtigung auf Laven, an Kratern, am Veſuv, Aetna ꝛc., aus gleichen Atomen Schwefel u. A. beſtehend. Rauſchgelb (Operment, gelbes Schwefelarſenik, gelbes Arſenikglas) findet ſich im Flötzgebirge, im Mergel, thonigen Sandſtein, mit Realgar, Quarz, Kalkſpath in Ungarn, auf Gängen mit Realgar, Bleiglanz, Schwefelkies, Blende, ſeltener mit gediegenem Gold, in Ungarn, Siebenbürgen, in der Türkei, Walachei, in Kleinaſien, China, Mexiko, auf Gängen mit älterem Thonſchiefer am Harz, auf vulkaniſchen Gebilden mit Realgar. Es kryſtalliſirt rhombiſch; die Farbe iſt citronengelb; der Glanz perlmutterartig; die Härte die des Gypſes. Es verbrennt wie das vorige und iſt ebenſo in Kolben ſublimirbar. Seine Zuſammenſetzung iſt 38 Schwefel, 62 A. Es kommt aus dem Orient in den Handel. Außerdem gehören zu den Sulfuriden Arſenikrothgülden und arſenikhaltiges Sprödglaserz (ſ. Silber) und Fahlerz (ſ. Kupfer). Unter den Sauerſtoffverbindungen gehören hierher: die Arſenikblüthe, im ältern und neuern Gebirge als ſekundäres Gebilde mit Arſenikerzen und den gewöhnlichen Begleitern derſelben am Harz, in Ungarn, Böhmen, im Elſaß u. a. O., ſehr ſelten kryſtalliſirt, oft büſchelig-ſtrahlig, gewöhnlich nadel- und haarförmig, kugelig, tropfſteinartig, als erdiger Beſchlag mit blätterig-ſtacheligem Gefüge, halbdurchſichtig, undurchſichtig, zwiſchen ſeiden- und glasglänzend, auch matt, weiß, zufällig auch anders gefärbt, beſtehend aus 76 A. und 24 Sauerſtoff. Es verflüchtigt ſich auf der Kohle unter Arſenikgeruch, kommt dimorph in der Natur vor noch als rhombiſch kryſtalliſirter Arſenphyllit in biegſamen Blättchen.

Sehr zahlreich ſind die natürlichen arſenikſauren Salze (Arſeniate): Pharmakolith und Haidingerit (waſſerhaltige arſenikſaure Kalkerde), Pikropharmakolith (bittererdehaltiger Pharmakolith), Berzeliit (arſenikſaure Kalkbittererde), Nickelarſeniat und Nickelblüthe (arſenikſaures Nickeloxydul), Kobaltblüthe (arſenikſaures Kobaltoxydul), Köttigit (arſenikſaures Zink-Kobalt-Nickeloxydul mit Waſſer), Skorodit, Eiſenſinter, Würfelerz, Arſenikſiderit u. Kar-

minspath, arsenikſaures Eiſenerz, letztere beiden Verbindungen mit Kalkerde, reſpektive Bleioxydul. Zu den Kupferoxydverbindungen gehören: Trichalcit, Olivenit, Konichalcit, Euchroit, Erinit, Cornwallit, Kupferſchaum, Strahlerz, Kupferglimmer, Linſenerz; zu den arſenikſauren Bleioxydulverbindungen der Mimaleſit, eine Verbindung, in der oft Phosphorſäure vorkommt u. die dabei Chorblei enthält. Eine arſenikſchwefelſaure Verbindung des Eiſenoxyduls iſt der Pittizit (Arſenikſinter, Eiſenſinter, Eiſenpecherz). Ueber die wichtigſten dieſer arſenikſauren Salze ſ. Kalkerde, Nickel, Kobalt, Eiſen, Kupfer, Blei; viele von ihnen ſind durch die Einwirkung der Tagewaſſer auf Arſenikmetalle entſtanden.

Das reine A. (Fliegengift) hat eine ſtahlgraue Farbe, ſtarken Glanz auf der friſchen, nicht von der Luft oxydirten Oberfläche, läuft leicht an, wird blind, bräunlich-grauſchwarz, beſitzt ein blättriges Gefüge, parallel den Flächen eines Rhomboëders, kryſtalliſirt bei langſamer Sublimation auch wohl in Rhomboëdern, ohne jedoch vorher zu ſchmelzen. Sein ſpecifiſches Gewicht iſt 5,96. Es iſt geruch- und geſchmacklos, ſpröde, bildet bei 180° grauweiße Dämpfe, die knoblauchartig, ähnlich wie phosphorige Säure, riechen (was eine ſehr charakteriſtiſche Eigenſchaft des A.s iſt) und ſich zu ſtarren Maſſen kondenſiren. Das Metall hat ſehr große Verwandtſchaft zum Sauerſtoff, daher es ſich ſehr leicht an der Luft oxydirt; mit Waſſer befeuchtet, kann ſich friſch ſublimirtes A. bis zum Entzünden erhitzen. Mit Salpeter gemiſcht und angezündet, verpufft es mit Heftigkeit, und mit chlorſaurem Kali gemengt kann es durch einen Hammerſchlag entzündet werden, wobei es äußerſt gewaltſam verpufft. In Sauerſtoffgas entzündet es ſich, brennt mit blaſſer blauer Farbe und wird in arſenige Säure verwandelt. Salpeterſäure oxydirt daſſelbe zu arſeniger Säure, überſchüſſiges Königswaſſer endlich zu Arſenikſäure; dagegen löſt es ſich in Salzſäure nur ſehr wenig bei Luftzutritt. Mit Alkalien zuſammengeſchmolzen zerſetzt es das Oxyd u. Hydratwaſſer und liefert arſenigſaures Alkali, Arſen und Waſſerſtoff. Mit Metallen legirt es ſich ſehr leicht und macht ſie meiſt ſpröde, leichter ſchmelzbare, wie Blei, ſchwerflüſſiger, ſchwieriger ſchmelzbare, z. B. Platin, leichtflüſſiger. Es iſt ſehr giftig. In der Technik findet es eine ſehr beſchränkte Anwendung bei der Fabrikation des Schrots und bei der Darſtellung von Weißkupfer. Außerdem benutzt man es auch als Fliegengift. Mit dem Sauerſtoff verbindet es ſich zu einem Suboxyd, welchem wahrſcheinlich der eigenthümlich charakteriſtiſche Knoblauchgeruch angehört, und zu 2 Säuren, der arſenigen und Arſenikſäure (ſ. unten).

Die Darſtellung des A.s geſchieht entweder aus Scherbenkobaltarſenik und Arſenikkalkies durch Sublimation, wie zu Reichenſtein in Schleſien und zu Ribas in Katalonien, oder durch Reduktion der arſenigen Säure durch Holzkohle, wie zu Altenberg in Sachſen. Im erſten Fall werden die aufbereiteten Erze in thönernen Retorten, welche reihenweiſe über einander in einem Galeerenofen liegen, nach und nach der ſtärkſten Rothglühhitze ausgeſetzt; man pflegt ein cylinderförmig zuſammengerolltes Stück Eiſenblech in den Hals der Retorte und Vorlage zu ſchieben, in welchem ſich das Sublimat vorzüglich ablagert. Das erſte Anfeuern geſchieht ohne Vorlagen; erſt wenn ſich Arſenikdämpfe zeigen, werden dieſe vorgelegt und luftdicht verbunden, damit ſich die Dämpfe zu kryſtalliniſchen Kruſten verdichten, welche als Fliegenſtein (Fliegenkobalt) in den Handel kommen. Das zugleich entſtandene pulverige A., ein Gemenge von metalliſchem A. und arſeniger Säure, nennt man graues A. und pflegt dieſes bei einer neuen Sublimation zuzuſetzen; der Rückſtand enthält, ſelbſt bei einer bis zum Weißglühen erhöhten Temperatur, immer noch A. In Reichenſtein rechnet man 50 Proc. Fliegenſtein aus den reinſten Schichten des weichen Giftkieſes und 25 Proc. graues A. Schmilzt man den Rückſtand vom Arſenikkies mittelſt Kohle, ſo fällt arſenikhaltiges Eiſen, Speiſe. Durch Reduktion des weißen A.s (arſeniger Säure) mittelſt Kohle, ſchwarzen Fluſſes oder Oels gewinnt man gleichfalls A., welche Methode beſonders im Kleinen anwendbar iſt. Man erhält es nach Scheele's Vorſchrift am beſten, wenn man 1 Theil weißes A. mit 3 Theilen ſchwarzem Fluß miſcht und das Gemenge in einen heſſiſchen Schmelztiegel legt, auf welchen man einen andern Tiegel umſtürzt und ankittet. Die Tiegel werden in ein darnach ausgeſchnittenes Stück Eiſenblech ſo eingeſetzt, daß der obere Tiegel durch daſſelbe gegen die Einwirkung der Hitze geſchützt und kalt gehalten werden kann. Der untere Tiegel wird bis zum ſtarken Glühen erhitzt, wobei das Arſenikmetall reducirt und im oberen kälteren Tiegel ſublimirt wird, wobei ſich eine kryſtalliniſche Metallkruſte bildet.

Die wichtigſte der Sauerſtoffverbindungen des A.s iſt die arſenige Säure (weißes A., Rattengift, Giftmehl, Rattenpulver, Hüttenrauch, Arſenikblumen, arsenicum album). Sie wird theils als Nebenprodukt auf Hüttenwerken gewonnen, wo Zinnerze, die einigermaßen Arſenikkies enthalten, oder Kobalterze zum Behuf der Darſtellung der Smalte, auch Nickelerze, abgeröſtet werden, theils als Hauptprodukt beim Röſten des weichen Giftkieſes, z. B. zu Reichenſtein in Schleſien, des harten Giftkieſes, wie zu Altenberg in Schleſien. Die Hüttenwerke, welche zur Erzeugung der arſenigen Säure und zu anderen arſenikaliſchen Produkten dienen, führen den Namen Gifthütten. Sie müſſen möglichſt iſolirt von bewohnten Plätzen und angebauten Gegenden angelegt werden, weil trotz der zweckmäßigſt angelegten Kondenſationsräume ſtets mehr oder weniger arſenikhaltige Dämpfe entweichen und rings umher auf die Vegetation der Pflanzen und das Leben der Menſchen und Thiere mit der Länge der Zeit nachtheilig wirken. Die Gewinnung des weißen A.s in Giftfängen ſoll zuerſt 1564 in den ſächſiſchen Hütten Statt gefunden haben. Im Jahre 1700 hat man angefangen, den weichen Giftkies zu Reichenſtein, welcher früher auf Gold verhüttet wurde, auf A. zu benutzen. Die arſenige Säure iſt eine Verbindung von 1 Miſchungsgewicht A. und 3 Miſchungsgewichten Sauerſtoff oder 76 A. und 24 Sauerſtoff; ſie iſt farblos oder weiß, kryſtalliſirt in regelmäßigen Oktaëdern, kommt im Handel vor als ein weißes Mehl oder als ein Glas. Die in glaſigen Stücken vorkommende arſenige Säure iſt äußerlich gewöhnlich milchweiß, zuweilen etwas gelblich gefärbt, undurchſichtig, porzellanartig, von muſcheligem Bruch; im Inneren iſt ſie

oft ganz vollkommen durchſichtig. Unmittelbar nach der Sublimation iſt ſie durch ihre ganze Maſſe durchſichtig, wird aber nach und nach von außen nach innen milchweiß. Dieſe Modifikationen der arſenigen Säure hinſichtlich der Durchſichtigkeit und Undurchſichtigkeit verhalten ſich auch chemiſch verſchieden. Sie iſt geruchlos, faſt geſchmacklos. In der Hitze verwandelt ſie ſich in geruchloſe, grauweiße Dämpfe und ſublimirt dabei unverändert. Sie iſt ſchwer im Waſſer löslich, löſt ſich in verſchiedenen Mineral- und Pflanzenſäuren, ohne dieſe zu neutraliſiren, bildet mit Baſen arſenikſaure Salze (ehedem Arſenikiebern genannt), wird durch Kohle, Waſſerſtoff, Schwefel, Eiſen in der Hitze reducirt. Das weiße Arſenikmehl oder die arſenige Säure findet in der Oekonomie und in den Künſten mannichfaltige, theils nützliche, theils verwerfliche Anwendung: als Gift gegen ſchädliche Thiere, als Mittel; ausgeſtopfte Thiere gegen Inſekten zu ſchützen; als Zuſchlag zur Smaltebereitung; beſonders auch als Zuſchlag bei der Glasfabrikation, um durch Eiſenoxydul oder Kohle gefärbtes Glas zu entfärben, indem die arſenige Säure das Eiſenoxydul zu Oxyd oxydirt, welches das Glas weit weniger färbt und ebenſo die Kohle in Kohlenoxyd verwandelt (die arſenige Säure wird hierbei zu Metall reducirt, welches ſich verflüchtigt, ohne ſelbſt einen unmittelbaren Einfluß auszuüben; doch können die Dämpfe bei nicht gehörigem Abzuge auf die Geſundheit der Arbeiter ſehr nachtheilig einwirken. Auch als Läuterungsmittel beim Ausſchmelzen des Wachſes, behufs der Fabrikation des gebleichten Wachſes, wird es ſehr allgemein benutzt, doch iſt dieſer Gebrauch ein durchaus verwerflicher, indem das alſo zubereitete Wachs und die daraus gefertigten Gegenſtände arſenikhaltig und ſomit vergiftet werden. Auskochen mit verdünnter Salzſäure und Anſchwängerung der ſauren Flüſſigkeit mit Schwefelwaſſerſtoffgas bietet das leichteſte Mittel dar, ſolche Verunreinigungen zu entdecken. Noch verwerflicher iſt der Gebrauch als Zuſatz zur Stearinſäure, um den daraus gefertigten Lichten die Brüchigkeit zu benehmen und ein wachsartiges Anſehen zu geben. Lichte, welche aus ſolcher Stearinſäure verfertigt ſind, entwickeln nach dem Auslöſchen den bekannten arſenikaliſchen Geruch. Der Docht ſolcher Lichte iſt, ſo weit die Flamme reicht, pechſchwarz, während in einem arſenikfreien Stearinlichte der Docht unten, wo die Flamme blau gefärbt iſt, ſeine weiße Farbe unverändert zeigt und auch da, wo die Verkohlung beginnt, nicht pechſchwarz, ſondern braunſchwarz iſt. Mit etwas Salzſäure angeſäuertes Waſſer zieht arſenige Säure daraus aus und wird durch Schwefelwaſſerſtoffgas gelb gefärbt. In der Kattundruckerei dient das A. zur Hervorbringung des ſcheele'ſchen Grüns auf dem vorher mit ſchwefelſaurer Kupferoxydauflöſung gebeizten Zeuche. Endlich dient es zur Darſtellung der arſenikhaltigen Präparate überhaupt, insbeſondere des arſenik- und arſenſauren Kali's, der arſenhaltigen Kupferfarben, unter denen das Schweinfurtergrün ebenſo ſchön als giftig iſt, und des künſtlichen Operments und Realgars. Die Arſenikſäure iſt eine Verbindung von 1 Miſchungsgewicht A. u. 5 Miſchungsgewichten Sauerſtoff oder 65 A. und 35 Sauerſtoff, eine weiße, glasartige, an der Luft zerfließliche, ſchmelzbare, ſehr giftige Säure, die in hoher Hitze ſich zu arſeniger Säure und Sauerſtoff zerſetzt, Lackmuspapier röthet und ſich leicht reduciren läßt. Sie bildet mit den Baſen die arſenikſauren Salze, welche gleiche Kryſtalliſation mit den entſprechenden phosphorſauren A. beſitzen. Von ſeinen Salzen findet das arſenikſaure Kali Anwendung in der Kattundruckerei. Mit dem Schwefel liefert das A. das Zweifach- (Realgar), Dreifach- (Operment) und Fünffach-Schwefelarſenik. Von ihnen wird das Realgar auch künſtlich durch Zuſammenſchmelzen von A. mit Schwefel oder durch Deſtillation von Arſenikkies u. Schwefelkies erhalten. Das Operment ſtellt man durch Sublimation von 6 — 7 Theilen Arſenikmehl mit 1 Theil Schwefel dar. Letzterer, das ſogenannte arſenige Sulfid, wie das Fünffach-Schwefelarſenik oder Arſenikſulfid werden auch auf naſſem Wege durch wechſelſeitige Zerſetzung von Schwefelwaſſerſtoff u. arſeniger, reſpektive Arſenſäure als gelbe Niederſchläge gewonnen. Sie ſind beide ſogenannte Sulfide, d. h. Sulfoſäuren, die mit Schwefelalkalien zu auflöslichen, mit den übrigen Sulfobaſen (wie Schwefelſilber) zu unlöslichen Schwefelverbindungen höherer Ordnung zuſammentreten. Beide letzten Verbindungen werden als Malerfarben, in der Oelmalerei und Lackirkunſt gebraucht, das Realgar namentlich zur Darſtellung von Kaſten- und Schilderblau, für den Kattundruck, um den Indigo zu reduciren. Ferner benutzt man dieſe Verbindungen zu weißen Feuern (nicht in eingeſchloſſenen Räumen anwendbar wegen der ſich bildenden arſenigen Säure). Ein inniges Gemenge von 24 Theilen Salpeter, 7 Theilen Schwefelblumen und 2 Theilen Realgar gibt ein ganz weißes Feuer. Eine damit gefüllte Büchſe von 30 Zoll im Durchmeſſer, die an der Seeküſte angezündet war, gab ein Feuer, welches auf der See in einem Abſtand von 40 Seemeilen geſehen werden konnte. Man bedient ſich endlich auch des gelben A.s und Operments, um Haare wegzubeizen. Ebenſo verbindet ſich A. mit Chlor, Brom, Jod; im erſten verbrennt es zu Arſenſuperchlorür. Mit Waſſerſtoff tritt es, wenn es mit und neben ihm frei wird, zu dem von Haſe entdeckten Arſenwaſſerſtoff zuſammen, einem farbloſen Gas von eigenthümlichem Geruch und höchſt giftigen Wirkungen, durch deſſen Einathmen der ausgezeichnete Chemiker Gehlen zu München getödtet wurde; es wird ſehr leicht zerſetzt, ſo wenn man die Röhre, durch die es geleitet wird, durch eine Spiritusflamme erhitzt, verbrennt mit bläulichweißer Flamme und ſetzt aus derſelben, wenn ſie gegen eine Porzellanſchale und dergl. geleitet wird, einen glänzenden ſchwarzen Fleck von metalliſchem A. ab. Dieſes Verhalten des Arſenwaſſerſtoffs iſt durch Marſh zu einer der leichteſten Methoden, das Arſen nachzuweiſen, zur ſogenannten marſhſchen Probe, angewendet worden. Es bildet ſich, wenn man zu einer Auflöſung, die arſenige oder Arſenikſäure und ihre Verbindungen enthält, Zink und waſſerhaltige Schwefelſäure oder Salzſäure hinzuſetzt, in denen dann die zu gleicher Zeit durch Zink aus ihren Verbindungen in Freiheit geſetzten A. und Waſſerſtoff im Moment ihres Freiwerdens zu Arſenwaſſerſtoff zuſammentreten. Da übrigens unter gleichen Verhältniſſen Antimonverbindungen Antimonwaſſerſtoff liefern, ſo muß man dann weiter prüfen, ob der im geglühten Gasleitungsrohr ſich abſetzende Spiegel Antimon oder Arſen iſt. Erſteres wird, wenn durch das Gasleitungsrohr Schwe-

selwasserstoff geleitet wird, beim Erwärmen in das gelbrothe Schwefelantimon, letzteres in das gelbe arsenige Sulfid umgewandelt, und leitet man dann getrocknetes Chlorgas hindurch, so wird Schwefelantimon verschwinden, während das Schwefelantimon als flüchtiges Chlorantimon fortgeführt wird. Außer dieser von Fresenius angegebenen Prüfung des vermeintlichen Arsenspiegels verdanken wir noch Berzelius eine andere sichere Methode. Er leitet den vermeintlichen Arsenwasserstoff über frisch ausgeglühtes Kupferoxyd und glüht; ist es wirklich Arsenwasserstoff gewesen, so wird das mit Salzsäure behandelte reducirte Kupfer Arsenkupfer zurücklassen, von welchem die geringste Menge, vor dem Löthrohr auf der Kohle behandelt, den charakteristischen Knoblauchgeruch verbreitet. Bei medicinalpolizeilichen Untersuchungen muß die organische Substanz, mit welcher das Arsen dann immer gemengt ist, zuvor zerstört werden; dabei muß das Gas stets durch ein Chlorcalciumrohr geleitet werden, um es zu trocknen. Zur Erkennung des A.s reicht übrigens in der Regel die Behandlung der Verbindung für sich oder mit trockener Soda gemengt auf der Kohle mit dem Löthrohr aus; dabei verbreitet sich Knoblauchgeruch und weißer Rauch von arseniger Säure. Auch in organische Verbindungen tritt A. als Bestandtheil ein, so in das höchst giftige Alkarsin (s. d.).

Arsenikvergiftung. Das A. ist das stärkste Gift des Mineralreiches, und alle seine Verbindungen wirken, längere Zeit angewendet, giftig auf die thierischen, ja sogar auf pflanzliche Organismen ein. Am giftigsten wirkt das arsenigsaure Kali und die arsenige Säure, vorzugsweise A. genannt, nächst ihm die Arsensäure, weniger wirken metallisches Arsen und die Arsenikschwefelsäure (Operment, Realgar); sehr wenig oder gar nicht sollen die organischen Verbindungen Kakodyl und Kakodylsäure wirken. Die Intensität und Raschheit der Wirkung hängt von dem Grade der Löslichkeit der Arsenikpräparate ab, woher es kommt, daß das arsenigsaure Kali am giftigsten ist. Von allen Stellen des Körpers aus kann das A. seine Wirkung entfalten, sowohl von der äußeren Haut aus, ob sie verletzt oder unverletzt ist, von Geschwürwunden, vom Magen, Darmkanal, wie von der Schleimhaut der Scheide u. des Mastdarms aus. Am schnellsten u. tödtlichsten wirkt es, wenn es in Lösung in die Venen eingespritzt wird. Am häufigsten sind die Vergiftungen mit arseniger Säure, und es ist deshalb auch deren Wirkungsweise am meisten bekannt und studirt. Unter den gerichtlich verfolgten Vergiftungen betragen die mit A. in England $^1/_4$, in Frankreich $^7/_{10}$, in Deutschland etwa $^8/_{10}$—$^9/_{10}$, in den größten Städten Europa's sogar $^9/_{10}$. Man kann letztere in eine örtliche und allgemeine, in eine akute u. chronische eintheilen. Oertlich in Pasten-, Salben- oder Pulverform angewendet oder dem Magen ꝛc. einverleibt, wirkt das A. als Aetzstoff, indem es in der Regel schon nach kurzer Zeit eine heftige Entzündung hervorruft. Die Applikationsstelle wird bei starker Einwirkung in einen trockenen Schorf verwandelt, um den ringsum ein rother Wall sich bildet, von wo aus öfters eine heftige rosenartige Hautentzündung in weiterer Verbreitung entsteht. Ist der Schorf abgestoßen, so hinterläßt er eine eiternde Fläche. Es findet aber, sowohl bei äußerer als bei innerer Anwendung des A.s in der Regel Aufsaugung des Giftes Statt, bei sehr starken Gaben oft noch ehe es zur örtlichen Wirkung gekommen ist, und damit werden die allgemeinen Vergiftungserscheinungen hervorgerufen, wobei alle Organe mitleiden. Diese allgemeinen Erscheinungen sind aber bald akute, bald chronische. Zu den akuten Vergiftungen mit A. gehört zuvörderst das akute Leiden der Haut, welches ebenso gut auf innere Anwendung entsteht, als bei äußerer Applikation. Kürzere oder längere Zeit nach der Einwirkung des A.s entstehen an einzelnen Stellen oder über den ganzen Körper verbreitet, zumal bei sehr starker Vergiftung, Stiche und brennende, zuweilen sehr heftige Schmerzen in der Haut, als wenn der ganze Körper mit Nadeln gestochen würde. Die Haut röthet sich, schwillt an, es entsteht eine rosenartige Entzündung mit ansehnlicher Geschwulst u. Blasen- oder Pustelbildung, welche zuweilen in üble Geschwüre übergehen, wobei Haare und Nägel ausfallen; oder es geht die Entzündung in Brand über, wodurch die ganze Stelle abgestoßen wird; Substanzverluste entstehen, größere oder geringere, je nachdem die Zerstörung mehr oder weniger tief gegriffen hatte. Die Allgemeinerscheinungen sind dieselben, wie bei dem akuten Leiden des Magens und Darmkanals durch A. Dieses Leiden, welches anfangs in der Regel einfach, später aber durch Affektion der übrigen Körperorgane sehr komplicirt ist, ist das am häufigsten vorkommende und entsteht zuweilen schon bei geringerer Dosis von A. nach Verschlucken von 1 oder einigen Gran. Die Individualität des Vergifteten, die Form, in welcher das Mittel gereicht wurde, der Zustand des Magens (ob er leer oder gefüllt war) wirken sehr modificirend ein. Bald nach dem Verschlucken des A.s stellt sich ein zusammenziehender, herber Geschmack ein, es entsteht Brennen im Munde, Gefühl von Zusammenschnüren im Halse und in der Magengegend, mit starker Speichelabsonderung, die Zähne werden stumpf. Allmählig, nach 1—2—6 Stunden, entsteht ein schmerzliches Brennen im Magen, Uebelkeit, Würgen, Erbrechen, wobei der Mageninhalt, Galle, Schleim mit Blut erbrochen werden. Der Darm treibt sie auf, es entstehen entweder reichliche, übelriechende, grünliche, schwärzliche Durchfälle, oder sehr schmerzhafte Stuhl- und Harnverhaltung; der Unterleib wird heiß, für die leiseste Berührung schmerzhaft. Zu diesen örtlichen Zeichen gesellen sich nun die der Einwirkung auf entfernte Organe, wie auf das Gehirn und Rückenmark, welche bei sehr bedeutenden Dosen von wässerigen Lösungen zuweilen schon sehr früh eintreten, ehe die geschilderten örtlichen Symptome sich noch ausbilden vermochten. Die Vergifteten klagen dann über Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel; das Gesicht, anfangs geröthet, fällt plötzlich ein, wird erdfahl oder blau. Unter großem Schwächegefühl, das bis zur Ohnmacht sich steigert, bei kalten Händen u. Füßen, kleinem, fast unfühlbarem Pulse, Irrereden, Gefühllosigkeit, partiellen Lähmungen oder Konvulsionen tritt gewöhnlich der Tod ein. Diejenigen, welche genesen, behalten leicht Lähmungen und Gehirnleiden zurück. Zuweilen zeigen die mit großen Gaben Vergifteten mehr Erstickungsnoth, der manchmal choleraähnliche Durchfälle und Erbrechen vorausgehen, mit großer Angst sehr er-

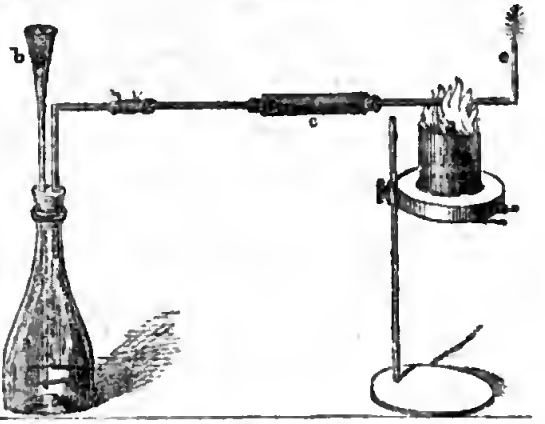
Digitized by Google

ſchwertem Athmen, Ohnmacht, außerordentlicher Schwäche und Konvulſionen. Der Tod tritt hier meiſt ſehr raſch ein. Bei der Sektion finden ſich alle Erſcheinungen der Entzündung vom Munde oder dem Halſe an durch den Magen bis in den Darmkanal, Röthung, Anſchwellung, Blutunterlaufung, Schorf, Brand, Durchlöcherung. An einzelnen Stellen des Magens findet man noch die weißen Körner des A.s, welche auch oft in dem Erbrochenen enthalten waren. Das Blut iſt dünnflüſſig, dunkel gefärbt, nimmt aber an der Luft, wenn die Sektion bald gemacht wurde, wieder hellere Farbe an. Die innere Wand des Herzens iſt geröthet, blaue Flecken ſind in derſelben und im Muskelfleiſche, die Lungen ſind mit dunklem Blute überfüllt, die Scheimhaut der Luftwege iſt geröthet, die Leber, die Nieren, die Harnblaſe mit vielen dunkeln, an der Luft ſich röthenden Flecken beſetzt, die Gehirnhäute ſtrotzen von Blut; an dem Gehirn u. Rückenmark aber iſt in der Regel wenig verändert. Das Eigenthümliche der chroniſchen Vergiftung mit A. durch langandauernden Gebrauch deſſelben in kleinen Doſen beſteht darin, daß allmählig eine Abzehrung entſteht. Sie kommt meiſt bei Berg- u. Hüttenleuten vor, ſelten bei ſolchen, welche längere Zeit Arſenikarzneien genommen haben. Ehe die Abzehrung beginnt, gehen Magen- und Darmleiden oder Bruſt-, Gehirn- und Hautleiden voraus; die Augen ſind entzündet, zeitweiſe ſtellt ſich Kolik ein, mit Würgen und Erbrechen, der Unterleib iſt empfindlich, der Mund trocken u. heiß, desgleichen die Haut; dann folgen Schmerzen u. Stechen in der Bruſt, Beklemmung, Huſten mit reichlichem Auswurf, Jucken der Haut mit zeitweiſer Puſteleruption, Schwindel, Kopfweh, Schlafloſigkeit, Gedächtnißſchwäche, Traurigkeit, mürriſcher Sinn, abwechſelnd mit ſtarker Aufregung, Ameiſenlaufen mit allmähliger Gefühlloſigkeit, Gelenkſchmerzen, Zittern, Wadenkrampf, Zuckungen, Lähmungen der Arme und Beine, Herzklopfen oder Ohnmachten. Die Verdauung liegt nach und nach ganz darnieder, die Funktionen der übrigen Körperorgane werden immer mehr beeinträchtigt, der Patient magert zum Gerippe ab, es entſteht hektiſches Fieber, das Geſicht ſchwillt an, der Körper trocknet allmählig mumienartig ein, der Patient kann das Lager nicht mehr verlaſſen, und unter ſteigendem Fieber, unter Delirien, Konvulſionen macht der Tod endlich den oft ſehr ſchmerzhaften Leiden ein Ende. Die Leichen ſolcher chroniſch Vergifteten ſind überaus blutarm, trocken, das Fett iſt überall geſchwunden; die Schleimhaut des Darmkanals iſt entzündet; Leber, Milz, Nieren ſind geſchrumpft, theilweiſe verhärtet; in den Lungen finden ſich Zeichen entzündlicher, eiteriger Zerſtörung. Einen eigenthümlichen hemmenden Einfluß übt das A. auf die Fäulniß aus, indem es die Entſtehung und die Weiterverbreitung derſelben hindert, was es jedoch mit anderen Metallſalzen, z. B. dem Sublimat (Queckſilberchlorid), gemein hat. Statt daß die Leichen faulen, entſteht ein eigenthümlicher Mumifikationsprozeß, welcher jedoch außerdem von lokalen Verhältniſſen, von der Bodenbeſchaffenheit ꝛc. abhängig zu ſein ſcheint. Nach mehrjährigem Begrabenſein hat man öfters Leichen ausgegraben, welche der Fäulniß widerſtanden hatten; ſelbſt Verſuche, welche man mit Thierleichen gemacht, denen man Löſungen von A. in die Gefäße eingeſpritzt hatte, beſtätigen dieſe Beobachtung.

Behandlung der Arſenikvergiftung. Sobald man Verdacht ſchöpft auf Vergiftung und ſich die charakteriſtiſchen Zeichen der Arſenikvergiftung einſtellen, in dem Erbrochenen oder in dem Reſte der genoſſenen Speiſe vielleicht die kleinen weißen Körner ſich vorfinden, ſo hat man vor allen Dingen die Aufgabe, das Gift aus dem Körper ſo raſch wie möglich zu entfernen. Bei äußerer Applikation iſt alles auf der Haut noch beſtändliche A. zu beſeitigen, man reinigt die Haut und reibt dieſelbe mit möglichſt warmem Eiſenoxydhydrat oder Magneſiahydrat und wäſcht ſie mit eſſigſaurem Eiſen. Iſt das Gift dem Magen einverleibt worden, ſo ſucht man Erbrechen zu erregen durch Kitzeln des Schlundes und Eingeben von lauem Waſſer mit Eiweiß, oder man reicht Brechmittel, gegen heftige Schmerzen Opium. Die Rückſtände des Giftes ſucht man durch Eiſenoxydhydrat, oder durch das von Buſſy empfohlene Magneſiahydrat, mit Waſſer angerührt in kleinen Doſen von Zeit zu Zeit gegeben, zu binden; im Nothfall gibt man dem Kranken das in den Apotheken ſtets vorräthige Eiſenoxyd. Um das in den Darm eingedrungene Gift raſcher auszuführen, reicht man Laxirmittel, Glauberſalz, Bitterſalz, Klyſtiere; gegen ſonſtige entzündliche Zufälle ſind örtliche Blutentleerungen, Blaſenpflaſter, kalte Umſchläge, innerlich Opium angezeigt. Bei lähmungsartigen Zuſtänden und großen Schwächezuſtänden empfehlen ſich warme Bäder, Hautreize, dabei viel Getränk, Kaffee, Thee, kohlenſäurehaltige Mineralwäſſer, Salpeterlöſungen mit etwas Wein. Dabei beachte man die den einzelnen Stadien der Erkrankung entſprechende Diät.

Der überaus großen Wichtigkeit wegen, welche die genannten beiden Hauptgegengifte gegen das A. haben, geſchieht der Bereitungs- u. Wirkungsweiſe derſelben noch beſonderer Erwähnung. Das Eiſenoxydhydrat, von Bunſen u. Berthold zuerſt auf ſeine Wirkſamkeit gegen arſenige Säure geprüft und, da es ſich vortrefflich bewährte, 1834 veröffentlicht, muß ſtets friſch und mit beſonderer Sorgfalt bereitet werden, da es gern in einen kryſtalliniſchen Zuſtand überzugehen und dann unwirkſam zu werden ſcheint. Aus einer Löſung von ſchwefelſaurem Eiſenoxyd oder von Eiſenchlorid fällt man das Eiſenoxydhydrat durch Salmiakgeiſt u. wäſcht dann das Alkali aus der braunen ſchmierigen hydratiſchen Maſſe durch Dekantiren aus. Das ſo bereitete Eiſenpräparat verbindet ſich außerordentlich begierig mit arſeniger Säure und bildet dann baſiſch-arſenigſaures Eiſenoxyd, das in Waſſer u. in den Flüſſigkeiten des Magens ſo gut wie unlöslich iſt. Die Verbindung tritt aber nur ein, wenn das Eiſenoxydhydrat mit gelöſter arſenliger Säure zuſammenreibt; bei feſtem A. geſchieht die Verbindung nicht oder in nur geringem Maße, doch kann dieſelbe befördert werden, wenn man dem Eiſenoxydhydrat vor ſeiner Anwendung einige Tropfen Salmiakgeiſt zuſetzt. Das Eiſenoxydhydrat muß in möglichſt großer Menge angewendet werden, weil andere Stoffe des Magens u. Darminhalts ebenſo eine große Verwandtſchaft zu dem Eiſenoxydhydrat beſitzen als das A., und dadurch ſeine Wirkung beeinträchtigt oder verringert werden kann, wie durch Schwefelwaſſerſtoff, Gerbſäure, Gallusſäure von genoſſenen

Pflanzen oder Aufgüssen ꝛc. Man reicht deshalb von 10 zu 10 Minuten, nachdem der meiste Inhalt des Magens durch Erbrechen möglichst entleert worden, einen Eßlöffel voll Eisenoxydhydrat so lange fort, bis die örtlichen Vergiftungserscheinungen gelöschen sind und das Eisenoxydhydrat in den Stuhlgängen zum Vorschein kommt. Das Magnesiahydrat wurde von Bussy 1846 als Gegengift gegen A. empfohlen und erheischt eine ebenso sorgfältige Zubereitung wie das vorige. Man erhält ein brauchbares Präparat, wenn man einen großen irdenen Schmelztiegel zur Hälfte mit kohlensaurer Magnesia füllt und in einem passenden Ofen bis zum Dunkelrothglühen des Bodens erhitzt, wobei der Inhalt des Tiegels mit einem eisernen Spatel fleißig umgerührt werden muß, Letzteres deshalb, damit bei dem durch Austreiben des Wassers und der Kohlensäure entstehenden Aufwallen der Masse dieselbe nicht fortgeschleudert werde. Dies Glühen der Masse geschieht so lange, bis eine Probe der Magnesia, mit Salzsäure zusammengebracht, keine Spur von Aufbrausen mehr verursacht, worauf der Inhalt in einem wohlverschlossenen Gefäße sorgfältig aufbewahrt wird. Das so erhaltene Präparat ist kalcinirte Magnesia, Magnesia usta, welche, mit Wasser vermischt, Magnesiahydrat bildet u. als solche gegen arsenige Säure wirksam ist, indem sie sich zu basisch-arsenigsaurer Magnesia verbindet. Auch dieses Salz scheint weder in Wasser, noch in den Flüssigkeiten des Magens löslich zu sein. Die Gabe u. die Methode der Anwendung sind gleich der beim Eisenoxydhydrat; in zweifelhaften Fällen werden beide zusammen oder abwechselnd gegeben. Vgl. Bunsen und Berthold, Das Eisenoxydhydrat, ein Gegengift gegen arsenige Säure, 2. Aufl. 1837; B. Schuchardt, Untersuchungen über die Anwendung des Magnesiahydrats als Gegenmittel gegen arsenige Säure und Quecksilberchlorid, Göttingen 1852.



Für die gerichtliche Medicin ist der bestimmte und untrügliche Nachweis des A.s in den erbrochenen Flüssigkeiten oder in den Organen des menschlichen Körpers nach dem Tode und in deren Inhalte von allergrößtem Werthe, indem es sich hier um die Freiheit, ja um das Leben eines Menschen bei gemuthmaßtem Giftmorde, auf der anderen Seite aber auch um Konstatirung eines sehr strafbaren Verbrechens handelt. Das A. ist um so gefährlicher, da es fast geschmacklos ist, und seine todbringende Wirkung oft erst dann erkannt wird, wenn es leider schon zu spät ist. Gelingt es nicht, das A. in Substanz aufzufinden, so müssen die Reste der verdächtigen Speisen, das Erbrochene, oder der Magen- und Darminhalt, ja Magen und Darm selbst der genauesten Untersuchung unterworfen werden. Der sicherste Nachweis des A.s ist die Abscheidung desselben in metallischem Zustande (Reduktion). Diese läßt sich theils mittelst Einleitung von Schwefelwasserstoff in die filtrirten Flüssigkeiten, welche sodann mit Salpetersäure und schwefliger Säure so behandelt werden, das Arsensäure entsteht, theils aus dem A. selbst bewerkstelligen. Als die besten Verfahrungsweisen gelten die von Marsh, Fresenius u. Babo angegebenen. Das Verfahren von Marsh, wie es allmählig durch Verbesserungen festgestellt worden ist, gründet sich darauf, daß der Wasserstoff im Moment seines Freiwerdens, in statu nascente, wenn er mit A. zusammentrifft, sich begierig mit demselben zu Arsenikwasserstoffgas verbindet, woraus das A. durch Erhitzung metallisch abgeschieden werden kann. Die verschiedenen Apparate, welche man zu dem marshschen Verfahren vorgeschlagen hat, können durch den hier abgebildeten einfachen Apparat ersetzt werden. Er besteht aus dem Gasentwickelungsgefäße a mit der Trichterröhre b, der weiteren Glasröhre c, welche mit gestrichener Baumwolle leicht gefüllt ist, und der mittelst eines durchbohrten Korks mit dieser Röhre verbundenen engen, rechtwinklig gebogenen Glasröhre d e, deren aufrechtstehender Schenkel e zu einer Spitze ausgezogen ist. Diese Glasröhre muß sehr eng, aber dick im Glase sein, damit sie sich bei anhaltendem Glühen, wenn sie gehörig unterstützt wird, gar nicht oder nur unbedeutend biegen kann. Zum raschen Austausch hält man mehre solche Röhren, mit einem leicht in die untere Röhre c passenden Korke versehen, zur Hand. Außerordentlich zu empfehlen ist, die Röhre hinter der Stelle, welche erhitzt werden soll, vor der Lampe etwa 1—2 Zoll lang dünn auszuziehen. Die Baumwolle dient dazu, die von dem Gasstrom etwa fortgerissenen Tröpfchen zurückzuhalten. Man bringt nun in das Gasentwickelungsgefäß a einige Unzen reines zerkleinertes Zink, gießt nach gehöriger Zusammenfügung des Apparats durch die Trichterröhre b so viel Wasser, daß dieselbe abgesperrt ist, und setzt nach und nach in kleinen Quantitäten reine destillirte Schwefelsäure, die mit 3 Theilen Wasser verdünnt ist, zu, um eine gleichförmige, mäßige Entwickelung von Wasserstoffgas zu veranlassen. Wenn das Gemisch aus Schwefelsäure und Wasser erkaltet angewendet wird und man sehr allmählig erstere eingießt, so erwärmt sich die Flasche a nur unbedeutend, und darauf ist zu sehen, um nicht ein mit zu viel Wasserdampf beladenes Gas zu erhalten. Sobald man mit Sicherheit annehmen kann, daß alle atmosphärische Luft durch das Wasserstoffgas vollständig aus der Flasche entfernt ist, zündet man das entweichende Gas an und läßt die Flamme (bei e) gegen ein weißes glasirtes Schälchen oder überhaupt gegen ächtes weißes Porzellan anschlagen, das man horizontal hält. Entstehen Spuren von Flecken, so enthält das Zink oder die Schwefelsäure Spuren von A., und der Apparat ist un-

brauchbar und muß am besten durch einen neuen ersetzt werden. Entstehen kleine Flecken, so erhitzt man mit einer Berzeliuslampe die Glasröhre d e bei d bis zum lebhaften Glühen eine halbe Stunde lang. Entsteht an der geglühten Stelle keine Spur eines metallischen Anfluges, so ist der Apparat brauchbar. Entsteht ein Anflug, so müssen der Apparat und die Materialien umgetauscht werden, bis alle als vollkommen frei von Arsenikbeimischung gelten können. Hat man sich davon vollkommen überzeugt, so gießt man, indem die Glasröhre d e fortwährend erhitzt und das ausströmende Gas vorn bei e angezündet ist, von der bereiteten, vermuthlich A. enthaltenden Flüssigkeit durch die Trichterröhre b in die Flasche a. Durch Nachgießen von Wasser spült man die Trichterröhre nach. Ist A. in der Flüssigkeit, so bildet sich alsbald Arsenikwasserstoffgas, welches an der geglühten Stelle zersetzt wird und dort einen metallenen Anflug oder Spiegel von Arsenmetall bildet. Da sich nicht alles gebildete Arsenwasserstoffgas zersetzt, färbt dasselbe die vorher weiße Flamme des Wasserstoffgases nur bläulich, und hält man eine Porzellanschale wie früher horizontal an die Flamme, so entstehen nur dunkle, metallisch glänzende Flecken. Diese sucht man in größtmöglicher Menge zu erhalten. Nun dreht man die Glasröhre d e um, so daß der Schenkel e senkrecht nach unten steht, und läßt denselben in eine Auflösung von salpetersaurem Silberoxyd eintauchen, welche sich in einem Glasröhrchen befindet. Jede Spur von Arsenwasserstoffgas wird zersetzt, die Auflösung trübt sich, wird durch Ausscheidung von Silber dunkel, und die Auflösung enthält arsenige Säure. Von Pfaff und Thompson ist jedoch die Entdeckung gemacht worden, daß Antimon einen dem A. sehr ähnlichen Spiegel gibt, und da häufig, um Erdrechen zu erregen, Brechweinstein, weinsteinsaures Antimonoxydkali gegeben wird, welches Mittel sehr heftige Vergiftungserscheinungen hervorbringt u. daher für A. gehalten werden kann, so suchte man nach einem Verfahren, um beide Spiegel von einander zu unterscheiden. Betupft man den Spiegel mit Chlornatron (durch Chlorgas, in kohlensaures Natron geleitet, dargestellt), so verschwinden die Arsenflecken, die Antimonflecken aber nicht (Bischoff); leitet man einen Strom von Salzsäuregas (Chlorwasserstoffsäuregas) durch eine Röhre mit dem Arsenspiegel, so bleibt derselbe unverändert, während der Antimonspiegel verschwindet (Fresenius). Bei dem Einleiten der Gasröhre in die Silbersalpeterlösung wird das Arsenwasserstoffgas zersetzt, das Antimonwasserstoffgas ebenfalls. Die von dem Niederschlag abfiltrirte Flüssigkeit enthält aber keine Spur Antimon, während sie arsenige Säure neben Silberersatz und Salpetersäure in Lösung enthält, und es läßt sich durch Zusatz von Antimoniakflüssigkeit ein gelber Niederschlag von arsenigsaurem Silberoxyd darstellen.

Sind die erfahrensten Chemiker bemüht gewesen, das chemische Verhalten dieses Giftes festzustellen und sichere Mittel und Wege ausfindig zu machen, die Gegenwart desselben, in welcher Art der Verbindung oder Vermengung es auch vorkomme, zu erkennen, um dadurch einerseits da, wo noch Hülfe möglich ist, den Arzt in der Wahl der Mittel zu leiten, und andererseits bei Kriminalfällen den Richter in den Stand zu setzen, ein sicheres Urtheil zu sprechen, so ist dagegen von einem der berühmtesten unter den jetzt lebenden Toxikologen die Behauptung aufgestellt worden, daß das A. einen normalen Bestandtheil organisirter Körper bilde, in welchem Falle die chemische Beweisführung von der Gegenwart des A.s in einem der Vergiftung verdächtigen Körper nicht mehr genügen könnte, wie sehr man auch die Erkennung des dem Organismus angehörenden Giftes von gewissen Bedingungen abhängig machte. Orfila hatte in Verbindung mit Couerbe die überraschende Entdeckung gemacht, daß, wenn frische Knochen kalcinirt, dann pulverisirt u. mit reiner Schwefelsäure zu einem Teige ausgeknetet vier Tage stehen gelassen werden, man durch nachheriges Auskochen mit Wasser eine Flüssigkeit erhält, die im marshschen Apparat unzweideutige Spuren von A. liefert. Diese Versuche wurden von Alphons Devergie wiederholt und bestätigt, wogegen Danger u. Flandin und neuerdings Pfaff keine ähnlichen Resultate erhielten, sowie auch Duflos, welcher Knochen von Menschen und Thieren den verschiedensten Behandlungen unterwarf, niemals eine unzweifelhafte Spur von A. daraus herstellen konnte und die Genugthuung hatte, daß selbst Orfila zu anderer Ueberzeugung kam und seine frühere Behauptung, daß das A. als normaler Bestandtheil im Organismus anzunehmen sei, in neuester Zeit, als nicht hinlänglich erwiesen, zurücknahm. Versuche vom höchsten Interesse, gleichfalls von Duflos angestellt, lieferten ferner den Beweis, daß das in den Organismus übergegangene A. nicht darin bleibt, wenn nach geschehener Vergiftung bei Genuß von unvergifteten Nahrungsmitteln das Leben noch hinreichende Zeit fortdauert; das Gift wird von dem Organismus wieder ausgestoßen. Uebereinstimmend hiermit in Bezug auf den vegetabilischen Organismus sind auch die Resultate der Versuche ausgefallen, welche von der Kommission französischer Chemiker mit Getreidekörnern und andern Samen unternommen wurden, die aus mit einer Auflösung von arseniger Säure eingebeizten Samen entsprossen waren. Keine von den geprüften Körnern gaben einen merklichen Gehalt von A. zu erkennen. Aehnliche Resultate gewann de Hemptinne. Derselbe erklärte nämlich in einer der königlichen Akademie zu Brüssel eingereichten Abhandlung, daß er bei der Analyse der verschiedenen Theile von gelben Rüben, Kartoffeln, Hafer, Weizen, welche er in einen Boden hatte säen und kultiviren lassen, worin auf das Quadratmeter 250 Gramm (etwas über ein halbes preußisches Pfund) gepulverte arsenige Säure gebreitet worden war, nicht die mindeste Spur von A. entdecken konnte. Alle diese Gewächse gingen schön in die Höhe und gediehen zur Reife, ohne während ihres Wachsthums besondere Erscheinungen zu bieten. Denselben Erfolg hatten die Versuche, welche Louyet zu Brüssel anstellte, u. ebenso die Versuche Verners zu Göttingen. Im Allgemeinen geht überhaupt aus diesen interessanten Experimenten hervor, daß, wenn die arsenige Säure in nicht überreichlicher Menge oder in schwierig assimilirbarer Form vorhanden ist, sie durch den Kalkgehalt des Bodens bald in unlöslichen, arsenigsauren Kalk umgewandelt wird, welcher eben dieser Unlöslichkeit wegen von den Wurzeln der Vegetabilien nicht aufgenommen werden und daher auch keinen schädlichen Einfluß auf sie ausüben kann. Ist

aber die arsenige Säure im Uebermaß vorhanden, oder wird sie in Auflösung, also in einer die schnelle Resorption begünstigenden Form den Pflanzen dargeboten, so geht sie allerdings in die Pflanzen über. Diese werden dadurch in ihrer Entwickelung gestört und unfähig, Früchte zu tragen.

Interessant ist, daß in vielen Mineralwässern in neuster Zeit A. gefunden worden ist. Schafe und Pferde können größere Dosen A. bis zu mehren Quentchen ohne Schaden ertragen; vielleicht, daß durch die Gegenwart von Kalk in dem Magensafte der Pferde eine unschädliche Verbindung von arsenikhaltigem Kalk gebildet wird. Doch hat man wiederholte Versuche angestellt u. Pferde nach Einverleibung von 1—2 Unzen A. in wäßeriger Lösung in 1—8 Stunden sterben sehen. In manchen Gegenden mischen die Bauern ihrem Vieh A. unter das Futter, um den Appetit zu reizen u. das Fettwerden zu befördern, ja in Niederösterreich und Steiermark essen selbst die Menschen A. In ganz kleinen Dosen wird das A. in der Medicin innerlich angewendet, besonders geschah dies zur Zeit der Kontinentalsperre als Heilmittel gegen das Wechselfieber, bei dem es noch heute zuweilen Anwendung findet, wo das Chinin, längere Zeit gegeben, seine Wirkung versagt und häufige Recidive eintreten. Auch bei anderen verzweifelten Nervenaffektionen, wie Epilepsie, Veitstanz, Asthma, heftigen Neuralgien ꝛc., wird A. empfohlen; außerdem bei hartnäckigen Hautkrankheiten, bei verzweifelten bösartigen Leiden, Syphilis, Krebs, Hondharnruhr. Aeußerlich wandte man, früher häufiger als jetzt, das A. als Aetzmittel an zur Zerstörung von Hautkrebs, fressendem Wolf, umsichgreifenden Schankergeschwüren, überhaupt bei hartnäckigen Hautkrankheiten. Am berühmtesten sind das alte cosmische Mittel, Pulvis arsenicalis Cosmi oder Frère, die come'sche Arsenikpaste u. die hellmundsche Salbe; für den innerlichen Gebrauch: die fowlersche Tinktur und die donovansche Lösung von Jodarsen und Jodqueckſilber.

Arsenius, Patriarch von Konstantinopel, in der Mitte des 13. Jahrh., aus Konstantinopel gebürtig, war zuerst Vorsteher eines Klosters zu Nicäa, dann Mönch zu Apollonia u. auf dem Berge Athos, von wo ihn um 1255 der Kaiser Theodorus Lascaris II. auf den Patriarchenstuhl erhob. Im J. 1259 ward er, mit Georg Muzalo, Vormund des jungen Kaisers Johannes Lascaris; unfähig, diesen gegen Muzalo's Treulosigkeit zu schützen, kehrte A. in sein Kloster zurück, bis Michael Paläologus ihn 1261 in das neugewonnene Konstantinopel berief u. dort mit der alten Würde bekleidete. Als jedoch 1262 der Kaiser dem zehnjährigen Johannes Lascaris die Augen ausstechen ließ, that ihn A. voll Abscheu über die fluchwürdige That in den Bann. Ein feiles Koncil entsetzte hierauf den muthigen Eiferer, und ein kaiserlicher Befehl sandte ihn ins Exil auf die Insel Proconnesus, wo er 1267 †. Seine Anhänger, die Arseniten, behaupteten fortwährend die Gültigkeit der Exkommunikation des Kaisers, und der Streit darüber währte ein halbes Jahrhundert. Man hat von ihm eine „Synopsis divinorum canonum“ in 141 Titeln, welche in Justelli's „Biblioth. Jur. Canon.“, Bd. 2, abgedruckt ist.

Arsinoë, 1) Gemahlin des Alcmäon [s. d. 1)].

2) Tochter des Ptolemäus Lagi u. der Berenice, war zuerst an den König Lysimachus von Thracien verheirathet und erhielt von diesem Heraclea, Amastris und Tium als Eigenthum zugewiesen, zerfiel aber mit ihrem Stiefsohne Agathocles und bewirkte dessen Ermordung. Als in dem daraus entbrannten Kriege Lysimachus 282 v. Chr. gegen Seleucus gefallen war, begab sie sich nach Ephesus, floh aber bald nach Macedonien in die feste Stadt Cassandria und machte von hier aus ihre Ansprüche gegen ihren Halbbruder Ptolemäus Ceraunus geltend, der nach der Ermordung des Seleucus (280 v. Chr.) sich Thraciens und Macedoniens bemächtigt hatte. Als ihr Ceraunus hinterlistig seine Hand antrug, traute sie dem tückischen Bewerber und öffnete ihm die Thore von Cassandria. Sofort ließ aber jener die Burg besetzen, die beiden jüngern Söhne der A. im Schooße ihrer Mutter ermorden und verbannte diese selbst nach der Insel Samothrace. Von dort entflohen, vermählte sie sich bald darauf mit ihrem rechten Bruder Ptolemäus II. von Aegypten. Nach ihrem Tode ward sie durch Statuen u. Tempel geehrt; auch führten mehre Städte Kleinasiens und Aegyptens ihren Namen.

3) Tochter des Ptolemäus III. Evergetes, Gemahlin ihres Bruders Ptolemäus IV. Philopator, Mutter des Ptolemäus V. Epiphanes, von Livius Cleopatra genannt, zeigte sich als unternehmende Frau in der Schlacht bei Raphia (217 v. Chr.), wo sie an der Seite ihres Gemahls gegen Antiochus den Großen kämpfte und nicht wenig zum Siege beitrug, ward aber auf Betrieb des Sosibius, der dem schwachen Könige den Befehl dazu ablockte, ermordet.

4) Tochter des Ptolemäus XI. Auletes, ward im sogenannten alexandrinischen Kriege, während Cäsar ihren Bruder, Ptolemäus XII. Dionysius, gefangen hielt, zur Königin ausgerufen und belagerte mit dem ägyptischen Heere Alexandria. Nach Beendigung des Krieges nahm Cäsar die A., um ihrer Schwester Cleopatra den Thron zu sichern, mit nach Rom u. führte sie im Triumph auf. Der Triumvir Antonius ließ sie später auf Verlangen der Cleopatra zu Milet im Tempel der Artemis Leucophryne ermorden.

Arsis (griech.), Hebung, der durch den Accent hervorgehobene Theil eines Metrums oder Versfußes, für das Auge durch einen Strich von der Rechten zur Linken (Acutus) angedeutet, z. B.

Freúde, schöner Götterfúnken, Tóchter aús Elysíum ꝛc. Der nicht hervorgehobene Theil heißt Thesis, Senkung. Während im Griechischen und Lateinischen die rhythmische Bewegung eben sowohl durch die Quantität der Silben, wie durch Hebung u. Senkung geregelt wird, berücksichtigt die deutsche wie die ältere skandinavische Dichtkunst nur den Wechsel von Hebung und Senkung, indem in den hierher gehörigen Sprachen die A. stets auf eine lange Silbe fällt.

Art (lat. species), logischer, den Umfang eines Begriffs bestimmender Ausdruck. Ein Begriff, der einen andern unter sich begreift, wird in Hinsicht auf diesen ein höherer und dieser in Rücksicht auf jenen ein niederer genannt; ein höherer Begriff heißt Gattung (genus), ein niederer A.: Thier ist Gattung, Vogel dagegen A. Ein solcher Artbegriff kann in Hinsicht auf einen noch niederern als Gat-

Digitized by Google

tungsbegriff vorgestellt werden: Vogel ist z. B. in Hinsicht auf Raubvogel oder Wasservogel ein Gattungsbegriff, während letztere beiden in Rücksicht auf jenen Artbegriffe sind. Diejenige A. ist die niedrigste, die nicht wieder als Gattung in Rücksicht auf eine noch unter ihr enthaltene A. angesehen werden kann. Für das Denken gibt es eigentlich keine A., welche die absolut niedrigste genannt werden könnte, weil sich immer noch Merkmale zu einem gegebenen Begriffe werden hinzuthun lassen, wodurch ihm eine A. verschafft wird; in der wirklichen Natur gibt es aber allerdings Grenzen, wo A. und Individuum zusammenfallen u. jede weitere Klassifikation aufhört. Dinge, an denen sich die Merkmale einer A. finden, heißen gleichartige. Die naturgeschichtliche Bedeutung der A. ist durch den überwiegenden Gebrauch für das Thier- und Pflanzenreich dahin bestimmt worden, daß sie alle diejenigen Individuen umfaßt, welche durch natürliche Fortpflanzung von einer Mutter oder einem Paare abstammen u. als Reproduktionen derselben Individuen angesehen werden können. In der Zoologie pflegt man, was in der Botanik A. konstant genannt wird, häufig wegen des bestimmter hervortretenden Doppelgeschlechts Gattung zu nennen, ohne damit etwas Anderes zu bezeichnen. Verschiedenheit des Klima's, der Nahrungsmittel und anderer Verhältnisse bringen bei Thieren u. Pflanzen Ausartungen hervor: Abarten (variétates), oder Spielarten (s. d.). In der Mineralogie läßt sich der Begriff der A. nicht nach derselben Norm wie im organischen Reiche bestimmen, weil bei jener von keiner genetischen Verwandtschaft durch Zeugung die Rede sein kann; indessen haben doch auch hier die Artbegriffe das Attribut der Uebereinstimmung in den wesentlichen Merkmalen mit einander gemein. Eine mineralogische A. faßt nämlich alle diejenigen Mineralien in sich, welche in allen wesentlichen Merkmalen mit einander übereinstimmen. Wesentliche Merkmale sind aber diejenigen, welche in der innern physischen und chemischen Natur des Minerals begründet, mithin von der Vorstellung desselben unzertrennlich sind, also zunächst die absolut wesentlichen, welche unter allen Umständen und bei allen Mineralien ohne Ausnahme als wesentliche erscheinen, wie die Krystallform, die krystallinische Struktur, das specifische Gewicht, die Härte, Sprödigkeit, Geschmeidigkeit, Biegsamkeit und das Konstante und Gesetzmäßige in dem Verhältnisse der chemischen Mischung; dann gehören hierher auch die relativ wesentlichen Merkmale, welche nur unter gewissen Umständen od. in Verbindung mit gewissen andern Merkmalen als wesentlich erscheinen, z. B. Farbe, welche nur da, wo sie ihren Grund in der wesentlichen Mischung eines Minerals hat, wie beim Kupfervitriol, Rauschgelb, Bleiglanz u. a. m., wesentlich, in allen andern Fällen dagegen unwesentlich ist. Eben dies gilt vom Strich, Glanz, von der Durchsichtigkeit und Undurchsichtigkeit (welche letztere z. B. bei den gediegenen Metallen wesentlich ist), von der Absonderung u. dgl.

Arta, 1) (Narda), Stadt im europäisch-türkischen Ejalet Janina, am gleichnamigen Fluß 3 Stunden von dessen Mündung in den Golf von A., einen Busen des jonischen Meeres zwischen Albanien und Akarnanien, ist Sitz eines griechischen Erzbischofs, hat 22 Kirchen, 6 Moscheen, ein Schloß, ansehnlichen Handel über Salagora, welches als ihr Hafen betrachtet wird, mit Getreide, Tabak, Baumwolle, Leder, Vieh und Wein, Fabriken in Wollen-, Baumwollen- und Seidenwaaren, Gerberei, Salzschlämmerei u. 6000 Einw., größtentheils Griechen. Nördlich von der Stadt die Fünfbrunnen, eine befestigte Felsenhöhle. Hier Schlacht am 16. Juli 1822 zwischen den Griechen unter Maurokordato u. Normann u. den Türken unter Redschib Pascha, in welcher erstere eine Niederlage erlitten. A. ist das Elatria der Alten. — 2) Stadt auf der spanischen Insel Majorca, an der nordwestlichen Küste, in fruchtbarer Gegend, mit Baumwollenbau, Mühlsteinbrüchen, kleinem Hafen und 4000 Einw.

Artabanus, Name mehrer parthischen Könige aus dem Geschlecht der Arsaciden (s. Parthien).

Artabazus (Artabazes), 1) Sohn des Persers Pharnaces, Anführer der Parther und Khorasmier bei des Königs Xerres Zuge wider Griechenland, begleitete nach der Schlacht bei Salamis Xerres mit 40,000 Mann auserlesener Truppen an den Hellespont, eroberte dann auf dem Rückwege nach Griechenland Olynth u. belagerte drei Monate hindurch vergeblich Potidäa. Mit Mardonius vereinigt, widerrieth A. diesem die Schlacht bei Platäa; noch vor Entscheidung derselben ergriff er mit 40,000 Mann die Flucht und gelangte über Byzanz nach Asien. Später gebrauchte ihn Xerres als Unterhändler mit Pausanias.

2) Feldherr des Artaxerres Mnemon gegen Datames, den abtrünnigen Satrapen Kappadociens, empörte sich als Statthalter von Mysien, Phrygien und Bithynien 356 v. Chr. wider Artaxerres Ochus und siegte mehrmals über dessen Truppen, bis ihn der Rückzug seiner griechischen Bundesgenossen zur Flucht nach Macedonien nöthigte. Sein Schwager, der Rhodier Mentor, wirkte ihm die Erlaubniß zur Rückkehr aus. Unter Darius Codomannus befehligte A. in der Schlacht bei Arbela und begleitete den unglücklichen König auf der Flucht. Nach dessen Ermordung begab er sich mit 9 Söhnen zu Alexander, der ihn in Anerkennung seiner Treue gegen Darius freundlich aufnahm und zum Satrapen von Baktrien ernannte. Mit einer Tochter A.', der Barsine, zeugte Alexander den Hercules.

Artaki (türk. Erdek), Stadt im asiatisch-türkischen Ejalet Anadoli, auf der gleichnamigen Halbinsel am Marmorameer, südwestlich von Konstantinopel, Sitz eines griechischen Erzbischofs, hat Weinbau, Weinhandel und 8000 Einw.

Artanema *Don*, Pflanzengattung aus der Familie der Skrophularinen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die Korolle mit oben bauchig erweiterter Röhre, abstehendem 4spaltigen Rande u. offenem glatten Schlunde, halbstrauchartig, mit einer einzigen Art: A. fimbriatum *Sweet*, Torenia scabra *R. Br.* Der Stengel ist vierkantig, mit kreuzweise über einanderstehenden Aesten; die Blätter sind gesägt, entgegengesetzt, halbstengelumfassend, die Blumenstiele vierkantig, die Blumen außen und auf dem blauen, am Grunde weißen Randlappen sehr fein flaumhaarig und mit weißer, innen blau gestreifter Röhre versehen. Der Same dieser schönen, aus Neuholland stammenden Zierpflanze wird im März oder April in ein warmes Mistbeet oder in einen mit Laub- oder leichter Mistbeeterde

gefüllten Topf gesäet, welcher warm zu stellen ist. Man versetzt die jungen Pflanzen so oft in größere Töpfe, als die ersteren vollgewurzelt sind, wobei man sich aber vor starker Verletzung der Wurzeln hüten muß; auch kann man sie im Juni ins Freie auf eine warme Rabatte pflanzen. Sie lassen sich am besten bei 8—10° Wärme durchwintern und verlangen im Sommer viel Luft und Wasser.

Artavasdes, Name mehrer Könige von Großarmenien, s. Armenien.

Artaxata (Artaxiasata, armenisch Artaschad), Hauptstadt Großarmeniens, auf einer vom Araxes gebildeten Halbinsel, sehr groß und fest, ward vom König Artaxias I. auf den Rath und nach Anleitung Hannibals erbaut. Nero's Feldherr Corbulo zerstörte A., doch ward es von Tiridates I. wieder aufgebaut und dem römischen Kaiser zu Ehren Neronia genannt. Die Ruinen der noch zu Ende des 4. Jahrhunderts existirenden Stadt finden sich südlich von Eriwan.

Artaxerxes (altpersisch Artachschatra, hebräisch Artachschasta, neupersisch Ardeschir), persischer Königsname, s. v. a. großer Krieger oder König. Bemerkenswerth sind: 1) A. I., Longimanus (Langhand), dritter Sohn des Xerxes, folgte diesem nach Ermordung seines älteren Bruders, Darius, 465 v. Chr. Seine Regierung, obwohl als eine kluge und milde bezeichnet, wurde durch mehre gefährliche Empörungen beunruhigt. Zuerst suchte Hystaspes, ein Bruder A.' und Satrap von Baktrien, sich unabhängig zu machen. Kaum hatte A. dier gesiegt, so pflanzten um 462 v. Chr. die Aegypter unter Inarus die Fahne des Aufruhrs auf und schlugen mit athenischer Hülfe den ihnen entgegengesandten Achämenides, einen Bruder des A. Der Statthalter Megabyzus von Syrien überwältigte zwar um 456 die Empörer und nöthigte das athenische Hülfscorps nach 18monatlicher Belagerung, die Insel Prosopitis zu räumen, allein in den Niederungen Aegyptens behauptete sich ein anderer Aufrührer, der sogenannte Sumpfkönig Amyrtäus, durch 60 athenische Schiffe unterstützt, während die übrige Flotte der Athener unter Cimon die cyprische Stadt Citium angriff u. 449 bei Salamis auf Cypern einen Doppelsieg erfocht. Da bald nachher Megabyzus, weil dessen gegebenem Worte zuwider der gefangene Inarus auf A.' Befehl gekreuzigt worden war, die Fahne der Empörung aufsteckte und zwei königliche Heere nach einander besiegte, so trat Waffenruhe ein; ein förmlicher Friede aber ward nicht geschlossen. Nach erfolgter Aussöhnung mit Megabyzus scheint A. in Ruhe regiert zu haben; er † 425 v. Chr. Ihm folgte sein Sohn Xerxes II. Unter A. führte Esra seine Kolonie nach Palästina u. wirkte Nehemia zu Jerusalem.

2) A. II., Mnemon (der Gedächtnißstarke), früher Arsaces, ältester Sohn und Nachfolger des Königs Darius Nothus, seit 405 v. Chr., ward von seinem jüngeren Bruder Cyrus, der selbst nach der Krone strebte u. von 13,000 schwerbewaffneten Griechen unterstützt wurde, bei Cunara, nordwestlich von Babylon, 401 v. Chr. besiegt; da jedoch Cyrus selbst das Leben dabei verlor, zerstreuten sich seine 100,000 Asiaten, und die noch übrigen 10,000 Griechen traten unter Xenophon ihren denkwürdigen Rückzug nach dem schwarzen Meere an. Das Gebiet des Cyrus übergab A. an Tissaphernes, der die Unterwerfung der jonischen Griechenstädte beschloß. In dem darauf entstehenden Kriege mit Sparta rettete sich A. vor dem siegreichen Agesilaus (396—395 v. Chr.) nur durch Geld, womit er eine Koalition Griechenlands gegen Sparta und in Folge derselben die Zurückberufung des Agesilaus bewirkte. Der Sieg des im persischen Solde stehenden Athenisers Conon bei Cnidus (364 v. Chr.), sowie die fernere Uneinigkeit der Griechen sicherten A. vor weiterer Gefahr; ja, seine Macht stieg Griechenland gegenüber höher, als je zuvor, durch den antalcidischen Frieden (387 v. Chr.). Im Innern des Reichs herrschte indessen gewaltige Verwirrung; am Hofe geboten Weiber und Verschnittene, während in den Provinzen ein Statthalter nach dem andern sich unabhängig zu machen suchte. Um Thronstreitigkeiten unter seinen 118 Söhnen vorzubeugen, nahm A. gegen das Ende seiner Regierung den Darius, den ältesten der drei Söhne aus gesetzmäßiger Ehe, zum Mitregenten an; allein dieser, von Tiribazus verleitet, verschwor sich wider das Leben des Vaters, ward entdeckt und nebst 50 mitverschworenen Halbbrüdern hingerichtet. Von den übrigen Söhnen wünschten die Perser den sanften und freundlichen Ariaspes als König, während A. selbst den Arsames bevorzugte; Beide wurden jedoch durch die Bosheit des herrschsüchtigen Ochus aus dem Wege geräumt. Im Schmerze darüber † der 94jährige A., 362 v. Chr.

3) A. III. Ochus (der Wagenfahrer), dritter Sohn u. Nachfolger des Vorigen, regierte 362—339 v. Chr., begann seine Regierung mit der Besiegung des mächtigen Satrapen Artabazus, zerstörte dann Sidon u. zwang den König von Cypern zur Anerkennung der persischen Oberhoheit. In Aegypten siegte sein Feldherr Mentor (350); der unfähige König Nectanebis II. floh mit seinen Schätzen nach Aethiopien. Barbarisch war die Züchtigung des neuerobertenLandes: die meisten Städte wurden ihrer Mauern, die Tempel ihrer Götter u. heiligen Bücher beraubt, ein Theil der Einwohner nach Babylon u. Hyrkanien verpflanzt. A. zog sich hierauf zu den Wollüsten seines Serails zurück, während Mentor fortfuhr, die noch übrigen Feinde A.' in Kleinasien zu unterwerfen. Das Perserreich gelangte hierdurch zu einer Macht, wie sie seit Cambyses u. Darius Hystaspes nicht mehr gesehen worden war. Um sich vor dem macedonischen Könige Philipp zu sichern, unterstützte A. 341 v. Chr. Perinth, † aber zwei Jahre darauf durch Gift, das ihm der Eunuch und erste Minister Bagoas beibringen ließ. Auf A. folgte sein jüngster Sohn Arses.

4) A. IV. Babegan, auch Artarares I. genannt, Wiederhersteller des persischen Reiches, Gründer der Sassanidendynastie, Sohn eines Persers Sassan von der Frau eines Schusters Babeg, empörte sich als parthischer Heerführer gegen den arsacidischen Herrscher Artabanus IV., besiegte diesen in drei Schlachten, tödtete ihn und setzte 225 oder 226 n. Chr. sich selbst die Krone auf. Sofort bekriegte er die Armenier und Meder, forderte dann von den Römern die Räumung aller ehemals zum Perserreiche gehörigen Provinzen und bedrohte Syrien u. Mesopotamien. Im J. 235 oder 236 n. Chr. zog ihm der Kaiser Alexander Severus entgegen, mußte sich aber mit großem Verlust über Armenien u. den Euphrat zurückziehen. Indessen fühlte sich auch A. so geschwächt, daß er, weitere Eroberungen aufgebend,

sein Heer entließ und bis zu seinem Tode (240 oder 241 n. Chr.) sich ruhig verhielt. Durch ihn wurde die zoroastrische Religion wieder hergestellt und im Umfange des Reichs zur alleinherrschenden erhoben.

Artaxias (Artares), erster König von Großarmenien, seit 100 v. Chr., war früher syrischer Statthalter daselbst, empörte sich gegen Antiochus den Großen, ward von den Römern unterstützt und nach dem Siege über Antiochus bei Magnesia anerkannt. A. starb in syrischer Gefangenschaft. Er ist der Erbauer von Artaxata. Sein Name wurde der gemeinsame Name seiner Nachfolger; s. Armenien, Geschichte.

Artemidorus, 1) Geograph aus Ephesus, um 100 v. Chr., bereiste die Küsten des Mittelmeeres, des rothen Meeres, beschiffte selbst einen Theil des atlantischen Oceans und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in einem „Periplus" von 11 Büchern nieder, wovon angeblich Marcianus Heracleola einen theilweise noch erhaltenen Auszug lieferte. Nach neueren Untersuchungen jedoch gehören die Bruchstücke des Marcianus, die in den Sammlungen der Geographi graeci minores abgedruckt sind, dem Geographen Menippus aus Pergamum an.

2) A., gelehrter Traumdeuter aus Ephesus, erzogen zu Daldia in Lydien, dem Geburtsorte seiner Mutter, und daher Daldianus genannt, lebte zu Rom unter Hadrian und den Antoninen und ist der Verfasser eines noch vorhandenen Werkes über Traumdeutung (Oneirocritica) in 5 Büchern, welches viele schätzbare Notizen über alte Gebräuche, Sitten, Symbole und Mythen gibt. Es ward zuerst herausgegeben Venedig 1518, dann von Rigault (Paris 1603) mit lateinischer Uebersetzung, zuletzt von J. G. Reiff (Leipzig 1805).

Artemis, s. Diana.

Artemisia, 1) Tochter des Lygdames, Herrscherin von Halicarnassus, Cos, Nisyrus und Calydna. Dem Perserkönige Xerres zinspflichtig, folgte sie diesem mit 5 Schiffen auf dem Zuge nach Griechenland und zeichnete sich bei Salamis (480) durch Klugheit und Entschlossenheit aus. Xerres sagte deshalb nach der Schlacht, seine Männer hätten wie Weiber, die Weiber wie Männer gefochten. Die Athener setzten auf A.'s Gefangennehmung 10,000 Drachmen. Nach Ptolemäus endete sie durch einen Sprung vom leukadischen Felsen, nachdem sie einem abydenischen Jüngling, der ihre heftige Liebe verschmäht, im Schlafe die Augen ausgestochen hatte.

2) Königin von Karien, Tochter des Hecatomnus, Schwester, Gemahlin und Nachfolgerin des Mausolus, berühmt durch ihre Trauer um den 352 v. Chr. verstorbenen Gemahl. A. mischte nicht bloß, um selbst sein Grab zu sein, die Asche des Todten unter ihr tägliches Getränk, sondern ließ ihm auch durch die ersten Künstler Griechenlands ein Grabmal (Mausoleum) errichten, das zu den 7 Weltwundern gerechnet wurde. Ein anderes merkwürdiges Denkmal, später Abalon genannt, setzte sie auf Rhodus zum Gedächtniß eines glücklichen Ueberfalls, durch welchen die Insel in ihre Gewalt gerathen war. A. † nach zweijähriger Regierung, 350 v. Chr.

Artemisia L. (Beifuß, Wermuth), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Hauptkelch ist dachziegelartig geschuppt; die Blüthen des Mittelfeldes sind zwitterig, 5zähnig, die des Strahls einreihig, fädlich, etwas gezähnelt, oder alle zwitterig; die Blümchen sind walzlich, die Aehrchen verkehrt-eiförmig, flügellos, mit kleiner, oberweibiger Scheibe versehen; der Fruchtboden ist nackt oder zottig. Die Gattung enthält Sträucher und Kräuter, welche in Europa, Asien, Afrika und Amerika einheimisch sind. Mehre der sehr zahlreichen Arten sind officinell, andere beliebte Küchengewächse. **A. Abrotanum** L., Stabwurz, Eberraute, Citronelle, im südlichen Europa einheimisch, bei uns in Gärten kultivirt, ist strauchartig, 2—5 Fuß hoch u. hat doppelt fiederspaltige Blätter mit schmalen, fast borstenförmigen Fiedern und kleine gelbliche Blüthen in blattwinkelständigen Trauben. Die Blätter und blühenden Steugelspitzen: **Herba et Summitates Abrotani s. A. maris s. hortensis s. Artemisiae Abrotani**, Abraudkraut, Hartkraut, haben einen durchdringend gewürzhaften, metissen- u. citronenartigen Geruch und einen gewürzhaften, schwach bitterlichen Geschmack, enthalten viel ätherisches Oel, bitteren Extraktivstoff, auch eisengrünenden Gerbstoff und werden wie Absinth, jedoch seltener angewandt, da sie weniger tonisch, aber stärker excitirend wirken. Wirksam sind sie besonders bei Störungen der Verdauung, gegen Würmer u. äußerlich als zertheilendes Mittel. **A. vulgaris** L., gemeiner Beifuß, Multerkraut, krautartig, 3—4 Fuß hoch, hat einen aufrechten, rispigen, oft braunrothen Stengel, doppelt fiederspaltige Blätter mit lanzettlichen, zugespitzten Fiedern u. eiförmige oder längliche, nickende oder aufrechte, fast sitzende, schmutzig gelbe bis braunröthliche, filzige Blüthenköpfchen, ist gemein an Wegen u. Hecken, ein Küchengewürz für Gänse- u. Entenbraten. Die Blättchen, **Fibrillae radicis Artemisiae vulg.**, sollen ein Heilmittel (nach Burdach specificum) gegen Epilepsie sein u. auch gegen Veitstanz mit glücklichem Erfolg angewendet werden. **A. pontica** L. (**A. afra** Jacq.), 1—1½ F. hoch, mit aufrechtem, oberwärts rispigem, fast ruthenförmigem Stengel, unterseits filzigen, oberseits kahlen, grauen, doppelt fiederspaltigen Blättern, von denen die unteren am Stiele geöhrt, die oberen sitzend sind, und grauen, etwas kugeligen, nickenden Blüthen, wächst in Südeuropa, auch im südlichen u. mittleren Deutschland auf sonnigen Hügeln u. wird als Zierpflanze kultivirt. Die blühenden Zweige, **Summitates Absinthii pontici**, sind officinell. **A. judaica** L., strauchartig, mit gelben, halbkugeligen Blüthen in einseitigen Trauben, in Syrien, Arabien, Nordafrika, bei uns in Gärten, wurde sonst für die Multerpflanze des Wurmsamens gehalten, **A. Absinthium** L., Wermuth, hat einen aufrechten, 2—4 Fuß hohen, rispigen Stengel, graue, dreifach fiederspaltige Wurzelblätter und doppelt und einfach fiederspaltige Stengelblätter mit lanzettlichen, stumpfen Zipfeln und öhrchenlosen Blattstielen u. fast kugelige, nickende, gelbe Blüthen mit grauen, trockenhäutigen Kelchblättchen u. rauhhaarigem Fruchtboden u. findet sich als ausdauerndes, halbstrauchartiges Gewächs wild in Südeuropa, an unkultivirten Orten, in Weinbergen, auf Mauern, bei uns in Gärten u. verwildert. Die ganze Pflanze hat einen scharfen Geruch und sehr bitteren, gewürzhaften Geschmack. Officinell sind Blätter u. Blüthen, **Herba et Summitates Absinthii**. Sie enthalten ätherisches Oel, bitteren Harz- u. Extraktivstoff

(Wermuthbitter, Absinthiin) u. wirken erhitzend u. magenstärkend, weshalb sie besonders bei schwacher Verdauung, bei Wechselfieber, sowie gegen Gelbsucht u. Würmer mit Erfolg gebraucht werden. Bekannt ist ihre Verwendung zu bitterem Liqueur (Absinth). Dem Bier beigegeben wirken sie berauschend. Ein Absud davon soll die Wanzen vertreiben. **A. arborescens** *L.*, strauchartig, 4—5 Fuß hoch, besitzt alle Eigenschaften von **A. Absinthium** und wird besonders in Griechenland wie diese Art angewendet. **A. Chiajeana** *Kunze*, in der Levante, strauchartig mit aufrechtsitzenden Blüthen, hat ganz den Geschmack und Geruch der Zittwersamen, und Professor delle Chiaje fand die Blüthenkörbchen davon am häufigsten unter dem levantischen Zittwersamen, was aber Nees von Esenbeck nicht bestätigt fand. **A. chinensis**, Strauch in China, Japan und Südsibirien, wird als magenstärkendes, krampfstillendes, die Katamenien beförderndes Mittel gebraucht. Auch bereitet man aus dem filzigen Ueberzug der Blätter die sogenannten Moxen od. Brennkegel. **A. Contra** *L.*, **A. Vahliana** *Kost.*, strauchartig, mit abstehenden Aesten, sehr kleinen, handförmigen Blättern und länglichen, ovalen, ungestielten Blüthen, in Persien, liefert in den Blüthenkörbchen den levantischen oder aleppischen Wurm- oder Zittwersamen, **Semen Contra levanticum s. Santonici levantici** ꝛc. Sie kommen entweder zerrieben und mit Stielchen untermischt (**Semen Chinae ordinarium**), oder ganz u. ausgelesen (**Semen Chinae in granis**) in den Handel. Zwischen den Fingern gerieben besitzen sie den Geruch des barbarischen Wurmsamens, jedoch minder stark, weil sie weit weniger ätherisches Oel enthalten, weshalb sie auch weniger wirksam sind als jener. Gleichwohl werden sie im Handel häufiger verlangt und von Aerzten öfters verordnet. **A. glacialis** *L.*, ausdauernd, mit handförmig-vielspaltigen, schneeweiß-seidenhaarigen Blättern u. endständigen, kugeligen, gehäuft sitzenden Blüthen, auf den höchsten Alpen Mitteleuropa's, gehört zu den Genippikräutern u. kommt zum schweizer Kräuterthee und zur Wermutheſſenz. **A. indica** *Willd.*, ausdauerndes Kraut in Ostindien, China und Japan, von manchen Autoren für eine Abart von **A. vulgaris** gehalten, ist in seiner Heimat als bitteres, tonisch-balsamisches, magenstärkendes, krampfstillendes u. die Menstruation beförderndes Mittel häufig im Gebrauche. Der filzige Ueberzug der Blätter dient ebenfalls zur Bereitung von Moxen. **A. Dracunculus** *L.*, Dragunbeifuß, Estragon, mit krautigem, aufrechtem Stengel, grünen, kahlen, lineal-lanzettlichen, ungetheilten Blättern und fast kugeligen, nickenden Blüthen in Rispen, ausdauernd, in Südeuropa, Sibirien u. der Tatarei einheimisch, wird in Deutschland seit alter Zeit als treffliche Gewürzpflanze kultivirt und erfordert als solche einen leichten, aber guten Boden u. eine warme Lage. Da der Same selten reif wird, so geschieht die Vermehrung durch Wurzeltheilung. Die blühenden Stengelspitzen, **Herba s. Summitates Dracunculi s. Acetariae**, haben einen stark, aber angenehm gewürzhaften Geruch u. einen ähnlichen, bitterlichen, etwas beißenden Geschmack. Sie enthalten ätherisches Oel, scharfes Harz, bittern Extraktivstoff u. Schleim, sollen erregend und antiskorbutisch wirken, finden aber jetzt kaum noch Anwendung in der Heilkunde. Sehr verbreitet ist dagegen ihr Gebrauch als Zusatz zu Suppen, Salat, eingemachten Gurken ꝛc., sowie zu Bereitung des wohlschmeckenden Estragonessigs u. Estragonsenfs. **A. maritima** *L.*, mit schneeweißfilzigen, mitunter auch kahlen, zwei- bis dreifach fiederspaltigen Blättern, von denen die unteren am Blattstiel geöhrt, die oberen sitzend sind, und länglichen, filzigen, zwitterigen Blüthen, auf trockenem, salzhaltigem Boden, riecht stark aromatisch, schmeckt bitter, stimmt in der Wirkung mit dem Wermuth überein und war in einigen Pharmakopöen als **Herba vel Summitates Absinthii maritimi** aufgenommen. **A. Sieberi** *Bess.* (**A. glomerata** *Sieb.*), in Palästina, Persien, Arabien, strauchartig, liefert in den Blüthenkörbchen den Wurmsamen, der über Rußland zu uns kommt. Die noch unvollkommenen, geöffneten Körbchen, welche man von den Aesten abstreift, pflegt man als **barbarischen Wurm- od. Zittwersamen, Semen Chinae barbaricum s. indicum s. Semen Santonici s. Contra** ꝛc. zu sammeln. Sie geben, zwischen den Fingern gerieben, einen sehr starken gewürzhaften Geruch von sich, schmecken scharf u. bitter und enthalten ein scharfes, ätherisches Oel, bittern Extraktivstoff u. eine eigenthümliche, geruch- und geschmacklose, krystallinische Substanz (Santonin), auch etwas Gerbstoff u. einige Salze. Sie wirken erregend auf die Verdauungsorgane u. wurmtreibend, weshalb man sie vorzüglich bei Kindern gegen Spulwürmer und damit verbundene Unterleibsleiden anwendet. Sie sind aber auch als kräftiges Mittel bei Verdauungsschwäche Erwachsener, die mit nervösen Symptomen aufzutreten pflegt, zu häufigerem Gebrauch empfohlen worden. Im Handel hält man fälschlich diese Sorte des Wurmsamens für geringer, als den levantischen. Auch von **A. santonica** *L.*, einem Halbstrauch um Astrachan, sowie in der Tatarei und Persien, mit graulichen, unten doppelt, oben einfach fiederspaltigen Blättern und walzenförmigen Blüthen in einseitigen Trauben, kommen die Blüthenkörbchen aus oder über Rußland als Wurmsamen zu uns. Außer **A. glacialis** finden sich noch mehre sehr niedrig wachsende Arten mit handförmig-vielspaltigen Blättern, schönem Seidenüberzuge und Blüthen in überhängenden Endtrauben, auf den Hochalpen, so z. B. **A. Mutellina** *Vill.*, **A. pedemontana** *Bell.*, **A. Villarsii** *Gren. Godr.*, **A. spicata** *Jacq.*, welche alle wie Wermuth wirken, aber etwas milder, und bei den Alpenbewohnern, namentlich in Savoyen, zu Heiltränken verwendet werden u. zu den Genippikräutern gehören. 5 Arten dieser Gattung, nämlich **A. Abrotanum, afra, argentea, odoratissima** und **pontica**, werden vorzugsweise wegen ihres aromatischen Geruchs und der zierlichen Gestalt ihrer Blätter in unsern Gärten kultivirt. Die erste und letzte Art dauern im Freien u. lieben einen geschützten sonnigen Standort und mäßig feuchten, lockern Sanddoden; die übrigen pflanzt man in Töpfe in etwas grobsandige Dammerde, durchwintert sie an einem hellen, luftigen, trockenen und frostfreien Orte und begießt sie mäßig. Vermehrt werden sie durch Stecklinge und Wurzelsprößlinge.

Artemon (Artemas), Ketzer zu Rom um 230 n. Chr., lehrte einen bloß menschlichen Christus und behauptete, daß diese Ansicht die ältere und bis auf den Bischof Zephyrinus (201—218) in der römischen Kirche die herrschende gewesen sei, was er

philoſophiſch und ſelbſt mathematiſch zu begründen ſuchte. Die Artemoniten oder Artemonianer werden zuletzt 269 erwähnt; A. ſelbſt war damals längſt verſchollen. Erneuert wurde ſein Andenken, als Samuel Crell 1726 unter dem Namen A. die Gottheit Chriſti angegriffen hatte.

Arterien (Puls- oder Schlagadern). Im thieriſchen Körper kreiſt das Blut oder die Ernährungsflüſſigkeit in Kanälen, welche ſchon bei den Ringelwürmern und Weichthieren durch nachweisbare Häute abgegrenzt ſind; bei den Wirbelthieren aber erſt entwickelt ſich das Gefäßſyſtem zu einem mannichfaltige Verſchiedenheit darbietenden, ſehr ausgebildeten Röhrenſyſtem. Das Centrum desſelben bildet das Herz, welches das aus dem Körper zu ihm zurückkehrende, durch Blutadern ihm zugeführte Blut wiederum durch Blutgefäße in alle Theile des Körpers treibt. Dieſe Blutgefäße erleiden dadurch, daß ſie bei jeder Zuſammenziehung des Herzens das in ſie eingetriebene Blut aufzunehmen haben, eine Ausdehnung in die Länge und in die Breite, ziehen ſich vermöge ihrer Elaſticität wieder zuſammen, laſſen dadurch eine eigenthümliche Bewegung, einen Schlag fühlen und werden deshalb Puls- oder Schlagadern, A. genannt, zum Unterſchiede von den Blutadern oder Venen, welche keine Pulſation beſitzen. Aus jeder der beiden Herzkammern gehen große Schlagadern ab, aus der rechten Kammer die Lungenſchlagader (arteria pulmonalis), welche das aus dem Körper zurückkehrende Blut in die Lungen führt. Nachdem ſie ſich zuvor, kurz nach ihrem Abgang aus dem rechten Herzen, in zwei Aeſte getheilt, in einen rechten und linken, treten dieſe, nochmals in mehre Zweige ſich ſpaltend, in die beiden Lungenflügel ein u. zertheilen ſich daſelbſt in immer kleinere Aeſtchen, welche ſich mit den Luftgefäßen in die kleinen Läppchen begeben und zuletzt, nachdem ſie ein äußerſt feines Haargefäßnetz gebildet, die einzelnen Lungenbläschen netzförmig umſpinnen. In ihnen geht durch den Kontakt mit der atmoſphäriſchen Luft die Verwandlung des venöſen Blutes in arterielles vor ſich, d. h. das Blut nimmt eine entſprechende Menge Sauerſtoff auf, wodurch es ſich heller röthet. Aus den feinen Haargefäßchen kehrt das Blut, in der Lungenvene ſich ſammelnd, zu dem linken Herzen zurück und wird nunmehr von deſſen Kammer durch die große Schlagader, die Aorta (ſ. d.), in den ganzen Körper getrieben. Die A. verzweigen ſich baumartig, indem ſich die Hauptſtämme in kleinere Stämme, dieſe in Aeſte, Zweige und Reiſer ſpalten und endlich in ein feines Haargefäßnetz übergehen, welches in der Subſtanz der Organe eingebettet liegt. Es finden jedoch unter den einzelnen kleineren A. vielfache Verbindungen, Anaſtomoſen Statt, welche um ſo vielfältiger werden, je kleiner die Verzweigungen ſind, und dazu dienen, den Kreislauf des Blutes zu erleichtern u. Hinderniſſe auszugleichen, indem bei Verſchließung eines Aſtes durch irgend eine Urſache das Blut ungehindert durch einen anaſtomoſirenden Aſt in den mit Blut zu verſorgenden Körpertheil geleitet werden kann (ſ. Anaſtomoſe). Die Weite einer Arterie nimmt in ihrem Verlaufe vom Herzen bis zum Ende in dem Verhältniſſe ab, als ſie ſich ſpaltet oder Zweige abgibt. Die Höhle der abgegebenen Aeſte iſt aber zuſammengenommen immer größer, als die des Hauptaſtes, und man kann ſich den Hohlraum der A. zuſammengenommen als einen Kegel denken, deſſen Baſis der Peripherie des Körpers, deſſen Spitze dem Herzen zugekehrt iſt. Die Richtung des Verlaufs der A. iſt vom Herzen auf- und abwärts vorwaltend die der Länge. Anfänglich in mehr gerader Richtung verlaufend, nehmen ſie in den Organen verſchiedene Richtungen an, biegen ſich um, ſchlängeln ſich ꝛc. Sie liegen meiſt tief und gegen oberflächliche Verletzungen geſchützt, eine ſehr zweckmäßige Anordnung, da ſie wegen der Steifheit ihrer Wände, wenn ſie verletzt werden, offen ſtehen bleiben und ſehr gefährliche Blutungen veranlaſſen. An den Gelenken, welche ſich ſtark biegen, laufen ſie meiſt an der Beugeſeite, an denen, welche ſich nach verſchiedenen Seiten hin bewegen, aber neben den Beugeſeiten hin. Die Anordnung der A., wie überhaupt der Blutgefäße, iſt im Allgemeinen eine ſymmetriſche, d. h. es entſpricht die rechte Seite des Körpers der linken, wobei jedoch im Einzelnen eine Menge von Variationen in den Verzweigungen Statt finden und die unpaaren Gefäßſtämme nicht in der Mittellinie, wie die Aorta, Vena cava ꝛc., liegen. Der Bau der A. iſt je nach ihrem Kaliber verſchieden; man unterſcheidet große, mittlere und kleine A. Ihre Wände beſtehen aus drei verſchiedenen Lagen, die koncentriſch in einander geſchloſſen ſind und feſt mit einander zuſammenhängen, jedoch ſo, daß ſie künſtlich trennbar und von einander als äußere, mittlere und innere Haut zu unterſcheiden ſind. Bei den großen A. iſt die mittlere Haut (Ringsfaſerhaut, tunica media) gelb, ſehr elaſtiſch und ſtark, nach der Peripherie zu nimmt dieſelbe an Dicke ab und ihre Farbe wird grauröthlich, vor den Haargefäßen wird ſie ganz dünn und verſchwindet in dieſen vollkommen. Die mittlere Haut iſt eine Muskelhaut u. beſteht beſonders in den kleineren A., nur aus Muskelfaſern (den ſogenannten organiſchen, vegetativen und glatten Muskeln, die aus kontraktiten, muskulöſen Faſerzellen beſtehen), welche ringförmig das Lumen umgeben, während ſie in den großen und mittleren A. mehr mit einem Netze von elaſtiſchen Faſern durchzogen ſind, wodurch die A. nach dem Herzen zu immer mehr ihre außerordentliche kontraktile Eigenſchaft verlieren u. nur eigentlich noch elaſtiſch genannt werden können. Dieſe Ringsfaſerhaut verliert beim Trocknen wenig Waſſer, ſie fault nicht leicht, ſchrumpft beim Kochen anfangs etwas ein und verwandelt ſich nur zum Theil in Leim. Die innere Gefäßhaut (tunica intima) richtet ſich in ihrer Stärke, wie die vorige, nach der Stärke der Arterie, ſteht jedoch hinſichtlich der Dicke der mittleren immer nach. Sie beſteht aus der Länge nach verlaufenden elaſtiſchen Faſern, welche bei den kleinſten Gefäßen eine ſehr zarte Membran bilden, die bei den größeren allmählig mehre Lagen aufnimmt und bei den größten A. aus einer Reihe von Lamellen einer hellen, gleichmäßigen oder ſtreifigen Subſtanz zuſammengeſetzt und von einem elaſtiſchen Faſernetze durchzogen iſt. Dieſe elaſtiſche Grundlage gibt der Intima das weißliche Anſehen. Die innere, dem Lumen der Arterie zugekehrte Fläche iſt von einem Epithelium überzogen, d. h. von einer aus lauter platten, ſpindelförmigen Zellen beſtehenden, leicht abziehbaren Membran, gleich unſerer Oberhaut. Die Zellen ſind ſpindelförmig, enthal-

ten Kerne und hängen so fest aneinander, daß sie schwer zu isoliren sind. Diese Intima ist der Sitz der meisten Erkrankungen der A.; sie hat eine sehr große Neigung, sich zu verdicken, und verhält sich chemisch ähnlich der Ringsfaserhaut. Während des Lebens im angefüllten Zustand der Arterie erscheint sie glatt; ist die Arterie aber leer und zusammengezogen, so bilden sich an ihr eine Menge kleiner, der Länge nach verlaufender Fältchen. Nur an der Ursprungsstelle der großen Gefäße aus dem Herzen bildet die Intima 3 halbmondförmige Klappen, sonst aber sind nirgends klappenartige Vorsprünge an derselben vorhanden. Die äußere Gefäßhaut (tunica externa s. adventitia) besteht aus Bindegewebe von feinen elastischen Fasern und ist bei kleinen Gefäßen ebenso dick oder noch dicker als die mittlere Haut. Am stärksten ist die äußere Haut bei mittelstarken A., während sie bei den großen Stämmen relativ weit schwächer ist, als bei den kleineren. Bei Thieren enthält dieselbe Muskeln, bei Menschen nicht. In dieser Haut verlaufen hauptsächlich die Ernährungsgefäße, welche von kleineren Gefäßen herstammen, niemals aber aus dem Gefäße selbst, das sie umspinnen, auch beim Menschen zuweilen in die Tunica media, niemals aber

Fig. 1.

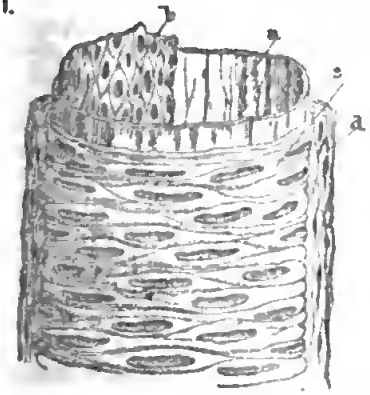
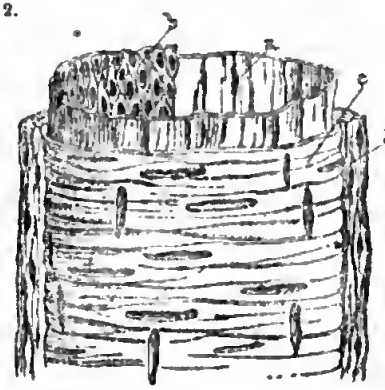


Fig. 2.



in die innerste Gefäßhaut eindringen und sich noch bei A. von $^1/_2$ Linie Durchmesser nachweisen lassen. Aus dem Kapillargefäßnetze, das aus den Ernährungsarterien hervorgegangen ist, sammelt sich das Blut in feinen Blutadern. Auch Nervenfäden sind in den A. nachgewiesen worden, scheinen jedoch nur Begleiter derselben zu sein, und viele A., wie die des Gehirns und Rückenmarks, der Aderhaut des Auges ꝛc., entbehren derselben ganz. Die deren Haupteigenschaften der A., Elasticität und Kontraktilität, beruhen auf dem elastischen u. Muskelgewebe. Während jenes in den großen A. überwiegt, ist dieses hauptsächlich an den mittleren und kleineren A. ausgebildet, und es ziehen sich deshalb letztere jedesmal stärker zusammen, sobald der Druck der vom Herzen eingetriebenen Blutmenge nachläßt, und treiben auf diese Weise das Blut weiter fort. Auf dieser Kontraktilität beruht die durchaus gleichmäßige Vertheilung der Blutmasse, während für die Blutleitung das elastische Gewebe hinreichen würde. Die lebendige Kontraktilität der A. ist durch hinreichende Versuche nachgewiesen, sie steht unter dem Einflusse des Nervensystems, während die Elasticität von diesem ganz unabhängig ist. Die A. ziehen sich in dem Maße zusammen, als die Blutmenge bei Verblutungen abnimmt, kleinere A. verengern ihr Lumen bei Anwendung der Kälte, und eine ähnliche Wirkung scheinen Gemüthsbewegungen durch Einfluß der Nerven auszuüben. Fig. 1 ist der Durchschnitt einer Arterie, Fig. 2 der einer Vene. Beide stimmen in ihren Häuten überein: a Intima, b die auf der Innenseite derselben aufliegende Epithelialschicht, c Media, die bei der Arterie stärker ist u. elastische Fasern enthält, d Adventitia.

Eine Hauptrolle spielen die A. bei Verwundungen. Diese können die ganze Wand des Gefäßes durchstechen und durchschneiden, der Länge oder der Quere nach verlaufen, oder auch nur einzelne Häute der Arterienwand verletzen. Nadelstiche haben gewöhnlich keine üblen Folgen, und heilen sehr leicht. Bleibt aber eine Nadel längere Zeit in dem Lumen der A., so findet eine Gerinnung des Blutes Statt, und der Kanal verschließt sich. Selbst Stichwunden von 1 Millimeter Länge können heilen, indem das austretende Blut in der Zellenscheide des Gefäßes gerinnt und das entstandene Blutcoagulum die Wunde verstopft, doch können auch tödtliche Blutungen dadurch entstehen. Längswunden bedingen viel stärkere Blutungen, können aber ebenfalls, wenn die Wundränder nicht weit klaffen, durch Gerinnen des ausgetretenen Blutes sich von selbst wieder verstopfen, wobei das Lumen des Gefäßes erhalten bleiben kann. Querwunden sind meist am gefährlichsten. Wenn sie die Hälfte des Umfanges trennen, klaffen die Wundränder weit auseinander, und die Blutung kann bei größeren Gefäßen leicht tödtlich werden. Querverwundungen, welche drei Viertel des Gefäßes treffen, werden durch leichtere Gerinnung des Blutes weniger gefährlich, und vollkommene Durchschneidungen der A. erlauben deren Zurückziehung in ihre Scheide, wodurch das ergossene Blut koagulirt und die Blutung aufhört. Bei Quetschungen der A. reißt meist zuerst die spröde innere Haut, dann die mittlere und zuletzt die äußere, welche sehr dehnbar ist, sich in die Länge zieht und sich verengt, so daß dadurch der Blutstrom im Innern verlangsamt wird und eine Gerinnung sehr bald zu Stande kommen kann. Die Arterie wird dadurch verstopft, und ihr Lumen geht verloren. Verwundungen der A. geben, wenn sich das Blut in die umgebenden Weichtheile ergießt, Veranlassung zum traumatischen Aneurysma (s. d.). Wo bei Operationen A. durchschnitten werden, müssen dieselben unterbunden werden

(s. Unterbindung). Auch verschiedenen Krankheiten sind die A. unterworfen. Die Entzündung der A. betrifft hauptsächlich die äußere Haut, indem diese selbstständig erkrankt, oder von einer Entzündung der Umgebung od. der innern Häute mitergriffen wird. Gewöhnlich entsteht durch sie eine Verdichtung und Verhärtung der Wandungen. Die Entzündung der innern Haut ist meist eine langsam verlaufende, wodurch allmählig eine Erweichung derselben eine Abstoßung des Epitheliums und geschwürige Stellen entstehen. Es ist diese Krankheit unter dem Namen Atherom in der Medicin in neuester Zeit Gegenstand sehr eingehender Untersuchungen geworden. In Folge der atheromatösen Entartung können die A. in großer Ausdehnung erkranken, verkalken und dadurch brüchig werden; die Ernährung der Theile, welche sie mit Blut versorgen, kann leiden. Es entstehen dann Verstungen, Apoplexien, oder Brand der Glieder ꝛc., oder es werden Theile der aufgelösten Arterienwand mit dem Blutstrom fortgerissen und in entfernte Organe geführt, wo sie das Lumen eines Gefäßes (Thrombose und Embolie) verstopfen u. dadurch Veranlassung zu sehr schweren, ja tödtlichen, schlagartigen Zufällen geben. Auch Verengerungen der Arterienhöhlungen, besonders der Aorta, haben sehr nachtheilige Folgen. Endlich können Krankheiten der halbmondförmigen Klappen, Auflagerungen ꝛc., welche den natürlichen Verschluß derselben verhindern und die vorwärts getriebene Blutsäule wieder zum Herzen zurückfließen lassen, Ursachen mehr oder minder gefährlicher Erkrankungen sein.

Arterienentzündung (Schlagaderentzündung, arteriitis), Entzündung der äußern bindegewebigen Haut, sowie der Ringsfaserhaut der Arterien, welche sowohl primärer als sekundärer Natur, sowohl chronisch als akut sein kann. Obgleich die Wandungen der Arterien gegen Auflösung durch umspülenden Eiter und krankhafte Flüssigkeit überhaupt eine große Widerstandsfähigkeit besitzen, so wird die äußere Haut doch häufig genug durch Eiterung, wodurch Blutung entsteht, zerstört. Lange Zeit drehte sich in der Wissenschaft der Streit um die Frage, ob die innere Haut der A. bei ihrem völligen Mangel aller Blutgefäße einer Entzündung fähig sei. Die Beantwortung dieser Frage war um so schwieriger, als die Art u. Weise, wie die Ernährung der Arterien Statt findet, ob durch das innerhalb ihres Lumens strömende Blut, oder durch das der Tunica adventitia angehörende Kapillargefäßsystem, noch keineswegs wissenschaftlich festgestellt war. Die Röthe, welche häufig an der innern Haut der Arterien der Leichen angetroffen wird u. sehr verschiedene Farbennüancen darbietet, ist keine Entzündungsröthe, sondern rührt von dem Blutfarbstoff des in den Gefäßen nach dem Tode stagnirenden Blutes her; sie ist ein Leichenphänomen und wird Imbibitionsröthe genannt. Lange Zeit wurde dieselbe aber als ein Zeichen vorangegangener Entzündung betrachtet. Als der englische Arzt John Hunter gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch seine Untersuchungen über Venenentzündung die Aufmerksamkeit der Aerzte auf die Krankheiten der Gefäße gelenkt und J. P. Frank seine Fieberlehre auf die Entzündung der Arterien basirt hatte, die freilich mehr theoretisch angenommen als praktisch nachgewiesen war, ist die Entzündung der inneren Haut der Pulsadern Gegenstand vielfacher Erörterung, aber auch der widersprechendsten Ansichten geworden. Der ausgezeichnetste und erfahrenste Forscher auf dem Gebiete der pathologischen Gewebslehre, Professor Virchow, hat eine große Anzahl der lehrreichsten Versuche angestellt und das Vorkommen derselben außer allen Zweifel gesetzt. Nach ihm kommt sowohl eine akute, als eine chronische Entzündung der innern Arterienhaut vor, welche letztere zu einer Menge anderer Zustände führen kann, zu geschwürähnlichen Substanzverlusten durch Erweichung, wobei einzelne Theile, mit dem Blutstrome fortgerissen, in entfernte Organe geführt werden und dort, in den feinsten Gefäßen sich einkeilend und das Gefäßlumen verstopfend, Entzündung erregen; oder es entstehen Verkalkungen, sogenannte Verknöcherungen der Gefäße, wodurch z. B. die Aorta eine ganz starre Beschaffenheit annimmt und der Blutlauf beeinträchtigt wird, oder die Gehirngefäße brüchig werden, so daß sie leicht reißen u. Schlaganfälle verantassen (s. Arterien). Die Arteriitis ist immer mehr oder weniger örtlich beschränkt, eine allgemeine A. kommt nicht vor.

Arteriotomie (v. Griech.), die kunstgemäße operative Eröffnung einer Pulsader zum Zwecke einer raschen und reichlichen Entleerung von Blut. Schon Aretäus von Kappadocien 50 n. Chr. wendete die A. an bei Gehirnentzündungen und ist wahrscheinlich der Erfinder derselben. Heutzutage wendet man die A. nur noch bei heftigen Augenentzündungen an. Aber auch bei diesen ist sie seit der Erfindung des künstlichen Blutsaugers außer Gebrauch gekommen, da man vermittelst dieses Instruments in kurzer Zeit eine beträchtliche Menge Blut entleeren und dasselbe öfters anwenden kann. Früher hat man die A. an verschiedenen Arterien vorgenommen, jetzt wird dieselbe nur an der Schläfenarterie oder an einem Aste derselben gemacht. Man hebt die Haut in einer Falte über dem pulsirenden Gefäße, das man sich vorher mit einem Dintenstrich bezeichnet hat, empor und durchschneidet dieselbe, isolirt die Arterie von den umliegenden Weichtheilen, legt zwei Fadenschlingen um dieselbe, die eine nach dem Herzen, die andere nach der Peripherie zu, welch letztere man sogleich zuknotet, sticht nun das Gefäß mit einer Lanzette der Länge nach an, entleert so viel Blut, als nöthig, und unterbindet mit der zweiten Ligatur, damit die Blutung steht. Dieses in Deutschland übliche Verfahren verdient den Vorzug vor dem in Frankreich üblichen, wobei die Arterie quer mehr drückend als ziehend durchschnitten u. die Wunde dann, nach geschehener Blutentleerung, nur mit einer Kompresse und einer Binde verschlossen wird. Die Blutung ist hierbei weniger ergiebig und die Nachblutung selbst längere Zeit noch zu befürchten.

Artern, Stadt mit Schloß in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, am untern Ende der goldenen Aue, unweit der schiffbaren Unstrut, welche hier die Helme aufnimmt, hat 4096 Einwohner, die Ackerbau, starke Viehzucht, Obstbaumzucht, Branntweinbrennerei u. Salpetersiederei treiben. In der Nähe befinden sich ein königliches Salzwerk, das jährlich 12—1300 Last Sur liefert, ein Braunkohlenlager, ein bedeutendes Steinsalzlager (erst neuerlich entdeckt), ein Lager von Pfeifenthon, eine erdig-salinische Stahlwasserquelle

und Gypsbrüche. A. gehört zu den älteſten Städten Thüringens. Im 14. Jahrhundert werden als Beſitzer die Herren von Heldrungen genannt; 1390 kam die Stadt durch Kauf an die Herren von Querfurt, 1448 an die Grafen Günther III. von Mansfeld und Ernſt von Hohenſtein, 1452 aber ganz an Mansfeld. Die eisleben'ſche Linie dieſes Hauſes reſidirte hier einige Zeit hindurch in dem Schloſſe, von dem im Amtshofe noch Ruinen ſind. Die ſchon im 15. Jahrhundert benutzten, ſeit 1570 aber vernachläſſigten Salzquellen wurden unter der ſächſiſchen Herrſchaft erſt 1722 durch Borlach wieder zur Salzgewinnung eingerichtet.

Arteſiſche Brunnen, ſ. Brunnen.

Artevelde (Artaveldt, Artavel), Jakob von (Jaquemart d'), berühmter flandriſcher Patriot, nach der gewöhnlichen Annahme ein Bier- und Methbrauer in ſeiner Vaterſtadt Gent, eigentlich aber ein Ritter, der nach der Sitte der Zeit ſich bei der mächtigen Bierbrauerzunft hatte einſchreiben laſſen und vielleicht Großhandel mit Bier trieb, war durch Robert von Artois für das Intereſſe Eduards von England gewonnen, wirkte als Hauptagitator mit bei der Vertreibung des Grafen Ludwig von Flandern, welcher gegen den Willen der Nation zu Frankreich ſich hinneigte, und bemächtigte ſich des Staatsruders, das er eine Zeitlang mit unumſchränkter Gewalt führte. Als König Eduard III. von England, geſtützt auf die oft erprobte Anhänglichkeit der Flamländer, danach trachtete, ſeinem Sohne Eduard, Prinzen von Wales, die Stelle des vertriebenen Grafen Ludwig zu übertragen, wurde er dabei von A. unterſtützt. Dies erregte aber allgemeinen Unwillen, man nannte ihn Vaterlandsverräther, beſtochenen Königsdiener ꝛc. Obwohl es ihm gelang, Brügge und Ypern für ſeinen Plan zu gewinnen, ſo war er doch in ſeiner Vaterſtadt ſo verhaßt geworden, daß ſich das Volk gegen ihn erhob und er (19. Auguſt 1345) unter den Händen der wüthenden Menge fiel. Daſſelbe Schickſal traf an 70 Freunde und Anhänger. A.s Geſchichte iſt mehrfach in Dramen (neuerdings von O. Requette) und Romanen (z. B. von H. Conſcience) bearbeitet worden. Sein Sohn, Philipp von A., trat im December 1381 an die Spitze der Bürgerſchaft von Gent, nachdem ſich Brügge und Ypern dem Grafen Ludwig wieder unterworfen hatten. Er ließ 12 der noch lebenden Hauptanſtifter des an ſeinem Vater verübten Mords hinrichten, verwarf die von dem Grafen bei einer Zuſammenkunft mit 12 Abgeordneten der Bürgerſchaft zu Harlebecque (Februar 1382) verabredeten Friedensbedingungen, ſchlug (5. Mai) den Grafen von Brügge, eroberte die Stadt und bewirkte, daß faſt ganz Flandern ſich ihm anſchloß. Er fiel in der Schlacht bei Roſebecque am 27. Nov. 1382.

Arthritis (griech.), Gelenkkrankheit, Gicht (ſ. d.).

Arthrocace (v. Griech.), Gelenkverſchwärung, ein von J. R. Ruſt in die Chirurgie eingeführter Ausdruck für diejenige Gelenkentzündung, welche, von den ſchwammigen Gelenkenden ausgehend, meiſt einen langwierigen Verlauf nimmt und vorzüglich ſkrophulöſe Individuen befällt. Es iſt dies eine der ſchlimmſten Formen der Gelenkentzündung, die in den meiſten Fällen einen ſchlimmen Ausgang nimmt, zu Knochenfraß und ſehr bedeutenden Zerſtörungen des Gelenkes führt. Sie kommt am häufigſten im Hüft-, Knie- und Fußgelenke vor, doch ſind ihr auch Hand- und Schultergelenk und die Wirbelknochen unterworfen. Je nach dem Sitze hat ſie beſondere Namen erhalten: Coxarthrocace, Hüftgelenkverſchwärung, Gonarthrocace im Kniegelenk, Podarthrocace im Fußgelenk, Spondylarthrocace in den Wirbeln ꝛc. Das erſte Zeichen der A. iſt Schmerz, und zwar meiſt in einiger Entfernung von dem ergriffenen Gelenke, dann Anſchwellung der Gelenkenden, welche jedoch nur bei oberflächlich gelegenen Gelenken deutlich wahrnehmbar iſt, Unmöglichkeit, das Glied zu gebrauchen; die Geſchwulſt nimmt nach und nach das ganze Gelenk ein, die Schmerzen ſteigern ſich, der Kranke fiebert, kommt herunter, und nach oft langem Leiden bricht das Gelenk auf, nachdem ſich in der Regel die Gelenkenden verſchoben haben. Heilung erfolgt dann nur durch Verwachſung des Gelenkes (Ankyloſis), oder durch Bildung eines neuen Gelenkes (wie bei Coxarthrocace). Die häufigſte Urſache dieſes Leidens iſt eine Ablagerung von Tuberkeln in die ſchwammigen Knochentheile. Doch können auch mechaniſche Einwirkungen, Fall, Schlag ꝛc., Erkältungen das Uebel hervorrufen. Kein Alter und Geſchlecht iſt davor bewahrt. Die Vorherſage iſt meiſt ſehr ungünſtig zu ſtellen. Das Uebel kehrt, wenn es ja geheilt werden ſollte, leicht wieder und macht, wenn es nicht, wie meiſt, den ſchlimmſten Ausgang hat, im günſtigſten Falle das betreffende Glied unbrauchbar. Die A., aus mechaniſcher Urſache entſtanden, läßt eine beſſere Vorherſage zu, als die durch Tuberkel hervorgerufene. Die Behandlung der A. iſt eine örtliche und allgemeine und erfordert vollkommene Ruhe des Gliedes bei zweckmäßiger Lagerung durch Apparate, welche daſſelbe fixiren, am beſten durch eine gut gepolſterte Drahtrinne oder Einwickelung in einen Gypsverband, kalte Umſchläge, örtliche Blutentleerungen, beruhigende und kühlende Mittel bei geeigneter, dem Entzündungsgrade entſprechender Diät. Droht der Kranke an Kräften herabzukommen, ſo muß er kräftig, mit guter Fleiſchbrühe, Fleiſch ꝛc., ernährt werden; dabei muß die Luft im Krankenzimmer fleißig erneuert werden. Vgl. Ruſt, Arthrokakologie oder über Verrenkungen aus innern Bedingungen, Wien 1817; Quatt, Beiträge zur vergleichenden pathologiſchen Anatomie der Gelenkkrankheiten, Berl. 1853.

Arthrophyma (v. Griech.), Gelenkanſchwellung, der generiſche Begriff, unter welchen alle Gelenkgeſchwülſte ſubſumirt werden müſſen.

Arthroplaſtik (v. Griech.), Bildung eines künſtlichen Gelenkes, insbeſondere der Extremitäten.

Arthur (Artus), mythiſcher König in England, der Mittelpunkt eines walliſiſch-bretoniſchen Sagenkreiſes, wird bald König der Siluren, bald der Dumonier genannt und war vielleicht Heerführer beider gegen die Sachſen ſeit 516 oder 508. Sein Vater war Uter (Uther), ſein Oheim Ambroſius Aurelianus, der Nachfolger des Königs Vortimer. A. wurde von dem Biſchof Dubrilius zu Carleon, d. i. Stadt Loudon, ſeiner Reſidenz am Uſk (in Monmouth, der altrömiſchen Isca colonia, die in Bezug auf A. ſelbſt von Kennern verwechſelt wird mit der römiſchen Stadt Lugevallum, dem britanniſchen Karleol, d. i. Stadt Leol, dieſſeits der Piktenmauer, dem heutigen Carliſle), gekrönt und erwarb ſich den Ruhm eines walliſiſchen Nationalhelden durch den Widerſtand,

den er an der Spitze der Briten den als Siegern auf dem östlichen Theile der Insel herrschenden Angelsachsen entgegensetzte. Er wehrte die völlige Unterdrückung von seinen Gebirgsvölkern ab, schützte die Freiheit, Sprache und Sitte des uralten Vaterlandes und vertheidigte das Kreuz gegen die Heiden. Durch den Sieg bei Bath, den er im ersten Jahre seiner Regierung (1516) nach zweitägigem Kampfe errang, bewirkte er, daß Cerdik von Wesser die Belagerung von Bath (Thermae aquae solis) aufgeben mußte. Dagegen mußte er später Hamptonshire und Somerset Cerdik überlassen. Doch behauptete er sich gegen Cynrik, Cerdiks Sohn und Nachfolger in Wesser. Den Zug gegen Rom, den A. auf dessen Aufforderung, sich zu unterwerfen, übernahm, sucht Lappenberg als eine historische Thatsache zu begründen. Der Verrath seines in der Heimat zurückgelassenen Neffen Mordred (Medraud), der sich empört und die Gemahlin des A., die sagenberühmte Genevra (Guanhumara, Gunivar, die Tochter eines Herzogs von Cornwallis aus dem Hause Cadors) verführt hatte, oder sie der Untreue gegen ihren Gemahl beschuldigte, nöthigte A. zu schleuniger Rückkehr, und im Kampfe mit diesem und dem ihm verbündeten Sachsenherzoge Chiiderik fiel er, der am meisten beglaubigten Ueberlieferung zufolge, in der dritten Schlacht in Cornwallis 537 (oder 542). Sein Tod wurde jedoch lange verheimlicht, und seine Landsleute harrten viele Jahre auf seine Wiederkehr. Sein lange unbekanntes Grab war auf der Insel Avallona (südlich von Bristol), wo er nach andern Ueberlieferungen an seinen in der Schlacht empfangenen Wunden gestorben sein soll, in der Nähe des Klosters zu Glastonbury (nach der Sage durch Joseph von Arimathia gegründet, ein für die Gestaltung der Sage hochwichtiger Umstand), und wurde unter König Heinrich II. 1189 aufgefunden. A.s Namen führen noch gegenwärtig mehr als 600 Plätze in Wales, Cornwallis und andern Gegenden.

Der historische Kern, der in den Erzählungen von A. wenigstens in sofern liegt, als er Führer seines Volkes gegen die Angelsachsen war, ist von einem reichen Sagengewande umsponnen, in welches wohl noch andere historische Erinnerungen, kaum unterscheidbar, verwebt sind. In seiner geschichtlichen Bedeutung als Vorkämpfer der Briten gegen die Sachsen erscheint A. mit seinen Mitstreitern Owein (Iwein), Geraint (Erek), Urien ꝛc. in den walisischen Bardenliedern des 6. und 7. Jahrhunderts, die gleichzeitig mit den gefeierten Helden oder unmittelbar nach ihrer Zeit gesungen wurden. Auch bei Taliesin, Aneurin, Merddhin, Blywarch-Hen u. A. ist A. noch nicht der sagengefeierte Held. Vielmehr tritt er hinter seinen trefflichen Geraint zurück. Unter den englischen Chronisten gedenkt der älteste walisische Geschichtschreiber, Gildas, geboren 516, der Thaten A.s, ohne daß er es für nöthig hält, den Namen des allbekannten Königs aufzuzeichnen. Die übrigen Chronisten, die bis zum 8. Jahrhundert ihre Werke verfaßt haben, schweigen über A.; nur soll um 720 Eremita Britannicus über ihn und seine Thaten berichtet haben. Im 8. Jahrhundert hatte sich die Tradition über A. noch nicht genug ausgebildet; die Sagen von Vortigern und Hengist ließen dem neuen Helden noch nicht Raum. Der erste volksmäßige Ansatz zu dem großen Stamme der Arthursage in den Chroniken ist bei Nennius im 9. Jahrhundert zu finden, der von seinen 12 ruhmvollen Zügen gegen die Sachsen erzählt und dabei den Helden in einen milden Heiligenschein zu hüllen sucht. Daneben aber bauten sich die Sagen von A. und dem Zauberer Merlin auf, die zunächst die Tendenz gehabt zu haben scheinen, A. dem Sagenkreise von Vortigern anzuschließen. In diesen Sagen erscheint A. als Sohn von Uter Pendragon (d. i. dem Fürsten Uter), im Ehebruch mit Inguerne erzeugt, und von Merlin, der dem Könige zur Umarmung der tugendhaften Inguerne dadurch verholfen, daß er ihm durch Zauber die Gestalt ihres abwesenden Gemahls, des Herzogs Gorlas von Cornwallis, verliehen, sich selbst unbekannt, fern von der Welt und dem Hofe, in einer gottesfürchtigen christlichen Familie erzogen. Durch das Wunder mit dem Amboß, aus dem Niemand außer A. das wie festgewachsene Schwert ziehen konnte, wurde er nach Uters Tode (zwischen 505 und 516) auf den Thron erhoben. Nachdem er sich mit Genevra (im Deutschen Ginover, im Französischen Genièvre), der Tochter des Königs Leodagan in Thamelinde und Erbin des väterlichen Reiches, vermählt, unternahm er die Züge gegen die Sachsen und Römer, wobei er durch Merlins Zaubermacht unterstützt wurde. Knüpfen die Erzählungen über A. bei Nennius, wenn auch sagenhaft, noch an die Geschichte an und sind frei von Wunderbarem und Uebernatürlichem, so walten in denen, worin Merlin eine Rolle spielt, die wunderbarste Abenteuerlichkeit, übernatürliche Begebenheiten, endlich die Einflechtung aller Märchengestalten und der Geisterwesen in ihren verschiedenen Abstufungen. Zusammengetragen ist die Artus- und Merlinsage in dem 2. Theile der Chronik des Gottfried (Galfridus) von Monmouth (um 1130 beendigt), einem blühenden Novellen- und Sagenkranz, worin uns die reiche Welt der walisisch-bretonischen Heldensagen aufgeschlossen wird, in deren Mittelpunkt jetzt unbestritten Artus steht. Den Ton des überschwänglich Wunderhaften stimmen in der größten Entschiedenheit an eine große Reihe von walisisch-bretonischen Erzählungen, denen gemeinschaftlich ist, daß A., der bisher überall als handelnder Held auftrat, jetzt zur passiven Nebenrolle herabsinkt. Er steht zwar immer noch in der Mitte ritterlicher Thaten; aber die bisherigen Nebenfiguren der Sage sind die Helden derselben. So reihen sich um A. seine Mitstreiter in der Schlacht bei Kattrüth, z. B. Owein, Peredur, oder andere geschichtliche Personen vor und nach dem geschichtlichen A., die von der Sage an diesen herangezogen worden sind, und viele andere Helden, die keine historische Autorität für sich haben. Zu den aus der Geschichte in den Mythus übergegangenen Personen gehört A.s Feldherr Geraint oder Geranit, der dann auch Erek und König von Destregâls zu Karnant heißt, in der Phantasie der Briten aber zusammengeflossen ist mit dem in der Schlacht von Llongborth (501) gegen den westsächsischen Cerdik gefallenen Geraint ab Erbin (Erbins Sohn), dem Häuptling von Dyvnaint; ferner Urien, ein Fürst von Reged im südlichen Schottland in oder bei Annandala (in jüngern Romanen vom Lande Gorre). Die Erzählungen, welche die Thaten Owens, Geraints, Peredurs (Parcivals), Tristans ꝛc. berichten, führen im Walisischen den

gemeinschaftlichen Namen Mabinogion, d. i. Märchen, und sind hauptsächlich in einem walisischen Manuskript in der Bibliothek des Jesuskollegs zu Oxford enthalten in dem sogenannten rothen Buche von Hergest (Clyfr Cocho Hergest), herausgegeben von Lady Charlotte Guest unter dem Titel „The Mabinogion from the Clyfr Coch o Hergest" mit einer englischen Uebersetzung und sehr schätzbaren Anmerkungen. Die Zeit, in welcher die Mabinogion aus dem Artuskreise entstanden sind, ist muthmaßlich begrenzt durch Wilhelms Heereszug (1066) nach England u. durch den ersten Kreuzzug (1190). Beide Momente sind wichtig für die Ausbildung der Arthursage u. die Verbreitung der Arthurromane. Entscheidend aber war in dieser Beziehung das nahe politische Verhältniß, in das ein großer Theil Frankreichs zu Wales u. der Bretagne durch Heinrich II. (1150) gebracht wurde, indem durch den Ideenaustausch der vereinigten Völker neue Bildungen der durch fremde Volkstraditionen befruchteten Sage, Kombinationen von einheimischen, bereits durchgebildeten Elementen mit solchen, die in die Ferne hinweisen, entstanden. Erst seit 1150 ist mit der walisischen Artussage der Sagenkreis des heil. Graals (s. d.) und seines Königthums vereinigt, dessen Ursprung und Ausbildung in Spanien und Südfrankreich zu suchen ist. Diese Vereinigung aber ist vielleicht zuerst von Kyot mit dem Beinamen Le chanteur (um 1160—80) mit dichterischem Geiste bewirkt worden. Gleichzeitig treten auch noch andere fremdartige Bestandtheile in die Artussage ein. Bisher war die Hofhaltung A.s nach dem Charakter eines einfachen walisischen Fürstenhofes eingerichtet gewesen. Nach dem Hinzukommen des Graals, auf welchen die christlichen Orden, besonders der Orden der Tempelherren, entschiedenen Einfluß gehabt haben, wird die alte Haustafel zur Tafelrunde der Mittelpunkt der glänzenden Hoftage, die A. an den Pfingstfesten zu halten pflegte, und nimmt die Gestalt einer Ordensverfassung an, sowie die Hoftage Ordenskapiteln ähnlich werden. Dadurch aber, daß die Tafel mit der Abendmahlstafel, an welcher der Herr mit seinen Jüngern gesessen, in Beziehung gebracht wird, verbindet sich dunkle Mystik und geheimnißvolle Allegorie damit. In diesem Zustande überliefern die Artussage unter einen andern die jüngern walisischen Romane „Merlin", „Brut d'Angleterre", „Morbe Arthur", von denen den ersteren, den erfindungsreichsten, wunderbarsten u. eigenthümlichsten unter allen, Fr. Schlegel deutsch bearbeitet hat. Andere Elemente, die durch die Verbindung Englands mit Frankreich in den Cyklus des Artus eintraten, sind Klinsor mit seinem wunderbaren und zauberhaften Wesen, der auf Süditalien und Sicilien zurückführt und mit dem Virgil zusammenhängt, der Priester Johannes, dessen Ursprung in Hochasien zu suchen ist, und die Geschichte Loherangrins und die Schwansage, die der niederrheinischen Sagenwelt angehören. Ebenso wichtig aber als dieses Zuströmen von stoffartigen Elementen war für Wales und Bretagne die reiche poetische Anschauung des Lebens überhaupt, die von Südfrankreich aus dorthin sich verbreitete. In der walisischen Dichtung war es bisher die That an sich, welche die Helden zur Bewegung trieb. Selten wurden sie durch ein moralisches, religiöses, oder ein anderes geistiges Motiv dazu bestimmt. Erst der südfranzösische Geist bringt jene lyrischen Elemente in das Epos, das dadurch nicht nur die todte Aeußerlichkeit im Thun und Treiben der Helden verliert, sondern auch seitdem anfängt, geistige Individualitäten und mehr durchgeführte Charaktere zu zeigen. A. selbst wird nun zum glänzenden Repräsentanten aller ritterlichen Tugend und sein Hof zum Sitz des reichsten höfischen Lebens erhoben. Seine Kampfgenossen sind die herrlichsten Muster ritterlicher Courtoisie und Galanterie.

Die alten walisischen Stoffe erlangten mehr noch als in Wales und Bretagne selbst diese Umbildung durch französische Bearbeitungen. Am meisten hat die Chronik des Gottfried zur Verbreitung der Artussage in den übrigen europäischen Ländern beigetragen und ist Quelle und hauptsächlichste Grundlage der gesammten Romane von Artus und der Tafelrunde im 12., 13. und 14. Jahrhundert für England sowohl als für Frankreich geworden. In dieser Zeit, wo Roman sich auf Roman drängte, wo Alles mit Eifer ergriffen wurde, was einen ritterlichen Charakter anzunehmen geeignet war, hatte man sich mit Vorliebe dem Sagenkreise des A. zugewendet. Fast kein Held der Tafelrunde blieb übrig, dem nicht ein besonderer Roman gewidmet wurde. Um den Stoff zu vermehren, knüpfte man an Artus und seine Umgebung Alles an, was nur damit in Verbindung gesetzt werden konnte. Derselbe Stoff erfuhr mehrfache Bearbeitungen, unter denen die folgenden immer mehr wunderbare Kombinationen und Mischungen versuchten. Im 13. Jahrhundert fing man sogar an, die Romane in Prosa aufzutischen, womit jedoch der Verfall in diesem Zweige der Literatur hereinbrach. Der besten Zeit gehören an die Romane „Erek", „Chevalier aulion", „Tristan", „Lancelot de lac", „Percheval" und viele andere. Unter den Dichtern ist der berühmteste u. der fruchtbarste Chrétien de Troyes, dessen Werke es auch besonders waren, die in Deutschland bekannt wurden und Bearbeitungen fanden. Deutschland war es hauptsächlich, wo die bretonischen Sagen seit dem 12. Jahrhundert fast jedes andere poetische Interesse verschlangen und, von den größten Meistern der Kunst gehegt und behandelt, ganz entschieden in den Vordergrund der Literatur traten. Was ihnen aber eine solche günstige Aufnahme sicherte, war der auch in Deutschland herrschende Eifer im Streben nach neuen überraschenden Begebenheiten, nach auffallenden Abenteuern, wozu noch kam, daß damals das Ritterthum sich zu entfalten begann, welches seinen Ursprung u. die Mittel zu seiner Ausbildung von Frankreich nahm. Für die deutsche Literatur sind sie dadurch von hoher Bedeutung gewesen, als sich aus ihnen das romantische Epos entfaltete u. zu einer besonderen Gattung herausbildete, während das alte volksmäßige Epos in Mißachtung sank. Das früheste deutsche Gedicht aus dem bretonischen Sagenkreis ist der „Tristan" des Eithart von Hobergen oder Oberge aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts. Es ist nur bruchstückweise in der ältern, doch vollständig in einer verjüngten ungedruckten Gestalt vorhanden. Von den Dichtungen Hartmanns von Aue gehören hierher sein frühestes episches Gedicht „Erek u. Enite" und sein spätestes „Iwein oder der Ritter mit dem Löwen", beide nordfranzösischen Dichtungen des Chrétien von Troyes nachgebildet; das erstere

frischer und von der vollen jugendlichen Kraft des Dichters durchdrungen (herausgegeben von Haupt, Leipzig 1839), das andere seiner ausgebildet und die vollkommene Entfaltung der poetischen Kunst bewährend (herausgegeben mit einem Wörterbuche von Lachmann und Benecke, Berlin 1827 u. 1833). Ein Nachahmer Hartmanns ist Wirnt von Gravenberg in seinem „Wigalois oder der Ritter mit dem Rade", der dem französischen Roman „Li fort Gawanides" nachgedichtet und mit Erklärungen von Benecke (Berlin 1819) herausgegeben worden ist. Auch der Großmeister der mittelhochdeutschen Poesie, Wolfram von Eschenbach, entlehnte seinen „Parzival" und seinen „Titurel" der Artussage. Der dritte der großen deutschen Dichter des Mittelalters, Gottfried von Straßburg, behandelte in seinem „Tristan" die Fabel des Eilhart noch einmal, verklärte ihn aber durch die künstlerische Vollendung der Form und durch die Tiefe der Empfindung. Gottfrieds „Tristan" blieb unvollendet und fand zwei Fortsetzer an Ulrich von Thürheim und Heinrich von Freiberg, die das Gedicht abgeschlossen haben, aber wohl nicht in der von Gottfried beabsichtigten Weise. Auch Wolframs „Titurel" wurde von drei unbekannten Fortsetzern zu Ende geführt. In gleichem Range mit den Fortsetzungen stehen der „Lanzelot" Ulrichs von Zatzikofen und des Strickers „Daniet von Blumenthal". In allen Gedichten des deutschen Mittelalters ist übrigens die bretonische Artussage gesondert geblieben von dem Mythenkreise über den heiligen Graal, mit Ausnahme des „Parzival" und „Titurel", welche beide Sagenkreise mit einander vereinigt haben. Wie die Artussage seit ihrem Uebertreten nach Nordfrankreich Hand in Hand mit dem Ritterthum gegangen war, so theilte sie auch sein endliches Schicksal. Mit dem Sinken und Verfall des Ritterwesens, war die Blüthe der bretonischen Dichtung verschwunden, und nur ein dumpfer Nachklang einer herrlichen Vergangenheit war das große cyklische Gedicht von Ulrich Fürterer von 1487, das den gesammten Sagenkreis von Artus, den Rittern der Tafelrunde und dem heiligen Graal nebst den Geschichten des Argonautenzuges und des trojanischen Krieges zu umfassen suchte. Ganz dieselbe Tendenz, die interessantesten Gegenstände einer früheren Zeit dem Bewußtsein der Gegenwart wieder nahe zu bringen, verfolgten die prosaischen Auflösungen älterer deutschen Gedichte aus dem Sagenkreise des A., welche noch im 15. Jahrhundert nach einer damals herrschenden Manier entstanden sind. Die bekanntesten und zugleich werthvollsten unter ihnen sind der „Wigalois" und der „Tristan", beide nach den gleichnamigen Rittermähren Wirnts von Gravenberg und Eilharts von Hobergen verfaßt. Vergl. San Marte (A. Schulz), die Arthursage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest, Quedlinburg und Leipzig 1842.

Artigkeit, diejenige Eigenheit des absichtlichen Thuns, nach welcher dieses als der Ausdruck der Ehrerbietung angesehen werden soll. Sie ist mit der Höflichkeit verwandt u. hat das Gemeinschaftliche mit ihr, daß beide sich auf die Ehrerbietung als auf ihr Wesen beziehen und Ausdruck derselben sind, ferner daß sie, sobald dieser Kern ihrer Natur mangelt, todte Formen werden. Aber sie unterscheiden sich durch die Art des Thuns. Die Handlungen der Höflichkeit sind symbolisch, wobei die That an und für sich werthlos ist und nur als Zeichen der Gesinnung einen Werth erlangt, und sie sind allgemein bestimmt für größere Kreise, obwohl verschieden nach der Sitte des Landes und nach dem Charakter des Volkes, so daß das Individuum die festgesetzten und herkömmlichen Formen sind nur anzueignen hat. Die Handlungen der A. dagegen sind frei von jener symbolischen Allgemeinheit, sie haben auch ohne Rücksicht auf das durch sie Ausgedrückte einen Werth und geben dem Erfindungsgeiste und dem Darstellungstriebe der Einzelnen einen freien Spielraum.

Artikel (vom lat. articulus, Gelenk, Glied), überhaupt ein Stück, Theil eines gegliederten Ganzen, daher in der Grammatik ein Formwort, welches in den meisten Sprachen dem Substantiv vorgesetzt wird, um auszudrücken, daß der Begriff des Substantivs entweder als ein bestimmter, oder als ein unbestimmter vorgestellt werde. Die Bestimmtheit aber, welche der A. aussagt, unterscheidet den einen Begriff von dem andern, hebt ihn vor gleichen oder ähnlichen, überhaupt vor solchen hervor, welche mit ihm auf gleicher Stufe stehen, und weil jener und nicht diese vorgestellt werden sollen, so negirt sie diese anderen Begriffe, oder schließt dieselben von der gegenwärtigen Vorstellung aus. Sowie nun der bestimmte A. das Zeichen für die Trennung und Sonderung der Begriffe ist, so ist der unbestimmte A. das Princip der Nichtunterscheidung, der Indifferenz, die aber schon durch Einführung eines unbestimmten Gegenstandes in eine Rede, durch das Merkmal, welches ihm in einem Satze beigelegt wird, aufgehoben werden kann, so daß dieses Prädikat als hinreichend zur Bestimmung des Gegenstandes erachtet und der Gegenstand fernerhin als ein bestimmter angesehen wird, z. B. in dem Satze: Es begegnete mir ein Mann, der Mann sagte. Die angegebene Bedeutung ist der Grundbegriff des A.s und die allen Sprachen gemeinsame Grundlage für den Gebrauch desselben. Gibt es sonach einen allgemeinen Grundsatz, welcher dem Gebrauche des A.s zu Grunde liegt, so sind doch die Beziehungen, nach welchen derselbe von verschiedenen Sprachen und von derselben Sprache in verschiedenen Fällen angewendet wird, sehr mannichfaltig, und darin, daß nach so verschiedenen Rücksichten Begriffe für bestimmt oder für unbestimmt gehalten werden können, ist der Grund enthalten, warum nicht nur die einzelnen Sprachen im Gebrauche des A.s unter einander abweichen, sondern auch der Gebrauch jeder einzelnen Sprache in Bezug auf den A. nicht völlig konstant ist. Nicht alle Sprachen kennen den A., und auch in denjenigen Sprachen, die den A. besitzen, war immer sein Gebrauch ursprünglich sehr beschränkt und erweiterte sich erst allmählig. Die Sanskrit- und Zendsprache, das Lateinische, Litthauische und Slavische entbehren des A.s, indem sie die genauere Unterscheidung der bestimmten und unbestimmten Begriffe der Uebertegung des Lesenden und Hörenden überlassen. Die hebräische und arabische Sprache dagegen drücken die Bestimmtheit des Begriffs durch einen vorn an das Wort gehängten Laut, andere, wie die

syrische, chaldäische, dänische, durch eine besondere Endform der Substantiven aus. Die griechischen und germanischen, sowie die romanischen Sprachen bezeichnen die Bestimmtheit durch ein abgeschwächtes Demonstrativpronomen und die Unbestimmtheit entweder durch den Mangel des bestimmten A.s, oder durch das Zahlwort für 1. Bei ihnen hat der A. immer seine Stelle vor dem Substantiv. In den romanischen Sprachen und zum Theil auch in den germanischen trägt der A. vorzügliche Schuld, daß die Casuszeichen in der Deklination der Nomina verloren gingen, indem es schien, als ob sie hinreichend durch den vorausgehenden A. vertreten würden. Der A. ist endlich als ein Mittel der Sprache für ihre poetische Anschauung zu betrachten, indem sie vermittelst desselben allen Gegenständen der Natur, allen belebten und unbelebten Wesen ein Geschlecht zueignet. Sie belebt durch den A. das, was leblos ist, und ertheilt ihm Persönlichkeit, oder schwächt auch andererseits nach ihrer jedesmaligen Betrachtungsweise die Persönlichkeit des natürlich Lebendigen; denn wenn gleich das Neutrum seiner Unbestimmung gemäß die lebloſe Natur zu vertreten hat, so hält sich doch die Sprache nicht in dieser alten Grenze, sondern erhebt theils, jene Grenze überschreitend, nach irgend welcher individuellen Ansicht das Unbelebte zu lebensvoller Persönlichkeit, theils entzieht sie dieselbe lebendigen Wesen. Auch hier tritt der Fall ein, daß das, was einige Sprachen durch den A. ausdrücken, andere durch die Endung bezeichnen. Auf welche Weise aber auch den Substantiven, den Personen der Sprachwelt, das Geschlecht angeeignet werden mag, jedenfalls waltet hier in der Sprache derselbe Geist, welcher auch in der Mythologie Flur und Hain, Baum und Gewässer mit geistig menschlichen Persönlichkeiten bevölkert hat.

A. nennt man auch einen einzelnen, in sich abgeschlossenen Abschnitt einer aus mehren solchen Theilen oder Gliedern bestehenden Schrift, z. B. eines Vertrags, einer Denk- oder Bekenntnißschrift; daher Friedensartikel, Kriegsartikel, Glaubensartikel. In letzterer (kirchen- und dogmengeschichtlicher) Hinsicht sind die bekanntesten: die drei A. des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses, die torgauer A., die A. der anglikanischen und gallikanischen Kirche u. a. m. In der Rechtssprache heißen A. kurze, in eine Folgenreihe gebrachte Sätze, welche thatsächliche Behauptungen oder auf solche gerichtete Fragen enthalten.

Artikuliren (v. Lat.), zergliedern, in einzelne Theile zerlegt abschnittweise vortragen. Daher in der Rhetorik Wörter nach ihren einzelnen Silben betont und deutlich aussprechen; in den bildenden Künsten die einzelnen Theile des ganzen Kunstwerks durch Ausdruck und Ton hervortreten lassen, im Einzelnen ausführen ꝛc.

Artikulirte Laute, solche Laute, deren einzelne Theile nach einzelnen Silben, die aus Selbstlautern, oder aus Selbst- und Mitlautern bestehen können, unterschieden werden, also menschliche oder den menschlichen nachgebildete Laute. Denn von Natur ist nur die menschliche Sprache artikulirt, indem vermöge der eigenthümlichen Einrichtung der menschlichen Sprachwerkzeuge der Durchgang der Stimme durch den Mund gehemmt und dadurch gleichsam in verschiedene Stücke von verschiedener Gestalt zerschnitten wird. Die Unfähigkeit, a. L. hervorzubringen, bewirkt das Lallen.

Artikulirtes Verhör, im Kriminalprozeß das Verhör über Fragen, welche nicht zusammenhängende Erzählung von Seiten des Inquisiten, sondern nur kurze Antworten bezwecken. Die dabei möglichst kurz, immer nur für einen Thatumstand abzufassenden und schon vor dem Verhör abzusetzenden Artikel sind entweder allgemeine (articuli generales) und betreffen den Lebenswandel, die Verhältnisse ꝛc. des Inquisiten, oder besondere (articuli speciales), lediglich auf die Anschuldigungspunkte gerichtete, zu welchen genügender Verdacht aus den Akten vorliegt. Aendert der Angeklagte die frühern Aussagen im artikulirten Verhör, oder gibt er neue Thatsachen an, so wird er darüber, nach Abbrechung des artikulirten Verhörs, erst wieder summarisch vernommen, und das artikulirte Verhör wird über die Zusatzartikel (articuli additionales), welche nach diesem summarischen Verhör gefertigt sind, fortgesetzt. Bei dem neuern, auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit basirten Strafverfahren ist das artikulirte Verhör nicht mehr üblich. Hier veranlaßt vielmehr der Untersuchungsrichter den Angeschuldigten, nachdem er ihm das Verbrechen, dessen er verdächtig ist, im Allgemeinen bezeichnet hat, sich über die den Gegenstand der Anschuldigung bildenden Thatsachen in einer zusammenhängenden, umständlichen Erzählung zu erklären. Hierauf folgt sodann die weitere Befragung, welche auf Ergänzung dieser Erzählung, auf Entfernung etwaiger Dunkelheiten und Widersprüche und insbesondere darauf zu richten ist, daß der Angeschuldigte alle gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe erfahre und vollständige Gelegenheit zu deren Beseitigung und seiner Rechtfertigung erhalte.

Artillerie (vom lat. ars tollendi, die Kunst, schwere Körper fortzuschleudern, nach Andern vom mittelalterlich-lateinischen artillaria, dem Diminutiv von ars, womit man Gegenstände zu bezeichnen pflegte, die zur Anfertigung geringerer Kunstfertigkeit bedürfen), das grobe Geschütz, sowie die Kunst seiner Anwendung und die dazu gehörige Mannschaft und Bespannung. Die A. ist eine der großartigsten und imposantesten Schöpfungen der neuern Zeit, mit der die Technik, welche die Völker des Alterthums und des Mittelalters bei ihren Wurf- und Belagerungsmaschinen in Ausübung brachten, nicht im Entferntesten zu vergleichen ist. Sie hat nächst der Muskete das Meiste zu der totalen Umgestaltung des Kriegswesens der letzten vier Jahrhunderte beigetragen und namentlich dem Festungs- und Belagerungskriege einen ganz neuen Charakter mitgetheilt. Nur wenige der früher unüberwindlichen Bollwerke haben dem neuen Feinde, der A., zu widerstehen vermocht. Sie hat die Zwingburgen der Ritter gebrochen, aber auch die Mauern der Städte, die ehedem des Bürgers Freiheit und Recht beschützten, in ohnmächtige und lästige Fesseln verwandelt, die man abwarf, um waffenlos und dadurch mit weniger Gefahr und Verlust dem Stärkeren sich zu unterwerfen. Was früher unmenschliches Wüthen mit Feuer und Schwert in Wochen nicht völlig zu Grunde richtete, das vertilgen unsere Kriegsmeister in einem 24stündigen Bombardement.

Die durch die raffinirtesten Studien über die ungeheure Gewalt des Pulvers und des groben Geschützes gewonnene Herrschaft des Menschen mußte endlich zu dem wenig erhebenden Resultate führen, daß jetzt von einer geübten und zahlreichen A. das Glück der Schlachten, die Sicherheit der Grenzen und die Ehre der Nationen, streitlustigen Nachbarn gegenüber, vorzugsweise abhängt.

Die Artilleriewissenschaft umfaßt Alles, was zum Geschützwesen oder zum Dienst der Artilleristen gehört. Vor- und Hülfswissenschaften sind Mathematik, Physik, Chemie und einige Zweige der Technologie. Sie selbst zerfällt in die reine (theoretische und technische) A., die Kenntniß von der Anfertigung, Einrichtung, Aufbewahrung und Wirkung der groben Feuerwaffen und alles Dessen, was zum Gebrauch derselben erforderlich ist (Schießpulver, Munition ꝛc.), sowie die Theorie des Schießens und Werfens, und in die angewandte A., die wieder die eigentliche Taktik der A. im Felde und die Lehre von der Belagerungsartillerie oder von der Anwendung der Geschütze in und vor Festungen begreift.

Nach ihrer Wirkungsart werden die Geschütze in Streich- und Wurfgeschütze eingetheilt. Streichgeschütze heißen diejenigen, welche das Geschoß gleichlaufend mit der Erdoberfläche, oder doch nur in einem geringen Bogen dem Ziele zuschleudern, Wurfgeschütze dagegen diejenigen, welche ihre Geschosse in der Regel in einem höhern Bogen fortschleudern. Zu den Streichgeschützen gehören die Kanonen, die nach dem Gewicht ihrer eisernen Vollkugel benannt werden, z. B. 3-, 6-, 12-, 24pfündige Kanonen. Die Wurfgeschütze sind bedeutend kürzer, ihre innere Höhlung ist an dem Orte, welcher die Pulverladung aufnimmt, verengt, d. h. sie sind mit Kammern versehen, weil ihre Pulverladung im Verhältniß zum Durchmesser der dazu gehörigen Hohlkugel gering ist. Die Wurfgeschütze benennt man entweder nach dem Gewichte einer steinernen Vollkugel, deren man sich ehemals bedienle, oder nach dem Zollmaß des Durchmessers ihrer eisernen Hohlkugel. Sie zerfallen in Haubitzen und Mörser; aus jenen schießt man Granaten, auch Kartätschen, und zuweiten Brand- und Leuchtkugeln; aus diesen (den Mörsern) Bomben, Branddomben, Brandkugeln, Leuchtkugeln, Spiegelgranaten oder Tranchéekugeln, Steinkörper, nach Carnots Vorschlag auch Kartätschen, welche jedoch keine bedeutende Wirkung haben.

Je nachdem die Geschütze zu Lande oder zur See gebraucht werden, ist die A. Land- und Schiffsartillerie. Erstere zerfällt wieder in Feld-, Belagerungs-, Festungs- und Küstenartillerie. Die Feldartillerie, d. i. die bei einem ins Feld rückenden Kriegsheer befindliche A., wird in Batterien und Parks eingetheilt. Ehedem gab man außer den in Batterien eingetheilten Geschützen auch jedem Infanterieregiment oder Bataillon einige Geschütze, wodurch die Anzahl der Feldgeschütze bis gegen 5 Stück auf 1000 Mann des Heeres und selbst noch höher stieg. Durch die Abschaffung dieser Regimentsartillerie, welche, durch Unkundige bedient, in der Schlachtlinie schlecht placirt und durch ihre Vereinzelung ohne entscheidenden Einfluß auf das Gefecht, die Bewegungen der Truppen oft erschwerte, verminderte sich die Zahl der Feldgeschütze in den letzten Kriegen häufig bis auf 2½ oder 3 Stück auf 1000 Mann. Das deutsche Bundesheer soll sogar nach den Bundesbestimmungen nur 2 Geschütze auf 1000 Mann führen. Die Feldgeschütze bestehen aus Kanonen und Haubitzen oder andern Granatgeschützen und müssen eine hinlängliche Wirksamkeit mit der erforderlichen Manövrirfähigkeit vereinigen. Hinsichtlich der Wirksamkeit fordert man von den Feldkanonen: daß ihre Kugel, mit geringer Erhöhung abgeschossen, auf nicht zu ungünstigem Boden eine Rollschußweite von 2000 bis 2500 Schritt erreiche und überhaupt auf diese Entfernung noch hinlängliche Kraft besitze, um einige Menschen außer Gefecht zu setzen, ein Geschütz zu demontiren ꝛc., und daß sie eine hinlänglich wirksame Kartätsche aufnehmen können. Aus diesen Gründen hat man fast allgemein die 6pfündige Kanone als das zweckmäßigste Kaliber für die Mehrzahl der Feldgeschütze, nämlich für die Brigade-, Divisions- und leichten Reservebatterien angenommen. In der französischen A. werden jetzt durch Napoleon III. zwei Arten gezogener Kanonen eingeführt, eine vom Kaliber des 4-Pfünders für die Feldartillerie, eine vom Kaliber des 12-Pfünders für die Belagerungsartillerie. Sie haben 6 Züge und schießen nur hohle Spitzgeschosse, welche mit 6 schachbretförmig gestellten Bleiflügeln und mit Perkussionszündern versehen sind. Die 4-Pfünder sollen das einzige Feldgeschütz, die 12-Pfünder die einzige Belagerungskanone werden. Die Ladung erfolgt von der Mündung. Die 3pfündigen Kanonen, welche man ehemals besonders als Bataillonsgeschütze mitführte, sind seit der Aufhebung der Regimentsartillerie, als den obigen Bedingungen nicht hinlänglich entsprechend, aus den Ausrüstungsentwürfen verschwunden, wenn man sich auch derselben, wo sie einmal vorhanden waren, hie und da noch später bedient hat. Um endlich die feindlichen Truppen auch in einem Terrain, welches keine Rollschüsse gestattet, auf Entfernungen über 1500—1600 Schritt mit größerem Erfolg, sowie um feindliche Verschanzungen, starke Mauern ꝛc. wirksamer beschießen zu können, als es mit 6pfündigen Kanonen möglich ist, führt man 12pfündige (bei den österreichischen Heeren auch zuweilen 18pfündige) Batterien mit, welche gewöhnlich einen Theil der Reserve- oder eigentlichen Dispositionsartillerie ausmachen. Die englische u. hannöverische A. führen auch 9pfündige Kanonen, als eine Mittelgattung, in welcher man die Vortheile der 6- und 12-Pfünder zu vereinigen sucht. Bei dem deutschen Bundesheere besteht die Hälfte der Geschütze aus 6-Pfündern, ein Viertheil aus 12-Pfündern und ein Viertheil aus Haubitzen. Das Kaliber der Feldhaubitzen darf nicht zu groß sein, weil dieselben außerdem eines theils zu langsam in der Bedienung und zu wenig manövrirfähig sein würden, und andern theils, weil dieselben zu wenig Munition mitführen können, wenn man nicht den ohnehin immer lästigen Train einer Armee zu sehr vermehren will. Auf der andern Seite ist aber nicht zu leugnen, daß bei übrigens gleichen Umständen Granaten von größerem Kaliber bei weitem richtigere Würfe gewähren, als Granaten von kleinerem Kaliber. Man führt daher, nach dem Steinmaßstab berechnet, in den leichten Batterien meist 7pfündige (in der französischen A. 5⅓zöllige oder auch 24pfündige genannt) bis

8pfündige und in schweren Batterien entweder die obigen, oder auch 10pfündige (6zöllige) Haubitzen. Die Felddatterien sind permanente und selbstständige Geschützabtheilungen, versehen mit den nöthigen Munitions- und andern Wägen und der dazu gehörigen Artilleriemannschaft und Bespannung. Die Organisation der Batterien richtet sich nach ihrem Zweck, indem dieselben entweder einer Infanterie- oder Kavalleriebrigade oder Division bleibend zugetheilt sind, oder einen Theil der zur Disposition verbleibenden Reserveartillerie bilden. Die Brigade- oder Divisionsbatterien müssen, selbst bei der Infanterie, eine große Manövrirfähigkeit mit hinlänglicher Wirksamkeit verbinden und sind daher gewöhnlich 6-, 8- oder 9pfündig: die Reservebatterien sind theils 12pfündig und zur Besetzung wichtiger Punkte bei dem Anfange des Gefechts bestimmt, theils Haubitzbatterien für besondere Zwecke, theils leichte Batterien, welche bis zu dem Augenblick der Entscheidung in Reserve bleiben sollen. Die Geschützzahl in einer Batterie darf nicht zu gering sein, weil in der Regel nur das auf einen Punkt vereinigte Feuer einer Anzahl von Geschützen einen wesentlichen Einfluß auf den Ausgang eines Gefechts hat; sie darf aber auch nicht so groß sein, daß die Manövrirfähigkeit und Uebersicht der Batterie darunter leidet. Aus diesen Gründen sind dermalen die Feldbatterien aller europäischen Armeen aus 6 oder 8 Geschützen zusammengesetzt. Im Allgemeinen muß sich die Stärke der Batterien auch nach der Organisation der übrigen Truppen einer Armee und nach der Anzahl der überhaupt mitzuführenden Feldgeschütze richten, damit die Zahl der Batterien nicht zu klein werde. Führt man z. B. nur 2 Geschütze auf 1000 Mann eines Heeres mit, so dürfte man der Batterie wohl kaum mehr als 6 Geschütze geben können. Die Munitionsausrüstung der Batterien darf nicht zu gering sein, mindestens müssen diese ein anhaltendes Gefecht aushalten können. Bei der deutschen Bundesarmee rechnet man auf jede 12pfündige Kanone 225 Kugelschuß und 75 Kartätschenschuß, theils bei dem Geschütz, theils in den Parks, und 112 Kugelschuß und 28 Kartätschenschuß in dem Feldbepot; auf jede 6pfündige Kanone 260 Kugelschuß und 86 Kartätschenschuß bei dem Geschütz und in den Parks, 131 Kugelschuß und 43 Kartätschenschuß im Feldbepot; für jede Haubitze 172 Granatwurf und 58 Kartätschenschuß bei dem Geschütz und in den Parks und 90 Granatwurf und 30 Kartätschenschuß in dem Feldbepot. Außer den Munitionswägen gehören zu jeder Batterie noch ein oder einige Wägen zur Fortbringung der nöthigen Requisiten, Vorraths- und Equipagestücke, eine Feldschmiede und bei manchen Ar auch eine Vorrathslaffete. Die Bedienung der Feldartillerie ist in vielfacher Beziehung schwieriger, als die der Belagerungs- und Festungsartillerie, und in allen diesen Beziehungen erfordern wieder die Kammergeschütze noch größere Sorgfalt, als die Kanonen, weil deren Handhabung an sich zeitraubender und schwieriger ist und unachtsame Bedienung bei denselben die schon an sich geringe Wahrscheinlichkeit des Treffens unverhältnißmäßig vermindert. Die Bedienung eines Feldgeschützes darf daher nur aus Kanonieren bestehen, welchen ein Unteroffizier als Geschützkommandant vorgesetzt ist, dem auch die Führung des Geschützes obliegt. Die Zahl der Kanoniere darf nicht zu gering sein, weil sonst die Schnelligkeit der Bedienung leidet und die physischen Kräfte derselben bei anhaltendem Feuern nicht so sehr in Anspruch genommen werden dürfen, daß Erschöpfung eintritt; aber auch nicht zu groß, weil dadurch mehr Leute dem feindlichen Feuer ausgesetzt werden, wodurch sich der Verlust ohne allen Nutzen vergrößert. Unter jeder Geschützabtheilung befindet sich mindestens ein Bombardier, Oberkanonier ꝛc., welcher geeignet sein muß, erforderlichen Falls den Unteroffizier zu ersetzen; außerdem wird demselben gewöhnlich das Richten übertragen. Die Bedienung einer Batterie besteht in den meisten Armeen aus einer Artilleriekompagnie, unter dem Befehl eines Hauptmanns und einiger Offiziere. Außer der unmittelbar bei den Geschützen eingetheilten Artilleriemannschaft muß jede Batterie noch eine hinlängliche Reserve zur Aufsicht und Arbeit bei den Munitionswägen und zum Ersatz der Kranken und Verwundeten haben; man rechnet hierzu $^1/_6$ bis $^1/_4$ der wirklichen Bedienungsmannschaft. Die Bespannung der Batterien bildet entweder besondere Trainabtheilungen, oder ist den Artilleriekompagnien einverleibt. Die letztere Einrichtung, welche bereits bei der russischen, preußischen, englischen reitenden und der französischen A. eingeführt ist, hat unleugbar den Vortheil einer größern Einheit in taktischer wie in administrativer Hinsicht. Die Reserve der Bespannung beträgt gewöhnlich 5—12 Procent.

Eine besondere Abtheilung der Feldartillerie bildet die Gebirgsartillerie, d. h. diejenige, welche ausschließlich dazu bestimmt ist, im hohen Gebirge verwendet zu werden. Hauptbedingung bei den hierzu bestimmten Geschützen sind: geringes Gewicht des ganzen Geschützes; Rohr und Laffete müssen sich ohne große Schwierigkeit von einander trennen lassen; im höchsten Gebirge kann es sogar nothwendig werden, die Laffete auseinander zu nehmen, um sie auf Packpferden oder Maulthieren zu transportiren; der Rücklauf darf nicht bedeutend sein, und die Laffeten müssen gestatten, dem Rohr einen großen Erhöhungs- und Neigungswinkel zu geben. Deshalb wendet man auch gewöhnlich nur schwache Ladungen an, um so mehr, als man hier keine sehr großen Schußweiten zu erzielen braucht. Die ersten Gebirgsgeschütze lagen auf Räderlaffeten, dann versuchte man der Reihe nach Bocklaffeten, Schleifenlaffeten, Rollaffeten; aber alle besaßen zu wenig Dauer. Bei der österreichischen A. führte man 1- und 3pfündige Gebirgskanonen, wovon erstere 16 Kugeldurchmesser lang und 166 Pfund schwer, letztere $11^3/_4$ Kugeldurchmesser lang und 295 Pfund schwer sind; sie liegen ebenfalls auf Räderlaffeten.

Zur Belagerungsartillerie rechnet man sämmtliche Mörser, 10-—12pfündige Haubitzen u. 24-, 18-, 16- und 12pfündige Kanonen, in sofern sich letztere durch die allen Belagerungsgeschützen eigenthümliche größere Länge des Rohrs und die größere Metallstärke unterscheiden; wenn man kleinere Kaliber von Kanonen oder Haubitzen dazu bedarf, so werden Feldgeschütze dazu verwendet. Sonst bediente man sich zu diesem Zwecke noch

viel größerer Kaliber; da sich dieselben aber selbst sehr schnell zerstören, indem weder Rohr, noch Lassete dauerhaft genug gemacht werden können, um den stärkeren Pulverladungen, welche hier angewendet werden, zu widerstehen, da sie ferner auch zu unbeweglich werden, so sind jetzt die 24-pfündigen Kanonen die größten Kaliber, welche noch im Gebrauch sind, und selbst ihrer bedient man sich vorzüglich nur noch zum Breschescheißen. Um den Röhren der Belagerungsgeschütze mehr Dauer zu verschaffen, ist in der neueren Zeit vorgeschlagen worden, sie durchgängig von Eisen zu gießen. Unter Belagerungsbatterien (batteries de siège) versteht man alle die verschiedenartigen Baue, in welchen man das gegen eine Festung zu gebrauchende, gegen das Feuer derselben gedeckte Geschütz aufstellt. Sie haben verschiedene Benennungen nach der Verschiedenheit ihrer Lage, Ausführung, Bestimmung und Bewaffnung. Erste Belagerungsbatterien (batteries premières, battertes d'approche) nennt man die, welche vor der Einnahme des gedeckten Weges erbaut werden und dabei in den Parallelen selbst oder ganz in ihrer Nähe liegen; zweite Belagerungsbatterien (batteries secondes, batteries de brèche) sind alle die, welche auf dem Glacis, im gedeckten Wege, oder in den übrigen Festungswerken aufgeführt werden. Nach der Lage ihrer Brustwehr unterscheidet man: gerade Batterien, wo die Geschütze in einer Linie neben einander stehen; gebrochene Batterieu (batteries en échelons), wenn man die Brustwehr wegen der Terrainbeschaffenheit theilweise zurückziehen mußte; Stockwerksbatterien (batteries à plusieurs étages), wo man aus demselben Grunde die Geschütze in verschiedenen Höhen neben einander stellen mußte; sägeförmige Batterien (batteries à rédans), wenn zur Beschießung eines seitwärts gelegenen Objekts die Brustwehr oder wenigstens ihre innere Böschungsfläche in aus- und eingehenden Winkeln fortläuft. In Hinsicht ihrer Bauart werden sie eingetheilt in: Horizontalbatterien (batteries de ntveau), wo die Geschütze auf dem natürlichen Bauhorizont stehen; erhöhte Batterien (batteries élevées), wo das Geschütz auf einer Erderhöhung hinter der Brustwehr aufgestellt wird; versenkte Batterien (batteries enterrées), wo die Räume für die Geschützaufstellungen noch unter dem natürlichen Horizont eingeschnitten sind; doppelte Batterien (batteries à masque), solche, vor deren Brustwehr mit 6—12 Fuß Abstand eine zweite mit ganz überdeckten Scharten liegt, die genau auf die Scharten der hintern Brustwehr gerichtet sind; bedeckte Batterien (batteries blindes), solche, deren Geschützstände durch sogenannte Blockdecken gegen Wurfgeschosse gesichert sind; schwimmende Batterien (batteries flottantes) dienen auf Landseen oder bei Ueberschwemmungen, um einen auf andere Weise nicht mit Geschütz zu erreichenden Punkt zu beschießen. Man bedient sich hierzu am einfachsten eines Holzfloßes von hinreichendem Tragvermögen, auf dem man eine Brustwehr von Woll- oder Sandsäcken aufführt. Rücksichtlich ihrer Bestimmung oder ihres Gebrauchs unterscheidet man folgende: Ricochet- oder Schleuderschußbatterien (batteries à ricochet) heißen diejenigen, von denen aus man die Linien der Festungswerke mit schwachen Ladungen und mit 6—15° Elevation enfilirt, wobei die Geschosse in kurzen Bogensprüngen auf den Wallgängen der Festungslinien fortgehen sollen. Sie werden meist mit Kanonen, zum Theil auch mit Haubitzen bewaffnet, und ihre Lage ist bald in, bald vor der ersten Parallele, bisweilen auch noch in der zweiten. Demontir- oder Kernschußbatterien (batteries à démonter ou de plein fouet) schießen mit voller oder gewöhnlicher Feldladung gerade oder schräg, ohne daß die Kugel vorher einen Aufschlag macht, auf die Schießscharten der Festungswerke, um dadurch die Scharten zu öffnen und das dahinter stehende Geschütz zu demontiren. Ihre Bewaffnung besteht aus Kanonen der schwereren Kaliber, 18—24pfündig. Sie liegen hauptsächtich in, vor, oder hinter der zweiten Parallele. Die in der Krümmung des gedeckten Weges erbauten sogenannten Kontrebatterien sind Demontirbatterien gegen die Festungslinien, bei bastionirten Systemen die Flanken, welche man früher direkt nicht beschießen konnte. Breschbatterien (batterles de brèche) werden gebraucht, um die Futtermauern der Festungswerke in Trümmer zu schießen, oder bei bloßen Erdwällen die äußere Walddschung zu beschießen, um in beiden Fällen durch die Geschützwirkung auf das zu erobernde Werk einen sturmfähigen Weg zu bilden. Man bewaffnet sie gegen Mauerwerk bloß mit Kanonen des schwersten Kalibers und feuert mit Stückkugeln, gegen Erdwälle aber auch zum Theil mit Haubitzen, und schießt dann aus den Kanonen und Haubitzen Hohlgeschosse mit schwachen Ladungen in den Erdwall, die bei ihrem Zerspringen als kleine Minen wirken sollen. Nach ihrer Bewaffnung unterscheidet man noch Kanonen-, Haubitz- und Mörser- oder Kesselbatterien. Zuweilen findet auch eine Kombination dieser Geschütze in einer und derselben Batterie Statt.

Die Festungsartillerie, d. h. die zur Vertheidigung einer Festung bestimmte A., kann entweder ein abgesondertes Corps, oder ein temporär dazu kommandirter Theil der Feldartillerie sein. Die erstere Einrichtung hat den Vortheit, daß man eine Menge erfahrener und nur zum Felddienst nicht mehr tüchtiger Artilleristen noch eine Zeitlang, selbst mit wesentlichem Nutzen für den Dienst, verwenden, aber auch den Nachtheil, daß sie während eines längeren Friedens leicht in eine Invalidenanstalt ausarten kann. Die Festungsartillerie hat im Allgemeinen mehr den Zweck, die Belagerungsarbeiten in ihrem Fortgange aufzuhalten, als feindliche Werke von starkem Profil zu zerstören. Die hierzu verwendeten Geschütze müssen vorzüglich sichere Schüsse geben, dem Feind nur ein geringes Ziel darbieten und wenigstens zum größten Theil eine solche Einrichtung haben, daß sie ihre Stellungen häufig wechseln, wo das feindliche Feuer ihnen zu gefahrlich wird, ohne Aufenthalt zurückgezogen und zur Vertheidigung der Breschen oder zur Beschießung neuer, die Belagerungsbatterien maskirender Angriffsarbeiten ebenso geschwind wieder aufgestellt werden können. Hierzu sind Kanonen von sehr großem Kaliber, wie z. B. 24-Pfünder, nicht geeignet; doch dürfen diese in einer Festung auch nicht ganz fehlen, weil sonst die Belagerungsartillerie eine noch größere Ueberlegenheit über die Festungsartillerie erhalten würde, als die koncentrische Richtung ihres Feuers

ihr ohnehin verschafft. Die Kanonen von geringerem Kaliber sind theils gewöhnliche Feldstücke, deren man sich zugleich zu Ausfällen bedienen kann, theils zu dem Gebrauch hinter Brustwehren, in Kasematten ꝛc. besonders eingerichtet. Von vorzüglichem Nutzen sind die Wurfgeschütze, nämlich Feldhaubitzen, Haubitzen von größerem Kaliber, aber ähnlicher Konstruktion der Röhre und Lafseten, größere und Handmörser, indem die Wurfgeschütze und ganz vorzüglich die Mörser, welche keiner Schießscharten bedürfen und den Ricochetschüssen nur ein kleines, durch Traversen beinahe vollständig zu deckendes Ziel darbieten, am schwersten von der Belagerungsartillerie zum Schweigen gebracht werden. Die Festungsbatterien oder die verschiedenartigen Geschützaufstellungen innerhalb der Festungswerke kann man in zwei Hauptklassen eintheilen: in nach oben offene und in bedeckte. Kanonen und Haubitzen werden auf den Wallgängen meist unbedeckt hinter Scharten, zum Theil aber auch auf Bänken in den ausspringenden Winkeln aufgestellt. Die Aufstellung hinter Scharten deckt Geschütz u. Bedienung gegen das direkte Feuer ziemlich gut, besitzt dagegen das Nachtheilige, daß der Feind bei der Anlage seiner Belagerungsbatterien diese dem Schartenfeuer leicht entziehen kann. Die Bankbatterien dagegen besitzen den Vorzug, daß sie einen weit freieren Geschützgebrauch möglich machen, können aber wegen der unbedeutenden Deckung, welche bei ihnen Geschütz und Bedienung erhält, nur so lange in Thätigkeit bleiben, als der Feind seine ersten Batterien noch nicht beendigt hat, wenn die Geschütze nicht in kurzer Zeit demontirt sein sollen. Die Vortheile beider Arten der Geschützaufstellung sind aber vereinbar, ohne daß ihre Mängel damit verknüpft bleiben, wenn man sich für diese Geschütze der hohen Walllafseten nach Gribeauvals Princip bedient. Bei beiden Arten der Geschützaufstellung findet aber weder das Geschütz, noch die Bedienung Schutz gegen die feindlichen Wurfgeschosse. Will man sich auch Schutz gegen diese gefährlichen Projektile verschaffen, so müssen die Geschützstände eine bombenfeste Ueberdeckung erhalten, und diese Arten der Geschützaufstellungen heißen bedeckte Festungsbatterien. Am erfolgreichsten, sowohl für den Zweck als für die Dauer, bedient man sich hierzu der Kasematirungen. In Ermangelung der Kasematten läßt sich dieser Zweck aber auch provisorisch durch Blockdecken erreichen. Die Mörser werden ebenfalls in den Festungswerken, und zwar entweder frei, oder bedeckt aufgestellt. Vermöge der hohen Bögen, unter welchen sie ihre Geschosse forttreiben, werden diese Geschütze von den Brustwehren zurückgezogen und meist in den Kapitälen der ausspringenden Winkel placirt. Die bedeckten Mörserstände sind entweder Blockdecken, oder Kasematten. Bei beiden ist hauptsächlich darauf Rücksicht zu nehmen, daß das Werfen unter den brauchbaren Elevationswinkeln möglich wird. Bei der Bedienung der Belagerungs- und Festungsartillerie ist die Handhabung dadurch sehr vereinfacht, daß die Geschütze ihre Stellung wenig oder gar nicht verändern, auf Bettungen stehen, mit Ausnahme seltener Fälle mehr ein ununterbrochenes, als sehr geschwindes Feuer unterhalten, ihre Bedienung durch Brustwehr, Traversen, Ueberbauungen ꝛc. gegen das feindliche Feuer geschützt wird, und bei allen eintretenden Beschädigungen mehr Zeit und Mittel zur Herstellung vorhanden sind, als im Gefecht bei Feldgeschützen. Bei den Festungsgeschützen begünstigt noch überdies meist der Bau der Lafseten die Handhabung ganz besonders. Aus allen diesen Gründen ist zur Bedienung dieser Geschütze weniger Mannschaft erforderlich, als bei der Feldartillerie, u. jene kann zum Theil aus mechanisch gut eingeübten Handlangern bestehen. Im Durchschnitt rechnet man hier ungefähr auf jede 24- u. 18pfündige Kanone 8 Mann und auf jede 12pfündige 6 Mann; liegen diese Geschütze aber auf Rahmenlafseten, 6, resp. 4 Mann. Eine Haubitze erhält 4—6 Mann, ein 60pfündiger Mörser 6 Mann, ein 30pfündiger 4 Mann, ein 10pfündiger 3 Mann. Hierunter müssen sich jedoch mindestens bei jeder Kanone 2 Kanoniere und bei jedem Kanonengeschütze 2 Bombardiere oder 1 Bombardier und 1 Kanonier befinden, und auf 2, höchstens 3 Geschütze wird 1 Unteroffizier gerechnet. Bei der Belagerungsartillerie ist wenigstens für jede Batterie 1 Offizier erforderlich, bei der Festungsartillerie bestimmt sich dies dagegen nach der Zahl und Wichtigkeit der angegriffenen Linien.

Die Schiffsartillerie dient zur Bewaffnung der Kriegsfahrzeuge aller Art und besteht aus allen Kalibern von Kanonen, Haubitzen und Mörsern und außerdem noch aus Bombenkanonen u. Karronaden. Im Allgemeinen unterscheidet sie sich von der Landartillerie dadurch, daß sie meist nur eiserne und wenig metallene Geschütze führt, und daß ihre Geschütze auf eigens konstruirten Lafseten (Schiffslafseten) liegen; auch bedient sie sich schwächerer Ladungen als die Landartillerie. Bei Vertheilung der Geschütze werden die leichteren auf das obere Verdeck, die schwereren in die unteren Verdecke gestellt, um ein besseres Gleichgewicht hervorzubringen. Die in England in Einführung begriffenen gezogenen armstrongschen Kanonen sind zunächst vorzugsweise für den Seedienst berechnet. Sie haben Haarzüge, mindestens 40, werden von hinten geladen und können auch Hohlgeschosse mit gewöhnlichem (nicht Perkussions-) Zünder schießen. Vgl. Kriegsschiff.

Je mehr das Feuergeschoß in den neueren Kriegen überwiegend wirksam geworden ist, um so größeren Einfluß hat auch die A. auf die Entscheidung des Kampfes erlangt, da sie die Wirkung des Feuers unter allen Waffen auf die größten Entfernungen und in der weitesten Ausdehnung hervorbringt. Gleichwohl ist die A. keine selbstständige Waffe, sie bedarf im Kampfe stets des Schutzes der übrigen Heeresabtheilungen, sie kann daher auch nur in Vereinigung mit denselben gedacht werden. Bei der Vertheidigung kann die A. durch das Abweisen der feindlichen Angriffe die Entscheidung allein herbeiführen, jedenfalls spielt sie dabei die Hauptrolle, und hier sind daher alle rein artilleristischen Rücksichten so vorherrschend, daß die andern Waffen sich denselben unbedingt unterordnen müssen. Beim Angriffe dagegen kann die A. in der Hauptsache nur vorbereitend wirken, und so entscheidenden Einfluß dies auch oft ausübt, so müssen doch stets die andern Waffen den Ausschlag

geben. Hier können daher die rein artilleristischen Anforderungen nur in soweit berücksichtigt werden, als es sich mit dem Verhältnisse zu den andern Waffen vereinigen läßt. Erst seitdem man dies erkannt hat, spielt die A. auch beim Angriffe eine wichtige Rolle. Auf dem Schlachtfelde werden folgende Anforderungen an die A. gestellt. Sie dient zur Einleitung des Kampfes, und unter ihrem Schutze entwickeln sich die Streitkräfte; dann bereitet sie den Angriff mit den blanken Waffen vor, während sie auf anderu Punkten beschäftigt ist, diejenigen Theile der feindlichen Linie im Zaume zu halten, welche durch offensive Bewegungen nachtheilig einwirken könnten, und unterstützt die andern Waffen bei der Verfolgung des Feindes. In der Vertheidigung dagegen dient sie vorzugsweise, die feindlichen Kräfte abzustoßen, auf dem Rückzuge das zu lebhafte Nachdringen des Feindes zu mäßigen, und das Abbrechen eines Gefechts erfolgt vorzugsweise unter ihrem Schutze. Unter beiden Verhältnissen ist sie geeignet, geschlagene Abtheilungen aufzunehmen und ihnen die nöthige Zeit zum Sammeln zu verschaffen; auch dient sie dazu, alle von dem Feinde vorbereiteten materiellen Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

Man theilt die Schüsse ein: nach dem Geschoß, nach der Ladung, nach der Richtung und nach dem Zweck. Nach dem Geschoß unterscheidet man Kugel- und Kartätschenschüsse, Granat-, Kartätsch- und Bombenwürfe, Würfe mit Spiegelgranaten, Steinen und Leuchtkugeln; nach der Ladung: Schüsse und Würfe mit voller (kammervoller), schwacher u. verstärkter Ladung, bei Feldhaubitzen Würfe mit großer und kleiner Feldladung; nach der Richtung, und zwar nach dem Richtungswinkel: erhöhte, wagrechte und gesenkte Schüsse (ein erhöhter Schuß ist es, wenn der Richtungswinkel sich über die wagrechte Linie erhebt, ein wagrechter Schuß, wenn die Mittellinie der Seele mit der wagrechten Linie zusammenfällt, mithin der Richtungswinkel = 0 ist, ein gesenkter Schuß, wenn der Richtungswinkel unter der wagrechten Linie liegt); nach der Richtungslinie: Visirschuß, Aufsatzschuß und Kernschuß (der Visirschuß entsteht, wenn die Richtungslinie mit der Visirlinie zusammenfällt [Visirwinkel], der Aufsatzschuß, wenn die Richtungslinie, höher als das Visir, über den Aufsatz geht [Aufsatzwinkel], der Kernschuß, wenn die Richtungslinie gleichtausend mit der Are der Seele, also über dem Korn liegt); nach dem Zweck: solche Schüsse, bei denen das Treffen mit dem ersten Aufschlag, und solche, bei denen das Treffen mit den folgenden Aufschlägen die Hauptsache ist. Der erstere heißt Bogenschuß (der Kernschuß ausgenommen), bei der Haubitze Bogenwurf. Wenn bei dem letztern volle Ladung u. ein kleiner Richtungswinkel (geringe Elevation) angewendet wird, entsteht der Rollschuß. Erhebt sich hierbei das Geschoß nach dem ersten oder doch zweiten Aufschlage so wenig, daß jeder 6 Fuß hohe Gegenstand, der sich in der Bahn befindet, getroffen wird, so heißt dieser Schuß ein bestreichender (rasirender). Nimmt man aber schwache Ladung u. einen größern Richtungswinkel (hohe Elevation), so entsteht der Ricochetschuß (Schleuderschuß). Die Kartätschenkugeln eines Kartätschenschusses gelangen unter mehren Aufschlägen nach dem Ziele. Der Durchmesser des Streuungskreises beträgt bei Kanonen $^1/_{10}$, bei Haubitzen $^1/_8$ der Schußweite. Enfilirschuß ist ein solcher, der mit voller Ladung eine Linie (Truppen oder Werke) bestreicht (enfilirt). Geht die Richtung des Schusses senkrecht auf die zu beschießende Linie, so entsteht Frontalfeuer; hierher gehört der Demontir- und Breschefeuer. Schießt eine Kanone auf ein nicht zu entferntes Ziel nach der Tiefe und das Geschoß bleibt mit dem ersten Aufschlage stecken, so entstehen Bohrschüsse. Im Allgemeinen heißt alles Feuer aus Wurfgeschützen Wurf- oder Vertikalfeuer, im Gegensatze der Schüsse aus Kanonen und kleinem Gewehr, die nur im flachen Bogen das Ziel treffen: direktes Feuer.

Kanonen gebraucht man überall da, wo ein freistehendes Ziel zu erreichen ist. Kartätschen werden gegen geschlossene Linien angewendet, gegen Kolonnen nur dann, wenn sie nicht über 500 Schritt entfernt sind, endlich gegen Truppen in zerstreuter Ordnung; außerdem ist der Kugelschuß vorzuziehen. Im Festungs- und Belagerungskriege gebraucht man Kanonen zum Ricochettiren des Wallganges und bedeckten Weges, zum Demontiren der feindlichen Geschütze in den Scharten, zur Zerstörung der Futtermauern mittelst des Breschefeuers. Haubitzen werden im Allgemeinen da angewendet, wo das Ziel verdeckt ist; doch bedient man sich auch des Rollwurfes gegen Truppen auf solche Entfernungen, wo die Granaten liegen bleiben und zerspringen. Im Festungs- und Belagerungskriege läßt man die Granaten entweder mit dem ersten Aufschlage in die Werke der Batterien fallen, oder ricochettirt gegen die langen Linien. Mörser gebraucht man im Allgemeinen im Festungs- und Belagerungskriege da, wo man mit Kanonen und Haubitzen seinen Zweck entweder gar nicht, oder nicht genügend erreichen kann. Zur Vertreibung der Besatzung hat das kleinere Kaliber, zur Zerstörung der Deckungen das größere Kaliber den Vorzug. Gleich den Kartätschen werden Spiegelgranaten und Steine nur gegen Menschen gerichtet. Aus Mörsern werden diese Geschosse in den bedeckten Weg und andererseits auf die Sappenspitzen geworfen. Auf 1000 Schritt kann eine 6pfündige Kanonenkugel noch 6 Mann außer Gefecht setzen. Die Wirkung der 12pfündigen Kugel zur 6pfündigen verhält sich wie 3:2. Geht eine Kanonenkugel durch einen gefüllten Protzkasten oder Munitionswagen, so fliegen diese in der Regel auf. Auf 1000 Schritt schießt man mit einem 12-Pfünder, auf 800 Schritt mit einem 6-Pfünder ein Thor ein. Mauern leiden oft mehr durch Erschütterung bei Kugeln mit schwacher Ladung, als durch gewaltsames Eindringen. Glühende Kugeln entzünden jedes Holz, selbst grünes, indem sie stecken bleiben, oft erst spät, doch sicher. Kanonengranaten zum Abkämmen der Brustwehr wirken wie Minen. Haubitzgranaten wirken als Vollkugeln durch das Zerspringen und durch das Anzünden; als Vollkugel im freien Felde wie eine Kanonenkugel. Beim Zerspringen (durchschnittlich in 16 Stücke) fliegen einzelne Stücke 300 Schritt weit. Am wirksamsten sind sie, wenn das Zerspringen 1—2 Fuß über der Erde erfolgt. Die Brandkraft ist nur dann bedeutend, wenn die Granate leicht feuerfangende Gegenstände erreicht. Die 10. Granate etwa geht blind. Die 12löthigen Kartätschenkugeln setzen selbst nach einem Aufschlage einen

Menschen od. ein Pferd außer Gefecht, die kleineren treffen weniger. Fahrzeugen und Geschützen schaden Kartätschenkugeln wenig. Die Wirkung der Haubitzkartätschen ist um $^1/_6$ geringer. Bomben wirken durch den zerschmetternden Fall aus der Höhe, durch das Zerspringen und durch das Anzünden. Sie entspringen in 10—19 Stücke und werfen diese 400—900 Schritt weit. Brandbomben wirken sicher gegen Gebäude und brennbare Gegenstände aller Art. Spiegelgranaten haben doppelte, aber doch sehr untergeordnete Wirkung, weil nur wenige zusammenhalten und viele blind gehen. Sehr verderblich wirken die Shrapnels (s. d.).

Die Artilleristen, oder die ausschließlich zur Bedienung der Geschütze bestimmte Mannschaft, bilden jetzt im Gegensatze zur Infanterie und Kavallerie die dritte Haupttruppengattung; ihnen ist außer der Bedienung der Geschütze die Anfertigung und Aufbewahrung des Pulvers, der Munition und der Waffen übertragen. Hierher gehören außer den Offizieren und Feldwebeln die Oberfeuerwerker, welchen besonders die Leitung der Laboratorienarbeiten obliegt, die Feuerwerker und Korporale, die als Führer der einzelnen Geschütze, erstere besonders bei den Wurfgeschützen angestellt werden, Bombardiere u. Kanoniere, welchen die Bedienung der Geschütze und die Anfertigung der Munition obliegt. Außerdem gibt es Artilleriehandwerker, welche zur Anfertigung und Wiederherstellung der Geschütze und des Fuhrwesens nebst Zubehör gebraucht werden; auch rechnet man in einigen Staaten die Pontoniers und Minirer zur Artilleriemannschaft. Die A. steht in der Regel unter einem eigenen Chef, Feldzeugmeister, Generalinspecteur ꝛc., und ist meist in Regimenter, Bataillone und Kompagnien oder Batterien, in Preußen in Brigaden und Abtheilungen zu 5 Kompagnien getheilt, welche letztere wieder nach der Art, wie die Bedienung den Geschützen folgt, in reitende und Fußkompagnien zerfallen. In manchen Staaten, wie in Oesterreich und Bayern, gibt es auch fahrende A. Unteroffiziere und Kanoniere müssen eine genaue Kenntniß der Geschütze und Fuhrwerke, sowie der Wirkung der Geschosse besitzen und selbst die Theorie des Schießens und Werfens darf ihnen nicht ganz fremd sein. Sie müssen alle verschiedenen Geschützarten bedienen, zerbrochene Fahrzeuge herstellen, alle Arten von Munition und die Batteriebaumaterialien anfertigen lernen und den Batteriebau selbst, sowie die Handhabung mehrer Maschinen üben. Die Dienstleistungen des Artilleristen sind so einfach, die Maschinen, mit welchen er umgeht, zum Theil so zusammengesetzt, daß es ganz unausführbar ist, für alle möglichen Fälle besondere Vorschriften zu geben; daher wird nicht allein eigenes Nachdenken und Geistesgegenwart bei dem Artilleristen mehr in Anspruch genommen, als bei Soldaten anderer Waffen, sondern er bedarf auch in vielen Fällen eines weit größern Aufwandes an physischen Kräften. Der Artillerist muß daher kräftig gebaut sein und darf nicht unter 72 Zoll sächsisch messen. Bewaffnung braucht der Artillerist nur in besonderen Fällen zur persönlichen Vertheidigung, bei den meisten Armeen führt er daher nur Seitengewehr oder Säbel. In Frankreich ist die Fußartillerie immer mit einem Feuergewehr bewaffnet gewesen.

Die zur Feldartillerie gehörige Mannschaft besteht aus Fuß-, reitender und fahrender A. Unter Fußartillerie im weitern Sinne versteht man alle A., deren Mannschaft nicht beritten ist, im engern Sinne, im Gegensatz zu der fahrenden A., diejenige nicht berittene A., bei welcher man nicht auf anhaltend schnelle Bewegungen mit auf den Geschützen, den Munitionswägen und den Handpferden der Bespannung sitzender Bedienungsmannschaft rechnet. Die letztere beträgt gewöhnlich ungefähr $^3/_4$ der ganzen Feldartillerie; von ihr gilt zuletzt alles im Allgemeinen über den Gebrauch der A. Gesagte. Reitende A. (artillerie legère oder volante) ist diejenige, wo die ganze Bedienungsmannschaft beritten ist. Sie war anfangs ebenfalls nur Fußartillerie, welche man temporär beritten machte, um Geschütze schnell auf einen Punkt zu bringen, wo man deren bedurfte, diente schon damals, wie noch jetzt, dazu, vorzüglich bedrohte Punkte der Schlachtlinie schnell zu verstärken, und wurde in Verbindung mit der Reiterei bei der Arrièregarde, theilweise auch bei der Avantgarde, zur Unterstützung der Vorposten, zu Demonstrationen, Ueberflügelungen, Rekognoscirungen, Verfolgung des geschlagenen Feindes ꝛc. gebraucht. Die reitende A. führt beinahe durchaus 6pfündige Kanonen und 7pfündige Haubitzen (in Frankreich 8pfündige Kanonen u. 24pfündige Haubitzen), welche nach dem Princip möglichst einfacher konformer Ausrüstung ebenso koncentrirt sind wie die der Fußartillerie; die größere Beweglichkeit wird durch Verminderung der Munition auf der Protze, oder durch vermehrte Bespannung erreicht. Es ist mehrfach vorgeschlagen worden, bei der reitenden A. die Haubitzen ganz zu verbannen; doch ist dies bis jetzt in keiner A. zur Ausführung gekommen, vielmehr hat man sich bemüht, die Wahrscheinlichkeit des Treffens der Haubitzen zu steigern, wodurch die Wirkung der Granaten gegen Reiterei größer ward, als die der Kanonenkugeln, zumal bei einem den Streichgeschützen ungünstigen Terrain. 6 od. 8 Geschütze, einschließlich 2 Haubitzen, bilden, nach den örtlichen Verhältnissen, eine Batterie, deren Formation im Ganzen der bei der Fußartillerie gleich ist; nur sind die Geschützbedienungen in der Regel 2 Mann stärker, welche, wenn die Batterie abprotzt, als Pferdehalter dienen, und die gesammte Mannschaft ist mit Säbel und Pistolen bewaffnet, um im Nothfall ihre Geschütze decken zu können, eine Nothwendigkeit, welche aber stets von anderen Seiten begangene Fehler voraussetzt. Die reitende A. beträgt in der Regel $^1/_4$—$^1/_6$ sämmtlicher Feldgeschütze. Fahrende A. ist diejenige, wo die Geschützbedienung bei allen Bewegungen theils auf den Fahrzeugen, theils auf den Handpferden fortgebracht wird. Sie ist im Vergleich mit der reitenden im Frieden weniger kostspielig zu unterhalten, weil mit Ausnahme der Unteroffizierspferde die Anschaffung und Unterhaltung der Reitpferde und Pferdeequipage ganz oder doch zum größeren Theil wegfällt, und erleichtert die Ausbildung der Artilleristen, denen insbesondere die Kenntniß von der Behandlung und Wartung der Pferde ganz entbehrlich ist. Daher bedarf auch fahrende A. im Kriege keines so starken Depots, als die reitende. Im Gefecht endlich werden durch den Wegfall der Reitpferde in allen jenen Fällen, wo sich keine Deckung für dieselben darbietet, die Ziel-

punkte für die feindliche A. vermindert. Indeß sind die Nachtheile, welche der Gebrauch der fahrenden A. herbeiführt, sehr überwiegend. In neuern Zeiten bemüht man sich mit Recht, die technischen Einrichtungen der A. möglichst zu vereinfachen, und hat deßhalb der reitenden und Fußartillerie beinahe durchaus gleiche Geschütze und Munitionswägen gegeben. Dies ist jedoch bei der fahrenden A. nicht möglich, wo die bereits erwähnten Abänderungen und andere Umstände mehr oder weniger tief in die Bauart der Lafseten und Munitionswägen eingreifen. Besonders nachtheilig wirkt dies bei letztern, wo es im Gefecht von wesentlichem Nutzen ist, wenn jeder Wagen jeder Batterie der nämlichen Geschützgattung folgen kann, ohne erst umgepackt zu werden. Fahrende A. kann ferner anhaltend schnelle Bewegungen nie mit der Ausdauer vollführen, wie die reitende, weil bei ihr bei gleicher Bespannung die Last um die ganze Bedienungsmannschaft u. um die an Geschütz u. Wagen nothwendig werdenden Abänderungen vermehrt wird. Ein ebenso wesentlicher Nachtheil besteht darin, daß das Geschütz stets von dem Munitionswagen abhängig ist, weil sich ein Theil der Bedienung darauf befindet; daher müssen mehr Munitionswägen in die Feuerlinie vorgezogen werden, als außerdem nothwendig sein würden, wodurch auch größere Verluste herbeigeführt werden. Ueberdies erfordern dann alle Bewegungen u. Aufmärsche mehr Raum und Zeit. Gestalten sich in besonderen Fällen die Gefechtsverhältnisse so nachtheilig, daß die A. rücksichtlich ihrer Vertheidigung auf sich selbst beschränkt ist, so können die reitenden Artilleristen mit dem Säbel in der Faust den Geschützen die zum Abfahren erforderliche Zeit erringen, während fahrende Batterien in solchen Fällen häufig mit der aufgesessenen Mannschaft die leichte Beute des Feindes werden. Da nun schon an sich die Geschütze und Wägen einer fahrenden Batterie die Bewegung nicht eher beginnen können, als bis die Bedienung aufgesessen ist, während die Geschütze der reitenden A. hierin nie von der Bedienung abhängig sind, so hat dies die äußerst nachtheilige Folge, daß fahrende A. nie so lange im Feuer aushalten kann, als reitende. Ereignet sich bei einem Wagen od. bei einer Protze ein Unfall, so wird ein solches Geschütz als fahrendes dadurch außer Gefecht gesetzt, seine Bedienung kann der Batterie nicht mehr folgen und fällt bei rückgängigen Bewegungen dem Feinde in die Hände; wirft aber ein Geschütz oder Wagen um, so verunglückt gewöhnlich ein Theil der Bedienung. Endlich kann reitende A. in äußersten Nothfällen, bei forcirten Märschen ꝛc., wo es nur die Rettung der Geschütze gilt, die Reitpferde zur Unterstützung der Bespannung benutzen. Daraus geht hervor, daß fahrende A. weder als Reitergeschütz, noch als Reservegeschütz den Dienst der reitenden A. ersetzen kann.

Die zur Bedienung der Geschütze bestimmte Mannschaft nannte man ursprünglich Büchsenmeister (artillatores). Sie waren zünftig, d. h. sie erlernten die Ausübung ihrer Kunst gegen ein Lehrgeld bei einem Meister und erhielten von demselben, nachdem sie hinlängliche Fertigkeit erlangt hatten, einen Lehrbrief, mit welchem sie nun auf ihre Faust dahin wanderten, wo es Krieg gab. Sie standen dann ausschließlich unter dem Zeugmeister, was von jeher eine bleibende Stelle war, die zu den größten Kriegsbedienungen gehörte, hatten sehr hohen Sold und genossen außerdem eine Menge Privilegien. Je mehr sich aber der Gebrauch des Geschützes vervielfältigte, um so häufiger trat auch der Fall ein, daß es an brauchbaren Büchsenmeistern fehlte, weshalb man sich genöthigt sah, schon im Frieden eine Anzahl derselben zu besolden, eine Einrichtung, welche in Sachsen bereits unter den Kurfürsten Moritz und August bestand, wo die Besoldungsrolle (von 1575) einen Zeugmeister, 3 Zeugwerke und 38 Büchsenmeister nachweist. Dennoch bestand das Zunftwesen fort, nur machte man größere Anforderungen an die Büchsenmeister, indem sie vor ihrer Anstellung mit schriftlichen Zeugnissen beweisen mußten, welchen Feldzügen sie bereits beigewohnt und welche Schlachten und Belagerungen sie mitgemacht hatten, wogegen diejenigen, welche noch nicht im Kriege gedient hatten, häufig eine mündliche Prüfung bestehen und Proben ihrer praktischen Fertigkeiten ablegen mußten. Später wurden sie nach dem Grade ihrer Fähigkeiten in drei Klassen getheilt und demgemäß besoldet. Die Feuerwerker mußten alle Geschütze gebrauchen, sowie die dazu gehörige Munition und alle Arten von Kunstfeuern anfertigen können; die Büchsenmeister mußten sowohl mit Feldgeschütz, als auch mit den schweren Belagerungskanonen umzugehen und die dazu gehörige Munition anzufertigen wissen; die Schlangen- oder Feldschützen waren nur zur Bedienung der Feldgeschütze verpflichtet. Außerdem gab es noch Handlanger, zuweilen auch Schanzbauern genannt, welche die rein mechanischen Arbeiten bei der Geschützbedienung verrichten mußten. Je mehr aber die stehenden Heere nach und nach verstärkt wurden, um so mehr war man bemüht, auch diese Zunftverhältnisse der Büchsenmeister zu zerstören; doch gelang dieses, selbst nachdem sie bereits in Kompagnien eingetheilt waren, lange Zeit nur unvollständig. In Sachsen scheinen diese Verhältnisse noch das ganze 17. Jahrhundert hindurch bestanden zu haben, wo sich Johann Georg II. als Kurprinz und später als Kurfürst große Verdienste um die sächsische A. erwarb, indem er nicht allein viele Büchsenmeister auf seine Kosten lernen ließ und ihnen Gelegenheit gab, in auswärtigen Kriegsdiensten sich auch praktische Kenntnisse zu erwerben, sondern auch eine neue Artillerieordnung erließ, worin die Forderungen, welche an die Lehrlinge gemacht wurden, sehr gesteigert waren, und die Lehrer mit namhaften Strafen bedroht wurden, wenn jene denselben bei Ablegung der Probe nicht entsprachen. Bei der Schwere der Feldartillerie in der frühern Zeit fühlte man bald das Bedürfniß, sie beweglicher zu machen; man gab ihr daher doppelte Bespannung und machte die Büchsenmeister beritten. Auf solche Weise hatte der Herzog von Enghien 1544 in der Schlacht bei Cérisoles drei 4pfündige Kanonen bei der leichten Reiterei. Der große Kurfürst führte bei der Kavallerie, mit welcher er 1675 den Schweden entgegenging, 12pfündige Kanonen, deren Bedienung ebenfalls beritten war. Doch dieses Alles waren nur Einrichtungen, welche, durch die Bedürfnisse des Augenblicks erzeugt, mit denselben wieder verschwanden. Die später jedem russischen Dragonerregimente beigegebenen zwei Einhörner und die im

Anfange des 18. Jahrhunderts in Sachsen eingeführten Dragonerstücke mit Gabelbaumlafseten, deren Bedienung beritten war, scheinen sich wenigstens schon in sofern mehr der reitenden A. zu nähern, als sie bleibend für den Dienst der Kavallerie organisirt waren. Friedrich der Große errichtete 1759 zuerst eine wirkliche reitende A., welche in den folgenden Feldzügen des siebenjährigen Krieges mehrfach mit Erfolg gebraucht wurde, und er ist daher als der Schöpfer dieser wichtigen Waffe zu betrachten. Alle größern Staaten, und zuletzt Frankreich im Anfange des Revolutionskrieges (1791), ahmten dies Beispiel nach.

Die ältesten Spuren von Feuergeschützen finden sich bei den Chinesen, dann bei den Indiern und später bei den Arabern, von welchen sie durch die Mauren nach Spanien gelangten, wo deren schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts vorkommen, indem bei der Vertheidigung von Sevilla (1247) und Nibla (1257) gegen die Spanier, nächst den gewöhnlichen Kriegsmaschinen, donnernde Feuerwürfe und seltene Maschinen erwähnt werden, deren Geschosse eine solche Kraft hatten, daß sie ein gewappnetes Pferd durch und durch schossen. Deutlicher tritt hier jedoch die Anwesenheit der Geschütze in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hervor, wo die Donnermaschinen schon durchgängig im Gegensatze der gewöhnlichen Belagerungsmaschinen erwähnt werden, wie z. B. bei den Belagerungen von Baza (1324), Martos (1325), Tarifa (1340), besonders aber bei der Vertheidigung von Algeziras (1343), und ein älterer spanischer Schriftsteller sagt bei einem Ereignisse 1359, daß damals diese höllische Erfindung schon ziemlich gebräuchlich gewesen sei. Für Italien hat Venturi den Gebrauch der Pulvergeschütze 1311 bei der Vertheidigung von Brescia und später 1331 und 1334 aus ziemlich gleichzeitigen Schriftstellern nachzuweisen versucht. In Frankreich finden sich die ersten Spuren von Pulvergeschützen 1338 bei der Belagerung von Puy-Guillaume. Auch in den Niederlanden wurden sie 1339 oder 1340 bekannt. Englische Kriegsrechnungen von den Jahren 1344 bis 1347 erwähnen ebenfalls schon der Gunners (Büchsenmeister). In Deutschland fand die erste erwiesene Anwendung der Geschütze 1365 Statt, wo Herzog Albrecht von Braunschweig bei der Vertheidigung des Schlosses von Eimbeck die Angriffsmaschine des Markgrafen Friedrich des Strengen von Meißen durch eine „Blibuchsin“ (Bleibüchse) zerstörte und ihn zur Aufhebung der Belagerung zwang. Im Jahre 1372 ließen die Bürger von Augsburg bereits durch Hans von Arau 20 metallene Büchsen gießen, womit sie noch im nämlichen Jahre ihre Stadt gegen den Herzog Johann von Bayern vertheidigten. Die ersten Geschütze nannte man in Spanien u. Italien Bombarden, in Frankreich wahrscheinlich Kanonen und in Deutschland Büchsen (Byssen, Busten). Die Geschütze wurden anfangs beinahe ausschließlich zur Vertheidigung und zum Angriffe fester Plätze verwendet. Im freien Felde wurden zuerst von den Engländern 6 Geschütze in der Schlacht bei Crecy (1346) gebraucht, und in der Schlacht bei Staffet (1357) sollen sich die Bürger von Löwen bereits der im Jahre vorher angeschafften Donnerbüchsen bedient haben. Mindestens gleichzeitig, wo nicht früher, bediente man sich der Pulvergeschütze auch auf den Flotten. Sobald jedoch die erste Ueberraschung überwunden war, welche mit dem Erscheinen jeder neuen ungewöhnlichen Waffe verbunden ist, übten die Geschütze in der ersten Zeit nach ihrer Bekanntwerdung keinen wesentlichen Einfluß aus. Dies rührte zum Theil daher, daß sie anfangs nur in sehr geringer Zahl vorhanden waren; hauptsächlich aber war deren Wirkung sehr schwach, da die Geschütze selbst, die Art, sie zu bedienen, das Schießputver, die Geschosse ꝛc. auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung, der ersten Büchsenmeister aber auf der höchsten Stufe der Unwissenheit sich befanden. Bei keiner andern Waffe ist aber der zweckmäßige Gebrauch und das erfolgreiche Wirken so sehr von den technischen Einrichtungen abhängig, als bei der A., weshalb denn auch die Fortschritte, welche deren Verwendung im Kriege gemacht hat, zu allen Zeiten in dem innigsten Zusammenhange mit der wissenschaftlichen Ausbildung der Artilleristen und der Verbesserung des Materiellen gestanden haben. Da man die geringe Wirksamkeit der ersten Geschütze ausschließlich in ihrem geringen Kalider suchte, so war man anfangs bemüht, nur dieses zu vergrößern. Der erste wesentliche Einfluß, welchen dieselben jetzt ausübten, bestand darin, daß sie eine völlige Veränderung des Angriffes der festen Plätze herbeiführten, weil sie die bisher üblich gewesenen Angriffsmaschinen schnell zertrümmerten. Dies hatte zur Folge, daß man sich nach und nach fast ausschließlich des Geschützes zum Angriffe bediente und (1449) die Laufgräben einführte, um sich gegen das Feuer der Belagerten zu decken. Allein nun leisteten auch die bisher üblichen Mauern und Thürme befestigter Orte keinen hintängtichen Widerstand mehr; der Versuch, diesem Uebelstande durch Verstärkung des Mauerwerks zu begegnen, reichte nicht aus; man sah die Nothwendigkeit ein, Erdwälle hinter den Mauern zu haben. Die Thürme verwandelten sich in Rundeln und später (1523) in dreieckige Bastionen. Um aber die Wälle dem entfernten feindlichen Feuer zu entziehen, wurden bald das Glacis und die halben Monde hinzugefügt. Die Vergrößerung des Kalibers erreichte im 15. Jahrhundert den höchsten Punkt. In Frankreich wurde 1478 bei Paris ein Geschütz probirt, welches eine 500pfündige Kugel schoß, aber beim zweiten Schusse zersprang; das größte Geschütz aber ließ unstreitig Mohammed II. zur Belagerung von Konstantinopel 1452 von einem ungarischen Stückgießer verfertigen; die steinerne Kugel desselben hatte 11 Spannen im Umfange und wog 1200 Pfund. Man brauchte 2 Monate, um es von Adrianopel nach Konstantinopel (36 Stunden) zu transportiren. Doch auch dieses Riesengeschütz zersprang bald. Dergleichen Riesengeschütze lagen häufig beim Gebrauche zwischen Balken auf der Erde, und man suchte dann durch Verrammelungen aller Art den Rückstoß möglichst zu verhindern. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts wurden jedoch jene übermäßig großen Kanonen wegen ihrer geringer Dauer und großen Unbeweglichkeit nur noch selten angewendet. König Karl VIII. von Frankreich führte 1494 auf seinem Kriegszuge nach Italien angeblich 140 metallene Geschütze, aus Kanonen, Schlangen und Falkonen bestehend. Die größten

Kanonen waren 8 Fuß lang, gegen 6000 Pfund schwer und schossen Kugeln von der Größe eines Menschenkopfes; die Schlangen waren länger, aber dünner. Aus allen diesen Geschützen wurden nur eiserne Kugeln geschossen, während man sich bisher bei den größern Kalibern der steinernen bedient hatte. Durch diese Veränderungen trat der Unterschied zwischen Kanonen und Wurfgeschütz nach und nach immer deutlicher hervor; letzteres bestand sowohl aus Böllern (Narren, Meerthieren, Mörsern), als auch aus Steinbüchsen (Steinkarthaunen, Feuerbüchsen, Feuerkatzen, Streubüchsen, Haussnits). Beide Wurfgeschützarten waren bestimmt, ihre Geschosse in hohem Bogen fortzuschleudern, und bei beiden wendete man nach Maßgabe des Kalibers 25- bis 200pfündige steinerne Kugeln an; doch bediente man sich derselben vorzugsweise zum Werfen der Kunstfeuer. Die Feuerbüchsen von kleinerem Kalibers wurden nebenbei häufig zum Schießen des Hagels angewendet, wovon sie dann auch Hagelstücke genannt wurden. Diese Geschütze hatten durchgängig cylindrische Kaliber; die Feuerbüchsen waren 10—12, die Mörser 6—8 Kaliber lang; die ersten eigentlichen Mörser waren Fußmörser, deren Erfindung man irrthümlich den Franzosen zugeschrieben hat. Auf diese Weise ward auch der Unterschied zwischen Feldgeschützen und Belagerungsgeschützen eingeführt. Die Zahl der Geschütze war jedoch im Allgemeinen gering, auch noch im 16. Jahrhundert, wo es besonders an brauchbaren Feldgeschützen fehlte, da die kleinen Kaliber von ½—2 Pfund, welche besonders bei einigen deutschen A.n beliebt wurden, im Allgemeinen keine nur einigermaßen entscheidende Wirkung hervorbrachten, alle übrigen aber zu schwer waren, um nicht bei den wenigen damals vorhandenen Straßen den Heeren mehr Hindernisse in den Weg zu legen, als sie bei dem gänzlichen Mangel an Beweglichkeit auf dem Schlachtfelde Vortheile gewähren konnten. Höchst nachtheilig war es ferner, daß sich außer dem Feldzeugmeister und seinem Lieutenant, unter welchen sämmtliche Geschütze standen, keine Offiziere bei der A. befanden, während die Büchsenmeister von Land zu Land dem Kriege nachzogen. Endlich wurde die Wirkung der Geschütze im freien Felde noch geschwächt theils durch die Mangelhaftigkeit des Materiellen, theils durch die langsame Bedienung und die immer noch sehr große Unwissenheit des größten Theils der Büchsenmeister. Kaiser Karl V. ließ es sich zwar sehr angelegen sein, diesen Zustand zu verbessern, wesentliche Fortschritte wurden jedoch erst gemacht, als man in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in mehren deutschen Staaten anfing, auch im Frieden einen Stamm von Büchsenmeistern zu unterhalten, und Berringoccio, Jakob Preuß, Uffano, Colliado, Busca, Dembach und Andere bemüht waren, die Geschützkunst zu einer Wissenschaft zu erheben, nachdem bereits Nikolaus Tartaglia (1531) mathematische Grundsätze darauf angewendet hatte. Die Schlachten zu Anfange des 16. Jahrhunderts waren meist nichts als ein stürmischer, zuweilen planloser Kampf mit den blanken Waffen. Die A. wurde meist nur zur Besetzung irgend eines besonders wichtigen Punktes verwendet; sobald sie daselbst aufgestellt war und abgeprotzt hatte, wurden die Geschütze ausgespannt, blieben nun unbeweglich auf dieser Stelle stehen und feuerten so lange, bis sie durch das Vorrücken der eigenen Truppen daran gehindert wurden, z. B. bei Pavia (1524) und bei Cérisoles (1544). Oft wurde die ganze A. des geschlagenen Heeres eine Beute des Siegers, wie z. B. bei Novara (1512) und bei Pavia (1524). In den darauf folgenden französischen Bürgerkriegen war die Zahl der Feldgeschütze bei den Armeen ganz unbedeutend. Condé gewann das Treffen bei St. Denis (1567) mit 3000 Mann ohne A. gegen ein königliches Heer von 14,000 Mann mit 14 Geschützen; bei Montcontour (1569) führte das 26,000 Mann starke königliche Heer 9 und die 20,000 Mann starken Hugenotten 6 Geschütze; bei Coutras (1587) siegte Heinrich IV. mit 3 und bei Ivry (1590) mit 6 Geschützen. In dem Befreiungskampfe der Niederländer gegen Spanien bildete sich zwar der Gebrauch der Geschütze im Festungskriege wesentlich aus, allein im freien Felde blieb deren Anzahl fortwährend meist gering. Zu Anfange des 17. Jahrhunderts fingen die Geschütze bei den Armeen sich etwas zu vermehren an, besonders hatte Sully in Frankreich viel für die Verbesserung der A. gethan; die wesentlichsten Fortschritte machte dieselbe jedoch erst unter dem Könige Gustav Adolf von Schweden durch die Einführung leichter Geschütze. Deren geringes Gewicht, sowie der Umstand, daß die Ladung eine Patrone bildete, welche mit dem Geschosse verbunden war, mehr aber noch der Umstand, daß die Geschützbedienung vermehrt und militärischer organisirt wurde, erleichterte die Handhabung der Geschütze dermaßen, daß man aus diesen Kanonen dreimal schoß, ehe ein Musketier der damaligen Zeit ein einziges Mal ladete. Von diesen Geschützen waren jedem Regimente zu Fuß 2 Stück zugetheilt, welche demselben im Treffen unausgesetzt folgten, und außerdem befand sich noch eine angemessene Zahl schwerer Geschütze bei der Armee, die in der Schlacht meist auf den Flügeln aufgestellt waren: den Uebergang über den Lech erzwang der König unter dem Schutze von 72 schweren Kanonen. Der Einfluß, welchen die leichten schwedischen Geschütze, aus welchen vorzugsweise Kartätschen geschossen wurden, ausübten, war zu augenscheinlich, als daß diese Einrichtung lange ohne Nachahmung geblieben wäre. Anfangs hingen die kaiserlichen Feldherren zwar noch an der alten Sitte; Tilly führte bei Breitenfeld (1631) nur 13 halbe Karthaunen, 6 Feldschlangen, 2 Falkonen, 3 Falkonets und 2 Haubitzen (die ersten, welche man bestimmt bei der Feldartillerie erwähnt findet). Bei Nördlingen (1634) leistete dagegen die kaiserliche A. bereits wesentliche Dienste, und die totale Niederlage der Schweden war vornehmlich ihr Werk. Je mehr der Gebrauch leichter Geschütze auf dem Schlachtfelde in Aufnahme kam, desto mehr verschwanden jene großen viereckigen Schlachthaufen, deren sich Tilly bei Breitenfeld (1631) und Wallenstein bei Lützen (1632) zuletzt bedient zu haben scheinen; die Infanterie stand von nun an bei den Deutschen 6, bei den Franzosen 8 Mann tief. Auch den Wegfall der Schutzwaffen bei der Reiterei und dem Fußvolk führte die vermehrte Anwendung der Geschütze wenigstens zum Theil

mit herbei. In Frankreich erhielten die Artilleristen 1668 eine rein militärische Organisation, was unstreitig von noch größerem Einflusse gewesen sein würde, wenn man sich hätte entschließen können, die Feldgeschütze von den Belagerungsgeschützen zu trennen. Gegen das Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts fing die Artilleriewissenschaft an, wesentliche Fortschritte zu machen. Die theilweise Einführung der Patronen, die Erfindung der Schlagröhren, die Verbesserung der Richtmaschinen und anderer technischen Einrichtungen, vorzüglich aber auch die gründlichere Ausbildung der Artilleristen und die mehr vorschreitende militärische Organisation derselben vergrößerten die Wirkung der A. nach und nach theils durch die vermehrte Sicherheit im Treffen, theils durch die größere Geschwindigkeit des Feuers. In dem Kriege des Kaisers gegen Frankreich, zu Ende des 17. Jahrhunderts sowohl, als auch im spanischen Erbfolgekriege, führten die Armeen schon theilweise eine nicht unbedeutende Zahl Geschütze bei sich. Im Feldzuge 1692 führte die französische Armee bei 104 Bataillonen und 299 Schwadronen 196 Kanonen und 67 Mörser, und 1694 hatten die Alliirten bei 83 Bataillonen und 255 Schwadronen 120 Kanonen und 12 Mörser; bei Hochstädt (1704) befanden sich bei der aus 84 Bataillonen und 150 Schwadronen bestehenden französischen Armee 90 Geschütze, die Alliirten dagegen führten bei 50 Bataillonen und 181 Schwadronen nur 50 Geschütze. Ein Theil der Feldgeschütze war zwar in vielen A.n noch sehr unbeweglich, bei einigen fing man jedoch auch bereits an, die schweren Kaliber ganz zu verbannen. Die A. begann in diesem Zeitraume schon eine bedeutende Rolle auf den Schlachtfeldern zu spielen. Die schweren Geschütze waren meist in großen Batterien auf den Flügeln und andern besonders wichtigen Punkten vor der Front vertheilt; doch findet man auch bereits Geschützabtheilungen zu besonderen Zwecken angemessen verwendet, z. B. bei Fleurus (1690) und Malplaquet (1709). Zu diesem Zeitabschnitte machte Vauban bei der Belagerung von Philippsburg seine ersten Versuche mit dem Rieochetschuß, setzte sie vor Charleroi und Namur fort und führte ihn in der Belagerung von Ath (1697) förmlich ein. Die Folge davon war, daß die Vertheidigung der festen Plätze zum zweiten Male durch den Einfluß der A. umgestaltet wurde. Die vermehrte Zahl der Feldgeschütze und deren größere Wirkung waren aber auch, wenigstens größtentheils, Veranlassung, daß sich das Fußvolk nur 4 Mann und zuletzt 3 Mann tief aufstellte, und je länger und dünner dadurch die Schlachtlinien wurden, desto mehr entstand wieder das Bedürfniß, sie durch A. zu verstärken. Dieses führte nun fortwährend zur Vermehrung der Geschütze, besonders aber der Bataillonsgeschütze, welche längs der ganzen Front in den Intervallen vertheilt waren und so zerstückelt auf keinem Punkte eine erhebliche Wirkung hervorbringen konnten. In dem polnisch-schwedischen Kriege wurden bei den Sachsen meist $1^1/_2$ Geschütz auf 1000 Mann gerechnet. In den schlesischen Kriegen vermehrte sich die A. fast fortwährend; so hatte z. B. Friedrich II. bei Burkersdorf (1761) bei 82 Bataillonen und 135 Schwadronen 248 Kanonen und 58 Haubitzen. Ebenderselbe führte, wie schon erwähnt, die reitende A. ein und wandte die Haubitzen gleichzeitig mit den Russen in größerer Zahl als Feldgeschütze an, als es bisher bei irgend einer Armee anhaltend Statt gefunden hatte. Mindestens ebenso wichtig erscheint die Einrichtung, daß auch die schweren Geschütze in Brigaden zu 10 Stück getheilt und mehre davon der Infanterie überwiesen wurden, mit welcher sie marschirten und lagerten. Das Fortschreiten der Wissenschaft, die zunehmende Ausbildung der Artilleristen, die vielfachen Verbesserungen des Materiellen, verbunden mit der zunehmenden Schnelligkeit des Feuerns, ließen die A. bereits damals eine Rolle spielen, wie es vorher so allgemein noch nie Statt gefunden hatte. Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur die Schlachten bei Kesselsdorf (1745), Hohenfriedberg (1745), Roßbach (1757), Breslau (1757), Leuthen (1757), Kunersdorf (1759) u. Torgau (1760) näher zu betrachten. Nach dem siebenjährigen Kriege und hauptsächlich nach dem bayerischen Erbfolgekriege wurden in fast allen A.n, namentlich bei der französischen, preußischen österreichischen, sächsischen und russischen, wichtige Aenderungen vorgenommen. Besonders war man darauf bedacht, die Bedienung der Geschütze mit den Geschützen selbst mehr zu vereinen. Man theilte daher, wie früher schon provisorisch geschehen war, die Geschütze definitiv in Batterien (Divisionen, Brigaden), deren jeder man eine Artilleriekompagnie zur Bedienung gab. Die reitende A. oder eine zu demselben Zweck organisirte fahrende A., wurde in allen Staaten eingeführt und bald ansehnlich vermehrt, die kleinen Kaliber unter 6 Pfund in vielen A.n abgeschafft, die Regimentsartillerie aufgehoben und dafür ein Theil der Batterien stehend an die andern Truppen überwiesen, während man bedacht war, am Tage der Schlacht aus den übrigen Geschützreserven zu bilden. Eine der wesentlichsten Verbesserungen neuerer Zeit ist die Vereinigung der zur Bespannung gebrauchten Mannschaft mit der eigentlichen A. In den meisten neueren Schlachten tritt der Einfluß der A. immer mehr hervor; Wagram (1809) und Lützen (1813) geben dafür besonders sprechende Belege. Die französische A. war während der ersten Revolution auf 8 Regimenter zu Fuß, jedes zu 1888 Mann, 34 Kompagnien Bombardiere, zusammen 1920 Mann, 8 Regimenter reitende A., zusammen 3728 Mann und 1044 Artilleriehandwerker in 12 Kompagnien angewachsen; außerdem waren 130 Kompagnien Canoniers volontaires gardes côtes auf der Küste vertheilt. In dem russischen Feldzuge 1812 waren 30,700 Artilleristen bei der großen Armee Napoleons I. Nach der Entthronung desselben reducirte Ludwig XVIII. die ganze Stärke der A. auf 8 Regimenter Fußartillerie zu 16 Kompagnien, 4 Regimenter reitende A. zu 6 Kompagnien, 12 Kompagnien Handwerker, eine Kompagnie Feuerwerker und 109 Kompagnien Strandartillerie. Während des Kriegs gegen Frankreich war die preußische A. 21,000 Mann stark, in 9 Brigaden getheilt, jede aus 3 reitenden und 12 Fußkompagnien bestehend. Im Feldzuge von 1815 hatten die 5 preußischen mobilen Armeecorps 580 Kanonen

und 150 Haubitzen. Das russische Heer, 193,000 Mann stark, führte 1813 nach Deutschland 498 Kanonen und 300 Haubitzen. Die Engländer brachten 1815 nur 125 Kanonen und 25 Haubitzen zur Nordarmee, die Niederländer 8 Batterien. Die Oesterreicher sollen damals bei 83 Bataillonen 664 Geschütze geführt haben. Peschiera wurde 1800 mit 24 Kanonen, 4 Haubitzen und 2 Mörsern erobert; Badajoz 1812 mit 36 Kanonen und 16 Haubitzen und Karronaden, Ciudad Rodrigo 1812 mit 50, Wittenberg 1813 mit 40 Geschützen. Gegen Valenciennes standen dagegen 1793 nicht weniger als 168 Kanonen, 40 Haubitzen und 126 Mörser in Feuer. Gibraltar wurde mit 452 Kanonen und 108 Wurfgeschützen, Mantua mit 400 Kanonen und 108 Wurfgeschützen, Luxemburg mit 819 Geschützen vertheidigt. Um die Citadelle von Antwerpen pflanzten die Franzosen 86 Kanonen (zum Theil Pairhans), 38 Mörser und 19 Coehorns nebst dem 24zölligen Riesenmörser; die belagerten Holländer erwiederten mit 134 Kanonen. Die Citadelle wurde vorzüglich durch die von den Bomben angerichtete Verwüstung zur Uebergabe gebracht. Auch die neueste Zeit hat Beispiele von der gewaltigen Wirksamkeit der A. aufzuweisen; wir erwähnen nur die Belagerung von Sebastopol. Wesentliche Verbesserungen sind neuerdings in den verschiedenen A.n nur wenige vorgekommen. Die vom Obersten Pairhans erfundenen Bombenkanonen werden sehr empfohlen, ebenso die perkinsschen Dampfkanonen. Große Wirkung verspricht man sich insbesondere von den gezogenen Kanonen (s. d.). Hinsichtlich der Güte des Materials zeichnet sich die englische A., in zweckmäßiger Organisation die französische, preußische und bayerische, in wissenschaftlicher Ausbildung die österreichische und sächsische, in der Bespannung die russische aus.

Lehrbücher der A. hat man von Scharnhorst (Handbuch für Offiziere, 1. Theil, von v. Hoyer durchgegangen, 1815; Handbuch der A., 3 Bde., 1804—14), von v. Decker (Handbuch der A., 1816, 1826), Plumicke (Handbuch der A., 1819), Xylander (Lehrbuch der Taktik, 1. Theil, 1820), von v. Rouvroy (Vorlesungen über die A., 1811, neu umgearbeitet, 1822—25, 3 Bde.), von Grevenitz (Ueber die Organisation und Taktik der A., 1823), von Breithaupt (Vorschläge zu Verbesserungen im Wesen der A., 1826), Meinecke (Artilleristisches Taschenbuch zur Selbstbelehrung ꝛc., Magdeburg 1834) und K. von Decker (Ueber die Bewaffnung der Fußartillerie mit Feuergewehren, Berlin 1842). Ueber reitende A. schrieb von Decker (Die Gefechtslehre der beiden verbundenen Waffen, Kavallerie und A., 1819, und: Die reitende und fahrende A., eine Parallele, 1826; System der reitenden A., 1823, und Ergänzungstaktik, 1832). Ueber die Geschichte der A. schrieben Preuß (Von Ordnung, Geschlecht und Namen aller Büchsen ꝛc., 1530), Frousperger (Vom Geschütz, Feuerwerk und Festungen, 1557), von Decker (Versuch einer Geschichte des Geschützwesens, 1812), Venturi (Von dem Ursprung und den Fortschritten des heutigen Geschützwesens, aus dem Italienischen von General Rödlich, 1822). Vergl. von Rouvroy, Französisch-deutsches Handwörterbuch der technischen A., 1829, und von Hoyer, Allgemeines Wörterbuch der A., 1804, Supplementband 1830.

Artilleriebedeckung, diejenige besondere Truppenabtheilung (Infanterie oder Kavallerie), welcher bei taktischen Aufstellungen oder auf Märschen die Bewachung des Geschützes anvertraut ist. Sie hat die Bestimmung, die Batterie unter allen Verhältnissen gegen das feindliche Blänklerfeuer und gegen überraschende Angriffe schwacher feindlicher Truppenabtheilungen sicher zu stellen, bei überlegenen Angriffen aber den Feind so lange aufzuhalten, daß entweder eine den Verhältnissen angemessene Truppenzahl zum Schutze der Batterie herbeieilen, oder diese ihren Rückzug ungefährdet bewerkstelligen kann. Die Bedeckung muß stets zum Schutz der Batterie bereit sein, die einzelnen Abtheilungen derselben bleiben daher so lange als möglich in geschlossener Ordnung, lassen sich mit dem Feinde, wenn die Batterie nicht bedroht ist, nie in ein Gefecht ein und dürfen nicht zur Besetzung von Posten verwendet werden, welche mit der Deckung der Batterie nichts gemein haben, oder für die augenblicklichen Gefechtsverhältnisse des Ganzen von solcher Bedeutung sind, daß sie bei einer veränderten Aufstellung der Artillerie nicht augenblicklich verlassen werden können. Sie darf aber auch der Artillerie in ihren Bewegungen, der Bedienung der Geschütze und besonders im Feuern nie hinderlich sein und muß sich, so lange sie nicht gebraucht wird, mit Berücksichtigung der jedesmaligen Gefechtsverhältnisse, in der Umgebung der Batterie so aufstellen, daß sie durch das Terrain gegen das feindliche Artilleriefeuer geschützt ist. Gestattet das Terrain im Bereiche des Gewehrfeuers auf einem Punkte die verdeckte Annäherung oder Aufstellung feindlicher Blänkler, so muß derselbe durch eine kleine Abtheilung der Bedeckung besetzt werden. Zur Deckung einer Fußbatterie sind wenigstens 80—100 Mann Infanterie, zur Deckung einer reitenden Batterie 100—120 Pferde erforderlich. Die Bedeckung einer reitenden Batterie muß natürlich, wenn sie nicht den größten Theil ihrer Vorzüge einbüßen soll, ebenfalls beritten sein. Der Kommandant der Bedeckung ist stets den Befehlen des Batteriekommandanten unterworfen, doch muß er selbst sich mit den Bewegungen und der Fechtart der Artillerie völlig vertraut und mit den verschiedenen Schußarten und der Wirkung der Geschosse bekannt gemacht haben. Offiziere, Unteroffiziere u. Soldaten müssen im leichten Dienst vollkommen geübt sein, mit Sicherheit auf die gewöhnlichen Entfernungen schießen und das Bayonnet vollkommen zu gebrauchen verstehen. Bei der Bedeckung der reitenden Batterien ist Hauptbedingung, daß ein Theil derselben zu Fuß fechten kann.

Artilleriedepot, der Ort, wo im Frieden der Vorrath von Geschützen aller Art, Munition und alles übrige Kriegsgeräth aufbewahrt wird und sich die Werkstätten der Arbeiter befinden; es ist meist in festen Plätzen, und ihm steht der Artillerieoffizier vom Platz vor. Feldartilleriedepots legt man bei Angriffskriegen an passenden Orten an, um das Heer mit Bedürfnissen an Munition zu versorgen.

Artilleriepark, eine größere oder kleinere Vereinigung von Artilleriematerial. So besteht der Park einer Feldbatterie aus denjenigen Munitions- u. anderen Wägen derselben, welche den Geschützen

nicht unmittelbar ins Gefecht folgen. Die Brigaden oder Divisionen einer Armee haben häufig ebenfalls besondere Munitionsreserven von 20 — 30 Wägen, welche dann Brigade- oder Divisionsparks genannt werden. Der Park einer Armee oder eines Armeecorps ist die Hauptreserve ihres Artilleriematerials. Er besteht daher aus den erforderlichen Munitionswägen mit Munition für alle Waffengattungen, aus einigen Reservegeschützen oder Reservelafseten, aus Wägen, welche das nöthige Laborirgeräth, das Handwerkszeug für die Artilleriehandwerker und alle zu den vorkommenden Herstellungen an Geschützen u. Wägen oder sonst nöthigen Vorrathsstücke, Materialien und Requisiten führen, aus einigen Feldschmieden ꝛc. Bei diesem Park befindet sich, außer dem nöthigen Artillerietrain, eine angemessene Abtheilung Artilleristen, theils zur Aufsicht und zu den vorkommenden Arbeiten, theils als Reserve für die Batterien, und eine Anzahl Artilleriehandwerker. Zur bessern Uebersicht und zur Erleichterung der Bewegungen theilt man denselben gewöhnlich in mehre Abtheilungen (Parkkolonnen) ein, von denen jede aus 25—30 Fuhrwesen besteht. Unter einem Belagerungspark versteht man das ganze Artilleriematerial, das zu einer Belagerung erforderlich ist, nebst den zur Fortbringung desselben nöthigen Wägen, oder auch die Aufstellung dieses Materials bei der Belagerung selbst. Letztere geschieht außerhalb des Geschützbereichs der Festung, wo möglich hinter Terraingegenständen, welche sie dem Auge des Belagerten entziehen, u. dabei in thunlichster Nähe an den Laufgräben und den Landstraßen oder Flüssen, auf welchen die Zufuhren ankamen. Bei der Mannichfaltigkeit u. großen Menge der Gegenstände ist die größte Ordnung nothwendig. Die Geschütze mit ihren Requisiten, die Munitions-, Mörser- u. Sattelwägen, die Hebzeuge, die Bettungen, die Eisenmunition, das Schanzzeug ꝛc. müssen ihre besonderen Räume erhalten, für alle Gegenstände, welche durch die Witterung leiden, Zelte oder Baraken aufgeschlagen, insbesondere für Pulver und fertige Munition Gebäude oder schnell errichtete, unter einander, sowie von den übrigen Vorräthen hinlänglich entfernte Magazine eingerichtet werden. Zugleich etablirt man ein Feuerwerkslaboratorium, die Werkstätten für alle Artilleriehandwerker, und trifft Anstalt zur Anfertigung der zum Batteriebau erforderlichen Faschinen, Schanzkörbe ꝛc. Zwischen dem Hauptpark u. den Laufgräben werden Zwischendepots hinter deckenden Terraingegenständen od. starken Brustwehren aufgestellt, in denen der tägliche Bedarf nebst einiger Reservemunition ꝛc. in Bereitschaft gehalten wird. Aus ihnen legt man gedeckte Kommunikationsgräben oder Wege nach den Laufgräben an.

Artillerieschulen, besondere Anstalten zur Bildung von Zöglingen und jungen Offizieren der Artillerie, gewöhnlich mit den Ingenieurschulen verbunden, was jedoch für die Sache nicht eben vortheilhaft ist. Haben die A. eine dem Zweck entsprechende Einrichtung, so ist der theoretische Unterricht mit praktischen Uebungen innig verbunden. Die Vorträge erstrecken sich hauptsächlich auf Mathematik, Physik und Chemie, in soweit beide letzteren dem Artilleristen unentbehrlich sind. Artilleriewissenschaft, Angriff und Vertheidigung der Festungen und so viel, als von der beständigen Befestigungskunst hierzu erforderlich ist, Felddefestigungskunst, Terrainlehre, Taktik, endlich Kriegsgeschichte. Außerdem müssen die Zöglinge hinlängliche Fertigkeit im Zeichnen erlangen. Praktisch werden dieselben in Bedienung aller Geschütze, im Schießen und Werfen, in Herstellung schadhafter Fahrzeuge ꝛc., in Anfertigung aller zum Batteriebau erforderlichen Reisigarbeit und im Batteriebau selbst, im Aufnehmen und in der Beurtheilung des Terrains geübt. Auch darf der Besuch der Pulvermühlen, Gießerei- und Artilleriehandwerksstätten nicht vernachlässigt werden. Die Zöglinge sind meist junge Leute von 14—18 Jahren. Die Zeit, welche die Zöglinge in dergleichen Anstalten zubringen, ist meist auf 4 Jahre bestimmt, welcher Zeitraum jedoch um so weniger zu einer angemessenen wissenschaftlichen Ausbildung ausreicht, je jünger die Zöglinge aufgenommen werden und je mehr man die Lehrgegenstände in neuerer Zeit vervielfältigt hat. Die A. waren ursprünglich Anstalten, um nächst den nothwendigsten theoretischen Kenntnissen besonders praktische Fertigkeit unter den jüngeren Artilleristen zu verbreiten. Die ersten A. errichtete Venedig zu Anfang des 16. Jahrhunderts. In diesen Anstalten erlernten die angehenden Artilleristen die Rechenkunst, die Geometrie, das Modelliren und Zeichnen der Geschütze und Festungswerke, die Verfertigung der Ladeschaufeln, den Gebrauch der Instrumente zum Richten, das Probiren der neugegossenen Geschütze, die Verfertigung der Kunstfeuer, den Batteriebau, die Anlegung der Minen ꝛc., besonders aber wurden sie im Zielschießen mit den verschiedenen Arten Geschützen geübt. Nach dem Muster dieser Schulen errichtete Karl V. ähnliche zu Burgos in Spanien und in Sicilien; in Deutschland blieb aber der alte Brauch, die Artillerie zunftmäßig für Geld zu lehren und zu treiben, wobei besonders die Feuerwerkerei hervorgehoben ward, die selbst Fürsten zu ihrem Zeitvertreib ausübten. In Frankreich wurde 1675 zu Montesson, unweit Paris, eine Uebungsschule im Schießen und Werfen angelegt, die 1679 durch Ludwig XIV. zu einer wirklichen theoretischen Artillerieschule in Douay umgestaltet wurde. Im Jahre 1720 u. 1721 wurden auch in mehren andern Städten, als Straßburg, Grenoble, Perpignan, la Fère und Metz, dergleichen A. angelegt. Von hier aus wurden die fleißigsten und fähigsten Schüler in die Artillerieschule zu Papaume versetzt. Später wurden die Eleven der polytechnischen Schule besonders für die Artillerie bestimmt und theoretisch in den nöthigen Wissenschaften unterrichtet, ihre Bildung aber nachher in den praktischen Schulen bei den Artillerieregimentern vollendet. Sachsen folgte am ersten dem Beispiel Frankreichs, es bekam 1766 eine Artillerieschule mit einem Stabsoffizier und vier Artillerieoffizieren als Lehrern, die den Unterricht in der theoretischen und praktischen Artillerie ertheilten. Auch in Oesterreich, Spanien und andern Staaten entstanden ähnliche Institute zum Unterricht der Artilleristen, zum Theil in Verbindung mit den Ingenieurschulen. In Preußen wurde in den sogenannten Regimentskollegien unter Friedrich II. mit Eifer an der Bildung angehender Artilleristen gearbeitet. Hier beschäftigte man sich vornehmlich mit der ausübenden Artilleriewissen-

schaft und seit Tempelhofs Zeiten auch mit dem theoretischen und mathematischen Theil derselben. Für den praktischen Unterricht war durch die jährlichen Uebungen gesorgt, welche in Verbindung mit wissenschaftlichen Versuchen, auf welche der große König ansehnliche Summen verwendete, das Gebiet der Kunst mannichfach bereicherten. Die Uebungen selbst bestanden im Exerciren mit dem Geschütz einzeln und batterieweise, in Arbeiten im Laboratorium, sowie in Belagerungs- und Schießübungen. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde für den Unterricht der Artilleristen durch die von dem General von Tempelhof eingerichtete und geleitete Akademie gesorgt. Sie bestand aus drei Abtheilungen, wovon die erste für Unteroffiziere, die zweite für die zu Offizieren bestimmten jungen Leute, die dritte für die Offiziere bestimmt war. In den beiden ersten wurden Schulwissenschaften, hauptsächlich Mathematik, die Artillerie und Fortifikation und Planzeichnen, in der dritten die Kriegswissenschaften nach ihrem ganzen Umfange gelehrt. Dieser Unterricht dauerte nur den Winter über, im Sommer wurde das Erlernte praktisch angewendet. Jetzt haben fast alle größeren Staaten dergleichen Anstalten.

Artillerietrain, die Truppe, welche mit dem Transport der zu einer Armee gehörigen Geschütze und Wägen beauftragt ist. Nach seiner speciellen Bestimmung unterscheidet man daher A., Pontontrain, Equipagetrain ꝛc. Damit der Train seinem Zweck gehörig entspreche, ist es unumgänglich nöthig, daß er völlig militärisch organisirt und disciplinirt sei und von Offizieren kommandirt werde, Da der Train der Artillerie mit der Bedienung der Geschütze stets zusammenwirken u. die Bespannung jedes einzelnen Geschützes der Leitung des Geschützführers folgen muß, so ist es am zweckmäßigsten für den Dienst der Artillerie, wenn ihr Train mit den Artilleriekompagnien (Batterien) bleibend vereinigt ist, so daß beide nur Eine Truppe bilden, in welcher jeder Geschützkommandant alle zur Bedienung und Bespannung seines Geschützes gehörigen Soldaten und Pferde, und jeder Lieutenant zwei dergleichen Geschützabtheilungen befehligt, wie in der russischen, preußischen, französischen, englischen und mehren andern Artillerien. Bei der Bespannung aller Kriegsfuhrwerke wird auf je zwei Pferde ein Mann angestellt, bei den Geschützen schon deshalb, weil die Präcision der Bewegungen darunter leiden würde, wenn ein Mann mehr als zwei Pferde dirigiren sollte, im Allgemeinen aber auch deshalb, weil bei angestrengten Märschen die Wartung zweier Pferde einen Mann vollkommen beschäftigt, und weil bei einer noch geringern Anzahl von Fuhrsoldaten die Verwundung eines Mannes, vielleicht gerade in einem sehr kritischen Augenblick, einen völligen Stillstand in der Kolonne hervorbringen könnte. Ueberdies muß bei jeder Batterie oder Fuhrwesenabtheilung noch eine Anzahl Fuhrsoldaten und Pferde als Reserve vorhanden sein.

Artischocke, Pflanzengattung, s. Cynara.

Artium magister (lat.), abbrevirt A. A. M., Lehrer der (freien) Künste, akademischer Grad; s. Magister.

Artlenburg, Dorf (Flecken) in der hannöverschen Landdrostei Lüneburg, an der Elbe, nördlich von Lüneburg, mit 1000 Einwohnern. Hier wurde auf der Elbe am 5. Juli 1803 zwischen dem französischen Marschall Mortimer und dem hannöverschen General Walmoden eine Konvention abgeschlossen, in deren Folge die hannöversche, 15,000 Mann starke Armee auseinanderging.

Artocarpeen, nach Decandolle und Bartling dikotyledonische Pflanzenfamilie, von Jussieu unter den Urticeen mitbegriffen, charakterisirt durch die freie, 2—5theilige Blüthenhülle, die 2—5, im Grunde derselben befestigten u. vor die Zipfel derselben gestellten, meist getrennten Staubgefäße, den 1-, selten 2fächerigen Eierstock, die 2 oder 1 Griffel, der dann meist 2spaltig ist, die einfache, am Griffel herablaufende oder strahlig-vieltheilige Narbe, die bei den meisten Arten geschlossen bleibende, von dem trockenen oder saftig werdenden Perigon umschlossene oder in das fleischige Blüthenlager eingesenkte, 1samige Nuß oder Schlauchfrucht und die Samen mit oder ohne Eiweiß. Die Familie begreift Bäume, Sträucher, wenige Kräuter mit milchigem, seltener wässerigem Safte, wechselständigen, einfachen, ganzen oder handspaltigen Blättern, Nebenblättern und eingeschlechtigen, ährig- oder kopfig-gedrängten, oder einen Blüthenkuchen bildenden Blüthen, welche in circa 330 bekannten Arten und 27 Gattungen nur der heißen Zone und zum kleineren Theil noch den wärmeren Strichen der gemäßigten Zonen angehören. Sie enthalten alle einen gefärbten oder auch farblosen Saft, der bei vielen Arten mild u. genießbar, bei den meisten aber scharf, zuweilen fast ätzend ist. In dem weißen Milchsafte ist neben anderen Stoffen vornehmlich auch Kautschuk enthalten, das man von einigen Arten auch gewinnt. Die sogenannten Früchte, eigentlich fleischige Fruchtperigone oder Fruchtlager, vieler Arten sind reif zuckerhaltig und genießbar; der feine Bast mancher Arten dient zu Geweben, auch wird Papier daraus versertigt.

Artocarpus *L.* (Brodbaum, Brodfruchtbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Artocarpeen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die männlichen Blüthen bilden walzige Kolben mit 2theiliger Blüthenhülle u. einzelnen flachen Staubgefäßen; die weiblichen Blüthen stehen gedrängt auf einem kugeligen oder ovalen, fleischigen Fruchtboden, und zwar sind sie ganz in denselben eingesenkt, und ihre Hülle bildet eine 6seitige Röhre für den Fruchtknoten; die Narbe (1 oder 2) ist spitzig; die Nüsse sind länglich, prismatisch und bilden mit dem Fruchtboden, in dessen Fleisch sie eingesenkt sind, eine zusammengesetzte, mit zahlreichen, 6höckerigen Erhöhungen versehene Frucht, der Same enthält in lockerer Haut, ohne Eiweißkörper, den Embryo, mit dem Würzelchen nach oben. Am bekanntesten ist **A. incisa** *L. fil.*, gemeiner Brodfruchtbaum, ein großer, starker Baum, 40—50 Fuß hoch und 4 Fuß dick, auf den Südseeinseln, besonders auf Otaheiti, einheimisch, von wo er nach St. Mauriee, Westindien und Südamerika verpflanzt ward. Der ganze Baum ist von einem sehr zähen, fadenziehenden Milchsaft durchdrungen; die Früchte (Kolben) an den Aesten oder unmittelbar am Stamme, von der Größe eines Kinderkopfes, 3—4 Pfund schwer, geben ein sehr wichtiges Nahrungsmittel ab. Das mehlige Fleisch, roh nicht eßbar, wird geröstet, zu Brod verbacken u. auf mancherlei Art bereitet genossen. Die Frucht, in Scheiben

geschnitten und getrocknet, hält sich zwei Jahre und kann daher den Schiffszwieback ersetzen. Auf Otaheiti leben die Eingeborenen fast allein von der (fast samenlosen) Brodfrucht. Drei Bäume sind im Stande, einen Menschen Jahr aus Jahr ein zu ernähren, denn während der drei Monate, wo der Baum keine Früchte hat, leben die Insulaner großentheils von der eingemachten Frucht. Diese wird vor der völligen Reife, während sie noch ein weißes, lockeres, mehliges Mark enthält, abgenommen, geschält, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen gebacken; sie besitzt dann einen dem Weizenbrod ähnlichen, dabei zuweilen etwas süßlichen Geschmack. Auch läßt man die geschälten und in Gruben aufgeschütteten Früchte in saure Gährung übergehen, wo sie eine Art von Sauerteig bilden, welcher dann ebenfalls zum Verspeisen gebacken wird. Wenn die Frucht ihre völlige Reife erlangt hat, wird ihr Mark breiig, gelb und nimmt einen unangenehmen Geschmack an. Die Asche der Blätter, mit Kokosöl gemischt, wird gegen flechtenartige Ausschläge eingerieben, eine Abkochung des Holzes mit jenem der Magnifera foetida *Lour.* als blutreibend und die Lochien befördernd und die Wurzel gegen Ruhr gebraucht. Die Milch der Rinde gibt Vogelleim. Das Holz ist gelb und schwammig, doch kann es als Bauholz dienen, die Kätzchen geben Zunder, die Blätter lassen sich als Handtücher gebrauchen. Aus dem Bast des Baumes fertigen die Insulaner Kleider. A. integrifolia *L. fil.*, indischer Brodbaum, trägt an den dicken Aesten und am Stamme bisweilen bis zur Erde herabhängende, 10—25 Pfund schwere Früchte, Jaka genannt. Die äußere Fruchtschale, gelblichgrün, mit schleimigem Milchüberzug, runzlig und voll Höcker, schließt 80 bis 100 kleine längliche Früchte ein, die von dickem, weißem, wohlschmeckendem und wohlriechendem Fleische umgeben sind. Letzteres wird vorzugsweise gegessen. Jede dieser kleinern Früchte enthält einen kastanienartig schmeckenden Kern von der Größe eines Taubeneies. Die gemeinsame Spindel, um welche die kleinern Früchte liegen, gibt, wie die Milch der Stammrinde, Vogelleim. Die reifen Früchte werden geschält und als erfrischendes Obst besonders in der heißen Jahreszeit genossen. Auf Ceylon dienen sie einen großen Theil des Jahres über als Nahrung. Man ißt sie roh, gekocht, oder in Palmöl gebraten; aus dem getrockneten Mehle des Fleisches bäckt man Kuchen. Der Absud der Wurzel wird gegen Durchfall, das harte Holz wie Mahagony angewendet. Zuweilen bildet der freiwillig aus der Wurzel ausgeflossene Milchsaft in der Erde weiche, innen gelbliche, knollenartige Körper, welche als Mittel gegen Diarrhöen in Anwendung sind. Das Vaterland dieser Art ist Ostindien. A. pubescens *Willd.* ist ein ansehnlicher Baum in Ostindien, dessen Holz sehr hart, inwendig röthlich ist. Die Frucht hängt an einem dicken Stiele, ist faustgroß, weichstachelig, dem Stechapfel ähnlich und aus kleineren, länglichrunden, bohnenartigen Früchten zusammengesetzt. Sie ist sehr wohlschmeckend, aber ihr übermäßiger Genuß bewirkt leicht Durchfall, wogegen jedoch die Wurzel und Rinde des Baumes selbst die sichersten Heilmittel sind. Das Holz wird zu Kisten und Kähnen verwendet; schon die ausgehöhlten Stämme geben Kanots bis 80 Fuß Länge und 9 Fuß Breite. Die beiden ersten Arten sind vortreffliche Zierden hoher und großer Warmhäuser. Sie werden in angemessene Gefäße und im Alter in ein Erddeet gepflanzt, und zwar in eine nahrhafte, mit Kies oder grobem Flußsand gemischte Laub- und Rasenerde. Sie sind bei einer Wärme von 12—18° durchzubringen, werden im Sommer reichlich begossen und bei Sonnenschein in Schatten gestellt. Vermehrt werden sie durch Samen, sowie auch durch Stecklinge, welche man erhält, indem man den Gipfel abschneidet.

Artois, sonst unter dem Titel einer Grafschaft eine nordwestliche Provinz Frankreichs, deren Grenzen ziemlich denen des jetzigen Departements Pas de Calais entsprechen, bildet eine von niedern, welligen Hügeln unterbrochene Ebene und ist eine der gewässerreichsten Gegenden Frankreichs, wo die Authie und Canche nach Westen, die Aa, Lys, Scarpe und mehre kleinere Flüsse nach Norden und Nordosten abfließen. Während der südliche Theil des Landes höher liegt und nur in der Ebene ergiebigen Boden hat, gehört der Norden zu den fettesten Marschgegenden, so daß die Grafschaft ein ächtes Uebergangsland von Flandern zur Picardie bildet. Sie ist eine der Kornkammern Frankreichs; auch Flachs und Hanf, Rübsamen und Hopfen werden in Menge gebaut; Obst ist aber selten. Schöne Wiesen begünstigen die Rindviehzucht, reiche Hutungen die Schafzucht, und der geringere Waldreichthum wird ersetzt durch ausgedehnte Torflager und im Osten durch die von den Ardennen hereingreifenden Steinkohlenlager. Auch die Bewohner bilden einen Uebergang von den Picarden zu den Flamländern; sie sind nicht so lebhaft, heftig und frei wie jene, aber auch nicht so sorglos, langsam und sanft wie diese. Die Hauptstadt des Landes ist Arras. A. war das Land der Atrebaten und hieß als solches bald Artesia, bald Adartesia. Es wurde erst von den Römern, dann von den Franken erobert. Ludwig der Fromme setzte Berengar zum Grafen von A. ein, nach welchem es Evrard, Adelard und Andere als fränkische Vasallen besaßen. Im Jahre 932 nahm Arnoul I., Graf von Flandern, Besitz von A. und schlug es zu Flandern. Philipp von Elsaß, Graf von Flandern, gab A. 1180 seiner Nichte, Isabella von Hennegau, bei ihrer Vermählung mit Philipp II. August von Frankreich zur Mitgift, und Isabella's Sohn, Ludwig VIII., verlieh 1236 die Provinz seinem dritten Sohne, Robert dem Guten, der sie seiner Gemahlin Blanca zum Witthum anwies. Bereits 1237 erhob Ludwig IX. A. zu einer Grafschaft für seinen Bruder Robert. Als dieser 1250 bei Mansurah in Aegypten gefallen war, folgte ihm sein Sohn, Robert II. Posthumus, der 1302 in der Schlacht bei Courtray fiel. A. ward nun der Gegenstand eines langwierigen Streits zwischen Mathilde, der Tochter Roberts II., und dessen Enkel, Robert III., der erst 1330 zu Gunsten von Johanna (II.), Mathildens Enkelin, Tochter Philipps V. und Gemahlin Otto's IV. von Burgund, entschieden wurde. Die Grafschaft A. blieb jetzt mit dem Herzogthum Burgund vereinigt; als aber mit dem Herzog Philipp de Rouvre von Burgund, dem Enkel der Johanna und Otto's IV., 1361 die ältere burgundische Linie ausgestorben war, fiel A. an Margaretha, Gräfin von Flandern, Enkelin Johanna's I. und, da diese Philipp den Kühnen von Burgund heirathete, wieder an Burgund. Seitdem blieb A. eine Provinz des neuen Herzogthums Burgund, bis

zu dem Tode des letzten Herzogs, Karls des Kühnen (1477). Damals nahm Ludwig XI. von Frankreich nebst dem übrigen Herzogthum Burgund auch A. in Anspruch und erhielt es im Frieden von Arras (1482) zugesprochen. Allein im Frieden zu Senlis (1493) fiel die Grafschaft nebst der übrigen Mitgift Margaretha's von Oesterreich (Tochter Kaiser Maximilians) an Oesterreich. Von da an theilte A. die Schicksale der österreichisch-spanischen Niederlande. Im Frieden von Madrid (1526) und in dem zu Cambray (1529) leistete Franz I. feierlichst Verzicht auf die Landesherrlichkeit über Flandern und A., und dasselbe geschah im Frieden zu Château-Cambresis (1559) von Seiten Heinrichs II. Während des dreißigjährigen Krieges bemächtigte sich indeß Frankreich mehrer Plätze in A., namentlich der Hauptstadt Arras, und im pyrenäischen Frieden (1659) mußte Spanien fast ganz A. an Frankreich abtreten. In der Folge ward durch die Friedensschlüsse von Nimwegen, Ryswick und Utrecht Frankreich der Besitz der ganzen Grafschaft A. bestätigt u. dieselbe mit der Picardie zu einem Generalgouvernement vereinigt. Doch blieb die Grafschaft Krondomäne. Ludwig XV. verlieh seinem dritten Enkel, Karl Philipp, den Titel eines Grafen von A. Denselben führte bekanntlich auch Karl X. vor seiner Thronbesteigung.

Artus, s. Arthur.

Artushöfe (Junkerhöfe), im Mittelalter Versammlungssäle der Ritter, wo sie nach Art der Tafelrunde des Königs Arthur Gelage hielten. In Thorn war noch neuerlich ein solches Lokal vorhanden, auf welches sich das Lied und die Sage vom „Fürsten Thorn" beziehen.

Aruba (Oruba, Oraba, Aroeba), niederländische Antilleninsel, an der Küste von Venezuela, am Eingange des Maracaibogolfs, hat 2500 Einwohner, ist gebirgig und holzreich, aber ohne Hafen und nur auf kleinen Fahrzeugen zugänglich. Die Bewohner treiben Viehzucht und Feldbau. Hauptort ist Oranjestadt.

Arudy, Stadt im französischen Departement Niederpyrenäen, am Gave d'Ossau, hat Gerbereien, Marmorbrüche und 2100 Einwohner.

Aruinseln, s. Arruinseln.

Arum *L.* (Aron, Arouswurz, Aronsstab, Zehrwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: 1blätterige, kapuzenförmige Blumenscheide; ein an der Spitze nackter, keulenförmiger, oder verschmälerter Kolben, der an der Basis mit Fruchtknoten und in der Mitte mit Staubbeuteln, an der Spitze mit staubfädenartigen Drüsen besetzt ist; keine Blüthenhülle; die männlichen Blüthen bestehen aus bloßen 2klappigen Antheren, die weiblichen aus bloßen Fruchtknoten, mit 1warzigem Nardenpolster und mehren seitenständigen Samenknospen; die Frucht ist eine 1samige Beere. Es sind Kräuter, meist in feuchtem Boden wachsend, mit breiten Wurzelblättern, bisweilen mit kletterndem Stengel. Die ganze Pflanze ist ätzend, öfters selbst giftig, besonders Beeren und Wurzel. Mehre Arten werden in den südlicheren Inseln angebaut, indem die Knollen abgekocht eine nahrhafte Speise geben und die Blätter als Gemüse dienen. Merkwürdig ist die beim Aufblühen einiger Arten beobachtete Wärmeentwickelung, welche bis zur Höhe von 142° F. steigen kann. Unter den zahlreichen Arten ist am bekanntesten A. maculatum *L.*, A. vulgare *Lam.*, gemeiner Aronsstab, gefleckter, deutscher Ingwer, Eselsohren, eine ausdauernde Pflanze der gemäßigten Klimate, welche in schattigen Wäldern u. am Rande derselben in feuchten Hecken ꝛc. wächst. Die Wurzel ist rundlich, knollig, unten befasert; die Blätter sind langgestielt, aufrecht, 4—8 Zoll lang und 2—4 Zoll breit, spießförmig-pfeilförmig, ganzrandig, glänzend, zuweilen braun gefleckt, saftig; der Schaft ist im Mai bis Juni handhoch bis fußhoch, dick, glatt, an der Spitze mit einer großen weißlichen, innen purpurrothen, klappenförmigen, zugespitzten, auf einer Seite klaffenden Blumenscheide versehen, welche den keulenförmigen, oben purpurrothen, unten mit gelben und weißlichen Blümchen u. in 2—3 Reihen oder dazwischen mit fadenförmig-spitzen Drüsen besetzten Kolben umhüllt. Die erbsengroßen, scharlachrothen Früchte stehen nach dem Verblühen in dichtgedrängter Aehre an dem weder Scheide, noch Kolben aufweisenden Stengel. Alle Theile der Pflanze sind sehr scharf, ätzend, giftig, besonders die Beeren, welche heftiges Brennen, wie spanischer Pfeffer, u. Blasen im Munde erregen. Die Wurzel oder Knolle (Aronswurzel), Radix Ari, Aronis, Alami, ist officinell. Sie muß sehr zeitig im Frühjahr, oder spät im Herbst gesammelt werden. Sie ist rundlich oder länglichrund, von Haselnuß- bis Taubeneigröße, außen dunkel- oder gelblichbraun, innen weiß, frisch fleischig, milchend, trocken mehlig. Im Handel kommt sie gewöhnlich in geschälten, harten, leicht brüchigen Knollen vor. Die Wurzel schmeckt frisch äußerst brennend, scharf, beißend, lange anhaltend, trocken mehlig, weit milder, süßlich-bittertich; doch bemerkt man zuletzt, auch wenn sie gut getrocknet und wohl verwahrt ist, immer eine beißende, lange anhaltende Schärfe. Vorwaltende Bestandtheile sind: flüchtiger, leicht zerstörbarer scharfer Stoff und Stärkmehl. Die Güte der Wurzel erkennt man an dem weißen Ansehen: sie muß voll, nicht eingeschrumpft, innen mehlig, nicht blasig oder hornartig sein und beim Kauen noch beträchtliche Schärfe entwickeln. Am gewöhnlichsten wird sie in Pulverform angewendet, seltener im Aufguß; jetzt ist sie überhaupt weniger als ehedem im Gebrauche. In manchen Ländern wird sie auch als Nahrungsmittel benutzt, da sie durch das Kochen alle Schärfe verliert und sich selbst zu Brod verbacken läßt. Die Beeren werden hier und da als (schädliche Schminke gebraucht. Die Wurzel von A. italicum, im südlichen Europa, auch hier und da in Deutschland, wird wie die der vorhergehenden Art eingesammelt und hat gleiche Eigenschaften. A. campanulatum *Roxb.*, A. Rumphii *Gaud.*, stammt aus Madagaskar. Die Wurzelknolle ist flach, brodförmig, im Mittelpunkt einen kurzen, dicken Blumenschaft erzeugend, die Blumenscheide sehr groß, glockenförmig ausgebreitet, krausfaltig, außen weiß, im Grunde purpurroth, dann schwefelgelb, am Rande blaß rosenroth. Der Kolben hat die Form eines Pitzes und ist dunkel violettbraun. Die Blätter erscheinen nach der Blüthe auf gefleckten Stielen und sind zusammengesetzt-federspaltig. Die Wurzel hat weißes, saftiges Fleisch und wird oft bis 5 Pfund schwer. Sie wird auf der rauhen Sago-

rinde gerieben, dann in Wasser wiederholt abgeklärt, bis dasselbe keine Schärfe mehr zeigt, und das zurückgebliebene Mehl zwischen Steinen gemahlen und zu viereckigen Kuchen gebacken. Als Zierpflanze zieht man diese Art im warmen Hause in leichter, mit Schlammerde gemischter Erde. Zur Zeit ihrer Entwickelung muß sie sehr viel Wasser haben und hell stehen; nach dem Einziehen der Blätter aber stellt man sie in den Hintergrund des Warmhauses auf ein Bret und hält sie ganz trocken. Im Februar oder Anfang März pflanzt man die Knollen in frische Erde und stellt den Topf nahe über die Heizung, bis die Blüthe heraustreiben will; dann begießt man sie und stellt sie zum Fenster. Als Zierpflanzen sind noch folgende zu nennen: A. erinitum *Ait.*, von der Insel Minorca, wird bis zu Ende des Winters im Glashause oder Zimmer trocken gehalten, dann umgepflanzt und warm gestellt, liebt sandgemischte Torf- und Lauberde und riecht kadaverartig. A. divaricatum *L.*, ausdauernd, aus Ostindien, wird im Warmhause während des Winters trocken gehalten, im März in sandgemischte Laub- oder Laub- und Torferde verpflanzt, dann ans Licht oder in einen Lohkasten gestellt und feucht gehalten. A. Dracunculus *L.*, Dracunculus vulgaris *Schott*, Schlangenkraut, Drachenwurz, ist in Südeuropa heimisch, ausdauernd. Die Wurzel ist groß, knollig, der Stengel dick, oft 3 Fuß hoch, schlangenartig gefleckt; die Blätter sind fußförmig, langgestielt, die Blättchen lanzettförmig, ganzrandig, die Blumenscheiden sehr groß, innen dunkel braunroth. Die Wurzel, welche an Schärfe die gemeine Radix Ari übertrifft, Radix Dracunculi s. Serpentariae majoris s. Ari gallici genannt, hat gleiche Anwendung wie jene. Sie wird auch als Zierpflanze in Gärten gezogen, wo sie auf eine freie, lockere Rabatte etwa 6—8 Zoll tief gepflanzt und gegen tief eindringenden Frost mit Laub bedeckt wird. A. macronatum *Lam.*, A. peregrinum *L.*, in Ostindien auf den Molukken, ausdauernd, dient im Vaterlande als Nahrungsmittel. A. orixense *Roxb.*, wächst in Ostindien, Neuholland, ausdauernd. Die Wurzelknollen, von der Größe einer Wallnuß, sind scharf, ätzend, weshalb sie in Indien wider den Biß giftiger Reptilien gebraucht werden. Die Blätter sind spießförmig, 3theilig, die Scheide ist gestielt, am Grunde kugelrund, dann oval-lanzettförmig, langgespitzt, schwärzlich-scharlachroth, außen grünlich, länger als der Kolben. A. pictum *L.*, auf Minorca, Korsika, ausdauernd, stengellos, mit gestielten, herzförmigen Blättern, außen grüner, innen purpurrother Blumenscheide, keulenförmigen, schwarzrothen Kolben, ist eine schöne Zierpflanze. A. virginienm *L.*, in Nordamerika einheimisch, mit sehr großer, zum Theil mannsschenkeldicker Wurzel, spießförmig-herzförmig-spitzen Blättern mit stumpfen Lappen und verlängerter, einwärts gebogener Blumenscheide. Die frische, sehr scharfe Wurzel wird gekocht milder, schmeckt wie Kartoffeln und wird wie diese benutzt. Die Vermehrung geschieht bei allen knollenwurzeligen Arten durch Abnahme der Nebenknöllchen beim Verpflanzen. Der kadaverartige Geruch der Blumen bei mehren Arten verhindert die häufigere Kultur derselben.

Arundel (lat. Aruntina), Stadt in der englischen Grafschaft Sussex, am Arun, der mit der Themse durch einen Kanal verbunden ist, hat ein altes, den Herzögen von Norfolk gehöriges Schloß, die davon den Titel der ersten Grafen von England führen, und 2900 Einwohner, die beträchtlichen Handel mit Schiffbauholz und Seethieren treiben. Der Hafen ist jetzt für größere Schiffe durch Zurücktreten des Meeres unzugänglich geworden. Die Grafschaft A. war früher im Besitz der Häuser Montgomery, Albany und Fitz-Allan; durch Maria, Enkelin des Grafen Heinrich von Fitz-Allan, kam sie an Thomas Howard, Herzog von Norfolk, ihren Gemahl.

Arundel, Thomas, Graf von A. und Surrey, Sohn des Herzogs Philipp von Norfolk, schickte zu Anfang des 17. Jahrhunderts William Petty nach der Levante, um alte Kunstwerke und Handschriften aufzusuchen. Petty kehrte 1627 mit reicher Ausbeute heim, und der Graf ließ die Alterthümer in seinem Hause und Parke aufstellen. Sie bestanden in 37 Statuen, 128 Büsten und 250 Inschriften (meist Sepulchral- u. Privatinschriften) nebst einer großen Anzahl Gemmen, Sarkophagen, Altären, Skulpturfragmenten u. dgl. Johann Selden gab die Inschriften auf den Denkmälern dieser Kunstsammlung 1628 unter dem Titel „Marmora Arundeliana" heraus; die Sammlung selbst wurde in dem Bürgerkriege unter Karl I. zerstreut, später theilweise wieder gesammelt und von A.s Enkel, Heinrich Howard, der Universität Oxford geschenkt, weshalb die neuen Sammlungen der erhaltenen Inschriften, die eine von Humphrey Prideaux 1676, die andere von Richard Chandler 1763 unter dem Titel „Marmora Oxoniensia" erschienen. Unter diesen Alterthümern hat die sogenannte arundelische oder parische Marmortafel, der gewöhnlichen Meinung nach auf der Insel Paros (wahrscheinlicher in den Ruinen von Julis auf Ceos) aufgefunden, wegen einer darauf eingegrabenen Chronik der griechischen Geschichte, das meiste Aufsehen erregt, indem man lange Zeit darin den sichersten Leitfaden zur griechischen Chronologie gefunden zu haben glaubte, bis der Brite Joseph Robertson in seiner Schrift „The Parian Chronicle or the Chronicle of the Arundelian Marble, with a dissertation concerning its authenticity" (London 1753, übersetzt von Wagner, Göttingen 1790) die Wahrheit der Chronik mit schlagenden Gründen bestritt. Die Chronik fängt mit Cecrops (1582 v. Chr.) an und geht bis zum Archonten Diognetus (264 v. Chr.). Während der Unruhen in England wurde ein Theil dieser Tafel so beschädigt, daß jetzt das Ende der Zeitrechnung, bis 354 v. Chr., fehlt.

Arundelische Marmortafel, s. Arundel.

Arundo *L.* (Rohr, Schilf), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blüthen stehen in Rispen; zwei lange, zugespitzte, ungegrannte Balgspelzen enthalten ein oder mehre Blüthchen, von denen die unteren gewöhnlich männlich und glatt, die oberen aber an der Basis mit Haarbüscheln besetzt sind; die untere der beiden innern Spelzen ist lang gegrannt, die obere läuft in zwei spitzige Zähne aus, und die Blüthenschüppchen sind mit fransigem Saume eingefaßt. Am bekanntesten ist A. Donax *L.*, Donax arundinacea *Beauv.*, spanisches Rohr, Schalmeienrohr, Pfahlrohr, im südlichen

Europa und nördlichen Afrika heimisch, eine der größten Schilfarten, mit 6—10 Fuß hohem, sehr dickem, unten holzigem, porösem Halm, 2—3 Zoll breiten, sehr langen Blättern und bis anderthalb Fuß langer, violettgelber, silberglänzender Blumenrispe, wird im südlichen Europa, auch schon im südlichsten Deutschland und in der südlichsten Schweiz zum ökonomischen und technischen Gebrauche gezogen, da die holzigen, dem Bambusrohr ähnlichen Halme zu Pfählen, Gartenzäunen, Spalierwänden, Spazierstöcken, zur Verfertigung von Weberkämmen, Mundstücken von Blasinstrumenten, z. B. von Klarinetten, und zu vielen andern Zwecken benutzt werden. Auch als Zierpflanze wird es kultivirt und gewährt, in die Nähe der Wasserbassins, Teiche oder Flußufer gepflanzt, einen schönen Anblick. Es verlangt einen fetten, etwas feuchten, lockern Boden und im Winter eine Laubdecke. Eine Varietät, mit weißen, gelblich und grün gestreiften Blättern, pflanzt man erst im Frühling ins Freie und durchwintert sie im Topfe an einem frostfreien Orte. Die Vermehrung geschieht durch Wurzeltheilung und Stecklinge. Die Wurzel (Radix Arundinis) ist officinell und wirkt diuretisch. Chevalier erhielt ein vanillenartig riechendes Harz aus derselben. A. Phragmites *L.*, Phragmites communis *Trin.*, gemeines Teich- oder Schilfrohr, wächst häufig an Teichen, Bächen und in Sümpfen durch ganz Europa und ist eine der größten Schilfarten, die öfters an 12 F. hoch wird und sich durch ihre schönen, oft fußlangen, aus dunkelpurpurrothen Blüthen, die aber oft nicht zum Vorschein kommen, bestehenden Rispen auszeichnet. Die lange, gegliederte, weißgelbe, mit starken Fasern besetzte Wurzel war sonst unter dem Namen Radix Arundinis vulgaris officinell; sie hat einen widrig-süßen Geschmack und wurde ehedem als sogenanntes blutreinigendes Mittel in Abkochungen gereicht. Die starken Halme werden zu Dachdecken, zum Verrohren der Wände, zu Matten ꝛc. verwendet.

Arva, früher Komitat im nordwestlichen Ungarn, bildet seit 1853, mit dem Komitat Thurocz vereinigt, den Kreis Arva-Thurocz, welcher auf 58⅝ QMeilen 114,230 meist slowakische Einwohner zählt. Der Boden ist durch Verzweigungen der Karpathen, deren höchste Spitzen hier der Rosacs (6107 F.), Kis-Fatra (3493 F.) u. a. sind, sehr gebirgig und hart, theilweise unfruchtbar. Unter den vielen kleinen Flüssen ist die Arva, ein Nebenfluß der Waag, am bedeutendsten. Bei Polkora fließt eine unbenutzte Salzquelle, bei Djerowa und Chysnye Sauerbrunnen. Das Klima ist rauh, doch gesund; die Weintraube reift hier nicht mehr. Produkte sind Flachs, Hafer, Winterkorn, Holz im Ueberfluß, Gold und Silber. Auf den Karpathen hausen Wölfe, Füchse, Gemsen, Hasen. Auf den fetten Bergtriften wird Rindvieh- und Schafzucht getrieben. Die Bevölkerung wandert großentheils zur Zeit der Heu und Getreideernte in die untern Gegenden, auch als Hausirer mit Käse, Schwamm, Mäusefallen ꝛc. in ferne Länder aus. Hauptort ist Unterkubin. Der Kreis zerfällt in 5 Stuhlverwaltungsbezirke.

Arvales fratres (arvalische Brüder), ein angeblich von Romulus nach dem Vorgange seiner Pflegemutter Acca Laurentia eingesetztes Priesterkollegium, dem die Feier der Opferumzüge für das Gedeihen der Feldfrüchte (Ambarvalia sacra) oblag. Das derartige Hauptfest, zu Ehren der Göttin Dia oder Ceres, wurde jährlich 3 Tage lang in der letzten Hälfte des Mai's begangen; man umzog dabei unter Gesängen und Gebeten dreimal die Feldflur (innerhalb des 5. und 6. Meilensteins von Rom) und schlachtete am Ende eines Umzugs als Sühne die mit herumgeführten Opferthiere (Ambarvales hostiae, Stier, Widder, Eber). Als unter Papst Pius VI. 1777 der Grund zu einer Sakristei an der Peterskirche in Rom gelegt wurde, entdeckte man 2 marmorne Tafeln aus dem Jahre 218 n. Chr., worauf die Verrichtungen der arvalischen Brüder, nebst einem von diesen gesungenen Festliede (s. Arvalisches Lied) eingegraben waren. Die Zahl der arvalischen Brüder war in der Regel 12; ihre Würde lebenslänglich und unnehmbar, ihre Abzeichen ein Aehrenkranz mit weißer Kopfbinde. Der Vorsteher des Kollegiums (Magister) ward am zweiten Tage des obengenannten Hauptfestes von den übrigen Mitgliedern gewählt und trat sein nur einjähriges Amt mit den Saturnalien im December an. Die Wahl neuer Mitglieder geschah ebenfalls durch das Kollegium, gewöhnlich im Tempel der Eintracht, später auch wohl durch die Kaiser. Unter allen heidnischen Priestern Roms scheinen sich die arvalischen Brüder am längsten gehalten zu haben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Ambarvalien zu den sogenannten Rogationen und feierlichen Flurgängen in und selbst außerhalb der römischen Kirche Veranlassung gaben.

Arvalgottheiten, Feldgötter, in Rom alle dem Landbaue vorgesetzten Ober- und Untergötter, z. B. Ceres, Tellus, die Semonen ꝛc.

Arvalisches Lied (Carmen fratrum Arvalium), Gesang der arvalischen Brüder, eingegraben auf einer der 1777 zu Rom aufgefundenen Tafeln, zuerst herausgegeben von Marini. Durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt, hat das arvalische Lied die Gestalt, in der es jetzt vorhanden ist, wahrscheinlich zu Sulla's Zeit erhalten. Vgl. R. H. Klausen, De carmine fratrum Arvalium liber, Bonn 1836.

Arve, Gebirgsstrom in Sardinien, entspringt auf dem Col de Balme in Oberfaucigny in Savoyen, durchströmt das Chamounythal, tritt, nachdem er die Bergflüsse Arveron, Giffre, Menoge, Foron und Seime aufgenommen, beim Einflusse des letztern an der Arvebrücke in den Kanton Genf und mündet nach 12½ Meilen langem Lauf unterhalb Genf. An der A. liegen die Städte Sallenche, Bouneville, Contamine.

Arve, s. v. a. Zirbelkiefer, s. Kiefer.

Arverni, mächtige Völkerschaft des aquitanischen Galliens, in der jetzigen Auvergne. Angeblich von den Trojanern abstammend, waren die A. unter den Völkern des südlichen Galliens das mächtigste und noch zu Cäsars Zeiten sehr bedeutend, obgleich sie bereits 121 v. Chr. von Domitius Ahenobarbus und Fabius Maximus bezwungen worden waren. Die Römer ließen sie mit nur geringen Beschränkungen im Genusse ihrer Freiheit und ertheilten ihnen den Ehrentitel „Brüder des römischen Volks". Die Hauptstadt der A.

war Nemossus, später Augustonemetum, jetzt Clermont.

Arveron, sardinischer Fluß im Chamounythale, reißend zwischen Eisblöcken hinströmend, mündet in die Arve. Berühmt ist das Eisthor des A., eine gewaltige Mauer von Eisblöcken, die sich der Strom selbst aufthürmt, um sie im Frühjahr zu durchbrechen. Karl Hackert, jüngerer Bruder des berühmten Phil. Hackert, hat das Zauberportal in Kupfer gestochen: la voûte d'Arveiron.

Arviragus, mythischer König in Britannien um 33 n. Chr., soll dem zu ihm gekommenen Joseph von Arimathia in der Gegend des spätern Glasgow ein Stück Land überlassen und daselbst das Predigen des Christenthums gestattet haben. Ein Nachkomme A.', Lucius, um 177 n. Chr., wird als erster christlicher König genannt.

Arwidsson, Adolf Iwar, Bibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Stockholm, geboren 1791 zu Padasjoki im finnischen Tawasteland, studirte zu Åbo und habilitirte sich daselbst 1817 als Privatdocent der Geschichte. Seit 1821 redigirte er das „Åbo morgonblad", welches seiner freisinnigen Sprache wegen noch in demselben Jahre von der russischen Regierung unterdrückt wurde. Ein mit Bitterkeit gegen letztere geschriebener Aufsatz in der „Mnemosyne" hatte (1822) die Verweisung A.s zur Folge. Er ging nach Stockholm und rückte hier von der Stelle eines Amanuensis später zum Bibliothekar auf. Er lieferte eine gründliche Bearbeitung von Rühs' „Finnlaud und dessen Bewohner" u. besorgte die Herausgabe von des Calonius „Opera omnia" (Stockholm 1829—33, 3 Bde.). Als Fortsetzung zu Geijers und Afzelius' Sammlung altschwedischer Volkslieder gab er eine treffliche Sammlung altschwedischer Volkslieder: „Svenska Fornsånger" (Stockholm 1834—42, 2 Bde.) u. „Handlingar till upplysning af Finlands häfder" (das. 1846—51, 3 Bde.) heraus. Im Jahre 1838 erschien von ihm ein Verzeichniß der isländischen Handschriften auf der königl. Bibliothek zu Stockholm, und als Sekretär der Buchdruckersocietät redigirt er ein bibliographisches Repertorium, das über alle literarischen Erscheinungen in Schweden genau vollständig und unparteiisch berichtet. Er schrieb auch ein Trauerspiel: „Der letzte aus dem Stamme der Folkungen".

Arzneimittel (medicamentum), der von Allers her gebräuchliche Ausdruck für diejenigen Stoffe, welche zum Behuf der Heilung bei Krankheiten angewendet werden. Es sind dieses vorzugsweise fremdartige, eigenthümliche Mittel, welche nicht fähig sind, die verbrauchten Körperbestandtheile wieder zu ersetzen, also niemals in Körpersubstanz sich umwandeln, sondern meist durch ihre chemischen Eigenschaften auf den Körper wirken, immer aber wieder aus demselben ausgeschieden werden. Durch diese engere Begrenzung des Begriffs sind eine Menge andere Stoffe, welche wir in der Absicht zu heilen verabreichen, oder überhaupt bei den Kranken anwenden sehen, davon ausgeschieden worden, wie die Menge der diätetischen und mechanischen Mittel, welche mit den A.n unter den Gesammtbegriff Heilmittel (s. d.) zusammengefaßt werden, aber theils der Diätetik, der Hygiene, der Psychiatrik, theils der Chirurgie und Geburtshülfe zugewiesen werden müssen.

A. wurden schon in den allerältesten Zeiten angewendet. Mehre Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, schon bei den alten Aegyptern waren bei den Priestern eine beträchtliche Menge von Arzneistoffen in Gebrauch, welche noch heute in unserem Arzneischatze figuriren, theils pflanzliche, theils mineralische, Mineralsalze sowohl, als Metallsalze. Ueberhaupt war die ägyptische Heilkunde verhältnißmäßig außerordentlich ausgebildet, wie auch die Juden bekanntlich in ihren Priestern Aerzte hatten, obgleich eine eigentliche wissenschaftliche Behandlung der Heilkunde erst bei den Griechen sich vorfindet. 600 Jahre v. Chr. bildete sich ein medicinischer Kultus aus, um den Nachruhm des Sonnengottessohnes Aeskulap zu feiern. Tempel wurden gebaut, und aus den Priesterfamilien gingen die ersten Aerzte als eine Genossenschaft hervor. Sie bedienten sich meist der Milch und Molken und neben diätetischen auch der Abführungsmittel. Außer diesen Priesterärzten des Aeskulapsdienstes bildeten sich die Gymnasten aus, welche körperliche Uebungen, die Gymnastik, zur Heilung von Krankheiten neben der Diätetik anwendeten. Namentlich waren es aber Pythagoras im 6. Jahrhundert v. Chr. und seine Schüler, welche letztere sehr hoch, innere Arzneien aber gering, Messer und Glüheisen vollständig mißachteten. Von Salben und Umschlägen machten sie selten Gebrauch. Einen ausgebildeteren Zustand erreichte die Heilkunde erst durch Hippocrates, 500 v. Chr., welcher die hohe Bedeutung derselben für das Leben zuerst klar auffaßte, als die Grundlage der Heilkunde die Kenntniß des Menschen erkannte und die durch sinnliche Beobachtung gewonnene Erfahrung obenan setzte. Er bediente sich, neben einer bereits sehr vernünftigen Diätetik und Entziehungsmethode, des Aderlasses, der Brechmittel, wozu ihm ekelerregende Mischungen, Ysop mit Wasser oder mit Essig und Salz gerieben, Kitzeln des Halses, Linsenabkochungen mit Honig und Essig ꝛc. dienten; als Abführungsmittel wendete er gekochte Eselsmilch, ausgepreßten Kohlsaft, Honig u. Salz ꝛc. an, verschmähte aber nicht den vorsichtigen Gebrauch der stark abführenden, sogenannten drastischen Mittel, der Nieswurz, des Samens von Sesamoides ꝛc. Nebenher ging der Gebrauch schweißtreibender Mittel: der Kantharide, Zwiebeln, des Sellerie's ꝛc.; der blähungtreibenden: Anis und Fenchel; Umschläge und Augenwässer kamen zur Anwendung, und äußerlich noch einige Metallsalze: Kupfervitriol, Grünspan ꝛc. Narkotische Mittel scheinen Hippocrates und seinen nächsten Nachfolgern noch nicht bekannt gewesen zu sein, die späteren Praktiker erst stellten die Anzeigen für das Opium auf. Durch Plato und Aristoteles, besonders durch letzteren, war zwar auf die medicinischen Ansichten ein großer Einfluß ausgeübt, für die Praxis aber im Ganzen wenig gewonnen worden. Herophilus, 300 v. Chr., der hervorragendste Arzt der alexandrinischen Schule, hatte den bevorzugten Gebrauch der A. eingeführt, gegenüber den früheren, welche größtentheils weit mehr auf Diätetik gehalten hatten. So wurde der Arzneischatz nach und nach bereichert, die Anwendung der Arzneien bald auf diese, bald auf jene Art gelehrt, theilweise der Boden der Beobachtung verlassen und unfruchtbaren Theorien gehuldigt, bis der mit umfassenden Kenntnissen aus-

gestattete Claudius Galenus, nach Hippocrates wohl der einflußreichste Schriftsteller der medicinischen Wissenschaften, aus dem bunten Chaos einander bekämpfender Schulen am Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. auftauchte, die Beobachtung als Grundlage der Medicin voranstellte, das Ganze auf eine genaue Kenntniß des Baues und der Verrichtungen des menschlichen Körpers stützte und so denselben ein wissenschaftliches Gepräge gab. Die Zahl seiner A. war eine sehr ausgedehnte, meist jedoch, während die Metalle verpönt waren, dem Pflanzenreiche entnommen, ihre Zusammensetzung mannichfaltig und ihre Indikation schon ziemlich scharf festgestellt. Galen war es auch, der bereits mit den arzneilichen Stoffen an Gesunden experimentirte. Die Zeit des Verfalls der Wissenschaften überhaupt in Folge der Völkerwanderung, der Medicin insbesondere, begann bald nach dem Tode Galens und währte bis über das Mittelalter hinaus. Erst mit der Wiederbelebung des Studiums der Griechen und damit auch der hippokratischen Schriften, mit der Ausbildung der getehrten Gesellschaften und Akademien, welche die Bahn der freien Forschung betraten, welch letzterer sich auch die bisher in scholastischem Wuste vergrabenen Universitäten nicht länger verschließen konnten, mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, kurz mit dem ganzen reformatorischen Geiste des 15. und 16. Jahrhunderts belebte sich auch wieder die selbstständige Forschung u. Beobachtung in den Naturwissenschaften, in der Anatomie u. praktischen Medicin. In Paracelsus verkörperten sich die neu gewonnenen Ideen; er eiferte gegen das Verlassen des natürlichen Weges der Forschung u. wies auf das offene Buch der Natur. Er führte die Metallsalze in den Arzneischatz ein, deren Bereitungsweise von den Alchemisten vor ihm bei ihrem Suchen nach dem Stein der Weisen und der Goldtinktur gefunden worden war. Er legte besonderes Gewicht auf Specifica u. benannte zuweilen Krankheiten nach den Mitteln, welche er gegen sie anwendete. Seine A. überhaupt hießen Arcana. In neuester Zeit ist diese alte paracelsische Lehre von Rademacher wieder aufgesucht und als verstandesgerechte Erfahrungsheillehre von Neuem in die Praxis einzuführen versucht worden. Darnach folgten Schulen auf Schulen: bald hatte die chemische, bald hatte die mechanische Anschauung die Oberhand, bald war es mehr eine idealistische, bald mehr eine realistische Richtung, welche sich geltend machte. Der Arzneischatz, der mehr als überreich war, hat keine weitere hauptsächliche Bereicherung mehr erfahren, will man nicht die durch die Chemie gefundenen wirksamen Bestandtheile der Arzneistoffe, die Alkaloïde, hierher rechnen, wenn gleich die übrigen medicinischen Fächer in ihrer Ausbildung mehr fortgeschritten sind u. namentlich die Heilmittellehre durch andere Agentien, wesentlich durch die Anwendung der Elektricität und des Wassers, bereichert worden ist. Die Heilquellen, schon von Alters her viel in Gebrauch, wurden allmählig von ihren mystischen Beigaben befreit. Die neuesten Ansichten in der Therapie gestalteten sich den hippokratischen Ansichten entsprechend, in sofern auf die Beobachtung am Krankenbette neben den Versuchen an Gesunden und an Thieren das Hauptgewicht gelegt wird und das Vertrauen auf Medicamente sehr erschüttert worden ist.

Die A. im engeren Sinne sind aus allen drei Naturreichen entnommen und besitzen alle gewisse Eigenschaften in ihrem Verhalten unter einander, oder indem sie mit andern Körpern, besonders mit lebenden, in Berührung kommen, welche sich in physikalische, chemische und naturhistorische eintheilen lassen. Zu den physikalischen Eigenschaften gehören: Form, Dichtigkeit, Löslichkeit, Kohäsion, Schwere, Temperatur, Farbe, Geruch und Geschmack. Leichtlösliche Stoffe werden leichter aufgenommen und wirken rascher, als schwerlösliche; flüchtige A. verbreiten sich schnell durch den ganzen Körper, die Temperatur derselben wirkt als solche neben der Arzneiwirkung auf den Körper ein. Stoffe von ekelhaftem Geschmack erregen Ekel, bittere wirken stärkend, herbe schrumpfend; angenehm riechende Mittel wirken belebend, während stinkende meist eine krampfstillende, beruhigende Wirkung ausüben. Die chemischen Eigenschaften der A. beziehen sich auf die Aehnlichkeit ihrer stofflichen Zusammensetzung, und es beruht auch die Aehnlichkeit der Wirkungsweise, wenn nicht immer, doch meist darauf. So wirken die Säuren, die Alkalien, die Metallsalze, die Salzbilder, Chlor, Brom, Jod, die groben stoffhaltigen Mittel und diejenigen, welche flüchtige Stoffe, rein ätherische Oele, oder Aether enthalten, ziemlich ähnlich. Die betäubenden Pflanzenstoffe enthalten stickstoffreiche Alkaloïde, die reizenden scharfe Harze und Extraktivstoffe, indifferente Pflanzenschleim, Gummi, Stärke ꝛc. Es erleiden aber diese Eigenschaften vielfache Abänderungen, je nachdem die betreffenden arzneilichen Substanzen besonders die mineralischen, in verschiedenen Verhältnissen zusammengesetzt sind, und manche in ihrer Zusammensetzung sehr unähnliche haben doch oft sehr ähnliche Wirkungen, wie z. B. die verschiedenen Abführungsmittel. Unter den pflanzlichen A.n findet noch am meisten Uebereinstimmung Statt in Bezug auf ihren äußeren Bau, ihre Zusammengehörigkeit in besondern Familien und ihre eigenthümliche Wirkungsweise. So haben die Umbelliferen oder Doldengewächse meist ein flüchtiges Oel, die Crucieren oder Kreuzblüthler scharfen Geruch und Geschmack, sie wirken hautröthend und blasenziehend; die Myrtaceen enthalten aromatische Oele u. Harze und wirken demgemäß durch ihren Gerbstoffgehalt zusammenziehend ꝛc. Von den thierischen und mineralischen A.n läßt sich weniger eine naturhistorische Gleichartigkeit, was das Herkommen und die äußere Gestalt anbetrifft, nachweisen. Wenn arzneiliche Stoffe mit dem Körper in Berührung kommen, so entstehen gewisse Veränderungen in den Berührungsstellen oder in dem ganzen Körper, diese Veränderungen nennt man die Wirkung der A., und diese Wirkung setzt sich zusammen aus dem eigenthümlichen Verhalten des belebten Organismus selbst, was man die Reaktion genannt hat, welche jedoch nichts weiter ist, als die nach bestimmten, überall gültigen Gesetzen geschehenden Vorgänge, und aus der Eigenthümlichkeit der dem Organismus einverleibten Arzneistoffe. Die Wirkung, d. h. die durch die Anwendung eines A.s entstehenden Veränderungen setzen daher immer einen lebenden Organismus voraus, denn nur in ihm können jene Veränderungen in regelmäßigem Ablauf Statt finden. Die Einwirkung der Arzneistoffe

auf den Körper u. seine Theile ist physikalischer oder chemischer Art u. geschieht nach physikalischen u. chemischen Gesetzen. Von vielen Stoffen lassen sich dieselben nachweisen, z. B. von Salzen, Säuren, Gerbstoff, Kupfervitriol, welche einestheils mit todten Membranen in Verbindung gebracht die gleichen Erscheinungen hervorrufen, anderntheils die nämlichen Verbindungen eingehen wie im lebenden Körper. Freilich sind die weiteren Vorgänge in dem thierischen Körper, die Art und die Natur der eingegangenen Verbindungen innerhalb der Organe, in welchen manche Stoffe ihre Wirkung hauptsächlich zu entfalten scheinen, nicht immer, ja oft sogar sehr selten sinnlich erkennbar, wie z. B. die betäubenden Stoffe (die Aetherarten und die Narcotica) eine eigenthümliche Wirkung auf die Centraltheile des Nervensystems ausüben, deren letzten Grund wir noch nicht nachzuweisen im Stande sind, und man hat deshalb, um diese Lücke der Erklärung der Wirkung der A. auszufüllen, dieselbe dynamisch, auch vital genannt, indem man annahm, daß den Arzneien eine gewisse Kraft innewohne, mit welcher sie sich gegen den Organismus thätig verhalten, vermöge welcher sie ihre Wirkung auf den lebenden Körper auf bestimmte, ganz besondere Weise entfalten sollten. Diese Eigenschaften können niemals für sich beobachtet werden, sondern nur indem die Mittel einem lebenden Körper einverleibt werden, und zwar sind diese Vorgänge wiederum nur in einem Organismus möglich, da nur in ihm so komplicirte und auf so eigenthümliche Art und Weise in Funktion tretende Apparate vorhanden sind, wie z. B. das Gefäßsystem und noch mehr das Nervensystem; daher die Benennung aller der Wirkungen, welche nur durch und in einem Organismus sich entfalten, als vitaler oder dynamischer, gegenüber der oben erwähnten, jetzt nur noch allein gültigen Ansicht einer physikalisch-chemischen Wirkungsweise. Die höchste Spitze des Dynamismus wurde in der Homöopathie erreicht, welche den Arzneien Kräfte zuschrieb, die sich nach Hahnemanns „Organon" mit der Verdünnung in der Ausbreitungsfähigkeit sogar steigern sollen, indem dieselben durch die, wenn auch noch so weit getriebene Verdünnung in einem Maße entwickelt würden, daß zur Entfaltung ihrer Wirkung nur die Berührung mit den Nerven hinreiche. Damit jedoch, daß die Veränderungen, welche an den feinsten Geweben des Körpers durch arzneiliche Stoffe Statt finden, nicht, wenigstens für die meisten derselben nach dem Standpunkte, den die Wissenschaften der Physiologie und Chemie bis jetzt erreicht haben, nicht nachgewiesen werden können, ist noch nicht der Beweis geliefert, daß materielle Veränderungen überhaupt nicht Statt finden können. Durch Versuche hat sich vielmehr wenigstens als sehr wahrscheinlich herausgestellt, daß in der That direkteste Berührungen, um nicht zu sagen Verbindungen, mit dem Gehirn Statt finden müssen, wenn die betäubende Wirkung, welche z. B. das Opium auszuüben pflegt, eintreten soll. Dem heutigen Standpunkte der Medicin und der Methode der Naturwissenschaft aber ist es zuwider, für Vorgänge innerhalb des Organismus, welche dunkel und unerklärlich erscheinen, eines mystischen Ausdrucks sich zu bedienen, mit dem zuletzt doch nichts erklärt ist, statt offen u. ehrlich einzugestehen, daß hier eine Lücke der Erklärung vorhanden sei.

Eng verbunden mit der vitalistischen Ansicht von der Wirkung der A. ist ein anderer Ausdruck, welcher von jeher in der Medicin eine große Rolle spielte, stets von Neuem wieder auftauchte und noch heute von den Anhängern der naturphilosophischen und naturhistorischen Schulen vielfältig gebraucht wird. Es ist dies die specifische Wirkung der A. Schon von Alters her suchten die Aerzte nach specifischen Mitteln; am ausgebildetsten ist die Lehre von denselben bei Paracelsus, welcher glaubte, Gott habe für jede Krankheit ein besonderes Arcanum, d. h. Specificum, geschaffen; in neuerer Zeit wurde einer jeden Arznei eine eigenthümliche Kraft zuerkannt, welche man eben specifisch nannte. Diese eigenthümliche Kraft jeder einzelnen Arznei mußte unter allen Verhältnissen nothwendig sich gleich sein, wenn auch die Wirkung je nach der Individualität des Kranken verschiedenen Modifikationen unterworfen war. Wenn ein A. zur Heilung irgend eines Krankheitszustandes wiederholt beigetragen zu haben scheint, so nennt man es ein specifisches A. in Bezug auf die betreffende Krankheit; man glaubt dann, daß dieses Mittel in der Krankheit auf eine ganz eigenthümliche Weise seine Kraft entwickle. So nennt man Jod ein Specificum gegen Kropf, Eisen gegen Bleichsucht, Fingerhut, Chinin gegen Wechselfieber, gegen organische Herzleiden ꝛc. Ebenso nennt man auch ein Mittel ein specifisches, wenn es in einem besondern Organ vorzugsweise seine Wirkung zu entfalten scheint; es ist dann das A. ein specifisches in Bezug auf ein gewisses Organ, wie z. B. Brechweinstein zum Magen, Belladonna zur Pupille ꝛc. Wir müssen aber annehmen, daß die Stoffe, welche eine solche specifische Wirkung hervorzurufen pflegen, überall wirken, nur daß die Veränderungen in dem einen Organ sichtbar sind, in dem andern aber verborgen bleiben. Vom Jod wissen wir z. B. aus Erfahrung, daß es nicht allein den Kropf heilt, da die Kropfdrüse schwindet, sondern daß nur zu häufig die allgemeine Ernährung des Körpers dabei leidet und die Patienten mager werden. Ferner läßt sich in Bezug auf die specifische Wirkung gewisser A. auf bestimmte Krankheiten einwenden, daß die betreffenden Mittel auch noch bei andern Prozessen sich wirksam erweisen, daß aber oft genug ihre sogenannte specifische Wirkung ausbleibt, was doch nicht sein dürfte, wären sie in der That specifische Heilmittel. Seitdem im Laufe der Zeiten mit der fortschreitenden mehr naturwissenschaftlichen Anschauung in der Medicin der Begriff der Krankheit seinen persönlichen Charakter verloren und man die krankhaften Vorgänge im Körper als Lebenserscheinungen zu betrachten angefangen hat, welche ebenso gut als die normalen ihren gesetzlichen Grund haben, wobei nur die Bedingungen andere sind als diejenigen, unter denen der Organismus gesund ist, hat auch die Anschauung in Beziehung auf die Wirkungsweise der A. eine Aenderung erleiden müssen. Nicht die Krankheit als solche, als ein Wesen für sich, das dem Körper parasitisch zugekommen ist, wird durch ein A. geheilt, sondern es werden nur die innern Bewegungen des Körpers oder seiner Theile, welche eine Störung erlitten haben, durch dieselben geregelt und zu naturgemäßer Thätigkeit zurückgeführt. Die physikalische Einwirkung der A. kann eine rein mechanische sein, wie z. B. das metallische Quecksilber durch

seine Schwere und Beweglichkeit bei Ineinanderschiebung eines Darmstückes wirkt, die Kohle durch ihre Einsaugung, oder klebrige, schleimige Flüssigkeiten schützend gegen die äußere Luft wirken, indem sie eine Decke bilden. Durch ihre Quantität können große Mengen wässeriger Flüssigkeit im Magen Erbrechen, im Mast- und Dickdarm eröffnend wirken. Bekannt ist die Erklärung der Wirkungsweise der larirenden Mittelsalze durch Liebig. Derselbe hat durch Versuche bewiesen, daß eine koncentrirte Salzlösung, in eine Blase eingeschlossen, aus der Umgebung Wasser einsaugt, und hat diese Strömung (Exosmose u. Endosmose) durch die Membran hindurch auf den Darmkanal angewendet, aus dessen blutreichen Wänden das minder salzreiche Blutwasser zu der in demselben einverleibten Salzlösung ströme, wodurch der Darm beschwert und dessen verflüssigter Inhalt nun schneller ausgeführt werde.

Eine chemische Einwirkung üben wohl alle löslichen A. aus. In befriedigender Weise ist dies für die Metallsalze, Alkalien und Säuren nachgewiesen. Manche derselben wirken chemisch zunächst auf die Applikationsstelle ein, indem sie sich entweder mit den Bestandtheilen derselben, dem Eiweiß, verbinden, wie der Höllenstein, das Tannin, der Alaun, od. indem sie einzelne Elemente denselben entziehen, wie die Schwefelsäure, welche die Elemente des Wassers, den Wasserstoff u. Sauerstoff, aus den organischen Körpern an sich zieht und nur den Kohlenstoff zurückläßt; wieder andere, wie die Alkalien, nachdem sie die Säuren des Magens neutralisirt, gehen, im Ueberschuß gereicht, ins Blut über, verflüssigen die Bestandtheile desselben und machen sogar den Urin alkalisch ꝛc. Von anderen Stoffen, z. B. den scharfen, betäubenden ꝛc., kennt man allerdings die Art der chemischen Einwirkung noch nicht hinreichend, doch ist auch für diese Manches aufgeklärt, und namentlich hat Liebig von seinem Standpunkte aus für die Einwirkung der Alkaloïde, Morphin, Chinin, Strychnin ꝛc., eine chemische Verwandtschaft zwischen ihnen und den Bestandtheilen des Gehirns und Rückenmarks angenommen, indem er auf die Aehnlichkeit ihrer Zusammensetzung mit der der stickstoffhaltigen Nahrungsmittel hinweist.

Die Veränderungen, welche die A. bei ihrer Einwirkung erleiden, sind sehr mannichfaltiger Art. Die meisten erfahren schon da, wo sie dem Körper applicirt werden, wesentliche Veränderungen. Es ist dies aber nicht bei allen der Fall, z. B. Alkohol, Aether, ätherische Oele, Pflanzensäuren scheinen in dem Magen nicht geändert zu werden, sondern erst ins Blut aufgenommen eine Aenderung zu erleiden, wie dies bei den pflanzensauren Salzen der Fall ist; nur wenige Arzneistoffe treten wieder aus dem Körper aus, ohne eine Umänderung erlitten zu haben, und solche sind es auch, welche gewöhnlich sehr schnell auf irgend einem Wege wieder aus dem Organismus herausgeschafft werden. Einen wesentlichen Einfluß auf die Umänderung der A., wenn sie mit dem Körper in Berührung gebracht worden, übt die Zeit aus, wie lange dieselben mit ihm in Berührung waren, einen ebenso großen aber die Löslichkeit des A.s an und für sich sowohl, als auch die der Verbindungen, welche sie eingegangen, in den Körpersäften, z. B. in dem Magen- und Darmsaft. Ins Blut gelangt, treten die Stoffe mit den Bestandtheilen desselben in Wechselwirkung, wobei der durch den Athmungsprozeß reichlich in das Blut eingeführte Sauerstoff eine bedeutende Rolle spielt, was die pflanzensauren Salze beweisen, welche sämmtlich Sauerstoff aufnehmen und als kohlensaure Salze wieder mit dem Urin ausgeschieden werden. Die wichtigste Veränderung erfahren die Arzneistoffe in dem Magen, ganz ähnlich wie auch die Nahrungsmittel bei der Verdauung eine so wesentliche Umänderung erleiden. Der Speichel mag wohl auch, wie auf das Stärkmehl, auf manche Stoffe nicht ohne Einwirkung bleiben. Am meisten wird dieser Einfluß bei solchen Stoffen hervortreten, welche entweder schon gelöst sind, oder eine besondere chemische Affinität zu dem Magensaft und dem Inhalte des Magens ꝛc. besitzen, indem diejenigen, welche unlöslich sind u. eine später lösliche Verbindung nicht einzugehen vermögen, unverändert den Darmkanal passiren und mit den Fäces ausgeschieden werden. Pflanzliche Stoffe, in Substanz, in Pulverform ꝛc. dem Magen einverleibt, werden nicht gelöst, aber ihre Bestandtheile werden ausgezogen, welche dann erst zur Wirkung kommen; die unlöslichen Bestandtheile aber, die Holzfaser, welche überhaupt niemals im menschlichen Darmkanal gelöst wird, ꝛc. passiren den Darmkanal. Von den Stoffen, wie sie in dem Magen sich vorfinden, sind es vorzüglich die Chlorverbindungen, das Kochsalz und der Salmiak, welche auf die Metallsalze einen sehr wesentlich verändernden Einfluß ausüben, indem das Chlor sich mit den Quecksilbersalzen, dem Silber des Höllensteins ꝛc. verbindet u. dadurch die ursprüngliche Zusammensetzung und damit auch die Wirkung dieser Mittel alterirt. Nicht minder einflußreich auf die Veränderung mancher Arzneistoffe sind die in dem Darmkanal enthaltenen Gasarten, wie der Schwefelwasserstoff, durch welchen Metallverbindungen in unlösliche Schwefelmetalle verwandelt werden, wie das Eisen, Quecksilber, und die Kohlensäure, welche das essigsaure Bleioxyd in Bleiweiß umwandelt. Wie die A. sich im Blute selbst dann weiter umwandeln, welche Verbindungen sie eingehen, ob sie dort durch Aufnahme von Sauerstoff ꝛc. oxydirt werden, ähnlich wie manche Nahrungsstoffe, ist bis jetzt nur für wenige annähernd erforscht worden, indem mit dem Urin nur manche Stoffe wieder aus dem Blute ausgeschieden werden in einer Veränderung, welche die Art und Weise ihrer chemischen Verbindung theils vermuthen, theils aber auch sehr bestimmt nachweisen lassen. Wie die schon oben angegebenen pflanzensauren Alkalien als kohlensaure im Urin sich wieder vorfinden, so wird die Benzoësäure als Hippursäure, Ammoniak als Salpetersäure, Schwefelkalium als schwefelsaures Kali, freies Jod als Jodkalium oder Jodnatrium, das ätherische Oel des Terpentins als ein eigenthümlich riechender Stoff mit dem Harn ausgeschieden. Die Ausscheidung der verschiedenen Stoffe aus dem Körper nimmt eine sehr verschiedene Zeitdauer in Anspruch. Während das Jodkalium, das Blutlaugensalz, das Jod des Jodeisens schon nach 10—25 Minuten in dem Urin nachweisbar sind, fand man von dem Eisen nur Spuren; das Quecksilber bedarf viel längerer Zeit zur Ausscheidung und kann sogar Jahre lang im Körper verweilen, während wiederum Jod nach wenigen Tagen schon vollkommen wieder aus dem Körper ausgetreten ist. Wie in dem Harn, so hat man auch in dem Speichel gewisse Arzneistoffe, welche ins Blut

eingespritzt worden waren, nachgewiesen, und die Ausscheidung der alkohol- u. ätherhaltigen Stoffe durch die Lungen ist aus dem täglichen Leben hinreichend bekannt. Auch durch die Thränendrüse werden leichtlösliche Stoffe ausgeschieden, wie das Jodkalium, welches auch in der Sekretion der Haut, dem Schweiße, nachgewiesen worden sein soll.

Nach der Einverleibung wirksamer Arzneistoffe zeigt der Organismus im Allgemeinen oder auch einzelne Theile desselben wesentliche Veränderungen, und auch hier sind es wiederum entweder örtliche, oder allgemeine Wirkungen, welche zur Beobachtung kommen. Die örtlichen oder direkten Wirkungen beziehen sich auf die verschiedenen Einverleibungsstellen und ergeben je nach der Wahl dieser große Verschiedenheiten. Die am häufigsten beanspruchte Applikationsstelle sind die Schleimhäute der Verdauungsorgane, besonders des Magens. Scharfe, reizende Substanzen, wie die drastischen Abführmittel ꝛc., vermehren die Absonderung und regen die Bewegung der Organe an; andere Stoffe scheinen die Bewegung und die Absonderung zu vermindern, wie die zusammenziehenden und die betäubenden Mittel, Tannin u. Opium ꝛc.; wieder andere rufen entzündliche Erscheinungen hervor u. erregen Schmerz, wie Jalappe, Gummigutt, und solche, welche sich mit den Geweben verbinden, wie Arsenik, Silber u. Aetzkali ꝛc. Nächst den Schleimhäuten werden A. auf die Hautdecken applicirt, wo sie theils reizend wirken und entzündliche Vorgänge hervorrufen, wie die blasenziehenden, pustelbildenden und röthenden Mittel, Kanthariden, Krotonöl, Brechweinstein, Ammoniak, Senföl, theils Verbindungen eingehen, oder die Gewebe der Haut auflösen, wie der Höllenstein u. die ätzenden Alkalien. Der örtlichen gegenüber steht die allgemeine, indirekte Wirkung der A., welche auch konstitutionelle genannt wurde. Diese ist diejenige, welche der Arzt bei der Darreichung der inneren A. am häufigsten im Auge hat. Diese entfernteren Wirkungen können aber nicht allein dadurch eingeleitet werden, daß die A. örtlich eine Veränderung hervorrufen, wodurch auf die entfernteren Theile ein Einfluß ausgeübt wird, wie durch die örtlich den Darmkanal reizenden und dadurch Abführung erregenden Mittel, durch schmerzlindernde, narkotische, oder anästhesirende Stoffe, oder dadurch, daß auch andere Theile durch Vermittelung des Nervensystems sympathetisch erregt oder antagonistisch herabgestimmt werden, sondern es werden die entfernteren Wirkungen hauptsächlich durch Aufnahme der A. in das Blut und Verbreitung derselben in alle Theile des Körpers hervorgebracht. Diese Aufnahme setzt die Aufsaugung der A. voraus, damit sie vermittelst des Kreislaufs mit den Geweben der entfernteren Organe in Berührung gebracht werden können. Diese Aufsaugung ist aber durch eine größere Anzahl von sehr umfassenden Versuchen hinreichend festgestellt, und nicht allein für gelöste, sondern auch für ungelöste Substanzen, wie z. B. Zinnober-, Kohlenpartikelchen ꝛc. Viele der entfernteren Wirkungen der A. geschehen durch Vermittelung des Nervensystems, besonders seiner Centraltheile, indem die beruhigende oder erregende Wirkung der A. auf dieselben in dem ganzen Körper verspürt werden. So geschieht es dem Gehirn aus, wenn durch die betäubenden Mittel, Opium, Belladonna, durch die Anästhetica, die berauschenden Stoffe Betäubung, vollkommene Empfindungslosigkeit ꝛc. entstehen, oder wenn durch Thein, Kaffein und andere Stoffe eine Erregung der sensiblen Sphäre hervorgerufen wird, was auch im Anfang bei dem Gebrauche von Opium, alkohol- und ätherhaltigen Stoffen der Fall ist; oder es kann durch manche Mittel, wie durch die brechenerregenden, den Brechweinstein ꝛc., wenn er in eine Vene eingespritzt wird, vom Rückenmark aus Erbrechen entstehen, wie auch durch das auf gleiche Weise in den Blutkreislauf eingeführte Strychnin oder Brucin die heftigsten Streckkämpfe hervorgerufen werden können. Das Blut selbst aber kann durch die Aufnahme von arzneilichen Stoffen in seiner Mischung wesentliche Veränderungen erleiden, es kann seine Gerinnungsfähigkeit vermehrt oder vermindert werden, Letzteres durch anhaltenden Gebrauch von metallischen und alkalischen Stoffen. Auch die Absonderungsorgane, die Drüsen, können in ihrer Verrichtung eine Veränderung erleiden, indem sie einerseits zu vermehrter Absonderung angeregt werden, wie die Speicheldrüsen durch Quecksilber, die Nieren durch Fingerhut, Wachholder, Kanthariden, andererseits aber auch die Absonderung vermindert werden kann, wie durch die narkotischen, stärkenden, tonischen, zusammenziehenden Mittel, Tannin, Eisen ꝛc. Die Kreislaufsorgane, das Herz und die Gefäße, können durch A. in gleicher Weise erregt und beruhigt werden; so können alkoholhaltige Substanzen, Kampher ꝛc. den Herz- und Pulsschlag vermehren, während Narcotica in entsprechender Gabe und besonders Digitalis denselben verlangsamen.

Der Weg, welcher eingeschlagen wurde, um die Wirkung der A. kennen zu lernen, war von Alters her der der Beobachtung an Kranken, welche zufällig oder auch mit Absicht gewisse Stoffe zu sich genommen hatten, wonach sich eine mehr oder weniger günstige Wendung der krankhaften Vorgänge einstellte. Schon die ägyptischen Priester versuchten nach einander bei einer Krankheit, deren Heilung es galt, verschiedene A., u. Hippocrates, der Vater der Medicin, ging denselben Weg, indem er durch Erfahrung am Krankenbette die Wirkung seiner A. festzustellen suchte, indem er sich merkte, bei welchen Zuständen ein angewendetes Mittel Nutzen brachte, wo nicht. Von ihm haben sich die Ansichten von der Wirkung einer großen Zahl von Mitteln in der und jener Krankheit, hin u. wieder modificirt, bis auf unsere Zeit traditionell fortgepflanzt. Daß z. B. der Salpeter kühlt, daß er bei Entzündungen günstig wirkt, ist eine solche rein empirische, uralte Beobachtung. Erst vor Kurzem hat man angefangen, noch einen zweiten Weg einzuschlagen, um die Wirkung der A. auf den lebenden Organismus zu untersuchen, indem man an gesunden Menschen und an Thieren experimentirte und die Erscheinungen, welche sie hervorrufen, studirte. Diese letztere Wirkung der A. nennt man die physiologische, u. man trennte die dadurch hervorgerufenen Veränderungen in konstante, d. h. beharrliche, sichere, solche welche sich stets zeigen, u. in zufällige, unbeständige, unsichere, d. h. solche Veränderungen, welche weniger durch das A. an sich, als vielmehr durch andere mitwirkende, nicht immer näher zu erklärende Momente zu Stande kommen. Die bei einem kranken

Individuum entstehende Wirkung eines mit dem Zwecke zu heilen gereichten A.s nennt man die therapeutische, und auch diese kann mehr oder weniger eine konstante oder eine zufällige sein. Die Prüfung der physiologischen Wirkung der A. haben besonders Mitscherlich, Oesterten, Falk, Schroff, Hoppe u. A. unternommen, und es verdankt die Medicin deren Arbeiten eine große Bereicherung ihrer Kenntnisse, wenn gleich bis jetzt für die Praxis wenig Erhebliches dadurch gewonnen wurde, da sich von der physiologischen Wirkung eines Arzneistoffes ein Schluß auf dessen therapeutische Wirkung nicht ziehen läßt, im Gegentheil beide Wirkungen sehr verschieden von einander sein können. Wo ein Theil bereits in verändertem Zustande sich befindet, wird ein A. diesen Zustand entweder steigern, od. es kann die Wirkung des A.s ausbleiben. Während im gesunden Zustande irgend ein A. diese u. jene Wirkung konstant hervorbringt, kann dessen Wirkung bei einem Kranken in ganz anderer Weise auftreten. Es kann z. B. ein brechenerregender Stoff bei Krankheiten des Gehirns seine Wirkung ganz versagen. So macht Opium gewöhntich Stuhlverstopfung; bei kolikartigen oder Entzündungszuständen mit krampfhafter Zurückhaltung des Darminhalts wirkt dasselbe gerade entgegengesetzt, oft die Ausleerung befördernd.

Die A. geben ihre Wirkung nicht nur in einfacher Weise kund, sondern rufen verschiedene Veränderungen hervor, von denen jedoch eine die hervorragendste und am sichersten eintretende ist, während andere nur in geringerem Grade hervortreten. Jene nennt man die Hauptwirkung eines A.s, diese die Nebenwirkung; letztere kann von der Art sein, daß sie die erstere unterstützt oder beeinträchtigt. Diese Nebenwirkungen können zuweilen sehr hinderlich sein, unter Umständen den Gebrauch eines Mittels geradezu verbieten. So hat das Eisen neben der vortrefflichen tonisirenden und stärkenden Wirkung eine verstopfende Nebenwirkung dadurch, daß es Blutandrang nach den Lungen erregt; der Fingerhut hat neben seiner das Gefäßsystem in so ausgezeichneter Weise beruhigenden Hauptwirkung die oft unangenehme Nebenwirkung, daß er Uebelkeit erregt und allerlei Sinnestäuschungen hervorruft, ꝛc. In therapeutischer Hinsicht benutzt man die A. zuvörderst, um örtlich einzuwirken, und zwar um die Applikationsstelle selbst zu heilen, oder wenigstens deren Verhalten möglichst zur Norm zurückzuführen, oder auch nur konsensuell oder antagonistisch auf andere Organe einen wohlthätigen Einfluß auszuüben. Dann aber handelt es sich nicht um die örtliche Einwirkung, sondern man wünscht nur eine allgemeine, und solche A. müssen dann in einer Form gegeben werden, daß sie resorbirt u. vermittelst der im Körper kreisenden Säftemasse überall hin vertheilt werden. Die Wirkung der A. wird durch vielfache Umstände sehr wesentlich verändert. Diese Veränderungen können von den A.n selbst herrühren. Je nachdem die pflanzlichen A. zu verschiedenen Zeiten, zur Zeit der Blüthe, oder beim ersten Auskeimen, im Frühjahre oder im Herbste, in feuchten od. trockenen Jahren, eingesammelt werden, je nach ihrem Standorte, je nach der Sorgfalt, welche bei der Einsammlung u. Aufbewahrung Statt gefunden, werden sie verschiedene Wirkung äußern. Für die auf pharmaceutischem od. chemischem Wege hergestellten A. handelt es sich um deren vollkommene Reinheit, Verwahrung vor dem Lichte, Trockenheit, guten Verschluß. Die Gabe, deren Wiederholung, die Applikationsstelle, die Form, ob flüssig oder gasförmig, oder in fester Form, ob einzeln oder in Verbindung mit einem oder mehren andern gereicht, alles dies modificirt die Wirkung der A. außerordentlich. Die Verschiedenheiten der Wirkung der A. beruhen aber auch auf der verschiedenen Individualität des Körpers, bei welchem dieselben angewendet werden. Alter, Geschlecht, Lebensweise, Konstitution, Nationalität u. Race modificiren die Wirkung; bei manchen Menschen wirken einzelne Mittel oft ganz anders, als es gewöhnlich der Fall ist, welche Eigenthümlichkeit Idiosynkrasie (s. d.) heißt. Die A. werden fast auf alle Theile des Organismus angewendet: auf die äußere Haut, entweder mit erhaltener Epidermis, oder nachdem dieselbe entfernt ist (Wunden ꝛc.); jenes ist die enepidermische, dies die endermatische Methode; auf Magen u. Darmkanal, auch auf den Mastdarm; auf die Bindehaut des Auges; auf die Schleimhaut des Mundes und der Rachenhöhle; auf die Schleimhaut der Luftwege. Auch werden die A. in Körperhöhlen u. sackartige normale od. krankhafte Gebilde, sowie in die Venen eingeführt.

Die Form, in welcher die A. ihre Anwendung finden, ist theils eine gasförmige, wie bei den Riechmitteln, den anästhetischen Mitteln; theils eine flüssige: Tropfen, Tisanen, Emulsionen, Tinkturen, Augen-, Mund- u. Gurgelwässer, Klystiere, Einspritzungen, Mineralwässer, Pinsel- u. Lecksäfte, Bäder ꝛc.; theils eine fast weiche: Salben, Linimente, Breiumschläge, Latwergen, Pflaster, Bougies; theils eine trockene: Pulver, Thee, Morsellen, Pillen, Räucherspecies ꝛc.

Die Eintheilung der A. geschieht theils nach ihren naturhistorischen Eigenschaften: in mineralische, pflanzliche und thierische; theils nach ihren chemischen Bestandtheilen und Eigenschaften; in Säuren, Alkalien, Erden, Metalle, Alkaloide, thierisch-ölige A.; theils nach ihrer Wirkung, die wieder eine physiologische, oder eine therapeutische sein kann. Die letztere ist heutzutage die gebräuchlichste, da sie zugleich dem praktischen Zwecke, dem Heilzwecke, am meisten entspricht. Oesterlen theilt die A. in 7 Kassen: 1) Alterantien: Metalle und ihre Verbindungen, fire Alkalien, Erden und ihre Verbindungen, Metalloide, Salzbilder, Säuren; 2) bittere adstringirende Pflanzenstoffe (Roborantien, Tonica, Euptastica, Adstringentien): einfach bittere Stoffe, bittere ätherisch-ölige, bittere gummi- und stärkmehlhaltige Stoffe, bittere an Harzen und Salzen reiche Stoffe, Alkaloide und gerbsäurehaltige Amara, adstringirende, gerbsäurehaltige Stoffe, Eisen, Mangan; 3) flüchtig-erregende Stoffe: spirituöse höchstflüchtige Stoffe, thierische Stoffe, kampher- u. ätherisch-ölige Stoffe, Balsame und Harze, empyreumatische Stoffe, Ammoniakalien; 4) scharfe irritirende Stoffe des Thier- u. Pflanzenreichs: ätherisch-ölige Pflanzenacria, mildere Acria, purgirende drastische Acria, höchst scharfe Pflanzenstoffe, thierische Acria; 5) betäubende und asphyxirende Stoffe: scharf-narkotische, einfache, nicht scharfe narkotische Stoffe, einfache Spinantien, asphyxirende Stoffe, Cyanverbindungen; 6) indifferente, nährende Stoffe: Eiweiß-, Gummi-, süße, zuckerhaltige

stärkmehlhaltige, fettige Stoffe, Mineralwässer; 7) nicht eigentlich hierher gehörig: physikalische Agentien: Licht, Elektricität, Magnetismus ꝛc. Vergl. Oesterlen, Handbuch der Arzneimittellehre, 6. Ausgabe, Tübingen 1856.

Die Kenntniß der Arzneiwaaren (Droguen, Arzneistoffe, Rohstoffe), welche erst zu A.n werden, nachdem sie die zum medicinischen Gebrauch erforderlichen Veränderungen erlitten haben, und die Zubereitung der A. bilden die wesentlichen Theile der Pharmacie. Die verschiedenen Gesichtspunkte, aus denen man die Mittel betrachtet, schaffen ebenso verschiedene Eintheilungen derselben. Man theilt die A. ein: in rohe (medicamenta cruda) und in zubereitete (medicamenta praeparata) und versteht unter den ersteren die natürlichen Arzneisubstanzen, die keine besondere Veränderung erlitten haben, z. B. Wurzeln, Stengel, Kräuter, Blumen, Samen ꝛc., während die andern schon eine Veränderung erlitten haben, und zwar betrifft diese Veränderung entweder bloß ihre Form (Gestalt), dann heißen sie mechanisch zubereitete, oder sie betrifft ihre Mischung, in welchem Falle sie chemisch zubereitete Mittel, chemische Präparate heißen. Weiter unterscheidet man einfache (medicamenta simplicia) und zusammengesetzte (m. composita) A. Erstere sind bald natürliche Körper an sich, bald ein oder mehre Theile eines solchen, auf verschiedene Weise zum medicinischen Gebrauch vorgerichtet, bald das Resultat einer praktischen Operation auf die natürliche Substanz, in der Absicht, sie zu zertheilen, oder ihre wirksamen Bestandtheile auszuziehen (Divisionen und Extraktionen); ein zusammengesetztes A. ist das Produkt entweder einer Mengung, oder einer Verbindung einer gewissen Zahl natürlicher Substanzen (Mixtionen und Kombinationen). Auch unterscheidet man animalische, vegetabilische und mineralische A., und endlich leitet man eine allgemeine Eintheilung von der Dauer der A. her, indem man unterscheidet officinale (officinalia), solche, die im Voraus bereitet werden und durch die Zeit sich eben nicht verändern, und magistrale (magistralia), solche, die sich nicht halten, leicht verderben, oder ex tempore auf Vorschrift des Arztes bereitet werden (letztere bezeichnet man auch charakteristischer als Achronizoide, auch als extemporanea und temporanea). In frühern Zeiten bezeichnete man die bloßen Mischungen als „galenische", die chemischen Präparate als „chemische A.".

Die heutige Apothekerpraxis unterscheidet gewöhnlich die A. als Rohstoffe und Präparate nach folgenden Abtheilungen: Rohstoffe: Wurzeln, Kräuter, Hölzer, Rinden, Blumen, Früchte, Samen, Gummen, Harze, Gummiharze, ätherische Oele, fette Oele, Fette, thierische Stoffe; Zubreitungen, in 14 verschiedenen Arten: Species und Pulver; Macerate, Aufgüsse, Dekokte; Mixturen, Solutionen, Emulsionen; Pillen, Bissen, Zeltchen, Morsellen, Pasten, Chokolade; Säfte, Konserven, Elektuarien; medicinische Essige, medicinische Weine, medicinische Oele, Tinkturen, Linimente, Salben, Pflaster; Extrakte; destillirte Wässer, Spirituosse, Aetherarten; Metalloïde, Metalle, Schwefelmetalle, Metalloxyde, Alkalien, Erden; Mineralsäuren, organische Säuren; Alkalisalze, Erdsalze, Metallsalze; Alkaloïde; indifferente organische Stoffe.

Die Beziehung der A. geschieht theils durch unmittelbares Einsammeln, theils durch eigene Anfertigung, theils vorzüglich auf dem Wege des Handels. Sie gründet sich auf Untersuchung der Substanzen oder derjenigen Theile derselben, welche die Charaktere des A.s getreu darstellen, auf gute Konservation und das Vorhandensein aller der Eigenschaften, welche die Heilkunde von dem Mittel erwartet. Die mit der Zeit unwirksam werdenden, wie viele organische Substanzen, müssen darum, so oft es möglich ist, immer mit frischen erneuert werden. Bei der Anschaffung derjenigen A., die durch den Handel bezogen werden, muß die größte Vorsicht obwalten, um nicht betrogen zu werden; am häufigsten sind diejenigen der Verfälschung ausgesetzt, die hoch im Preise stehen, aus sehr entfernten Gegenden kommen und durch mehre Hände gehen. Selbst die Rechtlichkeit der Handelshäuser schützt nicht immer vor Betrug, denn sie selbst werden häufig hintergangen, da schon Verfälschungen von Roharzneiwaaren im Mutterlande vorgenommen werden. Die Anschaffung der einheimischen, wildwachsenden Vegetabilien geschieht in der Regel durch Kräutermänner oder Wurzelgräber (Rhizotomen). Die Wurzeln sammelt man im Frühjahr, ehe sich die Blätter ausgebildet haben, oder im Herbst, wenn die Pflanze abgestorben ist; bei jährigen (mitunter auch perennirenden) Pflanzen geschieht es in manchen Fällen auch nach vollkommener Entwickelung der Pflanze. Die wohlgereinigten Wurzeln, welche, wenn sie sehr dick und saftig sind, noch gespalten werden, müssen so schnell wie möglich, am besten durch künstliche Wärme, ungefähr zwischen 30—40° R., getrocknet und an trockenen Orten aufbewahrt werden. Die Rinden (cortices), Hölzer (ligna) und Stengel (stipites) werden im Frühjahr, zum Theil auch im Herbst gesammelt; sie müssen von jungen, kräftigen Pflanzen (jedoch nicht von allzu jungen, jährigen Trieben) genommen werden, ebenso die im Frühling zu sammelnden Knospen (gemmae, oculi) und Sprossen (turiones). Die Kräuter (herbae) und Blätter (folia) werden nach ihrer vollkommenen Entwickelung meist vor dem Blühen der Pflanze, bei trockener Witterung eingesammelt. Die von den Stengeln zum Theil oder ganz befreiten Blätter werden an luftigen, schattigen Orten, in der Regel bei gewöhnlicher Temperatur, bei nasser und kühler Witterung aber in künstlicher Wärme möglichst schnell getrocknet. Die Blumen (flores) werden ebenfalls nach ihrer vollkommenen Entwickelung bei trockener Witterung, wenn kein Thau auf ihnen liegt, gesammelt und schnell getrocknet. Werden die Blumen mit den Stengelenden, an denen sie sitzen, und den zarten Blättern gesammelt, so heißen sie Spitzen (summitates). Die Früchte (fructus) werden nach ihrer völligen Reife, manche auch unreif gesammelt und meist frisch verwendet. Die Samen (semina) sind nach ihrer völligen Reife einzusammeln und werden von den Hüllen, tauben Körnern und andern Unreinigkeiten befreit und getrocknet. Moose (musci), Flechten (lichenes) und Schwämme (fungi) werden nach ihrer völligen Entwickelung eingesammelt. Die A. aus dem Thierreiche werden meist durch den Handel bezogen. Mehre derselben, wie Insekten, Würmer, Fette ꝛc., sind dem Verderben oft mehr unterworfen, als Pflanzentheile, daher

sie besonders sorgfältig aufbewahrt und häufig erneuert werden müssen. Die durch Kunst zubereiteten A. werden, mit wenigen Ausnahmen, welche durch den Handel bezogen werden, vom Apotheker selbst verfertigt.

Die Zubereitung der A. geschieht durch vier Hauptoperationen: durch Zertheilung (divisio), durch Mischung oder Mengung (mixtio), durch Ausziehung (extractio) und durch chemische Verbindung (combinatio). Die Zertheilung begreift alle diejenigen Operationen, welchen die A. in der Absicht unterworfen werden, um ihre Partikel zu zertheilen, damit sie theils für die Einwirkung auf den Organismus geschickter werden, theils leichter und vollständiger in eine Mischung oder eine Verbindung sich einführen lassen. Die Verfahrungsweisen, welche zur Division angewendet werden, richten sich theils nach der Form, der Konsistenz und Textur der ihr zu unterwerfenden Körper und sind demnach sehr verschiedener Art, theils nach dem Grade der Zertheilung, zu welchem man sie zu bringen beabsichtigt. Es gehören hierher: das Schneiden (Incision, incisio), welches bei Wurzeln, Rinden, Hölzern, Blumen, Kräutern ꝛc. in Anwendung kommt; das Quetschen (Quassation, quassatio), zum Zerdrücken und Zerbrechen solcher Substanzen, die nur eine Art gröblicher Pulverung erleiden sollen; das Abdrehen (Torsation, tornatio), bei harten Substanzen, Hölzern, Hirschhorn ꝛc.; das Raspeln (Raspation, raspatio), bei sehr harten Substanzen und auch bei frischen, die man auf Saft benutzen will, anwendbar; das Feilen (Limation, limatio), vorzüglich zum Zertheilen der Metalle angewendet; das Pulvern (Pulverisation, pulveratio), mittelst Mörser, Pistille und Reibschalen; das Sieben ist die Vollendung der Pulverisation, hat zum Zweck, die gröbern Theile von den feinern zu sondern, und geschieht durch Siebe, Beutelmaschinen oder Beuteltücher. Die Präparation (praeparatio) wird besonders bei Mineralstoffen und einigen Chemikalien, die man in einer höchst feinen Zertheilung verlangt, angewendet. Dieselben werden auf einem harten Steine, einer Porphyrplatte (Präparirstein), mit einem andern leicht zu handhabenden harten Steine, dem Läufer, gerieben, wobei die zu pulvernde Substanz angefeuchtet wird. Ist das Pulver zu einem so feinen Zustande gebracht, daß es zwischen den Fingern keine Spur von harten Theilchen mehr erkennen läßt, so wird die feuchte Masse getrocknet und hierauf, wenn sie zusammengebacken erscheint, im Mörser zerrieben. Das Mahlen (Farination, farinatio) ist nur bei wenigen Substanzen als Zerkleinerungsmittel anwendbar, besonders bei ölhaltigen Samen, wo man kein feines Pulver beabsichtigt und große Mengen davon gebraucht, z. B. Leinsamenmehl, Senfmehl. Die Ausziehung hat den Zweck, aus einem Arzneikörper eine oder mehre Substanzen, die als Bestandtheile darin enthalten sind, zu extrahiren. Die wichtigsten der hierher gehörigen Operationen sind folgende: Die Lotion (lotio, Waschung) hat zum Zweck, gewisse Substanzen, deren Oberfläche mit fremden Körpern bedeckt oder verunreinigt ist, oder die mit fremden Körpern gemengt sind, durch Untertauchen und Waschen mit Wasser davon zu befreien. Die Dekantation decantatio, Abgießen) besteht, als Fortsetzung und Vollendung der Lotion unlöslicher Körper im Wasser, in der Abscheidung der über dem Bodensatz sich befindenden Flüssigkeit, entweder für sich, oder mit den darin schwimmenden leichteren Theilen, und wird durch Abgießen mittelst sanften Neigens der Gefäße bewirkt. Die Filtration (filtratio, Filtriren) bezweckt, Niederschläge oder sonstige Absonderungen in Flüssigkeiten von diesen zu trennen. Die Kolation (colatio, Koliren) ist wesentlich eine Filtration und wird angewendet, wenn man eine Flüssigkeit schnell von den darin befindlichen gröbern Theilen, von einem groben Pulver, einer geschnittenen Substanz ꝛc. trennen will, wobei eine eigentliche Filtration unnöthig und zeitraubend sein würde. Die Klarifikation (clarificatio, Klärung) ist ein Mittel, gewissen Flüssigkeiten fremde Körper, welche deren Ansehen trüben oder deren Reinheit beeinträchtigen, zu entziehen. Durch die Expression (expressio, Auspressen) werden saftige oder ölhaltende Körper der Wirkung eines Drucks unterworfen, um die Säfte oder Oele auszusondern. Die Pulpation (pulpatio) besteht in einem Zerreiben und Zerquetschen fleischiger Pflanzentheile mit oder ohne Wasserzusatz, auch kocht man wohl diese Stoffe vorher, um sie mehr aufzuweichen. Andere Operationen haben die Bildung einer Auflösung eines oder mehrer Stoffe in einer Flüssigkeit zum Zweck. Die anzuwendende Flüssigkeit ist nach der Substanz und nach dem beabsichtigten Resultate verschieden: kaltes Wasser, Wasser von verschiedenen Temperaturen, Spiritus, Alkohol, Aether, Oel ꝛc. Es gehören hierher die sechs chemischen Operationen: die Auflösung (Solution, solutio), die Auslaugung (Lixiviation, lixiviatio), die Maceration (maceratio), die Digestion (digestio), die Infusion (infusio) und die Auskochung (Dekoktion, decoctio). Noch andere Operationen beabsichtigen vorzüglich, Flüssigkeit durch Wärme von festen Bestandtheilen zu scheiden, oder feste Bestandtheile durch Wärme flüssig zu machen und sie von andern dadurch zu trennen. Es gehören dahin: die Verdampfung (Verdunstung, Evaporation, evaporatio) und Einengung (Konzentration), die Extraktion (extractio), die Deplacirung (Verdrängung, depulsio), die Destillation (destillatio), die Schmelzung (Fusion, fusio), die Sublimation (Austreiben, sublimatio), das Brennen (Tostion, tostio), die Verkohlung (Karbonisation, carbonisatio), die Einäscherung (Incineration, incineratio), die Kalcination (calcinatio), das Rösten (Torrifikation, torrificatio). Auch die Krystallisation (crystallisatio) ist in gewisser Hinsicht als Ausziehungsmittel anzuführen. Das Gemenge ist das Resultat der Nebeneinanderlegung mehrer Körper verschiedener Natur, woraus ein homogenes Zusammengesetztes entsteht, in welchem man wenigstens temporär die Eigenschaften der Körper erkennen kann, aus denen es gebildet wurde. Die zahlreiche Klasse der gemengten A. läßt sich in zwei Reihen eintheilen: Gemenge ohne Excipiens und Gemenge mit Excipiens. Erstere sind solche, welche natürlich kein Excipiens

haben, oder in welchen dasselbe wenigstens eine so untergeordnete Rolle spielt, daß es nicht in Betracht kommt. Die Gemenge mit Excipiens sind solche, in welchen das Excipiens für die zweckmäßigen Dispensationen wie für die angemessene Administration der A. eine gewisse Bedeutung hat. Unter Excipiens versteht man immer denjenigen Körper eines Gemenges, durch welchen die wirksame Substanz, welche die Basis des A.s ausmacht, aufgelöst, suspendirt, oder eingehüllt wird, welche mithin dem A. Form, Konsistenz und Volum gibt. Zu der ersten Reihe dieser A. rechnet man die Species, die zusammengesetzten Pulver, die Pillenmasse, die zweite enthält alle die Medikamente, in welchen Wasser, Wein, Essig, Alkohol, Aether, Zucker, Honig, Oel und Fett die Excipienten sind. Diejenigen A., welche man unter dem Namen chemische Verbindungen, Kombinationen, Chemikalien begreift, umfassen alle diejenigen Arten, welche der chemischen Thätigkeit unterworfen werden können, oder ein Produkt derselben sind, dergestalt, daß diese Benennung sowohl für die in der Medicin angewendeten einfachen unorganischen Körper gilt, als auch für die Verbindungen, welche das Produkt der gegenseitigen Aktion dieser Körper auf einander sind. Der Charakter einer chemischen Aktion ist, daß die ihr unterworfenen Körper neue und besondere Eigenschaften erhalten. Ihr Gegenstand kann ein doppelter sein: die Verbindung zuvor isolirter Körper (Zusammensetzung, Komposition, Synthese) und die Trennung zuvor verbundener Körper (Zersetzung, Dekomposition, Analyse). Vgl. Chemie.

Die Konservation der A. umfaßt die zur Verlängerung der Dauer derselben nothwendigen Mittel, d. h. diejenigen, welche für die möglichst längste Zeit die A. den Ursachen entziehen, die ihre sichtbaren Eigenschaften und ihre Wirkungen verändern können, oder wodurch jene verderben. Die Ursachen dieser Veränderungen sind zwar je nach den ihnen unterworfenen Substanzen verschieden, jedoch sind die allgemeinsten: die atmosphärische Luft, Wasser oder Feuchtigkeit, verschiedene Temperaturen, Licht und Elektricität. Es ist daher eine wichtige Regel, die Arzneisubstanzen an trockenen Orten zu bewahren, oder sie selbst möglichst trocken zu halten und sie der feuchten Luft zu entziehen. Die Berührung mit der Luft wird vermieden, wenn man die zu konservirenden Gegenstände in Gefäße von solchem Inhalte bringt, daß sie durch die Substanz möglichst angefüllt werden, die Oeffnung der Gefäße genau verschließt und mit einem der Luft undurchdringlichen Ueberzuge überzieht. Zur Abhaltung von Feuchtigkeit ist das beste Mittel, die vorher sorgfältig getrockneten Substanzen in völlig dichten Gefäßen an einem trockenen, der Entwickelung wässeriger Dämpfe nicht zugänglichen Orte aufzubewahren. Solche Substanzen, denen der Wechsel von Wärme und Kälte nachtheilig werden kann, bewahrt man am besten an Orten, die eine möglichst gleiche Temperatur haben, wie in Kellern und Magazinen, die selten geöffnet werden.

Die Bereitungsweise der homöopathischen, d. h. solcher Arzeneien, welche Krankheiten heilen sollen, deren Symptome sie in ihrer Primärwirkung auf den gesunden Körper in möglichster Aehnlichkeit hervorrufen, verfolgt den doppelten Endzweck: die einem Arzneikörper inwohnende Arzneikraft von dem Stoff, ihrem materiellen Träger, so weit als möglich zu befreien, oder die Kraft auf Kosten der Kohäsion zu entwickeln und die Arzneigabe zur Anwendung in Krankheiten so zu verkleinern, daß ihre Primärwirkungen nur flüchtig und eben nur so stark auftreten, um den kranken Organismus zu derjenigen Reaktion zu bestimmen, welche der Primärwirkung der gegebenen Arzneien und der vorhandenen Krankheit gleichnamig ist, beiden entgegenarbeitet und so den Anfangspunkt des Genesungsprozesses bildet. Das Verfahren bei dieser, der Homöopathie eigenen Arzneibereitung ist folgendes: Sämmtliche Arzneisubstanzen, welche man nicht aus frischen Pflanzensäften bereiten kann, behandelt man auf die Weise, daß man einen Gran derselben in Pulver mit 100 Gran Milchzucker, welchen man aber nach und nach zu ungefähren Drittheilen zusetzt, in einer unglasirten oder mit nassem Sande auf dem Boden matt geriebenen porzellanenen Reibschale mittelst einer ebenfalls matt geriebenen oder unglasirten porzellanenen Reibkeule zusammenreibt. Nach ungefähr 6 Minuten langem Reiben scharrt man das Geriebene von dem Boden der Reibschale und der Reibkeule ab (worauf man etwa 4 Minuten rechnet), verreibt dieses wiederum 6 Minuten lang und scharrt abermals 4 Minuten ab. Theilt man obige 100 Gran Milchzucker in 3 Theile, welche man nach und nach zu besagter Reibung verwendet, so bedarf man zu der ganzen Procedur ungefähr eine Stunde. Von den Metallen, außer Gold und Silber, wird eine genügende Menge auf einem feinen, harten Abziehsteine unter Wasser, Eisen unter Weingeist, auf das Feinste zerrieben und dann damit, wie mit allen andern trockenen Arzneisubstanzen, weiter verfahren. Von diesem ersten Pulver, von welchem jeder Gran $^1/_{100}$ Gran Arzneistoff enthält, wird wieder ein Gran mit 100 Gran Milchzucker auf dieselbe Weise verrieben. Ebenso verfährt man bei der dritten Verreibung, von welcher jeder Gran $^1/_{1000000}$ Gran des Arzneistoffs enthält; sie wird mit I. bezeichnet. Um von hier aus weiter zu verdünnen, bringt man einen Gran des Pulvers I. in eine Mischung von 50 Tropfen destillirtem Wasser und 50 Tropfen wasserfreiem Weingeist (weil sich der Milchzucker nicht in reinem Weingeist auflöst), dreht dann das verkorkte Gläschen langsam einige Minuten um seine Axe, bis das Pulver aufgelöst ist, und schüttelt es dann mit zehn kräftigen Armschlägen. Es wird mit 100 I. bezeichnet. Hiervon wird ein Tropfen zu 100 Tropfen reinem Weingeist getröpfelt, das dann verstopfte Gläschen mit zehn Armschlägen geschüttelt und mit 10000 I. bezeichnet. Das nächste ebenso zubereitete bezeichnet man mit II.; es enthält die Billionverdünnung. Von da aus verdünnt man auf dieselbe Art und Weise fort bis zur 9. (Trillion III.), 12. (Quadrillion IV.), 15. (Quintillion V.), 18. (Sextillion VI.), 24. (Oktillion VIII.), 30. (Decillion X.) Verdünnung, welche letztere bei vielen Mitteln am häufigsten in Anwendung kommt. Von allen Pflanzen, welche man sich frisch verschaffen kann, wird der ausge-

preßte Saft, als das die Gesammtkraft der ganzen Pflanze Enthaltende, benutzt. Die frischen Pflanzen werden in Stücke zerschnitten und in einem steinernen Mörser zerstampft, sodann durch ein reines leinenes Tuch gepreßt; sind sie sehr trocken, so rührt man sie in dem Mörser vor dem Auspressen mit etwas Weingeist an, den erhaltenen Saft vermischt man sogleich mit dem gleichen Volumen Weingeist, wodurch der Faserstoff, Schleim, Amylum ꝛc. gefällt wird. Sind alle diese undrauchbaren Theile abgeschieden, was nach etwa 6 Tagen der Fall sein wird, so filtrirt man die helle Flüssigkeit davon ab und bewahrt sie auf. Von dieser ersten Tinktur werden, behufs der Entwickelung und endlichen Verdünnung, 2 Tropfen mit 98 Tropfen Weingeist vermischt und mittelst einiger Armschläge geschüttelt ($^1/_{100}$), von dieser ersten Verdünnung ein Tropfen mit 100 Tropfen Weingeist ebenso geschüttelt ($^1/_{10000}$) ꝛc., wie oben angegeben wurde, bis I., II., IV., X. Trockene vegetabilische Substanzen können, außer ihrer Verreibung, auch (zur Tinktur 1 Theil gepulverte Substanz auf 20 Theile Weingeist) binnen 6—8 Tagen ohne Wärme ausgezogen und dann wieder verdünnt werden, wobei man das erste Mal 20 Tropfen der Tinktur zu 80 Tropfen Weingeist tröpfelt.

Arzobispoinseln, früherer Name der Boninsinseln (s. d.).

Arzt. Es gibt wohl kaum einen schwierigeren, alle geistigen, gemüthlichen und körperlichen Kräfte gleichmäßig mehr in Anspruch nehmenden, aber zugleich lohnenderen und segensreicheren menschlichen Beruf, als den des A.es, wie er sein soll. Betrachten wir ihn von Seiten des dazu erforderlichen Wissens, so gibt es dafür keine Grenzen; denn fast existirt kein Ding in der Natur, das nicht näher oder entfernter mit der ärztlichen Wissenschaft und Kunst in Berührung stände, und täglich und stündlich wächst der wissenschaftliche Stoff zu immer größeren Massen an. Betrachten wir ihn von Seite der praktischen Ausübung, so sind hier die Schwierigkeiten vielleicht noch größer. Denn abgesehen von den Hindernissen, die sich dem A.e in der Erkenntniß einer gegebenen Krankheitsform (Diagnose) entgegenstellen, Hindernisse, die theils in der Unzulänglichkeit der Kunst, theils in der Mangelhaftigkeit der Auffassungsgabe des A.es, theils endlich in der Unwillfährigkeit oder Unmündigkeit (z. B. bei Kindern) des Kranken ꝛc. liegen, so hat er es nicht mit der Anwendung bestimmter Regeln auf bestimmte Fälle zu thun, sondern muß seine Kunst an Organismen üben, die höchst verschieden an Gestalt, Form, Konstitution, Reizempfänglichkeit ꝛc. sind, so daß fast kein Fall dem andern gleich u. ähnlich ist, keiner wie der andere behandelt werden darf, jeder ein besonderes Stadium der individuellen Eigenthümlichkeiten des Menschen u. der diesen Eigenthümlichkeiten angemessenen Heilmittel erfordert. Tausende von Menschen vertrauen ihm ihr u. der Ihrigen Leben u. Gesundheit an; je größer sein Ruf, seine Geschicklichkeit, desto größer die Ansprüche, die an seine Kunst gemacht werden; er soll helfen, wo aller Anderen Kenntnisse u. Bemühungen nicht ausreichen, er soll Schmerzen lindern, wo sie keine menschliche Kunst zu lindern vermag, er soll dem Leben wiedergeben, was sich schon der Tod zum Opfer erkoren hat. Dabei drängen sich die Hülfsbedürftigen um ihn, er soll Aller Klagen anhören, hier und dort zugleich sein, Keinen bevorzugen, weder die Reichen in den Palästen, noch die Armen in den Hütten; er muß sich kurz fassen, mit schnellem und scharfem Blicke dem Uebel auf den Grund schauen, mit der Fassung seines Urtheils keine Zeit verlieren, um Allen genügen zu können; er muß allen Annehmlichkeiten des Lebens, allen geselligen Vergnügungen entsagen können, um stets zum Dienste der leidenden Menschheit bereit zu sein; keine Stunde des Tages und der Nacht gehört ihm; sein Körper muß allen Einflüssen der Witterung, allen Strapazen Trotz bieten können, ja eigenes Unwohlsein kann nur dann ein Hinderniß an der Erfüllung seiner Pflichten werden, wenn es ihn wirklich dazu unfähig macht, und trifft ihn dieses Unglück auf längere Zeit, so hat er zwar Ruhe vor seinen Kranken, aber es ist auch zugleich mit seinem Erwerbe zu Ende, und er hat die Aussicht, zu darben, wenn er sich nicht einen Nothpfennig zurückgelegt hat, oder etwa sonst begütert ist. Und obwohl alle diese Verhältnisse nicht eben geeignet sind, das Leben zu erheitern, und schon der tägliche u. stündliche Anblick des menschlichen Leidens und der Umgang mit Kranken u. Trauernden eher das menschliche Gemüth verstimmen müssen, so verlangt man doch von dem A., daß er nicht allein stets bereitwillig zum Dienste seiner Mitmenschen, freundlich, nachsichtig gegen ihre Fehler, geduldig gegen ihre Launen u. Unfolgsamkeiten sei, sondern daß er auch den sinkenden Muth seiner Kranken durch Trost u. Heiterkeit erhebe, ja selbst wenn ihm Undank und üble Nachrede als Lohn für seine Anstrengungen u. für die treue Erfüllung seiner Pflichten zu Theil werden, thut er im eigenen Interesse am besten, sie, gestützt auf sein Gewissen, geduldig über sich ergehen zu lassen. Dennoch findet sich auch eine Lichtseite eines Berufes, der mit solchen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten belastet ist. Der A. darf sich vor allen Ständen des Vorzugs rühmen, von der Vorsehung dazu auserkoren worden zu sein, vermöge seines Berufes Werke der Liebe zu üben, seinem Nebenmenschen mit Hülfe beizustehen und für Andere, nicht für sich zu leben. Dies ist sein eigentlicher Beruf; das Bewußtsein, nicht allein Ruhe, Vortheile, Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, sondern Gesundheit und Leben selbst dem höchsten Zwecke, der Rettung des Lebens und der Gesundheit Anderer, aufgeopfert zu haben, sein Lohn. Das Studium der Natur öffnet seinem Blicke alle Wunder der Schöpfung, und selbst die krankhaften Abweichungen thierischer Organismen, denen der A. vorzugsweise seine Aufmerksamkeit zuwenden muß, werden durch ihre Mannichfaltigkeit und durch die Gesetzmäßigkeit, die auch hier wie in allen übrigen Reichen der Natur sichtbar ist, zum steten Sporn für seine Wißbegierde und seinen Forschungstrieb. Jeder Blick des geistigen Auges führt zu neuen Entdeckungen, und wenn auch dem schwachen Menschen ins Innere der Natur zu schauen versagt ist, so ist es doch belohnend für den sein Fach mit Liebe umfassenden A., sich Das anzueignen, was die Weisesten aller Zeiten erforscht und entdeckt haben, und wo möglich selbst die Wissenschaft mit neuen Entdeckungen und Erfahrungen zu bereichern. Aber auch die Ausübung der Kunst hat ihre lohnende Seite. Jede gelungene Heilung

macht den Heilkünstler um eine Erfahrung reicher, und je öfter sich solche Erfahrungen wiederholen, desto größer wird die Sicherheit seines praktischen Handelns, desto lieber wird ihm sein Beruf, desto größer sind die Triumphe, die er zum Lobe der Wissenschaft überhaupt wie zu dem seines eigenen Wissens feiert. Die Anforderungen, die man mit Recht an den A. stellen kann, sind zunächst eine klassische Schuldildung und ein gründliches Studium seiner Wissenschaft. Hat der junge A. seine akademischen Studien absolvirt, die allgemeinen Fundamente der Wissenschaft erfaßt und die nothwendigste praktische Fertigkeit für die Kunstausübung in den klinischen Instituten erlangt, so ist aber seine Ausbildung bei weitem noch nicht vollendet. Erst im selbstständigen Handeln entwickelt sich das wahre Künstlergenie des A.es und die Thatkraft, mit welcher er gerüstet in verwickelten und schwierigen Fällen die Besonnenheit im Handeln und die Umsicht für die vielseitige Beurtheilung des Falles behauptet. Dabei darf er in seiner Wissenschaft nicht auf dem Punkte stehen bleiben, auf dem er stand, als er die Universität verließ; er muß mit der Zeit fortgehen, sich fremde Beobachtungen und Erfahrungen aneignen, sowie eigene Beobachtungen und Erfahrungen zu machen verstehen, die erst das Material geben, aus welchem die Grundsätze der Wissenschaft gebildet werden müssen und aus welchem der A. den Zuwachs seines Wissens entnehmen soll. Er muß die Kunst besitzen, aus den Beobachtungen und Erfahrungen richtige Resultate zu ziehen und die gewonnenen Resultate in eine richtige wissenschaftliche Verbindung zu setzen, von wo aus der Weg zur weiteren Forschung gebahnt ist, wobei er freilich immer vorsichtig und mit kritischem Scharfsinne zu Werke gehen muß und nicht etwas für Erfahrungsfakta ausgeben darf, was es nicht ist; denn „die ächte praktische Arzneiwissenschaft leidet keine Imperative; sie erröthet bei jedem unbedingten, kategorischen Ausspruche“.

Was die Person des A.es betrifft, so gereicht es zu seiner großen Empfehlung, wenn er Leutseligkeit und Freundlichkeit mit Anstand und feiner Lebensart in seinem Benehmen zu vereinigen und den richtigen Takt im Umgang sowohl mit Leuten niederen Standes, als in höheren und gebildeten Cirkeln zu beobachten weiß. Eine besondere Empfehlung für den A. ist Uneigennützigkeit. Immer richte er seine Handlungen so ein, daß sie dem höchsten Zwecke seiner Kunstausübung entsprechen, er habe nicht bloß die Krankheit, sondern auch den Menschen mit allen seinen Eigenthümlichkeiten und Schwächen vor Augen, er sei nachsichtsvoll gegen die Menschen, ohne dabei seinem moralischen Werthe und seiner Ehre etwas zu vergeben. Besonderer Kunstgriffe, das Publikum zu täuschen und durch diese Täuschung einen Gewinn für sich zu suchen, bedarf es nicht, und es vertragen sich solche nicht mit der Würde eines moralischen Mannes, der den hohen Werth seines Berufes fühlt. Für seine Kranken hat der A. noch besondere Verpflichtungen. Namentlich muß er einem jeden die nöthige Sorgfalt und Aufmerksamkeit zuwenden, auf Alles genau achten und alles Erforschte sorgsam prüfen, keine Mühe scheuen, um dunkle Verhältnisse zu ergründen, und, wenn es darauf ankommt, seine Besuche öfter wiederholen, längere Zeit beobachten und die Wirkungen der Arzneien genau beachten. Vor allen Dingen ist es unerläßlich, daß sich das Handeln des A.es auf ein gründliches Urtheil und auf einen darauf gebauten festen Kurplan stütze. Reicht hierzu das Nachdenken und die größte Aufmerksamkeit am Krankenbette nicht aus, so ist es Pflicht des A.es, seinem Kranken zu Hause eine Stunde des Nachdenkens zu schenken, in wichtigen Fällen seine Meinung durch die bewährtesten Schriftsteller zu berichtigen, ja selbst mit erfahrenen Kollegen zu Rathe zu gehen. Hat der A. sich durch genaue Beobachtung Einsicht in das Wesen einer Krankheit erworben und hat er einmal einen richtigen Kurplan entworfen, so muß er nun auch Alles anwenden, was zur Rettung seines Kranken führen kann. Bei verzweifelten Krankheitsfällen werden nicht selten heroische und durchgreifende Mittel nothwendig, von deren Anwendung unter Umständen selbst wieder Nachtheile erwachsen können. Zur Anwendung solcher Mittel soll er sich nie verleiten lassen, wenn ihn der Augenschein lehrt, daß ein unglücklicher Ausgang durch alle Bemühungen der Kunst nicht mehr abgewendet werden kann, und daß er dadurch nur die Leiden und Qualen seines Kranken vergrößert; hat er aber die Ueberzeugung gewonnen, daß er dadurch möglicherweise das Leben noch retten kann, so darf er, selbst auf die Gefahr hin, für einen Waghals gehalten oder mit dem Vorwurf belastet zu werden, den üblen Ausgang veranlaßt zu haben, das gewagte heroische und schmerzhafte Mittel nicht unversucht lassen. Dabei muß er aber immer von dem Grundsatz ausgehen, nie heftig wirkende Mittel anzuwenden, wenn er mit milderen auszureichen vermag, selbst wenn er dadurch schneller zu seinem Zwecke zu gelangen gedächte, denn die Folgen solcher Mittel lassen sich nicht immer im Voraus berechnen, und es können dadurch oft größere Nachtheile herbeigeführt werden, als die Krankheit, gegen welche sie angewendet wurde. Ebenso muß er auch, soweit dies ohne Nachtheil für den Kranken geschehen kann, die angenehmeren Mittel den unangenehmeren und schmerzhaften, die wohlfeileren den theuren vorziehen. Nie darf er mit einem Menschenleben experimentiren. Wo es die Anwendung und Prüfung neuer Mittel und Kurmethoden gilt, muß dies mit der größten Vorsicht und nur unter günstigen Verhältnissen geschehen, welche allen Schaden von dem Kranken abwenden. Am wenigsten darf man in solchen Fällen experimentiren, wo uns die Erfahrung bereits wirksame Mittel und Heilungsmethoden kennen gelehrt hat. Mit dem Geschäft der Heilung hat aber der A. seinem Beruf noch nicht vollkommen Genüge gethan. Er soll seine Kranken auch menschlich und milde behandeln, er soll ihre Folgsamkeit nicht weiter in Anspruch nehmen, als es zur Krankheitsheilung unbedingt erforderlich ist; er soll sie nicht einschüchtern und tyranniſiren, nicht unnöthige Befürchtungen von bevorstehender Gefahr in ihnen erregen, ihren Muth nicht lähmen, sondern zu erheben suchen; er soll nicht allein A., sondern auch Freund, Tröster, Rathgeber sein, Hoffnung und Muth in das bekümmerte und verzagende Herz gießen und selbst da, wo bei ihm alle Aussicht auf Rettung verschwunden ist, keine Muthlosigkeit und keinen Kleinmuth zeigen, oder wohl gar, wie manche Aerzte zu thun pflegen, den Kranken ver-

nachläſſigen oder verlaſſen. Der Hoffnungsloſe, der ohne Ausſicht auf Rettung an peinlichen Schmerzen und Qualen Leidende hat gewiß noch größere Anſprüche auf unſer Mitleid, als Der, dem die Ausſicht auf Rettung alle Leiden ertragen hilft; in ſolchen Fällen aber das Leben erträglich machen, die ſchwache Hoffnung, die ſelbſt der Elendeſte ſo gern ergreift, nähren und, wenn nicht Helfer, doch Tröſter ſein, iſt ein ſchönes, dem fühlenden Herzen wohlthuendes Geſchäft. Man hat die Frage aufgeworfen, ob der A., wenn ein Kranker von unheilbaren Uebeln gepeinigt wird, wenn er ſich ſelbſt den Tod wünſcht, etwas zur Abkürzung eines ſo traurigen Lebens thun dürfe. Eine ſolche Handlung würde das Weſen des A.es geradezu aufheben und iſt als im höchſten Grade ſtrafbar anzuſehen. Des A.es Pflicht iſt es, unter allen Umſtänden für die Erhaltung des Menſchenlebens zu ſorgen; ob das Leben ein Glück oder Unglück ſei, ob es Werth habe oder nicht, geht ihn nichts an. Eine ſolche Ueberſchreitung der Gerechtſame der Menſchheit würde den A. zum gefährlichſten Menſchen im Staate machen, denn wer ſich einmal berechtigt hält, nach ſeiner Anſicht über die Nothwendigkeit eines Menſchenlebens zu entſcheiden, der gelangt ſehr leicht zur weiteren Ausdehnung ſeiner Anmaßung.

Der ärztliche Stand hat ſich erſt mit der fortſchreitenden Civiliſation als ſolcher ausgebildet. Urſprünglich waren es der Vater oder die Mutter der Familie, die bei Krankheitsfällen den Ihrigen ihre vom Vater auf den Sohn vererbten Heilmittel in Anwendung brachten. Wo dieſe traditionelle Heilkunſt nicht ausreichte, wandte man ſich hülfeflehend zur Gottheit und zu den Prieſtern, die bald die ganze Heilkunſt ſich anzueignen wußten, da dieſelbe nicht wenig dazu beitrug, ihr Anſehen zu erhöhen. Beruhte dieſelbe im Ganzen auch nur noch auf Gebet, Zauberformeln u. dergl., ſo begannen dieſe Prieſterärzte doch ſchon Erfahrungen über Krankheiten und deren Heilungen zu ſammeln. Nach und nach trat aber ein beſonderer ärztlicher Stand hervor, der durch Studien ſich zur Ausübung ſeines Berufes befähigte. Zwar bildeten die Aerzte, wenigſtens in Griechenland, noch immer als Glieder des Ordens der Pythagoräer und Asklepiaden eine geheiligte Korporation und waren nur von ſelbſt gegebenen ‚Geſetzen abhängig, aber die Ausübung der Kunſt war frei, u. weder in Griechenland, noch in Rom maßte ſich der Staat einen beſondern Einfluß auf jeden einzelnen A. als ſolchen an. Nur wer in Athen Gehalt und Anſtellung als Staatsarzt ſuchte, mußte in einer öffentlichen Rede erklären, wo und wie er ſeine Kunſt erlernt und wer ſein Lehrmeiſter geweſen. Von Griechenland aus wurde auch Rom mit Aerzten verſorgt, und zwar, da ihnen Auguſtus Abgabenfreiheit und Freiheit von öffentlichen Laſten gewährte, ſo reich, daß ſich Antoninus Pius (138—161 n. Chr.) gezwungen ſah, die Zahl der Aerzte in den Städten feſtzuſetzen, was für Rom ſelbſt aber erſt der Kaiſer Valentinian 368 anordnete. Als die Bewohner der römiſchen Städte immer mehr verarmten, Krankheiten aber immer häufiger wurden, reichte die Abgabenfreiheit der Aerzte nicht mehr aus, um ſie zur unentgeltlichen Behandlung der Armen zu vermögen, und die Kommunen und der römiſche Hof ſelbſt mußten die Hof- und Armenärzte (Archiatri sancti palatii und populares) noch außerdem beſolden, ſo daß ein Theil der Aerzte wirkliche Staatsärzte wurden, für welche der Staat nun auch beſtimmte Geſetze zu geben hatte. Die Folge war, daß die bisher beſtandene freie Wahl der Aerzte von Seiten der Kommunen aufhörte u. der Eintritt in den Staatsdienſt von einer wiſſenſchaftlichen Prüfung abhängig gemacht wurde. Die vorhandenen Archiatri mußten zu einem Kollegium zuſammentreten, welches das Recht erhielt, ſich nach vorausgegangener Prüfung der Kandidaten durch freie Wahl zu ergänzen; nur für Rom behielt ſich der Kaiſer die Beſtätigung vor. Indeß galten dieſe Einrichtungen nur für die in den Staatsdienſt tretenden Aerzte; die nicht angeſtellten übten ihre Kunſt frei wie zuvor. Mit dem Verfall des römiſchen Staates flüchtete die ärztliche Kunſt in die Klöſter, oder fand unter Juden und Mohammedanern ihre Jünger. Erſt gegen Ende des Mittelalters bildete ſich wieder ein beſonderer ärztlicher Stand, die „freien Meiſter der Phyſica und Erziney“, der das höchſte Anſehen genoß und endlich nach der Sitte der Zeit als eigne Korporation auftrat, begünſtigt von dem weltlichen Machthaber, unabhängig vom Staate und nur ihren eigenen Geſetzen, deren Forum die ärztlichen Schulen und Univerſitäten bildeten, unterthan. Die Aerzte wurden mit der Promotion Mitglieder der Fakultät, von welcher ſie mit dem ſpäter in das Doktordiplom umgewandelten Meiſterbrief die Facultas artem docendi et exercendi erhielten. Als ſich jedoch die Univerſitäten mehrten u. die Wiſſenſchaft überhaupt freier wurde, entfaltete ſich auch der ärztliche Stand freier und näherte ſich mehr dem bürgerlichen Leben. Die Aerzte traten in die Reihe der Erwerbenden, die Doktorwürde und ſomit die Licenz zur Praxis wurde käuflich, die ärztliche Kunſt ſank durch den Mißbrauch des letzteren Umſtandes zum Handwerk herab, ſo daß ſich der Staat veranlaßt ſah, die Privilegien der Fakultäten zurückzunehmen und die Aerzte einer Staatsprüfung zu unterwerfen. Der A. ward in Folge davon ein gewerbtreibender Künſtler, der nach geſetzlichen Taxen kurirt, und es entſtanden nun beſondere, einſeitig gebildete Klaſſen von Aerzten, z. B. Wundärzte, Landärzte, Militärärzte ꝛc., eine Abſtufung, die dem innern Weſen der ärztlichen Wiſſenſchaft gänzlich zuwider iſt, da dieſe ſich durchaus nicht bruchſtückweiſe und noch weniger ohne gehörige Vorbereitung durch klaſſiſche und naturwiſſenſchaftliche Studien aneignen läßt, und doch mit Recht verlangt werden kann, daß nur vollſtändig durchgebildeten Aerzten das menſchliche Leben anvertraut werde. Dieſe Verhältniſſe ſind es hauptſächlich, welche in neuerer Zeit zu der Frage über Medicinalreform führten. Die Anſichten darüber haben ſich noch nicht geklärt. Während die Einen verlangen, daß alle Aerzte vom Staate angeſtellt und beſoldet werden, vertreten die Gegenfüßler das Princip einer völlig freien Praxis, wie es in den Vereinigten Staaten Nordamerika's obwaltet. Einen vernünftigen Mittelweg zwiſchen beiden Extremen aufzufinden, bleibt der Zukunft vorbehalten.

Vergl. Hufeland, Die Verhältniſſe des A.es, Berlin 1804; König, Der A., wie er iſt und immer ſein ſollte, Zürich 1806; Horſch, Ueber die Bildung des A.es als Kliniker und als Staats-

diener, Würzburg 1807; Lebrecht, Der A. im Verhältniſſe zur Natur, zur Menſchheit und zur Kunſt, Mainz 1821; Naſſe, Von der Stellung der Aerzte im Staate, Leipzig 1823.

As, uralte italiſche Kupfermünze, von Servius Tullius zuerſt in Rom eingeführt und bis zu Ende der Republik als Einheit der Werthberechnung für ſämmtliche Kupfermünzen Mittelitaliens gebraucht, ſo daß dieſe entweder eine Mehrheit von Aſſen, oder Theile des A. waren. Der A. wog urſprünglich ein römiſches Pfund (12 Unzen), erlitt aber im Laufe der Zeit mehrmals bedeutende Reduktionen. Nach Plinius ward er im erſten puniſchen Kriege auf $^1/_2$ ſeines urſprünglichen Gewichtes (2 Unzen), unter der Diktatur des Q. Fabius Maximus auf $^1/_{12}$ (1 Unze) und bald darauf durch die Lex Papiria auf $^1/_{24}$ ($^1/_2$ Unze) herabgeſetzt. Daher die Benennungen: As sextantiarius, A. uncialis, A. semuncialis, entgegengeſetzt dem As librālis oder Aes grave (pfündigen A.). Die noch jetzt vorhandenen römiſchen Kupfermünzen laſſen indeſſen des Plinius Angaben als unvollſtändig erſcheinen; Romé de l'Isle fand nach den ſorgfältigſten Abwägungen und Berechnungen, daß der A. nach und nach wenigſtens neun Reduktionen (auf $^1/_{10}$, $^1/_{20}$, $^1/_{40}$, $^1/_{72}$, $^1/_{96}$, $^1/_{144}$, $^1/_{288}$, $^1/_{576}$ und $^1/_{864}$ Pfund) erlitten habe. Der Werth des alten pfündigen A. war $= ^1/_{10}$ Denar (96 Denare auf ein Pfund Silber), der des unter Fabius auf eine Unze reducirten A. $= ^1/_{12}$ Denar, ungefähr 3 Pfennige; dieſer Werth ſcheint auch ſpäter, trotz der Verminderung des Schrotes, weſentlich derſelbe geblieben zu ſein. Als Theile des A. kommen folgende Münzen vor: Uncia ($^1/_{12}$ A.), Sextans ($^1/_6$), Quadrans oder Teruncius ($^1/_4$), Triens ($^1/_3$), Quincunx ($^5/_{12}$), Semis ($^1/_2$), Dodrans ($^3/_4$). Mehrheiten des A. waren: der Dupondius (2 A.), Tripondius oder Trussis (3 A.), Quadrussis (4 A.), Quinquessis (5 A.), Sexessis (6 A.), Septussis (7 A.), Octussis (8 A.), Nonussis (9 A.), Decussis (10 A.), Vicessis oder Vigessis (20 A.), Tricessis (30 A.) u. ſ. ſ. bis Centussis (100 A.). Daß Gewicht und Werth dieſer Münzen, den Reduktionen der Einheit gemäß, zu verſchiedenen Zeiten verſchieden waren, geht aus dem Obigen hervor. Bezeichnet wurde der volle A. durch das Zahlzeichen I, ſeltener durch 12 Kügelchen oder durch L (Libra); die Uncia durch 1 Kügelchen (·), der Sextans durch 2, der Quadrans durch 3, der Triens durch 4, der Quincunx durch 5 Kügelchen; der Semis durch den Buchſtaben S od. 6 Kügelchen; der Dupondius durch das Zahlzeichen II, der Tripondius durch III ꝛc. Außerdem tragen die derartigen Münzen der römiſchen Republik auf der Rückſeite einen Schiffsſchnabel, auf der Vorderſeite aber verſchiedene Köpfe von Gottheiten, und zwar der A. einen Janus, der Semis einen Jupiter, der Triens eine Minerva, der Quadrans einen Hercules, der Sextans einen Merkur, die Unze eine Roma. Anders gezeichnet ſind einige Familienmünzen, z. B. Aſſe der Gens Cornelia u. Licinia mit einer Victoria auf der Rückſeite; der Gens Marcia mit den Köpfen des Numa und Ancus auf der Vorderſeite; der Gens Rubria mit den auf Art des Janus vereinigten Köpfen des Merkur und Hercules auf der Vorderſeite und mit einem Tempel auf der Rückſeite; der Gens Terentia mit einer ſäugenden Wölfin auf der Rückſeite. Der Januskopf auf den Aſſen des Sextus Pompejus, den letzten Münzen dieſer Art, gab die Geſichtszüge des Pompejus Magnus wieder. Vgl. Mommſen, Ueber das römiſche Münzweſen, Leipzig 1850. A. hieß auch ein Gewicht von 1 Pfund (22 Loth $^4/_5$ Quentchen leipz. Gew.) oder 12 römiſchen Unzen, deſſen Theile folgende waren: Uncia ($^1/_{12}$), Sextans ($^1/_6$), Quadrans ($^1/_3$), Triens ($^1/_2$), Quincunx ($^5/_{12}$), Semis, Semissis, Sexcunx oder Selibra ($^1/_2$), Septunx ($^7/_{12}$), Bes od. Bessis ($^8/_9$), Dodrans ($^3/_4$), Dextans oder Decunx ($^9/_{12}$), Deunx ($^{11}/_{12}$); ferner: Semuncia ($^1/_{24}$ A. oder $^1/_2$ Unze), Duella ($^1/_{36}$ A. oder $^1/_3$ Unze), Sicilicus ($^1/_{48}$ A. oder $^1/_4$ Unze), Sextula ($^1/_{72}$ A. oder $^1/_6$ Unze), Denarius ($^1/_{84}$ A. oder $^1/_7$ Unze), Drachma ($^1/_{96}$ A. oder $^1/_8$ Unze), Scripulum oder Scriptulum ($^1/_{288}$ A. oder $^1/_{24}$ Unze), Obulus ($^1/_{576}$ A. oder $^1/_{48}$ Unze), Siliqua ($^1/_{1728}$ A. oder $^1/_{144}$ Unze), Lens ($^1/_{3312}$ A. oder $^1/_{276}$ Unze). Die im Münz- und Gewichtsweſen gebräuchliche Einheit und Eintheilungsweiſe trug man wegen ihrer Bequemlichkeit auch auf andere Gegenſtände, z. B. auf liegende Gründe (quadrans, triens, semissis, bessis fundi, $= ^1/_4$, $^1/_3$, $^1/_2$, $^2/_3$ eines Grundſtückes), auf Zinſen (semissis, bessis etc. usura, $= 6$, 8 ꝛc. Procent), beſonders aber auf Erbſchaftsmaſſen (haeres ex asse institutus, der Univerſalerbe; haeres ex semisse, Erbe der Hälfte; haeres ex besse, Erbe von zwei Dritttheilen ꝛc.) über. A. (Aß) hieß ferner ein in Deutſchland, der Schweiz, Holland (Aas), Dänemark (Es) u. Schweden (Aß) früher gebräuchliches kleines Gewicht, welches, als eine der kleinſten Unterabtheilungen des Pfundes und der Mark, vorzüglich zur Beſtimmung der Schwere der Münzen und der andern Gewichte diente, jetzt aber ziemlich außer Gebrauch iſt, da man ſich des franzöſiſchen Grammengewichts zu dieſem Zwecke bedient. Die alte kölniſche Mark wurde in 4020 kölniſche A. eingetheilt und wog 4864,68 holländiſche A. Die alte holländiſche Troy-Mark hatte 5120. Von den vorzugsweiſe auch für die deutſchen Goldwagen gebräuchlichen holländiſchen A. ſind 20,80592 oder etwas reichlich $20^4/_5 = 1$ franzöſiſchen Gramm, od. es iſt 1 holländiſches A. $= 0{,}048063$ franzöſiſchen Gramm. Das ſogenannte Dukatenas iſt ein Gewicht, wooon 4020 auf eine kölniſche Mark gehen und alſo dem erwähnten kölniſchen A. gleich. Die wiener Mark hat 4824 Dukatenas (Dukatengran), deren der Dukaten als Goldgewicht 60 hat, die auch das wirkliche Gewicht eines nach dem deutſchen Reichsfuße geprägten Dukatens ausmachen, indem 67 Mark eine kölniſche Mark wiegen. In Sachſen dagegen theilte man die kölniſche Mark in 4422 Dukatenas, ſo daß ein Dukaten 66 ſächſiſche Dukatenas wiegt. In Baden wird das Pfund, welches dem neuen deutſchen Zollpfunde gleich iſt, in 10,000 A. eingetheilt, daher iſt ein A. $= ^1/_{30}$ franzöſiſchen Gramm; 10 A. bilden daſelbſt ein Dekas, 100 A. ein Centas. In Preußen ward ſeit 1854 beim Goldmünzgewicht das Grau in 16 preußiſche A. getheilt, ſo daß die Mark 4608 preußiſche A. hatte. Mit der 1858 geſchehenen Einführung des deutſchen Zollpfundes und deſſen Eintheilung in 1000 Tauſendtheile iſt aber das preußiſche A. wieder verſchwunden. In Dänemark hat das dem neuen deutſchen Pfunde gleiche Handelspfund 8192 Es.

Aſa (Aſſa), König des Reiches Juda, Sohn u. Nachfolger Abiams, 955—914 v. Chr., Feind und

Unterdrücker des Götzendienstes, Besieger der Könige Baesa von Israel und Serach von Aethiopien, starb nach 41jähriger Regierung und hatte seinen Sohn Josaphat zum Nachfolger.

Asa foetida (stinkender Asand, Stinkasand, Teufelsdreck), der an der Luft erhärtete Milchsaft von Ferula asa foetida (s. Ferula), einer in Persien einheimischen, zu der Familie der Umbelliferen gehörigen Pflanze. Die arm- oder beindicke Wurzel wird theilweise von Erde befreit und oben quer abgeschnitten. Der ausfließende Saft verdichtet sich durch die Sonnenwärme, man sammelt ihn u. schneidet die Wurzel aufs Neue ab, um nach einigen Tagen neu ausgeflossenen und erhärteten Saft zu erhalten. Auch aus den Stengeln und Blättern gewinnt man durch freiwilliges Ausschwitzen oder durch Auspressen Stinkasand, und wahrscheinlich rühren von diesen verschiedenen Bereitungsarten zum Theil auch die verschiedenen, im Handel vorkommenden Sorten des als Arzneimittel sehr geschätzten Asands her. Man unterscheidet im Handel als die beste Sorte: A. f. in Körnern (A. f. in granis), eckige, rundliche, oder tropfenförmige, lose Stücke, von Farbe gelblich, gelbröthlich, oder braun, auf dem frischen, muscheligen Bruch weiß, milchweiß, stark wachsglänzend, von starkem, knoblauchartigem Geruch und harzigem, schwach bitterlichem Geschmack; feine A. f. (A. f. amygdaloides s. in massis), in verschiedenen Abarten, in Thierhäuten versendet und deswegen mit Haaren häufig verunreinigt, zusammengeballte Massen darstellend, die oft fast aus lauter zusammengebackenen Körnern bestehen; steinige A. f. (A. f. petraea), erst neuerlich von Martius bestimmt, unförmige, mehr oder weniger eckige Stücke, im Aeußern dem Dolomitkalke ähnlich, mit vielen kleinen glänzenden Punkten od. Blättchen, von Farbe weißlichgelb, an der Luft in Gelb und Braun übergehend, von demselben Geruch, wie A. f. in Körnern, der jedoch weniger unangenehm ist. Der der A. f. eigenthümliche, sehr unangenehme Geruch rührt von einem schwefelhaltigen ätherischen Oele (bis 4 Proc.) her. Außerdem enthält sie in Alkohol lösliches, geruchloses Harz (bis 50 Proc.), in Wasser lösliches Gummi (20 Proc.), Bassorin (etwa 6—8 Proc.), Wasser, Salze und Verunreinigungen. Nach dem Genuß nehmen alle Sekrete und Exkrete einen abscheulichen Geruch an, u. es wird die Absonderung von Gasen des unteren Verdauungssystems durch die A. f. sehr energisch gefördert. Man reicht sie entweder allein, od. mit Ammoniakgummi, Galbanum, Baldrian ꝛc. innerlich als Pillen, Emulsionen, Tinktur und dergleichen, äußerlich in Lavements, Pflaster, Linimenten u. dgl. Sie ist ein sehr kräftiges Reizmittel, vorzugsweise für das Nervensystem, und wird daher besonders als krampfstillendes Mittel bei Hysterie, Hypochondrie, Asthma und sogenannter nervöser Kolik angewendet. Außerdem wird A. f. auch als Wurmmittel und Monatsfluß beförderndb angesehen. Von den Persern wird die A. f zur Würze von Speisen und Getränken benutzt.

Asand, stinkender, s. Asa foetida; wohlriechender, s. v. a. Benzoë.

Asanen (Assanen), samojedischer Volksstamm an den Ufern des Jenisei, mit dem Hauptort Krasnojarsk. Die A. haben seit mehr als einem Jahrhundert Sprache, Lebensart und Wirthschaft der Tataren angenommen und dadurch ihr eigenthümliches Volksthum verloren. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebten sie noch stammweise zusammen, jetzt bilden sie kaum 100 zerstreute Familien. Sie sind Christen.

Asaph (Assaph), Levit, Sängermeister Davids und Dichter, daher mit dem Beinamen des Sehers (Choseh) geehrt. Seinen Namen tragen 12 Psalmen (50, 73—83); doch können nur 4—6 derselben (50, 73, 75, 76, 82, 83) A. zum Verfasser haben; die übrigen sind wegen darin vorkommender Beziehungen auf spätere Ereignisse und Zustände entschieden unächt. Nach den unbezweifeltsten Liedern A.s (Psalm 50 u. 73) zu schließen, war derselbe Meister im Lehrgedicht; Gedanken und Sprache sind gleich vortrefflich. Die Kinder A.s oder seine Nachkommen waren noch zu Esra's und Nehemia's Zeiten Pfleger der religiösen Dichtkunst und Tempelmusik.

Asarja, Genosse Daniels am Hofe Nebukadnezars, später Abednego genannt. Das ihm zugeschriebene griechische Gebet im Feuerofen gehört zu den Apokryphen des Alten Testaments und soll eine erbauliche Ergänzung des Dan. 3, 23—25 Erzählten sein. Sein Ursprung scheint in das letzte Jahrhundert v. Chr. zu fallen.

Asarin, ein flüchtiger, den Stearoplenen ähnlicher, den Wurzeln der europäischen Haselwurz (Asarum europaeum) eigenthümlicher Pflanzenstoff. Man gewinnt das A., wenn die trockene Wurzel von Asarum europaeum mit 8 Theilen Wasser destillirt wird, bis 3 Theile übergegangen sind, wobei es theils im Retortenhalse, theils in der Vorlage und theils beim Abkühlen des Destillats in durchsichtigen, perlmutterglänzenden, vierseitigen Tafeln krystallisirt. Das A. ist kampherähnlich, aber geruch- und geschmacklos, schmilzt im kochenden Wasser und läßt sich in der warmen Hand wie Wachs kneten. Sein specifisches Gewicht ist nach Gräger 0,95, sein Schmelzpunkt + 70°. In großer Hitze wird es, ohne zu sublimiren, zerstört. Es ist schwer auflöslich in Wasser, welches davon einen ekligen, scharfen und kampherartigen Geschmack annimmt. Von Alkohol wird es leicht aufgelöst und von Wasser daraus niedergeschlagen. Salpetersäure verwandelt das A. in ein zähes Harz, wovon sich ein Theil in der Säure mit gelber Farbe auflöst. Nach der Analyse von Blanchet und Sell besteht das A. aus 69,48 Kohlenstoff, 7,72 Wasserstoff, 22,73 Sauerstoff und erscheint als eine Verbindung von ätherischem Oel mit Wasser, die vielleicht erst bei der Destillation gebildet wird. Innerlich genommen soll das A. Erbrechen bewirken.

Asarum *L.* (Haselwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Aristolochieen, mit glockiger 3—4spaltiger Blüthenhülle, 12 auf dem Fruchtknoten stehenden Staubgefäßen mit in der Mitte der Staubfäden angewachsenen Antheren, strahliger, 6lappiger Narbe u. 6fächeriger Kapsel, deren Fächer um die Axe gelöst erscheinen. Am bekanntesten ist A. europaeum *L.*, wilde Narde, eine ausdauernde, fast stiellose Pflanze mit kriechender, gekrümmter, gegliederter, graubrauner, faseriger Wurzel, zu 2 stehenden nierenförmigen, weichhaarigen Blättern und im März bis Mai aus den Blattwinkeln hervorkommender, außen zottiger, grünrother, innen dunkelrother Blüthe, in ganz Deutschland und dem nördlichen Europa heimisch. Officinell ist die Wur-

zel (Radix Asari, Azari, Nardi rusticani), welche meist mit den Blättern eingesammelt wird. Sie riecht stark und eigenthümlich, nicht unangenehm aromatisch, kampher- und pfefferartig (frisch unangenehm baldrianartig); der Staub erregt leicht Niesen; der Geschmack, selbst der trockenen, ist stark aromatisch, beißend, eine Zeitlang Betäubung auf der Zunge hinterlassend, wirkt brechenerregend und purgirend. Die Blätter riechen und schmecken der Wurzel ähnlich, jedoch weit schwächer, zugleich bitterlich. Vorwaltende Bestandtheile sind Haselwurzkampher (Asarin) u. Haselwurzbitter. Vermischt wird die Haselwurzel mit den Wurzeln des Märzveilchens, welche sich jedoch durch die cylindrische Form und völlige Geruchlosigkeit genugsam davon unterscheiden lassen. Man gibt die Haselwurzel (ohne Blätter) als Substanz in Pulverform in geringen Dosen, sowie im Aufguß. Mit den Blättern wird sie häufig von Thierärzten verordnet. Sie macht auch einen Bestandtheil des schneeberger Schnupftabaks aus. A. arifolium *Michx.* ist im Süden Nordamerika's einheimisch, ausdauernd. Die Wurzel hat einen schwach ingwerartigen Geschmack, weshalb sie in Amerika auch wilder Ingwer genannt wird. Sie wirkt wie A. europaeum und soll früher zuweilen statt der virginischen Schlangenwurzel (Aristolochia serpentaria) nach England gebracht worden sein. Die wohlriechende Wurzel von A. canadense *L.* wird in Nordamerika wie die europäische Radix Asari bei uns gebraucht. Mit Erfolg soll sie beim Starr- und Kinnbackenkrampfe der Kinder angewendet werden. Die ganze Pflanze wird in China wie bei uns die Ipecacuanha angewendet.

Asasel, bei den Juden ein böser Dämon, den man sich in der Wüste wohnend dachte und jährlich am großen Versöhnungstage zugleich mit Jehovah durch einen Bock versöhnte. Ueber zwei vom Volke dargebrachte Böcke nämlich warf der hohe Priester das Loos, um zunächst zu entscheiden, welcher Bock für Jehovah, welcher für A. sei. Nachdem hierauf der Jehovah zugefallene als Sündopfer für das Volk geschlachtet und die Versöhnung von dieser Seite vollbracht war, ließ der hohe Priester den für A. bestimmten Bock herbeibringen, legte seine Hände und damit alle Sünden Israels auf den Kopf des Thieres und sandte dasselbe durch einen Mann in die Wüste, damit es sich und alle Missethat des Volkes dem gefürchteten Dämon zutrage. Ganz falsch verstanden die Kirchenväter, die Vulgata, Luther und Andere unter A. den in die Wüste gesandten Bock selbst (hircus emissarius, lediger Bock), darin ein Symbol der Wegnahme und Vergebung der Sünden durch Jehovah erblickend.

Asbest, Gesammtname einer Reihe verschiedener Mineralien, die sich durch faserige Struktur und seidenartigen Glanz von meist weißer oder grauer, seltener grüner oder brauner und gelber Farbe auszeichnen und sich theils an die Hornblende, theils an den Augit und, nach den Ansichten der neueren Mineralogen und Chemiker, durch Vermittelung aus den thonerdefreien Varietäten der beiden genannten Mineralien hervorgegangen, an den Serpentin anschließen; daher einerseits der Uebergang vom A. in Strahlstein, Tremolith ꝛc., andererseits die sehr großen Verschiedenheiten in der quantitativen Zusammensetzung und der Wassergehalt vieler A.e. Die Zusammensetzung dieser Mineralien weist Kieselerde 52—61, Kalk 1—17, Magnesia 32—8, Eisenoxydul 3—20, Glühverlust 0—4, 5 auf. Ihr specifisches Gewicht ist 2,5—2,9. Der biegsame A. (Amianth, Bergflachs, Federweiß) besteht aus oft sehr langen, leicht trennbaren, biegsamen Fasern, ist seidenglänzend, biegsam u. elastisch, halbdurchsichtig bis an den Kanten durchscheinend, kommt in Serpentinen, Grünsteinen und andern Hornblendegesteinen in Gestalt von Schnüren und Trümmern, in Gneis und Glimmerschiefer, Talk- und Chloritschiefer, Kalkstein vor und ist auch zuweilen in Bergkrystallen und Kalkspath eingeschlossen. Am ausgezeichnetsten findet er sich auf Korsika, in Tyrol, Piemont, Savoyen, am St. Gotthard und zu Oisans in der Dauphiné. Der schillernde A. zeichnet sich durch halbmetallischen Schiller aus und findet sich im Serpentin von Reichenstein und an andern Orten. Der gemeine A. unterscheidet sich vom Amianth durch gröbere, haarförmige, weniger biegsame Fasern, die fester mit einander verbunden sind, spaltet sich in splitterige Stücke, und die langen dünnen Fasern zeigen wenig oder gar keine elastische Biegsamkeit mehr. Sein Glanz ist perlmutterartig, nur an den Kanten durchscheinend. Die Vorkommensverhältnisse sind wie beim Amianth, doch ist er bei weitem häufiger und dem Serpentin getreuer. Zuweilen bricht er auf Eisen- und Kupfererzlagerstätten mit ein. Beim Bergkork, Bergleder, lassen sich die filzartig in einander gewobenen Fasern schwer einzeln erkennen u. von einander trennen; größere Stücke erscheinen lappenartig. Er ist matt oder nur wenig schimmernd und undurchsichtig, die Farbe grau, grün, braun ins Rothe; er kommt in Schweden auf Erzlagern, häufiger in Serpentin und andern plutonischen Gesteinen vor, am St. Gotthard, in Tyrol und Spanien. Beim Holzasbest, Bergholz, sind die braunen, holzlamellen ähnlichen Theile von gleicher Farbe in einander gewoben, fest zusammen verbunden und nehmen hierdurch genau das Ansehen des Holzes an. Er fand sich bis jetzt nur auf einer Bleierzlagerstätte zu Sterzing in Tyrol. Der Amianth wurde von den Alten zu einer unverbrennlichen Leinwand (asbestinum) verarbeitet. Man bediente sich derselben zu Tafeltüchern, zuweilen auch zum Leichenverbrennen, um so die Asche ganz rein zu bekommen und aufbewahren zu können. In neuerer Zeit ließ man gereinigten langfaserigen Amianth mit Flachs zugleich verspinnen, das Gespinnst verweben u. das Gewebe dann über Kohlen ausglühen, wodurch der Flachsfaden zerstört wurde, das unverbrennliche Amianthgewebe aber zurückblieb. Kaiser Karl V. besaß ein Tischzeug aus A.; zur Belustigung der Gäste wurde dasselbe nach aufgehobener Tafel allemal ins Feuer geworfen und so gereinigt. In Como fertigt man mittelseine Spitzen aus Amianth. Die Vorbereitung des A.s zum Spinnen ist folgende: Man weicht das Material erst eine Zeitlang in warmem Wasser ein, dann arbeitet man die Masse mit den Händen durch und zieht sie auseinander, bis eine zarte Erde herausfällt, welche wie Kalk aussieht u. dem Wasser eine Milchfarbe gibt. Diese Arbeit wiederholt man, bis das Wasser nicht mehr gefärbt wird. Hernach säubert man die Fasern noch aufs Beste und legt sie in ein Sieb oder in einen Korb, damit das Wasser schnell ablaufe. Mit

Kämmen, dergleichen die Zeuchmacher zum Wollkämmen gebrauchen, zieht man sie schnell auseinander, läßt sie aber zwischen den auf einander gebrachten Kämmen so liegen, daß nur die äußersten Enden hervorragen. Auf diese Art dieuen die an eine Bank oder an einen Tisch befestigten Kämme zum Spinnrocken. Man befestigt einen feinen gesponnenen flächsenen Faden an den Haken einer kleinen dünnen Spindel; mit diesem Faden vereinigt man die Asbestfäserchen durch das Umdrehen der Spindel. Während des Spinnens befeuchtet man die Finger mit Oel, wodurch der Faden geschmeidiger wird. Das gesponnene Garn webt man auf gewöhnliche Art. Vorzüglich weit in der Fabrikation von Asbestzeuchen hatte es um 1808 eine gewisse Magdalena Perpenli in Como gebracht. Sie bezog ihren A. aus dem Thale Malenco im Veltlin. In Sibirien trägt man aus Asbestgarn gestrickte Handschuhe, in den Pyrenäen Mützen von demselben Stoff. Asbesthüte zeichnen sich durch eine sehr gefällige matte Silberfarbe aus. Asbestpapier hat die Eigenschaft, daß es mehr als einmal beschrieben und von der Aufschrift immer wieder gereinigt werden kann. Man zerstößt nämlich das beschriebene Mineralpapier in einem Mörser, und zwar mit Wasser, um die Verwandlung der Fasern in Staub zu verhüten; alsdann schöpft man aus der Masse die Bogen mit einer Drahtform ebenso, wie diejenigen aus dem Lumpendrei. Ein ähnlicher Brei aus in Wasser zerstoßenem oder zerriebenem A. ist auch zu Basreliefs, Abdrücken von Gemmen, Stukkaturarbeit u. dgl. empfohlen worden. Zu Lampendochten hat man den A. gleichfalls schon lange angewendet, und Faxe, ein Schwede, bereitete durch Verbindung des im Wasser aufgeweichten A.s mit Lehm und Einpressen in Formen eine Art Steinpappe, welche ein leichtes, der Zerstörung durch Feuer und Witterungseinflüsse widerstehendes Bedachungsmittel gewährt. Besonders bekannt wurde in neuerer Zeit der Gebrauch des A.s zu denjenigen chemischen Feuerzeugen, deren Hölzchen chlorsaures Kali enthalten, das man in ein Gläschen taucht. In einem solchen Gläschen befindet sich Schwefelsäure, die an etwas A. gebunden ist. In China trifft man Oefen von A. Das Material, fein gemahlen oder gestampft, wird mit Traganth zu einem Teige geknetet, der in Formen gepreßt eine schöne Politur annimmt. Solche Oefen lassen sich leicht transportiren und sind sehr feuerfest. Aldini in Mailand brachte Asbestkleider für die Feuerlöschungsmannschaft in Vorschlag; sie leisten vortreffliche Dienste, sind aber, wie Alles, was aus Asbestleinwand gemacht wird, etwas kostbar.

Asbjörnsen, Peter Christian, einer der populärsten Schriftsteller Norwegens, den 15. Januar 1812 in Christiania geboren, begann 1833 seine Studien auf der Landesuniversität, war dann eine Zeitlang Hauslehrer und kehrte 1837 zur Universität zurück, wo er mit Eifer der Medicin oblag, daneben aber auch Naturwissenschaften trieb. In den Jahren 1849—50 begleitete er eine norwegische Kriegskorvette auf einer Expedition nach der Levante. Seinen Reisen an der Küste Norwegens verdankt die Wissenschaft manchen wichtigen Fund; so entdeckte er ein neues Asteridengeschlecht, die Brisinga endecacnemos, die in der „Fauna litoralis Norwegiae" beschrieben ist. Schon 1838 hatte A. eine sehr brauchbare „Naturgeschichte für die Jugend" und eine „Kurzgefaßte Naturlehre" geschrieben; daneben lieferte er eine Reihe von naturgeschichtlichen, geographischen und historischen Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften und Magazinen. Seinen eigentlichen Ruf als Schriftsteller gründete er jedoch durch seine „Norwegischen Volksmärchen" (1842—43), die er mit dem Prediger Jörgen Moe herausgab, und deren naivlauniger und dabei ächt nationaler Ton ihnen den ungetheiltesten Beifall erwarb. Eine deutsche Uebersetzung davon erschien zu Paris 1847. Später gab A. noch zwei Sammlungen „Norwegische Feenmärchen und Volkssagen" heraus, die sich besonders durch die Wärme, Lebendigkeit und Frische der darin enthaltenen Naturschilderungen auszeichnen. Auch ließ A. in Verbindung mit Andern eine Reihe von Volkskalendern und Volksbüchern erscheinen. In neuerer Zeit hat er sich mit Eifer dem Studium der Forstwissenschaften gewidmet, zu welchem Ende er 1856—58 theils auf der Forstakademie zu Tharand studirte, theils bei der königlich sächsischen Forstvermessung auf sächsischen Revieren arbeitete, oder Reisen nach den forstwissenschaftlich wichtigen Waldbistrikten Deutschlands machte.

Ase, nach der nordischen Mythologie der aus einer Esche geschaffene Stammvater des Menschengeschlechts, wie Embla (Erle) die Mutter.

Aseanius, Sohn des Aeneas und der Creusa, verließ an seines Vaters Hand das brennende Troja und kam mit diesem nach Italien, wo Aeneas mit Lavinia, der Tochter des Königs Latinus, sich vermählte. Durch die Tödtung eines den Kindern des Tyrrhenus gehörigen Hirsches verwickelte A. seinen Vater in einen Krieg, der diesem das Leben kostete. A. übernahm darauf die Regierung, übergab aber bald nachher Lavinia freiwillig das väterliche Reich und ging tiefer in das Land, wo er die Stadt Albalonga erbaute und ein eigenes Reich stiftete, das nach seinem Tode mit dem latinischen vereinigt ward.

Aseendenten (v. Lat.), Verwandte in aufsteigender Linie. Vgl. Ahnen.

Ascension (v. Lat.), in astronomischer Hinsicht, s. Aufsteigung, in kirchlicher, s. Himmelfahrt.

Ascension (Himmelfahrtsinsel), britische Insel im atlantischen Ocean, unter 7° 55′ südl. Br. und 14° 23′ westl. L., zwischen Afrika und Südamerika gelegen, aber zu Afrika gerechnet, ist 9 engl. Meilen lang und 5½ Meilen breit und hat etwa 2 QM. Flächeninhalt. Sie ward am Himmelfahrtstage 1508 von dem Portugiesen Tristan Acuna entdeckt und ist seit 1815 englisches Besitzthum. Es ist eine aus vielen ausgestorbenen Kratern gebildete Insel, welche noch vor wenigen Jahren das vollkommenste Bild der hoffnungslosesten Unfruchtbarkeit darbot. Das Ufer bildete eine weite Ebene von Asche und Schlacken und der Kern der Insel eine Menge von Hügeln aus Lava und Asche, auf denen kaum eine Spur von Vegetation in den Vertiefungen zu sehen war. Der einzige Grund, aus dem europäische Schiffe die Insel bisweilen besuchten, war, sich mit Schildkröten zu versehen. Da nahm Großbritannien 1815 aus Besorgniß, von A. könnten Abenteurer Napoleons I. Befreiung von St. Helena versuchen,

von dieser Insel Besitz. Es wurden einige Kompagnien Marinetruppen hingeschickt, von diesen einige Befestigungen aufgeworfen, Kasernen und Magazine gebaut und Gärten angelegt. Nach dem Tode Napoleons wurde der Besitz der Insel, obgleich sein unmittelbarer Zweck aufgehört hatte, nicht aufgegeben; denn die englische Regierung hatte eingesehen, daß die Lage der Insel sie zu einem wichtigen Erfrischungsort für die Schiffe, welche das Kap der guten Hoffnung umsegelten, machte, und daß sie sich durch ihre gesunde Luft zu einem Hospital und Magazin für die westafrikanische Schiffsstation eigne. Die Admiralität schickte daher 1829 den Kapitän Vandreth nach A., um nach Autopsie die zu diesem Zweck nöthigen Maßregeln in Vorschlag zu bringen. Vandreth fand auf der Insel 220 Personen, welche alle zu dem Marinecorps gehörten, darunter 76 Neger; sie hatten unter dem Namen Georgetown einen Ort am Ufer angelegt und im Gebirge einige Etablissements gebildet, die Rhede war von einigen Kanonen vertheidigt, ein guter Kai an der Küste angelegt und eine Straße in die Berge gebaut. Der höchste Theil des Gebirges war des Anbaues fähig, indem hier die größere Feuchtigkeit die Auflösung der Lava in fruchtbare Erde befördert hatte; je tiefer man aber herabstieg, desto dürrer wurde der Boden, und die Ebene am Ufer war vollkommen unanbaubar. Etwa 44 englische Morgen des Hochlandes waren mit Gartengewächsen bebaut. Es wurde nun auf der Südseite der Insel in einer tiefen Schlucht nach Wasser gegraben und das gefundene nach der 2½ Stunden entfernten Stadt geleitet, auch wurden neue Befestigungen am Hafen aufgeworfen, bequeme Häuser und Kasernen, Werkstätten, ein Hospital, Magazine für Lebensmittel und Schiffsbedürfnisse aus Stein erbaut, eine fahrbare Straße ins Gebirg geführt und dort ein Detachement von 70 Mann angesiedelt, um die Gärten und Felder zu bestellen. Jetzt hat die Insel 400 Einw., welche meist in Georgetown wohnen. Der höchste Berg ist der Green-Mountain, 2740 F. hoch. Seitdem die Kultur auf der Insel sich ausgedehnt hat, sind die Regen und die Nebel häufiger geworden; diese Zunahme der Feuchtigkeit beschleunigt aber die Zersetzung der Lava und bringt eine ganz neue Vegetation hervor, welche schon jetzt zur Ernährung nicht unbeträchtlicher Heerden von Ziegen und Rindern ausreicht. Kurz, die Ausdauer und die zweckmäßige Einrichtung der Arbeit haben diese Masse von Schlacken in eine Besitzung verwandelt, welche gegenwärtig nicht nur für alle ihre Bedürfnisse selbst sorgt, sondern auch der englischen Marine von großer Wichtigkeit geworden ist und alle Zwecke, welche bei ihrer Gründung beabsichtigt waren, in reichem Maße erfüllt.

Ascese (v. Griech.), jede Uebung zur Erlangung der Meisterschaft in einer Sache, daher die enthaltsame, mäßige Lebensweise der griechischen Athleten zur Aneignung und Erhaltung der in den Kampfspielen nöthigen körperlichen Kraft, Ausdauer und Gewandtheit, besonders aber s. v. a. Tugendübung, d. h. Uebung dessen, was zur sittlichen Vervollkommnung des Menschen dienlich und erforderlich ist, oder alles menschliche Thun und Lassen, dessen ausdrücklicher Zweck Erlangung einer höhern Tugend, oder die Veredlung und Vervollkommnung unseres Sinnes und Wandels ist. In der christlichen Religionsgeschichte bezeichnet das Wort A. die seit dem 2. Jahrhundert zur Erlangung christlicher Vollkommenheit für nöthig gehaltene, freiwillige Enthaltung von aller Theilnahme an den Gütern und Freuden der Welt, verbunden mit besondern Uebungen zur Unterdrückung sündlicher Triebe und Begierden. Aus dieser A., die auch höhere Tugend heißt, bildete sich im 3. Jahrhundert das Anachoreten- oder Einsiedlerleben, woraus wieder das Mönchthum der spätern Jahrhunderte hervorging. Das Mönchsleben ist die fixirte und organisirte A., es ist der Stand der Entsagung. Die Wissenschaft der A., d. i. die Lehre von allen jenen Uebungen, welche zur sittlichen Vervollkommnung des Menschen dienlich und erforderlich sind, die Lehre, was der Mensch thun oder lassen soll, um einen höhern oder den höchsten Grad der Tugend und Sittlichkeit zu erreichen, heißt Ascetik, die Theorie oder Methodik der A., eine Uebungslehre, die nicht mit Unrecht auch moralische Gymnastik genannt worden ist. Ihr Unterschied von der Moral läßt sich kurz so ausdrücken: Die Moral stellt das menschliche Verhalten nach seiner Uebereinstimmung mit dem Sittengesetze, die Ascetik nach seiner Zweckmäßigkeit und Wirksamkeit für die vollkommene Realisirung jener Uebereinstimmung dar; jene lehrt das Wesen, diese die selbstthätige Fortbildung wahrer Sittlichkeit kennen. Hinsichtlich ihrer Quellen ist die Ascetik entweder philosophisch, oder positiv, d. h. sie entwickelt und bestimmt die A. entweder rein aus der Vernunft, oder nach äußerer Autorität (Bibel, Kirche ꝛc.). In letzterer Beziehung gibt es eine biblische, katholische ꝛc. Ascetik. Man theilt die A. ferner ein in allgemeine und besondere. Jene ist für alle Menschen möglich und nothwendig; diese entspricht nur der Individualität Einzelner und bezieht sich auf die eigenthümliche Beschaffenheit des Temperaments, auf die besondere Richtung, welche durch Erziehung, Gewöhnung und andere Umstände die Phantasie, der Geschmack und jede einzelne Neigung genommen hat, sowie auch auf die Stufe der Kultur, welche ein Mensch einnimmt. Als die natürlichsten und zweckmäßigsten Arten der allgemeinen A. sind folgende anzusehen: 1) religiöse und moralische Betrachtung, deren vornehmste Gegenstände sind: Gott nach seinem Dasein, Wesen und Walten; die Würde und der Werth wahrer Tugend; eigenes Selbst (also Sammlung des Geistes zur Erforschung und Beurtheilung unseres sittlichen Zustandes, unserer Ueberzeugungen, Grundsätze, Gesinnungen, Neigungen, Handlungen und Handlungsweisen; die Natur; die Geschichte; unsere Lebensschicksale; der Tod; 2) das Gebet, dessen Inhalt sein kann: Lob, das Gefühl der Größe und Erhabenheit Gottes, Dank, das Gefühl seiner Wohlthaten, Bitte, das Gefühl unserer ganz von ihm abhängigen Wünsche und Bedürfnisse; 3) moralische Lektüre, oder das Lesen solcher Schriften, die geeignet sind, unsere sittlichen Einsichten zu erweitern u. zu berichtigen, sowie unsern Sinn fürs Gute zu beleben u. zu stärken, zu welchem Zweck die Andachts- und Erbauungsschriften dienen; 4) gemeinschaftliche Gottesverehrung, als deren Hauptformen der öffentliche, der häusliche Gottesdienst und die sogenannten Erbauungsstunden zu betrachten sind; 5) Gebrauch der Sakramente, insbesondere der Taufe

und des Abendmahls; 6) geselliger Umgang und Einsamkeit, von denen letztere besonders in dem Anachoretenwesen auf die Spitze getrieben wird; 7) willkürliche Uebungen der Selbstverleugnung u. Entsagung, wozu gehören: Fasten, freiwillige Armuth oder Verzichtleistung auf zeitliche Güter, Ehelosigkeit (Jungfräulichkeit), Selbstpeinigung (Abtödtung des Körpers, Mortifikation), als deren Hauptformen in der Geschichte aufgetreten sind: strenge Versagung der nöthigen körperlichen Bequemlichkeiten, Uebernahme an sich zweckloser, aber höchst beschwerlicher u. verdrießlicher Arbeiten, freiwilliger Verrichtung der niedrigsten Dienste, der ekelhaftesten und gefährlichsten Geschäfte, schmerzhafte Bekleidung und Belastung des Körpers, z. B. mit Stachelgürteln, schweren Ketten ꝛc., die sogenannte Disciplin, d. h. freiwillige Mißhandlung des Körpers durch Geißelung, in der christlichen Kirche seit der Mitte des 11. Jahrhunderts üblich und fast von allen Mönchsorden als Regel angenommen, wirkliche Verstümmelung des Körpers, besonders der Geschlechtstheile, widernatürliche, den Körper unbedingt schwächende oder zerstörende Lebensweise, blinder Gehorsam, Stillschweigen, oder Enthaltung aller Mittheilung durch Worte, entweder für immer, oder nur für einige Zeit (Pythagoräer, Essener, Karthäuser, Trappisten u. a.); 8) besondere Uebungen zur Erneuerung und Belebung religiös-moratischer Ueberzeugungen und Grundsätze, wohin man Alles rechnen kann, was geeignet ist, die Erinnerung an das Wahre und Gute zu wecken, zu stärken und wirksam zu machen, so das von Moses verordnete Tragen besonderer Denkzettel u. Quasten am Oberkleide, die Losungen der evangelischen Brüdergemeinde, die Kalendersprüche ꝛc., der Gebrauch von Bildern, namentlich auch der sogenannten Memorien, Kapellen und Statuen an Straßen ꝛc., Wallfahrten oder Reisen nach heiligen Ländern, Orten, Gräbern, Reliquien ꝛc.

Nach der indischen Brahmalehre besteht die Religiosität nur in der Vernichtung und Aufhebung der endlichen Beschränktheit, und diese wird am sichersten bewirkt durch strenge A., deren Hauptarten innere Kontemplation des Geistes, strenge Enthaltsamkeit und Buße sind. Erstere soll dazu führen, durch Nachdenken, durch völlige Abstraktion von allen sinnlichen Motiven zum Schauen des Göttlichen zu gelangen. Die Enthaltsamkeit bezieht sich sowohl auf Nahrung (Fasten), als auch auf Gesellschaft (Einsamkeit) ꝛc. Die Buße besteht in schmerzhaften Selbstpeinigungen, gefährlichen Wallfahrten zu den heiligen Orten am Ganges u. dgl. Die seit Alters berühmten Gymnosophisten leben von aller Welt abgeschieden, nehmen nur Pflanzennahrung zu sich, enthalten sich aller spirituösen Getränke und des Beischlafes, waschen und kämmen sich nicht, da sie bloß geistig rein sein wollen. Eine andere indische Sekte, die Tader, schleppt Ketten hinter sich her, die an den reizbarsten Stellen des Körpers befestigt sind, um dadurch zu versinnbilden, daß die Seele am Körper nur einen Kerker, ihre wahre Heimat aber im Himmel habe. Bekannt sind die furchtbaren Selbstquälungen der Fakirs. Einige von ihnen halten Jahre lang die Arme über den Kopf, bis sie verdorren; andere lassen sich an einem Längenbaume über Feuer mittelst eines eisernen, ins Fleisch eingreifenden Hakens befestigen, oder rollen sich meilenweit auf der Erde hin, um an einen heiligen Ort zu gelangen. Ja Einzelne, die Vernichtungstheorie bis zur äußersten Konsequenz durchführend, stürzen sich an hohen Festen in den Ganges, wenn daselbst ein Krokodil auftaucht, oder lassen sich von dem Wagen des Götzen Jagernaut, unter den Seligpreisungen der versammelten Menge, rädern und zermalmen. Analog diesem Fanatismus ist das in Indien häufige Opfern der Kinder und das freiwillige Verbrennen der Wittwen mit dem Leichnam des Mannes. Natürlich konnte eine solche excentrische A. nie allgemeine Vorschrift werden; die gewöhnlichen aseetischen Uebungen sind: fleißiges Lesen der heiligen Bücher, besonders der Weda's u. Anga's, wodurch der Lebensgeist gereinigt wird; Gebet, wenigstens dreimal täglich; Opfer, blutige im Schiwaismus, unblutige im Wischnuismus; Enthaltung von Knoblauch, Zwiebeln, Fleischspeisen ꝛc.; Reinigungen nach Statt gefundener Verunreinigung durch Baden, Beten, eintägige Fasten, Berühren einer Kuh ꝛc.; gute Werke, d. h. Fasten, Almosengeben, besonders Schenkungen an die Brahmanen; öffentlicher Gottesdienst und strenge Beobachtung der vorgeschriebenen Ceremonien; häuslicher Gottesdienst täglich. Aehnlich der A. des Brahmaismus ist die des Buddhaismus in Tübet, Hinterindien, China und Japan. Auch hier ist die Befreiung oder der selige Zustand, wo alle Wesenheit aufgehoben ist, die höchste Aufgabe des menschlichen Strebens. Die vollkommene Lösung dieser Aufgabe beruht auf beständiger innerer Kontemplation, gänzlicher Losreißung von den Gütern und Freuden der Welt, auf stufenweise bis zur Ertödtung der Sinne fortschreitender Entsagung und Selbstpeinigung. Besonders ist ein solches Leben Pflicht der zahlreichen Geistlichkeit. Alle wahrhaft gläubigen Anbeter Buddha's ergriffen bei Lebenszeiten des Meisters den Bettelstab; später bildete sich der geistliche Bettlerstand im Gegensatze zu dem Laien- und dem in den Klöstern lebenden Priesterstande. Die Gesetze für die Klostergeistlichkeit (Mönche und Nonnen) sind wie die katholischen: klösterliche Zucht, Armuth, Ehelosigkeit, strenger Gehorsam gegen die Oberen ꝛc. Wer von den Laien jene Gebote übt, wird nach dem Tode auf seinen Wanderungsstufen glücklich und genießt zuletzt die vollkommene Glückseligkeit in Nirwani. Den Gebeten und Kasteiungen der Priester und Mönche (Bonzen) wird ausdrücklich eine entsündigende und sühnende Kraft, auch für Andere, zugeschrieben und deshalb die Sorge für jene Stände angelegentlich empfohlen. Die allgemeinen, weniger strengen Vorschriften des Buddhaismus zu möglichster Annäherung an jenen seligen Zustand sind: Enthaltung von allem Unreinen und allen berauschenden Genüssen (Wein, Opium ꝛc.), andächtige Feier der Götterfeste, Wallfahrten zu heiligen Orten, Kasteiung des Körpers, fleißiges Almosengeben u. das geheimnißvolle Aussprechen des heiligen Wortes Om. Die Ormuzdlehre, von Hom und Zoroaster ausgebildet unter den Persern, Medern und Baktriern, setzt richtiger, als die eben geschilderten Religionen, das Böse nicht als Beschränkung, sondern als Finsterniß; die Aufgabe der Menschen ist nicht ein passives Verhalten, ein frommes Ertragen der Beschränkung, sondern die angestrengteste Thätigkeit für Ormuzds Lichtreich, ein freiwilliges, ernstes

und zugleich frommes Bekämpfen des Böſen und Finſtern, wodurch nothwendig das ſittliche Leben, ſowie die geiſtige Klarheit, Ordnung, Reinigkeit in Gedanken, Worten und Werken heilſam befördert werden muß. Aber zugleich tritt das Böſe in einer Gewalt auf, die den Muth des Widerſtandes lähmt; die Thätigkeit des guten Princips iſt nicht allein durch Menſchliches, ſondern auch durch Göttliches (Ahriman) beſchränkt. Auch iſt das ſittlich Böſe, die Sünde, nicht in ſeiner wahren Natur begriffen; denn mit dem phyſiſch Schädlichen identificirt, geht ſein wahrer Begriff in der Maſſe von Naturübeln verloren; in Folge davon erſcheint aber Vieles als Sünde, was es nicht iſt, und wird Vieles, worin ein wirklicher Gegenſatz zwiſchen dem menſchlichen und göttlichen Willen ſich zeigt, nicht für Sünde gehalten. Auf der andern Seite zeigt ſich in dem Maße, wie das Böſe als göttlich erſcheint, das Göttliche wieder bloß natürlich. Hieraus wird es erklärlich, wie die A. der Parſen, trotz des im Allgemeinen richtigen Princips, von dem ſie ausgeht, theils zu abergläubigem Naturdienſte, theils zu einem magiſchen Zaubermittel wider den Einfluß böſer Geiſter ausarten und eine Menge zwingender Formen und leerer Aeußerlichkeiten aufnehmen konnte. Zoroaſter empfiehlt namentlich ein Mittel, den Menſchen gut, rein und vollkommen zu machen: das Gebet, das Leſen der Aveſta, des Vendidad oder Ormuzdwortes, den Feuerdienſt und den öffentlichen Gottesdienſt. Nach der Lehre des Fo-hi u. Kon-fu-tſee in China ſind Reinheit des Sinnes und ein ſegensreicher Wandel Elemente ſittlicher Vollkommenheit. Kon-fu-tſee ermahnte, nach dem Tſchongyong, dem Höchſten zu gehorchen, ihn zu fürchten, ihm zu dienen, den Nächſten wie ſich ſelbſt zu lieben, ſich zu beherrſchen, die Leidenſchaften der Vernunft zu unterwerfen und nichts zu denken, zu reden und zu thun, was dieſem zuwider iſt. Das Geſetz des Höchſten iſt der menſchlichen Natur eingeprägt, und das Licht der Vernunft iſt der Führer, welchem der Menſch folgen muß. Will man zur Vollkommenheit gelangen, ſo iſt eben nicht nöthig, daß der Menſch ſeinen Leib kaſteie und gefährliche Dinge unternehme, ſondern daß er ſich nur der Ausübung der Tugend befleißige, ſowohl ſelbſt immer weiſer und beſſer werde, als auch Andere geiſtig wie leiblich fördere. Aſcetiſche Hülfsmittel ſind, außer fleißigem Studium des Geſetzes, allein Opfer, Gebete und die Feier verſchiedener Feſte.

Die alten Aegypter, obwohl ihnen der Leib für das Grab der Seele, das irdiſche Leben für ein Erſterbenſein des Geiſtes im Leibe galt, ſcheinen doch die ſtrengſte Form der A., vielleicht aus natürlicher Paſſivität, vermieden zu haben. Sie beſchränkten ſich, zur Bewahrung der Seele vor gänzlicher Verunreinigung und Erdrückung durch den Leib, auf düſtere Enthaltſamkeit von den Freuden des Lebens, auf möglichſt einfache Nahrung mit Verwerfung gewiſſer Speiſen (Schweinefleiſch, Bohnen), auf ſtrenge Reinlichkeit, Beſchneidung und körperliche Kaſteiung, auf fleißiges Verſenken des Gemüths in die Zuſtände der Todtenwelt, d. h. des wahren und eigentlich geiſtigen Lebens im Amenthes (daher Todtendienſt). Außerdem waren den Prieſtern Monogamie und wiſſenſchaftliches Studium zur Pflicht gemacht. Das moſaiſche Geſetz der Hebräer erhob mit klarer Beſtimmtheit und ſtrenger Konſequenz eine aus Gottesfurcht hervorgehende, thatkräftige Richtung des Willens aufs Gute zur höchſten Aufgabe des Menſchen. Die dazu vorgeſchriebene A. iſt das Beſte, was das Alterthum nachzuweiſen hat, obwohl die peinliche Beſtimmung vieler Aeußerlichkeiten, die göttliche Sanktion aller, auch der ſpeciellſten Formen und die große Menge der angeordneten Ceremonien ꝛc. nur durch die vorhandenen Zeit- und Volksverhältniſſe gerechtfertigt werden können und nicht zu leugnen iſt, daß in dieſem Formalismus der Hauptgrund lag, warum ſpäter die geiſtige Bedeutung des Moſaismus ſo ſehr verkannt und ſein Einfluß auf die Sittlichkeit faſt paralyſirt wurde. Die von Moſes angeordneten Feſte (Paſſahfeſt, Feſt der Wochen, Laubhüttenfeſt, Verſöhnungsfeſt ꝛc.) ſollten Dankbarkeit gegen Gott, Ehrfurcht und Demuth vor ihm, ſowie die Liebe der Volksgenoſſen unter einander wecken und erhalten; der Zweck der Sabbathsfeier, des Sabbath- und Jubeljahres war, an den Herrn der Zeiten und Länder zu erinnern und an ein ihm geweihtes Leben, ſowie an Milde und Menſchlichkeit gegen Arme und Unglückliche zu gewöhnen. Geopfert wurde, um Vergebung zu bekennen und zu büßen, den Vorſatz zu beſſerem Gehorſam zu bethätigen und zu ſtärken, für göttliche Wohlthaten zu danken, um künftigen Segen zu bitten, Mitdthätigkeit zu üben ꝛc. Das Faſten war Erinnerung an Jehovahs heiligen Ernſt und Zorn, Demüthigung vor ihm und Uebung der Selbſtverleugnung; die Beſchneidung galt als Merkmal des mit Gott geſchloſſenen Bundes und der Verbindlichkeit, ihm allein zu dienen und zu gehorchen; die gebotene Enthaltung von allem Unreinen (Perſonen, Thieren, Sachen), vielleicht den Aegyptern entlehnt, mahnte hier an Gottes Heiligkeit, vor der nichts Unreines beſtehen könne, und zur Vorſicht im Umgange und Handeln. Gebetet wurde fleißig, öffentlich und privatim; die Bekanntſchaft mit dem Geſetze vermittelten ſpäter Schulen und Synagogen, das ſtete Andenken daran die ſogenannten Denkzettel (Phylakterien) und Quaſten an den Gewändern. Als eine außerordentliche Art der A. kommen unter den Hebräern freiwillige Gelübde vor, wodurch man Thiere, Aecker, Häuſer, auch ſich ſelbſt feierlich Jehovah weihte, oder Enthaltung von gewiſſen geſetzlich erlaubten Speiſen, vom Weine, Haarabſchneiden ꝛc. verſprach. Beſonders gehören hierher die Naſiräer, z. B. Simſon, Johannes der Täufer u. a. Sie waren im Sinne Moſes' der beſtändige Spiegel des naturgemäßen und jugendkräftigen Lebens, der perſönliche Ausdruck geiſtiger Reinheit und Nüchternheit. Als ſolche erinnerten ſie das Volk an den Ernſt des Lebens und an die Ehrfurcht, welche dem allheiligen Jehovah gebührte. Auch die Propheten übten eine ähnliche Enthaltſamkeit in Speiſe, Trank, Kleidung ꝛc.; nie aber artete ihr Naſiräerthum in anachoretiſche, dem reinen Moſaismus überhaupt fremde Kontemplation und Selbſtquälerei aus; ſie tadeln vielmehr einſtimmig die rohe Werkheiligkeit und jene bei den ſpätern Phariſäern ſo beliebte, auf die Beobachtung der aſcetiſchen Formen ſich beſchränkende Form der Frömmigkeit. Ein anderer Geiſt weht in dem ſpätern Judenthum ſeit dem Exil. Das Ritualgeſetz wurde jetzt noch genauer beſtimmt, eine Menge neuer Satzungen fügte das hierarchiſche Intereſſe hinzu,

und die pünktlichſte Erfüllung derſelben wurde geradezu für die höchſte Tugend und für das unfehlbarſte Gnadenmittel erklärt. Die Phariſäer, als Repräſentanten dieſer Richtung, behaupteten ausdrücklich, daß es beſſer ſei, im Tempel zu opfern u. Geſchenke darzubringen, als die Aeltern zu ehren; ſie vermieden bis zur Liebloſigkeit allen Umgang mit Sündern und Andersgläubigen, machten ſich durch große Phylakterien und Kleiderſäume bemerkbar, faſteten und beteten, wuſchen und badeten ſich mit der lächerlichſten Regelmäßigkeit, hielten die ſtrengſte Sabbathsruhe und ſuchten im Zehnten- u. Almoſengeben die Erſten zu ſein. Die höchſte Ausbildung erhielt dieſe Richtung des Phariſäerthums zuletzt im jüdiſchen Rabbinismus. Nur im äußerlichen Zuſammenhange mit dem Judenthum ſtand die ſtreng aſcetiſche Gemeinſchaft der Eſſener. Angeweht von dem Hauche perſiſch-alexandriniſcher Weisheit, ſtrebten ſie nach Reinigung des Geiſtes von der Materie durch Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben, durch Einfachheit und Enthaltſamkeit in Kleidung, Speiſe und Trank (öfteres Faſten), durch häufige Gebetsübungen, verbunden mit der zum Unterhalte nöthigen Arbeit. Eheloſigkeit war zwar nicht allgemeine Vorſchrift, galt aber für beſonders verdienſtlich. Den Eſſenern nahe verwandt, nur mehr theoretiſch und kontemplativ, waren die jüdiſchen Therapeuten in Aegypten, beſonders bei Alexandria.

Wie die Volksreligion der Griechen, hervorgegangen aus der Vergötterung der Natur, ihrem Grunde nach nicht eigentlich ſittlicher Art war, ſo fehlte auch ihren Kultusformen die ſtreng aſcetiſche Bedeutung. Glänzende Feſte, herrliche Tempel und Statuen, dichteriſche Geſänge, Opfer und Opfermahlzeiten, dramatiſche Darſtellungen der Göttergeſchichten ꝛc. erinnerten wohl an die Götter und ihren Einfluß aufs Leben; aber dieſe Götter, ſo ſchön geſtaltet ſie auch ſein mochten, waren nur Abbilder des griechiſchen Volkslebens, nicht ſittliche Ideale, und die Erinnerung ſchloß keineswegs das Bewußtſein ſittlicher Verpflichtung in ſich, das Volksleben zu veredeln und zu ſittlicher Vollendung zu führen. Eine beabſichtigte Erziehung zur Tugend war darum dem griechiſchen Kultus fremd, und hat der helleniſche Gottesdienſt gleichwohl ſittliche Wirkungen hervorgebracht, ſo beſchränkten ſich dieſe auf einzelne geſetzliche Tugenden, oder ſie waren unmittelbare Folge des äſthetiſchen Eindrucks, welchen die Adoration auf das Gemüth ausübte, und der Erhebung des Geiſtes in eine Welt ſchöner Gedanken. Eine Ausnahme hiervon machen die Myſterien, deren Aufgabe unſtreitig tiefere Erkenntniß des Göttlichen, Anſchauung der Gottheit und innige Gemeinſchaft mit ihr waren. Mittel zur Erreichung dieſes Zieles waren: Belehrung durch Vorträge und Geſänge über die Bedeutung der Mythen und des öffentlichen Gottesdienſtes, über den Abfall des Menſchen von der Gottheit, über ſeine Entſühnung und Fortdauer nach dem Tode ꝛc.; ſceniſche Darſtellungen, zur Veranſchaulichung und Empfindung des Göttlichen, beſonders in der ſpätern Zeit vorherrſchend; enthaltſames beſchauliches Leben. Die Seele der Myſten ſollte beſtändig auf göttliche Geheimniſſe gerichtet und in ſie verſenkt ſein. Sie betrachteten den Körper als den Kerker der Seele. Ihre Ceremonie war ſtreng, ihr Leben abgeſondert von der Welt, ihre Diät hart; Waſchen mit Schierlingsſaft verſinnbildete ihre Enthaltſamkeit; auch ihr Wachen und Beten war beharrlich, und ihr Wahn, deshalb in vorzüglichſter Gunſt bei der Gottheit zu ſtehen, ſo entſchieden wie möglich. Als eine aſcetiſche Gemeinſchaft muß auch der pythagoräiſche Bund in Großgriechenland (Unteritalien) betrachtet werden. Die Mitglieder mußten noch vor völliger Aufnahme ihr Vermögen an die Geſellſchaft abgeben, mehre Jahre lang Stillſchweigen beobachten, auf viele, von der Volksſitte erlaubte Genüſſe und Speiſen Verzicht leiſten und ihre Nahrung meiſt auf Honig, Brod und Waſſer beſchränken. Philoſophiſche Vorträge, moraliſche Betrachtungen und Geſpräche ſollten die Erkenntniß des Göttlichen vermitteln; Begeiſterung für daſſelbe weckten und unterhielten Poeſie und Muſik, verbunden mit einem religiöſen Myſterienkultus; die angeordnete Gymnaſtik nebſt öftern Spaziergängen ſtärkte Körper u. Gemüth zu geſunder ſittlicher That. Strenger Gehorſam gegen die Geſetze und Obern des Bundes war als Grundbedingung höherer Vollkommenheit und Macht den Pythagoräern unerläßlich. Ihre Kleidung von weißem Linnen war Sinnbild innerer Reinheit, ihr Zuſammenwohnen auf Ermunterung eines edlen Wetteifers berechnet. Weniger feſt und äußerlich geordnet war das Zuſammenleben des Socrates mit ſeinen Schülern, obgleich auch hier vorzugsweiſe Bildung und Erziehung zur Tugend bezweckt wurde. Auch Socrates' großer Schüler Plato erkannte als Zweck des Menſchen Befolgung des in ſeinem Innern ruhenden Geſetzes der Vernunft, die ſo weit als möglich über die thieriſche Seele herrſchen muß. Wirkſam dafür ſind beſonders Philoſophie, nächſt ihr Muſik, Gymnaſtik, guter Umgang und äußere Anſtändigkeit. Antiſthenes, Stifter der Cyniker, gerieth in ſeiner Uebertreibung der Moral ſeines Lehrers Socrates faſt auf die Abwege indiſcher Philoſophen. Der unmittelbarſte Weg zur Tugend und zum rückſichtsloſen Rechthandeln iſt nach ihm gänzliche Bedürfnißloſigkeit, durch welche allein der Menſch ſich zum Göttlichen erhebe. Antiſthenes ſelbſt trug ſich demgemäß wie ein Bettler, ſchlief ſtets auf der Erde und ſetzte im geſelligen Umgange alle konventionelle Sitte bei Seite. Noch weiter ging Diogenes von Sinope, und zu wahrhaft hündiſcher Unverſchämtheit ſanken die ſpäteren Cyniker herab, welche, aller Bildung Hohn ſprechend, in Schmutz und Frechheit ſich hervorzuthun ſtrebten. Eine hohe Stellung wird der A. in der Ethik des Ariſtoteles angewieſen. Er unterſcheidet Erkenntnißtugenden und Sittentugenden. Dieſe erlangen wir allein durch ſittliche Gewöhnung und Uebung in guten Handlungen, indem dadurch die natürlichen Anlagen des Menſchen für das Gute aus- oder umgebildet werden. Die Erkenntnißtugenden laſſen ſich zwar lehren und lernen, aber auch ſie (das aus vernünftiger Erkenntniß mit Freiheit und Bewußtſein hervorgehende Gutſein u. Guthandeln) bedürfen der Uebung, um bleibend und feſt zu werden. Die A. Zeno's und der Stoiker nähert ſich der ſokratiſchen. Die Tugend iſt ihnen das Vernünftige und daher lehrbar; wer das Gute erkennt, der will es auch. Wahre Erkenntniß, beſonders Selbſterkenntniß, iſt auch ausreichend zur Ausrottung und Unterdrückung der Affekte, welche

letzteren nur im Unweiſen Raum und einen die Tugend ſtörenden Einfluß haben. Ob Jemand Reichthümer, Geſundheit und andere irdiſche Güter beſitzt, iſt für Gewinnung und Dauer der Tugend völlig gleichgültig. Auch nach Plotin und andern neuplatoniſchen Philoſophen fallen Tugend und Wiſſen, wie bei den Sokratikern, zuſammen, Anſchauung des Göttlichen iſt ihnen die einzige und höchſte Aufgabe des Menſchen, der Weg zur Gottähnlichkeit, oder vielmehr dieſe ſelbſt. Um aber dazu zu gelangen, iſt Reinigung der Seele nöthig, d. h. Trennung vom Leibe, Befreiung von den Leidenſchaften (Apathie), oder mit andern Worten das Zu-ſich-ſelbſt-kommen, die zur Tugend wie zur wahren Wiſſenſchaft führende Beſinnung der Seele auf ſich ſelbſt. Aſcetiſche Mäßigkeit und Enthaltſamkeit erſcheinen bei Plotin noch als Nebenſache, aber ſchon Porphyrius machte ſie zur Hauptſache, wie ſeine Schrift über die Enthaltung von Fleiſchſpeiſen beweiſt; Andere gingen noch weiter, indem ſie an die Stelle der nach dem ſpekulativen Schauen ſtrebenden Arbeit des Denkens ſelbſt die abſurden Mittel der Theurgie ſetzten. Der altrömiſche Kultus, vermöge ſeiner Zwecke des Staates dienend, beſchränkte ſich in ſittlicher Hinſicht auf Förderung und Erhaltung bürgerlicher und häuslicher Tugenden. Die meiſten Feſte bezweckten Förderung des Rechtes, Erneuerung der Eintracht und Erhaltung des Friedens, die Myſten lehrten Aufopferung fürs Vaterland, Heilighaltung der Staatsinſtitute, Treue gegen die Angehörigen, und den Blicken der in der Stadt Umherwandelnden begegneten Tempel der Frömmigkeit, Sittſamkeit, Gerechtigkeit, Eintracht, Milde ꝛc. Im häuslichen Leben hatten beſonders die Ahnenbilder den Zweck, an die Tugenden der Vorfahren zu erinnern und zur Nacheiferung anzuſpornen. Mit dem Verfall der Sitten und dem Eindringen fremder Religionen floh das ſittliche Bedürfniß, wo es nach Nahrung und Befriedigung ſtrebte, zu den Lehrſtühlen der Philoſophen oder in die Tempel der Myſterien und orientaliſchen Kulte.

Die aſcetiſchen Elemente des Chriſtenthums ſind urſprünglich der äußern Färbung nach orientaliſch, dem innern Gehalt nach natürlich und vernunftmäßig, im vollkommenſten Sinne human; ſie beziehen ſich auf Uebung des Glaubens und der Tugend, ohne dabei das rechte Maß und das Geſetz der Einfachheit zu überſchreiten. Jeſus ſelbſt gebrauchte die heilige Schrift, fromme Naturbetrachtung, Gebet, Einſamkeit mit ernſtem Nachdenken über Pflicht und Beruf, daneben aber auch die jüdiſchen Kultusformen und Ceremonien. Dieſen Grundzügen der chriſtlichen A. blieben auch die Jünger und erſten Chriſten getreu. Ihre gemeinſchaftliche Gottesverehrung beſtand in der Feier des Sabbaths und jüdiſcher Volksfeſte, in häufigen Liebesmahlen und andern religiöſen Verſammlungen, wobei, nach dem Vorbilde der Synagoge, Gebete und Geſänge mit Vorleſungen aus dem Alten Teſtament und der Predigt des Evangeliums wechſelten. Eine neue Epoche des chriſtlichen Kultus begann mit der Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Heiden; ſein ſtreng jüdiſcher Charakter trat jetzt mehr in den Hintergrund, ſein Gehalt wurde ſelbſtſtändiger, eigenthümlicher, chriſtlicher und reicher, anfangs noch ohne Ueberladung. An die Stelle des Sabbaths trat der Sonntag als Auferſtehungstag Jeſu, die Paſſahfeier wurde ebenfalls dem Andenken an die Auferſtehung geweiht, der vorhergehende Freitag aber als Todestag des Heilands mit Faſten, dem Zeichen der Trauer, gefeiert; ihm voraus ging eine ſtrenge Faſtenzeit, aus der ſich ſpäter das große 40tägige Faſten entwickelte. Ebenſo erinnerten die übrigen neu eingeführten Hauptfeſte, das Pfingſtfeſt und Epiphanienfeſt (Weihnachtsfeſt), an hochwichtige, ebenſo erhebende als erweckende Begebenheiten der evangeliſchen Geſchichte. Zur Verherrlichung hoher Feſte gehörte eine vorhergehende Nachtfeier (Vigilia). Mächtige Stärkungsmittel chriſtlicher Treue und Todesfreudigkeit waren die Gedenktage, welche die einzelnen Gemeinden alljährlich am Todestage ihrer Märtyrer über den Gräbern derſelben als ihre himmliſchen Geburtsfeſte feierten. Neben dem Kultus war für Förderung und Erhaltung der Frömmigkeit und Sittenreinheit beſonders eine ſtrenge Kirchenzucht thätig. Wer ſich durch grobe Vergehungen, insbeſondere durch jede Art der Unkeuſchheit und des Abfalls vom Chriſtenthume deſſelben unwürdig gemacht hatte, wurde aus der Kirchengemeinſchaft ausgeſtoßen. Solchen Gefallenen (Lapsi) öffnete ſich der Schooß der Kirche erſt wieder nach einer Reihe von Bußen, durch welche der Ernſt ihrer Reue und Beſſerung bewieſen und bethätigt werden ſollte. Geringe Vergehen wurden nur mit Ausſchließung vom Abendmahle auf beſtimmte Zeit beſtraft. Als aſcetiſche Lebensweiſe machte ſich aber ſchon frühzeitig Verzichtung ſelbſt auf unſchuldige Freuden der Welt um ſo leichter geltend, als nur dadurch eine der chriſtlichen Sittlichkeit leicht gefährliche Berührung mit dem Heidenthume und deſſen Laſtern vermieden werden konnte. Auch die Bewahrung ewiger Keuſchheit und die Eheloſigkeit der Geiſtlichen wurden gern geſehen, letztere auch deshalb, weil ſie, beſonders in den drangvollen Zeiten der Verfolgungen, rückſichtsloſe Glaubens- u. Berufstreue förderte und erleichterte. Allein weder für dieſe, noch für andere derartige Geſtaltungen des Lebens beſtanden bindende Gebote; die ſogenannte ſtrengere A. ſtieß vielmehr, ſobald ſie Allgemeingültigkeit beanſpruchte, auf den Widerſpruch der Kirche und blieb daher entweder auf Einzelne beſchränkt, oder ward nur im Schooß ketzeriſcher Sekten geübt. Zu jenen gehören vornehmlich die ägyptiſchen Anachoreten, zu dieſen die Montaniſten, Novatianer, Manichäer und die gnoſtiſchen Parteien der Enkratiten, Marcioniten, Saturniner u. a. Tatianus, angeblich Stifter der Enkratiten, brachte die Enthaltſamkeit als Losreißung vom Weltgeiſte in ein Syſtem und ſchrieb ein Werk, worin das Leben des Erlöſers als Vorbild dieſer Enthaltſamkeit dargeſtellt iſt. Ihm nahe ſteht Tertullian, deſſen moraliſche Werke Faſten, Gebet, Keuſchheitsgelübde, Weltentſagung ꝛc. als wirkſame Mittel zur Heilung mit faſt montaniſtiſcher Strenge empfehlen. Gemäßigter ſpricht ſich der philoſophiſch gebildete Klemens von Alexandria († 220) aus; nothwendige Vorbereitung zu wahrer innerer Tugend iſt ihm die gute äußere Sitte, deren Weſen in ein vernunftmäßiges Handeln geſetzt wird. In den Werken des Origenes († 254) macht ſich hie und da wieder eine überſpanntere Aſcetik geltend; beſonders hoch ſtellt er das Gelübde der Keuſchheit,

welches ſtreng zu erfüllen er ſich ſelbſt entmannte. Leider fand ſolche Unnatur ſchon in den nächſten Jahrhunderten den allgemeinſten Beifall. In der langen Zeit von Konſtantin dem Großen bis auf die Reformation herab verlor die Aſcetik der chriſtlichen Kirche immer mehr von ihrer Einfachheit, Natürlichkeit und ſittlich bildenden Kraft. Die von Jahrhundert zu Jahrhundert ſteigende Erweiterung und Vermehrung der äußerlichen Formen des Gottesdienſtes führten dahin, daß man die Religion u. die Moral ſelbſt in Aeußerlichkeiten ſuchte und bald unter dem Mangel der Kirchlichkeit, Unſittlichkeit aller Art eine ſchützende Decke fand. Die zu Ende des 4. Jahrhunderts aufgekommenen Bilder von Chriſto, den Apoſteln und Heiligen, der vielgeſtaltige Marien-, Heiligen- und Reliquiendienſt, das Anpreiſen der Wallfahrten nach dem gelobten Lande, nach Rom und anderen heiligen Orten: dieſe und ähnliche Gebräuche und Uebungen konnten, wenn ſie auch von einem ſittlichen Gedanken ausgegangen waren, in der Wirklichkeit durchaus nicht Beförderungsmittel des Guten ſein. Daher ging der geiſtige Sinn und Gehalt des äußern Religionsweſens für die Meiſten verloren, das Heilige wurde über den Heiligen, das Chriſtenthum über dem Kirchenthum, der Zweck über dem Mittel vergeſſen. Der Klerus, ſtatt hier durch Lehre und weiſe Beſchränkung zu helfen und zu vermitteln, vermehrte das Uebel aus Unkenntniß oder ſelbſt abſichtlich. Fleißiges Faſten und Beten nach dem Roſenkranze, pünktliche Abwartung des Gottes- und Heiligendienſtes in allen Formen, Almoſen- und Zehntengeben, Auswendiglernen des Vaterunſers u. Symbolums, Ohrenbeichte, vielerlei kleine Büßungen nach einem genau zergliederten Strafſyſtem für kleinere Vergehungen, vor Allem unbedingter Gehorſam gegen die Satzungen der Koncilien und Päpſte: dies ungefähr ſind die allgemeinen Vorſchriften, wodurch die Kirche damaliger Zeit den ſittlichen Zweck des Chriſtenthums zu erreichen hoffte. Eine natürliche Steigerung ſolchen äußerlichen Chriſtenthums war das Mönchsleben, welches als höhere Tugend von der Kirche ausdrücklich anerkannt wurde und ſeine höchſte Blüthe in dieſem Zeitraum erreichte. Denn waren nach den kirchlichen Lehren und Vorſchriften äußerliche Enthaltſamkeit, Zurückgezogenheit von der Welt u. eine auf gottesdienſtliche Verehrung gerichtete Thätigkeit der unerläßliche Weg zu des Himmels Seligkeit, ſo mußte eine Lebensweiſe, die es möglich und nothwendig machte, alle jene Dinge in höchſter Vollkommenheit zu üben, als das Ideal des Chriſtenwandels erſcheinen. Daher auch die fortwährenden Bemühungen einzelner Mönchsorden und Individuen, durch Geißelungen und Kaſteiungen, durch Losſagung von allem Beſitz und dergleichen mehr einen noch höhern Ruf der Heiligkeit zu erlangen, als die Erfüllung der gewöhnlichen Mönchsgelübde brachte. Wir erinnern hier nur an Simeon Stylites (um 420), an die Orden von Camaldoli (um 1018) und Vallombroſa (1038), an die Karthäuſer- u. die Bettelorden, an Damiani, die Flagellanten ꝛc. Von ketzeriſchen Sekten, die aus dogmatiſchen oder hierarchiſchen Rückſichten von der Kirche zwar ausgeſtoßen wurden, in der A. dagegen mit ihr einig waren, gehören hierher: die Donatiſten, die Audianer in Meſopotamien, die Maſſalianer in Armenien und Syrien, die Prisciliſten in Gallien und Spanien, die Heſychaſten in Griechenland u. a. Was nach den Begriffen der mittelalterlichen Kirche zu einem frommen Leben gehörte, ſehen wir am beſten an dem Leben der Heiligen dieſer Zeit, z. B. des Franciscus von Aſſiſi, der heiligen Eliſabeth, der Katharina von Siena u. A. Durch das ganze Zeitalter hindurch vermißt man aber bis auf wenig Ausnahmen den Geiſt einer ächt evangeliſchen Moral; mönchiſche Werkheiligkeit iſt das Thema, welches faſt von allen Moraliſten dieſes Zeitraumes abgehandelt wird; die Verwechſelung der Tugend mit A. lagert wie ein dunkler Schatten über dem Geiſte der Koncilien ſowohl als der einzelnen Kirchenväter. Wenige der letztern ſtehen auf höherer Stufe.

Zu keiner Zeit indeſſen fehlte es an muthigen und aufgeklärten Männern, welche die A. der Kirche entweder ganz verwarfen, oder wider die Ueberſchätzung derſelben ihre Stimme erhoben, aber eben deshalb meiſt verketzert und ausgeſtoßen wurden. Obenan ſtehen unter ihnen Aërius, arianiſcher Presbyter in Sebaſte um 360, Jovinianus in Rom um 388, Vigilantius, Presbyter zu Barcelona um 402, und Pelagius um 411. Später (ſeit 660) traten in die Fußſtapfen dieſer Männer die den alten Gnoſtikern verwandten Paulicianer, Erneuerer eines apoſtoliſchen und geiſtigen Chriſtenthums und eifrige Gegner der Kreuz-, Reliquien- und Heiligenverehrung, des Faſtens und Mönchthums. Im Geiſte der Paulicianer erhoben ſich während des 11. und 12. Jahrhunderts die Katharer, Petrobruiſianer und Waldenſer in Südfrankreich und a. a. O. gegen das herrſchende Chriſtenthum. Ihr gemeinſamer Charakter iſt ein reges Streben nach innerer Heiligkeit, mit Verwerfung der kirchlichen Bräuche und Zucht; bei den Katharern und Petrobruiſianern erzeugte dieſe Richtung einen ſtürmiſchen Fanatismus gegen alles Katholiſche, ja oft ſelbſt Nichtachtung der äußern Tugend; indeſſen übten ſie meiſt ſtrenge A. Feindſelig wider alle kirchlichen Einrichtungen, predigten die Geſchwiſter des freien Geiſtes im 13. Jahrhundert, daß der Geiſt allein frei und ſelig mache, daher alles Aeußere unnütz ſei; in der Anwendung dieſes alten myſtiſchen Satzes prieſen Einige das Losreißen von allem Irdiſchen als den Weg zu Gott, Andere ergaben ſich zügellos der irdiſchen Luſt, als die dem Geiſte nichts anhaben könne, vielmehr durch Auflöſung der Ehe und des Eigenthums das Gefühl der Unreinheit aus der künſtlichen Zerſpaltung erlöſe. In demſelben Geiſte lehrte und handelte auch der von Gherardo Segarelli zu Parma um 1260 geſtiftete Apoſtelorden. Als Oppoſition gegen die ſittliche Praxis der mittelalterlichen Kirche gilt gewöhnlich auch die ſogenannte myſtiſche Theologie, wie ſie ſich in den Schriften des Dionyſius Areopagita, Johannes Erigena, Bernhards von Clairvaux, Hugo's und Richards von St. Victor, Bonaventura's, Gerſons, Taulers, Thomas' von Kempen und Geilers von Kaiſersberg darſtellt. Allerdings iſt dieſen Männern innere Frömmigkeit, Reinigung des Herzens, beſchauliches Einkehren in ſich ſelbſt die Hauptſache und zur Vereinigung des Menſchen mit Gott unerläßlich. Aber ihre A. iſt die kirchliche in ihrem ganzen Umfange; deshalb ſind ſie auch innig mit der Kirche befreundet; nur den Mißbrauch der aſceliſchen Formen zu

hierarchischen Zwecken, das Verlieren des Geistes an sie, ihre Ueberschätzung und Abtrennung von der Sittlichkeit, sowie auf der andern Seite die scholastische Selbstgenügsamkeit religiöser Verstandesthätigkeit rügten sie mit freimüthiger Strenge. Eine Ausnahme unter ihnen machen in der spätern Zeit besonders Thomas von Kempen († 1471), der Verfasser des Buchs von der Nachahmung Jesu, und die Brüder des gemeinschaftlichen Lebens (seit 1380), bei denen ein stiller Gegensatz wider den Heiligendienst, das äußerliche Klosterleben und Kirchenwesen nicht zu verkennen ist. Unter den Scholastikern zeigt besonders Abälard eine auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhende Abneigung vor der kirchlichen Werkheiligkeit und Bußanstalt. In seine Fußstapfen traten später Wiclisse, Huß, Hieronymus von Prag und ihre Anhänger. Aus den Ueberresten der seit 1434 vernichteten Taboriten, gemischt mit Waldensern und andern stillen Frommen, bildeten sich seit 1450 die böhmischen und mährischen Brüder. Arm, bibelfest und friedfertig, lebten sie in einer engen religiösen Gemeinschaft mit einer Stufenfolge von Anfängern, Fortschreitenden und Vollkommnen, verwarfen die Heiligen und Prälaten der katholischen Kirche und bewahrten durch eine Kirchenzucht im Geiste der ersten Jahrhunderte ungeschminkte Frömmigkeit und sittliche Strenge bis auf unsere Zeit. Gleichsam die letzten Vorboten der bessern Zeit auf kirchlichem Gebiete sind Joh. (Pupper) von Goch, Prior in Mecheln († 1475), Joh. Wessel aus Gröningen († 1489), Joh. von Wesel, Professor in Erfurt († um 1482), Erasmus von Rotterdam und Ulrich von Hutten.

Der Grundgedanke der Reformatoren war, die Reinheit u. Einfachheit der apostolischen Kirche wieder herzustellen, die Mißbräuche späterer Jahrhunderte, insbesondere die Werkheiligkeit abzuthun und so der Religion ihren Einfluß auf Besserung des Lebens und der Sitten zu sichern. Die Sakramente wurden demgemäß von Luther auf Taufe, Buße und Nachtmahl beschränkt, die Feste meist auf die Wendepunkte der heiligen Geschichte zurückgeführt, alle äußern Satzungen und willkürlichen Gelübde, als Fasten, Schenkungen, Wallfahrten, Mönchthum ꝛc., verworfen. Bei der Einrichtung des Gottesdienstes galt als Princip, daß die evangelische Predigt der Mittelpunkt, die Landessprache jedem Volke die heilige Sprache u. die Gemeinde zur thätigen Theilnahme zu ziehen sei. Der Gesang erhielt mit Recht zunächst der Predigt eine Hauptstelle, die Gesangbücher, im Laufe jedes Jahrhunderts durch köstliche Gaben bereichert, gehörten seitdem zu den vornehmsten Erbauungsmitteln des Volks inner- u. außerhalb der Gotteshäuser. Eine durchgreifende Kirchenzucht hat in der lutherischen Kirche nie festen Fuß gefaßt, weil man fürchtete, dadurch die Gewissen zu beschweren und das Princip der christlichen Freiheit zu verletzen; doch hielten Vermahnung, Strafpredigt und Ausschließung vom Abendmahl eine strenge häusliche und kirchliche Sitte aufrecht. Die Sonn- und Festtage wurden in den ersten Jahrhunderten nach der Reformation sorgfältig, ja oft ängstlich gefeiert, Gebet und häusliche Andacht viel geübt, der Genuß des heiligen Abendmahls oft wiederholt, die Schrift fleißig gelesen. In der Aera der Unkirchlichkeit und Freigeisterei des 18. und 19. Jahrhunderts kam zwar diese A. fast ganz ab, aber schon seit längerer Zeit hat die Reaktion begonnen. Man fängt auf der einen Seite an, sich der Kirche und ihren Heilsmitteln mit neuem Eifer zuzuwenden, auf der andern sucht man durch zweck- und zeitgemäße Verbesserungen die Erbaulichkeit des Kultus zu vermehren, sowie durch öffentliche Verordnungen und Einrichtungen die kirchliche Sitte zu fördern. Weiter als Luther, bis zur Entäußerung alles Kirchenthums, gingen die schwärmerischen Wiedertäufer. Bekannt ist ihre Verwerfung der Kindertaufe, sowie des christlichen Lehramtes. Ihre Nachkommen, die Mennoniten, suchen nach Art der ersten Jahrhunderte durch strenge Kirchenzucht Versammlungen der Heiligen zu sein und verwerfen, angeblich nach dem Gebote Christi, Eidesleistung, Kriegsdienst, Annahme eines obrigkeitlichen Amtes und Ehescheidung außer wegen Ehebruchs. Die A. der sogenannten Feinen unter ihnen ist noch strenger. Auch dem ascetischen Eifer des schlesischen Edelmannes Schwenkfeld von Ossigk († 1561) dünkte das lutherische Kirchenthum zur Aufrichtung eines christlichen Lebens unzureichend. Im Interesse innerer Frömmigkeit tadelte er die Kindertaufe, die Annahme der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahle, die lutherische Rechtfertigungslehre und Anderes mehr und stiftete in Schwaben die nach ihm benannte Sekte der Schwenkfeldianer, von welcher noch einzelne Gemeinden, besonders in Nordamerika, existiren. Der Vorwurf Schwenkfelds, daß Luther ein neues Reich des todten Buchstabens begründe, schien in der That gerechtfertigt durch die einseitige, frommes Gefühl und Leben ganz übersehende Richtung aufs Dogma, welche von den lutherischen Theologen frühzeitig eingeschlagen wurde. Nur wenige erkannten den wahren Zweck und die rechte Bedeutung des christlichen Lehramtes. Obenan steht unter ihnen Johann Arnd († 1621), dem in der Neigung zu einer edlen Mystik folgten: Gerhard, Johann Valentin Andreä († 1654), Heinrich Müller († 1675) und Scriver. Zweideutiger in dieser Beziehung sind die Verdienste der Theosophen Valentin Weigel († 1588) und Jakob Böhme († 1627); von letzterem gingen die quietistischen Gichtelianer oder Engelsbrüder aus. Am meisten wirkte dem kirchlichen Buchstabenglauben unstreitig Phil. Jak. Spener († 1705) entgegen, dem Religion u. Theologie weniger Sache der Spekulation war, die nur Streit veranlasse, als des Herzens, das die Kraft des göttlichen Wortes an sich selbst erfahren habe u. darum auch Besserung und wahre Aufklärung der Menschen im engern oder weitern Kreise zu fördern suche. Seine Anhänger, wegen der Sucht, ihre Frömmigkeit äußerlich an den Tag zu legen, Pietisten genannt und angeklagt, die Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes und der Wissenschaft, sowie eine trübsinnige Lebensansicht zu befördern, wurden vornehmlich durch Bened. Carpzov und Löscher aus Leipzig vertrieben und begründeten mit Thomasius die Universität Halle. Wenn auch einerseits die ascetischen Rathschläge und Bemühungen Speners zur Stärkung der frommen Sitte des häuslichen und kirchlichen Lebens Manches beigetragen haben, so ist doch nicht in Abrede zu stellen,

daß sie andererseits auch zu klüglichem Werkdienste, zu trüber, lichtscheuer Kopfhängerei, zu berufsläßiger Andächtelei und unkirchlichem Separatismus verführt haben. Auch regten die spenerschen Hoffnungen einer bessern Zeit in manchen Gemüthern chiliastische Schwärmereien an, so bei J. W. Petersen († 1727), Konr. Dippel († 1734), der das Wesen der Religion in Liebe und Selbstverleugnung setzte, die Theologie für unnöthig erklärte und behauptete, daß die Menschen schon in diesem Leben vollkommen werden könnten ꝛc. Der Pietismus als geordnete Gemeinde stellt sich in der von Zinsendorf seit 1722 gestifteten Brüderunität dar. Die rein ascetische Tendenz des Stifters ging auf Beförderung ächt christlichen Sinnes und Wandels durch enges Gemeindeband ohne Abschließung von dem bürgerlichen Leben und der protestantischen Kirche, durch strenge, jeden Unverbesserlichen ausstoßende Kirchenzucht, sowie durch zahlreiche Gebets- u. Andachtsübungen. Als besondere Formen der A. in den Brüdergemeinden mögen hier nur die verschiedenen Chöre, die Liebesmahle, das Fußwaschen, die täglichen Losungen ꝛc. erwähnt sein. Die trübe Strenge hinsichtlich der sogenannten Mitteldinge (Tanz, Spiel ꝛc.) hat in der neuern Zeit sehr nachgelassen; aber noch immer ist des Lebens Freiheit und Schönheit hier nicht zu suchen. Auf den populären Vortrag der Moral in ascetischen Schriften und Predigten hatten weder die Herrnhuter, noch selbst Spener und seine Anhänger einen durchgreifenden Einfluß. Nach wie vor predigte man entweder schotastisch u. polemisch, oder schematisch und emblematisch, oder philosophisch und wolfisch, während die erscheinenden Erbauungsbücher mit mystischen und allegorischen Tändeleien überfüllt waren; erst durch Mosheim, Jerusalem, Cramer, Spalding, Teller, Pölitz u. Andere wurde höhere Vollendung in Form und Inhalt glücklich erstrebt. Mittlerweile war nach mancherlei Kämpfen und Mißverständnissen die lutherische Kirche endlich zu dem klaren Bewußtsein gelangt, daß es ihre höchste und einzige Aufgabe sei, die reine, einfache Christuslehre, wie wir dieselbe in den heiligen Schriften finden, geläutert von Menschensatzungen, wieder geltend zu machen. Dieses wichtige Ergebniß des Kampfes zwischen Rationalismus und Supernaturalismus hatte auch für die Ascetik die heilsamsten Folgen, indem man auf der einen Seite erkannte, daß strenges äußeres Kirchenthum wahrer Frömmigkeit eher hinderlich als förderlich sei, auf der andern aber, daß dieser Zweck durch schriftgemäße Belehrung am besten und sichersten erreicht werde.

Die reformirte Kirche in der Schweiz, in Holland, Frankreich und Schottland kehrte gleich anfangs streng zu der Einfalt der apostolischen Erbauung zurück. Alles Sinnbildliche u. Künstlerische des Kultus wurde abgethan, das rein geistige Element, nicht ohne den Vorwurf der Nüchternheit und Einförmigkeit, zum Alleinherrschenden erhoben. Dem Geiste ihrer Kirche gemäß vergaßen die reformirten Theologen, trotz mancher Streitigkeiten über Lehre und Verfassung, nie die Förderung des Sittlichen durch Wissenschaft und Lehre, was sich theils in der Predigtweise, theils in zahlreichen moralischen Lehr- und Erbauungsbüchern zeigt. Separatistische Sekten, die, mit den kirchlichen Einrichtungen unzufrieden, auf eigenem Wege die Befriedigung ihrer sittlich-religiösen Bedürfnisse suchten, hat es hier nur wenige gegeben, eben weil die Einfachheit des öffentlichen Kultus nebst der überall vorherrschenden praktischen Tendenz des ganzen Kirchenwesens genügte. Aus früherer Zeit kennen wir bloß die den arminianischen Streitigkeiten entwachsenen Remonstranten und Kollegianten oder Rhynsburger, beide gegen die dogmatischen Unterscheidungslehren ziemlich gleichgültig, nur das Praktische festhaltend. Die Rhynsburger forderten altchristliche Sittenstrenge; in Vereinfachung des Kirchenwesens gingen sie bis zur Verwerfung der Kindertaufe und des Lehramtes. Die Gleichgültigkeit gegen gewisse veraltete Dogmen Calvins, in Verbindung mit der im Laufe der Zeit laxer gewordenen Kirchenzucht, rief seit 1813 unter dem Einflusse der Frau von Krüdener und englischer Methodisten in Genf die Momiers ins Leben. Sie sind die Pietisten der reformirten Kirche auf dem Festlande, seit 1830 geduldet und organisirt als eine „rechtgläubige, ascetisch-strenge Gemeinde der Heiligen". Die anglikanische Kirche, ein Werk der Politik, nicht des religiösen und sittlichen Bedürfnisses, ist nur in der Glaubenslehre protestantisch, in ihrer äußern Form dagegen katholisirend und, streng genommen, ohne ascetische Tendenz; Hauptaugenmerk ist und bleibt die Verwaltung des ceremonienreichen Kultus. Sklavische Pünktlichkeit und mechanische Fertigkeit im Halten der langen Liturgie, der Sakramente, der streng vorgeschriebenen Kirchengebete ꝛc. werden für unerläßlich gehalten, während Predigt und Gesang eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Auf pharisäisch-ängstliche Fest- und Sonntagsfeier wird mit großer Strenge gehalten. Unter den zahlreichen Dissenters sind die ältesten die Presbyterianer oder Puritaner, streng calvinistisch, mit Presbyterialverfassung, einfachem, bildlosem Gottesdienste und einer strengen Kirchenzucht. Ihre Ultra's, die Browonisten, seit 1610 Independenten genannt, verwarfen alle Gebetsformeln, selbst den stehenden Gebrauch des Vaterunsers, die öffentlichen Trauungen, eine Zeitlang auch das regelmäßige Lehramt. Aus ihrer Mitte gingen seit 1630 die Baptisten hervor, jetzt besonders zahlreich in Nordamerika. Gestiftet von Georg Fox, entstanden seit 1646 in den Stürmen der Revolution die Quäker; in dem mystischen Glauben, daß alles religiöse Bewußtsein von unmittelbarer, durch ruhiges Harren zu erlangender Einwirkung des heiligen Geistes ausgehe, verachten sie den äußern Gottesdienst, den Gebrauch der Sakramente, das Predigtamt und setzen das Wesen ihres Kultus in gegenseitige Ermahnung, zu der Jeder, vom Geiste getrieben, sich befähigt fühlen könne. Aus einem streng ascetischen Vereine frommer Studenten zu Oxford, den John Wesley seit 1729 um sich sammelte, gingen die Methodisten hervor, so genannt wegen der von ihnen eingeführten neuen Methode des christlichen Lebens. Uebertreibung des Methodismus führte in Wales um 1760 zu der Anbetungsweise der Jumpers, einem wilden Aufspringen zu Ehren Christi, des Lammes. Dieser Enthusiasmus erhielt mehr im Sinne der Quäker eine regelmäßige Gestalt durch Anna Lee, ihre Anhänger in Nordamerika, die Shakers; loben Gott durch Keuschheit, Gütergemeinschaft und Tanzen, wie David vor der Bundeslade tanzte und Johannes im Mutterleibe hüpfte. Fast außer-

halb des Christenthums stehen die Mormonen (s. d.).

Die Reformation blieb auf den Katholicismus nicht ohne heilsamen Einfluß, besonders da, wo die unmittelbare Nähe des Protestantismus zum Bessern drängte. Ein wesentlicher Fortschritt in den Kultusformen war die größere Beachtung des Gemeindegesanges und der Predigt, besonders in Deutschland und Frankreich. In Italien, Spanien, Portugal und an andern Orten, wo der Romanismus ungestört blieb, hat der Kultus seine Rücksichtslosigkeit auf Sittlichkeit und geistige Bildung des Volkes nach wie vor bewahrt, und die sinnliche Gestalt des Heiligendienstes ist dort eher vermehrt als vermindert worden. In Deutschland und Frankreich war dieser Katholicismus seit der Reformation nur noch Sache einer Partei, die ihren Stützpunkt in der römischen Kurie u. in den Jesuiten, ihren Gegensatz in der Macht der Wissenschaft und des Strebens nach geistiger Freiheit, in dem Bedürfnisse wahrer, inniger Frömmigkeit, sowie in dem politischen Interesse der Staaten hatte. Claudius Espencäus, Mabillon († 1707), Muratori († 1749) u. Andere erklärten sich wider mehre der Sittlichkeit gefährliche Mißbräuche; mächtiger und nachhaltiger wirkte aber der Kampf des Jansenismus gegen die Werkheiligkeit und den Leichtsinn des kirchlichen Lebens (1642—1756). Voltaire, die Encyklopädisten und die Revolution vernichteten den Katholicismus, statt ihn zu reformiren, das Kaiserreich richtete ihn zur Staatsreligion ein, die Revolution von 1830 vertrieb die in Frankreich wieder eingezogenen Jesuiten und hob den in absolutistisch-hierarchischem Interesse von der vorigen Regierung absichtlich vernachlässigten Volksunterricht. In Deutschland wünschten selbst hohe Prälaten Abstellung mehrer Mißbräuche in Bezug auf Ablaß, Heiligenverehrung, Prozessionen, Wallfahrten, Bilder, Rosenkränze und desgl. Kaiser Joseph II. führte 1783 eine verbesserte Ordnung des Gottesdienstes ein und wollte die unnützen Bilder, Wallfahrten, Prozessionen, Brüderschaften, den Handel mit geweihten Kerzen, Rosenkränzen ꝛc. aufgehoben sehen. Aehnliches wiederholte sich seitdem in verschiedenen Ländern Deutschlands, und es ist nicht zu leugnen, daß dadurch der katholische Kultus seinem religiös-sittlichen Zwecke näher gebracht worden ist, wie hindernd und beschränkend auch die Bestrebungen der Gegenpartei waren. Dieselben Ultramontanen, welche die Reformen des Jansenismus, des Kaisers Joseph ꝛc. aufhielten u. theilweise paralysirten, bestreiten auch jetzt noch jede Vergeistigung u. Versittlichung ihres Kirchenwesens. Besonders sichtbar ist dieses Streben seit 1815 geworden, seitdem auch päpstlicherseits die Restitution des Romanismus in integrum wieder lebhaft betrieben wurde. Der Deutschkatholicismus hat diesem Unwesen nicht wirksam genug die Spitze zu bieten vermocht. Das Mönchs- und Ordenswesen der katholischen Kirche erhielt aber seit der Reformation eine bessere Gestalt durch die Richtung auf praktische Thätigkeit im Sinne der Kirche. Alle neuen Orden suchten sich vor dem Zeitgeiste durch ihre den Gelübden zugefügte Bestimmung für Volksunterricht, fromme Wissenschaft, Werke der Barmherzigkeit, Heiden- und Ketzerbekehrung zu rechtfertigen; so die Mauriner, die Priester des Oratoriums, die Väter des Oratoriums, die Priester der Mission, die Theatiner, die Ursulinerinnen, die Piaristen, die barmherzigen oder grauen Schwestern, selbst die Jesuiten u. a. Ein volksthümlicher Bettelorden mit strenger A. und großem Predigteifer wurden die Kapuziner (seit 1528). Im Geiste des alten Mönchthums und an Strenge dieses selbst überbietend, entstanden seit 1662 die Trappisten. An Schriften zur Beförderung der Religiosität und Sittlichkeit fehlte es in diesem Zeitraume weniger als je; die Moral der Jesuiten, meist nur in gelehrten Werken vorgetragen, erzeugte als Gegensatz eine innige Mystik, die, wenn auch nicht selten in Schwärmerei ausartend, doch die Frömmigkeit des Herzens stets hervorhob und durch Schriften mächtig förderte. Hierher gehören besonders die Werke der Jansenisten Pascal, Arnaud, Quesnel, ferner des Bischofs Franz von Sales, des Kardinals Bona, Michael Molino's, der Madame de la Mothe Guyon Fénélons, des Angelus Silesius und Anderer. Einen neuen Aufschwung nahm die ascetische Literatur besonders in Deutschland seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Die griechische Kirche ist seit ihrer Trennung von der katholischen meist geblieben, was sie damals war. Am sichtbarsten ist ihre Stabilität in den ascetischen Formen. Alles entbehrt hier des Lebens, todter Mechanismus, gedankenlose pünktliche Theilnahme an den althergebrachten Bräuchen gilt für Religion, eine moralische Wirkung desselben wird kaum beabsichtigt, noch weniger erreicht. Der Gottesdienst ist ein Geschäft, das zu seiner Zeit abgemacht sein will, um mit dem Himmel quitt zu werden. Die Kirchensprache ist zwar die Landessprache, aber meist in der Gestalt, welche sie bei der Einführung des christlichen Kultus hatte, und daher oft selbst dem Klerus unverständlich. Gepredigt wird meist gar nicht. Dazu ist an vielen Orten der Bilderdienst in den Händen eines sinnlichen, ungebildeten Volkes bis zum Götzendienst entartet. Die A. der russischen Mönche und Nonnen ist in der Hauptsache wie überall, obwohl hinsichtlich der Klausur ꝛc. meist etwas milder. Asceten im strengsten Sinne des Wortes sind die sogenannten Büßer (Kettensakirs), herumstreifende Bettler, die von Kloster zu Kloster ziehen und ihr Brod den milden Gaben der Frommen verdanken. Sie unterziehen sich allerlei Peinigungen und Entbehrungen, schlafen nie anders als auf nacktem Boden, nehmen nur Holzstücke oder Steine zum Kopfkissen und legen sich, damit es ihrem Leiblichen nie zu wohl werde, eine Kette um den bloßen Leib. Als um 1652 der moskauische Patriarch Nikon einige liturgische Verbesserungen einführte, so entstand aus Unzufriedenheit darüber die Sekte der Starowerzi (Altgläubigen) oder Raskolniken (Schismatiker), die gewissenhaft an den altväterlichen Satzungen hängen und die neuen Sitten und Luxusartikel verabscheuen. Aus ihnen gingen die Duchoborzi (Streiter des Geistes) hervor, in Lehre und A. den protestantischen Pietisten mehrfach verwandt. Unter den Altgläubigen hat eine Partei das Fasten ganz aufgehoben, während eine andere selbst den Fisch als Fastenspeise verbietet; es gibt selbst eine Sekte, wo die Männer glauben, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, wenn sie sich ihrer Mannheit begeben.

Die religiösen Uebungen, welche der Mohammedanismus seinen Bekennern vorschreibt, sind:

das Gebet, aber nicht freier Erguß des Herzens, sondern das Herbeten vorgeschriebener Gebetsformeln, Morgens, Abends und wenn die Sonne untergegangen ist, mit dem Gesichte gegen den Tempel zu Mekka; das Lesen des Korans, täglich so viel, als mit Bequemlichkeit geschehen kann; Waschen und Reinigungen, namentlich vor dem Gebete und bei geschlechtlichen Verunreinigungen, mit Wasser, oder, wenn keins zu haben ist, mit reinem, feinem Sande; Fasten, besonders im Monat Ramadan, aber nur während des Tages; Wallfahrten nach Mekka; Opfer, nämlich Schafböcke, Ziegen, Kühe, weibliche Kameele; die Beschneidung; die Feier des Freitags (den man später für den Anfangstag des Weltgerichts erklärte) und der Feste; fleißiges Almosengeben, als besonders verdienstlich empfohlen. Auch unter den Mohammedanern gibt es eine Art Mönche, Derwische, Büßer, wie die indischen Fakirs, nur nicht so selbstquälerisch, sondern mehr wie die des Katholicismus, mit verschiedenen Ordensregeln. Schon im 2. Jahrhundert der Hedschra stiftete Said den Orden der Sufi, nach dessen Vorschrift Leib und Seele, Aeußeres und Inneres sich weder fühlen, noch wahrnehmen, sondern gänzlich in Gott sich verschlingen und auflösen sollen.

Ascetik, s. Ascese.

Asch, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Eger, unweit der sächsischen und bayerischen Grenze, am Flüßchen Ascha, hat lebhafte Industrie in Strumpfwaaren, Baumwollenspinnerei u. Weberei, Brauerei, Gerberei ꝛc., in der Umgegend Eisenhämmer und mit den dazu gehörigen Dorfschaften 7420 meist protestantische Einwohner.

Aschach (Waldaschach), Flecken im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, Landgericht Kissingen, am Einfluß des Flüßchens Aschach in die fränkische Saale, hat 760 Einwohner, eine Steingutfabrik und Eisenhämmer.

Aschaffenburg, ehemaliges Fürstenthum, am Main, jetzt ein Theil des bayerischen Regierungsbezirks Unterfranken und A., entstand 1803 u. wurde nach Reichstagsbeschluß dem Kurerzkanzler (nachmaligen Fürsten Primas) Dalberg als Dotation verliehen. Es wurde gebildet aus dem mainzischen Vicedomamte A., dem mainzischen Oberamte Orb und Lohr, dem mainzischen Oberamte Klingenberg, dem würzburgischen Amte Aura, dem ritterschaftlichen Amte Aufenau, wozu 1806 durch die rheinische Bundesakte und spätere Verträge unter dem neuen Großherzog von Frankfurt folgende reichsständige und reichsritterschaftliche Gebiete kamen: Kreuzwerthheim, Eschau, Krombach, Rieneck, Rothenfels, Triesenstein, Hobach, Fechenbach, Niedersteinbach, Sommerau und Unterhausen, so daß der Flächeninhalt des Departements A. 30—32 QMeilen betrug. Nach der Verzichtung des Großherzogs von Frankfurt auf seine Staaten (1813) kam das Fürstenthum A. durch Uebereinkunft der alliirten Mächte 1814 an Oesterreich. Dieses vertauschte es sogleich gegen Abtretungen in Tyrol, Salzburg u. am Inn an Bayern, welches durch Staatsvertrag mit dem Großherzoge von Hessen 1816 noch das Amt Alzenau, die fürstlich leiningischen Aemter Amorbach und Miltenberg und das fürstlich löwensteinische Amt Heubach und durch einen neueren Vertrag (1817) die ebenfalls hessischen Orte Umpfenbach, Laudenbach, Windischbuchen und Reinhardshausen dazu erhielt, wogegen die bis dahin zum bayerischen Landgericht Obernburg gehörigen Ortschaften Dornbiel, Radheim und Mosbach an Hessen kamen. Seitdem beträgt der Flächeninhalt des Fürstenthums ungefähr 36 QMeilen. Dasselbe grenzt südlich an das vormalige Hochstift Würzburg, östlich an das Großherzogthum Baden und die hessische Grafschaft Erbach, westlich an den Main und das hessische Gebiet und nördlich an das Fürstenthum Hanau und das Großherzogthum Fulda. Die hohen Kuppen des Spessarts ziehen mitten durch das Fürstenthum von Süden nach Norden u. laufen nach allen Seiten in enge Gründe und Thäler aus; jenseits des Mains senken sich die Vorberge des Spessarts zu fruchtbaren Hügeln herab, die (in dem Landgerichte Alzenau) kostbaren Wein erzeugen. Im Westen bilden die Abhänge des Odenwaldes ein schönes Flachland, während die Gebirge des Odenwaldes sich südlich erheben. Hauptfluß ist der Main, dem viele kleine Flüsse und Bäche zuströmen, wie die Sinne (Sinnfluß), Jossa (Jossbach), Lohr, Haselohr, Haslach, Faulbach, Mudaubach, Erfa, Elsaff, Mümling, Gersprinz, Aschaff, Kahle und Kinzing. Das Klima ist in dem Gebirge rauh, in den Vorlanden und an den Ufern des Mains viel milder, sehr fruchtbar, selbst für Weinbau geeignet; auch in den Hochlanden gibt es fruchtbare Gründe, besonders guten Wieswachs. Die Waldungen gewähren die Hauptnahrung durch Holzmachen, Holzfuhren, Holzhandel, auch Schiffsbauerei (zu A. und Lohr). Man baut sehr viele Kartoffeln, die Brodfrüchte reichen aber in manchen Jahren nicht aus. Das früher sehr zahlreiche Wild hat abgenommen; die Fischerei im Main ist beträchtlich, Schaf-, Schweine- und Pferdezucht nicht unbedeutend; Glashütten, Töpfereien, Ziegeleien, Papiermühlen (sehr zahlreich), Buntpapierfabrikation, Hammerwerke, Loh- und Schneidemühlen ꝛc. bilden eine ziemlich lebhafte Industrie; der Handel wird vorzüglich durch den Main befördert. Die Zahl der Einwohner (größtentheils katholisch) beläuft sich auf ungefähr 120,000 in 12 Städten u. 266 Flecken, Dörfern und Weilern.

Die gleichnamige Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums und jetzt des gleichnamigen Landgerichts im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und A., an der Aschaff und am rechten Mainufer, welches hier allmählig zu dem Abhange des Spessarts hinaufsteigt, reizend gelegen, zählt 9380 meist katholische Einwohner und ist Sitz des Apellationsgerichts für den Regierungsbezirk Unterfranken und A. (1832 von Würzburg aus dahin verlegt), eines Kreis- und Stadtgerichts und anderer Behörden. Das massive, große, viereckige, mit vier Eckthürmen versehene, sehr schön gelegene und eine unvergleichliche Aussicht gewährende Schloß (Johannisburg) erbaute der Kurfürst-Erzbischof Johann Schweikard von Kronberg 1605—14 mit einem Aufwande von 316,000 Gulden. Unter den 7 Kirchen ist die ehemalige Stiftskirche, ein altes, im gothischen Styl erbautes Münster, das sein Entstehen dem Herzog Otto von Bayern und Alemannien um 974 verdankt, mit vielen Grab- u. Denkmälern ausgezeichnet. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind: die Kaserne, das Palais des Grafen von Schönborn, der Freiherren von Dalberg, das Rathhaus, das Lyceumsgebäude (1726 erbaut), das

Theater (sonst Deutschordenshaus) u. das pompejanische Haus, welches König Ludwig von Bayern dem Hause des Castor u. Pollux zu Pompeji nachbilden und mit in antikem Geschmacke gearbeiteten Geräthschaften ausstatten ließ, ꝛc. Anstalten für Wissenschaft, Kunst und Wohlthätigkeit sind ein Lyceum, ein Gymnasium, eine lateinische Schule, ein Knabenseminar, eine weibliche Erziehungsanstalt der englischen Fräulein, Landwirthschafts- und Gewerbschule erster Klasse, Forstlehranstalt, Zeichen- und Modellirschule, eine phelloplastisches Kabinet, eine Bibliothek mit vielen guten Handschriften, Bibel- und Kupferstichsammlung, Gemäldesammlung, ein Theater, ein Bürger- und Krankenhospital. Die Industrie besteht in Tuch-, Lein-, Leder-, Lizeur-, Nadel-, Knopf-, Seifen-, Parfümerie-, Buntpapier- und Tabaksfabriken, Schifffahrt u. ansehnlichem Schiffsbau; Handelsartikel sind Holz, Wein, Bausteine ꝛc. Belustigungsorte und Spaziergänge um die Stadt sind das schöne Thal, englische Anlagen im Stadtgraben und auf dem Wall, der jenseits des Mains gelegene schöne Busch, die Fasanerie und der am Main schön gelegene Hof Nilkheim mit Musterwirthschaft, englischem Garten u. einer Gemäldesammlung, Eigenthum des Freiherrn von Mergenbaum. A., in alten Urkunden Asciburgum, Askafaburg, Aschasinburg genannt, bestand schon, ehe die Römer nach Deutschland kamen, die hier ein Castrum anlegten und dasselbe zu einem Standquartier für ihre Legionen bestimmten. Später wurde der Spessart mit A. für die rheinfränkische Monarchie ein Bollwerk. Die fränkischen Majordomus und später die Könige besuchten den Spessart (Spechtshard) um der Jagd willen, machten ihn zu einem gebannten Königsforste und A. zu ihrem Aufenthaltsorte und erbauten auf den Trümmern jenes römischen Castrums ein Jagd- und Lustschloß. Schon im 8. Jahrhundert kommt A. als Stadt vor, die vom Kloster Donaustauf eine Kirche und Schule erhielt. Bonifacius erbaute dort die St. Martinskapelle und gründete ein Benediktinerkloster. Im 10. Jahrhundert war A. Eigenthum des Herzogs Otto I. von Bayern und Alemannien. Er gründete daselbst ein Chorherrenstift und die Stiftskirche, welche er reich ausstattete. Nach seinem Tode kam die Stadt an die Kurfürsten-Erzbischöfe von Mainz, als Pröpste des Stifts. Erzbischof Adelbert gab der Stadt viele Freiheiten und machte sie zur Sommerresidenz der Erzbischöfe. Im Jahre 1447 wurde hier ein Reichstag und Konvent über Religionssachen u. besonders über die Anerkennung des Papstes Nikolaus V. gehalten, als Einleitung zu den später in Wien geschlossenen Konkordaten deutscher Nation, die deswegen oft aschaffenburger Konkordate genannt werden. Im 30jährigen Kriege hatte die Stadt viel zu leiden. Gustav Adolf besetzte sie 1631 ohne Widerstand und schlug darin sein Hauptquartier auf. Noch öfters wurde sie in diesem Kriege eingenommen, so 1634 nach der Schlacht bei Nördlingen durch die Spanier, 1646 durch die Franzosen mit Kapitulation, noch in demselben Jahre durch die Bayern und die Schweden, 1647 durch den kaiserlichen General Garnier in Folge eines Ueberfalls; der Letztgenannte überließ sie jedoch später Mainz. Die Franzosen unter Turenne nahmen die Stadt 1672, zogen jedoch bald wieder ab. Im Jahre 1803 kam sie mit dem ganzen Fürstenthum an den Kurerzkanzler (Dalberg), der hier residirte (s. oben), und 1814 an Bayern. Später war A. der gewöhnliche Sommeraufenthaltsort des Königs Ludwig von Bayern.

Aschanti (Ashantee, As-janti), mächtiges afrikanisches Volk in Guinea, dessen Reich sich von der Meeresküste bis zum Zamma und Kong im Norden, dann von Axim im Westen bis zum untern Volta im Osten erstreckt und im Innern mit den Landschaften Intá und Daghumba noch über den obern Volta hinausreicht und an das Gebiet der Fanti grenzt, von dem es durch den Fluß Prah und einen dichten, mehre Tagereisen breiten Urwald getrennt wird. Innerhalb der bezeichneten Grenzen ist nur der schmale, im Westen durch das Flüßchen Sakum, im Osten durch den Katubach bei Elmina begrenzte und im Norden bis an den Prah reichende Küstenstrich von den A. unabhängig und steht, von Fanti bewohnt, unter britischem Einfluß. Die Bevölkerung des Aschantireichs, welches einen Flächenraum von 9—10,000 □Meilen umfaßt, wird auf cirka 4 Millionen Seelen geschätzt. Der Boden des Landes ist meist leichter Lehm. Die niedrige, bald sandige, bald sumpfige Küste ist drückend heiß und für Europäer höchst ungesund, sowie aber das Land nach innen zu terrassenartig ansteigt, wird das Klima gemäßigter und in den höheren Berggegenden sogar dem italienischen entsprechend. Zweimal, im September und Oktober, ist Regenzeit, dazwischen liegen die beiden Sommer. In der Regenzeit kommen häufige Gewitter mit Hagelschauern vor. Im Sommer sind die Gewitter nicht so häufig, als in der Regenzeit; starke elektrische Entladungen bei ganz klarem Himmel kommen aber durch das ganze Jahr vor. Das Kougogebirg sendet eine Menge von Bächen und Flüssen dem Meere zu, die an der Küste Haffe bilden und hauptsächlich den Meeressaum so ungesund machen. Im Innern ist das Land in Folge seines Wasserreichthums sehr fruchtbar und reich an mannichfaltigen Produkten. Die nutzbarsten Bäume der Wälder sind verschiedene Arten von Palmen, einige Arten Gummibäume, 2 Arten von Baumwollenbäumen. Diese (Seidenbaumwollenbäume) liefern eine seidenartige, aber wegen ihres kurzen Fadens nicht zu verspinnende Baumwolle, die zum Ausstopfen von Kissen und Matratzen verwendet wird. Daneben wird aber die Baumwollenstaude regelmäßig kultivirt, versponnen und verwebt. Eßbare Früchte liefern Citronen- und Pomeranzenbäume, Bananen, wilde Reben, wilde Feigenbäume; auch Ananas, Zuckerrohr und mehre Arten Melonen sind häufig. Die Hauptnahrung gibt aber die Yamswurzel (Igname der Franzosen) ab. Reis wird hin und wieder gebaut, stärker und verbreiteter ist die Pflege der Kürbisse, von denen man sowohl das Fleisch als Speise, wie die Schale zu allerlei Geräth benutzt. Das Thierreich zeichnet sich durch viele Gattungen und Species aus. Löwen, Panther, Leoparden, Hyänen, Hirsche, Rehe, Elephanten, Rhinocerose, Wildschweine bevölkern den Boden, zahllose Affen, Papageien, Tauben und kleinere gefiederte Thiere das Laubdach der Wälder. Der Adler hält sich in den Wäldern auf, der Geier ist ein Bewohner der Städte und Dörfer, wo er als einziger Agent der Gesundheitspolizei in hohem Ansehen steht. Von

dem Reichthum der Flüſſe an Fiſchen, Krokodilen und Nilpferden wiſſen die Reiſenden nicht genug zu erzählen. Schlangen kommen überall vor, von der kleinen Hausſchlange, die faſt in jeder Hütte anzutreffen iſt, bis zu der Boa Conſtrictor, die eine Länge von 25 Fuß erreicht. Elephanten jagt man wegen ihrer Zähne, auch wird das Fleiſch gegeſſen. Kameele kommen zuweilen mit mauriſchen Handelsleuten in das Land, Pferde kennt man faſt gar nicht. Die Rinder ſind klein, Kuhmilch verabſcheuen die A.; die Schafe zeichnen ſich durch Größe aus, haben aber eine haarartige Wolle. Hunde (die haarloſen und nicht bellenden Guineahunde) werden der Jagd wegen gehalten und ihr Fleiſch gehört zu den Lieblingsſpeiſen. Zahmes Geflügel, Hühner u. Perlhühner, gibt es in allen Ortſchaften.

Die A. ſind in den gewöhnlichen Gewerben, namentlich im Teppichweben und in Goldarbeiten geſchickt, und die von ihnen gefertigten goldenen Ketten haben, einen gewiſſen Ruf. Ihr Land iſt das eigentliche Goldland von Guinea und Gold das einzige Geld, welches bei ihnen im Umlaufe iſt, während in den Nachbarländern ſchon kleine Muſcheln (Kauris) und Salz deſſen Stelle vertreten müſſen. Die Prunkgefäße beſtehen immer aus Gold, das gewöhnliche Geſchirr aus Kupfer oder Eiſen. Die Gewinnung des Goldes wird freilich auf eine ſehr primitive Weiſe bewirkt. Daſſelbe wird gewöhnlich aus dem Sande und dem Lehmboden der Flüſſe ausgewaſchen, doch werden auch die goldhaltigen Quarzgänge in den Gebirgen in Tagbau betrieben, die Quarzſtücke zerpocht und geſchlämmt. Gemünzt wird das Gold nicht, es kurſirt als Goldſtaub oder in kleinen Stücken, die gewogen werden, wonach ſich ihr Werth beſtimmt. Jeder kann Gold graben oder waſchen laſſen, die Arbeit wird durch Sklaven verrichtet, und wer die meiſten Sklaven hat, pflegt auch der reichſte Mann zu ſein, weshalb der Reichthum eines Mannes danach geſchätzt wird, wie viel Menſchen er beſitzt. Der Reichthum verbreitet einen Luxus, den man in einem Negerlande nicht vermuthen ſollte. Die Reiſeberichte der engliſchen Geſandten ſprechen von Feſten, welche der König oder Vornehme gaben, wobei man auf Divans und koſtbaren Teppichen an Tiſchen ſaß, die ein tadelloſes Leinenzeuch deckte, und aus Goldgefäßen Kraftſuppen, delikat bereitete Speiſen und Früchte verzehrte. Die Häuſer der Armen ſind nur Gitterwerke von Bambusſtäben; deren Zwiſchenräume mit Lehm ausgefüllt ſind; doch erhalten auch dieſe durch die Palmblätter welche das Dach bilden und alle Wände bekleiden, kein ungefälliges Anſehen. Hauptſtadt des Reichs und Reſidenz des Königs iſt Kumaſi, welche, auf einem von Sumpf u. von einem Bach umgebenen Granitfelſen liegend, 1 Meile im Umfang und gegen 70,000 Einwohner hat. Es befinden ſich daſelbſt zwei Paläſte, von europäiſcher Bauart, einer für den König, der zweite für die Fremden. Im ſchreienden Kontraſt damit ſtehen Schädel und Gerippe erſchlagener Feinde, welche der König bei feierlichen Gelegenheiten auszuſtellen nie verſäumt.

Die Verfaſſung von A. kann man eine monarchiſch-ariſtokratiſche nennen, indem der König von einer Art Reichsverſammlung der Vornehmen umgeben iſt, ohne deren Rath in Krieg und Frieden keine wichtige Entſcheidung erfolgt. Die Großen, die man mit einem korrumpirten portugieſiſchen Worte Caboſis nennt, beanſpruchen auch einen Antheil an den Tributen, u. mehr als einmal haben ſie einen König entthront. Beſonders ſtehen vier aus den alten mächtigen Familien, welche im vorigen Jahrhundert das Reich der A. gründen halfen, abſtammende Häuptlinge dem Herrſcher in allen wichtigen Angelegenheiten zur Seite u. üben ſogar das Recht aus, Verträge u. Bündniſſe mit zu unterzeichnen. Ueberhaupt bildet das Aſchantireich nicht ſowohl einen kompakten Staat, als einen Komplex von mehr oder weniger ſelbſtſtändigen Landſchaften, die zum Herrſcher in Kumaſi nur in einem feudalen Verhältniſſe ſtehen und zum Theil neben eignen Fürſten auch ihre eignen Verfaſſungen beibehalten haben, auch vorzugsweiſe nur zu Tribut u. zur Heerfolge verpflichtet ſind. Doch hat der König die Macht, einem gefährlichen Großen den Befehl zu ſchicken, daß er ſich das Leben nehme, und das Vermögen ſolcher, welche zu reich geworden ſind, durch Steuern nach Belieben zu verringern. Der König iſt der geſetzliche Erbe aller ſeiner Unterthanen, doch ſuccedirt er nur in ihren Beſitz an Gold, während die Sklaven, das Vieh und die Ländereien der Familie verbleiben. Er hat eigene Goldwäſchereien und Goldgruben; alle größeren Goldklumpen müſſen an ihn abgeliefert werden, ebenſo der Goldſtaub, der auf dem Markte von Kumaſi verloren geht — eine nicht unerhebliche Einnahme, welche jährlich auf 100 Pfund Gold geſchätzt wird. Emblem der königlichen Würde iſt der goldene Stuhl des Königs, der ihm überall hin nachgetragen wird. Auch die Würde der Baſallenkönige und der Rang der Vornehmen werden durch ihre Stühle angedeutet. Die bei den A. wie bei allen Guineavölkern gebräuchliche Vielweiberei erſcheint bei dem König auf die höchſte Spitze getrieben. Das Oberhaupt dieſes Negerſtaates hat 3333 Weiber, welche Zahl beſtändig voll erhalten wird, da ſie eine myſtiſche iſt, auf der das Staatswohl beruht. Einige dieſer Frauen ſind mit dem Range vollbürtiger Gattinnen bekleidet, eine von ihnen iſt Königin, doch ſuccedirt nicht der Sohn einer ſolchen dem König, ſondern der Sohn ſeines älteſten Bruders oder ſeiner älteſten Schweſter. Die eigentlichen A. ſind ein charakter- und muthvolles, thätiges und auch körperlich ſehr kräftiges Negervolk, das ſich ſelbſt die mohammedaniſche Bevölkerung von Kong, Intá und Daghumba unterworfen hat. Große Freunde von Putz und Schmuck, verbinden ſie mit den Feſten, welche ſie geben, immer eine Schauſtellung ihrer Reichthümer. Im Umgange ſind ſie höflich und leutſelig, bei offiziellen Verhandlungen und Staatsakten dagegen ſehr hochfahrend und ſtolz. Die Kindererziehung iſt ſorgſam und ſtreng; die Sklaven werden im Allgemeinen gut gehalten und reichlich verpflegt. Die Kranken, Schwachen und Verwachſenen ſtehen unter dem Schutze des Königs, ſein Palaſt zu Kumaſi iſt eine Verſorgungsanſtalt für hülfloſe Kinder. Der Krieg iſt für dieſes Volk aber die hauptſächlichſte u. ehrenvollſte Beſchäftigung; die Feldzüge gelten vornehmlich den Völkern im Innern, die gegen ſie bedeutend im Nachtheil ſind. Dieſe Kriege ſind äußerſt blutig. Wenn eben kein Mangel an Sklaven iſt, werden alle Gefangenen getödtet, ganze Völkerſtämme mit Feuer und Schwert ausgerottet. Die Vornehmen und Häuptlinge werden nie geſchont, denn man

braucht ihre Schädel für die Sammlungen des Königs, welche gleichſam Staatsarchive bilden. Die Geſetze der A. koſten faſt noch mehr Blut, als die Kriege; ſie ſind von drakoniſcher Strenge, die leichteſten Vergehen werden mit dem Tode beſtraft. Die Verurtheilten werden gewöhnlich nach Kumaſi gebracht und für ein großes Feſt aufgeſpart. Viele Menſchenleben fordern auch die Opfer, die bei Feſten politiſcher oder religiöſer Natur und bei Leichenbegängniſſen dargebracht werden. Bei großen Feſten bemächtigt ſich des Königs und der Großen ein förmlicher Wahnſinn, und die Sklaven, die ſonſt gut behandelt werden, fallen dann maſſenweiſe. Selbſt ärmere Leute opfern bei Todesfällen einen oder 2 Sklaven, reichere wohl 30—40. Ein König von A. ließ beim Tode ſeiner Mutter 3000 Kriegsgefangene ſchlachten, mehre Große lieferten jeder 100 Opfer u. jede größere Ortſchaft 10. Die Zahl der Opfer richtet ſich auch danach, ob die Erwartungen, welche der Erbe von ſeiner Erbſchaft hegte, eingetroffen ſind oder nicht. Die Religion der A. iſt Fetiſchismus. Sie verehren zwar eine höchſte Gottheit, welche im Himmel thront u. auf deren Altären kein Bild ſteht, glauben aber daneben auch an ein böſes Weſen, unreine Geiſter und Geſpenſter, vor denen ſie große Furcht haben. Dieſe böſen Geiſter erſcheinen ihnen perſonificirt als Schlangen, Krokodile, Leoparden, ihnen opfern ſie auch, und die Geheimniſſe der Prieſter beſtehen hauptſächlich in den Mitteln, dieſe böſen Genien unſchädlich oder geneigt zu machen. Sie mögen etwas von den Religionsanſichten der Mohammedaner angenommen haben, welche unter ihnen wohnen und in ihrer Religion nicht geſtört werden. Im Rath der Guineakönige erſcheinen immer einige mohammedaniſche Oberhäupter. Muſik und Geſang müſſen alle öffentlichen Feſte begleiten. Die Hauptinſtrumente der A. ſind Trommeln, Pfeifen, Gonggongs, Hörner, die aus ausgehöhlten Elephantenzähnen beſtehen, u. Kalebaſſen mit Steinchen darin, welche im Takt zu der Muſik geſchüttelt werden. Die große Trommel des Königs wird nur bei ſehr feierlichen Gelegenheiten geſchlagen. An ihr hängen die Schädel mehrer von den A getödteten Könige, auch der des engliſchen Generals Maccarthy, den ſie 1824 gefangen nahmen und köpften. Die Poeſien der A. u. Dahomey's ſind Improviſationen, die im glücklichſten Falle im Gedächtniſſe des Volkes haften bleiben, aber nicht aufgeſchrieben werden können, da keines der beiden Völker Buchſtaben oder Schriftzeichen hat.

Geſchichtliches. Für den Gründer des Aſchantireiches gilt der Häuptling Sai-Turu, der im Anfange des 18. Jahrhunderts mit Binnenſtämmen den Strich eroberte, auf dem die von ihm erbaute Landeshauptſtadt Kumaſi liegt, und allmählig die Grenzen des Landes bedeutend ausdehnte. Im Anfange des 19. Jahrhunderts bekriegten die A. die Fanti, ein wohlhabendes und friedliches Volk, das mit den Engländern, welche hier die Forts Elmina, Kap Coaſt Caſtle, Annamaboe u. a. beſaßen, im beſten Einvernehmen lebte. In drei Feldzügen (1807, 1811, 1816) wurden die Fanti zum Theil unterworfen oder ausgerottet, und die ganze Küſte fiel den A. anheim. Die Engländer hatten das Unheil von ihren Verbündeten nicht abwenden können, und in gleicher Weiſe mißlangen ihre Verſuche, mit den A. in freundliche Beziehungen zu treten. Dieſe grollten wegen des Verbots des Sklavenhandels, forderten aber außer der Wiederherſtellung deſſelben auch die Fortentrichtung der Subſidien, welche die Engländer den Fanti bezahlt hatten. Nach mehren fruchtloſen Geſandtſchaften ließen die Engländer das Schwert ſprechen, doch war der Ausgang für ſie der unglücklichſte. Der Feldzug von 1824 führte für ſie nur Niederlagen herbei, ihr General Maccarthy, Statthalter von Sierra Leone, und mehr als tauſend Soldaten ſtarben im Gefecht oder durch Seuchen. Der engliſche Einfluß ging dadurch ganz verloren, und was die A. ſeit dieſer Zeit von der europäiſchen Civiliſation kennen lernten, ward ihnen durch die Holländer vermittelt, die bei ihnen zu hohem Anſehen gelangt ſind. Im Jahre 1837 hat Holland mit dem König Oſay Aquatuh der A. einen Vertrag abgeſchloſſen, nach deſſen Inhalt der letztere jährlich tauſend ſeiner Unterthanen zur Verwendung in den holländiſchen Niederlaſſungen zu ſtellen hat, wogegen die Holländer ihren Verbündeten eine beſtimmte Menge Waffen u. Munition liefern. Nach demſelben Vertrage hat der Negerkönig zwei Prinzen, einen Sohn u. einen Neffen, nach Holland geſchickt, um dort erzogen zu werden. Der Sohn iſt in ſein Vaterland zurückgekehrt, dem Neffen hat man den Zugang verſperrt. Er heißt Aquaſſi Boachi und wurde Bergbeamter in den niederländiſchen Beſitzungen in Oſtindien.

Aſchbach, Joſeph, deutſcher Geſchichtsforſcher, zu Höchſt am Main den 29. April 1801 geboren, ſtudirte in Heidelberg ſeit 1819 Theologie und Philoſophie, bis er ſich, durch Schloſſers Vorträge angeregt, der Geſchichte zuwendete. Im Jahre 1823 wurde er Profeſſor am Gymnaſium zu Frankfurt, von wo er 1842 als ordentlicher Profeſſor der Geſchichte nach Bonn berufen wurde. In ſeiner „Geſchichte der Weſtgothen" (Frankfurt 1827) hat er mit unermüdlichem Fleiße eine bis dahin ſehr dunkle Partie der Geſchichte aufgeklärt. Ihr folgten die „Geſchichte der Omajjaden in Spanien" (2 Bde., Frankfurt 1829 und 1830), die „Geſchichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrſchaft der Almoraviden und Almohaden" (2 Bd., daſ. 1833—37), die „Geſchichte der Heruler und Gepiden" (in Schloſſers und Berchts „Archiv für Geſchichte und Literatur", Bd. 6). Anerkennenswerth iſt ſeine „Geſchichte Kaiſer Sigismunds" (4 Bde., Hamburg 1838—45). Außerdem verfaßte er aus bisher wenig oder gar nicht benutzten archivaliſchen Quellen die „Urkundliche Geſchichte der Grafen von Wertheim" (2 Bde., Frankfurt 1843), welches Werk zur Aufklärung über die fränkiſchen Adelsgeſchlechter im Mittelalter einen höchſt wichtigen Beitrag liefert. Für den Theologen wie für den Gebildeten behandelt ſein „Kirchenlexikon" (4 Bde., 1846—50), vom Standpunkte der Wiſſenſchaft aus, ohne gebäſige konfeſſionelle Polemik, das Wiſſenswürdigſte aus der geſammten Theologie und ihren Hülfswiſſenſchaften.

Aſche, der unverbrennliche Rückſtand, der beim Verbrennen organiſcher Stoffe in freier Luft übrig bleibt. Alle vegetabiliſchen und animaliſchen Körper enthalten mineraliſche Stoffe, welche, nachdem der eigentlich organiſche Stoff verbrannt und als gasförmige Verbindung entwichen iſt, auf dem Herde zurückbleiben. Aber auch das Produkt der

Verbrennung einiger Metalle nannte man sonst A., so die Blei- oder Zinnasche, die man dadurch erhält, daß man diese Metalle so lange bei freiem Luftzutritte (am besten in einer Muffel) schmilzt, bis sie alles metallische Ansehen verloren und sich in ein erdiges Pulver verwandelt haben; jetzt ist der Name A. in dieser Bedeutung, wie die analogen Benennungen Erde, Kalk, Ocker für Oxyd, in der wissenschaftlichen Sprache nicht mehr üblich. Die A. ist sehr verschieden je nach dem Stoffe, aus welchem sie erhalten wurde; vegetabilische Substanzen geben ganz andere A.n, als animalische, die eine Pflanzenspecies andere, als die andere, und selbst bei einem und demselben Individuum ist der Aschengehalt der verschiedenen Theile sowohl quantitativ als qualitativ nicht gleich. Thierische Substanzen geben meist A.n, die größtentheils aus phosphorsaurem Kalk bestehen, während die vegetabilischen A.n mehr alkalische Salze enthalten. Knochen geben eine A., die bis auf 1½—3 Procent Kochsalz ganz aus Kalksalzen besteht; Ochsenknochen bestanden nach Berzelius aus 33,30 verbrennlicher Materie, 2,45 Kochsalz, 3,85 kohlensaurem Kalk, 55,45 phosphorsaurem Kalk, 2,90 Fluorcalcium u. 2,05 phosphorsaurer Bittererde. Aehnliche Zusammensetzung hat die A. des Fleisches u. des Blutes, nur daß in letzterer etwas mehr alkalische Salze, namentlich auch etwas kohlensaures Natron und Eisenoxyd vorkommt. Indeß ist doch die A. aller thierischen Substanzen an kohlensaurem Alkali so arm, daß sie weder zur Potaschenfabrikation, noch zu irgend einem Zwecke, wo der Gehalt an kohlensaurem Alkali wirksam ist, statt oder mit der Pflanzenasche angewendet werden kann. Am häufigsten unter den animalischen A.n ist die Knochen- oder Beinasche, die fein gemahlen (da sie nach dem Verbrennen des Knochens als eine feste, steinartige Masse von der Form des Knochens zurückbleibt) zur Bereitung des Beinglases, der Phosphorsäure u. des Phosphors, auch als Putzpulver für Silber ꝛc. angewendet wird. Die A. von Vegetabilien ist stets sehr reich an alkalischen Salzen; häufig spielen dabei die kohlensauren Alkalien die Hauptrolle, u. darauf beruht auch die Hauptanwendung der Pflanzenaschen; aber einige Pflanzenarten machen auch hiervon eine Ausnahme, indem z. B. Weizenstrohasche reich an kieselsaurem Kali, Weizenkörneraſche an phosphorsaurem Kalk und die A. vieler Meeresgewächse an Soda und Kochsalz ist. Ueberhaupt herrscht in der A. der Strand- und Meerespflanzen mehr das Natron vor, während in den Gewächsen der Binnenländer hauptsächlich Kali in größerer und Natron in geringer Menge vorkommt; hier und da eintretende Ausnahmen sind durch einen großen Natrongehalt des Bodens bedingt. So fand Berthier, daß die A. eines Tannenholzes, das in einem aus Trapp entstandenen, sehr natronhaltigen Boden Norwegens gewachsen war, mehr als die Hälfte ihres Alkaligehaltes an Natron enthielt. Die meiste A. geben im Allgemeinen saftreiche Kräuter und krautartige Theile; während daher bei Holzpflanzen das Stammholz im Durchschnitt 39—35 Proc. vom Gewicht der Kohle A. liefert, gibt Rinde mehr als das innere Kernholz, Zweigholz mehr als Stammholz, trockene Blätter mehr als Zweige ꝛc. Auch Staudengewächse, wie Tabaksstengel, Kartoffelkraut, Farrenkrautstengel, Rohrstengel ꝛc., geben einen bedeutenden Aschengehalt, u. zwar gab Kartoffelkraut vor der Blüthe bedeutend mehr, als nach der Fruchtreife.

In den letzten Jahren und namentlich seit durch Liebig die Bedeutung der organischen Bestandtheile des Pflanzen- und Thierorganismus erkannt und hervorgehoben wurde, ist die Analyse von A.n Gegenstand der Beschäftigung einer großen Anzahl von Chemikern geworden; diesen vereinten Bemühungen hat die Wissenschaft nicht nur eine sehr beträchtliche Anzahl quantitativer Analysen von A.n der verschiedensten organischen Körper vegetabilischen und thierischen Ursprungs zu verdanken, sondern auch eine Reihe von Vorschlägen zur Gewinnung der A.n — im möglichst reinen Zustande und ohne Verlust eines oder des andern Bestandtheils —, sowie ferner verschiedene Methoden zu ihrer quantitativen Analyse. Als Bestandtheile von A. des verschiedensten Ursprungs, also als unorganische (feuerbeständige) Bestandtheile des thierischen und vegetabilischen Organismus, hat man bis jetzt folgende Stoffe aufgefunden, deren Mengenverhältnisse in A.n verschiedenen Ursprungs sehr verschieden sind: von Basen: Kali, Natron, Kalk, Magnesia, Eisenoxyd, Manganoxydoxydul, von Säuren der Salzbilder: Phosphorsäure, Schwefelsäure (Schwefel), Kohlensäure, Kieselsäure, Chlor (Brom, Jod), Fluor. Nur Kali, Kalk, Magnesia, Eisenoxyd, Kohlensäure und Phosphorsäure sind nie fehlende Bestandtheile aller A.n; manche A.n sind frei von Natron und Mangan, seltener fehlt Kieselsäure, Schwefelsäure oder Chlor; ein Fluorgehalt der Pflanzenaschen ist nur selten nachweisbar; die A. von Meeres- oder Süßwasserpflanzen enthält häufig Jod. Als zufällige Bestandtheile sind schwere Metalloxyde (Kupfer- und Bleioxyd), die man in sehr geringer Menge in der A. von Blut oder von Cerealien aufgefunden hat, zu betrachten, sowie auch Thonerde oder Sand, welche letztere ihre Gegenwart lediglich einer nicht vollkommenen Reinheit (einem Thongehalt) der eingeäscherten Substanzen verdanken. Bei unvollständiger Einäscherung ist Kohle vorhanden, welche in der Regel und namentlich in schmelzbaren A.n einen Theil der schwefelsauren Salze zu Schwefelmetallen reducirt. Durch die Kohle können selbst geringe Antheile von kohlensauren Alkalien bei starker Glühhitze in ätzende verwandelt werden. In den A.n thierischer (stickstoffreicher) Substanzen hat man häufig einen Gehalt von Cyanmetall, oder, wenn alle Kohle verbrannt ist, von cyansaurem Salz beobachtet. Man zerstört die Cyansäure, indem man die A. mit Wasser befeuchtet und hierauf allmählig zum Glühen erhitzt. Die A. von Torf unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von der Holzasche, daß sie kein Alkali enthält, welches wahrscheinlich durch das lange Stehen des Torfes unter Wasser ausgezogen worden ist; Torfasche eignet sich deshalb nicht zur Bereitung von Aschenlauge. Ferner ist ein großer Gehalt an phosphorsaurem Kalk und Eisenoxyd charakteristisch für sie. Es gibt Torf, der nur 1 Procent A. hinterläßt, aber meist ist sein Gehalt 10—20 Procent; Kalk, Thonerde, Kieselerde, Eisenoxyd, Kohlen-, Phosphor- und Schwefelsäure, zuweilen etwas Kochsalz, sind ihre bis jetzt gefundenen Bestandtheile. Braunkohle gibt gegen 18 Procent A., welche aus Kalk, Thonerde, Eisenoxyd und Sand besteht. Bituminöses Holz enthält in seiner A.

kohlensauren Kalk und Bittererde, Gyps und Eisenoxyd, keine Phosphorsäure. Steinkohlen geben 1—30 Proc. A., die beinahe die nämlichen Bestandtheile wie das bituminöse Holz enthält, nämlich kohlensauren Kalk und Bittererde, Eisen- und Manganoxyd, Thon- und Kieselerde, ohne Alkalien, Salz- und Phosphorsäure. In folgender Tabelle sind noch einige Aschengruppen mit Angabe ihrer Bestandtheile zusammengestellt, hinsichtlich deren aber bemerkt wird, daß die Zahlen nur annähernd genau sind, da die Zusammensetzung der A.n bei einer u. derselben Substanz je nach dem Alter und der Ausbildung des Organs bedeutende Verschiedenheit zeigt.

Pflanzentheile.	100 Theile A. enthalten: Alkalien.	Kalk.	Magnesia.	Phosphorsäure.	Kieselsäure.	Aschengehalt d. trockenen Pflanzentheile.
1. Samen.						
Weizen	25	3	12	50	—	1½
Roggen	28	3½	11	48	—	1½
Gerste	15	3	8	36	28	2½
Hafer	14	3	5	21	49	2½
Erbsen	39	5	8	37	—	2½
Bohnen	37	8	9	32	—	3
Raps	25	14	12	45	—	4½
2. Knollen und Wurzeln.						
Kartoffeln	64	3	5	16	—	1
Rüben	48	12	4	12	—	1
3. Blätter.						
Gräser	18	15	3	2	50	6—15
Hülsengewächse	30	30	5	7	—	4
4. Stengel.						
Gräser	70	4	2	2	5	4
Hülsengewächse	50	20	8	4	—	—
5. Hölzer.						
Buche	12	47	8	2	1	1—3
Eiche	10	50	6	2	½	
Ulme	16	48	7	3	1	
Linde	16	55	4	4	1	
Kiefer	15	36	10	2	2	
Lärche	14	29	18	2	1	
6. Fossile Brennstoffe.						
Steinkohle	—	4—17	4	—	40	2—5
Braunkohle	1—2	8—20	4	—	15	8—16 *)
Torf	1—2	20—45	3—8	—	20—50	3—19
7. Knochen.						
Knochenerde	2	49	40	2	½	66

*) Enthalten außerdem Thonerde in beträchtlicher Menge.

Will man den Aschengehalt einer Substanz bestimmen, so wird dieselbe so gut als möglich getrocknet, gewogen und dann in einem bedeckten Tiegel verkohlt. Wollte man die Substanz in freier Luft zu A. verbrennen, so würde ein großer Theil derselben von dem durch die Flamme entstehenden Luftzuge fortgeführt werden. Die Kohle breitet man (am besten vorsichtig zerdrückt) in einer gewogenen Platinschale aus und glüht sie hier so lange bei ungestörtem Luftzutritte, bis selbst bei vorsichtigem Umrühren kein Erglimmen und nichts Unverbranntes mehr wahrgenommen wird. Die A. muß so warm als möglich gewogen werden, da sie sonst Wasser anzieht. Bei der Benutzung der Pflanzenasche zu Potaschen-, Seifen-, Glas- und Salpeterfabrikation richtete sich ihr Werth stets nach der Menge von kohlensaurem Alkali, die sie enthält. Häufig aber findet eine betrügerische Beimengung schon ausgelaugter, oder angenetzter, oder auch von A. aus Torf und Braunkohlen Statt. Gute A. muß von heller Farbe, leicht und staubig und ohne beigemengte Kohlen sein. Ist sie nicht sehr staubig und sieht sie dunkelgrau aus, so ist ausgelaugte oder angefeuchtete, sieht sie röthlich, so ist eisenoxydhaltige Eichenholz- oder gar Torfasche, u. ist sie sehr schwer, so ist eine erdige Beimengung darin zu vermuthen.

Nur in Gegenden, wo das Holz in sehr geringem Werthe steht, wie in Polen, Rußland, Nordamerika, oder wo man Soda aus Strand- und Meerespflanzen gewinnt, verbrennt man die Gewächse in großen Gruben bloß um der A. willen. Man schichtet da einen Haufen auf und legt, wenn dieser niedergebrannt ist, so lange neues Brennmaterial zu, bis die Grube beinahe voll A. ist. Diese ist dann durch die anhaltende Hitze zusammengebacken und mit vielen unverbrannten Resten vermischt. Die A. der Strandgewächse gibt in Spanien die rohe Soda, wenn nach und nach eine so große Menge der getrockneten Pflanzen verbrannt ist, daß die Grube voll und die A. zu einer graulschwarzen Masse zusammengesintert ist. Durch die verschiedenartige Behandlung und Mischung erhält man folgende besondere Arten: Gewöhnliche verkäufliche Holzasche enthält nicht mehr als 2—3 Procent reines Kali, oder zwischen 3 und 5 Proc. kohlensaures Kali (100,0 reines Kali entsprechen nämlich 146,8 kohlensaurem Kali), kann aber durch Weißbrennen auf 3—6 Proc. gebracht werden. Sinter- oder Zunderasche, je nach dem Grade ihres Ausglühens grau oder weiß, wird durch langsames, sorgfältiges Brennen alter morscher Weißtannen, Eichen, Buchen, Espen ꝛc. erhalten, hält höchstens 16—20 Proc. wirkliches Kali (mithin 23½—32 kohlensaures Kali), außerdem viel schwefelsaures Kali und ist ganz frei von eingemengter Kohle und Schwefel. Russische A. (die beste von Archangel) weniger locker als die Sinterasche, wird aus reiner, kohlenfreier Holzasche bereitet, indem man diese mit Wasser zu einem Teige anknetet und den Teig nachher in einem Backofen recht stark ausglüht. Sie ist gewöhnlich frei von Schwefel; enthält sie jedoch dergleichen, so verbreitet sie beim Uebergießen mit einer Säure den Geruch nach faulen Eiern. Polnische oder danziger Blauasche, oder Grubenwaldasche, über Danzig in den Handel kommend, wird durch Verbrennen von Holz und Begießen des brennenden Holzes mit Lauge erhalten und enthält 40—65 Proc. reines Kali. Die am festesten zusammenhängende schöne blaugraue wird Blaukrone, die mehr lockere Blaubrack genannt. Preußische Blauasche oder Blaukrone (Majugga, Macroftasche) wird zu Königsberg gewöhnlich aus einer gemengten A. mehrer Holzarten bereitet, die man an freier Luft nochmals ausglühen läßt, dann mit Aschenlauge anrührt, worauf man die angerührte Masse zum zweiten Male ausglüht. Amerikanische A., meist weiß, wird bereitet, indem man gut ausgeglühte A. mit scharfer Aschenlauge tränkt und dann in einem Windofen hart ausbrennt. Die gemeine schwedische A. ist bloße, noch einmal ausgeglühte

Holzasche; die raffinirte wird dadurch erhalten, daß man dünne Buchenholzspäne mit starker Aschenlauge durchzogen verbrennt und die A. bis zur Weiße kalcinirt. Kolberger Waidasche, bloß Holzasche, die an der Luft nochmals ausgeglüht und hierauf bis zur anfangenden Verglasung zusammengeschmolzen worden ist, enthält ungefähr 18 Proc. wirkliches Kali. Danziger Waid- oder Weedasche (Kaschubaasche) ist eine mit aufgelösten Ockras (eingekochter Holzaschenlauge) getränkte und mit Kohlentheilen, auch Schwefel und etwas mangansaurem Alkali gemengte bläulichgraue Holzasche, 18—20 Procent wirkliches Kali enthaltend.

Die A. findet vielfache technische Anwendung (s. oben). Die ausgelaugte Holzasche dient eines geringen Alkalirückstandes wegen noch in Glashütten; Fichten- und Buchenasche geben das hellste Glas. Im Hüttenwesen spielt die reine, gehörig abgetrocknete Holzasche keine unbedeutende Rolle, denn sie wird bei dem Probiren des Silbers und Goldes, zugleich mit gebrannten, feingestoßenen Schafknochen, zu Kapellen verwandt, zur Fertigung der Treibherdsohlen benutzt, und endlich stellt man im Silbereinbrennhause Teste daraus her, um die Brandsilber auf denselben vollends zur Feine zu treiben. Bekannt ist der Gebrauch der A. in der Oekonomie als Düngungsmittel, wozu man entweder unausgelaugte, oder ausgelaugte Holzasche, sowie Torf- und Steinkohlenasche verwendet. Die unausgelaugte Holzasche befördert, vermöge des in ihr enthaltenen Kali's die Auflösung und Zersetzung des in dem Boden enthaltenen Humus und wirkt am meisten, wenn sie ganz trocken auf das Feld gebracht wird. Am besten wirkt sie auf Klee-, Erbsen- und Wickenfeldern, wenn sie kurz vor einem tüchtigen Regen ausgestreut wurde. Uebrigens taugt unausgelaugte Holzasche fast nur für schweren Boden, für feuchte Stellen und feuchte Jahre. Die ausgelaugte A. (Aescher), kommt als Düngmittel am häufigsten vor. Sie hat zwar ihren Kaligehalt durch das Auslaugen verloren, enthält aber milden Kalk und äußert dadurch ebenfalls eine auflösende Wirkung auf den gebundenen Humus. Sie zeigt sich vorzüglich auf kräftigem Boden auf mehre Jahre hinaus wirksam; auf Wiesen und in Gärten vertilgt sie das Moos und befördert einen schnellen Aufwuchs der Kleegewächse; auf thonigen Aeckern darf sie nicht tief eingeackert werden. Die Steinkohlenasche besitzt vorzugsweise die Eigenschaft, den Acker zu lockern, und paßt deshalb nur für schweren und zähen Boden. Im Allgemeinen wirkt die A. auf den Boden dadurch günstig, daß sie ihm die durch die darauf vegetirenden Pflanzen entzogenen mineralischen Substanzen wieder zurückgibt; da sie jedoch keine organischen Stoffe enthält, kann sie den Dünger nicht vollständig ersetzen, und ihre mehrmalige Anwendung bleibt ohne Erfolg, wenn dem Boden nicht zuvor neuer Humus zugeführt worden ist. Da selten dem Oekonomen so viele A., als er zur Verbesserung seiner Ländereien brauchen könnte, zu Gebote steht, so brennt man in manchen Gegenden den Torf und Torfmoor in besondern Oefen, lediglich um der A. willen, oder schält den Rasen von Heideland, Dreisch und Angern, um ihn zu A. zu brennen (Abplaggen). In Folge der sehr geringen Wärmeleitungsfähigkeit der A. lassen sich Räume, die man gegen Temperaturwechsel schützen will, mittelst derselben isoliren. Eisbehälter aller Art (Schränke und Kisten sowohl als Gruben unter oder neben Gebäuden) füllt man in Zwischenräumen ihrer Wände mit A. aus und schützt sie auf diese Weise hinreichend selbst gegen bedeutende Sommerwärme. Bekannt ist die Benutzung der A. als Füllmittel der Wände der feuerfesten Geldschränke.

Die A. wird fast bei allen Völkern als Symbol der Vergänglichkeit betrachtet. Das Bestreuen des Hauptes mit A. war bei den Israeliten ein Zeichen der Buße, Reue und Trauer. Wahrscheinlich stammt der Gebrauch aus Aegypten. Noch jetzt brauchen die Juden beim Schlachten von Federvieh A., um das Blut darauf fließen zu lassen. Auch in der alten christlichen Kirche gehörte das „Gehen in Sack und A." zur Kirchenbuße. Ein förmliches Sitzen oder Liegen in der A. fand übrigens bei den Hebräern nicht Statt; derartige Ausdrücke deuten nur auf ein Bewerfen aller Körpertheile mit A., gleich als ob man darin wirklich gesessen oder gelegen hätte. Von den Aegyptern entlehnte Moses wahrscheinlich die Reinigungen durch die A. der rothen Kuh. Diese A. wurde angeblich in drei Theile getheilt, wovon man den einen am Oelberge verwahrte und, mit Wasser vermischt, zur Besprengung der durch die Berührung eines Todten unrein Gewordenen gebrauchte; der andere diente im Tempel zur Reinigung der Priester; der dritte endlich befand sich im sogenannten Chel zum ewigen Andenken. Die Hindu's brauchen noch heutigen Tages die verbrannten Exkremente der ihnen heiligen Kuh als Reinigungsmittel.

Asche, vulkanische, der pulver- oder staubartige Theil, der bei vulkanischen Ausbrüchen emporgeschleuderten Massen, von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit und Zusammensetzung, sowohl bei einem und demselben Vulkan, als bei mehren derselben. Die vulkanische A. ist zuweilen dunkle oder schwarz von Farbe und aus erdigen oder weichen Theilchen zusammengesetzt, zuweilen aber auch grau, oder weiß und ziemlich leicht. Bei dem bekannten Ausbruche des Vesuvs 79, welcher die Städte Herculanum und Pompeji begrub, war die A. so fein, daß sie in die zerborstenen Risse drang und von verschütteten Personen die genauesten Abdrücke machte. Diese staubartigen Massen sind es vorzugsweise, welche den Namen vulkanische A. führen, während man die gröberen vulkanischen Sand zu nennen pflegt. Sie steigen oft zu sehr bedeutenden Höhen auf und werden dann vom Winde weit fortgeführt, so z. B. beim Ausbruche des Aetna 1778 bis Malta, bei dem des Vulkans der Insel St. Vincent 1814 bis Barbados, bei dem des Cosequina an der Bai von Conchagua in Guatemala 1835 bis Kingston auf Jamaica, 700 englische Meilen davon entfernt. Die Bestandtheile der vulkanischen A. ergeben sich am deutlichsten durch eine mikroskopische Untersuchung; sie erweisen sich dabei als zusammengesetzt aus Trümmern von Lava, Glimmer, Feldspath, Magneteisenstein, Augit, Bimsstein u. dergl. Sie ist daher ein mechanisches Gemeng von aneinander abgeriebenen Mineralien und Gesteinarten. Die chemische Analyse kann aus geologischem Gesichtspunkte von Interesse sein, um die Produkte verschiedener Vulkane oder verschiedener Ausbrüche eines und desselben Vulkans (am

Besuv hat man die Erfahrung gemacht, daß die A. im Verlauf eines Ausbruchs immer weißer wird und die weißliche Farbe ein Zeichen der baldigen Beendigung des Ausbruchs ist) mit einander zu vergleichen und daraus Schlüsse über die Ursachen der vulkanischen Erscheinungen zu ziehen. Die vulkanische A. liefert einen äußerst fruchtbaren Boden.

Aschenbad (Aschenbett), trockenes Bad aus ungelaugter, reingesiebter warmer Holz- oder Torfasche, bei Wiederbelebungsversuchen an Erfrornen, Erstickten ꝛc. anwendbar. Man streut die warme Asche eine halbe Hand hoch über ein großes Bettuch, legt den entkleideten Körper trocken darauf und bedeckt ihn überall, mit Ausnahme des Gesichts, eine halbe Hand hoch mit Asche. Um den Hals legt man einen mit warmer Asche gefüllten Strumpf, auf den Kopf setzt man eine damit gefüllte Mütze. Auch bei neugebornen schwächlichen Kindern, sowie örtlich zur Zertheilung von Wassergeschwülsten ist das A. anwendbar. Es wirkt als schlechter Wärmeleiter und anhaltend gelind reizend unmittelbar auf die Hautorgane, und selbst der Druck ist wohlthätig. Man benutzt die Asche auch ihres Laugengehaltes wegen zu reizenden Fußbädern, mit Zusätzen von Kochsalz oder Mutterlauge, um den Blutandrang nach dem Kopfe, nach der Brust zu vermeiden, oder bei kärglicher oder fehlender Menstruation das Blut herabzuziehen in die tiefern Gebilde. Der Körper kann mehre Stunden im A. bleiben.

Aschenbrödel, Name und Hauptperson eines der schönsten und bekanntesten deutschen Volksmärchen, das von Nic. Isouard in der noch jetzt beliebten „Cendrillon" und von Rossini in der „Cenerentola" zu Opern, von Platen in dem satirischen Lustspiel „Der gläserne Pantoffel" verarbeitet worden ist. A. ist eine Königstochter, die von ihren zwei neidischen und hochmüthigen Schwestern überall in den Hintergrund geschoben, zur härtesten Arbeit angehalten und erniedrigend behandelt wird, bis ihre Schönheit, Demuth und Arbeitsamkeit endlich den Sieg davontragen.

Aschenkrug, s. v. a. Urne.

Aschenregen, das Herabfallen von Asche und aschenähnlichem Staub aus der Luft, ist meist, und, wo es im Großen sich ereignet, immer die Folge von vulkanischen Eruptionen. Es kommt entweder als trockener A., oder in Wassertropfen vor, welche die Asche zu einem feinen Schlamme aufgelöst haben. Durch trockene A. wurden z. B. Pompeji und Herculanum verschüttet; in Canada hingegen sind nasse A. nicht gar selten, welche wahrscheinlich von einem Vulkan im Innern von Labrador ihre Nahrung erhalten, indem die Luftströmungen u. stark elektrische Gewitterwolken die aufsteigende Asche viele hundert Meilen weit forttragen. Vgl. Asche, vulkanische. Im Kleinen verursachen auch Meteorsteine A.

Ascher, einer der zwölf israelitischen Stämme, erhielt bei der Vertheilung Kanaans einen schmalen, aber fruchtbaren Landstrich, längs der Nordküste, zwischen den Stämmen Manasse, Naphtali, Sebulon und Issaschar, südlich bis unterhalb des Karmel, nördlich bis an Sidon reichend. Nach Josua (19, 25 ff.) sollten die Aschериten auch Sidon und Tyrus einnehmen, was ihnen jedoch niemals gelungen ist. Ebenso konnten sie die Seestadt Akko auf die Dauer nicht behaupten.

Aschermittwoch (Aschertag), die Mittwoch nach dem Sonntag Estomihi, der erste Tag des großen 40tägigen Fastens, von dem an diesem Tage Statt findenden Bestreuen mit Asche, als Zeichen der Trauer und Buße, einem noch jetzt in der katholischen Kirche üblichen Gebrauche, benannt. Das Alter der Sitte ist nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen, wahrscheinlich wurde der Gebrauch von Gregor dem Großen am Ende des 6. Jahrhunderts in das Rituale der Kirche eingeführt; allgemeine Verbreitung erhielt er aber erst seit 1191, wo Papst Cölestin III. ihn sanktionirte. Die Asche von Palmen- und Oliven- oder andern Zweigen, welche im vorhergehenden Jahre geweiht und zu diesem Zwecke verbrannt worden sind, wird vor der Messe in einem Gefäße auf den Altar gebracht, unter Gebet und Antiphonien mit Weihwasser besprengt und durch dreimaliges Bekreuzen geweiht. Der weihende Priester läßt sich dann, knieend am Altare, die Asche von einem der Vornehmsten aus dem beistehenden Klerus auf die Stirn streuen, indem dieser dabei die Worte spricht: Memento, quod cinis es et in cinerem reverteris (Gedenke, daß du Asche bist und wieder zu Asche werden wirst); dann streut sie der Priester auf eben diese Art auf die Häupter des Klerus und der ganzen Versammlung. Wo nur Ein Geistlicher fungirt, bestreut dieser sich selbst zuerst mit Asche, dann die Gemeindeglieder; das Bestreuen (Einäschern) der letztern geschieht bei großen Gemeinden an mehren Altären. Der Papst empfängt die Einäscherung von demjenigen Kardinal, der das Amt hält, doch wird ihm, nach einer Verordnung Urbans VI. (von 1343), das Memento etc. nicht zugerufen. In der protestantischen Kirche hat sich nur die Volkssitte des Ascheabtehrens mit grünen Zweigen erhalten. Auch die griechische Kirche kennt die Ceremonie nicht.

Aschersleben, Hauptort der alten Grafschaft Askanien, jetzt Kreisstadt in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, an der Eine, welche unweit der Stadt in die Wipper fällt, 7 Meilen südlich von Magdeburg, ist Sitz des Landrathsamts, einer Deputation des quedlinburger Kreisgerichts, Stabsquartier des magdeburgischen Husarenregiments Nr. 10 und hat 5 evangelische Kirchen, eine katholische Kapelle, eine Synagoge, eine höhere Bürgerschule (früher Gymnasium), eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder, ein Armenhaus, 2 Hospitäler u. 12,563 Einwohner, welche Wollenwaaren- und Leinwandfabrikation, Branntweinbrennerei, Bier- und Essigbrauerei, Ziegelei und Töpferei, starken Ackerbau u. einigen Handel treiben. In der Nähe ein der Familie Douglas gehöriges Braunkohlenwerk und das Salzkoth, eine Soolquelle, die jetzt als Bad (Wilhelmsbad) benutzt wird, ein Hammer- und Walzwerk und die Ruine der 1140 zerstörten Stammburg der Grafen von Askanien. A. ward wahrscheinlich erst um 1100 erbaut. Die erste bestimmte Kunde von der Stadt fällt in die Regierung Albrechts des Bären, der sich öfters Graf von Aschersleve nannte. Nach dem Tode Bernhards, eines Sohnes Albrechts des Bären, unter dem es 1175 von Heinrich dem Löwen zerstört wurde, kam es an dessen ältesten Sohn, Heinrich I., den Stifter des Fürstenhauses Anhalt. Er nannte sich Fürst von Anhalt und Graf von Askanien oder A. und hinterließ 1251 A., Wegeleben und Gernrode seinem Sohne Heinrich II., dem Stifter der aschersle-

benſchen Linie des Hauſes Anhalt, die aber ſchon 1315 mit Otto II., dem Enkel Heinrichs II., wieder ausſtarb. Die Stadt nebſt Grafſchaft wurde jetzt gegen alles Recht dem Hauſe Anhalt entzogen und dem Bisthume Halberſtadt einverleibt, nachdem ſchon unter Heinrich II. das halberſtädter Recht eingeführt worden war. Im Jahre 1527 wurde die Reformation eingeführt. Der blühende Wohlſtand A.s erlitt einen harten Stoß durch den 30jährigen Krieg. Die Truppen aller Parteien durchzogen, beſetzten, brandſchatzten und plünderten die Stadt; der kaiſerliche Oberſt Creboni verſuchte 1626 ſogar die Wiedereinführung des katholiſchen Gottesdienſtes und erpreßte eine Kontribution von 70,000 Gulden. Seit 1642 waren die Schweden Meiſter der Stadt, bis dieſe mit dem ganzen Fürſtenthum Halberſtadt durch den weſtphäliſchen Frieden (1648) an Brandenburg kam. Im Jahre 1808 huldigte die Stadt dem neuen Könige von Weſtphalen; 1813 wieder preußiſch geworden, erhielt ſie die neue Städteordnung (1832).

Aſchraf (Aſchref, Eſchref), Stadt in der perſiſchen Provinz Maſenderan, unweit der Küſte des kaſpiſchen Meeres, ſonſt groß, jetzt unbedeutend, mit Ruinen eines Palaſtes Abbas des Großen. Hier wurde der Friede zwiſchen den Türken und Perſern am 3. Oktober 1727 geſchloſſen.

Aſchraf, arabiſche Mehrzahl von Scherif, Beiname mehrer Fürſten, Gelehrten ꝛc., z. B. A. Muſa.

Aſchraf-Schah, der zweite Schah von den Gildſchihs-Afghanen, welche, die Dynaſtie der Soſi's unterbrechend, auf dem perſiſchen Throne ſaßen, war der Sohn des von Mir-Mahmud zu Kandahar getödteten Mir-Abdallah. Er folgte dem Mörder ſeines Vaters, als dieſer Perſien überzog, und nahm 1722 an der Eroberung von Ispahan Theil. Das Mißtrauen Mahmuds nöthigte ihn ſpäter zur Flucht nach Kandahar, die Afghanen erzwangen jedoch ſeine Zurückberufung, ſowie bald darauf ſeine Ernennung zum Thronfolger. A. beſaß alle Eigenſchaften, um die Fremdherrſchaft den Perſern erträglich zu machen; allein ſein Glück und ſelbſt ſein Charakter ſcheiterten an der Ungunſt der Zeitumſtände. Schah Thahmasp, der letzte Soſi, war in Maſenderan und einigen benachbarten Diſtrikten als König anerkannt worden. Die Ruſſen, deren Hülfe er geſucht, hatten ſich Ghilans und Schirwans bemächtigt, und die Türken, unter dem Vorwande zu vermitteln, waren in Armenien und Aſerbeidſchan eingedrungen. Die Abdallihs-Afghanen behaupteten Herat und mehre Plätze in Khoraſſan; der Reſt dieſer Provinz, ſowie Seïſtan, waren in der Gewalt Melik-Mahmuds, der den Königstitel angenommen hatte. Somit blieben dem Schah A. nur Irak, Farſiſtan und Kerman. Während er die Türken ſiegreich bekämpfte, hatte Nadir, Thahmasps großer Feldherr, Khoraſſan und Seïſtan erobert. A. wandte ſich alsbald gegen ihn; allein ſeine Kühnheit erlag der Macht und dem Talente des Gegners. Dreimal geſchlagen, mußte er 1730 mit den Trümmern ſeines Heeres Ispahan verlaſſen; eine vierte Niederlage erfolgte bei den Ruinen von Perſepolis. Da Nadir den Afghanen freien Abzug nach Kandahar nur dann gewähren wollte, wenn ſie A. ausliefern würden, ſo ergriff dieſer, Verrath fürchtend, mit nur 200 Mann die Flucht, ward aber bald darauf von den nach ſeinen Kleinodien lüſternen Beludſchen ermordet. Mit ihm endete die etwas über 7 Jahre währende Herrſchaft der Afghanen über Perſien.

Asciano, toskaniſches Dorf bei Piſa, mit Geſundbrunnen und Waſſerleitung nach Piſa in einem Kanal, der auf 1000 Bögen ruht, und 1760 Einwohnern. Das daſige Mineralwaſſer enthält: Kohlenſäure, ſchwefelſaure Soda, muriatiſche Soda, ſchwefelſauren Kalk, ſchwefelſaure Bittererde, kohlenſauren Kalk, kohlenſaure Bittererde, kohlenſaure Thonerde und Kieſelerde. An der Quelle geſchöpft, iſt es klar, farblos, hat einen nicht unangenehmen, ſäuerlichen, ſpäter etwas ſalzigen Geſchmack. Das ſpecifiſche Gewicht deſſelben beträgt 1,143. Im Sommer iſt die Quelle kalt, im Winter, wo ſie bedeckt wird, beträgt ihre Temparatur auf der Oberfläche 12° R., tiefer 14—15° R. Man verſendet das Waſſer und empfiehlt es häufig als Nachkur nach dem Gebrauch der Quellen von Piſa und Lucca, namentlich bei Stockungen im Unterleibe, Hypochondrie und Hyſterie, Stein und Gries der Urinwerkzeuge, Hämorrhoidalbeſchwerden, Rheumatismus u. Gicht.

Ascidien, ſ. Seeſcheiden.

Ascii (lat., Unſchattige, Schattenloſe), die Bewohner der heißen Zone, von denen die unmittelbar unter den Wendekreiſen wohnenden jährlich einmal, die übrigen, zwiſchen denſelben wohnenden jährlich zweimal zur Mittagszeit keinen Schatten werfen, weil ihnen dann die Sonne gerade im Zenith ſteht. Letztere heißen auch Amphiscii, d. i. Zweiſchattige, weil ſie in ihren Schatten in den übrigen Jahreszeiten nach zwei Seiten, in der einen nach Norden, in der andern nach Süden werfen. Antiscii, Gegenſchattige, ſind dagegen die Bewohner der beiden gemäßigten Zonen im Vergleich zu einander, weil die Bewohner der nördlichen gemäßigten Zone ihren Schatten ſtets nach Norden, die der ſüdlichen denſelben ſtets nach Süden werfen. Periscii, Umſchattige, werden endlich die Bewohner der Polargegenden genannt, weil ihr Schatten in der Jahreszeit, wo ihnen die Sonne nicht untergeht, nach allen Seiten fällt.

Ascites (lat.), Bauchwaſſerſucht, ſ. Waſſerſucht.

Asclepiaden, die Nachkommen des Aeskulap (griech. Asklepios), unter denen die Söhne des Machaon, Sphyrus und Alexanor, die Erſten waren, die ihrem Stammvater Tempel erbauten, jener in Argos, dieſer in Titane. Dergleichen Tempel wurden bald im Peloponnes und ſpäter in ganz Griechenland errichtet. Den Gottesdienſt darin verrichtete eine eigene Prieſterinnung, die A., bei denen die mediciniſchen Kenntniſſe vom Vater auf den Sohn forterbten u. wenigſtens bis zu Hippocrates' Zeiten keinem Fremden mitgetheilt wurden. Es ſcheint, daß ſie auch außerhalb ihrer Tempel Kranke heilten, und wahrſcheinlich waren die Aerzte, die nach Lycurg (886) die ſpartaniſchen Heere begleiten mußten, A. Gewiß iſt ſo viel, daß ihr Tempeldienſt für die ärztliche Erfahrungswiſſenſchaft von großer Bedeutung war. Bedeutungsvolle Krankheitserſcheinungen, beſonders in Bezug auf Prognoſe, pflegten ſie in Form von Inſchriften auf Votivtafeln und an den Wänden der Tempel niederzuſchreiben. Die koiſchen Vorherſagungen, das älteſte ſemiotiſche, von Hippocrates aus Tempelinſchriften geſammelte Werk, verdanken den A. ihren Urſprung. Am meiſten zeichneten ſich die A. des koiſchen und des knidiſchen Tempels in

der Naturbeobachtung aus. Auf ihre Stammregister legten die A. einen großen Werth; nach einem von Tzetzes erhaltenen Bruchstück wurden sie Jahrhunderte lang fortgeführt. Die koischen und knidischen A., die von Podalirius, sowie die im Peloponnes, die von Machaon abstammten, leiteten mütterlicher Seits ihr Geschlecht von Hercules ab. Nach Hippokrates, durch dessen Bemühung die Kenntnisse der A. nicht mehr Priestergeheimnisse blieben, wird indessen ihre Genealogie völlig bedeutungslos, auch waren sie schon im 4. Jahrhundert genöthigt, Fremde in ihre Innungen aufzunehmen. Alle Aeskulapspriester hießen noch bis in die spätesten Zeiten A., u. es ist bekannt, daß diese, ohne ärztliche Kenntnisse zu besitzen, nur bemüht waren, ihren priesterlichen Einfluß auf das Volk mit allen Mitteln, die ihnen der Aberglaube darbot, zu erhalten. Daß unter ihnen viele Betrüger auftraten, beweist Lucian in seinem interessanten „Pseudomantis".

Asclepiades, 1) griechischer Arzt zu Rom, aus Bruä in Bithynien, lebte zu Ende des 2. und zu Anfang des 1. Jahrhunderts v. Chr. und war der eigentliche Stifter der methodischen Schule, die länger als 3 Jahrhunderte in Ansehen gestanden hat und auf die Ausbildung der Wissenschaft von dem wesentlichsten Erfolg gewesen ist. Ueber sein früheres Leben ist nichts bekannt. Als Arzt trat er an mehren Orten, namentlich in Parium, einer Stadt in Mysien, in Athen und am Hellespont auf. Als er sich in Rom niederließ, hatten hier griechische Sprache und Wissenschaften schon Eingang bei den Vornehmen gefunden. Außer Archagathus, der sich während des zweiten punischen Krieges in Rom niedergelassen, war aber bis jetzt kein bedeutender griechischer Arzt hier aufgetreten, als A. erschien, der sogleich durch seine philosophische Bildung und hinreißende Beredtsamkeit, sowie durch sein kluges Benehmen allgemeine Anerkennung fand. A. steigerte diese durch die Erweckung eines scheintodten Mädchens, das man so eben den Flammen übergeben wollte. Doch bedurfte es dergleichen glücklicher Zufälle nicht, um seinen Ruhm überall hin zu verbreiten, und wenn einige Schriftsteller, nach Plinius' Vorgang, in ihm den gewöhnlichen medicinischen Abenteurer und Charlatan sehen, so wird dies dadurch widerlegt, daß er von den berühmtesten Staatsmännern seiner Zeit, auch von Cicero und dem Redner Crassus hochgeehrt war und auf die gebildeten Römer einen bedeutenden Einfluß ausübte. Der König Mithridates berief ihn unter glänzenden Bedingungen zu sich, doch folgte A. dieser Einladung nicht, sondern blieb in Rom und übersandte dem Könige nur einige für ihn verfaßte Werke. Von seinem Tode weiß Plinius zu erzählen, daß er im hohen Alter von einer Treppe gestürzt und in Folge des Falles gestorben sei, womit er seine früher getheane Aeußerung, man möge ihn für einen Quacksalber halten, wenn er je krank werde, in sofern bewahrheitet habe, als er nicht an einer Krankheit gestorben sei. A. gründete sein medicinisches System auf die demokritisch-epikureische Lehre von der Zusammensetzung der Körperwelt aus Atomen. Der menschliche Körper ist nach ihm aus groben und feinen Atomen zusammengesetzt; die ersteren bilden bei ihrem Zusammentreten freie Räume, Kanäle u. Poren, in welchen sich die feineren Atome bewegen. Geht diese Bewegung ohne Störung vor sich, so ist der Körper gesund; tritt ein Hinderniß ein, so entsteht Krankheit. Jene Störung kann bedingt sein durch abnorme Erweiterung oder Verengerung der Kanäle, oder durch eine Stockung der Atome in Folge ihrer abnormen Größe oder Menge, oder in Folge ihrer raschen Bewegung. Die Säfte wurden in diesem System weniger berücksichtigt, denn A. war ein entschiedener Gegner der alten Humoralpathologie, und auch die Krisen erkannte er nicht an. Anatomischer Kenntnisse entbehrte er ganz. Den früheren Empirikern gegenüber und als Gegner der Theorie von den kranken Säften, beschränkte er sich mehr auf die diätetischen Maßregeln, welche die fehlerhafte Bewegung der Atome und das Mißverhältniß derselben zu den Kanälen regeln sollten. Auf Anwendung von Arzneien verzichtete er fast vollkommen u. bekämpfte dadurch mit Erfolg den Mißbrauch derselben. Seine Hauptmittel waren: Fasten, Reibungen des Körpers, Klystiere, Bäder, aktive und passive Bewegung. Auch den Aderlaß wendete er häufig nach sorgfältigen Indikationen u. mit vieler Umsicht an und bediente sich auch des Weins mit Erfolg. Dagegen beschränkte er den Gebrauch der Brech- und Abführmittel. Akute, fehlerhafte Krankheiten behandelte er mit Hungern und Dursten; sonst aber ließ er kaltes Wasser trinken, z. B. bei Durchfällen. Seine Kenntnisse von den bösartigen Wechselfiebern, welche an den Ufern der Tiber herrschten, von der Natur der Wassersuchten, bei deren Behandlung er nur von dem Irrthum der Aeltern befangen war, daß man die Wassersüchtigen dursten lassen müsse, wiewohl er auch schon die Paracentese anwandte, und von dem Luftröhrenschnitte bei manchen Anginen verdienen alle Anerkennung. Von seinen Schriften sind fast alle bis auf einige Bruchstücke bei Celsus und Anderen verloren gegangen. Die meisten Nachrichten über die Ansichten des A. hat Cälius Aurelianus aufbewahrt. Die beste Sammlung der noch vorhandenen Bruchstücke seiner Werke gab Gumpert unter dem Titel „Asclepiadis Bithyni Fragmenta" (1794) heraus. Vergl. Bianchini, La medicina d'Asclepiade, Venedig 1769; Burdach, A. und John Brown, eine Parallele, Leipzig 1800.

2) A. aus Samos, griechischer Dichter, Sohn des Siceins, daher auch oft Sicelides genannt, Zeitgenosse des Theocrit, jedoch etwas älter als dieser, ist angeblich Verfasser von 39 meist erotischen Epigrammen in der griechischen Anthologie, die aber zum Theil von Anderen herrühren mögen. Nach ihm ist der asclepiadische Vers benannt, ein aus einem Spondeus, 2 Choriamben und einem Jambus oder Pyrrhichius bestehender Vers, z. B.

Maecenas atavis edite regibus (Hor., Od. I, 1).

Er heißt auch vorzugsweise choriambischer Vers (mit einem Spondeus als Basis und einem Jambus als Katalexis). Eine Erweiterung von ihm ist der sogenannte große asclepiadische Vers mit 3 Choriamben. Beide Arten kommen allein, durch ein ganzes Gedicht hindurch, vor (Asclepiadeum Carmen, asclepiadische Ode ꝛc.); der eigentliche asclepiadische Vers erscheint häufig aber auch verbunden mit dem Glyconius

(— — | — ⏑ ⏑ — | ⏑ ⏓ |)

und dem Pherecratius (— — | — ⏑ ⏑ — | ⏓), z. B. bei Klopstock:

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Bisweilen kehrt der asclepiadische Vers dreimal wieder und der glykonische schließt.

Asclepiadeen (Seiden- oder Schwalbenwurzpflanzen), dikotyledonische Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist 5theilig, bleibend, die Blumenkrone 1blätterig, regelmäßig 5spaltig, in der Knospenlage meist dachig; die Staubfäden sind meist monadelphisch, d. h. mit einander verwachsen, im Grunde der Blumenkrone eingefügt und mit 2- oder 4fächerigen Kölbchen versehen; der Blumenstaub ist in wachsartige Massen zusammengedrängt, welche an den 5 Drüsen der großen 5kantigen, beiden Griffeln gemeinschaftlichen Narbe angeheftet sind; die 2 Fruchtknoten werden zu Balgkapseln, welche dachig hängende, eiweißlose, aber oft mit einem Haarschopfe versehene Samen enthalten. Die Familie begreift kraut-, strauch- und baumartige Pflanzen mit einfachen Blättern ohne Nebenblätter, welche sie an die Apocyneen anschließen. Man zählt gegen 400 Arten in 96 Gattungen, von denen die Mehrzahl zwischen den Wendekreisen und in den zunächst angrenzenden Erdstrichen einheimisch ist. Am reichsten ist Südafrika an Arten. Alle enthalten einen bitter-scharfen, nicht selten ätzend-gistigen Milchsaft, der aber auch bei einigen Arten milder und in seltenen Fällen trinkbar ist. Mehre Arten können als Gemüse gegessen werden. Die Rinde u. die Stengel vieler Arten geben schöne und feste flachs- und hanfähnliche Fasern und die Blätter von einigen einen blauen Farbstoff. Die weichen Samenkronen lassen sich als Füllung in Polster, Kissen ꝛc. verwenden, und nicht wenige, vorzüglich in den heißen Himmelsstrichen einheimische sind officinell. Endlich zeichnen sich viele Arten durch Schönheit und Wohlgeruch ihrer Blüthen aus und werden daher als Zierpflanzen gezogen.

Asclepias *L.* (Schwalbenwurz, Seidenpflanze), Pflanzengattung aus der Familie der Asclepiadeen mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Kelch und Blumenkrone 5theilig, letztere radförmig mit zurückgeschlagenen Zipfeln, in der Mitte mit einer Krone von 5 kappenartigen Anhängseln des Mittelbandes der Staubbeutel mit einem einwärts gekrümmten Häkchen; 5 vor diese Anhängsel gestellte Staubgefäße, deren Pollenmassen paarweise an Stielen befestigt sind, welche mittelst einer gefurchten Drüse zusammenhängen; Narbe stumpf, 5kantig, eingedrückt; Samen vollschopfig. Die Gattung begreift aufrechte, selten kletternde oder windende, milchende Kräuter, die meist in Amerika einheimisch sind. Die wichtigste Art ist A. syriaca *L.*, syrische Seidenpflanze. Die Wurzel ist fleischig, unter der Erde kriechend, der Stamm einfach, die Blätter gegenständig, gestielt, elliptisch, spitz, unten filzig; die Blüthen sind in gestielten, fast kugeligen, überhängenden Dolden vereinigt, die Blumen schmutzig braunroth, die Samen mit einem großen, weißen, seidenglänzenden Haarschopfe versehen. In Virginien und dem Morgenlande heimisch, wird diese Pflanze häufig kultivirt, namentlich in wärmeren Gegenden, wo man die seidenhaarige Samenkrone theils für sich zu Polstern, Kissen und Decken, theils mit Wolle oder Seide vermischt zu Gespinnsten und Zeuchen verwendet, während die Stengel wie Hanf benutzt werden können. Die ganze Pflanze strotzt von einem zähen, scharfen, weißen Federharz enthaltenden Milchsaft, der einen eigenthümlichen Stoff, das Asclepiadin, enthält. In Nordamerika gilt die Rinde der Wurzel als Heilmittel, und die zarten Sprossen sollen daselbst gekocht wie Spargel genossen werden. Die Wurzel von A. asthmatica *L.*, in Ostindien, dient als Ersatzmittel der Ipecacuanha, erregt in großer Gabe Brechen und Abführen zugleich, dient gegen Ruhr und Verschleimung der Brustorgane und vorzüglich gegen Asthma. Auch die Wurzel von A. curassavica *L.*, wird auf den Antillen wie die Ipecacuanha gebraucht. Man säet den Samen beider Arten im März in einen Topf in lockere, mit etwas Sand gemischte Dammerde und stellt ihn in ein warmes Mistbeet. Die jungen Pflanzen werden einzeln in Töpfe versetzt und nahe unter Fenstern warm gehalten. Später versetzt man sie nochmals mit ganzen Ballen in größere Töpfe, worin sie blühen sollen, und stellt sie dann entweder in das Warmhaus, oder ins Zimmer oder Glashaus. Im Sommer verlangen sie reichlich Luft und Wasser. Man kann sie bei 8—12 Grad Wärme nahe am Fenster durchwintern, oder auch jährlich junge Pflanzen aus Samen erziehen. Steht die Pflanze zu warm und dumpfig, so finden sich zahllose Läuse darauf ein. Die Wurzel von A. incarnata *L.*, in Virginien, befördert den Auswurf bei Lungenleiden und die Hautausdünstung. Eine schnöde Zierpflanze ist A. mexicana *Cav.*, ein Halbstrauch in Mexiko, mit einfachem, krautartigem, röthlichem, unten fitzigem, oben glattem Stengel, im Quirl stehenden, linien-lanzettförmigen, etwas zurückgerollten unteren Blättern und weißröthlichen, in Seiten- und endständigen Dolden stehenden Blüthen. Sie wird frostfrei im Orangeriehause durchwintert und im April oder Mai ins freie Land gepflanzt. A. nivea *L.*, mit weißen Blüthendolden, kann wie die vorhergehende Art kultivirt werden, oder man pflanzt sie an schutzreicher Stelle ins freie Land u. schützt sie im Winter durch eine trockene Bedeckung. Eine hübsche Art ist A. quadrifolia *Jacq.*, mit zwei schlaffen Dolden mit fadenförmigem Blüthenstiele am Ende der Triebe. Sie verlangt im Freien einen beschützten Standort und einen leichten, nahrhaften, nicht zu feuchten Boden. Die Blumen von A. vaniella *Rafin.*, in Kentucky, sind lillafarbig, nach Vanille duftend, in gestielten, seitenständigen Dolden stehend. Alle Arten von A, mit einzelnen Ausnahmen, dauern im Freien und lieben einen etwas beschützten Standort und nahrhaften, lockeren, mäßig feuchten, tief gegrabenen Boden. Im strengen Winter ist es gut, sie zu bedecken. Die Vermehrung geschieht durch Wurzeltheilung und Samen, welcher, da er bei uns höchst selten reift, häufig aus Nordamerika bezogen und am besten in Töpfe oder in ein Mistbeet gesäet wird.

Asclepien, mehrtägiges Fest zu Ehren des Aesculap, jährlich besonders in Epidaurus, in Athen vom 8. Thargelion an gefeiert, bei den Argivern alle 5 Jahre, 4 Tage nach den isthmischen Spielen. Die Bildsäule des Gottes wurde in feierlichen Umzügen auf einem von vielen Fackelträgern begleiteten Triumphwagen unter Hymnengesang umhergeführt darauf folgten Opfer, poetische und musikalische

Wettkämpfe ꝛc. Auf Cos war das Aufrichten des Aeskulapsstabes bei der Cypresse des Gottes ein Hauptakt der Festfeier.

Asclepiodorus, berühmter griechischer Maler aus Athen, Zeitgenosse des Apelles, der ihn für den Meister in der Symmetrie und Perspektive erklärte, malte für den Tyrannen Mnason von Elatea die 12 Hauptgötter.

Asclepium, jeder Aeskulapstempel, besonders der zu Epidaurus, eine Meile von der Stadt an der Straße nach Argos, wo der Gott als Kind angeblich gefunden worden war. In einem heiligen Haine, worin Niemand geboren werden, noch sterben durfte, befanden sich hier, außer dem prächtigen Haupttempel mit der kolossalen Statue des Gottes, mehre kleinere, ein kunstreich gebautes Theater, eine Wasserleitung und bedeckte Säulengänge. Dem Heiligthume gegenüber standen Krankenhäuser und Säulen mit Votivtafeln. Anderwärts hatte Aeskulap Tempel auf Cos, zu Tricca, Megalopolis, Sicyon, Messene, Athen, Phocis (wo der Vorhof Asyl war), Smyrna, Pergamum, Cnidus, Cyrene, auf der Tiberinsel zu Rom (jetzt Bartholomäuskirche), zu Aretium u. a. O.

Asclepius, s. Aesculapius.

Asclepiusa, römischer Mathematiker und Astronom zu Ende des 1. Jahrh. n. Chr., prophezeite dem Kaiser Domitian gewaltsamen Tod und sich selbst das Schicksal, von Hunden gefressen zu werden. Um die Prophezeiung des A. als falsch zu beweisen, ließ Domitian den Wahrsager tödten, um seinen Leib auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen. Aber ein Platzregen löschte das Feuer, und Hunde fraßen nun die Leiche.

Ascoli, 1) (Asculum Picenum), Hauptstadt der gleichnamigen Delegation im Kirchenstaate, am Tronto u. Castellaro, mit Bischofssitz, 10 Kirchen, 15 Klöstern und 8917 Einwohnern, die einigen Handel treiben. Als ihr Hafen wird angesehen Porto d'Ascoli, unweit der Mündung des Tronto, aber nur von kleinen Barken besucht. A. hieß ehemals Asculum und war die Hauptstadt der Picentiner, daher Asculum Picenum, unter den Römern ein Municipium, nach Andern eine Kolonie (Colonia Asculanorum). Im Jahre 279 v. Chr. schlugen hier die Picentiner den Konsul C. Fabricius Luscinus, 90 v. Chr. gaben die Asculaner durch die Ermordung des Prokonsuls Q. Servilius und aller in der Stadt befindlichen Römer das Signal zum Bundesgenossenkriege. A. wurde deshalb nach der Eroberung durch den Konsul Pompejus Strabo (89) eingeäschert und der Erde gleich gemacht, gelangte jedoch später wieder zu einiger Blüthe. Während des 16. Jahrhunderts litt die Stadt viel durch innere, von dem herrschsüchtigen Thomas Falcati veranlaßte Parteikämpfe, 1557 durch eine Schlacht zwischen den Franzosen und Spaniern. Im Jahre 1586 war zu A. eine große geistliche Synode. — 2) (A. di Satriano), Stadt in der neapolitanischen Provinz Capitanata, auf einer Anhöhe (il Tavoliere), mit Bischofssitz, Kastell, Kathedrale, Seminar und 6000 Einwohnern. Die Stadt hieß sonst Asculum Apulum oder A. Satrianum, ist sehr alt und berühmt durch die große Schlacht, welche Pyrrhus 279 v. Chr. hier gegen den römischen Konsul Fabricius gewann. Im 12. Jahrhundert empörte sie sich wider Roger, den Sohn Robert Guiscards, ward deshalb zerstört und, obwohl wieder aufgebaut, für immer ihrer ehemaligen Bedeutsamkeit beraubt.

Asconius, Quintus A. Pedianus, römischer Grammatiker und Rhetor, geboren zu Padua, blühte unter der Regierung des Caligula, Claudius, Nero und Vespasian u. starb unter Domitian, 85 Jahre alt, nachdem er bereits im 73. Jahre erblindet war. Seine als Fragment uns erhaltenen Kommentare über 9 Reden des Cicero sind in antiquarischer Hinsicht von unersetzlichem Werthe, herausgegeben aus der (einzigen) sankt-galler Handschrift von Poggius (Venedig 1477), mit Anmerkungen von Paulus Manutius (Leyden 1644 und 1698), auch in der grävischen, orelli'schen und anderen Ausgaben des Cicero. Außerdem wird A. genannt als Verfasser eines Buchs gegen die Tadler Virgils und eines Lebens des Sallustius.

Ascorca, Stadt und Thal auf der spanischen Insel Majorca, 8 Meilen von Palma, berühmt durch ein Sanctuarium: Nuestra Señora de Lluch, ein schönes großes Gebäude, mit dem an dieser Stelle 1238 durch ein Wunder entdeckten Bilde der heiligen Jungfrau. Das Thal ist reich an Wein und Oliven.

Asdod, eine der 5 Fürstenstädte der Philister, bei den Griechen und Römern Azotus genannt, Sitz des Dagondienstes. Von Josua dem Stamme Juda zugetheilt, aber von den Israeliten erst unter Salomo gewonnen und nicht auf die Dauer behauptet, erscheint es noch zu Nehemia's Zeit als philistäische Stadt. Die Pforte Aegyptens von Syrien aus, war A. ein wichtiger Platz für alle Eroberer. Der assyrische Feldherr Tartan und der ägyptische König Psammetichus belagerten letztere 29 Jahre lang; Judas Makkabi u. später Jonathan Makkabi nahmen die Stadt ein u. letzterer zerstörte sie; doch stellte sie der römische Feldherr Gabinius wieder her. Herodes der Große vermachte in seinem Testament die Stadt seiner Schwester Salome. In christlicher Zeit war sie Sitz eines Bischofs; jetzt ein unbedeutendes Dorf: Asdod oder Esdud.

Asega (Asga), ein friesischer, von der Volksgemeinde angestellter Richter oder Gemeindeschulze. Daher Asegabuch, Sammlung der alten friesischen Gesetze mit dem Landrecht der Rüstringer, aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts, in altfriesischer und in plattdeutscher Sprache. Vgl. Wiarda, Asegabuch, Berlin 1805.

Aseität (v. lat. aseitas), Selbstgenügsamkeit, Selbstständigkeit, in der scholastischen Theologie die absolute Unabhängigkeit Gottes, vermöge deren er den Grund seiner Existenz lediglich in sich selbst hat.

Asele Lappmark (Angermanlands-Lappmark), die südliche Provinz des schwedischen Lapplands, hat 115 QMeilen u. cirka 3000 Einwohner, grenzt im Norden an Umeå Lappmark, im Westen an Norwegen und Angermanland, im Osten und Süden an letztere Provinz. Das Land ist sehr gebirgig; zwischen den zum Theil mit ewigem Schnee bedeckten Bergen ziehen sich theils Moräste und Wälder, theils fruchtbare Aecker und Wiesen hin. Die höchsten Berge liegen im Nordosten. Im Südosten breiten sich Waldungen aus, meist von Fichten; Birken zeigen schon einen etwas krüppelhaften Wuchs. Sumpfeisen, welches sich in den sumpfigen Thälern findet, wird nicht benutzt. Der Hauptstrom des Landes ist der Angerman (in dessen Nähe die frucht-

barſten Striche liegen); er nimmt innerhalb der Lappmark die Flüſſe Wojma und Ormſjö auf. Am Fuße des Stöttingfjäll (das einen Theil der nördlichen Grenze bildet) entſpringen der Gidea und der Lägdan, welche wie jener nach Angermanland herabfließen. Seen ſind ſehr zahlreich und theilweiſe von anſehnlicher Größe; die bedeutendſten ſind der Kalt-, Mars-, Wolk-, Armſee ꝛc., zum Theil von dem Angerman durchfloſſen. Außer Rennthieren hält man Pferde, Ochſen, Kühe und Schafe. Die Einwohner ſind Rennthierlappen, Lappen ohne Rennthiere (Fiſcherlappen, Ackerlappen ꝛc.) und umherſtreichende und fremdes Vieh weidende Lappen, ferner ſchwediſche Bauern. In kirchlicher Hinſicht zerfällt A. L. in vier Paſtorate: Aſele, Fredrika, Dorothea und Wilhelmina. Im Jahre 817 zählte das Paſtorat Aſele 38, Fredrika 24, Dorothea 16 und Wilhelmina 19 Dörfer (das erſte mit 1031, das zweite mit 420, das dritte mit 477 und das vierte mit 1005 Einw.). Das größte ſchwediſche Dorf iſt Gaſſele im Kirchſpiel Aſele, mit 19 Bauern. Die Lappen haben nur Ein Dorf, welches ſich von der norwegiſchen Grenze an durch den oberſten Theil des Paſtorats Wilhelmina und einen kleinen Theil von Dorothea erſtreckt, ſich alſo viele Meilen weit, freilich mit großen Unterbrechungen, ausdehnt. Auch bei den ſchwediſchen Bewohnern iſt Viehzucht Hauptnahrungszweig; doch wird auch Getreide gebaut, beſonders Gerſte, weniger Roggen, der nicht immer reift; Kartoffeln geben eine reiche Ernte; die Saatzeit iſt Ende Mai, die Ernte Ende Auguſt. Nahrungszweige ſind auch Jagd und Fiſchfang (letzterer nur im Wolfſee ergiebig); getrocknete Hechte ſind Ausfuhrartikel. Einige Gewäſſer bringen Perlen. Handelsartikel der Schweden ſind vornehmlich Butter, Käſe und Lederwaaren ꝛc. Die Lappen verkaufen insbeſondere Fleiſch und Felle der Rennthiere und die ſogenannten (waſſerdichten) Lappenſchuhe. Es gibt Briefpoſten (Fußpoſten) mit beſtimmten Expeditionen.

Aſelli, (Aſellio, Aſellius), Kaspar, berühmter italieniſcher Anatom des 17. Jahrhunderts, Profeſſor der Anatomie und Chirurgie zu Pavia, † 1626 in Mailand. A. iſt der Entdecker der Milchgefäße des Gekröſes (Aſelli's Milchvenen, entdeckt den 23. Juni 1622), ließ ſie jedoch irrig ins Pancreas, oder in ein Konvolut von Gekrösdrüſen und von hier in die Leber übergehen, während in Wirklichkeit jenes Konvolut (Pancreas Aselli) nur bei Thieren, z. B. beim Hunde, vorkommt.

Aſen (altnord. As, im Plur. Aesir, goth. Ans, Plur. Ansets, althochd. Ans, Plur. Ensi, ſächſ. Os, Plur. Es), in der nordiſchen Mythologie das mächtige Göttergeſchlecht, als deſſen Stammvater Odin angeſehen wird, weshalb derſelbe Allvater (Allfadur) heißt. Odins und ſeiner Gemahlin Frigga Söhne ſind: der Donnergott Thor, der ſtärkſte u. gewaltigſte unter den A., Baldur, der beſte der A., Braga, der Gott des Geſanges und der Beredtſamkeit, Tyr (Thor), der muthige Gott des Kriegs, und Hödur (Widar), der blinde ſtarke Gott, das Symbol der vom Verſtande nicht gezügelten Gewalt. Die übrigen A. ſind Niord, Freyr, Heimdall, Wali, Uller u. Forſeti. Ihnen ſtehen zwölf weibliche Gottheiten zur Seite, von denen Freia, Iduna, Eira und Saga die bekannteſten ſind. Die A. ſind die freundlichen, wohlthätigen, guten Mächte im Gegenſatze zu den böſen Rieſen. Um dieſes Gegenſatzes willen, der in dem Charakter der A. und Rieſen lag, war vom Anfang an Kampf und Streit zwiſchen beiden. Der Kampf zwiſchen Börs, des Ahnherrn der A., Söhnen (Odin, Wili und We) und Ymir endete damit, daß der Rieſe erſchlagen wurde, und nun bildeten jene aus dem Körper des Rieſen die Welt, in deren Mittelpunkte die A. ihre eigene Wohnung Asgard erbauten, welche ſie gleich der Erde vor den Einfällen der Rieſen ſchützen, und zwar durch die Himmelsbrücke, die im Stande iſt, die A. zu tragen, unter der Laſt der Rieſen aber zuſammenſtürzt. Uebrigens ſind nach der Mythe die A. ebenſo wenig von Ewigkeit her geweſen, als ihr Daſein in alle Ewigkeit hin dauern wird. Sie hatten eine Jugend, alterten und gehen zugleich mit allem Endlichen unter. Ihre Kindheit haben ſie in ſorgenloſer Ruhe, in fortdauerndem Frieden und unter frohem Würfelſpiele hingebracht. Dieſe Jahre der Kindheit waren das goldene Zeitalter für die Götter, deſſen Ende dadurch herbeigeführt wurde, daß aus Jötunheim 3 Thurſenmädchen (Thurſen, d. i. Jötnar, Rieſen) unter den A. erſchienen und ihnen die wunderbaren goldenen Tafeln wegnahmen, deren Beſitz für ſie bisher ein unverſiegbarer Schatz geweſen war. Die A. litten ſeitdem Mangel an Gold und mußten ſich deshalb mit Alchemie befaſſen; ſie brannten Goldmaterie, die ſie nur durch Zaubermittel gewinnen konnten. Dieſe Kunſt aber verbreitete ſich wider der Götter Willen weiter, und dies führte zu einer lange dauernden Fehde der Götter mit den kriegweiſſagenden Wanen (Vanir). Die Kämpfe mit den Wanen wurden friedlich beigelegt, aber die mit den Rieſen dauern ewig fort. Der erbitterſte Feind der Rieſen und Rieſenfrauen iſt der Donnergott Thor (Tyr), der deshalb meiſt in Oſten ſich aufhält, um ſie zu bekämpfen und zu tödten. Er wird auch unter den A. von den Rieſen am meiſten gefürchtet, die ſich nichts deſto weniger immer mit ihm verſuchen und ihn ſogar zum Kampfe reizen. So ſehr aber auch die A. an phyſiſcher und geiſtiger Kraft den Rieſen überlegen ſind, ſo haben die letzteren doch durch die Zauberei, deren ſie mächtig ſind, Gewalt über die A.; vorzüglich trachten die Rieſen danach, von den A. Iduna's verjüngende Aepfel zu erwerben, durch deren Genuß die ſterblichen A. ewige Jugend erwarben. Auch Freia, die ſchönſte der Aſtinnen, ſuchen die Rieſen zu gewinnen, ſowie ſie überhaupt darauf ausgehen, ſchöne Frauen aus dem Aſen- und Menſchengeſchlechte zu entführen, um ſelbſt die Väter ſchöner Kinder zu werden. Der allgemeine Weltbrand aber wird endlich nicht nur alle Schöpfungen der A., ſondern dieſe ſelbſt vernichten. Zu dieſem Zwecke vereinigen ſich der böſe Loki und ſeine Nachkommenſchaft zum Kriege gegen die A. mit den Muspelsſöhnen, geführt von dem Beherrſcher Muspelheims, Surtur, dem unverſöhnlichen Feinde der A., der es unternimmt, die Götterburgen zu ſtürmen. Als die Himmelsbrücke, über die ſie reiten, um in Asgard einzudringen, unter ihrer Laſt zuſammenbricht, ſtellen ſich die Muspelsſöhne aus der Südwelt mit den Rieſenungeheuern auf der Ebene Vigrid den Göttern gegenüber, denen

die von Odin in Walhalla aufgenommenen Einherier (Alleinkämpfer) Beistand leisten. Beide Theile reiben sich gegen einander auf. Der Wolf Fenrir verschlingt Odin, den König der Götter, und wird dann selbst getödtet. Die Midgardsschlange erlegt Thor, dieser aber fällt von dem Gifte, das sie ausgespieen hat, selbst todt zu Boden. Die Erde sinkt ins Meer zurück, aus dem sie zu Anfang der Welt emporgestiegen. Die Esche Yggdrasil, der Weltbaum, wird durch Surturs Flamme angezündet und verbrennt, die Welt geht durch das Feuer aus der Südwelt unter. Auf die Vernichtung der Welt und den Untergang der lebendigen Geschöpfe folgt aber eine allgemeine Verjüngung und ihre Wiedergeburt zum Bessern. Die Götter, zu vollendeterem Dasein erhoben, kehren zu ihren Geschäften auf dem Idavölle zurück, wo sie die lange vermißten goldenen Tafeln wiederfinden. Nur Odin und Thor befinden sich nicht in dem verjüngten Asgard, und von ihnen wird der erstere durch den aus dem Schattenreiche zurückgekehrten Baldur, der andere durch seine beiden Söhne, Modi (Muth) und Megni (Stärke), vertreten. Den A. wurden von den Nordgermanen Opfer und Gebete dargebracht. Bei bevorstehendem Kriege opferte man dem Odin, wenn Pest und Hungersnoth bevorstand, dem Thor als dem Reiniger der Luft, u. wenn Hochzeiten gefeiert werden sollten, dem Freyr; Freia wurde in Liebesangelegenheiten angerufen. Nach Einführung des Christenthums unter den Nordgermanen verlor sich nicht sofort der Glaube an die A., sondern er lebte noch, obwohl zurückgedrängt von der neuen Religion, fort. Allein die A. konnten nun, weil der alleinige Gott des Christenthums nicht andere neben sich duldet, nicht mehr als Götter aufgefaßt werden. Man schuf daher Menschen aus ihnen, die sich durch ihre Thaten so ausgezeichnet hatten, daß ihnen göttliche Verehrung erwiesen wurde. Die Sagenbildung wurde also auf die Weise fortgesetzt, daß die Götterfage in Menschensage umgewandelt wurde. Die historische Deutungsart der Mythen, unter allen die unzureichendste, nahm nun denselben Geist an, in dem sie die Sagen über die A. als menschliche Geschichte auslegte, wobei der Name der Götter unwillkürlich auf Asien führte. Sie ist die älteste und schon von Saxo Grammaticus und Snorre Sturleson in der Heimskringla geübt worden, aber dem Wesen der Sage durchaus nicht angemessen. Die allein richtige Auslegungsart, welche angewendet werden muß, ist die naturphilosophische und ethische, von welcher Ludwig Uhland in seinem „Mythus von Thor, nach altnordischen Quellen“ (Stuttgart und Augsburg 1836) ein herrliches Beispiel geliefert hat. Die A. sind nach ihm rein symbolische Wesen, die zum Ausdrucke von physischen und moralischen Verhältnissen dienen sollen. Die wichtigsten Quellen der Asenlehre sind die beiden Eddа's (s. d.), andere einheimische Quellen Islands Landnámabok, die Heimskringla u. a. Vergl. Katterfeld, Ueber die Asalehre und ihre Anwendung, Rudolstadt 1819.

Aserbeidschan (Aderbeidschan, eigentlich Aderbigan, d. i. Feuerland, Land der Feueranbeter), westliche Provinz Persiens, das alte Atropatene, armenisch Vasburagan, grenzt südlich an Irak, südwestlich an Kurdistan, westlich an Türkisch-Armenien, nördlich an Russisch-Armenien und Karabagh, östlich an die russischen Landschaften Mughan und Talysch und die persische Provinz Ghilan und zählt auf etwa 1430 QMeilen an 2 Millionen Einwohner. Das Land ist ein Alpenland und das Quellgebiet der vier großen Stromsysteme des Kisil-Osen, Araxes, Tigris und Euphrat. Fast in der Mitte erhebt sich der Berg Sahend 8000 Fuß hoch, an ihn schließt sich gegen Osten das Bughuschgebirg, von welchem nordöstlich der Sawalan (Savellan) über 12,000 Fuß ansteigt. Auch der nördliche Theil der Landschaft ist von hohen Gebirgen (Scheiwek, Kaschka, Kumkuh, 7000 Fuß hoch, Masschuk ꝛc.) ganz bedeckt und nur von den wenigen schmalen Flußthälern durchschnitten, die alle durch die Zuflüsse zum Aras: Darjai, Kotur-Tschai ꝛc., nach Nordosten sich öffnen. An der Nordwestgrenze erhebt sich der Ararat, 16,250 Fuß hoch, im Südwesten das Kurtakgebirge, im Süden das Kibleh- und Kaplangebirge. Demnach hat die ganze Landschaft den Charakter einer von noch höheren Gebirgszügen unterbrochenen Hochebene, deren Erhebung über das Meer bei Tauris und am Spiegel des Urmiasee's 4500 Fuß und am Spiegel des Wansee's 200 Fuß mehr beträgt, und deren Oberfläche durch vulkanische Gewalten und noch gegenwärtig vorkommende Erdbeben auf das Mannichfaltigste zerklüftet und zerrissen ist. Vom südlichen Abhange des Sahendberges fließt der Schah-Rud dem Kisil-Osen zu. Im westlichen Theil der Landschaft liegt der erwähnte Urmiasee, der salziges Wasser und einige Inseln hat und mehre Flüsse aufnimmt, ohne daß ein sichtbarer Abfluß vorhanden wäre. Die klimatischen Verhältnisse der Landschaft richten sich nach den verschiedenen Bodenformen; auf den Gebirgshöhen herrschen lange Winter, eine angenehme Frühlings- und Herbsttemperatur bieten die Gebirgsabhänge dar, und glühende Sommerhitze erfüllt die Tiefen der Thäler. Die Producte weisen schon mehrfach auf die Nähe Europa's hin durch das Vorherrschen europäischer Getreide- und Obstarten, wiewohl an geeigneten Lokalitäten auch Reis, Baumwolle u. andere asiatische Kulturgewächse gebaut werden. Von Raubthieren hausen Wölfe, Wildschweine, Hirsche und Füchse auf den bewaldeten Gebirgshöhen, Antilopen und einzelne größere Raubthiere des Südens in den tieferen Gegenden. Der Fasan Kaukasiens findet sich auch schon in A. Die Bewohner des Landes sind im Westen und Süden Kurden, übrigens türkischer Abkunft, wie sie auch die türkische Sprache sprechen, obwohl das Persische Sprache des Gouvernements, des Handels und auch der Schule ist. Unter den Kurden wohnen zahlreiche Armenier und Juden. Die Hauptstadt des vielfach durch Unruhen im Innern zerrütteten Landes ist Tauris.

Asgard, der Götterfitz der Asen, von ihnen mitten in der Welt erbaut, nachdem Himmel und Erde geschaffen waren. In A. liegen die zwölf Himmelsburgen, aus Gold und Edelsteinen zusammengesetzt, der Aufenthaltsort der Götter. Die Gitter der Paläste werden von goldenen Ritterspeeren gebildet; die Säle haben goldgetäfelte Wände und Fußböden; an den Decken sind die strahlenden Schilde der Helden aus Walhalla aufgehängt, welche einen solchen Glanz verbreiten, daß sie statt alles Lichts, statt der Sonne und des Mondes dienen. Zu den Himmelsburgen wird die Wohnung Thors, Trudheim (Welt

der Stärke), nicht gerechnet, weil sie der Erde zu nahe ist; sie bildet die Grenze zwischen A. und Midgard. Von da aus stehen die Himmelsburgen in folgender Reihe: Ydalir (Thäler der Feuchtigkeit oder des Pfeiles), wo Uller (Wolliger), Sifs Sohn, Thors Stiefsohn, wohnt; Alfheim (Elfenwelt), wo Freyr (Säer), Niords Sohn, wohnt; Vala-skialf (Wali's Wartthurm) mit Silber gedeckt, Wohnung Wali's, wo auch Odins Hochsitz (Hlidskialf) erbaut war, von dem aus er die ganze Welt überschauen konnte; Saucquabackur (Bach der Senkung, Tiefe), von kalten Wassern umrauscht, wo Odin und Saga (Geschichtskunde) aus goldenen Gefäßen trinken u. sich der Liebe erfreuen; Gladsheimur (Freudigkeitswelt), mit Idavölle (dem Gefilde der Geschäfte), einem Erholungsort und Sammelplatz für die Asen, in dessen reizender Ebene sie ihre Gastmahle und Kampfspiele mit den Einheriar (Alleinkämpfern), den erschlagenen Helden, die zu Odin kommen und in Walhalla selige Tage verleben, halten; Thrymheimur (Stöhn- oder Donnerwelt); Breida-blik (Weitglänzend), die herrlichste der Himmelsburgen, wo der wenigste Schmutz ist, Baldurs Aufenthaltsort; Himun-biorg (Himmelsburg), an dem Ende des Himmels, die Wohnung des weißen Gottes Heimdall, der mit seinem Gjalderhorn, das in allen Welten gehört wird, wegen seiner Schlaflosigkeit und seiner wunderbar geschärften Sinne ganz dazu geeignet ist, die hier liegende Himmelsbrücke (Windhjalmsbrücke) zu bewachen; Fólkvangr (Volkanger, Anger des Schlachtvolks), wo Freia wohnt, mit dem Saal Sesrumer, worin der Beglückte, der von der Göttin die Gunst erhält, ihn betreten zu dürfen, jede Freude der Welt genießt; Glitnir (Glänzer), die Wohnung Forseti's; Noa-tun (Neuenhofen), Niords Wohnung; Landvidi (Landweite), mit hohem Grase bewachsen, Widars Wohnung. Bei dem allgemeinen Weltbrande gehen auch diese Götterburgen unter, um aus der Zerstörung sich um so herrlicher wieder zu erheben.

Ashantee, s. Aschanti.

Ashley, Antony, Lord, s. Shaftesbury.

Ashmole, Elias, berühmter englischer Alterthumsforscher und Heraldiker, geboren den 23. Mai 1617 zu Litchfield in Staffordshire, practicirte zuerst als Advokat, bekleidete im Bürgerkriege eine Hauptmannsstelle und war auch Inspektor der Ordonnanz unter Karl I. Im Jahre 1649 ließ er sich zu London nieder, erhielt nach Karls I. Thronbesteigung die Stelle eines königlichen Heraldikers zu Windsor, wurde später Mitglied der königlichen Societät und † den 18. Mai 1692. Berühmt ist sein „Theatrum chymicum britannicum" (1652) u. seine „Geschichte des Hosenbandordens". Er hatte eine an antiquarischen, numismatischen und literarischen Schätzen sehr reiche Sammlung zusammengebracht, die aber 1679 größtentheils ein Raub der Flammen ward. Den Rest derselben vermachte A. der Universität Oxford, wo sie im Ashmolean-Museum aufgestellt ist.

Ashton (A. under Lyne), Stadt in der englischen Grafschaft Lancaster, an der Tame, 1¼ Meilen von Manchester und mit dieser Stadt durch einen Kanal verbunden, hat 30,676 Einwohner, bedeutende Industrie, besonders in Baumwollen- und Wollenmanufakturen und Twistspinnerei. In der Nähe, in Fairfield, ist eine Kolonie mährischer Brüder, größtentheils Spinner und Weber.

Asiarchen, die jährlichen Bevollmächtigten der Städte in Asia proconsularis, welche die öffentlichen Spiele zu Ehren der Götter und der römischen Kaiser anordnen und auf ihre Kosten ausführen mußten. Sie hatten ihren Sitz in einer der Hauptstädte Ephesus, Smyrna, Cyzicus ꝛc. Den A. entsprachen für andere römische Provinzen die Bithynarchä, Galatarchä, Lyciarchä u. a. m.; für sie alle scheint in den römischen Rechtsbüchern die Benennung Alytarchä zu stehen.

Asiatische Brüder, geheime Gesellschaft, welche 1780 in Oesterreich entstand, und ähnliche Tendenzen wie die Rosenkreuzer verfolgend, sich über Deutschland verbreitete. Alchemistischen, kabbalistischen und theosophischen Träumereien huldigend, machten sie sich mancher Betrügereien schuldig. Vgl. Die Brüder St. Johannis des Evangelisten aus Asien, Berlin 1830.

Asiatische Gesellschaften, Vereinigungen von Gelehrten, welche sich die Erforschung der Geographie und Geschichte, der Religionen, der Sprachen und Literaturen Asiens zur Aufgabe machen. In Europa sind folgende a. G. thätig: Die Société asiatique zu Paris, 1822 von Sylvestre de Sacy, Klaproth, Abel Rémusat, Chézy und andern namhaften Orientalisten gegründet, ist im Besitz eines reich ausgestatteten asiatischen Museums, gibt seit Juli 1822 in Monatsheften das „Journal Asiatique" heraus und hat auch andere Werke der orientalischen Literatur im Original wie in Uebersetzungen drucken lassen oder wenigstens deren Herausgabe unterstützt. Ein sehr wichtiges Unternehmen ist die von ihr begonnene „Collection des auteurs orientaux". Die Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland zu London, von Colebrooke den 19. März 1823 eröffnet und am 11. April 1824 bestätigt, verfügt ebenfalls über ein bedeutendes asiatisches Museum und eine an selteneren orientalischen Druck- und Handschriften reiche Bibliothek. Früher gab sie „Transactions" (London 1824—34, 3 Bde.) heraus, an deren Stelle seit 1833 ein „Journal of the Royal Asiatic Society" getreten ist. Mit ihr verbunden wirkt seit 1828 ein Oriental translation Committee durch Herausgabe von englischen, lateinischen und französischen Uebersetzungen orientalischer Werke. Die deutsche Morgenländische Gesellschaft, die in Folge eines auf der Philologenversammlung zu Darmstadt den 3. Oktober 1844 gefaßten Beschlusses den 2. Oktober 1845 ins Leben trat, verfolgt im Allgemeinen dieselben Zwecke, wie die genannten Gesellschaften zu Paris und London, und hält jährlich in Verbindung mit den deutschen Philologen und Schulmännern allgemeine Versammlungen. Seit 1846 läßt sie eine Zeitschrift in vierteljährlichen Heften erscheinen; auch hat sie mehre Werke ganz oder theilweise auf ihre Kosten drucken lassen und unterstützt die von A. Weber in Berlin herausgegebenen „Indischen Studien" (Berlin 1849 ff.). Die Geschäftsführung hat ihren Sitz zu Hull und Leipzig, in welcher letzteren Stadt sich auch die Bibliothek und das Museum befinden. Einen beschränkteren Wirkungskreis haben sich gesetzt die Société orientale de France, welche seit 1842 zu Paris besteht und die „Revue de l'Orient, de l'Algérie et de Colonies" herausgibt; die Syro-Egyptian Society zu London, welche „Original Papers read be-

fore the Syro-Egyptian Society of London" (London 1850 ff.) publicirt, und von welcher die seit 1853 thätige Palaestine Archaelogical Association ein Zweig ist; das Kon. Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indie zu Amsterdam, welches seit 1853 „Bydragen tot de Taal-, Land-en Volkenkunde van Nederlandsch Indie" veröffentlicht; die Société orientale zu Konstantinopel, welche, Anfangs 1853 von Deutschen, Engländern und Franzosen gegründet, in den Kreis ihrer Forschungen Naturwissenschaften, alte und neue Geographie und Geschichte, Sprachen, Literaturen, Antiquitäten ꝛc. zieht. Auch in Amerika brechen sich die orientalischen Studien Bahn. Es besteht hier die American Oriental Society zu Boston, welche, 1842 gegründet, ein „Journal of the American Oriental Society" (Boston 1843 ff.) herausgibt, wozu namentlich die amerikanischen Missionäre in Asien und Afrika schätzbare Beiträge liefern. Auch im Orient selbst sind a. G. thätig. Die älteste derselben ist die Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen zu Batavia, welche, 1787 gestiftet, „Verhandelingen" (Batavia 1780 ff.), die namentlich in neuerer Zeit schätzenswerthe Beiträge zur Kenntniß der südostasiatischen Inselwelt gebracht haben, herausgibt und früher auch eine „Tijdschrift voor Nederlandsch Indie" (1842 ff.) erscheinen ließ, an deren Stelle seit 1853 die „Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde" erscheint, und auch der seit 1844 von der Natuurkundig Vereeniging in Nederlandsch Indie herausgegebenen „Natuurkundig Tijdschrift" ihre Unterstützung zu Theil werden läßt. Zu Kalkutta besteht die Asiatic Society of Bengal, die, von Sir William Jones im Jan. 1784 gegründet, die Abhandlungen und Vorträge ihrer Mitglieder in den berühmten „Asiatic Researches" (Kalkutta 1788—1832, 17 Bde.) veröffentlicht, an deren Stelle seit 1852 das „Journal of the Asiatic Society of Bengal" in monatlichen Heften erscheint. Eine für die Erforschung der physikalischen Verhältnisse Indiens gestiftete Abtheilung der Gesellschaft gab besondere „Transactions of the Physical Class of the Asiatic Society of Bengal" (Kalkutta 1829—32, 2 Bde.) heraus. Unter Aufsicht dieser Gesellschaft, aber auf Kosten der ostindischen Kompagnie gab Roer seit 1846 zu Kalkutta eine „Bibliotheca Indica" heraus, eine Sammlung orientalischer Werke mit Uebersetzung. Allgemeinere Zwecke verfolgten anfangs die Madras Literary Society, die 1827 einen Band „Transactions" zu London publicirte, und die Litterary Society of Bombay, welche ebenfalls „Transactions" (London 1819—23, 3 Bde.) herausgab. Beide Gesellschaften verbanden sich 1828 u. 1829 mit der Royal Asiatic Society zu London und führen seitdem die Namen Bombay and Madras Branche of R. Asiatic Society. Auch auf Ceylon und Malakka bestehen solche Zweige der Hauptgesellschaft, von deren Arbeiten jedoch in Deutschland bis jetzt nichts bekannt geworden ist, wogegen die China Branche of the R. Asiatic Society zu Hongkong seit 1848 einige Bände „Transactions" veröffentlicht hat. Die Litterary Society of Jerusalem, 1850 auf Betrieb des englischen Konsuls Finn gestiftet, widmet sich der Erforschung des heiligen Landes. Schließlich ist noch der Gesellschaft der Wissenschaften zu Beirut zu erwähnen, die, 1847 von dem Missionär Thomson meist aus Einheimischen gebildet, schätzbare „Denkschriften" veröffentlicht.

Asiatische Türkei, s. Türkisches Reich.

Asien, das Land des Aufgangs der Sonne für Europa's und Afrika's Bewohner, die Wiege des Menschengeschlechts, der Religionen und Staaten, der Sprachen, Künste und Wissenschaften, ist nach der Zeit seiner geschichtlichen Entwickelung der älteste, nach seiner Lage der mittelste, nach seiner horizontalen Ausdehnung der größte, nach seinem vertikalen Aufsteigen der höchste, nach seiner Körpermasse der stärkste und nach seinen physischen Kräften und Schätzen der reichste der 5 Erdtheile. Ob der Name „Asia" phönicisch ist und Mitte bedeutet (nach Bochart), oder ob der Erdtheil damit als die Heimat der „Asen", d. h. Götter, bezeichnet wird (nach Bayer), oder ob nur ein kleiner Landstrich, die Wohnung der Asinnen in Kleinasien, dem großen Ganzen seinen Namen geliehen hat (nach Malte-Brun), lassen wir dahingestellt; genug, daß die Benennung schon aus den frühesten Zeiten der griechischen Geschichte als eine uralte herüberklingt, die bereits Pherecydes (550 v. Chr.) kannte.

Von allen Erdtheilen nachbarlich umgeben, von vier Hauptmeeren (dem Eismeer, dem stillen oder pacifischen und dem indischen Ocean und dem großen Busen des atlantischen Oceans, dem mittelländischen Meere) mit ihren Verzweigungen umgürtet, nimmt A. eine mittlere, günstige Stellung zwischen den andern Erdoesten ein und vermehrt den Vortheil dieser Lage noch dadurch, daß es durch Inselbrücken und geräumige Thore zu jenen hinüberführt, wie durch die Aleuten nach Amerika, durch die Sunda- und Gewürzinseln nach Australien, durch Suez und Arabien nach Afrika, durch Kleinasien und die kaspischen Pforten nach Europa. Dadurch ist A. gleichsam der centrale Hauptknoten alles festen Landes und der natürliche Ausgangspunkt der Ausbreitung und Ausbildung aller die Erde bewohnenden Völker. Von der südwestlichen Landspitze Arabiens oder der Insel Perim (in der Meerenge Bab-el-Mandeb), welche unter 61° 8′ L. von Ferro und 12° 35′ 30″ nördl. Br. liegt, bis zur äußersten Nordostspitze, dem Kap Tschukotske (am kamtschadalischen Meer), unter 207° 40′ L. und zwischen 60° und 70° nördl. Br. (fast in der Mitte), beträgt die Ausdehnung A.s eine Strecke von mehr als 1500 Meilen. Fast um $^1/_6$ kleiner ist die Längenausdehnung von Suez (Verbindung A.s mit Afrika) bis an die Küste bei Nanking in China, oder von den Dardanellen (Straße zwischen Kleinasien und Thracien) bis nach Korea. Unter dem Polarkreis ist sie nur etwa halb so groß. Die Breite A.s vom südlichsten Punkt, dem Kap Buro, der südlichsten Spitze der Halbinsel Malakka, unter 1° 18′ nördl. Br., bis zu dem Kap Sewero Wostotschnoi auf der sibirischen Halbinsel Taimur unter 78° nördl. Br. beträgt nicht weniger als 76° 42′, eine Strecke von mehr als 1100 Meilen. Nimmt man die Inseln des indischen Archipelagus dazu, von denen mehre bis 13° südl. Br. reichen, so beträgt die ganze Breite A.s 88° 42′. Es liegt demnach etwa $^1/_2$ der Breitenausdehnung A.s in der heißen Zone, $^1/_7$ innerhalb

des Nordpolarkreises, der übrige bei weitem größte Flächenraum in der nördlichen gemäßigten Zone. Ueber den Flächeninhalt bestehen verschiedene Angaben neben einander, von denen noch keine sich als die einzig richtige dokumentirt hat. Hassel nimmt mit den Inseln einen Flächenraum von 908,098 QMeilen, Mentelle von 798,704 QMeilen, Tempteman von 641,093 QMeilen, Gräberg (ohne die Inseln) von 722,760 QMeilen, Malte-Brun von 3,960,000—4,000,000 QMyriamètres an; Völter gibt den Flächeninhalt folgendermaßen an: A. mit den Inseln = 883,000 QMeilen, A. ohne die Inseln (in Uebereinstimmung mit Karl Ritter) 810,000 QMeilen, A. in der heißen Zone 101,250 QMeilen, A. in der nördlichen gemäßigten Zone 607,500 QMeilen, A. in der nördlichen kalten Zone 101,250 QMeilen, die Inseln 73,000 QMeilen. Nach demselben beträgt die Entfernung vom Kap Baba bis zum tatarischen Sund 1300 Meilen, die von der Landenge von Suez bis zum Ostkap 1200 Meilen, die vom Kap Buro bis zum Kap Sewero Wostotschnoi 1150 Meilen, die von der Hainanstraße bis zum karischen Golf 800 Meilen, der Küstenumfang 7700 Meilen. Auf die Halbinseln A.s rechnet derselbe Geograph mit Ritter einen Flächenraum von 155,000 QMeilen. Im Allgemeinen kann als ausgemacht gelten, daß A. wenigstens den fünffachen Flächenraum von Europa einnimmt. Im Norden grenzt A. ungefähr von 80°—208° L. v. F. an die Gewässer des Nordmeeres, welches in dieser Breite das Eismeer genannt wird, und bietet ihm eine vielfach ein- und ausgebogene Küste entgegen, welche im Taimurland bis 78° nördl. Br. hinausläuft. Die dadurch gebildeten Meerbusen und Baien sind von Westen nach Osten: der karische (zwischen 80° und 86° L.), der obische mit der tasonzkischen Bai (zwischen 90° und 100° L.), hierauf unter etwa 107° L. die Bai der 70 Inseln oder Jeniseibai, weiter nach Osten zu (etwa zwischen 115°—120° L.) die Baien von Taimur und Katanga und nach mehren geringern das Meer der Lenamündungen mit seinen Inseln, die Moigolatskajadai (150°—160°), der Golf von Tschaun (etwa 188°—190° L.), bis endlich im Ostkap an der Behrings- (Cooks-) Straße die Nordküste endet. Von da an wenden sich die Küstenumrisse A.s südlich oder genauer südwestlich und werden von dem großen pacifischen Ocean, den die Behringsstraße nur durch einen Wasserarm von 12½ Meilen Breite von dem neuen Festland trennt, bis an die Küsten von China bespült. Derselbe nimmt an den Küsten verschiedene Benennungen an. Zuerst (im Norden heißt er nordöstlicher Ocean), etwa 60°—50° nördl. Br., ist es das Meer von Kamtschatka oder Behringsmeer, das, durch die aleutische Inselkette gegen den großen Ocean geschlossen, die Küsten so begrenzt, daß es mehre große Buchten bildet. In dasselbe tritt die Halbinsel Kamtschatka in südlicher Richtung vor und bildet seine Grenze. Westlich auf der andern Seite derselben breitet sich das ochotskische Meer aus, welches demnach die Westküste Kamtschatka's und die Ostküste Sibiriens bespült und dessen nordöstlichste Baien die von Penschinsk und Ghischikinsk sind. In ihm liegt, durch die mandschurische (tunguſische, auch tatarische) Straße von der Küste des Amurlandes oder der nördlichsten Mandschurei getrennt, die große Insel Tarrakai. Es ist geschlossen durch die Inselreihe der Kurilen und die Insel Jesso, welche südwestlich gereiht sind. Dieses Meer erstreckt sich von Norden nach Süden von 60° bis gegen 45° nördl. Br., wo es an das japanische Meer reicht, das sodann, durch Straßen mit dem vorigen, dem großen Ocean und dem nächstfolgenden südwestlich gelegenen Meer verbunden, bis ungefähr 35° nördl. Br. geht und den Raum zwischen den Küsten des asiatischen Festlandes (Mandschurei, Korea) und den Inseln Jesso und Nipon (Japan) einnimmt, durch welche es vom Ocean geschieden ist. Die Halbinsel Korea scheidet das japanische von dem westlich mit etwas südlicher Richtung liegenden gelben Meer (Whanghai), das bis gegen den 32.° nördl. Br. gegen Süden diesen Namen führt und von da an Tonghai (östliches Meer, auch blaues Meer) heißt, welches dann, durch einen Archipel im Südosten begrenzt, durch die Straße von Fo-kien (zwischen China und der Insel Formosa) mit dem südlichen Meer an der chinesischen Küste zusammenhängt. Von dessen Südgrenze an (ungefähr 20° nördl. Br.) hört für die Länge von 150° schon die Benennung des östlichen Oceans (gegenwärtig häufiger stilles Meer genannt) auf und beginnt der indische Ocean. Dieser heißt an den Südküsten von China und den Ostküsten von Hinterindien das chinesische Meer, welches als Meerbusen von Anam zwischen China, die Insel Haiwan (Golf von Tunkin) und die hinterindische Halbinsel hineintritt und ebenso als Meerbusen von Siam südlicher die Halbinsel Kambodscha von der Halbinsel Malakka scheidet. So sind wir an der südlichsten Spitze A.s angelangt, immer den Küsten folgend. Gehen wir aber im Norden von 208° L. aus, so befinden wir uns hier noch unter 122° L., so sehr haben die Ostküsten A.s eine direkte Richtung nach Südwesten. Schon von 20° nördl. Br. an bis 12° südl. Br. breitet sich südöstlich vom asiatischen Festland der große Archipel der indischen Inseln aus, der im Osten und Norden vom großen Ocean, im Westen und Süden vom indischen Ocean umgeben ist und innerhalb seiner Grenzen viele Gewässer mit eigenen Namen hat (Suluh-, Banda-, Sunda-, Javasee u. a.). Zwischen Malakka und der großen Insel Sumatra zieht sich nordwestlich die Straße von Malakka hin, von wo aus in gleicher Richtung das Meer des Merguiarchipels, der Busen von Martadan und endlich der große bengalische Meerbusen die hinterindische Halbinsel im Westen, der letztere auch Bengalen im Süden und Vorderindien im Osten bis herab unter 10° nördl. Br. begrenzen. Von da führt südwestlich die Straße von Manaar (zwischen Vorderindien und Ceylon) an der Südspitze des Landes (Kap Camorin) wieder hinaus in den weiten Ocean zu den maldivischen u. andern Inselreihen. Die Küste von Malabar nordwestlich bis an die von Sind und Belubschistan bespült das sogenannte arabische Meer, immer noch ein Theil des indischen Oceans, von dessen nördlichem Ende (etwa 23°) bis 30° der persische Meerbusen sich tief zwischen Arabien und Persien hinein drängt. Im Süden Arabiens und dann in dessen Westen hinauf findet sich immer noch die Meergrenze des arabischen u. rothen Meeres (arabischer Meerbusen), bis wir hier endlich auf eine Landgrenze stoßen. Trennt nämlich das rothe Meer A. von Afrika, so hält die Landenge von Suez beide Welt

theile durch einen kaum einen geographischen Grad breiten Streifen festen Landes zusammen. Jenseits der Landenge macht die Westgrenze das mittelländische Meer, an den Küsten von Palästina und Syrien, bis in den Winkel, unter welchem Kleinasien gegen Westen bis 44° L. vorläuft. Von da an bildet das mittelländische Meer die Südgrenze. Hierauf geht es in den sogenannten griechischen Archipel, das ägäische Meer, südwestlich von Kleinasien über und zieht sich in der Straße der Dardanellen nordöstlich durch das Meer von Marmora und den Bosporus ins schwarze Meer, welches ganz Kleinasien im Norden und gegen Osten die asiatischen Kaukasusländer bespült. Bis hierher hat A. mit alleiniger Ausnahme der Landenge von Suez Wasser zu seinen Grenzen. Die nun folgende Landgrenze ist weniger in die Augen springend und daher oft verschieden bestimmt worden. Vom Norden herab gibt sich noch das Uralgebirge als natürliche Grenzwand beider Erdtheile zu erkennen. Aber ungefähr von 50° nördl. Br. an verzweigt sich der Ural gegen Westen und Osten in verschiedene Arme, und hier kann man zweifelhaft werden, welchen dieser Arme man als Grenzscheide annehmen soll. Offenbar gehört aber der Kaukasus noch in den Gebirgszusammenhang mit Hochasien, und das ganze von ihm gefüllte und durch Flüsse von ihm abhängige Land wird für A. in Anspruch genommen; die äußerste Grenze wäre daher gegen Norden hin der Kubanfluß, der ins asowische Meer fällt. Gegen Westen schlösse der in den Don fallende Manytschfluß das asiatische Gebiet, worauf eine Strecke weit der Don als Grenze dient, bis dieser nahe an den südwestlich durch die Provinz Astrachan laufenden Zweig des Urals, den Odtschei-Syrt, streift und von nun an dieser wieder als Grenze gälte. So kämen die Salzsteppen im Norden des kaspischen Meeres, welche ganz den Salzsteppen Mittelasiens entsprechen, obwohl sie weniger hoch liegen, noch auf die asiatische Seite.

Die Kerngestalt von A. macht ein großes Trapez aus, dessen 4 ungleichwinklige Ecken in die Landenge von Suez, den innersten Golf von Tunkin, den südöstlichen Busen des karischen Meeres und die westliche Einbuchtung am Golf des Anadyr fallen, so daß es zwischen dem nördlichen Wendekreis und etwas über den nördlichen Polarkreis hinaus sich lagert. Die Diagonale dieses Trapezes von Südwesten gegen Nordosten hält 1200, von Südosten nach Nordwesten 800 geographische Meilen (nach Berghaus' Messung); seine nördliche Seite, parallel mit dem Polarkreis, die kürzeste, 600 geographische Meilen, die westliche 660, die östliche 990, die südliche von Suez bis Tunkin 1070. Außerhalb dieses Trapezes, das, wenn ganz A. etwa 810,000 QMeilen hält, davon etwa 655,000 einnimmt, ist die horizontale Dimension des Erdtheils charakterisirt durch das Auslaufen seiner Ost-, Süd- und Westküsten in weit vorspringende Halbinseln, Landzungen, Gestade, die mehr oder weniger als auslaufende Glieder des großen und breiten Körpers von A. zu betrachten sind, der den Stamm des Ganzen ausmacht, nämlich durch das Tschuktschenvorland (3000 QMeilen) gegen Amerika hinweisend, die Halbinseln Kamtschatka (4000 QMeilen), Korea (7000 QMeilen), den gekrümmten Bogen des Gestades von China, die drei südlichen großen Halbinseln Hinterindien (38,000 QMeilen), Vorderindien (50,000 QMeilen) u. Arabien (50,000 QMeilen), welche zusammengenommen Europa an Größe fast gleichen, und selbst gegen Westen durch die Kulturbrücke nach Europa, Kleinasien (10,000 QMeilen). Nur die Nordküste des Erdtheils ist wenig gegliedert, doch immer noch durch manche tief landeinwärts, nach Süden gehende Meeresbuchten getheilt und durch viele vorspringende Landzungen und Kaps weit mehr individualisirt, als die afrikanische Küste. Dennoch bleibt im Innern von A. ein sehr breiter und langer Theil übrig, der nicht von einschneidenden Meeren berührt wird und der als der Stamm des Erdkörpers zu betrachten ist, welcher noch immer vorherrschend vor seinen Gliedern und Verzweigungen auftritt, während Afrika seinem Kern nach als Stamm ohne alle Glieder erscheint. Nur von der europäischen Gliederung wird die asiatische an Reichthum der Formen noch überboten. Wie in seiner Gliederung, so steht A. auch in seiner Küstenentwickelung in der Mitte zwischen Europa und Afrika. Denn kommt in Europa auf 37 QMeilen Kontinent, in Afrika aber erst auf je 150 QMeilen eine Küstenmeile, so kommt in A. auf je 105 QMeilen seines Kontinents eine Küstenmeile. A. genießt daher zwar in einem weit geringeren Grade als Europa alle Begünstigungen der Gestadeländer, es bleibt ihm noch immer ein großer, breiter, ächt kontinentaler Raum für die Verbreitung seiner mehr starren rigiden Formen übrig; aber mit Afrika verglichen ist sein Verhältniß schon der räumlichen Küstenausdehnung nach fast um $^1/_3$ besser, und dieser Vortheil erhöht sich noch dadurch, daß A. theils durch die großen Binnenwasser des Aral- und kaspischen See's unterbrochen wird, theils in seinen großen Strömen bis tief in das Innere hinein zahlreiche und bequem gelegene Wasserstraßen hat; auch tragen die mannichfaltigen Naturformen seiner Hochländer dazu bei, den Charakter der afrikanischen Vertrocknung und Erhärtung zu mildern. Ein besonders wichtiges Moment in A.s horizontalen Dimensionen ist endlich die überaus vortheilhafte Zugabe zahlreicher Inseln, jener wichtigen Trabanten der Gestadeländer, welcher die Herrschaft der Kontinente durch die Meeresräume hin nicht bloß ungemein erweitern, sondern auch auf das Vielfachste und Merkwürdigste bereichern. A. genoß in dieser Beziehung neben Europa einer auffallenden Begünstigung durch die Natur, welche diese Kontinente weit mehr, als alle andern, mit großen, günstig gelegenen und reich ausgestatteten Inselvorländern ausstattete. Rings um den Körper A.s sind Eilande gelagert, die es namentlich im Osten und Südosten wie mit einer eignen Atmosphäre umgeben und hier in ihrem Flächeninhalte dem 16. Theile seines Kontinents gleich sind (50,000 QMeilen), aber in einem Meeresraume vertheilt liegen, der in seiner Triangularausdehnung, von der Sundakette nach Neuguinea und durch die Molukken- und Philippinenkette nach Formosa bis gegen Japan hinüber, das Dreifache beträgt, oder etwa der Ausbreitung des europäischen Kontinents gleichkommt. Hier treten die Inseln aber in einer solchen Größe und dichtgedrängten Anzahl und mit solchem produktiven Reichthum auf, daß sie

des Kontinents kaum noch bedurften, ſich weniger mit ihm in Verbindung ſetzten und, einen eignen Volksſtamm beherbergend, den malayiſchen, ſchon darum auch den Namen eines inſulariſchen Erdtheils bei den Geographen verdienten. So erhielt die Oſt- und Südoſtſeite A.s unter allen Erdtheilen die größte oceaniſche Erweiterung durch vorliegende Inſelbildung zugleich mit dem Minimum der Hemmungen zwiſchen den verſchiedenen Weltmeeren, welche hier nicht durch Iſthmen wie bei Suez und Panama verſperrt ſind. Hier aber tritt die große Bedeutung des kontinentalen A.s in ſeiner Uranlage auf, von ſeiner Mitte aus den Gang der Völker u. der höher entwickelten Menſchheit zu bedingen und bis in die ſpäteſten Jahrhunderte an ſeinen äußerſten Südoſt- und Nordweſtenden, in der Inſelwelt der Malayen und in Europa die äußerſten Gegenſätze phyſiſcher und geiſtiger Entwickelung vermittelnd auszugleichen.

Wenn Amerika das größte Syſtem der Kettengebirge mit untergeordneter Plateaubildung darſtellt, ſo zeigt A. dagegen das größte Syſtem der Maſſenerhebung des Planeten mit innerhalb derſelben räumlich vorherrſchenden Plateaubildungen über die Ketten- und Gruppengebirge, obwohl beide auch in A. nicht fehlen, ſondern ſtellenweiſe gerade hier in den koloſſalſten Gipfelerhebungen und den mächtigſten Gruppen auftreten. Die Kettenbildungen treten aber, bloß als ſolche, in ihrem rein normalen Typus betrachtet, in dieſem Syſtem der Maſſenerhebung der alten Welt größtentheils gegen jene als untergeordnete Formen zurück. Dagegen erſcheinen die Randgebirge der vorherrſchenden Plateaubildungen, eben weil dieſe großentheils ſo erhaben als weitverbreitet ſind, in A. in ſo koloſſalen Geſtaltungen wie in keinem andern Lande der Erde. Der ganze Hauptkörper A.s läßt ſich als ein einziges Syſtem der Maſſenerhebung betrachten, welches in ſeinem größeren Zuſammenhange über ⅓ des ganzen Erdtheils oder ein Areal von wenigſtens 340,000 QMeilen einnimmt. Es erſtreckt ſich der Länge nach 1200 geographiſche Meilen durch ganz A., von der koreaniſchen Küſtenſee bis zum ſchwarzen Meere. Als die bekannteſten Marken in ſeiner Umkreiſung ſind zu bezeichnen an der Nord- und Nordweſtſeite der Kaukaſus u. der Alburs gegen den kaſpiſchen See, dann weiter im Oſten der Altai, gegen Nordoſten das dauriſche Alpenland; an dem breiten Oſtrande zieht das chineſiſche Hochgebirge ohne gemeinſamen Namen, vom Weſtende der chineſiſchen Mauer ſüdwärts bis zum Schneegebirge (Sieu-ſchan) von Kiangſi und Yünnan im innern Winkel des Golfs von Tunkin; gegen Süden iſt es der Himalaya mit ſeinen öſtlichen Fortſetzungen und den weſtlichen des Hindukuh. Im ſüdlicheren Plateauvorſprunge von Iran ſind es die hohen Vorketten Beiudſchiſtans gegen den indiſchen Ocean und von da an das ſteile perſiſche Küſtengebirge, welches bis zu den Ketten von Kurdiſtan im obern Tigris- und Euphratgebiete überall auf das Beſtimmteſte der Maſſenerhebung gegen den perſiſchen Golf wie gegen die babyloniſch-meſopotamiſche Tiefebene ſeine Grenzſteine ſetzt, und der Taurus in Kleinaſien. Zwiſchen Balkh und dem Indus unterhalb Attok ſchnürt ſich das aſiatiſche Hochland bis auf etwa 80 geographiſche Meilen ein, ſo daß es dadurch in das maſſenhaftere oſt- und das langgedehnte weſtaſiatiſche zerfällt. Der Hindukuh bildet den Knoten, in dem beide zuſammenſtoßen. Das erſtere Hochland beſitzt ſeine größte Breite im Oſten, wo ſie am äußerſten Oſtrand von Süden nach Norden oder richtiger von Südweſten nach Nordoſten 400—500 geographiſche Meilen beträgt, vom Südabfall in Yünnan bis zu Tunguſiens Nordoſthöhen. Das weſtliche Hochland hat am Oſtrand Irans nur etwa 150 geographiſche Meilen Breite von dem Steilrande der Küſte des alten Gedroſiens nordwärts bis zum baktriſchen Nordabfall gegen den Gihon (Amu). Dann, indem es ſich zwiſchen dem kaſpiſchen und perſiſchen Meere bedeutender zuſammenzieht, wiederholt ſich hinter den Maſſenanſchwellungen Armeniens noch einmal die horizontale Maſſenabnahme im äußerſten Weſten, auf der Halbinſel Kleinaſiens, wo die Plateaubreite bis auf ein Zehntel der größten Breite des öſtlichen Hochlandes verengt iſt. Schon hierdurch erſcheint das aſiatiſche Hochland keineswegs als eine geſtaltloſe Maſſe, es zeigt vielmehr mannichfaltige hervorſpringende Formen und Gliederungen, die noch vermehrt werden durch die zahlreichen Gebirgszweige, die von ihm auslaufen, immer noch mehr oder weniger zum Stamme gehörend, ſowie durch die vorliegenden Tiefländer. Dieſe Mannichfaltigkeit gab die Veranlaſſung zur Entwickelung der zahlreichen, weitziehenden, reichverzweigten Waſſerſyſteme im koloſſalſten Maßſtabe, deren Stufenländer von den Höhen die Uebergangsformen nach allen Weltgegenden zu den Tiefländern bilden konnten, weil ihnen Raum zu ihrer Entwickelung gegeben war, und nicht bloß enge, ſchmale Uferſäume, ungünſtig für Völkeranſiedelungen und Staatenentwickelungen, wie ſolche den Steilabfällen der Maſſenerhebungen wie den oceaniſchen Seiten der afrikaniſchen Plateauhöhen vorliegen. Darum konnte ferner A. ſeinen unendlich größeren Reichthum an Naturformen und Ländertypen, an Produktionen aller Art entwickeln, und eben darum gingen von der aſiatiſchen Mitte die größten Begebenheiten der Völkergeſchichte als dem durch dieſe Stellung bedingten, allgemeinen Focus aus: Auswanderungen der Völker und Verbreitung der erſten Anfänge der Civiliſation, nährende Pflanzen und nutzbare Thiere, und mit dem Menſchen zugleich die Traditionen der Sagen, die Staatengründungen, der Religionsſyſteme, ſowie alle die nie unterbrochenen Impulſe, welche, von da entſprungen ſeit den Zeiten der Maſſageten, der Scythen, der europäiſchen Völkerwanderung, der weit frühern Verbreitung der Aramäer, Kaukaſier, Iranier, Parther, Türken, Mongolen, Afghanen, Bucharen, Mandſchuren ꝛc., Jahrtauſende hindurch wirkſam geweſen ſind. Hochaſien zeigt ſich nicht nur in horizontaler, ſondern auch in vertikaler Dimenſion als ein Doppelland. Es beſteht nämlich aus den zweierlei verſchiedenen Hochländern, die man als zwei Terraſſen, eine höhere, größere, und eine niedere, kleinere, betrachten kann, da ſie von verſchiedener Figur, Größe und abſoluter Höhe ſind. Die eine iſt das öſtliche Hochaſien mit dem Plateauſyſtem von Tübet und der hohen Mongolei, Schamo u. Gobi, das von 4000—10,000 Fuß mittlerer Meereshöhe in vielen Theilen ſich höher erhebt, in andern ſich tiefer ſenkt; die andere, das weſtliche Hochaſien, mit dem Plateauſyſtem von Iran, auf 4000 Fuß mittlerer Meereshöhe zurückbleibend, daher auch vorherrſchend das

mildere Hochland Vorderasiens gegen jenes vorherrschend rauhere Hinterasiens. Beide Hochländer hängen zwar ununterbrochen durch gemeinschaftliche Fortsetzung zusammen und bilden nur eine Gesammterhebung der Erdrinde; aber sie verengen sich gerade bei ihrer gegenseitigen Berührung und sind durch diese eigenthümliche Zusammenschnürung ihrer hoch empor gerichteten Massen zu einem mächtigen Gebirgsknoten sehr charakteristisch von einander gesondert. Das östliche Hochasien ist von dem westlichen, etwa dreimal kleineren Hochlande, oder Westtübet von Ostiran, durch die Natur in den Meridianen zwischen 88—90° östl. L. v. Ferro geschieden, wo jedoch immer noch zwischen Attok, am Indus im Süden (34° nördl. Br.), und Balkh, am nördlichen Zufluß des Amu (37° nördl. Br.), die freilich bis auf 80 geographische Meilen verengte Massenerhebung in einer ununterbrochenen Verbindung bleibt. Die geometrische Figur des östlichen Hochasiens ist nicht die trianguläre des Hochlandes von Afrika, sondern ungefähr die eines irregulären Rhombus oder Trapezes. Entsprechend ist die Figur des westlichen Hochasiens die eines gegen Nordwesten langgedehnten Vierecks, welches dem Osten rechte Winkel zukehrt und größtentheils mit Plateauflächen erfüllt ist, indeß von jenem, dem östlichen, wahrscheinlich kaum die Hälfte diese Form auf ihren Scheitelflächen trägt. Beide größere Massen stoßen nicht mit ihren Längenseiten, sondern mit ihren entgegenstehenden Ecken zusammen: nämlich die Südwestecken des östlichen Hochlandes, Westtübet und die hohe Bucharei, mit der Nordostecke des westlichen Hochlandes, Ostiran oder Afghanistan. Das verbindende Mittelglied in jener merkwürdigen Verengung des Hochlandes ist seit Alexanders Zuge unter dem Namen des indischen Kaukasus bekannt geworden. Es heißt noch heute Hindukuh, das indische Hochgebirge, und bildet ein Hochplateau, Pamer, von dem mehre Gebirgsketten der größten Erhebung auslaufen, ein Alpenhochland, das, noch fast unüberstiegen und ununterjocht von außen, in seiner ursprünglichen Selbstständigkeit mit seinen Bewohnern als die eben hierdurch merkwürdigste, doch leider noch so wenig bekannte Gebirgsmitte des ganzen Erdtheils dasteht. Zwischen zwei erhabenen Kontinenten würde es, wenn wir uns alle Tieflänber umher unter Wasser versetzt dächten, die einzige Landbrücke bilden, die gleich einem Isthmus von Panama, nur gebirgiger, den Osten und Westen Asiens verknüpfen würde. Zu diesem eigenthümlichen Zusammenstoße zweier so großartigen Massenerhebungen kommt als eine neue Eigenthümlichkeit die vorherrschende Normaldirektion ihrer Gebirgszüge von Ostsüdosten gegen Westnordwesten, wodurch im Bau des ganzen Gebirgssystems ein höchst merkwürdiger Parallelismus entsteht, der sich in den Randgebirgen, den Plateauketten und selbst den begleitenden Vormassen zu erkennen gibt. Unverkennbar ist dieser Parallelismus am Südrande in der diagonalen Normaldirektion, zwischen den Meridianen und Parallelkreisen, sowohl des östlichen als des westlichen Hochasiens, in der ganzen Längenerstreckung desselben. Der Südabfall des Tübetplateau's, den das Randgebirge des Himalayasystems bezeichnet (von 137° bis 90° östl. L. v. Ferro, 600 geographische Meilen lang), streicht vollkommen parallel mit dem Südabfalle des Iranplateau's, dessen südlichen Grenzwall das Taurussystem (von 86°—45° östl. L. v. Ferro, 450 geographische Meilen lang) von der Mündung des Indus bis zum Westkap des kleinasiatischen Taurus in Lycien, der Insel Rhodus gegenüber, bezeichnet. Diesem Südrande des Westplateau's streicht aber wiederum dessen Nordrand parallel, jedoch so, daß ein Konvergiren der Ränder gegen Westen hervortritt. Denn vom Hindukuh verfolgt man durch Khorassan dieselbe Gebirgslinie bis zum hohen Elbrus und Demawend im Norden von Teheran, der dem Südende des kaspischen See's seine Grenze setzt und von da durch Aserbeidschan und Armenien am Nordabfalle Kleinasiens zum schwarzen Meere bis zum Olymp bei Brussa und zum thracischen Bosporus fortsetzt. Jenseits des kaspischen See's, von der Apscheronhalbinsel bis zum Ostwinkel der krimmschen Halbinsel, fast in gleicher Breite und Richtung mit dem Thiangschan im Norden des Himalayazugs, aber, ähnlich dem Altai, vom Westplateau etwas gegen Norden abgerückt, erscheint in demselben Parallelismus der Kaukasus (67°—55° östl. L. v. Ferro, 150 geographische Meilen lang) mit seinen Porphyren und Trachyten und gibt sich als eine Fortsetzung der gangartigen Spalte, auf der im Osten der Thiangschan hervorstieg, zu erkennen. Eben so deutlich erkennt man aber in jenem langen Zuge des nordpersischen Alburssystems, das wir auch im Gegensatze jenes südlichen das nördliche Taurussystem nennen können (von 88°—45° östl. L. v. Ferro, 560 geographische Meilen lang), eine Fortsetzung der Spalte des Himalaya und Hindukuh. Im östlichen Hochasien zeigt sich dieser Parallelismus weder in den Randgebirgen, noch in den den Plateaux aufgesetzten Ketten mit gleicher Regelmäßigkeit. Zwar ist er in den einzelnen Kettenlieoern des Himalayasystems und andern noch unverkennbar genug; aber in den Plateauketten des Küen-lün (im Parallel von 35° 30′ nördl. Br. von Osten nach Westen) und des Thiangschan (im Parallel von 42° nördl. Br.) findet gegen Westen hin eine Konvergenz nach dem Belurdagh (Imaus der Alten) Statt, welcher als mächtiges Querjoch die Westenden der verschiedenen Ketten im turkestanischen Alpengebirge verbindet, ja selbst als ein übersetzender Trum noch durchschneidet. Gegen Osten hin gehen dieselben Kettenzüge und auch die Randgebirge immer mehr divergirend auseinander, wie das normale Streichen der östlichen Fortsetzung des Himalayasystems im Südosten und des Altaisystems im Nordosten zum Baikal und taurischen Gebirgsrande auf den ersten Blick zeigt. Ja, die größten Divergenzen zeigen sich dort in den äußersten südöstlichen Gebirgszügen, die bis nach Malakka auslaufen, und den äußersten nordöstlichen, welche am ochotskischen Meere zur langgestreckten tschuktschischen Halbinsel nach Amerika hinweisen. Indessen bleiben, während die Hauptmassenführer und die Randgebirge divergirend gegen Osten hin immer weiter auseinandergehen, doch die einzelnen Glieder derselben vorherrschend noch einander parallel gegenübergestellt.

Wenn Hochasien im Osten und Westen einen Raum von mehr als $^{2}/_{3}$ des ganzen Erdtheils einnimmt, nämlich 340,000 QMeilen und für die davon gesondert zu betrachtenden Gebirgs- und

Plateaulandschaften etwa 155,000 QM. zu rechnen sind, so bleibt für das asiatische Tiefland von den 810,000 QM. des Ganzen immer noch ein Areal von 315,000 QM. übrig, fast doppelt so viel als Europa's Gesammtoberfläche. Von diesem Areal gehört bei weitem der größte Theil, 240,000 QM., den kontinentalsten Depressionen an, d. h. denen, welche gegen das Innere des Landkreises liegen, nämlich Sibirien 200,000 QM. und dem bucharischen Tiefland 55,000 QM.; nur etwa 60,000 QM. kommen demnach auf das der äußeren oceanischen Seite zugekehrte Tiefland, nämlich auf das chinesische 20,000, das indische am Ganges und Indus 20,000, das mesopotamisch-babylonische am mittlern Euphrat und untern Tigris 14,000 QM., und noch geringer ist der Umfang des siamesischen Tieflandes. Das Tiefland A.s liegt im Kreise rund um das gemeinsame Hochland getagert und längs den Gestaden sehr weit ausgebreitet, aber doch in seinen kleinern untergeordneten Räumen nur theilweise von Meeren bespült, weil auch noch abgesonderte insularische Hochländer, kleinerer und niederer Art, großentheils auf den Halbinseln trabantenartig dem centralen Hochlande A.s gegen Süden vorgelagert sind. Während Afrika nur Ein solches selbstständiges bedeutendes kulturfähiges Hochland erhielt, das wie eine Insel im Norden der Sahara zwischen Wüsten und Meeren vorliegt, nämlich den Atlas von Marokko bis zum alten Karthago, ward Südasien durch die Gunst der Natur mit dreifachen bedeutenden Formen und mancherlei untergeordneten dieser Art bereichert, die seinen dreiertei südlichen Halbinseln und allem davon Abhängigen eben jene höhere Entwickelungsstufe ihrer Oberfläche bereiteten, welche sie selbst zu den drei ausgezeichnetsten Kulturhalbinseln des Erdtheils erhob, durch welche auch die Stellung der ihnen anliegenden Tiefländer einen eigenthümlichen Charakter erhielt. Wie aber die drei südlichen Gliederungen Europa's, die pyrenäische, apenninische und griechische Halbinsel, in gleichen Breiten unter gleichem Himmel, in ihren Verhältnissen einander vielfach verschwistert, auch die frühesten Keime europäischer Civilisation und Kultur auf ihrem Boden entwickelten, deren reiche Saat dann durch das mittlere und nördliche Europa ausgestreut ward; so erhielt auch die natürliche Gestalt Südasiens ihre drei großen, vom indischen Weltmeere umspülten Halbinseln, die arabische, indische und indochinesische. Diese beiden Gruppen der Halbinselländer des Morgen- und Abendlandes sind die größten Bereicherungen beider Erdtheile, es sind ihre am schönsten und mannichfaltigsten ausgerüsteten, ihre am meisten entwickelten Glieder und Organe des Verkehrs, deren jedes mit seinen Bewohnern eine Welt für sich bildet, die mit mehr oder weniger Selbstständigkeit ihren Schooß frühzeitig dem Lichte höherer Kultur aufschloß und zu ihrer Zeit im fortschreitenden Gange der Geschichte der Menschheit mit eigenthümlichem Glanze sich entfaltete. In der Mitte dieser asiatischen Halbinselgruppe liegt Indien, gleichsam das Italien des Orients, der universalhistorische Durchgangspunkt aller wie Nadien hin- und zurückwirkenden Kräfte, der Ansiedelungen und Bewegungen der Völker, das Ziel der Eroberer, der Sammelplatz der Weltschiffer, der Ausgangspunkt einer Weltindustrie, der universellsten und reichsten Produktenspende, des mannichfaltigsten Verkehrs nach allen Regionen der Erde, durch alle Zeiten, für alle Zonen. Dieses Indien aber besteht aus den doppelartigen Naturformen eines für sich gesonderten Hochlandes, dem milden Plateau von Dekan, in seinem südlichsten Triangellande von der Ceylonstraße bis zum Nerbuddastrome, dann von diesem nordwärts bis zur Vorderkette des Himalayasystems und zur Solimankette und aus dem reichbewässerten Tieflande Hindostans, gleichfalls von Dreiecksgestalt, mit der günstigsten Bewässerung durch Stromsysteme doppelter Senkung. Auch auf der hinterindischen Halbinsel und in China liegen solche, mehr oder weniger vom großen centralen Hochlande gesonderte, kleinere Hochländer niedriger Art, in deren Rücken ebenfalls größere Tiefländer ausgebreitet sind. Aber wie das Plateau von Dekan dem östlichen Hochlande vorgelagert ist, als völlig isolirte, selbstständige Berglandschaft, eben so ist auch in Vorderasien die vortiegende wüstenreiche Halbinsel Arabiens in vertikaler Hinsicht bereichert durch das Hochland Arabiens, welches den Südwesten der trapezoidischen Halbinsel dieses Namens füllt, ähnlich dem Atlas, und zwischen Wüsten und Meeren sich ausbreitet. Das syrisch-arabische Tiefland im Süden des Euphratlaufes liegt dem Hochlande Arabiens gegen Norden als flache Ebene ebenso vorgelagert, wie das tiefe Hindostan zwischen Dekan und dem Ganges- und Indusgebiete. Im Süden dieser tiefgelegenen, sogenannten syrisch-arabischen Wüste mit dem Gluthklima der Sahara und mit Dattelhainen erhebt sich erst das kühlere, palmenleere arabische, von rauhen Bergketten durchzogene, fast unbekannte Hochland, mit den rundum aufsteigenden, wasserarmen Terrassenabhängen bis zur Arabia felix hinab, auf denen allein die Kaffeekultur einheimisch werden konnte. Das nordische, sibirische Tiefland ist das größte des Erdtheiles und findet in dieser Hinsicht seines Gleichen nur noch in den kolossalen Depressionen der neuen Welt Amerika's und Australiens, denn es ist der ganzen Länge nach von Westen nach Osten dem centralen Hochlande vorgelagert. Es nimmt mehr als $^1/_6$ des ganzen Areals von A. zwischen dem Hochlande und dem Nordmeere ein und füllt mit wenig Ausnahmen das Land vom Ural bis zum ochotskischen Meerbusen, im Osten mannichfach von den Senkungen der kolossalsten Nordströme durchschnitten. Seiner arktischen Stellung nach tritt dieses Tiefland gänzlich aus der Individualität des übrigen A.s heraus und gehört eigentlich ganz dem großen Polarlande der Erde an, das keine Differenz der Erdtheile mehr kennt, in eng zusammengerückter Nähe durch die drei Erdtheile hindurch die polare Scheitelfläche der am meisten abgeplatteten Seite des Planeten umlagert und in allen physikalischen wie organischen Erscheinungen die größte Einheit bewährt. In der Mitte von allen in Rektangelgestalt gelagert, von den Doppelströmen Gihon (Amu) und Sir, den wasserärmsten aller asiatischen, theilweise durchzogen, durch den Aral- und kaspischen See in Westen u. Nordwesten berührt, wird das bucharische Tiefland, diese kontinentalste aller Niederungen, von keinem Ocean begrenzt; zwischen den West- und Nordräubern der

breiten hohen Plateaux von Ostasien u. Iran eingesunken, die ausgedehnteste Depression der Erde, in welcher der Spiegel des Kaspisee's um 78 Fuß tiefer als die des schwarzen u. nördlichen Eismeers und der Aralsee nach den neuesten Messungen um 110 F. höher, also nur 32 F. über dem Meere liegt, zieht sie in beengter Unterbrechung noch weit gegen Nordwesten über die Wolga hinaus bis zum Don hin. Es ist die physische Uebergangsform von A. nach Europa, die, zwischen dem Südfuß des Urals und dem Nordabfall des Kaukasus von der untern Wolga durchschnitten und von dem Nordende des kaspischen See's verengt, jene merkwürdige tiefe Lücke mit Steppenboden überzogen darstellt, welche man auch in historischer Hinsicht seit Jahrtausenden das große Thor der Völkerwanderungen von A. nach Europa nennen muß.

Wenn man auf der Höhe des schwarzen Meeres gegen Norden blickt, so gewahrt das Auge unermeßliche grünende, im Sommer gelbe, baumlose Ebenen, deren Bewohner theils noch wirkliche Nomaden, theils aber im Uebergange aus dem Nomadenleben in das des Ackerbaues begriffen sind. Weiter hin vom Don gegen die Wolga zu wird der Boden ungleicher, unbulirender, mehr von Steppenflüssen durchfurcht, deren Spuren während des Sommers sich nur in kleinen Teichen erhalten. Von der Wolga ostwärts werden die Steppen immer unfruchtbarer, vegetationsärmer, bis im Süden an den Paropamisaden, im Osten mit dem Belurgebirge das Land ansteigt, während weiter im Westen zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere der Kaukasus wie eine Länderscheide hingepflanzt ist. Diese sonderbare Konfiguration des Landes, dessen Niveau schon bei Orenburg = 0 über dem Meere ist u. weiter nach Osten auf 78 F. unter das Meeresniveau herabsinkt, hat vielfach die Aufmerksamkeit der Geographen auf sich gezogen; man hat alte u. neue Nachrichten verglichen, die Gestaltung des Bodens zu Rathe gezogen u. ist endlich auf den Schluß gekommen, daß das schwarze und kaspische Meer mit dem Aralsee zusammengehangen und die Wasserfläche sich hinaufgezogen habe bis an das Eismeer und die Mündung des Ob. Sehr bemerkenswerth ist, daß der Altai nicht mit dem von Norden nach Süden streichenden Ural zusammenhängt, sondern etwa unter 90° östl. L. plötzlich abgeschnitten ist, da, wo auf den Karten gewöhnlich die alghinskischen Berge stehen, ein Name, den man an Ort u. Stelle so wenig als die Sache kennt, denn statt der zusammenhängenden Ketten finden sich da einzelne durch Ebenen getrennte Höhenzüge des Ulutau u. A. Die Lücke, die sich dort zwischen den beiden Gebirgen findet und die voller Salzseen ist, erstreckt sich bis zum Meridian von Miask, wo vom Ural der Zweig des Mongodschar ausläuft. Diese Gruppe der kleinen Seen zwischen Kotywan und Minsk, deren größter der Tschanysee, zeigt durch den Dangis-, Kurgaldschin- und Telekulsee der den Sary-Su u. Tschu aufnimmt u. a., die Verbindung mit dem Aralsee. Zur Zeit, wo diese Verbindung wirklich noch bestand, mußte nothwendig auch das schwarze Meer weiter hinauf nach Norden gehen, als jetzt, u. Strangways meint, diese Ausdehnung müsse zum mindesten bis an die Wasserfälle des Dnjepr, bis Sarepta an der Wolga und Uralsk am Jaik, gegangen sein. Da damals auch das nördliche Eismeer tief nach Europa hinreichte, erscheint das zu jener Zeit aus dem Meere hervorragende innere Rußland mit dem Ural als eine von Europa nach Nordosten vorspringende lange Halbinsel. Dieser Ansicht zufolge erscheint ganz Rußland als eine Halbinsel. Die Höhe des Ural steigt nirgends auch nur bis 5000 F. Der wichtigste von ihm nach Westen ausgehende Ausläufer ist ein Zug von Granit, der, von dem östlichen Ausläufer der Karpathen beginnend, die Wasserfälle des Dnjepr bildet, von da hinüberzieht bis gegen Taganrog am asowischen Meer, dann längs der Küste desselben bis zum Don und an dessen Ufer aufwärts bis zur Mündung des Manytsch reicht; er folgt diesem Flusse bis etwa zum 61.° östl. L. v. F., steigt dann hinauf bis Sarepta, folgt der Wolga bis Wolsk u. läuft dann gegen Osten hart am Südabfall des Obtschei-Syrt bis Uralsk.

Gebirge und Plateaulandschaften A.s. Das asiatische Hochland hat seine höchste Erhebung über dem Meere im Süden. Dort erstreckt sich auf mehr als 20 Längengrade Ausdehnung, auf 360 Meilen Länge das, wenn auch nicht längste, doch höchste aller Kettengebirge der Erde, der Himalaya, als ein 45 Meilen breiter bogenförmiger, anfänglich im Westen südöstlich, dann östlich verlaufender Gürtel von Gebirgsland, dessen höchste Kämme und Gipfel sämmtlich die Schneegrenze überragen. Vom Indus beim Brahmaputradurchbruch bildet es den mächtigsten Grenzwall zweier Länder, den wir auf der Erde kennen, zwischen Vorderindien und Tübet; seine östliche Fortsetzung nach Hinterindien ist unbekanntes Land. Weit nach Süden zur Tiefebene von Hindostan und Pendschab mit 3—600 Fuß Meereshöhe am Gebirgsfuß abfallend, trägt es im Norden die höchstgelegenen Hochebenen der Erde, über die sich andere Parallelketten, der Kailas (Götterberg), nördlich von den Indus- u. Setledschquellen, u. der Karakorum u. Tschunling, zu fast gleichen Gipfelhöhen mit dem Himalaya erheben. Sie sind wirkliche Glieder des Himalayasystems, das sie in der Richtung von Nordwesten nach Südosten begleiten. Hochgelegenes Plateauland trennt diese Parallelkette vom gleich hohen Küen-lün, der aber abweichend von Westen nach Osten verläuft. Erst das Nordgehänge des Küen-lün streckt sich ebenso steil, wenn auch nicht so tief zu den Ebenen des Tarimgebiets herab. Während der Südfuß des Gebirgs von 234 bis 600 F. von Osten nach Westen ansteigt, haben die Pässe, die über das Gebirge in die nördlichen Hochebenen führen, eine Höhe von 13—18,000 Fuß und erreichen mit wenig Ausnahmen, wie noch der Nitigap (15,000 F.), die Schneegrenze oder übersteigen sie. Der niedrigste führt von Sultanpar über den Rotang nach Leh mit 13,050 F., der höchste ist der Tschung-lungpaß. Mittelst tübetischer Büffel, Ziegen u. Schafe, meist aber u. über die höchsten Pfade allein durch Lastträger (Kulies) findet der geringe Waarenverkehr des tübetischen Hochlandes mit Indien Statt. Eine endlose Reihe von schneebedeckten Gipfeln überragt noch die Kämme des Gebirgs; viele sind davon trigonometrisch bestimmt, wenige dem einheimischen Namen nach bekannt, keine der eigentlichen Hochgipfel des Himalaya noch von eines Menschen Fuß betreten worden. 18 von diesen Gipfeln überragen den Aconcagua, den höchsten Gipfel des ganzen amerikanischen Kontinents, u. sind die höch-

sten bis jetzt bekannten Gipfel der Erde. Dschewahir im Quellgebiet der Dschumna u. des Ganges, Tschandragiri 21,212 F. u. Dhawalagiri, 25,165 F., im Gebiet des Gogra, Mount Everest (Gaurisanka), 27,207 F., in der Sapikesikagruppe Nepals, Kandschindschinga, 26,414 F. in Sikkim, u. Tschamatari, 24,400 F., an der Westgrenze Butans, sind die höchsten unter den zahlreichen Hochgipfeln; sie liegen sämmtlich im Süden der höchsten Gebirgspässe. Zu dem Himataya ebendürtiger Höhe über dem Meere erheben sich Karakorum und Küen-lün. Der Mustagpaß ist 17,639 F., der Karakorumpaß aber, der höchste aller bekannten Gebirgspässe, 18,300 F., über ihm ragt noch der von Schlagintweit bestiegene Gipfel zu 19,650 F. über dem Meere empor, und die neuesten engtischen Aufnahmen haben einen Gipfel von 26,200 Fuß, den dritthöchsten der Erde, dort ergeben. Aus der Küen-lünkette kennen wir die Höhe des Chonkondogipfels zu 18,296 F. Der ewige Schnee bedeckt die höchsten Kämme des Himataya, so auch einen großen Theil der nördlichen Parallelketten, freilich, während die Schneegrenze im Süden bis 15,000 F. niedersteigt, erhebt sie sich hoch darüber bis 17,000 F. auf den nördlichen Ketten. Zahlreiche Gletscher steigen aus der Schneeregion vor Allem nach Süden hinab in die Hochthäler, oft von meilenlanger Erstreckung, und speisen die zahlreichen Gebirgsflüsse, die nach Indien hinabeilen und alle, gesammelt von den 3 im Norden des Himalaya entspringenden Strömen, dem Brahmaputra, Ganges u. Indus, dem indischen Ocean zugeführt werden. Aber verschiedenartiger, als beide Gehänge, der südliche indische u. der nördliche innerasiatische, in ihrer ganzen Gestaltung u. natürlichen Begadung sind, kann die kühnste Phantasie Nichts aussinnen. In wilden Gebirgsschluchten, überragt von kühngestalteten, hoch hinauf bewaldeten Gebirgshöhen, führen die gefährlichen Gebirgspfade, wo sie nicht die Parallelketten übersteigen, hoch über den tiefeingegrabenen Gebirgsflüssen hin, oft auf schwankenden, Schwindel erregenden Seilbrücken von einer Thalseite zur andern hinüberleitend, hinab zum Gebirgsfuß, wo die zur Regenzeit mit Schutt beladenen Flüsse, deren ausgetrocknete Becken zur Trockenzeit oft als Wege dienen, das Land versumpfend, das mit Dschungeln bedeckte fieberschwangere Terai gebildet haben, den reichsten Jagdgrund Indiens, reich an pflanzenfressenden Kolossen wie an blutdürstigen Raubthieren. Hier im Süden breiten sich zwischen den Parallelketten reizende, reichbevölkerte und angebaute, 3—5000 Fuß hoch gelegene, meist schmale Alpengaue aus, von der Natur ausgestattet mit allen Reizen pittoresker Gebirgsformen u. üppiger südlicher Vegetation, mit weitem terrassenförmigen Anbau, der hoch an den weidereichen Gehängen hinaufreicht, überrieselt durch fleißige künstliche Bewässerung, überall voll von Dörfern, Städten, hoch auf den Felsen thronenden Burgen, Kapellen und Tempeln, während die innern Gebirgskessel oft einen Blick auf die glänzenden ewigen Schneegebirge (Kaschmir 6000 F., Katmandu 4600 F.) eröffnen. Die innersten Thäler freilich erheben sich über Wald und Anbau, aber bis dicht an die Gletscher führt den Hindu sein Glaube zu den Quellen seiner heiligen Bäume, die mit Tempeln und Kapellen umgeben sind. Von ganz anderem Charakter ist die Meerseite des Gebirgs. Dort breiten sich baumlose, nur mit niedrigem Gras und Gestrüpp bedeckte, zum Theil aber auch ganz vegetationslose, dürre, einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckte Hochebenen aus, mit hochgelegenen Seen u. mit Flüssen, die anfänglich in flachen Thälern dahinschleichen, um sich aber bald tiefer in die Ebenen zu engen Schluchten einzuschneiden. Diese Hochebenen erreichen im Westen die immense Höhe von 16,000 Fuß, von der sie gegen Osten bis 12,000 Fuß herabsinken. Oederes, wilderes, einsameres Land als die Hochebenen zwischen dem Himalaya, Karakorum und Küen-lün kennt man kaum auf der Erde. Doch auch da wohnt in den Thälern der Mensch, dessen Dörfer bis 12,000 Fuß über dem Meere reichen. Aber nur die mächtigen, zum Theil prachtvollen Tempelbauten sind dem Reisenden sichtbar; daß auch Bewohner existiren, erkennt er oft nur an dem Fleiß, womit auch hier der Mensch sein Brod erwirbt, denn das arbeitende Volk Tübets lebt meist wie Troglodyten in Höhlen. Die Waldlosigkeit erstreckt sich auch auf die Nordgehänge des Küen-lün u. die weiten Steppen an seinem Nordfuß, wo sich die endlosen Steppen der hohen Tatarei (Thiang Nantu) ausdehnen. Rasch senkt sich das Land vom 17,200 Fuß hohen Paß des Küen-lün nach der 9200 Fuß hoch gelegenen Buschia und von da zu den 3900—2950 F. tiefer gelegenen Ebenen von Yarkand. Wie der Indus, Setledsch, Ganges, Brahmaputra in den Hochebenen an der Nordseite des Himalaya ihre Quellen haben und in tiefen Querthälern die Gebirge nach Süden durchbrechen, zum Theil mit einer inneren Thaltiefe von 3000 F., so entspringen die Flüsse von Kaschgar und Yarkand auf der 15,000—16,000 F. hohen Hochebene nördlich vom Karakorumgebirge und durchbrechen im nördlichen Laufe den Küen-lün.

Von der Fortsetzung des Himalaya nach Hinterindien, dem sogenannten Sive-schan, wissen wir nichts, als daß es, auf seinen tiefen Gehängen mit Wald, auf seinen höchsten Höhen mit Schnee bedeckt, wildes ungangbares Gebirgsland ist, durchschnitten von den mächtigen Strömen Hinterindiens, zwischen denen nach Süden die fast meridian oerlaufenden sogenannten malayischen Bergzüge Hinterindiens ausstrahlen; es ist noch von keinem Europäer erforscht und seit Marco Polo überhaupt von keinem durchreist worden. Jene Ausläufer erniedrigen sich südwärts, doch erhebt sich aus der wenig über 1000 F. hohen Bergkette von Malakka noch der Ophir über 4000 F. Höher sind die Berge im Innern Birmaniens und Siams. Eine dem östlichen Himataya parallele Bergkette durchziehen die Khassiaberge, durch die breite Brahmaputraniederung getrennt, Südassam. Der Ostrand des Hochlandes zerfällt durch die Gebirgstiefe im Lande der Ordos innerhalb des merkwürdigen nördlichen Bogens vom Hoangho natürlich in zwei Abtheilungen, in die südlichen chinesischen und in die nördlichen mongolisch-mandschurischen Gebirge. Durch die chinesischen Provinzen Yünnan, Se-tschuan, Schensi und Kansu, sowie durch Ostlibet und das Land um den hochgelegenen großen Alpensee des Kukunoor, um den herum sieben in die Wolken ragende Schneepiks erwähnt werden, erstreckt sich ein weites Revier mit zahlreichen Alpenstöcken,

deren Hochgipfel mit ewigem Schnee bedeckt, deren höchste Thäler vergletschert sind. Nur über Lithang und Bathang führt vom Jantsekiang ein bekannter Weg nach Tübet; ein anderer begangener über die Gebirge von Kukunoor nnd über das Talagebirge. Letzterer ist uns durch den französischen Missionär Hue bekannter; auch ihn führte der Weg über viele Gebirge mit ewigem Schnee und durch waldloses, trostlos ödes Land. Hue wie die chinesischen Reichsgeographen berichtet von übelriechenden, ekelerregenden Gasen auf mehren dieser Höhen, besonders um Kukunoor; welches Gas es aber sei, ob vielleicht Schwefelwasserstoff, wie auf den Höhen des Thiangschan und des Gebirgs am Seräschan in Turan, wissen wir nicht. Endlos ist die Menge der Gebirgsnamen dieses weiten Gebiets, die uns die chinesischen Reichsgeographen geben; aber es fehlt alle Andeutung über den innern Zusammenhang des weitverzweigten Hochgebirgs, als dessen Ausläufer nach Osten der Nanling u. Luiling, südlich vom Jantsekiang, u. die Parallelzüge des Tapaling und Peling zwischen Jantsekiang und Hoangho erscheinen, welche ein über den ganzen Südosten China's ausgebreitetes, von zahlreichen, reich bevölkerten und angebauten Thälern und Ebenen durchzogenes Gebirgs- und Bergland bilden. Auch deren Höhe, die aber die ewige Schneegrenze nicht erreicht, ist uns unbekannt; nur vom heiligen Lustau, im Westen von Kanton, wissen wir, daß sein oben kahler Rücken die Höhe von 6000 Fuß erreicht, der Mailingspaß 7500 F. Jene Grenzgebirge zwischen Tübet und China, die man wohl unter dem Namen Yünling oder des chinesischen Siveschan auf den Karten zusammenfaßt, müssen aber, bei ihrer dem Wendekreis nahen Lage und der weiten Verbreitung ewigen Schnee's und ewiger Gletscher, immense Höhen erreichen. Bei der Schwierigkeit der Gebirgspfade, auf denen man oft nur mit Hülfe von Seilen und Leitern vorwärts kommen kann und oft Hängebrücken über tiefe Abgründe sich ausspannen, darf es nicht wundern, daß die Handelskarawanen, wie die Kriegsheere und die Missionäre in gleicher Weise das unwegsame Gebirge gemieden haben und meiden. Dagegen führt zwischen diesem Hochgebirge im Südende u. der Wüste der Ordos im Norden von Lantscheu am Hoangho über Tschuanlang die viel betretene Straße des Handels aus China in das Innere Hochasiens. Das That bei Lantscheu selbst, durch welches der Zugang sich öffnet, weckte in einem Missionär aus Tyrol die heimatliche Erinnerung an das untere Innthal. In drei Straßen spaltet sich der Weg nach Hami, nach Kaschgar und nach Tübet. Wie Handelsweg, so ist diese Lücke auch Heeresweg geworden, auf dem alle Eroberer von Westen nach China eingedrungen sind. Nur eine Strecke verläuft die Straße nach Hami am Nordfuß jenes mächtigen Schneegebirgs, des Nanschan, hin, der von Osten nach Westen zum Küenlün fortsetzt und wahrscheinlich mit ihm im Zusammenhang das hochgelegene Tübet im Norden begrenzt. So ausgedehnt auch die hochgelegenen Plateauflächen dieses Landes sind, so sind sie doch unterbrochen durch Berggüge und Thaleinsenkungen, die nach Westen und Osten sich außerordentlich vertiefen und das Land bereichern. Im Norden des Küen-lün und Nan-schan breiten sich die endlosen Ebenen der kleinen Bucharei (Thiang Nanlu, Ostturkestan) im Westen, die Mongolei oder Gobi im Osten aus. Vom schneebedeckten Belurdagh im Westen bis zu den Grenzen des russischen Dauriens erstrecken sie sich ohne bekannte Unterbrechung durch 54 Längengrade hindurch, im Norden durch den Thiangschan, im Westen durch den Belurdagh, im Osten durch die Randgebirge der östlichen Mongolei, im Norden durch die Grenzgebirge Sibiriens umschlossen, nur nach Nordosten durch die breiten Niederungen zwischen den songarischen Gebirgszügen Thore eröffnend, durch welche die schwärmenden nomadischen Stämme dieser Hochebenen ebenso nach Westen ihre welterschütternden und verwüstenden Wanderzüge machten, wie durch das oben erwähnte Völkerthor nach dem Ostlande China. Wie das westliche Hochland von Yarkand gegen den Lopsee (Lopnoor) von 3900 F. zu 2950 F. sich senkt, wurde schon erwähnt; aber auch die Höhe der östlichen Hochebene ist früher ähnlich überschätzt worden wegen der rauhen schneereichen Winter der baumlosen Ebenen der Mongolei: sie erreichen nicht 8000 F., sondern senken sich von 4000—2000 F. und besitzen in der von Flugsanddünen erfüllten Wüste Schamo ihre größte Tiefe; nur gegen den Rand erheben sie sich allmählig zu beträchtlicher Höhe über das Meer. Nördlich und südlich von der Wüste ist die Plateaulandschaft von zahlreichen, oft schluchtenreichen Thälern durchfurcht, von niedern Hügel- und Klippenzügen überragt. Der Heerdenreichthum der mongolischen Wanderstämme ist Beweis genug, daß sie in gegrabenen Brunnen Wasser u. an den Einsenkungen genügenden Graswuchs für ihr weidendes Vieh finden müssen, welches selbst im Winter das grüne Futter unter dem Schnee hervorscharrt; aber selbst die begünstigten Oasen sind ohne feste Ansiedelungen der Menschen, und nur längs des Karawanenwegs aus China nach Hami sind Chinesen angesiedelt, ebenso an den Rändern; es sind zum Theil Militärposten, zum Theil Ansiedelungen verbannter Verbrecher, denen der Name Mongolei ein ebenso gefürchteter ist, als der Sibiriens für den Russen. Nach seinen Rändern steigt das Plateau allmählig an, u. dieser steil nach Osten abstürzende Rand ist es, der vom Hoangho nordwärts das ostasiatische Hochland im Osten begrenzt. Der von vielen Pforten durchschnittene Alaschan begleitet den Hoangho bis zu seiner Ablbiegung nach Norden, der waldreiche, nur von einzelnen Schneepiks überragte Inschan in ähnlicher Weise auf seinem nördlichsten Laufe von Westen nach Osten, um sich dann wieder gegen Nordosten zu wenden und als Khinkhan die hohe Grenzscheide des nördlichsten China's und der Mandschurei von der Mongolei zu bilden. Wo die Ostrichtung in die nordöstliche übergeht, da hat der ganze nördliche Theil des Ostrandes seine höchsten, mit ewigem Schnee bekleideten Gipfel, die im Petscha bis 16,000 F. ansteigen sollen. Bis zu den Pässen, über welche der Weg nach China hinabführt, bleibt der Steppen- u. Wüstencharakter des kalten ungastlichen Landes derselbe, dann aber eröffnet sich der Blick in ein von tiefen Schluchten zertheiltes Felsen- u. waldreiches Gebirgsland, in welches die Wege oft treppenförmig nach abwärts führen; bald folgt reicher Anbau, bei von Obstbäu-

men umringten, zahlreichen festen Ansiedelungen, und von den öden Gebirgsebenen erreicht man endlich nach 5 Tagereisen durch dieses Land von wahrhaft alpinem Charakter die fruchtbaren Ebenen Petscheli's am Fuße des Gebirgs in China, wo die Limonen gedeihen, oder die Prärien des Mandschulandes. Durch die mit Flugsand bedeckten Ebenen der Orbos getrennt, breitet sich östlich in Schensi gebirgsartig erscheinendes, von Porphyrhöhen überragtes, zerrissenes Plateauland aus. Auch die Provinz Tschili ist Gebirgsland. Von Hantscheufu, südlich des Jantsekiang, bis Peking dehnen sich am Gebirgsfuß die reich und fleißig bewässerten Ebenen des chinesischen Tieflandes aus, bis vor der Alles verwüstenden Rebellion wohl der bevölkertste Theil der Erde. Aus ihm erhebt sich das isolirte Gebirgsland von Schantong, welches submarin über die felsigen Miau-tauinseln nach dem Festland von Leatung fortsetzt. Die felsigen Küsten erheben sich dort bis zu 2000 F. Höhe; im weiteren nördlichen Verlauf steigt das Bergland zum weide- u. waldreichen Schan Alin oder mandschurischen Alpenland auf, dem ursprünglichen Wohnsitz des gegenwärtigen Herrschergeschlechts in China, das bis über die Schneegrenze reicht. Auch der Norden u. das Innere von Korea ist voll gebirgiger Waldwildnisse. Ebenso ist die ganze mandschurische Küste gebirgig und steil (mandschurisches Küstengebirge), im Norden bis zum Amurland ein 2000 F. hohes Plateau mit aufgesetzten niedern Hügelzügen. Dem nordöstlichen Verlauf des Hochrands der Mongolei wie der Küste Mandschuriens parallel ziehen sich auch im Innern Bergzüge hin. So durchbricht der Amur in seinem mittlern Lauf oberhalb der Sungarimündung ein nordöstlich streichendes, der kleine Khinkhan genanntes Gebirge.

Den Nordrand bilden die Sibirien im Süden begrenzenden Gebirge Stanowoi- und Jablonoi-Khrebet im Osten, die transbaikalischen oder baurischen Alpen im Süden, das Baikalgebirge im Norden des Baikalsee's, das sajanische Gebirge und der Altai im Westen. Merkwürdig ist die Aenderung in der Richtung dieser Gebirge: während der Himalaya einen Bogen, dessen konvexe Seite gegen Süden gekehrt ist, bildet, finden wir hier einen tieferen Bogen mit der konkaven Seite gegen Norden zum Tiefland gekehrt. Im Osten herrscht entschieden die Richtung der Gebirgszüge von Nordosten gegen Südwesten vor, während vom Südwestende des Baikalgebirgs die nordwestliche und reinwestliche Richtung zur herrschenden wird. Der Jablonoi-Khrebet (Apfelgebirge), auch Khinkhan-Tigurik, die früheren Grenzgebirge zwischen dem chinesischen Reich u. dem russischen Ostsibirien, soll sich in der Breite von 20 Werften längs der Nordgrenze des Amurgebietes, dasselbe vom Gebiet des nördlichen Eismeers trennend, bis zum ochotskischen Meere fortsetzen. Seine östliche Fortsetzung jenseits der Witimquelle führt auch den Namen Stanowoi-Khrebet; sie hat eine mehr östliche Richtung bis zum Meere. Dieser ganze Zug, dessen Höhen sich oft plateauartig ausbreiten u. über die Waldgrenze reichen, erhebt sich wenig hoch, doch erreicht sein Rücken die Höhe von 3700 F. und einzelne mit bleibendem Schnee bedeckte Gipfel 4800 F. Wahrscheinlich durchziehen niedere Parallelrücken das nördliche Amurland, aber erst gegen Westen kennen wir den Rand als ein System solcher Ketten, deren südliche, die sogenannten transbaikalischen Gebirge, zwischen Kiächta und Urga zum hohen Gebirgsknoten des Kentei Oola und des mit Schneegipfeln gekrönten baurischen Alpenlandes zusammentreten. Hier erhebt sich an der Ingodaquelle der über 7000 F. hohe Tschokondo. Zwischen Kerlun und Schilka streicht nach Nordosten der westliche Khinkhanonon mit dem nertschinskischen Erzgebirge; im Norden der Schilka der Jablonoi-Khrebet; längs der Südseite des Baikalsee's das Chamarnoigebirge, wie längs seiner Nordufer das Quellgebirge der Lena, auch Baikalgebirge genannt, alle mit der gleichen Richtung von Südwesten nach Nordosten. Weite Steppen breiten sich noch im Süden des Chamarnoigebirgs aus und treten auch noch im Osten bis zum Argun (Kerlun) heran. Es sind sämmtlich waldreiche Gebirge, deren felsige Rücken und Gipfel sich über die Grenze des Waldes erheben; aber nur in den Umgebungen des Tschokondo reichen sie über die Schneegrenze. Nördlich dieser Gebirge breitet sich Sibirien nicht als die weite endlose Tiefebene des Westens aus, sondern vom Jenisei bis nach dem Ostmeer erstreckt sich niederes Plateau mit Hügel- u. Bergreihen bis zu den Gestaden des nördlichen Eismeers. Die Richtung dieser Höhenzüge scheint gegen den Jenisei eine nordwestliche, im Osten vorherrschend eine nordöstliche zu sein, doch wird auch die rein nördliche angegeben. So begleiten die untere Lena die charaulachskischen Berge von etwa 1300 F. Höhe, die Gipfel mit Schnee bedeckt, bis zum Eismeer. Eine beschwerliche Felsschlucht führt zu dem 2100 F. hohen Paß des werchnojanskischen Bergzugs zwischen Jakutsk und der Kolyma, dessen Gipfelhöhen 3000 F. übersteigen. In ihrer südsüdwestlichen Fortsetzung liegt der Wiluiski-Khrebet (Plateau). Das ganze Land steigt gegen Osten an, und so kommt es, daß, während der Irtysch bei Tobolsk nicht über 110 F. hoch, Barnaul am Fuße des Altai nur 360 F. hoch liegen, die Lena bei Jakutsk noch nahe an 300 F. hoch fließt. Hier besitzt man durch Erman einige Kenntniß von dem 90 Meilen langen Aldaugebirge, welches sich parallel mit dem Küstengebirge von Ochotsk, auch Stanowoi-Khrebet genannt, mit dem es im Süden zusammenhängt, fortzieht. Zwischen Kalkmauern von 1100 F. Höhe nahm Erman seinen Weg durch das Bialaiathal aufwärts u. erreichte am Kapitau der Tunguſen eine Paßhöhe von 4158 F., an der er noch Lärchentannen fand, während die Gipfelhöhen des Gebirgs mit ewigem Schnee bedeckt waren. Ueber das ganze übrige östliche Sibirien bis zur tschuktschischen Halbinsel und nach Kamtschatka breitet sich ein solches Berg- und Gebirgsland aus. Schelagskoikos am nördlichen Eismeer besitzt noch 3000 F. Höhe. Hohe mit ewigem Schnee bedeckte Trachyt- u. Vulkankegel überragen selbst das Gebirge von Kamtschatka. Sie erheben sich in einer östlichen und einer centralen Reihe zu sehr bedeutenden Gipfelhöhen; die höchsten darunter sind der Kliuschewskaja Sopka von 15,040 F. u. der Schewelutsch von 9900 F., der berühmteste der 8360 F. hohe Awatscha; alle diese Gipfel sind mit ewigem Schnee bedeckt. Doch kehren wir zu der westlichen Fortsetzung der südsibirischen Gebirge

zurück. Jenseits des Baikalsee's erheben sie sich als das mauerförmig bis 6000 F. aufsteigende sajanische Gebirge, im Osten der Gurbi, weiterhin das Ergikgebirge genannt, im Westen sich durch den Schabinarücken an das Altaisystem anschließend. Eine durch die Quellflüsse des Jenisei, der in der pittoresken Felsschlucht Bom das sajanische Gebirge gegen Norden durchbricht, durchfurchte Ebene trennt letzteres von dem chinesischen Tangnu, welcher sich ostwärts über den Kussukolsee hinaus fortsetzt, zuletzt dem Gurbi sich nähernd, als Naturgrenze die südlichen Turk- von den nördlichen Kirgisenstämmen scheidend, im Südosten einst Karakorum, Dschingiskhans Residenz, tragend. Es erhebt sich wieder mit seinen Gipfeln über die Schneegrenze, und der jüngst durch Radde bestiegene Munko-Sardyk am Nordende des genannten See's erreicht 11,000 F., und Gletscher hängen von seinen schneebedeckten Höhen herab. Westlich des Schabinagebirgs verläuft die Gebirgskette von Kusnetsk (oder Kette der teletzkischen Berge oder des Alatau), wie der Urat in meridianer Richtung von Südsüdosten nach Nordnordwesten, im Osten u. Norden des teletzkischen See's im weiten Bogen um den Altai. Dieser letztere bildet endlich die nordwestliche Ecke des ostasiatischen Hochlandes. Ist auch die mittlere Richtung des Gebirgsgürtels an der Südseite Sibiriens im Osten des Baikalsee's vorherrschend eine nordwestliche, so ist sie doch auch hier nicht die allgemeine; im östlichen Theil des Altai tritt im Streichen der Schichten neben der nordwestlichen auch die westnordwestliche, im westlichen die südwestliche Richtung auf. Sein höchster, mit ewigem Schnee bedeckter, in den obern Thälern vergletscherter Berg ist die 11,000 F. hohe Bielucha (der kleine Montblanc), die östliche der sogenannten Säulen des Katunja (Katunskaya Stolby). Höher noch erhebt sich der Altai auf chinesischem Boden, wo der Doleg Kara sich zu 13,200 Fuß und der Saratau noch höher erhebt.

So gelangen wir endlich zum Westrand des großen Hochlandes, gebildet im Süden des Dsaisangsee's von den von Osten nach Westen streichenden Gebirgsketten der Songarei im Norden, Turans im Süden, hier im Süden unter einander verbunden durch die plateauartig ausgebreiteten meridional verlaufenden Querjoche des Belurdagh und von Pamer; im Norden getrennt durch niedrige Steppenländer, welche, wie schon bemerkt, als Thore für die Wanderungen der Völker Innerasiens nach Westen dienten, während die Pässe des Südens bis in die Region des ewigen Schnee's reichen. Südlich vom chinesischen Altai (El Dagh) ist es der Tarbagatai, der bis 7650 F. ansteigt und seine niederen Ausläufer weit in die Kirgisensteppe hinausschickt, wo übrigens noch der Tschingistau und Karkaralybys sich bis 5000 F. wiederum erheben; der Ulutau, der westlichste derselben, wird durch die große ebene Barsukisteppe vom Ural getrennt. Weiter im Süden zwischen dem Ata-kul (See) und Ilistrom streicht ein System von Parallelketten nach Westen in die um 5 — 800 Fuß über dem Meere erhabenen Ebenen am Balkaschsee; diese Ketten, deren höchste die fast 8000 F. hohen Kopalketten, sind aber durch ein Meridiangebirge, den dsungarischen Alatau, in nordnordöstlicher Richtung unter einander verbunden, der bis über die Schneegrenze mit seinen Gipfeln emporsteigt (6000 —12,000 F.). Südlich der Iliniederungen erheben sich zu noch bedeutenderen Höhen die durch das Plateau am 4200 F. hoch gelegenen Issyk-kul (See) von einander getrennten Kettengebirge des südlichen oder transiliischen Alatau, im Osten mit Paßhöhen von 7—9000 F. und Gipfelhöhen von 10—15,000 F. Zu noch bedeutenderen Höhen steigt im Süden des See's der Thiangschan, das Himmelsgebirge, im Westen Mustag (Syang, Syan), mit Kammhöhen von 8—15,000 F., Pässen von 10,000 F. und mehr Höhe, und Gipfeln, die an Höhe mit denen des südlichen Randes wetteifern, empor. Der Tangri Khan im Osten des Issyk-kul hat 20,000 F. Höhe. In der östlichen Fortsetzung dieses mächtigen Scheidegebirgs zwischen dem Lande der Dsungaren und Ostturkestan liegen außer dem Hochgipfel des Bogdo Ola die durch Humboldt nach den Erzählungen der alten chinesischen Reichschronisten und Geographen als, jetzt freilich bis auf Solfatarenbildung zur Ruhe gegangenen, Vulkane angesprochenen Gipfel des Peschan und des Hot-schéu bei Turfan, und im Norden die Solfatare von Urumtsi. Bei Hami (Khamil) fällt der Thiangschan in die Gobi ab, und eine weitere östliche Fortsetzung, wie sie vom Küenlün (Kulkun) bekannt ist, fehlt. Dagegen setzt das System der den Issyk-kul einschließenden Parallelketten weit nach Westen in die Tiefebenen des Aralbeckens fort, als Ak- und Fantau im Süden und Norden des Seräfschan, des Stroms von Samarkand, mit firnbedeckten Höhen, mit Gletschern, aber auch nach Lehmann, dem ersten wissenschaftlichen Forscher, der diese Gegenden bereiste, am Karatau mit von brennenden Kohtenflächen verursachten Sublimationen von Schwefel, dabei mit brennbaren Gasen; Angaben, die es wahrscheinlich machen, daß die vermeintlichen Vulkane des Thiangschan solche sogenannte pseudo-vulkanische Bildungen sind. Auch der neueste Reisende im Thiangschan, Semenow, hat keine Spur ächt vulkanischer Thätigkeit ausgefunden. Endlich kommt der in seinen höchsten Punkten auf 18,000 F. geschätzte Beturdagh und das 14,600 Fuß hoch gelegene Plateau von Pamer, das Quellland des Orus, die sich im Süden an den Tschunling, die nordwestliche Kette des Himalayagebiets, anschließen, um so den Kranz von Gebirgen, der Hochasien umgibt, zu vollenden. Leider sind uns die Höhenverhältnisse der weiten Plateauflächen, die sich um sie herum ausbreiten, noch wenig bekannt. Der Hindukuh u. die Gebirge von Kafiristan, der heidnischen Gebirgshalbinsel, die sich zwischen die Mohammedanerlande von Ostturkestan und Afghanistan schiebt und den Gebirgsisthmus zwischen dem ost- und westasiatischen Hochland bildet, sind uns bis jetzt ebenfalls wenig bekannt. Der Hindukuh (indischer Kaukasus) ist ein an die letzterwähnte Massenerhebung im Osten sich anschließendes System von Hochgebirgsketten, die sich nach Westen, im Norden des Thals von Kabul, hinziehen; mit gleicher Richtung der parallelen Ketten setzt es auch südlich durch das Land der Afridi und Kohal fort, um endlich mit der, durch ihren Salzreichthum wichtigen, nur 2400 F. hohen Salzkette sich in die Niederungen des Indus abzustufen. Gegen Westen setzt der Nordrand des iranischen Tafellands in gleicher Richtung fort, und die Paropamisusketten,

in denen der Hindukuh sich fortsetzt, gehören schon der nordöstlichen Umwallung desselben an. Am Nordfuß dieser Gebirge liegt Balkh nur 1680 F. über dem Meere, Kunduz 468 F. Der Hindukuh im engeren Sinne erreicht eine Gipfelhöhe von 16,800 F. (als Pik von Kohiba), und die Pässe, die von Bamian hinüber nach Kabul führen, seit Alexanders des Großen Zeit bis auf unsere Tage die Pfade der Heere wie des Handels, schätzt Burnes nicht unter 7200—8400 F.; Schnee und Gletscher decken auch hier die Höhen. Ebenso berühmt sind die Pässe des Gebirgslandes, die durch das südliche Gebirgsland aus dem Industiefland hinauf auf die Hochebene von Afghanistan 5000 bis 6000 F.) führen. Eine traurige Berühmtheit haben vor Allem die langen Kheiberpässe zwischen Peschawer und Dschellalabad im Kriege der Engländer mit den Afghanin erhalten; sie sind der wichtigste Zugang aus Indien zum Hochland von Westasien.

Das Hochland von Westasien wird von der Natur selbst in die an Größe freilich wie an Höhe über dem Meere sehr ungleichen drei Theile von Iran, von Armenien und Kurdistan und von Kleinasien getheilt. Das Hochland von Iran, das größte unter ihnen, von 20,000 QMeilen, ist ringsum von Höhenzügen und Gebirgen eingeschlossen; nur im Nordosten, zwischen dem Paropamisus im Osten und dem Elbrusgebirge im Westen, in Khorassan, ist es ein gestückeltes, von vielen Pässen durchsetztes Plateau, welches leicht den Zugang zu dem Innern gestattet. Dagegen führen von Süden, Westen und Osten nur schwierige Gebirgspassagen nach Iran herein. Die Gebirgsumwallung zeigt eine Konvergenz der Randgebirge gegen Westen, ähnlich wie in Ostasien, indem auch hier der Südrand von Südosten nach Nordwesten, der Nordrand von Osten nach Westen streicht; während der Ostrand durch den meridional verlaufenden Soliman-kuh mit 12,000 F. Höhe im Solimansthron (Tachti Soliman) und das westlicher gelegene, bis an zur Küste reichende Brahuigebirge gebildet wird. Westlich von ersterem liegen die Tafelländer von Ghazna und Kandahar, von letzterem Beludschistan, wo Kelat 5000 F. hoch liegen soll. Für die steil gegen die Küste abfallenden Randgebirge des Südens besteht kein Gesammtname; ein schmaler wüster ebener Küstenstrich im Osten, die einst Alexanders Heer so verderbliche Wüste von Gedrosien, trennt sie vom Meere. Von den Gebirgen Kermans wissen wir, daß sie bis 12,000 Fuß ansteigen. Gleiche Höhe müssen die einen Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Gebirge von Ardekan im Nordwesten von Persepolis, ein Asyl der Parsen, und die Gipfel der im weiten nordwestlichen Verlauf die Zagroskette oder das Bakhtiyarigebirge genannten Höhen besitzen; die kurdistanischen im Westen des Urmiasee's tragen bleibenden Schnee, so auch der südliche Elwand und der 15,000 Fuß hohe Dschibdadagh. Der Südrand schließt sich endlich an die Hochlande Armeniens an. Seine größten Gipfelhöhen besitzt übrigens Persien im Norden. Dort erhebt sich aus den Niederungen von Ghilan und Masenderan im Süden des kaspischen See's das Elbrusgebirge, über dem der trachytische Kegelberg, der Demavend, sich zu der Höhe von 18,000 Fuß erhebt. Zwischen dem Elbrus- und Zagrosgebirge dreitet sich das Hochland von Aserbeidschan aus, über dessen waldlosen Flächen der höchste Gipfel des Sshähänd bis 11,500 Fuß und der Sawellan gar bis über 15,000 Fuß über dem Meere reichen, während der Spiegel des Urmiasee's 4600 Fuß hoch liegt. Verbindet auch kein eigentlicher Gebirgszug Elbrus und Hindukuh, so erheben sich doch die Bergketten und schroffen felsigen Bergzüge von Khorassan bis einige tausend Fuß (4—5000 über dem Meere) über das Niveau der Thäler. Von den Orten zwischen den Höhenzügen des Randes liegen Herat 2600 F., Tabris 4500 F., Sultanieh 5700 F., die Ruinen von Persepolis 5000 F.; am Südrand Kerman 5500 F., Jsfahan 4140 F.; am Nordrand Teheran 3580 F. Von Kum im Süden von Teheran reichen weite große Salzwüsten durch das ganze Innere Irans, freilich nicht überall endlose Ebenen, wie sie die Karten zeigen, sondern im Osten wenigstens von Berg- und Gebirgszügen von bedeutender Höhe durchzogen; so zwischen der nur 1500 F. hohen Niederung von Chassis in der Wüste Cut und zwischen Kerman eine Bergkette von 8—9000 F. Höhe; viele derselben ziehen von Oste nach Westen. Im Osten trennt aber das meridionale Bendangebirge die Niederungen am 1200 F. hohen Zarehsee von der letztgenannten Wüste. Auch Beludschistan ist von ähnlicher trostloser, völlig vegetationsloser Salzwüste durchzogen.

Armenien und Kurdistan erheben sich noch um eine Stufe höher als das benachbarte Aserbeidschan. Nach Armenien steigt man durch den pittoresken, waldreichen Gebirgsrand von Lasistan zu den Plateauflächen Hocharmeniens, das bei Erzerum bis über 5000 F. Höhe hat. Bis 4400 F. senkt sich der große Busen des Wansee's, umringt von den steilen Hochgebirgen des Sipan und Nimrud dagh, deren Höhen zum Theil ewiger Schnee deckt; 10,000 F. betrug die Höhe des Passes, über den Kotschy hinüber in den tiefen, aber doch noch 7000 F. hohen Kessel des heiligen Chana Pukie stieg. Mächtige Bergmassen und Hochgipfel steigen noch über die Hochebenen Armeniens empor; der berühmteste unter ihnen ist der über 16,000 Fuß hohe, große Ararat. Von sehr verschiedenem Charakter sind die Gebirge im Süden des Murad, die Gebirge des türkischen Kurdistan. Wenn sie auch nicht die höchsten Gipfelhöhen Armeniens erreichen, so sind dagegen ihre Formen um so wilder; während dort die Flüsse Ebenen durchfließen, so durcheilen sie hier im raschen Laufe die waldigen, tiefen Schluchten der Querthäler hinab zu den Tiefebenen Mesopotamiens, doch erheben sich die Berge Kurdistans noch bei Dschestreh bis 8000 F. und darüber. Breite fruchtbare Längenthäler trennen die Ketten von einander. Die Burgen der Kurdenhäuptlinge thronen wie die Feudalschlösser Europa's auf felsigen Höhen an den Seiten der Thäler. Nach Norden schließt sich dagegen das Hochland Armeniens dem Kaukasus an. Den westlichen Schluß des großen asiatischen Hochlandes bildet endlich das auf drei Seiten vom Meere umspülte Kleinasien. Die ganze Halbinsel ist Hochland, u. nur an der Westküste und im äußersten Südosten gibt es schmale Küstenniederungen und ziehen breite Thalflächen hinein ins Hochland. Auch Kleinasien besitzt im Ganzen wieder den Charakter Irans, nämlich eines von

Gebirgen umwallten Tafellandes, in dessen Innern sich parallele Höhenzüge, aber auch vereinzelte Gipfel erheben. Längs der Nordküste verläuft das aus meist niedrigen sanfteren Höhen gebildete pontisch-bithynische Gebirgssystem Tschigetscheffs, zu dem der bithynische Olymp bei Brussa (6400 F.) und der sagenreiche Ida gehören, im Osten mit Gipfelhöhen von nahe 9000 F. nach Armenien hinüber führend. Von Nordosten nach Südwesten streichen die Knoten des Antitaurus längs der Westseite des Euphrat, die im Westen 10,000 F. erreichen; an ihrem Westfuße erheben sich aber Vulkankegel von zum Theil noch bedeutenderen Höhen, im Ardschisch oder Argäus von 11,825 F., von 9000 F. über der Hochebene am Fuße. Auch die Südküste ist von mächtigen Gebirgen durchzogen, von dem eigentlichen Taurus, dessen höchster Theil der Bulgharbagh eine Gipfelhöhe von 11,000 Fuß, viele andere Rücken und Pits 8—10,000 F. Höhe besitzen. Auch der ganze Westen ist von Bergketten durchzogen mit vorherrschend ostwestlicher Richtung, die man wohl die levantinischen Bergzüge genannt hat, und deren berühmtester der meist goldreiche Tmolus ist. Zwischen diesen ausgedehnten Gebirgs- und Bergrändern gibt es Tafelflächen, die aber selbst durch Bergzüge getrennt sind, so daß Tschigetscheff ihrer fünf unterscheidet; sie besitzen zum Theil, wie die ostasiatischen, Salzseen; die größte und zugleich tiefste ist das Plateau von Konieh, in dem der Spiegel des großen Binnensee's Tuz Tschökü 2900 F. hoch liegt.

An diesen Körper des westasiatischen Hochlandes schließen sich austaufende Glieder an: gegen Norden der Kaukasus, gegen Süden das syrisch-arabische Hochland. Ersterer, der Kaukasus, erhebt sich einer gewaltigen Mauer gleich zwischen den kaukasischen Besitzungen Rußlands vom schwarzen Meere bis zum kaspischen See auf 1300 Meilen Länge ohne Unterbrechung, arm an Pässen, so daß nur eine fahrbare Straße Wladikawkas (Kaukasusbezwinger), welche, an die großartigsten Alpenpassagen erinnernd und nach Tiflis führend, das Gebirge übersteigt, eine andere am Ostfuß durch den eisernen Thorpaß bei Derbend Cis- und Transkaukasien verbindet. Der Kaukasus ist ein Kettengebirge, mit der Richtung von Westnordwesten nach Ostsüdosten, von 20—24 Meilen Breite, dessen Centralkette eine mittlere Höhe von 8900 F., am Elbrus 10,000 F. erreicht, aber von mächtigen Trachyt- oder vielmehr Andesitdomen, die im Elbrus 16,700 F., im Kasbek 14,000 F. erreichen, überragt. Im Osten, in Daghestan, finden sich Pässe von über 8000 F. und erhebt sich der Schirdagh noch bis 13,000 F.; auch liegen hier Dörfer und Festungen über 7000 F. hoch. Der Zug der Vorderketten ist im Süden ungleich an Breite und weit schmäler als im Norden. Firnschnee und Gletscher erscheinen in seinen höchsten Theilen. Isolirt erhebt sich aus den nördlich angrenzenden Ebenen der Kabarden vor dem Kaukasus der 4000 F. hohe Beschtau. Im Süden bezeichnet das tiefe und breite Thal des Kur, in dem Tiflis 1449 F. hoch liegt, den Gebirgsfuß, während die innersten Längenthäler eine mittlere Höhe von 4200 F. besitzen. Jenseits des Kur bilden die Plateaugebirgslandschaften des russischen Armeniens die Verbindungsglieder zwischen den in Westen und Süden angrenzenden Hochlanden von Kleinasien, Armenien und Aserbeidschan, an die sich auch mächtige Bildungen altvulkanischer Eruptionen anschließen. Aus dem waldreichen alten Colchis steigt man im Felsthal hinauf zum 1500 Fuß hohen Plateau von Persati, wo sich über den prachtvollsten Waldvordergrund die den großartigsten Ansichten der schweizer Alpen gleichende nordwärts auf den Kaukasus darbietet. Südlich folgt wieder eine bedeutende Erhebung des sogenannten meschischen oder meskischen Gebirgszugs mit Rücken von 8000 F. u. Gipfeln von über 12,000 F. (Saheri), weiche, durch den 2800 F. hohen Paß zwischen Tiflis und Kutais getrennt, die Verbindung des Kaukasus mit Kleinasien vermitteit. Man steigt von ihm im Kurthal nieder, um in weiterer südlicher Richtung über drei Stufen zum waldtosen Hochland von Armenien hinaufzusteigen, wo das Plateau von Kars 7200 F. hoch liegt. Zwischen Kur und Araxes breitet sich das Hochland von Russisch-Armenien aus, an dessen Südfuß die Ebene bei Eriwan 3311 Fuß Höhe hat. Mitten von Gebirgen umringt liegt in ihm der Spiegel des Goktschaisee's 6370 englische Fuß hoch, während über dem breiten 9970 F. hohen Rücken des Alaghez sein Trachytgipfel noch bis 12,886 F. ansteigt. In die Ebene von Eriwan schaut der Hochgipfel Armeniens, der Ararat, herein. Ueber das niedrige Gebirge von Schuscha führt der Weg nach dem Hochlande Aserbeidschans. Zum südlichen syrischen Ausläufer führt die durch ihre Pässe, die alt-berühmten cilicischen und syrischen Pforten, bekannte amanische Kette, die noch zum Taurus gehört. Südlich von diesen Pässen steigt das syrische Hochland an, von Höms an durch das bei Baalbeck 3600 F. hohe, breite Längenthal Cölesyriens (Thal von Bakaa) getheilt in den östlichen Antitibanon, der im schneebedeckten großen Hermon (Dschebel-el-Scheikh) mit 13,500 F. seine höchste Höhe hat, und in den westlichen Libanon, dessen höchste Gipfel fast 9000 F. erreichen. Beide stufen sich steil gegen Westen ab, während sie ostwärts minder steile Gehänge haben. Von der Ebene Dan, am Südwestfuß des großen Hermon, bis zum Meerbusen von Akaba erstreckt sich dann südwärts die merkwürdige Einsenkung, welche, ähnlich wie Cölesyrien von Libanon und Antilibanon, so die Hochebenen Paläſtina's und des peträischen Arabiens in eine Ost- und Westhälfte theilen; diese Niederung bildet der el Ghor. Der schubertschen Reise verdanken wir die erste Kunde von der tiefen Lage des Spiegels des todten Meeres, welche 1246 F. unter dem Mittelmeere liegt; selbst der Spiegel des galiläischen Meeres liegt noch 522 F. tiefer und erst die Ebene von Dan 600 F. darüber. Südlich vom todten Meere steigt das breite Längenthal, Wady el Arabah, wieder an, so daß eine Wasserscheide von mindestens 730 F. Höhe über dem Meere das Gebiet des rothen und todten Meeres scheidet. Die Erzählungen der Genesis lassen diese tiefe Einsenkung in historischer Zeit entstehen, doch war wohl das todte Meer auch vor dieser Katastrophe ein Binnensee. Im Westen dieser merkwürdigen Einsenkung liegen die Plateauflächen Galiläa's, Samaria's, Judäa's, die durch den Charakter der aufgesetzten Berge und der felsigen Thäler und Thalschluchten an die des fränkischen Jura's erinnern. Galiläa senkt sich nach Süden,

so daß Nazareth nur 1180 F. und der isolirte Berg Thador nur 1750 F. Höhe besitzen, die Ebene Jsrael gar bis 450 F. sich einsenkt; während Sichem in Samaria 1600 F. und der Berg Garizim 2500 F. erreichen soll; in Judäa liegt das hoch und freigelegene Jerusalem 2370 F. und der Oelberg nur 220 F. höher, die Gebirge von Gibeon nur 350 F. höher; südlich von Jerusalem Bethlehem 2600 F. u. Hebron 2830 F. hoch. Höher erhebt sich südlich auf der sinaitischen Halbinsel das Plateau der Wüste Tih bis 4350 F., und den Schluß bildet dann endlich das nackte Gebirge des Sinai, in dem der Dschebel Katharina Horeb bis über 8000 Fuß (nach Russegger über 7097 F.) ansteigt. Gegen Westen stuft sich die Plateaulandschaft Palästina's ab zu den Ebenen von Sephala und Saron, die durch den malerischen Vorsprung des Karmelgebirgs (620 F.), an dessen äußerstem Vorsprung das Kloster 400 F. über dem Meere liegt, von der Ebene von Acre getrennt wird. Steiler ist der Absturz der Plateaulandschaften gegen die Einsenkung des breiten Tiefthals, in dessen Mitte sich der Jordan eingegraben hat. Auch jenseits der Einsenkung erhebt sich das Land wieder steil zu den Plateaulandschaften der Ostjordanländer, die östlich allmählig ansteigen, um sich endlich in die arabisch-syrische Wüste zu verflachen. Sie erheben sich 3—4000 F. über das Meer. Auch die östliche Wüste ist keine endlose Ebene, nur sind uns die aus ihr sich erhebenden Berg- und Gebirgslandschaften wenig bekannt; nur im Osten und Süden von Damascus sind sie erforscht, dort kennen wir das Bergland der Ledscha und die merkwürdige Bergveste des schwer zugänglichen Dschebel-el-Hauran. Arabien ist der nach seinen orographischen Verhältnissen im Innern wohl am wenigsten bekannte Theil A.s. Hinter allen seinen Wüsten erhebt sich Gebirgsland. An der Küste des rothen Meeres steigen am Meerbusen von Akaba Zackengipfel des Küstengebirgs bis zu 6000 F. an, und noch in Jemen Höhen bis zu 5000 F. mit Thälern von 1500—2000 F. Meereshöhe. Ebenso hoch sind die Ketten, welche die Küsten des persischen Golfs in nordwestlicher Richtung begleiten, sie erheben sich über 3000 F. und im Dschebel-Achdar (grünen Berg) gar bis 6600 F.; auch in Hadramaut sind Bergzüge von 3000 F. gemessen worden. Die Bergzüge, welche in einer Richtung von Südwesten nach Nordosten das Jnnere durchziehen sollen, sind noch von keinem Europäer besucht worden.

Von den getrennten Gebirgsgliedern ist oben schon der Ural besprochen worden. Unbedeutend ist das von Middendorp im nördlichsten Sibirien entdeckte Hochland auf der Taimyrhalbinsel, das nordöstlich verlaufende Byrrangebirg. Der Insel Tschusan gegenüber liegt das chinesische Gebirgsglied. Von größter Wichtigkeit, eine wahrhafte Bereicherung des asialischen Kontinents, ist aber das Hochland von Dekan oder Vorderindien. Die Trapezform, die charakteristischste aller großen Hochländer A.s, wie ihrer Unterabtheilungen, ist auch die Dekans; nur schmale Küstensäume trennen es von dem Meere; im Norden fällt das Hochland in die durch die große Wüste Durr getrennten Tiefebenen des Ganges und Indus. Die höchsten Höhen besitzt der Süden Dekans, wo das Kap Komrion sich steil aus dem Meere erhebt und nordwärts rasch das Land zu den waldreichen Anamellyhills (Aligherri) bis 9000 F. aufsteigt. Jenseits der Einsenkung des Gap erheben sich mit den blauen Bergen (Nilgherries) die sogenannten Westghats, welche die Küste Indiens in westnordwestlicher Richtung begleiten, die höchste Höhe jener lieblichen Gebirgsinsel, die Dotabedda, erreicht 8760 F., und das Sanatarium von Utakamund liegt noch 7360 F. hoch. Auf 150 Meilen Länge erstrecken sich die Westghats, nördlich von den Nilgherries, in einer Höhe von 4200—4500 F. mit nur wenig höheren Kulminationspunkten. Ueber die mit der Fülle tropischen Waldes bedeckten steilen Westgehänge steigt man von der Küste hinauf zu den Päßen (Ghat), die zu den Hochebenen Dekans führen. Jm Süden liegt, östlich von den Nilgherries, das Plateau von Mysore, etwa 3200 F. hoch (Bangalore), sinkt aber ostwärts bis 7900 F. Darwar an den Westghats des Kistnahgebiets hat nur 2200 Fuß, das nördliche Punah nur 1680 F., Bellery 9600 F. Höhe über dem Meere. Ueber diesen Plateaux des Südens erheben sich einzelne niedrige kurze Meridiankellen. Die waldigen Ostghats, der gebirgige Ostrand des Plateau's, erheben sich aber wieder bis zu 3000 F. und in den Scherwaharybergen bis 5000 F. Auch das Plateau steigt gegen Norden an; so bildet das Quellland des Nerbudda das 3300 F. hohe Plateau von Umurkuntud, über das sich noch Hügel von 500 F. erheben. An der Nordseite herrscht die Richtung von Osten nach Westen in der Kymorekette und dem steil zum Nerbuddathal abstürzenden Vindhyagebirge, dem Südabfall des weil nach Norden reichenden Plateau's von Malwa, einem bis 2000 F. ansteigenden Tafelland. Von Nordosten nach Südwesten streicht endlich die Grenze Dekans gegen das nordwestliche Tiefland, die Arawallykette (bis 3600 F.), als deren isolirte südwestliche Fortsetzung das Bergland von Guzerate erscheint. Keine dieser Höhen erreicht 10,000 F.

Rings um A. erheben sich Jnseln, von denen die Malediven und Lakediven niedrige, in der Senkung begriffene Koralleninseln sind; die meisten Jnseln A.s dagegen sind gebirgiger Natur. Ceylon erreicht im Adamspik mit seinem 5½ F. langen heiligen Fußtritt des Buddha 6960 F., im Pedro-Talla-Galla 7768 F. Jn der ganzen äußeren Jnselreihe von Sumatra, Java, den kleinen Sundainseln, den Bandainseln, Molukken, Osteelebes, den Philippinen, japanischen Jnseln und Kurilen sind die zum Theil sehr hohen Gipfel vulkanischer Natur; so erreichen der Guvongdempo auf Sumatra 11,262 F., der Sumbing auf Java 10,600 F., der Vulkan von Bali 6700 F., der Vulkan Tambora auf Sumbava 14,600 F., die Kegelberge Nipons 6—10,000 F.; der Vulkan auf Jturup unter den Kurilen 5000 F. Nur der orographischen Verhältnisse Java's sind uns genauer bekannt durch Junghuhn und Zollinger; nach ihnen erhebt sich der größere nicht vulkanische Theil der Jnsel nicht über das Niveau von 2000 F., einzelne Striche bis 2000 und 3000 F., und alle Bergrücken und Gipfel über 3000 F. sind vulkanischer Natur. Auch die nicht vulkanischen Jnseln innerhalb jenes Vulkangürtels erreichen zum Theil eine bedeutende Höhe über dem Meere; so For-

mesa bis 8000 F., so das gebirgreiche Borneo, an dessen Nordwestseite der Malu 7500 F., der Kini-Ballu im äußeren Norden 12,850 F. Höhe haben.

Gewässer. Der mächtigen Entwickelung seines Gebirge entspricht die Wasserfülle des Landes, der geschlossenen Natur seiner Hochländer und der großen Depression eines Theils seines Tieflandes die Größe und Menge der Binnenseen, die Ausdehnung des Gebiets der Binnenflüsse. Vom äußersten Osten der Mongolei reicht der breite Gürtel der Binnenflüsse bis auf das armenische Hochland nahe an die Küsten des schwarzen Meeres, mit dem Wolgagebiet tief bis in die Nähe der Ostsee nach Europa eingreifend und trennt die Gebiete des indischen und stillen Oceans von dem des nördlichen Eismeeres; nur im Nordosten grenzen beide letztgenannten oceanischen Gebiete an einander. Ein anderes kleineres Binnengebiet ist das Innere Arabiens und Kleinasiens. Der äußerste Westen Asiens gehört zum Gebiet des mittelländischen und schwarzen Meeres. Einen großen Theil der Binnenflüsse nehmen die Seen der kaspisch-arabischen Niederung ein. Vom wahrscheinlich früheren, wenn auch lange vor unsere gegenwärtige Erdepoche fallenden Zusammenhang der großen und kleinen Salzseen dieser salzreichen Niederungen mit dem nördlichen Eismeer und mit dem schwarzen Meere war schon oben die Rede. Nach russischen Angaben sollen beide letztere noch in historischer Zeit mit einander durch den Manytsch, einen östlichen Zufluß des Don, und die Kuma, einen Zufluß des Kaspisee's, in Verbindung gestanden haben. Beide durchlaufen in entgegengesetzter Richtung die ponto-kaspische Niederung, welche durch die Steppen der Kalmücken und den ganzen kaukasischen Isthmus von einem Salzbecken zum andern hinüber zieht. Stenko Rasin, der Kosakenhäuptling, soll seine mit reicher Beute beladenen Räuberschaaren auf Booten auf diesem Wege wieder in ihre Heimat an den Don zurückgeführt haben. In der verminderten Wasserfülle der dortigen Flüsse, verursacht durch das Ausrotten der Urwaldungen im Quellgebiet der Kuma, die gegenwärtig noch ihre Gewässer theils in die Manytschniederung, theils in den kaspischen See sendet, sowie in der durch Ablagerung von Gebirgsschutt bewirkten Ableitung der wasserreichen Malka, die sich früher in die Kuma ergoß, zum Terek sucht Bergsträßer die Ursache des unwiederbringlichen Verlustes dieses wichtigen Wasserweges. Uebrigens bleibt immerhin die Möglichkeit, daß die Kosaken, ähnlich wie die Indianer und die Pelzjäger der Hudsonsbailänder, ihre leichten Boote über Land geschafft haben, u. daß hier schwarzes Meer und kaspischer See nicht durch unmittelbare Wasserverbindung, sondern durch einen Tragplatz (portage) mit einander verbunden gewesen sind. Der kaspische See hat eine Größe von 7400 QMeilen und ist der größte Binnensee der Erde, welcher eher einem Binnenmeere gleicht, als einem See. Sein Wasser ist im Norden wenig gesalzen wegen des beträchtlichen Zuflusses süßer Gewässer, vor Allem der Wolga; dort besitzt er auch nur eine geringe Tiefe, während bei Baku Eichwald 150 Faden fand. In tausend Theilen seines Wassers finden sich 14 Theile fester Salze, wovon ½ Bittersalz oder schwefelsaure Magnesia, ⅓ Kochsalz. Der große mit ihm im Osten in Verbindung stehende Karaboghaz ist eine wahre Salzpfanne mit gesättigter Lösung. Zu diesem letzteren führt das nördliche von den beiden Trockenbetten, durch welche in alter, wahrscheinlich noch zu Alexanders des Großen Zeit der Oxus (Amu Darja) seinen Weg zum kaspischen See nahm. Gegenwärtig ergießen sich in den kaspischen See die Emba aus der Krigisensteppe, der Ural oder Jaik aus dem Ural, u. die Wolga, welche ihr nahe 25,000 geogr. QMeilen großes Gebiet bis zu dem Waldairücken erstreckt. Zahlreich sind die Zuflüsse aus dem Kaukasus; außer vielen kleineren selbstständigen Gebirgsflüssen führen der Terek von der Nordseite, der Kur von der Südseite den größten Theil der Kaukasusgewässer in den kaspischen See. 4040 QMeilen beträgt das gegenwärtige Gebiet des Kur, der mit seinem südlichen Hauptzufluß, dem Aras (Araxes), auf dem Hochlande Armeniens entspringt. Letzterer hat seine Quelle auf dem 10,000 Fuß hohen Bingöl, der weidereichen Alpenhöhe der sogenannten tausend Quellen, nimmt den Ausfluß des Goktschai's auf und mündete dem alten Trockenbette nach früher selbstständig in den See. Unter den von Süden kommenden Flüssen reichen die Quellflüsse des Safid Rud bis zum Zagrosgebirge. Zahlreiche Bäche und Flüsse der Steppen im Süden und Südosten des Urals erreichen den See nicht, sondern verlieren sich zuvor in kleineren Seen oder im Sande. Das gilt auch von vielen der Steppenflüsse, deren Lauf von Norden her gegen den Aralsee gerichtet ist, und von denen schon oben die Rede war. Dagegen empfängt letzterer 2 in ihrem obern Lauf mächtige Ströme, den Amu Darja (Oxus) u. Syr Darja (Jaxartes). Beide schleichen zuletzt, der letztere das Land versumpfend, der erstere sein Wasser in viele Kanäle zur befruchtenden Bewässerung des Landes abgebend, zum See, geschwächt durch den großen Verlust, den sie durch Verdunstung erleiden. Der Amu, dessen Quelle in einem Alpensee (Serikul) des Belurdagh gesucht wird, erstreckt sein weites Gebiet über das Nordgehänge des Hindukuh, die Westgehänge des Belurdagh und das Hochland von Pamer bis zum Südanfang des Fantau. Aber nicht alle Flüsse dieses Gebiets, deren Lauf gegen den See gerichtet sind, erreichen dies Ziel. Der Murghab aus den Hezzarehbergen (Paropamisus) versiegt, einen Sumpf bildend, weit entfernt von ihm im Sand der Wüste, der Balkhfluß vermag ihn, durch Menschenhände zur Bewässerung der ohne ihn öden Steppen verwendet, nicht mehr zu erreichen, der Serâfschan (der goldströmende, der ehemalige Sogd in Sogdiana) endet kurz zuvor im Dengisee. Dasselbe ist der Fall mit dem aus den östlichen Ausläufern des Thiangschans sich sammelnden Syr Darja. Der Tschui, Abfluß des Issykkul, eines großen von Hochgebirgen umringten Gebirgssee's, bildet zuletzt den Saumalkulsee, der von Norden aus der mittleren Kirgisensteppe und vom Ulutau kommende Sary Su den Telekulsee, in welchen letzteren auch der Tschui aus dem Saumalkul abfließt. Der dritte der großen Seen, welcher in diesen Niederungen von Turan liegt, ist der große Balkaschsee, der seine Zuflüsse aus den beiden Alatau's und dem Nordgehänge des Thiangschans empfängt. Sein bedeutendster Zufluß ist der schiffbare Ili, dessen Quellen auf dem Thiangschan liegen. Alle diese

großen und kleinen Seen sind Salzseen und mögen Reste der allgemeinen frühern Meeresbedeckung dieses großen Tieflandes sein. Der Aralsee (Si-hai, das Westmeer der Chinesen), der nächst größte See A.s, hat 1380, nach andern Angaben 2100 QMeilen Fläche; seine größte Tiefe soll 222 Fuß betragen. Als einst das ganze Land unter Meer stand, mag das 560—600 Fuß hohe, beispiellos öde Plateau von Usturt, welches die beiden großen Seen, den kaspischen u. Aralsee, von einander trennt, als Insel über dessen Spiegel sich erhoben haben. Der Balkaschsee (Denghiz, das Meer) hat eine Länge von mindestens 60 Meilen von seinem nordöstlichen bis zum südwestlichen Ende; verhältnißmäßig unbedeutend ist die Größe der übrigen Seen der Steppe; dagegen hat der Issykkul (Tuzekul, Timurtunoor) eine Länge von 27 und eine Breite von 13 geographischen Meilen. Groß ist die Zahl der Steppenseen und Flüsse in der Songarei und der nordöstlichen Mongolei. Eine Reihe von ihnen liegt am Nordfuß des Thiangschans, wie der Ayarnoor; der Alakul zwischen Alatau und Tarbagatai; im Osten des letztern der Kisilbaschnoor; andere, zum Theil große, an der Südseite der Grenzgebirge zwischen Sibirien u. der Mongolei. Bis zum Quellgebirge der Selenga finden wir überall vorherrschend westlichen Lauf der zum Theil bedeutenden ihnen zuströmenden Flüsse (z. B. Schadgan), die uns die vorherrschende westliche Neigung der Songarei und nordwestlichen Mongolei gegen den Balkaschsee zu beweisen. Ihre Gebiete bilden zum Theil ganz von Gebirgen umschlossene Becken. Entgegengesetzt ist die Neigung des Landes im Süden des Thiangschans: dort sammeln sich die Zuflüsse aus Norden, Westen und Süden, vom Thiangschan, Belurdagh und Küen-lün, zuletzt in den Tarim, der sie westwärts zum salzigen Lopnoor führt. Weiter östlich fließen von Norden und Süden die Flüsse gegen die Wüste Schamo, um an deren Rande zu verschwinden. Unter den Binnenseen der südöstlichen Mongolei ist vor allen der große Kukunoor, das blaue Meer, zu erwähnen, dessen geschlossenes Becken rings von Hochgebirgen umringt ist. Groß ist die Zahl solcher ebenfalls zum Theil salziger Seen im tübetanischen Hochland; der Tengrinoor ist darunter der größte. Nicht geringer ist auch die Zahl der asiatischen Seen mit Ausfluß. A. ist nach Amerika der seenreichste Erdtheil. An dies Gebiet asiatischer Steppenflüsse grenzt im Norden das Gebiet der Ströme, welche die weite sibirische Tiefebene nach Norden zum Eismeer durchfließen; unter ihnen ragen 3 durch die Fülle ihrer Gewässer u. die Größe ihres Gebietes hervor: Ob, Jenisei und Lena, an die sich eine Menge kleiner Zuflüsse des Eismeers anschließen. Ist auch die Schifffahrt auf den vielen Wasseradern, welche Sibirien durchziehen, bei der langdauernden Eisdecke eine nur auf kurze Zeit beschränkte, und dadurch Sibirien nicht so bereichert, wie es bei günstigerer Lage auf der Erde sein würde, so bieten sie doch in der kurzen Zeit des dortigen Sommers für viele Gegenden die einzigen Verkehrswege dar. Das 57,800 QMeilen große Gebiet des Ob (Obi) umfaßt Ostsibirien und reicht mit seinem Gebiet vom Ostgehänge des Urals bis zum Altai und zum kusnetskischen Gebirge. Langsam schleichen die großen Flüsse des Obgebiets bei der geringen Neigung des Landes gegen Norden, die wir oben kennen gelernt haben, zur See, anfänglich durch das Gebiet weide- und wasserreicher Steppen, denen selbst Baumwuchs nicht fehlt, dann durch das Gebiet der (Tuudren (Tundras) zum obischen Meerbusen. Seine Zuflüsse erhält der Ob zumeist von Westen her, darunter den Irtysch, der ihn an Größe und Länge des Laufes (450 Meilen übertrifft. Letzterer führt ihm durch den Todol einen großen Theil der Zuflüsse vom Ostgehänge des Urals aus der nördlichen Kirgisensteppe zu durch den Ischim, dessen Quellgebiet vom Ulutau bis zu dem Westende des Tschingistau reicht. Zahlreiche kleine Flüsse, die am Tschingistau selbst nordwärts fließen, enden auch hier wie in Turan in Seen, ehe sie den Irtysch erreichen. Der Irtysch ist der erste der großen sibirischen Ströme, die nicht vom Nordgehänge der südsibirischen Gebirge entspringen, sondern wie die Flüsse des Südrandes vom asiatischen Hochlande den Rand durchbrechen und ihre Quellen auf chinesischem Gebiet haben. Der Irtysch ist der Ausfluß des großen Saisansee's (Dsaisan), der 2400 Fuß hoch in der Steppe zwischen Altai und Tarbagatai liegt und von Osten her aus dem großen Altai (Ektagh) den Ertis, den Quellfluß des Irtysch, empfängt. Nachdem der Irtysch die Buchtarma und Ulba, die aus den Schneefeldern u. Gletschern des kleinen Altai entsprungen, aufgenommen, durchbricht er in enger Felsenschlucht das Westende des Altai bei Ust-Kamenogorsk, tritt aus dem Gebirge, nur 1188 Fuß hoch über dem Meere, und schleicht dann durch die Barabinzensteppe nach Norden. Der Ob oder Obi selbst sammelt sich aus 2 Quellflüssen, der Katunja, die aus dem höchsten Theil des kleinen Altai, von der Südseite des Bietucha, entspringt, und der Bija, dem Ausfluß des teletzkischen See's. Oberhalb Barnaul verläßt er das Gebirge. Von Osten ist der aus dem kusnetzkischen Gebirge entspringende Tom der einzige nennenswerthe Zufluß unter den vielen, aber verhältnißmäßig kleinen, die er von da erhält. Der Lauf des Ob durch die Barabinzensteppe ist vorherrschend ein nordwestlicher, bis er mit dem Irtysch vereinigt nach Norden strömt. Der Jenisei ist der zweite der Ströme, welche jenseits der Grenzgebirge Sibiriens entspringen; sein Gebiet ist, entgegengesetzt dem des Ob, auf seiner Ostseite bedeutend größer als im Westen. Sein Quellgebiet liegt zwischen dem Tauggnuola und sajanischen Gebirge und reicht ostwärts bis zu den Gebirgen im Westen des Kossokulsee's. Der engen tiefen Felsschlucht Ban, in welcher er das letztgenannte Gebirge durchbricht, ist schon gedacht. Sein ganzes südliches Gebiet ist eine öde Wildniß, die aber überall die Spuren einer kultivirteren, freilich vorhistorischen Bevölkerung (Tschuden) trägt. Auf chinesischem Gebiet heißt er La-Kimu. Bis zu dem 750 Fuß hoch gelegenen Kresnojarsk fließt er zwischen zum Theil salzigen Bergen; von da nimmt er eine nördliche Richtung an u. breitet sich zuletzt, wie der Ob, gegen das Meer zu einem großen Liman, dem Jeniseibusen, aus. Seine Hauptzuflüsse von Osten sind die 3 Tungusken, die untere, mittlere und obere, von denen die letztere, die Angara, ihm die Gewässer des großen Baikaldeckens zuführt; alle fließen anfänglich nördlich, ehe sie sich ihm nach Westen zuwenden. Letztere durchbricht als mächtiger Gebirgsstrom, geklärt durch den See, prachtvolle Wasserfälle bildend, das Baikalgebirg. Der Baikalsee, der größte Süßwassersee der alten Welt,

hat eine Länge von 550 Werſten oder 80 Meilen u. eine Breite von 30—80 Werſten. In dunkler Bläue breitet er ſich mitten im Gebirge als ein wahrer Alpenſee von Nordoſten nach Südweſten aus. Zahlreiche Wilddäche ſtürzen aus den Gebirgen ihm zu; im Oſten erhält er die obere Angara, von Süden her die Selenga. Das Gebiet der letztern iſt groß, und zahlreich ſind die Ströme, die ſich von den Oſtausläufern des Tanggnugebirgs und den Weſtgehängen des Kenteioola in ſie ſammeln; auch der Ausfluß des hochgelegenen Koſſokulſee's ſtrömt in die Selenga. Die Lena durchbricht ſelbſt nicht mehr den Nordrand Oſtaſiens, ihre Quelle liegt am Nordgehänge des Baikal- oder Lenagebirgs; in vorherrſchend nordöſtlicher Richtung läuft ſie, das wiuiskiſche Gebirge begleitend, bis Jakutsk, um von da ſich nordwärts zu wenden, wo ſie an ihrem Ausfluß, abweichend von der Natur der übrigen ſibiriſchen Zuflüſſe des Eismeers, die ſich zuletzt zu Limanen erweitern, ein Delta bildet. Von links iſt ihr Hauptzufluß der Wilui; von den rechtsſeitigen Zuflüſſen liegt nur der Witim in den Gebirgen ſüdlich des Baikalſee's, die übrigen entſpringen am Nordgehänge des Jablonoi- und Stanowoi-Khrebet, ſo der Olekma und Alban. Der obere Lauf des Witim und Alban iſt ein nordöſtlicher, durch Längenthäler, ehe ſie ſich nordwärts wenden; der Alban fließt zuletzt noch weſtnordweſtwärts am Südfuß des Aldangebirgs (Sſerdotſchinergebirgs). Außer dieſen Hauptſtrömen beſitzt Sibirien noch zahlreiche kleinere: Taimyr, Katanga, Anadara, Olonek zwiſchen Jeniſei und Lena, Jana, Indigirka, Kolyma im Oſten der Lena.

Dem großen oder paciſiſchen Ocean ſtrömen von Weſten her der Anadyr, ein Zufluß des Behringsmeers, der Amur, Hoangho und Jangtſekiang zu. Der Anadyr gehört dem ungaſtlichen arktiſchen A. an; zur Zeit der Schneeſchmelze voll Waſſers, vermag er im kurzen Sommer kaum kleine Boote zu tragen. Alle Zuflüſſe zwiſchen ihm und dem Amur ſind unbedeutende Küſtenflüſſe; dagegen verſpricht der ſchon gegenwärtig weit hinauf mit kleinen Dampfbooten befahrene Amur eine Hauptverkehrsader des öſtlichen Sibiriens zu werden, wenn er auch den Winter über ſich mit Eis bedeckt. Das Gebiet des Amur iſt ein weit ins Innere A.s reichendes; es empfängt alle Flüſſe vom Jablonoi- und Stanowoi-Khrebet, vom gletſcherreichen Tſchokondo bis zum Meer, ebenſo vom Khinkhanonou; in der Mandſchurei reicht ſein Gebiet von der Küſtenkette bis zum Khinkhanoola und ſüdwärts bis zum Schan Alin. Von ſeinen beiden Quellflüſſen entſteht die nördliche ſchiffbare Schilka aus der Ingoda und dem Onon, welche in den transbaikaliſchen Hochgebirgen des dauriſchen Alpenlandes entſpringen, während der ſüdliche Kerulun (Kerlon) mit ſeiner Quelle zur Südabdachung des Kenteioola hinaufreicht. Die Schilka durchſtrömt das wald- und metallreiche Daurien; an den Kerulun reicht dagegen die mongoliſche Steppe. Letzterer fließt ganz auf chineſiſchem Gebiet; vom Dalainoor (See) an, den er durchfließt, wird er Argun genannt. Beide Flüſſe fließen nach Nordoſten, vereinigt bilden ſie den Amur oder Saghalien-ula der Mandſchuren, der zwiſchen Gebirgen, den Ausläufern des Khinkhanoola, ſich ſüdöſtlich wendet und das neu von den Ruſſen gewonnene Amurland von der chineſiſchen Mandſchurei trennt. Seine bergigen Ufer treten auf dem ſüdöſtlichen Lauf hie und da zu anbaufähigen Ebenen auseinander. In raſcher Strömung durchſchneidet er in felſiger Schlucht den kleinen Khinkhan, um dann von der Einmündung des Sungari an zwiſchen furchtbaren Prärien und mit Nadelwald bedeckten Höhen ſich wieder nach Nordoſten zu wenden. Abgelenkt zuletzt durch eine Bergreihe, gewinnt er in nördlicher Richtung die See, ſich zuletzt ähnlich der Eldmündung erweiternd. Der enge tatariſche Sund, in den ſich der Amur ergießt, iſt den Schiffen gefährlich und im Winter durch Eis verſchloſſen. Aber am Südende der nördlichen Bergkette, der Stelle gegenüber, wo der Amur ſich nordwärts wendet, liegt an der Küſte die ſtets offene Caſtriesbai, und das Terrain begünſtigt eine künſtliche Verbindung, zunächſt wohl durch eine Eiſenbahn, ſpäter vielleicht durch einen Kanal zwiſchen dem Meere und dem Amurſtrom, eine Verbindung, die dem ganzen Gebiete eine große Zukunft verſpricht. 430 Meilen beträgt die Länge des Flußlaufes, 38,300 QMeilen die Größe ſeines Gebiets. Aus dem von Urwald und Mooren bedeckten Norden kommen mit öſtlichem Lauf Amguny u. Gorin, aus der bevölkerten und angebauten Mandſchurei Uſſuri und Sungari. Unter den zahlreichen Küſtenflüſſen zwiſchen dem Amur und Hoangho iſt nur der ſchiffbare Peiho, der den Zugang zu Peking eröffnet, von Wichtigkeit. Hoangho und Jangtſekiang, das chineſiſche Paar der Zwillingsſtröme, zeigen die Eigenthümlichkeit, daß ſie in ihrem obern Lauf benachbart ſind, dann in entgegengeſetzter Richtung ſich bedeutend von einander entfernen, um ſich im untern Laufe einander wieder ſo zu nähern, daß ihre Mündungen durch ein Netz künſtlicher und natürlicher Kanäle in Verbindung ſtehen. Beide gehören zu den zahlreichen waſſerreichen Strömen, die aus dem hochgelegenen Oſttübet ihre Gewäſſer zum ſtillen und indiſchen Ocean führen. Die Quellen des Hoangho (gelber Strom) liegen weit ſüdweſtlich vom Kukunoor, im öſtlichen Küen-lün, im Lande Siſan, wo ſie ſich im Dſcharingnoor ſammeln. Anfänglich oſtſüdöſtlich, den Gebirgsketten parallel laufend, durchſchneidet der Fluß in mächtigen Windungen die Hochgebirge des nordöſtlichen China's, um von dem, uns ſchon bekannten, Lan-tſcheu aus nördlich bis zum Fuße des Inſchan zu laufen. Im weiten Bogen umkreiſt er die Wüſten der Ordos, um ſich dann ſüdwärts zu wenden; mit öſtlichem Laufe durchzieht er zuletzt das Bergland und tritt hinaus in die fruchtbaren Niederungen. Eine Folge dieſes viel gewundenen Laufes iſt ſeine außerordentliche Stromentwickelung, die nach Ritter 560 Meilen, bei direkter Entfernung von der Mündung zur Quelle 290 Meilen beträgt, während die Größe des Gebiets zu 33,600 QM. angegeben wird. Größer noch iſt beides am Kiang oder Jangtſekiang, deſſen Quellen noch tiefer im Hochland, im Küen-lün, liegen und der ebenfalls nach langem Lauf durch die Hochgebirge Oſttübets und China's und das chineſiſche Bergland in die Tjeſedene eintritt. Bei ihm wird der direkte Abſtand von der Quelle auf 392, die Stromentwickelung auf 652 nach Ritter, reſp. 720 nach Berghaus, das Gebiet auf 34,000 Meilen nach letzterem berechnet. Er iſt einer der größten und längſten Ströme der alten Welt, ſein Gebiet iſt 8mal größer als das des Rheins. Aehnlich wie die Mün-

dungen des Rheins, haben in dem oberen Niederland die Mündungen dieser Ströme gewechselt. Der Hoangho schickte den chinesischen Chroniken nach noch in der Zeit der Handynastie in der Richtung des Oeiho nach Nordosten zum Golf von Petscheli einen schiffbaren Arm; der Kaiser Chintsong († 1084) ließ ihn künstlich verstopfen, der südliche Arm aber bahnte sich selbst einen nähern Weg. Gegenwärtig schützen doppelte Dämme die reich bebaute Niederung gegen Ueberschwemmung; sie sind mit der fortschreitenden Erhöhung des Flußbettes ebenfalls erhöht worden, und so kommt es, daß z. B. der Hoangho bei Kaifonfu, ähnlich wie der Po bei Ferrara, hoch über der Stadt seine lehmigen Fluthen hinwälzt. Ein vielverzweigtes Kanalnetz, in welches auch der zwischen beiden Strömen laufende Hoaiho hineingezogen ist, breitet sich über das ganze Tiefland aus, ein Land ähnlich wie Holland, voll Dörfer u. Städte, die durch Straßen auf mit Alleen besetzten Dämmen unter einander verbunden sind, so reich, daß der Chinese hierher die wahre Mitte der Welt versetzt. Ein 1000—2000 F. breiter Kanal, der Kaiserkanal, führt von Hangtscheufu durch die ganze Niederung nach Peking. Zahllos ist die Menge der Zuflüsse dieser Ströme.

Das Gebiet des indischen Oceans beginnt jenseits der Straße von Fukian. Zu ihm gehört der Kantons, West- oder Perlstrom (Sikiang), der von den Grenzen Yünnans nach Osten strömt, und dessen Mündung die durch Forts geschützte Bocca Tigris ist. Von den 4 großen hinterindischen Strömen, dem Me-chong (Maikaun, Kambodscha), Menam, Salhuen und Irawaddy, wurden früher die noch von keinem Europäer besuchten Quellen auf das Hochland von Tübet versetzt, und die des letzteren vor Allem brachte man lange in Verbindung mit dem Yarn tschang bo tsiu Tübets; nach gegenwärtiger Ansicht entspringen sie aber sämmtlich in den hohen Grenzgebirgen Hinterindiens gegen China. Hiermit hört denn auch das Wunder ihres Laufes nach älterer Ansicht auf, nach der alle diese Ströme dem Bündel Blitze gleichen sollen, mit denen der donnernde Jupiter abgebildet wird. Die bis jetzt für den Verkehr wichtigsten unter ihnen sind der Menam und Irawaddy; beide bilden, wie auch der Kambodscha, an ihren Mündungen Deltaländer, und weit erstrecken sich an ihnen die hinterindischen Tiefländer in das Land hinein.

Drei große Ströme sind es, welche die Gewässer des Himalaya dem Ocean zuführen: Brahmaputra, Ganges und Indus oder Sind. Nur die Nordabdachung Dekans gehört zum Gangesgebiet, das ganze übrige Dekan schickt sein Gewässer selbstständig in das Meer. Brahmaputra und Indus besitzen ihre Quellen benachbart auf dem Hochland von Tübet und fassen, entgegengesetzt laufend, der Indus, der aus den heiligen Seen am Fuße des Götterberges Kailas entspringt, nach Nordwesten der Yarn tschang bo tsiu, der Quellfluß des Brahmaputra, nach Südosten das ganze nördliche Ganges- und Dschumnagebiet zwischen sich. Nach früherer Ansicht wurde die Quelle des mächtigen Brahmaputra in Assam gesucht, gegenwärtig weiß man, daß er als mächtiger Gebirgsstrom von Norden her aus dem Gebirge hervorbricht, so daß der frühere hypothetische Zusammenhang zwischen dem die Hochebenen Tübets auf langem Laufe durchfließenden Yarn tschang bo tsiu und ihm fast zur Gewißheit erhoben ist. In Assam erhält er einen südwestlichen Lauf zwischen dem Himalaya und der südlichen Parallelkette der Khassia- und Garrowberge, um zuletzt direkt südwärts dem bengalischen Meerbusen zuzuströmen. Die Quellen des Ganges liegen im Westen der Quelle des vorigen Stroms in dem Himataya von Kamaon, wo sich die Gebiete seiner beiden Quellflüsse zwischen Tschamnotu und Dhawahir ausdehnen. Der Baghirati ist nach dem Glauben der Hindu's der eigentliche Quellfluß des heiligen Ganga; auf einer Höhe von 12,964 Fuß fand ihn Hodgson aus den Gletschern des 21,264 Fuß hohen heil. Georgsberg hervorrauschen. Auf 9680 Fuß liegt dort Gangotri mit seinem Tempel, zu dem aus den entferntesten Gegenden Indiens der fromme Hindupilger wallfahrtet, um in den Fluthen des von Schneewasser überbrausten Flusses Entsühnung zu suchen. Nur auf gefährlichen Pfaden, zuletzt über Treppen und Leitern die Felswände hinaufklimmend kann er den Ort erreichen. Bis über 8000 Fuß reichen die Dörfer hinauf in dem bald weiten, bald schluchtenartig verengten, pittoresken Thale. In ähnlicher Umgebung entspringt der westliche Zwillingsstrom des Ganges, die Dschumna (Jumna). Auch Dschumuotri mit seinen heißen Quellen neben dem Gletscher ist dem Hindu ein heiliger Wallfahrtsort. Beide Flüsse, Ganges und Dschumna, umschließen nach ihrem Austritt aus dem Gebirge das Duab, ein Land, welches ohne Wasser zur Wüste wird, bewässert dagegen ein reiches Fruchtland darbietet. Bis gegen den Nordfuß des Malvaplateau's laufen beide Ströme in südöstlicher Richtung neben einander hin; dort vereinigen sie sich aber zu dem mächtigen heiligen Ganges, der sich zuletzt in zahllose, oft wechselnde Arme vertheilt, deren wichtigster schiffbarer der Hugly ist. Mit den Armen des Brahmaputra vereinigt, umschließt er das große dschungelnreiche, niedrige Deltaland des Sunderbunds. Gering ist die Stromentwickelung des Ganges, nur 214 Meilen bei 206 direkter Entfernung zwischen Mündung u. Quelle; um so größer sein Gebiet, 27,000 QMeilen. Unter seinen zahlreichen Zuflüssen sind zu nennen: die Gogra, in deren Quellgebiet der Dhawalagiri liegt, und der Gandaki, der etwas östlich von letzterem vom hohen Mustagpaß kommt; beide entspringen schon jenseits der Hauptkette in der Gebirgsmitte. Die Zuflüsse aus Dekan nimmt theils die Dschumna (Tschumbut), theils der untere Ganges (Sone) auf. Die Quelle des Indus liegt am Fuße des Kailas- oder Gangrigebirgs auf der Hochebene von Gartope. Auf eine lange Strecke begleitet er die Himalayakette im Norden, anfänglich im flachen Thale sie durchfließend, dann aber sich in eine tiefe Thalschlucht einschneidend. Noch auf diesem nordöstlichen Lauf nimmt er von rechts den ähnlich verlaufenden Schayuk auf, der vom Karakorumgebirge herabkommt, und durchschneidet dann in einem wenig bekannten, 3000 Fuß tiefern Querthal die Ketten des Himalaya in südwestlicher Richtung, die er auch nach seinem Austritt aus dem Gebirge in der Tiefebene beibehält. Zuvor erhält er von Westen den Zufluß des aus Afghanistan kommenden Kabul bei Attok, dem berühmten Uebergangspunkt für alle Eroberer, die seit Alexander dem Großen von Westen her in Indien eindrangen. Vier Hauptzuflüsse empfängt der Indus von Norden:

den von Kaſchmir kommenden Dſchelam, den Tſchinab, den Rari und den Setledſch. Letzterer, auch Satadru, im untern Lauf Gharra genannt, iſt der größte u. längſte unter ihnen, deſſen Quellen jenſeits der Hauptkette die heiligen Seen ſind; dieſe, der Manaſarowar u. Rhakaſtal, liegen auf einem Plateau, welches ſo mit dem von Gartope zuſammenhängt, daß die Waſſerſcheide zwiſchen dem Quellgebiet des Indus und ſeines Zufluſſes kaum bemerklich iſt. Nur kurz iſt des letzteren Lauf in dem hochgelegenen Längenthal, ſchon bei Schipki beginnt das äußerſt tiefe Querthal, in dem er den Himalaya in ſüdweſtlicher Richtung durchbricht, nur auf kurze Strecken fließt er in Längenthälern. Die große Tiefebene zwiſchen Setledſch und Indus iſt das Pendſchab, das Land der Fünfſtröme; der untere Lauf des erſteren grenzt an die Wüſten; doch iſt auch im Pendſchab dem ebenen Lande die Steppennatur eigen, wo nicht durch künſtliche Bewäſſerung der Pflanzenwelt das zu ihrem Gedeihen nothwendige Waſſer beſchafft wird. Auch der Indus bildet ein Delta; ſein öſtlicher, ſchon hoch oben ſich abzweigender Aſt mündet in das verſunkene verſumpfte Land von Kunn. Ritter berechnet das Indusgebiet zu 18,900 QM., Berghaus zu 19,500 QM. Fläche. Dekan, ſüdlich des Vindhyagebirgs, zeigt die merkwürdige Erſcheinung, daß die beiden, dem letzteren nächſten, parallel in tiefen Thälern verlaufenden Flüſſe, die Nerbudda u. der Tapty, ihren Lauf aus Oſten nach Weſten nehmen, während alle größeren ſüdlicheren Flüſſe oſtwärts fließen; am weiteſten weſtwärts reicht die auf dem Plateau Amerkuntuk entſpringende Nerbudda. Nur unbedeutende Küſtenflüſſe beſitzt die Weſtküſte ſüdlich des Tapty. Erreicht auch keiner der von der Oſtabdachung nach Oſten fließenden Flüſſe Dekans, wie Mahanuddy, Godavery, Kiſtnah oder Kriſchna, Cavery, von denen die Quellen der drei letzteren auf den Weſtghats liegen, die Größe der größern aſiatiſchen Ströme, ſo übertrifft doch das 5800 QMeilen (B.) betragende Godavery- und das Kiſtnahgebiet von 5100 QMeilen das Gebiet des Rheins um 1400 und 900 QMeilen.

Dies in der Kürze die Skizze der hydrographiſchen Verhältniſſe Oſtaſiens. Weſtaſien beſitzt als Gebiet der Binnenflüſſe verhältnißmäßig das Uebergewicht gegen die Gebiete der Zuflüſſe des Meers. Euphrat und Tigris ſind die einzigen bedeutenden Zuflüſſe, welche der indiſche Ocean auf der ganzen übrigen beträchtlichen Küſtenlänge, von der Mündung des Indus bis zum Meerbuſen von Alaba, erhält. An den übrigen Küſten ſind es nur kleine Küſtenflüſſe, von denen viele, ja in Arabien die meiſten, nur zeitweiſe Waſſer führen, ſogenannte Wadi's oder Regenbäche. Von den Küſtenflüſſen des ſüdlichen Irans zeigen viele die Eigenthümlichkeiten der Karſtflüſſe, daß ſie verſinken; viele von ihnen erreichen die Küſte nicht. Euphrat und Tigris ſind ein Zwillingspaar, die gegenwärtig vereinigt zum Schat-el-Arab in den perſiſchen Golf münden; doch macht es das Trockenbette des Dſcharrizade wahrſcheinlich, daß der Euphrat einſt ſeine eigene Mündung beſeſſen habe. Der Tigris nimmt ſeinen Urſprung vom Nimrudbagh auf der Nordgrenze Kurdiſtans gegen Armenien mit ſeinem öſtlichen Arm, während der weſtliche nordweſtlich von Diarbekr entſpringt. In ſüdöſtlicher, dem Gebirge paralleler Richtung läuft er in fruchtbarem Thale nach Südoſten, wendet ſich dann ſüdſüdöſtlich u. gewinnt, in einer langen Felsſchlucht die Zakkoberge durchſchneidend, das Tiefland. Unter den zahlreichen Zuflüſſen, die er von Norden aus dem Alpenland von Kurdiſtan erhält, ſind die beiden Zab u. der Kerkhah die wichtigſten. Die fruchtbaren Thäler dieſer Gebiete ſind leider vielfach verödet durch die Raubſucht und den Fanatismus der Gebirgskurden. Der Euphrat entſpringt aus den beiden Murad auf den Hochebenen Armeniens ſelbſt. Anfänglich iſt ſeine vorherrſchende Richtung weſtlich und ſüdweſtlich; darauf trennt er, nach Süden gerichtet, das kurdiſtaniſche Alpenland vom Antitaurus, um dann in der Ebene an den Grenzen der ſyriſchen Wüſte ſeinen Weg nach Südoſten zu nehmen. Hier umſchließen beide Ströme das obere Meſopotamien (Zwiſchenſtromland), das, ſolange die Kanäle das Waſſer über das Land vertheilten, voll von volkreichen Ortſchaften war, nach deren Verfall aber zumeiſt eine öde Wüſte oder Steppe bildet, die bis 1000 F. am Gebirgsfuß anſteigt. Von dem 12,000 QMeilen großen Stromgebiet kommen 5000 auf die Ebene von Meſopotamien. Unter den kleinen Küſtenflüſſen Arabiens, von denen nur wenige im Süden, insbeſondere Südoſten, bleibend Waſſer führen, iſt nicht Einer von allgemeinerem Intereſſe. Der Euphrat trennt die 3 Binnengebiete Irans, das innere Kleinaſiens und das ſyriſch-arabiſche; beide letztere umſäumt das Gebiet des mittelländiſchen und ſchwarzen Meeres. Von dieſen Binnengebieten iſt das iraniſche das größte. Nur in dem rings von Gebirgen umſchloſſenen Afghaniſtan entwickelt ſich ein größeres Stromſyſtem, das des Hilmend, deſſen Quellgebiet bis zum Hindukuh und auf das Plateau von Ghazna reicht, wo es mit dem des Kabul zuſammenſtößt. In ſüdweſtlicher Richtung verlaufend, endet der Hilmend im großen, ſalzigen, von Salzwüſten umgebenen Zarehſee, der von Norden aus dem Paropamiſus noch den Harut empfängt. Der nächſt größte Binnenfluß iſt der ebenfalls in letztgenanntem Gebirge entſpringende Fluß von Herat, der Heirud, im untern Laufe Tedſchend genannt, der zwiſchen den parallelen Bergzügen Khoraſſans verläuft; in ſeiner Fortſetzung fließt der Attreck zum kaſpiſchen See. Zahlreiche Flüſſe der randlichen Ketten enden zwiſchen denſelben ſelbſt zum Theil in Seen, andere laufen vom Rand gegen das Innere, um dort zu verſiegen oder große Sümpfe zu bilden, ſo an der Weſtgrenze der Wüſte Kum. Unter den größern von dieſen nennen wir den Fluß von Iſpahan, den Zendarud. Auch auf den Gebirgen des Innern entſpringen ſolche Flüſſe kurzen Laufes. Ueberall werden dieſe Flüſſe verwendet zur Bewäſſerung der Felder u. Obſtgärten, die ſich in der Tiefe der Thäler und terraſſenförmig in den Gebirgsſchluchten hinaufziehen. Im Weſten, in Aſerbeidſchan und Armenien, finden wir die großen ſalzigen Binnenſeen von Urmia und von Wan. Das keſſelförmige Abgeſchloſſenſein ihrer Becken durch Hochgebirge geſtattet hier keine größere Stromentwickelung; nur zum Urmiaſee kommen größere Flüſſe von Tebris u. aus dem Zagros, zahlreiche Zuflüſſe vor Allem auch vom quellenreichen Sſahänd. Der blaue See bedeckt ſich zur trocknen Zeit am Rande mit weißer Salzkruſte und verpeſtet

durch seinen Geruch die nächste Umgebung; zahlreiche bergige Inseln erheben sich über seinen Spiegel. Das Wasser des Wansee's ist bittersalzreich. Jenseits des Antitaurus folgt das kleinasiatische Binnengebiet, welches das südöstliche u. südliche Innere der Halbinsel umfaßt. Auf dem Plateau von Konieh liegt der große salzige See Tuz Tschöllii. Zahlreich sind die abgeschlossenen Alpenseebecken im Innern des cilicisch-lycischen Taurus. Die Seen des isaurischen Hochthals zwischen Sultandagh und dem Taurus von Adalia liefern ihr Gewässer dem Koniehplateau, ohne daß es dessen See erreicht. Andere Flüsse versinken od. versiegen theils im Gebirge, theils in den innern Hochebenen. Bis zum Quellland des Mäander am Murabdagh reicht dies Gebiet der Binnenflüsse. Von allen Seiten ist dasselbe von den Zuflüssen des schwarzen, Marmora- u. mittelländischen Meeres umringt und selbst vom Euphratgebiet getrennt.

Das schwarze Meer erhält die Flüsse vom längsten Lauf, den ebenfalls vom Murabdagh entspringenden Sakaria und den Kizil Irmak (Halys), der weit im Norden auf dem Plateau am Nordende des Antitaurus entspringt u. diesen nach Südwesten begleitet, vom Argäusplateau an sich im westlichen Bogen nach Norden wendet, dann, durch einen Bergzug vom großen Binnensee Tuz Tschöllii getrennt, die galatische Hochebene durchfließt und, wie alle die größeren Zuflüsse des schwarzen Meeres, die Parallelkette des pontischen Gebirgssystems, durchbricht. Auch der Tschoruk, der Hauptfluß Lasistans, entspringt an der Südabdachung des genannten Gebirgs, es trennend von dem Mesedschemgebirge. Zahlreich sind die kleinen Küstenflüsse, die in malerischen waldreichen Thälern aus dem Küstengebirge dem Meere zufließen. Auch der ganze Osten des Kaukasus schickt seine Gewässer in das schwarze Meer, die seiner Südabdachung durch den sagenreichen Rioni (Phasis), die seiner Nordabdachung durch den Kuban, dessen Quellen in der Centralkette des Gebirgs von Elbrus liegen und der dann in der Ebene im westlichen Laufe zahlreiche Gebirgsbäche aus dem nordöstlichen Kaukasus sammelt. Auch das Marmorameer empfängt mehre kleinere Zuflüsse aus Kleinasien, deren historisch berühmtester, der Granicus, vom Ida kommt. Unter den Flüssen, die in das ägäische Meer fallen, sind die wichtigsten der ebenfalls vom Murabdagh kommende Hermus (Sarabat) und der Mäander. Ersterer durchfließt Cappadocia Katakekaumene und erhält vom nördlichen Demirdschidagh und dem südlichen Tmolus Zuflüsse, zu denen der einst durch seinen Goldreichthum vielgerühmte Paetolus gehört. Der Mäander, gegenwärtig Bujak-Minder, entspringt im Westen des pisidisch-isaurischen Hochthals und fließt in vielen kleinen Krümmungen, den mäandrischen, nach Westen. Nur kurz ist der Lauf der Gebirgsflüsse, die aus dem südwestlichen Akdagh und aus dem Taurus nach Süden fließen; nur der Cydnus (Salef) bei Tarsus, der von den Schneefeldern des Bulghardagh entspringt, hat durch Alexander den Großen u. Friedrich Barbarossa historisches Interesse. Erst die östlichsten, karamanischen, dem cyprischen Busen aus dem Antitaurus zufließenden Seihun und Dschihan haben längeren Lauf. Das syrische Küstenland gehört ebenfalls zum Mittelmeergebiet; der Orontes, der größte seiner Flüsse, nimmt seinen Ursprung in Cölesyrien und wendet sich bei Antiochia nach Westen. Grade entgegengesetzt ist der Lauf des Leontes, der ebenfalls in Cölesyrien entspringt und südsüdwestlich verläuft. Unter den Küstenflüssen Palästina's ist der längste und bekannteste der von den Bergen Gilboa's kommende, die Ebene Jesreel durchlaufende Bach Kison. Oestlich grenzt an diesen schmalen Streifen Meeresgebietes das weite große Binnenland. Ihm gehört der in der merkwürdigen, früher erwähnten Depression verlaufende Jordan an. Seine Quelle liegt zu Hasbeia am Ostfluß des großen Hermon. Er durchläuft den See Merom und den See von Tiberias und mündet endlich in das todte Meer. Der sogenannte See Merom ist nur ein zur Regenzeit gebildeter, im Sommer austrocknender Sumpf, der See von Tiberias (galiläisches Meer) dagegen ein reizender Bergsee. Das Wasser des 1236 F. tief unter dem Meeresspiegel gelegenen todten Meeres (Bahr-Lût) ist salzreicher, als das des Meers. Nur unbedeutende Wadi's kommen von Westen zum Jordan, bedeutendere aus den Ostjordanländern, unter ihnen der Jabok Zerka. Dasselbe ist der Fall bei den Zuflüssen des todten Meeres von Westen, Süden u. Norden. Unter den unbedeutenden westlichen kommt der Bach Kidron (Wadi an Nâr) von Jerusalem. Auch hier kommen die wasserreichen Bäche aus dem östlich gelegenen Hochland von Moab. Aus dem über 5000 Fuß hohen Gebirgsland Dschebel el Hauran fließen die Bäche, meist in der Wüste versiegend od. in Seen endend, nach allen Weltgegenden; die des Westgehänges wahrscheinlich durch den Scheriab el Mandur zum Jordan. Auch die auf der Ostabdachung des Antilibanon entspringenden Flüsse enden in Sümpfen und Seen, so der Amana (Chrysorrhöas) östlich von Damascus in den Bahret el Atebeh; ähnlich verhält es sich mit den bekannten Flüssen, die von den West- und Südrandgebirgen Arabiens gegen das Innere verlaufen. Doch hat keiner der Namen Interesse für uns, so wenig wie die Namen der Gebirge des Innern.

Nehmen wir den Wüstenstrich Arabiens, Syriens u. des innersten Iran aus, so ist das übrige A. ein Land voll fließender Gewässer u. Seen. Charakteristisch vor Allem ist die große Zahl u. die zum Theil beträchtliche Größe der Steppen-, und zwar zumeist Salzseen und die Zwillingsbildung seiner großen Ströme, deren Quellen u. Mündungen einander benachbart sind, und die sich oft in ihrem untern Laufe mit einander vereinigen. Unter der außerordentlich großen Zahl von Seen As zählen die meisten zu den Binnenseen ohne Ausfluß. Meist steigt ihr Wasserstand zur Zeit des Regens u. der Schneeschmelze bedeutend über die flachen Ufer, während sich der See zur trockenen Zeit zurückzieht u. den Boden, ist es ein Salzsee, mit trügerischer Salzkruste bedeckt zurückläßt. Manche trocknen dann selbst ganz aus, oder werden zu Sümpfen. Während in manchen der Seen die thierische Bevölkerung sich auf kleine Krustaceen beschränkt, wie im todten Meer, finden wir in andern einen großen Reichthum an Fischen, u. es tritt selbst die für die Anwohner so wichtige Wanderung der Fische zur Laichzeit ein; so werden die Sterlete, Störe u. Hausen beim Aufsteigen aus dem kaspischen

See in die nördlichen Zuflüſſe gefangen, zu anderer Zeit im See ſelbſt; ſo wandern die Fiſche aus dem ſalzigen Wanſee in den alpinen Süßwaſſerſee von Nuzruk, der nördlich vom Wan liegt. Es iſt dieſelbe Urſache, welche die Bewohner der Salzſeen zum Wandern treibt, wie die zahlreichen für die nordiſche Bevölkerung A.s ſo wichtigen Lachsarten der nordiſchen Meere, die in ſolcher Menge in den Flüſſen Sibiriens und Kamtſchatka's hinaufſteigen, daß die auf die Ufer geworfenen Fiſche durch ihr Abſterben die Luft verpeſten. Nur im kaſpiſchen Meere finden wir auch andere höhere Meeresthiere, Seehunde, die in keinem anderen Binnenſee, als hier u. in dem Baikalſee vorkommen. Unter den Seen mit Ausfluß ſind die Verſchiedenheiten ebenſo groß wie bei den Steppenſeen. Groß ſind die Verſchiedenheiten hinſichtlich der Größe, vom meerähnlichen Baikalſee bis zu den kleinen Waſſertümpeln der nordiſchen Tundra, ſowie hinſichtlich der Höhe über dem Meere, welche bei den heiligen Seen am Fuße des Kailas auf den Hochebenen von Tübet bis zu 18,000 bis 19,000 F. beträgt. Aber dieſe abſolute Höhe wird nur mit dem Verſtande gefaßt, entſchwindet den Sinnen, u. dieſe Seen machen daher nur den Eindruck von Seen in wüſten Steppenebenen am Fuße der Gebirge. Größe u. Umgebung bedingen vor Allem die Verſchiedenheiten; viele der aſiatiſchen Süßwaſſerſeen gehören den Steppen an, oft unſern von ſalzigen Seen; manche den fruchtbaren Tiefebenen, wie die großen Stromerweiterungen China's; andere dem Gebirgsfuß, wie der große See von Antiochia, der in den Orontes abfließt; noch andere dem Gebirge u. Hochgebirge. Der großartigſte unter ihnen iſt der Baikalſee, der auch in ſeiner Bevölkerung mit Seehunden einzig unter allen Süßwaſſerſeen der Erde daſteht, eine Erſcheinung, die ſich vielleicht durch ein allmähliges Ausſüßen des urſprünglich ſalzigen Beckens und ein allmähliges Akkommodiren jener Meeresthiere aus Süßwaſſer erklären ließe.

Geognoſtiſche Verhältniſſe. A.s heutige Geſtalt, ſeine horizontalen wie ſeine vertikalen Dimenſionen ſind das Reſultat großer Erhebungen, die in verſchiedenen Zeiträumen Statt fanden und durch welche die metamorphiſchen Gebilde, Gneis-, Glimmer-, Chlorit-, Talk-, Hornblendeſchiefer, die neptuniſchen Thonſchiefer, Grauwacke, die verſchiedenen Sand- und Kalkformationen, ſowie die tertiären Ablagerungen in ihren Lagerungsverhältniſſen geſtört und von der frühern Waſſerbedeckung befreit wurden. Die größten Erhebungen geſchahen durch gewaltige Granitmaſſen, die in unglaublicher Verbreitung den mittleren Hauptketten folgen, oder den Kern der Maſſengebirge bilden. Nicht ſelten verbreiten ſich dieſelben in großen, weit ausgedehnten Strömen über die metamorphiſchen und neptuniſchen Gebilde. Obſchon dieſes Gebirgsgeſtein auch in den niederen Nebenketten und Vorbergen häufig zum Vorſchein kommt, ſo iſt es hier doch mehr mit Syeniten, Porphyren, Serpentinen, Dioriten, Doleriten, Trachyten und anderen maſſigen Geſteinen vergeſellſchaftet, welche letztere hin und wieder und theilweiſe in großer Ausdehnung auch in den Hauptketten ſich wieder zeigen. Noch bis auf den heutigen Tag wirken die Erhebungen in A., durch eine Menge großer Vulkane, namentlich an den Küſten begünſtigt, fort. Unter den Richtungen des Streichens der Gebirge ſind drei die vorherrſchenden: eine Richtung von Oſtſüdoſten nach Weſtnordweſten, herrſchend im Himalayagebirge, dem iraniſchen Südrand, in den Gebirgen Oſtturkeſtans bis hinauf in die kirgiſiſche Steppe u. zum ſüdweſtlichen Altai, u. im Kaukaſus; eine Richtung von Oſten nach Weſten u. eine meridiane von Süden nach Norden od. von Weſtſüdweſten nach Oſtnordoſten. Die oſtweſtliche Richtung herrſcht im Küen-lün, im Thiangſchan, im Nordrand Irans und durch Kleinaſien; die mehr meridiane im Ural, transiliiſchen Alatau, Belurdagh, den Weſtghats, in Hinterindien, in den Solimansketten, dem Libanon; ſtatt letzterer finden wir im Antitaurus, im meſchiſchen Gebirge die von Südweſten nach Nordoſten. Im Zuſammentreten dieſer Richtungen liegt der Grund der durch alle Hochländer A.s durchgreifenden Trapezgeſtalt, in der Verbindung der beiden Richtungen von Oſten nach Weſten und von Südoſten nach Nordweſten der Grund der Verſchmälerung derſelben in der Richtung von Oſten nach Weſten. Die Natur der Verhältniſſe bringt es mit ſich, daß wir bis jetzt nur von wenigen Theilen A.s eine genauere geognoſtiſche Kenntniß beſitzen; vor Allem ſind wir über die ausgedehnten neptuniſchen Bildungen, welche die großen Tafelländer A.s zuſammenſetzen und die eine ſo große Wichtigkeit beſitzen, noch im Unſichern, oft wiſſen wir nicht einmal, ob es Kalk- oder Sandſteine ſind, die ſie zuſammenſetzen, geſchweige welchen Alters; doch beginnt es aller Orten zu tagen. Wichtig ſind in dieſer Hinſicht vor Allem die Bemühungen der Engländer, denen ſich die Gebrüder Schlagintweit angeſchloſſen haben, die Arbeiten Ruſſeggers u. Roths in Arabien u. Syrien, Abichs in den transkaukaſiſchen Ländern, die Unterſuchungen Kleinaſiens in neueſter Zeit vor Allem durch Tſchigetſcheff und endlich die Sibiriens, wo Middendorp bis in den höchſten Norden vordrang.

In den bekannten Theilen Arabiens finden wir die kryſtalliniſchen Geſteine in größter Ausdehnung; es ſind dies die Hauptgeſteine der weſtlichen wie öſtlichen Randgebirge. Ihre Formen ſind oft kühn und wild zerriſſen und laſſen unbedeckt von Vegetation überall das nackte Felsgeſtein ſehen. Am Südende der Halbinſel des Sinai thürmt ſich der vorherrſchend grobkörnige Granit und Syenit zu den vielbeſuchten Hochgipfeln auf. Porphyrartige Granite durchſetzen ihn in ſüdöſtlicher Richtung. Zahlreiche dunkle Aphanit- und rothe Porphyrgänge, die ſich durch ihre Färbung vom Granit ſcharf abheben, laſſen ſich ſtundenlang als Bänder an den Felswänden verfolgen. An wenig Orten der Erde liegt der innere Bau der Felsmaſſen den Augen ſo bloßgelegt wie hier. Am Meerbuſen von Akaba lagern Gneis und Glimmerſchiefer dem Granit an. Denſelben Charakter zeigt das Gebirge im Oſten von Akaba und von da ſüdwärts durch Hedſchas, wo der Dſchebel Kora zwiſchen Medina und Mekka liegt, bis Jemen. Auch in Oman und in den Gebirgen hinter den flachen Küſten des perſiſchen Golfs herrſcht das kryſtalliniſche Schiefergebirg, insbeſondere Glimmerſchiefer, in Oman mit körnigem Marmor, am Hafen von Maskat mit Serpentin. Ringsum im Oſten, Süden u. Weſten kennt man die Spuren einer vulkaniſchen Thätigkeit, die an den Küſten des rothen Meeres noch bis in die neueſte Zeit, wenn auch vereinzelt und ſelten, fortdauert. Hierher ſcheinen die Kegelberge der Oſt-

küste zu gehören und gehört der Säulenbasalt vom Kap Mussendom sowie das ganz aus altvulkanischen Gesteinen gebildete Aden. Bis zur Südspitze der Sinaihalbinsel reichen die basaltischen Eruptionsgebilde der Ostküste. Das älteste bekannte Flötzgebilde Arabiens ist der untere, den Granit bedeckende Sandstein der Sinaihalbinsel; er gleicht dem bunten Sandstein in seinem u. des ihn begleitenden bunten Mergels Ansehen und führt Braneisenstöcke, selbst Kupfererze. Rothe Porphyre erheben sich noch über sein Plateau, welches sich um den Granitkern herum-, ja übergreifend über das Urgestein in seine Thäler hineinzieht. Seinem Gebiet gehört der tönende Berg über Tor an. Weithin läßt er sich östlich vom Bergzug der Küste Arabiens u. nordwärts in die Halbinsel hinein verfolgen. Ueber dem Sandsteinplateau der Sinaiwüste steigt in zwei Etagen sich erhebend das Kalkplateau der Wüste Tih auf mit mauerförmigem Absturz nach Süden u. Osten, mit sanfter Verflachung nach Nordwesten, wo sich der Küste näher ältere und neuere Tertiärbildungen darüber lagern und die Steinwüste in eine Sandwüste umwandeln. Die Etagen, in denen das Kalkgebirg aufsteigt, entsprechen verschiedenen Etagen des Kreidegebirgs, dem sehr feuersteinreichen Hippuritenkalk und der von Nummulitenkalk bedeckten, oberen Kreide. Ob die wilden Dolomitberge, welche die warmen Quellen von Abuschär an der Ostküste umgeben, der Kreide angehören, wissen wir nicht. Jüngste korallenreiche Kalke, welche die Küste umsäumen, unterstützen mit der Gegenwart neuvulkanischer Bildungen die Annahme einer fortdauernden Hebung Arabiens.

Mit dem Aufstieg aus der Wüste zum bergigen Hochland von Hebron tritt man in ein neues Gebiet. Durch Palästina u. Syrien im engeren Sinne bis zum Wadi el Gessu (Hösn) sind es dieselben Kalke, die das weite Gebiet zusammensetzen, ohne alle Spuren krystallinischer Gesteine, nur im Norden an der Ostseite reich an basaltischen Durchbrüchen. Jede Andeutung neptunischer Bildungen, die älter als Jura sind, fehlt, und vielleicht gehören selbst die als Jurakalke angesprochenen Gesteine der älteren Kreide an. In Palästina selbst herrscht die Plateauform, in Bergland übergehend durch wellenförmige Lagerung der Schichten sowohl, als durch isolirte abgerissene Partien der jüngern Glieder, die den älteren aufgesetzt und auf deren Höhen oft wie Adlernester die Orte gebaut sind. Die tiefen Kalksteine, die nach unten eisenschüssig sind u. in den unteren Schichten viele Seeigelreste enthalten, sind mit Dolomiten verbunden u. höhlenreich. Sie führen Ammoniten u. wurden von Schubert u. Russegger als Jurakalke angesprochen. Die jüngeren Schichten sind feuersteinreiche lichte Kreidekalke. Die Jordanquellen liegen schon im Gebirgstand des Libanon u. Antilibanon, die beide von Südwesten nach Nordosten streichen und nach Norden etwas divergiren, das im Süden zu einem engen felsigen Hochthal, dem eigentlichen el Bekaa, verschmälerte Cölesyrien umschließend, ein Thal, in dem sich die Schichten beider Gebirge zusammenneigen. Steil erheben sich die Schichten der Küste im Westen, um auf der Höhe in flachen Bergen sich krümmend wieder nach Osten zu fallen; daher die breiten öden Hochgipfel. Die Centralmasse des Libanon besteht aus graubraunem dickgeschichteten Kalkstein mit Korallen u. Stöcken von Spath- und Braneisenstein. Ob sie jurassisch sind, ist nicht erwiesen; wahrscheinlich gehören auch sie zur unteren Kreide. Gelbliche Kalksteine mit grünen Mergeln voll kleinerer Gryphäen, Austern ꝛc. und harte klingende Kalksteine mit Feuersteinkorallen bedecken sie. Ueber ihnen lagert zu beiden Seiten des Libanon ein System von Kalksteinen, sandigen Kalksteinen u. ächten Sandsteinen, von bunten Farben, wie der bunte Sandstein Thüringens, wichtig durch mächtige Kohlenlager, die zu Mar Hanna, B'seddin u. a. O. bauwürdig sind. Daß es nicht Steinkohlengebirge ist, beweist die Gegenwart von Kreideversteinerungen, von Nerineen u. a. Ueber ihnen folgt dichter Kalkstein u. Dolomit mit Hippuriten. Andere Kalksteine und weiße Kreidemergel von Quarzkugeln, wie die berühmten Melonen vom Berg Karmel, feuersteinführende Kalksteine u. Mergelschiefer machen den Schluß. In dunkeln Mergeln bei Schach el Alma, nördlich von Beirut, an dem Küstengehänge, ist die berühmte Lagerstätte der fossilen Fische des Libanon. Ueber die Altersbestimmung herrscht Streit: die Mehrzahl hält sie für eocän oder alttertiär, wegen des Reichthums an Häringen (Clupea), und andern Fischen, wie sie am Monte Bolca vorkommen; Andere sprechen sie als Kreide an. Im Antilibanon herrschen die Bildungen über den kohlenführenden Sandstein vor, hier ist Alles entschiedene Kreide. Kreide und Nummulitenkalke hat man auch bis in die östliche syrische Wüste verfolgt, wo steile Plateaux aus ihnen bestehen. Ebenso herrscht in den Ostjordanländern bis zum todten Meere der Kreidekalk und bildet ein Hochland, an dessen Fuß die für Jurakalk angesprochenen Gesteine unter bunten Thoneisenstein führenden Sandsteinen auftreten. Am Südende des todten Meeres findet sich ein Steinsalzgebirge, mit dem die Asphaltablagerung in Verbindung stehen dürfte; Lots Weib heißt ein isolirter Steinsalzfelsen. An der Zusammensetzung u. Gestaltung des Landes jenseits des Jordans u. Antilibanons nimmt der Basalt den wesentlichsten Antheil; er reicht nördlich bis Aleppo, westlich bis in den Libanon, im ausgedehntesten Maßstabe tritt er aber in Mittelsyrien auf, wo er die mächtigen Gebirgsmassen el Hauran, el Safa, zusammensetzt u. ausgedehnte Distrikte in der Ledscha und nordöstlich vom Tiberiassee, den er dort erreicht, bedeckt. In der Ledscha und im Hauran (Land Basan) kennt man selbst ausgebrannte Vulkane. Es ist ein Land, heimgesucht von Erdbeben, reich an heißen Quellen, deren berühmteste die von Tiberias sind.

Mit dem Wadi el Hossu beginnt das Taurussystem, ebenfalls in der herrschenden Richtung der Gebirgszuge von Südwesten nach Norden, das sich vom Mittelmeer durch Westkurdistan, Armenien fortsetzt u. erst an der Nordseite des Kaukasus endet. Das System ist wesentlich von dem südlichen Libanonsystem durch das Auftreten älterer Gesteine unterschieden. Granit, krystallinische Schiefer (Gneis, Glimmer-, Talk und Hornblendeschiefer), körniger Marmor, Thonschiefer u. Uebergangskalksteine u. die älteren Eruptivbildungen des Euphotids, Ophits, Serpentins, Diorits, Melaphyrs, zahlreiche Erzlager und Gänge charakterisiren es durch ihr Auftreten; sie alle fehlen vom Wadi el Hossu bis zum peträischen Arabien. Durch Russegger kennt man am genauesten die geognostischen Verhältnisse des

cilicischen Taurus nördlich von Adana. Dort tritt der Granit erst an der Nordseite in dem Plateau des Argäus auf, bedeckt von dem krystallinischen Schiefergebirge, mit mächtigen Lagern körnigen Marmors. Die höchsten Rücken bilden mächtige Dome und wilde Felshörner, die sich im Bulghardagh über die Schneegrenze zu alpiner Höhe erheben und in senkrechten Felsmauern nach Norden abfallen. Mächtige Uebergangsgebirge aus Thonschiefer, Kalkschiefer, von denen die oberen Feuerstein führen, und Kalkthonschiefer bedecken sie. Nach ihren Versteinerungen gehören sie dem devonischen Uebergangsgebirge und dem Bergkalke an. Bergrücken und Kuppen, Gesteinsgänge der genannten alten Eruptivbildungen, von Euphotid (Gabbro), Hyperſthenfels und den anderen Gesteinen durchsetzen das Uebergangsgebirge in der Richtung des Streichens. Wichtige Eisenlagerstätten (Rotheisenstein, rother Glaskopf, Brauneisenstein) und das Bleiglanzlager von Gülek liegen in ihnen. Im südlichen gegenüberliegenden Giaurdagh, der mit der amanischen Kette das Meer erreicht, verknüpfen sich außer den Serpentinen und Euphotiden auch Melaphyr und seine Tuffe mit dem paläozoischen Gebirge. Eine Braunschieferablagerung von fossilen Farrenkrautabdrücken trennt Melaphyr und Bergkalke. Alle geschichteten Bildungen sind mächtig gestört, aufgerichtet, gefaltet, und in bis 1000 Fuß tiefen Felsschluchten ziehen die Thäler aus dem Hochgebirge herab zum Meerbusen von Adana. Die Mulden füllt zum Theil horizontal geschichteter, angeblicher weißer oberer Kreidekalk; ein hügeliges Tertiärland zieht sich am Gebirgsfuß hin und trennt, mit den jüngsten Meeresbildungen längs des Orontes in das Land hineinziehend, die amanischen Bergzüge vom Bergland der Anzarier. Das jüngste Tertiärland begleitet auch die Küste bis nach Aegypten, kommt aber nicht auf höheren Punkten vor. Das miocene Gebirge besteht aus Sandstein, Kalk und Gyps führendem Thon. Aber auch tief ins Gebirge des Taurus ziehen diese Miteltertiärgebilde hinein; im obersten Seihunthal, auf dem Plateau von Hubh, kommen sie als ein mit mächtiger Kalknagelflue verbundener, Braunkohlen führender Sandstein vor. Die Basaltdurchbrüche reichen bis zu den Gehängen des Giaurdaghs, und selbst der im Norden so sehr entwickelte Trachyl fehlt hier im Süden nicht. Die Entwickelung diluvialer Schuttmassen ist bedeutend. Die tertiären Bildungen des unteren Orontesthals trennen die amanischen Berge von dem Dschebel Anzarieh, der das Bindeglied zwischen dem Taurus und Libanon bildet und über der Orontesmündung sich noch zu dem über 5000 Fuß hohen Mons Cassius (Dschebel Okrah) erhebt. Im nördlichen Theil herrschen noch die paläozoischen Gesteine mit Euphotid und Serpentindurchbrüchen und finden sich zahlreiche tertiäre Muldenausfüllungen älterer und Kreidegesteine, als tiefstes Eocängestein der nach seinen Conusversteinerungen sogenannte Konitenkalk. Südlicher kennt man nur Kreide. Wie im cilicischen Taurus die paläozoischen Bildungen den wichtigsten Antheil an der Bildung des Hauptgebirgszugs nehmen, so auch im ganzen Gebirgszug durch Armenien bis zu den Gestaden des pontischen Meeres. In Armenien finden sie sich aufgeschlossen in den wilden, felsigen, tiefen Schluchtenthälern, durch welche die auf seinen Hochebenen fließenden Gewässer ihren Weg hinab in die Niederungen und zur Küste nehmen, im Tschoruk-, Araxes- und im Euphratthal, an welchem letzteren sich die ganze Folge vom krystallinischen bis Tertiärgebirge durchschnitten findet. In Kleinasien herrschen zwei Richtungen der Gebirgsbildung: die mehr meridiane von Südwesten nach Nordosten, und zwar diese nicht nur im äußersten Osten, sondern auch im Südwesten, wo die Gebirge der Insel Rhodus, sowie auch die gegenüberliegenden Gebirge des Festlandes, wie im 11,000 F. hohen Akdagh, und die vorspringenden Halbinseln derselben folgen, und die Richtung von Osten nach Westen, oder genauer von Ostsüdosten nach Westnordwesten, welche auch in eine rein südöstliche übergeht. Diese Hebungslinien beherrschen die Richtung der Gebirgszüge, der Küsten, der Buchten und geben der ganzen Halbinsel wie den Plateaux des Innern ihren Umriß. Von Norden nach Süden lassen sich nicht weniger als vier solche Berg- und Gebirgsketten paläozoischer und krystallinischer Schiefergesteine verfolgen, welche vorherrschend ostwestlich und nur im äußersten Süden nordöstlich verlaufen. Durch den nördlichsten Zug devonischer Thonschiefer, brauner Sandsteine, dunkelblauer Kalksteine (Marmor) hat sich die Meerenge des Bosporus ihr Bett gegraben. Jener Zug reicht bis Nicäa und schließt sich an einen südlichen Zug krystallinischer Schiefer mit Granit an. Dieser Zug krystallinischer Gesteine endet im Ida. Einem zweiten parallelen Zug gehört der Olymp an, der ostwärts längs der Küste als pontisches Küstengebirge fortsetzt. Der dritte, der Centralzug Kleinasiens, endet westlich im Demirdschibagh und setzt, freilich mit Unterbrechungen, nach Osten ins Innere fort. In ihm liegt der Murdagh, Tmolus und Messogis. Die vierte und fünfte Kette laufen einander sich nähernd noch ins Innere fort, wo sie endlich sich vereinigen; sie bestimmen die Richtung der Thäler des Hermus und Mäander. Der sechste Zug ist das System des Akdagh, der an den pisidischen Seen endet. In allen sind den krystallinischen Schiefern Lager körniger Marmors untergeordnet, die man mit den blauen Marmoren des begleitenden Uebergangsgebirgs viel benutzt findet in den Prachtbauten und Skulpturen der zahlreichen alten namenlosen Städte, deren Ruinen das Innere Kleinasiens bedecken. Sekundäre Kalksteine, vor Allem aber Süßwasserkalke von kreidearligem Ansehen, mit Feuersteinen und fossilen Fischen, füllen die Mulden zwischen jenen Ketten aus. Ein Steinsalz führendes Sand- und Thongebirge jüngsten Tertiärallers deckt große Flächen in Galatien wie auf dem Hochland von Konieh. Weite Verbreitung haben die neptunischen Bildungen der Sekundär- und Eocänzeit, bunte Mergel und Sandsteine, rothe und weiße Kalksteine mit Feuersteinen, weiße Mergelkalke und Nummulitenkalke; daß die tieferen von ihnen der Juraformation, die höheren unter dem Nummulitengebirge der Kreide angehören, ist durch ihre Versteinerungen nachgewiesen in Bithynien, Paphlagonien und Galatien. Eisensteine, Kupfererze, Silbererze haben ihre Lagerstätten im ältern neptunischen und paläozoischen Gebirge. Zu den wichtigen Mineralien, welche Kleinasien zur Ausfuhr benutzt, gehören der Smirgel aus dem krystallinischen Schiefergebirge des Westens u. der Meer-

schaum. Die eruptive Thätigkeit hat früh begonnen. Melaphyre mit ihren Mandelsteinen sind längs der ganzen Nordküste verbreitet und führen die schönen Chalcedone. Trachyte und Phonolithe mit ihren Tuffen kommen durch ganz Kleinasien verbreitet vor, vom Bosporus bis Adana, von Smyrna bis Armenien; ihre größte Entwickelung besitzen sie aber längs der Centralkette des Demirdschidaghs und an der Westseite des Antitaurus. Ihnen folgten Basalte und dann die eigentlichen Vulkane mit ihren Lavaströmen, wovon aber keiner gegenwärtig thätig ist. Drei Bezirke, wo diese Thätigkeit in großartiger Weise auftrat, sind: das sogenannte verbrannte Kappadocien, die Katakekaumene am mittleren Hermus, ein Gebiet von 18 Meilen Länge und 6—7 Meilen Breite, das Quellgebiet des Hermus und der Fuß des Antitaurus. An letzterem finden wir die Spuren großartigster vulkanischer Thätigkeit, weit und breit das Land bedeckt mit Schlacken, Asche, Tuff u. Lavaströmen, und hier erheben sich die mächtigsten Trachytdome ganz Kleinasiens, der Hassandagh, vor allen aber der Erdschischdagh (Argäus). Heiße Quellen, zum Theil Schwefelquellen, sind häufig, am berühmtesten sind die von Brussa, die mit dem Geiser auf Island wohl die heißesten auf der Erde sind.

Auf dem Hochland von Armenien sind es die tertiären und vulkanischen Tuffbildungen verschiedener Epochen, unter denen zumeist das ältere Grundgebirge verborgen liegt. Fast südlich vom Murad und Araxes erhebt sich theils in gerundeten Höhen, theils in schroffen, zackigen Formen, hoch darüber, das krystallinische und Uebergangsgebirge von derselben Zusammensetzung, wie am Meerbusen von Adana. Ausgezeichnet sind die Aufschlüsse in den erwähnten Schluchtenthälern, unter denen das Araxesthal zuletzt eine Tiefe von 2600 Fuß unter dem Niveau des von ihm durchschnittenen Plateau's erreicht. Unter den Gliedern des mit Nummulitenkalken beginnenden vielgegliederten Tertiärgebirgs (es besteht aus Nummulitenkalk, einem korallenreichen miocenen Marmor, aus subapenninen bunten Sandsteinen und Thonen, den Thonen mit Steinsalz und Kongerienschichten bedeckt vom vulkanischen Tuff) ist der jüngste, aber noch von den neu vulkanischen Tuffen bedeckte, salzführende Thon das wichtigste, in sofern reiche Steinsalzgruben in ihm eröffnet sind. Hoch über das Grundgebirge und die Tertiärgebirge hat sich das vulkanische Gebirge aufgebaut zu großen Plateaux, wie zu mächtigen Domen und Kegeln, deren schönste der Ararat mit seinen beiden Gipfeln und der Kösadagh sind. Ganz Armenien und Aserbeidschan besitzen denselben Gebirgsbau und dieselbe Zusammensetzung.

Mit dem **Kaukasus** beginnen die Gebirgszüge mit vorherrschender Richtung von Ostsüdosten nach Westnordwesten, welche die Plastik des Bodens in dem größten Theil des übrigen As bestimmen. Seine Centralkette gehört dem krystallinischen Gebirge an, und zwar vorherrschend dem krystallinischen Schiefergebirge, untergeordnet ist der Granit, Euritporphyr, Ophit, Obsidianporphyr. In der Richtung seiner Erhebungsspalte finden sich Thermen, die ewigen Feuer, die Naphtha- und Salzquellen, von welchen die letzteren ihr Hauptgebiet auf der Halbinsel **Apscheron** bei Balu besitzen. Die im Süden und Norden die Centralkette begleitenden sekundären Ketten bestehen aus paläozoischen Schiefern und Kalksteinen, die zu oberst Gyps führen, aus einem mächtigen System von thonigen Schiefern und eisenschüssigen Sandsteinen mit Flötzen trefflicher Steinkohle, nach den Ammoniten der Kalkkonkretionen im Kohlenschiefer dem Juragebirge angehörig. Jurassische Kohlen und Kalke der verschiedenen Kreideetagen, vom ältesten Neokom an, und an der Südseite Nummulitenkalke, treten, besonders die Kreide, in größter Ausdehnung auf. Mitteltertiärgebirge bilden die Vorhöhen, u. die neuesten Bildungen mit den Konchylien des kaspischen Meeres treten am Fuße auf. In Daghestan bilden jene versteinerungsführenden Gesteine die Hauptkette selbst, es findet sich nichts von krystallinischem Gebirge. Dort erreichen die Kreide- und Tertiärgebirge ihre höchsten Höhen, die Kreide eine Höhe von 12,000 F. im Schachdagh, die Tertiärgebirge und mit ihnen der Getreidebau die Höhe von nahe 7000 F., Höhen, die man bei der gleichförmigen Neigung des Gehänges gegen den kaspischen See, ohne es zu ahnen, von dort aus erreicht, während die gegen das Innere des Gebirgs gerichteten Abstürze der Bergplatten als steile Felsmauern erscheinen. Die ungemein große Höhe dieses Ostflügels des Kaukasus, welche nur durch die drei vulkanischen Eruptionsgebiete Statt findet, aus denen sich die Kegel der trachytischen (andesitischen) Gipfel Kasbek, Beltamisch und Elbrus zu den höchsten Höhen des ganzen Gebirgs erheben, hat ihren Grund in der Kreuzung zweier Erhebungslinien, der des Kaukasus und des Taurus, die erst hier endet. Der andische Gebirgszug verläuft in der Taurusrichtung von Südwesten nach Nordosten. In dieser Kreuzung findet auch die merkwürdige Bildung des Sotukgebietes ihre Erklärung, wonach der Soluk alle Gewässer aus dem weiten Alpengau Awariens und längs des Endes der andischen Berge durch eine Schlucht hinausführt, die sich zuletzt auf 12—18 F. verschmälert.

Der **Westen Irans** und des **Zagrosgebirges** und die Gebirge von **Luristan** besitzen die Zusammensetzung des Taurus, doch sinkt die krystallinische Are nach Südwesten, so daß die höchsten Gipfel Luristans aus Quarzit und Kalkstein bestehen, die dem krystallinischen Gebirge aufgesetzt sind; südöstlicher verschwinden endlich nicht allein die krystallinischen, sondern auch die paläozoischen Gesteine und treten bis zu den Grenzen Indiens nicht weiter im Südrand hervor. Im Norden kennt man noch das Uebergangsgebirge im **Elbrus** als Unterlage jurassischer und Kreide-, und Nummulitenbildungen, über welchen sich der mächtige Vulkankegel des **Demawend** emporgipfelt. Daß sie aber auch ostwärts noch nach Khorassan fortsetzen, machen die Türkisgruben von Nischapur wahrscheinlich; das Muttergestein von Stücken, die Hermann untersuchte, war Kieselschiefer, noch anders tritt der Türkis freilich im Porphyr auf. Erst in den Meridianketten, welche östlich von Birschand die Westgrenze des afghanischen Tafellandes bilden, treten wahrscheinlich die älteren Bildungen wieder auf, angedeutet durch Schiefergebirge, durchsetzt durch Quarzgänge. Ausgedehnt sind sekundäre und Nummulitenkalke, und daß erstere nicht bloß der Kreide angehören, wenigstens

eine jurassische Unterlage besitzen, dafür spricht der Reichthum, insbesondere des Südrandes, an Quellen von Naphtha und brennbaren Gasen. In weiter Verbreitung treten an der Basis des Kalkplateau's sandig-thonige Gebilde mit Gyps und Steinsalz auf. Im Elbrusgebirge ist die jurassische Formation überdies reich an Steinkohlen. Welchen Antheil diejenigen Tertiärbildungen an der Zusammensetzung des Landes, insbesondere der Salzwüsten des Innern nahmen; ob sekundäres Gebirge ihren Grund bilde, oder ob die armenische Salzformation auch ins Innere Persiens fortsetze, ist unbekannt. Trotz der Plateaunatur des Landes bezeugt der Parallelismus seiner durch Längenthäler getheilten Bergplatten und Gebirgszüge an den Rändern wie im Innern auch hier das Zusammenwirken der den Meridianen und der den Parallelkreisen mehr gleichlaufenden Richtungen der Hebung.

So wenig umfassend unser Wissen von Iran ist, so reich strömen die Quellen für die Geologie Indiens. Greenough hat alle Daten über dieselbe bis 1854 gesammelt u. in einer Karte von Indien zusammengestellt; rüstig ist weiter gearbeitet worden, und auch Deutsche haben ehrenvollen Antheil daran genommen, namentlich die Gebrüder Schlagintweit, deren ältester kurz vor der beabsichtigten Heimkehr als ein blutiges Opfer der Wissenschaft auf den Hochebenen von Jarkong fiel. Der Himalaya besteht demnach in seinen höchsten Ketten aus krystallinischem Schiefergebirge, Gneis, Glimmer-, Chlorit-, Hornblendeschiefer, mit Einlagerungen von Quarzit und salinischem Marmor. Der Granit erscheint nur ausnahmsweise als Gestein der Hochgipfel; wie in den Alpen, ist auch hier der Gneis das vorherrschende Centralgestein. Die Ketten von 4—8000 F. bestehen außer den krystallinischen Schiefergesteinen noch aus Thonschiefer u. Grauwacke der paläozoischen Periode, die man zum Theil nach ihren Trilobiten als älteres Uebergangsgebirge angesprochen hat. Ueber ihm folgt unmittelbar die Steinkohlenbildung mit Juraammoniten, wie wir sie im Kaukasus zuerst kennen gelernt haben, mit denselben Pflanzen wie in den Ostalpen Oesterreichs. Jurassische Kalke bedecken sie. Ohne Zwischenlagerung der Kreide setzen die Tertiärbildungen, mit dem Nummulitenkalk beginnend, fort. Diese sekundären und alttertiären Bildungen nehmen an der Bildung des Südgehänges des Himalaya nur geringen Antheil, der üppige Pflanzenwuchs des Terai deckt sie zumeist. Dagegen haben die Subhimalayahügel in ihrem Sandsteinkonglomerat, ächtem Schuttland, einen Reichthum an Landthieren der Miocenzeit dargeboten, neben Geschlechtern, die gegenwärtig noch in Indien leben, wie Elephant, Pferd, Katze, Affe, andere, welche dem asiatischen Kontinent jetzt fremd sind, wie das Nilpferd, natürlich sämmtlich in ausgestorbenen Arten, und andere endlich, zum Theil riesige Formen, welche gänzlich von der Erde verschwunden sind, wie das Livatherium und Bramatherium. Es folgen die ältern und jüngern Alluvionen der Ebenen. Ganz dieselbe Lagerfolge setzt die Salzkette im Pendschab zusammen, wo nun in den tertiären Sandsteinen auch Kohlenflötze und in den ammonitenreichen jurassischen Schiefern in Begleitung von Kalken eine mächtige Ablagerung von Gyps u. Steinsalz auftritt. Die Salzformation ruht unmittelbar auf dem Uebergangsgebirge, was hier als jüngeres angesprochen wird. Auch in die Bildung der Gebirge jenseits des Indus gehen jurassische und Nummulitengebirge ein und sind bis Kabul und durch die Solimanskette verfolgt worden; auch die Uebergangsgebirge kennt man in Kohat. Der Hindukuh besteht aus Ketten krystallinischer Gesteine, die von einander durch versteinerungsführende getrennt sind. Wie nach Westen, so auch nach Osten; auch die Khassiaberge im Süden des Brahmaputra werden auf ihrem Südgehänge von jurassischer Kohlenformation umfaßt. Ganz dieselbe Lagerfolge versteinerungsführender Bildungen wie der Südabhang besitzt auch der nördliche nach Tübet. Auf 18—19,000 F. Höhe finden wir die meist im Meere abgelagerten Juraklake mit ihren Ammoniten, emporgehoben zu den höchsten Höhen, auf welchen man bis jetzt auf der Erde Versteinerungen aufgefunden hat, die der Hindu mit abergläubiger Verehrung sammelt. Auf gleicher Höhe findet man die Reste von Rhinoceros, Hippotherium u. A. In Dekan setzen Granit in Verbindung mit Syenit und krystallinischen Schiefern (Gneis, Glimmerschiefer, Chlorit, Hornblendelhonschiefer, Marmor) einen breiten Gürtel von Hochland zusammen, der vom Kap Comorin an durch die Nilgherries, Mysore, Ostghats, Golkonda, Orissa, Nagpur bis in die Gangesniederungen reicht; ebenso an der Nordseite Dekans und als die selbstständige Arawallikette im Nordwesten. Aus Granit bestehen die höchsten Höhen im Süden, und in zahlreichen kleinen von Süden nach Norden gerichteten Hügelzügen tritt derselbe auch aus dem Schiefergebirge hervor, von ihnen begleitet, in den Ostghats auf, u. noch in den Vindhyakundghats steigen einzelne niedere Granithöhen über das herrschende Sandsteinplateau empor. In Hyderabad lagert über dem Granit ein Konglomerat von Sandstein, in dem berühmte Diamantgruben sind. Den ganzen Norden Dekans umgibt ein Gürtel von Sandsteinen und rothen Mergeln, die sich auch im Innern des großen krystallinischen Reviers verbreiten. Der Salzsee von Laonar in Babar, die Salzquellen von Golkonda beweisen die Gegenwart von Steinsalz. Auch in Dekan finden wir die jurassische Kohlenformation als pflanzenreichen Sandstein, der unterjurassische Fische (Lepidotus) führt; sie bildet auch die Unterlage der mächtigen basaltischen Bildung der Westghats. Groß ist die Ausdehnung der jurassischen Kohle längs der Dammuda im Nordwesten von Kalkutta, wo sie sich in vorherrschend dem Himalaya paralleler Richtung nach Nordnordwesten tief in das Innere erstreckt und verzweigt, wie überhaupt dieser ganzer nordöstliche Theil Dekans in Mitleidenschaft in die Hebung des Himalaya gezogen ist, und auch die Granitzüge des Nordens dieser Richtung folgen. Jurassische Kalkfelsriffe und Sandsteine darüber, von denen die Kalkfelsine zum Theil ganz wie weiße Kreide aussehen, wurden auf der Halbinsel Kutsch entdeckt. Versteinerungsreiche wahre Kreidegesteine kennt man bei Pondichery und Verdachellum auf der Küste Koromandel. Wie der Granit dem Süden Dekans seinen Charakter aufdrückt, so der Basalt dem Norden; er tritt hier in einer Ausdehnung auf, von der wir kaum ein zweites Beispiel kennen: von Malwa an, wo er fast die Ebene der Dschumna erreicht, bis zum oberen Kistnah, von Madras bis zum Lande des Nizam deckt er alles Land mit seinen Tuffen und Mandel-

steinen und bildet das große Plateau Norddekans, in welches Nerbudda und Tapty ihre tiefen Thäler zwischen der Vindhya- und Sautpurakette eingeschnitten haben. Alle Höhen des Landes sind niedrige Basaltkegel. Eine Süßwasserformation verbindet sich mit den ausgedehnten Tuffen und Wacken des Basalts. Groß ist der Reichthum der im Vindhyagebirg herrschenden Mandelsteine an Zeolithen. Von noch jüngeren Bildungen besitzen in Dekan eine weite Verbreitung das die Ostgehänge der Westghats und fast alle Ebenen Dekans mit Ausnahme von Concan bedeckende Regur oder der Baumwollenboden, schwarz und fruchtbar wie die schwarze Erde von Rußland, der Kurka, eine spaltenausfüllende Travertinbildung, welche Knochen vom Mastodon, die auch mit andern fossilen Knochen am Meerbusen von Cambay gefunden wurden, führt, und endlich die Ziegelerde, der Laterit, der an der Ostküste und bis auf die höchsten Höhen der Ghats an einzelnen Lokalitäten eine Mächtigkeit von 250 F. erreicht; er gleicht dem Löß des Rheinthals. Der breitere hügelige Küstenstrich von Koromandel zeigt viel Schuttland, beide Küsten neueste Meeresablagerungen, wie sie auch zu beiden Seiten des persischen Golfes auftreten. Eisen, Kohlen, Salz, Diamanten, in Höhlen gesammelter Salpeter sind die wichtigsten Mineralprodukte Indiens. Gänge von Kupfer, Blei und Silber sind ebenfalls im krystallinischen Gebirge aufgefunden, aber erst in neuester Zeit ist wieder Kupferbergbau im südöstlichen Bengalen eröffnet worden. Ceylon ist eine ganz aus Granit, Gneis und anderem Schiefer gebildete Insel. Die Zerstörung des Gneises hat den reichen Edelsteinsand geliefert, in dem die schönen Spinelle, Zirkone, Sapphire, Rubine und Granate gefunden worden.

Von Hinterindien kennen wir wenig mehr als die ungemein große Verbreitung des krystallinischen Gebirgs durch das ganze Gebiet der malayischen Gebirgsketten, es tritt selbst an die Küste. Auch hier finden wir in Ava edelsteinreichen Sand, der die berühmten Smaragde, aber auch wie in Siam Rubine und Sapphire liefert. In den Seifenwerken von Malakka und der Insel Banka, entstanden durch Zerstörung von zinnführendem Granit, wird das beste Zinnerz gewonnen und daraus das Malakkazinn. Welchen Alters die Thonschiefer und Grauwacken und der Sandstein sind, die auf Malakka beobachtet wurden, wissen wir nicht. Tertiärbildungen sind auf den Niederungen bekannt. Berühmt ist die Lagerstätte von Knochen ausgestorbener Säugethiere am Irawaddy. Wie in Hinterindien, so herrscht auch auf Sumatra, Celebes und Borneo das krystallinische Gebirg und aus ihm hervorgegangenes Schuttland mit Gold und Diamanten. Ausgedehnt sind Kohlenlager von unbestimmtem Alter. Ueber China ist unsere Kenntniß ebenso gering. Granit und krystallinisches Schiefer- und Uebergangsgebirg scheinen die herrschenden Gesteine; aus Yünnan kennt man jüngeres Uebergangsgebirg; von großer Ausdehnung ist Steinkohlengebirg, welches auch hier von Yünnan bis Schensi Naphtha- und Kohlenwasserstoffgasquellen in außerordentlicher Menge enthält und gleichzeitig eine reiche Lagerstätte von Steinsalz ist. Die Kohlenfelder reichen bis nordwestlich von Peking, wo sie unmittelbar auf dem krystallinischen Gebirg des nordchinesischen Randgebirgs aufruhen. Das Steinkohlen- und Salzgebirg scheint die zahlreichen Granitmassen mit ihren Schiefern von einander zu trennen. Ob hier in China die ächte alte Steinkohlenformation des Nordens mit der jüngeren steinsalzreichen Kohlenformation Indiens zusammentreffe, ist noch nicht entschieden. In welcher Entwickelung sie in den Thälern u. Niederungen des östlichen Gebirgslands auftritt, wo sie aus einem Wechsel von Kalk- und Sandstein mit Einlagerungen von Salzthon, Gyps und Steinkohlen besteht, beweisen die zahlreichen mittelst Seilbohrens bis zu einer Tiefe von 1500 bis 1800 F. erschrotenen artesischen Salzbrunnen, deren es in einem Distrikt von 10 Meilen Länge und 4 bis 5 Meilen Breite der Provinz Sse-tschuan nicht weniger als 20,000 sind. Zugleich mit der Soole entströmt diesen Bohrlöchern eine Menge von brennbarem Gase, und es gibt sogar Bohrlöcher, aus denen keine Soole, sondern nur letzteres hervorbricht. Die Gasarten werden nicht allein zu vielen technischen Zwecken, namentlich zum Salzsieden, benutzt, wobei sie durch Bambusröhre unter die Siedepfannen vom Bohrloche aus geleitet und da entzündet werden, sondern sie dienen im Winter der ärmeren Klasse auch zum Erwärmen, indem man in den Gegenden, wo sie hervorbrechen, Gruben in die Oberfläche der Erde gräbt und die ausströmenden Gase entzündet. Der Koalin des verwitterten granatischen Gebirgs liefert das Material zu dem trefflichen chinesischen Porzellan. Fehlen auch Gold, Silber und die andern Metalle dem Lande nicht, so hemmt doch der Mangel freier Bewegung eine größere Entwickelung des Bergbau's, zu dem der industriöse Chinese, wie die Zinnbergwerke Hinterindiens beweisen, großes Geschick besitzt. Von Formosa u. Japan kennt man ebenfalls die große Ausdehnung des krystallinischen Grundgebirges u. der Steinkohlenformation; die höchsten Piks der japanischen Inseln gehören aber zu der Ostasien umgürtenden Vulkanreihe.

Aus dem Amurland, Nordostsibirien und allen den Gebirgen, welche die Plateaux Innerasiens von den Tiefebenen Sibiriens und Turans trennen, kennen wir ebenso wenig, wie aus dem uns bekannt gewordenen Innern nördlich von Tübet irgend eine Spur mariner Bildungen, welche älter als die des das Kohlengebirg vielfach begleitenden, erzführenden Kohlenkalksteins wären. Krystallinisches Gebirg in ungemein großer Ausdehnung, Uebergangs- u. Steinkohlengebirg, letzteres in den Umgebungen des Baikalsee's, nur aus den Süßwasserbildungen isolirter Becken bestehend, setzen mit Porphyr, Melaphyr und in den Umgebungen des Baikalsee's mit vereinzelten basaltischen, am untern Amur mit trachytischen Gesteinen Gebirge und Plateaux zusammen; ausgedehnte oberflächliche Bildungen gesellen sich dazu. Der Amur durchschneidet, von den wilden Glimmerschieferbergen an seinem Zusammenfluß aus Schilka und Argun an bis zu seiner Mündung, noch 3 Parallelzüge krystallinischer Gesteine, unter denen der höchste und breiteste der kleine Khinkhanoola. Grauwackengesteine füllen die Mulde zwischen diesem und dem unbedeutenden Zug an der Mündung des Ussuri aus und treten auch noch an seiner Mündung auf; Sandsteine mit Steinkohlen füllen die andern Mulden. Der Stanowoi-Khrebet ist ebenfalls granitisch mit Doleritgängen, so auch seine Fortsetzung längs der

Küſte des ochotskiſchen Meers. Das Profil der Straße von Ochotsk über das Küſten- und Aldangebirg kennen wir durch Erman. An der Küſte treten Granitklippen und vulkaniſches Geſtein auf; Trachyte tiefer im Innern; dann folgt Grauwacke, über welche ein breiter Zug von Porphyrbergen ſich erhebt. Granit bildet dann die Baſis des Gebirgs, über welches der Paß aus dem Gebiet des ſtillen Oceans in das des nördlichen Eismeers führt, und deſſen Maſſe ſelbſt aus paläozoiſchen Geſteinen, aus Thonſchiefer und Grauwacke beſteht, über denen jenſeits des Längenthales der Allachjuna ein äußerſt mächtiges Kalkgebirge aufſteigt, über welches der Weg zum Aldanfluß führt. Im werkhojanskiſchen Gebirg herrſcht ebenfalls der Thonſchiefer mit zahlreichen Porphyrdurchbrüchen. Auch zwiſchen Judigirka und Jana herrſcht Thonſchiefer, während die granitiſchen und kryſtalliniſchen Schiefergebirge an dem ganzen Küſtenland öſtlich der Lena und auf der tſchuktſchiſchen Halbinſel und Kamtſchatka bekannt ſind. In letzterem bilden ſie die Hauptmaſſe des gebirgigen Landes, aus dem die vulkaniſchen Eruptionen Statt gefunden und die rieſig hohen Berge ſich aufgethürmt haben. Während an der Oſtſeite Porphyr die Küſte begleitet, wird an der Weſtküſte Kreide angegeben, die einzige bekannte jüngere Sekundärbildung an der Oſtküſte A.'s. Auch die Plateaux, welche die Lena gegen das Baikalgebirg begleiten, beſtehen aus Schiefern und Sandſteinen, die zwar hier ohne Kohlenflötze ſind, doch zum Steinkohlengebirg gerechnet werden. Sie lagern bei Jakutsk zum Theil auf devoniſchem rothen Sandſtein, welcher ſelbſt die ältere Grauwacke und den Thonſchiefer bedeckt, theils unmittelbar auf kryſtalliniſchem Gebirge. Letzteres hat um den Baikalſee eine weite Verbreitung und gibt ihm durch den Gegenſatz der gerundeten, mit Wald bedeckten Schiefergebirge (aus Glimmerſchiefer, Chlorittalkſchiefer, körnigem Marmor) gegen die ſchroffen, kahlen, hohen, lange mit Schnee bedeckten Zackengipfel des Gneiſes und Granits alle Reize einer großartigen Alpennatur. Das im Süden des Chamoroigebirges ſich erhebende flachrückige hohe Granitmaſſiv des ſajaniſchen Gebirges bildet den Rand großer Hochebenen. Von den iſolirten Lagen von Steinkohlenmulden im kryſtalliniſchen Gebirge war ſchon oben die Rede, ebenſo von den baſaltiſchen Bildungen, die im Irkutthal ſelbſt Kegel- und Kratergeſtalt zeigen ſollen. Die baſaltiſchen Gänge kommen nach weſtwärts in den Gehängen des Munka Saldyrs vor. Das nertſchinskiſche Erzgebirge mit ſeinem Eldorado für Mineralogen, Adonſchelon, der Lagerſtätte rieſiger Aquamarine und Topaſe, iſt aus Granit, kryſtalliniſchem Schiefergebirge, Sandſtein, erzreichem Kalkſtein und Mandelſtein zuſammengeſetzt. Im Joblonoi-Khrebet herrſcht Granit. Auch der Altai und das kusnetskiſche (teletzkiſche) Gebirge ſetzen das kryſtalliniſche Grundgebirge, aus Granit und Schiefer beſtehend, und Uebergangsgebirge zuſammen, und das Steinkohlengebirge mit produktiven Kohlenflötzen tritt in großer Ausdehnung, insbeſondere im kusnetskiſchen Gebirge, auf, wo namentlich zahlreiche Durchbrüche quarzführender u. quarzfreier Porphyre, Diorite, Serpentine ſich vorfinden. Sehr merkwürdig ſind hier Lagerungsverhältniſſe zwiſchen Granit und Grauwackegebirge, die Humboldt auf ſeiner Thalfahrt nach dem Irtyſch im Durchbruch deſſelben unterhalb Buchtarminsk ſah, wo auf lange Strecken hin der Granit über dem Thonſchiefer der Uebergangsgebirge (Grauwackegebirge) gelagert war. In all den Gebirgen, die wir bei Auseinanderſetzung der orographiſchen Verhältniſſe, als Grenzgebirge zwiſchen den Tafelländern des Innern und der Tiefebene Turans, kennen gelernt haben, und in dem ſie durchſchneidenden und verbindenden Belurdagh und ſongariſchen Alatau bilden, ſo weit wir ſie kennen, Granit und Syenit in Verbindung mit kryſtalliniſchen Schiefern die Gebirgsaxe, an welche ſich zu beiden Seiten das paläozoiſche Gebirge anſchließt, im Jantau auch das Steinkohlengebirge, vielleicht ſelbſt im Thiangſchan. Grünſteindurchbrüche finden ſich in den Vorketten des Thiangſchan, rothe Porphyrdurchbrüche ſchließen ſich zu ſelbſtſtändigen Ketten im transiliiſchen Alatau an einander. Die breiten Zwiſchenräume zwiſchen den ſteil aufgerichteten Parallelketten ſind durch Alluvionen bedeckt, Ablagerungen der Sekundärzeit, wie in den nach außen angrenzenden Revieren, bis jetzt unbekannt. Am Iſſykkul bildet das Plateau ein mächtiges Konglomerat, unter welchem gegen Oſten der Kalkſtein der Steinkohlenformation hervortritt, der, dem Uebergangsgebirge gleichförmig, ſich nordwärts und ſüdwärts gegen die angrenzenden Gebirge, gegen den ſüdlichen Alatau und gegen den Thiangſchan aufrichtet, um ſelbſt an der Plateaubildung Theil zu nehmen. Tarbagatai, Alatau und Thiangſchan fand Semenow in derſelben Weiſe zuſammengeſetzt. Von den durch Lehmann beobachteten Erdbränden und von den vielleicht auf ähnliche Phänomene zu reducirenden vermutheten vulkaniſchen Erſcheinungen in Thiangſchan war ſchon oben die Rede. Vom Amurland bis in den Süden von Tunkeſtan treten zerſtreut, oft hoch oben im Gebirge, Thermen auf. Kein Theil des oſtaſiatiſchen Hochlandes kann ſich mit dieſem Theil im Erzreichthum meſſen. Goldwäſchereien aus alter und neuer Zeit ſind in den verſchiedenſten Gegenden betrieben worden, früher am Seräſſchan, gegenwärtig wieder in den neuerworbenen Ländern ſüdöſtlich vom Balkaſchſee durch die eingedrungenen Ruſſen, nirgends aber ſchwunghafter als im barnaulſchen Bergrevier, insbeſondere am Oſtfuß und Gehänge des kusnetskiſchen Gebirges, am Jeniſei u. an der Lena, wo die Goldgräber bis zum höchſten ungaſtlichen Norden das aus der Zerſtörung der edlen Quarzgänge der ältern kryſtalliniſchen u. Uebergangsgeſteine entſtandene Schuttland der benachbarten Gebirge und Berge ausbeuten. Vom Metallreichthum des Altai war unter Altai und wird weiter unten die Rede ſein. Den herrlichſten Lapislazuli, Laſurſtein, liefern die Berge Badakſchans.

Vom Innern Hochaſiens kennen wir ſehr wenig. Die den nördlichen Randgebirgen paralleten Gebirge, wie die kleinen Parallelketten des Tarbagatai und Thiangſchans, die man kennt, ſind, ſo weit man weiß, ſämmtlich kryſtalliniſcher Natur. Man kennt das Auftreten granitiſcher Züge mit all den grotesken Felsformen, wie ſie den Granit charakteriſiren, ebenſo ſind mauerförmige Züge des Syenits, Porphyrs, nach dem Vorkommen der weit über den Boden der Steinwüſten und Steppen

verbreiteten Karneole, Achate u. dergl., offenbar von weiter Verbreitung. Aber noch gibt kein Petrefakt Aufschluß über die Natur der große Flächen bedeckenden, wassergleich abgeschnittenen, also sedimentären Gesteine des Innern, und über den Ursprung der zahlreichen Salzseen, ob auch sie wie die aralokaspischen Niederungen die Residua noch junger Meeresbedeckung des Landes, zurückgeblieben bei der letzten großen Hebung des Kontinents, durch die Kleinasien und Armenien und wenigstens ein Theil des Hochlandes von Ostasien hoch emporgehoben wurde, oder ob sie durch Auslaugen älterer Steinsalzbildungen entstanden sind. Die breiten Längenthäler, welche sich zwischen den Gebirgszügen des Nordwestens von Hochasien nach der tiefen Depression hinausziehen, zeigen uns Wege, durch die das Meer eindringen und sich zurückziehen konnte. Die weite Depression der Wüste Schamo mit ihrem weit verbreiteten Flugsand soll ganz einen solchen Vorgängen entsprechenden Charakter tragen.

Zu betrachten bleiben noch die Niederungen Turans und Westsibiriens, das sogenannte aralokaspische und sibirische Tiefland, und der Ural. Die Hauptkette des letzteren ist ganz aus krystallinischen Schiefergebirgen mit Zügen granitischer Rücken, mit Rücken und Kuppen verschiedenen Porphyrs, insbesondere uralitführenden Melaphyrs gebildet. Der einförmige Hauptrücken besteht zwar aus Granit und Syenit, aber ohne alle Spur der charakteristischen malerischen Felsformen; nur im Süden erscheint er in solchen. Unter den Schiefern herrschen außer dem Glimmerschiefer chloritische und talkige, verbunden mit Serpentinen und untergeordneten Lagern körnigen Marmors. Die aus dem Schiefergebirge der Ostgehänge hervortretenden Granitzüge streichen von Nordwesten nach Südosten. Granitgänge durchsetzen selbst den Serpentin. Mächtige Magneteisenstücke (Wissokaya-gora, Blagodat) gehören dem Gebiet krystallinischer Schiefer an. Im Schiefergebirge tritt Platin, in Quarzgängen des Granits Gold auf. Die Hauptlagerstätte beider bildet freilich das durch ihre Zerstörung gebildete Schuttland. Berühmt und reich sind die Platin führenden Goldseifen von Nishnei-Tagilsk und die Diamanten führende Lagerstätte von Kidersk. Grauwacke und Uebergangskalkstein mit Versteinerungen, erstere zum Theil mit Konglomeraten verbunden, begleiten das ganze Gebirge längs seiner Ostseite; sie sind von Diorit und Dioritporphyren durchbrochen; auch aus ihnen tritt in senkrecht aufgerichteten Schichten das krystallinische Gebirge in Parallelzügen, die von Südsüdosten nach Westnordwesten streichen, hervor. Freilich ist die gleichförmige Abdachung des Urals gegen die sibirische Tiefebene so mit Schuttlaub bedeckt, daß nur in der Tiefe der Thäler Aufschluß zu suchen ist. Der Kupfersandstein des permschen Westgehänges fehlt im Osten, dagegen wird das Kupfer in reichen Erzen eingeschlossen aus Letten auch in Klüften des Kalksteins an der Ostseite gewonnen. Durch ihre centnergroßen prachtvollen Malachitmassen berühmt sind die demidowschen Gruben zu Nishnei-Tagilsk. Interessant sind noch die Bleivorkommnisse. Das prachtvolle Rothbleierz bricht auf den Goldzungen von Beresow. Wie der Ural durch Erzreichthum im Gebiet seiner krystallinischen Schiefer insbesondere, so zeichnet er sich auch durch Mineralreichthum aus. Mursinsk ist berühmt durch seine in Gängen des Granits auftretenden Edelsteine, schönen Turmaline, Smaragde, Topase, Phenakite. Kein Gebiet ist aber reicher als das kleine krystallinische Ilmengebirge, der östlichste der Parallelzüge, in welche bei dem erzreichen Slatoust und Miask der Ural nach Süden ausstrahlt. Oestlich vertieft sich der Gebirgsfuß unter den Alluvionen der westsibirischen Tiefebene. Nach Norden erreicht aber der uralische Zug nicht das Meer, sondern ein breiter Streifen jurassischer, versteinerungsreicher Gesteine zieht dort aus dem europäischen Rußland nach Nordsibirien und ist bis in weiter Erstreckung über den Ob hinaus, bis ins Taimyrland und zum Olonetz, weit verbreitet gefunden worden. Mit dem felsigen Konstantinowkama endet das eigenthümlich krystallinische Gebirge des Urals mit seinem dasselbe begleitenden silurischen oder devonischen Uebergangsgebirge. Der Gebirgszug des Paikhoi, der nach Waigatsch hinüberseht, ist nicht allein durch sein rechtwinklig gegen den Ural gerichtetes Streichen, sondern auch durch seine Zusammensetzung aus Quarzit, Thonschiefer, Konglomeraten, versteinerungsleeren Kalken u. Dioriten eigenthümlich entwickelt. Ceratiten, entdeckt durch Middendorp auf der Insel Kotelnoi, übereinstimmend mit denen von Bogdo in der Wolganiederung, sprechen für Muschelkalk.

Die große Niederung, welche von dem Nordrande des iranischen Hochlands nach Norden sich ausdehnt, zeigt, wie im Norden, so im Süden sekundäre Bildungen, das den kaspischen und Aralsee trennende Hochland Ustart besteht aus Kalksteinen der oberen Kreide. Ueber dem krystallinischen Gebirge der Kirgisensteppe lagern ebenfalls Kreidegesteine; in weiter Ausdehnung breiten sich über der Kreide marine Miocene, Tertiärbildungen, zusammengesetzt aus Sand, Mergel, bituminösem Kalk, Kieselkalk, vom schwarzen Meere bis zum Aralsee aus; ebenso in der Kirgisensteppe eine subappenine Braunkohlen führende Tertiärbildung mit den fossilen Pflanzen von Oeningen. Weit verbreitet sind die salzreichen Lehme und Sande der Steppen zwischen jenen Salzseen, deren Verbreitung schon verfolgt wurde, und die auf den frühern Zusammenhang des schwarzen mit dem nördlichen Eismeer schließen lassen. In den Umgebungen der großen Seen deuten die Ablagerungen mit den eigenthümlichen Muscheln des kaspischen See's auf noch weiter fortschreitenden Rückzug derselben. Die nördliche Zone des sibirischen Tieflandes, eine vollkommen flache und öde Niederung, ist dennoch geognostisch und geologisch von hohem Interesse. Denn in ihr finden sich unzählbare Reste riesenhafter vorweltlicher Thiere, Mammuthe, Rhinoceresse, Elephanten, Büffel, Bären und außerordentlich verbreitete Ablagerungen fossiler Hölzer in den Schichten des aufgeschwemmten, aus Sand, Lehm und Geschieben bestehenden Landes. Diese Landprodukte sind umgeben und untermengt mit Haifischzähnen, Fischgerippen, Gräten u. arktischen Muscheln. Am merkwürdigsten erscheint in dieser Beziehung Neusibirien, dessen Boden mit solchen Gebeinen wie getäfelt erscheint. Außer diesen Ueberresten, mit denen ein so starker Handel getrieben wird, daß $^3/_4$ des sämmtlichen im Handel erscheinenden Elfenbeins diesen schauerlichen Steppen entnommen wird, sind jene arktischen Gegenden

noch wegen des Polareises merkwürdig, welches sich von Jahr zu Jahr immer mehr vermehrt, indem die mächtigen Steppenströme beim Aufbrechen im Frühlinge ungeheuere Massen Eises ins Eismeer senden, wo es, nicht mehr schmelzend, sich zu immer größeren Eisbergen auftürmt. Als merkwürdigste geognostische Formation Nordsibiriens tritt hier das Eis oder der ewig gefrorene Boden auf, über dem der Wald noch gedeiht. Beim Brunnengraben in Jakutsk blieb man 382 Fuß tief in demselben. Es ist die Lagerstätte der Kadaver von Mammuthen und Rhinocerossen, die man noch mit Haaren bekleidet und so wohlerhalten fand, daß die Jakuten mit ihrem Fleische die Hunde ernähren konnten. Strandlinien von Treibholz und erratischen Blöcken, die längs der Nordküste bis 100 Fuß über den Meeresspiegel reichen, sind Zeugen der successiven neuen Erhebung des Landes, ähnlich wie die weit verbreiteten gehobenen Muschel- und Korallenbänke im Süden. Zu diesen Gebilden des Festlandes gesellen sich noch die Reihenvulkane auf den ostasiatischen Inseln, die wir als thätige und ausgebrannte Vulkane in ihrer winzigsten Erhebung schon bei der Orographie Kamtschatka's kennen gelernt haben; letztere sind das Nordöstende eines Vulkanengürtels, welcher von Barren-Island im bengalischen Meerbusen über die großen und kleinen Sundainseln, die Molukken, die Philippinen, die japanesischen Inseln und die Kurilen bis nach Kamtschatka reicht. Ueberall finden wir hier noch gegenwärtige vulkanische Thätigkeit, wenn auch die hinterindischen mehr Schlammströme ergießen und Aschenregen niederfallen lassen, als Lavaströme entsenden. So weit die Inseln aus krystallinischen Gebirgen bestehen, wie auf Sumatra, Celebes, den japanischen Inseln ꝛc., erheben sich die Vulkankegel auf hoher Basis, auf Java steigen sie über ein nur 2000 Fuß hohes Plateau tertiärer Gesteine, auf vielen kleinen Inseln aber vom Meeresspiegel empor zu ihrer imposanten Höhe. Selten sind sie basaltischer, meist trachytischer Natur.

Von der submarinen Thätigkeit ist die der Korallen in den Atollen der Malediven und an den Küsten des indischen Oceans wichtig. Merkwürdig sind zwei lange breite Striche von Untiefen, welche den hinterindischen Ocean durchschneiden, deren einer Hinterasien an seinem Nordende bei Timor berührt, während die andere, die Bank of soundings, oder das submarine indische Plateau aus der Tiefe des Meerbusens von Siam bis zu der Insel Kalatoa im Südsüdwesten von Celebes, in einer Länge von 1200 und einer Breite von 800 Meilen sich fortsetzt. Es ist eine Schlammbank mit einer mittlern Meerestiefe von 28—30 Faden darüber, während im Zwischenraume zwischen Kalatoa und Timor die See so tief ist, daß das gewöhnliche Senkblei der Schiffer keinen Grund findet.

Die Schätze A.s an nutzbaren Fossilien und namentlich an edlen Metallen und Steinen haben schon im Alterthum in fast sprüchwörtlicher Berühmtheit gestanden. Der unermeßliche Reichthum an Gold, welchen wir zu allen Zeiten bei den asiatischen Nationen antreffen, setzt wahrhaft in Erstaunen. Nach Herodot und andern alten Geschichtschreibern waren aber im persischen Zeitalter nicht sowohl die vorder- und kleinasiatischen Gebirge die Fundgruben der überreichen Goldschätze, sondern vielmehr die östlicheren Gebirgszüge von den Ostgrenzen der großen Bucharei (Baktrien) an. In Vorderasien enthielt das lydische Gebirge Tmolus Gold, das durch die Flüsse Pactolus und Mäander fortgespült und aus ihrem Sande gewaschen wurde; indeß findet sich kein sicherer Beweis dafür, daß im Alterthum dort Bergwerke im Betrieb waren. Die kaukasischen Gebirge zwischen dem schwarzen Meer und kaspischen See lieferten zwar edle Metalle, aber nach Strabo mehr Silber als Gold, wenn gleich die Fabel vom goldenen Vließ, die in jenen Gegenden spielt, auf Goldwäschen im Phasis hinweist. Auch in den Gebirgen Armeniens, Mediens, Hyrkaniens und des eigentlichen Persiens kennt die älteste Geschichte keine Bergwerke von beträchtlicher Ergiebigkeit. Dagegen weisen zahlreiche Notizen darauf hin, daß an den Ostgrenzen der großen Bucharei, da, wo die taurische Bergkette sich in zwei Arme theilt, welche die kleine Bucharei und die Wüste Gobi einschließen, reiche Goldgruben waren, von wo her die den Persern tributären nördlichen Inder ihr Gold holten. Aber auch die sibirischen Gebirge lieferten schon den Alten einen Theil ihrer Schätze. Mehre nomadische Völker des nördlichen A.s, außer den Massageten an der Nordostküste des kaspischen See's, namentlich die Arismaspen, werden als goldreiche geschildert; letztere entwendeten, wie die Sage erzählt, das Gold den Greifen, mit welchen sie deshalb in fortwährendem Kampfe lagen. Nicht minder bemerkenswerth ist der Reichthum des asiatischen Alterthums an Silber. Die Tribute sämmtlicher den Persern tributären Völker, mit alleiniger Ausnahme der Inder und Aethiopier, wurden nach Herodot in Silber bezahlt; auch wurde dieses Metall wenn auch weniger häufig als das Gold, zum Schmuck und zu Verzierungen gebraucht. Das wichtigste silberreiche Gebirge, das als solches im Alterthum berühmt war, ist der westliche Theil des Kaukasus oder das Land der Chalybes, dessen schon der Sänger der Iliade gedenkt. Die Bewohner dieses Landes betrieben fortdauernd Bergbau, und auch im Mittelalter wurden hier von den Genuesen Gruben angelegt, deren Spuren noch vorhanden sind. Außerdem wissen wir, daß Baktrien im Alterthume Silbergruben, und zwar sehr tiefe hatte. Alle diese Gruben scheinen indeß den Verbrauch des Silbers im asiatischen Alterthum nicht gedeckt zu haben; denn die Phönicier führten große Quantitäten dieses edlen Metalls aus Spanien ein. Nicht weniger ausgebreitet, als der Gebrauch der edlen Metalle, war stets im Orient der Geschmack an kostbaren Steinen; er reicht weit über die persischen Zeiten hinauf. Die gewöhnlichsten Edelsteine waren Sarder, Onyx, Sarbonyx, Smaragd und Sapphir. Ein großer Theil derselben, namentlich die sogenannten Chalcedone, wurden freilich auf Karawanenwegen aus dem innern Afrika geholt; die sogenannten Smaragde (zum Theil nur schön gefärbte Flußspathe) brachen in in Oberägypten und auf einer Insel des arabischen Meerbusens; viele der edelsten Sorten, namentlich auch Diamanten, gelangten indeß aus Indien nach Vorderasien. Die neuere Zeit hat die Schätze A.s an edlen Metallen keineswegs vollständig aufgedeckt und ausgebeutet. Ein Ueberblick der wichtigsten bergmännischen Unterneh-

munzen zeigt, daß, abgesehen von den russischen Bergwerken der neuesten Periode, diese bis jetzt nur einzelne, weit zerstreute, zum Theil sehr junge, meist aber überaus lohnende Versuche sind. Alt und gegenwärtig noch wichtig ist der Betrieb der Kupferbergwerke Kleinasiens, zu Tokal insbesondere, auch die Blei- und Silbergewinnung zu Gümischkane und Bairbut. Die Bemühungen der türkischen Regierung und Mehemed Ali's durch europäische, insbesondere österreichische Bergbeamte (Pauliny, Russegger) den Berg- und Hüttenbetrieb zu heben, trugen bei der Indolenz der Türken wenig Früchte. Erst nach vollständiger Unterjochung der freien Bergbewohner des Kaukasus kann Rußland daran denken, die Metallreichthümer Kaukasiens zu heben. Auch in Armenien, Kurdistan und Westpersien ist der Bergbau bei der Unsicherheit des Besitzes noch von keiner Wichtigkeit. Der Kohlenlager und Spatheisenstöcke in den Libanonländern wurde oben gedacht. Berühmt ist der daraus gewonnene Stahl von Damascus. Steinsalz liefert das Innere Kleinasiens und Armeniens. Alaun wird aus Syrien, Kleinasien und Armenien (Sazik) ausgeführt. Persien producirt nur im Westen trefflichen Stahl aus den Eisenerzen des Elbrus; außerdem werden noch Steinsalz und Alaungruben betrieben. Indien ist nur an Eisen reich; der indische Stahl (Woo) gehört zu den besten Stahlsorten, die man kennt. Die Hochebene von Dekan wie die Koromandelküste mit ihrem trefflichen Magneteisenstein sind reich an Eisenerzen. Unbedeutend ist der übrige bergmännische Betrieb, und nur im südwestlichen Bengalen hat ein vielversprechender Bergbau auf Kupfer begonnen. Der Eisenbahnbetrieb wird auch dem Abbau des Kohlenfeldes von Dammuda und andern Orten zu Gute kommen. Dagegen ist Indien reich an Edelsteinen von den schönen Achaten und Karneolen, die seit den Zeiten des Alterthums die Gruben in der Satpurakette geliefert haben, bis zu den kostbaren Diamanten, deren Gewinnung freilich gegenwärtig unter der Konkurrenz Brasiliens leidet. Die Gruben liegen in den fünf Diamantdistrikten bei Cuddepah am Pennar, bei Bagganpally, bei Golkonda, in Gondwara und in Bundelkund. Sie sind in einem lockern Sandsteinkonglomerat eingeschlossen, das, nur einige Fuß mächtig, mehr oder weniger tief unter der Oberfläche liegt, aus Quarz, Hornstein, Jaspis, Chalcedon, Karneoltrümmern, durch Brauneisenstein gebunden, besteht und nur hie und da etwas Goldstaub führt. Reiche Edelsteinländer sind auch Ceylon und Hinterindien. Hier, wie auf Borneo und Celebes, kommen auch Goldseifen vor. Die hinterindischen Meridiangebirge und der Archipel waren schon im Alterthume als Goldcherssones berühmt. In Siam hält man Bangtasan und Pipri für die gold- und silberreichsten Provinzen. Die bergige Halbinsel Malakka ist vom 3. bis zum 7. Grade nördl. Br. goldführend, am ergiebigsten aber sind die Provinzen Pahang, Trigano und Calentan, wo 1500 chinesische Bergleute eine Summe von 1½ Millionen Piastern an Gold und Quarzlagern erbeuteten, welche im Thonschiefer aufsetzen. Die Goldschätze Birma's sind außerordentlich; nicht nur alle Ströme führen dies edle Metall, sondern es befinden sich an der chinesischen Grenze auch wirkliche Bergwerke. Auch auf Sumatra liegen ungemein reiche Goldschätze verborgen, die nur theilweise von chinesischen Bergleuten ausgebeutet werden; bei weitem reicher aber ist Borneo, welches in seinem nördlichen Theile auf eine Strecke von 300 Stunden Länge und 60—80 Stunden Breite Urgebirge zeigt, die Gold eingeschlossen enthalten. Auf der Westküste liegen die berühmtesten Goldbergwerke in der Nähe von Sambas; die ganze Umgegend besteht aus festem geiben Thonschiefer und eisenhaltigem Quarz, mit Horn und Glaserz von rubinrother Farbe, worin starke Goldadern aufsetzen. Auch Celebes und andere Inseln des Archipels sind reich an Gold. Ungemein wichtig ist Banka, sowie die Halbinsel Malakka für den Zinnbergbau, und es bestehen hier eine Menge von Werken auf dieses Metall; nie verlaufen aber die Zinnzwitter in die Kalksteinmassen, sie begleiten vielmehr nur den Granit u. dessen Zersetzungsprodukte im Alluvialboden, welcher auf einer Unterlage von weißem zerreiblichen Thon ruht, bedeckt mit Bruchstücken von Gneis und Granit. Diese Alluvialschichten mit den eingeschlossenen Zinnseifen finden sich rings um die große Vertiefung, welche die Sundainseln vom asiatischen Festlande trennt. Auch Kupfer-, Blei-, Eisen-, Zink-, Antimon- und Arsenikerze finden sich in den hinterindischen Meridiangebirgen. Sehr reich sind beide Halbinseln an Steinkohle. Sie geht am Difung 8 Fuß mächtig zu Tage aus. Besser jedoch, als die eben genannte, ist die von Tscherra Punitsch, welche den Gipfel eines Berges bildet, der 5000 F. über dem Meere liegt und nicht durch unterirdische Baue gewonnen zu werden braucht. Auch im Industhale hat Jameson bedeutende Kohlenlager entdeckt. Außer den genannten Bergwerksprodukten werden in Indien und namentlich auf Ceylon noch eine Menge von andern nutzbaren Fossilien, Hyacinthe, Sapphire, Spinelle, Aquamarine, Smaragde, Chrysoberylle, Beryllе, Korunde, Rosenquarze, Katzenaugen, Topase gewonnen und in den Handel gebracht. Ueber die Bergwerke China's und Japans ist untere Kenntniß noch sehr mangelhaft, obgleich die Bearbeitung der Goldgruben und Wäschen im ersteren Lande uralt ist. Außer den edlen Metallen gewinnt man in China Quecksilber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn, Zink, Wismuth, Antimon, Kobalt und bereitet aus dem letztgenannten Erze nicht allein schöne blaue Farben, sondern verwendet dessen Oxyd, sowie die Oxyde vieler andern Metalle, auch in der Porzellanmalerei. Steinkohlen, Graphit, Erdöl u. Schwefel erbeutet man in großen Massen. Diamanten, Sapphire, Topase, Granate Amethyste, Beryllе, Opale u. andere Edelsteine versteht man zu schleifen. Porzellanerde verarbeitet man in so großer Menge, daß außer dem eigenen Verbrauch noch viel gebranntes Geschirr ausgeführt wird. Wichtig sind die Bergwerke u. Bohrbrunnen auf Steinsalz. Auch werden Alaun, Vitriol, Bittersalz, Salmiak, Glaubersalz, Salpeter theils gegraben, theils stellt man sie auf hüttenmännisch-halurgischem Wege dar. Das mandschurische Alpenland mit der Halbinsel Korea liefert Eisen, Kupfer, Silber; letztere auch Gold, Silber und Steinkohlen. Die russischen Besitzungen in A. enthalten unermeßliche Reichthümer, welche mit Einführung der europäischen Verbesserungen in der Behandlung der edlen Metalle von Tag zu

Tag umfangreicher und einsichtsvoller ausgebeutet werden und für das russische Reich von der größten Wichtigkeit sind. Die Tschuden, welche ihren Todten Pretiosen von Gold, Silber, Kupfer und Eisen mitgaben und deren Gräber über Sibirien verbreitet sind, betrieben den Bergbau schon stark. Verfallene Stollen und Schachte, große Pingen und Halden, mächtige, von Moos überzogene Schlackenhalden, gelegen an Ufern von Flüssen und Bächen, sprechen deutlich für den früheren großartigen Bergbau im Altai und die Kenntniß des genannten Völkerstammes im Bergwesen. Der Diorithornblendeschiefer und Porphyr, sowie die metamorphischen Gesteine, führen die meisten edlen Erze, doch finden sich dieselben auch im Serpentin, und die Bleierze vornehmlich in Dolomiten. Auch im Ural betrieben die Tschuden, wie im Altai, den Bergbau. Erst Peter der Große nahm ihn wieder auf; die erste Eisenschmetzerei wurde 1699 gegründet. Obschon Eisen und Kupfer lange Zeit die wichtigsten Metalle blieben, so wurde doch auch schon seit 1754 auf Gold gebaut. Von 1755 — 1804 lieferten die Goldgruben in der Umgegend von Beresow 326 Pud 21 Pfund Gold. Dasselbe wird vornehmlich aus dem sogenannten Beresit, einem kalkhaltigen, mit dem Chloritschiefer zusammen vorkommenden Gestein, gewonnen. Die ganze Gegend besteht aus Diorit- und Chloritschiefer; der Beresit bildet mehre ausgedehnte, in nordöstlicher Richtung streichende Lager, die sich mannichfach verzweigen u. von Quarzgängen durchsetzt sind. In diesem Quarz liegt das Gold eingesprengt in kleinen Körnern und Krystallen, begleitet von häufig in Eisenoxydhydrat umgewandeltem Eisenkies. Stellenweise bildet Eisenocker ein loses, von Kieselerde durchdrungenes Gewebe, das meist sehr reich an Gold ist. Die chrom- und phosphorsauren Bleierze erfüllen ebenfalls Spalten im Beresit, oft von Bleiglanz begleitet. Der Goldreichthum im Ural steigerte sich in außerordentlichen Progressionen, seit 1814 die unermeßlich großen Goldseifen entdeckt und ausgebeutet wurden, welche sich an der Ostseite des Ural von der obern Saswa bis zum Uralflusse fortziehen; sie lieferten von 1828 bis Ende 1838, also in einem Zeitraume von zehn Jahren, 363,130 Mark feines Gold, wovon die Privatwerke allein 240,782 Mark an die Münze verkauften. Vom Platin, das erst 1823 entdeckt wurde, erbeutete man bis 1838 99,128 Mark. Im Jahre 1829 wurden endlich in denselben gold- und platinhaltigen Alluvionen auch Diamanten aufgefunden. Die wichtigsten Orte am Ural sind, was den Bergbau betrifft, Katharinenburg, Slatoust, Bogoslawsk, Werchiseisk, Newiansk, Nischney-Tagilsk, Koßlinks, Siffertzk. Außer den uralischen besitzt Rußland noch die beiden wichtigen Bergwerksdistrikte des Altai und des nertschinskischen Erzgebirgs. Im kolywanschen Bezirk, zu dem der Altai u. das kusnetzkische Gebirg gehören, betrug 1838—43 der jährliche Ertrag der Goldseifen im Durchschnitt 131 Pud; 1852 der Gesammtertrag der Goldgewinnung am Altai und Ural die bedeutende Menge von 1867 Pud. Außerdem wird im Altai silberhaltiges Gold gewonnen, welches erst in der petersburger Münze geschieden wird; so 1846 aus der Ausbeute von 1191¼ Pud Silbers 46,67 Pud Gold, so daß vom Gesammtwerth des goldhaltigen Silbers, der 1,670,000 Silberrubel betrug, die Summe von 650,000 Silberrubel auf das Gold kam. Die Silberbergwerke des Altai wurden 1743 zuerst von Demidof in Betrieb gesetzt, gingen aber schon 1746 in Besitz der Krone über; seit 1783 haben sie nie unter 1000 Pud Silber geliefert. Früher waren die Gruben am Schlangenberge die berühmtesten, gegenwärtig sind die salairskischen die wichtigsten, weniger durch Silberreichthum der Erze als durch Menge derselben. Seit 1745 haben die altaischen Gruben bis 1854 82,161 Pud Silber geliefert. Der Reichthum des Altai an den besten Kupfererzen ist groß, aber der Mangel an Absatz beschränkt die Gewinnung, die gegenwärtig nur 18,000 Pud beträgt, von denen die talowschen Gruben allein 12,000 gewähren. Die Bleigewinnung ist nicht genügend, um das zur Verschüttung des Silbers nöthige Material zu liefern, sie betrug 1852 auf den Kronwerken nur 35,436 Pud. Die Auffindung der reichen Steinkohlenlager des östlichen Altai versprich dereinst der Eisenindustrie Sibiriens eine reiche Entwickelung. Im Jahre 1852 wurden freilich nur erst 96,000 Pud Stabeisen, 952 Pud Stahl und 36,124 Pud Gußeisen erzeugt. Der nertschinskische Bergbau liefert einiges Gold und 200 Pud Silber jährlich, ist aber wichtig durch seine reichen Bleierze. Ueber die nutzbaren Fossilien Turans ist nur so viel ausgemacht, daß sich an verschiedenen Punkten Waschgold, Steinkohlen und Salz in Menge findet. In Tübet findet sich noch heute, wie im Alterthume, Gold und Silber, letzteres namentlich in Kham; außerdem Quecksilber, Blei, Kupfer, Eisen, Bernstein, Türkise, Jaspis, Achat, Lasurstein, Salz, Salpeter und Borax.

Geographisch-klimatische Verhältnisse. Diese tragen den Charakter des ganzen Erdtheils, Mannichfaltigkeit mit dem Principe der Einheit, oder Einheit mit den verschiedenartigsten Nüancen der Vielheit und Mannichfaltigkeit. Durch diese Eigenthümlichkeit unterscheidet sich die asiatische Natur eben so von der afrikanischen wie von der amerikanischen, den beiden entgegengesetzten Extremen. Seine mannichfaltigen, nach allen Himmelsgegenden ausgestreckten Arme, seine kolossalen Hochebenen und reichentfalteten Stufenländer, seine großen Niederungen bieten zu jeder Jahreszeit alle Grade der Lufttemperatur dar. Daß A. sich durch drei verschiedene Zonen ausstreckt und daß sein Hauptkern fern vom Meere hoch in den Luftocean aufsteigt, während seine übrigen Länder meist niedrig streichen und ins Meer hinausragen, somit dem Einflusse der See ausgesetzt sind, dies macht, daß es die verschiedensten Klimate vereinigt und daß hier Luft, Wetter, Boden Flora und Fauna in großen und kleinen Zügen abwechseln. Von der schneidenden Kälte Sibiriens, wo am Rande des arktischen Oceans beständiger Winter herrscht, über das hohe und rauhe Innerasien, mit seinen Schneegebirgen und seiner Alles austrocknenden scharfen Luft, bis zu dem glühenden Himmel Arabiens, bis zu der sonnenklaren warmen Luft Vorderindiens und zu der heißfeuchten Atmosphäre Hinterindiens, welch ein Wechsel in Klima, Land und Produkten! A. hat, mit Europa verglichen, kein erwärmendes Afrika im Süden, keinen lauen Ocean im Westen, vielmehr ein kühles Meer im Osten, das schon in gemäßigten Zonen das Land erkältet, und ein ungeheures Eis-

meer im Norden, das seine erstarrenden, von keinen Gebirgsketten aufgehaltenen Winde weit in das Innere sendet; im Süden dagegen sind nur wenig Länder der senkrechten Sonnenstrahlung ausgesetzt, u. unmittelbar am Nordrande dieser Länderstriche sind die höchsten Gebirge des Erdtheils, welche den Südwinden den Eintritt in die dahinterliegenden Massenländern Innerasiens verwehren. Daher auch die der größern Hebung A.s entsprechende Erscheinung: daß A. im Durchschnitt ein kälteres Klima hat, als Europa und Afrika unter gleichen Breitegraden, und daß überhaupt der größere Theil A.s ein scharf ausgesprochenes Kontinentalklima besitzt mit den Gegensätzen größter Winterkälte u. sehr heißer Sommer. Mit 63° nördl. Br. beginnt in Sibirien schon das eigentliche arktische Klima mit dem Tode aller höhern Vegetation, während in Norwegen, Schweden und Finnland, unter jenem Breitegrade noch Korn, Hafer, Lein und Hanf gedeihen. In Sibirien ist nördlich von jener Grenze im Sommer der Himmel mit Nebel bedeckt, nur von Juni bis September sind die Flüsse ohne Eiskruste, die scharfe Luft macht alles Leben erstarren, die Bäume werden zwergartiges Gestrüpp, zartere einjährige Gewächse finden sich kaum mehr vor, am äußersten Nordrande nur Flechten, Moose u. Riedgräser. Noch greller tritt der Unterschied des europäischen und asiatischen Klima's zwischen 62° und 50° hervor. Ungefähr unter gleicher Breite mit Prag und Mainz liegt der äußerste Süden von Sibirien, welcher bereits nur noch einige Arten Getreide hervorbringt, aber keine von den edlen Obstsorten, keine Trauben. Im Westen Sibiriens geht das Getreide höchstens bis 60° und im Osten nur bis zu 55°; in Kamtschatka hört schon mit 51° sein Anbau ganz auf. Doch besitzt Westsibirien zwischen 54 und 59½° nördl. Br. eine breite Zone zwischen den dichten Nadelwaldungen der pelzthierreichen nördlichen Zone und der südlichen weidereichen Steppe, in der schon die Melone gedeiht. Etwas milder ist das Klima gegen Astrachan hin, wo Feuchtigkeit statt Kälte herrscht, und in den zunächst am Fuß des Nordrands von Hochasien gelegenen Ländern; aber dafür ist ihre Luft weniger der, Gesundheit günstig, als in den östlichen Theilen sie erzeugt häufig Skorbut und Wechselfieber. Jenseits des Jenisei bringt die bergige Natur größere Kälte mit sich. Daß dieselbe mit der Temperatur in den Schneegebirgen im Süden des sibirischen Landes eine andere wird, als in den Ebenen, versteht sich von selbst, aber gerade am Gebirgsfuße u. in den Thälern betreibt der Russe Ackerbau und gedeiht auch Obst. In der russischen Kirgisensteppe, im Norden der Mandschurei, der Mongolei, auf der Insel Tschoka, den Aleuten, und Kurilen herrscht im Ganzen noch das Klima des südlichen Sibiriens mit seinem eisigen, stürmischen Winter (in Nikolajewsk am unteren Amur gefriert noch in jedem Winter das Quecksilber), aber auch mit seinem langen, heißen, die Vegetation beschleunigenden Sommer. Alle Hochländer Hochasiens, und es nehmen selbst Iran und Armenien bei ihrer hohen Lage daran Theil, ebenso das Tiefland bis zu den südlichen und östlichen Randgebirgen zeigen den Charakter des asiatischen kontinentalen Klima's mit seinen excessiven Extremen der Wärme im Sommer und der Kälte im Winter im ausgezeichnetsten Maße. Auf den großen Hochebenen kommen die außerordentlichen täglichen Extreme zwischen der heißen Tageszeit und den durch die Ausstrahlung abgekühlten Nächten hinzu. Aller Orten ist die mittlere Temperatur auch hier niedriger, als sie auf gleicher Breite im Westen ist. Schnee fällt in jedem Winter auf allen Gebirgen A.s von China bis zu den Gebirgszügen der Levante, von den Gebirgen von Kerman und Luristan bis zum Kaukasus. Die Fruchtbarkeit der eisigen Schneestürme des Winters hat auf der nur 4—600 Fuß hohen Hochebene Ustürt unter gleicher Breite mit Venedig Tausende von Lastthieren und einen großen Theil der Mannschaft der perowskyschen Expedition nach China vernichtet. Eben so verderblich wurden sie den Engländern auf ihrem Rückzug von Kabul in den Kheiberpässen. Auch der Gürtel von 50° bis etwa 35° nördl. Br., das asiatische Hochplateau, ist im Ganzen kälter, als die entsprechende Zone im mittleren und südlichen Europa und in Nordafrika, hier wiederum wegen der ansehnlichen absoluten Höhe. Die südliche Mandschurei, ein großer Theil der Mongolei, Korea, ein Theil Japans, das nördliche China, die kleine Bucharei und die um den Aralsee und das kaspische Meer gelegenen Länder, Turkestan, wie die höhern Striche von Iran, von Afghanistan, die Kaukasusländer und der südliche Theil Astrachans, Kleinasien und Armenien gehören in diesen breiten Gürtel. Hier finden jedoch bedeutende Unterschiede Statt. In den Alpenländern, welche zu den bezeichneten Erdstrecken gehören, herrschen Alpenklima u. Alpenvegetation, in den Hochthälern kalte Winter, glühende Sommer; auch zeigen sie, wo Bewässerung ist, große Mannichfaltigkeit der Vegetation. Doch entwickelt sich letztere in der Höhe nicht so, wie es die Sonnenhitze erwarten ließe; denn der Boden ist im Ganzen rauh, bald harter Fels, bald Sand, und die kalten Stoßwinde von Norden her bringen oft noch im Sommer Schneegestöber und Winterfrost. Ueberdies befindet sich die Temperatur dort in fast immerwährendem Schwanken, die Witterung wechselt in Folge der durch die Gebirge erzeugten entgegengesetzten Luftströmungen zu oft, als daß solche Pflanzen, die einer längern Zeit zum Auswachsen und zum Reifen ihrer Früchte bedürfen, daselbst fortkommen könnten. In den Wüsten, welche ringsumher unbeschützt hoch hinauf ansteigen, ist die Winterkälte fast unerträglich. Wo sich der ungeheure Bergrücken gegen Osten in Terrassen hinabsenkt, und in den Flachländern, welche diese Zone einschließt, entfaltet sich dagegen ein reiches Leben unter den glühenden Sonnenstrahlen. Schnee und Eis reichen äußerst selten noch auf die Ebene des Tieflandes herab, wenn auch die Gebirgsgipfel davon bedeckt sind, und die Pflanzenwelt zeigt sich, wie die der südlichen gemäßigten Zone, schon gemischt mit tropischen Erzeugnissen. Aber fast verdorren auch, nach dem seltenen Regen lechzend, Pflanze und Thier bei anhaltender Dürre, die Sandwüste droht unter ihren Wirbelstürmen den Wanderer zu begraben, Heuschreckenheere verzehren den Segen des Landes, die Pest decimirt die Menschen, und Erdbeben verwandeln oft ganze Gegenden in Schutthaufen. Von 35° nördl. Br. an bis 11° südl. Br. liegt der asiatische Kontinent mit seinen Inseln unter dem Tropenhimmel, in der heißen Zone, obgleich diese im strengsten Sinn erst mit 23½° nördl. Br. anfängt. Dahin gehören das

südliche China und Japan nebst ihren Inseln, Tübet, ganz Indien und das dazu gehörige Inselmeer, die tieferen Lande von Afghanistan und Iran, Arabien und das osmanische A. in seinem südlichen Theil. In den Grenzgebirgsketten und Alpenländern, welche in diese Zone fallen, herrscht auf den höchsten Spitzen immer noch der ewige Winter, tiefer unten eigentliches Alpenklima, in den Thälern Tropensommer, die größten Kontraste oft dicht neben einander. Die an diese Gebirgsmauern gelagerten Landstriche genießen von ihnen erfrischende Kühlung. Die weiten an die See hingestreckten Flachländer dagegen werden von den Monsuns u. der Regenzeit erquickt. In den Monaten vom April bis November, wo die scheitelrecht stehende Sonne zugleich mit der Menge des herabströmenden Regens auf das Land wirkt, steigt die riesenhafte Vegetation empor, welche den an bescheidenere Formen gewöhnten Abendländer in Erstaunen setzt. Dagegen verglüht das Land in den weiten Ebenen fast, es wehen die erstickenden Samums oder Uri's durch dieselben, und Erdbeben erschüttern häufig den Boden. Je näher an den Gebirgen, desto ähnlicher sind Klima und Jahreszeiten dem der nordwestlichen Länder. Die südlichen Strecken empfangen vor dem Meere und den gewaltigen Strömen Kühlung. Die große Ausdehnung der nordischen Tiefebenen, ihre lange Küstenerstreckung längs des eisigen Nordmeeres, der Zusammenhang jener mit der uralo-kaspischen Niederung führt zur Winterzeit die kalten Nordostwinde tief in den Continent hinein. Die mächtigen Gebirge, die sich überall den feuchten Südwestwinden entgegenstellen, und der mächtige Niederschlag der tropischen Sommerregen an den Gebirgshängen (zu Cherapungee im östlichen Bengalen auf einer Höhe von 4500 F. beträgt derselbe die immense Menge von 610 Zoll) lassen jene trocken über die endlosen am Tage von der Sonne erhitzten Ebenen hinwegstreichen. Daraus erklärt sich auch die Eigenthümlichkeit des asiatischen Klima's mit seinen Gegensätzen eines warm-feuchten Südostens und eines kalt-feuchten Nordens mit dem trockenen Innern, wo die Extreme größter Winterkälte und heißer Sommer, heißer Sommertage und durch die Ausstrahlung abgekühlter Nächte, auftreten. A. mit seinem großen abgeschlossenen Binnenland besitzt das kontinentalste Klima der Erde: es ist auch hierin das Land der Kontraste und der Extreme. Die an den Boden gefesselte Vegetation ist der natürliche Ausdruck der klimatischen Verhältnisse eines Landes, und so mag eine Uebersicht der Vegetationsverhältnisse A.s die beste Einsicht in erstere geben.

Pflanzen- und Thierwelt. Beide vereinigen ebenso, wie A.s Klima, in sich die Gegensätze der Mannichfaltigkeit u. Einförmigkeit. Jene wird erzeugt durch die Erhebung großer trennender Ländermassen in der Richtung der Parallelkreise hoch über das Meeresniveau und bewirkt, daß Länder, die einer und derselben klimatischen Zone angehören, in Beziehung auf ihre Produkte in mehre Striche zerfällt werden. Einförmigkeit aber entsteht umgekehrt durch die große Uebereinstimmung, welche ausgedehnte Länderstriche, die durch mehre klimatische Zonen reichen, in ihrer physischen Bodenbeschaffenheit mit einander besitzen. In größerer Masse wird freilich davon das Pflanzenreich als das beweglichere Thierreich betroffen. Ersteres vertheilt sich zunächst in 5 sehr verschiedenartige Vegetationsgürtel: den arktischen, den der vorherrschenden nordischen Nadelwaldungen, den des Waldes mit abfälligem Laub, den des immergrünen Waldes mit lederartigen Blättern und den Gürtel der Wüsten und Steppen, welcher die letztgenannten Zonen von den tropischen scheidet. In jedem dieser Gürtel erheben sich Gebirge, die durch mehre, den nördlicheren Zonen entsprechende Regionen reichen. Die Vertheilung der Thierwelt schließt sich der pflanzlichen auf das Innigste an. A.s Norden gehört dem ausgedehnten Gürtel der arktischen Flora und Fauna an, der alle Küstenländer und Inseln des nördlichen Eismeeres umfaßt. Graugrüne Torfmoose, rother Widerthon (Polytrichum) und bleudendweiße Rennthierflechten bedecken in trostloser Einförmigkeit den Boden der schwammigen, nur im Winterfroste festen, seenreichen, kahlen Tundra, die auf ewigem Eise ruht. Nur hie und da bringt ein kleiner Fleck mit Riedgräsern einige Mannichfaltigkeit in ihr gleichförmiges Kolorit. Wo die Sonne südlich den Felsboden erwärmt, da kriecht die krautartige und Polarweide (Salix herbacea u. polaris) durch das Moos, lockt der kurze Sommer ausdauernde Kräuter mit großen schönen Blüthen hervor: Ranunkeln, Sieversien, Mohne, Saxifragen u. a.; aber nur unter den Kruciferen gibt es einjährige Pflanzen. In wärmeren feuchten Strichen erhebt sich das blaue Polemonium u. a. zu Fußgröße. Die Wärme des kurzen, im Taimyrland 2½ Monat (Juni bis Mitte August), zu Ustjansk gar nur 6 Wochen dauernden, oft aber noch durch Schneegestöber unterbrochenen Sommers steigt wohl bis + 8°, während die mittlere Temperatur des Winters bis —30° sinkt. Die Kälte tödtet allen höhern Holzwuchs. Doch sammelte Middendorp im gebirgigen Taimyrland noch 124 Pflanzen, von denen 80 auch auf den Alpen des Altai und Transbaikaliens, 40 in Mitteleuropa vorkommen. Entsprechend einförmig ist auch die Thierwelt, von der ganze Klassen fast fehlen; am größten ist die Menge der Fische und Seevögel an der Küste, die auch die Heimat des Eisbären ist. Robben und Walfische finden in den nordischen Meeren reichliches Futter. Die Tundra selbst ist arm, ihre jährlich bis auf den Grund frierenden Seen sind fischlos, Amphibien fehlen; wenige einsame Schneefinken und Ammer, Schneehühner und die sie verfolgende Schneeeule, zahlreiche Nager, der Lemming und einige Mäuse, der Schneehase, vor Allem das im Winter nach Süden wandernde wilde Rennthier und der Eisfuchs sind die Bewohner derselben, außer den zahlreichen lästigen Mücken und Bremen. Um etwas steigert sich die Mannichfaltigkeit mit dem südlich folgenden Stranchwerke der Zwergbirken, Zwergerlen, Zwergcedern (Pinus daurica), bis in dessen Zone selbst die nordischen Beerensträucher reichen. Der ganze äußerste Norden A.s von der Grenze Europa's bis zum Tschuktschenlande gehört der Zone der Tundren und der Zwergbirken an, in der noch nicht ein Einwohner der spärlichen Bevölkerung, die von Fischfang an der Küste lebt oder als nomadische Hirten im Sommer mit ihren Rennthierheerden die Tundra besucht, auf die □Meile kommt.

Der Gürtel der nordischen Waldungen beginnt mit der sogenannten Ceder oder Zirbelkiefer (Pinus Cembra oder Ledebouri), der sibirischen Lärche (P. sibirica) u. der sich hinzugesellenden Weißbirke. An der Lena reicht das Knieholz dieser Bäume bis zu 70½° nördl. Breite, aber bis wenig nördlich von Jakutzk der eigentliche Birkenwald. Erst südlicher beginnt der dichte Gürtel der nur durch Tundren, die oft auch mit Birkengebüsch besetzt sind, unterbrochenen Urwälder von Nadelholz, zusammengesetzt aus Lärchen, Zirbeln, sibirischen Fichten (Pinus obovata), Weißtannen u. südlicher von Kiefern (Pinus sylvestris), die dann gegen den Gebirgsfuß hin große Flächen bedecken. Die lichte Weißbirke tritt nur an den trockenen Stellen auf. Dichtes Moos und Flechten und Beerensträucher bedecken den Boden. Bald mischen sich dem Nadelwald Traubenkirschen (Pinus Padus), Vogelbeeren, Erlen, Weiden und Pappeln, letztere vornehmlich an den Flüssen, bei. Das Unterholz besteht aus Spiräen, Vogelbeeren (auf Kamtschatka außer der gewöhnlichen auch Pyrus sorbifolia), Rosen u. macht besonders auf Kamtschatka den Wald fast undurchdringlich. Hohes Gras bedeckt den Boden, und Riedgras- und Kräuterwiesen, an der Nordgrenze der Baumzonen noch auf ewigem Eis schwebende Tundren bringen einen freilich wenig erfreulichen Wechsel in die Einförmigkeit der Wälder. Unter 66° reicht der Ackerbau noch nördlicher als diese Nadelwaldungen, deren Grenze der 63.° nördl. Br. bildet, bis Beresow. Vom Ural bis zum ochotskischen Meere und Kamtschatka, wo freilich der Birkenwald (Betula Ermani) an den Küsten herrscht, im Süden bis in den Altai im Westen und das unterste Amurland im Osten reicht dieser breite Gürtel, der dem Menschen nicht allein Holz liefert, sondern vor Allem auch durch die zahlreichen Beerensträucher, die Moos-, Preißel- und Sumpfbeeren (Vaccinium oxycoccos, Vitis Idaea, uliginosum), die Multebeeren (Rubus chamaemorus u. arcticus), durch Rauschbeeren (Empetrum nigrum), durch Traubenkirschen, Vogelbeeren, an der Südgrenze auch durch den Zwergapfel (Pyrus baccata), durch eßbare Zwiebeln (Türkenbund, Lilium debile, Fritillaria Saranna), selbst durch zahlreiche Schwämme Nahrung, in der Brennnessel aber trefflichen Ersatz für den Hanf gewähren. Dazu kommt Weide für die Rennthierheerden. Wichtig vor Allem aber werden die Wälder als das Jagdrevier für Pelzthiere. Hier hausen braune und schwarze Bären, Wölfe, verschiedene Füchse, der Zobel, das Hermelin, der Nörz und die Fischotter, der fast ausgerottete Biber, die zahlreichen Eichhörnchen, Erdhörnchen, Ziesel, das sibirische Murmelthier und der Pfeifhase, auf den Gebirgen im Osten das wilde Rennthier, südlicher auch das Elenn. Dazu kommen zahlreiche Waldhühner, der Auerhahn, das Birk- und Haselhuhn; in den Flüssen eine Fülle von Fischen, vornehmlich zur Wanderungszeit die in vielen Arten vertretenen Geschlechter der Salme und der Störe. Freilich liefert das Thierreich außer jenen Pelzthieren, unter denen das graue Eichhörnchen das geschätzteste ist, auch zahllose lästige Mückenschwärme, Bremsen u. Bremen. Bis zum Ob stimmt die Fauna mit der europäischen überein; vom Ob an folgt die ächt asiatische Fauna, die jedoch mit vielen europäischen Arten gemengt ist; im Osten gesellen sich Formen des nördlichen Amerika's und am untersten Amur japanische dazu. Auch die Küste im Osten und das Meer sind reich an Tangen wie an Thieren, an Fischen u. mächtigen Robben u. bieten in der Seeotter selbst treffliches Pelzwerk. Die große merkwürdige Rhytina Stelleri des Behringsmeeres ist den Verfolgungen erlegen und völlig den der Erde verschwunden. Der Waldgürtel Nordasiens ist die Heimat nomadischer Hirtenvölker, die mit ihren Rennthierheerden im Sommer die Tundren der Ebenen und Gebirge aufsuchen und im Walde überwintern, vor Allem aber der Jagdvölker und am Jenisei der wechselnde Sitz von Goldgräbern. In dieser und der vorigen Zone gibt es nur an der Küste und an den Flüssen vereinzelte Niederlassungen; der Hund ist das für den Verkehr wichtigste Hausthier nicht bloß in der Tundra, sondern noch mehr im nördlichen Walde; im Süden dient schon das Pferd. Südlich vom großen Jagdrevier folgt in Westsibirien der Gürtel des Ackerbaues, wo Roggen, Gerste, Buchweizen, Kartoffeln, südlich auch Weizen im humusreichen Boden gebaut werden u. guten Ertrag liefern. Am Ob reicht die Grenze desselben nämlich bis Beresow u. läuft von da südöstlich zum Fuß des Gebirgs. Die Südgrenze bildet im Westen die Steppe, an deren nördlicher Grenze Omsk liegt; im Osten das Gebirg, wo ihre obere Grenze in Daurien bis 3600 F. hinaufreicht. Vom Kamm des Urals bis innerhalb des Durchbruchs des Amur durch den großen Khinkhanoola gibt es in Nordasien keinen Laubwald, den man doch in diesem Gürtel des Ackerbaues erwarten sollte; vielmehr setzt der Gürtel des Nadelwaldes mit seinen Zirbeln, Lärchen, Tannen u. Fichten, mit seinen Birken, Espen, Traubenkirschen und Vogelbeeren, mit seinen Pelz- und Jagdthieren (dem Bären, Zobel, Hermelin, Vielfraß, Rennthier und Elenn, zu denen sich aber noch der Hirsch und das sibirische Reh und im Osten das Moschusthier gesellen, wie zu den Adlern der Bartgeier) in die Gebirge des Altai, die sajanischen, die Baikal- und transbaikalischen Gebirge, den Jablonoi-Khrebet fort und nimmt nur durch die vielfache Verschiedenartigkeit des Unterholzes und der Kräuter einen wesentlich eigenthümlichen Charakter an, während die alpinen Regionen durch das Auftreten vieler neuen Formen, zu denen selbst die Alpenrose und die Zwergwachholder kommen, sich reicher entwickelt zeigen, als die Flora des Nordens. Die uralische Flora ist mehr europäischen Charakters u. besitzt nur wenige asiatische Formen (Trollius asiaticus, Orchideen, unter andern Frauenschuh). Der eigenthümliche Charakter der altaischen u. daurischen Flora spricht sich vornehmlich in der Menge schönblühender Sträucher aus, von welchen viele gegenwärtig eine Zierde unserer Gärten und englischen Anlagen sind; zahlreiche Spiräen, die niedliche Zwergmandel, der Zwergapfel (Pyrus baccata), die Strauchrobinien (Robinia Caraghana u. a.), die Jelängerjeliebe arten (Lonicera tatarica, coerulea), Clematis integrifolia sind sämmtlich vom Altai zu uns eingeführt. Viele dieser Gewächse verbreiten sich westwärts nach Baikalien. Der Typus der Kräuter ist freilich europäisch, aber die Arten sind meist abweichend, wie der schöne Trollius asiaticus, Viola grandiflora u. altaica (Stammmutter unserer Pensée's Aequilegia grandiflora, die Astragaleen. Reich ist die Flora besonders an Orchideen. Wenige Gattungen sind Europa ganz fremd, wie

namentlich Rhabarber (Rheum). Die Region der Alpensträucher über dem Wald nimmt hier die schöne Lonicera coerulea, die Zwergceder (Pinus daurica) und Lärche ein. Alpenweiden mit zahlreichen, zum Theil eigenthümlichen, zum Theil europäischen alpinen Pflanzen machen den Schluß der Vegetation, dringen aber in den steilen Waldthälern tief abwärts. Während dichtes Unterholz den Wald im Altai erfüllt, ist der Wald Dauriens u. Baikaliens lichter, der Boden bedeckt von niedrigen Beerensträuchern und von der im Frühling mit rothen Blumen geschmückten dauriſchen Alpenrose (Rhododendron dauricum), die mit dem herrlichen gelbblühenden Rh. chrysanthum auch in der Region der Alpensträucher auftritt, wo sie mit den Zwergbirken, Lärchen und Zwergwachholder (Juniperus Pseudo-Sabina, nana) die reichen Alpenweiden der Golzi (Kahlköpfe), die über die Waldregion sich erheben, unterbricht. Die großblättrigen Rhabarber und Heracleen (Heracleum dauricum) unserer Gärten geben ein anschauliches Bild von der Entwickelung der Kräuterwiesen in beiden Gebirgen. Die sibirischen Nadelwälder gehen aber noch ziemlich weit südlich fort. Im Osten reichen die Lärchenwälder längs des großen Chinkhanoola zwischen der Mandschurei und Mongolei bis zu dem Nordthor, durch welches der Weg von der Wüste Gobi nach Peking führt, und in den Wäldern dieses Gebirgs kommt selbst das Elenn noch vor, während das gewöhnliche Moschusthier mit Arten von Hirschen und Rehen durch die ganze obere Waldregion von Daurien bis Kaschmir rings um den ganzen Osten und Süden Hochasiens reicht. Auch im Westen greift der sibirische Lärchenwald mit der Vogelbeere noch über die Steppe hinweg zum Tarbagatai, die Vogelbeere zum Alatau und altaische Alpenpflanzen bis auf die Höhen des Thiangschans. Getreidebau u. Bau von Kartoffeln u. Küchenkräutern geht, wenn auch wenig ausgedehnt, durch ganz Südsibirien u. reicht selbst bis Kamtschatka, wo noch Gerste gebaut wird; am ausgedehntesten wird er betrieben im Selengathal. Nur das europäische Obst bleibt klein und dürftig, die excessiven Wärme- und Kältegrade, die häufigen Spätfröste sind die Ursache hiervon. Irkuzk, unter der geograph. Breite von Berlin, hat eine mittlere Temperatur von 0,4° R. bei einem Minimum von — 28 bis 30° im Winter u. einem eben so großem Maximum im Sommer; in Nikolajewsk, fast am Beginn des Amurliman gelegen, gefror im Winter zweimal das Quecksilber und hemmen eisige Schneestürme tagelang allen Verkehr. Einigen Ersatz hat übrigens die Natur in den zahlreichen einheimischen Arten des Kern- und Steinobstes geleistet. Vornehmlich Rinderzucht, auch hier besonders durch nomadische Völker betrieben, und Jagd sind nebst dem Berg- und Hüttenbau der ergiebigen Reviere dieser Zone die Haupterwerbzweige seiner Bevölkerung. Selbst die Rennthierzucht treibenden Völker dringen im Ural wie in dem östlichen Amurland mit ihren Heerden noch tief nach Süden in die Gebirge.

Der Gürtel des Waldes mit abfälligem Laub ist nur durch die pontisch-kaukasische und hyrkanische Flora im Westen, durch die mandschurisch-chinesische im Osten vertreten; der breite Gürtel von Steppen bildet eine natürliche Grenze zwischen beiden, dem Ost- und Westbezirk. Die letztgenannte Flora reicht bis zum Amur, in dessen Thal sie von seinem Austritt aus der Gebirgsenge des großen Khinkhanoola unterhalb der Ruinen der alten Kosakenstadt Albasin, unter 51° nördl. Br., vor dem Durchbruch der Küstenkette über dem Nadelwald aus Lärchen und Zirbeln herrscht, welcher vorzugsweise auf das Gebirge verdrängt ist. Vorherrschend Eichen, gemischt mit Ahornen, Linden, Wallnüssen, Pappeln, Weiden, also europäische Gattungen, aber sämmtlich in neuen Arten (selbst die Birke Dauriens ist specifisch von der Weißbirke verschieden), setzen den Waldzusammen; wenige neue den westlichen Floren fremde Geschlechter kommen hinzu, namentlich im Osten der herrliche Pyrus spectabilis. Reichliches Unterholz, verschlungen durch Lianen, eine blaue Weinbeere, Epheu, Rosen ꝛc., machen sie oft undurchdringlich. Mit dem Wald wechseln in den Thalweitungen des von hohem Röhricht eingefaßten Flusses kräuterreiche Prärien mit mächtigem Graswuchs. Mit Hoffnung blickt der Russe nach dem neuerworbenen Land am Amur, wo reicher Getreideboden vorhanden ist und an den vereinzelten Mandschurenpässen Tabak, Mais, spanischer Pfeffer, Melonen und die verschiedensten Küchenkräuter gebaut werden. Auf der ganzen großen Strecke bis zum kaspischen Meer ist aber kein Laubwald bekannt. Im Südwesten der Songarei besitzen allerdings die Pflanzen in der Höhe von 1500—4000 Fuß einen überwiegend europäischen Typus mit Zugabe einiger südsibirischen Elemente, wie hier auch Laubbäume, Obstbäume, die wilde Aprikose, ein Ahorn, Cratägusarten u. a. m., als Bindeglieder des Ostens und Westens auftreten, aber zur eigentlichen Waldbildung kommt es nicht. Im Westen und Osten reicht bis hierher der Verbreitungsbezirk des bengalischen Tigers; im Westen haust er an den rohrbedeckten Ufern des Balkaschsee's u. macht seltene Ausflüge nach Westsibirien bis Barnaul; im Osten begegnen sich am Amur seltsamer Weise die Wappenthiere Sibiriens und Begalens, Zobel und Tiger. Noch beginnt erst die Kultur in ihren Anfängen sich der Länder dieses Gebiets zu bemächtigen, die erst in neuester Zeit Rußland in Besitz nahm. Getreide- und Obstbau sind in der Mandschurei u. in Nordchina am ergiebigsten. Beide gehören unserem Vegetationsgürtel an. Haselnuß- und Eichenwälder in der Mandschurei, die mannichfach gemischten Wälder des gebirgigen Nordchina's, bestehend aus zahlreichen Eichenarten, Ulmen, Eschen, Wall- und Haselnüssen und eigenthümlichen Kiefern und Cypressen, gehören hierher, wie auch schon der Reis- u. Weinbau bis in die untern Gebirgstheile reicht. In ganz Japan u. so auch im Norden herrscht der Nadelwald in mannichfachen Pinusarten, worunter vor Allem eine Zirbelkiefer (Pinus dauriflora) zu beachten ist. Der Süden gehört einem andern Gebiet an. Im Westen ist es vor Allem die Buche, die die Zone des abfälligen Laubes charakterisirt und Asiens Flora mit der europäischen verbindet. Hier im Westen ist die Heimat des Weinstocks, und fast alle Obstbäume, die Europa zieht, kommen hier als Waldbäume vor, wenn auch die Früchte der wilden minder schmackhaft und kleiner sind, als die der veredelten Bäume unsrer Obstanlagen. Die Zwetsche, Kirsche, Aprikose, Apfel, Birne, Mispel hat Lucullus aus den pontischen Ländern nach Europa geführt. Vom Elbrus durch den Kaukasus, die armenischen Thäler, die Nordgehänge der pontischen Bergzüge bis zum

Olymp bei Brussa zieht sich ein Gürtel von Waldungen, die ihr Laub fallen lassen und worin die Buche und mit ihr im Westen auch unsere Stiel- u. Steineiche auftreten u. wo die Buche sich selbst zum geschlossenen prachtvollen Wald erhebt, verschlungen durch mächtige Lianen, den Weinstock und baumartigen Epheu; dazu gesellen sich am pontischen Gebirge besonders die blumenreichen Rhododendren (Rhod. ponticum) und Azaleen (Azalea pontica), die freilich giftigen Honig liefern, aber geschätzte Zierpflanzen unsrer Gewächshäuser und Gärten sind. In Hyrkanien, d. h. in Masenderan und Ghilan, an der Südküste des kaspischen Meers, gehört die Buche einer tiefern Abtheilung des Waldes mit abfälligem Laub an, der bis 3000 Fuß am Südgehänge des Elbrus hinaufreicht. Hier nimmt der Wald, begünstigt durch feuchtwarmen Sommer und reichliche Bewässerung vom Hochgebirge her, obgleich er jährlich sein Laub zur Winterszeit abfallen läßt, ein fast tropisches Ansehen an, wie auch hier schon Datteln u. Bananen, die Agrumi oder Südfrüchte und Maulbeeren, Reis u. Baumwolle gedeihen. Der Wald ist äußerst gemischt aus Buchen, wilden Obstbäumen, Wallnüssen, einzelnen Feigen und wilden Maulbeerbäumen, dem wilden Weinstock, der orientalischen Hainbuche u. dem Zürgelbaum (Celtis australis), wozu sich eigenthümliche Eichen, Ahorne, Ulmen, Erlen, Linden, selbst Europa fremde Gattungen (Phrocarya Zelcova), sogar aus Europa fremden Familien (Parrotia persica) gesellen. Es ist eine Formation des Buchenwaldes, wie sie nur noch an den Teltschbergen des Urals erscheint. Die trockenen Gehänge dagegen erinnern durch ihre Kornelkirschen, Christdorn (Pallurus aculeatus), ihre Lonicieren, ihren Buchs, Ruscus, Jasmin, den wilden Granatapfel an die südeuropäische Flora. Eigenthümlich für die hyrkanische Flora ist das Verschwinden der Buche zugleich mit den eigenthümlichen und den der südeuropäischen Flora angehörigen Formen auf den waldbedeckten Gipfeln der Vorhöhen und der Nordgehänge des Gebirgs. Nur die Hainbuche reicht hoch hinauf. Bis 4000 F. wird Ackerbau getrieben, von da erscheint als Nadelholz der europäische Taxus (Taxus baccata). Bis 8000 F. ist die Waldgrenze oben umgürtet von dichtem Buschwerk des Ilex aquifolium und zuletzt einer Berberitze. Die Zwergwachholder (Juniperus communis und Sabina) sind die eigentlichen Alpensträucher. In dieser Region herrscht der europäische Typus. Aber der Gebirgskamm bildet eine Wasserscheide, wie sie kaum größer gedacht werden kann. Mit ihm verschwindet der europäische Typus auch auf der Alpenregion, während das Südgehänge bei der großen Trockenheit nur dornige, sparrige, blattarme, aber reichblühende Sträucher (Onobrychis, Astragalus, Prunus) erzeugt, die vereinzelt als dichte Polster dem Felsen angeheftet erscheinen, Schutz bietend den zahlreichen einjährigen Kräutern (Draba, Galium, Veronica). Die Armuth an Zwiebelgewächsen ist auffallend bei dem Steppencharakter, den hier die Alpenflora darbietet. Der Kaukasus erhebt sich als waldreiches Gebirge zwischen den Steppen des Südens und Nordens, im Norden mit undurchdringlichem Mittel- und Niederwald, an der Südseite mit mächtigem Hochwald. Rothbuchen, Platanen, Ahorne, Ulmen, Kastanien reichen bis 5500 F., darüber bis 7400 F. der Nadelwald und die Birke. Bis in diese Region reicht der Bau des Getreides, an einzelnen Stellen noch höher; darüber folgen bis 8400 F. die Alpensträucher, zwergige Wachholder, die kaukasische Alpenrose mit andern Alpenkräutern, die erst bei 9600 F. ihre Grenze erreichen. Im pontischen Gebirge finden wir unter dem Gürtel der Rothbuche an der Küste einen Gürtel, wo sich die Citrosen, Lorbeer, Buchsbaum, die strauchige Feige und der wilde Oelbaum, die Stechpalme, der Christdorn und die orientalische Hainbuche mit wilden Obstbäumen, Eschen, Ulmen und Haselnußsträuchern in buntem Wechsel mischt, Epheu und Weinstock als Schlingpflanzen erscheinen und Azaleen und Rhododendren von der Höhe zur Küste niedersteigen. Ueber dem Buchenwald folgt der Nadelwald, aus der südlichen Tanne (Pinus orientalis) bestehend, bis 5700 F., dann die eigentliche Alpenregion mit einem dichten grünen Teppich von Alpenwiesen. Nur in den tiefen Thalschluchten, die nach dem schwarzen Meere hin führen, findet sich jenseits noch Wald; im Hochland von Armenien selbst herrscht das Weideland. Hier wie in Aserbeidschan ist der Wald so vollständig ausgerottet, daß zu Erzerum, wo in jedem Winter der Schnee das Land fußhoch bedeckt, das Holz pfundweise an die Armen verkauft wird. Die südliche Gebirgsfichte (P. Laricio) u. unsere Eichen waren, den spärlichen Resten, die sich erhalten haben, nach zu urtheilen, die früheren Waldbäume des Landes. Die Birke bildet auch am Ararat die Grenze der Waldbäume; über ihr folgen noch die zwergigen Wachholder. Wo Bewässerung, da ist auch in den Ebenen, die sich im Frühling mit reichem Blumenschmuck von rothen und gelben Primeln und anderen Pflanzen bedecken, der Ackerbau möglich. Tiefer, bei 6000 F. schon werden die Aprikosen und andere Obstbäume gepflanzt, wird Weizen gebaut, noch tiefer gedeiht mit der Baumwolle der Reis. Jenseits des pontischer Gebirgs verschwindet die Rothbuche aus der asiatischen Flora. Hirsche, Rehe, Wildschweine kommen im ganzen Gebiet vor, und letztere breiten sich selbst in unserer europäischen Art über das ganze übrige A. aus. Ueberall, wo nicht die Höhe des Landes oder seine Trockenheit es verbieten, wird Ackerbau und Viehzucht getrieben od. läßt sich betreiben. Herrscht aber auch der europäische Typus in der Thierwelt vor, so verbreitet sich doch die eigentlich europäische Fauna nur bis zum Kaukasus, in dessen nördlichen Wäldern sich selbst der Auerochse und das Elenn noch erhalten haben und auf dessen Alpenhöhen selbst die Gemse vorkommen soll; doch begegnen sich auch hierin am Kaukasus der Süden und Norden. Kolchis ist die Heimat des Fasans; bis auf den Kaukasus und in die Kirgisensteppe verbreitet sich die wahrscheinliche Stammrace unserer Hausziege (Capra aegagrus), während sich auf dem Hochgebirge des Ostens der sibirische Steinbock (C. sibirica) und in den Felsgegenden das vom Irtysch bis Kamtschatka und auf die Kurilen reichende wilde Bergschaf (Ovis Argali) findet.

Der geschilderte Gürtel entspricht der Zone der mäßigen Niederschläge in allen Jahreszeiten, nur die westliche Insel des Buchenwaldes, über die ein ewig klarer Himmel im Sommer sich ausbreitet, gehört in den Gürtel des Winterregens, respective auf den Höhen des Winterschnee's. Nur Südarabien, Indien und Südchina sind tropisch, das übrige Asien gehört dagegen der Winterregenzone und mit ihr dem Gürtel des Waldes mit immergrünem, lederartigem Laube an.

In Kleinasien, Syrien und tief nach Kurdistan hinein finden wir die Waldungen der immergrünen Eichen. Der ganze Westen A.s gehört mit Südeuropa und Nordafrika derselben Zone an, einem durch gemeinsame Pflanzen und Thiere verbundenem Reiche. Die immergrüne Eiche, der Lorbeer, der Oelbaum, die Myrte, der Oleander, die Pistacie, im Frühling die vielen Zwiebelgewächse (Tulpen, Narcissen, Hyacinthen, Lilien u. a.) u. das dichte dornige Christdorngebüsch sind die charakteristischen Züge der Flora desselben. Aus den großen Eichenwaldungen Kleinasiens beziehen wir die Knoppern und Galläpfel, von seinen Pistacien den Mastix und Terpentin; der Krapp hat die Türkischrothfärbereien hervorgerufen. Der Bau des Oelbaums, des Mohns zur Opiumgewinnung, der Baumwolle, Seidenzucht, das Einsammeln eßbarer Eicheln ꝛc. sind hier Haupterwerbszweige. Mit der Scheidung der Jahreszeiten in eine trockene und nasse kommt von hier nach Süden die Nöthigung zur künstlichen Bewässerung für das Gedeihen von Ackerbau und Gartenbau, dehnt sich die Steppe aus, wo sie fehlt, und nimmt die unbebauten Ebenen ein, ja findet sich Wüste. Von Kulturthieren reicht bis hierher der Büffel und die Varietät des Zebuochsen. Nomadische Hirtenvölker haben in ihr das von der Kultur verlassene Land eingenommen wie die natürliche Steppe; im Sommer ziehen sie auf die Berge. Alle hohen Gebirge dieser Zone übersteigen die Waldgrenze und reichen zumeist in die Region alpiner Pflanzen. Ein Waldgürtel aus Nadelhölzern umgibt an vielen Orten noch die Gebirgsgehänge, bestehend aus Silbertannen (Pinus orientalis) und Gebirgsfichten (P. Laricio), aber auch aus eigenen Arten und auf dem Libanon aus der fast ausgerotteten Ceder, die aber bis zum cilicischen Taurus reicht und dort noch Bestände bildet. Bis zu letzterem reicht von Norden das pontische Rhododendron. In Iran fehlt der Wald, Kurdistan und den Elbrus ausgenommen, fast ganz; nur die blattlosen Ephedra, wenig beblätterte Pistacien und dornige Mandelsträucher bilden auf den Bergen mit anderem Dorngesträuppe das spärliche Buschholz, während in den Schluchten, wo Gebirgsbäche oder Quellen rinnen, Obstgärten, Pappeln und Weiden in Fülle sich finden. Dagegen kommen hier die hohen Distelpflanzen, Traganthsträucher u. mächtige Gummiharze liefernde Doldengewächse (Asa foetida, Galbanum, Ammoniakgummi) in seltener Entwicklung. Die russische Expedition in Kkorassan fand nicht weniger als 150 Species Astragalen, 20 Tamarisken, 72 große Disteln, 15 Heliotrope, 40 Euphorbien in diesem Lande, wo der größte Theil des Bodens vegetationsleer ist. Die meisten kommen auf den Gebirge vor. Jenseits der Steppen Turans, in den Thälern des Thiangschan und Belurdagh, reicht die Vegetation der Salzsteppen hoch in das Gebirge hinauf und fehlt den tieferen Regionen aller Wald, selbst Buschwald; erst tiefer im Gebirge, am Serafschan, beginnen Buschholz und Bäume, an den Gehängen Juniperus excelsa, Ephedra, Amygdalus, Crataegus, Caraghana, Maulbeeren, am Fluß Pappeln, Weiden und Ulmen mit den weidenartigen Elääagneen. Höher erst folgt hier und da Birkenwald, und die Baumgrenze bildet ein eigenthümlicher Wachholder; die Höhen weisen meist Gewächse der Alpenflora auf. Baumwolle u. Reis, Mandeln, Pfirsiche, Aprikosen, Granatäpfel, Trauben und unser Obst, Melonen, Gurken und alle unsere Küchenpflanzen wie Getreidearten gedeihen trefflich, aber der Winter erlaubt keinen Anbau von Südfrüchten, die noch auf dem höher gelegenen Iran gedeihen. So ist es auch auf den begünstigten Stellen des innern Hochasiens zu Hamil, selbst zu Hlassa. Ganz eigenthümlich entwickelt sich die Flora dieses Gürtels im ferneren Osten, in Nordchina und Japan, sowohl in den eigenthümlichen Formen der Nadelhölzer (Saliaburia, Cryptomeria), als der Laubbäume (Ailantbus), der Kamellien, dem Theestrauch. Zahlreiche nützliche Gewächse gehören diesem Reiche der Kamellien an. So viel Uebereinstimmendes in Pflanzen- und Thierreich zwischen beiden Ländern besteht, so groß ist doch auch die Eigenthümlichkeit eines jeden. Auch die Hochgebirge dieses Gürtels haben ihre eigenthümlichen Steinböcke; der Riesenmolch Japans (Andrias) steht einzig da auf der Erde. Kein Salm kommt an der Ostküste des wärmeren A.s vor.

Der Gürtel der Wüsten u. Steppen dehnt sich von Arabien bis zum Ob aus. Viele der Pflanzen, die auf dem Wüstengürtel Afrika's vorkommen, verbreiten sich wenigstens in ihren Gattungen, manche selbst in ihre Arten auch über A., sowohl in den eigentlichen Steppenpflanzen, wie Peganum, Harmala u. Alhagi, der Kameeldorn, welcher aber nördlich von Samarkand keinen Mannazucker ausschwitzt, als in den Salzpflanzen. Die arabischen Wüsten werden durch die Gummiakacien u. die Dattelpalme charakterisirt. Letztere reicht bis zum Gestade des persischen Golfs, selbst in den Einsenkungen des iranischen Hochlands, in den Oasen von Chabbis und Jesd, wird sie massenhaft, vereinzelt selbst auch unter dem Schutze des Elbrus am kaspischen Meer gepflanzt. Dagegen ist die uralo-kaspische Niederung das Gebiet, wo die durch das ganze weite Gebiet der Steppen und Wüsten verbreitete Salzvegetation mit ihren saftreichen; meist blattarmen Gewächsen im Saxaul (Anabasis Ammodendron) und andern strauchartigen Salzpflanzen ihre höchste Entwickelung findet; sie bildet einen völligen Buschwald, der selbst noch in den Wüsten Nordostirans auftritt. Die Steppen zeigen alle Uebergänge von der Kräutersteppe mit ihren Pfriemengräsern, Traganthsträuchern, Beifuß und großen Disteln, die der Wind abreist und als blattlose Ballen auf den Ebenen zur trockenen Zeit umhertreibt, durch die Salzsteppe in die völlige Wüste aus Flugsand oder mit steinigem Boden oder mit einer festen salzdurchdrungenen Lehmtenne. Die Flora der Hochsteppen und Wüsten Persiens mit ihren Doldengewächsen und Disteln, ihren blattarmen und dornigen Gewächsen und ihrer Buschvegetation auf den trockenen Höhenzügen durchzieht auch Hochasien, nur daß auf den höchstgelegenen Steppen des Südens von Hochasien die Kräuter alpinen Charakter annehmen. Bis zum Argun im äußersten Osten reicht dies weite, durch zwei Erdtheile von einem Ende des Kontinents fast bis zum andern sich erstreckende Gebiet. Aber auch Hochasien hat seine durch Bewässerung begünstigten Oasen. Bei dem hochgelegenen Hlassa sproßt das Gras schon Anfang April, die Bäume im Mai, und werden im August und September Reis und unsre Getreidearten, sowie Bohnen, Trauben, Feigen geerntet. Nirgends auf der Erde reicht der Körnerbau so hoch als auf den Hochebenen im Norden des

Himalayah. Selbst am Argun wird von den Kosaken, freilich auf Befehl, ein durch Spätfröste sehr unsicherer Körnerbau betrieben. Die gurkenartigen Gewächse, insbesondere Melonen, sind die natürlichen Kulturpflanzen des Landes, wo nicht die Höhe über dem Meere ihren Anbau verbietet; die Heimat der Melonen ist wohl die kaspische Niederung. Viehzucht aber ist der eigentliche Reichthum des Landes, u. selbst die Kälte des Winters hindert auf den Hochebenen der Mongolei das Vieh nicht, seine Nahrung unter der Schneedecke hervorzuscharren. So arm die Pflanzenwelt dieses Gebiets, so reich ist die höhere Thierwelt entwickelt; nur die Entwickelung der niedern Thiere, insbesondere der Insekten, tritt zurück mit der geringern Mannichfaltigkeit und Massenentwickelung des Pflanzenreichs. Lehmann beobachtete in den Steppen von Turan nicht weniger als 80 Säugethiere, 170 Vögel, 25 Reptilien, worunter aber nur Ein Batrachier, 28 Fische. Hier begegnen sich die Raubthiere des Südens, Tiger, Gepard, Hyäne, Schakal, mit dem Luchs und Wolf des Nordens, die zahlreichen Nagethiere des Ostens mit unseren Hasen, der Igel mit dem Stachelschwein, u. das Muflon der Mittelmeerländer reicht bis zu dem Plateau des Ustrut. Die Geyer (vultur) der Mittelmeerfaunen kommen mit den Raub-, Sing- und Klettervögeln Mitteleuropa's und zugleich mit den Schneeammern, dem nordischen Häher, der Fasan mit dem südeuropäischen Steinhuhn u. unseren Rebhühnern, Wachteln u. Birkhühnern zusammen vor. Die charakteristischen Wüsten- und Steppenthiere, die Lerchen, Steppenhühner und Trappen, die heerdenweise auftretenden Antilopen, die Springmäuse und die düsterfarbigen Käfer (Pimela) sind in A. wie Afrika die charakteristischen Thiere der Steppe und Wüste. Aber das Klima ruft auch hier große Unterschiede hervor. Arabien schließt sich an Afrika an in den Antilopen wie im Strauß; andere Antilopen finden sich in Persien, andere in der kaspischen Niederung (A. saiga), in der hohen Tatarei und Mongolei (A. subgutturosa), andere endlich auf den Hochebenen Tibets. Wie im Westen das Dromedar, so ist im ganzen Osten das zweihöckerige Kameel (Camelus Bactrianus) Lastthier. Auf den Hochebenen von 10—17,000 Fuß weiden von Ladakh an um den ganzen Süden und Osten Hochasiens Heerden der Yaks oder Grunzochsen (Bos grunniens). Was aber vor Allem die asiatische Fauna der Steppe charakterisirt, das sind die Heerden verwilderter Pferde, wilder Esel (Equus onager) und Dschiggetais (E. hemionus), von denen das letztere, Hochasien eigenthümlich, sich nur bis zum kaspischen Meere verbreitet. Die Steppe ist die Heimat der nomadischen Hirtenvölker, Räubervölker, wo nicht der äußere Zwang sie im Zaume hält; Pferde und Schafe, Rinder und Ziegen und das Kameel bilden ihren Reichthum. Acker- und Gartenbau ist nur auf die durch Bewässerung begünstigten Stellen und Striche beschränkt.

Es folgt das tropische A., der wärmste Theil des Kontinents, der nur mit einem schmalen Streifen über Malakka und die östlichen Inseln dem Gürtel der Kalmen, wo wieder in allen Zeiten des Jahres Regen fällt, meist dagegen der Zone des Sommerregens und trockenen Winters angehört. Der Gegensatz in der Erwärmung von Land und Meer durch den verschiedenen Stand der Sonne ruft in dem durch Hochland im Norden begrenzten indischen Ocean die mit den Jahreszeiten wechselnden, regelmäßigen Winde oder Monsuns hervor, die von Vorderindien um den Süden und Südosten bis nach Nordchina und Japan reichen, im Winter den aus Nordosten wehenden trockenen kühlen Landwind, im Sommer den feuchten regenschwangeren Seewind aus Südwesten. Mächtig ist die Regenmasse, die dadurch den westlichen Gebirgsgehängen Vorder- u. Hinterindiens und dem Himalayah zugeführt wird. Zu Malmim an der Irawaddymündung, wo das Minimum der Temperatur 18° R., ihr Maximum 28° R. ist, fällt 160 Zoll, zu Cheranpungee im östlichen Bengalen auf 4500 Fuß Höhe über dem Meere die immense Menge von 610 Zoll Regen. Wo diese tropischen Regen das Land treffen, steigern Feuchtigkeit und Wärme Pflanzen- u. Thierreich zur höchsten Entwickelung in Form, Farbe u. Masse. Dazu ruft die Zersplitterung des Südostens von A. in Halbinseln u. große Inseln eine Individualisirung auch in der Welt der Organismen hervor, wie sie auf der ganzen Erde nicht weiter ihresgleichen hat. Hier im Südosten des Kontinents ist die Heimat der wichtigsten, gegenwärtig durch den Menschen über die ganze wärmere Erde verbreiteten Nutzpflanzen, die sich hier noch meist im wilden Zustande finden. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, die wichtigsten Gewürzpflanzen: Pfeffer, Zimmt, Cassiazimmt, Gewürznelken, Muskatnuß, Nelkenpfeffer, Ingwer, Cardamomen, Bananen, Kokos-, Areca- u. Sagopalmen, der Brodfruchtbaum und der wichtige Reis, viele der tropischen Laub- und Obstbäume, die Mango's u. a. haben in Indien u. auf seinen Inseln ihre Urheimat und liefern zum Theil den Eingebornen Nahrung, zum Theil wichtige Artikel für den Export. Zahllos ist die Menge der Droguen (Kampher, Opium), der für Industrie wichtigen Produkte (Kautschuk, Guttapercha von Malakka, Katechu, Indigo), der Hölzer (Eben-, Teak-, Sandelholz), die dort vor- und in den Handel kommen.

Die Erhebung eines großen Theils Südasiens zu bedeutenden, ja zu den riesigsten Höhen der Erde läßt uns auf seinen Gebirgen die verschiedensten Pflanzengürtel der Erde von der tropischen Küstenvegetation bis zu den Feldern des ewigen Schnees als Regionen über einander finden. An der Küste tritt auf großen Strecken der Mangrovewald auf; an derselben gedeiht vor Allem die Kokospalme. Wo Tiefland, da lohnt es aufs Reichlichste die Mühe des Bewässerns beim Anbau; wo keine Bewässerung möglich ist, da gibt es nur zerstreute Gruppen dorniger Bäume und Sträucher von Akacien, Rhamneen, wie in den Ländern Westasiens, und nur den Flußlauf bezeichnen Dschungeln hoher Gräser und Bäume. Am Fuß der Gebirge, wo die Gebirgsflüsse das Land versumpfen, im Terai, erreichen die Gras- u. Waldschnngeln ihre größte Mannichfaltigkeit u. massenhafteste Entwickelung. Mächtige Feigenbäume, darunter der indische Charakterbaum, die Baniane od. indische Feige, baumartige Malven, Bauhinien, Palmen u. andere tropische Bäume, am Fuß des Himalayah die harzreiche Shorea robusta (Vatica robusta) setzen den Wald zusammen, mit dem Dickichte hoher Zuckerrohre oder Sümpfe wechselnd. Ueber dem Terai steigt bei 5 bis 6000 Fuß hoch der tropische Wald mit seinem ganzen Reichthum an großbelaubten Bäumen (z. B. Bombax), an zierlich belaubten Mimosen, an

Bäumen mit saftigem Laub (Bananen), an baumartigen Urticeen und Moreen, an glänzend belaubten Magnolien und Feigen, an derbblätterigen Laurineen, an eigenthümlichen Koniferen (Podocarpus), an Palmen u. baumartigen Farrenkräutern, durchrankt von stachlichen langgestreiften Rotangpalmen, von schön blühenden Lianen, die Bäume oft behangen mit blühenden Orchideen, der Boden bedeckt von üppigem Strauchwerk und Kräutern. Wo der Wald lichter ist, wächst hohes Rohr (Saccharum); die Höhen sind gekrönt von mächtigen Bambusen. Aber nicht überall ist der Urwald so erfüllt von niedrigen Gewächsen, auf der Küste Malabar ist er ein Hochwald ohne Unterholz. Im Himalayah begegnet man schon bei 2000 Fuß der Roßkastanie und den Eichen. Anderwärts sind die Gehänge mit Buschwerk, selbst mit Prärien bedeckt, die Felskämme des Himalayah mit Nadelwald von Pinusarten.

Mit 4000 Fuß beginnt im Himalayah der bis 8000 Fuß reichende Gürtel von Waldbäumen der gemäßigten Zone, gebildet aus vorherrschenden Eichen, Kastanien, Magnolien, Lorbeer, Wallnuß und Rhododendronbäumen. Zu den Sträuchern und Kräutern der Tropen gesellen sich Stachelbeeren, Anemonen, Rittersporn, Primeln u. a. der gemäßigten Zone, u. nur die Crucifseren u. Coymbiferen (Korbblüthige) werden vermißt. Auf dem feuchten Waldgrund herrschen die Farrenkräuter, von denen einige baumförmig auftreten. An der obern Grenze treten die mitteleuropäischen Formen der Birken-, Ahorn-, Pyrus- und Prunusarten, Haselnußstauden dazu. Zwischen 8—10,000 F., ja noch höher, herrscht dichter Nadelwald, hier und da gemischt mit Birken, Weiden, Eichen, die noch bis 14,000 F. in Sikkim reichen und die Waldgrenze einnehmen. Zahllos ist die Menge der Nadelhölzer, alle Formen des großen Geschlechts Pinus finden hier ihre Vertreter, eigenthümliche Kiefern, Weimuthskiefern, Cedern, darunter die prachtvolle Deodarceder, Lärchen, Weißtannen, darunter die 150 F. hohe Webbiana, die für sich und mit der Deodar zwischen 9500—12,000 Fuß in dichten Beständen den Waldgürtel bildet. Die bis Turan reichende Juniperus excelsa, Zwergweiden und Wachholder, Rosen und Alpenrosen bilden den Gürtel der Alpensträucher bis 16,000 F., aber noch bis 18,000 F. reichen die Alpenweiden und Kräuter. Edelweiß, Ranunkeln, Saxifragen, Crucifseren, Pedicularis, Alsineen, Potentilleen, Gentianeen, Primeln schmücken die reichen Alpenweiden. So vereinigt die Flora des Himalayah die Pflanzentypen vom arktischen Norden bis zum Süden, die des Ostens und Westens in sich, aber in eigenthümlicher Entwickelung.

In Dekan ruft der Gegensatz des feuchten Westabhangs der Westgbats und der trockenen Lande im Osten, wo zu Darwai fast am Ostfuß der Westgbats jährlich nur 20—22 Zoll Regen bei einer Meereshöhe von 2200 F. fallen, während in gleicher Höhe an der Westküste 170 Zoll, auch den schärfsten Kontrast in der Vegetation hervor, und es wiederholt sich so in Dekan der des ganzen asiatischen Kontinents. Am Westgehänge breitet sich ein dichter Gürtel von Teakholzwaldungen aus, auf der Höhe lichterer Wald mit wildem Pfeffer, wilder Muskatnuß, Bambusrohr, welches das ganze Jahr grün bleibt, und ausgedehnten grünen Weiden, im Osten sind waldlose Ebenen oder Höhen mit Dorngestrüpp, dornigen Bambusen, Palmen, Mimosen, Akacien, Kreuzdorn, Kappernsträuchern, die ihr Laub zur trockenen Zeit fallen lassen, und mit blattlosen, baumartigen Euphorbien, und die Ebene selbst, soweit dauernde Bewässerung möglich ist, bedeckt mit Reisfluren, Getreidefeldern, Baumwollenpflanzungen, Sesam, Hülsenfrüchten, Melonen und mit den Fruchtbäumen der heißen und gemäßigten Zone bepflanzt; Bananen u. Mangobäume gedeihen neben Südfrüchten, dem Weinstock und der Feige. Aber zur trockenen Zeit versengt der über den von der Sonne glühenden Boden streichende trockene Westwind das Grün von Gras und Blättern und wirbelt Staubwolken des ausgedörrten fruchtbaren Baumwollenbodens in die Lüfte empor. Das ist aber der Charakter der Hochebene von Dekan wie seines Tieflands. Ganz verschieden ist Vegetation und Klima der Gebirgsinseln in Süden. Bis 2000 F. reicht der Terai, bis 4700 dann der reiche tropische Wald, beide fieberschwanger, verderblich dem Europäer. Eine obere Waldregion ohne Nadelholz, aber mit baumartigen Rhododendren und hochstämmigen weißen Heckenrosen und Kamellien, folgt als Vertreter des Gürtels der südlichen gemäßigten Zone; über ihr ein grüner Teppich von Bergwiesen, erfüllt mit den Blumen europäischer und indischer Typen, mit Vaccinien, Berberitzen, Rosen, Weiden, Alpenrosen, Rubusarten, Geranien, Erdbeeren, Anemonen, aber ohne ächte Alpenformen. Er ist der Vertreter unserer mitteleuropäischen Flora. Ueber dem tropischen Urwald thront der ewige Frühling, aber nicht ohne Frost in den Wintermonaten, doch meist mit + 8° Réaumur am Morgen. Europäisches Getreide und Küchenkräuter gedeihen, aber bei einer mittleren Temperatur von Tours (45½° nörd. Br.), auf dem Hochland von Utakamund kennt die Gleichförmigkeit des Klima's auch keinen Sommer, der Weinbeeren und Obst reifen lassen könnte.

Wie auf dem Festland, so auf den Inseln. Auf Java unterscheidet Junghuhn 4 Regionen, die heiße Region, vom Gestade bis 2000 F. mit einer mittleren Temperatur von 22—19° R., wo die weiten Reis- und Zuckerrohrfelder abwechselnd mit den Dschungeln des hohen Alanggrases, die Pflanzungen von Palmen mit dem ficusreichen, von Rotang durchflochtenen Urwald, mit schattenarmen Akacienwäldern. Der Strand begrenzt der Mangrovewald. Von 2000—4500 F. herrscht das gemäßigte Klima von 19—15° mittlerer Temperatur. Der Urwald, der in seiner höchsten Entwickelung erscheint, hat vielfach der Kultur von Kaffee u. Thee weichen müssen; wo die Kultur aufgegeben wurde, haben Baumfarren oder Gräser das Land in Besitz genommen. Die kühle Region, zwischen 4500—7000 F., jeden Nachmittag von 1—3 Uhr in Wolken gehüllt, die feuchteste der Insel, mit einer mittleren Temperatur von 5—10½° R., nimmt der Urwald ein, filzig von schmarotzenden Orchideen u. Bartflechten, gebildet aus Eichen, Lorbeerbäumen, Podokarpen (tropischem Nadelholz), mit dem prächtig blühenden Unterholz von Melastomaceen, mit wenigen Lianen, aber zahlreichen parasitischen Orchideen. Im Osten der Insel herrscht der lichte Casuarinenwald. Mais, Kartoffeln, Zwiebeln werden um die Dörfer bis 5000 F., ja im Tenggrigebirge bis über 7000 Fuß gebaut. Keine Palme erreicht aber diese Region. Die kalte Region, von 7500 bis

10,000 F. mit 10½—6° mittlerer Temperatur erreicht kein Fruchtbaum, keine bleibende menschliche Wohnung. Krummholz von Heiden, Baumfarren, Gräsern sind die Pflanzen derselben; keine alpine Form tritt auf. Darüber folgen noch die schlacken- und aschebedeckten höchsten Vulkangipfel.

Die Thierwelt des tropischen A.s schließt sich wie die Flora im Westen an die afrikanische an, und nur im Westen entwickelt sie sich in ihrer Eigenthümlichkeit. Doch ist nicht das Dunkel des geschlossenen Urwalds die Stätte ihrer reichen Entfaltung; da sind es nur Insekten und Affen, die das Dickicht zu bewältigen im Stande sind; nur wo die dichte Waldung gebrochen ist durch grasige oder sumpfige Lichtungen, ist die Heimat der großen Pflanzenfresser, des Elephanten, der Nashörner, der wilden Büffel, der Hirsche, zahlreicher Wasser- u. Landvögel. Die Dschungeln bewohnen die großen Raubthiere, Tiger, Panther, die Gebüsche Schakale und Hyänen. Darum ist Dekan reicher als der Himalayah, wo nur das Terai und die waldlosen Höhen reich an Thieren aller Klassen sind. Nur kleine Heerden von Moschusthieren bewohnen die Waldungen zwischen 8—13,000 Fuß; prachtvolle Schmetterlinge und Käfer, aber auch Stechfliegen, Sandfliegen, Mosquito's, Zecken herrschen im Urwald. Der Reichthum des tropischen A.s ist übrigens durch alle Thierklassen groß. Halbaffen und langarmige Affen, Schlankaffen (Semnopithecus), die pflanzenfressenden Vampyre (Pteropus), der Mungos (Viverra Mungus), Zibethkatzen, eigenthümliche Eichhörnchen, zahlreiche Katzen, wilde Hunde mit den genannten Raubthieren, in den Gebirgen eigenthümliche Bären u. in den Steppen eigenthümliche Antilopen (Nylgau) und Hirsche, das Schuppenthier (Manis), Geier, Papageien, prächtige Trogons, Tauben, Hühner, der Marabustorch, in den Steppen Trappen, an den Sümpfen Flamingo's, am Ufer die Pelekane, zahlreiche Reptilien, Schildkröten, Banmagamen, Chamäleone, Pythonschlangen, Baumschlangen, eigenthümliche Fische u. Krokodile (Gangeskrokodil) sind Thiere der Zone, die vor Allem aber charakterisirt wird durch die mächtigen erwähnten Pflanzenfresser und Katzen, die auch auf den großen Inseln vorkommen. Auf letzteren erreicht überhaupt die thierische Entwickelung A.s ihre höchste Höhe, und nicht wenige der ausgezeichnetsten Formen sind auf einzelne Inseln beschränkt; so besitzt Sumatra und Malakka den Tapir, Java sein eigenthümliches Nashorn u. seinen Büffel, Celebes den Babirussaeber, die Molukken den wunderlichen Tarsius, einen Halbaffen, die Vampyre; ja der Elephant von Ceylon soll eine selbstständige Species sein. Die Kakadu's kommen auf den Inseln vor, Gold- und Silberfasanen in Südchina, der Argusfasan auf Sumatra, die Nashornvögel auf Sumatra u. Java. Der fliegende Drache, die Salanganschwalben gehören den Inseln an. Bis Südjapan reichen die Monsuns und mit ihnen die tropischen Formen; seiner riesigen Batrachier (Cryptobranchus japanicus) wurde schon gedacht; hier begegnen sich der Norden u. Süden. Einer größeren Ausnutzung des Reichthums an Thieren stellt sich in einem großen Theil des Gebiets der religiöse Glaube entgegen; nur der malayische Stamm zieht auch das Schwein und Hühner um des Fleisches willen. Unsere besten Schweineracen, unsere Haushühner, Pfauen, Gold- und Silberfasanen stammen aus dem tropischen A. Reich, wie das Land, ist auch das tropische und indische Meer; es ist die Heimat der rifbildenden Korallen, die ihre nördlichste Verbreitung im rothen Meer besitzen; Schnecken und Muscheln (Kegelschnecken, Schiffsboot, Perlmuschel, Riesenmuschel) kommen nirgends anderswo so vielgestaltig vor. Die kostbare Perle, die billige Kauri liefert der indische Ocean, der Trepang, der Molukkenkrebs, die Wasserschlangen, der Dügong sind einige der vielen interessanten Bewohner dieses Meers. Groß ist der Reichthum an eigenthümlichen Fischen, deren viele bis ins rothe Meer gehen. Auf den Gebirgen Südindiens und in den oberen Regionen des Himalayah kehrt der europäische Typus der Thierwelt durch alle Klassen wieder: da gibt es Sperlinge, Finken, Ammer, Schwalben, Bergkrähen, Wiedehopfe, Falken, Schnepfen. In der Höhe von 12,000 Fuß und darüber beherbergt der Himalayah seine eigenthümlichen Fasanen, Birkhühner und Raben. Einige eigenthümliche Antilopen, ein wildes Schaf (Ovis burhel), ein Steinbock (Capra ibazel), der Yak nehmen die schönsten alpinen Regionen ein. Reicher als die Südgehänge des Hochgebirgs sind die kahlen Hochebenen Tübets; dort bedecken Schwärme von Enten (darunter die Krickente), Bramahgänsen, Schwänen die Seen, schweifen die Heerden von Antilopen und Yaks zugleich mit den wilden Pferden und Dschiggetais der Ebenen umher, hausen Murmelthiere, Hasen, Füchse. Dies in wenigen Hauptzügen ein Bild der mannichfaltigen und reichen Entfaltung organischen Lebens innerhalb des Erdtheils, der als die Wiege unseres Geschlechts uns zugleich als Mitgabe die wichtigsten Kulturpflanzen und Thiere geschenkt hat.

Bevölkerung. Die eingeborne menschliche Bevölkerung A.s läßt deutlich eine große Anzahl von Nationen unterscheiden. Zu den Semiten gehören die Juden, die Araber, die Aramäer (Syrer und Chaldäer); doch nur Juden u. Araber haben sich rein erhalten u. letztere als eroberndes Volk wie durch Schifffahrt, Handel und Krigsdienst sich weit verbreitet durch die Wüsten Westasiens wie in den Gestadeländern des indischen Oceans, wenn sie daselbst auch keine Selbstständigkeit erlangten. Die Syrer haben sich zum Theil mit anderen Völkern vermischt, die Chaldäer und Assyrer sind als Nation untergegangen. Von großer Ausdehnung ist die indogermanische Völkerfamilie, die von Indien bis zu den Gestaden des Mittelmeeres reicht. Zu den zahlreichen Gliedern dieser Familie gehören die Bewohner Kaukasiens, die Georgier in Georgien, die Mingrelier, Suanen in den gleichnamigen Provinzen des russischen A.s, die Lasen am schwarzen Meere. Die Armenier haben ihren Hauptsitz im ehemals persischen, jetzt russischen Armenien, leben aber in der ganzen asiatischen Türkei, im asiatischen Rußland, in Persien zerstreut und treiben beträchtlichen Handel bis nach China. Die Abasen wohnen im russischen A. Zu den Persern gehören die Guebern in Indien und Persien, die Tadschiks, die eigentlichen Perser, die zahlreichsten und gebildetsten dieser Familie, die Hauptbevölkerung in Persien, die Bucharen, in der großen Bucharei und Turkestan zerstreut, als äußerst thätige Kaufleute im russischen A. und in China ansässig, die Kurden in Kurdestan, die Afghanen

im Herat und Kaoul, ein eigenes Reich bildend, die Beludschen, als herrschendes Volk im Beludschistan und Sind, minder zahlreich in Muttan. Die Hindu bilden eine der zahlreichsten Familien der Erde. Zu ihnen gehören: die Hindu-Mongolen im ehemaligen Reiche des großen Moguls und durch ganz Hindostan zerstreut, die Hindu im engeren Sinne, die ersten Eroberer Nordindiens, die Bewohner des mittleren und oberen Gangesthales, aber gegenwärtig auch über ganz Indien zerstreut, die Sikhs (Seikhs, Scheikhs) in dem gleichnamigen Bundesstaate, die Bengatesen in Bengalen und den umliegenden Ländern, die Mahratten (Maharatten), ein kriegerisches Volk, obgleich unterworfen, dennoch gefürchtet in mehren Theilen von Hindostan, die Clingalesen auf der Insel Ceylon, die Maldivier auf den gleichnamigen Inseln. Die Malabaren begreifen in sich die eigentlichen Malabaren in Malabar, die Tamulen im Karnatik, die Telinga's auf der Küste Koromandel und nordwärts. Die Garrows (Cattywars) sind eingeborene, äußerst rohe und wenig gekannte Völkerschaften auf den Inseln des indischen Archipels. Alle diese Völker gehören zur kaukasischen Race; sie beherrschen den ganzen Südwesten des Kontinents, das westliche Hochland und den Südwestabhang des östlichen zugleich mit dem südlich vorliegenden Theilen des Festlandes u. den antiegenden Inseln. Der Größe nach ist das Erste das Gebiet der mongolischen Race, die man naturgemäß in die turanische, chinesische und boreale getrennt hat. Ihr Gebiet umfaßt gegenwärtig alles Land nördlich vom westasiatischen Hochland und nördlich des Südrandes von Hochasien; doch haben sie früher nicht das ganze Gebiet besessen und sich auch im eroberten nicht rein erhalten, sondern mit dem Blute der unterjochten Stämme vermischt. Von ihnen bewohnen die Tübetaner Tübet u. die hochgelegenen Thäler des Himalayah. Die Chinesen, in China, Siam, auf der Halbinsel Malakka und auf mehren nahe gelegenen Inseln gehören zu den zahlreichsten Völkerstämmen A.s. Ihr Wandertrieb hat sie über alle Theile des Festlandes und die Inseln von Hinterindien, selbst bis Kalifornien geführt, wo sie als Handwerker, Krämer, Bergleute, Taglöhner emsig ihren Erwerb nachgehen und abgeschlossen von allen fremden Nationen sich rein erhalten. Zu den Tunguſen gehören die Mandschu's in der Mandschurei, seit 1644 das herrschende Volk in China, u. die eigentlichen Tunguſen, den Mandschu's weit nachstehend in der Kultur, im russischen A., vom Jenisei bis zum Meere von Ochotsk. Die Mongolen, in der Mongolei und Tübet, scheiden sich in eigentliche Mongolen, Kalkas und Scharaïgol-Mongolen, in die Kalmücken oder Olets (Eluthen) in einem Theile der Songarei und in die Burāten im russischen Gouvernement Irkutsk. Die Türken (Osmanli's) sind die herrschende Nation im türkischen A.; zu ihnen gehören: die Usbeken in Turkestan, die Tataren im russischen A., die Turkomanen in einer großen Anzahl von Stämmen, in Kabul, Herat, Turkestan, im russischen u. türkischen A. u. in Persien als herrschendes Volk, die Kirgisen im russischen A. und in China, die Tschuwaschen im russischen A., besonders im Gouvernement Orenburg, die Jakuten im russischen A. Auch die Japanesen, ein in seiner Kultur den Chinesen verwandtes, aber durch Körperbeschaffenheit verschiedenes Volk, und die Bewohner der Lieu-Khieu-Inseln gehören hierher. Der boreale Stamm der mongolischen Race bewohnt den arktischen Norden der ganzen Erde. Die Tschuktschen auf der nach ihnen benannten Halbinsel, die Korjāken westlich von ihnen bis zur Kolyma, die Kamtschadalen, die Kurilen, die Ainos auf Saghalin, die Jukagiren zwischen Kolyma und Jana, westlicher die Samojeden, in deren Gebiet aber auch die tunguſischen Ostjāken reichen, sind die borealen Völker Asiens. Wie Asiens Bevölkerung im Norden eines Stammes mit der borealen Bevölkerung Europa's und Amerika's verwandt ist, so stimmt die des Südostens mit der Polynasiens überein. Sie gehört nämlich der malayischen oder oceanischen Race an, die selbst wieder in den indochinesischen Stamm und den rein malayischen zerfällt. Ersterer umfaßt die schon auf höherer Stufe der Gesittung stehenden Völker Hinterindiens mit Ausnahme derer der Halbinsel Malakka, nämlich die Tonkinesen, Cochinchinesen, die Kampodschaleute, die Siamesen, Pegnaner, Birmanen und zahlreiche kleinere, wenig bekannte Völkerstämme des Innern, wie die Laos, Miotse. Zu letzteren scheinen auch die zahlreichen als Parias von den siegreichen Ariern ausgestoßenen Völkerstämme zu gehören, die sich im Innern Indiens erhalten haben und in scheuer Abgeschlossenheit leben. Der rein malayische Stamm zerfällt in zahlreiche Völkerschaften, welche Malakka und die hinterindischen Inseln bewohnen: die menschenfressenden Battas auf Sumatra und Dayaks auf Borneo, die Bugis auf Celebes, die Javanesen, die Madagassen auf den Philippinen und zahlreiche andere Stämme, die theils neben den genannten, theils auf den kleinen Inseln leben. Selbst die Australnegerrace reicht noch nach den hinterindischen Inseln heran. Von Europäern wohnen Griechen im türkischen A., Russen im ganzen nördlichen Theile A.s, Engländer in Hindostan u. auf mehren Inseln, Franzosen, Dänen, Holländer, Portugiesen in geringerer Zahl in Hindostan und auf mehren Inseln. Ueber die Zahl der Bewohner A.s sind die alten Angaben äußerst verschieden; erst die neuere Zeit hat sichere Anhaltspunkte geliefert durch den neuen Census im britischen und niederländischen Indien, in Rußland und den noch nicht vollendeten der Türkei. Von China besitzt man die Angaben der Volkszählung von 1812. Die alten Angaben schwanken zwischen der volney'schen von 240 und der süßmilchschen von 640 Millionen. Büsching nahm 300 Mill., Maltebrun 320 bis 340, Gräberg 366, Hassel 490, Templeman u. Gatterer 500 Millionen an. Die neuesten Volkszählungen ergaben im britischen Indien 170,947,797, also 171 Mill. Einwohner, in China nach der Zählung von 1812 362 447,183, im niederländischen Indien 17,127,130 Einw., im asiatischen Rußland nur 5,076,906 Einw. mit der geringen Bevölkerung von 28,96 Menschen auf 1 geographische QMeile, während im britischen Indien die geringste Zahl in Tenasserim 136, die höchsten 5581 in Ludiana und gar 20,000 bei Pondichery auf 1 QMeile kommen. Dieterici berechnet nach den vorliegenden Zählungen und Schätzungen die ganze Bevölkerung des

zu 793,964 QMeilen Fläche berechneten A. auf 755 Mill. Einwohner, so daß also auf eine QMeile eine Bevölkerung von 951 Menschen käme, ungemein groß bei der unermeßlichen Ausdehnung der spärlich wohnten Tundren und Urwälder des Nordens, der Hochgebirge und der Steppen und Wüsten des Innern und Südens.

Die Zahl der in A. einheimischen Sprachen ist sehr groß, besonders wenn man nicht bloß die Sprachstämme u. Hauptidiome, sondern zugleich die Haupt- und Nebenmundarten in Betracht zieht; man zählt mehr als 180 verschiedene Mundarten. Mehre altasiatische Sprachen, und unter ihnen einige Hauptsprachen, sind gegenwärtig ausgestorben und nur noch in Schriften aufbehalten oder im gottesdienstlichen Gebrauche übrig geblieben. In dem Innern von Vorderasien bis zum Halysfluß herrschte vor Alters die altphrygische Sprache, die man schon im Alterthum für eine der ältesten Sprachen hielt, sowie das Volk der Phrygier gewiß zu den ältesten Bewohnern von Vorderasien gehörte. Sie war nach den glaubwürdigsten Nachrichten eine Tochter des Armenischen. Die Landessprache der Einwohner war die karische, wiewohl in verschiedenen Dialekten, z. B. der Lydier, Mysier und der Bewohner des eigentlichen Kariens; sie schloß sich an die aramäische an. Die Nordküste der Halbinsel war großentheils mit eingewanderten thracischen Stämmen besetzt, welche sich in Bithynien niedergelassen und ihre Mundarten mitgebracht hatten. Sie erstreckten sich bis zum Fluß Parthenius, der sie von den Paphlagoniern schied, die ihre eigene Sprache redeten, wenn sie nicht vielleicht ein Dialekt der phrygischen war. Eine noch größere Mannichfaltigkeit der Mundarten scheint in den gebirgigen Südländern der Halbinsel, Pisidien, Pamphylien und Cilicien, Statt gefunden zu haben. Der bunte Sprachwechsel hörte aber auf, wenn man über den Fluß Halys nach Kappadocien und Pontus kam. Dort nahm eine der großen Hauptsprachen A.s ihren Anfang, die zwar in manchen Dialekten, aber doch unverkennbar stets als Eine Sprache nach Osten bis zum Tigris und von Norden nach Süden von den kaukasischen Gebirgen bis zu der Südküste Arabiens herrschte u. welche man unter dem allgemeinen Namen der semitischen Sprache zu begreifen pflegt. Der semitische Sprachstamm theilt sich im Allgemeinen in drei Hauptzweige, den aramäischen, kanaanitischen und arabischen. Das Aramäische ward im Alterthum in Syrien, Babylonien und Mesopotamien gesprochen und zerfiel hauptsächlich in das Syrische (Westaramäische) und Chaldäische (Ostaramäische); außerdem besitzen wir noch Dokumente in den Dialekten der Samaritaner, Zabier und Palmyrener, welche ebenfalls zum aramäischen Zweige gehören. Zu dem Kanaanitischen in Palästina und Phönicien gehört das Hebräische des A. Ts, nebst den wenigen Ueberbleibseln des Phönicischen und Punischen, sodann das Neuhebräische oder Talmudische und Rabbinische, welches aber schon wieder mit Aramäischem gemischt ist. Ein alter Nebenzweig des Arabischen ist das Aethiopische; von beiden gibt es wieder neuere, schon halb verdorbene Mundarten, nämlich von ersterem das Maurische und Maltesische, von letzterem das Amharische. Die Grenze des semitischen Sprachgebiets war der Tigris, doch scheint in dem eigentlichen Assyrien auch noch eine semitische Mundart geherrscht zu haben. Jenseit dieses Stromes fingen die persischen Sprachen an, die nicht nur in ihren Wörtern und Ausdrücken, sondern auch in ihrem Bau und in ihren Elementen von den semitischen so gänzlich verschieden waren, daß man sogleich in ihnen die Zweige eines andern Hauptstammes erkennt. Unter den herumziehenden Völkern des mittlern u. nördlichen A.s bemerkt bereits Herodot eine große Verschiedenheit der Sprachen. Die griechischen Kaufleute, welche aus den Handelsstädten vom schwarzen Meer durch das jetzige Kaptschak nach den Nordländern des kaspischen Meeres und der großen Bucharei zogen, mußten sieben verschiedene Dolmetscher mit sich nehmen, weil sie durch eben so viel anders redende Völker kamen. Ungeachtet dieser Verschiedenheit aber kann man doch nicht zweifeln, daß es auch in diesen großen Steppenländern weit herrschende Sprachen gegeben habe, wenn man die großen und weitverbreiteten Völkerstämme kennt, die, wie Scythen und Sarmaten hier umherzogen. Die größte Mannigfaltigkeit der Sprachen scheint aber im Alterthum in den kaukasischen Gebirgsländern geherrscht zu haben, wie sie sich dort auch noch gegenwärtig findet. Die große Menge kleinerer Völkerschaften, die hier ihre Wohnsitze hatten und zum Theil durch Kriege, gewiß aber noch mehr durch den lebhaften Verkehr und Handel, der in diesen Ländern Statt fand, dahin gezogen waren, stammten aus sehr verschiedenen Gegenden und hatten daher auch alle ihre verschiedenen Mundarten mitgebracht. In der einzigen griechischen Handelsstadt Dioscurias, an den Ostufern des schwarzen Meeres, hörte man zur Zeit der großen Märkte, die dort gehalten wurden, nach Strabo's Bericht, über 70 verschiedene Mundarten reden. Eben dieses lehren auch die Nachrichten, die uns Xenophon in der Geschichte seines berühmten Rückzuges, der durch diese Gegenden ging, aufbewahrt hat. In Armenien konnte er sich noch durch seine persischen Dolmetscher verständlich machen; als er jedoch aus diesem Lande weiter nach Westen und dem schwarzen Meere zog, traf er eben so viele ihm gänzlich unbekannte Dialekte, als er kleine Völkerschaften vorfand. Als die alten Hauptsprachen Vorderasiens muß man also vorzüglich die semitischen und persischen Mundarten ansehen, von welchen die letzteren bis zum Indus reichten. Unserm Zeitalter war es aufbehalten, über die alten Sprachen jenseit des Indus zu größeren Aufschlüssen zu gelangen, namentlich durch die Bestrebungen der asiatischen Gesellschaften. Die Sprachen von Indien ruhen auf dem uralten, jetzt todten Sanskrit (s. d.), der klassischen und heiligen Sprache, welche, ausgezeichnet durch Reichthum und Bildung, Klarheit und Wohlklang, die Muttersprache der griechischen, italienischen, germanischen Sprache geworden ist. Die abgeleiteten Dialekte heißen Prakrit (gemeine Sprache), in welcher scharfe Unterschiede verschwinden, das Harte und Bestimmte abgeschliffen wird ꝛc. Die ältesten sind das Pali von Hinterindien u. das Zend der Parsen.

Was die noch lebenden Sprachen betrifft, so ist von den semitischen Sprachen die noch jetzt le-

bende arabische eine der reichsten und weitverbreitetsten der Welt. Die georgische Sprache muß, obgleich sie manche Aehnlichkeiten mit einzelnen indogermanischen Sprachen hat, doch als eine besondere Stammsprache betrachtet werden. Zu den kaukasischen Sprachen gehören die Sprache der Lesghier (mit den avarischen und andern Haupt- und Nebendialekten) die Sprachen der Midzhier, der Tscherkessen (eigenthümlich, schnatzend und zischend und ohne Schrift) und der Abasen (im Nordwesten des Kaukasus und südlich vom Gebirge auf dem Litorale). Die Benennung kaukasische Sprachen hat mehr geographische Bedeutung, als daß sie die Zweige eines Stammes bezeichnete. Die armenische Sprache rechnen Bopp und Neumann zum Sanskrit, andere zur persischen Sprache. Die Sprache Persiens gehört der indogermanischen Familie zu. Die älteste, noch in den Religionsbüchern aufbewahrte, ist das Zend, die aus der Sanskrita ohne Zweifel entsprungene Ursprache Persiens; sie herrscht im Norden von Aserbeidschan bis Balkh und Kabul. Im Süden (Chaldäa und Persis) sprach man das ebenfalls in Keilschrift dargestellte, aber von semitischen Elementen durchdrungene Pehlwi, wovon die Inschriften zu Persepolis Ueberbleibsel sind. Aus ihm bildete sich wohl das an Dialekten reiche Parsi und erst aus diesem durch arabischen Einfluß die neupersische Sprache, welche in die Hofsprache und die Volkssprache mit den Dialekten von Ghilan, Masenderan, Taberistan, dem Guebri u. a. zerfällt. Die kurdische Sprache ist eine Schwester der persischen, ist sehr ähnlich, nur noch mehr mit semitischen Wörtern gemischt; ob in dem Gebirge Luristans nur diese oder eine eigene lurische Sprache gesprochen wird, läßt sich nicht bestimmen. Wenigstens werden 12 Mundarten der Kurden genannt. Türkisch wird im Nordosten Persiens gesprochen, wie auch die gebildeten Stände in Persien diese und die arabische Sprache zu verstehen pflegen. Die afghanische Sprache (Puschtu oder Puchto), mit persischen Zeichen geschrieben und mit persischen, arabischen, syrischen und chaldäischen Wörtern gemischt, zerfällt in drei Dialekte. Im Osten von Afghanistan wirkt das Indische noch ein, im Norden das Türkische, im Westen wird fast bloß persisch gesprochen. Die Sprachen der Beludschen und Brahui sind dem Hindustani verwandt und zerfallen in Dialekte. Auch die Sprache der Osseten wird zu den persischen Sprachen gerechnet. Sehr mannichfaltig sind die indischen Sprachen. Das heutige Indien theilt sich in zwei große Sprach- und Völkergebiete, das nördliche und südliche, zwischen denen eine Linie, von Goa nach Bizagapatam gezogen, die Sprachscheide ziemlich richtig angeben mag. Wir nennen den nördlichen Sprachstamm den „sanskritischen", den südlichen den „dravidischen". Alle Mundarten, welche im Norden von Vindhya bis an den Himalayah gesprochen werden, sind Töchter des Sanskrit. Die alten Sanskritbücher führen eine gedoppelte Fünfzahl von Braminenstämmen an, nach denen sich auch die heutigen Brahminen noch unterscheiden, die (5) Panchagaudas im Norden und die (5) Panchadravidas im Süden, und es ist gewiß bemerkenswerth, daß sich der nördliche und südliche Sprachstamm je in 5 Hauptzweige theilten. Beim nördlichen ist dies weniger deutlich, doch lassen sich unterscheiden: das Mahratta, das mit seinem Dialekt Conconi den Strich von Goa bis Surat und landeinwärts etwa bis Nagpur einnimmt; das Guzurathi (d. h. indisch Gurjara), welches von Surat nordwärts geht und wahrscheinlich die Sprache von Malwa als einen weit verbreiteten Dialekt einschließt; das Hindi, die Grundsprache des obern Gangesthales, welche in verschiedenen Mischungsverhältnissen mit dem Persischen und Arabischen, so lange sie noch mit Sanskritbuchstaben geschrieben wird, Hinduwi, wenn sie vollends ganz Mischsprache und mit arabischen Buchstaben geschrieben wird, Hindustani heißt und in dieser letztern Gestalt die über ganz Indien vom Indus bis zum Ganges verstandene Umgangssprache der Europäer und ihrer Bedienten, aber zugleich die Muttersprache der Mohammedaner ist; das Bengali im untern Gangesthal, von Patna an abwärts; das Orissa, eine Verstümmelung aus dem Udiya, an der östlichen Seeküste von Balorsore bis Vizagapatam. Alle diese Sprachen stehen dem Sanskrit so nahe, als etwa die romanischen Sprachen dem Lateinischen, in manchen Rücksichten noch näher. Aber von der frühern größern Ausdehnung des südlichen Stammes her, welche vorbraminisch und von den von Norden herabgekommenen Braminen zurückgedrängt ist, haben die meisten dieser Sprachen einen sehr fühlbaren Zusatz von Wörtern, die aus ihrem Sprachschatze unerklärlich und dem Dravidischen entnommen sind. Im Mahratta machen diese fremden Worte einen ansehnlichen Theil des Sprachschatzes aus; im Hindustani, das eine Handelssprache ist, natürlich noch mehr. Dies hat schon oft die irrige Behauptung veranlaßt, die fünf nördlichen Sprachen seien Grundlagen oder Reste einer alten Sprache, und aus ihnen habe sich erst das feinere, gereinigte Sanskrit entwickelt. Die Völkerschaften des südlichen oder dravidischen Stammes sind folgende: das Tamilvolk, welches sich in die drei alten Stämme Pandya (Centrum: Trichinopoly), Chola (davon Tscholamandalam, Koromandel) und Chéra (Centrum: Koimbatur) theilt; seine Sprache herrscht vom Kap Camorin (d. h. indisch Kanyakumari, Jungfrau) aufwärts bis Madras und landeinwärts bis zum Ostabfall des Ghatplateau's und nimmt auch noch die nördliche Ebene von Ceylon ein, während im Süden der Inseln die indische Inselsprache, das Malayische, als Cingalesisch einheimisch ist; das Telugu- oder Telingavolk (englisch Northern Circars), im Norden von Madras bis nach Vizagapatam, vom östlichen Meer bis an den östlichen Fuß der Ghats; das kanaresische Volk auf der Hochebene von Dekan, etwa vom Bidschapur an der Mahrattengrenze durch das Gebiet von Mysore bis Koimbatur; das Tulu- oder Taulavavolk, in dem Küstenstrich am Westgehänge der Ghats von Brahmavara oder Gocarna (etwas oberhalb Honore) bis Chandragiri (Mondsberg) und von da bis zum Kap Camorin; Malagalam oder Kerala, deren Gebiet im Osten durch die Ghats, eine Strecke lang durch den Animalayapaß, dann durch das nach Ceylon fortsetzende Camoringebirge begrenzt ist. Die Karnatik bewohnen die gleichnamige Küste. Andere Sprachen: Rhadiamali, Ghond werden im Vindhya-

gebirge gesprochen. Zu diesem Dravidastamm gehören entschieden auch die Bihls, Khunds, Pujarris, u. a. m., die alle alte, bald der einen, bald der andern jener fünf Schwestersprachen näherstehende Dialekte reden. Wie durch ihre physische Natur, so schließen auch sprachlich, indem ihre Sprachen zu den agglutinirenden Sprachen gehören, in denen die Beziehungssilben mit der ursprünglich einsilbigen Wurzel sich verbinden, die Bevölkerung Dekans an die malayische und zwar insbesondere indochinesische Völkerfamilie an. Die hinterindischen Sprachen sind ebenfalls sehr verschieden. Die birmanische ist, wie die meisten hinterindischen, noch wenig bekannt. Sie soll zu dem alten Pali von Hinterindien, der heiligen Sprache der Religionsbücher, in demselben Verhältniß, wie die hindustanische zum Sanskrit, stehen, ehemals weit verbreitet gewesen sein u. herrscht noch jetzt in Siam. Auch in der neueren Sprache gibt es noch eine heilige und gemeine. Mundarten giebt es viele, die besonders im Norden gesprochen werden. Die Sprache von Pegu ist wesentlich verschieden, aber noch wenig untersucht. Die in den Garrowgebirgen gesprochene Sprache, Gaura genannt, ähnelt der tübetischen und den Hindusprachen, besonders dem Bengali. Die siamesische Sprache oder Thai soll sich in mehren Dialekten auch über Laos und bis nach Yünnan erstrecken. Das Thai hat eine Menge von Vokalen und Halbvokalen, die für Westasiaten und Europäer nicht aussprechbar sind, auch zeichnet der Mangel an Guttural- und groben Zischlaute diese Sprache aus. Für die heilge Literatur gilt das Pali (Bali) oder Pasa Makata, auch Kamkom (d. i. Kambodscha, weil dort nur das Pali herrscht), ganz wie in Laos, Ava, Pegu, Kambodscha, Ceylon; nur die Schriftzeichen unterscheiden sich: Pegu, Ava, Lao haben eine abweichende Mundart, selbst wieder etwas unter sich verschieden, Ceylon eine eigene, Kambodscha und Siam ganz dieselbe. Die malayische Sprache in viele Dialekte zersplittert, gemischt mit indischen, persischen und arabischen Wörtern, zeichnet sich durch ihre weichen Klänge aus. Sie zerfällt in die Hofsprache (Bhasadalam), die höhere Umgangssprache (Bhasa Bangsawan), die stark vermischte Handelssprache (Bhasakschukan) und die Schriftsprache (Bhasajawi), welche mit chinesischen Zeichen geschrieben wird. Die anamesische Sprache, zu den einsilbigen gezählt, soll chinesischen Dialekten ähnlich sein, arm und wenig biegsam, schwer auszusprechen. Zur Schrift gebraucht man chinesische Zeichen, jedoch anders als in China kombinirt und ausgesprochen. Nord- und Süd-Anam unterschieden sich kaum in der Sprache. Auch hier hat der Stolz des Hofes eine eigene Sprachweise gebildet, der Handel alle Idiome vermischt. Das Pali ist die Sprache des religiösen Kultus. Die Sprache der Kambodscher ist eigenthümlich; die von Laos siamisch. Die chinesische Sprache, eine der merkwürdigsten auf der Erde, jetzt näher bekannt und vielfach erforscht, theilt sich in die des gemeinen Volkes, welche in eine Menge von Dialekten zerfällt, weil sie nicht so durch Schrift festgehalten wird, und in die gebildete, gelehrte Kuanhua- oder Mandarinensprache, die durch ganz China von den höheren Ständen gesprochen wird. Auf die reinere Sprache hat schon die am Hofe, in der Armee, in Geschäften und Urkunden gebrauchte Mandschusprache Einfluß und ändert sie; daher ist der Dialekt von Peking einer der schlechtesten, reiner der von Nanking. Die Dialekte haben ihre besonderen Namen, wie Chinn (Mandarinsprache), Kong (Kantondialekt), Way, Nam, Tschin ꝛc. Außer andern fremden, sind im Westen und Süden noch manche tübetische und indische Sprachvarietäten anzutreffen. Man weiß von mehr als 10 Mundarten, die wesentlich von einander abweichen. Weithin durch A. und auf die Inseln hinaus hat sich der Gebrauch chinesischer Sprache und Schrift verbreitet, und dieses Volk ist eigentlich der Lichtträger Hochasiens geworden durch seine reiche Literatur. Die Sprache der Koreer ist dem Chinesischen verwandt, so daß man den Inhalt ganzer Sentenzen des Koreischen schon aus dem Chinesischen versteht, wenn man sich nur an die Töne der Koreer gewöhnt hat, mit denen sie die chinesische Schrift lesen. Ungemein auffallend ist aber auch die Aehnlichkeit zwischen der koreischen und japanischen. Die japanische Sprache ist aber eine eigenthümliche, aus keiner der bekannten entsprungene, mit mehren aber, wie besonders mit der Lieu-Khieu-Sprache, mit der der Ainos und mit der chinesischen so stark gemischte Stammsprache, daß sie für sehr viele Dinge zwei Ausdrücke, einen einheimischen und einen fremden, hat, was aber keineswegs eine doppelte Sprache begründet. Von der oben genannten Lieu-Khieu-Sprache wissen wir noch wenig. Klaproth hält sie für einen japanischen Dialekt, Grosier weder für dieses, noch für chinesisch. Nur darin ist man einstimmig, daß drei Mundarten (auf den nordöstlichen Inseln, in Groß-Lieu-Khieu und auf den südwestlichen Inseln) gesprochen werden, die weicher als das Chinesische klingen. Die tübetische Sprache hat nicht die geringste Verwandtschaft oder Aehnlichkeit mit den andern Sprachen Hochasiens, d. h. nicht mit der mongolischen, auch nicht mit der türkischen, oder der tunguſischen, weder in ihren Wurzeln, noch auch in ihrem grammatischen Bau. Ebenso wenig und noch weniger Verwandtschaft findet sich zwischen der tübetischen Sprache u. dem Sanskrit, obgleich dieses die einzige Grundlage der ganzen geistigen Entwickelung Tübets und namentlich auch seiner höhern Ausbildung in Schrift und Literatur von vorne herein war, jetzt noch ist und nach jeder historischen Wahrscheinlichkeit auch fernerhin bleiben wird. Um so größere Aehnlichkeit und Verwandtschaft herrscht zwischen der tübetischen und der chinesischen Sprache, nicht nur in Betreff der Wurzeln, sondern auch der Grammatik. Die mongolische Sprache hat, was auf frühe Völkermischung hinweist, viel Verwandtschaft mit der tunguſischen und türkischen, ist aber eigenthümlich in drei Hauptmundarten nach den Volksstämmen zertheilt, die eigentlich mongolische, die ölötische (am meisten abweichend), die burätische (am ruhesten). Die mandschurische Sprache kündigt sich als verwandt mit den türkischen u. mongolisch-tunguſischen Dialekten an, selbst in Mundarten zerfallend, und enthält auch chinesische Wörter verunstaltet. Aber ganz verschieden von der chinesischen (einsilbigen) Sprache hat sie ihren eigenthümlichen, wie Manche behaupten, den europäischen Sprachen ähnlichen Bau. Der türkische Sprachstamm umfaßt außer der eigentlich osmanischen Sprache

das Tatarische von Kasan, Orenburg, Tobolsk ꝛc., die uigurische und turkomanische Sprache, die Sprache der Usbeken, Nogayer, Kisilbaschen, Baraba-tzen, Baschkiren, Bastanen, Kumücken, Khazaren Kamunen, Teleuten, Jakuten, Meschtscherjäken, Kirgisen und Tschuwaschen. Der finnische Sprachstamm greift nach Europa herüber; in A. kennt man von ihm besonders die syrjänische, permische, wotjakische, wogulische, ostiakische (am Ob), mordwinische, tscheremissische Sprache ꝛc. mit ihren zahlreichen Dialekten. Die Sprachen der Ainos, welche auf den Kurilen und zum Theil in dem südlichsten Kamtschatka gesprochen werden, zeigen einzelne Aehnlichkeiten mit samojedischen und andern verwandten Sprachen des Nordens von A. Die Sprachstämme der Jukagiren, Korjäken und Tschuktschen sind meist unter sich verschieden. Die Sprache der Tschuktschen ist mehr amerikanischen Ursprungs. Die kamtschadalischen Sprachen haben von den vorigen Mehres angenommen, sind jedoch ganz für sich bestehende, wenig bekannte Sprachen. Die javanische Sprache, nebst den Dialekten von Bali u. Madura, hat zur Grundlage die Sanskritsprache, die nebst uralter indischer Gesittung, Religion u. Kunst aus dem Westen der vordern Halbinsel (Kalinga, im Norden von Madras) zur See eingewandert ist, wie sie auch nach Sumatra kam. Man theilt die Sprache von Java doppelt. Einmal ist eine gemeine Hauptsprache vorhanden, die sich in 4 Dialekte theilt, die zwar weit abweichend, doch nur durch Mischung mit andern Sprachen entstanden sind. Es sind dieses die Sundasprachen im Bergtande westlich vom Tegal, die Javasprache von Tscheribum aus auf der ganzen Nordostküste und im Osten, endlich die Madura- und Balisprachen. Außer dieser Gemeinsprache hat man noch die Dichtersprache, Kawi (sanskritisch s. v. a. Dichter); sie ist, was das Pali in Hinterindien und die Sanskrita in Hindostan. In ihr sind alte Denkmäler und alte Bücher geschrieben, auf Bali lebt sie noch als Kirchen- und Gesetzsprache. Die Sundasprache, vielleicht ehemals allgemein im Westen, ist jetzt noch rauhere Gebirgssprache mit viel Malayisch, weniger Sanskrit. Umgekehrt verhält es sich in der mit der östlichen Javanern gemeinsamen Bhasakrama (Bhasadalam, Hofsprache), worin viele Kunstwörter und Namen erscheinen. Die Sundasprache redet ein Zehntel der Einwohner. In Bantam ist sie mit Malayisch gemischt, um Batavia u. a. O. noch dazu mit Javanisch, Holländisch, Portugiesisch, Chinesisch, ein Jargon. Die Bhasakrama oder ein Mitteldialekt zwischen ihr und der Volkssprache reden die Vornehmern unter sich u. in Briefen, Laute und Orthographie sind hier anders. Der Geringere redet in ihr den Vornehmern an, während dieser ihm in der Gemeinsprache antwortet. Letztere spricht das Volk unter sich. Beide müssen, obgleich gleichen Baues, doch geternt werden. Die dem Sanskrit ähnlichere Javasprache redet acht Zehntel. Die samojedischen Sprachen wurden ursprünglich am obern Jenisei und auf dem sajanischen Gebirge, später und noch jetzt längs dem Jenisei, am Ob und an den Küsten des Eismeeres gesprochen. Sie zeichnen sich aus durch Kürze im Ausdruck und Mangel an Zusammenhang im Periodenbau, und haben viele Wörter, mit andern asiatischen Sprachen, selbst den ihnen fernsten, gemein. Gewöhnlich unterscheidet man drei Stämme u. Hauptdialekte; den der Samojeden von Postosersk, Obdorsk, der Jurazen, von Mangaseja u. von Turuchansk den der Samojeden am Tas, um Tomsk und Narym, am Ket u. Tym, der Laak-Ostiaken und Karassen; den der Koibalen, Kamaschen, Motori ꝛc. Von Einigen werden auch die Sprachen der Jeniseier (Ostiaken am Jenisei ats ein besonderer Sprachstamm angenommen.

Die große, aber äußerst ungleich vertheilte Bevölkerung gehört drei verschiedenen Racen an, der kaukasischen, mongolischen u. malayischen. Ist es schon schwierig, die Volkszahl überhaupt in A. zu bestimmen, so erheben sich noch ungleich größere Schwierigkeiten, zu bestimmen, wie viel jeder derselben zugehöre; seit dem Beginn der Geschichte sehen wir in A. fortdauernd massenhafte Bewegungen der verschiedenen Völkerstämme, durch welche andere Stämme theils in unzugängliche Gegenden verdrängt wurden, wie im Kaukasus, in den waldigen Berg- und Gebirgsdistrikten Vorderindiens, insbesondere Dekans, oder eine Völkerschicht sich gleichsam über die andere herlagerte, die besiegte entweder unterdrückend, so daß der Gegensatz höherer und niederer Kasten sich bildete, wie in Indien, zum Theil auch in Turan, oder sich theilweise oder ganz mit ihr vermischend, wie in Persien, in Westasien. So können die Angaben über die Vertheilung der Bevölkerung A.s nur sehr ungenügend gegeben werden. Dieterici berechnet: 1) Kaukasier (in der asiatischen Türkei, Arader), ein Theil der Perser, Afghanen, Beludschen, Ostindier und Sibirier: 36 Millionen; 2) Mongolen im chinesischen Reich, in der Buchari oder Turan; eingewanderte Stämme in Persien, Afghanistan, Beludschistan, Vorder- und Hinterindien: 552 Millionen, 3) Malayen in Japan, Vorder- und Hinterindien; auf den hinterindischen Inseln: 199 Millionen. Nach Retzius' Eintheilung der Menschen theilen sich die Bewohner A.'s in Dolichocephalen mit länglichem ovalen Kopf, zu denen Hindu, Chinesen, arische Perser, Araber, Juden, Tungusen, Malayen u. die Bewohner des Westens gehören, u. in Brachycephalen mit kurzem, fast kubischem Kopf, Türken, Mongolen, Polarvölker, würde die Zahl der ersteren 610 Millionen, die der letzteren 145 Millionen betragen.

Hinsichtlich der Religion sind in A. vor Allem der Buddhaismus und Brahmaismus vorherrschend, letzterer nur in Vorderindien; im ganzen übrigen Südosten, Osten und bis nach den Norden hinein herrscht Buddhaismus, in Tübet und bei den mongolischen Völkern als Lamaismus, in China und Japan vermischt mit dem ursprünglichen Religionssystem beider Völker. In seiner vorderindischen Heimat ausgerottet durch das Bramanenthum, ist er auch auf den Inseln durch das Eindringen des Islam bis auf Reste zusammengeschmolzen; aber überall, wo er herrschend ist, durch seine Toleranz ausgezeichnet. Mannichfach ist noch der Glaube an gute und böse Geister, im Norden insbesondere verbunden mit dem Glauben an Zauberei, verzerrt zum Schamanismus, unter den Völkern niederer Kulturstufe verbreitet. Auch bei den in die Walddickichte Dekans, in die Gebirge des nordwestlichen Indiens und Hinterindiens verdrängten Resten der Bevölkerung und bei der malayischen Bevölkerung, wenigstens im Innern der

großen Inseln des Südostens, finden wir den Menschen fast auf der Stufe des Wilden, mit mannichfachen Religionsgebräuchen, bei denen sich die religiösen Vorstellungen zuletzt bis zum fast gänzlichen Mangel derselben abschwächen. Versprengte Reste der Anhänger Zoroasters, Gebern oder Parsis, haben sich noch in den westlichen Küstenländern Vorderindiens und in einzelnen kleinen Kolonien bis Baku am kaspischen Meer erhalten. Ihre Zahl wird auf eine ¼ Million geschätzt. Elemente des alten Sabäismus durch mohammedanische, theilweise christliche modificirt, finden wir bei den Jeziden in dem obern Tigrisgebiet und den Sabiern in seinem Mündungslande; Anklänge des alten syrischen Astarothdienstes bei den Drusen und Anzariern der Gebirge Nordsyriens. Dieterici berechnet die Menge aller dieser Hirtenvölker auf 600 Millionen. Juden leben zerstreut über den ganzen Westen A.s, am zahlreichsten noch in der asiatischen Türkei, insbesondere in Palästina, wo sich auch noch Reste der Samaritaner finden, und an der Südwestküste Vorderindiens. Ihre Gesammtzahl wird auf nur 350,000 angenommen. In Westasien, der Wiege des Christenthums, sind nur Reste der Ausrottung durch den Islam entgangen, in Kleinasien und vereinzelt in Syrien griechisch-katholische, welches Bekenntniß auch durch das ganze russische Asien nördlich des Kaukasus das herrschende ist. Die armenische Kirche ist noch die herrschende in ihrer Heimat; zerstreut leben zahlreiche Armenier noch insbesondere in Persien u. in der asiatischen Türkei. Zahlreich sind die christlichen Sekten, die sich in den Gebirgsländern Westasiens erhalten haben, so die Nestorianer in den Thälern Westkurdistans, die Maroniten im Libanon, die syrischen oder jakobitischen Christen in Syrien, von denen sich auch noch ein Rest im südwestlichen Vorderindien als Thomaschristen erhalten findet. Unter den abendländischen Kirchen sind allein die Bemühungen der katholischen Kirche, theils die Reste der alten Kirchen Westasiens in die Gemeinschaft mit Rom zu ziehen und unter den heidnischen Völkern das Christenthum zu verbreiten, von Erfolg gewesen bei den Maroniten, einem Theil der Armenier und Jakobiten, der sich mit der römischen Kirche unirt hat. Auch in Delan finden sich noch katholische Hinduchristen, doch hat ihre Zahl abgenommen, wie Portugals Macht gesunken ist. Mit Erfolg wirken gegenwärtig noch katholische Missionäre im Südosten des asiatischen Festlandes, wenn gleich in China nur Trümmer der blutigen Ausrottung, der die Vertreibung der Jesuiten folgte, vorhanden sind. In Japan gelang die Ausrottung des meist sehr verbreiteten Christenthums vollständig. Gering war der Erfolg protestantischer Missionäre in Indien, und nur die englische und holländische Bevölkerung Vorderindiens u. der Inseln ist protestantisch. Dagegen hat der Islam mit Feuer und Schwert sowohl, wie durch friedliche Missionäre in einem großen Theil Asiens die Herrschaft errungen. In dem ganzen Westen ist er die herrschende Religion, nach Osten herrscht er bis Ostturkestan, in der kleinen Bucharei; 10 Millionen Vorderindiens sind Mohamedaner, weit hat er sein Gebiet unter den Malayen der Halbinsel Malakka und auf den Inseln ausgebreitet; er herrscht im Kaukasus und unter zahlreichen Nomadenstämmen Südwestsibiriens. Die Mehrzahl sind Sunniten und nur die Perser Schiiten; in Nordsyrien bekennen sich äußerlich zu ihm die Geheimsekten der Drusen und Anzarier. 50 Millionen schätzt Dieterici ihre Zahl, während die der Christen nur auf 10 bis 11 Mill., wovon 3—4 Mill. jakobitische.

Von den Beschäftigungen herrscht der Ackerbau in A. vor, bei Chinesen u. Japanesen zur höchsten Stufe erhoben und weiter gebildet zum Gartenbau, in dem sie Europäern selbst als Muster dienen können. Die einheimische Industrie hat sich zeitig in A. entwickelt, und die Seidenweberei der Chinesen, die Baumwollenwebereien Vorderindiens, die Shawlweberei Kaschmirs, die Teppichwebereien Buchara's, Persiens und in der asiatischen Türkei liefern gegenwärtig noch Manufakturen, die zu dem Schönsten und Besten gehören, was diese Industriezweige irgendwo erzeugen; aber wie beim Ackerbau sind die Werkzeuge die einfachsten und vermögen die Konkurrenz der Maschinenarbeit in Europa nicht auszuhalten. So kommt es, daß die Mehrzahl jener Länder einen großen Theil ihrer Bedürfnisse aus Europa bezieht und daß auf den Marktplätzen des Innern, nicht bloß auf den großen, wie Buchara, sich die Waaren Englands und Rußland Konkurrenz machen und die einheimische Gewerbthätigkeit, nicht bloß Indiens, dadurch gestört ist. So ist es auch mit der Metallbearbeitung, und trotz der Güte der Klingen von Damaskus, von Teheran u. A. werden Klingen aus England und von Solingen eingeführt. Nur in wenig Gegenden wird Bergbau und Hüttenbau getrieben, wenn wir das asiatische Rußland und Japan ausnehmen. China und Japan behaupten auch in gewerblicher Thätigkeit den Vorrang in A. Die gröberen Stoffe werden meist von den Konsumenten selbst verfertigt; der kriegerische Kurdenhirte selbst spinnt noch seine Wolle an der Spindel, die ihm sein Weib webt, und auch die Lederbearbeitung ist überall zu Hause. Den Handel des Innern vermitteln Karawanen; Hamil, Bochara sind Knotenpunkte der sich kreuzenden Karawanenstraßen. Griechische Schiffe vermitteln den Verkehr im Westen, britische und holländische im Süden, chinesische mit den Schiffen aller Nationen, auch der Amerikaner, u. den Küsten im Südosten. Im Westen und Südosten hat der friedliche Handelsfahrer mit blutdürstigem Piratenthum zu kämpfen, dort mit den Inselgriechen, hier mit den Malayen und Chinesen, die zeitweise sich zu mächtigen Genossenschaften vereinigen. Mannichfach ist der Wechsel der Einfuhrhäfen und der Karawanenwege zu ihnen, oft rasch das Aufblühen einzelner Plätze. Singapore ist ein sprechendes Beispiel dafür. In 5 Jahren stieg nach Besitznahme durch die Engländer die Bevölkerung von 150 armen Fischern zu 15,000 Seelen. Die günstige Lage dieser Stadt zwischen China und Indien auf einer der Hauptstraßen des Welthandels ist die Ursache ihres raschen Aufblühens. Ein Beispiel des Verfalls geben Bassora und Bagdad, des Sinkens Aleppo. Die Oeffnung China's, was sonst nur an wenig Punkten den Handel mit dem Ausland gestattete, die Oeffnung des früher nur den Niederländern an einem Punkte zugänglichen Japans verspricht dem Handel neuen Aufschwung in den Ostländern. Trebisonde (Taraboſan), Smyrna, Beirut, Bombay, Madras, Kalkutta sind außer den genann-

ten die Haupthafenplätze A.s Eisenbahnen schließen jetzt Indien auf; der Bundeskrieg in Amerika ruft jetzt vielleicht den Bau der Baumwolle in dem Lande wieder hervor, von wo Bau und Verarbeitung derselben ausgegangen. Ein Netz von Telegraphenlinien spannt sich über Indien und Java aus. Im Bereich des Gebiets des Ackerbaues, der Industrie und des Handels finden wir in A. zahlreiche große Städte, die größten in China und Indien; dort Peking, eine nach unsern Begriffen freilich armselig gebaute, aber bis vor Kurzem mit ihren 2 Millionen Einwohnern die größte Stadt der Welt, jetzt freilich durch das raschanwachsende London überflügelt. Indien besitzt nach dem letzten Census 328 Städte mit mehr als 5000 Einwohnern, darunter 20 mit mehr als 100,000, so Kalkutta mit über 400,000, Bombay mit über 550,000 und Madras mit 700,000. Ein großer Theil der asiatischen Bevölkerung sind Nomaden; diese nehmen nicht allein den oben beschriebenen großen Gürtel der Steppen und Wüsten ein, sondern auch in den Gegenden der südlichen gemäßigten Zone bis zur Grenze der tropischen, wo der Ackerbau nicht ohne Bewässerung möglich ist, haben sie weite Gebiete der durch die politischen Umwälzungen in Unkultur zurückgefallenen alten Kulturländer Kleinasiens, Syriens, Mesopotamiens eingenommen. Auch die Bewohner der Gebirgsländer, wie Kurdistans, Armeniens, der Randgebirge Persiens, sind zum großen Theil nomadische Hirten, in der heißen Zeit auf den Gebirgen in der Winterzeit in den Niederungen umherziehend. Wie im Süden Kleinvieh, Pferde u. Kameele, auf den Gebirgen und Hochebenen auch Rindvieh, den Reichthum dieser Völker bilden, so im hohen Norden Rennthiere, deren Weiden die Tundra ist. Ueberall finden wir den Hund als Begleiter, und nur auf den Weiden der Westghatshöhen findet sich vielleicht das einzige Hirtenvolk der Erde, welches keine Hunde führt, trotz der Menge der dort wild vorkommenden. Filz ist bei den Turk- und Mongolenstämmen das Material zum Bau der Zelte oder Jurten, Birkenborke beim Nordländer. Nur in der Nadelwaldzone Nordasiens streifen die Jagdvölker umher. Die polare Küstenbevölkerung des Norden und Nordosten bilden Fischervölker bis zu den Ainos auf Saghalin. Der Kamtschadale füttert selbst sein Vieh mit den Gräten und andern Ueberresten seiner getrockneten Fische.

Die socialen Verhältnisse der asiatischen Völker sind äußerst verschieden; fast überall finden wir die Ehe, dabei aber die Polygamie fast überall gestattet, jedoch nur für die Reichen möglich; in Tübet auch die aus der Menge der Klöster zu erklärende Polyandrie oder Vielmännerei. Am laxesten ist die eheliche Verbindung bei den Inselbewohnern des Südostens, wo die reiche Fülle der Natur nicht zur gemeinsamen Sorge nöthigt. Die Stellung der Frau ist ungleich, doch fällt auf sie bei den nomadischen Völkern der Hauptheil der Arbeit. Unter den Kurden wie auf Celebes finden wir sie selbst als Führer im Kriege, als Häuptlinge und Könige. Auswanderung kommt sowohl in den armen Gebirgsgauen des westlichen Himalayah als unter den Kulies der Westküste Dekans vor; aber wie die Savoyarden kehren diese stets mit ihren Ersparnissen zum heimischen Herd zurück. Dem Chinesen ist zwar gesetzlich die Fremde verschlossen, aber dennoch führt die Uebervölkerung u. der abenteuernde Trieb Tausende hinaus in die Ferne, vor Allem nach Hinterindien und seinen Inseln, wo sie, in seltenem Gemeingeiste zusammenhaltend, in den Städten besondere Quartiere bewohnen und ihr Brod als Tagelöhner, Krämer, Handwerker, als die Bergleute Hinterindiens, selbst als Goldgräber in Kalifornien und Neuholland suchen. Mannichfach sind die Verhältnisse der Stände zu einander, von der gesetzlosen Gleichheit Aller, wie wir sie bei den halbwilden Stämmen in Dekan, Hinterindien und auch auf den Inseln finden, und der Gleichheit Aller vor dem Gesetz, wie sie im eigentlichen China und den hinterindischen Staaten herrscht durch die Scheidung des Volkes in herrschenden Adel und Volk bei den Kaukasiern, Georgiern, Kolchiern, Bucharen, bis zur strengsten Abgeschlossenheit und Ueber- und Unterordnung der Kasten bei den Hindu; von der Freiheit Aller, durch die Scheidung von Freien, Hörigen und Sklaven, wie im Kaukasus, bis zur sklavischen Unterthänigkeit Aller, wie in Hinterindien. Aehnliche Kontraste bildet die staatliche Verfassung. In China und Hinterindien hat sich der Despotismus mit Gleichheit der Stände, mit Unterordnung Aller unter ein heiliggehaltenes Oberhaupt, dessen Name nicht einmal während seiner Lebzeiten genannt werden darf, mit einem entwickelten, nach Rangstufen scharf abgetheilten Mandarinenthum, wo nur der durch Prüfungen als würdig Erwiesene vorrückt, ausgebildet. In Japan herrscht eine streng ausgeführte Feudalverfassung; in Persien u. Turan die Form der mohamedanischen Despotie; unter den Kaukasiern die aristokratische Republik ohne große staatliche Einigung. Auch unter den Malayen herrscht staatliche Zersplitterung, wie dort durch die Abgeschlossenheit der Alpengaue, so hier durch die insulare Natur bedingt oder begünstigt. Die ursprünglich theokratische Regierungsform des Bramaismus und Buddhaismus hat sich nirgends in Form selbstständiger Staaten erhalten; in Japan ist die Herrschaft nominell geblieben, in Tübet unter chinesischer Hoheit, in Indien ist sie unter den Streichen des von Westen eingedrungenen Islam, schon von Mohammed dem Ghaznaviden gebrochen, endlich zertrümmert worden; doch hat sich auch heute noch der Bramine sein herrschendes Uebergewicht über die übrigen Kasten, das durch die Religion geheiligt ist, zu erhalten gewußt. Nur ein Theil der asiatischen Völker hat sich zur höheren Kultur entwickelt, wenn auch A. die Wiege aller menschlichen Kultur ist. China u. Japan sind alte Kulturstaaten, in denen früher Ackerbau, Gewerbthätigkeit, Wissenschaft zu hoher Blüthe gelangten; auch Indien und Persien, wo selbst die Kunst sich eigenthümlich entwickelte. Noch bewundern wir die kolossalen Monumente alter Kunst in Indien, in Persien, in den neuaufgegrabenen Resten der Hauptstädte des ersten Weltreichs, der assyrischen, bei Mosul. Der Westen ist bedeckt mit den Trümmern altgriechischer und römischer Kunst. Verfallen oder im Verfall begriffen sind die Moscheen und Palastbauten der Mohammedaner in Bagdad u. Samarkand. Reich ist die Literatur China's, Japans, Indiens, nur in Resten bekannt die altpersische. Wir bewundern die Dichterwerke Indiens, die Sakontala u. a., der Perser wie der Araber. Aber obgleich in China, in Japan, selbst in Indien und in den mohammedanischen Staaten zahlreiche Schulen existiren,

selbst Volksschulen; obgleich die Schulen der Moscheen (Medresse) von Damaskus, Bochara (im Khanat Bochara gibt es 180—200 Hochschulen mit 15—16,000 oft bejahrten Studenten und 1800 bis 2000 Elementarschulen mit 130—160,000 Schülern), die Braminenschulen Indiens wie zu Benares, die Lamaklöster Tübets vielen Schülern oft aus weitentfernten Gegenden, nicht allein in den Lehren u. Gebräuchen ihrer Religion, sondern auch in Philosophie u. Mathematik Unterricht ertheilen, so fehlt doch überall der Fortschritt; in stolzer Selbstgenügsamkeit schließen sich die Völker des Ostens ab. Nirgends tritt der Einfluß dieser Abgeschlossenheit greller hervor, als unter den Chinesen, bei denen trotz allgemein verbreiteter Bildung, trotz der frühzeitigen Erfindungen des Papiers und Bücherdrucks, doch seit vielen Jahrhunderten die Bildung stationär auf derselben Stufe verharrt. Nur der Japanese bemühte sich, den Fortschritten Europa's in den exakten Wissenschaften, früher durch Vermittelung der Holländer, zu folgen. Es ist eine segensreiche und die allein erfolgreiche Bemühung protestantischer Missionäre in der Levante sowohl als im fernen Osten, durch Schulen auf die Eingebornen zu wirken. Gering sind dagegen bis jetzt die Bemühungen der europäischen Herren in asiatischen Ländern, der Engländer und Niederländer im Süden, wie der Russen die Keime höherer Kultur im Norden in den hochbegabten Völkern des Ostens zu fördern und dadurch die Unbill politischer Unterdrückung zu sühnen.

Fünf Siebentheil A.s stehen unter russischem und chinesischem Scepter, fast ¼ Theil der Bevölkerung unter britischer Herrschaft, über die Hälfte unter chinesischer. Nach Dieterici vertheilt sich Land und Volk A.s in folgender Weise:

	QM.	Einw.	M. für 1 QM
Sibirien	247,736	7,000,000	28
Chinesisches Reich	231,021	400,000,000	1731
Ostindien	68,872	171,000,000	2483
Hinterindien	36,791	15,000,000	408
Indischer Archipel	37,620	80,000,000	2126
Japan	7,496	35,000,000	4669
Tatarei mit Turkestan, Bucharei, Khiwa	38,176	8,000,000	209
Persien	26,450	13,000,000	491
Afghanistan	12,160	4,000,000	329
Beludschistan	7,800	2,000,000	256
Arabien	48,260	5,000,000	103
Asiatische Türkei mit Dschidda	31,582	15,000,000	475

Die Vorzeit des asiatischen Archipels, der die alte Welt mit der neuesten verknüpft, gehört schon für A. der Sagengeschichte an, um wie viel mehr für's ferner liegende Europa; jene großen und kleinen Inselgebiete zwischen der Halbinsel Malakka und Neuholland sind bis zu diesem Tage nicht zu historischem Bewußtsein erwacht. Auch über Japan, das abgeschlossene Inselreich, ist unsere Kenntniß noch beschränkt und unvollständig. Gewaltthätig, kühn, hart und streng, durch China's Nachbarschaft und Umgang, Schrift u. Wissenschaft, Manufakturen u. Künste zum Staate gebildet, wetteifern die Japanesen mit ihrem Vorbild. Japan u. China stehen fast in ähnlichem Verhältniß zu einander wie Peru und Mexiko. Das Altaigebirge ist der Grenzstein zwischen Mongolen und Kirgisen, zwischen Tataren und den Völkern Sibiriens, eine nicht zu überschreitende Mark in Nordwesten. Rußland hat seit wenig Jahren weit über die Naturgrenzen der beiden kolossalsten neueren Weltmonarchien, des chinesischen und russischen Reichs, im Amurland hinübergegriffen. Die eigentliche Hochebene A.s der wahre Herd asiatischer Bewegung, die seit Jahrtausenden währt, ist der östliche Theil jener Gobi oder Schamo, der Sitz der Mongolen, von woher für die fernsten Westbewohner Erschütterung und Unheil kam. Die Gegend am obern Onon und Kerlon, zwei Armen des Amur, ist der klassische Boden der Mongolen, Dschingisthans Sitz, der aber schon nach einem halben Jahrhunderte mit all seiner Pracht versank. Zu Ende des 17. Jahrhunderts hausten hier wiederum die Kalkas-Mongolen unter ihren Khanen am Selenga, Orgon, Tula, Kerlon bis zum Dalainoor; 1688 sank ihre Macht durch die Eluthen (Kalmücken) und sie verschwinden im chinesischen Reiche bis auf den Namen. Dem Dalai-Lama, als geistlichem Haupte zu Tischoo-Lombo, waren die Mongolen unlergeben; doch hat sich der Lama der Mongolen losgerissen; als geistliches Mongolenhaupt herrschte er am Kingolm, jetzt, durch die Russen verdrängt, zwischen Orgon und Selenga. Nach Norden hin breitet sich das Alpenland Daurien aus, das Land der Dauren, jener Silberschmelzer, die im Anfange des 17. Jahrhunderts durch die Kosaken aus ihrer Heimat getrieben wurden. Zwischen dem Scheidegebirge des Amur und der Lena und dem Baikalgebirge liegen Hochebenen, die seit Jahrhunderten besser bebaut und dichter bevölkert waren. Yukagiren und Tschuktschen, Jakuten u. Lamuten, Korjäken hausen weiter nach Osten; aber sie liegen in Nebelferne, selbst für die neuesten Forschungen. Dasselbe gilt von den westlichen Länderstrichen Sibiriens, zwischen Lena, Jenisei und Obi bis zum Ural hin, einem Lande des Schreckens. Hier herrscht noch heidnischer Schamanenglaube auf weiten Strecken. Wenden wir uns dem hohen Mittelasien wieder zu, so betreten wir südwestlich vom Altai zuvörderst das Land, welches von den Songaren seinen Namen trägt; nomadisirende und ackerbauende Kalmücken wohnen jetzt hier, in den umgrenzten Bezirken des großen Altaigebirges. Gebäude von mongolischer Bauart zeugen von ihrer Verbindung mit jenem Volksstamm. Die heutigen Herrscher auf A.s Hochebenen sind die Mandschu, die, von Dschingiskhan verdrängt, sich 1632—85, unausgesetzt kämpfend, wiederum in China's Besitz gesetzt u. ihr Gebiet zu dem des jetzigen asiatischen Weltreichs erweitert haben. Die Tunguſen, mit eigener Sprache, wohnen von der Ostküste an am Amur bis zum Baikalgebirge und zur Lena; unter ihnen gibt es wenige Christen und Lamadiener, die Mehrzahl machen Sonnen- und Feueranbeter aus. Die Tataren gehören zu Hochasiens ältesten Bewohnern und sind als Dschingiskhans Streitgenossen oft mit Unrecht für gleichbedeutend mit den Mongolen gehalten worden. Am Kokonoor und am Onon, sowie südsüdöstlich vom Altai wohnten Tataren, zogen aber mit Dschingiskhan vom Hochlande nach dem Westen, um ihre alten Sitze nicht wieder einzunehmen, sondern den Mongolen zu überlassen. Am nördlichen Rande Hochasiens blieben nur kleine Reste mongolisch-tatarischer Völker, udinskische, tschulymsche Bergtataren, katschinskische Tataren u. a. mit alter Nationalität und Schamanendienst zurück. Auch die finnischen Volksstämme, die Lappen in Rußland und Norwegen, die Magyaren an den Karpathen kamen vom Hochlande herab; Igurer (Uiguren) wohnten zuerst im Feuerland (Ho-tcheou) zwischen

Turfan und der Songarei, und schon 120 v. Chr. werden sie als geschickte Metallarbeiter, Steinschneider u. dgl. in China gerühmt. Die heutigen Bucharen stammen zum Theil von jenen Uiguren ab. Im Gebiet der Ströme Amu u. Sir, der freien Tatarei der europäischen Geographen, ist der Sitz des höchsten, mittelasiatischen Glanzes im Mittelalter; hier liegen Samarkand, Buchara, Taschkend, Khiwa, die Kriegsstadt der neuesten Zeit, wie Buchara, die gelehrte, Samarkand, die prächtige Stadt Dschingisthans u. Tamerlans. Am Sir (Sihon, Jaxartes) ist auch der Sitz der Turk (Turkomanen, Truchmenen), die sich 699 den südwärts herandrängenden Arabern entgegenstellten. Von Turan bis zum Indus breitet sich das weite Land (Iran genannt) aus, welches Persien, Beludschistan, Afghanistan und Kabul in sich begreift. In Iran am obern linken Ufer des Amu erhebt sich das obere Balkh im alten Baktrien; eines zweiten tiefer liegenden, jetzt verschwundenen, wird in den heiligen Zendbüchern gedacht. Jenes war der Aufenthalt Zoroasters, dessen Lehre (Parsismus) der Abglanz indischer Regitionskultur, baktrisch-medischen Verhältnissen angepaßt ist. Am frühesten glänzte Medien, das Land in der Mitte zwischen Babylonien und Parthien, wie zwischen dem kaspischen Meere und dem persischen Busen. Hier lag Ekbatana, mit der großen indischen Handelsstraße und der Straße nach dem syrischen Lande; hier herrschten frühe schon Wohlstand und Ueppigkeit, Bildung und Kunst. Das Hauptvolk des alten Perserreichs war sinnig und kunstreich, Großartiges vollführend durch Gehorsam und Beständigkeit; Persepolis mit seinen Trümmern, den großartigen Treppenbauten, riesigen Säulen und Königsgräbern, die Meilen weit das Land bedecken, und Pasargada am Murghab sind davon Beweise. Der iberisch-kolchische Isthmus ist in Bezug auf Ausgehen und Zusammenströmen der verschiedenartigsten Volksstämme ein wichtiger Punkt zwischen Ost- u. Westasien. Kolchis, Iberia, Albania waren die Namen dieser kaukasischen Landenge mit ihren Gebieten in der alten Zeit; Kaukasien, Georgien, Grusien, Lesghien sind die heutigen Benennungen ihrer Theile. Der Kaukasus selbst liegt an der Seite des Weges, den die große Wanderung der Völker aus Ostasien gegen den Westen seit den ältesten Zeiten nahm, die andern Völker verdrängend oder mit sich verschmelzend. Gegen Süden war er die Schranke für die Eroberer aus dem Westen und Südwesten, auch das Ziel von Abenteurern, wie der Argonauten. So erklärt es sich, wie hierher zahlreiche Reste verdrängter Völker versprengt wurden und eine Mannichfaltigkeit von Stämmen in den isolirten Alpengauen neben einander sesshaft werden konnte, wie wir sie in den Alpen, nur in viel kleinerm Maßstab, wieder finden. Noch besitzen wir zu geringe Kenntniß von den Sprachen dieser Bergvölker, um die Verwandtschaften überall sicher stellen zu können. Awaren, Adigeh (Tscherkessen), Tschetschenzen, Abchasen, Lesgier, Udychen, Kumyken, Ossseten sind einige der größern Stammeinheiten in der Zahl von nahe 100 Stämmen, die von Berger als Bewohner des Kaukasus aufgeführt werden. Am jenseitigen Gestade des tiefen See's lag ehemals das untere Balkh, als noch der Oxus in das kaspische Meer floß eine reichbelebte Handelsstätte; auch Bardhaa war berühmt u. volkreich, umgeben von Obstpflanzungen, Nußbäumen und Maulbeerbäumen; die Seidenzucht war hier zu Hause, und in der Nähe sprudelten die heiligen Quellen. Nordöstlich am kaspischen Meere, wo jetzt die Stadt Tarku liegt, soll das Land „des Herrn vom goldenen Thore" gewesen sein, an der großen Schutzmauer, die den Norden von dem Süden zu trennen bestimmt war; ebenso im Südosten, wo der Alasan zum Kur sich wendet, die Porta alania, die hohe Pforte der Alanen. Gegenwärtig bestehen zwar weder die kaukasische Mauer, noch deren Pforten mehr, aber eine andere Veste bildete sich in den freien Bergvölkern der Tscherkessen, die jeder eindringenden Gewalt lange Trotz bot und erst in neuester Zeit zusammenbrach. Auch im kaukasischen Lande herrscht der Islam, der im Kampf mit russischen Eroberern im Gebirge Herr über das einst auf dem ganzen Isthmus herrschende Christenthum geworden ist. Armenien, das hochgelegene Araratland, wo Noah ans Land stieg, tritt frühzeitig in die Geschichte; seine Blüthe fällt aber unter die Herrschaft der Arsaciden. Durch St. Gregorius ward Armenien zum Christenthum bekehrt. Die heimischsagenhafte Zeit Kleinasiens reicht hoch hinauf in die Urzeit. Dem trojanischen Krieg, dem ersten großen Ereigniß, bei dem die europäischen Völker in den Kreis der großen Weltbegebenheiten treten, folgten die Ansiedelungen der Griechen durch Gründung von Kolonien, und bald entfaltete sich hier der reichbegabte hellenische Geist unter jonischem Himmel, im mildesten Klima, bei dem erquickenden Wehen heilsamer Meeresluft, geschützt vor den Gluthwinden wie vor den Nordstürmen, zur schönsten Blüthe. Kleinasien und Griechenland bedingten sich gegenseitig und regten sich im großen Wettstreit zu den edelsten Gebilden und Gedanken an. Trümmer vergangener Größe erhoben sich im Lande der alten Assyrer, so die Ruinen von Samasota (Schemisat), Romkala (Zeugma) und Ninive (Mosul). Als Ninive gefallen war, stieg Babylon im neuen Chaldäa, dem babylonischen Reiche, und als Cyrus die Schleußen und Kanäle, Darius Mauern und Thore, Xerxes die Tempel Babels zertrümmert hatten, hob sich Seleucia am Tigrisstrande; Ctesiphon aber bezeichnete die Herrschaft der Parther, die wiederum Seleucia vernichtete; auf Seleucia's Trümmern erstand Bagdad, die fünfte der wechselnden Herrschersitze, am Tigris, der Thron der Abassiden, in märchenhafter Pracht und Herrlichkeit, von 768—1258, also ein halbes Jahrtausend der Zusammenfluß des Reichthums, des Handels, der Gelehrsamkeit, der Hofsitte, des Fanatismus. Die Ostküste (Levante) Syriens vom Orontes bis Gaza und Damiette, oder auch enger begrenzt, ward zuerst bekannt durch die Phönicier, die Handel mit Glas, Purpur, Bernstein, Datteln und Bauholz trieben. Gleichzeitig mit Phönicien blühte auch Palästina, das kleine unscheinbare und doch weltbelebende und erschütternde, der Herd und Brennpunkt christlicher Bildung, die sich im südwestlichen A., vornehmlich aber nach dem fernen Abendland verbreitete. Das syrische Land, rings um Palästina gelegen, mit Antiochien am Orontes (Antakia), mit den Ruinen der Sonnenstadt Baalbeck (Heliopolis), mit Damascus, gestattet uns abermals einen Blick auf das Geschick des gesammten Vorderasiens, denn auch

Syrien (Soriſtan) war in daſſelbe verflochten. Der Sabäismus, der Sonnen- und Sternendienſt der Chaldäer, war Landesreligion des Gebiets vom Euphrat und Tigris bis in die ſpäteren Zeiten. Arabien iſt weltbedeutend geworden durch Mohammed, den Stifter des Islam, der von hier aus ſeine Herrſchaft über drei Welttheile ausbreitete. Gewerbe und Handel, Künſte u. Wiſſenſchaften blühten, Städte wurden gegründet (Bagdad, Kairo, Baſſora), Schulen und Akademien angelegt; in Spanien ſtanden die Mauren höher, als alle abendländiſchen Völker ihrer Zeit, und viel verdankt Europa dem gewerbfleißigen, geſchickten, poetiſch begeiſterten Volke. Aber wie die Araber in Europa vertilgt und vertrieben wurden, ſo unterlagen ſie in A. der Gewalt der Seldſchucken, deren großer Emir, Dſchelaleddin, das Türkenreich zu ſeiner höchſten Blüthe erhob. Nach ſeinem Tode zerfiel daſſelbe in einzelne Sultanate: Iconium, Kerman, Aleppo u. Damascus; in Iconium aber erſtanden wieder unter den Seldſchucken (1250) die Osmanen, die von 1206 an gegen das griechiſche Kaiſerthum ſtürmten, bis Mahmud II. es gänzlich zertrümmerte 1453.

Die Kenntniß von A. war im früheſten Alterthume ſehr beſchränkt. Homer kennt bloß die weſtlichen Küſten Kleinaſiens genauer, von der Nordküſte Kleinaſiens und den ſüdlichern Küſten am Mittelmeere exiſtirten nur einige Schiffernachrichten. Hecatäus, Herodot und Cteſias ſchildern, einiges Fabelhafte abgerechnet, ſchon ziemlich genau die zwanzig Satrapien des perſiſchen Reiches; auch wiſſen ſie Manches von Kolchis, Arabien und Indien. Sehr viel trugen zur weiteren Bekanntwerdung A.s die Feldzüge Alexanders des Großen bei, ſowie die auf ſeinen Befehl ausdrücklich zur Erforſchung unbekannter Küſten unternommenen Seeexpeditionen. Beſonders gehört hierher die Fahrt des Nearchus von der Mündung des Indus zur Mündung des Euphrat, deren Beſchreibung uns Arrian in ſeinem Werke „Indica" aufbewahrt hat. Noch näher wurden die Griechen mit Indien durch die Feldzüge des Seleucus Nicalor und durch die Geſandtſchaftsreiſen des Megaſthenes, Deimachus und Dionyſius nach Palibothra bekannt. Durch Oneſicritus und Megaſthenes erhielt man zuerſt genauere Nachrichten über Taprobane. Vorzüglich gerühmt werden auch die Schriften des Patrocles, der unter Seleucus Nicator und ſeinem Sohne Antiochus den indiſchen Ocean befuhr, auch über das kaſpiſche Meer manche Aufklärungen gab, welche in Verbindung mit denen des Demodamas oder Demonax, eines gleichzeitigen Heerführers, die durch Alexanders Geſchichtſchreiber über jenes Meer verbreiteten Fabeln berichtigten. Neue Quellen eröffneten einerſeits die von den Ptolemäern veranſtalteten Fahrten von Aegypten nach Indien, andererſeits die Entſtehung griechiſcher Königreiche in Baktrien und Indien, die ſich der ſinkenden Macht der Seleuciden zu entziehen wußten. Die Herrſchaft der Römer in Vorderaſien und die Kriegszüge derſelben gegen die Parther blieben gleichfalls nicht ohne Nutzen für die geographiſche Kenntniß A.s; ebenſo öftere Handelsreiſen nach Mittelaſien und nach Indien.

Zu Herodots Zeit kannten die Griechen von A. faſt nur das perſiſche Reich, welches in 20 Satrapien eingetheilt war. Außerdem war noch Kolchis einigermaßen bekannt. Eine maſſenhaftere Eintheilung dieſer Länder in A. innerhalb des Halys (A. intra Halyn) und A. außerhalb des Halys (A. extra Halyn), d. h. A. weſtlich u. öſtlich vom Halys, findet ſich ebenfalls ſchon bei Herodot; ſpäter unterſchied man auch A. innerhalb oder diesſeits des Taurus (A. intra s. cis Taurum, A. citerior), das Land nördlich vom Taurus, und A. außerhalb oder jenſeits des Taurus (A. extra s. ultra Taurum, A. ulterior), das Land ſüdlich vom Taurus, vom Pamphylien bis Indien. Am ſpäteſten, zuerſt durch Oroſius, kam die Eintheilung in Kleinaſien (A. minor) und Großaſien (A. major) auf; ſie entſpricht ſo ziemlich den beiden vorhergehenden, beſonders der erſten. Der weſtliche Theil Kleinaſiens (Jonien, Aeolis, Doris, Phrygien, Myſien, Karien, Indien ꝛc.) hieß als römiſche Provinz ſeit Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. Asia propria u. ſtand anfangs unter Proprätoren, ſeit Auguſtus unter Prokonſuln. Das geſammte A. zerfiel zu der Zeit der Antonine, in der blühendſten Periode des römiſchen Kaiſerreichs, in folgende Theile: Den Römern unterworfen waren: Pontus, Paphlagonia, Bithynia, Aſia propria (Myſia mit Helleſpontus und Troas, Aeolis, Jonia, Doris nebſt Rhodus, Lydia, Phrygia major nebſt Cibyra, Caria), Lycia nebſt Milyas und Cabalia, Galatia, Pamphylia, Piſidia, Iſauria und Lycaonia, Galatia, Cappadocia mit Melitene und Cataonia, Armenia minor, Cilicia, Cyprus, Syria mit Commagene, Phönice, Cöleſyria, Trachonitis und Palmyrene, Paläſtina (Galiläa, Samaria, Judäa, Peräa) und Arabia peträa mit Idumäa. Zu dem parthiſchen Reiche gehörten: Meſopotamia, Babylonia, Aſſyria, Media, Parthia, Hyrcania, Margiana, Aria, Drangiana, Arachoſia. Mehr oder weniger ſelbſtſtändig waren: Sarmatia, Aſiatica Kolchis, Iberia, Albania, Armenia major, Arabia (deſerta und felix), Suſiana, Perſis, Carmania (vera und deſerta), Gedroſia, Paropamiſadä, Bactriana, Sogdiana, Sacä, Scythia (intra Imaum und extra Imaum), Serica und Sinä, Indja (extra Gangem und intra Gangem), Taprobane. Ganz Kleinaſien, außer Cilicien, das zu Syrien gerechnet wurde, theilte man ſeit Diocletianus oder Konſtantin dem Großen in zwei Diöceſen, Aſiana (Aſia propria und die übrigen ſüdweſtlichen Provinzen, Lycien, Pamphylien, Lykaonien ꝛc.) und Pontica (Pontus, Bithynien, Galatien und Kappadocien). Aſia propria zerfiel unter Konſtantin wieder in mehre kleinere Provinzen: Caria, Lydia, Phrygia ſalutaris, Phrygia Pacatiana, Helleſpontus und Aſia; letztere reichte längs der Weſtküſte Kleinaſiens, vom Vorgebirge Lectun bis zur Mündung des Mäander, und umfaßte den größten Theil des alten Aeolis und Joniens nebſt einzelnen Theilen von Myſien und Lydien.

Durch die Völkerzüge aus A. nach Europa wurde die Bekanntſchaft mit A. von Europa aus unterbrochen; nur der Armenier Moſes von Chorene (Mitte des 5. Jahrhunderts n. Chr.) berichtete Einiges über Oſtaſien. Erſt durch die Araber wurde der über A.s Oſttheil verbreitete Schleier einigermaßen gelüftet. Von Handelsluſt ſowohl, als von wiſſenſchaftlichem Intereſſe getrieben, beſuchten ſie Länder des öſtlichen A.s. Schon gegen Anfang des 8. Jahrhunderts (710) reiſten ſie über Kaſchgar nach China. Wahab und Abu-Zeid (in der Mitte des

8. Jahrhunderts) durchwanderten einen großen Theil A.s u. beschrieben ihre Reisen. Hauptsächlich sind die Araber Massudi Kothbeddin u. Ebn Haukal (beide zu Anfang des 10. Jahrhunderts) zu nennen; auf sie folgte (1232) ihr Landsmann Ebn al Wardi. Andere trieben Seehandel nach China und nach Hinterindien; Vorderasien durchzogen sie erobernd bis an den Kaukasus. Europäer wurden seit dem 10. Jahrhundert durch religiöses Interesse nach A. geführt; man wallfahrtete nach dem heil. Grabe, schickte (um 1000) Missionen nach Palästina und endlich sogar seit 1096 in den Kreuzzügen bewaffnete Heerhaufen. Obgleich die Eroberungen der Europäer in A. nicht von Dauer waren, so blieb doch von nun an die Verbindung und der Verkehr mit A. ununterbrochen, und zwar nicht bloß im Interesse des Handels sondern auch in politischer Beziehung; man bezweckte dabei hauptsächlich die Verbreitung des Christenthums im Osten. Die christliche Sekte der Nestorianer hatte zu Anfange des 11. Jahrhunderts einen tatarischen Fürsten bekehrt, welcher nebst seinen Nachfolgern unter dem gemeinsamen Namen Presbyter Johannes (wahrscheinlich Verstümmelung aus dem Titel jener Fürsten Ungkhan) den Abendländern im 12. Jahrhundert bekannt wurde. Alexander III. versuchte denselben durch ein Apostolisches Schreiben für die römische Kirche zu gewinnen. Innocenz IV. sandte 1245 in derselben Absicht drei Franciskaner (unter ihnen Ascelin) zu dem Großkhan Gajuck und vier Dominikaner zu dem Oberfeldherrn desselben in Persien; Ludwig der Heilige 1248 mehre Dominikaner an denselben Großkhan und Franciskaner an den folgenden Großkhan Mangu und den mongolischen Fürsten Sartach, von welcher Mission der Reisebericht des Franciskaners Wilhelm Rubruquis (Ruysbroek) bleibende Bedeutung erlangt hat. Die genannten Missionäre können als die ersten Europäer angesehen werden, welche im Mittelalter Innerasien aus Autopsie kennen lernten; Ruysbroek namentlich war lange Zeit eine Hauptquelle für die Geographie A.s. Seinem Bericht kommt an Bedeutung nur der des Venetianers Marco Polo gleich, welcher im Handelsinteresse und im Auftrage des Papstes zu Ende des 13. Jahrhunderts in einem Zeitraume von 25 Jahren einen großen Theil von A. bereiste, namentlich die Mongolei, China und Bengalen, und in Begleitung des Großkhans der Mongolen die entlegensten Theile Ostasiens besuchte. Erst die Neuzeit hat ihn durch Bestätigung des von ihm aus eigner Anschauung Mitgetheilten vom Makel eines Aufschneiders befreit, mit dem sein Name von der Mitwelt verunglimpft wird. Mehr Anerkennung fand bei den Zeitgenossen schon Abulfeda (im 13. u. 14. Jahrhundert) mit seinem „Takwim al Boldan“ (d. i. Beschreibung des Bewohnten). Ihm folgten bald dahin der asmenische Prinz Haithon, der Engländer John Mandeville u. der Mönch Oderich von Portenau, der als Missionär seit 1314 Indien, China, die Inseln im indischen Meere, Tibet ꝛc. durchwanderte. Die meisten Aufschlüsse verdankt man in der nächstfolgenden Zeit den wichtigen Reisen des Arabers Ebn Batuta, der 1324—1353 bis Indien und China vordrang. Weniger Bedeutung haben die Berichte Schildbergers, Ruy Gonzalez Clavigo's (zu Anfang des 15. Jahrhunderts von Heinrich III von Portugal an Tamerlan geschickt), Barbaro's, Abdul Rizaks, Covilhao's. Gefördert wurde die Land- und Völkerkunde A.s auch durch die Gesandtschaftsreise, welche Schah Rokh (1420) nach China unternehmen ließ. Die eigentliche Entdeckungsstraße nach A. wurde aber gebahnt durch den von Emanuel dem Großen von Portugal mit einer Anzahl von Schiffen ausgesandten Portugiesen Vasco de Gama, der 1498 das Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffte, bei Kalekut an der Küste von Malabar landete und so den neuen Weg zur See nach Ostindien auffand. Wenn man früher, theils durch das arabische Meer über Alexandria, theils vom schwarzen Meere aus über Persien (namentlich die Genuesen) mit Ostindien Handel getrieben hatte, so kam man jetzt unmittelbar dahin. Der große Albuquerque faßte bald den Gedanken, Portugals Herrschaft über alle Länder und Meere Indiens zu verbreiten; 1510 eroberte er Goa, unterjochte Malabar, Ceylon, die Sundainseln und Malakka; Franz de Almeida entdeckte 1508 die Lakediven, Anton d'Abreux 1511 Amboina, die Bandainseln und die Molukken, Simon d'Andrada 1512 die Maledíven, Joao de Silveira (in demselben Jahre) Bengalen. An den meisten der neuentdeckten Orte wurden von den Portugiesen Faktoreien und Niederlassungen angelegt. Fernando Perez entdeckte 1516, bis Tania vordringend, die Lieu-Khieu-Inseln.

Bedeutenden Einfluß auf die neuern Entdeckungen in A. hatte auch die Entdeckung Amerika's; man fuhr nun theils auf westlichem Wege nach Ostasien (schon Magelhaens entdeckte 1521, von Amerika ausfahrend, die Ladronen und Philippinen), theils aber unternahm man besondere Reisen zur Untersuchung des nordöstlichen A.s, um die Frage, ob Amerika mit A. zusammenhänge oder nicht, zu lösen, wobei der Hauptzweck die gewünschte Theilnahme an den ungeheuern Handelsgewinnsten der Portugiesen in Ostindien war, die sich dort immer mehr ausgebreitet hatten. Garcia Henriques besetzte 1525 Celebes, Basco Laurez 1526 Borneo; Pinto durchzog von 1537—1558 das Innere von China, Japan und Indien. Die Portugiesen breiteten sich so zu Land und zur See immer weiter nach China hin aus; Anton de Moto wurde 1542 durch einen Sturm nach Japan verschlagen. Als Nebenbuhler der Portugiesen wurden bis dahin nur die von Amerika aus nach Ostindien fahrenden Spanier denselben gefährlich. Cortez schickte 1522 von Mexiko aus Schiffe dahin; Garcia Jose de Loyasa fuhr 1524 durch die Magelhaensstraße nach den Molukken. Eben dahin segelten von Neu-Spanien aus Alvaro de Saavedra (1527), Simon d'Alcazova (1534), Ferdinand de Grijalva (1537), Juan de Guartan und Bernard della Torre, welche die Philippinen besuchten (1542), Miguel Lopez de Legaspi und Urdanietta (1564), Salvaro de Mendana und Don Alvaro de Mendoza (1567). Die Spanier nahmen 1571 die Philippinen in Besitz; Juan Fernandez entdeckte 1574 San Felix und San Andrés. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde auch Centralasien durchforscht; der Engländer Anton Jenkinson durchwanderte es 1557; Heimendorf 1565 die Levante; Leonhard Rauwolff 1573, die holsteinische Gesandtschaft unter Brüggemann, auf der, umringt von Gefahren, Paul Flemming das Lied „In allen meinen Thaten ꝛc.“ dichtete 1633-39; Breuning

von Buchenbach 1758 den ganzen Orient. Im südlichen A. besaßen die Spanier nur so weit Antheil an dem bis dahin ganz in den Händen der Portugiesen befindlichen ostindischen Handel, als er die Philippinen betraf. Als jedoch 1580 das portugiesische Königshaus ausstarb u. Philipp II. von Spanien sich des portugiesischen Thrones bemächtigte, verschwand in Portugal das Nationalinteresse, welches sich bis dahin an den Handel nach Indien geknüpft hatte. Als Nebenbuhler der Spanier traten zu gleicher Zeit die Engländer und die durch Philipps fanatische Unterdrückungsmaßregeln zum Aufstand gebrachten Holländer auf, die Philipp zu bestrafen meinte, wenn er ihnen den Handel nach den spanischen und portugiesischen Kolonien untersagte. Der erste Engländer, der (mit einem portugiesischen Schiff) nach Indien kam, war Th. Stephan (1579); das erste dahin segelnde englische Schiff wurde von Kapitän Raymond (1591) geführt; Benjamin Wood reiste 1596 dahin. Im Jahre 1600 schickte die Königin Elisabeth eine Gesandtschaft an den Großmogul Akbar und bat ihn um Schutz für ihre Unterthanen; noch in demselben Jahre wurde die britisch-ostindische Handelskompagnie gegründet, indem die Königin, ohne die Antwort des Großmoguls abzuwarten, einer Anzahl von Kaufleuten einen Freibrief bewilligte, der jedoch vorerst kein weiteres Resultat hatte, als die Absendung der ersten britischen Handelsflotte nach Ostindien unter James Lancaster. Im Jahre 1604 folgten H. Middleton und Ed. Michelburn, 1608 Alexander Sharpey und Rich. Rowle; 1611 besuchte Dav. Middleton Java, 1611 Anton Hippon Indien und John Saris die Molukken und Japan; Thomas Roes hielt sich (von 1615 an) zwei Jahre bei dem Großmogul auf. Rob. Knoxe, (von 1655 an) zwei Jahre von dem König von Kandi auf Ceylon gefangen gehalten, gab eine belehrende Geschichte seines Aufenthaltes auf jener Insel. J. Fryer durchwanderte von 1672 an die transgangetanische Halbinsel, Tübet und Persien, John Ovington 1690 Ostindien. Die Engländer legten bei allen diesen, hauptsächlich zu Handelszwecken unternommenen Reisen Faktoreien in verschiedenen Gegenden Indiens, namentlich auf dem Festlande von A., an, die sich später zu Kolonien gestalteten und die Grundlage bildeten, auf welcher sich die jetzige britische Macht in Indien nach und nach aufgebaut hat. Die Verhältnisse der Engländer gegen die Spanier und Portugiesen waren selten feindlich; desto rücksichtsloser dagegen griffen die mit Spanien im offenen Kampfe begriffenen Holländer den Handel ihrer Feinde, die den übrigen durch das Verbot ihrer Zulassung in den spanischen Kolonien vernichten wollten, in Ostindien an.

Die erste selbstständige Schifffahrt der Holländer nach Ostindien unternahm 1595 Cornelius Houtman; er lernte 1598 die Komoren und Sumatra kennen. Da er gute Geschäfte machte, so folgten ihm 1598 Jan Davis, van Neck und Wybrand, van Warwick, 1599 und 1604 Steph. van der Hagen. Im Jahr 1598 unternahm Olivier van der Noort und 1599 Seebald van der Weert Reisen nach dem großen Ocean, und von nun an strömten holländische Schiffe nach Ostindien; es fuhren dahin Harmansen, Paul von Caerdens (1600 bis 1607,) Cornelius van Ween, Wybrand van Warwick (1602,) Cornelius Matelief (1605), W. Keeling und Peter Wilhelm Verheeven (1607). Die Holländer, deren Zweck bei diesen Fahrten ebenfalls der Handel war, siedelten sich hier und da in Indien an und errichteten Komtore. Nachdem 1602 die verschiedenen Handelsgesellschaften in Holland sich zu einer großen holländisch-ostindischen Handelskompagnie vereinigt hatten, trat diese bald in offenen Kampf mit den Portugiesen. Der Geist politischer Freiheit hatte das wenig zahlreiche Völkchen der Holländer mit Kühnheit und Kraft erfüllt und in ihm jenen Unternehmungsgeist geweckt, ihm jene moralische Macht verliehen, die oft mehr vermag, als numerische Ueberzahl. Dazu kam, daß der Uebermuth, noch weit mehr aber der blutdürstige Fanatismus der Portugiesen, mit den Greueln, ihrer Inquisition u. den Schandthaten ihrer Mönche, sie bei den Indiern längst verhaßt gemacht hatten. So verloren sie denn eine ihrer zahlreichen Besitzungen nach der andern. Im Jahr 1614 segelte der Holländer Georg Spilberg durch die Magelhaensstraße nach den Molukken; 1624 wurden die Portugiesen von Java, 1641 von Malakka, 1658 von Ceylon, 1660 von Celebes und seit 1663 von Surate und von fast allen übrigen Punkten in Indien, mit Ausnahme von Goa und Din, vertrieben. Man reiste nun nicht mehr so häufig dahin; nur Walter Schulze's Reise nach Indien (1658) und die Nikol. Graafs auf dem Ganges ꝛc. sind bemerkenswerth. Mehr leisteten die Holländer damals in Beziehung auf die Erforschung des großen Oceans und China's. Im Jahre 1601 fingen auch die Franzosen an, Fahrten nach Ostindien zu unternehmen, u. zwar Franz Poyrard als der erste. General Beaulieu reiste 1619 nach Sumatra, der Missionär Alexander de Rhodes von 1622—1649 nach dem südlichen A. und dem östlichen Indien, de la Boulaye le Goux 1640—1650, Tavernier und Souchu de Rennefort 1665, de la Haye und Dellon 1670 nach der Küste von Koromandel, die Missionäre de Choumont, Forbin und Tachard 1685 und 1687 nach Siam, Leguat 1690 nach den Mascarenhasinseln, Jacq. Bardot und Jean Grazilhier 1700 nach Malabar.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts mehrten sich die Reisen nach A., und wenn auch wenig bisher noch unbekannte Territorien mehr aufgefunden wurden, so untersuchte man doch die schon bekannten und besuchten gründlicher. Im Norden des Welttheils erwarben sich in dieser Beziehung besonders die Russen Verdienste. Auf Befehl Peters des Großen gingen 1710—16 mehre Expeditionen nach dem Katharinenarchipel ab, und 1715 drang Markow an der Nordküste und im Eismeere bis 78° nördl. Br. vor. Unter vielen Andern, welche das arktische A. durchforschten, sind hervorzuheben: Veit Behring, der von 1725—28 die Küste des östlichen Sibiriens und das Meer von Kamtschatka besuchte und mit Tschirikow und Spangenberg die nach ihm genannte Straße durchschiffte; Murawiew und Pawloi, die das nordöstliche A. umfuhren; Walton u. Schelting, die nach den Kurilen segelten und von denen der Erstere die Amurmündung auffand; Nowosilzow, der nach dem äußersten Osten vordringend 1745 die Aleuten entdeckte, welche dann Tolstyk und Wsedibow 1747—53 näher untersuchten; die unter Rumowsky, Grischow, Christ, Mayer, Trescot, Tschernoi, Pallas, Gmelin, Güldenstedt u. A. 1776

abgesandte Expedition, welche Sibirien und die südlich daran grenzenden Länder am kaspischen und Aralsee erforschte und auch die Tatarei und Mandschurei, sowie China und Japan besuchte; der Engländer James Phipps (Lord Mulgrave), der 1773 im Polarmeer weit vordrang und die Unmöglichkeit einer nordöstlichen Durchfahrt darzuthun suchte; James Cook, der bei seiner 1776—79 ausgeführten Erdumseglung auch die Behringsstraße durchfuhr und Kamtschatka besuchte. Die Länder am kaspischen und Aralsee wurden bereist von den Botanikern Jean Pitton de Tournefort und Gundelsheimer 1700—1702 (Kleinasien, Armenien, Kaukasus, Khiwa), Buchholz 1714—15 (kleine Bucharei), Benevini, der 1717—25 russischer Gesandter in Buchara und Khiwa war, Christ. Buxbaum 1724—27 (Kaukasien, Persien und das südliche Sibirien), John Bell 1714—38 (Sibirien, Kaukasien, Daghestan, Persien, Tatarei und China), Hawkins, der von Nordindien aus nach Persien gelangte und sich 1742—50 bemühte, eine Landverbindung zwischen Indien und Europa herzustellen. Kleinasien und Syrien waren das Ziel sehr zahlreicher Reisen, unter denen wir nur die Pococki's (1739), Chandlers (1764), Niebuhrs (1761), Volney's (1783) hervorheben. Arabien durchforschte Karsten Niebuhr (1761—64) am gründlichsten. Indien ward in Folge der immer weiter greifenden Herrschaft der Engländer und des gesteigerten Handelsverkehrs immer bekannter und selbst mehrfach der Ausgangspunkt von Expeditionen nach dem fast noch unbekannten inneren Asien. Tübet besuchten Hallerstein (1760), Boyle (1773), Turner u. Saunder (1783); China Lord Macartney (1792—94) mit Georg Staunton, Barrow u. Hüttner; Japan Thunberg (1772), La Pérouse (1786) u. Laxmann (1791). Nachdem im indischen Ocean der Spanier Juan de Padillo 1710 die Pelewinseln entdeckt hatte, wurden diese von Henry Wilson 1783 näher untersucht. Auch Bougainville's Erdumsegelung (1766—1768) hatte mehre Entdeckungen im indischen Ocean zur Folge. Wiewohl seit Anfang des 19. Jahrhunderts der Eifer in Erforschung noch unbekannter Länder A.s nicht erkaltet war, so blieb es doch erst den letzten Jahrzehnten vorbehalten, jene Untersuchungen in einem Umfange und mit einer Gründlichkeit aufzunehmen, welche den gesteigerten wissenschaftlichen Ansprüchen der Gegenwart allein genügende Resultate zu geben geeignet sind. Auf der unter Krusenstern 1803—1806 ausgeführten ersten russischen Erdumsegelung wurden die Küsten des östlichen Sibiriens genauer aufgenommen; die Russe Sannikow entdeckte 1805 Neusibirien und einige andere Inseln; Fedorow Timkofsky bereiste 1820—21 Sibirien und das nördliche China; Wrangel 1820—25 die Nordküste A.s und Kamtschatka; Lebedur die Kirgisensteppe. Im Jahre 1843 untersuchte Hoffmann die Goldwäschen im östlichen Sibirien, der Engländer Cotrell und 1845 Middendorf das Amurland. In den Jahren 1847—48 war unter Hoffmann eine Expedition mit Erforschung des Ural beschäftigt, wo 1850 Kowalsky Höhenmessungen vornahm; 1851—54 untersuchte Dittmar Kamtschatka geologisch, und 1854 und 1855 wurden von der russischen Regierung Expeditionen nach dem Amurlande veranstaltet. Nicht wenig haben auch zur genaueren Kunde von Sibirien die auf Ausbeutung der Goldwäschen und Steinkohlengruben am Altai abzweckenden Unternehmungen beigetragen. In den Ländern am kaspischen und Aralsee waren neben vielen Andern thätig Klaproth 1807 (Kaukasus), Porter 1817—20 (Georgien, Armenien und Persien), Murawiew 1819 (Bucharei u. Khiwa), Negri, Eversmann und Meyendorff 1820—21 (Buchara), Eichwaldt 1825 (Kaukasien, Georgien ꝛc.), Baer und Helmersen 1827 ff. (daselbst), Koch und Thümmel 1836 (Kaukasus), Lehmann 1841—42 (Buchara u. Samarkand), Basiner 1842—43 (Khiwa), Haxthausen 1843 (Transkaukasien), Schultz 1847—1849 (kaspisches Meer und Aralsee), Abich 1850 (Kaukasus). Persien bereisten unter Andern 1802 Scott Warring, 1809 Elphinstone und Kinnair, 1821 Frazer, 1838—39 Lemm, 1850 ff. Moritz Wagner, ganz neuerlich Sandroczky; Kleinasien und Syrien 1800 Wittmann, Leake und Beauchamps, 1802 Browne und Seetzen, 1808—17 Burckhardt, der seine Wanderungen besonders auch nach Arabien ausdehnte, 1810 Clarke, 1816 Prokesch von Osten, 1830 Michaud, 1835 ff., Rußegger und Kotschy, 1839 Ainsworth, 1846 Newbold; Palästina in neuerer Zeit 1837 Schubert, Moore und Beke, 1841 Symonds, 1851 Van der Velde, Michon, Fallmerayer, 1856 Roth. Um Erforschung der Trümmer der alten Städte in Mesopotamien machten sich namentlich verdient 1836 Botta u. Place, dann Grant, Perkins, Sbiel, später Rich, 1848 Lynch, Ainsworth, 1853—54 Fulgence, Fresnel, Oppert, Rawlinson u. A. m. Selten ward Arabien besucht: Burckhardt und Burton kamen 1817 und 1853 nach dem von wenigen Europäern betretenen Mekka. Nach Centralasien drangen vor 1805 Webb, 1815 Fraser, 1822 Moorcroft; Hodgson entdeckte die Gangesquellen, Burlton u. Wicop die Brahmaputraquellen. A. v. Humboldt reiste mit Ehrenberg und Rose im Auftrage des Kaisers von Rußland im Innern von Asien und gab zuerst eine klarere Darstellung des dortigen großartigen orographischen Systems. Von Indien aus drangen in Tübet ein 1838 Pemberton, Campbell, Strachey; in China die protestantischen Missionäre Ellis, Williams, Gützlaff, Gordon. Im Jahr 1848 setzte Waugh die schon vor ihm von Everet begonnenen Messungen der höchsten Gipfel des Himalayah fort, u. seit 1854 bereisten dasselbe Gebirge, sowie Tübet, die drei Brüder Schlagintweit. Indiens Kenntniß ward besonders gefördert von Percival (1803), Crawfurd u. Finlayson (1821—22), Arriens (1837—38), Brandis, Buttler, Prinz Waldemar von Preußen (1844—46), Fürst Soltikow, Egerton, Mackenzie, Russel, Neale (1850), Pallegoix, de Rosny, Sherwill (1852), Miche (1853), Marette, Charrier, Retord, Sykes u. A. m. Ueber China gaben wichtige Aufschlüsse Renouard de St. Croix (1803), Graf Golownin (1805), Potocky, Schubert u. Klaproth, Roß (1817), Hyacinth (1807—21), die protestantischen Missionäre Gützlaff und Gordon, die katholischen Huc und Gabet, Itier (1843—46), de la Graviere (1847—50), Meadows, Macgowan (1854), Mac Lane, Bowring u. A. m.; über Japan Golownin (1811—13), Hall (1816), Siebold u. Meylan (1830), neuerlich de Coningh u. A. m. Das bis in die neueste Zeit verschlossene merkwürdige Inselreich ist durch die amerikanische Expedition unter Perry dem Handel aller Völker geöffnet worden. Im indischen Archipel forschten Tombe (1802—6), Raffles,

Digitized by Google

Hänsel (1813), Crawfurd (1823—30), Heber (1824), de Latour (1828), Zollinger (1842), Gibson, Kessel, Fortanier, Keppel, Junghuhn, van der Hart u. A. m.

Literatur: Sprengel und Wahl, Erdbeschreibung von Asien, 3 Bde., Hamb. 1802—8; Ritter, Erdkunde, Th. 2. A., Berl. 1817—18; 2. Ausg., 17 Bde., das. 1832—55; A. v. Humboldt, Fragments de géologie et climatologie asiatique. Par. 1832; deutsch von Löwenberg, Berl. 1832; derselbe, Asie centrale, recherches sur les chaines des montagnes et de climatologie comparée, 3 Bde., Par. 1843, deutsch von Mahlmann, 2 Bde., das. 1844; derselbe, die Bergketten und Vulkane Innerasiens, in Poggendorfs Annalen der Physik, Bd. 94, 1830; Murray, Account of discoveries and travels in Asia etc., 3 Bde., Edinb. 1830; Vivien de St. Martin, Etudes de géographie ancienne et d'ethnographie asiatique, 2 Bde., Par. 1850—51; Klaproth, Asia Polyglotta, Par. 1823; H. Berghaus, Atlas von Asien, Gotha 1832; Ritter und O'Ezel, Atlas von Asien, zu Ritters Erdkunde gehörig, Lief. 1, 6 Bl., entworfen und bearbeitet von Grimm, Berl. 1833; Lief. II 5 Bl., entworfen und bearbeitet von Kiepert, Berl. 1852; Zimmermann, Atlas von Vorderasien, Heft 1—6, Berl. 1841—51; Mahlmann, Karte von Asien; Berl. 1835; Lang, Karte von A., Leipz. 1855; Spruner, zehn Karten zur Geschichte A.s, in dessen historisch-geograph. Atlas, Lief. 14, Gotha 1837—52.

Asinara, kleine Insel mit Korallenbänken an der Nordwestspitze der Insel Sardinien, hat 6 Miglien im Umfang, treffliche Viehweiden und cirka 300 Bewohner, Hirten und Fischer.

Asinari, Federigo, Graf von Camerone, italienischer Dichter, geboren zu Asti in Piemont um 1550, nahm Kriegsdienste und machte unter Anderem mit savoyischen Hülfstruppen den Türkenkrieg unter Kaiser Maximilian II. mit. Außer einer Anzahl von Sonetten, Canzonen und anderen kleineren lyrischen Dichtungen, welche sich in mehren Sammlungen zerstreut finden, und einigen umfangreicheren, bis jetzt noch nicht im Druck erschienenen Produkten ist er der Verfasser des von den Italienern sehr geschätzten Trauerspiels „Il Tancredi", welches zuerst (Paris 1587) unter dem Titel „Gismonda" als ein Werk Torquato Tasso's erschien. Eine zweite von Borgogni besorgte Ausgabe (Bergamo 1588) schreibt dasselbe irrthümlich dem Ottavio A., dem Vater des Dichters, zu.

Asinarii (lat., d. i. Eselsverehrer), heidnischer Spottname der Juden und seit dem 2. Jahrhundert auch der Christen. Jenen warf selbst Tacitus vor, daß sie, aus Dankbarkeit für die durch eine Eselbeerde vermittelte Auffindung von Quellen in der Wüste unter Moses, zu Jerusalem ein Eselsbild verehrten. Die Christen traf dieser Vorwurf theils aus Verwechselung mit den Juden, theils wegen der Rolle, welche der Esel in Christi Leben (Flucht nach Aegypten, Einzug in Jerusalem) und daher wohl auch in der christlichen Symbolik spielte. Im Mittelalter wiederholten die Mohammedaner den alten heidnischen Spott gegen die abendländischen Christen, auf Grund der unter diesen gewöhnlichen Eselsfesten und Eselsprozessionen.

Asinius, C. A. Pollio, römischer Feldherr und Staatsmann, ausgezeichneter Redner, Kunstkritiker, Geschichtsschreiber und Dichter, war 76 v. Chr. geboren. Schon 54 v. Chr. trat er im Interesse der Republik als Ankläger gegen Cato auf, der als Volkstribun 56 zu Gunsten des Pompejus und Crassus die Komitien aufgehoben hatte. Im Kriege zwischen Pompejus und Cäsar ergriff A. die Partei des letzteren. Nach der Eroberung Italiens kämpfte er unter Curio in Sicilien und Afrika, rettete aus der unglücklichen Schlacht gegen den König Juba die Trümmer des Heeres und nahm im August 48 an der pharsalischen Schlacht Theil. Während der nächsten Jahre finden wir ihn bald zu Rom als Volkstribun und Prätor, bald fechtend in Afrika und Spanien. Der nach Cäsars Tode (44) zwischen dem Senate und Sextus Pompejus abgeschlossene Vergleich entfernte letztern aus Spanien; A. blieb jedoch als Befehlshaber dreier Legionen dort zurück und stieß 43 mit diesen auf Zureden des Octavian zu Antonius. Das Triumvirat designirte ihn deshalb für eines der nächsten Jahre zum Konsul; von Antonius erhielt er einstweilen die Verwaltung von Gallia Transpadana. Bei der Ackervertheilung in dieser Provinz verdankte ihm Virgil die Rettung seines Landgutes. Später gewann A. den Domitius Ahenobarbus für die Sache des Antonius; auch spielte er eine Rolle als Vermittler des Friedens zwischen Antonius und Octavian zu Brundusium. Die Triumvirn beförderten ihn hierauf (40 v. Chr.) zum Konsulat, das Virgil durch seine vierte Ekloge verewigte. Im folgenden Jahre stritt A. gegen die dalmatischen Illyrier, welche die Sache des Brutus unterstützt hatten, eroberte die Stadt Salonä und triumphirte noch in demselben Jahre. Bald darauf zog er sich jedoch von den politischen Kämpfen zurück, seine Thätigkeit auf den Senat und das Gericht beschränkend, übrigens den Wissenschaften und Künsten lebend. Er † 4 n. Chr. auf seiner tusculanischen Villa. A. gehört zu den literarischen Koryphäen seiner Zeit. Er gründete die erste öffentliche Bibliothek zu Rom, im Vorhofe des Tempels der Freiheit auf dem aventinischen Berge, und verwendete dazu die in Dalmatien gemachte Beute. Nicht minder fördernd für literarische Studien war auch die von ihm eingeführte Sitte, vor einem größeren Kreise gebildeter Freunde und Kenner poetische wie prosaische Versuche vor deren Veröffentlichung vorzulesen. Daß A. selbst ein strenger, aber zugleich vielgeltender Kritiker war, sehen wir aus mehren Stellen der Alten. Von seinen eigenen zahlreichen Werken hat sich leider keines vollständig erhalten. Den meisten Ruf genossen seine Reden, die nach Quinctilian höchst sorgfältig komponirt und disponirt, gedankenreich, originell und voll Leben, aber ohne die ciceronianische Anmuth waren (Fragmente in H. Meyers „Oratorum Rom. fragmenta"). Als Historiker lieferte A. eine römische Geschichte in 16 Büchern, welche die Zeit von den Bürgerkriegen zwischen Cäsar und Pompejus bis zu Augustus Alleinherrschaft umfaßte, ein durch Tüchtigkeit der Gesinnung, Selbstständigkeit des Urtheils und Körnigkeit des Ausdrucks ausgezeichnetes, aber dem Zeitgeiste widerstrebendes Werk. Unter den Dichtungen A.' befanden sich

auch mehre Tragödien, vielleicht die schwächsten Erzeugnisse seiner Muse. Sein Sohn, C. A. Gallus, Salominus, angesehener Senator unter Augustus und Tiberius, war ebenfalls Schriftsteller und Dichter. Tiberius haßte ihn als den Gatten der Vipsania und wegen seiner Freimüthigkeit. Im Jahre 30 n. Chr. ward A. deshalb durch den Senat zum Tode verurtheilt; der Tyrann quälte ihn noch drei Jahre lang durch enge Haft mit kümmerlicher Nahrung und suchte noch nach der Hinrichtung seinen Namen zu verunglimpfen. A. soll „De comparatione patris ac Ciceronis" mit Ungunst gegen den letzteren geschrieben haben, wogegen der Kaiser Claudius in einer eigenen Schrift den Cicero in Schutz nahm.

Askalon (hebräisch Aschekelon, arabisch Askalan), die zweite unter den 5 Hauptstädten der Philister, in Palästina, 16 römische Meilen nördlich von Gaza, lag am Mittelmeere in einer reizenden und sehr fruchtbaren Gegend, die besonders wegen der hier gebauten und darnach benannten Schalotten (Ascalonise cepae, askalonische Zwiebeln) bekannt war. A., angeblich eine Anlage der Tyrier, nach Andern des Ascalus, hatte ein uraltes Heiligthum der Venus oder Dereeto, starke Befestigungswerke und war Geburtsort Herodes des Großen. Nach biblischen Nachrichten wurde es vom Stamme Juda erobert, jedoch bald wieder verloren. Zu Salomo's Zeit war es den Juden tributpflichtig; später wieder unabhängig geworden, erregten seine Könige oft den Zorn der Propheten. Dem Heere des Makkabäers Jonathan und der Oberherrschaft des jungen Antiochus von Syrien unterwarfen sich die Bewohner ohne Schwertschlag. Unter den Römern war A. ein Oppidum liberum, nach Einführung des Christenthums auch Sitz eines Bischofs, der unter dem Patriarchen von Jerusalem stand. Die Araber eroberten es unter dem Khalifen Omar um 637. Im J. 1099 war die Umgegend der Stadt Schauplatz eines wichtigen Sieges, welchen die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon über ein ägyptisches Heer erfochten. A. selbst fiel indessen erst unter Balduin III. 1157 nach fünfmonatlicher Belagerung in christliche Hände. Balduin VI. gab es seiner Schwester als Mitgift bei ihrer Verheirathung mit Wilhelm von Montferrat. Während des dritten Kreuzzuges wurde die von den Saracenen zurückeroberte Stadt auf Saladins Befehl nach dem Treffen bei Arsuf (1191) geschleift, von Richard Löwenherz aber (1192) von Neuem befestigt. Durch Richard von Cornwallis 1240 mit einer trefflichen Burg versehen, fiel sie 1247, nach hartnäckiger Vertheidigung durch die Johanniter, in die Gewalt des Sultans Saleh und ist seitdem immer in mohammedanischen Händen geblieben. Von ihrer ehemaligen Herrlichkeit sieht man nur noch einen Trümmerhaufen bei dem Dorfe oder Flecken Askalan.

Askanien (Aschanien, Aschersleben), Burgruine auf dem Wolfsberge in der Nähe der Stadt Aschersleben, sonst Mittelpunkt der gleichnamigen Grafschaft, ward angeblich im 6. Jahrhundert von den Sachsen erbaut, aber schon unter Karl dem Großen durch fränkische Heere zerstört, dann ein Besitzthum der Beringer (Ursini), die es von 862 bis 952 wieder aufbauten, im 12. Jahrhundert abermals zerstört, durch Heinrich I. von Anhalt zu Anfang des 13. Jahrhunderts wieder hergestellt, blieb aber seit der halberstädtischen Besitznahme (1322) unbewohnt. Die nach der gleichnamigen Burg benannte Grafschaft erscheint in der Geschichte zuerst unter Karl dem Großen, der 784 den getauften Aribo Beringer zum Grafen von Ballenstedt u. A. ernannte. Die Beringer nannten sich indessen nicht nach der Burg A., sondern nach der von Ballenstedt, selbst dann noch, als diese bereits in ein Kloster verwandelt war; der urkundlich vorkommende Titel „Comites de Ascheria" (Grafen von Aschersleve) bezieht sich stets nur auf die Gerichtspflege, welche die Ballenstedter als kaiserliche Beamte und Vorsteher der Schwaben- und Nordthüringgau's übten. A. war also wahrscheinlich die gräfliche Dingstätte, in keinem Falle aber das Stammgut der Beringer oder der spätern Fürsten von Anhalt. Erst nach dem Tode Albrechts des Bären (1170) nahm dessen jüngerer Sohn Bernhard den Titel eines Grafen von A. förmlich an; derselbe pflanzte sich seitdem in dieser Linie fort und ging mit Bernhards Söhnen (seit 1212) sowohl auf eine Reihe sächsischer Herzöge, als auf die noch jetzt regierenden anhaltischen über (askanisches Haus). Bei der Theilung Anhalts unter die Söhne des Fürsten Heinrich I. entstand hier 1251 mit Heinrich II. ein askanisches od. aschersiebisches Haus in engerm Sinne; Hauptbesitzung desselben war die Stadt und Grafschaft Aschersleben. Als diese Linie schon 1315 mit Otto II. ausstarb, erhielt dessen Gattin, Elisabeth, A. als Wittwensitz, mit dem Vorbehalte des einstigen Heimfalls an Bernburg; allein der Bischof Albrecht von Halberstadt, Bruder Bernhards II. von Bernburg, erhob Ansprüche in Folge einer Verpfändung, die 1322 bei der Wiederverheirathung Elisabeths mit dem Grafen von Orlamünde zu einer völligen Eigenthumsüberlassung führte. Vergebens appellirten Bernhard III. von Bernburg und seine Nachfolger gegen diese Okkupation an den Kaiser, sowie an die Gewalt der Waffen; der Krummstab hielt die Stadt A. nebst ihrem Gebiete als Beute fest. Selbst die kaiserlichen Kommissarien, welche Karl V. zur Untersuchung und Entscheidung des langen Streites 1545—1553 absendete, und anderweite Maßregeln des Reichsoberhauptes änderten die Sache nicht. So triftig die Gründe der anhaltischen Fürsten für die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche auch waren, so fiel doch die Grafschaft A. 1648 bei der Säkularisation des halberstädter Stiftes an Brandenburg. Anhalt wurde mit dem nie erfüllten Versprechen, binnen 20 Jahren ein Land mit wenigstens 25,000 Thalern Einkünften als Entschädigung zu erhalten, abgespeist. Auch der Reichsdeputationsschluß von 1803 und der wiener Kongreß (1814) machten das Unrecht nicht wieder gut, so leicht es auch hier hätte geschehen können. Die anhaltischen Fürsten wurden beschieden, sich mit dem askanischen Wappen (Schwarz und Silber zwölfmal geschacht in vier Reihen) und Grafentitel genügen zu lassen.

Askariden, s. Eingeweidewürmer.

Askö, norwegische Insel, zum Amt Södre-Bergenhuus gehörig, an der Westküste, nördlich von Bergen, mit 1300 Einwohnern und dem Hafenorte Strudhaven. Der hier entspringende Aga-

hensquelle ist im Sommer kalt, im Winter warm.

Asmannshausen, nassauisches Dorf am Rhein, mit 600 Einwohnern, die vorzüglich Weinbau treiben. Der berühmte asmannshäuser Wein, seit dem 12. Jahrhundert gebaut, wächst auf blauem Schiefergebirge. Der rothe, welcher in der Regel den weißen an Güte übertrifft, ist das Erzeugniß einer kleinen burgunder Rebe, hat eine ihm ganz eigenthümliche hochrothe Farbe und verbindet ungemein viel Stärke und Feuer mit einem trefflichen gewürzhaften Geschmacke. Die allen andern rothen Rheinweinen und selbst dem besten Burgunder vorgezogene edelste Sorte desselben wird in den Weinbergen der herzoglich nassauischen Kammer gebaut. Doch hält sich dieser Wein, da sein Farbestoff sich niederschlägt, nur 3—4 Jahre in seiner höchsten Güte.

Asmodi (Aschmedai, d. i. Zerstörer), in der hebräischen Mythologie ein böser Dämon, welcher, von Wollust getrieben, die sieben Männer der Sara, der Tochter Raguels, hinter einander in der Brautnacht tödtete (Tob. 3, 8). Auch im Talmud erscheint der A. als ein wollüstiger, nach Frauen lüsterner Dämon; auch als der König der Dämonen, ja als der Satan selbst.

Asmus, Pseudonym für Matthias Claudius (s. d.).

Asodisch, mit Ekel verbunden; daher asodisches Fieber, ein Fieber, wobei die äußern Theile nur wenig warm sind, aber im Innern die heftigste brennende Hitze empfunden wird.

Asopus, Flußgott, Sohn des Oceanus und der Tethys, oder der Pero und des Neptun, oder des Jupiter und der Eurynome, Gemahl der Metope, Vater von 2 Söhnen und 20 oder 12 Töchtern, deren Namen nicht übereinstimmend angegeben werden. Eigentlich ist A. der Gott des sicyonischen oder phliusischen Flusses Asopus, häufig wird er jedoch nach Böotien versetzt, daher die verschiedenen, fast durchaus auf geographischen Verhältnissen beruhenden Angaben hinsichtlich seiner Abstammung, Regierung und Nachkommenschaft. Besonders bekannt ist die Mythe von A.' Kampfe mit Zeus, als dieser ihm seine Tochter Aegina entführt hatte. Er verfolgte den Gott und wollte sogar den Olymp mit seinen Wogen stürmen; allein Jupiter drängte ihn mit Donner und Blitz in sein Bett zurück, wo man seitdem Kohlen findet.

Asow, Stadt im europäisch russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, im nordöstlichen Winkel des asowischen Meeres, an einem Arme des Don, war früher eine wichtige Festung und eine blühende Handelsstadt, ist gegenwärtig aber in Folge der Versandung des Hafens sehr in Verfall gerathen und zählt nur noch etwa 3000 Einwohner, welche vornehmlich Fischerei treiben. Die verfallenden Festungswerke liegen getrennt von der Stadt auf einer Anhöhe und bestehen aus einer Citadelle, mehren Bastionen und Ravelins. Im Alterthum hieß die Stadt Tanais und war eine der bedeutendsten Städte der Griechen in diesen Gegenden mit weit ausgedehntem Handel. In spätern Zeiten den Königen von Pontus unterworfen, suchte sie Selbstständigkeit zu erringen, ward aber von Polemo zur Zeit des Augustus erobert und von Grund aus zerstört, und obgleich sie sich bald wieder aus ihren Ruinen erhob, vermochte sie doch nicht wieder zur alten Blüthe zu gelangen. Im Mittelalter gerieth die Stadt unter die Herrschaft der Polowzer, die sie jedoch bald mit der der Genuesen vertauschte, welche sie Tana nannten und zum Sitze eines lebhaften Handels machten. Von diesen kam sie 1392 unter die Herrschaft Tamerlans und gehörte dann zu einem aus den Küstenländern des asowischen Meeres und der Krim gebildeten Khanat, das aber 1475 von Mohammed II. der türkischen Herrschaft unterworfen wurde. Seitdem A. 1696 von Peter dem Großen nach zweimaliger Belagerung, deren erstere den Russen über 20,000 Mann kostete, erobert ward, war es fast ein Jahrhundert lang der Zankapfel zwischen Russen und Türken und abwechselnd bald dem Kreuze, bald dem Halbmonde unterthan. Schon 1711 wurde es nach einem von Peter dem Großen unglücklich geführten Kriege den Türken wieder abgetreten. Unter der Regierung der Kaiserin Anna durch Feldmarschall Münnich 1733 nach sechsmonatlicher Belagerung wieder erobert, ward es im belgrader Frieden 1739 nur unter der Bedingung behauptet, daß alle Festungswerke und Handelsgebäude geschleift und vernichtet würden. Im Jahre 1774 endlich unter der Regierung Katharina's II. wurde A. im Frieden von Kutschuk-Kainardschi völlig mit dem russischen Reiche vereinigt, konnte sich aber, obgleich durch denselben Frieden das schwarze Meer der russischen Schifffahrt geöffnet wurde, auch jetzt nicht wieder zum frühern Glanze erheben, da es durch den gegen das Ende des 17. Jahrhunderts angelegten Hafen von Taganrog seine frühere Wichtigkeit verloren hatte. Das heutige A. liegt dem alten Tanais gegenüber.

Asowisches Meer, die Palus Maeotis der Alten, nach der im nordöstlichsten Winkel gelegenen Stadt Asow benannt, ist ein Busen des schwarzen Meeres und mit diesem durch die Straße von Feodosia (Jenikale, Kaffa oder Kertsch) verbunden. Es ist im Westen von der Krim, im Norden von der fruchtbaren nogayischen Steppe, im Nordosten und Osten vom Lande der donischen und tschernomorskischen Kosaken begrenzt, dehnt sich etwa 20 Meilen von Süden nach Norden und 32 Meilen von Osten nach Westen aus und nimmt aus dem südlichen Rußland den ansehnlichen fischreichen Don und die kleineren Flüsse Mius, Jelanczik, Kalmijus, Berda, Meloszyia, aus der Krim den Salschir und aus Asien den am Fuße des mächtigen Elbrus entspringenden Kuban, die Besuga, Jeya u. a. auf. Unter den Meerbusen ist vorzüglich merkwürdig das faule Meer, dessen Wasser in dem heißen Sommer jener Gegenden einen unerträglichen fauligen Geruch verbreitet. Seine höchste Tiefe beträgt etwa 50 Fuß, während das Fahrwasser in der Meerenge nur 2 Faden Tiefe hat. Durch die Landenge von Perekop ist es vom westlich liegenden todten Meere, und vom asowischen Meere selbst durch die Landzunge von Arabat getrennt, welche, oft kaum 1000 Schritte breit, von der Halbinsel Kertsch sich 15 Meilen lang in nordöstlicher Richtung bis zur schmalen Meerenge Dschenidsche oder Tonté hinzieht, durch welche es allein mit dem asowischen

Meere zusammenhängt. Der große Fischreichthum des asowischen Meeres gewährt seinen Anwohnern eine unerschöpfliche Erwerbsquelle, und es werden jährlich bedeutende Quantitäten Leim, Kaviar, getrocknete und gesalzene Fische aus demselben verführt; seine große Seichtigkeit aber, verbunden mit dem Umstande, daß es vom November bis April mist mit Eis bedeckt und zu allen Jahreszeiten von häufigen Stürmen heimgesucht ist, setzt der Schifffahrt und dem Handel große Gefahren und Beschränkungen entgegen, weshalb denn auch der letztere im Ganzen nur von untergeordneter Bedeutung ist. Seine Centralpunkte sind die Häfen von Berdiansk, Mariupol und vor Allem der von Taganrog. Der erstere, erst neuerdings angelegt und seit 1830 dem Handel geöffnet, um die Getreideausfuhr aus den reichen nogayischen Steppen zu erleichtern, hat unter allen Häfen des asowischen Meeres die meiste Tiefe und selbst noch in der Nähe der Küste ein Fahrwasser von 16—25 Fuß. Schon längst hat man eine Abnahme des asowischen Meeres bemerkt, und zwar soll dieses vorzüglich beim Hafen von Taganrog in die Augen fallen, so daß größere Schiffe jetzt bis 30 Werst vom Land entfernt ankern müssen. Auch zeigt die Beschaffenheit der Küstenländer unwidersprechlich, daß das Meer einst über ihnen fluthete und daß folglich das Bassin des asowischen Meeres nur der Rückstand großer Gewässer ist, die einst in schwer zu bestimmenden Grenzen die Küstenländer bedeckten. Im Mittelalter hatten Venetianer, Genuesen und Pisaner bedeutende Niederlassungen an den Küsten des asowischen Meeres gegründet, unter denen das etwa zwei Meilen von der Mündung des Don, an dessen rechtem Ufer, der Stadt Asow gegenüber gelegene Tana die größte Handelsberühmtheit erlangt hatte. Im Mai 1855 wurde von den Westmächten eine Expedition unter Admiral Lyons und General Canrobert nach Kertsch und dem asowischen Meere unternommen, die von Seiten der Russen keinen bedeutenden Widerstand fand, so daß nicht nur die auf dem asowischen Meere befindlichen Kriegsdampfer und zahlreiche Handelsfahrzeuge, sondern auch mehre Küstenpunkte zerstört wurden.

Asowische Steppen, die dürren, unfruchtbaren, höchstens als Viehweiden zu benutzenden Ebenen am untern Manytsch, einem Nebenflusse des Don, und an diesem selbst bis an das asowische Meer. Der Boden, offenbar früher Meeresgrund, unter dessen Oberfläche sandige Kalksteinschichten liegen, ist Thonsand mit dürftiger Vegetation, von tief einschneidenden, träge dahin schleichenden Bächen durchschnitten, die ihre trüben, schlammigen Gewässer dem asowischen Meere zuführen. Dem Ackerbau fast ganz unzugänglich, bieten sie kaum den Heerden der donischen Kosaken, von denen sie spärlich bevölkert sind, einige Nahrung. Dagegen ist Fischerei an den Ufern des Don, der an vielen Gattungen nutzbarer Fische, besonders an Stören, reich ist, sehr einträglich, und es wird jährlich eine bedeutende Menge Kaviar, Fischleim und Thran nach den Häfen des asowischen Meeres versandt.

Aspalatholz (unächtes Aloëholz), Holz von Aquilaria malaccensis oder Aquilaria ovata *Linn.*, grau bis grünlich, schwer, sehr harzig, bitter schmeckend, wohlriechend, kommt in Stücken von 9 bis 10 Zoll in Handel, dient theils zum Parfümiren, theils zu Tischlerarbeiten und wird aus Ostindien und China bezogen.

Asparagin, stickstoffhaltige pflanzliche Verbindung, welche zuerst in dem Spargel (Asparagus) entdeckt ward, aber auch in den keimenden Samen und Sprößlingen der Papilionaceen, in der Eibischwurzel, der Runkelrübe, in den Kartoffeln und anderen Gewächsen zur Zeit des Grünens auftritt, zur Zeit der Blüthe aber verschwindet, ohne daß man ihre Bedeutung für das Leben der Pflanze bis jetzt kennt. Man gewinnt das A. am besten aus dem ausgepreßten Saft von jungen Erbsenpflanzen, indem man denselben kocht und bis zur Sirupsdicke eindampft und krystallisiren läßt. Durch Umkrystallisiren und Behandeln mit Beinschwarz erhält man es farblos. Das A. krystallisirt in rhombischen Prismen oder rektangulären Oktaëdern, ist farblos, geruchlos, schmeckt fade und knirscht zwischen den Zähnen. In der Hitze wird es zersetzt. An sich unveränderlich an der Luft, erleidet es bei Gegenwart eines Fermentes eine schleimige Gährung und bildet unter Verbreitung eines stinkenden ammoniakalischen Geruches asparaginsauren Ammoniak; so wenn Runketrübensaft stehen bleibt.

Asparagus *L.* (Spargel), Pflanzengattung aus der Familie der Sarmentaceen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Das Perigonium ist glockenförmig, 6theilig, am Grunde oft in ein blüthenstielförmiges Röhrchen verengert; die 6 Staubgefäße sind gegen den Grund der Perigoniumzipfel angeheftet und haben pfriemenförmige Träger; der Eierstock ist 3fächerig, ebenso die Beere; die Fächer sind 2samig. Die bekannteste Art ist A. officinalis *L.*, der gemeine Spargel. Derselbe wächst auf fruchtbaren Wiesen, an Waldrändern, an Fluß- und Meeresufern, vorzüglich in Sandboden, vom südlichen Europa bis nach England und Schweden und ist auch in Nordamerika eingebürgert. Der Wurzelstock ist kurz, dick, hat büschelige, fleischige Fasern und sendet im Frühling mehre mit Schuppen besetzte, fleischige Triebe über den Boden, welche sich allmählig zu beblätterten Stengeln entfalten. Letztere sind krautig, stielrund, aufrecht, wie die ganze Pflanze glatt und kahl, mit blattförmigen, borstlich-stielrunden, büschelförmigen Aestchen besetzt. Die Blätter sind klein, schuppenförmig, häutig u. stehen einzeln am Grunde der Aestchen. Die Blüthen sind 2häufig und bestehen aus einer grünlich weißen Blüthenhülle, die bei den männlichen mit einem Röhrchen von der Länge des glockigen Saums, das bei den weiblichen nur halb so lang ist, versehen sind. Der A. wird im größten Theil von Europa, sowie in Nordamerika kultivirt wegen der fleischigen Stocktriebe, welche, auf verschiedene Weise zugerichtet, eine beliebte Speise abgeben. Die Triebe der wildwachsenden und verwilderten Pflanzen sind minder zart und von bitterem Geschmacke, was auch schon bei weniger sorgfältiger Pflege der kultivirten Pflanzen zu bemerken ist. Man zählt 2 Spielarten, den grünen und den weißen A. Bei Anlegung einer Spargelpflanzung verfährt man auf folgende Weise: Man rigolt das dazu bestimmte Beet 3½ Fuß tief und bringt schichtweise Erde und Schaf- und Kuhmist hinein. Darauf gräbt man fußbreite Löcher u. macht in diese kleine konische Erhöhungen, auf welchen die jungen Pflanzen mit ihren Fasern ausgebreitet

werden, ſo daß der Keim der Wurzel in der Mitte auf der Erhöhung ſteht. Hierauf bedeckt man dieſelben, ohne ſie aus dieſer Lage zu bringen, mit der aufgeworfenen Erde. Jedes Jahr bringt man im Spätjahre friſche Erde und Dünger auf das Beet. Man ſticht die von Samenpflanzen gezogenen Spargel erſt im dritten Jahre und dann nur die ſtärkeren. Wenn die Stengel im Herbſt vertrocknet ſind, ſo ſchneidet man ſie 4 Zoll über der Erde ab. Aus Samen gezogenen Spargel kann man erſt nach 4—5 Jahren ſtechen. Die Wurzel des A., Radix Asparagi s. Asparagi alticis, welche ohne Geruch und von ſchleimig bitterem Geſchmack iſt, war früher als blutreinigendes und harntreibendes Mittel bei Unterleibsſtockungen, Gelbſucht, Waſſerſucht u. Steinbeſchwerden ſehr im Gebrauch und gehörte zu den Radices quinque aperientes majores. Auch die Beeren und Samen Baccae et Semen Asparagi, gelten als harntreibende u. die Geſchlechtsfunktionen reizende Mittel. Die jungen Stocktriebe, Turiones Asparagi, wirken ſtark auf die Harnwerkzeuge, vermehren das Harnen und geben dem Harn einen ſtarken, zuweilen unangenehmen, zuweilen auch veilchenartigen Geruch. Wird der Spargel unmäßig genoſſen, ſo entſteht auch Blutharnen. Dieſe Wirkungen müſſen einem eigenthümlichen Stoff, den Aſparagin, welches in der Wurzel nicht enthalten iſt, zugeſchrieben werden. Wurzel und Samen von A. acutifolius *L.* waren früher als Semen Corrudae officinell und wurden auf gleiche Weiſe wie die vom gemeinen Spargel angewendet, aber für kräftiger gehalten. Die Stengelſproſſen werden gegeſſen und haben gleiche Wirkung wie die vom gemeinen Spargel. A. decumbens *L.* iſt ein ausdauerndes Kraut auf dem Kap, mit einzelnſtehenden, gelblich-weißen, glockenförmigen, wohlriechenden Blumen. Man pflanzt dieſes zierliche Gewächs in ſandgemiſchte Lauberde, unterhält es im warmen Zimmer nahe am Fenſter, begießt es mäßig und vermehrt es durch Wurzeltheilung. A. falcatus *L.* ſoll in ſeinem Vaterlande Oſtindien als blutreinigendes Mittel in ſyphilitiſchen Krankheiten angewendet werden.

Aſpaſia, die gefeiertſte Hetäre der alten Welt, Tochter des Axiochus, im üppigen Milet in Jonien, der damaligen Hochſchule für Hetärenkünſte, geboren, nahm ſich eine Hetäre Targelia, die ſich durch ſeltene Reize unter perſiſcher Hoheit zu fürſtlichem Range emporgeſchwungen hatte, zum Vorbild. Wie und wann ſie nach Athen gekommen, iſt nicht genau zu ermitteln. Ihre Blüthezeit fällt mit der des Pericles (444 v. Chr.) zuſammen, welcher mit ihr auf dem vertrauteſten Fuße lebte und dem mit ihr gezeugten Sohn ſeinen Namen gab. A. gewann bald Einfluß auf die politiſchen Maßregeln, durch welche Pericles Athens Geſchick leitete. So ſoll ſie ihn auf Bitten ihrer Landsleute zum Krieg gegen Samos beſtimmt haben, auch wird ihr Schuld gegeben, die Straffentenz gegen Megara durchgeſetzt zu haben (weil zwei Megarenſer ihr zwei Mädchen, deren ſie ſtets viele für ihr Gewerbe hielt, geraubt hatten) und ſo die eigentliche Urheberin des peloponneſiſchen Kriegs geworden zu ſein. Selbſt was Pericles als Redner leiſtete, ſollte auf Rechnung der A. kommen; ſogar die berühmte Leichenrede, welche derſelbe im erſten Jahre des peloponneſiſchen Krieges hielt, nannten Viele A.'s Werk, und Socrates, der ſich ſcherzweiſe ihr Schüler nennt, will die epitaphiſche Muſterrede, die er dem Menexenus vorträgt, aus A.'s Munde gehört haben. Jedenfalls geht daraus ſo viel hervor, daß A. die Gabe der Rede im hohen Grade beſeſſen habe. Sie wurde deshalb auch die Juno oder Hera ihres Olympiers (Pericles), mitunter freilich auch in Bezug auf die Herrſchaft, welche ſie über jenen ausübte, Omphale, Helena oder Dejanira genannt. Auch Socrates pflog Umgang mit ihr, nach Einigen aus erotiſchen Abſichten, nach Andern Behufs der Erforſchung des weiblichen Herzens; A. erhielt aber davon den Beinamen der ſokratiſchen, und Cicero (Rhet. 1, 31) theilt aus Aeſchines eine anmuthige Probe ihrer ſokratiſchen Unterrichtsweiſe mit. Ihre Geiſtesbildung verlieh Unterhaltung, Leben und ihrer Wohnung den Anſtrich einer Philoſophenſchule. Dennoch ſchützte ſie das Anſehen, das A. genoß, nicht gegen die Gefahr einer peinlichen Anklage, wenn dieſelbe zunächſt auch mehr dem Pericles, als der A. ſelbſt gelten mochte. Der Dichter Hermotimus klagte ſie der Aſebie (verletzter Religion) wegen an und verſtärkte dieſe Anklage durch die Beſchuldigung, daß ſie dem Pericles freie Weiber verkupple. Pericles führte ihre Vertheidigung, und A. wurde freigeſprochen, wie ſpäter Phryne bei gleicher Anklage. Nach des Pericles Tode verband ſich A. mit Lyſicles, der ſich als Viehhändler ein großes Vermögen erworben hatte und durch A. zum angeſehenen Manne in Athen gemacht wurde. Ein Gedicht, in welchem A. mit dem liebekranken Socrates ſich unterredet, iſt ſicherlich unächt, eine Büſte, mit ihrem Namen bezeichnet, befindet ſich im „Museo-Pio-Clementino“ (Bd. VI, Taf. XXX.) — Eine jüngere A. war die Freundin des jüngern Cyrus (um 400 v. Chr.), ihrer blühenden Geſichtsfarbe wegen Milto (die Geſchminkte) genannt. Sie war die Tochter des Hermotimus aus Phocäa in Jonien, der ſie nach dem Verluſte ihrer Mutter in ſtrenger Sitte erzog. Ihrer Schönheit wegen wurde ſie dem väterlichen Hauſe für den Harem des jüngern Cyrus entführt, der ſie bald allen ſeinen andern Frauen vorzog und mit ihr eine Verbindung einging, die von rechtmäßiger Ehe wenig verſchieden war. Nach dem Tode des Cyrus in der Schlacht bei Cunaxa kam A. in dem Harem des Perſerkönigs ſelbſt, wo ſie bald große und verdiente Auszeichnung fand. Später bat ſich des Königs Sohn Darius vom Vater die A. aus; dieſer entließ ſie zwar, forderte ſie aber bald zurück, was den Sohn zur Empörung gegen den Vater trieb, in der er ſelbſt umkam. A. wurde nachmals Prieſterin der Anaïtis in Ecbatana.

Aſpatſchai, Fluß in der perſiſchen Provinz Aſerbeidſchan, an welchem am 18. Juni 1807 eine Schlacht zwiſchen dem ruſſiſchen General Gudowitſch und den Perſern unter Juſſuf-Paſcha geſchlagen wurde, in welcher letztere eine gänzliche Niederlage erlitten.

Aſpekten (Adspectus s. Configurationes planetarum), die verſchiedenen gegenſeitigen Hauptſtellungen der Planeten, der Sonne und des Mondes im Thierkreiſe. Die bemerkenswertheſten ſind: Die Konjunktion (Zuſammenkunft), bezeichnet durch ☌ Diſtanzwinkel der Geſtirne = 0°; die Oppoſition (Gegenſchein), bezeichnet durch ☍, Diſtanzwinkel der Geſtirne = 180°; der Trigonal- (Gedritt-) ſchein, bezeichnet durch △, Diſtanzwinkel der Geſtirne = 120°; der Quadrat- (Gevierk-) ſchein, be-

zeichnet durch □, Distanzwinkel der Gestirne = 90°; der Sextil- (Gesechst-) schein, bezeichnet durch ✱, Distanzwinkel der Gestirne = 60°. Kepler fügte noch folgende hinzu: Quintilschein = 72°; Decilschein = 36°; Tricilschein = 108°; Biquintilschein = 144°; Semisextilschein = 30°; Quincunxschein = 150°; Oktilschein = 45°; Trioktilschein = 135°. Abgesehen von den beiden ersten Arten haben die übrigen A. wenig Bedeutung für die Wissenschaft, und auf die letzte, von Kepler neu hinzugefügte Klasse hat fast nur die Astrologie, welcher bekanntlich auch jener große Kenner des Weltmechanismus gar nicht abhold war, Rücksicht genommen. Um die A. in der astronomischen und Kalendersprache bestimmt anzugeben, werden die symbolischen Zeichen der Planeten zu denen der A. selbst gesetzt; z. B. △ 4 ♂ bedeutet: Jupiter und Mars im Gedrittschein; das Zeichen des Mondes wird indeß in Kalendern ganz weggelassen; z. B. □ 4 heißt: Quadratschein von Jupiter und Mond. Befindet sich der Mond mit der Sonne oder die Sonne mit den obern Planeten im Quadratscheine, so gebraucht man dafür den Ausdruck Quadratur. In der Astrologie haben die verschiedenen A. ihre besondere Bedeutung; die Konjunktion des Jupiter und Saturn z. B. heißt die große und, wenn sie in dem Zeichen des Widders erfolgt, die größte.

Aspendus, blühende und volkreiche Stadt in Pamphylien, an beiden Ufern des Eurymedon (Kapsi-Su), 60 Stadien von dessen Mündung, angeblich eine Kolonie der Argiver, frühzeitig auch von Nichtgriechen bewohnt, war angefüllt mit trefflichen Kunstwerken, wovon Verres viele wegführte, unter andern auch den berühmten aspendischen Citherspieler. Texier fand hier ein prachtvolles, sehr wohl erhaltenes Theater. Zum Stadtgebiete gehörte ein reicher Salzsee. Später hieß A. auch Primupolis.

Asper (Weißpfennig), im Mittelalter eine silberne Scheidemünze im Werth von 3—4 Groschen, jetzt (Aspre, Aktsche) die kleinste türkische silberne Scheidemünze, nach welcher alle andern türkischen Münzsorten berechnet werden. Die gemeinen A. sind dünne Silbermünzen, wovon 3 auf eine Para, 120 auf einen Piaster gehen. Doch wird letzterer neuerlich zuweilen auch in 100 Theile getheilt, welche gleichfalls Asper (auch Minad) heißen. In Aegypten hat der Piaster 100 gute oder 120 Kurant-Asper, in Kairo und Aleppo aber 80 Kurant-Asper. Als 120 Theil des Piasters hat der A. einen Werth von etwas mehr als $^1/_6$ Pfennig preußisch. In der europäischen Türkei ist 1 A. = $^{21}/_{20}$ Pfennig oder = $^7/_8$ Cent, in Aleppo $^3/_{10}$ Pfennig = $^5/_{16}$ Cent. In der Berberei sind die kursirenden A. viereckig geschnittene Silberbleche mit türkischen Schriftzeilen.

Asperifoliaceen, Pflanzenfamilie, s. Boragineen.

Aspern (Groß-A.), österreichisches Dorf, Wien gegenüber, mit 700 Einwohnern, die Feldbau und Getreidehandel treiben, berühmt durch die Schlacht am 21. und 22. Mai 1809 zwischen Napoleon und dem Erzherzoge Karl. Am 13. Mai hatte Napoleon Wien durch Kapitulation genommen. Der Erzherzog Karl war bei Regensburg, von seinem linken Flügel getrennt, über die Donau zurückgegangen und hatte sich hier mit dem Corps des Generals Bellegarde vereinigt. Jetzt rückte er zum Entsatz der Hauptstadt vor, stellte seine Armee, bestehend aus den Corps des Fürsten von Hohenzollern, des Fürsten von Rosenberg, des Feldmarschalls Hiller und des Generals Grafen von Bellegarde, zusammen 75,000 Mann mit 288 Geschützen in 3 Treffen auf und ließ die ganze Reiterei unter dem Fürsten von Liechtenstein zwischen den Corps von Hohenzollern und Rosenberg, zwischen Deutschwagram und Stammersdorf Position nehmen. Vor sich hatte das Heer die weite Ebene des Marchfeldes, hinter sich Gerasdorf, während der linke Flügel an Rusdorf, der rechte Flügel an den von dem Corps des Fürsten Reuß besetzten Bisamberg angelehnt war. Napoleon hatte die Dörfer Eßlingen und A. zu Stützpunkten seiner Stellung, die Insel Lobau zum Waffenplatz ersehen, während er im Vorrücken gegen Hirschstätten das Donauufer zur Deckung seines linken Flügels benutzte. Erzherzog Karl begann in 5 Kolonnen den Angriff, Napoleon ließ seine bis dahin etwa 50,000 Mann betragenden Divisionen unter Bessières, Lannes und Masséna gegen Hirschstätten vorrücken. Die Garden nebst den Hülfstruppen bildeten die Unterstützungscorps. General Normann leitete von Stadtlau aus den Angriff auf das von den Franzosen vortheilhaft besetzte Dorf A. Bei einbrechender Nacht war der österreichische General Waequant nur im Besitz des obern Dorfes, welches dieser auch bis zum andern Morgen hielt, während Hiller hinter dem Dorfe Stellung genommen hatte. General Bellegarde stand Hiller zur Seite. Das 3. Corps Hohenzollern behauptete gegen die heftigsten Angriffe das Schlachtfeld. Das 4. und 5. Corps drang bis Eßlingen vor. Obgleich Erzherzog Karl die Lobaubrücke durch brennende Fahrzeuge hatte durchbrechen lassen, so war sie doch in einigen Stunden wieder hergestellt, und Oudinot kam noch an diesem Tage mit allen disponiblen Truppen von Wien aus zur Armee. Die französischen Streitkräfte stiegen jetzt auf 100,000 Mann. Am 22. Mai, dem Entscheidungstag, eröffnete die französische Garde selbst mit dem Angriffe auf A. die Schlacht, aber die tapfern Regimenter Benjowski und Klebek behaupteten siegreich den ihnen zugewiesenen Theil des Dorfes. Eben so hielt sich Bellegarde's und Hohenzollerns heldenmüthige Kolonne zwischen A. und Eßlingen. Die französischen Kolonnen kämpften, als sie vernahmen, daß die Brücken hinter ihnen von Neuem zerstört seien, den Kampf der Verzweiflung. Ein fünfmaliger Sturm der Oesterreicher auf Eßlingen scheiterte an der furchtbaren Wirkung der dort aufgepflanzten Artillerie; sie mußten sich endlich nur mit der Behauptung der einmal eingenommenen Stellung begnügen. Doch hatte Napoleon die Ueberzeugung gewonnen, daß er an kein weiteres Vorrücken denken dürfe. In der Nacht vom 22. zum 23. Mai zog er sich auf die Insel Lobau zurück. Der Verlust der Oesterreicher wird auf 20,000, der der Franzosen auf das Doppelte geschätzt. Der französische Marschall Lannes starb an seinen Wunden bald nach der Schlacht. Im Ganzen wurden beiderseits nur wenige Gefangene gemacht, aber die Oesterreicher erbeuteten viele Kanonen u. Gewehre. An den beiden Tagen bei A. errangen die österreichischen Waffen ihre glänzendsten Lorbeeren im ganzen Feldzuge von 1809; aber die hier er

Digitized by Google

rungenen Vortheile gingen in den Schlachten bei Raab und Wagram bald wieder verloren.

Asperula L. (Waldmeister), Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blume ist trichterförmig oder seltener glockenförmig, 3—5spaltig, mit verwelschtem Kelchrande und abstehendem Saume, die 3, 4, 5 Staubgefäße sind am Ende der Blumenröhre zwischen den Gipfeln des Saumes befestigt; der Griffel ist 2spaltig, die Narbe kopfförmig, die Frucht rundlich, mit einer dünnen, trockenen Haut fest umhüllt (Karyopse). Die bekannteste Art, A. odorata *L.*, Sternleberkraut, Waldmännchen, mit lanzettlichen, kahlen, am Rande und Kiele rauhen Blättern, welche unten zu 6, oben zu 8 quirlförmig um den Stengel stehen, weißen, wohlriechenden Blumen in gestielten Ebensträußen und rauhbehaarten Früchten, ist in Laubwäldern einheimisch und hat einen angenehmen gewürzhaften Geruch, der sich durchs Trocknen noch vermehrt. Die Pflanze ist unter dem Namen Herba Matrisylvae, Hepaticae stellatae officinell, enthält ätherisches Oel, Bitterstoff u. eisengrünenden Gerbstoff, dient auch als Zusatz zur Bierwürze und macht insbesondere einen Bestandtheil des Maitranks aus. A. tinctoria *L.*, mit endständigen Ebensträußen u. glatten Früchten, findet sich in ganz Europa auf Anhöhen, besonders auf Kalkboden, und enthält in der Wurzel einen dem Krapp ähnlichen Farbstoff. A. cynanchica *L.*, Hügelwaldmeister, Bräunewurzel, Halskräutlein, mit ausgebreitetem, aufstrebendem, sehr ästigem Stengel und endständigen Ebensträußen, allenthalben auf sonnigen Hügeln, an Rainen ꝛc., ist schwach bitterlich adstringirend und ward unter dem Namen Rubia cynanchica früher besonders bei Halskrankheiten und Bräune angewendet, ist aber gleich der Wurzel, Radix Cynanchicae, welche gleiche Eigenschaften wie die Färberröthe hat, jetzt obsolet. In neuerer Zeit ist in die deutschen Gärten eingeführt worden: A. montana *W. K.*, Bergwaldmeister, ein ausdauerndes Kraut in Ungarn, auf Hügeln und Wäldern einheimisch, mit linienförmigen Blättern, wovon die untern zu 6, die mittlern zu 4 um den Stengel stehen, und weißen Blüthen in Endbüscheln. Es liebt Schatten und guten, lockeren Boden, dauert im Freien aus und wird durch Samen- und Wurzeltheilung vermehrt.

Asphalt (Erdpech, Judenpech, Asphaltum), ein bituminöses Harz, ist pechschwarz, fettig, von muscheligem Bruche, kugelig, nierenförmig, tropfsteinartig in Körnern als Ueberzug (auf Kalkspath, Quarz ꝛc.), derb und eingesprengt, von Gypshärte und 1,07—1,16 spec. Gewicht, wird durch Reiben u. Erwärmen negativ elektrisch, ist bei 80° R. schmelzbar, brennt mit starker und rußender Flamme und hinterläßt schwärzlichbraune oder graue Asche. Bei der trockenen Destillation gibt der A. brenzliches Oel (Asphaltöl), wenig ammoniakhaltiges Wasser, brennbare Gase und ein Drittheil seines Gewichts an Kohle, welche beim Verbrennen einen Rückstand von Kieselerde, Thonerde, Eisenoxyd ꝛc. läßt. Salpetersäure wirkt zersetzend auf den A. und liefert gelbe, nach Bittermandelöl und Moschus riechende Harze. In ätherischen Oelen und Steinöl löst er sich leicht, mit Aether behandelt hinterläßt er dagegen einen schwarzen Rückstand (Asphalten), der sich in Stein- und Terpentinöl leicht löst. $^3/_4$ lösen sich in Aether mit brauner Farbe auf. Der A. besteht aus mehren Kohlenwasserstoffverbindungen u. einer sauerstoffhaltigen. Er kommt auf Erzlagerstätten und in Kalk- und Sandsteinen verschiedener Formationen vor, indem er dieselben durchdringt, so zu Lobsam im Elsaß, zu Seyssel im Departement Ain, im Val de Travers im Kanton Neuenburg. Am bekanntesten ist sein Vorkommen auf dem todten Meere, wo besonders nach Erdbeben Klumpen A. auf dem Wasser umhertreiben und hier, oder vom Wind ans Ufer getrieben, aufgesammelt werden. Nach dem Erdbeben von 1834 wurden 60 Centner gesammelt. Für gewöhnlich ist er selten; wahrscheinlich bildet er auf dem Grunde des See's ein Lager. Noch merkwürdiger aber hinsichtlich des Vorkommens von A. ist der Asphaltsee (Pechsee) auf der Insel Trinidad. Er liegt auf dem höchsten Punkte der Insel und verbreitet einen Geruch, der noch in mehren Meilen Entfernung bemerkbar ist. Er ist etwa 1000 Schritte lang und mißt in seiner größten Breite 120 Schritte. Beim ersten Anblick könnte man ihn für einen Wassersee halten, in größerer Nähe aber gewinnt er das Ansehen einer Glasfläche; zahlreiche Wasserbassins befinden sich darauf, und die tiefen Spalten und Risse, welche die Asphaltmasse durchfurchen, sind ebenfalls mit Wasser gefüllt, in welchem kleine Fische und Frösche spielen; denn das Wasser ist vollkommen frisch und gut. Bei heißem Sonnenschein kommt die ganze Oberfläche, die sonst einen Menschen trägt, wohl einen Zoll tief in Fluß und wird überhaupt weich, so daß man sie dann nicht betreten darf. Die Tiefe des See's ist noch nicht erforscht, jedenfalls aber sehr beträchtlich, die untere Stelle nimmt wahrscheinlich Wasser ein. Der Erdboden besteht in weitem Umkreise aus kohligen Theilen und hartgebrannter Erde und zeigt unverkennbare Spuren von der Einwirkung unterirdischen Feuers. Ueberhaupt ist der Boden der ganzen Insel mit A. geschwängert, und selbst ins Meer hinaus ziehen sich Asphaltbänke. Außerdem findet sich A. zu Baku am kaspischen Meer, am Kaukasus (mineralische Mumie, Muminochi der Perser), zu Avlona in Albanien, Brozzo in Dalmatien, in Galizien, Steiermark, im Hannoverischen bei Limmer, in Spanien und Portugal, an der Campechebai in Mexiko (Munjac), in Peru u. a. O. Er scheint sich oft in Folge des Verharzens von Steinöl gebildet zu haben. Nahe verwandt mit dem eigentlichen A. ist das tropfbarflüssige Erd- oder Steinöl. Die Asphalterde (erdiges Erdpech) ist A., verunreinigt durch stärkern oder geringern Eisengehalt oder durch Beimengungen erdiger Theile, von groberdigem, ins Splitterige und Unebene ziehendem Bruche, matt schwärzlichbraun, vorkommend am Harz (Iberg) u. a. O.

Der technische Gebrauch des A.s verliert sich in frühe Zeit. Schon die Aegypter verwendeten denselben, meist mit einem Zusatze von Cedernöl und von andern Specereien, zum Einbalsamiren der Mumien; bei den Persern ward der A. und das Erdöl zu Wasserfeuerwerken benutzt; auch behauptet man, er habe einen Hauptbestandtheil des griechischen Feuers ausgemacht. Die Asphalterde, Mineral- oder Erdpechkitt, Mastix minéral bitumineux, ist der treffliche Steinkitt der

Alten, welcher nach Rich häufig in den Ruinen von Babylon als Bindemittel von Ziegelsteinen getroffen wird. In neuerer Zeit hat man zuerst in Frankreich einen aus A. bereiteten künstlichen Kitt zum Pflastern von Straßen, Terrassen ꝛc. verwendet. Das rohe Material (Asphaltsteine) wird von Lobsann (Departement Niederrhein), von Seyssel und Parc (Departement Ain), Puy de la Poix (Departement Puy de Dôme), besonders auch von Val de Travers im schweizerischen Kanton Neuenburg bezogen. An letztgenanntem Orte ward der A. 1692 zuerst aufgefunden, womit die seit dem Alterthume wieder verloren gegangene Asphaltindustrie wieder aufgenommen ward. Der Asphaltstein zu Seyssel und im Val de Travers, ein von A. durchdrungener Molassesandstein und Kreidekalkstein, ist rußfarbig, mit 10—12 Procent Erdharz geschwängert. Das Erdharz ist im Zustande vollkommener Mischung oder doch inniger Verbindung mit dem Kalksteine und erscheint mit demselben als fester Körper, welcher, wenn man ihm 6—8 Procent reinen Erdharzes hinzufügt, in eine gleichartige Masse (Asphaltkitt), ohne sehr bedeutenden Rückstand zu hinterlassen, zerfließt. Diese Masse ist genau der Steinkitt der Alten und hat vor allen ähnlichen Produktionen der Art den Vorzug, daß die Natur ihn im Val de Travers mit dem Kalkstein gemengt gibt, während man an allen andern Orten durch künstliche Mischungen von Erdharz und Kalksteinen oder Kreide dies so seltene natürliche Produkt nachzumachen strebt. Die Gewinnung des Asphaltsteins ist im Val de Travers höchst einfach, weil sie nur im Sprengen des Gesteins mit Pulver besteht. Zu Seyssel werden jährlich bis zu 30,000 Centner A. zu Tage gefördert. Bei Lobsann gräbt man eine klebrige bituminöse Masse, die aus mit A. durchdrungenem Sandsteine besteht und unter dem Namen Graisse de Strassbourg in den Handel kommt. Bei Annecy in Savoyen findet sich ein stark asphalthaltiger Kalkstein ähnlich dem im Val de Travers. Aus diesem Asphaltstein wird aber der Asphaltmastix, welcher unmittelbar technische Anwendung findet, auf folgende Weise gewonnen. Der rohe, in eigroße Stücke zerschlagene Asphaltstein wird in einem geheizten Ofen, oder in einer hohlen, aus Blech verfertigten Walze gebrannt, wodurch er in Sand zerfällt. In einem Kessel bringt man darauf auf 100 Theile Asphaltsand 7 Theile geläuterten A. oder Bergtheer zum Schmelzen, doch so, daß diese 7 Theile Bergtheer zuerst im Kessel geschmolzen und die folgenden 100 Theile Asphaltsand nach und nach zu dem geschmolzenen Theer hinzugefügt werden, und zwar mit der Vorsicht, daß man den einen Theil des Asphaltsandes immer erst mit dem Bergtheer wohl verschmelzen läßt, ehe man den folgenden hinzuschüttet. Man rührt dann die Mischung mit einem unten etwas breiten, eisernen Spaten von Zeit zu Zeit herum und berührt dabei öfters die inneren Seiten des Kessels, damit der Mastix sich nicht daran festsetze. Wenn aller Asphaltsand sich im Kessel befindet, so setzt man das Sieden fort, bis der Inhalt möglichst flüssig geworden und in allen seinen Theilen gut geschmolzen ist, was man leicht daran erkennt, wenn die Masse im Kessel bis auf den Grund desselben glänzend erscheint, sobald sie mit dem eisernen Spaten heraufgerührt wird. Ist die Masse im Kessel gehörig geschmolzen, so wird dieselbe in Formen von 2 Fuß Länge auf 1 Fuß Breite und 5 Zoll Dicke gegossen, in welchen sie erkaltet, worauf sie in Blöcken (Kuchen) in Handel gebracht oder den Arbeitern übergeben wird. Um diese Kuchen zur Herstellung von Asphaltflächen zu gebrauchen, schmelzt man sie wieder ein und setzt meist so viel Kiessand zu, daß ein dicker, aber noch gießbarer Brei entsteht. Die Verwendung des A.s ist sehr vielfältig; die hauptsächlichsten Arten seiner Benutzung sind folgende. Zum Behuf der Herstellung von Asphalttrottoirs wird der Boden geebnet (planirt) und gehörig festgestampft, dann mit einer 3—4 Zoll hohen Betonschicht u. darauf mit einer Mörtelschicht aus hydraulischem Kalke bedeckt, welche mit feinem Sande vermengt ist, damit sie eine ebene Oberfläche erhalte. Der nöthige Fall oder die Abrundung nach der Straße hin müssen hierbei sogleich berücksichtigt werden. Gut gelöschter, gewöhnlicher Kalk kann in Ermangelung auch den hydraulischen Mörtel ohne Nachtheil vertreten. Diese Unterlage muß vorher gut ausgetrocknet sein. Ebenso kann man als Unterlage eine Schicht Ziegelpflaster machen; nur muß man die Ziegelsteine auf Mörtel legen und die Fugen gut damit ausfüllen, auch eine Kalkmörtelschicht darüber legen, die dann wieder gehörig austrocknen muß. Der A. wird mit trockenem Sand vermengt, und zwar erfolgt das Zubringen des A.s, nachdem er geschmolzen, partienweise und unter stetem Umrühren. Ist die Unterlage vorbereitet, so werden eiserne Lineale oder Richtscheite von der Höhe der aufzugießenden Schicht aufgelegt, und nachdem man mit einer eisernen Kelle den A. aufgegossen hat, der Raum zwischen beiden Linealen geebnet; mit dem zweiten Streifen ꝛc. verfährt man ebenso. Soll die Oberfläche körnig werden, so überstreut man sie gleichmäßig mit reingewaschenem, gesiebtem Sande, der aus möglichst gleichgroßen Körnern besteht, die man dann mittelst eines hölzernen Stößels eintreibt. Die Ränder des Trottoirs nach der Straße hin müssen vorher von allem Staub gereinigt und dann die Kanten mittelst heißer Mastixstreifen, die man später wieder wegnimmt, abgetrocknet werden; ebenso müssen die Stellen, wo man aufgehört hat, wieder mit heißem Mastix angewärmt werden. Die Asphaltmastixlagen werden in der Regel nur 6—7 Linien dick gemacht, und es sind alsdann zu einem □Fuß 4—6 Pfund Mastix und $1\frac{1}{4}$—$1\frac{1}{2}$ Pfund Sand erforderlich. Zu Herstellung von Asphaltfußböden in Stallungen stampft man zuerst den Boden fest, versieht denselben mit einer $\frac{3}{4}$ Zoll starken Schicht Asphaltmörtel, der aus 40 Theilen Asphaltmastix und 60 Theilen Quarzsand, dessen Körner von der Größe einer Haselnuß sind, und 4 Theilen Steinkohlentheer bereitet wird. Auf diese gehörig geschlagene Mörtellage gießt man eine Schicht von gewöhnlichem Asphaltmastix. Außerdem lassen sich auch die gewöhnlichen Pflasterungen nach gehöriger Reinigung und Trocknung übergießen, wodurch ein für den Urin der Pferde undurchdringlicher Fußboden gewonnen wird. Terrassen, Plattformen und Altane lassen sich ebenfalls vortheilhaft mit A. belegen, wodurch das Eindringen von Feuchtigkeit in die unteren Räume abgehalten wird. Besteht die Decke unter der Terrasse

aus Holz, so legt man auf dieselbe einen ¾ Zoll starken Boden von Bretern, deren Kanten genau abgerichtet und genagelt sein müssen, um genau aneinander zu schließen. Unter der Decke sind auf den Seiten Luftlöcher anzubringen, damit der Holzboden nicht zu bald faule. Auf den Holzboden wird eine 1—2 Zoll starke Kalkmörtelschicht gelegt, wobei man den Kalk mit Häcksel oder Moos vermengt, damit er elastisch werde. Ist diese Schicht trocken, so wird die Asphaltschicht, wie bereits angegeben, darauf gebracht, dicht mit reinem Sande abgekörnt und festgeschlagen. Liegt die mit A. zu überziehende Terrasse an der Mittagsseite, so ist es von Wichtigkeit, Pulver von Porzellanscherben darüber zu streuen, damit die weiße Oberfläche die Sonnenstrahlen weniger anziehe, da der A. sonst leicht weich wird. 1/100 Fall ist für die Terrasse hinreichend. Auf eine solche Asphaltschicht kann man Erdschichten bringen und auf diese Weise hängende Gärten bilden. Zu 1 □Fuß Terrassenboden braucht man etwa 5 Pfd. Asphaltmastix u. 2½ Pfd. Sand. Gewölbedecken von Tunnels, Kellern, Brückenbogen, Kasematten ꝛc. überzieht man ebenfalls mit A., nachdem man sie zuvor mit einem Mörtelüberzug versehen hat. Auf diesen bringt man 2—4 Zoll breite Streifen an, die 3—4 Zoll auseinander entfernt sind, damit der A. sich mit dem Kalkmörtel besser verbinde, und gießt dann die Asphaltmasse darüber. Die Arbeit wird auf dem höchsten Punkte der Gewölbe begonnen u. in der Richtung der Länge ausgeführt. Sollen die Gewölbekappen mit Erdschichten überzogen werden, so ist vorher auf den A. eine Schicht Lehm zu bringen und dann erst die Erde. Die Zusammensetzung der verschiedenen Schichten richtet sich darnach, ob sie stark oder schwach aufgetragen werden sollen. In Kellern, die gegen das Eindringen von Feuchtigkeit geschützt werden sollen, werden die Fußboden auf ähnliche Weise behandelt, während die Seitenwände, falls diese das Wasser durchlassen sollten, mittelst einer Bekleidung aus Ziegelsteinen, die in Asphaltmastix gesetzt sind, versehen werden. Je nach der Stärke des Drucks des Wassers werden die Ziegelsteine entweder auf die hohe oder breite Seite gestellt. Auch zur Macadamisirung von Straßen wird A. mit Vortheil angewendet. Ist der Boden fest oder mit einer Steinschüttung versehen, so bricht man dieselbe um 1½ Zoll auf, rammt sie wieder fest und gibt ihr etwas Konvexität, wobei man die Oberfläche so glatt als möglich macht. Auf den so vorbereiteten Boden wird eine erste 1 Zoll starke Schicht Asphaltmastix aufgetragen, bestehend aus 40 Theilen Asphaltmastix u. 60 Theilen mit Sand vermengten Quarzstücken von Haselnußgröße. Darauf wird eine zweite Schicht, die etwa nur ½ Zoll stark ist u. aus Asphaltmastix besteht, mit der Hälfte Sand vermengt, aufgesetzt und noch warm gewalzt. Zu 1 □Fuß sind 11 Pfd. Mastix und 12 Pfd. Sand erforderlich. Will man A. als Dachbedeckung anwenden, so nagelt man auf die Sparren gewöhnliche Spündebreter gut auf, gebraucht aber die Vorsicht, den Stoß nicht auf Einen Sparren treffen zu lassen, sondern zu verwechseln und ebenso die Breter in der Mitte zu spalten, um das Werfen zu verhüten. Um den nöthigen Abfall über die Sparrenköpfe oder das Gesims zu erhalten, werden an den freistehenden Seiten des Gebäudes circa 6 Zoll breite, nicht allzu schwache Eisenblechstreifen, die nach vorn etwas eingebogen sind, so aufgenagelt, daß sie etwa 2 Zoll vorspringen. Man bestreicht diese Blechstreifen mit Asphaltöl, um sie vor Rost zu schützen. Die Breter werden nun mit Steinkohlentheer gestrichen, damit sie sich bei Temperaturveränderungen nicht werfen. Ist dieser Anstrich trocken, so überzieht man das Dach mit Packleinwand und überzieht diese mit zusammengeschmolzenem Mineraltheer und A. Etwas Asphaltmastix mehr als Mineraltheer hat den Vortheil, daß sich das Oel weniger verflüchtigt. Ist das ganze Dach gestrichen und besandet, so kehrt man den überflüssigen Sand ab und wiederholt die Arbeit noch einmal, indem man 4—5 Theile Mastix mit einem Theile Mineraltheer zusammenschmilzt, ausstreicht und wie vorher behandelt. Das Dach läßt man darauf einige Tage dem Wetter ausgesetzt und gießt dann dünnen Kalkmörtel gleichmäßig auf demselben aus. Dieser Ueberzug, wenn er erhärtet ist, schützt den darunter befindlichen A. vor Verflüchtigung seiner Oele und nimmt keine so hohe Temperatur an, als eine schwarze Fläche. Bei Wasserbehältern werden die Sohlen mit einer Schicht Ziegelsteine in Asphaltcäment gelegt, die Seitenmauern aber mit scharf gebrannten, ebenen, auf die hohe Kante gestellten Ziegeln, die in Asphaltcäment gelegt werden, aufgeführt und in Entfernungen von 3—4 Linien nochmals mit Ziegeln in Asphaltcäment hintermauert. Der Zwischenraum wird dann bei jeder Schicht, nachdem die Seitenflächen gehörig getrocknet sind, mit flüssigem Asphaltmastix ausgegossen. Die Sohle wird darauf mit einem Kalkmörtel aus hydraulischem Kalk, Sand u. Geschieben, etwa 1—1½ Zoll hoch belegt; darauf kommt ein Ueberzug von feinerem Kalkmörtel, damit sie recht eben werde, und nachdem dieses abgetrocknet ist, bringt man den A. darauf und überzieht auch die Seiten damit. Um die Asphaltausfütterungen recht haltbar zu machen und vor dem Abspringen zu sichern, sind die Backsteine vor dem Versetzen zu erwärmen. Man verwendet den A. ferner als Mörtel zu jeder Mauer, welche wasser- und luftdicht sein soll. Auch zu Mauern, die, schon von Feuchtigkeit durchdrungen, trocken werden sollen, wird A. mit Erfolg verwendet, indem man den alten Putz herunterschlägt, die Mauer mittelst eines Kohlenbeckens trocknet, sie dann mit A. überzieht, wobei man aber den A. nicht im flüssigen Zustande anwenden darf. Auch müssen alle Mauern, die gegen Mittag liegen, mit Kalkfarbe geweißt werden, damit die Sonnenstrahlen den Mastix nicht in Fluß bringen. Bei Verwendung des A.s zu Silo's wird die Sohle, bis zu deren Höhe das Fundament zuvor aufgeführt wird, festgestampft und mit einer etwa 4 Zoll starken Schicht, die aus Mörtel von hydraulischem Kalk, Sand und Geschiebe besteht, versehen. Ist diese vollständig trocken, so wird sie mit einer Asphaltschicht überzogen, ebenso die Grundmauern, worauf dann die Seitenwände auf dieser Asphaltschicht weiter fortgeführt werden. Vor diesen Mauern nun, deren Zweck ist, dem Drucke der umgebenden Erde zu widerstehen, werden die luft- und wasserdichten Wände 1 Stein stark aufgeführt, u. zwar so, daß ihre äußere Seite etwa 4 Linien von jenen Mauern entfernt ist. Die Stelle des Mörtels vertritt reiner Asphaltmastix, womit alle Fugen verstrichen werden, so daß ein möglichst dichter Ver-

Digitized by Google

schluß bewirkt wird. Der Zwischenraum zwischen beiden Mauern wird mit möglichst flüssigem Mastix ausgefüllt, den man fest mit dem Spaten eindrückt, damit jeder noch bleibende hohle Raum vollständig ausgefüllt werde. Die innere Seite der Ziegelsteinmauer wird ebenfalls mit einem dünnen Ueberzuge von reinem Asphaltmastix versehen. Den Raum überwölbt man mit Ziegeln und Asphaltmastix. Auf das Gewölbe kommt zuvörderst eine Mastixschicht von etwa ¼ Zoll Stärke und darüber her eine 3—4 Zoll starke Erdschicht. An dem tiefsten Punkte des Gewölbes wird ein Loch gelassen, durch welches man in die Silo's gelangen kann. Nach der Füllung verschließt man diese Oeffnung mittelst eines großen Steines, dessen innere Fläche asphaltirt worden ist, nachdem man ihn vorher stark erhitzt hat. Die auf diese Weise erbauten Silo's sind geeignet, allen Einflüssen der Witterung zu widerstehen, auch vollkommenen Schutz gegen die Angriffe schädlicher Thiere zu gewähren. Bei Tunnelbauten verlegt man die Steine ebenfalls in Asphaltmastix, doch ist hierbei genau zu beachten, daß die Steine vollkommen trocken und rein seien. Um eine vollständige Sicherheit zu erlangen, ist es zweckmäßig, den Gewölbebogen auch außerhalb mit einer Asphaltschicht zu überziehen. Auch zu Straßenpflaster wurde der A. versuchsweise verwendet, jedoch bis jetzt nicht mit Erfolg; namentlich in Paris und München erwies sich, daß das für Pferde und Wagen zu passirende Asphaltpflaster, obgleich es 1—1½ u. bis über 3 Zoll stark war, nach wenigen Jahren einem schlechten gewöhnlichen Straßenpflaster glich.

Der sogenannte künstliche A. ist eingedickter Steinkohlentheer, welcher in eisernen Retorten so lange destillirt wird, bis die Wasserdämpfe verschwinden und die schwerflüssigen Oele überzugehen anfangen. Um Kitt daraus zu bereiten, setzt man dem noch heißen Rückstande stark erhitztes Kreidepulver zu und läßt die Masse in Formen erkalten. Dergleichen Kitt wird neuerlich ebenso wie der aus natürlichem A. bereitete zur Herstellung von Mosaiken benutzt, indem man die weiche Masse in Formen gießt, vor ihrem völligen Erstarren die gewünschte Farbe darauf siebt und dann das Ganze fest ausdrückt.

Zum Malen u. Anstreichen ist derjenige A. zu wählen, welcher fest, brüchig, auf der Oberfläche glatt, glänzend ist, einen muschligen Bruch hat und beinahe kohlenschwarz ist. Er verhält sich, mit Ausnahme der Farbe, im äußeren Ansehen wie das Gummi Gutti. Man hat ihn für die Wassermalerei verwendet und zu diesem Zwecke mit Weingeist abgerieben. Für die Oelmalerei aber hat man, um ihn haltbar zu machen, angerathen, ihn in Brodteig einzuschlagen und mit demselben auszubacken. Am besten ist es, ihn mit Weingeist zu behandeln: man läßt den A. mit Alkohol auf und schlägt mit Wasser nieder. Im natürlichen Zustande, ohne Zubereitung, wächst er in der Oelmalerei aus, verliert seinen angenehmen bräunlichen Ton und wird grauschmutzig, was von einem darin enthaltenen brenzlichen Oele herrührt. Dieses entfernt man durch Auflösen in Weingeist. Mit Weiß vermischt ist er unverträglich und ganz untauglich und daher bloß zur Lasurfarbe, entweder allein oder mit andern Lasurfarben zum Moderiren, Brechen und Erwärmen der Farben, zum Hintergrunde, zu Draperien, auch zu Köpfen im Schatten ꝛc. zu verwenden.

Asphaltöl (Oleum asphalti), das Produkt der trockenen Destillation des mit Sand gemengten Asphalts, oder des mit Bitumen gemengten Mergels, ein gelbbraunes, sehr übelriechendes Oel, aus welchem durch wiederholte vorsichtige Rektifikation das rektificirte A. erhalten wird. Dieses ist fast wasserhell, dünnflüssig, von durchdringend widerlichem Geruch und widerlich scharfem, brenzlichem Geschmacke. Es wird innerlich und äußerlich als Arzneimittel, namentlich gegen Lungensucht, angewendet.

Asphodeleen *L.*, Pflanzengruppe, s. Asphodelus.

Asphodelus (Affodill), Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blumenkrone ist tief 6theilig, ausgebreitet, offen, unterständig; die Staubfäden sind an der Basis verbreitet, gewölbartig, den Fruchtknoten bedeckend; die Frucht ist eine dreifächerige Kapsel mit 3kantigen Samen. Die Gattung wird neuerlich in die zwei, Asphodelus u. Asphodelina *Rchnb.*, getheilt, von denen jene weiße Blüthen, keine Stengelblätter und gerade, vorgestreckte Staubgefäße, diese aber gelbe Blüthen, Stengelblätter und herabgebogene Staubfäden hat. Die wenig zahlreichen Arten finden sich vornehmlich in den ans Mittelmeer angrenzenden Gebieten. Asphodelus luteus *L.*, mit pfriemenförmigen, 3kantigen, glatten, am Grunde scheidenartigen Blättern und gelben, wohlriechenden Blüthen in gipfelständiger Traube, wächst in Sicilien und Griechenland und wird bei uns als Zierpflanze gezogen. Die jungen Stengel werden in Sicilien als Gemüse wie Spargel gegessen. Die Wurzel (Radix Asphodeli lutei) war früher gegen allerlei Uebel äußerlich u. innerlich, sowie auch als Amulet in Gebrauch. A. albus *Willd.*, mit einfachem Blüthenstiel u. rechtwinklig abstehenden Blüthenstielchen, linealen, glatten Blättern und weißen Blüthen, wächst im südlichen Europa bis Wallis. Die Wurzel, Radix A. albi, schmeckt scharf, bitter u. schleimig u. war früher äußerlich gegen Hautausschläge und Geschwüre, innerlich gegen den Schlangenbiß u. als harntreibendes Mittel in Gebrauch. In Algier, wo die Pflanze besonders häufig wächst, benutzt man die Wurzel zum Branntweinbrennen. A. ramosus *L.*, mit verzweigtem Blüthenstiel und schief aufsteigenden Blüthenstielchen, schwertförmigen Blättern und weißen Blüthen, in Griechenland, Spanien u. Italien einheimisch, liefert in den Wurzelknollen eine Speise, die schon die alten Pelasger genossen. Bei den Griechen war diese Art A. der Proserpina (auch der Demeter) geweiht; man schrieb ihr Wunderkräfte zu und pflanzte sie auf Gräber. In der Odyssee wird häufig der Asphodeluswiesen gedacht, als eines Aufenthaltsortes der Seelen, wo Minos Gericht hält. Auch die Japanesen pflanzen u. stellen den weißen Affodill auf Gräber und in Begräbnißhallen. Die Wurzelknollen von A. ramosus *L.*, A. albus *L.*, A. neglectus *Schult.*, sowie häufig die ganz verschieden gebildete Zwiebel von Lilium Martagon *L.*, waren sonst als Affodill-, Affolder-, Gold- und Drecklilienwurzel, Radix Asphodeli albi s. Hastulae s. Hastulae regiae s. regis s. Bacilli regii s. Martagi, in den Apotheken vorräthig. Frisch schmecken sie unangenehm, scharf,

bitter und schleimig; durch Trocknen schrumpfen sie sehr zusammen und werden milder. Sie wurden als urintreibend, die Menstruation befördernd und äußerlich bei Hautausschlägen und Geschwüren angewendet. Als Zierpflanzen werden die Asphodelusarten in trockenem, lockerem Boden und sonniger Lage gezogen und müssen im Freien im Winter mit einer Decke versehen werden. Die Gattung A. ist Typus der Asphodeleen, einer Unterfamilie der Liliaceen, welche durch die röhrige, 6spaltige oder 6blättrige Blüthenhülle, die dem Fruchtboden und der Röhre der Blüthenhülle eingefügten 6 Staubgefäße und die kapsel- oder beerenartige Frucht charakterisirt wird und meist kraut-, seltener strauch- oder baumartige Gewächse mit zwitterigen, gipfelständigen, einzeln, oder in Köpfen, Dolden, Trauben oder Rispen stehenden Blüthen enthält. Man zählt gegen 900 Arten in mehr als 70 Gattungen, welche meist den gemäßigten Zonen angehören und von denen die mit Zwiebeln versehenen Schleim und einen bittern, harzigen Extraktivstoff enthalten und zum Theil als Nahrungs-, Gewürz- und Arzneipflanzen dienen, zum Theil aber auch giftig sind. Die Blattfasern mehrer Arten lassen sich wie Hanf und Flachs gebrauchen.

Asphyxie (v. Griech.), Mangel an Pulsschlag, daher Scheintod (s. d.). Man nennt deshalb Scheintodte Asphyktische oder auch, besonders die durch giftige Gase Erstickten, Asphyxirte.

Aspidium *Swartz* (Schildfarren), Gattung der Farrenkräuter, die nach der Beschaffenheit des Schleierchens bisweilen in die Gattungen Nephrodium *Rich.*, Aspidium *R. Br.* und Athyrium *Roth* geschieden, in Folge neuerer Forschungen aber wieder vereinigt wurde. Die Wurzelstöcke von A. aculeatum *L.* können wegen ihres Gerbstoffs zum Gerben, ihre Asche kann wegen ihres großen Gehalts an Potasche in Glashütten, und, in Kugeln geformt, selbst als Seife zum Waschen verwendet werden. Der Stock von A. Baromez *Willd.*, scythischer Schildfarren, in China, Cochinchina, der Bucharei in Bergwäldern einheimisch, wird zuweilen von einigen dicken Wurzelfasern einige Zoll hoch über den Boden emporgehoben und ist ganz mit einem dichten, tiefgelben Filze bedeckt. Weil dadurch zuweilen ungefähr die Gestalt eines Schafes entsteht, so nannte man solche Formen Agnus scythicus und fabelte viel davon; es sollte z. B. mit 4 Füßen in der Erde befestigt sein, Blut enthalten, um sich her Alles abweiden ꝛc. Der Stock soll im frischen Zustand einen blutrothen Saft enthalten und adstringirend sein, weshalb er in seiner Heimat gegen Blut- und Schleimflüsse und Ruhren angewendet wird. Der Stock von A. coriaceum *Swartz* kommt in Westindien und Südamerika unter die Radix Calagualae gemischt im Handel vor; der von A. esculentum *Don*, in Nepal, dient den Eingebornen zur Speise. Am gebräuchlichsten ist A. Filix mas *Swartz*, männliches Farrenkraut, Farrenkrautmännchen, Wurmfarren, Waldfarren, Johanniswurzel, in Nordeuropa, Asien, Amerika einheimisch, in feuchten Wäldern, besonders bergiger Gegenden, an schattigen Gräben, unter Gebüsch wachsend. Der Stock mit den stehen gebliebenen Blattansätzen, Radix Filicis s. Filicis maris s. Filicis non ramosae dentatae, hat einen widerlich dumpfen oder moosartigen Geruch, der durch Trocknen sich ziemlich verliert, und einen anfangs herbsüßlichen, dann ekelhaft kratzenden, scharf bitterlichen Geschmack. Er enthält dickflüssiges, grünes, fettes Oel, Harz, Gerbstoff u. süßen Extraktivstoff, ist seit den ältesten Zeiten als wurmwidriges Mittel im Gebrauche und wird noch jetzt, namentlich als Extractum oleo-resinosum Filicis maris, gegen Würmer, besonders Bandwürmer angewendet. Dieser Arzneikörper darf aber, wenn er seine Wirksamkeit nicht verlieren soll, nicht über ein Jahr alt sein und ist also am besten von den Apothekern selbst zu sammeln. Verwechslungen mit andern Farrenstöcken sind nicht leicht möglich, da die etwa vorkommenden ähnlichsten immer nur mit weit dünnern und solchen Blattansätzen versehen sind, welche im Innern mehr oder weniger abgestorben und nicht so weit herauf mit derber, fleischiger Substanz erfüllt sind. A. rhaeticum *Swartz* findet sich in der Schweiz auf hohen Gebirgen und war in frühern Zeiten als weißes Frauenhaar, Herba Adianthi albi s. aurei Filicis folia, officinell.

Aspinwall, Stadt in der kolumbischen Republik Neugranada, auf dem Isthmus Panamá, an der Navy- oder Limonbai, ward von den Nordamerikanern bei Gelegenheit der Erbauung der Eisenbahn über den Isthmus angelegt, kam trotz der ungesunden, sumpfigen Umgegend und der dort herrschenden bösartigen Fieber schnell empor und zählte bald an 3000 Einwohner, ein buntes Gemisch aller Nationen. Der Hafen bietet den Schiffen nicht ausreichende Sicherheit vor Stürmen dar.

Aspirant (v. Lat.), Einer, der nach Etwas strebt, z. B. nach einem Amte, nach der Aufnahme in eine Gesellschaft, Anstalt; besonders bei den Freimaurern Derjenige, welcher sich zur Aufnahme gemeldet, auch angenommen, aber noch nicht förmlich aufgenommen ist.

Aspirator, Luftsauger. Um bei chemischen Arbeiten Niederschläge oder auf andere Weise bereitete Verbindungen rasch zu trocknen, bringt man sie in eine Glasröhre, setzt diese in ein mit siedendem Wasser gefülltes Gefäß (Wasserbad) und läßt einen gleichmäßigen langsamen Strom von trockener Luft hindurch. Wird bei einer solchen Vorrichtung der Luftstrom nicht mittelst eines Gasometers von vorn hineingetrieben, sondern am hintern Ende gleichsam angesogen, so heißt dieselbe vorzugsweise A. Ein solcher Apparat dient außer zum Trockenen von Substanzen zum Abdampfen, zum Sublimiren ꝛc., ferner zur Bestimmung des Gehaltes der atmosphärischen Luft an Sauerstoff, Kohlensäure und Wasser, indem man ein gemessenes Volumen derselben über Körper hinwegleitet, die zwei Bestandtheile zu absorbiren vermögen.

Asplenium *L.* (Streifenfarren, Strichfarren, Milzfarren), Gattung der Farrenkräuter, bei der die Fruchthäufchen in abgebrochenen, geraden Linien stehen, die Schleierchen seitwärts mit dem ganzen äußern Rande angewachsen sind u. sich gewöhnlich nach der Mitte des Blattes, oft aber auch nach außen öffnen. Besonders bekannt sind folgende Arten: A. trichomanes (trichoroides) *L.*, Athon, rother Widerthon, rothes Frauenhaar, findet sich durch ganz Europa an Felsen. Das schleimhaltige, gelind adstringirende Laub wurde früher unter dem Namen Herba Trichomanes, Adianthi rubri, als Heilmittel angewendet u. gehörte auch zu den vorgeblichen Hexenkräutern. Der

Stock von A. falcatum *Lam.*, Trichomanes adianthoides *L.*, in Oſtindien, Neuholland, Jamaica, wird in Oſtindien gegen Ruhr und das Kraut als gelind eröffnendes Mittel angewendet. Der Wurzelſtock von A. Filix femina *Bernh.*, weiblicher Streifenfarren, falſcher Wurmfarren, Polypodium Filixfemina *L.*, Athyrium Filix femina *Roth*, wird öfters mit dem von Aspidium Filix mas *Swartz* verwechſelt, beſitzt aber eine weit ſchwächere Wirkung.

Aſpre, Konſtantin, Freiherr d', öſterreichiſcher General, Sprößling eines belgiſchen Geſchlechts, Sohn eines öſterreichiſchen Generals, geboren 1789 in Brüſſel, trat in ſeinem 16. Jahre in die öſterreichiſche Armee, machte den Feldzug von 1809 als Oberlieutenant im Quartiermeiſterſtab mit und focht 1813—15 in Illyrien und Italien. Eine ſeiner kühnſten Waffenthaten in dem Feldzug gegen Neapel von 1815, der ſiegreiche Ueberfall des 6000 Mann ſtarken neapolitaniſchen Lagers bei Mignano mit nur 2 Kompagnien und 2 Schwadronen, bahnte den Oeſterreichern den Weg nach Neapel. Nach dem Frieden mit einem militäriſchen Poſten im venetianiſch-lombardiſchen Königreiche betraut, wohnte er 1820 der Expedition nach Neapel und 1830 der nach der Romagna bei. Im Jahre 1835 ward er nach Innsbruck, ſpäter nach Italien verſetzt, wo er den 8. April 1840 zum Feldmarſchallieutenant und Diviſionär, im Auguſt 1846 zum Kommandanten des garniſonirenden zweiten Armeecorps, deſſen Hauptquartier in Padua war, ernannt ward. Einen Konflikt zwiſchen Militär und Studenten unterdrückte er mit blutiger Strenge, worauf die Proklamation des Standrechts erfolgte; doch war daſſelbe noch nicht lange in Kraft, als der Ausbruch der mailändiſchen und venetianiſchen Revolution ihn zwang, die militäriſch bedeutungsloſe Stadt zu räumen und nach Verona, von da mit einem Theil der Beſatzung nach Brescia zu marſchiren, um die Verbindung mit Radetzky herzuſtellen. Als dieſer die Offenſive am untern Mincio begonnen, rückte A. am 28. Mai in Mantua ein und bildete dann nach der Beſetzung von Vicenza mit dem 2. Armeecorps den rechten Flügel der am 23. Juni um Verona koncentrirten Armee, an deren Erfolgen in den Schlachten und Gefechten bei Sommacampagna, Cuſtozza und Volta er weſentlichen Antheil hatte. Am 13. Auguſt öffnete ihm Brescia die Thore. Am 13. März 1849 zum Feldzeugmeiſter ernannt, erwarb er ſich in dem Feldzug gegen Sardinien durch die Erſtürmung von Mortara (21. März), ſowie in der Schlacht bei Novara (23. März) neue Lorbeern. Später mit dem Militärkommando in Parma betraut, rückte er mit den zur Intervention in Toskana beſtimmten Truppen über den Po und ſtieß am 10. Mai 1849 vor Livorno zu den andern öſterreichiſchen Truppen. Nachdem dieſe widerſtrebende Stadt mit Sturm genommen worden, ſtellte A. die Ruhe mit blutiger Strenge daſelbſt her. Im Oktober 1849 erhielt er das Kommando über das 6. Armeecorps mit dem Hauptquartier zu Padua. Hier † er den 24. Mai 1850 nach kurzer Krankheit.

Aſpremont, Städtchen in der belgiſchen Provinz Limburg, Stammort der Grafen von Aſpremont. Hier fand am 18. Sept. 1794 ein Gefecht zwiſchen den (ſiegenden) Franzoſen unter Jourdan und den Oeſterreichern Statt.

Aſpremont, 1) François de la Mothe-Villeret, Graf von, franzöſiſcher Militär, aus einem alten gräflichen Geſchlecht, Zeitgenoſſe Baubans und wie dieſer Meiſter im Belagerungskriege, diente ſeit 1650 im franzöſiſchen Heere. Im Jahre 1653 nahm er Bordeaux, Bourg und Libourne; 1655 belagerte er Stenai, Landrecy, Condé, St. Guillain und entſetzte Arras. Eben ſo zeichnete er ſich in der Schlacht in den Dünen (14. Juni 1658) unter Turenne und bei den Belagerungen von Dünkirchen, Tournay, Douay und Ath 1667 vortheilhaft aus. Im Jahre 1672 leitete A. den Angriff auf Orſoy, Rheinberg und Nimwegen u. nahm die Inſel Bommel. Seit 1677 als Maréchal de Camp nach Spanien geſendet, entſchied er den Sieg der Franzoſen bei Espouilles. Er † den 27. Juni 1678 zu Toulon.

2) Ferd. Gobert, Graf von A., vorher Graf von Reckheim, geboren zu Reckheim in Weſtphalen, trat jung in bayeriſche Dienſte, ward General und ſpäter k. k. Feldmarſchallieutenant. Als ſolcher befehligte er die Bayern vor Ofen, blokirte 1689 Großwardein, übergab aber in demſelben Jahre Belgrad an den Großweſſir Muſtapha Kiuperli. Er wurde deshalb zu Wien einige Zeit gefangen geſetzt, entführte hier die Schweſter des Prinzen Rakoczy aus einem Kloſter, vermählte ſich mit ihr ohne Erlaubniß des Kaiſers u. zog ſich, darüber in Ungnade gefallen, auf ſein Gut Reckheim zurück, wo er 1708 †.

Aſpropotamo, Fluß in Griechenland, entſpringt am Pindus unweit Mezzowo im türkiſchen Albanien u. mündet nach 55 Meilen langem Laufe in das joniſche Meer. Der A. iſt der Achilous der Alten.

Aſſa, König von Juda, ſ. Aſa.

Aſſacani (Aſſaceni), indiſches Volk zwiſchen dem Kophen (Kabulfluß) und Indus, Nachbarn, Namens- und Stammverwandte der Aſtaceni, mit den Städten Mazaga oder Maſſaea, Peucela oder Peucelaitis, Ora, Bezira, Orobatis, Aornus, Embolima und Dyrta. Schwächer an Körper und Geiſt als die übrigen Inder, waren die A. nebſt ihren Nachbarn von jeher die Beute auswärtiger Eroberer, der Aſſyrer, Meder, Perſer u. Alexanders des Großen; vergebens ſtellten ſie dieſem eine Streitmacht von 20,000 Reitern, 30,000 Fußgängern und 30 Elephanten entgegen. Ihr König Aſſacanus, nach dem die Nation von den griechiſchen Geſchichtſchreibern genannt wurde, war kurz vorher geſtorben. Seine ſchöne Wittwe Cleophis gewann die Gunſt Alexanders und behielt die Regierung.

Aſſam (Aſam, Aſcham, Aſchem, Aham) ehemaliges Königreich, jetzt Provinz des angloindiſchen Reichs, umfaßt 1035 QMeilen mit 710,000 Einw. und begreift das ganze Thal des Brahmaputra von Goalpara (Gopalpara) unter 26° 10′ nördl. Br. und 90° 30′ öſtl. L. v Greenwich bis Sodiya unter 27° 50′ nördl. Br. und 95° 45′ öſtl. L. und dehnt ſich in nordöſtlicher Richtung aus, von allen Seiten von Bergen eingeſchloſſen. Die hohe Grenzgebirgskette, die Vorkette des bhutaniſchen Himalayah, gegen Norden und Nordweſten, ſcheidet es von Bhutan. Das Grenzgebirge gegen Süden und Südoſten (die

Gipfel des Garrow-Chassia und Synthea) ist minder hoch und trägt, im Westen wenigstens, nirgends ewigen Schnee; es scheidet hier A. von den Nachbarstaaten der Garos, von Jynteah, Katschar, Munipur und den Birmanen. Das Innere des Landes ist von vielen kleineren Bergzügen durchschnitten, die von sehr fruchtbaren Thälern geschieden werden. Hauptfluß ist der Brahmaputra mit 60—70 Nebenflüssen, wovon die meisten für Boote hoch aufwärts schiffbar sind. Das Klima ist im Ganzen heiß, die Temperatur gleichmäßiger, als in Indien, die heiße Jahreszeit erträglicher und gemäßigter; die heißen verderblichen Winde sind unbekannt, die Nächte kühl und frischend. A. ist nicht dem Einfluß der Monsunwechsel preisgegeben, der Wind weht den größten Theil des Jahres über aus Osten oder Nordosten. Sehr heftige Stürme, begleitet von furchtbarem Donner und Blitz, sind vom April bis Juni häufig, ebenso Erdbeben, die jedoch selten großen Schaden anrichten. Die große Fruchtbarkeit des Hauptthales hängt, wie die in Indien und Aegypten, von den jährlichen Ueberschwemmungen ab, die an den kleineren Flüssen anfangen und bald das ganze Hauptthal des Brahmaputra unter Wasser setzen. Der höchste Wasserstand ist gewöhnlich im Mai; mit dem Sinken der Wasser beginnt die neue Vegetation. Das Land bedarf nur einer stärkern Population, um eins der fruchtbarsten der Welt zu sein. Die Ausdünstungen der stehenden Wasser machen aber das Klima ungesund, besonders für den Fremdling. Die Bodenkultur ist noch sehr zurück, ungeheure Striche, die mit großem Nutzen angebaut werden könnten, liegen wüste. Reis, eine Art Senf (Bihar) und verschiedene Hülsengewächse sind Hauptgegenstände der Agrikultur. Reis ist das Hauptgewächs; Weizen, Gerste, Hirse werden dagegen nur sehr wenig gebaut. Außerdem liefert das Land Pfeffer, Ingwer, Capsicum, Zwiebelarten, Tamarinden und andere Gewürzpflanzen, viel Tabak, Betelnüsse, Opium, Zuckerrohr, das als allgemeines Nahrungsmittel frisch genossen, nicht aber zur Zuckerfabrikation verwendet wird; Kokosnüsse, Orangen, Baumwolle u. Thee, welcher, erst in neuerer Zeit angepflanzt, ein bedeutender Handelsartikel zu werden verspricht. Kaffee wächst wild; das spanische Rohr bildet undurchdringliche Dschungeln; Gummi elasticum wird durch Einschnitte in eine gewisse Feigenart gewonnen, eben so andere werthvolle Gummiarten, auch Kopal. M'Cosch zählt 90 Baumarten auf, welche zum Häuser- oder Schiffsbau taugen. Die Fauna von A. gleicht der der meisten dschungelreichen Länder des Orients. Wilde Elephanten ziehen in großen Heerden umher und sind Ernten und Menschen gefährlich; es werden jährlich 700—1000 ausgeführt. Das Nashorn bewohnt die dichtesten Wälder; Tiger, Leoparden, Bären und Büffel finden sich in Menge. Pferde bringt man aus Bhutan, Schafe aus demselben Lande und aus Bengalen. Von Schlangen sind wenige giftig; die Boa oder Python gilt für unschädlich. Arge Zerstörungen richten die weißen Ameisen an den Häusern an. Der Brahmaputra ist allenthalben angefüllt mit Alligatoren, aber auch mit schmackhaften Fischen. Wichtig für die Industrie ist die Seidenraupe, welche nicht nur den Hauptstoff zur Kleidung der Assamesen darbietet, sondern auch ein Hauptprodukt zur Ausfuhr liefert. Das Mineralreich liefert Gold, das sich fast in allen Bergwassern, die in den Brahmaputra fallen, und auch in diesem Strome selbst findet, Silber, wovon eine Mine im Lande der Bor-Kangti, nahe an den wahrscheinlichen Quellen des Irawaddy, bearbeitet wird, u. Eisen, das sich in den meisten Bergen in Menge findet. Kohlen hat man an mehren Orten in A. aufgefunden, und Kalkstein bildet einen Theil des Gerölls in den Nebenflüssen des Brahmaputra oberhalb Sodiya, wohin es durch die Ueberschwemmungen von den Bergen geführt wird. Munkong (Mogaum) im Lande der brimanischen Singphos ist berühmt wegen seiner kostbaren Edelsteine. In der Provinz Hukung sind mehre Bernsteinmineu, Steinöl wird in Oberassam gefunden.

A. zerfällt in Unterassam (Kamrup), von Goalpara gegen das südwestliche Ende des Landes bis zum Einflusse des Dhunsireh in den Brahmaputra, mit den Städten Gohati (Gwahattee) Noghurbera; Oberassam, vom Dhunsireh bis zur Ebene von Sodiya, mit 200,000 Einwohnern und den Städten Ghergong, Madschuli, Rungpur; Sodiya, ausgedehntes Flachland, das, an das Flachland von A. stoßend, von einer Menge von Flüssen durchschnitten und von waldreichen Gebirgszügen umgeben ist. Die Mannichfaltigkeit der Bevölkerung von A. ist sehr groß. Die eigentlichen Assamesen machen durchaus nicht die Hauptmasse der Bevölkerung aus, sondern nehmen der Zahl nach erst die vierte Stelle ein, während sie als Herrscher den ersten Rang behaupten. Sie wohnen hauptsächlich in dem eigentlichen A. und theilen sich in die legitimen und illegitimen Nachkommen Khuntai's. Die ersteren haben alle oberen Würden im Staate und bilden den Adel des Landes. Der übrige Theil der Assamnation soll aus der Nachkommenschaft der illegitimen Sprößlinge dieser Familie bestehen, und gewiß sind sehr viele von ihnen auch Abkömmlinge der Truppen und Diener, welche den Eroberer Khuntai, den Stammvater des letzten Königshauses, begleiteten. Diese Ankömmlinge sollen bei ihrem Einzuge keine Weiber gehabt, sondern sich erst mit den Töchtern des Landes verbunden haben. Erst seit der Einführung der Kasten beschränkten sich die Heirathen der Assamesen auf ihren Stand. Alle haben seitdem die Sprache der Bengali's angenommen (als Umgangssprache). Drei Viertheile derselben sind nach Hamiltons Angabe Anhänger der Hindureligion, des Brahmaismus, geworden, nur ein Viertheil von ihnen hat den alten Glauben an den Stammesgötzen beibehalten. Den zahlreichsten Theil der Bevölkerung bilden die Doms, nach ihnen die Kolitas und Kutch, dann die Keyot, endlich die Chutiya, die im Osten des Landes wohnen. Die Industrie ist im Allgemeinen von geringer Bedeutung, doch ist das Weben der Seidenzeuche sehr verbreitet; es ist das Geschäft der Weiber durch alle Kasten und Stände von der Königin abwärts; jede Familie verspinnt und verwebt den eigenen Seidenertrag; rohe Seide wird nur wenig verkauft. Die Baumwollenweber sind Fremdlinge, Jogyis und Jolas, Männer und Weiber. Der Musselin wird fast nur zu Turbanen und Halstüchern verbraucht; rohe Baumwolle wird

viel ausgeführt. Die Weber färben auch ihre Gewebe, besondere Färber gibt es im Lande nicht. Metallarbeiter sind nicht sehr zahlreich. Die gemeinen Eisenschmiede, welche die Pflugschare, Hacken, Schneidewerkzeuge ꝛc. verfertigen, finden sich jedoch überall; Schlosser, welche feinere Arbeiten liefern, wie Speere, heilige Opfermesser, Gewehre, sind in späterer Zeit eingewandert; die meisten Eisenarbeiter gehören zu den Kolitas und Kutch. Auch die Kupferschmiede sind nicht Assamesen, sondern Kolitas, ebenso die Goldschmiede. Steinschneider und Steinschleifer zeigen viel Geschick; auch Drechsler liefern gute Arbeiten aus Büffelhorn und Elfenbein. Die Töpfer kannten vor Kurzem die Drehbank noch nicht. Die Zimmerleute gehören zu den Kolitas und andern Tribus und verstehen Balkenhäuser und Schiffsboote gut zu zimmern. Aus allen Kasten gibt es im Lande eine große Menge von Bearbeitern des Bambusrohrs, welches die allgemeinste Anwendung findet; auch Mattenflechterei ist ein sehr verbreitetes Gewerbe, sowie Oelbereitung. Die Klasse der Handarbeiter ist sehr schwach, daher der größere Theil der Familien das Land, das sie besitzen, selbst bearbeitet. Die Bereitung von Butter und Käse ist gänzlich unbekannt. Wer Sklaven halten kann, bedient sich ihrer zur Arbeit; alle Domestiken sind Sklaven. Sklaven von unreinen Kasten verkauft man an die Garos, die sie nach Nora verhandeln, von wo die meisten weiter nach Ava transportirt werden. Im Uebrigen ist der Handel in einem rings von hohen Gebirgen und rohen Völkerschaften eingeschlossenen Lande nicht von Bedeutung. Nur der Verkehr mit Bengalen ist von einigem Belang. Die britische Kompagnie schickt nach A. als Hauptprodukt Salz, jährlich für 200,000 Rupien, Musselin für 10,000, an Kupferwaaren, Juwelen, Perlen für je etwa 5000. Geringer ist die Einfuhr an Zucker, Korallen, Glaswaaren, Gewürzen, Bildern, rothen Ledern, englischen Wollenwaaren, Taffet, Satin, Seidenzeuchen, Gold- und Silberstoffen ꝛc. Ausgeführt werden vorzüglich Sticklack (vom Insekt Coccus Lacca, das vorzüglich auf Ficus religiosa, Varinga latifolia, und andern Bäumen gezogen wird), seidene Zeuche, rohe Seide, Baumwolle mit dem Samen, Senfsamen, schwarzer Pfeffer, Holz, Elfenbein ꝛc. Der Handelsverkehr zwischen A. und Bhutan wird auf 200,000 Rupien geschätzt. Exporten nach Bhutan sind vorzüglich Sticklack, Mugaseide, Zeuche und gedörrte Fische; Importen von Bhutan nach A.: Wollenzeuche, Goldstaub, Salz, Moschus, chinesische Seidenzeuche, Pferde, Kuhschweife (Chamor-Choungri). Ein bedeutender Ausfuhrartikel verspricht der Thee zu werden.

A. ist erst seit einigen Jahrhunderten historisch bekannt geworden. Die Einwanderung des Khuntai gehört der mythischen Periode an. Die Verbreitung des Islam durch die Beherrscher von Bengalen und die Großmoguls ist das erste Ereigniß, welches A. mit Indien in nähere Beziehung setzte. Der Großmogul Aurengzeb versuchte das Reich A. zu unterjochen; sein Heer ward aber vernichtet. Im Jahre 1793 wurde, mit Beihülfe der Engländer, der König Gaurinath wieder auf den Thron gesetzt, von welchem ihn ein ehrgeiziger Priester gestoßen hatte; doch ward er meuchlings getödtet (1795). Sein erster Minister Budha Gohani, der einzige Mann, der unter vielen Feigen Energie gezeigt, setzte (nur dem Namen nach) einen Prinzen von Geblüt auf den Thron, führte aber selbst als Usurpator die Regierung mit großer Gewandtheit fort und gab ihr Nachdruck durch die Organisation eines Truppencorps, das er aus indischen Sipahi's warb, denen er englisches Exercitium beibrachte. Er trieb die Rebellen und Räuber zu Paaren und stellte die Ruhe im Lande mit großer Strenge wieder her. In einer Verschwörung gegen ihn (1802 und 1803), die er noch zeitig genug entdeckte, ließ er 500 Männer von Rang hinrichten. Als 1810 der Schattenkönig mit Tode abging, wurde dessen Bruder, Chandrakant Sing, installirt, der letzte der Chukophadynastie, die ihren Ursprung von Indra ableitete; bald gerieth der Radscha mit seinem Majordom in Streit, in welchen sich Birmanen und Briten einmischten, wodurch die neue Ordnung der Dinge herbeigeführt wurde. Zu Anfang des Streites stand ein Gouverneur der Veste Pragjyathpur auf seines Prinzen Seite; vor des Ministers Allgewalt aber entfloh er nach Kalkutta, um den Beistand der Briten zu suchen. Was ihm hier nicht zu Theil ward, fand er später in Ava, wo ihm der König der Birmanen ein Truppencorps zur Disposition stellte. Mit diesem drang er in A. ein und besetzte Jeypur (ein Fort im Osten von Rungpur) und andere Orte. Als der allgewaltige Budha Gohani (1816) starb, wurden die birmanischen Truppen zurückgeschickt. Aber bald erhoben sich des Verstorbenen Söhne zu gleicher Tyrannei, setzten den Chandrakant ganz ab und einen andern Schattenkönig, Purunder Sing, ein. Sogleich erschien eine Birmanentruppe in A., restaurirte jenen und verjagte diesen, der nach Kalkutta floh und dort (wieder vergeblich) um Unterstützung bat. Aber bald verließ der Hof von Ava seinen Schützling Chandrakant und setzte einen andern Begünstigten, Vogeschwar Sing, an dessen Stelle, eigentlich um selbst die Herrschaft im Lande zu behaupten. Dieser Umstand konnte den Briten nicht gleichgültig bleiben; es wurde mit ein Beweggrund zum Ausbruch des Krieges gegen die Birmanen (1824). Als die bengalischen Truppen in Rangun und in A. zu gleicher Zeit siegreich vordrangen, wurden die Birmanen aus A. verjagt und das Land von den Briten besetzt. Vogeschwar durfte sich an einen kleinen Ort im Nordosten von Rungpur zurückziehen, wo er schon 1825 starb; der verstoßene Chandrakant erhielt Kalipevara zum Aufenthalt angewiesen und eine monatliche Pension von 300 Rupien von den Briten ausgezahlt. Purunder Sing behielt Gohati zu seiner Residenz, wo er von den Gütern seiner Vorfahren lebte. Im Jahre 1833 trat ihm die britische Regierung die Provinz Oberassam gegen einen jährlichen Tribut von 50,000 Rupien ab. Da er jedoch keine der Bedingungen des Vertrags hielt, sondern seine Besitzungen bald der Sammelplatz von heimathlosem Gesindel wurden, das die englischen Distrikte beständig überfiel, und mit dem er die Beute theilte, so setzte ihn der Generalgouverneur durch Ordonnanz vom 31. Juli 1839 ab und gab durch eine zweite vom 12. August der neuen Provinz eine eigene Organisation, indem er sie in fünf Distrikte eintheilte.

Digitized by Google

Assaph, Sänger, s. Asaph.

Assassinen (Assassiden, Affaniten, Hassesinen, Ismaeliten oder Bajaniten), eine politisch-religiöse Ordensgesellschaft oder Sekte der Mohammedaner, welche während der Kreuzzüge, zwei Jahrhunderte lang, in Persien, Syrien und Palästina eine furchtbare Rolle spielte und bis auf den heutigen Tag in einzelnen Resten sich erhalten hat. Stifter derselben war Hassan, der Sohn Ali's, eines khorassanischen Schiiten. Er hatte in Nischapur um die Mitte des 11. Jahrhunderts mit dem berühmten Nisam al Mülk studirt, erhielt, nach dessen Erhebung zum Wessir, am Hofe Malek Schahs ein ansehnliches Amt, suchte jedoch voll schnöden Undanks den Wessir zu stürzen und mußte nach Aegypten fliehen. Hier bestand seit langer Zeit unter den Fatimiden die ismaelitische Geheimsekte Abdallahs, Megalis el Hiemit (Haus der Weisheit), deren Missionäre Dais, deren Eingeweihte Fedais, deren Laien Refiks hießen, mächtig durch enge Verbrüderung und unbedingten Gehorsam gegen ihren Großmeister, Dai el Doal oder Daioldoat (Vorsteher der Proselytenmacher), gleichgültig gegen die Begriffe von gut und böse, im Islam nur eine Einkleidung pantheistischer Ideen oder politischer Vorschriften erblickend, übrigens die Wissenschaften pflegend. Hassan, schon in Asien mit dem Orden bekannt geworden, erhielt in Kahira die höhern Weihen und stieg bald zu hohem Ansehen; allein ein Streit mit dem Anführer der Leibwache brachte ihn ins Gefängniß; zur Deportation verurtheilt, entfloh er nach Aleppo und durchwanderte, trotz der Nachstellungen des Wessirs, alle Provinzen des türkischen Reichs, überall Anhänger sammelnd und zu einem Geheimbunde vereinigend (um 1090). Derselbe war dem ägyptischen nachgebildet und zerfiel, wie dieser, in 7 Grade. An der Spitze stand der Scheikh el Dschebel, was die Abendländer mit Vetulus de montanis oder der Alte vom Berge übersetzten. Auf ihn folgten die Dais el Kebir (Fürsten), dann die einfachen Dais mit den ihnen als Helfer und Begleiter beigeordneten Refiks; zuletzt 3 Klassen Uneingeweihter, bestehend aus den Fedawihs oder den sich Aufopfernden (Unbedingten), aus den Basiks oder Aspiranten und aus dem unterworfenen Land- und Gewerbsvolke. Die Uneingeweihten wurden zu strenger Erfüllung der Gebote Mohammeds angehalten, die Eingeweihten sahen alle positive Religion als nichtig an. Das besondere Gesetzbuch des Ordens in 7 Kapiteln war von Hassan selbst verfaßt; außerdem galten einige dem Interesse der Gesellschaft entsprechende Kommentare des Korans. Das höchste und letzte Gesetz aber war der Scheikh el Dschebel selbst, da in ihm, nach der Seelenwanderungslehre, Mohammed stets wohnend gedacht wurde. Die Fedawihs, Vollstrecker seiner Befehle, hießen auch Haschischim. Aus den Blättern der Haschisch- od. Hanfpflanze wurde nämlich ein starker Trank bereitet, womit man nach einer Sage, welche Marco Polo aufbehalten hat, die kühnsten Jünglinge betäubte; in diesem Zustande wurden sie an einen Ort gebracht, wo alle Reize des Sinnengenusses ihrer warteten, nach wenigen Tagen aber auf dieselbe Weise wieder von dort entfernt. So entstand in ihnen der Glaube, als hätten sie bereits die Freuden des Paradieses genossen, und man konnte von nun an sicher auf ihren Gehorsam rechnen. Wie dem auch sei, die Haschischim befolgten blindlings alle Gebote ihrer Obern, selbst wenn diese unmittelbaren Tod heischten. Aus Haschischim entstand nach Einigen das Wort A.; Andere leiten es von dem Stifter Hassan ab. Dieser war zugleich das erste Oberhaupt der Sekte. Im Jahre 1108 überrumpelte er das Schloß Alalut (Alamuth) in der persischen Provinz Dilem; es ward seine Residenz und Mittelpunkt der Operationen, durch welche nach und nach eine Menge Festungen in Farsistan, Mawaralnahr, Khorassan, Syrien und besonders im Libanon in die Gewalt der A. geriethen. Der Orden zählte bereits 60,000 Mitglieder. Vergebens ließ ihn der Sultan Malek Schah mit Feuer und Schwert verfolgen. Hassan setzte der Verfolgung Gift und die Dolche seiner todesmuthigen Fedawihs entgegen: zuerst fiel Nisam al Mülk; dem Wessir folgten viele andere persische und arabische Große; Malek Schah selbst ward vergiftet. Der Schrecken verschaffte jetzt den A. Ruhe und Anerkennung. Eingedenk ihres ägyptisch-ismaelitischen Ursprunges, unterwarfen sie sich, dem Namen nach, den Khalifen von Aegypten; in der That handelte aber der Scheikh el Dschebel völlig unabhängig. Hassan starb im Juli 1125, nach Hinrichtung seiner beiden Söhne, kinderlos. Zu seinem Nachfolger hatte er selbst den erfahrensten seiner Dais, Keah Buzur-Umeid (Kia Burzukumid), bestimmt. Unter ihm führten die A. Krieg mit dem Sultan Mahmud, waren anfangs unglücklich, gewannen aber bald in einem vortheilhaften Frieden alles Verlorene wieder. Durch ausgesandte Meuchelmörder fielen die Khalifen von Bagdad und Kairo. Damals wurden auch die Kreuzfahrer zuerst mit den A. bekannt. Abu Wasa, Dai el Kebir und Oberrichter von Damask, versprach dem Könige Balduin II. von Jerusalem, ihm an einem Feiertage die Thore von Damask zu öffnen; der Plan wurde jedoch verrathen, ein schreckliches Blutgericht über die in der Stadt befindlichen A. gehalten und Balduin bei seinem Anrücken mit großem Verluste zurückgeschlagen. Später zahlten die A. an die Templer einen jährlichen Tribut von 200 Dukaten; ihr dem Könige Almarich I. gemachtes Anerbieten, sich gegen Aufhebung der Zinspflichtigkeit taufen zu lassen, ward von den Templern mit dem Morde des assassinischen Gesandten erwidert. Von jetzt an zeigten sich die A. als gefährliche Gegner der Christen; ein großer Theil des Unglücks derselben in Palästina kommt auf ihre Rechnung. Selbst nach Europa verbreitete sich die Furcht vor ihnen; man erzählte von Meuchelmördern, welche der Alte vom Berge gegen europäische Fürsten, z. B. Ludwig den Heiligen von Frankreich, abgeschickt ꝛc. Auf Keah Buzur-Umeid folgte 1138 dessen Sohn Mohammed I., auf diesen sein Sohn Hassan II., welcher 1163 das Gesetz des Mohammedanismus im Assassinenreiche aufhob und auch den Uneingeweihten das Geheimniß des Ordens, die Nichtigkeit positiver Religion offenbarte. Dies bewog Raschid eddin Sinan, den syrischen Dai el Kebir, in Massiad, sich vom Scheikh el Dschebel loszureißen. Nach Hassan II. regierte seit 1166 dessen Sohn und Mörder, Mohammed II.; ihm folgte 1201 Hassan III., diesem Alaeddin Mohammed III.,

Digitized by Google

welchen Rokneddin Charsah, sein eigener Sohn, ermorden ließ. Unter Charsah machte endlich der mächtige Mongolenkhan Hulagu dem meuchlerischen Treiben der A. in Persien ein Ende. Zum Brechen ihrer Burgen soll er sich chinesischer Feuerwerker bedient haben. Am hartnäckigsten wurden Alalut, Lamsir und Kirdkuh vertheidigt. Beamte durchzogen in jeder Richtung das Land, um die Mörderbande auszurotten; der mongolische Statthalter von Khorassan ließ zwischen 1255 und 1257 nicht weniger als 12,000 ohne Unterschied des Alters und Geschlechts hinrichten. Andere vernichtete er noch Timur 1391 in Masenderan. In Syrien, wo die Dais seit der oben erwähnten Trennung unabhängig geblieben waren, dauerte die Herrschaft der A. in Massiaf oder Masiaf u. a. Festungen noch bis 1270; sie unterlagen um diese Zeit den Waffen des ägyptischen Sultans Bibars und bestanden seitdem nur noch als ketzerische Sekte der Mohammedaner fort. Im J. 1807 leisteten 40 Mitglieder derselben in der Burg Masiaf dem Angriffe Jussuf Pascha's drei Monate lang Widerstand. In Persien findet man sie noch in Kuhistan, Ghilan und Irak-Adschemi; als Hosseinis haben sie im Dorfe Chah bei Kum einen eigenen Imam. Verwandt mit den A. sind die ebenfalls ismaelitischen Druſen und Nosairen im syrischen Gebirge. Vergl. Withof, Das Reich der A., Kleve 1765; Hammer, Geschichte der A., Stuttg. 1818. Die A. sind im Abendlande Gegenstand vieler Sagen und Romane geworden: ihr Name ging selbst in die romanischen Sprachen über.

Asche, Flecken in der belgischen Provinz Brabant, hat 5500 Einw. und Handel mit Getreide, Hopfen ꝛc.

Asse, Hügelkette im Herzogthum Braunschweig, Kreis Wolfenbüttel, hat Marmor- und Gypsbrüche und ist mit Eichen und Buchen bewaldet. Eine Kuppe derselben trägt die Ruinen von Asseburg (s. d.).

Asseburg, Burgruine auf dem Berge Asse bei Wolfenbüttel im Herzogthum Braunschweig, soll von Herzog Otto von Sachsen 904 erbaut, von Kaiser Heinrich IV. zerstört, dann von dem kaiserlichen Truchseß Gensleben und dem Ritter Burghard von Hagen gegen 1210 wieder aufgebaut und gegen Herzog Albrecht 1258 vertheidigt worden sein. Später kam sie in braunschweigischen Besitz und wurde 1492 von Herzog Heinrich dem Aelteren zerstört. Von dieser Burg stammt die gleichnamige Familie, welche den Ritter Burghard von Hagen als ihren Stammvater betrachtet, in Preußen wie in Anhalt ansässig und am 3. Juli 1816 und am 15. Okt. 1840 in den Grafenstand erhoben worden ist. Dem Geschlechte gehörte die Schwärmerin Rosamunde Juliane von der A., geboren 1672, an, deren sogenannte Visionen Christi und Gottes bei D. Petersen und Konsorten Glauben und Beifall fanden, während sie von anderen Theologen für trügerische und ketzerische Hirngespinnste erklärt wurden, woraus ein heftiger Streit entstand, in dessen Folge mehre der Offenbarungsgläubigen ihrer Aemter entsetzt wurden.

Assekuranz (Assekuration, Assuranz), ein Vertrag, in welchem sich der Eine verbindlich macht, gegen Entrichtung einer bestimmten Summe eine gewisse Gefahr zu übernehmen (s. Versicherungswesen, Feuerversicherung, Hagelversicherung, Lebensversicherung, Seeversicherung ꝛc.). Assekurant, Assekurateur, Assurateur oder Versicherer (französisch Assurant) heißt Der, welcher die Gefahr übernimmt, Assekurat, Assekurirter oder Versicherter (franz. Assuré) Derjenige, welcher für die Sicherstellung die Summe bezahlt. Assekuranzbrief oder Assekuranzpolice ist der schriftliche Kontrakt darüber.

Asselijn, Jan, wegen seiner verwachsenen Hand Crabatje (Krebs) genannt, geschickter holländischer Landschafts-, Schlachten- und Thiermaler, geboren zu Antwerpen 1610, Schüler von J. Myel und J. van der Velde, hielt sich lange in Rom auf, wo Peter von Laar sein Muster in den Schlachten und Thierstücken ward. Er † 1660 zu Amsterdam. Seine Landschaften, mit Ruinen, Figuren u. Thieren meisterhaft staffirt, zeichnen sich besonders durch Naturtreue, lebendiges Kolorit und poesiereiche Auffassung aus. Ein Buch A.s „De Broederschap de Schilderkunst", erschien zu Amsterdam 1654.

Asseln (Isopoda, Gleichfüßer, Asselnkrebse), Familie der Krustenthiere (Krustaceen) aus der Ordnung der Schalenkrebse, welche einen sehr ausgebildeten Organismus und folgende charakteristische Merkmale darbietet. Der Körper ist meist glatt, von oben nach unten zusammengedrückt, bald mehr länglich, bald eiförmig oder selbst der Kreisform sich nähernd; der Kopf ist klein, aber stets deutlich vom Bruchstück getrennt; die gewöhnlich gehäuft stehenden, seltener zusammengesetzten Augen sind rund, zuweilen von bedeutender Größe; die Fühler sind von mäßiger Länge, gewöhnlich quer nach außen gestellt, die vorderen zuweilen nur rudimentär; die Mundwerkzeuge sind wohl ausgebildet, die Kiefer stark, gezähnelt; die Brust ist aus 7 Ringen zusammengesetzt, deren Seitenränder meist blattartig hervorragen, jeder Brustring ist mit einem Paar fast immer gleichgestalteter u. mit scharfen Klauen endender Füße versehen, welche beim Weibchen an der Basis eine breite, zur Aufbewahrung der Eier bestimmte Platte zeigen; der Hinterleib besteht aus 6 Ringen, die aber zuweilen mit einander verschmolzen sind; die Bauchfüße sind mit 2 häutigen, eiförmigen Blättern, wovon das innere sehr zarte als Kiemenblatt fungirt, ausgerüstet; das sechste Bauchfußpaar aber weicht von den vorhergehenden in seiner Bildung ab und hat meist die Gestalt eines deckelartigen Flügels, der auf die anderen Kiemenblätter übergeklappt werden kann; zuweilen bildet dieses letzte Fußpaar eine Art stielförmigen Schwanzes oder eine Flosse. Die A. zerfallen in folgende Unterfamilien: Die Landasseln (Ambulatores) sind besonders daran kenntlich, daß das letzte Paar der Bauchfüße deckelartig oder stielförmig und gegliedert ist und die übrigen Afterfüße deckt. Hierher gehört die gemeine Wasserassel (Aselus aquaticus *L.*), braun, gelbgefleckt, 6 Linien lang, in den stehenden Gewässern Europa's häufig auf dem Grunde oder an Steinen und Wasserpflanzen umherkriechend; die Bohrassel (Limnoria terebrans *Leach*), grau, walzig, nur 2 Linien lang und $^2/_3$ Linien breit, aber bei starker Vermehrung eine arge Holzzerstörerin, die namentlich an manchen Küsten Englands an Ufer- und Hafenbauten unter dem Meere großen Schaden anrichtet, erst seit 1809 beobachtet; die oceanische Ligie (Ligia oceanica *L.*), grau, gelbgefleckt, einen Zoll lang, häufig an den Nordseeküsten

an Felsen, merkwürdig dadurch, daß sie ihren Feinden zu entgehen pflegt, indem sie die Beine einzieht und sich am Felsen herabrollen läßt; die gemeine Mauer- oder Kellerassel Kellereſel, Oniscus murarius *Latr.*, O. asellus *L.*), oben schwarzgrau, mit zwei Reihen gelblicher Flecken und gelblich weißem Außenrande, 5—6 Linien lang, in Kellern, an feuchten Stellen, unter Steinen, Bretern, Blumentöpfen ꝛc. in ganz Deutschland gemein, nährt sich vornehmlich von faulenden Vegetabilien, soll aber auch junge Pflanzenkeime zerstören, läßt sich leicht durch ausgelegtes, faulendes Obst, ausgehöhlte Rüben anlocken; die Stein- oder Apothekerassel (Armadillo officinarum *Brandt*), grau, olivengrün, mit 2—3 Reihen gelber Flecken, 6—8 Linien lang, war früher als säurehaltig unter dem Namen Millepedes officinell; die baltische Klappenassel (Langassel, Schachtwurm, Idothea entomon *Deg.*), weißlich, am Kopfe auf jeder Seite mit zwei lappigen Verlängerungen, 2½ Zoll lang und 1 Zoll breit, mit fünfgliederigem Hinterleibe mit langem, stumpfem Endglied, in den nördlichen Meeren Europa's, wo sie den Fischern zuweilen die Angelschnüre zernagt. Die Schwimmasseln (Natatores) sind dadurch ausgezeichnet, daß das letzte Paar Afterfüße mit dem letzten großen schildförmigen Hinterleibsringel eine Art großer Flosse bildet. Hierher gehören die Fischassel (Meerfloh, Cymothoa asilus *Fabr.*), ½ Zoll lang und ⅛ Zoll breit, die schon bei den Alten als Pedienlus marinus verrufen war, indem sie schuppenlose Fische anfällt, anfrißt und auf's fürchterlichste plagt, so daß diese vor Schmerzen auf den Strand u. auf Schiffe springen, wodurch sie schon die Aufmerksamkeit des Aristoteles auf sich zog, und die Bremsenassel (C. oestrum *Fabr.*, 1⅛ Zoll lang und ¼ Zoll breit, mit viereckigem Kopf, ebenfalls auf nackten und kleinschuppigen Fischen, denen sie große Löcher in die Haut frißt, schmarotzend. Die Schmarotzer oder Laubasseln (Bopyrina) haben keine oder ungegliederte Anhänge am letzten der 6 sämmtlich mit einander verschmolzenen Hinterleibsringel, weder Augen noch Fühler, 7 Paar kurze und ungleiche Klammerfüße. Hierher gehört die Garneelenassel (Bopyrus squillarum *Lam.*), deren nur 1⅛ Linie großes Männchen zwischen den Kiemenplatten unter dem Schwanzende des 6 Linien großen Weibchens lebt, während dieses unter der Schale der Garneelen schmarotzt.

Assemani, 1) Joseph Simon, Maronit vom Berge Libanon, geboren 1687, studirte im Maronitenkollegium zu Rom, arbeitete eine Zeit lang an der von seinem Vetter, Elias Gregorius A., mit orientalischen Handschriften beschenkten Vatikansbibliothek und bereiste dann Aegypten und Syrien. Im J. 1717 kam er mit 150 orientalischen Handschriften zurück. Eine zweite Reise dahin (1735—1738) brachte dem Abendlande als köstlichen Gewinn 2000 Münzen und Diocletians ägyptische Tafeln, nebst vielen neuen Handschriften. Seitdem blieb A. in Rom als Kustos der Vaticana, Bischof von Tyrus, päpstlicher Kammerherr und Domherr an der Vatikanskirche. Er † 1786. Von seinen Werken nennen wir die „Bibliotheca orientalis Clementino-Vaticana etc." (Rom 1719—1728, 4 Bde., deutscher Auszug von Pfeiffer, Erlangen 1776—1777, 2 Bde.); „Ephraemi Syri Opera omnia, quae exstant, graece, syr., lat. etc." (Rom 1732—34, 4 Bde.); „Italicae historiae scriptores ex bibl. Vat." (daſ. 1751—1753, 4 Bde.); „Calendaria ecclesiae univ." (daſ. 1755 und 1757, 6 Bde.); „Bibliothecae apost. vatic. cod. mscr. Catalogus" (daſ. 1756—1759, 3 Bde.); Bibliotheca juris orient." (daſ. 1762—1766, 5 Bde.). Sein Neffe, Stephan Ephodius, Erzbischof von Apamea, ward sein Nachfolger an der Vaticana; † 1784. Er lieferte „Bibliothecae Medieco-Laurent. et Palatinae codicum manuscr. oriental. Catalogus" (Florenz 1742, 2 Bde.); Acta SS. martyrum etc. uti etiam acta Simonis Stylitae etc." (Rom 1748, 2 Bde.) u. a.

2) Joseph Ludwig, Neffe des Vorigen, geboren um 1710 zu Tripoli in Syrien, Schüler seines Oheims zu Rom, Professor der orientalischen Sprachen u. der Liturgik daselbst, Mitglied der von Benedikt XIV. gegründeten historischen Akademie, † 1782. Von ihm hat man einen „Codex liturgicus ecclesiae universae" (Rom 1749—1766, 13 Bde., noch unvollendet), einen „Commentarius theologico-canonico criticus de ecclesiis, earum reverentia at asylo, atque concordia sacerdotii et imperii" (daſ. 1766 u. „De catholicis et patriarchis Chaldaeorum et Nestorianorum Commentarius historico-theol." (daſ. 1775.).

3) Simon, Verwandter der Vorigen, geboren zu Tripoli 1752, studirte zu Rom orientalische Literatur, bereiste dann Syrien und Aegypten, ward 1785 Professor der orientalischen Sprachen in Padua und † daselbst 1821. Er galt für einen der größten Orientalisten seiner Zeit und stand mit Sylvestre de Sacy, Tychsen in Rostock u. A. in enger Verbindung. Unter seinen Schriften sind auszuzeichnen: „Sagio storico sull' origine, culto, letteratura e costumi degli Arabi avanti il pseudoprofeta Maometto" (Padua 1787, französisch von Deuon), „Museo cufico Naniano illustrato" (daſ. 1787—1788, 2 Thle., mit Kupfern), „Catalogo, de' codici manoscritti orientali della biblioteca Naniana" (daſ. 1781 und 1782, 2 Thle.), mit vielen Auszügen aus Handschriften und gelehrten Dissertationen, besonders über die Kopten und den Aktiv- und Passivhandel des neuern Aegyptens, und „Globus coelestis arabico-cufeus Velliterni musei Borgiani etc. illustratus praemissa de Arabum astronomia dissert." (daſ. 1790, mit Kupfern).

Assemblée (franz.), Versammlung, Gesellschaft, insbesondere eine glänzende Abendgesellschaft, eine Versammlung von Wahlkollegien, Landständen u. dergl., besonders in der französischen Revolution (A. nationale), Nationalversammlung. A. galante hieß die von Richelieu unter Ludwig XIV. zu Ruel errichtete Akademie der Liebe.

Assen, Hauptstadt der niederländischen Provinz Drenthe am Hoorn-Diep und am Kanal, der durch die Schmilde nach der Meppelt führt, hat 3000 Einw., ein Gymnasium und ist einer der wohlhabendsten Orte der Provinz.

Assen, Johann Walther van, Kupferstecher um Formschneider, um 1470 zu Amsterdam geboren, arbeitete 1510 in seiner Vaterstadt. Seine Blätter, geistreich ausgeführt, in den Köpfen ausdrucksvoll, aber nicht von fehlerfreier Zeichnung, sind selten und sehr theuer.

Assenheim, Stadt in der großherzoglich hessischen Provinz Oberhessen, Kreis Friedberg, am Zusammenfluß der Wetter und Nidda, hat 900

Einw., ein dem Grafen Solms-Rödelheim angehöriges Schloß mit Park und einen Basaltbruch.

Assens, Stadt im dänischen Stift Fünen, auf der gleichnamigen Insel am kleinen Belt, der hier 3 Stunden breit ist, mit einem Hafen für kleine Schiffe, Ueberfahrt nach Aaröe und Schleswig, früher Festung. Die 3262 Einwohner treiben Ackerbau, Branntweinbrennerei und Handel. Bekannt ist A. durch die Schlacht am 9. Juni 1535 zwischen dem Dänenkönig Christian III. und den für den gefangenen Christian II. verbündeten Dänen und Lübeckern unter Christian, Grafen von Oldenburg.

Assentiren (v. Lat.), d. i. beipflichten, zustimmen, Beifall geben, dann auch Einen für einen bestimmten Zweck tauglich erklären, z. B. für den Militärdienst; daher Assentirung, s. v. a. Werbung, Rekrutenaushebung, namentlich aber jenes formenlose Aufgreifen und Einstellen in den Militärdienst in Folge einer polizeilichen oder politischen Maßregel.

Asser, s. Ascher.

Asser (Asserius Menevensis), Johann, mit dem Beinamen Ingulph Asker, tüchtiger angelsächsischer Geschichtschreiber, von Geburt ein Brite aus Wales, Schüler des Scotus Erigena im 9. Jahrhundert, war Prinzenerzieher am Hofe Alfreds des Großen, dann Abt mehrer Klöster, zuletzt Bischof von Sherburne, wo er um 909, nach Andern 883 †. Auf seinen Rath gründete Alfred die oxforder Akademie. A. ward der Biograph seines königlichen Freundes in der „Historia de rebus gestis Alfredi regis", zuerst herausgegeben von Parker (London 1574, dann Frankfurt 1602 und Oxford 1722).

Assertorisch (v. Lat.), behauptend, bejahend, absprechend. Assertorisches Urtheil, bejahendes Urtheil, entgegengesetzt dem verneinenden, s. Urtheil.

Assessor, Beisitzer einer Behörde, besonders eines Gerichts- od. Verwaltungskollegiums. Die A.en sind entweder mit oder ohne Stimmrecht, mit oder ohne Gehalt angestellt. In manchen Ländern, z. B. Preußen, berechtigt das bestandene dritte Staatsexamen zum Titel des A.s auch ohne besondere Funktion; in andern macht man den Unterschied zwischen qualificirten (d. h. solchen, welche die höhere Prüfung bestanden haben, ohne eine Anstellung zu haben) und wirklichen, d. h. angestellten A.en.

Assiento (span.), Vertrag, Akkord, besonders der Vertrag, durch welchen eine fremde Nation, mit Ausschließung anderer, von der spanischen Regierung das Recht erhielt, auf eine bestimmte Anzahl von Jahren gegen eine gewisse Angabe Negersklaven aus Afrika in die spanischen Kolonien in Amerika einzuführen und Handel (Assientohandel) damit zu treiben. Der Sklavenhandel der Europäer ging bekanntlich aus den Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen an den Küsten von Afrika hervor und ward von jenen schon vor der Entdeckung Amerika's getrieben. Auch kamen schon vor Las Casas' bekanntem Vorschlage Neger nach Westindien; aber durch diesen wurde (1517) der Impuls zur regelmäßigen Einrichtung des abscheulichen Handels gegeben. Die Spanier trieben ihn nie selbst, aber die Regierung schloß einen Pachtkontrakt (Assiento) zur Einführung von Sklaven mit Fremden, die der Gewinn dazu reizte. Karl V. ertheilte seinem Günstlinge la Bresa (einem Niederländer) das Monopol zu jährlich 4000 Sklaven, in dessen Besitz die Niederländer bis 1552 blieben. Hierauf überließ Philipp II. 1580 den Genuesern das unmenschliche Gewerbe, von denen es in die Hände einer größtentheils britischen Handelsgesellschaft kam, welche dadurch außerordentlichen Gewinn machte und bis 1701 im alleinigen Besitze des A. blieb. Als Philipp V. von Anjou den spanischen Thron bestieg, begünstigte er die Franzosen, in sofern er durch Vertrag 1702 der französischen Guineakompagnie, welche seitdem auch den Namen Assientokompagnie annahm, diesen Handel auf 10 Jahren zugestand, binnen welcher Zeit sie das Recht haben sollte, jährlich 4800 Negersklaven beiderlei Geschlechts nach dem festen Lande und den Inseln der Spanier in Amerika zu führen. Dies erregte Englands Eifersucht. Daher mußte Frankreich schon in dem zu London (8. Okt. 1711) unterzeichneten Präliminarfrieden den Engländern den Assientohandel in derselben Art, wie ihn Spanien Frankreich zugestanden, auf 30 Jahre überlassen, was der zu Madrid am 26. März mit England abgeschlossene A. und der utrechter Friede zwischen Spanien und England (13 Juli 1713) bestätigte. Von nun an erhielt eine Gesellschaft britischer Kaufleute (Assientisten, Südseekompagnie) auf 30 Jahre, vom 1. Mai 1713 an, das Recht der Importation von jährlich 4800 Negern in Amerika u. die Erlaubniß, alle Jahre ein sogenanntes Permissions- oder Assientoschiff von 500 Tonnen mit allerhand Waaren nach Porto Bello zu schicken; doch sollte der König von Spanien einigen Antheil an dem Gewinne haben. War auch dieser Assientotraktat an und für sich nicht sehr vortheilhaft für England, so bahnte er doch diesem den Weg zu einem so bedeutenden Schleichhandel, daß dadurch fast der ganze Handel des spanischen Amerika's in die Hände der Briten kam. Mit einigen Abänderungen war zwar den 25. Mai 1716 dieser A. erneuert worden; aber später wünschte Spanien, sich von diesem Traktat loszumachen, traf sehr strenge Anstalten gegen jenen Schleichhandel, und die Händel mit den Garda-Costos, besonders das von den Spaniern in Anspruch genommene Recht, die britischen Schiffe auf offenem Meere zu durchsuchen, gaben Veranlassung zu einem Kriege (1739), noch ehe der Termin des Vertrags von 30 Jahren abgelaufen war, wie viele Mühe sich auch Walpole gab, demselben vorzubeugen. Durch den Abschluß des Definitivfriedens zu Aachen (18. Okt. 1748) zwischen Frankreich und den Seemächten, dem neben Oesterreich, Genua und Sardinien auch Spanien beitrat, wurde zwar der A. auf 4 Jahre verlängert, weil der Krieg so lange den Genuß desselben unterbrochen hatte; allein dieser Friedenspunkt wurde durch einen besondern Vertrag zu Madrid (5. Okt. 1750) ganz aufgehoben. Die britische Südseekompagnie entsagte dem A., die spanische Regierung zahlte ihr als Entschädigung 100,000 Pfd. Sterling und bewilligte einige Handelsvortheile. Zur gänzlichen Unterdrückung des Negerhandels haben unterm 20. Dec. 1841 die Höfe von Großbritannien, Oesterreich, Preußen u. Rußland ein Uebereinkommen geschlossen, welchem auch der deutsche Bund durch Beschluß vom 19. Juni 1845 beigetreten ist, indem er den Negerhandel gleich dem Seeraube oder Menschenraube bestraft wissen will.

Assignaten, Anweisungen, besonders jenes fran-

zösische Papiergeld, welches am 19. April 1790 von der Nationalversammlung zur Tilgung der Nationalschuld dekretirt und vom Könige bestätigt wurde. Anfangs bestand es in Anweisungen auf den Werth der eingezogenen geistlichen Pfründen (daher die Bezeichnung „Assignaten"), später auf den der königlichen und Emigrantengüter, bei deren Veräußerung die A. statt des baaren Geldes ausgegeben und angenommen werden sollten. Nunmehr wurde der Name Assignate für alles in Umlauf gesetzte Papiergeld beibehalten. Zuerst wurden für 400 Mill. Livres (100 Mill. Thaler) in Umlauf gesetzt, nach einigen Monaten andere, besonders auf Mirabeau's Betrieb für 800 Millionen Livres (200 Mill. Thlr.) und nach und nach für 45,578 Mill. Die Gewährleistung war jedoch so unsicher, daß gleich anfänglich ihr Kurs bedeutend sank und nur durch Robespierre's Grausamkeit auf einer Höhe blieb, bis sie nach dessen Tode gar nichts mehr galten und als Papilleten verbraucht wurden. Um die gesunkenen A. einzutauschen, wurden neue französische Papiergelder, Mandaten, eingeführt. Man hatte A. von 10,000, 1000, 500, 250, 125, 100, 50, 25, 15, 10 u. 5 Livres, u. zwar in verschiedenem Format, in Oktav, Duodez, Sedez und noch kleinerem Format, von weißem, gelbem, blauem, rothem und grünem Papier, mit mancherlei Devisen und Verzierungen. Die zuerst ausgegebenen führten die Aufschrift: Domaines nationaux.

● **Assignation** (v. Lat.), s. v. a. Anweisung. **Bankassignationen** heißt das ältere russische Papiergeld, das seit 1780 das Hauptzahlmittel Rußlands, aber nur noch in verhältnißmäßig kleinem Betrage im Umlauf ist, da die Bankassignationen allmählig gegen neues Papiergeld, die sogenannten Reichskreditbillets, umgetauscht werden. Die große Menge der Bankassignationen erzeugte einen Preisunterschied zwischen ihnen und dem Silbergelde, der 1839 auf das Verhältniß von $3^1/_2$ zu 1 gesetzlich fixirt wurde.

Assimilation (v. Lat.), d. i. Verähnlichung, derjenige zur Ernährung (s. d.) gehörige Akt, wodurch der durch die Verdauungsorgane der Thiere aus den Nahrungsmitteln bereitete und von den Gefäßen absorbirte Milchsaft denjenigen Stoffen, woraus der lebende thierische Körper zusammengesetzt ist, immer ähnlicher gemacht u. in denselben umgewandelt wird. Ein ähnlicher Vorgang findet auch bei den Pflanzen Statt, in sofern diese ihre Nahrung aus der Erde und dem Wasser ziehen, worauf sich die eingesogenen Säfte in den Saftröhrchen des pflanzlichen Organismus vertheilen, mit den durch die Poren der Blätter aus der Luft aufgenommenen Stoffen, Kohlensäure und Ammoniak, verbinden und in die den Pflanzen eigenthümlichen Säfte und Gewebe umwandeln (s. Pflanze). In der Grammatik versteht man unter A. die bei dem Zusammentreffen zweier verschiedenen Konsonanten erfolgende Verwandlung des ersten in den nächst folgenden oder einen Verwandten, jenem sich leichter anschließenden, welche in manchen Sprachen zur Regel geworden ist; z. B. im Lateinischen summitto statt submitto, eundem eumdem etc.

Assing, Rosa Maria, geborne Varnhagen von Ense, deutsche Dichterin, den 28. Mai 1783 in Düsseldorf geboren, Schwester Varnhagen von Ense's, ward von ihrer Mutter in Straßburg erzogen, bis sich 1796 die Familie in Hamburg mit dem durch die Zeitverhältnisse von ihr getrennten Vater wieder vereinigte, nach dessen Tode (1799) Rosa Maria sich zur Erzieherin ausbildete. Seit 1816 mit dem Arzte Assing aus Königsberg verheirathet, der sich ihretwegen in Hamburg niederließ, wußte sie in ihrem Hause die geachtetsten Männer und Frauen zu versammeln. Sie † den 22. Januar 1840. Ihre anmuthigen Lieder und Erzählungen erschienen erst nach ihrem Tode gesammelt unter dem Titel: „Rosa Maria's poetischer Nachlaß", herausgegeben von Assing (Altona 1841). Ihre Tochter Ludmilla, geboren den 22. Februar 1827, zog nach dem Tode ihrer Aeltern zu ihrem Oheim Varnhagen von Ense nach Berlin und widmete ihm bis zu seinem Tode die liebevollste Pflege. Nachdem sie schon vorher für Zeitschriften anonym geschrieben, veröffentlichte sie die mit verdientem Beifall aufgenommenen biographischen Werke: „Gräfin Elise von Ahlefeldt" (Berl 1857) und „Sophie von La Roche, die Freundin Wielands" (daf. 1859). Durch ihren Oheim mit Alexander von Humboldt bekannt geworden, besorgte sie nach Beider Tode die Herausgabe der „Briefe Alexander von Humboldts an Varnhagen von Ense" (Leipz. 1860, 1—5. Aufl.). Auch gab sie die „Tagebücher" ihres Oheims (daf. 1861, 2 Bde) heraus.

Assiniboine-River, beträchtlicher nordamerikanischer Fluß, im westlichen Binnenlande, entspringt auf dem Felsengebirge, vereinigt sich bei der Station A. (Fort Garry) mit dem Red-River und mündet in das Südende des Winnipegsee's. An demselben sind Faktoreien der montrealer Pelzgesellschaft.

Assiniboins, Indianerstamm im Nordwesten Nordamerika's, ein Stamm der Dacotas oder Sioux, von denen sie sich aber getrennt haben, um mit den Knistinos ein Bündniß einzugehen. Man schätzte ihre Anzahl 1841 zu circa 15,000. Das Gebiet, das sie bewohnen, grenzt südlich an Missouri, nordwestlich an den Saskatschewan, nordöstlich an den See Winnipeg; die östliche Grenze bildet der Assiniboine-River, die westliche der Mill-River. Die Engländer und Amerikaner nennen diese Indianer auch wohl Steinindianer, nach dem Namen eines ihrer Stämme; sie selbst nennen sich Jeskep (Caskap). Sie leben wie die Dacotas bloß von der Jagd, mit ihren transportablen Lederzelten umherziehend. Im Sommer verweilen sie gewöhnlich von den Flüssen entfernt in der Prärie, im Winter in den Wäldern an den Flußufern, wo sie oft große Noth leiden. Sie sind treulos und diebisch und namentlich gefährliche Pferdediebe. Die Jagd auf die Buffalos treiben sie beritten.

Assisen, ursprünglich jede feierliche Sitzung (sessio), in welchem Sinne man die Benennung sowohl von gerichtlichen Sitzungen, als auch von außergerichtlichen gebrauchte, z. B. von Versammlungen der Lehnsherren. Später wurde der Ausdruck Assise durch den Sprachgebrauch mehr ausschließliches Eigenthum der Rechtssprache, und in dieser engern Bedeutung bezeichnete er in England die feierliche Hegung einer Gerichtssitzung, namentlich einer solchen, die an gewissen, von der höchsten Gerichtsbehörde bestimmten Tagen zweimal im Jahre und unter Vorsitz eines Mitgliedes jener höchsten Behörde gehalten wurde, um über Rechts-

Digitized by Google

streitigkeiten von vorzüglicher Wichtigkeit öffentlich und feierlich Recht zu sprechen. Von England ging dies Institut in die neuere französische Gerichtsverfassung über. In Frankreich verordnete Ludwig der Heilige, daß zu bestimmten Zeiten dergleichen öffentliche Gerichtssitzungen gehalten werden sollten, um sowohl Beschwerden der Vasallen oder Unterthanen über Malversationen ihrer Beamten anzuhören, als auch um die Berufungen gegen Urtheile unterer Gerichtsstellen zu bescheiden. Diese Assisengerichte befaßten sich übrigens sowohl mit Civil- als Kriminalprozessen und zerfielen in sogenannte grandes u. petites assises. Aus dem Institute der A. haben sich die Geschwornengerichte (s. d.) ausgebildet. Neben der eigentlichen Bedeutung des Wortes Assise gebrauchte man dasselbe auch noch in manchen Nebenbedeutungen zur Bezeichnung anderer mehr oder minder verwandter Dinge. So verstand man in Frankreich unter Assise nicht selten auch jede bedeutende Verordnung oder Verfügung, namentlich eine solche, welche von den Assisenversammlungen erlassen worden war. Gottfried von Bouillon ließ, nachdem er 1099 Jerusalem erobert hatte, die Statuten für seine beiden Gerichtshöfe, das Hofgericht und das Landgericht, in solchen Versammlungen entwerfen, wovon dies merkwürdige Aktenstück Assises de Jerusalem genannt wurde (franz. herausgegeben von La Thomassière, Bourges 1690). Eben so verstand man unter Assise forestales Waldordnungen und unter dem Ausdrucke Assise rerum venalium theils die über Gegenstände des öffentlichen Handelsverkehrs gefällten Urtheile, theils selbst die von der Regierung regulirten Marktpreise, z. B. die Brodtaxe, (legalis assisa panis). Selbst die Steuern, die in den Assisenversammlungen bewilligt worden waren, nannte man Assisa, sowie auch die von Assisengerichten zuerkannten Strafen Assises hießen.

Assisi (Assisio, sonst Assisium), Stadt im Kirchenstaate, Delegation Perugia, am Chioscio auf dem Berge Assi (Asi) erbaut, der ihr den Namen gegeben hat, Bischofssitz, mit 6440 Einw., ist berühmt als der Geburtsort Metastasio's und des heiligen Franciscus von A. der hier das erste Kloster seines Ordens stiftete, das seitdem unter dem Namen Convento sacro den ersten Rang unter den zahllosen Klöstern der Franciskaner einnimmt, seit längerer Zeit aber sich im Besitz der Minoriten befindet. Die Klosterkirche ist dreifach; in der untersten Abtheilung befindet sich der Leichnam des Heiligen. Außer dem Convento sacro sind noch 11 Bettelmönchsklöster in A., unter denen das große der Portiuncula wegen seiner reichgeschmückten Kirche Erwähnung verdient. Seinen Namen erhielt es von dem kleinen Erbe, das der heilige Franciscus seinen Kindern hinterließ. A. wird zwar nicht mehr von einer so ungeheuern Menge von Wallfahrern besucht, wie früher, doch ist der Besuch, zumal am Feste des Heiligen, noch sehr zahlreich. Noch im vorigen Jahrhundert sollen sich zuweilen an einem Tage 100,000 Personen in A. befunden haben.

Assistenten (v. Lat.), Gehülfen jeder Art, besonders bei geistlichen Geschäften, daher die Geistlichen, welche bei feierlichen gottesdienstlichen Handlungen dem Amts- oder einem höhern Geistlichen beistehen (assistiren), besonders in der katholischen Kirche bei feierlichen Messen, dann die Räthe eines geistlichen Ordensgenerals, besonders bei den Jesuiten, sowie auch die Personen, welche von einer, die Instruktion ihrer Rechtssache in Person abwartenden Partei zu deren Beistande vor Gericht mitgebracht werden.

Assistenz (v. Lat.), Hülfe, Beistand, Gegenwart bei einer Sache; daher nach Descartes u. A. die Alles allein wirkende Gegenwart Gottes bei und in allen Dingen. Passive A. nennt die katholische Kirche die bloß zeugenmäßige Gegenwart des katholischen Priesters bei der von einem akatholischen Geistlichen zu verrichtenden Trauung, wodurch die so eingegangene gemischte Ehe als gültig anerkannt wird.

Assmeyer, Ignaz, gediegener Kirchenkomponist, geboren zu Salzburg den 11. Februar 1790, Schüler Michael Haydns, ward bereits 1808 Organist im Stifte St. Peter in seiner Vaterstadt und komponirte hier die Kantate von Weißenbach: „Worte der Weihe", und das Oratorium „Die Sündfluth". Im J. 1815 ging er nach Wien, um sich unter der Leitung des Kapellmeisters Eybler im strengen Satze und in der Theorie des Kontrapunktes vollends auszubilden, wurde 1824 Kapellmeister am Kirchenchor des Schotteustiftes und 1825 k. k. Hoforganist. 7 große Messen, 6 Graduale, 6 Offertorien, 2 Requieme, ein grandioses Tedeum und die Hymne: „Veni sancte spiritus", lauter gediegene Meisterwerke, haben ihm einen bedeutenden Platz unter den vorzüglichen Kirchenkomponisten verschafft. Zu seinen nichtkirchlichen Werken gehören: ein „Jagdtongemälde", doppelchörig (1822), und ein Oratorium: „das Gelübde".

Association (v. Lat.), wörtlich Vergesellschaftung, Verbindung, Vereinigung, Gesellschaft für irgend einen Zweck. Es gibt natürliche und nothwendige Vereinigungen, zu denen der Mensch schon durch seine ganze natürliche Anlage hingetrieben wird, wie die Familie, die politische und religiöse Gemeinde, der Staat und die Kirche, und freie Vereine, die nicht schon durch die natürlichen Verhältnisse geboten sind, sondern mehr durch die Interessen der Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit und oft nur zur Verfolgung vorübergehender und nicht allgemeiner Zwecke hervorgerufen werden. Zu ihnen gehören die gewerblichen, Handels- und Aktienvereine, die wissenschaftlichen Vereine, die Vereine, welche zur Beförderung der Kunst, zur Belebung der Geselligkeit, zur gegenseitigen Unterstützung und gemeinsamen Hülfeleistung im Fall der Gefahr (Assekuranzen) unter den verschiedensten Namen sich vorfinden, und endlich die politischen Vereine, die besonders der neuesten Zeit angehören und in den letzten Jahrzehnten mehr als irgend ein anderer Gegenstand einen Kampf zwischen den Anhängern der Repräsentativverfassung und des Absolutismus hervorgerufen haben. Die A. kann entweder dauernd sein, zur dauernden gemeinschaftlichen Förderung eines gemeinschaftlichen Zwecks, und zwar alsdann mit oder ohne periodisch wiederkehrende Zusammenkünfte, oder auch nur zu einer vorübergehenden gesellschaftlichen Thätigkeit oder Zusammenkunft, entweder geheim (d. h. mit absichtlicher Verheimlichung), oder nicht geheim. Sie kann ferner zunächst Privatzwecke jedes einzelnen Mitgliedes der Gesellschaft zu ihrer Aufgabe haben (wie Vereine über gemeinschaftliche Vermögensrechte oder zum geselligen Ver-

Digitized by Google

gnügen oder zur gemeinschaftlichen Belehrung), oder sie kann den Zweck haben, in größerer oder geringerer Ausdehnung auch auf andere Menschen, auf andere Gemeinde- oder Staats- oder Weltbürger zu wirken; in beiden Fällen kann ihre Wirksamkeit sich entweder auf privatrechtliche, oder auf die dem öffentlichen Recht angehörigen Verhältnisse beziehen. Sie kann geschlossen sein, für bestimmte, entweder schon jetzt die Gesellschaft bildende oder nach besondern Bedingungen speciell anzunehmende Mitglieder, oder ungeschlossen, für Alle, welche daran Theil nehmen wollen; im letzten Falle wird sie, wenn alle Bürger sich zur Theilnahme eignen und ein großer Theil derselben daran Theil nimmt oder nehmen soll, zur Volksvereinigung, Volksversammlung. Sie kann vom Staate autorisirt und durch Organe desselben geleitet, oder auch ganz unabhängig von ihm sein. Sie kann also in fünfacher Hinsicht (in Beziehung auf das nicht geheime Auftreten, in Beziehung auf die Personen und die Gegenstände, für welche gewirkt werden soll, wie in Beziehung auf die Theilnehmer der Gesellschaft und in Beziehung auf ihre Autorisation und Direktion) ein Privatverein, oder ein öffentlicher, oder auch ein politischer Verein sein. Sie kann ferner entweder durch wirklich gegenseitige vertragsmäßige Vereinbarung der Theilnehmer, oder unabhängig von ihr bloß durch gemeinschaftliches Interesse des Zusammenwirkens oder der Zusammenkunft für denselben Zweck begründet sein. Sie kann geordnet, organisirt sein (d. h. gemeinschaftliche Gesellschaftsgesetze und Behörden anerkennen), oder auch ungeordnet, unorganisirt. Diese verschiedenen Eigenschaften können endlich äußerlich und im Bewußtsein aller Glieder schärfer ausgebildet und getrennt sein, oder sie können, was meist der Fall ist, mehr oder minder und oft kaum unterscheidbar in einander übergehen und mit einander verbunden sein.

Zur richtigen Beurtheilung der Frage über die rechtliche Erlaubtheit und Unsträflichkeit der A. (das Associationsrecht) muß man zunächst unterscheiden die moralischen Personen und die bloßen Gesellschaften, Vereine und Versammlungen, sodann aber auch die Rechtswidrigkeit und rechtliche Strafbarkeit der Vereine von der wirklichen oder scheinbaren politischen Räthlichkeit, daß der Gesetzgeber vorübergehend oder für längere Zeit alle oder einige Vereine durch Präventiv- oder Repressivmaßregeln, insbesondere durch die Bedingung einer Staatsgenehmigung, durch Verbote oder Strafandrohungen für die Zukunft beschränke oder verbiete. Hält man sich von Verwechslungen frei, so wird man nach dem natürlichen Staatsrecht oder nach der Natur einer freien und rechtlichen Verfassung eben so, wie nach dem positiven Rechte, alle A.en an sich für rechtlich erlaubt und straflos erklären müssen, wenn sie nicht für rechtsverletzende Zwecke oder mit besondern rechtsverletzenden Mitteln ausgeführt werden. Knüpfen sich, ohne ein wirkliches rechtliches Verschulden, bei der Gründung des Vereins oder bei dem Eintritt in denselben rechtsverletzende Folgen daran, so sind diese, nicht aber die A. selbst, widerrechtlich. Diese Erlaubtheit und Straflosigkeit der A. ist der unmittelbarste Ausfluß nicht bloß der staatsbürgerlichen und politischen, sondern schon der allgemeinen rechtlichen und insbesondere der persönlichen Freiheit selbst; ja, es gibt kaum ein wichtigeres und heiligeres in dieser rechtlichen Freiheit enthaltenes Recht, als gerade die freie Verbindung des Menschen mit seinen Mitmenschen für das, was er für gut und recht und heilsam hält, für religiöse und moralische, wissenschaftliche und künstlerische, ökonomische und politische Ausbildung und Wirksamkeit. Ueberall, wo der Geist der Freiheit sich gegen die Unfreiheit erhebt, ist daher das Recht der freien Vereinigung eine der ersten Forderungen an die Gewalthaber. Allerdings können A.en für die Regierung und das Volkswohl gefährlich werden. Manche Vereine können eine sehr schlimme Richtung annehmen, dem Ehrgeiz und dem Eigennutz einzelner Mitglieder zur Verletzung der Vereinsgenossen oder der übrigen Staatsgesellschaft dienstbar werden und so, wie für das Gute, auch für das Böse die Kraft stärken. Aber die Vereine haben dieses gemein mit Allem, was gut ist, mit der Religion, mit der Königs- und der Regierungs- und namentlich auch der Polizeigewalt, mit der Sprache, mit dem Feuer und mit dem Eisen, mit den Armen und Beinen und mit dem freien Gebrauch derselben. Alles kann gerade um so mehr, je mehr es gut, wichtig, wirksam ist, furchtbar mißbraucht werden. Aber weise, gerechte und muthige Männer, welche den bleibenden Werth dieser Güter im Verhältniß zu einzelnen vorübergehenden Störungen und die Gefahr des Unrechts ihrer rechtswidrigen Unterdrückung zu übersehen und zu würdigen vermögen, werden nicht wegen des möglichen einzelnen Mißbrauchs der Freiheit die Freiheit selbst aufgeben wollen. Jedenfalls kann man das Recht, Vereine zu bilden, den Staatsbürgern rechtlicher Weise nicht streitig machen, sobald man sich die Schranken dieses Rechts richtig denkt. Diese Schranken aber sind die bestehenden Gesetze. Jeder Staatsbürger darf sich mit einer beliebigen Anzahl von Mitbürgern verbinden, um gesetzlich erlaubte Zwecke zu erreichen, er darf sich dagegen mit Niemandem vergesellschaften, um solche Absichten zu realisiren, die das Gesetz ihm als Einzelnen schon verbietet. Ein an sich löblicher und erlaubter Zweck wird dadurch nicht unmoralisch und unerlaubt, daß nicht Einer es ist, sondern Viele, die für ihn thätig sind, wie sich umgekehrt eine unerlaubte Handlung nicht in eine erlaubte verwandelt, weil sich eine Menge von Menschen bei ihr betheiligen. Unter der Voraussetzung der Gesetzlichkeit können Vereine sich mit Aufrechthaltung oder mit Abänderung der bestehenden Zustände beschäftigen. Daß dem Staate das Aufsichtsrecht über die politische A. zusteht, dürfte als sich von selbst verstehend betrachtet werden, daher geheime Verbindungen und Vereine schon darum als dem Staatszweck zuwider erscheinen müssen, weil sie sich jeder Aufsicht des Staats entziehen.

Freie A.en sind so alt als die Menschheit, viel älter, als der ausgebildete Staat, dessen ursprünglichen und zugleich auch fortdauernd wesentlichen Inhalt und Grundbestandtheil sie bilden. In Beziehung auf Griechen und Römer berichtet eine Stelle aus Cajus' Kommentar zu den Zwölftafeln, deren Grundprincip über diesen Punkt

noch das justinianische Corpus Juris durch Aufnahme derselben (L. 4, de Collegiis) sanktionirt, daß wie das solonische Grundgesetz von Athen, so auch die römische Magna Charta der Zwölftafeln die Freiheit der Vereine und die Gültigkeit ihrer freien Selbstgesetzgebung oder ihrer autonomischen Normen sicherte. Bei vollkommener, ja der höchsten demokratischen Freiheit und bei den vielen öffentlichen demokratischen Versammlungen der verschiedenen größeren und kleineren Volksgemeinden hätten freilich die Alten besondere A.en und Versammlungen der Bürger für ein weniger dringendes Bedürfniß halten können, als sie bei dem Mangel an jenen es jetzt sind. Auch konnten wohl freie A.en für die in der Demokratie an sich weniger gesicherte Ruhe, Einheit und Kraft der Regierungsgewalt und des Staats noch weit eher bedenklich werden, als bei einer starken monarchischen Regierung. Dennoch aber waren auch diese besonderen Vereine frei. Dieses bestätigt unter Andern ausdrücklich auch Cicero in seiner Rede für sein Haus. In der spätern Verderbniß, namentlich in der Zeit der blutigen Bürgerkriege und der furchtbaren Entsittlichung und Bestechlichkeit des römischen Volks mußten freilich manche politische Vereine schädlich wirken; anderntheils konnte der Despotismus der Tyrannen gerade die guten Wirkungen eines unbeschränkten Rechts der Vereine und der Versammlungen von Bürgern, die Wirkungen zum Schutze der Freiheit und der Menschenwürde gegen Tyrannei, natürlich nicht dulden. Doch verboten die kaiserlichen Gesetze nur die Gründung solcher neuen förmlichen Korporationen, die bisher nicht herkömmlich waren, und suchten vorzüglich Vereinigungen der unglücklichen, fast als Sklaven behandelten Bewohner der unterjochten Provinzen und der Soldaten vorzubeugen. Hiervon drangen natürlich auch die Spuren in das unter Justinians Despotismus redigirte Corpus Juris. Doch enthält dasselbe noch die Anerkennung des allgemeinen Grundprincips der völlig unbeschränkten Freiheit aller Societätsverträge für lebenslängliche, wie für vorübergehende Privatgesellschaften aller Art und für alle möglichen Zwecke, wobei nur solche Bestimmungen für ungültig erklärt werden, welche etwa die Freiheit und das selbstständige Recht der Gesellschaftsgenossen dadurch zerstören, daß sie die Freiheit derselben aufheben, zu jeder Zeit auszutreten und Theilung des Gesellschaftsvermögens zu fordern, oder daß sie deren Willen jedem Mehrheitsbeschluß unterwerfen, oder dieselben gegen unbestimmte, unbekannte Mitglieder auf juristisch klagbare Weise verpflichten. Unerlaubt aber ist es natürlich, ohne besondere Staatserlaubniß wahre Korporationen, Innungen, Gemeinden ꝛc., deren Rechtsverhältnisse das Gesetz ausdrücklich dem des Staats gleichstellt, welche also eine wahre moralische Person mit einem einzigen Gesammtwillen und einer von dem Einzelnen verschiedenen Persönlichkeit bilden, neben den bereits öffentlich anerkannten moralischen Personen zu konstituiren und sich deren Rechte anzumaßen. Als allgemein rechtliche Folge solcher Anmaßung wird bestimmt, daß solche Korporationen aufgelöst werden sollen, jedoch das Vermögen derselben unter ihre Glieder vertheilt werden soll.

In Deutschland blieb das uralte völlig freie Associationsrecht mit vollkommener Selbstgesetzgebung oder Autonomie, als das erste Freiheitsrecht aller freien Männer, durch das ganze Mittelalter hindurch in der vollkommensten Anerkennung und Ausübung. Thöricht wäre es natürlich auch hier eben sowohl, wenn man erwarten wollte, daß eine so große Kraft in den gesellschaftlichen Verhältnissen nie und nirgends für unlösliches oder schädliches Wirken benutzt worden wäre, als wenn man daraus einen Tadel gegen die Kraft selbst ableiten wollte. Aber offenbar gänzlich unhistorisch ist es, jenem Associationsrecht die faustrechtliche Unordnung und Anarchie des Mittelalters zur Last zu legen. Vielmehr sind es gerade A.en aller Art, die A.en in Stadt und Land, die A.en der verschiedenen Stände, Ritter, Prälaten, der Städte und der Landgemeinden unter einander und die freien Vereine der geistlichen und weltlichen Innungen, Orden, Klöster und Universitäten, welche, nachdem die rohe Kriegs- und Raubgewalt und die veränderte Kultur während der Völkerwanderung und nach derselben die altgermanischen Friedensvereine mehr und mehr aufgelöst hatten, dem Uebergewicht roher faustrechtlicher Gewalt gegenüber Asyle für Freiheit, Frieden u. Kultur, die Grundlagen und Pflanzstätten neuer bürgerlicher Ordnung und höherer Bildung darboten, wenigstens in kleineren Kreisen friedliches Recht und Gericht über die Faustrechtsgewalt zum Siege brachten und eine neue Staatsordnung vorbereiteten, welche Ackerbau, Gewerbe und Handel, Religion und Kunst und höhere Wissenschaft schützte und pflegte. Auch war die Gesetzgebung des deutschen Reiches nie so undankbar gegen das freie Associationsrecht, dieses wahre Grundprincip germanischer Freiheit, Ordnung und Kultur, daß sie dasselbe vernichtet hätte. Die goldene Bulle verbot nur den Reichsständen, die Wahlkapitulationen den Landständen die im frühen Faustrecht nicht seltenen Vereinbarungen zu faustrechtlicher Selbsthülfe gegen die Reichs- und Landesregierung. Demzufolge sind A.en der einzelnen Reichskreise und Stände für innere Sicherheit oder zur Vertheidigung gegen äußere Feinde nichts Seltenes. So verbanden sich 1546 der westphälische und niedersächsische, 1702 der fränkische, schwäbische, westphälische und die rheinischen Kreise mit England und Holland durch einen A.s-Receß (A.s-Vertrag) zu gemeinsamer Haltung von 30,000 Mann, um sich gegen Frankreich zu schützen, und dieses Band bestand, obgleich schlaff, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, nachdem 1718 der westphälische Kreis abgetreten und auch England und Holland um dieselbe Zeit sich zurückgezogen hatten. Im Jahre 1748 fand eine ähnliche A. zwischen Oesterreich, Schwaben, Franken und den Rheinkreisen Statt. Auch spätere Landesgesetze enthielten in der Regel sowie auch einige neuere Bundesbeschlüsse, nur besondere, gegen einzelne bestimmte Vereine gerichtete und bloß vorübergehende polizeiliche Beschränkungen. Mit Recht erklärten daher auch die namhaftesten Publicisten Vereine und A.en aller Art für völlig erlaubt. Insbesondere war auch die Unstatthaftigkeit von Versammlungen zu kollektiven Vorstellungen, Adressen und Petitionen, wie sie namentlich auch zu Beschwerden der Unterthanen gegen den

Landesherrn wegen Mißbrauchs der Regierungsgewalt bei den Reichsgerichten früher reichsverfassungsmäßig nothwendig waren, von allen achtbaren deutschen Publicisten anerkannt. Dagegen ist freilich bekannt, daß in Deutschland die freien Vereine und Volksversammlungen seit längerer Zeit sehr außer Uebung gekommen waren, wovon die Ursachen nahe liegen; denn das Feudalsystem und die Einführung der fremden Rechte und der geheimen Beamtengerichte hatten zuletzt immer mehr die politische Bildung und den freien Volks- und den Gemeingeist unterdrückt. Die Beschlüsse der deutschen Bundesversammlung vom 5. Juli 1832 verboten endlich streng und bei Strafe alle bisher nicht schon üblichen und gestatteten Volksfeste und Volksversammlungen, alles Vorschlagen von Beschlüssen und Adressen und alle Vereine zu politischen Zwecken, und der Bundestagsbeschluß vom 15. Januar 1835 untersagte das Wandern der Handwerker in solche Länder, wo politisch bedrohliche A.en und Versammlungen Statt finden, auf so lange, als die Duldung derselben notorisch fortdauere. Ein Bundesbeschluß endlich vom 13. Juli 1854 über das Vereinswesen findet es im Interesse der gemeinsamen Sicherheit und Ordnung geboten, allgemeine Grundsätze für das Vereinswesen in den sämmtlichen deutschen Bundesstaaten aufzustellen, und verordnet demgemäß: In allen deutschen Bundesstaaten dürfen nur solche Vereine geduldet werden, die sich darüber genügend auszuweisen vermögen, daß ihre Zwecke mit der Bundes- und Landesgesetzgebung im Einklange stehen und die öffentliche Ordnung und Sicherheit nicht gefährden. In Beziehung auf politische Vereine insbesondere muß, sofern derartige Vereine nicht nach Maßgabe der Landesgesetzgebung überhaupt untersagt sind, oder doch einer für jeden Fall besonders zu ertheilenden obrigkeitlichen Genehmigung bedürfen, die betreffende Staatsregierung sich in der Lage befinden, nach Maßgabe der Umstände, besondere vorübergehende Beschränkungen und Verbote erlassen zu können. Allgemein sind für politische Vereine noch folgende Beschränkungen zur Geltung zu bringen: minderjährige Lehrlinge und Schüler dürfen sich an solchen Vereinen nicht betheiligen, u. jede Verbindung mit andern Vereinen ist unstatthaft. In allen Bundesstaaten muß der Landesregierung nicht nur das Recht zustehen, die Versammlungen solcher Vereine, welche, ohne im Besitze einer besondern staatlichen Anerkennung, beziehungsweise Genehmigung zu sein, sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, obrigkeitlich überwachen zu lassen, sondern es muß den betreffenden obrigkeitlichen Abgeordneten auch überall die Befugniß eingeräumt werden, jede Versammlung eines solchen Vereins aufzulösen, sofern entweder die ihren Zusammentritt bedingenden Förmlichkeiten nicht beobachtet worden sind, oder der Inhalt der Verhandlungen eine in der Nothwendigkeit der Aufrechterhaltung der Gesetze, sowie der öffentlichen Sicherheit und Ordnung begründete Veranlassung bietet. Die bewaffnete Macht darf sich nicht anders, als auf Befehl versammeln und weder in, noch außer dem Dienste berathschlagen; Versammlungen und Vereine jedes Theils der stehenden Heere und der Landwehr zur Berathung oder Beschlußfassung über militärische Befehle u. Anordnungen sind auch dann, wenn dieselben nicht besonders zusammen berufen sind, untersagt. Im Interesse der gemeinsamen Sicherheit verpflichten sich sämmtliche Bundesregierungen ferner, die in ihren Gebieten etwa noch bestehenden Arbeitervereine und Verbrüderungen, welche politische, socialistische oder kommunistische Zwecke verfolgen, aufzuheben, und die Neubildung solcher Verbindungen bei Strafe zu verbieten. Ueber die A.en der neuesten Zeit zu gewerblichen, ökonomischen ꝛc. Zwecken s. Vereinswesen.

Association der Ideen, s. Ideenassociation.

Associé (franz.), Theilnehmer an einem Vereine (Association). A. en commandite, Theilhaber an einem Geschäfte, insbesondere einem Handelsgeschäfte (vergl. Handelsgesellschaften).

Assonanz (vom Lat., griech. Parechesis), Anklang, die Wiederkehr desselben Lautes in aufeinander folgenden Wörtern. Bildet der Laut den Anfang eines Wortes, so fällt die A. mit der Alliteration zusammen; trifft er aber eine Silbe am Ende des Wortes, so nähert er sich dem Reime. Der Uebergang von A. zum Reim läßt sich auch geschichtlich nachweisen; denn im Deutschen machen A.en am Ende der Verse den Anfang des Reims aus, und dieser entsteht, indem an die Stelle des unvollkommeren Gleichklangs der Endsilben eine vollkommene Uebereinstimmung im Laute tritt. Uebrigens findet sich die A. nicht allein in poetischen Produkten, sondern auch in vielen stehenden Wendungen des gewöhnlichen Lebens, ferner in kurzen sinnreichen Gedanken und Sprüchen. Eine Sammlung solcher Ausdrücke findet sich in dem der Beispiele wegen überhaupt brauchbaren Buche Poggels: „Grundzüge einer Theorie des Reims und der Gleichklänge" (Münster 1836). Die Gleichklänge und unter ihnen die A. haben zunächst eine gemeinschaftliche psychologische Grundlage; denn das Zusammentreten zusammenklingender Worte beruht auf einem durch die Verbindung unserer Vorstellungen bestimmten Vorgang in der Seele. So finden sich, wie die Gleichklänge überhaupt, die A.en insbesondere auf eine ganz natürliche Weise den Gesetzen der Association der Vorstellungen zufolge zusammen. Allein die A. ist nicht allein ein mechanisch sich entwickelndes Naturgewächs, sondern auch ein künstlerisches Mittel. Wo sie das Ende der Verse trifft, kann sie die Stelle des Reims vertreten. Diese Stelle hat sie in der deutschen Literatur eingenommen in jener Zwischenzeit zwischen dem Abkommen der Alliteration und der vollständigen Entwickelung des Reims, und so wird sie auch noch in der neueren Poesie oft gebraucht. In dieser Beziehung hat sie zunächst die formale Bestimmung, einen Parallelismus zwischen den einzelnen Versen, eine symmetrische Gliederung derselben hervorzubringen. Sie wird auch von dem Dichter angewendet, um ein lebendigeres und deutlicheres Bild des Dargestellten zu geben. So findet sie sich in den sogenannten malerischen Stellen, und zwar soll durch das Beharren des Lautes ein sich gleichbleibend Verlängerndes und Wiederholendes, durch die Wiederholung des Lautes ein Andauerndes des Inhalts geschildert werden. Die Gleichartigkeit einer Stimmung, eines Gefühls, eines Zustandes wird durch die gleichbleibende Form ausgedrückt. Situationen, ruhende Scenen (z. B. der stille Abend in dem Gedichte von Matthison) werden durch A.en und überhaupt durch Gleichklänge bezeichnet, die durch die Gleich-

Digitized by Google

artigkeit des Lautes dem Bleiben und Verweilen entsprechen. Beispiele zu diesem Hauptgesetze für die Bedeutung der A. finden sich in dem Hochzeitliede von Goethe: „Wir singen und sagen vom Grafen so gern," aus dem wir unter vielen assonirenden Stellen folgende entnehmen:

„Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelts und schleift es und rauschet und wirrt,
Da pisperts und knisterts u. flüsterts u. schwirrt."

Wir bemerken noch, daß nicht bloß einzelne Laute, sondern auch ganze Worte assonirend wiederholt werden. So soll in dem bekannten:

„Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr"

die Wiederholung des Wortes Glocke das Läuten der Glocke, die sich wiederholende Bewegung nachahmen. Solche assonirende Wiederholungen sind von der Anapher und ähnlichen Figuren genau zu unterscheiden; denn die letzteren erzielen einen Nachdruck, heben das Bedeutungsvolle und für den Sinn besonders Wichtige hervor, während die ersteren durch die gleichbleibenden Laute das Bleiben und Dauern bezeichnen. Nur aus Mangel an Einsicht in die wahre Bedeutung solcher assonirenden Wiederholungen hat man von ihnen gelehrt, daß sie von den Dichtern angewendet würden, um die bloßen Verbindungen und matten Uebergänge der Prosa durch Partikeln und Pronomina zu vermeiden, indem statt eines „und" u. dgl. mit einem wichtigen Redetheile, mit einem bedeutungsvollen Worte von Neuem eingesetzt werde. Man hat hier Beispiele im Auge, wie sie der „Fischer" von Goethe darbietet. Allein schon zu Anfang des Gedichts:

„Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran",

thut die A. nichts Anderes, als daß sie das allmählige Anschwellen des Wassers, das fortgesetzte Steigen und Wachsen desselben durch die Wiederholung des gleichen Wortes nachahmt. Wenn es dann weiter heißt:

„Und wie er sitzt und wie er lauscht",

so wird offenbar dadurch, daß der Ausdruck nicht wechselt, das Unveränderliche der Situation des Fischers bezeichnet. Uebrigens kann die zweisilbige A. am Ende der Verszeilen im Deutschen fast nie anders als in dem stummen e gebildet werden, und auch die einsilbige wird zu sehr von den Konsonanten übertönt, als daß sie den Reim ersetzen könnte. Dennoch haben Einzelne, wie Friedrich Schlegel im „Alarkos" und in seinen Rolandsromanzen, Apel in seinem „Gespensterbuche", sich mit Glück ihrer bedient; auch Gries und Malsburg haben in ihren Uebertragungen calderonscher Dramen Treffliches in dieser Beziehung geleistet. Vgl. Bärmann, Die Assonanzen der deutschen Sprache, Berlin 1829.

Assortiment (v. Französ.), sachgemäße Vereinigung und Anordnung zusammengehöriger Sachen, besonders ein nach den verschiedenen Gattungen und Arten (Sorten) der Handelsartikel geordnetes Waarenlager. Daher assortiren, Sachen in einer naturgemäßen Ordnung vereinigen, das Lager mit verschiedenen Arten (Sorten) von Waaren versehen und diese nach Sorten eintheilen.

Assuan (Asuan, Assouan, Essuan), Stadt in Oberägypten, rechts am Nil, der Insel Elephantine gegenüber, mit den ersten Katarakten des Nils, die südlichste Stadt Aegyptens, das alte Syene, dessen Ruinen noch südwärts der Stadt vorhanden sind. Die Stadt hat 4000 Einw. Auf den vom Nil besetzten Hügeln grünen Palmen, Terebinthen u. Maulbeerbäume. Ungefähr eine Meile von den Gräbern beginnt die große Ziegelmauer Hayl el Adschut, welche längs der Sandebene zwischen den Granitfelsen bis in die Nachbarschaft der Insel Philä sich hinzieht. Sie sollte zur Schutzwehr gegen die Einfälle der Beduinen des östlichen Gebirges dienen, als zwischen Philä und Syene ein lebhafter Verkehr zu Lande Statt fand. An den Granitfelsen längs dem Wege hin trifft man hieroglyphische Aufschriften an, die immer zahlreicher werden, je näher man der Insel kommt. Auch sieht man unlesbare griechische Inschriften, wahrscheinlich die verblichenen Namen wißbegieriger hellenischer Touristen. Alle Umgebungen von A. sind von Alterthümern erfüllt. Hier haben Pharaonen und Ptolemäer jene halb unter Flugsand begrabenen Tempel und Paläste erbaut, dort Römer und Araber Festungswerke und Gemäuer aufgeführt, und über den Trümmern aller dieser Bauwerke sieht man französische Inschriften, die Zeugniß geben, daß hier Krieger und Gelehrte des neuern Europa ihre Zelte und Observatorien gehabt haben. Hier sind die Terrassen aus rothem Granit, welche steil abfallen, und über die der schäumende Nil seine stürmischen Wogen wälzt, dort die Steinbrüche, aus deren Felsen die Obelisken u. kolossalen Statuen der ägyptischen und äthiopischen Tempel gebildet wurden; noch jetzt bezeugt ein zum Theil schon vollendeter, noch am Urfels befindlicher Obelisk die Kraft, Kunst und Ausdauer der Werkleute. Auf der glatten Oberfläche dieser Felsen sieht man hieroglyphische Skulpturen, welche ägyptische Gottheiten und denselben dargebrachte Opfer vorstellen. In der Umgegend der Stadt findet man auf der linken Seite die Katakomben und Hypogäen von Syene; gegenüber nach Süden hin liegen eine Menge reizender und fruchtbarer Inseln, die wegen ihres üppigen Grüns und der herrlichen Lage den Namen der tropischen Gärten führen. Die eine dieser Inseln, das heutige El Sag, ist das weltberühmte Elephantine der Alten; noch jetzt sieht man hier Ueberreste des Nilmessers, den Strabo beschrieben hat; die beiden Tempel aus der Zeit von Amenophis III. hat man in unsern Tagen zerstört, um das Material bei dem Bau einer Kaserne und mehrer Magazine in A. zu benutzen. Das Flußbett zwischen A. u. der Insel Elephantine ist häufig ganz trocken. In der Nähe des Steindammes, welcher den Hafen von A. bildet, ist eine viereckige Oeffnung, unten mit Stufen, wodurch sich das Steigen des Wassers leicht bestimmen läßt. Dieser Damm ist ein Werk der Araber. Die Schiffbarkeit des Nils gewinnt erst hier eine Bedeutung, welche der Stadt frühe und auch im Mittelalter während der Araberherrschaft einen verbreiteten Handelsruf verschaffte. Schon im Alterthum bemerkte man, daß die Sonne am längsten Tage zu Syene keinen Schatten wirft, und zog deshalb hier den Wendekreis des Krebses, der aber eigentlich südlicher liegt. Bei A. beginnt die Granitregion Aegyptens, welches Gestein hier unter der modificirten Art Syenit vorkommt und schon in frühester Zeit zu Bauten und Denkmälern ausgebeutet wurde.

Assuay, Departement des mittelamerikanischen Freistaates Ecuador, nach dem Paramo bei Assuay

im Westen benannt, grenzt nördlich an das Departement Ecuador oder Quito, östlich an Brasilien u. südlich an Peru, westlich an Peru und Guayaquil, hat 6565 QMeilen und 200,000 Einwohner. Der Boden ist theils gebirgig (Andes), theils eben und hat viele Waldungen. Der Maraßon bildet die Grenze gegen Peru, mit vielen Nebenflüssen. Unter den Einwohnern sind mehre Indianerstämme, als: Jibaros, der, wie es scheint, größtentheils ausgestorben ist; Ticuñas, Christen, am Napo und Jca wohnend; Sſamigaës, am Tigre. A. besteht aus den Provinzen Cuença, Loxa, Jaen de Bracamoras u. Mainas mit den gleichnamigen Hauptstädten. Am See Arabanate ist eine katholische Mission.

Assuncion 1) (Assomption), Hauptstadt des südamerikanischen Staats Paraguay, am linken Ufer des Rio-Paraguay, auf einer wellenförmigen Uferterrasse (Loma) reizend gelegen, aber schlecht gebaut, Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 3 andere Kirchen, 4 Klöster, ein Kollegium, Waisenhaus, einen Hafen und etwa 15,000 Einwohner, die einen lebhaften Binnenhandel mit Leder, Tabak, Zucker und dem berühmten Paraguaythee (Hierba im Handel) treiben. Die der Abstammung nach sehr gemischte Bevölkerung steht im Rufe großer Sittenlosigkeit und Unwissenheit. Die Wohlhabenderen sprechen spanisch. A., 1556 gegründet, war die Residenz des Dr. Francia, der hier den schweizerischen Naturforscher Rengger 1819—25 in einer Art Gefangenschaft hielt. — 2) (Sonsong), Insel im nördlichen Theile des Archipels der Marianen oder Ladronen, erhebt sich bis 2000 Fuß über die Meeresfläche.

Assur, Sohn Sems, Stammvater des gleichnamigen Volkes, das von Sinear nach Assyrien zog und daselbst die Städte Ninive, Rehoboth-Ir, Kalah und andere baute.

Assus, bedeutende Stadt in Mysien (nach Ptolemäus in Troas, nach Stephan von Byzanz u. A. in Aeolis), am adramyttischen Meerbusen, auf einem hohen, schwer zugänglichen Felsen gelegen, Geburtsort des Stoikers Cleanthes, ward später Appollonia genannt, nach Apollonias, der Mutter des pergamischen Königs Attalus II.; jetzt Beiram oder Behrem Kalesi, mit beträchtlichen Ruinen. Bei A. baute man trefflichen Weizen; auch kam von hier der assische Stein.

Assyrien, alter Name der Länder zwischen dem armenischen Hochland im Norden, dem Plateau von Iran im Osten, dem Tigris im Westen und dem von Iran dem eben genannten Flusse zuströmenden Diala im Süden. Es gehören hierher die Landschaften Arrapachitis, ein felsiges und welliges Bergland unter dem Südabfall des armenischen Hochlandes, Assur, das Aturia der Griechen, zwischen dem Tigris und dem großen Zab, Arbelitis und Adiabene, zwischen dem großen und kleinen Zab, Kalachene oder Chalonitis im Süden. Die Bewohner dieser Gebiete waren das erste erobernde Volk in Vorderasien, indem ihre Herrscher nicht nur wie die ägyptischen Pharaonen Eroberungszüge machten oder angrenzende Gebiete sich unterwarfen, sondern auch eine Jahrhunderte hindurch andauernde Oberherrschaft über die Nachbarvölker in weiter Ausdehnung erwarben. Der bezeichnete Länderkomplex mit den Städten Ninive (s. d.), Ctesiphon, Arbela, Apollonia, Artemita u. a. m. bildete daher einen Bestandtheil des assyrischen Reichs (Imperium assyriacum s. Assyriorum), eines der ältesten und größten Reiche Asiens, welches in seiner Blüthe das eigentliche A., Mesopotamien, Babylonien, Persien, Medien, Baktrien und Syrien umfaßte. Den Namen A. in diesem weitern Sinne führen wiederum vorzugsweise die drei ersten der genannten Länder als früheste und hauptsächlichste Bestandtheile der Monarchie, und derselbe dauerte selbst fort, nachdem das Reich längst untergegangen war. Bei den Griechen werden auch häufig alle von Syrern (Aramäern) bewohnten Länder, als Syrien, Kappadocien, Leukosyrien am Pontus u. a., mit dem Namen A. benannt.

Keine größere Partie der alten Geschichte ist dunkler u. in sich widersprechender als die assyrische. Die glaubwürdigsten Nachrichten liefert die Bibel, aber dieselben umfassen nur eine kleine Periode u. stimmen mit denen der griechischen Geschichtschreiber nicht überein, während letztere unter einander selbst sehr differiren. Nach der Bibel (1. Mos. 10, 11) wurde das Reich A. von Babylon aus durch Assur oder durch Nimrod (die richtige Erklärung der Stelle ist zweifelhaft) gestiftet; Könige werden aber erst um 772 v. Chr., zur Zeit des israelitischen Königs Menahem genannt, nämlich: Phul, Tiglat Pilesar (741 f. v. Chr.), Salmanassar (730), Sanherib (714). Assarhaddon. Außerdem nennt Jesaias noch einen König Sargon, der wahrscheinlich zwischen Salmanassar und Sanherib zu setzen ist. Keiner dieser Namen außer Sanherib findet sich bei griechischen Geschichtschreibern; vielmehr beginnen Ctesias, Julius Africanus, Eusebius und Syncellus die Reihe der assyrischen Regenten mit Ninus (Belus) und schließen sie schon um 880 v. Chr. mit Sardanapalus oder (nach Syncellus) Thonus Concolerus. Die Dauer dieses assyrischen Reichs bestimmt Herodot auf 520, Ctesias auf 1306 (1360), Syncellus auf 1460, Eusebius auf 1240 Jahre. Darauf eröffnen die griechischen Autoren mit Arbaces oder Dejoces eine neue medische Dynastie, welche bis auf Astyages fortgeht. Um nun die biblischen Nachrichten mit den hellenischen in Einklang zu bringen, haben neuere Forscher ein zweites assyrisches Reich, das sogenannte neuassyrische, nach Sardanapalus, angenommen, in welchem Tiglat Pilesar und die oben genannten, in der Bibel erwähnten Könige herrschten, welche Annahme durch Herodot in sofern bestätigt wird, als auch dieser nach dem Abfall der Meder unter Dejoces immer noch ein ziemlich mächtiges assyrisches Reich mit der Hauptstadt Ninus (Ninive) kennt, das erst Cyaxares sich unterwarf. Die neue Selbstständigkeit A.s würde aber nach den biblischen Notizen um 780 fallen; in der Zwischenzeit von cirka 100 Jahren (880 bis 780) mag A. medische Satrapie gewesen sein. Die neue Monarchie breitete sich bald wieder (unter Tiglat Pilesar und Salmanassar) über Medien und Babylonien aus. Nach Assarhaddon beginnt aber der Verfall. Nachdem Medien unter Dejoces sich frei gemacht, wirft auch Babylon das Joch ab, und der medische König Cyaxares erobert Ninive 625 v. Chr., vielleicht mit babylonischer Hülfe. Uebereinstimmender mit den biblischen Nachrichten, als die früher bekannten griechischen Quellen, lauten die neuerlich bekannt gemachten Excerpte aus der armenischen Chronik des Eusebius, obschon sie

selbst unter einander nicht ganz harmoniren. In den Auszügen des Alexander Polyhistor aus Berosus sind als assyrische Könige aufgeführt: Phul (über 520 Jahre nach Semiramis), Sanherib 18 Jahre, Asordan 8 Jahre, Sammughes 21 Jahre, dessen Bruder 21 Jahre, Nabupalassar 20 Jahre (Sardanapal), Nabukodonossor (Nebukadnezar) 43 Jahre. Abydenus gibt die assyrischen Regenten in folgender Ordnung: Sanherib, Nergilus (Adrameles) Axerdis, Sardanapalus, Saracus. Wie diese beiden Kataloge, so läßt auch Moses von Chorene den Sardanapal nach Sanherib folgen, während derselbe in der Bibel ganz fehlt. Bei aller Differenz im Einzelnen geben aber jene Verzeichnisse eine neue Gewähr für die Wahrheit der biblischen Nachrichten, und die Annahme eines doppelten assyrischen Reiches, eines ältern und neuern, wird so zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben.

Schon Ninus soll, in Verbindung mit Ariäus, dem Könige der Araber, und mit dem Armenier Barzanes, Babylonien und ganz Vorderasien erobert haben. Nach mehren vergeblichen Versuchen gelang ihm auch die Unterwerfung Baktriens, Mediens und Persiens. Thätige Mithelferin dabei war die schöne und kluge Semiramis (d. i. Bergtaube), angeblich eine Tochter der Göttin Derceto oder Mylitta, seit der durch sie bewirkten Eroberung der Stadt Bactra des Ninus Gemahlin und bald darauf seine Nachfolgerin. Der Eroberungslauf des Ninus wurde von ihr weiter verfolgt. Zurückgekehrt von einem unglücklichen Zuge gegen den indischen König Stabrobates verschwindet Semiramis in Bactra, das damals Residenz gewesen zu sein scheint. Ihr mit Ninus erzeugter und bisher von der Regierung ausgeschlossener Sohn Ninyas erscheint darauf als Herrscher zu Ninive. Nunmehr verliert die Sage, in ein trockenes Namensregister auslaufend, Leben und Färbung, und wir vermögen die Lücke nur unvollkommen durch Vermuthungen über Religion und Bildung der Assyrer auszufüllen. Die Verfassung des assyrischen Reichs war im Geiste des gesammten Orients auf Despotismus gegründet. Der König lebte für die Unterthanen unzugänglich in seiner Burg, unter ihm verwalteten Satrapen die Provinzen; zu Hofbeamten wurden gewöhnlich Eunuchen genommen, und diese waren zuweilen zugleich Militär- und Civilchefs. Die Sprache des Volks gehörte nicht zu dem semitischen, sondern wahrscheinlich zu dem medisch-persischen Stamme, wie überhaupt die Assyrer das Uebergangsglied zwischen dem Zendvolke und den Aramäern gebildet zu haben scheinen. Auf die religiösen Vorstellungen der alten Assyrer werfen Ueberreste von Skulpturen und Bauwerken in Verbindung mit einigen spärlichen und vereinzelten Nachrichten nur soviel Licht, daß wir hier dieselben Grundlagen, wie im babylonischen Kult erkennen können. Der höchste Gott des Himmels war Nisroch oder Assarak, die oberste Göttin Beltis, neben welchen noch andere Lokalgottheiten aufgeführt werden. Das Bild Assaraks ist die geflügelte Sonnenscheibe oder ein Adler in der Sonnenscheibe, die Embleme der Beltis sind Mauerkrone, Henkelkreuz und Halbmond. Die Götter sind theils bärtig, theils unbärtig, tragen die gehörnte oder mit Sternen bedeckte Mütze auf dem Kopfe, in der einen Hand einen Ring, in der andern eine Schlange, stehen auf Thieren oder sitzen auf einem Thron. Die ihnen geheiligten Thiere sind Löwen, Stiere, Pferde, Greife, alle geflügelt. Daneben erscheint ein heiliger Baum, vielleicht das Geisblatt, auf Monumenten, sowie als Verzierung an Wänden, Gewändern, Wagen und Waffen. Ninyas und seine Nachfolger unterhielten um ihre Residenz Ninive ein 400,000 Mann starkes Heer, das jährlich, um Meuterei zu verhüten, erneuert wurde und nächst der Bewachung des Königs die Bestimmung hatte, ausgebrochene Unruhen in den Provinzen schnell zu unterdrücken. Die Soldaten trugen Helme und führten Bogen, Pfeile und Keulen. Es gab mit Wällen und Mauern umgebene Städte und Burgen, bei deren Belagerung man sich großer Maschinen (Sturmböcke) bediente. Aus den auf den Skulpturen vorkommenden Draperien ist zu schließen, daß die Assyrer in der Kunst des Webens leinener und baumwollener Stoffe hinter andern vorderasiatischen Völkern nicht zurückstanden. Auch wird in der Bibel ausdrücklich erwähnt, daß die Assyrer blaue Zeuche und gestickte Stoffe nach Tyrus zum Verkauf brachten. Von den beiden uns genannten Dynastien dauerte die der Dereetaden (Nachkommen der Semiramis) mit 12 oder 18 Königen bis um 1550 v. Chr. Balaus I. und II. im 19. und 18. Jahrhundert v. Chr. sollen neue Eroberungen in Indien gemacht haben. Die zweite Dynastie beginnt, nach dem Tode des Königs Belachus II., mit dem königlichen Gärtner Belatores oder Bellepares, dem Eusebius 18, Syncellus 22 Nachfolger gibt. Der 7. derselben, Teutamus, soll dem trojanischen Könige Priamus 20,000 Mann Hülfstruppen unter Memnon zugesandt haben. Die Reihe dieser Herrscher schließt (wie bereits erwähnt) Sardanapalus oder Thonus Concolerus. Wider ihn empörten sich um 888 v. Chr. der Meder Arbaces und der Babylonier Belesys. Dreimal geschlagen, verstärkten sie sich durch ein baktrisches Heer, besiegten darauf den Feldherrn Sardanapals und schlossen diesen selbst in Ninive ein. Nach dreijähriger Belagerung, als endlich selbst der Tigris sich mit den Feinden verband und bei einer Ueberschwemmung die Stadtmauern zerstörte, verbrannte sich Sardanapal mit seinen Frauen und Schätzen. Nach Athenäus ereignete sich diese ganze Katastrophe an einem andern Orte, wie es scheint, in Bactra. Dies und die Widersprüche hinsichtlich des Charakters Sardanapals, der, trotz seines Heldenmuthes, als weichlich, entnervt und schwelgerisch geschildert wird, haben die Annahme zweier Könige dieses Namens veranlaßt. Aus den Trümmern des umgestürzten Thrones wurden sofort zwei neue gebaut, der babylonische und der medische. Letzterem war das eigentliche A. zinspflichtig. Später erscheint hier die neue Dynastie, ungewiß ob von Ninus II., einem Sohne Sardanapals, oder von einem medischen Statthalter zu Ninive gegründet. Aus derselben ging seit 780 eine Reihe gewaltiger Fürsten hervor, die, ihre Herrschaft über Babylonien, Mesopotamien, Syrien, Phönicien und Palästina bis Aegypten ausdehnend, Stifter des sogenannten neuassyrischen Reiches wurden. Phul fiel schon 773 ins Reich Israel ein und konnte nur durch eine große Geldsumme zum Rückzuge ver-

mocht werden. Sein Nachfolger Tiglat Pilesar, um 741, entsprach nur allzu nachdrücklich dem Wunsche des jüdischen Königs Ahas, der wider das Bündniß Rezins von Syrien und Pekahs von Israel assyrische Hülfe verlangt hatte. Rezin ward erschlagen, Damascus fiel, die Israeliten ostwärts vom Jordan und die Männer vom Stamme Naphthali geriethen in Knechtschaft, und eine Menge von ihnen mußte ins Innere des assyrischen Reiches wandern. Ahas selbst mußte seinem furchtbaren Verbündeten huldigen und assyrischen Götzendienst in Jerusalem aufnehmen. Tilgat Pilesars Thron und Werk übernahm um 730 Salmanassar. Er belagerte den König Hosea von Israel in Samaria, nahm 722 die drei Jahre lang tapfer vertheidigte Stadt ein, verpflanzte die zehn jüdischen Stämme in eine unbekannte Gegend des assyrischen Reiches und setzte an ihre Stelle heidnische Kolonisten aus übervölkerten Landschaften. Dagegen vermochte er die Stadt Tyrus nicht zu überwinden, sondern mußte sich damit begnügen, dieselbe in einer Art von Blokadezustand zu halten, um den Einwohnern das Süßwasser des Festlandes abzuschneiden. Nach dem Tode Salmanassars, um 716, hob sein Nachfolger Sargon (716—714) die Blokade auf; doch wurde das philistäische Asdod durch den assyrischen Feldherrn Tharthan erobert. Der erste Angriff Sanheribs (715—696) galt dem unter Hiskia abtrünnig gewordenen Reiche Juda; die meisten Städte wurden genommen, und das schwer bedrängte Jerusalem nur durch eine Pest, die den Kern des assyrischen Heeres vernichtete, für diesmal noch gerettet. Sanherib kehrte nach A. zurück, wo innere Unruhen ihn ferner festhielten. Denn nachdem sein Bruder, Statthalter in Babylon, gestorben oder getödtet worden war, hatte daselbst Acises, hierauf Merodach-Baladan, endlich Belibus die Herrschaft an sich gerissen, so daß der assyrische König selbst vor die Stadt rücken und die Entscheidung einer Schlacht versuchen mußte. Belibus ward gefangen fortgeführt und Assarhadon über Babylon gesetzt (711). Sofort fand ein Feldzug wider angeblich griechische, in Cilicien eingedrungene Schaaren Statt; erst nach schwerem Verluste siegten die Assyrer, weshalb es auch Sanherib der Mühe werth achtete, sein Bild mit einer chaldäischen Inschrift auf dem Wahlplatze zu errichten und eine Stadt, Tarsus in Cilicien, nach dem Muster Babylons zu gründen. Diese Sage kann als ein Fingerzeig angesehen werden, wie weit die assyrische Herrschaft nach Westen zu sich ausdehnte. Zuletzt ermordeten Adramelech und Sarezer, zwei Söhne Sanheribs, im Tempel des Götzen Nisroch ihren Vater. Assarhadon rächte die Unthat und nahm den Thron seines Vaters Sanherib ein (696—678 oder 668). Er sandte ein Heer wider Judäa, ließ den gefangenen König Manasse nach Babylon bringen und besetzte das ehemalige Reich Israel mit neuen Kolonisten. Sein Nachfolger Saosduchin (668 [678] bis 648) behauptete gegen Phraortes die unter Salmanassar gewonnene Oberherrschaft über Medien; überhaupt scheint er noch mit einigem Glück den bereits zerfallenden Reichskoloß zusammengehalten zu haben. Die wirkliche Auflösung begann unter Chyniladan, welcher gewöhnlich für den Nebukadnezar des Buches Judith gehalten wird. Zuerst riß sich Medien los, dann Mesopotamien, wo der chaldäische Statthalter ein selbstständiges Reich gründete. Chyniladan selbst erlitt durch den Mederkönig Cyaxares eine Niederlage, die wahrscheinlich schon jetzt dem assyrischen Reiche ein Ende gemacht haben würde, wäre nicht der Sieger durch den Andrang scythischer Nomaden wieder abgelenkt worden. Chyniladans Nachfolger war Sarak, den indessen Viele von seinem Vorgänger nicht unterschieden wissen wollen. Wider ihn vereinigte Cyaxares seine Streitmacht mit dem chaldäisch-mesopotamischen Herrscher Nabopolassar. Beide rückten um 625 vor Ninive und eroberten die Stadt, wo sich Sarak mit seinen Schätzen verbrannte. A. verlor durch diese Katastrophe die Zügel der Weltherrschaft für immer aus den Händen; es kam zunächst an Medien und bildete seitdem stets nur einen Bestandtheil der in dem Wechsel der Zeiten entstehenden und vergehenden großen Reiche Asiens. Jetzt stehen seine Länder theils unter türkischer, theils unter persischer Herrschaft.

Assyrische Alterthümer, s. Ninive.

Ast, in der Botanik jeder Pflanzentheil, der aus einem früher vorhandenen Pflanzentheile mittelst einer Knospe entsprungen ist und mit jenem in morphologischer Beziehung als ein Organ von gleicher Art und Bedeutung erscheint, demselben daher auch in der Regel mehr oder weniger ähnlich ist. Der Sprachgebrauch des gemeinen Lebens macht einen Unterschied zwischen Zweigen u. Aesten und versteht unter letzteren die unmittelbar aus dem Stamme oder der Hauptwurzel ausgehenden ersten Vertheilungen, unter den Zweigen aber die weitern Vertheilungen der Aeste. Der Winkel, den ein A. mit dem Stamme, ein Zweig mit dem A. aufwärts bildet, heißt Astwinkel (Astachsel, Astgabel, lateinisch ala, axilla). Von der Pflanze ist der Name A. auf andere ähnliche Verbindungen der Theile mit ihrem Haupt- und Stammkörper übergetragen; so spricht man in der Anatomie von Aesten der Adern u. Nerven; in der Belagerungskunst von Minenästen, Aesten der Laufgräben; in der Genealogie von Aesten der Stammbäume, Geschlechtstafeln ꝛc. Man versteht in allen solchen Fällen unter A. einen Theil, der sich von dem Ganzen ausbreitet und dabei diesem gleichartig und unmittelbar verbunden bleibt.

Ast, Georg Anton Friedrich, geachteter deutscher Philolog und Philosoph, geboren 1778 zu Gotha, besuchte das dortige Gymnasium und studirte seit 1798 in Jena Theologie, wendete sich jedoch sehr bald dem Studium der Philologie und Philosophie zu. Nach Abfassung der Abhandlung „De Platonis Phaedro" (1801) habilitirte er sich 1802 als Privatdocent zu Jena. In diese Zeit fallen seine Uebersetzungen des Achilles Tatius (1802) und der Tragödien des Sophocles (Leipzig 1804), sowie sein „Handbuch der Aesthetik" (das. 1805). Im Jahre 1805 ward A. als ordentlicher Professor der Philologie nach Landshut berufen, von wo er 1826 mit der Universität nach München übersiedelte. Hier † er als Hofrath u. Mitglied der Akademie der Wissenschaften den 31. Dec. 1841. In die Zeit seiner akademischen Wirksamkeit zu Landshut fällt die Abfassung mehrer Lehrbücher, in denen er sich zu schellingschen Principien hinneigte. Hierher gehören: „Grundriß der Geschichte

der Philoſophie" (Landshut 1807; 2. Aufl. 1825); „Grundlinien der Philoſophie" (2. Aufl., daſ. 1809); „Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik" (daſ. 1808); „Hauptmomente der Geſchichte der Philoſophie" (München 1829) u. a. m. Auch gab A. von 1808—10 eine „Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Kunſt" heraus. Vorzugsweiſe widmete A. ſeine Thätigkeit dem Plato; außer der Bearbeitung einzelner Schriften deſſelben, namentlich des „Phaedrus" (Leipz. 1810) und der „Politia" (daſ. 1814, 2 Bde.), verdanken wir ihm eine Ausgabe ſämmtlicher platoniſcher Werke mit lateiniſcher Ueberſetzung und reichhaltigen Kommentaren (daſ. 1819—32, 11 Bde.), welcher er zuletzt noch ein umfaſſendes „Lexicon Platonicum" (daſ. 1834—39, 3 Bde.) hinzufügte.

Aſtarte (hebr. Aſchtoreth, Aſthoreth und Aſcherah), phöniciſche Göttin, Gemahlin Baals, mit dieſem gemeinſchaftlich verehrt. Sie iſt urſprünglich der Venusſtern, wie Baal der Planet Jupiter, und erſcheint demnach als weibliches Schöpfungsprincip, als die allgebärende und allernährende Himmelskönigin (Melecheth Haſchſchamaim), ſowie als die Liebes-, Ehe- u. Glücksgöttin (Aſcherah), bei den Babyloniern Meni, bei den Aſſyrern Mylitta (genitrix, Erzeugerin), bei den Syrern Atargatis, bei den Philiſtern Derceto, bei den Perſern Mitra (Mutter), bei den Kappadociern, Armeniern und in Pontus Anaïtis oder Nanäa, bei den Puniern Tholath (Gebärerin) genannt. Sie ſpendet Leben, Fruchtbarkeit und jeglichen Liebreiz, knüpft mit der Geburt den Faden des Schickſals an und ſpinnt ihn fort; das Meer, als Schooß alles Lebens gedacht, iſt ihr unterthan, das Glück der Schiffer von ihr abhängig. Tauben und Fiſche, als Symbole der reichſten Befruchtung, waren der A. heilig; in Askalon und andern Städten der Philiſter wurde die Göttin ſelbſt in Geſtalt eines Fiſches mit einem Frauenkopfe verehrt. In Phönicien ward ſie mit einem Frauenkopfe abgebildet, ähnlich der ägyptiſchen Iſis, in einigen Theilen Kanaans vielleicht ganz als Kuh. Da der Venusſtern Abends den Zug der Geſtirne heraufführt und des Morgens beſchließt, ſo iſt A. am Himmel die Führerin der himmliſchen Heerſchaaren (Aſtroarche, Sternenkönigin), auf Erden aber auch die ſtreitbare, ſiegreiche Kriegsfürſtin, die Herrin über Krieg und Frieden, der die Beute von Kriegen und Seefahrten geweiht wurde (1. Sam. 31, 10). Sie erſcheint in dieſer Beziehung auf einer Löwin reitend, die Mauerkrone auf dem Haupte, Blitz und Herrſcherſtab in den Händen. Sonſt trug die Göttin auch Stierhörner, als Zeichen ihrer königlichen Macht; der Spinnkorb und der Zaubergürtel deuteten auf ihr Walten als Schickſals- und Liebesgöttin. Die Phönicier führten ihr Bild auf den Schiffsſchnäbeln. Ueberall ſcheint der Aſtartedienſt höchſt unzüchtig geweſen zu ſein. Um die Tempel der Göttin waren Wohnungen und Zelte für Buhlerinnen; Frauen und Jungfrauen dienten ihr, indem ſie ſich um ein gewiſſes, der Göttin zukommendes Geld Jedem überließen. Außerdem kommen regelmäßige Opferſchmäuſe vor, Lektiſternien, mit Kuchen, gewürztem Wein ꝛc. Durch die Phönicier kam der Dienſt dieſer Göttin nach Cypern, Griechenland, Nordafrika und Sicilien. A. ward die Aphrodite der Griechen, die Venus der Römer. Später, als das Griechen- und Römerthum im Oriente herrſchten, nahm der Aſtartedienſt wieder occidentaliſche Elemente in ſich auf. Die Griechen nennen die Göttin Venus Urania, Himmelskönigin oder Tochter des Uranus; auch Juno und Luna werden irrthümlich mit A., der Himmelskönigin, in Verbindung gebracht. Zugeſellt wurde ihr Adonis (Adon, der Herr, d. i. Baal oder Bel), der zeugende Naturgott; auch Saturnus ſoll ſie geliebt und mit ihr den Pothos (Verlangen), den Eros (Liebe) und ſieben Töchter (Titaniden oder Artemiden) gezeugt haben. Nach einer andern griechiſchen Mythe liebte A. einen Syrer, ward von ihm Mutter der Semiramis, tödtete aus Aerger darüber den Geliebten, ſetzte die Tochter in der Wüſte aus und ſtürzte ſich ſelbſt bei Askalon ins Meer. Ihre berühmteſten Tempel waren zu Tyrus, ein Werk Hirams, zu Aphaca in Cöleſyrien, zu Thadmor oder Palmyra und zu Byblus. An letzterem Orte herrſchte die wahrſcheinlich allgemeine Sitte, daß Frauen, die zur jährlichen Betrauerung des Adonis ihr Haupthaar nicht abſchneiden wollten, dafür ſich Preis geben mußten.

Aſtarte, artenreiches Geſchlecht zweimuskeliger zweiſchaliger Konchylien mit koncentriſch-gerunzelter Außenſeite der dicken Schale und gekerbtem Innenrand. In der Vorzeit, beſonders zur Jurazeit ſo zahlreich, daß man Schichten nach ihnen Aſtartenkalke genannt hat, reichen ſie bis in die Jetztwelt und verbreiten ſich mit ihren Arten bis in die höchſten arktiſchen Meere, Arten, die in der Eiszeit tief nach Süden verbreitet waren.

Aſter *L.* (Sternblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompoſiten und der Abtheilung der Corymbiferen mit folgenden charakteriſtiſchen Merkmalen: Der Fruchtboden iſt flach, zellig, die Ränder der Zellchen ſind gezähnt; der Kelch hat mehre Reihen ſchlaffer oder dachziegeliger, an der Spitze krautartiger Schuppen, von denen die unterſten oft blätterig ſind; die Blüthen des Strahls ſind männlich zungenförmig, einreihig, verſchieden gefärbt, die Blüthen der Scheibe zwitterig, röhrig; der Samen (Achene) iſt zuſammengedrückt, mit mehrreihiger bleibender Haarkrone (Pappus). Die nach neuern Forſchungen von der Gattung A. abgetrennten Gattungen Galatella *Cass.*, Callistephus *Cass.* u. Diplopappus *Dec.* werden von manchen Autoren nur als Untergattungen betrachtet. In der neuern Abgrenzung zählt die Gattung A. gegen 180 Arten, welche faſt ohne Ausnahme ausdauernde Kräuter ſind und zum überwiegend großen Theil Nordamerika angehören. Uebrigens iſt die Gattung faſt nur in blumiſtiſcher Hinſicht bemerkenswerth. Die allbekannteſte Art iſt die A. chinensis *L.* (franz. Reine-Marguerite), vor etwa hundert Jahren aus China eingeführt, eine Hauptzierde der herbſtlichen Flora. Unter den gefüllten Spielarten derſelben unterſcheidet man vorzüglich die blätterig-gefüllten und die röhrig-gefüllten Blumen, von welchen letztere die vollſten und geſchätzteſten ſind. Von beiden Hauptformen gibt es als Abänderungen noch Kugel-, Zwerg-, Kugelpyramiden-, Anemonenpyramiden-, Zwergbouquetpyramiden-, truffautſche Pyramiden-, Chryſanthempyramiden-, Pomponimbriquepyramiden-, Ranunkelpyramiden- und Kranzaſtern. Die A. liebt einen fetten und lockern Boden und eine ſonnige Lage. Man ſäet

den Samen im April in ein abgetriebenes Mistbeet und setzt die Pflänzchen im Mai ins Freie. Sie blüht vom Juli bis zum September und Oktober. Den besten Samen geben die obersten Blumen, zu deren Kräftigung man die Seitenzweige abschneidet. Auch ist der Samen vom Rande der Blumen, wo er zuerst reift, dem aus der Mitte vorzuziehen. Nur im Nothfall säe man überjährigen Samen. Niedliche Miniaturastern lassen sich ziehen, indem man den Samen in magere Erde dicht aussäet und die Pflänzchen in eben solche Erde in sehr kleine Töpfe setzt. **A. alpinus** *L.*, auf den Pyrenäen, Alpen, dem Kaukasus, auf Wiesen, mit großen, hellblauen, gestrahlten, zuweilen auch weißen Blumen, wird im Topfe kultivirt, erträgt nicht viel Winternässe und verlangt einen lockeren Boden. **A. Amellus** *L.*, Virgils A., in Mitteleuropa, auf Bergen und dürren Hügeln, mit blauen Blumen, wird bis 3 Fuß hoch, ist einblumig, oder häufiger einfach-doldentraubig, variirt mit stachelspitzigen, verkehrt-eirunden, stumpfen, steifhaarigen, länglichen und kurz-scharfhaarigen und zugespitzten Blättern und kaum gefärbten, innern Kelchschuppen. Früher wurde die Wurzel und das Kraut als Herba Asteris attici s. Babonii gegen Entzündungen der Leistendrüsen, Vorfälle, Brüche und Augenkrankheiten gebraucht. **A. grandiflorus** *L.*, in Nordamerika, mit großen violettblauen Blumen, wird in einen weiten Topf gepflanzt, beim Eintritt kalter Nächte ins Glashaus gestellt, gegen strengen Frost etwas bedeckt und in fetten, nassen Boden gepflanzt. Diese A. blüht übrigens bei uns nur in warmen und heitern Herbsten. Zu den vorzüglichsten Arten gehört **A. novae Angliae** *Ait.*, in Nordamerika, mit bis 10 F. hohem, oben doldentraubig-ästigem, steifhaarigem Stengel, lanzettförmigen, unten geschmälerten, geohrlappt-stengelumfassenden, steifhaarig-scharfen Blättern und großen Blumen mit zahlreichen purpurvioletten Strahlblümchen und goldgelber Scheibe, wovon eine sehr schöne Spielart die mit rosenrothen Strahlblümchen ist. **A. novi Belgii** *Nees*, in Nordamerika, mit zahlreichen, röthlichen oder bläulich-lillafarbigen Blumen, variirt mit größern Blumen, sparrigen Kelchschuppen, fleischfarbigen Strahlblümchen und vielblumigen Zweigen. **A. scandens** *Jacq.*, in Carolina, Georgia mit hin- und hergebogenen, sehr ästigen, weichhaarigen Stengeln, länglichen, langgespitzten, in einen kurzen, geohrlappt-stengelumfassenden Stiel zusammengebogenen, weichhaarig-scharfen Blättern, Aeste an der Spitze mit einfachen Trauben schöner, großer, blaßrother, rosen- oder purpurrother Blumen, wird in einen Topf gepflanzt und frostfrei durchwintert. **A. sericeus** *Vent.*, in Nordamerika, am Missouri und Mississippi, mit unten strauchartigen oder staudigen, silberweiß-seidenhaarigen Stengeln, schlaffen, einblumigen Aesten, lanzettförmigen, seidenhaarigen Blättern und Blumen, wird ebenfalls in einen Topf gepflanzt und im Orangeriehause durchwintert. Auch **A. sibiricus** *L.*, mit weißen oder blaßblau gestrahlten Blumen, die innern Kelchschuppen purpurroth, sparrig, wird als Topfpflanze kultivirt und dann frostfrei durchwintert.

Aster, 1) Ernst Ludwig, preußischer General, im November 1778 zu Dresden geboren, trat 1794 in das sächsische Ingenieurcorps, wurde 1800 Lieutenant u. machte 1806 den Feldzug gegen die Franzosen mit, worauf er 1809 als Kapitän in den Generalstab versetzt wurde. Im Jahre 1811 zum Major im Generalstabe befördert, nahm er als solcher 1812 an dem Feldzuge gegen Rußland rühmlichen Antheil u. wurde 1813 zum Oberstlieutenant und Chef des Generalstabes der Festung Torgau ernannt. Nach der Wiederbesetzung dieser Festung durch die Franzosen nahm er seine Entlassung aus dem sächsischen Dienste und trat mit dem General Thielemann als Oberstlieutenant in den russischen Generalstab, führte in dem Feldzuge von 1813 mehre kühne Unternehmungen mit einer Kosakenabtheilung in der Oberlausitz aus und focht mit Auszeichnung bei Bautzen und Leipzig. Bei der Reorganisation der sächsischen Truppen ward er zum Oberquartiermeister und später zum Chef des Generalstabes beim 3. deutschen Armeecorps und 1814 zum Oberst befördert. Im Jahre 1815 trat er als Oberst in das preußische Ingenieurcorps, diente in dem Feldzuge in Frankreich als Chef des Generalstabes beim 2. deutschen Armeecorps und nahm an den Schlachten bei Ligny u. Belleallianee, sowie an den Belagerungen der Grenzfestungen Maubeuge, Landrecy, Philippeville, Rocroy und Givet thätigen Antheil. Noch in demselben Jahre wurde er Generalmajor und Inspektor der 3. Ingenieurinspektion. Unter seiner Leitung ward die Befestigung von Koblenz und Ehrenbreitstein ausgeführt. Im Jahre 1826 wurde A., unter Beibehaltung seiner Stelle als Ingenieurinspektor, zum Festungskommandanten von Koblenz und Ehrenbreitstein, 1827 zum Generallieutenant, 1837 zum Mitgliede des Staatsraths, 1838 nach dem Tode des Generals Rauch zum Chef des Ingenieurcorps, Generalinspektor der Festungen und Kurator der Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin, 1842 zum General ernannt. Nachdem er 1849 den erbetenen Abschied erhalten, † er den 9. Febr. 1855 in Berlin. A. war einer der gelehrtesten Offiziere und ein ausgezeichneter Mathematiker. Seine „Nachgelassenen Schriften" erschienen Berlin 1856 ff.

2) Karl Heinrich, königl. sächsischer Oberst, Bruder des Vorigen, am 4. Febr. 1782 zu Dresden geboren, hat sich als militärischer Schriftsteller einen bedeutenden Namen erworben. Bald nach seinem Eintritt in das sächsische Ingenieurcorps ward er Hauptmann, Major, Oberstlieutenant und Lehrer an der Artillerieschule zu Dresden, nahm 1830 seinen Abschied aus dem aktiven Dienst, erhielt aber noch 1844 den Titel als Oberst u. † den 23. Dec. 1855. Er schrieb: „Die Lehre vom Festungskriege" (2 Bde., 3. Aufl. 1835, Dresden 1812—1819); „Unterricht für Pionnier-, Sappeur-, Artillerie- und Mineurunteroffiziere 13 Hefte, das. 1837—41); „Schilderung der Kriegsereignisse vor und in Dresden im J. 1813" (das. 1844); „die Schlacht bei Kulm" (das. 1845).

Asterabad, s. Astrabad.

Asteriscus (v. griech.), d. i. Sternchen, kritisches, gewöhnlich rothes Zeichen (* oder ※), wodurch die alten Grammatiker und Kritiker einzelne Stellen einer Handschrift von dem Verdachte der Unächtheit oder kontextwidriger Versetzung freisprachen, oder sie überhaupt für besonders schön und bemerkenswerth erklärten. Entgegengesetzt war der Obelus oder Obeliscus (— oder +), gewöhnlich schwarz

und ein Zeichen der Rüge, der Unächtheit, Interpolation und Werthlosigkeit. Für Stellen, die zwar ächt waren, aber am unrechten Orte standen, gebrauchte man oft auch den Metobelus (* — oder — ※). In gedruckten Schriften findet man Sternchen bald als Zeichen fehlender Worte oder Buchstaben, bald als Hinweisungen auf eine Anmerkung, oder auf sonst etwas besonders Bemerkenswerthes, bald als Unterscheidungsmerkmale eines Artikels von andern ꝛc. In der griechischen Kirche ist A. ein sternförmiges Abendmahlsgeräthe, das auf die Patene über das geweihte Brod gesetzt wird. Es besteht aus zwei Streifen von Gold, Silber oder Messing, die kreuzweise über einander befestigt und an den Enden fast rechtwinkelig umgebogen sind. Die so gebildeten, gleich hohen Füße ruhen auf dem Rande der Patene; über die kreuzförmige Oberfläche wirft der Priester einen kleinen Schleier, der sonach das geweihte Brod völlig bedeckt, ohne es zu berühren. Der A. soll angeblich den Stern der Magier andeuten.

Asterius, gelehrter und einflußreicher arianischer Schriftsteller zu Anfang des 4. Jahrhunderts, aus Kappadocien, war früher heidnischer Sophist und wurde nach seiner Bekehrung zum Christenthum Schüler des berühmten Lucian von Antiochien und als solcher Arianer. In der maximianischen Verfolgung (304) opferte er den heidnischen Göttern, welcher Abfall, obwohl durch spätere Buße wieder gesühnt, A.' Aufnahme in den geistlichen Stand hinderte, so groß auch sein Eifer und sein Ansehen als Vertheidiger und Verbreiter des Arianismus war. Um 330 verfaßte er sein „Syntagma", ein Hauptwerk der Arianer, worin unter Anderm Christus eine Kraft Gottes genannt wurde, in demselben Sinne, wie dies von den übrigen Geschöpfen gesagt werden könne. Ein anderes Werk A.' soll den Grund des Semiarianismus gelegt haben. Außerdem verfaßte A. Kommentare zu den Psalmen, Evangelien und zum Römerbriefe, von denen sich nur der zum 4. Psalm erhalten hat.

Asteroiden (Planetoiden, kleine Planeten), die meist bloß zur Zeit ihres Gegenscheins mit der Sonne durch Fernröhre deutlich wahrnehmbaren Himmelskörper, welche zwischen Mars und Jupiter in zum Theil ungewöhnlich stark excentrischen u. geneigten Bahnen von $3^1/_4$ bis $5^2/_3$ Jahren um die Sonne laufen. Die Bahnen der A. umschließen sich theils ganz, theils greifen sie in einander wie die Ringe einer Kette. Die A. müssen sämmtlich sehr klein sein, da ihre scheinbaren Größen nur den Fixsternen 9. bis 13. Größe gleichkommen; sie erleiden daher in ihren Bewegungen bedeutende Störungen, namentlich durch Jupiter. S. Planeten.

Asterophylliten, Geschlecht ausgestorbener kryptogamischer Gefäßpflanzen, nach den neuesten Ansichten die beblätterten Zweige der Kalamiten. Sie besaßen gegliederte, längsgestreifte ästige Stengel mit quirlständigen, meist lincalischen und zugespitzten, getrennten Blättern mit Mittelnerven. Einen Hauptbestandtheil der charakteristischen Steinkohlenflora bildend, bedecken sie oft ganze Schichtenflächen des Steinkohlengebirgs und sind so weit verbreitet, wie die Steinkohlenformation selbst.

Asthenie (v. Griech.), Abspannung, Schwäche, in der Medicin vorzugsweise der Zustand, welcher bei schweren Erkrankungen als eine begleitende Erscheinung entweder rascher oder langsamer Konsumption der Körperkräfte, wie sie dem Gesunden zukommen, eintritt. Der Ausdruck wurde von J. J. Brown in die Medicin eingeführt und bezeichnete die zu schwache Erregung gegenüber der zu starken Erregung (Sthenie). Die A. zerfällt nach Brown wieder in direkte und indirekte, je nachdem ein Mangel an äußern Reizen, oder umgekehrt ein Mangel an normaler Erregbarkeit die Ursache der zu schwachen Erregung ist (vergl. Adynamie).

Asthma (griech., Brustkrampf, Engbrüstigkeit, Dampf), ursprünglich jedes erschwerte Athmen, jede Athemnoth, im engern Sinne besonders eine periodisch und in Anfällen auftretende, mit dem Gefühle der Zusammenschnürung der Brust und Anstrengung aller Hülfsorgane des Athems verbundene Athmungsbeschwerde. Es beruht dieses sehr beängstigende Uebel auf einem Krampf der Athemmuskeln, besonders des Zwerchfells (A. nervosum, A. essentiale). Diese Form vorübergehender Athemnoth wird nur da angenommen, wo die sorgfältigste Untersuchung der Athem- und Brustorgane überhaupt nirgends eine krankhafte Veränderung nachzuweisen im Stande ist. Durch die außerordentlich verbesserte sogenannte physikalische Untersuchungsmethode und die Erweiterung der pathologisch-anatomischen Kenntnisse ist das Gebiet des erwähnten A.'s sehr eingeschränkt worden. Wo die Untersuchung eine krankhafte Beschaffenheit des Kehlkopfs, der Luftröhre, der Bronchien, der Lungen, des Herzens ꝛc. nachweist, ist das A. als Symptom derselben zu betrachten. Nach den verschiedenen Grundkrankheiten oder den Ursachen, welche asthmatische Anfälle veranlassen können, hat man nach der früheren Anschauungsweise demselben die verschiedensten Beinamen gegeben: man sprach von einem organischen, metastatischen, gichtischen, urinösen, menstrualen, hämorrhoidalen, feuchten, metallischen, hysterischen ꝛc. A. Am besten theilt man das A. ein in ein symptomatisches, welches, wie oben erwähnt, durch irgend ein Leiden der Brust- und Halsorgane hervorgerufen wird, und in ein idiopathisches, das eigentliche nervöse oder essentielle A. Letzteres befällt in der Regel mehr Männer als Frauen, meist nur Erwachsene, und ist zuweilen in Familien erblich. Der asthmatische Anfall tritt gewöhnlich nur bei Nacht ein und läßt sich in drei Stadien eintheilen: in das der Vorläufer, in das des Anfalls und in die freie Zwischenzeit. Die Kranken fühlen sich matt, niedergeschlagen, klagen über Eingenommenheit des Kopfes, gähnen viel, haben Aufstoßen, ein Gefühl von Luftbeklemmung. Sie legen sich ruhig zu Bett, erwachen dann plötzlich mit dem Gefühle heftiger Erstickungsangst, von Zusammenschnürung der Brust, richten sich empor, stemmen sich auf die beiden Arme, um die Athemmuskeln zu stützen, und springen aus dem Bette, schnappen nach frischer Luft, denn es ist ihnen Alles zu enge, reißen Thür und Fenster auf ꝛc. Die Augen treten aus ihren Höhlen, das Gesicht hat einen überaus ängstlichen Ausdruck und wird blau. Die Anstrengung des Athmens ist dabei sehr groß; alle Athemmuskeln arbeiten heftiger, ohne daß sich der Brustkorb hebt; man hört ein pfeifendes Geräusch beim Ein- und Ausathmen; die Kranken sind

Digitized by Google

unvermögend zu sprechen und zu schlucken; das Herz schlägt unregelmäßig. Bei der Untersuchung der Brust mittelst des Hörrohrs zeigt sich kein Schleimrasseln, meist nur schwaches Athmungsgeräusch. Währt der Anfall längere Zeit, so werden die Füße und Hände kalt, die Stirn bedeckt sich mit kaltem Schweiß, der Puls wird klein und unregelmäßig; die Kranken entleeren während desselben einen reichlichen, hellen Urin, husteln trocken, ohne einen Auswurf herausbefördern zu können; zuweilen steigern sich die Muskelbewegungen zu Konvulsionen. Mit dem Nachlasse des Anfalls, welcher eine Viertelstunde bis zu mehren Stunden andauern kann, wird das Athmen freier, der Puls regelmäßiger, das Angstgefühl verliert sich allmählig, die Kranken können tiefer einathmen und husten und entleeren dabei in der Regel einen reichlichen, meist zähen Schleim; Blähungen gehen ab, es erfolgt Stuhlentleerung und darauf ein erquickender Schlaf. Nach dem Erwachen fühlen sich die Kranken oft sehr angegriffen und matt, wüst im Kopfe, oder leiden an Brustbeklemmung. Die Anfälle setzen manchmal längere Zeit aus, kehren aber auch zuweilen einige Wochen lang jede Nacht wieder und sollen durch Aufrechtsitzenbleiben verhütet oder wenigstens vermindert werden können. Obgleich das A. eine periodisch oder paroxysmenweise auftretende Krankheit ist, so findet doch eine Regelmäßigkeit der Wiederkehr nicht Statt. Bei Manchen kehrt dieselbe oft nur in sehr langen Pausen, im Jahre nur einmal, oder im Herbst und Frühling, bei Einigen mehr bei trockener oder kalter, bei Andern bei heißer oder feuchter Witterung wieder. Die Einen bekommen ihren Anfall nach Gemüthsbewegungen, nach Diätfehlern u. den darauf entstehenden Verdauungsbeschwerden, die Andern nach Einathmung von Rauch und Staub. Verwechselt darf das nervöse A. nicht werden mit dem Alp (s. d.), der Athemnoth bei organischen Leiden der Lungen und des Herzens ꝛc. Die Vorhersage ist bei dem nervösen A. in Beziehung auf das Leben günstig; denn gerade, wo der Anfall beginnt, durch die mangelhafte Respiration auf Gehirn und Rückenmark schädlich einzuwirken, läßt auch in der Regel der Krampf nach, und der verderbliche Einfluß abnormer Ansammlung von Kohlensäure im Blute wird bald wieder ausgeglichen. Heilung wird aber selten beobachtet, nur Milderung der Anfälle und Verlängerung der freien Intervalle kann durch eine regelmäßige Lebensweise und Vermeidung aller Schädlichkeiten zuweilen erzielt werden. Darum muß der an A. Leidende auch vor allen Dingen einer mäßigen Lebensweise sowohl in Bezug auf Essen und Trinken, als auch auf seine Beschäftigung führen; schwerverdauliche, blähende Speisen, Uebermaß geistiger Getränke müssen sorgfältig und konsequent vermieden werden, denn jeder Exceß, welcher die harmonische Funktion der Organe zu stören im Stande ist, rächt sich; auch vor Gemüthserregungen ꝛc. müssen sich Asthmatiker vor Allem hüten. Am besten befinden sich solche Leidende in einer gleichmäßig warmen Temperatur, weshalb ihnen oft der rechtzeitige Wechsel des Klima's, die Wahl einer wärmeren Zone für den Winter von großem Nutzen ist. Mit Menschen erfüllte, mit unreiner Luft geschwängerte Räume, wie Theater, Koncertsäle, Bälle ꝛc., oder solche Distrikte eines Wohnortes, wo viel Rauch u. Staub der Atmosphäre sich mittheilt, sind besonders nachtheilig. Wohlthuend wirken auch Reisen. Dabei müssen die an A. Leidenden sich sehr vor jeder Erkältung hüten, und sind sie genöthigt, sich öfter verschiedenen Temperaturgraden auszusetzen, so ist ihnen anzurathen, stets wollene Bekleidung auf der Haut zu tragen. In der freien Zwischenzeit muß der Kranke einen vorsichtigen Versuch machen, seine Haut durch kalte Waschungen, durch Seebäder ꝛc. abzuhärten. Zugleich ist damit für eine möglichst regelmäßige Funktion der Verdauungsorgane Sorge zu tragen, für Regulirung der Ausleerungen, Herstellung allenfalls unterdrückter Absonderungen, des Fußschweißes, der Menstruation ꝛc. Stellt sich ein Anfall ein, welcher sich, wie gesagt, in der Regel durch Unbehaglichkeit ꝛc. ankündigt, so sucht man ihn, da er nicht zu unterdrücken und die Unterdrückung eines Anfalls oft eine große Unbehaglichkeit oder eine um so größere Vehemenz eines spätern Anfalles zur Folge hat, möglichst abzukürzen. Der Kranke muß eine bequeme Lage und sitzende Stellung im Bette einnehmen, alle beengende Kleidung muß entfernt, für eine möglichst reine, gleichmäßig warme Luft gesorgt werden. Der Kranke darf nicht sprechen, und alles Aufregende, Störende, wie überflüssige Zuschauer müssen abgehalten werden. Ein vom Arzte, dem überhaupt die therapeutische Behandlung überlassen werden muß, rechtzeitig gereichtes Brechmittel wirkt oft wesentlich mildernd, ebenso die beruhigenden Mittel, Opiate; auch der Tabak in verschiedener Anwendungsweise, oder Kampher, Moschus, Assafötida ꝛc. haben sich nützlich erwiesen. In neuerer Zeit hat man in dem umsichtigen Gebrauch der Anästhetica, besonders des Chloroforms, ein sehr linderndes Mittel gegen heftige Asthmafälle gefunden. Diejenigen Asthmaanfälle, bei welchen durch die Untersuchung Katarrh der Lungenschleimhäute (A. humidum), od. ein anderes Leiden, als Herzfehler, Nieren- und Blasenkrankheiten ꝛc., nachgewiesen werden kann, müssen zwar in ähnlicher Weise behandelt, zugleich aber darf in den sogenannten freien Intervallen die kunstgemäße ärztliche Behandlung nicht hintangesetzt werden.

Asthma der Kinder (Laryngospasmus infantilis, auch, obgleich fälschlich, Asthma Millari acutum et chronicum, A. Koppii seu thymicum genannt), eine Krankheitsform bei Kindern, über deren Existenz und Wesen bis auf die neueste Zeit eine große Verwirrung in der Medicin herrscht. Erst nach sehr eingehenden pathologisch-anatomischen u. physiologischen Untersuchungen scheint allmählig einige Klarheit in die Ansichten der Schriftsteller über diesen Gegenstand zu kommen. Die Beschreibung des Asthma acutum et chronicum von Millar paßt nur auf den wahren Croup (die sogenannte häutige Bräune), u. das mit so vielem Enthusiasmus von den Aerzten vor einigen Decennien aufgenommene A. Koppii seu thymicum, welches nach Kopp von einer Vergrößerung der Thymusdrüse hergeleitet wurde, kann nach den neuern Beobachtungen und anatomischen Untersuchungen füglich aus der Reihe der pathologischen Benennungen ausgestrichen werden (s. Thymus). Was man bisher als millar'sches A. in der Medicin beschrieb, ist entweder eine krankhafte Affektion der Stimmritze, hervorgerufen durch leichtere katarrhalische Entzündung der Schleimhaut des Kehlkopfs, Pseudocroup (s. Croup), auch Laryngitis stridula genannt, oder eine reine Nervenaffektion

(Laryngospasmus, Spasmus glottidis infantum, Asthma laryngeum, Laryngismus stridulus), welche einen mehr langwierigen Charakter hat, frei ist von jeder entzündlichen Reizung des Kehlkopfs u. ohne Fieber verläuft. Es befällt diese Krankheitsform meist nur Kinder von ½—2 Jahren und tritt in verschiedenen Graden von Heftigkeit auf, je nach der mehr oder weniger vollkommenen Verschließung der Stimmritze. Die leichteren, sehr schnell vorübergehenden Anfälle werden, zumal wenn sie zur Nachtzeit sich einstellen, oft gar nicht bemerkt. Die Kinder sind mehr oder weniger unruhig, machen ängstliche Mienen, die Einathmung ist von einem eigenthümlich pfeifenden Geräusche und von Athemnoth begleitet. Die kleinen Kranken beruhigen sich aber bald wieder und athmen regelmäßig weiter. Die Anfälle kehren jedoch früher oder später wieder, dauern länger an und stellen sich besonders nach Erschrecken ein, oder wenn die Kinder lachen, weinen, trinken, oder wenn sie aus dem Schlafe erwachen, einer tiefen Einathmung bedürfen. Diese geschieht dann mit einem eigenthümlich pfeifenden, krähenden Tone rasch und kurz, aber nur oberflächlich, wobei die Kinder alle Athemmuskeln heftig anstrengen, ohne daß der Brustkorb sich hebt; der Athem stockt dann gänzlich, der Gesichtsausdruck zeigt die größte Angst, das Kind bäumt sich über, die Lippen werden blau, die Augen groß, vorgetrieben, die Halsgefäße schwellen an, ein kalter Schweiß bedeckt die Stirne, der Puls wird klein u. aussetzend. Dieser Zustand des „Athemhaltens oder Aussetzens der Kinder" kann Minuten lang anhalten; kömmt das Kind wieder zu sich, so geschieht dies mit einem eigenthümlichen Schrei, dem sogenannten Juchschrei; es ist dann ermattet, weint und schluchzt noch einige Zeit lang; Fieber ist aber nicht vorhanden. In schweren Fällen hat man 10—20, ja bis zu 50 Anfällen am Tage beobachtet. Zuweilen begleiten diese Laryngospasmen andere Krampfanfälle, z. B. allgemeine Konvulstonen, wobei alle Muskeln des Körpers zucken und starrkrampfartig zusammengezogen sind. Auch hat man Gelegenheit, diese Stimmritzenkrämpfe bei anderen krankhaften Zuständen der Athemorgane zu beobachten, besonders wenn dieselben Konvulsionen veranlassen. Das Geschlecht scheint keinen Einfluß auf das Auftreten der Krankheit auszuüben; darin aber stimmen die meisten Schriftsteller überein, daß künstlich aufgefütterte Kinder viel häufiger von ihr befallen zu werden pflegen, als Säuglinge, welche die Brust erhalten. Als Ursache der Krankheit wurden eine große Zahl von Zuständen aufgeführt, um so mehr, als man in dem Kehlkopfe selber einen krankhaften Zustand nicht nachzuweisen vermochte. So hat, wie schon erwähnt, Kopp in einer Vergrößerung der Thymusdrüse den Grund der Glottiskrämpfe gesucht, welcher Annahme schon früher Viele entgegentraten, in neuester Zeit besonders Friedleben, auf sehr gründliche und ausgedehnte Untersuchungen, Wägungen ꝛc. der Thymusdrüse gestützt. Einige Beobachter glaubten in einer Reizung des Gehirns und Rückenmarks, andere in dem sogenannten weichen Hinterkopf (Craniotabes), wodurch das Gehirn beim Liegen gedrückt werden könne, die Ursache finden zu können. Letzteres aber ist deshalb nicht anzunehmen, weil die Anfälle sich auch einstellen, wenn die Kinder aufrecht sitzen, also ein Druck nicht Statt findet. Am häufigsten entsteht Laryngismus stridulus bei Reizungszuständen anderer, selbst entfernter Organe, wozu während der Zahnperiode die Kinder so sehr geneigt sind, und wobei sich allerdings häufig Blutüberfüllung des Gehirns vorfindet, bei Verdauungsbeschwerden ꝛc., u. es entstehen dann diese Stimmritzenkrämpfe auf dem Wege des Reflexes durch Vermittlung des Gehirns und Rückenmarkes. Die Vorhersage ist je nach der Heftigkeit und häufigen Widerkehr der Anfälle, je nach den dieselben hervorrufenden Ursachen verschieden; schlecht genährte Kinder, die ohnedies schwächlich sind, erliegen den Anfällen leichter, als gesunde, wohlgenährte. Die Behandlung des Kinderasthma zerfällt in die der Anfälle und des dieselben veranlassenden Krankheitszustandes. Letzterer muß nach den Regeln der Kunst behandelt und einem Arzte übertragen werden. Die Hauptsache ist immer die diätetische Behandlung. Die Kinder sollen Muttermilch erhalten und dürfen nicht entwöhnt werden; ist dieß aber vor nicht zu langer Zeit geschehen, so reiche man ihnen die Brust wieder oder sorge für eine gute Amme. Künstlich aufgefütterte Kinder müssen zweckmäßig mit einer leicht verdaulichen, nahrhaften Kost ernährt werden, gute Milch, Fleischbrühe, besonders von jungen Tauben oder Hühnern, mit Reis ꝛc. erhalten, und ja nicht zu viel auf einmal, oder zu oft. Häufig hat sich Luftveränderung, Landaufenthalt oder Aufenthalt an der Seeküste heilsam erwiesen. Zugleich muß für zweckmäßige, warme Bekleidung, Verhütung jedes raschen Temperaturwechsels und der dadurch leicht veranlaßten Erkältung, jedweder Aufregung ꝛc. Sorge getragen werden. Bei Zeichen von Blutüberfüllung des Gehirns, Hitze des Kopfes ꝛc. werden örtliche Blutentleerungen, kalte Waschungen, Begießungen, Umschläge ꝛc. von dem Arzte angeordnet. Verdauungsbeschwerden mit Säurebildung im Magen und Darmkanal müssen entsprechend behandelt werden ꝛc. Ist ein Anfall eingetreten, so bespritze man das Gesicht mit kaltem Wasser mittelst der Hand, noch besser mit einer Spritze, schüttle das Kind, bringe es an die frische Luft, lege Senfteige auf die Waden, oder setze den kleinen Patienten in ein warmes Bad. Oft ist ein empfindlicher Ruthenschlag ad posteriora ein schnell wirkendes Mittel. Ist Asphyxie eingetreten, so muß man Luft einblasen und als letztes Mittel die rasch, aber sicher zu vollziehende Tracheotomie versuchen.

Asti, Stadt der gleichnamigen Provinz (16,57 QMeilen mit 148,639 Einwohnern) in der sardinischen Division Alessandria, am Einflusse des Batbo in den Tanaro, in einer schönen Ebene. Sitz eines Bischofs, hat ein altes Schloß, eine prächtige Domkirche (eine der schönsten in Piemont), die ein Dianentempel gewesen sein soll, ein Kollegiatstift, 8 Pfarr- und 14 Klosterkirchen, 2 Hospitäler, ein Seminarium und Gymnasium und 24,450 Einwohner, welche Seidenfabrikation, starken Seidenhandel, Weinbau treiben. A. ist Geburtsort des Dichters Alfieri. Zur Zeit der Römer hieß A. Asta (A Pompeja), war jedoch nicht von Bedeutung. In späterer Zeit wurde es die Hauptstadt eines Distrikts, welcher später zur Grafschaft erhoben wurde, nachdem Kaiser Heinrich VII. ihn 1311 an die Grafen von Savoyen gegeben hatte, denen er jedoch wieder entrissen wurde, bis er 1531 von Neuem an

Savoyen kam. Mehre Prinzen aus dem Hause Savoyen hießen Grafen von A. Wegen der durchführenden Straßen wurde A. als Eingang zu den Alpen immer bedeutender. Die Stadt erhielt frühzeitig Befestigungen, die jetzt verfallen sind. Im spanischen Erbfolgekriege war A. bald in den Händen der Savoyer, bald in denen der Franzosen; 1746 eroberten es die Oesterreicher. Zur Zeit der französischen Herrschaft war A. der Hauptort eines Bezirks im Departement Marengo. Der bei A. erbaute Wein (Vino d'A.) gehört zu den bessern Sorten in Piemont.

Astomie (v. Gr.), Mangel des Mundes, Mundlosigkeit, wie bei Monstrum astomum, einer mundlosen Mißgeburt.

Aston, Luise, durch ihre Bestrebungen für die Frauenemancipation bekannte Schriftstellerin, ist die Tochter eines Geistlichen im Halberstädtischen und heirathete im 19. Jahre den Besitzer einer Maschinenfabrik in Magdeburg, Samuel A., der aus England stammte. Von ihm geschieden, schloß sie nach zwei Jahren eine neue Verbindung mit demselben, der aber bald eine zweite Trennung folgte. Sie lebte nun erst in mehren kleinen anhaltischen Orten, dann in Berlin, wo sie sich als vollkommen emancipirtes Weib gerirte. Ihr Emancipationsheroismus, atheistisches Räsonniren und ihre ultraliberalen Tendenzen hatten im März 1846 ihre Ausweisung aus Berlin zur Folge. Ihr Ehescheidungsproceß dauerte bis Ende 1847, wo sie, als der schuldige Theil anerkannt, die, von ihrem Mann ausgesetzte Alimentation verlor. Im Jahre 1848 lebte sie abermals in Berlin in Verbindung mit den Führern der radikalen Partei. Später ging sie nach Schleswig-Holstein, wo sie in der Pflege der Verwundeten eine rühmliche Thätigkeit entfaltete, und hielt sich nach ihrer Rückkehr von dort wieder in Berlin auf. Von da abermals ausgewiesen, ging sie Ende 1848 nach Hamburg, wurde aber auch hier 1849 ausgewiesen. Anfangs 1851 verheirathete sie sich mit Dr. Meier in Bremen, hatte aber auch hier polizeiliche Anfechtungen zu bestehen. Sie schrieb: „Wilde Rosen", Gedichte (Berl. 1846); „Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung" (Brüssel 1846); „Aus dem Leben einer Frau", Roman (Hamburg 1847); „Lydia", Roman (Magdeburg 1848); „Freischärler-Reminiscenzen", Gedichte (Leipz. 1849); „Revolution und Kontrerevolution" (Mannh. 1849).

Astor, Johann Jakob, einer der unternehmendsten und reichsten Männer der neueren Zeit, geboren den 17. Juli 1763 in Waldorf unweit Heidelberg, ging in früher Jugend nach London, wo er sich noch zu Ende der amerikanischen Revolution befand. Um einem seiner ältern Brüder, der seit einigen Jahren in den Vereinigten Staaten lebte, zu folgen, kaufte er mit einem kleinen Kapital für seinen Zweck passende Waaren ein, bestieg im Nov. 1783 ein nach Baltimore bestimmtes Schiff und kam im Januar 1784 in Hampton Roads an. Später ging er mit einem Landsmann, einem Pelzhändler, nach Newyork und kaufte hier für das aus seinen Waaren gelöste Geld Pelzwerk ein, das er in London vortheilhaft absetzte. Durch diesen Erfolg ermuthigt, kehrte er noch in demselben Jahre nach Newyork zurück und widmete sich nun ganz dem Pelzhandel. Er begann seine Laufbahn unter sehr beschränkten Verhältnissen, aber mit beharrlicher Betriebsamkeit, strenger Sparsamkeit und unerschütterlicher Rechtschaffenheit, zu welchen Vorzügen sich ein aufstrebender, stets vorwärtsblickender, kühner, fruchtbarer und umfassender Geist, ein durchdringender Verstand, der jeden Umstand stets vortheilhaft zu benutzen wußte, und ein merkwürdiges, unerschütterliches Vertrauen auf guten Erfolg gesellten. Der Pelzhandel war bis dahin in den Vereinigten Staaten noch nicht organisirt und machte noch keinen regelmäßigen Geschäftszweig aus. Pelzwerk und Häute wurden im Verkehr mit den Indianern und weißen Jägern nebenbei gesammelt; die Hauptzufuhr aber kam aus Canada. Sowie A.s Geschäftskreis sich erweiterte, reiste er jährlich nach Montreal, da jener Kolonie allein ein direkter Handel mit dem Mutterlande gestattet war, sah sich jedoch bald von der Mackinawkompagnie in seinen Versuchen, direkte Verbindungen zwischen den Amerikanern und Indianern herzustellen, vielfach gehemmt. Von dem Werth unterrichtet, den die Regierung der Vereinigten Staaten darauf legte, den englischen Gesellschaften mit Erfolg entgegen zu arbeiten, sann A. einen Plan aus, dessen Gelingen ihm unfehlbar schien. Er erwarb 1809 von der Legislatur des Staates Newyork das Privilegium, eine amerikanische Gesellschaft für den Pelzhandel zu bilden, deren Einlagekapital aus einer Million Dollars bestehen sollte, mit der Befugniß, es bis auf zwei Millionen zu vermehren. Die Gesellschaft existirte nur dem Namen nach, A. bildete sie ganz allein, bediente sich aber jener Firma, weil er glaubte, dadurch seinem Unternehmen mehr Festigkeit zu geben. Zwei Jahre später kaufte er im Einverständniß mit einigen Aktionären der Nordwestkompagnie alle Aktien der Mackinawkompagnie, verschmolz diese mit der seinigen und gab ihr den Namen der Südwestkompagnie. Von jetzt an ging sein Geschäft ins Große. Seine Schiffe gingen von dem obern Missouri nach Neworleans, von wo andere seine Waaren nach China und Europa trugen und die Gegenstände des Barattohandels zurückbrachten; das Ganze wurde mit deutscher Ordnung und Sparsamkeit von Newyork aus geleitet. A. entwarf sogar den ungeheuern Plan, von St. Louis aus durch die Indianergebiete bis zum Columbiastrom Handelsposten zu gründen, an der Mündung dieses Stromes ein Fort und eine Kolonie, von Andern ihm zu Ehren Astoria (s. d.) genannt, zu errichten und zur See um die Südspitze Amerika's herum eine geregelte Schiffsverbindung zu unterhalten. Diese Unternehmung mißlang zwar, hauptsächlich in Folge des Kriegs der Briten mit Amerika seit 1812; aber sie hat ihm einen Namen gemacht, welcher Jahrhunderte überdauern wird. Verheirathet mit einer Amerikanerin und selbst so Amerikaner geworden, daß er das Deutsche nicht mehr fertig sprach und schrieb, war A. doch in seiner Gesinnung so ganz ein Deutscher geblieben, daß ihn oft eine Art Heimweh zu beschleichen schien. Daß A. ein warmes Herz für seine Landsleute bewahrte, beweist schon die Stiftung eines Fonds (Astorfonds) zur Begründung einer Anstalt, durch welche die in Nordamerika ankommenden deutschen Auswanderer gegen die Betrügereien habsüchtiger Schwindler geschützt und angewiesen werden sollen, ein sicheres Unter-

Digitized by Google

kommen in der neuen Heimat zu finden. In den Jahren 1833 und 1834 weilte A. mit einem Theil seiner zahlreichen Familie in Paris und hielt hier eine schmerzhafte Fisteloperation durch Dupuytren mit ungebeugtem Muth aus. Er † in Newyork den 29. März 1848. Seine Hinterlassenschaft, die auf 30 Millionen Dollars geschätzt wird, fiel zum Theil an europäische Erben. 350,000 Dollars vermachte er der Stadt Newyork zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek, die nach ihm Astorlibrary genannt ward. In seinem Geburtsorte Waldorf stiftete er ein Institut zu Erziehung armer Kinder und Versorgung alter hülfsbedürftiger Personen.

Astorga, Stadt in der spanischen Provinz Leon, am Tuerto, auf einer Anhöhe, mit verfallenen Mauern, den Trümmern eines alten Schlosses, einer prächtigen Kathedrale, 8 anderen Kirchen, mehren Hospitälern, ist Sitz eines Bischofs, einer ökonomischen Gesellschaft und hat 2853 Einwohner, welche starke Leinweberei und Garnspinnerei treiben. A. hieß ehemals Asturica Augusta und war als Haupt- und Gerichtsstadt der Asturier sehr angesehen. Im Jahre 446 wurde hier eine kirchliche Synode (Concilium Asturicense) wider die Priscillianisten gehalten. Später kam die Stadt zu Leon; König Heinrich IV. von Kastilien und Leon erhob sie 1465 zum Hauptorte eines Marquisats, das bis 1689 dem Hause Osorio, dann der Familie Guzman y Zuniga, seit 1710 wieder den Osorio's gehörte.

Astorga, Emanuele d', berühmter Kirchenkomponist, ward den 11. Decbr. 1681 zu Palermo geboren, Sohn eines angesehenen Reichsbarons, der im Kampfe gegen die Vereinigung der Insel mit Spanien von seinen Söldnern ausgeliefert und 1701 öffentlich hingerichtet ward, wurde in einem Kloster zu Astorga in Leon (nach welcher Stadt er sich später nannte), in welches er durch die Fürsprache der Prinzessin Ursini gekommen, in der Musik gebildet und kam später an den Hof des Herzogs von Parma, den er wegen eines gearg wohnten Verhältnisses mit der Tochter des Herzogs wieder verlassen mußte. Vom Herzog an den Kaiser Leopold I. empfohlen, durchreiste er nach dessen Tode mit spanischer Unterstützung fast alle gebildeten Länder Europa's und † den 21. August 1736 in einem böhmischen Kloster. Sein Hauptwerk ist die Meisterkomposition des Stabat mater, dessen Original in Oxford aufbewahrt wird. Seine Oper „Daphne" wurde 1726 in Prag aufgeführt. Man schreibt ihm auch ein Requiem zu.

Astoria, nordamerikanische Handelsstation im Gebiet Oregon, am südlichen Ufer des Columbia-River, nicht weit von dessen Mündung in das stille Meer, durch die Agenten des berühmten Pelzhändlers Astor 1811 errichtet und nach letzterem benannt. Ursprünglich zu einer Pelzniederlage bestimmt, wird es jetzt von der Hudsonsbaikompagnie zu ihren Zwecken gebraucht und heißt auch Fort George. Der Ort zählt 800 Einwohner. Die Lage von A. ist eine so günstige und wichtige, daß es in Voraussicht seiner zukünftigen wahrscheinlichen Größe und Bedeutung das „Newyork des stillen Meeres" genannt ward.

Astrabad (Asterabad), Provinz in Persien, erstreckt sich südöstlich vom kaspischen Meere bis 58° östlicher L., von Daheſtan durch den Fluß Aschun getrennt, wird mitunter bloß als ein Theil von Masenderan betrachtet, dem es in allen Beziehungen gleicht. A. ist das Hyrcania der Alten, die Heimat der Parther und der heutigen persischen Dynastie der Kadscharen. Die im Lande herumziehenden Horden werden bei den Alten mit verschiedenen Namen, wie Daha und Parni u. A., bezeichnet, jetzt aber sämmtlich unter dem Namen Turkmanen zusammengefaßt. Die gleichnamige Hauptstadt der Provinz, unter 36° 50' nördlicher Br., ganz in der Nähe einer Bucht des kaspischen Meeres, unsern der Mündung des Flusses Ester (Aster), am Fuße des Nordabhangs des Alburs, war lange die Residenz der Kadscharenfürsten, ließ sich aber, wegen ihrer Lage in einem fernen Winkel des Reichs, nicht zur Residenz der ganzen Monarchie erheben, zu welcher Teheran erkoren wurde. A. ist seit der Zeit sehr gesunken; doch bleibt die Stadt immer noch wegen ihres Handels nach allen Gegenden des Morgenlandes sehr wichtig und hat eine Bevölkerung von 30,000—40,000 Seelen. Von A. aus führt eine Straße nach Mesched, Khorassan und Afghanistan. A. ist der einzige Ort in der ganzen Provinz, welcher den Namen Stadt führt. Die Häuser sind einigermaßen in europäischem Geschmack gebaut und meist zweistöckig. Das Klima ist heiß und ungesund, die Umgegend aber sehr fruchtbar.

Astrachan (Astrakhan), ehemaliges tatarisches Königreich, ursprünglich eine Provinz des Reiches der goldenen Horde, wurde 1554 von Iwan Wassiljewitsch unter russische Herrschaft gebracht und mit Kaukasien zu einer Statthalterschaft vereinigt. Es umfaßte die jetzigen Gouvernemente A., Saratow und Orenburg und die Provinz Kaukasien und nimmt ein Areal von 16—17,000 QMeilen ein, auf denen etwa 3½ Millionen Menschen wohnen. Das Land ist theils gebirgig, theils Steppe. Die letztere ist entweder todte Wüste, besonders in den niedrigen, mit salzhaltigem Lehm bedeckten Landstrichen, oder kräuterreiche Ebene, letzteres in den höhern nördlichen Gebirgen, deren Lehmboden mit fruchtbarer Dammerde bedeckt ist. An den Gewässern findet man weite Sümpfe, im Süden zahlreiche Salzseen. Nordöstlich ziehen sich Ausläufer des südlichen Urals hin, von denen ein niedriger Bergzug, Obschtei-Syrt genannt, die Wasserscheide zwischen dem Ural und der Wolga bildet und sich von Osten nach Westen in die Steppen hinein verliert, wo er, zu einer niedrigen Sandhügelkette verflacht, bis zum kaspischen Meere fortläuft. Die 4—500 Fuß hohe Hügelkette, die das westliche Ufer der Wolga begleitet, flach sich im Süden zu einem unbedeutenden Sandhügelzug ab. Die nördlichen Gegenden sind fruchtbares Ackerland und in vielen Theilen waldreich. Die Einwohner sind theils Russen, theils mongolische Völkerschaften, z. B. Baschkiren, Kirgisen und Kalmücken, ferner Tataren und längs der Wolga deutsche Kolonisten (seit 1763); auch Bucharen, Kaukasier, selbst Indier finden sich hier. Die Zahl der Kalmücken mag 100,000 betragen; sie zerfallen in die derbetische, torgoutische und choschoutische Horde und nomadisiren größtentheils in der westlichen Wolgasteppe, südlich von Zarizyn. Durch Kaiser Paul I. erhielten sie 1800 große Freiheiten.

Digitized by Google

Sie theilen sich in hohe Geistliche, Adelige, Gemeine, Christliche und gemeines Volk und besitzen über 2 Millionen Stück Vieh, worunter 75,000 Kameele, 300,000 Pferde und 200,000 Rinder. Städte sind nur an den Hauptflüssen.

Das gleichnamige russische Gouvernement A. grenzt im Norden an das Gouvernement Saratow, im Osten an Orenburg, im Westen an das Land der donischen Kosaken, im Süden an das kaspische Meer und im Südwesten an die Provinz Kaukasien. Der Flächeninhalt beträgt nach dem Journal des Ministeriums des Innern vom Februar 1833 87,488 Q.Werste oder 3826, nach neueren Angaben 3955,27 Q.Meilen. Das Land dehnt sich in zwei großen Steppen aus, der astrachanischen und der uralischen, die nur an den Ufern der Flüsse urbar gemacht sind. Der beste Boden im Gouvernement findet sich im tschernojarskischen Kreise, vorzüglich auf den Wolgainseln und dem linken Ufer der Achtuba, wo man oft eine Schicht schwarzer Erde auf Sand- oder Salzmoorgrund findet, und der Wolga, die, gleich dem Nil, die benachbarten Niederungen durch Feuchtigkeit und ihren Schlamm befruchtet. Das rechte Ufer des jenotajewskischen, der ganze astrachanische und die südlichen Theile des krasnojarskischen Kreises bestehen aus Kies, Sand und Salzmoor, die sämmtlich zum Landbau untauglich sind. Auf den Inseln des astrachanschen Wolgadelta's sind durch große Anstrengung und mit Hülfe des Stromes Gärten geschaffen worden, wo man die einzigen Vegetabilien antrifft, denn sonst findet man nur niedriges Gesträuch, Schilfrohr und grobes Steppengras. Die dicht am Meere gelegene Gegend ist mit sandigen Landzungen und Salzmorästen besäet. Einen Theil des Landes durchstreichen bedeutende Sandberge (von den Kalmücken Narün, von den Russen Rünpeski genannt), die sich von dem Obschtschij-Syrt trennen. Diese Sanddünen sind für die Kirgisen von größter Wichtigkeit, da sie ihnen zum Winteraufenthalte dienen, wo ihre Heerden Schutz gegen Kälte und Stürme und gutes Futter finden. Von den übrigen Bergen sind bemerkenswerth: der große Bogdoberg, von den Kalmücken Bogdo-Oola genannt, der kleine Bogdo, der Tschaptschatschi, der Asargar. Hauptstrom des Gouvernements ist die Wolga, die sich hier mit ihrem Arme Achtuba ins kaspische Meer ergießt. Die übrigen Flüsse sind unbedeutend, fließen nur langsam und versiegen meist im Sommer. Seen gibt es in Menge, ebenso Salzpfützen. Die bedeutendsten Seen sind: der Kamüsch-Ssamara, der Kutmas oder Torlokum, ein Salzsee, der sich gegen 40 Werste weit nordnordwestlich in die Steppe verlaufen soll, der Zagan-Nor oder Bjeloje, der Salzsee am Asargar, dessen Boden Salzlager enthält, der Baskunschatskoi, gewöhnlich Bogdosee genannt, der einen Umfang von 40 Werften hat. Das Klima dieses unter gleichem Breitengrade mit den fruchtbaren und blühenden Provinzen Süddeutschlands und Mittelfrankreichs gelegenen Gouvernements hängt vorzüglich von der Stärke und Richtung des Windes ab. Im Winter bringen Nord- und Nordostwinde starke Kälte, die nicht selten bis auf 30° R. steigt; im Sommer treten, nach drückender Hitze von 29—30° R. im Schatten, bei plötzlich sich erhebendem Nordwind kalte Tage ein. Südost- und Südwinde bringen im Winter heiteres und warmes Wetter, im Sommer aber versengende Hitze. Der beständige Wechsel des Windes ist in so fern wohlthätig, als dadurch die Luft verpestende schädliche Ausdünstungen zerstreut und entfernt werden. Der Frühling beginnt im Gouvernement A. außerordentlich zeitig; gegen Ende des März treiben die Bäume Knospen und stehen im Anfang des April in voller Blüthe. Den ganzen März und April hindurch fällt starker Thau; dafür herrscht den ganzen Mai hindurch trockenes und warmes Wetter, selten durch Regen unterbrochen. Die gegen das Ende dieses Monats fühlbarer werdende Hitze nimmt im Juni zu und steigt im Juli bis auf 30° R. im Schatten. Im Verlaufe dieser Monate beginnt die Ernte der Feldfrüchte. Schädliche Ausdünstungen der Sümpfe und der plötzliche Wechsel von großer Hitze mit Kälte erzeugen um diese Zeit hartnäckige Fieber. In jenen Monaten fällt selten Regen, der indeß immer von starken Gewittern und oft von Sturm begleitet ist. Nach der Julihitze tritt allmählig die bessere Jahreszeit, der Herbst, ein; die Luft wird frischer, die Nächte werden kühler, reichlicher Thau benetzt die Erde, und unter dem Einflusse der herbstlichen Sonne reifen die Trauben und andere Südfrüchte. Fröste stellen sich nicht vor Mitte Oktober ein; bis zum December, nicht selten bis zum Januar, zuweilen auch den ganzen Winter hindurch hat man weder Schnee, noch starken Frost; in manchen Jahren ist der Schneefall häufiger und meist von furchtbaren Orkanen und Kälte begleitet. Strenge Winter schaden den Gewächsen und der Viehzucht, sind aber für den Fischfang günstig. Das Pflanzenreich liefert Getreide, Salat, Rüben, Rettige, Senf, spanischen Pfeffer, Spargel, Melonen, Arbusen, Kürbisse, Obst und viele Arzneigewächse ꝛc., das Thierreich Pferde, Hornvieh, Schafe, Schweine, Kameele, Eber, Wölfe, Füchse, Steppenfüchse, gewöhnliche und Springhasen, Iltisse, Bisamratten, Zieselmäuse, Fischottern ꝛc., Enten, Gänse, Schwäne ꝛc. in der Steppe. Mineralische Produkte sind Koch-, Bitter- u. Glaubersalz, Salpeter, Thon, Mergel, Gyps, Kalk und fossile Elephantenknochen. Die Einwohner des astrachanschen Gouvernements gehören mehren, zum Theil sehr verschiedenen Völkerschaften an. Es leben hier Groß- und Kleinrussen, Kosaken, Armenier, Tschuwaschen, Tscheremissen, Grusinier, Kalmücken, Kirgis-Kaisaken, Tataren, Kundurowen, Taschkezer, Perser, Tadschiken, Indier, Bucharen, Turkomanen von Khiwa, Kisalbaschen, Griechen, Franzosen und Deutsche. Die Kosaken, etwa 12,000 Seelen, bilden ein besonderes Corps (astrachansche Kosaken) und haben ihren eigenen Ataman. Sie sind meist Altgläubige (sogenannte Raskolniken) und roh, wohnen in kleinen hölzernen, doch reinlichen Blockhäusern und treiben Viehzucht und Fischerei. Die im Gouvernement nomadisirenden Kalmücken, welche sich selbst Derben-Oret (d. h. die vier verbundenen Völker) nennen, beliefen sich 1839 auf 87,616 Seelen. Die astrachanschen Tataren theilt man in ghilanische, bucharische und agrischanische (Bastarde). Die beiden erstern haben ihre Namen von dem Lande, aus welchem sie stammen, letztere dagegen sind aus der Ehe tatarischer Weiber und hier angesiedelter Indier entstanden. Sie wohnen meist unter Zelten und

nomadisiren; die geringere Anzahl wohnt in Städten und Dörfern, wo sie Handel, allerlei Gewerbe, Webereien, Manufakturarbeit, auch Acker- und Gartenbau treiben. Sie sind eigentlich Nogayer und machen etwa 8000 Familien aus; dazu kommen aber an der untern Achtuba noch ungefähr 100 Jurten kundurowsche Tataren und die Kisilbaschen oder persischen Kolonisten, die jedoch nicht zahlreich sind. Die Gesammtzahl der Bewohner ist schwer zu bestimmen. Nach neueren Angaben soll sie 414,526 Seelen betragen. In religiöser Beziehung bekennt sich die Mehrzahl der Einwohner zur russisch-griechischen Kirche, und zwar sind die meisten Raskolniken; die Mohammedaner haben 74 Moscheen, die Kisilbaschen sind Feueranbeter, die Indier bekennen sich zur Religion des Brahma, die Kalmücken sind Buddhaisten. Außerdem leben in A. auch Lutheraner, Herrnhuter u. Katholiken. Hauptnahrungs- und Erwerbszweige der Einwohner sind Ackerbau, Viehzucht u. Fischerei. Die Jagd ist wegen Mangels an Waldungen von geringem Belang, die Forstkultur höchst unbedeutend. Die Industrie steht noch auf keiner hohen Stufe; die wichtigsten Fabriken arbeiten in Baumwolle, Leder und Seide. Eingetheilt ist das Gouvernement in 4 Kreise, nämlich: A., Krasnoi-Jar, Jenotajewsk, Tschenoi-Jar.

Die gleichnamige Hauptstadt des Gouvernements (sonst Adschotarchan, bei den Reisebeschreibern des Mittelalters auch Dschitarchan und Gintarchan), am linken Ufer der Wolga, 50 Werste von der Mündung dieses Flusses ins kaspische Meer, 2100 Werste von St. Petersburg und 1402 von Moskau, ist eine der reichsten, schönsten und bevölkertsten Städte Rußlands. Sie liegt auf den Hügeln einer langen Insel (Seitza) in der Wolga, in einer ungesunden und wenig fruchtbaren Steppe, ist durchschnitten und umgeben von Wolgaarmen und Inseln, die zum Theil mit Obstbäumen und Reben bepflanzt sind, und wird in den Kreml, die weiße Stadt und 16 Vorstädte (Sloboden) eingetheilt. Die vorzüglichsten Sloboden sind die alte und neue armenische und die tatarische. Mittendurch zieht sich der Länge nach ein Kanal, welcher den Wolgaarm Kutum mit der Wolga verbindet. Die Stadt hat gegen 49,000 (im Frühjahr und Sommer 70,000) Einwohner und ist der Sitz eines griechischen Erzbischofs und eines armenischen Bischofs. Man zählt 37 griechische, 2 römisch-katholische, 2 armenische Kirchen, eine protestantische, 15 Moscheen und einen indischen Tempel. Die schönste Kirche ist die im Kreml befindliche Kathedrale, die, 1696 unter Peter dem Großen erbaut, mit 5 Kuppeln versehen ist. Die in einem schönen, neuern Styl aus Stein erbaute Hauptkirche der Armenier ist ebenfalls ein prachtvolles Gebäude, im Innern reich verziert. Wissenschaftliche Anstalten sind ein Priesterseminar, eine Kreisschule, ein Gymnasium, eine armenische Schule und zahlreiche andere Unterrichtsanstalten, ein botanischer Garten und eine Gouvernementsbibliothek. Handelszwecken dienen ein Fischkontor, ein Zollamt, mehre russische, armenische, tatarische, persische und indianische Kaufhöfe. Auch befindet sich hier eine Schiffswerfte, eine Admiralität ꝛc. Die Wolga hat bei A. eine Breite von 314 und stellenweise selbst 350 Faden. Der eigentliche Hafen liegt zwischen dem krimschen Thore an der rechten und dem warwazkischen Kanale an der linken Seite. Nicht weit von der Mündung der Wolga liegt auf einer Insel die Quarantäne, u. 125—130 Werste vom Hafen A.'s steht auf der Insel Tschetürebngornüi ein Leuchtthurm. Es bestehen in A. zahlreiche Fabriken und Manufakturen, besonders Seiden-, Baumwollen- u. Leinwandwebereien, Chagrin-, Juchten- und Saffiangerbereien, Seifensiedereien, Lichtezieherei. Seide wird sehr viel verarbeitet, der Seidenbau im Gouvernement liefert aber bei weitem nicht die erforderliche Quantität; der größte Theil der in A. verarbeiteten Seide kommt aus Persien. Die meisten Fabriken unterhalten die Armenier, welche im Besitz von nahe an 100 größern und kleinern Etablissements sind, das wichtigste aber gehört der Krone. Von 3000 Pud Seide (à 40 Pfd.), die ungefähr jährlich aus Persien eingeführt werden, wird die größere Hälfte in A. selbst verarbeitet; der Rest geht nach Moskau und St. Petersburg. Nächst den Seidenfabriken ist die Zubereitung des Chagrin eine der vornehmsten Beschäftigungen der Armenier daselbst. Er wird von den härtern Rückenstücken der Pferdehäute, welche die Tataren und Kalmücken liefern, verfertigt. Dieser Chagrin wird sowohl in Rußland selbst an die Tataren, als auch nach Persien und an die kaukasischen Völker zu vielen 1000 Stücken verkauft. Die sogenannte tatarische Seife wird von den Tataren aus Seehundsthran verfertigt. Thran, Fische, Kaviar und dergleichen Gegenstände sind wichtige Handelsartikel, die nach den mittleren Gegenden Rußlands, insbesondere nach Kasan ausgeführt werden. Außerdem könnte sich A. einen wichtigen Erwerbszweig durch die Gewinnung von Soda eröffnen, denn keine Gegend des Erdbodens hat vielleicht mehr Sodapflanzen, als die weiten Strecken an der untern Wolga und den Küsten des kaspischen Meeres, oder die Steppen zwischen dem Uralfluß, der Wolga und Kuma. A. hat in den Handelsverhältnissen zwischen Europa u. Asien eine glänzende Rolle gespielt. Am untern Ende des größten schiffbaren Stroms in Europa gelegen, steht es durch das kaspische Meer mit Turkomanien und den nördlichen Gegenden Persiens, auf der andern Seite durch den Don und die Wolga mit dem Mittelpunkte des moskowitischen Reichs und dem ganzen Littorale des schwarzen Meeres in Verbindung. Bei solcher Lage mußte es natürlich einer der Hauptsammelplätze der indischen Waaren während des Mittelalters werden, als die Fahrt ums Kap noch unbekannt und die europäischen Seefahrer noch nicht im persischen Golf erschienen waren. Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts entwickelte sich auf dem kaspischen Meere der indische Handel, dem schon die Petscheneger, die Vorgänger der Tataren in Taurien, nicht ganz fremd gewesen zu sein scheinen. A. auf der einen und Soldai am schwarzen Meere auf der andern Seite wurden die beiden großen Seeplätze der Tataren, und vermittelst der Karawanen, die am Kuban und längs der Wolga zogen, tauschten diese beiden Häfen gegenseitig die Waaren Europa's und Asiens aus. Als gegen 1280 die Genuesen das Littorale von Taurien in Besitz nahmen, wurde die Kolonie Kaffa der Mit-

telpunkt des ganzen asiatischen Handels und blieb es bis nach der Eroberung Konstantinopels durch Mohammed II. (1453), wo sämmtliche Kolonien der Republik Genua nach einander in die Hände der Ottomanen fielen, worauf Smyrna das Monopol des orientalischen Handels erhielt. Die großen Karawanen an der Wolga und dem Kuban verschwanden, die Schifffahrt auf dem kaspischen Meere nahm beinahe ein Ende, und A. war ausschließlich auf den Lokalhandel und die Verbindung mit den anstoßenden Ländern beschränkt. Erst der Czar Peter I. richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Orient. Voll von dem Gedanken, die Produkte Indiens durch seine Staaten zu leiten, gedachte er am persischen Uferland mit Waffengewalt Niederlassungen zu gründen. Die glänzenden Züge der Russen jenseits des Kaukasus hatten indeß damals noch keine kommercielle Folge; denn Centralasien behielt seine Verbindungen mit Europa über Smyrna u. das indische Meer, und nach dem Tode des Czaren gab Rußland alle Ansprüche auf die Südküste des kaspischen Meeres auf, wo es ganz ernsthaft seine Herrschaft zu begründen gedacht hatte. Die Ausdehnung der russischen Besitzungen im Süden bis zu den Ufern des Kuban und Terek, im Osten bis zum Ural trug indeß doch einige Früchte. A. sah mit den persischen und indischen Kaufleuten die Karawanen von Khiwa und Buchara wieder erscheinen, die westliche und östliche Küste des kaspischen Meeres wurde neuerdings von Schiffen besucht, und die zahlreichen Nomadenhorden längs den Steppen der Wolga und Kuma trugen nicht wenig zur Bewegung des Tauschhandels zwischen Rußland und den transkaukasischen Ländern bei. Aber die beschränkenden Maßregeln der russischen Regierung hemmten den neuern Aufschwung, den die Stadt zu nehmen schien, u. ihrer Karawanen und ihrer Handelsschiffe aus Asien beraubt, verlor sie alle Erinnerungen ihrer ehemaligen Größe. Im Jahre 1839 zählte A. nur noch 47 Kaufleute erster Gilde und 48 Fahrzeuge mit etwa 9000 Tonnen, wovon aber nur 12 eigentliche Handelsschiffe waren. Die wichtigsten Ausfuhrartikel aus A. an die asiatischen Völker sind: Juchten, baumwollene und seidene Waaren, Tuch, Papier, Zucker, Thee, Cochenille, Indigo, Sandelholz, Glasperlen, Geschirre von Glas, Porzellan und Thon, Zinn, Zink, Salmiak, Eisen, Gußeisen, Stahl, Kupfer ꝛc.

Ueber den Ursprung A.s und dessen Schicksale in älterer Zeit fehlen sichere Nachrichten. Als Residenz tatarischer Fürsten lag die Stadt 1½ Meilen nördlicher, als gegenwärtig; wo sie jetzt steht, lagen vormals die Ruinen von Seliternoi-Gorodok oder Sawod (Salpeterstadt). Als Wilhelm Rubriquis (im 13. Jahrhundert) A. besuchte, war es zwar Residenz des Khans, aber nur ein Dorf ohne Mauern. Von dieser Zeit an wurde der Platz immer wichtiger (s. oben). Im Jahre 1395 zerstörte Timur A., doch schon nach wenigen Jahren ward es an seiner gegenwärtigen Stelle wieder auferbaut. Zu Josaphat Barbaro's Zeiten (im 15. Jahrhundert) war es noch ein kleiner Flecken; aber schon 1475 fand der venetianische Gesandte Ambrosio Contarini daselbst einen ausgebreiteten Verkehr mit Reis, Seide und seidenen Zeuchen, welche über das kaspische Meer hieher gebracht wurden. Auch befanden sich um diese Zeit schon Russen des Handels wegen hier. Als die Russen (1552) Kasan erobert hatten, mit dessen Khan der von A. sich zu Schutz und Trutz gegen den russischen Czaren Iwan Wassiljewitsch verbündet hatte, fiel auch A. (am 1. April 1554) in die Hände des Czaren. Aus seinen und den Trümmern der Stadt Zarizün ließ Wassiljewitsch das jetzige A. mit seinem auf einer Höhe liegenden Kreml (Festung) erbauen und befestigen. Schon 1566 erschien Sultan Selim II. mit 30,000 Janitscharen und zahlreichen anderen Kriegsvölkern und belagerte die neue Stadt, mußte jedoch unverrichteter Sache abziehen; ebenso erfolglos war die sechsmonatliche Belagerung von 1574 durch ein anderes türkisches Herr von 70,000 Mann, welches der Winter zum Abzug nöthigte. Die krimschen Tataren bemächtigten sich 1661 der Stadt auf kurze Zeit, verloren sie aber schon 1662 wieder. Im Jahre 1669 wurden Stadt u. Schloß mit steinernen Umwallungen und Munitionsvorräthen versehen, weil man von den aufrührerischen Kosaken für diesen Platz fürchtete. In der That erschienen diese im folgenden Jahre mit ihrem Anführer Stenka (Stephan) Razin vor A., von wo ihnen der Gouverneur mit 2600 Strelitzen u. 50 Feldstücken entgegenzog. Diese Macht ging jedoch zu den Aufrührern über, worauf Stenka durch Verrath die Thore der Stadt geöffnet wurden. Seinen Einzug in dieselbe am 25. Juni 1670 bezeichneten unerhörte Grausamkeiten gegen die Beamten des Czaren. Stenka wurde jedoch bald von dem mitverschworenen Kosakenhetman Karnelis Jaklof gestürzt und ausgeliefert und von den Russen hingerichtet, die nun (1671) wieder in den Besitz A.s kamen. Die Reste der Strelitzen erregten 1705 in A. einen Aufstand, machten alle Ausländer nieder und verübten die größten Ausschweifungen, bis sie von General Peter Apraxin zu Paaren getrieben wurden. Zur Zeit des falschen Demetrius wurde A. geplündert, 1692 und 1693 von einer großen Pest heimgesucht, 1719 von den Persern geplündert und 1767 durch einen Brand zum Theil eingeäschert. Katharina II. gewährte jedem Fremden, der sich in A. oder an einem andern zu diesem Gouvernement gehörigen Orte häuslich niederlassen und Fabriken und Manufakturen errichten würde, eine 30jährige Befreiung von allen Abgaben und vollkommene Unabhängigkeit im Betriebe seines Gewerbes, durch welche und andere Vergünstigungen A. an Bevölkerung und merkantilischer Bedeutung rasch von Jahr zu Jahr wuchs.

Astrachan, ein feines Pelzwerk, das Fell einer Varietät vom gemeinen Schaf, des sogenannten bucharischen breitschnauzigen Schafs, aus der Bucharei.

Asträa (griech. Dike), Tochter des Zeus u. der Themis, oder des Asträus und der Aurora, Göttin der Gerechtigkeit, verließ zuletzt von allen Göttinnen im ehernen Zeitalter die Erde und glänzt seitdem unter dem Namen Jungfrau als Sternbild im Thierkreise. In der bildenden Kunst wird sie mit der Wage in der Hand und dem Sternenkranze um das Haupt dargestellt.

Asträa, Asteroid, s. Planeten.

Digitized by Google

Astragalus (griech.), in der Anatomie Knöchel, Sprungbein, einer der Fußwurzelknochen; in der Baukunst ein kleines halbrundes Gesimsglied, das als Saum und Anhang größerer Glieder dient und z. B. bei den Halsgliedern der Säulen, überhaupt als Abschließung über einen Ablauf, sehr häufig Anwendung findet.

Astragalus *L.* (Traganth), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist 5zähnig, die Fahne der Schmetterlingsblüthe länger als das Schiffchen u. die Flügel, das Schiffchen abgestumpft, unbegrannt, die Hülse höckerig, meist 2fächerig, die untere Nath inwendig in eine vollkommene oder unvollkommene Scheidewand verbreitert. Die zahlreichen Arten, Halbsträucher und Sträucher, sind über alle Welttheile verbreitet, doch meist im mittlern Asien heimisch. A. verus *Oliv.*, ächter Traganth, ist ein in Kleinasien, Armenien und dem nördlichen Persien einheimischer, 2—3 Fuß hoher, ästiger Strauch, der mit Nebenblättern und Blattstielen dachziegelartig beschuppte Aeste, lineal-lanzettliche Blätter und zu je 2—5 achselständig zusammenstehende, durch filzige Deckblätter gestützte gelbe Blüthen hat. Aus der Rinde, namentlich an verwundeten Stellen, schwitzt ein erhärtendes, stärkmehlhaltiges Gummi, das Traganthgummi (s. d.), aus. A. glycyphyllos *L.*, wildes Süßholz, mit niederliegendem oder aufsteigendem, angedrückt flaumigem oder fast kahlem Stamm, 5—6paarig gefiederten Blättern mit länglich eiförmigen Blättchen und ebensolchen zugespitzten und stachelspitzigen Nebenblättern und achselständigen blaßgelben Blüthen in eiförmig länglicher Aehre, wächst im Gebüsch, auf Bergwiesen, Hügeln, Rainen, in Europa und Nordasien. Früher war Kraut und Wurzel (Herba et Radix Glycirrhizae sylvestris) officinell, jetzt wird das Gewächs hier und da in Deutschland als Futterpflanze angebaut. A exscapus *L.*, stengellos, sehr zottig, mit 10—20paarig gefiederten Blättern und aus der Wurzel auf sehr kurzem Stiel gehäuft kommenden Blüthen, wächst in Deutschland, Ungarn, im Orient auf sonnigen Hügeln. Die Wurzel (Radix astragali exscapi), von bitterlich reizendem, hinten nach süßlichem Geschmack, sonst gegen syphilitische Krankheiten sehr empfohlen, ist jetzt (mit Unrecht) wenig mehr im Gebrauch. A. baeticus *L.*, Kasseewicke, ist in Spanien, Portugal, Sicilien, Taurien einheimisch. Die fast kugeligen, erbsengroßen, braunen Samen werden als ein vorzügliches Kaffeesurrogat gepriesen u. sind unter dem Namen schwedischer oder Stragelkaffee bekannt. A. aristatus *Hérit.*, mit 6—9paarigen Blättern, länglichen, stachelspitzigen behaarten Blättchen u. zu 4—6 auf einem sehr kurzen Stielchen sitzenden Blüthen, in Südeuropa auf dürren, bergigen Stellen, liefert einen Traganth, der aus Morea in beträchtlicher Menge ausgeführt wird. A. Arnacantha *Bibrst.*, in Taurien, auf dem Kaukasus, soll nur durch Einschnitte u. auch dann nur wenig und schlechten Traganth liefern. A. gummifer *Labill.*, mit 4—6paarigen Blättern, lineal-länglichen Blättchen und 3—5 ungestielten, blattachselständigen, kopfig gehäuften Blüthen, wird bis 3 Fuß hoch und wächst in Syrien, vornehmlich am Libanon. Von diesem Strauch soll ein Traganth gesammelt werden, der aus größern, unregelmäßigen weißen oder gelben Stücken besteht. Andere meinen dagegen, das sogenante Kutiragummi, das angeblich aus Ostindien gebracht wird u. schlechtem Senegalgummi ähnlich ist, sich wie Traganth verhält, aber kein Satzmehl enthält u. nur in Gewerben angewendet wird, stamme von diesem Strauche ab. Als Zierpflanzen werden kultivirt: A. hedysaroides *Willd.*, in Armenien, ausdauernd, mit hellrothen Blüthen, in gestielten, langen, vielblumigen Aehren; A. lagurοides *Pall.*, in Sibirien, ausdauernd, stengellos, mit hell-purpurrothen Blumen in dichten, eiförmigen Aehren; A. Laxmanni *Jacq.*, in Sibirien, ausdauernd, mit weißblauen Blumen in länglichen, gestielten Aehren; A. leontinus *Jacq.*, Halbstrauch in der Schweiz und Tyrol, mit blauröthlichen Blumen in kopfförmigen Aehren; A. lotoides *Lam.*, A. sinicus *L.*, in China, ausdauernd, mit weißen u. rothen Blumen; A. monspessulanus *L.*, in Südfrankreich und der Schweiz, ausdauernd, mit fleischrothen Blumen in langer Aehre, variirend mit purpurrothen und weißen Blumen; A. odoratus *Lam.*, im Orient, ausdauernd, mit ockerweißen, wohlriechenden Blumen; A. Onobrychis *L.*, in Oesterreich, Frankreich ꝛc., auf trockenen Wiesen, ausdauernd, mit purpurrothen Blumen in länglich-eiförmigen Aehren; A. pentaglottis *L.*, in Spanien, der Berberei, einjährig, mit purpurrothen Blüthen in Köpfchen; A. succulentus *Richards.*, in Nordamerika, ausdauernd, mit lillafarbigen u. purpurrothen Blumen in winkelständigen Trauben; A. sulcatus *L.*, in Sibirien und in der Tatarei, ausdauernd, mit hellpurpurrothen Blumen in gestielten Trauben; A. vimineus *Pall.*, Halbstrauch in Sibirien und Südrußland, mit bläulich-purpurrothen Blumen in fast kopfförmigen, gestielten Aehren. Die meisten Arten dauern im Freien, verlangen aber einen tiefen, mehr trockenen als feuchten Boden und einen sonnigen Standort. Die Vermehrung geschieht am besten durch den Samen, welcher im April entweder an guter Stelle ins freie Land, oder in Töpfe gesäet wird. Sie dauern im Freien aus, lieben nahrhafte, doch lockere, mit Kalkschutt gemischte Erde. A. tragacantha ist im Topfe frostfrei zu überwintern. Alle blühen im Sommer u. werden durch Samen, A. galegiformis auch durch Wurzeltheilung vermehrt.

Astralgeister, s. v. a. Stern- oder Luftgeister. Das Gefühl von einem Zusammenhange zwischen Körper- und Geisterwelt, besonders auch zwischen Erde und Himmel, und der Wunsch, die einzelnen Fäden desselben zu entdecken, führte Perser (Magier), Chaldäer und Indier zu mancherlei, theilweise sehr abenteuerlichen Vermuthungen, aus denen sich in der Religion dieser Völker, vorzüglich der Parsen, der Glaube an Erd-, Luft-, Feuer- und Sterngeister bildete. Auch der griechisch-römischen Welt war der Glaube an dergleichen Geister nicht fremd; sie spielen in der Mythologie der Volksreligion wie in der Naturlehre der philosophischen Schulen eine beziehungsreiche Rolle. Der ursprüngliche Mosaismus hatte in seinem strengen Monotheismus für keine anderweitige Geisterwelt Platz; aber nach der spätern chaldäisch-babylonisch-jüdischen Pneumatologie war die niedere Luft zunächst an der Erde mit bösen Geistern, die höhern astralischen Gegenden des Firmaments mit guten Geistern erfüllt. Philo bevölkert die Luft mit mehren Arten von Geistern

und behauptet, daß die Sterne als beseelte Wesen sich durch eigene Einsicht bewegen, eine Ansicht, welche in der spätern jüdischen Kabbala mit der astrologischen Kunst des Nativitätstellens in Verbindung gebracht wird. Auch das Neue Testament redet im Sinne seiner Zeit von bösen Geistern unter dem Himmel. Die Kirchenväter bevölkern die ganze Welt mit Geistern, die sie in himmlische, astralische, irdische und unterirdische zu theilen pflegen, und viele der berühmtesten dieser Kirchenlehrer, wie Tatianus, Origenes, Augustinus, lassen die Gestirne entweder von Geistern bewohnt, oder von eigenen Geistern beseelt sein. In der allgemeinen Kirchenlehre war es indeß nicht entschieden ausgesprochen, ob die Gestirne beseelt seien oder nicht. Ueberhaupt gereicht es dem Christenthum zur Ehre, daß es den mit dieser Vorstellung verknüpften astrologischen Aberglauben, zufolge dessen die Schicksale der Menschen für abhängig von dem Einflusse der A. gehalten wurden, ernstlich zurückwies. In der Theosophie der Neuplatoniker, eines Plotin u. A., tritt dagegen der Gedanke, daß die Gestirne von einem sie belebenden u. durchdringenden Geiste beseelt seien, mit großer Bestimmtheit hervor. Nach Hierocles sollen sowohl die menschlichen Seelen, als auch die Geister höhern Ranges einen astralischen Körper besitzen. Die Theosophen des 15. und 16. Jahrhunderts unterscheiden mehre Gattungen der bösen Geister oder Dämonen, von denen die Astral- oder Feuergeister entweder unmittelbar auf die Gestirne, oder doch in die obern oder astralischen Regionen der Luft versetzt werden; tiefer in jeder Beziehung stehen die atmosphärischen Geister, noch tiefer Erd-, Wasser- und Höllen- (unterirdische) Geister. Michael Psellus, Trithemius, Paracelsus u. A. wissen Natur und Wirksamkeit solcher Geister sehr genau zu beschreiben. Sie bilden eine mittlere Gattung von Wesen zwischen den guten Engeln und den Menschen, oder sind die noch mit einem Körper umkleideten Seelen Abgeschiedener, zum Theil machen sie auch eine Ordnung der bösen Engel aus. Nach Cornelius Agrippa erhält jeder Mensch seinen Astralgeist bei der Geburt aus dem Sternenlauf, wie sich solcher gerade zu dieser Zeit befindet, da die eben in den Körper herabsteigende Seele sich denselben aus dem Geisterchor durch die natürliche Anziehung wählt. Daher die Macht des Gestirns auf alle Zustände des ganzen künftigen Lebens. Einen besonders wichtigen Einfluß üben in dieser Beziehung die (7) Planeten, von denen jeder einen guten und einen bösen Astralgeist hat. Beide Arten dieser Planetengeister stehen unter dem Oberbefehl der 7 himmlischen Thronengel, welche die Einflüsse der höhern Sphären lenken und beherrschen. Der Einfluß der Planetengeister äußert sich auf die sublunarischen Wesen aller Art am stärksten in der Stunde, an dem Tage, in dem Monate oder Jahre, worin der Planet eben an der Regierung ist, entweder zum Glück oder Unglück der Menschen, Thiere, Gewächse und Mineralien, welche letztere ihren besondern Einwirkungen zunächst unterworfen sind. Außer diesen A.n erster Klasse kennen die ältern und neuern Dämonologen noch ganze Schaaren von Astral- und Luftgeistern niederer Ordnung, welche die Gestirne umschwärmen und mit der Erde und den Sphären des Himmels im beständigen Kreistanz sich bewegen. Daneben werden auch die Ring-, Glas- und Metallgeister von vielen Geisterkennern zu den A.n gerechnet. Die erste Kunde von ihnen stammt ebenfalls aus dem Orient, in den arabischen Legenden sind sie fast unentbehrliche Figuranten. Die gewissen Steinen ꝛc. eigenthümlichen Kräfte und Eigenschaften wurden von den A.n abgeleitet, von denen oft einer, als Spiritus familiaris, förmlich in den Stein gebannt war.

Astralkörper, nach den Neuplatonikern, Paracelsus und andern Theosophen ein feiner, leichter, in dem sichtbaren Leibe des Menschen, dem gewöhnlichen Auge unsichtbar, enthaltener Organismus, das unmittelbarste Vehikel oder Gewand der menschlichen Seele und der Geister höhern Ranges, das bei der ersteren nach dem Tode noch eine Zeit lang fortdauert, aber zuletzt sich auflöst. Die Ansicht von den A.n ist in ihrer tiefern Bedeutung identisch mit der seit Plato immerfort wiederholten, neuerdings von dem jüngern Fichte in modificirter Gestalt vorgetragenen Lehre von dem Seelenkörper, welche sich auf den Satz bastrt: der beschränkte Geist könne nur in einem Körper existirend, d. h. auch räumlich fixirt, gedacht werden.

Astrallampe, große, frei an einer Kette ꝛc. von der Decke des Zimmers herabhängende argandsche Lampe, unterscheidet sich von andern Lampen dadurch, daß in der Mitte des cylindrischen Dochtes sich ein Knopf zur gleichmäßigeren Vertheilung der Flamme befindet.

Astrallicht (Astralschein), die lichte Färbung mehrer Stellen der Himmelskugel, ein Produkt unzähliger kleiner, dem bloßen Auge nirgends und auch dem Teleskop nicht überall unterscheidbarer Sterne.

Astrantia *L.*, (Astrantie, Sterndolde, Thalstern), Pflanzengattung aus der Familie der Umbellaten, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Frucht vom Rücken her etwas zusammengedrückt, Theilfrüchtchen striemenlos, mit 5 erhabenen, saltig-gezähnten Riefen, welche kleinere, hohlröhrige Riefen einschließen; die dichtblüthigen kleinen Döldchen sind von Hüllen umgeben, die aus lanzettlichen, abstehenden, gleichen, gefärbten Blättchen bestehen. A. major *L.*, schwarze Meisterwurz, mit handförmig 5theiligen Wurzelblättern und eilanzettlichen, stachelspitzigen Kelchzähnen und unregelmäßiger, nicht reichstrahliger, weißer oder rosenrother Dolde, kommt in Gebirgswäldern des mittlern Europa, vorzüglich in der Voralpenregion vor. Die widrig riechende, scharf und bitter schmeckende Wurzel besitzt purgirende Eigenschaften und wird häufig mit der schwarzen Nießwurz verwechselt. A. minor *L.*, mit 7- oder 9theiligen, langgestielten, schmallanzettförmigen, scharf gezähnten Blättern, auf den Alpen, wird wie die erstgenannte Art als Zierpflanze kultivirt. Dasselbe gilt von A. helleborifolia *Salisb.*, auf dem Kaukasus, ausdauernd, bis 2 Fuß hoch, mit 3—5 lappigen Wurzelblättern, weißen Hüllblättchen und röthlichen Blüthen, und A. intermedia *Bibrst.*, ebendaselbst.

Astrapäa *Lindl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen (Byttneriaceen), mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Blumen stehen in einer reichen Dolde, welche mit einer gemeinschaftlichen, vielblätterigen Hülle umgeben ist; der Kelch ist fünfblätterig, mit einem Deckblättchen versehen; die 5 Kronblätter sind zusammengewickelt geschlossen,

die Staubgefäße in eine lange Röhre vereinigt; 5 davon sind unfruchtbar, 20 staubbeuteltragend; der Fruchtknoten ist fünffächerig. Von 3 Arten ist als Ziergewächs bekannt: A. Wallichii *Lodd.*, A. speciosa *Dietr.*, ein mittelhoher Baum in Ostindien, mit dicken, filzigen Aesten, großen, abwechselnden, gestielten, kreisrund-herzförmigen, langgespitzten, runzeligen, unten filzigen Blättern mit über einander gelegten Basislappen, eirunden, angedrückten, etwas wellenförmigen, filzigen Nebenblättern u. dichten, an langen, behaarten Stielen abwärtshängenden, in einer Hülle befindlichen, zahlreichen, kurzstieligen, scharlachrothen Blüthen. Der Baum liebt eine lockere, fette, mit ⅓ Flußsand gemischte Damm- und Mistbeeterde, einen großen Kübel, zur Wachsthumszeit viel Wasser, im Sommer reichlich Luft und Schatten gegen heiße Sonnenstrahlen. Im Erdbeete eines Warmhauses von 10—15 Grad Wärme erreicht er in wenigen Jahren eine ansehnliche Größe und blüht sehr reichlich. Um Ableger zu machen, binde man einen Draht um die dazu geeigneten Zweige und bringe sie dann in die Erde. Außerdem geschieht die Vermehrung durch Stecklinge.

Astrodeiktikon (griech., Sternzeiger, lat. Astrodicticum, auch Astrognostikon), ein von Weigel erfundenes Instrument, um Sterne, welche der Globus anzeigt, am Himmel selbst aufzufinden. Man unterscheidet das einfache und das zusammengesetzte A. Das Wesentliche ihrer Einrichtung besteht darin, daß, wenn man mittelst eines Stiftes einen Stern auf dem Globus fixirt, ein oder mehre parallele Lineale auf die Stelle des Sterns am Himmel hinweisen.

Astrognosie (v. Griech., Sternkenntniß), die Kenntniß der am Himmel sichtbaren Gestirne, welche sich auf die Namen und gegenseitige Stellung derselben beschränkt. Der Hauptgegenstand der A. ist Kenntniß der Sternbilder (s. d.). Vgl. Astronomie.

Astrograph (v. Griech.), ein von Steinheil in München erfundener Apparat zum mechanischen und schnellen Entwerfen von Sternkarten von 100 Quadratgraden im Maßstabe der berliner akademischen Himmelskarten, besteht aus einem Planspiegel, der, aufgestellt durch eine massive Säule von Metall, sich durch eine Fugaluhr in der Richtung der Gestirne um die durch seine Ebene gehende Weltaxe mit der halben täglichen Geschwindigkeit dreht und bewirkt, daß das Bild des Himmels ganz bewegungslos erscheint, und aus einem Kopirapparat, der bestimmt ist, das ruhige Bild des Himmels auf einer Papierebene abzubilden. Ein nach dem geometrischen Mittelpunkt des Spiegels gerichtetes Fernrohr nämlich hat eine doppelte Bewegung und zeigt zugleich das Bild der Sternkarte projicirt auf das Bild des Himmels, wobei nur die eingezeichneten Sterne als blaßblaue Lichtscheibchen über den Sternen erscheinen, so daß die schon ausgezeichneten Sterne sich von den noch nicht eingetragenen unterscheiden, ohne daß der Beobachter sein Auge vom Fernrohr zu entfernen braucht. Endlich kann durch einen Schlüssel das Licht der abgezeichneten Sterne beliebig vermindert, das ganz schwacher Sternchen völlig abgesperrt werden.

Astrographie (v. Griech.), Sternbeschreibung, Darstellung der Gestirne nach ihrer Vertheilung und gegenseitigen Stellung am Himmel, sowie der äußerlich wahrnehmbaren Eigenthümlichkeit ihrer Gestalt, Farbe ꝛc. Bei einzelnen Himmelskörpern, z. B. dem Monde und einigen Planeten, kann die A. Näheres von der Beschaffenheit ihrer Oberfläche berichten und sich der Geographie in ihrer Weise mehr nähern.

Astrolabium (Sternaufnehmer), ein astronomisches Instrument, dessen sich Hipparchus zuerst bediente, um die Lage der Gestirne unmittelbar gegen die Ekliptik (Länge und Breite der Gestirne) zu bestimmen. Es war anfangs eine Art Armillarsphäre: zwei gegen einander senkrecht stehende Kreise stellten Ekliptik und Kolur der Solstitien vor; ein dritter ging durch die Pole der erstern, um welche sich das Ganze drehte; ein vierter Kreis trug Diopter zum Visiren. Ptolemäus verwandelte das A. Hipparchs in ein Planisphärium. Die obengenannten Kreise projicirte er auf Scheiben, als größte Kreise der Himmelskugel, indem er das Auge, in gewissem Abstand davon, auf der Axe derselben annahm. Nach der Verschiedenheit dieser Projektionen erhält man verschiedene Arten von Astrolabien, z. B. das Analemma, das Aequinoktialastrolabium, wo das Auge im Frühlingspunkt steht und die projicirte Ebene die des Kolurs der Solstitien ist, das Polarastrolabium, wo das Auge vor einem der Pole steht und die projicirte Ebene der Aequator ist. Wird beim Entwurf eine bestimmte Polhöhe zum Grunde gelegt, so erhält man ein Partikularastrolabium; wird das A. für alle Polhöhen entworfen, so ist es ein universales. Zur Klasse der letztern gehören die Astrolabien des Gemma Frisius, des Joh. de Rojas und des de la Hire; zur erstern das ptolemäische, später das stöfflersche und malcotische. Das A. Tycho's war ein Armillarastrolabium, gleich dem hipparchischen, nur genauer eingetheilt. Die Anwendung des A.s in der Astronomie seit Hipparch und die damit zusammenhängende Beziehung der Gestirne auf die Ekliptik, statt der frühern auf den Aequator (Rektascension und Deklination), hat die Astronomie in allen ihren Theilen sehr gefördert, obwohl das A. selbst von den Sternwarten längst verschwunden ist. Jetzt nennt man A. ein gewöhnliches Winkelmeßinstrument, das aus einem in halbe und Viertelgrade ꝛc. eingetheilten Vollkreise (ganzes A.), oder Halbkreise (halbes A.), oder Viertelkreise (Quadrant), oder Sechstelkreise (Sextant), oder Achtelkreise (Oktant) besteht. Am Mittelpunkte des A.s ist ein bewegliches Absehe- oder Diopterlineal (Alhidadenregel) mit zwei gewöhnlichen Dioptern an seinen Enden angebracht, während man gewöhnlich noch zwei Diopter (Versicherungsdiopter) auf einem unverrückten Lineal oder auch am Rande des Kreises bei 0 Grad und 180 Grad angebracht findet. Sie haben die Bestimmung, die Richtung des einen Schenkels des Winkels anzugeben, während die bewegliche Alhidade den andern Schenkel aufsucht. Anstatt der Diopterlineale bedient man sich auch der achromatischen Fernröhre, deren eines mit der Axe in die Versicherungslinie (Versicherungsfernrohr) kommt, das andere seinen Stand auf der Alhidade (Alhidadenfernrohr) erhält, das dritte unter dem Rande des Instruments senkrecht auf dem Versicherungsfernrohr feststeht. Das Ganze ruht auf einem festen Gestelle so, daß der Kreis in jede Lage gegen den Horizont gestellt werden kann, um damit auch

Höhenwinkel zu messen. Visirt man nun durch die Diopter des feststehenden Lineals nach einem Gegenstande und dreht das bewegliche Lineal so lange, bis man durch dessen Diopter einen andern Gegenstand erblickt, so bezeichnen beide Lineale auf dem Kreise den Winkel, welchen die nach beiden Objekten von dem Standpunkte des A.s aus gezogenen Linien bilden, in Graden. In der Regel wird das A. nur zur Bestimmung der Winkel zwischen nahe gelegenen fixen Punkten gebraucht, und zwar meist, wenn man die Winkel gleich auf den Horizont reduciren will. Es hat vor der Bussole den Vorzug, daß es Einwirkungen der Witterung und andern Zufällen weniger ausgesetzt ist; dagegen sind beim A. leichter als bei der Bussole Fehler möglich, die sich bei jenem nicht, wie bei dieser, durch nachfolgende Beobachtungen selbst berichtigen. Beide Instrumente sind daher neben einander in Gebrauch, oft auf einem Stativ verbunden, woraus die Astrolabbussole entsteht. Zur See wendeten die Portugiesen, namentlich die Aerzte Roderich und Joseph und Martin Behaim aus Nürnberg im 15. Jahrhundert zuerst das senkrecht aufgehängte A. zu astronomischen Breitenbestimmungen an; später wurde es dort durch den Sextanten, wie das hipparchische und ptolemäische A. auf den Sternwarten durch den Theodoliten, verdrängt.

Astrolatrie (v. Griech.), Sternendienst, Verehrung der Sterne, s. Sabäismus.

Astrologie (v. Griech.), etymologisch s. v. a. Sternenkunde, geschichtlich aber die Doktrin, aus dem Laufe und der Stellung der Gestirne das Schicksal der Menschen und den Entwickelungsgang der Geschichte voraus zu bestimmen. Die Basis, auf welcher ihr System fußt, ist die Ueberzeugung, daß alle Dinge im Himmel und auf Erden mit einander nicht nur in der innigsten physischen, sondern auch in einer moralischen und psychologischen Verbindung stehen, daß gleichsam am Himmel ein großes Buch aufgeschlagen sei, in welchem Gott die Geschichte der Völker und der einzelnen Menschen niedergeschrieben habe, aus dem der Kundige die Zukunft mit ihren Wechselfällen im Voraus lesen könne. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er alles äußerlich Wahrnehmbare zunächst auf sich bezieht, daß er es rein subjektiv auffaßt und erst später zur Abstraktion und größern Objektivirung der Gegenstände fortschreitet. So trug er auch in die Beobachtungen, welche er an den Gestirnen machte, zuerst seine ganze Gemüthlichkeit und Empfindung hinein und fand in ihnen Beziehungen nur auf sich und sein Geschick, während die reinen Begriffe von Raum, Zeit und Zahl ihm ziemlich fremd blieben. Die ersten Betrachter des Himmels brachten zu ihren Observationen nicht blaß das Auge und das Winkelmaß mit, sie maßen die siderischen Bewegungen nicht mit der Uhr und unterwarfen sie eben so wenig dem mathematischen Kalkül; Herz und Gemüth waren eben so stark dabei betheiligt wie der rechnende Verstand; Hoffnung und Furcht, eine poetisch erregte Phantasie und religiöse Ahnung des Uebernatürlichen, Traditionen und geheime Sage ließen auf alle Wahrnehmungen ihr buntes Zauberlicht fallen.

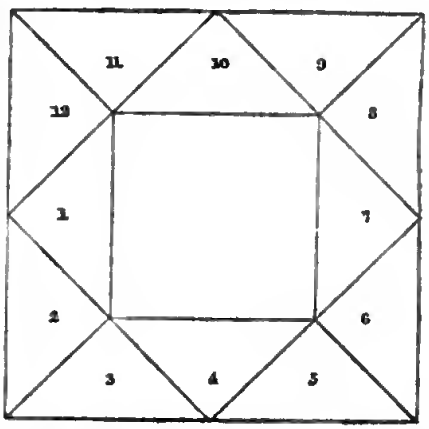
Nach den einstimmigen Zeugnissen der alten Schriftsteller hat sich die A. von Chaldäa aus über Vorderasien, Aegypten und Europa verbreitet, weshalb auch die Sterndeuter von den römischen Schriftstellern insgesammt Chaldäer genannt zu werden pflegten. Der astrologische Aberglaube der Chaldäer scheint in innigem Zusammenhange mit ihrer Mythologie gestanden zu haben. Die Aegypter verflochten das Studium der A. auf das Engste mit der medicinischen Praxis, und ihre Prognostik beruhte größtentheils auf der Lehre von der Konstellation. Ptolemäus sah noch alte astrologische Tafeln, welche unter dem Namen „ärztliche Wegweiser" bekannt waren, weil in ihnen die A. als das wahre Fundament der praktischen Medicin dargestellt wurde. In Griechenland scheinen die Astrologen in ihrem Geschäft, der Nativitätstellung, von Seiten der Staatsgewalt nie behindert worden zu sein, doch fanden sie wahrscheinlich im Volke weniger Gläubige, als in Rom, und die Aristoteliker erklärten sich entschieden gegen sie. Ueberhaupt aber waren die Blüthezeiten der beiden alten klassischen Völker nicht zugleich die der A. unter ihnen. Erst in dem alexandrinischen Zeitalter fand letztere weit verbreiteten Anhang unter den Nationen griechischer Zunge. Am schwersten fiel es den griechischen Aerzten, sich von den Fesseln der A. loszureißen, obwohl die bessern unter ihnen sich bemühten, nur insofern von derselben Gebrauch zu machen, als sich ein bestimmtes ätiologisches Verhältniß zwischen den Einwirkungen gewisser himmlischer Phänomene und gewisser terrestrischer Vorgänge wahrnehmen ließ. In dem dem Galen fälschlich zugeschriebenen Werke: „Mathematicae scientiae prognostica etc." werden besonders die Krankheitsveränderungen betrachtet, welche von der verschiedenen Konstellation des Mondes und der Planeten abhängen sollen. Unter den übrigen Sternen räumte man, nächst der Sonne und den Planeten, den zwölf Zeichen des Thierkreises die erste Stelle ein. Die Art der Einwirkung dachte man sich als eine Art Influenz. In Rom fand die Aufnahme der chaldäischen Wissenschaft anfangs vielen Widerstand von Seiten der Gelehrten wie der Staatsmänner. Schon zur Zeit der Republik wurden die Chaldäer oder Mathematiker mehrmals verwiesen, unter Tiber, Diocletian und sonst wiederholten sich die Verbote; niemals jedoch war der Erfolg ein bleibender. Einer der gewichtigsten Gegner der A. ist Cicero. Er entwickelt gegen die Schicksalsbestimmung aus den Sternen eine Reihe recht praktischer Gründe, die zum Theil noch heute ihre Geltung haben; er weist z. B. auf die große Verschiedenheit des Charakters und Schicksals derjenigen Menschen hin, welche sämmtlich in demselben Augenblicke geboren werden; er thut an dem Beispiele des Pompejus, Crassus und Cäsar, denen die Astrologen ein glorreiches Alter und einen ruhigen Tod verkündigt hatten, das Unsichere solcher Prophezeiungen dar; er hebt endlich die große Entfernung der Planeten von der Erde hervor. Aus ganz ähnlichen Gründen erklärt sich der alte Plinius gegen die A. In den spätern Zeiten des Römerreichs aber scheinen auch die bessern Köpfe jene klaren Ansichten verloren zu haben; Seneca nimmt bereits den Einfluß der Planeten auf die Menschen für ausgemacht an, und selbst Tacitus wagt nicht, sich bestimmt dagegen zu erklären. Der Kaiser Domitian zitterte, so sehr er auch die

Astrologen haßte, dennoch vor ihren Aussprüchen. Ihm wurde nicht nur das Jahr, der Tag und die Stunde, sondern auch die Art seines Todes von den Astrologen vorhergesagt. Noch stärker äußerte der Glaube an die Wahrheiten der A. seinen Einfluß auf die tiefsinnigen, aber unklaren Gemüther der spätern philosophischen Mystiker von Alexandria, Athen und Rom. Wir besitzen noch eine Abhandlung des Neuplatonikers Proclus über A., die uns von dem Treiben der Astrologen jener Zeit ein sprechendes Bild entwirft. Die Specialgewalt einzelner Sterne auf einzelne Organismen hat unter den alten Schriftstellern besonders Manilius in seinem astronomischen Lehrgedichte ausführlich entwickelt.

Es gereicht dem Christenthum zur Ehre, daß es solchen astrologischen Aberglauben ernstlich von sich abzuhalten suchte. Mehre Gnostiker zwar behaupteten einen unwiderstehlichen Einfluß der Gestirne; allein von den Lehren der orthodoxen Kirche wurde diese Vorstellung mit Entschiedenheit verworfen. Klemens von Alexandria erkennt in dem astrologischen Glauben einen Verrath an der Lehre von der unermüdeten Vorsehung des Schöpfers aller Dinge. Selbst Origenes, der an Astralgeister glaubte, verwirft dennoch die Behauptung, daß die Handlungen der Menschen durch die Gestirne bestimmt würden, weil er darin einen Widerspruch gegen die Freiheit des Menschen erkennt, auch alsdann das Gebet zu Gott überflüssig wäre. Auch Augustin war entschiedener Gegner der A. In Folge solcher Grundsätze und nach dem Vorgange früherer kaiserlicher Edikte setzte der Codex Just. die Sterndeuterei der Giftmischerei gleich. Desto eifriger wurde die A. von den Arabern und jüdischen Kabbalisten gepflegt; durch beide wurde sie nach und nach zu einer Art von System ausgebildet und als solches in die christliche Welt des Mittelalters verpflanzt. Abu Maschar (Albumasar) aus Bath in Khorassan (9. Jahrh.), einer der größten Astronomen, hinterließ ein astrologisches Werk: „De magnis conjunctionibus, annorum revolutionibus ac eorum perfectionibus", das viele Jahrhunderte auch in Europa in hohem Ansehen stand. Abeazen Haly erlangte im 13. Jahrhundert durch sein Werk: „De judiciis Astrorum" klassisches Ansehen und veranlaßte wahrscheinlich die Eintheilung der Wissenschaft in Judicial- und natürliche A. Seit dieser Zeit machte die Herrschaft der A. auch unter den christlichen Völkern rasche Fortschritte. Das 14. und 15. Jahrhundert bilden eine ihrer Glanzperioden. Die A. bemächtigt sich jetzt aller menschlichen Angelegenheiten, drängt sich in Alles ein und übt bestimmenden Einfluß auf die Entschließungen der Staatsmänner aus. Manchmal regierten die Hofastrologen als die eigentlichen geheimen Kabinetsräthe ganze Reiche, und bezeichnend genug ist die naive Aeußerung, mit welcher die Astrologen jener Zeit nicht zurückhalten, daß eine bestimmte, bedeutsame Divination um so besser gelinge, je genauer man von allen zu beurtheilenden Verhältnissen, von dem Charakter der Persönlichkeiten, von ihren Verbindungen, kurz von alle dem unterrichtet sei, was in den Stand setzen kann, den Lauf der Ereignisse im Voraus zu ahnen. Dabei ward aber nichtsdestoweniger der Einfluß der Gestirne durch die feinsten Definitionen bestimmt; die spätern Astrologen kopirten, kommentirten und erläuterten die Werke ihrer Vorgänger. Bald nachher that zwar das damals aus dem Studium der alten Klassiker aufgehende Licht klarer Wissenschaftlichkeit der das Finstere liebenden astrologischen Kunst Abbruch; schon zu Ende des 15. Jahrhunderts bekämpften Savonarola und Picus von Mirandola, sowie später Voß, Bardelon und der große Astronom Sturm die A. mit treffenden Gründen. Dennoch hatte damals die letzte Stunde der A. noch nicht geschlagen, sie sollte noch einzelne große Triumphe im 16. und 17. Jahrhundert erleben. In Frankreich feierte sie einen solchen unter Katharina von Medicis u. unter der Regierung Heinrichs III. und IV.; sie bildete dort den Mittelpunkt der Konversation bei Hofe. Am berühmtesten war in dieser Periode der Name des Michael Nostradamus (Notredame), der, meist in völliger Abgeschiedenheit zu Salon in Frankreich lebend, von da seine gereimten Prophezeiungen zu ganzen Hunderten in die Welt schickte, bis ihn Karl IX. zu seinem Leibarzt erhob. Von Rom aus wurden die Prophezeiungen des Nostradamus verboten, weil er auch den Untergang des Papstthums verkündigt hatte, und an Verspottungen von Seiten der Ungläubigen fehlte es ebenfalls nicht; allein der Hof und die Menge des Volkes ließen dadurch sich nicht irre machen. Während mehre Päpste nach Vorgang der alten Kirchenväter die A. mit dem Banne belegten, ward sie zu anderen Zeiten und an anderen Orten von den höchsten kirchlichen Würdenträgern gehegt und gepflegt. Sehr schlau benutzte sie 1623 nach dem Tode Gregors XV. der Kardinal Barberini, indem er während des Zugs ins Konklave eifrig die Sterne beobachtete und plötzlich seinen Kollegen mit großer Bestürzung verkündigte, daß der jetzt zu wählende Papst nach der Konstellation nicht 6 Wochen leben werde. Alle scheuten sich nun vor der gefährlichen Würde, u. einstimmig ward Barberini gewählt, der dann als Urban VIII. 20 Jahre lang den päpstlichen Stuhl einnahm. Auch die protestantischen Theologen waren keineswegs frei von astrologischem Wahn. Melanchthon, der sich sehr entschieden gegen das kopernikanische System erklärte, hielt ein großes Stück auf A. und trieb sie selbst praktisch, wenn auch mit wenig Glück. Als er auf einer Reise zum Landgrafen von Hessen bei seinem Freunde Melander einkehrte und in der Wiege das jüngste, etwa 6monatliche Kind desselben sah, stellte er demselben sogleich das Horoskop, prophezeiend, daß es gleich seinem Vater sehr geehrt werden und zu hohen geistlichen Würden gelangen werde, worauf Melander lachend ausrief: „Philippe, es ist ja ein Mägdlein!" In Engtand erreichte die A. den Gipfel ihres Ruhms unter den Stuarts, obwohl sie auch schon früher in der angelsächsischen Zeit von Beda und Alcuin u. später noch von Roger Bacon u. A. gepflegt worden war. Der berühmte englische Dichter Dryden († 1701) ließ sich noch für seine Kinder die Nativität stellen. Paracelsus und Cardanus (Eucomium astrologiae) brachten die A. mit der Medicin und Chemie in Verbindung. Cardanus stellte Christo und sich selbst die Nativität und soll, um rücksichtlich seiner vorher verkündigten Sterbestunde nicht zum Lügner zu werden, sich zu Tode gehungert haben. Paracelsus

nahm unter Anderm im Weltall verschiedene, von den Planeten abhängige Oscillationen an, denen im Mikrokosmus des Menschen sieben verschiedene Arten des Pulses entsprechen sollten. Selbst die Schöpfer der neueren Astronomie, Tycho de Brahe und Kepler, entsagten astrologischer Beschäftigung nicht ganz, und Letzterer erwarb sich dadurch Wallensteins Gunst, dem er 1629, nach Sagan gerufen, sein hohes Glück verkündigte. Obwohl er die Schwächen der astrologischen Afterwissenschaft recht wohl einsah, so wollte er doch einen gewissen Zusammenhang zwischen den Konstellationen der Planeten und den Eigenschaften der unter solchen geborenen Menschen nicht geradezu in Abrede stellen. Das kopernikanische System aber, durch welches die Erde zum Punkt im Weltenraume herabsank, gab der A. den Todesstoß. Zwar warfen sich noch Manche zu Vertheidigern derselben auf, so namentlich Bapt. Morin (1583—1656), dessen „Astrologia Gallica" das Resultat einer 30jährigen Arbeit war. Mit ihm aber ward die A. im Abendlande zu Grabe getragen, und ihre Nichtigkeit unterlag bald keinem Zweifel mehr. Ihr letzter Anhänger ist J. M. Pfaff gewesen, dessen ins 19. Jahrhundert hineinreichende Schriften: „Astrologie" (Bamb. 1816) und „Der Stein der drei Weisen" (das. 1821) nur als seltsame Anachronismen Beachtung gefunden haben. Im Orient aber, namentlich in Persien, Indien und China, steht die A. heut zu Tage noch in hohem Ansehen.

Die A., als System im Mittelalter ausgebildet, wird in die natürliche und positive oder Judicialastrologie eingetheilt. Die natürliche prophezeit die natürlichen Wirkungen natürlicher Ursachen, z. B. den Witterungswechsel, Wind, Sturm, Orkan, Donner, Fluthen, Erdbeben, ist also nichts Anderes, als Meteorologie und greift daher in das Gebiet der Physik unserer Erde über. Die positive A. hat es dagegen mit jener Herrschaft der Sterne über unseren freien Willen und über unser Schicksal überhaupt zu thun. Das Manöver besteht wesentlich in Folgendem: Wenn der Astrolog einem Menschen die Nativität stellt, d. h. ihm sein Schicksal vorhersagen will, so sucht er zuerst für die Zeit seiner Geburt nach dem Horoskop oder nach dem Punkte der Ekliptik, der im Augenblick der Geburt dieses Menschen eben aufging, die zwölf Häuser des Himmels auf. Diese werden nämlich durch die zwölf Positionskreise bestimmt, welche als die größten Kreise der Sphäre den Aequator in zwölf gleiche Theile theilen und durch den nördlichen u. südlichen Durchschnitt des Horizonts mit dem Meridian gehen, während der Positionsbogen in der A den zwischen dem Positionskreise und dem Meridian enthaltenen Theil des Aequators bildet. Eigene Tafeln geben diese beiden Größen für jede Polhöhe und jeden Stundenwinkel eines Gestirns an. Jenes Horoskop fängt zugleich das erste Haus an, von welchem aus man nun die übrigen gegen Osten unter den Horizont fortgehend zählt. Sie folgen der Reihe nach so auf einander: 1) das Haus des Lebens; 2) des Reichthums; 3) der Brüder; 4) der Verwandtschaft; 5) der Kinder; 6) der Diener (nach Andern das Haus der Gesundheit); 7) der Ehe, das mit dem untergehenden Punkt der Ekliptik aufhört; 8) das Haus des Todes; 9) das der Religion oder des Mitleidens; 10) das der Würden, welches mit dem zur Zeit der Geburt eines Menschen kulminirenden Punkt der Ekliptik anfängt; 11) das Haus der Freundschaft und 12) das der Feindschaft. Jedes Haus hat seine bestimmten Beziehungen auf die Schicksale des Menschen, das sich verschieden gestaltet, je nachdem das Haus von diesem oder jenem Zeichen eingenommen wird. Die wichtigsten und einflußreichsten sind: das 1., 4., 7. und 12. Haus, die vier sogenannten „Angeln des Himmels"; die unwichtigsten und bedeutungslosesten die vier ihnen unmittelbar vorhergehenden, die daher auch die „faulen oder die fallenden" Häuser genannt werden. Ein Planet in diesen Häusern verliert seinen Einfluß; er steht im fallenden Hause. Das erste Haus ist direkt oder genau östlich gestellt, und die übrigen folgen in fortschreitender Ordnung nach Süden, Westen, Norden bis wieder zum Osten, gleich der Bewegung der Planeten, wie nachstehende Figur zeigt.



Sind die zwölf Häuser für die Zeit der Geburt des fraglichen Menschen gefunden, so sucht der Astrolog dann den Ort der Planeten in jedem Hause und bemerkt die gegenseitige Lage oder die Aspekten, aus welchen er dann seine Vorhersagung zieht. Außerdem werden die astrologischen Zeichen noch in die sechs nördlichen oder kommandirenden und in die sechs südlichen oder gehorchenden eingetheilt. Demnächst werden sie noch in vier Triplicitäten (so genannt, weil immer drei zu jeder Ordnung gehören) unterschieden: in die des Feuers, der Luft, der Erde und des Wassers, von denen die beiden ersten als männliche, die beiden letzten als weibliche betrachtet werden. Die aus der Blüthezeit der A. herrührenden, noch jetzt in den Kalendern vorkommenden Regenten des Jahres findet man durch die mit 7 dividirte Jahreszahl, wo dann der Rest der Division 1, 2, 3, 4, 5, 6 oder 0 in gleicher Ordnung anzeigt, daß Sonne, Venus, Merkur, Mond, Saturn, Jupiter oder Mars das Regiment des Jahres führe. Außerdem sind der Kopf u. der Schwanz des Drachen, oder die Knoten, in welchen die Ekliptik durch die Planetenkreise geschnitten wird, und die Region des Glücks (der Fortuna) oder die Entfernung der Ebene des Mondes von der Sonne noch zwei für die A. wichtige Himmelsräume, welche, wenn sie innerhalb der einem Menschen gehörigen Konstellation liegen, den Grad seiner Macht ꝛc. erhöhen. Das Uebrige der Kunst besteht hauptsächlich in einer genauen Ausfüllung des obigen Schema's durch Beobachtung and Berech-

nung, um dann daraus eine weissagende Antwort zu bilden.

Astroloma *R. Br.*, Pflanzengattung aus der Familie der Lysimachieen, charakterisirt durch den 5theiligen, pergamentartigen, mit Brakteen umgebenen Kelch, die bauchig-röhrige, über der Basis mit 5 Haarbüscheln und am Rande mit 5 kurzen, abstehenden, gebarteten Einschnitten versehene Korolle, worin die Staubgefäße und Stengel eingeschlossen sind, die becherförmige, fast ganzrandige Scheibe oberhalb des Fruchtknotens und die fast saftlose Steinfrucht mit sehr harter Schale. Die bekanntesten Arten sind: A. Baxteri *Cunn.* und A. humifusum *R. Br.*, niedrige, immergrüne Ziersträucher von Neuholland, mit zerstreut stehenden Blättern und fast ansitzenden, seitenständigen, aufrechten, rothen Blüthen.

Astrometeorologie (v. Griech.), die Kunde, aus der Stellung der Sterne die Witterung vorher zu bestimmen, eine aus der Astrologie stammende Wissenschaft, die in neuester Zeit mehrfach bearbeitet worden ist, z. B. von Fr. A. Schneider, der einen besonders für Deutschland berechneten Temperaturkalender herausgab.

Astronomie (v. Griech., Sternkunde), der Wortbedeutung nach die Lehre von der Vertheilung und Ordnung der Gestirne am Himmel, sowie von den Gesetzen ihrer Bewegung und gesammten Erscheinung. Ihr Begriff, anfangs einfach und meist aus den Ergebnissen der kunstlosen Beobachtung des Himmels und der Veränderungen an ihm zusammengesetzt, hat sich von Jahrhundert zu Jahrhundert erweitert und innerlich immer mehr erfüllt, so daß die A. unserer Tage nicht mit Unrecht die Wissenschaft des Universums genannt worden ist. Ihr weites Feld bietet verschiedene Gesichtspunkte zum Ueberblick des Ganzen und läßt demgemäß mannichfache Eintheilungen zu. Am nächsten liegt die Trennung der Disciplin in beobachtende oder empirische und in rationelle oder scientifische A., von denen die erstere Alles umfaßt, was der unmittelbaren Beobachtung, sowohl mit bewaffnetem als mit unbewaffnetem Auge, sich darstellt, mit Einschluß der zur Orientirung am Himmel unentbehrlichen eingebildeten Kreise und Punkte (Pol, Horizont, Parallelkreise, Aequator, Ekliptik, Thierkreis, Meridian, Kulmination ꝛc.), während die andere, die rationelle A., fußend auf das von der Beobachtung dargebotene Material, durch Kombination verschiedener Wahrnehmungen und durch mathematische Berechnungen die Gesetze aufzufinden strebt, welche den Erscheinungen zum Grunde liegen und so zu einer Höhe der geistigen Anschauung sich aufschwingt, auf welche ihr die sinnliche nicht folgen kann. Sie findet in vielen Fällen, daß die empirische A. nur den Schein der Dinge erfaßt habe, und lehrt dann im Gegensatz zu jener die wahre Sachlage kennen, wie sie z. B. die scheinbare Bewegung der Gestirne von der wahren unterscheidet. Sie ist im Stande, mittelst der ihr bekannt gewordenen allgemeinen Gesetze den Ort der Gestirne für einen beliebigen zukünftigen Zeitpunkt zu bestimmen u. z. B. Sonnen- und Mondfinsternisse auf das Genaueste im Voraus zu berechnen, Oppositionen und Konjunktionen, Bedeckungen und Vorübergänge vorherzubestimmen ꝛc., und zeigt so auch wiederum der empirischen A. Ort und Zeit an, wo sie ihre Beobachtung anzustellen hat. Von diesen beiden Haupttheilen der A., welche unter dem gemeinsamen Namen der theoretischen A. befaßt werden können, sondert sich naturgemäß die angewandte oder praktische A. ab, mit welchem letztern Namen bisweilen (ungenau) auch der Theil der empirischen oder beobachtenden A. bezeichnet wird, welcher das Technische der Beobachtungen, z. B. die Aufstellung und den Gebrauch der Instrumente ꝛc., kennen lehrt. Richtiger versteht man aber unter praktischer oder angewandter A. die Kunst, von den Beobachtungen der sphärischen und den Resultaten der theoretischen A. Anwendung auf das Leben zu machen u. für bestimmte menschliche Zwecke daraus Nutzen zu ziehen. Vornehmlich geschieht dies für geographische Ortsbestimmungen, für Erdmessungen und Zeitbestimmungen (geographische und nautische A.). In älteren und auch noch in manchen neueren Lehrbüchern zerfällt die gesammte theoretische (nicht angewandte) A. nicht, wie oben geschah, in zwei, sondern in drei Theile: sphärische, theorische (bisweilen auch theoretische genannt) und physische A. Die sphärische A. ist dann dasselbe, was wir oben empirische A. nannten. Der Name rührt daher, weil die jedesmal sichtbare Himmelskugel sich dem Auge als Halbkugel (sphaera) darstellt, in deren Mittelpunkte sich das Auge scheinbar befindet, und weil sich in Folge dieser Ansicht fast alle ihre Beobachtungen mit Hülfe sphärischer Trigonometrie projiciren lassen. Unter theorischer A. (von Theorie, d. i. spekulirendem Nachdenken) versteht man den rein berechnenden, auf Raum- und Zeitbestimmungen beruhenden Theil, der oben als scientifische A. bezeichnet wurde. Die physische A. dagegen wird alsdann bestimmt als die Lehre von den Gründen der wahren Bewegungen u. überhaupt von den Kräften, welche im Weltall thätig sind, und durch welche die Himmelskörper aufeinander wirken, wohin z. B. das Gesetz der Gravitation, der Centripetal- und Centrifugalkraft gehört; zu ihr rechnet man daher auch die Theorie von den Gesetzen der elliptischen Bewegung der Himmelskörper, von den gegenseitigen Störungen der elliptischen Bewegung, von der in Folge der Rotation bewirkten Abplattung der Erde ꝛc.; häufig will man sie aber auch bloß ansehen als die Lehre von der physischen Beschaffenheit der Himmelskörper und des Raumes, in welchem sie sich bewegen. Sie wird dann zu einer Art Topographie des Himmels, namentlich des Sonnensystems, und setzt als solche Hülfsmittel voraus, durch die man nicht allein den Ort der einzelnen Weltkörper wahrnehmen, sondern sie selbst einzeln nach ihren Besonderheiten betrachten kann. Geht diese nähere Betrachtung der Himmelskörper über das, was die Beobachtungen mit Sicherheit zu folgern gestatten, hinaus, und untersucht sie z. B. nach Wahrscheinlichkeitsgründen den Zweck der Weltkörper, die Natur ihrer Bewohner ꝛc., so wird sie zur Konjekturalastronomie, die sehr leicht in eitle Naturschwärmerei ausarten kann und sich dann des Namens einer Wissenschaft eben so unwürdig macht, wie die Astrologie. Aber auch die sogenannte physische A. an sich ist überhaupt so wenig ein in sich abge-

schlossenes Ganze, daß sie vielmehr in ihren allgemeineren Theoremen zur rationellen, in ihren partiellen Beschreibungen aber zur empirischen A. gehört, da diese Beschreibungen doch meist als unmittelbare Resultate der Beobachtungen anzusehen sind.

Hülfswissenschaften der A. sind: reine Mathematik in ihrem ganzen Umfange, sowohl die elementare als die höhere Analysis, wie ja viele der wichtigsten analytischen Bearbeitungen allein durch die Probleme veranlaßt worden sind, welche die A. an die Hand gab; viele Zweige der angewandten Mathematik, namentlich Mechanik und Optik, erstere aus einem doppelten Gesichtspunkte, einmal behufs genauer Kenntniß der astronomischen Instrumente und der Wirkung ihrer einzelnen Theile, sodann als Mechanik des Himmels (wie zuerst Laplace sie genannt hat), zur Einsicht in den innern Zusammenhang der Bewegungen und zur Entwickelung der Bedingungen des Gleichgewichts und der Stabilität der Weltkörper und ihrer Systeme (letztere, die Optik, ist namentlich dem Beobachter unentbehrlich; denn sie hauptsächlich lehrt uns die Instrumente verfertigen und zweckmäßig anwenden und gibt uns über viele Erscheinungen an den Weltkörpern die folgenreichsten Aufschlüsse); die Physik im engern Sinne, insbesondere auch die Meteorologie, nicht als sollte der Astronom das Wetter bestimmen, sondern weil der Luftkreis das Medium ist, durch welches wir die Himmelskörper erblicken, und weil die darin vorgehenden Veränderungen sowohl auf den Ort, wo, als auf die Art, wie sie uns erscheinen, den wesentlichsten Einfluß haben. Unter den technischen Fertigkeiten, welche dem Astronomen zu seinen Zwecken dienlich sind, verdient besonders das Zeichnen hervorgehoben zu werden, vorzüglich wenn er physische Beobachtungen zu machen beabsichtigt.

Die Geschichte der A. reicht in das höchste Alterthum zurück. Unter dem reinen Himmel Südasiens und Aegyptens begegnen wir den ersten Forschern und sehen sie mit Beharrlichkeit lange Jahrhunderte hindurch die augenfälligsten und für die Zeitrechnung wichtigsten Phänomene, namentlich die Mond- und Sonnenfinsternisse nebst dem Auf- und Untergang der Sterne, beobachten. Die Chaldäer sind es, welche hauptsächlich die chronologischen Grundlagen feststellten; ihr 600jähriger Saros ist das sprechendste Denkmal, wie ausdauernd sie bei ihrem Verfahren blieben. Im alten Indien hat man auch die Planeten beobachtet, ihre Zusammenkünfte unter sich und mit dem Monde bestimmt und die Perioden ihres Umlaufs abgeleitet. Durch Rückwärtsberechnung solcher seltenen von ihnen beobachteten Konjunktionen, sowie durch Vergleichung der von ihnen bestimmten cyklischen Perioden mit unserer heutigen Theorie hat sich die Behauptung des hohen Alters der indischen A. bestätigt; sie muß 1500 v. Chr. schon geblüht haben. In ein gleich hohes Alterthum steigen bei den Chinesen die Bestimmungen der Schiefe der Elliptik und der geographischen Breiten, sowie die Kometenbeobachtungen. Daß die Priesterkaste Aegyptens etwas von der Vorrückung der Nachtgleichen gewußt habe, ist allerdings sehr wahrscheinlich, und dies setzt gleichfalls Jahrhunderte lange Beobachtungen voraus, die bei ihnen vorzugsweise Auf- und Untergänge betrafen. Uebrigens ist die starre Abgeschlossenheit und Geheimhaltung, welche Aegyptens Priester für nöthig hielten, Schuld daran, daß Alles, was sie geleistet haben mögen, für uns verloren ist. Die Ansprüche der Hebräer auf ein hohes Alterthum ihres chronologischen Systems und ihrer astronomischen Tafeln haben vor der Kritik nicht bestanden; sie reichen kaum bis Esra hinauf. In allem diesem gewahren wir indeß nichts, was über das Bedürfniß, das Zeitmaß zu berichtigen, hinausginge und auf eine Erforschung des innern Zusammenhanges der Erscheinungen deutete, nichts, was uns zur Annahme künstlicher, genau getheitter Instrumente oder wohl gar der Ferngläser nöthigte, überhaupt keine einzige, sei's wahre, sei's falsche, Theorie zur Erklärung des Wahrgenommenen. Auch selbst bei den alten Griechen, deren philosophischer Geist sich nirgends mit dem Aeußerlichen begnügte, ward es nicht besser und nicht heller. Ihre Theogonie, Kosmogonie und Geogonie hat nur das Reich der Fabeln erweitert; ihre Erklärungsversuche selbst der gewöhnlichsten Erscheinungen (wie der Mondphasen) sind mitunter unglaublich monströs und wunderlich; keiner hat das Richtige getroffen, und die weisesten unter ihnen, ein Sokrates und Plato, verzweifelten an einer A., die sich ihnen unter einem so trostlosen Bilde zeigte. Wohl will man einige Anklänge des Richtigen und Wahren bei den Pythagoräern finden, die das Feuer in den Mittelpunkt der Welt setzten; aber wie unbestimmt ist dieser Ausdruck und wie wenig liegt in ihm! Uebergehen wir dieses Chaos von Irrthümern, das uns die Meinungen des Thales, Zeno, Oenopides, Anaximenes, Lencipp und Anderer darbieten, und lassen wir es unentschieden, ob nicht spätere ungeschickte Kommentatoren den Alten einen schlimmen Dienst erzeigt und ihnen Lächerlichkeiten aufgebürdet haben, an die sie vielleicht nie dachten. Die wirklichen Verdienste der alten Griechen um A. beschränken sich auf Berichtigung der Zeitrechnung und der zum Grunde liegenden Perioden. Cleostratus aus Tenedos (532 v. Chr.) führte zur Ausgleichung des Mond- und Sonnenjahres eine 8jährige Periode ein, in der jedes Jahr aus 12 Mondenmonaten bestand, denen dann überhaupt noch 3 Schaltmonate hinzugefügt wurden. Es hätten also 8 Sonnenjahre 99 Mondenmonate enthalten müssen. Der Fehler war etwa 36 Stunden in 8 Jahren. Harpalus bemerkte zwar den Fehler, aber seine Korrektion war eine irrthümliche. Als zu Metons Zeit (431 v. Chr.) der Kalender schon um 15 Tage abwich, unternahm dieser eine neue Kalenderverbesserung. Er setzte 19 Sonnenjahre = $19 \times 12 + 7$ Mondenmonaten. Diese 235 Monden vertheilte er auf die 19 Jahre so, daß das 3., 6., 8., 11., 13., 17., 19. Jahr 13 Monate, die übrigen 12 enthielten. Nach den neuern Bestimmungen enthalten 19 Sonnenjahre 6939 Tage 14 Stunden 25 Minuten; 235 Mondenjahre 6939 Tage 16 Stunden 31 Minuten; der Fehler betrug folglich nach 2 Jahrhunderten noch keinen vollen Tag. Bei den olympischen

Spielen 432 v. Chr. schlug Meton den versammelten Griechen diesen Kalender vor; er ward einstimmig und mit großem Beifall aufgenommen, in ganz Griechenland und seinen Kolonieländern eingeführt und auch von andern Völkern zum Grunde gelegt. Die Nummer der Jahre in dieser 19jährigen Periode ward goldene Zahl genannt, unter welchem Namen sie noch heute gebräuchlich ist. Metons Cyklus gewährte noch den Vortheil, daß auch die Finsternisse sich nahezu nach dieser Periode richteten, indem der Umlauf der Mondsknoten, d. h. der Punkte, in welchen seine Bahn die Ebene der Erdbahn schneidet, einen Umlauf von 19 Jahren weniger 5 Monaten hat. So stand es um die A., als die Akademie zu Alexandria von Ptolemäus Soter gegründet ward. Mit Aristillus und Timocharis eröffnet sich die Reihe der alexandrinischen Astronomen, 300 Jahre v. Chr. Sie bestimmten die Orte der Fixsterne, zwar wahrscheinlich noch mit sehr rohen Hülfsmitteln, doch aber so genau, daß Hipparch ihre Arbeiten brauchbar fand. Früher hatte man die scheinbaren Abstände der Himmelskörper von einander bloß durch eine Schätzung nach Mondsdurchmessern gegeben. Bald nach ihnen erhalten wir sogar eine A. in Versen (von Aratus). Weit wichtiger waren die Arbeiten Aristarchs von Samos. Er machte den Versuch, die Zeit genauer zu bestimmen, wo die Sonne ihren höchsten und tiefsten Stand im Jahre erreiche, und ist der Erste, der einen nicht durchaus unglücklichen Versuch machte, die Entfernung der beiden vorzüglichsten Himmelskörper zu bestimmen. Für den Mond fand er 56 Erdhalbmesser (nur 4 zu wenig), und die Größe des Mondes nahm er im Durchmesser zu $^2/_3$ der der Erde (im Rohen gleichfalls richtig) an. Ferner glaubte er für den Winkel, welchen Mond und Sonne an der Erde zur Zeit des ersten und letzten Viertels machen, 87° gefunden zu haben, woraus für den Winkel an der Sonne 3° und hieraus die Entfernung der Sonne 19mal größer als die des Mondes gefunden wird, und ihr Durchmesser 6—7mal größer als der der Erde herauskommt. Dies ist nun freilich um mehr als das Zwanzigfache falsch, gleichwohl war die Methode, deren Aristarch sich bediente, an sich nicht zu tadeln. Wäre die Sonne, statt 400mal, nur 10- bis 20mal weiter entfernt als der Mond, so würde Aristarchs theoretisch richtiges Verfahren auch praktisch anwendbar gewesen sein. Das Nämliche läßt sich von einer noch künstlicheren Methode, welche vier Jahrhunderte später Ptolemäus anwandte, sagen. Er wollte aus der Größe des Erdschattens bei Mondfinsternissen das Problem lösen, und seine Theorie war nicht Schuld daran, daß das Ziel verfehlt wurde. Aristarch hat aber noch ein anderes und wesentlicheres Verdienst. Er lehrte, die Erde drehe sich um ihre Axe und zugleich in einem schiefen Kreise um die Sonne, eine richtige, und zwar für jene Zeit sehr kühne Bemerkung, die freilich noch nicht das kopernikanische System selbst ist, aber gleichwohl, konsequent verfolgt, dahin hätte führen können. Statt aber dies zu thun, blieb man an seinen Worten hängen und namentlich an der Behauptung, die Bahn der Erde verhalte sich zur Entfernung des Fixsternhimmels wie ein Mittelpunkt zur Peripherie. Richtig verstanden war dies ein sehr glücklich gewählter Ausdruck, der bis zur wirklichen Auffindung der Fixsternparallaxen praktische Gültigkeit hatte. Auch von Euclides, der um jene Zeit lebte, haben wir ein astronomisches Werk: „Phänomena". Er handelt darin hauptsächlich von den Erscheinungen, welche Auf- und Untergang der Gestirne auf der Kugel (zwischen Pol und Aequator) darbieten. Wahrscheinlich ist auch Manetho, ein ägyptischer Priester, in diese Zeit zu setzen, wiewohl das Werk, das uns von ihm erhalten ist, nur wenig Spuren ächter Kenntnisse, dagegen größtentheils astrologische Träumereien enthält. Zum Nachfolger Aristarchs berief Ptolemäus Evergetes den Eratosthenes (geb. 276 v. Chr.) und ließ auf dessen Vorschlag große metallene Ringkugeln anfertigen, ähnlich denen, welche man noch heute zur Aufstellung von Globen anwendet. Nur waren sie beträchtlich größer und mit aller damals möglichen Genauigkeit eingetheilt. Die Beobachtungen, welche Eratosthenes sowohl als seine Nachfolger an ihnen machten, sind ein Beweis der Sorgfalt, mit der sie gearbeitet waren. Jetzt konnte man die Durchgänge der Sterne durch den Meridian beobachten, was nicht allein bequemer, sondern auch viel genauer ist, als Auf- und Untergänge. Eratosthenes suchte die Schiefe der Ekliptik zu bestimmen, und fand sie $^{11}/_{166}$ des Umkreises oder zwischen 23° 50′ und 23° 52′ 30″. Er bestimmte ferner die Bilder des Thierkreises, zählte 675 Sterne und soll den Durchmesser der Sonne 27mal größer als den der Erde angenommen haben. Sein Versuch, die Größe der Erde zu bestimmen, ist mehr der Methode als des Resultats wegen merkwürdig. Er nahm an, daß Alexandria und Syene unter gleichem Meridian lägen, und daß die Entfernung beider Städte 5000 Stadien betrage. Da man nun bemerkt hatte, daß am längsten Tage die Sonne den Boden eines tiefen, senkrecht hinabgehenden Brunnens zu Syene bescheine, während sie an demselben Tage zu Alexandria noch einen Schatten werfe, der $^1/_{50}$ des Kreisumfangs betrüge, so schloß er, daß die Erde $50 \times 5000 = 250{,}000$ Stadien im Umfang habe. Indeß waren diese und ähnliche Angaben alle mehr oder weniger nur Schätzungen und Muthmaßungen.

Bei diesem Zustande der Dinge hatten die alten Mathematiker Recht, wenn sie sich mit runden Zahlen begnügten, die am deutlichsten zeigen, daß sie auf die Genauigkeit eigenthümlicher Messungen gar keinen Anspruch machen. So finden sich für die Größe der Erde bei Aristoteles 400,000 Stadien, bei Eratosthenes 250,000, bei Posidonius 240,000, bei Cleomedes 300,000, bei Ptolemäus 180,000 Stadien. Conon von Samos würde keiner Erwähnung verdienen, da seine Beobachtungsmethode wieder die alte unvollkommene war, wenn er nicht durch Einführung eines neuen Sternbildes (des Haupthaars der Berenice) sich einen ziemlich wohlfeilen Nachruhm erworben hätte; von den beiden großen Geometern, Archimedes und Apollonius, ist hier nur zu erwähnen, daß der erstere sich an einem Planetarium versucht und letzterer die Epicykel als Erklärung des scheinbar so verworrenen Planetenlaufs zuerst angenommen hat. Entschieden der größte Astronom des Alterthums ist Hipparchus von

Nicäa (150 v. Chr.). Er faßte den großen Plan, alle Grundlagen der A., soweit die damaligen Mittel reichten, festzustellen: die Länge des Jahres, die Schiefe der Ekliptik, den Lauf des Mondes und der Sonne, die Orte der Sterne und vieles Andere. Zur genauern Zeitbestimmung hatte er freilich nur Wasser- und Sanduhren, indeß wußte sein Genie diese Mängel auf mancherlei Weise zu ersetzen, so daß er z. B. nichtsdestoweniger die Ungleichheit der wahren Sonnentage entdeckte, die doch für einen einzelnen Tag nie eine halbe Minute übersteigt. Da der scheinbare Abstand eines Sterns von der Sonne sich direkt nicht messen ließ, so maß er am Tage den Abstand des Mondes von der Sonne, in der darauf folgenden Nacht die eines Sterns vom Monde, und indem er den Lauf des Mondes in der Zwischenzeit berücksichtigte, erhielt er den Kulminationsunterschied des Sterns und der Sonne, also auch die gerade Aufsteigung des erstern, wenn die der Sonne bekannt war. Hatte er auf diese Weise eine Anzahl von Sternen bestimmt, so dienten ihm diese zur Grundlage für die andern. An seinen Ringkugeln brachte er Diopter an, um beim Sehen genauer zielen zu können; auch soll er sich eines Rohrs bedient haben, um die Seitenstrahlen abzuhalten und schärfer zu sehen; Gläser aber befanden sich sicherlich nicht darin. Die von Eratosthenes angegebene Lage der Sonnenbahn fand er richtig. Zur Bestimmung der Länge des Jahres hatte er nur die 150 Tage zuvor beobachteten Solstitien des Aristarch, die, mit seinen eigenen Beobachtungen verglichen, ihm 365 Tage 5 Stunden 55 Minuten 12 Sekunden gaben. Um sie richtiger zu erhalten, schlug er die Beobachtung der Nachtgleichen vor, deren Zeitpunkt sich viel genauer bestimmen läßt. Seinen Sonnentafeln gab er eine Einrichtung, die allen spätern Zeiten als Muster gegolten hat; er gab in einer Tabelle die mittlere Bewegung und in einer zweiten die Ungleichheit. Daß die Entfernung der Sonne von der Erde veränderlich sei, daß beim Mond ein Gleiches Statt finde, hat er erforscht, die Neigung der Mondbahn gegen die Ekliptik und die Veränderung der Knoten bestimmt, die Nothwendigkeit, bei Sonnenfinsternissen auf die verschiedene Lage der Erdorte gegen den Erdmittelpunkt Rücksicht zu nehmen (Parallaxenrechnung), dargethan. Er bestimmte 1020 Sterne, deren Orte er nicht auf den Aequator, sondern durch trigonometrische Rechnung auf die Ekliptik bezog. Dabei fand er, daß seit Timocharis sich die Längen der Sterne (ihre Abstände vom Anfangspunkt, gezählt in der Ekliptik) verändert, nämlich durchschnittlich um 2 Grade vermehrt hatten. Diese Präcession der Nachtgleichen ist wohl die wichtigste seiner Entdeckungen. Zu Längenbestimmungen auf der Erde schlug er die Finsternisse vor; in jener Zeit sicher das beste Mittel. Die unmittelbaren Nachfolger Hipparchs waren seiner wenig würdig. Wir treffen fast drei Jahrhunderte hindurch auf mittelmäßige Leistungen. Einige glückliche Ideen hatte Cleomedes. Die Erde ist, von der Sonne aus gesehen, nach ihm nur ein Punkt, von den Fixsternen aus gar nicht zu sehen; auch sind die Fixsterne keineswegs alle gleich weit entfernt, was schon Geminus 137 v. Chr. behauptet hatte. Er ist ferner Entdecker der astronomischen Strahlenbrechung. Posidonius erkennt den Mond als Ursache der Ebbe und Fluth und weiß auch schon, daß die Fluthen im Neu- und Vollmonde größer sind, als in den Mondsvierteln. Für die Höhe der Atmosphäre setzt er 4000 Stadien, für den Mond 52 Erdhalbmesser, für die Sonne 13,000 Erdhalbmesser Entfernung (erstere Zahl um $^1/_6$, letztere nahe um die Hälfte zu klein).

Unter Julius Cäsar ward Anstalt gemacht, den in die größte Unordnung gerathenen römischen Kalender gründlich zu rektificiren. Es konkurrirten hierbei viele Mathematiker; doch ist die Verbesserung hauptsächlich ein Werk des Alexandriners Sosigenes. Bis dahin hatten alle Völker den Mond zum Hauptregulator der Zeit gewählt, und man suchte (wie schon oben bemerkt) durch Einschaltungen das Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Uebereinstimmung zu bringen. Sosigenes rieth, den Mond ganz aus dem Spiel zu lassen und sich allein nach der Sonne zu richten. Die Länge des tropischen Jahres setzte er auf $365^1/_4$ Tage, wohl wissend, daß dies etwas zu lang sei, aber in die Nothwendigkeit versetzt, ein leicht überschauliches Verhältniß aufzustellen, übrigens auch ganz richtig schließend, daß die damals bekannte Länge des Jahres doch noch immer um einige Minuten unsicher sei und ein völlig genaues Anschließen des Kalenders an den Himmel daher der Zukunft überlassen werden müsse. Varro versuchte zuerst die Dunkelheiten der altrömischen Chronologie durch die Mond- und Sonnenfinsternisse aufzuhellen, denn damals hatte man schon eine ziemliche Sicherheit in der Voraus- und Rückberechnung der Finsternisse gewonnen. Auch Sternbedeckungen durch den Mond beobachteten Agrippa und Menelaus. Schon fingen die Astronomen an, sich der Astrologie zu schämen und beides scharf von einander zu sondern. Man bediente sich unter Anderm der großen Obelisken, um durch die Länge ihres Schattens die geographische Breite zu bestimmen, und Manlius setzte auf die Spitze des großen Obelisken zu Rom eine Kugel, um ihren Halbschatten eliminiren zu können. Die A. im alten Rom hat übrigens nie viel bedeutet. Von der Menge beständig mit Astrologie verwechselt, von witzigen Köpfen verlacht, konnte es ihr hier nicht gelingen, einen Verehrer dauernd an ihren Dienst zu fesseln, und überhaupt war Alexandria noch immer der einzige Ort, wo brauchbare Beobachtungen angestellt werden konnten. Cl. Ptolemäus (um 130 n. Chr.) ist der zweite große Astronom des Alterthums. Von seinen zahlreichen Werken ist uns nur der einzige „Almagest" erhalten, allerdings ein Hauptwerk, das 1400 Jahre lang die einzige Hauptquelle war, aus der die Welt ihre astronomischen Kenntnisse schöpfte. Unbestritten ist sein Verdienst um die Mondstheorie. Man hatte vor ihm den Mond nur im Voll- und Neumonde (hauptsächlich den Finsternissen) beobachtet. Ptolemäus bestimmte seinen Ort auch in den Mondsvierteln, und nun sah er bald, daß die Annahme eines einfachen excentrischen Kreises, in dem sich der Mond mit gleichförmiger Geschwindigkeit bewege, nicht mehr ausreiche. Er verband desshalb mit demselben die Epicyklen, allein auch diese erklärten die Sache nicht ganz

Seine Vorſtellung war eine höchſt verwickelte: der Mond bewegt ſich in ſeinen Epicyklen auf dem Umfange eines großen Kreiſes, in deſſen Mittelpunkt die Erde nicht liegt, und der Mittelpunkt des excentriſchen Kreiſes wird ſelbſt in einem kleinen Kreiſe um die Erde geführt. Ptolemäus ſetzte den Abſtand des Mondes in den Syzygien (Voll- und Neumond) zwiſchen 53½ und 64 Erdhalbmeſſer, was nahezu richtig iſt, in den Quadraturen dagegen auf 33—44, was erheblich falſch iſt. Seine Beobachtungen reducirte er genauer, als man bis dahin gethan hatte, ſo daß er ſelbſt kleine Verbeſſerungen anbrachte, die innerhalb der unvermeidlichen Beobachtungsfehler lagen. Die Entfernung der Sonne ſuchte er aus der Größe des Erdſchattens bei Mondfinſterniſſen zu beſtimmen, was nicht gelingen konnte aus Gründen, die damals noch nicht erkennbar waren. Am bekannteſten iſt Ptolemäus geworden durch ſeinen Verſuch, die Bewegung der Planeten zu erklären.

Ein Bild des traurigen und troſtloſen Verfalles der A. gewähren die auf Ptolemäus folgenden Jahrhunderte. Die Erde wird wieder flach, ein Waſſer befeuchtet die Weltaxe, damit ſie ſich bei der Umdrehung nicht entzünde, die Sonne geht (nach Iſidor) allen Völkern der Erde gleichzeitig auf. In den wenigen Büchern, die aus dem 6. und 7. Jahrhundert auf uns gekommen ſind, iſt keine Spur einer auch nur hiſtoriſchen Kenntniß der großen Entdeckungen der Alexandriner. Ein neuer Anſtoß zur Bearbeitung der A. ging von Arabien aus. Zwar war durch Omar die alexandriniſche Bibliothek den Flammen geopfert worden, aber trotzdem finden wir bei den Arabern, ſobald ſie ſich den Wiſſenſchaften widmen, ſogleich mehre wichtige alexandriniſche Werke, und ſie haben uns durch ihre Ueberſetzungen nicht wenige erhalten. Eine Reihe vortrefflicher, die Wiſſenſchaften eifrig befördernder Khalifen begann mit Al Manſur, dem Vater Harun al Raſchids. Bekannt ſind des Letzteren Geſchenke an Karl den Großen, beſonders die Waſſeruhr, welche die Stunden ſchlug. Vor allen aber iſt Al Mamun, der dritte Khalif dieſer Reihe, anzuführen. Nach einem ſiegreichen Feldzuge gegen die Byzantiner, deren Geſandten um Frieden baten, erbot er ſich zur Wiederherausgabe des Eroberten unter der Bedingung, daß Kaiſer Michael III. ihm die Erlaubniß ertheile, von allen in Griechenland vorhandenen wiſſenſchaftlichen Büchern eine arabiſche Ueberſetzung anfertigen zu laſſen. Bei dieſen Ueberſetzungen, zu denen er unverzüglich ſchritt, führte er den Vorſitz, und den Anfang machte Ptolemäus' „Almageſt". So wurde wenigſtens von den Wiſſenſchaften gerettet, was noch zu retten war, und einer beſſern Zeit überliefert; denn weſentliche Bereicherungen verdankt die A. den Arabern ſehr wenige: es blieb meiſt bei Anfängen und Verſuchen. Mit einer ſtarken Doſis Aſtrologie verſetzt, erhob ſie ſich nicht über das ptolomäiſche Syſtem, neben welchem wir manchen ſonderbaren Irrthümern begegnen. Den Albategnius (Al Baten) hat man den arabiſchen Hipparch genannt. Die wichtige Entdeckung von der Verſchiebung derjenigen Punkte, *wo die Erde* der Sonne am nächſten und am entfernteſten ſteht (Fortrückung der Apſiden oder des Aphelіums und Perihelіums), iſt unbeſtritten ſein Werk. Alhazen zeigte, die obere Luft müſſe dünner ſein, als die untere, ſonſt würde keine Strahlenbrechung darin Statt finden; zugleich verſuchte er ihre Höhe zu berechnen und den Tag der kürzeſten Dämmerung zu beſtimmen. Zur Beſtimmung der Refraktion ſchlug er vor, die obern und untern Meridiandurchgänge der nicht untergehenden Sterne zu beobachten; noch jetzt die beſte Methode. Malek Schah berief Aſtronomen, um die Länge des tropiſchen Jahres zu beſtimmen; ſie fanden 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 48 Sekunden und müſſen folglich ſehr gute alte Beobachtungen verglichen haben. Um einen richtigen Kalender zu erhalten, ſchlug Omar-Chejam einen 33jährigen Cyklus mit 8 Schalttagen vor, ſo daß ſtatt des 32. Jahres erſt das 33. ein ſolches ſein ſollte, ein Vorſchlag, welcher der Wahrheit noch näher kommt, als ſelbſt die gregorianiſche Einrichtung. Statt aber, wie die Alten thaten, die Aſtrologie mehr und mehr auszuſcheiden, ſehen wir zuletzt die arabiſche A. faſt ganz in jener Afterwiſſenſchaft untergehen. Alpetragius gab den Planeten ein eigenes Licht, und zwar nicht geſtützt auf Beobachtungen, ſondern aus allerlei ſonderbaren Grillen; etwa wie man umgekehrt nach einer Relation des Vitruv das Stillſtehen der Planeten in der Nähe der Oppoſitionen dadurch erklärte, daß ſie zu weit von der Sonne entfernt ſeien und ihren Weg nicht mehr ſehen könnten. Noch iſt zu erwähnen, daß wir den Arabern die erſte wirkliche Gradmeſſung verdanken. Sie ward in den Ebenen von Sennaar ausgeführt und ergab 56 arabiſche Meilen für den Grad, die arabiſche Meile 4000 Ellen à 24 Zoll à 6 Gerſtenkörner.

Das von Bagdad ausgehende Licht hatte einzelne Strahlen nach Spanien, Perſien, ſowie zu den Tataren und Mongolen ausgeſandt, die noch glänzten, als die Hauptquelle verſiegt war, freilich nur dürftig und auf kurze Zeit. In Spanien arbeitete Alfons X., König von Kaſtilien, von mehren Gelehrten unterſtützt, an der Verbeſſerung der Sonnentafeln. Wie ſchon Averrhoes vor ihm, ſo hatte auch er Zweifel am ptolemäiſchen Syſtem und meinte, ein allweiſer Schöpfer würde die Welt gewiß einfacher eingerichtet haben. Dieſer Ausdruck, von unwiſſenden fanatiſchen Mönchen zur Gotteslästerung geſtempelt, half mit ſeinen Sturz herbeiführen. In Perſien arbeitete man an aſtronomiſchen Tafeln, kannte und benutzte die alten. Die Sternbilder der perſiſchen Aſtronomen ſind in einigen Benennungen von den griechiſchen verſchieden, oder wenigſtens durch Umſchreibungen gegeben. So heißt Bootes die große Eva, Ophiuchus die kleine Eva, Orion der Gewaltige, Hercules der knieende Mann, Caſſiopeja der Mann auf dem Stuhle, Andromeda das gefeſſelte Weib, Perſeus der Mann, der den Weiberkopf hält. Man ſieht, ſie hatten einen alten Globus mit Bildern, aber ohne Namen, oder doch mit ſolchen, die ihnen nicht recht verſtändlich waren. Der große Mongolenfürſt Dſchingis-khan wünſchte ſich vergebens einen Aſtronomen; erſt ſeinem Enkel Hulagu gelang es, den berühmten Naſireddin zu gewinnen, dem er eine Sternwarte zur Maraſch baute. Hauptzweck derſelben war Verbeſſerung der ptolemäiſchen Tafeln durch Beobachtungen. Naſireddin hatte 30 Jahre gefordert; Hulagu's Ungeduld bewilligte ihm nur 12 dazu, und dies trägt wohl die Schuld, daß dieſe unter dem Namen der ilkaniſchen bekannten Tafeln den ptole-

Digitized by Google

mäischen an Genauigkeit im Ganzen nachstehen und sie überdies größtentheils nur kopiren. Auch noch der Enkel Timurs, der Usbeke Ulugh-Beigh, in Samarkand, beförderte während seiner mehr als 40jährigen Regierung die astronomische Wissenschaft. Die Direktion der prachtvollen Sternwarte, die er mit großen Kosten zu Stande brachte, führte er selbst, und die berufenen Astronomen waren nur seine Mitarbeiter. Doch sind die Erzählungen von der ungeheuern Größe seiner Instrumente (z. B. eines Quadranten, dessen Radius gleich der Höhe der Sophienkirche in Konstantinopel war) wohl übertrieben, wenigstens hätten solche Kolosse die Wissenschaft nicht gefördert. Alsuphi, ein Araber, reducirte für ihn das Fixsternverzeichniß des Hipparch mit Hülfe der damals schon ziemlich gut bekannten Präcession. Ulugh-Beigh prüfte diese Oerter an seinen Instrumenten, fand sie nicht genau genug und unternahm es, sie zu berichtigen.

Erwähnung in der Geschichte der A. verdienen noch die Chinesen. Bekanntlich hatte China's Omar, der Kaiser Schi-hoang-ti, vor etwa zweitausend Jahren die chinesischen Bücher verbrannt und darunter auch die astronomischen. Indeß stellte man sie bald nachher, theils aus Erinnerungen alter Leute, theils aus anderweitig geretteten Bruchstücken, wieder her. Mag nun diese Herstellung doch keine recht genaue gewesen sein, oder mag es andere Ursachen gehabt haben, genug, der Himmel und die Tabellen stimmten je näher desto schlechter, und man mußte zuletzt eine allgemeine Reform der A. dekretiren. Yhang war es, der den schwierigen und gefährlichen Auftrag erhielt. Er verfertigte neue Sonnentafeln, edirte ein Sternverzeichniß nebst Sternkarten, schickte zwei Gesellschaften von Mathematikern, eine nach Norden, die andere nach Süden, um das Reich zu messen und zu beschreiben; auch besaß er eine Methode, die Längen auf der Erde zu bestimmen. Das Wichtigste aber, was wir den Bemühungen der Chinesen verdanken, sind Kometenbeobachtungen. Die alten Griechen, Römer, Byzantiner ꝛc. erzählen uns zwar Manches von Kometen, aber nichts, was wir brauchen könnten, und in Alexandria ist keine Rede von ihnen; weder Hipparch, noch Ptolemäus haben sich um sie bekümmert, wahrscheinlich weil sie dieselben gar nicht für rechte Himmelskörper hielten. Aberglaube aller Art in Beziehung auf die Kometen herrschte zwar auch in China, doch scheint er dort die Menschen nicht so gänzlich blind für das Wesentliche gemacht zu haben, als leider in Europa. Es fehlt auch dort nicht an Uebertreibungen der Länge des Schweifes, des fürchterlichen Ansehens u. dgl.; doch so grob, als die Abendländer, haben die Chinesen nicht gelogen, wie man aus Vergleichung der dies- u. jenseitigen Berichte über denselben Kometen sieht. Ihre Ortsbestimmungen geben meist bloße Längen in der Ekliptik an, ohne die Breiten; auch sind sie nicht frei von Widersprüchen und unverständlichen Stellen. Gleichzeitig haben Burckhardt und andere Astronomen aus den chinesischen Daten, vom Jahre 240 unserer Zeitrechnung an, einige näherungsweise berechnete Bahnen ableiten können, und diese wenigen sind über ein Jahrtausend hindurch die einzigen, welche wir haben.

Wie wir gesehen, waren die Leistungen der Araber nicht ohne alle Wirkung auf das Abendland geblieben. Gegenseitiger Fanatismus verhinderte zwar einen allgemeinen und dauernden Einfluß, doch war das Uebergewicht auf jener Seite so groß, daß diesseits die Anerkennung nicht ausbleiben konnte. Cordova's Hochschule ward selbst in der Zeit des bittersten Religionshasses von Schülern aus christlichen Staaten besucht, und wo es wichtige Fragen zu entscheiden galt, sehen wir die christlichen Gelehrten mit den Bekennern des Mosaismus und des Islams zur gemeinsamen Arbeit und Berathung vereinigt. Aber wir müssen mit Beschämung bestehen, daß der Antheil der erstern ein höchst geringer war. Die unglaubliche Unwissenheit des frühern Mittelalters hatte einer mittelmäßigen historischen Kenntniß der Alten Platz gemacht, und die Zahl der Kommentatoren, Kompilatoren und Epitomatoren, die mit dem Ende des 10. Jahrhunderts beginnt, ist nicht so sehr gering; Weidler und Riccioli führen mehr als 50 auf, die bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts hin über A. schrieben u. deren Werke zum Theil später gedruckt wurden; aber nicht einer hat die Wissenschaft theoretisch oder praktisch bereichert, wenn wir nicht etwa Johann von Lineriis ausnehmen wollen, der die Oerter von 48 Sternen durch eigene Beobachtungen 1364 bestimmt haben soll, oder Peter d'Ailly, der gegen Ende des 14. Jahrhunderts auf den Fehler des julianischen Kalenders aufmerksam machte, ohne Gehör zu finden. Einen höheren Rang in der Wissenschaft nimmt Roger Bacon († 1294) ein, in sofern er wirklich geforscht zu haben scheint und jedenfalls einer jener philosophischen Geister war, die selbst in den ungünstigsten Jahrhunderten ihre Blicke auf das Wesen der Dinge zu richten nicht unterlassen können.

Deutschland aber war es, das den ersten Astronomen der neuern Zeit erzeugte, Georg Peurbach, 1423 geboren. Seine Theorie war zwar sinnreich, aber falsch. Er hinterließ einen Schüler, Joh. Müller, Regiomontanus, der in Wien und Rom als Lehrer der A. auftrat u. einen reichen Bürger zu Nürnberg (Bernh. Walter) für die A. gewann, der mit großen Kosten Instrumente anschaffte. Eines jener Instrumente war, sowohl für Beobachtungen, die auf den Aequator, als auch für solche, die auf die Ekliptik bezogen werden sollten, eingerichtet. Einst fanden sie den Mars fast 2 volle Grade von dem Orte entfernt, den ihm die Tafeln gaben: sie suchten diese also zu verbessern. Die Zeit bestimmten sie durch die Fixsterne; früher hatte man nur die so höchst unvollkommenen Sand- oder Wasseruhren. Im Jahre 1472 beobachteten sie einen Kometen, den ersten in Europa beobachteten. Regiomontanus schrieb über ihn eine Abhandlung, in welcher er zeigt, wie man aus seiner Parallaxe die Entfernung und Größe herleiten könne. Sixtus IV. berief den berühmten Mann nach Rom, da er die Absicht hatte, den Kalender zu verbessern; hier aber starb Müller im 40. Jahre seines Alters, und die Verbesserung unterblieb. Walter setzte die Beobachtungen allein fort und überlebte seinen Genossen um 28 Jahre. Eine ihrer Beobachtungsmethoden hat lange Zeit Anwendung gefunden; sie maßen den Abstand eines Planeten, Kometen ꝛc. von zwei Fixsternen möglichst gleichzeitig. Seit 1484 bediente sich Walter auch einer genauern Uhr. Hieron. Fracastor (oder vielmehr Turrius, denn Fracastor sagt selbst, daß er von diesem seine Ideen habe) ver-

Digitized by Google

suchte lauter kreisförmige Bahnen an die Stelle der ptolemäischen Epicykel zu setzen. Da er aber mit einem Kreise, wenn anders die Erde in Ruhe bleiben sollte, nicht ausreichte, so vervielfältigte er sie so sehr, daß er z. B. für Saturn 17, für Jupiter 11 ꝛc., überhaupt für das Planetensystem einschließlich Mond und Sonne 73 verschiedene Sphären in einander schachtelte, wozu noch 6 für die Fixsterne kamen. Fracastor war der Erste, der die Verminderung der Schiefe der Ekliptik behauptete; doch in der Planetentheorie ist er offenbar nicht glücklich gewesen, und Vorgänger des Kopernikus scheint er nur in sofern genannt werden zu können, als er die Unhaltbarkeit des ptolemäischen Systems erkannte. Nikolaus Kopernikus (Köpernik, geb. 1472) beobachtete und forschte 23 Jahre, um ein der Natur entsprechendes und einfaches System aufzustellen, denn alle bisherigen waren weder das eine, noch das andere. Zuerst hob er das Unbegreiflichste von Allem, die 24stündige Umwälzung des ganzen Universums um die Erde, durch eine Rotation der Erde um sich selbst, die gleichförmig in der Ebene des Aequators vor sich geht, auf. Hierauf setzte er die Sonne in den Mittelpunkt als ruhenden Körper und ließ um sie die verschiedenen Planeten, folglich auch die Erde selbst, sich in excentrischen Kreisen drehen. Einer dieser Kreise, die Erdbahn, trat nun an die Stelle der bisherigen Sonnenbahn. Ihre Ebene, die Ekliptik, legte er zum Grunde und bezog die Neigungen der übrigen Planetenkreise nur einfach auf diese Grundebene. Nur der Mond lief noch, wie im ptolemäischen Systeme, um die Erde. Der heftige Streit, der über die neue Lehre entbrannte, hat jetzt, ähnlich wie der über die Rundung der Erde, die Antipoden u. dergl., nur noch historische Wichtigkeit; die Zeiten, wo ein Riccioli 77 Gründe wider und 49 Gründe für Kopernikus in Reihe und Glied gegen einander aufmarschiren ließ, sind vorüber, und Mercier, dürfte der Letzte gewesen sein, der im Ernst etwas dagegen vorbrachte. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß kein einziger seiner frühern Gegner (bis auf Keplers Zeit) den einen Punkt hervorhob, worin Kopernikus wirklich Unrecht hatte, die Beibehaltung des excentrischen Kreises und theilweise selbst der Epicykel. Wie weit entfernt Kopernikus von jeder Rechthaberei war, welche Hochachtung er gegen seine Vorgänger hatte, dies bezeugen am besten die Planetentafeln, die unter dem Namen der pruteniſchen (preußischen) bekannt sind. Er findet eine andere und richtigere Länge des Jahres, als Ptolemäus und Albategnius, er findet die Schiefe der Ekliptik, den Ort u. die Bewegung der Sonnenferne ꝛc. anders als jene, allein er wagt es nicht, seine Bestimmungen als die bessern den alten zu substituiren, sondern er stellt jene neben diese und läßt die Entscheidung, ob nicht etwa die Elemente selbst sich verändert hätten, oder welches im entgegengesetzten Fall die richtigen seien, spätern Zeiten anheim.

Das 16. Jahrhundert hat außer Kopernikus noch einige nicht verdienstlose Bearbeiter der astronomischen Wissenschaften aufzuweisen. Kopernikus' Schüler, **Rhäticus**, Professor in Wittenberg (1514—1572), vervollkommnete die Rechnungsmethode und bearbeitete insbesondere die Trigonometrie für astronomische Probleme. Pet. Apianus (Bienewitz) zu Ingolstadt ist als tüchtiger praktischer Beobachter ausgezeichnet. Er bemerkte unter Anderm, daß die Kometenschweife stets nach der der Sonne entgegengesetzten Seite standen, mit dem kopernikanischen System konnte er sich indeß nicht befreunden. Reinhold (1511—1553) hatte die erste dunkle Ahnung von elliptischen Bahnen und entwarf Tabellen auf Grund einer Ausgleichung der Beobachtungen des Ptolemäus und des Kopernikus. Mannichfache Verbesserungen erfuhren in dieser Zeit die astronomischen Instrumente und die Beobachtungsmethoden. Besonders sind die Erfindungen der Transversallinien, des Nonius u. des Proportionalzirkels hervorzuheben. Auf der vom Landgrafen Wilhelm IV. zu Kassel errichteten Sternwarte arbeiteten Christ. Rothmann und Justus Byrg mit außerordentlicher Thätigkeit. Sie bestimmten 900 Sterne, suchten eifrig nach der Sonnenparallaxe, gelangten aber zu der Ueberzeugung, sie sei für ihre Instrumente unmeßbar. Sie hatten bereits die in neuerer Zeit von Bessel wieder zur Anwendung gebrachte Methode, das Passageinstrument in jedem Vertikal zu gebrauchen. Hageeius setzte an ihre Stelle die ausschließlichen Meridianbeobachtungen, und Tycho tadelte sie ebenfalls; in der That können sie uns aber mit Zuziehung sehr guter Uhren von Nutzen sein. In die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts gehört auch die Kalenderverbesserung Gregors XIII. (s. Kalender). Der größte Astronom des Jahrhunderts nächst Kopernikus ist aber Tycho de Brahe.

Tycho de Brahe (geb. 1546) ist der Reformator der Beobachtungskunst, wie Kopernikus der des Weltsystems. Eine 1560 der Vorausberechnung gemäß eingetroffene große Sonnenfinsterniß gewann den vierzehnjährigen Knaben für die Wissenschaft. Seine Beobachtungen über den neuen Stern, der plötzlich am 11. Nov. 1572 in der Cassiopeja erschien, wird erst die Nachwelt bei einer etwaigen Wiedererscheinung des Sterns ganz schätzen lernen; vieles Andere aber, was Tycho festgestellt hat, dient schon der Gegenwart als sicheres Fundament ihrer Wissenschaft. Er war der Erste, der die Breite seines Beobachtungsortes durch Cirkumpolarsterne bestimmte und zur Berichtigung seiner Instrumente anwendete, der Erste, der die Refraktion bei seinen Beobachtungen in Rechnung brachte, obwohl er in Erklärung dieser Erscheinung nicht glücklich war. Er entdeckte die Variation und die jährliche Ungleichheit der Mondbahn, die Ungleichheit der Kometenbewegung und die Veränderlichkeit der Neigung; auch zeigte er, besonders durch Beobachtungen an dem Kometen von 1577, daß diese Körper weit jenseits des Mondes sich befänden. Tycho ist auch der Erste seit Hipparch, der eine Berichtigung sämmtlicher Elemente unternahm und durchführte; er hat 777 Sterne mit Sorgfalt und einer mindestens sechsmal so großen Genauigkeit als Hipparch beobachtet. In Prag, das dem in Ungnade gefallenen Astronomen eine Freistätte bot, hatte der große Meister seinen noch größern Schüler gefunden. Johann Kepler (geb. 1570) benutzte Tycho's und seine eigenen Beobachtungen, um die wahre Gestalt der Planetenbahnen zu erforschen, und fand nach langen vergeblichen Versuchen das Rechte. Namentlich war es der Planet Mars, dessen Bewegung er mit der noch von Kopernikus festgehaltenen Theorie eines excentrischen Kreises unvereinbar fand. In seinem Hauptwerke: „Astronomia nova de motibus stellae Mar-

tis“ (Prag 1609) legte er die mühsam fast nur durch Versuche gewonnenen Resultate nieder, welche die Grundzüge der gesammten Himmelsmechanik enthalten. Die von ihm gefertigten sogenannten rudolphinischen Tafeln übertrafen alles in diesem Fache bisher Geleistete. Kepler erlebte noch die Anwendung des neuerfundenen Fernglases und machte selbst Vorschläge zu dessen Verbesserung; indeß konnte er für seine hauptsächlichsten Arbeiten davon wenig Gebrauch machen, da erst Hooke es an den Quadranten und anderen Meßinstrumenten anbrachte. Die 1609 in Holland, wahrscheinlich von Zacharias Joannides (Janfen) zu Middelburg zuerst gemachte Erfindung verbreitete sich rasch im ganzen gebildeten Europa, und die wichtigsten Entdeckungen am Himmel folgten nun rasch auf einander. Simon Marius fand die Jupiterstrabanten, Scheiner die Sonnenflecke, Galilei die Sichelgestalten der Venus und die ersten Spuren des Saturnusringes, die Ringgebirge des Mondes u. A. m. In wenigen Jahrzehnten hatten sich die Objekte der A. nach allen Seiten hin mehr als verdoppelt, und das bewaffnete leibliche Auge durchschaute Fernen, welche vorher selbst das geistige nicht geahnt hatte; dieses aber erhob sich erst jetzt zu einer einigermaßen würdigen Vorstellung vom Weltall.

Galilei (geb. 1564) war der größte Naturforscher seiner Zeit, durch physikalische, mechanische, astronomische u. mathematische Entdeckungen gleich ausgezeichnet. Seine erste große, freilich erst später in ihrer wahren Bedeutung für die A. erkannte Entdeckung war das Gesetz der Pendelschwingungen und des freien Falles der Körper. Er zeigte ferner, daß die Schwere der Körper keinen Einfluß auf die Gesetze des Falles, sondern nur auf den Widerstand der Luft habe. Schon das zog ihm Neid und Verfolgung zu; als er aber gar 1611 in seinem Werke über die Sonnenflecke sich für das kopernikanische System erklärte, brach der Sturm los. Die Eiferer predigten auf der Kanzel gegen ihn, und einer unter ihnen machte die Stelle Apostelgeschichte 1, 11: Viri Galilaei, quid statis adspicientes in coelum, zum Text seiner Diatribe. Galilei ging nach Rom, um sich zu vertheidigen; die Gunst des Großherzogs Cosmus II. von Florenz und die persönliche Freundschaft des Papstes bewirkten, daß man gegen das Versprechen, das kopernikanische System weder mündlich, noch schriftlich ferner vertheidigen zu wollen, die Anklage vor der Hand fallen ließ. Bis 1630 hielt in der That Galilei das auferlegte Schweigen. Im dem genannten Jahre aber verfaßte er seinen Dialog über die ptolemäische und kopernikanische Weltordnung. Der 70jährige kranke Greis mußte nun im Winter 1633 nach Rom kommen, hier Monate lang im Kerker der Inquisition schmachten und endlich seine „Irrthümer“ knieend abschwören, während (wie Lichtenberg sagt) die Erde mit ihm und seinen Richtern dahin rollte. Es wird erzählt, daß er im Augenblicke, wo er wieder aufstand, mit dem Fuß gestampft u. hinzugefügt habe: „E pur si muove (und doch bewegt sie sich!)“ Seine Strafe war Kerker auf unbestimmte Zeit, die indeß noch in eine Verweisung nach Arcetri bei Florenz verwandelt wurde. Als Astronom war Galilei einer der unermüdlichsten Beobachter, aber viele seiner Entdeckungen sind nur in vertrauten Briefen an Freunde enthalten. Er schlug zuerst die Trabanten Jupiters zu Längenbestimmungen vor, beobachtete und beschrieb drei Kometen und entdeckte mit dem letzten Reste seines Augenlichts noch 1637 die Libration des Mondes; kurz darauf wurde er völlig staarblind.

Rens Descartes (Carteſius, † 1650) versuchte die Natur und Bewegung der Himmelskörper durch die eben so unhaltbare als berühmt gewordene Theorie seiner Wirbel zu erklären. Das ganze Universum, sagt er, muß mit Materie angefüllt und diese Materie muß in lauter kleine und gleichwinkelige Körper getheilt sein, weil dies die einfachste, also auch die natürlichste Voraussetzung ist. Da ferner diese Materie in Bewegung begriffen ist, so müssen jene kleinen Körperchen allmählig eine kugelförmige Gestalt annehmen, wo dann die abgeriebenen Ecken derselben, gleich Feil- oder Sägespänen, eine eigene, zweite Art von Masse bilden. Außer diesen beiden gibt es aber noch eine dritte Masse, die ihrer Natur nach roher oder gröber und weniger zur Bewegung geeignet ist. Jene erste Masse bildet die leuchtenden Körper, wie die Sonne und die übrigen Fixsterne; die zweite bildet die durchsichtige Substanz des Himmels, und die dritte endlich gibt die dunkeln Körper, die Erde, die Planeten und Kometen. Die Bewegungen jener ersten kleinen Körper werden in kreisförmigen Strömen oder Wirbeln angenommen. Durch ihre Hülfe sammelt sich die erste Materie um den Mittelpunkt eines jeden Wirbels, während die zweite, feinere Materie jene erstere umgibt und durch ihre Centrifugalkraft das Licht bildet. Die Planeten werden durch die Bewegungen ihrer Wirbel um die Sonne geführt, so daß jeder Planet in einem solchen Abstande von der Sonne ist, daß er noch in einem Theile des Wirbels steht, der seiner Solidität und seiner Beweglichkeit angemessen ist. Verschiedene Einwirkungen hindern die völlig kreisförmige und regelmäßige Bewegung der Planeten, wie z. B. wenn einer der Wirbel durch die andern ihm zunächst liegenden in eine eiförmige Gestalt zusammengedrückt wird ꝛc. Es genügt das Gesagte, um die vollkommene Bodenlosigkeit jener philosophischen Grille des sonst so großen Denkers zu durchschauen. Verdienter hat sich Carteſius um die Physik und auch um die A. durch seine Untersuchungen über das Licht gemacht, dessen Geschwindigkeit er schon zu messen versuchte. Was er über Strahlenbrechung u. Reflexion, sowie über Fern- und Vergrößerungsgläser gesagt hat, sichert ihm einen ehrenwerthen Platz auch unter den Astronomen.

Schon in Galilei's Zeit fallen die ersten Versuche, die Mondoberfläche darzustellen: Galilei selbst, Scheiner, Rheita, Hirschaater, Langrenus versuchten sich darin ohne sonderlichen Erfolg. Hevel in Danzig ist der Erste, der 1643 ein Mondbild zu Stande brachte; sein Sternkatalog wurde bald durch andere verdrängt, aber mehre Sternbilder tragen bis heute die Namen, welche er ihnen gab. Riccioli, der Verfasser eines neuen „Almagest“, gab wenige Jahre später eine neue, von Grimaldi verzeichnete Mondkarte heraus, die aber der hevelschen nachstand. Beide forschten auch über die Libration, doch ohne das Gesetz derselben zu entdecken.

In die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts fallen

die Entdeckung der Geschwindigkeit des Lichts (durch die Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, die sich desto mehr verzögerten, je weiter Jupiter von der Erde stand) von Olaus Römer 1675; die Wahrnehmung und Erklärung des Unterschieds der Pendellängen durch Richer, welcher dieselbe Pendeluhr in Paris und Cayenne beobachtete und dabei fand, daß sie am letztern Orte täglich 2½ Minuten zu langsam ging; die wichtigen Arbeiten des ältern Cassini, Hofastronomen Ludwigs XIV., der mit seinen bis über 200 Fuß langen Fernröhren hauptsächlich die Planetenoberflächen untersuchte, ihre Flecke, ihre Rotationszeit, ihre Trabanten, ihre Abplattung ꝛc. bestimmte, auch die genauere Form des Librationsgesetzes entdeckte und überhaupt der thätigste Astronom seiner Zeit war; ferner die Entdeckung der wahren Gestalt der Saturnusringes und des ersten (jetzt 6.) Saturntrabanten durch den großen Physiker Huygens; die Erforschung der wahren Gestalt der Kometenbahnen durch Dörfel und den Herzog von Northumberland; endlich die größte aller physischen Entdeckungen: das newtonsche Gravitationsgesetz. Der Entdeckung des Gesetzes der Schwere war bereits mehrfach vorgearbeitet. Die Wirbellehre des Descartes hatte zwar unter der jüngern Generation unglaublich viel Beifall gefunden, wie denn Rohaults Physik, die ganz nach cartesianischen Grundsätzen bearbeitet war, seit 1670 mehre Jahrzehnte hindurch in Frankreich und England als Hauptbuch für den akademischen Unterricht galt; doch konnte die Verführung keine Gewalt über Diejenigen gewinnen, welche das Problem in seinem wahren Lichte erblickten. Sie suchten andere Erklärungen, von denen die meisten freilich nicht glücklicher ausfielen, als die cartesianische. Gassendi setzte in seinem Werke „Quae sit motrix siderum causa" das bewegende Princip des Sonnensystems in gewisse „Fibern", deren Wirkungen jenen der thierischen Muskeln ähnlich seien. Leibnitz, Newtons ebenbürtiger Zeitgenosse, nimmt zur Erklärung der Axendrehung an, daß die kleinsten Elemente der Erde für sich abgesonderte Bewegung haben und daß durch diese Bewegungen der nach allen Richtungen radiirende Aether agitirt werde. Die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne aber läßt er aus einer Verbindung der Rotation der Sonne um ihre Axe mit der geradlinigen Anziehung derselben auf die Erde entstehen, und auf ähnliche Weise sucht er auch die übrigen Bewegungen des Sonnensystems zu erklären. Der Wahrheit näher trat der Italiener Borelli, welcher in seiner „Theorie der mediceischen Planeten" (Flor. 1666) die Bewegungen der Himmelskörper von der gegenseitigen Anziehung ableitet und diese Anziehung mit der des Magnets vergleicht. In England hatte schon zu Anfang des 17. Jahrh. Gilbert († 1603) an die gegenseitige Anziehung des Mondes und der Erde, die Planeten und der Sonne ꝛc. geglaubt und diese Ansicht in der Schrift „De Mundo nostro sublunari philosophia nova", welche erst nach seinem Tode 1651 erschien, ausgesprochen. Doch ist es zweifelhaft, ob Borelli und Gilbert mit jener Anziehung den bestimmten Begriff einer mechanischen meßbaren Bewegung verbunden haben. Als ein rein mechanisches Problem faßten zuerst Wreen und Hooke, Newtons ältere Zeitgenossen, die gegenseitige Anziehung der Himmelskörper auf. Uebrigens hatte man den Satz, daß die Attraktion der Sonne sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung von ihrem Mittelpunkt verhält, schon damals bereits geahnt, wenn auch nicht bestimmt aufgestellt. Jedenfalls konnte man ihn nur für eine vollkommene Kreisbahn nachweisen. Die eigentliche Schwierigkeit aber, mit der man hier zu kämpfen hatte, bestand in der genauen Bestimmung dieser Kraft der Sonne für den Fall, wo die Bahn des Planeten nicht ein Kreis, sondern wo sie, wie Kepler bereits gelehrt hatte, eine Ellipse ist. Dieses Problem war ein ganz neues, und es muß, ehe es von Newton gelöst wurde, allen anderen, auch den besten Mathematikern ganz besonders schwer erschienen sein. Halley, der an der eigenen Auflösung dieses Problems auf geometrischem Wege ganz verzweifelte, wendete sich zuerst an Hooke und Wreen, und da keiner von beiden helfen konnte, reiste er im August 1684 nach Cambridge zu Newton, der ihm, was er so sehnlich gewünscht hatte, vollauf gewährte. Die Entdeckung also, daß die Kraft der Sonne sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernungen verhält, ist nicht das alleinige Werk Newtons, mehre seiner Zeitgenossen hatten sich derselben bereits genähert, vielleicht sie schon ganz erreicht; aber jene glückliche Verbindung der klaren Idee mit der mathematischen Erfindungskraft, welche ihn fähig machte, seinen Lauf weit über diese Grenze hinaus zu nehmen, war das Privilegium seines genialen Geistes. Zugleich wurde Newton noch auf einem andern, von keinem gleichzeitigen oder älteren Astronomen bis dahin betretenen Wege zu demselben Ziele geführt, und das Zusammentreffen dieser zwei Wege in Einem Punkte war es eigentlich, was seiner Entdeckung den allmächtigen Charakter unverbrüchlicher Wahrheit verlieh, so daß weder dem Entdecker selbst, noch Denen, welchen er seinen Fund mittheilte, irgend ein Zweifel übrig bleiben konnte; Newton fand nämlich aus Berechnungen der Mondbahn, daß die Attraktion der Himmelskörper vollkommen identisch sei mit derjenigen Kraft, durch welche der Fall der Körper auf unserer Erde bestimmt wird. Nach einer viel verbreiteten Sage soll Newton 1666 durch einen fallenden Apfel auf die erste Idee dieses Gesetzes gekommen sein. War einmal als konstatirt anzusehen, daß nicht bloß die Planeten gegen die Sonne, sondern daß auch der Mond gegen die Erde gravitirte, so konnte der Schluß nicht wohl ausbleiben, daß auch die Planeten gegen einander gravitiren und sich gegenseitig von der durch die Sonne ihnen bestimmten Bahn mehr oder weniger abziehen. So entdeckte Newton die Störungen und absolvirte die Grundsätze einer vollständigen Mechanik des Himmels, in der seinen Nachfolgern nur die genauere Ausführung einzelner Partien übrig blieb. Newtons Entdeckungen bezeichnen keine Verbesserung, sondern eine gänzliche Umgestaltung der theoretischen A., keine einzelne Epoche in dieser Wissenschaft, sondern eine das ganze Gebiet derselben umfassende Vollendung. Durch sie ging die A. von ihrer Kindheit wie mit einem Male zu ihrem reifen Mannesalter über. Newtons Gesetze erstrecken sich über alle Theile der sichtbaren Natur, von den kleinsten Atomen der uns zunächst umgebenden Körper bis zu den mächtigen Massen, die sich im Weltraume in ungemessenen und unmeßbaren Fernen vor uns bewegen und die alle einem

und demselben Gesetze gehorchen. Die drei Gesetze Keplers waren nur formelle Regeln, nach welchen wir die Bewegungen der Himmelskörper in Beziehung auf Raum und Zahl anzusehen hatten; Newtons Entdeckung aber war ein wahres Kausalgesetz, das alle diese Bewegungen auf ihren eigentlichen mechanischen Grund zurückgeführt hat. Ohne Zweifel wird die Folgezeit das von Newton entdeckte Gesetz noch mehr erläutern und ausdehnen, wie es denn bereits seit Herschel und Struve seine erste Anwendung auf den Fixsternhimmel (die Doppelsterne) gefunden hat; bis heute aber gibt es in der physischen Welt keine Entdeckung, die der newtonschen in Beziehung auf Umfang und Wichtigkeit, oder auf Allgemeinheit und Tiefe an die Seite gestellt zu werden verdiente, sie steht allein, ohne Nebenbuhler und ohne Nachbar. Die beiden Hauptwerke, in welchen Newton seine Entdeckungen über das Gesetz des Weltalls niederlegte, sind „Philosophiae naturalis principia mathematica" (London 1687) u. „Analysis per quantitatum sortes, fluctuationes ac differentias etc." (das. 1711). Neben jener unsterblichen Entdeckung des Gravitationsgesetzes verdienen aber auch andere Arbeiten Newtons im Fache der Physik und Mechanik eine ausgezeichnete Stelle in der Geschichte der A. Seine Pendelversuche, seine Theorie des Lichtes, seine Verbesserung der Teleskope sind von größter Wichtigkeit auch für die Himmelskunde geworden. Er war nicht selbst Beobachter, aber Zeitgenosse des großen Astronomen Flamsteed, mit welchem er leider sich später entzweite. Die von Flamsteed nach Newtons Meinung zu lange verzögerte Herausgabe des großen „British Catalogue", eines neuen auf eigene Betrachtungen gegründeten Sternverzeichnisses, gab dazu Anlaß. Halley († 1742) beobachtete um eben dieselbe Zeit die Kometen genauer und benutzte seinen Aufenthalt auf St. Helena zur Anfertigung eines Catalogus stellarum australium. Die Observatorien zu Greenwich und Paris wurden um diese Zeit gegründet, und ihre großartige Ausrüstung und regelmäßige Thätigkeit ließ Alles, was sonst in Europa für astronomische Beobachtungen geschah, weit hinter sich zurück. Erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann man allmählig auch an andern Orten zweckmäßige Sternwarten zu errichten. Dagegen beginnt mit Flamsteed in England und mit der Astronomenfamilie Cassini (Johann Dominik der Aeltere, Jakob Cäsar Franz, Johann Dominik der Jüngere) in Frankreich eine ununterbrochene Reihe thätiger Astronomen, unter denen mehre die Beobachtungskunst bedeutend förderten. Der größte und sorgfältigste Beobachter des 18. Jahrhunderts ist Bradley (geboren 1692, † 1762), dessen Arbeiten in unsern Tagen erst durch Bessel ihre volle Würdigung erfahren haben. Er ist der Entdecker der Nulation, d. h. jener kleinen Schwankungen der Erdaxe, welche ihren Grund in der Anziehung des Mondes (und der Sonne) haben, und der Aberration des Lichtes. Beide Entdeckungen verdankte er eben sowohl der Genauigkeit seiner Beobachtungen, als der Schärfe seiner Kombinationen, welche letztere ihn die richtige Erklärung der wahrgenommenen Abweichungen finden ließ. Der unermüdet thätige Maskelyne, der fast 100,000 Sterndurchgänge beobachtete und als Physiker die Anziehung der Berge nachwies, ward Bradley's würdiger Nachfolger, auch Pond und Airy haben den Ruhm der greenwicher Sternwarte nicht vermindert.

Die Erfindung der achromatischen Ferngläser durch Dollend (der theoretische Erfinder ist Euler) eröffnete um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine neue Epoche für beobachtende A., und die so höchst unbequemen langen Fernröhre konnten nun ganz bei Seite gelegt werden: denn ein dollondscher Achromat von 10 Fuß Länge übertraf an optischer Kraft die alten von einigen hundert Fuß Brennweite. Von fast noch größerer Wichtigkeit war die Vervollkommnung der Spiegelteleskope durch William Herschel (I.) und die zu gleicher Zeit eingeführte Vereinfachung der mechanischen Hülfsmittel der Beobachtung. Man kam zu der Ueberzeugung, daß es nur weniger Arten von Instrumenten bedürfe, die nach Gebrauch und Einrichtung in 2 Klassen zerfallen: in solche, die nur in einem Vertikalkreise (Meridian) beweglich sind, u. in solche, die nach allen Seiten hin gewendet werden können. Mit ersteren bearbeitete man die großen Sternverzeichnisse und die darauf gegründeten Sternkarten. Auch hierin waren die Briten Vorgänger, welche überhaupt seit Newtons Zeit bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts das unbestrittene Primat in dem Astronomenstaate behaupteten. Die berühmten herschelschen Arbeiten gehören nicht in die Reihe der Ortsbestimmungen, sie sind Betrachtungen der Himmelskörper und können in mancher Beziehung als Fortsetzungen der cassini'schen angesehen werden, übertreffen aber diese ungemein an Genauigkeit und Ausdehnung. So entdeckte Herschel zu den fünf cassini'schen Monden des Saturnus noch zwei, sah zuerst die Theilung des Ringes, bestimmte seine und des Planeten Umdrehungszeit, entdeckte den 13. März 1781 einen neuen Planeten, den Uranus u. A. m. Fast noch erfolgreicher wurden Herschels Forschungen am Fixsternhimmel. Er fand gegen 700 Doppelsterne, maß sie nach ihrem gegenseitigen Abstand und Richtungswinkel und bestimmte ihre Farben. Er untersuchte 2500 Nebelflecke (man hatte bis auf Messier nur etwa 20 gekannt, und dieser hatte sie bis auf 102 vermehrt), löste die Milchstraße und mehre Nebelflecke in Sterne auf, untersuchte die Zahl und Vertheilung der sichtbaren Fixsterne — kurz, er war der Erste, der in die bis dahin unerforschten Theile des Fixsternhimmels eindrang u. über die Beziehungen unseres Sonnensystems zum Universum die ersten Aufschlüsse ertheilte. Herschel († 1822) wurde bei seinen Arbeiten unterstützt von seiner Schwester Karoline; sein einziger Sohn John Herschel (II., geboren 1790) ist Erbe seines Ruhms und Talents geworden. Durch seine Beobachtungen der Doppelsterne mit James South, durch seine Revision der von seinem Vater entdeckten Nebelflecke und durch seine Entdeckungen an dem südlichen Himmel, zu welchem Zweck er sich mehre Jahre am Vorgebirge der guten Hoffnung aufhielt, hat er sich dem Vater ebenbürtig gezeigt.

Auch in Frankreich herrschte das 18. Jahrhundert hindurch und namentlich gegen Ende desselben ein reges, die Wissenschaft förderndes astronomisches Leben. Clairaut hatte zuerst die ungeheure Arbeit unternommen, die Wiederkehr eines Kometen voranszuberechnen. Er folgte dabei den Andeutungen Halley's und löste das noch

nie versuchte Problem im Ganzen sehr glücklich; die Vorhersagung traf bis auf einen Monat ein. Messier († 1817) wurde der ausgezeichnetste Beobachter; seiner unermüdeten Thätigkeit verdanken wir die Auffindung von nicht weniger als 19 Kometen. Lagrange († 1813) und Laplace (der Verfasser der „Mécanique céleste", † 1827) verfeinerten die Analysis und machten sie zur Lösung der schwierigsten und verwickeltsten Probleme geschickt, während die beiden Lalande durch genaue Ortsbestimmung der Sterne sich den Dank der künftigen Beobachter gesichert haben. Franzosen waren es ferner, welche zuerst durch Gradmessungen die Figur der Erde bestimmten und den Grund zu einer genauern Erforschung des südlichen Himmels legten: Lacaille und Andere. Die Bestimmung der Sonnenparallaxe durch die Venusdurchgänge 1761 und 1769 muß als ein Resultat des Zusammenwirkens fast aller civilisirten Nationen Europa's angesehen werden, denn hier konnte man nur von einer Vereinigung sämmtlicher Kräfte einen glücklichen Erfolg hoffen. Das Verdienst, zuerst darauf aufmerksam gemacht zu haben, wie dieses wichtige Element gefunden werden konnte, gebührt noch dem weitblickenden Halley.

In Deutschland treffen wir in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur auf vereinzelte Bestrebungen; die Sternwarten zu Wien, Berlin, Göttingen konnten nicht mit denen von Greenwich und Paris metteifern, und die Kirch und Hell mochten sich eben so wenig mit den Messiers und Bradleys messen. Höher steht Tobias Mayer († 1762), und der größte Analytiker seiner Zeit, Leonhard Euler, gehört wesentlich Deutschland an, obwohl er lange Zeit in Rußland lebte und dort auch starb (1783). Bode's († 1826) langjähriges und folgenreiches Wirken war mehr ein schriftstellerisch verarbeitendes, als ein schaffendes und selbst beobachtendes; aber seine Sternverzeichnisse und Sternkarten, vor Allem aber seine Ephemeriden haben auch der Wissenschaft viel genützt. Gegen Ende des Jahrhunderts machte Zach seine zahlreichen Ortsbestimmungen, indem er zuerst den Sextanten zu diesem Zweck im Großen benutzte. Bürg, Olbers und Andere bereicherten die theoretische und praktische A. durch wichtige Arbeiten. Die Sternkunde fand jetzt Verbreitung und Anerkennung in einem Maße, wie es bisher noch nie der Fall gewesen war. Auch Schweden, Dänemark, Italien und selbst Rußland blieben jetzt nicht zurück; Wargentin, Bugge, Carlini, Piazzi, Wisniewsky und Andere waren als Beobachter und zum Theil auch als Theoretiker für Erweiterung der Wissenschaft thätig.

Die erste Nacht des 19. Jahrhunderts ist durch die Entdeckung eines neuen Planeten bezeichnet. Piazzi in Palermo fand den 1. Januar 1801 die Ceres, und diesem wichtigen Funde folgten ziemlich rasch noch drei andere: Olbers entdeckte 1803 die Pallas und 1807 die Vesta, Harding 1804 die Juno. Auch die Wiederauffindung der Ceres, die bis dahin nur der erste Entdecker ordentlich beobachtet hatte und die $^3/_4$ Jahr lang nicht aufzufinden war, verdanken wir Olbers. Aber den größten Aufschwung nahm die A., wie die Naturwissenschaften überhaupt, seit dem Ende der napoleonischen Kriege; wir erblicken sie jetzt in so allgemeiner Verbreitung, daß das frühere Uebergewicht einzelner Nationen und namentlich der Briten fast ganz verschwindet, obwohl auch in England nicht Stillstand oder Abnahme vorhanden ist. Die meisten und größten Namen hat Deutschland aufzuweisen, ja viele von denen, welche die Sternwarten des Auslandes berühmt machen, sind Deutsche. Von allen Seiten erfreute sich die Wissenschaft thätiger Förderung und Unterstützung. Die Instrumente, ihre Theilung und Aufstellung erhielten eine nie gekannte und für möglich gehaltene Genauigkeit, die Beobachtungskunst ward bis in die feinsten Einzelheiten bearbeitet und hat jetzt eine hohe Vollendung erreicht. Die optische Kraft der Fernröhre und die Bequemlichkeit und Sicherheit ihres Gebrauchs gewann ungemein durch Reichenbachs und Frauenhofers theoretische und praktische Arbeiten, mit denen bald andere Künstler des In- und Auslandes wetteiferten. Die Zahl der Sternwarten, mehr noch die Zweckmäßigkeit ihrer Anlage, Einrichtung und Ausrüstung ist bedeutend größer, als vor einem Menschenalter. Alle gesitteten Staaten haben es sich zur Aufgabe gesetzt, den erhabensten Zweig der Naturforschung durch großartige und reichlich dotirte Institute zu befördern. Die Namen eines Gauß (Theoria motus corporum coelestium), eines Bessel, der eben so groß als beobachtender wie als rechnender Astronom ist, eines Hansen, Argelander und Encke, eines Schubert, Schumacher, Struve, Littrow, Mädler u. A. werden in der Geschichte der A. immer eine sehr helle Stelle bezeichnen und mit der Vorstellung eines lebendigen Fortschreitens in der Wissenschaft identisch sein. Verhältnißmäßig die zahlreichsten Entdeckungen sind während des letzten Jahrzehnts im Bereiche unseres Sonnensystems gemacht worden; jede Gattung der um die Sonne unmittelbar oder mittelbar kreisenden Himmelskörper hat einen Zuwachs erhalten; wir haben neue Kometen, neue Planeten und neue Trabanten kennen gelernt, und über das sogenannte Thierkreislicht, sowie über die Schwärme der Asteroiden haben wir Beobachtungen gesammelt, welche es fast unzweifelhaft machen, daß diese Erscheinungen nicht terrestrisch-atmosphärischen, sondern kosmischen Ursprungs und in ihren Bewegungen mehr oder weniger planetarischer Natur sind.

Von älteren klassischen Werken über A. nennen wir: Ptolemaei Almagestum, deutsch von Bode, Berl. 1795; Kopernikus, De revolutionibus orbium coelestium libri VI, Nürnberg 1543, als Astronomia nova etc., mit Nik. Müllers Anmerkungen, Amsterdam 1617; Galilei, Systema cosmicum, Bologna 1656; Tycho de Brahe, Astronomiae Instauratae mechanica, Nürnb. 1601; Derselbe, Astronomiae instauratae progymnasmata, 2 Thle., Uranienb. 1602, Frankfurt 1616; Kepler, Astronomia nova, Heidelberg 1609; Newton, Philosophiae naturalis principia mathematica, London 1687. Die wichtigsten neuern Lehr- und Handbücher sind theils wissenschaftliche, theils populäre Darstellungen; zu jenen gehören: De Lalande, Astronomie, 3. Aufl., 3 Bde., Par. 1792, Auszug daraus: Abrégé d'Astronomie (deutsch nach der 2. Ausgabe als Handbuch, Lpz. 1775, noch jetzt sehr brauchbar); Delambre,

Astron. théorique et pratique, 3 Bde., Paris 1814; Gauß, Theoria motus corporum coelestium, Hamburg 1809; Laplace, Mécanique céleste, 5 Bde., Paris 1799—1825, die zwei erſten Bände deutſch von Burckhardt, Berlin 1800; Derſelbe, Exposition du système du monde, 1. Aufl., 2 Bde., Paris 1796 (allgemeine Darſtellung der in der „Mécanique céleste“ auf analytiſchem Wege gefundenen Reſultate); Pontécoulant, Théorie analytique du système du monde, 2 Bde., Paris 1829 (ſehr zu empfehlen); Schubert, Theoretiſche A., 3 Bde., Petersburg 1798, neue franz. Ausgabe, daſ. 1822 (umfaſſend und gründlich); Biot, Traité élémentaire d'Astron. physique, 2. Ausg., 3 Bde., Paris 1810; Bode, Erläuterung der Sternkunde, 3. Aufl., 2 Bde., Berlin 1808 (ziemlich populär und dabei möglichſt gründlich); Haſſenfratz, Cours de physique céleste, Paris 1803 (gut); Bürja, Lehrbuch der A., 5 Bde., Berl. 1795; Melanderhielmi, Fundamenta Astronomiae, 2 Bde., Stockholm 1789; Bohnenberger, Aſtronomie, Tübingen 1811 (ſehr gedrängt); J. J. von Littrow, Theoretiſche und praktiſche A., 3 Bde., Wien 1821 bis 1826; Derſ., Vorleſungen über A., Wien 1830; Piazzi, Lehrbuch der A., bearbeitet von Weſtphal, 2 Bde., Berlin 1822 (für wiſſenſchaftliche Dilettanten); Santini, Elementi di Astronomia, Padua 1819; Woodhouſe, Elementary treatise on astronomy, London 1823. Populär gehalten ſind: Ferguſon, Lectures on astronomie; J. Herſchel (II.), Aſtronomie, deutſch von Michaelis (in einigen Partien ausgezeichnet); Airy, Populäre phyſiſche A., aus dem Engliſchen von K. L. von Littrow, Stuttgart 1839; Bode, Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels, 9 Aufl., Berl. 1822 (zweckmäßige Auswahl, gute Darſtellung); Brandes, Die vornehmſten Lehren der A., dargeſtellt in Briefen an eine Freundin, 4 Bde., Leipz. 1816 (anziehend und klar); Fries, Populäre Vorleſungen über A., Heidelberg 1813 (ſehr gut, möglichſt faßlich); Gruithuiſen, Naturgeſchichte des geſtirnten Himmels, München 1826; Sommer, Gemälde der phyſiſchen Welt, 2. Aufl., 1. Bd., 1827; Schubert, Populäre A., 3 Thle., Petersburg 1804 (gründlich und hinreißend ſchön geſchrieben); J. J. von Littrow, Populäre A., 2 Bde., Wien 1825; Derſ., Die Wunder des Himmels ꝛc., 3 Bde., Stuttgart 1834, 2. Ausg. in 1 Bd.; Richter, Populäre A., 2 Bde., Quedlinburg 1832; Mädler, Aſtronomie, Berlin 1841 (vorzüglich ausgezeichnet in der Topographie des Sonnenſyſtems). Ein aſtronomiſches Wörterbuch haben wir von Nürnberger, Populäres aſtronomiſches Handwörterbuch, Kempten 1841 (verſtändlich, aber dabei ſehr breit). Aſtronomiſche Annalen ꝛc.: Connaissance de temps, ſeit 1679 jährlich in Paris erſcheinendes, älteſtes aſtronomiſches Jahrbuch; The Nautical Almanac, jährlich in Greenwich erſcheinend, ſeit 1667; Zach, Monatliche Korreſpondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde, 28 Bde., Gotha 1800—1813 (daran ſchließt ſich Lindenau's und Bohnenbergers „Correspondance astronomique géographique etc. du baron De Zach“, 1825); Bode, Aſtronomiſches Jahrbuch oder Ephemeriden für die Jahre 1776 bis 1780 und 1782, Berlin 1775—1779; für die Jahre 1784—1829, daſ. 1781—1828; daſſelbe fortgeſetzt von Encke für die Jahre 1830—1841, daſ. 1829—1839, 66 Bde.; Annalen der kaiſerlichen Sternwarte in Wien, herausgegeben von J. J. u. K. L. v. Littrow, 17 Bde., Wien 1813—1837; Beſſel, Aſtronomiſche Beobachtungen an der königlichen Univerſitätsſternwarte in Königsberg vom 12. November 1813 bis 31. December 1830, 16 Abtheilungen, Königsberg 1815—1833; Struve, Observationes astronomicae, institutae in specula univers., Dorpat 1815—1830, 7 Bde., Riga und Dorp. 1821—1839; Aſtronomiſche Jahrbücher, herausgegeben von H. Ch. Schumacher ꝛc., für 1836 bis 1839, 4 Bde., Stuttgart u. Tübingen; Derſ., Aſtronomiſche Nachrichten ſeit 1822, jährlich 1 Bd.; Lamont, Jahrbuch der königlichen Sternwarte bei München 1838 und 1839; Harding, Kleine Ephemeriden, ſeit 1830; Argelander, Observationes astron. in specula univers. Fennicae factae ann. 1824—1828, 3 Bde., Helſingfors 1830—1832. Sternkarten lieferten: Bode, Uranographie, 20 Tafeln, gr. Fol., Berl. 1801; Harding, Atlas novus coelestis, gr. Fol., Göttingen 1822; Rüdiger, Aſtronomiſcher Handatlas, 75 Karten, Leipzig 1805. Ueber andere Hülfsmittel ſ. Aſtronomiſche Uhren, Globus und Fernrohr. Vergl. Sternkataloge.

Ueber die Geſchichte der A. ſchrieben unter Anderen: Weidler, Historia astronomiae, Wittenberg 1741; J. S. Bailly, Histoire de l'astron. ancienne, Paris 1771, deutſch von Chr. Wünſch, Leipzig 1776; Derſ., Histoire de l'astron. moderne etc., 3 Bde., Paris 1779 u. 1782, deutſch von Bartels 1796—1797, 2 Bde.; Derſ., Traité de l'astron. Indienne, Par. 1787; Delambre, Histoire de l'astron. ancienne, celle du moyen âge et moderne, 5 Bde., Par. 1817 fg.; Derſ., Hist. de l'astron. du 18me siècle, publiée par Mathieu, Paris 1827; Boſſut, Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Mathematik, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von N. Th. Reimer, 2 Bde., Hamburg 1804; Fr. Schubert, Geſchichte der A., Petersburg 1804; Schaubach, Geſchichte der griechiſchen A. bis auf Eratoſthenes, Göttingen 1802; Ideler, Unterſuchungen über den Urſprung und die Bedeutung der Sternnamen, Berlin 1809; W. Whewell, Geſchichte der induktiven Wiſſenſchaften, aus dem Engliſchen mit Anmerkungen von J. J. von Littrow, Stuttgart 1840. Die aſtronomiſche Literatur bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts enthält ziemlich vollſtändig verzeichnet: Scheibel, Aſtronomiſche Bibliographie, Breslau 1785, 5 St.

Aſtronomiſche Jahrbücher (Aſtronomiſche Annalen, Ephemerides astronomicae), eine Art Kalender für Aſtronomen, worin außer den Elementen des Sonnenſyſtems und der Erklärung der aſtronomiſchen Zeichen für jeden Tag des Jahres der Auf- und Untergang der Sonne, des Mondes, deren wahrer Ort am Himmel, die Orte der Planeten an mehren Tagen des Monats, Finſterniſſe an Sonne, Mond, Jupiter ꝛc., Sternbedeckungen, Lichtwechſel des Mondes, der Venus und des Saturnusringes ꝛc. im Voraus berechnet und (anhangsweiſe) die vornehmſten in den letzten Jahren gemachten Entdeckungen und Beobachtungen aufgezeichnet ſind; die wichtigſten Werke dieſer Art ſind die „Berliner Aſtronomiſchen Jahrbücher“ von Bode, ſpäter von Encke herausgegeben, die „Con-

naissance de tems", jährlich seit 1679 in Paris, „The Nautical Atmanac", seit 1667 in Greenwich herausgegeben ꝛc.

Astronomischer Monat, die Zeit, in welcher die Sonne ein Zeichen des Thierkreises durchläuft; dann ein durch den Umlauf des Mondes bestimmter Cyklus von Tagen, Stunden, Minuten, Sekunden ꝛc., im Gegensatz zum bürgerlichen Monat, welcher aus Wochen und lauter ganzen Tagen besteht.

Astronomischer Ort, die Stelle, welche ein Himmelskörper zu gewissen Zeiten einnimmt, in sofern sie durch Länge und Breite, oder durch Rektascension und Deklination dieses Körpers bestimmt wird.

Astronomisches Jahr, ein durch den scheinbaren Umlauf der Sonne (oder den wahren der Erde) bestimmter Cyklus von Tagen, Stunden, Minuten, Sekunden ꝛc., im Gegensatz vom bürgerlichen Jahre, das nur ganze (in Monate und Wochen vertheilte) Tage hat.

Astronomische Tafeln oder **Tabellen**, Verzeichnisse der Orte, Durchgänge, Bedeckungen ꝛc. der Himmelskörper für bestimmte Zeiten. Die wichtigsten sind: die Planeten- und Mondtafeln, woraus sich für eine gegebene Zeit der Ort eines Planeten oder des Mondes finden läßt; die Sonnentafeln, welche dasselbe für die Sonne leisten; die Tafeln über die mittlere Rektascension und Deklination der wichtigsten Fixsterne zu einer bestimmten Zeit (sogenannte Sternkataloge); die Tafeln der Refraktion, Acceleration, Aberration und Nutation der Fixsterne; die Tafeln zur Verwandlung der Bogen in Zeit und umgekehrt. Dergleichen Verzeichnisse von größerem oder geringerem Umfang finden sich in den astronomischen Jahr- und Lehrbüchern. Unter den vielen hierher gehörigen Werken sind als klassisch Bessels „Fundamenta astronomiae" (Königsb. 1818) und dessen „Tabulae Regiomontanae" (das. 1830) zu nennen.

Astronomische Uhr, Sternbild am südlichen Himmel, in Europa nicht sichtbar, enthält wenige Sterne 5. und 6. Größe.

Astronomische Uhren, die auf Sternwarten gebrauchten, möglichst genau gehenden Pendeluhren, welche bei astronomischen Beobachtungen zur Bestimmung der Zeit, in welcher irgend eine Erscheinung am Himmel Statt findet, angewendet werden. Oft versteht man aber auch solche künstliche Räderwerke darunter, welche Erscheinungen am Himmel selbst im Kleinen möglichst getreu nachahmen, z. B. die Bewegung der Planeten um die Sonne und der Nebenplaneten um ihren Hauptplaneten, nebst den dadurch für uns Erdbewohner hervorgebrachten Phänomenen, z. B. Finsternisse, Sternbedeckungen ꝛc. Die zweite Klasse von a.n U. ist viel älter als die erste. Lange vor der Erfindung der eigentlichen Räderuhren (Gewicht-Räderuhren) hatten die Chinesen schon solche astronomische Uhrwerke, welche den Lauf der Himmelskörper anzeigten; sie wurden entweder durch Wasser getrieben, oder durch Menschenhände mittelst einer Kurbel in Bewegung gesetzt. Namentlich stellten sie vermöge eines darauf berechneten Räderwerks die Bewegung der Sonne, des Mondes und der fünf Planeten vor, die Konjunktionen, Oppositionen, die Sonnen- und Mondfinsternisse, die Bedeckungen der Sterne ꝛc. Man sah daran die Länge der Tage, nebst den über und unter dem Horizonte befindlichen Sternen. Aehnliche astronomische Uhrwerke kannten auch schon die alten Griechen und Römer. Dahin gehört des Archimedes Sphäre, sowie die Uhrwerke des Chromatius, Boëthius, Pacificus u. A. Vollkommenere Werke dieser Art kamen aber erst nach der Erfindung der eigentlichen Räderuhren zum Vorschein. Vorzüglich berühmt wurde das unter der Aufsicht des berühmten Mathematikers Dasypodius von den drei geschickten Künstlern Isaak, Abraham und Josias Habrecht in den Jahren 1571 bis 1574 verfertigte, neuerdings nach langem Stocken wieder in Gang gebrachte Kunstwerk auf dem Münster zu Straßburg. Aehnliche astronomische Uhrwerke besitzen Prag, Lübeck, Augsburg, Lyon, Versailles u. a. O. Auch in kleinerem Maßstabe, für Zimmer, sind solche Uhrwerke verfertigt worden, z. B. von Hahn zu Echterdingen im Würtembergischen, von Möllinger in Berlin, von Daniel zu Friedersdorf in der Oberlausitz, von Jakob und Hüttig in Bunzlau in Schlesien ꝛc.

Astronomische Zeichen, s. v. a. Kalenderzeichen.

Asturien (Asturias), spanische Provinz, welche im Norden vom biskayischen Meere, im Osten von Burgos, im Süden von Palencia und Leon und im Westen von Galicien begrenzt wird und auf 193 QM. 555,215 Einwohner zählt. Vormals bestand A. als Fürstenthum aus zwei Haupttheilen (daher die Mehrzahl las Asturias), die nach ihren beiden Hauptstädten Asturia de Oviedo und Asturia de Santillana benannt wurden. A. ist ein Gebirgsland und wird von dem asturischen Gebirge (Sierra de Asturias), einem Zweige des kantabrischen Gebirges, durchzogen. Hohe Gipfel ragen besonders in den östlichen und südlichen Gegenden empor, zwischen denen sich tiefe, romantische, gut angebaute Thäler hinziehen, von vielen Bergströmen (Navia, Nalon, Sella, Nocera, Basaya u. a. m.) bewässert, die ihren Weg zum nahen Ocean nehmen. Der Landstrich Liebana (9 Leguas lang u. 4 Leguas breit) ist eine vollkommene Gebirgsgegend. Das Klima ist gemäßigt, wiewohl das kälteste auf der ganzen Halbinsel. Selbst im Sommer schmilzt zuweilen auf den leonischen Grenzgebirgen der Schnee nicht. Trübe und feuchte Luft ist im Winter vorherrschend, nur an den Küsten ist das Klima milder. Die Produkte sind: Getreide (doch nicht hinreichend, so sorgfältig auch die Abhänge der Gebirge und die Thäler angebaut sind), vorzüglich Mais, dann Weizen und etwas Korn und Gerste, Bohnen in Menge, vortreffliches Gemüse, Obst, besonders Aepfel, woraus Cider bereitet wird, Kartoffeln, Kastanien, Nüsse, Flachs, wenig Hanf, etwas Wein. Der Wieswachs ist vortrefflich, und Eichenwälder, Nuß- und Kastanienbäume schmücken die Abhänge der Berge. Treffliche Weideplätze befördern die Viehzucht; man zieht besonders Pferde, die von vorzüglicher Leichtigkeit und Zierlichkeit und sehr ausdauernd sind, dann Hornvieh, Schafe, wenig Schweine und Ziegen. Die Wälder bergen viel Wild, und die Fischerei gibt einen bedeutenden Ertrag. Die Berge liefern vortrefflichen Marmor, Mühlsteine, Eisen, Kupfererze, Bernstein, Gagat (der häufig um Gijon verarbeitet wird), Steinkohlen; Salz fehlt aber gänzlich. Eine Menge Hülfsquellen (Silberminen) des Landes blieben aus Ignoranz oder Schlaffheit der Regierung, die sich zu allen Zeiten wenig um dieses Gebirgsland bekümmert hat, bisher unbe-

Digitized by Google

achtet. Fabriken und Manufakturen werden von dem Holzüberflusse begünstigt. Die asturischen Glashütten versehen einen großen Theil der Halbinsel mit ihren Produkten; feines Porzellan und Steingut liefern die nächsten Umgebungen Oviedo's, und auch Kupfer- und Eisenhämmer sind in steter Thätigkeit. Außerdem gibt es Woll-, Leinwand-, Leder-, Knopf-, Hut-, Kamm-, Pulver-, Gewehrfabriken. Ausgeführt werden, ins Innere von Spanien: Hornvieh, Pferde, gesalzene Fische, Kastanien, Leinwand, Häute, Eisenwaaren; nach dem Auslande: Cider, Kastanien, Nüsse, Pferde, Häute, Wolle, Holz, Steinkohlen, Mühlsteine, Kupfer- und eisernes Geschirr und Hanfgarn. Eingeführt werden Wein, Getreide, Oel, Südfrüchte, Kolonialwaaren, Kattun, feine Wollenzeuche, Luxuswaaren, Flachs und Hanf, sowie Eisen und Biscaya. Der Seehandel ist bedeutender, als der Landhandel. Der wichtigste Hafen ist Gijon (Xijon). Andere, jedoch weniger besuchte Häfen sind Luarca, Cudillero, Aviles u. a. m. Die Asturier sind ein starker Menschenschlag, rauh, aber muthig, tapfer, rechtlich, arbeitsam und von unerschütterlicher Gemüthsruhe. Ein Hauptzug ihres Charakters ist Ahnenstolz: sie leiten ihren Ursprung von den Gothen ab, und selbst die asturischen Bauern wollen „erlauchte Gothen" sein. Da sie sich aber nicht alle in ihren Gebirgen durch Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Gewerbe zu ernähren vermögen, so suchen viele der stolzen Ablömmlinge der Gothen ihr Brod in andern Provinzen als Kutscher und Bediente. Im Innern der Gebirge gibt es noch viele Gegenden, die nie ein menschlicher Fuß betreten, und einzelne Wohnungen in Menge, die auf keiner Karte bezeichnet, in keiner Steuerliste eingetragen sind. Unter den Gebirgsbewohnern gibt es auch noch viele, die wenigstens in ihren Gebräuchen dem Heidenthume anhängen, und es ist nichts Seltenes, neben dem Rosenkranz und dem Weihkessel einen Hausgötzen anzutreffen, der, ein Erbtheil ihrer Vorältern, von ihnen gleich einem christlichen Heiligen verehrt wird. Schulen mangeln auf dem Lande fast ganz, Dörfer mit Kirchen sind oft auf Tagmarschweite von einander entfernt, selbst die Ansiedelung der Klöster konnte wegen der Armuth der Landleute und der Unfruchtbarkeit des Bodens nicht gedeihen, und so beschränken sich die Religionsbegriffe der Asturier meist auf das, was sie von kenntnißlosen Einsiedlern hören.

A. führte diesen Namen schon zur Römerzeit und gehörte zu Hispania Tarraconensis, umfaßte aber nicht bloß das heutige A., sondern auch Leon und Valladolid bis an den Duero. Berühmt waren die Goldbergwerke und edlen Pferde des Landes. Die Bewohner, Astures oder Astyres, galten für wild u. roh; sie zählten in 22 Völkerschaften 240,000 Freie. Man unterschied Transmontani (Bergbewohner im eigentlichen A.), mit der Stadt Ovetum (Oviedo), und Augustani (Bewohner der südlichen Ebenen), mit der Hauptstadt Asturica Augusta (Astorga). Die Astures widerstanden lange mit dem Muthe und der Kraft eines freiheitliebenden Bergvolkes den Unterjochungsversuchen der Römer; erst um 22 v. Chr. unterlagen sie der Uebermacht des Augustus. Nach mehren Empörungen verpflanzte dieser einen Theil des Volkes in die südlichen Ebenen (daher Augustani); ein anderer Theil wurde als Sklaven verkauft (20—18 v. Chr.). Später ward A. das Asyl der Gothen, welche sich hier behaupteten, selbst nachdem die Araber (seit 711) fast ganz Spanien überschwemmt hatten. Der gothische Fürst Pelayo nahm mit 1000 Kriegern eine sichere Stellung in einer Höhle des asturischen Gebirges bei Ausena, schlug von hier aus alle Angriffe der Mauren zurück, eroberte 722 selbst Leon wieder und gründete ein eigenes Königreich, das anfangs nach der Hauptstadt Oviedo, später Leon hieß, als der König Ramiro II. 916 dahin seine Residenz verlegt hatte. Seit 1230 durch Erbschaft mit Kastilien vereint, bildete A. fortan unter dem Titel eines Fürstenthums eine Provinz der kastilischen, dann der spanischen Monarchie. Der jedesmalige Kronprinz von Spanien ward seit 1388 Prinz von A. genannt. A. genoß früher viele Freiheiten vor den kastilischen Provinzen, sowohl in der inneren Verwaltung (es hatte z. B. keine Intendanten), als im Zollwesen. Keiner der strengsten Könige Spaniens wagte es je, die Privilegien der freiheitliebenden Asturier anzutasten. Auch die Inquisition hat bei ihnen nie Eingang gefunden. Die Quintas (Aushebungen zum Militärdienste) wurden hier stets mit äußerster Vorsicht betrieben, und viele der Bergbewohner A.s waren vollkommen steuerfrei. Nachdem die sowohl die Freiheiten als die Lasten der Spanier gleich vertheilende Revolution von 1820 diese Privilegien aufgehoben hatte, wurden sie 1823 zum Theil wieder hergestellt; Ferdinand VII. gab sogar 1830 den Asturiern ein Privilegium zurück, das sie seit 190 Jahren nicht geübt hatten, nämlich das Vorrecht, eine oberste Junta zu berufen, die eine Art Provinzialcortesversammlung bildete u. zu welcher jeder der 47 Distrikte einen Abgeordneten sendete. Diese Junta hatte über alle inneren Verwaltungsangelegenheiten zu entscheiden, u. ohne ihre Zustimmung konnte auch kein Kriminalurtheil vollzogen werden. Seit 1833 ist der Name Oviedo als Provinzname eingeführt.

Astyages (Ispadas oder Astyigas), Sohn des Astibaras oder Cyaxares I., medischer König von 595 bis 560 (?) v. Chr. Nach Herodot verheirathete A. seine Tochter Mandane an einen Perser Cambyses. Durch einen Traum erschreckt, gab er Befehl, den in dieser Ehe geborenen Sohn (Cyrus) umzubringen. Der damit beauftragte Harpagus, ein medischer Hofbedienter, übergab aber das Kind einem seiner Hirten zur Erziehung. Dasselbe ward später erkannt und seinen Aeltern zurückgegeben, der Sohn des ungehorsamen Harpagus aber auf A.' Befehl getödtet und dem Vater als Speise vorgesetzt. Der Tiefgekränkte rächte sich in der Folge, indem er den Cyrus zur Empörung gegen den Großvater reizte. A. ward überwunden und um 560 als der letzte medische König vom Throne gestoßen. Genauer ist die auch mit der Bibel und andern Schriftstellern übereinstimmende Erzählung Xenophons in der Cyropädie. Nach dieser führte A. unter dem Großwessiral seines Enkels Cyrus den Königstitel bis zu seinem Tode fort, ebenso sein Sohn und Nachfolger Cyaxares II., oder Darius der Meder; erst als auch dieser Schattenkönig 535 v. Chr. gestorben war, bestieg Cyrus nach dem Rechte der Erbfolge den medischen Thron.

Astyanax (eigentlich Seamandrius), Sohn des Hector und der Andromache, wurde nach der Eroberung Troja's durch die Griechen von der Mauer gestürzt, weil er nach dem Ausspruche des

Calchas einst den Fall Troja's rächen sollte. Nach einer andern Mythe soll A. am Leben geblieben sein und später gemeinschaftlich mit Ascanius die Trojer beherrscht haben.

Asyl (v. Griech.), Freistätte, Zufluchtsort für Verfolgte, Mißhandelte, Verbrecher ꝛc. Schon Moses bestimmte, um die Blutrache zu beschränken, für unvorsätzliche Todtschläger gewisse Schutzstätten. Dergleichen waren der Altar in der Stiftshütte und besonders die 6 Levitenstädte: Hebron oder Kiriath-Arba im Stamme Juda, Sichem im St. Ephraim, Kedes im St. Naphtali, Bezer im St. Ruben, Rameth im St. Gad und Golan im St. Manasse. Die Wege dahin mußten stets in gutem Stande sein, damit der Verfolgte durch nichts aufgehalten würde. Hatte dieser die gesuchte Freistätte glücklich erreicht, so wurde er vor ein Volksgericht gestellt und erst, wenn dieses auf vorsätzlichen Todtschlag erkannte, dem Bluträcher zur Bestrafung überantwortet. Im entgegengesetzten Falle gewährte ihm das A. volle Sicherheit; jedoch durfte er dasselbe bis zum Tode des jedesmaligen Hohenpriesters nicht verlassen. Später war auch der Tempel zu Jerusalem eine solche Freistätte. In Griechenland und Rom galten, um der unmittelbaren Nähe der Götter willen, alle Tempel, heiligen Haine, Altäre ꝛc. für A.e; am meisten jedoch solche, die ausdrücklich zu diesem Zwecke gestiftet und geweiht worden waren. Zu Athen galten als A.e in der Folge das Theseum in der Stadt, besonders für mißhandelte Sklaven, das Theseum in Piräus, der Altar des Mitleids auf dem Markte, der des Zeus Agoräus, die Altäre der 12 Götter, der Altar der Diana zu Munychia und der der Eumeniden auf dem Areopag. Unter den zahlreichen übrigen Freistätten der Griechen nennen wir nur: die der Minerva Alea bei den Tegeaten, die angesehenste im Peloponnes, die des Neptun auf Tänarus, den Tempel und Hain des Apollo auf Delos, des Neptun auf Calauria, des Apollo u. der Diana zu Daphne und den Tempel der Diana zu Ephesus, besonders für zahlungsunfähige Schuldner. In Rom errichtete angeblich Romulus das erste A. zwischen dem Kapitol und der Burg, um durch Flüchtlinge aus den benachbarten Völkern die Einwohnerzahl schneller zu mehren. Verletzungen dieses Rechts galten für Frevel gegen die Götter, wofür diese sich nach dem Volksglauben durch schwere Heimsuchungen rächten. Doch zeigen Beispiele, wie das des Pausanias, daß man in außerordentlichen Fällen Auswege zu finden wußte, um der Rache des Gesetzes oder der Leidenschaft Genüge zu leisten. Der ursprüngliche Zweck der A.e war Schutzgewährung gegen tyrannische Willkür u. rohe Gewalt; doch mögen schon in den ältesten Zeiten mannichfache Mißbräuche vorgekommen sein; besonders wurde aber später, als viele griechische Städte sich eigenmächtig A.e gegeben hatten, dadurch die Zahl der Verbrecher, betrügerischer Schuldner und schlechten Sklavengesindels ungemein vermehrt. Dies bestimmte den Tiberius, das Asylrecht der verschiedenen griechischen und asiatischen Städte durch den Senat untersuchen u. sehr beschränken zu lassen; nur Ephesus, Magnesia, Aphrodisium, Stratonica, Hierocäsarea, Paphos, Amathus, Salamis auf Cypern, die Aesculapstempel zu Pergamus und Cos und das Heräum auf Samos wurden als schützende Freistätten anerkannt. Wie die Tempel so schützten auch später die Adler der römischen Legionen und die Statuen der Kaiser vor augenblicklicher Gewaltthat.

Von den heidnischen Tempeln ging seit Konstantin dem Großen das Asylrecht auf die christlichen Kirchen, später selbst auf die Wohnungen der Bischöfe und Geistlichen, auf Gräber, Kreuze, Klöster, Schulen und Hospitäler über. Derjenige, welcher in ein A. sich flüchtete, mußte Gewehr und Waffen ablegen, widrigenfalls die Obrigkeit ihn durch Bewaffnete ergreifen und vor ihr Forum ziehen durfte. Der Flüchtling mußte ferner im Bereiche des A.s sich ruhig verhalten und sich hüten, durch irgend etwas Veranlassung zu einem Volksauflaufe u. dergl. zu geben. Seine Provokationen an ein höheres Gericht konnte er nur durch die geistliche Schutzbehörde an die betreffende Stelle gelangen lassen. Endlich durfte er an einem geweihten Orte, z. B. in der Kirche, weder essen, noch trinken, noch schlafen; es wurden ihm vielmehr hierzu gewisse Nebengebäude angewiesen. Durch das Recht der Asylgewährung wollte man theils die Kirche als Gnadenanstalt hinstellen, theils ungesetzliche oder auch durch den Buchstaben des Gesetzes gestattete Unmenschlichkeiten gegen unvorsätzliche Verbrecher, gegen bloß Verdächtige ꝛc. verhüten. So erscheint das Asylrecht in den Verfügungen der Kaiser Theodosius I., Honorius, Theodosius II., Leo, Justinian als das Mittel, durch welches die Strenge des Schuldrechts gemildert, der Unschuldige vor ungerechter Verfolgung, der Sklave vor der Härte seines Herrn geschützt wird. Grobe Missethäter waren anfangs von dem kirchlichen Schutze ausgeschlossen. Allein auch solchen öffnete in den folgenden Jahrhunderten die Geistlichkeit, von hierarchischen Interessen geleitet, ihre Freistätten u. entzog sie der öffentlichen Strafe (nicht bloß der Privatgenugthuung) durch die Bestimmung, daß sie nicht eher ausgeliefert werden dürften, als bis der verfolgende Richter ihnen Freiheit von jeder Leibes- u. Lebensstrafe eidlich gelobt habe. So mehre Gesetze bei Gratian u. die päpstlichen Dekretalen. Von Seiten der weltlichen Macht traten bald mehrfache Beschränkungen ein, besonders in Frankreich u. Deutschland, in welchem letzteren Lande das kirchliche Asylrecht überhaupt nie volle Anerkennung fand. Zuletzt, als die gesetzliche Ordnung in den europäischen Staaten mehr erstarkt war, mußten sich selbst die Päpste zu bedeutenden Beschränkungen des Asylrechts entschließen. Benedikt XIII., Gregor XIV. u. A. setzten fest, daß Straßenräuber, Mörder, Felddiebe, Diebe von Profession, Kirchenschänder, von der Inquisition verfolgte Ketzer, Majestätsverbrecher, Falschmünzer, Duellanten, grobe Betrüger ꝛc. von der Wohlthat des A.s ausgeschlossen sein sollten. Man verhaftete nun jeden dahin Geflohenen und untersuchte, ob er auf den kirchlichen Schutz ein Anrecht habe. Die neuere Zeit beseitigte auch diesen Schatten der alten Asylgerechtigkeit. In den protestantischen Ländern verloren die geistlichen Stätten sehr früh das Privilegium des A.s. Fast noch früher gab Frankreich durch ein Gesetz des Königs Franz I. 1539 das Beispiel einer Beschränkung des Asylrechts, die dasselbe in der That so gut wie aufhob. Diesem Vorgange folgten die meisten katholischen Länder, nur in Italien bedurfte es dazu erst der französischen Okkupation zu Ende des 18. Jahrhunderts. Gegenwärtig ist das Asylrecht in fast allen deutschen Staaten durch ausdrückliche Gesetze aufgehoben. Wo aber dessen

förmliche Aufhebung noch nicht erfolgt ist, hat sie der Usus eingeführt. Mehr weltliche Freistätten, um tyrannischer Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit so viel als möglich Einhalt zu thun, waren im Mittelalter einzelne Städte Deutschlands (z. B. Reutlingen für unvorsätzliche Todtschläger), die kaiserlichen Paläste und andere Orte; auch durfte kein Dynast geflüchtete Verbrecher auf dem Gebiete eines andern ohne dessen Einwilligung greifen lassen. In der neuesten Zeit bestehen hierüber zwischen den meisten Staaten Europa's Konventionen, wonach Verbrecher, mit Ausnahme der politischen, gegenseitig ausgeliefert werden. Obwohl der Auslieferung gemeiner Verbrecher auch das noch bestehende Asylrecht der Gesandten- und Kardinalswohnungen nicht im Wege steht, so wird doch dadurch, z. B. in Rom, Konstantinopel und anderen Städten, besonders des Orients, häufig die exakte Justizpflege erschwert und gehindert, und noch 1843 wurden in der päpstlichen Residenz neue Beschränkungen des Asylrechts nöthig. Vgl. Helfrecht, Von den Asylen, Hof 1801.

Eine besondere Bedeutung gewann das Asylrecht in der neuesten Zeit durch die zahlreichen Verfolgungen, denen in den politischen Bewegungen seit 1830 die Führer der besiegten Parteien ausgesetzt zu sein pflegten. Deutschland gewährte keinem politischen Flüchtling ein A.; dagegen waren England und die Vereinigten Staaten von Nordamerika Freistätten für Alle, welche in Folge politischer Ereignisse ihr Vaterland zu verlassen genöthigt wurden. Auch die Schweiz gewährte solchen Verfolgten den Schutz ihrer Gesetze, ebenso Frankreich seit 1830; ferner Belgien und neuerlich auch Sardinien und Griechenland. Selbst die Türkei schützte 1849 die übergetretenen ungarischen Flüchtlinge gegen die drohenden Anforderungen Oesterreichs. Vornehmlich ward das britische Asylrecht von Flüchtlingen aller Parteien in Anspruch genommen, so von Karl X. von Frankreich, dann von Louis Philipp und seinem Minister Guizot, von Metternich u. A., sowie auch von den meisten Häuptern der unterdrückten europäischen Revolutionen seit 1830. Frankreich gewährte insbesondere den geflüchteten Polen eine Zufluchtsstätte, während der Hauptstrom der politischen Emigration aus Deutschland nach den gescheiterten Insurrektionen Badens und der Pfalz in die Schweiz ging. Die italienischen Flüchtlinge wandten sich meist nach Sardinien und Griechenland, ihre Häupter dagegen nach England. Ehrenhaft vertheidigte die Schweiz ihr Asylrecht gegen die französische Juliregierung, welche die Austreibung des Prinzen Louis Bonaparte forderte; 1849 dagegen machte sie den Anforderungen der benachbarten Regierungen in sofern ein Zugeständniß, als sie eine große Anzahl politischer Flüchtlinge auswies und die übrigen auf gewisse Bezirke beschränkte. Dasselbe geschah in Frankreich aus eigenem Antriebe des damaligen Präsidenten Louis Bonaparte. Auch in Belgien glaubte man das Asylrecht durch zahlreiche Ausnahmen beschränken zu müssen, sowie auch die Türkei nach Unterdrückung der ungarischen Erhebung Oesterreich gegenüber sich zu manchen Zugeständnissen hat bequemen müssen. Nur die britische Regierung ließ sich in großartiger Ausübung ihres Asylrechts durch die dringendsten Einsprachen der übrigen Großmächte nicht beirren. Als Kossuth und Mazzini von England aus die europäische Revolution zu organisiren suchten, hielt England seine schützende Hand über sie, und das Ministerium erklärte, daß es die auf britischem Boden weilenden Flüchtlinge schützen werde, so lange sich dieselben nicht gegen die Gesetze Großbritanniens vergehen würden.

Asymptote (v. Grlech.), d. i. die Nichtzusammenfallende, in der Geometrie eine meist gerade, zuweilen auch krumme Linie von unbestimmter Länge, die neben einer andern krummen Linie von ebenfalls unbestimmter Länge hinläuft, und zwar in der Weise, daß sie sich derselben mehr und mehr nähert, aber nicht mit ihr zusammentrifft oder sie schneidet. Unter den Kegelschnitten finden sich dergleichen Linien nur bei der Hyperbel, welche zwei A.n hat, die durch ihren Mittelpunkt gehen und mit ihrer Axe gleiche Winkel bilden. Man konstruirt diese A.n, indem man auf der Axe der Hyperbel, und zwar in den Scheiteln derselben, Perpendikel errichtet, welche der halben kleinen Axe gleich sind, und durch deren Endpunkte und den Mittelpunkt der großen Axe zwei gerade Linien zieht. Man kann die A.n als Tangenten ansehen, deren Berührungspunkt in unendlicher Entfernung liegt.

Asyndeton (griech., d. i. unverbunden), Zusammenstellung mehrer Wörter oder Sätze ohne Konjunktionen, eine rhetorische Figur, wodurch die Rede an Lebendigkeit, Raschheit, Kraft und Nachdruck gewinnt; z. B. Cäsars Ausspruch: „Ich kam, sah, siegte". Sie wird am besten angewandt, wo mehre sich auf einander beziehende Begriffe in sich steigernder Folge neben einander gestellt werden. Der Gegensatz ist: Polysyndeton.

Atacama, nördlichste Provinz der südamerikanischen Republik Chile, wird im Norden von Bolivia, im Süden von der Provinz Coquimbo, im Westen vom stillen Ocean und im Osten, wo der Kamm der Andes die Grenze macht, von der argentinischen Republik begrenzt und hat 1463 QMeilen Flächengehalt mit 50,690 Einwohnern. Der Boden ist mit Ausnahme schmaler Streifen an den kleinen Flüssen Copiapo und Huasco, steril und unfruchtbar, besonders im Norden, wo sich die sogenannte Wüste von A. bis nach Bolivia hinein ausdehnt; das Innere der Berge aber enthält reiche Gold-, Silber- und Kupferminen, die jedoch bis jetzt bei weitem nicht den Ertrag liefern, den sie liefern könnten. Der Wohlstand hat sich in neuerer Zeit gehoben, und der Handel ist im Aufblühen begriffen, wozu eine neuerlich zwischen Caldera und Copiapo gebaute Eisenbahn viel beigetragen hat. Die Provinz besteht als solche erst seit 1843, da bis dahin das Land zur Provinz Coquimbo gehörte. Sie zerfällt in die 3 Departements Copiapo, Vallenar und Freirina. Hauptstadt ist Copiapo.

Atacamit (Salzkupfererz, salzsaures Kupfer, Smaragdochalcit), Mineral, dessen Krystalle an den vertikalen rhombischen Prismen eine vertikale Streifung zeigen und nach der scharfen Seitenkante des Prisma's theilbar, meist von oblongoktaëdrischer Form mit Abstumpfung ihrer Endecken durch die Fläche des blättrigen Bruches, schwach glasglänzend, in Fettglanz sich hinneigend, durchscheinend an den Kanten bis undurchsichtig, von Farbe olivengrün, lauchgrün, grasgrün, smaragd- und schwärzlichgrün, von apfelgrünem Strich und unebenem Bruch, wenig spröde sind und 3,0—3,5 Härte, 4,0—4,3 specifisches Gewicht haben. Das

Mineral ist vor dem Löthrohre schmelzbar u. färbt die Löthrohrflamme, sowie die des gewöhnlichen Kerzenlichts beim Hineinwerfen schön grün und am Rande blau. Auf Kohle ist es schnell zu einem Kupferkerne reducirbar. Seiner chemischen Zusammensetzung nach gibt es eine wasserärmere und eine wasserreichere Verbindung, beide sind aber Verbindungen von Kupferoxyd mit Kupferchlorid, also sogenannte Oxychloride. Die schönen Krystalle von los Remolinos bestehen aus 16,6 Chlor, 12,7 Wasser und 74 Kupfer und Kupferoxyd, während der sandartige nahe 18 Procent Wasser enthält. Der A. bildet in der Regel stängliche Zusammenhäufungen mit divergirend strahliger Zusammensetzung, außerdem erscheint er in nierenförmigen Gestalten und derben Massen; Fundorte sind auf Gängen im Peruanischen und in Chile, zugleich mit Eisen-, Kupfer-, Gold- und Silbererzen einbrechend, zu los Remolinos und Copiapo in Chile, bei Cobija in Bolivia, am Vesuv in Spalten des Kraters. Auch zu Schwarzenberg in Sachsen kam er sonst, wiewohl nur sparsam, vor. Das pulverförmige Salzkupfererz, welches aus Peru ausgeführt wird, bereiten die Bewohner der Wüste Atacama aus derben und krystallinischen Massen durch Zerstampfen. Es wird in der Regel als Streusand benutzt und ist unter dem Namen Arenilla bekannt.

Atair, Stern erster Größe im Sternbild des Adlers, mit weißgelblichem Lichte; ein Doppelstern.

Atalanta, Name von zwei Heroïnen, die schon von den alten Mythographen mit einander verwechselt werden und wahrscheinlich auf ein symbolisches Wesen in Begleitung der Diana zurückzuführen sind. Die arkadische A. ist die Tochter des Königs Jasus und der Clymene. Von ihrem Vater, der sich einen Sohn gewünscht hatte, gleich nach der Geburt ausgesetzt, ward sie von einer Bärin gesäugt. Erwachsen und von ihren Aeltern wieder anerkannt, lebte sie in reiner Jungfräulichkeit, erlegte die ihr nachstellenden Centauren Rhäcus u. Hyläus, brachte als Theilnehmerin an der kalydonischen Jagd dem Eber den ersten Wurf bei, wofür sie von Meleager den Kopf und die Haut des Ebers als Kampfpreis erhielt, und kämpfte unter den Argonauten bei den Leichenspielen des Pelias. Die böotische A. war die Tochter des Schöneus, Königs von Scyrus, berühmt durch ihre Schönheit und Schnelligkeit. Als sie von ihrem Vater aufgefordert wurde, zu heirathen, bestimmte sie, daß jeder ihrer Freier einem Wettlaufe mit ihr sich unterwerfen und, im Fall er überwunden würde, den Tod von ihr erleiden solle. Nachdem Viele auf diese Weise umgekommen, siegte Hippomenes mit Hülfe goldener Aepfel, die, ein Geschenk der Venus, von ihm auf die Bahn geworfen, das Mädchen aufzuheben sich nicht enthalten konnte. Da aber Hippomenes vergaß, der Venus zu danken, so reizte ihn diese zu so heftiger Liebe, daß er die Geliebte im Heiligthume der Cybele, in dessen Nähe der Wettlauf abgehalten wurde, umarmte. Darüber erzürnt, verwandelte die Göttin Beide in jenes Löwenpaar, welches ihren Wagen zog.

Ataman, s. Hetman.

Ataraxie (v. Griech.), Unerschrockenheit des Gemüths, unerschütterliche Seelenruhe, bei den alten Skeptikern der Zweck ihres skeptischen Philosophirens, weil man beim Zweifeln durch keine einander widerstreitenden Meinungen beunruhigt werde.

Atavismus (v. Lat.), das Gesetz der Erblichkeit gewisser Eigenthümlichkeiten der Körperbildung, auch gewisser Krankheitsanlagen, geistiger Eigenschaften ꝛc., insbesondere die Art dieser Erblichkeit, wobei in den Enkeln die Eigenthümlichkeiten der Großväter mehr hervortreten, als in den Söhnen.

Atbara, Nebenfluß des Nils, der einzige, den dieser Strom nach der Vereinigung seiner beiden Quellströme aufnimmt, entspringt auf dem abessinischen Hochlande, nimmt etwa eine Tagereise oberhalb seiner Mündung in den Nil (oberhalb Damer) den bedeutenden Zufluß Mogren auf und wird von neueren Reisenden in seinem oberen Laufe mit dem abessinischen Fluß Takazzé für identisch gehalten.

Atcha (Atscha, Atchu), asiatisch-russische Insel, zur mittleren Gruppe der Aleuten gehörig, 15 Meilen lang und gegen 2 Meilen breit, mit einem Schwefel auswerfenden Vulkan, an dessen Fuße heiße Quellen sind, wenig bevölkert.

Atchafalaya, Mündungsarm des Mississippi im nordamerikanischen Staat Louisiana, zweigt sich eine Meile unterhalb der Mündung des Red River von jenem ab, fließt in großen Krümmungen 147 englische Meilen weit und mündet in die 25 Meilen lange Atchafalayadai im Golf von Mexiko, nachdem er den Placquemine, einen andern Mündungsarm des Mississippi, aufgenommen. Der A. bildet die westliche Grenze des sogenannten Mississippidelta's. Die Schifffahrt darauf wird durch Massen von Baumstämmen, die der Mississippi hierher führt, gefährlich gemacht.

Ate (griech.), d. i. sittliche Verblendung, Uebelthat und Unheil, eine Unheil bringende Gottheit, des Jupiter Tochter, wandelt über den Häuptern der Menschen, bethört Alles und reizt zu Vergehungen; selbst Jupiter unterlag ihrer Allgewalt, indem er, von ihr verleitet, den übereilten Schwur leistete, durch welchen Hercules dem Eurystheus unterthan ward. Der erzürnte Vater stürzte deshalb die Verführerin aus dem Olymp; seitdem durcheilte sie die Erde in ungemessener Eile u. waltete verderblich über den Werken der Menschen. Sicherheit vor ihrem verderblichen Wirken gewähren allein die Litä (Gebete). Bei den Tragikern erscheint A. nicht mehr als Anstifterin, sondern als Rächerin des Unrechts und fällt sonach mit der Nemesis u. Adrastea zusammen.

Atelier (franz.), Werkstätte, wo ein Künstler arbeitet, gleichsam gefesselt ist (von atteler). Die Beleuchtung desselben wird von Norden oder Süden gewählt; jene gibt ein gleichmäßigeres, diese ein lebhafteres, wärmeres Licht, das vermittelst Papier- oder Gazerahmen gemildert werden kann.

Atella, Stadt der Oscer in Kampanien, zwischen Capua und Neapel, jetzt Aversa; berühmt durch die Atellanae fabulae, s. Atellanen.

Atellanen (fabulae Atellanae), scherzhafte Volksschauspiele, auch oscische Schauspiele (ludi Osci) genannt, weil ihre Heimat die oscische Stadt Atella war, von wo sie in früher Zeit nach Rom verpflanzt wurden. Hier blieben sie bis in die Kaiserzeit beliebt. Auch nachdem das griechische Drama durch Livius Andronicus eingeführt worden war, wurden die A., nach Art der griechischen Satyrspiele, oft als Nachspiele (exodia) beigegeben zu dem Zwecke, die in Trauer versetzten Zuschauer wieder aufzuheitern. Sie wurden von römischen Jünglingen aufgeführt, während das Auftreten in dem

eigentlichen Drama einem Bürger nicht gestattet war. Die stehenden Personen in den A. waren Maccus, ein dummer, bäurischer Mensch, der von Allen betrogen, verspottet und übel behandelt wird; Bucco, dem Parasiten der neuen Komödie entsprechend, klug, lustig und witzig; Pappus, ein geiziger, abergläubischer Alter; Dossenus, ein verschmitzter, betrügerischer Zauberer. Die Gegenstände gehörten dem italienischen Volksleben an und waren dem Kreise der Landleute entnommen, deren Aberglaube die Veranlassung war, daß Gespenster, Geister, Dämonen und ähnliche Gestalten darin eine große Rolle spielten. Die Stücke machten weniger darauf Anspruch, kunstvolle Verwickelungen und sinnreiche Auflösungen darzustellen, als vielmehr darauf, Charaktere zu zeichnen und lustige Situationen darzubieten. Um so leichter war es den Schauspielern, spottende, scherzhafte Verse aus dem Stegreife vorzubringen. Ob sie sich aber in Rom dabei der lateinischen oder der oscischen Sprache bedient haben, darüber ist man noch nicht einverstanden. Cn. Novius und L. Pomponius waren die Ersten, welche A. schriftlich abfaßten und durch die Kunst den unmittelbaren Ausdruck des Volkswitzes nachzubilden sich bemühten. Vergl. Schoder, Versuch über die atellanischen Schauspiele der Römer, Leipzig 1825; Weyer, Ueber die Atellanen der Römer, Mannheim 1826; Munk, De fabulis Atellanis, Leipzig 1840.

A tempera malen, s. Tempera.

A tempo (ital.), zu gleicher Zeit, in der Musik der Wiedereintritt des vorgeschriebenen Zeitmaßes nach vorhergegangenem Ritardando oder sonstigen Taktveränderungen.

Ateni, Stadt im russischen Georgien, 4 Werste südlich von der Stadt Gori, in dem Thale des in den Kur mündenden Flusses Tona, 184 n. Chr. gegründet, verödete, von den Persern zerstört, seit 1689 und diente lesghischen Räubern zum Aufenthalte, bis sie 1821 wieder anfing, sich zu bevölkern. In der Umgegend finden sich ansehnliche Ruinen u. noch völlig erhaltene schöne Kirchen, deren eine, die Sionskirche, im 10. Jahrhundert erbaut, eine der berühmten Kirche von Etschmiazin entlehnte Architektur zeigt. Von der alten Stadt sind noch umfangreiche, steinerne Gebäude u. Befestigungen aus den Zeiten ihrer Blüthe übrig.

Ater dies (lat.), schwarzer, d. h. unglücklicher Tag.

Atermoyement (franz.), Verlängerung der Zahlungsfrist, daher: atermoyiren, die Zahlungsfrist verlängern; sich atermoyiren, mit seinem Gläubiger sich auf gewisse Termine setzen.

Ath (Aeth), Stadt in der belgischen Provinz Hennegau, an der hier schiffbaren Dender, ist eine starke Festung, hat 5 Kirchen, ein Waisenhaus, ein Hospital, eine lateinische Schule, eine große Kaserne und ein Arsenal. Die Einwohner, 8037 an der Zahl, treiben lebhafte Industrie, namentlich Leinwandbleicherei, Uhrmacherei, Kattundruckerei, Färberei, Spitzen- und Handschuhfabrikation, Seifensiederei, Brauerei, Branntweindrennerei, Salzraffinerie, fabrikmäßige Verfertigung aller Arten von Gold- und Silberwaaren, sowie von Messerwaaren und Ackerbauwerkzeugen. Der bedeutende Handel der Stadt wird durch die Dender sehr befördert; man verführt besonders Steinkohlen, Bausteine, Kalk, Steine zum Chausseebau, Korn ꝛc. Das älteste Bauwerk A.s ist der von Balduin (1150) herrührende Thurm Brabant. Die Stadt wurde beim Aufblühen der niederländischen Städte im 13. und 14. Jahrhundert wichtig und später von den Spaniern zu einer Festung ersten Ranges erhoben. Vauban befestigte die 1667 von den Franzosen eroberte Stadt nach seiner Methode. Durch den nimwegener Frieden (1679) kam sie an die Spanier zurück, wurde aber 1697 von den Franzosen unter Marschall Catinat nach kurzer Belagerung, wobei Vauban zuerst die Paralleten systematisch anwandte, wieder genommen. Im Jahre 1706 wurde die Stadt von den Alliirten erobert. Ein Ueberfall der Franzosen (1708) mißlang, weil die Besatzung ihn zu rechter Zeit bemerkte. Aber am 8. Oktober 1745 wurde A. nach einer Belagerung von wenigen Tagen von den Franzosen erobert, 1781, nach Aufhebung des Barrièretraktats, geschleift; nach 1815 wieder befestigt.

Athabasca, Fluß und See, s. Athapeskow.

Athabasca's (Athapasca's), Gesammtbezeichnung derjenigen nordamerikanischen Indianerstämme, welche von den Eskimos, aber nicht in deren unmittelbarer Nachbarschaft, den ganzen Länderraum südwärts bis zu einer Linie bewohnen, die von der Mündung des Mississippiflusses diesen Fluß aufwärts bis zum Beaver-River, seinem Quellfluß, ungefähr unter 54° nördl. Br., und von da längs der Landhöhe bis zu den Rocky-Mountains läuft. Der Name ist dem gleichnamigen See (s. Athapeskow) entnommen und rührt von Gallatin her. Da seit der Mitte des 18. Jahrhunderts Glieder der mächtigen südlicheren Völkerfamilie der Kuistinos die oben angegebene alte Völkergrenze durchbrochen und sich an mehren Punkten im Norden derselben festgesetzt haben, so ist die angegebene südliche Grenze jetzt nicht mehr in allen Punkten zutreffend. Der östlichste Stamm der A., der sich bis an die Hudsonsbai ausdehnt, führt bei den Beamten der Hudsonsbaikompagnie schon seit langer Zeit den Namen der nördlichen Indianer. Es sind dies die gewöhnlich als Chippewyans (besser Cheppeyans) bezeichneten Indianer, die aber nicht mit den Chippeways, einem zu einer ganz anderen Familie gehörigen Indianerstamm, zu verwechseln sind. Diese Chippewyans betrachten die Gegenden zwischen dem großen Sklaven-, dem Athapeskowsee und dem Mississippi als ihre ursprünglichen Jagdreviere und stehen als Hunters der Hudsonsbaikompagnie mit dieser in lebhaftem, friedlichem Verkehr. Obwohl der zahlreichste Stamm der ganzen Familie, zählten sie doch schwerlich mehr als 2000 Seelen; doch soll ihre Zahl neuerlich im Zunehmen begriffen sein. Das von ihnen bewohnte Gebiet, auch Cheppewyanland genannt, ernährt zwar viele Rennthiere, doch sind sie genöthigt, sich im Winter in die Wälder und in die Nachbarschaft der großen Seen zurückzuziehen. Die übrigen Athabascaindianer, welche alle Dialekte der Cheppeyansprache sprechen, sind im Norden der Cheppeyans und im Osten des Mackenziefusses die Kupferindianer, welche, früher südlich vom großen Sklavensee ansässig, jetzt nördlich von demselben wohnen, aber nur etwa 200 Köpfe stark sind; westlich von diesen die Hundsrippenindianer, die etwa 200 streitbare Männer zählen; am Mackenziefusse unterhalb des großen Sklavensee's

die Starkbogen-, auch Biber- od. Dickwaldindianer, cirka 70 Jäger zählend; die Berg- und die Schafindianer, westlich vom Mackenziefluſſe bis zu den Rock-Mountains wohnend, letztere ungefähr 40 Jäger ſtark; die Haſenindianer, welche ſich bis zum großen Bärenſee ausdehnen, und die Loucheux (Quarrellers), die nördlichſten Indianer im Hudſonsbai-Territorium. Letztere ſprechen einen von der Sprache der übrigen Athabascaindianer ſehr abweichenden Dialekt, der ſich der Sprache der Eskimos, ihrer nächſten Nachbarn, nähern ſoll. Sie führen den Namen Quarrellers (Zänker) mit Unrecht, da ſie von allen Reiſenden ihres offenen und geraden Charakters wegen gerühmt werden und, den Weißen ſtets freundlich geſinnt, ihre Hände nie mit dem Blute derſelben befleckt haben. Südlich von den genannten am Mackenzie wohnenden Indianern ſind noch als zu den A. gehörig die Biberindianer zu nennen, welche ſüdweſtlich vom großen Sklavenſee und am Peace-River auf der Oſtſeite der Rock-Mountains wohnen, als Hunters im Verkehr mit den Poſten am Peace-River ſtehen und von den Traders als gaſtfrei, tapfer und wahrheitsliebend gerühmt werden.

Athalia, Tochter des Königs Ahab von Iſrael und der Iſebel, Gemahlin Jorams von Juda, Mutter des Königs Ahaſja, riß nach der Ermordung des letztern durch Jehu (884 v. Chr.) die Krone des Reiches Juda an ſich und ließ, um den Raub zu ſichern, alle männlichen Glieder des königlichen Hauſes umbringen. Nur ihr Enkel Joas wurde durch die Prieſter gerettet, in ein geheimes Gemach des Tempels gebracht und dort erzogen. Nach 6 Jahren (877 v. Chr.) kam die unterdeſſen erſtarkte Prieſterverſchwörung zum Ausbruche, und Joas wurde aus ſeinem Verſteck herausgegeben und feierlich zum König geſalbt. Herbeigezogen durch die lärmende Volksmenge, trat auch A. mit in den Tempel, wo eben die Krönungsfeierlichkeiten vor ſich gingen, und erblickte den von den Trabanten und Prieſtern umgebenen Joas. Außer ſich vor Wuth, zerriß ſie ihre Kleider und ſchrie Verrath. Der Hoheprieſter Jojada ließ ſie aber durch Trabanten aus dem Bezirke des Tempels führen, mit dem Befehl, Jeden niederzuhauen, der ſich zu ihrer Vertheidigung erheben werde. Darauf wurde ſie an der Thür des königlichen Palaſtes umgebracht. Die Entthronung der A. iſt Gegenſtand einer berühmten Tragödie Racine's, deren Chöre nach Cramers Ueberſetzung von Schulz (Kiel 1786) und neuerdings wieder von Mendelsſohn-Bartholdy komponirt worden ſind. Auch gibt es eine Oper „Athalia" von Poißl.

Athamantha *Koch* (Augenwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, mit folgenden charakteriſtiſchen Merkmalen: Kelchſaum 5zähnig; Blumenblätter verkehrt-ei- oder herzförmig, eingeſchlagen zugeſpitzt; Frucht länglich, nach oben verſchmälert, mit 5 Riefen. Von den meiſt in Südeuropa und Nordafrika einheimiſchen Arten ſind zu erwähnen: A. sicula *L.*, mit 3fach gefiederten, weich behaarten Blättern und lang zugeſpitzten Blumenblättern, in Kalabrien, Sicilien und auf dem Atlas; A. Matthioli *Wulff.*, ebenfalls mit mehrfach gefiederten, aber glatten Blättern, auf den ſüdlichen Alpen; A. cretensis *L.*, mit mehrfach gefiederten, rauh behaarten Blättern und geſpaltenen Blumenblättern, in Griechenland und Kleinaſien; A. macedonica *Spr.*, Bubon macedonicum *L.*, ein ausdauerndes Gewächs mit riſpigem, ſammetartig zottigem Stengel, 3fach gefiederten, beinahe kahlen Blättern und ſehr zahlreichen Blüthendolden. Die Samen, Semen Pretroselini macedonici s. Apii macedonici, Steineppich-, Steinpeterleinſamen, ſind gewürzhaft und waren früher officinell.

Athamas, Sohn des theſſaliſchen Herrſchers Aeolus und der Enarete, Bruder des Creteus, Siſyphus ꝛc., Herrſcher der böotiſchen Ebene Athamantia am kopaiſchen See. Er zeugte mit Nephele den Phrixus und die Helle, mit Ino, des Cadmus Tochter, den Learchus, Melicertes und die Eurydea. Da Ino die Kinder der verſtoßenen Nephele haßte, brachte ſie einen Orakelſpruch vor, nach welchem Phrixus zur Abwendung eines Mißwachſes geſchlachtet werden ſollte. Nephele entrückte aber den Phrixus und die Helle auf dem Widder mit dem goldenen Vließe. Darauf traf der Groll der Juno, dadurch veranlaßt, daß Ino und A. den ihnen von Hermes übergebenen Bacchus erziehen wollten, A. und ſeine Familie; er ſelbſt tödtete den Learchus im Wahnſinn, und Ino ſtürzte ſich mit Melicertes ins Meer. Wegen des Mordes aus Böotien flüchtig geworden, bebaute A. die nach ihm benannte Ebene in Phthiotis (Athamantis Campus) und vermählte ſich mit Themiſto, des Hypſeus Tochter, die ihm mehre Söhne, z. B. den Schöneus, gebar. Der Mythus von A. iſt durch die tragiſchen Dichter, die ihn öfters behandelt haben, und namentlich durch die ſpätern Mythographen vielfach umgebildet und verändert worden, auch Gegenſtand vieler verlorenen Tragödien, worunter 3 von Sophocles, eine von Aeſchylus, 2 von Euripides u. a.

Athanaſia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompoſiten, charakteriſirt durch den beſchuppten Kelch, den ſpreublätterigen Fruchtboden und die Samenkrone, meiſt am Kap einheimiſche Pflanzen, worunter mehre Ziergewächſe. Die bekannteſte Art iſt A. annua *L.* (Lonas inodora *Gaertn.*), mit aufrechtem äſtigen, gleich der ganzen Pflanze glattem, 1—2 Fuß hohem Stengel, tief halbgefiederten, dicklichen Blättern und zierlichen gelben, in dichten, gehäuften Enddoldentrauben vereinigten Blüthen, die ſich zu Immortellenbouquets eignen. Dieſe Pflanze wird im April ins freie Land oder beſſer ins Miſtbeet geſäet und bis zur Blüthe unter Glas gehalten. Eine neuere Art iſt A. scariosa *Edon.*, ein Strauch auf dem Kap, mit verkehrt-eirund-keilförmigen Blättern und auf nackten Stielen in einfachen vielblumigen Dolden ſtehenden Blüthen mit kugeligen Kelchen, die mit rauſchenden Schuppen beſetzt ſind. Dieſe, wie noch andere Arten, A. capitata *Berg.*, A. tomentosa *Thunb.* u. a. m., pflanzt man in lockere, fette, mit etwas Sand gemiſchte Dammerde und überwintert ſie bei 1—5° Wärme, ſie ziemlich trocken haltend.

Athanaſianiſches Glaubensbekenntniß (Symbolum Athanasianum, oder, nach dem Anfangsworte, Symb. Quicunque), eines der ſogenannten ökumeniſchen, jetzt von allen chriſtlichen Hauptparteien anerkannten Symbole. Es verdankt ſeinen Namen mehr der darin ſcharf und beſtimmt ausgeſprochenen katholiſchen oder athanaſianiſchen Glaubensanſicht von der Dreieinigkeit und Menſchwerdung Chriſti, als der erſt ſpät entſtandenen Meinung,

daß Athanasius von Alexandria der Verfasser sei. Die ersten Spuren seiner Gültigkeit zeigten sich auf dem Koncil zu Autun, um 663; seitdem wurde es, ohne die besondere Sanktion einer Synode, in allen Kirchen des Abendlandes angenommen, auch von den Lutheranern und Reformirten beibehalten. Die griechische Kirche verwarf dasselbe noch während ihrer Streitigkeiten mit den Lateinern im 12. Jahrhundert.

Athanasius, christlicher Kirchenvater mit dem Beinamen des „Vaters der Orthodoxie", einer der bedeutendsten Männer, welche die Kirche aufzuweisen hat, wurde gegen Ende des 3. oder zu Anfang des 4. Jahrhunderts in Alexandria geboren, verlebte seine Jugendjahre in Studien und ascetischen Uebungen und trieb neben der Theologie auch alte griechische Literatur. Seine hervorragenden Talente verschafften ihm die Gunst des Bischofs Alexander, und schon 319 finden wir ihn als Dekan der alexandrinischen Gemeinde, sowie als Vertrauten und Rathgeber seines Gönners. Als um diese Zeit die arianischen Streitigkeiten in Alexandria ausbrachen, unterstützte A. mit Rath und That die Maßregeln Alexanders gegen Arius. Als erster Diakon begleitete er 325 den Bischof auf die allgemeine Kirchenversammlung nach Nicäa, wo er durch eine kraftvolle Widerlegung des Arianismus die Aufmerksamkeit der versammelten Väter, zugleich aber auch den tödtlichen Haß der Arianer auf sich lenkte. Als bald darauf (326) der Bischof Alexander starb, wurde A. gegen seinen Willen zu dessen Nachfolger gewählt. Von da an beginnt sein langer und schwerer Kampf gegen den Arianismus (s. Arianischer Streit). Um ihren Gegner zu stürzen, schmiedeten die Arianer in Verbindung mit den Meletianern eine Menge meist falscher Anklagen gegen ihn. Eine Synode zu Cäsarea (334) sollte die Sache untersuchen, doch weigerte sich A. zu erscheinen, weil seine Gegner und Ankläger zugleich seine Richter sein wollten. Sofort erhielt er geschärften Befehl, sich auf der Synode zu Tyrus (335) einzufinden. Wiewohl hier die Eusebianer das Uebergewicht hatten, so erschien A. doch, um nicht, wie der Kaiser gedroht hatte, durch Soldaten geholt zu werden, mit 49 ägyptischen Bischöfen. Da er aber trotz seiner Rechtfertigung über seine Verurtheilung nicht in Zweifel sein konnte, so verließ er das Koncil, um sich in Konstantinopel vor dem Kaiser persönlich zu rechtfertigen. Er wirkte hier zwar ein kaiserliches Schreiben aus, welches die Bischöfe, die unterdessen seine Absetzung und Exkommunikation ausgesprochen hatten, zur Verantwortung an das kaiserliche Hoflager beschied; da diese jedoch hier die mehr politische Anklage gegen ihn erhoben, daß er gedroht habe, die Ausfuhr des Getreides von Alexandria nach Konstantinopel zu verhindern, und ihn als einen durch seinen Einfluß sehr gefährlichen Mann schilderten, so schickte ihn Konstantin 336 in die Verbannung nach Trier, aus der er erst 338, zufolge eines alle verbannten Bischöfe zurückrufenden Beschlusses der Söhne Konstantins, nach Alexandria zurückkehrte. Alsbald begann hier die orthodoxe Reaktion, durch welche, so weit A.' Einfluß reichte, arianische Bischöfe ab- und rechtgläubige an ihre Stellen gesetzt wurden. Bald kam es zu neuen Konflikten, und neue Anklagen wurden gegen A. erhoben, deren Gewicht durch die arianische Gesinnung des neuen Kaisers Constantius verstärkt wurde. A. hielt dagegen 340 eine Synode von beinahe 100 Bischöfen aus Aegypten, der Thebais, Libyen und Pentapolis, die alle von den Eusebianern vorgebrachten Beschuldigungen widerlegten und alle Christen zur Vertheidigung des unschuldig Angeklagten aufforderten. Auch gingen Gesandte nach Rom, um die dortige Kirche für die athanasianische Sache zu gewinnen; wirklich entschied sich der römische Bischof Julius für A., dessen mächtigster Bundesgenosse fortan das Abendland blieb. Da aber inzwischen auf einer Synode zu Antiochia (341) von 90 arianischen Bischöfen der Beschluß erfolgte, daß kein von einer Synode abgesetzter Bischof jemals wieder zu seinem Bisthum gelangen solle, so wurde A. auf Betrieb der Eusebianer entsetzt und der Kappadocier Gregorius an seine Stelle gewählt. A. floh nach Rom, wo der Bischof Julius sogleich eine Synode veranstaltete, auf welcher A. von etwa 50 Bischöfen freigesprochen wurde. A. lebte nun als Vertriebener in Rom, bis der Kaiser Constans, A.' Gönner, seinen Bruder Constantius zur Berufung einer allgemeinen Synode vermochte, wo die kirchlichen Angelegenheiten geordnet werden sollten. Im Jahre 347 erschienen zu Sardica in Illyrien gegen 170 Bischöfe, worunter 70 morgenländische. Als die Abendländer dem Verlangen der letzteren, daß A. als Beklagter auf der Versammlung weder Sitz, noch Stimme haben solle, sich nicht fügten, verließen die Orientalen Sardica und hielten eine besondere Synode in Philippopolis, wo die zu Sardica unterdessen losgesprochenen Athanasianer abermals und mit ihnen ihre vornehmsten Beschützer, die Bischöfe Hosius von Cordova, Julius von Rom und Protogenes von Sardica, exkommunicirt wurden. Somit war das Band der Gemeinschaft zwischen der morgen- und abendländischen Kirche zerrissen, und die Erbitterung stieg so sehr, daß in Adrianopel 10 Christen, welche sich der kirchlichen Gemeinschaft mit den Arianern entzogen hatten, enthauptet wurden. Nachdem aber Constantius, durch die Drohungen seines Bruders Constans erschreckt, die Verbannung aller vertriebenen Bischöfe aufgehoben, begab sich A., der seit der sardicensischen Synode in Aquileja gelebt, auf Einladung des Constantius nach Konstantinopel, wich hier dem kaiserlichen Antrage auf freie Religionsübung der Arianer in Alexandria durch eine gleiche Forderung für die Katholischen in Antiochia klüglich aus und kehrte über Jerusalem nach Alexandria zurück. Sein Aufenthalt im Abendlande war für dieses folgenreich geworden, indem er hier nicht bloß seinem Dogma das Uebergewicht, sondern auch der Asceſe und dem Mönchswesen Eingang verschafft hatte. Dem Arianismus, der inzwischen in Aegypten mächtig aufgewuchert, trat A. mit der alten Unbeugsamkeit und Schonungslosigkeit entgegen. Eifriger als je betrieb er die Einsetzung orthodoxer Bischöfe an die Stelle der arianischen. Das Jahr 350 brachte aber wieder einen bedenklicher Wendepunkt in seinem Leben. Sein Beschützer Constans wurde von Magnentius ermordet, und schon erhoben die Eusebianer wieder ihr Haupt. Noch aber hielt Constantius an sich, weil ihm der mächtige alexandrinische Bischof gefährlich werden konnte, besonders da Magnentius auch in Aegypten warb; nachdem aber Magnentius (351—353)

unterlegen war, fanden die Verdächtigungen gegen A. am kaiserlichen Hofe leichter Eingang. Auch die Stütze, welche A. an Julius zu Rom gehabt, war durch dessen Tod gebrochen; Liberius, der neue römische Bischof, zeigte sich schwankend. Umsonst versuchte A. den Sturm durch eine Gesandtschaft an den Kaiser zu beschwören. Auf einer Synode zu Arles (353) wurde er auf kaiserlichen Befehl von Neuem verurtheilt und das Urtheil zu Mailand (355) bestätigt; bei einer Vigilienfeier (9. Febr. 356) von kaiserlichen Soldaten in der Kirche überfallen, entging er nur durch schleunige Flucht der ihm drohenden Lebensgefahr. Er rettete sich zu den Einsiedlern und Mönchen in der ägyptischen Wüste, wo er bis zu Constantius' Tode (361) blieb. Als Julian nach seiner Thronbesteigung alle verbannten Bischöfe zurückrief, kehrte auch A. nach Alexandria zurück, wo er von nun an eine Thätigkeit entwickelte, die sich bei aller Unerschütterlichkeit der Grundsätze durch weise Mäßigung auszeichnet. Ein derartiges Wirken des A. war aber keineswegs nach dem Sinne Julians, der gerade von A.' Zurückberufung und starrem Charakter den Ruin der morgenländischen Kirche gehofft hatte. Als der Erfolg dieser Erwartung täuschte und A.' Predigt des Evangeliums nur die heidnischen Tempel leerte, erhielt A. Befehl, Alexandria sofort zu verlassen, worauf er sich bald in der Stadt, bald anderwärts verborgen hielt. Der neue Kaiser Jovian (363) rief ihn auf den bischöflichen Stuhl von Alexandria zurück und blieb ihm trotz aller Gegenbemühungen der Arianer zugethan; als er aber nach achtmonatlicher Regierung plötzlich starb und ihm der Arianer Valens (364) in der Regierung des Morgenlandes folgte, mußte A. 367 wieder in die Verbannung gehen. Er soll sich damals über 4 Monate im Grabe seines Vaters verborgen gehalten haben, bis Valens das Verbannungsurtheil zurücknahm. Er † 373. Seine Gebeine sollen nach Konstantinopel und von da im 15. Jahrhundert nach Venedig in die Kirche der Nonnen des heiligen Kreuzes gebracht worden sein. Er wurde später kanonisirt; geweiht ist ihm der 20. Mai. Großer Verstand, strenger u. entschiedener Charakter, umfassende philosophische Kenntnisse, verbunden mit Weltbildung, waren die Eigenschaften, welche A. auszeichneten; nur vermochte er in seinem Eifer gegen das, was ihm häretisch schien, die rechte Grenze nicht einzuhalten. So schroff u. strenge er übrigens gegen die Arianer erscheint, eine so große Liberalität bewies er gegen untergeordnete Irrthümer; auch ist rühmend hervorzuheben, daß er zur Durchführung seiner kirchlichen Ideen nie die weltliche Macht zu Hülfe gerufen hat. Als theologischer Schriftsteller ist A. tiefsinnig dialektisch; aber seine Beweisführung nicht immer schlagend. Die meisten seiner Werke sind polemischen Inhalts und betreffen hauptsächlich die Lehre von der Dreieinigkeit, von der Menschwerdung Christi u. der Göttlichkeit des heiligen Geistes. Wichtig für die Kirchengeschichte sind seine historischen Schriften. Außerdem hat man von ihm viele Streitreden u. Homilien. Unter seinen wenig bedeutenden exegetischen Schriften sind viele unächt. Gesammtausgaben seiner Werke sind außer mehren früheren weniger guten: von Montfaucon (Paris, 1698 3 Bde.) und von N. A. Giustiniani (Padua 1777, 3 Thle.). Vgl. Möhler, A. der Große und die Kirche seiner Zeit, Mainz 1827, 2 Bde.

Athanatismus (v. Griech). Unsterblichkeit, Verewigung; dann Glaube an Unsterblichkeit.

Athapeskow (Athapeskow), nordamerikanischer See im Gebiet der freien Indianer, unter 59° nördl. Br. und 255°—272° westl. L. von Ferro, auch Bergsee genannt, hat im Verhältniß zu seiner Längenausdehnung eine nur geringe Breite, steht nördlich durch den Sklavenfluß mit dem Sklavensee in Verbindung, südöstlich mit dem blauen, dem Wollaston- und Deersee und durch den letzten mit dem größten Flusse dieser Gegenden, dem Missinippi oder Churchill, der in die Hudsonsbai mündet. An seinem Westende münden der große Friedens- u. der Athapeskowfluß. Letzterer entspringt aus mehren kleinen Becken im nördlichen Theile der Rocky-Mountains, dem sogenannten glänzenden Gebirge, empfängt links, von Nordwesten her, den Abfluß des kleinen Sklavensee's, rechts, von Südosten her, den des Büffelsee's und tritt beim Fort Chippewayan in den Athapeskowsee, den er als Sklavenfluß wieder verläßt.

Atheismus (vom griechischen ἄθεος, d. h. ohne Gott, gottlos), der Unglaube an das Sein Gottes, oder die Ansicht, daß die Vernunftidee von Gott keine Wirklichkeit habe. Gewöhnlich theilt man den A. in theoretischen u. praktischen ein. Während jener bloß die objektive Realität der Gottesidee bestreitet, ihr aber subjektive Gültigkeit zugesteht, sie also als für uns verpflichtendes, unser Denken und Handeln regelndes Princip anerkennt, verwirft dieser auch die subjektive Gültigkeit der Gottesidee, die nach ihm, wie auch das Sittengesetz, nicht als eine in der Vernunft nothwendig gegebene Idee, sondern als eine zufällig durch Erziehung und sociale Verhältnisse hervorgerufene Vorstellung betrachtet wird. Dem praktischen A. liegt stets eine materialistische, alles Ideale für eitel und nichtig haltende Denkart zu Grunde. Doch ist derselbe darum noch nicht mit Gottvergessenheit oder Gottlosigkeit identisch, da hierunter die gänzliche Vernachlässigung der Gottesidee im Handeln zu verstehen ist, und dieser auch Solche sich schuldig machen können, welche die Existenz Gottes theoretisch nicht leugnen. Wird bloß die Möglichkeit eines genügenden Beweises für letztere in Abrede gestellt, so pflegt man dies als skeptischen A. zu bezeichnen, dem dann der dogmatische A., der die Nichtexistenz Gottes durch Beweise darzulegen sucht, entgegensteht. Da der A. im Allgemeinen dem Glauben an Gott gegenübersteht, so muß er aus den entgegengesetzten Gefühlen seinen Ursprung nehmen, als diejenigen sind, aus welchen dieser entspringt. Der Glaube an Gott aber geht aus den religiösen Gefühlen hervor, welche zur Grundlage die Gefühle der Unzulänglichkeit, der Schwäche u. Ohnmacht der menschlichen Natur, der physischen wie der moralischen u. intellektuellen, haben u. mithin zu den von der Gemüthslage abhängenden, d. i. auf bloß subjektiver Grundlage beruhenden Gefühlen, zu den Gefühlen der Lust u. Unlust gehören, welche unser Streben begleiten, wenn es entweder Erfüllung u. Begünstigung, oder Widerstand u. Hindernisse findet. In solchen Fällen nämlich überwältigt uns das Gefühl unserer Mangelhaftigkeit, für die wir alsdann eine Ergänzung suchen in einer außer uns stehenden Macht; u. wenn wir diese nicht in der sichtbaren Welt erlangen können, so wenden wir uns

an die unsichtbare u. denken uns als in Verbindung gesetzt oder verlangen wenigstens in Sehnsucht nach der Vereinigung mit einem allgewaltigen Wesen, welches im Stande sei, unsere Mangelhaftigkeit zu ergänzen u. die Beschränktheit unserer Natur durch die Fülle seiner Macht zu ersetzen. Es ist dies die religiöse Stimmung, in der wir uns zu dem Gedanken von Gott erheben, die Quelle der subjektiven oder natürlichen Religion. Ueberall wurzeln die religiösen Gefühle in einem subjektiven Bedürfnisse, welches in der Schwäche der menschlichen Natur begründet ist. Zur Milderung des Leidens, zur Beschwichtigung der Furcht, zur Erhörung des Dankes wie des Flehens, zur Stärkung der Kraft, zur Beruhigung des Gewissens bedürfen wir eines höchsten u. vollkommenen Wesens, durch welches alle menschliche Schwäche Hülfe erhalten kann. Das Bedürfniß wird aber nicht befriedigt, so lange wir ein solches Wesen nur als in unserer Vorstellung vorhanden ansehen; denn diese führt nicht die Ueberzeugung mit sich, daß wir wirklich Hülfe erhalten können. Dazu gehört, daß dem Gegenstande der Vorstellung Realität zugeschrieben wird. Gelingt es uns nun, dem Gedanken die Geltung einer wahrgenommenen Thatsache beizulegen, so ist unser Bedürfniß befriedigt, denn das Dasein eines solchen Wesens, wie es zu unserer Bedürftigkeit paßt, verbürgt uns zugleich seine Thätigkeit u. Wirksamkeit in Bezug auf uns, u. der Mangel, der uns zur Erhebung über das Endliche trieb, ist ergänzt. Wir besinnen uns aber, das wir, um die Realität Gottes zu entdecken, gar nicht aus unsern Gedanken herausgetreten sind. Wir haben sie also nur im Glauben gefunden; denn der Glaube ist das freiwillige Fürwahrhalten dessen, wozu ein subjektives Interesse, ein Verlangen, Wünschen, überhaupt ein Streben treibt. Der A. nun erreicht dieses Ziel nicht, weil er eine andere subjektive Grundlage hat, nicht jene Gefühle der Unvollkommenheit alles Menschlichen, sondern im Gegentheil ein stolzes Vertrauen auf die Kraft des Ichs, das, wenn es sich auch jetzt genöthigt sieht, Schranken für sein Denken u. Wollen anzuerkennen, diese doch nicht für unübersteiglich hält und von der Zukunft erwartet, was er in der Gegenwart noch nicht erlangt hat. Ein solches Selbstvertrauen pflegt dem Menschen vorzüglich eigen zu sein in der Zeit des Wachsens seiner physischen und geistigen Kräfte. Er hat alsdann kein Auge dafür, daß das Irdische überhaupt den Keim des Todes u. der Vergänglichkeit in sich trägt, die gegenwärtige Entwickelung seiner Kraft gibt ihm Zuversicht zu einem Streben ins Unendliche, das Hemmungen erfahren, aber nie zurückgedrängt werden könne. Und wenn ihm der Gedanke beikommt, daß er doch nichts durch sich selbst wird u. geworden ist, so wird es nicht fehlen, daß er von dem, was er als ein Fremdes anerkennen muß, eine scheinbar zureichende natürliche Ableitung anzugeben weiß, welche die Annahme einer übernatürlichen Macht entbehrlich mache. Daher ist die Jugend geneigt, irreligiös zu sein und, wo nicht das Dasein einer höhern Macht abzuleugnen, doch so zu handeln, als ob sie nicht vorhanden sei. In den jugendlichen Gemüthern liegt ein fruchtbarer Boden, auf welchem das Unkraut des A. aufwuchern u. vielleicht selbst gute Gesinnungen durch sein Umsichgreifen verderben kann, wenn nicht dem kühnen Selbstvertrauen, aus dem der A. entspringt, dem sich aber auch edlere Früchte bei sorgfältiger Benutzung abgewinnen lassen, eine bessere Richtung gegeben wird. Ein reiches religiöses Gemüth ist jedoch immer erst ein Besitz für die spätere Hälfte des Lebens, wenn auch die vorhergehende Hälfte entweder durch eigenes und fremdes Verdienst, oder in Folge zufälliger Umstände den Gefahren des A. entgangen ist. Die Erfahrung des Lebens müssen erst das übermüthige Vertrauen auf die Zulänglichkeit der eigenen Kraft gebrochen den Stolz des Ichs, auch des auf seine moralische Festigkeit sich verlassenden, gedemüthigt haben, bevor in dem Herzen eine religiöse Sehnsucht nach dem Unendlichen erwacht, die in der Andacht ihre Befriedigung sucht.

Das Gesammtresultat der Versuche, die man gemacht hat, das Dasein Gottes zu beweisen (s. Gott), läßt sich so zusammenfassen: Aus dem theoretischen Wissen läßt sich das Dasein Gottes nur unvollkommen ableiten. Die praktischen Glaubensgründe geben zwar Gewißheit in hinreichender Ausdehnung, aber nicht auf objektive Weise, indem der Gegenstand nicht an und für sich gewiß wird. Denn die Gewißheit gilt doch nur für ein Subjekt: ist sie ein Bedürfniß für dasselbe, aber freilich das wichtigste u. hauptsächlichste, die nothwendige Bedingung für das sittliche Handeln. Obgleich daher unsere wissenschaftlichen Anforderungen nicht vollkommen befriedigt worden sind, so haben wir doch durch die Einsicht, daß wir nicht bloß Wünschenswerthes, sondern im höchsten Grade Wahrscheinliches u. sogar moralisch Nothwendiges glauben, eine Stärke der Ueberzeugung gewonnen, mit der wir im Stande sind, dem A. zu widerstehen, und da wir eine moralische Weltordnung voraussetzen, so werden wir als eine Einrichtung derselben auch die Beschränkung unserer Erkenntniß Gottes auf den moralischen Glauben anzuerkennen haben. Denn eine demonstrative Gewißheit unseres Glaubens würde zwar eine größere psychologische Wirksamkeit haben und die Uebelthaten würden in Folge davon in der Welt seltener werden. Dagegen würden in demselben Maße die dem Sittengesetze entsprechenden Handlungen an sittlichem Werthe verlieren, da sie weit weniger aus der reinen Gesinnung, aus dem objektiven Wohlgefallen am Guten hervorgehen, als vielmehr den Menschen durch die Aussicht auf eine richtende Gerechtigkeit gleichsam abgenöthigt würden. Der A. gibt sich hier als ein vollkommenes Verkennen eines höhern Weltplans u. einer weisen Ordnung in der Natur zu erkennen, und wenn wir ihm auch eine wissenschaftliche Berechtigung zugestehen, so können wir ihm in dem systematischen Zusammenhange der Philosophie keine höhere Stelle anweisen, als innerhalb des religiösen Skepticismus. Seine Berechtigung wird er immer daran finden, daß das theoretische Erkennen nicht bis zu Gott reicht. Er ist aber doch nur ein Glied der Skepsis, welche überwunden wird, sobald man sich durch die in den teleologischen Einrichtungen liegenden Antriebe bestimmen läßt, zum religiösen Standpunkt überzutreten. Der Denker darf daher in keinem andern Verhältnisse zum A. sich befinden, als zur Skepsis überhaupt, und für ihn gilt also auch in Bezug auf den A., was über die Skepsis gelehrt wird: „Jeder tüchtige Anfänger in der Philosophie ist Skeptiker. Und umgekehrt: Jeder Skeptiker als solcher ist Anfänger. Endlich: Man soll nicht Anfänger, also auch nicht

Skeptiker bleiben. Wer nicht einmal in seinem Leben Skeptiker gewesen ist, der hat diejenige durchdringende Erschütterung aller seiner von früh auf angewöhnten Vorstellungen und Meinungen niemals empfunden, welche allein vermag, das Zufällige von dem Nothwendigen, das Hinzugedachte vom Gegebenen zu unterscheiden; dem droht thörichter und hochmüthiger Dogmatismus. Wer dagegen in der Skepsis beharrt, dessen Gedanken sind nicht zur Reife gekommen; er weiß nicht, wohin jeder gehört und wie viel aus jedem folgt." Der religiöse Skepticismus aber, welchen wir im Sinne haben, ist ein ganz anderer als derjenige, welcher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreicht hat. Er wird sich auf die Einsicht in die Unzulänglichkeit unseres theoretischen Erkennens von Gott gründen und wird sich heben durch die Hülfe praktischer Glaubensgründe; wobei wir noch darauf aufmerksam machen wollen, daß das Praktische nicht etwa eine geringere Geltung hat als das Theoretische, daß jenes diesem weder in dem System, noch seiner Bedeutung nach untergeordnet ist, sondern beide unabhängig neben einander stehen. Ein A., der sich mit einer religiösen Stimmung verbunden hat, ist der von Fichte. Aus der transcendentalen Freiheit, die noch von Kant stammte, wird hier abgeleitet, daß das Gute der Selbsterhaltung, das Böse der Selbstvernichtung diene. Wie nun der moralische Mensch durch seine freien Handlungen sich erhalte, der immoralische sich vernichte, so trage überhaupt das Gute den Keim seines Bestehens, das Böse den Keim seiner Vernichtung in sich. Daher müssen die guten Thaten nothwendig gelingen, wie gelehrt wird, und aus der Summe derselben bildet sich eine moralische Weltordnung, in welcher auf die Thätigkeit eines jeden Einzelnen gerechnet ist, weil ohne dieselbe ihr Zustandekommen sich verzögert. Diese moralische Weltordnung wird alsdann gleich Gott gesetzt und ein von ihr verschiedener persönlicher Gott ausdrücklich geleugnet, während unser moralisch-teleologischer Beweis von der nothwendigen Voraussetzung einer solchen Weltordnung auf das Dasein einer weisen Vorsehung schließt, deren Ziel ist, das Gelingen unserer guten Thaten möglich zu machen.

Zu allen Zeiten ist von den strengen Eiferern eine jede Abweichung von den Grundsätzen des bestehenden Glaubens, der bestehenden Kirche sogleich mit dem Namen des A. belegt worden, und dem Fanatismus war dies immer der Vorwand, unter welchem er gegen die Urheber der abweichenden Ansichten mit gewaltthätigen Mitteln einschritt. Man würde sich den Vorwurf zuziehen, jene Richtung zu begünstigen, oder selbst in ihr fortzuwandeln, wenn man den Pantheismus, ohne auf die mannichfaltigen Schattirungen, unter denen er aufgetreten ist, Rücksicht zu nehmen, ohne Weiteres mit A. identificiren wollte. Sein Grundmerkmal, die Immanenz aller Dinge in Gott, scheint ihn schon vor dieser Beschuldigung sicher zu stellen, und Hegel sagt, eine Philosophie, welche behauptet, daß Gott und nur Gott ist, dürfe wenigstens nicht für A. ausgegeben werden, da man doch den Völkern, welche den Affen, die Kuh, steinerne und eherne Statuen ꝛc. als Gott verehren, noch Religion beilege. Indeß kann man doch nicht Alles als Gott setzen; es gibt eine Grenze, an welcher die Berechtigung aufhört. Das untrügliche Zeichen des A. scheint nämlich das Leugnen der geistigen Persönlichkeit in Gott zu sein. Ohne diese kann das Wesen, das für Gott ausgegeben wird, niemals dafür anerkannt werden. Aber es reicht auf der andern Seite auch schon hin, wenn das Merkmal der geistigen Persönlichkeit nur durch eine poetische Fiktion auf jenes Wesen übertragen ist, wie dies im Fetischdienst, im Thierdienst geschieht, worauf sich Hegel beruft. Von diesem Standpunkt war die Anklage auf A. gegen Fichte berechtigt; denn die moralische Weltordnung ist kein Wesen, geschweige ein geistig persönliches Wesen. Deshalb nehmen wir auch die pantheistische Lehre des Spinoza gegen den Vorwurf des A., der ihr von Jacobi gemacht worden ist, nicht in Schutz. Denn die unendliche Substanz mit den Attributen der Ausdehnung und des Denkens, welche als Gott angesehen wird, ist nur die fiuntiche geistige Welt, und das System möchte daher als Kosmotheismus getten, wenn nicht Spinoza seinem Nachfolger Hegel die Bestimmung der Substanz als Subjekt und als Geist, wie dieser selbst angibt, hinzuzufügen überlassen hätte, d. i. wenn die Substanz, mochte sie immerhin das Ganze der Welt bedeuten, zugleich als ein geistig persönliches Wesen gefaßt worden wäre. Hierin liegt nun, daß der Pantheismus sich eben sowohl atheistisch, als theistisch gestalten kann.

Obgleich es schon ganze Zeitalter gegeben hat, welche mit furchtbarer Frivolität, mit einer jedes gefühlvolle Herz verletzenden Rücksichtslosigkeit das Göttliche und Heilige angegriffen haben, so hat sich doch noch niemals der A. als eine Lehre ausbilden können, die einen mehr als rasch vorübergehenden Beifall gefunden hätte. Dies hat nicht geschehen können, weil die Bedürfnisse des Geistes und des Herzens den Menschen immer wieder zu Gott führen, wenn auch eine Lehre ihn eine Zeitlang davon ablenken sollte. Dagegen ist der A. zu allen Zeiten, wo nicht ephemere Erscheinungen ein Schwanken der Meinungen verursacht hatten, fast allgemein verabscheut worden. Ja, man ist mit Feuer u. Schwert, mit allen Mitteln, welche die Gewalt in die Hände gab, selbst gegen bloß vermutheten A. eingeschritten, so lange der Grundsatz noch keine Geltung erlangt hatte, daß eine wissenschaftliche Ansicht, auf die das Denken führt, selbst dann kein der bürgerlichen Strafe würdiges Verbrechen sei, wenn sie einen verderblichen Einfluß auszuüben drohe. Man würde dann das Denken bestrafen, das etwas nach der herrschenden Ueberzeugung Verwerfliches producirt hat. Aber einen Gedanken zu bestrafen, hat eben so wenig einen Sinn, als eine Gesinnung zu belohnen; Lohn und Strafe beziehen sich nicht auf das, was in unserem Innern vorgeht, sondern auf Handlungen. Auch Handlungen können überdies nur bestraft werden, wenn und so weit die böse Absicht vorliegt; denn ohne eine solche ist eine Schuld überall nicht vorhanden, die gebüßt werden müßte. Daher ist auch große Vorsicht anzuwenden bei Bestrafung wegen der Verbreitung von Ansichten, welche dem die Strafgewalt Ausübenden gefährlich zu sein scheinen. Der A. hat überall ein mächtiges Vorurtheil gegen sich, das wir im Interesse der Wahrheit bekämpfen müssen. Man meint, er sei immer mit Immoralität verbunden, oder führe wenigstens nothwendig dahin. Wir berufen uns dagegen nicht auf das Beispiel der Männer, die

man, streng genommen, des A. beschuldigen möchte, die aber gleichwohl sogar im Vertrauen, daß ihre guten Absichten gelingen würden, also in religiösem Sinne handelten, sondern wir machen die Unabhängigkeit der Moral von der Religion geltend. Die erstere hat ihre Principien von der letzteren nicht erborgt, so daß sie ohne diese nicht bestehen könnte; sie steht auf ihren eigenen Füßen. Die Sittengesetze können auch ihrer Natur nach nicht ursprünglich als Gebote Gottes angesehen werden, die als solche eine verbindliche Kraft für uns hätten. Wir haben schon gelegentlich bemerkt, daß sie dadurch an reinem Gehalte ebenso viel einbüßen, als an Eindringlichkeit gewinnen würden. Dagegen macht wohl die Ethik keine Einwendungen, wenn das Sittliche als der Wille Gottes, das Gewissen als eine göttliche Stimme betrachtet wird; eben um deshalb nicht, weil der göttliche Wille denselben Inhalt hat wie der sittlich menschliche — in dieser einen Beziehung ist der Unterschied des endlichen und unendlichen Wesens völlig aufgehoben —, und das durchaus reine Gewissen, das indeß erst ausgebildet werden muß und keineswegs eine Naturgabe ist, die Summe derselben ästhetischen Urtheile ist, welche bei jedem moralischen Wesen vorausgesetzt werden müssen. Die Ethik und die pflichtmäßige Gesinnung gründen sich also nicht auf den Glauben an Gott. Wenn auch kein Gott wäre, das Gute würde immer seinen unvertierbaren Werth haben, und die Folge davon würde sein, daß wir es als Pflicht anerkennen. Freilich würden wir ohne den Glauben an Gott, der allein unsere Energie im Handeln stärken kann, weit öfter in der Ausübung unserer Pflicht straucheln; wir würden häufiger das als Pflicht Erkannte als unmöglich und unausführbar hintansetzen, während wir im Glauben an die Vorsehung das Vertrauen haben, daß, wenn wir nur ernst und redlich wollen, sie uns die Mittel zur Erreichung unserer Absichten finden lassen wird. Der Glaube an Gott gründet sich daher umgekehrt vielmehr auf eine pflichtmäßige Gesinnung und auf den ernsten sittlichen Willen, wie der moralische Beweis längst dargethan hat.

Atheist, Anhänger des Atheismus.

Athem (Odem), der bei der Ausathmung erzeugte Luftstrom, welcher entweder bei geschlossenem Munde durch die Nase, oder beim Sprechen, Singen, Pfeifen, Instrumentenblasen ꝛc., bei angestrengter Körperbewegung, bei Verstopfung der Nase, oder auch bei heftigem Fieber durch den Mund geht. Die ausgeathmete Luft enthält weniger Sauerstoff als die eingeathmete, da derselbe in den Lungen von dem daselbst kreisenden Blute aufgenommen wird, aber bedeutend mehr Kohlensäure und Wasser, welches letztere schon bei + 5° R. wie ein Nebel wahrgenommen wird und auf kalten Gegenständen als zarter Hauch und als tropfbarflüssiger Niederschlag aufgefangen werden kann. Man benutzt diese Eigenschaft des A.s, um bei Scheintodten den nur noch durch einen schwachen A. sich zu erkennen gebenden Lebensfunken durch Vorhalten eines Spiegels vor Mund und Nase nachzuweisen. Die ausgeathmete Luft ist meist auch wärmer als die eingeathmete, zumal bei niederer Temperatur als die des Körpers, in fieberhaften Krankheiten, und bei starken Bewegungen selbst heiß und „glühend". Ist der A. kalt, so bekundet derselbe einen hohen Schwächezustand, wie bei der Cholera, bei starken Blutverlusten, und ist dann oft ein sicheres Vorzeichen des nahen Todes. Andere organische Beimischungen des A.s rühren theils aus der Lunge, aus der Luftröhre, aus Mund und Nase, theils aus dem Magen durch Ausstoßen her. Der gesunde A. ist geruchlos; bei vielen Menschen aber hat der A. einen mehr oder weniger üblen Geruch, welcher zuweilen so bedeutend werden kann, daß derselbe die Geruchsnerven Anderer schon in einiger Entfernung aufs unangenehmste afficiren kann. Der üble Geruch des A.s, der sich bei allgemeinen Leiden, Fiebern ꝛc., oder bei örtlichen Krankheiten des Mundes, wie bei der Mundfäule, dem Speichelfluß durch Quecksilber, sowie bei Krankheiten des Magens und Darmkanals, oder der Lunge (bei Vereiterungen oder Brand derselben), oder der Urinwerkzeuge und dadurch hervorgerufener Zurückhaltung des Harnstoffs im Blute einzustellen pflegt, verschwindet mit der ihn veranlassenden Krankheit u. ist nicht das, was man als übelriechenden A. zu bezeichnen pflegt. Dieser findet sich vielmehr bei solchen Personen, welche sonst nicht eigentlich krank sind, ihre geistigen u. körperlichen Verrichtungen mit Leichtigkeit ausüben, guten Appetit und Schlaf haben. Der üble Geruch des A.s kann bei solchen Individuen entweder von kariösen Zähnen, oder von mangelhafter Reinigung des Mundes, oder von einem chronischen Katarrh des Mundes, der Rachengebilde, der Mandeln, des Gaumensegels, des Schlundkopfes, des Magens, oder von gestörter Verdauung, oder von einem krankhaften Zustande der Nasenschleimhaut u. der thränenableitenden Organe herrühren. Kein Lebensalter ist von diesem Gebrechen verschont, doch kommt dasselbe weniger bei Kindern, wenn dieselben nicht schadhafte Zähne haben, als bei Erwachsenen vor, die das mittlere Lebensalter erreicht haben. Das Geschlecht influirt weniger, obgleich bei dem weiblichen Geschlechte in gewissen periodischen Veränderungen des Körpers dasselbe häufiger vorzukommen scheint. Zuweilen ist dieses Uebel erblich. Die Konstitution scheint keinen besonderen Einfluß auszuüben, doch sind wohlgenährte Personen demselben weniger unterworfen. Hat der üble Geruch seinen Ursprung im Munde u. Rachen, so ist die sorgfältigste Reinigung desselben, Putzen der Zähne, fleißiges Ausspülen desselben, besonders nach dem Essen, der Gebrauch von Kohlenpulver zum Putzen der Zähne vermittelst einer Bürste u. mit lauem Wasser, mit anderem Zahnpulver oder Zahntinktur, deren die jetzige Zahnheilkunde eine große Auswahl darbietet, zu empfehlen; ferner ist fleißiges Gurgeln anzurathen entweder mit reinem Wasser, oder mit einem Zusatze von Chlorwasser oder Chlorkalk, gutem Weinessig, Alaunpulver (eine Messerspitze voll), oder Myrrhentinktur (30 — 40 Tropfen), oder einem Löffel voll Rums oder kölnischen Wassers zu einem Glase Wasser, öfter des Tags über. Man hat auch wohlriechende Mundkügelchen empfohlen, welche man im Munde zergehen läßt. Eine derartige Vorschrift ist folgende: Man nehme Zimmtpulver, Gewürznelkenpulver, von jedem 2 Quentchen, Pulver von kleinen Kardamomen 1 Quentchen, Ingwerpulver 2 Quentchen, gepulverte Muskatnuß 1 Quentchen, Gummi-Traganth 1 Quentchen, Pomeranzenblüthensirup so viel, als

nöthig ist, um dem Ganzen die gehörige Konsistenz zu geben, mische Alles, theile es in 6 granige Kugeln u. trockne dieselben im Schatten. Man nimmt davon öfter des Tags ein Stück in den Mund und läßt es darin zergehen. Den übeln Geruch aus der Nase sucht man durch fleißiges Aufziehen von warmem Wasser oder durch Einspritzen von wohlriechenden Wässern in die Nasenhöhle vermittelst einer Spritze zu beseitigen. Dabei ist die Diät streng zu reguliren, was auch bei schwacher Verdauung die Hauptsache ist. Die sogenannte Stinknase bedarf einer sorgfältigen ärztlichen Behandlung. Detmold will mit einer Lösung von Chlorkalk $1^1/_2$—2 Quentchen in einer Abkochung von Ratanha (1 Loth auf 16 Loth Flüssigkeit), welche er mittelst einer Spritze täglich mehrmals in die Nasenhöhle eindrachte, stets glücklichen Erfolg gehabt haben. Zuweilen ist eine energische Aetzung der Nasenschleimhaut nothwendig.

Athemnoth (dyspnoea, respiratio difficilis), der Zustand erschwerter Athmung, welcher bei sehr verschiedenen Krankheitszuständen sich einstellen kann und deren höchster Grad Orthopnöe genannt wird. Auch bei dem reinen Asthma (s. d.) ist Dyspnöe die hauptsächlichste Erscheinung. Veranlassung zu A. können aber außerdem werden: jede heftige Erkrankung der Luftwege, Anschwellung der Zunge, der Mandeln, des Gaumensegels, Krankheiten des Kehlkopfs und der Luftröhre mit Verengerung derselben (wie bei Pseudocroup und wahrem Croup), Entzündung der Lunge und des Brustfells, Brustwassersucht, Herzleiden, Unterleibsentzündungen mit starker Auftreibung der Eingeweide, Nervenfieber ꝛc. Ferner können Krankheiten der Centralorgane des Nervensystems, des Gehirns u. Rückenmarks, besonders der Medulla oblongata, u. Nervenleiden überhaupt Dyspnöe verursachen. Auch anomale Beschaffenheit der Luft in Folge von Ueberfüllung geschlossener Räume mit Menschen und Thieren, Grubengas, die in Folge der Gährung von Wein u. Bier in Kellern sich ansammelnde Kohlensäure ꝛc. können A. erzeugen. Dieselbe entsteht aber auch plötzlich bei durchdringenden Verletzungen des Brustkorbes. Jede A. erzeugt große Aengstlichkeit in dem betroffenen Individuum. Die Vorhersage gründet sich natürlich auf das ursächliche Leiden, u. auch die Behandlung gilt der Beseitigung der durch genaue Erforschung ergründeten Ursachen. Ist aber die Ursache nicht zu entfernen, so muß der Arzt wenigstens Linderung zu schaffen suchen.

Athen (Athenae), die berühmte Hauptstadt des alten Attica, der hoch gefeierte Koncentrationspunkt althellenischer Kultur.

Wir gehen bei der topographischen Beschreibung des alten A.s von der Burg, der Akropole, der ursprünglichen Stadt, aus, von wo aus sich A. zuerst nach Süden ausgedehnt hat. Sie soll von Cecrops 1550 v. Chr. gegründet worden sein, daher sie auch in der mythischen Geschichte den Namen Cecropia führte. Auf einem steilen 154 Meter über das Meer und etwa 400 Fuß über die Stadt sich erhebenden Felsen ruhend, bildete sie eine natürliche Festung und war außerdem durch eine Mauer geschützt, welche, von den tyrrhenischen Pelasgern auf der Nordseite angefangen, von Cimon (Ol. 78, 4) um die Südseite herumgeführt wurde. Die Burg schloß eine Menge der ausgezeichnetsten Kunstwerke ein. Den Eingang bildeten auf der Nordwestseite die berühmten Propyläen, welche Pericles 436—431 v. Chr. mit einem Aufwande von 2012 Talenten (über 11 Millionen Franken) von Mnesicles aus weißem Marmor errichten ließ. Sie bestanden in einer breiten Freitreppe und einem Prachtthore, das in das innere Burgfeld führte. In der Mitte der Treppe war ein leerer Raum gelassen, auf welchem der panathenäische Festzug mit den Opferstieren zum Tempel der Schutzgöttin der Stadt hinaufstieg. Das Thor hatte zur Seite noch vier Nebenthore und herrliche vorspringende Flügelgebäude, rechts einen Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin (Nike apteros), welcher, ein kleiner, aber sehr zierlicher Marmorbau mit 6 jonischen Säulen, Alles von hoher, technischer Vollendung, neuerlich (seit 1835) durch die Anstrengungen von Roß, Schaubert und Hansen sich wieder aus den Ruinen erhoben hat, und links eine Gemälbehalle oder Bildergallerie, eine Poikile, von der noch Mauern erhalten sind. Postamente mit Reiterstatuen schmückten die Seiten des Eingangs. In den innern Burgraum eingetreten, gelangte man auf der rechten Seite zu der Hauptzierde der Akropolis, dem kolossalen Parthenon, einem Tempel der Athene Parthenos, welchen Pericles von Ictinus und Callicrates an der Stelle eines ältern, von den Persern zerstörten Athenetempels (um 444 v. Chr.) erbauen ließ. Der Tempel, aus penteliſchem Marmor erbaut, ist 227 engl. Fuß lang, 101 breit, 65 hoch und mit der Vorderseite nach Osten gekehrt. Er ruht auf einer hohen Plattform, hat ringsum eine einfache Säulenhalle (Peripteros), an der Fronte 8 Säulen (Oktastylos), an einer langen Seite 17 Säulen dorischer Ordnung, jede 34 Fuß hoch und von 6 Fuß im Durchmesser. Der Tempel war mit den herrlichsten Bildwerken ausgeschmückt. Die Metopen enthielten die Centauromachie, den Amazonenkampf und andere Helden- und Götterkämpfe. An dem Fries der Cella sah man den panathenäischen Festaufzug. Die Statuengruppen im Giebelfelde stellten im Osten den Streit zwischen Athene und Poseidon um das Land, im Westen die Geburt der Athene dar. Sie wurden durch Lord Elgin größtentheils nach England gebracht, wo sie jetzt den werthvollsten Besitz des britischen Museums ausmachen: nur wenige Stücke sind noch vorhanden, aber, wie jene, die ersten Meisterwerke griechischer Skulptur. Von den Metopen, ursprünglich 92 an der Zahl, ist ein Theil erhalten, ein anderer durch die carey'schen Zeichnungen bekannt, welche vor dem venelianischen Bombardement genommen worden sind. Von dem 528 Fuß langen Fries sind 430 Platten erhalten. Aus der Säulenhalle der Ostseite kommt man in die Cella, den eigentlichen Tempel, dann in das Allerheiligste, den Opisthodom, wo die Tempelkleinodien und der Staatsschatz aufbewahrt wurden. In der Cella stand in einem mit Gittern umgebenen Platz das Meisterstück der alten Bildhauerkunst: die kolossale, aus Gold und Elfenbein zusammengesetzte, 46 Fuß hohe Bildsäule der Athene von Phidias. Sie stellte die siegreiche Göttin in voller Rüstung dar; stehend und mit der Rechten die Lanze ruhig haltend, trug sie auf der Linken, welche sie auf den Schild zu ihren Füßen gestützt hatte, eine 6 Fuß hohe Nike. Sie hatte blaue leuchtende Augen, welche aus einem blauen Edel-

Digitized by Google

steine bestanden. Alle Theile der Statue, welche Fleisch zeigten, waren von Elfenbein, ebenso das Unterkleid, während das Oberkleid, 44 Talente (über 2000 Pfund) schwer, aus Gold gearbeitet war. Auf der Brust trug die Göttin das Gorgonenhaupt, das ursprünglich aus Gold war, nachdem es aber gestohlen worden, aus Elfenbein erneuert wurde. Der Helm war mit Sphinx und Greifen, der Schild nach innen mit der Gigantomachie, nach außen mit der Amazonenschlacht, der Rand der tyrrhenischen, 4 Zoll hohen Sandalen mit der Centauromachie verziert. Die Basis zeigte die Geburt der Pandora. Neben der Lanze am Boden lag eine Schlange, auf Erichthonius hinweisend. Das Ganze machte das Parthenon zum Mittelpunkte der Akropolis. Der Tempel selbst hatte sich sehr gut erhalten, bis 1687 bei einem Bombardement der Burg durch die Venetianer ein großer Theil desselben zerstört wurde. Seiner Bilderwerke wurde der Tempel durch den englischen Lord Elgin beraubt. Ein Theil derselben ging jedoch bei der Ueberfahrt nach England unter; von den geretteten kamen einige in das britische, andere in das pariser Museum. Aber trotz aller Zerstörung und Beraubung erregt er auch in seinen Trümmern noch heute die Bewunderung der Welt. Zwischen dem Parthenon und den Propyläen stand im Freien die kolossalste der Statuen des Phidias, das bronzene, über 50 F. hohe Bild der Athene Promachos, der helfenden und abwehrenden Gottheit mit Helm, Schild und Lanze. Die Schiffer, welche die Südspitze von Attica umsegelten, konnten Helm und Lanze sehen, so weit ragte das Bild über Propyläen und Parthenon hinaus. Dem gegenüber, der nördlichen Mauer nahe, links beim Eintritt in den Burghof, befand sich das kombinirte Heiligthum der Athene Polias und des Poseidon Erechtheios, ein uraltes Heiligthum, an welches sich die ältesten Ceremonien, Mythen und Erinnerungen knüpften. Nachdem es im Perserkriege zerstört worden, wurde es im jonischen Styl erneuert, u. noch 401 n. Chr. ward daran gebaut. Haupttheile des Tempels waren die beiden Cellen, die eine Erechtheion genannt, die andere der Athene geweiht; von beiden getrennt war ein Gemach gegen Westen, das Pandroseion. Nach der einen jener Cellen wird auch oft das Ganze vorzugsweise Erechtheion benannt. In der christlichen Zeit war eine Kirche in den Tempel hineingebaut worden, deren Spuren sich noch erkennen lassen. Es scheint verhältnißmäßig gut erhalten gewesen zu sein, bis Lord Elgins räuberische Hände u. die Kriegsereignisse ihm verderblich wurden. Neuerlich ist Manches geschehen, um es möglichst in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen, 6 jonische Säulen trugen das Dach mit dem Giebelfelde, 5 davon stehen noch mit einem Theil des Gebälks an ihrem Platze, die sechste hat Lord Elgin entführt. Das Hauptgebäude mißt 20,03 Meter in die Länge u. 11,21 Meter in die Breite. Uebrigens weicht es hinsichtlich seiner Konstruktion wesentlich von der bei den griechischen Tempeln üblichen ab. In der Nähe des Athenetempels stand auch der dieser Göttin geheiligte Oelbaum.

Die Felsen der Akropolis längs der ganzen Nord- oder vordern Seite wurden die langen Felsen genannt. Unter diesen lag unterhalb des Erechtheions das Heiligthum der Aglaurus, der Tochter des Cecrops geweiht, welche sich an dieser Stelle von der Akropolis herabstürzte, und in der Nähe desselben die sogenannte Pansgrotte, an welcher Stätte nach der Sage Erechtheios von der Erde verschlungen und Jon von der Creusa geboren wurde. Nordwestlich von der Burg, den Propyläen gegenüber, steigt ein Hügel empor, der in der Nähe der Burg seine höchste Höhe erreicht. Es ist der Areopag (Areshügel), an dessen Fuße, zwischen dem Hügel und den Propyläen, ein Heiligthum des Ares lag, welches dem Hügel den Namen gegeben hatte. Eine in den Fels des Hügels gehauene Treppe führte wahrscheinlich zum Orte der Gerichtssitzung. Vom Areopag aus konnte man auf den Hügel der Pnyx hinüberblicken, auf welchem die Volksversammlungen gehalten wurden und auf dessen östlichem Ende der Halbkreis des Versammlungsraumes noch sichtbar ist. Mächtige Felsblöcke bilden den Unterbau des großen, in den Fels gehauenen Halbkreis, der an der Südwestseite durch eine hohe lange, glatt behauene und steil aufsteigende Felswand geschlossen wird. Den Halbkreis bedeckten wahrscheinlich hölzerne Sitze für die Volksmasse. In der gradlinigen Felsenwand sind noch Spuren eingehauener Stufen zum Sitzen sichtbar, und in der Mitte der Wand springt ein Felswürfel hervor, zu welchem zwei Treppen hinaufführen und worin man die Rednerbühne hat erkennen wollen, die aber wohl schwerlich hier gewesen ist. Der ganze große Bau, der 875 Fuß im Umfange hat, ist wegen der Kreisform und seiner sonstigen Anlage einem Theater der einfachsten Form zu vergleichen. Das Volk saß in dem Halbkreis, mit dem Rücken dem Areopag zugekehrt. Neuerlich (Welcker) hat man in dieser Lokalität ein altpelasgisches Heiligthum des höchsten Zeus finden und die Pnyx nicht hier, sondern irgendwo zwischen den Hügeln des obern Stadttheils suchen wollen, aber wahrscheinlich mit Unrecht. An der steilen Felswand hatte Meton eine großartige, natürliche Sonnenuhr angebracht, zu deren Sonnenzeiger der gegenüber östlich von der Stadt liegende Berg Lycabettus diente, hinter dessen Felskanten die Sonne um die Zeit der Sonnenwende, d. h. um die Zeit des athenischen Jahreswechsels, die Sonne aufgeht und den Schatten des Berges auf die erwähnte Wand wirft. Von der Pnyx konnte man auf den an ihrem östlichen Abhange gelegenen Markt herabblicken. Südlich von der Pnyx, westlich von der Stadt, liegt der höchste aller Felshügel, das Museum, mit dem noch erhaltenen Monument des Seleuciden Philopappus, das, gegen 114 n. Chr. unter Trajan erbaut, auf der Südseite des Hügels steht. Der Hügel selbst wurde von Demetrius Poliorcetes 299 v. Chr. zur Burgveste umgewandelt. Im Thal zwischen den Höhen der Pnyx und des Museums lief die berühmte piräeische Fahrstraße hin, welche aus dem Piräeus in die Stadt führte. Der breite Fahrweg erreichte die Stadtmauer in dem piräeischen Thore und führte nun in einer gewundenen Linie, durch das Thal zum Kerameikos, zur Agora, zum Aufgang auf die Burg, kurz, nach dem Mittelpunkte des Verkehrs von A. Auf beiden Seiten der Straße waren vom Thore bis zum Kerameikos fortlaufende Säulenhallen, vor denen eherne Bildsäulen standen. Aus der Oeffnung zwischen Pnyx und Museum heraustretend, berührte sie den innern Kerameis-

kos, und zwar den Theil desſelben, welcher Agora hieß. Der äußere Kerameikos war eine Vorſtadt vor dem Thore Dipylon, wo die gefallenen Krieger beſtattet wurden. Der innere Kerameikos war dagegen eine große breite Straße, welche, vom Dipylon ausgehend, zwiſchen dem Areopag und der Akropolis auf der einen Seite, dem Nymphenhügel, der Pnyx und dem Muſeum auf der andern ſich bis zur piräeiſchen Straße hinzog, in weiterer Verbreitung die Agora bildete und ſich dann weiter, wenn auch vielleicht unter anderem Namen, bis an den Iliſſus und an die Quelle der Callirrhoë erſtreckte. Sie durchſchnitt die ganze Stadt in der Richtung von Norden nach Süden, entſprechend dem Corſo der italieniſchen Städte und gleich dieſem einer der beſuchteſten Orte für Spaziergänger. Gleich rechts von der Oeffnung zwiſchen der Pnyx und dem Muſeum, aus welchem die piräeiſche Straße in den Kerameikos und den Markt einmündete, ſtand die königliche Halle, wo der zweite Archon, der Archon Baſileus, ſeinen Amtsſitz hatte und auch der Rath des Areopags Sitzungen hielt. Sie lehnte ſich mit der Rückſeite an die unteren Terraſſen des Muſeums, war alſo mit der Vorderſeite gegen Morgen gewendet. In der Nähe ſtanden mehre Bildſäulen, die des Conon, des Timotheus, des Evagoras und des Zeus Eleutherios. Hinter der letztern erhob ſich die Halle des Zeus Eleutherios, der vorhergehenden Halle wahrſcheinlich nicht gegenüber, ſondern neben ihr. Neben der Halle des Zeus ſtand dann der Tempel des Apollon Patroos, der atheniſchen Sitte gemäß wahrſcheinlich mit der Vorderſeite nach Oſten. Oberhalb der königlichen Halle, höher hinauf am Berge, wird uns ein Tempel des Hephäſtus angegeben, worin wahrſcheinlich die berühmte Hephäſtusſtatue des Alcamenes ſtand. In der Nähe war auch ein Tempel der Aphrodite Urania. Einen großen Theil von der andern Hälfte der weſtlichen Seite des Marktes nahm die bunte Halle (Poikile) ein, von den darin befindlichen Gemälden ſo genannt und am Abhange der Pnyx am Kolonoshügel liegend. Die Halle war ſehr geräumig und nach Art einer Baſilika bedeckt. Ihre ſpätere Einrichtung erhielt ſie von Cimon, der ſich die Verſchönerung des Kerameikos angelegen ſein ließ. Die drei Wände der Halle wurden von Panänus, Polygnotus und Pamphilus mit großen Gemälden aus der Sage und Geſchichte Griechenlands ausgeſchmückt. Zur Zeit des Lucian war ſie der Verſammlungsort der ſtoiſchen Schule. Unter den ehernen Bildſäulen, welche vor der Halle ſtanden, erwähnen wir nur die des Solon. Zwiſchen der königlichen und der bunten Halle, in der Nähe der letztern, ſtand die treffliche eherne Statue des Hermes Agoräus, mitten auf dem Markte. Daneben war das mit einem Siegeszeichen geſchmückte Thor, das nach Forchhammer eine Siegespforte bedeutete, vielleicht das erſte Vorbild der römiſchen Triumphbögen. Die Gegend am Markte neben dem Hermes und dem Thore war eine der beſuchteſten der Stadt. Auch die Hermenſtraße, wo unzählige Hermen meiſt mit Inſchriften ſtanden, gehörte noch zur Agora. Wahrſcheinlich der königlichen Halle und der Halle des Zeus Eleutherios gegenüber lag das Heiligthum der Cybele, der Mutter der Götter, das Metroon, und das Buleuterion, das Rathhaus der ſoloniſchen Vierhundert, in der Nähe der erhöhteren Fläche auf der Mitte des Marktes, welche vor der Revolution den Türken zum Begräbnißplatz diente. Jetzt iſt dieſer Platz, wie überhaupt der ganze Markt, Ackerland. Das Metroon enthielt die Statue der Göttin von Phidias und diente zur Aufbewahrung der Volksbeſchlüſſe, der Geſetze und geſetzlichen Dokumente. Neben dem Metroon war urſprünglich auch das brunnenähnliche Loch, welches Barathron hieß und worein die Verbrecher geſtürzt wurden. In der Nähe des Buleuterion war der Tholos, auch Skias genannt, welcher oft mit dem Prytaneum verwechſelt wird, ein Rundgebäude mit einer gewölbten Kuppel, zu Staatsopfern beſtimmt, welche die Prytanen dem Zeus Soter, der benachbarten Göttermutter und andern Gottheiten zu beſtimmten Zeiten darbrachten. Von da in der Richtung nach Oſten und in dem Theile des Kerameikos, wo man zur Akropolis hinaufging, der piräeiſchen Straße genau gegenüber, war der Markt mit einer Menge von Bildſäulen geziert, worunter die Statuen der Stammheroen, der ſogenannten Eponymoi, von denen die 10 atheniſchen Stämme (Phylen) ihre Namen hatten. Hier wurden die vorzuſchlagenden Geſetze öffentlich ausgehängt, und hier ſtand auch eine Bildſäule des Demoſthenes, in deren Nähe der Altar der zwölf Götter genannt wird. Derſelbe war von Piſiſtratus, einem Enkel des Tyrannen, erbaut und ſpäter vom Volke vergrößert worden und hat dadurch eine hohe Bedeutung erlangt, daß von dieſem Denkmale aus die Entfernungen des attiſchen Gebietes gemeſſen wurden. Unter den Bildſäulen waren auch die der Tyrannenmörder Harmodius und Ariſtogiton. Hinter ihnen, höher hinauf am Abhange des Burgfelſens und weiter öſtlich war der Tempel der Aphrodite Pandemos. Das nächſte bemerkenswerthe Gebäude außerhalb der Agora iſt das Gymnaſium des Ptolemäus, in der Niederung zwiſchen dem Areopag und dem Hügel des Theſeustempels gelegen, mit den Bildſäulen des Ptolemäus, des Libyers Jobas und des Stoikers Chryſippus. In der Nähe dieſes Gebäudes erhebt ſich nördlich ein wüſter Hügel mit einem alten gut erhaltenen Tempel, der noch unlängſt als Kirche des heiligen Georg diente, das berühmte Theſeum, das bedeutendſte der vier Theſeen, welche Theſeus mit Hercules theilte, von Ol. 77, 4 bis über Ol. 80 hinaus gebaut, als Cimon die Gebeine des Helden von der Inſel Scyrus nach A. gebracht hatte. Der Tempel, einſt zu den jüngern Heiligthümern A.s gehörig, iſt im reinſten doriſchen Styl aus kunſtvoll an einander gefügten penteliſchen Marmorplatten gebaut und bis auf einen kleinen Theil des Portikus und das Dach der Cella wohl erhalten. Eine einfache Säulenreihe umgab ihn und auf jeder Fronte ſtanden 6 doriſche Säulen von 20 Fuß Höhe. Die ganze Länge beträgt 104, die Breite 45, die Höhe bis zur Spitze des Giebels 33½ F.; die Säulen ſind 19 F. hoch und haben unten 3 F. 4 Z. Durchmeſſer. Das Innere der Cella hat viele Jahre als Begräbnißplatz der in A. geſtorbenen Fremden gedient. Auch von den Skulpturen aus der Schule des Phidias, mit denen der Tempel geſchmückt war, haben ſich ſehr werthvolle Ueberreſte, nämlich einige von den Metopen nebſt

dem Fries der schmalen Seiten der Cella, erhalten. Von den 18 erhaltenen Metopen stellen 10 die Thaten des Hercules nach ihrer zeitlichen Auseinanderfolge, die übrigen die Thaten des Theseus dar. Dieser Tempel ist eins der am besten erhaltenen Baudenkmale des Alterthums und verdankt seine Erhaltung dem Umstande, daß er frühzeitig in eine christliche Kirche umgewandelt worden ist. Als solche dem heiligen Georg geweiht, diente er auch unter der türkischen Herrschaft. Gegenwärtig bildet er eine Art von Museum und ist angefüllt mit alten Inschriften, Reliefs, Statuen ꝛc. Die Größe des Ganzen betrug 220×178 F. In dem nördlichen Theile des Kerameikos haben wir nur noch das Leokorion anzuführen, unweit des Dipylon, wo der Pisistratide Hippias, als er eben den anderen Theil des panathenäischen Feierzuges ordnete, von Harmodius und Aristogiton erschlagen wurde.

In der großen Straße, welche sich südlich von dem Tempel des Apollon Patroos, dem äußersten Punkte des Marktes, welchen wir in dieser Richtung kennen gelernt haben, bis an den Ilissus erstreckt, scheinen meist Privatgebäude gestanden zu haben. Wenigstens ist uns kein öffentliches Gebäude bekannt, das mit einiger Sicherheit hier, vor dem Odeon am Ilissus, in der Nähe der noch heute vorhandenen Quelle Callirrhoë, sich befunden haben könnte. Das Odeon an der Callirrhoë ist zu unterscheiden von einem Odeon des Pericles und einem andern des Herodes (s. unten). Es scheint ein nach Art eines Theaters mit Sitzbänken im Umkreis umgebener offener Platz gewesen zu sein, auf welchem vor der Erbauung des Theaters die Rhapsoden und Kitarhöden ihre Wettkämpfe aufführten. Die Quelle, nach welcher sich die Lage des Odeons bestimmt, war die wichtigste A.s innerhalb der Ringmauer und wurde gebildet theils durch einen mittelst einer Wasserleitung herzugeführten Zufluß aus einer Cisterne in dem Tempelhofe des Olympieion, theils durch das Wasser des Ilissus, das, im Sommer meist schon in der Gegend des Stadions unter den Kies und die Felsen sich vertierend, unter der Erde fort floß und in der Callirrhoë wieder zum Vorschein kam. Gegenwärtig fließt die Quelle aus Felsspalten und zum Theil durch künstlich gehauene Gänge, die sich tief in den Fels unter dem oberen Bette des Ilissus hineinziehen, aus einer steilen Felswand im Bette des Ilissus, über welche der Fluß bei starken Regengüssen einen Wasserfall bildet, hervor, aber nur sehr spärlich. Oberhalb der Quelle, am linken Ufer des Ilissus, lagen zwei Heiligthümer, von denen einem noch einige Reste in der Kirche der Hagia Marina erhalten sind, ein kombinirter Tempel der Demeter und der Kore und ein Tempel mit einer Bildsäule des Triptolemus. In geringer Entfernung von diesen Tempeln, stromabwärts, befand sich ein Heiligthum der Artemis Eukleia, nach der Schlacht von Marathon gegründet. Dieser Bau scheint in der kleinen Kapelle noch erhalten zu sein, welche am Fuße einer Felswand an der Südseite des Ilissus steht und nach derselben den Namen der Panagia auf dem Felsen führt. Unter der Callirrhoë, am rechten Ufer des Ilissus, bezeichnen mächtige Säulen, die ihren alten Platz behauptet haben, die Lage des Olympieion, des Tempels des Zeus Olympios. Auf einer großen, aus Quadern aufgeführten Plattform steht eine Gruppe von 13 riesenhaften Säulen mit dem Architrav u. nicht weit westlich davon noch 2 einzelne. Eine dritte hat im Oktober 1852 ein furchtbarer Orkan, der auch am Erechtheion großen Schaden anrichtete, umgestürzt. Diese Säulen, gewöhnlich Säulen des Hadrian genannt, sind korinthischen Styls, kannelirt u. aus parischem Marmor gefertigt, über 60 Fuß hoch u. von 6 Fuß Durchmesser. Aus ihrer Stellung hat man den Grundriß des Tempels entworfen. Zwei Säulenreihen umgaben ihn, auf der Fronte standen 10, an der Seite also 21 Säulen. Dieser Tempel war eines der ältesten atheniſchen Denkmäler, denn seine Gründung reicht noch in die mythische Zeit zurück. Die deucationische Fluth soll sich in einem tiefen Schlunde, der noch zu Hadrians Zeit im Peribolos des Tempels gezeigt wurde, verlaufen haben. Deucalion soll den Schlund überbaut und damit den Grund zu dem großartigsten Bauwerke A.s gelegt haben. Unter dem Tempelhofe sind noch jetzt einige sehr große und tiefe Gewölbe erhalten. Die Pisistratiden übertragen den Ausbau des gigantischen Gebäudes vier Künstlern, Antistates, Catöschrus, Antimachides und Porinus, welche ihn nach einem großartigen Plane in dorischer Form anfingen, aber nicht vollendeten. 300 Jahre später, um 165 v. Chr., nahm Antigonus Epiphanes von Syrien den Plan der Pisistratiden wieder auf, ohne ihn jedoch zu Ende zu führen. Dies gelang erst Ol. 227, 3 dem Kaiser Hadrian, dem der Tempel auch eine kolossale Statue des Gottes verdankte. Die Ringmauer, mit Statuen des Kaisers angefüllt, maß 4 Stadien und schloß, außer einem Tempel des Kronos und der Rhea, auch ein heiliges Feld der Ge Olympia in sich. Die Länge des Tempels maß 359, die Breite 173 Fuß nach Pausanias, nach Leake 354×171 Fuß. Neben dem Olympieion lag weiter nach Osten hin das Pythion. Beide Heiligthümer trennte eine Mauer, auf der sich der Altar des Zeus Astrapäos befand, von wo aus die Priester des Pythion die Blitze zu beobachten pflegten. Dies mußte immer im Anfange des Frühlings 3 Monate und in jedem Monate 3 Tage und 3 Nächte lang geschehen, bevor die heilige Gesandtschaft nach Delphi vom Tempel abging; denn sie wurde erst dann unternommen, wenn man günstige Zeichen geschaut hatte. Das Pythion war eine Anlage der Pisistratiden. Daran grenzte das Delphinion, neben welchem der Gerichtshof über legitimen Todtschlag seine Sitzungen hielt, außer dem Areopag unter den vielen Gerichtsstätten, deren Namen uns überliefert sind, allein mit einiger Sicherheit topographisch zu bestimmen. Vom Pythion aus weiter stromaufwärts ist die Gegend zu setzen, welche die „Gärten“ hieß. Unfern, am Ufer des Ilissus, war der Altar des Boreas, des thracischen Windgottes, der hier die schöne attische Königstochter Arithyia entführt hatte. Der Altar wurde beim Heranziehen der Perſermacht geweiht. Jenseits des Ilissus lag die Gegend Agra oder Agrä, wo die kleinen Mysterien gefeiert wurden und ein Tempel der Artemis Agrotera erwähnt wird. Als Pausanias Agra besuchte, nahm er seinen Rückweg zur Stadt durch das große, bewunderungswürdige Stadium Panathenaicum, welches Herodes Atticus erbaut hatte. Es lag also zwischen dem Artemistempel u. dem Doppeltempel der Demeter und Kore, am linken Ufer des Ilissus, und zwar innerhalb der Mauer, von Marmor prangend, womit es ganz bedeckt war. Kaiser

Hadrian, der die griechische Kunst wieder zu heben bemüht war, schmückte vorzüglich den südöstlichen Theil von A. mit Prachtgebäuden, unter denen das Olympieon obenan steht. Zu diesen gehörten ein Heräon, ein Pantheon, ein Panhellenion. Dazu dürfen wahrscheinlich auch der Tempel der Hera, die Stoa aus phrygischem und das Gymnasium mit Säulen von numidischem Marmor gezählt werden, welche Pausanias in unmittelbarer Verbindung mit den vorgenannten hadrianischen Heiligthümern anführt. Auf diese Weise schien die Südostgegend von A. in eine ganz neue Stadt verwandelt zu sein, und sie wurde daher Hadrianstadt genannt. Der Bogen des Eingangs in korinthischem Styl steht noch in der Richtung von Südwesten nach Nordosten, am nordwestlichen Ende der Umfassungsmauer des Olympieion. Da diese Neustadt an Wasser Mangel litt, so wurde an dem östlicher von der Stadt gelegenen Hügel Anchesmos ein großer Wasserbehälter angelegt, woraus ein großartiger Aquädukt das Wasser zur Hadrianstadt leitete.

Auf der Nordseite der Akropolis steht zunächst eine sehr große Halle mit Stylobaten, wahrscheinlich ein hadrianischer Bau, dessen Maß 376×252 Fuß ist. Dann befand sich hier der Thurm der Winde, welchen Andronicus Cyrrhestes als Horologium gegen 100 v. Chr. errichten ließ. Seine 8 Seiten waren den Hauptwinden zugekehrt und stellten diese in trefflichen Reliefs symbolisch dar. Auf der Spitze des Thurmes stand ein Odelisk mit einem Triton, dessen Stab sich nach dem Winde wendete und also die Stelle einer Windfahne vertrat. Außen am Thurme war eine Sonnenuhr angebracht. Das Gebäude ist jetzt in eine Kapelle verwandelt. Auf der Nordseite der Burg, und zwar an der steilsten Seite des Felsens, lag auch das Prytaneion, wo die jedesmaligen Prytanen, während sie in dem kuppelförmigen Tholos auf der Agora opferten, ferner die auswärtigen Gesandten u. um den Staat wohlverdiente Männer, welche von den Bürgern vorzüglich geehrt werden sollten, auf öffentliche Kosten speisten. Hier stand auch, in ähnlichem Sinne, wie im Vestatempel zu Rom, die Hestia des Staats, auf welcher ein immerwährendes Feuer unterhalten wurde. Nicht weit vom Prytaneion entfernt stand das Heiligthum des Serapis, welches wahrscheinlich in der Nähe des in dieser Gegend befindlichen kleinen Bades zu suchen ist. Zwischen dem Serapeion und dem Tempel des Zeus Olympios befand sich dann der Altar, an welchem Theseus und Pirithous ihren Bund beschworen, sowie ein Tempel der Eileithyia. In der Gegend des Prytaneion scheint die Tripodenstraße ihren Anfang genommen zu haben, deren Richtung durch eine Menge hier vorhandener, kleiner, wahrscheinlich an die Stelle der Tripodentempel getretener Kirchen, sowie durch die choregischen Denkmäler auf der südöstlichen Seite der Burg, bei welchen sie wahrscheinlich ihr Ende erreichte, kenntlich ist. Diese Straße war eine der prächtigsten in A., von ehrgeizigen und unter einander wetteifernden Choregen mit herrlichen Bau- und Kunstwerken aller Art aufs Glänzendste ausgeschmückt. Von jenen beiden choregischen Denkmälern an der Südostseite der Burg, welche die Tripodenstraße begrenzt zu haben scheinen, war das eine das des Lysicrates, das andere das des Thrasyllus. Der Erstere hatte, wie die auf dem Architrav erhaltene Inschrift angibt, 335 v. Chr. eine Choregie (s. d.) ausgerüstet. Das Gebäude, das er zum Andenken daran errichtet hatte und welches thörichter Weise die „Laterne des Demosthenes" genannt wird, war ein Rundbau, ohne Eingang nach innen, mit korinthischen Säulen und mit Reliefs geschmückt, welche Gegenstände aus dem Cyklus des Bacchus darstellten. Auf der Spitze der Kuppel stand der Siegesdreifuß. Das choregische Denkmal des Thrasyllus von Deeelea befand sich ungefähr 300 Schritte westwärts davon, an derselben Stelle, an welcher heute die kleine Felsenkapelle „Unserer lieben Frau in der Grotte" steht. Der kleine, vorn geöffnete Tempel mit dem Siegesdreifuß wurde 320 v. Chr. geweiht. Oben auf dem Denkmale saß ein Bacchus in weiblicher Kleidung, welcher sich gegenwärtig in England befindet. Nicht weit davon trugen 2 einzeln stehende korinthische Säulen auf ihren dreieckigen Plinthen choregische Dreifüße, von deren Füßen noch die Höhlungen sichtbar sind. Zwischen dem Ende der Tripodenstraße und dem sogleich genauer zu bestimmenden großen Theater unter dem südöstlichen Ende der Akropolis sind die beiden Tempel des Dionysus und das Odeon des Pericles zu suchen. Von den beiden Tempeln war der eine dem Bacchus von Eleutherä, der andere dem mystischen Bacchus der Anthisterien geweiht; beide waren von Einer Mauer umschlossen. Von den Propyläen des Heiligthums konnte man in das gerade gegenüberliegende Odeon des Perieles hineinsehen. Dieses war ein kleineres, schirmförmig bedecktes Theater u. für musische Wettkämpfe bestimmt, während das eigentliche, oben offene Theater für scenische Darstellungen gebraucht wurde. Westlich von dem Ende der Tripodenstraße u. der kleinen Kirche „Unserer lieben Frau im Felsen" und an der Südseite der Burg stand das große steinerne Theater. Sein Bau wurde Ol. 70, 1 zur Zeit des Aeschylus begonnen, aber in den obern Theilen erst Ol. 109—112 vollendet. Von den Grundmauern sind nur die unterirdischen Theile und von den terrassenförmig sich erhebenden, in den natürlichen Fels gehauenen Stufen, auf welchen die Sitze des schauenden Publikums waren, nur einige erhalten. Die das Theater umgebenden Gebäude und Hallen boten für die zusammenströmende Menge und besonders für den Chor einen bequemen Aufenthalt dar. So das Heiligthum des Dionysus, das Odeon des Perieles, die Stoa Eumenia, die Säulenhalle des Eumenes, der die Bögen an der westlichen Seite des Theaters angehören und die sich vom Theater bis zum Odeon des Herodes erstreckt. Letzteres, ein ansehnliches, besonders im Innern mit großartiger Pracht ausgestattetes Theatergebäude, wovon noch beträchtliche Ueberreste am südwestlichen Ende der Akropolis unweit der Propyläen sichtbar sind, wurde erst gegen Ende der Regierung des Herodes Atticus zur Erinnerung an seine Gemahlin gegründet. Oberhalb des Odeons des Herodes, auf einer Vorhöhe des Burgfelsens, lag der Tempel des Aesculap, worin die jetzt unterhalb des Schuttes fließende Quelle der Aleippe sprudelte, wo Ares den Halirrhotius erschlug. Sie diente ebenso zu heiligen Reinigungen u. zu religiösem Gebrauche überhaupt, wie die Quelle Callirrhoë. Die alte Stadtmauer A.s war 478 auf den Rath des Themistocles von den

Athenern tumultuarisch aufgeführt worden. Gegenwärtig ziehen sich nur noch Grundmauern einer Stadtbefestigung vom Museum über den Pnyxberg, den Nymphenhügel u. die angrenzende Höhe in fast ununterbrochener Linie bis in die Gegend des Dipylon hin, welche jedoch nicht der themistocleischen Mauer, sondern, wie Forchhammer nachwies, einer Stadtbefestigung aus viel späterer Zeit angehören. Die themistocleische Stadtmauer, die in ihrer Bauart die Eile zeigte, womit sie vollendet worden, maß 60 Stadien im Umfang. Sie schloß alle jene Felshöhen im Westen ein, das Museum, den Pnyxberg, den Nymphenhügel u. die angrenzenden Höhen, u. lief am Fuße derselben hin, zog sich von dem westlichen Ende des Museums alsdann quer durch die hohle Niederung (Koile) hindurch nach der linken Seite des meist wasserleeren Ilissusbettes, lief über die Höhen in der Richtung des Flusses, umfaßte die Tempel der Eukleia, der Demeter und Kore, des Triptolemus, weiter hinauf auch das Stadium und das Heiligthum der Artemis Agrotera und zog darauf in der Nähe des Artemistempels nach dem rechten Ufer des Ilissus hinüber. Von ihr sind keine Spuren übrig, wenn nicht die Reste, welche man nordwestlich am Fuße der Hügel um den Pnyxberg findet und welche Leake für einen Theil der Ausbiegung der langen Mauer hält, ihr angehören. Nach Themistocles hat sich die Mauer nicht mehr erweitert, sondern die entstehenden Neubauten erhoben sich auf den Strecken innerhalb der Mauer, welche bisher wüste gelegen hatten. Von Sulla wurde die Mauer zerstört u. namentlich an der Westseite dem Boden gleich gemacht. Die Stadt wurde nicht früher wieder befestigt, als unter der Regierung des Kaisers Valerian, als die Gallier mit einem Einfall drohten. Sie war aber unterdessen kleiner geworden, die Einwohnerzahl zusammengeschmolzen. Daher ist es wahrscheinlich, daß die neue Mauer eine geringere Ausdehnung hatte, als die themistocleische, u. daß sie es ist, von der die obenerwähnten Trümmer noch vorhanden sind. Unter Justinian, der die Mauern alter Städte des obern Griechenlands erneuerte, wurde auch die athenische Mauer wieder in Stand gesetzt.

A. hatte, Pyräus und Munychia eingerechnet, mehr als 10,000 Häuser u. zu seiner Blüthe 21,000 freie Bürger, was auf eine Einwohnerzahl von mehr als 200,000 schließen läßt. Der vorzüglichste Theil des Hauses war der Hofraum, welchen in größeren Häusern die äußere Mauer noch von der Straße trennte; in der Regel führten aber die Hausthüren unmittelbar auf die Straße, u. der Hof lag in derselben. Die oberen Stockwerke hingen über u. ruhten auf Säulenhallen. In der früheren Zeit waren die Privatwohnungen meist unansehnlich u. ärmlich, aus Fachwerk oder, wie ein Theil der Stadtmauer, aus ungebrannten, an der Sonne gedörrten Lehmziegeln gebaut. Während aber die Privatleute bei dem Bau ihrer Wohnungen durchaus keinen Aufwand machten, führte der Staat die bewunderungswürdigsten u. kostspieligsten Tempel u. andere Bauten auf. Späterhin, zur Zeit des Demosthenes, trat der umgekehrte Fall ein. Gartenanlagen gab es früher in der Stadt nicht; Epicur richtete sich zuerst eine Gartenwohnung ein, welche der Versammlungsort seiner Schule wurde.

Die Ringmauer der Stadt war mit den Häfen durch drei Mauern in Verbindung gesetzt, von denen die kürzere phalerische 35 Stadien, die beiden langen nach dem Piräus 40 Stadien, d. i. eine deutsche Meile, lang waren. Die phalerische u. die nördliche lange Mauer wurden zuerst gebaut, und zwar nachdem die kolossale Befestigung des Piräus beendigt war. Den Grund dazu hatte Cimon mit großer Sorgfalt gelegt, indem er den Sumpfboden zwischen der Stadt und dem Meere mit Bruchsteinen ausfüllen ließ. Sie wurden Ol. 80, 4 unter Pericles vollendet. Den Vorschlag zum Bau der mittlern Mauer machte Pericles, u. derselbe wurde erst nach Ol. 82, 1 begonnen und ausgeführt von Callicrates, dem Baumeister des Parthenon. Die beiden ersten Mauern hatten den Zweck, zu verhindern, daß die Stadt durch eine Belagerung vom Meere getrennt würde. Die dritte Mauer wurde aber hinzugefügt, damit auch für den Fall, daß der Feind schon eine Mauer genommen hätte, die Verbindung mit den Häfen doch nicht unterbrochen wäre. A. isolirte sich seitdem immer mehr vom Lande. Die Folge war das Aufblühen des athenischen Handels, die Ausbildung der athenischen Seemacht. Jene Mauern waren auch, wenn Attica Kriegsschauplatz wurde, ein Zufluchtsort für die Landleute und ihre Habseligkeiten. So flüchteten beim Beginn des peloponnesischen Krieges die Bewohner des offenen Landes zwischen die Mauern u. behalfen sich unter armseligen Hütten, die sie daselbst errichteten. Als die Lacedämonier A. einnahmen, rissen sie nur zwei Mauern nieder u. ließen die dritte, die für sich allein den Athenern nutzlos war, stehen. Conon aber erneuerte nur die beiden langen Mauern, u. es ist seitdem auch immer nur von zwei Mauern die Rede.

Ueber die Trümmer des alten A.s geben folgende Werke die beste Auskunft: Leake, Topography of A. with some remarks on its antiquities, London 1821, mit Atlas; deutsch mit Anmerkungen von Meyer und Müller, Halle 1829, mit Kupfern und Karten; 2. Aufl., deutsch von Bailer und Sauppe, Zürich 1844; Stuarts u. Revetts Prachtwerk: Die Alterthümer zu A., London 1762, neue Aufl. 1825; deutsch, Darmst. 1830—33, 3 Bde.; Hager u. Hübsch, Malerische Ansichten von A., Darmst. 1823; Thürmer, Ansichten von A. u. seinen Denkmälern, 15 Bl., Rom 1823, u. besonders Roß' Berichte im stuttgarter Kunstblatt (1833—40); Vischer, Erinnerungen u. Eindrücke aus Griechenland, Basel 1857.

Das heutige A. (Neuathen) liegt im Gouvernement Attika, am Meerbusen von Aegina, oder dem saronischen Golf, der Ostküste des Peloponneses gegenüber, zwischen dem Zusammenflusse der kleinen, im Sommer fast vertrocknenden Flüsse Cephissus und Ilissus, in dürftig angebauter, einst mit Olivenwäldern bedeckter Ebene. Von der See, mit deren drei Buchten, Piräus (jetzt Porto Leone), Munychia und Phalereus (von denen nur die erstere noch brauchbar ist), die Stadt einst durch sehr feste und breite Mauern verbunden war, ist sie eine starke deutsche Meile entfernt. Wenn man aus dem ägäischen Meere in den kleinen, doch sehr sichern Hafen des Piräus einfährt, links die Spitze der Insel Salamis hinter sich zurücklassend, gewahrt das Auge eine von mäßigen Bergen begrenzte, weite Ebene, deren Länge, vom Meere aus, 2 deutsche Meilen und deren Breite etwa eine deutsche Meile betragen mag. Der Berg zur rechten Hand ist der frühere und noch jetzt wegen seines Honigs berühmte Hymettus, die linker Hand

haben, so viel bekannt, keinen besonderen Namen u. enthalten, auf der Straße nach Eleusis, die imposirenden Ruinen des zerstörten Klosters Daphne. Das Tiefland wird fast der ganzen Länge nach von einem Olivenwalde durchschnitten, der schmal, aber lang, etwa eine halbe Stunde vom Piräeus anfängt. Rechts von diesem Olivenwalde und eine halbe Stunde vom Fuße des Hymettus erhebt sich ganz isolirt ein mäßiger Felsenhügel, den uns der auf dessen Spitze thronende Tempel der Minerva als die Akropolis von A. bezeichnet. Dicht hinter diesem Felsen liegt in einem Halbkreise, wovon er das Centrum bildet, die Stadt A., die man daher, wenn man vom Meere kommt, erst sehr spät gewahr wird. Von den berühmten Mauern, die vormals vom Piräeus nach A. führten, und von dem dazwischen liegenden Wege sind nur noch geringe Spuren vorhanden. Bei dem Wiederaufbau A.s galt es, das Alterthum aufzusuchen, zu erhalten und als Mittelpunkt oder Hintergrund einer würdigen Umgebung zu benutzen. Daneben drangen aber die Interessen der Gegenwart darauf, die praktische Seite des Werkes nicht vor der ideellen zu versäumen, ja sogar letztere, besonders im Anfange, gegen die erstere zuweilen in den Hintergrund treten zu lassen. In der That hatte man dies anfangs so wenig bedacht, daß ein schon zu Zeiten des Präsidenten Kapodistrias von dem Athener Kleanthes, einem Schüler Schinkels, und Schaubert aus Dresden entworfener Bauplan der Stadt die königliche Genehmigung erhielt. Als man sich aber überzeugte, daß derselbe statt auf höchstens 25,000 auf 100,000 Einwohner berechnet war, und dabei um so mehr die Schwierigkeit u. Bedenklichkeit einsah, den Aufbau einer Stadt fast allein aus Staatsmitteln zu bestreiten, wurde der bayerische Geheimerath v. Klenze mit dem Entwurfe eines andern beauftragt, nach welchem auch der Bau des neuen Stadttheils und die Herstellung des alten erfolgt ist. Letzterer liegt, wenn man vom Piräeus kommt, in einem Halbkreise hinter der Akropolis, ersterer dehnt sich von da nordöstlich aus. Da der trümmerhafte Zustand der Stadt ziemlich freien Spielraum für den Entwurf der Straßen ließ, so sind diese sehr regelmäßig. Die Hauptstraßen sind die Hermes-, die Aeolus- und die Athenestraße. Die Hermesstraße theilt die Stadt in zwei gleiche, mit der Akropolis parallel laufende Hälften; die Aeolusstraße durchkreuzt die Hermesstraße und erstreckt sich bis zum Tempel des Aeolus, wo ein Platz gleichen Namens angelegt wurde. Diese beiden Straßen theilen die Stadt in vier Viertel. Die schönste ist aber die Stadionstraße in dem neuen nordöstlichen Theile der Stadt. Von den Straßen zweiter Klasse sind die vorzüglichsten: die Palast-, die Agora- und die Hadrianstraße. Die Regierung hat nichts verabsäumt, um die Gesundheit der Bewohner der Hauptstadt sicher zu stellen. Große Summen sind verwendet worden, um die alten Kanäle auszubessern und zu reinigen, welche das Wasser und die Unreinigkeiten der Stadt in einen großen Kanal leiten, der A. in der Mitte durchschneidet. Außer diesem großen Kanal ist noch ein anderer bemerkenswerth, der von dem Platz Staropazaron (Kornmarkt) durch die Hadrianstraße geht, u. endlich der Kanal der Palast- u. St. Marenstraße. Der Zweck, für die Gesundheit der Einwohner zu sorgen, wäre indeß nicht vollkommen erreicht worden, hätte man nicht auch zugleich Anstalten getroffen, die nahe gelegenen Sümpfe auszutrocknen. Das Austreten des Cephissus bildete im Olivenhain und in der Ebene zwischen dem Piräeus und A. mehre Lachen, deren Ausdünstungen höchst schädlich waren. Die Regierung hat diese Sümpfe alle austrocknen, eine Korrektion des Flußbettes des Cephissus vornehmen und Kanäle graben lassen, um das überfließende Wasser in das Meer zu leiten. In der Stadt A. befinden sich gegen 20 öffentliche Brunnen, und außerdem werden noch die öffentlichen und viele Privatgebäude von einer großen Wasserleitung aus mit Wasser versehen. Dieses Wasser kommt von zwei Quellen: die eine, die Quelle des heiligen Demetrius genannt, entspringt am Fuße des Berges Pentelikon und ist durch einen 10 Fuß breiten Kanal, der zur Zeit Kaiser Hadrians angelegt wurde und sich noch vollkommen erhalten hat, in die Stadt geleitet; die andere ist die Quelle von Tachymachus am Fuße des Berges Hymettus. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind: das Münzgebäude, zwei Kasernen, ein Civil- und ein Militärhospital, das Universitätsgebäude, die Sternwarte, die arsakische Mädchenschule, das Hospital für Augenleidende, die Gebäude der Akademie und der Kammern und besonders das neue königliche Residenzschloß, zu dem der Grundstein im März 1836 gelegt wurde. Der Palast (nach Schinkels Plan) liegt auf der östlichen Seite der Stadt vor dem Ausgang der Hermesstraße ziemlich in der Mitte, zwischen dem Berge Lycabettus u. der Akropolis, und hat ein freies und heiteres Ansehen, aber keineswegs kolossale Dimensionen, denn er ist einstöckig. Die Kolonnaden der der Stadt zugekehrten Außenseite machen einen sehr angenehmen Eindruck. Von den 13 Kirchen, in denen Gottesdienst gehalten wird, gehören 12 der orientalischen und eine der abendländischen Kirche an. Von drei Kirchhöfen gehören zwei der griechischen Gemeinde, der dritte der protestantischen. Von wissenschaftlichen Anstalten besitzt A. eine Universität, ein Gymnasium, ein anatomisch-pathologisches Museum, ein solches für Naturgeschichte, eine Universitäts- und eine öffentliche Bibliothek, die beide zusammen über 150,000 Bände enthalten, eine Münzsammlung, die mit der öffentlichen Bibliothek in Verbindung steht, ein Seminar, als Normalschule zur Bildung von Schullehrern für ganz Griechenland, eine Schule der schönen Künste und einen archäologischen Verein. Die Universität, 1837 eröffnet, besteht aus 4 Fakultäten mit Dekanen und ist nach dem Muster der münchener eingerichtet. Die erforderliche Länge der Studienzeit ist auf 4, für die philosophische Fakultät auf 3 Jahre festgesetzt. Die Universität bildet zugleich einen hohen Rath des öffentlichen Unterrichts, und die Fakultät der allgemeinen Wissenschaften (d. h. die philosophische) fungirt vorläufig auch statt der Akademie der Wissenschaften. Das Gymnasium hat 8 Professoren und ist in 4 Klassen getheilt. Mit dem Gymnasium stehen 2 Vorschulen in Verbindung. Andere Schulen für Knaben und Mädchen, darunter mehre lancaster'sche, werden von dem Stadtrath unterhalten, sowie es auch mehre Privatunterrichtsanstalten gibt. Die Bevölkerung A.s bestand 1821 beim Beginn der griechischen Erhebung aus 10,000 Christen und 1500 Türken; 1832 lebten nur noch 1500

Christen u. 300 Türken in A.; 1842 zählte die Stadt 21,698, 1853 31,125, 1860 cirka 50,000 Einwohner, worunter etwa 5000 Fremde. Der Piräeus zählte 1821 nur 2, 1832 70, 1842 2611, 1853 5472 und 1860 cirka 10,000 Einwohner. Die aus den Stürmen der Revolution geretteten u. in ihre Vaterstadt zurückgekehrten ursprünglichen Bewohner mögen nicht über 7—8000 betragen. Sie sind, bis auf etwa auf 100 sich belaufende albanesische Bauernfamilien, rein griechischen Stammes. Diese Autochthonen halten sich mehr in dem älteren Stadttheile um den Markt und um die Stoa des Hadrian, pflegen ihres Gewerbes und ziehen reichlichen Gewinn aus Miethzins und Handel. Die Eingewanderten, der Hof, die Beamten, die fremden Minister verkehren mehr in den neuen Straßen im nordöstlichen Theile der Stadt. Hier ist Alles europäisch, Kutschengerassel und Ballmusik, und elegant gekleidete Spaziergänger beiderlei Geschlechts unterhalten sich in allen Sprachen Europa's. Ueberhaupt zeigt A., wie fast keine andere Metropole, einen Konflux der verschiedensten Kulturzustände und Nationalitäten. Vor Allem sind in ihr die Racen der Population des jungen Königreichs repräsentirt: Rumelioten, Mainoten, Wlachen, Albanesen, Phanarioten, unter denen sich Italiener, Briten, Franzosen, Deutsche, Afrikaner und Asiaten in den mannichfaltigsten Trachten bewegen. Die Verwaltung A.s steht unter dem Präfekten (νομάρχος) von Attika, der unmittelbar dem Ministerium des Innern untergeordnet ist. Die städtischen Angelegenheiten leitet ein Bürgermeister (δήμαρχος) nebst mehren ihm beigeordneten Beisitzern und einem Gemeinderathe, welch letztere Behörden sämmtlich von der Gemeinde (δῆμος Ἀθηναίων) erwählt werden. Die Einkünfte der Stadt haben sich bedeutend vermehrt; nach den Rechenschaftsberichten vom Jahre 1836 waren sie schon auf nahe an 120,000 Drachmen gestiegen; ihre Quellen sind die Miethe für die der Regierung gehörigen Gebäude, die Accise ꝛc. Im Industrie- und Manufakturwesen leistet A., wie alle Städte Griechenlands, noch wenig, doch haben Ausländer einige Etablissements errichtet, welche zu gedeihen versprechen; man hat Seifensiedereien, Maroquinfabriken, einige Webereien in Seide und Baumwolle ꝛc. Auch A.s Handel liegt noch in einer Krisis und war im Ganzen vor der Insurrektion bedeutender als jetzt, doch hat die Gründung einer Nationalbank 1841 schon wohlthätige Folgen gezeigt. Wein, Korinthen, Seide, Oliven, Feigen und andere Südfrüchte, ferner Wolle, Honig und Wachs sind die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel, europäische Fabrikate und Luxusartikel machen den Haupttheil der Einfuhr aus.

Geschichte. Die Geschichte von A. ist die des Staates der Athener oder Attica's und hängt als solche so innig mit der allgemeinen griechischen Geschichte zusammen, daß sie nur als ein Glied derselben aufgefaßt werden darf. Besonders ist im ersten Zeitraume die athenische Geschichte mit der allgemeinen griechischen innig verschmolzen, und die Athener folgten dem Zuge der ganzen Nation, ohne eine besondere Individualität ihrer Verhältnisse auszubilden. Gemäß dem jonischen Charakter freier kriegerischer Ritterlichkeit im Gegensatz zu dem orientalisch-priesterlichen der Pelasger, trat der Krieger- und Heroenstand anstatt der Priester an die Spitze des Staates, indem die höchste politische Macht Einem aus seiner Mitte übertragen wurde. Die vier Geschlechtsphylen der Jonier: Hoptiten (Krieger), Teleonten (Priester oder Zinsbauern), Aegikoreis (Hirten), Argadeis (Ackerleute), waren geschlossene Vereinigungen von Familien, in die man durch die Geburt eintrat. Jede Phyle zerfiel in 3 Phratrien und diese in je 30 Geschlechter, welche durch gemeinsame Opfer und Heiligthümer zusammengehalten wurden. Außerdem theilten sich die Einwohner des Landes in Eupatriden (Adel), Geomoren (Zinsbauern auf den adeligen Gütern) und Demiurgen (Gewerbtreibende). Die Eupatriden waren der bevorrechtete und politisch wichtigste Stand; ihrer Phyle gehörte die erbliche Königsfamilie an. Diese zweite Eintheilung, neben welcher die Abtheilungen des Volkes nach dem Geschlechte stehen blieben, war aber erst von dem Könige Theseus eingeführt worden, der in einer andern Beziehung einen noch wichtigeren Einfluß auf den athenischen Staat geübt hat. Vor ihm war das attische Gebiet in zwölf einzelne Gemeinden getrennt, von denen jede selbstständig neben der anderen bestand. Diese zerstreuten Gemeinden soll Theseus zu Einem Staate mit der Hauptstadt A. am Fuße der cekropischen Burg vereinigt haben. Seine Nachkommen herrschten bis gegen 1104. Zwei Decennien vorher waren die Böotier aus Thessalien in das nach ihnen benannte Nachbarland von Attica eingewandert u. um jene Zeit mit dem letzteren in Grenzstreitigkeiten verwickelt, die ein Zweikampf des böotischen und des athenischen Königs, eines Nachkommen des Theseus, entscheiden sollte. Da sich der letztere des Kampfes weigerte, so erklärte sich ein Nelide, Nachkomme des Nestor, der in A. vor den Doriern einen Zufluchtsort gefunden, bereit zum Zweikampf, und als Lohn des Sieges erhielt er, nachdem das Haus der Thesiden entsetzt worden war, die Königswürde, die er auf seinen Sohn Codrus vererbte. Unter seiner Regierung bedrohten die Dorier Attica, wurden aber von weiterem Vordringen durch die Selbstaufopferung des Königs (1068) abgehalten.

Nach dem Tode des Codrus gab der Thronstreit seiner beiden Söhne, Neleus und Medon, Gelegenheit zum völligen Sturze der Königsgewalt. Statt des Königs trat ein Archon an die Spitze des Staats. Die neue Würde erhielt Medon, und Neleus, über die Bevorzugung seines Bruders erbittert, wanderte mit seinem Anhange an der Spitze der aus Achaja verjagten Jonier nach Asien aus, wo er der Gründer der jonischen Kolonien wurde. Die Archontenwürde glich zwar in sofern der königlichen, als sie in dem Geschlechte der Medontiden, dem früheren Herrschergeschlechte, forterbte, lebenslänglich war und auch dieselbe Ausdehnung der Machtbefugnisse hatte; allein zwischen beiden bestand der wichtige Unterschied, daß der Archon zur Rechenschaft über seine Verwaltung verpflichtet war. Dadurch erhielt die Aristokratie Einfluß auf die Regierung, so daß der Archon jetzt schon als ihr oberster Beamter betrachtet werden kann. Jener Einfluß vergrößerte sich, als 752 die Amtszeit eines Archonten auf 10 Jahre herabgesetzt wurde, nach deren Verlauf ein neuer Archon erwählt wurde. Endlich (683) wurde das ausschließliche Vorrecht der Medontiden auf das Archontenamt aufgehoben und der Zugang zu demselben allen Eupatriden

eröffnet. Damit aber unter diese die Macht so viel als möglich vertheilt werde, traf man die Anordnung, daß statt des Einen zehnjährigen 9 einjährige Archonten erwählt und unter diese die obersten Staatsgeschäfte vertheilt wurden. In Wahrheit übte jetzt der ganze Stand der Eupatriden die Hoheitsrechte aus, und die Aristokratie hatte ihren Höhepunkt erreicht. Sie fing jetzt an, ihre Gewalt zu mißbrauchen und das niedere Volk zu bedrücken. Die Hauptbeschwerden des letztern bezogen sich darauf, daß die edlen Familien im ausschließlichen Besitze des Archontenamtes waren, obwohl die davon ausgeschlossenen Stände der Geomoren und Demiurgen gleich den Eupatriden frei waren und volles Bürgerrecht genossen, daß geschriebene Gesetze fehlten und die richterliche Gewalt der Archonten also nicht genau bestimmt, vielmehr zum großen Theil ihrer Willkür preis gegeben war, und daß ein großer Theil des Volkes verarmt und in ein drückendes Schuldverhältniß zu den Reichen gekommen war, welche den ärgsten Wucher trieben. Das Verlangen des Volkes nach Abstellung dieser Uebelstände wurde immer dringender. Als endlich die Eupatriden nicht länger widerstehen konnten, wählten sie einen Mann aus ihrer Mitte und von ihren Ansichten, Draco, (624) zum Gesetzgeber, d. i. sie trugen ihm auf, dem Staate eine neue Organisation zu geben. Allein seine Satzungen beseitigten die Ungleichheit unter den Bürgern weder rücksichtlich ihrer Vermögensverhältnisse, noch rücksichtlich ihrer Betheiligung bei den öffentlichen Angelegenheiten. Sie bezogen sich bloß auf Gerechtigkeitspflege, verbesserten die Lage des Volkes nicht und trugen überdies den Charakter blutdürstiger Strenge. Die Ursache des Uebermaßes der Strafen war aber die, daß die Eupatriden die Härte, mit der sie bisher das Volk bedrückt hatten, sanktioniren wollten. Bald aber drohte der Uebergewalt der Eupatriden, nachdem der Versuch, sie auf gesetzmäßige Weise zu untergraben, beseitigt worden war, von einer andern Seite her Gefahr. Cylon, ein Mann von edler Abkunft, der seine Macht und sein Ansehen noch durch die Verwandtschaft, in die er mit dem gleichzeitigen Tyrannen von Megara trat, verstärkt hatte, suchte im Vertrauen auf diese Hülfsmittel sich der Oberherrschaft von A. zu bemächtigen. Eine Tyrannenherrschaft war in Griechenland einem unter einer übermüthigen Aristokratie stehenden Volke immer willkommen. Sie ging aus Opposition gegen die Reichen und Adeligen hervor, und gegen diese war ihr Druck auch zunächst gerichtet. Ueberdies war die Herrschaft eines Einzelnen, der noch außerdem die große Menge fürchten und um ihre Gunst sich bemühen mußte, in jeder Beziehung der Herrschaft eines ganzen Standes vorzuziehen. Kaum hatte daher Cylon die cekropische Burg in Besitz genommen, so zogen die Eupatriden, deren politischem Einflusse es galt, und unter ihnen namentlich die Familie der Alkmäoniden herbei, um sie ihm wieder zu entreißen. Es kam zu einer Belagerung; die in der Burg Eingeschlossenen mußten bald aus Mangel an Wasser und Lebensmitteln von der Vertheidigung abstehen. Cylon rettete sich mit Wenigen durch die Flucht, die Uebrigen suchten den Schutz der Gottheit an den Altären. Die Alkmäoniden lockten aber Cylons Anhänger unter dem arglistigen Versprechen, ihres Lebens zu schonen, von den Altären hinweg und ermordeten sie oder tödteten sie auf den Stufen der Altäre selbst. Sie erreichten so zwar ihren Zweck, die revolutionäre Bewegung zu unterdrücken; da sie aber durch die Entweihung der geheiligten Stätte auf ihr Geschlecht und auf den Staat, aus dessen Schooße solche Verbrechen hervorgingen, eine große Blutschuld geladen hatten, so wurden sie als Verfluchte angesehen und mußten auf Solons Antrag die Stadt verlassen. Es war dies nicht bloß eine politische Maßregel, durch die das gedrückte Volk von seinen eifrigsten Gegnern befreit wurde, sondern tiefe religiöse Ueberzeugung hatte dazu bestimmt. Der Staat selbst, der durch den Frevel in seinem Innern befleckt worden war, sollte durch Opfer und Weihen entsühnt werden, zu welchem Zwecke Epimenides aus Kreta herbeigeholt wurde, ein Weiser, der für einen gottbegeisterten Seher galt und die gottesdienstlichen Handlungen vollzog, zugleich aber einige Vorbereitungen zu dem nachfolgenden Werke des Solon getroffen zu haben scheint.

Wie wenig diese aber dem Uebel, woran der Staat litt, abhelfen konnten, beweisen die fortdauernden Unruhen und Zerrüttungen. Das Volk verlangte beharrlich Aenderung der Verfassung, war aber über die Art derselben unter sich selbst in Zwiespalt. Alle mußten wünschen, daß die Staatsverhältnisse geordnet würden, damit die Ruhe zurückkehre. Es gab damals nach einer auf der natürlichen Beschaffenheit des Bodens beruhenden Eintheilung des Landes drei Parteien. Die Westküste Attica's nämlich, Akte oder Pedion, zwischen dem Hymettus und Corydallus, war ein fruchtbares Blachfeld, von dem die Eupatriden früh Besitz ergriffen hatten. Der südliche Strich von der Stadt um das Vorgebirge Sunium, Paralia, hügeliges Küstenland, zum Ackerbau ungeeignet, aber für den Verkehr vorzüglich gelegen, war im Besitz des wohlhabenden Mittelstandes. Diacria endlich (auch Hyperacria genannt, weil diese Gegend den Stadtbewohnern jenseits der Berge liegt) war der bergige östliche Theil des Landes vom Parnes herab bis ungefähr zum Vorgebirge Cynosura, der Insel Euböa gegenüber, und hier hatten die Aermeren ihre kärglichen Aecker. Die auf der Ebene Begüterten, also die vornehmen und reichen Landbesitzer, bestanden nun auf einer streugen Oligarchie; die Diakrier oder Hyperakrier, die große Masse, verlangten eine gänzliche Staatsumwälzung und eine reine Demokratie; die Paralier endlich, die auch rücksichtlich des Vermögens in der Mitte zwischen den Eupatriden und dem verarmten Theile des Volkes standen, waren die Gemäßigten und verlangten eine gemischte Verfassung. Diese entgegengesetzten Wünsche zu vereinigen und den Kampf der Parteien zu beschwichtigen, unternahm Solon, ein Eupatride aus Codrus' Geschlecht, als er 594 erster Archon war. Nachdem er mit Ausnahme der Gesetze über den Mord die Gesetzgebung des Draco abgeschafft hatte, traf er einige Maßregeln, um die Noth, in der sich die ärmere Klasse wegen ungeheurer Schuldenlast befand, für den Augenblick abzustellen und ihr für die Zukunft vorzubeugen. Zunächst richtete er die sogenannte Seisachtheia (Lastenabschüttelung) ein. Die Schulden wurden hierdurch nicht aufgehoben, die Schuldbriefe nicht vernichtet oder für ungültig erklärt, sondern der

Gesetzgeber bestimmte nur, daß die kursirenden Münzen einen höheren Werth haben sollten, als sie bisher gehabt hatten und im Verhältniß zu ihrem Silber- oder Goldgehalt haben konnten. Der Münzfuß wurde also heradgesetzt und die Aermeren wurden dadurch in den Stand gesetzt, mit derselben Summe jetzt eine weit größere Schuld abzutragen, als zuvor. Außerdem setzte Solon die Schuldgefangenen in Freiheit und löste die verpfändeten Grundstücke ein, wodurch der Landmann sein Gut zu vollem Eigenthume zurückerhielt. Der Seisachtheia fügte er das Verbot körperlicher Verpfändung hinzu, wonach es weder dem Gläubiger gestattet war, auf etwas Anderes als auf Sachen zu leihen, noch dem Schuldner, seinen Leib oder die Freiheit Anderer als Pfand einzusetzen. Nach diesen vorläufigen Bestimmungen ging Solon an das große Werk einer Staatsorganisation, die er mit einer auf das Maß des Vermögens gegründeten Eintheilung der Bürger begann.

Dadurch, daß Solon die Schatzung als Maßstab ansetzte, wurde es jedem Bürger möglich gemacht, in die bevorrechtete Klasse einzutreten und somit zur Theilnahme an der höchsten Staatsgewalt zu gelangen, wenn er sein Vermögen so weit erhöht hatte, daß er die Schatzungssumme, welche für die erste Klasse erfordertich war, besaß. Diese Einrichtung, in A. der erste entschiedene Schritt zur Demokratie, war um so wichtiger, da in einem Handelsstaate die Vermögensverhältnisse sehr rasch wechseln. Die 4 solonischen Schatzungsklassen waren: Pentacosiomedimnen, Triacosiomedimnen oder Hippeis, Zeugiten, Thetes. Jeder Bürger gehörte einer dieser Klassen an, je nachdem er jährlich 500 oder über 500 Maß, zwischen 300 und 500, zwischen 200 oder wahrscheinlicher zwischen 150 und 300, oder endlich weniger Maß von trocknen oder nassen Produkten auf eigenem Acker erntete. Die Theilnahme an Gerichten und Volksversammlungen war auf alle Bürger ausgedehnt. Die Staatsämter aber waren nur den 3 obern Klassen und zwei derselben nur der ersten Klasse zugänglich. Dagegen waren die Thetes auch von Staatsleistungen (Liturgien) und vom Kriegsdienst befreit. Nur im Nothfalle traten sie als Leichtbewaffnete ins Heer. Außer den Bürgern gab es in A. noch zahlreiche Metöken, Beisassen oder Schutzverwandte, welche gegen ein mäßiges Schutzgeld alle bürgerlichen Gewerbe betreiben durften, aber, um des Schutzes durch die Gesetze sicher zu sein, einen Bürger zum Patron erwählen mußten, welcher sie vertrat. Die Staatsgewalt war unter die Volksversammlung u. den Rath vertheilt. Die höchste Entscheidung war bei der Volksversammlung, welche theils regelmäßig (viermal monatlich), theils außerordentlich zusammentrat, über Vergehungen gegen den Staat urtheilte, Gesetze gab, die auswärtigen Angelegenheiten besorgte, über die Finanzen Rechenschaft empfing, die meisten Magistrate wählte und überhaupt den souveränen Demos repräsentirte. Den Vorsitz darin führte der Rath (Bule), die oberste Regierungsbehörde. Von dem Rathe wurden auch die Gegenstände, welche in der Volksversammlung zur Entscheidung kamen, vorbereitet und vorgelegt. Die Mitglieder des Raths, 400 an der Zahl, wechselten jährlich. Sie wurden aus den 3 ersten Klassen erwählt, und zwar 100 aus jeder der 4 jonischen Phylen. Denn diese schaffte Solon nicht ab, obwohl sie, nachdem der Eintheilung der Bürger das Vermögen zu Grunde gelegt worden war, nur noch als Eintheilungen zum Behufe der Volkszählung fortbestanden. Der Areopag (s. d.), der aus den abgehenden Archonten besetzt wurde, bildete nebst dem Archontat fortan den Mittelpunkt der atheniſchen Aristokratie. Er hatte schon früher die Blutgerichtsbarkeit gehabt, und dazu fügte Solon die oberste Aufsicht über den gesammten Staat, über die Beobachtung der Gesetze, über Sitten und Erziehung. Der Einfluß, den Solon dem Areopag verlieh, war um so bedeutender, da seine Entscheidungen nicht nach irgend welchen gesetzlichen Normen, sondern lediglich nach der moralischen Ueberzeugung seiner Mitglieder erfolgten. Alle Sachen nun, die nicht vor das Forum des Areopags und der 3 ersten Archonten gehörten, wurden in den Volksgerichten entschieden. Dies waren Geschwornengerichte, bestehend aus Männern des Volkes. Zu ihrer Besetzung wurden jährlich 6000 Bürger von den Archonten ausgewählt. Traten alle 6000 zusammen, so versammelten sie sich in der Heliäa. Deshalb hießen die Geschwornen Heliasten. In der Regel aber traten nur kleinere Abtheilungen der 6000 zusammen, die an verschiedenen Gerichtsstätten unter Vorsitz des Thesmotheten Gericht hielten. Vor die Volksgerichte gehörten indeß nicht die Vergehungen gegen die Kriegsgesetze, denn die Militärbehörden hatten eine besondere Gerichtsbarkeit.

Die solonische Verfassung war eine gemischte; sie begünstigte nicht irgend einen Stand vorzugsweise, sondern suchte Gerechtigkeit und Billigkeit gegen einen jeden zu beobachten. Alle Bürger nahmen jetzt an der Staatsregierung Antheil, die bis dahin den Eupatriden ausschließlich überlassen gewesen war. Gleichwohl waren die Vornehmen und Reichen der ärmeren Klasse nicht völlig gleichgestellt, in sofern die letztere nach wie vor von dem Archontat, dem Areopag und der Bule ausgeschlossen war und die Zulassung zu diesen Aemtern unter den höheren Klassen selbst noch einen Unterschied bedingte. So wurden die schroffen Unterschiede und die großen Ungleichheiten unter den einzelnen Ständen, die schon Draco abstellen sollte, zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen. Die Klage des Volkes aber, daß das Recht unter der Willkür der Vornehmen stand, hob er mit weiser Mäßigung dadurch, daß er das Volk selbst an den Gerichten Theil nehmen und diese von den Aristokraten nur geleitet werden ließ. Mit gleicher Mäßigung ordnete er das Schuldenwesen. Die Aristokraten verlangten, daß darin keine Aenderung vorgenommen werde, die Aermeren, daß die Schulden gestrichen würden. Die Vermittelung, welche Solon traf, die Schuldposten stehen zu lassen, den Aermern aber die Abtragung derselben zu erleichtern, begünstigte wieder keinen Theil übermäßig auf Kosten des andern. Die Mäßigung indeß, welche die politischen Einrichtungen des Soton beseelte und die ihre schönste Zierde ist, hatte auch zur Folge, daß weder die Armen, noch die Reichen durch diese Verfassung vollkommen befriedigt waren. Die Hoffnungen keines Standes waren erfüllt; den Aermeren schienen die Reichen immer noch zu viel Vorrechte zu besitzen, und diese waren mißvergnügt

darüber, daß sie ihre bisher ausschließlich besessenen Rechte zum Theil mit den Aermeren hatten theilen müssen. Daher war die Ruhe und Eintracht im Staate nur für den Augenblick hergestellt. Beides hatte nur so lange Bestand, als Solon selbst anwesend war und durch sein Ansehen und seine Milde die Parteien besänftigte. Kaum hatte er sich aber entfernt, so traten die Parteien mit erneuter Kraft wieder hervor. Solon verließ A., nachdem er den Rath hatte schwören lassen, seine Gesetze, die auf hölzerne Tafeln geschrieben waren, wenigstens 10 Jahre zu halten. Als er nach 10 Jahren von seinen Reisen zurückkehrte, fand er die drei Parteien der Pediäer, der Paralier und der Diakrier einander wieder feindlich gegenüberstehen. Jede der beiden äußersten Parteien verlangte, daß ihr größere Vortheile eingeräumt würden, als sie durch Solons ausgleichende Gesetzgebung erlangt hatte. An die Spitze der ärmeren Volksklasse, der Diakrier, hatte sich jetzt einer der Vornehmen, ein Verwandter des Solon, Pisistratus, gestellt. Vom Volksführer erhob er sich (560) zum Tyrannen, nachdem er sich durch List eine Leibwache verschafft hatte. Er wurde zwar zweimal von den beiden anderen Parteien aus der Stadt vertrieben, allein seit 540 behauptete er sich, nachdem er die Alkmäoniden, die inzwischen aus ihrer Verbannung zurückgekehrt waren und auch jetzt der Tyrannis am lebhaftesten sich widersetzten, verdrängt und sich dadurch die Herrschaft gesichert hatte. Er herrschte mit Milde und Mäßigung und hatte das gemeine Beste im Auge; besonders war er auch bemüht, geistige Bildung über A. zu verbreiten. Er achtete die rechtlichen Formen u. erlaubte sich in dieser Beziehung keine Eingriffe in die solonische Verfassung. In seinem Sinne herrschten nach seinem Tode (528) seine Söhne Hippias und Hipparchus gemeinschaftlich fort bis 512. In diesem Jahre wurde Hipparchus, der jüngere der beiden Brüder, von Harmodius u. Aristogiton ermordet, die von dem Tyrannen persönlich beleidigt worden waren. Seitdem war Hippias von Mißtrauen erfüllt, das ihn zur Grausamkeit reizte; er wollte sich furchtbar machen, um sicher zu sein. Außerdem war die Leibwache, deren Anzahl er vermehrte und die er besser besoldete, um ihrer Treue gewisser zu sein, eine große Last für A. Um so leichter gelangen die Machinationen der noch immer verbannten Alkmäoniden wider den Tyrannen. Sie bestachen das delphische Orakel, und auf sein Geheiß vertrieben sie den Tyrannen aus Attika. Hippias wandte sich (510) an den persischen Hof. Die Alkmäoniden aber kehrten nach A. zurück und ermunterten die Aristokraten zu kräftigerem Auftreten, nachdem die Tyrannis gestürzt war, die fortwährend ihren Einfluß niedergehalten hatte.

Sogleich traten einander die Volkspartei unter Clisthenes u. die Partei der Adeligen unter Isagoras gegenüber. Die Faktion der Gemäßigten, welche die Vermittelung zwischen strengem Aristokratismus u. absolutem Demokratismus gebildet hatte, ist jetzt verschwunden; es galt einem der beiden Extreme: entweder die Aristokratie oder die Demokratie sollte aus der Unbestimmtheit, in der jede neben der anderen stand, zur absoluten Herrschaft erhoben werden. Der Vertreter und das Haupt des Volkes war aber auch jetzt wieder ein herrschsüchtiger Adeliger, u. die Partei der Aristokraten wurde, wie schon früher, von Sparta unterstützt, dessen aristokratische Regierung in allen Staaten Griechenlands antidemokratische Bestrebungen begünstigte. Als daher Isagoras von seinem Gegner verdrängt worden war, führten ihn die Spartaner zurück u. versagten dagegen das Haupt der Demokraten. Allein bald hernach wurde Isagoras zugleich mit den Spartanern aus A. vertrieben, u. der zurückkehrende Clisthenes ging sogleich daran, die Demokratie der Haldheit zu entreißen, worin sie Solon gelassen hatte. Keine Rücksicht der Billigkeit zu Gunsten der Adeligen hinderte ihn mehr, einen entschiedenen Schritt der reinen Demokratie entgegen zu thun. Also wurden die alten jonischen Phylen aufgelöst, und an ihre Stelle traten 10 neue Phylen, welche in 100, späterhin in 174 Demen zerfielen. Aus jeder Phyle wurden jährlich 50 Bürger zu Mitgliedern des Raths durch das Loos bestimmt, so daß derselbe von 400 auf 500 sich erhöhte. Je 50 aus derselben Phyle, welche Prytanen genannt wurden, hatten 35 od. 36 Tage hindurch die Geschäftsführung. Abwechselnd hatte also jede der 10 Phylen die Prytanie. Die Reihe wurde gleichfalls durchs Loos bestimmt. Die Prytanen hatten dieselben Geschäfte zu besorgen, wie früher der ganze Rath, die Berufung der Volksversammlungen u. die Vorberathungen. Der Vorsitz in den Volksversammlungen war den 9 Vorsitzenden übertragen, welche aus den übrigen Phylen außer derjenigen, welche eben die Prytanie hatte, ausgelooft wurden. Eine Phyle hatte also immer die Prytanie, die 9 übrigen präsidirten in einzelnen Repräsentanten der Volksversammlung. Indem aber örtliche Phylen statt der Geschlechtsphylen eingerichtet wurden, verschwand die letzte Spur der Eintheilung nach dem Geschlecht. Der Bürger war seitdem in eine Phyle eingeschrieben, nicht weil er zu diesem Geschlecht gehörte, sondern weil er in diesem Bezirke wohnte, der innerhalb des Umkreises jener Phyle lag. Das Prinzip der Oertlichkeit, welches Clisthenes der Phylenemtheilung zu Grunde legte, entspricht offenbar dem Charakter der unumschränkten Demokratie, welche die Unterschiede unter den Bürgern nicht anerkennt. Auf denselben Zweck, die Demokratie weiter zu bilden, arbeitete die andere Anordnung des Clisthenes hin, daß alle Obrigkeiten durch das Loos bestimmt werden sollten, statt durch die Wahl, wie bisher. Da indeß die Zufälligkeit bei der Beamtenwahl leicht den Fall hätte herbeiführen können, daß das Amt an einen Mann von nicht unbescholtenem Rufe übergegangen wäre, so wurde zur Vorsorge eine Prüfung der durch das Loos bestimmten Männer angeordnet, welche theils durch einen heliastischen Gerichtshof unter dem Vorsitz des Thesmotheten, theils durch den Rath vorgenommen wurde. Man nahm dabei besonders darauf Rücksicht, ob der Betreffende nicht die Pietät verletzt, sich nicht feige bewiesen habe u. dergl., und es wurde dabei ein förmliches gerichtliches Verfahren beobachtet, wobei jeder Bürger als Kläger auftreten konnte. Auch wurden die Mittärbehörden nach wie vor durch Wahl besetzt. Da die reine Demokratie auf die Gleichheit Aller gebaut ist und in derselben keiner Auszeichnung durch Geburt, Besitz, Talent oder Verdienst ein Vorzug eingeräumt werden darf, so erfand man in A. sogar ein Mittel, Personen, welche das allgemeine Maß der Gleichheit überschritten, zu beseitigen. Dieses Mittel war

der Ostracismus (Scherbengericht), der von Cliſthenes eingeführt wurde. Wenn nämlich ein angeſehener Bürger durch perſönlichen Einfluß oder mächtigen Anhang ein allzu großes Uebergewicht über ſeine Mitbürger zu erlangen und dadurch die demokratiſche Gleichheit zu gefährden ſchien, ſo konnte er verbannt werden, auch ohne daß er ſich eines beſonderen Vergehens ſchuldig gemacht hatte. Gewöhnlich berief man ſich dabei auf die Gefahr, daß der durch innere oder äußere Vorzüge zu ſehr ausgezeichnete Mann ſich vielleicht den Weg zur Alleinherrſchaft bahnen möchte, welche nicht allein das Princip, ſondern auch das Daſein der Demokratie bedrohte. In gleichem Sinne wurde alsdann der Oſtracismus überhaupt angewendet, wenn man ſich eines Mannes entledigen wollte, deſſen Anſichten mit den Grundſätzen der beſtehenden Staatsregierung in Widerſpruch ſtanden. Da dem Oſtracismus kein Prozeß vorausging, da er verdammte, auch ohne daß eine beſtimmte Schuld vorlag, höchſtens auf einen ſchwachen Verdacht hin, ſo iſt er im Grunde als eine Polizeimaßregel anzuſehen, die von einem ganzen Volke getroffen wurde. Das Verfahren dabei war folgendes: Jährlich einmal kam das Volk zuſammen, nachdem die Volksverſammlung erklärt hatte, daß Grund zu einem Scherbengericht vorhanden ſei, und Jeder gab alsdann den Namen Deſſen, den er verbannt wiſſen wollte, auf einer Scherbe an; wen die Mehrheit bezeichnete, der mußte auf 10 Jahre das Land verlaſſen. Eine ſolche Verbannung, die bloß aus Rückſicht auf die Sicherheit des Staates ausgeſprochen und folglich nur als eine politiſche Maßregel angeſehen wurde, galt durchaus nicht für eine infamirende Strafe, und des Verbannten Ehre ſowohl als Vermögen blieb ungeſchmälert. Auch konnte er jederzeit durch einen Volksbeſchluß zurückgerufen werden.

Die Spartaner machten noch einen Verſuch, den Iſagoras zurückzuführen, indem ſie an der Spitze ihrer Bundesgenoſſen, mit den Böotiern und Chalcidiern vereinigt, in Attica einfielen. Allein der Zug erreichte ſeinen Zweck nicht. Die ſpartaniſchen Könige veruneinigten ſich, und die Korinthier, die immer dem Bundeshaupte am kräftigſten entgegentraten, mißbilligten das Unternehmen Sparta's. Die Spartaner zogen ſich daher zurück, und die in Attica zurückbleibenden Böotier u. Chalcidier wurden von den Athenern zurückgeſchlagen, in denen die wiedererrungene Freiheit nach Aufhebung der Tyrannis und die hergeſtellte Ruhe nach Einrichtung der cliſtheniſchen Verfaſſung friſche Kräfte erweckt hatte. A.s Macht ſtieg ſeitdem immer mehr, und in gleichem Verhältniſſe entwickelte ſich in ihm das Bewußtſein ſeiner Kraft. Dieſes Gedeihen von A. leiteten die eiferſüchtigen Spartaner davon ab, daß das atheniſche Volk ſich frei gemacht habe, und die Erfolge der neuen Freiheit machten ihnen daher ſelbſt die Rückkehr des Hippias wünſchenswerth, den ſie vor Kurzem ſelbſt hatten vertreiben helfen, ſo daß ſie den Entſchluß faßten, die Tyrannis wieder einzuſetzen. Die Kurzſichtſchaft ſollte A. am Aufſtreben zu politiſcher Größe verhindern. Auch jetzt tadelte Korinth in der Bundesverſammlung die ungerechte Abſicht der Spartaner, die Freiheit in A. aufheben zu wollen, und da die übrigen Bundesgenoſſen beiſtimmten, ſo mußte die Ausführung des Planes unterbleiben.

Die Kräfte, welche A. gewonnen hatte, widmete es von jetzt an der Sache der Freiheit. Denn als die joniſchen Kolonien in Kleinaſien das perſiſche Joch, unter welches ſie gezwungen worden waren, abzuwerfen ſich entſchloſſen hatten (500), wurde ihr Abgeſandter an die europäiſchen Mutterſtädte und Stammgenoſſen, Ariſtagoras, der um Unterſtützung flehte, zwar von Sparta abgewieſen, von den Athenern dagegen um ſo freundlicher aufgenommen. Es war aber nicht bloß die Rückſicht auf ihre Stammverwandtſchaft mit den Joniern der kleinaſiatiſchen Küſte, auch nicht bloß der Reiz des Ungewöhnlichen, die Luſt der Athener an außerordentlichen Thaten und ihr Streben in die weite Ferne, was ſie zur Unterſtützung ſo bereitwillig machte. Sie hatten vielmehr das Gut der Freiheit ſchätzen gelernt und beſaßen Edelſinn genug, um es auch andern Staaten erringen zu helfen. Außerdem waren die Athener mit Recht darüber erzürnt, daß der perſiſche König nicht nur den verhaßten Hippias aufgenommen, ſondern ſogar ſeine Wiederaufnahme gefordert hatte. Die atheneſiſche Hülfsflotte von 20 Schiffen kehrte freilich mit den Eretriern, die, vereint mit den Athenern, zu den Joniern geſtoßen waren, ſchon nach der unglücklichen Schlacht bei Epheſus zurück; wahrſcheinlich hatten aber die Kleinaſiaten, deren anfänglicher Eifer nicht von Dauer geweſen, ſondern bald ihrem natürlichen Hange zur Trägheit und Weichlichkeit und ihrer Scheu vor Anſtrengung gewichen war, ſelbſt durch ihre laue Führung des Freiheitskrieges die Athener zu dieſem Entſchluß hingetrieben. Dieſe Expedition nach Kleinaſien, an ſich unwichtig, wurde dadurch ſehr folgenreich, daß ſie die Kriege der europäiſchen Griechen mit Perſien veranlaßte; denn nachdem der König den joniſchen Aufſtand unterdrückt hatte, beſchloß er, an Athen und Eretria Rache zu nehmen, welche durch Unterſtützung der aufſtändiſchen Griechen in Kleinaſien die Ehrerbietung gegen die Majeſtät des perſiſchen Reichs verletzt zu haben ſchienen. Zugleich verband er damit wohl die Hoffnung, bei dieſer Gelegenheit ganz Griechenland mit leichter Mühe zu unterwerfen. Den erſten Perſerkrieg (490) beſtand A. faſt allein. Denn die übrigen Städte hatten theils der demüthigenden Aufforderung des Perſerkönigs, Waſſer und Erde, die Zeichen der Unterwerfung, zu ſchicken, Folge geleiſtet, theils wurden ſie von der Furcht zurückgehalten, und Sparta wagte es nicht, einer durch die Religion geheiligten Sitte zuwider vor dem Neumonde auszuziehen, ſelbſt dann nicht, als die Perſer an den Eretriern bereits furchtbare Rache geübt hatten. A. ordnete ſein Heer unter 10 Anführern, ein jeder derſelben befehligte 1000 Hopliten aus jeder der 10 Ortsphylen, ungerechnet die Sklaven und Leichtbewaffneten. 1000 Plataer vereinigten ſich mit dem geringen Haufen der Athener, um der heranziehenden perſiſchen Heeresmacht zu begegnen. Unter den atheniſchen Feldherren war Miltiades, ausgezeichnet durch ſeinen Muth und ſeine Talente, in dieſem Augenblick dadurch beſonders von hoher Bedeutung, daß er in ſeinen frühern Verhältniſſen mit den perſiſchen Kriegseinrichtungen bekannt geworden war. Er mußte wiſſen, daß in den perſiſchen Heeresmaſſen, ſo Schrecken erregend ſie auch durch ihre ungeheure Größe ſein mochten, keine Kampfesluſt herrſchte, ſondern daß ſie lediglich dem

Winke des Despoten folgten, und darauf hin durfte man hoffen, daß gegen solche Streitkräfte auch eine kleine Schaar, beseelt von Muth, von Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, mit Erfolg kämpfen werde. Als daher in dem Kriegsrathe bei der Ueberlegung, ob es förderlicher sei, den Feind innerhalb der Mauern zu erwarten oder ihm zu einer offenen Feldschlacht entgegenzugehen, die Stimmen gleich getheilt waren, so bestimmte Miltiades den Polemarchen (den zu dieser Zeit die Kriegsangelegenheiten leitenden Archon) mit der ganzen Macht seiner Beredtsamkeit dazu, seine entscheidende Stimme für den Auszug nach der marathonischen Ebene zu geben, wohin Hippias, der Begleiter der persischen Feldherren Datis und Artaphernes, das Heer geführt hatte, sein Rachegefühl gegen sein Vaterland dadurch beurkundend. Miltiades baute darauf vorzüglich, daß eine solche kühne That, wie das Entgegenziehen war, nothwendiger Weise die Bürger ermuthigen und den ohnehin unkräftigen Feind in Schrecken versetzen würde. Die Kraft des athenischen Heeres wurde noch durch den Entschluß der 9 Feldherren erhöht, ihrem Kollegen Miltiades, der sie an Einsicht so weit überragte, den dem Herkommen nach unter ihnen täglich wechselnden Oberbefehl dauernd zu übertragen und auf diese Weise Einheit in das Ganze zu bringen. In der Schlacht selbst ließ der Oberfeldherr seine Schaar in vollem Laufe den Feind angreifen, theils um den Persern zu imponiren, theils um ihnen den Vortheil zu entziehen, den die flache Gegend ihrer Reiterei und ihren Bogenschützen, worin die Kraft des persischen Heeres bestand, darbot. Auf diese Weise wurde schnell der Kampf in der Nähe, das Handgemenge, herbeigeführt, wozu die Waffen der Athener geschickter waren und worin der Einzelne größere Bedeutung erhielt und kräftiger wirken konnte. Die Freiheit Griechenlands ging aus dieser Schlacht herrlich hervor. Der Ruhm aber, die Selbstständigkeit Griechenlands aufrecht erhalten zu haben, gebührte den Athenern und vor Allen dem Miltiades. Die atheniſche Demokratie hatte in der marathonischen Schlacht ihre Feuerprobe bestanden; Hippias selbst war gefallen. Der atheniſche Staat, im Innern befestigt, nahm seitdem einen kühneren Aufschwung.

Nach Beendigung des Krieges wollte A. die Inseln züchtigen, welche zum größten Theil sehr bereitwillig den Persern sich unterworfen oder sie wohl gar unterstützt hatten. Zunächst waren seine Blicke auf Paros, eine der Cykladen, gerichtet. Allein der Eroberungsversuch scheiterte theils an der starken Befestigung der Stadt, welche die atheniſche Belagerungskunst nicht zu überwinden vermochte, theils an einem unglücklichen Mißverständnisse, indem Miltiades, der Führer des Zuges, einen Waldbrand auf der asiatischen Küste für ein Hülfezeichen der herbeieilenden Perser an die Belagerten hielt u. der persischen Macht seine schwache Flotte nicht gewachsen glaubte. Der erfahrene Feldherr war jetzt ängstlich, weil er um einen geringen Preis nicht Alles wagen wollte, während er einen bewunderungswürdigen Muth gezeigt hatte, als Alles auf dem Spiele stand und das Höchste nur durch Kühnheit zu erringen war. Die Athener aber argwohnten Verrath und verurtheilten Miltiades, dem Staate die Kosten des verunglückten Feldzuges zu ersetzen; als sein beträchtliches Vermögen dazu nicht ausreichte, kam er in den Schuldthurm, worin der Sieger von Marathon sein Leben aushauchte. Zwei Umstände hatten seine Verurtheilung herbeigeführt: einmal schien das hervorstechende Talent desselben der Gleichheit unter den Bürgern gefährlich zu werden; alsdann war die Hetärie (so hießen in Griechenland die politischen Faktionen, an deren Spitze einzelne Männer standen) des Themistocles vorzüglich thätig gewesen, den Miltiades aus dem Wege zu räumen. Der leidenschaftliche Ehrgeiz des Ersteren duldete keinen Mann neben sich, dessen Ruhm seinen Namen überstrahlte. Auch scheint Miltiades auf seine weit in die Zukunft hinaus greifenden Pläne nicht eingegangen zu sein. Themistocles aber war wie berufen für den Wendepunkt, welchen der Ausgang des ersten Perserkrieges in der atheniſchen Geschichte bildete. A. strebte jetzt einem hohen Ziele entgegen, und Themistocles gab ihm die Richtung auf die Seeherrschaft und den Handel, oder beförderte diese Richtung, wenn sie im Volke von selbst entstanden war, auf eine vorzügliche Weise. Alles, was später geschah, daß A. durch Eroberungen und Bundesgenossenschaft seine Kraft so weit steigerte, um an die Spitze der griechischen Seestaaten treten und den Spartanern die Hegemonie zur See entreißen zu können, ist durch den Geist des Themistocles vorbereitet worden.

Eine nothwendige Folge von der Erhebung A.s zur Seemacht mußte eine weitere Entwickelung der Demokratie sein, so daß, wenn Themistocles die erstere herbeizuführen beabsichtigte, er zugleich auf die letztere hinarbeitete. Die atheniſchen Aristokraten erkannten auch, daß Themistocles ihrem Princip entgegentrete; sie stellten ihm daher aus ihrer Mitte einen Gegner entgegen, der ihn als Mensch weit überragte. Aristides, Aristokrat von Geburt, hatte den Glanz seiner bürgerlichen Stellung durch den Adel seiner Gesinnung, durch seinen sittlichen fleckenlosen Charakter überstrahlt. Unerschütterliche Redlichkeit war die Zierde seines Charakters. Obgleich ihn die Aristokraten zu den Ihrigen zählten, so stellte ihn seine Unparteilichkeit in der That über jede Partei, indem in seinen Augen allein die Natur der Sache, der es galt, entschied. Anfänglich wirkten Themistocles und Aristides, jeder für sich, neben einander, mit einem nach verschiedenen Richtungen gehenden Wetteifer, der dem öffentlichen Besten sehr zuträglich war. Allein dem Ersteren war die Unerreichbarkeit des Aristides in seiner erhabenen Sphäre unerträglich, und der Ostracismus mußte ihm daher den Dienst erweisen, ihn von einem Nebenbuhler zu befreien und die entgegenstehende Partei ihres Hauptes zu berauben. Der Ertrag der Silbergruben des Berges Laurion, der bisher zur Unterstützung ärmerer Bürger verwendet worden war, wurde jetzt auf Antrag des Themistocles für die Unterhaltung und Vermehrung der Flotte bestimmt. Diese Maßregel, welche den Grund zur Größe A.s als Seemacht legte, bewährte sich zunächst im zweiten Perserkriege (480), der ohne jene tüchtige Flotte für Griechenland schon damals den Verlust nationaler Selbstständigkeit herbeigeführt haben würde. Die delphische Priesterin konnte daher beim Herannahen des Perserkönigs mit Recht den Ausspruch thun, die hölzerne Mauer sei das einzig Unzerstörbare. Als Xerxes mit seiner

ungeheuren Macht Griechenland angriff, waren die griechischen Staaten, wie 10 Jahre früher, durch Furcht und durch Eifersucht getheilt. Unter den größeren Staaten traten A. und Sparta allein den Persern gewaffnet entgegen, aber in ungleicher Weise. Letzteres hätte es, nach Herodots Bemerkung, über sich vermocht, für die Freiheit Griechenlands in den Tod zu gehen; allein Griechenland wäre verloren gewesen, wenn seine Rettung allein von Sparta abgehangen hätte. A., dem freilich auch die nächste und größte Gefahr drohte, hatte zum Voraus weise Anordnungen getroffen, die sich jetzt trefflich bewährten. Ueberdies hatte es vor Sparta die nöthige Beweglichkeit voraus, um in einer so verwickelten Lage schnell das Richtige zu treffen. Aber bei seinen zweckmäßigen und umsichtigen Maßregeln, in seinen Bestrebungen, die Einheit unter den Griechen herzustellen und ihnen durch Aufopferung, durch Hintansetzung der Rücksichten auf sein besonderes Wohl, wo diese dem allgemeinen Interesse weichen mußten, ein nachahmungswerthes Beispiel zu geben, war wieder Themistocles die bewegende Seele. Daß die Flotte geschaffen worden, war ein Werk seiner Voraussicht und seines Vordedachts; daß die entmuthigten Bürger für die Freiheit begeistert u. zur Darbringung selbst der schwersten Opfer bereit waren, daß die bisher unentschlossenen Staaten sich dafür entschieden hatten, der allgemeinen Sache sich anzuschließen, daß also die bisher durch Haß oder Eifersucht Getrennten zu Erreichung eines gemeinsamen Zweckes zusammengetreten waren, dies war zum großen Theil ein Werk seiner Geschicklichkeit und Klugheit. Seinen Ehrgeiz und seine Ruhmbegierde dem Interesse des Vaterlandes opfernd, gestattete er die Zurückberufung des Aristides, und selbst sich begnügend mit der Ausführung der atheniſchen Schiffe, bewog er seine Mitbürger, zur Vermeidung alles Streites den Spartanern die Hegemonie, welche sie bisher bloß über den Peloponnes geführt hatten, auch über die vereinigte griechische Flotte zu überlassen, obgleich A., dessen Schiffe den größeren und vorzüglicheren Theil der Flotte ausmachten, auf die Oberanführung zur See gerechte Ansprüche machen konnte. Zur Nachgiebigkeit rathend und selbst sich mäßigend, war er mit dem stolzen Bewußtsein zufrieden, daß von ihm der Kern der Flotte geschaffen sei, und daß er, obwohl in untergeordneter Stellung, durch seinen Geist doch das Ganze beherrschen werde.

Die Thermopylen waren nach des Leonidas Fall den Persern geöffnet, so daß sie Mittelgriechenland überfluthen konnten. Ohne daß ihnen Einhalt gethan werden konnte, durchzogen sie das Land in mehren getrennten Haufen, mit Feuer u. Schwert gegen die Städte wüthend, welche keine Unterwerfung gelobt hatten. Die Peloponnesier, statt den früher verabredeten Plan auszuführen, in dem Falle, daß die Feinde den Engpaß durchbrochen hätten, ihnen in den Ebenen Böotiens entgegenzutreten, waren im Augenblicke der Gefahr allein für den Peloponnes besorgt und nur darauf bedacht, den Isthmus durch einen starken Wall zwischen dem korinthischen und saronischen Meerbusen zu befestigen, um so damit den Persern den Eintritt in die Halbinsel zu verwehren. Die beschränkte Vaterlandsliebe der Peloponnesier gab auch A. preis, das seine Widerstandskräfte dem allgemeinen Besten gewidmet hatte. Themistocles suchte jetzt seine Mitbürger zu überreden, diese Kräfte der Flotte nicht zu entziehen, wenn nicht in Folge der höchst empfindlichen Schwächung des Heeres ganz Griechenland in die Hände der Barbaren fallen sollte, und lieber im Augenblicke ihr eigenes Wohl aufzugeben und die Stadt dem Feinde zu räumen, als, nachdem sie die Stadt gerettet hätten, im allgemeinen Ruin Griechenlands mit unterzugehen. Das Schicksal Griechenlands hing von der Entscheidung der Athener ab. Sie wanderten aus und überließen ihren heimatlichen Boden den Persern zur Verwüstung. Die griechische Flotte hatte ihre anfängliche Stellung bei Artemisium, welche nach dem Falle von Thermopylä ohne Bedeutung war, verlassen und sich in den saronischen Meerbusen neben die Insel Salamis zurückgezogen. Die Peloponnesier bewiesen auch hier ihren engherzigen Sinn, ihre Sorgfalt für den eigenen Herd und ihre Sorglosigkeit für die gemeinsame Sache. Themistocles hatte die Bucht von Salamis zum Wahlplatze des Kampfes bestimmt, in Erwägung, daß die Enge des Raums, die Bewegungen der persischen Schiffe bei ihrer Masse hindern, der griechischen Flotte dagegen Vortheil bringen würde. Dagegen drangen die Peloponnesier in der berathenden Versammlung wiederholt darauf, daß sich die Flotte in die Nähe des Isthmus begebe, wo sie sich in Verbindung mit dem Landheere setzen und wo die Mannschaft selbst im Falle einer Niederlage wegen der Nähe des Peloponneses sich leichter retten könne. Themistocles sah ein, daß die Aussicht auf Sicherheit den Muth des Heeres nur vermindern würde, und daß es den Peloponnesiern, obgleich sie den Schein der Vorsicht annahmen, in der That weit mehr auf eine vorläufige Sicherstellung der Halbinsel ankomme, als auf einen entscheidenden Seesieg, an den allein die dauernde Wohlfahrt Griechenlands geknüpft war. Er widerstand daher nicht allein dem Vorhaben mit seinem ganzen Ansehen, sondern wagte es sogar, die Griechen durch eine sehr bedenkliche List, die den seines edlen Zweckes bewußten Geist verräth, zum Bleiben zu nöthigen. Unter dem Scheine, die griechische Sache verrathen zu wollen, ließ er nämlich durch einen heimlichen Boten an Xerxes den Rath überbringen, er möchte die Griechen angreifen, so lange sie noch bei Salamis zusammenständen, wo er sie mit Einem Schlag vernichten könne; wenn er das versäume, so würden die Griechen, in Folge des Zwistes, der unter ihnen ausgebrochen sei, sich zerstreuen, und er hätte dann die Staaten einzeln zu bekämpfen. Sofort begann der König die Schlacht, indem er seine ungeheure Flotte zwischen Salamis und der attischen Küste ausdehnte. Nun mußten die Furchtsamen mit dem Muthe der Verzweiflung kämpfen, denn im Falle einer Niederlage wartete ihrer Sklaverei oder Tod als unvermeidliches Schicksal. Die Athener und Aegineten thaten sich durch ihre Geschicklichkeit im Gefechte und durch die Fertigkeit hervor, die Bewegungen der Schiffe auszuführen. Das Bestreben der Griechen war besonders darauf gerichtet, mit den metallenen Schiffsschnäbeln die Seiten der feindlichen Schiffe zu verletzen, oder wenigstens, in schiefer Richtung heransegelnd, ihr Ruderwerk zu beschädigen. Dabei verhinderte die Menge der persischen Schiffe die einzelnen derselben, in den engen Gewässern einander gehörig auszuweichen, u. in Folge davon entstand bald ein solches

Gedränge unter ihnen, daß Alles in die größte Unordnung gerieth. Die Schlacht ging für die Perser verloren, und nur die durch das Gesetz geheiligte Sitte der Spartaner, saumselig den Feind ziehen zu lassen und den Sieg nicht zu verfolgen, vereitelte die Absicht des Themistocles, den König selbst einzuholen und des Hellesponts sich zu bemächtigen.

Mardonius, der Hauptleiter und die Seele der persischen Expedition, gab aber den Plan einer Unterjochung Griechenlands noch nicht auf. Er blieb mit 300,000 Mann ausgewählter Truppen in dem persisch gesinnten Macedonien zurück, während die persische Flotte ihre Station bei Samos nahm, theils um Jonien zu beobachten, das der Neigung, den Aufstand zu erneuern, verdächtig geworden war, theils um sogleich bei der Hand zu sein, wenn in dem bevorstehenden Feldzuge des Mardonius das Glück sich den Waffen Persiens wieder zuwenden sollte. Im Jahre 479 versuchte Mardonius zunächst, die Athener durch Unterhandlungen auf die Seite der Perser zu ziehen: er stellte die vortheilhaftesten Bedingungen, gab die lockendsten Versprechungen und machte die glänzendsten Anerbietungen, wofern sie darauf eingehen wollten, mit Persien verbündet ihre griechischen Brüder der Unabhängigkeit zu berauben. Nachdem dieser Versuch an der biedern Gesinnung der Athener gescheitert war, rückte er mit seinem Heere gegen A., das auf die Nachricht davon die Bürger zum zweiten Male verlassen hatten, weil bei dem Mangel an Mauern und an den nothwendigsten Vertheidigungsmitteln Widerstand unmöglich war. Die seit der letzten Verwüstung nothdürftig aufgebaute Stadt wurde nun von Mardonius nochmals von Grund aus zerstört, worauf er sich in das befreundete Böotien hinter ein fest verschanztes Lager am Asopus zurückzog, die Griechen unter der Oberanführung des Spartaners Pausanias erwartend. Bei Platäa errangen die schwerere Bewaffnungsweise und die Kriegskunst der Griechen den Sieg über Mardonius, der selbst tapfer fechtend fiel. Die hölzernen Mauern des reichen Lagers der Feinde, welches in die Hände der Sieger fiel, wurden zuerst von den Athenern unter ihrem Führer Aristides erstiegen. Mit dem Falle des Mardonius, der vorzüglich die Unternehmungen gegen Griechenland veranlaßt hatte, hörten die Eroberungszüge der Perser nach Europa auf. Der Tag von Platäa aber, der die europäischen Griechen auf die Dauer vor der Gefahr sicher stellte, in persische Sklaverei zu fallen, war auch der Anfang der Freiheit für ihre Brüder in Asien und für die Inselbewohner. Denn an demselben Tage rückte die griechische Flotte, welche unter dem spartanischen Könige Leotychides und dem Athener Xanthippus in den Gewässern von Delos lag, gegen die persische Flotte bei Samos vor und nöthigte dieselbe, sich hinter Samos nach dem Vorgebirge Mycale zurückzuziehen, wo ein persisches Landheer stand, das zur Behauptung Joniens bestimmt war. Hier zogen die Perser ihre Schiffe ans Land und verschanzten sich mit Wall und Pfahlwerk, worein sie zugleich die Schiffe einschlossen. Unter dem hartnäckigsten Widerstande der Perser wurde aber das Lager von den Griechen, welche ans Ufer gestiegen waren, mit Sturm genommen. Mit dieser Schlacht war der Anfang zu Griechenlands offensiver Stellung gegen Persien gemacht, und in dieser Weise führte vorzüglich A. seitdem den Krieg fort. Der Preis des letzten Kampfes war der Hellespont und die Inseln des ägäischen Meeres, welche, erlöst von der Oberherrschaft der Perser, in den Griechenbund aufgenommen wurden. Die Städte der asiatischen Küste, deren Unabhängigkeit noch zu wenig gesichert war, wurden wenigstens unter den Schutz des Bundes gestellt.

Die Perserkriege hatten die wichtigsten Veränderungen in Griechenlands politischen Verhältnissen zur Folge. Zunächst hatte sich Sparta's Hegemonie ohne sein Zuthun über das gesammte Griechenland ausgedehnt. Die meisten Staaten hatten sich bei der hereinbrechenden Gefahr von freien Stücken unter die Fahnen Sparta's gestellt, das, als das Haupt der dortigen Staaten im Peloponnes, die größte Macht hatte, und die Staaten, welche das persische Joch abgeworfen, achteten es für ein Glück, diesem Bunde sich anschließen zu können. Aber die erwachende Eifersucht A.s, welches an Ehre und Macht reicher als je aus dem Kriege hervorgegangen war, ließ den Bund nicht zu einem höhern Grade innerer Stärke gelangen; denn darauf, daß die Vereinigung ziemlich locker war, baute A. gerade die Hoffnung, es werde ein Theil der Verbündeten sich allmählig von der spartanischen Hegemonie loslösen und unter seinen Schutz stellen — eine Hoffnung, die Männer, wie Themistocles und Aristides, immer bestimmter ausbildeten. Als Sparta mit dem Vorschlag hervortrat, den Barbaren Asien zu überlassen und die Jonier der Küste in die Städte des griechischen Mutterlandes zu versetzen, welche auf der Seite der Perser gestanden hätten, — womit es nichts Anderes bezweckte, als mit einem Male alle feindseligen Berührungen mit Persien abzuschneiden und die Ausdehnung des Bundes zu beschränken, was die Leitung des Bundes vielfach erleichtert u. das innigere Verschmelzen der Verbündeten zur Folge gehabt haben würde, — war es A., welches Widerspruch einlegte, weil ihm die innere Erstarkung des spartanischen Bundes unwillkommen war. Als darauf Sparta, den gleichen Zweck verfolgend, verlangte, alle festen Plätze außerhalb des Peloponneses sollten geschleift und neue Befestigungen nicht angelegt werden, weil sie im Falle eines feindlichen Einfalls, wie das befestigte Theben während des letzten Krieges, dem Feinde zu Waffenplätzen dienen könnten, welcher Grund aber nur zum Vorwande diente, während Sparta auf diese Weise nur die offenen, wehrlosen Städte, denen eine selbstständige Vertheidigung unmöglich gemacht war, in die Nothwendigkeit versetzen wollte, sich enger an den Bund anzuschließen, von dem sie allein Schutz erwarten konnten: da vereitelten die Athener diesen Plan dadurch, daß sie ihre Stadt wider Willen der Spartaner befestigten. Noch ehe nämlich die Privatwohnungen aus dem Schutthaufen erstanden waren, bewirkte Themistocles, dessen Blick immer auf das Allgemeine und Zukünftige gerichtet war und der schon die Gefahren für die Stadt bei einem etwa hereinbrechenden Landkriege ins Auge faßte, den Volksbeschluß, daß alles übrige Bauen ausgesetzt werden sollte, bis eine feste und zugleich erweiterte Mauer um die Stadt vollendet wäre. Dem Befestigungsplane, dessen Ausführung Themistocles selbst leitete, traten zwar die Spartaner mit der erwähnten Forderung entgegen; allein die List, durch welche Themistocles die Spartaner zu täuschen wußte, und die Eilfertigkeit der bauenden

Athener machten die Absicht der Spartaner, daß A. ohne Mauern bleiben sollte, zu nichte, und als das Befestigungswerk vollendet war, vertheidigte Themistocles mit edler Freimüthigkeit und ruhiger Entschlossenheit vor dem Bundeshaupte den verboteuen Schritt, welchen seine Bürger gethan hatten. Nachdem aber A. sich durch seine Mauern gesichert und einer demüthigenden Abhängigkeit von Sparta entzogen hatte, setzte Themistocles die Vorbereitungen zur Errichtung des großen Zieles fort, dem er es entgegenführen wollte. Die vor dem Kriege getroffene Einrichtung in Betreff der laurischen Bergwerke hatte den Erfolg gehabt, daß die athenische Flotte jetzt schon die Flotte jedes andern Staates an Zahl der Schiffe übertraf, an Geschicklichkeit keiner nachstand. Zur Unterhaltung einer größern Seemacht war aber vor Allem ein fester und geräumiger Hafen nöthig. Da die Häfen von Phaleron und Munychia nicht ausreichten, so kam Themistocles auf den glücklichen Gedanken, die Bucht von Piräeus, einem nordwestlich von den beiden erstgenannten Flecken gelegenen Dorfe, zu einem Hafen umzuschaffen. Der Gedanke wurde rasch ausgeführt, und der neu entstandene Hafen erhielt noch starke Befestigungen. Den Gedanken der Erhebung A.s zur Seemacht hatte Themistocles auch im Auge, als er den Plan faßte, durch Verbindungsmauern zwischen Stadt und Hafen eine nicht zu unterbrechende Verbindung der erstern mit dem Meere herzustellen. Durch Errichtung der nördlichen Mauer wurde der Anfang dazu gemacht. Die Perserkriege führten in A. auch einen bedeutenden Fortschritt in der Entwickelung der Verfassung herbei. Da sich zur Zeit des Krieges Alle durch gleiches Interesse für das Wohl des Vaterlandes, durch gleichen Gehorsam gegen die Gesetze, durch gleiche Aufopferung in gleichem Maße des Herrschens würdig gemacht hatten, so wurde auf Aristides' Antrag beschlossen, daß allen Bürgern ohne Rücksicht auf den Census alle Staatsämter offen stehen sollten. Seitdem bestanden nur noch rücksichtlich des Kriegsdienstes Unterschiede unter den Bürgerklassen.

Im Jahre 477 zog der Sieger von Platää, Pausanias, der Verweser des königlichen Amtes zu Sparta, an der Spitze der verbündeten Flotte, bei welcher die Schiffe der Athener von Cimon und Aristides befehligt wurden, aus, um die Inseln und die Küsten am Hellespont, welche in den Griechenbund aufgenommen worden waren, vollends von den Persern zu reinigen. Da bei dieser Gelegenheit des Pausanias stolzer Uebermuth die Bundesgenossen beleidigte, während sie durch Cimons Leutseligkeit und Milde, sowie durch Aristides' uneigennützige Rechtlichkeit für A. gewonnen wurden, so beschlossen sie, sich der Oberanführung Sparta's zu entziehen und A. an die Spitze des Bundes der griechischen Küsten- und Inselstaaten zu erheben. Damit wurde die Hegemonie zwischen A. und Sparta getheilt, wodurch jedoch die Athener vorläufig ihrer Verpflichtung gegen den spartanischen Bund in Landkriegen noch keineswegs enthoben wurden. Jener Bund wurde jetzt neu eingerichtet, wobei die Anordnungen von Aristides ausgingen und das Gepräge seiner Rechtlichkeit trugen. Als Versammlungsort der Verbündeten zu gemeinschaftlichen Berathungen wurde das Heiligthum des Apollo zu Delos bestimmt, wo auch der Bundesschatz aufbewahrt werden sollte. Die Verwaltung des Bundes besorgten athenische Beamte, deren erster Aristides selbst war. Der Schatz wurde aus den Beiträgen gebildet, die sich nach dem Ansatze des Aristides auf 460 Talente für das Jahr beliefen und von solchen Staaten gezahlt wurden, welche es vorzogen, statt der Kriegsbedürfnisse und des Kriegsdienstes so viel Geld zu geben, daß A. dafür Mannschaft und Schiffe stellen konnte. Die übrigen Staaten hatten vollständig ausgerüstete Schiffe zu stellen. Geld und Schiffe durften aber nur gegen den gemeinschaftlichen Feind, die Perser, verwendet werden; denn der Bund war zunächst nur durch die Nothwendigkeit hervorgerufen worden, Persien gegenüber eine bewaffnete Macht aufzustellen, und sein nächster Zweck war Fortsetzung des Krieges gegen Persien. In demselben Maße, als die Athener sich in Zukunft Abweichungen von diesen Bestimmungen erlaubten, wurde das Bundesverhältniß für die Bundesgenossen drückender. So waren die Zwecke, welche Themistocles verfolgt hatte, erreicht worden. Er hatte als der Schöpfer von A.s Seemacht die Grundlage dazu gelegt, daß A. Sparta gegenüber mächtiger als je dastand. Deshalb entbrannte der alte Haß der Spartaner und seiner heimischen Feinde, der Aristokraten, jetzt um so heftiger gegen ihn, und der zum Argwohn geneigte Demos glaubte endlich ihren ungerechten Beschuldigungen, Themistocles habe an der Verräterei des Pausanias, der Hellas in die Hände des Perserkönigs liefern wollte, Antheil gehabt. So wurde er verbannt (471) und mußte zuletzt sogar in Persien Zuflucht suchen. Nach Verdrängung des Themistocles konnte die Aristokratenpartei wieder kühn ihr Haupt erheben. Ihr Hauptführer war Cimon, der durch Bauten und reichliche Spenden die Gemüther der Menge zu gewinnen gewußt. Die Haine der Akademie, die Platanengänge des Marktes, die ersten Säulenhallen waren Verschönerungen, die A. ihm verdankte. Der Sturz des Themistocles und der 3 Jahre darauf folgende Tod des Aristides hob ihn an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten. Mit seiner Hetärie insgeheim am Sturze der Demokratie arbeitend, suchte er unter jeder Bedingung Frieden und Freundschaft zwischen A. und Sparta zu erhalten, und damit die erwachende Kampfeslust des athenischen Volkes nicht gegen Sparta sich wende, suchte er ihr durch fortgesetzte Kriege gegen Persien zu genügen. Nachdem er an der Spitze der Bundesflotte Karien und Lycien von den persischen Besatzungen befreit hatte, gewann er an der Mündung des Eurymedon in Pamphylien (469) erst über die dort stationirte persische Flotte und dann auch auf dem festen Lande, unweit der Küste, über das persische Landheer einen glänzenden Sieg, der den Athenern unermeßliche Beute brachte, wovon nach alter Sitte ein Theil in den Staatsschatz kam, ein anderer den Tapferen zugetheilt wurde, ein dritter rechtmäßiges Eigenthum des Feldherrn blieb.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse des athenischen Bundes sehr verändert. Manche Staaten fanden den fortgesetzten Seedienst gegen Persien lästig, oder scheuten den für die Kriegsbedürfnisse nothwendigen Kostenaufwand und suchten des-

halb Vorwände, der Genossenschaft und damit ihren Verpflichtungen gegen dieselbe sich zu entziehen. Auch war an die Stelle der früheren Milde der Athener rücksichtslose Härte getreten; nicht selten wurden die Beiträge mit Unbilligkeit eingetrieben, der Seedienst mit Unrecht gefordert, was um so leichter geschehen konnte, da zunächst in Folge der Bequemlichkeitsliebe der Verbündeten die gemeinschaftlichen Berathungen durch bloße Verordnungen von A. aus ersetzt wurden. Ueberdies war dadurch, daß von Anfang an ein Theil der Bundesgenossen, gleichfalls aus Bequemlichkeit, sich dem aktiven Seedienste entzogen und nur Geld hergegeben hatte, A. alle Macht des Bundes in die Hände gegeben, während die Bundesgenossen sich selbst wehrlos gemacht hatten. Naxos bot 466 den Athenern die erste Gelegenheit dar, sich der gegen den gemeinschaftlichen Feind, die Perser, bestimmten Macht zu eigener Machtvergrößerung und gegen die Bundesgenossen selbst zu bedienen. Die Strafe, welche Naxos traf, ward dann auch an allen denjenigen Staaten vollzogen, die vom Bunde zurücktreten wollten. Sie wurden aus frei verbündeten zu unterworfenen Staaten gemacht und genöthigt, ihre Mauern zu schleifen, ihre Schiffe auszuliefern und jährlichen Tribut an den Bund zu zahlen, so daß sie nicht allein ihrer Selbstständigkeit, sondern auch der Mittel beraubt wurden, durch ihre Seemacht sich wieder zu heben. Solche unterworfene Staaten behielten nicht einmal ihre eigene Gerichtsbarkeit, sondern ihre Bürger mußten nach A. kommen, um ihre Rechtshändel von athenischen Heliasten entscheiden zu lassen. Eine ähnliche Behandlung wie Naxos erlitten die Thasier nach einer muthigen, dreijährigen Gegenwehr (466—463), als sie ihre thraeischen Bergwerke von A. zurückforderten und, da ihnen diese vorenthalten wurden, es wagten, sich vom Bunde loszusagen. Als sie in ihrer Bedrängniß keine andere Rettung sahen, hatten sie sich an Sparta gewendet, das auch, eifersüchtig auf A.s steigende Macht, die Unterstützung zusagte. Allein es wurde an der Erfüllung seines Versprechens durch ein furchtbares Erdbeben verhindert, worauf sich ein Aufstand der Heloten und der dritte messenische Krieg knüpfte (464—455). Die Empörer hatten sich hinter die festen Mauern der Bergveste Ithome zurückgezogen, u. die Spartaner forderten die Bundeshülfe. Gleich den übrigen Bundesgenossen sandte auch A. eine Hülfsschaar. Sie war Cimon, dem Sparlanerfreunde, anvertraut, der darin eine erwünschte Gelegenheit erblickte, die Bundesverhältnisse beider Staaten inniger in einander zu verschlingen, auf daß sie, selbst in gemeinschaftlichen Wirken ihrer gegenseitigen Eifersucht und ihres Stammeshasses vergessend, einander näher gerückt würden. Die Spartaner hatten aber die Athener vorzüglich zu dem Zwecke beordert, daß sie ihnen bei der Belagerung, worin sie selbst ganz ungeschickt waren, die Athener aber damals einen wohlbegründeten Ruhm hatten, Beistand leisten möchten. Als sich indeß, trotz der Künste der Athener, die Belagerung in die Länge zog, gaben die Spartaner dem Argwohn Raum, die Athener möchten sich mit ihren empörten Unterthanen verstehen, und dies sei der wahre Grund der Verzögerung. Sie schickten daher (461) das athenische Hülfscorps mit der schnöden Weisung weg, man bedürfe seiner nicht mehr, während die übrigen Bundesgenossen zurückgehalten wurden. Die Athener waren dadurch empfindlich gereizt und brachen nun offen mit einem Staate, von dem sie durch ihre Verfassung, durch ihren Charakter und ihre Abstammung ohnehin getrennt waren. Der erste Sturm der Erbitterung entlud sich auf Cimon. Er wurde durch den Ostracismus verbannt, besonders auch, weil seine Hinneigung zu Sparta, die immer aufgefallen war, staatsgefährlich erschien, nachdem die Spartaner A.s erklärte Feinde geworden waren. Darauf löste A. das Bundesverhältniß mit Sparta und verband sich mit den Argivern, Sparta's Erbfeinden. Mit diesen vereinigt, suchte es einen Gegenbund gegen Sparta zu bilden, dem auch schnell die Thessaler und Megarer beitraten. So war jetzt in A. das Bestreben rege geworden, sich auch auf dem festen Lande eine Macht zu erwerben, um dadurch Sparta auch hier gewachsen zu sein. Dieses Bestreben traf mit der Richtung einer athenischen Partei zusammen, die schon bisher zwischen Cimons Aristokratenpartei und zwischen den Vertheidigern der extremen Demokratie in der Mitte gestanden hatte. Es war dies die Partei der gemäßigten Demokraten, an deren Spitze die großen Feldherren Myronides und Tolmides standen. Sie war darauf bedacht, A. zu einer Landmacht zu erheben und dadurch dem begüterten Mittelstande ein Uebergewicht zu verschaffen; denn aus diesem bestand der größere Theil des Landheeres, da der Krieger für seine Bewaffnung selbst sorgen mußte, die letzte Klasse aber durch das Gesetz vom Kriegsdienste ausgeschlossen war. Dadurch sollte der Staat theils vor dem Kastengeiste der Aristokratenpartei, theils vor der Uebermacht des großen Haufens sicher gestellt werden.

Aber vom Sturze des Cimon suchte auch die Partei der absoluten Demokratie Vortheil zu ziehen, indem sie es durchsetzte, daß die Macht des Areopags gebrochen wurde (460). Der Areopag war zwar seit dem Gesetze des Aristides allen Bürgern geöffnet: aber dem Geiste der reinen Demokratie war schon das zuwider, daß die wichtigsten Befugnisse, die Oberaufsicht über den Staat, über die Beobachtung der Gesetze, über Sitten und Erziehung, einer geringen Anzahl von Bürgern zustehen und durch diese die Beschlüsse des gesammten Volkes beschränkt werden sollten. Der Areopag wurde daher auf das Maß von Befugnissen herabgesetzt, welches er vor Solon gehabt hatte. Oeffentlich wurde diese Schwächung des Areopags durchgeführt von Ephiates; der Plan dazu war aber entworfen worden von Perieles, dem Sohne des Xanthippus, des Siegers bei Mycale. Der Letztere muß seitdem als der Repräsentant der dritten Partei gelten, welche auf eine unumschränkte Volksherrschaft hinarbeitete. In demselben Jahre aber, in welchem die Veränderung mit dem Areopag vorging, erhielt der Demos dadurch einen großen Zuwachs an Macht und Mitteln, daß der Bundesschatz auf Antrag der Samier und unter Mitwirkung des Pericles nach A. verlegt wurde, wovon die Folge war, daß die athenischen Bürger den innerhalb ihrer Mauern aufbewahrten Schatz als ihr Eigenthum und die dazu beitragenden Staaten als ihre zinspflichtigen Unterthanen zu betrachten sich gewöhnten. Von nun an stieg die Willkür der Athener gegen ihre Bundesgenossen immer höher. Zunächst wurden die jährlichen Beiträge auf 600

Talente erhöht, ohne daß etwa die Verwaltung des Bundes oder die Führung des Krieges jetzt größere Summen in Anspruch genommen hätte als zuvor. Der Grund der Erhöhung lag bloß darin, daß der Demos seine Hülfsmittel vermehren wollte u. Pericles zur Durchführung der großartigen Pläne, welche die Demokratie vollenden sollten, einen reichen Schatz nöthig hatte. Seine Absicht ging einestheils darauf, die gefährliche Freigebigkeit einzelner Aristokraten durch die Spenden von Seiten des Staates zu verdunkeln, anderntheils darauf, dem Bürger die beengenden Sorgen für seinen Unterhalt, die ihn auf Familie und Haus beschränkten, abzunehmen und dem öffentlichen Leben dadurch eine Menge thätiger Kräfte zu gewinnen. Pericles erreichte dies durch die Einführung der Sitte, daß die Bürger für Verrichtungen im Dienste des Staates besoldet wurden. Durch die daraus entstehenden, bisher unerhörten Ausgaben wurden freilich die finanziellen Kräfte des Staates sehr bedeutend geschwächt, und zugleich begann seitdem ein tiefes moralisches Verderbniß in A. Wurzel zu fassen. Sold wurde seit Pericles zunächst den Richtern bezahlt. Das Richteramt hatte für den gemeinen Mann immer den Reiz gehabt, daß er als Beamter den Reichen, vor dem er sich als Privatmann beugen mußte, zu seinen Füßen zittern sehen konnte. Als damit der pekuniäre Vortheil verknüpft wurde, war es eine Leidenschaft des gemeinen Atheners, an diesem Geschäfte Antheil zu bekommen. Aber es war nicht mehr Recht und Billigkeit die Norm des Urtheilsspruches, sondern man entschied und verurtheilte, wie es dem Demos Nutzen brachte. Die Ungerechtigkeit konnte aber in den athenischen Gerichten um so zügelloser schalten, da die Richter wegen Mangelhaftigkeit der gesetzlichen Bestimmungen fast durchaus auf das innere Rechtsgefühl angewiesen waren, und wenn dieses durch Selbstsucht oder launenhaften Despotismus verdrängt war, für die den Gerichten Verfallenen keine Rettung vorhanden war. Der Verfall der Volksgerichte rief auch das ehrlose Gewerbe der Sykophantie hervor, zu welchem selbst die Häupter des Demos sich nicht zu gut dünkten. Der muthwillige Ankläger verdiente theils durch vermehrte Gelegenheit zu richten den Dank des Volkes, theils suchte er die Furcht der Reichen zu benutzen, um Geld von ihnen zu erpressen. Auf diese Weise wurden anfänglich vorzüglich die Unterthanen gepeinigt und ausgesogen. Nach dem Tode des Pericles mußte aber auch die Minderzahl der begüterten Bürger, die dem großen Haufen fortwährend ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung waren, durch das ungerechte richterliche Verfahren leiden. So untergrub die Einführung des Richtersoldes den Reichthum und die Moralität des Staates. Sold wurde seit Pericles ferner ausgezahlt an die Soldaten in Kriegszeiten. Den Reitern wurde sogar in Friedenszeiten eine Vergütung bewilligt, wofür sie einer besonderen Aufsicht von Seiten des Staates unterstellt waren. Diese Einrichtung hatte zugleich den Zweck, die Unterschiedlosigkeit unter den Bürgern zu vollenden. Denn seitdem der Sold eingeführt war, blieb der Census bei dem Kriegsdienste unberücksichtigt; auch die letzte Volksklasse kam in den Besitz der Waffen u. erhielt Antheil am regulären Kriegsdienste. Andere Besoldungen rührten zwar nicht von Perictes selbst her, oder hatten wenigstens, so lange er das Staatsruder führte, nicht in der das materielle und moralische Wohl des Staates gefährdenden Weise bestanden. Allein auch die Erweiterung der verderblichen Sitte, deren Urheber er gewesen war, muß ihm angerechnet werden. So wurde denn später selbst für die Theilnahme an den Volksversammlungen Sold gezahlt, wodurch die Aermeren zu fleißigerem Besuche der Volksversammlungen angelockt wurden u. also der Demos die Stimmenmehrheit den Aristokraten und ihren Anhängern gegenüber gewinnen mußte. Seit dieser Einrichtung waren die Beschlüsse der Volksversammlungen bloß Ausflüsse des Willens der herrschenden Volksmenge. Sold wurde endlich gezahlt für den Besuch des Theaters. Dieses sogenannte Theorikon rührte zwar schon von Pericles her, hatte aber damals keinen andern Zweck, als der ärmeren Klasse das Eintrittsgeld in das Theater zu ersetzen, welches angeordnet war, um den übergroßen Zudrang zu verhindern. Später blieb es dabei, daß einem Jeden, der das Theater besuchte, 2 Obolen gezahlt wurden, auch nachdem das Eintrittsgeld weggefallen war. Dieses Theatergeld wurde allmählig immer höher hinaufgetrieben und gab Veranlassung zur unsinnigsten Verschwendung, besonders seitdem ein Gesetz des Eubulus von Anaphlystus aus den Kassenüberschüssen, welche bisher der Kriegskasse gehört hatten, eine besondere Kasse für die Bestreitung des Theatergeldes zu bilden geboten und zugleich jeden etwaigen Vorschlag zu einer Aenderung dieser Bestimmung mit der Todesstrafe bedroht hatte.

Im Jahre 460 ward von A. der Krieg gegen Persien wieder aufgenommen. Aegypten, das früher schon Versuche, seine Unabhängigkeit wieder zu erlangen, gemacht hatte, war von Neuem unter Inarus, dem Satrapen des benachbarten Libyens, gegen Persien aufgestanden. A. schickte eine große, prächtige Flotte zur Unterstützung des Aufstandes. Einige Jahre wurde glücklich gekämpft, wobei Memphis erobert wurde. Zuletzt aber wurden die Athener auf der Nilinsel Prosopitis von Megabyzus eingeschlossen und aufgerieben (455). Noch ehe dies geschah, hatte die jüngst mit Argos geschlossene Verbindung A. in einen Krieg mit den peloponnesischen Seestaaten, Korinth, Epidaurus und Aegina, verwickelt. Sparta, durch die Belagerung von Ithome in Anspruch genommen, mußte sich begnügen, einige seiner zur See mächtigen Bundesgenossen gegen A. aufzuregen, die 458 ins Feld rückten. Nach einigen Gefechten zog sich der Krieg nach Aegina, und die Aegineten wurden von den Athenern in ihrer Stadt eingeschlossen. Um die Athener zu nöthigen, die Belagerung aufzuheben, fielen die Korinthier mit den Epidauriern in Megaris ein. Es war ein schwieriger Zeitpunkt für A., denn seine streitbare Mannschaft war theils auf der ägyptischen Flotte, theils lag sie vor Aegina. In A. mußte ein Aeußerstes geschehen, wenn der Plan der Peloponnesier, Aegina zu entsetzen, vereitelt werden sollte. Da rief Myronides Knaben und Greise auf, d. i. Diejenigen, die diesseits und jenseits der Grenze der Militärpflichtigkeit standen, und schlug mit ihnen das peloponnesische Heer. Von Sparta aus, das durch den Krieg mit den empörten Unterthanen selbst erschöpft war, konnte für Aegina nichts geschehen, und dieses mußte sich 457 ergeben, worauf es das Schicksal der unterworfenen Seestaaten theilte. Die Uebergabe

von Aegina setzte die Spartaner in Schrecken und vermochte sie zu eifrigeren Anstrengungen, um A. Abbruch zu thun. Es gelang ihnen jetzt unter Mitwirkung der böotischen Oligarchen, nachdem die Demokratien der böotischen Städte aufgehoben waren, Theben das Principat über Böotien, das dieses vor dem Perserkriege behauptet und erst durch seine Theilnahme an der Sache der Perser eingebüßt hatte, zurückzugeben. Mit der Macht, die Theben als Bundeshaupt gewann, sollte es nun ein Gegengewicht gegen A. bilden. Zu gleicher Zeit, als die Oligarchen in Böotien dies zu Wege gebracht hatten, waren die Aristokraten in A. in großer Thätigkeit. Das Beispiel im Nachbarlande hatte sie ermuthigt, und die durch die anhaltenden Kriege eingetretene Schwächung des Demos schien ihre Absicht zu begünstigen, durch eine Revolution die Demokratie zu stürzen u. eine aristokratische Herrschaft zu gründen. Welche gewaltsamen Mittel sie zu diesem Zwecke für erlaubt hielten, zeigt der von ihnen ausgegangene Meuchelmord des Ephialtes, der durch Vernichtung des politischen Einflusses des Areopags für die reine Demokratie thätig gewesen war, rücksichtlich seiner Vaterlandsliebe aber und Uneigennützigkeit für einen zweiten Aristides galt. Um diese sich begegnenden aristokratischen Bestrebungen in Böotien u. A. zu unterstützen, sendete Sparta, unter dem Scheine einer Hülfeleistung an das dorische Mutterland, dem von Phocis eine seiner Städte entrissen worden war, ein beträchtliches Heer in das mittlere Griechenland ab. Aber die athenischen Demokraten erkannten die Absichten der Spartaner und besetzten mit der Flotte den krissäischen Meerbusen, während sie auf den Isthmus mit den aus Megara u. Pagä gezogenen athenischen Besatzungen den Spartanern den Rückweg nach dem Peloponnes verlegten. Dadurch wurden die Spartaner genöthigt, sich nach Böotien zurückzuziehen. Bei Tanagra erfochten sie zwar 457 einen Sieg über die Athener, u. schon gewannen die Aristokraten wieder Muth. Aber alle Vortheile, die in dieser Schlacht für sie errungen zu sein schienen, gingen durch den Sieg wieder verloren, den Myronides kurz darauf (456) bei Oenophyta unweit Tanagra über die Spartaner erfocht. Böotien mit Ausnahme von Theben, Phocis u. dem opuntischen Locris wurden in Folge dieses Siegs von A. unterworfen und die einzelnen Städte erhielten ihre demokratischen Verfassungen zurück. So gewann A. eine Landmacht, und die Aristokraten von A. hatten in diesem Kampfe mit der Demokratie nur den Vortheil gewonnen, daß sie die Zurückberufung des Cimon erlangten, die noch 456 erfolgte.

Cimon hatte in der Verbannung seine Grundsätze nicht geändert. Nach seiner Zurückkunft nahm er sein politisches System wieder auf, und sein Streben war sogleich auf Aussöhnung A.s mit Sparta und auf Erneuerung des Krieges mit Persien gerichtet, womit die unruhigen Athener beschäftigt werden sollten. Eine Unternehmung gegen Persien konnte aber nicht eher zu Stande kommen, als bis der Friede zwischen A. und Sparta hergestellt war, dem sich große Schwierigkeiten entgegenstellten. Die Erbitterung zwischen beiden Staaten war so hoch gestiegen, daß selbst ein Vermittler wie Cimon sie nicht sogleich überwinden konnte. Er konnte nicht verhindern, daß nach einander Tolmides u. Pericles Streifzüge gegen die Küsten des Peloponneses unternahmen, den Spartanern durch Verwüstungen und Plünderungen Schaden zufügten und einige Punkte der Küste besetzt hielten, sowie, daß die Athener 455 die Messenier, welche Ithome übergeben u. freien Abzug erlangt hatten, in Naupactus aufnahmen und ihnen diesen trefflichen Seehafen, den sie soeben den ozolischen Lokrern entrissen hatten, überließen. Und als endlich durch die fortwährenden Bemühungen Cimons eine Annäherung zwischen Sparta und A. herbeigeführt worden war, konnten sich beide doch erst nach dreijährigen Unterhandlungen vereinigen und nur über einen fünfjährigen Waffenstillstand (450). Sobald Cimon diesen vermittelt hatte, lenkte er die unruhigen Elemente A.s gegen Persien. Schon 449 führte er die Bundesflotte gegen die den Persern unterworfene Insel Cypern. Er fand jedoch seinen Tod bei der Belagerung von Citium, worauf diese sogleich aufgegeben wurde. Doch gewann man bei Salamis auf Cypern einen Sieg zu Wasser u. zu Land über die Perser, worauf die Angriffe auf das persische Reich eine geraume Zeit ausgesetzt blieben, indem die kriegerischen Elemente A.s, welche Cimon gegen die Barbaren gewendet hatte, bald in Griechenland selbst beschäftigt wurden. Die Kriegsruhe zwischen Persien und Griechenland, die auf den salaminischen Doppelsieg folgte, hat die Sage unter den Griechen der späteren Zeit veranlaßt, es sei ein Friede geschlossen worden, der sogenannte cimonische, worin sich Persien zu erniedrigenden Bedingungen habe verstehen müssen. Allein es waren vielmehr die Spaltungen und Reibungen im Innern von Griechenland, welche die Unternehmungen gegen Persien hinderten, als Cimons vermittelnde Thätigkeit zu wirken aufgehört hatte. Die Landmacht A.s, die mit dem Siege bei Oenophyta einen so plötzlichen Aufschwung genommen hatte, stürzte eben so rasch wieder zusammen. Die Oligarchen nämlich, welche 456 in Folge des Sieges der Demokratie verwiesen worden waren, hatten sich wieder in den Besitz mehrer böotischen Städte gesetzt und gefährdeten die Herrschaft A.s über Böotien. Tolmides suchte das Beginnen der Aristokraten zu vereiteln, erlitt aber bei Coronea (447) eine Niederlage, die ihm selbst das Leben kostete und den Kern der athenischen Hopliten vernichtete, überdies dem Staate alle Früchte des Tages bei Oenophyta entriß. Dieser Niederlage folgte 445 der Abfall Euböa's von A. und der Austritt Megara's aus dem athenisch-argivischen Bunde, das, seiner dorischen Abkunft wieder eingedenk und überdrüssig der athenischen Besatzungen, zu dem Bündnisse der Peloponnesier zurückkehrte. Zu derselben Zeit fielen die Peloponnesier in Attica ein: denn der 450 abgeschlossene Waffenstillstand war abgelaufen, und die spartanische Politik forderte nichts weniger als die Verlängerung desselben. Indeß wußte Pericles das in Attica einrückende Heer, wahrscheinlich durch Bestechung des Anführers, zu entfernen. Um nur Euböa zu retten, das für A. wegen seiner Nähe und wegen seines Handels nach dem schwarzen Meere besonders wichtig war, dessen Abfall überdies die athenische Seeherrschaft bedrohte, und um der nächsten Kriegsnoth zu entgehen, entschloß sich Athen, den durch Pericles unterhandelten 30jährigen Frieden mit Sparta anzunehmen (Friede des Pericles, 445). Die beiden Staa-

ten bestätigten einander gegenseitig ihre Hegemonien, und Euböa wurde durch Pericles wieder gewonnen. Während die athenische Seeherrschaft bisher nur Sparta's stillschweigende Anerkennung gehabt hatte, theilten sich A. und Sparta in die Herrschaft zur See und zu Land jetzt durch förmlichen Vertrag. Demgemäß leistete A. Verzicht auf Böotien, Locris und Phocis, sowie auf alle Punkte des Peloponneses, die es seit den Eroberungszügen des Tolmides u. Pericles, z. B. in Megaris, besetzt hielt und die im Gebiete des spartanischen Bundes lagen. Dieser Friede machte alle Anstrengungen, die A. seit 461 gemacht hatte, um seine Herrschaft auf dem Festlande auszubreiten und einen Bund von Kontinentalstaaten dem spartanischen gegenüberzustellen, mit Einem Schlage zu nichte, und A. sah sich so wieder auf seine Seemacht beschränkt. So demüthigend diese Wendung der Dinge auch für A. war, so begünstigte sie doch die unumschränkte Demokratie, der die Seemacht, auf welche der Staat jetzt ausschließlich angewiesen war, angemessener war, als eine Macht zu Lande und also auch die Bestrebungen der Partei des Perieles, die im Sinne des Themistocles, wie auf den Seehandel den Reichthum, so auf Seemacht das Uebergewicht A.s gründen wollte. Ueberdies war die Partei der Gemäßigten aufgelöst, nachdem ihre Kraft bei Coronea gebrochen worden war und A. alle Eroberungen auf dem Kontinent verloren hatte. Vor den Aristokraten, unter denen ohnehin nach Cimon keine kräftigen Männer auftraten, sicherten die Demokraten sich selbst, indem sie 444 den ältern Thucydides durch den Ostracismus entfernten und jenen dadurch die letzte Stütze entzogen. So stand jetzt die Partei der unumschränkten Demokratie mächtiger da als je. Das Uebergewicht der großen Mehrzahl war entschieden, u. Perieles stand an der Spitze des Staates, gestützt auf das allgemeine Vertrauen des Volkes und seine Unentbehrlichkeit. Ohne je Archon gewesen zu sein, lenkte er bis an seinen Tod den Staat durch die Macht seiner Rede, durch die Kraft und Milde seines Geistes, durch seine tiefe Einsicht, durch seine uneigennützige und aufopfernde Thätigkeit, in der selbst Aristides ihn nicht übertraf, und durch sein nie gestörtes Feldherrnglück. Seine Verwaltung bildet die glänzendste Zeit A.s. Während er die Stadt auf Kosten des öffentlichen Schatzes mit den herrlichen Bauwerken (Propyläen, Parthenon u. a.) schmückte, wodurch A. die Bewunderung aller Zeiten auf sich zog, die Künste und die Gewerbe sich hoben und für Tausende von Menschen sich Erwerbsquellen eröffneten, erblüheten auch die Wissenschaften und erweiterte sich der Handel. Aber bald begann der diese Blüthe ertödtende Krieg.

Nach dem Frieden des Perictes wurden die Verbindungsmauern zwischen der Stadt und den Häfen vollendet, deren Bau Themistocles angefangen hatte. Schon 456 war zu der von Themistocles errichteten nördlichen Mauer nach Pyräeus die südliche mitten unter drohenden Kriegsgefahren hinzugefügt worden, und 444 wurde auch die nach Phaleron führende errichtet, womit der Schutz der Verbindung der Stadt mit dem Meere vollkommen zu Stande gebracht war. Darauf nahm A. weit aussehende Pläne auf, um sich zur See für die Verluste zu Lande zu entschädigen. In Unteritalien wurde Thurii gegründet, wobei man an große Erwerbungen im Westen dachte. Ebenso wurde in Macedonien am Ausflusse des Strymon Amphipolis angelegt als Stützpunkt der Herrschaft der Athener an der thracischen und macedonischen Küste und ihres Handels nach dem schwarzen Meere. Diese Bestrebungen der Athener, ihre Macht zu erweitern, erregten aber aufs Neue die Eifersucht Sparta's und machten es geneigt, den Aufreizungen der Korinthier ein williges Ohr zu leihen. Außer den Korinthiern waren besonders die Aegineten und Megarer den Athenern feindlich gesinnt, und da die Spannung zwischen A. und Sparta seit den Perserkriegen fortwährend gewachsen war, so kostete es ihn wenig, trotz des Friedensschlusses von 445 einen offenen Krieg zu entzünden, wozu die näheren Veranlassungen von Epidamnus und Potidäa ausgingen. Epidamnus, an der illyrischen Küste gelegen, war eine Pflanzstadt von Corcyra, sowie dieses eine Pflanzstadt von Korinth. Auch in Epidamnus war Streit zwischen Aristokraten und Demokraten ausgebrochen. Die ersteren waren vertrieben worden und bedrängten nun, vereinigt mit den benachbarten Barbaren, ihre Vaterstadt. Epidamnus suchte bei der Mutterstadt Hülfe. Als diese abgeschlagen wurde, wandte es sich an Korinth, welches auch die Demokraten von Epidamnus unterstützte. Korinth hegte dabei die Hoffnung, dem zur See mächtigen Corcyra Abbruch thun zu können, denn dieses war rasch aufgeblüht und hatte an Glanz und Macht die Mutterstadt weit hinter sich gelassen, eben dadurch aber auch ihre Eifersucht erregt. Die Corcyräer, unwillig darüber, daß Korinth sich in die Angelegenheiten ihrer Tochterstadt mische, forderten jetzt die Wiedereinsetzung der Aristokraten, und als dieses nicht geleistet wurde, suchten sie ihrem Gebote durch die Gewalt der Waffen Nachdruck zu geben und begannen mit Epidamnus und Korinth einen Kampf, in welchem ihnen die Athener, als sie ins Gedränge gekommen waren, Beistand leisteten. Die Korinthier legten dies den Athenern als Friedensbruch aus, da der Friede des Perieles nach ihrer Ansicht auch zwischen A. u. den Bundesgenossen der Spartaner gelten sollte. Um dieselbe Zeit war eine Kolonie Korinths in Chalcidice am thermaischen Meerbusen, Potidäa, die dem athenischen Bunde zinspflichtig geworden war, von diesem abgefallen, indem sie den Ermunterungen der Mutterstadt nachgegeben hatte u. theils auf deren Unterstützung, theils darauf rechnete, daß andere Städte an jener Küste ihrem Beispiel nachfolgen würden. Die Athener schlossen die Stadt ein, um sie zur Unterwerfung zu zwingen. Da die Korinthier aber nicht hoffen konnten, in Epidamnus oder in Potidäa mit Erfolg gegen das mächtige A. zu agiren, so reizten sie Sparta auf u. bestimmten es, Forderungen an A. zu stellen, die dieses nicht erfüllen konnte: A. sollte die durch den cylonischen Frevel (s. oben) Befleckten, die Nachkommen der Alkmäoniden, unter denen Pericles war, verbannen, alle von ihm unterworfenen griechischen Staaten frei geben. Als diese Forderungen, wie zu erwarten stand, zurückgewiesen worden waren, begann der durch die gegenseitige Stimmung der beiden Staaten nothwendig gewordene peloponnesische Krieg (431—404), der nicht bloß ein Kampf zwischen Staaten, sondern auch zwischen Verfassungen (Demokratie u. Aristokratie) und zwischen Stämmen (dem jonischen u. dorischen) war, deshalb auch

über Griechenlands Grenzen hinaus sich verbreitete und unter häufigem Verrath und mit wilder Grausamkeit, bisweilen innerhalb desselben Staates, geführt wurde. Die Streitkräfte der kriegführenden Staaten glichen sich aus. A.s Macht stützte sich auf erzwungene zinspflichtige Bundesgenossen (die Bewohner von Inseln und Küsten), auf wenige unabhängige Verbündete (Platäa, Methymna auf Lesbos, Chios), auf Schiffe und auf reiche Einkünfte (aus Zöllen und Bergwerken, aus den Abgaben der Bundesgenossen und den Leistungen der höchst begüterten Bürger, den Liturgien). Sparta dagegen verfügte über eine starke Landmacht und hatte die gern anerkannte Hegemonie aller Peloponnesier außer Argos und Arkadien, war jedoch ohne Seemacht und finanzielle Hülfsquellen; der öffentliche Schatz konnte nur durch außerordentliche Beiträge der Brüder ersetzt werden.

In den ersten Jahren des Krieges fielen die Peloponnesier verheerend in Attica ein, dessen Einwohner auf Perieles Rath sich auf die Vertheidigung A.s und der übrigen Städte beschränkten, während die Bewohner des flachen Landes in die befestigten Orte und vorzüglich zwischen die langen Mauern aufgenommen wurden. Zur Vergeltung der Plünderungen der Peloponnesier verheerten dann die Athener alljährlich die Küsten des Peloponneses. Ihnen selbst brachte jedoch die Kriegsnoth weniger Unheil, als eine furchtbare Pest, die 430 aus dem Orient nach dem überfüllten A. gekommen war. Sie forderte Tausende von Opfern und raffte 429 auch Pericles hin, wodurch der Staat seines einsichtsvollsten Führers beraubt ward. Von seinen Nachfolgern in der Staatsverwaltung vermochte der eine, der bis zur Furchtsamkeit besonnene, aristokratisch gesinnte Nicias, nicht die neuerungssüchtige Menge in Schranken zu halten, und der andere, der nichtswürdige Cleon, konnte sich nur durch niedrige Schmeicheleien und Verleumdungen der Besseren behaupten. Dessen ungeachtet war das Kriegsglück anfangs auf Seiten der Athener. Nicht nur, daß sie Potidäa zur Uebergabe zwangen (429) und die abtrünnigen Lesbier zum Gehorsam zurückbrachten, so setzten sie sich auch in Pylos, einem geräumigen Hafen an der messenischen Küste, fest und bedrohten von da auch das spartanische Gebiet. Die Spartaner bemühten sich vergeblich, sie von da zu vertreiben, und machten endlich annehmbare Friedensvorschläge, denen aber die in A. jetzt uneingeschränkt herrschenden Demokraten so maßlose Forderungen entgegensetzten, daß sich die Unterhandlungen zerschlugen. Im Jahre 427 verbreitete sich der Kampf des Jonismus und Dorismus auch nach Sicilien, wo die Leontiner den Syrakusanern, die alle Dorier auf ihrer Seite hatten, gegenüberstanden. Die Athener unterstützten ihre Stammgenossen, indem sie zugleich auf die bei der Gründung von Thurii gefaßten Pläne zurückkamen. Man gedachte in Sicilien selbst Erwerbungen zu machen, und Sicilien sollte nicht das letzte Ziel des Zuges sein. Im Geiste unterwarf man schon Karthago, Libyen und Italien. Aber nur zu bald sollte A. die Wandelbarkeit des Kriegsglücks erfahren. In Sparta mußte man daran denken, unter jeder Bedingung eine Aenderung der Verhältnisse herbeizuführen. Der unternehmende Brasidas half in der Noth, indem er durch einen kühnen Zug mitten durch Griechenland und Macedonien den Krieg, der sich im Peloponnes zusammenzuziehen drohte, an die thracische und macedonische Küste verlegte. Er nahm den Plan, den die Korinthier vor dem Anfang des peloponnesischen Krieges gehabt hatten, wieder auf, den Athenern in jener Gegend, deren Besitz ihnen für ihren Handel unentbehrlich war und wo sie unlängst Amphipolis angelegt hatten, Schaden zuzufügen. Er gab nämlich den Städten Chalcidice's und den übrigen in dieser Gegend dem atheniſchen Bunde unterworfenen Staaten Gelegenheit, abzufallen, und unterstützte sie darin. Die Athener wurden dadurch an ihrer empfindlichsten Stelle angegriffen, und Brasidas war ganz der Mann, die Unternehmung zu einem glücklichen Ausgange zu führen. Denn nicht bloß tapfer, sondern auch redlich und milde gegen Untergebene, flößte er Vertrauen ein zu den Spartanern und zu ihrer von Anfang des Krieges an erheuchelten Absicht, die Befreier der von den Athenern unterworfenen griechischen Staaten zu werden. In demselben Jahre (424), als viele Städte der thracischen Küste, gewonnen durch die Aussicht auf Freiheit von dem drückenden Joche A.s, abfielen, trafen die Athener mehre Unfälle. Die sicilischen Griechen, die die eigennützigen Absichten der Athener durchschaut hatten, vereinigten sich gegen sie und wiesen ihre Anträge zurück. Ferner mißlang ein Anschlag auf die böotischen Städte, die durch Einverständnisse mit den Demokraten zum atheniſchen Bunde zurückgebracht werden sollten, und überdies erlitten die Athener bei Delium am Euripus eine bedeutende Niederlage, in Folge deren die Oligarchien in Freundschaft mit Sparta fortbestanden. Im Jahre 422 wurde Cleon mit Heeresmacht ausgesandt, um die Spartaner aus Thracien zu vertreiben und die abgefallenen Städte zu züchtigen. Bei der Belagerung von Amphipolis, zu dessen Entsatz Brasidas herbeigeeilt war, kam es zu einer Schlacht, in welcher beide Feldherren fielen, der spartanische siegend. Darauf unterhandelte Nicias, ein Freund der Spartaner, mit dem König Pleistoanax den Frieden, den beide Staaten wünschten (Frieden des Nicias, 421), indem A. die Besorgniß hegte, der Abfall der Bundesgenossen möchte sich weiter verbreiten; Sparta aber die drohende feindliche Station von Pylos und einen Aufstand der Heloten fürchtete. Die Friedensbedingungen waren: die Bundesgenossen des Archipels sollten den Tribut an A. auch fernerhin entrichten, aber autonomisch sein, d. i. ihre eigenen Gesetze und ihre Gerichtsbarkeit fortan haben; alle eroberten Plätze u. alle Gefangene sollten gegenseitig herausgegeben werden. Dieser Friede, zu dessen Aufrechterhaltung beide Staaten noch ein Bündniß schlossen, erregte aber das Mißfallen der beiderseitigen früheren Bundesgenossen. Die der Athener hatten einen geringen Vortheil erlangt, der durch die Nachtheile wieder aufgewogen wurde, welche für sie daraus entsprangen, daß die Spartaner sie durch Vorspiegelung der Befreiung zum Aufstand verlockt und nun der Rache ihrer vorigen Herren wieder überlassen hatten. Von den Bundesgenossen der Spartaner protestirten Korinth, Mantinea und Elis geradezu gegen den Frieden und traten ihm nicht bei. Vielmehr forderte Korinth jetzt die Argiver auf, ihre alte Hegemonie in Anspruch zu nehmen und den Staaten, die sich der spartanischen Oberanführung entziehen wollten, die Zuflucht zu einer Bundesgenossenschaft zu eröffnen

Argos vereinigte auch jetzt wieder die Feinde Sparta's, wie 461, und ein argivischer Bund stellte sich dem spartanischen gegenüber. A. und Sparta selbst aber zögerten, ihre Eroberungen dem Frieden gemäß herauszugeben. Das eine wartete darauf, daß Pylos, das andere, daß die thracischen Städte abgetreten würden, und jeder Theil blieb bis dahin im Besitz seiner Eroberungen. Die Mißhelligkeiten, welche daraus entsprangen, wußte der kriegslustige Alcibiades noch anzufachen. Der friedliche Nicias arbeitete ihm zwar entgegen, konnte aber nicht gegen ihn aufkommen, zumal da sich Alcibiades in der Stellung, die er einnahm, gerade jetzt befestigt hatte. Denn als der Ostracismus ihn zu stürzen drohte, wußte er ihn durch schlaue Gewandtheit von sich auf Hyperbolus, den allverehrten Günstling des Volks, abzulenken. Das Volk war über diesen Erfolg selbst verwundert und aufgebracht; die Waffe des Ostracismus schien entehrt zu sein und wurde seitdem nicht mehr gebraucht. Alcibiades bewog endlich sogar A., den Staaten beizutreten, die sich vom Frieden des Nicias ausgeschlossen und mit Argos zu einem Gegenbunde gegen Sparta vereinigt hatten. Sobald jedoch A. zu diesem Bunde trat, schied Korinth aus demselben aus. Der Krieg wurde nun fortgesetzt. Der argivische Bund wurde aber bei Mantinea (418) von den Spartanern geschlagen. In Folge davon gewannen die Oligarchen in Argos auf eine kurze Zeit die Oberhand, schafften die Demokratie ab, lösten das athenische Bündniß auf und setzten die Verbindung mit Sparta durch. Bald aber ging von den Demokraten eine Gegenrevolution aus, wobei die Aristokraten getödtet oder verbannt wurden, worauf die alte Verbindung mit den Demokratenhaupte A. erneuert wurde. Als nun um dieselbe Zeit das sicilische Egesta A. um Hülfe gegen Selinus und das mit ihm verbündete Syrakus bat, erwachten auf einmal die Hoffnungen wieder, welche die Athener auf eine Eroberung Siciliens gebaut hatten. Vornehmlich auf des Alcibiades Betrieb rüstete A. die zahlreichste und glänzendste Flotte aus, die jemals aus einem griechischen Hafen ausgelaufen ist. Drei Feldherren wurden an ihre Spitze gestellt. Zwischen der furchtsamen Behutsamkeit des Nicias und dem Unternehmungsgeiste des Alcibiades sollte Lamachus, ein Mann ohne bestimmten Charakter, die Vermittelung bilden. Im Jahre 415 segelte die Flotte ab. Ueber die Art ihres Auftretens in Sicilien waren die Feldherren entgegengesetzter Meinung. Während Nicias rieth, ohne Weiteres vor Syrakus zu ziehen, die Stadt zu nöthigen, sich mit den Joniern zu vertragen und alsdann heimzukehren, ging des Alcibiades Plan vielmehr dahin, sich durch Verbindungen mit sicilischen Städten auf der Insel Anhang zu verschaffen, eine mächtige Partei gegen Syrakus zu gewinnen und sich mit ihrer Hülfe allmählig dort festzusetzen. Da Lamachus sich für diesen Plan erklärte, so war der Anfang zur Ausführung desselben schon gemacht, als Alcibiades plötzlich abberufen ward, um sich wegen der wider ihn erhobenen Anklage auf frivole Verstümmelung der Hermen persönlich zu verantworten. Er entzog sich jedoch der Verantwortung durch seine Flucht nach Sparta. Sobald er aber die Flotte verlassen hatte, wurde auch sein Kriegsplan aufgegeben, dessen Durchführung seine Gewandtheit und Ueberredungskünste erfordert hätte, und der Vorschlag des Nicias angenommen. Man zog vor Syrakus und schloß nach einigen glücklichen Gefechten, in denen Lamachus blieb, die Stadt durch Schanzlinien großentheils ein. Schnell wußte Alcibiades in Sparta Einfluß zu gewinnen, den er zu unedler Rache an seinem Vaterlande benutzte. Auf seinen Rath sandte Sparta den Doriern in Sicilien unverzügliche Hülfe. Gylippus aber, dem diese Expedition anvertraut war, brachte überdies durch seine Geschicklichkeit in der Kriegskunst und durch seine rasche Thätigkeit Uebereinstimmung und Einheit in die Maßregeln der Syrakusaner, und es gelang ihm, den Athenern die von ihnen besetzte Höhe Epipolä zu entreißen, die weitere Einschließung der Stadt zu verhindern und ihre Schanzwerke zu stürmen. Eurymedon u. Demosthenes brachten zwar den Athenern Hülfe, allein das Glück hatte ihre Waffen verlassen. Die Syrakusaner sperrten zuletzt den Hafen, indem sie ihre Schiffe vor den Eingang legten und mit Ketten an einander befestigten, um den Athenern den Rückzug zu Wasser abzuschneiden. Als diese daher abziehen wollten, blieb ihnen nichts übrig, als aus ihren Schiffen zu steigen und in Verbindung mit dem Landheere einen Rückzug zu Lande anzutreten. Anfangs suchten sie das Gebiet der Sikuler, der einheimischen Feinde der Syrakusaner, die im innern Lande saßen, zu erreichen. Dann zogen sie wieder dem Meere zu, indem sie selbst in zweifelhafter Ungewißheit waren, welchen Weg sie einschlagen sollten. Auf diesen Zügen ereilte Alle das fürchterlichste Schicksal. Die Feinde umstellten und bedrängten das sich zurückziehende Heer auf allen Seiten. Ein Theil desselben wurde niedergemacht, ein anderer, nachdem er gefangen genommen, entweder hingerichtet, oder in die Steinbrüche eingesperrt, oder als Sklaven verkauft. Die Erwartungen der Athener waren so aufs Entsetzlichste getäuscht (413). Während ihre Kräfte aber durch die Verluste in Sicilien sehr geschwächt waren, machten die Spartaner um so größere Anstrengungen, um ihre Feinde vollends zu vernichten, und die Bundesgenossen A.s hatten die Furcht und die Ehrerbietung gegen das Bundeshaupt verloren.

Sparta besetzte zunächst das nur 120 Stadien (3 deutsche Meilen) von A. entfernte, gegen die böotische Grenze hin liegende Decelea, woraus für A. große Gefahren erwuchsen. Die Zufuhr aus Euböa wurde dadurch erschwert, wenn nicht gänzlich abgeschnitten, und die Vortheile, welche die Verbindung A.s mit den Inseln des Archipels brachte, gingen zum großen Theil verloren. Sparta verbündete sich ferner mit Tissaphernes, dem persischen Satrapen in den westasiatischen Provinzen, welcher eine Flotte u. Geldmittel zur Führung des Krieges verhieß. Persien suchte nämlich die Verbindung mit Sparta, weil es mit demselben das gleiche Interesse hatte, A. zu schwächen, indem es die Absicht hegte, bei der gegenwärtigen Bedrängniß A.s die griechisch-asiatischen Städte, welche A.s zinspflichtige Unterthanen geworden waren, unter die persische Herrschaft zurückzubringen. Sparta errichtete endlich selbst eine Seemacht, an deren Spitze Alcibiades die Bundesgenossen der Athener zum Abfall zu bewegen suchte, die seiner Aufforderung in Menge Gehör gaben; denn diese waren jetzt über A. besonders deshalb aufgebracht, weil es zur Bestreitung der Kriegsbedürfnisse statt des jährlichen Tributs als Steuer den zwanzigsten Theil der Ein- und Ausfuhr forderte.

A. mußte daher Alles aufbieten, um sich aus der gefährlichen Lage zu retten; denn seine Macht ruhte auf seinen Verbündeten. Es rüstete eine große Flotte aus (412) u. errichtete für dieselbe ein Standlager in Samos, von wo aus es die abgefallenen Bundesgenossen wieder unterwarf. Inzwischen wurde Tissaphernes von der Verbindung mit Sparta wieder abgezogen. Der Bruch zwischen beiden wurde durch die Entfernung des Alcibiades aus Sparta herbeigeführt. Dieser war vor den Nachstellungen der vornehmen Spartaner, denen er wegen seines Einflusses und seiner Gewandtheit gefährlich erschien, zum Tissaphernes geflüchtet, und um sich an Sparta zu rächen u. A. sich wieder geneigt zu machen, beredete er diesen, von Sparta sich zu trennen. Es hatte sich damals in A. die aristokratische Partei, welcher Theramenes, der Redner, Antiphon u. A. angehörten, gehoben, u. 411 gelang es ihr sogar, den Sturz der Demokratie durchzusetzen. An die Stelle des Raths der Fünfhundert traten 400 Aristokraten mit unumschränkter Gewalt, u. statt der Volksversammlung wurde ein Ausschuß von 5000 Bürgern angeordnet, die nach dem Ermessen des Raths zusammenberufen werden sollten. Der große Haufen, der gegen die Verfassung gleichgültig geworden, ließ dieses in seiner Indolenz geschehen. Denn da der Staat wegen seiner zerrütteten Finanzen keinen Sold mehr zahlen konnte, und mithin die gemeinen Athener von der Staatsverwaltung u. von der ihnen verfassungsmäßig zustehenden Herrschaft nicht mehr leben konnten, so verzichteten sie darauf u. überließen das Heft der Regierung den Vornehmen. Das Heer bei Samos dagegen, geleitet von Thrasybulus und Thrasyllus, zwei eifrigen Demokraten, faßte in einer Versammlung den Beschluß, die alte Verfassung wieder herzustellen. Zugleich wurde Alcibiades zurückberufen und zum Oberfeldherrn gewählt. Inzwischen hatten sich die Aristokraten verrätherischer Verbindungen mit Sparta verdächtig gemacht u. das Volk dadurch aufgebracht, daß die Fünftausend gar nicht zusammenberufen wurden. So erfolgte eine Reaktion, wodurch die gemäßigte Demokratie zurückgeführt, auch der frühere Senat wieder eingesetzt und nur die Aenderung gemacht wurde, daß bloß 5000 begüterte Bürger, nämlich solche, welche den Aufwand zu einer vollen Rüstung bestreiten konnten, zur Theilnahme an der Volksversammlung berechtigt sein sollten. Die große Mehrzahl gab jetzt freiwillig auf, was die Aristokratie zuvor an sich gerissen hatte; ihr hatte das materielle Wohl immer mehr am Herzen gelegen, als der Glanz der Herrschaft. Auch das Heer war mit den Grundsätzen der neuen Demokratie einverstanden, u. die Bürger erkannten ihrerseits die Zurückberufung des Alcibiades an, der das Kriegsglück der Athener schnell und glänzend wieder herstellte. Die Peloponnesier suchten jetzt die Freundschaft eines andern kleinasiatischen Satrapen, Pharnabazus, der über die nördlichen Gegenden gebot, u. hatten deshalb unter dem Lacedämonier Mindarus eine Expedition nach dem Hellespont unternommen, wo sie zugleich den Athenern zu schaden gedachten, indem sie ihnen die Einfahrt in den Pontus Eurinus verwehrten. Alcibiades schlug sie aber in zwei bedeutenden Schlachten, bei Abydus (411) u. bei Cyzicus (410), wodurch er den Hellespont öffnete. Die Schifffahrt in das schwarze Meer ward dadurch den Athenern wieder freigegeben u. die eingetretene Störung in der Kornzufuhr aufgehoben, die für sie um so verderblicher gewesen war, als wegen des Postens von Decelea das Feld nicht bebaut werden konnte. Die Verbindung der Spartaner mit Pharnabazus kam indeß zu Stande (410), und dabei wurde die kleinasiatische Küste, die bisher unter dem Schutze A.s vom Joche Persiens frei geblieben war, dem großen König gegen den Preis der Subsidien überlassen. Alcibiades aber zog, nachdem er das Glück der Athener wieder hergestellt hatte, nach A. (407), um sich seiner Vaterstadt im Glanze seiner Siege zu zeigen. Er wurde nicht allein mit dem größten Jubel empfangen, sondern auch von aller Schuld frei gesprochen und zum unumschränkten Heerführer zu Wasser und zu Lande erwählt.

Die Lacedämonier hatten jetzt in Lysander einen Mann zum Nauarchen (Flottenführer) bestellt (407), der in tückiger Klugheit dem Athener Alcibiades die Wage halten konnte u. überhaupt diesem in seinem Charakter sehr verwandt war, besonders auch in der den Spartanern sonst fremden Feinheit u. Gewandtheit. Durch seine weltmännische Klugheit gewann er den Nachfolger des Tissaphernes, den Bruder des Königs Artaphernes von Persien, Cyrus, dessen egoistischen Zwecken eine Verbindung mit einer griechischen Landschaft selbst erwünscht war. Dieser unterstützte durch Geldbeiträge sehr eifrig den Krieg gegen A. und machte es möglich, daß der Sold der spartanischen Flotte erhöht werden konnte, was ihr einen großen Zulauf von Matrosen u. Seesoldaten verschaffte. Auf diese Weise strömten dem spartanischen Feldherrn ohne große Bemühung von seiner Seite in reichlichstem Maße die Mittel zum Kriege zu, während sie Alcibiades durch Erpressungen und andere harte Maßregeln unter den Verbündeten zusammenbringen mußte. Der Zweck, Geld beizutreiben, entfernte Alcibiades öfters von seiner Flotte, u. der tückige Lysander, der den Athenern bei Notion in der Nähe von Ephesus gegenüber lag, benutzte eine solche Gelegenheit, den mehr unvorsichtigen, als ehrgeizigen Unterfeldherrn Antiochus, dem der ausdrückliche Befehl hinterlassen war, in der Abwesenheit des Oberfeldherrn sich in kein Gefecht einzulassen, anzugreifen und ihm einen unbedeutenden Verlust beizubringen. So gering der Unfall war, so unheilbringend war er doch, denn da die argwöhnischen Bürger zu Hause die Entfernung des Alcibiades von der Flotte für Vernachlässigung seines Amtes ansahen und den Grund davon in seinem Hange zu Ueppigkeit und Schwelgerei fanden, so entsetzten sie den Oberfeldherrn und entzogen dadurch dem Heere das hervorragendste kriegerische Talent. Die Oberanführung der atheniſchen Flotte übernahmen darauf zehn Feldherren, unter denen Conon hervorragte. Zum Glück für die Athener mußte Lysander den Oberbefehl auf der Flotte, den Niemand länger als ein Jahr oder zweimal führen durfte, an Callicratidas abtreten (406), der wohl die schlichten Sitten des ächten Spartiaten, aber nicht die Schlauheit und das einschmeichelnde Wesen des Lysander besaß, weshalb er auch die Unterstützung des Cyrus verlor. Gleich anfangs bedrängte er den Conon hart auf Lesbos und schloß ihn in Mytilene ein, wurde aber, nachdem ein aus Metöken und Sklaven gebildetes Hülfsheer den Conon befreit, bei den Arginusen, kleinen Inseln unweit Lesbos, geschlagen. Ein heftiger Sturm war dabei den Spartanern in

doppelter Weise günstig. Er erlaubte ihnen, den größern Theil ihrer Schiffe durch die Flucht zu sichern, u. verhinderte die Athener, die auf Schiffstrümmern lebendig Herumtreibenden zu retten und die auf dem Meere herumschwimmenden Todten aufzusuchen und zu bestatten. Das Mitleid mit Unglücklichen und Todten zu bethätigen, war aber eine in Griechenland heilige Sitte, deren Vernachlässigung als Irreligiosität angesehen wurde. Dies machte es den Demagogen leicht, das Volk gegen die acht Feldherren, welche den herrlichen Sieg erfochten hatten, so sehr aufzuhetzen, daß sie ohne Berücksichtigung der näheren Umstände verdammt, ihres Amtes entsetzt und sechs von ihnen hingerichtet wurden. Während die Athener eben so unklug als rücksichtslos gegen ihre Feldherren verfuhren, machten die Spartaner ein Mittel ausfindig, um ohne Verletzung ihrer Gesetze dem Lysander, dessen Schlauheit mehr wirkte, als die männliche Tugend ihrer edelsten Bürger, wieder die Führung des Krieges anzuvertrauen. Sie wählten für 405 einen schwachen Nauarchen und gaben ihm den Lysander als Epistoleus, d. i. als zweiten Befehlshaber, bei, so daß in Wahrheit dieser Nauarch war und den Krieg leitete. Sofort trafen die Geldunterstützungen des Cyrus wieder ein, u. der Krieg wurde wieder in die für A. gefährlichste Gegend gespielt, nach dem Hellespont. Lysander setzte sich bei Lampsacus fest, u. die Flotte der Athener legte sich gegenüber, bei Aegospotamoi, vor Anker. Die Mannschaft der letztern zerstreute sich oft auf das feste Land, um sich ihre Lebensmittel u. ihre übrigen Bedürfnisse zu verschaffen. Sie schien dies um so sorgloser thun zu können, da Lysander mehrfachen Aufforderungen zur Schlacht ausgewichen war. Man war geneigt, sein Zögern als Furcht vor der athenischen Macht anzusehen. Er paßte aber vielmehr einen Zeitpunkt ab, wo die Schiffe in Folge der Entfernung der Soldaten fast ganz entblößt waren, und bemächtigte sich, wahrscheinlich durch verrätherisches Entgegenkommen der Aristokratischgesinnten unter den athenischen Anführern unterstützt, der ganzen Flotte ohne Mühe u. fast ohne Blutvergießen. Unter den Feldherren entkam Conon, der redliche Demokrat, nach Salamis auf Cypern zum König Evagoras, wo er von Persien aus seinem unglücklichen Vaterlande Hülfe zu verschaffen suchte. Die Athener aber waren nicht im Stande, eine neue Flotte aufzubringen, und die unmittelbare Folge jener Niederlage war daher, daß alle dem athenischen Bunde unterworfenen Städte u. Inseln, die bisher einen erzwungenen Gehorsam geleistet und nur aus Furcht vor der athenischen Macht sich gebeugt hatten, den Spartanern sich ohne Widerstand in die Hände lieferten. Alle mußten statt der bisherigen demokratischen Verfassung die oligarchische annehmen, die von einem spartanischen Gewalthaber, unter dem Titel eines Harmosten, u. von einer Behörde von zehn einheimischen, den aristokratischen Hetärien entnommenen Männern geleitet wurde. Lysander zog, nachdem er unterwegs diese Einrichtungen getroffen hatte, gegen A. selbst heran. Vor der Stadt angelangt, sperrte er mit seiner Flotte den Hafen, und zu gleicher Zeit schloß das von Decelea herbeigeeilte Heer A. zu Land ein. Die festen Mauern A.s hätten dem Feinde wohl widerstanden, allein eine Hungersnoth, durch das Abhalten der Zufuhr herbeigeführt, nöthigte zur Uebergabe (404). Die Aristokraten, besonders Theramenes, waren dabei sehr thätig, um die Bürger zur Annahme der härtesten Bedingungen zu bringen. Es waren dieselben Bedingungen, welche A. den bisher unterworfenen Staaten gestellt hatte, mit Ausnahme der Zinspflichtigkeit. Die Festungsmauern des Piräeus und die Verbindungsmauern mußten geschleift, alle Kriegsschiffe bis auf 12 ausgeliefert werden, u. die Athener sollten des Aufgebotes der Spartaner zu Wasser und zu Land stets gewärtig sein.

A. hatte seine Selbstständigkeit verloren. Die in Griechenland gewöhnliche Politik erforderte aber zugleich, daß die athenische Verfassung in eine Oligarchie umgestaltet wurde. So wurde denn die Demokratie zum zweiten Male abgeschafft, alle politischen Verdammten, d. i. solche, welche der bisher bestehenden Verfassung entgegen gewesen waren, wurden zurückberufen u. in ihre Bürgerrechte wieder eingesetzt und 30 Athener, Freunde Sparta's u. aus der Zahl der ehemaligen Vierhundert — die sogenannten dreißig Tyrannen —, unter ihnen Critias u. Theramenes, eingesetzt, um eine neue Verfassung zu entwerfen, die dann in A. eingeführt werden sollte. Statt aber dies zu thun, rissen sie sofort die höchste Gewalt an sich, ernannten den Senat und die Beamten nach ihrer Wahl und beschränkten das Bürgerrecht und den Besitz der Waffen auf eine Anzahl von 3000 Bürgern, die ihre Anhänger waren. Wie in den übrigen, Sparta unterworfenen Staaten, wurden die Oligarchen von einer spartanischen Besatzung unterstützt, die unter einem spartanischen Harmosten stand und auf die Akropolis gelegt war. Unter dem Schutze der lacedämonischen Söldner wurde nun gegen die Bürger, die nicht zu den Dreitausend gehörten, die unerhörteste Willkür und die unumschränkteste Gewalt geübt. Reichthum und begründeter oder vorgegebener Verdacht wegen demokratischer Gesinnungen reichten für die Tyrannen hin, um die Güter eines Bürgers zu ihrem u. ihrer Anhänger Besten einzuziehen und ihn selbst hinzurichten oder zu verbannen. Ueber solches grausames und habsüchtiges Verfahren entstand endlich unter ihnen selbst Zwietracht, und Theramenes, der zur Mäßigung rieth, unterlag dem Haupt der Exaltirten, Critias; er wurde genöthigt, den Giftbecher zu trinken. Die wohlhabenderen Bürger hatten sich in großer Anzahl nach Theben und Megara geflüchtet. In Theben hatte auch einer der eifrigsten Demokraten, der schon 411 als solcher sich erprobt hatte, Thrasybulus, Zuflucht gefunden. Er vereinigte sich jetzt mit einer kleinen Zahl von Exulanten zu dem Entschlusse, das Vaterland zu befreien, u. fand in Theben und Korinth Unterstützung, welche Staaten die Besorgniß hegten, Sparta möchte sich in A., dessen Demüthigung, ja dessen völlige Unterdrückung sie gewollt hatten, so festsetzen, daß es dadurch ein gefährliches Uebergewicht über die übrigen griechischen Staaten erlangte, was der Ausgang des peloponnesischen Krieges ohnehin fürchten ließ. Mit etwa 70 Vertriebenen setzte sich (403) Thrasybulus in Besitz von Phyle, einer attischen Grenzveste gegen Böotien. Das Bergschloß bot einen Versammlungsort für die athenischen Flüchtlinge dar. Als diese in hinreichender Anzahl zusammengekommen waren, bemächtigten sie sich des Piräeus u. vertrieben von da aus die Dreißig aus der Stadt. An ihre Stelle traten zunächst zehn Männer, welche die Regie-

rung in ihrem Geiste fortführten, so daß in A. nun dieselbe Verfassung bestand, wie sie Lysander in den Staaten der jetzt Sparta unterworfenen atheniſchen Bundesgenossen eingerichtet hatte. Sie wurden auch von Lysander unterstützt, der auf die Nachricht von den neuesten Vorgängen mit einem Heere herbeigezogen war. Der spartaniſche König Pausanias aber, der, eifersüchtig auf Lysander, diesem nachgefolgt war, vermittelte einen Vergleich zwiſchen Demokraten und Aristokraten, demzufolge die Demokraten zurückkehrten, aber sofort für ihre Gegner eine allgemeine Amnestie bekannt machten, von der allein die Dreißig nebst ihren Helfern, den Elfmännern, welche die vollziehende Gewalt gehabt hatten, ausgenommen waren. Darauf wurden (403) Solons Gesetze wieder hergestellt, jedoch mit den nothwendigen zeitgemäßen Abänderungen, welche eine besondere Kommission treffen sollte, und so, daß sie wie früher der Obhut des Areopags unterstellt waren, damit der entartete Zustand der Demokratie sich nicht wieder erneuere. Während so die Verfassung von A. sich günstig genug gestaltet hatte, war die Lage des Staats hinsichtlich seiner äußeren Angelegenheiten desto mißlicher; denn ohne genügende Befestigungen, ohne Bundesgenossen, ohne Schatz, ohne Flotte konnte sich A. der Abhängigkeit, zu der es sich gegen Sparta verpflichtet hatte, nicht entziehen. Dazu bot sich erst eine Aussicht dar, als der Perserkönig den Eroberungen der Spartaner in Asien, wo sie als Beschützer der griechiſchen Kolonien aufgetreten waren, Einhalt zu thun suchte. Persien kam jetzt den Wünschen des Conon entgegen und vertraute ihm eine Flotte an, der die Kleinasiaten eine den Spartanern übergebene Flotte unter Pisander gegenüberstellten. Alsdann suchte der König durch persiſches Geld den Spartanern in der Heimat zu schaffen zu machen, indem er die Staaten, welche Sparta's Anmaßungen u. Uebermuth schon längst zu dessen Feinden gemacht hatten, Theben, Argos, Korinth, zu einem Bunde vermochte, dem auch A. beitrat. Der korinthiſche Krieg, der sich daran knüpfte, brachte indeß A. weniger Vortheile, als der Sieg seines edlen Bürgers Conon über die spartaniſche Flotte bei Cnidus (393). In Folge davon fielen die meisten Städte und Inseln vom Bunde der Spartaner ab und vertrieben die Harmosten. Conon aber segelte mit der Flotte nach A. und stellte die Befestigung der Höhen und die Verbindungsmauern wieder her. Conons Thätigkeit wurde zwar bald unterbrochen durch die Intriguen Sparta's, welches seine Machtstellung von dem sich wieder erhebenden A. und von dem kühn aufstrebenden Theben bedroht sah. Conon wurde nämlich bei den Persern angeklagt, ihre Flotte und ihr Geld zur Vergrößerung ihres Erbfeindes gemißbraucht zu haben, und in Fesseln gelegt. Indeß hatten seine Bestrebungen in A. schon Früchte getragen; man konnte wieder Flotten ausrüsten u. den Seekrieg erneuern. Die Feldherren, Thrasybulus, der Befreier A.s, und Iphicrates, kämpften mit siegreichen Waffen in Thracien und am Hellespont, so daß A. in diesen für den Handel so wichtigen Gegenden wieder das Uebergewicht über Sparta gewann und wichtige Eroberungen machte. Iphicrates hob A.s Macht auch dadurch, daß die Söldner, deren Gebrauch jetzt allgemeiner wurde, durch Einführung einer neuen, zwiſchen der leichten und schweren mitten inne stehenden Bewaffnung und entsprechender kunstgerechter Uebungen den schwerbewaffneten Spartanern die Spitze bieten konnten. So erlangten sie bald eine eben so große Ueberlegenheit über die leichte Infanterie der Spartaner, die Heloten, als über das schwerbewaffnete u. daher unbeholfene spartaniſche Fußvolk, die Hopliten, die in der Schlacht in festen, dichtgeschlossenen Reihen, mit ehernem Panzer u. ungeheurem Schilde, mit langem Speer und kurzem Schwert fochten. Die Vortheile, welche A. sich zur See verschafft hatte, gingen indeß zum großen Theil verloren durch den Abschluß der Verhandlungen, die der schlaue und unredliche Spartaner Antalcidas in Persien geleitet hatte; denn eine Bedingung des sogenannten antalcidiſchen Friedens (387) war die Selbstständigkeit aller griechiſchen Staaten. Nur die Inseln Imbros, Lemnos und Scyros blieben in Abhängigkeit von den Athenern. Darauf bemühte sich A., mit Theben verbunden, dem es für die Aufnahme der Demokraten nach der Kalamität von 404 und Thrasybuls heimlicher Unterstützung Dank schuldete, die Meeresherrschaft wieder zu gewinnen. Man konnte hoffen, daß das Widerstreben Sparta's gelähmt werde, wenn es zu gleicher Zeit von Theben zu Lande beschäftigt würde, und in der That gelang es (377), eine neue Bundesgenossenschaft mit Chios, Byzanz, Rhodus, Mytilene, im Ganzen mit 70 Seestädten, die aber autonom blieben, zu Stande zu bringen. A. erhielt wieder die oberste Leitung der Angelegenheiten und wurde der Versammlungsort der Verbündeten, von denen jeder eine Stimme erhielt und einen mäßigen Beitrag gab. Es behauptete auch die Hegemonie Sparta gegenüber durch einen Sieg bei Naxos unter Chabrias (376), u. Timotheus, Conons Sohn, dehnte die Bundesgenossenschaft 375 nach dem joniſchen Meere aus, indem er die dortigen Inseln Leucas, Cephalonia, Corcyra zum Beitritt vermochte und diese Erwerbung durch einen Seesieg über die Spartaner bei Leucas befestigte. Sobald A. den Punkt erreicht hatte, daß es seiner eigenen Kraft vertrauen konnte, löste sich die Freundschaft mit Theben wieder. Der Nachbarhaß beider Staaten, den ihr Interesse auf kurze Zeit zurückgedrängt hatte, trat wieder hervor, und gegenseitige Eifersucht regte sich unter ihnen. Entscheidend war dann die Rücksichtslosigkeit Thebens, mit der es zwei A. sehr nahe befreundete Städte, Platää u. Thespiä, um das erlangte Principat über Böotien zu behaupten, grausam zerstörte. Dagegen näherten sich die Spartaner den Athenern; denn so lange sie zugleich mit diesen im Kampfe lagen, konnte gegen Theben nichts Entscheidendes unternommen werden, dessen Stellung in Mittelgriechenland immer drohender wurde. Sparta entschloß sich daher zunächst, den fruchtlosen Kampf mit A., dem es zur See nicht gewachsen war, aufzugeben und das förmlich abzutreten, was es doch nicht behaupten konnte, um dadurch wenigstens eines Feindes sich zu entledigen. Es erkannte demnach in einem Frieden die Hegemonie der Athener zur See an. Als aber die Thebaner mit glücklichem Erfolge sogar in den Peloponnes eingedrungen waren, fanden es beide Staaten ihrem Interesse gemäß, sich enger an einander zu schließen. Sparta brauchte Hülfe, und A. hatte von Sparta, das jetzt um seine Existenz zu kämpfen genöthigt war, nichts mehr zu fürchten, während die Uebermacht der Thebaner beiden gefährlich war. Es kam daher eine Verbindung zu Stande (369), die darauf

gegründet war, daß der Oberbefehl nicht getheilt, sondern auf beiden Elementen von 5 zu 5 Tagen abwechselnd geführt werden sollte. Die Athener erlangten dadurch einen großen Vortheil. Denn da Sparta keine Flotte hatte, so behielten sie die Macht zur See wie bisher und erhielten noch Theil am Oberbefehl zu Lande. Die Spartaner suchten auf diese Weise noch zu retten, was sie allein zu erhalten nicht im Stande waren. Die Thebaner dagegen, nicht zufrieden, Sparta gedemüthigt und sich für immer vor der Wiederkehr seiner Herrschaft gesichert zu haben, hatten die Eitelkeit, auch A.s Rolle übernehmen zu wollen. Der auf ihren Antrieb von Persien diktirte Friede (367), wonach A. seine Flotte vom Meere zurückziehen sollte, wurde zwar nicht angenommen, und ihr erster Versuch, eine Herrschaft zur See zu begründen, war also mißlungen. Allein 364 ließ Epaminondas Schiffe bauen und entzog wirklich für einige Zeit durch Unterhandlungen die wichtigsten Seestädte und Inseln, wie Chios, Rhodus, Byzantium, dem atheniſchen Bunde. Diese Staaten traten indeß nach der Schlacht bei Mantinea zu A. wieder zurück, da Theben die Hegemonie zur See nicht behaupten konnte. Aber auch A. verlor diese bald wieder durch eigene Schuld. Hier war ein neuer Verfall eingetreten. Dadurch, daß die Bürger den Kriegsdienst fast ausschließlich den Miethstruppen überließen, erhielten sie Muße, der Vergnügungssucht und der Ueppigkeit zu fröhnen, und ihren Charakter stählten nicht mehr kriegerische Anstrengungen. Die Söldner brachten aber auch nach außen dem Staate Nachtheil. Da die Kriegskasse sehr erschöpft war, trat die gewöhnliche Noth desorganisirter Staatsverwaltungen ein: der Sold konnte oft nicht ausgezahlt werden. Der Mangel an Geld löste aber oft entweder den Gehorsam unter diesen Schaaren auf, oder die Absicht, es herbeizuschaffen, führte von der Bestimmung oder dem Zweck des Krieges ab u. gab der Habsucht der Söldlinge und dem Ehrgeiz der Feldherren den Vorwand zu willkürlichen Kriegszügen. Dabei wurden die Verbündeten oft bedrückt und gebrandschatzt, wovon Abneigung u. Haß gegen A. selbst die natürliche Folge war. Die Athener hatten aber auch bald wieder selbst gegen ihre Verbündeten die Schranken der Mäßigung überschritten. Vergeblich hatten sich die Bundesgenossen bei Eingehung des Bündnisses vor der Rückkehr der atheniſchen Willkür sicher zu stellen gesucht und nur zu mäßigen Beiträgen verpflichtet. Allmählig waren sie wieder wie früher der Herrschaft A.s unterworfen worden, das sein voriges Regiment mit aller Strenge übte. Daher hatten die Bundesgenossen schon bei Epaminondas Schutz vor dem atheniſchen Drucke gesucht. Im Jahre 358 fielen die Hauptseestaaten, Chios, Rhodus, Byzanz, Cos, wiederholt ab. Gleich zu Anfang des Kriegs, des sogenannten Bundesgenossenkriegs, den A. gegen sie unternahm, war Chabrias bei einem Angriffe auf Chios geblieben, u. zwei andere tüchtige Feldherren waren durch die Ränke des eigennützigen und ungeschickten Chares beseitigt worden, der sie, weil sie einmal wegen eines hereinbrechenden Sturmes die Schlacht verweigert hatten, durch das aufbrausende Volk zum Tode verurtheilen ließ. Chares blieb allein als Feldherr zurück. Statt nun den Krieg gegen die Bundesgenossen fortzusetzen, unterstützte er auf eigene Hand einen Aufstand in Asien gegen den Perserkönig. Dieser drohte, gereizt durch die Unbesonnenheit des Feldherrn, sich auf die Seite der Bundesgenossen schlagen zu wollen, u. A., dadurch in Schrecken gesetzt, schloß Frieden (356), worin es seine wichtigsten Seestädte verlor. Nur die kleineren Inseln, die nicht über 45 Talente Tribut eintrugen, blieben ihm. Der Bundesgenossenkrieg hatte auch deshalb einen unglücklichen Ausgang für die Athener, weil zu gleicher Zeit Philipp, König von Macedonien, im Streben nach der Herrschaft über die benachbarten griechischen Pflanzstädte mit ihrem einträglichen Handel und ihrem Reichthum, sowie nach dem Besitze der ergiebigen Bergwerke des Gebirges Pangäus zwischen Strymon u. Nestus, die Athener in dieser Gegend angriff, wodurch sie Potidäa verloren (358). Nach dem Bundesgenossenkriege machten sie zwar wieder sowohl im Chersones, als an der thracischen und macedonischen Küste Erwerbungen und knüpften zugleich Verbindungen mit bosporanischen u. thracischen Fürsten an, die ihren Einfluß sicherten; allein der König setzte seine Eroberungen fort und entriß ihnen Pyona, Torone, Methone ꝛc., so daß sie zuletzt fast nur den Chersones behielten. Mit A. hatte Philipp zuerst gebrochen, weil es die entferntere u. augenblicklich in Krieg verwickelte Macht war. Nachdem aber das Ansehen von A. an jenen Küsten vernichtet war, wobei er sich der Hülfe Olynths bedient hatte, wandte er sich gegen diese Stadt selbst, die zweite Hauptmacht in dieser Gegend (349—348). Denn darin bestand Philipps Politik, die einzelnen Staaten durch Versprechungen in Unthätigkeit zu halten, od. auf seine Seite zu ziehen, bis er gegen sie selbst seine Waffen kehren konnte. Demosthenes, der allein die Pläne des Königs durchschaute u. mit der größten Freimüthigkeit darlegte, trieb die Bürger zu einem Bündnisse mit Olynth und bewog sie, ihre durch das Zusammentreffen mit Olynth auf denselben Gebiet hervorgerufene Eifersucht aufzugeben. Durch seine „olynthischen Reden“ bewog er zwar seine Mitbürger, Olynth zu Hülfe zu kommen; allein zweimal ergriff man halbe Maßregeln, indem man Söldnerheere unter den nichtswürdigen Feldherren Chares und Charidamus abschickte, und als zuletzt ein Hülfsheer aus atheniſchen Bürgern ausgerüstet wurde, war es zu spät; denn Verräther, wie sie Philipp in allen Staaten unterhielt, hatten ihm schon die Thore der Stadt geöffnet (348). Bald darauf dehnte der macedoniſche König seine Eroberungen über den Hellespont aus. Er bekriegte den Verbündeten der Athener, Cersobleptes, u. eroberte u. zerstörte viele Städte. Dieser Zug setzte die Athener so sehr in Schrecken, daß sie durch die Gesandten Demosthenes u. Aeschines einen Frieden unterhandeln ließen, zu dem sich der König verstand, weil er schon den Thebanern seinen Beistand gegen die Phocier zugesagt hatte. Ueberdies wurden die Athener durch dieses Bündniß Philipps abgehalten, den Phociern Hülfe zu bringen, u. jener täuschte bei seinem Einrücken in Mittelgriechenland A. noch durch das Vorgeben, daß seine Absichten gegen die Thebaner gerichtet seien, deren Demüthigung es in seinem kurzsichtigen Hasse gegen das Nachbarland, trotz der Warnungen des Demosthenes, wünschte. So gelang es dem König, dem der Einzug in die Thermopylen nicht gewehrt ward, durch Ueberwältigung der Phocier festen Fuß in Griechenland zu fassen. In A. standen die Freunde und Feinde Philipps einander

schroff gegenüber. Unter Denen, welche seiner Herrschaft in die Hände arbeiteten, waren feile Verräther, die ihren Vortheilen das Interesse des Vaterlandes opferten und, bestochen, den Staat unter macedonische Herrschaft zu bringen suchten; so Eudulus von Anaphlystus und die Redner Aeschines und Demades. Andere neigten sich aus falscher Politik auf die Seite Philipps. Einestheils schien ihnen A. zu sehr erschöpft, als daß es dem mächtigen König auf die Dauer Widerstand zu leisten vermöchte; anderntheils erwarteten sie von diesem die Beruhigung u. den Frieden Griechenlands, wodurch es allein von seiner Schwäche sich erholen könnte. Denn sie waren der Meinung, die griechischen Staaten seien durch Haß und Eifersucht zu sehr getrennt, als daß ohne fremde Einwirkung eine friedliche Einigung unter ihnen zu Stande kommen könnte. Diese Ansicht vertrat Phocion, ein Mann von seltener Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Charakterstärke, der zugleich die Hoffnung hegte, daß die Bürger im Frieden die tief eingewurzelten Laster wieder ablegen und zur alten Sittenreinheit und Biederkeit zurückkehren würden. Beiden Ansichten trat Demosthenes durch seine von lebendigster Vaterlandsliebe beseelte Beredtsamkeit entgegen. Er wollte das Volk aus seiner Trägheit und Erschlaffung zu energischer Thätigkeit und zu begeisterter Hingebung an das Vaterland zurückrufen. Durch scharfen Tadel, durch Schilderung der drohenden Gefahren, dann wieder durch Erhebung der Gemüther zu kühnerer Hoffnung und zu Selbstvertrauen suchte er auf die Menge einzuwirken, und seine mächtige Rede konnte wohl einen Entschluß für den Augenblick oder wenn die Gefahr in der Nähe drohte, herbeiführen; aber sie war nicht im Stande, den Bürgern eine bauernde Willenskraft und Beharrlichkeit zu verleihen, ohne welche die Durchführung der Zwecke des Demosthenes unmöglich war. Bei Philipps fortwährender Vergrößerungssucht konnte der Friede mit A. nicht von langer Dauer sein. Er setzte seine Unternehmungen gegen die kleineren griechischen Städte an der thracischen Küste, welche selbstständig waren, fort und bedrohte dadurch zugleich den Rest der athenischen Herrschaft in jener Gegend. Diopithes, den die Athener in den Chersones sandten, wirkte seit 343 in Verbindung mit Cersobleptes unter der Hand dem Könige entgegen und legte ihm manches Hinderniß in den Weg, ohne daß jedoch dadurch die Fortschritte der macedonischen Waffen gehemmt werden konnten. Zum wirklichen Ausbruch des Krieges kam es 340, als Philipp Perinth und Byzanz belagerte. Phocion vertheidigte Byzanz glücklich, und auch Persien, welches nicht gestatten wollte, daß die macedonische Macht sich an seinen Grenzen befestigte, schickte Unterstützung, so daß der König seinen Eroberungsplan aufgeben mußte. Dagegen hatte seine Partei es dahin gebracht, daß ihm von dem Amphiktyonengericht die Bestrafung der Lokrer aufgetragen wurde (339), welchem Beschlusse allein die Athener nicht beigetreten waren. Statt jedoch den Zweck, zu dem er berufen war, zu verfolgen, suchte er sich in Locris festzusetzen und befestigte zu diesem Behuf das wichtige Elatea. Auch seinen ehemaligen Verbündeten, den Thebanern, zogen jetzt die Augen über seine Pläne auf, und bei der gemeinsamen Gefahr vergaßen endlich A. und Theben, von Demosthenes dazu ermuntert, ihres bisherigen Hasses, um ihre Kräfte gegen den König zu vereinigen. Allein durch ein böses Schicksal schien das Bündniß nur dazu zu Stande gekommen zu sein, daß beide Staaten an Einem Tage bei Chäronea (338) das griechische Supremat an Macedonien verlieren sollten. Die Athener kämpften ihres alten Ruhmes würdig unter Chares und Lysicles und waren auch nach der Schlacht in der ersten Aufwallung der Leidenschaft entschlossen, den Kampf allein fortzusetzen. Allein Demosthenes überredete zur Annahme des vom König gestellten Friedens, worin sie zwar auf den Besitz der Stadt beschränkt wurden, aber doch weiter keine Forderung zu erfüllen hatten, als Gesandte zu der Versammlung der griechischen Staaten nach Korinth zu schicken und dort die macedonische Hegemonie über das gesammte Griechenland anzuerkennen.

Bei dem Regierungsantritt Alexanders durchzuckte auch A. die Hoffnung, seine Freiheit wieder zu erlangen. Den Zorn des Königs wegen des beabsichtigten Abfalls wandte des Demades Fürbitte ab, und A. behauptete damals eine größere Selbstständigkeit im Innern, als irgend ein anderer griechischer Staat. Nach dem Tode Alexanders aber stellte es sich an die Spitze einer Empörung, nachdem ein Befehl Alexanders, nach welchem alle Verbannten in ihre Städte zurückkehren sollten, eine allgemeine Bewegung in Griechenland hervorgerufen hatte, weil dadurch in jeder Stadt die macedonische Partei verstärkt und die bestehende Verfassung bedroht ward. A. hatte den Leosthenes, der dem Perserkönige Miethstruppen zugeführt hatte — denn als persische Söldner suchten damals die Griechen den Macedoniern entgegenzuarbeiten — und der so eben aus Persien zurückgekehrt war, in Sold genommen und ihm den Oberbefehl über das allgemeine griechische Heer anvertraut. Sein Sieg über Antipater, den Herrscher Macedoniens, bei Thermopylä, nöthigte diesen, sich in die feste Stadt Lamia in Thessalien (lamischer Krieg, 323 bis 322) zu werfen, wo er von den Griechen eingeschlossen wurde. Leosthenes war in der Schlacht getödtet worden, aber gegen seinen Nachfolger Antiphilus verlor Leonnatus, der zum Entsatz des Antipater aus Asien herbeigerufen worden war, Schlacht und Leben. Die Schlacht hatte nichtsdestoweniger den Erfolg, daß die Belagerung aufgehoben und Antipater entsetzt wurde. Den Griechen dauerte aber der Krieg schon zu lange, und zum Theil ließen sie sich auch durch Antipaters listige Ueberredung verleiten, das Heer zu verlassen, so daß fast nur die Athener und Aetolier im Felde zurückblieben, über die Antipater, aus Macedonien verstärkt, einen entscheidenden Sieg bei Cranon erlangte. A. büßte den Aufstand durch den Verlust seiner Demokratie. Nur wer 2000 Drachmen besaß, war fortan noch des Bürgerrechts theilhaftig, Alle, deren Vermögen unter diesem Maße war, wurden nach Thracien verpflanzt. Zum Schutze der Aristokratie, an deren Spitze Phocion als Leiter der Verwaltung trat, wurde nach Munychia eine macedonische Besatzung gelegt. Der Umänderung der Verfassung folgte die Verbannung der vornehmsten Demokraten. Zum letzten Male war A. im lamischen Kriege selbstständig aufgetreten. Es wurde seitdem der Schauplatz des Parteigetriebes, ohne daß es mit eigener Kraft in die Ereignisse eingegriffen hätte. Aber bei allen

Wechselfällen genoß es immer wegen seines früheren Ruhmes großer Schonung. Da es sich gegen Phocions Rath auf die Seite der Feinde Cassanders schlug, so nahm es dieser 318 ein, richtete sofort die Staatsverwaltung oligarchisch ein und berief an die Spitze derselben den edlen Demetrius Phalereus, dessen zehnjährige treffliche Verwaltung vielleicht die glücklichste Periode in der späteren Geschichte A.s bildet. Trotzdem riefen die Athener, welche in Demetrius den aufgedrungenen Gebieter haßten, den Demetrius Poliorcetes gegen ihn zu Hülfe, der 308 die Stadt einnahm und die demokratische Verfassung wieder herstellte, wofür ihm das der Freiheit unwürdige Volk von A. die ausschweifendsten Ehren dekretirte. So schnell erloschen aber die Zuneigung der wankelmüthigen Menge wieder, daß man dem durch die Schlacht bei Ipsus (301) seiner Macht beraubten „Oberfeldherrn des befreiten Griechenlands" die Thore verschloß. Derselbe eroberte darauf die Stadt, behandelte sie aber mit unverdienter Milde, indem er ihre Verfassung nicht antastete, sondern sich damit begnügte, in den Hafen von Munychia und in den Piräeus Besatzungen zu legen. Auch diese wurden in der Folge von den Bürgern vertrieben, wodurch die volle Unabhängigkeit wieder gewonnen ward, aber nur auf kurze Zeit, denn des Demetrius Sohn, Antigonus Gonatas, bemächtigte sich der Stadt und unterwarf sie der macedonischen Herrschaft, von der sie erst frei wurde, als sie durch Aratus, den Feldherrn des achäischen Bundes, von der macedonischen Besatzung erlöst und jenem Bunde zugeführt wurde (243). Später verbanden sich die Athener mit den Römern gegen Philipp von Macedonien, wofür ihnen erstere eine ziemlich unabhängige Stellung gönnten. Als sich A. aber verleiten ließ, dem Mithridates gegen die Römer beizustehen, blieb die Strafe nicht aus; Sulla eroberte die Stadt, die des Mithridates Feldherr Archelaus sich zu seinem Waffenplatze erkoren, nach hartnäckiger Gegenwehr (86 v. Chr.), suchte sie mit Mord und Plünderung heim und zerstörte die Werke des Piräeus und die langen Mauern, was den Verfall der atheniensischen Seemacht zur Folge hatte. Doch blieb A. selbst jetzt noch, obwohl in eine sehr untergeordnete Stellung zu den römischen Statthallern versetzt, eine den Römern befreundete und verbündete Freistadt, und die Formen seiner Verfassung bestanden noch während der ganzen Kaiserzeit. A. galt nach wie vor als die glänzende Hauptstadt der Bildung und des Geschmacks und ward nun die Hochschule, wohin die wißbegierige Jugend des Römerreichs zusammenströmte. Von den Triumvirn geschmeichelt, von reichen und gebildeten Römern zum bleibenden Wohnsitz gewählt, von Hadrians Kunstliebe begünstigt, erreichte A. besonders unter den Antoninen noch einmal eine hohe, aber auch seine letzte Blüthe.

Mit der Theilung des Reiches folgte für A., wie für ganz Griechenland, die trübe Zeit der byzantinischen Herrschaft und bald der Sturm der Völkerwanderung. Die atheniensischen Kunstschätze wurden im Großen verschleppt, um Konstantinopel damit zu zieren, christlicher Eifer wüthete gegen die Bilder und Tempel der alten Götter, und wiederholte Einfälle der Barbaren vollendeten nach und nach das Werk der Zerstörung. Gleichwohl litt das stark befestigte A. bei den Einfällen gothischer und scythischer Völkerschaften verhältnißmäßig weniger, als das übrige Griechenland, und während Alarich (zu Anfang des 5. Jahrhunderts), mit seinen Barbarenhaufen durch Locris und Phocis in die Ebenen von Böotien und Attica eindringend, in der Richtung gegen den Isthmus Alles mit Feuer und Schwert verwüstete und den Feuerbrand in den großen Tempel der eleusinischen Ceres warf, verschonte er die Hauptstadt mit der hohen Burg, mit den Denkmalen aus dem Zeitalter des Pericles, oder er wurde, wie Zosimus erzählt, durch die ägistragende Pallas und Achills zürnende Gestalt von deren Verwüstung zurückgeschreckt. Gegen 480 n. Chr. war der religiöse Hellenismus zu A. vollständig vernichtet, und seit Justinian selbst die Schulen der Philosophen hatte schließen lassen, verlor sich mit der Erinnerung an die alten Mythen auch althellenischer Sinn. Die heidnischen Tempel wurden jetzt in entsprechende christliche, das Parthenon in eine Kirche der Panagia, der Tempel des Theseus in die Kirche St. Georgs umgewandelt, und dieser Verchristlichung hat man wohl die Erhaltung dieser beiden wie anderer herrlichen Bauwerke des Alterthums zu verdanken.

Von Griechenland getrennt, wurde A. der Sitz eigener lateinischer Fürsten. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer stifteten, während Wilhelm von Champlitte und Gottfried von Ville-Hardouin den Peloponnes unterwarfen, der Burgunder Otho de la Roche, der sich den Titel eines Megas Kyn (Großherrn) beilegte, und später Walther von Brienne in A. eine herzogliche Dynastie. Walthers von Brienne gleichnamiger Nachfolger ward von den Florentinern, gegen die er einen Seekrieg unternommen hatte, schmählich verjagt, und 1364 erhielt eine florentinische Adelsfamilie, die Acciajuoli, das Herzogthum A., wozu damals auch noch Böotien und Thessalien gehörten. Nach Rainer Acciajuoli's Tode kam A. an den König von Neapel. Der Gewerbsthätigkeit, die sich unter der byzantinischen Herrschaft noch in A. erhalten hatte, brachte Roger von Sicilien dadurch eine schwere Wunde bei, daß er die Seidenweber und Seidenfärber der Stadt mit fortnahm und nach Sicilien verpflanzte, so daß A., als es in türkische Hände fiel, bereits zu einer ziemlich unbedeutenden Stadt herabgesunken war. Antonio I. Acciajuoli, Rainers natürlicher Sohn, nahm A. 1397 dem König von Neapel mit Hülfe der Türken ab und verschönerte es sehr. Nach seinem Tode stritten sich seine Neffen, Rainer II. und Antonio, um die Regierung; der letztere behielt die Oberhand, nach seinem Tode jedoch kehrte Rainer zurück. A. blieb darauf im Besitz der Familie Acciajuoli bis zur Eroberung durch die Türken. Die von heftiger Neigung zu einem venetianischen Edelmann entbrannte Mutter des jungen Neri Acciajuoli, auf welchen nach dem Tode seines Vaters das Herzogthum A. übergegangen war, hatte die Absicht, dieses ihrem Buhlen zuzuwenden und ihrem minderjährigen Sohne zu entreißen. Allein Francesco Acciajuoli, der Oheim des verrathenen Prinzen, widersetzte sich hartnäckig diesem Frevel und wendete sich, da es ihm an Macht fehlte, die gerechte Sache mit Nachdruck in Schutz zu nehmen, an den türkischen Kaiser Mohammed II., welcher diese Gelegenheit

Digitized by Google

ergriff, um das schöne Besitzthum seiner eigenen Herrschaft zu unterwerfen. Ohne großen Widerstand bemächtigte er sich A.s 1456, zur nämlichen Zeit, als die Paläologen auch Morea verloren. Unter den Türken sank A. zu einer unbedeutenden Provinzialstadt herab, deren Einwohnern die Regierung wenigstens noch einen Schatten von Freiheit ließ, denn sie durften sich jährlich vier Archonten wählen. Auch war A. der Sitz eines griechischen Erzbischofs (Metropoliten). Im Jahre 1687 wurde A. von den Venetianern unter Morosini und Königsmark belagert, denen es gelang, die Stadt mit Hülfe der gegen die Zwingherrschaft der Türken empörten Bewohner einzunehmen. Diese Belagerung war, wie bereits oben bemerkt wurde, verderblich für die Baudenkmale der Burg: der Tempel der ungeflügelten Nike wurde zerstört, und eine Bombe sprengte das Pulvermagazin, das von den Türken im Parthenon angelegt worden war. Die Republik Venedig erfreute sich übrigens des Besitzes von A. nicht länger, als 3 Jahre, worauf sie es den Türken wieder überließ.

Vor der griechischen Revolution war aller größere Landbesitz in Attica in den Händen der vornehmen Türken (Bey's und Aga's), die gewöhnlich in der Stadt wohnten; weit geringer war der Besitz der angesehenen Griechen (der sogenannten Archonten); die Mehrzahl der geringeren Bürger besaß nur Gärten in den nächsten Dörfern und Olivenbäume. Ackerbau, im weiten Sinne, und Viehzucht waren die Hauptgewerbszweige und lieferten die wenigen Artikel der geringen Ausfuhr, namentlich Oel, Wolle, Käse und Honig. Die Industrie erstreckte sich nicht über die Bedürfnisse der Stadt und Umgegend hinaus; doch gab es in früherer Zeit einige bedeutendere Seifensiedereien. Die Bauart der Stadt war nach und nach die türkische geworden. A. hatte meist zwei-, zum Theil dreistöckige Häuser mit vorspringenden Erkern, wenig Fenstern nach der Straße, aber bequem eingerichtetem und selbst mitunter luxuriös ausgestattetem Innern, offenen, oft von antiken Marmorsäulen getragenen Hallen und langen, vorn offenen Gallerien im oberen Geschosse. An den Häusern waren Gärten mit Cypressen, Weinlauben, Orangen- und Citronenbäumen; überall gab es fließendes Wasser, häufig Springbrunnen. Dabei waren die Straßen freilich eng und krumm und wegen der hohen Häuser und der von der orientalischen Eifersucht aufgeführten hohen Gartenmauern finster und unfreundlich. Nach außen war die Stadt mit einer etwa 15 Fuß hohen, aber kaum 2 Fuß dicken Mauer umgeben, die, obgleich sie Schießscharten und hin und wieder hervorspringend viereckige Thürme hatte, doch höchstens dem ersten Anlaufe eines schlecht bewaffneten Seeräubers zu widerstehen vermochte. Auch war diese Mauer erst 1772, gegen die damaligen Raubzüge der Albanesen, in der größten Eile in wenigen Wochen, und leider auf Kosten mehrer bis dahin noch erhaltenen Denkmäler des Alterthums, z. B. der Wasserleitung des Hadrian und Antonin, des jonischen Tempels am Ilissus ꝛc., aufgeführt worden. Als Festung galt A. nur durch seine Akropolis, die, mit bedeutenden Ueberresten ihrer alten Mauern umgeben und von den Türken seit dem letzten venetianischen Kriege wiederholt durch neue Werke und Bastionen verstärkt, mit einigem Geschütz und einer schwachen türkischen Besatzung unter einem besonderen Kommandanten (Disdar) armirt war.

Nach so vielen unheilvollen Schlägen, welche A. in Folge politischer Umgestaltungen betroffen, und nach einem mehr als 300jährigen Drucke unter der Herrschaft der Türken war es zu verwundern, daß es zur Zeit der Freiheitskriege Griechenlands immer noch eine Stadt mit 10,000 Einwohnern und nicht unbedeutendem Wohlstande unter dem Namen Atiniah, Atine, auch Setine, gab, wenn man namentlich noch in Anschlag bringt, daß diese jährlich 30,000 Kronen an den Kislar-Aga, dessen Leibgedinge sie war, nach Konstantinopel zahlen mußte. Ungeachtet die türkische Besatzung von der Citadelle aus einen großen Theil der Stadt beherrschte, so eilten doch, als im März 1821 Griechenland seine Fesseln zu schütteln anfing und in den Ebenen Daciens, auf den Höhen des Peloponnes und auf den Fluthen des ägäischen Meeres der Freiheitskampf begann, A.s Söhne, dem Rufe der Freiheit zu folgen, und begannen, durch das Beispiel anderer Städte ermuthigt, in Verbindung mit den Aegineten und Böotiern die Akropolis einzuschließen. Die Belagerten, obwohl dem größten Ungemach preisgegeben, verweigerten hartnäckig, sich dem Obersten Boutier, der die Blokade befehligte, zu ergeben. Durch die Ankunft des Demetrius Ypsilanti, welcher im Monat März 1822 aus dem Peloponnes 1200 Mann Verstärkungen zuführte, zu lebhafterer Thätigkeit angefeuert, beschlossen die Griechen, sofort Sturm zu laufen. Nachdem sich an dem dazu bestimmten Tage die Belagerer durch einen Schwur auf das Evangelium verbindlich gemacht hatten, das Leben für die Sache der Freiheit einzusetzen, näherten sie sich um Mitternacht, mit Pistolen und Säbeln bewaffnet, der Akropolis. Aber mit Einem Male war die Citadelle wie durch Zauber erleuchtet; ein Hagel von Ziegeln, Feuerbränden und Kugeln fiel auf die Stürmenden herab, die nach einigen fruchtlosen Versuchen, mit Wunden bedeckt, sich zurückziehen mußten. Alle Anerbietungen zu einer ehrenvollen Kapitulation, die Ypsilanti, um an anderen Unternehmungen lebhaften Antheil nehmen zu können, den Belagerten machen ließ, wurden von diesen, die, im Besitze des Hafens, nicht von aller Zufuhr abgeschnitten waren und einen baldigen Entsatz hofften, abgewiesen. Einige Monate später jedoch, als der erwartete Entsatz ausgeblieben war und die stets erneuerten Angriffe der Griechen mit den Kräften auch den Muth der Besatzung gebrochen hatten, ging die Akropolis (noch in demselben Jahre 1822) an die Griechen über, und zwar zu einer für diese sehr günstigen Zeit, indem der türkische Feldherr Dram-Ali sich eben von Larissa aus mit 33,000 Mann in Marsch gesetzt hatte, um die Belagerung der Burg aufzuheben. Vier Jahre lang blieb nun A. in den Händen der Griechen und fing allmählig an, die Früchte der Freiheit zu ernten. Die Verwaltung wurde organisirt, Schulen wurden errichtet, eine Druckerei brachte Oberst Stanhope aus England, und eine Zeitung gab Pyllas heraus.

Nachdem der Seraskier Reschid verschiedene Corps, welche von ihm zur Wegnahme A.s abgeschickt worden waren, durch den gewandten und heldenmüthigen griechischen Feldherrn Gurras verloren hatte, beschloß er, durch die Ankunft von drei albanesischen Bey's mit 10,000 Mann verstärkt,

selbst die Belagerung A.s zu unternehmen. Der Stadt mit ihren verfallenen Wällen bemächtigte er sich im August 1826 mit Einem Schlage und ließ nun am Fuße des Areopags einen tiefen Graben ziehen und Minen anlegen, um von diesem Punkte aus die Akropolis anzugreifen, deren berühmte Belagerung nun begann. Reschid schob seine Vorposten rechts von Phaleron hinaus, errichtete Batterien in der Nähe von Munychia und befestigte die Anhöhen des Piräeus mit einigen Kanonen. Auf die Nachricht von diesen Operationen, welche der eingeschlossenen Besatzung augenscheinlich den Untergang drohten, eilte Karaiskakis von Nauplia nach Salamis und brachte, in Verbindung mit dem französischen Obersten Fabvier, mit seinem in der Eile zusammengezogenen Heere dem Seraskier empfindliche Schläge bei, mußte jedoch, da dieser bedeutende Verstärkungen an sich gezogen hatte, von ferneren Unternehmungen abstehen. Während Karaiskakis, der feindlichen Macht nicht mehr gewachsen, Rumelien bewaffnete, erhielt er die Nachricht, daß es der Besatzung der Akropolis an Kriegsmunition zu fehlen anfange und ihr Befehlshaber Guras umgekommen sei; er beschwor nun die Regierung, jenem Mangel durch ein kühnes Unternehmen abzuhelfen und die Vertheidigung dieses wichtigen Platzes dem geschicktesten unter den Hauptleuten anzuvertrauen. Oberst Fabvier wurde dazu ausersehen. Von dem Dunkel der Nacht begünstigt, drang dieser an der Spitze von 400 Mann, deren jeder ein Paket Pulver bei sich trug, in die Citadelle (12. November 1826). Allein dies konnte eben so wenig wie die endliche Ankunft der längst erwarteten Dampfschiffe aus England den Fall der Akropolis abwenden. Ein Versuch, sie zu entsetzen, unter Oberst Gordon (in den ersten Tagen des Februar 1827) gelang nur zum Theil; eine Expedition gegen Oropos, um dem Seraskier die Verbindung mit dem Meere abzuschneiden (Anfang März), mißlang gänzlich, und die unglückselige Spaltung zwischen den Deputirten Griechenlands trug dazu bei, die mißliche Lage der Dinge in diesem entscheidenden Augenblick noch übler zu gestalten. Die Ernennung des Lord Cochrane zum Oberbefehlshaber der griechischen Marine u. des Sir Richard Church, welcher früher als Kommandant des leichten griechischen Jägerregiments auf den jonischen Inseln mit den meisten griechischen Heerführern in persönliche Berührung gekommen war, zum Befehlshaber der Landarmee, belebte zwar die verzagten Gemüther wieder mit einiger Hoffnung; man hatte gehofft, durch diese Ernennungen in die Operationen bei A. mehr Einheit zu bringen. Man täuschte sich jedoch hierin. General Karaiskakis und Admiral Miaulis, welche bisher die Land- und Seemacht befehligt hatten, fühlten sich durch die Ernennung von Church und Cochrane beleidigt und waren daher ihren Plänen, wenn nicht geradezu entgegen, doch eben nicht geneigt. Gleichwohl versammelte sich, auf die Aufforderung der beiden Oberfeldherren, in wenigen Wochen ein Heer von 12,000 Mann in Attica. General Church beschloß daher, sogleich einen Hauptangriff auf die Belagerer zu machen; da Karaiskakis sich dem widersetzte, so unternahm ihn Church (am 25. April) allein, trieb die Türken aus ihrer Stellung am Piräeus und nahm das Kloster St.-Spiridion. Dieser Sieg gab neue Hoffnung, die leider ungefähr 8 Tage später durch das Mißlingen eines zweiten Angriffs, wobei Karaiskakis durch eine albanesische Kugel fiel, wieder vernichtet wurde. Oberst Fabvier hatte der Regierung angezeigt, daß er, wenn ihm nicht in wenigen Tagen Hülfe gebracht würde, kapituliren müßte. Hierauf wagte General Church, durch die Noth der Besatzung dazu getrieben, ein entscheidendes Treffen. Seinem Plane zufolge sollten 4000 Mann bei Munychia ans Land steigen; die Truppen im Piräeus und in Eleusis hatten Befehl, sich am nämlichen Tage in Marsch zu setzen, und alle drei Divisionen sollten zu gleicher Zeit angreifen. Allein diese Dispositionen wurden nur theilweise ausgeführt. Die Türken, die wegen der Saumseligkeit der betreffenden griechischen Truppen weder vom Piräeus, noch von Eleusis aus beunruhigt wurden, fielen, 8000 Mann stark, über die gelandeten, anstatt aus 4000, nur aus 2600 Mann bestehenden Griechen her und griffen die Sulioten an, welche nach einem blutigen Scharmützel in ungeordneter Flucht ihrem Landungsplatze zueilten, um sich wieder einzuschiffen. Selbst Church und Cochrane zogen sich bald darauf zurück, um der Sache der Griechen anderwärts zu nützen. Die Besatzung der Akropolis wollte Missolunghi's Beispiel nachahmen; allein General Church drang Anfangs Juni auf die Kapitulation, welche endlich auch am 5. Juni 1827 unter der Vermittelung des französischen Admirals de Rigny abgeschlossen wurde. Die Besatzung erhielt freien Abzug nach dem Piräeus, wo sie nach dem Peloponnes eingeschifft wurde.

A. lag, bis auf wenige Häuser, in Trümmern; die unglücklichen Einwohner hatten sich nach Salamis, Aegina, Paros und nach dem Peloponnes geflüchtet; auch die Dörfer der Provinz waren größtentheils zerstört und verödet. Die türkische Besatzung richtete sich in den Ruinen der Stadt und der Burg so gut wie möglich ein und fällte ohne Erbarmen, wie sie schon während der Belagerung gethan hatte, die Bäume der Gärten und des Oelwaldes zu Brennmaterial. Inzwischen fingen seit dem Ende der Feindseligkeiten (1829) die Einwohner an, in ihre verödete Heimat zurückzukehren, in den Trümmerhaufen sich Hütten zu bauen und Felder und Gärten an den Ufern des Cephissus und Ilissus wieder zu bestellen. Nachdem das Protokoll der londoner Konferenz am 3. Februar 1830 die Vereinigung Attica's mit Griechenland bestimmt ausgesprochen und den Türken den Verkauf ihrer dasigen Güter gestattet hatte, wurden jene Einwanderungen häufiger; auch fingen jetzt wohlhabende Fremde, theils Griechen, theils andere Europäer an, in A. und Attica Bauplätze und andere Landbesitze zu erwerben. So bereitete sich nach und nach eine bessere Zukunft vor. Inzwischen blieb der Wiederanbau des von Natur wenig ergiebigen und durch den Krieg fürchterlich verwüsteten Landes noch sehr eingeschränkt. Dabei blieb auch noch die türkische Besatzung auf der Burg, bis nach der Ankunft des Königs Otto in Griechenland endlich am 20. März (1. April) 1833 die wirkliche Räumung A.s von den Türken und die Besitznahme durch königliche Truppen erfolgte.

Athenäum, ursprünglich Tempel, Heiligthum der Athene oder Minerva; dann Bezeichnung höherer Bildungs- und Unterrichtsanstalten, von der

Stadt Athen, dem Sitze der Künste und Wissenschaften, hergenommen. Das erste und berühmteste A. dieser Art war zu Rom, gestiftet vom Kaiser Hadrian, 133—136 n. Chr., wahrscheinlich in der Nähe des Forums, am Fuße des aventinischen Hügels. Eine Anzahl Lehrer (professores) für die verschiedenen Zweige allgemeiner wissenschaftlicher Bildung, namentlich für Philosophie und Beredtsamkeit, war dabei angestellt und besoldet; auch die seit Augustus üblich gewordenen öffentlichen Vorlesungen neuer Dichter- und Gelehrtenwerke wurden hierher verlegt. Später ward die Anstalt unter dem Namen Schola Romana eine Art kaiserlicher Universität, wohin bis ins 5. Jahrhundert die meisten jungen Leute des Abendlandes gingen, um daselbst ihre in den Provinzialschulen erhaltene Bildung zu vollenden. Auch in den Provinzen kommen hie und da, z. B. in Lyon und Rismes, Athenäen vor, die dem römischen nachgebildet waren, aber nie dessen Bedeutsamkeit erlangten. Für den Orient gründete Theodosius II. um 424 n. Chr. eine ähnliche hohe Schule zu Konstantinopel. In neuerer Zeit ward der Name A. einigen Akademien, z. B. der marseiller, beigelegt; auch heißen so mehre, besonders auf alle Kunst und Wissenschaft sich beziehende Bücher und Zeitschriften. Bekannt ist das zu London erscheinende A.

Athenäus, griechischer Grammatiker, Rhetor und Philosoph, einer der ausgezeichnetsten Literatoren des Alterthums, geboren zu Naneratis in Aegypten um 170 n. Chr., lebte in Alexandria und scheint sich in späteren Jahren nach Rom begeben zu haben. Von A.' Schriften besitzen wir nur noch das „Gelehrtenmahl" (Deipnosophistae) in 15 Büchern, wovon indessen die beiden ersten und der Anfang des 3. Buches bis auf einen im 11. Jahrhundert gemachten Auszug ebenfalls verloren gegangen sind. A. theilt in diesem um 230 n. Chr. abgefaßten Werke seine Excerpte und Lesefrüchte unter der Form von Tischgesprächen mit; der Inhalt bezieht sich auf alle Gegenstände, zu deren gelehrter Erörterung das üppige Mahl eines reichen Römers damaliger Zeit Gelegenheit darbot. Es sind darin mehr als 700 Schriftsteller nicht nur genannt, sondern aus ihren meist verlorenen Schriften auch längere und kürzere Fragmente mitgetheilt. Vieler Data aus der Geschichte und Literatur, dem öffentlichen und häuslichen Leben, der Poesie, Grammatik, Natur- und Arzneikunde des Alterthums würden wir entbehren, wäre A.' mühsame Mustvarbeit verloren gegangen. Eustathius im 12. Jahrhundert kannte davon bloß einen Auszug; das Werk ward nur durch eine einzige, jetzt zu Venedig in der St. Marcusbibliothek befindliche Handschrift, aus der die übrigen noch vorhandenen Handschriften geflossen sind, glücklich erhalten. Die besten Ausgaben lieferten nach der ersten (Venedig 1514) Casaubonus (mit lateinischer Uebersetzung, Genf 1597, mit Kommentar, Lyon 1600; beide zusammen das. 1612, zuletzt 1664), Schweighäuser (Straßb. 1801—7, Text 5 Bde., Kommentar 9 Bde.), W. Dindorf (Leipz. 1827, 3 Bde.), die Handausgabe von Tauchnitz (das. 1834, 4 Bde.).

Athenagoras, christlich-platonischer Philosoph, der eleganteste unter den sogenannten Apologeten des 2. Jahrhunderts, soll anfangs in seiner Vaterstadt Athen, seit seiner Bekehrung zum Christenthum (um 160 n. Chr.) in Alexandria an der Katechetenschule gelehrt und daselbst den Clemens Alexandrinus zum Schüler gehabt haben. Gewiß ist, daß A. der christlich-platonischen Schule, wie sie später durch Klemens und Origenes in Alexandria repräsentirt wird, der Hauptrichtung nach bereits angehört. Wir besitzen von ihm zwei Schriften: „Fürbitte für die Christen", an den Kaiser Marc Aurel und dessen Sohn Commodus gerichtet, nach 163 abgefaßt (herausgegeben von Lindner, Langensalza 1774), und „Ueber die Auferstehung der Todten", um 180 n. Chr. geschrieben; Gesammtausgaben sind von H. Stephanus (Paris 1557), Dechair (Orf. 1706), auch in Gallands „Bibl. Patr.", Bd. 2. In beiden Werken zeigt sich A. als freier, tiefeingehender Denker; seine Rede ist besonnen, wohlgeordnet und meist überzeugend. Die Christen werden durch Berufung auf ihr Leben und ihre Lehre wider die damals gangbaren Beschuldigungen des Atheismus, der Unzucht, des Kindermords ꝛc. vertheidigt.

Athenais, Tochter des Sophisten Leontinus, nach Andern des Heraclitus zu Athen. Ausgezeichnet durch Schönheit und Geist, erregte sie 421 n. Chr. zu Konstantinopel die Aufmerksamkeit der Pulcheria, des jüngeren Theodosius Schwester, und ward von dieser zur Gattin des Kaisers erkoren. A. ließ sich taufen und erhielt den Namen Eudocia, ward aber später, als sie Pulcheria's Einfluß zu mindern trachtete, bei dem Kaiser als Ehebrecherin verleumdet und genöthigt, sich nach Jerusalem zurückzuziehen. Erst wenige Jahre vor seinem Tode rief sie Theodosius wieder zu sich. Seit 450 lebte sie abermals zu Jerusalem, wo sie 469 †, als Wohlthäterin der Kirchen und Armen hoch verehrt. Auch als Dichterin stand sie bei ihren Zeitgenossen in hohem Ansehen. Es werden von ihr angeführt metrische Bearbeitungen mehrer bibl. Bücher und ein die Thaten ihres Gatten Theodosius im Kriege gegen die Perser besingendes Heldengedicht, sowie „Cantones Homerici". Nur das letzte dieser Werke hat sich erhalten, eine wunderliche Komposition in 2344 Hexametern, welche aus lauter halben oder auch ganzen homerischen Versen gebildet sind, die heilige Geschichte, besonders das Leben Jesu, enthaltend. Nach Zonoras ist der ursprüngliche Verfasser Pelagius Patricius und A. nur Fortsetzerin und Vollenderin, während Andere jede Autorschaft der letzteren leugnen. Abgedruckt ist dieses Werk in der Sammlung christlicher Gedichte von Aldus Manutius (Ven. 1504), sowie in denen des H. Stephanus (Paris 1578), Chapelets (das. 1609), in der amsterdamer Ausgabe des Homer von 1648 und in den „Homerocent." von L. H. Teucher (Leipz. 1793).

Athene, die Schutzgöttin von Athen, s. Minerva.

Athenodorus (A. Cananites oder A. von Tarsus), stoischer Philosoph, Schüler des Posidonius zu Rhodus, Lehrer der stoischen Philosophie zu Apollonia in Epirus, wurde von Octavian, der ihn in Apollonia gehört hatte, nach Rom gezogen und mit der Erziehung des Tiberius betraut, auch von Augustus öfters zu Rathe gezogen, kehrte später nach Tarsus zurück, wo man seine Verdienste, die er sich durch Einführung einer guten Gemeindeordnung um diese Stadt erworben, noch lange nach seinem Tode durch einen Opferdienst ehrte. Von A.' zahlreichen, oft dem A. Cordylio zugeschriebenen Schriften (z. B. gegen die Kategorien des Aristoteles, über

die Pflichten u. a.) existiren nur noch Titel und einzelne Bruchstücke.

Athleten (Agonisten, v. Griech.), Solche, die sich in körperliche Wettkämpfe einlassen, besonders Wettkämpfer, die in gymnischen, d. h. Kraft und Schnelligkeit des Körpers erfordernden, Kampfspielen auftreten und dies Geschäft zunft- oder handwerksmäßig betreiben. Die Sitte, in öffentlichen Kampfspielen die durch gymnastische Uebungen erlangte Stärke und Gewandtheit des Körpers zu prüfen und zu bewähren, trat sehr früh besonders im Leben der Hellenen hervor. Schon Homers Helden huldigten dieser Sitte in den zu Ehren des Patroclus angestellten Spielen. Noch war aber diese Kampfweise nicht zur eigentlichen Kunst ausgebildet; sie zeigt sich uns vielmehr als bloßes körperliches Spiel, fern von künstlicher Theorie und Technik, momentan erzeugt durch Kampfeslust und körperliches Kraftgefühl. Festlicher und geordneter erscheint sie bereits in großen Festspielen der Hellenen; aber auch diejenigen Wettkämpfer, welche bis um 420 v. Chr. hier den Siegerkranz davontrugen, dürfen noch nicht als A. von Profession betrachtet werden, denn hatten dieselben, meist den edelsten Geschlechtern entsprossen, ihr Haupt mit Kränzen geschmückt, so finden wir sie in ihrer Heimat wieder als handelnde Staatsbürger, als politisch bedeutsame Personen in Krieg und Frieden. Erst seit 400 v. Chr. ward es gewöhnlich, daß kampfrüstige junge Männer von geringerer Herkunft, gelockt durch den Ruhm des Sieges, die Kraft und Blüthe ihres Lebens gänzlich agonistischen Bestrebungen widmeten. Mehr und mehr wurden von jetzt an das Kampfspiel ein Erwerbszweig, die Athletik eine Profession, deren Erlernung u. Ausübung eine eigenthümliche Lebensweise erforderte u. an besondere Regeln gebunden war. Ihren Haupthebel hatte diese Richtung in den zahlreichen kleinern Kampfspielen, welche, neben den großen Spielen der Hellenen, in einzelnen Staaten gefeiert wurden u. dem Sieger statt des einfachen Kranzes meist Werthpreise einbrachten. Noch bestimmter erscheint das Handwerksmäßige der Athletik, nachdem das hellenische Leben sich mit dem römischen befreundet hatte. Nach Livius traten in Rom die ersten A. 186 v. Chr. auf, als M. Fulvius die von ihm im ätolischen Kriege gelobten Spiele feierte; sie waren dazu in Griechenland gedungen worden. Dasselbe wiederholte sich später bei den Triumphen Sulla's und Cäsars. Völlig ausgebildet erscheint das professionate Athletenwesen unter den Kaisern. Die A. hießen damals Xystici (von ihren Uebungen im Xystus), auch Herculanei (Herculesähnliche), erhielten für die Dauer der Festspiele Beköstigung u. einen Ehrensold, bildeten förmliche Zünfte oder Gilden mit einem besonderen Vorsteher (Xystarchus, auch Archiereus genannt) und hatten zu Rom ein besonderes Gymnasium mit einem Berathungszimmer (curia athletarum), ebenso einen besondereu Tempel und ein eigenes Archiv (tabularium). Es gab solche Zünfte fast in allen größeren Städten des Reichs; besonders berühmt waren, außer der römischen, die von Neapolis, Puteoli, Cyrene, Alexandria und die der kleinasiatischen Städte. In Italien traten A. besonders bei den unter Nero eingeführten pentaeterischen kapitolinischen Spielen zu Rom, bei den Augustales zu Neapolis und Rom, bei den Eusebeia zu Puteoli auf. Würden, Ehrenzeichen und Geschenke wurden den Siegern in reichem Maße gespendet.

Die A. waren theils einfache Wettläufer, Ringer oder Faustkämpfer, theils Pankratiasten (Ringer und Faustkämpfer), theils Fünfkämpfer oder Pentathlen (Wettläufer, Springer, Ringer, Speer- und Discuswerfer); die Wettläufer zerfielen wieder in Stadiodromen, Diaulodromen und Hoplitodromen. Die Agonisten in den ritterlichen Wettkämpfen, den Hippodromien (zu Rom Circenses), mit ihren Wagenlenkern gehören streng genommen nicht zu den A., ebenso wenig die Gladiatoren. Die späteren athletischen Kampfarten unterscheiden sich von den früher in den großen griechischen Festspielen gewöhnlichen nur durch größere Künstlichkeit u. Kraftanstrengung. Besonders gilt dies vom Ringen und vom Pankration; auch wurde im Faustkampfe die Armatur der Hände immer schärfer und gefahrvoller, wie sich dies besonders an dem römischen Caestus wahrnehmen läßt. Man unterschied leichte und schwere Kampfarten. Als die leichteren betrachtete man den Wettlauf und, abgesehen vom Ringen, die anderen Theile des Pentathlons, den Sprung, Discus- u. Speerwurf, welche natürlich im Fünfkampfe vereinigt zu schweren werden mußten. Am glänzendsten zeigte sich aber die Athletik in den schweren Kampfarten, im Ringen, im Faustkampfe und im Paukration oder Pammachion. Zu Olympia galt es für das Höchste, an Einem Tage im Ringen und im Pankration zu siegen; wer diese gewaltige Aufgabe löste, hieß Nachfolger des Hercules. Gekämpft wurde nackt, nach vorausgegangener Einölung und Bestäubung des Leibes; nur in den ältesten Zeiten und später beim Discus- und Speerwerfen war eine leichte Bekleidung, meist bloß ein Schurz um die Lenden, üblich. Die Einölung, von dem Aleiptes verrichtet, scheint erst nach dem homerischen Zeitalter eingeführt worden zu sein. Lehrer der A. waren die Gymnasten und Aleipten; letztere bestimmten besonders die zu beobachtende, auf Kräftigung des Körpers berechnete Diät. In der alten Zeit bestand nach Pausanias die Hauptspeise der A. in frischem Käse, ferner aus getrockneten Feigen und aus Weizen. Der Arkadier Dromeus aus Stymphalus, nach Andern der Aleiptes Pythagoras, führte zuerst die Fleischkost ein, nebst einer besondern Art festen, grobeu Brodes. Fleisch und Zukost mußten allein gegessen werden, weil man die so isolirten Speisen für verdaulicher und nährender hielt. Das Wesentlichste der athletischen Diät begriff die sogenannte Anaulophagia, eine Zwangsdiät, welche möglichst große Fleischmasse und Leibesstärke bezweckte. Sie verlangte besonders nach vorhergegangener tüchtiger Anstrengung den Genuß einer starken Portion von jenen trockenen Nahrungsmitteln und danu einen langen, tiefen Schlaf, der unter diesen Umständen auch nicht auszubleiben pflegte. Die gereichten Portionen stiegen mit der Dauer der Uebungen. Während der Vorübungen zu den heiligen Spielen enthielten sich die A. auch des Beischlafes; einige dehnten diese Enthaltsamkeit auf die ganze Lebenszeit, oder wenigstens auf die Dauer ihrer athletischen Laufbahn aus. Die nothwendigsten Eigenschaften eines tüchtigen A. waren Vollkräftigkeit, Elasticität und Gewandt-

heit des Körpers. Zur Erlangung derselben dienten, außer den Leibesübungen in der Palästra, noch mancherlei andere, z. B. Graben, Aufhebung von schweren Gewichten, Fortstoßen und Auffangen des Corycus, Amduliren zu gewissen Stunden ꝛc. Ringer und Pankratiasten erstrebten auch die möglichste Wohlbeleibtheit, um durch ihr materielles Gewicht den Gegner leichter zu ermüden, oder auch niederzudrücken und ihm das Aufheben ihres Leibes zu erschweren. Wer von Jugend auf bis zum 35. Jahre seines Lebens der Athletik obgelegen u. keinen Sieg errungen hatte, verließ diese Laufbahn; denn das 35. Jahr galt als höchste Spitze männlicher Kraft, wonach keine Zunahme weiter zu erwarten war. In vielen Staaten ward der siegbekränzte Athlet, wenn er Invalide geworden war, auf öffentliche Kosten erhalten. Nicht selten traten auch A. aus der Siegesbahn, um als Gymnasten, Pädotriben, Aleipten von der Praxis zur Belehrung und Einübung Anderer überzugehen.

Den Hieroniken oder Siegern in den großen heiligen Spielen stand es zu, einen feierlichen Einzug in ihre Vaterstadt oder in diejenige Stadt zu halten, als deren Bürger sie sich in das Verzeichniß der auftretenden Wettkämpfer hatten einschreiben u. durch den Herold verkündigen lassen. An einem solchen Einzuge nahm der ganze betreffende Staat lebendigen Antheil, und es wurde bei Annäherung des Siegers nach alter Sitte ein Theil der Stadtmauer eingerissen, um zu beurkunden, daß eine Stadt, die solche Männer habe, keiner Mauern bedürfe. Der Sieger fuhr gewöhnlich auf einem mit 4 weißen Rossen bespannten Wagen; es schlossen sich ihm nicht bloß Verwandte und Freunde, sondern auch eine große Volksmenge, selbst Fremde an. Der Zug bewegte sich durch die Hauptstraßen nach dem Tempel der städtischen Schutzgottheit, worauf ein Siegesmahl und anderweitige Festlichkeiten folgten. Nicht selten wurde diese Feier in der folgenden Olympiade wiederholt. Alle Festspiele, in welchen das Recht eines solchen Einzuges erworben werden konnte, hießen isolastische (ludi isolastici). In der alten Zeit gehörten dazu nur die vier großen heiligen, die Olympien, Pythien, Nemeen und Isthmien; unter den Kaisern auch mehre andere. Nicht minder bedeutend, als jener Triumphzug, waren die anderweitigen Ehrenbezeugungen und Vortheile, welche einem bekränzten A. die Dankbarkeit seines Vaterlandes zu bewilligen pflegte. Bereits Solon hatte den Olympioniken aus Athen 500, den Isthmioniken 100 Drachmen und ebenso viel den Siegern in den Pythien und Nemeen als Ehrengratifikation festgesetzt. In manchen Staaten wurden ihnen auf Kosten des Staates an den besuchtesten Plätzen, besonders auf dem Markte, in den Gymnasien, auch in der Nähe von Tempeln Ehrensäulen aufgestellt. Sie waren größtentheils aller Staatsleistungen überhoben und wurden bei öffentlichen Festen und Versammlungen durch den sonst nur verdienten Staatsmännern zuerkannten Vorsitz ausgezeichnet. Zu Sparta ehrte man die Sieger in den heiligen Spielen durch das Vorrecht, in der Schlacht in des Königs Nähe fechten zu dürfen. Aehnlicher Belohnungen und Begünstigungen erfreuten sich die A. und besonders die Hieroniken auch während der alle Glanzseiten des antiken Hellas geflissentlich hervorhebenden Kaiserherrschaft Roms. Augustus bestätigte nicht nur ihre herkömmlichen Privilegien, sondern vermehrte auch dieselben, und so oft er den griechischen Wettkämpfen beiwohnte, ertheilte er den Siegern Ehrengeschenke. Als besondere Gönner der A. werden Titus, Trajanus, Diocletianus und Maximianus genannt. Mit der Aufhebung der großen hellenischen Festspiele im 16. Regierungsjahre des Theodosius erhielt die Athletenzunft nebst ihren Privilegien den Todesstoß. Unter den Hieroniken verdienen noch die Periodoniken, als die angesehensten, einer besonderen Erwähnung. Es waren dies ursprünglich A., welche in allen vier großen heiligen Spielen gesiegt und ihr Haupt mit einem vierfachen Kranze geschmückt hatten; in der Kaiserzeit jedoch nannte man auch Diejenigen so, welche überhaupt nur in vielen Festspielen Sieger geblieben waren. Sie bekleideten oft das Amt eines Xystarchen. Mit der künstlichen Gestaltung der Athletik kommen auch Knaben und Epheben unter den A. vor. Sie waren eigentlich nur die angehenden Jünger der Kunst, wurden aber doch schon zur Uebung und Ermunterung für ihren künftigen Beruf als eine besondere Abtheilung der Kämpfenden bei den hellenischen Spielen zugelassen. Zu Olympia erscheint von ihren Wettkämpfen zuerst der einfache Wettlauf nebst dem Ringen (Ol. 37), bald darauf das Pentathlon (Ol. 38), zuletzt auch das Pankration (Ol. 145). In den Pythien finden wir außerdem noch den Diaulos und Dolichos der Knaben und Epheben. Bei den Römern kam diese Knabenathletik nie in Aufnahme, obwohl unter Domitian im Stadium zu Rom ein Wettlauf der Jungfrauen Statt fand. Mit dem Aufhören der großen hellenischen Festspiele verlor die Athletik ihren religiösen und politischen Halt. Das Christenthum brach auch diesen Sprößling des klassischen Heidenthums; die Ausartung u. übermäßige Schätzung desselben hatten schon Plato, Aristoteles, Euripides u. A. gemißbilligt. Am ungünstigsten spricht sich über die gesteigerte künstliche Athletik der Arzt Galenus aus, während die bildende diätetische Gymnastik an ihm einen entschiedenen Lobredner hat.

Bei den übrigen Völkern des Alterthums zeigen sich athletische Elemente vorzüglich da, wo Leibeskraft für die höchste Zierde des Mannes galt und in deshalb angestellten Kampfspielen erprobt wurde. Nirgends jedoch erhielt diese Kampfweise eine so vollkommene technische Gestaltung wie bei den Griechen und Römern. Am nächsten stehen den hellenischen Festspielen die Turniere des Mittelalters, obwohl ihnen das dort vorherrschende religiöse Moment gänzlich abgeht, auch die Kämpfenden nie eine für diesen Zweck ausdrücklich herangebildete Zunft ausmachten. Ein Ueberbleibsel der alten Athletik scheint in England das noch jetzt eifrig erlernte und geübte Boxen (s. d.) zu sein. Sonst kommen eigentliche A. nur noch einzeln, auf Volksfesten, Messen und Jahrmärkten vor, wo sie für Geld meist in Ringkämpfen ihre oft außerordentliche Leibeskraft produciren. Auch das Heben und Tragen schwerer Gewichte ꝛc. gehört zum Handwerke solcher Individuen, unter denen man selbst Frauenzimmer findet. Ihr Prunkname ist, wie im Alterthume, der des Hercules. Vgl. Krause, Gymnastik und Agonistik der Hellenen, Halle 1835; Jäger, Die Gymnastik der Hellenen, Eßlingen 1850;

außerdem die Artikel Gymnastik, Olympische Spiele.

Athlone, Stadt mit Gebiet in den irischen Provinzen Connaught und Leinster, halb zu der Grafschaft Roscommon, halb zu der Grafschaft Westmeath gehörig, am Shannon, hat ein festes Kastell, einige Kirchen, 2 Nonnenklöster, eine große Kaserne und 6218 Einwohner, welche besonders Fischerei u. Handel mit Torf, der in der Nähe des Shannon in großer Menge gewonnen wird, außerdem Leinweberei, Branntweinbereitung u. Spitzenklöppelei treiben.

Athmung (Respiration, respiratio), Bezeichnung derjenigen Vorgänge in den lebenden thierischen u. pflanzlichen Körpern, durch welche vermittelst eigener Organe, oder ohne solche gasförmige Stoffe aufgenommen oder eingesogen und dafür andere in Gasform ausgehaucht oder abgeschieden werden. Auch die Pflanzen haben ihre Respiration, indem die grünen Theile derselben, besonders die Blätter, Sauerstoff unter Einwirkung des Lichtes ausscheiden. Diese Respiration wird durch die Zellen des Blattes, welche unter der Oberhaut liegen, zu Wege gebracht. Daß die Einwirkung des Sonnenlichtes die Hauptbedingung zur Ausscheidung des Sauerstoffs ist, sieht man daraus, daß bei Nacht und wenn man eine Pflanze in künstliche Dunkelheit versetzt, dieselbe nicht Statt findet. Die lebende Pflanze zerlegt die durch die Wurzeln aufgenommene, im Wasser gelöste Kohlensäure, verbraucht den Kohlenstoff zum Aufbau ihrer Organe u. scheidet den Sauerstoff aus. Bei abgestorbenen, todten Pflanzen geschieht dies nicht mehr, sondern sobald solche faulen, verbrauchen sie ebenso, wie alle verwesenden organischen Substanzen, den Sauerstoff der Luft. In der Thierwelt findet das umgekehrte Verhältniß Statt. Alle Thiere nehmen Sauerstoff in sich auf u. geben Kohlensäure an die umgebende Luft ab. Hierin besteht der durchgreifende Unterschied zwischen der Pflanzen- u. Thierwelt. Durch die Atmosphäre aber stehen beide Reiche in einem innigen Wechselverhältnisse zu einander, indem das eine die Bedingung zur Existenz des anderen enthält, so daß man wohl zu sagen berechtigt ist, daß die Thierwelt ebenso wenig ohne die Pflanzenwelt, wie diese ohne die Thierwelt zu bestehen im Stande sei. In der niedersten Klasse der Thierwelt, bei den Urthieren (Protozoen oder Amorphozoen) geschieht die A. durch die ganze Körperoberfläche; das eindringende Wasser, welches stets atmosphärische Luft enthält, umspült und durchdringt die Körpermasse und gibt an dieselbe den Sauerstoff ab. Erst bei den Strahlthieren (Radiaten oder Aktinozoen, auch Zoophyten genannt), und zwar bei der höchsten Ordnung derselben, den Stachelhäutern oder Echinodermen, treten abgesonderte Organe auf, welche als Athemorgane gelten. Bei den Igelstrahlern oder Seeigeln erheben sich auf der Mundhaut baumförmige Mund- od. Hautkiemen, deren hohler Stamm in seinem Grunde frei in die Körperhöhle einmündet, während sich sein entgegengesetztes Ende in viele traubige Verzweigungen theilt. Bei den Seewalzen oder Holothurien finden sich aber schon deutlich Athmungsorgane vor, die Wasserlungen genannt werden, da in diese hohlen, baumartig verzweigten Säcke Wasser eingezogen und wieder daraus entleert werden kann, wie in die eigentlichen Lungen die Luft ein- und aus ihnen ausströmt. Diese Lungen verzweigen sich in zahllose hohle Aeste, Zweige und Blättchen, welche von einem Netze von Blutgefäßen umsponnen sind und den Sauerstoff aus dem Wasser aufnehmen. Auch bei den Würmern ist das Auftreten der Athmungsorgane verschieden; während bei den Rundwürmern (Nematoidea) noch keine Athmungsorgane aufgefunden worden sind, findet sich bei einigen Plattwürmern (Planariae) und bei den Saugwürmern (Trematoda) eine Art von Athemorganen, welche in wasserführenden Gefäßen bestehen, innen mit Flimmerbewegung versehen sind und an bestimmten Stellen nach außen münden. Auch bei den Räderthierchen (Rotatoria) kennt man ein inneres Luftgefäßsystem mit ziemlicher Genauigkeit. In der Nackengegend befindet sich auf einer ausstülpbaren Röhre eine Oeffnung, von welcher aus sich zwei seitliche Kanäle nach hinten erstrecken, die in der Nähe des Afters sich zu einer kontraktilen Blase vereinigen. Kurze Seitengefäße gehen von dieser aus in die Leibeshöhle u. münden in dieselbe frei mit einem wellenförmig zitternden Wimperläppchen. Offenbar dienen diese Organe dazu, das Wasser in das Innere zu führen und die A. zu unterhalten. Auch bei den Ringelwürmern (Annulata) lassen sich besondere Athmungsorgane als baumartig verästelte Kiemen unterscheiden. Die Röhrenwürmer (Tubicolae) besitzen alle Kiemen, welche am Kopfe oder auch an der Seite angebracht sind u. willkürlich ausgestreckt u. eingezogen werden können. Am zierlichsten sind diese Kiemen bei den Meerpinseln (Sabella) gebildet, wo sie vorn am Kopfe bald in Form eines Kreises von Federn, bald als seitlich verzweigte Bäumchen, bald als Kämme aufsitzen. In der großen Klasse der Weichthiere, welche theils auf dem Lande, theils im Wasser leben, sind die Athemorgane außerordentlich mannichfaltig gebildet. Schon die Rippenquallen (Ctenophora) sind mit Kiemensäcken ausgerüstet; bei den eigentlichen Mollusken aber treten besondere, sehr ausgebildete Athemorgane, meist in Form von Kiemen, seltener von Lungen, auf. Auf das Vorhandensein einer dieser Formen von Athemorganen gründet sich die Eintheilung der Schnecken in Kiemenschnecken (Branchiata) u. Lungenschnecken (Pulmonata). Jene bewohnen hauptsächlich das Meer, während letztere, obgleich nicht alle, auf dem Lande leben; aber auch erstere müssen, um unmittelbar Luft athmen zu können, von Zeit zu Zeit auf die Oberfläche des Wassers kommen. Die Lungenhöhle liegt meist in dem Nacken des Thieres in einer Kammer, ähnlich wie die Kiemen der Branchiaten, und öffnet sich am After. Die Kopffüßler (Cephalopoda), wozu die Ammonshörner, die Belemniten ꝛc. zählen, athmen alle durch Kiemen, welche aus traubigen, frei hervorstehenden Blättchen bestehen u. unten angewachsen u. in verschiedener Anzahl vorhanden sind. Unter den Gliederthieren (Articulata) besitzen die im Wasser lebenden Krustenthiere (Krebse) Kiemen, welche entweder frei aufsitzen, od. in eigenen Höhlen unter dem Brustschilde angebracht sind und in steter Bewegung sich befinden. Bei einigen dieser Thierklasse angehörenden Gattungen bilden sich eigenthümliche Luftröhren aus, und diese schließen sich dadurch den höheren Klassen der Gliederthiere, den

Arachniden (spinnenartigen Thieren) u. den Insekten an. Bei diesen beiden letztern nämlich treten die sogenannten Tracheen als ganz besondere Bildungen der Athemwerkzeuge auf. Obgleich man bei den niedern Klassen der Arachniden, bei den Bärthierchen und einigen Milben, keine Athemorgane gefunden hat, und die A. bei diesen ähnlich wie bei den Amorphozoen ꝛc. nur durch die ganze Körpermasse vollzogen zu werden scheint, so haben dafür die eigentlichen Spinnen (Araneiden) sogar Lungen, die meisten seitliche Luftsäcke. Die Insekten athmen alle zu jeder Zeit ihres Lebens die Luft direkt ein, und zwar durch besondere Oeffnungen, Stigmen, zu beiden Seiten des Körpers. Diese Stigmen sind rundliche oder längliche Spältchen, meist mit einem besonders gefärbten Hornringe umgeben, und können durch einen eigenen Muskelapparat geöffnet und geschlossen werden. Von diesen Stigmen gehen Luftröhrchen oder Tracheen aus, welche sich baumartig in Aeste und Zweige zertheilen und den ganzen Körper des Insekts durchziehen. Der Bau dieser Tracheen besteht in einem spiralig aufgewundenen feinen hornigen Faden, welcher mit Haut überzogen ist. Taucht man ein Insekt unter Wasser, so erscheinen diese Röhrchen silberglänzend, so lange sie mit Luft gefüllt sind. Die feineren Verzweigungen gehen oft Verbindungen mit einander ein. Das Blut umspült frei diese Luftröhren und nimmt aus ihnen den Sauerstoff auf. Bei den Wirbelthieren kommen nur zwei Formen von Athmungsorganen vor, Kiemen und Lungen. Während die Kiemen bei den Fischen ausschließlich und allein der Respiration vorstehen und aus sehr zarten, häutigen Blättchen bestehen, die auf knöchernem Bogen stehen und in welchen sich die Blutgefäße verzweigen, streiten sich bei den Reptilien Kiemen u. Lungen um den Vorrang. Letztere finden sich zwar als hohle Säcke überall, doch tragen manche Reptilien noch nebenbei Kiemen, wie die Schuppenlurche, und in Jugendzuständen mancher Amphibien, z. B. der Batrachier, dienen ebenfalls Kiemen zur A., während die Lungen noch ruhen. Die Lungen der Amphibien bestehen aus runden oder länglichen hohlen Säcken, welche in der Bauchhöhle liegen und auf ihrer inneren Oberfläche zahlreiche vorspringende Schleimhautfältchen in Form von zierlich gebildeten zelligen Räumen besitzen, auf denen sich die Blutgefäße verbreiten. Am Eingange in die Luftröhre findet sich, besonders bei den froschartigen Amphibien, ein kehlkopfartiges Organ. Die Vögel haben eigenthümlich gebildete Lungen, zu denen die Luft durch einen oberen Kehlkopf, dann durch die oft sehr lange Luftröhre und den unteren Kehlkopf einströmt. Die Vogellungen hängen nicht frei in den Brustfellsäcken, sondern sind zwischen den Rippenräumen zu beiden Seiten der Wirbelsäule als hellrothe, schwammige Massen befestigt. Die Luftröhren stehen senkrecht auf der Oberfläche der Lungen auf und unter einander und mit den Luftgängen der Knochen und des Zellgewebes und auch theilweise mit der Unterleibshöhle in unmittelbarer Verbindung.

Die Lungen der Säugethiere und des Menschen sind nach ganz gleichem Typus gebildet. Sie stellen drüsenartige Organe vor, die stets paarig sind, frei in die Brusthöhle hineinragen, nur durch die Gefäße und die Luftröhren befestigt und durch ein Zwerchfell von der Bauchhöhle abgeschieden sind. Die Luftröhren vertheilen sich baumförmig in feine Aeste und Zweige und enden zuletzt blind in kleinen Bläschen, auf deren Oberfläche sich die Kapillar- oder Haargefäße in Form von feinen Netzen ausbreiten. Die Luftröhre ist ein aus einer größeren oder geringeren Zahl knorpeliger Ringe zusammengesetztes gerades Rohr, dessen oberes Ende von dem Kehlkopfe gebildet wird. Diese in gleichen Abständen von einander parallel übereinander liegenden, hinten nicht ganz geschlossenen, sondern nur durch eine elastische Membran zusammenhängenden Halbringe erhalten vermöge ihrer Elastieität das Lumen der Luftröhre stets gleich weit offen, so daß die Luft ungehindert durch dieselbe aus- und einströmen kann. Nur die Stimmritze bildet einen schmalen Eingang und ist vermöge ihrer großen Empfindlichkeit gegen äußere Reize und wegen ihrer Enge, zumal im kindlichen Alter, von der größten Wichtigkeit für den Athmungsprozeß; abgesehen von ihrer Funktion als Stimmorgan (s. Stimme). Die Knorpelringe begleiten die Luftröhre ein Stück weit in die Lungen hinein, werden dann zu unregelmäßig und zerstreut umherliegenden Knorpelplättchen und verlieren sich allmählig ganz, so daß die feineren und feinsten Aestchen der Luftröhre nur noch aus Häuten bestehen, die aus elastischen Fasern und Muskelfasern gebildet und mit einer Schleimhaut ausgekleidet sind. Die Lungenbläschen bestehen aus einer Faserlage der sehr verfeinerten Schleimhaut mit einem Epithelialüberzuge. Elastische Fasern umspinnen dieselben und bilden einen festen Rahmen, zwischen welchem die weicheren Theile mit den Blutgefäßnetzen ausgespannt sind. In diesen Lungenbläschen geht der Athmungsprozeß vor sich, in sie strömt die atmosphärische Luft ein, an sie gibt das Blut die überall im Körper gebildete, aufgenommene Kohlensäure ab, und in ihnen wird die dieselbe mit der eingeströmten, eines Theils ihres Sauerstoffs beraubten Luft gemengt, um durch die Ausathmung in die umgebende Luft ausgehaucht zu werden. Die Größe der Lungenzellen des Menschen schwankt von $^1/_6$ bis $^1/_{10}$ Linie, die meisten messen $^1/_8$—$^1/_{10}$ Linie, so daß auf eine Quadratlinie 8—10, ja bis 20 solcher Bläschen kommen. Die Lungenarterie, welche aus der rechten Herzkammer alles Blut, das durch die großen Blutadern aus dem Körper zugeführt und in das rechte Herz ergossen wird, in die Lungen einführt, zertheilt sich sehr schnell in ein feines Haargefäßnetz, aus welchem das nun entkohlte, mit Sauerstoff erfrischte, heller geröthete Blut nach dem linken Herzen zurückfließt (s. Kreislauf des Bluts). Außer der Kohlensäure enthält aber das ausgeathmete Gasvolumen eine Menge Wasserdampf, welcher ebenso, wie die Kohlensäure aus den Haargefäßen der Lungenzellen in diese letzteren austritt, durch einen physikatischen Vorgang, den man Exosmose nennt (s. d.), ausgeschieden wird. Dieser Austausch der Gasarten innerhalb der Lungenbläschen geschieht nicht stoßweise oder rhythmisch, wie das Ein- und Ausathmen vermuthen lassen könnte, sondern kontinuirlich, da die Lungen auch nach angestrengtester Ausathmung stets noch eine große Menge Luft zurückhalten. Jeder Athemzug führt eine gewisse Menge Luft ein, diese mischt sich mit der bereits darin vorhandenen, und da das fast gleiche Volumen ausgeathmet wird, ist eine

gewisse Menge Kohlensäure und Wasserdampf an die Stelle der verschwundenen Sauerstoffmenge getreten. Das Athmen besteht, wie aus dem bereits Gesagten erhellt, aus zwei in rhythmischem Wechsel Statt findenden Bewegungen, der Einathmung (inspiratio) und der Ausathmung (expiratio), und gehört zu denjenigen Verrichtungen, welche man vegetative nennt. Es liegt jedoch in dem Willen des Menschen, die Athembewegungen wenigstens im ruhenden Zustande durch den Willen zu beschleunigen oder auch zu verlangsamen. Bei starker Bewegung des Körpers, beim Laufen, Tanzen ꝛc., werden aber die Athembewegungen unwillkürlich beschleunigt. Ueberhaupt ist die Zahl der Athemzüge in einer gewissen Zeit, in einer Minute, eine verschiedene, je nach der Größe und dem Alter des Individuums; von Vierordt wird dieselbe für den Erwachsenen im Mittel auf 12, im Maximum auf 15, im Minimum auf 9 angegeben, bei neugebornen Kindern ist das Mittel 44. Aeußere Einflüsse wirken sehr mannichfaltig ein, ebenso auch der Zustand der Lungen. Krankheiten der Lungen und anderer Körpertheile üben einen sehr wesentlichen Einfluß, besonders sind es fieberhafte Zustände, welche die Zahl der Athemzüge außerordentlich vermehren, wie überhaupt jede Beschleunigung der Blutbewegung diese Wirkung äußert. Der Inspiration folgt die Expiration fast unmittelbar nach, während nach dieser eine kleine Pause bemerkbar ist, ehe der folgende Athemzug beginnt. Ein- und Ausathmung sind in ihrer Zeitdauer nicht gleich, die erstere ist etwas länger als die letztere. Genaue Angaben über deren Verhalten sind aber wegen des störenden Einflusses der Aufmerksamkeit nicht leicht zu machen. Auch die Größe der Athemzüge, sowie die Menge der ein- und ausgeathmeten Luft wird sehr verschieden angegeben, und es schwanken die Angaben darüber von 53 bis zu 792 Kubikcentimetern; Größe, Alter, Geräumigkeit des Brustkorbes, Zustand der Lungen, Beschäftigung, Uebung, Wohnort, ob in gebirgiger oder in ebener Gegend gelegen, sogar das Geschlecht veranlassen die mannichfaltigsten Verschiedenheiten. Die Menge der bei einer Ausathmung ausströmenden Luft steht aber wohl in einem ziemlich konstanten Verhältnisse zu dem in den Lungen zurückbleibenden Luftquantum, u. läßt sich dasselbe annehmen wie 1 : 4,75. Das Einströmen der Luft durch die Luftröhren und in die Lungenzellen ist von einem Tone begleitet, welcher durch die Reibung derselben an den Wandungen erzeugt wird und den man beim Anlegen des Ohres an die Brustwand deutlich hören kann. In den Luftröhren ist dieser Ton rauh und gleich dem Laute ch, während der in den Lungenbläschen erzeugte mehr einem Schlürfen gleicht. Ist Schleim oder eine andere Flüssigkeit in denselben angesammelt, so hört man ein deutliches Rasseln, welches je nach der Weite der Luftröhren sehr verschieden ist und auf größere oder kleinere Luftblasen schließen läßt. Es ist dies eine Thatsache, welche von größter Wichtigkeit für gewisse Krankheiten der Lunge ist (s. Auskultation).

Mechanismus des Athmens. Sowohl bei dem Ein-, als bei dem Ausathmen sind eine große Zahl von Muskeln betheiligt, die um so größer ist, je angestrengter das Athmen Statt findet, während beim ruhigen Athmen gewisse Muskelgruppen ganz ruhen. Der einzige Eingang in die Lungen ist die Luftröhre, zu welcher die Luft durch die Nase oder durch den Mund einströmt. Während nun das Zwerchfell sich zusammenzieht und seine nach oben gerichtete Wölbung sich abflacht, die Zwischenrippenmuskeln bei ihrer Kontraktion die Rippen heben, wodurch der überall luftdicht verschlossene Hohlraum des Brustkorbs erweitert wird, stürzt die Luft durch die Luftröhre in die Lungen ein, u. diese folgt den Bewegungen der Wandung des Brustkorbs, denen sie dicht anliegt, und wird hierdurch im Verhältniß des erweiterten Brustraumes ausgedehnt. Der hermetische Verschluß der Brusthöhle ist die Hauptbedingung des geregelten Einathmens; macht man bei einem Thiere eine Oeffnung in den Brustkorb, so fällt der entsprechende Lungenflügel sogleich zusammen, indem die Luft auf dem kürzesten Wege in den luftleeren Raum einströmt, und wird trotz der Zusammenziehung des Zwerchfells nicht mehr ausgedehnt, so daß ein Einathmen dann nicht mehr Statt finden kann. Die Lunge selbst verhält sich also bei der Einathmung vollkommen passiv. Eröffnet man beide Höhlen des Brustkorbs zugleich, so erfolgt augenblicklich Erstickungsnoth. Bei angestrengtem Athmen in Folge von rascher Bewegung und noch mehr bei durch krankhafte Zustände veranlaßter Athemnoth entstehen sehr heftige und umfängliche Bewegungen des Brustkorbs: die Hals-, Schlüsselbein-, Brust- und Schulterblattmuskeln arbeiten dabei mit, und der Körper wird durch die Arme aufrecht gestützt; dabei heben sich die Nasenflügel, der Mund öffnet sich nach Luft schnappend, das Gesicht verzerrt sich, der Mensch keucht ꝛc. (s. Athemnoth). Bei ruhigem Ausathmen erschlafft das Zwerchfell und steigt wieder nach oben, der Brustkorb sinkt zusammen, während die Lunge vermöge der Elasticität der Lungenbläschen die Luft theilweise austreibt. Dabei wirken wohl auch die durch Darmgase ausgedehnten, beim Einathmen durch das herabsteigende Zwerchfell aber zusammengedrückten Baucheingeweide mit. Die Bauchmuskeln, welche dabei nur eine sehr geringe Thätigkeit entwickeln, machen aber bei kräftiger Exspiration sehr starke Kontraktionen, so daß z. B. bei Erstickungsgefahr die Bauchdecke in einer sehr auffallenden Weise eingezogen wird, was man Bauchathmung (respiratio abdominalis) nennt. Bei dem gewöhnlichen Athmen geht der Luftstrom durch die Nase; sind die Nasenhöhlen verengt oder verstopft, so muß durch den Mund geathmet werden, was beim Sprechen, Singen, bei rascher Bewegung ꝛc. auch geschieht. Geschieht das Athmen durch den Mund, so streicht sehr wenig oder gar keine Luft durch die Nase. Der Kehlkopf steigt bei dem Einathmen etwas abwärts, der Kehldeckel richtet sich auf, u. die Stimmritze erweitert sich. Bei der Ausathmung geht der Kehlkopf wieder aufwärts, und die Stimmritze verengt sich etwas. Bei ruhigem Einathmen bewegt sich der Gaumenbogen nicht, bei tiefer Inspiration aber geht derselbe mit dem Zäpfchen in die Höhe. Bei tiefem Ausathmen senkt sich das ganze Gaumensegel, die hinteren Gaumenbögen treten näher zusammen; dabei verlängert sich das Zäpfchen und geräth in eine schwingende Bewegung. Die Ursache der Athembewegungen, welche unwillkürlich, im Schlafe ebenso wie im Wachen, sogar im bewußtlosen Zustande vor sich gehen, werden, wie alle instinktiven

Bewegungen, durch Sensation hervorgerufen. Diese Sensation ist eine solche, welche ohne alles Bewußtsein des Menschen oder Thieres fortbesteht und sogar dann nicht aufhört, wenn das große und kleine Gehirn weggenommen werden. Von dem Momente des Geborenwerdens an wirkt dieselbe und unterhält die Athembewegung mit einer merkwürdigen Vollkommenheit und Gleichmäßigkeit. Diese Sensation liegt in den Lungen und wird durch das Nervensystem vermittelt. Sie entsteht durch das aus dem Körper zurückgekehrte kohlensäurereiche Blut und andere Reize. Das Centralorgan, auf welches sich die auf die Lungen ausgeübten Reize übertragen, ist die Medulla oblongata, das verlängerte Mark, wie Experimente nachgewiesen haben. Durch dasselbe wird die reflektorische Uebertragung der Reize auf die Bewegungsnerven der Athemmuskeln vermittelt.

Neben dem Hauptzwecke, welchen die A. zu erfüllen hat, die aus dem Blute ausgeschiedene Kohlensäure hinweg-, Sauerstoff aber in den Körper einzuführen, wodurch einerseits der Stoffwechsel unterhalten, andererseits durch die Oxydation der Körperbestandtheile die thierische Wärme erzeugt wird, hat die Respiration noch den Zweck, den Blutlauf zu unterstützen. Es läßt sich dies experimentell nachweisen durch künstlich eingeleitete Respiration, wodurch man im Stande ist, stundenlang die Herzbewegung zu unterhalten u. dadurch darzuthun, daß die Lungenbewegungen den Blutumlauf wesentlich fördern. Es zeigt sich dieser Einfluß auf die Blutbewegung auch dadurch, daß beim Einhalten des Athmens nach geschehener Inspiration die Gefäße des Halses von Blut strotzen und das Gesicht blau wird, was eine Zurückhaltung des Blutes, welches sich in das rechte Herz zu ergießen im Begriffe steht, in den Blutadern beweist. Daß der Puls bei gewöhnlicher Inspiration etwas schneller, bei der Exspiration etwas langsamer geht, ist eine leicht zu beobachtende Thatsache. Die Ein- und Ausathmung hat auch einen sichtlichen Einfluß auf die Bewegung des Gehirns, in sofern sich dasselbe bei kräftigem Ausathmen hebt, beim Einathmen aber zusammensinkt; eine Erscheinung, welche an Neugeborenen, wegen der Weichheit der Schädeldecken auf dem Scheitel (der sogenannten großen Fontanelle), sehr deutlich zu beobachten ist, auch bei Verletzungen der Schädeldecke und nach Trepanationen und Bloßlegung eines Theils des Gehirns wahrgenommen werden kann und darin ihre Erklärung findet, daß der Lauf des Blutes der Schlagadern bei der Ausathmung beschleunigt, die Entleerung der Blutadern aber beeinträchtigt wird, während bei der Einathmung das umgekehrte Verhältniß Statt findet.

Die Athmungsbewegungen erleiden sowohl bei gesunden, als der kranken Zuständen mannichfaltige Modifikationen, welche theils unwillkürlich verursacht werden durch Reize, welche entweder von außen her auf irgend einen Theil der Luftwege wirken, oder durch krankhafte Veränderungen der Schleimhäute entstehen, oder in psychischen Einflüssen ihren Grund haben, theils der Willkür unterworfen sind. Zu den unwillkürlichen Modifikationen gehören: Das Gähnen, welches bei Abspannung des Nervensystems, Schläfrigsein, Langeweile, Uebelkeit, Ohnmachtanwandlung entsteht, besteht in einer tiefen u. langsamen, stetigen, oder auch durch den Willen unterbrochenen u. daher stoßweisen Einathmung mit weit geöffnetem Munde, welcher dann eine raschere Ausathmung folgt. Beim Niesen geht eine oder gehen mehre tiefe Einathmungen bei schiefer Einstellung des Gaumens einer sehr schnellen und kräftigen Ausathmung voraus, welch letztere entweder durch die Nase allein, oder durch Mund u. Nase mit einem eigenthümlichen Tone geschieht, wobei Schleim, Speichel und andere Körper mit dem Luftstrome aus den Luftwegen hervorgeschleudert werden, auch der Körper stark erschüttert zu werden pflegt. Dauert der Reiz, den fremde Körper auf der Nasenschleimhaut hervorrufen, fort, so wiederholt sich das Niesen. Nach demselben ist meist das Bedürfniß zum Schnäuzen oder Räuspern vorhanden. Das Schluchzen entsteht durch krampfhafte, stoßweise Zusammenziehung des Zwerchfells und dadurch hervorgerufenes, rasches Einathmen, wobei ebenfalls meist ein eigenthümlicher kurzer Ton erzeugt wird. Es stellt sich gern ein bei überladenem Magen, nach längerem heftigen Weinen und bei schweren Entzündungen im Unterleibe, kommt aber auch zuweilen ohne besonders nachweisbare Ursache vor und ist oft ein sehr lästiges Uebel. Langsames Trinken von kaltem Wasser, Ablenkung der Aufmerksamkeit, leichtes Erschrecken, bei Kranken beruhigende Mittel werden dagegen empfohlen. Beim Lachen erfolgt nach einer mehr oder weniger tiefen Inspiration bei meist weit geöffnetem Munde ein stoßweises Ausathmen mit eigenthümlichem Tone, wobei das Gesicht in bekannter Weise verzogen ist. Bei heftigem Lachen wird der ganze Körper mit erschüttert. Beim Weinen gehen unter eigenthümlicher Verziehung der Gesichtszüge und vermehrter Absonderung der Thränen mehr oder weniger heftige, raschere, oder langsamere Ausathmungen vor sich, wobei ebenfalls eigenthümliche Töne erzeugt werden. Die inneren Ursachen der beiden letzten Athmungsmodifikationen sind psychische Vorgänge. Das Seufzen, welches theils unwillkürlich, theils willkürlich geschieht, ist ein langsames, tiefes, meist durch den Mund erfolgendes Einathmen, dem eine etwas schnellere, mit einem charakteristischen Tone verbundene Ausathmung folgt. Das Husten, eine unwillkürliche, durch einen Reiz der Stimmritze oder der Lungenschleimhaut entstehende, jedoch auch der Willkür unterworfene Athemmodifikation, geschieht, nachdem eine oder mehre tiefe Inspirationen die Lunge ganz ausgefüllt haben, bei vereugter Stimmritze durch eine schnelle, stoßweise Exspiration, wobei hauptsächlich und ganz besonders die Bauchmuskeln mitwirken. Durch das Husten werden vorhandene Schleimmassen aus den Luftwegen, auch aus den tiefer gelegenen, herausbefördert. Der Ton, welcher dabei entsteht, ist charakteristisch, je nach dem Zustande der Stimmritze aber sehr verschieden. Verbindet sich damit eine krampfhafte Verschließung der Stimmritze, so wird der Blutumlauf gestört, und Erstickungsanfälle können sich dazu gesellen. Räuspern, Schnäuzen u. Gurgeln sind nur willkürliche, schnelle und kraftvolle Ausathmungsbewegungen, durch welch erstere der Inhalt der Nasenhöhle oder der Luftröhre herausbefördert, oder, bei dem letzteren, bei zurückgelegtem Kopfe eine in den hinteren Theil der Mundhöhle gebrachte Flüssigkeit in Bewegung ge-

setzt wird, wobei Gaumensegel und Zäpfchen mitschwingen. Das Schnarchen ist jene meist beim tiefen Schlafe hörbare, eigenthümliche Ein- und Ausathmung, welche durch eine schwingende Bewegung des Gaumensegels erzeugt wird und auch willkürlich hervorgebracht werden kann. Mit einer Reihe anderer mechanischer Vorgänge zur Unterstützung der Entleerung von Ansammlungen in Organen des Unterleibs, z. B. im Darmkanal von Gasen und Fäkalmassen, in der Blase von Urin, beim Gebärakte, beim Erbrechen, verbindet sich eine Athmungsbewegung, welche Drängen genannt wird. Durch die vollkommen verschlossene Stimmritze wird nach einer tiefen Einathmung die Luft in der Lunge zurückgehalten, so daß das Zwerchfell nach unten fixirt wird. Dadurch wird der Raum der Unterleibshöhle verengt, so daß die kräftig verkürzten angespannten Bauchmuskeln auf die Eingeweide drücken können. Die Ausathmung wird dabei so lange verschoben, als es möglich ist, und nur allmählig vorgenommen. Oeffnen sich nun die Schließmuskeln des Afters oder der Blase beim Andringen ihres Inhaltes, so entleeren sich dieselben. Bei sehr starkem Drängen wird der Brustkorb nach unten gezogen, das Antlitz röthet sich und bekommt einen besonderen Ausdruck.

Medium des Athmens. Um den Athmungsprozeß zu unterhalten, müssen die Medien, in welchen Menschen und Thiere erlstiren sollen, Sauerstoff enthalten. Diejenigen Thiere, welche im Wasser leben, besitzen das Vermögen, den von dem Wasser absorbirten Sauerstoff der Luft abzuscheiden und ins Blut aufzunehmen; denn alles Wasser, selbst in bedeutenden Tiefen, enthält atmosphärische Luft gelöst. Die Aufnahme desselben geschieht in gleicher Weise, wie bei den höheren die Luft direkt athmenden Thieren. Die atmosphärische Luft (s. Atmosphäre) enthält fast konstant in 100 Theilen 21 Theile Sauerstoff und 79 Theile Stickstoff. Entzieht man den letzteren, so kann das Leben nur kurze Zeit fortbestehen. Der Stickstoff spielt nämlich die Rolle eines Verdünnungsmittels des Sauerstoffs, welcher, wenn er rein eingeathmet wird, was nach H. Davy etwa 10 Minuten lang geschehen könnte, den Puls kräftiger und schneller macht; die Zahl der Athemzüge nimmt dabei zu, und es entsteht ein Gefühl von Wärme und Leichtigkeit in der Brust. Gegen Ende des angestellten Versuchs treten Beklemmungen ein, die Augen röthen sich, werden glänzend, die Haut geräth in Schweiß, die Muskelkraft wird erhöht. Der Körper würde sich daher rascher verzehren, wenn er stets nur reinen Sauerstoff aufnehmen würde. Ein beständiger Begleiter der atmosphärischen Luft ist die Kohlensäure, welche etwa zu $^1/_{2000}$ in jener enthalten ist. Nur in mit Menschen und Thieren überfüllten Räumen nimmt dieser Gehalt an Kohlensäure zu; die Luft wird aber mit der Zunahme derselben schlechter und beengt die Brust. Auch andere Gasarten heben den Athmungsprozeß mehr oder minder schnell auf, u. man hat je nach ihrer Wirkung dieselben eingetheilt in solche, welche zwar eingeathmet werden können, das Leben aber allein nicht zu unterhalten vermögen, u. solche, welche geradezu giftig wirken und oft schnell tödten. Zu den respirablen Gasen gehören reiner Sauerstoff, Stickstoff, Stickoxydulgas und Wasserstoffgas; zu den irrespirablen Arsenikwasserstoffgas, Phosphorwasserstoffgas, Kohlensäure- und Schwefelwasserstoffgas in gewisser Koncentration, Kohlenwasserstoffgas und diejenigen Gasarten, welche in größerer Menge eingeathmet Krampf u. Verschließung der Stimmritze u. dadurch schnell den Tod herbeiführen, als Kohlensäuregas, Chlorgas, Jod, Stickstoffoxyd, Ammoniak, Fluorbor, Fluorsiliciumgas und die meisten sauren Dämpfe, die salpetrigen und schwefelsauren Gase, die Ameisen- und Bernsteinsäure. Die Luft erleidet durch das Athmen eine Abnahme des Volumens, welche von verschiedenen Physiologen verschieden angegeben wird. Diese Abnahme nimmt zu, je öfter dieselbe Luft eingeathmet wird. Die eingeathmete Luft nimmt an Wärme zu, wenn sie kälter ist als der Körper, wird aber auch nach Valentin um einige Grade abgekühlt, wenn sie die Körpertemperatur übersteigt. In chemischer Hinsicht aber unterscheidet sich die ausgeathmete Luft von der eingeathmeten dadurch, daß erstere eine große Menge Kohlensäure und Wassergas und viel weniger Sauerstoff enthält, als letztere. Nach Brunner und Valentin enthalten 100 Volumtheile ausgeathmeter Luft an Kohlensäure: im Mittel 4,380, im Maximum 5,495, im Minimum 3,299, Differenz 2,196; an Sauerstoffgas von 100 Volumtheilen: im Mittel 16,033, im Maximum 17,246, im Minimum 14,968, es verschwanden somit im Mittel etwa 4,782 Volumprocente Sauerstoff aus der geathmeten Luft. Was den Stickstoff betrifft, so scheint nach den meisten Untersuchungen derselbe fast gar keine Veränderungen zu erleiden. Die Menge des ausgeathmeten Wasserdampfes ist bedeutend. Haucht man an eine kalte Fläche, so läßt sich sehr bald das Wasser in tropfbar-flüssiger Form sammeln. Die Menge des von einem erwachsenen Menschen in 24 Stunden ausgeathmeten Wassers wird nach einigen Beobachtern auf etwas über ein Pfund angegeben. Die Ausathmungsgase enthalten noch außerdem eine geringe Menge organischer Stoffe, deren procentiger Gehalt von Collard de Martigny auf 0,003 % angegeben wird; das aufgefangene Wasser soll dadurch sehr bald einen üblen, fauligen Geruch annehmen. Manche flüchtige, riechende Stoffe, dem Magen einverleibt, werden durch die Lungen ausgeathmet, so daß die Ausathmungsluft einen specifischen Geruch annimmt, wie von Kampher, Moschus, alkoholhaltigen Getränken; in schweren Fällen von Harnverhaltung fand man einen urinösen Geruch des Athems; nach den neuesten Untersuchungen soll bei der Urämie Ammoniak ausgeathmet werden, welches durch Salzsäure nachgewiesen werden kann. Die Veränderungen, welche das Blut durch das Athmen erfährt, können sowohl durch Vergleichung des Blutes der Lungenarterien und Lungenvenen untersucht werden, als auch dadurch, daß man aus der Ader gelassenes Blut mit den verschiedenen Gasarten mischt, welche ein- oder ausgeathmet werden. Das Lungenarterienblut, welches aus dem Körper durch die Venen zurückkehrend überall Kohlensäure auf seinem Wege in sich aufnimmt und also venöses Blut ist, hat eine dunkelrothe Farbe und wird in den Lungen durch die Aufnahme des Sauerstoffs der Luft hellroth gefärbt und zu arteriellem Blute umgewandelt, um, von Neuem durch das linke Herz in den Körper getrie-

ben, seinen Sauerstoffgehalt abzugeben u. Kohlensäure aufzunehmen. Die dunklere Farbe rührt von der Kohlensäure her, welche auch das hellrothe aus einer Arterie gelassene Blut außerhalb des Körpers, wenn man letzteres in einem Gefäße mit derselben schüttelt oder diese in dasselbe einleitet, in dunkelrothes Blut umwandelt. Es zeigt sich bei diesem Experimente die weitere Eigenthümlichkeit des Blutes, daß dasselbe eine große Menge von Kohlensäure aufzunehmen im Stande ist, so daß die Absorptionsfähigkeit des Venenblutes für Kohlensäure gleich 1, für Sauerstoff gleich $^1/_4$, des Arterienblutes für Kohlensäure gleich 2, für Sauerstoff gleich $^1/_8$ angenommen werden kann. Die Kohlensäure, welche in dem Blute absorbirt ist, wird durch Einleitung von atmosphärischer Luft ausgetrieben, so daß dadurch die Vermuthung nahe liegt, daß das Austreten der Kohlensäure aus dem Blute durch die Einführung des Sauerstoffs veranlaßt werden möge. Welche weiteren Veränderungen der Blutbestandtheile durch die Verbindung mit dem aufgenommenen Sauerstoff Statt finden, ist noch Gegenstand eingehender, sehr schwieriger Forschungen. Vorläufig ist anzunehmen schon gestattet, daß die durch die Nahrungsstoffe neugebildeten Chylus- und Blutbestandtheile durch den Athmungsprozeß diejenige chemische Veränderung erleiden, welche sie befähigen, die verbrauchten Körperbestandtheile wieder zu ersetzen, oder sich der Art umzuwandeln, daß sie überhaupt zur Unterhaltung des Stoffwechsels und zur Erzeugung der thierischen Wärme zu dienen, d. h. das Leben fort u. fort zu erhalten vermögen.

Athor, altägyptische Gottheit, s. v. a. Hathor.

Athos (Hagion-Oros, Monte Santo), europäisch-türkisches Gebirge und Vorgebirge in Macedonien, am ägäischen Meere, mit 21 Klöstern und 300 Kapellen und Zellen und gegen 6000 Bewohnern. Der A., über dessen geographische, statistische und historische Bedeutung das Abendland erst in der neueren Zeit genauere Kunde erhalten hat, ist der große „Waldbom der anatolischen Christenheit." Ein mehr als 20 Stunden langes, 5—6 Stunden breites und durch eine schmale niedere Erdzunge an den Kontinent gebundenes Bergeiland, hebt es sich sanft von beiden Strandseiten gegen die Mitte empor und läuft sattelförmig mit wachsender Höhe und Steile in langen Windungen fort, bis sich am Ende, auf drei Seiten rund aus dem Wasserspiegel herausteigend und auf der vierten bis zur halben Höhe mit dem Waldgebirge verwachsen, einsam und frei die riesige Athoskuppel 6400 Fuß hoch über die Meeresfläche erhebt, auf der Plattform eine weithin sichtbare Kirche, die höchste der morgenländischen Christenheit, tragend. Das Aufsteigen vom Strande zu beiden Seiten bis zum Longitudinalwege auf dem Bergscheitel beträgt 2—3 Stunden. Der Pinie und der Weißtanne begegnet man nur am Felsenportal des Einganges und auf der obern Region des Steinkegels; der langgestreckte Raum zwischen beiden ist ein zusammenhängender Laubwald von Platanen, Buchen, Grüneichen, Oel-, Feigen-, Nuß- und Kastanienbäumen, Cypressen, Weinreben, Lorbeer- und Haselstauden, Mastixsträuchern, immergrünen Arbutuskirschen, Mantbeer- und Obstbäumen aller Art, dessen Zwischenräume Myrthen, Rosenhecken, Weißdornen, Koronillen, Globularien und Epheuranken ausfüllen, so daß Duft, Farbenpracht und Schmelz der Blumen überall den Sinn berauschen. Das ganze Gebiet des A. bildet ein zusammenhängendes eigenes Gemeinwesen, eine feste Körperschaft mit aller im Säkularverbande herkömmlichen Ungleichheit in Vermögen, Macht, Ansehen, Erwerbsfähigkeit, Lebenspraxis, Leidenschaft und Trieb, aber mit Municipalfreiheit und Selbstverwaltung. Das Grundeigenthum ist seit Jahrhunderten als unantastbarer Besitz der annoch bestehenden 21 Klöster katastermäßig einregistrirt und keine Handbreit Land ohne Herrn; die Grenzscheide der einzelnen Klostergebiete ist schon lange und überall im Gehölze, am Bach, am Felsabhang unter Hader, Prozeß und Plünderung von Seiten türkischer Austrägalgerichte festgesetzt. Der heilige Berg mit seinem Urwald und seiner festverwachsenen Kirchenkonstitution ist Central- und Lebenspunkt des oströmischen Glaubens, der Vatikan des Orients, Sammelplatz des Reichthums wie der kirchlichen Ueberlieferung, Freihafen und letzter Zufluchtsort aller Weltfatten von Byzanz. Rücksichtlich der inneren Verwaltung genießt dieser kleine, dem Sultan tributäre Mönchsstaat denselben Grad von Unabhängigkeit wie die Fürstenthümer Serbien und Moldau-Walachei. A. ist eigentlich das älteste freie Gemeinwesen im türkischen Reiche; kein Muselmann, ja nicht einmal ein weltlicher Christ, darf sich im heiligen Bezirk niederlassen, und selbst der Bostandschi in Karyäs, dem Hauptort, hängt gewissermaßen von den Mönchen ab. Man findet hier, wie in einem europäischen Staate, eine durch freie Wahl jährlich zu erneuende Regierungsjunta, ein jährlich zu votirendes Budget, Steuerumlage, Deficit, Polizei und Schulden, diese letzteren hauptsächlich in Folge des Aufstandes und der schweren Kontributionen, die man nach der Unterdrückung desselben erlegen mußte. Der öffentliche Dienst soll jährlich eine Million Silbergroschen oder 500,000 türkische Piaster erheischen. Die Hälfte dieser Summe geht als Tribut nach Konstantinopel, mit der andern bestreitet man die kleinen Gratifikationen an die Regierungsmitglieder, bezahlt die üblichen Geschenke an den ökumenischen Patriarchen, an die heilige Synode, an den Wessir in Salonichi, an den Bostandschi und seinen Schreiber in Karyäs, besoldet die christliche Municipalmiliz und die auswärtigen Agenten und gibt, wo immer zum Vortheil der Republik durch Klingendes nachzuhelfen ist.

Das Regiment im Innern ist ein doppeltes, da ein Theil der Klöster im monarchischen, der andere im demokratischen Sinne verwaltet wird. Die ersten heißen Cönobien, und die Mönche stehen mit völliger Ertödtung eigenen Willens unter einem auf Lebzeiten ernannten und mit absoluter Gewalt bekleideten Abte. In diesen hat Niemand ein Eigenthum; eingebrachtes Vermögen und Frucht der täglichen Arbeit, sowie der Mönch selbst mit Leib und Seele gehören dem Kloster an, welches dafür seine Angehörigen kleidet, nährt, in der Krankheit pflegt und nach dem Tode begräbt und vergißt. Die Mahlzeit der Cönobien ist gemeinschaftlich, das Kleid uniform, das Gebäude reinlich, das Individuum schweigsam und höflich, das Ganze voll Takt und Ebenmaß. Dies Alles ist bei den republikanisch regierten Klöstern verschieden; man nennt sie Idiorhythma Monastiria, d. i. solche Klöster, wo

der Einzelne nach eigenem Urtheil und Gutdünken lebt. Hier wählt man die Vorstände durch Stimmenmehrheit, aber jedesmal nur auf ein Jahr, und zwar mehre zugleich. Ueber Wohl und Wehe des Ganzen wird entweder von diesen Obrigkeiten besonders, oder von allen stimmfähigen Mönchen zugleich im Gemeindesaal entschieden und der Beschluß von dem festbestallten Geheimschreiber augenblicklich zu Papier gebracht und ausgefertigt. Jeder Konventual erhält aus dem Klostermagazin sein Bestimmtes an Naturalien, hat auf gemeinsamem Korridor abgeschlossene Wohnung, eigene Küche und selbstgewählte Bedienung und kleidet sich nach Belieben, ausgenommen die mörserartige schwarze Kopfbedeckung, die bei Allen die gleiche ist. Ebenso verwaltet und vermacht jeder Mönch sein Privatvermögen, wie es ihm gefällt, und hat überhaupt mit seinen Hausgenossen nichts gemeinschaftlich, als den Gottesdienst in der Kirche und den Leichenacker. Die Mönche des Berges A. rekrutiren sich aus allerlei Nationen, besonders aus Rußland, sie gehören zum Orden des heiligen Basilius und leben in völliger Abgeschiedenheit. Man findet hier kein weibliches Wesen; selbst kein weibliches Hausthier wird geduldet. Seinen Unterhalt zieht dieser Religiosenstaat theils aus seinen Oekonomien, Wein- und Obstpflanzungen, theils aus dem Betteln in Griechenland, der Türkei und in Rußland, aus den Opfern von den zahllosen Wallfahrern, die an festlichen Tagen hierher kommen, aus dem Handel mit Sündenablaß und dem Verkauf von Amuleten; auch reiche Geschenke von griechischen Großen, von den Hospodaren der Moldau und Walachei und A. (Rußland schickt jährlich 200 Rubel) tragen zum Unterhalte bei, sowie auch die Verfertigung von hölzernen Rosenkränzen, Abendmahlslöffeln, Heiligenbildern und dergl. Man baut Getreide, Gemüse, Baumwolle, Oliven und treibt starke Bienenzucht. Obgleich die Mönche auf einer sehr niedern Stufe der Bildung stehen, so wird der Monte Santo doch von allen Wallfahrern als Schule und Sitz der Weisheit und Gelehrsamkeit betrachtet; die dortige Mönchsregel wird für die vollkommenste, das dortige Ceremoniel für das heiligste gehalten. Klosterbewohner, Anachoret und Ascet oder Klausner bezeichnen die drei Grade mönchischer Einsamkeit und Stille nach der Regel des heiligen Basilius. Wer nur der Welt entfliehen, aber doch Freud' und Leid einer größern Gesellschaft gleichgesinnter und zu gleicher Praxis verpflichteter Brüder theilen will, sucht Aufnahme in einer der Klostergemeinden des Hagion-Oros auf den etablirten 21 Großabteien. Ist aber Jemand mit der Gesellschaft so weit zerfallen, daß er nicht mehr als ein oder zwei Individuen neben sich ertragen kann, so läßt er sich gegen Erlegung einer bestimmten Summe mit seinen Gesellen in einer zum Kloster gehörigen, eine bis drei Miglien entlegenen Separatbehausung nieder und heißt dann Anachoret. Zu einer solchen Anachoretenwohnung gehört nach griechischem Kanon ein am Hause an- oder nahe hingebautes Gotteshaus mit Glocken, Gemüsegarten, Weinberg, Oeltrift, Wallnuß-, Mandel- und Kirschbäumen, hinlänglich zur Beschäftigung und Lebensnothdurft des gottseligen Pächters. Diese Anachoreten dürfen die selbstgezogenen Trauben keltern, frisches Brod backen und überhaupt alle in der Mutterabtei erlaubte Kost genießen, was den Klausnern oder Mönchen des dritten Grades nicht mehr gestattet ist. Auf lieblich romantischen Stellen des immergrünen Buschreviers, an Wasserfällen mitten im Dickicht luftiger Bergvorsprünge stehen die Troglodytenwohnungen dieser vollendeten Asceten. Sie leben und kleiden sich nur von der Arbeit ihrer Hände, haben kein Ackerland, keinen Weinberg, keine Kelter und Oelpresse. Schlingreben in Bogen oder an der Hüttenwand angepflanzt, ein kleines Bohnenfeld, Feigen, Kirschen, Birnen und Kastanien mit Zwieback sind für den Bedarf genügend. In gebetfreien Momenten flechten diese Einsiedler Stricke und Kleiderfransen aus Wolle, Matten und Sonnenschirme aus Binsen, schnitzen Löffel, Kreuze, Rosenkränze und Bilderwerke aus Holz und Horn, bereiten Rosenöl und andere Essenzen aus Athoskräutern (Betonien) für weltliche Toilette und Medicin, weben, stricken, binden Bücher ein, kopiren Liturgien, oder malen Heiligenbilder und tauschen diese Waaren im Kloster, wohin die Zelle gehört, oder auf dem Bazar in Karyäs gegen Zwieback, Kleidungsstücke und andere Nothdurft aus. Mehre unter sich streng geschiedene Zellen bilden eine geschlossene Waldgemeinde und haben eine Kirche in ihrer Mitte. Ein solches Einsiedler- oder Eremitendorf nennt man Skiti oder Askitirion, die einzelne Hütte aber heißt Kellion oder Kelläon, und der Bewohner selbst ein Kelliot. Die berühmtesten dieser Askitirien sind Kerasia, Kapsokalyvia (die warmen Hütten) und Hagia Anna, sämmtlich auf der Steilhalde des Athoskegels angelegt und zum Kloster Lavra als Eigenthum gehörig. Vor allen großartig ist die Lage von Kerasia, 10 Waldzellen im Laubdunkel, 2000 Fuß senkrechter Höhe über dem Wasserspiegel. Hagia Anna zählt an die 60 Zellen arbeitsamer Eremiten. Alle Angehörigen des heiligen Berges, die in den Klöstern einregistrirten Profeßmönchi, dann die kleineren Anachoretengesellschaften, die Dorfkellioten und Waldeinsamen mit den weltlichen Knechten und Handwerkern zusammengerechnet, sollen die Zahl von 6000 Individuen nicht übersteigen, in ruhigen Zeiten aber auch niemals unter 4000 herabsinken. Im Jahre 1841 waren in den 21 Abteien etwas über 2000 Weltüberwinder eingetragen, von welchen mehr als die Hälfte auf die vier Großklöster Lavra, Batopädi, Iwiron und Xeropotamos kamen; auch Chilantari, St. Dionys und Russico sind stark besetzt. Drängt einen frommen Büßer das Verlangen, wieder einmal die verderbte Welt in der Nähe zu sehen, so bewirbt er sich bei seiner Gemeinde od. bei seinem Vorstand um eine Oekonomenstelle auf den Höfen in Macedonien, auf Thasos, auf dem Chersones, von Cassandra oder Sithonia, besonders zur Erntezeit und wenn man Trauben keltert. Vom Centrum mönchischer Zucht noch weiter entlegen sind die Besitzungen in den Donauländern, die Filialklöster und Seelsorgplätze zu Monastir (Bitolia), zu Bucharest, zu Moskau und zu Tiflis, wo das Kloster Iwiron reich begütert ist. Diese Besitzungen, außerhalb der Athoslinie, nennt man Metochion (Anhängsel, Pertinenz). Häufig begegnet man in den Wäldern der Chalcidice, auf dem Isthmus, auf der großen Warte Athosmaulthieren mit Wein, Oliven, Kaviar, Käse und getrockneten Fischen im Geleite eines

Mönchs, während die Hagion-Oros-Goeletten mit Getreideladungen aus den benachbarten Halbinseln über den Golf von Sithonia streichen. Ist aber ein Mönch im Lesen und Schreiben bewandert und für Geschäfte tauglich, so kann er als diplomatischer Agent der heiligen Berggemeinde zu Salonichi, zu Athen, oder gar im Fanar zu Konstantinopel residiren, wo sie geräumige Wohnungen unterhält.

Geschichte. Der Name des Berges kommt nach Einigen von Athos, einem Sohne Poseidons, nach Andern von dem Giganten Athos, der in dem Kampfe mit den Göttern diesen Berg aus Thessalien hierher geschleudert haben soll. Bekannt ist Herodots Erzählung von einem Durchstich, den Xerxes vor seinem Feldzuge wider Griechenland von Golf zu Golf auf der niedrigsten Einsenkung des Isthmus graben ließ, so breit und tief, daß zwei Triremen neben einander schiffen konnten. Thucydides, der fast ein ganzes Menschenalter in der Nähe wohnte, redet von diesem Athosdurchstich wie von etwas allgemein Bekanntem, und der grüne Streifen, der sich auf der niedrigsten Stelle des Isthmusgrundes quer von einem Ufer zum andern zieht, heißt bei den Umwohnern noch heute „Problaka", wahrscheinlich von dem slavischen Probiati, „durchstechen". Ohne Zweifel war das Halbeiland A. in vorchristlicher Zeit eben so wie heute ein Wallfahrtsort der umliegenden Völker, ein Nationaleigenthum, wo die Bewohner zum Theil von Zehrung und milden Gaben heidnischer Pilger lebten. Auf der obersten Spitze des Berglegels, wo heute das Kirchlein Mariä Himmelfahrt sich erhebt, stand ein kolossales Bild des thracischen Jupiter, und in einem Tempel am Strande, wo jetzt die Abtei des Philotheos steht, feierte man jährlich ein großes Fest sämmtlicher Athoniten, von dem die Lokaltradition bis auf diesen Tag sich erhalten hat. Noch heute liegt ein Bruchstück des vom siegenden Christenthum zertrümmerten Götzen in einer Schlucht unterhalb des Gipfels. Bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts wird der Berg A. von keinem Autor ausdrücklich erwähnt. Erst um die Mitte des 9. Jahrhunderts, unter Michael III., erschienen urkundlich die ersten Waldeinsiedler auf A., geistliche Nomaden und Hüttenbewohner, zwar ohne mauerfeste Konvente, aber schon mit gesellschaftlicher Gliederung und innerem Verband. Unter Michaels Nachfolger, Basilius Macedo (867—889), baute der konstantinopolitanische Mönch Johannes Colobus das erste Steinkloster unweit des Castrums Hierissos (Ruine von Acanthus), nicht auf dem Berge A. selbst, sondern noch außerhalb auf der schmalen, fruchtbaren Erdzunge, welche den Chersones mit dem Kontinent verbindet. Der neue Abt begehrte „die Bergöde des Athos" als Klostergut für die neue Stiftung, und der Kaiser bewilligte die Bitte in einer goldgesiegelten Urkunde, die man im Archiv zu Karyäs noch heute zeigt, und durch welche die Einsiedler in rechtskräftigen Schutzverband des kolobitischen Klosters traten. Weil aber dennoch die Hesychasten noch immer von den Umwohnern geneckt und durch Okkupation der Weideplätze in ihrem beschaulichen Leben behindert wurden, verordnete Basilius durch eine zweite Goldbulle, daß in Zukunft kein weltlicher Mensch wegen Erwerbes, kein Hirt, keine Heerde die gottgeweihte Stätte und die geistlichen Uebungen der frommen Väter stören solle. Colobus' Nachfolger in der Abtei kehrten sich aber nicht an den kaiserlichen Befehl und gestatteten gegen Jahreszins Viehheerden und Leuten aus der Nachbarschaft den Zutritt in die heilige Wildniß, „weil sie verbrieftes Eigenthum des Klosters sei". Kaiser Leo Philosophus (889—912) schränkte die Ansprüche der Kolobiten ein, und sein Nachfolger hob durch förmliche Unabhängigkeitserklärung der Anachoreten die Verbindung mit der Abtei in Hierissos völlig auf. Allein die Niederlassung der Araber auf der Insel Kreta (827—961) war eine neue Quelle der Bedrängnisse für die Anachoreten, besonders während der Regierungszeit des Konstantin Porphyrogenitus (912—959). Saracenische Korsaren verscheuchten die frommen Büßer aus ihren einsamen Zellen, und der Schauplatz frommer Kontemptation scheint längere Zeit gänzlich verlassen gewesen zu sein. Gewiß ist, daß um 969 n. Chr. von den später so berühmten Klöstern des heiligen Berges noch keines stand, ja nicht einmal ein steinernes Wohnhaus errichtet war. Endlich erschien in der Person des Mönchs Athanasius der eigentliche Begründer der heute noch blühenden Klostergemeinden auf A. Er kam mit einer Kolonie Mönche aus der griechischen Hauptstadt, und zwar fällt sein erstes Auftreten unter den Eremiten des heiligen Berges in die Regierungsperiode von Flavius Romanus dem Jüngern und Nicephorus Phocas dem Saracenenbesieger (959—969), als durch Vertreibung der Araber von Kreta das griechische Meer wieder offen und das Hüttenleben auf A. neuerdings im Schwunge war. Dennoch fand der neue Gesetzgeber nur erst wenige Einsiedler, und zwar in Noth und Armuth, ohne Arbeit und ohne Genuß; in Hütten aus Knüppeln und mit ärmlicher Bedachung aus Futterkraut wohnend, ertrugen sie die entgegengesetztesten Wirkungen der Jahreszeiten; ihre Nahrung bestand in Früchten wildwachsender Bäume, wenn nicht mitleidige Schiffer hie und da etwas Getreide oder Hirse gegen frommes Gebet zum Tausche boten.

Athanasius gründete zuerst am Fuße des Athoskegels in einer schatten- und wasserreichen Lage mit Hülfe ärarialischen Goldes den Musterkonvent St. Lavra mit gewölbtem Thore, gemauerten Zellen in der Runde und steinernem Gotteshaus in der Mitte. Byzantinische Mönchspraxis mit Handarbeit und Gebet, gemeinschaftlicher Mahlzeit und Unterwerfung Aller unter den Willen eines Einzigen war das auf A. noch nie gesehene Schauspiel der jungen Kolonie. Man pflügte, pflanzte, säete, kelterte und kochte, wob Gewänder, führte Zugvieh ein und lebte menschlich unter wohnlichem Dache zu großem Erstaunen der armen und wilden, aber freien Troglodyten. Alsbald trennte sich der Berg in zwei feindliche Parteien; die Lavrioten mit ihrer neuen Ordnung, ihnen gegenüber die starren Anhänger der alten Waldfreiheit. In den Augen der letztern war die Einführung des Stadtmönchthums ein Rückschritt in der Heiligkeit, weil nach der ursprünglichen Idee der anatolischen Kirche der Anachoret auf einer höhern Stufe der moralischen Vollkommenheit steht, als der in gemauerter Zelle eingebürgerte Ascet. Es brach ein förmlicher Aufstand sämmtlicher Eremiten aus. Sie schickten Abgeordnete zu Phocas' Nachfolger, Johannes Tzimisces (969—975). Aber Athanasius gewann den Prozeß, und der Kaiser baute den großen Steinthurm und

die St. Stephansschanze als Akropolis und Schirmburg der Lavrakolonie gegen die meuterischen Eremiten. Nun erst gaben die Vertheidiger der alten Praxis nach, verließen ihre Grasdachhütten und bauten feste Wohnungen. Zugleich verlieh der Imperator der Hauptstadt die erste Konstitution, eine Art Charte oder vielmehr organischen Edikts, worin Besitztitel und gegenseitige Rechte der neugeschaffenen Berggemeinde, mit Hausregiment, Subordination, Arbeit, Gottesdienst und Lebensweise der Brüderschaften festgesetzt und verzeichnet waren. Von nun an ging der Aufschwung rasch, aber nicht friedlich vor sich. Während in der ersten Konstitution unter Kaiser Tzimisces nur 58 Ansiedelungen verzeichnet waren, erschienen unter Konstantin Monomachus (1042—1054) neben Lavra schon andere Klöster im großen Styl, namentlich das schöne Xeropotamos und das große Batopädi, neben einer Menge steingemauerter Ktausen mit Kirche, Garten, Ackerfeld, Obstwald und eingefriedigtem Besitz, im Ganzen über 180 selbstständige Anlagen mit 700 Mönchen, die sich aber „voll teuflischer Zwietracht in Prozessen und Schlägen unter einander zerrissen". Anarchie und Raseeei der Streitenden stieg auf einen solchen Grad, daß man schon auf dem Punkte war, sämmtliche Anlagen wieder aufzuheben und den Berg zu verlassen, als Konstantin Monomachus gleichsam durch einen zweiten Schöpfungsakt ins Mittel trat. Mit Beiziehung des Patriarchen und der einsichtsvollsten Klostervorsteher der kaiserlichen Residenz ward eine neue organische Einrichtung für den heiligen Berg entworfen und Abt Cosmus vom Kloster Tzintziluk in Konstantinopel beauftragt, dieselbe unter den tumultuirenden Mönchen einzuführen. Cosmus berief eine allgemeine Versammlung nach der Centralkirche in Karyäs und hörte die Klagen an. Am meisten eiferte man gegen die Aufnahme von Sklaven und Unfreien in den Mönchsverband; dann wider den wucherischen Großhandel der reichen Mönche, die auf eigenen Schiffen Wein und Getreide nach Konstantinopel lieferten; endlich gegen die Milchkühe und Zugthiere der neuen Konvente, gegen den Handel mit Bauholz, Bretern, Kien- und Tannenharz, den geringere Mönche in Person nach allen umliegenden Provinzen trieben. Unter Griechen den Handel ganz verbieten, schien Allen unmöglich. Man suchte daher einen Mittelweg und gestattete den Großmönchen ferner zwar Verschiffung ihrer Waaren, aber nur auf kleinen Fahrzeugen zu 200 bis 300 Metzen, auch nicht mehr bis Konstantinopel, sondern nur bis Enos in Thracien auf der einen und bis Salonichi in Macedonien auf der andern Seite. Kühe und Ochsen mußten ebenfalls das Feld räumen, und der Kleinhandel mit Holz und Pech wurde gänzlich und auf immer abgeschafft. Von den Oberaufsichtsansprüchen des Abtes von Karyäs konnten die Mönche sich erst nach dem Erlöschen des griechischen Reichs, in Folge großer Unfälle und gleichsam einer dritten, von den Fürsten der Slaven ausgegangenen Restauration der Klöster im Beginn des 17. Jahrhunderts (1600) gänzlich ledig machen. Aus der Grasdachhütte und dem kleinen Centralkirchlein ward nach und nach ein prachtvoller Tempel nebst Kloster und nebenan die fortlaufende Marktgasse mit Kaufläden und Arbeitsschoppen, gepflasterte Nebengassen, Häuser, Kapellen, Gärten, die kleine Hauptstadt des heiligen Berges. Daher der Name Protaton für das Kloster und Protatos oder Protos für den Abt, der sich im Laufe der Zeit als geistliches Bergoberhaupt bischöfliche Rechte und Kirchenkleidung, vorzüglich auf Fürsprache des Kaisers Andronicus Paläologus I. (1283—1322), vom Patriarchenstuhl in Konstantinopel zu erwerben wußte. Die Erbauung der sämmtlichen 21 Großabteien, die man jetzt auf dem Berge A. findet, fällt zwischen die Jahre 970—1385 n. Chr.; die jüngste und letzte ist St. Dionys. Daß im 14. und 15. Jahrhundert eine verheerende Fluth, wie eine zweite Saracenenkatastrophe, über den heiligen Berg gekommen, ein Theil der Klöster verlassen, ausgeplündert, in Schutt gelegt wurden, während die andern halb verfallen ihr ärmliches Dasein fortschleppten, darüber lauten die Nachrichten in allen Konventen gleich; nur die Ursache des Ruins, wie sie die Mönche angeben, ist offenbar mythologisch und alles historischen Grundes ermangelnd. Erbittert über die Hartnäckigkeit der Mönche in Verschmähung des lateinischen Dogma's, sei nämlich der Papst von Rom in eigener Person mit einer gewaltigen Flotte an den A. gekommen, um dieses Hauptquartier anatolischer Widersetzlichkeit mit Gewalt zu erobern und zu züchtigen, und zwar gilt der letzte Unionsversuch der morgenländischen und abendländischen Kirche auf dem Koncilium zu Florenz (1439) als Epoche des päpstlichen Feldzugs u. seiner vandalischen Exekution. Wahrscheinlich fällt aber die Zerstörung dem großen katalonischen Abenteurerregiment zur Last, das anfangs am Hellespont, später auf der Halbinsel Cassandra Jahre lang (1305—1309) sein Wesen trieb. Spätere Einfälle von Seiten der Türken (z. B. 1534) waren vorübergehend und ihre Spuren bald verwischt. Nach dem gänzlichen Verkommen der beiden orthodoxen Imperien von Byzanz und Trapezunt ging die Sorge für den heiligen Berg auf die frommen Fürsten der Slaven und Motdauwalachen über. A. ward das neue Jerusalem der Scythen, und Alles, was der heilige Klosterbund heute besitzt, ist aus den Slavenländern an der Donau und aus Rußland geflossen. Von den 21 Großabteien sind Chilantari, Zographu, Simopetra, St. Paul, Xenophu und Russico von Grund aus serbo-bulgarische Stiftungen; acht andere aber: St. Gregorin, Karakalu, Dochiarion, Kutlumusi, Xeropotamos, Pantokratoros, das trapezuntische St. Dionys und selbst das kaiserliche prachtvolle Lavra als Schöpfungen der Fürsten von Jassy und Bucharest zu betrachten. Keinen Antheil, weder der Gründung, noch der Wiedererneuerung, haben die Slavowalachen nur an Iwiron, Protaton, Esphigmenu, Philotheu, Kastamonitu und Stavronikita. Was die innere Geschichte betrifft, so sind die Einsiedeleien des Hagion-Oros der westlichste Punkt, bis wohin die mystische Praxis des Orients gedrungen ist. Die Einsiedler hießen vor der athanasianischen Reform Hesychasten, unter welchem Wort man einen Zustand völligen Versunkenseins des geistigen Vermögens in Gott versteht. Um dieser gesteigerten Vision und Acceše des obersten Grades zu genießen, setzt sich der Eingeweihte in einen Winkel der verschlossenen Zelle, senkt das Haupt auf die Brust und blickt, alles Irdische vergessend, unverwandten Auges so lange auf die Brusthöhle und die Nabelgegend,

bis er den Platz des Herzens und den Sitz der Seele entdeckt; sobald dieses gelungen, umfließt den Geist ein geheimnißvolles ätherisches Licht, welches die Hesychasten auf A. für das reine und vollkommene Wesen der Gottheit hielten und mit fast buhlerischer Zärtlichkeit verehrten. Der lateinische Mönch Barlaam wußte bei seinem Erscheinen auf dem A. um die Mitte des 14. Jahrhunderts einem Asceten des obersten Grades die Geheimlehre des Lichtgottschauens abzulocken. Statt aber die Sache mit geistlicher Schonung als ein Kuriosum hinzunehmen, erklärte der Italiener die Behauptung, man könne mit materiellem Auge das körperliche Wesen der Gottheit schauen, oder die göttliche Essenz sei eine materielle Lichtsubstanz, für heidnische Thorheit und lästerliche Häresie. Der Streit machte damals großes Aufsehen und erfüllte zuerst den heiligen Berg und am Ende das ganze Reich mit Aufruhr und Tumult, bis eine Kirchenversammlung in Konstantinopel die Identität des ektatischen Athoslichtes mit dem unerschaffenen Licht des Berges Tabor erklärte. Größer war die Gefahr, welche später dem Dogma der Athosmönche von innen heraus drohte. In der berühmten Akademie von Batopädi nämlich trat der gelehrte Korfiot Eugenius Bulgari (lebte 1716—1806) in den ersten Jahren der Kaiserin Katharina II. als Vorstand ein.. Er fand in den weiten Räumen nur sieben Schüler, bald aber strömten junge Leute aus allen benachbarten Ländern der Türkei, aus Rußland und Italien herzu, so daß zur Zeit der Blüthe der Akademie gegen 200 Zöglinge in 170 Zellen untergebracht waren. Der freie philosophische Geist, den Bulgari vertrat, erweckte aber bald die Besorgniß der Athosmönche, die für den Glauben an das unerschaffene Taborlicht, für die Pilgerkarawanen, für den geistlichen Kredit und die jährlichen Opfergaben nicht weniger fürchteten, als für die Bande ihrer eigenen Disciplin, und den gelehrten Meister so lange neckten und anfeindeten, bis er seinen Posten verließ. Mit ihm verloren sich auch die Zöglinge, das Institut verkümmerte und ward endlich als „gefährlich für Religion und Sittlichkeit" durch ein Reskript des ökumenischen Patriarchen völlig aufgelöst.

Atkins, Sir Robert, englischer Rechtsgelehrter u. Staatsmann, 1621 aus einer der ältesten Familien in Gloucester geboren, ward 1661 Ritter des Bathordens und 1671 Oberrichter von England. Aus Unzufriedenheit mit der öffentlichen Verwaltung legte er diese Stelle 1679 nieder und zog sich auf sein Landgut zurück. Von hier aus datiren sich die zwei berühmten Rechtsgutachten, welche A. 1683 in dem berüchtigten Rye-Houseprozesse zu Gunsten des Lords Russell abgab. Seine Stimme verhallte jedoch unter dem Toben des wilden Jefferys und seiner Helfershelfer; Russell bestieg das Blutgerüst, und das Ministerium suchte noch in einer Flugschrift den begangenen Mord zu rechtfertigen. A. erhob sich dagegen in seiner „Vertheidigungsschrift für den unschuldig hingerichteten Lord Russell", worin zugleich die damalige Fassung des Gesetzes gegen Majestätsverbrechen heftig angegriffen und der spätern Legislatur der rechte Weg vorgezeichnet wurde. Im Jahre 1684 vertheidigte A. mit gleichem Eifer und mehr Glück den als Verfasser einer aufrührerischen Schmähschrift angeklagten Sprecher des Unterhauses, Sir William Williams. An der Revolution von 1688 nahm er thätigen Antheil. König Wilhelm ernannte ihn dafür 1689 zum ersten Präsidenten des Schatzkammergerichts; das Oberhaus übertrug ihm in demselben Jahre das Amt des Sprechers. A. lebte seit 1695 in der Zurückgezogenheit auf seinen Gütern in Gloucestershire und † 1709. Seine hinterlassenen Reden und politischen Aufsätze sind noch jetzt für die englische Reichs- und Verfassungsgeschichte damaliger Zeit von großer Wichtigkeit. Sein Sohn, Sir Robert A., geboren 1646, Parlamentsglied für Gloucestershire, ein treuer Anhänger der Stuarts und Antipode seines Vaters, † 1711, war Verfasser einer sehr geschätzten und seltenen Geschichte der Grafschaft Gloucester, unter dem Titel: „Ancient and present State of Gloucestershire" (Lond. 1712).

Atlantis (Atlantis insula), fabelhafte Insel im atlantischen Ocean, nach einer uralten ägyptischen Sage weit im Westen hinter den Säulen des Hercules gelegen. Sie galt für ein stolzes Reich von größerem Umfang, als Asien und Afrika zusammen. Daselbst blühte ein goldenes Zeitalter, die zahllose Bevölkerung mit allen Gaben des Glücks überschüttend. Die Fürsten dieses Wunderlandes, Nachkommen des Neptun, erstreckten ihre Herrschaft eine Zeitlang bis nach Europa und Afrika. Als aber die Bewohner endlich in Lasterhaftigkeit versanken, geschah es, daß ein Erdbeben ausbrach und binnen 24 Stunden die ganze Insel in die Tiefe begrub. Diese, meist im Interesse der idealen Politik Plato's entstandene Dichtung hat später mehrfach Glauben gefunden, so daß Vielen die durch vulkanische Kräfte emporgehobenen Azoren und Kanarien oder St. Helena und Ascension für Ueberreste der großen versunkenen Insel galten. Möglich allerdings, daß der angeblich ägyptischen Sage eine entstellte phönicische Schiffernachricht zum Grunde liege, wie denn auch in andern Stellen der Alten eine dunkle Kunde, oder die Ahnung eines Kontinents der westlichen Halbkugel enthalten ist. Der Neuzeit ist besonders die neue A. bekannt, welche Bacon von Verulam († 1626) in platonischer Weise fingirte und in einer besondern Schrift beschrieb. Sie liegt angeblich im atlantischen Ocean, wird von dem durch Sturm verschlagenen Bacon aufgefunden und zeichnet sich durch einen idealisch geschilderten Verein für Naturforschung und tüchtige praktische Thätigkeit (das salomonische Haus oder Verein der sechs Tagewerke) aus.

Atlantischer Ocean (atlantisches Meer), das große Meerbecken zwischen Europa und Afrika auf der einen und Amerika auf der andern Seite und zwischen dem 50.° nördl. Br. bis zu dem 40.° südl. Br., erhielt seinen Namen nach Einigen von dem afrikanischen Atlasgebirge, welches sich, vom Meer aus gesehen, auf ihm zu erheben scheint, nach Andern von der fabelhaften Insel Atlantis (s. d.). Er erstreckt sich im Osten der neuen und im Westen der alten Welt von einem Polarkreise bis zum andern, im Norden mit dem arktischen, im Süden mit dem antarktischen Meer sich verbindend. Seine Länge beträgt vom Südrande der Insel Island bis an den südlichen Polarkreis 1950 Meilen. Seine Breite ist verschieden. Wie ein großes Längenthal, dessen Seiten von Norden aus sich von einander entfernen, zieht er sich zwischen den Festländern, die

ihn einschließen, hin, vor dem Becken des stillen Meeres besonders dadurch unterschieden, daß in ihm die Buchten und Spitzen denen der jenseitigen Ufer entsprechen. So nähert sich (nach Humboldt) die Ostseite Amerika's der Westseite der alten Welt auf drei Punkten um weniger als 600 Seemeilen, von denen 20 einen Grad des Aequators ausmachen: zwischen Schottland oder Norwegen und den Ostküsten von Grönland; zwischen dem nordwestlichen Vorgebirge von Irland und den Küsten von Labrador; zwischen Afrika und Brasilien. Die erste dieser drei Entfernungen beträgt kaum die Hälfte der beiden andern. Der Kanal des atlantischen Meeres zwischen Kap Wrath in Schottland und Kinghtonbai (69° 15′ nördl. Br.) im Süden des Scoresbysunds auf Ostgrönland hat nur 270 Meilen Breite, und überdies liegt noch Island auf dem Wege der Ueberfahrt; es ist die Entfernung zwischen Havre und Warschau. Von Nordland (62° 7′) in Norwegen bis zu demselben Punkt der Ostküste von Grönland beträgt die Entfernung 280 Seemeilen. Das Längenthal des atlantischen Oceans, welches die beiden Kontinentalmassen von einander trennt, bietet fortwährend eine Reihe hervorspringender und zurücktretender Winkel dar, die sich (wenigstens zwischen 75° nördl. Br. und 30° südl. Br.) gegenseitig entsprechen, und erweitert sich in der Breite Spaniens, wo die Entfernung vom Kap Finisterre bis Neufoundland 617 Seemeilen beträgt. Dann verengt es sich zum zweiten Male fast ganz in der Nähe des Aequators zwischen Afrika und dem St.-Rochusvorgebirge in Brasilien. Die Entfernung des einen Kontinents von dem andern beträgt in der Richtung von Nordosten nach Südwesten, auf welcher die Inseln und Klippen der Reeas, von Fernando Noronha, Pinedo de San Pedro und French Shoal belegen sind, 510 Meilen, wenn man für das Vorgebirge Sierra Leone die Länge von 15° 39′ 24″ und für das St.-Rochusvorgebirge die Länge von 37° 37′ 26″ annimmt. Der Punkt der größten Annäherung ist für Afrika wahrscheinlich die Spitze Toiro in der Nähe des Dorfes Bom-Jesus (5° 7′ südl. Br.), während der östlichste Vorsprung von Amerika 2—3° weiter nach Süden zu liegt, zwischen dem Rio Parahyba do Norte und der Rhede von Pernambuco. Diese Breite des atlantischen Oceans zwischen Sierra Leone und Brasilien stimmt mit der Entfernung zwischen Havre und Moskau oder genauer Jaroslaw in Rußland überein. Die Ostküste Amerika's von Florida bis zum 70.° nördl. Br. läuft von Südwesten nach Nordosten beinahe parallel der gegenüberliegenden Westküste des alten Kontinents von dem Vorgebirge Blanc und Bojador bis zum Nordkap in Norwegen. Die Entfernung zwischen Island und dem St. Lorenzstrom beträgt ungefähr 690 Seemeilen; die Entfernung von der Nordküste Schottlands bis Island 180 Seemeilen; von Island bis zum Südwestende von Grönland 240 Meilen; von hier bis zu den Küsten von Labrador 140 Meilen; bis zur Mündung des St. Lorenzstromes 260 Meilen; von Island nach Labrador unmittelbar 380 Meilen; von Portugal, der Mündung des Tajo, bis zu den Azoren (San Miguel) 240 M.; von den Azoren (Corvo) bis nach Neuschottland 480 M.; von den kanarischen Inseln (Teneriffa) bis zu dem südamerikanischen Festlande, der Mündung des Oyapok im französischen Guyana, 804 Seemeilen. In Rücksicht auf die Kugelgestalt der Erde berechnet, beträgt die Entfernung vom St.-Rochusvorgebirge (5° 28′ 17″ südl. Br., 37° 37′ 26″ L.) bis zum Kap Roxo (12° 20′ nördl. Br., 19° 14′ L.) 1531,2 Meilen zu 60 auf den Aequator; von dem St.-Rochusvorgebirge bis zur Sierra Leone (8° 29′ 55″ nördl. Br., 15° 39′ 24″ L.) 1558,7 und von dem Vorgebirge Irlands zwischen Tralee und Dinglebai (52° 20′ nördl. Br., 12° 40′ L.) bis zum Kap Charles in Labrador (52° 11′ nördl. Br., 57° 40′ L.) 1625,7 solcher Meilen. Uebrigens nähert sich Ostgrönland mit der Scoresbybucht der skandinavischen Halbinsel und dem Norden von Schottland, so daß die Entfernung dieser Insel von dem Kap Wrath, der schottländischen Nordwestspitze (58° 39′ nördl. Br., 7° 18′ L.) bis zum Kap Barclay, südlich der Scoresbybai (69° 10′ nördl. Br., 26° 4′ L.) nur 269 Seemeilen oder 807 Meilen zu 60 auf den Aequator beträgt, ungefähr die Hälfte der Breite des atlantischen Meeres zwischen Brasilien und Afrika. Bei frischem und andauerndem Nordwestwinde läßt sich dieser Weg in weniger als 4 Tagen zurücklegen. Ein eigenthümliches Verhältniß bietet auch die gegenseitige Lage der Küsten der alten und neuen Welt unter dem Aequator dar. Während Afrika zwischen dem 5.° und 25.° nördl. Br. in weitem Bogen mächtig gegen Westen vordringt, tritt gegenüber das Festland Amerika's durch den Meerbusen von Mexiko in das Antillenmeer zurück; weiter südlich bildet die afrikanische Küste, in östlicher Richtung zurückweichend, die weite Bucht von Guinea, während dagegen die Küste von Südamerika mit dem Kap S. Roque ostwärts vorspringt. Nachdem sich nun das Thal des atlant. O.s in der Richtung von Nordwesten gegen Südosten verengert hat, geht es dann jenseits der Südspitze von Afrika gegen Osten in den indischen Ocean und jenseits der Südspitze Amerika's gegen Westen in den großen Ocean über.

Ueber die Tiefe des atlantischen Oceans, seine Temperaturverhältnisse, die Winde und Meeresströmungen, die auf demselben herrschen, haben wir erst in neuester Zeit durch die Nordamerikaner, besonders durch Maury, genauere Aufschlüsse erhalten. Die größte Tiefe fand, nach des Letzteren Bericht, Kapitän Barrow am 9. Mai 1851 unter 32° 6′ nördl. Br., 44° 47′ westl. L., 5500 Faden oder 28,950 Fuß; an anderen Stellen versenkte man 2300 Faden, 670 Faden, 1040 Faden, während man wieder unter 2° 36′ nördl. Br., 19° 22′ westl. L., 2° 10′ nördl. Br., 19° 57′ westl. L. und nach Andern wieder bei 6000 Faden noch keinen Grund fand, so daß somit die größte Tiefe des atlant. O.s die Höhe der höchsten Berge der Erde (Dawalaghiri: 25,165 F.) weit übertrifft. Von großem Interesse ist die nach diesen Messungen von Maury entworfene Karte vom Grunde des südlichen atlantischen Oceans vom 15.° bis 50.° südl. Br. u. zwischen 20.° bis 55.° westl. L., die den Blick in eine bisher ungeahnte submarine Welt voll großer Berge und tiefer Thäler eröffnet. Die Temperatur des atlant. O.s ist ebenfalls verschieden. Schon Columbus beobachtete auf dem Ocean in der Nähe der Azoren eine Veränderung des Klima's die noch heute dem Seefahrer dort auffällt; Aehnliches bemerkte man an verschiedenen Stellen in der Südhälfte des atlant. O.s u. namentlich betrachtete man die Insel Trinidad als eine

Säule, welche die Natur als ein Grenzmal zwischen zwei verschiedenen Zonen errichtet habe. Genauere Kunde von den klimatischen Verhältnissen des atlant. O.s haben wir jedoch erst, seit durch die Amerikaner auch die Isothermen auf demselben, je nach ihrer monatlichen Veränderung durch den Temperaturwechsel, ermittelt worden sind. Von großer Bedeutung ist der Einfluß des warmen Golfstroms auf die Temperatur des Oceans. Die höchste Temperatur desselben ist 86° F., d. h. 9° höher, als die des Meeres, je nach der Breite; steigt letztere, so sinkt die Wärme des Golfstroms, und zwar mit je 10 Breitengraden um 2° F., so daß zwischen 30° 30′ bis 72° 10′, d. h. so weit der Golfstrom seinen Einfluß übt, die Temperatur des Meeres zwischen 5 und 6° bis 70 und 76° F. beträgt. Dabei zeigen diese Meeresisothermen in den verschiedenen Monaten auffallende Schwankungen. So z. B. steigt die Isotherme von 60° F. im September zwischen 25° und 30° westl. L. bis zu dem Parallel 56° nördl. Br.; im Oktober erreicht dieselbe nur den Parallel 50° nördl. Br., im November geht sie auf 47° und 45° nördl. Br., im December und Januar sogar bis 40° nördl. Br. zurück. Die Isothermen von 60°, 50° und 40° durchschneiden den Ocean in nordöstlicher Richtung, woraus erhellt, daß das Wasser des Oceans zwischen dem 60.° u. 65.° nördl. Br. an den Küsten Europa's wärmer ist, als in derselben Zeit zwischen den Parallelen 40° u. 45° nördl. Br. Zwischen den Parallelen, durch welche der Golfstrom zieht, ist an der Grenze desselben die Temperatur des Oceans höher, als in weiterer Entfernung von demselben zwischen den gleichen Parallelen bis in die Nähe der afrikanischen Küste. Außer dem Golfstrom im Meere wirken auch die übrigen großen Flüsse Amerika's, die von Westen her dem Ocean eine stark erwärmte Wassermasse zuführen, namentlich der gewaltige Amazonenstrom, auf die Temperatur desselben bedeutend ein.

Man darf sich den atlant. O. nicht als eine ruhige Wassermasse vorstellen; vielmehr ist derselbe, so gut wie der große Ocean, durch Strömungen in fortwährender Bewegung. Die Kenntniß derselben ist dem Seefahrer ebenso wichtig, als die Lage der Inseln, Untiefen, verborgenen Klippen ꝛc. In der Mitte des atlantischen Meeres, zwischen den Wendekreisen, ist die allgemeine Umschwungsströmung von Osten nach Westen. Am östlichen Gestade von Amerika, am St.-Rochusvorgebirge, spaltet sich dieselbe in zwei Theile, so daß zwei Küstenströme entstehen, von denen der eine südwärts, des südlichen Amerika's südöstlicher Küste entlang, der andere nordwesttich an Südamerika's nordöstlicher Küste vorbeizieht. Unter 5° südl. Br. bemerkt man jenen südwestlichen Strom schon, welcher die Fahrzeuge mit großer Schnelligkeit südwärts in die magellanische Straße führt und hier mit dem entgegentreibenden antarktischen Strom, der in den atlant. O. eindringt und das kalte Wasser des Südpolarmeeres bringt, unter steter Bewegung der Wassermassen zusammentrifft, wodurch die Umschiffung der Südspitze Amerika's nicht wenig erschwert wird. Anson brauchte vom März an drei Monate, um das Kap Horn zu umschiffen, Cook 24 Tage, und jetzt, da man die Strömung und die Windverhältnisse kennt, genügt eine Woche. Der andere Arm der Strömung, welcher vom St.-Rochusvorgebirge nach den Antillen gerichtet ist, fährt so schnell an den Mündungen des Amazonenstromes vorüber, daß man von Surinam in 5 Tagen nach den Antillen gelangt und den stärksten Winden entgegenfahren kann, während man gegen den Strom zu der gleichen Strecke 4—8 Wochen nöthig hat. Die Bewegung dieses Stroms ist hier so schnell, daß man dieselbe von der Küste aus bemerken kann. Dieser Strom zieht an den Mündungen des Orinoco vorbei, zwischen dem Festlande und der Insel Trinidad durch den Kanal bei Sur in den Golf von Paria und aus diesem nordwärts durch den Drachenschlund. Hier trifft diese Küstenströmung, im Nordwesten der Insel Trimbad, mit der von Osten kommenden Umschwungsströmung zusammen, wodurch die Gewalt des westwärts ziehenden Wassers so vermehrt wird, daß es unmöglich ist, demselben entgegen zu schiffen. Es stürzt sich gegen die Gestade des mittlern Amerika's, als ob es das Land durchbrechen wollte, und wendet sich, der Küste folgend, im Bogen (in einem sehr großen Wirbel) durch den Meerbusen von Mexiko, zwischen der südlichen Spitze von Florida und der Insel Cuba hindurch gegen die östlich vorliegenden Bahamainseln. Durch diese vorliegenden Eilande wird der Strom so getheilt, daß der eine Arm, der alte Bahamakanal, an der Insel Cuba entlang südöstlich läuft und sich in Klippen verliert, während der andere Arm nordwärts zwischen der Halbinsel Florida und den Bahamainseln hindurchzieht. Dieser Arm heißt Golfstrom. Hier bilden die Wasser nach A. von Humboldt (Ansichten der Natur) einen Fluß warmen, sich rasch fortbewegenden Wassers, der sich in diagonater Richtung immer mehr und mehr von der Küste von Nordamerika entfernt. Schiffe, welche von Europa aus nach dieser Küste bestimmt und ihrer geographischen Länge ungewiß sind, orientiren sich, sobald sie den Golfstrom erreichen, dessen Lage durch Franklin, Williams und Pownal genau bezeichnet worden ist. Von dem 41. Grade der Breite an wendet sich dieser Streifen warmen Wassers, der an Schnelligkeit allmählig abnimmt, zugleich aber auch immer breiter wird, gegen Osten. Ehe er die westlichen Azoren erreicht, theilt er sich in zwei Arme, von denen einer, wenigstens zu gewissen Jahreszeiten, sich nach Irland und Norwegen, der andere aber gegen die kanarischen Inseln und gegen die westliche Küste von Nordafrika wendet. Während nun der Golfstrom seine große Wassermasse gegen Norden und Nordosten mit Rapidität treibt, kommt ein ebenso schneller und starker Strom von Norden her aus der Baffinsbai ihm entgegen. Beide Strömungen treffen auf der großen Bank bei Neufoundland auf einander, ohne sich jedoch zu vermengen. Die Wasser der beiden Gegenströmungen bleiben vielmehr auf tausend Meilen von einander geschieden, ein jedes in seinem Kanal, und während der eisige Nordstrom nach Süden weiter vordringt, hier beträchtlich auf die Verminderung der Temperatur auf der Nordostküste von Nordamerika einwirkt, dann einen breiten untermeerischen Strom von kaltem Wasser bildet, der zum Aequator hinabgeht, zieht ein Hauptarm des Golfstroms von Neufoundland aus weiter in der Richtung von Nordnordosten und bespült die nordwestlichste Küste Europa's, der er mit seinem warmen Wasser eine höhere Temperatur zuführt, als sie sonst ihrer Lage nach haben könnte und wie sie die entsprechende Ost-

küste von Grönland nicht hat. Er wendet sich dann um das Nordkap in den arktischen Ocean, wo er eine Umschwungsbewegung des Wassers zu bewirken scheint, die dasselbe wieder in den atlant. O. zurücktreibt. Dieser Arm des Golfstroms ist es, welcher an Irlands und Norwegens Küsten Bäume und Früchte der heißen Zone treibt und auch die Trümmer eines bei der westindischen Insel Jamaica verbrannten Schiffes an die Küste Schottlands führte. Ein anderer Arm des Golfstroms zieht gegen die azorischen Inseln und die nordwestliche Küste Afrika's, mit Heftigkeit sich gegen die Küstenstrecke zwischen der Straße von Gibraltar und dem weißen Vorgebirge und an die kanarischen Inseln werfend. Daher ist hier die Schifffahrt, besonders im Sommer, sehr gefahrvoll. Von der Gegend des Wendekreises an werden diese an die Nordwestküste Afrika's anschlagenden Gewässer von der Umschwungsströmung ergriffen und von dieser westwärts gezogen. Die bis jetzt gefundene größte Tiefe des Golfstroms beträgt etwa 8000 Fuß, also weit weniger als die des atlant. O.s; die Farbe seines Wassers ist bei seinem Austritt aus der Straße von Florida ein dunkles Indigoblau, das von dem grünen Wasser des Oceans auf Hunderte von Meilen zu unterscheiden ist. Noch bleibt es eine wichtige Aufgabe für die Forschung, wie weit in den Norden hinauf der Einfluß des Golfstroms reicht. Humboldt äußert sich darüber, wie über die Bedeutsamkeit desselben für die klimatischen Verhältnisse Europa's, wie folgt: „Die Richtung des großen oceanischen Thales, welches Europa und Amerika trennt, und die Existenz des Stroms von warmem Wasser, der dasselbe anfangs von Südsüdwesten nach Nordnordosten und dann von Westen nach Osten durchschneidet und längs der Küste von Norwegen hinfließt, übt einen gewaltigen Einfluß auf die Grenze des Polarkreises, auf die Konturen des Gürtels von gefrornem, festem Wasser aus, welcher zwischen Ostgrönland, der Bäreninsel und dem Nordende der skandinavischen Halbinsel dem flüssigen Wasser einen weiten Golf offen läßt. Europa genießt den Vortheil, daß es diesem Golf gegenüber liegt und folglich von dem Polarkreisgürtel durch ein offenes Meer getrennt ist. Im Winter rückt dieser Gürtel bis 75° Breite zwischen Nowaja-Semlja, der Lenamündung und der Knochenmeerenge bei dem Archipel von Neusibirien vor, im Sommer zieht er sich im Meridian des Nordkaps und weiter im Westen, zwischen Spitzbergen und Ostgrönland, bis zum 80. und 81. Breitengrade zurück. Der Kapitän Sabine fand die mittlere Temperatur des atlant. O.s an der Oberfläche, unter 65° und 70° nördl. Br., 5°,5 C., während unter gleichen Breiten auf dem Kontinent von Europa die mittleren Jahrestemperaturen schon mehre Jahre unter dem Nullpunkt liegen. Es würde überflüssig sein, hier noch daran zu erinnern, welche Wärmeänderungen die Nordwinde durch diese relative Gestalt des Polarkreises erleiden müssen, wenn sie nach Nordwesteuropa kommen und die mitgeführten Dämpfe niederschlagen." Außer diesem Golfstrom, den Humboldt treffend den großen atlantischen Wirbel nennt, ist zunächst zu erwähnen der Lagullasstrom, der aus dem indischen Meer vom Kap der guten Hoffnung her in den atlant. O. eindringt und in heftiger Strömung der Küste entlang gegen die Aequatorialgegend hinzieht. Diesem Strome tritt ein anderer entgegen, der vom Meerbusen von Guinea aus an der afrikanischen Küste mit gleicher Heftigkeit gen Süden dringt und, mit jenem zusammentreffend, die Schifffahrt und das Landen an der Südküste Afrika's sehr erschwert. Höchst bemerkenswerth ist die Analogie dieser Strombewegung vom Meerbusen von Guinea aus mit der des Golfstroms vom Meerbusen von Mexiko aus, indem auch dieser Südströmung der Lagullasstrom, wie dort der Polarstrom aus der Baffinsbai als Gegenstrom entgegentreibt, so daß in diesem eigenthümlichen Verhältnisse die beiden großen Becken des Meerbusens von Mexiko und des von Guinea in ihrer Bedeutung für die Bewegung des atlant. O.s nach Norden und nach Süden einander entsprechen. Noch ein anderer großer Meeresstrom im atlant. O. ist die schon mehrfach erwähnte Umschwungs- oder Rotationsströmung, die sich innerhalb der Wendekreise von Osten nach Westen bewegt und auch Aequatorial- und Aequinoktialstrom genannt wird. Columbus scheint der Erste gewesen zu sein, der dieselbe wahrgenommen. Auf seiner dritten Reise (sagt Alex. v. Humboldt) erfuhr Columbus den doppelten Einfluß der Passatwinde und des Aequinoktialstroms sowohl im Süden der Insel Trinidad, als er an die Küsten von Cumana bis zum westlichen Vorgebirge der Insel Marguerite entlang fuhr, als auf der kurzen Durchfahrt durch das Meer der Antillen von diesem westlichen Vorgebirge (Macanao) nach Hayti. Aber allen Seefahrern ist bekannt, daß die von Osten nach Westen fortlaufenden Strömungen zwischen St.-Vincent und St.-Lucie, Trinidad und Granada, St.-Lucie und Martinique die gewaltigsten sind. Im Südosten von der Insel Trinidad führt der Aequinoktialstrom nach Westnordwesten, weil er durch den Küstenstrom von Brasilien und Guyana, der die Richtung von Südosten nach Nordwesten hat, bestimmt wird. Bemerkenswerth ist es, daß der Meeresstrom, welcher im großen Ocean, zwischen dem 35. und 40. Grad südlicher Breite, von dem Meridian von Taiti nach der Küste Chile's von Westsüdwesten nach Ostnordosten sich bewegt, dem Aequinoktialstrom entgegengesetzt ist. Außer diesen großen Meeresströmen gibt es zuweilen auf der Oberfläche des Oceans schmale Streifen fließenden Wassers, die man auch Wasserstrahlen nennt, und die sich durch einen eigenthümlichen Ton bemerkbar machen.

Von nicht geringerer Bedeutung als die Meeresströmungen sind die Winde im atlant. O., um deren Kunde sich besonders der Amerikaner Coffin verdient gemacht hat. Durch genaue und umfassende Beobachtungen auf der ganzen gewaltigen Wasserfläche hat man ermittelt, daß im Auftreten derselben gewisse Naturgesetze herrschen, deren Kenntniß für die Meteorologie von Wichtigkeit ist. So hat sich z. B. ergeben: daß die Südost- und Nordostwinde, wenn sie aus einer höheren Temperatur in eine niedere kommen, Niederschläge der Dünste bewirken, d. h. Regen bringen, im umgekehrten Falle dagegen Verdunstungen verursachen, also trocknen. Ferner: die Nordwestwinde in der südlichen Halbkugel sind heftiger als die Südwestwinde in der nördlichen Hemisphäre; die Nordostwinde herrschen in einem Strich über den ganzen Ocean in der wechselnden Breite zwischen dem 17.° bis 35.° nördl. Br.; ihre wei-

teste Ausdehnung ist von 3° südl. Br. bis 35° nördl. Br., je nach der Jahreszeit. In einem ähnlichen Strich (durchschnittlich zwischen 9° südl. Br. und 9° nördl. Br.) herrschen im südlichen Theile des Oceans die Südostwinde, mit unbedeutender Schwankung. Die Monsuns wehen nordwestlich in dem Meerbusen von Guinea regelmäßig von Juni bis Ende November; sie bringen diesen Ländern die Jahreszeit des Regens. Noch ist der Strich der Windstille unter dem Aequator zu erwähnen, der eine Breite von etwa 6 Graden einnimmt. — Vgl. Maury, Explanations and sailing directions to accompany the wind and current charts, 5. Aufl., Washingt. 1853; James Coffin, Winds on the northern Hemisphere; Rennel, Investigation on the currents of the Atlantic Ocean.

Faßt man die äußere Gestaltung des atlant. O.s genauer ins Auge, so erscheint derselbe zunächst und im Allgemeinen in zwei gleich große Hälften getheilt, von denen die nördliche sich vom Aequator an zwischen Amerika einer- und Afrika und Europa andererseits hinauf erstreckt bis zur Grenze des Nordmeeres und zur Unterscheidung von der andern, südlichen Hälfte insbesondere das atlantische Meer genannt wird. Diese zweite Hälfte beginnt am Aequator und erstreckt sich zwischen Amerika und Afrika hinab bis zur Grenze des Südmeeres oder ungefähr bis zum 40.° südl. Br. und heißt insbesondere das äthiopische Meer, von dem Lande Aethiopien, das nach der alten geographischen Terminologie den größten Theil von Mittel- u. Unterafrika einnahm, auf neuen Karten auch Meer von Guinea. Verweilen wir zuerst bei dem uns zunächst liegenden atlantischen Meere. Den ersten großen und gewissermaßen zu einem selbstständigen Ganzen sich abschließenden Busen, den dasselbe auf der östlichen Seite, nachdem man durch den Kanal zwischen Frankreich und England aus dem Nordmeere in dasselbe gelangt ist, macht, ist der, welcher von den beiden äußersten nordwestlichen Spitzen Frankreichs und Spaniens an zwischen beiden Ländern tief eindringt und biskayischer Meerbusen genannt wird, nach der baskischen Provinz Biscaya, die ihn mit ihrem kantabrischen Gebirge auf der südlichen Seite begrenzt. Wegen dieses Gebirges, das sich längs der ganzen Küste erstreckt, kann das Meer von Spanien aus wenig oder gar keinen bemerkenswerthen Stromzufluß erhalten, da alles Wasser Spaniens südöstlich in das mittelländische Meer oder südwestlich durch Portugal zum atlantischen Meere fließt. Fast gerade umgekehrt verhält es sich mit den Strömen Frankreichs. Diese kommen, wenige, z. B. die Saone, ausgenommen, fast alle aus Südosten und gehen nach Nordwesten, in das biskayische Meer, so die Loire, Charente, Garonne ꝛc., und unter ihnen sind Flüsse von großer Bedeutung. Merkwürdig ist, daß die dem biskayischen Meere gegenüberliegende nordamerikanische Küste des atlant. O.s (Labrador) durch die Insel Neufoundland, die dicht davor liegt, so weit vorspringt, daß zwischen diesem Vorsprunge hier und der Einbucht dort hinsichtlich ihres Flächenraumes nur wenig Unterschied Statt findet, und so schon hier die scheinbaren Abweichungen in der Gleichheit u. Breite des atlant. O.s gegenseitig sich ziemlich ausgleichen. Eine andere Merkwürdigkeit dieses Meeres ist, daß an seiner südlichen Seite, an der spanischen Küste, sich fast gar keine Inseln befinden, während die französische Küste fast ihrer ganzen Länge nach damit reich eingefaßt ist. Vielleicht rührt dies von der Richtung der Fluth- u. allgemeinen Meeresströmung her, welche immer weit heftiger an die französische, als an die spanische Küste anschlug und daher dort weit leichter Landstrecken abreißen und zu Inseln gestalten konnte. Man bemerkte dies auch an den Busen und Buchten, die ebenfalls an Frankreichs Küste weit zahlreicher, tiefer und größer sind, als an der Küste Spaniens, die deren nur sehr wenige hat. Von den Inseln an Frankreichs Küste sind die größten: Belle Isle, Ouessant, Noirmoutier, Dieu, Ré, Oléron. Im Uebrigen ist das biskayische Meer ein sehr freies, von keinerlei Inselgruppen unterbrochenes und tiefes Meer, dessen Wellen weit, hoch und ruhig gehen und der Schifffahrt keine Gefahr bringen. Gegen die Stürme, welche der Nord- und Ostwind bietet, bieten Frankreichs, gegen die Stürme aus Süden Spaniens Küsten Schutz, und da die West- und Nordwestwinde sich ebenfalls an dem Küstenwinkel brechen und an Kraft bedeutend verlieren müssen, so können sie ebenfalls nie sehr gefährlich werden. Auch friert dieses Meer niemals zu, wie sich auch niemals Eisfelder des Nordmeers hierher verirrt haben. Von dem Vorgebirge Ortegal an geht die Küste mit einigen kleinen Biegungen zunächst südwestlich, macht den tiefen Busen von Coruña und verfolgt dann noch direkter jene Richtung bis zum Kap Finisterre. Hat man dieses umfahren, so folgen sich in gerader südlicher Richtung mehre beträchtliche Busen bis zur Grenze von Portugal, wo das Meer zunächst den Fluß Minho aufnimmt. Dann bleibt die Richtung fortwährend südlich, ohne sonderliche Einbiegungen bis zur Mündung des Flusses Duero, unterhalb der Stadt Oporto, von wo sie anfängt, wieder mehr eine südwestliche zu werden und von wo an auch die Busen wieder an Zahl zunehmen. Der erste beträchtlichere von diesen bildet sich vor der Stadt Coimbra, und der zweite weiter unterhalb vor der Mündung des Mondego. Darauf tritt das Land noch mehr nach Westen hervor, hat die Gruppe der Berlingasinseln vor sich und biegt nicht eher wieder nach Südosten ein, als jenseits des Kaps Roca. Hier bildet die Mündung des Tejo-(Tajo-)Stroms einen langen und breiten, tief nordöstlich ins Land eingreifenden Busen, zwischen welchem und dem weiter südlich gelegenen, weniger langen Busen von Setuval das Kap Espichel hervorspringt. Von letzterem Busen an hören alle tiefen Buchten wieder auf, und die Richtung bleibt eine südwestliche bis zu dem Kap St.-Vincent, der äußersten südwestlichen Spitze von Portugal. Lassen wir den größten Busen des atlantischen Meeres, das mittelländische Meer (s. d.), mit seinen Theilen hier bei Seite, um zunächst noch die Küste von Afrika bis zum Aequator zu betrachten, wo das speciell sogenannte atlantische Meer aufhört. Was an der afrikanischen Küste, die hier, wie bereits erwähnt, in breitem Bogen gegen Westen vordringt, vor Allem auffällt, sind die großen schwimmenden Wiesen oder Bänke von Seetangen (Sargasso), denen man zwischen dem weißen u. grünen Vorgebirge (verdischen Kap) und den nach diesem benannten gegenüberliegenden Inseln begegnet. Vom 10. bis zum 25. Grade nördl. Br. und vom 320. bis 335. Grade der Länge ist fast alles Wasser von diesem Gewächse

bedeckt. Es nimmt aber nicht bloß einen ungeheuer weiten Raum, nämlich über 50,625 QMeilen ein, sondern seine Tiefe ist auch so bedeutend und seine Wurzeln sind so fest unter und durch einander verwachsen, daß ein Schiff bisweilen große Mühe hat, hindurchzukommen. Nicht immer aber trifft man das Gras von gleicher Größe und Festigkeit an. Stürme, Wellen und Strömungen zerreißen nämlich bisweilen seine Bänke und treiben einen Theil davon bis in den mexikanischen Meerbusen und besonders in das durch die Antilleninseln von diesem getrennte karaibische Meer, während sie einen andern zurück durch die Straße von Gibraltar bis in das mittelländische Meer führen, wo sie ihn nach allen Seiten verbreiten, so daß man hier an allen Ufern, selbst an den Küsten von Istrien, Dalmatien ꝛc., Spuren davon findet. Noch andere große Strecken davon werden durch die Fluth bis in das Südmeer und südliche Eismeer getrieben, und ein vierter Theil endlich gelangt auf gleiche Weise auch wohl in das nördliche Eismeer, und noch unter dem 80. Grade der nördlichen Breite hat man Spuren davon angetroffen. Nach A. von Humboldt (Kritische Untersuchungen ꝛc., Bd. 2, S. 47 f.) gibt es zwei solcher Anhäufungen, welche man unter der ziemlich ungenauen Benennung des Sargassomeeres zu vermengen pflegt, aber als große und kleine Barecbank unterscheiden kann. Die erstere Masse liegt zwischen den Parallelkreisen von 19° und 44° Br., und ihre Hauptaxe (die Mitte des Streifens, welcher zwischen 100 und 140 Meilen breit ist) ungefähr unter 41½° Länge, d. h. unter dem Parallelkreis von 40° in einem Meridian, der 7° westlich von Corvo liegt. Die zweite Masse oder die kleine Barecbank liegt zwischen den Bermudas- und Bahamainseln, Breite 25°—31°, Länge 68°—76°. Man durchschneidet sie, wenn man von Baxo de Plata (im Norden von Hayti) nach dem kleinen Archipel der Bermuden schifft. Ihre Hauptaxe scheint eine nordöstliche Richtung zu haben. Zwischen 25° und 30° Br. bildet ein Tangstreifen in der Richtung von Osten nach Westen eine beständige Verbindung zwischen der großen Bank von longitudinaler Ausdehnung und der fast kreisförmigen kleinen Bank. Schiffe, die zwischen 44° und 68° L. dem Parallelkreis von 28° entlang fuhren, haben von Stunde zu Stunde Massen von mehr oder minder frischem Fucus natans auf einem Wege von mehr als 1200 Seemeilen schwimmen sehen. Bisweilen erreicht der Tang 34½° Br. und nähert sich dem Ostrand des Golfstroms. Begreift man unter der Benennung Mar de Sargasso die beiden Gruppen und den Transversalstreifen, der sie mit einander verbindet, so ergibt sich für den schwimmenden Tang ein Flächenraum, der siebenmal größer ist, als Frankreich. Der bei weitem größere Theil dieser Tange erscheint in voller Kraft der Vegetation. Die große Bank, welche von Corvo 4° entfernt ist, wendet sich in ihrem normalen Zustande von 39° 40′ Br. an plötzlich nach Nordosten und erreicht in dieser Richtung, bei fortwährender Abnahme an Breitenausdehnung, den Parallelkreis von 46°. Ihr Nordrand liegt mithin fast in dem Meridian von Fayal, und es erhellt aus dieser Richtung (von Nordosten nach Südwesten), daß die Zone schwimmenden Tangs den Golfstrom, dessen Richtung in diesen Strichen südöstlich ist, wie ein Damm fast unter rechtem Winkel durchschneidet. Außer den genannten umfangreichen Bänken trifft man auch kleinere Gruppen derselben an der Nordwestküste von Mauritanien und dem grünen Vorgebirge an. Meeresströmungen reißen auch Fucus an den Malwineninseln ab und führen denselben bis in die stürmische See im Südsüdosten von der Mündung des Rio de la Plata hinaus. Aber nicht nur Gras und Seewiesen findet man an den bezeichneten Stellen des atlantischen Meeres, sondern oft hat man daselbst und weiter nach Norden und Süden bis zum Aequator weit von den Küsten entfernt große Strecken Wassers dicht mit Bimssteinen bedeckt gefunden. Gegen Mittag pflegen dieselben unter den Meeresspiegel zu sinken und erst gegen Abend wieder hervorzukommen. Bimsstein ist nämlich specifisch etwas leichter, als das Wasser, doch nicht so viel, daß er stets und bei jeder Temperatur von diesem getragen werden könnte. Wird das Wasser durch vermehrte Sonnenhitze auf seiner Oberfläche wärmer und der Zusammenhang seiner Theile weniger dicht, so ist es leichter, als der Bimsstein, und dieser muß untersinken, bis die Temperatur sich wieder abkühlt und das Wasser in Folge davon schwerer wird, worauf der Stein aufs Neue in die Höhe kommt. Vor der Entdeckung des südlichen Afrika gaben jene Bimssteinbänke im atlantischen Meere Veranlassung zu der Muthmaßung eines Zusammenhangs Afrika's mit Amerika oder einem andern in dieser Gegend gegenüberliegenden Festlande. Es läßt dies auf die Festigkeit schließen, in welcher jene Bänke den Seefahrern erschienen. Aus der Unbeständigkeit ihres Vorhandenseins schloß man jedoch bald, daß die Steine von feuerspeienden Bergen herrühren und lediglich durch die hier herrschenden Kreuzwinde hier zusammengetrieben werden. Uebrigens finden sich nicht selten Stücke von solcher Größe darunter, daß die Wilden sich deren als Kähne bedienen sollen. Stücke von 2—3 Fuß Länge, 2 Fuß Breite und 1 Fuß Dicke sind etwas Gewöhnliches. Dieselben wiegen jedoch, dieser Größe ungeachtet, noch keine fünf Pfund, und man kann sie bei kalter Wassertemperatur mit nahe an 200 Pfund beschweren, ehe sie untersinken.

Im Uebrigen zeichnet sich die afrikanische Seite des atlantischen Meeres durch keine besonderen Merkwürdigkeiten aus. Sie macht eine Menge bald kleinerer, bald größerer Busen; doch ergießt sich hier außer dem Senegal kein Fluß von Bedeutung ins Meer. Die Küste ist in ihrem ganzen Halbkreise von einer Menge bald kleinerer, bald größerer Inseln eingefaßt, die in größeren und kleineren Gruppen beisammen liegen. So zunächst nordwestlich von der Straße von Gibraltar die azorischen Inseln, zu denen auch die weiter südwestlich gelegene Insel Madeira noch gehört; dann südlich von dieser die kanarischen Inseln, und noch weiter südlich, an der Küste von Senegambien, außer einer Menge einzelner oder ungruppirter, die Inseln des grünen Vorgebirges, die Bissagosinseln ꝛc. An diesen Küsten sind zugleich auch die meisten und tiefsten Buchten, Busen und Baien. Mit der Küste Afrika's verglichen, springt die Ostküste Amerika's, welche auf der andern Seite das atlantische Meer einschließt, fast ebenso weit, wie schon hervorgehoben wurde, zurück, als jene westlich vordringt, und bildet in den süd-

lichsten Gegenden dieser nördlichen Hälfte des atlant. O.s zwei große Meerbecken, von denen das oberste das mexikanische Meer oder der mexikanische Meerbusen genannt wird, weil es auf seiner westlichen Seite fast ganz im Halbkreise von Mexiko eingeschlossen wird. Nur gegen Norden wird es auf eine kurze Strecke von den nordamerikanischen Freistaaten begrenzt, und mit der Landzunge Florida, die tief in das Meer hineinreicht und östlich das mexikanische Meer begrenzt, gewinnt es annähernd eine Kreisgestalt. Unter den Flüssen, welche dasselbe aufnimmt, sind mehre sehr bedeutende, z. B. der Mississippi und Rio del Norte. Mit dem atlant. O. steht der mexikanische Meerbusen gegen Osten durch den Bahamakanal, der zwischen der Insel Cuba und der Halbinsel Florida hindurchgeht, in Verbindung; doch liegen vor dem Kanale wieder die Bahama- oder lukayischen Inseln, und der Meerbusen scheint somit auch nach dieser Seite ziemlich abgeschlossen. Gegen Westen ist derselbe durch die großen Inseln Cuba, Jamaica und St. Domingo gedeckt, und nur zwischen Cuba und der Landspitze Yucatan bleibt südlich ein weiter Ausweg, der dann in das zweite große Becken, das karaibische Meer, führt, welches westlich von Honduras oder Centralamerika, nördlich von den Inseln St. Domingo und Jamaica, östlich von den westindischen Inseln und südlich von den nördlichsten Küsten Südamerika's begrenzt wird. Die innern Küsten des mexikanischen und karaibischen Meeres sind eben nicht zahlreich mit Inseln eingefaßt; doch befinden sich an ihnen viele Dünen und Sandbänke. Namentlich ist das mexikanische Meer fast rundum damit umzogen, und die lukayischen Inseln werden nach allen Richtungen davon durchkreuzt. Zwischen der nördlichsten dieser Inseln und der Halbinsel Florida hinauf, wo Amerika wieder einen bedeutenden östlichen Vorsprung macht, während Afrika und Europa gegenüber zurücktreten, gelangt man unter dem 22. Grade der Breite in den nördlichsten offenen Theil des atlantischen Meeres. Die amerikanische Küste geht mit geringer östlicher Neigung fast gerade nördlich hinauf bis zu der Insel Neufoundland vor dem St. Lorenzbusen, die hier die Scheidewand zwischen dem Nord- und dem atlantischen Meere ausmacht. Reicher als an Inseln ist sie bis Neuschottland hinauf, dem gegenüber die Kap-Breton-Inseln liegen, an kleinern und größern Busen und Buchten, die sämmtlich durch den Golfstrom, der von Süden gegen Norden an der Küste hinauftreibt, eine nördliche oder nordwestliche Richtung haben, so der Busen von Baltimore, Washington, Delaware, Philadelphia, Newyork, Chesapeake, Fundy ꝛc. Lediglich der Busen zwischen Boston und dem Kap Cod macht davon eine Ausnahme.

Die Verbindung des nördlichen Halbtheils des atlant. O.s mit seinem südlichen, dem äthiopischen Meer, ist auf der Aequatorlinie zwischen Afrika und Amerika ganz frei, und nirgends bildet sich in diesem ganzen Meere, das seine unterste Grenze an dem Südmeere hat und sich somit erst an den beiden Spitzen von Amerika und Afrika abschließt, ein separates Becken oder etwas dergleichen, was zu einer noch weiteren speciellen Eintheilung seines unermeßlich großen Flächenraums Veranlassung geben könnte. Während von der Aequatorgegend an die Küste von Amerika, die hier dem atlant. O. den unvergleichlich großen Amazonenfluß zuführt, mehr und mehr südöstlich vorspringt, tritt in gleicher Richtung die afrikanische Küste zurück und macht längs ihrer ganzen, mehre hundert Meilen betragenden Strecke den einzigen großen Busen, den von Guinea, um von da an eben so annähernd parallel wieder mit der mexikanischen Küste sich südwestlich und an ihrer äußersten Spitze abermals etwas südöstlich zu wenden. Kleinere Buchten und Baien sind auf einer so bedeutenden Küstenstrecke in Menge vorhanden, allein im Uebrigen bleibt das Meer ganz frei und wird selbst von Inseln im Ganzen nur wenig oder gar nicht unterbrochen. So reich beide Küsten, die afrikanische wie die amerikanische in der nördlichen Hälfte des atlant. O.s, an Inseln sind, so arm daran sind sie hier. Von den Inseln, die, weiter von den Küsten ab, mehr mitten im Ocean liegen, sind bloß St. Helena, Ascension, Sachsenburg, Martin Vaz und Tristande Aennha zu bemerken. Nirgends findet sich eine bedeutendere Gruppe (die kleine Gruppe der sogenannten Erfrischungsinseln gegenüber vom Kapland kann nicht dahin gezählt werden), noch weniger eine Gruppe von großer Ausdehnung. Die Insel Feuerland unten an der Spitze von Südamerika gehört schon dem eigentlichen Südmeer an. Flüsse dagegen werden hier mehr, als in seinem nördlichen Theile, dem atlant. O. zugeführt, und auch von Afrika her, wo namentlich die Landschaft Niederguinea deren mehre liefert. Auf der amerikanischen Seite ist unter andern der große La-Plata und der nicht minder bedeutende St. Francisco zu nennen.

Im Alterthum bis zur Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung und Amerika's war der atlant. O. das gefürchtete, grausenvolle und unbekannte Meer. Seit jener Zeit erst schwand das allgemeine Grauen, das die Fahrt darauf so lange verhindert hat. Gegenwärtig ist der atlant. O., der in seiner Mitte unter der heißesten Zone und zu beiden Seiten derselben unter den verschiedenen gemäßigten Zonen strömt, das unsern Seefahrern bekannteste Meer, denn es ist die nicht zu umgehende Hauptstraße des Verkehrs zwischen der alten und neuen Welt, zwischen Amerika, Asien, Afrika und Europa, zwischen Ost- und Westindien. Die neueren Forschungen nun über die Temperatur, die Strömungen und Winde im atlant. O. sind nicht allein auf die Entwickelung der Naturwissenschaft an sich, sondern auch auf die Schifffahrtskunde und dadurch auf die Beförderung des Völkerverkehrs und der Kultur vom bedeutendsten Einfluß geworden. Bereits haben sie der Schifffahrt die schönsten praktischen Früchte getragen. Nach Strömung und Wind sich richtend, durchsegelt man den Ocean auf neuen Wegen, die sicherer und zugleich kürzer sind, als alle früheren. So werden z. B. bei Fahrten in die südliche Hemisphäre je nach dem Bestimmungsort und der Jahreszeit von 2 Tagen bis zu 2 Wochen und mehr durchschnittlich erspart. Während man aus einem Hafen Nordamerika's bis zur Linie früher durchschnittlich 41 Tage brauchte, beträgt die durchschnittliche Länge dieser Fahrt auf dem neueren Wege im Januar 31 Tage, im Februar 25, März 27½, April 28½, Mai 34, Juni 33, Juli 40, August 41 (früher 48), September 39, Oktober 37, November 32, December 34 Tage. Zwei Linien verbinden Europa mit den Häfen Nordamerika's. Die erste führt außer-

halb der Passatzone bei nordöstlichem und östlichem Winde quer über den Ocean nördlich von den Azoren, von der Elbmündung nach dem Hafen von Newyork, in 50 Tagen, bei günstigem Ostwinde in 40 Tagen (mit Dampfschiffen in 12 Tagen), vorausgesetzt, daß das Schiff bei der Durchfahrt durch den britischen Kanal frischen Wind hat, so daß von Kuxhafen aus der atlant. O. jenseits der Scillyinseln in 80 Stunden erreicht wird, während bei widrigen Winden dort Handelsflotten ganze Wochen lang aufgehalten werden. Wehen nördlich von den Passatwinden die dort vorherrschenden Westwinde, so ist die Fahrt von Europa nach Amerika höchst beschwerlich, das Schiff muß dann sogleich beim Austritt aus dem britischen Kanal in niedern Breiten segeln, bis es den Nordostpassat trifft, dann diesen beibehalten bis zum Meridian des nordamerikanischen Hafens, endlich nordwärts znm Ziele segeln und so die Versäumung in Raum durch die Schnelligkeit in der Zeit wieder einholen. Die Rückreise von Nordamerika nach Europa geschieht gewöhnlich längs dem Nordsaume des Golfstroms; ihn selbst vermeidet man, weil er durch seine reißende Strömung das Schiff ganz aus dem Kurse reißen würde. Die östliche Strömung des atlant. O.s verkürzt jedoch die Fahrt um den zwanzigsten Theil; ebenso wird der Nordostpassat in niedern Breiten aufgesucht, wenn man nach Westindien, nach den Häfen von Venezuela und denen des mexikanischen Golfs segeln will. Geht die Reise nach den großen Antillen, nach Neworleans, Vera-Cruz, oder Tampico, so segeln die Schiffe nach dem Kanal, der die kleinen Antillen Guadeloupe und Antigua unter $16\frac{1}{2}^{\circ}$ nördl. Br. trennt. Dieser bildet fast unveränderlich die große Eingangspforte in das karaibische Meer, nach St.-Thomas, Portorico, Port-au-Prince (Hayti), Kingston (Jamaica), der Havaña und den Häfen des mexikanischen Golfs. Von Hamburg aus erreicht man, wenn im britischen Kanal kein Hinderniß eintritt, den Antiguakanal in 42 Tagen; muß aber der Kurs von der Elbmündung nach Nordwesten um die britischen Inseln herum genommen werden, dann einige Tage später. Von jener Pforte nach St.-Thomas braucht man $1\frac{1}{2}$ bis 2 Tage, nach Kingston 6 Tage, nach der Havaña 18 Tage, nach Neworleans 15 Tage, nach Vera-Cruz 24 Tage, also von Hamburg bis zu diesem mexikanischen Haupthafen 9—10 Wochen. Ist die Küste von Venezuela mit ihren Häfen, Porto Cabello, Cartagena und La Guayra, Ziel der Reise, so segelt man durch den südlicheren Kanal zwischen St.-Lucie und St.-Vincent von Hamburg aus in 60 Tagen, außerhalb der Passatzone 10 Tage länger. Schwieriger ist die Fahrt innerhalb der Antillen von Westen nach Osten, wegen der entgegengesetzten Strömungen und Passate. Um von Jamaica nach den kleinen Antillen zu gelangen, kann man nicht einmal innerhalb des karaibischen Meeres längs der südlichen Küste von Hayti dahin gelangen, sondern muß durch die Windwardpassage zwischen Cuba und St. Domingo und die südöstlichen Bahamainseln in den Ocean hinaussteuern bis zum Wendekreise des Krebses und selbst bis zum 25.° nördl. Br. sich erheben, von wo aus dann der Kurs nach Süden geht. Dadurch verstreichen auf dieser Reise so viel Wochen, als zur Westreise Tage. Von den kanarischen Inseln nach den kleinen Antillen Guadeloupe und Antigua, deren Entfernung eben so viel als die ganze Breite des atlant. O.s, 4000 Meilen, beträgt, braucht man nur 18—20 Tage; ebenso von Teneriffa nach Cumana nur 22 Tage. Bei der Reise von den Häfen von Venezuela oder Cumana nach Europa verläßt das Schiff das karaibische Meer durch die Monapassage zwischen Hayti und Portorico und setzt dann seinen Kurs nach Nordosten fort, so daß es die Parallele von 40° nördl. Br. zwischen dem Meridian von 30° und 35° westl. L. von Greenw. schneidet; denselben Weg nimmt es von den virginischen Inseln aus. Von La Guayra nach Hamburg gelangt man in 50 Tagen durch den britischen Kanal. Von St.-Thomas sind dahin 45 Tage, und 10 Tage weniger, wenn z. B. der Westwind in 24° 33′ nördl. Br. und 61° 9′ westl. L. von Greenw. den Ost- und Ostsüdwind ablöst. Von Vera-Cruz, Tampico, Neworleans und Havaña nach Europa segelt man durch die Floridastraße, verläßt aber am Ausgang sogleich den Golfstrom, indem man nach Nordosten seinem südlichen Rande entlang segelt, und durchschneidet ihn erst in der Gegend der Azoren, die auf der Nordseite in einem Abstande von 60—90 Meilen umschifft werden. Von Hamburg nach der Havaña braucht man 59 Tage, rückwärts bloß 49 Tage, von Neworleans nach Kuxhafen bei guter Fahrt nur 38 Tage. Segelt man von Europa nach den westlichen Uferländern des südlichen atlant. O.s, d. h. nach der Ostküste Südamerika's, so setzt man, sobald der britische Kanal überwunden ist, sogleich seinen Kurs immer südsüdwestlich fort und sucht zuerst nach den karaibischen Inseln zu kommen, in deren Nähe der Nordostpassat zu wehen beginnt. Da dieser, je näher dem Aequator, immer mehr Ostwind wird, so sucht man beim Segeln mit demselben so viel als möglich nach Osten zu kommen, um den Aequator zwischen 18° und 23° westl. L. von Greenw. zu schneiden. Hier im Südostpassat angekommen, der nördlich ebenfalls mehr östlich weht, segelt man so dicht beim Winde, als es seine Stärke und Richtung erlaubt, die gewöhnlich Südwesten zu Süden ist, und gelangt so nach der brasilianischen Küste unterhalb des Kaps Augustin, von wo aus man dann derselben stets entlang fahren kann, und so kommt man in 50—60 Tagen von Hamburg nach Rio Janeiro. Von Europa nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung und nach Indien folgt das Schiff dem obigen Kurse bis zum Aequator, dann geht es nach dem Felseneiland Trinidad, um den Südostpassat so viel als möglich zu benutzen, umschifft die Insel auf der Westseite und fährt nun mit den westlichen Winden und östlichen Meeresströmungen, welche außerhalb des Südostpassats herrschen, nach dem Südende Afrika's in der Art, daß die Parallele vom 30.° südl. Br. etwa im 20.° westl. L. von Greenw. geschnitten wird, und langt so gewöhnlich in 67 Tagen aus dem britischen Kanal beim Kap an. Von Montevideo oder Rio Janeiro nach Europa zurück bleibt das Schiff in der Nähe der Küste, um die hier herrschenden periodischen und veränderlichen Winde zu benutzen. Ist der Aequator durchschnitten, so geht es nach den Azoren, um ebenso dicht neben dem Nordostpassat zu fahren, wie man nach der südlichen Hemisphäre neben dem Südostpassat fuhr. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung schifft man unter Begünstigung des Südostpassats nach der Insel St. Helena und durchschneidet die Linie unter 20° westl. L. von Greenw. Darauf wendet man sich ebenfalls

nach den Azoren, die auf der Westseite umschifft werden, und dann nördlich von diesen in die oben beschriebene große Seestraße, welche von Ostindien nach Europa führt.

Atlas, Sohn des Japetus und der Clymene oder der Asia, oder des Aether und der Erde, Bruder des Menötius, Prometheus, Epimetheus und Hesperus, Vater der Plejaden (Atlantiden), die er mit Pleione, des Oceanus Tochter, zeugte. Nach Einigen gehören zu seiner Nachkommenschaft auch die 5 Hyaden, Hyas und selbst Hesperus. Die älteste Mythe stellt A. als den Träger des Himmelszeltes dar; er steht an den Grenzen der Erde, zuerst in Griechenland, dann in Italien, zuletzt, bei weiterer Bekanntschaft der Alten mit dem Westen, in Afrika, da, wo dieses an Spanien herantritt. Der Himmel und die Erde, sowie das große Weltmeer sind ihm wohl bekannt; denn A., gleichsam der Erdhorizont, oder in diesem stehend, schaut nach oben und unten, nach Osten und Westen, weiter, als ein sterbliches Auge zu blicken vermag. Die Himmelslast aber ruht auf ihm als Strafe seiner Gemeinschaft mit den himmelstürmenden Titanen. Diese Sage, ursprünglich wohl nur Versinnlichung einer kosmographischen Idee des Alterthums, ward später vielfach ausgedeutet und erweitert. Man machte aus A. einen mächtigen König in Arkadien oder Afrika, schrieb ihm zugleich große astronomische Kenntnisse zu und ließ ihn den ersten Lehrer von der Kugelgestalt des Himmels werden. Bei Ovid findet sich bereits die Vermittelung mit einer andern spätern Vorstellung; er erzählt, daß Perseus, auf seinen Wanderungen in das gegen Westen gelegene herrliche Reich des A. gekommen, diesen um Obdach gebeten und, wegen erhaltener abschlägigen Antwort, in einen Berg verwandelt habe. Die Atlasmythe erfuhr sonach auch eine geographische Ausdeutung, wozu der bereits vorhandene, aus der alten Sage hervorgegangene Name des nordafrikanischen Gebirges oder auch die in die Wolken ragenden Gipfel hoher Berge überhaupt die Veranlassung sein mochten. — In astronomischem Sinne ist A. ein Stern der Plejaden (s. d.). — In der Anatomie heißt A. der erste Halswirbel, auf welchem der Kopf ruht und mit welchem sich dieser in einem halben Kreise um den zweiten Halswirbel drehen kann. Der A. hat die Form eines Ringes, der aus 2 Bögen besteht und gar keinen Körper, aber einen Höcker nach außen und vorn, welchem nach innen, dem Rückenmarkskanale zu, eine kleine, rundliche, flache Grube entspricht, welche die Gelenkfläche für den Zahnfortsatz des zweiten Halswirbels bildet. Zu beiden Seiten, zwischen dem vorderen und hinteren Bogen, wo die Querfortsätze entspringen, welche stark angeschwollen erscheinen, befinden sich die Gelenkgruben, worauf die Kondylen des Hinterhauptsbeines aufsitzen, welche zusammen sogenannte Winkelgelenke bilden und die Bewegung des Kopfes nur nach oben und unten, das Nicken, erlauben. S. Taf. IV, Anatomie, Fig. 5, e. — Atlanten nennt man auch kolossale, herkulische männliche Bildsäulen, welche an Prachtgebäuden anstatt der Säulen oder Pilaster zum Tragen der Vorsprünge, Gesimse ꝛc., oder auch des Gebälkes angebracht sind; vergl. Karyatiden. Endlich ist A. (in der Mehrzahl Atlanten) die sehr gebräuchlich gewordene Benennung einer Sammlung von Himmels-, Land- und Seekarten, Städtegrundrissen, anatomischen, chirurgischen, pathologischen, technischen ꝛc. Abbildungen und Zeichnungen. Dieselbe wurde zuerst von Mercator im 16. Jahrhundert für seine Landkartensammlung gebraucht, auf deren Titel Atlas als Träger der Himmelskugel abgebildet war.

Atlas, das Gebirgssystem des nordwestlichen Afrika's, bildete die schon von Homer und Herodot erwähnte westlichste Grenze der den Alten bekannten Erde. Bei der mächtigen schroffen Erhebung seiner schneebedeckten Gipfel über verhältnißmäßig schmaler Basis erschien es den Schiffen des westlichen Oceans als mächtige hohe Säule, welche die Veste des Himmels trug. Die Sagen von Perseus und Hercules knüpfen schon an ihn an; aber bis in die Römerzeit reichen die Erzählungen, die Fabelhaftes mit Wahrem vermischten. Reichthum an Wäldern, Fruchtbäumen, Urwaldungen, fremdartige Bäume mit lautloser grauenvoller Stille, glänzende nächtliche Feuer, umherschwärmende ziegenfüßige Aegipane u. Satyrn, das nächtliche Rauschen vom Schall der Pauken, Pfeifen u. Cymbeln, bis in die Mondscheinatmosphäre reichende Gipfel, das ist es, was uns die Alten von ihm zu erzählen wissen. Den arabischen Geographen schien der gebirgige Nordwestvorsprung Afrika's als eine von den Fluthen des mittelländischen Meeres u. des atlantischen Oceans im Norden, von den Ebenen der Wüste im Süden umschlossene und von der übrigen Welt abgeschiedene Insel, die Westinsel (al Magreb), aber der äußerste Westen (Magreb al Aksa), die sich dem andalusischen Gebirgsland al Garb gegenüber erhebt. Andererseits aber haben die arabischen Geographen den Begriff des Atlasgebirgs unnatürlich nach Osten hinaus erweitert; bis zu den Grenzen Aegyptens rechnete Abulfeda die Plateaulandschaften Nordafrika's zum Atlasland, eine Anschauung, die bis in die neuere Zeit Vertreter gefunden hat. Nach gegenwärtiger Kenntniß reicht das Atlassystem von den Gestaden der kleinen Syrte oder des Golfs von Sidra, also von Tunis an, durch Algerien bis nach Marokko, wo es zwischen Magador und Agadir die gefahrvollen Steilküsten des atlantischen Oceans bildet, und das Vorgebirge Ras Ghir (Mons Barce) sein äußerster westlicher Vorsprung ist. Naturgemäß läßt sich der A. in den hohen A. des Südwestens, in den kleinen A. der Nordküsten u. in die hohen Berglandschaften des großen A. eintheilen, wenn letzterer auch nicht ein zusammenhängendes Gebirge bildet, als welches er von den arabischen Geographen bis auf die neuere Zeit angesehen worden ist, bis man an seiner Existenz überhaupt zweifelte. Die durch das ganze Atlassystem herrschende Richtung ist die aus Südwesten nach Nordosten, welche im weiteren Verlauf in die aus Westsüdwesten nach Ostnordosten übergeht. Der hohe A. besitzt die höchste Kamm- u. Gipfelhöhe, sie übersteigt 10,000 F., so daß er einen Theil des Jahres, im Januar auf seiner ganzen Ausdehnung, auf den obersten Höhen mit Schnee bedeckt ist, und selbst bleibender Schnee, doch kein Gletscher vorkommt. Sein alter einheimischer Name war Dyris (Dara), der sich als Daran (Idrara, Idrar) bis auf unsere Zeit erhalten hat. Der Schneebedeckung verdankt er den Namen Dschebel Telsch oder Schneegebirge. Noch in 28 Meilen Entfernung sind von Magador aus seine Schneegipfel sichtbar. Das Gebirge erhebt

sich rasch über die reich bewässerten u. angebauten Vorstufen von Fez, Mekines und Marokko, so daß man nirgends mehr als 3 Tagereisen braucht, um vom nördlichen Gebirgsfuße durch felsige Schluchtenthäler zu den Pässen hinauf und über steile Meeresklippen jenseits hinab zu den Steppen der Sahara zu gelangen; ja von Marokko nach Tarudant im Süden beträgt die ganze Breite des hohen Gebirges nur 4 deutsche Meilen, und braucht man nur 3¼ Stunden zum Ersteigen des Passes von etwa 3500 bis 4500 Fuß Höhe über dem Gebirgsfuß. Alle Päße sollen den Charakter von leicht zu vertheidigenden Steilklüften tragen, doch sind sie zum Theil länger, da gegen Nordosten das Gebirge durch Auftreten paralleler Ketten und Plateaubildungen breiter wird; so ist der durch Burgen befestigte Engpaß zwischen Sejelmessa und Fez ein 14—15 Stunden langer, in Felsen gehauener Gebirgsweg. Die Hauptmasse des Gebirges scheint südlich von Marokko, in den Provinzen Tedla und Erhammena, wo sich der Miltsinberg von 11,000 Fuß erhebt, zu stehen. Weiter südlich bilden bedeutende, aber noch ganz unbekannte Ausläufer des A. die erzreiche Berglandschaft Guzula. Zwischen 13° u. 14° östl. L. wendet sich der Hauptzug des A. nach Norden und breitet sich unter 33° nördl. Br. zu einer weiten, sehr dürren, von hohen und bewaldeten Gebirgen umgebenen Hochebene, der Sahab-el-Marga, aus. Der ganze marokkanische A. ist ein sehr rauhes, nach Norden und Süden steil abfallendes Gebirge, an welches im Süden und Südosten die Sahara mit den Oasen Figuig, Tafilelt, Pezerin, Tebelbelt und die oasenähnlichen fruchtbaren und wohlangebauten Uferränder der Flüsse Guir und Draa anstoßen. Seine Fortsetzung bilden die Ouled-Sidi-Scheikh-Berge (s. unten), der Dschebel Amur, der Dschebel Sahari und die Aurasberge zunächst der Grenze von Tunis. Der Dschebel Amur in Algerien erhebt sich in dem Dschebel Gada oder Gouru zu 5100 F.; etwas höher, bis zu 5300 F., steigen die Aurasberge an, die noch Ende März mit Schnee bedeckt zu sein pflegen. In Tunis bilden bewaldete Gebirgszüge die Fortsetzung des algerischen Küstengebirges, gegen Süden durch das weite Thal des ansehnlichen Flusses Medscherdah, der nördlich von Tunis bei Porto Farina in das Mittelmeer mündet, abgegrenzt. Südlich von diesem Thale geht auf der östlichen Grenze der algerischen Provinz Konstantine die Auraskette in die tunesische oder östlichste Fortsetzung des großen A., der in nordöstlicher Richtung verläuft, in einer Gabelung zweier Zweige über. Zu 7000 F. hohen Gipfeln ansteigend, tritt dieser Gebirgszug im Kap Bon (Ras Addar) an das mittelländische Meer. Einzelne Theile desselben werden als Dschebel Uschelata, Dschebel Sit (4190 F. hoch) und Dschebel Sul-el-Arbar unterschieden. Südlich von Tunis erhebt sich der Berg Zanan bis zu 4270 F. Nach Süden entwickelt sich aus der erwähnten Gabelung ein anderer Gebirgszug mit dem Dschebel Truzza (3080 F. hoch), dem Dschebel Zikh (4360 F. hoch) und dem Dschebel Hamada-el-Kissera (3648 F. hoch). Andere Gebirgsmassen, Dschebel Selloum, Dschebel Nouba, Dschebel Tiouach ꝛc., erheben sich noch südlicher, doch ist deren Verhältniß zu den Aurasbergen noch nicht erforscht. Ueberhaupt ist von dem ganzen Atlaslande nur Algerien, und auch dieses erst in Folge der Besitznahme durch die Franzosen genauer bekannt. Hier steigt das Gebirge hinter der Blidah steil in die Höhe, einen pittoresken Anblick gewährend. Seiner Form nach soll es an den Harz erinnern, unterscheidet sich indessen von diesem durch seinen fortlaufenden Rücken, auf welchem sich keine kegelförmigen Gipfel erheben. Die meisten der oft sehr romantischen Thäler sind wohl angebaut. Die höheren Bergstufen tragen Gehölze von immergrünen Eichen, weiter unten wächst der wilde Oelbaum in Menge. Charakteristisch für die Vegetation sind aber besonders die Kakteen. An Metall soll Kupfer in ansehnlicher Menge, sowie auch etwas Eisen sich vorfinden. Die Franzosen bezeichnen die der Küste zunächst stehende Gebirgsmasse in der Provinz Algier als kleinen A., den südlichen Gebirgszug aber als großen A. Die Schneebedeckung der Höhen in jedem Winter, der Waldreichthum in vielen Gegenden, am ausgedehntesten im Osten und Westen, aber auch noch in manchen Berggegenden des algerischen A., geben vielen Quellen und Bächen ihren Ursprung; wenn auch nicht wenige zur trockenen Zeit versiegen, so besitzt das Atlasland doch zahlreiche bleibende Flußläufe, welche Fruchtbarkeit über das Gebirge und die Niederungen verbreiten; in engen Schluchtenthälern, sogenannten Pforten (Demir Kapy, „eisernen Thorpässen", der Türken), durchschneiden sie meist den kleinen A. Aus dem hohen A. fließen dem atlantischen Ocean zu der Tensift aus Marokko, der Wadi Omm-ar Roia, der Seibus von Fez; unter den zahlreichen Zuflüssen des Mittelmeers sind die wichtigsten: die Maluwia, die Tafna, der Wadi Sig, der Schelif, im Osten der Medscherdah u. die südlich von Tunis in den Niederungen von Kairwan sich sammelnden Flüsse. Nur die Maluwia und der Schelif entspringen an den südlichsten Höhen, letzterer am Dschebel Amur. Zahlreich sammeln sich die Wadi's der geschlossenen Becken in den Salzseen (Schotts oder Sebkha's), die sich im Sommer mit Salz bedecken. Unter den Flüssen des Südgehänges, die sämmtlich in Salzsümpfen oder Seen versiegen, sind der Wadi Gir u. Wadi Ziz und vor Allem der Wadi Dschiddi (Ziegenfluß) zu nennen. Wenn auch in seinen Oasen reich an Dattelpflanzungen, heißt doch dies südliche Grenzgebiet gegen die große Sahara nicht Dattelland, sondern Bilebuldscherid, Belad el Dscherid, das Land der Wurfspieße (vergl. Afrika). Die Gebirge längs der Nordküste Afrika's, die bis Ceuta und Kap Spartel nach Norden hinaufreichen, besitzen vorherrschend die Richtung aus Westsüdwesten und stoßen endlich mit der in die gleiche Richtung übergehenden Fortsetzung des hohen A. zusammen. Dies System von Gebirgsmassiven u. durch Ebenen getrennten Parallelketten bildet den kleinen A. Dieser erhebt sich im Westen bei Tanger und Ceuta, wo er im Kap Ceuta (dem alten Abyle, auch Kap der 7 Brüder genannt) Europa am nächsten tritt. Das sich von da nach Osten ziehende Küstengebirge heißt bei den Berbern Rif, d. i. Küstenland, weiter nach Westen in Algerien bei den Arabern Sahel, d. i. Seerand. In Marokko besteht es aus mehren Ketten, die ein etwa 8 Meilen breites, schroff aus dem Meere ansteigendes Bergland bilden, dessen höchster bis jetzt bekannter Gipfel der Dschebel Habib, südwestlich von Tetuan,

3050 F. hoch ist. Das Gebirge begleitet die ganze Nordküste bis Tunis, indem seine abbrechenden Ketten in zahlreichen felsigen, durch flache Küstenebenen getrennten, 4—5000 F. hohen Vorgebirgen an der Küste vorspringen. Vornehmlich im Osten von Algier wird die Felsenkette schroff und rauh. Ein schwarzer poröser Sandstein, voller Höhlen u. Grotten, scharfkantiger Rücken und Spitzen, wird hier unaufhörlich von den Wellen gepeitscht, in Nadeln und Zinken zerspalten. Die vom Meere ausgehöhlten weiten Grotten reichen halbe Viertelstunden weit landeinwärts, und die Meereswogen stürmen hinein. Nur die eisenhaltigen Adern, welche den Sandstein nach allen Richtungen durchziehen, scheinen ihn zusammenzuhalten. Auf der Südseite wird das Gebirge durch einen ebenen, in Algerien breiter werdenden Landstrich begrenzt, der vom atlantischen Ocean an sich durch Marokko, Algerien und Tunis hinzieht, südlich aber von einem zweiten Gebirgszuge begrenzt wird, der ebenfalls am atlantischen Meere beginnt und weiter nach Osten im inneren Lande als Dschebel Zatut erst in nordöstlicher, dann in nördlicher Richtung sich hinzieht. Unter den Ebenen am nördlichen Gebirgsfuße sind die von Oran, Arzew, vornehmlich die Metidscha bei Algier, die bei Bona und Philippeville ausgedehnt und fruchtbar. Unter den Gebirgsstöcken u. Ketten der Küste sind im Westen bei Oran das Gamara- und Löwengebirge, das Darangebirge bei Tenes, das Massif von Algier, östlich davon die Dschurdschura als das Gebirgsland von Kabylien, das Gebirgsland der Quanseris an der Grenze von Marokko, das der Beni Manassar bei Miliana die wichtigsten, deren Höhen freilich 6000 F. nicht erreichen. Bis zu den Küsten von Tunis und Kabes setzen diese Ausläufer fort. An der Grenze von Marokko beginnt der Gebirgszug des Ouled-Sidi-Scheikh, der in der Richtung von Südwesten nach Nordosten durch das südliche Algerien streicht und auch durch das Innere von Tunis als Plateau, wie in einzelnen, über 4000 F. ansteigenden Gipfeln sich verfolgen läßt, bis er gegen den Golf von Sidra hin sich verflacht. Die 2—3000 F. hohen Hochebenen, das Land der zahlreichen Salzseen, der Schotts, trennen den kleinen A. von den getrennten höhern Bergzügen an der Nordseite der großen Einsenkung Nordafrika's, die man früher als ein zusammenhängendes Gebirge, als großen A., ansprach.

Atlas (franz. Satin), geköpertes, starkglänzendes Seidenzeuch, welches auf einem Webstuhl mit 8 Schäften und Kämmen und 8 Trittschemeln auf die Weise verfertigt wird, daß die Bindestellen der Fäden auseinander und letztere selbst obenauf („flott") zu liegen kommen, ihr Spiegel also nicht gebrochen wird und sowohl Kett- als Schußfäden ihren vollen Glanz zeigen. Zum Schuß oder Einschlag pflegt man die beste glatte, ungedrehte Seide zu nehmen, deren Schimmer durch Appretur (Pressen, Gummiren ꝛc.) erhöht wird. Man hat einfachen, halbdoppelten, doppelten, glatten, gestreiften, geblümten und moirirten A. Die geringste Sorte ist der Hut- oder Papieratlas, ein sehr dünnes Gewebe, dem nur durch Appretiren etwas Dauer gegeben ist. Der moirirte A. zeigt in Einer Farbe durch aufgepreßte Linien verschiedene Schattennüancen. Beim einfachen A. werden 4 einfache, beim doppelten 4 doppelte Fäden durch das Rieb gezogen. Der schönste glatte A., namentlich schwarzer, kommt aus Italien, namentlich aus Florenz, Lucca, Genua, Turin und Venedig. Bei den leichten Sorten sind die Farben nicht ganz dauerhaft; die ächte Farbe wird durch einen Goldfaden in den Leistenbändern angegeben. Die französischen Manufakturen liefern hauptsächlich glatte Atlasse, gemusterte sehr geschmackvolle namentlich die zu Lyon und Avignon; die englischen meist sehr schwere; in Deutschland zeichnen sich die wiener, berliner, elberfelder, leipziger, krefelder, langensalzaer Manufakturen durch gute Atlasse aus. Halbseidener A. (Siesatlas von Seide und Baumwolle oder Seide und Leinen) wird in China, sogenannter türkischer A., mit seidenen Streifen durchwebtes Baumwollenzeuch, in der Türkei, Rußland und Polen fabricirt. Der sogenannte brüggesche A., der besonders zu Möbelüberzügen und Tapeten benutzt wird, hat eine Kette von Seide und einen Schuß von Wolle. Der Atlasbrokat ist dichtes, schweres Wollenzeuch mit erhabenen Dessins und auf Atlasart appretirt. Gestreifter Wollenatlas wird in England, Sachsen und Böhmen verfertigt. Baumwollenatlas, in der Kette Twist und im Einschlag Twistgarn enthaltend, fabricirt Manchester, Großschönau in Sachsen, Warnsdorf in Böhmen u. a. O., meist zu Hosenstoffen, wozu auch der aus rohem oder halbgebleichtem grauen Leinengarn bestehende Atlasdrill dient, der meist aus Frankreich und den Niederlanden bezogen wird.

Atlasholz, das im Glanz dem Atlas ähnliche Holz von Ferolia guianensis, welches besonders in England zu feinen Tischlerarbeiten verbraucht wird. Man hat gelbes (Satinholz), das gewöhnlichste, in Fibern und Poren, dem Nußbaumholz, hellgelbes, dem Zirbelnußholz ähnlich, und rothes, das seltenste. Der Preis steigt oft bis zu 40 Pfund Sterling per Tonne an.

Atmometer (Atmidometer, v. Griech.), Verdunstungsmesser, Name derjenigen physikalischen Instrumente, mittelst welcher man die Verdunstung des Wassers unter gegebenen Bedingungen zu bestimmen im Stande ist, die aber vorzugsweise dazu dienen sollen, die Menge des verdunstenden Wassers an der Erdoberfläche zu bestimmen, um damit die Größe der Niederschläge aus der Atmosphäre zu vergleichen. Bis jetzt sind alle dahin einschlagenden Versuche im Ganzen wenig befriedigend ausgefallen, obwohl die Sache an sich für viele andere Fragen von hohem Interesse ist. Die älteste Weise, die Verdunstung zu bestimmen, war, daß man Gefäße von bestimmtem Inhalt der Einwirkung der atmosphärischen Luft aussetzte, dann nach Maß und Gewicht das verdunstete Wasser abschätzte. So einfach das Verfahren an sich ist, so bietet es doch, wenn größere Genauigkeit verlangt wird, viele Schwierigkeiten dar. Musschenbroek gebrauchte Gefäße von gleicher Weite u. schloß aus Versuchen, daß die Verdunstungen im Freien sich verhielten wie die Kubikwurzeln aus den Höhen der Gefäße, im Zimmer aber wie die Oberflächen der Gefäße. Ist demnach ein Gefäß 8 F., ein anderes aber 27 F. hoch und haben beide gleiche Weite, so müßte sich die Verdunstung in denselben im Freien verhalten $= \sqrt[3]{8} : \sqrt[3]{27} = 2 : 3$. Sind hingegen zwei andere Gefäße 2 Quadratfuß und 8 Quadratfuß weit,

so verhält sich nach Musschenbroeks Regel die Verdunstung in beiden = 2: 3. Andere namhafte Physiker fanden andere Regeln, und man überzeugte sich bald, daß tiefere Gefäße eine andere Einwirkung der atmosphärischen Luft gestatteten, als seichtere, daß man daher suchen müsse, den Wasserstand bei dieser Art von Versuchen immer gleich hoch zu erhalten. Saussure schlug vor, ein Gefäß von gemessenem Inhalt in ein größeres Wasserbecken, einen Teich, Fluß ꝛc. zu setzen, dafür Sorge zu tragen, daß das Niveau des Wassers in dem Gefäße immer gleich hoch stehe, und, um letzteres zu erreichen, mit dem ersten ein zweites zu verbinden und durch Zugießen in dasselbe mittelst eines Kommunikationsrohres das Niveau zu reguliren. Auf diese Weise wird erreicht, daß die Atmosphäre durch Wärme u. Wind ebenso auf das kleinere Wasserbecken einwirken kann wie auf die Oberfläche des größeren, wofern die Ränder des Gefäßes nicht zu hoch sind. Auf diese Weise stellt sich heraus, daß die Verdunstung nahe proportional der verdunstenden Oberfläche vor sich gehe. Um aber die Verdunstung bei verschiedenen Temperaturen unter verschiedenen Bedingungen vergleichungsweise zu berechnen, reicht es hin, einige Gefäße mit flachem Rand und genauen Wagen, an welchen sie hängen, anzuwenden. Weit schwieriger als jede der vorigen Aufgaben aber ist es, die Verdunstung von anderen Körpern, z. B. Erdarten, Steinen u. dergl., anzugeben, und alle in dieser Hinsicht gemachten Versuche sieten noch mangelhaft aus. So kommt für die Verdunstung der Erdarten die Trockenheit des Bodens, seine Retentionskraft für Wasser, seine Anziehung desselben aus der Umgebung (z. B. ein salzhaltiger Boden wird ungleich mehr Wasser anziehen, als ein fetter), der Einfluß der Pflanzen ꝛc. in Frage. Soll endlich bei veränderlicher Temperatur die Dichtigkeit oder die Trockenheit der atmosphärischen Luft und die Kraft der letzteren gemessen werden, womit sie Feuchtigkeit in sich aufnimmt, so bleibt folgender Vorschlag Saussure's der geeignetste. Ein feiner Leinwandstreifen von 18 Zoll Länge und 10 Zoll Breite wurde in einen Rahmen so eingespannt, daß er letzteren nicht berührte. War die Leinwand am Feuer gehörig ausgetrocknet und an einer feinen Wage sammt dem Rahmen abgewogen, so befeuchtete man sie bis zu einer Schwere von 150 Gran. An dem 6 Zoll von der Leinwand entfernten Thermometer u. Hygrometer beobachtete man den Stand für eine gewisse Zeit und wiederholte die Beobachtungen so lange von 20 zu 20 Minuten, bis die Leinwand nur noch ein Gewicht von 60 Gran hatte. Ein kleineres Gewicht brachte, wegen der starken Adhäsion des Wassers an der Leinwand, die Verdunstung nicht hervor. Durch Versuche der Art fand Saussure, daß auf dem Col du Géant, bei einem Barometerstand von 18 Fuß 9 Zoll, Wärme mehr als Trockenheit, in Genf aber umgekehrt Trockenheit mehr als Wärme auf die Ausdünstung Einfluß habe. Er zog daraus ferner den allgemeinen Schluß, daß bei einerlei Thermometer- und Hygrometerstand die Größe der Verdunstung auf dem Berge zu der im Thal bei einer etwa dreimal größeren Dichtigkeit der Luft in dem Verhältniß von 3: 1 stehe, daß sie also dort in dreifach größerem Maße vor sich gehe, als hier, indem dort 81 Gran, hier nur 27 Gran in derselben Zeit verdunsteten. Die ganze Lehre von den A.n gehört übrigens den ebenfalls noch nicht sehr ausgebildeten Lehren der Hygrometrie u. Verdunstung (s. d.) an.

Atmosphäre (v. Gr., Dunstkreis, Luftkreis), die Hülle von gasförmigen Substanzen, welche unsern Erdball umgibt. Die A. spielt eine große Rolle auf unserem Planeten. Sie ist für die gesammte organische Schöpfung ebenso unentbehrlich wie Licht und Wärme; ohne sie wäre kein Athmen, kein Leben auf der Erde möglich. Sie mildert das Sonnenlicht, vermehrt die Wirkung der Sonnenwärme, sowie die Dauer des Tageslichtes, führt vermittelnd die Töne in unser Ohr, veranlaßt oder unterhält die meisten Verbrennungs- und Oxydationsprozesse, wirkt überhaupt mechanisch oder chemisch bei unzähligen Operationen mit und ist der Sitz jener im Haushalt der Natur so wichtigen Erscheinungen, welche man unter dem Namen der meteorologischen begreift.

Physikalische Beschaffenheit der A. Als Gasmasse hat die A. mit den übrigen Gasen eine Reihe von Eigenschaften gemein, unter denen Schwere, Beweglichkeit der Theilchen, Elasticität, Ausdehnbarkeit durch Wärme, Durchsichtigkeit, Elektricität und Lichtbrechungsvermögen obenan stehen, weil sie vor Allem zu den durch das Dasein dieser Erdhülle bedingten Erscheinungen Anlaß geben.

Schwere der A. Daß die A. schwer sei, ist früher lebhaft bestritten worden, gegenwärtig aber leicht nachweisbar. Schwer sein u. von der Erde angezogen werden, sind kongruente Begriffe. Wäre die A. dieser Anziehung nicht unterthan, so würde sie, schon weil ihre Theilchen, wie bei allen Gasen, einander abstoßen, von der Erde entweichen, sich in den Weltraum zerstreuen, es sei denn, dieser wäre ebenso gleichmäßig von ihr erfüllt. Letzteres ist aber nicht der Fall, denn einmal beweisen die optischen Untersuchungen mit der größten Bestimmtheit, daß auf dem Monde z. B. keine Gasart vorhanden sein könne, welche lichtbrechende Kraft besitzt, also nach unsern Begriffen überhaupt keine Gasart, und dann erleiden die Himmelskörper in ihren Bewegungen keinen Widerstand, welcher auf das Dasein eines an Dichtigkeit unserer Erdatmosphäre gleichen oder ähnlichen Stoffes im Weltraum schließen ließe. Zwar hat Encke (vgl. Bode's Astronomisches Jahrbuch 1826) aus den Störungen, welche der nach ihm benannte Komet während seines Umlaufs um die Sonne erleidet, das Dasein eines den Weltraum erfüllenden Mediums nachgewiesen. Allein wenn auch dieses Fluidum dicht genug ist, um auf die Geschwindigkeit jenes sehr wenig kompakten Himmelskörpers eine bemerkbare Hemmung auszuüben, so ist es doch jedenfalls von ganz anderer, unendlich feinerer Natur als der terrestrische Dunstkreis und läßt sich mit diesem kaum von ferne vergleichen. Ueberdies folgt die A. dem Erdkörper sowohl in seiner Axendrehung, als auch in seinem ungleich rascheren Lauf um die Sonne. Mithin wird die A. von der Erde angezogen, d. h. sie ist, wie jedes ihrer Theilchen, schwer, hat Gewicht. Eine unmittelbare Folge hiervon ist, daß die A. von oben nach unten einen Druck ausübt (und zwar nicht bloß in perpendikulärer Richtung, sondern auch in allen übrigen, weil er vermöge der Beweglichkeit der Theilchen sowohl in einem und demselben Punkt nach allen Richtungen, als auch in einer und derselben Hori-

zontalebene in allen Punkten gleich ſtark ſein muß), daß aber dieſer Druck nach oben hin von Punkt zu Punkt geringer wird, was einfach daraus entſpringt, daß jedes Theilchen das Gewicht der ſenkrecht über ihm befindlichen zu tragen hat, es alſo weniger belaſtet iſt und daher ſeinerſeits auch einen deſto geringern Druck ausüben muß, je höher ſeine Lage in dem Ganzen iſt.

Der Druck der A. ergibt ſich aus zahlreichen Erſcheinungen. Saugt man mit dem Munde aus einem in eine Flüſſigkeit getauchten Glasrohr die Luft heraus, ſo wird die Flüſſigkeit in die Röhre hineingedrückt. Aus einem ganz mit Flüſſigkeit gefüllten Rohr, welches an beiden Seiten offen, an der einen aber mit dem Finger verſchloſſen wird, fließt kein Tropfen der Flüſſigkeit heraus, ebenfalls wegen des Luftdrucks. In kommunicirenden Röhren ſtellt ſich eine Flüſſigkeit gleich hoch, und man weiß, daß der Durchmeſſer der Röhren hierbei nicht in Frage kommt, eine Röhre von einem Zoll oder einigen Linien Durchmeſſer hält einem Rohr von einem Fuß Durchmeſſer vollkommen das Gleichgewicht. Wenn wir uns alſo ein Rohr denken, welches in ein offenes, mit einer Flüſſigkeit gefülltes Gefäß getaucht und ſo hergerichtet iſt, daß die A. auf die Flüſſigkeit im Rohr nicht drücken kann, während ſie frei auf die Flüſſigkeit im Gefaß drückt, ſo haben wir hier eine Vorrichtung, bei welcher das Geſetz derkommunicirenden Röhren in Anwendung kommt. Die eine Säule iſt die A., die andere die Flüſſigkeit im Rohr, auf welche die A. nicht drücken kann. In kommunicirenden Röhren halten ſich aber nur Flüſſigkeiten von gleicher Dichtigkeit das Gleichgewicht. Iſt die eine Flüſſigkeit dichter als die andere, ſo wird die Höhe der Säulen in den Röhren ſich umgekehrt verhalten wie die Dichtigkeiten. Da nun Waſſer 773mal ſchwerer iſt, als Luft, ſo wird eine Waſſerſäule, welche 773mal kürzer iſt, als die A., dieſer das Gleichgewicht halten, und da Queckſilber 10513,5mal ſchwerer iſt, als Luft, ſo bedarf es nur einer um ſo viel mal kürzeren Queckſilberſäule, vorausgeſetzt, die ganze A. habe eine Temperatur von 0° und überall eine Dichtigkeit wie am Meeresſpiegel. Da dies nun nicht der Fall iſt, ſo können wir auch aus der Länge der Waſſer- u. Queckſilberſäule nicht die Länge zugleich mit dem Druck der A. meſſen, ſondern nur letzteren allein, denn dieſer iſt konſtant, während die Dichtigkeit der A. nach Temperatur und anderen Verhältniſſen wechſelt. Die A. wird alſo auf einen Quadratzoll ſo ſtark drücken, wie eine Waſſerſäule oder eine Queckſilberſäule von einem Quadratzoll, welche der A. das Gleichgewicht hält. Füllt man nun eine 30 Zoll lange Röhre, die an einem Ende verſchloſſen iſt, vollſtändig mit Queckſilber, verſchließt das offene Ende mit dem Daumen, ſtellt ſo die umgekehrte Röhre in ein Gefäß mit Queckſilber und zieht erſt unter dieſem den Daumen ab, ſo iſt klar, daß auf das Queckſilber im Gefäß der Druck der A. wirkt, nicht aber auf das obere Ende der Queckſilberſäule im Rohr. Wir ſehen nun bei einem 30 Zoll langen Rohr unter den angegebenen Verhältniſſen das Queckſilber um etwa 2 Zoll fallen, und zwar ohne daß Luft in das Rohr eingedrungen wäre. Es befindet ſich alſo über dem Queckſilber ein luftleerer Raum, und die Queckſilberſäule von 28 Zoll Länge hält der A. das Gleichgewicht. Ein ſolches Inſtrument, wie das beſchriebene, iſt das Barometer, welches Torricelli konſtruirte, nachdem Galilei das Waſſer in einem mehr als 32 Fuß langen Pumpenrohr nicht weiter als 32 Fuß hatte ſteigen ſehen. Dieſe Höhe der Waſſerſäule entſpricht nun in Bezug auf die Dichtigkeit ungefähr der Höhe der Queckſilberſäule von 28 Zoll. Eine Queckſilberſäule von dieſer Länge und einem Quadratzoll Querſchnitt wiegt aber etwa 16 preuß. Pfund, folglich beträgt der Druck der A. auf jeden Quadratzoll 16 Pfund, auf jeden Quadratfuß 23 Centner. Da nun eine geographiſche Meile 521,800,000 pariſer Quadratfuß hat, ſo beträgt hiernach das Gewicht der A., welches auf eine Quadratmeile drückt, 23×521,800,000 Centner, oder, wenn wir 1 Million Pfund als Einheit ſetzen, 1,200,140 ſolcher Einheiten; die Oberfläche der Erde beträgt aber über 9 Millionen Quadratmeilen. Aus dem, was ſchon oben vom Druck der A. geſagt wurde u. was ſich auch ganz von ſelbſt ergibt, kann derſelbe auf Bergen nicht ſo ſtark ſein wie am Spiegel des Meeres. Die Queckſilberſäule wird ſich alſo verkürzen, wenn wir in höher gelegene Gegenden kommen. Aus dieſem Grunde dient das Barometer als Inſtrument bei Höhenmeſſungen. Der Druck der Luft iſt aber auch abhängig von Verhältniſſen, welche zugleich die Witterung beeinfluſſen. Das Auf- und Abſchwanken des Queckſilbers im Barometer kann alſo auch als Anzeige für Vorgänge in der A. dienen, welche für das Wetter von Einfluß ſind. Außerdem wirken noch andere Verhältniſſe auf den Stand des Barometers, ſo daß dieſes in fortwährenden Schwankungen begriffen iſt. Weiteres hierüber ſ. unter Barometer.

Der Druck, den die Luft auf den menſchlichen Körper ausübt, beträgt mehr als 40,000 Pfund, da die Körperoberfläche eines ausgewachſenen Menſchen gut 20 Quadratfuß beträgt. Dieſer Druck wirkt auf jeden kleinſten Theil perpendikulär und von allen Seiten gleichmäßig, denn der Druck der Lufttheilchen gegen einander iſt vollkommen gleichmäßig, jedem Druck von links oder von oben entſpricht ein gleicher Druck von rechts oder von unten. Das Innere unſeres Körpers iſt aber ebenfalls mit Luft gefüllt, und dieſe Luft ſteht mit der äußeren in freiem Verkehr, alſo auch mit ihr im Gleichgewicht, und es entſpricht dem Druck von außen ein gleich ſtarker Druck von innen. Wenn wir aber ein Thier unter eine Luftpumpe bringen und den äußeren Druck entfernen, ſo kann die Luft nicht ſchnell genug aus den Geweben folgen, doch dehnt ſie ſich aus, und da der Gegendruck fehlt, macht ſich dieſer Druck von innen bemerkbar. Das Thier, das inzwiſchen erſtickt iſt, ſchwillt an, und die Gefäße werden durch den Luftdruck von innen zerſprengt. Auf hohen Bergen fehlt ebenfalls der Druck von außen, und wir wiſſen aus den Berichten der Reiſenden, daß ihnen Blut aus Mund und Naſe getreten iſt. Dies kommt aus kleinen zartwandigen Gefäßen, die in Folge des aufgehobenen äußern Drucks platzen. Der geringere Luftdruck auf den Bergen bewirkt alſo keine Erleichterung, ſondern im Gegentheil Beſchwerde u. dazu eine große Mattigkeit in Beinen u. Armen. Der obere Kopf unſeres Schenkelknochens paßt nämlich mit ſeiner ſpiegelglatten Oberfläche luftdicht genau in die ebenſo glatte und feuchte Höhlung des Beckens. Scheinbar wird dieſer Schenkelkopf in der

Höhlung durch eine am Knochen festgewachsene dünne Kapselmembran, sowie durch die überdeckenden Fleischpartien und die Sehnen festgehalten. Wir sagen scheinbar, denn schneidet man diese ganze Umhüllung bei dem Beine eines Leichnams durch, so müßte dem Gesetz der Schwere nach der Schenkelkopf mit dem ganzen daranhängenden und keineswegs leichten Beine sich von der Pfanne des Beckens loslösen und herabfallen. Er bleibt aber ebenso fest wie zuvor in der Pfanne sitzen, selbst wenn man noch Gewichte an das Bein hängt. Die Gebrüder Weber haben zuerst entdeckt, daß der Schenkelkopf nur durch den äußeren Luftdruck in der Beckenpfanne festgehalten wird. Dieser Luftdruck richtet sich nach der Größe des Schenkelkopfes. Die pfannengroße Oberfläche dieses Kopfes ist ungefähr 3—4 Quadratzoll groß. Auf jedem Quadratzoll lastet der atmosphärische Luftdruck 16 Pfund schwer, folglich wird der Schenkelkopf in der Beckenpfanne mit einer Kraft von etwa 60 Pfund festgehalten. Wenn man nun, nachdem jede etwa festhaltende Hülle von dem Schenkel eines Leichnams losgetrennt ist, von oben in die Beckenpfanne eine Oeffnung bohrt, so daß die Luft hineindringen kann, so fällt sofort das Bein ab. Bringt man dann den Schenkelkopf wieder genau in die Beckenpfanne und verschließt das Loch in derselben luftdicht mit dem Finger, so hängt das Bein wieder mit derselben Festigkeit in der Pfanne, und zwar so lange, als man die Oeffnung in der Pfanne zuhält. Ganz dasselbe findet am Arm Statt. Die Muskeln dienen nur zur Bewegung, nicht zum Festhalten des schon durch den Druck der Luft gehaltenen Beins. Auf hohen Bergen, wo z. B. das Barometer auf seine halbe Höhe gesunken ist, der Luftdruck also um die Hälfte abgenommen hat, haben die Muskeln diesen zu ersetzen; daher die Müdigkeit und Ermattung beim Besteigen hoher Berge, die sofort verschwindet, wenn man sich setzt, aber sich gleich wieder einstellt, wenn man wenig Schritte gegangen ist. Ist der Luftdruck auf die Hälfte gesunken, so halten das Bein nur noch etwa 30 Pfund, die andern 30 Pfund haben die Muskeln zu tragen, und wir können uns also das Gefühl der Bergsteiger leicht verschaffen, wenn wir an jedes Bein ein Gewicht von etwa 30 Pfund befestigen und damit uns fortbewegen.

Höhe der A. Die Gase zeichnen sich den Flüssigkeiten gegenüber durch eine große Beweglichkeit der Theilchen und durch das Bestreben derselben aus, jeden Raum vollständig zu erfüllen. Die A. würde sich also im Weltraum gleichmäßig verbreiten, wenn nicht die Anziehungskraft der Erde sie an letztere fesselte. Da aber diese Anziehungskraft erlahmt mit dem Quadrat der Entfernungen, so wird die Luft in den oberen Schichten immer mehr dem ihr innewohnenden Triebe zu folgen vermögen, sie wird von immer größerer Verdünnung werden und schließlich von so geringer Dichtigkeit sein, daß der Begriff einer Grenze vollständig unmöglich wird. Wir können mithin von der Höhe der A. nicht in dem Sinne wie bei einem festen Körper oder bei einer Flüssigkeit sprechen. Noch nicht ganz eine Meile, 21,600 Fuß hoch, bis wohin Gay-Lussac in einen Luftballon sich erhoben hatte, ist die A. schon so dünn, daß sie für das Athemholen nicht mehr recht hinreicht. In einer Höhe von 8 Meilen ist die Luft zwar fast so verdünnt wie in den sogenannten luftleeren Räumen der Luftpumpe, aber nach Arago doch noch dicht genug, um durch das Zurückwerfen des Sonnenlichts den Zustand der Dämmerung hervorzubringen. Nach Delambre beträgt die Höhe, bis zu welcher die Lufttheilchen im Stande sind, für uns bemerkbares Licht zurückzuwerfen, sogar 10 Meilen, wie dies, merkwürdig genug, auch schon Kepler angegeben hat. Nach Laplace darf die Höhe der A., sofern die Luft noch der Erde angehören soll, nicht als unendlich angesehen werden, sondern erstreckt sich nur bis zu dem Punkte, wo die zunehmende Centrifugalkraft mit der abnehmenden Anziehungskraft im Gleichgewicht steht, oder sich beide einander aufheben. Genauer ist die Grenze von G. G. Schmidt und später von Wollaston dahin versetzt worden, wo die obersten Lufttheilchen durch ihr eigenes Gewicht, welches sie an ihrem Orte noch durch die von der Centrifugalkraft nicht ganz aufgehobene Anziehung der Erde behalten, im Stande sind, der von den tiefer liegenden Theilchen auf sie ausgeübten Abstoßung das Gleichgewicht zu halten. So scharf indeß durch den angeführten Satz die Grenze der A. bezeichnet wird, so wenig läßt sich doch die absolute Höhe derselben darnach genau feststellen. Dazu wäre nämlich erforderlich, daß wir die Temperatur der A. in verschiedenen Höhen genau kennten. Nun wissen wir zwar, daß bei normalem Zustand der A. die Temperatur von unten nach oben abnimmt, aber nach welchem Gesetz, ist unbekannt. G. G. Schmidt berechnete die Höhe der A. einmal unter der Annahme, daß die Temperatur für jede 121,1 Toisen-Erhebung um 1° R. abnehme, und zweitens unter der zuerst von Lambert gemachten Voraussetzung, daß die Wärmeabnahme proportional sei den Temperaturen oder Spannkräften der Wärme. Für die Höhe der A. unter dem Aequator (daselbst eine Mitteltemperatur von 22°,4 R. angenommen) ergab die erste Hypothese 7,22 geographische Meilen, die letztere dagegen 27,5; für die Höhe unter dem Pol (daselbst die Mitteltemperatur =0° gesetzt) die erste 6,6, die zweite 27,1 geographische Meilen; in der That eine nicht leicht auszugleichende Differenz. Doch selbst die berechnete Höhe von 27,5 Meilen scheint nicht die wirkliche obere Grenze der A. zu sein. Man nimmt nämlich an, daß die Sternschnuppen aus dem Weltenraum stammen und nur, wenn sie in die Nähe der Erde kommen, von derselben angezogen werden, oder vielmehr in Folge ihrer eigenen heftigen Bewegung auf dieselbe herabstürzen. In brennendem Zustande aber können sie sich nur dann befinden, wenn sie von Luft umgeben sind. Die höchsten Punkte, in denen Sternschnuppen gesehen werden, sind 34 Meilen und mehr von der Erdoberfläche entfernt; so hoch müßte demnach auch die A. reichen, wenn die Sternschnuppen bei ihrem Herabfallen wirklich erst in der irdischen Luft zu brennen anfangen. Jedenfalls ist das, was von der Luft über die Höhe von 10—12 geographischen Meilen hinausgeht, ein verschwindend kleiner Bruchtheil der übrigen A., und deshalb nimmt man in der Regel an, daß die A. eine Höhe von 10—12 geographischen Meilen habe. In diesem Sinne befindet sich die eine Gewichtshälfte der Luftmasse in der Höhe von dem Meeresspiegel bis zu $^2/_9$ Meile. Die Dichtigkeit der A. nimmt aber in solchem Grade ab, daß sie z. B. auf dem Montblanc nicht viel mehr als die

Hälfte und in dreifacher Höhe der Jungfrau nur etwa ein Viertel von der an der Meeresfläche beträgt. Um sich ein klares Bild von dem Verhältniß der Erdkugel (1720 geographische Meilen Durchmesser) zu ihrer A. zu machen, denke man sich eine Kugel von 1 Fuß Durchmesser, welche von einer nicht ganz 1 Linie dicken Lufthülle umgeben ist.

Gestalt der A. Es steht fest, daß die Erde keine vollkommene Kugelgestalt besitzt, sondern daß sie an den Polen etwas abgeplattet ist. Diese Abplattung beträgt ziemlich genau $^1/_{289}$. Die A., welche denselben Gesetzen unterworfen ist wie die Erde, hat ebenfalls eine solche Abweichung von der Kugelgestalt, und wenn man bedenkt, daß die Luft in Folge des täglichen Umschwungs am Aequator mehr aufgelockert sein muß, als nach den Polen hin, wo die Drehungsgeschwindigkeit eine geringere ist, wenn man ferner in Anschlag bringt, daß die stärkere Erhitzung der Luft in der heißen Zone eine größere Spannung und dadurch ein höheres Aufsteigen hervorbringt, als im hohen Norden oder Süden der Erde: so findet man, daß die Abweichung des Luftkreises von der Kugelgestalt eine etwas größere sein muß, als die der Erdmasse. Im Allgemeinen folgt aus Laplace's und Zachs Berechnungen (M. Corr. XXI, S. 214), daß die Gestalt der A. eine sphäroidische ist, deren kurze Axe mit der Erdaxe gleiche Lage hat. Die Abplattung einer zugleich mit ihrem Planeten rotirenden A. kann nach Laplace niemals näher als 3 zu 2 sein. Diese stärkere Abplattung der A. ist von großartigen Folgen für die Luftströmungen (s. Wind).

Gewicht der A. Das Gewicht der gesammten A. ist in neuerer Zeit von Poggendorf, Marchand und Wackenroder berechnet worden. Der mittlere Barometerstand kann nach Berghaus zu 336,973 pariser Linien gesetzt werden. Zieht man davon 4,353 pariser Linien als Mittel des Wasserdampfdrucks ab, so bleibt für den Druck der trockenen Luft 332,62 pariser Linien, das ist in runder Zahl 0,750 Meter. Das Gewicht der trockenen A. ist also gleich dem Gewicht einer über die Oberfläche der Erde verbreiteten Schicht Quecksilber von 0,750 Meter Höhe od. einer 0,750.10513,5=7885 Meter hohen Luftschicht von der Dichtigkeit, welche die Luft bei 0° C. und 0,760 Meter Druck besitzt. Setzt man den Halbmesser der Erde = 6',370284 Meter, so berechnet sich das Volumen einer Lufthohlkugel von der angegebenen Dicke, 7885 Meter, zu 4'''',025900''''000000'000000 Kubikmeter, also zu mehr als 4 Trillionen Kubikmeter, deren Gewicht 5,2 Trillionen Kilogramm beträgt. Marchand berechnet, indem er den Halbmesser der Erde = 6',366752 Meter setzt und die ältere Zahl 1,2995 Gramm für das Gewicht von 1000 C. C. Luft anwendet: 5,25 Trillionen Kilogramm, das ist 11,26 Trillionen preuß. Pfund, so daß also 5 Trillionen Kilogramm als das Minimum des Gewichts der Luft mit Sicherheit angenommen werden können. Das Gewicht des Sauerstoffs darin beträgt annähernd 1,15 Trillionen Kilogramm, das Gewicht der Kohlensäure ungefähr 4000 Billionen Kilogramm. Das specifische Gewicht der atmosphärischen Luft wird gewöhnlich gleich 1 gesetzt (bei 0,m 760 B. und 0° C.) und dient dann zur Vergleichung des specifischen Gewichts der Gase wie das des Wassers zur Vergleichung des specifischen Gewichts der flüssigen und starren Körper. Wird das specifische Gewicht des Sauerstoffs = 1 genommen, so ist das der atmosphärischen Luft = 0,90446. Die Luft ist bei 0° C. 773mal leichter als Wasser von 4° C. und 10513,5mal leichter als Quecksilber von 0° C., dessen specifisches Gewicht = 13,5959.

Wenn man von physikalischen Eigenschaften der A. spricht, so bezieht man dieselben auf vollständig trockene und von Kohlensäure befreite Luft. Solche Luft ist auch das Objekt gewesen für Untersuchungen über die Natur der Gase. Die trockene Luft dehnt sich beim Erwärmen um 1° C., um 0,003665 ($^1/_{273}$) ihres Volumens bei 0° aus; ihr Ausdehnungscoëfficient ist 0,003665, und sie gehorcht dem mariotte'schen Gesetz genau bis zu dem Druck einiger Atmosphären, d. h. ihr Volumen vermindert sich in demselben Verhältniß, in welchem der Druck zunimmt, und umgekehrt. Wenn man das Volumen an der Oberfläche des Meeres gleich 1 setzt, so beträgt dasselbe bei 13,407 Fuß Höhe das Doppelte, und für jede folgende 13,407 Fuß Höhe wird das Volumen wieder verdoppelt, die Dichtigkeit also auf die Hälfte reducirt, so daß bei 80,442 pariser Fuß Höhe (3,532 deutsche Meilen) die Dichtigkeit der Luft bereits um das 64fache abgenommen hat. Dies Gesetz tritt aber nicht vollkommen genau hervor, weil Temperaturverhältnisse und noch andere Umstände in den verschiedenen Luftschichten auf die Dichtigkeit der A. Einfluß haben.

Nach Dumas und Boussingault wiegt 1 Liter Luft bei 0° und 760mm B. 1,2995 Gramm, nach Regnault 1,2932 Gramm, also wiegt:

			Gramm	preuß. Gran
1	pariser Kubikzoll	Luft	0,02565	0,42121
1	rhein.	„ „	0,02313	0,37990
1	engl.	„ „	0,02118	0,34784
1	pariser Kubikfuß	„	44,327	727,84
1	rhein	„ „	39,980	656,47
1	engl.	„ „	36,605	601,07

Temperatur der A. Die Temperatur der uns umgebenden Luft ist das Resultat nicht eines, sondern mehrer Vorgänge. Die Erwärmung der Erde haben wir nur der Sonne zu danken. Aber die Sonnenstrahlen scheinen auf der Erde nicht die volle erwärmende Kraft auszuüben, die sie ausüben könnten, wenn die A. nicht vorhanden wäre. Indem die Sonnenstrahlen die A. durchwandern, scheinen sie einen Theil ihrer erwärmenden Kraft zu verlieren, der aber jedenfalls nur sehr gering ist. Erst wenn die Sonnenstrahlen die Erdoberfläche selbst treffen, werden sie absorbirt und in fühlbare Wärme verwandelt. Die Größe des von der A. absorbirten Theils der erwärmenden Wirkung der Sonnenstrahlen zu bestimmen, ist bisher nicht gelungen. Pouillet hat ein Instrument konstruirt, diese Größe zu messen, das Heliometer (s. d.), welches lehrt, daß die Veränderungen in der A., ihr Wassergehalt namentlich, die Wärme absorbirende Kraft modificiren. Einige Beobachtungen, welche man über die Wirkung der Sonnenstrahlen angestellt hat, können nicht leicht mit der Behauptung, daß die A. nur wenig von der erwärmenden Kraft der Sonnenstrahlen absorbire, in Einklang gebracht werden. Ein Thermometer nämlich, dessen Kugel geschwärzt ist, steigt um eine gewisse Anzahl von Graden über die Temperatur der Luft, wenn man es den Sonnenstrahlen

ausſetzt, aber dies Steigen iſt entſchieden größer auf hohen Bergen, als nahe am Spiegel des Meeres und, was merkwürdig iſt, größer in den gemäßigten, ja ſelbſt in den kalten Klimaten, als in den heißen. Es iſt daher die Frage zu beantworten, auf welche Weiſe die Wirkung der Sonnenſtrahlen in den heißen Klimaten vermindert werde.

Es iſt eine Thatſache, daß die von leuchtenden Körpern ausgeſendeten Wärmeſtrahlen mit Leichtigkeit die Luft durchdringen, während die von dunkeln Körpern ausgeſendeten Wärmeſtrahlen zum größern Theil von der Luft abſorbirt werden. Die von der erwärmten Erde, einem dunkeln Körper, ausſtrahlende Wärme wird alſo von der Luft abſorbirt werden u. zu deren Erwärmung beitragen. Die Wärmeſtrahlen der Sonne gelangen dagegen mit geringem Verluſt an die Erdoberfläche und erwärmen das Feſtland und das Waſſer. Die Wärme, welche dieſe wieder ausſtrahlen, durchdringt nur ſchwierig die Luft. Die Erde kühlt ſich daher wie unter einer ſchützenden Decke nur langſam wieder ab, und was an Wärme zurückſtrahlt, dient zunächſt und zumeiſt zur Erwärmung der mit der Erde in Verbindung ſtehenden Luftſchichten, die einen um ſo größeren Theil dieſer Strahlen abſorbiren, je dichter eben dieſe Schichten ſind. Gewiß wird die Abkühlung da eine allmähligere und geringere ſein, wo die ſchützende Decke der A. eine größere Dichtigkeit beſitzt; in Niederungen wird ſie alſo unter ſonſt gleichen Verhältniſſen weniger betragen, als an hoch gelegenen Orten, und am Meeresniveau wird man unter gleicher geographiſcher Breite höhere Temperaturen als auf hohen Bergen zu erwarten haben, obſchon nicht zu bezweifeln iſt, daß man auf Berghöhen der Sonne, der urſprünglichen Wärmequelle, näher ſteht als am Meeresſpiegel.

Wenn Körper zuſammengepreßt werden, ſo nehmen ſie an Wärme zu, dagegen verſchwindet Wärme, ſie wird latent, wenn Körper ſich ausdehnen. Je mehr die Dichtigkeit eines Körpers abnimmt, um ſo mehr ſteigt ſeine Wärmekapacität; die oberen dünnern Theile der A. können alſo den Sonnenſtrahlen eben ſo viel Wärme entziehen, wie die unteren dichteren, ohne jedoch ſo warm zu werden wie letztere, und wenn die untere Luft durch Strahlung und Leitung der Wärme von der Erde aus bedeutend höhere Temperatur angenommen hat und aus dieſem Grunde, weil ſpecifiſch leichter, in die Höhe ſteigt, ſo wird die Temperatur derſelben, abgeſehen von anderen Gründen, ſich erniedrigen, weil ſie, in Folge des verminderten Luftdrucks, ſich ausdehnt und alſo Wärme bindet. Dies iſt einer der Gründe, weshalb es auf hohen Bergen kälter iſt, als in der Ebene. Ein anderer Grund dieſer Erſcheinung liegt darin, daß die Wärmeſtrahlung der Erde auf den Bergen ungehinderter vor ſich gehen kann u. daß auch die erwärmten Lufttheilchen leichter ihre Wärme an den — 50° bis — 60° kalten Weltenraum durch Strahlung verlieren können. Wirkten die beiden erwärmenden Urſachen immer und überall mit gleicher Kraft und wäre zugleich die A. eine ſtarre Maſſe von konſtanter Dichtigkeit, ſo würde die Vertheilung der Temperatur in derſelben eine ſehr regelmäßige und unveränderliche ſein; ſie würde bloß in ſenkrechten Richtungen ungleich ſein, ohne je darin eine Schwankung zu zeigen. Allein weder die Einwirkung auf die A., noch der Zuſtand und die Beſchaffenheit derſelben ſind überall und immer gleich. Die Sonne zunächſt kann zwar an ſich als eine unveränderliche Wärmequelle angeſehen werden, obwohl doch in Jahrhunderten und in kürzeren Perioden, mit dem Erſcheinen und Verſchwinden der ſogenannten Sonnenflecke und Sonnenfackeln, Veränderungen in ihrer Intenſität eintreten mögen; allein ihre Wirkung iſt durch Verſchiedenheit in Neigung der Strahlen und in Länge der Tagesbögen (wodurch einerſeits die Menge der auf eine gewiſſe Fläche fallenden Strahlen und die Länge des von ihnen in der A. zurückgelegten Weges, alſo die Intenſität dieſer Strahlen, ſowie andererſeits die Dauer ihrer Wirkung abgeändert werden) ſehr verſchieden, ſowohl nach Verſchiedenheit der geographiſchen Breite, als auch für eine und dieſelbe Breite nach Tages- und Jahreszeit. Dann iſt zweitens die Erde oder vielmehr ihre Oberfläche als Wärmequelle ſehr veränderlich, indem ihre Temperatur von der veränderlichen Sonnenwirkung hervorgerufen wird. Aus beiden Gründen entſteht nicht nur neben der Temperaturverſchiedenheit in ſenkrechter Richtung eine andere in der Richtung der Meridiane, ſondern auch an einem und demſelben Orte ein dem täglichen und jährlichen Gange der Sonne entſprechendes Schwanken derſelben. Hierzu kommt noch, daß die A., ſtatt eine ſtarre Maſſe zu ſein, eine große Beweglichkeit in ihren Theilchen beſitzt. In Folge dieſer Eigenſchaft haben die ungleichen Erwärmungen noch die ſekundäre Wirkung, daß ſie Strömungen und Winde hervorrufen. Namentlich am Boden wird die Luft häufig ſtärker erwärmt und ausgedehnt, als mit dem Gleichgewichtszuſtande in Bezug auf die oberen Schichten verträglich iſt, und ſo entſtehen aufſteigende Ströme, die von den Seiten her durch dichtere Luft aus kälteren Gegenden erſetzt werden. Solche aufſteigende Luftſtröme bilden ſich überall am Tage und ſtärker im Sommer als im Winter; beſonders mächtig aber ſind ſie in den Aequatorialregionen, wo die zur Mittagszeit nahe lothrechten Sonnenſtrahlen ihre volle Kraft entfalten können. Durch dieſe immerwährenden Aequatorialſtröme, die, nachdem ſie ſich erhoben haben, gegen die Pole der Erde abfließen und von dort durch kältere Luft erſetzt werden, entſteht eine allgemeine Circulation in der A., welche nothwendig die entſtandenen Temperaturunterſchiede theilweiſe ausgleichen muß. Stände indeß die direkte Erwärmung der Erdoberfläche nur überall in einem feſten Verhältniſſe zur Sonnenwirkung, ſo würde doch die Temperatur der A. noch eine ſehr geſetzmäßige Vertheilung und Schwankung darbieten; ſie würde bloß nach geographiſcher Breite, nach Höhe über dem Meere, nach Tages- und Jahreszeit verſchieden ſein. Allein die Temperatur, welche ein Stück der Erdoberfläche durch die Sonnenſtrahlen erlangt, hängt nicht bloß von der direkten Wirkung dieſer Strahlen ab, ſondern weſentlich auch von der Beſchaffenheit des Bodens und von der örtlichen Lage. Ein trockener dürrer Sandboden wird ſtärker erhitzt, als ein feuchter Wieſengrund oder eine Waldfläche, ein dunkles Geſtein ſtärker als ein helles, eine tiefliegende Ebene ſtärker als ein hohes Gebirge, überhaupt das Land ſtärker, als das Meer. Zu dieſen örtlichen Ungleichheiten in der Erwärmungsfähigkeit, die mit dem Wärmeausſtrahlungsvermögen im geraden Verhältniſſe ſtehen, treten noch die Störungen

hinzu, welche das Meer veranlaßt, dadurch, daß es als eine in ſeinen Theilen bewegliche Maſſe, durch die in Richtung der Meridiane ungleiche Erwärmung in Strömungen geräth und auf dieſe Weiſe, ähnlich der A., die Temperaturunterſchiede theilweiſe ausgleicht. Alle dieſe Vorgänge wirken auch wieder in ſofern auf die A. zurück, als ſie die Richtung und Stärke der allgemeineren Luftſtröme abändern und eine große Zahl mehr oder weniger örtlicher hervorrufen. Vollends verwickelt werden die Temperaturverhältniſſe der A. endlich noch durch die Verdunſtungsfähigkeit des Waſſers. Nicht nur, daß überall, wo Waſſer verdampft, Wärme verſchluckt wird, und wo der gebildete Dampf ſich niederſchlägt, eine Entbindung von Wärme Statt findet, ſo wird auch durch die Anweſenheit des Waſſerdampfs die Durchſichtigkeit der A. aufs Mannichfaltigſte getrübt, und dadurch werden die erwärmenden Wirkungen der Sonne und der Erde, ſowie die erkältenden des Wärmeſtrahlens der Erde und der Luftſchichten in hohem Grade abgeändert. Am Tage mäßigt eine dicke Wolkenſchicht die Temperatur, indem ſie nur einen geringen Theil der Sonnenwärme durchläßt, den größern aber reflektirt oder abſorbirt; bei Nacht dagegen wirkt ſie erwärmend, indem ſie die unteren Luftſchichten und die Erdoberfläche verhindert, Wärme gegen den Himmel auszuſtrahlen. Im Ganzen geht alſo die Wirkung einer Bedeckung oder Trübung der A. dahin, die Temperatur gleichförmiger oder ihre Schwankungen geringer zu machen. Orte, die wegen der Nähe des Meeres, oder wegen des Vorwaltens von dort her kommender Winde häufig bedeckte Luft haben, zeigen deshalb in allen ihren Temperaturverhältniſſen geringere Extreme als andere, die, obwohl unter derſelben geographiſchen Breite, aber mitten im Kontinent liegend, eines mehr heiteren Himmels genießen. Alle dieſe ſekundären Wirkungen tragen dazu bei, die urſprüngliche Vertheilung und Schwankung der Temperatur in der A. zu verwiſchen und ſie mehr oder weniger von der allgemeinen Konfiguration und Beſchaffenheit der Länder abhängig zu machen. An ein allgemeines Geſetz für die Temperaturerſcheinungen der A. iſt daher für jetzt und auch wohl für immer nicht zu denken; Alles, was bisher erreicht worden, beſteht darin, daß man aus den ſehr zahlreich angeſtellten Beobachtungen einige partielle Geſetze oder empiriſche Regeln abgeleitet hat. Ebenſo wenig kann man ein einfaches Geſetz über die Abnahme der Wärme bei ſteigender Höhe aufſtellen, weil die beſtändigen Luftſtrömungen, Wolken, Nebelſchichten ꝛc. einen mehr oder weniger ſtörenden Einfluß ausüben. Gay-Luſſac ſtieg 1804 in einem Luftballon bis zur Höhe von 21,600 Fuß; während das Thermometer am Boden 24,8° R. zeigte, beobachtete er in jener Höhe die Temperatur von —7,6° R., alſo eine Temperaturdifferenz von mehr als 32°. Barral und Bixio, welche am 27. Juli 1850 ungefähr zu gleicher Höhe aufſtiegen, gelangten in einer Höhe von 6000 Fuß in eine Nebelſchicht, deren obere Grenze erſt erreicht wurde, nachdem ſie ſich bis zu einer Höhe von 20,000 Fuß über dem Boden erhoben hatten; nahe an der oberen Grenze dieſer Nebelſchicht zeigte das Thermometer noch —8° R., ſtand aber unmittelbar über derſelben auf 18,4° R. In einer Höhe von 21,000 Fuß zeigte das Thermometer nur noch —32° R. Da Humboldt für die ſüdamerikaniſchen Gebirge unter dem Aequator eine Temperaturabnahme von 20° R. für eine Erhebung von 15,000 Fuß gefunden hat, ſo ergibt ſich dort im Durchſchnitt eine Erhebung von 750 Fuß für eine Temperaturabnahme von 1° R.; derſelben Größe entſpricht in den Alpen eine Erhebung von 768, in den Pyrenäen von 630, nach Sauſſure in der Schweiz im Sommer von 600, im Winter von 710 F. Dagegen fand Parry auf Melville bei —25° am Boden dieſelbe Temperatur noch in einer Höhe von 400 Fuß. Im Sommer ſinkt das Thermometer mit der Erhebung über den Ebenen weit ſchneller, als im Winter: dies iſt für die Berge günſtig, denn es würde ſonſt im Winter auf ihnen eine entſetzliche Kälte herrſchen. Daher kommt es auch, daß die Gebirge der gemäßigten Zone gerade das Entgegengeſetzte zeigen, wie die der heißen; in der letzteren haben die Hochebenen große Unterſchiede zwiſchen Tag und Nacht, die dort gewiſſermaßen die Stelle von Sommer und Winter vertreten; in der gemäßigten Zone ſind die Winter der Berge weniger kalt, als es im Verhältniß zur Tiefe der Fall ſein ſollte. In der ebenen Schweiz iſt bei 12,000 Fuß der Unterſchied zwiſchen Sommer und Winter noch 15°, auf dem St. Gotthard nur 12°, auf dem St. Bernhard nur 11°. Sauſſure glaubte, in einer Höhe von 42,000—49,000 Fuß müßte der Unterſchied der Jahreszeiten demnach ganz verſchwinden. Auch in der Nacht iſt in der gemäßigten Zone die Wärmeabnahme mit der Höhe kleiner, als am Tage. Am Brocken muß man um 2 Uhr 350 Fuß ſteigen, um 1° C. weniger zu haben, um 10 Uhr Abends aber 552 und um 6 Uhr Morgens gar 1074 Fuß. Es iſt wahrſcheinlich, daß die Temperatur deſto langſamer abnehme, je größer die Höhe iſt; auch ſteht zu vermuthen, daß alle Temperaturſchwankungen in großen Höhen geringer ſeien, als unten am Boden. Ueber Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche ſ. Klima.

Bewegung der Luft. Die Luft wird nicht überall gleich erwärmt, und dieſe Ungleichheit der Erwärmung ruft Bewegung hervor. Ein Kubikfuß Luft von 14° C. wiegt mehr als ein Kubikfuß Luft von 24°; alſo wird die ſtärker erwärmte Luft in der kälteren aufſteigen, wie Oel im Waſſer aufſteigt. Wenn aber an einem Ort ein aufſteigender Luftſtrom Statt findet, ſo muß für die ſich erhebende, viel wärmere Luft andere Luft zuſtrömen. Dieſer Vorgang findet überall auf der Erde Statt und iſt die Urſache der Winde (ſ. d.). Aber auch, wenn die Luft vollſtändig ruhig erſcheint, wenn wir nicht das leiſeſte Lüftchen wahrzunehmen im Stande ſind, bewegt ſich die Luft doch noch mit einer Geſchwindigkeit von 2—2½ Fuß in der Sekunde oder ¾ Wegſtunde in einer Zeitſtunde. Unſere Nerven beginnen im geſunden Zuſtande den Luftſtrom erſt bei einer Geſchwindigkeit von 4 Fuß an zu empfinden, und 6—8 Fuß Geſchwindigkeit in der Sekunde hat das Lüftchen, das wir alle lieben, ohne welches die freie Luft uns kaum angenehm dünkt. Eine andere, von der Wärme unabhängige Bewegung der A. iſt die an ihr ebenſo auftretende Erſcheinung von Ebbe und Fluth (ſ. d.), wie auf dem Meere. Von dieſer Bewegung können wir direkt nichts bemerken, doch geben die Schwankungen des Barometers uns über ihr Daſein Gewißheit.

Farbe und Durchſichtigkeit der A. Bekanntlich iſt die Luft nicht vollkommen durchſichtig,

ſerne Gegenſtände erſcheinen mit einem leichten weißlichblauen Schleier umhüllt. Aber der Grad der Durchſichtigkeit der Luft wechſelt nach verſchiedenen Zuſtänden der A. Sauſſure hat ein Inſtrument angegeben, um den Grad der Durchſichtigkeit der A. zu meſſen, das Diaphanometer (ſ. d.). In größeren Höhen über dem Meeresſpiegel iſt die Luft durchſichtiger als in der Tiefe, was Schlagintweit auf den Alpen durch das Diaphanometer beſtätigt hat. Humboldt macht auf die größere Durchſichtigkeit der Luft in den Steppen aufmerkſam und ſah in der Nähe von Quito mit unbewaffnetem Auge auf einer Entfernung von 4 deutſchen Meilen einen weißen, ſich vor den ſchwarzen baſaltiſchen Wänden hinbewegenden Punkt, den er durch das Fernrohr als ſeinen in einen weißen Mantel gehüllten Freund Bonpland erkannte. Im Allgemeinen ſind die ſonnigſten und wolkenfreien Tage keineswegs diejenigen, an welchen die A. beſonders durchſichtig iſt, im Gegentheil hat man bei anhaltend guter Witterung ſelten eine klare Fernſicht, und man kann es faſt ſtets als ein Zeichen bald eintretenden Regens betrachten, wenn ferne Berge ſehr klar erſcheinen. Die Luft erreicht, wenigſtens in unſern Klimaten, ihre größte Durchſichtigkeit, wenn nach lange anhaltendem Regen oder auch nach einem Gewitter eine raſche Aufheiterung des Himmels erfolgt, die aber dann ſelten von Dauer iſt. Selbſt bei hellem Himmel an Tagen, wo die Luft ſehr klar iſt, iſt die Lichtabſorption der A. ſchon ſehr bedeutend; ſie wächſt natürlich, wenn die Luft trüber wird, u. iſt um ſo bedeutender, je größer der Winkel iſt, welchen die von den Geſtirnen zu uns kommenden Strahlen mit dem Zenith machen. Für einen Stern, deſſen Zenithdiſtanz 60°, 70° ꝛc. iſt, iſt die Lichtabſorption in der A. ſchon zweimal, dreimal ſo ſtark, als für einen Stern, welcher im Zenith ſteht. Eine Folge der unvollkommenen Durchſichtigkeit der A. iſt die allgemeine Tageshelle. Abgeſehen von dem Grunde, welcher die Durchſichtigkeit beſchränkt, iſt klar, daß jedes Partikelchen, welches einen Theil des auf daſſelbe fallenden Lichts aufhält, Veranlaſſung zu einer Reflexion und Diffuſion des Lichts bietet. Wäre dies nicht der Fall, ſo müßte freilich dort, wo die Sonnenſtrahlen hintreffen, größere Helligkeit herrſchen, die Schatten aber würden abſolut ſchwarz, und im Schatten irgend eines Gegenſtandes würde es vollkommen finſter ſein. In den Schatten gehen würde heißen in totale Finſterniß ſich begeben. Aus demſelben Grunde würde der Himmel keine Farbe beſitzen, ſondern tief ſchwarz ſein. Je durchſichtiger die Luft iſt, deſto ſchärfer iſt der Unterſchied zwiſchen Licht und Schatten, während dieſer ſich verwiſcht, je geringer die Durchſichtigkeit der Luft iſt. Darum iſt es am hellſten, wenn der Himmel mit dünnen faſerigen Wölkchen bedeckt iſt. Die A. erzeugt einen Lichtvorhang, und dieſem verdanken wir das Blau des Himmels; auf hohen Bergen, wo wir z. B. bei einer Höhe von $^2/_3$ Meile nur noch durch die halbe Maſſe der A. blicken, erſcheint der Himmel faſt ſchwarz, und die Sterne treten am Tage hervor. Wir ſehen die Sterne deshalb nicht am Tage, weil die A. ſelbſt durch Diffuſion des Sonnenlichts ſtärker leuchtend geworden iſt, als die Sterne, folglich müſſen, wo die A. dünner, die Diffuſion alſo geringer iſt, die Sterne hervortreten. In wärmeren Ländern iſt die Farbe des Himmels tiefer blau als in ſolchen, welche den Polen näher liegen; bei gleicher geographiſcher Breite iſt der Himmel der Binnenländer blauer als auf dem Meer u. in den Küſtenländern, was leicht begreiflich iſt, wenn man annimmt, daß das reine Blau des Himmels beſonders durch die in der Luft ſchwebenden kondenſirten Waſſerdämpfe, durch ſeine Nebel gebleicht wird, welche den Himmel mit einem leichten Schleier überziehen, ohne doch ſchon dicht genug zu ſein, um Wolken zu bilden. Sauſſure, Parrot und Arago haben Inſtrumente konſtruirt, mit denen man das Blau des Himmels meſſen kann. Ueber dieſe Inſtrumente ſ. Cyanometer.

Die Luft läßt nicht alles Licht durch, ſondern abſorbirt einen Theil, während der andere reflektirt wird. Sie abſorbirt aber namentlich die gelben und rothen Strahlen des Sonnenlichts und reflektirt die blauen, und dies iſt der Grund, weshalb der Himmel, d. i. die Luft, blau erſcheint. Mit dem Polariſationsinſtrument läßt ſich nachweiſen, daß das blaue Licht des Himmels reflektirt, polariſirt iſt, wie das weiße Licht der Wolken. Näheres hierüber ſ. Polaruhr. Ueber die Rolle, welche der Waſſerdampf bei der Färbung der A. ſpielt, hat Clauſius Unterſuchungen angeſtellt (Poggendorfs Annalen, 76). Zunächſt beweiſt er, daß die atmoſphäriſche Reflexion weder von ſeinen, undurchſichtigen, in der Luft ſchwebenden fremden Partikelchen, noch von maſſiven Waſſerkugeln herrühren könne, ſondern daß dieſelbe von den zarten, in der Luft ſchwebenden Waſſerbläschen abzuleiten ſei. Dieſe Waſſerbläschen verhalten ſich nun ganz wie mikroſkopiſche Seifenbläschen; ſie werden eine von der Dicke der dünnen Waſſerhülle abhängige Farbe reflektiren. Bei der geringſten Dicke, bei welcher eine dünne Schicht überhaupt eine Farbe wahrnehmen läßt, zeigt ſich das Blau erſter Ordnung; dies iſt aber keineswegs das Blau des Himmels, vielmehr enthält es von dem zum reinen Weiß gehörigen Violett noch 0,96, von dem zum reinen Weiß gehörigen Roth noch 0,83 übrig. Wenn nun das Blau erſter Ordnung, welches von einem erſten Waſſerbläschen reflektirt wird, auf ein zweites fällt, ſo wiederholt ſich derſelbe Vorgang, und bei jeder folgenden Reflexion von einem ſolchen feinen Waſſerbläschen wird der Antheil aller übrigen Farben, welche das Vorherrſchen des Blau abſchwächen können, mehr und mehr verringert, ſo daß nach immer wiederholter Reflexion das Licht auf dünnen Waſſerbläschen, von denen jedes einzelne nur ein ganz blaſſes weißliches Blau liefern würde, eine ſehr intenſive blaue Färbung entſtehen kann, und ſomit dürfte wohl das Blau des Himmels, wenn auch kein einfaches, doch nach Müller ein gewiſſermaßen potenzirtes Blau erſter Ordnung ſein. Wenn die Luft feuchter wird, ſo werden die ſchon verhandenen Bläschen an Dicke zunehmen, zugleich aber bilden ſich von Neuem die feinſten Bläschen, ſo daß dann von einer beſtimmten Grenze der Dicke bis zu den feinſten herab Waſſerbläschen von allen Zwiſchenſtufen gleichzeitig in der Luft ſchweben; es kann deshalb auch der Himmel nicht etwa die Farbe irgend einer dickeren Schicht annehmen, ſondern das Zuſammenwirken aller weiteren Farben, welche die einzelnen Bläschen etwa noch liefern mögen, kann zuſammen nur eine weißliche Farbe hervorbringen, welche das reine Blau des

Himmels um so mehr bleicht, je mehr dickere Bläschen den feineren beigemischt sind.

Elektricität der Luft. Sobald man die Wirkungen der künstlich erregten Elektricität erkannt hatte, mußte ihre Aehnlichkeit mit denen, welche der Blitz hervorbringt, auf die Vermuthung leiten, daß auch in der A. freie Elektricität walte und daß die Erscheinungen eines Gewitters von elektrischen Entladungen herrühren. Direkte Beobachtungen führten bald zur Gewißheit hierüber. Indem Franklin 1752 einen papiernen, mit einem metallenen Stifte versehenen Drachen aufsteigen ließ und ihn an einer seidenen Schnur hielt, die mit feinem Metalldraht umwickelt war, bemerkte er am Ende der Schnur Zeichen von elektrischer Anziehung und Abstoßung, wohl gar stechende Funken, wie aus einer leydener Flasche. Gegenwärtig herrscht über das Dasein der Elektricität in der A. gar kein Zweifel mehr. Man kann sich von ihrer Gegenwart theils mittelst isolirter, an hohen Stangen angebrachter Drähte, theils mittelst eines Drachens, vorzüglich leicht aber mittelst eines Elektroskops, das an einer isolirten Stange befestigt ist, oder mittelst eines eben so aufgestellten Muttiplikators, dessen eines Drahtende bis zur Erde reicht, jederzeit überzeugen. Die allgemeinen Resultate, welche sich aus den Untersuchungen über die Luftelektricität ergeben haben, sind folgende: Bei jeder Witterung und Temperatur enthält die A. Elektricität, deren Intensität zunimmt mit der Erhebung in der A. Bei heiterem unbewölkten Himmel ist die Luftelektricität stets positiv. Sehr stark ist die Luftelektricität bei Nebeln, und zwar bis auf wenige Ausnahmen ebenfalls positiv, aber nahe doppelt so groß als bei heiterm Himmel. Im Allgemeinen wächst die Stärke der atmosphärischen Elektricität mit der Dichtigkeit der Nebel. Auch der Niederschlag des Thau's ist stets von einer starken Elektricität begleitet. Fast alle atmosphärischen Niederschläge, wie Regen, Schnee, Hagel, zeigen sich bald mehr, bald weniger elektrisch, und zwar viel stärker als der unbewölkte Himmel. Es zeigt sich hier abwechselnd positive und negative Elektricität. Am schwächsten ist der Regen elektrisch, wenn er anhaltend und gleichmäßig in kleinen Tröpfchen niederfällt. Der tägliche Gang der Luftelektricität bei heiterem Wetter ist nach Schübler etwa folgender. Bei Sonnenaufgang ist die atmosphärische Elektricität schwach, sie fängt, sowie sich die Sonne mehr über den Horizont erhebt, langsam zu steigen an, während sich gewöhnlich gleichzeitig die in den tiefern Luftschichten schwebenden Dünste vermehren. Gewöhntich steigt die Elektricität unter diesen Umständen im Sommer bis gegen 6 und 7 Uhr, im Frühling und Herbst bis gegen 8 und 9 Uhr, im Winter bis gegen 10 und 11 Uhr, um welche Zeit sie ihr Maximum zu erreichen pflegt. Gleichzeitig sind die unteren Luftschichten oft sehr dunstig, der Thaupunkt liegt höher als bei Sonnenaufgang, u. in kälterer Jahreszeit tritt oft wirklicher Nebel ein. Die Elektricität bleibt gewöhnlich nur kurze Zeit auf diesem Maximum stehen; sie vermindert sich wieder, während die dem Auge etwa sichtbaren Dünste in den untern Luftschichten verschwinden. Einige Stunden vor Sonnenuntergang, im Sommer gegen 4—5 und 6 Uhr, im Winter gegen 3 Uhr, erreicht die atmosphärische Elektricität wieder ein Minimum, in welchem sie etwas länger verharrt als im Maximum. Mit Sonnenuntergang nimmt die Luftelektricität wieder rasch zu, während sich gleichzeitig die Dünste in den untern Schichten der A. wieder vermehren, und erreicht $1^1/_2$—2 Stunden nach Sonnenuntergang ihr zweites Maximum. Ueberhaupt ist die positive Elektricität in den untern Luftschichten um so stärker, in je größerer Menge sich Wasserdünste dem Auge sichtbar niederschlagen; am stärksten ist sie daher in der kalten Jahreszeit, wo Dünste und Nebel oft lange die untern Luftschichten erfüllen, am schwächsten in den heißen Sommermonaten, wo dies weit seltener der Fall ist und wo die unteren Luftschichten gewöhnlich eine größere Klarheit und Durchsichtigkeit besitzen. Durch lebhafte Winde, welche eine periodische Ansammlung von Dünsten verhindern, werden die täglichen Perioden der Luftelektricität sehr verwischt. Die Elektricität der Wolken und der aus ihnen erfolgenden Niederschläge zeigt einen merkwürdigen Gegensatz zur Elektricität der untern Luftschichten. Der Regen ist nämlich in den Sommermonaten ungleich stärker elektrisch als in den kälteren Jahreszeiten; die Elektricität des Regens im Monat Juli ist im Durchschnitt nahe zehnmal so stark als die Elektricität der Niederschläge im Januar (Müller). Ueber den Ursprung, die Quelle der Elektricität der Luft wissen wir zur Zeit nichts Bestimmtes und enthalten uns, die mannichfachen Theorien vorzutragen, welche zur Erklärung aufgestellt sind. Man hat bald der Verdampfung unreiner (mit Erden und Salzen geschwängerter) Flüssigkeiten, bald dem Wachsthum der Pflanzen, oder andern chemischen Zersetzungen auf der Oberfläche der Erde, bald der ungleichen Vertheilung der Wärme in den Luftschichten, bald endlich nach Peltiers scharfsinnigen Untersuchungen der Einwirkung einer stets negativen Ladung des Erdballs die Erzeugung der atmosphärischen Elektricität zugeschrieben. Die Erfahrungen, wie sie in solchem Zusammenhange Dove gesammelt und zusammengestellt hat, scheinen doch mehr und mehr das Resultat zu befestigen, daß bei jeder plötzlichen Bildung dichter Wolkenmassen die Ausbrüche von Donner und Blitz gleichzeitig auftretende, begleitende Erscheinungen sind.

Chemische Beschaffenheit der A. Die Untersuchungen über die Zusammensetzung der A. bezeichnen das Hereinbrechen eines neuen Tages für die Naturwissenschaft. Man hatte bis dahin, durch Spekulation geleitet, theils mit Aristoteles die Luft zu den vier Elementen, Feuer, Wasser, Luft und Erde, gerechnet, theils den abenteuerlichsten, durch nichts begründeten Träumereien gehuldigt. Da entdeckten Priestley u. Scheele 1774 den Sauerstoff, u. Lavoisier, der auf diese Untersuchungen weiter baute, sprach zuerst das heute noch überall leitende Wort aus. Er befreite die Wissenschaft ein- für allemal von der Herrschaft vorgefaßter Meinungen und gründete das Reich der Wage. Jetzt wissen wir, daß die Luft hauptsächlich aus Sauerstoff und Stickstoff besteht, u. daß nur geringe, aber ziemlich konstante Mengen Kohlensäure und wechselnde Mengen Ammoniak nebst Wasserdampf und andern mehr oder weniger zufälligen Bestandtheilen diesen Gasen beigemengt sind. Nach der Entdeckung des Sauerstoffs, den man als Unterhalter der Verbrennung und als wesentliches Bedingniß des Lebens kennen lernte, in sofern in einer Luft, aus welcher

der Sauerstoff entfernt worden war, ein brennendes Licht erlosch und ein Thier erstickte, suchte man das Verhältniß kennen zu lernen, in welchem Sauerstoff und Stickstoff die A. bilden, indem man zugleich diese Untersuchungen dazu verwerthen zu können glaubte, um zu beurtheilen, ob die Luft irgend eines Orts besonders gesund sei oder nicht, was, wie man meinte, von dem wechselnden Sauerstoffgehalt der Luft sehr wohl abhängen könnte. In der That waren die ersten Resultate, die man in der quantitativen Untersuchung der Luft erhielt, auch darnach angethan, in dieser Meinung zu bestärken, u. so bildete sich eine eigene Disciplin aus, die Eudiometrie, d. h. die Kunst, die Güte der Luft zu messen. Das hierzu verwendete Instrument war eine Glasröhre, die, an einem Ende geschlossen, halb mit Quecksilber gefüllt wurde. Drehte man nun, indem man die Oeffnung mit dem Daumen verschloß, die Röhre um, so hatte man eine Quantität Luft im Rohr, die durch Quecksilber abgesperrt war. Nun stellte man das Rohr in ein Gefäß mit Quecksilber und zog dann erst den Daumen fort. Natürlich konnte das Quecksilber nicht herausfließen und mußte sogar, wenn man durch das Quecksilber hindurch eine Substanz in die Luft brachte, die den Sauerstoff absorbirte, noch steigen, indem es durch den Druck der Luft veranlaßt ward, den Raum einzunehmen, den vorher das Sauerstoffgas eingenommen hatte. Das Luftquantum verminderte sich also, und aus der Größe dieser Verminderung, verglichen mit dem ursprünglich angewandten Luftquantum, ließ sich leicht der Sauerstoffgehalt berechnen. Aber diese Methode barg sehr viele Mängel, auf die zuerst Cavendish 1783 aufmerksam machte, der, wie schon Scheele, behauptete, die Luft sei überall gleich zusammengesetzt. Nun drängte Alles, die Methode zu verbessern, und Volta war es, der in die Glasröhre dicht am oberen geschlossenen Ende zwei Platindrähte so einschmolz, daß sie, die Wände von außen von entgegengesetzten Seiten durchbohrend, im Innern der Röhre bis auf eine Linie etwa aneinander stießen. Dies ist das Eudiometer, wie es heute noch gebraucht wird. Man füllt es, wie das frühere, mit Luft und Quecksilber, mißt das Volumen der Luft und fügt eine gemessene Menge Wasserstoffgas hinzu. Dann läßt man mit Hülfe der Drähte einen elektrischen Funken durch das Gasgemisch schlagen, wodurch aus Wasserstoff und Sauerstoff Wasser gebildet wird. Dies nimmt einen unendlich kleineren Raum ein als die unverbundenen Gase, und da man weiß, daß zwei Raumtheile Wasserstoff mit einem Raumtheil Sauerstoff Wasser bilden, so ist der dritte Theil des verschwundenen Gases, das Volumen also, um welches das Quecksilber im Rohr gestiegen ist, Sauerstoff gewesen. Hatte diese Methode im Anfange noch sehr viele Mängel, so ist sie in neuester Zeit durch Bunsen zu einer Vollkommenheit gebracht, die nichts zu wünschen übrig läßt. Diese Genauigkeit ist erzielt durch sorgfältigstes Studium der Natur der Gase und durch Beachtung aller daraus sich ergebenden nothwendigen Vorsichtsmaßregeln. Bunsens Methode gründete sich auf Messung der Gase; ehe sie aber zu der ihr heute eigenen Vollkommenheit gebracht war, sah man sich nach anderen Methoden um und suchte die Luft dem Gewichte nach zu untersuchen. Hier sind namentlich Brunners Methode, der den Sauerstoff durch Phosphor verschleudern ließ und den Phosphor vor- und nachher wog, und Dumas' und Boussingaults Methode, welche statt Phosphor Kupfer anwendeten, zu erwähnen.

Nach einer eigenen Methode war Davy 1800 durch zahlreiche Untersuchungen zu dem Resultat gelangt, daß die Luft überall gleich zusammengesetzt sei, und zwar, wie schon Cavendish angegeben, 21 Raumtheile Sauerstoff in 100 Theilen enthalte. Dies bestätigte sich ihm unter den verschiedensten Klimaten und zu den verschiedensten Zeiten. „So haben wir alle Ursache", folgerte er hieraus, „zu schließen, daß die A. an allen Orten, welche den Winden ausgesetzt sind, Sauerstoff und Stickstoff sehr nahe in demselben Verhältnisse enthalte. Und das ist ein Umstand von großer Wichtigkeit, denn wir sehen daraus, daß, wenn die Luft der Gesundheit nachtheilig ist, nicht ein geringerer Sauerstoffgehalt daran Schuld ist. Sorgfältigere Untersuchungen werden uns in der Folge vielleicht die Ursache kennen lehren und uns die Mittel an die Hand geben, ihre schädlichen Wirkungen zu zerstören, oder uns dagegen zu schützen. Berthollet bemerkte ganz richtig, daß eine Verschiedenheit der Sauerstoffmengen in der Luft von verschiedenen Orten rein unmöglich, da die A. in unaufhörlicher Bewegung sei, sehr schnell von einem Ort der Erde zum andern fortströme und so stets ein Gleichgewicht in dem Verhältniß der Bestandtheile der Luft herbeiführe." Nun folgen die exakten Untersuchungen Humboldts und Gay-Lussacs, die, unter den verschiedensten Verhältnissen angestellt, nur Schwankungen von 20,9 und 21,2 Raumtheilen Sauerstoff in 100 Luft darbieten und als Mittel den Sauerstoffgehalt zu 21,02 Volumprocenten bestimmen, welche Zusammensetzung überall konstant gefunden wurde, z. B. in der Luft, welche Gay-Lussac 1804 bei seiner Luftreise aus einer Höhe von 20,430 F. mitgebracht hatte. Auch Saussure fand als Mittel aus zahlreichen Untersuchungen nach Einer Methode 21,05 Volumprocente und Brunner 1833 auf dem Faulhorn 20,92 Volumprocente Sauerstoff.

So geringfügig die Unterschiede in den Resultaten aller zu dieser Zeit unternommenen Untersuchungen auch waren, so begnügte man sich doch keineswegs damit, sondern fuhr mit den größten Anstrengungen fort, die Zusammensetzung der Luft zu studiren. Man muß zur richtigen Beurtheilung dieser Bestrebungen berücksichtigen, daß man allen Grund hatte, zweifelhaft zu sein und zu bleiben, indem in der Natur außerordentlich viele Verhältnisse obwalten, welche die Zusammensetzung der Luft in dem einen oder dem andern Sinne abändern können. Die Thiere athmen bekanntlich Sauerstoff ein, die Pflanzen athmen Sauerstoff aus, wenigstens am Tage, während sie in der Nacht den Thieren sich gleich verhalten; ferner ist jede Verbrennung, jede Verwesung gleichbedeutend mit Sauerstoffabsorption, Wasser löst mehr Sauerstoff auf als Stickstoff, der Regen muß also mehr Sauerstoff aus der Luft aufnehmen als Stickstoff ꝛc., kurz, es blieb nur die Alternative übrig, daß entweder wirkliche Schwankungen in der Luft, deren Zusammensetzung jeden Augenblick verändert wird, zu bemerken sind, oder daß die Störungen der Luft diese Schwankungen sogleich wieder verwischen.

Dumas u. Bouſſingault beſtätigten 1840 die Konſtanz der Zuſammenſetzung der A. und ſetzten ſie feſt zu 20,8 Volumprocenten Sauerſtoff und 79,2 Volumprocenten Stickſtoff. Aber dieſe beiden Forſcher ſelbſt machten auf die Gründe aufmerkſam, welche eine Schwankung in der Zuſammenſetzung der Luft vorausſetzen laſſen, und die franzöſiſche Akademie veranlaßte neue Unterſuchungen zu Genf, Brüſſel und Kopenhagen, von denen die genfer Reſultate genau mit den pariſer übereinſtimmten. Dagegen zeigte Staß in Brüſſel, daß plötzliche Veränderungen von Zeit zu Zeit ohne wahrnehmbare Urſachen die Zuſammenſetzung der A. zonenweiſe zu modificiren ſcheinen. Während zu 12 verſchiedenen Zeiten die Zahlen nur in den engen Grenzen zwiſchen 23,04 und 23,08 Gewichtsprocenten ſchwanken, erhoben ſie ſich zweimal, ohne daß eine merkliche Fehlerquelle aufzufinden war, auf 23,11 u. 23,14. Lewy's Unterſuchungen jedoch ſtellten ohne Zweifel heraus, daß die Luft über der Nordſee weniger Sauerſtoff enthielt, während die von Kopenhagen der von Paris gleich war. Die Unterſchiede waren ſo beträchtlich und konſtant, daß von einem Irrthum oder Fehler nicht die Rede ſein kann. Jedoch beſchränkte ſich dieſe Verſchiedenheit nur auf einen die Oberfläche des Meeres begrenzenden Luftſtrich, denn an der Küſte fand man, obgleich der Wind vom Meere her wehte, 35 Fuß über dem Meeresſpiegel den gewöhnlichen Sauerſtoffgehalt. Die auffallende Verſchiedenheit der Luft über dem Meere gab Lewy Veranlaſſung, bei ſeiner Rückkehr nach Frankreich neue Mengen davon einzuſammeln. Als Mittel aus 5 Analyſen erhielt er hier 23,12 Sauerſtoff und 76,88 Stickſtoff, alſo eine ganz andere Zuſammenſetzung. Es entſteht nun die Frage, woher dieſe Aenderungen in dem Sauerſtoffgehalt der Luft? Hängen ſie mit den verſchiedenen Jahreszeiten — Frühling und Sommer — zuſammen, in welchen die Luft eingeſammelt wurde? oder ſind ſie einer andern Urſache zuzuſchreiben, die uns noch nicht bekannt iſt, weil wir darauf nicht achteten? Für feſtſtehend hält Lewy die Aenderungen im Sauerſtoffgehalte der Luft, da er der Anſicht iſt, daß in der Unterſuchungsmethode das Aeußerſte der Genauigkeit erreicht worden ſei, ſo daß wir dadurch in den Stand geſetzt ſeien, mit Sicherheit jede Art dieſer Veränderung zu beſtimmen.

Lewy verſucht auch für die Schwankungen eine Erklärung zu geben. Wir wiſſen nämlich durch Morren, daß das Waſſer der Fiſchteiche ſehr beträchtliche Mengen von Sauerſtoff enthalten kann, die daher rühren, daß gewiſſe kleine Thiere im Stande ſind, ähnlich wie die Pflanzen unter dem Einfluß des Lichts die Kohlenſäure zu zerſetzen und Sauerſtoff auszugeben. Solche Thiere nun ſieht man plötzlich in unglaublichen Maſſen auf großen Strecken des Meeres erſcheinen und verſchwinden. Im erſteren Falle bietet alſo das Meer eine Quelle der Sauerſtoffentwickelung dar und ermöglicht ſo eine Bereicherung der Luft; im letzteren üben die im Meer auf Koſten des im Meerwaſſer aufgelöſt enthaltenen Sauerſtoffs lebenden Thiere einen entgegengeſetzten Einfluß aus. Je mehr Sauerſtoff hier verzehrt wird, um ſo mehr ſucht das Waſſer davon aus der Luft aufzunehmen. Die Richtigkeit dieſer Vermuthungen muß aber erſt durch vielfache Unterſuchungen der im Waſſer zu verſchiedenen Zeiten eingeſchloſſenen Luft bewieſen werden, womit zu gleicher Zeit genaue mikroſkopiſche Beobachtungen zu verbinden ſind, um über die organiſche Beſchaffenheit des Waſſers zur Zeit der Unterſuchung Aufſchluß zu erhalten. Alles ſpricht dafür, daß in dieſer Luft ſich Veränderungen nachweiſen laſſen werden, die freilich wegen der großen Maſſen nur langſam vor ſich gehen, ſo daß alſo die Zuſammenſetzung der Luft an der Oberfläche des Meeres eine Folge eines früheren Zuſtandes ſein wird, der mehr oder weniger weit zurückgehen kann und deſſen Grenzen nicht anders als nur eben nur durch den Verſuch zu beſtimmen ſind. Während früher eine jede neue Unterſuchung die Reſultate der vorhergehenden, d. h. die Beſtändigkeit in der Zuſammenſetzung der Luft beſtätigte, zeigt ſich jetzt das Gegentheil. Die erſtere, lange Zeit herrſchende Anſicht iſt erſchüttert; jetzt iſt man verſucht, mit völliger Gewißheit zu ſchließen, daß der Sauerſtoff hinſichtlich ſeiner Menge Veränderungen unterworfen iſt. Intereſſant ſind in dieſer Beziehung die gleichfalls von Lewy ausgeführten Unterſuchungen der Luft, die auf Guadeloupe von verſchiedenen Orten eingeſammelt war, einmal weil dieſe Inſel mitten im Ocean liegt, ſo daß deſſen Einfluß ſich fühlbar machen mußte, und dann weil das Land vulkaniſch iſt, ein Umſtand, der auch eigenthümliche Reſultate erwarten ließ. Bei 7 Analyſen ſchwanken die Zahlen für den Sauerſtoff zwiſchen 22,68 und 23,14; zwei davon geben weit weniger Sauerſtoff an, als der normalen Luft von Paris entſpricht, während eine einen ungewöhnlichen Ueberſchuß deſſelben darbietet.

Die eudiometriſche Methode wurde von Regnault u. Reiſet ſo verbeſſert, daß die mit derſelben Luftart angeſtellten Analyſen nie um mehr als $^1/_{10,000}$, gewöhnlich nur um $^1/_{100,000}$ von einander abwichen, und mit dieſen außerordentlichen Hülfsmitteln ging Lewy nach Südamerika. Wenn auch im Weſentlichen die Zuſammenſetzung der atmoſphäriſchen Luft, welche der Menſch in Europa u. in der neuen Welt athmet, in Bezug auf den Sauerſtoff- und Stickſtoffgehalt dieſelbe iſt, mag ſie nun am Ufer des Meeres oder in einer Höhe von 9550 F. aufgefangen ſein, ſo können doch in der neuen Welt, wo die Jahreszeiten mehr abgegrenzt ſind als bei uns, die Veränderungen im Sauerſtoffgehalt leichter nachgewieſen werden. Während der ſchönen Jahreszeit enthält die normale Luft ſtets etwas mehr Sauerſtoff als während des Regens. Ebenſo zeigten die Analyſen der Luft, die während der Ueberfahrt auf dem Meere aufgefangen wurde, bei Tage ſtets einen größeren Sauerſtoffgehalt als bei Nacht, und dieſer Unterſchied trat um ſo deutlicher hervor, je mehr man ſich von den Küſten entfernte. Um das Jahr 1848 unternahm Regnault die großartigſte Unterſuchung, die je ausgeführt worden iſt, indem er 223 Luftproben von allen Theilen der Erde kommen ließ, die mit Ausſchluß jedes möglichen Fehlers alle nach derſelben Methode geſammelt waren. Als Reſultat aus dieſer umfaſſenden Arbeit geht nun Folgendes hervor: Der geringſte Sauerſtoffgehalt in der pariſer Luft beträgt 20,913, das Maximum 20,993, das Mittel aus allen Analyſen 20,96. Die Differenz iſt dem-

nach so gering, daß sie von lokalen Einflüssen, die großen Städten eigen sind, abhängen kann. Die Resultate der Analysen der verschiedenen Luftproben schwanken meist zwischen 20,903 und 20,993 d. h. also innerhalb derselben Grenzen wie in Paris. Nur in einer Luftprobe, die am Flusse Guayaquil (Republik Ecuador) gesammelt worden war, stieg der Sauerstoffgehalt auf 21,015. Auffallende Ergebnisse gaben: einmal die Luft von Toulon — 20,85, d. i. unter dem Minimum der Luft von Paris — und die von Algier sogar nur 20,42 und 20,395. Aehnliche Veränderungen hat Lewy in der Luft von Neugranada gefunden. Es wäre von Interesse zu erfahren, durch welche Umstände eine solche in Afrika Statt hat. Namentlich bei Luft, die in wärmeren Gegenden gesammelt worden, wurde oft viel weniger Sauerstoff gefunden; so enthielt die vom Senegal 20,896, von der afrikanischen Küste (Mars-el-Kebir) 20,87, aus dem bengalischen Meerbusen 20,46 und die vom Ganges bei Kalkutta 20,387 und 20,39. Ueber letztere Abweichung gibt eine Bemerkung des Einsenders Aufschluß. Am Einsammlungstage stellte sich auf dem Schiffe der erste Cholerafall ein, dem acht Tage hindurch stets neue folgten. Nachts herrschten dichte Nebel, die nur auf Augenblicke am Tage verschwanden. Die Ufer des Flusses, die während der täglichen Bewegung der Ebbe und Fluth dem Sonnenbrande ausgesetzt sind, waren mit Unflath aller Art, thierischem wie vegetabilischem, bedeckt, und der Fluß führte zahlreiche in Fäulniß begriffene Kadaver mit sich. Als Endresultat stellt Regnault übereinstimmend mit Lewy auf, daß die Luft unserer A. zwar sehr geringe, aber dennoch merkliche Veränderungen in ihrer Mischung zeigt, deren Bedeutung jedoch erst nach langen Zeiträumen festgestellt werden kann. Ozon, erregter Sauerstoff, aktiver Sauerstoff, ist jedenfalls einer der wichtigsten Bestandtheile der Luft, der aber erst 1840 von Schönbein entdeckt worden ist. Ueber die Eigenschaften dieses interessanten Körpers s. Ozon. Die Farbenveränderung eines Papiers, welches mit Jodkalium und Stärkekleister bestrichen ist, gibt das einfache Mittel zur Auffuchung des wirksamen Sauerstoffs ab. Wo solcher anwesend ist, wird das Kalium oxydirt und die Stärke durch das frei gewordene Jod blau gefärbt, und die Intensität der blauen Farbe bestimmt die größere oder geringere Menge des anwesenden Ozons. Diese Menge wechselt nach der übereinstimmenden Angabe aller Forscher, und dies ist nicht wunderbar, da das Ozon die größte Verwandtschaft zu fast allen Körpern hat und unter geeigneten Umständen begierig chemische Verbindungen eingeht. Hierher gehört namentlich die Salpetersäurebildung aus dem Stickstoff der A., und so ist das in der A. gefundene Ozon immer nur ein noch nicht verbrauchter Rest, der in seiner Menge wechselnd sein wird, je nachdem die Neubildung von Ozon begünstigt ist oder nicht. Ueber die Bildung des Ozons in der Natur aber ist man noch sehr verschiedener Meinung. Seuutetten u. Brame leiten den Wechsel in der Menge desselben unter Anderm vom Sauerstoff, welcher durch die Pflanzen entwickelt ist, ab; Phipson glaubt, wenn Luft mit stickstoffhaltigen Substanzen von Pflanzen in Berührung komme, werde Ozon gebildet; Pleß und Pierre meinen, es werde Ozon bei der Oxydation organischer Substanzen im Boden gebildet; die erste Quelle von Ozonbildung ist aber ohne Zweifel die Luftelektricität.

Schönbein beobachtete mit Hülfe seines Ozonometers (ein Mittel, um durch die Farbeveränderung der Jodstärke die Menge Ozon in der Luft zu bestimmen), daß im Winter, vorzüglich wenn Schnee fällt, die Menge Ozon in der A. am größten ist, im Sommer geringer. Bei Abwesenheit von Blitzen fand er auf dem Juragebirge in der Nähe von Gewitterwolken eine große Menge. Papier mit Jodamylum wurde daselbst in wenigen Minuten sehr blau. Es ist also sicher nicht der Blitz, welcher beim Gewitter den Sauerstoff der A. ozonisirt und zur Bildung der Spuren von Salpetersäure Veranlassung gibt. Es gibt bis jetzt noch keine ganz exakte Methode, das Ozon quantitativ zu bestimmen, doch haben Pleß und Pierre die Ozonmenge in 255 Liter Luft zu 0,02 Mgr. und Fenger in 100 Liter zu 0,002—0,01 Mgr. bestimmt.

Sicherlich ist die Luftelektricität nicht die einzige Quelle für das Ozon, aber wohl ist sie eine Hauptursache seines Entstehens, u. da dieselbe in der Höhe der A. zunimmt, so dürfen wir auch den Sitz der Salzsäurebildung und feuchten Stickstoff und Ozon in der Höhe suchen. Wenn es sich aber um Bestimmung des Ozongehalts der Luft handelt, so ist nun klar, daß man zugleich die Salpetersäuremenge mit bestimmen muß, weil diese ein Produkt des Ozons ist.

Bei der großen Neigung des Ozons, mit andern Stoffen Verbindungen einzugehen und namentlich leicht oxydirte Körper zu verbrennen, ist es kein Wunder, daß auf hohen Bergen das Ozon sich anhäuft, während an Orten, wo viele Menschen beisammen sind, oder wo der Luft riechende Ausdünstungsstoffe stetig beigemengt werden, das Ozon verschwindet; in engen Straßen, in der Nähe von Apartements ist keine Spur von Ozon aufzufinden. Wenn aber durch physiologische Untersuchungen nachgewiesen ist, daß das Ozon, aktiver Sauerstoff, von der größten Bedeutung für das Leben ist, indem nur ozonisirter Sauerstoff in der Blutbahn die Nahrung in Fleisch und Blut umwandelt, so begreifen wir die belebende Frische eines Spazierganges in ozonreicher Wintertuft oder auf Bergen, und diese uns Allen geläufige Thatsache gewinnt an Bedeutung, wenn es durch genaue Beobachtungen zur größten Wahrscheinlichkeit geworden ist, daß Cholera ꝛc. von einem verschwindend kleinen Ozongehalt der A. begleitet ist, während bei zu reichlichem Ozongehalt andere epidemische Krankheiten, wie ansteckender Katarrh ꝛc., hervorgerufen werden. Schon $^1/_{6000}$ Ozon in einer Glasglocke, die mit Luft angefüllt ist, genügt, um kleinere Thiere in wenigen Augenblicken zu tödten. Als eine sichere Quelle für das Ozon auf der Erde haben wir die Riechstoffe der Pflanzen zu betrachten, und am Terpentinöl und Bittermandelöl hat Schönbein die außerordentlich große ozonisirende Kraft nachgewiesen. Die Oele werden dabei oxydirt und die meisten verharzen. Die Harze sind Produkte solchen chemischen Prozesses; die Vegetation bereichert die Luft mit dem für das Leben so wichtigen Stoff, der zugleich die Rolle der Sanitätspotizei übernimmt, indem er mit großer

Energie die riechenden Stoffe der Luft organischen sowohl wie unorganischen Ursprungs zerstört. Wegen dieser Eigenschaften der flüchtigen Oele sind dieselben in ihrer Anwendung als Parfüms mehr als ein eitles Spiel für die Nase, die Parfümerie ist vielmehr ein Mittel zur Erweckung des Organismus, und zwar weil die Dampftheilchen der ätherischen Oele bei ihrer Entstellung die Träger des Ozons sind.

Zur Nachweisung des Ozons stellt man sich ozonometrisches Papier auf folgende Weise dar. Man kocht 1 Theil ganz reines (namentlich von freiem Jod freies) Jodkalium und 10 Theile Stärkmehl mit 200 Theilen Wasser zum dünnen Kleister, seiht diesen durch Leinwand, taucht einen Viertelbogen weißen Filtrirpapiers in die durchgeseihte Flüssigkeit, hängt das getränkte Papier an ausgespannten Bindfäden in einem verschlossenen Zimmer zum Trocknen auf, schneidet es nachher in Streifen von 4 Zoll Länge und ⅛ Zoll Breite und bewahrt diese Streifen in sehr gut verschlossenen Flaschen oder Büchsen auf. Will man solche Streifen zur Entdeckung von Ozon benutzen, so befeuchtet man dieselben erst mit etwas destillirtem Wasser und hängt sie in die freie Luft oder in den Raum, in welchem man Ozon nachweisen will. Ist Ozon da, so färbt sich der Streifen blau, nur muß man darauf Rücksicht nehmen, daß auch Chlorgas, Brombampf, der Dampf der salpetrigen Säure u. andere oxydirend wirkende Körper diese Bläuung bewirken. Je mehr Ozon vorhanden, desto rascher, je weniger Ozon, desto langsamer bläut sich solches Papier.

Der Kohlensäuregehalt der A. ist sehr gering, jedoch mit außerordentlicher Schärfe zu bestimmen, da namentlich in neuerer Zeit Methoden angegeben sind, welche bei Vermeidung aller Fehlerquellen absolut genaue Resultate liefern. Es existirten bisher Methoden, die Kohlensäure zu bestimmen, von den anerkanntesten Forschern, wie Saussure, Brunner, Dumas, Bouffingault, Watson, Regnault u. A.; aber alle liefern mehr oder weniger ungenaue Resultate, oder bieten in ihrer Ausführung nur schwer zu überwindende Schwierigkeiten dar. Deshalb ist es sehr beachtenswerth, daß Mohr eine Methode angegeben hat, welche unter Leitung Hlasiwetz' von v. Gilm ausgearbeitet und zu einer überraschenden Vollkommenheit gebracht worden ist. Diese Methode ist beschrieben in den Sitzungsberichten der wiener Akademie, Bd. 24, S. 279, und in Mohrs „Lehrbuch der chemisch-analytischen Titrirmethode", II, 159. Das Verfahren besteht im Wesentlichen darin, daß man atmosphärische Luft vermittelst ausfließenden Wassers durch eine lange, etwas geneigte Glasröhre, welche ein Gemenge von Aetzkali und Barythydrat im klar filtrirten Zustande enthält, hindurchsaugt, den gebildeten kohlensauren Baryt, ausgewaschen, mit Salzsäure löst, das Chlorbarium zur Trockne bringt und dann das Chlor mit „Zehntel-Silberlösung" u. chromsauren Kali bestimmt. Die nähere Beschreibung der Methode u. ihre Anwendung auf die Untersuchung ausgeathmeter Luft s. Kohlensäure. Es ist nicht wegzuleugnen, daß man mit dieser Methode wohl absolut genaue Resultate, diese aber nicht ohne einen gewissen Aufwand von Sorgsamkeit, Geschicklichkeit, Apparaten und Zeit erhält. Eignet sie sich deshalb immer sehr wohl zu wissenschaftlichen Zwecken und ist sie im Vergleich zu früher angegebenen Methoden auch immer noch sehr einfach, so ist es doch sehr anerkennenswerth, daß Pettenkofer eine Methode angegeben hat, mittelst Kalkwassers den Kohlensäuregehalt der Luft zu bestimmen, welche, ungleich einfacher und schneller zum Ziele führend, in vergleichenden Untersuchungen sich doch als ebenso genau ergeben hat wie die mohr-gilmsche. Pettenkofer hat diese Methode namentlich angewandt zur Untersuchung der Luft eingeschlossener Räume und eine sehr genaue Beschreibung gegeben in seiner Schrift „Ueber den Luftwechsel in Wohngebäuden" (München 1858). Sie gestattet sehr gut, von halber Stunde zu halber Stunde Untersuchungen vorzunehmen, und man kann ohne große Vorbereitungen überall dieselben leicht so weit fortführen, daß sie nachher zu irgend einer beliebigen Zeit im Laboratorium beendet werden kann.

Der ältere Saussure entdeckte das Vorhandensein der Kohlensäure in der A. über dem ewigen Schnee des Montblanc, so daß kein Zweifel darüber Statt finden kann, ob die Kohlensäure durch die ganze Masse der A. verbreitet sei. Die Menge derselben aber ist Schwankungen unterworfen, welche freilich in Bezug auf die gesammte Luftmasse nur gering, in Bezug auf den Kohlensäuregehalt selbst aber beträchtlich sind. Der jüngere Saussure hat als Maximum 5,74 Volumen, als Minimum 3,15 Vol. und als mittleren Gehalt 4,1 Vol. in 10,000 Vol. Luft gefunden. In höheren Gegenden, wie auf dem Gipfel hoher Berge, wo keine oder doch nur eine unbedeutende Vegetation sich zeigt, ist die Kohlensäure reichlicher vertreten, als auf den Ebenen. Die neuesten Untersuchungen über den Kohlensäuregehalt der Luft in den Alpen von Schlagintweit bestätigen dies. Schlagintweit fand in einer Höhe von 2478 Meter den Kohlensäuregehalt zu 4,7, in einer Höhe von 3365,8 Meter aber zu 5,8 Vol. in 10,000 Vol. Luft. Diese Höhe ist aber wahrscheinlich die Grenze der progressiven Zunahme. Sehr anhaltender Regen vermindert den Kohlensäuregehalt der A.; nach kurze Zeit andauerndem Regen scheint er etwas zu steigen. Zunächst der Oberfläche der Erde findet sich die Kohlensäure während des Sommers in größerer Menge als im Winter und während der Nacht in größerer Menge als am Tage, nach einem Mittel aus zahlreichen Beobachtungen. Die Luft über dem Meere enthält am Tage etwas mehr Kohlensäure (auch Sauerstoff) als während der Nacht, wahrscheinlich in Folge des erwärmenden Einflusses der Sonne auf das Meer, welcher die Entwickelung der an Kohlensäure (und Sauerstoff) reichen Luft des Meerwassers veranlaßt. Eine ungeheure Menge Kohlensäure wird nach Bouffingault aus den hohen Kegeln der thätigen Vulkane Amerika's ausgestoßen. Das Gas, welches die Vulkane der alten Welt ausstoßen, ist nach Davy u. A. vorzugsweise Stickstoffgas. Die Gesammtheit der Untersuchungen beweist, daß die freie Luft durchschnittlich nicht mehr als etwa 4 Zehntausendtheile Kohlensäure enthält und daß dieser Gehalt gegen seinen Mittelwerth zwar große, gegen die Luftmasse genommen aber nur geringe Schwankungen erleidet. Ob

der mittlere Kohlensäuregehalt in der A. konstant bleibe oder mit der Zeit sich verändere, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Wir müssen bedenken, daß die Kohlensäure eine großartige Rolle spielt in der sogenannten organischen Natur und deren Zersetzungsprodukten. Menschen und Thiere athmen Kohlensäure aus, und das Produkt aller Verbrennungsprozesse ist Kohlensäure und Wasser. Fäulniß und Verwesung sind ebenfalls Verbrennungsprozesse; sie verlaufen zwar äußerst langsam, aber die verlaufende, verwesende Materie geht in dieselben Stoffe — Kohlensäure und Wasser — über, als wenn wir sie auf dem Herde verbrennen würden. Sind dies außerordentliche Kohlensäurequellen, so ist es andererseits die gesammte Vegetation, welche Kohlensäure absorbirt. Denn Pflanzen können in reinem ausgeglühten Sande leben, wenn dieser nur die Aschenbestandtheile und Wasser enthält. Die Pflanze nimmt dann Kohlensäure aus der A. auf, und aus dieser, dem Wasser, den Aschenbestandtheilen und dem ebenfalls in der Luft vorhandenen Ammoniak baut sie ihren Leib auf, der nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und den Aschenbestandtheilen besteht. Die hervorragendsten Bestandtheile der Pflanze sind aber so zusammengesetzt, daß sie nur so viel Sauerstoff enthalten, als nöthig ist, um mit ihrem Wasserstoff Wasser zu bilden; den ganzen Sauerstoffgehalt der Kohlensäure muß die Pflanze also ausscheiden, um aus diesen einfachen Verbindungen — Kohlensäure und Wasser — Holz, Stärke, Zucker ꝛc. zu bilden. Und in der That scheiden die Pflanzen im Sonnenlicht reines Sauerstoffgas aus. Wenn sie dagegen nun auch in der Nacht wie die Thiere etwas Kohlensäure ausscheiden und Sauerstoff aufnehmen, so steht doch dieser Prozeß dem ersteren unendlich nach, und es bleibt immer wahr: die Thiere athmen Sauerstoff ein und Kohlensäure aus, die Pflanzen athmen Kohlensäure ein und Sauerstoff aus. Die todte Pflanze verwest, und wir haben schon gesehen, daß sie zuletzt in Kohlensäure und Wasser zerfällt, ebenso das todte Thier; aber es werden auch große Mengen Pflanzen unverwest erhalten als Torflager; es gibt ungeheure Braunkohlen- u. Steinkohlenlager, die aus früher gasförmiger Kohlensäure herstammen könnten. Uns verlassen hier die Thatsachen, wir vermögen über die Kompensation der Bestandtheile der A. nichts zu sagen, und durch unsere Instrumente erfahren wir ebenfalls nichts. Denn wenn auch, wie wir gesehen haben, Schwankungen in der Zusammensetzung der Luft verschiedener Orte beobachtet worden sind, so können diese eben auf lokale Einflüsse zurückgeführt werden, und von einer Vermehrung oder Verminderung des Gesammtgehalts der A. an Sauerstoff erfahren wir dabei nichts. Wir dürfen aber auch aus der Thatsache, daß selbst die beobachteten Schwankungen innerhalb äußerst enger Grenzen sich bewegen, nicht voreilig auf eine vollständige Kompensation schließen, denn wenn einerseits auch durch den Athmungs- und Verbrennungsprozeß ungeheure Mengen Sauerstoff aus der A. verschwinden, u. wenn andererseits auch ungeheure Mengen Kohlensäure durch die Pflanzen fixirt als vermodernde Pflanzensubstanz im Boden aufgespeichert werden, so sind dies im Verhältniß zur Gesammtatmosphäre doch nur so unbedeutende Mengen, daß es zweifelhaft bleibt, ob wir dieselben bereits mit unsern Instrumenten entdecken können.

Poggendorf, welcher das Volumen der A. etwas zu niedrig, nämlich zu 9',307500 Kubikmeilen berechnet (= 4,451 Trillionen Kilogramm nach Marchand), stellt folgende interessante Betrachtungen über den Betrag des Verbrauchs an Sauerstoff im Verhältniß zu dem Vorrath an. Ein erwachsener Mensch verzehrt in 24 Stunden etwa 45,000 pariser Kubikzoll = 26,04 Kubikfuß Sauerstoff, im Jahre also 9505,02 Kubikfuß. Die gesammte Menschheit, zu 1000 Millionen angeschlagen, verbraucht hiernach in einem Jahre 9''505200'0000000 Kubikfuß, mithin, da eine Kubikmeile 11''919500'000000 Kubikfuß hat, nicht mehr als 0,7975 oder nahe $^{8}/_{10}$ einer Kubikmeile. Lebten immer 1000 Millionen erwachsener Menschen auf der Erde und könnten sie den jetzt vorhandenen Sauerstoff bis auf das letzte Atom verzehren, so würde dieser für 2,451,000 Jahre ausreichen. Wäre auch seit Adams Zeiten immerfort diese Anzahl Menschen dagewesen, so würden sie doch nur $^{1}/_{403}$ des jetzigen Sauerstoffgehalts verbraucht haben. Ein einziges Zehntelprocent der A. reicht hin, das gesammte Menschengeschlecht auf 10,000 Jahre mit Sauerstoff zu versorgen. Betrüge der übrige Verbrauch an Sauerstoff das Neunfache von dem, was die Menschen an Sauerstoff konsumiren, so würde der Sauerstoffgehalt in 1000 Jahren erst um ein Zehntelprocent geringer werden, und wenn er selbst 99-mal so viel betrüge, so würde doch erst eine Verminderung von 1 Procent in 1000 Jahren Statt finden. Berücksichtigt man die Kürze des Zeitraums, welchen unsere Analysen umfassen, so leuchtet ein, daß selbst nach der letzten Annahme eine Veränderung des Sauerstoffgehalts der Luft durch die Analysen noch nicht dargethan werden könnte.

Lavoisier war der Erste, der auf die Verschiedenheit der Zusammensetzung der A. aufmerksam gemacht hat, sobald sie in geschlossenen Räumen enthalten ist, in welchen eine Anzahl Menschen längere Zeit athmen. Als Veränderungsursachen sind vor allen Dingen der Athmungsprozeß und die Beleuchtung anzusehen; bei beiden Vorgängen wird Kohlensäure gebildet, die der Luft sich beimischt. Daß es außerdem Quellen der Veränderung der Luft geben kann, unterliegt keinem Zweifel, doch sind diese von Zufälligkeiten abhängig, die nicht in Betracht gezogen werden können. Unreinlichkeit und schlechte Oefen spielen hier die Hauptrollen. Ferner wird der Wassergehalt der Luft durch den Athmungsprozeß vermehrt und bietet, wenn er gewisse Grenzen übersteigt, Gründe dar, aus welchen der Aufenthalt in solchen Räumen als ungesund bezeichnet werden muß. Die Transpiration durch die Haut wird, wenn nicht ganz verringert, so doch bedeutend vermindert, und auch die Transpiration durch die Lungen nimmt in dem Maße ab, als die Spannungsdifferenz zwischen dem bei 32° gesättigten und dem in dem Raum bei der Temperatur des umgebenden Mediums enthaltenen Wasserdampf geringer wird. Sehen wir von andern noch nicht erkannten, aber wohl jedenfalls vorhandenen Verhältnissen ab, so ist gewiß, daß der wachsende Kohlensäuregehalt der Luft in geschlossenen Räumen

entschieden nachtheilig ist für die Gesundheit, und daß ein Aufenthalt in solchen Räumen nur möglich wird auf Kosten aller Lebensthätigkeit des ganzen Organismus. Der Körper besitzt die Eigenschaft, sich schädlichen Einflüssen anzubequemen, aber dies ist nicht möglich, ohne daß wesentliche Funktionen dafür unterdrückt werden. Zu vollständigem Gedeihen des Körpers ist daher frische reine Luft eine der ersten Bedingungen. Ein Mensch athmet in einer Minute 5 Liter Luft aus, welche 4 Procent Kohlensäure oder in 24 Stunden 288 Liter enthält, welche cirka 570 Gramm oder etwas mehr als ein Pfund wiegen. Durch die Haut werden etwa nur 24 Gramm oder 12 Liter Kohlensäuregas ausgeschieden, dagegen verhalten sich beide Organe in der Wasserausgabe umgekehrt, indem der tägliche Verlust unseres Körpers bezüglich des Wassers auf 1200 Gramm veranschlagt werden kann, von denen man 800 auf die Haut und höchstens 400 auf die Lungen rechnen darf. Dazu kommen täglich 10 Gramm flüchtiger organischer Substanzen, welche der Fäulniß fähig sind und die Ursache zu dem mephitischen Geruch bilden, der eine durch Ausathmung verdorbene Luft kennzeichnet. Dieser Geruch darf uns auch ganz entschieden leiten in der Beurtheilung der Güte einer Zimmerluft, und wo gesunde Nerven die geringste Spur desselben wahrnehmen, da muß, wenn nicht die traurigsten Folgen im Gesundheitszustand Derjenigen, welche solche Luft zu athmen gezwungen sind, eintreten sollen, für Ventilation gesorgt werden. Wie groß aber muß der Luftwechsel sein, um eine Zimmerluft stets genügend rein zu erhalten? Es hat sich aus vergleichenden Untersuchungen herausgestellt, daß solche Luft bereits als schlecht und ungesund zu bezeichnen ist, welche mehr als $^{20}/_{10000}$ Theile Kohlensäure enthält, und wir haben überall da Ventilation eintreten zu lassen, wo der Kohlensäuregehalt über 1 pro mille anwächst. Es ergibt sich aber, daß die Menge der zugeführten frischen Luft die Menge der ausgeathmeten Luft um so viel übertreffen muß, als der Kohlensäuregehalt der ausgeathmeten Luft größer ist als die Differenz zwischen dem Kohlensäuregehalt der freien Luft und dem einer erfahrungsgemäß guten Zimmerluft. Da die ausgeathmete Luft 4 Procent oder 400 Zehntausendtheile Kohlensäure enthält, der Kohlensäuregehalt der freien Luft durchschnittlich 5, der einer guten Zimmerluft durchschnittlich etwa 7, mithin die Differenz etwa 2 Zehntausendtheile beträgt, so brauchen wir zur Erhaltung einer reinen Luft das 200fache frischer Luft im Vergleich zur Menge, die wir ausathmen. Da letztere aber in der Minute 5, in der Stunde also 300 Liter beträgt, so muß eine genügende Ventilation für jeden Bewohner eines Zimmers 300,200 Liter = 60 Kubikmeter Luft schaffen. Diese auf streng wissenschaftliche Untersuchungen gegründeten Forderungen Pettenkofers müssen als durchaus maßgebend betrachtet werden, und jede Ventilation ist ungenügend, die ihnen nicht entspricht. Ueber Einrichtung der Ventilation und der zu verwendenden Apparate s. Ventilation.

Wassergehalt der A. Die A. steht in fortwährender Verbindung mit mehr oder weniger ausgedehnten Wasserflächen und feuchten Landstrecken und ist daher immer mit Wasserdampf geschwängert. Die Menge desselben ist indeß sehr veränderlich und selten so groß, als sie nach der Statt findenden Temperatur sein könnte. Im Allgemeinen jedoch steigt und fällt der Wassergehalt mit der Temperatur. Er ist größer in heißeren Gegenden als in kälteren, größer in Ebenen als auf Bergen, größer im Sommer als im Winter, größer bei Tage als bei Nacht. Indeß bewirken die Lage des Orts, die Beschaffenheit des Bodens, die Konfiguration angrenzender Länder, die Nähe des Meeres, die Richtung der Winde und andere Umstände mannichfaltige Abänderungen hierin, in Betreff deren wir hier nur bemerken, daß eben wegen dieser Veränderungen und Verschiedenheiten niemals von dem Wassergehalt der ganzen A., sondern nur von dem eines bestimmten Orts und einer bestimmten Zeit die Rede sein kann. Bei der Bestimmung des Wassergehalts in der A. eines Orts kommen zwei Dinge in Betracht: die absolute Menge des Wasserdampfs in einem gegebenen Raum und die relative. Die absolute wird am besten durch die Spannkraft des vorhandenen Wasserdampfs ausgedrückt; die relative dagegen ist der Quotient aus der ersten, dividirt durch die Menge, welche vermöge der Temperatur vorhanden sein könnte; die letztere drückt den Grad der Sättigung des Raumes mit Wasserdampf aus, und von ihr hängen die hygroskopischen Erscheinungen ab. Hat man ermittelt, daß der in der Luft vorhandene Wasserdampf eine Spannkraft von 4 Linien besitzt, und zugleich am Barometer beobachtet, daß der Druck der A. 336 Linien beträgt, so macht die absolute Volummenge des Wasserdampfs in einem gegebenen Raum $^4/_{336}$ oder $^1/_{84}$ desselben aus, oder steht im Verhältniß wie 1: 83 zur Menge der trockenen Luft. Wäre die Temperatur der Luft zugleich 15°,9 R., so würde die Spannkraft des Wasserdampfs nahezu 8 Linien betragen können, folglich die relative Dampfmenge oder Feuchtigkeit der Luft nur $^4/_8$ oder $^1/_2$ sein. Die absolute Feuchtigkeit ist in den wärmern Monaten größer, die relative kleiner als in den kältern Monaten. In heißen Klimaten ist die absolute Menge des Wasserdampfs bedeutend größer. Die Spannkraft des Wasserdampfs, das Maß derselben, steigt selbst im monatlichen Mittel bis an 12 Linien und vielleicht darüber. In Benares in Indien betrug z. B. im Juli 1825 die mittlere Spannkraft des Wasserdampfs 11,79 pariser Linien, der Druck der gesammten A. war 328‴,68, folglich der Druck der trockenen Luft 316‴,89. Das Volum des Wasserdampfs würde sich also unter gleichem Druck zu dem der feuchten Luft verhalten wie 1: 27,88 und zu dem der trockenen wie 1: 26,88. Durch das Schwanken des Wasserdampfs (und in sehr geringem Grade auch durch das der Kohlensäure) muß, wie schon erwähnt, auch die Menge des Sauerstoffs im Verhältniß zu den gesammten Bestandtheilen der A. sich ein wenig verändern. War z. B. der Sauerstoffgehalt der trockenen Luft 21 Procent, so betrug er zu Benares im Juli 1825 nur 20,25 Procent von der feuchten Luft. In heißen Klimaten ist also die Luft, welche eingeathmet wird, in der That ein wenig sauerstoffärmer als in kalten und deshalb in der Regel, absolut genommen, trockneren Regionen. Ueber die Mittel, den Wassergehalt der Luft zu messen, s. Hygrometrie.

Nachdem man von der Wichtigkeit des Ammo-

niaks für die Ernährung der Pflanzen sich überzeugt, hat man angefangen, die Menge dieses Körpers in der A. zu bestimmen, und sich dabei des einfachen Verfahrens bedient, die zu untersuchende Luft durch ein Gefäß, welches mit verdünnter Säure gefüllt war, oder durch Röhren, in welche man mit Säure befeuchteten Asbest gebracht hatte, zu leiten. Aber sei es, daß diese Methoden nicht ganz genaue Resultate geben, oder sei es, daß der Ammoniakgehalt in der Luft wirklich beträchtlichen Schwankungen unterliegt, — die gefundenen Zahlen stimmen sehr wenig mit einander. Fresenius ließ im August und September 40 Tage lang, sowohl bei Tage als bei Nacht, mehr als 300,000 C. C. Luft durch Salzsäure streichen und bestimmte durch Platinchlorid das Ammoniak. Er fand in 1,000,000 Gewichtstheilen Luft: in der Tagesluft 0,098, in der Nachtluft 0,169. Gräger fand dagegen 0,333 Theile in 1,000,000 Theilen. Nach Horsfords umfassenden und jedenfalls das meiste Vertrauen verdienenden Untersuchungen betrug im Juli der Ammoniakgehalt der A. in 1,000,000 Theilen 43—47 Theile, im September 29,7, im Oktober 28,2—13,9, im November 8,1—4,7 und im December 6,1—1,2. Wenn man daran denkt, daß das Ammoniak das Produkt der Fäulniß ist, so ist es nicht auffallend, es im Sommer in so bedeutend größerer Menge in der A. zu finden als im Winter. Der Regen löst das Ammoniak, welches wohl immer, oder doch zum größten Theil als kohlensaures Ammoniak in der Luft enthalten ist, auf und führt es dem Boden zu; darum haben auch die Untersuchungen nach lange anhaltender Dürre einen größeren Ammoniakgehalt der A. ergeben, als nach einem Regen, und in aufgefangenem Regenwasser kann man Ammoniak mit Leichtigkeit nachweisen. Im Gletschereise fand Horsford ein Milliontel Ammoniak. Das Ammoniak ist zum Theil in der Luft als salpetersaures Ammoniak vorhanden. Man hat schon seit Cavendish gewußt, daß, wenn elektrische Funken durch feuchte Luft schlagen, Salpetersäure und Ammoniak gebildet werden, und man hat diese Wirkung auf Rechnung des elektrischen Funkens geschrieben; jetzt weiß man, daß durch die Elektricität der Sauerstoff ozonisirt wird und daß Ozon mit Stickstoff direkt Salpetersäure bildet. Unter den Tropen, wo elektrische Entladungen ungleich häufiger sind, als bei uns, ist deshalb auch die in der Luft enthaltene Menge von salpetersaurem Ammoniak viel größer; aber Bence Jones und Barral haben auch bei uns zu allen Zeiten des Jahres dieses Salz im Regenwasser nachgewiesen, entsprechend der Beobachtung, daß Ozon ein regelmäßiger Bestandtheil der Luft ist und daß es auch noch andere Quellen für das Ozon, als die, namentlich im Winter, spärlichen elektrischen Entladungen gibt.

Zufällige Bestandtheile der A. Hierher gehören zunächst die Salze des Meeres, welche aus dem Schaum der an Klippen und Riffen sich brechenden Wogen des Meeres durch die Winde weit ins Binnenland getragen werden. Freilich ist die Menge solcher nur als Staub die A. erfüllenden Bestandtheile äußerst gering, und die Nachweisung derselben gelingt wohl jetzt erst zweifellos durch die bunsen-kirchhoffsche Spektralanalyse, mittelst welcher denn auch Bunsen in der Luft seines Arbeitszimmers Chlornatrium nachwies. Durch die Verbrennung der Steinkohlen und durch vulkanische Prozesse gelangt schwefelige Säure und Schwefelsäure in die A., und diese soll in London in solcher Menge in der Luft vorhanden sein, daß letztere nach Darcet und Chevallier Lackmuspapier röthet. Schwefelwasserstoff ist ein Produkt der Fäulniß und gelangt mit Phosphorwasserstoff aus derselben Quelle in die A. Beide Gase aber werden durch das Ozon wohl sehr bald in Schwefelsäure und Phosphorsäure umgewandelt, welche letztere neuerlichst von Barral im Regenwasser nachgewiesen wurde, und zwar zu 5—9 Hundertel Milligramm in einem Liter, wobei sich eine merkliche Differenz zwischen Stadt und Land hinsichtlich der mittleren Menge der Phosphorsäure nicht ergab. Aus unseren Feuerungsanlagen strömt Kohlenoxyd in die Luft, und viele andere Prozesse liefern viele andere Gase, die mehr oder weniger durch Zufälligkeiten bedingt werden. Hierher gehören auch die einst so verschrieenen Miasmen, und es ist nicht zu leugnen, daß, wo organische, in Fäulniß begriffene Stoffe in bedeutender Menge in der A. suspendirt sind, sich ein nachtheiliger Einfluß auf die Gesundheit sehr wohl bemerkbar machen kann (s. Miasma und Desinfektion).

Die Gegenwart organischer Verbindungen, wohin auch Sumpfgas, Leuchtgas und ähnliche einfachere Stoffe zu rechnen sind, hat Boussingault in der Weise nachgewiesen, daß er getrocknete und ammoniak-kohlensäurefreie Luft in großer Menge über glühendes Kupferoxyd leitete. Dabei werden diese Stoffe alle zersetzt u. ihre Zersetzungsprodukte können als Wasser und Kohlensäure gewogen werden. Boussingault bekam so viel Wasser, daß dasselbe einem Gehalt von 5—13 Volumtheilen Wasserstoff auf 100,000 Volumtheilen Luft gleich kam. Berver erhielt so viel Wasser, daß es 1,48 bis 2,2 Volum Wasserstoff, und so viel Kohlensäure, daß sie 1,04—1,73 Volum gasförmigen Kohlenstoff in 10,000 Volum Luft entsprach.

In neuerer Zeit hat Chatin in der A. Jod nachgewiesen, und zwar in 4000 Liter $^1/_{5000}$ Milligramm. Diesem ist von anderer Seite widersprochen worden, während Chatin auch neuerdings sich auf genaue Befolgung seiner Methode, als erforderlich, um so geringe Mengen eines so flüchtigen Körpers nachzuweisen, beruft. Er habe die Luft fern vom Laboratorium aufgefangen, so daß der Einwurf einer Beimischung aus einer zufälligen Quelle nicht gerechtfertigt sei. Wir haben abzuwarten, was genauere Untersuchungen hierüber ergeben werden.

Endlich ist der A. Staub beigemischt. Jeder kennt die „Sonnenstäubchen", von denen aller poetische Hauch verschwindet, wenn man unter dem Mikroskop ihre wahre Natur erkennt. In Städten besteht der Staub namentlich aus zerriebenen Faserfragmenten aus getrocknetem Pferdemist. Alle nicht flüchtigen Bestandtheile der A., wie Salze ꝛc., sind als Staub darin vorhanden, und die äußerst interessante Untersuchung Pouchets belehrt uns über die wechselnde Mannichfaltigkeit des „Koths der A.". Er fand bei seinen Untersuchungen sowohl Steinarten, als kleine vertrocknete Thierchen, Vibrionen, Kieselskelete von Infusorien, Fragmente von geflügelten Insekten, Wollfäden von Kleidern und Tep-

pichen, Haare von Kaninchen, Federstäubchen, Zellen der Oberhaut, Spinnenfäden, selten auch Eier von Infusorien von 0,015 Milimeter Durchmesser. Während jedoch diese Stoffe im Einzelnen je nach der Oertlichkeit wechselnd waren, fand sich merkwürdigerweise immer und überall Getreidestaub in Form von Stärkmehlkörnern, deren sehr charakteristische Form nicht zu verkennen ist, und zwar eben sowohl in dem uns heute umgebenden Staub, als in dem hundert Jahre alten Staub der Kirchen und in dem noch viel älteren Staub aus den Grabkammern der ägyptischen Pharaonen.

Die A. früherer Erdperioden. Alles, was wir über die früheren Erdperioden wissen können, beruht auf Vermuthungen, die mit jedem Tag unhaltbarer zu werden scheinen. So lange Pflanzen und Thiere die Erde bewohnen, ist die A. qualitativ wohl nicht verschieden gewesen von der heutigen. D'Orbigny hat wenigstens aus der Organisation der fossilen Thiere aller Erdperioden nachzuweisen gesucht, daß seit dem ersten Auftreten des Thierreichs sich die Zusammensetzung der A. nicht wesentlich geändert haben kann. Die Athmungswerkzeuge der ältesten Organismen sind nämlich denen der jetzt lebenden sehr analog, und zwar sowohl durch Kiemen, als durch Lungen athmende Thiere werden schon in sehr alten Formationen gefunden. Ob indeß die quantitative Zusammensetzung der A. sich seitdem geändert habe, darüber wissen wir nichts Positives, denn wir besitzen viel zu wenig genaue Instrumente und unsere Instrumente, wie sie sind, seit viel zu kurzer Zeit, als daß wir geringe Schwankungen in der Zusammensetzung der A. nachzuweisen im Stande wären. Wir wissen, daß die Pflanzensubstanz aus der Kohlensäure und aus dem Wasser gebildet ist; erstere ist bestimmt als Theil der A. anzusehen, und so könnte man annehmen, daß einst der Kohlensäuregehalt der A. ein bedeutend größerer gewesen sein müsse, als nämlich die mächtigen Steinkohlenablagerungen noch nicht gebildet waren. Wenn es aber richtig ist, daß Thiere und Pflanzen einander bedingen und die Pflanzen nicht den Thieren vorausgegangen sind, so kann der Kohlensäuregehalt der A. auch wieder eine bestimmte Grenze nicht überstiegen haben, weil sonst der Athmungsproceß unmöglich werden würde. G. Bischoff schätzt den im Lauf der Zeit durch den Vegetationsprozeß absorbirten u. in Gesteinsschichten theils als Kohlenlager, theils als Bitumen fixirten Kohlenstoff allein für so bedeutend, daß er in einer Schicht vereinigt den ganzen Erdkörper mit 46 Fuß Dicke umgeben würde: das ist 6620mal so viel Kohlenstoff, als die gegenwärtige A. aufnehmen könnte, wenn ihr ganzer Sauerstoffgehalt zur Bildung von Kohlensäure verwendet würde. Dabei ist aber alle der Kohlenstoff noch nicht veranschlagt, welcher sich in den kohlensauren Mineralien, z. B. in den sehr verbreiteten Kalksteinen, vorfindet. Andererseits dagegen liegt unendlich viel Sauerstoff mit festen Stoffen verbunden als Mineral im Boden. Jeder Stein enthält Sauerstoff, und es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß, wie einst die Kohlensäure nicht an den Kalk, so der Sauerstoff nicht an andere Stoffe gebunden gewesen sein könnte. Zu Vermuthungen liegt hier ein weites Feld offen. Träumereien aber kann die Wissenschaft nicht brauchen, und wissen können wir von früheren Zeiten nichts, unter der Annahme, daß es einst anders gewesen, als jetzt. Vielmehr drängt, namentlich in neuerer Zeit, Alles dahin, anzunehmen, daß in früheren Zeiten dieselben Verhältnisse geherrscht haben wie jetzt, und daß der gegenwärtige Zustand sich ebenso aus einem früheren entwickelt habe, wie unter unseren Augen aus dem jetzigen Zustande ein künftiger sich entwickelt. Alles zwingt uns zu der Annahme, daß die Naturgesetze ewig sind, u. dieselben Ursachen haben auch stets dieselben Wirkungen.

Atmosphärilien (v. Griech.), Gesammtbenennung der in der Atmosphäre gasförmig vorhandenen Stoffe, also Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure, Wasserdampf und Ammoniak; man spricht gewöhnlich dann von A., wenn man die stoffliche Einwirkung der Atmosphäre auf die Erde bezeichnen will, ohne dieselbe Einem Bestandtheil der Luft zuschreiben zu können. Nach einer verlassenen Theorie gehören sämmtliche Gase zu den A.

Atmosphärische Niederschläge, tropfbare oder feste, in der Atmosphäre gebildete und aus ihr auf die Erde niederfallende Körper. Zu den tropfbaren gehören Thau und Regen, zu den festen Schnee und Hagel. Uneigentlich werden auch Körper, die ihren Ursprung offenbar in der Atmosphäre nicht haben, sondern entweder von der Erde aus erst in dieselbe erhoben wurden (Blüthenstaub), oder aus dem weiten Weltenraum in sie herüberstreifen (Meteorsteine) und dann zur Erde niederfallen, zu den a.n N.n gezählt.

Atolle, s. Koralleninseln.

Atom (v. Griech.), nach der Etymologie das Untheilbare, nach einer von den griechischen Philosophen Leucipp und Demokrit zuerst ausgebildeten, alsdann von Epikur erweiterten naturphilosophischen Ansicht aber die letzten, selbst noch körperlichen Bestandtheile alles Zusammengesetzten, die einfachen und ursprünglichen Elemente, aus welchen die Materie besteht, aus denen sogar die geistigen Phänomene zu erklären sein sollen. Die A.e sind demgemäß kleinste, starre und harte, untheilbare u. undurchdringliche Körperchen (corpuscula), ausgedehnt durch einen, wenn auch noch so kleinen Raum. Diese physischen Punkte, obgleich der den Raum erfüllenden Masse zu Grunde liegend, lassen sich doch weder durch Theilung, noch durch Auflösung jemals erreichen und können also auch von den Sinnen nicht wahrgenommen werden. Da sie selbst nichts auseinander zu reißen, nichts in sie einzudringen im Stande ist, so haben Veränderung und Zerstörung auf sie keinen Einfluß. Sie sind das Bleibende in allem Wechsel, das Beharrende in der Vernichtung. Die A.e sind deshalb auch ungeworden und unentstanden. Das nothwendige Correlatum der A.e ist der leere Raum. Beide stehen einander wie Position und Negation gegenüber. Die ewigen u. unvergänglichen A.e sind das Reale, die an sich nichtige Leere wird als das Nichtseiende, obgleich unzweifelhaft Wirkliche bezeichnet. Die Annahme des leeren Raumes ist eine unerläßliche Bedingung für die Naturphilosophie oder, nach dem Sprachgebrauche der Griechen, für die Physik. Sie soll durch Folgendes gerechtfertigt werden. Eine ursprüngliche Mehrheit von Wesen muß nach dem Obigen der Natur zu Grunde gelegt werden. Aber sie würde gar nicht festgehalten werden können ohne Voraussetzung des leeren Raumes, der zwischen das Viele tritt, es son

dert und auseinanderhält. Ohne leeren Raum würde nichts in der Trennung bestehen können, das Reale würde Ein Ganzes ausmachen, Eine zusammenhängende Masse, da doch die Erscheinungen eine Mehrheit fordern. Ferner, die Möglichkeit der Bewegung beruht auf dem Dasein des leeren Raumes. Der Körper, der sich bewegen soll, verlangt Platz für seine Bewegung, den er nicht finden würde, wenn sich das Reale stetig und ohne Unterbrechung ausbreitete. Bewegung ist nämlich Veränderung des Orts. Aber jeden Ort, welchen ein A. einnehmen könnte, würde ein anderes schon in Besitz genommen haben, wenn nicht ein leerer, von einem A. noch nicht besetzter Raum vorhanden wäre. Ohne leeren Raum würde also Alles in wandelloser Ruhe beharren. Bewegung ist auch die Bedingung der Veränderung. Gäbe es also keine Leere, so würde auch die Veränderung wegfallen, und man würde sich zu der den Erscheinungen offenbar widersprechenden Behauptung getrieben sehen, es gäbe überhaupt keine Veränderung, kein Entstehen und kein Vergehen, kein Werden und kein Verschwinden, und Alles, was dem ähnlich aussehe in der Sinnenwelt, sei nichts als Schein und Täuschung. Endlich berufen sich die Atomistiker darauf, daß in demselben Raume bald mehr, bald weniger Körperliches eingeschlossen sei, was sich nur daraus erklären lasse, daß in dem einen Falle mehr, in dem anderen weniger leere Zwischenräume (Poren) zwischen den materiellen Bestandtheilen der Körper gelassen seien. Die Zahl der A.e ist unbeschränkt; es werden ihrer so viele angenommen, als zur Erklärung der Erscheinungen erfordert werden. Auch der leere Raum ist unendlich. Wäre der leere Raum unbegrenzt und die Menge der Körper beschränkt, sagt Epikur, so würden diese vermöge ihrer Schwerkraft durch die unermeßliche Leere zerstreut umherfahren. Wäre dagegen der Raum begrenzt und die Zahl der Körper endlos, so würde diese nicht den nothwendigen Raum zur Bewegung finden, die A.e würden einander aus Mangel an freiem Platze drängen. Die Bewegung ist aber nicht allein eine wirkliche Eigenschaft der A.e, sondern auch eine ihnen ursprünglich zukommende. Ihr geht keine Ruhe voraus, u. das A. braucht nicht erst aus dem Zustande der Ruhe, wie denn dieser ihm eigenthümlich wäre, in den Zustand der Bewegung, der sonach der Natur des A.s eigentlich fremd sein würde, versetzt zu werden, sondern Bewegung gehört zur wesentlichen Beschaffenheit des A.s selbst. Sie wird aber abgeleitet aus einer Kraft, die in dem Körperchen, so klein es auch ist, sitzen soll, über deren Verbindung mit demselben jedoch nichts gelehrt wird, aus der Schwerkraft. Diese ist der Grund der Bewegung, deren Richtung durch den Grund zugleich nothwendig bestimmt ist. Die Bewegung geht im leeren Raum von oben nach unten, genau nach der senkrechten Linie. Sie geschieht auch bei allen A.en mit gleicher Geschwindigkeit, weil dem schwersten wie dem leichtesten A. das Leere auf gleiche Weise nachgibt, oder vielmehr, weil es keinem von beiden entgegensteht. Die Unterschiede der A.e in Rücksicht auf ihre Gestalt und Größe verändern nichts an ihrer übereinstimmenden Geschwindigkeit. Verschiedenheiten treten erst dann hervor, wenn die Körper einen Widerstand finden, den sie überwinden müssen. In diesem Falle wird der schwere Körper seine Bewegung schneller fortsetzen, weil er sich durch den Widerstand weniger aufhalten läßt. Leucipp und Demokrit ließen von ewiger Zeit her die A.e im Leeren nach der Richtung der Schwere fallen, und auch Epikur ließ es geschehen, bis auf eine kleine Abweichung, die er den A.en verstattete, und die er sogar für nothwendig hielt wegen der Anwendung, die von der Bewegung gemacht wurde. Aus der Bewegung der A.e wurde nämlich alle Zusammensetzung, alle Veränderung, alles Geschehene abgeleitet; sie war das Realprincip für die Phänomene in der Natur wie in der Geisterwelt. Hier nun äußerte Epikur zwei Bedenken. Erstlich meinte er, aus einer senkrechten Bewegung könne keine Zusammensetzung der Körper hervorgehen. Denn die A.e würden die unendliche Leere in gerader Linie durchmessen, ohne daß sie eine Verbindung eingingen, ohne daß sie aufeinander träfen und aus ihrem ursprünglichen Nebeneinander in irgend ein genaueres Verhältniß zusammenträten. Alsdann würde der Fall nach dem Lothe alles Geschehen einer unvermeidlichen Nothwendigkeit preis geben. Die ganze Natur wäre gebunden an das Gesetz der Schwere und dem Zufall, der Willkür wäre in der Folge der Veränderungen kein Spielraum gelassen. Die Seele ist auch ein Glied in der Kette der natürlichen Dinge. Sie würde also nicht minder dem allgemeinen Gesetze unterworfen sein, dem die Natur knechtisch dient; damit wäre aber die Willensfreiheit aufgehoben. Diesen Schwierigkeiten glaubte Epikur durch die Annahme zu entgehen, daß die A.e zu bestimmten Zeiten und an unbestimmten Orten, wenn auch nur wenig und unmerkbar, von der senkrechten Richtung abzuweichen vermöchten. Die A.e unterscheiden sich nur durch ihre Größe und ihre Gestalt. Die Größe des A.s hängt davon ab, ob es mehr oder weniger Raum einnimmt. Von der Quantität ist alsdann der Grad der Schwere abhängig. Die Gestalt der A.e wechselt in unendlicher Mannichfaltigkeit ab. Die verschiedenen Figuren der Körper sind der Zahl nach unendlich und lassen sich nicht auf eine Einheit zurückführen. Folglich mußten auch die Elemente der Körper mit unendlich verschiedenen Figuren versehen werden. Man nahm daher runde, eckige, spitze, hakenförmige und dergleichen A.e an. Leerer Raum und in demselben qualitativ gleiche A.e mit ihrer senkrechten (oder schrägen) Bewegung, mit ihrer unterschiedenen Größe und Gestalt — dies reicht der Atomenlehre hin, um das Entstehen der Dinge, die Veränderung und die Veränderlichkeit der gesammten Sinnenwelt, um die Natur der Materie, des Lebens und der Organismen, den Lauf der Welt zu erklären. Die Dinge sind einzig und allein unterschieden durch die Anzahl von A.en, welche in die Mischung eines jeden Dinges eingegangen sind, und durch die Verhältnisse in der Zusammenordnung u. Lage der Elemente gegen einander. Da die A.e vermöge ihrer Undurchdringlichkeit nicht in einander eingreifen können, so sind die aus ihnen bestehenden Dinge Aggregate oder Konglomerate. Die Eigenschaften der Dinge werden aus der Größe und den Gestalten der A.e abgeleitet. Es wird demnach das Süße und das Bittere, das Farbige, das Harte und das Weiche auf eckige, gewundene ꝛc., auf größere oder kleinere Gestalt, oder auf ein Uebergewicht einer Art von Figuren zurückgeführt. Das Weiße kommt von einer glatten, das Schwarze von einer rauhen Oberfläche her. Der bittere Geschmack des Wermuths soll von zackigen,

bakenförmigen A.en, welche Zunge und Gaumen ritzen, der süße Geschmack des Honigs von kleinen runden A.en, von denen die Geschmacksorgane angenehm berührt werden, abhängen. Dem Feuer liegen kleine kugelige A.e zu Grunde; die Aehnlichkeit des Feuers mit der Kugel, die auf den ersten Blick nicht einleuchten dürfte, wird in der großen Beweglichkeit von beiden gefunden. Wie nun die Körper, deren Merkmale auf Größe und Figur beruhen, Zusammensetzungen aus A.en sind, so bilden die zusammengesetzten Körper, in ein System verknüpft, Welten. Das Weltganze muß für unbegrenzt gehalten werden, weil sich kein Begrenzendes denken läßt. Die Verbindung der A.e kann auf's Mannichfaltigste abgeändert werden, und dies ist der Grund von der unendlichen Verschiedenheit der Körper. Ebenso kann die Zusammensetzung der Körper zu Welten bis ins Unendliche verschiedenartig sein, und deshalb ist die Möglichkeit der Welten unbegrenzt. Die A.e vereinigen sich von selbst, weil sie ursprüngliche Bewegung besitzen. Die wirkliche Vereinigung bestimmter A.e kommt zufällig zu Stande; denn es liegt in keinem A. eine Nothwendigkeit, mit einem andern zusammen zu sein, sie sind von einander unabhängig und keines ist an das andere gebunden. Aber es können nicht alle A.e mit allen zusammen sein. Nur Aehnliches gesellt sich zu Aehnlichem; das Ungleiche und Entgegengesetzte flieht sich und stößt sich ab. Werden und Veränderung besteht nur in dem Wechsel der Verhältnisse unter den A.en. Die A.e gehen bald eine Gemeinschaft ein, bald treten sie wieder aus dieser Gemeinschaft und suchen eine neue, wobei der Zufall ein sehr ausgedehntes Feld findet.

Nach der materialistischen Ansicht der Atomisten in der Psychologie wird auch der Gedanke für etwas Materielles und das Denken für ein leibliches Geschehen genommen. Zunächst erhärteten die Atomisten die körperliche Natur der Seele dadurch, daß ihr Leiden und Thun zukomme. Unkörperlich sei nur das Leere, welches weder Leiden, noch Thun habe, sondern nur den Körpern Bewegung durch sich hindurch gewähre. Als Körper ferner muß die Seele aus A.en zusammengesetzt sein. Aber unsere Vorstellungen, Gefühle und Begierden zeigen den raschesten Wechsel. Die menschlichen Launen sind so flüchtig wie der Wind, unsere Gedanken schneller als der Blitz, unsere Stimmungen so ungewiß wie das Wetter. Daher werden sehr glatte und feine, rundliche und eben deshalb leicht bewegliche und für Veränderungen sehr empfängliche A.e als die Stoffe der Seele angenommen. Die Vorstellungen der Seele sind ein feiner Stoff, aus zarten materiellen Bestandtheilen bestehend, der in der Seele sich anhäuft und Zusammensetzungen bildet. Von den Gegenständen, welche in unsere Sinne fallen, lösen sich nämlich sehr dünne, zusammenhängende Theilchen ab, ähnlich den Gegenständen, von denen sie herkommen. Sie strömen unaufhörlich von den Dingen aus, und indem sie durch die Sinneswerkzeuge in die Seele hineinfließen, bewirken sie in derselben Wahrnehmung, Vorstellung und Gedanken. Die Phantasievorstellungen oder Einbildungen sind von den sinnlichen Vorstellungen nicht wesentlich verschieden. Die ersteren sind nur feinere Ausflüsse von den Dingen. Wegen ihrer zarteren Natur sind sie mehr veränderlich und liefern einen weniger bestimmten Ausdruck dessen, von dem sie ausgegangen sind. Die letzteren dagegen sind gröbere Bilder; eben deshalb sind sie bleibender und bewahren eine dauernde Aehnlichkeit mit den Gegenständen, denen sie zugehören. Im Traume erfolgt die gleiche Einwirkung der Bilder wie im Wachen auf die Seele. Dies in der Kürze die atomistische Lehre der Alten.

In der neuern Zeit hat die Naturwissenschaft, namentlich die Chemie, eine der älteren analoge Atomistik ausgebildet, die sich von der ersteren vorzüglich dadurch auszeichnet, daß in der Zusammensetzung der unorganischen Körper bestimmte unveränderliche Verhältnisse aufgezeigt worden sind, nach welchen sich die Elemente vereinigen. Auch hier wird die unendliche Theilbarkeit der Materie geleugnet und werden kleinste, einfache, untheilbare Theilchen von verschiedener Größe und Schwere, wahrscheinlich von sphärischer Gestalt (denn diese nimmt alle vom Einflusse fremder Kräfte freie Materie an), der Materie zu Grunde gelegt. Im Gegensatze zur dynamischen Vorstellungsweise, die von Kant begründet worden ist und nach welcher man die Materie als das Resultat von gegenseitig sich hemmenden Kräften, anziehenden und abstoßenden betrachtet, wird die gegenseitige Durchdringung der Elemente verworfen. Ihre Vereinigung, die unter Mitwirkung einer elektrischen Kraft zu Stande kommt, besteht nur in einer Juxtaposition, welche zwischen gleichartigen A.en den mechanischen Zusammenhang (die Kohäsion), zwischen ungleichartigen die chemische Verbindung hervorbringt In der unorganischen Natur geht die Vereinigung der elementaren A.e nach mathematisch bestimmbaren Verhältnissen von Statten. Es verbindet sich nämlich theils ein A. eines Elements mit 1, 2, 3 ꝛc. A.en eines andern Elements (wie hoch die letztere Zahl steigen kann, ist noch unbestimmt), theils verbinden sich 2 A.e eines Elements mit 3 oder 5 A.en eines andern Elements. Im ersteren Falle pflegt die Einheit das elektro-positive und das Multiplum derselben das elektro-negative Element zu sein. Im zweiten Falle sind meist 2 A.e vom elektro-positiven, 3 oder 5 A.e vom elektro-negativen Elemente vorhanden. Im Ammoniak sind z. B. nach dem ersten Gesetz ein A. Stickstoff und 3 A.e Wasserstoff, in der Salpetersäure 2 A.e Stickstoff und 5 A.e Sauerstoff enthalten. Die elementaren A.e, durch deren Vereinigung nach den angegebenen Proportionen die einfach zusammengesetzten Körper entstehen, bilden zusammengesetzte A.e der ersten Ordnung. Vereinigen sich diese wieder unter einander, so werden die Produkte als zusammengesetzte A.e der zweiten Ordnung bezeichnet, durch deren Vereinigung ebenso zusammengesetzte A.e der dritten Ordnung entstehen u. s. f. Ein zusammengesetztes A. wird, wie das Elementare, als mechanisch untheilbar angesehen. Die Grenze, bis zu welcher die Ordnungen der zusammengesetzten A.e reichen, ist noch nicht gefunden und wird auch schwer zu entdecken sein, weil die höheren Ordnungen nur in den mineralogischen Bildungen der Natur zum Vorschein kommen u. die Verwandtschaft schon unter den zusammengesetzten A.en der dritten Ordnung so gering ist, daß Bildungen auf künstlichem Wege dadurch nicht veranlaßt werden können. Um ein Beispiel für die zusammengesetzten A.e der höheren Ordnungen anzuführen, so gehören Schwefelsäure, Kali, Thonerde der ersten Ordnung an, weil sie nur

aus dem Radikal und Sauerstoff bestehen. Verbindet sich nun die Schwefelsäure mit Kali und mit Thonerde, so entstehen schwefelsaures Kali u. schwefelsaure Thonerde, zusammengesetzte A.e der zweiten Ordnung. Diese beiden, wieder vereinigt, geben als schwefelsaure Kalithonerde (Alaun) zusammengesetzte A.e der dritten Ordnung u. s. f. Die Verbindungsverhältnisse der zusammengesetzten A.e werden dadurch bestimmt, daß die Bestandtheile ein meist elektronegatives Element gemeinschaftlich haben und die Quantität desselben in dem einen zur Quantität desselben in dem andern sich verhält entweder wie 1 zu 1, 2, 3, 4, 5, 6 ꝛc., oder wie 3 zu 2, sehr selten wie 3 zu 4, oder wie 5 zu 2, 3, 4, 4½, 6. Das erste Verhältniß liegt ⅔ der bekannten Verbindungen zu Grunde und findet z. B. in dem schwefelsauren Kali Statt, worin der Sauerstoff des Kali's sich zu dem der Schwefelsäure wie 1 zu 3 verhält. Nach denselben Proportionen, nach welchen sich die Elemente im festen Zustande dem Gewichte nach verbinden, vereinigen sie sich auch in Gasgestalt dem Volumen nach. Wenn aber auch die angeführten Gesetze der Verbindungsverhältnisse für Gase gelten, so verhalten sie sich doch nicht immer bei ihrer Vereinigung unmittelbar denselben gemäß, weil sie dabei sich oft kondensiren und an Volumen verlieren (was für die Atomistik ein ewiges Räthsel bleiben wird), so daß sie erst auf ihre ursprünglichen Volumina zurückgebracht werden müssen.

Die Chemie wendet verschiedene Methoden an, um die Anzahl der A.e in den zusammengesetzten A.en zu finden. Die zuverlässigste besteht darin, daß die Volumina selbst, nach welchen sich die Bestandtheile eines Körpers verbinden, in Gasform durch Messen bestimmt werden. Sie ist natürlich nur dann anwendbar, wenn die einfachen Körper, deren Volumen gemessen werden soll, in isolirtem Zustande in Gasform aufgesammelt werden können. Die verwickelteren Methoden, welche außerdem zur Anwendung kommen, sind unter Anderem in dem Lehrbuche der Chemie von J. J. Berzelius (deutsch bearbeitet von F. Wöhler) angegeben. Eine große Erleichterung bei der Bestimmung der Anzahl der A.e in den chemischen Verbindungen gewährt die Isomorphie. Denn solche Körper, welche bei der Krystallisation dieselbe Form annehmen, sind auch auf gleiche Weise zusammengesetzt. Wenn daher die Zusammensetzung eines isomorphen Körpers bestimmt ist, so gilt sie zugleich für die Körper, welche mit ihm zu derselben Krystallisationsklasse gehören. Die Gewichte der A.e werden auf eine unmittelbare Weise dadurch bestimmt, daß man die Körper in Gasform wägt und das specifische Gewicht derselben mit einander vergleicht, wobei das Gewicht entweder des Wasserstoffs, oder des Sauerstoffs als Einheit angenommen wird. Da aber diese Methode, die zur Bestimmung des Atomengewichts von Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff mit Vortheil angewendet worden ist, bei den übrigen einfachen Körpern mit mannichfachen Schwierigkeiten verknüpft ist, so analysirt man gewöhnlicher mit der möglichsten Genauigkeit die Verbindungen des Körpers, dessen Atomengewicht anzugeben ist, mit Sauerstoff, und sobald man dann die Anzahl der A.e in der Verbindung kennt, findet man das Gewicht des Radikals durch einen sehr einfachen Kalkul. Besteht z. B. die Verbindung aus 3 A.en Sauerstoff u 1 A. des Radikals, so verhält sich das Gewicht von 1 A. Sauerstoff zu 1 A. des Radikals wie ⅓ der gefundenen Sauerstoffmenge zu der ganzen gefundenen Menge des Radikals.

Nach der elektro-chemischen Theorie besitzt jedes A. eine elektrische Polarität, und daß es vorzugsweise entweder positiv- od. negativ-elektrisch ist, hat seinen Grund in der elektrischen Unipolarität, die von Erman entdeckt worden ist. Denn sowie der eine Pol des Magnets stärker sein kann, als der andere, so überwiegt auch in der elektrischen Polarität der A.e der eine der beiden Pole, wodurch der specifische Unterschied ihrer Elektricitäten bedingt ist. Man fühlt sich nun sehr leicht veranlaßt zu glauben, daß die Verwandtschaft der A.e unter einander von dem Gegensatze ihrer Elektricitäten abhängig sei. Da indeß nicht selten A.e von gleicher Elektricität, z. B. Sauerstoff und Schwefel, sich weit inniger verbinden, als Körper von entgegengesetzter Elektricität, so muß man daraus den Schluß ziehen, daß die Verwandtschaft der Körper nicht allein auf ihrem elektrischen Gegensatze beruhe, sondern vorzüglich auch in der Intensität ihrer Polarität begründet sei. Es werden daher nicht allein stark entgegengesetzte Körper, wie Sauerstoff und die Radikale der fixen Alkalien, sondern auch Körper von gleicher, aber sehr intensiver Elektricität, z. B. Sauerstoff und Schwefel, welche die Reihe der elektro-negativen Stoffe beginnen, große Verwandtschaft zu einander äußern. Der Grad der Intensität ist übrigens veränderlich. Er wird durch die Temperatur in verschiedenen Körpern nach ungleichen Verhältnissen gesteigert oder vermindert. Wenn zwei Körper nahe daran sind, sich zu verbinden, so müssen entgegengesetzte Elektricitäten frei sein. Dies wird auch dann der Fall sein, wenn gleich elektrische Körper, die wegen der starken Intensität ihrer Polarität einander verwandt sind, auf dem Punkte stehen, eine Verbindung einzugehen. Denn bei dem an u. für sich elektro-negativen Schwefel wird z. B. im Verhältniß zum Sauerstoff doch der positive Pol hauptsächlich in Betracht kommen, der wegen der großen elektrischen Intensität des Schwefels eine größere Menge negativer Elektricität zu neutralisiren im Stande ist, als ein schwacher positiv-elektrischer Körper. Damit nun die Vereinigung zu Stande komme, wird nach dem chemischen Satze: Corpora non agunt nisi soluta, meist wenigstens der eine der beiden Körper flüssig sein müssen. Denn es erhalten dadurch alle die A.e des flüssigen Körpers so viel Beweglichkeit, um mit Leichtigkeit ihre entgegengesetzten Pole dem A. des andern Körpers zuwenden zu können, und indem die zu große Entfernung unter den A.en aufgehoben wird, kommen sie einander gegenseitig in ihre elektrischen Sphären, innerhalb deren allein eine Verbindung Statt finden kann. Die chemische Verbindung selbst besteht alsdann in einer Ausgleichung der entgegengesetzten Elektricitäten. Das Feuer, das dabei oft und keineswegs ausschließlich bei der Oxydation, sondern auch bei der Verbindung fester Körper, z. B. des Schwefels und der Metalle, der Metalle unter einander, und bei der Verbindung mancher Salzgase mit dem Gase einer Säure, z. B. der rauchenden Schwefelsäure mit ätzender Talkerde, sich zeigt, wird weder aus einer Veränderung in der Dichtigkeit oder dem Aggregatzustande der Körper, wobei Wärme frei wurde und der höhere Tempera-

turgrad entstände, noch aus einer vermeinten geringern specifischen Wärme im neuen Produkt, die vielmehr oft gar nicht vorhanden sein soll, abgeleitet, sondern es wird mit dem Funken identificirt, der bei der elektrischen Entladung sichtbar wird, und da das Wesen des elektrischen Funkens selbst noch nicht aufgeklärt ist, so wird die Vermuthung gewagt, Licht und Wärme möchten überall nur Modifikationen der Elektricität, nur Abänderungen in dem Zustande des elektrischen Fluidums sein. So weit nun auch die elektro-chemische Lehre ihre Erklärungen der Verhältnisse unter den A.en ausdehnen mag, so muß sie doch darauf Verzicht leisten, die Erscheinungen der vermeinten Kohäsionskraft, ihrer mannichfachen Modifikationen, wie Härte, Geschmeidigkeit, Zähigkeit, Sprödigkeit ꝛc., zu begreifen. Dagegen wird die Wahlverwandtschaft auf eine natürliche Weise darauf zurückgeführt, daß die elektrische Polarität in manchen Körpern stärker vorhanden sei, als in andern, und die Vereinigung auf dem Wege zu Stande komme, wo eine vollkommenere Neutralisation der entgegengesetzten Elektricitäten möglich wird. Durch die Trennung aber von Körpern, welche zuvor chemisch verbunden waren, wird die Verschmelzung der Elektricitäten wieder aufgehoben, und ihre Bestandtheile erhalten einzeln die elektrischen Eigenschaften wieder zurück, die sie vor der Vereinigung besessen haben, so daß sie in neue chemische Verbindungen eintreten können.

Die Auflösung eines festen Körpers in einer Flüssigkeit ist nicht wie die chemische Verbindung mit einer Neutralisation der Elektricitäten verknüpft. Denn der aufgelöste Körper behält seine elektrischen Eigenschaften, deren Aeußerung durch den flüssigen Zustand sogar begünstigt wird, während sie in dem chemisch verbundenen Körper verschwunden sind und erst bei der Trennung wieder hervortreten. Für die Auflösung gelten auch nicht die sogenannten multiplen Proportionen, welche eben aufgestellt sind, sondern sie besteht in einer vollkommen symmetrischen Gruppirung der A.e. Die A.e des aufgelösten Körpers legen sich nämlich zwischen die A.e der Flüssigkeit, deren Zwischenräume sie nicht bloß einnehmen, sondern auch ausdehnen, weshalb das Volumen einer Flüssigkeit dadurch, daß ein fester Körper in ihr aufgelöst wird, sich vergrößert. Da aber auch unter dem schärfsten Mikroskop die Auflösung als völlig gleichartig erscheint, und auch jedes Minimum derselben eine gleiche chemische Reaktion zeigt, so wird man annehmen dürfen, daß jedes A. der Flüssigkeit von einer gleichen Anzahl A.e vom aufgelösten Körper umgeben wird. Sind mehre Körper auf einmal in der Flüssigkeit aufgelöst, so muß die Stellung der A.e zusammengesetzter werden. Von jeder Substanz wird eine gleiche Anzahl A.e sich um jedes A. der Flüssigkeit lagern; aber die Verhältnisse, nach welchen sich die A.e der verschiedenen Substanzen in den Zwischenräumen vertheilen, mögen verschieden sein, wenn nur eine vollkommene Gleichartigkeit in der Zusammensetzung und Lage der A.e durch die Auflösung hindurchgeht. Auf ähnliche Weise, wie die Vermischung eines festen Körpers mit einem flüssigen, werden die Erscheinungen zu erklären sein, daß von porösen Körpern, z. B. von Kohle, Luft, und von Flüssigkeiten Gase absorbirt werden.

Die Atomistik der Alten, ausgebildet von Demokrit und Epikur, ist vorgetragen worden von dem Römer Lucretius in seinem Lehrgedichte (De rerum natura, libri VI) und hat unter den Neueren einen geistreichen Anhänger gefunden in Gassendi (Animadversiones in X Libr. Diogenis Laert. qui est de vita, moribus placitisque Epicuri, Lyon 1675). Die Naturwissenschaft hat von Newton an (Principi philosophiae naturalis) fortwährend der Atomistik sich zugeneigt, bis Kant (Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft 1786), Schelling (Ideen zur Naturphilosophie; System des transcendentalen Idealismus; Zeitschrift für spekulative Physik ꝛc.) und Fries (Mathematische Naturphilosophie, 1822) auch der dynamischen Lehre Aufnahme verschafft haben. Die Grundlagen der Atomistik sind: letzte Theile als Grundstoffe der Materie; Untheilbarkeit und Undurchdringlichkeit derselben; ferner absolute Gleichartigkeit der Elemente, neben welcher nur ein Unterschied in der Gestalt sich geltend macht, und größere oder kleinere Zwischenräume in den Verbindungen der Elemente. Dagegen stützte Kant auf die unendliche Theilbarkeit des Raums, den die Materie durch die ihr ursprünglich zukommende Kraft der Ausdehnung oder der Repulsion erfülle, die unendliche Theilbarkeit der Materie und verband damit den wahren Gedanken der chemischen Durchdringung, wiewohl er demselben wenig abzugewinnen wußte, weil er durch falsche Gedankenreihen darauf geführt worden war. Die Unterschiede in der Dichtigkeit der Körper aber, die immer als die gültigste Beglaubigung der Lehre von den A.en und den leeren Räumen angesehen wurden, suchte er durch folgende Hypothese zu erklären. Der Grad der Anziehungskraft hängt zwar von der Menge der materiellen Theile ab und ist daher bei einer gleichen Quantität der Materie in verschiedenen Körpern immer gleich. Der Grad der Zurückstoßungskraft kann dagegen in verschiedenen Körpern ursprünglich verschieden sein. Besitzen nun zwei Körper von gleicher Quantität u. demnach auch von gleicher Anziehungskraft ungleiche Grade der Zurückstoßungskraft, so wird derjenige, dessen Theile mit größerer Kraft sich unter einander zurückstoßen, lockerer oder weniger dicht sein, als der andere, weil er genöthigt wird, sich mehr auszudehnen und einen größeren Raum einzunehmen. Die dichteren Körper werden demnach eine stärkere, die weniger dichten eine schwächere repulsive Kraft in sich tragen, und der Unterschied in den Graden dieser Kraft bedingt die specifischen Unterschiede in der Dichtigkeit der Materie. Herbart, die Spuren der leibnitzischen Monadologie verfolgend, hat in der Naturphilosophie einen Weg eingeschlagen, der durch die Atomistik und Dynamik mitten hindurchführt.

Die Annahme einer begrenzten Theilbarkeit der Materie, aus welcher die der A.e entsprang, ist eine reine Hypothese, die, bis aufs Aeußerste verfolgt, zu mancherlei Widersprüchen führt und häufig auch nicht mehr erklärt, als was man schon hineingelegt hat. Aber andererseits ist auch gewiß, daß noch Keiner auf eine bestimmte und einigermaßen genügende Weise von den Eigenschaften und Erscheinungen der Körper eine specielle Rechenschaft gegeben hat, ohne nicht von Theilchen zu sprechen und diese, sowie deren Beschaffenheit, als gegeben vorauszusetzen. Läßt man dahingestellt sein, ob die Theilchen,

die man annimmt, die letzten unendlich kleinen untheilbaren Theilchen, die Grund- oder Urtheilchen, kurz die wahren A.e seien, erinnert man sich stets, daß die Annahme solcher Theilchen, wie gefällig sie sich auch manchmal darbieten mag, immer nur Hypothese ist, wie vor der Hand Alles, was die innere Konstitution der Körper betrifft, so kann man auch von A.en reden, und in der Regel wird man sich bei den damit verknüpften Vorstellungen, wenn sie auch bloße Bilder sind, mehr befriedigt fühlen, als bei den sogenannten dynamischen Erklärungen, welche die Schwierigkeiten nur umgehen, nicht heben und, da sie gewöhnlich im Unbestimmten schweben bleiben, fast nie einer Anwendung auf specielle Fälle fähig sind. In allen Fällen übrigens, wo die nähere Betrachtung der innern Konstitution der Körper außer Spiel bleibt, ist es ganz überflüssig, von A.en zu reden. Das, was z. B. der Chemiker für gewöhnlich ein A., ein Atomengewicht nennt, ist nicht ein einzelnes A. oder das Gewicht eines solchen, sondern eine Masse sehr vieler A.e, eine bestimmte Gewichtsmasse, weshalb man in allen diesen Fällen anstatt des Wortes A. Massentheil oder Mischungsgewicht gebrauchen kann. Wo es sich aber um den Grund der Erscheinungen handelt, wird man doch nicht umhin können, von Theilchen zu reden, und da ist es ziemlich gleichgiltig, wie man dieselben nennt.

In neuerer Zeit hat man auch das Wort Molekül (von moles. Masse) eingeführt, welches Theilchen (Massentheilchen) bedeutet, ohne den Begriff der Untheilbarkeit damit zu verbinden. Einige Physiker u. Chemiker gebrauchen dies Wort schlechthin als synonym für A., welches letztere, nach Gay-Lussacs Ansicht, für die Physik und Chemie dasselbe, was das Unendlichkleine für die Mathematik ist. Andere dagegen nehmen an, das Molekül sei ein Aggregat von mehren A.en, und wenn sich viele Moleküle vereinigten, entstehe daraus ein Partikel oder sichtbares Theilchen der Materie.

Atomengewichte, die Zahlenausdrücke für die einfachen Volumenverhältnisse und ihre Zahlenwerthe im Gegensatze zu den Aequivalenten od. den Zahlenausdrücken für die einzelnen Mischungsverhältnisse. Im Wasser sind z. B. die einzelnen Elemente, Wasserstoff und Sauerstoff, in solchem unveränderlichen Verhältnisse enthalten, daß auf 1 Volumen Sauerstoffgas 2 Volumina Wasserstoffgas kommen; wird daher ein Volumen Wasserstoffgas durch H, 1 Volumen Sauerstoffgas durch O bezeichnet, so erhält man als bildlichen Ausdruck (Formel) für das Wasser als zusammengesetzten Körper $2H + O$, oder kürzere H_2O. Diese hier auf Raumverhältnisse bezogenen Werthe würden für Gewichtsverhältnisse dieselben sein, wenn Wasserstoffgas und Sauerstoffgas gleiches specifisches Gewicht besäßen. Dieses ist aber nicht der Fall; das Wasserstoffgas ist vielmehr 16mal leichter als das Sauerstoffgas. Wird daher letzteres als Grundlage angenommen und sein Werth (das O) = 100 gesetzt, so ergibt sich der Werth von $H = {}^{100}/_{16}$ oder 6,25, und H_2O bedeutet also, in auf Gewichtstheile sich beziehenden Zahlen ausgedrückt, eine Verbindung aus $6{,}25 \times 2$ oder 12,5 Wasserstoff und 100 Sauerstoff. Die auffallende Annäherung der Atomengewichtszahlen vieler einfachen Körper zu einfachen Multiplen des Atomengewichts des Wasserstoffs gab die erste Veranlassung, daß in neuerer Zeit die Bestimmung der A. der meisten Körper mit großer Sorgfalt wiederholt wurde. Bei vielen hat es sich gezeigt, daß ihre A. allerdings, so nahe als der Versuch es nur erreichen läßt, durch einfache Multipla des Wasserstoffatomengewichts ausgedrückt werden. Nur in wenigen Fällen findet ein so einfaches Verhältniß nicht Statt. Man hat sich daher wieder daran gewöhnt, sich derjenigen Zahlen zu bedienen, denen das Wasserstoffäquivalent als Einheit zu Grunde liegt.

Atomentheorie (v. Gr.), in der Chemie die Lehre von den Atomen, nach der Ansicht der neuern Physiker, zum Unterschiede von der (ältern) Atomistik, welche in der griechischen Naturphilosophie ihre Ausbildung fand. S. Atom und Stöchiometrie.

Atomvolum, die gebräuchlichere, aber streng genommen weniger passende Bezeichnung für die relativen Volume, welche solche Massen verschiedener Substanzen, die den Aequivalent- oder Atomengewichten proportionirt sind, entsprechen. Andere für diesen Begriff vorgeschlagene Bezeichnungen sind: specifisches Volum, Aequivalentatom, Molekularvolum, welche alle mit A. gleichbedeutend sind. Die Aequivalente oder Atomengewichte geben die Gewichtsverhältnisse an, nach welchen sich die Körper zu chemischen Verbindungen vereinigen. Die A.e geben die Volume an, welche jene Gewichte erfüllen, oder sie geben an, nach welchen Volumverhältnissen die Körper zu chemischen Verbindungen sich vereinigen. Wenn die Atomengewichte zweier Körper sich verhalten wie A zu B, ihre specifischen Gewichte wie a zu b, so verhalten sich die Volume, welche durch jene Atomengewichte A und B erfüllt werden,

$$\frac{A}{a} \text{ zu } \frac{B}{b};$$

letztere Quotienten geben die A.e; das A. eines Körpers ist also ausgedrückt durch den Quotienten aus seinem specifischen Gewicht in sein Atomengewicht. Bei jeder veränderten Ansicht über die Zahl, durch welche das Atomengewicht eines Körpers auszudrücken ist, wird sich auch das A. anders ergeben; die A.e werden durch andere Zahlen ausgedrückt, wenn man von Atomengewichten ausgeht, die sich auf O = 100 beziehen, als wenn man solche zu Grunde legt, die sich auf H = 1 beziehen. Die Zahlen für die A.e sind natürlich nur relative, sie drücken nur ein Verhältniß aus, und jede hat nur in Beziehung auf andere eine Bedeutung. Das Atomengewicht des Schwefels ist 200, sein specifisches Gewicht 1,98; das Atomengewicht des Bleies ist 12,95, sein specifisches Gewicht 11,39. Die A.e von Schwefel und Blei verhalten sich wie

$$\frac{200}{1{,}98} \text{ zu } \frac{1295}{11{,}93} \text{ oder wie 101 zu 114.}$$

Eine bestimmtere, aber willkürlichere Bedeutung erhalten die Zahlen für die A.e, wenn man die Atomengewichte sich auf eine bestimmte Gewichtseinheit bezogen denkt. Bezieht man diese z. B. auf Gramm (so daß die Atomengewichte 200 für Schwefel u. 1295 Gramm für Blei ausdrücken, daß sich 200 Gramm Schwefel mit 1295 Gramm Blei verbinden), so bedeuten die A.e Kubikcentimeter (da das specifische Gewicht für jede feste oder flüssige Substanz ausdrückt, wie viel Gramm ein Kubikcentimeter derselben wiegt); 200 Gramm Schwefel erfüllen einen Raum von 101 Ku-

bikcentimetern, 1195 Gramm Blei einen Raum von 114 Kubikcentimetern; mit 101 Kubikcentimetern Schwefel verbinden sich 114 Kubikcentimeter Blei zu Schwefelblei. Der Begriff des A.s geht also aus der gleichzeitigen Betrachtung des Atomengewichts und des specifischen Gewichts hervor und drückt das zwischen beiden Statt findende Verhältniß aus.

Die A.e gasförmiger, unzerlegter wie zusammengesetzter Substanzen sind entweder gleich groß, oder sie stehen in einfachen Verhältnissen mit einander. Ein Atomengewicht irgend einer gasförmigen Substanz erfüllt also entweder einen ebenso großen Raum wie ein Atomengewicht Sauerstoff unter denselben Umständen (demselben Druck und derselben Temperatur), oder einen Raum, welcher zu dem eines Atomengewichts Sauerstoff in einem einfachen Verhältnisse steht. Bei organischen Verbindungen ist es bei weitem am häufigsten der Fall, daß ein Atomengewicht derselben im Gaszustand einen viermal so großen Raum einnimmt, als ein Atomengewicht Sauerstoff unter denselben Umständen, oder, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, daß ein Atomengewicht im Gaszustande auf vier Volume kondensirt ist. Die A.e der festen und flüssigen Elemente zeigen keineswegs eine solche einfache Regelmäßigkeit, wie sie hinsichtlich der A.e der gasförmigen Elemente außer Zweifel gesetzt ist. Das specifische Gewicht, und mithin auch das A., wird durch die Wärme verändert, und wahrscheinlich sind die verschiedenen Körper hinsichtlich ihres specifischen Gewichts nur bei solchen Temperaturen einander vergleichbar, wo die Wärme in gleichem Grade auf sie einwirkt, die festen Körper vielleicht bei ihren Schmelztemperaturen, die flüssigen bei solchen Temperaturen, bei welchen ihre Dämpfe gleiche Spannkraft haben. Für Verbindungen ist Gleichheit des A.s für den Fall nachgewiesen, daß Isomorphismus Statt findet. Körper, welche bei ähnlicher atomistischer Zusammensetzung ganz gleiche Krystallform besitzen, haben auch gleich großes A.; äquivalente Gewichtsmengen von ihnen erfüllen gleich große Räume, oder ihre specifischen Gewichte verhalten sich wie Atomengewichte. Bei isomorphen Verbindungen, deren Krystallgehalt nur annähernd gleich ist, zeigen sich die A.e um so annähernder gleich groß, je mehr Uebereinstimmung in der Größe der entsprechenden Winkel und den Axenverhältnissen Statt findet. Aequivalente Gewichtsmengen verschiedener Körper, welche isomorph sind, erfüllen gleich großen Raum; äquivalente Gewichtsmengen eines und desselben Körpers in seinen verschiedenen Zuständen, wie sie bei Dimorphismus möglich sind, erfüllen hingegen verschiedene große Räume. Ein Körper, welcher dimorph ist, hat nämlich in jeder seiner Modifikationen ein besonderes specifisches Gewicht und somit auch ein besonderes A. In welchen Beziehungen das A. einer festen oder flüssigen Verbindung zu den A.en ihrer Bestandtheile steht, oder mit welchen A.en diese Bestandtheile in der Verbindung anzunehmen seien, ist noch nicht mit Sicherheit erforscht; doch sind auch in dieser Hinsicht gewisse Regelmäßigkeiten aufgefunden worden, und Erklärungen lassen sich geben, welche, wenn auch zum Theil auf Hypothesen beruhend, für eine große Anzahl beobachteter Thatsachen einfache Ausdrücke bieten. Was das A. fester Körper betrifft, so ist die wichtigste hier entdeckte Regelmäßigkeit die von Schroder gefundene: daß, wenn man vom A. analoger Verbindungen die A.e der entsprechenden Bestandtheile abzieht, für das A. des gemeinsamen Bestandtheils in vielen Fällen ein gleicher Rest bleibt. Analoge Verbindungen sind z. B. Kupferoxyd und Zinkoxyd; die A.e desselben sind 76 und 91 (wenn die Atomengewichte zu 496 und 506, die specifischen Gewichte zu 6,53 und 5,55 gesetzt werden). Zieht man von diesen die A.e der entsprechenden Metalle ab, so erhält man für das A. des gemeinsamen Restes (1 Atomengewicht Sauerstoff) dieselbe Zahl: 76—44—32 und 91—59—32. Diese Regelmäßigkeit läßt sich auch in folgender Weise ausdrücken: Aequivalente Gewichtsmengen verschiedener Elemente nehmen bei gleicher chemischer Veränderung häufig nicht nur um gleich viel an Gewicht, sondern auch um gleich viel an Volumen zu. Bei vielen flüssigen Verbindungen ist nachgewiesen, daß einer gleichen Differenz in der Zusammensetzung gleiche Differenz der A., der nfachen Differenz um denselben Komplex die nfache Differenz in der Zusammensetzung entspricht. Aber auch in Beziehung auf das specifische Volumen der flüssigen Verbindungen, wie hinsichtlich des der festen ist durch die bis jetzt vorliegenden Arbeiten eigentlich nur die Existenz von Regelmäßigkeiten angedeutet und Einzelnes von ihnen bruchstückweise wahrscheinlicher gemacht; aber noch sind in keiner Weise die diesen Regelmäßigkeiten zu Grunde liegenden Gesetzmäßigkeiten durchgreifend und befriedigend erforscht.

Atonie (v. Gr., lat. atonia, laxitas), Schlaffheit, in der Medicin Mangel an naturgemäßer Spannkraft u. Elasticität organischer Theile. Allen Geweben des thierischen und menschlichen Körpers kommt ein gewisses Maß von Elasticität, den Muskeln außer dieser noch Zusammenziehungsfähigkeit (Kontraktilität, Irritabilität nach Haller) zu. Diese dem gesunden Zustande entsprechende Eigenschaft belegt man mit dem Ausdrucke Tonus, und den Mangel dieser Eigenschaft bezeichnet man als A. Der atonische Zustand kann entweder allgemein sein, oder sich auf einzelne Organe oder Organtheile örtlich beschränken. Die allgemeine A., obwohl nicht gleichbedeutend mit Schwäche, ist Folge von allgemein schwächenden Krankheitszuständen, von heftigen fieberhaften Erkrankungen, Blutverlusten, oder sonstigen über das Maß hinausgehenden Säfteverlusten. Mangelhafte Ernährung vermag aber ebenso einen Zustand der Schlaffheit in allen Geweben des Körpers zu erzeugen, wie eine angeborene fehlerhafte Bildung und die daraus hervorgehende mangelhafte Entwickelung des Körpers A. zur Folge hat, z. B. beim Kretinismus. Oertliche A. kann in jedem Organ nach örtlichen Krankheitsprozessen zurückbleiben, oder sich allmählig sekundär ausbilden, wenn entweder die Thätigkeit des Organs nicht naturgemäß unterhalten wird, oder seine Funktion über das normale Maß hinaus angestrengt wird. Meist besteht die A. in dem Mangel an Zusammenziehungskraft muskulöser Gebilde. Muskelfasern verbreiten sich fast in alle Gewebe; die äußere Haut verdankt ihre Zusammenziehungsfähigkeit bei der Kälte kleinen Hautmuskeln; die Schleimhäute haben vom Munde an bis zum After eine Muskellage; aber nicht nur in den Athem-, Harn-, Genital- und Verdauungsorganen, sondern auch in den drüsigen Organen,

wie Leber und Milz, und in den Ausführungsgängen der Speicheldrüsen, in den Gefäßen und im Herzen, überall finden sich kontraktile Elemente. Auch solche Organe, welche nur elastische Fasern enthalten, deren Zusammenziehung nach geschehener Ausdehnung nur durch diese geschieht, können allmählig in einen Zustand von Erschlaffung gerathen, wie dies in Folge von lang andauernden heftigen Katarrhen bei den nur aus einer Lage Fasern von elastischem Gewebe und von Schleimhaut bestehenden Lungenbläschen der Fall ist. Steigert sich die A. eines Organs zu einem hohen Grade, so kann dieselbe in vollkommene Lähmung übergehen, welche Form von Lähmung aber sich unterscheidet von derjenigen, die von gestörtem oder aufgehobenem Nerveneinflusse herrührt (s. Lähmung). Zur A. neigt hauptsächlich das höhere Alter. Manche Organe werden aber vorzugsweise von A. befallen. So ist es vorzugsweise die Harnblase, welche meist in höherem Alter, jedoch auch bei jüngeren Individuen männlichen Geschlechts, von A. befallen wird, und zwar in Folge von mangelhafter Harnexkretion (s. Anurie), durch Anschwellung der Vorsteherdrüse, Verengerung der Harnröhre ꝛc., oder in Folge von Entzündung der Harnblasenschleimhaut. A. des Mastdarms bei Kindern und Greisen entsteht in Folge von anhaltenden Diarrhöen und anderen schwächenden Einflüssen, wodurch öfters der Mastdarm vorfällt. A. der Thränenröhrchen oder des Thränensacks ist Folge von lang andauernden Entzündungen der letzteren. A. der Gelenkbänder entsteht nach Entzündungen der Gelenke durch Zerrung, übermäßige Ausdehnung, auch in Folge übermäßig angesammelter Gelenkfeuchtigkeit ꝛc. Die Behandlung dieser verschiedenen atonischen Zustände richtet sich je nach den dieselben veranlassenden Momenten. Im Allgemeinen aber bezweckt dieselbe Kräftigung des Körpers bei Schwächezuständen und Steigerung der Zusammenziehungsfähigkeit der einzelnen Organe und ihrer kontraktilen Elemente; daher ist gute, kräftige, zweckmäßige Nahrung bei Genuß der frischen Luft zu verabreichen, etwa zu Grunde liegende örtliche Krankheitsprozesse sind zu heilen, und außerdem sind stärkende, theils zusammenziehende, theils reizende Arzneimittel, auch die galvanische Reizung angezeigt.

A tout (franz.), auf Alles; im Kartenspiele Trumpf (Farbe); daher Atoutspiel, ein Spiel, wo ein Spieler viele Trümpfe in der Hand hat, od. wo fast alle Stiche durch Trümpfe gemacht werden.

A tout prix (franz.), um jeden Preis.

Atowai (Atuai, Atauai, Atooi, Kavai), australische Insel im Sandwichsarchipel, nordwestlich von Owaihi, 24 QMeilen groß, gebirgig, mit bis zu 7000 Fuß ansteigenden Berggipfeln, in den Thälern überaus fruchtbar, reich an Yams, hat gegen 7000 Einw. u. die Häfen Waimea und Hanalei.

Atra bilis (lat., Atrabilität), schwarze Galle, galt früher als Ursache mancher Krankheiten, namentlich melancholischer Gemüthsstimmung.

Atracia ars (lat.), Schwarzkunst, vgl. Atrax.

Atragene *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen, mit Clematis verwandt, aber mit gefärbtem Kelch und zahlreichen schmalen Kronblättchen. A. alpina *L.*, Alpendoppelblume, mit kletterndem Stengel u. großen, schmutzig-weißen, gelblichen, röthlichen oder violetten Blüthen, auf den Alpen, u. A. sibirica *L.*, mit blauen od. rothen Blüthen, werden als Zierpflanzen in Gärten kultivirt. A (Adonis) vesicatoria *L.*, am Kap, dient als blasenziehendes Mittel.

Atramentstein (atramentarius lapis), bei den Alten der grüne Vitriol, oder das schwefelsaure Eisen.

Atramentum (lat.), jede schwarze Farbe oder Schwärze, z. B. A. pictorium, schwarze Malerfarbe, aus Weintrestern, Elfenbein, Sepia oder andern Stoffen gewonnen; A. liberarium oder scriptorium, Schreiberschwärze, schwarze Dinte, dann flüssiges Schreibmaterial überhaupt, von beliebiger Art und Farbe. Auch sympathetische Dinte (A. sympathetieum), zur Hervorbringung einer geheimen, nur für die betreffende Person verständlichen Schrift, war den Alten der Sache nach bekannt. In der mittelalterlichen alchemistischen Sprache bedeutet A. oft s. v. a. Stein der Weisen.

Atrax, fabelhafter thessalischer Fürst, angeblich Erbauer der Stadt Atrax in der thessalischen Landschaft Hestiäotis, großer Schwarzkünstler und Namengeber der Atracia ars; nach Andern stammt diese Benennung von den eifrig Magie treibenden Bewohnern der Stadt Atrax her.

Atrebates (Atrebati), gallisches Volk in Belgica secunda, mit der Hauptstadt Nemetocena (Nemetacum) oder Atrebatä; jetzt Arras, stellte gegen Cäsar 15,000 Krieger. Auch hieß so ein britisches Volk, ein ausgewanderter Theil des vorigen, an der obern Themse, mit der Hauptstadt Calleva oder Callena, jetzt Wallingford in Berkshire.

Atresie (v. Gr., lat. imperforatio, Undurchbohrtsein), im engeren Sinne diejenige fehlerhafte Bildung eines Kanals oder einer Oeffnung, welche angeboren ist. Es gehört diese Anomalie zu der Klasse von Mißbildungen, denen zur Realisation der Idee ihrer Gattung etwas fehlt. Gewöhnlich beruht dieselbe auf einer Bildungshemmung. Doch hat man auch Verwachsung der Wandungen bereits vorhandener Kanäle und hohler Organe oder Verlöthung ihrer Mündungen A. genannt, indem man sie als erworbene, krankhafte A. (a. acquisita, morbosa) bezeichnete. Diese ist die Folge von Entzündungsprozessen der Wandungen, oder von Mangel an Ausdehnung, indem der betreffende Kanal außer Funktion gesetzt wird, oder von andauerndem Druck von außen, wodurch die Wandungen längere Zeit in inniger Berührung gehalten werden, oder von Ausfüllung des röhrigen Organs mit einem zu einem soliden Gebilde sich umgestaltenden Stoffe, wie dies namentlich bei den Blutgefäßen der Fall ist, Obliteration. Die angebornen A.n, welche meist auf mangelhafter Ausbildung ganzer Organe beruhen, haben oft bedeutende Störungen der Verrichtung im Gefolge, welche je nach dem Gebilde, an welchem sie vorkommen, sehr verschieden sind. Auch werden dieselben je nach ihrem Sitze zu sehr verschiedener Zeit entdeckt, je nachdem das betroffene Organ früher oder später in Funktion tritt. So pflegt sich die regelwidrige A. des Afters sehr bald kund zu geben, da die Kothentleerung bei ihr gänzlich gehemmt ist, und die dadurch entstehenden Beschwerden zu einer baldigen genauen Untersuchung auffordern. Im Gegensatz zu dieser A. wird die der Gebärmutter und der Scheide in der Regel erst zur Zeit der Geschlechtsreifung entdeckt, da hier erst stärkere Ausscheidungen auftreten und zu Beschwer-

den Veranlassung geben (s. Amenorrhöe). An der Augenlider, des Mundes, der Pupille, des äußern Gehörganges, der männlichen Harnröhre kommen seltener vor, als die beiden vorhergenannten. Auch sie bedingen für die naturgemäße Verrichtung des betroffenen Organs mehr oder weniger bedeutende Störungen. Die Behandlung der A. ist gewöhnlich eine schwierige, indem es wohl da, wo die Verschließung eines Kanals nicht hoch hinaufgeht, sondern wie in den häufigsten Fällen nur durch eine Haut hervorgerufen wird, leicht ist, eine Oeffnung mit dem Messer herzustellen, aber schwierig, diese Oeffnung offen zu erhalten. Die Wundarzneikunde lehrt das Verfahren, welches einzuhalten ist, um die Offenerhaltung zu bewerkstelligen.

Atreus, Sohn des Pelops, Königs von Elis, und der Hippodamia, Enkel des Tantalus, Bruder des Thyestes. Mit diesem gemeinschaftlich brachte A. seinen Halbbruder Chrysippus um, flüchtete vor dem Zorne des Vaters nach Micenä zum König Eurystheus, dessen Tochter Aërope er heirathete, u. bekam, als derselbe im Kampf gegen die Herakliden gefallen war, die Herrschaft über Micenä. Den Fluch, der von Alters her auf ihrem Stamme ruhte (s. Tantalus und Pelops), pflanzten beide Brüder fort. Thyestes wurde von Liebe gegen seines Bruders Gemahlin hingerissen und verführte dieselbe. Hiermit beginnt jene lange Reihe von Greuelthaten im Hause des Tantalus, welche die tragischen Dichter so vielfach bearbeitet haben. Thyestes, der neben A. im Süden von Micenä herrschte, wurde verbannt, und um sich zu rächen, sandte er des A. Sohn Plisthenes, den er geraubt und als sein Kind erzogen, zur Ermordung des A. aus; allein Plisthenes ward verrathen und auf Befehl des ihn nicht kennenden Vaters grausam hingerichtet. Aufgeklärt über den Frevel des Bruders und die eigene That, beschließt A. fürchterliche Rache; er versöhnt sich zum Scheine mit Thyestes, ruft ihn mit seinen Söhnen zurück, tödtet diese, setzt ihr Fleisch dem Vater zur Speise vor und läßt nach dem Mahle die Köpfe und Hände der Erschlagenen herbeibringen. Dürre und Hungersnoth suchten dafür des Missethäters Reich heim. Thyestes entfloh zu dem König Thesprotus in Epirus. Als A. ihn auf den Spruch des Orakels von dort zurückholen wollte, heirathete er, ohne deren Herkunft zu wissen, die Pelopia, des Thyestes Tochter, welche, schon von ihrem eigenen Vater schwanger, bald darauf den Aegisthus (s. d.) gebar. Dieser, von A. erzogen, sollte auf dessen Befehl später den Thyestes tödten; allein von seiner wahren Abkunft unterrichtet, wandte er das Schwert, womit kurz vorher Pelopia ihre Blutschande gesühnt hatte, gegen A. selbst. A.' Söhne von der Aërope sind Agamemnon und Menelaus (gewöhnlich Atriden genannt), nach Andern sind sie jedoch Söhne seines Sohnes Plisthenes, die er nach dessen Tode adoptirte. Ueberhaupt erlitt die Atreussage unter den Händen der griechischen Tragiker mannichfache Umgestaltungen und Zuthaten, die sich nicht selten widersprechen.

Atri, Stadt in der neapolitanischen Provinz Abruzzo ulteriore I, auf einem Hügel an der Piomba, Bischofssitz, hat ein christliches Seminar und 7000 Einw., welche besonders Seifenkugeln fabriciren.

Atriden, die Nachkommen des Atreus, besonders Agamemnon und Menelaus, vergl. Atreus.

Atripalda (Tripaldo), Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore, auf einem kleinen Hügel am Sabato, mit 5400 Einw. und Fabriken für wollene Zeuche, Tuch, Eisen- und Kupferwaaren, Papier.

Atriplex *L.* (Melde), Pflanzengattung aus der Familie der Chenopodeen, deren charakteristische Merkmale folgende sind: Die Blüthen sind einhäusig, nur ausnahmsweise Zwitterblüthen; bei diesen und den männlichen ist die Blüthenhülle 3—5-theilig, mit 3—5 dem Grunde der Blüthenhülle eingefügten Staubgefäßen; bei den weiblichen Blüthen ist die Blüthenhülle zusammengedrückt, 2lappig oder 2theilig; die Hautfrucht ist zusammengedrückt, der Same vertikal, mit Eiweiß, die Samenhaut krustig. Die Gattung enthält zahlreiche (über 60) Arten. Unter den strauchartigen ist hervorzuheben: **A. Halimus** *L.*, Meermelde, Meerportulak, mit länglichen, ganzrandigen, graulichen Blättern und glatten Früchten. Die säuerlich-salzigen Blätter nebst den zarten Stengeln werden in England und Holland in Salzlauge gelegt und als Salat, die jungen Sprossen in Portugal wie bei uns der Spargel genossen. Ein krautartiges Gewächs ist **A. hortensis** *L.*, Garten- oder Zuckermelde, wilder Spinat, mit herzförmig-dreieckigen, gezähnten, gleichfarbigen, glanzlosen Blättern, von denen die oberen fast spießförmig sind, und rundlich-eiförmigem, kurz zugespitztem, netzaderigem, ganzrandigem, bis auf die Basis getheiltem Fruchtperigon, stammt aus der Tatarei, ist jetzt fast durch ganz Europa einheimisch geworden und findet sich allenthalben auf bebautem und Schuttboden. Auf sehr magerem Boden bleibt es kleiner und kommt dann oft mit ganzrandigen, herzförmig-eirunden oder eirund-länglichen Blättern vor. Doch findet sich in den Gärten auch eine größere Form mit solchen Blättern, deren weibliche Fruchtperigone zugleich viel breiter, fast kreisrund und am Grunde schwach herzförmig sind (**A. bengatensis**). Diese Melde diente schon bei den Alten als Gemüse. Sie besitzt auch kühlende und erweichende Eigenschaften, und die Samen sind etwas brechen- und purgirenerregend. Die Blätter benutzt man als Gemüse. Die Pflanze kommt fast in jeden Boden fort, wird aber in fruchtbarer Erde am kräftigsten und schmackhaftesten. Die Fortpflanzung geschieht sehr leicht durch Samen, der im März und auch später auf Gartenbeete ausgesäet wird. Die jungen Pflanzen säet und lockert man einige Male und läßt nur in Entfernungen von 6 Zoll eine Pflanze stehen, wenn sie sich kräftig bestocken und breite, saftige Blätter treiben soll. Der Same bleibt 2 Jahre keimfähig. **A. portulacoides** *L.*, Portulakmelde, in Europa an den Meeresküsten, ist strauchartig, hat gegenständige, verkehrt-eirundlängliche, stumpfe, in den Blattstiel verschmälerte, ganzrandige, etwas fleischige Blätter und einen verkehrt-dreieckigen Fruchtkelch. Aus dieser Pflanze wird Soda gewonnen; die jungen Sprossen werden wie Kapern eingemacht.

Atrium, der Haupttheil des römischen Hauses, zwischen dem Vestibulum oder Vorhof und dem Cavädium befindlich. Das A., wahrscheinlich tuscischen Ursprungs, war in den ältesten Zeiten, sowie bei gewöhnlichen Bürgern, klein und einfach;

später gehörte ein großes, wohlverziertes A. zu den Glanzpunkten eines vornehmen römischen Hauses. Es war der erste oder vorderste und zugleich der größte bedeckte Saal im Hause, zu dem man aus dem Vestibulum durch das Ostium kam; dann folgten das Cavädium, Tablinum ꝛc. Das A. war Standort der Ahnenbilder, des Braut- oder Ehebettes und der Hauskasse, Arbeitszimmer für die webende Hausfrau und ihre weibliche Umgebung, Audienzsaal des Patrons für die Klienten und in älterer Zeit Speisezimmer für die Familie. Selbst die Küche befand sich anfangs hier. In späterer Zeit überließ die Herrschaft das A. den Klienten und der zahlreichen Dienerschaft. Die Aufsicht über das A. führte ein besonderer Sklave (Atriensis). Für das öffentliche Leben von großer Wichtigkeit waren die Atrien der Tempel, in Rom besonders die der Libertas (atria Libertatis) am Forum und auf dem Aventinus, wo man Kriminaluntersuchungen anstellte, Loosungen abhielt, Gesetze anheftete und neue schriftstellerische Werke auslegte. In dem aventinischen Atrium Libertatis richtete Asinius Pollio die erste öffentliche römische Bibliothek ein; zur Zeit der Republik war hier auch das Archiv und die Expedition der Censoren. In der christlichen Zeit bezeichnete A. (aula Impluvium) ein Haus oder einen mit bedeckten Gängen umbauten Hof vor den Kirchen, einen Aufenthaltsort für Büßende und das kirchliche Asylrecht in Anspruch Nehmende, als Begräbnißstelle auch Coemeterium genannt.

Atropa *L.* (Tollkraut, Tollkirsche), Pflanzengattung aus der Familie der Solaneen, deren charakteristische Merkmale der 5theilige Kelch, die 5lappige, glockige, in eine kurze Röhre verengerte Blumenkrone, die mit ihrer Basis den Schlund verschließenden, oberwärts auseinander tretenden und wie der Griffel abwärts geneigten Staubgefäße und die 2fächerige Beere sind. Die bekannteste Art ist A. Belladonna *L.*, gemeine Tollkirsche, Wolfswuth, Teufelskirsche. Die Wurzel ist fleischig, rübenförmig, ästig, der krautartige Stengel 2—5 Fuß hoch, dreigabelig, oder auch quirlig verästet. Die Aeste sind gabelig, die Blätter eiförmig, ganzrandig, von trübgrüner Farbe, untererseits drüsigflaumhaarig, gestielt, am Stengel u. an den Hauptästen wechselständig, an den übrigen Aesten gepaart und dann das eine um die Hälfte kleiner als das andere. Die Blumenstiele sind einzeln in den Astachseln oder auch zu 2—3 in den Blattwinkeln stehend, die Blüthen hängend, 1 Zoll lang, schmutzig, violettbraun, am Grunde trüb grüngelb mit bräunlichen Adern. Die Beere sitzt auf dem sternförmig ausgebreiteten Kelche, ist kugelig, von der Größe einer Sauerkirsche, bei der Reife glänzend schwarz und mit violettrothem Safte angefüllt, der süßlich schmeckt. Die Samen sind in Menge vorhanden, bräunlichgelb, plattgedrückt, mit stumpfen Ecken u. überall mit feinen Grübchen, wie mit Nadelstichen bedeckt. Die Belladonna findet sich in Gebirgswäldern, vorzüglich in Laubwäldern und Schlägen, im mittleren und südlichen Europa und ist eine der gefährlichsten inländischen Giftpflanzen, deren kirschenähnliche Beeren durch ihr lockendes Ansehen oft schon Unerfahrenen Gesundheit und Leben gekostet haben. Die Wurzel und Blätter, ebenfalls zu den heftigsten narkotischen Giften gehörig, sind in geringen Gaben geschätzte Arzneimittel. Nach ihren Wirkungen gehört die Belladonna zu der Klasse der scharf-narkotischen Mittel; sie nimmt primär und vorzugsweise das Nervensystem, sekundär die Organe der Reproduktion in Anspruch. Vogt unterscheidet nach Verschiedenheit der Intensität der Wirkung der Belladonna drei Grade. Bei nur sehr mäßigen Dosen erfolgt Verminderung der Reizbarkeit und gleichzeitige Steigerung des Wirkungsvermögens des Nervensystems, mäßige Aufregung der Gefäßsysteme, Orgasmus und starker Andrang des Blutes nach dem Kopfe, vermehrte Wärme desselben, mäßig verstärkte Absonderung der Haut, der Nieren und der Schleimhäute. Bei stärkern Gaben sprechen sich jene Wirkungen heftiger und stürmischer aus. Es erfolgt ein Gefühl von Schwere im Kopfe, Umnebelung, Taumel, Delirium, Verlust des Bewußtseins, Tollheit, Betäubung, Schlaf; daneben Abstumpfung des äußern Gefühls, Schwere der Augenlider, Flimmern vor den Augen, bedeutende Erweiterung der Pupille und Unempfindlichkeit derselben gegen allen Lichtreiz, starkes Brausen vor den Ohren und andere Alienation der Sinne. Im Halse entsteht große Trockenheit, Durst, krampfartiges Zusammenschnüren; die Zunge ist schwer, die Sprache wird undeutlich. Nicht selten erfolgt Würgen und auch wohl Erbrechen, verbunden mit Brennen im Unterleibe; der Puls wird voll und hart, die Respiration beschleunigt, das Gesicht aufgetrieben, roth und die Lippen bläulich. Es entstehen reichliche Absonderungen, starker Schweiß, häufiger Andrang zum Urinlassen, vermehrte Schleimabsonderung in dem Munde und in den Bronchien. Die Dauer dieser Wirkungen kann von 12 auf 72 Stunden steigen, u. noch länger bleiben Kopfschmerz, Mattigkeit, Neigung zu Schweißen, Jucken und Brennen der Haut und gestörte Verdauung zurück. Nach sehr großen Dosen wirkt endlich die Belladonna tödtlich, und zwar unter dem Symptom der Lähmung und der Zersetzung der festen und flüssigen Theile. Es entsteht heftiges Brennen im Halse und Magen, quälendes Erbrechen, Krämpfe, Röthe der Augen und des Gesichts, Betäubung, Raserei, unwillkürlicher Abgang von Urin, und der Tod erfolgt unter Konvulsionen oder soporös. Nach dem Tode zeigt das Blut eine große Auflösung, aus Ohren, Mund, Augen und Nase erfolgen Ergüsse von Schleim und zersetztem, stinkendem Blute; der Unterleib ist sehr aufgetrieben, die äußere Haut mit braunrothen Flecken bedeckt, das Gehirn mit Blut überfüllt, der Darmkanal geröthet, wie nach Vergiftung mit starken Mitteln, und der Körper geht sehr schnell in Fäulniß über. Die Gegenmittel bei stärkerem Genuß der Belladonnabeeren oder -Wurzeln sind ungefähr dieselben wie bei anderen Pflanzengiften, nämlich starke Brechmittel (Wasser mit Butter, Oel, Milch, Seifenwasser) und nachher reichliche Gaben von Essig, Citronensaft und andern Pflanzensäuren; insbesondere sind auch Seifenklystiere zweckdienlich. Als Heilmittel wird von A. gewöhnlich das Pulver der Wurzel und das des Krautes, sowie Extrakt in Pillenform oder in Wasser gelöst gebraucht. Die besondern Krankheiten, in welchen sich die Anwendung von Belladonna empfiehlt, sind Gemüthskrankheiten (Melancholie), Wasserscheu (nach dem Biß eines tollen Thieres, schon von Maerne als Specificum empfohlen, im Hannöverschen lange als Arcanum gebraucht, bis es Münch 1783 be-

kannt machte), Lähmungen, Veitstanz, Stickhusten, Stockungen, Geschwülste, Verhärtungen, Skirrhen, Neuralgien, hartnäckige Gichtbeschwerden, Wassersuchten, hartnäckige Wechselfieber. Endlich hat Hahnemann eine Auflösung des Belladonnenextrakts im Wasser als Schutzmittel gegen die Ansteckung des Scharlachfiebers empfohlen. Aeußerlich benutzt man die Belladonna bei äußern Geschwülsten und Verhärtungen, in der Form des Emplastrum Belladonnae; als auflösendes Mittel bei Skirrhen, besonders des Uterus, in der Form von Einspritzungen; als eröffnendes Klystier; zur Erweiterung der Pupille und Herabstimmung der erhöhten Sensibilität der Augen. Eine ausländische Art ist A. frutescens *Mill.*, mit strauchartigem Stamm, eirunden und herzförmigen stumpfen Blättern und gedrängt stehenden Blüthenstielen, in Spanien.

Atrophie (v. Griech., lat. labes), der Zustand verminderter oder ganz aufgehobener Ernährung einzelner lebender Theile oder des ganzen Organismus, durch welchen eine Verminderung des Umfangs und Gewichts oder vollständiger Schwund derselben herbeigeführt werden kann, wobei stets die Leistungsfähigkeit des Organismus oder des einzelnen Körpertheils sinkt, indem das normale Maß des Stoffwechsels abnimmt. Die A. beruht auf einem Mißverhältnisse, auf einem Ueberwiegen der organischen Zersetzung über die organische Anbildung. Bei der einfachen A. verändert sich das Gewebe an und für sich nicht, die dasselbe formirenden Elemente werden nur kleiner, oder ärmer an denjenigen Theilen, welche den Stoffwechsel unterhalten, die Zahl derselben bleibt dieselbe, wie dies bei der eigentlichen Abmagerung (emaceratio) der Fall ist. Es betrifft diese Art der A. hauptsächlich das Fettgewebe; dann unterliegen ihr auch die Organe, deren Thätigkeit überhaupt eine vorübergehende ist, wie z. B. die Thymusdrüse, die Brustdrüse, der Uterus, die Hoden; aber auch andere Organe schwinden durch dieselbe, indem sie trockener werden, wie die Haut, besonders die Unterhaut, die Muskeln ꝛc. Schon von Alters her kennt man die durch das Altern bedingte senile A. mit allgemeiner Abmagerung u. Schwäche und hat dafür den Namen Marasmus senilis gebraucht. Es bleibt aber bei dieser Altersschwäche in der Regel selten bei der einfachen A. der Körpertheile und Gewebe, sondern dieselben degeneriren in mannichfaltiger Weise; sie verändern sich in anatomischer, chemischer und physiologischer Beziehung ebenso, wie in Folge von Krankheitsprozessen die Eigenschaften vieler Theile sich in der Weise ändern, daß die Gewebstheile ihren Charakter einbüßen und entarten. Diese letztere Form der A. ist wohl die häufigste, und zwar deshalb, weil die einfachen A.n selten längere Zeit für sich bestehen bleiben, ohne daß die Gewebe unter dem Einflusse der mangelhaften Ernährung auch ihre physiologische Konstitution ändern, somit denn auch sehr bald der ihnen zukommenden Funktion nicht mehr vorzustehen im Stande sind. Häufig geht dieser einfachen A. der entgegengesetzte Zustand, der der Hypertrophie voraus, der Zustand vermehrter Ernährung, in Folge dessen dann durch eine Reihe von Veränderungen die Elementartheile allmählig zu Grunde gehen. Die A. mit Veränderung der Elementartheile, degenerative A., wobei also die konstituirenden Elemente (Zellen, Fasern ꝛc.) eine von der Norm abweichende Umwandlung (Metamorphose) erleiden, ist meist im Anfang rein chemischer Natur, allmählig aber wird auch die anatomische Zusammensetzung verändert. Diese A. kann zu zwei verschiedenen Arten der Umwandlung führen, indem entweder die Theile verhärten (Erstarrung, Induration, Sklerose), oder, nachdem sie einen Erweichungsprozeß eingegangen, vollkommen untergehen, verschwinden (Malacie, Schmelzung, Kolliquation). Die atrophische Verhärtung zeigt sich in verschiedenen Formen. Bei der Obsolescenz (Verödung) oder schlechtweg Induration verschrumpfen die Elemente, ziehen sich zusammen und verkleinern sich, die Organe werden dichter, die Blutgefäße enger, oder verschließen sich ganz, daher denn solche Theile sehr blutarm und blaß gefärbt sind und unter dem Messer wie die Knorpel knirschen. Bei der Verkalkung (Verkreidung, Verirdung) findet eine Ablagerung von Kalken, Magnesiasalzen in das Innere der Gewebsbestandtheile Statt, und diese veröden in Folge davon ebenso wie bei der Induration. Die speckige oder wachsartige Entartung kommt nicht nur in großen, drüsigen Organen, wie in der Leber, Niere, Milz, sondern auch in vielen andern Geweben vor und besteht in einer eigenthümlichen Umwandlung der ursprünglichen Gewebselemente, wobei eine Substanz gebildet wird, welche in ihrem chemischen Verhalten der pflanzlichen Cellulose ähnelt. Endlich gehören hierher die Pigmentbildungen, d. h. Umwandlungen zusammengeschrumpfter Blutkörperchen und des in denselben enthaltenen Blutfarbstoffs, theils in körniger, gestaltloser Form, theils krystallisirt, bald in Zellen abgelagert, bald frei in den Zwischenzellenräumen geschrumpfter Gewebe sich vorfindend, bald roth, bald bläulich, bald ins Schwarze spielend, zuweilen aber auch die Gewebe gelb und braun färbend. Die atrophische Erweichung geht entweder auf die Weise vor sich, daß die Zellen oder die aus solchen hervorgegangenen Elementartheile in Folge einer gestörten Ernährung und eines dadurch entstandenen oder dieselbe verursachenden Krankheitszustandes Fett in Form von kleinen Körnchen aufnehmen, wodurch sie sich verändern und zuletzt auflösen und so zu Grunde gehen; oder auf die Weise, daß die Gewebsbestandtheile erweichen, das Gewebe sich auflockert, sich mit Flüssigkeit durchtränkt und nicht mehr in normaler Weise zusammenhält. Es entsteht dann eine breiige, pulpöse, fadenziehende Masse, es bilden sich Höhlungen, und das Organ schrumpft zusammen, oder verliert, wenn es, wie die Knochen, einer Schrumpfung nicht fähig ist, seine frühere Haltbarkeit, daher solche osteomalacische Knochen bei der geringsten Veranlassung brechen.

Die Ursachen der A. sind außerordentlich mannichfaltig, sie können in dem schwindenden Theile selbst, oder im Mangel an nöthigem Ernährungsmaterial liegen. Körpertheile atrophiren, wenn eine Geschwulst auf sie einen anhaltenden Druck ausübt (s. Aneurysma), oder dieselben anhaltend mit Blut überfüllt sind (s. Kongestion); der ganze Körper kann atrophiren durch Mangel an Nahrung, sei es durch den Mangel derselben überhaupt, oder indem dieselbe nicht in den Magen gelangen kann, wie bei Verengerung der Speiseröhre ꝛc., oder

Digitized by Google

durch Verdauungsstörungen bei Krankheiten der Verdauungsorgane. Mangelhafte Blutbereitung u. dadurch erzeugter Blutmangel können ebenfalls A. hervorrufen. Werden einzelne Körpertheile ihrer Funktion längere Zeit entzogen, wie z. B. Extremitäten bei Lähmungen, oder bei Krankheiten derselben, z. B. ein gebrochenes Bein, das lange Zeit ruhig liegen muß, so atrophiren dieselben. Nicht allein die Nerven, wie dies auch beim Sehnerven bei Erblindeten nachgewiesen ist, sondern auch die Muskeln schwinden und erleiden Veränderungen, wodurch sie unfähig werden, sich zusammenzuziehen, selbst auf galvanische Reizung. Die Kieferknochen schrumpfen nach dem Verlust der Zähne ein, die Augenhöhlen verkleinern sich, wenn das Auge aus seiner Höhle entfernt ist, ꝛc. Doch kann auch ein unzweckmäßiger, übermäßiger Gebrauch zuweilen Ursache der A. eines Organs werden; so z. B. können die Hoden atrophiren durch Onanie und allzu häufige Samenverluste, die Muskeln durch übermäßige Anstrengung, wie beim Schreibekrampf, Nerven durch allzu andauernde, heftige Erregungen derselben. Gewisse Substanzen rufen durch ihre chemische Einwirkung A. hervor, wie das Jod A. der Kopfdrüse u. bei anhaltendem Gebrauche eine allgemeine Abmagerung, auch Blei, Quecksilber, Kupfer, Zink und die Alkalien. Auch in Folge von entzündlichen Vorgängen können Körpertheile oder Organe atrophiren, indem sich die Gewebe derselben sehr schnell umsetzen, u. dann kann ebenso schnell eine Schrumpfung derselben eintreten, wie dies an dem Gehirn und namentlich in neuerer Zeit an der Leber in der sogenannten akuten Leberatrophie, einem ungewöhnlich schnell tödtenden Krankheitsprozeß, beobachtet worden ist. Bekannt ist, daß lang andauernde fieberhafte Prozesse mit den dabei so häufig beobachteten starken nächtlichen Schweißen, erschöpfenden Durchfällen, Absonderung von Eiweiß mit dem Urin ꝛc. auf die Ernährung des Körpers im Allgemeinen störend einwirken und eine bedeutende Abmagerung (Konsumption) zur Folge haben. Ebenso ist die A. der Kinder im frühesten Lebensalter (Pädatrophie) eine nicht selten vorkommende, in den meisten Fällen bei künstlich aufgefütterten, schlecht gepflegten und ernährten Kindern beobachtete Affektion, wobei nicht selten auch schlechte, von den Aeltern übertragene Säfte mit einwirken. Solche Kinder gedeihen nicht, magern mehr u. mehr ab, bekommen Gesichter mit greisenhaften Zügen, dicke Leiber mit aufgetriebenen Gedärmen, eine heisere Stimme, leiden an Mattigkeit ꝛc. u. sterben zuletzt, nachdem sie völlig zum Gerippe abgemagert sind. Am häufigsten beginnt diese Form der A. mit Verdauungsbeschwerden, Diarrhöe und Erbrechen; werden diese nicht zeitig gehoben, u. hat sich einmal ein tieferes Leiden des Darmkanals, besonders des Dickdarms, ausgebildet, so geht die Abmagerung unaufhaltsam vorwärts. Geeignete Ernährung, Ammenmilch, Wechsel der Ammen ꝛc. gelten neben säuretilgenden u. die Verdauungskraft hebenden Arzneien als die rationellsten Mittel gegen dieselbe. Eine andere sehr ausgeprägte Form der A., welche besonders das Gehirn betrifft, wobei aber auch der übrige Körper in größerem od. geringerem Maße in seiner Ausbildung zurückbleibt, ist der Kretinismus (s. d.). Die progressive Muskelatrophie, ein eigenthümliches, erst in neuester Zeit genauer beobachtetes und beschriebenes Leiden, beruht in dem Auftreten von Schwund einzelner Muskeln, welcher sich nach und nach mehr ausbreitet, ganze Muskelgruppen befällt und zuletzt mit vollkommener Lähmung endet.

Atropin, der wirksame Bestandtheil der Blätter und besonders der Wurzel von Atropa (s. d.), ein weißes, krystallisirbares Alkaloïd, ist im Wasser nur unter Zusatz von Weingeist, oder Aether, oder Schwefelsäure löslich und wird daher meist als schwefelsaures Salz, das sehr leicht löslich ist, angewendet. Es hat in neuester Zeit in der Augenheilkunde eine große Berühmtheit erlangt, indem schon $^1/_{10000}$ Gran, in einem Tropfen Wasser gelöst, die Pupille zu erweitern im Stande ist. Es ist geruchlos, von stark bitterem Geschmacke, innerlich angewendet schon in kleiner Gabe stark betäubend, erregt Trockenheit u. Brennen in der Kehle, Schlingbeschwerden, Erbrechen und Schwindel. Gegengifte sind Tannin und Jodkali.

Atropos, eine der Parzen (s. d.).

Atschin (Atjin, Achem), unabhängiges Königreich auf der Insel Sumatra, besteht aus der nordwestlichen Spitze der Insel und umfaßt einen Flächenraum von 1200 (früher 1625) QMeilen. Das Innere des Landes ist noch ganz unbekannt; an der südwestlichen Küste breiten sich Ebenen aus, die nordöstliche Küste ist dagegen bergig. Bodenerzeugnisse sind Reis, Baumwolle, tropische Obstfrüchte verschiedener Art, Arecanüsse, Pfeffer, mancherlei Gemüse. Der Ackerbau wird hier besser betrieben, als sonst auf der Insel. Die Viehzucht liefert gute Pferde und Rinder, auch Ziegen. Die Atschinesen sind wahrscheinlich eine Mischung von Batta u. Malayen u. vielleicht noch andern Stämmen. Ziemlich klein und dunkelfarbig, sind sie thätiger und betriebsamer als ihre Nachbarn, gute Seeleute, doch sittenlos, falsch, rach- und mordsüchtig und leidenschaftliche Opiumraucher. Sie sprechen eine malayische Mundart, wie auch ihre Lebensweise die der Malayen ist, und bekennen sich zum Islam. Die Industrie besteht vornehmlich in Baumwollen- und Seidenweberei und Gold- und Silberdrahtarbeiten. Die Regierung ist in den Händen eines Sultans, der aber über die unter ihm stehenden Häuptlinge und Lehnsleute wenig vermag, da das Faustrecht in voller Blüthe ist. Die Einkünfte des Sultans bestehen in Abgaben von den Bodenerzeugnissen und in einem Zoll von 5 Procent der Einfuhr, im jährlichen Betrag von 15,000 bis 18,000 Piaster. Ueber die Einwohnerzahl fehlen alle Angaben. Die gleichnamige Hauptstadt, unter 5° 22′ nördl. Br. und 113° 26′ östl. L., liegt ungefähr 1 Meile vom Meere entfernt, in einer weiten, von hohen Hügelreihen eingeschlossenen Thalebene und bietet jetzt ein Bild immer weiter greifenden Verfalls dar. Ihre Einwohnerzahl ward früher zu 36,000 angegeben. Sie treibt Küstenhandel und steht im Verkehr mit Pulo Pinang, Malakka, Singapur. Die Ausfuhr besteht vornehmlich aus Arecanüssen, Büffelhäuten, Dammarharz, Elfenbein, Oel, Pfeffer, Rohr, Reis, Schwefel, Tabak, Sandelholz, Wachs; die Einfuhr in Opium und Baumwollenwaaren.

Attacca (ital.), s. v. a. knüpfe an, falle ein! musikalischer Ausdruck, gewöhnlich am Schlusse einer Abtheilung eines größeren Musikstücks stehend, bedeutet, daß man die folgende Abtheilung unverzüglich anfangen soll.

Attaché (franz.), Diener, Gehülfe bei einem Geschäft, Amte, oder bei einer Mission; daher vorzugsweise der Begleiter eines Gesandten, der entweder nur zur Vermehrung des Glanzes der Gesandtschaft dient, oder die diplomatische Laufbahn beginnen soll. Auch heißt A. eine Militärperson, die bei einem höheren Offizier den Dienst eines Adjutanten thut, ohne letzteres wirklich zu sein.

Attak (Attu, Attaku), russische Insel im kamtschatkischen Meere, eine der größten Aleuten, 14 Meilen lang, 7 Meilen breit, von 60 Familien bewohnt, die Rußland Tribut in Pelzwerk entrichten.

Attake (v. franz.), Vorwärtsbewegung gegen den Feind, wobei man beabsichtigt, denselben durch Waffengewalt aus seiner Stellung oder von dem von ihm besetzten Terrain zu vertreiben. Die A. unterscheidet sich vom Angriff (s. d.) also vornehmlich dadurch, daß man es bei ihr immer ernstlich meint, was beim Angriff nicht immer der Fall ist, in sofern derselbe auch nur zum Schein gemacht werden kann. Da man aber bei der A. vorzugsweise die Anwendung der blanken Waffe im Sinne hat, so gebraucht man den Ausdruck nur für Vorwärtsbewegungen der Infanterie und Kavallerie, nicht für solche der Artillerie. Die A. der Infanterie gestaltet sich als Bayonnetattake, die der Kavallerie wird Charge (daher chargiren s. v. a. attakiren) und deren letzter und heftigster Moment Choc genannt.

Attalus, 1) Name mehrer Könige von Pergamus: a) A. I., geboren 269 v. Chr., folgte in der Regierung 241 v. Chr. seinem Vetter, dem Fürsten Eumenes I. Gallier durchzogen damals plündernd die asiatischen Länder, oder dienten um schweren Sold oft gegen einander in den Heeren der Fürsten. Der schöne Sieg, den A. über eine für Antiochus Hierax von Syrien kämpfende gallische Horde 239 bei Sardes erfocht, veranlaßte ihn mit der Vergrößerung seines Gebiets zur Annahme des Königstitels. Erst Achäus, Feldherr des 224 auf einem Zuge gegen A. ermordeten Seleucus Ceraunus, wies das pergamenische Reich in seine ursprünglichen Grenzen zurück. Im Jahre 209 zum Haupt des ätolischen Bundes ernannt, erschien er zu dessen Unterstützung mit einer Flotte an Griechenlands Küste, ward aber durch einen Angriff des Königs Prusias von Bithynien zur Heimkehr genöthigt. Schon 203 v. Chr. stand er, diesmal mit den Rhodiern verbündet, wieder Philipp von Macedonien gegenüber, und in dem letzten Kriege der Römer mit Philipp, dessen Ausbruch er eifrig befördert hatte, war er meist zur See thätig. Kurz vor der Schlacht von Cynoscephalä (197) befand er sich auf der Tagsatzung zu Theben und sprach hier mit solcher Anstrengung für Rom, daß ihn der Schlag rührte; nach Pergamus gebracht, † er daselbst noch in demselben Jahre. A. gehört zu den besseren Herrschern jener Zeit, wo Lüge, Gewaltthätigkeit, scheußliche Laster aller Art auf den meisten Thronen heimisch waren. — b) A. II. Philadelphus, Sohn des Vorigen, geboren 210 v. Chr., war 159 v. Chr. Nachfolger seines älteren Bruders Eumenes III., früher Feldherr und Gesandter desselben in Rom. Sein erster Regierungsakt war die Wiedereinsetzung des vertriebenen Ariarathes Philopator von Kappadocien. Darauf von dem bithynischen König Prusias bekriegt, gerieth A. in große Noth, woraus ihn endlich die Römer retteten. In der Folge nahm er thätigen Antheil an der Erhebung des Alexander Balas auf den syrischen Thron, sowie an dem Sturz des Prusias durch dessen Sohn Nicomedes (149 v. Chr.); der deshalb entstandene Krieg mit des Prusias Schwiegervater, dem thracischen Fürsten Diegylis, wurde durch den Sieg der pergamenischen Waffen beendigt. Gleichzeitig schickte A. den Römern Hülfstruppen zur Vertreibung des Pseudo-Philippus, bald darauf zur Bekämpfung der Achäer und zur Eroberung Korinths. Er † 138. v. Chr., als Freund der Künste und Wissenschaften gerühmt. — c) A. III. Philometor, Sohn des Königs Eumenes II. und der kappadocischen Königstochter Stratonice, Neffe und Nachfolger des Vorigen, wüthete gegen Anverwandte und Freunde mit wahnsinniger Grausamkeit, ward aber bald darauf von finsterer Schwermuth ergriffen, in welcher er, fern von aller menschlichen Gesellschaft und Regierungssorge, nur Gärtnerei, Bildhauerei und Erzgießerei trieb. Er † 133 v. Chr. In seinem Testamente waren die Römer als Erben seiner ungeheuren (sprüchwörtlich gewordenen) Güter und Reichthümer eingesetzt; der Senat verstand aber unter der gebrauchten Formel das ganze pergamenische Reich und machte dasselbe nach Besiegung des Aristonicus zur römischen Provinz. Nach Flathe's wahrscheinlicher Vermuthung hatten bezahlte Freunde der Römer das Testament geschrieben. Vergl. Manso, Ueber die Attalen, ihr staatskluges Benehmen und ihre Verdienste, Breslau 1815; Wegener, De Aula Attalica literarum artiumque fautrice, Kopenhagen 1836.

2) Weström. Kaiser, erster Präfekt von Rom, ward durch Alarich 409 n. Chr. zum Gegenkaiser des Honorius erhoben, aber schon im folgenden Jahre, als er selbstständig handeln wollte, wieder abgesetzt und öffentlich beschimpft. Fünf Jahre später nahm A. auf des Gothen Athaulf Geheiß nochmals den Kaisertitel an, ward aber 416 von Constantinus, dem Feldherrn des Honorius, gefangen, zu Rom im Triumph aufgeführt und, nach Verstümmelung der rechten Hand, auf die Insel Lipari verbannt.

Attar, Feridedin, berühmter religiöser persischer Dichter und Schriftsteller, geboren 1119 n. Chr. zu Kerken bei Nischapur in Khorassan, zuerst Specereihändler, dann Derwisch, † 1218, nach Andern 1230, 1232 oder 1235 durch das Schwert der Mongolen unter Dschingiskhan. Er schrieb: „Tedskiret el ewlija", d. i. Denkwürdigkeiten der Freunde Gottes oder merkwürdige Worte und Geschichten heiliger Männer, in Prosa; „Pendnameh", d. i. Rathbuch, ein Werk ascetisch-moralischen Inhalts in Versen, herausgegeben und übersetzt von Sylvestre de Sacy (Paris 1819). Mehrere andere poetische Werke A.s befinden sich handschriftlich auf der pariser Bibliothek.

Attelage (v. franz.), d. i. Angespann, Bezeichnung des gesammten Geschirr- u. Gespannwesens bei den Artillerie- und sonstigen Kriegsfuhrwerken, namentlich aber die zweckmäßige Verwendung der Pferde dabei. Zu einer guten A. gehört ein richtiges Zusammenwirken der lebenden Zugkräfte zur Fortbewegung der Last mittelst eines zwei- oder vierräderigen Fuhrwerks.

Digitized by Google

Attendorn, Stadt in der preußischen Provinz Westphalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Olpe, am Zusammenflusse der Jenne u. Bigge, mit schöner katholischer Pfarrkirche, Progymnasium, Hospital, Arbeitshaus u. 1568 Einwohnern, welche besonders Ackerbau und Viehzucht, aber auch Gerberei treiben und Eisengußwaaren fabriciren. In der Nähe sind Marmorbrüche, sowie das fürstenbergische Schloß Schnellenberg. A., einst zu den westphälischen Hansestädten gehörig, war damals groß u. reich und hatte weitverzweigten Handelsverkehr, selbst über das Meer bis nach England. Nachdem die gewerbtreibende, protestantische Bevölkerung in Folge kirchlichen Drucks die Stadt meist verlassen u. sich nach der Grafschaft Mark gewandt hatte, gingen Handel und Gewerbe im dreißigjährigen Kriege vollends zu Grunde.

Attentat (v. Lat.), eigentlich s. v. a. gesetzwidrige Unternehmung im Allgemeinen, ein Ausdruck, womit die älteren kriminalistischen Schriftsteller die erste Stufe eines verbrecherischen Beginnens, den sogenannten Conatus remotus, zu bezeichnen pflegten. Jetzt versteht man darunter jede unerlaubte Selbsthülfe eines Privaten, ganz besonders aber einen mißglückten Angriff auf das Leben eines Regenten. Attentatenstrafe ist die gewöhnlich in einer Geldbuße bestehende Strafe, in die ein Richter verfällt, wenn er ungeachtet einer mit Suspensivkraft versehenen Appellation die Verfügung, gegen welche appellirt worden ist, in Vollzug setzt.

Attention (v. Franz.), Aufmerksamkeit, Achtsamkeit; in der katholischen Kirche die peinliche, vorgeschriebenermaßen jede Silbe der Formulare in Obacht nehmende Sorgfalt des Priesters bei Verwaltung der Sakramente. Das geringste derartige Versehen zieht die Ungültigkeit des Sakraments nach sich.

Attenuantia (sc. medicamenta, lat.), die zähen Säfte verdünnende, auflösende und zur Ausleerung geschickt machende diätetische oder Arzneimittel, deren man sich besonders da bedient, wo man eine zu große Plasticität des Blutes im Organismus und Mangel an serösen Bestandtheilen voraussetzt. Das beste verdünnende und zugleich alle andern Mittel entbehrlich machende ist das Wasser.

Atterbom, Peter Daniel Amadeus, schwedischer Dichter, am 19. Januar 1790 im Kirchensprengel Asbo in Ostgothland geboren, besuchte das Gymnasium von Linköping und studirte seit 1805 auf der Universität zu Upsala. Mit mehren Freunden stiftete er hier 1807 eine poetisch-kritische Gesellschaft, den „Bund der Aurora", die den Zweck hatte, die vaterländische Literatur aus den Banden akademischer Steifheit und französischer Ziererei zu befreien und ihr einen nationalen Aufschwung zu geben. Aus den mannichfachen Arbeiten dieses Bundes entstand 1810 in Upsala die Zeitschrift „Phosphorus", die bis 1813 fortgesetzt wurde und von der die Freunde der neuen nationalen Richtung den Namen Phosphoristen empfingen. A.s „Xenien" und einige seiner prosaischen Aufsätze, besonders ein sogenanntes rungusisches Schauspiel „Rimmarbandet" (Reimerbund), sowie seine Abhandlung „Bedenken der neuen Schule über die schwedische Akademie und den guten Geschmack" wirkten für die Zwecke des Blattes kräftig mit, trugen aber auch dazu bei, daß sich die Erbitterung der Gegner hauptsächlich gegen ihn richtete. Von 1812—22 gab A. den „Poetisk kalender" heraus. In den Jahren 1817—19 unternahm er eine Reise durch Deutschland nach Italien, die ihn dem polemischen Strudel entriß, in welchem sein Talent unterzugehen drohte. Nach seiner Rückkehr im Herbste 1819 zum Lehrer des Kronprinzen Oskar in der deutschen Sprache und Literatur ernannt, begleitete er denselben nach Stockholm und ward 1821 Docent der Geschichte, 1822 Adjunkt der Philosophie an der Universität Upsala und 1828 Professor der Logik und Metaphysik daselbst, vertauschte aber 1835 diese Professur mit der der Aesthetik. Durch seine 1839 erfolgte Aufnahme in die Akademie ward der alte Streit zwischen den Phosphoristen u. der Akademie vollends beigelegt. Er † den 26. Juli 1855 zu Upsala. Unter den Schriften seines reifern Alters sind noch zu nennen: „Lycksalighetens Ö" (Upsala 1824—27, deutsch von Neus unter dem Titel „Die Insel der Glückseligkeit", Leipzig 1831—33; 2 Thle.), „Skrifter" (Bd. 1, Upsala 1835), enthaltend Studien zur Geschichte und zum System der Philosophie, „Samlade Dikter" (das. 1836—37, 2 Bde.), durchgehends lyrischen Inhalts, und „Sveriges sköna och skalder" (das. 1841—49, 5 Bde.), ein literarhistorisches Werk von großem Werth. Als Dichter ist A. tiefsinnig und reflektirend; seine Sprache und Verse sind von höchstem Wohllaut. Als Philosoph neigte er sich zu der theosophischen Ansicht und bemühte sich, die Spekulation mit dem Christenthum in Einklang zu bringen.

Attersee, großer, fischreicher See im Erzherzogthum Oesterreich, Land ob der Ens, steht durch die Ach, den Abfluß des Mondsee's mit diesem in Verbindung und wird durch Aufstauung der Ach und andere Bäche gebildet. Er heißt auch Kammersee von dem gräflich Khevenhüllerschen Schloß Kammer an seinem nördlichen Ende. Der A. ist der größte der Traunseen, denn seine Länge von Süden nach Norden beträgt $2^1/_2$ Meilen und seine größte Breite beinahe $^1/_2$ Meile. Seine Tiefe wird zu 1800 Fuß angegeben, wonach sein Grund 550 Fuß unter der Meeresfläche liegen würde. Er ist nur an seiner südlichen Seite von höheren Gebirgen eingefaßt; am südlichen Ende begrenzt ihn der steile Abhang des Breitenbergs, des östlichen Nachbars des Schlafbergs. Gegen Südosten fallen die hohen Kalkmauern des Leckeugebirges in den See; im Uebrigen bespült derselbe nur niedriges Bergland, welches sich höchstens bis zu 1000 Fuß über seinen Spiegel erhebt, daher die Ufer hier einen ziemlich einförmigen Anblick darbieten. Am westlichen Ufer liegen die Dörfer Attersee und Seewalchen; ersteres ist Hauptort des Attergaues und der nachmaligen Herrschaft A., welche unter der Oberhoheit der Bischöfe von Bamberg stand, die das von ihnen erbaute Schloß zuweilen bewohnten und eigene Beamte, Burgmänner und Söldlinge dort hielten. Die Herrschaft ging gegen Ende des 14. Jahrhunderts ein. Die Mariä-Himmelfahrtskirche zu A. ist noch jetzt ein vielbesuchter Wallfahrtsort.

Attest (Attestat, v. Lat.), schriftliche Bescheinigung einer Thatsache, hat, amtlich ausgestellt, volle Beweiskraft.

Attica, eine der 8 Landschaften von Mittelgriechenland oder dem eigentlichen Hellas, grenzte im Norden an Böotien, im Westen an Megaris, im Süden an den saronischen Meerbusen, im Osten an das ägäische Meer und den Euripus und umfaßte

einen Flächeninhalt von 41 QMeilen, wovon 39 1/10 auf das feste Land, der Rest auf die Inseln kamen. Die Zahl der Einwohner betrug in der blühendsten Zeit ihrer Kultur gegen 500,000 (135,000 Freie u. 365,000 Sklaven). Das Land bildete eine nach Süden in das Meer auslaufende Halbinsel, die mit weit ausgedehntem Küstengestade (daher der Name A., d. i. Küstenland) an einem von Nordwesten nach Südosten laufenden Zweig des böotischen Gebirges Cithäron (jetzt Elatea) angelagert war. An den Cithäron schloß sich in Westen das attisch-megarische Grenzgebirge Oneon (jetzt Karydi), das mit den Hörnern (Kerata, jetzt Kandili) und den scironischen Felsen (jetzt Kakiskala) bis an den saronischen Meerbusen sich erstreckte; in Osten reihte sich der Parnes (jetzt Kassia oder Nokea) mit den höchsten Spitzen A.'s an den Cithäron an. Von der westlichen Seite der Parnes trennte sich, in südwestlicher Richtung streichend, eine Hügelreihe, auf welcher des Icarius, Corydallus (jetzt Daphni-Buna) mit dem Pöeilus und, der Insel Salamis gegenüber, der Aegaleus (jetzt Skarmanga) die hervorragendsten Punkte waren. Eine andere Bergreihe zog von der östlichen Seite des Parnes aus ebenfalls in südöstlicher Richtung nach dem Vorgebirge Zoster; sie enthielt das marmorreiche pentelische Gebirge und den durch seinen Honig berühmten Hymettus (jetzt Trelo-Buno, bei den Türken Deli-Dagh, bei den Franken Monte Matto). Abgesondert von diesen Hügelreihen erhoben sich nordöstlich von Athen frei aus der Ebene zwei Berge, von denen der südlichere der alte Lycabettus war, der andere aber für den Brilessus gehalten wird, zwischen welchem und dem Parnes Acharnä lag. Die Südspitze von A. endlich war gebildet durch das laurische Gebirge mit seinen Vorgebirgen Astypaläa westlich und Sunium südlich (jetzt Kap Colonna). Zu beiden Seiten, besonders aber gegen Westen, breiteten sich mehre Ebenen aus, in denen die Bergbäche zu Flüßchen sich vereinigten. Am bedeutendsten war die getreide- und ölreiche Ebene zwischen dem Hymettus und Corydallus (schlechthin das Blachfeld genannt), in welcher Athen lag, vom Cephissus und Ilissus spärlich bewässert. Ein Zufluß des Ilissus war der Eridanus, der von der Westseite des Hymettus kam. Eine andere bedeutende Ebene dehnte sich im Nordwesten des Landes zwischen dem Oneon und Cythäron einerseits und dem Aegaleus, Corydallus und Icarius andererseits aus; sie hieß das Gefilde von Eleusis, Thria und Eleutherä. Sie war eben so kornreich und wohl angebaut als die vorhergenannte und umfaßte zum Theil heiligen Boden, das Gebiet des eleusinischen Tempels. Diese Ebene bewässerte der eleusinische Cephissus (jetzt Sarandaporo), welcher auf dem Cithäron entsprang und sich gegen Eleutherä und Eleusis wendete. Die beiden Ebenen von Athen und Eleusis bildeten die eigentliche Akte (Küstenstrich), der man schon in den frühesten Zeiten Athens die Paralia, an der Südspitze A.'s, und Diacria, an der bergigen Ostküste des Landes, entgegensetzte. Die Paralia ward von dem Flüßchen Erasinus durchströmt, das auf der Ostseite des Hymettus entsprang und sich unweit Brauron, der Südspitze von Euböa gegenüber, ins Meer ergoß; zu Diacria gehörte die kleine hochberühmte Ebene von Marathon, 16 englische Meilen von Athen, gegen Nordosten vom Pentelikon. Im Binnenlande zwischen der Ebene von Athen und Marathon, sowie am südlichen Fuße des Hymettus lagen steinige, dürftig mit Holz bewachsene Strecken, die sogenannten Felder des Phelleus.

A.'s Boden besteht aus Kalkgebirge. Der Hymettus und das pentelische Gebirge lieferten den trefflichsten Marmor, an den Abhängen auch Serpentin; beim Vorgebirge Colias unweit Phaleron grub man die feinste Töpfererde. Ein besonders fester und zu architektonischem Gebrauche vorzüglicher Kalkstein von blauer Farbe brach bei Eleusis, Marmor, wie im Mittelgebirge, auch bei Laurium; den größten Schatz aber barg die laurische Gegend in ihren Silber-, Kupfer- und Bleigruben. Hier (bei Thoricus) fand man auch den attischen bleifarbenen Smaragd, ferner Quecksilbererz und einen Farbstoff, das attische Sil, wahrscheinlich einen Eisenocker von glänzend gelber Farbe. Die Silberbergwerke waren schon vor Themistocles und bis zur Zeit Xenophons höchst einträglich. Schon zur macedonischen Zeit waren indeß die reichsten Erze erschöpft, und im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung gingen die Gruben ganz aus. A. brachte nicht die vierschrötigen und wohlgenährten Athleten hervor, die das Ideal des böotischen Heracles wurden, dagegen schlankere Gestalten, feinere Sinne, überhaupt ein beweglicheres Geschlecht. Der Beschaffenheit des Bodens gemäß baute man wenig Weizen, mehr Gerste, welche in dem warmen und mit Salpeter imprägnirten Boden einen Monat früher reifte, als im Peloponnes, u. selbst bedeutend eher, als im nahen Salamis. Die Bodenkultur ward mit größter Sorgfalt und Kunst gepflegt; doch konnte dies kleine Land die unverhältnißmäßig starke Bevölkerung (12,000 Menschen auf 1 QMeile) nur mit Beihülfe einer Einfuhr von fast 1 Million Medimnen ernähren. Die Waldungen der Berge waren nicht bedeutend genug, um das nöthige Schiffsbauholz zu liefern. Von besonderer Vortrefflichkeit waren A.'s Baumfrüchte. Oelbäume bilden noch jetzt ganze Wälder am Cephissus. Die Aufsicht und Verwaltung über die dem Staate gehörigen Oelpflanzungen führte der Areopag, aber Athene selbst wachte über ihren Zöglingen, und es durfte kein Olivenbaum ausgegraben werden, als zu heiligem Gebrauche. Wie der Oelbaum unter Athene's, so stand der Feigenbaum unter Demeters Schutze, welche seine Pflege einem besonderen Geschlechte anvertraut hatte, das auch später noch die Feigengärten des Staates in jener Gegend besorgte und davon Phytaliden hieß. Der attische Wein galt nicht für vorzüglich, desto köstlicher aber war der Honig vom Hymettus. Honig, feines Brod, Feigen, Myrten, Räucherwerk galten als die ersten Produkte A.'s aus dem Pflanzenreiche, dazu lieferte das Thierreich Wolle und Käse. Die Zucht der Ziegen stand obenan, nächstdem die der Schafe, für deren Beförderung durch uralte Gesetze gesorgt war. Pferde wurden in A. wenig, Esel und Maulthiere aber in großer Anzahl gehalten. Reichen Gewinn gewährte die Fischerei entlang der weiten Küste des Landes. Unter dem Geflügel werden Rebhühner und Frankoline mit Auszeichnung genannt. Eber- und Bärenjagden wurden auf dem Parnes abgehalten, und auf die Erlegung eines Wolfs war noch in den solonischen Gesetzen ein Preis von 5 Drachmen gesetzt.

Das alte A. zerfiel in Demen, d. h. Ortschaften

mit abgesonderten Gebieten, zwischen denen auch Grenzsäulen standen. Zuletzt belief sich ihre Zahl auf 174. Vergl. Roß, Die Demen von A., Halle 1846. Diese Demen gewannen eine politische Bedeutung, als Clisthenes die Eintheilung des Volks nach chorographischem System durchführte; sie bildeten damals die einzelnen Glieder des athenischen Staatskörpers (vgl. Athen, Gesch.). Jeder Bürger war zugleich Mitglied eines Demos und in dessen Listen eingetragen, obgleich es, wenigstens später, nicht nöthig war, in dem Demos, zu dem man gehörte, zu wohnen. Mehre Demen bildeten eine Phyle, einen Distrikt, deren es bis Ol. 118, 2 zehn, später zwölf, zuletzt dreizehn gab. Die ältern zehn Phylen sind: Erechtheis, Aegeis, Pandionis, Leontis, Acamantis, Oeneis, Cecropis, Hippothoontis, Aeantis und Antiochis. Zu diesen kamen später die zwei Phylen Antigonis und Demetrias (bald nachher Ptolemais und Attalis genannt), und endlich wurde als 13. Phyle Hadrianis konstituirt, welche die Inseln A.'s umfaßte. Westlich oder vielmehr südwestlich von der Stadt erstreckt sich eine hügelige Halbinsel tief in das Meer hinein, deren ausgezackte Küste den Athenern jene sichern und geräumigen Häfen gewährte, die ihnen zum Handel und zur Aufstellung ihrer starken Seemacht so nothwendig waren. Bis zu den Perserkriegen hatte der östlichste und nächste Phaleron genügt. Themistocles aber zeigte die Vortheile des großen, aus drei Buchten (Zea, Aphrodisium und Cantharus) bestehenden piräeischen Hafens, welcher durch die Nordseite der erwähnten Halbinsel und die gegenüberliegende Küste gebildet ward. Der äußerste, südliche Theil der Halbinsel, welcher nur mittelst eines schmalen Isthmus mit der übrigen Halbinsel zusammenhing und an seiner Ostseite einen eigenen Hafen besaß, hieß wie sein Hafen Munychia. Von den Inseln an A.'s Küste ist die bedeutendste Salamis (jetzt Koluri). Vor dem Vorgebirge Amphiale lagen die beiden Pharmacussä (jetzt Megari und Mikri Kyra), auf deren größerer ein Grab der Circe gezeigt wurde; zwischen Salamis und dem Piräeus das durch Aristides in der salaminischen Schlacht berühmt gewordene unbewohnte Eiland Psyttalia (jetzt Lipsokutali); nahe dabei das noch kleinere Atalante (jetzt Talantos): Aexone gegenüber lag Hydrussa (jetzt Prasonisi); Zoster gegenüber Phaura oder Phabra (jetzt Phlega); dem Kap Astypaläa gegenüber Eleussa (jetzt Lagussa oder Lagonisi); an der Südspitze A.'s die Patroclusinsel (jetzt Gaidharonisi); am Eingange des saronischen Meerbusens das schwer zugängliche Belbina (jetzt St. Georg); an der Ostküste endlich, Thoricus und Sunium gegenüber, die Insel Helena (jetzt Makronisi). Die Geschichte von A. s. unter Athen.

Gegenwärtig bildet A. (Attika) mit Böotien eine Nomarchie des Königreichs Griechenland u. zählt als solche auf 116,4 QMeilen 97,519 Einw. in 5 Eparchien. Das Terrain weist das Bild eines wahrscheinlich in Folge plutonischer Erhebungen zertrümmerten Berglandes auf. Zwischen dicht an einander gedrängten Bergen und Hügeln breiten sich kleine Ebenen aus, die bedeutendsten an den beiden Hauptflüssen, dem eleusinischen und attischen Cephissus (s. oben). Das Land sieht im Allgemeinen steril aus; die fehlenden oder nur sehr spärlich vorhandenen Wälder werden von den am Fuße der Höhen zerstreut liegenden Olivenpflanzungen unvollkommen ersetzt. Manche Bergabhänge, wie die des Laurion, sind sogar ohne alle Vegetation und dann mit einer dichten Lage von Rollkieseln bedeckt. Hauptstadt des Gouvernements und zugleich des ganzen Königreichs ist Athen. Das beste Werk über die Alterthümer A.'s ist: The unedited antiquities of Attica, comprising the architectural remains of Eleusis, Rhamnus etc., London 1817, deutsch von Wagner, Darmstadt 1829.

Atticismus (v. Griech.), die Eigenthümlichkeit des attischen Dialekts, besonders die Eleganz u. der Wohlklang desselben, sowie die eben so weit von lacedämonischer Kürze, Trockenheit u. Härte, als von asiatischem Wortgepränge und Schwulste entfernte Ausdrucksweise der attischen Redner, vorzüglich des Demosthenes. Daher pflegt man A. auch eine feine, Geist mit Wohllaut und Zierlichkeit vereinigende Redensart ꝛc., sowie auch im Allgemeinen Eleganz, Koneinnität im Schreiben und Sprechen zu nennen.

Atticus, 1) Titus Pomponius A., nach seiner Adoption von Quintus Cäcilius Metellus, seinem mütterlichen Oheim, Quintus Cäcilius Pomponianus A., gewöhnlich bloß A. genannt, angesehener und einflußreicher römischer Ritter, geboren 108 v. Chr., verließ in Folge der Unruhen seines Verwandten Sulpicius, sowie der Streitigkeiten des Cinna und Sulla, Rom 86 v. Chr. und siedelte sich in Athen an, wo er bloß den Wissenschaften lebte, bis Sulla 64 v. Chr. seine Rückkehr veranlaßte. Von diesem 22jährigen Aufenthalte zu Athen und der vollkommenen Aneignung dortiger Sprache und Sitte soll A. seinen Namen erhalten haben. Ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden, stand er zu Rom mit den angesehensten Staatsmännern seiner Zeit in Verbindung; Marius, Sulla, Brutus, Cassius, Hortensius, Antonius, Octavianus, vor Allen aber Cicero, gehörten zu seinen Freunden. Letzterer führte mit ihm einen vertrauten, noch erhaltenen Briefwechsel (Ciceronis Epist. ad Atticum libri XVI), widmete ihm auch die Schriften über das Alter und die Freundschaft und läßt ihn im dritten Buche über die Gesetze regend auftreten. Für A.' hohe wissenschaftliche Bildung und schriftstellerische Thätigkeit sprechen viele ausdrückliche Zeugnisse der Alten; wir besitzen jedoch von seinen theils in lateinischer, theils in griechischer Sprache abgefaßten Schriften (Annales, de imaginibus eruditorum, über Cicero's Konsulat, Briefe u. a.) nichts mehr. In der Philosophie folgte A. den Grundsätzen Epikurs. Er † 31 v. Chr. den freiwilligen Hungertod, veranlaßt durch eine schmerzhafte Krankheit. Seine Tochter, Attica, hatte den M. Vispanius Agrippa, seine Schwester, Pomponia, Cicero's Bruder Quintus geheirathet. Eine höchst anziehende Biographie von A. lieferte Cornelius Nepos. Vergl. J. G. Hüllemann, Diatribe in T. P. A., Utrecht 1838.

2) Tiberius Claudius A. Herodes, berühmter Rhetor, geboren 104 n. Chr. zu Marathon, trat noch jung in den Staatsdienst u. ward 137 athenischer Archon, 143 römischer Konsul, dann Aufseher der freien Städte in Asien, zuletzt Archiereus in Griechenland. Seine ungeheuren Reichthümer verwendete er zu gemeinnützigen Zwecken, namentlich zu großen Bauten. Das von ihm mit Sitzen

von pentelischem Marmor ausgeschmückte Stadium Panathenaicum zu Athen, das prachtvolle, seiner Gemahlin Regilla zu Ehren erbaute Odeum, an der südwestlichen Ecke des cekropischen Hügels, mit dem aus Cedernholz gefügten Dache, und Anderes der Art verbreitete seinen Namen in der ganzen römischen Welt. Noch größeren Ruhm erntete er als Redner u. Lehrer der Beredtsamkeit; die bedeutendsten Männer jener Zeit, darunter die beiden Kaiser Marc Aurel und Lucius Verus, gehörten zu A.' Schülern; er selbst hieß „König der Worte, Zunge der Griechen oder Athener" und wurde den attischen Rednern gleich geachtet. A. † um 180 n. Chr. im Privatstande. Ruinen seines Grabmals in Athen beim Stadium Panathenaicum sind noch vorhanden. Von seinen Schriften (freie, improvisirte Reden, Abhandlungen, Tagebücher, Briefe) hat sich nichts erhalten; eine unter A.' Namen noch existirende Rede ist wahrscheinlich unächt.

Attigny, Marktflecken im französischen Departement der Ardennen, an der Aisne, mit 1500 Einwohnern. Hier residirten seit Chlodwig II. die fränkischen Könige, auch wurden hier drei Synoden (822, 834, 870) gehalten. Dann war A. die beständige Residenz Karls des Einfältigen. In der Folge gerieth der Ort in Verfall und kam 1118 an das Bisthum Rheims.

Attika (v. Griech.), Vorsprung, Aufsatz über dem Hauptgesimse eines Gebäudes. Die A. dient zur Verdeckung des Daches, zu Aufnahme von Statuen, Reliefs, Inschriften, oder auch als Balustrade; sie gewährt den Vortheil, daß der unbenutzbare scharfe Winkel am Dachboden vermieden wird. Bisweilen wird aus der A. ein besonderes Halbgeschoß mit sogenannten attischen Halbpfeilern und attischen Fenstern gemacht. Falsche Attiken sind zwischen über einander stehenden Ordnungen angebracht, damit die Ausladung des untern Gesimses den obern Säulenfuß nicht verberge. Seit man in der Architektur jeden Schmuck unpassend findet, der nicht im System des ganzen Bauwerks begründet ist, wird die A. selten angewandt.

Attila (Etzel, genannt Gobegisel, Gottes Geißel), König der Hunnen, einer jener gewaltigen Menschen, die von der Vorsehung dazu bestimmt scheinen, ihre Riesenkraft zur Zerstörung der Welt zu mißbrauchen, war der Sohn des Mundzuck oder Mankras und folgte 433 n. Chr. mit seinem Bruder Bleda seinem Oheim Roas als Häuptling der Hunnen. Um die Herrschaft allein zu führen, ermordete er 444 seinen Bruder, worauf er durch verschiedene Eroberungszüge sein Reich vergrößerte, so daß es nach und nach zu einem Weltreich erwuchs. Ueber die innern Verhältnisse desselben und seine Ausdehnung gegen Norden und Osten sind keine befriedigenden Nachrichten auf uns gekommen. Die lateinischen und griechischen Geschichtschreiber erzählen uns meist nur die Bedrängnisse Ost- und Westroms durch den hunnischen Eroberer; von seinen Thaten in den germanischen und scythischen Ländern wissen sie nur unbestimmte Andeutungen zu geben. Nach Desguigne, der aus chinesischen Quellen schöpfte, soll A. bis ins innerste Asien geherrscht, ja mit dem chinesischen Kaiser Bündnisse gegen gemeinschaftliche Feinde geschlossen haben, während Andere (z. B. Schlözer) behaupten, daß schon der Don die Ostgrenze seines Reichs gewesen. Die Perser soll er durch einen siegreichen Zug gedemüthigt haben, während er furchtbar drohend gegen die Abendländer Europa's stand. Hier mußten die Ostgothen in Dacien seine Hoheit anerkennen; die Gepiden, nördlich von den Ostgothen, hatten dasselbe Schicksal. Doch scheinen diese Völker durch einen freien Vertrag sich dem gewaltigen König angeschlossen zu haben. Auch die Quaden, Markomannen, Sueven und Thüringer, die seinem Rufe folgten, sind wohl nur durch Bündnisse, welche sie ohne Gefahr nicht ablehnen konnten, zu seiner Fahne gebracht worden. Am meisten hatte Ostrom die eiserne Hand des Eroberers zu empfinden. Gleich nach seiner Thronbesteigung erzwang er von Theodosius II. die Erhöhung des bisherigen Tributs von 350 auf 700 Pfund Gold. Händel an Händel knüpfend, Zwiste schlichtend und Zwiste erregend, bald mit den Waffen drohend, bald plündernd und verwüstend in die Länder des Reichs einfallend, heute mit dem Titel eines römischen Feldherrn zufrieden u. morgen als mächtiger König seine Forderung stellend, brachte er nach und nach den alten Tribut auf das Sechsfache und Zehnfache, unterwarf das jenseitige Ufer der untern Donau weithin seiner Gewalt und gab beständigen Anlaß zu immer neuen Streitigkeiten, bei denen das schwache Ostrom gewöhnlich den Kürzern zog. So verwüstete er Mösien, Thracien, Illyricum und kam bis an die Thermopylen. Ostrom erkaufte diesmal den Frieden um 2100 Pfd. Gold jährlichen Tribut, zahlte rückständig 6000 Pfd. und räumte das Süddonauland den Hunnen ein. Als dennoch die Gefahr nicht enden wollte, gewann der oströmische Kaiser Theodosius scheinbar den hunnischen Abgeordneten Edeko oder Eticho durch Gold und glänzende Zusagen wider A.'s Leben. Aber heimgekehrt entdeckte Edeko das feierlich beschworene Geheimniß und nannte den griechischen, im Hunnenlager anwesenden Dolmetsch Bigilas als Mitwisser. Dieser wurde sogleich verhaftet, aber wegen des offenen Geständnisses begnadigt u. dem Kaiser zurückgeschickt, der bestürzt neue Boten u. Geschenke sandte (449). A. verzieh und ließ sogar die zurückkehrenden Gesandten mit Pferden beschenken. Im Jahre darauf erfolgte A.'s berühmte Heerfahrt nach Gallien. Die äußere Veranlassung dazu gab eine von Westrom ihm zugefügte Beleidigung. Honoria, die Schwester des weströmischen Kaisers Valentinian, hatte sich der strengen klösterlichen Zucht, die man wegen eines Liebeshandels über sie verhängt hatte, dadurch zu entziehen gesucht, daß sie sich dem A. durch Uebersendung eines Ringes als Gemahlin antrug. A. forderte die Prinzessin und mit ihr das halbe Reich, das ihr gebühre. Natürlich schlug man Beides ab, und A. schwur Rache für den erlittenen Schimpf. Aber es waren auch noch wichtigere Motive vorhanden, die A. zu dem großen u. gefährlichen Zuge bewogen. Jornandes gedenkt ausdrücklich eines Bündnisses zwischen den Römern und dem Westgothenkönig Theoderich, das alle seine Entwürfe bedrohte und welches es um jeden Preis aufzulösen galt. Als es ihm nicht gelang, durch Gesandtschaften das Bündniß zu trennen, sein ehemaliger Freund, der römische Feldherr Aëtius, vielmehr eifrig bemüht war, von allen Seiten Hülfsvölker herbeizuziehen, unter denen Franken, Sarmaten, Armorieianer, Litianer, Burgunder, Sachsen, Riparioler, Ibrionen „und andere celtische und ger-

manische Nationen" genannt werden, zog er mit seinen Hunnen durch Deutschland, versammelte an den Ufern des untern Mains den „Schwarm der Könige", die seinem Wink gehorchten, u. brachte so ein Heer zusammen, das von Jornandes auf 500,000 Mann angegeben wird. Mainz, Worms, Speyer, Straßburg wurden ausgeplündert, Trier, Metz, Toul, Besançon, Langres zerstört. Jenseits des Rheins theilte sich das Heer in drei Säulen. Ein Theil wandte sich zur Linken, fiel die Burgundier an und gewann den Sieg. Ein anderer Theil ging zur Rechten gegen die Franken und gelangte nördlich bis zu der Stadt Tungern (Tongern). A. selbst kam, sich in der Mitte haltend, bis vor Aurelianum (Orléans) an der Loire. A. fand hier unerwarteten Widerstand, und da die Heere des Aëtius und Theoderichs der hartbedrängten Stadt zu Hülfe kamen, hob A. die Belagerung auf und nahm in der weiten Ebene, welche unter dem Namen der catalaunischen Fluren (von dem Orte Duro-Catalaunum so genannt) oder maurizischen Gefilde bekannt war, in der Gegend von Chalons an der Marne, eine feste Stellung. Bald standen sich (im Herbst 451) die Krieger von der Wolga bis zum atlantischen Meere einander gegenüber. Das Orakel, das A. über den Ausgang befragte, verkündigte ihm Unglück, aber auch den Fall des Hauptführers der Feinde. A., der diesen Hauptführer in Aëtius sah, hielt den Verlust einer Schlacht durch den Tod dieses ihm so gefährlichen Mannes vollkommen ausgeglichen und beschloß die Schlacht, die er aber erst um die nennte Stunde des Tages beginnen wollte, damit die nahe Nacht durch Unterbrechung des Kampfs dem Unglück ein Ziel setze. Sie dauerte bis in die Nacht hinein und war so furchtbar blutig, daß ein kleiner Fluß, der durch das Schlachtfeld lief, vom Blute der Erschlagenen und Verwundeten zu einem Strome angeschwollen sein soll. Ueber 200,000 sollen auf beiden Seiten gefallen sein, eine Angabe, die wenigstens die Vorstellung jener Zeit von dem großen Ereignisse bezeugt. Der Westgothenkönig Theoderich fand im Kampfgewühl den Tod, worauf sich die Seinigen racheschnaubend auf die Hunnen stürzten und sie zwangen, sich in ihre Wagenburg zurückzuziehen. Dort ließ A. von Pferdesätteln und kostbarem Geräthe einen Scheiterhaufen schichten, um durch den Flammentod der Gefangenschaft zu entgehen, wenn auch diese Befestigung keinen Schutz gewähren sollte gegen das Unglück. Aber er wurde nicht nur nicht angegriffen, sondern behauptete auch, da Gothen und Römer abzogen, das Schlachtfeld. Indeß drang er nicht weiter vorwärts, sondern kehrte nach dem Rhein und Deutschland zurück. Schon im folgenden Jahre (452) unternahm A. eine neue Kriegsfahrt gegen Italien. Nachdem Aquileja, das sich zu vertheidigen wagte, vom Grund aus zerstört worden, fielen Altinum, Concordia, Padua, Mailand und viele andere Städte, u. bereits schien Rom und ganz Italien dem Feinde preis gegeben, als A. plötzlich in seinem Siegeslaufe inne hielt und sich zu Unterhandlungen bereit finden ließ, welche der Kaiser mit ihm anknüpfte. Die Friedensbedingungen sind völlig unbekannt; doch lassen einige Andeutungen bei Jornandes errathen, daß man römischer Seits den Frieden mit Geld erkaufte. Nach seiner Rückkehr soll A. von Pannonien und Dacien aus noch einen Zug nach Gallien gegen die Alanen jenseits der Loire unternommen haben, doch sei auch dieses Unternehmen mißlungen und A. von Thorismund, dem König der Westgothen, in die Flucht geschlagen worden. Indessen scheint Jornandes, der allein dieser Heerfahrt gedenkt, Früheres und Späteres zu verwechseln. Der Tod setzte seinen weiteren Plänen ein Ziel. Seine Vermählung mit einem schönen Mädchen Ildico, welche die alexandrinische Chronik freilich nur eine hunnische Buhlerin nennt, während sie Andere mit der im Niebelungenliede gefeierten Burgunderin Chriemhild identificiren, feiernd, hatte er beim Hochzeitmahl zu sehr im Trunk gesündigt und ward in der Nacht von einem Blutschlag getroffen, oder verblutete sich an einer gesprungenen Ader. Nach Andern ward er durch die Hand eines Weibes meuchlerisch ermordet. Seine Leiche ward in einen goldenen Sarg, dieser in einen silbernen und beide in einen eisernen gesetzt und mit vielem erbeuteten Schmucke und feindlichen Waffen begraben; den Gefangenen aber, welche das Grab gemacht, gab man den Tod, damit Niemand seine Ruhestätte wisse. Mit A.'s Tod erlosch die Macht des hunnischen Weltreichs für immer; seine Söhne Ellak und Dengisich wurden getödtet; der jüngste, Irnak, rettete auf einige Zeit den Namen der Hunnen in einigen Winkeln am euxinischen Meer. Vgl. Hunnen. Dem Aeußern nach wird uns A. etwa so beschrieben, wie später die Mongolen: von gedrungener untersetzter Gestalt, von gewaltigem Knochenbau, mit einem starken Kopf auf breiten Schultern, schwärzlicher Gesichtsfarbe, kleinen, tiefliegenden Augen, platter Nase und grauem Barthaar. Sein Gang war stolz, sein Blick abschreckend; aus seinen Augen sprühte das Feuer des Eroberers. In seinen geistigen Eigenschaften war er allen Hunnen überlegen; mit seinem Muthe paarte sich eine Schlauheit, die kein Mittel scheute, das zum Ziele führte. Menschenleben galten nichts in seinen Augen, obgleich Grausamkeit nicht vorherrschend bei ihm war. Seinen Unterthanen war er ein gerechter Fürst, und man gestand, sich unter ihm besser als unter Rom und Byzanz zu befinden. Der Beamtendruck fiel hier weg, die römischen Steuern wurden eher gemindert, als vermehrt. Jeder bezwungenen Landschaft oder Stadt ließ A. ihre eigenen Gesetze; griechische Handwerker, Kaufleute und Künstler hielten sich gern in seinen Staaten auf, auch liebte er es, sich mit gebildeten Nichthunnen zu umgeben, wie Onegisius, Constantius, Orestes, Edeko u. And. in seiner nächsten Umgebung waren. Er war rastlos thätig, ehrgeizig und kriegerisch, bedachtsam im Rathschluß, kühn in der Ausführung, gegen erklärte Feinde schonungslos und grausam, gegen Besiegte großmüthig und milde, gegen Bundesgenossen treu, gegen Freunde freigebig und herzlich, sonst habgierig, nicht um des Geldbesitzes, sondern des Gebrauches willen, gerecht ohne Ansehen der Person, bei ungewöhnlichem Verstande dennoch abergläubisch und daher abhängig von Sehern und Gauklern, trotz der einfachen Sitten bei gewissen Anlässen Freund des Prunks und höfischer Unterordnung, endlich bei aller Selbstherrlichkeit gewöhnt, mit Vertrauten sorgfältig für und wider zu berathschlagen. Im weitläufigen Geschäftsgange galten Ordnung und Verantwortlichkeit; geschickte Ausländer besorgten unter Aufsicht des Reichsverwesers (Ministers) Onegisius die Kanzlei. An seinem Hofe

herrschte kein Zwang, vielmehr anständige Heiterkeit; er ertrug Scherz seiner Vertrauten, nie aber Ungehorsam. Seine Hofstatt lag in den Ebenen Oberungarns, unweit Tokay in dem fruchtbaren Lande zwischen der Donau, Theiß u. den Karpathen. Anfangs ein gewöhnliches Feldlager, hernach zu einem großen, von Pfahlwerk umgebenen Ort angewachsen, hatte sie nur hölzerne, meist mit Stroh u. Moos gedeckte Wohnungen, die steinernen Bäder, ein Werk des griechischen Baumeisters Onegisius, ausgenommen. Etwa in der Mitte stand auf einem sanft ansteigenden Hügel der hölzerne Palast (Etzilburg im Nibelungenlied), dessen zahlreiche Nebengebäude gedeckte Lauben (Gallerien) verknüpften und eine Plankenmauer, bisweilen von hölzernen Thürmen unterbrochen, kreisförmig umschloß. Das Haus des Königs trug Zeichen orientalischer Pracht, geglätteles Täfelwerk an der Decke und Teppiche auf dem Boden. Rings herum waren die Häuser der königlichen Weiber. Vergl. Gibbon, Das Leben des A., Königs der Hunnen, aus dem Englischen, Lünebnrg 1787; Feßler, A., König der Hunnen, Breslau 1806; Johannes von Müller, A., der Held des fünften Jahrhunderts, Berlin 1806; Klemm, A., nach Geschichte, Sage und Legende, Leipzig 1827.

Attinghausen, Dorf im schweizerischen Kanton Uri, an der Reuß, Altorf gegenüber, mit 430 Einwohnern, Wohnort des Freiheitskämpfers Walther Fürst. Die dortigen Burgruinen waren der Sitz eines alten, jetzt ausgestorbenen freiherrlichen Geschlechts im Schweizerkanton Uri. Berühmt ist Gerhard von A., Landamman von Uri 1306, Mitstifter des die schweizer Eidgenossenschaft begründenden Bundes zwischen Uri, Schwyz und Unterwalden.

Attirail (franz.), Name der Geschirr- und Reitzeugstücke bei der Artillerie u. dem Kriegsfuhrwesen. Bei beiden kommen entweder Zuggeschirre, oder Reitequipagen in Anwendung. Die erstern können eben sowohl Kumt-, als Sielengeschirre sein u. bestehen theils aus Vorder-, theils aus Hintergeschirren. Bei dem Kumtgeschirr zieht das Pferd mit den Hals- und Nackenmuskeln, bei dem Sielengeschirr dagegen mit der Brust. Manchmal sind die Hinter- oder Stangenpferde und die Mittelpferde beim Artilleriefuhrwesen mit Kumt-, die Vorderpferde dagegen mit Sielengeschirr versehen; in der russischen u. englischen Artillerie dagegen ist ausschließlich das Kumtgeschirr in Gebrauch, und zwar mit entschiedenem Vortheil. Die Hintergeschirre bestehen aus dem vollständigen Hauptgestell, dem Kumt, dem Reitsattel für das Stangenpferd oder dem Handsattel für das Handpferd, dem Schwanzriemen, dem Hinterzeng u. den Hintersträngen. Bei Gabelbeichseln hat das Handpferd eine Trage, bei den einfachen Deichseln sind aber beide Hinterpferde mit Halstragen versehen. Die Vordergeschirre unterscheiden sich von den Hintergeschirren durch das Fehlen der Tragen und des Hinterzeugs, sowie dadurch, daß statt der Hinterstränge Vorderstränge angebracht sind. Die Reitequipagen bestehen aus dem Sattel, der Zäumung und der Bepackung. Bei der Fußartillerie ist meist der deutsche oder englische, bei der reitenden Artillerie dagegen der ungarische (Bock) Sattel im Gebrauch. Die Bestandtheile der Zäumung sind das Hauptgestell nebst den Zügeln mit der Stange oder Kandare und Trense, die Trense (Wassertrense) und die Halfter. In einigen Armeen (z. B. der dänischen) ist der sogenannte Halfterzaum in Gebrauch, wobei das Trensengebiß in die Halfter geknebelt wird und eine besondere Trense entbehrlich ist. Die Bepackung besteht außer dem Mantelsack aus dem Putzgeräth und Fouragevorrath.

Attiret, Jean Denis, französischer Maler, geboren 1702 zu Dôle in Franche-Comté, von seinem Vater, dann in Rom gebildet, trat in den Orden der Jesuiten und ging 1737 als Missionär nach China, wo er sich bald die Gunst des Kaisers erwarb und zum Hofmaler ernannt wurde. Die Würde eines Mandarinen, die ihm der Kaiser bot, schlug er aus. Er † 1768. Mit drei andern Missionären, P. Damascenus, J. Sikelbart u. J. Castiglione, malte A. die Schlachten, festlichen Aufzüge ꝛc. der Zeit von 1753—1760, wo Kien-Long viele Horden besiegte und die Reichsgrenzen erweiterte. 16 Zeichnungen davon wurden in Paris 1770 unter N. Cochins Aufsicht in Kupfer gestochen. Diese Stiche gehören zu den größten Seltenheiten, da die Platten mit den Drucken sogleich nach China gesendet wurden u. nur wenige Exemplare für die königliche Familie u. die Bibliothek zurückblieben. Man hat jedoch eine verkleinerte Kopie von Helmann.

Attis, s. v. a. Atys 1).

Attisch, was auf Attica und besonders auf dessen Hauptstadt Athen Bezug hat; daher, weil Athen Sitz der Bildung, seinen Lebensart und Urbanität des Witzes war, s. v. a. fein, elegant, witzig.

Attische Philosophie, die seit Anaxagoras und besonders seit Socrates in Athen blühende Philosophie, welche namentlich durch Socrates, Plato, Aristoteles, Antisthenes, Aristippus, Zeno u. A. repräsentirt wird.

Attischer Dialekt, die ausgebildetste und feinste aller Mundarten der altgriechischen Sprache, zu Athen heimisch. Vergl. Griechische Sprache.

Attitude, französischer Kunstausdruck, welcher Haltung, Stellung des Körpers, besonders in artistischer Hinsicht die Stellung oder Lage lebendiger Figuren als Ausdruck eines bedeutungsvollen Seelenzustandes oder Lebensmoments bezeichnet. In dieser Beziehung ist die A. vornehmlich in den plastischen Künsten sowie in der Malerei von großer Bedeutung, in fofern sie die innere Empfindung, den Geist, die Seele, welche das Kunstwerk erfüllt, zur deutlichen Anschauung oder doch stillen Ahnung des Beobachters bringen soll, ohne die Sprache der Bewegung zu bedürfen; sie wird selbst ein Theil des Kunstwerks und erhebt sich als solches zu dem Idealen. Der günstige Effekt einer glücklich getroffenen A. veranlaßte neuere dramatische Künstler zu dem Versuche, die A. in Darstellung sogenannter lebender Bilder (tableaux vivants) zu noch selbstständigerem Kunstakt zu erheben. Lady Hamilton wendete nämlich zu Ende des vorigen Jahrhunderts das ihr eigenthümliche Talent, lebende Personen zu kopiren, bei ihrem Aufenthalte in Italien auf die Nachbildung der Antiken an u. gab bald nachher an mehren bedeutenderen Orten Italiens, Deutschlands, Frankreichs und Englands öffentliche pantomimische Darstellungen antiker Statuen, welche die allgemeinste Bewunderung erregten. Den Effekt machte sie so ausschließlich von der A. abhängig, daß selbst das Materiat ihres Anzugs zu den verschiedensten Darstellungen wesentlich immer dasselbe war: eine lange, mit einem Bande einfach über der Brust zusammen-

geknüpfte Tunika u. ein darüber geworfener Shawl, mit welchem sie alle erforderlichen Bekleidungen und Faltenwürfe leicht hervorbrachte. Ihre Darstellungen wurden in Deutschland von Friedr. Rehberg gezeichnet, von Draggendorf lithographirt und von Rud. Marggraff in München mit Text versehen. Vielfach erhöht und erweitert ward diese Kunsterfindung durch die bekannte deutsche Schauspielerin Madame Händel-Schütz, welche durch Rehbergs Zeichnungen in Frankfurt angeregt wurde, ihr Nachahmungstalent auf diese belebte Plastik zu richten. Ein gewandter, schön gebauter Körper, eine feine Beobachtungs- und eine ächt künstlerische Erfindungsgabe vereinigten sich in dieser Künstlerin, um das Höchste zu leisten. Die Händel-Schütz blieb nicht bei Nachbildungen einzelner Statuen und Gemälde stehen, sie suchte vielmehr in ganzen Reihen von A.n wechselnde Handlung u. verschiedene Momente der Leidenschaft zur Anschauung zu bringen. Dabei besaß sie das noch größere Talent, poetische A.n zu erfinden u. in dem ihnen angemessenen Styl darzustellen, so daß sie sowohl in Hinsicht auf Idealität, als an Reichthum der Charaktere und Gestalten und in der Kenntniß der moralischen Wirkung, welche sie durch ungemeine Leichtigkeit in Handhabung der Gewänder u. Anordnung einer sehr passenden Beleuchtung überall an den Tag legte, ihre Vorgängerin weit übertroffen zu haben scheint. Auch ihre A.n sind, obwohl nicht immer glücklich, von Peroux und Ritter (Frankfurt a. M. 1809) gezeichnet und gestochen, einige auch in dem Taschenbuche Urania für 1812 nachgebildet und von Falk lehrreich besprochen worden. Weniger Glück hat Elise Bürger in Darstellungen dieser Art gehabt, Vortreffliches leistete dagegen Sophie Schröder. Unter den männlichen Künstlern erlangte der in Amerika verstorbene von Seckendorf, genannt Patrik Peale, welcher zugleich Vorlesungen über seine Darstellungen hielt, größere Berühmtheit. Als Kunstleistung besitzt die theatralische A. unbestritten den Vorzug großer Anmuth und Lebendigkeit der Darstellungen; dennoch kann sie auf den Namen eines eigentlichen Kunstwerks schwerlich Anspruch machen. Das Kunstwerk muß eine vom Künstler unabhängige Existenz haben und nicht bloß an seine Person geknüpft sein. In der A. ist dies Letztere der Fall, daher auch die sinnliche Seite, die Anmuth, der Reiz, überwiegend ist, was da, wo die reine Schönheit sich zeigen soll, nicht eintreten darf.

Attius (Actius oder Atius), 1) A. Nävius oder Attus Navius, berühmter Augur zur Zeit des Königs Tarquinius Priscus, Schüler eines etruskischen Vogelschauers. Er hatte dem Tarquinius verboten, zu den von Romulus errichteten Reitercenturien neue hinzuzufügen; der König, um die Meinung von der Untrüglichkeit des Augurs zu widerlegen, fragte denselben, ob es wohl möglich sein würde, das zu thun, was er (der König) jetzt eben im Sinne habe. Als A. bejaht hatte, zog Tarquinius einen Wetzstein aus dem Busen, erklärend, daß die Zerschneidung desselben mit einem Scheermesser seine Absicht wäre. Die Umstehenden lachten, nur A. blieb ruhig und forderte den Schnitt, der auch wirklich mit der größten Leichtigkeit von Statten gegangen sein soll. Cicero erzählt noch von A., er habe eine neue Eintheilung der Himmelsgegenden mit dem Lituus des Romulus vorgenommen.

2) A., ausgezeichneter Dichter und Schriftsteller, Sohn eines Freigelassenen, geboren 170 v. Chr., Nebenbuhler des Pacuvius, † um 90 v. Chr. A. lieferte theils freie Bearbeitungen und Nachbildungen griechischer Tragödien (Achilles, Aegisthus, Astyanax, Hecuba, Aleestis, Myrmidones u. A.), theils dramatisirte er vaterländische Stoffe (Decius, Brutus, Marcellus), womit zugleich den römischen Dramatikern eine neue Bahn eröffnet wurde. Wir besitzen von diesen, nach dem Zeugnisse der Alten durch Würde, Erhabenheit der Gedanken u. Kraft der Sprache ausgezeichneten Stücken nur einzelne Fragmente, vorzüglich bei Cicero, dem großen Verehrer und Bewunderer des Dichters.

Attorney (Attourney), in England der Stellvertreter eines Andern, besonders in Rechtssachen. Ein A. at law ist ein Anwalt, der bei einem Prozesse die Stelle einer abwesenden Partei vertritt. Das Obergericht zu Westminster wählt und vereidigt aus den A.s, die eine besondere Klasse der englischen Rechtsgelehrten und unter sich eine geschlossene Korporation mit großen Vorrechten bilden, die einzelnen Mitglieder für jedes Gericht besonders. Sie stehen unter der Kontrole der Richter. Der A. ist entweder ein öffentlicher, wie in den Courts of records, der Kings bench, Common pleas u. a., oder ein Privatattorney für ein besonderes Geschäft. Sie sind im gemeinen Recht (common law) ungefähr dasselbe, was im Civil- und kanonischen Rechte die Proctors oder Syndici sind. Sie führen nur Rechtssachen in den Gerichtshöfen des gemeinen Rechts und sind dadurch verschieden von den Solicitors, die dasselbe Geschäft in den Courts of equity führen. In den Quartalsitzungen der Friedensrichter darf nur der A. eines Obergerichtshofes auftreten. In Irland ist A. s. v. a. Sachwalter. Der Attorney-general oder Generalfiscal (Kronanwalt) ist ein vom König aus der Klasse der Sachwalter erwählter und angestellter Beamter, der von den Gerichtshöfen sowohl in Civilprozessen in Sachen der Krone auftritt, als auch in deren Namen in gewissen Fällen Verbrechen anklagt. Die Attorneys-generals sind Mitglieder des Geheimenrathes und können wohl in vielen Staaten Nordamerika's, keineswegs aber in England mit den Staatsanwälten in Frankreich verglichen werden. Wenn z. B. in England Jemand mit einer Privatsatisfaktion für eine ihm zugefügte thätliche Beleidigung nicht zufrieden ist, so entwirft er eine Darstellung des Herganges, welche der Attorney-general gegen eine 3 Pfund Sterling betragende Gebühr zu unterzeichnen sich selten weigert und auf welche auch wegen Bruchs des Königsfriedens der Beleidigte oder dessen A. at law den in England gültigen Anklageprozeß gegen den Beleidiger einleitet. Ein Attorney-general darf wegen seiner Vereidigung als Kronanwalt niemals ohne besondere Erlaubniß (die zwar nie verweigert wird, aber mit einer Ausgabe von 9 Pfund Sterling verbunden ist) weder eine Sache gegen die Krone annehmen, noch in einer Kriminalsache als Vertheidiger für einen Gefangenen auftreten.

Attractiva (Attrahentia oder Attractoria, lat.), anziehende, ableitende Mittel, d. h. solche, durch welche ein vermehrter Zufluß der Säfte nach einem Theile oder eine Ableitung von einem andern, in welchem Falle sie mit den derivirenden zusammenfallen, bewirkt wird. Dergleichen Mittel sind z. B. warme

Kataplasmen, Bäder u. Dämpfe, Blutegel, trockene und blutige Schröpfköpfe ꝛc. Man bedient sich derselben besonders zur Bekämpfung von Metastasen auf innere Organe und zur Beförderung gewisser Profluvien, welche entweder bloß verringert, oder ganz unterdrückt sind, z. B. des Menstrual-, Lochial- und Hämorrhoidalflusses, od. der Milchabsonderung während der Laktation.

Attraktion (v. Lat.), s. Anziehung.

Attribut (v. Lat.) das Beigelegte, daher die einem Dinge zukommende Eigenschaft, das Kennzeichen, Merkmal. Das logische Wesen eines Begriffs ist der Inbegriff derjenigen (innern) Merkmale desselben, durch welche er sich von allen andern unterscheidet und worauf alle andern beruhen. Diese innern Merkmale, die allen übrigen zum Grunde liegen, heißen grundwesentliche Stücke (essentialia constitutiva), diejenigen innern Merkmale hingegen, die aus ihnen abgeleitet werden können, A.e (essentialia consecutiva). Definirt man den Begriff „Mensch" als „ein Thier mit Vernunft", so sind Thier und Vernunft grundwesentliche Stücke; aus dem Merkmale Thier, das dem Begriffe Mensch beigelegt werden muß, folgt aber, daß der Mensch ein organisirter Körper ist, daß er Empfindung hat ꝛc.; ebenso folgt aus dem Merkmale Vernunft, daß er Begriffe bildet, urtheilt ꝛc. Alle diese abgeleiteten Merkmale, die ebenfalls innere sind u. auch Nothwendigkeit haben, als organisirter Körper, Empfindung haben, Begriffe bilden, urtheilen ꝛc., sind demnach A.e. Sie sind, wie die grundwesentlichen Stücke, von doppelter Art: gemeinsame (communia), welche der Begriff mit mehren einer Gattung gemein hat, oder eigenthümliche (propria), welche ihm allein zukommen. So ist ein gemeinsames A. des Menschen, daß er ein organisirtes Wesen ist, ein eigenthümliches, daß er schließt. In den bildenden Künsten, besonders in der Bildhauerkunst, sind A.e gewisse dem Hauptgegenstande der Darstellung beigegebene Zeichen bestimmter Eigenschaften und Zustände, eine Art von Symbolen, welche dazu dienen, die Figur oder dem Bilde mehr Bedeutsamkeit und Deutlichkeit zu geben. Die Anwendung der A.e in den bildenden Künsten gründet sich auf das Unvermögen der letztern, sowohl geistige Eigenschaften und Begriffe auszudrücken, besonders wo diese als etwas Selbstständiges dargestellt werden sollen, als auch besondere Umstände und historische Thatsachen darzustellen oder zu bezeichnen, welche an sich der sichtbaren Darstellung unfähig sind, oder doch nur in Darstellungen von größerem Umfange (durch Vorführung einer zusammengesetzten Handlung) sichtbar gemacht werden können. Man bedarf daher, um den Sinn der dargestellten Figuren zu erklären, gewisser äußerer Mittel und wählt zu diesem Zwecke Gegenstände, welche bald an sich eine gewisse innere, nothwendige Verbindung od. Aehnlichkeit mit den darzustellenden Gegenständen und Begriffen haben, bald durch Gewohnheit und Uebereinkommen mit ihnen verknüpft zu werden pflegen. Man unterscheidet deshalb auch wesentliche und zufällige (konventionelle) A.e. Zu den wesentlichen A.en gehören zunächst alle diejenigen, welche für sich allein schon als redende Symbole gebraucht werden können, z. B. die Biene zur Bezeichnung der Arbeitsamkeit, der Mohn als Sinnbild des Schlafs, die in sich zurückkehrende Schlange als Symbol der Ewigkeit. Allein gerade diese für sich allein schon als selbstständiges Ganzes auftretenden A.e muß der Künstler in der Regel vermeiden, weil durch sie die Einheit des Kunstwerks leicht gestört wird; er wird vielmehr solche A.e wählen, welche zwar auch in sich selbst ihre Bedeutung tragen und in sofern wesentliche sind, dennoch aber nicht für sich allein, sondern nur in der Verbindung mit dem Ganzen bestehen können, z. B. die Flügel der Genien, der Finger auf dem Munde des Harpocrates, das Schlangenhaar der Furien, die Strahlenkrone der Heiligen. Ein solches A. erscheint nicht als bloßer äußerlicher Zusatz, es verschmilzt immer mit der Figur zu einem Ganzen, und das Kunstwerk behauptet seine artistische Einheit. Zufällige A.e sind solche, welche bloß auf einem gewissen, historisch gewordenen Uebereinkommen beruhen, ohne daß in der Beschaffenheit ihres eigenen Wesens ein bestimmter Grund ihrer Bedeutung gegeben ist, z. B. das Kreuz als Sinnbild des Glaubens und der Liebe, die Taube als Symbol des göttlichen Geistes, der Schlangenstab des Heilarztes, die Palme des Friedens. Da die Bestimmung des A.s keine primäre ist, vielmehr stets eine sekundäre, nämlich die, daß es beitrage, die Bedeutung des Kunstwerks in seiner bestimmten Besonderheit anschaulich zu machen, so kann es auch niemals den charakteristischen Ausdruck der Hauptfigur selbst entbehrlich machen, und eben so wenig die Schwäche des Künstlers in Darstellung desselben verdecken; die Poesie aber, welche unmittelbar ausdrücken kann, was die bildende Kunst nur anzudeuten vermag, bedarf aus eben diesem Grunde des sinnlichen A.s zur Ausstattung ihrer Charaktere gar nicht und verfällt, wenn sie sich dessen bedient, leicht in todte, frostige Schilderei. In der Theologie versteht man unter A.en die Eigenschaften Gottes, welche ihm als absolutem Geist (in abstracto) zukommen, z. B. Allmacht, Ewigkeit ꝛc., im Unterschiede von den Prädikaten, welche von ihm in seinem Verhältnisse zur Welt (in concreto) ausgesagt werden, z. B. Schöpfer, Regierer, und den Proprietäten, welche sich auf die Dreieinigkeit beziehen.

Attrition (lat. attritio), das Aneinanderreiben zweier Körper, Abnutzung, Zerreibung, Zerknirschung; daher in der Dogmatik s. v. a. Kontrition, öfters jedoch von dieser unterschieden als eine bloße Annäherung an dieselbe oder als eine unvollkommene Reue, die aus bloßer Furcht vor den Höllenstrafen, nicht zugleich auch aus wahrem Ekel und Abscheu vor der Sünde hervorgegangen ist. Die römischen Theologen, mit Ausnahme der Jansenisten, hielten diesen Unterschied für unwesentlich, behauptend, daß auch die so gefaßte A. zur Vergebung der Sünde befähige, oder zur Buße hinlänglich sei. Vgl. Kontrition. In der Heilkunde ist A. s. v. a. Afterfratt (s. d.).

Atwood, George, englischer Physiker, um 1745 geboren, war Professor der Physik zu Cambridge u. † 1807. Er ist Erfinder der atwoodschen Maschine, einer Vorrichtung zur Nachweisung der Gesetze des freien Falles der Körper (s. Fall), und schrieb unter Anderem eine Analyse eines Kursus über die Grundsätze der Physik (1804).

Atypisch (v. Griech.), ohne Typus, d. i. ohne Bild, Muster, Form, Regel; daher s. v. a. unbildlich, sich nicht auf etwas Aehnliches beziehend, selbstständig, z. B. a.e Redeweise, eine unbildliche, nach ihrem eigent-

lichen Wortsinne Gehalt u. Geltung beanspruchende Redeweise; dann form-, norm- und regellos, z. B. a.es Fieber, s. v. a. unregelmäßiges Fieber; a.e Sprache, fehlerhafte Sprache, besonders stotternde oder überhaupt unvollkommene Aussprache; daher Atypus (Atlubus, Atubus), ein Mensch mit fehlerhafter Aussprache, Stammler.

Atys, 1) (Attin, Atthin, Attis, Attys od. Attes), Liebling und Begleitung der Cybele, mit dieser besonders in Phrygien verehrt. Die Sage macht A. bald zu einem Sohne des Phrygiers Calaus, bald zu einem Abkömmlinge des Agdistis, gezeugt vermittelst einer Mandelfrucht, welche Nana, Tochter des Flußgottes Sangarius, dem aus der geraubten Mannskraft des Agdistis entstandenen Baume entnommen und verzehrt hatte. Ausgesetzt, aber von phrygischen Hirten gefunden, wuchs A. zum schönen Jüngling heran, dem selbst Cybele in Liebe sich nahte. Aus Eifersucht entmannte und tödtete ihn später die Göttin; nach Anderen geschah dies im Wahnsinn durch A.' eigene Hand, nach noch Anderen durch einen von Jupiter gesandten Eber, oder endlich durch einen vornehmen Phrygier, dessen Liebe A. verschmäht hatte. Cybele, bald von tiefer Trauer über den Verlust des Geliebten ergriffen, bewirkte dessen Wiederbelebung, nach Anderen schützte sie wenigstens den Leichnam vor Verwesung, oder verwandelte ihn in eine Pinie. Angeblich um A.' willen mußten die Cybelepriester verschnitten sein. Jährlich (21.—23. März) wurde ihm ein großes Fest gefeiert; die beiden ersten Tage desselben waren Trauertage; eine Pinie, an der A.' Bild hing, wurde abgehauen und in den Tempel der Göttin gebracht; Trauermusik ertönte aus halbmondförmigen Hörnern; am dritten Tage ward A. gefunden; unter dem Getöse der Hörner, Tambourins und Cymbeln tanzten die bewaffneten Priester wilde Tänze, durchrannten mit brennenden Fackeln die Wälder und Gebirge, verwundeten sich selbst ꝛc. Schon diese Feier erinnert an Adonis (s. d.); ebenso die Sage von A. selbst u. sein ohne Zweifel semitischer Name (Adon, Adin, Attin). Nimmt man dazu die ursprüngliche Gleichheit oder spätere Verwechselung der Aphrodite mit Cybele (s. d.) und dieser wieder mit Astarte (s. d.), so wird es mehr als wahrscheinlich, daß Adonis u. A. ihrer Grundbedeutung nach identisch sind. Was jener bei Aphrodite, Baal bei Astarte, daß ist A. bei Cybele, nämlich der zeugende Naturgott, der Gott der blühenden, üppigen, aber vergänglichen Pflanzenwelt, dessen Entmannung oder Tod mit der Zeit der aufhörenden Vegetation (Winter oder hoher Sommer) zusammenfällt. — 2) (Cotys), Sohn des Hercules und der Omphale, nach Herodot des Manes, Königs der Mäonen, Vater des Lydus und Tyrrhenus, Stammvater der lydischen Könige, welche nach ihm Atyaden genannt werden. — 3) Sohn des lydischen Königs Crösus, von Adrastus (s. d.) auf der Eberjagd aus Versehen getödtet.

Atzel, Vogel, s. Elster.

Atzgersdorf, Fabrikdorf im Erzherzogthum Oesterreich, Kreis unter dem Wienerwalde, mit 2000 Einw., Zitz- und Kattunfabrikation, Seidenweberei, Obst- und Weinbau.

Atzung, veraltetes Wort für Speisung, Speise, jetzt nur noch in der Jägersprache gebräuchlich, wo es die Fleischspeise für den Raubvogel, also s. v. a. Futter oder Köder bezeichnet. In mittelalterlichen Urkunden bezeichnet A. vorzugsweise eine damals nicht seltene Dienstbarkeit, vermöge welcher Unterthanen und Vasallen ihren Herren, besonders aber Klöster und Stifter ihre Schutzherren und deren Gefolge, selbst Pferde und Hunde mit eingeschlossen, auf Reisen beherbergen und beköstigen mußten. Mit dem Aufhören der unsteten Lebensweise des hohen Adels und durch die Einrichtung großer öffentlicher Gasthäuser ist diese eben so lästige als kostspielige Servitut nach und nach erloschen. Häufig sind jedoch an die Stelle derselben durch Verträge gewisse Geld- und Naturalabgaben getreten, die unter verschiedenen Namen, als Herbergegeld, Futterhafer, Atzgeld ꝛc., vorkommen. Am längsten erhielt sich die ganzen Gemeinden oder auch besonders den Müllern hie u. da obliegende A. herrschaftlicher Jagdhunde.

Atzvögel (Nesthocker), diejenigen Vögel, welche im Neste aufwachsen und von den Alten gefüttert (geätzt) werden müssen. Hierher gehören die Ordnungen der Raubvögel, Klettervögel, Singvögel u. Tauben.

A. U., Abbreviatur für anno urbis, im Jahre nach Erbauung der Stadt Rom.

Au, Dorf im badischen Mittelrheinkreise, Amt Rastadt, mit 1000 Einwohnern, einem Alaun- und Vitriolwerk, Fundort römischer Alterthümer.

Aub, Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, an der Gollach, Sitz des Landgerichts Röttingen, eines Magistrats 3. Klasse, hat 1100 Einwohner, 2 Kirchen, Mahl- und Oelmühlen, Ziegeleien

Aubade (franz.), Morgenständchen, Frühständchen, im Gegensatz zu Serenade (s. d.) oder zum Abendständchen; auch s. v. a. Katzenmusik.

Aubagne, Stadt im französischen Departement Rhonemündungen, an der Beaune, mit 7500 Einwohnern, welche Handel, Töpferei, Weinbau treiben. Hier wächst der rothe feurige Aubagnewein, eine Gattung Provencerwein, der über Marseille in den Handel kommt.

Aubaine, droit d', s. v. a. Heimfallsrecht, Fremdlingsrecht, s. Fremdenrecht.

Aube, rechter Nebenfluß der Seine, entspringt bei Praslay auf dem Plateau von Langres im französischen Departement Ober-Marne, fließt in nordwestlicher Richtung über Nouvres, la Ferté, Bar und Arcis, wo er schiffbar wird, und mündet unweit Mareilly nach einem Lauf von 25 Meilen. Seine Nebenflüsse sind Aujon u. Voire rechts, Landion, Amance und Auzon links.

Das danach benannte Departement im nordöstlichen Frankreich, aus der niederen Champagne, einem Theil von Vallage und Stücken von Bourgogne und Isle de France gebildet, grenzt im Norden an die Departements Ober-Marne, Marne und Seine-Marne, im Osten an Ober-Marne, im Süden an Côte d'or und Yonne, im Westen an Yonne und Seine-Marne u. zählt auf 111,01 QMeilen 261,673 Einwohner. Der Boden, welcher sich von Südwesten nach Nordosten abdacht, ist im Allgemeinen ziemlich eben; nirgends erheben sich eigentliche Berge. Doch theilt sich das Departement in zwei Theile von sehr verschiedener Beschaffenheit. Der nordwestliche gehört zu der von Alters her als lausige Champagne (Champagne pouilleuse) be-

zeichneten Gegend, wo der sterile Kreidefels nur mit einer 3—4 Zoll hohen Schicht Erde bedeckt ist. Der südöstliche dagegen umfaßt reiche und fruchtbare Thäler, deren Wände sich trefflich zum Weinbau eignen. Insbesondere haben die Thäler der Seine und Aube einen sehr ergiebigen Alluvialboden. Hauptflüsse sind die Aube und Seine, welche auf ihrem Lauf durch das Departement mehre Nebenflüsse empfangen; die der Aube, welche alle rechts einmünden, sind Anjon, Voire, Puis und Auges; die der Seine sind rechts Ource und Barse, links Laignes und Lozein. Die Vannes, die in ihrem obern Lauf das Departement bewässert, fließt der Yonne zu. Aube und Seine sind schiffbar; außerdem hat das Departement noch einen Kanal, den von Troyes. Auch gibt es eine große Menge kleiner Seen und zahlreiche Teiche (über 100). Die angebauten Ländereien nehmen etwa $^3/_5$, die Waldungen $^1/_3$, die Wiesen über $^1/_{10}$, die Weinberge $^1/_{27}$ der Oberfläche ein. Letztere theilt sich in zwei Hauptthäler, in das den Osten einnehmende Thal der A. und in das die Mitte und den westlichen Theil umfassende Thal der Seine. Das Klima ist angenehm, aber feucht. Hauptprodukt ist Wein, wovon die geschätztesten Sorten die von Riceys, Gravilhers und Bar-sur-Aube sind. Der Ackerbau ist nur in der südlichen Hälfte von Belang, in der laufigen Champagne kommt bloß Roggen fort, und die Provinz producirt ihr nöthiges Getreide nicht. Gemüse, namentlich Blumenkohl, Rüben, ferner Zwiebeln und Knoblauch werden dagegen in großer Menge gebaut und nach Paris versandt. Die Steckrüben von Montgueux haben unter den Gourmands der Hauptstadt großen Ruf. Die Anpflanzung der gewöhnlichen Fichte und der Föhre hat man in den sterilsten Theilen des Departements mit Glück versucht. Sonst bestehen die Waldungen vornehmlich aus Eichen, Buchen, Espen und Birken. Man zieht Hornvieh von geringer Race, Pferde von mäßigem, aber starkem Wuchse, grobwollige Schafe, besonders aber Schweine. Rehe und Hirsche, wilde Schweine, Hasen und Kaninchen, sowie Vogelwild gibt es noch in Ueberfluß; auch Süßwasserfische und Krebse kommen in den zahlreichen Seen und Flüssen in Menge vor. Von Mineralien wird nur Marmor, Kreide, Thon und Ziegelerde gewonnen, obgleich Spuren von Eisen, Blei und Silber an mehren Orten gefunden worden sein sollen. Die Feuersteine des Kreidebodens werden wenig benutzt. Eine Mineralquelle findet sich bei Nogent. Die Einwohner betreiben ansehnliche Manufakturen und Fabriken für baumwollene Zeuche, Tuch, Strumpfwaaren, wollene Decken, Seife, Glas, Töpferwaaren, Leder, Darmsaiten, Pergament, Papier, auch einige Zuckersiedereien, Eisenhämmer und Messerschmieden, sowie Handel mit diesen Fabrikaten, mit Wein, Branntwein, Holz, Vieh, Butter, Käse, Talg, Häuten, Leder, Honig, Wachs, Hanf, Brennöl, Kohlen, und Federvieh. Das Departement zerfällt in 5 Arrondissements: Troyes, Arcis-sur-Aube, Bar-sur-Aube, Bar-sur-Seine und Nogent-sur-Seine, 26 Kantone und 447 Gemeinden. Hauptstadt ist Troyes.

Aubel, Marktflecken in der belgischen Provinz Lüttich, mit 3300 Einwohnern, Tabaksfabrikation, Tuch- und Leinweberei und Bierbrauerei.

Aubenas, Stadt im französischen Departement Ardèche, am Fuße der Cevennen, hat 7400 Einwohner, welche Fabriken in Tuch und Baumwolle, Handel mit Seide, Kastanien ꝛc. treiben.

Auber, Daniel François Esprit, einer der fruchtbarsten Opernkomponisten der neuesten Zeit, geboren den 29. Febr. 1784 zu Caën, wohin seine Aeltern von Paris aus eine Reise gemacht hatten, ward von seinem Vater, einem wohlhabenden Kunsthändler zu Paris, für den Handelsstand bestimmt, zu welchem Behufe er nach London in die Lehre kam. Des kaufmännischen Geschäfts bald überdrüssig, kehrte der Jüngling aber nach Paris zurück u machte Versuche in der Komposition. Er schrieb Romanzen, Trios, hauptsächlich Cellokonzerte, für den Violoncellisten Lamare, sowie auch eine kleine Oper „Julie", die sämmtlich mit Beifall aufgenommen wurden. Da er für größere Werke die Unzulänglichkeit seiner musikalischen Ausbildung bemerkte, so widmete er sich unter Cherubini's Leitung strengen Studien, als deren erste Frucht eine Messe erschien, woraus er später das Gebet entlehnte, das in seiner „Stummen" vorkommt. Dann wandte er sich wieder der dramatischen Musik zu und trat 1813 zuerst auf dem Théâtre Feydeau mit der einaktigen Oper „Le Séjour militaire" öffentlich auf. Allein das Werk mißfiel, und A. schien die Laufbahn des Komponisten gänzlich verlassen zu wollen; nur der Umstand erhielt ihn auf derselben, daß um diese Zeit seine Aeltern durch mehre Fallissements ihr ganzes Vermögen verloren und er sich in Folge davon genöthigt sah, zur Begründung seiner äußeren Existenz die Tonkunst, die er bisher zu seinem Vergnügen getrieben, zur Erwerbsquelle zu machen. Sein erstes erneuertes Auftreten geschah 1819 mit der einaktigen Oper „Le Testament et les Billets doux" in der Opéra Comique. Auch dieses Stück mißfiel. Erst mit der Oper „La Bergère châteleine" (1820) und nachdem er von Rossini Vieles angenommen hatte, fing er an zu gefallen und schrieb nun die Opern „Emma", „Leocadie", „Leicester" ꝛc., die Glück machten, aber nicht viel über Frankreich hinaus bekannt geworden sind. Seine ersten Opern, die auch in Deutschland guten Erfolg hatten, waren das „Koncert am Hofe" (1824) und noch mehr „Der Schnee" (1824) und „Maurer und Schlosser" (1825). Nachdem er darauf noch mehre Opern, wie „Fiorilla" (1826) „La Fiancée" („Die Braut") geschrieben, die sich durch ansprechende Partien auszeichnen, aber im Ganzen der Kraft und der charaktervollen Leidenschaft ermangeln, trat er 1828 mit seinem Hauptwerke „La Muette de Portici" („Stumme von Portici") hervor, welche in Frankreich, Deutschland und selbst in Italien mit gleichem Jubel aufgenommen wurde und A. an die Spitze der neuen Richtung der französischen Oper bis auf Meyerbeer stellte. Auch die nächste Leistung A.s, „Fra Diavolo" (1829), wurde ein Lieblingsstück des Publikums. In seinen folgenden Werken, deren Zahl seitdem ins Unglaubliche angewachsen ist, hat A. diese Höhe nicht wieder erreicht. Als die besseren sind hervorzuheben: „Gustav, oder der Maskenball", „Des Teufels Antheil", „Die Falschmünzer", „Die Krondiamanten", „Die Sirene", „Marco Spada", „Der Feensee", „Haidee" ꝛc., und aus der allerjüngsten Zeit „Jenny Bell" und „Manon Lescaut." Um A. richtig zu würdigen, muß man ihn als das, was er ist: als Franzosen, der nur für Franzosen geschrie-

Digitized by Google

ben hat, auffassen. Aus dieser seiner Nationalität erklären sich alle seine Vorzüge und Schwächen: er ist pikant, lebhaft, geistreich, mitunter selbst kokett und geschwätzig, und vor allen Dingen will er sich und Andere amüsiren. Gemüthstiefe ist ihm fremd, er kann die Seele nicht mit großen und schönen Bildern anfüllen, und seine Muse ist keine strenge Göttin. Aber er versteht ins volle, brausende Leben zu greifen und bewegt sich lieber im eleganten Salon unter geputzten Damen und Herren, als daß er in einsamen Nächten von romantischen Idealen träumt. Darum ist auch die komische Oper das Feld, auf dem er sich mit dem entschiedensten Glück bewegt; hier ist seine mehr springende Melodienführung, seine scharf pointirte Rhythmik und pikante Harmonik ganz an ihrem Platz. „Maurer und Schlosser" und „Fra Diavolo" stehen in dieser Beziehung obenan. Unter seinen großen und ernsten Opern nimmt nur die „Stumme" einen höhern Aufschwung und illustrirt bedeutsame Situationen mit bedeutsamer Musik. In wiefern die bewegte Zeit, vor der Julirevolution, in welcher A. die „Stumme" schrieb, auf ihn eingewirkt und in wieweit das glückliche Libretto den beispiellosen Erfolg unterstützt hat, kommt nicht in Betracht; genug ist, daß ein wunderbares Kolorit über der ganzen Oper verbreitet, die nationale Charakteristik wunderbar getroffen ist, und daß eine kräftige und gesunde Empfindung durch das Ganze weht, wenn schon rigorose Kritiker die Farben dick aufgetragen und die Ausarbeitung hie und da etwas roh finden müssen. A. wurde 1829 Mitglied der Akademie der schönen Künste und, nachdem er eine Zeitlang Direktor der königlichen Kapelle gewesen, 1842 nach Cherubini's Tode Direktor des Konservatoriums der Musik zu Paris, 1853 kaiserlicher Kapellmeister und Senator.

Aubert, Jean Louis, Abbé, vielgelesener französischer Fabeldichter, Journalist und geistreicher Kritiker, ward 1731 zu Paris geboren und für den geistlichen Stand erzogen, verließ jedoch diese Laufbahn, um ausschließlich der Literatur zu leben. Er redigirte von 1752 — 1772 mit ungemeinen Beifall den literarischen Theil der „Annonces et Affiches de la province et de Paris" (Petites Affiches) gründete 1766 das „Journal des beaux-arts et des sciences", erhielt 1773 die eigens für ihn gestiftete Professur der französischen Literatur am Collége royal und ward 1774 Generaldirektor der „Gazette de France", sowie königlicher Censor. Die Revolution fand an ihm einen entschiedenen Gegner; unfähig, die neue Zeit zu begreifen, zog A. sich seit 1792 von dem literarischen Markt gänzlich zurück, nachdem er seine Professur schon 1784 aufgegeben, und † den 10. November 1814. Durch seine Fabeln hat er sich dauernden Ruhm erworben. Trotz eines gewissen philosophischen Anstrichs zeichnen sich die meisten derselben durch Natürlichkeit, Anmuth und wahre Poesie aus; nur hie und da stößt man auf moralische Gemeinplätze, ermüdende Weitschweifigkeit und unerquickliche Trockenheit. Die erste Sammlung (1756) erlebte in kurzer Zeit 6 Auflagen und mehre Uebersetzungen. Eine neue vermehrte Sammlung veranstaltete der Dichter 1774 („Fables et Oeuvres diverses", 2 Bde.); mehre Wiederabdrücke seit 1814. Wenn A. in dieser Beziehung mit Recht als der beste und glücklichste Nachahmer Lafontaine's betrachtet werden kann, so mißrieth ihm dagegen eine poetische Nachbildung der „Psyche" desselben Dichters gänzlich. Von A.'s übrigen Produktionen nennen wir noch: „La mort d'Abel" und Le voeu de Jephthe" (Paris 1765).

Aubignan, Flecken im französischen Departement Vaucluse, mit 1750 Einwohnern, Oelbau, war früher Marquisat.

Aubigné, Theodoré Agrippe, Chevalier d', latinisirt Albinaeus, einer der tüchtigsten und merkwürdigsten Männer Frankreichs, geboren den 8. Februar 1550 auf dem Schlosse St. Maury bei Pons in Saintonge aus einer altadeligen Familie, zeichnete sich frühzeitig durch außerordentliche Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften aus. Der Tod seines übermäßig verschuldeten Vaters nöthigte ihn, die Feder mit dem Degen zu vertauschen. Protestant mit Leib und Seele, focht er seit 1567 in den Reihen der Hugenotten. Sein an Verwegenheit grenzender Heldensinn, verbunden mit seltener Biederkeit und Redlichkeit, erwarben ihm das Vertrauen Heinrichs IV. A. ward nach und nach Maréchal de camp, Statthalter der Insel Oléron, Gouverneur von Niort und Maillezais, zuletzt Viceadmiral von Guienne und Bretagne. Mehrmals wegen rücksichtsloser Freimüthigkeit vom Hofe verbannt, aber immer wieder zurückgerufen, zog er sich erst mit dem Tode Heinrichs völlig zurück. Als ihn, den furchtlosen Anwalt des Protestantismus, die katholische Hofpartei in seinem Zufluchtsorte St. Jean d'Angely mit Verfolgung bedrohte, begab er sich 1620 nach Genf, wo er den 29. April 1630 †. Unter seinen, durch Tüchtigkeit der Gesinnung, seltenen Scharfblick, unbestechliches Urtheil und beißenden Witz ausgezeichneten Schriften steht obenan: „Histoire universelle, contenant ce qui s'est passé dépuis l'an 1550 jusqu'en 1601" (Maille [eigentlich St. Jean d'Angely] 1616 bis 1620, und [nach Verbrennung der Auflage durch Henkershand] Amsterdam [eigentlich Genf] 1626, 3 Bde.); eine (einfacher und besser stylisirte Ergänzung dazu ist A.'s Selbstbiographie: „Histoire secrète écrite par lui méne" (Köln 1729 und Amsterdam 1731, 2 Bde., unter dem Titel „Mémoire de ta vie etc."; deutsch von J. L. Huber, Tübingen 1780, 1798, und in Schillers Sammlung historischer Memoires, 9. Bd., 2. Abthl., Jena 1795). Beide Werke sind für das Studium der Geschichte Heinrichs IV. und seiner Zeit sehr wichtig. Außerdem schrieb A. derbe Satiren in Prosa und Versen gegen die Thorheiten und Schlechtigkeiten seiner Zeit, als: „Confession catholique du Sieur de Sancy" (Paris 1693 und 1699); „Avantures du Baron de Fonneste" (Maille 1618, Genf 1630, 1640 u. ö.); „Tragiques, donnez au publ. par le larcin de Promethée" (1616). Seine Enkelin, Françoise d'A., war die nachmalige Marquise Maintenon (s. d.).

Aubigny, Stadt im französischen Departement Loire-Cher, mit 2500 Einwohnern, Tuch-, Leder- u. Glasfabrikation.

Aubin (St. A. des Ponts de Cé), Stadt im französischen Departement Maine-Loire, auf einer Insel der Loire, hängt mit Maurilly des Ponts de Cé durch eine Brücke zusammen und zählt mit diesem 3200 Einwohner.

Aubonne, Stadt im schweizerischen Kanton

Waadt, ¾ Stunde vom Genfersee am gleichnamigen Flüßchen gelegen, hat 1800 Einwohner, die Weinbau treiben.

Aubrac, Flecken im französischen Departement Aveyron, mit großem Hospital u. ehedem berühmter Abtei. Nach diesem Ort ist das Gebirge, in dem es liegt, Montagne d'Aubrac (Aubracgebirge) benannt; letzteres ist ein Zweig der Cevennen und seiner trefflichen Weiden halber berühmt.

Aubrion, Jean, Chronist der freien Reichsstadt Metz zu Ende des 15. Jahrhunderts, Gesandter seiner Mitbürger an Karl den Kühnen und an Ludwig XI. von Frankreich, 1492 Urheber eines Magistratsbeschlusses für die Verweigerung der von dem Herzog von Lothringen geforderten außerordentlichen Hülfssteuer, † 1501. Seine Chronik von 1477—1501 ist, trotz öfterer Kritiklosigkeit, als das Werk eines Augenzeugen und persönlichen Theilnehmers an den wichtigsten Ereignissen, eine schätzbare Quellenschrift der Geschichte jener Zeit. Man kennt davon nur zwei Kopien.

Aubry, 1) Claude Chartes, Comte d', französischer General, geboren 1773 zu Bourg in La Bresse, machte sich seit 1793 als Artilleriehauptmann bei der Nord-, Rhein- und italienischen Armee bemerkbar, ward 1801 Bataillonschef und Direktor der Artillerie in St. Domingo, 1803 Major und 1804 Oberst. Als Chef des Generalstabes der Artillerie unter Masséna im Feldzuge von 1809 zeichnete er sich bei Schlagung der Brücken aus, welche die französische Armee auf das linke Donauufer brachten. Zum Brigadegeneral ernannt, ward er in der Schlacht bei Eßlingen schwer verwundet. Nach seiner Wiederherstellung erhielt er mehre schwierige Inspektionen in den illyrischen Provinzen und 1810 die Direktion der Artillerie zu Alessandria. Im russischen Feldzuge von 1812 focht er mit gewohnter Tüchtigkeit bei Smolensk, an der Moskwa und bei Borodino; sein ruhmvollstes Werk bleibt indessen die schnelle Schlagung der Brücke über die Beresina, auf welcher Napoleon I. und die Trümmer seines Heeres sich retteten. A. ward dafür zum Grafen und Divisionsgeneral erhoben. Im Feldzuge des folgenden Jahres kämpfte er bei Lützen, Bautzen und Leipzig; eine Kanonenkugel, die ihm am 18. Oktober beide Schenkel zerschmetterte, führte den folgenden Tag seinen Tod herbei.

2) A., französische Tänzerin, schön, aber leichtfertig, stellte 1793 bei Collots d'Herbois Festen der Vernunft zu allgemeinem Skandal die Göttin der Vernunft dar. Als sie später auf dem Theater den Ruhm darstellte, fiel sie aus dem Wolkenwagen und brach den Arm. Man pensionirte sie, und sie gerieth in Vergessenheit, in welcher sie noch 1830 lebte. Nach Andern war jene Schauspielerin, welche die Göttin der Vernunft darstellte, eine Engländerin, die um 1836 in Neapel in einer Bauernhütte im Wahnsinn gestorben ist.

Aubry de Montdidier, französischer Ritter unter König Karl V., wurde 1371 von Robert de Macaire gemeuchelmordet. Berühmt als Rächer seines Herrn ward A.'s Hund. Dieser, der bei dem Morde gegenwärtig gewesen, fiel Macaire, so oft er später in dessen Nähe kam, mit der größten Wuth an. Der schon rege Verdacht erhielt dadurch Worte: nach des Königs Willen sollte ein Gottesurtheil entscheiden. Macaire, mit einer Keule bewaffnet, wurde dem Hunde, als seinem ersten Ankläger, zum Kampfe auf Tod und Leben entgegengestellt; er unterlag dem Gebisse des wüthenden Thieres und gestand sterbend sein Verbrechen. Weniger verdient war der Beifall, welchen das Drama „Der Hund des Aubry oder der Wald bei Leondy" später auf der Bühne erhielt; die Aufführung dieses unwürdigen Machwerks, worin ein dressirter Pudel die Hauptrolle spielte, zu Weimar veranlaßte Goethe zur Niederlegung der dortigen Theaterintendantur.

Auburn (spr. Ahbörrn), Stadt im nordamerikanischen Freistaat Newyork, Grafschaft Cayuga, am nördlichen Ende des Owascosee's, Hauptort der Grafschaft, hat 8 Kirchen, eine Akademie, ein Seminar der Presbyterianer mit Bibliothek, ein berühmtes, nach dem Schweig- (auburnschen) System eingerichtetes Staatsgefängniß, 3 Banken und (1853) gegen 10,500 Einwohner, welche Wollen- und Linnenweberei und Handel treiben.

Auburnsches System, eine besondere Art der Freiheitsstrafen, wobei die Sträflinge zwar am Tage in Arbeitssälen versammelt sind, aber völliges Stillschweigen ihnen zur Pflicht gemacht ist. Man bezeichnet diese Art der Strafverbüßung daher auch mit dem Namen des Schweigsystems. Dasselbe steht im Gegensatze einmal zu dem alten sogenannten Zuchthaussystem, wobei die Gefangenen weder durch Einzelhaft, noch durch Zwang zum Stillschweigen Beschränkung erleiden, und sodann zu dem neuern sogenannten pennsylvanischen oder Trennungssystem, wobei die Sträflinge ganz getrennt von einander in besondern Zellen festgehalten werden. Steht auch das auburnsche System an Härte diesem letztern System der Einzelhaft bedeutend nach, so hat es doch auch manche Schattenseiten, namentlich in der Schwierigkeit der Ueberwachung und der daraus folgenden Nothwendigkeit scharfer Züchtigungen. Bezüglich der Zweckmäßigkeit des einen oder andern Systems hat man in vielen Ländern, so namentlich nach einem Zeugnisse der Ausgsburgischen Allgemeinen Zeitung vom 24. Oktober 1856 in Baden die Erfahrung gemacht, daß durch Einführung der Einzelhaft die Zahl der Verbrechen sich bedeutend verringert hat. Vergl. auch Gefängnißwesen.

Aubusson, Stadt im französischen Departement Creuse, an der Creuse, in einer von Bergen und Felsen eingeschlossenen Schlucht malerisch gelegen, mit 6060 Einwohnern, mit berühmten Teppich- und Tapetenfabriken.

Aubusson (Albusson), Pierre d', einer der ausgezeichnetsten Großmeister der Johanniter, der „Schild der Kirche" genannt, aus einem uralten französischen Adelsgeschlecht, begab sich während des Waffenstillstandes mit den Engländern 1435 zu Kaiser Sigmund und zog unter Erzherzog Albrecht von Oesterreich gegen die Türken. Nach dem Wiederbeginn des Kriegs mit den Engländern kehrte er zurück, trat in die Armee des nachherigen Königs Ludwig XI., zeichnete sich 1437 bei der Belagerung von Montereau rühmlichst aus, zog mit den Armagnaken gegen die Schweizer und kämpfte 1444 bei St. Jakob an der Birs. Darauf trat er in den Johanniterorden auf Rhodus u. zeichnete sich auf Kreuzfahrten gegen

Digitized by Google

die Seeräuber so aus, daß er schon im ersten Jahre zum Kommenthur von Salins ernannt wurde. Nach der Eroberung Konstantinopels (1453) bewirkte er durch seine kräftige Beredtsamkeit, was der Papst selbst vergeblich verlangt hatte, daß der französische König Karl VII. behufs eines Türkenkriegs die Erhebung des Zehnten von allen Kirchengütern gestattete u. dem Orden der Johanniter außerdem 16,000 Goldthaler schenkte. Wegen der glücklichen Ausführung dieser Sendung wurde A. 1467 Mitglied des engern Ausschusses von 16 Rittern, Procureur du trésor (Pfleger des Schatzes), erhielt die eben neu errichtete Ballei der auvergnischen Zunge, die Aufsicht über den rhodischen Festungsbau, daß Großpriorat von Auvergne und ward 1476 Großmeister an Orsini's Stelle. Als solcher machte A. bedeutende Rüstungen und verproviantirte die Insel. Als Mahammed II. vom 23. Mai bis 28. Juli 1480 durch ein ungeheures Heer die Stadt Rhodus angreifen ließ, getang es seiner unermüdlichen Thätigkeit und außerordentlichen persönlichen Tapferkeit (er erhielt bei dem letzten entscheidenden Sturm 5 Wunden), Stadt und Insel zu retten. Seinen Namen befleckte er durch seine Handlungsweise gegen den jüngern Sohn Mohammeds, Dschem (s. d.), der sich vor seinem Bruder Bajazet in seinen Schutz begeben hatte. A. † 1503. Er schrieb: „De servita urbe praesidioque suo et insigni contra Turcas victoria, ad Fridericum III. imperatorem relatio" (Frankfurt 1602). Der Jesuit Dominik Bourhours beschrieb sein Leben in „Histoire de Pierre d'Aubusson, Grand maître de Rhodus" (Haag 1793).

Auch, (spr. Osch), Hauptstadt des französischen Departements Gers, am linken Ufer des Gers, ist Sitz der Departementalbehörden, eines Assisenhofs, Obertribunals und Handelsgerichts, sowie eines Erzbischofs. Die dortige, im altgothischen Styl begonnene, aber im griechischen vollendete Kathedrale mit 90 Fuß hohem Schiff und herrlichen Glasgemälden ist eine der großartigsten und kolossalsten Frankreichs. Von öffentlichen Anstalten hat die Stadt ein großes Hospital, ein Collége, Priesterseminar, eine ökonomische Gesellschaft, ein Museum. Die Einwohner, 12,000 an der Zahl, betreiben Tuchfabrikation, Kattundruckerei, Baumwollenspinnerei, Katmuck- u. Kadiswederei, auch Gerberei, Stuckfabrikation und Töpferei, sowie lebhaften Landhandel mit Wein, Branntwein, Holz ꝛc. Große Gärten umgeben die Stadt u. liefern treffliches Obst, besonders Birnen. In der Nähe findet man Türkise. A. hieß im Alterthum Climberrum (Climbernum), als Hauptstadt der Auscier auch Civitas Ausciorum oder Augusta Ausciorum. Schon zu Cäsars Zeit angesehen, dann kolonisirt, ward die Stadt im 4. Jahrhundert n. Chr. Sitz eines Erzbischofs, der später Primas von Aquitanien war. Seit dem 10. Jahrhundert residirten hier die Grafen von Armagnac. Im Jahre 1068 (1066) hielt der Kardinal und päpstliche Legat Hugo Blanc hier eine Kirchenversammlung, auf welcher unter Anderem bestimmt wurde, daß alle Kirchen der Gascogne den vierten Theil des Zehnten an die Kathedralen zahlen sollten. Andere, meist die kirchliche Disciplin betreffende Synoden unter Vorsitz hiesiger Erzbischöfe wurden hier 1279, 1300, 1308, 1324 und 1330 abgehalten. Im Jahre 1818 fand man hier die Reste alter Bauten u. eine Menge goldener, silberner und bronzener Medaillen, sowie einige Mosaiken. Bis auf die neuere Eintheilung Frankreichs galt A. als Hauptstadt von Armagnac und ganz Gascogne.

Auckland (spr. Ahkländ), Hauptstadt der britischen Kolonie auf Neuseeland, an der östlichen Küste der Nordinsel, an der schmalsten Stelle derselben, zwischen den beiden trefflichen Häfen Waitemate und Manakau gelegen, ist Sitz eines Gouverneurs, eines anglikanischen Bischofs und katholischen Bischofs, ward 1841 gegründet und zählt gegenwärtig schon an 8000 Einwohner.

Auckland, 1) William Eden, Baronet, englischer Diplomat u. publicistischer Schriftsteller, einer der unterrichtetsten Staatsmänner seiner Zeit, geboren 1750, ward auf der Schule zu Eton gebildet, studirte zu Orford die Rechte, ward 1768 Rechtsanwalt, bald aber in den Staatsdienst gezogen, 1772 Unterstaatssekretär und zwei Jahre darauf Deputirter von Woodstock im Hause der Gemeinen, welchen Sitz er bis 1793 behielt. Die Bill für nützliche Beschäftigung der nach den westlichen Kolonien transportirten Arbeiter 1766 war sein Werk. Im Jahre 1778 wurde A. mit dem Grafen Carlisle, Lord Howe, Sir Henry Clinton u. George Johnston nach Nordamerika gesandt, um mit den dortigen Kolonien wegen ihrer Unterwerfung unter das Mutterland zu unterhandeln. Nach dem Mißlingen dieser Mission war er im Parlamente seit 1779 mit Howard und Blakstone besonders für die Reform der Strafgesetze hinsichtlich der Deportation, Gefangenhaltung ꝛc. thätig. Dem philantropischen Eifer dieser drei Ehrenmänner verdankt England eine vernünftigere, menschlichere Polizei und eine bessere Einrichtung seines Gefängnißwesens. Von 1780—82 bekleidete A. das Amt eines Staatssekretärs in Irland. Schon damals sah er in der Anerkennung der Unabhängigkeit Irlands hinsichtlich der Gesetzgebung das einzige Mittel, die Ruhe zu sichern; sein desfallsiger Vorschlag im Parlamente 1783 scheiterte jedoch an dem allgemeinen Widerstande. Im Jahre 1785 ward er Lord-Oberfekretär des Handels- und Koloniatrathes und ging als außerordentlicher Gesandter an den Hof von Versailles zur Abschließung eines Handelsvertrages. In derselben Eigenschaft begab er sich 1788 nach Spanien, erhielt nach daliger Rückkehr die irländische Peerie und 1789 eine Mission nach Holland, wo er 1790 ein Bündniß mit England gegen Spanien zu Stande brachte, die Konvention zwischen Oesterreich, Preußen, England und den Niederlanden in Bezug auf die Wiederherstellung der Ordnung in Belgien ꝛc. unterzeichnete, zu der Allianz der Großmächte des Kontinents mit Engtand und Holland gegen die französische Republik mitwirkte und 1793 die Generatstaaten zur Theilnahme an den Rüstungen Englands gegen Frankreich, sowie zur Ausschließung aller französischen Konventsmitglieder von holländischen Besitzungen aufforderte. Nach seiner Rückkehr zum Baron ernannt, nahm er seinen Sitz im Oberhause ein u. vertheidigte 1794 die von Lord Grenville vorgeschlagene Anwerbung der Emigrirten in einer eigenen Broschüre, 1795 die Expedition von Quiberon gegen Lord Lauderdate, 1796 den ungeheuern Aufwand Englands im Kriege gegen Frankreich. Von 1793 bis 1801 bekleidete er auch das Amt eines Generalpastmeisters. Seit dem Verluste eines Sohnes wenig mehr an öffentlichen Angelegenheiten Theil neh-

Digitized by Google

mend, † er zu London den 28. Mai 1814. Seine zahlreichen Schriften, Broschüren ꝛc. über sociale, legislative, politische u. kommercielle Fragen zeugen von tüchtiger, ehrenwerther Gesinnung, tiefem Nachdenken und gründlicher Kenntniß der behandelten Gegenstände.

2) Georg Eden, Lord A., ebenfalls britischer Staatsmann, Sohn des Vorigen, am 20. August 1784 auf einem Familiengut in der Grafschaft Kent geboren, war als zweiter Sohn ursprünglich für die juristische Laufbahn bestimmt, bis sich ihm durch den Tod seines ältern Bruders die Aussicht auf die Peerie seines Vaters eröffnete. Von 1810—12 vertrat er im Unterhause den Burgflecken Woodstock, und 1814 ward er als zweiter Baron A. ins Oberhaus berufen, wo er jedoch so wenig wie früher im Unterhause eine hervorragende Rolle spielte. Im November 1830 wurde er Handelsminister im Kabinet des Grafen Grey. Nach der Abdankung Sir James Grahams als erster Lord der Admiralität im Juli 1834 stand A. während der folgenden vier Monate diesem Amt vor, bis Sir Robert Peel aus Italien berufen ward, worauf A. zum Generalstatthalter von Ostindien ernannt wurde, welche Stelle er bis März 1842 bekleidete. Der größte Fehler seiner dortigen Politik war der unglückliche Krieg in Afghanistan, zu welchem er sich von falschen Rathgebern verleiten ließ. In vielen wichtigen Stücken hat aber Indien unter seiner Verwaltung sehr gewonnen. Seine fleißig ausgearbeiteten und umfassenden Denkschriften über Volksunterricht, Sklaverei u. Baumwollenkultur beweisen sein tiefes Interesse an der Wohlfahrt des Volkes und an der Entwickelung der Hülfsquellen des Landes, die er auch thatsächlich zu fördern wußte. Die Rechte der Eingebornen wurden unter seiner Administration vollständiger anerkannt, als unter irgend einer früheren, die Hülfsquellen des Landes gehörig ausgebeutet und in Fluß gebracht, das Gerichtswesen verbessert, die statistische Aufnahme des Landes gefördert, die Greuel des Thugunwesens gemildert und sonst mancherlei innere Landesverbesserungen von Wichtigkeit vorgenommen. Im März 1842 reiste er, seinem torystischen Nachfolger Lord Ellenborough Platz machend, nach England ab. Hier bekleidete er, zum Earl of A. ernannt, die Aemter eines ersten Lords des Schatzamtes, sowie eines Auditors und Mitglieds des Direktoriums des Greenwichhospitals und † den 1. Januar 1849. Sein jüngerer Bruder, Robert John, geboren den 10. Juli 1799, Kaplan der Königin, Vikar von Battersea, später Lord-Bischof von Sodor und Man, folgte ihm im Besitze der Titel.

Aucklandsinseln, australische Inselgruppe südlich von Neuseeland, ungefähr 50 Meilen davon entfernt, wurden 1806 von Briston, Kapitän eines britischen Wallfischfängers, entdeckt und in der neuesten Zeit, wegen ihrer Wichtigkeit als Hauptstation für den Wallfischfang in der Südsee, von den Engländern besetzt. Sie bestehen aus 4 größern und 3 kleinern Inseln, welche sämmtlich bergig und gut bewaldet sind, ein mildes und gesundes Klima haben und mehre gute Ankerplätze darbieten. Die größte, Auckland, ist 6 Meilen lang und sehr bergig und hat eine kleine Niederlassung für Wallfischfänger an einer, Sarahbusen genannten sichern Bai; am Südende der Insel liegt das Vorgebirge Bennet. Eine andere der größeren Inseln heißt Enderby, hat 4 Meilen im Umfang und ist durch einen, etwas über eine Meile breiten Kanal von Auckland getrennt. Die dritte wird Disappointement und die vierte Adams genannt. Bewohnt fand man diese Inseln nicht; indeß sollen sie besiedelt werden, um von da aus den Wallfischfang in der Südsee neuerlich in größerem Umfang zu betreiben. Sie scheinen wesentlich vulkanischen Ursprungs. Der Boden soll außerordentlich fruchtbar sein.

Auctor (lat.), Urheber, Anstifter, Beförderer, Bestätiger, Vertreter, Gewährsmann einer Sache; daher: A. delicti, Der, welcher ein Verbrechen vorschlägt, billigt, oder unterstützt, s. Concursus ad delictum; A. generis, Stifter eines Geschlechts, Ahnherr; A. juris, ein angesehener Rechtsgelehrter, der Responsa ertheilt, im Corpus juris vorzugsweise jeder Jurist der Kaiserzeit; A. legis oder senatusconsulti oder consilii publici, Urheber eines Gesetzes, Senatsbeschlusses ꝛc., sei es durch Vorschlag (lator), oder durch Anrathen, Vertheidigen (suasor), oder durch Ansehen und Befehl (princeps, Machthaber im Senat); A. libri, Verfasser eines Buchs (Autor); A. malus, unrechtmäßiger Vertreter einer Sache, besonders bei Verkäufen, daher s. v. a. Nichteigenthümer, unrechtmäßiger Verkäufer, der unfähig ist, das Eigenthumsrecht an Jemanden abzutreten und dafür zu haften; A. nuptiarum, obligationis, testamenti ꝛc., Bestätiger einer Heirath, Obligation, eines Testaments ꝛc., besonders vom Vormunde (tutor) gesagt, ohne dessen Einwilligung und Vollwort dergleichen Rechtshandlungen des Mündels ungültig sind; A. (primus), der ursprüngliche Vertreter einer Sache, der wahre Eigenthümer und bei Verkäufen der natürliche Gewährleister, daher auch s. v. a. Verkäufer, z. B. bei Auktionen, und bei desfallsiger Klage s. v. a. der Angeklagte, der für Etwas stehen muß; A. secundus, Gewährleister, Cavent für einen Andern, Bürge (fidejussor), besonders bei Verkäufen für das Eigenthumsrecht der Verkaufenden.

Auctoris nominatio (lat.), Benennung des Auctors, d. h. die Erklärung eines Civitbeklagten, daß er bei dem angebrachten Klagegegenstande nicht im eigenen Namen erscheine, sondern im Namen eines Andern, des eigentlichen Urhebers, Eigenthümers oder Gewährleisters (s. Auctor); letzterer wird dabei von dem Beklagten genannt und zugleich das Gesuch angebracht, nicht gegen ihn, den Beklagten, sondern gegen jenen, den wahren Gegner, die Klage aufzunehmen. Am häufigsten tritt die Benennung des Auctors da ein, wo Jemand wegen einer Sache, die er in fremdem Namen besitzt, verklagt wird; sie findet jedoch auch Statt, wenn eine Handlung, die Jemand, z. B. ein Diener, im Namen eines Andern vornahm, Gegenstand der Klage ist. Die wesentlichsten Erfordernisse u. Folgen einer solchen Erklärung sind: Sie muß vor der Einlassung auf die Klage (litis contestatio) geschehen, widrigenfalls der Beklagte dem Kläger zu Schadenersatz und Erstattung der Prozeßkosten verpflichtet ist. Leugnet der als Auctor Benannte seine Auctorschaft ab, so wird, wenn diese ein Eigenthumsrecht ist, der Kläger sofort in den Besitz der streitigen Sache eingewiesen; bezieht sich dagegen das Leugnen der Auctorschaft auf Handlungen, so wird die Klage gegen den Beklagten fortgesetzt und

Digitized by Google

dieser kann auf Adcitation des Auctors dringen, oder sein Recht gegen denselben besonders geltend machen.

Audace (ital.), -lüh, herzhaft, musikalische Bezeichnung des starken Hervorhebens der Accente, Beschleunigung des Tempo und der Bewegung mit äußerster Präcision und Bestimmtheit sowohl im Vortrage der einzelnen Noten, als auch des gesammten Ausdruckes, der hier in der Regel die heftigste Leidenschaft zur Darstellung bringt.

Audacem (Audentem) fortuna juvat, lateinisches Sprüchwort: Dem Kühnen steht das Glück zur Seite; Wagen gewinnt; Frisch gewagt ist halb gewonnen.

Audäns, s. v. a. Audius, vgl. Audianer.

Aude (Atax), Fluß in Südfrankreich, entspringt im gleichnamigen Teiche bei Mont Louis in den östlichen Pyrenäen, fließt erst gegen Norden über Quillan und Limoux, wo er in die Ebene tritt, nach Carcassonne und dann, auf dem linken Ufer vom Kanal du Midi begleitet, östlich und mündet durch den Strandsee Vendres in das Mittelmeer, $2^1/_2$ Meilen jenseits Narbonne, nach einem Lauf von 30 Meilen. Unter den meist unbedeutenden Zuflüssen sind hervorzuheben, links: Rebenti, Cougain, Sou, Rougeane, Orbiel, Argent-Double und Ceysse; rechts: Guette, Salse und Orbieu. An der niedrigen Küste zieht sich eine Reihe großer Lagunen hin, worunter die von Bages, Sigean, Narbonne, Periac, Gruissan, Palme, Leucate ꝛc. die bedeutendsten sind. Die von Sigean nimmt den Robinekanal oder den Kanal von Narbonne auf.

Das nach ihm benannte Departement im südlichen Frankreich ist aus Theilen von Languedoc, den Grafschaften Lauraguais, Carcassez u. a. nebst der Diöces von Narbonne gebildet. Die Grenzen bilden gegen Norden die Departements Hérault, Tarn und Obergaronne, gegen Osten das Mittelmeer, gegen Süden die Dep. Ostpyrenäen und Arriège, gegen Westen Arriège und Obergaronne. Der Flächenraum beträgt 114,9 QMeilen. Den südlichen Theil des Departements bedecken die Vorpyrenäen zu beiden Seiten der oberen A.; die östlichen Zweige, les Corbières, steigen im Puy-de-Bugarach 3760 Fuß hoch empor und reichen, wie die westlichen, bis an die Bodensenkung des unteren Audethals und des Kanals du Midi, dessen größere Hälfte diesem Departement angehört. Der Boden ist im Norden und Nordwesten lehmig, fett und fruchtbar, im Süden kalkig und dürr. Im Allgemeinen bildet die südlich von den Pyrenäen, nördlich von den schwarzen Bergen, einer Fortsetzung der Cevennen, eingeschlossene Fläche des Landes ein weites Tiefthal, das sich wenig über das Mittelmeer erhebt, zuletzt sogar unter das Niveau desselben fällt, denn die großen Salzseen zunächst der Küste liegen niedriger als die Meeresfläche. Das bebaute Land beträgt mehr als $^4/_9$, das Heide- und Weideland etwa $^3/_{10}$, die Weinberge $^1/_{12}$, fast ebenso viel die Waldungen, die Wiesen $^1/_{55}$. A. ist eines von den Departements des südlichen Frankreichs, in welchen schon spanisches oder italienisches Klima herrscht, wo aber auch der Sommer eine afrikanische Hitze mitbringt, die, wenn der Mistral oder Vent de Bize herrscht, einen unerträglichen Grad erreicht; auch fehlen die Myriaden von Mücken und Stechfliegen, welche die Sommertage des südlichen Klima's verleiden, nicht, u. im Arrondissement Narbonne, wo eine Menge stehender Gewässer sich häufen, ist die Luft äußerst ungesund. Das heiße Klima begünstigt den Anbau vieler Südgewächse, selbst des Zuckerrohrs, da der Winter einem warmen Frühlinge gleicht, so daß Eis eine höchst seltene Erscheinung ist. Der Kanal du Midi durchschneidet das ganze Departement und ist für dasselbe von großer Wichtigkeit, indem er gestattet, die Produkte auf die leichteste Weise nach zwei verschiedenen Meeren auszuführen. Getreide wird über Bedarf gebaut und ist Ausfuhrartikel, ebenso Wein, der in Menge gewonnen wird, aber von mittelmäßiger Qualität ist. Auch die Olivenpflanzungen geben reichen Ertrag. Schafzucht wird sehr stark, in geringerem Umfange Rindviehzucht betrieben. Gänse werden in sehr großer Menge gemästet und weit verschickt. Die Seidenzucht ist gegenwärtig etwas in Abnahme, die Bienenzucht dagegen sehr verbreitet, sie liefert den bekannten gewürzhaften Honig von Narbonne. Für die Wärme des Klima's zeigt der Aufenthalt, den die Halcyonen, die rothen und weißen Flamingo's in den Meeresgegenden nehmen; auch die Zugvögel halten sich hier besonders lange auf. In den Waldungen findet sich Wild aller Art, selbst Wölfe, Bären, Luchse in den schwarzen Bergen, und Gemsen auf den Höhen der benachbarten Pyrenäenzüge, von wo auch nicht selten Adler und Geier in die Ebene kommen. Die Küsten und Seen sind sehr fischreich. Das Mineralreich hat in früherer Zeit Silber, Gold und Zinn geliefert; jetzt gewinnt man nur Eisen, Kupfer, Spießglanz, Steinkohlen und Seesalz aus den Lagunen von Periac, Mardirac und Sigean u. a. Das Departement hat 282,833 Einwohner. Die Industrie besteht in Manufakturen und Fabriken für Tuch, wollene Decken, wollenes Garn, baumwollene und seidene Zeuche, Papier, Glas, Eisenwaaren. Handel wird getrieben mit Korn, Mehl, Branntwein, Sprit, trockenem Obst, Feigen, Rosinen, Honig, Wachs, Wollenwaaren, Leder, Seife, Eisenwaaren, Seesalz, Olivenöl ꝛc. Das Departement zerfällt in 4 Arrondissements: Carcassonne, Castelnaudary, Limoux, Narbonne, 31 Kantone und 435 Gemeinden. Die Hauptstadt ist Carcassonne.

Audeaner, s. v. a. Audianer.

Audebert, Jean Baptiste, verdienstvoller französischer Naturforscher und Maler, geboren zu Rochefort 1759, hatte sich in Paris zum tüchtigen Miniaturmaler ausgebildet, als ein reicher Privatmann, Gigot d'Orcy, ihn 1789 die seltensten Stücke seiner naturhistorischen Sammlung malen ließ, wodurch A eine leidenschaftliche Neigung zu naturgeschichtlichen Studien faßte. Sein erstes selbstständiges Werk war die „Histoire naturelle des singes, des makis et des galéopithèques" (Paris 1800), wozu er die Zeichnungen selbst stach. Besonders aber brachte er die Illumination zu einer hohen Vollkommenheit, indem er nicht nur die verschiedenen Farben auf eine einzige Platte auftrug, sondern sich auch statt der Wasserfarben der Oelfarben bediente und es sogar dahin brachte, mit Gold in verschiedenen Nüancen zu drucken. Seine „Histoire des colibris etc." (Paris 1802), von der 15 Exemplare mit goldener Schrift gedruckt erschienen, wird für das vollkommenste Werk dieser Gattung gehalten. Er hatte dieses Werk, sowie die „Histoire des

grimpereaux et des oiseaux de paradis" erſt begonnen, als er 1800 †. Beide Werke wurden von Desray in würdiger Weiſe vollendet. Auch um die Herausgabe von Levaillants „Oiseaux d'Afrique" hat A. großes Verdienſt, indem er bis zur 13. Lieferung den Druck der Kupferplatten leitete.

Audeich, in den holſteiniſchen Marſchgegenden ein Deich, durch welchen das Waſſer in einer Aue verhindert wird, aus ſeinem Bette zu treten. Davon haben öfters Häuſer und Höfe, die an ſolchen liegen, ihren Namen.

Audeus, ſ. v. a. Audins, vgl. Audianer.

Audh (Aude, Oude), britiſch-vorderindiſche Provinz im Tieflande der Halbinſel, auf der Nordſeite des Ganges, umfaßt 1376 QMeilen mit 3,700,000 Einwohnern und iſt im Norden von Allahabad, im Süden von Nepal, im Oſten von Behar, im Weſten von Agra begrenzt. Der nördliche Theil iſt gebirgig durch die Vorſtufen des Himalayah, das Uebrige aber flach, zum Theil heidig. Das Land wird bewäſſert vom Ganges u. ſeinen Nebenflüſſen Goggra, Goomty u. a., hat ziemlich gemäßigtes Klima, iſt nicht ganz gut angebaut, zum Theil ſehr waldig. Die Produkte ſind Opium, Holz, Reis, Getreide, Indigo, Oel, Baumwolle, Seide, viel Vieh (Hornvieh) und Wild (Elephanten, Nashorne, Tiger), ferner Salpeter und Lapurſteine. Die Einwohner ſind meiſt Hindu's, auch Tharoos. Das Land zerfiel früher in das unmittelbare Gebiet der Briten, das den Diſtrikt Gorucknur vom Ganges bis an Nepal mit der Hauptſtadt gleichen Namens nebſt mehren anderen Städten und der Nabſchaſchaft Butul umfaßte, und in das mittelbare Gebiet des Königs von A., das weſtlich lag, und 930 QMeilen mit 3 Millionen Einwohnern hatte. Hierher gehörten die 5 Diſtrikte: Lucknow, mit der gleichnamigen Reſidenz, Manikpur, an beiden Seiten des Ganges, mit ſtarkem Handel, Baraitſch, im Norden, mit vielen Handelsplätzen, und Kairabad, die Waldgrenze umfaſſend, mit der mongoliſchen Veſte Belgram. Das Königreich A. wurde gegründet von Saadet Khan, einem gemeinen Reiter in der Armee des Kaiſers von Delhi, der 1722 durch Talent u. Liſt von ſeinem Herrn die Provinz A. erhielt; ihm folgte ſein Neffe und Schwiegerſohn Abdul Manſur u. auf dieſen Sudſchah-ed-Daulah, ein Feind der Briten, mit denen er jedoch 1765 den erſten Vertrag abſchloß. Seitdem wurden bis 1816 nicht weniger als neun Verträge mit den Beherrſchern von A. abgeſchloſſen, die alle nichts Anderes als Ländertauſch, Truppenſtellungen, Geldbewilligungen u. dgl. bezweckten und durch welche A. zu gänzlicher Abhängigkeit von den Briten herabſank, von deren Gebiet es umringt war. Auf Sudſchah-ed-Daulah folgte 1775 ſein Sohn Aſof-ed-Daulah, ein ſchwacher und ausſchweifender Fürſt. Der nächſte Thronfolger, Weſſir Ali, wurde 1798 abgeſetzt und ſpäter in Kalkutta ins Gefängniß geworfen, weil er den engliſchen Reſidenten getödtet hatte. Der neue Nabob (Fürſt), Saadet Ali Khan, Bruder Aſof-ed-Daulahs, ein vorſichtiger und gewandter Mann, hinterließ bei ſeinem Tode (1814) 13 Millionen Pfund Sterling. Ihm folgte ſein Sohn Ghazi-eddin-Heider-Reda et-ed-Daulah, der 1819 mit Zuſtimmung der engliſchen Regierung den Titel König von A. annahm und dadurch die nominelle Abhängigkeit von dem Mogullaiſer aufgab. Ihm folgte 1827 ſein Sohn Naſſireddin-Heider, zu deſſen Nachfolger unter britiſchem Einfluß ſein Oheim, ein unfähiger Greis von 70 Jahren, beſtimmt wurde. Als der Tod des Königs erfolgte, bemächtigte ſich die Padſchah Begum oder königliche Mutter des Palaſtes u. ſetzte den außerehelichen Sohn des Verſtorbenen, Muradſchan Feridum, auf den Thron; der engliſche Reſident, Oberſt Low, ließ jedoch (8. Juli 1837) durch Sipahis den Palaſt erſtürmen und plündern, wobei auch der Thron aller ſeiner werthvollen Edelſteine beraubt wurde. Die Königin-Wittwe ſowohl, als der Kronprätendent fielen in die Gewalt der Engländer. Der Prinz wurde ſehr hart behandelt, eingekerkert und nach dem Fort Tſchumar bei Cawnpur gebracht, wo er unter ſtrenge Aufſicht geſtellt ward. Darauf beſtieg der 70jährige Naſſir-ed-Daulah den Thron. Ali Mehudi Khan, ein ausgezeichneter Mann, der ſchon unter dem vorigen König (1830—32) durch den Einfluß der Engländer Miniſter geweſen war, ward abermals ins Amt gerufen, u. wenn er auch kurz darauf ſtarb, ſo wurde der finanziellen Zerrüttung doch einigermaßen abgeholfen. Die Geſchichte von A. liefert einen intereſſanten Beitrag zur Kenntniß der engliſchen Politik in Oſtindien. Schon 1773 hatte der Fürſt von A. ſich zur Zahlung von 250,000 Pfd. St. jährlich für die Dienſte einer Brigade britiſcher Truppen verſtehen müſſen, u. dieſe Summe ward zuletzt 1799 durch den Generalgouverneur Wellesley auf 1,300,000 Pfd. St. erhöht und auch dann nicht vermindert, als dem Fürſten nach und nach die Hälfte ſeines Königreichs abgenommen worden war, ja es wurden ihm vielmehr noch außerordentliche Zahlungen auferlegt. Zuletzt ſuchte man die gänzliche Einverleibung des Königreichs A. ins britiſch-indiſche Reich angeblich als eine zum Behuf der Einrichtung einer beſſeren Verwaltung unumgänglich nothwendige Maßregel darzuſtellen, u. am 7. Febr. 1856 ward dieſelbe durch den Generalgouverneur Lord Dalhouſie wirklich ins Werk geſetzt. Doch weigerte ſich der abgeſetzte König Wagid Ali Schah Padiſchahi, die Urkunde, worin ſein Rücktritt ein freiwilliger genannt ward, zu unterzeichnen. Die Stadt A. liegt an der Goggra, hat 60,000 Einw. u. iſt ein beſuchter Wallfahrtsort mit einem berühmten Hindutempel und Aurengzebs großer Moſchee.

Audianer (Audäaner oder Audeaner), ſchwärmeriſch-aſcetiſche Sekte, geſtiftet von dem Mönch Audius in Meſopotamien um 340. Ihr Grundcharakter ſcheint eine ſtarre, judaiſirende Oppoſition gegen das herrſchende, der urſprünglichen Einfachheit und Sittenſtrenge ſich immer mehr entfremdende Kirchenthum jener Zeit geweſen zu ſein. Jede Gemeinſchaft mit Katholiken meidend, wollten die A. ausſchließlich ein Verein Sittlichreiner ſein, ohne ſcharfen Unterſchied der Laien und Prieſter, welche letztern ſich von Handarbeit nährten. Wegen ihrer jüdiſchen Paſſahfeier wurden ſie zu den Quartodecimanern, wegen ihrer rohen Vorſtellungen von Gott zu den Anthropomorphiten (ſ. Anthropomorphismus) gerechnet. Mit letztern jedoch war ihnen ohne Zweifel nur die grobbuchſtäbliche Auffaſſung der Bibel und anthropomorphoſirender Stellen in derſelben gemein. Außerhalb ihres Geburtslandes verbreitete ſich die Sekte in Syrien, Paläſtina, Kleinaſien u. beſonders unter den Gothen

an der Donau und dem Dniepr, als der Stifter nach Scythien verwiesen worden war. Theodosius der Jüngere verurtheilte sie 428 neben den Messalianern. Am längsten, bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts, bestanden einige audianische Klöster in Syrien, östlich von Chalcis und Damascus.

Audiatur et altera pars (lat.), auch die andere Partei, der Gegner, werde gehört.

Audientes (lat.), Hörende, seit dem 3. Jahrhundert die erste Klasse der Katechumenen, welche beim öffentlichen Gottesdienste im innern Narthex der Kirche (auditorium s. auditio) stehend die Predigt und biblischen Vorlesungen anhören, aber nicht dem Gebete und dem darauf folgenden Abendmahle beiwohnen durften; vgl. Katechumenen. Auch hießen so die im zweiten Grade der Kirchenbuße Stehenden, die mit den Vorigen gleich berechtigt und beschränkt waren.

Audienz (v. Lat.), Gehör, Vorlassung bei Fürsten und sonstigen hochgestellten Personen (daher A. erhalten). In der früheren Gerichtssprache verstand man darunter eine Gerichtssitzung, insbesondere bei dem deutschen Reichskammergericht und den französischen Parlamenten, sowie auch ein Verhör, einen Vorbescheid, oder eine mündliche Verhandlung.

Audierne, Bai im atlantischen Ocean im französischen Departement Finisterre, im Westen desselben, schließt sich durch die Landspitze Point de Penmarch und die Passage du Raz mit der Insel Sein; ist gefährlich zu befahren. Sie hat ihren Namen von dem daran liegenden gleichnamigen Städtchen mit 1050 Einwohnern.

Audiffredi, Giovanni Battista (eigentlich Julius Cäsar), gelehrter Bibliograph und Kenner der alten Literatur, geboren den 2. Febr. 1714 zu Savigio bei Nizza, trat in den Dominikanerorden und ward Mönch im Kloster Ala-Minerva zu Rom. Er erhielt die Aufsicht über die treffliche Bibliothek dieses Klosters, die von ihrem Stifter die casanatische hieß, beschäftigte sich vorzugsweise mit praktischer und theoretischer Astronomie und galt für einen der besten Beobachter seiner Zeit. Er † 1794. Seine Schriften: „Phaenomena coelestia observata" (Rom 1754), „De Solis Paralaxi commentarius" (das. 1766), „Dimonstrazione della Cometa dell'anno 1769" (das. 1770) u. a., fanden auch in weitern Kreisen Beachtung. Wichtig für die Literaturgeschichte sind seine Kataloge, „Bibliothecae Casanatensis Catalogus librorum typis impressorum" (Rom 1761—88, 4 Bde.), „Catalogus historico-criticus romanarum editionum saeculi XV" (das. 1783) und „Specimen histor.-crit. editionum italicarum saec. XV" (das. 1794).

Audinot, Nicolas Medard, französischer Schauspieler, geboren zu Nancy 1741, übernahm 1767 und 1768 die Direction des Hoftheaters zu Versailles und errichtete 1769 zu Paris das erste Marionettentheater, wobei er in seinen Puppen die Mitglieder des Théâtre italien genau porträtirte. In den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gekommen, erbaute er das Theater l'Ambigu comique, wo er anfangs eine Truppe von Kindern spielen ließ, später große Pantomimen gab. Er † 1801. Er schrieb die Operette „Le tonnelier" (Der Faßbinder, 1761) und die Pantomime „Dorothée" (1782).

Auditeur (v. franz.), s. v. a. Auditor; beim Militär der den Regimentern, gewöhnlich aber nur den Brigaden und Divisionen beigegebene Rechtsgelehrte, welcher bei vorkommenden Untersuchungen das Technische des Rechtsgangs leitet. Er hat Verhöre abzuhalten, Zeugen zu vernehmen, den Prozeß zu instruiren und die betreffenden Gesetze zu allegiren, jedoch keine richterliche Gewalt, welche den Beisitzern der Kriegs- und Standgerichte verbleibt. Die A.'s eines Armeecorps stehen meist unter einem Oberauditeur, die des ganzen Heeres unter dem Generalauditeur. Name u. Amt sollen durch Karl V. aus Spanien nach Deutschland gekommen sein.

Auditor (v. Lat.), eigentlich Hörer, Zuhörer, in der Rechtssprache Beisitzer eines Gerichts, Richter, insbesondere aber ein Kommissarius, der statt des ordentlichen Richters die Parteien vernimmt, Zeugen abhört ꝛc., jetzt meist Notar oder Auditeur genannt. In Deutschland versteht man darunter gewöhnlich einen Aspiranten zum Eintritt in eine Justizbehörde, der an den Geschäften und Verhandlungen derselben Theil nimmt, aber ohne Sitz und Stimme (vgl. Auscultator). Die kirchliche Sprache bezeichnet damit einen zur Klasse der Audientes (s. d.) gehörigen Katechumenen oder Büßer.

Auditor Camerae, der vierte Beamte in der Camera Apostolica zu Rom, ein angesehener Prälat mit richterlicher Gewalt über die zum päpstlichen Hofe Gehörigen, über die Fremden in Rom, sowie in Appellationssachen, die von den geistlichen Gerichten des Kirchenstaats an ihn gelangen. In peinlichen Fällen steht ihm auch das Recht zu, andern Gerichten vorzugreifen.

Auditorium (lat.), eigentlich ein Ort, wo man hört; daher Hörsaal für gelehrte Vorlesungen, besonders in Akademien, auf hohen Schulen und Universitäten, auch wohl die zuhörende Versammlung selbst; in der kirchlichen Sprache der Standort der Audientes (s. d.) in den Kirchen, auch Sprechzimmer in Klöstern.

Audius (Audäus, Audeus), s. Audianer.

Audouin, Jean Victor, einer der thätigsten und wissenschaftlichsten Zoologen der neuesten Zeit, den 27. April 1797 zu Paris geboren, sollte nach dem Wunsche seiner Familie die Rechte studiren, widmete sich aber der Medicin und folgte später seiner ursprünglichen Neigung zum Naturstudium. Seine erste Arbeit über die Anatomie der Insekten, Krustenthiere und der bis dahin sehr vernachlässigten Ringelwürmer (1818) wurde mit großem Beifall aufgenommen und war von andern gefolgt, die seine Vielseitigkeit und Genauigkeit in das hellste Licht setzten. Seit 1826 Suppléant Lamarcks und Latreille's, ward er 1833 Professor am Museum, wo er insbesondere die Entomologie nach neueren Ansichten mit beispiellosem Beifall vortrug. Im Auftrage der Regierung machte er mehre Reisen, um die Muscardine (eine tödtliche Epidemie der Seidenwürmer), die Weinmotte, die in Rochefort eingewanderten Termiten und andere schädliche Insekten zu studiren. Er † am 9. Nov. 1841. Von seinen zahlreichen Schriften gab A viele mit seinem Freunde Milne Edwards heraus. Namentlich wichtig sind dieselben für die Geschichte der Gliederthiere.

Audran, Gérard, einer der ausgezeichnetsten

Kupferstecher der französischen Schule, zu Lyon 1610 geboren, verdankte seine höhere Ausbildung vornehmlich einem dreijährigen Aufenthalt zu Rom, wo er unter Carlo Maratti studirte und sich namentlich durch ein Porträt des Papstes Klemens IX. in Ruf brachte. Einer Einladung des Ministers Colbert folgend, begab er sich nach Paris und wurde daselbst zum königlichen Kupferstecher ernannt. Hier beschäftigte er sich besonders mit dem Stich der Werke Lebruns, dessen Ruhm er durch seine meisterhaften Stiche der Alexanderschlachten verbreitete. Unter seinen zahlreichen Werken sind auch treffliche Stiche nach Raphael, Tizian, Carraeci, Pouſſin, Mignard u. A. Er † 1703 zu Paris. Seine Neffen, Benoit A., geboren zu Lyon 1661, † zu Paris 1721, und Jean Louis A., geboren zu Lyon 1670, † zu Paris 1712, bildeten sich in seiner Schule ebenfalls zu ausgezeichneten Kupferstechern aus, wiewohl sie die Meisterschaft des Oheims nicht erreichten.

Audubon, John James, berühmter amerikanischer Ornitholog, um 1774 von französischen Aeltern bei Neworleans geboren, verlebte seine Knabenjahre in Louisiana, wurde dann zu seiner Ausbildung nach Paris geschickt, wo er unter David in der Malerkunst ausgezeichnete Fortschritte machte. Nach seiner Rückkehr nach Amerika kaufte ihm sein Vater ein Gut in Pennsylvanien an den Ufern des Flusses Schuylkill. Aber die Neigung zu ornithologischen Studien, die er schon zu Paris gefaßt, erweckte in ihm den Wunsch, die Vögel des westlichen tropischen Amerika kennen zu lernen, weshalb er 1810 mit Weib und Kind Pennsylvanien verließ und sich in Kentucky niederließ. Hier widmete er sich mit unwandelbarem Eifer den ornithologischen Studien, durchstrich die Wälder, befuhr die Ströme, um das Leben der Vögel zu beobachten und sie nach der Natur zu zeichnen. Im Jahre 1824 wollte ihm Lucian Bonaparte seine Zeichnungen abkaufen; aber er zog vor, sie selbst herauszugeben. Zu diesem Zwecke begab er sich nach Europa, machte hier die Bekanntschaft der namhaftesten Naturforscher, wie Cuviers und A. v. Humboldts, der seiner im „Kosmos" rühmliche Erwähnung thut, und begann die Herausgabe seines Werks „The birds of America", welches ihn 14 Jahre beschäftigte und erst zu Edinburg, dann zu London in 4 Bänden erschien. Die zahlreichen kolorirten Abbildungen wurden größtentheils von den Kupferstechern Lizars und R. Havell dem Jüngern ausgeführt. A. hat als Zeichner wie als Maler in diesem Werk Unübertreffliches geleistet und sich auch durch seine Beschreibungen eine ehrenvolle Stelle unter den Stylisten erworben. Mit diesem seinem Hauptwerke steht in Verbindung seine „Ornithotogical biography" (Edinb. 1831). Im Jahre 1839 kehrte A. nach Amerika zurück und ließ sich am Hudson nieder, wo er in Zurückgezogenheit lebte und mit Dr. Bachmann und von seinen zwei Söhnen unterstützt an einem Werk über die vierfüßigen Thiere Amerika's („The quadrupeds of America") arbeitete, welches 1850 zu Newyork erschien. In letzterer Stadt † er den 27. Januar 1851. Freiligrath hat ihm in dem „Mann der Wälder, der Savannen" beginnenden Gedichte ein schönes Denkmal gesetzt.

Aue, ursprünglich gleichbedeutend mit Au und Ach, d. i. fließendes Wasser, bezeichnet nach heutigem Sprachgebrauch einen fruchtbaren, längs eines Flusses oder Baches ausgebreiteten, von Anhöhen umzogenen Acker- oder Wiesengrund. In solchen Au lagert sich das fetteste, fruchtbarste Erdreich (Auboden) ab, und sie sind daher meist durch Tragbarkeit ausgezeichnet, nicht selten aber sind sie auch den Ueberschwemmungen ausgesetzt, welche den besten Theil der Ernten vernichten oder fortführen. Als besonders fruchtbar sind in Mitteldeutschland bekannt: die goldene A. (s. d.) an der Helme und Unstrut in Thüringen; die blaue A. oder der plauische Grund bei dem schwarzburg-sondershäusischen Städtchen Plaue; die A. an der Elbe im preußischen Regierungsbezirk Merseburg, von der anhaltischen Grenze rechts über Prettin, links bis über Dommitzsch sich erstreckend, 14 QMeilen groß.

Aue, Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der Mulde u. an dem Schwarzwasser mit 1752 Einwohnern, Rathhaus, Zinnhütte, nebst Pochwerk, Klöppelschule, Spinnfabrik, großartigen Bleichen mit Appreturanstalten. In der nahen St.-Andreas-Fundgrube (oder Neusang) wird die weiße Porzellanerde zum meißner Geschirr gegraben.

Aue, Hartmann von der, s. Hartmann.

Auenbrugger von Auenbrug, Leopold, Arzt am spanischen Hospital zu Wien, geboren 1722 zu Grätz, † 1809, Erfinder der Perkussion der Brust. Er fand schon 1754, daß die verschiedenen Schallarten, welche bei dem Anklopfen an die Brustwand gesunder und kranker Personen entstehen, einen sehr wichtigen Maßstab für die Beurtheilung des Zustandes der Athemorgane abgeben. Aber erst nach siebenjähriger Prüfung seiner Beobachtungen veröffentlichte er seine Erfindung, welche anfangs nur geringe Beachtung fand, in dem Werke: „Inventum novum ex percussione thoracis humani interni pectoris morbos detegendi" (Wien 1761).

Auenrecht (Anrecht, Angerrecht), das Recht, einen Anger (Aue), besonders den Anger in der Mitte eines Dorfes, als sein Eigenthum zu behandeln, kommt häufig in Schlesien unter diesem Namen vor und ist dort meist ein Vorrecht der Grundherrschaft.

Auer, Aloys, ein um die Typographie sehr verdienter Mann, am 11. Mai 1813 zu Wels in Oberösterreich geboren, trat 1825 in die haasche Buchdruckerei in seiner Vaterstadt in die Lehre, wo er sich zum Setzer, Korrektor und Geschäftsführer heranbildete und dabei in fremden Sprachen so große Fortschritte machte, daß er in denselben in seiner Vaterstadt Unterricht ertheilen konnte. Im Jahre 1837 nach Linz übergesiedelt, wurde er in demselben Jahre Lehrer der italienischen Sprache am ständischen Verordnetenkollegium und an der philosophischen Fakultät. Nachdem er 1839 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, England gemacht, um die dortigen typographischen und wissenschaftlichen Anstalten zu besuchen, verfolgte er nach seiner Rückkehr den Plan der Gründung einer typographischen Anstalt zur Ausführung seiner typometrischen Ideen, d. h. der gleichförmigen Aufstellung von Sprachlehrern und Wörterbüchern nach einem klaren Bilde in gleicher Seitenbezifferung der verwandten Stämme. Im J. 1841 wurde er Direktor der k. k. Hof- und Staatsdruckerei zu Wien, um welches damals sehr herab-

Digitized by Google

gekommene Institut er sich sehr verdient machte. Das ganze Letternwesen wurde nach A.s typometrischem Höhen-, Breiten- und Raumsystem umgestaltet und die Druckeinrichtung in 500 einheimischen und 100 fremden Alphabeten (bei orientalischen in ihrer eigenthümlichen Ornamentik) ermöglicht. Im J. 1847 wurde A. Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften und k. k. wirklicher Regierungsrath. Er ist Verfasser einer „Französischen Sprachlehre" (Linz 1838), einer „Italienischen Sprachlehre" (das. 1839); ferner einer „Uebersicht aller Regeln und Ausnahmen der französischen Sprache", sowie einer „Uebersicht aller Regeln und Ausnahmen der italienischen Sprache" (das. 1838 und 1839). Auch gab er heraus: „Sprachenhalle oder das Vater Unser in 608 Sprachen und Mundarten, mit lateinischen Typen, sammt den lithographischen Beilagen in 9 Uebersichtstafeln" (Wien 1844); „Das Vater Unser in 206 Sprachen und Mundarten, mit den den Völkern eigenthümlichen mehr als 100 beweglichen Typengattungen" (9 Tafeln, das. 1847); „Typenschau des gesammten Erdkreises, oder Alphabetensammlung aller fremden Letterngattungen, nach Ländern in Tafeln geordnet" (das. 1845); „Das typometrische System in allen seinen Buchstabengrößen und Gestalten, nach Höhe und Breite, in Begleitung mit den einheimischen Schriftzügen" (3 Tafeln, das. 1845); „Die Geschichte der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, in ihrem Zustande der Vorzeit und Gegenwart" (das. 1851).

Auerbach, 1) Marktflecken in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, mit 1650 Einwohnern. In der Nähe liegt das Schloß Fürstenau mit den Trümmern der Burg Auersberg (Urberg), Sommerresidenz des Großherzogs, mit alkalisch-erdiger Eisenquelle (bekannt seit 1739) und Badeanstalt. — 2) Stadt im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, an der Göltzsch, mit schöner, im neugothischen Styl erbauter Kirche, Rathhaus, Papiermühle und 3986 Einwohnern, welche bedeutende Nadelfabrikation, Stickerei und Weberei in Mull, Gaze, Netzmusselin, Jaconnet u. baumwollenem Battist betreiben.

Auerbach, 1) Heinrich, eigentlich Strohmeier oder Stromer, Professor der Medicin u. Senator in Leipzig, geboren 1482 zu Auerbach in der Pfalz, † 1542. Das von ihm 1530 in der ehemaligen grimmaischen Gasse nahe am Markte erbaute große Haus mit seinem langen winkeligen Hofe (Auerbachshof) war sonst der Sammelplatz des Neuesten und Schönsten, was von Waaren auf die Messen kam. Der sehr geräumige Keller mit Weinschank (Auerbachskeller) ist der Sage nach Schauplatz von mehren Streichen des berühmten Dr. Faust gewesen und hat durch Goethe poetische Bedeutung erlangt. Noch sieht man in der Stube des Kellers zwei alte Oelbilder auf Holz (Faust auf dem Fasse aus dem Keller reitend), welche auf die Sage sich beziehen und die Jahrzahl 1521 tragen.

2) Berthold, ausgezeichneter Romanschriftsteller der Gegenwart, am 28. Febr. 1812 in dem Dorfe Nordstetten im Schwarzwalde von jüdischen Aeltern geboren, verlebte daselbst, von 10 Geschwistern umgeben, seine früheste Jugend bis zum 12. Jahre, wo man ihn auf die Talmudschule nach Hechingen schickte. In Karlsruhe, wo er seine jüdisch-gelehrte Erziehung vollenden sollte, verband er mit den Lerngegenständen orientalischen Ursprungs klassische Studien; dann absolvirte er in Stuttgart das Gymnasium und bezog die Universität Tübingen, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Aber auch dieser Beruf fesselte ihn nicht lange, und er ging, besonders von David Strauß angelockt, zur Philosophie über, deren Studien er später in München und zuletzt in Heidelberg bei Schelling und Daub fortsetzte. Die Verfolgungen, welche die Burschenschaft um jene Zeit zu erdulden hatte, trafen auch A., der dieser Verbindung angehörte. In München verhaftet, ward er zwar wieder freigelassen und durfte seine Studien fortsetzen und vollenden, doch ward ihm schließlich eine mehrmonatliche Festungshaft auf dem Hohenasperg zu Theil. A. trat damals mit einer anonymen Flugschrift „Das Judenthum und die neueste Literatur" (Stuttgart 1836) als Schriftsteller auf, eine Laufbahn, die er in seinen Romanen „Spinoza" (das. 1837, 2 Bde.; 2. Aufl., Mannh. 1857) und „Dichter und Kaufmann" (Stuttg. 1839 f., 2 Bde.; neue Ausg. 1855), von denen der erstere als die Einleitung zu Spinoza's sämmtlichen Werken, durch deren Herausgabe sich A. bald darauf (das. 1821, 5 Bde.) ein bleibendes Verdienst erworben hat, zu betrachten ist, der zweite das Leben des Epigrammendichters Moses Ephraim Kuh zum Vorwurf hat, mit Glück verfolgte. Seit dem Frühling 1838 lebte A. in Frankfurt a. M., mit fortlaufenden kritischen Arbeiten für Lewalds „Europa" beschäftigt. Während eines Aufenthalts in Bonn und andern rheinischen Städten vollendete er die Uebersetzung der Werke Spinoza's, welcher eine kritische Lebensgeschichte dieses Denkers vorangeht. Aus diesen rein wissenschaftlichen Bestrebungen öffnete sich A. die Rückkehr auf das belletristische Gebiet mit einem Versuch der Vermittelung zwischen der abstrakten Philosophie und der Poesie. Die Erzählungen „Liebe Menschen" und „Was ist Glück?" beide 1841 entstanden, Novellen nach Art der platonischen Dialoge, erschienen anfangs in Zeitschriften und wurden später von A. in seine Sammlung „Deutsche Abende" (1850; 3. Aufl. 1853) aufgenommen. Ein weiterer Versuch, die höchsten Resultate der Philosophie dem schlichten Verstande bekannt und begreiflich zu machen, ist das Werk: „Der gebildete Bürger, Buch für den denkenden Mittelstand" Karlsruhe 1842), während gleichzeitig in belletristischen Zeitschriften, in der „Europa", der „Eleganten Welt", im „Freihafen" ꝛc., die ersten Dorfgeschichten erschienen. Die Sammlung derselben: „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (Mannheim 1843; 4. Aufl. 1848; englisch von Meta Taylor, London 1847), wurde mit dem höchsten Beifall aufgenommen und rief ein ganzes Heer von Nachahmern hervor. Keiner Parteirichtung dienstbar, nicht durch gewandte Schilderung pikanter Persönlichkeiten den Geschmack des großen Lesepublikums reizend, sprachen diese Erzählungen gerade durch die Einfachheit, mit der sie ein schlichtes Volksleben in poetischer Verklärung darstellten, ungemein an und wurden von der Kritik ebenso günstig als vom Publikum empfangen. Mit diesem Streben, aus dem Volke die Gestalten zu geben und der Nation zu ihrer poetischen Selbsterkenntniß zu verhelfen, fühlte A. aber auch zugleich den Beruf, nicht bloß die Gebildeten mit der Anschauung des Volkes, sondern auch das Volk bekannt zu machen

mit der Weise der Denkenden. Zu diesem Zwecke gründete er den „Gevattersmann", einen Volkskalender, von dem 1845—48 vier Jahrgänge erschienen, und der die außerordentlichste Verbreitung erhielt. Eine neue Folge der „Dorfgeschichten" Mannheim 1848; 2. Aufl. 1849; 3. und 4. Bd. (1853) fand bei weitem nicht die liebevolle Aufnahme, die dem ersten Bande zu Theil ward. Charlotte Birch-Pfeiffer, welche die darin enthaltene „Frau Professorin" dramatisirte, machte mit ihrem „Dorf und Stadt" ein Glück, dessen das Original sich nicht entfernt zu erfreuen hatte. Durch seinen Unmuth ließ sich der Dichter verleiten, gegen die Birch-Pfeiffer wegen Nachdrucks klagbar zu werden, verlor aber den Prozeß. In seinem nächsten Werk: „Schrift und Volk, Grundzüge der volksthümlichen Literatur" (Leipz. 1846), gibt er gewissermaßen von seinem eigenen Produciren Rechenschaft. Nachdem er abwechselnd in Weimar, Leipzig, Dresden und Berlin gelebt, verheirathete er sich in Breslau und besuchte nun mit seiner Frau den Süden, längere Zeit in Heidelberg verweilend, kehrte aber in der Revolutionszeit nach Breslau zurück. Häusliche Leiden, Krankheit und Tod seiner Frau ließen ihn in der bewegtesten Zeit ein einsiedlerisches Leben führen. Nur ein einziges Mal, als der Panslavismus den ganzen Oberlauf als „polnischen Boden" vindiciren wollte, kämpfte A. siegreich in den Volksvereinen. Im Herbst suchte er durch eine Reise Zerstreuung und kam in der verhängnißvollsten Periode nach Wien. Sein „Tagebuch aus Wien, von Latour bis auf Windischgrätz" (Breslau 1849, englisch von John Cow. Taylor, London 1849) enthält Erinnerungen aus dieser Zeit. Unter den Eindrücken der wiener Katastrophe schrieb er sein Trauerspiel „Andree Hofer" (Leipzig 1850), das aber ein bloßer Versuch blieb, die realistische Poesie ins Drama umzusetzen, da A. gleich seinem Vorgänger Immermann den Fehler beging, die Bewegung in ihrer Gesammtheit und Vielseitigkeit darstellen zu wollen. In einem Dorfe des Harzes einsiedlerisch hausend, schrieb A. seinen Roman „Neues Leben" (Mannheim 1851, 3 Bde.), mit dem der Dichter auf eine höhere Stufe des künstlerischen Schaffens sich emporzuschwingen versuchte. Wie die „Dorfgeschichten" das Volksleben vor der Revolution zeichneten, so hat derselbe die Zustände nach der Revolution zu seinem Vorwurfe So trefflich gezeichnet aber auch die Charaktere dieses Buches sind, eine so reiche Fülle von Gedanken und Anschauungen auch darin sprudelt, so ermangelt es doch der künstlerischen Durchdringung und Anlage, deren das Kunstwerk nie ermangeln darf. Die Kritik hat deshalb diesen Roman A.s mit fast allzu harter Strenge beurtheilt. Später lebte A. in Dresden und seit neuester Zeit in Berlin. Die im „Gevattersmann" enthaltenen Aufsätze erschienen gesammelt unter dem Titel „Schatzkästlein des Gevattersmanns" (Stuttg. und Augsburg 1856). In seinen neuesten Novellen: „Barfüßle" (Stuttgart u. Augsburg 1856), „Joseph im Schnee" (daf. 1861) und „Edelweiß" (daf. 1861) kehrte A. auf das Gebiet der Dorfgeschichten zurück, ohne jedoch die objektive Unbefangenheit der ersten zu erreichen. Seit 1858 gab er jährlich einen „Volkskalender" heraus. „Gesammelte Schriften" A s erschienen, 20 Bde., Stuttg. 1857—58.

Auerberg, hoher bewaldeter Granitberg in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, gehört zu den bedeutendsten Bergen des Unterharzes und gewährt eine treffliche Aussicht besonders nach Süden hin. An seinem Fuße grub man früher Gold, gegenwärtig findet man an der Ostseite Bergkrystalle in kleinen sechsseitigen Doppelpyramiden, wilde oder stolberger Diamanten genannt; sie nehmen eine sehr gute Politur an und erhalten ein reines Wasser. In der Nähe des A.s liegt der 1302 Fuß hohe Zwiefelsberg.

Auerhahn (Auerhuhn, Tetrao Urogallus *L.*), Vogel aus der Ordnung der Hühnervögel und der Familie der Feldhühner (Tetraonidae), der edelste und einer der größten aus dieser Familie, der deshalb auch der hohen Jagd zugewiesen ward. Der A hat einen runden fleischigen Körper, wie der Truthahn, ist jedoch etwas kleiner als dieser, nämlich vom Schnabel bis zum Schwanzende $2^1/_2$ bis über 3 Fuß lang und mit ausgebreiteten Flügeln 3—$4^1/_2$ Fuß breit und in der Feistzeit 12—15 Pfund schwer. Der Schnabel ist 2 Zoll lang, stark, gekrümmt, vorn scharf abgeschnitten, hinten tief eingeklappt, von Farbe schmutzig gelbweiß. Der Augenstern ist braun und voll Feuer. An den ovalen Nasenlöchern stehen feine dunkelgraue Federchen. Kopf und Hals sind düster blauschwarz, weiß gesprenkelt, an jüngeren Hähnen dunkel aschgrau, schwarz gewässert. Am Hinterkopf sind die Federn merklich lang, an der Kehle steht ein schwarzer Bart. Charakteristisch ist ein 2 Zoll langer, kahler, blättrig-warziger, hochrother Fleck über den Augen, deren Lider röthlich geperlt sind. Der Rücken ist bis über die Steißfedern schwarz mit weißen Zickzacklinien gezeichnet; der Bauch schwarz mit weißen unregelmäßigen Flecken; die Brust und Gurgel sind glänzend grünschwarz. Die Läufe sind bis zum Anfang der Zehen mit graubraunen Federn dicht bewachsen und die Zehen mit steifen hornartigen Fransen fein besetzt. Die Deckfedern der ersten Schwungfederordnung sind dunkelbraun, alle übrigen, sowie die Schulterfedern, trüb kastanienbraun, schwarz gesprenkelt oder gewellt, die große Reihe auch weiß gesprenkelt; die vordern Schwungfedern zeigen an der äußern Fahne eine weiße Einfassung, die hintern eine grau und weiß gefleckte Kante mit weißen Spitzen. Am Flügelgelenke befindet sich ein weißer Spiegel; die 18 breiten Schwanzfedern sind schwarz mit weißen Sprenkeln und Kanten. Die Auerhenne ist um $^1/_3$ kleiner und wiegt selten mehr als 6—7 Pfund. Es fehlt ihr der Bart (oder ist kaum bemerkbar), sowie der hochrothe Augenfleck. Der Oberleib ist schnepfenartig gefärbt; die Brust, der Hals und Bauch sind rothbraun; letztere beide schwarz und weiß gefleckt; die Läufe noch rauher als beim Hahn. Der A. lebt polygamisch als Standvogel in den Bergwäldern des mittleren Europa's und Asiens, am liebsten in gemischten Beständen, an sonnigen Abhängen, in Dickichten mit fließenden Bächen u. Quellen. Wegen des plumpen Körpers und der kurzen Flügel ist sein Flug rauschend u. nach Art der Feldhühner niedrig, schwerfällig und nicht anhaltend. Am Tage hält sich das Auergeflügel an der Erde, des Nachts in den Aestzweigen hoher Bäume auf. Es ist sehr scheu und bemerkt mit seinem scharfen Gesicht und Gehör die geringste Gefahr. Die Henne legt gelbe, braungefleckte Eier, welche sie vier Wochen lang in einer flachen Grube bebrütet. Der Hahn ist sehr geschlechts-

luſtig und läßt zur Zeit der Brunſt (Auerhahnsbalz) im März und April den eigenthümlichen Ruf des Balzens hören, wobei er ſich in einem ſo trunkenen Zuſtande befindet, daß er den ihn beſchleichenden Jäger nicht gewahr wird und die Scheu ablegt, die es ſonſt ſehr ſchwierig macht, ihn auf Schußweite nahe zu kommen. Die Nahrung des Auergeflügels beſteht aus Nadelholzſamen, Bucheckern, Vogel-, Heidel- und Preiſelbeeren, aus Waldinſekten, Würmern, Schnecken, auch Knospen, Blättern, Sämereien, in der winterlichen Hungerzeit ſelbſt aus Fichtennadeln, jungen Fichtenzapfen und Rinden weicher Holzarten. Es wird ſchädlich durch das Ausſcharren der Holzſaaten und durch das Abknappen der Nadel- und Laubknospen. Das Fleiſch der alten Hähne iſt hart und zäh und wird erſt durch mehrtägiges Liegen oder dadurch, daß man es einen Tag lang in die Erde vergräbt, mürb und ſchmackhaft. Jung gefangen oder durch Truthennen ausgebrütet, läßt ſich das Auergeflügel zähmen und wie anderes Hühnervieh halten. Da die Eier ſehr hart ſind, muß man ſie, wenn man ſie Truthennen unterlegt, gegen den 21. Tag in laues Waſſer legen, oder ihnen durch Aufpicken nachzuhelfen ſuchen. Die Jungen füttert man anfangs mit Ameiſeneiern, nachher mit Erd-, Heidel-, Wachholder-, Johannisbeeren u. dergl., zuletzt mit Getreide, Baumknospen ꝛc.

Auerochs (Bos Urus *Linn.*, Bos Bison *Km.*), der Wiſent der alten Deutſchen, bei den Griechen und Römern Bonasus, bei den Polen Zuber oder Zubr genannt, das größte Landſäugethier Europa's, ausgezeichnet durch die Hals u. Kopf mähnenartig umgebenden krauſen Haare, die gewölbte, ſehr breite Stirn und die gewaltige Bruſt. Die unterhalb der Hinterhaupt und Stirn trennenden Leiſte weit auseinander ſtehenden Hörner ſind rund, dick, erſt nach vorn und außen, dann über ſich gebogen u. mit den Spitzen wieder einander genähert, glänzend ſchwarz, an der Wurzel querrunzelig. Die Ohren ſind klein und aufrecht ſtehend. Der Hals hat keine Wamme, an Kinn, Hals und Bug aber hängen lange Haare herab. Auf dem Rücken über dem Widerriſt befindet ſich ein großer Buckel, der durch die Verlängerung der Dornfortſätze an den letzten Hals- und Rückenwirbeln gebildet wird. Der Schwanz endet in einen dicken Haarbuſch. Der A. hat 14 Rippenpaare, während das zahme Hornvieh deren nur 13 hat. Die Länge des ausgewachſenen Thieres beträgt 10 Fuß, ſeine Höhe am Widerriſt 7 Fuß, ſeine Schwere 12—16 Centner. Nach neueren Angaben ſchwankt die Körperlänge zwiſchen 8½ und 10 Fuß, die vordere Höhe zwiſchen 5 und 6, die hintere zwiſchen 4½ und 5½ Fuß und die Kopflänge zwiſchen 20 und 22 Zoll. Die Stirn riecht biſamartig, während das übrige Fleiſch geruchlos iſt. Das Winterhaar iſt dicht wollig, filzig und dunkelbraun, an Schultern und Hals etwas bläſſer und mit weißlichen Haaren untermiſcht; das Sommerhaar iſt kürzer, glatt anliegend und glänzend dunkelbraun. Becken, Bart, Schwanz und Füße ſind braunſchwarz, die Naſe gelblichweiß. Die Kälber ſind braunroth. Der A. iſt ein furchtbares Thier, von ungeheurer Stärke und im zahmen Ochſen nicht mehr zu erkennen. Seine Hauptſtärke liegt in der Stirn, dem Halſe und der Bruſt. Sein Blick iſt grimmig und im Zorn funkelnd. In Thierkämpfen, wozu man ihn früher gebrauchte, zeigt er erſtaunliche Kraftäußerungen; Bären nahm er auf ſeine Hörner und ſchleuderte ſie mehre Male in die Luft; auch mit Löwen ſah man ihn muthig und nicht ſelten glücklich kämpfen. Die A.en rindern im Auguſt; dann ſind ſie fett, glatt, glänzend braun u. zum Spielen, ſowie zum Kampfe geneigt. Beim Kampfe, oder wenn ſie angeſchoſſen auf den Jäger losgehen, laſſen ſie ein tiefes, hohles Brummen hören. Die Kühe kalben nach 9 Monaten und ſäugen ein ganzes Jahr. Die Kälber laufen ſogleich mit und haben ſchon nach 8 Tagen mehr Kraft als ein Mann. Die A.en wachſen bis zum 6. Jahre und erreichen ein Alter von 40—50 Jahren. Die Kühe werden kaum alle 3 Jahre einmal trächtig, was dazu beiträgt, das Ausgehen dieſer nur noch in geringer Anzahl vorhandenen Thiere zu beſchleunigen. Sie haben einen ſehr feinen Geruch und laſſen einen Menſchen mit dem Winde kaum auf 500 Schritte nahe kommen. Bei plötzlichem Zuſammentreffen, ſowie zur Zeit der Bremſen und wenn ſie Junge haben, werden ſie aber dem Menſchen gefährlich. Auffallend iſt der Abſcheu, den die Pferde vor ihnen haben; dieſe wittern ſie ſchon in beträchtlicher Entfernung und geben dann ihre Aengſtlichkeit auf mancherlei Weiſe kund. Einen ähnlichen Abſcheu zeigen auch zahme Ochſen vor den A.en. Außer Laub, den Zweigen und der Rinde junger Bäume beſteht die Nahrung dieſer Thiere hauptſächlich aus Gras, Heidekraut u. Moos. Das Fleiſch der jungen Stiere und Kühe iſt mürb und ſchmackhaft und hat einen Wildgeruch. In Eſſig oder Wein gebeizt und gebraten gilt es als Leckerbiſſen. Die ſehr dicke Haut gibt ein Leder, welches von einer Flintenkugel kaum durchdrungen wird. Jung eingefangen ſind die A.en nur in ſo weit zähmbar, daß ſie ſich an den Wärter gewöhnen, aber nie zur Arbeit, wie das zahme Rindvieh, benutzbar, mit welchem auch die Paarung noch nicht gelang. Vor 2000 Jahren war dieſe Thierart über ganz Mitteleuropa und insbeſondere über Deutſchland verbreitet und fand ſich nach einer im Rathsarchive zu Goslar aufbewahrten Urkunde noch zu Karls des Großen Zeit im Harz u. Sachſenlande vor, während ſie im wilden Zuſtande jetzt nur noch in einigen Thälern des Kaukaſus, ſowie im großen bialowiczer Walde in Litthauen vorkommt. Dieſer Wald iſt 17 QMeilen groß und ſteht, wie früher zur Zeit der polniſchen Könige, unter dem beſondern Schutze der (ruſſiſchen) Regierung. Im Jahre 1829 berechnete man die Zahl der dort hauſenden A.en auf 711 Stück. Zu ihrer Hegung beſoldet die Regierung 12 Förſter mit 118 Forſtwächtern unter einem beſonderen Forſtmeiſter. Im Winter werden ſie mit Heu gefüttert. Um ſie, ſo lange es noch andere Nahrung für ſie gibt, von den Heuſchobern abzuhalten, umzieht man dieſe mit in Tabaksſaft getauchten Bindfäden, deren Geruch die Thiere verſcheucht. Es darf keines dieſer Thiere ohne ausdrückliche Erlaubniß geſchoſſen werden, und dieſe wird in der Regel nur zum Behuf naturgeſchichtlicher Forſchung gegeben. König Auguſt III. von Polen ließ bei einer großen Jagd den 27. September 1752 42 Stück ſchießen; Kaiſer Alexander I. 1822 ein Paar für das Muſeum in Wilna, und auf beſondern Befehl wurden 1836 einige Stücke erlegt, um deutſche Muſeen damit zu verſehen. Die Jagd auf dieſe Thiere iſt jetzt um ſo ſtrenger verboten, da ihr Ausſterben überhaupt bevorzuſtehen ſcheint. Viele Kälber und ſelbſt Kühe werden im Winter von den Wölfen zerriſſen, welche

in großer Anzahl jenen Forst bewohnen; sie rotten sich zusammen, und während ein paar Wölfe den A.en von vorn beschäftigen, schleichen andere von hinten bei und reißen ihm den Bauch auf. Nach Cuvier u. A. lebten in früheren Zeiten in Deutschland zwei wilde Ochsenarten, welche im Nibelungenliede Wisent oder Ur genannt werden. Diese Meinung wird besonders durch den Baron von Haberstein unterstützt, der unter Kaiser Karl V. mehre Male Gesandter am polnischen Hofe war und den polnischen Zubr oder den Bison der Deutschen (fälschlich Ur genannt) von dem polnischen Tur, dem Ur oder A.en der Deutschen (fälschlich Bison genannt), unterscheidet. Ersterer soll der oben beschriebene, in Littbauen noch lebende, letzterer aber seit 200 Jahren ausgestorben sein, während er noch zu Habersteins Zeiten in Masovien in geringer Anzahl vorhanden gewesen sein soll. Letzterer wird auch für den Stammvater unseres zahmen Rindviehs gehalten. Fossil findet er sich als Urus priscus in Diluvialablagerungen. Im Gegensatz zu dieser Ansicht suchten aber Pusch u. A. nachzuweisen, daß obengenannte zwei Arten nur Eine Art (Bos Urus *Linn.*) bildeten und daß die Namen Wisent und Ur nur Männchen und Weibchen einer und derselben Art bezeichneten.

Auersberg, 1) (der große u. kleine), zwei Berggipfel des Rhöngebirges im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken u. Aschaffenburg, getrennt durch die Sinn, südwestlich vom Dammersfeld. — 2) Berg im Königreich Sachsen, auf dem Erzgebirge, östlich von Eibenstock, 3134 Fuß Meereshöhe.

Auersperg, Anton Alexander, Graf von, unter dem Dichternamen Anastasius Grün berühmt, ist der Sprosse eines uralten Adelsgeschlechts, das seit Kaiser Friedrich II. das Oberst-Erbland-Marschallsamt in Krain und der windischen Mark inne hat, gegenwärtig Senior der Linie zu Thurn am Hart und am 11. April 1806 zu Laibach geboren. Er lebte abwechselnd auf seiner Besitzung Gurkfeld und in Wien; wenn er aber auch am kaiserlichen Hofe erschien und den Kammerherrnschlüssel annahm, so trat er doch nicht in den Staatsdienst. Bei Veröffentlichung seiner Dichtungen bediente er sich des streng bewahrten Pseudonyms Anastasius Grün, und erst in Folge eines ärgerlichen Streites mit dem Ritter Braun von Braunthal, aus welchem er aber durchaus ehrenhaft hervorging, trat er mit seinem eigentlichen Namen vor die Oeffentlichkeit. Wegen der liberalen Haltung seiner Gedichte zu den Choragen der freisinnigen Partei Oesterreichs gerechnet, ward er im April 1848 von den österreichischen Ständen zum Vorparlament nach Frankfurt gesendet, und der laibacher Kreis wählte ihn dann auch zum Deputirten der Nationalversammlung, in welcher er sich jedoch nicht sonderlich bemerkbar machte, und aus der er bereits am 26. September wieder ausschied. Von Frankfurt ging er sofort auf seine Güter zurück und erschien erst 1859 wieder auf der politischen Bühne, indem er als Sprecher einer ritterschaftlichen Deputation auftrat, welche bei Beginn des sardinischen Feldzugs dem Kaiser ihre Loyalität zu bezeugen nach Wien kam, und 1860 in den Reichsrath berufen ward. Seine erste größere Dichtung war „Der letzte Ritter" (Stuttg. 1830, 5. Aufl. 1847), ein Romanzencyklus im Nibelungenversmaß, der das Leben des ritterlichen Kaisers Maximilian I. behandelte. Darauf folgten die ziemlich flüchtigen „Blätter der Liebe", eine Nachahmung heine'scher Manier. Von größerer Bedeutung waren die anonym erschienenen „Spaziergänge eines wiener Poeten" (Hamb. 1831, 3. Aufl. 1844), welche dem Verfasser von Seiten des österreichischen Polizeiregiments mancherlei Unannehmlichkeiten zuzogen, weil er das Manuskript nicht vorher der heimatlichen Censur unterstellt hatte. Das Buch machte bei seinem Erscheinen ungeheures Aufsehen, denn zum ersten Male ertönte darin die Stimme der Freiheit auch aus dem österreichischen Lande, und zwar in der edelsten Reinheit des Gemüths und dem lautersten Idealismus der Gesinnung. Sammlungen seiner übrigen lyrischen Gedichte erschienen dann unter dem Titel „Schutt" (Leipz. 1835, 9. Aufl. 1849) und „Gedichte" (das. 1837, 8. Aufl. 1850), worin auch die „Blätter der Liebe" Aufnahme fanden. A. wurde dadurch das Haupt einer großen und weitverzweigten Schule in der deutschen Lyrik, der österreichischen nämlich, auf deren einzelne Glieder das zuerst von ihm gegebene Beispiel nachwirkte. Der Geschmack an Bildern und Gleichnissen, die Lust an poetischen Metaphern, eine Eigenthümlichkeit der grünschen Poesie, die sich schon bei dem Meister hier und da im Uebermaß bemerkbar macht, wurde von den Nachahmern erst recht ins Extrem getrieben, wogegen die mehr innerlichen Vorzüge des Dichters viel weniger Gemeingut der Schule wurden. Wir meinen besonders den leichten fröhlichen Sinn und den gesunden, tüchtigen Schlag eines für alles Schöne und Gute empfänglichen Herzens, sowie die feine Organisation einer Seele, die sich in den Geist der Natur zu versenken und aus den Erscheinungen der großen und kleinen Welt eine höhere Bedeutung herauszulesen vermag. Das Talent des Dichters reicht aber über die lyrische Manier nicht hinaus. Zwei epische Versuche: „Nibelungen im Frack" (Leipz. 1843), worin ein halbverrückter Herzog von Weißenfels aus der ärgsten Zopfzeit geschildert wird, und „Der Pfaff vom Kahlenberg" (das. 1850), dem zum Theil ein komisches Gedicht aus dem Mittelalter zu Grunde liegt, erwiesen sich daher als verfehlt. Eine Sammlung von „Volksliedern aus Krain" (Leipz. 1850) in deutscher Uebersetzung, enthält viel Schönes, uraltem Volkscharakter Abgelauschtes in der ansprechendsten Form. Noch besorgte A. die Herausgabe des Nachlasses seines Freundes Lenau (Stuttgart 1852).

Auerstädt, Dorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Eckartsberga, am Emsbache, mit 450 Einwohnern. Der Ort ist geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht, welche hier am 14. Oktober 1806 zwischen den Preußen und Franzosen an demselben Tage mit der Schlacht bei Jena (s. d.) geschlagen wurde. Die preußische Politik war zwar 1806 eine unsichere gewesen, da man sich noch immer über die Absichten Napoleons I. getäuscht und dessen Friedenslust Vertrauen geschenkt hatte, allein im September 1806 gewann man allmählig eine andere Ueberzeugung. Drei preußische Heerestheile rückten demzu Folge auf Thüringen und Franken, 40,000 Mann unter Rüchel und Blücher von Hannover und Westphalen aus, 70,000 Mann unter König Friedrich Wilhelm III. und dem Herzog von Braunschweig (als Oberfeldherrn) über die Mittelelbe, 35,000 Mann unter dem Fürsten Hohenlohe von Schlesien aus nach Sachsen, wo

18,000—20,000 Sachsen zu ihnen stießen. Man wollte nämlich den Krieg nach Frankreich werfen, der erste Heerestheil sollte dann Thüringen westlich, der letztere östlich umgehen u. die Hauptarmee durch dasselbe an den Main vordringen, wo die drei Corps sich vereinigen sollten. Napoleon aber wartete nicht ab, bis es so weit kam; er hatte sogleich seine Truppen u. die des Rheinbundes gesammelt und war selbst von St. Cloud nach Bamberg geeilt, traf dort am 6. Oktober ein u. schickte noch an demselben Tage die Kriegsproklamation ab. Am 7. brach Soult gegen Tauenzien vor, Murat und Berthier rückten nach Franken vor und schoben diesen General weiter zurück, am 10. fiel Prinz Louis Ferdinand von Preußen bei Saalfeld, am 12. ward Naumburg, am 13. Jena von den Franzosen besetzt. Die Schuld dieser raschen Fortschritte der Franzosen lag an manchen Umständen: an der Saumseligkeit des Herzogs von Braunschweig, der noch immer auf Frieden gehofft hatte, an der Abneigung, Plan und Anstalten des Gegners auszukundschaften, und an einer großen Unordnung in der Heeresorganisation, welche der König sehr wohl erkannte, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, seine Umgebungen davon zu überzeugen. Im Heere selbst herrschten Kriegslust und Zuversicht, allein die rasche Bewegung der Franzosen hatte so sehr überrascht, daß die mannichfachsten Ansichten ausgesprochen wurden, ohne daß man sich zu entschiedenen Maßregeln entschließen konnte. Es galt vorzugsweise, eine Stellung zur Seite des vorausgeeilten französischen Heeres einzunehmen. Am 13. und in der Nacht des 14. hatten Lannes und Davoust die Pässe besetzt, welche vom Saalthale aus auf die Hochfläche führen; letzterer schob am 14. früh eine Division bis Hassenhausen vor. Das preußisch-sächsische Heer, kaum noch 40,000 Mann stark, unter Hohenlohe, war von Jena auf das linke Saalufer gewichen, die Hauptarmee stand bei Weimar, Rüchel hinter dieser, der Herzog von Weimar mit mehr als 12,000 Mann im thüringer Walde bei Ilmenau. Der Herzog von Braunschweig selbst zog sich mit dem Hauptheere von Weimar links auf A. zurück, um auf Halle zu rücken, Rüchel sollte zur Unterstützung kommen. Am 15. gegen Abend langte die Armee dort an, um die Nacht über zu bivouakiren. Die Preußen hatten Mangel an Lebensmitteln, während die Franzosen reichlich damit versehen waren. Man kann sich also die Abspannung der Truppen denken. Der Herzog von Braunschweig legte sich um Mitternacht in voller Uniform auf dem Schlosse bei A. nieder, der König schlief in einem andern Hause, eilte aber am 14. schon um halb 5 Uhr Morgens zum Herzog, wo ein eiliger Kriegsrath abgehalten wurde. Der Herzog nahm trotz aller entgegengesetzten Nachrichten noch immer an, die Verbindung mit der mittleren Saale und der Unstrut sei nicht gesperrt, und ertheilte darnach die Befehle. General Blücher sollte mit einigen Regimentern eine Art von Avantgarde bilden, die Division Schmettau auf der Straße nach Kösen mit Besetzung der dortigen Höhen, die Divisionen Prinz von Oranien und Wartensleben hinter Schmettau auf Freiburg ziehen und dort die Unstrut passiren, die Division Kunheim und Arnim über Eckartsberga und Laucha marschiren und denselben Fluß dort überschreiten. Dichter Nebel bedeckte die Erde. Von der Kälte und dem ungewohnten harten Lager in Chausseegräben waren die Truppen eben so steif wie die Führer u. deren Rosse, an Wein oder Branntwein zur Erquickung am kalten Morgen fehlte es. Bald war jedoch alles zum Abmarsch bereit, der schon vor 6 Uhr erfolgte. König Friedrich Wilhelm III. stand an der Spitze der Division Schmettau, und es war sein Erstes, dem General Blücher den Befehl zu ertheilen, daß er 3 Regimente: französischer Chasseurs, die über das Defilé von Kösen gegangen waren, werfe. Dieser nahm das Regiment Königin-Dragoner und ging um 6 Uhr vor. Schon gegen halb 8 Uhr stieß er auf feindliche Reuter, die er vertrieb, und kurz darauf wiederholte er dieses Manöver bei Tauchwitz. Als er aber durch das Dorf Hassenhausen gerückt war, empfing ihn links vom Dorfe eine Batterie mit Kartätschen, und bald darauf entdeckte Blücher daselbst aufgestellte Infanterie — es war die französische Division Gudin, 8000 Mann stark —, weshalb er unverzüglich mehr Kavallerie und überhaupt noch mehr Truppen verlangte. Eine reitende Batterie, Graumann, marschirte rasch auf und begann ihr Feuer, und 3 Escadrons Dragoner folgten im Galopp. Marschall Davoust hatte am 14. Morgens 3 Uhr Befehle des Kaisers erhalten, und in Folge derselben war Gudin schon um 6 Uhr Morgens die Saale passirt und bei Hassenhausen vorgerückt; die Brigade Gauthier hatte das Gefecht angefangen, die Divisionen Morand und Friant und die Kavallerie unter Bialannes folgten. Im Ganzen wurde die französische Armee auf 250,000 Mann mit 700 Kanonen geschätzt. Die preußische Division Schmettau hatte bei dem großen Nebel auf Befehl des Herzogs von Braunschweig Halt gemacht, allein der König drang auf ferneres Vorgehen. Unterdessen hatten die Voltigeurs des 25. französischen Regiments, von Chasseurs unterstützt, die Dragoner und die Geschütze zurückgeworfen und waren in Hassenhausen eingerückt. Das Regiment schob sich rechts vom Dorf, die ganze Division Gudin stellte sich rechts und links auf, durch Tirailleurs und Geschütze gedeckt. Die Division Schmettau deployirte sich links, und Blücher rückte mit mehren Kavallerieregimentern zur Deckung des Aufmarsches der Infanterie vor. Zwischen Hassenhausen und Tauchwitz begann nun zunächst der Kampf mit französischen Tirailleurs. Eiligst rückten die übrigen Truppen herbei. Rechts stellte sich zwischen Tauchwitz und Rehhausen die Division Wartensleben auf, voran das Dragonerregiment Irwing, welches die bei Rehhausen befindlichen Tirailleurs vertrieb und ein Bataillon vom 85. Regiment aufrieb. Im Centrum sollte die Division Oranien vorrücken, um als erste Reserve bereit zu sein, und dieser sollten die Divisionen Kunheim und Arnim auf Gernstädt folgen. Sobald die Division Wartensleben formirt war, avancirten die beiden Divisionen Schmettau und Wartensleben mit klingendem Spiele. Es entstand ein gewaltiger Kampf, bei welchem das Dragonerregiment Irwing so sehr im Kartätschenfeuer ritt, daß es sich hinter das Regiment von Beeren zurückziehen mußte. Wartensleben warf endlich die Franzosen ebenso wie Schmettau zurück und durch Hassenhausen. Unterdessen hatte Blücher mit Königin-Dragonern und Heising- und Reitzenstein-Kürassieren den rechten Flügel Gudins angegriffen, und die rei-

tende Batterie Meerkatz eröffnete ihr Feuer. Seine Attake war gut angelegt, allein die französischen Quarrés hielten Stand, und sein dreimaliger Angriff wurde von der Artillerie und Infanterie zurückgeworfen, wobei das Unglück passirte, daß seine eigene Batterie ihn im Rücken mit Kartätschen beschoß, so daß seine Reiterei sich nach Spielberg flüchtete. Das Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen, er stürzte, bestieg schnell ein Trompeterpferd und suchte die Truppen wieder zu sammeln; allein die Division Friant war inzwischen rechts von Gudin in die Gefechtslinie eingetreten, und zwar mit der Aufgabe, die linke Flanke der Preußen zu bedrohen. Blüchers Reiterei warf sich hinter A., um sich da wieder zu formiren. Den Franzosen fehlte es an Reiterei, und man hoffte deshalb, sie aus der Ebene bis Köien vertreiben zu können, wenn nur Hassenhausen erobert wäre. Der Herzog von Braunschweig besprach sich noch einmal mit dem König und ermunterte das Grenadierbataillon v. Hausstein, Hassenhausen mit dem Bayonnet zu stürmen, als eine Kanonenkugel ihn so schwer verwundete, daß er nach A. gebracht werden mußte. Generallieutenant v. Schmettau wurde kurz darauf auch schwer verwundet, die Generäle v. Wedell und v. Greiffenberg fielen nicht lange darnach, und es gab von da ab, etwa um 9 Uhr Morgens, keinen Oberbefehl mehr. Die Offiziere und Truppen thaten noch immer ihre Pflicht, indeß von feindlicher Seite die dritte Division Morand Gudins linken Flügel verstärkte, und die des Generals Friant die Flanke der preußischen Aufstellung zu bedrohen anfing. Die Division Oranien rückte endlich heran, allein von der Division Schmettau war nicht viel mehr zu leisten, und die von Wartensleben hatte auch gelitten; ihnen gegenüber standen die Divisionen Gudin, Friant und Morand. Der Prinz von Oranien führte sein Corps gegen Hassenhausen, warf die Franzosen bis an das Dorf zurück, allein dort und bei Poppel mußte zuletzt die Uebermacht der Franzosen den Sieg davontragen. Prinz Wilhelm von Preußen hatte mit seiner zu jener Division gehörigen Kavallerie im Auftrage des Königs (den ihm Major v. der Knesebeck überbrachte) die Division Morand angegriffen: er führte Blücher-Husaren, Leib-Kürassiere, Leib-Carabiniers in die Attake; allein dieser frischen, in ihren Quarrés unbeweglichen Division gegenüber reichte die Reiterei nicht aus, die sich nach A. zurückzog. Die Division Friant drang inzwischen in die Dörfer Bennborf, Zeckwar, Poppel, rückte den Wald auf Eckartsberga zu, und die Tirailleurs fielen den Preußen in den Rücken. Prinz Heinrich von Preußen hielt sich noch am längsten mit seiner Brigade; die Gefahr, umgangen zu werden, war aber so groß, daß man sich auf einen allgemeinen Rückzug gefaßt machen mußte. Die Divisionen Schmettau und Wartensleben zogen sich auf Rehhausen zurück, der linke Flügel der Franzosen drang nach, eine neue preußische Kolonne wurde aus der Reserve gebildet, um diesen aufzuhalten, und dieser gelang es eine Weile, bis Morand sie überwältigte und seine Geschütze auf den vortheilhaften Höhen von Sonnendorf aufstellte, so daß er die rechte Flanke der Preußen bestrich, während Gudin das Dorf Tauchwitz nahm und die 3 preußischen Divisionen sich auf Eckartsberga, A. und Reisdorf zurückzogen. Ganze Abtheilungen hatten noch nicht am Kampfe Theil genommen und waren noch schlagfertig, General Blücher wollte noch einen Kavalleriangriff vornehmen, allein der vom König dazu ertheilte Befehl wurde bald wieder zurückgenommen, da er es für allzu gewagt hielt, immer mehr Truppen aufs Spiel zu setzen, und mit Rüchel und Hohenlohe vereint bei Weimar den Feind wieder angreifen zu können hoffte. General Graf Kalckreuth zog sich nach tapferem Widerstande auf A., die Division Oranien um 4 Uhr auf Eckartsberga zurück, wo 2 Kolonnen von Davoust sie angriffen und allmählig ein weiterer Rückzug erfolgte. Die Division Kunheim und Blüchers Reiterei deckte A., Morand griff sie dort an, und eine französische Haubitzbatterie steckte das Dorf in Brand. Hierauf zogen sich die Preußen bis auf Wickerstädt zurück, die französische Verfolgung war aber schwach, und um 5 Uhr Abends hörte das Feuern auf. Die Hoffnung einer zweiten Schlacht war vereitelt, da Napoleon selbst an demselben Tage die Corps von Rüchel u. Hohenlohe bei Jena geschlagen hatte. Die Preußen sollen bei A. 5000 Mann mit Einschluß von 300 Offizieren an Todten und Verwundeten eingebüßt haben. Die Franzosen, deren Verlust geringer war, besetzten im Laufe derselben Woche Berlin und verfolgten die preußischen Truppen bis Lübeck. Der niederschlagende moralische Eindruck, welchen die Schlacht bei A. in Verbindung mit der bei Jena hervorbrachte, konnte erst nach mühsamer jahrelanger Anstrengung, als Napoleons Glücksstern erblich, wieder verwischt werden. Wo der Herzog von Braunschweig auf der Ebene von A. tödlich verwundet ward, ist ihm ein Denkmal errichtet.

Auerswald, 1) Hans Jakob, Landhofmeister von Preußen, geboren am 25. Juli 1757, trat schon 1770 in die Armee, wohnte jedoch von 1773 ab mehre Jahre den Vorlesungen Kants und anderer Professoren der königsberger Hochschule bei. Nachdem er 1778 am bayerischen Erbfolgekriege Theil genommen, verließ er 1783 den Militärdienst und lebte nach seiner Vermählung mit der Burggräfin Sophie Charlotte Albertine von Dohna-Lank auf seinem Gute Faulen im Regierungsbezirk Marienwerder, bis er Landrathamtsverweser, Mitglied der westpreußischen Landschaft und sodann Landschaftsdirektor des marienwerderschen Departements wurde. Er verstand es, das landschaftliche Kreditsystem auf die zweckmäßigste Weise zu ordnen, weshalb ihn König Friedrich Wilhelm III. 1797 zum Präsidenten der westpreußischen Kammer ernannte u. 1802 als Präsidenten der ostpreußischen und litthauischen Kriegs- und Domänenkammer nach Königsberg versetzte. Im Jahre 1806 wurde A. wirklicher geheimer Oberfinanz-, Kriegs- und Domänenrath und Kurator der Universität Königsberg, 1808 geheimer Staatsrath. Oberpräsident von Ost- und Westpreußen, sowie von Litthauen. Als die Oberpräsidialstellen aufgehoben wurden, trat er als Präsident an die Spitze der an Stelle der Domänen- und Kriegskammer getretenen ostpreußischen Regierung und erhielt 1811 das Erbamt eines Landhofmeisters im Königreich Preußen. A. war es, welcher damals die Befreiungspläne förderte und unterstützte, wozu ihm reiche Mittel zu Gebote standen. Er wagte es, auf Steins Anrathen im Januar 1813 ohne königliche Genehmigung den Landtag einzuberufen, der aber unter dem Na-

men „Versammlung ständischer Abgeordneten" zusammentreten mußte. So für das Wohl des Vaterlandes und das Gedeihen der 1806—1818 seiner Kuratel anvertrauten Universität Königsberg unausgesetzt thätig, zog er sich 1824 aus dem Staatsdienste auf sein Gut Faulen zurück, wo er, mit der Verwaltung seiner Besitzungen beschäftigt, am 3. April 1833 †.

2) Hans Adolf Erdmann von A., preußischer Generalmajor, Sohn des Vorigen, geboren auf Faulen am 19. Oktober 1792, widmete sich auf der Universität Königsberg von 1810—1813 juristischen und kameralistischen Studien und setzte gleichzeitig die auf dem Gymnasium zu Königsberg begonnenen klassischen Studien eifrig fort. Am 25. Januar 1813 trat er als Freiwilliger ins 2. westpreußische Dragonerregiment ein und machte in demselben die Schlachten und Gefechte von 1813 u. 1814 als Lieutenant, 1815 als Adjutant des Grafen Bülow von Dennewitz die Schlacht bei Belle-Alliance mit, erwarb sich das eiserne Kreuz und trat 1817 nach beendigtem Kriege in den Generalstab, in welchem er bis 1840 verblieb, nachdem er längere Zeit dem 2. Garde-Uhlanen-Landwehrregiment aggregirt gewesen war. Hierauf wurde er als Oberst Kommandeur des litthauischen Dragonerregiments, dann Kommandeur der 12. Kavalleriebrigade in Neisse und 1845 Kommandeur der 11. Kavalleriebrigade in Breslau, wo er zugleich zum Generalmajor avancirte. Indem er sich der allgemeinen Achtung erfreute, wurde ihm nicht allein vom Ministerpräsidenten Camphausen die Stelle eines Kriegsministers angetragen, die er jedoch ablehnte, weil schon sein Bruder Alfred in demselben Ministerium saß, sondern es traf ihn auch an drei Orten gleichzeitig die Wahl zum Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung. Die am 10. Mai 1848 auf ihn gefallene Wahl zu Riesenburg nahm er an u. beschäftigte sich in Frankfurt vorzugsweise mit den militärischen Angelegenheiten. Seiner Gesinnung nach gehörte er damals dem Verein im Casino und damit dem rechten Centrum an. Als am 18. September 1848 der Straßenkampf in Frankfurt ausbrach, ritt er mit dem Fürsten Lichnowsky vor die Stadt, um sich nach den von Darmstadt erwarteten Truppen umzusehen. Von einer wüthenden Bande Männer und Frauen angefallen, suchten Beide sich zu flüchten, verirrten sich jedoch und wurden aus einem Gärtnerhause, in dem sie sich verborgen, herausgeschleppt u. niedergeschlagen. A. stürzte in einen Graben und gab dort seinen Geist auf. Die meist aus Hanau gebürtigen Frevler hat 1850 die gerichtliche Strafe getroffen. Kurz zuvor hatte A. seine Gemahlin, eine geborene von Bardeleben, verloren. Für seine hinterlassenen Kinder, vier Söhne und eine Tochter, wurde eine Nationalsammlung durch ganz Deutschland veranstaltet, welche über 21,000 Thaler eintrug.

3) Rudolf von A., preußischer Minister, des Vorigen Bruder, den 1. Sept. 1795 geboren, bezog 1811 die Universität Königsberg, trat jedoch 1812 bei dem 1. schwarzen Husarenregiment ein, machte den Feldzug in Rußland unter General von York mit u. zog dann 1813 mit diesem nach Frankreich. Nach dem Kriege wurde er 1816 zum damaligen 6. Uhlanenregiment und dann als Adjutant der 13. Kavalleriebrigade nach Münster versetzt, avancirte 1820 zum Rittmeister, verließ aber dann den Militärdienst und kehrte nach Ostpreußen zurück, um seine dortigen Güter Keimkalten und Weschinau zu bewirthschaften. Als Landrath des Kreises Heiligenbeil und später als Generallandschaftsdirektor von Ostpreußen erwarb er sich allgemeines Vertrauen, bis er 1831 während des polnischen Revolutionskrieges die kommissarische Verwaltung des Kreises Memel erhielt, wo er mit voller Wahrung der preußischen Interessen, anfänglich sogar ohne militärische Unterstützung, den Uebertritt des gielgudschen Corps so zu leiten wußte, daß selbst die Polen seine Entschlossenheit anerkannten, die er bei dieser Gelegenheit und noch später bei der Ermordung des Generals zu beweisen veranlaßt war. Bald darauf legte er in Folge politischer Meinungsverschiedenheiten seine Stelle als Landrath nieder und wurde dann von der Stadt Königsberg zum Oberbürgermeister gewählt. Bei der Huldigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. zum geheimen Regierungsrath ernannt, übte er als Mitglied der Provinzialstände einen wesentlichen Einfluß auf die damaligen konstitutionellen Anträge der Provinz aus, trat 1842 in den vereinigten ständischen Ausschuß, wurde jedoch noch in demselben Jahre als Regierungspräsident nach Trier versetzt, wo er bis zum März 1848 blieb. Bald darauf ernannte ihn der König zum Oberpräsidenten der Provinz Preußen, auf welchem Posten er aber nur kurze Zeit blieb, indem er am 25. Juni zum Ministerpräsidenten u. Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhoben wurde. Es gelang ihm jedoch trotz seiner verfassungstreuen Haltung nicht, der überfluthenden Demokratie einen Damm zu setzen. Nachdem der steinsche Antrag wegen eines Erlasses an die Armee in der damaligen preußischen Nationalversammlung angenommen worden war, trat er mit den übrigen Mitgliedern seines Ministeriums zurück, blieb jedoch in Berlin als Mitglied der Nationalversammlung für den Wahlkreis Frankfurt a. d. Oder und unterstützte als Mitglied des rechten Centrums überall die monarchisch-konstitutionellen Anträge, bis er die vertagte Versammlung verließ und auf seine Stelle als Oberpräsident der Provinz Preußen zurückkehrte In den Sessionen der ersten preußischen Kammer in den Jahren 1849 und 1850, sowie im Staatenhause zu Erfurt (20. März bis 29. April 1850) leitete er die Verhandlungen mit vieler Geschäftskenntniß und Umsicht, und nach dieser letzteren Thätigkeit wurde ihm das Oberpräsidium der Rheinprovinz übertragen, welches er vom 3. August 1850 bis zum Sommer 1851 verwaltete. Vom Ministerium Westphalen zur Disposition gestellt, gehörte er seitdem als Mitglied des Abgeordnetenhauses zur oppositionellen Fraktion gegen das bestehende Ministerium, bis dieses vom Prinz-Regenten bei der Uebernahme der Regentschaft entlassen wurde, worauf A. am 6. November 1858 Mitglied des neu kreirten Staatsministeriums ohne Portefeuille wurde, in welcher Stellung er auch unter dem König Wilhelm I. bestätigt worden ist. Am 3. Juli 1817 mit Adelheid, Burggräfin von Dohna-Lauk, vermählt, hat er diese 1859 durch den Tod verloren.

4) Alfred von A., jüngster Bruder der Vorigen, geboren zu Marienwerder den 10. Okt. 1797, kam 1803

mit dem Vater nach Königsberg nnd hatte eben im Frühjahr 1815 die Hochschule bezogen, als der zweite Krieg gegen Napoleon I. ausbrach; er trat als Freiwilliger in ein Dragonerregiment, ohne aber an den Schlachten von Ligny u. Waterloo Theil nehmen zu können. Auf die Universität zurückgekehrt, war er einer der Begründer der Burschenschaft. Nach vollendeten Studien wurde er 1822 Regierungsassessor, dann Regierungsrath, gab aber seine Anstellung bald wieder auf, um die väterlichen Güter zu verwalten. Von 1830—1844 Landrath des rosenberger Kreises, ward er 1837 in den Provinziallandtag gewählt, und auf dem Huldigungslandtage war er es, der am 7. September 1840 den Antrag auf Volksvertretung nnd Verfassungsurkunde stellte. Im Jahre 1844 nahm er an den vereinigten ständischen Ausschüssen Theil, wurde Landschaftsdirektor der ostpreußischen Landschaft und wohnte 1846 der evangelischen Landessynode als weltliches Mitglied bei, wo er sich im Wesentlichen den liberalen Ansichten anschloß. Auf dem vereinigten Landtage von 1847 stand er entschieden auf Seiten Derer, welche eine Verfassung nach den Verheißungen von 1820 forderten, und unterschrieb deshalb die von Vincke veranlaßte Protesterklärung der 138. Bei den Debatten über eine Adresse an den König, welche Graf Schwerin beantragt, Herr v. Beckerath entworfen und zu welcher Graf Arnim-Boitzenburg ein Amendement gestellt hatte, war A. es wieder, der sein Amendement zu dem arnimschen durchsetzte, so daß es mit 484 Stimmen gegen 107 angenommen wurde: es wurde darin gesagt, der Landtag lege zur Wahrung seiner ständischen Rechte die Erklärung am Throne nieder, daß die früheren Zusicherungen von 1820 als das wohlerworbene Erbe der Kampfestreue des preußischen Volkes noch fortbeständen. Ebenso gehört er zu den 65 Abgeordneten aus Ostpreußen, welche den Bau der Ostbahn vermittelst einer Anleihe ablehnten, weil die Gesetzgebung von 1847 mit derjenigen von 1820 nicht übereinstimme. Gleich nach der Märzrevolution wurde ihm das Ministerinm des Innern übertragen, das er jedoch nur vom 19. März bis zum 25. Juni bekleidete. Gleichzeitig war er Mitglied der Nationalversammlung, in deren rechtem Centrum er saß, und stimmte dort gegen alle demokratischen Anträge. Von 1849 an war er unausgesetzt Mitglied des Hauses der Abgeordneten, stets treuer Anhänger der Verfassung u. einer Einigung Deutschlands, weshalb er für die von Radowitz geführte Unionspolitik und gegen das manteuffelsche Ministerium stimmte und sich als Mitglied der Fraktion Vincke im Wesentlichen seit 1858 der Politik des nach seinem Bruder bezeichneten Ministeriums anschloß. Er wohnt jetzt auf seinem Gute Plauthen im rosenberger Kreise

Aufbereitung, im Bergbauwesen diejenige Arbeit, durch welche auf meist nur mechanische Weise die nutzbaren Fossilien, respektive Erze, von den unhaltigen, nicht nutzbaren, oder auch verschiedene nutzbare Fossilien von einander getrennt oder geschieden werden. Die meisten Erze kommen nur selten in größern gediegenen oder derben Partien vor, so daß sie der Bergmann schon auf der Grube gehörig ausscheiden könnte, und daß sie sich unmittelbar mit Nutzen verhütten ließen. Die meisten Erze finden sich vielmehr in kleineren Partien mit Mineralien oder andern Erzen gemengt, ja bis zu einer für das Auge kaum sichtbaren Feinheit in ihnen vertheilt. In diesem Falle scheidet der Bergmann auf der Grube meist nur die ganz unhaltigen Gesteine, sogenannte Berge, von den Erzen ab. Sind die Erzpartien in größeren derben Stücken vorhanden, so klaubt man wohl schon dieselben aus den geschlagenen Erzen auf der Grube aus und sortirt sie, aber nur selten; meist geschieht diese Scheidung außerhalb der Grube durch Menschenhände auf besonderen Ausschlageplätzen und auf der sogenannten Scheidebank, wo sie mittelst eines Fäustels auf einer Unterlage von hartem Stein oder Eisen zerschlagen und nach ihrem Gehalt sortirt werden. Nach der Größe der eingesprengten Erztheile unterscheidet dann der Bergmann werthlose Berg-, Scheide- und Pocherze; letztere enthalten das Erz am feinsten zertheilt und meist auch in geringster Menge. Die Scheiderze werden unmittelbar zur Hütte geliefert, bedürfen dann aber weiterer A., entweder durch die Hand des Pochers, oder vermittelst besonderer Maschinen, der sogenannten Pochwerke, oder vermittelst Walzen, auch in Schrot- oder gewöhnlichen Mühlen, worauf die Koncentrirung des Erzes folgt, wobei man das meist bedeutend höhere specifische Gewicht der nutzbaren Erze in Vergleich mit der Bergmasse, den unhaltigen Mineralien, benutzt und beide durch sogenanntes Siebsetzen oder Waschen von einander trennt. Maßgebend für den Gang der A. sind vornehmlich der pekuniäre Werth der Erze, ihre physische und chemische Beschaffenheit und die der beibrechenden unhaltigen Fossilien. Von den physischen Eigenschaften der Mineralien beim Aufbereitungsprozesse verdient, wie bemerkt, die Schwere die meiste Berücksichtigung. Härte, Sprödigkeit u. Spaltbarkeit verdienen außerdem ebenfalls besonders in's Auge gefaßt zu werden, denn sie bedingen Abänderungen beim Aufbereitungsprozesse, die große Verluste zu verhüten vermögen. Viel hängt auch von den Eigenschaften der mit den Erzen einbrechenden Gesteine, namentlich davon ab, ob letztere weich oder hart, ob sie sich zu kleinen harten Körnern oder zu einer zähen plastischen Masse pochen. Auch die Anhäufung der Erzpartien in dem tauben Gestein ist zu berücksichtigen, namentlich ob dieselben grob oder fein eingesprengt oder gar derb sind. Letztere Bezeichnung gebraucht man dann von dem Erze, wenn es ohne Unterbrechung in dem unhaltigen Gesteine hervortritt nnd mit Leichtigkeit rein von demselben gesondert werden kann. Finden größere Unterbrechungen zwischen den Erzpartien Statt, so daß dieselben auf bedeutende Entfernungen vom Gestein nmschlossen werden, so nennt man es grob eingesprengt; wird die Erzmasse noch mehr vom tauben Gestein eingeengt, so nennt man es fein eingesprengt. Diese Verschiedenheiten des Auftretens der Erze bestimmen den Gesammtgang der A. nnd bedingen deren Unterscheidung in die trockene und in die nasse. Zur trockenen A. eignen sich nur reichhaltige Erze oder solche, die mit einer schweren Gangart brechen; ihre Scheidung erfolgt durch Absieben oder durch den Fegeprozeß bei Luftzug. Bei der nassen A. folgt bei gröberem Kern der eingesprengten Erze die Trennung der grauvelig gepochten Erze durch die Satzwäsche. Man bringt in diesem Falle die gepochten Erze in einen Kasten, der, unten mittelst

eines engen Drahtsiebs geschlossen, in ein Faß mit Wasser gesetzt und mit der Hand oder mittelst eines Hebels wiederholt auf- und niederbewegt wird. Auf dem Boden des Fasses setzen sich dann die durch das Sieb laufenden feinen Erztheile und der erdige Schlamm ab, auf dem Sieb aber ordnen sich die auf- und niederbewegten Theile nach ihrem specifischen Gewichte, so daß z. B., wenn sich Quarz, Schwerspath, Schwefelkies, Bleiglanz neben einander finden, diese sich in der angegebenen Folge über einander lagern u. von einander abgehoben und getrennt werden können. Sind die Erze aber fein eingesprengt, was in den meisten Fällen Statt findet, so müssen sie naß gepocht oder gemahlen und dann auf dem Herd gewaschen werden (s. Pochwerk). In manchen Fällen muß dieser mechanischen A. aber eine chemische durch Röstung (s. Rösten) vorangehen.

Aufbewahrung der Lebensmittel. Die Nahrungsmittel und andere Stoffe ähnlicher Zusammensetzung unterliegen einer leicht eintretenden Zersetzung, die man als Gährung, Fäulniß und Verwesung bezeichnet. Diese chemische Zersetzung ist aber keine freiwillige, sondern sie wird bedingt durch eine Reihe von Verhältnissen, welche im gewöhnlichen Leben sehr leicht zusammentreffen; daher die leichte Zersetzbarkeit, wir sagen: das Verderben der Nahrungsmittel. Gährung, Fäulniß und Verwesung sind abhängig von der Luft; ein Körper, der mit der Luft nie in Berührung gewesen ist, fault nicht. Da aber alle Nahrungsmittel mit der Luft, wenn auch nur kurze Zeit in Berührung gewesen sind, und selbst die kürzeste Zeit genügt, um die Stoffe fäulnißfähig zu machen, so genügt es nicht, um die Nahrungsmittel vor dem Verderben zu schützen, sie einfach von der Luft abzuschließen. Die fäulnißerregende Wirkung der Luft wird aber vernichtet bei dem Siedepunkt des Wassers. Wenn wir daher einen mit Luft in Berührung gewesenen Stoff in allen seinen Theilen bis auf die Siedehitze des Wassers erwärmen u. dann jede weitere Berührung mit kalter Luft verhindern, so fault der Stoff nicht. Fäulniß und Verwesung sind abhängig von der Gegenwart des Wassers; darum verdirbt ein Nahrungsmittel nicht, wenn es kein Wasser oder nur sehr wenig Wasser enthält. Salz, Zucker ꝛc. entziehen den Stoffen, welche man mit ihnen bestreut, Wasser, um sich darin aufzulösen, und aus diesem Grunde kann man durch „Einpökeln" und „Einmachen in Zucker" leicht verderbliche Stoffe aufbewahren. Die einfachste Methode, Stoffen das Wasser zu entziehen, ist das Austrocknen derselben, wie dies bei Fischen, Fleisch, Früchten, Gemüse, Eiern und Milch geschieht. Bei sehr niedriger Temperatur verläuft die Fäulniß sehr langsam, weshalb man Fleisch und ähnliche Stoffe dadurch lange gut erhalten kann, daß man sie in Eiskellern mit Eis oder Schnee umgeben aufbewahrt. Es gibt auch Stoffe, welche vermöge ihrer chemischen Eigenschaften die Fäulniß verhindern. Hierher gehören vor Allem die Produkte einer unvollkommenen Verbrennung von Holz, welche im Rauch enthalten sind und beim Räuchern der Fleischwaaren diesen sich beimischen. Man erreicht dasselbe Resultat bekanntlich durch Einlegen von Fleisch in eine Auflösung der im Rauch wirkenden Stoffe. Hierauf beruht das neuerlich mehrfach in Anwendung gekommene Schnellräuchern (s. Räuchern). Ein sehr wirksames antiseptisches Mittel ist bekanntlich auch die Kohle (s. unten).

Die A. von Nahrungsmitteln durch Abschluß der Luft. Die ursprüngliche Methode Apperts [s. d. 2)] hat in neuerer Zeit bedeutende Verbesserungen erhalten, so namentlich durch Fastier. Für den Hausgebrauch ist namentlich zu empfehlen, die Flaschen oder Blechgefäße unverschlossen zu erhitzen, und zwar in einem Kessel auf Stroh mit so viel Wasser, daß dasselbe nicht in die Gefäße eindringen kann. Erst im Augenblick der stärksten Dampf- und Schaumbildung treibt man plötzlich die vorher gut erweichten Pfropfen in die Flaschen. Die Blechbüchsen, in welchen man alle nicht sauren Substanzen aufbewahrt, verlöthet man auch schon vor dem Kochen. Der Deckel aber hat eine etwa einen Zoll lange, vertikale, dünne Röhre. Diese bleibt unverschlossen, und erst wenn das Wasser eine Zeitlang gekocht hat und durch die Röhre ein anhaltender starker Dampfstrom entweicht, verschließt man dieselbe mit einem Tropfen Loth. Dann läßt man erkalten und bringt am andern Tage die verschlossenen Büchsen abermals in den Kessel, kocht lebhaft, entfernt auf einige Minuten das Loth von der kleinen Röhre, um sie bei recht lebhafter Dampfbildung wieder zu verschließen. Nun läßt man ruhig erkalten und beobachtet den Deckel. Schließt Alles vollkommen — und darauf kommt es vorzugsweise an —, so muß der Deckel nach innen gekrümmt sein. In der Büchse nämlich ist ein luftverdünnter Raum, und die äußere Luft drückt deshalb den Deckel etwas ein. Die Flaschen braucht man nicht mit Bindfaden zu versehen, denn eben dieser Luftdruck hält die Pfropfen fest genug. Saure Früchte bewahrt man am besten nach der angegebenen Methode in Gläsern auf, rothe Früchte würden in Blechgefäßen überdies die Farbe einbüßen. Gemüse und Fleisch bringt man dagegen vortheilhaft in Blechbüchsen. Selbstverständlich ist, daß ein geöffnetes Gefäß sogleich verbraucht werden muß; man darf deshalb die Flaschen und Büchsen nicht zu groß nehmen und muß sie dem Bedarf anpassen. Früchte kann man entweder trocken einlegen, oder mit zwischengestreutem Zucker schichten, oder man gießt über die rohen, in der Flasche befindlichen Früchte weißen erkalteten Syrup, oder man kocht die Früchte schon vorher mit Zucker und bringt sie heiß in die Flaschen. Das Erhitzen behufs des Verschlusses folgt dann später. Für zarte Früchte mit wandelbarem Aroma, z. B. Erdbeeren, Himbeeren, ist es am passendsten, dieselben recht frisch und nicht überreif trocken mit reichlichem Zuckerpulver zu schichten und dann zu erhitzen. Fastiers Methode ist der beschriebenen durchaus ähnlich, doch namentlich für großen Bedarf, für Seereisen, Truppenverproviantirung ꝛc. berechnet. Er verwendet deshalb auch Büchsen, die bis zu einem Centner Fleisch enthalten, und erhitzt diese auf die beschriebene Weise zwei-, auch dreimal. Die Speisen erhalten so eine zwei- und mehrjährige Dauerbarkeit. Aeußerst wichtig und bedeutsam sind diese Methoden, in fosern mittelst derselben die unermeßlichen Fleischmassen, welche bis jetzt alljährlich in den Pampas, in Texas, in Podolien ꝛc. vergeudet wurden, für die stark bevölkerten Gegenden erreichbar gemacht werden können. So lange Europa nicht lernt, durch seinen Ackerbau und durch seine Viehzucht wiederum

seinen Ackerbau für die Ernährung von 400 Millionen Menschen auskömmlich zu machen, ist in dieser Methode und in dieser Ausbeutung derselben immer ein Auskunftsmittel wider Hungersnoth gegeben. Hier ist namentlich Cholet zu nennen, der in neuester Zeit diese Methode so vervollkommnet hat, daß auch für den kleinen Bedarf das Fleisch in Paris zu dem halben dortigen Marktpreis geliefert werden kann. Cholet verwendet 12 Pfund haltende Blechbüchsen, die 1½ Stunden lang auf 100—108° C. erhitzt werden, und namentlich ist es seine Erfindung, auch kleine Mengen Fleisch, z. B. ein halbes Pfund, abgeben zu können, welche die leichtere Einführung ungemein begünstigen wird. Eine besonders für den Hausgebrauch sehr treffliche Methode, Fleisch, namentlich gebratenes, längere Zeit aufzubewahren, besteht darin, dasselbe in eine geeignete Büchse zu legen und mit geschmolzenem Fett so lange zu begießen, bis letzteres einen Zoll etwa darüber steht. Man muß nur dafür sorgen, daß keine Luftblase am Fleisch hängen bleibt. Fleischbrühe erhält man längere Zeit gut, wenn man sie in Flaschen füllt, doch so, daß der Hals der Flasche leer bleibt, dann erhitzt und, wenn das Wasser im Kessel stark kocht, einen Baumwollpropf in den Hals der Flasche steckt. Auch dürfte es genügen, die leere Flasche so stark als möglich durch vorsichtiges wiederholtes Ausspülen mit immer heißerem Wasser zu erhitzen und dann die kochende Fleischbrühe einzufüllen und sogleich den Propf von Watte aufzusetzen. Die fäulnißwidrige Kraft der Kohle ist so stark, daß selbst schon etwas riechendes, sogenanntes angestochenes Fleisch wieder genießbar und schmackhaft wird, wenn man es mit Kohle behandelt. Man reibt, um auch frisches Fleisch eine geraume Zeit zu erhalten, dasselbe mit seinem Kohlenpulver gut ein, schüttet dann in einen Topf trockenes Kohlenpulver und legt das Fleisch darauf. Dann füllt man den Topf vollständig mit Kohle und verbindet ihn mit feuchter Blase. Die Kohle muß einige Zoll das Fleisch bedecken. Geflügel rupfe man, weide es aus, fülle den Bauch mit Kohlenpulver, schnüre den Hals zu und verpacke es dann wie angegeben in einem Topf. Natürlich müssen solche Töpfe an einem kühlen Orte aufbewahrt werden. Zum Gebrauch wischt man den Kohlenstaub ab. In der neuesten Zeit kommt auch ein kohlehaltiges Papier in den Handel, in welches man Fleischwaaren für den Transport verpackt. Bekanntlich kommen Feigen, Pflaumen, Rosinen ꝛc. zusammengepackt in den Handel. Diese Aufbewahrungsart hat vorzüglich den Zweck, die Oberfläche, die Berührungsflächen der genannten Stoffe mit der Luft zu vermindern und dadurch eine längere Haltbarkeit denselben zu sichern. Dasselbe Princip wendet man auf Fleisch, namentlich aber auf Gemüse an, welche man zugleich austrocknet. Diese komprimirten Gemüse sind bekannt, aber noch viel zu wenig gewürdigt. Sie sind in schlechten Ruf gekommen durch eine früher angewandte verwerfliche Methode. Man kochte nämlich die Gemüse und preßte dann mit hydraulischen Pressen alle flüssigen Bestandtheile heraus. Freilich blieb dann nichts als die geschmacklose und ziemlich ungenießbare Holzfaser der Pflanzenstoffe übrig. Jetzt läßt man die frischen, sorgfältig abgezupften Gemüse bei gelinder Wärme, die weit unter dem Gerinnungspunkt des Eiweißes liegt, welk werden und befördert das Austrocknen bei dieser gelinden Wärme durch Luftleere. Nachdem dieselben einen gewissen Grad der Trockenheit erreicht haben, werden sie durch hydraulische Pressen zusammengedrückt. Ganz trocken dürfen sie für diese Procedur aber nicht sein, weil sie sonst zerbröckeln würden, sondern sie müssen nur so weit ausgetrocknet sein, daß auch beim stärksten Druck kein Tropfen Flüssigkeit mehr ausgepreßt wird. Die Gemüse sind nun auf einen überraschend kleinen Raum zusammengedrückt und ihres Wassers beraubt. Im Uebrigen aber ist ihre Zusammensetzung dieselbe geblieben, und man erhält deshalb, wenn man ein solches Präparat in Wasser legt, nach mehren Stunden ein Gemüse, welches so zart und schmackhaft ist, wie eben aus dem Garten genommenes. Diese schöne Erfindung macht uns unabhängig von der Jahreszeit und erlaubt auch dem Unbemittelten eine heilsame Abwechselung in der Wahl seiner Speisen. Von den verschiedenen Fabriken, welche komprimirte Gemüse liefern, ist namentlich die in Offenburg in Baden rühmlichst hervorzuheben. Ihre Präparate sind billig und sehr gut. So kosten 5 Portionen gelbe Rüben 9 Kreuzer, 5 Portionen Rothkraut 12 Kr., Schneidebohnen 15 Kr., Weißkraut 10 Kr., Wirsing 12 Kr. ꝛc.

Aufbewahrung von Kernobst. Nichts ist leichter, als das Kernobst bis in den Sommer des folgenden Jahres aufzubewahren und vollkommen feisch zu erhalten. Man braucht dasselbe zu diesem Behufe nur ebenso wie andere sehr saftreiche Produkte, als Kartoffeln, Möhren, Runkelrüben ꝛc., zu behandeln. An einer erhöhten, dem Zusammenfließen des Regenwassers nicht ausgesetzten Stelle bedeckt man einen runden Fleck des Bodens von 5 bis 6 Fuß Durchmesser 3—4 Zoll hoch mit trockenem Stroh oder Laub, am besten Nußbaumlaub, nachdem man in der Mitte dieses Platzes eine 5 Fuß hohe Stange in die Erde geschlagen und diese mit aufwärts gerichtetem Langstroh umgeben hat. Auf jenes Bett wird das Obst aufgeschichtet, so daß es einen kegelförmigen Haufen bildet, welcher darauf 2—3 Zoll dick mit Stroh oder Laub und schließlich 5—6 Zoll dick mit fest anzuschlagender Erde bedeckt wird. Kommt das Obst reif und gesund, ohne Quetschungen in solche Haufen, so darf man sicher darauf rechnen, es im folgenden Mai und Juni, ja noch später, noch frisch und wohl erhalten zu finden. Da auch für das Kernobst dieselben Regeln gelten wie für jeden andern aufzubewahrenden Stoff, so hat man die Aepfel u. Birnen auch mit Vortheil zwischen Asche, Sand, Spreu, Getreide, Häckel, Sägespänen und grobem Holzkohlenpulver aufbewahrt. Wenn man das Kernobst zwischen diesen Materialien so schichtet, daß sich die einzelnen Stücke nicht berühren, und das Faß, in welchem man sie aufbewahrt, verschließt, so dürfte diese Methode derjenigen an Werth ganz gleich stehen, nach welcher man die Aepfel oder Birnen in Papier gewickelt in einem Fasse aufbewahrt. Eine eigenthümliche, besonders in der Moselgegend übliche Methode, die Aepfel bei Besitz großer Vorräthe aufzubewahren, besteht darin, daß man gegen Mitte Decembers eine Tonne mit Aepfeln anfüllt und oben nur ungefähr eine Hand breit Raum läßt, den man mit Wachholderzweigen ausfüllt, um oben darauf mit schweren Steinen belastete Breter zu legen. Ist dies geschе-

hen, so gießt man die so gefüllte Tonne mit reinem Wasser ganz voll. Auf diese Weise halten sich die Aepfel bis Ostern od. Pfingsten gut; nur ist zu beachten, daß, wenn man welche herausnehmen will, man weder die ganze auf ihnen lastende Decke aufheben, noch sie mit der Hand ergreifen darf, weil dann das Wasser verderben würde, sondern daß man sich zu diesem Zwecke einer Gabel bedienen muß. Die so aufbewahrten Aepfel nehmen einen Weingeschmack an, gerade als wären sie in Wein gekocht, und lassen sich sehr gut schälen. Ein amerikanisches Verfahren, Weintrauben aufzubewahren, ist folgendes: Man läßt die Weintrauben so lange als möglich, jedenfalls bis zum Eintritt leichter Fröste, am Stocke. Sodann werden sie mit einem scharfen Messer abgeschnitten, und nachdem alle schadhaften Beeren mit einer Scheere entfernt sind, läßt man sie einige Tage in einem kühlen Zimmer liegen. Hierauf packt man sie in Gefäße (Blechbüchsen, steinerne Töpfe, große Einmachgläser eignen sich dazu am besten) zwischen Lagen gewöhnlicher Baumwolle. Natürlich darf man nur wenige Lagen machen, weil sonst der Druck auf die unteren zu groß werden würde, und muß überhaupt sehr behutsam mit den Trauben umgehen. Das Gefäß wird dann gut verschlossen, am besten der Deckel mit Flaschenpech luftdicht aufgekittet. Dies trägt natürlich sehr viel zur Haltbarkeit der Trauben bei; die amerikanischen Farmer geben sich aber selten diese Mühe, und doch haben sie oft noch im April gute Trauben. Das Gefäß wird an einen kühlen Ort gestellt, wo es aber nicht gefrieren kann. Die Aufbewahrung von Aepfeln und Birnen zwischen Baumwolle gelingt natürlich noch leichter. Die Baumwolle soll aber die vollkommene Ausreifung derselben verhindern, die Schafwolle dagegen dieselbe befördern. Die amerikanischen Farmer legen deshalb Birnen, welche für den Marktverkauf eine schöne gelbe Farbe erhalten sollen, einige Tage in solche Wolle und verkaufen die auf diese Weise gereiften Früchte um mehr als den doppelten Preis, der für grünschalige Birnen gewöhnlich gezahlt wird. Pflaumen sollen sich am besten halten, wenn man sie einzeln in feines Seiden- oder Filtrirpapier wickelt, in der Obstkammer auf Stroh legt und mit einer leichten Bastmatte überdeckt. Auch wird empfohlen, sie wie Aepfel zwischen Getreidekörnern so zu schichten, daß sie einander nicht berühren und eine Spanne hoch von den Getreidekörnern bedeckt werden. Ueber die Aufbewahrung des Getreides s. Silo. Ueber die Aufbewahrung der Eier ist sehr viel verhandelt worden. Bei der bekannten Methode, die Eier in ein Faß zu schichten und so viel klares Kalkwasser darauf zu gießen, daß dieses noch übersteht, nehmen die Eier einen schlechten, erdigen Geschmack an, und es dürfte deshalb empfehlenswerther sein, statt des Kalkwassers Salzwasser (1 Theil Salz u. 10 Theile Wasser) zu nehmen. Auch hat man die Schalen undurchdringlich für Luft machen wollen und hierzu Fett, Gyps, Wachs angewandt. Neuerdings ist auch Wasserglas empfohlen worden, worüber aber bis jetzt bestätigende Berichte zu fehlen scheinen. Diese Methoden können alle recht gute Resultate geben, wenn die Eier gut sind, frisch und ungebrütet. Ist dies nicht der Fall, so helfen alle Vorsichtsmaßregeln nichts. Hat man aber gute frische Eier, kann man sie selbst einsammeln, so ist folgendes das rationellste und beste Verfahren: Das Legnest muß an einen kühlen Ort gemacht und die Bruthennen müssen zeitig genug an einen wohl verwahrten Ort gesetzt oder aus dem Hühnerhofe entfernt werden, bis sich der Bruttrieb vollständig gelegt hat. Wer viel Geflügel hat, muß die frisch gelegten Eier täglich mehre Male aus dem Nest holen. Die Eier werden in einer Kiste, deren Deckel zum Theil offen bleibt, an einem kühlen, luftigen und trockenen Ort aufbewahrt und dem Alter nach sortirt. Der Eiervorrath wird mit Anfang des Winters ohne alle Zubereitung in offenen Körben in einem Zimmer aufbewahrt, das zwar nie geheizt wird, aber doch eine so geschützte Lage hat, daß kein hoher Kältegrad darin eintreten kann. Die Eier sind so in die Körbe zu legen, daß die ältesten oben und die letztgelegten unten zu liegen kommen. Natürlicherweise ist beim Verbrauch der Eier darauf zu sehen, daß die ältesten zuerst verwendet werden. Das sicherste Mittel, Eier aufzubewahren, wäre natürlich ein Austrocknen derselben, und man hat dies hier, wie bei der Milch, auch schon mehrfach in Anwendung gebracht. Das Nähere darüber s. Eierkonserve u. Milchkonserve. Alle übrigen Aufbewahrungsmethoden, sofern sie sich auf weitere Zubereitung der aufzubewahrenden Stoffe, auf Mischung derselben mit chemisch wirkenden, die Fäulniß hinderuden Stoffen gründen, s. Einmachen, Einpökeln, Einsalzen, Räuchern ꝛc.

Aufblähen (Trommelsucht, Auflaufen, Padde, Bölle, Windsucht), bei Rindern und Schafen vorkommende Krankheit, welche in einer durch gährende Futterstoffe in Magen veranlaßten bedeutenden Gasentwickelung besteht und akut und schleichend auftreten kann. Beim akuten A. wird der Bauch plötzlich schnell aufgetrieben, u. besonders steht die linke Hungergrube hoch gewölbt hervor u. tönt beim Anklopfen trommelartig. Das Vieh hört sofort auf zu fressen und wiederzukäuen, zeigt Unruhe und Angst, athmet schnell, stöhnt, sucht vergeblich den Darm zu entleeren ꝛc. Der Verlauf des Uebels ist meist sehr schnell; wird nicht schleunigst Hülfe geschafft, so erfolgt der Tod oft schon in ½—1 Stunde durch Schlagfluß, Erstickung, oder Berstung des Pansens oder Zwerchfells. Eintretendes Rülpsen stellt Genesung in Aussicht. Als veranlassende Ursachen sind hervorzuheben: zu gieriger Genuß von saftigem, bethautem, beregnetem oder bereiftem oder in Folge des Liegens in Haufen erhitztem Grünfutter, namentlich von jungem Klee, Luzerne, Wicken, Buchweizen ꝛc., junger Saat, Kohl- und Rübenblättern ꝛc., besonders bei feuchtwarmer Witterung und schwüler Gewitterluft; Genuß von Ackerfenf und Hederich, besonders unreifem, blühendem Kartoffelkraut, Schilfgräsern (Poa aquatica, Scirpus sylvaticus), verdorbenen, faulenden Knollen- und Rübenfrüchten, Schlämpe, Bierträbern ꝛc. Die Heilung beabsichtigt möglichst schnelle Entfernung der entwickelten Gase, die besonders aus einer Mischung von kohlensaurem und Kohlenoxydgas bestehen sollen. Hierzu dienen als absorbirende Mittel: Alkalien, namentlich Salmialgeist (für Rinder 1—2 Eßlöffel voll in einer Weinflasche voll Wasser), oder Aetzkalk (1 Eßlöffel in einer Weinflasche voll Wasser aufgelöst), Aschenlauge, starkes Seifenwasser; als Rülpsen befördernde Mittel: Stein- und Terpentinöl, lothweise in schleimiger

Flüssigkeit zu reichen, Kamillen, Kümmel, Dill, Baldrian ꝛc. im Aufgusse; als äußerliche Mittel: Begießen mit kaltem Wasser oder Hineintreiben in dasselbe, namentlich bei Schafen erprobt; als mechanische Mittel öfteres Herausziehen der Zunge, Umherjagen der Thiere, Aufzäumen derselben mit einem mit einigen Knoten versehenen, mit Theer beschmierten Strohseile, namentlich aber starkes und anhaltendes Drücken auf die linke Hungergrube und Anwendung der Schlundröhre und des Trokars. Erstere ist eine biegsame, über spiralförmig gedehnten Eisendraht gezogene Lederröhre, die an einem Ende mit einem Metallknopf, am andern mit einem Mundstück versehen und $5^1/_2$ Fuß lang ist. Sie wird mit Oel eingeschmiert und mittelst eines ausgehöhlten Knebels durch den Hals in den Magen gesteckt. Die Blähungen fahren dann aus dem Mundstück heraus, bei Magenüberladung tritt zugleich eine grüne Materie durch die Löcher des Knopfs in die Röhre, die dann herausgezogen wird. Den Trokar benutzt man, wenn andere Mittel nicht anschlagen oder Gefahr im Verzuge ist. Man sticht in der linken Hungergrube in der Mitte einer Linie ein, welche man sich parallel mit dem Rückgrate von der Hüfte nach der letzten Rippe gezogen denkt, und zwar in einer auf die Rundung der aufgetriebenen Hungergrube senkrechten Richtung. Der Trokar wird vorher eingeölt, kräftig eingestoßen, das Stilet herausgezogen, die Hülse aber in der Wunde gelassen, bis das Gas ausgeströmt ist. Den Trokar in allen Fällen sofort anzuwenden, ist nicht räthlich, da seine Anwendung manchmal üble Folgen hat. Bei dem schleichenden oder stillen A. bei dürrem Futter sind die Erscheinungen dieselben wie beim akuten, nur treten sie in geringerem Grade ein. Hier liegt meist Verdauungsschwäche zu Grunde, daher man das Wiederkäuen zu veranlassen suchen muß, wozu unter Anderem 8 Loth Glauberfalz und 1 Quentchen Brechweinstein täglich dreimal in schleimiger Flüssigkeit eingegeben werden. Bei längerer Dauer ist Salzsäure (1 Loth mit einer Weinflasche voll Wasser verdünnt alle 4 Stunden eingegeben) mit Erfolg angewendet worden. Wichtig ist dabei die Diät. Anfangs wird gar kein Futter gereicht, bis das Wiederkäuen wieder erfolgt, dann kleine Portionen, die allmählig vergrößert werden.

Aufbrausen, das Entweichen freiwerdender Gase aus Flüssigkeiten, besonders ohne Anwendung von Wärme, unter Geräusch und Aufschäumen, namentlich der Kohlensäure bei Zerlegung kohlensaurer Salze, des Wasserstoffgases beim Auflösen des Eisens in Salzsäure, des Schwefelwasserstoffgases bei Zerlegung der Schwefelsalze mittelst Säuren.

Aufbringen, ein feindliches Schiff wegnehmen und in einen sichern Hafen bringen. Wenn das Schiff nicht für eine rechtmäßige Prise erklärt wird, so ist der Kaper für allen verursachten Schaden verantwortlich; rechtmäßig ein Schiff aufbringen kann aber ein Kaper nie, ohne daß er gesetzliche Erlaubniß zum Kapern von einem anerkannten Staate durch einen Markebrief hat. Ohne einen solchen wird er als Seeräuber betrachtet. Am häufigsten wird der Ausdruck A. von neutralen Schiffen gebraucht, die während eines Krieges auf der See angehalten werden. Zur Vermeidung desselben haben die Schiffskapitäne sich vor ihrer Abreise ganz genau mit den Kaperreglements der verschiedenen kriegführenden Mächte bekannt zu machen und sich so viel als möglich danach zu richten.

Aufenthaltskarten, polizeiliche Bescheinigungen, daß sich Jemand als unverdächtig an einem Orte aufhalten dürfe. Sie sind nur in großen, volkreichen Städten nothwendig und werden meist nur auf den Grund von Pässen oder Heimatsscheinen, sowie auf den Nachweis der Subsistenzmittel, oder auf Verbürgung zuverlässiger Einwohner des Ortes und auf eine bestimmte Frist ausgestellt, nach deren Ablauf die Verlängerung persönlich nachgesucht werden muß. Fremde, welche auf unbestimmte oder kurze Zeit an einem Orte sich aufzuhalten gesonnen sind, geben in der Regel ihren Paß gegen die Aufenthaltskarte ab. Es wird dadurch weder ein Heimatsrecht, noch eine Verbindlichkeit der Ortsgemeinde zur Versorgung des Inhabers im Verarmungsfalle begründet, wogegen demselben auch keine örtlichen Lasten, z. B. Kommunalabgaben, angesonnen werden können. Mit Liberalität und Umsicht verwaltet, gewährt das Institut dem Fremden selbst, der in großen Städten die Karte stets bei sich tragen soll, viele Vortheile, indem sich derselbe schnell und ohne Weitläufigkeit sogleich dadurch legitimiren und gegen die Unannehmlichkeit sichern kann, bei Aufläufen ꝛc. als verdächtig behandelt zu werden, weshalb die A. mit Recht auch Sicherheitskarten (cartes de sûreté) heißen. In Frankreich wurden die A. zuerst, und zwar durch das Gesetz vom 19. September 1792 eingeführt, als Cartes civiques selbst für die Einwohner von Paris. Man ahmte die Einrichtung auch in Deutschland nach, z. B. in Bayern durch die Verordnungen vom 6. Februar 1798 und 10. Juli 1810. In Preußen wurden die A. zuerst 1807 für Berlin eingeführt und demnächst auf andere größere Städte, z. B. 1810 auf Breslau, Königsberg, Stettin ꝛc. ausgedehnt; durch das Paßreglement vom 20. März 1813 und die Paßinstruktion vom nämlichen Datum wurden sie allgemein für größere Städte vorgeschrieben, und durch die Verordnung vom 9. August 1813 wurde bestimmt, daß sie mit dem Signalement des Inhabers versehen sein müssen.

Auferstehung (A. der Todten, A. des Leibes oder Fleisches, lat. resurrectio mortuorum), die dereinstige Wiederherstellung des im Tode aufgelösten Menschenkörpers und seine Wiedervereinigung mit der Seele zu neuem, unsterblichem Leben. Die Lehre einer solchen A. findet sich fast in allen, namentlich den aus dem Orient stammenden Religionssystemen. Am ausführlichsten und bestimmtesten handelt davon Zoroaster. Nach seiner Lehre tritt die A. am Ende des letzten Welttausends ein, unter Sosiosch, dem dritten der künftigen, mit der Erlösung beauftragten Söhne Zoroasters. Vorher genießen die noch lebenden Menschen nur Milch und Baumfrüchte, hierauf, wie im Urzustande der Menschheit, nur Wasser, im letzten Jahre Sosioschs aber gar nichts mehr. Alsdann sterben sie, um mit den früher Gestorbenen durch Ormuzds Macht wieder aufzuerstehen. Der Körper der Auferstandenen ist der frühere, die alte Wohnung der Seele, welche von ihr wieder erkannt und bezogen wird, nachdem die mit dem Tode zerstreuten Theile von den Elementen zurückgegeben worden sind, nämlich von der Erde die Gebeine, vom Wasser das Blut, von den Pflanzen das Haar, vom Feuer das Leben, wie bei

der Schöpfung der Dinge. Der Hauptsache nach ziemlich unverändert findet sich die zoroastersche Lehre in dem nachexilischen Judenthum wieder. Die A. wird hier angeknüpft an die Vorstellung vom Messias, welcher die Seelen zur Theilnahme an seinem Reiche aus dem Scheol (Hades) hervorrufen und mit den alten Leibern umkleiden soll. Dies erstreckt sich jedoch zunächst nur auf die Frommen; denn erst nach dem messianischen Reiche folgt die (zweite) A. des ganzen Menschengeschlechts und das Gericht (vergl. Dan. 12, 1—3). Zu Jesu Zeit war dieser Glaube besonders Eigenthum der Pharisäer, während die Sadducäer ihn verwarfen. Nach den Rabbinen ist er ein Hauptartikel des Gesetzes, der in Mosis mündlichen Traditionen ausführlich dargestellt worden sei. Die Zeit der A. fällt nach Einigen mit der Erscheinung des Messias zusammen, nach Andern 40 Jahre nach dieser Erscheinung; Einige lassen erst die Gerechten oder bloß die Israeliten (weil sonst die Erde nicht Raum hätte), Andere Alle auferstehen; Einige behaupten, Gott erwecke; Andere, der Messias, nachdem er alle Völker zum Dienste Gottes gebracht. Als Mittel wird ein vom Himmel oder vom Haupte Gottes fallender Thau oder siebenmaliger Posaunenschall Gottes angegeben. Die Todten werden mit denselben Leibern, derselben Seele und demselben Temperament auferstehen und werden essen und trinken, Gott lobsingen, ihre Anverwandten und Freunde wieder erkennen, keine Fürsten und Herrscher werden mehr sein. Nach der A. erfolgt das jüngste Gericht, bei welchem Fromme und Gottlose im Thale Josaphat versammelt, die Bücher aufgethan, und Jeder nach seinen Werken den Himmel oder die Hölle empfangen wird. Mohammed scheint nach dem Tode einen Seelenschlaf anzunehmen, der mit dem jüngsten Tage enden wird. An demselben wird auf den ersten Schall der Posaunen (vom Engel Israfiel geblasen) Alles, was im Himmel und auf Erden ist, entseelt dahin sinken, auf den zweiten werden alle Todten auferstehen. Dann kommt das Weltgericht, nach welchem die Frommen ins Paradies, die Bösen in die Hölle, in den feurigen Schlund, wandern. Jesus nimmt auf die A. der Todten mit der Versicherung Rücksicht, daß er vermöge seiner messianischen Würde die Todten auferwecken werde (Matthäus 22, 23 ff.; Johannes 5, 19 ff.; 6, 39, 54), und die Apostel verkündigen nicht nur Juden und Heiden Christum als den Auferstandenen, sondern stützen darauf ihren Hauptbeweis für die A. der Menschen (Apostelgesch. 17, 31 f.; 1. Thess. 4, 14; 1. Kor. 15, 12 ff.). Dieselbe ist allgemein und erfolgt mit der Wiederkunft Christi zum Weltgerichte und zur Offenbarung seines Reichs. Die früher Gestorbenen erhalten ihre vorigen Leiber wieder, aber verherrlicht und verklärt (ähnlich dem verklärten Leibe Christi); die noch Lebenden erfahren bloß eine verklärende Metamorphose. Gleichzeitig hört die ganze gegenwärtige Weltordnung auf, die irdische Natur wird in einer verklärten Gestalt sich zur Theilnahme an der Herrlichkeit der Kinder Gottes erheben; es wird eine neue Erde und ein neuer Himmel sein (vgl. Matth. 13, 39. 40. 49; 25, 34 bis 46; 1. Kor. 15; 1. Thess. 4, 14—17; Röm. 8, 19—23 ꝛc.). Uebrigens unterscheidet Paulus und noch bestimmter der Verfasser der Apokalypse in jüdischer Weise eine besondere A. der Gerechten und eine darauf erfolgende allgemeine (1. Thess. 4, 16. 17; Apokal. 20, 1—6 und 11—15). In der christlichen Kirche fand die Auferstehungslehre sehr mannichfache Auffassung und schon frühzeitig theilweisen Widerspruch, um so mehr, da sie dem Griechen- und Römerthum fremd war. Schon das Neue Testament warnt vor zwei ephesinischen Irrlehrern, Hymenäus und Philetus, welche die künftige A. in der Art leugneten, daß sie behaupteten, die A. sei schon geschehen (2. Tim. 2, 17 f.), und ganz dasselbe berichten die Kirchenväter von den Gnostikern, namentlich den Marcioniten. Nur der Seele sprachen diese, wofern sie durch Christum zur Erkenntniß der Wahrheit gelange, ewiges Leben zu, woran der von der bösen Materie genommene Leib keinen Antheil haben könne. Und indem sie das Aufgehen der Gnosis in der Seele als A. bezeichneten, konnten sie, ganz wie die genannten Häretiker der Pastoralbriefe, von einer bereits geschehenen A. sprechen. Sie nahmen den Tod geistig von der Unkenntniß Gottes. Aehnlich in der mittleren Zeit Amalrich von Bena u. David von Dinanto. Nach den Alexandrinern wird nur die Gestalt, der eigentliche Charakter des Menschen, das Gepräge, welches die Seele dem Leibe aufdrückt, nicht aber derselbe körperliche Stoff, der in einem beständigen Wechsel begriffen ist, unmittelbar nach dem Tode auferstehen; „sie wird auferstehen, verherrlicht und vergeistigt". Ausgangspunkt ist die jedem Erdenleibe eingepflanzte, wesentliche, unzerstörbare Bildungs- oder Triebkraft, welche durch den Logos erregt wird. Der neue Leib entspricht der Eigenthümlichkeit der verklärten Seele und ist der Ausdruck ihres Wesens; alle Leiber aber sind unverweslich, die einen lichthell, glanzvoll, andere dagegen dunkler und finsterer, je nach der Beschaffenheit der Seelen. Eigenthümlich ist dabei des Origenes Ansicht, welcher, da er sich Gliedmaßen und Organe ohne entsprechende Funktionen nicht denken konnte, nicht die menschliche, sondern die Kugelgestalt als die vollkommenste nach Plato, zunächst den Engeln, dann aber auch den diesen gleichen Leibern der Auferstandenen zuschreibt und im Hintergrunde überall den Gedanken durchblicken läßt, daß in einem Stufengange von Verfeinerungen ihrer körperlichen Hülle die Seele endlich zu reiner Geistigkeit gelangen werde, eine Theorie, welche später mit größerer Bestimmtheit Scotus Erigena aussprach. Die alexandrinische Auferstehungslehre war direkt der grobsinnlichen Behauptung des Chiliasmus (s. d.) entgegengesetzt, daß mit der Wiederkunft Christi ein 1000jähriges Reich auf Erden anheben und zu demselben alle Frommen, wie sie einst leibten und lebten, aus dem Staube hervorgehen würden. An das Ende dieses Zeitraums erst setzten die Chiliasten die allgemeine A. und den jüngsten Tag. Tertullian, welcher hier vor Allen zu nennen ist, vertheidigte die A. des Fleisches, weil dieses Gottes Werk, der Seele Organ, des Christenthums Dienerin und des Logos Gebilde sei. Die spätere katholische Kirche blieb der tertullianischen Auffassung, bis auf die Fiktion des 1000jährigen Reichs und einer doppelten A., im Wesentlichen treu. Den Mittelzustand der Seelen vom Tode bis zur A. dachte man sich als Schlaf im Hades (Psychopannychie), als Wanderung in andere irdische Körper (Metempsychose), als Aufenthalt im

Fegfeuer ꝛc. Die A. selbst vor dem jüngsten Gerichte gilt für ein Werk des dreieinigen Gottes, erstreckt sich auf alle Verstorbenen, die Guten wie die Bösen, und zerfällt deshalb in eine A. zum Gerichte und zum Leben. Christus, von Engeln umgeben, wird in den Wolken erscheinen und das große Erweckungswort aussprechen. Die noch Lebenden werden verwandelt und Alle hierauf in zwei Klassen getheilt werden, von denen die Bösen zur Linken, die Guten zur Rechten Christi zu stehen kommen. Die aufgeweckten Leiber sind der Zahl und Substanz nach mit den einmal gestorbenen völlig identisch; der Unterschied der Geschlechter wird bleiben, auch die Größe und der Charakter der auferstandenen Leiber, aber mit Unsterblichkeit und Unzerstörbarkeit. Die Körper der Frommen sind sehr schön, unempfänglich für Schmerz, behend, fein, mit Klarheit und Glanz wie mit einem Mantel umgeben. Die Reformatoren und ihre nächsten Nachfolger mißbilligten an dieser Vorstellungsweise nur die Annahme des Verweilens der Seelen im Hades und im Fegfeuer.* Indeß verkannten sie die Schwierigkeit nicht, welche jene Vorstellungen für die Gewinnung einer festen und in sich begründeten Ueberzeugung haben.

In der neuen Zeit nehmen die meisten Theologen nicht eine totale, sondern nur eine partielle Identität der auferweckten Leiber an, d. h. eine solche, nach welcher der zukünftige Körper nur aus den edelsten und wesentlichsten Bestandtheilen des jetzigen entwickelt und herausgebildet werden soll; so Baumgarten, Buddeus, Michaelis, Danov, Seiler, Morus, Reinhard, Storr, Döderlein, Kaiser u. A. Da aber Jesus, wie Manche glaubten (z. B. von Ammon, Paulus), Joh. 5, 21 ff.; 6, 39 ff., selbst von einer moralischen A. vom Sündenfalle zu sprechen schien, so fanden Henke, Eckermann, Wegscheider u. A. kein Bedenken, die Auferstehungslehre für Akkommodation an jüdische Denk- und Lehrweise, oder, wie von Ammon, Stäudlin, de Wette, Hase, Nitzsch, für bildliche Darstellung der Idee der Unsterblichkeit überhaupt, oder der Entwickelung eines neuen Organs für die Seele aus dem jetzigen Leibe gleich nach dem Tode zu erklären. Schleiermacher (Christliche Glaubenslehre, §. 177) erklärt den Begriff der A. des Leibes und alle versuchten Modifikationen desselben für ungenügend und will als Resultat nur gelten lassen, daß die Entwickelung des künftigen Zustandes (der Kirche) wie auf der einen Seite durch die göttliche Kraft Christi bedingt, so auf der andern Seite auch als eine kosmische Erscheinung müsse angesehen werden, auf welche die allgemeine Weltordnung angelegt sei. Denn da nach ihm nur der Einheit des gesammten Menschengeistes, in welcher Einheit die Individuen nur vorübergehende Aktionen sind, Unsterblichkeit zukommt, so kann er die A. nur auf das künftige Geschick der Kirche beziehen. Marheineke (Grundlehre, §. 604 und 605) betrachtet im Sinne der sogenannten absoluten Philosophie die A. nicht als ein Zukünftiges, sondern als die Bewegung des Göttlichen durch die wechselnden Individuen hindurch, wobei das Göttliche beim Untergang des Individuums sich behauptet und in diesem Wechsel sich gleichbleibend stets wieder auferstehe. In demselben Sinne erklärt sich noch deutlicher Blasche (Philosophische Unsterblichkeitslehre, S. 175): Die A. ist nicht auf einen bestimmten Tag beschränkt; sie geht in jedem Moment des ewigen Lebens vor sich, sie ereignet sich überall und immer, wo Menschen entstehen und sich ihrer bewußt werden können. Zeugung und Geburt eines Menschen aber sind nur Vorboten der A., nur Bereitung ihrer Stätte, sie selbst geht erst vor sich, wie das Bewußtsein sich bildet, mit dessen Hervortreten sie Eins ist. Auch hier indeß gibt es noch ebenso viel Stufen der A., als es Stufen des Bewußtwerdens gibt, und die eigentliche wahre A., oder diese im eminenten Sinne ist der Eintritt des höhern Selbstbewußtseins, das Zusichkommen des Allbewußtseins im Einzelnen. Vom Standpunkte einer unbefangenen Würdigung der neutestamentlichen und kirchlichen Lehre kann aber zuvörderst nicht geleugnet werden, daß die Umkleidung der Seele mit einem neuen, edleren, verklärten, ihrer künftigen Bestimmung angemessenen Körper nicht nur nicht widervernünftig ist, sondern Alles für sich hat, ja daß man die Idee der Unsterblichkeit nicht wohl in concreto denken kann ohne die Annahme einer Umkleidung der Seele mit einem Leibe. Wir sind uns — mit Schleiermacher zu reden — so allgemein des Zusammenhanges aller, auch unserer innerlichsten und tiefsten Geistesthätigkeiten mit den leiblichen bewußt, daß wir die Vorstellung eines endlichen geistigen Einzellebens ohne die eines organischen Leibes nicht wirklich vollziehen können, ja, wir denken den Geist als Seele nur in einem Leibe, so daß von einer Unsterblichkeit der Seele im eigentlichen Sinne gar nicht die Rede sein kann ohne leibliches Leben (Schleiermacher, Der christliche Glaube, II, S. 531). Insbesondere kann ohne Letzteres die Fortdauer einer freien Persönlichkeit der Seele nicht gedacht werden. Nur allein Gott, als dem unendlichen Geiste, kommt vollkommenes Freisein von beschränkender Materie zu, nicht aber dem beschränkten Menschengeiste; wäre auch dieser räumlich ganz unbegrenzt (körperlos), dann wäre es auch um seine persönliche Individualität geschehen, und er könnte, ächt pantheistisch, nur als kongruent mit dem absoluten Geiste gedacht werden. Daher verlangt ebenso die tiefer psychologische Erkenntniß unseres Geistes, wie das unmittelbare Selbstbewußtsein für jede menschliche Seele eine leibliche Grundlage. Die menschliche Seele (der menschliche Geist) ist ihrem Begriffe nach zwar ein Körperloses, aber doch sowohl im Allgemeinen durch den Begriff des Körpers, als auch in ihrer besondern Existenz durch das Dasein eines bestimmten Körpers vermittelt. Während demnach die philosophische Spekulation unserer Tage dahin gelangt ist, daß sie die Grundidee der biblischen Auferstehungslehre, die Umkleidung der abgeschiedenen Seele mit einem Körper, nicht bloß auf Autorität glaubt, sondern als freies Resultat ihrer eigenen Thätigkeit postulirt, müssen wir gestehen, daß von den nähern Beziehungen der A. die Vernunft bis jetzt kaum etwas mehr als leise Ahnungen besitzt, die sie nur als wahrscheinliche Vermuthungen aussprechen kann. Wir müssen, wie schon Luther, noch immer bekennen, daß dieser Artikel große Schwierigkeiten hat. Am nächsten liegt der Gedanke, die neue Körperbildung, mit Verwerfung jedes Mittelzustandes der abgeschiedenen Seele, unmittelbar nach dem Tode zu setzen, womit zahlreiche Bibelstellen übereinstimmen (vgl.

Digitized by Google

Luc. 16, 22 ff.; 23, 43; Joh. 3, 17—20; 8, 21). Die neuerdings vorgetragene Meinung, daß die Unsterblichkeit des Menschen unmittelbar nach dem Tode, und zwar bis zur A. des Leibes ein bloß geistiges, unvollkommenes Leben des Individuums sei (vgl. 2. Kor. 5, 2—4), ohne einen leiblichen Organismus, obwohl mit Bewußtsein, scheitert nicht bloß an denselben Gründen, welche einer Unleiblichkeit des seelischen Lebens überhaupt entgegenstehen, sondern trägt außerdem auch den Gedanken von einer Unterbrechung der menschlichen Entwickelung in sich, welche der Vorstellung eines kontinuirlichen Fortschritts und somit der Grundidee der christlichen Unsterblichkeitslehre schnurstracks entgegenläuft und durch das Abbrechen und Wiederanknüpfen des geistigen Lebensfadens die Identität des Selbstbewußtseins gefährdet. Nicht weniger bedenklich ist die Lehre der philosophischen Mystik vom Hades, wozu sich Eschenmayer, Schubert, Kerner, J. F. v. Meyer und theilweise auch C. H. Weiße (Ueber die philosophische Bedeutung der christlichen Lehre von den letzten Dingen, in den Studien und Kritiken 1836, H. 2, S. 297) bekennen. Denn mag man mit v. Meyer eine Trennung der Seele vom Geiste im Hades bis zur A. annehmen, oder mit Weiße ein ruhendes, einfaches, unentwickeltes, indifferentes Seelenwesen, woraus die leibliche und geistige Existenz sich, sobald die Zeit erfüllt ist, entfalten sollen: so streiten beide Ansichten, abgesehen von andern Schwierigkeiten, ebenfalls wider die Idee einer unausgesetzten Fortbildung des menschlichen Wesens, sowie wider die Idee Gottes, als des weisen Erziehers seiner Kinder, zu immer vollkommnerem Bewußtsein. Außerdem gehört eine große, unserer heutigen Mystik allerdings eigne Selbstgefälligkeit dazu, wenn man glaubt, durch jene Theorie die Kirchenlehre gerechtfertigt und die endliche Lösung des schwierigen Problems wirklich gegeben zu haben. Mehr scheint die schon von Origenes vorausgesetzte, in neuerer Zeit von Priestley (Brit. Museum, IV, 2) auf die Bahn gebrachte, von Jung-Stilling, J. G. Fichte, auch Weiße, Eschenmayer u. andern Geisterfreunden weiter ausgebildete Ansicht für sich zu haben, daß die Seele im Tode nicht nackt, sondern umkleidet mit einem feinen Organ, einem ätherischen Leibe (Nervenäther), der schon während dieses Lebens das Mittelglied zwischen ihr und dem grobmateriellen Leibe bilde, aus diesem scheide. So haben wir kein Abbrechen und Wiederanknüpfen mehr, sondern nur Knotenpunkte einer übrigen stetigen Entwickelung, indem einerseits der Tod allmähliger vor sich geht, als wir denken, andererseits die künftige A. die Vollendung des schon mit, ja vor dem Tode begonnenen Prozesses der Verklärung des Leibes ist (Fichte, Die Idee der Persönlichkeit ꝛc., S. 153; Weiße, Studien und Kritiken a. a. O., S. 56). Nur muß eingestanden werden, daß diese Ansicht in der Aeußerung des Apostels Paulus 2. Kor. 5, 1 ff. eine sehr schwache und schwankende Stütze für ihre Schriftmäßigkeit hat, daß ihrer dagegen in den übrigen Stellen des Neuen Testaments nirgends gedacht wird, ja daß sie, um mit der Schriftlehre nicht in direkten Widerspruch zu gerathen, zu einem der erwähnten Restitutionsakte des ganzen irdischen Körpers zurückkehren, d. h. die gesuchte und scheinbar gesicherte Kontinuität der Fortbildung wieder aufgeben muß. Jedenfalls ist frei zu bekennen, daß das Dogma von der A. zur Zeit noch zu denjenigen Lehrsätzen unserer Religion gehört, deren Wahrheit, wenn auch geahnt, so doch nur der Hauptsache nach, nämlich als die Lehre, daß der menschliche Geist nie ohne einen ihm adäquaten Körper sein könne, durchschaut und begriffen werden kann.

Auferstehung Jesu, s. Jesus.

Auferstehungsfest, s. Osterfest.

Auferstehungsmänner (Resurrectionmen), in England Benennung derjenigen Leute, welche Leichen ausgraben, um sie an die Anatomie zu verkaufen. Da es nämlich in Folge des Vorurtheils, das in England gegen Sektionen allgemein herrscht, schwierig ist, die nöthigen Leichname zu anatomischen Untersuchungen zu bekommen, so bildete sich der Leichendiebstahl als ein besonderes Gewerbe aus und nahm bei der gesteigerten Nachfrage nach Leichnamen u. bei den hohen Preisen, die man dafür zahlte (2—16 Pfd. Sterl.), bald einen solchen Aufschwung, daß sich die Staatsgewalt genöthigt sah, dagegen einzuschreiten u. den Leichenraub durch ein ausdrückliches Gesetz bei 6—12monatlicher Gefängnißstrafe zu verbieten. Wirksamer war es indessen, daß 1828 eine Parlamentsakte die Ablieferung der in den Armenhäusern und Gefängnissen Verstorbenen in die anatomischen Säle erlaubte, sobald die Angehörigen und Verwandten nicht dagegen reklamirten.

Auffassungsvermögen, ein Grundvermögen des menschlichen Geistes, das ihn fähig macht, ein dargebotenes Objekt sich anzueignen und zum Bewußtsein zu bringen. Die Auffassung einer Sache ist an und für sich noch kein Urtheil über dieselbe, sie setzt noch nicht einmal eine geistige Durcharbeitung des objektiv Dargebotenen voraus, sie ist reine Receptivität. Da jedoch von der Art des Eindrucks, welchen ein Ding auf uns macht, auch unser Verhalten gegen dasselbe bedingt ist, so hängt von der Auffassung allerdings das Urtheil in sofern ab, als wir nicht im Stande sind, richtig über Dinge zu urtheilen, ohne sie richtig aufgefaßt zu haben; nur hat nicht immer die richtige Auffassung auch ein richtiges Urtheil zur Folge, da dieses vielmehr erst aus der Kombination aufgefaßter Eindrücke hervorgeht. Von der Vorstellung unterscheidet sich die Auffassung dadurch, daß erstere ein produktives, diese ein bloß receptives Vermögen ist.

Auffenberg, Joseph Freiherr von, fruchtbarer deutscher Bühnendichter, geboren am 25. Aug. 1798 zu Freiburg im Breisgau, wo er nach dem Tode seiner Mutter bei den Großältern seine Kinderjahre verlebte, besuchte das Gymnasium zu Donaueschingen u. sollte nach dem Wunsche des Vaters, der fürstlich fürstenbergscher Hofmarschall war, die Rechte studiren. Er bezog deshalb 1813 die Universität Freiburg, beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit Literatur. A.s Liebe für Griechenland veranlaßte ihn, zur Befreiung dieses Landes mit mehren seiner Freunde einen Bund einzugehen, und Treviso sollte der Sammelplatz der Verbündeten sein. Am 13. Juli 1815 verließ A. mit dem Einen insgeheim Freiburg; beide durchwanderten zu Fuß ganz Oberitalien und langten glücklich an dem verabredeten Sammelplatze an. Nachdem sie einige Zeit vergebens der Verbündeten geharrt hatten, die an der Ausführung ihres Planes verhindert wor-

den waren, traten sie jedoch den Rückweg an und erreichten halbverhungert die Heimat wieder. Einige Wochen später trat A. in den österreichischen Militärdienst und wohnte dem Feldzuge von 1815 bei. Eine im Burgtheater zu Wien in höchster Vollendung gegebene Vorstellung von Shakspeare's Hamlet versetzte ihn in solche Begeisterung für die dramatische Dichtung, daß er sofort sein erstes Trauerspiel, „Pizarro", begann u. es in 5 Nächten vollendete, ohne es aber auf dem Burgtheater zur Aufführung bringen zu können. Nach dem Wunsche seines Vaters nach Baden zurückgekehrt, trat er in die badische Garde zu Pferde als Lieutenant ein. Sein „Pizarro" und ein Vierteljahr später „Die Spartaner" wurden auf dem Hoftheater zu Karlsruhe mit Beifall gegeben, und von diesem Erfolg ermuntert, hat A. seitdem eine lange Reihe von Trauerspielen geliefert. Er wurde 1822 Mitglied des Hoftheaterkomité's und bald darauf Kammerherr und Präsident jenes Komité's, das jedoch 1831 aufgelöst wurde. Im Jahre 1832 unternahm A. eine Reise nach Spanien, wo er auf einem Abendspaziergange dicht vor den Thoren von Valencia von Räubern überfallen und schwer verwundet wurde. A. beschrieb diese merkwürdige Reise unter dem Titel „Humoristische Pilgerfahrt nach Granada und Cordova" (Leipzig und Stuttgart 1835). Sie ist reich an lebensvollen Darstellungen und ein getreuer Abdruck des spanischen Volkslebens in allen seinen bunten Nüancen. Im Jahre 1839 wurde A. zum großherzoglich badischen Hofmarschall ernannt. Er † den 25. Dec. 1857 zu Freiburg im Breisgau. Von seinen Dramen, im Ganzen 24, wurden viele auch außerhalb Karlsruhe mit Beifall aufgeführt, so: „Die Flibustier" (Bamberg 1819; 3. Aufl., das. 1821); „König Erich" (das. 1820); „Die Verbannten" (das. 1821); „Das Opfer des Themistoeles" (das. 1821); „Fergus Mac Ivor" (Würzburg 1827); „Der Löwe von Kurdistan" (das. 1827); „Ludwig in Peronne" (Karlsruhe 1827); „Die Schwestern von Amiens" (das. 1827); „Der Renegat von Granada" (das. 1830). Voll drastischer Komik ist das Lustspiel „Die Raketen des Teufels". Nicht für die Bühne bestimmt ist das dramatische Gedicht „Alhambra" (Karlsruhe 1829—30, 4 Bde.). A. schrieb auch einen Roman: „Die Furien von Toledo" (Karlsruhe 1832). Alle Bühnenstücke A.s haben hohe dramatische Schönheiten u. Phantasie wie Gefühl mächtig ergreifende Momente, aber es sind dies nur Einzelnheiten ohne innern Organismus. Das rührige Leben in einzelnen Scenen strotzt von Kraft u. Fülle der Phantasie; aber dieses Leben steht mit dem Ganzen in keinem künstlerischen Zusammenhang. Die erste vollständige Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Siegen u. Wiesbaden 1843—47, 22 Bde.; 3. Aufl. 1855, 22 Bde.; eine Auswahl, das. 1850 f., 7 Bde.

Auffrischen, s. Retouchiren.

Aufführung, das Verhalten eines Menschen in Bezug auf Anstand und gute Sitte, daher gute, schlechte, anständige, unanständige A. Vom sittlichen Betragen unterscheidet sich die A. dadurch, daß sie mehr in der äußern Erscheinung sich darlegt, während jenes auf einer tiefern moralischen Grundlage beruht. A. nennt man auch die scenische Darstellung eines dramatischen Werks (s. Dramaturgie u. Schauspielkunst), wie musikalische A. die Versinnlichung einer Tondichtung, d. h. die Darstellung eines Tonstückes in allen seinen Theilen durch das Medium der Tonwerkzeuge. Gemeiniglich gebraucht man den Ausdruck A. nur von größeren und kombinirten Tondichtungen, z. B. Opern, Oratorien, Sinfonien u. dergl.; von kleineren Tonstücken sagt man „vortragen" oder „ausführen." Von der A. einer musikalischen Komposition hängt, wenn nicht allein, doch größtentheils die Entscheidung über ihren Werth ab; denn mag dieselbe im Geiste des Tondichters noch so vollendet sich gestaltet haben, sie erhält doch erst Leben durch die A., die er gewöhnlich einem Andern und oft sehr Vielen zusammen überlassen muß. Bedingungen einer A., die dem Tonstücke nach allen Seiten hin gerecht werden soll, sind: richtige Ausführung (Exekutirung) aller vorgeschriebenen Tonfiguren, Passagen ꝛc.; passende Vertheilung von Licht u. Schatten, d. h. richtiges Beobachten von Stark und Schwach des Tons; verständnißvolles Eingehen in den Charakter der Tondichtung durch angemessene Wahl des Tempo's, durch Hervorheben aller Hauptsachen in Melodik und Rhythmik, Harmonik und Instrumentation und ganz besonders durch richtige Auffassung der Situation, sei dies nun bloße Gefühlssituation, wie in der Sinfonie, sei sie äußerlich handelnd (dramatisch) veranschaulicht, wie in der Oper; ferner Berücksichtigung des guten Klanges im Allgemeinen durch Wahl eines passenden Raumes, durch zweckmäßige Besetzung der einzelnen Stimmen und Instrumente, gute Beschaffenheit und vortheilhafte Aufstellung derselben; endlich eine einsichtige energische Leitung (Direktion), welche mit den zur A. vereinigten Kräften innig vertraut ist, sie zusammenhält und beherrscht, so daß Ein Geist und Eine Seele das von Vielen gestaltete Ganze erfüllt.

Auffütterung der Kinder, die Ernährung der Neugebornen ohne Muttermilch, wenn die Verabreichung der Mutterbrust nicht möglich ist und die Verhältnisse von der Art sind, daß eine Amme nicht genommen werden kann oder mag. Daß es den Gesetzen der Natur am meisten entspricht, wenn die Mutter ihr neugebornes Kind selbst stillt, bedarf wohl keiner weitern Auseinandersetzung. Die hervorragendsten Frauenärzte sprechen sich über diesen Punkt in vollkommenster Uebereinstimmung aus. Namentlich ist es Scanzoni, welcher dem Nichtstillen der Mutter eine große Zahl von Krankheiten des weiblichen Gebärorgans zuschreibt. Was das Kind betrifft, so ist es auch für dieses von der größten Wichtigkeit, von der Mutter selbst gestillt zu werden. Die statistischen Aufzeichnungen in Deutschland und Frankreich haben zur Genüge dargethan, daß von Kindern, welche von den Müttern selbst gestillt wurden, weit weniger (8 Procent) starben, als von Kindern, welche von Ammen gesäugt wurden, von denen 29 Procent im ersten Lebensjahre zu Grunde gingen. Noch mehr aber steigt das ungünstige Verhältniß unter den künstlich aufgefütterten Kindern. Es bedarf deshalb der schwierigen Aufgabe der künstlichen A. gegenüber ganz besonderer Sorgfalt, und es ist vor allen Dingen nothwendig, neben Berücksichtigung der außerordentlichen Kleinheit des Magens u. der Zartheit der übrigen Verdauungswege genaues Maß zu halten bei der Verabreichung der Nahrung neben strengster Ordnung u. sorgfältigster Reinlichkeit und neben der richtigen Wahl der Nahrungsmittel, besonders derjenigen, welche in den

ersten Tagen dem Säugling gereicht werden sollen. Was nun die Wahl der Nahrungsmittel für die Neugebornen betrifft, so ist das beste Ersatzmittel der Muttermilch die Thiermilch. Die Eselinnenmilch, welche ihres geringen Käse- und Buttergehalts wegen bei größerer Menge von Milchzucker der Frauenmilch am nächsten steht, ist zu selten zu haben. In den meisten Fällen wird deshalb Kuhmilch gewählt werden müssen, denn die Ziegenmilch ist wiederum wegen ihrer größeren Konsistenz viel weniger zu diesem Zwecke geeignet. Man hört sehr häufig anrathen, die Milch stets von Einer Kuh zu nehmen; da man aber sehr leicht in Verlegenheit gerathen kann, wenn dieser einen Kuh etwas widerfährt, so räth von Ammon an, die Milch von mehren, natürlich ganz gesunden Kühen, zu mischen, weil dadurch die Milch am meisten gleichförmig bleibe. Die Hauptsache ist dabei, daß man die Milch direkt und ohne Verfälschung erhalte. Die meisten Kinderärzte verlangen, daß die Milch einige Zeit ruhig hingestellt werde, damit ein Theil des sich oben absetzenden Rahmes entfernt werden könne. Es ist aber gewiß in sehr vielen Fällen gerade der Rahmgehalt der Milch zur Verdauung des Käsestoffs erforderlich und das Abrahmen der Milch nur dann vorzunehmen, wenn die Milch gar zu fett ist und das Kind dieselbe deshalb weniger gut vertragen sollte. Je frischer die Milch gereicht werden kann, desto besser wird sie aber vertragen; wo es möglich ist, suche man es deshalb einzurichten, daß öfter am Tage frisch gemolkene Milch gegeben werden kann. In den ersten 14 Tagen verdünne man die Milch zur Hälfte mit Wasser und setze ein kleines Stückchen Zucker so groß wie eine Puffbohne zu. In den nächsten Wochen reducire man allmählig die Wassermenge auf ein Drittheil. Manche Kinder vertragen aber gleich von vorn herein den Zusatz von Wasser, oder, was in vielen Gegenden eine nicht zu lobende Sitte ist, von Thee viel weniger, als die unvermischt verabreichte Milch. Am meisten wird es nur darauf ankommen, die richtige, dem kindlichen Magen angemessene Menge zu reichen. Der Magen eines Neugebornen ist sehr klein, und man kann sich die Größe desselben am besten versinnlichen, wenn man zwei große Eßlöffel so auf einander legt, daß ein hohler Raum dadurch gebildet wird. Die Menge des Getränks darf also in den ersten Tagen höchstens 3 Eßlöffel voll betragen. Reicht man dem Kinde mehr, so erbricht es entweder das zu Viel und gar oft auch noch mehr, so daß das im Magen Zurückbleibende dann der richtigen Quantität nicht entspricht, oder das Kind vermag die Milch nicht zu verdauen, indem der zur Auflösung des Käsestoffs nöthige Magensaft nicht ausreicht, die Auflösung zu bewerkstelligen; der Käse geht also in unverdauten Stücken aus dem Magen in den Darmkanal, wo er nicht weiter aufgelöst wird, sondern sich zersetzt, die Darmschleimhaut reizt u. Blähungen u. Durchfall hervorruft. Die Ausleerungen, meist grünlich gefärbt, enthalten dann unverdaute Käsestückchen, die gehackten Eiern gleichen. Währt dies aber längere Zeit so fort, so wird die Ernährung des Kindes nicht allein sehr beeinträchtigt, sondern es entstehen Krankheiten des Darmkanals mit Geschwürsbildung, die oft sehr schwer zu heilen sind. Die Erfahrung lehrt zur Genüge, daß Säuglinge, welche weniger Nahrung erhalten, stets viel gesünder aussehen, als solche, welchen zu viel gereicht wird, und daß bei letzteren namentlich Drüsenanschwellungen, dicke Bäuche, Grindköpfe, Darmleiden u. weiche Knochen beobachtet werden. Zwei Eßlöffel voll Milch mit einem Eßlöffel voll schwachem Zuckerwasser, in einem Topf mit warmem Wasser stets zu 28° R. erwärmt, reicht man alle 3—4 Stunden, manchmal noch seltener, je nachdem das Kind schläft oder sich ruhig verhält, und zwar zum ersten Male etwa 36—40 Stunden nach der Geburt, denn so lange kann ein neugebornes Kind ganz gut warten. Bis die Milch, welche in dem Magen, durch die daselbst von den Magenhäuten abgesonderte Magensäure durchdrungen, in ziemlich feste Knollen gerinnt, wieder durch den Magensaft aufgelöst ist, bedarf es immerhin etwa 3—4 Stunden. Dann erst entleert der Magen seinen Inhalt in den Darmkanal u. dann ist die Zeit gekommen, wo erneuertes Nahrungsbedürfniß eintritt. Nur zu häufig läßt sich beobachten, daß Kinder, die zu viel Getränk auf einmal erhalten, um so gieriger und in immer kürzeren Zeiträumen nach Nahrung schreien. Es mag dies wohl darin seinen Grund haben, daß der Magen sich der mangelhaft gerinnenden und deshalb auch nicht regelrecht verdauten Milch sehr bald entledigt und deshalb scheinbar sich das Nahrungsbedürfniß um so früher erneuert. Nach und nach wird die Quantität des Getränks vermehrt. Je nachdem das Kind größer und kräftiger wird, kann auch der Wasserzusatz vermindert werden. Wie dies zu geschehen habe, muß natürlich in den einzelnen Fällen der Beurtheilung der betreffenden Kinderwärterin oder der Mutter überlassen bleiben, denen das Wohlbehagen des Kindes stets zur sichersten Richtschnur ihres Verfahrens dienen muß. Das Kind muß frisch aussehen, ruhig schlafen, die Stuhlgänge müssen gut verdaut, von gelber Farbe, nicht zu voluminös und nicht von zu üblem Geruche sein. Zugleich muß bei der Sorge für die richtige Menge auch strenge Ordnung in der Zeit eingehalten werden. Der kleine Mensch läßt sich schon in den ersten Tagen an eine bestimmte Regelmäßigkeit gewöhnen, und vorzüglich ist darauf zu achten, daß in der Nacht eine längere Pause mit der Darreichung des Getränks gemacht werde. Denn einmal entspricht dies der natürlichen Ordnung; denn die Nacht ist dazu da, um einer längeren Ruhe zu pflegen und mehre Stunden hinter einander zu schlafen; und dann scheint es durchgehends (auch bei den Thieren) Regel zu sein, daß wenigstens Eine größere Pause in der Nahrungsaufnahme innerhalb 24 Stunden eintrete, in welcher alle sogenannten vegetativen Verrichtungen, wozu namentlich die Verdauung gehört, ungestört von Statten gehen und so zu sagen vollständiger werden können. Damit das Kind mit der ihm gereichten Portion zufrieden sei, ist es nöthig, daß ihm dieselbe nur sehr langsam zu Theil werde. Das Kind muß ebenso, wie wenn es an der Brust liegt, durch Saugen die Milch aus einer Flasche ziehen, einestheils damit der Magen nicht zu schnell sich anfülle und über das Kind zugleich durch etwas angestrengtes Saugen eine wohlthätige Ermüdung komme, anderntheils aber, damit die gehörige Menge Speichel bei den Saugbewegungen abgesondert u. der Milch in angemessener Weise beigemischt werde. Zu diesem Zwecke ist der Vorschlag Bessers sehr zweckmäßig, ein altes Eau-de-Cologne-Glas zu nehmen, in den

langen Hals einen 3 Zoll langen Streifen feinen Schwammes zu stopfen und das Kind daran saugen zu lassen. Von den Schwämmen muß man aber stets 8—10 Stück vorräthig haben, damit sie stets, in reinem Wasser liegend, ausgewaschen und so je nach Bedarf gewechselt werden können. Früher bediente man sich verschiedener Vorrichtungen, auch der präparirten Kuheuter; jetzt hat das vulkanisirte Kautschuk fast alles Andere verdrängt, und, abgesehen von dem allerdings nicht angenehmen eigenthümlichen Geschmack desselben, hat dieses alle gute Eigenschaften, welche von einer Einrichtung zu dem in Rede stehenden Zwecke verlangt werden können. Dem in neuester Zeit geweckten Mißtrauen gegen die Kautschukzitzen, als enthielten dieselben Blei und Zink in so großer Menge, daß sie auf den kindlichen Organismus giftig wirken, begegne man dadurch, daß man dieselben erst in guten Essig legt, dann sorgfältig in frischem Wasser auswäscht, in verdünnte Salzsäure bringt und wiederum mit Wasser abspült. So behandelt kann nichts Schädliches mehr an denselben haften. Ueberhaupt ist die sorgfältigste Reinlichkeit nothwendig in Bezug auf die Geschirre, welche im Gebrauche sind. Töpfe und Flaschen müssen mit ganz besonderer Aufmerksamkeit rein gehalten und fleißig ausgespült werden, damit dieselben nicht, was man leider nur zu oft zu bemerken Gelegenheit hat, einen sauren Geruch annehmen u. dadurch einen schädlichen Einfluß auf die in dieselben gegossene Nahrung ausüben. Das Gedeihen der Kinder an der Mutterbrust, ohne daß sie eine andere konsistentere Nahrung dabei erhalten, beweist hinreichend, daß die Milch auf Monate hinaus zur vollständigen Ernährung genügend ist. Doch ist es in vielen Fällen von Vortheil, nach Verfluß von einigen Monaten allmählig zu einer andern Nahrung überzugehen. Man wählt hierzu meist den zarten Brei aus Zwieback oder aus indischem Pfeilwurzelmehl, Arrow-Root. Ersterer wird zuerst in frischem Wasser eingeweicht, sorgfältig ausgedrückt, dann mit Wasser oder verdünnter Milch zu einem zarten Brei, dem ein klein wenig Zucker zugesetzt wird, verkocht. Den Arrow-Rootbrei kocht man ebenfalls mit Milch. Es wird ein kleiner Theelöffel voll dieses Mehls in einer halben Tasse Milch kalt angerührt, eine andere halbe Tasse Milch zum Kochen erhitzt und in diese während des Aufwallens die erste Portion eingerührt. Auch diesem darf ein wenig Zucker zugesetzt werden. Mit 4 Monaten ertragen die Kinder auch schon ganz gut eine magere Fleischbrühe, in welcher Reis, Gerste, Gries und dergl. schleimgebende Pflanzenstoffe aufgekocht sind. Die Fleischbrühe aber enthält das thierische Eiweiß und die zur Knochenbildung erforderlichen Blutbestandtheile in einer Form, welche sehr verdaulich und gut assimilirbar ist. Es ist daher zu rathen, schon so früh, wie angegeben, mit der Darreichung der Fleischbrühe anzufangen. Andere Surrogate der Milch, wie Eigelb in Wasser gekocht, Salepschleim, überhaupt schleimige Getränke aus Hafer, Gerste ꝛc. sind nur ausnahmsweise zu empfehlen in Fällen, wo man genöthigt ist, Verschiedenes zu versuchen. Absolut verwerflich ist die Unsitte, den Kindern Ludscher, Schnuller, oder wie die Kunstausdrücke für diese abscheuliche Erfindung alle heißen mögen, in den Mund zu geben. Diese Ludscher sind geradezu der zarten Schleimhaut des Mundes schädlich und ein momentanes Beruhigungsmittel, welches seine Wirkung zwar seines süßen Inhalts wegen selten verfehlt, aber eben deswegen als zu künstlich zu verwerfen und außerdem ekelhaft ist. Wenn man häufig genug sehen muß, wie diese Schnuller von den Wärterinnen oft nur mit ihrem eigenen Speichel getränkt den schreienden Kinderchen in den Mund gestopft werden, dann wird man gewiß einen wahren Widerwillen gegen dieselben gerechtfertigt finden. Daß bei der künstlichen A. alle Verrichtungen des Säuglings aufs Strengste zu überwachen sind, namentlich der Athmung, der Hautthätigkeit, dem Stuhlgang und dem Schlaf die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden muß, versteht sich ganz von selbst. Besonders große Sorgfalt hat man auch auf die Reinigung des Mundes zu verwenden, der bei Darreichung von gekochter, stärkmehlhaltiger Nahrung viel leichter zu Aphthen, Schwämmchen (vom Volke Mehlgrad ꝛc. genannt) geneigt und um so häufiger u. auf's Genaueste von den Speiseresten zu reinigen ist. Vergl. F. A. v. Ammon, Mutterpflichten ꝛc., 5. Aufl., Leipzig 1851; L. Beffer, Die Benutzung der ersten Lebenstage des Säuglings ꝛc., Göttingen 1855; Seanzoni, Lehrbuch der Geburtshülfe, Wien 1853.

Aufgabe, im Allgemeinen Alles, was Jemandem zur Bearbeitung vorgelegt oder zugemuthet wird. Daher in der Pädagogik die dem Schüler von dem Lehrer aufgegebenen Arbeiten, wobei als Hauptzweck die Uebung der geistigen Kräfte u. technischen Fertigkeiten des ersteren anzusehen ist; in der Philosophie und Mathematik s. v. a. Problem (s. d.).

Aufgang der Gestirne (ortus siderum), das Heraustreten der Gestirne über den Horizont des Beobachters. Man unterscheidet den wahren und den scheinbaren Aufgang: ersterer erfolgt, wenn der Mittelpunkt des Gestirns in den wahren Horizont eintritt, also genau 90° vom Zenith des Beobachters entfernt ist; letzterer, wenn der Stern am Orte des Beobachters sichtbar wird, was wegen der Brechung der Sonnenstrahlen früher geschieht, als jenes. Berechnet wird der A. d. G. durch Polhöhe, Kulminationszeit und Tagebogen, oder auch aus der halben Dauer der Sichtbarkeit und der Kulmination, indem der Aufgang gleich ist der Kulminationszeit weniger der halben Dauer der Sichtbarkeit. Man findet auf diese Weise die Aufgangszeit für Fixsterne unmittelbar in Sternzeit, welche man hiernächst in Sonnenzeit zu verwandeln hat. Für die Planeten und besonders den Mond ist, wegen ihrer eigenen Bewegung, noch eine besondere Korrektion nöthig. Wenn keine besondere Genauigkeit verlangt wird, so läßt sich die Stunde des Auf- und Unterganges eines Gestirns für jeden Beobachtungsort und jeden Tag vermittelst der künstlichen Himmelskugel mechanisch auf folgende Weise finden. Man richtet zuerst den Globus nach der Polhöhe des betreffenden Ortes, führt den Punkt der Ekliptik, in welchem sich die Sonne an diesem Tage befindet, unter den Meridian und stellt darauf den Zeiger des Stundenkreises bei unverrückter Kugel auf die obere zwölfte oder Mittagsstunde. Bringt man nun durch Umdrehung der ganzen Kugel den Stern erst in den Ost- und dann in den Westhorizont, so gibt der sich zugleich drehende Zeiger die entsprechenden Zeiten an. Unter dem Aequator der Erde gehen alle Gestirne, und zwar senkrecht

auf; unter den Polen gehen wenigstens keine Fixsterne auf, indem jeder Pol immer dieselbe halbe Himmelskugel über seinem Horizonte behält, indeß die andere stets unter demselben bleibt; Sonne, Mond und Planeten treten jedoch, je nachdem sie ihre Abweichung ändern, über den Horizont der Pole (den Aequator), oder sinken unter denselben und gehen also auf und unter. Für die zwischen den Polen und dem Aequator liegenden Orte gehen diejenigen Gestirne nicht auf (d. h. bleiben entweder beständig über oder unter dem Horizonte), deren (nördliche oder südliche) Abweichung größer als die Aequatorhöhe dieser Orte ist.

Bei den griechischen und römischen Schriftstellern, namentlich den Dichtern, wird von dem Aufgange der Sterne noch in einem andern Sinne gesprochen, und auch spätere Schriftsteller sind diesen gefolgt. Schon im ältesten Alterthum zeigte sich nämlich die Nothwendigkeit, den Aufgang der Sterne mit dem Auf- oder Untergange der Sonne zu vergleichen, um daraus festere Zeitbestimmungen zu erhalten, als die ungenaue Berechnung der Jahre geben konnte. Da nämlich das Jahr der Alten nie genau mit der Zeit des Umlaufs der Erde um die Sonne (oder auch, nach der früheren Vorstellung, der Sonne um die Erde) zusammenfiel, sondern meist um $^1/_4$ Tag oder mehr differirte, so mußten auch die einzelnen Tage und Monate nach einer Reihe von Jahren mit einer andern Stellung der Sonne zusammenfallen und von dem Winter nach und nach in den Herbst, von diesem in den Sommer ꝛc. rücken. Eine gewisse Feldarbeit konnte also auf einen bestimmten Tag des Jahres nicht für die Dauer festgesetzt werden; dagegen konnte sie nach der Stellung gewisser Sterne gegen die Sonne dauernd fixirt werden, man konnte z. B. sagen, sie sei stets dann zu vollbringen, wenn der Sirius (Hundsstern) mit Sonnenuntergange aufgeht; denn diese Stellung beider Gestirne bezeichnet einen bestimmten Stand der Sonne in ihrer Bahn, also immer die nämliche Periode der Erdvegetation. Hesiod, Virgil und andere alte Schriftsteller über den Landbau gebrauchen daher diese und ähnliche Bezeichnungen häufig, und man hat einen solchen auf die Sonne bezogenen Aufgang eines Gestirns im Allgemeinen „Ortus siderum poeticus“ oder „Levar des Astres selon les Anciens“ genannt. Er ist von dreierlei Art: Das Hervortreten eines Sternes aus den Sonnenstrahlen (ortus heliacus) findet Statt an dem Tage, wo der Stern, der bisher zu nahe bei der Sonne gestanden hat und von ihrem Glanze verdunkelt worden ist, in Folge ihres weitern Vorrückens in der Morgendämmerung zuerst wieder sichtbar wird. An diesem Tage, sagt man, geht der Stern heliace auf. Dieser Ortus heliacus des Hundssterns war für Aegypten ein überaus wichtiges Ereigniß, weil um diese Zeit die Ueberschwemmung des Nils anhob. Da Sterne erster Größe in der Morgendämmerung sichtbar sind, wenn die Sonne bei ihrem Hervortreten über den Horizont noch eirka 10° unter letzterem steht, so findet man den Ortus heliacus mittelst der künstlichen Himmelskugel für die jetzigen Zeiten, wenn man den betreffenden Stern unter den Morgenhorizont führt und denjenigen Grad der Ekliptik bemerkt, welcher alsdann 10° unter dem Horizonte liegt. Der Tag, an welchem die Sonne diesen Grad erreicht, ist der gesuchte. Für ältere Zeiten wäre eine der damaligen, seitdem durch das Vorrücken der Aequinoktialpunkte veränderten Stellung der Gestirne zur Sonne angemessene Einrichtung des Globus erforderlich. Der Aufgang eines Sternes mit Aufgang der Sonne (ortus cosmicus) fällt für nahe bei der Ekliptik stehende Sterne etwa 12—15 Tage früher, als das Hervortreten aus den Sonnenstrahlen. Man findet den Tag des kosmischen Aufgangs unter den obigen Bedingungen, wenn man den Grad der Ekliptik bemerkt, welcher mit dem Sterne zugleich in den Morgenhorizont tritt. Der Aufgang mit Untergang der Sonne (ortus acronycticus) ist dem Grade des kosmischen Aufganges diametralisch entgegengesetzt und daher um 6 Monate davon unterschieden.

Aufgebot (proclamatio), die Bekanntmachung einer beabsichtigten ehelichen Verbindung vor versammelter Kirchengemeinde, verbunden mit der Aufforderung, daß Jeder, dem ein Hinderniß der Ehe bekannt ist, solches zur gehörigen Zeit, d. h. noch vor der Trauung anzeigen solle. In der alten christlichen Kirche läßt sich die Sitte des öffentlichen Aufbietens nicht nachweisen, wir wissen nur, daß Personen, welche in eine eheliche Verbindung treten wollten, sich beim Bischof anmelden mußten. Auch die fränkischen Kapitularien enthalten nur die Bestimmung, daß vor der priesterlichen Einsegnung der Ehe eine öffentliche Erforschung der obwaltenden Ehehindernisse durch den Priester und die Gemeinde Statt finden solle. Zum kirchlichen Gesetze wurde das A. erst im 12. Jahrhundert, und zwar auf dem zweiten lateranensischen Koncil (1139) erhoben und diese Bestimmung auf dem vierten lateranensischen Koncil (1215) wiederholt. Hier heißt es mit klaren Worten: „Ne quis copuletur, nisi publice proclamatus“. Diese Verordnung erlangte im Abendlande bleibende Geltung, das tridentiner Koncil bestimmte sie Sess. XXIV, 1 u. 7 noch näher dahin: 1) Es soll eine dreimalige Verkündigung der verabredeten Ehe durch den proprius contrahentium parochus Statt finden, mithin, wenn die Verlobten verschiedenen Parochien angehören, durch die Pfarrer beider. Dasselbe tritt ein, wenn einer der Verlobten in verschiedenen Parochien festen Wohnsitz hat, da sich die Parochialeigenschaft nach dem Domicil richtet. 2) Die Proklamation soll tribus continuis diebus festivis, also an drei (wiewohl nicht unmittelbar auf einander folgenden) Sonn- u. Festtagen Statt finden, und 3) in ecclesia inter missarum solennia publice geschehen, während des Gottesdienstes unter vollständiger Bezeichnung der Namen der Verlobten, sowie der beiderseitigen Aeltern. Diese Sätze bilden noch jetzt die Grundlage des in der katholischen Kirche geltenden Rechts, während allerdings die weitere Entwickelung überall auf besondern Rechtsnormen beruht. Dies ist namentlich der Fall mit der Bestimmung, wo das A. erfolgen müsse, wenn die Verlobten ihren Wohnort für immer oder nur um vorübergehender Zwecke willen wechselten; sowie mit der Entscheidung der Frage, ob und wann das A. zu wiederholen sei, sobald die Ehe nicht sofort nach vollendeter Proklamation geschlossen wurde. Besonders mannichfaltig haben sich aber die Bestimmungen über die Bedingungen und Formen des A.s gemischter Ehen (s. d.) gestaltet. Endlich hat auch das Dispensrecht nicht

selten Aenderungen erlitten, und namentlich ist da, wo das bürgerliche Element der Ehe mehr in den Vordergrund tritt, dasselbe auf die weltlichen Behörden übertragen worden. Dagegen haben wiederum folgende Sätze ziemlich allgemeine Geltung: 1) Die Unterlassung des A.s bewirkt an und für sich, sobald nicht ein trennendes Hinderniß später hervortritt, nicht die Ungültigkeit der Ehe; vielmehr tritt nur angemessene Strafe des Pfarrers (nach dem gemeinen Recht dreijährige Suspension) u. der Verlobten (Kirchenbußen oder Geldstrafen) ein. 2) Nach geschehenem A. und vollzogener Trauung gehen alle solche Einsprüche verloren, in denen Jemand ein von ihm durch früheres Verlöbniß erworbenes Recht geltend zu machen berechtigt gewesen wäre. 3) Der Geistliche, welcher von der Existenz eines Ehehindernisses im Beichtstuhle oder sonst auf zuverlässigem Wege Kunde erlangt hat, darf vor der Erledigung überhaupt nicht zum A. schreiten. 4) Vor der Dispensertheilung ist von der Behörde sorgfältige Untersuchung zu veranstalten und da, wo diese nicht genügende Sicherheit gewährt, von den Verlobten der Integritätseid (juramentum integritatis s. de statu libero) zu fordern. In der orientalisch-griechischen Kirche ist das A. nicht gewöhnlich, es wird hier einigermaßen durch die Art der Verlobung ersetzt, die vor dem Priester und meist öffentlich in der Kirche Statt findet. Die Gesetzgebung und der Usus in evangelischen Ländern stimmen im Allgemeinen mit den Bestimmungen der katholischen Kirche überein, namentlich insoweit sie die Zeit, die Folgen der unterlassenen Proklamation, den Verlust der Einsprüche, die Unterlassung des A.s bei bereits zur Kenntniß des Pfarrers gekommenen Ehehindernissen, endlich den Integritätseid betreffen. Weniger allgemein ist die Uebereinstimmung hinsichtlich des Ortes des A.s und anderer Nebenumstände. Regel ist, daß das A. in den Parochien, denen beide Verlobte angehören, die Trauung aber in der Parochie, wo die Braut ihren Wohnsitz hat, erfolgt. Nur der vor der ersten Bekanntmachung eingelegte Einspruch hemmt den Fortgang des A.s, durch einen spätern Einspruch wird nur die Trauung aufgehalten. Das Dispensrecht wird in einigen protestantischen Ländern von den Konsistorien, in andern von den unmittelbar mit Verwaltung der sogenannten Jura reservata beauftragten Stellen, oder auch, wenn sämmtliche Proklamationen erlassen werden sollen, von dem Regenten selbst ausgeübt. Nach dem Code civil (Art. 63—65 und 166—169) wird bloß ein zweimaliges A. erfordert, welches von dem Civilbeamten an zwei nach einander folgenden Sonntagen sowohl am Aufenthaltsorte u. dem, durch sechsmonatlichen Aufenthalt begründeten Wohnsitze der Verlobten, als auch im Orte derjenigen Personen, deren Einwilligung zur Ehe erforderlich ist, vor der Thüre des Gemeindehauses öffentlich zu verlesen und im Auszug an die Thür selbst anzuschlagen ist. Erfolgt bis zum 3. Tage nach dem 2. A., ungerechnet den Tag des A.s, kein Einspruch, so kann die Ehe geschlossen werden. Wird sie binnen Jahresfrist nicht eingegangen, so muß das A. von Neuem geschehen. Dispensation hat nur vom 2. A. Statt.

In militärischem Sinne versteht man unter A den Aufruf des Landesregenten an das Volk zum Ergreifen der Waffen für seine Person oder das Vaterland, dann die aufgebotene wehrfähige Masse des Volks selbst. Der Name ist ziemlich neu, die Sache uralt; schon die Hebräer boten, wenn die Noth es forderte, das ganze Volk auf, die Römer hatten das A. beim Tumultus und sonst, und die Wanderungen der germanischen, avarischen und hunnischen Völker im 4.—6. Jahrhundert waren durch ein A. in Masse zu Stande gekommen; der Heerbann erhielt sich als A. noch weit ins Mittelalter hinein. Auch die Aufforderung zu Kreuzzügen war eine Art A. In den Schweizerkriegen und in den Kämpfen der lombardischen Städte wurden durch allgemeine A.e außerordentliche Heere auf die Beine gebracht. So stellte das kaum aus der Asche erstandene Mailand dem Kaiser Friedrich I. bei Legnano 60,000 Mann entgegen. Mit der Einrichtung und Ausbildung der stehenden Heere verschwinden die A.e der Masse mehr u. mehr, und im Anfange des 18. Jahrhunderts hielt man sie kaum mehr für möglich. Die französische Revolution rief sie wieder ins Leben. Frankreich kämpfte für sein Dasein und erhob sich dazu in Masse (levée en masse). Vergebens fochten die österreichischen und preußischen geworbenen Heere gegen die begeisterten Schaaren; sie unterlagen, Deutschland wurde französische Provinz. Da suchte Oesterreich zuerst 1809 sein Heil im A. der Masse, und 1813 folgte Preußen in größerem Maßstabe diesem Beispiele. Der Erfolg war glorreich. Deutschland verdankt dem denkwürdigen A. des Königs Friedrich Wilhelm III. seine neuerrungene Selbstständigkeit. Seitdem ist in mehren Staaten für Nothfälle das A. förmlich organisirt.

Aufgebotsschein (Ledigkeitszeugniß), ein in den Fällen, wo Aufgebot und Trauung in verschiedenen Gemeinden Statt finden, von dem Pfarrer, der bloß das Aufgebot hatte, an den, welcher die Trauung vollzieht, ausgestelltes amtliches Zeugniß, daß nach gesetzmäßig erfolgtem Aufgebot sich kein Ehehinderniß gefunden habe. Vor Empfang des A.s darf die Trauung nicht vollzogen werden; in Fällen, wo ein Einspruch nicht zu fürchten ist, pflegen daher Geistliche schon nach der zweiten Proklamation den A. auszustellen und nur die Klausel hinzuzufügen, daß die Trauung so lange nach der dritten Proklamation aufzuschieben sei, bis die Nachricht von einem etwa noch nach dieser erfolgten Einspruche an den Ort der Trauung gelangen könne. Vollziehung der Trauung vor Empfang des Ledigkeitsscheins wirkt indessen nicht Nichtigkeit der Ehe, sondern nur disciplinarische Bestrafung des betreffenden Geistlichen.

Aufgeld, s. Agio.

Aufgetriebenheit (Auftreibung), in der Medicin derjenige Zustand des Körpers oder einzelner Theile und Stellen desselben, bei welchem das Volumen über das natürliche Maß zugenommen hat, wodurch bisweilen ein hoher Grad von Spannung hervorgerufen werden kann. Ist diese Zunahme auf einen kleinen Theil beschränkt, so nennt man die Auftreibung vorzugsweise Geschwulst (tumor, intumescentia); solche A. kann an allen Stellen und Geweben des Körpers vorkommen, an den Gefäßen, den Drüsen (z. B. der Schilddrüse), den Knochen, bei denen entweder nur die Knochenhaut erkrankt, oder auch die Knochensubstanz selbst sich auftreibt, wie bei der Knochenerweichung, oder bei Entzün-

dungen, besonders der Gelenkenden, oder der sogenannten schwammigen Theile der Knochen. Auch können andere Weichtheile des Körpers, vor allen das Unterhautbindegewebe aufgetrieben werden entweder durch Wasseransammlung, wobei die Haut sich teigig anfühlt, den Fingereindruck längere Zeit behält, oder durch Eiteransammlung, oder auch durch Luft, welche in das lockere Fettgewebe unter der Haut eindringt, wenn durch eine sogenannte penetrirende Wunde die luftführenden Organe, wie Luftröhre, Lungen, verletzt worden sind. Von den beiden großen Höhlen des Körpers, der Brust- und Bauchhöhle, ist es vorzugsweise die Unterleibshöhle, an welcher am häufigsten A. (physconia) beobachtet wird. Diese kann entstehen durch Ansammlung von Flüssigkeit bei entzündlichen Krankheiten und bei der durch verschiedene Organleiden hervorgerufenen Wassersucht. Auch Krankheiten des Magens, der Gedärme und namentlich Entzündungen des Bauchfellüberzuges, der Unterleibsorgane und der Bauchdecken erzeugen häufig A. Diese kann allgemein oder auch auf einzelne Stellen beschränkt sein. Zu ersterer Kategorie gehören die bereits erwähnten Ansammlungen von Flüssigkeiten in dem Bauchfellsack, oder von Gas innerhalb der Gedärme. Die partielle A. kann entstehen durch Vergrößerung eines Organs, einen Darm- oder Netzbruch ꝛc. Die A. des ganzen Leibes kann bei Entzündungen des Unterleibes, beim Unterleibstyphus u. bei der Ruhr einen sehr hohen Grad erreichen, welcher aber bei Durchlöcherung des Darmkanals durch fremde Körper oder Darmgeschwüre oder bei eingeklemmten Brüchen am bedeutendsten wird und ein lebensgefährliches Symptom abgibt. Dieser Zustand wird Meteorismus, Trommelsucht, Tympanitis genannt. Unter den Unterleibsorganen kann der Magen für sich aufgetrieben sein, wobei die Magengegend mehr gespannt erscheint und ein Gefühl von Unbehaglichkeit entsteht. Um diese A. genauer zu erkennen, muß der Kranke ganz horizontal gelegt werden, mit etwas an den Leib angezogenen Beinen, damit die Bauchmuskeln gehörig erschlafft sind. Man sieht dann die linke Bauchseite dicht unter den Rippen etwas mehr gewölbt hervorstehen, es läßt sich diese Gegend nicht so leicht niederdrücken, und der Druck erregt ein unangenehmes, ja selbst ein schmerzhaftes Gefühl. Doch muß man wohl Acht haben, daß man die A. des Dickdarms, welcher dicht unter dem Magen herläuft, nicht mit A. des Magens verwechsele, oder ob nicht andere Geschwülste die A. in der Magengegend erzeugen.

Aufgießen (Infundiren), einem viele flüchtige Bestandtheile enthaltenden Körper durch Uebergießen mit einer andern Flüssigkeit diejenigen Theile entziehen, welche eben in der angewandten Flüssigkeit löslich sind. Die von der ausgezogenen Substanz getrennte Flüssigkeit heißt dann Aufguß (Infusum). Nach der verschiedenartigen Natur der aufzulösenden Theile werden verschiedene Flüssigkeiten und Temperaturen angewendet, und man unterscheidet demnach wässerige, weinige, spirituöse ꝛc., kalte und heiße Aufgüsse. In der Pharmacie versteht man unter Aufguß oder Infusum eigentlich nur das Produkt der Einwirkung von kaltem oder siedendem Wasser auf Pflanzenstoffe und bedient sich bei dieser Operation eigener hierzu eingerichteter Gefäße, der Infundirbüchsen, von Zinn oder Porzellan mit gut schließenden Deckeln, in welchen die auszuziehenden Stoffe mit Wasser übergossen werden und eine Zeitlang im Dampfbade oder an einem erwärmten Orte stehen bleiben, um dann nach bestimmter Zeit abgekühlt und durchgeseiht zu werden.

Aufgußthierchen, s. v. a. Infusorien.

Aufhaltung (Suspension), in der Musik die Verzögerung der völligen Entwickelung eines Gedankens oder Satzes, oder das Aufschieben des förmlichen vollkommenen Schlusses desselben. Die A. kann daher sowohl einen vollständigen Satz, als auch nur einzelne Töne betreffen, u. zwar entweder bloß in melodischer, oder auch zugleich in harmonischer Hinsicht. In der Melodie kann eine A. geschehen entweder durch Einschiebung von Takten, welche eine angefangene Notenfigur unmittelbar fortsetzen, oder durch einen mit der Cäsurnote eintretenden Anhang, welch Letzteres mit der sogenannten Taktersticken zusammenhängt. Harmonisch wird die A. der völligen Entwickelung eines Satzes bewirkt: durch Trugschlüsse (s. d.) und durch die Vorhalte, wenn eine auf den sogenannten schlechten Takttheil fallende Konsonanz, die in dem folgenden guten Takttheil zu einer andern Konsonanz fortschreitet, über dem Grundtone dieser beibehalten und hier gleichsam als Dissonanz gebraucht wird, als welche sie dann ihre Auflösung in der gleich folgenden Konsonanz erhält. Einzelne melodische Töne werden aufgehalten durch Vorschläge (s. d.) und durch Ritardationen (s. d.). Der Zweck der A.en ist Mannichfaltigkeit, Vervollständigung des Gedankens und des Sinnes einer rhythmischen Tonreihe, Spannung der Aufmerksamkeit und Steigerung des Gefühls; von besonderer Wirkung sind sie namentlich in Schlußkadenzen, wo die Hauptgedanken des ganzen Tonstückes nochmals in Kürze wiederholt und in den ganzen Kreis ihrer Association zusammengedrängt werden

Aufheiterung (A. des Gemüths), die Entfernung aller trüben Vorstellungen, die durch Krankheit, Mangel an Beschäftigung ꝛc. entstanden sind, ist ebenso Sache der Diätetik als der Ethik. Diätetisch gilt der Wein, der Sorgenbrecher, mit Recht als probatestes Mittel zur A.; die übrigen Spirituosa können, mäßig genossen, als Surrogate angesehen werden. Witz u. Humor sind moratische Specifika. Eine aufheiternde Kraft besitzt auch die Musik.

Aufidus (Aphidos), der Hauptfluß Apuliens, entspringt im Gebiet der Hirpiner in Samnium auf den Apenninen, war anfangs reißend, dann träg (stagna Aufida), berührte Cannä und mündete bei Aufideum mit zwei Armen ins adriatische Meer. Jetzt Ofanto. Am A. schlug Hannibal im zweiten punischen Kriege die Römer.

Aufkauf, der von Einzelnen (Spekulanten) in sehr umfangreichen Maße bewirkte Ankauf einer Waare auf einem ganzen Gebiete ihrer Produktion. Der A. macht einen der beiden Hauptbestandtheile des Großhandels und seiner Wissenschaft aus, sowie er auch den Unterschied zwischen dem kaufmännischen Handel und dem Verkehr der Erzeuger und Verbraucher unter sich begründet. Der Großhändler kann die Waaren gewöhnlich von dem Erzeuger nicht unmittelbar beziehen, sondern hat dazu Unterhändler nöthig, welche den Aufkauf im Kleinen besorgen und Auf- oder Einkäufer genannt werden.

In sofern der A. schon einen Ankauf in gesteigertem Verhältniß bedeutet, gehört er zu den gewagten Handelsunternehmungen, über welche selbst die Handelswissenschaft nur den Rath zu geben vermag, bei der künstlichen Wahrscheinlichkeitsrechnung so klar und vorsichtig als möglich zu sein und nicht etwa den angebornen Glauben an sein Glück in Anschlag zu bringen. Soll die Rechnung untadelhaft sein, so muß die Thatsache gewiß sein, worauf sich die Wahrscheinlichkeit gründet, daß die Waare im Preise steigen werde, welche aufgekauft werden soll. Der A. kommt also dem Begehr nach der Waare entgegen, und er bewirkt folglich das, was im Allgemeinen für jede Wirthschaft wünschenswerth ist. Die massenhafte Aneignung einer Waare durch einen oder einige wenige Käufer in einem ganzen Gebiete scheint aber diesen zunächst ein Monopol in die Hand und, da die Konkurrenz der Verkäufer oder Producenten damit aufhört, ihrer Willkür die Stellung des Preises der fortdauernden oder sich steigernden Nachfrage gegenüber anheim zu geben. Aber eine solche dem allgemeinen Wohl nachtheilige Wirkung wird der A. nur auf eine sehr kurze Zeit äußern können, da das Steigen des Preises, zumal bei den rasch fördernden Kommunikationsmitteln unserer Zeit augenblicklich nicht allein benachbarte, sondern selbst entferntere Produktionsdistrikte zur Konkurrenz veranlaßt, also den Umfang des bisherigen Bezugsgebiets erweitert, wodurch die Aufkäufer zur Mäßigung ihrer Preise gezwungen werden und schließlich das normale Preisverhältniß zurückkehrt. Da man diese natürliche Wechselwirkung früher außer Augen ließ, so sah man im A., namentlich wenn sich derselbe auf die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse, z. B. Getreide, bezog, eine wucherische Operation und glaubte von Staats wegen gegen die das Volk aussaugenden Aufkäufer mit allerlei Prohibitivmaßregeln einschreiten zu müssen, bis man zu der Einsicht gelangte, daß dergleichen Beschränkungen des Handels nicht nur ihren Zweck verfehlten, sondern auch Schaden brachten, in sofern sie die Kapitalien, deren der Verkehr nicht entbehren kann, demselben entzogen und dadurch hemmend auf diesen selbst einwirkten, statt ihn zu befördern. Ueberdies wurden durch solche Beschränkungen des A.s die Producenten, insbesondere nach reichen Ernten, genöthigt, sofort zu jedem Preise zu verkaufen, wodurch sie selbst bedeutende Einbuße erleiden mußten, aber nicht ohne daß auch wieder die Konsumenten mehr oder weniger nachtheilige Wirkung davon zu empfinden hatten. Die ganze Frage, ob das Aufkaufswesen nachtheilig und also von Staats wegen zu hindern oder doch zu beschränken sei, erledigt sich also sofort, wenn man bedenkt, daß der Spekulant weder allein einen übermäßig hohen Preis herbeizuführen, noch sich mit Andern zu Herbeiführung eines solchen auf die Dauer zu verbinden im Stande ist, denn der Einzelne so wenig, wie Mehre, kann des Geldes lange entbehren, und es wird also die Gewißheit, sich mit einem mäßigen Gewinn zu begnügen, über etwaige wucherische Absichten um so eher den Sieg davon tragen, je mehr die Konkurrenz benachbarter Produktionsdistrikte droht, welche, wenn sie sich wirklich geltend machen sollte, durch das damit nothwendig verbundene Fallen des Preises bei dem großen Kapital, welches der A. in Masse erheischt, den Spekulanten enorme Verluste bringen würde. Der A. ist aber nicht allein nicht schädlich, sondern der gemeinen Wohlfahrt sogar nützlich, in sofern er eine Waare gerade dahin befördert, wo Mangel daran ist und diesem also abhilft, wie es in Nothjahren die Erfahrung oft gezeigt hat. Dieselbe irrige Ansicht der Verkehrsverhältnisse, welche zu Beschränkungen und Verboten des A.s führte, rief auch das vermeintliche Recht des Vorkaufs hervor, wodurch die unmittelbaren Konsumenten eines Marktes in sofern bevorzugt worden, als sie allein bis zu einer gewissen Tagesstunde die auf dem Markte feilgebotenen Lebensmittel kaufen, die Händler aber erst von da an mit ihnen konkurriren durften.

Aufklärung, ein Bildungszustand, welcher auf das Volk, auf die große Masse berechnet ist und zum Zweck hat, wissenschaftliche Bildung zu ersetzen und auch aus den Sphären des menschlichen Lebens, in denen tiefere, auf Wahrheit und Erkennen abzielende Studien nicht gemacht werden können, Irrthümer, Aberglauben und Vorurtheile möglichst zu verbannen. Das Mittel, welches dazu angewendet wird, besteht im Allgemeinen darin, daß die Resultate der höheren Forschung, herausgenommen aus dem systematischen Zusammenhange und der streng begrifflichen Entwickelung entzogen, durch populäre Unterweisung verbreitet werden. Dabei werden natürlich am meisten die allgemein menschlichen Interessen berücksichtigt. Daher ist A. vorzüglich in Angelegenheiten der Religion, des bürgerlichen und des politischen Lebens angestrebt worden. Allein seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ist sie trotz ihres edlen und hochwichtigen Zweckes in übeln Ruf gekommen. Denn zum Theil wurde sehr viel Scheinweisheit für lautere, unverfälschte Wahrheit ausgegeben; das Volk, dem nicht die Gabe des Prüfens verliehen ist, wurde irre geleitet und um seine höchsten Interessen getäuscht. Atheismus und Pantheismus, Freigeisterei und politischer Unverstand haben abwechselnd am Werke der A. gearbeitet, wodurch die Gesinnung verdorben, Sittlichkeit und Glaube, Staat und Kirche gefährdet wurden. Andererseits kann es auch leicht geschehen, daß eine richtige Lehre, aus dem Zusammenhang herausgerissen, mißverstanden wird, und daß eine Wahrheit in Gemüthern, die darauf nicht vorbereitet sind und denen die zu ihrem vollen Begreifen nöthige Vorbildung fehlt, einen verderblichen Einfluß äußert, besonders dann, wenn eine zerstörende Kritik eingerissene Vorurtheile niederreißt, ohne daß der dadurch entstehende leere Platz ausgefüllt wird, der zwar für den wissenschaftlich Gebildeten sogleich verschwindet, für den ungebildeten, bloß das Resultat auffassenden und es gegen seine früheren Ansichten haltenden Mann aber zu einer Kluft werden kann, worin er seine heiligsten und theuersten Güter verliert. Schwärmerei und politische Schwindelei sind oft genug die natürliche Folge davon gewesen, daß neue Systeme sich über das Volk verbreiteten, das sie nicht vollkommen zu würdigen verstand. Solche Erfahrungen, zu denen theils die unvollkommene Bildung, theils die Unvorsichtigkeit der A. Veranlassung gegeben hat, haben die Sache selbst, der sie dienten, in Schatten gestellt und vielfach die Meinung erzeugt, daß das höhere Wissen ein Monopol für gewisse bevorzugte Geister sei, und daß das Volk durch eine unvollständige Theilnahme daran in eine Sphäre gerückt werde, in die es nicht

gehöre. Diese Meinung hat sich sogar mit dem Absolutismus verbunden; denn man hat kein Bedenken getragen, zu behaupten, daß ein dummes Volk besser zu regieren sei, als ein aufgeklärtes, obgleich die Dummheit viel häufiger Empörung veranlaßt hat als die Aufgeklärtheit, nur der Unverstand sich blindlings in Gesetzlosigkeit stürzt und in rohen Gemüthern die Leidenschaften weit furchtbarer wüthen, als in solchen, die durch Bildung besänftigt worden sind. Diejenigen aber, die das Volk nicht ausschließen wollen von dem Genusse der durch die Wissenschaft gewonnenen Früchte, sind zum Theil in den entgegengesetzten Irrthum verfallen, indem sie, statt bloß der Tendenz, auf das Volk zu wirken, ihren ungetheilten Beifall zu schenken, alle Forschung verwerfen, die nicht für das Volk berechnet ist, u. an alles Streben nach Erkenntniß den Maßstab der nationalen Wohlfahrt und des allgemeinen Volksinteresse's legen, wodurch die Wissenschaft selbst in ihrem erhabenen Fluge aufgehalten wird und ihr Schranken gesetzt werden, die zu durchbrechen ein natürliches und untadeliges Bedürfniß des menschlichen Geistes, ja sogar eine sittliche Beförderung nach der Idee der Vollkommenheit ist. Vergl. Kant, Was ist die A.? im 2. Bde. der Vermischten Schriften, Leipzig 1831; Schneidawind, Befördert die A. Revolutionen? daf. 1831.

Aufkündigung, der einseitige Rücktritt des Schuldners von einer bestehenden Obligation, oder auch die Erklärung darüber. Aus der Natur des Vertrags als einer gegenseitig erklärten Willenseinigung folgt, daß die A. in der Regel rechtliche Wirkung nicht äußern und unter den gewöhnlichen Aufhebungsgründen der Obligationen nicht mitzählen kann. Eine Veränderung der Umstände, unter denen eine Obligation entstanden ist, kann in der Regel zur A. nicht berechtigen; Ausnahmen hiervon kommen nur in gesetzlich bestimmten Fällen vor, so beim Pacht- u. Miethvertrag, bei Schenkungen ꝛc. Namentlich ist in völkerrechtlichen Verhältnissen oft versucht worden, diese berüchtigte Clausula rebus sic stantibus zur Rechtfertigung ungerechtfertigten Rücktrittes von Obliegenheiten zu benutzen. Ein Verzug in der Erfüllung von Seiten des einen Kontrahenten berechtigt den andern Theil nur dann zum Rücktritt, wenn derselbe nachweisbar wegen der Verspätung unter den obwaltenden Verhältnissen kein Interesse an der Erfüllung mehr hat, in allen übrigen Fällen aber nur zur Klage auf Schadenersatzleistung. Doch ist die A. bei mehren einzelnen Rechtsgeschäften auch ohne besondere Verabredung schon nach den Gesetzen erlaubt, vorzüglich bei solchen, welche nicht durch eine einzige Erfüllung beendigt werden, sondern in wechselseitiger Leistung und Gegenleistung fortdauern. So kann bei dem Mieth- und Pachtvertrag der Vermiether oder Verpachter das Verhältniß einseitig aufheben: wegen zweijährigen Rückstandes in Entrichtung des Miethoder Pachtgeldes, wegen Mißbrauchs der Sache, wegen einer nöthigen, die Fortsetzung des Gebrauchs nicht zulassenden Reparatur, wegen dringenden eigenen Bedürfnisses und nach der Praxis wegen Eröffnung des Konkurses über das Vermögen des Pächters; der Miether oder Pächter aber ist zur A. berechtigt: wegen Mängel des Gegenstandes, die den Gebrauch hindern oder beträchtlich erschweren, und wegen gegründeter Furcht vor einer mit der Fortbenutzung der Sache verbundenen Gefahr. Ferner endigt jeder Gesellschaftsvertrag durch einseitige A., auch nur eines von mehren Gesellschaftern; diese A. kann privatim oder durch Anstellung einer auf Aufhebung der Societät gerichteten Klage geschehen. Der Bevollmächtigungsvertrag endlich hört auf sowohl durch Widerruf des Mandanten, der auch stillschweigend durch Beauftragung eines Andern oder eigne Besorgung des Geschäfts geschehen kann, sowie durch A. des Mandatars mit Meldung an den Mandanten; in beiden Fällen aber kann Widerruf und A. noch die Mandatsklage wegen eines dadurch verschuldeten Nachtheils begründen. Zuweilen kommt die A. nach besonderer Verabredung in der Art vor, daß sie eine bestimmte Zeit vorher geschehen muß, damit man nach Ablauf derselben auf Erfüllung von Seite des andern Theils klagen kann, wie z. B. bei Darlehen, welche nach vierteljährlicher oder halbjährlicher Kündigung zahlbar sind.

Auflage, die Anordnung eines von den Staats- oder Ortsbürgern zu entrichtenden Beitrags zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse des Staats oder der Gemeinde; dann dieser Beitrag selbst. Man hat früher in vielen Ländern einen staatsrechtlichen Unterschied zwischen A.n und Abgaben und Steuern gemacht, in sofern man nur die von den Landständen bewilligten Leistungen Abgaben oder Steuern nannte, weil hier der Unterthan den von den Ständen verwilligten Theil seines Vermögens an den Staat abgab, ihn zu den gemeinen Bedürfnissen beisteuerte; wogegen die Entrichtungen, die auch ohne ständische Bewilligung zu leisten waren, A.n genannt wurden, weil die Regierung diese Last aufgelegt hatte. In einem andern Sinne unterscheidet der Sprachgebrauch häufig zwischen Abgaben und A.n auf der einen und Steuern auf der andern Seite, in sofern er unter den erstern vorzugsweise die indirekten, unter den letztern die direkten Steuern versteht. Fest und konsequent sind jedoch diese Unterschiede niemals eingehalten worden, und nur in neuerer Zeit scheint es gewöhnlicher zu werden, daß man, im Allgemeinen von sämmtlichen indirekten Abgaben redend, sich nur des Wortes Abgaben, von direkten Steuern nur des Wortes Steuern bedient, den Ausdruck A.n aber immer seltener anwendet; vgl. Abgaben und Steuern. In der Rechtssprache ist A. (praeceptum) ein richterlicher Befehl, durch welchen einer streitenden Partei etwas auferlegt, befohlen, oder untersagt wird. Man unterscheidet das Praeceptum monitorium, wenn bei der A. für den Fall des Ungehorsams kein Nachtheil in der Sache selbst angedroht wird, von dem Praeceptum praejudiciale, wenn die A. unter Androhung von Nachtheilen erlassen wird. Wird eine A. zum zweiten Male gegeben, so heißt sie Exeitat (exeitatorium). Im Buchhandel versteht man unter A. die Abdrücke eines Buches mit demselben Satze und die Zahl der abgezogenen Exemplare. Der Schriftsteller, der mit einem Verleger über den Druck seines Werks unterhandelt, überläßt es diesem entweder gegen einen Aversionalpreis für immer, oder er verkauft ihm nur das Recht zur einmaligen A. Im letztern Falle müssen Beide darüber übereinkommen, aus wie viel Exemplaren diese A. bestehen soll, und der Schriftsteller kann keine neue A. wider den Willen

des Verlegers veranstalten lassen, bevor nicht die erste verkauft ist. Nicht selten geschieht es jedoch, daß beide Theile schon im Voraus über die bei künftigen A.n zu beobachtenden Bedingungen übereinkommen; aber auch hier fordert das Interesse des Schriftstellers die genaue Bestimmung der Stärke der A. Ist die Zahl der Exemplare einer A. im Kontrakte bestimmt, so muß der Verleger zu jeder neuen A. die Einwilligung des Verfassers einholen und sich neuerdings mit ihm darüber vertragen. Dem Verfasser ist es daher in der Regel unverwehrt, fernere A.n, nachdem die erste abgesetzt worden, demselben oder auch einem andern Verleger zu übergeben. Wenn dagegen über die Zahl der Abdrücke eines Werks und über das Erforderniß der Einwilligung des Verfassers zu weitern Vervielfältigungen nichts bedungen ist, so darf der Verleger der ersten A. jederzeit so viel neue Exemplare, als ihm beliebt, drucken lassen. Von der richtigen Beurtheilung der Stärke der A. je nach dem Bedarf des Publikums hängt meist das Gelingen einer buchhändlerischen Unternehmung, sowie der Preis einer Schrift ab, indem bei einem Buche, das den Absatz einer starken A. wahrscheinlich macht, der Preis verhältnißmäßig sehr vermindert werden kann, weil die Kosten des Honorars und des Satzes sich auf so viel Exemplare mehr vertheilen lassen, und am Ende nur der Preis des dazu gebrauchten Papiers und die Kosten des Drucks selbst in Betracht kommen.

Auflassung, im Allgemeinen der gerichtliche Akt, durch welchen der Inhaber eines Eigenthums- oder sonstigen dinglichen Rechts an Grundstücken dieses sein Recht auf einen Andern überträgt. Es ist eine vom Anfange der Entwickelung des deutschen Rechts bis auf die Gegenwart in ununterbrochenem Zusammenhange nachweisbare Rechtsvorschrift, daß die Uebertragung des Grundeigenthums öffentlich, d. h. unter der Auktorität des Gerichts, geschehen muß. Die deshalb früher angewandte Form war die gerichtliche A. oder Investitur, d. i. die feierliche Erklärung des bisherigen Inhabers des Grundstücks, daß er sein Recht aufgebe, worauf dann der Erwerber die Annahme des aufgelassenen Rechts erklärte. Hiermit war häufig eine symbolische Uebergabe des Grundstücks durch Darreichung eines Halms, Zweigs, einer Scholle ꝛc. verbunden. Am meisten hat sich von diesen Grundsätzen beim Leben erhalten; sonst aber ist seit der Einführung des römischen Rechts für die Fälle, in welchen ehemals die gerichtliche A. die nothwendige Erwerbungsart war, die Uebergabe der Sache an deren Stelle getreten; doch hat sich neben dieser überall der Grundsatz erhalten, daß die gerichtliche Mitwirkung ein wesentliches Erforderniß für die Uebertragung von Grundstücken ist. Die dabei zu beobachtende Form ist nicht überall gleich. Bisweilen ist eine bloße Anmeldung vor Gericht zum Zwecke der Umschreibung in den Erb- und Lagerbüchern auf den Namen des neuen Erwerbers hinreichend, bisweilen aber wird die Bestätigung des betreffenden Vertrags durch den Richter gefordert. Am nächsten kommt dem ursprünglichen Institute die Einrichtung derjenigen Gesetzgebungen, so der sächsischen, kurhessischen, österreichischen, welche den Eigenthumsübergang nicht an die bloße Tradition des Grundstücks, sondern an die weitere Vornahme eines gerichtlichen Aktes knüpfen, in welchem der Wille, das Recht am Grundstücke zu übertragen, ausgesprochen wird. Dieser Akt besteht regelmäßig darin, daß die beiden Theile, der Veräußerer und der Erwerber, vor dem zuständigen Gerichte das Veräußerungsgeschäft vortragen und um Bestätigung bitten, und daß hierauf der Richter nach Eintragung desselben in die öffentlichen Grundbücher die Bestätigung ausspricht, worauf sodann die Aus- und Zufertigung der Erwerbsurkunde erfolgt. Zuständig ist nur das Gericht der belegenen Sache, weil dieses die öffentlichen Grund-, Flur-, Erb-, Pfandbücher führt. Ist der Antrag formell richtig, so darf der Richter die Bestätigung nicht versagen, es sei denn, daß landesgesetzlich die Kognition des Gerichts ausdrücklich auch auf die Zweckmäßigkeit der Geschäfts ausgedehnt ist. Die Form der alten A. hat sich nur selten erhalten.

Auflauf, s. Aufruhr.

Auflegung der Hände, ein sehr alter und ehrwürdiger Religionsgebrauch. Die Patriarchen der Israeliten ertheilten ihren Kindern den Segen, indem sie ihnen die Hände auflegten. Moses weihte durch A. d. H. den Josua zu seinem Nachfolger und erfüllte ihn dadurch mit dem Geiste der Weisheit. Bei den Opfern der Israeliten pflegte Derjenige, der das Opfer brachte, seine Hand auf dasselbe zu legen, wobei er ein dem Zwecke des Opfers angemessenes Gebet verrichtete. Eben dasselbe that der Hohepriester am Versöhnungstage. Kurz vor der Zerstörung des zweiten Tempels wurde die Semicha oder die Weihe zum Volkslehrer durch A. d. H. (von 3 vorzüglichen, vom Nasi dazu ermächtigten Lehrern ausgeübt) eingeführt. Die Griechen pflegten Demjenigen, welchen sie zu einem öffentlichen Amte bestellten, die Hände aufzulegen, zum Zeichen, daß man ihm Weisheit und Tüchtigkeit zu dem anvertrauten Amte von Seiten der Götter wünsche. Die Römer legten einem Sklaven, dem sie die Freiheit gaben, die Hand auf den Kopf, oder faßten auch dessen Hand an. Bei den Opfern legten die Heiden ihre Hände auf das Opferthier und sprachen gewisse Verwünschungen und Gebete dazu, damit ihre Götter die von ihnen verschuldeten Strafen auf das Thier legen möchten. Auch Christus segnete die Kleinen und heilte die Kranken durch A. d. H. Eben dasselbe geschah von den Aposteln. Vorzüglich heißt das Sakrament der Firmelung (s. d.) bei den Katholiken so (impositio manuum), und es wird hier das Auflegen der Hände als eine Nachfolge Christi und der Apostel in der Weihe betrachtet; doch ist es streitig, ob die Ausstreckung der Hände über den zu Firmelnden oder das mit dem geweihten Oel auf der Stirn eines Jeden gemachte Zeichen des Kreuzes die eigentliche Weihe ist. Auch in der protestantischen Kirche wird bei Einsegnung der Sterbenden, bei der Konfirmation der Kinder, bevor sie zum Abendmahl gelassen werden, bei der Ordination der Geistlichen und bei der Absolution in der Privatbeichte das Auflegen der Hände angewendet.

Aufliegen (Durchliegen, decubitus), eine bekannte, oft sehr schmerzhafte Erscheinung, die vornehmlich bei Kranken einzutreten pflegt, welche entweder lange Zeit auf einer Stelle liegen müssen, oder an heftigen fieberhaften Prozessen, besonders an solchen erkrankt sind, wobei die Blutmasse rasch zersetzt wird, wie beim Typhus, aber auch bei heftigen Entzündungen der Lunge und des Bauchfells

vorkommt. Am häufigsten findet das A. an Stellen Statt, wo vorspringende Knochentheile dicht unter der Haut liegen, also am Heiligenbein und an den letzten Lendenwirbeln, an den großen Rollhügeln der Schenkel, an der Ferse, zuweilen auch an den Schultern und an den Ellenbogen, wenn diese bei besonderer Lage und Stellung der Kranken längere Zeit zur Stütze gebraucht werden. Das A. entsteht dadurch, daß die Haut durch die Last des Körpers zwischen dem Knochenvorsprung in das Lager gepreßt wird, wodurch der Blutumlauf in den gedrückten Theilen gehemmt und der Nervenzufluß aufgehoben wird. Der Druck allein ist es aber nicht, der das A. hervorruft, immer ist es noch ein Allgemeinleiden, welches mitwirkt. Denn das A., welches bei heftigen fieberhaften Krankheiten entsteht, sich oft auf größere Stellen des Gefäßes ausbreitet und unter ganz besonderer Form erscheint, beginnt oft mit der Reconvalescenz sich zu bessern und trotz des noch längere Zeit andauernden Liegens zu heilen. Es lassen sich daher zwei Formen des A.s ziemlich scharf unterscheiden. Die erstere Form beginnt an den genannten Stellen (Heiligenbein, Rollhügel ꝛc.) mit einer Entzündung der Haut, welche schmerzhaft heiß wird, sich hellroth färbt und mit geringer Geschwulst verbunden ist. Allmählig wird die Stelle wund und es entsteht ein Geschwür, welches brandig werden kann, wenn die Ursachen nicht hinweggeräumt werden können, wie dies besonders bei Rückenmarkslähmung in ausgedehntem Maße beobachtet wird. Die zweite Form des A.s, welche bei den genannten typhösen Krankheiten oft sehr schnell entsteht, erscheint als blaurothe Flecken, die Haut verdickt sich, es entstehen Blasen mit blutig-eitriger Flüssigkeit gefüllt, oder es entwickelt sich sehr schnell Brand an den leidenden Stellen. Dazu kommt noch, daß solche Kranke sich häufig mit Urin ꝛc. verunreinigen, wodurch die Oberhaut erweicht und die Lederhaut gereizt wird, weshalb der Brand oft reißende Fortschritte macht. Beide Arten des brandigen A.s greifen nicht selten so in die Tiefe, daß nicht nur das Unterhautfettgewebe, sondern auch die tiefer liegenden Muskeln, ja sogar die Knochenhaut und der Knochen brandig werden. Wenn der Brand die Knochen ergreift, können zuweilen die Rückenmarkshäute entzündlich afficirt werden, wodurch dann der Tod schnell herbeigeführt wird. Immerhin ist das A. ein schlimmes Zeichen, welches eine bedeutende Kraftkonsumtion anzeigt und besonders in höheren Graden viel zur Beschleunigung des tödtlichen Ausgangs der Krankheit beiträgt. Denn schon die überaus heftigen Schmerzen, welche sich oft bei schon sehr herabgekommenen, abgemagerten Kranken (z. B. bei solchen, welche an Zehrung im Beginn des A.s leiden) einstellen, vermindern die Kräfte, indem sie den Schlaf rauben und den Leidenden qualvolle Stunden und Tage bereiten. Noch weit mehr ist dies der Fall bei der zweiten Form von brandig werdendem A., wo die entstehende Brandjauche, welche die bloßgelegten Gefäße umspült, von diesen ausgesaugt wird und so die Beschaffenheit des Blutes verschlechtert und, indem dies geschieht, einen fauligen Charakter der Krankheit herbeiführt. Bei fieberhaften Krankheiten ist daher ganz besonders eine Pflicht des Arztes und des Pflegenden, fleißig an den Stellen nachzusehen, welche zum A. geneigt sind, zumal hier das A. gewöhnlich von dem Kranken anfangs nicht empfunden wird und so sehr rasch auftritt. Ebenso müssen auch bei dem langsam und unter schmerzhaften Entzündungserscheinungen auftretenden A. jeden Tag sorgfältige Nachsuchungen vorgenommen und sogleich angemessene Mittel in Anwendung gebracht werden. Schon die Vorsorge ist von hoher Wichtigkeit. Kranke, welchen ein langes Leiden vorauszusagen ist, müssen auf guten Roßhaarmatratzen liegen, nicht auf Federbetten, die Betttücher müssen stets straff erhalten werden, damit keine Falten entstehen, welche nachtheiligen Druck ausüben können. Zur Unterlage wählt man weich gegerbte Thierfelle, Rehfelle, Hirschfelle ꝛc. Auch gepolsterte Ringe, oder Luftkissen in Ringform schiebe man den Kranken unter, weil dadurch der Druck auf das Heiligenbein und die beiden Rollhügel vermieden wird. Am besten sind die hydrostatischen Betten, Matratzen von Gummizeuch mit Wasser gefüllt, welche zugleich kühlen und nicht an einzelnen Stellen drücken. Der Kranke muß außerdem möglichst horizontal liegen; der Obertheil des Körpers darf nicht zu sehr durch Kissen, namentlich nicht durch feste Pfühle unterstützt sein, weil sonst das ganze Körpergewicht auf dem Kreuzbein ruht. Nächstdem sorge man für größte Reinlichkeit, wasche die bedrohten Stellen öfter mit kaltem Wasser, dem man etwas Essig oder Bleiessig zusetzen kann. Sobald rothe Stellen entstehen, mache man fleißig kalte Bleiwasserüberschläge auf dieselben und streiche sie öfter am Tage mit Kampherspiritus an. Zuweilen thun lauwarme Bleiwasserüberschläge, oder ein Verband mit Bleisalbe, oder ein Bleipflaster gute Wirkung. Der Kranke muß dabei möglichst oft seine Lage wechseln, was freilich der großen Schwäche wegen selten geschehen kann, indem besonders Typhuskranke immer wieder in die Rückenlage zurücksinken. Entsteht eine offene Stelle, so muß diese fleißig gereinigt und mit einer Salbe verbunden werden, welche aus gerbsaurem Blei und Fett (Unguentum plumbo-tonicum) bereitet ist und, auf Charpie gestrichen, mit Heftpflaster befestigt wird. Droht Brand, so mache man Ueberschläge von Kreosotwasser, Chlorkalklösung oder Verbände mit aromatischen Salben (Ung. Etemi, narcotico-balsamicum, basilicum ꝛc.). Entsteht das brandige A. bei Solchen, welche wegen Beinbruchs ꝛc. lange Zeit liegen müssen, so sind innerliche Mittel zu verabreichen, welche stärkend u. belebend wirken, deren Wahl und Verordnung natürlich dem betreffenden Arzte anheimgegeben bleiben. In der Volksmedicin gibt es verschiedene Mittel, welche gegen das A. angewendet werden. Die gebräuchlichen Lösungen und Salben gehen aber alle auf die oben angegebenen hinaus, und gegen den Gebrauch, eine Schüssel mit Wasser gefüllt unter das Bett zu stellen, ist nichts einzuwenden, sobald nur die übrigen Vorsichtsmaßregeln u. Mittel nicht verabsäumt werden.

Auflösung, in der Poetik die Entwickelung, der mit der Katastrophe eintretende letzte Theil der Darstellung, durch welchen die verwickelte Begebenheit oder Handlung zu einem künstlerisch befriedigenden Ausgange geführt wird. Wo die Darstellung wirkliche Entwickelung einer Idee ist, muß die A. durch die Grundlage des Ganzen bedingt sein u. sich vor dem Leser oder Zuschauer ganz natürlich entwickeln. In der Mathematik versteht man unter A. das Ver-

fahren, wodurch das Gesuchte in einfachster Form erhalten wird. Man unterscheidet die geometrischen A.en, bei welchen das Gesuchte durch eine konstruktive, die arithmetischen, bei welchen es durch Rechnung, und die gemischten, bei denen es theils durch Rechnung, theils konstruktiv erhalten wird, u. wo man mit trigonometrischen Hülfsmitteln einschreitet. Die arithmetische A. gibt eine Antwort auf eine Aufgabe durch Hülfsmittel der Zahlenrechnung oder der Algebra und setzt jedesmal eine möglichst kurze bündige Form für die unbekannte in bekannten Größen voraus; so ist von $3:7=6:x$; $x=\frac{7\,.\,6}{3}=14$; von $\frac{a+x}{a-x}=c$ zunächst $a+x=ca-cx$, und daher: $x=\frac{a(c-1)}{c+1}$. Vergl. Algebra.

Eine empirische A. erhält man durch Versuche, wenn man z. B. eine Gerade durch Probiren mittelst Zirkel und Lineal in zwei Hälften theilt. Von dieser letzten Auflösungsweise verschieden ist die mechanische, bei welcher man sich gewisser Werkzeuge bedient, um geometrische Konstruktionen unmittelbar auszuführen, z. B. des Zirkels, um einen Kreis, eines Pantographs, um Ellipsen, Parabeln ꝛc. zu zeichnen.

In der Chemie ist A. die Vereinigung eines festen mit einem flüssigen Körper, wenn des ersteren Eigenschaften dabei in keiner Weise verändert werden, so daß derselbe ohne andere Hülfsmittel als die Verdunstung des flüssigen Körpers mit allen seinen ursprünglichen Eigenschaften wieder erhalten werden kann. So löst sich Zucker in Wasser auf, die Zuckerlösung hat alle chemischen Eigenschaften des festen Zuckers, und wenn wir das Wasser verdampfen, so erhalten wir wieder unveränderten Zucker. Was man früher unter chemischer A. verstand, gehört nicht hierher. Wenn Zink in Schwefelsäure allmählig verschwindet, „sich auflöst", so darf man doch nicht sagen, die Schwefelsäure löse das Zink, Zink sei in Schwefelsäure löslich, vielmehr verhält sich die Sache so: Bei Gegenwart von Schwefelsäure zersetzt das Zink das Wasser, es bildet sich Zinkoxyd, Wasserstoff entweicht, und die Schwefelsäure vereinigt sich mit dem Zinkoxyd zu schwefelsaurem Zinkoxyd. Dies Salz ist in dem Wasser löslich, welches die Schwefelsäure enthält. Fehlt es an Wasser, so löst sich das schwefelsaure Zink nicht, sondern fällt zu Boden als Krystallmehl, obgleich noch viel freie Schwefelsäure vorhanden ist. Wenn wir daher von einer A. sprechen, so müssen wir alle Fälle ausschließen, bei denen eine chemische Verbindung Statt findet, in Folge deren erst eine A. möglich wird. Wäre der Vorgang, den wir soeben beschrieben, eine A., so müßte beim Verdunsten metallisches Zink zurückbleiben; es bleibt aber schwefelsaures Zink zurück, und dies Salz entsteht auch, wenn es an Wasser zu dessen Lösung fehlt. A. ist also nur der Vorgang, bei welchem die chemischen Eigenschaften des aufgelösten Körpers unverändert bleiben, so daß er unverändert durch Verdunstung des Lösungsmittels wieder gewonnen werden kann. Es können sich auflösen nicht nur feste Körper in Flüssigkeiten, sondern auch flüssige in flüssigen, Gase in flüssigen Körpern und gewissermaßen Gase in Gasen. Nur muß man unterscheiden zwischen A. und Mischung. Wenn man ein Salz, z. B. Salpeter, in Wasser anhaltend aufzulösen sucht, so tritt bald ein Punkt ein, wo sich trotz aller Mühe bei der gerade herrschenden Temperatur kein Salpeter mehr in der gegebenen Flüssigkeit lösen will. Wir haben hier ein bestimmtes Verhältniß zwischen Wasser und Salz, welches bei der gegebenen Temperatur stets genau dasselbe bleibt. Man hat eine Flüssigkeit, welche von einem Salz die größtmögliche Menge aufgenommen hat, eine gesättigte Lösung genannt. Eine solche kann man mit Wasser in jedem beliebigen Verhältniß mischen, ohne daß je ein Punkt eintritt, wo eine Trennung bemerkbar würde. Es ist also ein wesentlicher Unterschied zwischen einer gesättigten Lösung u. der Mischung einer solchen mit Wasser. Jede verdünnte Lösung haben wir anzusehen als die Mischung einer gesättigten Lösung mit mehr oder weniger Wasser. Die gesättigten Lösungen erinnern an chemische Verbindungen, aber ihre Existenz ist durch die herrschende Temperatur ganz u. gar beherrscht. Denn entweder ist eine bei niedriger Temperatur dargestellte gesättigte Lösung bei Erhöhung der Temperatur zur Aufnahme neuer Salzmengen fähig, oder umgekehrt, d. h. eine bei hoher Temperatur dargestellte gesättigte Lösung kann bei niederer Temperatur noch mehr Salz aufnehmen. Endlich gibt es aber auch gesättigte Lösungen, auf welche die Temperatur keinen Einfluß hat. Die gesättigten Lösungen sind chemische Verbindungen, auf welche der Temperaturwechsel entweder einen Einfluß ausübt, oder nicht. Es sind chemische Verbindungen des gelösten Salzes mit Wasser. Bei gesättigten Lösungen, die von der Temperatur beeinflußt werden, verhält sich die Sache folgendermaßen: Bei der Temperatur t ist die Lösung eine Verbindung von a Salz mit b Wasser (a und b natürlich in äquivalenten Verhältnissen). Bei der Temperatur t' kann diese Verbindung nicht existiren, es bildet sich eine Verbindung von a Salz mit b' Wasser. Ist b' größer als b, so reicht das gegebene Wasser nicht hin, um mit allem Salz die Verbindung $a+b'$ zu bilden: es scheidet sich Salz aus. Ist b' kleiner als b, so reicht das gegebene Salz nicht aus, um mit dem gegebenen Wasser die Verbindung $a+b'$ zu bilden, es wird Wasser ausgeschieden, und dies Wasser ist natürlich von Neuem im Stande, Salz aufzulösen, mit Salz sich zu verbinden. Ohne neue Zuthat von Salz dient es nur zur Vermischung der flüssigen Verbindung $a+b'$. Oft tritt der günstige Fall ein, wo solche Verbindungen auch wirklich in fester Form erhalten werden können, wie z. B. beim Seesalz, beim schwefelsauren Natron. Uebrigens werden nach bekannten chemischen Gesetzen in verdünnten Lösungen oft mehre Verbindungen des Salzes mit Wasser vorhanden sein, sofern solche nur existiren, und dann findet die Ausgleichung stets nach den Aequivalenten Statt. Wenn man wasserfreie Schwefelsäure allmählig mit mehr und mehr Wasser mischt, so wird dasselbe zunächst verbraucht zur Bildung des ersten Hydrats, in welchem je nach der Menge des zugesetzten Wassers wasserfreie Schwefelsäure gelöst sein kann, oder nicht. Ist endlich alle wasserfreie Schwefelsäure in erstes Hydrat umgewandelt, so wird ein neuer, noch so geringer Zusatz von Wasser doch schon die Bildung einer entsprechenden Menge des zweiten Hydrats veranlassen. Eine Mischung des ersten Hydrats mit Wasser kann es nicht geben, weil das erste Hydrat durch Wasser in zweites Hydrat um-

Digitized by Google

gewandelt wird. So entsteht allmählig zweites Hydrat, und jeder Ueberschuß von Wasser veranlaßt Bildung von drittem Hydrat. Ist endlich die ganze Flüssigkeit drittes Hydrat, so kann man dieses in jedem beliebigen Verhältniß mit Wasser mischen. Weitere chemische Verbindungen treten, so viel wir wissen, nicht zusammen. Also ist die Lösung wasserfreier Schwefelsäure in Wasser keine einfache Mischung, sondern eben eine wirkliche A., obwohl man ganz beliebige Mengen Wasser mit der wasserfreien Schwefelsäure zu homogenen Flüssigkeiten vereinigen kann. Hier wissen wir zufällig von chemischen Verbindungen zwischen Schwefelsäure und Wasser, es fehlt uns diese Kenntniß aber bei vielen andern Substanzen. So können wir Wasser mit Alkohol in jedem beliebigen Verhältniß mischen, Alkohol mit ätherischen Oelen, Aether mit diesen und fetten Oelen, und nichts gibt uns bis jetzt ein Kriterium, zu entscheiden, ob hier eine einfache Mischung oder eine A., also eine chemische Verbindung des gelösten Stoffes mit Wasser Statt gefunden hat. Wohl aber spricht für das Letztere der Umstand, daß bei der Vermischung von Flüssigkeiten verschiedener Dichtigkeit die Mischung nicht genau das arithmetische Mittel der beiden Flüssigkeiten ist, vielmehr findet eine Raumverminderung und selbstverständlich dabei eine Zunahme der Dichtigkeit Statt. Ganz Aehnliches beobachtet man bei den chemischen Verbindungen der Gase unter einander, bei dem Vermischen von Schwefelsäure mit Wasser, und da wir hier von der Bildung chemischer Verbindungen Gewißheit haben, so dürfte wohl auf einen gleichen Vorgang überall zu schließen sein, wo eine gleiche Erscheinung wahrzunehmen ist. Aus dem Gesagten geht schon hervor, daß die Salze verschieden löslich sind in Wasser, manche bei allen Temperaturen in gleich oder fast gleich großer Menge, wie z. B. Kochsalz, andere in heißem Wasser löslicher als in kaltem, und dies ist die Regel, wie z. B. beim Salpeter, andere endlich umgekehrt in heißem Wasser weniger löslich als in kaltem, wie Gyps, Kalk ꝛc. Daß Körper in fein vertheiltem Zustande sich schneller lösen (nicht in größerer Menge) als solche in kompaktem Zustande, ist nicht überraschend, da dem Wasser viel mehr Oberfläche zum Angriff geboten wird. Zu erwähnen ist hier noch, daß irgend ein Salz sich oft in der Lösung eines andern Salzes in reichlicherer Menge löst als in reinem Wasser. Hier sind stets chemische Wechselwirkungen im Spiel, indem das eine Salz mit dem andern ein Doppelsalz bildet, welches leichter in Wasser löslich ist, als die beiden Salze, welche es bilden. Vollends gehören solche Fälle gar nicht hierher, wo durch doppelte Wahlverwandtschaft neue und dann gewöhnlich alle möglichen Salze gebildet werden, die natürlich auch alle ihre eigene Löslichkeit besitzen. Eine sehr auffallende Erscheinung bei A.en ist die Veränderung der Temperatur. Wir wissen, daß Schwefelsäure sich erhitzt, wenn man sie in Wasser gießt, es findet aber eine chemische Verbindung Statt, die begleitet ist von Wärmeentwickelung. So erhitzt sich auch trockenes Kalihydrat oder Chlorcalcium, wenn man dasselbe mit Wasser übergießt, ebenfalls weil chemische Verbindungen gebildet werden. Dagegen ist bekannt, daß manche Salze, wenn sie sich auflösen, die Temperatur außerordentlich herabdrücken, man sagt: sie binden Wärme. Hier tritt aber oft der Fall ein, daß beide Vorgänge neben einander verlaufen und wir also nur die Differenz derselben, sei diese nun eine Erhöhung oder Erniedrigung der Temperatur, wahrnehmen. In wiefern diese Wärmewirkungen auf chemische Vorgänge hindeuten u. wie sie von solchen abhängig sind, darüber s. Chemischer Prozeß.

In der Medicin begreift man unter dem Ausdruck A. zweierlei. Zunächst bedient man sich desselben in pathologischer Beziehung und versteht unter A. einen Zustand von Zersetzung innerhalb des Organismus oder der organischen Gewebe, wobei besonders das Blut eine Veränderung eingeht, in Folge deren es seine Bestimmung, den Körper zu ernähren, nicht mehr gehörig erfüllt, und eine bestige Krankheit, oder gar der Tod erfolgt. Das Blut reagirt dann sauer, die Blutzellen lösen sich auf, u. es entwickelt sich kohlensaures Ammoniak od. Schwefelwasserstoffgas; das Blut verliert seine Eigenschaft zu gerinnen, das sonst hell gefärbte Blutserum wird roth von aufgelöstem Blutfarbstoff oder schmutzig gefärbt, zuweilen tritt dann dieser Blutfarbstoff durch die Gewebe verschiedener Organe hindurch, so daß rothe und blaurothe Flecken in und unter der Haut sichtbar werden, oder die Se- und Exkretionsflüssigkeiten färben sich damit, wie der Urin, der Stuhl ꝛc. In Folge eines solchen dissoluten Blutes tritt außerordentliche Schwäche des Nerven- und Muskelsystems auf, die Kranken reden irre, oder sind schlafsüchtig, können sich kaum erheben oder aufsitzen, es entsteht Sehnenhüpfen, Lähmungen ꝛc.; der Puls ist klein, kaum zählbar wegen seiner Schnelligkeit; die Körpertemperatur ist in der Regel sehr erhöht, die Haut brennend heiß (calor mordax). Gewöhnlich leiden dann auch die inneren Organe erheblich mit, es entstehen Diarrhöen, die Milz schwillt an, ebenso die Gekrösdrüsen ꝛc. Die Leichen der an solchen Zuständen von Faulfieber, wie dieselben früher genannt wurden, Verstorbenen gehen sehr schnell in Verwesung über. Die Ursachen dieser A. (sepsis) sind sehr verschieden. Theils liegen sie in dem Körper selbst, wenn Aussonderungen (Exkrete, s. d.), welche bestimmt sind, aus dem Körper entfernt zu werden, in dem Blute zurückgehalten werden, wie der Urin; theils sind Krankheiten schuld, mögen dieselben sich unter dem Einflusse schwächender Potenzen, oder in Folge äußerer tellurischer und atmosphärischer Einwirkungen auf den Körper entwickelt haben; theils aber entstehen solche putride Zustände durch Vergiftung mit thierischen Krankheitsstoffen, wie Milzbrand, oder durch metallische und alkoholische Vergiftung (Quecksilber, anhaltender, übermäßiger Branntweingenuß). Die schwereren Erkrankungen finden bei dem Typhus, der Urämie (Zurückhaltung des Harnstoffs im Blute und Zersetzung desselben in kohlensaures Ammoniak), beim Wochenbettsfieber, bei der Pest, dem Skorbut, dem gelben Fieber, der Ruhr der Tropen ꝛc. Statt. Leichtere Fälle werden bei allen Brandformen aus lokaler Ursache, Quetschung ꝛc. und bei manchen andern Krankheiten mit Eiterung und Neigung zu örtlicher Zersetzung ꝛc. beobachtet. Die Mittel gegen septische Zustände sind theils diätetische, theils arzneiliche: frische Luft, gutes Wasser, kräftige, dem Grade der Krankheit angemessene Nahrung, frische Pflanzensäfte, gutes Bier und Wein; stärkende Arzneimittel, namentlich China, Säuren, Chlorwasser. Oertlich muß kunstgemäß

Behandlung brandiger oder jauchiger Gewebe Statt finden. Dann bedient man sich des Ausdrucks A. auch in der Therapie, indem man die Mittel, welche in der Absicht, „aufzulösen" oder nur „auflösend zu wirken", in Anwendung gebracht werden, auflösende Mittel (resolventia, liquefacientia) nennt. Darunter sind nun aber keineswegs solche Mittel zu verstehen, welche in der That die thierischen Gewebe chemisch auflösen, wie die kaustischen Alkalien, Kali, Natron, und von den alkalischen Erden der Aetzkalk und der Aetzbaryt, sondern solche Mittel, welche, theils dem Magen und Darmkanal einverleibt, dort örtlich reizend wirken, dadurch den Darminhalt verflüssigen, auflösen und die zurückgehaltene Stuhlentleerung befördern, oder aufgesaugt in das Blut gelangen und so in entfernteren Theilen die stockenden Absonderungen wieder herstellen oder vermehren u. anregen, theils in die Haut eingerieben (als Salben oder in Lösungen) in gleicher Weise auf die Beschaffenheit des Blutes einwirken. Eines der besten Mittel, um die A., resp. die Auffaugung von entzündlichen Anschwellungen zu bewirken, ist die Wärme, und zwar die feuchte Wärme in Form von Bädern und von lauwarmen Ueberschlägen; auf gleiche Weise wirken länger fortgesetzte Friktion und Elektricität und schmale Diät. Die A. befördernden arzneilichen Mittel gehören theils dem Pflanzenreiche, theils dem Mineralreiche an. Zu den ersteren gehört die ganze Reihe der scharfen Mittel (acria), sowohl die scharfen Purganzen, wie Aloë, Jalappe, Rhabarber, Senna ꝛc., als auch die narkotischen Akrien: Schierling, Eisenhut, Fingerhut ꝛc., sowie die reinen scharfen Mittel, wozu Senf, Seidelbastrinde, Nieswurz ꝛc. gehören, dann die bittern Extrakte von Taraxacum, Fumaria ꝛc. und die frisch ausgepreßten Pflanzensäfte, sogenannten Frühlingstränke ꝛc.; zu den letzteren die Alkalien und alkalischen Erden und ihre Salze, Salmiak, Weinsteinrahm, salinische und alkalische Mineralwässer und mehre Metalle und Metalloide und Salzbilder u. deren Verbindungen, wie Quecksilber und Antimon und vor allen andern das Jod und Brom. Kein Arzneimittel vermag so energisch auf krankhafte Ablagerungen und Anschwellungen auflösend zu wirken (wenn wir den Begriff A. als das Endresultat verschiedener in einander greifender organischer Prozesse begreifen, in Folge deren vorhandene abnorme Anschwellungen verschwinden), als das Jod, entweder rein, oder besser seine Salze von Jodkali, Jodnatrium, Jodmagnesium in Lösung innerlich, od. als Einreibung äußerlich, und das demselben verwandte, aber durchaus nicht gleich zu achtende Brom. Auch Klystiere wirken auflösend, zumal wenn denselben Seife oder Salz beigemischt wird; indem schon die Flüssigkeit die verhärteten Massen des Darmkanals, welche sich unter gewissen Verhältnissen oft in großer Menge ansammeln, durchdringt und mobil macht, so daß dieselben abzugehen vermögen, wird diese durch die genannten und andere Zusätze wesentlich unterstützt. Im Anfange dieses Jahrhunderts hat sich auf die Beobachtung der auflösenden Wirkung der Klystiere eine Heilmethode gegründet und viel Verbreitung gefunden. Es sind die kämpfschen Visceralklystiere, welche dann, wie alle solche Modeartikel, in der Medicin, gegen alle möglichen Uebel, besonders Stockungen im Unterleibe und die Folgen, welche denselben zugeschrieben wurden, Anwendung finden sollten u. fanden, ähnlich wie heut zu Tage noch die homöopathische und hydropathische Heilmethode, die Rovalenta arabica, die morissonschen u. Kaiserpillen ꝛc.

In der Musik bezeichnet A. (Resolution) im Allgemeinen die durch die Natur eines musikalischen Intervalls geforderte Fortbewegung einer Melodie, im engern Sinne die Fortschreitung einer Dissonanz in ein konsonirendes Intervall. Diese Fortschreitung geschieht in stufenweiser Bewegung je nach Art der dissonirenden Intervalle eine Stufe abwärts oder aufwärts. In älteren Harmonielehren wird die A. eingetheilt in eine reguläre, welche da Statt findet, wo die Dissonanzen im schlechten Takttheil vorbereitet u. im schlechten wieder aufgelöst werden, und in eine irreguläre, bei welcher die Dissonanzen nur durchgangsweise gebraucht werden, od. wo die A. auf dem guten Takttheil geschieht. Gegenwärtig, wo man es mit der Vorbereitung der Dissonanzen nicht mehr so streng nimmt, ist dieser Unterschied von keinem Belang mehr. Uebergehungen der eigentlichen A., also Fortschreitungen von Dissonanzen zu Dissonanzen heißen Ellipsen (s. d.). Unter A. versteht man auch: eine durch ein ♯ erhöhte oder durch ein b erniedrigte Note vermittelst des Widerrufungszeichens ♮ wieder in den ursprünglichen Ton zurückversetzen; daher das widerrufende B-Quadrat ♮ auch Auflösungs- oder Aufhebezeichen genannt wird.

Auflösungszeichen, s. Auflösung.

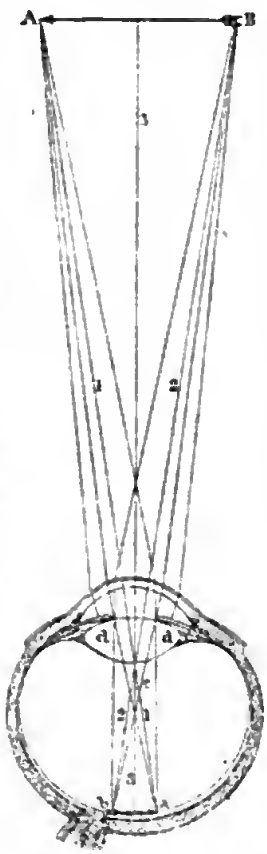
Aufmarsch, im Allgemeinen die Entwickelung einer Marschkolonne in die Linearstellung. Er wird bei der Infanterie bewirkt 1) mit rechts- u. linksum marschirenden Truppenabtheilungen: a) durch Abschwenken in der Richtung der Linearstellung; b) durch rottenweises Auflaufen im Deployirschritt, oft auch im Trabe; c) nach manchen Reglements (z. B. dem sächsischen) durch Rückwärtsaufmarschiren; 2) aus der geöffneten Kolonne: a) durch Rechts- und Linksabschwenken der einzelnen Abtheilungen und Einschwenken der einzelnen Züge (sogenannter Adjutantenaufmarsch), jetzt nicht mehr sehr üblich; b) durch successiven A.; c) durch Herausziehen der einzelnen Abtheilungen (Eventaillen-A.); 3) aus der geschlossenen Kolonne durch Deployiren (s. d.). Die Kavallerie und Artillerie marschiren ähnlich auf wie die Infanterie. Größere Abtheilungen von mehren Bataillonen oder Regimentern bewirken den A. immer in Kolonne, nehmen ihre Distanzen und entwickeln sich im Einzelnen.

Aufnau (Uffnau, Huttensgrab), Inselchen im Zürchersee, zum schweizer Kanton Zürich gehörig, gegenüber dem Schloß Pfeffikon, fruchtbar und reizend, mit alter Kirche, Pächterswohnung u. Lusthäuschen, ist merkwürdig als Grabstätte Ulrichs von Hutten.

Aufpausen (Aufpatroniren, Aufpudern), Verfahren, mittelst dessen man Zeichnungen von als Vorlage dienenden Blättern leicht auf andere Flächen übertragen kann. Die bekanntesten Methoden sind folgende: 1) Man schwärzt die Rückseite des Vorlegeblattes mit Lindenkohle, drückt dieses mit der geschwärzten Seite locker an die betreffende Fläche an und fährt mit der stumpfen Spitze eines Griffels über die Konturen der Zeichnung hin, wodurch dieselben deutlich auf die andere Fläche übertragen werden. 2) Man schneidet die Zeichnung, Figur oder Schrift aus dünnem Blech, fester Pappe, steifem

Papier aus, so daß man eine Schablone (Patrone) erhält. Diese legt man auf die betreffende Fläche und überstreicht sie mit einem in Farbe getauchten Pinsel. Will man auf diese Weise mehrfarbige Figuren übertragen, so muß man sich so vieler Schablonen bedienen, als es Farben sind. 3) Man durchsticht die Konturen des auf steifem Papier vorgezeichneten Gegenstandes mit einer starken Nadel, u. zwar so, daß die Stiche möglichst nahe an einander liegen, legt dann das durchstochene Blatt auf die betreffende Fläche fest auf u. überstreicht es mit einem Leinwandbeutelchen, welches mit gepulverter Lindenkohle gefüllt ist. Zum Einstechen des Musters hat man auch besondere Maschinen, die Stüpfel- oder Schablonenstechmaschinen. Diese Methode eignet sich vorzüglich zum Uebertragen von Stickmustern auf zu stickende Stoffe. Man reibt hierbei ein gefärbtes harziges Pulver mittelst eines Beutelchens oder Filzwischers durch und überfährt dann die so auf den Stoff übertragene Zeichnung mit einer nicht sehr heißen Platte, wodurch das Harzpulver erweicht und klebend gemacht wird. Ein für Stickereien geeignetes blaues Harzpulver bereitet man durch inniges Vermengen von 3—4 Theilen aufs Feinste gepulvertem Indigo mit 1 Theil eben so fein gepulvertem Colophonium u. 1 Theil Kopalpulver, oder durch Zusammenreiben von 2 Theilen Indigo mit 1 Theil Kopal oder Mastix, oder von 4 Theilen Indigo mit 1 Theil Colophonium und 1 Theil Schellack. Zum Aufpudern auf dunklen Grund, z. B. schwarze Seide, eignet sich eine innige Mischung von 1 Theil Colophonium, 1 Theil Kopal u. 4 Theilen Bleiweiß, Alles aufs Feinste gepulvert.

Aufrechtsehen. Durch die Erfindung der Camera obscura in der Mitte des 16. Jahrhunderts ward Giovanni Battista Porta, welcher sich zuerst eingehender mit dem Bau des menschlichen Auges befaßte, sehr bald zu der Ueberzeugung geführt, daß eine große Aehnlichkeit zwischen dem Auge der Wirbelthiere und der Camera obscura bestehe und daß ersteres im Wesentlichen nach den physikalischen Grundsätzen der letzteren gebaut sei. Kepler stellte damals bereits die Thatsache fest, daß in dem Auge umgekehrte Bilder der Gesichtsobjekte entstehen. In der That steht auch der obere leuchtende Punkt eines Gegenstandes unten, der untere oben auf der Netzhaut. Daß sich dieses so verhält, läßt sich leicht nachweisen, wenn man das Auge eines weißen Kaninchens frisch von dem umgebenden Fett und Bindegewebe sauber präparirt und nun ein Licht durch die Hornhaut sich auf die hintere durchsichtige Wand abspiegeln läßt. Das Bild der Flamme leuchtet dann verkehrt durch die pigmentlose, äußerst durchscheinende Selerotica hindurch (s. Auge). Trotz dieser Umkehrung der Bilder sehen wir aber doch die Gegenstände vor uns in richtiger Stellung, und diese Thatsache hat man nun mit A. bezeichnet. Die Erklärung dieser Erscheinung hat seit Kepler vielfach Physiker und Physiologen beschäftigt. Während die Einen meinten, wir sähen in der That Alles umgekehrt, da aber alle Gegenstände, welche in unserem Gesichtskreise sich befinden, dieser Täuschung unterworfen seien, so wären wir uns ihrer nicht bewußt; glaubten Andere die Erklärung darin finden zu können, daß in der eigenthümlichen Anordnung der Nervenfasern der Netzhaut und in der Kreuzung derselben in dem Chiasma der Sehnerven (s. Anatomie, Taf. VI, Fig. III) die Ursache davon liege, daß die Bilder in dem Gehirn wiederum umgekehrt und also in natürlicher Ordnung gesehen würden. Gegen Letzteres aber liefert das richtige Sehen bei der Stellung auf dem Kopfe und die Stellung der sogenannten subjektiven Gesichtserscheinungen (s. Augentäuschungen) den sichersten Beweis. Wenn wir diese interessante Thatsache erklären wollen, müssen wir vor allen Dingen festhalten, daß nicht das Auge selbst das Bild sieht, welches in demselben entworfen wird, sondern daß sich der von dem leuchtenden Punkte hervorgebrachte Gesichtseindruck durch die Sehnervenfasern in das Gehirn fortpflanzt und hier erst auf eine uns freilich nicht erklärliche Weise zum Bewußtsein kommt. Das Gehirn aber versetzt stets die empfangenen Gesichtseindrücke nach den Gesetzen der Projektion, d. i. in der Richtung der Sehlinien, nach außen. Der Lichteindruck, welcher oben in der Netzhaut



Statt gefunden, wird dahin projicirt, wo, wenn wir von ihm aus durch den Kreuzungspunkt der Richtungsstrahlen eine gerade Linie nach außen ziehen, diese Linie endet (s. e der nebenstehenden Figur), also nach unten u. umgekehrt; das gleiche Verhältniß findet Statt zwischen rechts u. links; die Gesichtseindrücke der linken Seite der Retina werden nach rechts, die der rechten Seite nach links projicirt. Man hat ferner noch zu berücksichtigen, daß nicht der Gegenstand in seiner Totalität umgekehrt gedacht werden darf, sondern daß jeder Gegenstand aus einer Menge leuchtender Punkte besteht, von welchen jeder einzelne gesondert einen Kegel von Lichtstrahlen ins Auge sendet, u. daß das Bild des Gegenstandes auf der Netzhaut aus ebensovielen leuchtenden Punkten besteht, welche sich dann mosaikähnlich aneinanderreihen.

Obige Figur mag noch zur Erläuterung dienen. Das Objekt AB entwirft sein Bild ab umgekehrt auf der Netzhaut. Jeder Punkt des Bildes wird von dem Schneidepunkt eines Lichtkegels gebildet, welcher einem leuchtenden Punkte des Objekts in umgekehrter Ordnung entspricht. In jedem Punkte des Bildes auf der Netzhaut treten Lichtstrahlen in verschiedener Richtung zusammen, und doch sehen wir jeden Punkt nur in Einer Richtung, und zwar in der Richtung des Axenstrahles, z. B. 1,1 und 2,2, weil dieser Strahl mit der Projektionslinie zusammenfällt, in welcher der von der Spitze des Lichtkegels getroffene Punkt der Netzhaut den von

ihr durch den Sehnerven nach dem Gehirn geleiteten Lichteindruck nach außen versetzt. Der Punkt A des Gegenstandes muß also in der Richtung von a—A, der Punkt B in der Richtung von b—B gesehen werden, also in der Lage, in welcher er sich außer uns befindet (Ruete). Außerdem richten wir unsere Augenaxen (s. d.), um einen Gegenstand genau sehen zu können, stets auf denselben und tasten, so zu sagen, mit dem Auge auf dem Gegenstande herum. Wir empfinden aber sehr deutlich, wenn wir das Auge dahin richten, was oben steht, und wissen sehr genau, daß wir das Auge senken, wenn wir die Sehaxe auf einen tiefer gelegenen Punkt richten. Dadurch schon würde in unserem Bewußtsein die Erkenntniß von der richtigen Stellung eines Gegenstandes kontrolirt werden können.

Aufrichtigkeit, das Gegentheil von Verstellung. Aufrichtig nennen wir daher Denjenigen, der unverstellt redet und handelt. Vom pädagogischen Standpunkte aus betrachtet ist A. eine natürliche Tugend des Kindes, und wo sie dem Verstellen, Ausweichen und Verbergen der Wahrheit Platz gemacht hat, tragen ohne Widerrede die Mißgriffe der Erziehung die Schuld. Vor allen Dingen wirkt eine despotische, oder auch nur zu strenge Erziehung nachtheilig ein, indem das Kind zunächst aus Furcht vor Strafe zu der Lüge seine Zuflucht nehmen, oder seine ursprünglichen Neigungen zu verbergen suchen wird. Aber auch das Beispiel Erwachsener, die es mit der Wahrheit, wenn auch nur im Scherz, nicht genau nehmen, das Wohlgefallen, welches man an schlauer List u. an Trug bei Kindern äußert, zu große Leichtgläubigkeit, oder auch verletzendes Mißtrauen können allmählig jene Offenheit und A. untergraben, die von Natur dem kindlichen Gemüthe eigen ist. Am sichersten werden diese Tugenden gewahrt durch milde, liebevolle Behandlung der Kinder im Allgemeinen, durch oft ausgesprochene Anerkennung des hohen Werthes, den man auf Redlichkeit und Offenheit legt, durch ehrendes Vertrauen als Lohn gezeigter A. und durch Mißtrauen als Strafe des Gegentheils.

Aufriß, die architektonische Zeichnung, welche die Außenseite oder Façade eines Gebäudes oder abzubildenden Körpers geometrisch und nach verjüngtem Maßstabe vorstellt. Da in einer solchen Zeichnung alle Höhen und Breiten des Gebäudes und seiner einzelnen Theile genau angegeben sein müssen, um den Werkleuten zur Richtschnur zu dienen, so nennt man sie auch, zum Unterschiede von einem perspektivischen Riß, einen orthographischen A.

Aufrollen, im militärischen Sinne: einen Flügel der feindlichen Aufstellung durch einen überraschenden und mit großer Uebermacht ausgeführten Angriff so in Unordnung bringen, daß die dort aufgestellten Truppen nicht im Stande sind, eine neue Defensivstellung einzunehmen, sondern, nach dem Centrum geworfen, alle übrigen Truppen in ihrer Auflösung mit fortreißen. Uebrigens ist ein wirkliches A. in dem angegebenen Sinne in der Kriegsgeschichte wohl noch nie vorgekommen und wird jetzt, wo die Taktik des 18. Jahrhunderts, die Schlachtordnung in entwickelten zusammenhängenden Linien aufzustellen, einem andern Verfahren, nämlich dem Zurechtstellen der Truppen für den beabsichtigten Gebrauch, hat weichen müssen, noch weniger vorkommen können.

Aufruhr, die Zusammenrottung einer Mehrzahl von Personen zu dem Zwecke gewaltsamer Auflehnung gegen die Obrigkeit, sei es, um eine Verfügung oder die Unterlassung oder Zurücknahme einer solchen zu erzwingen, oder eine getroffene Verfügung zu vereiteln, oder um wegen einer Amtshandlung Rache an der Obrigkeit zu nehmen, oder endlich diese in der Ausübung ihrer Befugnisse zu hindern. Da die Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit besonders gefährlich für die öffentliche Ordnung, Ruhe u. Sicherheit und für das Ansehen der obrigkeitlichen Gewalt wird, wenn sie von einer zu diesem Zwecke zusammengerotteten Menge ausgeht, welcher die Obrigkeit durch die ihr zu Gebote stehenden ordentlichen Zwangskräfte gehörigen Widerstand entgegenzusetzen nicht im Stande ist, so zeichnen die meisten deutschen Partikularrechte und schon das gemeine Recht diesen Fall unter dem Namen A. oder Aufstand als ein besonders strafbares Verbrechen aus. Ist der A. gegen die höchste Obrigkeit oder das Staatsoberhaupt gerichtet, so wird er Empörung (Rebellion) und gehört unter den Begriff des Hochverraths. Es ist übrigens unter den Kriminalisten strittig, ob die deutschen gemeinrechtlichen Quellen, und namentlich die Carolina, unter dem A. auch den Fall begreifen, wenn die zusammengerottete Menge in hochverrätherischer Absicht, Gewaltthätigkeit gegen die Obrigkeit verübte. Zum Thatbestande des Verbrechens des A.s gehört zunächst eine öffentliche Vereinigung oder Zusammenrottung einer Mehrheit von Unterthanen, wozu der gemeinrechtliche Gerichtsgebrauch wenigstens 10—15 Personen erfordert. Werden daher die nachstehend angegebenen Handlungen von weniger als 10 Personen verübt, so ist die That kein A., sondern einfache Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit. Dagegen darf man hieraus keineswegs herleiten, daß immer schon bei einer Vereinigung von wenigstens 10 Personen A. vorhanden sei. Es kommt hier eben darauf an, ob die aus der Zahl der zusammengerotteten Menschen sich ergebende Kraft und Gewalt so groß ist, daß die der Obrigkeit zu Gebote stehenden ordentlichen Zwangskräfte nicht hinreichenden Widerstand zu leisten vermögen. Die versammelte Menge muß die Absicht haben, in öffentlicher Vereinigung Zwang gegen die Obrigkeit als solche auszuüben. Dies verlangt die Carolina ausdrücklich und weicht dadurch wesentlich von dem ab, was die Römer unter Seditio verstanden. Es ist daher kein A., wenn eine große Menge sich zusammenrottet, nicht um gegen die Obrigkeit einen Zwang auszuüben, sondern um Privatpersonen Gewalt anzuthun, fremdes Eigenthum zu zerstören u. dergl., sollte sie gleich in einer Stimmung sein, bei welcher sie, falls die Obrigkeit zum Schutze des Bedrohten einschreiten würde, sich zum Widerstande gegen dieselbe verleiten lassen könnte. Diese Handlungen würden als einfacher Auflauf zu betrachten sein. Gleichgültig ist es, ob die Gewalt zunächst gegen den Landesherrn (jedoch nicht in majestätsverbrecherischer Absicht), oder gegen höhere oder niedere Beamte, oder von den Beamten abgeordnete Diener gerichtet ist. Nur muß sie die Obrigkeit als solche, somit die öffentlichen und amtlichen Funktionen derselben betreffen. Was die Vollendung des Verbrechens des A.s betrifft, so sind die meisten Kriminalisten darüber einverstanden (und die gleiche Ansicht ist

auch in die meiſten neuen Strafgeſetze übergegangen), daß der A. ſchon dann vollendet ſei, ſobald die zuſammengerottete Menge ihre aufrühreriſche Abſicht auf eine unzweideutige Weiſe, ſei es auch nur durch Geſchrei u. dergl., an den Tag gelegt hat. Allein es läßt ſich dieſes nach gemeinem Rechte nicht begründen. Der A. iſt ein (ausgezeichneter) Fall des Verbrechens der Gewaltthätigkeit. Das Verbrechen der Gewaltthätigkeit iſt aber erſt dann konſummirt, wenn für den Bedrohten ein Zuſtand des Zwanges aus der Handlung des Thäters eingetreten, jener alſo zu einem Thun, Dulden oder Unterlaſſen wirklich gezwungen worden iſt, ſollte auch gerade der Erfolg nicht erreicht worden ſein, den der Verbrecher als Endzweck ſich vorgeſetzt hatte. Daſſelbe muß man daher auch zur Konſummation des Verbrechens des A.s fordern, und es iſt ſomit dieſes Verbrechen erſt dann nach gemeinem Rechte vollendet, wenn durch die Handlung der Menge für die Obrigkeit ein Zuſtand des Zwanges, ſei es auch nur vorübergehend, eingetreten iſt, wenn alſo die Menge entweder wirklich phyſiſche Gewalt gegen obrigkeitliche Organe verübt; oder die Obrigkeit durch Drohungen zu einer Handlung oder Unterlaſſung genöthigt, z. B. durch Drohungen einen Beamten ſo eingeſchüchtert hat, daß er für den Augenblick von der Ausführung eines Befehls abſteht oder ſich vom Platze entfernen muß; oder wenn die Menge die Obrigkeit direkt bedroht und in ihrer Widerſetzung gegen die ihr nun zugekommenen Befehle der Obrigkeit beharrt, z. B. auf die Aufforderung, auseinander zu gehen, nicht auseinander geht. Denn dadurch iſt die Obrigkeit ſchon zu einem Dulden gezwungen worden, wenngleich es ihr nachher gelingen ſollte, die Menge zu zerſtreuen. Es iſt daher der A. noch nicht vollendet, wenn die Menge ihre Abſicht des Widerſtandes, ſei es durch Geſchrei u. dergl., oder durch noch ſo gefährliche Drohungen erſt zu erkennen gegeben hat. Schreitet nun die Obrigkeit ein, und geht auf ihre Befehle die Menge auseinander, ſo kann bloß die Strafe des Verſuchs eintreten, u. wartet die Menge nicht einmal das Einſchreiten und die Befehle der Obrigkeit ab, ſondern ſteht freiwillig von jenem ihrem Beginnen wieder ab, ſo müßte — ein Punkt, wegen deſſen die Frage über die Konſummation von beſonderer Wichtigkeit iſt — wegen freiwilligen Zurücktretens vom Verſuche Strafloſigkeit eintreten, falls nicht die Handlung ein anderes Vergehen, z. B. Injurien gegen die Obrigkeit, polizeiwidrige Störung der öffentlichen Ruhe ꝛc., enthält. Ein überhaupt und auch aus politiſchen Gründen am meiſten ſich empfehlendes Mittel, die Konſummation des A.s vom Verſuche deſſelben ſcharf abzugrenzen, würde darin beſtehen, das Vorleſen einer kurzen Aufruhrakte (ſ. d.), wie in England und Frankreich, einzuführen, und zwar ſo, daß, ſobald ein obrigkeitlicher Diener die Akte verleſen hätte und nun die Menge nicht auseinander ginge, aber ſobald ihn die Menge am Verleſen der Akte abſichtlich hinderte, der A. für vollendet angenommen würde. Hinſichtlich der Strafe des A.s droht die peinliche Gerichtsordnung von 1532 in den ſchwereren Fällen Enthauptung, in leichteren Landesverweiſung; heut zu Tage tritt überall nur zeitliche Freiheitsſtrafe ein, und wird bei der Ausmeſſung derſelben beſonders Rückſicht auf die größere oder geringere Thätigkeit des Einzelnen, auf die Gefährlichkeit des A.s, auf den Grad der zugefügten Gewalt, ſowie darauf genommen, ob die Einzelnen im Affekt, in Trunkenheit oder durch ein ungebührliches Betragen der Obrigkeit ſich zum A. hinreißen ließen. Auf Todesſtrafe wird beim bloßen A. (wenn alſo nicht ein todeswürdiges Verbrechen mit demſelben konkurrirt) nach gemeinem Rechte wohl nie mehr erkannt. Nicht zu verwechſeln mit dem Verbrechen des A.s iſt das des Tumults, welche beide ſehr häufig für gleichbedeutend gehalten werden. Kommen auch beide in der Eigenſchaft überein, daß ſie Lärm und Störung der öffentlichen Ruhe erregen, ſo ſind ſie doch im Zwecke ganz verſchieden, denn der Tumult braucht nicht gegen eine Regierungshandlung gerichtet zu ſein, wie der A. Der Sprachgebrauch der neueren Zeit hat mehre Unterarten des A.s unterſchieden. Dieſer wird zur Emeute, wenn er, obgleich leicht und unbedeutend, doch mit Vorbedacht als ein Verſuch zu einer Revolution unternommen wird, ſollten die ihn Unternehmenden auch wiſſen, daß ſie für den Augenblick nicht gelingt; eine Revolte dagegen wird der A., wenn er ernſter und ausgebreiteter iſt. Der Aufſtand dagegen, die Inſurrektion, iſt die Erhebung eines Volkes zum geregelten Widerſtand gegen eine für unrechtmäßig ausgegebene Herrſchaft. Wenn daher beim A. nie die Frage von ſeiner Rechtmäßigkeit ſein kann, und die Aufrührer vor dem bürgerlichen Geſetz immer ſtrafbar ſind, ſo kann der Aufſtand in der Idee wenigſtens rechtmäßig ſein, in ſofern er gegen eine unrechtmäßige Herrſchaft gerichtet iſt. Gefangene Rebellen haben keinen Anſpruch, als Kriegsgefangene behandelt zu werden, wohl aber Inſurgenten, die unter dem Schutze völkerrechtlicher Grundſätze ſtehen, da die Gerechtigkeit ihrer Sache von dem Gottesurtheil des Ausgangs abhängig gemacht worden iſt. Die Frage, in wiefern das Volk zu einer ſolchen Erhebung berechtigt ſein könne, hat übrigens eine ſehr verſchiedene Beantwortung gefunden. Dem Volke das Recht beizulegen, beliebig und ohne einen andern Grund, als weil es ihm ſo gefällt, gegen die Obrigkeit aufzuſtehen (das ſogenannte heilige Recht der Inſurrektion, unter deſſen Vorwande die meiſten Verbrechen und Greuel der franzöſiſchen Revolution verübt worden), iſt eine vollkommene Ungereimtheit; aber auf der andern Seite iſt es eben nicht beſſer, alle Gegenwehr gegen die roheſten Mißbräuche der Gewalt für unrechtmäßig zu erklären. Ueber das Eine iſt man von jeher einverſtanden geweſen: daß der A. gegen einen Uſurpator oder eine Partei, welche den rechtmäßigen Herrſcher in Abhängigkeit hält, nicht nur erlaubt, ſondern verdienſtlich iſt; den Punkt aber, wo die Uſurpation in legitime Herrſchaft übergeht, hat man nicht mit Beſtimmtheit angeben können. Schwieriger noch iſt die Frage, in welchen Fällen das Volk auch gegen einen Herrſcher, deſſen Recht zum Throne nicht bezweifelt wird, wegen Mißbrauchs ſeiner Macht zur Gegenwehr, Abſetzung ꝛc. ſchreiten könne. In den frühern Zeiten war die Idee des Rechts dabei ganz unwirkſam; erſt in den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts wurde die Sache von der rechtlichen Seite beleuchtet. Die Stadt Magdeburg, welche ſich gegen den Vorwurf einer ſtrafbaren Widerſetzlichkeit vertheidigte, als ſie das Interim nicht annehmen wollte, und die Rechtfertigung des Mönchs Clement, Mörders Heinrichs III., welche der Jeſuit Mariana in der Schrift „De

institutione regis" unternahm, gab den ersten Anstoß dazu. Man machte aus diesen Theorien eine eigene Sekte der Monarchendekämpfer. Sehr loyale Männer haben Grenzen des bürgerlichen Gehorsams angenommen, wie Hume, Schlözer, Fénélon, Bossuet, Blackstone u. A.; und sehr eifrige Kämpfer für Recht und bürgerliche Freiheit haben dem Volke alles Recht des Widerstandes abgesprochen, wie Grotius und Kant. Es ist leicht zu sagen, daß ein Recht zur Nothwehr gegen ungerechte Gewalt berechtigt sei; allein im Voraus die Fälle zu bestimmen, in welcher der Zustand der Nothwehr wirklich eintritt, möchte eben so unmöglich als unnöthig sein. So lange es bloß Güter gilt, über welche die Menschen verfügen und welchen sie entsagen können, ist unstreitig jeder Aufstand gegen eine in ihrer Entstehung rechtmäßige Herrschaft unerlaubt; aber wenn das angegriffen wird, was einem Jeden heilig sein muß, die Religion und die moralische Entwickelung des Volkes, wenn die Gerechtigkeit mit Füßen getreten wird, und man nicht gehorchen kann, ohne sich selbst verächtlich zu werden, dann gibt es kein Mittel, sich vor moralischer Vernichtung zu retten, als der Gebrauch physischer Kraft.

Aufruhrakte (engl. riot-act), Parlamentsakte vom Jahre 1817 über Aufruhr, die, sobald eine Versammlung einen aufrührerischen Charakter annimmt, den Tumultuanten theilweise vorgelesen werden muß und die Verwarnung enthält, daß alle Versammelte bei Todesstrafe ruhig auseinander gehen sollen. Haben sie dieses nach Verlauf einer Stunde nicht gethan, so kann von der bewaffneten Macht Gebrauch gemacht werden.

Aufruhrmandat, ein landesherrlicher Befehl an die Obrigkeiten, wie ein Aufruhr gedämpft werden soll, und welche Strafe den Tumultuanten anzudrohen sei.

Aufruhrrath (Blutrath), jenes verrufene, mit Unmenschlichkeit u. Willkür verfahrende u. schon die Gedanken mit dem Tode bestrafende Gericht, welches der Herzog Alba 1567 unter Johann von Vargas niedersetzte, um die unruhigen Niederländer zu richten.

Aufsatz, Zierrath, der auf ein Gebäude, einen Schrank, Ofen, eine Tafel ꝛc. gesetzt wird. In der Artillerie versteht man unter A. (hausse) die Vorrichtung, welche zum Richten der Kanonen und Haubitzen auf verschiedene Entfernungen hin dient. Früher bestand dieselbe aus einem viereckigen, in Linien und Zolle eingetheilten u. an den Theilungspunkten mit Löchern versehenen Diopter von Metall oder Holz, den man auf den höchsten Punkt der Bodenfriese des Geschützes stellte, um, je nachdem der Schuß mehr oder weniger weit tragen sollte, durch ein höheres oder niedrigeres Loch über das Korn nach dem Ziele zu visiren. Am Feldgeschütz ist jetzt meist ein A. mit einem Charnier zum Aufklappen an der Bodenfriese angebracht, oder es ist eine in Viertelzolle eingetheilte Stange von Messing in das Bodenstück des Geschützes eingelassen, welche mittelst einer Schraube höher und niedriger gestellt werden kann und über welche weg durch ein oben angebrachtes Visir gezielt wird. Um auf ein Ziel zu richten, welches weiter als die Korn- oder Visirschußweite vom Geschütze entfernt ist, muß A. genommen werden, und zwar um so mehr, je weiter der Schuß reichen soll. Daher ist Aufsatzschuß s. v. a. Elevationsschuß. ½ Zoll mehr A. verlängert die Schußweite in der Regel um 100 Schritte. Die größte Schußweite wird durch den höchsten A. (3—5 Zoll beim Feldgeschütz) erreicht.

Aufsatz, schriftlicher, die schriftliche Darstellung einer Reihe von Gedanken, die sich auf einen bestimmten Gegenstand (das Thema) beziehen. Man unterscheidet: Erzählungen oder schriftliche Darstellungen einer Reihe von nach einander folgenden Begebenheiten; Beschreibungen oder schriftliche Darstellungen gleichzeitiger neben einander liegenden Gegenstände; Abhandlungen oder geordnete und gehörig modificirte schriftliche Darstellung unseres Urtheils oder unserer Bemerkungen über einen Gegenstand. In pädagogischer Hinsicht sind besonders Aufsätze in der Muttersprache von höchster Wichtigkeit. Während Aufsätze in fremden Sprachen mehr als reine stylistische Uebungen erscheinen, in welchen der Schüler die Gewandtheit, seine Gedanken aus der Muttersprache, in welcher er immer zuerst denkt, in eine fremde zu übersetzen, üben oder darthun soll, stellt sich der A. in der Muttersprache als der Ausdruck der Gesammtbildung des Verfassers und als das geeignetste Mittel dar, diese Gesammtbildung eben sowohl zum Bewußtsein ihres Besitzers, als zur Anschauung für Andere zu bringen.

Auffangung, s. Absorption, vgl. Endosmose.

Aufschlagen der Güter und Waaren, die Erhöhung des Preises verkäuflicher Gegenstände. Die Ursachen derselben können sehr verschieden sein; zu den wichtigsten gehören die augenblicklich vermehrte Nachfrage, vorhandene Geldabundanz und der erhöhte innere Werth der betreffenden Gegenstände, die Mühe und Kosten, welche ihr Herbeischaffen verursacht, und der wahre Werth des kursirenden Geldes. Wenn ein Staat die Absicht hat, seinen Unterthanen Bedürfnisse aller Art zu möglichst billigen Preisen zu verschaffen, so wird in höchst seltenen Fällen ein Feststellen der Preise zu diesem Zwecke führen, fast immer aber die Erleichterung der Herbeischaffung der Waaren (also Vermeidung der Zölle, Aufhebung der Stapelrechte, Erbauung von Chausseen und Kanälen u. dgl.), möglichste Gewerbfreiheit und innere Gilte des Geldes. Das Aufschlagen der Waaren ist keineswegs immer ein böses Zeichen; es entsteht sehr oft durch innern Nationalreichthum, da es natürlich ist, daß die Nachfrage nach vielen Artikeln vermehrt und somit auch die Preise erhöht werden, wenn der Einzelne mehr Geld ausgeben kann.

Aufschrift (griech. epigraphe, lat. inscriptio), im Allgemeinen jede Schrift, welche auf der Außenseite eines Gegenstandes, z. B. eines Briefs, Buchs, Gebäudes, Geräthes ꝛc., angebracht ist. A.en auf Denkmälern, Bauwerken u. dergl., welche, mit sinnvoller und gedankenreicher Kürze eine gefällige und geschmackvolle Form verbindend, kunstvoll abgefaßt sind, pflegt man insbesondere Inschriften zu nennen, für welche man eine eigenthümliche Ausdrucksweise, den sogenannten Lapidarstyl, hat. Da die lateinische Sprache für diesen sich am besten eignet, so pflegt man noch jetzt dergleichen A.en gern in dieser Sprache abzufassen. S. Inschriften u. Inschriftenkunde. In der Numismatik macht man zwischen A. und Inschrift den Unterschied, daß man unter jener die das Bild umgeben-

Digitized by Google

den Worte, unter dieser aber das im inneren Raum der Medaille Stehende versteht. In der Diplomatik werden A.en (suscriptions) die Bezeichnungen der Personen, in deren Namen die Urkunde ausgefertigt, und derjenigen, an die sie etwa vornehmlich gerichtet sind, mit den dabei üblichen Formeln genannt.

Aufseß, Hans, Freiherr von und zu, der Gründer des „Germanischen Museums", am 7. September 1801 auf dem uralten Stammsitze seines Geschlechts, dem Schlosse Aufseß in der fränkischen Schweiz, geboren, studirte zu Erlangen die Rechte, arbeitete dann zwei Jahre lang an den königlichen Landgerichten Baireuth und Gräfenberg und unternahm mehre wissenschaftliche Reisen. Nach dem Tode seines Vaters (1821) schied er aus dem Staatsdienst, um die Verwaltung der Familiengüter zu übernehmen, und widmete seine Mußestunden den Studien und der Anlegung einer Bibliothek und deutschen Kunst- und Alterthumssammlung. Aus Familienurkunden stellte er eine Geschichte seines Geschlechts zusammen, die 1838 im Druck erschien. Seine Idee zur Gründung eines deutsch-historischen Museums hatte im Herbst 1832 seine Uebersiedelung nach Nürnberg zur Folge, wo er einen monatlich erscheinenden „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" herausgab und bis 1834 fortführte, aber 1835 an Moue zu Karlsruhe abtrat, der ihn bis 1839 fortsetzte; erst 1853 lebte die Zeitschrift als „Organ des germanischen Museums" wieder auf. Zwistigkeiten mit dem Ritter v. Lang bewogen A., 1835 nach Aufseß zurückzukehren, womit die Idee des Museums in den Hintergrund trat. Erst 1846 trat er mit derselben wieder hervor, ward aber durch die politischen Bewegungen von 1848 abermals auf kurze Zeit unterbrochen. Er zog nun wieder nach Nürnberg und arbeitete im Stillen an der Ausführung seiner Pläne fort, bis es seinem rastlosen Eifer und seinen Aufopferungen gelang, seine Idee verwirklicht zu sehen (s. Germanisches Museum). Von seinen Schriften nennen wir noch: „Das Lehnswesen in Beziehung auf die Anforderungen des Rechtes und der Zeit" (Nürnberg 1828); „Ueber Lasten der Ritterlehen in Bayern" (München 1831); „Ueber den einzig wahren Ehescheidungsgrund in der christlichen Kirche, sowie in christlichen Staaten" (Baireuth 1838).

Auf Sicht (a vista, à vue, auch nach Sicht), auf Wechseln bemerkt, zeigt an, daß sie sogleich bei Vorzeigung derselben, oder wenigstens nach Verlauf von 24 Stunden oder der an manchen Orten üblichen Respekttage bezahlt werden sollen. S. Wechsel, vgl. Anweisung.

Aufspringen der Haut (rhagades, fissura), Uebel, welches bei zarter Haut besonders in der kalten Jahreszeit an den Händen und im Gesichte, namentlich an den Lippen und an der Nase vorkommt und häufig die Folge davon ist, daß man zu bald nach dem Waschen ohne Bedeckung der Haut sich der rauhen Luft aussetzt. Es geht stets eine leichte oberflächliche Entzündung der Lederhaut voraus, wodurch die oberste Schicht sich stark spannt und darauf bei der Bewegung seine Risse bekommt. An den Händen verspürt man dann ein leichtes Brennen, an den Lippen kann das Aufspringen sogar schmerzhaft werden, da die Risse oft in die Tiefe der Haut gehen. Zur Heilung dieses Uebels gehört vor Allem Schutz der Hände durch Handschuhe, des Gesichtes bei Damen durch Schleier, und als Vorsorge ist anzurathen, daß man nicht unmittelbar nach dem Waschen ins Freie gehe und sich nur kalten Wassers und keiner zu scharfen Seife bediene. Tiefe Risse ätzt man leicht mit Höllenstein; oberflächliches Aufspringen behandelt man mit fettigen Substanzen, Talg, Lippenpomade, süßem Rahm und sogenanntem Coldcream. Ein viel gepriesenes und erprobtes Mittel, um aufgesprungene Haut zu heilen oder den Schmerz zu lindern, ist, sich mit einer kleinen Menge Honig jedesmal nach dem Waschen die Hände oder die Lippen ꝛc. einzureiben, das Ueberflüssige wieder abzuwaschen, um alles Klebrige, was etwa zurückbleiben möchte, zu entfernen. Auch Zinkoxydsalbe ist sehr zu empfehlen.

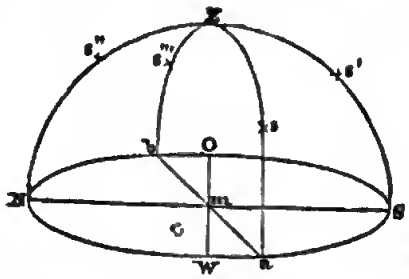
Aufspringen der Rinde, an Bäumen vorkommende Erscheinung, welche entweder von zu vielem Safte, den der Baum in gutem Boden hat, oder vom Froste, der besonders solche Bäume in hartem Winter trifft, herrührt. Jene Vollsaftigkeit verhindert man dadurch, daß man dem Baume andere und karge Erde gibt. Man nimmt daher so viel Erde von den Wurzeln weg, als man kann, und bringt andere hungrige oder schwache Erde darauf. Rührt das Aufspringen vom Froste her, so ist Aufschlitzen der Rinde zu empfehlen, welches aber gleich anfangs im Frühjahre vorgenommen werden muß, ehe die Wärme den Saft in Bewegung bringt, da es sonst sehr schädlich werden kann. Am besten werden die Schlitze auf der Morgen- und Abendseite gemacht. Auch darf man nur, wenn man aufgesprungene Rinde bemerkt, die sich loshebende Schale, so weit solche vom Holze abgegangen ist, ausschneiden und mit Baumkitt verschmieren; dann heilt die Wunde wieder zu.

Aufstand (Insurrektion), s. Aufruhr. Man versteht darunter aber auch eine freiwillige, von der Regierung autorisirte Bewaffnung des Volkes gegen einen äußeren Feind, vgl. Landsturm, Landwehr, Insurrektion.

Aufstechen, Trennung von Körpertheilen durch den Stich (punctio), eine Operationsmethode, die mittelst stechender Instrumente vollzogen wird, um angesammelte Flüssigkeiten aus neuentstandenen oder aus den natürlichen Höhlen des Körpers zu entleeren. In neuerer Zeit hat man zur Untersuchung zweifelhafter Geschwülste ein Instrument erfunden, den Versuchstrokar, welcher aus einer feinen silbernen Röhre oder Canule von $^1/_2$—$^3/_4$ Linie Durchmesser und einem stählernen Stilet besteht, welches letztere in der Röhre steckt, aus welcher der Stachel fein zugespitzt hervorragt. Man sticht mit diesem für die Erkennung der Natur des Inhalts von Geschwülsten höchst geeigneten Instrument in die Geschwulst ein und entleert einen kleinen Theil des Inhalts, den man dann untersuchen kann, wenn es darauf ankommt, auch unter dem Mikroskop. Die Verwundung, welche dabei verursacht wird, ist eine sehr geringe, und die Aufschlüsse, welche man durch diese Explorationsmethode erhält, können von außerordentlicher Wichtigkeit für die Praxis sein. Ein anderes wichtiges Instrument ist in neuester Zeit zur Untersuchung von Geschwülsten ꝛc. vom Professor Middeldorpf in die Praxis eingeführt worden; es ist dies die Akupunkturnadel, eine feine Nadel, welche man fortwährend drehend durch die

Weichtheile in die Tiefe einsticht, um zu erfahren, ob die Geschwulst eine Höhlung besitzt, ob der Knochen rauh ist ꝛc. Bei der Akupunkturnadel ist die Verwundung noch geringer, als bei dem Versuchstrokar, und es hat die Erfahrung gelehrt, daß man mit einer feinen Nadel sogar in ein Aneurysma, ja in Arterien und ins Herz ohne Nachtheil einzudringen vermag. Zu Entleerung von Flüssigkeiten sind aber beide Instrumente nicht geeignet, dazu muß man sich entweder eines Messers, oder einer Lanzette, oder des Trokars (trois-quarts) bedienen. Letzterer besteht aus einer silbernen Röhre von 2—4 Linien Kaliber, in welcher ein stählernes blankpolirtes Stilet steckt, dessen vorderes Ende durch 3 schiefe Ebenen u. 3 scharf zusammenlaufende Kanten zu einer scharfen Spitze gebildet ist. Hinten hat der Stachel ein kurzes kolbiges Heft von Holz oder Bein. Die Canule ist oben und unten quer abgeschnitten und hat zuweilen nahe am obern Ende ein oder mehre Löcher. Mittelst dieses Instruments wird die in der Bauchhöhle in Folge von Wassersucht oder Bauchfellentzündung angesammelte Flüssigkeit entleert, indem man das Instrument mit der einen Hand durch die Bauchdecken drehend einstößt u. sodann den Stachel aus der mit der andern Hand festgehaltenen Canule herauszieht, um die Flüssigkeit abfließen zu lassen (paracentesis abdominis). Aehnlich verfährt man bei der Ansammlung von Flüssigkeit in der Brusthöhle in Folge von Brustfellentzündung (paracentesis thoracis, thoracocentesis), eine in neuerer Zeit mehr und mit überraschendem Erfolge geübte Operation. In verzweifelten Fällen von Urinverhaltung entleert man die überausgedehnte Urinblase, indem man mittelst eines gebogenen Trokars über dem Schooßbein durch die Bauchdecken in die Blase einsticht (punctio vesicae). Brandblasen, Eiterblasen sticht man nur mit Nadeln an, während man Abscesse (s. d.) mit der Lanzette oder dem Bistouri aufsticht, beim Ausziehen des Instruments aber die Stichöffnung entsprechend erweitert.

Aufsteigung (ascensio), die astronomische Bestimmung eines Ortes am Himmel in Bezug auf Grade des Aequators. Man unterscheidet die gerade A. (ascensio recta) und schiefe A. (ascensio obliqua). Die gerade A. oder Rektascension ist der Bogen des Aequators vom Frühlingsnachtgleichenpunkte östlich bis zum Abweichungs- oder Deklinationskreise (s. Abweichung) eines Sternes an der Himmelskugel. Dieser Bogen ist nämlich das Maß des Winkels, welchen der Abweichungskreis mit dem Kolur (s. d.) der Nachtgleichen im Pole bildet. Die gerade A. und die Abweichung bestimmen den Ort eines Gestirns am Himmel genau, indem die gerade A. der geographischen Länge, die Abweichung aber der geographischen Breite entspricht. Man zählt die Rektascension auf dem Aequator von Westen nach Osten entweder in Graden bis 360, oder auch, weil die 360 Grade des Aequators sich innerhalb eines Sterntages durch den Meridian bewegen, in Sternzeit, so daß für jede 15° gerade A. eine Stunde gerechnet wird. Es kann ein Stern höchstens 360° oder 24 Stunden Rektascension, aber nur 90° Deklination haben. Der Name rührt daher, weil in der Sphaera recta, unter dem Aequator, derjenige Punkt des Aequators, welcher die Rektascension eines Sterns begrenzt, mit dem Sterne zugleich aufgeht. Ist in nebenstehender Figur der Kreis SWNO der Aequator und in ihm S der Frühlingsnachtgleichenpunkt, so ist der durch den Stern s''' und den Pol Z gehende Kreis aZb der Abweichungskreis des Sterns, Winkel SZb oder Bogen Sb seine Rektascension und bs''' seine nördliche Deklination. Kennt man die gerade A. eines Fixsterns, so läßt sie sich leicht für alle übrigen finden, indem man die Kulminationszeit des hinsichtlich der geraden A. bestimmten mit der eines noch unbestimmten nach



der astronomischen Uhr vergleicht. Die Zwischenzeit gibt den Rektascensionsunterschied unmittelbar in Zeit, oder auch, wenn man jede Stunde für 15° rechnet, in Graden. Die schiefe A. ist der Bogen des Aequators, der zwischen dem Frühlingsnachtgleichenpunkte und dem mit einem Gestirn zugleich aufgehenden Punkte des Aequators liegt. Für Orte unter dem Erdäquator ist gerade und schiefe A. identisch, für die Orte aber zwischen Aequator und Pol (welche sphaeram obliquam haben) ist die schiefe A. theils kleiner, theils größer als die gerade A.; kleiner nämlich, wenn der Stern mit dem sichtbaren Pol auf derselben Halbkugel liegt — für uns also bei nördlichen Sternen —, größer im entgegengesetzten Fall — für uns bei südlichen Sternen. Dieser Unterschied zwischen der geraden und schiefen A. eines Gestirns ist die Ascensionaldifferenz oder der Aufsteigungsunterschied. Da die Fixsterne ihre Stellung zum Aequator und zum Frühlingspunkt nicht in jedem Augenblick, wenigstens nicht merklich ändern, so hat die Angabe ihrer Stellung nach Rektascension und Deklination nicht bloß für einen bestimmten Monat und für einen bestimmten Ort der Erde, sondern eine allgemeine Gültigkeit. Wiewohl aber diese Angaben nicht ohne alle Veränderung sind, so wird doch letztere erst nach langen Zeitabschnitten dem Auge bemerklich. Die A. der Mitte des Himmels (ascensio rectl, a. medii cooli) ist der Punkt des Aequators, der zu irgend einer gegebenen Zeit im Meridian steht; sie wird besonders bei der Berechnung der Finsternisse gebraucht. Die wahre und scheinbare A. unterscheiden sich, wie wahrer und scheinbarer Ort eines Gestirns, indem letztere durch die Strahlenbrechung und Aberration des Lichts bedingt ist.

Aufstellung, das Ordnen von Soldaten in Linien oder Kolonnen zu einem besondern taktischen Zweck. Die Grundform jeder A. ist die Linie. Die Infanterie ist jetzt meist in drei, nur selten, besonders leichte Infanterie (Jäger u. dgl.), in zwei Gliedern, die Kavallerie dagegen stets in zwei Gliedern aufgestellt. Artillerie zu Fuß wird, wenn sie das Geschütz nicht bedient, wie Infanterie, reitende Artillerie wie Kavallerie aufgestellt. Dann versteht man unter A. auch die zu Gefechtszwecken, mit Rücksicht auf Terrain

und Feind für Truppen gewählte Stellung. Sie ist entweder eine taktische, oder eine strategische A. Bei letzterer, wo sich die einzelnen Truppentheile nicht unmittelbar zu berühren brauchen, wird ein viel größeres Terrain besetzt, indem die Strategie sich überhaupt in viel größeren Raum- und Zeitverhältnissen bewegt, als die Taktik. Die Theilung der Streitkräfte zerfällt in die Bildung von Avantgarde, Hauptcorps, Seitencorps und Reserve. Die Entfernung dieser verschiedenen Corps richtet sich nach der Dauer der Gefechte, welche wiederum von der Stärke der Corps bedingt ist. Das Gefecht einer Division pflegt stets mehre Stunden zu dauern, bevor es entschieden ist; eine Division in der Flanke kann also ohne Gefahr 1—2 Meilen vom Hauptcorps entfernt sein. Nächst der Vertheilung der Truppen sind Leichtigkeit ihrer Verpflegung und ihres Unterbringens, Uebersichtlichkeit des Landes, dabei ein gesicherter Rücken und strategische Anlehnpunkte für die A. entscheidende Momente. S. Strategie und Taktik.

Aufstoßen (ructus), die Entleerung von Gasen aus dem Magen, welche entweder geruchlos sind, oder den Geruch der genossenen Nahrungsmittel an sich tragen, oder auch übelriechend sein können. Bei dem A., wenn es heftig ist, wie nach starken Mahlzeiten, oder nach Genuß von blähenden, schwerverdaulichen Speisen, wird öfter ein Theil der noch unverdauten Speise mechanisch mit emporgehoben und entweder aus dem Munde ausgeworfen, oder häufiger wieder hinabgeschluckt. Gewisse Stoffe erregen vorzugsweise A., z. B. Rettige, und verursachen einen unangenehmen Geruch. Bei manchen Menschen hängt das A. von einer Idiosynkrasie ab. Meistentheils ist es Folge einer schwachen Verdauung, d. h. einer mangelhaften Absonderung des Magensaftes oder eines abnormen Reizes der Nahrungsmittel, kommt aber auch vor bei ganz guten Verdauungsorganen in Folge eines veränderten Nerveneinflusses, z. B. bei Hysterie. Mangelhafte Bewegung bei sitzender Lebensweise ist oft Ursache von Indigestion und verursacht A. Die ausgestoßenen Gasarten bestehen theils aus atmosphärischer Luft, welche beim Essen in den Magen hineingeschluckt wird, theils aus Wasserstoff, Schwefelwasserstoff und Kohlensäure, welche sich bei der Umsetzung der Nahrungsmittel gebildet haben. Die Kohlensäure, welche im stark moussirenden Wein, Bier und Mineralwasser oder in Brausemischungen in größerer Quantität in den Magen gelangt, entweicht meist wieder durch A. Ist das A. nicht heftig, so ist es nicht Gegenstand ärztlicher Behandlung, sondern erleichtert vielmehr den Magen. Ist das A. aber mit stärkerer Aufgetriebenheit des Magens vergesellschaftet, entstehen dabei Beschwerden in der Magengegend, Druck, Unvermögen, die Kleidungsstücke zu ertragen, oder Kopfschmerz, Mattigkeit, Beängstigung und Uebelkeit, so muß der Ursache desselben näher nachgeforscht werden, um das Uebel zu heben. Regulirung der Diät ist stets die Hauptsache. Schwerverdauliche Speisen müssen vermieden und auch leichtverdauliche nur in angemessener Quantität genossen werden. Der Leidende muß durch Selbstbeobachtung das richtige Maß selbst finden und sich streng bewachen; er muß, nach der alten Regel, zu essen aufhören, ehe noch vollkommenes Sättigungsgefühl eingetreten ist. Zugleich darf angemessene Bewegung in freier Luft nicht fehlen. An saurem A. Leidende bedienen sich am besten kleiner Mengen von Magnesia, doppeltkohlensaurem Kali und Natron, Kalkwasser, Kreide ꝛc. Oft hilft gleich nach Tisch eine kleine Quantität von Salzsäure (5—10 Tropfen) zu einem Glase Wasser getrunken sehr gut. Ueberhaupt ist ein Glas kalten Wassers zum Essen getrunken ein gutes Mittel, um die abnorme Säurebildung zu verhüten. In anderen Fällen befördert eine Tasse schwarzen Kaffee's nach Tisch eine regelrechte Verdauung und vermindert das A. Auch bitter und aromatische Arzneimittel, wie Rhabarber, Kalmus, China ꝛc., vermögen zuweilen das A. zu vermindern. Die sogenannten Carminativa aber, wie Kümmel, Kamillen, Fenchel, als Thee getrunken ꝛc., befördern das A. und schaffen dadurch große Erleichterung (s. Dyspepsie).

Auftakt (Aufschlag), in der Musik der Anfang eines Musikstücks, der nicht mit dem ersten oder Hauptton des Taktes erfolgt, sondern mit einem spätern leichtern Takttheile. Der Zeitwerth des A.s muß vor einer Wiederholung, sowie am Schlusse des Stückes dem letzten Takte fehlen; doch wird die Beobachtung dieser Regel nicht als durchaus nothwendig betrachtet.

Auftritt (Scene), die kleinste Abtheilung eines dramatischen Gedichts, welche durch das Erscheinen einer oder mehrer Personen auf der Bühne entsteht. Doch ist das physische Auftreten einer handelnden Person noch nicht hinreichend, einen wirklichen bedeutsamen Abschnitt in der Handlung hervorzubringen, sondern es muß dieses Auftreten selbst wiederum durch eine höhere Rücksicht bestimmt sein. Wie nämlich von dem Kunstwerk überhaupt, als einem harmonischen Werke, die leere Willkür fern sein muß, so bestimmt auch die Natur der Handlung und der sie bildenden Charaktere, sowie die Wichtigkeit derselben und der Grad ihres Antheils am Ganzen das wechselnde Kommen und Gehen der Personen und bildet die Abschnitte, welche wir A.e oder mit den Alten Scenen zu nennen pflegen, so daß mit denselben eine wirkliche Veränderung in der Handlung eintritt. In der Verbindung der Scenen herrscht das Gesetz des Organismus, so daß ein A. den folgenden vorbereitet und die Erwartung auf denselben richtet, der folgende aber die vorhergehenden entwickelt und so die Handlung weiter fortführt, jeder einzelne endlich, als Glied des Ganzen, durch den Geist desselben belebt und doch in sich selbst ausgebildet, das Ganze fördert. Die Veränderungen selbst, welche die Handlung bilden, sollen in Beziehung auf einander, auf die Charaktere und auf das Ganze nothwendig verknüpft sein und dem aufmerksamen Zuschauer das klare Verständniß der Handlung und den steten Hinblick auf den Mittelpunkt derselben gewähren, und hiernach richtet sich die Folge, Länge oder Kürze, sowie endlich die Zahl der A.e. Was die Art des Auftretens von den Seiten, oder aus dem Hintergrunde betrifft, so gilt auf der englischen Bühne als Regel, von der Seite aufzutreten und auf der Seite abzugehen, daher sich auch selten in der Dekoration praktikable Thüren vorfinden. Rechts vom Zuschauer ist dort ein- für allemal der Eingang von der Straße, also für alles Fremde, Besuchende ꝛc. angenommen, die linke Seite gilt für das Innere des Hauses und die Einhei-

Digitized by Google

mischen, so daß sich die Konventionen des altrömischen Theaters dort vollständig erhalten haben. Auch herrscht daselbst der sonderbare Gebrauch, daß der erste Schauspieler durch eine Thür im Proscenium auftritt, gleichviel, ob er in einem Zimmer, im Walde, oder auf der Straße erscheint. Doch dürfen es nur die Lieblinge des Publikums wagen, so zu erscheinen. Das Auftreten von den Seiten gibt der Scene mehr Bewegung und Belebtheit, als das aus dem Hintergrunde. Indessen darf hierin keine Regel angenommen werden, da die Bühne mit ihren mannichfachen Bedingungen und stets neuen Aufgaben nie in hemmende Fesseln eingezwängt werden sollte. Mehre A.e bilden einen Akt (s. d.) oder Aufzug. In der Sprache des gewöhnlichen Lebens bezeichnet A. einen Vorgang, der einen besonderen oder starken, angenehmen oder unangenehmen Eindruck auf den Augenzeugen macht.

Aufwand und **Aufwandsgesetze**, s. Luxus.

Aufzins, Zins vom Zins (s. d.).

Aufzug, s. Akt und Prozession.

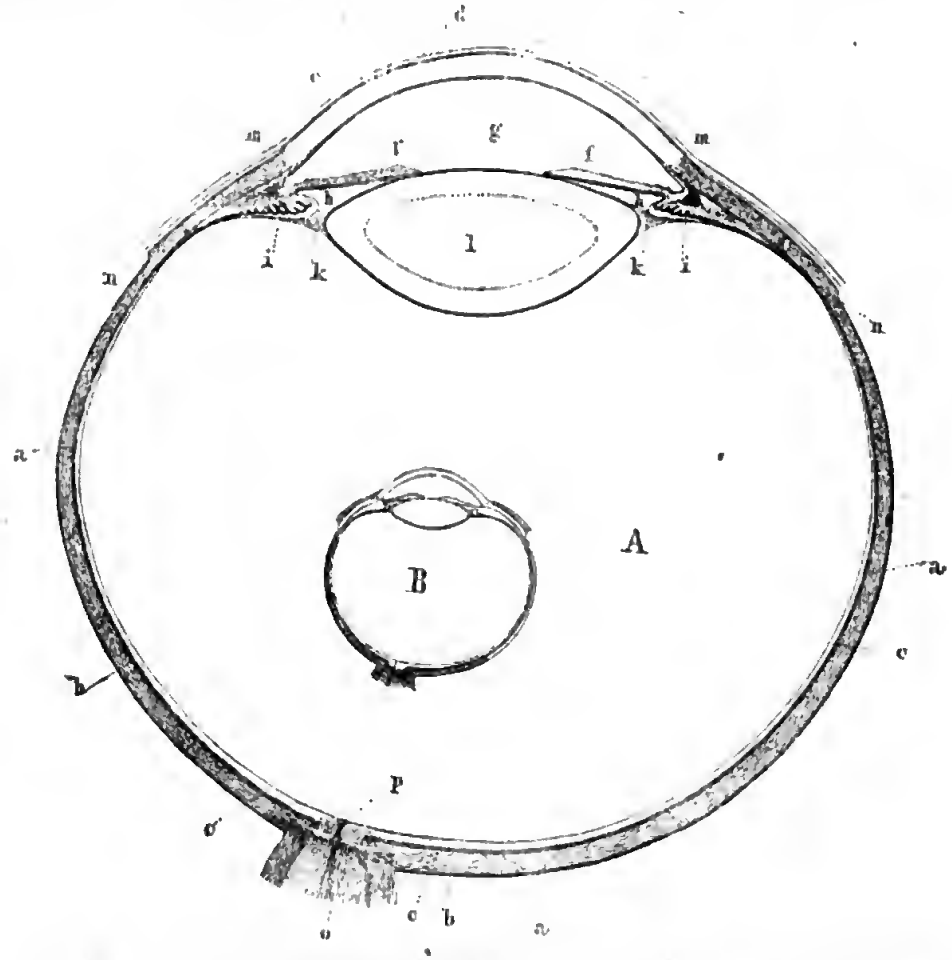
Auge, Tochter des Aleus und der Neära, eines Königspaares zu Tegea in Arkadien, war Priesterin der Minerva. Von Hercules geschwächt, verbarg sie ihr Kind im Tempel. Als die Göttin deshalb Unfruchtbarkeit über das Land verhängte, ließ Aleus nach einem Orakelspruche das Heiligthum untersuchen und das gefundene Kind auf dem parthenischen Berge aussetzen, wo es von einer Hirschkuh gesäugt wurde, bis Hirten es fanden und zu ihrem Herrn, dem König Corythus, brachten, der den Knaben, von den Hirten Telephus (s. d.) genannt, zu einem wackern Helden erzog. Die Mutter übergab A. dem Nauplius, mit dem Auftrage, sie ins Meer zu werfen; aber gerührt von ihrer Schönheit, geleitete sie Nauplius nach Mysien zum König Theutras, der die Verlassene an Kindesstatt annahm. Telephus, nachdem er herangewachsen, zog aus, seine Mutter zu suchen, und kam, vom delphischen Orakel unterrichtet, nach Mysien, wo Theutras eben in einen schweren Krieg verwickelt war. Telephus half ihm die Feinde besiegen, und der gerettete Fürst versprach ihm dafür die Hand seiner Pflegetochter A. und das Reich. Als sich diese jedoch der Vermählung standhaft widersetzte und in der Brautnacht sogar drohte, den Telephus mit einem Schwerte zu ermorden, erschien von den Göttern gesandt ein Drache, der zwischen Beiden hinfuhr, worüber erschrocken A. das Schwert fallen ließ. Telephus ergreift dieses und zückt es eben auf die A., als diese, in der Todesangst, mit lauter Stimme den Hercules um Beistand anruft, woran Telephus plötzlich die gesuchte Mutter erkennt. Diese Wiedererkennungsscene stellt ein sehr schönes Basrelief im Palast Ruspoli zu Rom dar. Theutras, von der Entdeckung unterrichtet, übergab darauf dem Telephus seine wirkliche Tochter Aegiope zur Gemahlin.

Auge, ehemalige französische Landschaft in der Normandie, jetzt vertheilt in die Departements Calvados und Orne (s. d.); Hauptstädte sind Honfleur und Pont d'Eveque.

Auge (Sehorgan, oculus, visus organon). Was man gewöhnlich beim Menschen A. nennt, besteht aus 3 verschiedenen Theilen: aus dem Augapfel (bulbus), dem eigentlichen Sehapparat, welcher die Lichtempfindung vermittelt und die Lichtstrahlen oder Lichtwellen aufnimmt, um sie zu dem dafür bestimmten Theile des Nervensystems, dem Sehnerven u. dem entsprechenden Gehirntheile, hinzuleiten, u. welcher nach den optischen Gesetzen der Camera obscura gebaut ist; aus dem Bewegungsapparat des A.s, welchen 6 Muskeln bilden, aus den Schutzapparaten; den Augenlidern, und dem Thränenapparat.

Der Augapfel, ein nahezu kugeliges Gebilde, besteht wiederum aus der Hülle, aus dem lichtbrechenden Apparat u. aus den Apparaten, welche theils zur Lichtempfindung, theils zur Akkommodation, theils zur Modifikation der Lichtstärke, sowie aus denen, die zur Ernährung der innern Augengebilde u. Absonderung der Augenflüssigkeiten dienen. Hierzu kommen noch zahlreiche Nerven u. Blutgefäße. Wenn man einen menschlichen Augapfel von den ihn umgebenden Häuten (der Bindehaut ꝛc.) u. Muskeln befreit, so stellt sich derselbe als ein nahezu kugeliges Gebilde dar, dessen größter Theil von der weißen Augenhaut (tunica sclerotica, sclera, albuginea, s. die umstehende Fig. A,a) gebildet wird (s. Anatomie, Taf. VI, Fig. II.); nach vorn zu ist ein Theil dieser weißlich trüb erscheinenden, fibrösen, derben Haut durch die vollkommen durchsichtige Hornhaut (cornea, d) ersetzt, so, als hätte man von einer Hohlkugel ein Segment entfernt und die undurchsichtige Substanz durch ein Uhrglas ersetzt. Die Hornhaut ist auf die Art in die Sclerotica eingefügt, daß die im Innern sichtbare Peripherie der ersteren etwas größer ist, als die außen sichtbare, so daß also die vordere Fläche der Hornhaut durch einen vorspringenden Rand der Sclerotica an ihrem Umfange gedeckt wird. Diese Einführungsstelle ist auf dem Durchschnitte leicht zu erkennen. Es stößt nämlich das undurchsichtige Gewebe der Sclerotica in einer scharfen Linie an die durchsichtige Hornhaut. Letztere hat einen kleineren Krümmungshalbmesser, als die Sclerotica; dadurch hauptsächlich erscheint die Hohlkugelgestalt des Augapfels in ihrem hintern Theil etwas abgeplattet. An diesem hintern Theile, etwas nach innen der Nasenseite zu, befindet sich die Eintrittsstelle des Sehnerven o, welcher dicht abgeschnitten sich von außen als eine rundliche Scheibe darstellt. Das Gewebe der Hornhaut ist außen und innen von einer strukturlosen Glashaut begrenzt, von denen die letztere die descemetsche oder demourssche, die erstere die bowmannsche Membran genannt wird. Ueber die äußere Fläche der Cornea zieht sich außerdem noch als Fortsetzung des Epithelialüberzuges der Bindehaut eine Lage von Epithelialzellen e. Innerhalb der Faserkapsel des Auges liegt die Traubenhaut (tunica uvea), eine farbstoff- und gefäßreiche Membran, deren hinterster Theil der Sclerotica dicht anliegt, durch ein lockeres Bindegewebe (lamina fusca sclerotieae) an dieselbe befestigt ist und Aderhaut (tunica chorioidea, b) heißt, deren vorderster Theil aber sich hinter der Hornhaut quer herüberspannt, nicht allenthalben anliegt und in seiner Mitte das Sehloch, die Pupille, hat, auch verschiedene Färbungen, blau, braun, grau ꝛc., zeigt, dadurch dem A. sein Kolorit ertheilt u. deswegen Regenbogenhaut (Iris, f) genannt worden ist (s. Anatomie, Taf. VII, Fig. VI.). Die Iris trägt Muskelfasern in sich, welche die Ursache der Erweiterung u. Verengerung der Pupille sind, indem die kreisförmig angeordneten Fasern bei ihrer Zusammenziehung die Pupille verengern (sphincter pupillae), die Radialfaser dagegen

dieſelbe erweitern (dilatator pupillae). Wo Iris u. Chorioidea aneinanderſtoßen, liegt unter letzterer eine im Durchſchnitt des A.s als ein dreieckiger Wulſt ſich darſtellende ringförmige Schicht, der Ciliarkörper (corpus ciliare, i), welcher aus glatten Muskelfaſern beſteht, dem Musculus ciliaris, Spanner der Aderhaut, welcher dieſe nach innen drängt. Auf dieſem Wulſt entſpringen noch eine große Zahl von blättchenartigen, mit ſtumpfer Spitze frei endenden Fortſätzen (processus ciliares. ſ. Anatomie, Taf. VII, Fig. VI.), welche gleich dem Gewebe der Aderhaut ſehr viele Gefäße beſitzen. Die Muskelfaſern des Ciliarkörpers haben wiederum zweierlei Richtungen. Die einen, kreisförmig verlaufenden, ſchnüren den Ciliarkörper zuſammen, die andern, welche eine Verlaufsrichtung von vorn nach hinten haben, ſpannen durch ihre Zuſammenziehung die Aderhaut und ziehen ſie nach vorn, wodurch dieſelbe abgeplattet wird. Die ganze Innenfläche der Aderhaut iſt ſchwarz gefärbt durch eine Lage von Pigmentzellen, welche eine ſechseckige Geſtalt haben, abgeplattet ſind und in ihrem Innern den dunkeln Farbſtoff tragen. Dieſe Pigmentzellen überziehen auch den hinteren Theil der Regenbogenhaut, und die Verſchiedenheit der oben ſchon berührten Färbung der Iris rührt davon her, daß entweder die Pigmentzellen durch eine an und für ſich weiße Regenbogenhaut hindurchſchimmern, wodurch dieſe blau erſcheint, oder daß die Iris ſelbſt reichlich Pigment enthält, wodurch ſie braun, oder daß dieſelbe wenig Pigment beſitzt, wodurch ihre Färbung in Folge der Vermiſchung des durchſcheinenden Blau mit dem hellblauen Irispigment grünlich erſcheint. Auf der vorhin beſchriebenen Pigmentlage der Aderhaut liegt die Netzhaut (retina, e) ausgebreitet, eine zarte, äußerſt dünne, durchſcheinende Haut, welche von der Eintrittsſtelle der Sehnerven im Hintergrunde des A.s als eine häutige Ausbreitung der Faſern deſſelben nach vorn etwas über den größten Durchmeſſer des A.s ſich erſtreckt und dort mit einem ausgezackten Rande endet (ora serrata retinae). Eine feine Membran, welche mit der Iris zuſammenhängt, ſetzt ſich von dieſem Rande aus fort und überzieht die Ciliarfortſätze. Die beiden Sehnerven (nervus optici), welche aus dem unteren Theile des Gehirns entſpringen, und bevor ſie das A. erreichen, eine eigenthümliche Vereinigung mit einander eingehen, das Chiasma nervorum opticorum



A. Vierfache Vergrößerung des horizontalen Durchſchnitts des rechten Auges eines 20jährigen Mannes (nach Arlt).

B. Natürliche Größe dieſes Auges im horizontalen Durchſchnitt.

(s. Anatomie, Taf. VI, Fig. III.), haben nach ihrem Abgange von diesem nur eine zarte Umhüllung, die erst beim Durchtritte durch das Sehnervenloch (foramen opticum) sehr verstärkt wird. Außer dieser allgemeinen Umhüllung haben die feinen Nervenbündelchen ihre eigenen Neurilemscheidewände. Wo der Sehnerv in die Faserkapsel des A.s eintritt, hat derselbe eine etwas engere Stelle; an ihr endigen die letztgenannten Scheidewände, und die Nervenfasern treten allein in den Augapfel ein, um sich als Netzhaut auszubreiten; die allgemeine Umhüllung des Sehnerven aber geht unmittelbar in die Sclerotica über. Wo dieses Statt findet, hat letztere ein rundliches Loch (foramen opticum sclerroticae), welches durch die in ihm endenden Scheidewände durch eine siebförmige Lamelle (lamina cribrosa bulbi) ausgefüllt erscheint, wenn man nämlich den Sehnerven ganz kurz am Augapfel abschneidet, im Inneen die Häute rein abschabt u. die Markſubstanz der durchtretenden Nervenfäserchen auswäscht. Da die beiden A.n mit ihren Axen (d. h. derjenigen Linie, welche man sich durch den Mittelpunkt der Hoenhaut und der Linse nach dem Hintergrund des A.s gezogen denkt) niemals vollkommen parallel stehen, und die Eintrittsstelle des Sehnerven in die Augenhöhle etwas nach der Nase zu liegt, so wird auch erklärlich, warum die Eintrittsstelle des Sehnerven nicht von der Axe getroffen wird, sondern nach innen zu liegen kommt. Dem Axenpunkt der Netzhaut entspricht vielmehr eine etwas verdünnte Stelle, deren Umfang gelblich gefärbt ist (macula lutea retinae, gelber Fleck, s. Anatomie, Taf. VII, Fig. IV. B u. Fig. V.). Hier findet das schärfste Sehen Statt. Der beinahe kreisrunde Sehnervenquerschnitt (papilla nervi optici, s. Anatomie, Taf. VII, Fig. IV. A) ist etwa 1 Linie von dem gelben Fleck entfernt. Das Gewebe der Netzhaut besteht aus Fasern (müllersche Faseen, welche radial auf der Pigmentlage der Aderhaut aufstehen und sehr verschiedene Gestattungen zeigen. Zunächst der Aderhaut stellen dieselben kleine stäbchenartige Bildungen dar, welche dann im weiteren Verlaufe kolbig anschwellen und in einen dünnen Faden ausgehen, der zuletzt an der Begrenzungshaut der Retina (einer wahren Glashaut) sich weiter verbreitet. Diese Fasern stehen reihenweise aneinander und bilden durch die innige Aneinanderlagerung ihrer Elemente mehre deutlich unterscheidbare Schichten. Die äußerste Schicht ist die der Stäbchen u. Zapfen, dann folgen die äußere Körnerschicht, die Zwischenkörnerschicht, die innere Körnerschicht, mit grauen Ganglienkugeln, die Schicht der Endigungen der müllerschen Fäden, in welchen die Verbreitung der Fasern des Sehnerven Statt findet und welche an der Begrenzungshaut der Netzhaut anliegen. Die Netzhaut ist der die Lichtempfindung vermittelnde Theil des Sehorgans, auf sie müssen die Bilder der Außenwelt auffallen, um von ihr durch die Sehnervenfasern nach dem Centralorgan des Nervensystems, dem Gehirn, geleitet zu werden. Ehe die Lichtstrahlen aber zur Netzhaut gelangen, müssen sie erst durch den lichtbrechenden Apparat hindurchgehen. Dieser Apparat, auch brechende Medien genannt, besteht außer der bereits oben beschriebenen Hornhaut aus drei verschiedenen Substanzen, welche den Hohlraum, den die Hüllen zwischen sich lassen, ausfüllen. Die Krystalllinse (lens crystallina, I, s. Anatomie, Taf. VII, Fig. I. b, Fig. II. E) ist ein äußerst klarer linsenförmiger Körper, dessen vordere konvexe Fläche eine flachere Krümmung zeigt, als die hintere. Sie besteht aus wasserhellen, mit einer zähen Flüssigkeit gefüllten, sechsseitigen Röhrchen und Fasern, welche von einer wasserhellen, strukturlosen Membran, der Linsenkapsel, eingeschlossen werden. Die Anordnung der Linsenfasern ist von der Art, daß sie, dicht aneinandergelegt, einen blätterigen Bau der Linse erzeugen, was besonders an verhärteten Linsen deutlich hervortritt. An der vordern und hinteen Fläche der Linse bemerkt man eine sternförmige Figur, die nicht aus Fasern besteht, sondern als eine feinkörnige Substanz sich zeigt und die ganze Dicke der Linse, entsprechend den Linien des Sterns, septenartig durchzieht. Die Linsenfaseen beginnen an diesen Stellen so, daß keine derselben den vollen hatben Umfang der Linse durchläuft, indem die Fasern der vorderen Fläche um den Linsenrand sich umbiegend auf der hintern Fläche, ehe sie den Pol derselben erreichen, endigen. In dem innersten Theile der Linse sind die Fasern fester und dichter aneinandergelagert, wodurch derselbe ein festeres Gefüge erhält und deshalb Linsenkern (nucleus), im Gegensatz zur Rindenschicht (Kortikalsubstanz der Linse), genannt wird (in Figur A die punktirte Linie der Linse 1). Hauptsächlich dieser Kern der Linse ist es, welcher sich in höherem Alter öfter trübt; doch wird auch oft die Rindenschicht undurchsichtig, grau gefärbt; dies der sogenannte graue Staar. Der Glaskörper (corpus vitreum) füllt den Hohlraum zwischen Linse und Netzhaut aus und ist eine glashelle, gallertartige Substanz, welche durch eine eigene zarte Membran, die Membrana hyaloides, zusammengehalten wird. Diese Glasbaut sendet nach der Mitte zu radienartig ein System feinster Häutchen, wodurch der Glaskörper wie eine Apfelsine in zahlreiche Sektoren abgetheilt wird. Die Axe, wohin alle diese Häute ziehen, ist die Sehaxe. Die den Glaskörper ringsum einschließende Glashaut spaltet sich vorn in der Gegend, wo die Netzhaut in gezacktem Rande endet, in zwei Blätter, von denen das eine Blatt hinter der Linse herzieht und die tellerförmige Grube, in welcher die Linse ruht, überzieht, das andere die Ciliarfortsätze (das Strahlenband) überkleidet, sich dann abermals spaltet, nach der Linse sich hinüberspannt und so die vordere und hintere Kapselwand der Linse umhüllt und mit derselben verschmilzt. Zwischen diesen beiden letzten Blätteen bleibt ein trapezoidaler, um den Linsenrand herumlaufender, mit einer wasserhellen Flüssigkeit gefüllter Raum, welcher petitscher Kanal k genannt wird. Durch diese Anordnung der soeben beschriebenen, die Linsenkapsel überziehenden Membran geschieht die Befestigung der Linse. Zwischen der inneren, mit der descemetschen Glashaut überzogenen Hoenhaut d, der von dem Rande derselben sich quer herüberspannenden Regenbogenhaut ff und der Linse l bleibt ein Raum, welcher die vordere Augenkammer g genannt wird. Der Raum aber, welcher zwischen der hintern Wand der Regenbogenhaut, deren Rand auf der Vorderfläche der Linse aufliegt, zwischen der vorderen Linsenoberfläche und zwischen dem vorderen Blatte der Glashaut, welche sich von dem Ciliarkörper zum Linsenrande herüberspannt, übrig bleibt, eine

dreieckige Gestalt besitzt und in Fig. A mit h bezeichnet ist, heißt die hintere Augenkammer. Diese beiden Augenkammern sind mit einer wasserklaren Flüssigkeit, der wässerigen Augenflüssigkeit (humor aqueus), ausgefüllt, welche von den Gefäßen der Ciliarfortsätze i i abgesondert wird und ohne Zweifel die Funktion hat, die beiden Augenkammern u. besonders die Hornhaut in Spannung zu erhalten, doch so, daß dem Linsensystem ein gewisser Grad von Verschiebbarkeit ermöglicht ist.

Ueber den Bewegungsapparat des Augapfels ist Folgendes zu bemerken. Denkt man sich durch den Drehpunkt des Augapfels, welcher etwas hinter der Linse gedacht werden muß, drei Axen gelegt, nämlich eine horizontale, von vorn nach hinten, oder Hauptaxe, eine horizontale, quer von rechts nach links, oder Queraxe, und eine senkrechte, von oben nach unten, oder Vertikalaxe, so kann der Augapfel durch die Anordnung seiner drei Muskelpaare so nach allen Richtungen gedreht werden, daß die Bewegung horizontal nach rechts und links um die senkrechte Axe in der Art frei geschieht, daß diese letztere unverrückt vertikal stehen bleibt. Dazu dienen der gerade äußere und der gerade innere Augenmuskel (s. Anatomie, Taf. VI, Fig. I. u. II., Taf. VII, Fig. I., 5. 6. 7. 8. 9.). Die Bewegung nach oben und unten um die Queraxe geschieht durch den oberen und unteren geraden Augenmuskel, die Bewegung nach oben, außen und nach unten durch die schiefen Augenmuskeln. Der obere schiefe Augenmuskel rollt die Hornhaut nach unten und außen, der untere schiefe Augenmuskel rollt dieselbe nach oben und außen. Bei allen Augenmuskelbewegungen wird die Hauptaxe, welche auch zugleich die Sehaxe ist, nach der Seite des sich zusammenziehenden Muskels hin bewegt. Die 4 geraden Augenmuskeln verlaufen, an der Umgebung des Foramen opticum und der Scheide des Sehnerven entspringend, gestreckt nach vorn zum größten Durchmesser des Augapfels. Bis hierher sind sie vom Bulbus und Sehnerven durch ein weiches Fettpolster getrennt. Erst vom Aequator an schmiegen sie sich der Krümmung des A.s an, um dann mit kurzen dünnen Sehnen sich an die Sclerotica anzusetzen. Der obere schiefe Augenmuskel, ein dünner langer Muskel, entspringt wie die 4 geraden von der Umgebung des Foramen opticum und der Scheide des Sehnerven u. geht dann in dem oberen inneren Winkel der Augenhöhle gerade nach vorn, wo sich an einem kleinen knöchernen Stachel ein kurzes, straffes Bändchen, die Rolle (trochlea), befindet, über welche dieselbe hinweggeht, um nun, in einem spitzen Winkel nach hinten und außen gehend, an dem hinteren, äußeren u. oberen Viertel des Bulbus sich mit einer ziemlich breiten Sehne anzusetzen. Gehen wir, dem Laufe dieser Sehne folgend, weiter nach unten und außen, so kommen wir sogleich auf den unteren schiefen Augenmuskel, welcher der kleinste Augenmuskel ist. Er entspringt von dem vordersten Theile des Bodens der Augenhöhle, läuft von da nach hinten u. außen unter dem unteren geraden Augenmuskel durch, geht dann mit einer Krümmung an der Innenfläche des äußeren geraden Augenmuskels vorbei und setzt sich nahe der Ansatzstelle des oberen schiefen Augenmuskels an den Aequator des Augapfels an. Alle diese 6 Augenmuskeln durchbohren, ehe sie sich an den Augapfel anheften, die tenonsche Kapsel, eine den Bulbus fast vollständig umhüllende, ungleichmäßig dicke Membran, welche fast ohne jeden Zusammenhang mit der Selerotica bis zur Hornhaur verläuft, sich hier umschlägt und noch eine Strecke unter der Bindehaut fortgeht. Diese fibröse Kapsel trägt wesentlich zur Erzielung einer ruhigen Lage des Augapfels bei, welcher durch den Widerstand des weichen Fettpolsters, das den ganzen Raum der knöchernen Augenhöhle hinter dem Bulbus ausfüllt, verhindert wird, bei der Zusammenziehung der geraden Augenmuskeln nach hinten zurückzuweichen. Ein stärkeres Zurückweichen wird aber auch noch dadurch unmöglich gemacht, daß die beiden schiefen Augenmuskeln durch ihren Zug nach vorn, den Zug der geraden Augenmuskeln nach hinten aufheben. Die beiden Augäpfel bewegen sich unter normalen Verhältnissen stets zusammen nach der gleichen Richtung, nach rechts oder links, oben oder unten ꝛc. Verschiedene Muskelpaare müssen deshalb theils zusammenwirken, theils sich antagonistisch gegen einander verhalten. So wirken der gerade innere Augenmuskel des einen A.s mit dem äußeren geraden Augenmuskel des anderen A.s stets zusammen, während bei dem Blicke nach oben die beiden oberen, bei dem Blicke nach unten die beiden unteren Augenmuskeln sich associiren. Bei dem Blicke geradeaus sind alle Muskeln in einer gleichmäßigen Spannung. Beim Blicke nach oben u. außen, respektive nach oben oder innen des zweiten A.s treten etwas komplicirtere Verhältnisse ein, indem hier in dem nach der Seite des Gesichtsobjekts gelegenen A. der schiefe untere Augenmuskel wirkt, während am zweiten A. die Bewegung der Hornhaut nach innen und oben durch eine kombinirte Zusammenziehung des oberen und inneren geraden Augenmuskels hervorgebracht wird und umgekehrt.

Die Augenlider und der Thränenapparat sind die wichtigsten Schutzorgane des Augapfels, indem sie denselben bedecken und feucht erhalten. Beide hängen innig miteinander zusammen, sowohl anatomisch, als in ihren Verrichtungen, und unterstützen sich gegenseitig. Die Augenlider (palpebrae, s. Anatomie. Taf. VII, Fig. I. 2. u. 3.) sind zwei bewegliche, fallenartige Fortsetzungen der äußeren Haut, welche den Augapfel von vorn her bedecken; das obere Lid geht von dem Oberaugenhöhlenrande nach unten, das untere von dem Unteraugenhöhlenrande nach oben. Sie berühren sich beim Schlusse mit ihren Rändern, klaffen aber bei geöffneten A.n so weit von einander, daß die Hornhaut zum größten Theile sichtbar wird. Dieser Raum zwischen den beiden Augenlidrändern wird Augenlidspalte (fissura palpebrarum) genannt. Nach außen und innen stoßen dieselben in ziemlich spitzen Winkeln (Augenwinkeln) zusammen. Der innere Augenwinkel hat eine kleine Erweiterung, welche Thränensee heißt; wo diese Erweiterung beginnt, liegen am Rande der Augenlider zwei kleine Hervorragungen, Thränenwarzen, welche jede eine feine Oeffnung besitzt, die Thränenpunkte, die Anfänge der Thränenkanälchen (s. unten). Die Augenlider bestehen aus zwei Platten: die äußere ist die Fortsetzung der Gesichtshaut und hat alle Eigenschaften derselben, nur daß sie

sehr zart und dünn ist, die innere Platte ist eine mit einem Epithelium bekleidete Schleimhaut, welche sich in einer Falte umbiegt, um die Augapfelbindehaut zu bilden. Innerhalb der zwei Platten tragen die Augenlider zwei halbmondförmige Knorpel, wodurch dieselben steif erhalten werden, deren oberer breiter ist als der untere, und deren Spitze Enden beiderseits durch ein kleines Bändchen miteinander verbunden und an den Rand der Augenhöhle befestigt sind. Der Rand der Augenlider ist etwas schief nach innen abgeschnitten, so daß beim Schlusse sich nur die äußeren Ränder berühren und dadurch zwischen diesen und dem Augapfel eine dreieckige Rinne, der Thränenbach, übrig bleibt. Näher dem vorderen Rande ragen die Augenwimpern (cilia) in mehren Reihen geordnet hervor. Näher dem hinteren Rande aber sieht man eine Reihe feinster Oeffnungen von etwa 30 eigenthümlich gestalteten Talgdrüsen (glandulae Meibomianae), welche sich zwischen der Schleimhaut und dem Knorpel in die Tiefe senken. Die Lidbindehaut, welche, wie oben erwähnt, die innere Fläche des Lides überkleidet und sie dadurch schlüpfrig erhält, schlägt sich unten und oben in einer Uebergangsfalte nach dem Augapfel um, schließt auf diese Weise die Augenhöhle nach hinten ab und überkleidet die vordere Fläche des Augapfels, mit Ausnahme der Hornhaut, welche nur einen feinen Ueberzug e derselben, den Epithelialüberzug, erhält. Diese Bindehaut (conjunctiva), ausgezeichnet durch ihre glänzende Weiße, bei Kindern durch ihre Transparenz, ziemlich gefäßreich, ist durch ein lockeres Bindegewebe an dem Theile der Sclerotica, welchen sie überzieht, angeheftet und bildet um den Hornhautrand herum einen ringförmigen Wulst, den Bindehautring. In der Tiefe der inneren Erweiterung der Augenlider, des Thränensee's, erhebt sich die Augapfelbindehaut zu einer senkrecht stehenden Falte, welche bei Thieren, z. B. bei den Vögeln, oft so verlängert ist, daß sie ein drittes Augenlid bildet, die sogenannte Nickhaut. In dieser Falte findet sich eine Anhäufung von Talgdrüsen mit feinen Härchen, die als eine kleine Hervorragung im Thränensee erscheint und Thränenkarunkel genannt wird. Der Thränenapparat, welcher zur Absonderung und Wegleitung der wässerigen, sehr salzhaltigen Flüssigkeit, die wir Thränen (lacrymae) nennen, dient, besteht aus der Thränendrüse und aus dem Wegleitungsapparat der Thränen. An der Umschlagsfalte des oberen Augenlides über dem äußeren Augenwinkel befinden sich 6—10 feine Oeffnungen, welche zu schräg nach außen u. oben verlaufenden Kanälchen führen. Diese sind die Abführungskanälchen der Thränendrüse. Die Thränendrüse besteht in der Regel aus einem größeren und einem kleineren Theil, der obere ist mehr fest und derb, der untere mehr locker und gelappt. Beide sind an das Dach der knöchernen Augenhöhle befestigt. Der Wegleitungsapparat beginnt mit den oben schon erwähnten trichterförmigen Oeffnungen in den Thränenwarzen, mit den Thränenpunkten, welche in zwei nach der Nase zu in den gemeinschaftlichen größeren Thränengang in einem spitzen Winkel zusammenmündende feine Kanälchen führen. Dieser Thränengang verläuft horizontal nach der Nase zu in den Thränensack, der nach oben etwas erweitert ist und blind endet, nach unten senkrecht verlaufend in die Nasenhöhle sich öffnet und dahin seinen Inhalt ergießt. Zur Bewegung der Augenlider, um dieselben zu öffnen u. zu schließen, dienen zwei Muskeln. Der Oeffner der Augenlidspalte (levator palpebrae superioris, s. Anatomie, Taf. VII, Fig. 1. 4.) entspringt dicht über dem oberen geraden Augenmuskel an dem Foramen opticum, geht über dem genannten Muskel liegend hinweg nach vorn in das obere Augenlid und endet mit breiter Sehne theils an dem Rande des Augenlides, theils unter der Haut. Er hebt das obere Augenlid und wird nach den neuesten Untersuchungen darin unterstützt durch eine dünne Lage glatter Muskelfasern, welche der Länge nach in dem Augenlide sich vorfinden. Eine ähnliche Schicht solcher Muskelfasern hat man auch in dem unteren Augenlide gefunden, welche die alleinige Ursache der öffnenden Bewegung dieses Augenlides ist, da diesem ein anderer Muskel zu diesem Zwecke fehlt, weshalb man früher annahm, daß es nur durch seine Schwere nach unten sinke. Zur Schließung der Augenlider dient ein in drei Bündel theilbarer, von dem inneren Rande der Augenhöhle, dem inneren Winkel des A.s entsprechend entspringender, fächerförmiger Muskel, welcher sich um die Augenlidränder herumlegt. Derselbe verbreitet sich über die Stirn unter den Augenbrauen und unter dem Augenhöhlenrand auf das Jochbein. Indem er sich nach dem inneren Augenwinkel zu zusammenzieht, schließt er die Augenlider, bei heftiger Kontraktion runzelt er dieselben und zieht die Augenbrauen nach der Mitte zusammen und nach unten, den äußeren Augenwinkel aber nach innen. Von neueren Anatomen werden diese drei Portionen des Schließers der Augenlider (musculus orbicularis palpebrarum) als drei gesonderte Muskeln beschrieben.

Das A. liegt in einer knöchernen Höhle, Augenhöhle (orbita, s. Anatomie, Taf. IV, Fig. 2. 0. 0.), welche eine hohle, vierseitige, horizontal liegende Pyramide darstellt. Die Basis dieser Pyramide ist die große, durch den oberen u. unteren Augenhöhlenrand umschriebene, nach vorn u. außen gelegene Oeffnung, welche nach hinten zuerst etwas erweitert ist, dann sich zuspitzt u. nach innen u. hinten sich endet, wo das Foramen opticum sich befindet. Die Winkel der großen Oeffnung sind abgerundet. Hinter dem inneren unteren Winkel derselben liegt eine Grube, welche nach unten in den knöchernen Kanal des Thränennasengangs übergeht. Die beiden Augenhöhlen sind von einander getrennt durch das zwischen denselben sich einsenkende Siebbein. Ihre inneren Wandungen gehen ziemlich parallel neben einander her, ihre verlängerten Axen schneiden sich in einem Winkel von etwa 45° über dem Türkensattel. Die Knochen der Augenhöhle sind Theile des Stirnbeins, des Jochbeins, des Oberkieferbeins, der großen Flügel des Keilbeins und des Gaumenbeins.

Kein Organ wird von so vielerlei Nerven versorgt, als das Sehorgan. Der Hauptnerv desselben von beträchtlicher Dicke ist der Sehnerv (nervus opticus), der zweite Gehirnnerv, welcher aus dem Sehhügel entspringt, an der Basis des Gehirns herläuft, bis er mit dem Sehnerven der anderen Seite sich trifft, um das Chiasma nervorum opticorum zu bilden, in welchem sich die beiderseitigen Fasern theilweise

kreuzen, und dann durch das Foramen opticum in die Augenhöhle eintritt. Die Bewegungsnerven des A.s sind: der Nervus oculomotorius, welcher den oberen, inneren und unteren geraden Augenmuskel, den Aufhebemuskel des Augenlides, den unteren schiefen Augenmuskel und den Verengerer der Regenbogenhaut mit Bewegungsnerven versieht; der Nervus abducens, welcher allein zu dem äußeren geraden, und der Nervus trochlearis, welcher zu dem oberen schiefen Augenmuskel geht. Der Schließmuskel der Augenlider bekommt seine Bewegungsnervenfasern von dem Gesichtsnerven (nervus facialis). Die Empfindungsnerven des Augapfels kommen von der größeren Portion des fünften Gehirnnervenpaares her, von dem Nervus trigeminus. Die Verzweigungen dieses breigetheilten Nerven gehen aber sowohl an den Augapfel, wo sie sich mit Nervenfasern des sympathischen Nerven verbinden, als auch an die Augenlider.

Die Gefäße des A.s treten von hinten mit dem Sehnerven in die Augenhöhle ein. Die Hauptarterie der Augenhöhle ist die große Augenarterie, welche aus der inneren Kopfschlagader (s. Anatomie, Taf. I, Fig. 1. J.) entspringt. Sie tritt an der äußeren unteren Seite des Sehnerven in die Augenhöhle u. versieht diesen mit kleinen Aestchen, welche durch die Mitte desselben als sogenannte Centralgefäße mit in das Innere des Augapfels zur Netzhaut gehen und sich dort baumartig verzweigen, welche Verzweigungen vermittelst des Augenspiegels (s. d.) deutlich sichtbar sind. Andere Aeste gehen an die Muskeln, an die Augenlider, wo sie mit den Zweigen der Gesichtsarterien zahlreiche Verbindungen eingehen, an die Thränenapparate und an die Bindehaut. Die Muskeläste schicken Verlängerungen über die Muskeln weg, welche letztere sich am Rande der Hornhaut in den Augapfel einsenken und die vorderen Ciliararterien bilden. Am gefäßreichsten ist die Gefäß- oder Traubenhaut, deren Arterien die fibröse Kapsel des A.s durchbohren, um in einer Schicht der Chorioidea ein dichtes Kapillargefäßnetz zu bilden. Die Venen des A.s haben ganz denselben Verlauf wie die Arterien und lassen sich mittelst des Augenspiegels deutlich von den Arterien unterscheiden. In der Aderhaut bilden die Venen eigenthümlich gestaltete Gefäßorgane, welche wegen ihres wirbelförmigen Ansehens Strudelgefäße (vasa vorticosa) genannt wurden. Vorn am Rande der Hornhaut ergießen diejenigen Venen, welche den Arterien der Regenbogenhaut entsprechen und wie diese einen Gefäßring um dieselbe bilden, ihr Blut in einem um die Hornhaut, an deren Verbindungsstelle mit der Selerotica herumlaufenden, ringförmigen Kanal (canalis Schlemmii, circulus venosus iridis, m), aus welchem kleine Venenästchen austreten, welche sich mit den Muskelvenenästchen verbinden und zuletzt in die Vena ophthalmica, übergehen.

Ueber die Funktion des A.s, das Sehen, s. Gesicht.

Die A.n der Wirbelthiere, der Säugethiere, der Vögel, Amphibien und Fische sind mit einzelnen Modifikationen in der äußeren Form u. der inneren Auskleidung sammt und sonders nach dem geschilderten Typus des menschlichen A.s gebildet. So hat das A. der Vögel, der Fische und auch der im Wasser lebenden Säugethiere eine von hinten nach vorn abgeplattete Gestalt; bei dem Maulwurfe ist es verkümmert; die Pupille hat bei vielen Säugethieren eine verschiedene, oft quergestellte Form, die Farbe derselben ist bei den Fischen und Reptilien metallglänzend durch krystallinische, sehr kleine Plättchen. Das Leuchten der A.n bei manchen Wirbelthieren, z. B. den Ochsen, Pferden, Elephanten, Wallfischen ꝛc., unter den Fischen bei dem Hai, Stör ꝛc., wird durch eine glänzende, das Licht zurückwerfende Stelle, das sogenannte Tapetum, erzeugt, bei den Säugethieren mit gold- oder silberglänzendem, ins Blaue und Grüne streifendem Schiller, bei Fischen mit grüngoldenem Metallglanze. Bei den niedersten Thierklassen, den Würmern und Echinodermen, scheinen Pigmentanhäufungen, sogenannte Augenflecken, welche dem Gehirn unmittelbar aufsitzen, das A. anzudeuten. Die nächste Vervollkommnung des A.s besteht in dem Auftreten eines lichtbrechenden Körpers, welcher zuweilen von einer besondern Haut, einer Selerotica, umgeben ist, wie bei manchen Mollusken. Erst bei einzelnen Anneliden und Mollusken ist eine Art wirklicher Netzhaut vorhanden. Die A.n dieser sind entweder sogenannte kollektive A.n, wie die deutlich sichtbaren A.n der meisten Insekten, Spinnen- u. Krebsthiere; oder facettirte A.n, wie bei einzelnen Arten von Krebsthieren u. Insekten. Bei allen aber macht sich ein einheitlicher Grundtypus geltend, überall ist eine Ausbreitung der Netzhaut vorhanden mit keibiger Anschwellung der einzelnen Elemente oder Zapfen; nach vorn liegt der Krystallkörper und die Hornhaut, deren mosaikähnliche Theilung in kleine Felder, von denen jedes also einem Elemente der Netzhaut entspricht, das facettirte Aussehen (der Fliegen- und Schmetterlingsaugen) hervorbringt. Bei den Insekten sind diese A.n ringsum festgestellt, ragen über die übrigen Kopftheile stark hervor und bilden halbkugelige Oberflächen. Bei manchen Insekten und Spinnenthieren kommen merkwürdiger Weise neben den eigentlichen A.n (Netzaugen, oculi genannt) noch einfache sogenannte Punkt- und Nebenaugen (stemmata) vor, deren Zweck neben den Netzaugen jedoch nicht erforscht ist. Vgl. Meyer, Lehrbuch der Anatomie, Lpz. 1861, 2. Aufl.; Pilz, Lehrbuch der Augenheilkunde, Prag 1859; Leydig, Lehrbuch der Histologie der Menschen und Thiere, Frankfurt 1857; Arlt, in Gräfe's „Archiv für Ophthalmologie", III, 2, S. 87.

Künstliche A.n, längliche Näpfchen oder Schälchen, deren Konkavität nach dem Augapfelreste hinliegt u. deren Konvexität genau das Aussehen des gesunden A.s haben muß, setzt man nach theilweisem oder gänzlichem Verluste des Augapfels ein, um die Entstellung, welche dadurch entsteht, zu heben. Nach Verlust des A.s sinken die Augenlider ein, die Wimpern stülpen sich nach innen, reizen die Schleimhaut des vorhandenen Stumpfes u. verursachen dadurch vermehrte Schleim- und Thränenabsonderung. Ein künstliches A. stützt die Augenlider, so daß sie ihre natürliche Lage beibehalten, u. regelt dadurch den Thränenabfluß. Ferner wird durch das künstliche A. dem Einsinken der knöchernen Augenhöhle etwas vorgebeugt. In neuerer Zeit hat man die Beobachtung gemacht, daß durch einen Augapfel, welcher durch eine Entzündung zerstört worden, aber oft jahrelang noch in einem fortdauernden Entzündungszustande verharrt, das

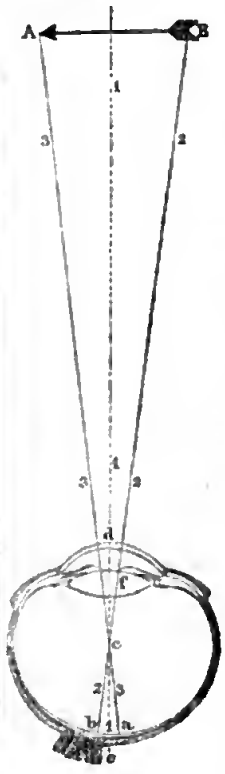
zweite gesunde A. gefährdet wird, indem auch in diesem sekundär Erkrankungen der Netzhaut, vermittelt durch die Sehnervenfasern, entstehen. Es wird deshalb dieser kranke, für das Sehen ja doch unbrauchbar gewordene Augapfel jetzt durch eine kunstreiche Operation häufiger, als ehedem, entfernt, d. h. aus der tenonschen Kapsel ausgeschält, wobei die ganze Bindehaut erhalten bleibt und dadurch drohender Erblindung vorgebeugt wird. Denn mit der Entfernung des kranken Augapfels erholt sich das zweite, noch sehfähige A. meist zusehends. Das Aussehen des betreffenden Individuums aber wird durch die in neuerer Zeit sehr vollkommen und schön hergestellten künstlichen A.n so sehr verbessert, daß da, wo es gelingt, ein recht passendes A. zu erhalten, selbst gute Beobachter bei flüchtiger Betrachtung getäuscht werden. Boissoneau in Paris verfertigt dieselben aus Email, während man früher Glas, Porzellan, Fayence ꝛc. dazu verwendete. Auch der Mechaniker O. Hempel in Paris verfertigt treffliche künstliche A.n. Um die genaue Form angeben zu können, lasse man sich bleierne Kugelschalen verfertigen, deren Radius etwa ½ Zoll beträgt, u. die nahezu den halben Umfang einer Hohlkugel bilden. Das Metall kann etwa 1 Millimeter Dicke haben. Diese Schalen lassen sich mit dem Federmesser leicht schneiden und so einpassen, daß das Klaffen der Augenlider dem auf der gesunden Seite gleichkommt, ohne den vollkommenen Lidschluß zu beschränken. Man lasse den Kranken eine Nacht mit dieser bleiernen Schale schlafen, um zu beobachten, ob es nöthig sei, die Schale zu ändern, da oft kleine Verwachsungen im Innern durch den Druck des fremden Körpers sich loslösen, wodurch dann die Lidspalte sich verkleinert. Hat man aber durch länger fortgesetzte Beobachtung das richtige Maß gefunden und an dem Rande der Schale diejenigen Einschnitte gemacht, welche wegen größerer unlösbarer Verwachsungen nöthig werden und dann auch an dem künstlichen A. angebracht werden müssen, so bezeichnet man an dem Modell den Rand der Hornhaut, welcher dem gesunden A. entspricht, und zieht nun mittelst eines Zirkels einen Kreis mit dem Radius der gesunden Hornhaut. Die Mitte dieses Kreises entspricht dem Mittelpunkte der Pupille. Die Größe der Iris und ihre Stellung muß aufs Genaueste bestimmt werden, da selbst geringe Abweichungen die Aufmerksamkeit des Beobachters erregen, während die Farbennüancen viel weniger stören. Ein so hergerichtetes Modell kann direkt dem Bestellbrief beigegeben werden. Das künstliche A. wird nur durch die Bewegung der Augenlider bewegt, und der die Muskeln noch enthaltende Augenstumpf wirkt nur in sofern mit, als eben die Muskeln auf die Lidbewegung influiren. Vor der Einsetzung des künstlichen A.s muß jede entzündliche Affektion beseitigt und letzteres anfangs nur so lange getragen werden, als es ohne lästiges Gefühl geschehen kann. Die Einlegung des künstlichen A.s geschehe (nach Ritterich) auf die Weise, daß man es, mit der vorderen Fläche nach sich gekehrt, an dem Ende faßt, welches dem inneren Winkel entspricht, hierauf das untere Augenlid nach unten abzieht und das gefaßte A. mit seinem Rande so auf den Lidrand antegt, daß es mit seinem freien breiten Ende nach außen zu liegen kommt, über diesen Rand hinaufragt und nach oben und außen gekehrt ist. Indem man nun das obere Lid mit dem Daumen der anderen Hand hebt und vom Stumpfe abzieht, schiebt man das Kunstauge in die Höhe und zugleich in die horizontale Lage. Hierauf läßt man das obere Lid los u. zieht das untere Lid über das Kunstauge herauf. Die Kranken lernen das Einlegen des künstlichen A.s in der Regel sehr bald. Beim Herausnehmen bedient man sich einer Stecknadel, deren Kopf man nach abgezogenem unteren Lide unter den Rand des Kunstauges schiebt, worauf man denselben hervorzieht. Vgl. Ritterich, Das künstliche A., Leipz. 1852. Künstliche A.n nennt man auch optische Vorrichtungen, welche dazu dienen, den Bau des A.s, seine Einrichtungen ꝛc. zu erklären, sogenannte Augenphantome.

Augeas, s. v. a. Augias.

Augenausstechen, alte, barbarische Strafe, welche selbst bei den gebildetsten Völkern des Alterthums und des Mittelalters üblich war. In der Bibel wird es als Strafe, welche die Philister an Simson nahmen (Richter 16, 21), angeführt; auch war es nach dem Recht der Wiedervergeltung aus dem mosaischen Strafgesetzbuche nicht ausgeschlossen (2. Mos. 21, 24). Die Griechen straften damit Ehebruch, Tempelraub und die vorsätzliche, einem Andern zugefügte Beraubung des Gesichtes, die Westgothen das Abtreiben der Kinder, die Longobarden den Diebstahl. Nach späterem deutschen Recht wurde die Strafe auf Meineid, Verrätherei und andere schwere Verbrechen verhängt. Die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. gedenkt ihrer noch in bestimmten Fällen des Diebstahls.

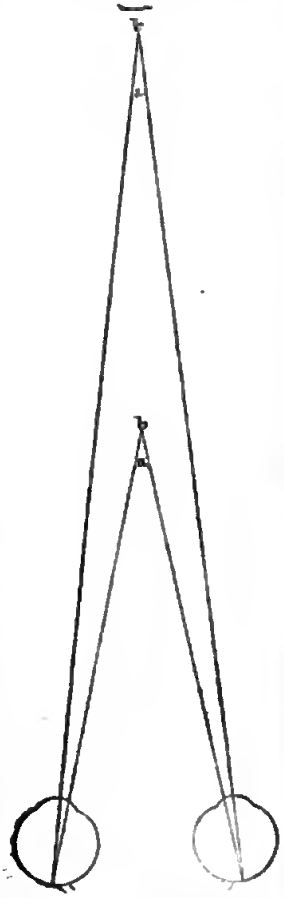
Augenaxe, (Sehaxe, optische Axe), die Verlängerung der Linsenaxe des Auges nach vorn der Hornhaut zu u. nach hinten auf die Netzhaut, hat 10² bis 11 Linien Länge. Die beiden Punkte, wo diese Axe die Oberfläche des Augapfels schneidet, werden Pole genannt; der vordere Pol a (s. Fig. 1.) liegt in der Mitte der Hornhaut, der hintere Pol e trifft den gelben Fleck (s. Auge). Die optische Axe ist zugleich Hauptaxe 1, 1, 1, gegenüber den Nebenaxen 2, 2, 2, 3, 3, 3, womit man Linien bezeichnet, welche man sich von leuchtenden Punkten A B aus, die in einiger Entfernung von der optischen Axe liegen, durch die Mitte der Linse nach der entgegengesetzten Seite, also im Auge auf den Hintergrund a b gezogen denkt. Soll recht deutliches Sehen eines Punktes Statt finden, so muß die Richtungslinie mit der Hauptaxe zusammenfallen; sind die Gegenstände aber in einiger Entfernung von der Hauptaxe befindlich, so werden sie undeutlich gesehen.

Fig. 1.



Wir sind deshalb genöthigt, soll ein Körper von irgend erheblicher Ausdehnung genau gesehen werden, die optische Axe nach und nach auf alle Punkte desselben zu richten. Die Richtungslinien (also die Haupt- u. Nebenaxen) gehen alle durch den Kreuzungspunkt c, welcher zwar nicht vollkommen, aber doch nahezu mit dem Drehpunkte des Auges zusammenfällt u. nicht weit hinter der Krystalllinse f liegt

Fig. 2.



Bei dem gewöhnlichen gemeinschaftlichen Sehen mit zwei Augen treffen sich die optischen Axen beider Augen in dem fixirten Punkte, dem Kreuzungspunkt der Sehaxen b (s. Fig. 2.) u. bilden dadurch zwischen sich einen Winkel, Konvergenzwinkel d, welcher größer ist, wenn der fixirte Punkt unserem Auge nahe liegt, kleiner, wenn derselbe weiter hinausrückt. Die Konvergenz der Sehaxen, d. h. die Neigung derselben gegen einander, nimmt mit der Entfernung des Gesichtsobjekts stetig ab, so daß die Sehaxen immer mehr parallel laufen, bis sie beim Sehen in unendliche Ferne als parallel angenommen werden können. Außer dieser optischen Axe spricht man auch von einer Sehnervenaxe, u. man versteht unter dieser eine Linie, welche von der Mitte der optischen Pupille (s. Auge) gegen die Mitte der optischen Axe gezogen wird. Sie schneidet diese in einem Winkel von 20°; ihre Verlängerung nach vorn trifft die Hornhaut im äußeren Drittheil, $1\frac{1}{2}$ Linien von dem vordern Pole entfernt. Ganz ebenso weit ist das hintere Ende dieser Sehnervenaxe von dem hinteren Pole (der macula lutea) entfernt. Ueber Drehungs- und Bewegungsaxen s. Auge.

Augenblick, die Zeit, binnen welcher beim gewöhnlichen Blinzeln die Augen geschlossen sind. Da die Eindrücke der Gegenstände auf die Netzhaut noch einige Zeit währen, nachdem sie nicht mehr gesehen werden, so sind wir uns der Dauer eines A.s in der Regel gar nicht bewußt. Daher A. s. v. a. Zeitraum von unmerklich kleiner Ausdehnung.

Augenbutter (gramia, lemositas), eine zähe, gelbliche Substanz, welche in den Augenwinkeln mancher, besonders jüngerer Personen beim Erwachen des Morgens erscheint u., wenn sie vertrocknet, eine klare Kruste bildet, welche sich auch noch am Tage bemerklich macht. Wo sie sich fortdauernd zeigt, entsteht sie durch Krankheit der Schleimdrüsen der Caruncula lacrymalis. Auch bei andern akuten u. chronischen Uebeln, besonders bei kachektischen Personen kommt sie zuweilen vor. Bei Pferden, Hunden ꝛc. ist sie Zeichen eines krankhaften Zustandes. Auswaschen mit lauem Wasser leistet oft gute Dienste.

Augenentzündung, s. Aegyptische Augenentzündung und Ophthalmie.

Augenglas, 1) konkav oder konvex geschliffenes Glas, welches zum besseren Sehen oder auch zur Konservirung u. Stärkung des Sehvermögens dient, also ein Brillenglas, s. Brille; — 2) Okularglas, in Fernröhren u. Mikroskopen das dem Auge zunächst befindliche Glas.

Augenheilkunde (Ophthalmiatrik), eine besondere Abtheilung der Heilkunde, in fofern die Augenkrankheiten nicht nur an und für sich eigenthümlicher Art sind, sondern zu ihrer Untersuchung und Behandlung, namentlich auch zu den hier so häufig nöthigen Operationen besondere Kenntnisse und Geschicklichkeiten gehören, welche gut eingelernt und durch ununterbrochene Uebung gepflegt sein wollen. Die ersten Spuren von Augenärzten finden sich unter den Aegyptern. Die Lage ihres Landes, ihr Klima und ihre Lebensart, besonders aber die häufigen Ueberschwemmungen des Nils waren den Augen nachtheilig und veranlaßten die hartnäckigsten Krankheiten derselben, Krankheitsformen, welche sich Jahrhunderte und Jahrtausende in diesem Lande erhalten haben und noch in unsern Tagen dort herrschend gefunden werden. Die Aegypter mögen dadurch wohl am frühesten veranlaßt gewesen sein, der A. eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und ihre Augenärzte, von denen uns indeß die Geschichte keinen Namen aufbewahrt hat, waren im Alterthum berühmt. Aus der griechischen Geschichte sind uns dagegen bedeutendere Nachrichten erhalten. Chiron, der 1270 Jahre vor Christi Geburt bereits als Wohlthäter des Menschengeschlechts verehrt wurde, wird auch in der Behandlung von Augenkrankheiten gerühmt, und von Aeskulap, seinem Zöglinge, erzählt man, daß er Blinde geheilt habe, welche man allgemein für unheilbar hielt. Aus jener Periode haben sich die ersten Nachrichten von Operationen erhalten, welche an den Augen verrichtet wurden. Von Apollonius wird z. B. erzählt, daß er einem Kranken ein Auge, welches er durch eine Operation zu heilen versuchte, ausgestochen habe. Auch kamen zu dieser Zeit besondere Augenmittel in Aufnahme, und man hatte die Gewohnheit, die wirksamsten Mittel den Tempeln zu weihen, in denen sie, nebst der Vorschrift zu ihrer Bereitung, an den Thüren oder Säulen angebracht wurden, damit ihr Nutzen allgemein verbreitet würde. Democritus empfahl die Galle der Hyäne gegen Augenkrankheiten. Critobolus heilte den König Philipp von Macedonien, welcher durch einen Pfeil am Auge verwundet war. Diocles und Erisistratus waren in der Heilung der Augenkrankheiten berühmte Männer. Bei der Trennung der Chirurgie von der Medicin in Alexandria geschieht zuerst der Augenärzte, d. h. solcher Aerzte, welche sich ausschließlich mit Augenkrankheiten beschäftigten, Erwähnung. Der erste griechische Arzt, welcher über Augenkrankheiten geschrieben hat, ist Hippocrates. Ausführlicher als Hippocrates, und mit Benutzung der Alexandriner, hat Cel-

fus über Augenkrankheiten geschrieben. Zu Galens Zeiten fing die A. bereits wieder an zu sinken. Es entstanden kleinliche Spaltungen in der Medicin, wodurch sich Augen-, Ohren-, Zahn- und Bruchärzte bildeten. Unter den späteren griechischen Aerzten zeichnen sich Aëtius und Paul von Aegina durch ihre Leistungen in der A. aus. Beide haben die Augenkrankheiten vortrefflich in ihren Werken abgehandelt. Bei den Arabern finden wir die A. in den Händen der Chirurgen; sie sind daher nicht sowohl als Augenärzte, sondern vielmehr als Augenoperateure ausgezeichnet. Von ihnen wurde bereits das glühende Eisen bei der Behandlung von Augenkrankheiten angewendet. Ausgezeichnet unter ihnen sind besonders Avicenna, Avenzoar und Abulkasem, deren Schriften auch besonders beachtenswerth sind. Mit dem Verfalle der arabischen Chirurgie sank auch die A., und nun begann die traurigste Periode derselben im Mittelalter. Von den Aerzten verachtet, weil diese das Studium derselben für unwürdig hielten, kam sie in die Hände der Chirurgen; diese, welche größtentheils aus unwissenden Routiniers bestanden, die, in den Barbierstuben erzogen, gleich chirurgischen Handlangern ihr Fach handhabten, benutzten die A. zu lukrativen Spekulationen. Von einer rationellen Behandlung der Augenkrankheiten war nicht mehr die Rede, desto mehr aber vom Staarstechen. Marktschreier durchzogen das Land und boten den Blinden und Gläubigen ihre Dienste an. Wie in unsern Tagen noch die Zahnheilkunde, so wurde damals die A. geübt, und oft gingen beide Hand in Hand. Dies Unwesen der Staarstecherkunst, bei gänzlicher Vernachlässigung der A., wurde während des 16.—17. Jahrhunderts fast durch ganz Europa getrieben. Erst im 18. Jahrhundert fing man an, wieder einige Aufmerksamkeit auf die A. zu verwenden; hier und da fingen Aerzte von Neuem an, sich des Auges anzunehmen und den Krankheiten desselben eine besondere Berücksichtigung zu schenken. Maitre-Jean in Frankreich war einer der Ersten, welcher sich in dieser Beziehung auszeichnete und manchen glücklichen Kunstgriff in der Kur der Augenkrankheiten ausübte. Boerhave erwarb sich zuerst das große Verdienst, die Augenkrankheiten systematisch geordnet und beschrieben und auf eine rationellere Weise abgehandelt zu haben. Seinen Zeitgenossen aber schien das Dat Galenus opes zu wohl zu behagen, u. Boerhave's Prälektionen hatten noch nicht allgemein den Erfolg, die marktschreierischen Staarstecher zu vertreiben, welche noch bis gegen das Ende des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts ihr Unwesen trieben. In Frankreich machte die A. zuerst erfreulichere Fortschritte. St. Yves, Gendron, Pouteau, Janin sind Männer, welche sich große Verdienste um diesen Zweig des Wissens erworben haben; sie suchten die wahre Natur der Krankheiten zu erforschen und machten in ihrer Kur durch glückliche Kunstgriffe bedeutende Fortschritte, weshalb ihre Schriften von gediegenem Werthe für den Augenarzt bleiben. Allein bei der großen Neigung dieser Nation für alles Technische erhielt die A. bald eine zu mechanische Tendenz, und es waren vorzüglich die Augenoperationen, welche später die französischen Aerzte beschäftigten. In Deutschland blieb die A. lange zurück; Bartisch, Schurig, Widemann waren mehr Augenoperateure als Augenärzte; auch wurde Deutschland bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von italienischen und französischen Aerzten durchzogen, welche im Lande den Staar stachen. Wenngleich indeß Deutschlands Genius erst spät für diesen Zweig der Heilkunde erwachte, so war er es doch gerade, der ihn auf einen dieser Doktrin würdigen Standpunkt erhoben hat. Barth in Wien, der Lehrer Beers, Ad. Schmidts, le Febure's und vieler anderer ausgezeichneten Männer, und Richter in Göttingen gaben hierzu den ersten Impuls, und der Letztere erwarb sich vorzüglich dadurch ein großes Verdienst, daß er die A. wieder der Medicin, als einen ihr integrirenden Theil, und das Studium und die Pflege derselben den Aerzten zurückgab. Jetzt, nachdem der Sinn für diese Doktrin einmal geweckt war, übernahm unser Vaterland die Pflege derselben mit allem der Nation eigenthümlichen Ernst und Eifer, und so finden wir besonders das Ende des vorigen und den Anfang dieses Jahrhunderts in erfolgreicher Thätigkeit. Richters Beispiele folgten Conradi, Kortum, Arnemann u. A.; ganz vorzüglich aber waren es J. A. Schmidt, Himly und Beer, welche zum Aufblühen der A. in Deutschland thätig und erfolgreich wirkten. In Göttingen wurde unter Richters Leitung in Verbindung mit der chirurchischen Klinik eine Augenklinik errichtet, nach deren Vorbild ähnliche Anstalten fast auf allen wichtigeren Universitäten Deutschlands ins Leben gerufen wurden. Indeß ward in diesen Anstalten die A. als ein der Chirurgie untergeordneter Zweig betrachtet und behandelt. Die erste ausschließlich für A. bestimmte Klinik entstand durch Beers Bemühungen in Wien. Später erhielt Wien eine zweite Augenklinik unter Jägers Leitung. Aehnliche Anstalten bestehen in Prag, Petersburg und Moskau. Durch Rusts Bemühungen, welcher die Grundsätze der wiener Schule nach Preußen verpflanzte und hier den Sinn für diesen so wichtigen Zweig der Heilkunde weckte, besteht seit längerer Zeit unter Jüngkens Leitung auch in Berlin eine Klinik, welche, ausschließlich der A. gewidmet, reich ausgestattet ist und sich eines erfolgreichen Gedeihens erfreut. In Italien zeichnete sich in der letzten Zeit auf dem Gebiete der A. nur Scarpa aus; allein seine bedeutenden Leistungen fanden in seinem Vaterlande eine weniger allgemeine Theilnahme als im Auslande, daher auch noch gegenwärtig die A. in Italien auf keiner besonders hohen Stufe steht. Nur in Neapel geschah Einiges durch Quadri's Bemühungen, eines Schülers Beers und in Wien gebildet. Auch in Padua und Pavia sind besondere Lehrstühle für A. errichtet, ohne aber bis jetzt erhebliche Resultate geliefert zu haben. Was Frankreich in der neuern Zeit im Gebiete der A. geleistet hat, ist unbedeutend; die neueren Schriftsteller, unter denen vorzüglich Wenzel und Demours genannt zu werden verdienen, erheben sich wenig über das Gewöhnliche, jedoch fängt man jetzt an, die besseren deutschen Werke ins Französische zu übersetzen. Guillet, Augenarzt an der Blindenanstalt in Paris, hat in seinem Journal manche Auszüge aus deutschen Schriften mitgetheilt. Mit größerem Enthusiasmus und glücklicherem Erfolge betreiben dagegen die Engländer gegenwärtig das Studium der A.; sie sind mit den Leistungen in Deutschland vertraut und haben in

London und Edinburg vortreffliche Anstalten für Augenkranke. Vorzüglich haben sie sich um das Studium der Ophthalmopathologie verdient gemacht. Ausgezeichnet unter ihnen erscheinen Saunders, Travers, Ware, Wardrop, Guthrie, Mackenzie u. A. Außerordentliche Fortschritte aber hat die A. in der neuesten Zeit gemacht, und zwar ist dies hauptsächlich das Verdienst der Physiologen, welche sich eingehender mit der Physik des Auges beschäftigten. Denn die Kenntniß einer Reihe innerer Augenkrankheiten war bis auf einen Punkt angekommen, wo für längere Zeit hinaus eine Grenze für deren weitere Ausbildung gesteckt zu sein schien. Da machte Helmholtz 1851 die hochwichtige Erfindung des Augenspiegels (s. d.), und damit war das Mittel gefunden, die bis jetzt so dunklen, nur hypothetisch erschließbaren krankhaften Veränderungen der tieferen Augengebilde (der brechenden Medien und der Netzhaut) genau zu erkennen und diejenigen Heilwege zu finden, welche dem jeweiligen nun viel strenger unterscheidbaren Leiden entsprechen. Die pathologische Anatomie des Auges ist namentlich durch Arlt sehr gefördert worden. Die Technik der verschiedenen Operationen hat eine hohe Vollendung erreicht; neue Operationsweisen sind eingeführt worden, und alles dieses zusammengenommen hat die A. zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit emporgebracht. Unter Denen, deren Verdienst dies ist, ragen in der Gegenwart in Deutschland vor Allen Arlt, von Gräfe und Donders hervor: der erste als vortrefflicher Operateur und Forscher auf dem bisher sehr vernachlässigten Gebiete der pathologischen Anatomie des Auges, der zweite als genialer Erfinder mehrer für das Auge lebensrettenden Operationen, der letztere als regsamster Förderer der physikalisch-medicinischen Seite der Ophthalmiatrik. Neben diesen glänzen insbesondere noch Ruete, Jäger, Stellwag, Pilz, Schauenburg, Liebreich, Hasner, A. Gräfe, Pagenstecher und Andere, theils als berühmte Lehrer der A., theils als Vorsteher sehr gesuchter Augenheilanstalten, welche jetzt zum Nutzen und Frommen der augenleidenden Menschheit an vielen Orten Deutschlands von Specialisten errichtet worden sind und von denen wir außer der größten Privataugenheilanstalt, der von Gräfe in Berlin, nur die in Wiesbaden, Darmstadt, Ludwigsburg ꝛc. nennen wollen. Die Literatur der Geschichte der A. bis 1845 s. Ruete, Lehrbuch der Ophthalmologie, Braunschweig 1845, S. 804.

Augenheilmittel, vorzugsweise die örtlich auf das Auge angewendeten arzneilichen Mittel. Die Form derselben ist verschieden: Man wendet sie an als Augenwasser (collyrium), und zwar als Ueberschläge, als Waschwasser, als Augentropfen und als Augenpinselwasser. Die Ueberschläge (Fomente) wählt man bei Leiden der Augenlider und deren Ränder, bei Krankheiten der Bindehaut und des Augapfels, bei sehr starken Absonderungen entzündlicher Natur und gebraucht dazu am besten leinene Kompressen. Sie werden entweder kalt, oder warm angewendet, das erste, um einen abnormen Hitzegrad zu vermindern, das zweite, um erweichend auf Geschwülste und trockene Eiterkrusten zu wirken, oder um die Aufsaugung zu befördern. Die warmen Umschläge wirken namentlich bei gewissen Hornhautleiden, wo die gehörige Thätigkeit zur Bildung neuen Gewebes nicht recht vor sich geht. Gräfe hat in neuester Zeit der mehr und mehr verpönten Anwendung lauwarmer Umschläge wiederum das Wort geredet und ganz bestimmte Anzeigen dafür aufgestellt. Man bedient sich entweder des lauwarmen Wassers, oder der Aufgüsse von Malven, Kamillen ꝛc. Sehr schädlich können dieselben aber wirken bei der Augenentzündung der Neugebornen (s. Augenpflege), wo man sie zuweilen von unkundigen Wartfrauen anwenden sieht, indem dadurch der ohnehin zerstörende Charakter dieser Entzündung nur noch verschlimmert wird. Die Augenfomente können aber auch Auflösungen von arzneilichen Stoffen enthalten und fallen dann in ihrer Wirkung mit den Augenwaschwassern zusammen, nur daß diese vorübergehender wirken. Als Augendouche wurden solche Wasser schon in früherer Zeit angewendet, und das Augenbad war schon den Römern bekannt. Weder dieses, noch die Einspritzungen mittelst einer Spritze sind aber anzurathen, indem das Augenbad durch die geneigte Haltung des Kopfes leicht Blutandrang nach dem Auge hervorrufen kann, letztere durch ihren Reiz schaden. Am besten bedient man sich wiederum leinener Kompressen, welche man in die Flüssigkeit eintaucht und öfter sanft über die geschlossenen Lider wegstreicht. Das Ausspritzen der Augen, welches noch heute von einzelnen Augenärzten angerathen wird, namentlich um die reichlichen Absonderungen bei der Augenentzündung der Neugebornen abzuspülen, ist für die Umgebung, wie für den Einspritzenden sehr gefährlich, indem kleine Theilchen des ansteckenden Eiters umhergeschleudert werden und dadurch in gesunde Augen gerathen können. Die Augentropfen sind in der Regel Auflösungen von Substanzen, welche reizend wirken sollen. Sie sollen aber nicht stärker sein, als um höchstens 10 Minuten lang eine lästige Empfindung von Brennen im Auge hervorzurufen. Sie werden, da sie sehr leicht eine zu starke Wirkung, namentlich auf den Augapfel hervorrufen, von den Augenärzten nicht mehr so häufig als früher verordnet. Am häufigsten wendet man diese Form behufs der Erweiterung der Pupille an, um dann entweder das Auge besser untersuchen zu können, oder um Verwachsungen der verengerten Pupille bei Entzündungen der Regenbogenhaut zu verhüten, oder um überhaupt bei Entzündung der innern Gebilde des Augapfels schmerzstillend und beruhigend zu wirken. Die Quantität dieser Augentropfen beträgt immer nur einige Quentchen, und es geschieht die Eintropfung auf die Weise, daß der Kranke entweder horizontal liegt, oder den Kopf stark rückwärts biegt, damit man einige Tropfen in die Augenlidspalte träufeln könne, oder indem man einen Pinsel füllt und sanft durch das Auge hindurchstreicht. Nach der Anwendung muß das Auge einige Zeit geschlossen bleiben, damit das Mittel in allenfallsige Berührung mit der Oberfläche des Auges komme. Am gebräuchlichsten sind heut zu Tage die Augenpinselwasser, Auflösungen ätzender, reizender Mittel in verschiedener Quantität, je nach Bedarf, welche mittelst eines Pinsels gewöhnlich auf die umgestülpten Augenlider aufgetragen werden. Sollen dieselben den Augapfel gar nicht berühren, was bei stärkeren Lösungen (z. B. von Höllenstein) der Fall ist, so spült man nach geschehener Bepinselung das Ueberflüssige

mit Salzwasser oder purem Wasser sorgfältig wieder ab und läßt dann erst die Lider in ihre ursprüngliche Lage zurückweichen. Die Wiederholung der Einpinselungen richtet sich nach dem Reize, den die frühern hervorgerufen. Augenwasser werden als Geheimmittel tagtäglich in öffentlichen Blättern gegen alle möglichen Augenübel empfohlen. Nichts ist aber gefährlicher, als sich, ohne den Rath eines Augenarztes einzuholen, solcher gepriesenen Augenuniversalmittel zu bedienen. Jeder einigermaßen mit Augenübeln beschäftigte Arzt kennt die nachtheiligen Folgen ihrer Anwendung. Oft ist die Röthe der äußeren Augengebilde nur sekundär, und das ursprüngliche Uebel sitzt tiefer in der Regenbogenhaut ꝛc., oder es ist ein fremder Körper, welcher in der Hornhaut, oder unter dem Augendeckel hastet, die Ursache der entzündlichen Reizung. Werden nun solche mehr oder weniger reizende Augenwasser, wie z. B. das rommershausensche, angewendet, so steigt die innere, meist schleichende, nicht immer schmerzhafte Entzündung oft zu einer Höhe, die selbst die kunstgerechteste Behandlung zu Schanden macht, und der Verlust des Auges, oder wenigstens des Sehvermögens ist die traurige Folge. Die arzneilichen Stoffe, welche in den Augenwassern gelöst enthalten sind, müssen sich vollkommen auflösen, die Lösung muß klar und dünn sein und ohne Rückstand. Am besten bedient man sich zur Auflösung des destillirten, selten eines aromatischen Wassers. Am gebräuchlichsten unter diesen war ehemals das Rosenwasser. Früher setzte man den A.n schleimige Mittel zu, weil man dadurch eine mehr allmählige und länger fortgesetzte, aber mildere Wirkung zu erhalten glaubte. Zu diesen Zusätzen wählte man in der Regel Quittenkernschleim, oder Gummi arabicum. Aufgüsse und Abkochungen, Lösungen von Extrakten ꝛc. müssen mit besonderer Aufmerksamkeit bereitet und filtrirt werden, damit die harzigen Bestandtheile entfernt werden. Die zweite Form der Augenmittel ist die **Augensalbe** (unguentum ophthalmicum), welche ebenfalls sehr häufig angewendet wird, besonders deshalb, weil sie viel eingreifender und nachhaltiger wirkt, als das Augenwasser. In der Regel sind es mehr die chronischen Uebel der Augenlider und der Bindehaut, wo Augensalben angezeigt sind, doch sind sie auch bei heftigem Reizzustande bei der sogenannten phlyktänulären Ophthalmie oder skrophulösen Augenentzündung von der besten Wirkung. Bisher wurden verschiedene Fettarten, am häufigsten das reine Schweineschmalz, als Constituens benutzt, neben diesem frische Butter und das Fett der Kakaobohnen, das sogenannte Butyrum Cacao. In der heißeren Jahreszeit und wenn schwerere Metallsubstanzen, z. B. Quecksilberoxyd, in die Salbe gemischt werden, setzt man etwas weißes Wachs zu, was aber im Winter nicht nöthig ist. Der Mißstand bei den Salben ist bisher immer das Ranzigwerden des Fettes gewesen, wodurch die arzneilichen Substanzen in denselben sich zersetzen und dann einen schädlichen Reiz ausüben. Man hat deshalb auch immer nur sehr kleine Dosen verordnet; aber trotzdem verdarb die Salbe. Dem ist nun durch die Erfindung des Apothekers Simon in Berlin abgeholfen, indem derselbe das an der Luft nicht oxydirende Glycerin dazu verwendet. Man nimmt 5 Theile ganz reinen, wasserfreien Glycerins zu 1 Theil Stärkmehl. Das Amylum quillt in dem erwärmten Glycerin stark auf und ertheilt letzterem ganz n. gar die Konsistenz der Fette, ohne der wechselnden Temperatur in gleicher Weise unterworfen zu sein. In dem Glycerin lösen sich eine Menge Stoffe, welche sich in Fetten nur fein zertheilen lassen, und wegen dieser Löslichkeit ist auch ihre Wirksamkeit um so größer. Bei der Bereitung der Augensalben bedarf es ganz besonderer Sorgfalt von Seiten der Apotheker. Damit die wirksamen Stoffe möglichst gleich vertheilt werden, muß die Salbe längere Zeit abgerieben werden. Man reibt die Salben bei ihrer Anwendung mit dem Finger in die Augenlider und deren Ränder ein, oder man streicht eine linsengroße Menge mittelst eines stumpfen, glatten Instruments zwischen die Augenlider und das Auge ein; Andere bedienen sich hierzu der Haarpinsel. Auch Salben werden an vielen Orten als Geheimmittel an Augenleidende verabreicht; es gilt von ihnen dasselbe, was wir von den Augenwassern gesagt haben. **Augenpulver**, früher in viel ausgedehnterem Maße gebräuchlich, werden jetzt nur noch in wenigen Fällen, hier aber mit entschiedenem Erfolge angewendet. Bei gewissen Formen des Bindehornhautexanthems und bei den in Folge von Hornhautleiden zurückbleibenden Trübungen der Hornhaut wird das Kalomel in feinster Pulverform mittelst eines Pinsels in geringer Menge in das Auge geschmiert, so daß nur eine leichte Wolke die Oberfläche bedeckt. Das Auge wird dann eine kurze Zeit geschlossen gehalten. Ein Theil des Kalomels löst sich in der Thränenflüssigkeit auf und wirkt dadurch arzneilich, die Hauptwirkung aber ist, wie vergleichende Experimente nachgewiesen, eine organisch-reizende. In der Neuzeit ist der Bleizucker als Augenpulver von Buys in Aufnahme gebracht worden, vornehmlich gegen die ägyptische Augenentzündung. Die Augenlider, der Sitz dieser Krankheit, werden umgestülpt und das feingepulverte essigsaure Bleioxyd mittelst eines zarten Haarpinsels auf die entzündete rauhe Fläche aufgetragen. Man wartet dann einige Zeit ab, bis das Pulver in der Augenflüssigkeit sich gelöst hat, und spült es dann mit Wasser wieder ab. Die Wirkung des Bleizuckers ist aber nach vielfach angestellten Beobachtungen keine andere, als die anderer Mittel, und hat das Mißliche, daß das sich bildende unlösliche kohlensaure Bleioxyd in den oberflächlichen Schichten der Augenhaut sich festsetzt und als eine härtliche Kruste darin zurückbleibt und sie weiß färbt. Wo das Fett die Haut in der Umgebung des Auges reizte und Röthe und Pustelbildung hervorrief, hat man schon von Alters her die einzureibenden Mittel, z. B. Opium, in Pulverform trocken verwendet und sie dann mit Speichel angefeuchtet um das Auge herum eingerieben. Als sogenannten **Augenspiritus** wendet man aromatische und spirituöse Flüssigkeiten, auch den Salmialgeist an, indem man dieselben um das Auge herum einreiben läßt, oder sie in die hohle Hand einreibt, diese dann vor das Auge hält, um den Dunst auf dieses einwirken zu lassen. Man hat solche Mittel bei Schwächezuständen des Auges, bei Erschlaffung der Bindehaut ohne entzündliche Affektion angewendet.

Augenkrankheiten, alle erworbenen oder angeborenen krankhaften Affektionen des Augapfels, der Bewegungs- und Schutzorgane desselben. Kein Organ ist so zahlreichen Erkrankungen ausgesetzt,

Digitized by Google

als das Auge. Jeder einzelne Theil desselben kann in verschiedener Weise erkranken. Der komplicirte Bau des Auges, die Ernährungseigenthümlichkeiten der einzelnen Gebilde veranlassen die mannichfaltigsten Störungen. Nach Ruete's Beobachtungen sollen die Männer öfter von A. befallen werden, als die Weiber, auch soll sich bei Individuen mit weißem Teint, hellem Haare und blauer Iris eine größere Anlage herausgestellt haben, als bei dunkel Gefärbten. Das Lebensalter zwischen der Geburt und dem zehnten Lebensjahre soll am meisten zu Augenleiden disponiren, u. zwar sind die Kinder am häufigsten zu entzündlichen Affektionen des Auges geneigt, welche Disposition später abnimmt, aber zur Zeit der Geschlechtsentwickelung wieder wächst. Vom 20.—50. Lebensjahre ist die Prädisposition zu A. gering; von da an nimmt sie aber wieder zu, indem jetzt die Linsentrübungen häufiger werden; vom 70.—90. Jahre aber sinkt dieselbe auf Null herab. Auch die einzelnen Gewebe des Auges zeigen eine verschiedene Neigung zur Erkrankung, namentlich ist die Bindehaut der häufigste Sitz von Entzündungen; während die Sclerotica sehr selten erkrankt. Innere Entzündungen, z. B. der Regenbogenhaut und des Ciliarkörpers, ziehen stets auch eine mehr oder weniger heftige Affektion der Bindehaut nach sich, während Linsentrübungen und manche Erkrankungen der Netzhaut entstehen, ohne daß man an den übrigen Augengeweben eine krankhafte Veränderung bemerkt. Es ist dabei nur die Funktion des Auges gestört. Die A. entzündlicher Natur erreichen oft sehr schnell einen hohen Grad, und in kürzester Zeit kann das Auge verloren gehen. Namentlich haben eindringende Verletzungen ohne schnellste Hülfe oft raschen Verlust des Sehvermögens zur Folge. Ob sich gewisse Krankheitsprozesse des Gesammtorganismus mit besonderer Vorliebe am Auge lokalisiren, ist eine Hypothese, welche viele Anhänger, aber auch viele Gegner hat. Die namhaftesten Augenärzte haben sich gegen die Specificität der A. ausgesprochen. Es ist diese Frage für die Praxis deshalb von großem Belang, weil man sich früher scheute, z. B. eine sogenannte strophulöse Augenentzündung örtlich zu behandeln, indem man der Ansicht war — u. dieses Vorurtheil herrscht noch heutigen Tags unter Aerzten und Laien zum Nachtheil des Kranken —, man könne durch Heilung der örtlichen Krankheit ein allgemeines Leiden, ein Leiden eines inneren Organs hervorrufen, oder ein vorhandenes steigern. Gräfe und Andere aber haben längst diese Vorurtheile fallen lassen, und zwar nur zum Nutzen und Frommen ihrer Patienten. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht neben unerläßlicher Lokalbehandlung auch eine entsprechende allgemeine Behandlung Platz greifen solle. Namentlich kann ein richtiges allgemeines Regime von großem Nutzen sein. Pilz theilt die A. ein in: 1) entzündliche Ernährungsstörungen des Augapfels, seiner Häute und Schutzorgane; 2) nichtentzündliche Ernährungsstörungen desselben: 3) Circulationsstörungen u. Blutaustretungen im Auge; 4) Wunden u. Verletzungen anderer Art; 5) Lageveränderungen einzelner Theile des Augapfels und der Augenlider; 6) Störungen der akkommodativen Thätigkeit; 7) Störungen in der Bewegungssphäre des Auges; 8) Störungen der sensoriellen und sensitiven Sphäre; 9) angeborene Bildungsfehler des Auges. Die Literatur über A. ꝛc. ist sehr reich. S. dieselbe bis 1845 in Ruete's Lehrbuch der Ophthalmologie, Braunschw. 1845, S. 800—804, von Neueren noch Demours, Handbuch der Augenheilkunde, deutsch umgearbeitet u. erweitert von E. Seitz und Blattmann, Erlangen 1852; Pilz, Lehrbuch der Augenheilkunde, Prag 1859; Arlt, Krankheiten des Auges, 3 Bde., 5. unveränd. Abdruck.

Augenmaß, die Schätzung eines Größenverhältnisses nach dem Ansehen. Es kommt dabei vorzüglich auf richtige Schätzung der Längen von Linien und der Größe von Winkeln an. Man hat dabei vornehmlich Folgendes zu berücksichtigen: 1) Man stelle sich wo möglich so, daß man die zu beurtheilende Linie unter einem rechten Winkel erblickt, nicht in ihrer Verlängerung, wo sie kurz erscheint. 2) Die Distanz zwischen zwei erleuchteten Punkten stellt sich größer, als sie wirklich ist, die Entfernung zwischen zwei dunkeln dagegen kleiner dar. 3) Auch Krümmungen lassen eine Linie dem Auge scheinbar kürzer erscheinen. 4) Beim Hinaufsehen in eine Höhe scheint ein Gegenstand uns näher als beim Herabsehen von derselben Höhe, eine Thatsache, die man beim Abschätzen von steilen Bergeshöhen oder Thürmen in Anschlag bringen muß. 5) Winkel lassen sich am bequemsten beurtheilen, wenn sie in horizontaler Ebene vor uns liegen. Höhenwinkel bestimmt man von unten hinauf gewöhnlich zu groß, von oben herab zu klein; daher erscheinen Höhen (schiefe Ebenen) beim Hinaufsteigen meist zu groß, beim Herabsteigen zu klein; eben deswegen u. aus dem unter 1) angegebenen Grunde kommen uns ansteigende Straßen von einem in ihrer Verlängerung gelegenen Punkte steiler vor, als sie in Wirklichkeit sind. 6) Spitze Winkel sind leichter zu schätzen als stumpfe. 7) Flächen, die beim kleinsten Umfang den größten Raum einschließen (kreisförmige und quadratische), erscheinen uns kleiner, als solche, die, bei gleichem Inhalt, eine größere Begrenzungslinie und mehr Umfangswinkel haben. 8) Ein dunkler Gegenstand auf hellem Grunde erscheint, aus dem unter 2) angegebenen Grunde, kleiner, als ein heller auf dunklem Grunde. Daher stellen sich große Teiche, Seen, auch blühende Rapsfelder ꝛc. größer dar, als festes Land und dunkler Boden von demselben Flächeninhalt, besonders [nach 7)], wenn sie sich sehr in die Länge ziehen. Ein weißer Kreis auf schwarzem Grunde erscheint, von einiger Entfernung aus gesehen, etwa um $^1/_{33}$ größer, als ein schwarzer auf weißem Grunde, wenn beide mit derselben Zirkelöffnung geschlagen sind. Uebung des A.es ist für viele Künstler und Techniker, besonders Architekten, Zeichner, Bildhauer, Modelleurs, Gärtner, Maurer, Fleischer von höchster Wichtigkeit.

Augenpflege (Augendiätetik), im Allgemeinen diejenige nicht arzneiliche Behandlung des Auges, welche geeignet ist, nicht nur das Sehvermögen zu erhalten und zu stärken, sondern überhaupt das Wohlbefinden des Auges, seiner Bewegungs- und seiner Schutzapparate möglichst vollständig zu bewahren. Das Mitleiden, welches wir mit dem Blinden fühlen, regt unsere tiefsten Gefühle an. Aber nicht nur völlige Erblindung ist es, was den Menschen zum Gegenstand unseres innigsten Bedauerns macht, schon „eine mehr oder weniger erhebliche Beschränkung des Sehvermögens greift aufs Empfindlichste in das Lebensglück des Einzelnen ein",

sagt Arlt in seiner vortrefflichen Abhandlung über A., welcher wir größtentheils das Nachfolgende entnehmen.

Das Auge bedarf einer besonders aufmerksamen und seiner ihm allein zukommenden Funktion, der Aufnahme der Lichtstrahlen, entsprechenden Berücksichtigung im gesunden wie im kranken Zustande. Nicht daß wir dasselbe als ein von dem übrigen Organismus abgesondertes, von den in diesem vorgehenden Prozessen ganz unabhängiges Organ betrachtet wissen wollen (ein Vorwurf, welcher mit Unrecht den verdientesten Augenärzten der Neuzeit gemacht worden), im Gegentheil, das Auge nimmt gar häufig Theil an allgemeinen Krankheitszuständen, z. B. an der Syphilis, an der skrophulösen Körperbeschaffenheit ꝛc., und es muß dann auch eine entsprechende allgemeine Behandlung eintreten; das Auge ist aber ein so wunderbar konstruirtes, nach so besonderen Gesetzen eingerichtetes Organ, das so häufig nur für sich erkrankt, daß es nothwendig ist, demselben von Kindheit an die sorgsamste Behandlung angedeihen zu lassen. Schon von dem Augenblicke an, wo der Mensch geboren wird, wird das Auge oft genug auf die verkehrteste und geradezu nachtheiligste Weise behandelt; es ist nur zu bewundern, daß nicht noch häufiger, als es der Fall ist, das Sehvermögen gestört wird. Das neugeborne Kind sieht zwar noch nicht, es lernt die Gegenstände erst nach Wochen fixiren und nur ganz allmählig von einander unterscheiden, dennoch ist sein Auge gegen stärkeren Lichtreiz sehr empfindlich. Es muß deshalb auch alle grelle Lichteinwirkung auf der Neugeborenen Augen vermieden werden. Das Licht soll zwar niemals vollkommen abgesperrt, sondern nur gemäßigt u. namentlich ein schneller Wechsel zwischen Licht u. Dunkel vermieden werden. Man verhülle deshalb das Fenster nicht mit dunklen, undurchdringlichen Tüchern, sondern am besten mit einem matt blaugefärbten Vorhange und nur, wenn die Sonne ans Fenster scheint, etwas dichter. Die Wiege des Kindes stellt man am besten so, daß das Licht von der Seite einfällt, nicht von oben. Auch Kerzen- und Lampenlicht dürfen nicht zu nahe an die Augen gestellt werden, um Blendung zu verhüten. Die zweite Sorge betrifft die strengste Reinigung der Augen, welche stets mit reinem Brunnenwasser vorzunehmen ist, wozu man sich eines für das Gesicht eigens bestimmten Schwämmchens oder eines zarten Leinwandläppchens zu bedienen hat. Man habe dabei sorgfältig Acht, ob sich stärkere Schleimabsonderung einstellt, ob die Augenlider im Schlaf verkleben, sich röthen, anschwellen, oder ob gar eine eiterartige Absonderung sich zeigt. Ist dies der Fall, so muß die Reinigung nur um so öfter geschehen, u. es darf keine Zeit verloren werden mit allerlei volksthümlichen Mittelchen, als Einspritzen von Kamillenthee, Muttermilch u. dergl., wie es so oft auf den Rath unkundiger und unverständiger Wartfrauen geschieht. Es muß vielmehr sogleich der Rath des Arztes eingeholt werden. Denn die Augenentzündung der Neugeborenen, welche gewöhnlich am dritten oder vierten Tage, selten später eintritt, ist eine der allergefährlichsten Augenkrankheiten und zieht ohne kunstgemäße Behandlung in sehr vielen Fällen in kürzester Zeit den Verlust des Sehvermögens unabänderlich nach sich. Neben den von dem Arzte selbst anzuwendenden Arzneimitteln ist es aber unumgänglich nöthig, daß die Augen Tag und Nacht alle 10—15 Minuten geöffnet und von der eiterigen Absonderung befreit werden. Dazu gehört, daß das lauwarme Wasser (ein Zusatz von Milch ꝛc. ist ganz überflüssig) oft erneuert und auch die hierzu allein zweckmäßigen Leinwandläppchen immer in einem anderen Gefäße nach jedem Gebrauch ausgewaschen oder immer wieder frische dazu verwendet werden. Es versteht sich von selbst, daß das Licht je nach dem Grade der Entzündung mehr gemäßigt werde, daß, wie dies überhaupt für das Gedeihen des Kindes u. auch zur Erhaltung der Gesundheit des Körpers nöthig ist, für fleißige Lufterneuerung gesorgt, Alles aber sorgfältig vermieden werde, was die Luft zu verderben vermag, wie Rauch, Staub, Dunst ꝛc. Die Temperatur des Zimmers soll nie über 15—16° steigen, wenn es möglich ist, aber auch niemals tiefer herabsinken, um Erkältung ebenso wie Erhitzung zu verhüten. Die Augenentzündung der Neugeborenen ist sehr ansteckend; Diejenigen, welche die Augen pflegen, müssen sich deshalb streng hüten, ihre Augen mit dem Schleim oder Eiter der kranken Augen in Berührung zu bringen. Noch längere Zeit, nachdem die Gefahr für das Sehvermögen vorbei ist, muß das für Entzündungen mehr als gewöhnlich empfängliche Auge gehütet werden. Jetzt aber ist der Genuß der frischen Luft ganz besonders vortheilhaft, natürlich stets unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln. Man schütze das kindliche Auge durch einen übergehaltenen Schirm vor dem hellen Himmelslichte, suche mehr schattige Orte auf und vermeide ebenso raschen Temperaturwechsel wie zugige Stellen. Bleiben trübe Stellen der durchsichtigen Augenhäute zurück, so dürfen diese nicht vernachlässigt, selbst wenn Monate darauf gehen, muß deren Beseitigung durch Anwendung entsprechender, von dem Arzte zu verordnender Arzneimittel gefördert werden. Denn geschieht dies nicht, so wird das Auge blöde, schwachsichtig, und die Kinder lernen gern schielen. Im kindlichen Alter aber lassen sich Hornhauttrübungen oft mit leichten Mitteln beseitigen, während später dies entweder nur schwerer, oder gar nicht mehr gelingt. Fängt das Kind nach einigen Wochen an zu fixiren, so bemerkt man, daß sein Auge gern gläuzenden leuchtenden Gegenständen folgt. Werden dieselben zu nahe gehalten, oder so, daß das Kind dieselben nur mit Einem Auge sieht, so kann nach dem Ausspruche sehr erfahrener Augenärzte zuweilen Schielen entstehen. Die Spielzeuge müssen daher in angemessener Entfernung von den Augen gehalten werden. Auch sollte man dieselben nicht zu klein wählen, weil kleine Gegenstände näher ans Auge gebracht werden müssen und dadurch Kurzsichtigkeit entstehen könnte. Bemerkt man eine solche Gewohnheit, so trage man die Kinder fleißig ins Freie, damit sie ihre Augen auf entferntere Gegenstände richten lernen. Es ist überhaupt nicht genug zu empfehlen, die Aufmerksamkeit der Kinder bei Zeiten fleißig auf ferne Gegenstände zu lenken, damit das Auge geübt, der Umfang des Gesichtes gestärkt werde, an Schärfe und Ausdauer gewinne. Arlt empfiehlt als Spielsachen für Kinder: Baumstämme, Thiere, Bäume, und damit zugleich die Beobachtungsgaben und das Augenmaß geschärft werden, sollen die Kinder auf alle Theile ihrer Zusammensetzung, Größe, Farbe ꝛc. aufmerksam gemacht und so gewöhnt werden, jeden Gegenstand in allen seinen Einzelheiten

Digitized by Google

zu erkennen. Den Kopf gewöhne man von der Geburt an daran, jeder Bedeckung entbehren zu können, auch in der frischen Luft, und halte denselben durch kalte Waschungen kühl. Dadurch allein schon wird gar manches Uebel verhütet: Blutandrang nach dem Kopfe, auch Krankheiten der ohnehin bei Kindern sehr stark absondernden Hautschmeerdrüsen, welche sich so oft während, vor und nach der Zahnperiode zu förmlichen Entzündungen steigern. Das Zahnen der Kinder ist nicht Ursache der verschiedenen von den Laien ihm zugeschriebenen Kinderkrankheiten; die Kinder sind nur reizbarer zu dieser Zeit, und daher kommen auch öfter Augenkrankheiten vor, aber nur in Folge der Neigung zu Blutandrang nach dem Kopfe. Besonders häufig ist bei Kindern, welche über die erste Zahnperiode hinaus sind, der Bläschenausschlag, das Exanthem der Binde- und Hornhaut (ophthalmia pustularis, phlyktänuläre Ophthalmie), wobei die Augen sehr empfindlich u. so lichtscheu sind, wie kaum bei irgend einer andern Augenkrankheit, was sich bis zum heftigsten und schmerzhaftesten Lidkrampf steigert, begleitet von außerordentlich starkem Thränenfluß, so daß die Lider, die Wangen, die Nase, die Lippen, mit dem scharfsalzigen Sekret stets befeuchtet, ebenfalls entzündlich anschwellen, wund werden und sich mit Krusten bedecken. Dann laufen die Halsdrüsen an, die Kinder verlieren den Appetit, sind sehr verdrießlich und kommen in der Ernährung immer mehr herunter, so daß sie sehr schlecht aussehen. Solche Kinder, wenn sie es nicht schon sind, werden Das, was man skrophulös nennt. Dies ist der Grund, weshalb man früher diese Augenentzündung geradezu die skrophulöse genannt hat, ehe man den Charakter derselben genauer studirt hatte. Bei genauerer Untersuchung findet man nämlich bei dieser Augenentzündung in irgend einer Stelle der Binde- oder Hornhaut kleine Bläschen, zu denen oft stark ausgedehnte, blutstrotzende Gefäße von allen Seiten in solcher Menge hinziehen, daß das ganze Auge blutroth erscheint. Diese Augenkrankheit oder die Neigung dazu zieht sich oft in die Jahre der Entwickelung hinaus und liefert das größte Kontingent, drei Viertheile aller augenkranken Kinder. Es ist immer gut, wenn man einen sachverständigen Arzt zu Rathe zieht, obgleich die leichteren Formen oft ganz von selbst heilen und deshalb auch zu den besten Heilobjekten für wirksame sympathetische Kuren gehören. Nicht gar selten aber greifen die Bläschen, die meist am Rande der Hornhaut ihren Sitz haben, auf die Hornhaut über und werden dort zu Geschwüren, die sehr in die Tiefe sich ausdehnen. Werden solche Geschwüre nicht sorgfältig vom Arzte behandelt und überwacht, so kann das ganze Sehvermögen verloren gehen, da dieselben leicht platzen und der Inhalt des Auges sich nach außen ergießt. Daß man früher diese Augenentzündung die skrophulöse nannte, wurde schon oben erwähnt. Wenn aber nach dem Zeugnisse v. Gräfe's unter 100 Kindern, welche daran leiden, nur 20 in der That skrophulös genannt werden können, so ist doch wohl anzunehmen, daß Skrophelsucht nicht die Ursache der Krankheit sei. Dieses letztere, früher unter den Kindern noch viel mehr verbreitete Allgemeinleiden ist aber jedenfalls eine sehr schlimme Komplikation, veranlaßt den Uebergang der Bläschen auf die Hornhaut und verlangsamt die Heilung außerordentlich. Bei dieser Krankheit vermag die allgemeine vernünftige Pflege sehr viel. Das Licht, so sehr es auch wegen der überaus großen Empfindlichkeit der Augen gescheut wird, darf nicht ganz vermieden werden; im Gegentheil, man zwinge die Kinder zum Oeffnen der Augen, indem man ihnen allerlei, was sie gern hätten, auch das Essen und Spielzeug nur so reicht, daß sie dabei die Augen aufmachen müssen. Schirme, Verbinden der Augen mit Tüchern ꝛc. muß ganz unterbleiben. Dabei empfehlen sich zweckmäßiger Genuß frischer Luft, leichtverdauliche nahrhafte Kost, Leberthran, auch Bäder mit und ohne Salz, besonders bei Neigung zu Hautkrankheiten, Pflege der Haut ꝛc. Dieses Exanthem der Hornhaut darf nicht verwechselt werden mit den Augenübeln, welche bei den sogenannten akuten Exanthemen der Haut, bei Scharlach, Masern und vornehmlich bei den Blattern das Auge heimsuchen. Bei Masern ist es mehr nur eine verschieden heftige katarrhalische Bindehautentzündung, welche selten gefährlich wird, wobei eine andere Behandlung, als eine diätetische, selten einzutreten braucht; bei den Blattern aber entstehen zuweilen Pusteln auch auf dem Augapfel und erfordern schleunigst ärztliche Behandlung. Daß nach der Genesung die Augen noch einige Zeit vor Anstrengung, besonders mit Lesen, bewahrt werden müssen, versteht sich von selbst.

Eine heilige Pflicht ist den Aeltern u. Lehrern auferlegt, die Augen der Kinder sorgfältig zu überwachen, wenn diese beginnen, ihre Augen zu einer regelmäßigen Beschäftigung zu gebrauchen. Die Kurzsichtigkeit (myopia), die in neuerer Zeit, wie allenthalben geklagt wird, viel häufiger vorzukommen scheint als früher, hat zwar oft genug in dem angeborenen myopischen Bau des Auges ihren Grund, öfter aber ist dieselbe erworben, oder es bildet sich ein niederer Grad zu einem höheren aus, die Folge unzweckmäßigen Gebrauches des Sehorgans ist. Und wo dieses Statt findet, da ist auch Gefahr vorhanden zur Schwachsichtigkeit (amblyopia), welche darin besteht, daß seine Gegenstände auch in der Nähe nicht unterschieden werden können, selbst nicht mit Hülfe optischer Hülfsmittel. Dieses Uebel wird oft mit Kurzsichtigkeit, und zwar deshalb verwechselt, weil die daran Leidenden die Gegenstände sehr nahe zu halten pflegen, um einen größeren Gesichtswinkel zu erhalten. Man nennt diese Kurzsichtigkeit Myopia ex amblyopia, Kurzsichtigkeit aus Schwachsichtigkeit. Vor Allem ist hier zu anhaltendes Lesen zu vermeiden und stets nur ein guter, schöner Druck der Lehrbücher zu wählen. Auch müssen Aeltern u. Lehrer darauf Acht haben, daß die Kinder ihre Augen nicht zu sehr dem Buche nähern, sondern etwa 10—15 Zoll, was einer normalen Sehweite entsprechen mag, entfernt halten, damit das Anpassungsvermögen an entferntere Gegenstände nicht geschwächt werde. Die richtige Beleuchtung spielt dabei eine wichtige Rolle. Düstere Schulstuben, Lesen, Schreiben bei unzureichendem Licht sind so schädlich, daß sie häufig den Grund zur Verderbniß der Augen legen. Auch sollen die Augen nicht zu lange auf Einen Gegenstand gerichtet werden, sondern immer möglichst häufige Abwechslung Statt finden. Kommt aber die Zeit, wo der Beruf gewählt werden muß, so sollte in vielen Fällen, wo auch nur eine geringe Neigung zu Augenschwäche u. dergl. vorhanden ist, stets der Rath eines erfahrenen Arztes ein-

Digitized by Google

geholt werden. Denn es kann wohl ein Auge vollkommen seine Dienste thun, wenn dasselbe mehr im Freien benutzt werden kann, während dasselbe Auge unaufhaltsam völligem Ruin entgegengeht, wenn es zu feinen Arbeiten, wie sie z. B bei der Graviarbeit u. der Uhrmacherkunst vorkommen, verwendet werden sollte. Kurzsichtige, welche die gehörige Ausdauer u. Schärfe des Gesichtes besitzen, können dagegen einen Beruf wählen, der ein längeres und angestrengtes Sehen in der Nähe erfordert, wenn es ihnen nur zugleich möglich ist, in angemessener Weise die Augen wieder ausruhen zu lassen, was überhaupt als Regel dienen mag, auch für Solche, welche einen gelehrten Beruf wählen und anhaltenden Studien obliegen, sobald sich nur das geringste Gefühl der Ermüdung des Auges einstellt. Ein Knabe, welcher früher öfter an Augenentzündungen gelitten hat u. dessen Augen meist noch bis in spätere Jahre zu einer gewissen Reizbarkeit und Empfindlichkeit neigen, darf keinen Beruf wählen, bei dem die Augen starker Hitze oder grellem Feuer oder scharfen Ausdünstungen oder Staub u. Rauch ꝛc. ausgesetzt werden müßten. Er würde einen solchen Beruf doch wieder aufgeben müssen, und wohl ihm, wenn er nicht vorher schon Schaden gelitten hat. Für Mädchen gelten ähnliche Regeln; feine Arbeiten, Sticken, Weißzeugnähen ꝛc. passen nur für ganz gesunde und ausdauernde Augen, abgesehen davon, daß auch die anhaltend sitzende Lebensweise mit stark vorgebeugtem Oberkörper manche blühende Gesundheit untergräbt. Die Zeit der Geschlechtsentwickelung, zu welcher bei beiden Geschlechtern (s. Augenkrankheiten) eine vermehrte Anlage zu Entzündungszuständen der Augen vorhanden ist, zum Theil durch die diesem Alter eigenen Wallungen und vermehrten Blutströmungen nach dem Kopfe veranlaßt, erheischt eine besonders sorgfältige Ueberwachung von Seiten der Aeltern und Erzieher. Diese muß dann noch gesteigert werden, wo Verdacht ist, daß geheime Sünden getrieben werden, da diese nach dem Zeugnisse erfahrener Augenärzte nur zu oft Gesichtsschwäche zur Folge haben.

Wenn aber schon im Kindes- und jugendlichen Alter die mannichfaltigsten Störungen und Leiden das Sehorgan treffen können, so ist dies bei den Erwachsenen nicht minder der Fall, bei welchen neben zahlreichen inneren und äußeren Einflüssen noch der Zwang der Berufsbeschäftigung andauernde Anstrengungen des Auges mit sich bringt. Damit die äußersten Anstrengungen von einem sonst gesunden Auge ertragen werden, dazu ist Hauptbedingung: hinreichendes Licht und richtige Beleuchtung. Wie überhaupt alle Organe nur durch Thätigkeit zu der ihnen eigenthümlichen Funktion befähigt bleiben, so erfordert auch das Auge, damit die Sehkraft ungeschwächt erhalten werde, daß ihm Licht geboten werde. Denn für das Auge ist das Licht der unentbehrlichste Lebensreiz, wie für den Muskel die Bewegung. Die Netzhaut des Auges vermag sich wohl allmählig an geringe Lichtstärke zu gewöhnen und selbst im Halbdunkel noch feine Gegenstände genau erkennen zu lernen; ja die Empfindlichkeit derselben nimmt bei abnehmendem Lichte sogar noch zu. Dies ist aber gerade die Ursache, warum ein Auge, das lange Zeit, viele Monate oder Jahre hindurch, im düstern Kerker das Tageslicht entbehren mußte, so empfindlich wird, daß schon mäßiges Licht hinreicht, dasselbe zu blenden. Ueberhaupt ist jeder rasche Wechsel von sehr verschiedenen Helligkeitsgraden auch dem gesündesten Auge nachtheilig. So sehr wir staunen müssen, welche verschiedene Lichtstärke das Auge erträgt, wenn wir im hohen Sommer auf offenem Felde den Schnitter und dann den Bergmann viele hundert Klafter tief unter der Erde beim spärlichen Grubenlichte seine Arbeiten verrichten sehen, so ist es doch immer der Wechsel der Lichtstärke, welchen das Auge nicht ertragen lernt. In der Sonne leuchtendes Feuermeer vermag kein sterblich Auge zu schauen. Jedes Auge, welches dies versucht, wird heftige Blendung und dadurch auf kürzere od. längere Zeit Blindheit spüren, weshalb wir auch bei Beobachtungen von Sonnenfinsternissen genöthigt sind, uns dunkler farbiger, oder mit Ruß gefärbter Gläser zu bedienen. Es ist schädlich, zu lesen oder zu schreiben ꝛc., während die Sonne das Papier bescheint. Auch das Licht des Vollmondes und das Feuer der Hochöfen, oder stark brennende Gaslampen können die Augen schwächen, wenn sie längere Zeit in dieselben blicken, um so mehr, als die Umgebung im tiefsten Schatten erscheint. Jedermann kennt die Blendung, welche ein heller Blitzstrahl in dunkler Nacht in unserem Auge hervorbringt, u. es ist deshalb sehr räthlich, bei nächtlichen Gewittern Licht anzuzünden. Schon ältere Augenärzte machen darauf aufmerksam, daß man sich Morgens beim Erwachen gegen das Sonnenlicht schützen müsse; man wähle also ein Zimmer, das nicht gegen Sonnenaufgang liegt, und schütze die Augen durch Bettvorhänge oder durch niedergelassene Rouleaux von bläulicher Färbung. Nachtlampen sollten stets so gestellt sein, daß ihr Licht das Auge nicht trifft, oder dieses sollte nach Arlts Rath mit einem blauen Glase umgeben sein. Auch soll man das Nachtlicht so stellen, daß das Licht von oben, nicht von den Füßen her in die Augen fällt. Der Gebrauch des Nachtlichts, der von Manchen geradezu verboten wird, ist Sache der Gewohnheit; wenn es nur mit der gehörigen Vorsichtsmaßregel benutzt wird, wird es wohl keinen Schaden bringen. Oft und viel hört man klagen über den nachtheiligen Einfluß des reflektirten Lichts, d. h. des Lichts, welches von hellen Wänden, glatten Gegenständen, oder von beschneiten Flächen zurückgeworfen wird. Die Schneeblindheit, welche Diejenigen befällt, die längere Zeit hindurch die blendenden Reflexlichter weißer von klarer Wintersonne beschienenen Schneeflächen auszuhalten haben, kann nur verhütet werden, wenn das Auge geschützt wird durch blaue Gläser oder Schleier. Aehnliche Blendung verursachen hell angestrichene Wände, wenn der Anstrich nicht durch milde Farben, wie blaugrau oder grün, gemildert ist. Wer genöthigt ist, einer solchen blendenden Wand gegenüber zu arbeiten, sollte stets das Fenster mit blauen Stoffen bekleiden, oder mit blauer Gaze u. dgl. Ueberhaupt sollten alle glänzenden Gegenstände in den Wohnzimmern vermieden werden, wenn sie im Geringsten einen blendenden Einfluß haben; der Schaden zeigt sich oft nicht augenblicklich, vielmehr meist nur allmählig. Bei der Wahl der Farbe der Tapeten, der Möbel, der Vorhänge, auch des Zimmers selbst sollte füglich immer Rücksicht genommen werden, ob es neben seinem Zwecke auch für die Augen passend sei. Die Augenärzte erzählen Bei-

Digitized by Google

ſpiele genug, wo die Nichtbeachtung ſolcher Rathſchläge, wie die, den ſchnellen Wechſel des Lichtes in den Wohnungen, den plötzlichen Uebergang aus einem düſteren Gemache in ein ſonnenerhelltes ꝛc., zu vermeiden, die nachtheiligſten Folgen auf das Sehvermögen gehabt haben. Je gleichmäßiger die Vertheilung des Lichtes, deſto wohlthätiger iſt es dem Auge, und darum iſt uns auch das diffuſe Licht der Sonne, das Tageslicht, am wohlthuendſten. Unwillkürlich treten wir aus dem Sonnenſchein in den nächſten Schatten eines Hauſes oder Baumes, weil wir fühlen, daß wir erſt hier den vollen Eindruck von Farbe und Geſtalt erhalten. Bei alle dem ſoll aber nicht geſagt ſein, daß jeder Wechſel des Lichtes vermieden werden müſſe; im Gegentheil, in gewiſſen Grenzen iſt der Wechſel der Helligkeit dem Auge angenehm und ſtärkt es; nur der Wechſel gewiſſer Helligkeitsgrade, welche dem Aufmerkſamen deutlich fühlbare Blendung verurſachen, muß vom Auge, das geſund erhalten werden ſoll, fern gehalten werden. Was von der Beleuchtung mit natürlichem Lichte, das gilt in noch höherem Grade von der mit künſtlichem, welches der erfinderiſche Geiſt des Menſchen in ſo mannichfacher Weiſe, in ſo verſchiedener Stärke ſich zu verſchaffen gewußt. Wie mannichfaltig ſind die Abſtufungen der künſtlichen Beleuchtungsmittel, von dem Kienſpan des Eskimo, od. dem Kohlendunſt verbreitenden Oellämpchen des einſamen Nachtarbeiters bis zu dem glänzenden Lichtmeer unſerer Salons! Ebenſo mannichfaltig müſſen aber auch die Nachtheile ſein, welche aus der oft ſehr unzureichenden Beleuchtung entſtehen. Doch iſt es nicht allein die Lichtintenſität, welche bei dem künſtlichen Lichte nachtheilig wirkt, ſondern mehr noch die Farbe des Lichtes, welche das Auge reizt und in einen Zuſtand der Erregung verſetzt. Bekanntlich iſt das weiße Sonnenlicht aus 7 Farben zuſammengeſetzt, den ſogenannten Regenbogen- oder prismatiſchen Farben, ſo genannt, weil man dieſelben durch ein Prisma zur Darſtellung bringen kann. Durch die Zuſammenſchwingung der verſchiedenen farbigen Strahlen von Roth, Orange, Gelb, Grün, Hellblau, Indigo, Violett entſteht das weiße Licht. Fehlt eine dieſer 7 Farben, ſo zeigt ſich der Mangel derſelben in dem Spektrum augenblicklich, wie dies auch bei der untergehenden Sonne der Fall iſt, deren Spektrum nur aus Roth, Orange und Grün zuſammengeſetzt erſcheint. Unterſucht man aber die prismatiſchen Farbenbilder künſtlicher Lichtarten, ſo findet man, daß auch in ihnen mehre Farben zurückweichen, namentlich Blau und Violett zurücktreten, während Gelb und Roth vorherrſchen, freilich in verſchiedenen Verhältniſſen je nach dem Grade der Lebhaftigkeit der Verbrennung. Ein ſolches Licht alſo iſt kein reines, die dunklen Farben laſſen ſich nicht mit Sicherheit bei demſelben unterſcheiden, und um ſo weniger, je farbiger das Licht iſt. Dies erklärt ſich phyſikaliſch dadurch, daß dunkle Körper immer nur das Licht zurückzugeben vermögen, das ſie von leuchtenden Körpern empfangen haben. Fehlen aber in dem Lichte gewiſſe farbige Strahlen, ſo kann der Körper ſie nicht in das Auge des Beobachters zurückſtrahlen. Fehlen dem Lampenlichte die blauen Strahlen vollkommen, ſo wird kein Körper in demſelben blau erſcheinen. Enthält aber ein Licht vorwiegend gelbe Strahlen, ſo muß auch alles Beleuchtete gelblich ausſehen. Die Farben erſcheinen anders als im weißen Lichte, blau wird grünlich, roth gelblich ꝛc. Und gerade dieſes Roth und Gelb iſt es, was die Augen mehr erregt, angreift, ähnlich wie auch die Stimmung des Menſchen bekanntlich durch verſchiedene Farben verſchieden afficirt wird, wie Roth erregend, Blau und Violett aber beruhigend auf uns wirkt, was der Maler treffend mit dem warmen und kalten Tone bezeichnet. Wie es ſchwierig iſt, die Nüancen der Farben beim künſtlichen Lichte genau zu unterſcheiden, ſo iſt auf der andern Seite die Verarbeitung bunter Stoffe bei demſelben geradezu anſtrengend, und es ſollte Stickerei u. dgl. nur bei Tage zur Beſchäftigung gewählt werden. Das lange Arbeiten, Leſen, Schreiben ꝛc. bis tief in die Nacht hinein greift aus demſelben Grunde die Augennerven an, und es entſteht da, wo ohnedies Neigung dazu vorhanden iſt, gern Augenſchwäche, dunkle Punkte ſchweben dem Auge auch bei Tage vor ꝛc. Außerdem iſt zum Behufe beſſerer Erleuchtung der Gegenſtände eine größere Nähe des Lichtes erforderlich. Dies hat aber wiederum den Nachtheil, daß dadurch in der Nähe des Auges ein höherer Wärmegrad erzeugt wird. Das Auge wird dadurch erhitzt, ausgetrocknet, weshalb auch fleißige Nachtarbeiter ſo oft geröthete Augen haben, was namentlich in neuerer Zeit ſeit den mehr eingeführten Gasflammen beobachtet wird. Der geringſte Grad von Entzündung der Augen vermehrt dieſe Uebelſtände, ſo daß die damit Behafteten oft geradezu unfähig werden, bei künſtlichem Lichte zu arbeiten. Ein zäher Schleim zieht ſich dann über die Augen, dieſelben werden verdunkelt, es entſteht Brennen, Stechen in ihnen, die Augenlider werden ſchwer, und es bleibt dann kein anderer Rath, als auszuruhen. Arlt räth desbalb mit Recht, die Augen niemals anhaltend bei künſtlicher Beleuchtung anzuſtrengen, ſondern ſie öfters ausruhen zu laſſen, eines blauen Schirmes ſich zu bedienen, die Lichter ſelbſt mit blauen Gläſern oder blaugefärbten Kugeln zu umgeben; diejenigen Nachtarbeiter, wie z. B. Schuſter, welche ſich der runden Glasflaſchen bedienen, mögen ſich nach Arlts Rath das Waſſer mittelſt Kupferammoniaks blau färben, ſo daß ein Papier, am Tage damit beleuchtet, ſchön himmelblau erſcheint. Vielleicht, daß die neueſte Entdeckung von Leuſer und Kirchhof, welche vermittelſt prismatiſcher Beobachtung gefärbter Flammen die Stoffe zu analyſiren gelehrt haben, die in die Flammen gebracht werden, dazu führt, durch Zuſatz eines Stoffes zu dem Brennmaterial, welches blaue Spektrallinien erzeugt, die Flamme tauglicher zu machen für die künſtliche Beleuchtung. Manche Lichter haben die Eigenſchaft, fortwährend zu flackern und zuckende Bewegungen zu machen. Es ändert ſich dann die Beleuchtung in jedem Augenblick, die Schatten bewegen ſich unruhig hin und her und ermüden dadurch ſo, daß ſelbſt das geſündeſte Auge dadurch angegriffen wird. Dieſe läſtige Eigenſchaft haben faſt alle offen brennenden Lichter, Talg- und Stearinkerzen, wie auch beſonders die Gasflammen, u. es mag darin ein weiterer Grund liegen, warum jetzt bei dem mehr eingeführten Gebrauch von Gasflammen auf Schreibſtuben, Kontors ꝛc. Augenleiden ſo häufig vorkommen. Am beſten eignet ſich daher für Diejenigen, welche ſich viele Stunden des Nachts namentlich mit Leſen und Schreiben beſchäftigen, die ſtetig brennende Oelgas- oder Photogenlampe, welch letztere ein ganz beſonders

weißes Licht gibt. Diese haben auch noch den Vortheil, daß bei richtiger Behandlung, Füllung ꝛc. die Zufuhr des Brennmaterials und daher das Licht selbst mehr gleichmäßig, nicht wie bei andern Lichtarten zu- und wieder abnehmend ist. Der Fuß der Lampen aber sollte stets dunkel gefärbt sein, damit nicht falsches Licht in die Augen falle. Falsches Licht nennt man dasjenige, welches, wenn das Auge auf einen Gegenstand gerichtet ist, gleichzeitig von anderen Punkten aus die Netzhaut trifft. Solche Lichtstrahlen stören das scharfe Sehen, und um so mehr, je intensiver die Lichtquelle ist, welche unser Auge seitlich oder von oben trifft. Dadurch wird eine Schwächung der Beleuchtung des Gesichtsobjekts hervorgebracht, welche nachtheilig für das auf der Arbeit ruhende Auge ist. Es ist dies auch der Grund, warum das Lesen im Bette schädlich ist. Das Licht steht hierbei nie so, daß es das Buch richtig beleuchtet, sondern es beleuchtet in der Regel mehr die Augen, welche noch dabei in einer ungewöhnlichen Stellung sich befinden. Verderblicher noch als am Abend ist das Lesen Morgens früh im Bette bei künstlicher Beleuchtung. Das Auge ist beim Erwachen reizbarer, und das künstliche Licht kommt nicht wie das natürliche, welches durch die langandauernden Dämmerungen unseres Klima's nur allmählig erscheint, sondern es ist plötzlich da. Arlt räth desbalb mit Recht, erst sich an das Licht zu gewöhnen, sich vorher zu waschen und anzuziehen und dann erst an die Arbeit zu gehen. Das Licht soll ferner höher stehen, als der Kopf, nicht zu sehr seitlich und niemals zwischen Gesicht und Gesichtsobjekt gestellt werden. Beim Schreiben muß das Licht von der linken Seite her einfallen, damit kein störender Schatten entstehe. Im Allgemeinen stimmen alle Beobachter darin überein, daß auch bei künstlicher Beleuchtung das diffuse Licht am wohlthuendsten für das Auge sei. Man wähle desbalb als Bedeckung der Lampen oder Gasflammen Kugeln oder Schirme von Milchglas oder Glas, dessen Oberfläche matt geschliffen ist. Die rauhe Oberfläche zerstreut (diffundirt) die durch die Kugel hindurchdringenden Lichtstrahlen nach allen Seiten hin, die Flamme ist dann nicht sichtbar, das von der Kugel ausströmende gemilderte Licht beleidigt die Augen weniger, und es ist dabei noch der Vortheil erreicht, daß die Erleuchtung des Raumes eine gleichmäßigere ist, wodurch der grelle Wechsel zwischen den hohen Helligkeitsgraden der der Lampe zunächst befindlichen Gegenstände und den viel niederern der von derselben entfernteren Umgebung am sichersten vermieden wird. Freilich geht durch die Absorption eines Theils des Lichtes durch die nur durchscheinende Glaskugel Licht für die Beleuchtung verloren. Es ist dies ein Mangel der Beleuchtung mit künstlichem Lichte, der aber vollkommen durch die angeführten Vortheile aufgewogen wird, und die Beobachtung lehrt, daß die Beleuchtung durch gute Moderateur- oder Photogenlampen doch ziemlich ausreicht zum gewöhntichen Gebrauche. Arlt gibt noch den Rath, wo möglich bläuliches Papier und möglichst schwarze Dinte zum Schreiben zu nehmen, zu anhaltenderem Lesen nie zu feinen Druck zu wählen und öfters Pausen zu machen, während deren man die Augen mit Wasser von gelinder Temperatur auswaschen und einige Male durchs Zimmer hin- und hergehen möge. So wohlthätig das diffuse Tageslicht dem Auge ist, und so Bewunderungswerthes letzteres bei richtigem Gebrauch in Bezug auf die Feinheit der Arbeit und seine Ausdauer zu leisten vermag, so werden doch auch am Tage oft Fehler gemacht, welche dem Sehvermögen Eintrag thun. Das Schädliche des Lesens im direkten Sonnenschein ist schon oben berührt, vor dem Lesen bei beginnender Dämmerung muß aber noch aufs Nachdrücklichste gewarnt werden. Um bei der geringeren Beleuchtung kleiner Gesichtsobjekte, wie doch die Buchstaben sind, diese noch unterscheiden zu können, sind wir genöthigt, dieselben dem Auge näher zu bringen, damit sie uns größer und dadurch deutlicher erscheinen. Es geschieht dies dadurch, daß wir einen größern Gesichtswinkel erzielen, wie oben schon erwähnt wurde. Das Auge geräth aber in Folge dessen in einen Zustand von übermäßiger Spannung, der zu baldiger Ermüdung führt, wobei Blutandrang nach den innern Spannmuskeln des lichtbrechenden Apparats hervorgerufen wird. Wird nun dieser Zustand erhöhter Spannung oft erzeugt, so wird er zuletzt ins Gegentheil umschlagen, und Lähmungen des Akkommodationsapparats werden die Folge sein. Es entsteht anfangs krankhafte Kurzsichtigkeit, welche sehr bald in Schwachsichtigkeit übergeht. Das Gleiche gilt vom Lesen im Mondschein oder beim Ofenfeuer. Schon früher wurde die blaue Farbe als die das Auge am meisten beruhigende angeführt, die rothe und gelbe dagegen als die die Augen irritirenden. Demgemäß sollten die Fenstervorhänge stets einen blauen Ton haben, nicht einen grünen, denn die grüne Farbe, obgleich früher selbst von Augenärzten stets verordnet und auch heute noch von dem Publikum oft vorgezogen, ruft das Gegentheil von dem hervor, was man erreichen wollte. In falscher Voraussetzung wähnte man dem Auge hier künstlich dasselbe Grün bieten zu können, das uns als Blätterschmuck im Frühjahr begrüßt und auf welchem das Auge nach der Wintertrauer mit unverkennbarem Wohlgefallen ruht. Aber die grüne Farbe von Körpern, durch welche die Lichtstrahlen hindurchgehen, verlöscht die violetten und rothen und theilweise auch die blauen Strahlen, und das Gelb, was übrig bleibt, erregt das Auge und läßt die Gegenstände schmutzig erscheinen. Außerdem erweckt Grün die Kontrastfarbe. Eine Hauptregel ist die, daß man die Augen nicht zu sehr ermüde, daß man sie nicht jenen Grad von innerer Spannung erreichen lasse, der das Auge thränen macht, wobei Kopfschmerz entsteht ꝛc. Besonders sehr anstrengende Beschäftigung sollte stets mit rechtzeitiger Ruhe wechseln. Einige Minuten nur äußern schon einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Sehorgan. Ferner strenge man die Augen nicht gleich nach Tisch an, gehe öfter ins Freie und lasse den Blick in die Ferne schweifen, um die Spannung der innern Augenmuskeln aufzuheben und das Akkommodationsvermögen für ferne Gesichtsobjekte zu üben. Fleißiges Auswaschen der Augen mehrmals des Tages ist außerordentlich rathsam, nur soll es nicht Morgens früh gleich nach dem Erwachen und nicht mit ganz kaltem Wasser geschehen. Die Augendouche (s. Augenheilmittel) ist zu verwerfen. Das Auswaschen der Augen ist besonders dann nöthig, wenn die Atmosphäre, welcher sie ausgesetzt sind, viel mit Staub, Rauch und anderen reizenden Beimischungen verunreinigt ist. Kommen größere Partikelchen mit dem Staub oder überhaupt

in fremder Körper in die Augen, so reibe man ja nicht mit den Fingern an denselben, sondern suche die Augenlidspalte offen zu erhalten, rolle die Augen stark hin und her und wasche dieselben mit frischem Wasser aus. Ist dies nicht im Stande, den fremden Körper zu entfernen, so muß man durch einen Dritten das Auge untersuchen lassen. Gelingt es auch diesem nicht, den fremden Körper mittelst eines leinenen Tuches herauszuwischen, so muß man sich an einen Arzt wenden. Das Einlegen von Krebsaugen, was noch hie und da im Publikum geschieht und angerathen wird, ist mit aller Entschiedenheit zu verweisen; es kann dadurch der schon vorhandene Reizzustand des Auges nur noch vermehrt, ja sogar zu einer sehr gefährlichen Entzündung gesteigert werden. Arlt erzählt Fälle, wo Krebsaugen 5 und 7 Monate in dem Auge geblieben waren, und dem Schreiber dieses ist es vorgekommen, daß die Hornhaut durch ein Krebsauge so stark gereizt worden war, daß dieselbe ganz undurchsichtig geworden und der Patient unter heftigem, schmerzhaftem Thränen fast erblindet war. Sollte ein fremder Körper nicht leicht zu entfernen sein, so ist es immer am gerathensten, ohne vorher viel an dem Auge herumzuwischen und mit ungeübten Händen herumzumanipuliren, sich an den Augenarzt zu wenden, dem in der Regel die Entfernung leicht gelingen wird. Namentlich ist dies zu beherzigen, wenn feine Stahl- oder überhaupt Metallsplitter in der Hornhaut mehr oder weniger tief festsitzen. Nur eine geübte und geschickte Hand darf es wagen, in Fällen, wo die Entfernung ohne instrumentelle Hülfe selten gelingt, die Operation vorzunehmen. Kommen durch Unvorsichtigkeit ätzende Substanzen in das Auge, wie Mineralsäuren oder Kalk, was Maurern und Weißbindern zuweilen begegnet oder auch Solchen, welche beim Vorübergehen an Häusern, an welchen gerade gearbeitet wird, unvorsichtig nahe stehend hinaufsehen, so ist vor allen Dingen die sorgfältige Entfernung durch fleißiges Auswaschen nöthig, dann träufle man lauwarme Milch oder Oel ein und mache kalte Umschläge, bis der Arzt kommt und das Weitere verordnet. Was das Rauchen betrifft, so waren früher die langen Pfeifen mehr im Gebrauch als jetzt, und sicherlich wurde den Augen dadurch weniger geschadet, obgleich eine sehr rauchererfüllte Atmosphäre selbst das gesündeste Auge reizt. Man beobachte nur Nichtraucher oder Damen, wie deren Bindehaut allmählig sich röthet, wenn der Qualm nach und nach in Gestalt eines undurchsichtigen Nebels die Häupter zu verhüllen beginnt. Cigarren aber sollten, besonders bei schriftlichen Arbeiten nie anders, als durch längere Cigarrenspitzen geraucht werden, damit wenigstens die aufwirbelnden stechenden Wolken nicht in die Augen steigen. Im Uebrigen ist das Rauchen Gewohnheitssache n. die Beobachtung Beers, daß junge Leute durch den Speichelverlust unheilbare Gesichtsschwäche davongetragen, sicherlich nur eine vereinzelte. Daß Mäßigkeit in Speise und Trank auch für das Auge vortheilhaft ist, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Alles, was Blutandrang nach dem Kopfe veranlaßt, verhüte man sorgfältig, hatte sich an die alte hufelandsche Regel und wende sich im Uebrigen, wo Entzündung, Gesichtsschwäche, beginnende Fernsichtigkeit nur in geringstem Grade sich zeigen, an einen erprobten Augenarzt. Diesen hat man ganz besonders auch dann zu Rathe zu ziehen, wenn man eines Glases bedarf, sei es wegen Kurzsichtigkeit, oder wegen Fernsichtigkeit. Die Sitte, sich an einen Brillenverkäufer mit Umgehung des Arztes zu wenden, hat schon manches Auge zu Grunde gerichtet. Die Optiker, mit Ausnahme weniger, deren gediegene Kenntnisse alle Achtung verdienen, haben sich wohl oft eine gewisse Routine in der Wahl der Gläser erworben, im Ganzen aber kommt es ihnen mehr auf den Verkauf ihrer Brillen, als darauf an, daß die Augen durch dieselben ein wohlthuendes optisches Hülfsmittel erhalten. Beherzige Jeder, daß unrichtig gewählte Gläser, wenn auch nicht sogleich, doch über Kurz oder Lang den Augen Schaden bringen. Kurzsichtige besonders greifen meist nach solchen Nummern, welche für ihre optischen Verhältnisse zu scharf sind. Die Kurzsichtigkeit steigert sich dann, und der dadurch herbeigeführte innere Spannungszustand führt zuletzt zur Schwachsichtigkeit. Jeder Augenarzt hat täglich Gelegenheit, sich hiervon zu überzeugen. Bei beginnender Fernsichtigkeit sollte niemals lange mit dem Gebrauch einer Konvexbrille, etwa aus Eitelkeit, wie man es oft bei jungen Damen erlebt, gewartet werden. Ein zu langes Warten ruft gern einen Zustand von Reizbarkeit des Auges hervor, der das Sehvermögen gefährdet. Vgl. Arlt, Die Pflege der Augen, Prag 1846; Landsberg, Licht und Auge. Ueber Schutz und Pflege des Auges und den Gebrauch farbiger Augengläser ꝛc., Hannover 1859; Fronmüller, Die Konvexgläser ꝛc., Nürnberg 1857; vgl. auch Art. Augenheilmittel.

Augenpigment (Augenschwarz, pigmentum nigrum oculi). Die dunkle Auskleidung der ganzen Innenwand der Traubenhaut (tunica uvea, s. Auge) besteht aus einer zusammenhängenden, aus lauter sechseckigen, sehr zierlich mosaikähnlich aneinandergelagerten Zellen zusammengesetzten Schicht, in welchen Zellen der dunkel braunschwarze Farbstoff in großer Menge enthalten ist, so daß nur der Kern der Zelle als ein heller durchscheinender Fleck übrig bleibt. Die Zellen sind mikroskopische kleine Körperchen von 0,006 — 0,008 Linien Dicke. Die einzelnen Körperchen des Farbstoffs erscheinen bei ziemlich starker Vergrößerung als ovale, plattgedrückte Körnchen, haben nur $^{7}/_{1000}$ Linie Länge und sind in steter Molekularbewegung begriffen. Je nach der Färbung der Augen ist das Pigment stärker oder schwächer in den Zellen angesammelt und fehlt bei den Albino's oder Kakerlaken ganz und gar; daher die Regenbogenhaut bei denselben, wie bei weißen Kaninchen, durch das durchscheinende Blut der Gefäße blaß rosenroth aussieht, mit weißlichen, vom Pupillarrande gegen die Peripherie hinziehenden Streifen. Das A. ertheilt der Innenfläche der Uvea das tiefschwarze Aussehen von Seidensammet und dient dazu, das in das Auge eindringende Licht zu mäßigen, indem es als dunkler Körper die in dem Auge reflektirten Lichtstrahlen absorbirt. Die Albino's sind daher meist durch das Sonnenlicht geblendet und sehr häufig schwachsichtig. Man schwärzt aus demselben Grunde das Innere der Mikroskope, Fernröhre ꝛc. Der schwarze Farbstoff wurde zuerst von Gmelin isolirt, aber nur unvollständig untersucht. Auch heute ist noch nicht bestimmt ausgemacht, ob das in dodekaëdrische Zellen eingeschlossene A., der in ästigen Zellen die Gefäße

und Nerven des Frosches und anderer Amphibien überziehende schwarze Farbstoff identisch sei mit den schwarzen Pigmentmassen in den Bronchialdrüsen, im Lungengewebe, im malpighi'schen Netz, in der Negerhaut u. in melanotischen Geschwüren. Man faßt alle diese Pigmente unter dem Namen Melanin zusammen und betrachtet es als ein Umwandlungsprodukt des Hämatins, wofür eben sowohl sein Eisenreichthum, als die histologisch verfolgte Entwickelung jenes Stoffs in den Pigmentzellen spricht. Näheres s. unter Melanin.

Augenpunkt (Hauptpunkt), in der Perspektive derjenige Punkt der Zeichnungsfläche, in welchem dieselbe durch eine senkrechte Linie getroffen wird, die man sich aus dem Orte des Auges auf dieselbe gezogen denkt. Mitunter nennt man diesen Punkt auch den Distanzpunkt und versteht dann unter dem A. den Ort, wo man sich das Auge denkt. Das letztere wird bei der perspektivischen Projektion in größerer oder kleinerer Entfernung von der Fläche, bei der orthographischen (Vogelperspektive) dagegen in unendlich großer Entfernung angenommen.

Augensalbe } s. Augenheilmittel.
Augenspiritus }

Augenstein, eine Varietät des Chalcedons, mit ringförmiger, dem Auge ähnlicher Zeichnung. Auch heißt so der Zinkvitriol, weil dieser gegen mehre Augenkrankheiten gebraucht wird. Unter Augensteinen (lithiasis oculorum) versteht man eine krankhafte Steinbildung in den Flüssigkeiten des Auges, in seinen Häuten und den Augenlidern. Die Steinbildung aus der Thränenfeuchtigkeit, eine Folge veränderter Sekretion od. gehinderten Abflusses, kommt in der Thränendrüse zwischen den Augenliedern, an den Thränenpunkten, in der Thränenkarunkel, dem Thränensacke und im Nasenkanal vor. Diese Dakryolithen haben verschiedene Form und Größe und reizen durch ihre Gegenwart. Sie bestehen meist aus phosphorsaurem Kalke und geronnenem Eiweiße, müssen entfernt und der durch sie verursachte Reiz gehoben werden. Walther beseitigte die Neigung zur Steinerzeugung durch das innerlich gereichte Kali carbonicum. In fast allen Gebilden des Augapfels hat man A.e beobachtet, in der Regel jedoch nur in solchen Augen, die schon eine bedeutende organische Destruktion erlitten haben. Gichtdyskrasie ist die am häufigsten beschuldigte Ursache und die Steinbildung die höchste Stufe des Verknöcherungsprozesses. Steinbildung im Glaskörper und in der Linse gehört nicht zu den unerhörten Seltenheiten, aber auch in der Hornhaut, Sclerotica, Chorioidea und Netzhaut fand man steinige Konkremente.

Augenspiegel (Ophthalmoskop), Untersuchungsinstrument, mit dessen Hülfe man im Stande ist, den Hintergrund des Auges zu beleuchten u. dadurch ein deutliches Bild der Netzhaut mit ihren Blutgefäßen ꝛc zu erhalten. Nur durch dieses ist es möglich geworden, die bisher so dunkle Seite der Krankheiten des eigentlich lichtempfindenden Organs des Auges aufzuhellen und der leidenden Menschheit in vielen Fällen Hülfe zu bringen, wo die Sehkraft unrettbar verloren gegangen sein würde. Es ist bekannt, daß die Pupille des menschlichen Auges dem Betrachtenden tief schwarz erscheint u. daß ihm aus derselben nichts zurückstrahlt als sein eigenes Spiegelbild. Diese Schwärze schrieb man früher der dunklen Färbung des Augenhintergrundes zu. Die Ursache dieser tiefen Schwärzung der Pupille liegt aber darin, daß die brechenden Medien des Auges, die Hornhaut, die Krystalllinse u. der Glaskörper, den Lichtstrahlen, welche in das Auge hineinfallen und von dem Hintergrunde des Auges zurückgeworfen werden, immer nur auf demselben Wege zurückzukehren gestatten. Da wir aber, wenn wir in das Innere des Auges hineinsehen wollen, dem einfallenden Lichte den Weg versperren, und unser Auge selbst keine Lichtstrahlen aussendet, so folgt daraus, daß wir nur durch künstliche Mittel im Stande sein werden, das Innere des Auges zu erleuchten. Dieses künstliche Beleuchtungsmittel muß so beschaffen sein, daß das beobachtende Auge in der Richtung der aus dem beobachteten Auge zurückkehrenden Lichtstrahlen sich befindet. Professor Helmholtz in Heidelberg, welcher diese Eigenthümlichkeit des Sehorgans zuerst durch einen Versuch bewies, bediente sich eines einfachen Glases, das er in einem dunklen Zimmer so aufstellte, daß ein zu beobachtendes Auge ein hinter und seitlich von ihm aufgestelltes Licht in demselben sich spiegeln sah. Durch das Glas hindurch ist der Beobachter im Stande, das Auge zu betrachten, und zwar genau in der Richtung, in welcher die Lichtstrahlen in das fremde Auge einfallen und demgemäß wieder zurückkehren. Die Pupille leuchtet in solcher Weise erhellt in purpurrothem Glanze. Damit aber vermag der Beobachter die Gebilde des Augenhintergrundes noch nicht zu sehen und zu unterscheiden, er erhält kein deutliches Bild von der Netzhaut, da die Lichtstrahlen aus dem Auge konvergirend austreten und nicht wieder in einem Punkte auf der Netzhaut des Beobachters vereinigt werden können. Um dies zu bewerkstelligen und die Lichtstrahlen zu divergenten zu machen, schob Helmholtz eine Konkavlinse vor sein Auge u. erhielt nun dadurch ein deutliches Bild des Augenhintergrundes. In Figur 1 stellt A die Lichtflamme, G die Glasplatte dar, durch welche das Licht in der Richtung GB in das beobachtete Auge reflektirt wird. In das Auge des Beobachters P kehren die Lichtstrahlen aus dem Auge B durch die Glasplatte in gerader Richtung nach den Gesetzen der Katoptrik, als wenn sie von R kämen, zurück, u. um diese konvergirenden Lichtstrahlen divergent zu machen, ist die Konkavlinse L vor das Auge des Beobachters P geschoben. Diese Glasplatte und die Konkavlinse vereinigte nun Helmholtz zu einem Apparat, den er A. nannte. Um die störenden Reflexbilder der spiegelnden Hornhaut und Krystalllinse zu vermeiden, gab Helmholtz den statt einer einfachen gewählten drei oder vier Glasplatten aa über einander (s. Fig. 2 u. 3), welche als Reflektoren dienen sollten, in einem prismatischen Kasten eine Winkelstellung von 56° oder 60°, so daß sie die Hypotenuse bilden. Die lange Kathete A, sowie die Seitenwände, an welche letztere der die Gläser ein-

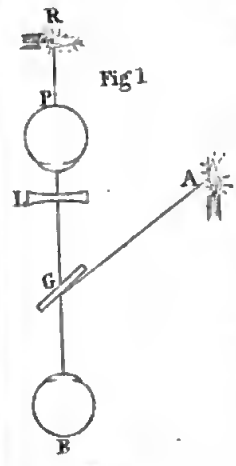


Fig 1

schließende rechtwinkelige Rahmen durch zwei Schrauben ee befestigt ist, sind von Messing und innen zur Erzielung einer größtmöglichen Lichtabsorption mit schwarzem Sammet ausgekleidet. Die kurze Kathete ist offen und an das metallene Gestell des A.s gg so befestigt, daß sich das Prisma um die optische Axe des Instruments bewegen kann. In dieses Gestell gg ist ferner eine Axe dd eingelassen, um welche sich zwei Scheiben bb und cc drehen, in deren jeder fünf Oeffnungen sich befinden, wovon vier mit Konkavgläsern von 6—13 Zoll Brennweite versehen sind, die fünfte aber leer ist. Dem Beobachter, welcher

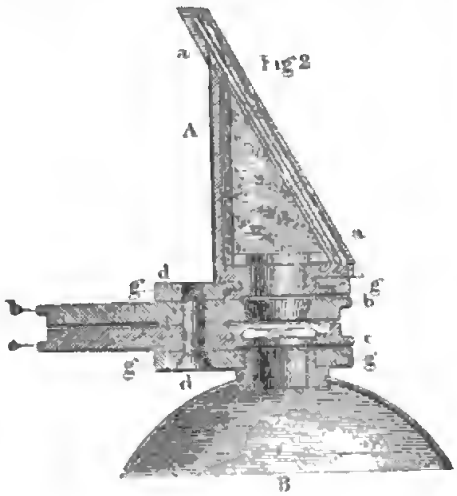


Fig 2

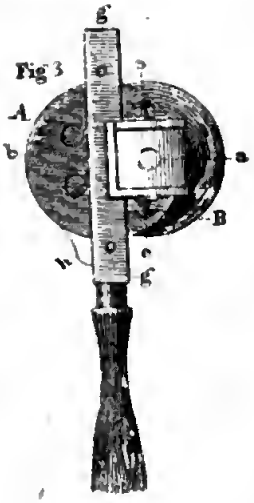


Fig 3

sein Auge an das beckenförmige Okularstück B anlegt, wird es hierdurch möglich gemacht, nach Bedürfniß eine von diesen 8 Linsen oder 2 zugleich vor sein Auge zu bringen, was nöthig ist, weil die beobachtenden sowohl als die beobachteten Augen sehr verschiedene Brechkraft besitzen, d. h. nah- oder fernsichtig sind, und die Stärke der Linsen dieser Brechkraft entsprechen muß, wenn scharfe Netzhautbilder gesehen werden sollen. Um nur durch Eine Konkavlinse sehen zu können, wird die leergebliebene Oeffnung vor die zweite, mit einer Linse versehene Scheibe vorgeschoben. Um die Stellung der Scheiben zu sichern, sind 2 Federn h angebracht, welche in die am Rande der Scheiben angebrachten Grübchen sich einlegen. Mit diesem Instrumente sah nun Helmholtz die Netzhaut des Auges, die Eintrittsstellen des Sehnerven und die aus dessen Inneren hervortretenden Gefäße, welche sich sofort ausbreitend verzweigen, und es konnte nicht fehlen, daß eine so überraschende Einsicht in das bisher undurchdringliche Dunkel des lebenden Auges die schönsten Hoffnungen in Bezug auf die Erkennung der Krankheiten der inneren Gebilde dieses wichtigen Organs erregte und andere auf diesem Gebiete thätige Forscher zu vielseitiger Anwendung des Instruments aufforderte. Dabei ergaben sich nun verschiedene Mängel des helmholtzschen A.s, und damit war auch das Streben nach Verbesserung allseitig angeregt. Bald wurden verschiedene Abänderungen in Vorschlag gebracht, welche sich theils auf intensivere Beleuchtung des Augenhintergrundes, theils darauf bezogen, eine größere Fläche desselben zu Gesicht zu bekommen. Schon Helmholtz hatte eine Konkavlinse angewendet, um das Auge im umgekehrten Bilde zu untersuchen. Hält man nämlich eine Konvexlinse VW vor einen Gegenstand AB (Fig 4),

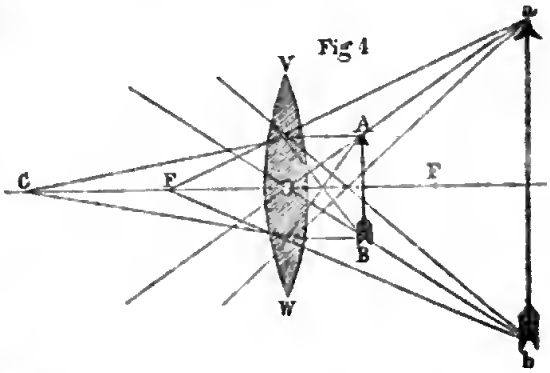


Fig 4

so daß letzterer innerhalb der Brennweite F derselben sich befindet, so sieht man den Gegenstand aufrecht und vergrößert, denn die Lichtstrahlen, welche von A und B ausgehen, divergiren nach ihrem Durchgange durch die Linse immer noch. Daher scheint es dem hinter der Linse bei C befindlichen Auge, als wenn sie von ab ausgegangen wären; ab ist also das Bild von AB, aber kein wirkliches, sondern ein eingebildetes, virtuelles Bild; und da dieses Bild und der Gegenstand unter gleichem Winkel aOb gesehen werden, der Gegenstand aber dem Glase näher liegt, so ist offenbar das Bild in diesem Falle größer als der Gegenstand selbst. Entfernt man die Linse allmählig von dem Gegenstande, so wird letzterer mehr und mehr verzerrt, verschwindet zuletzt ganz und taucht erst bei noch weiterer, mehr als die Brennweite betragender Entfernung wieder auf, aber umgekehrt, anfangs vergrößert, bei einer Entfernung von doppelter Brennweite aber in natürlicher Größe, wenn zugleich das Auge um die doppelte Brennweite von der Mitte u. hinter der Linse entfernt steht. Von Gegenständen also, welche um mehr als die Brennweite, aber weniger als die doppelte Brennweite von der Linse entfernt liegen, erhält man umgekehrte vergrößerte, von solchen, welche weiter als die doppelte Brennweite entfernt

liegen, aber umgekehrte verkleinerte reelle Bilder, und da dieſe Bilder zwiſchen Auge und Linſe in der Luft zu ſchweben ſcheinen, ſo nennt man ſie Luftbilder, reelle oder wahre Luftbilder

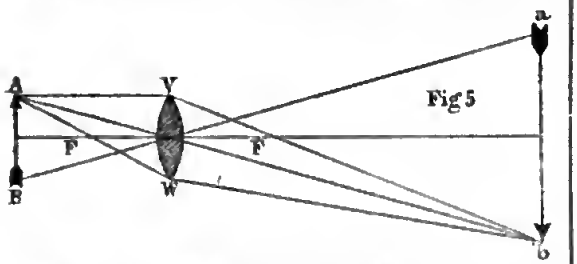


Fig 5

Fig. 5 mag dies verſinnlichen. FF ſeien die beiden Brennpunkte der Linſe VW; vor derſelben liegt der Gegenſtand ab, weiter als die doppelte Brennweite, man erhält deshalb das verkleinerte Bild A11; iſt aber AB der Gegenſtand und liegt derſelbe näher als die doppelte Brennweite, ſo erſcheint das Bild ab größer als A11. Mit jeder Loupe läßt ſich dieſer Verſuch nachmachen. Dieſe Eigenſchaft der Konvexlinſen benutzte zuerſt Profeſſor Ruete in Leipzig, um die Netzhaut des Auges zu unterſuchen, welche er mittelſt eines metallenen Hohlſpiegels, deſſen Mitte durchbohrt war, um den Beobachter hindurchſehen zu laſſen, beleuchtete. Der am meiſten gebrauchte A. iſt das in der gräfe'ſchen Augenheilanſtalt in Berlin eingeführte, tragbare, höchſt kompendiöſe und für die Praxis vollkommen ausreichende Inſtrument, welches aus einem etwa einen Thaler großen, weißmetallenen, blank polirten Hohlſpiegel beſteht, deſſen Mitte durchbohrt iſt n. welcher auf einem etwa $^3/_4$ Fuß langen Stiele befeſtigt iſt u. hinten zur Aufnahme von Linſen eine mit Charnieren verſehene metallene Gabel trägt. Mit dieſem Hohlſpiegel wird das etwas hinter und ſeitlich von dem zu Unterſuchenden ſtehende Licht aufgefangen u. in das Auge reflektirt. Der Beobachter ſitzt ſo, daß ſein Auge gleich hoch mit dem zu unterſuchenden Auge ſteht, welch letzteres bei gerade ſtehendem Kopfe etwas nach innen der Naſe zu geeichtet wird. Hat man ſo die Flamme auf der Pupille fixirt, wozu einige Uebung nöthig iſt, ſo ſchiebt man mit der zweiten Hand eine $1^3/_4$—2 Zoll Brennweite beſitzende Konvexlinſe (welche man zwiſchen Daumen und Zeigefinger faßt, während man den ausgeſtreckten kleinen Finger in der Nähe des äußeren Augenwinkels anſtemmt, um die Hand zu fixiren) ſo vor das Auge des zu Unterſuchenden, daß man anfangs die Pupille vergrößert ſieht, und entfernt dann langſam die Linſe, bis die

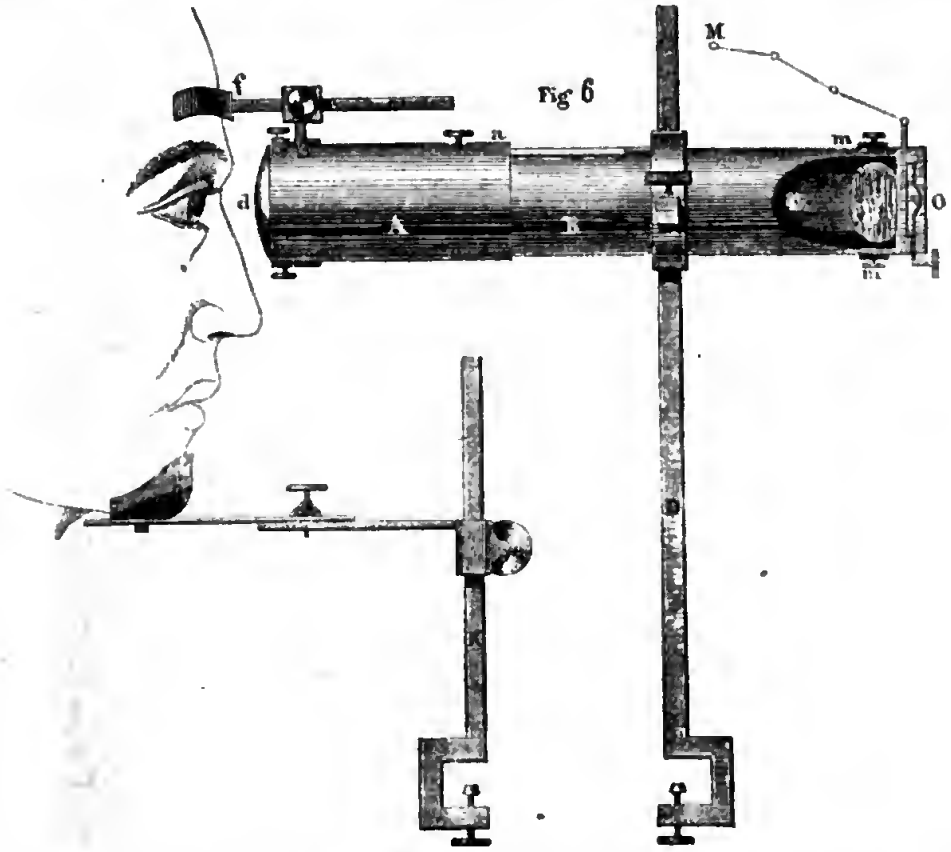


Fig 6

Pupille verſchwindet. In dieſem Augenblicke, wenn der Beobachtee in richtiger Entfernung (Akkommodationsweite) ſich befindet, erſcheint der Hintergrund des Auges deutlich und klar mit den Netzhautgefäßen und der Eintrittsſtelle des Sehnerven, einer gelblich gefärbten runden Scheibe auf dunkelrothem Grunde (ſ. Anatomie, Taf. VII, Fig. IV. A.). Den metallenen Hohlſpiegel u. die Konvexlinſe hat Liebreich zu einem Inſtrumente verbunden, an welchem noch weitere Vorrichtungen angebracht ſind, um den Kopf und das Auge des Patienten zu fixiren (ſ. Fig. 6). Er beſchreibt daſſelbe in Gräfe's „Archiv für

Ophthalmologie", I, 2, S. 348. folgendermaßen: Von zwei kurzen, mittelst eines Schraubengewindes a über einander zu verschiebenden Röhren A und B hat das dem Beobachter zugekehrte B, ähnlich wie ein kleiner Mikroskoptisch, nach der rechten Seite einen Ausschnitt C, in welchem ein kleiner metallener Hohlspiegel b durch 2 Doppelfedern mm in der Weise gehalten wird, daß er um eine vertikale Axe drehbar und mit Leichtigkeit zu entfernen ist. Das andere Rohr A trägt an der dem Patienten zugekehrten Seite ein auf dieselbe Weise wie der Spiegel befestigtes Konvexglas d von 1¾—2 Zoll Brennweite, ebenfalls um die Axe drehbar und leicht zu entfernen. Ueber demselben ist eine 4 Zoll lange und 3 Linien dicke vierkantige Metallstange f so angebracht, daß sie einen an ihrem vorderen Ende befestigten gepolsterten Bügel in horizontaler Richtung hin und her schiebt. Es dient der Bügel dazu, die Stirn des Patienten aufzunehmen und dessen Augesichtsfläche in einer bestimmten veränderlichen Entfernung von dem Konvexglase zu erhalten. Die Fixation des Kopfes wird dann noch vervollständigt durch einen Kinnhalter K, der, von den Röhren unabhängig, ebenso wie diese an einer vertikalen, am Tische angeschraubten Stange auf und ab bewegt werden kann. Der Kinnhalter besteht aus einer kleinen gepolsterten Schale, welche, an zwei über einander verschiebbaren Linealen befestigt, die verschiedensten Stellungen zum Instrument einnehmen kann. Um dem Auge des Patienten eine bestimmte Richtung zu geben, läßt man dasselbe ein kleines, am Ende eines gegliederten, 10 Zoll langen Stäbchens befindliches Messingknöpfchen M fixiren, welches am Okularende O des Rohres B so angebracht ist, daß es in den verschiedensten Stellungen, die man dem Auge des Patienten gibt, verharrt. Ein kleiner halbovaler Schirm, hinter dem Spiegel angebracht, schützt das Auge des Beobachters, ein anderer, etwas größerer, das des Patienten vor der Lampe. Behufs genauer Messungen, Bestimmungen der Vergrößerung sind an dem Stirnhalter f und an dem inneren der beiden Rohre, B, Millimetertheilungen befindlich, an denen man die Entfernung des beobachtenden Auges von der Linse, die der Linse vom Spiegel ablieft. Die Entfernung des Knöpfchens vom Auge und von der Axe des Rohres ist leicht zu messen. Mittelst einer Camera lucida kann das im Rohr entworfene Luftbild auf die Tischfläche projicirt werden. Vgl. Pilz, Lehrbuch der Augenheilkunde, Prag 1859; Der A., seine Anwendung ꝛc., nach dem Holländischen von Trigbts mit Zusätzen bearbeitet von Schauenburg, Lahr 1854; Der A. und das Optometer, Göttingen 1852; A. Coccius, Ueber die Anwendung des A s, Leipzig 1853; Zehender, Archiv für Ophthalmologie, Bd. I, 2; Klaunig, Neuer A., in „Deutsche Klinik", 1854, 16, 27, 28; Hasner, Ueber die Benutzung soliirter Glaslinsen zur Untersuchung des Augengrundes, Prag 1855; E. Jäger, Epben-Donders ꝛc. konstruirten A.

Augentauschungen (Gesichtstäuschungen, Okularspektra), Erscheinungen und Bilder, welche nicht durch äußere Objekte, sondern durch innere Zustände oder Veränderungen des Sehapparats veranlaßt werden. Es sind Wahrnehmungen des Gesichtssinnes, über deren Ursache wir uns täuschen. Solche Ursachen gibt es vielerlei: das Auge ist jeden Augenblick den verschiedenartigsten Sinneserregungen ausgesetzt, daher kommt denn auch die Häufigkeit der A. Die Netzhaut des Auges hat die ihr allein zukommende Energie, auf alle Erregungen, mögen sie von innen herrühren oder von außen kommen, mit einer Lichtempfindung zu antworten. Lichtempfindungen, wenn sie nicht durch wirkliches, objektives Licht hervorgerufen werden, sondern nur die Folge eines veränderten Zustandes des Seborgans sind, nennt man subjektive. Der veränderte Zustand unserer Netzhaut wird aber nicht als solcher uns bewußt, wir beziehen denselben nicht auf uns selber, sondern wir erhalten dadurch stets die Vorstellung eines außer uns Gelegenen, d. h. es kommt uns stets so vor, als ob die Gesichtserscheinung, welcher Art sie auch sei, außer uns läge, wir projiciren dieselbe nach ganz bestimmten Gesetzen nach außen. Jeder Punkt der Netzhaut entspricht einer ganz bestimmten Stelle des Gesichtsfeldes. Diese Projektion nach außen, und zwar in der Richtung der Hauptaxe oder Richtungslinie (s. Augenaxe), ist jedenfalls eine Thätigkeit des Gehirns, denn auch nach Zerstörung des Auges und Durchschneidung des Sehnerven entstehen noch Gesichtsvorstellungen, welche nach außen verlegt werden. Die A. oder Gesichtstäuschungen fassen sich in subjektive und in objektive unterscheiden.

Zu den subjektiven Gesichtstäuschungen gehören zuvörderst die eigentlichen Hallucinationen und die Illusionen des Gesichtssinnes, wie dieselben bei Geistes- und namentlich Fieberkranken am häufigsten vorkommen. Während aber die Hallucinationen recht eigentlich und nur durch Erregungen der Nervenapparate: des Gehirns, des Sehnerven und der Retina, hervorgebracht werden, so daß die Kranken Feuer, Licht, dann auch bestimmtere Personen, ganze Gegenden, Engel, Teufel, Gott selber zu sehen glauben, oft in wechselnder Gestalt, rasch vorüberziehend, so sind die Illusionen in sofern zufällig, als dieselben stets von einer äußeren Erregung abhängig sind. Die einfachsten Illusionen sind diejenigen, wo die Gegenstände anders gefärbt, wo ruhende Gegenstände bewegt erscheinen. Es rühren diese Täuschungen, welche phantastische Gesichtserscheinungen genannt werden, daher, daß die Phantasie die ihr von dem Nervenapparate dargebotenen Bilder zu Phantasmen mit Farben und Gestalten steigert, oder die Produkte ihrer eigenen Thätigkeit auf das Seborgan auf die Weise überträgt, daß dieselben objekt.v werden. Je aufgeregter, je empfänglicher die Phantasie, desto leichter erscheinen die Phantasmen. Jedermann kennt die Wirkungen, welche die Furcht hervorbringt. In der magischen Beleuchtung des Mondscheins verändern sich die Schatten, Bäume verwandeln sich in Gestalten, die ganze Natur scheint belebt, leichte Nebel nehmen lebendige Formen an und huschen vor dem Gesichtsfelde vorüber. Die ganze Geisterseherei beruht auf solchen phantastischen Gesichtserscheinungen, und die Geschichte hat uns verschiedene Beispiele aufbewahrt, wie die erregte Phantasie hochbegabten, phantasiereichen, ganz gesunden Personen einen Teufelsspuk vorzauberte. Auch das sogenannte doppelte Gesicht muß hier angeführt werden, obgleich bei diesem eigenthümlichen Zustande in der Regel schon eine gestörte Gehirnfunktion zu Grunde liegt. Hierher gehört auch die

fata morgana der afrikanischen Wüste oder die Mirage, jene bekannte eigenthümliche Luftspiegelung, welche dem Reisenden in der Wüste, wenn die Sonne zum Zenith hinaufgestiegen und senkrecht über den Häuptern stehend ihre sengenden Strahlen herabsendet, die herrlichsten, silberglänzenden Seen vorzaubert. Wie auf dem weiten Ocean schweift der Blick über eine endlose Wasserfläche, welche durch die erhitzte Atmosphäre erzitternd in regelmäßigem Wellenschlage sich zu bewegen scheint. An diese wunderbare Erscheinung reihen sich die Fieberphantasien des Durstwahnsinns unglücklicher Wüstenreisenden, die sich verirrt haben und Tage lang des Wassers entbehren müssen. Der Erkennung ihres Irrthums nicht mehr mächtig, jagen dieselben vom brennendsten Durste gequält durch die dürren, öden Sandsteppen dem Phantom nach, bis sie ermattet niedersinken. Subjektive A. sind ferner die Hemeralopie oder der Zustand, bei welchem man nur beim hellsten Tageslicht etwas sieht, und die Blendungserscheinungen der Netzhaut. Wenn man in die Sonne sieht, oder auch ein hell brennendes Licht oder eine weiße Fläche längere Zeit betrachtet, so vergeht die Sehkraft früher oder später, und ein dunkler Nebel überzieht das Gesichtsfeld. Je stärker die Einwirkung des hellen Gegenstandes war, zumal bei gleichzeitig Statt findender Schwäche der Netzhaut, desto länger währt die Blendung. Wer längere Zeit in einer dunklen Zelle zugebracht hat, bekommt sehr leicht Blendungserscheinungen, wenn er plötzlich selbst in einen mäßig erhellten Raum versetzt wird. Der hellen Beleuchtung durch den Blitz folgt um so tieferes Dunkel der Nacht; Gegenstände, welche man vor dem Blitzen deutlich gesehen, vermag man längere Zeit nachher nicht mehr zu unterscheiden. In der Dunkelheit, besonders vor dem Einschlafen, erscheinen vor den Augen allerlei Gesichtsphänomene, welche, wenn man sie aufmerksam beobachtet, immer lebhafter werden. In der Regel sind es einzelne Punkte, von denen aus die verschiedensten Figuren in wellenförmiger Bewegung excentrisch sich entwickeln. Es ist dies Folge eines Erregungszustandes der Netzhaut und tritt am stärksten nach heftigen Anstrengungen der Augen ein. Schließt man die Augen fest zu und dreht sie rasch und kräftig nach einer Seite, so erscheint am äußeren Augenwinkel des nach innen gedrehten Auges ein feuriger Ring, der ohne Zweifel von dem Drucke herrührt, den die Umgebung des Sehnerven bei der starken Drehung des Auges erleidet. Etwas Aehnliches sind die Erscheinungen, welche nach Ruete durch subjektive Erregungen des Sehnerven bei Menschen im mittleren Lebensalter entstehen. Es haben diese Erscheinungen stets ihren Ausgangspunkt im Umfange des Sehnerven, meist eine halbmondförmige, seltener eine kreisförmige Gestalt mit gezackter silber- oder goldglänzender, farbiger Begrenzung. Die Zickzacklinien befinden sich in stetiger, flimmerartiger Bewegung. Die Ursache ist gewöhnlich heftiger Blutandrang nach der Netzhaut. Die Sehkraft leidet dabei nicht, bei ihrem Verschwinden stellt sich aber häufig Kopfschmerz ein. Zu diesen Druck- und Kongestionsfiguren gehören auch diejenigen subjektiven Lichterscheinungen, welche beim Druck durch einen Schlag aufs Auge, oder in Folge des Gebrauchs von Medikamenten zu entstehen pflegen. So sieht man nach längerem Gebrauche der Narkotika, besonders des Digitalis und der Belladonna, leuchtende Punkte, wie Funken, im Gesichtsfelde, ebenso bei heftigem Würgen ꝛc. Setzt man den negativen Pol eines Induktionsapparats auf das geschlossene Auge und nimmt den positiven Pol in die Hand, so erscheint in der Gegend der Macula lutea (s. Auge) ein bläuliches Licht von großer Helligkeit, welches sich nach der Peripherie hin verliert; bei Umkehrung der Pole ist die Peripherie hellröthlich, der Mittelpunkt dagegen geringer erleuchtet (Ruete). Zu den interessantesten subjektiven Gesichtstäuschungen gehören aber die Nachbilder. Damit ein Lichteindruck eine Wirkung auf der Netzhaut hervorbringen könne, muß derselbe immer eine gewisse Zeit andauern. Ist aber die Einwirkung eine intensive und andauernde gewesen, so bleibt eine Nachwirkung, welche an Intensität und Dauer in der Regel zu der Intensität und Dauer der primitiven Einwirkung im Verhältniß steht. Nach Brücke werden diese Nachbilder in positive und negative unterschieden. Bei jenen erscheint in dem Nachbild hell, was in dem Gesichtsobjekt hell war, und dunkel, was hier dunkel war, wenn das Auge einer ferneren Lichteinwirkung vollkommen entzogen wird. Wenn man längere Zeit durch ein Fenster nach dem hellen Himmel sieht, dann das Auge schließt und mit der Hand bedeckt, daß kein Lichtstrahl dasselbe trifft, so sieht man die hellen Scheiben als helle Nachbilder von den dunkeln Fensterrahmen begrenzt. Wendet man aber das Auge nun von dem Gegenstande weg nach einer hellen Wand, so erscheinen negative Nachbilder, d. h. was hell war, erscheint dunkel, was dunkel war, hell. Die Fensterrahmen erscheinen dann hell und die Scheiben dunkel. Das Gleiche findet Statt, wenn man eine brennende, mit einem Milchglase versehene Lampe längere Zeit betrachtet und dann an die helle Zimmerdecke sieht. Es erscheint dann das negative Nachbild der Lampe gleich einem scharf begrenzten Schatten auf einem lichten Grunde, der das Ganze umgibt. Die positiven, auch reine Nachbilder genannt, können in negative übergehen, was folgender Versuch lehrt: Wenn man durch ein grünes Glas in die Sonne sieht, die Augen abwendet und sorgfältig mit den Händen schließt, so erhält man ein blendend helles, grünes Nachbild der Sonne auf dunklem Grunde, welches nach einiger Zeit verschwindet, und auf kurze Zeit einem tief purpurrothen Felde, welches dunkler ist als der Grund, also einem negativen komplementär gefärbten Bilde Platz macht, alsdann aber wieder erscheint und längere Zeit auf diese Weise fortfährt zu wechseln, so daß das positive Bild jedesmal während eines längeren Zeitraums gesehen wird, als das negative. Endlich bleibt das positive Bild, welches immer schwächer wird, ganz aus. Das negative wird noch einige Zeit gesehen und verschwindet dann ebenfalls, womit die ganze Erscheinung ein Ende hat (Pilz). Wie dieser soeben angegebene Versuch schon andeutet, entstehen nach dem Anschauen farbiger Bilder auch farbige Nachbilder. Man kann dies deutlich beobachten bei den Nachbildern, welche von nicht homogenem, am besten von weißem Lichte herrühren. Die Farben der Nachbilder wechseln dann wiederholt; man nennt dies das Abklingen des Nachbildes durch verschie-

Digitized by Google

dene (komplementäre) Farben. Sehen wir ein blendend weißes Stück Papier oder die Sonne selbst an, so erscheint das Nachbild, wenn wir unseren Blick schnell auf eine matte weiße Fläche richten, anfangs einen Augenblick in der Farbe des Objekts, dann aber durchläuft es schnell alle Farbennüancen von Gelb, Orange, Roth, Grün, Blau, verharrt dann einige Zeit als ein grauschwarzer Fleck, in dem sich wieder in folgender Reihe Blau, Grün, Gelb und Weiß entwickeln. Ist das Nachbild weiß geworden, so unterscheidet es sich nicht mehr von der weißen Fläche, d. h. die Stelle der Netzhaut sieht die weiße Wand gerade so wie alle anderen nicht geblendeten Stellen der Netzhaut. Die Aenderung der Farben geht von der Peripherie des Nachbildes nach dem Centrum desselben. Manche Farben erregen die Netzhaut mehr als andere, und die Netzhaut geräth durch Lichter von verschiedener Farbe auch in einen verschiedenen Zustand, durch welchen dann die demselben entsprechende Farbe des Nachbildes hervorgerufen wird. Es gehört immer ein ganz bestimmter Grad von Reizung der Netzhaut zu Entstehung gewisser Farben. Menschen mit krankhafter Reizbarkeit der Netzhaut erscheint daher ein beleuchtetes Schwarz wie Blau, Blau wie Violett, Violett wie Roth ꝛc. Betrachtet man eine Zeitlang ein rothes Band auf weißem Grunde und entfernt es dann schnell, so erscheint uns die Stelle, wo früher das Band lag, genau in derselben Größe, aber grün. War das Band orange, so erscheint die Stelle blau, war es gelb, so sehen wir violett, war es grün, so erscheint es dann roth. Man nennt diese Farben der Nachbilder komplementär, sekundäre oder Ergänzungsfarben. Man erklärt diese Erscheinung dadurch, daß die Netzhaut für die Farbe des Objekts abgestumpft, also für diejenigen Farben empfindlicher werde, welche in dem weißen Lichte, aber nicht in der Färbung des Objekts enthalten sind, welches letztere die Blendung veranlaßte. Daß dieses der Fall ist, beweist ein einfacher Versuch. Man blicke eine Zeitlang ein rothes Quadrat auf weißer Fläche an, wende dann das Auge etwas seitwärts, so daß das komplementäre Nachbild zum Theil noch das rothe Quadrat deckt. Der freie Theil des Nachbildes erscheint dann grün, der frei gewordene Theil des ursprünglichen Bildes lebhaft roth; dieser Theil fällt auf eine Stelle der Netzhaut, welche vorher noch nicht von dem rothen Quadrate getroffen worden war, während der von dem Nachbilde bedeckte Theil des Quadrats in Folge der Abstumpfung der Netzhaut matt roth erscheint. Auch das stereoskopische Sehen muß hierher gezählt werden. Sind die zwei Bilder richtig aufgenommen, so daß das eine der mit dem rechten, das andere der mit dem linken Auge gesehenen Ansicht entspricht, und sind dieselben in einen richtig konstruirten Apparat gebracht (für welchen bekanntlich auch eine einfache Scheidewand genügt), so entsteht der vollkommen plastische Eindruck Eines Bildes (s. Stereoskop).

Die objektiven Gesichtserscheinungen werden durch bestimmte Objekte, welche durch Körperchen, die auf oder in dem dioptrischen Apparate des Auges sich befinden, undurchsichtig sind oder das Licht unregelmäßig brechen, hervorgerufen, indem diese einen Schatten auf der Netzhaut erzeugen, welcher nach außen projicirt als ein im Gesichtsfelde schwebender Körper wahrgenommen wird. Man nennt dies entoptische Erscheinungen oder Okularspektren. Zu Okularspektren gibt schon Veranlassung die auf der Hornhaut befindliche Feuchtigkeit, als Streifen, helle oder lichtere wolkige Stellen, als tropfenähnliche Kreise mit heller Mitte. Ihre Formen sind durch die Bewegung der Lider sehr veränderlich, und ihre selbstständige Bewegung geschieht von oben nach unten. Es stören diese Erscheinungen oft sehr bei mikroskopischen Untersuchungen, sowie beim Sehen durchs Fernrohr, und nöthigen zum Blinzeln, um sie zu entfernen. Der scheinbaren Bewegung derselben von oben nach unten entspricht die wirkliche von unten nach oben, welche durch das obere Augenlid erzeugt wird, das die auf der Hornhaut befindlichen Schleimmassen mit den darin befindlichen Staubkörnchen ꝛc. beim Lidschlage nach oben zieht. Konstante dunkle Flecken gehören den Trübungen an, welche nach entzündlichen Krankheiten der Hornhaut häufig zurückbleiben. Ferner lassen sich die unregelmäßigen Schatten des Pupillarrandes entoptisch wahrnehmen. Außer den Andeutungen radiärer Streifen, die von dem strahligen Bau der Linse herrühren, werden besonders drei Formen von Spektren erwähnt: die Perlflecken, rundliche Scheiben, innen hell, am Rande scharf dunkel konturirt, Luftbläschen oder Oeltröpfchen ähnlich, herrührend von Schleimmassen in der morgagnischen Feuchtigkeit; die dunklen Flecken von wechselnder Gestalt, denen der helle Kern fehlt, durch Verdunkelungen der Kapsel oder Linse bewirkt, und die hellen Streifen, welche meist einen unregelmäßigen Stern mit wenig Ausläufern in der Mitte des Gesichtsfeldes bilden u. theils von der im Fötalzustande erfolgenden Trennung der vorderen Kapsel, theils von der Innenseite der Hornhaut herrühren (Listing). Objektive A. bewirken ferner Glaskörperobjekte, welche vorzugsweise die Ursache der sogenannten Mouches volantes sind. Daß diesen eine wirkliche Bewegung zukommt, kann man leicht beobachten, wenn man mit aufrechtem Kopfe durch eine Fensterscheibe nach dem Himmel sieht und einen bestimmten Punkt im Glase fixirt. Die entoptische Erscheinung sinkt dann gewöhnlich langsam herab. Senkt man den Blick und sieht dann rasch nach oben, so schießen die Mücken in der Regel über den fixirten Punkt hinaus und sinken dann nieder. Will man die fliegenden Mücken fixiren, so scheinen dieselben vor dem Visirpunkt herzuschweben, ohne daß man sie erreichen kann. Diese entoptischen Erscheinungen des Glaskörpers erscheinen nach neueren Untersuchungen unter vier Formen: als isolirte Kreise, ähnlich Sagokörnern, welche bei schnellen Bewegungen von unten nach oben steigen, dann nach plötzlichem Stillstand sich wieder langsam senken; als Perlschnüre (perlenförmiges Spektrum), quer oder senkrecht und geschlängelt oder gestreckt kürzere oder längere durch das Gesichtsfeld sich hindurchziehende Erscheinungen, deren Bewegung dieselbe ist wie bei vorigen; als zusammenhängende Gruppen von größeren oder kleineren, dunkleren oder blasseren Kreisen und Punkten, die in der Luft zu tanzen scheinen, mit den vorigen zusammen vorkommen, sich wie diese bewegen u. wenn man das Auge längere Zeit ruhig hält, ganz aus dem Gesichtsfelde zu verschwinden pflegen; als Falten, helle Bänder, von

zwei dunkeln, nicht scharf markirten Linien umgeben (Wasserspektrum nach Mackenzie), die man am häufigsten Morgens früh beim Ausgehen wahrnimmt. Diese verschiedenen Gestalten der entoptischen Erscheinungen kehren konstant bei allen Menschen wieder, ein Beweis, daß die Ursachen derselben auch die gleichen sind. Jeder Mensch hat mehr oder weniger solche Mouches volantes oder Skotome; nur diejenigen aber werden gewöhnlich beobachtet, welche sehr stark ausgeprägt sind. Will man Jemanden darauf aufmerksam machen, so läßt man ihn am besten durch ein feines Loch in einem Kartenblatt nach dem hellen Himmel oder Abends durch ein Mikroskop sehen, dessen Gesichtsfeld stark erleuchtet ist. Einmal aufmerksam gemacht, sieht man dann die Skotome sehr leicht, ohne daß sie jedoch das Sehen selber stören. An diese gewöhnlichen, bei Gesunden vorkommenden Spektren schließen sich diejenigen an, welche in Folge von krankhaften Veränderungen der durchsichtigen Medien des Auges, der Linse, des Glaskörpers ꝛc., entstehen und besonders im Beginn der Linsentrübung, die grauer Staar genannt wird, auftreten. Das Sichtbarwerden der Centralgefäße der Netzhaut bei ziemlich gleichmäßiger Erleuchtung des inneren Auges, das Gefäßspektrum, gibt zwar zu A. keine Veranlassung, man zählt es aber zu den objektiven Gesichtserscheinungen, und wir führen es deshalb der Vollständigkeit wegen hier an, um so mehr, als es außer den sehr zierlichen Bildern wichtige Aufschlüsse über die Natur und Funktion der Netzhaut gibt. Vorher ist aber noch eine Thatsache zu erwähnen, welche, schon 1668 von Mariotte entdeckt, eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit beim Sehakte ist. Es ist die Thatsache, daß auf dem sogenannten blinden Fleck, der Stelle der Netzhaut, welche der Eintrittsstelle des Sehnerven entspricht, der optischen Pupille, kein Sehen Statt findet (s. Auge), wenn auch einige Empfindlichkeit derselben für künstliches Licht von Coccius nachgewiesen worden ist. Man nehme zwei schwarze Punkte, die auf einem Papier etwa 2 Zoll aus einander liegen (a u. b); hält man das

a b
· +

Papier 7 Zoll von den Augen entfernt und fixirt, indem man das linke Auge schließt, den Punkt a, so verschwindet b aus dem Gesichtsfelde, und es fällt das Bild des Kreuzes b gerade auf den mariotte'schen Fleck. Man bemerkt dieses Ausfallen eines kleinen Theils des Gesichtsfeldes aber aus dem Grunde nicht, weil beim Sehen mit zwei Augen die blinden Stellen beider Augen nicht auf denselben Theil des Gesichtsfeldes treffen, und bei dem Sehen mit Einem Auge stets nur der gelbe Fleck (s. Auge), die Stelle des schärfsten Sehens, angewendet wird, die Umgebung des fixirten Punktes aber stets schwächer und verwaschen erscheint. Wie dieser blinde Fleck, so werden gewöhnlich auch Schatten nicht wahrgenommen, welche von den in der oberflächlichen Schicht der Netzhaut verlaufenden undurchsichtigen Centralgefäßen auf die tichtempfindenden Schichten der Retina geworfen werden. Man hat drei Hauptmethoden, um die Gefäßspektren sichtbar zu machen: Man läßt das Licht einer gut brennenden Lampe durch eine Konvexlinse koncentrirt auf einen der Hornhaut möglichst entfernten Theil der Sclerotica fallen und sieht dabei auf ein dunkles Gesichtsfeld, so erscheinen auf hellem Grunde die dunklen baumförmigen Verzweigungen oder Gefäße; in der Mitte des Gesichtsfeldes bemerkt man eine gefäßlose Stelle. Läßt man das Licht am Rande der Pupille einfallen, so erscheinen die Gefäße hellglänzend auf dunklem Grunde. Oder man hält ein Licht unterhalb des Auges und blickt auf einen dunkeln Hintergrund über das Licht gerade hinweg, so erscheint auf hellem Grunde der Gefäßbaum so, daß die feineren Verzweigungen von oben und unten gegen die Mitte zu verlaufen; bei Bewegung des Lichtes erscheinen auch horizontale Aeste. Oder man sieht durch eine feine Oeffnung nach dem hellen Himmel und bewegt diese Oeffnung vor dem Auge hin und her, so erscheinen die mittleren Gefäßverzweigungen der Netzhaut auf hellem Grunde, welche rundum nach dem gefäßlosen Mittetpunkt der Netzhaut verlaufen. Sogar die in den Gefäßen cirkulirenden Blutkörperchen lassen sich zur Wahrnehmung bringen, wenn man durch eine feine Oeffnung nach der hellen Glasglocke einer Lampe sieht und das Auge für einen sehr nahen Punkt einrichtet. Sehr bald erscheinen dann die Gefäßverzweigungen, in welchen die Blutkörperchen nach allen Richtungen hin rasch verlaufen, was sich fast so ausnimmt, wie die unter dem Mikroskop betrachteten Kapillargefäße der Schwimmhaut eines Frosches.

Die scheinbare Bewegung der Objekte ist eine im gewöhnlichen Leben häufig beobachtete Erscheinung. Wolken, vom Winde gejagt, ziehen über den Mond hinweg; die Wolken scheinen still zu stehen, während der Mond am Horizonte schnell dahin eilt, wenn wir die Wolken mit dem Blick verfolgen. Fixiren wir aber den Mond, so sehen wir die wahre Bewegung der Wolken und der Mond steht still. Begegnen wir auf der Eisenbahn einem anderen Zuge, der still steht, so wird es uns schwer zu entscheiden, ob wir uns bewegen, oder der stillstehende Zug; ebenso täuschen wir uns, wenn wir in einem Eisenbahnzuge stille haltend durch das Fenster einen an uns vorbeibrausenden Zug beobachten. Die sogenannte Wunderscheibe oder die stroboskopische Scheibe ist ein bekanntes artiges Spielzeug für Kinder. Bekannt ist auch, daß, wenn man eine glühende Kohle an einen Faden bindet, mit diesem einen Kreis beschreibt, die Kohle als ein feuriger Reif erscheint. Nicht selten entstehen A. bei Krankheiten des Bewegungsapparats der Augen, oder durch krankhafte Zustände in der Umgebung des Augapfels, wodurch seine freie Bewegung gehindert ist. Bei Lähmung eines Augenmuskels entstehen z. B. Doppelbilder beim Sehen mit zwei Augen, welche für den Sehakt sehr störend werden können (s. Diplopie). Krankhafte Veränderungen der Hornhaut, Verschiebungen der Linse können Doppeltsehen beim Sehen mit Einem Auge veranlassen und rufen Täuschungen über den wahren Stand des Gesichtsobjekts hervor.

Vergl. Purkinje, Beitrag zur Kenntniß des Sehens in subjektiver Hinsicht, Prag 1819, Berlin 1825; J. Müller, Ueber phantastische Gesichtserscheinungen, Koblenz 1826; Ruete, Lehrbuch der Ophthalmologie, Braunschweig 1845; J. Pilz, Lehrbuch der Augenheilkunde, Prag 1859.

Augentripper (ophthalmia gonorrhoica, blennorrhoea conjunctivae), diejenige Augenentzündung, welche durch Uebertragung des Tripperschleims auf die Augen entsteht, eine der gefährlichsten, mit außerordentlicher Schnelligkeit verlaufenden Augenkrankheiten, welche mehr bei Männern als bei Frauen vorkommen soll, was leicht erklärlich erscheint. Der A. bei Neugebornen wird die Augenentzündung der Neugebornen genannt (ophthalmia neonatorum, blepharophthalmia recens natorum, s. Augenpflege). Die Absonderung ist bei dieser Krankheit sehr bedeutend, eiterig, die Augenlider schwellen beträchtlich an und sind roth gefärbt, heiß und schmerzhaft. Die Bindehaut des Auges erreicht einen hohen Grad von Schwellung, färbt sich dunkel, blauroth, bedeckt zum großen Theil die Hornhaut, diese wird erweicht, es entstehen große Geschwüre, welche durchbrechen, und das Sehvermögen wird, wenn es nicht ganz verloren geht, wenigstens oft sehr erheblich beeinträchtigt. Der A. entsteht anerkanntermaßen nur durch Ansteckung; aufs Nachdrücklichste muß deshalb davor gewarnt werden, die Augen mit der Tripperabsonderung in Berührung zu bringen. Ist die Entzündung aber doch entstanden, so säume man ja keinen Augenblick, einen Augenarzt zu Rath zu ziehen und demselben die Ursache der Entzündung zu offenbaren. Die Behandlung muß eine sehr energische sein, und die Reinigung der Augen Tag u. Nacht ohne Unterbrechung mit der größten Sorgfalt vorgenommen werden.

Augentrost, Pflanzengattung, s. Euphrasia.

Augenwasser, s. Augenheilmittel.

Augenweite, die Entfernung der innern Augenwinkel von einander, insbesondere als generisches Merkmal der Menschenracen (s. d.).

Augenzeuge (testis ocularis), Jeder, der ein Ereigniß mit eignen Augen beobachtet hat und in Folge davon ein unmittelbares Zeugniß ablegen kann; s. Zeuge.

Auger, 1) Anastase, französischer Philolog und Alterthumsforscher, geboren den 12. Dec. 1724 zu Paris, trat in den geistlichen Stand, lehrte 14 Jahre lang zu Rouen Rhetorik, ward dann Generalvikar des Bischofs von Lescar, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris und † daselbst den 7. Febr. 1792. Nicht ohne Verdienst sind seine treuen französischen Uebersetzungen des Demosthenes und Aeschines (Par. 1777—91, 6 Bde.), Isocrates (das. 1781, 3 Bde.), Lysias (das. 1783), der Homilien des Chrysostomus (das. 1785, 4 Bde.) und mehrer Reden Cicero's (das. 1786, 3 Bde.). Unter seinen sämmtlichen Werken sind 10 Bände „Oeuvres posthumes" (Paris 1792—95), deren erste 3 Bände die zu ihrer Zeit sehr beachtungswerthe Arbeit „De la Constitution des Romains sous les rois et aux temps de la république" enthalten.

2) Louis Simon, französischer Kritiker und Literator, geboren 1792 zu Paris, war unter Napoleon I. im Ministerium des Innern, seit 1812 an der kaiserlichen Universität angestellt. Er arbeitete fleißig an der „Décade philosophique" und am „Journal de l'Empire"; auch versuchte er sich als Lustspiel- u. Vaudevillendichter. Nach der Rückkehr der Bourbonen ward er königlicher Censor, erster Redakteur des royalistischen „Journal général de France", Mitarbeiter am „Mercure de France" und 1816 Mitglied der Akademie, worin er sich vornehmlich durch seine Thätigkeit für die Vollendung des „Dictionnaire", sowie durch seinen gegen die romantische Schule gerichteten Eifer für Klassicität hervorthat. Ueberhaupt gehört A. zu den einflußreichsten Akademikern jener Zeit, besonders seit 1822, wo ihm, dem Feinde der freien Presse, nach Raynouards Abgange das Amt eines immerwährenden Sekretärs zugefallen war. Er endete durch freiwilligen Tod in der Seine den 2. Januar 1829. A. war ein unermüdlicher Herausgeber, Biograph und Kommentator der verschiedenartigsten französischen Schriftsteller; seine Leistungen auf diesem Gebiete zeichnen sich durch Genauigkeit, Schärfe des Urtheils, Geschmack, Präcision und lobenswerthe Gedrängtheit aus und sind trotz zahlreicher Angriffe nicht ohne Anerkennung geblieben. Wir erwähnen davon nur die vom Institut gekrönten Lobreden auf Boileau (1805) und Corneille (1808), die Biographien Molière's, Rabelais', Voltaire's u. a. in der „Biographie universelle" und vor allen den „Commentaire de Molière", ein Hauptwerk für das Verständniß dieses Dichters und seiner Zeit.

Augereau, Pierre François Charles, Herzog von Castiglione, Marschall und Pair von Frankreich, geboren den 11. Nov. 1757 zu Paris als Sohn eines Obsthändlers in der Vorstadt St. Marceau, ward französischer Karabinier, trat dann in neapolitanische Dienste und blieb daselbst gemeiner Soldat bis 1787, worauf er als Fechtmeister seinen Unterhalt erwarb. Als 1792 alle Franzosen das Königreich räumen mußten, eilte A. zu der französischen Südarmee, wo er durch mehre tollkühne Unternehmungen bald bekannt und so schnell befördert wurde, daß wir ihn schon 1794 als Brigadegeneral bei der Armee der Ostpyrenäen unter Dugommier finden. Die Wegnahme der Kanonengießerei La Miga, die Eroberung von Collioure, Bellegarde und Figueras, besonders aber der entscheidende Sieg über den General Hurrgaray bei St.-Thomas an der Fluvia gehören zu den glänzendsten Waffenthaten A.'s aus dieser Zeit. Neue Lorbeeren sammelte er 1796 als Divisionsgeneral und Oberbefehlshaber des rechten Flügels der italienischen Armee bei Loano, Millesimo und Montenotte, Dego und bei Erstürmung der Brücke von Lodi. Von Bonaparte beauftragt, in den Kirchenstaat einzurücken, überschritt er den Po bei Borgo Forte, bemächtigte sich Bologna's, unterdrückte einen Aufstand in der Romagna und nöthigte den Papst zum Frieden mit der Republik. Vom Obergeneral wieder an die Nieder-Etsch gerufen, besetzte er hier alsbald die Orte Legnano, Ronco und Brescia und trieb bald darauf den Feind bei Castiglione aus seiner vortheilhaften Stellung. Auch an den weitern Ereignissen dieses Feldzuges hatte A. glorreichen Antheil. Mit Masséna rückte er, während Wurmser in Mantua eingeschlossen war, dem österreichischen General Alvinczy entgegen und trug wesentlich zum folgenreichen Sieg bei Arcole bei. Anfangs 1797 schlug er bei Anghiari den österreichischen General Provera, verbrannte die Etschbrücke, verfolgte den Geschlagenen nach Castellaro und nöthigte ihn, sich bei Favorite mit 5000 Mann, 700 Pferden, 22 Kanonen und sämmtlichem Gepäck zu ergeben. Nach der Einnahme Mantua's durch die Franzosen begab sich A. nach Paris, um in Bo-

naparte's Auftrage dem Direktorium 62 österreichische Fahnen zu überbringen, eigentlich aber, um bei der beabsichtigten Regierungsveränderung behülflich zu sein. Demgemäß erhielt er vor der Revolution des 18. Fructidor (4. September 1797) den Oberbefehl über die pariser Nationalgarde oder die 17. Militärdivision. An der Spitze einer Militärabtheilung drang er an jenem Tage in den Saal des gesetzgebenden Körpers, ließ die Verdächtigen in den Temple führen und decimirte die Nationalversammlung. Die siegende Partei gab ihm dafür den Titel „Retter des Vaterlands", täuschte ihn aber hinsichtlich des Versprechens der Direktorialwürde. Bloß zum Oberbefehlshaber der Rhein- und Moselarmee ernannt, machte er sich hier bald dem Direktorium verdächtig; man rief ihn deshalb zurück und vertraute ihm 1798 die 10. Militärdivision zu Perpignan an. Er war daselbst eben mit den Vorbereitungen zu einem Zuge nach Portugal beschäftigt, als ihn die Erwählung in den Rath der Fünfhundert durch das Departement Obergaronne 1799 nach Paris zurückführte. Kurz darauf kehrte Bonaparte aus Aegypten zurück. Jourdan, das nahe Ungewitter ahnend, schlug die Erklärung vor, daß das Vaterland sich in Gefahr befinde, und ward dabei von A. unterstützt. Bald jedoch söhnte letzterer sich mit Bonaparte aus u. eilte nach St. Cloud, um sich zur Disposition des Gewalthabers zu stellen. Zum Oberbefehlshaber einer französisch-holländischen Armee von 20,000 Mann ernannt, schlug er im September 1800 den mainzer Landsturm und die Oesterreicher unter Simptschen, ging darauf über die Nidda und den Spessart und rückte bis Gelnhausen vor, wo ein Waffenstillstand seine Fortschritte hemmte. Nachdem die Feindseligkeiten von Neuem begonnen hatten, besetzte er Aschaffenburg und Schweinfurt, ließ durch den General Dumenceau Würzburg wegnehmen, siegte den 3. December abermals über Simptschen bei Burgebrach und behauptete sich am 18. December gegen überlegene feindliche Streitkräfte bei Altorf, Neukirchen und Fischbach. Nach dem lüneviller Frieden (1801) lebte er auf einem Landgute bei Melun, von wo ihn der erste Konsul 1803 wieder zum Heere rief. Mit dem seinem Oberbefehle anvertrauten 7. Armeecorps rückte A. in dem neuen Kriege mit Oesterreich nach Vorarlberg, wo er den General Jellachich nöthigte, sich zu ergeben. Von Napoleon beehligt, die Verbindungen zwischen Frankreich und dem Heere in Oesterreich zu erhalten, blieb er in Schwaben stehen, ohne an den ferneren Begebenheiten dieses Kriegs Antheil zu nehmen. Im Kriege gegen Preußen wirkte er zum Siege bei Jena mit; rückte darauf nach Berlin und von da nach Polen, concentrirte das 7. Armeecorps bei Warschau und führte dasselbe von da nach Preußen. Bei Eylau kam er am Tage vor der Schlacht (8. Februar 1807) an. Von den Russen am frühen Morgen angegriffen, trieb er die dichten Haufen ihrer Scharfschützen zurück, während er, obwohl von einem heftigen Fieber befallen, sich selbst dem ärgsten Feuer aussetzte. Fast sein ganzes Corps wurde in dieser furchtbaren Schlacht außerieben. Napoleon fragte nach der Schlacht: „Wo sind Ihre Grenadiere hin?" „Sie sind alle für Ew. Majestät umgekommen", war A.'s kecke Antwort. Vielleicht war dieselbe der Grund, warum ihn der Kaiser unter dem Vorwande, seine geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, nach Frankreich zurückschickte und ihn ohne Anstellung ließ, bis er ihm 1809 den Auftrag ertheilte, Gerona zu vertheidigen und die katalonischen Insurgenten zu zerstreuen. Unmittelbar nach dem Siege bei Vich (20. Februar 1810) fiel er jedoch von Neuem in Ungnade. Nach Frankreich zurückgerufen, blieb er daselbst bis 1812, wo er den Oberbefehl des 11. Armeecorps, welches in Berlin gebildet wurde, übernahm. Während des Feldzugs in Sachsen sammelte A. als Generalgouverneur von Frankfurt und Würzburg die Reservearmee, welche zu Anfang Octobers ihren Marsch nach Leipzig antrat. Auf dem Wege dahin siegte er an der Wettau bei Naumburg (10. October) über Thielemann. Während der leipziger Schlacht vertheidigte er einen ganzen Tag lang ein Gehölz, woraus ihn nur die Uebermacht des Feindes zu vertreiben vermochte. Nach dem Einrücken der Alliirten in Frankreich wurde A. nach Lyon gesandt zur Bildung einer Armee, mit der er am 10. März den österreichischen General Bubna von St.-Georges bis nach Macon zurücktrieb. Bald darauf unterschrieb er indeß die Kapitulation für Lyon, unterwarf sich Ludwig XVIII. und wirkte dadurch mit zur ersten Abdankung des Kaisers. Er wurde dafür nach seiner Ankunft in Paris vom König zum Mitglied des Kriegsraths, zum Ritter des heiligen Ludwig und zum Pair von Frankreich ernannt. Im März 1815 übertrug ihm der König den Oberbefehl über die 14. Militärdivision zu Caën. Kaum hatte er diesen Posten angetreten, als Napoleon in Frankreich landete. Dieser bezeichnete ihn in seinen Proklamationen als einen Verräther. Gleichwohl huldigte A. als Gouverneur der Normandie auf eine charakterlose Weise dem Kaiser in einem Aufruf an die Truppen der 14. Division. Napoleon schenkte ihm jedoch sein Vertrauen nicht wieder. Als der König zurückgekehrt war, trat A. wieder in die Pairskammer, aus der Napoleon ihn ausgeschlossen hatte, u. wurde Mitglied des Kriegsgerichts, welches den Marschall Ney richten sollte. Da er sich jedoch in dieser Sache für inkompetent erklärte, ward Ney vor die Pairskammer gestellt u. zum Tode verurtheilt. A. fühlte sich von diesem Ausgange, den er mit verschuldet, aber nicht vorausgesehen hatte, so schmerzlich ergriffen, daß er sich auf sein Landgut La Houssaye zurückzog, wo er den 12. Juni 1816 an der Brustwassersucht †.

Augias, König der Epeer in Elis, Sohn des Phorbas, eines rhodischen Heros, u. der Hyrmine, nach Andern des Helios oder auch des Neptun und einer Nymphe, erlangte Berühmtheit durch ein Abenteuer des Hercules. Nachdem er in seiner Jugend am Argonautenzuge ehrenvollen Antheil genommen, ließ er sich in Elis nieder und scharrte theils durch Bedrückung seiner Unterthanen, theils durch Beraubung seiner Nachbarn Reichthümer zusammen, die nach damaliger Sitte vorzüglich in Pferde- und Rinderheerden bestanden. In einem ungeheuren Stalle standen ihm 3000 Rinder, deren Mist seit geraumer Zeit sich darin aufgehäuft hatte. Denselben in Einem Tage wegzuschaffen, war nun eine der 12 Arbeiten, die Eurystheus dem Hercules (s. d.) auferlegte. Glücklich vollbrachte dieser, mit Hülfe der Flüsse Alpheus und Peneus, das Unmöglichscheinende, bedung sich aber als Lohn von A. den zehnten Theil der Heerde. Als A sich hinterher dessen weigerte, überzog ihn Hercules mit Krieg,

worin der König mit seinen Söhnen Eurytus und Agasthenes getödtet wurde. Das Reich erhielt der allein übrig gebliebene Sohn Phyleus, weil er zur Gerechtigkeit gegen Hercules gerathen, deshalb aber von dem erzürnten Vater verbannt worden war.

Augiasstall, sprüchwörtlicher Ausdruck für eine äußerst beschmutzte und verunreinigte Sache; vgl. Augias.

Augier, 1) Jean Baptiste, Baron d', französischer General, geboren 1769 zu Bourges, trat 1792 zur Armee, ward Kommandeur eines Bataillons Nationalfreiwilliger und zeichnete sich 1793 bei der Vertheidigung von Bitsch gegen die Preußen aus. Seit 1794 Brigadegeneral, kommandirte er in den Departements la Manche und Cher und wurde 1804 von Napoleon I. zum Offizier der Ehrenlegion und zum Baron ernannt. Nach zwei Feldzügen in Spanien seit 1809 erhielt A. 1812 das Kommando von Königsberg, wo er während des russischen Krieges blieb. Deputirter beim gesetzgebenden Körper, stimmte er 1814 für die Absetzung Napoleons. Bemerkenswerth ist seine starke Rede in der Deputirtenkammer gegen Napoleon, als dieser sich nach seiner Rücklehr von Elba schon der Hauptstadt nahte. Nach der Ankunft Napoleons in Paris seiner militärischen Würden beraubt, mit der Rückkehr Ludwigs XVIII. wieder eingesetzt, auch von Neuem in die Deputirtenkammer gewählt, † A. 1819 in seiner Vaterstadt.

2) Guillaume Victor Emile, beliebter französischer Lustspieldichter, Enkel Pigault-Lebruns, geboren den 17. Sept. 1820, erregte durch sein erstes, 1844 auf die Bühne gebrachtes Stück „La ciguë" großen Beifall und noch größere Erwartungen. Letzteren entsprachen zwar die folgenden: „Un homme de bien" (Par. 1845) und „L'aventurière" wenig; mit erneuertem Beifall aber wurde „Gabrielle" (1850) und 1853 die liebliche Komödie „Philiberte" aufgenommen. Außerdem hat er zugleich mit Alfred de Musset ein einaktiges Proverbe „L'habit vert" (1849) gedichtet und leicht und gefällig versificirte „Poésies" (Paris 1856) veröffentlicht. A. ist Mitglied des Instituts

Augila, nordamerikanische Oase im Innern von Marmarica (jetzt Barka), 10 Tagereisen westlich von Ammonium (Siwah), von Osten nach Westen etwa 4 Meilen lang, reich an Datteln, Ruheplatz der Karawanen, noch jetzt Audjelah genannt und auf dem Karawanenwege von Kairo und Siwah nach Murzuk gelegen, reich an Datteln und von etwa 10,000 Menschen bewohnt, welche dem Pascha von Tripolis tributpflichtig sind und unter einem von diesem abhängigen Bei stehen. Man zählt darin drei Ortschaften, worunter die gleichnamige Hauptstadt.

Augit (Pyroxen Hauy's, Pentasit), Mineralgeschlecht, in das man eine größere Anzahl von Mineralspecies bringt, welche zu den alkali- od. thonerdearmen Verbindungen der Kieselerde mit Kalk- und Bittererde und meist Eisenoxydul oder Eisenoxyd gehören und chemisch ganz mit der Hornblende übereinstimmen, von dieser sich aber durch Krystallisation in einer schiefen rhombischen (klinorhombischen) Säule von 87° 5', nach welcher sie sich auch mehr oder minder vollkommen spalten lassen, unterscheiden. Ihre Härte liegt zwischen Apatit- und Feldspathhärte, ihr specifisches Gewicht zwischen 2,8—3, 5. Die wichtigsten dahin gehörigen Mineralien sind: Wollastonit, Diopsid, Malakolith, Augit, Bronzit, Hypersthen, Diallag; das verbreitetste darunter ist der Augit. Der Wollastonit (Tafelspath) besteht aus 2 Drittheilen kieselsaurer Kalkerde, aus 51,6 Kieselerde, 46,4 Kalkerde, ist von weißer Farbe, durchscheinend, von lebhaftem Glanz und schaliger oder stänglicher Absonderung. Er findet sich häufig in körnigem Kalkstein (Cziklowa im Banat, Pargas in Finnland, Auerbach im Odenwald ꝛc.), seltener in Gneis, in Dolerit. Der Diopsid (Alalit, Mussit, Baikalit, Fassait) kommt krystallisirt oder krystallinisch-stänglich vor. Die Krystalle sind oblonge oder 8seitige längsgestreifte Säulen, zuweilen mit komplicirten Endflächen. Das Mineral ist grün, oft zur Hälfte farblos, durchsichtig oder durchscheinend. Es ist sehr verbreitet in den Alpen, wo es mit Chlorit, Kaneelsteingranat, vorzüglich schön auf der Mussaalp in Piemont auf Gängen in Serpentin vorkommt; durch Größe ausgezeichnet sind die Säulen von Schwarzenstein im Zillerthal aus Chlorit, aus Baikalit mit Granit am Baikalsee, aus Fassait auf Klüften u. Gängen des Spenits am Monzoni im Fassathal mit zahlreichen andern Mineralien an der Greuze gegen Kalksteine. Mit Strahlstein im Gemenge bildet der Diopsid den grünen Smaragdid, der mit Granat den Omphazit zusammensetzt. Der Malakolith ist von trüben grünen Farben, von geringer Durchscheinenheit wie manche Diopside, aber von blättrigem Bruch, nicht nur nach den Säulenflächen, sondern auch nach einer schiefen Endfläche. Er findet sich auf den Erzlagern zu Sala, Tunaberg ꝛc. in Schweden u. Arendal in Norwegen, auch bei Wurlitz im Baireuthischen. Der Augit (im engern Sinne) ist schwarz ins Grünlichschwarze übergehend, undurchsichtig. Die Krystalle sind meist eingewachsen, 6- oder 8seitige Säulen, meist mit einem vordern schief dachförmigen Augitpaar im Ende, seltener mit zusammengesetztem Ende. Zwillingsverwachsungen finden sich sehr häufig, in Folge deren die beiden Augitpaare in dem einen Ende in einspringendem, im andern mit ausspringendem Winkel zusammenstoßen. Der Bruch ist bald deutlich blättrig, bald muschelig. Der A. bildet einen wesentlichen Bestandtheil vieler Gesteine, des Augitporphyrs, Dolerits (Fassathal), Basalts, basaltischer Mandelsteine, basaltischer Tuffe, der doleritischen Laven, und ist soweit über die Erde verbreitet als diese Gesteine (böhmisches Mittelgebirge, Rhön, Kaiserstuhl, Fassathal, Rom, Vesuv ꝛc.). Minder häufig findet er sich auf Erzlagern, so auf Magneteisensteinlagern zu Arendal, Bolton in Nordamerika. Ein selbstständiges Gestein bildet er in den Pyrenäen (Lherzolith). Er besteht aus Eisenoxydul und thonerdehaltigem Silikat der Bitter- und Kalkerde, ist schwer schmelzbar zu schwarzem Glas. Der Kokkolith ist nur körniger lichter oder dunkler grüner A. und häufiger Begleiter von Magneteisen auf den Erzlagern des Nordens von Europa wie Amerika. Der Hypersthen kommt nur derb, blättrig vor; die Brüche sind nach der rhombischen Säule deutlich, höchst vollkommen, aber der Bruch parallel der Abstumpfung ihrer scharfen Kante. Er hat halbmetallischen Perlmutterglanz und kupferrothen Lichtschein und ist undurchsichtig, von dunkler bis schwarzer Farbe. Er bildet mit Labrador den Hypersthenfels oder Hyperit und

Digitized by Google

findet sich auf der St.-Paulsinsel an der Küste von Labrador (Paulit), im Harz, Thüringerwald, bei Penig und an vielen andern Orten. Er wird seines schönen Farbeschimmers wegen zu Dosen ꝛc. verarbeitet. Paulit besteht aus 54¼ Kieselerde, 14½ Bittererde, 24½ Eisenoxydul, 2¼ Thonerde, 1½ Kalk. Der Diallag unterscheidet sich von ersterem durch Mangel des kupferrothen Schillers, durch vorherrschend grünliche Farben, durch geringere Härte. Er bildet mit Labrador oder Saussurit den sogenannten Gabbro oder Euphotid, ein vorzüglich in den Alpen u. in Italien weit verbreitetes Gestein (s. Gabbro). Der Bronzit zeichnet sich durch seinen starkgestreiften faserigen krummflächigen Bruch und seine nelkenbraune Farbe aus, ist eine Verbindung der Kieselerde mit Eisenoxydul und Bittererde und schwierig schmelzbar. Er kommt in Serpentin (Kupferberg im Fichtelgebirge) u. a. O. vor. Der Bronzit u. andere Augitvarietäten gehen durch Verwitterung in Asbeste über (s. Asbest). Die meisten dieser Fossilien gehören zu den wichtigsten Bestandtheilen der Gesteine, und zwar bilden sie mit kieselärmeren Feldspathen, wie Labrador oder Saussurit, mit Leucit, Nephelin u. a., die Reihe der Augitgesteine, welche sich durch den Mangel freier, als Quarz ausgeschiedener Kieselerde auszeichnen. Zu diesen Gesteinen gehören: die verschiedenen Grünsteine, Diabas, Gabbro, Hypersthenfels der paläozoischen Zeit, der Augitporphyr der sekundären Zeit, die tertiären Dolerite, Nephelindolerite, Leucitophyre, Anamesite und Basalte, die modernen doleritischen Laven. Die künstliche Erzeugung verschiedener Augitvarietäten erfolgt außerordentlich häufig bei Hüttenprozessen, während die gleich zusammengesetzte Hornblende sich nicht auf solche Weise bildet, umgekehrt vielmehr umgeschmolzen beim Erstarren A. liefert. Die Uebereinstimmung von Krystallform u. Zusammensetzung des A.s mit krystallisirten Schlacken, wie mit der ausgezeichneten krystallisirten Hochofenschlacke von der oldberger Hütte bei Bigge in Westphalen, den krystallisirten Sulzschlacken vom Kupferhüttenprozeß zu Fahlun in Schweden, beweist uns, ebenso wie das Auftreten des A.s in den vulkanischen Schlacken, die Bildung der Augitgesteine auf feurig-flüssigem Wege; sie sind sämmtlich ächte Eruptivgesteine. Stets im Gemenge mit alkaliführenden Mineralien, liefern sie bei der Verwitterung einen sehr fruchtbaren Boden und besitzen daher auf den Vegetationscharakter der verschiedensten Gegenden der Erde den sichtlichsten Einfluß.

Augitfels, s. Lherzolith.

Augitgesteine, s. Augit.

Augitporphyr, s. Melaphyr.

Augmentation (v. Lat.), d. i. Vermehrung, in der Musik, Darstellung desselben Gedankens oder Thema's mit Noten von größerem Zeitwerthe, so daß z. B. aus Achteln Viertel werden, besonders in der Fuge anwendbar; in der Rhetorik lebhafte, übertreibende Vorstellung einer Sache, z. B. wenn man dissolutes Leben als moralischen Tod ꝛc. bezeichnet.

Augmentativsilben, Silben, welche einem Haupt- oder Eigenschaftsworte zugefügt werden, um eine Vergrößerung oder Vermehrung der durch das einfache Wort bezeichneten Sache auszudrücken; die neuen Wortbildungen dieser Art heißen Augmentativworte und sind den Deminutiven entgegengesetzt. Den größten Reichthum an Augmentativen hat unter allen Sprachen die italienische. Die lateinische Sprache ist an eigentlichen Augmentativen arm; man kann hierher rechnen die Vorsilbe per und die Endsilbe atum, z. B. permagnus, sehr groß, arboretum (von arbor), mehre Bäume, Baumgarten, quercetum (von quercus), Eichenwald. Im Deutschen ist oft augmentativ die Vorsilbe Ge mit oder ohne die Wortendung e, z. B. Gedränge von Drang, Gebüsch von Busch, Gebirge von Berg, Gethier ꝛc.; ferner die Endsilbe ei, z. B. Reiterei, Länderei u. a.

Augsburg (Augusta Vindelicorum), Hauptstadt des bayerischen Regierungsbezirks Schwaben und Neuburg, liegt in angenehmer und fruchtbarer Gegend auf einem Hügel, dem Rosenauberg, zwischen der Wertach und dem Lech, die sich unterhalb der Stadt vereinigen. Der Umfang der Gesammtstadt, mit Einschluß der Jakober-Vorstadt, beträgt 1½ Stunden. Sie hat 4 Haupt- und 6 Nebenthore und ist nach außen von Mauern und Wällen umgeben, welche, ohne den Platz zur eigentlichen Festung zu erheben, gegen einen plötzlichen Ueberfall hinlängliche Sicherheit gewähren. Die eigentliche Stadt wird in die obere, mittlere und untere Stadt getheilt, welche letztere als eine frühere Vorstadt von der mittlern durch eine Mauer getrennt war. Sie ist nicht regelmäßig gebaut, besitzt aber mehre ansehnliche Gebäude. Die Hauptstraßen sind die Maximilians-, Karolinen- und Ludwigsstraße, die St. Annagasse und die in den neuern Zeiten angelegte Straße in der Jakober-Vorstadt. Plätze sind der Paradeplatz, der Maximiliansplatz bei St. Ulrich, der Ludwigsplatz beim Perlach, der Zeugplatz und der St. Annaplatz. Eine Hauptzierde A.s sind die öffentlichen Brunnen: der Augustusbrunnen auf dem Ludwigsplatze, ein Werk des bayerischen Hofstukkateurs Hubert Gerhard von 1593, und der Herkules- und Merkuriusbrunnen in der Maximiliansstraße, 1599 und 1602 von Adrian de Vries aus Haag erbaut. Zu den übrigen Wasserbauten A.s gehören auch die vier aus einem Arme des Lech vom hohen Ablaß (einem Maschinenwerk) zur Stadt und in die Umgegend geleiteten Kanäle, die den Fabriken und Mühlen wichtige Vortheile verschaffen; sie fallen in einen Hauptkanal und werden durch diesen wieder in den Hauptstrom geleitet. Unter den kirchlichen Gebäuden ist die der heiligen Jungfrau geweihte Domkirche ohne Zweifel das älteste. Sie gehört in ihrer ersten Anlage bereits dem 6. Jahrhundert an; von den Ungarn zerstört, wurde sie 994 durch Bischof Luitolf mit Unterstützung Adelheids, der Gemahlin Kaiser Otto's I., wiederhergestellt und zur Kathedrale erhoben. In Folge der verschiedenen Erweiterungen und Verschönerungen, die sie bis ins 17. Jahrhundert erfuhr, ist der Styl sehr mannichfaltig. Nur das hintere Schiff nebst den Thürmen trägt den byzantinischen, alles Uebrige den altgothischen Typus. Das Innere enthält mehre schöne Altarbilder, Deckenstücke und viele alte Glasmalereien. Der plumpe steinerne Lehnstuhl oberhalb des Chors über der alten bischöflichen Gruft ist keineswegs ein römisches Denkmal (Manche hielten ihn für den Sitz des Prätors), sondern gehört vielmehr der Zeit des

altdeutschen Styls an (vgl. Braun, Beschreibung der augsburger Domkirche, Augsb. 1829). Zunächst dem rothen Thore ragt die St. Ulrichskirche wegen ihres Standpunktes auf einer Anhöhe über die übrigen Gebäude der Stadt empor. Der Bau derselben wurde 1477 begonnen, aber erst 1607 das Ganze vollendet. Der Hochaltar sowie die beiden Nebenaltäre sind von Degler meisterhaft in Holz ausgearbeitet und mit guten Gemälden geschmückt. Sehenswerth sind noch die mit Marmor ausgelegte Gruft des heil. Ulrich, das kunstreiche metallene Kruzifix mit den Bildern der Mutter Gottes und des Apostels Johannes von Reichel, ein Taufstein von Marmor, verschiedene in Holz geschnitzte Büsten von Heiligen über den Sitzen im Chor und Glasmalereien (vgl. Braun, Geschichte der Kirche des heil. Ulrich in A., Augsb. 1817). In unmittelbarer Verbindung mit dieser katholischen steht die evangelische St. Ulrichskirche, welche 1526 an Stelle einer früher hier vorhandenen, 1474 eingestürzten Kirche errichtet wurde. Die Hauptpfarrkirche der Protestanten ist die St. Annenkirche, welche in Gemäßheit des westphälischen Friedensschlusses 1649 in den Besitz der Evangelischen kam, aber ihre gegenwärtige Gestalt erst bei der Renovation 1747 erhielt. Auch ihr Inneres ist reich an sehenswerthen Kunstgegenständen. Die Decke des Schiffs zieren drei schöne Gemälde von Bergmüller, die Bergpredigt, Christi Kreuzestod und das jüngste Gericht. Die von Eichler gearbeitete Kanzel ist ein Meisterstück in ihrer Art. Ueber dem Taufaltar ist das Meisterbild Cranachs, Christus unter den Kindern, angebracht. Andere, zum Theil ihres Alters wegen merkwürdige Gemälde sind von unbekannten Meistern. Im Ganzen hat A. 19 Kirchen, darunter 5 katholische Pfarr-, 3 evangelische Pfarr- und 2 evangelische Filialkirchen, dann 8 Kapellen, viele Benefizien, ein Franciskanerinnen- und Ursulinerinnenkloster und ein Benediktinerstift. Eine der Hauptmerkwürdigkeiten und Zierden der Stadt ist das in den Jahren 1615—20 von Elias Holl erbaute Rathhaus. Das Gebäude ist 147 Fuß breit, gegen Morgen 152 und gegen Abend 175 Fuß hoch. Ein weites, 20 Fuß hohes und 12 Fuß breites Portal von rothem polirten Marmor bildet den Eingang. Ueber den Thorflügeln halten zwei Greife das aus Metall gegossene Stadtwappen. Der Rathhausthurm, das Dach u. die Altane sind mit Kupfer gedeckt. Im untern Rathhaussaale, Flötz genannt, tragen acht 24 Zoll dicke und 13½ Fuß hohe, viereckige rothe Marmorsäulen das starke Gewölbe, jede 68 Centner schwer und mit metallenen Postamenten und Kapitälen von dorischer Ordnung geschmückt. Auch das obere Flötz enthält eben so viele, 19 Fuß hohe, korinthische Säulen von rothem Marmor, gleichfalls mit metallenen Postamenten und Kapitälen. Der Fußboden des oberen u. unteren Flötzes ist mit weißen Marmorplatten belegt. An den Wänden des unteren Saales sind die bronzenen Brustbilder römischer und deutscher Kaiser angebracht. Die größte Zierde des ganzen Hauses ist aber im dritten Stockwerk der sogenannte goldene Saal, welcher 52 Fuß hoch, 58 Fuß breit und 110 Fuß lang ist und durch 52 Fenster erhellt wird. Die Decke prangt mit vielen vergoldeten Schnitzwerken, und der Fußboden des Saales ist mit weißen, rothen und grauen Marmorplatten ausgelegt. Ehedem versammelte sich in diesem Saale der große Rath an den jährlichen Rathswahltagen, um pro forma die beiden Stadtpfleger zu bestätigen. Gegenwärtig ist in demselben, wie in den vier daran stoßenden sogenannten Fürstenstuben, die königliche Gemäldegallerie aufgestellt, unstreitig eine der vorzüglichsten Zierden und Merkwürdigkeiten A.s. Sie enthält Gemälde von Rubens, Tizian, Tintoretto, Leonardo da Vinci, Rembrandt, Paul Veronese, van Dyck, Hans Holbein dem Aeltern und Jüngern und andern namhaften ältern und neuern Meistern. Dem Rathhause gegenüber erhebt sich der einzeln stehende Perlachthurm, aus dem 10. Jahrhundert herrührend und durch E. Holl 1527 bis 326 Fuß erhöht. In früheren Zeiten diente er als Wachtthurm, später als Träger der Sturmglocke, eines künstlichen Uhrwerks von Holl ꝛc. Unweit des Rathhauses ist das 1607 erbaute Zeughaus, dessen Façade Johann Reichel mit der kolossalen Gruppe des den Kriegsdämon besiegenden Erzengels Michael ausschmückte. Von Holl rührt unter andern Zierden der Stadt auch das 1615 errichtete Gymnasium bei St. Anna her. Das daneben stehende Bibliothekgebäude war bereits 1563 aufgeführt, wurde aber erst 1811 für die aus den aufgehobenen Klöstern bereicherte Kreis- und Stadtbibliothek eingeräumt und in den neuesten Zeiten zur weitern Vermehrung und Benutzung der letztern zweckmäßig eingerichtet. Neben den hollschen Gebäuden verdient die ehemalige bischöfliche Pfalz oder sogenannte Residenz auf dem Frohnhof Erwähnung. Seine gegenwärtige Gestalt erhielt das Gebäude schon bei seiner Renovation durch den Bischof Joseph aus dem Hause Hessen-Darmstadt 1743, doch hat dasselbe in der neuen Zeit, seitdem es Sitz der königlichen Kreisregierung ist, noch mannichfache Veränderungen erfahren. Dieses Gebäude, sowie der davor befindliche Paradeplatz (Frohnhof), war der Schauplatz und Zeuge von manchen für die Stadt und für die deutsche Geschichte wichtigen Ereignissen. In einem jetzt verbauten Zimmer des erstern überreichten die protestantischen Fürsten den 25. Juni 1530 dem Kaiser Karl V. die „augsburgische Konfession". Der Platz diente ehedem zu Ritterturnieren und anderen Festlichkeiten. Ein der neuern Zeit angehöriges Gebäude ist die sogenannte Halle in der Maximiliansstraße, seit 1817 Amtslokal des königlichen Stadtgerichts. Erwähnenswerth sind noch das Pfandhaus, die Börse, das Theater in der Jakober-Vorstadt, der Bahnhof ꝛc. Die Fuggerei in der Jakober-Vorstadt ist eine kleine Binnenstadt, mit 3 Haupt- und 3 Nebengassen, 3 Thoren, einer eigenen Kirche u. 51 Häusern mit 106 Wohnungen, worin arme Bürger A.s für einen geringen Miethzins von jährlich 2 Gulden Wohnung finden. Diese Anstalt wurde 1519 von den Brüdern Ulrich, Georg und Jakob Fugger gestiftet. Auch sind hier die mit Fresken von Anton Ponzano geschmückten Lokale des Kunstvereins. A. ist der Sitz der königlichen Regierung für Schwaben und Neuburg, eines Kreis- und Stadtgerichts, eines Wechselappellationsgerichts und Wechselgerichts erster Instanz, des zweiten Armeedivisionskommando's, einer Stadtkommandantschaft, eines Oberpostamts, Hauptzollamts, Salzamts, Stadtkommissariats, Rentamts, Magistrats erster Klasse und anderer

Behörden, eines Bisthums mit Domkapitel und von 5 Stadtpfarreien, worunter 3 evangelische und ein Dekanat, die unter dem Konsistorium zu Ansbach stehen. Wissenschaftliche und Wohlthätigkeitsanstalten sind: ein Lyceum, ein katholisches und ein evangelisches Gymnasium, eine katholische und eine evangelische lateinische Schule, ein katholisches Seminar (die genannten kathotischen Anstalten wurden 1835 der neugegründeten Benediktinerabtei übergeben), ein 1580 von einigen Bürgern gegründetes evangelisches Kollegium zu St. Anna, eine polytechnische Schule, Kreislandwirthschafts- und Gewerbschule, höhere Kunst- und Zeichenschule, Taubstummenschule, Armen- und Industrieschule für erwachsene Mädchen, sowie katholische und evangelische Volksschulen in hinreichender Anzahl, mehre Sonn- und Feiertags- und weibliche Industrieschulen, eine Töchteranstalt für die Katholiken bei den englischen Fräulein, für die Protestanten im von stettenschen Erziehungsinstitut, gestiftet von Barbara von Stetten († 1805). Noch sind als gemeinnützige Anstalten zu bemerken: ein landwirthschaftlicher Verein des Regierungsbezirks, polytechnischer, Kunst- und historischer Verein, bürgerlicher Krankenverein, Frauenverein ꝛc., sowie die vereinigte königliche Kreis- und Stadtbibliothek mit 125,000 Bänden, die Sternwarte, das römische Antiquarium für in der Umgegend gefundene römische Denkmäler; mehre Waisenhäuser, Kranken- u. Versorgungsinstitute u. andere Wohlthätigkeitsanstalten, worunter das evangelische Armenhaus, dessen früher sehr prekäre Existenz durch das Testament des 1805 verstorbenen reichen Goldarbeiters J. G. Klauke gesichert wurde, indem dieser der Anstalt 400,000 Gulden vermachte. Mit diesem Armenhaus ist auch eine Aussteueranstalt verbunden. Die Stadt hat ohne das Militär 43,616 Einwohner, wovon etwa $^2/_3$ katholisch und $^1/_3$ protestantisch sind. Was Industrie u. Handel betrifft, so kann A. zwar jetzt nicht mehr Anspruch auf den ehemaligen Rang unter den deutschen Gewerbs- u. Handelsplätzen machen, ist aber immer noch eine der ersten Handels- und Gewerbsstädte in Bayern und Süddeutschland. Noch immer zählt es, außer seinen soliden Wechselhäusern, mehre angesehene Speditions-, Kommissions- und Waarenhandlungen und bedeutende Fabriken. Unter den letzteren sind namentlich die schöppler-hartmannsche Kattunfabrik, die auf Aktien gegründete mechanische Baumwollenspinnerei und Weberei, die Baumwollenspinnereien von Chur u. Augenbas, die Kammgarnspinnerei von Merz, die Seidenzeuchfabrik von Bellouz-Brentano, sowie andere große Fabriken für Papier, Tapeten, Leder, Borten u. Band, Messing, Tabak, Wachstuch, Gold- und Silberdraht, Maschinen ꝛc. zu nennen. Die augsburger Gold- und Silberwaaren sind noch immer geschätzt und gesucht. Für die Fabriken sind die Kanäle des Lech und der Wertach inner- und außerhalb der Stadt ungemein vortheilhaft. Unter die ebenfalls von denselben Nutzen ziehenden Gewerbe gehören die an den Lechkanälen befindlichen Gerbereien, zu deren Zunft auch die Pergamenter gerechnet werden, deren Arbeit sehr gesucht wird. Das Kupferstich- und Landkartengeschäft, das sonst in A. blühte, hat bedeutend gelitten und besteht gemeinschaftlich mit der Lithographie größtentheils in der Produktion von Heiligenbildern und dgl. Unter 13 zum Theil vorzüglich eingerichteten Buchdruckereien ist die cotta'sche besonders bemerkenswerth, welche die Allgemeine Zeitung, das Ausland, Dinglers Polytechnisches Journal ꝛc. druckt. Außer mehren Lokaltageblättern erscheinen in A. noch die Augsburgische Abendzeitung und die Augsburger Postzeitung. Der Waarenhandel der Stadt ist zwar noch immer bedeutend, aber bei weitem nicht mehr, was er im Mittelalter war. Der Wechselhandel wird durch zahlreiche Bankierhäuser gefördert, und A. ist nächst Frankfurt der bedeutendste Wechselplatz für Süddeutschland. Der übrige Handel besteht besonders im Zwischenhandel zwischen Italien und Deutschland; hier ist auch die Niederlage der Neckar-, tyroler, italienischen und griechischen Weine. Auch der nicht unbedeutende Buchhandel beschäftigt mehre ansehnliche Häuser. Für den Verkehr sehr förderlich ist die am 14. Oktober 1840 eröffnete münchen-augsburger Eisenbahn. Von Handelsanstalten bestehen in A. eine Börse, seit dem 1. Juli 1837 eine Filiale der bayerischen Hypotheken- u. Wechselbank zu München und eine Sparkasse. Eine sogenannte Tuchmesse wird alljährlich im August gehalten.

A. war schon zu den Zeiten des cimbrischen Krieges ein von germanischen Stämmen bewohnter Platz in der Vindelicien genannten Landschaft, welche später mit Rhätien zu einer Provinz verbunden wurde. Nach späteren Chronikenschreibern soll der Ort Vindelicia nach der Volkssage Cizaris oder Cizeris geheißen haben. Als die Römer (13 v. Chr.) in diesem äußersten Orte des durch Drusus eroberten Vindeliciens eine Kolonie anlegten, erhielt die Stadt nach dem Kaiser Augustus den Namen Augusta, zum Unterschied von anderen Kolonien dieses Namens mit dem Beisatz Vindelicorum. Diese Kolonie bekam alle Rechte und Vorzüge einer römischen Municipalstadt und war bereits zu Taeitus' Zeiten als Handelsplatz sehr wichtig. Sieben Straßen unterhielten die Verbindung der zur Hauptstadt Rhätiens erhobenen Augusta mit allen bedeutenderen römischen Niederlassungen. Uebrigens war sie in religiöser und politischer Hinsicht ganz das Nachbild der Stadt Rom, der sie die Muster ihrer Verfassung, sowie die ihrer Privat- und öffentlichen Gebäude entlehnte. Unter den Einwohnern zählt die Stadt schon früh Christen, wie besonders aus der Geschichte der Märtyrerin St. Afra erhellt, die hier 304 den Tod erlitt. Nach dem Zurückziehen der römischen Besatzung in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts eroberten und zerstörten die Alemannen (nach Andern Attila 451) die für die damalige Zeit angesehene u. reiche Kolonialstadt. Doch scheinen die Sieger die so günstige Lage der älteren Augusta nicht lange unbenutzt gelassen, sondern in dem mittleren Theil der alten römischen Stadt ein kleines, mit Mauern umgebenes Fort aufgebaut zu haben, das nach Besiegung der Alemannen unter die Herrschaft der Franken kam, durch deren Begünstigung das Christenthum endlich in der Augustusburg, woraus später A. wird, sich wieder so ausbreitete, daß bereits um 582 ein Bischof, Sosimus, erwählt wurde. Dieser schlug seinen Sitz bei der außerhalb der Stadt gelegenen Kapelle der heiligen Afra auf, während unter seinen ersten Nachfolgern eine kleine Kirche auf dem Platze des jetzigen Doms sich erhob. Das um diese Kirche her gelegene Städtchen gelangte unter den fränki-

schen Königen und besonders unter den Karolingern zu immer größerem Ansehen, erfreute sich mancher Rechte und Freiheiten der alten Augusta und näherte sich so seiner früheren Wohlhabenheit, die zu den Zeiten der ersten sächsischen Kaiser die raubgierigen Ungarn anlockte. Kaiser Otto I. schlug diese 955 auf dem im Südosten der Stadt sich hinziehenden Lechfelde und erweiterte darauf die Stadt auf der Nord- und Südseite. Durch die Gunst der Kaiser aus dem sächsischen und fränkischen Hause erhob sich die 832 unter ihrem deutschen Namen A. zum ersten Male in der Geschichte vorkommende Stadt zu immer größerer Blüthe. Herzog Welf von Bayern zerstörte sie zwar 1026 in einer Fehde mit dem Bischof, aber schon Kaiser Heinrich III. soll hier wieder einen Reichstag gehalten haben, und 1077 versammelte Herzog Rudolf von Schwaben daselbst die Fürsten zum Bund gegen Heinrich III. Im Jahre 1084 eroberte und plünderte Herzog Leopold von Oesterreich und 1088 Herzog Welf von Bayern die Stadt. In den traurigen Zeiten des Interregnums wäre A. beinahe seinen Bischöfen unterthan geworden, wenn nicht Kaiser Rudolf von Habsburg dieser Perle in der deutschen Krone sich ernstlich angenommen und die Bürger die Zeitumstände benutzt hätten, um ihre freie Verfassung zu entwickeln, wozu sie durch die Anerkennung ihres Stadtbuches 1276 und die Bestätigung A.s als freier Reichsstadt autorisirt waren. Das Stadtregiment war schon länger in den Händen von zwölf Personen, deren Vorstände in der Folge den Namen der Stadtpfleger erhielten. Diese Consules oder Rathgeber waren aus den im Gegensatz der Handwerker sogenannten Bürgern genommen, die von freien in die Stadt gezogenen Gutsbesitzern abstammten und zu deren Genossenschaft nur noch die Hausgenossen des Münzmeisters gehörten, die also mit jenen die einzigen rathsfähigen Geschlechter oder Patricier bildeten. Dem bedeutenden Vermögen dieser Aristokraten verdankte A. die weitere Entwickelung als erste Handelsstadt Süddeutschlands. Da hierzu die Thätigkeit seiner Gewerbe, besonders der durch ihre Barchentmanufaktur so berühmten Zunft der Weber nicht wenig beitrug, so drängten sich diese 1368 in die Regierung der Stadt ein und errichteten das aus Italien nach Deutschland verpflanzte Zunftregiment. Zwar behielten auch die früheren Patricier noch Antheil an der Verwaltung, in der Hauptsache aber war jetzt die aristokratische Regierungsform A.s eine demokratische geworden. Kaiser Sigmund entband 1426 die Stadt durch einen Freiheitsbrief gänzlich von der Gewalt der kaiserlichen Land- und Stadtvögte. Zusehends erhob sich seitdem der Flor des mit Italien und besonders mit Venedig in Verbindung stehenden Platzes. A. war nächst Nürnberg der Mittelpunkt des Handels zwischen Italien und dem Norden und zwischen dem Orient und dem nordwestlichen Europa und wußte im 14. und 15. Jahrhundert die günstigen Zeitumstände so gut zu benutzen, daß viele seiner Bürger durch ihren ausgebreiteten Handel enorme Reichthümer anhäuften. Die Namen der Fugger und Welser waren weltberühmt. Die Verbindung mit Italien hatte zugleich einen großen Einfluß auf den Betrieb der Künste und Wissenschaften, die theils unter den Mitgliedern des Domstifts und einiger Klöster, theils unter dem Patriciat und Handelsstande ihre Beförderer fanden. Die neuerfundene Buchdruckerkunst, deren erste Versuche bereits 1448 in A. nachgeahmt wurden, erhielt hier von 1466 an mehre Freunde und Pfleger; auch die Malerei wurde etwas später auf das Glücklichste von einem Burgkmair und Holbein ausgeübt. Nicht wenig trug hierzu die Achtung des sich öfters hier aufhaltenden Kaisers Maximilian I. für Künstler und Gelehrte bei. Durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und Amerika erhielt der Handel A.s einen großen Stoß, so daß die Stadt, die zuweilen eine Bevölkerung von 80—100,000 Einw. gehabt hatte, bedeutend herab kam. Die Reformation fand in A. früh Eingang, und 1518 war Luther persönlich hier anwesend. Es wurden hier mehre Reichstage gehalten, die berühmtesten 1530, wo die augsburgische Konfession (s. d.) in der bischöflichen Residenz dem Kaiser übergeben wurde, und 1548, wo das Interim beschlossen wurde und Kurfürst Moritz von Sachsen feierlich die Belehnung mit der Kur empfing. Im Jahre 1555 ward hier der passauer Vertrag bestätigt und der zweite Religionsfriede (s. Augsburger Religionsfriede) geschlossen. Luthers Lehre war in A. 1534 für die herrschende erklärt worden, wofür aber die Stadt im schmalkaldischen Kriege hart büßen, das Interim annehmen u. sich gefallen lassen mußte, daß Karl V. 1548 das Zunftregiment abschaffte u. die frühere aristokratische Regierungsform größtentheils wieder herstellte. Bald stieg nun die Zahl der Katholiken so, daß sie die der Protestanten überwog. Der Religionsfriede von 1555 sicherte zwar den Protestanten die freie Ausübung ihres Glaubensbekenntnisses, allein es fehlte doch nicht an Reibungen mit den Katholiken, besonders beunruhigte 1584 der Kalenderstreit, der wegen der Kalenderverbesserung zwischen Katholiken und Protestanten geführt wurde, die Stadt. Im 30jährigen Kriege besetzten 1631 die Schweden die Stadt, 1634 nach der Schlacht bei Nördlingen mußte sie sich aber, durch Hunger gezwungen, an die Kaiserlichen ergeben. Im September 1646 von Wrangel belagert, hielt sie sich so gut, daß ihre Entsetzung den Kaiserlichen im Oktober möglich wurde. Während dieser traurigen Periode, in welcher A. neben den erwähnten Belagerungen noch in mehren auf einander folgenden Jahren Seuchen und Pest auszustehen hatte, waren Handel und Gewerbe um so mehr verfallen, als schon früher wegen der veränderten Handelsstraße der Verkehr mit Venedig sehr gelitten hatte; doch erst nach dem 30jährigen Kriege fühlte A. seine Verluste in ihrer ganzen Größe. Im spanischen Erbfolgekriege trafen neue Drangsale die Stadt. Im Jahre 1703 beschoß sie der Kurfürst von Bayern, nahm sie ein und legte ihr eine Kontribution von 4 Tonnen Goldes auf; doch räumten die Bayern, nachdem sie den Bau einer Citadelle begonnen hatten, 1704 die Stadt wieder. Im J. 1713 wurde der Reichstag wegen einer Pest von Regensburg nach A. verlegt und blieb hier bis 1714. Auch in dem österreichischen Erbfolgekriege wurde die Stadt hart mitgenommen, hob sich aber in den darauf folgenden ruhigen Zeiten wieder, besonders durch Handel und Fabrikwesen. Nach dem lüneviller Frieden wurde A. durch den Reichsdeputationsbeschluß vom 25. Febr. 1803 als Reichsstadt bestätigt, litt aber durch den Krieg von 1805 so sehr, daß der Uebergang an die bayerische Krone der Stadt nicht unwillkommen

war. In Folge der Friedensverhandlungen zu Preßburg nahm Bayern am 26. Dec. 1805 davon militärischen Besitz, und am 4. März 1806 erfolgte die politische Besitznahme. Von dieser Zeit an stand A. anfänglich unter der Landesdirektion in Schwaben, wurde 1808 Hauptstadt des Lechkreises, hatte von 1810 an ein eigenes Lokalkommissariat, wurde am 1. April 1817 Sitz einer königlichen Regierung des Oberdonaukreises und 1837 des Regierungsbezirks Schwaben und Neuburg. Vergl. Welser, Rerum Augustanarum Vindelicarum Libri VIII, Venedig 1591; von Stetten d. J., Beschreibung der Stadt A., nach ihrer Lage, Verfassung ꝛc., nebst beigefügtem Grundrisse, Augsburg 1788; von Seida, Historisch-statistische Beschreibung aller Kirchen, Schul-, Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten in A., 2 Bde., daf. 1813; Gollmann, Geschichte der Stadt A. seit ihrer Entstehung bis zum Jahre 1806, 6 Bde., daf. 1818—20; Kaiser, A. in seiner ehemaligen u. gegenwärtigen Lage, daf. 1818; Wagenseil, Versuch einer Geschichte der Stadt A., 4 Bde., daf. 1819—22; Jäger, Geschichte von A., daf. 1840.

Augsburg, ehemals reichsunmittelbares, 1803 in Folge des lüneviller Friedens säkularisirtes Bisthum, dessen sehr zerstreute Besitzungen 46 QMeilen und 86,000 Einwohner in 2 Städten (Dillingen und Füssen), 11 Marktflecken und vielen ansehnlichen Dörfern enthielten. Der Bischof stand in geistlichen Sachen unter dem Erzbischof von Mainz, residirte in Dillingen, hatte aber seine Kathedralkirche und einen Hof in der Stadt Augsburg. Die Einkünfte des Bisthums und Domkapitels, das aus 40 Domherren bestand, unter welche außer dem Adel auch Doktoren und Licentiaten aufgenommen wurden, betrugen über 400,000 Gulden. Die Reihe der 66 Bischöfe, die neben dem alten Chor im Dom zu Augsburg abgebildet sind, beginnt mit Sosimus (582—600). Unter dem 9. Bischof, Wikterp (Wichterp, Wigo, 738—768), wurde A. (751) dem Erzbisthum Mainz untergeordnet. Ulrich, Graf von Dillingen, der 19. Bischof, Schutzpatron der augsburgischen Kirche, in St. Gallen gebildet und 923 von Kaiser Heinrich I. als Bischof eingesetzt, focht tapfer mit in der berühmten Ungarnschlacht 955 auf dem Lechfelde; er war zugleich Abt in Kempten, † am 4 Juli 973 und wurde 993 kanonisirt. Heinrich II., der 27. Bischof (1043—63), wurde nach dem Tode Kaiser Heinrichs III. von der Kaiserin Agnes zum Vormund ihres Prinzen Heinrich IV. gewählt, welcher 1061 der Domkirche und der zu St. Ulrich u. Afra das Münzrecht bestätigte. Marquard I., der 45. Bischof, aus der Familie von Randeck, von 1348 bis 1366, Liebling Karls IV., ein gelehrter und staatskluger, dabei aber auch kriegerischer Bischof, wurde von Kaiser Ludwig dem Bayer zu Gesandtschaften gebraucht, begleitete 1355 Karl IV. nach Rom und wurde dafür zum kaiserlichen Statthalter in Italien bestellt. Im Jahr 1365 wurde er Patriarch zu Aquileja, worauf er 1366 auf das augsburgische Bisthum resignirte; er † 1381. Peter von Schaumburg, der 51. Bischof, wurde 1424 (nach der Absetzung Anselms 1423) bei einer zwiespältigen Wahl des Kapitels vom Papst Martin V. zum Bischof ernannt. Nikolaus V. beehrte ihn 1450 mit dem Kardinalshute und Paul V. bestellte ihn 1467 zum Legaten a latere durch ganz Deutschland; er † 1469. Christoph von Stadion, der 55. Bischof (1517—43), suchte zwar die Verbreitung der Reformation in seiner Diöces zu hindern, stimmte aber mehr für das gelindere Mittel der Ueberzeugung, als für strenges Einschreiten gegen die Protestanten. Da 1537 der katholische Kultus in Augsburg für aufgehoben erklärt wurde, so sah sich der Bischof mit seiner Geistlichkeit genöthigt, die Stadt zu verlassen; er † zu Nürnberg 1543. Sein Nachfolger, Otto Truchseß von Waldburg (1543—73), wurde auf Empfehlung König Ferdinands I. zum Bischof gewählt, 1544 zum Kardinal, 1557 zum Protektor der deutschen Nation, 1560 zum Legaten a latere und 1562 zum Kardinalbischof ernannt, war ein heftiger Verfolger der Protestanten, rieth zu ihrer Unterdrückung durch Waffengewalt und legte auch gegen den augsburger Religionsfrieden 1555 förmlich Protest ein. Zur Verbesserung seiner Vermögensverhältnisse erhielt er 1570 die Bisthümer von Sabina u. Präneste. Sigmund Franz, der 61. Bischof, Erzherzog von Oesterreich (1646—65), hatte anfangs, weil ihm noch das gehörige Alter fehlte, einen Administrator zur Seite, abdicirte aber nach dem Tode seines Bruders Ferdinand Karl, 1662, in den Bisthümern A., Trident und Grätz. Joseph, Landgraf von Hessen-Darmstadt, der 65. Bischof (1740—68), hatte die militärische Laufbahn, die er in seiner Jugend betreten, wegen eines unglücklichen Beinbruchs mit dem geistlichen Stande vertauscht. Er erhielt außer A. noch verschiedene andere Bisthümer und wurde 1767 zum Erzbischof von Köln ernannt. Der letzte regierende Bischof, Klemens Wenzeslaus, königlich polnischer Prinz aus dem Hause Sachsen, war schon vor seiner Uebernahme des Bisthums A. (1768) Bischof von Freisingen und Regensburg und Erzbischof u. Kurfürst von Trier. Unter ihm wurde das Hochstift 1803 säkularisirt und zur Entschädigung Bayerns verwendet. Klemens ward dadurch auf den geistlichen Wirkungskreis eines Bischofs beschränkt und † 1812 Sein Nachfolger, Franz Karl, Fürst von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, † 1819. Vergl. Placidus Braun, Geschichte der Bischöfe von A., 4 Bde., Augsburg 1829; Streichele, Beiträge zur Geschichte des Bisthums A., daf. 1850 f.

Augsburger und leipziger Interim, s. Interim.

Augsburger Religionsfriede von 1555. Der im passauer Vertrage (1552) bedungene Reichstag zu völliger Beilegung des deutschen Religionszwistes wurde durch die vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg erregten Unruhen, durch den Tod des Kurfürsten Moritz von Sachsen und die Abwesenheit des Kaisers einige Jahre verzögert. Bei Karl V. nahm indessen immer mehr eine düstere Stimmung überhand, die ihn auch der Reformation stets abgeneigter machte, und so war sein Bruder, der römische König Ferdinand, welcher in seinen Erblanden ein strenges Edikt gegen kirchliche Neuerungen erlassen und die alte Religionsweise für die alleinseligmachende erklärt hatte, gleichwohl noch der Einzige, von dem man Vermittelung eines Religionsfriedens hoffen konnte. Ihm gab Karl, der den Reichstag nicht mehr besuchen wollte, volle Gewalt, mit Kurfürsten, Fürsten und Ständen zu beschließen, was zur Ehre und Förderung des Reichs,

zur Abstellung verdächtiger Unruhen und zur Beförderung eines beständigen Friedens gereichen möchte. Erst nach mehren vergeblichen Einladungen brachte Ferdinand so viele Stände in Augsburg zusammen, daß am 5. Februar 1555 der Reichstag eröffnet werden konnte. Ferdinand, der es, um der künftigen Kaiserkrone willen, mit der protestantischen Partei nicht verderben wollte, nahm zuerst die Religionssachen vor. Da er in seiner Proposition zugestanden hatte, daß eine Vereinigung kaum zu hoffen sei, so kam man nach dem Antrage des Kurfürsten August von Sachsen überein, daß der passauer Vertrag bei Kraft und Würde bleiben sollte, wenn auch die gesuchte Vereinigung nicht erzielt würde. Nachdem man über die Hauptsache einig geworden war, verursachten die zwei Fragen über Feststellung der Religion geistlicher Reichsstände und mittelbarer Stände einen langen und heftigen Streit. Die Protestanten verlangten, es solle allen geistlichen und weltlichen Reichsständen freistehen, sammt ihren Unterthanen entweder in der alten Kirche zu verbleiben, oder in die der augsburgischen Konfessionsverwandten sich zu begeben. Die Katholiken entgegneten, wenn dies den geistlichen Reichsständen freistände, würden viele dem Beispiele des Herzogs von Preußen folgen, um ihre Würden erblich zu machen. Das einzige Mittel, den Bestand der katholischen Kirche gegen die Lockungen des Weltsinns zu retten, sei daher die Bestimmung, daß jeder Geistliche, der von der alten Kirche abtrete, seines Standes und Amtes verlustig werde. Man nannte dies den geistlichen Vorbehalt. Ferner verlangten die Protestanten, daß man auch den mittelbaren Reichsständen, sowie den Unterthanen, Freiheit der Religion zugestehe, eine Forderung, die für den Sieg des Protestantismus von großer Bedeutung war, da auch in den Gebieten der katholischen Stände sich das Streben regte, zur neuen Kirche überzutreten. Beharrlich weigerten sich aber die letztern, darauf einzugehen; es sei ihnen, erklärten sie, auch um den Gehorsam ihrer Unterthanen zu thun, dessen sie sich nicht mehr zu getrösten haben würden, wenn jene Klausel zu Stande käme. Nach langem Sträuben und unter dem versöhnenden Einflusse des Herzogs Christoph von Würtemberg gaben die Protestanten endlich in beiden Punkten nach. Hinsichtlich der ersten Streitfrage sagte Ferdinand in dem Reichsabschied, daß sich die Stände nicht hätten vergleichen können; bei der zweiten wurde den Protestanten zugestanden, daß Unterthanen, die wegen der Religion auswandern wollten, freien Ab- und Zuzug haben sollten. Ein Nebenabschied versprach, daß diejenigen Edelleute, Städte, Kommunen und Unterthanen, welche seit Jahren der augsburgischen Konfession angehörig gewesen, durch ihre Obrigkeit nicht bedrängt, sondern bis zu einer christlichen Vergleichung dabei gelassen werden sollten. Am 26. September wurde der am 25. völlig abgeschlossene Religionsfriede bekannt gemacht. Der Hauptinhalt desselben ist folgender: „Der Kaiser und der römische König mit den katholischen Reichsständen versprechen den der augsburger Konfession verwandten Reichsständen, keinen derselben um der Religion willen zu vergewaltigen, von ihren Kirchengebräuchen und Ordnungen, die sie aufgerichtet oder noch aufrichten werden, sie nicht zu verdrängen, sondern sie dabei, wie bei ihren Gütern und Rechten jeder Art, ruhig zu lassen und in dieser Beziehung die geistliche Gerichtsbarkeit in ihren Landen bis zur Vergleichung der Religion zu suspendiren. Insbesondere wird den protestantischen Städten u. dem Adel in bischöflichen Gebieten Schutz in ihrer Religion zugesichert. Die Protestanten bleiben in ruhigem Besitze der erworbenen Kirchengüter; kein Stand soll den andern oder dessen Unterthanen zu seiner Religion dringen, abprakticiren, oder sie wider ihre Obrigkeit in Schutz und Schirm nehmen, hingegen soll den Unterthanen, die der Religion wegen auswandern wollen, der Ab- und Zuzug nach Verkauf ihrer Güter freistehen; in den Frei- und Reichsstädten, wo beide Religionen zeither in Gang und Gebrauch gewesen, soll es auch fernerhin dabei sein Bewenden haben, d. h. es soll dasselbe Verhältniß gelten, wie bei den Reichsständen zu einander. Dieser Friede soll in Kraft bleiben, wenn auch eine Vereinigung durch ein Generalkoncil nicht zu Stande kommen sollte. Beide Theile verbinden sich, nicht nur Denen, die hiewider handeln möchten, keine Hülfe zu leisten, sondern auch dem andern Theile, der wider diesen Frieden überzogen würde, gegen den Vergewaltiger beizustehen." Obwohl die Bestimmungen über den geistlichen Vorbehalt und die religiöse Autonomie bischöflicher Unterthanen geeignet waren, künftige Zwistigkeiten befürchten zu lassen, so enthielt der Friede doch abschließende Festsetzungen vom höchsten Werthe. Fortan war nicht mehr so viel daran gelegen, ob ein päpstliches Koncil die Protestanten verdammte oder nicht; kein Kaiser, keine Partei in den Reichsständen konnte ferner daran denken, Dekrete der Konzilien mit Gewalt gegen sie auszuführen, und Grund davon hernehmen, sie zu unterdrücken. Auch waren es nicht einzelne Meinungen, die man duldete, wozu sich Karl V. wohl auch entschlossen hätte; es war ein ganzes System der Lehre und des Lebens, das zur Selbstständigkeit gedieh. Was Luther schon bei dem Kolloquium von Leipzig in Anspruch genommen, Unabhängigkeit von den Glaubensentscheidungen des Papstes wie der Konzilien, das war nunmehr durchgesetzt. Die Vergleichung in der Religion, die man noch in Aussicht stellte und wohl auch versuchte, hatte zwar noch immer ein großes deutsches Interesse, minder ein allgemeines; man möchte sagen, für die Welt war es wichtiger, daß sich die gesetzliche Trennung erhielt, die allein eine freie Bewegung nach dem nun einmal festgestellten Princip möglich machte. Außerdem gewannen die Reichsordnungen durch den a. R.n erst die längsterstrebte Rechtlichkeit und Bestimmtheit. Das Kammergericht hatte durch den Antheil, der jetzt den Protestanten daran zu nehmen gestattet ward, nunmehr erst die ständische Verfassung wahrhaft erlangt, welche ursprünglich bei Errichtung dieses Gerichtshofes beabsichtigt worden war. Natürlich protestirte der Papst gegen den a. R.n, denn seine politische Macht war durch denselben in Deutschland faktisch gebrochen. Mit einigen Modifikationen wurden die Bestimmungen des passauer Vertrags und des a. R.ns auch im westphälischen Frieden festgehalten, sowie auch die Kammergerichtsordnung von 1555 immer als ein Reichsgrundgesetz betrachtet worden ist. Vergl. Lehmann, Acta publ. de pace relig. d. i. Reichshandlungen und Protokolle

des Religionsfriedens, Frankf. 1631, 1707, Suppl. 1709 f.; Litzel, Geschichte vom Religionsfrieden, daf. 1755.

Augsburgische Konfession (Confessio Augustana), das vornehmste symbolische Buch der Lutheraner. Seit der berühmten Protestation der evangelischen Stände zu Speier 1529 war die Stellung der religiösen Parteien Deutschlands ziemlich feindselig geworden. Eine protestantische Gesandtschaft an den abwesenden Kaiser Karl V. wurde in Piacenza sehr ungnädig empfangen, ebenso verkündeten die Erlasse des Kaisers, sowie seine dem Papste gegebene Zusage, auf die Unterdrückung der neuen Lehre in Deutschland hinzuwirken, den Protestanten eine schwere Zukunft. Um so überraschender war es daher, als im Januar 1530 an die deutschen Stände ein Ausschreiben erging, das in einem sehr milden und versöhnlichen Tone abgefaßt war und worin der Kaiser zu einem Reichstage in Augsburg auf den 8. April einlud, damit die kirchlichen Angelegenheiten auf eine allseitig befriedigende Weise geordnet würden. In einem andern Ausschreiben, worin der Reichstag auf den 1. Mai verschoben wurde, forderte er die Stände auf, auf dem Reichstage wo möglich in Person zu erscheinen, und machte dieses besonders dem Kurfürsten Johann von Sachsen zur Pflicht. Dieser, um dem kaiserlichen Ausschreiben gemäß zu einer schriftlichen Darlegung der neuen Lehre gerüstet zu sein, verlangte von seinen Theologen eine kurze Zusammenstellung der Hauptpunkte der evangelischen Lehre, worauf ihm von den wittenberger Theologen zu Torgau eine Denkschrift (torgauer Artikel) übergeben ward, welche zugleich mit den 1529 aufgesetzten schwabacher Artikeln die Grundlage einer weitern Bearbeitung bilden sollte. Am 3. April reiste der Kurfürst mit Luther, Spalatin, Jonas und Melanchthon ab; Luther, der Geächtete, sollte, um leichter befragt werden zu können, nur Augsburg während des Reichstags näher sein und blieb daher in Koburg zurück. Den 2. Mai kam der Kurfürst in Augsburg als der erste unter den Fürsten an. Bis zur Ankunft des Kaisers beschäftigten sich die Evangelischen mit dem Entwurfe einer besondern, dem Reichstage zu übergebenden Bekenntniß- und Vertheidigungsschrift. Die Abfassung derselben wurde Melanchthon aufgetragen, der mit Zugrundelegung der oben erwähnten Artikel das Werk so schnell fertigte, daß es schon am 11. Mai Luthern zugeschickt werden konnte, der sich vollkommen damit einverstanden erklärte. Da sich indessen die Ankunft des Kaisers noch länger hinauszog, benutzte Melanchthon diese Frist, um in Gemeinschaft mit den übrigen sächsischen und einigen schwäbischen Theologen (Brenz, Schnepf) an dem Werke noch zu bessern und zu ändern. Am 15. Juni Abends, einen Tag vor dem Fronleichnamsfeste, hielt der Kaiser seinen Einzug in die Stadt. Der Tag schien absichtlich gewählt, um gleich bei der Feierlichkeit des folgenden Tags die Protestanten auf die Probe zu stellen, in welcher Voraussicht man denn auch auf dieser Seite vorläufig die Theologen zu Rathe zog, welche dafür entschieden, daß man die Theilnahme an der Prozession ablehnen müsse, weil dadurch ein ungegründeter Mißbrauch bestätigt werden würde. Das Erwartete traf ein; noch denselben Abend wurden die evangelischen Fürsten durch den Bruder des Kaisers zur Theilnahme an der Fronleichnamsprozession aufgefordert. Einstimmig lehnten sie dies Ansinnen ab. Ebenso weigerten sie sich, ihren Geistlichen das Predigen in Augsburg während der Dauer des Reichstags zu verbieten. Den 20. Juni, sogleich bei Eröffnung des Reichstags, dem 4 Kurfürsten und 42 Fürsten in Person beiwohnten, stellte der Kaiser den Türkenkrieg und die Religionsstreitigkeiten als Hauptgegenstände der Berathung auf. Da aber die meisten Stände verlangten, daß letztere zuerst vorgenommen würden, so wurden die Evangelischen aufgefordert, ihre Glaubensartikel den 24. Juni zu übergeben. Der Kaiser wollte nur Zustellung der Schrift, gab aber den auf Vorlesung dringenden Bitten und Vorstellungen der Evangelischen nach. Die Vorlesung wurde auf den folgenden Tag (25. Juni 1530) anberaumt. Sie durfte nicht auf dem großen Rathhause, sondern in dem viel kleineren Saale des bischöflichen, vom Kaiser bewohnten Palastes vor sich gehen; auch wurde Allen, die nicht Stände oder Abgeordnete waren, befohlen, abzutreten. Aber diese absichtliche Verminderung der Zuhörerzahl wurde wieder gut gemacht durch die gewaltige Stimme des Dr. Beier (Bayer), sächsischen Kanzlers, der so laut las, daß man auch im Schloßhofe jedes Wort vernahm. Unterschrieben war die Konfession von dem Kurfürsten Johann von Sachsen, dem Markgrafen Georg von Brandenburg, dem Herzog Ernst von Lüneburg, dem Landgrafen Philipp von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt und den zwei Städten Nürnberg und Reutlingen, wahrscheinlich auch von dem sächsischen Kurprinzen Johann Friedrich und dem Herzog Franz von Lüneburg. Der Eindruck, welchen die Vorlesung der Konfession machte, war größtentheils ein sehr vortheilhafter, selbst die entschiedenen Gegner gewinnender. In der That war die Fassung der protestantischen Ansicht sehr milde und so viel als möglich, ohne das Prinzip zu verleugnen, in einzelnen Punkten dem Katholicismus nahe gerückt.

Die Konfession zerfällt in zwei Theile, wovon der erste in 21 Artikeln von den Hauptstücken des christlichen Glaubens, der andere in 7 Artikeln von den Mißbräuchen in der katholischen Kirche handelt. Jenem ersten Theile liegen vorzugsweise die schwabacher, diesem letztern die torgauer Artikel zu Grunde. In den ersten 21 Artikeln blickt die Absicht möglichster Annäherung an den katholischen Lehrbegriff besonders deutlich durch. Die Erläuterungen über die Lehre vom freien Willen und vom Glauben waren das wichtigste Neue, was hinzukam, und über beides wird höchst gemäßigt gesprochen. Durchweg wird hervorgehoben, welche Irrthümer der schon von der römischen Kirche verworfenen Ketzer man bei den verschiedenen Artikeln verdamme, und diese Artikel selbst werden nicht allein als Lehren der Schrift, sondern auch der Kirchenväter, namentlich des Augustinus nachgewiesen; die Würde der weltlichen Obrigkeit wird auf das Nachdrücklichste hervorgehoben, und den Beschluß macht die Behauptung, daß die vorgetragene Lehre der römischen Kirche, so weit sich das aus den Kirchenvätern abnehmen lasse, nicht widerstreite, und daß man daher deren Bekenner mit Unrecht Ketzer nenne. Die a. K. bezweckt nicht sowohl die dogmatische Feststellung dessen, was der reine Inhalt der heiligen

Schrift ſei, ſondern vielmehr nur die Zurückführung des in der lateiniſchen Kirche entwickelten Syſtems bis zur Uebereinſtimmung mit der Schrift, oder eine Auffaſſung der Schrift in dem urſprünglichen Geiſte der lateiniſchen Kirche, deſſen reinſte, der Quelle am nächſten kommende Manifeſtation ſie iſt. Auch wollte man mit ihr keineswegs eine für alle Zeiten gültige Norm aufſtellen, ſondern es handelte ſich nur um eine Feſtſtellung der faktiſchen Verhältniſſe, um Darlegung der reformatoriſchen Ueberzeugung. In demſelben verſöhnlichen Sinne iſt auch der zweite Abſchnitt geſchrieben, in welchem die Mißbräuche erörtert werden, die man abgeſchafft wiſſen wollte, wiewohl hier freilich die faktiſch gewordene, weit größere Differenz zwiſchen der alten und neuen Kirche nicht unerwähnt bleiben durfte. Es wird in den 7 Artikeln des zweiten Theils von der Kelchentziehung, von dem Verbote der Prieſterehe, dem Meßopfer, der Ohrenbeichte, von dem Unterſchiede der Speiſen, den Kloſtergelübden und von der Gewalt der Biſchöfe geſprochen. Aber Melanchthon hält ſich hierbei von aller gehäſſigen Polemik fern und begnügt ſich damit, den kirchlichen Zuſtand zu rechtfertigen, zu dem man auf Seiten der Proteſtanten allmählig gekommen war. Er erörterte, weshalb man beidertei Geſtalt im Abendmahle und die Prieſterehe zulaſſe, Gelübde und Privatmeſſen verweiſe, weder Faſten, noch Ohrenbeichte gebiete; er ſuchte überall zu zeigen, wie neu und gefährlich die entgegenſtehenden Einrichtungen, wie ſie ſelbſt mit den alten kanoniſchen Satzungen im Widerſpruch ſeien. Die Abweichungen der a.u K. von der römiſch katholiſchen Lehre betreffen vornehmlich folgende Punkte: Vom heil. Abendmahle wird (Art. 10) gelehrt, daß Leib u. Blut wahrhaftig unter der Geſtalt des Brodes und Weines im Abendmahle gegenwärtig ſei und da ausgetheilt u. genommen werde; von der Beichte (Art. 11), daß man in den Kirchen die Privatabſolution beibehalten ſolle, wiewohl nicht nothwendig ſei, jede Miſſethat und Sünde aufzuzählen, weil ſolches unmöglich; von der Buße (Art. 12), daß wahre Buße eigentlich nichts Anderes ſei, als Reue und Leid über die Sünde, verbunden mit dem Glauben, daß die Sünde vergeben und durch Chriſtum Gnade erworben ſei, welcher Glaube wiederum das Herz getroſt und zufrieden mache; vom Gebrauch der Sakramente (Art. 13), daß ſie nicht bloß Zeichen ſeien, woran man äußerlich die Chriſten erkenne, ſondern Zeichen und Zeugniſſe des göttlichen Willens gegen uns, unſern Glauben zu erwecken u. zu ſtärken, weshalb ſie auch Glauben forderten und nur dann würdig gebraucht würden, wenn man ſie im Glauben empfange (Verwerfung der Lehre, wonach die Sakramente gerecht machen ſollen ex opere operato). Ueber Glauben und gute Werke äußert ſich die a. K. folgendermaßen: Den Evangeliſchen werde mit Unrecht vorgeworfen, daß ſie gute Werke verböten, da ſie doch die 10 Gebote und andere Pflichten nachdrücklicher hervorhöben, als dies die Gegner thäten, welche kindiſchen unnöthigen Werken, als Roſenkranzbeten, Heiligendienſt, Kloſterleben, Wallfahrten, Faſten, Indulgentien ꝛc., einen weit höhern Werth beigelegt wiſſen wollten. Die evangeliſche Lehre ſage nur, daß wir durch den Glauben an Chriſtus Vergebung der Sünden erlangten, alſo nicht durch unſere vorgehenden oder folgenden Werke verdienten, ſondern allein empfingen aus Barmherzigkeit um Chriſti willen, da wir doch Gottes Geſetze ſelbſt nicht genug thun könnten. Der Heiligendienſt wird (Art. 21) verworfen, da man durch die Schrift nicht beweiſen könne, daß man die Heiligen anrufen oder Hülfe bei ihnen ſuchen ſolle, und ein einiger Verſöhner und Mittler zwiſchen Gott und Menſchen ſei, nämlich Jeſus Chriſtus. Von beidertei Geſtalt des heil. Abendmahls wird (Art. 22) geſagt, daß den Laien das Sakrament unter beiderlei Geſtalt zu reichen ſei, weil dies ein klarer Befehl Chriſti ſei, und weil auch Paulus den Korinthern gebiete, aus dem Kelch zu trinken, welcher Brauch auch lange Zeit in der Kirche im Gange geblieben ſei, wie aus den Schriften der Kirchväter (Cyprianus und Hieronymus) und ſelbſt aus den Dekretalien des Papſtes Gelaſius hervorgehe. Vom Eheſtand der Prieſter wird (Art. 23) gelehrt, derſelbe müſſe erlaubt ſein und dürfe nicht verboten werden nach 1. Tim. 4, 1 u. 3 u. 3, 2; es ſei auch der Eheſtand eine Ordnung Gottes und die Eheloſigkeit der Prieſter erſt ſpät (im 11. Jahrhundert n. Chr.) allgemeines Geſetz geworden u. daraus viel unordentliches Leben und Aergerniß entſtanden. Ueber die Meſſe äußert ſich die Konfeſſion (Art. 24) dahin, daß ſie bei den Evangeliſchen keineswegs abgeſchafft, ſondern vielmehr mit weit größerer Andacht gefeiert werde, als bei den Gegnern. Auch ſei in den öffentlichen Ceremonien derſelben keine andere merkliche Aenderung geſchehen, als daß an manchen Orten ein deutſcher Geſang neben dem lateiniſchen geſungen werde, da doch alle Ceremonien vornehmlich dazu dienen ſollten, daß das Volk daran lerne, was ihm zu wiſſen von Chriſto noth ſei. Nachdem aber die Meſſe auf mancherlei Weiſe gemißbraucht worden ſei, ſo daß man ſie kaufe u. verkaufe u. ſie mehrentheils in allen Kirchen um Geldes willen gehalten werde, ſo ſeien ſolche Kauf- und Winkelmeſſen, welche aus Zwang um Geld und der Präbenden willen gehalten würden, in den evangeliſchen Kirchen abgeſchafft worden. Der Lehre des Paulus, daß wir vor Gott gerecht geſchätzt werden durch den Glauben und nicht durch Werke, widerſtreite offenbar dieſer Mißbrauch der Meſſe, wenn man vermeine, durch dieſes Werk gerecht zu werden und Vergebung der Sünden zu erlangen für Lebendige und Todte, und zwar lediglich durchs Werk, ex opere operato, ohne Glauben, während doch das Sakrament eingeſetzt ſei, nicht um dadurch für die Sünde ein Opfer anzurichten, ſondern um den Glauben dadurch zu erwecken und die Gewiſſen zu tröſten, welche durchs Sakrament wahrnehmen, daß ihnen Gnade und Vergebung der Sünden von Chriſto zugeſagt ſei. Die Beichte ſoll (Art. 25) beibehalten und das Sakrament Denen nicht gereicht werden, welche nicht zuvor verhört und abſolvirt ſind. Doch ſoll man Niemand dringen, die Sünden namentlich herzuzählen. Vom Faſten und Unterſchied der Speiſen wird (Art. 26) gelehrt, daß ein Jeder ſchuldig ſei, ſich mit leiblicher Uebung, als Faſten und anderer Arbeit alſo zu halten, daß er nicht Urſache zur Sünde gebe; allein wenn gelehret werde, das Faſten ſei für beſtimmte Zeiten von Gott ſelbſt verordnet, könne Sünden tilgen, Gottes Gnade verdienen und die Unterlaſſung deſſelben zu den dazu beſtimmten Zeiten ſei Sünde, ſo ſei dies gegen die Schrift. Von der Ge-

Digitized by Google

walt der Bischöfe wird (Art. 28) gelehrt, daß sie wohl zu unterscheiden sei von der Gewalt der weltlichen Obrigkeit. Der Bischöfe Gewalt sei laut der Schrift ein Befehl Gottes, das Evangelium zu predigen, die Sünde zu vergeben und zu behalten und die Sakramente zu reichen. Diese Gewalt aber übe man allein mit der Lehre und Predigt des Wortes Gottes und mit der Handreichung der Sakramente. Wenn nun die Bischöfe gleichwohl auch weltliches Regiment hätten, so hätten sie dies nicht als Bischöfe aus göttlichem Rechte, sondern sie hätten solche Gewalt von Kaisern, Königen und Fürsten geschenkt bekommen, zur Verwaltung ihrer Güter nach weltlichen Rechten, und es gehe dies weltliche Amt das geistliche gar nichts an, wie St. Pauli Handwerk sein Predigtamt nichts anging. Eben so hätten die Bischöfe eine andere Jurisdiktion in Ehesachen, Kirchengütern u. dgl. nur durch menschliches Recht, nicht durch den Auftrag Christi, u. es folge hieraus, daß, wo sie sich dieser Sachen nicht annähmen, die weltliche Obrigkeit dieselben übernehmen müsse. Der Schluß enthält die doppelte Versicherung, daß die Uebergeber der Konfession mit allem Fleiß von sich abgewehret hätten, daß nicht neue unchristliche Lehre bei ihnen gelehret werde, und daß sie bereit seien, über Alles, worüber der Kaiser noch Auskunft verlange, Rede zu stehen.

Der Kaiser berieth sich sogleich nach der Vorlesung mit den katholischen Ständen, was zu thun sei, und wiewohl sich hier auch sehr heftige Rathschläge hören ließen, wurde doch nur beschlossen, vor allen Dingen die Konfession den Theologen zur Prüfung zu übergeben und diese darauf antworten zu lassen. Es waren mehre der heftigsten Gegner Luthers mit nach Augsburg gekommen, welche auch an der mit der Widerlegung beauftragten Kommission Theil nahmen. Die am 13. Juli gefertigte Widerlegungsschrift war, wie von der Gesinnung der Verfasser (Eck, Faber, Cochläus, Wimpina) zu erwarten gewesen, in so bitterm u. leidenschaftlichem Tone geschrieben, daß der Kaiser, welcher eine gütliche Beilegung wünschte, sie unbrauchbar fand und eine Umarbeitung gebot. Diese wurde bis zum 3. August fertig, auf welchen Tag die Stände wieder zu Versammlung beim Kaiser beschieden wurden. Die Schrift (Confutatio Confessionis) wurde vorgelesen, den Protestanten erklärt, kaiserliche Majestät habe die verlesene Schrift dermaßen bei sich erwogen und befunden, wie selbige christlich sei, daß sie nicht möge widerlegt noch abgelehnt werden; daher wäre nochmals ihr ernstliches Begehren, daß sich der Kurfürst mit seinen Anhängern, sammt ihren Predigern derselben gleich und einhellig halten sollte. Eine Abschrift dieser Konfutation wurde den Protestanten verweigert und endlich nur unter der Bedingung angeboten, daß sie dieselbe Niemandem geben und nicht abschreiben sollten, worauf sie lieber ganz darauf verzichteten und sich an ein unvollkommenes, von ihnen nachgeschriebenes Manuskript hielten. Melanchthon machte sich sogleich an eine ausführliche Widerlegung, welche unter dem Namen „Apologie der augsburgischen Konfession" bekannt ist. Als aber der Kaiser merkte, wie die katholischen Fürsten, trotz ihrer Ueberzahl, doch nicht sehr viel Eifer für das Papstthum zeigten und eher auf die kaiserliche Macht eifersüchtig waren: da ließ er es gern geschehen, daß man von beiden Seiten in Unterhandlungen trat. Nachdem ein katholischer Ausschuß von 16 Mitgliedern vergebens als Friedensstifter aufgetreten war, kam man überein, einen engern Ausschuß aus beiden Parteien niederzusetzen, um auf die Grundlage der eingereichten Konfession hin von den streitigen Artikeln in Güte zu handeln und eine Ausgleichung zu versuchen. Dazu stellte jede Partei zwei Fürsten, zwei Juristen und drei Theologen. Die letzteren waren von katholischer Seite: Eck, Wimpina und Cochläus; von protestantischer: Melanchthon, Brenz und Schnepf. Das Vergleichsgeschäft machte anfangs unerwartete Fortschritte. Schon an den beiden ersten Tagen wurde man über die 21 Artikel einig. Größere Schwierigkeit boten die in den 7 letzten Artikeln behandelten Mißbräuche dar, und doch wurden auch hier von beiden Seiten Zugeständnisse gemacht, welche nach der bisher genährten Erbitterung überraschen mußten. Der Kelch sollte den Protestanten, wie früher den Böhmen, gelassen, die Ehen der schon verheiratheten Geistlichen geduldet, jedoch weitere Ehen derselben bis zu einem bald zu berufenden Konzil, das über die Frage entscheiden sollte, nicht gestattet werden. Die Katholischen gaben zu, daß in der Messe nur ein sinnbildliches Opfer Christi Statt finde, und die Protestanten wollten dieselbe, so erklärt, beibehalten. Auch über die Fasttage, verbotenen Speisen u. dergl. wurde man einig, weil man hierin um der Liebe und des Friedens willen sich nach einander bequemen müsse. Ihre Behauptungen von den Gelübden gaben die Protestanten zwar nicht auf, gestanden aber zu, daß die Klöster, welche noch von Mönchen und Nonnen bewohnt seien, fortbestehen sollten; selbst in die verlassenen wolle man die Ausgetretenen wieder aufnehmen oder sie verköstigen und die Einkünfte derselben unberührt lassen, bis durch ein Konzil darüber entschieden würde. Endlich gaben auch die Protestanten in dem Punkte von der Gewalt und Jurisdiktion der Bischöfe beinahe Alles zu, was gefordert wurde, stellten nur behufs der Abschaffung der Mißbräuche des Bannes ꝛc. Bedingungen und verlangten bessere und treuere Aufsicht. Sogar der Papst sollte geduldet werden, und Melanchthon schrieb an den Kardinal Campegius einen Brief, worin es hieß: „Wir haben keine von der römischen Kirche verschiedene Lehre; wir sind auch bereit, derselben zu gehorchen, wenn sie nur nach ihrer Gnade, welche sie stets gegen alle Menschen gebraucht hat, einiges Wenige entweder übersieht, oder fahren läßt, was wir jetzt nicht mehr ändern können, wenn wir es auch ändern wollten. Wir verehren den römischen Papst und die ganze Kirchenverfassung, wenn nur der Papst uns nicht verwirft. Es ist eine unbedeutende Verschiedenheit in den Gebräuchen, die der Aussöhnung entgegen zu stehen scheint." In der Hoffnung, die noch unerledigten Punkte auch beilegen zu können, setzte man einen noch kleineren Ausschuß von nur sechs Personen nieder, welche vom 24. bis 31. August sich besprachen, aber die noch übrigen Umstände, besonders die Ehe der Geistlichen, die Klöster und bischöfliche Gewalt betreffend, doch nicht ins Reine zu bringen vermochten. Melanchthon war von Seiten der Protestanten der Hauptwortführer; dieser aber war trotz seines redlichen Eifers für evangelische Wahrheit nicht so tief eingedrungen in das Verständniß des Verderbens der römischen Kirche und faßte

Digitized by Google

die Streitpunkte mehr vom wissenschaftlichen als vom sittlichen Standpunkte auf. Bald zeigte es sich aber, daß Melanchthon und seine Genossen gar nicht im Sinne der Protestantischen so weit gegangen waren; die Nürnberger besonders schickten ein Bedenken ein, worin geklagt wurde, daß man dem Gegentheile mehr als billig eingeräumt habe, wenn man in die Beibehaltung der Klöster und die Genugthuung bei der Buße willige. Hauptsächlich aber war ihnen die Jurisdiktion der Bischöfe anstößig, u. Melanchthon wurde wegen seiner schüchternen Nachgiebigkeit hart angegriffen.

Die Unterhandlungen zerschlugen sich, als den Protestanten das Ansinnen gemacht wurde, bis zu einem Koncil Alles, was bei ihnen geändert worden, wieder in den vorigen Stand zu setzen. Die Drohungen und Einschüchterungen des Kaisers blieben ohne den gehofften Erfolg; die Protestanten erklärten, daß sie das Mögliche nachgegeben, daher jede weitere Handlung unnütz sein müßte. Nachdem der Kurfürst bereits den 23. September abgereist war, erschien endlich den 19. November der nur von den katholischen Ständen genehmigte Reichsabschied. Die neue Lehre wurde darin verworfen, die alte bestätigt und den Protestanten eine Frist bis zum 15. April 1531 gesetzt, um den Rücktritt in die alte Kirche zu erklären. Ferner sollten sie alle Neuerungen und Bekehrungen einstellen, die Kirchengüter herausgeben, keine Geistlichen oder Mönche beunruhigen und Niemanden an Ausübung des alten Gottesdienstes hindern. So ungünstig dieser Abschied war, so wenig gefährdete er die Sache der Evangelischen. Diese hatten sich auf dem Reichstage als ein starkes Ganzes, als kirchlich-politische Macht kennen und fühlen gelernt. Ihr Vereinigungspunkt, ihre Bundesurkunde war und blieb die zu Augsburg überreichte Konfession; allen kirchlich-politischen Verhandlungen der späteren Zeit zu Grunde gelegt, wurde sie die authentische Urkunde des deutschen Lutherthums, ja des Protestantismus überhaupt. Der nürnberger Religionsfriede (1532), der passauer Vertrag (1551), der augsburger (1555) und osnabrücker Friede (1648) galten ausdrücklich nur Denjenigen, welche sich zur a.n K. bekannten oder doch in den Hauptsachen ihr beistimmten. Gleichen politischen Ansehens erfreuten sich weder die schmalkaldischen Artikel (1537), noch die Repetitio Augustanae confessionis (1551), obwohl beide ebenfalls zur Vertretung der Lutheraner gegen die Katholiken verfaßt. Als Norm des ächten Lutherthums wurde die a. K. von Neuem 1561 auf einem protestantischen Konvente zu Naumburg anerkannt und unterschrieben; zugleich verwarf man hier eine Umarbeitung derselben von Melanchthon von 1540, worin der 10. Art. über das Abendmahl zu Gunsten der Zwinglianer gemildert ist (Variata, veränderte a. K.). Daß übrigens die lutherische Kirche zur Kräftigung ihres Selbstbewußtseins, sowie zur Schlichtung innerer Streitigkeiten die Aufstellung noch anderer symbolischen Bücher für nöthig fand, erklärt sich aus der spätern Gestaltung des Lutherthums, wo die a. K. in dogmatischer und polemischer Hinsicht als unzulänglich erscheinen mußte.

Literärgeschichtliches. Die Konfession war zuerst lateinisch und zwar im Namen des Kurfürsten von Sachsen abgefaßt. So wurde sie den 31. Mai den Abgeordneten der Stände mitgetheilt. Darauf wurde sie auf Verlangen der protestantischen Fürsten und Städte in ihrer aller Namen gefaßt und ins Deutsche übersetzt und in dieser Gestalt den 14. Juni den Abgeordneten der Städte mitgetheilt. Der kaiserliche Sekretär Alfons Valdesius hatte aber mit Melanchthon Verhandlungen angeknüpft, um genauer zu erfahren, was die Lutherischen wollten, und ihn aufgefordert, „die Artikel, so die Lutherischen zu haben begehrten, aufs kürzeste" für den Kaiser aufzuzeichnen. Was Melanchthon darauf gethan hat, ist ungewiß, aber sicher verzögerten eben diese Verhandlungen die Beendigung der Konfession. Als daher am Mittwoch den 22. Juni die Aufforderung an die protestantischen Fürsten erging, ihre Konfession den 24. Juni zu übergeben, war noch keine Reinschrift vorhanden, und sie suchten anfangs Aufschub. Die deutsche Konfession wurde, nachdem Melanchthon noch bis zum letzten Augenblicke daran geändert hatte, mundirt den 23. Juni den protestantischen Ständen vorgelegt. Die lateinische Konfession scheint in Melanchthons Koncept übergeben worden zu sein. Von der deutschen Konfession, als dem eigentlichen Original, existirte am 25. Juni wohl nur die dem Kaiser übergebene Reinschrift; denn die Abschrift für Nürnberg war an diesem Tage noch nicht beendigt. Sofern nun diese und die übrigen für die protestantischen Stände bestimmten Abschriften aus dem an sich schon undeutlichen und durch viele Lituren noch undeutlicher gewordenen Koncepte Melanchthons genommen wurden, ist es nicht zu verwundern, wenn auch die vorhandenen Abschriften, welche damals von den Ständen mit nach Hause genommen wurden, hin und wieder von einander abweichen. Indeß muß bemerkt werden, daß alle diese Abweichungen hinsichtlich des Sinnes durchgängig unerheblich sind. Der Kaiser übergab nach der Vorlesung das deutsche Exemplar, als das Authenticum, dem Kurfürsten von Mainz zum Reichsarchiv; das lateinische behielt er selbst. Jenes ist später mit allen Originalakten des Reichstags auf das Koncil nach Trient gekommen und nicht zurückgeliefert; es kann, wenn es noch vorhanden ist, mit Wahrscheinlichkeit nur in Rom gesucht werden. Das lateinische Exemplar hat der Kaiser in seinem Hausarchiv zu Brüssel niedergelegt, wo es in den Jahren 1560—1568 nach den Zeugnissen Mehrer noch vorhanden war. Ohne Wissen der in Augsburg versammelten protestantischen Stände erschienen an verschiedenen Orten noch während des Reichstags Ausgaben der Konfession (bekannt sind 6 deutsche und eine lateinische), theilweise ohne Angabe des Druckorts; da nun aus Abschriften, welche frühern Stadien der Abfassung angehörten, Unrichtigkeiten eingeflossen waren, so veranstaltete Melanchthon noch 1530 während des Reichstags eine Ausgabe in Wittenberg deutsch und lateinisch, welche mit der Apologie 1531 in Quart ausgegeben wurde. Die nachherigen melanchthonischen Ausgaben sind geänderte; später ist indeß jene erste als authentische oft wieder abgedruckt worden, z. B. 1561. Die strengen Lutheraner faßten jedoch auch Mißtrauen gegen diese Ausgaben. Daher ließ Kurfürst Joachim II. von Brandenburg durch Cölestinus 1566 das vermeintliche Original im Reichsarchiv zu Mainz vergleichen, und Kurfürst August von Sachsen ließ sich aus demselben 1576 eine beglaubigte Abschrift fertigen. Aus dieser

Quelle iſt der deutſche Text in dem Corpus Brandenburgicum und in dem Konkordienbuche gefloſſen. Das vermeintliche Original aber war nur eine ſchlechte Kopie, welche an die Stelle des von Trient nicht zurückgekommenen Originals geſetzt worden war. Später iſt ſogar auch dieſe Kopie verloren gegangen und die ebenfalls in den Reichsakten befindliche melanchthoniſche deutſche Ausgabe von 1540 für das Original ausgegeben worden. Von dieſer erhielt die Herzogin von Weimar 1767 eine Abſchrift, nach welcher der Stiftsprediger Weber in Weimar irrig die „A. K. nach der Urſchrift im Reichsarchiv" (Weim. 1781) herauszugeben meinte. Er fand viele Gegner, vorzüglich Panzer und Bertram, überzeugte ſich von ſeinem Irrthum u. machte dieſen wieder gut durch ſeine „Kritiſche Geſchichte der a.n K." (Frankfurt a. M. 1783—84, 2 Thle.) Was den lateiniſchen Text betrifft, ſo iſt in das Konkordienbuch der Text der erſten melanchthoniſchen Ausgabe von 1530 und 1531 übergegangen. Daher iſt es allerdings wahr, was man den Proteſtanten von katholiſcher Seite oft vorgeworfen hat, daß ſie keine ganz authentiſche Ausgabe ihres Hauptſymbols beſitzen; indeß ſind die möglichen Differenzen der jetzigen kritiſchen Ausgaben und der dem Kaiſer übergebenen Originalien doch nur auf einzelne Worte, auf orthographiſche Schreibarten und Interpunktion beſchränkt. Ein dem Original möglichſt nahe kommender deutſcher Text wird aus der melanchthoniſchen erſten Ausgabe und aus den auf dem Reichstage für die proteſtantiſchen Stände genommenen Abſchriften, welche noch vorhanden ſind, zu gewinnen ſein; für den lateiniſchen Text iſt die melanchthoniſche erſte Ausgabe die einzige ſichere Grundlage. So hat Förſtemann, in ſeinem Urkundenbuch, I, S. 369, die deutſche Konfeſſion nach der zweiten ansbacher Handſchrift, S. 442 die lateiniſche Konfeſſion nach Melanchthons erſter Ausgabe, beide mit den Varianten der beachtungswerthen Handſchriften, abdrucken laſſen. Von den vielen übrigen neuern Specialausgaben heben wir folgende hervor: Winer, Confess. Aug. ad. fidem edit. prine. in usum scholarum academ., Erlangen 1825; Schott, Die ungeänderte wahre a. K. und die Hauptſymbole der chriſtlichen Kirche, mit hiſtoriſchen Erläuterungen und erläuternden Anmerkungen, Leipz. 1829; Weber, Confess. Aug. eaque invariata ex ed. Melanchthonis etc. illustr., Halle 1830; Titlmann, Die a. K., deutſch und lateiniſch nach den Originalausgaben Melanchthons, Dresden 1830; Spieker, Das augsburger Glaubensbekenntniß (deutſch und lateiniſch) und die Apologie deſſelben mit kritiſchen, geſchichtlichen und erläuternden Bemerkungen, Berl. 1830, 2 Bde.; Funk, Die a. K. deutſch, nach Melanchthons Hauptausgabe von 1530, mit den Varianten der andern kirchlichen Redaktionen, Lübeck 1830. Populäre Auszüge gaben: Meier, Das augsburger Glaubensbekenntniß nebſt geſchichtlichen Einleitungen und erläuternden Anmerkungen, Hannover 1830; Vetter, Die a. K. in ihrem weſentlichen Inhalte und im Deutſchen des 19. Jahrhunderts, Baireuth 1830. Die Confessio variata von 1540 hat M. Weber herausgegeben, Halle 1830.

Unter dem Namen A. K. (Confessio tetrapolitana) iſt auch eine Bekenntnißſchrift der 4 Städte Straßburg, Koſtnitz, Memmingen und Lindau bekannt, die, verfaßt von Bucer und Capito, dem Kaiſer 1530 auf dem augsburger Reichstage durch Kaspar Hedio dargeboten, aber nicht angenommen wurde. Was ihren Inhalt betrifft, ſo weicht ſie von der lutheriſchen Konfeſſion beſonders im Artikel vom Abendmahl ab. Die 4 genannten Städte ſchloſſen ſich 1531 der letztern und darauf dem ſchmalkaldiſchen Bunde an, ohne jedoch die Tetrapolitana feierlich zu desavouiren, weshalb ſpäter immer noch an einem reellen Vergleiche gearbeitet ward. Endlich heißt ſo ein von Zwingli entworfenes Glaubensbekenntniß, das auf demſelben Reichstage eingereicht, aber als Ausdruck der Ueberzeugung eines Privatmannes ebenfalls zurückgewieſen wurde. Vergl. Reformation.

Augsburgiſche Konfeſſionsverwandte, die Bekenner der augsburgiſchen Konfeſſion, ſo genannt zuerſt im nürnberger Reichsabſchiede von 1543; ſeit dem weſtphäliſchen Frieden die Lutheraner und Calviniſten, in ſofern letztere ihre gänzliche, oder doch hauptſächliche Uebereinſtimmung mit genannter Konfeſſion erklärt hatten. Die zu den a.n K.n gehörigen Reichsſtände hatten mit den katholiſchen gleichen Rechte. Auf dem permanenten Reichstage zu Regensburg (ſeit 1663) bildeten ſie das Corpus Evangelicorum; in allen Reichsgerichten und Deputationen, ſowie in der Generalität des Reichsheeres war die Zahl ihrer Vertreter eben ſo groß als die der Katholiken. Vergl. Augsburger Religionsfriede und Weſtphäliſcher Friede.

Augurn, bei den Römern eine Art Prieſter, welche aus allerlei vermeintlichen Anzeichen, namentlich aus dem Flug der Vögel die Zukunft vorher verkündigten. Da das römiſche Volk, wie das heidniſche Alterthum überhaupt, ſich ſeine Götter nicht außerhalb der Welt, ſondern die zeitlichen und räumlichen Dinge ſelbſt von ihrem Weſen erfüllt dachte, ſo war es ganz konſequent, daß die Gegenwart der Unſterblichen ſich nicht bloß in gewiſſen Ahnungen des Herzens (praesagium) dem Seher offenbarte, ſondern auch in äußern Zeichen (omen, ostentum, portentum, prodigium) dem Auge und Ohr des aufmerkſamen Beobachters erkennbar wurde. Die Beobachtung dieſer Zeichen hieß, in ſofern ſich dieſelben ungeſucht darboten, Auspicium. in ſofern ſie abſichtlich eingeholt, und erbeten wurden, Augurium. Die kunſtgerechte Beobachtung und Auslegung ſolcher Anzeichen war die Sache der A. Sie pflegten beſonders 5 Arten von Zeichen zu beobachten: almoſphäriſche Erſcheinungen, wie Donner, Blitz, Wetterleuchten, Sternſchnuppen ꝛc.; den Flug und Ruf der Vögel; das Freſſen gewiſſer heiliger Hühner (irlpudium); das Begegnen vierfüßiger Thiere; widerwärtige Töne, welche ſich in bedeutenden Momenten vernehmen ließen. Der Einfluß dieſer Prieſter war ſehr groß, da kein bedeutenderes Vorhaben ohne die Beſtätigung durch ihre Zeichen ausgeführt wurde. Daß dieſer Einfluß nicht ausartete, wurde vorzüglich dadurch verhütet, daß die A. nie eigenmächtig ihre Orakel befragen durften, ſondern nur im Auftrag der Obrigkeit und im Beiſein beſtimmter Magiſtrate, welche ihrer bedurften. Nur in Religionsangelegenheiten waren die A. ſelbſtſtändig zu handeln befugt. Die Augurien, welche die höhern Magiſtrate (Konſuln, Prätoren und Cenſoren) vornehmen ließen, hießen Auguria majora, die von den übrigen, niedern Magiſtraten

veranſtalteten Auguria minora. Alljährlich um die Zeit, wo die Konſuln ihr Amt antraten, wurde an einem von Krieg, Streit und andern ſchlimmen Zeichen freien Tage eine dritte Art, das Augurium salutis, gehalten, womit man ſich des glücklichen Fortbeſtehens des Volkes und Staates zu verſichern ſuchte. Die Kunſt der A. war übrigens eine geheime, nur im Kollegium zu erlernende und zu bewahrende, daher auch der Augur unabſetzbar. Die Hauptquelle für die Disciplin war bis auf die letzte Zeit der Republik herab die Tradition, zu deren gegenſeitiger Mittheilung und Berathung früher die A. an den Nonen jedes Monats zuſammentraten. Schon im 2. Jahrhundert v. Chr. gab es indeß auch Auguralbücher (libri augurales s. commentarii augurum), worin wahrſcheinlich die Regeln und Formeln des Auguriums mit Erklärungen großer A. entwickelt wurden. Verſchieden davon waren die Libri reconditi, wahrſcheinlich tuscischen Urſprungs, welche man in beſonders ſchwierigen und zweifelhaften Fällen zu Rathe zu ziehen pflegte. Die Zahl der Mitglieder des römiſchen Augurnkollegiums war nicht zu allen Zeiten gleich. Unter den Königen mußten 3 A. bei der Verſammlung der Kurien zugegen ſein, und ihre Ausſprüche konnten die gefaßten Volks- und Senatsbeſchlüſſe, ſowie die Wahlen von obrigkeitlichen Perſonen rückgängig machen. Seit 304 v. Chr. ward die Zahl der 4 patriciſchen A. mit 5 plebejiſchen vermehrt, wozu Sulla 6 andere fügte. Ihr Oberhaupt hieß Magister collegii oder Magister augurum. Das ganze Inſtitut war etruskiſchen Urſprungs und wahrſcheinlich ſchon unter Romulus in Rom eingeführt. Es erhielt ſich bis auf die chriſtliche Aera, erſt Theodoſius der Jüngere hob es auf; doch ſchon zur Zeit der puniſchen Kriege glaubten die Aufgeklärten nicht mehr an die Ausſprüche der A. Die Niederlage des Konſuls Appius Claudius Cäcus im erſten puniſchen Kriege wurde zwar noch als Folge des Ungehorſams gegen die Anzeichen des Tripudiums angeſehen; aber Cicero ſchon meint, daß kein Augur den andern ohne Lachen anſehen könne. Auch römiſche Kolonialſtädte hatten auguriſche Kollegien, in Lyon z. B. beſtand eins aus 300 Mitgliedern. Im Felde hatte der Oberbefehlshaber das Recht der Augurien, ihn begleitete ein Augur, und das Prätorium (augurale) war der zur Abhaltung der Vogelſchau beſtimmte Ort. Nur dem Manne von unbeſcholtenem Rufe und geſundem Körper konnte die Augurnwürde verliehen werden, die lebenslänglich war; anfangs wählten die vorhandenen A. die neuen, ſpäter das Volk, zuletzt die Kaiſer, welche für ſich auch beſondere Augurien einführten.

Die auszeichnende Kleidung der A. beſtand aus einem ſcharlachrothen, mit Purpurſtreifen beſetzten Gewande und einer kegelförmigen Mütze (apex) von gleicher Farbe; eine beſondere Inſignie war außerdem der Krummſtab (lituus oder augurale). Gewiſſe Tage u. Jahres- und Tageszeiten wurden für weniger geeignet zum Augurium angeſehen, als andere, z. B. der Auguſt wegen des Mauſerns der Vögel, der Tag nach den Idus jedes Monats, der Nachmittag. Zufällige Zeichen konnte Jedermann beobachten; das Amt und die Würde der A. beſtand darin, daß ſie den Willen der Gottheit nach Regeln erforſchten und Bedingungen ausſprachen, unter denen die Zeichen erfolgen mußten. Dieſer Theil ihrer Kunſt hieß legum dictio. Zuerſt mußte der Ort beſtimmt ſein, an welchem die Beobachtung vor ſich gehen ſollte. In dieſer Hinſicht unterſchied man die ſtädtiſchen (urbana) Auſpicien von den auf dem Lande zu haltenden. Grenze der erſtern war das Pomerium, ein freier Raum um die innere Stadt, der als die eigentliche Grenze zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten oder dem freien Felde angeſehen wurde. Nur in wenigen Fällen, z. B. bei den Centuriatkomitien, wurden Himmelsbeobachtungen außerhalb der Stadt auf dem Lande angeſtellt. Aber auch wenn der Augur ſich aufmachte, um eine Himmelsbeobachtung auf dem Lande anzuſtellen, ſo durfte er das Pomerium nicht überſchreiten, bevor er ein Zeichen abgewartet hatte, welches ihm die Genehmigung zuſicherte. Außerhalb der Stadt aber bedurfte er abermals eines abgegrenzten und geweihten Raumes, dergleichen es in der Umgebung von Rom mehre feſtbeſtimmte gab. In dieſem Raume ſchied der Augur wieder einen engern (templum) zur Aufſchlagung ſeines Zeltes (tabernaculum) aus. Für das Tabernakel wählte man meiſt einen erhabenen Punkt mit ferner Ausſicht, in der Stadt die Burg (arx), auf dem Lande unbewachſene Berghöhen (tesca). Da die Zeichenbeobachtung und Ausführung deſſen, wozu ſie angeſtellt wurden, an demſelben Tage Statt finden mußte, ſo gingen die A. gewöhnlich um Mitternacht bei heiterer Witterung hinaus, um wo möglich mit dem Morgen das Werk zu beginnen. Wie auf der Erde, ſo wurde nun auch am Himmel ein beſtimmter Raum ausgeſchieden, innerhalb welches die Zeichen erwartet und angenommen wurden. Hierzu diente der knotenloſe Krummſtab (lituus), in deſſen Geſtalt die Flugkrümme nachgeahmt erſcheint. Im Uebrigen war das Verfahren folgendes. Der Augur hatte das Haupt verhüllt und hielt das Geſicht nach Oſten gewendet, den Krummſtab in der Rechten. Darauf betete er zu den Göttern und ſchied den Himmel von Oſten nach Weſten, indem er von einem ihm gerade gegenüberliegenden, am Horizont ſichtbaren Gegenſtande, etwa einem Baume, eine Linie bis zu ſich herübergezogen dachte. Die ſüdlich von dieſer Linie gelegene Hälfte des Himmels war die rechte (dextra), die nördliche die linke (sinistra). War dieſe Abgrenzung vollbracht, ſo betete der Augur zum Jupiter, daß derſelbe, ſofern ihm das, was man vorhabe, genehm ſei, innerhalb der bezeichneten Grenzen beſtimmte Zeichen, die der Augur namhaft machte, erſcheinen laſſen möchte. Nach Varro wurden zwei Punkte ſtatt eines am Horizont auserſehen, ſo daß durch die beiden von jenen aus nach dem Auſpicirenden gezogenen Linien ein Kreisausſchnitt oder Dreieck entſtand, als Raum, innerhalb deſſen die Beobachtungen angeſtellt wurden. War es nicht ein Vorhaben, um deſſen Genehmigung man nachſuchte, ſondern etwa die Weihe zu einem Amte, die vollzogen wurde, ſo daß der Einzuweihende gleichfalls mit verhülltem Haupte, das Geſicht nach Süden gewendet, vor dem Augur, und dieſer legte, wenn er das Gebet um Sendung der Zeichen ſprach, ſeine Rechte auf deſſen Haupt, indem er den Lituus ſo lange in die Linke nahm. Im Allgemeinen galt die rechte Seite für die günſtigere (dextra auspicia prospera), nur in einzelnen Fällen, z. B. bei atmoſphäriſchen Zeichen, die linke; bisweilen war die günſtige Seite nach den erſcheinenden Thieren verſchieden, die Krähe z. B. gewährte links

Digitized by Google

der Rabe rechts erscheinend Zustimmung. Gut war es, wenn die Erscheinung am reinen Himmel (augurium liquidum) kam, als ein schlimmes Zeichen wurde es dagegen angesehen, wenn dem Augur Etwas aus der Hand fiel (augurium caduceum). Auch von der Art der erscheinenden Vögel hing es ab, ob das Augurium gut oder schlecht war. Glücklich war das Erscheinen einer Schaar verschiedener Vögel, oder wenn einem Habicht die Beute entfiel und er dieselbe nicht wieder fing; unglücklich, wenn dieser seine Beute entführte. Endlich konnten glückliche Augurien durch darauf folgende unglückliche (alterae aves) wieder umgestoßen werden. War das Augurium günstig, so sprach der Augur: aves addicunt (die Vögel willigen ein), war es unglücklich, so ließ er sein obnuncio (ich verbiete das Unternehmen) oder alio die (an einem andern Tage sollen Augurien geschaut werden) ergehen. Nächst der Himmelsbeobachtung war die Befragung der heiligen Hühner (tripudium) das wichtigste unter allen öffentlichen Auspicien. Namentlich stellte man sie vor Schlachten und bei Anlegung von Kolonien an. Günstig war das Zeichen, wenn die Hühner recht hurtig aus dem Käfig sprangen, sich recht munter geberdeten und besonders recht gierig über das Fressen herfielen, so daß ihnen ganze Brocken des vorgesetzten Mules (puls) aus den Schnäbeln fielen (solistimum tripudium). Unglück bedeutend war das Nichtfressen; fraßen sie durch Hunger genöthigt, so hieß dies Augurium coactum. Bei den Vorzeichen durch vierfüßige Thiere (augurium pedestre) galt es für unglücklich, wenn ein Thier, besonders ein Wiesel, über den Weg lief (aug. viale). Das Augurium aus dem Gespann (aug. jugale) für die in die Provinz gehenden Magistrate war unter Anderem unglücklich, wenn das Gespann stillstand; glücklich war es, wenn beide Thiere nach verschiedenen Seiten anzogen. Ein unglückliches Zeichen war es auch, wenn ein Opferthier vom Altar entfloh, oder beim Schlachten brüllte, oder auf die falsche Seite fiel, worauf dann ein Sühnopfer gebracht werden mußte, daher Augurium piaculum. Das Augurium ex acuminibus geschah nach Einigen aus dem Blinken der Waffen oder aus den Lanzenspitzen, nach Andern aus den Schnäbeln der Vögel, u. wurde von dem Feldherrn über den Ausgang der Schlacht genommen. Das Augurium peremne wurde beim Uebergang über einen Fluß angestellt. Vgl. J. A. Hartung, Die Religion der Römer, Erlangen 1836, I, 113 ff.

August, 1) Kurfürsten von Sachsen: a) A., zweiter Sohn des Herzogs Heinrich des Frommen u. seiner Gemahlin Katharina von Mecklenburg, Bruder des Kurfürsten Moritz, geboren am 31. Juli 1526 zu Freiberg, wo Heinrich, mit einem kleinen Gebietstheil abgefunden, seinen Hof hielt. An König Ferdinands Hof zu Prag erzogen, schloß A. mit dessen Sohne Maximilian, dem nachherigen Kaiser, eine auch für Sachsen sehr folgenreiche Freundschaft. Unter Leitung des gelehrten Johann Rivius, unter welchem er früher Unterricht auf der Stadtschule zu Freiberg, wie ein schlichter Bürgerssohn, genossen, besuchte er die Universität zu Leipzig, und so erhielt sein Geist die Richtung auf eine friedlich schaffende Wirksamkeit, während sein älterer Bruder Moritz früh in Verhältnisse kam, die kriegerischen Sinn und hochstrebenden Ehrgeiz in ihm weckten. Nach dem Tode seines Vaters (1541) empfing A. zugleich mit seinem Bruder die Huldigung in den väterlichen Erblanden und durch Moritz 1544 die Administration des Hochstifts Merseburg, die er aber 1548 niederlegte, um sich mit Anna, König Christians III. von Dänemark Tochter, zu Torgau am 7. Oktober zu vermählen. In mehren Verträgen hatte er von seinem Bruder, der von einer völligen Landestheilung nichts wissen wollte, eine Anzahl Aemter bis zum Ertrage von jährlich 40,000 Gulden ausgesetzt erhalten. Wenn er nicht in seines Bruders Abwesenheit dessen Stelle vertrat, lebte er meist in Weißenfels, bis ihn seines Bruders Tod 1553, nachdem er schon zu Augsburg 1548 mit jenem die Belehnung mit der dem geächteten Johann Friedrich genommenen Kurwürde erhalten hatte, zu einem größeren Wirkungskreise berief. Ihm war es vorbehalten, zu Augsburg 1555 den definitiven Friedensschluß herbeizuführen (s. Augsburger Religionsfriede). Doch erbte er noch von seinem Bruder eine Fehde gegen dessen ehemaligen Bundesgenossen, den Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, welcher ungeachtet des passauer Vertrags die Waffen nicht niederlegen wollte und nur durch dänische u. kurbrandenburgische Vermittelung bewogen wurde, die Feindseligkeiten wenigstens gegen Sachsen aufzugeben (11. Sept. 1553). Größere Schwierigkeiten verursachten die Ansprüche des ehemaligen Kurfürsten Johann Friedrich auf die Wiedereinsetzung in die Kur und die Länder, welche der Kaiser zugleich mit jener an Moritz für den damals ihm geleisteten Beistand übertragen hatte. Nach mannichfaltigen Unterhandlungen kam endlich am 24. Februar 1554 der naumburger Vertrag zu Stande, der zwar eine neue Bestätigung der wittenberger Kapitulation enthielt, aber Johann Friedrich manche Vortheile, besonders den Titel eines gebornen Kurfürsten auf Lebenszeit, sowie die Aemter Altenburg, Eisenberg, Sachsenburg u. Herbisleben nebst einem Aversionalquantum von 100,000 Gulden zusicherte. Später wurden bei Gelegenheit der grumbachschen Händel alle Irrungen zwischen beiden sächsischen Linien durch den zeitzer Receß vom 25. Juli 1567 ausgeglichen. Für die in dem naumburger Vertrage der ernestinischen Linie zugestandenen Vortheile erhielt A. hinlängliche Entschädigung durch manche andere Erwerbungen. Die Stände des obersächsischen Kreises übertrugen ihm am 13. Dec. 1555 das Amt eines Kreisobersten. Bald darauf setzte er das lange beanstandete Privilegium de non appellando durch, womit die Gründung eines beständigen Appellationsgerichts (1559) zusammenhing. Während der thatenlustige Kurfürst Moritz sein Erbe mit dem Schwerte zu vergrößern gesucht hatte, verstand es A., durch kluge Benutzung der Ereignisse, durch schlaue Unterhandlung, durch Ansprüche an die Gunst des Kaisers, sowie durch den Einfluß fürstlicher Gewalt seine landeshoheitlichen Rechte auszudehnen und Gebietserwerbungen zu machen; hierher gehört die Vereinigung der drei geistlichen Stifter Merseburg, Naumburg und Meißen mit dem Kurhause, die Erwerbung der sogenannten assekurirten Aemter von der ernestinischen Linie, die des Amtes Voigtsberg und der Städte Plauen, Oelsnitz und Adorf von Reuß-Plauen, eines Theils der Grafschaft Henneberg, der Grafschaft Mansfeld und des Erzstifts Magdeburg, sowie der Einkünfte des Stifts Quedlinburg. Mit Umsicht, wenn auch nicht

immer ohne Härte, wußte A. auch kleinere, ihm wohlgelegene Besitzungen zu erwerben. So drang er der Familie von Berbisdorf 1559 einen Theil ihrer für Bergbau und Forstnutzung sehr wichtigen Besitzungen, die nachher das Amt Lauterstein bildeten, für 107,784 Gulden ab und kaufte um dieselbe Zeit von dem Grafen von Schönburg die obere Grafschaft u. einen Theil der niedern Grafschaft Hartenstein für 145,000 Gulden. Als Kaiser Ferdinands Sohn, Maximilian, 1562 zum römischen König gewählt wurde, erhielt A. die Anwartschaft auf alle zum Fürstenthume Anhalt gehörigen Reichslehen, und als jener den Kaiserthron bestieg, ertheilte er dem Kurfürsten die letzte feierliche Belehnung unter freiem Himmel. A.s aufmerksamer Blick war indeß nicht bloß auf die Vergrößerung seines eigenen Landes, sondern auch auf die allgemeinen politischen Angelegenheiten Deutschlands gerichtet. Seine Freundschaft mit dem Kaiser, seine Thätigkeit auf Reichs- und Kreistagen, seine Einrichtungen im Innern seines Landes verschafften ihm ein solches Ansehen im In- und Auslande, daß man in Spanien, England, Frankreich, Italien und Polen öfters seinen Rath, seine Vermittelung und Freundschaft nachsuchte. An einigen Höfen hielt er zuerst stehende Gesandtschaften. Einen großen Theil seiner Zeit und Thätigkeit nahmen die Angelegenheiten der Religion und Kirche in Anspruch. Die Anhänger Melanchthons, die Philippisten oder Kryptocalvinisten, welche am Hofe selbst eine große Partei bildeten, ließ er lange gewähren, trat ihnen aber endlich, besonders auch von seiner Gemahlin Anna angespornt, entschieden und mit Härte entgegen, wie unter ihm auch die Konkordienformel zur Herstellung der Reinheit der lutherischen Lehre zu Stande kam. In den übrigen Zweigen der Staatsverwaltung zeigte sich A. als einen seiner Zeit weit vorausgeeilten ausgezeichneten Fürsten. Unter ihm wurde Sachsen Musterstaat für Deutschland, und mancher Nachbar bat sich von A. Mittheilungen seiner Gesetze und Verordnungen aus. Er war ein trefflicher Gesetzgeber, ein sorgsamer Pfleger jeder Kulturanstalt und ein gewissenhafter und sparsamer Ordner des Staatshaushalts. Von seinen Gesetzen erwähnen wir: die sächsischen Konstitutionen vom 22. April 1572; die Bergordnung von 1554, ergänzt 1571 und 1573; die Polizeiordnung von 1555; die Münzordnung von 1558; die Kirchenordnung von 1580, mit welcher er eine besondere Ordnung für die Universitäten verband. Ihm verdanken die meisten Landeskollegien ihren Ursprung, so das Appellationsgericht, das Obersteuerkollegium, das geheime Konsilium, das Oberkonsistorium, das Kammerkollegium ꝛc. In der Finanzverwaltung wurden die Steuern von den Kammereinkünften geschieden und jene der ständischen Verwaltung überlassen. Die glänzendste Seite der Regierungsthätigkeit A.s war aber die Sorgfalt, mit welcher er die innern Kräfte des Landes durch Volks- und Staatswirthschaft zu erhöhen und Ackerbau, Industrie und Handel zu beleben suchte. Nebst seiner Gemahlin Anna, deren thätiges Eingreifen in die wirthschaftliche Leitung einiger Landgüter nicht bloß im Munde der Sage lebt, bekümmerte er sich persönlich um die Oekonomie. Vorzüglich beförderte er den Obstbau, indem er befahl, daß jedes junge Paar im ersten Jahre der Ehe zwei Obstbäume pflanzen sollte; er selbst schrieb ein „Künstlich Obst- und Gartenbüchlein", das die Baumzucht für die damalige Zeit gründlich behandelte. Auch Weinbau und Viehzucht suchte er durch Vorschriften wie durch Aufmunterung und Unterstützung aller Art zu befördern. Wie für bessere Waldwirthschaft, ward auch für die Förderung des Bergbaues gesorgt. Seinem eifrigen Streben, die Manufakturen und Fabriken seines Landes in Aufnahme zu bringen, kam besonders die von ihm begünstigte Einwanderung vieler durch die spanischen Religionsbedrückungen aus ihrem Vaterlande vertriebenen Niederländer zu Statten, welche die Tuchmanufaktur hoben und die Anfänge der Baumwollenindustrie nach Sachsen brachten. Der durch erhöhten Gewerbsfleiß genährte Handel wurde durch Begünstigung der leipziger Messen, durch Verbesserung der Hauptstraßen und durch Aufsicht über das Münzwesen befördert. Auch legte A. einige Posten an. Für seine Hofhaltung gab er 1575 eine besondere Speiseordnung, eine Kammerordnung und eine Lichtordnung, welche in das kleinste Detail der Ausgaben seines Hofes eingingen. Durch seine Sparsamkeit wurde er in den Stand gesetzt, mehre Schlösser, z. B. Augustusburg, anzulegen und viele Grundstücke zu erwerben. Auch die geistige Bildung des Volkes wurde gefördert. Die inneren Einrichtungen der Schulen wurden geordnet, auf beiden Universitäten neue Lehrstühle errichtet, botanische Gärten angelegt und im Geiste damaliger Staatspflege die Studienplane bis ins Detail vorgeschrieben. Die meisten dresdener Sammlungen für Wissenschaft und Kunst stammen in ihren Anfängen und Grundlagen aus A.s Zeit. Im Umgange war A. sehr zuvorkommend, gegen die Untergebenen leutselig, gegen den Bürger, an dessen Schießfesten er fleißig Antheil nahm, zutraulich, in seinen Festen glänzend. Er wohnte mehr als 50 Turnieren bei; auch die Jagd ergötzte ihn. Seine einfacheren Lieblingsbeschäftigungen waren Drechseln, mechanische Künste und Alchemie, so empfindlich er auch in letzterer Beziehung von Betrügern getäuscht wurde. Nachdem er seine Gemahlin Anna, die ihm in 37jähriger Ehe 15 Kinder (von denen ihn jedoch nur 4 überlebten) geboren und stets großen Einfluß auf ihren Gemahl ausgeübt hatte, am 1. Oktober 1585 durch eine Seuche verloren, vermählte er sich am 3. Januar 1586 mit Agnes Hedwig, der kaum 13jährigen Tochter Joachim Ernsts von Anhalt. Aber schon am 11. Februar 1586 ward er in Moritzburg vom Schlage gerührt und † in Dresden an demselben Tage, von den Zeitgenossen „des römischen Reiches Herz, Auge und Hand" genannt.

b) u. c) Friedrich A., s. v. a. August 2) b) u. c).

2) Könige von Polen: a) A. I. (bei polnischen Schriftstellern Sigismund A. oder Sigismund II), der letzte Jagellone, regierte von 1548 bis 1557, erhielt den Namen A. zum Andenken an seinen Geburtstag, den 1. August 1520, wurde noch bei seines Vaters, Sigismunds I., Lebzeiten, am 18. Oktober 1529, zum Großherzog von Litthauen und am 18. December zum König von Polen erwählt. Im Jahre 1514 trat ihm sein Vater die Regierung von Litthauen förmlich ab. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Isabella von Oesterreich, vermählte er sich gegen des Vaters Wunsch insgeheim 1546 mit Barbara Radziwil, der Wittwe des Woiwoden von Trocki. Um ihn von ihr abzu-

ziehen, wurde er von seinem Vater nach Polen zurückgerufen u. ihm 1547 Masovien und 1548 Westpreußen überlassen. Nach dem Tode seines Vaters (am 1. April 1548) ward er König von ganz Polen und bewirkte, indem er allmählig die Großen und Landboten einzeln gewann, die Genehmigung seiner Heirath und die Krönung seiner Gemahlin. Unter ihm drang die Reformation in Polen ein. Mit dem Heermeister von Fürstenberg schloß er ein Bündniß gegen Rußland. Der Heermeister des Schwertbrüderordens, Gotthard Kettler, überließ durch den Vertrag zu Wilna (1561) Livland, das er nicht länger gegen Rußland zu vertheidigen vermochte, an Polen gegen die erbliche Belehnung mit dem weltlichen Herzogthum Kurland und Semgallen unter polnischer Landeshoheit. Um das Land zu schützen, errichtete A. 1561 zur Abwehr der Verwüstungen, welche die Reichsgrenzen durch Einfälle von Russen und Tataren erlitten, einen stehenden Truppenkordon, der aus dem vierten Theile der königlichen Einkünfte besoldet und daher Quartianer genannt wurde. Indeß eroberte Czar Iwan Wassiljewitsch am 15. Februar 1563 Polozk und erzwang 1568 einen Waffenstillstand. Um die Scheidung von seiner kinderlosen Gemahlin zu erlangen, schmeichelte A. wieder den Katholiken, nahm 1564 die Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung an, verwies die Socinianer des Landes, gestattete aber wieder 1566 den Domherren zu Riga, die lutherische Lehre anzunehmen. Unter A. erreichte Polen den Gipfel seiner Macht, denn auch Litthauen, schon längst faktisch mit Polen vereinigt, wurde durch den Reichstagsbeschluß zu Lublin (1569) in dieser Vereinigung bestätigt. Hier ward auch die Vereinigung von Podlachien, Volhynien, Kiew, Livland und Kurland mit der polnischen Krone ausgesprochen. A. † am 14. Juli 1572, nachdem er sich zum dritten Male mit der verwittweten Herzogin von Mantua, Katharina, vermählt hatte.

b) A. II. (als Kurfürst von Sachsen Friedrich A. I., wegen seiner Körperkraft A. der Starke genannt), zweiter Sohn Johann Georgs III., Kurfürsten von Sachsen, und der dänischen Prinzessin Anna Sophia, geboren am 12. Mai 1679 zu Dresden, ging inkognito als Graf von Meißen zwei Jahre auf Reisen u. durchzog (1687—1689) außer Deutschland, Frankreich, Holland, England, Spanien, Portugal, Italien und Ungarn. In den Jahren 1689—1691 wohnte er den Feldzügen am Rhein gegen Frankreich bei, in welchen sein Vater gemeinschaftlich mit dem Kurfürsten von Bayern die Reichsarmee kommandirte. Als sein Vater 1791 gestorben war, begab sich A. nach Wien, wo er mit dem nachherigen Kaiser Joseph I. einen Freundschaftsbund knüpfte, der später von wesentlichem Einfluß auf seine Politik war. Im J. 1693 vermählte er sich mit Christina Eberhardina, Prinzessin von Brandenburg-Kulmbach, und 1694 gelangte er nach dem Tode seines Bruders, Johann Georg IV., zur Kurwürde. Die Bündnisse des Bruders mit Oesterreich wurden schon am 23. Mai 1694 erneuert, auch erfolgte Sachsens Beitritt zur großen Allianz gegen Frankreich. Nach einem Vertrag vom 17. April 1695 sollte der Kurfürst die ganze kaiserliche Armee in Ungarn führen u. selbst 8000 Mann dazu stellen. Der Krieg wurde aber mit wenig Glück geführt; die Türken vernichteten bei Lugos ein österreichisches Corps und behaupteten am 27. Aug. 1696 nach blutigem Treffen das Schlachtfeld von Olasch. Darüber unmuthig, legte A. das Kommando nieder und begab sich nach Wien. Nur durch seine riesenmäßige Stärke hatte er sich bei den Türken in Achtung gesetzt; sie nannten ihn Demir helhe (die eiserne Hand). Um ein Haupthinderniß seiner Wahl als König von Polen zu beseitigen, trat er am Pfingstfest den 23. Mai (2. Juni n. St.) zu Baden unweit Wien zum Katholicismus über. Den größten Einfluß auf die Förderung von A.s Plänen hinsichtlich Polens hatte der Oberst und nachherige Feldmarschall Flemming, dessen Schwager, der polnische Kronschatzmeister und Kastellan von Kulm, Graf Brzebendowsky, bei einem Besuch in Dresden Hoffnung auf die Krone gemacht hatte, wenn man nur das Geld nicht spare. A. erschrak nicht vor 8—9 Mitbewerbern, unter denen Franz Ludwig, Prinz von Conti, der bedeutendste war, nachdem der Kurfürst von Bayern, Sobieski's Schwiegersohn, zurückgetreten. Polignac, Conti's Gesandter, und Flemming, A.s Bevollmächtigter, kauften Stimmen um die Wette. Der Erzbischof von Gnesen und Primas des Reichs, Radzijowski, begünstigte Conti; Dombski, der Viceprimas und Bischof von Kujavien, A.; Flemming hatte aber den Vortheil, daß er noch zahlen konnte, als der französische Abbé aufhören mußte. Schon Jakob Sobieski, der Sohn des vorigen Königs, hatte 5, Conti 10 Millionen polnische Gulden versprochen; Flemming versprach nicht allein eben so viel, sondern auch die Wiedereroberung Kaminieks von den Türken durch sächsische Truppen, Zurückdringung der ganzen Avulsa imperii (Podolien, Ukraine, Walachei, Moldau), Verbesserung des Handels, der Münzen u. der Festungen, die Unterhaltung von 6000 Mann auf sächsische Kosten, Errichtung einer adligen Kriegsschule ꝛc. Nachdem Flemming auf diese Weise wenigstens mit einer zahlreichen Partei des Handels einig geworden, beschwor er die demüthigenden Pacta conventa (13. Juni 1697). Am 17. (27.) Juni kam es auf dem Felde Wola bei Warschau zur Wahl, wo zuerst vom Primas der Prinz von Conti, als jener aber mit seiner Partei in die Kirche gezogen war, vom Bischof von Kujavien A. als König proklamirt wurde. Auf die Nachricht von seiner Wahl brach der Kurfürst sogleich von Dresden auf, um sich über Breslau nach Tarnowitz an die polnische Grenze zu begeben; 8000 Sachsen nahmen den gleichen Weg, um nöthigenfalls gegen Conti gebraucht zu werden. A. suchte besonders durch die Pracht seiner Kleidung, deren Werth auf mehr als eine Million geschätzt wurde, dem Volke zu imponiren. Am 2. (12.) September hielt er seinen glänzenden Einzug in Krakau und wurde am 5. (15.) daselbst gekrönt. Des Kurfürsten Sache war durch den Kaiser, der sich auf einen Wiederkauf der Lausitzen Rechnung machte, und vorzüglich durch den Papst unterstützt worden; aber erst im folgenden Frühjahr 1698 fügte sich der Primas. Schweden und Frankreich erkannten aber A. nicht als König an. Als man in Dresden am 24. Juni 1697 die Königswahl durch ein Te Deum feierte, sang die Gemeinde darauf das fromme Lied Selneckers: „Ach, bleib' bei uns, Herr Jesu Christ ꝛc." Die erwachende Besorgniß ward aber größtentheils durch eine feierliche Erklärung A.s von Lubekowa

Digitized by Google

aus am 27. Juli (7. Aug.) in Beziehung auf die Religion beseitigt u. bald nachher (29. Sept. 1697) von Krakau aus durch ein Dekret die ganze politische und kirchliche Verfassung des Landes, sowie die bisherigen Landtagsverhandlungen, Abschiede u. Reversalien, welche sie begründet hatten, feierlichst aufs Neue bestätigt. Aber schon am 16. Juli 1698 befahl der Kurfürst von Warschau aus, daß man nichts wider die katholische Religion auf den Kanzeln predigen und die Lieder: „Erhalt' uns, Herr, bei deinem Wort ꝛc." und „O Herre Gott, dein göttlich Wort ꝛc." nicht mehr singen solle, ein Ansinnen, welches das Konsistorium mannhaft zurückwies. Am 15. Januar 1698 hielt A. seinen glänzenden Einzug in Warschau. Die Forderung der Polen, daß die Königin gleichfalls katholisch werden müsse, oder nie das Land betreten dürfe, ging bloß im letztern Punkt in Erfüllung. Die unseligste Folge der Erwerbung Polens war der Antheil, den A. an dem nordischen Kriege zu nehmen veranlaßt wurde. Der sächsisch-dänische Bund ward im März 1698 auf 8000 Mann gegenseitiger Hülfe erneuert und, als Czar Peter A. zu Rava den ersten Vorschlag zu einem Kriege mit Schweden machte, in ein Offensiv- und Defensivbündniß (25. September 1699) verwandelt. Trotz des unglücklichen Ausgangs dieses Krieges (des nordischen), welcher die Schweden in das Herz von Sachsen führte und nach ungeheuren Verlusten (man berechnet den Verlust Sachsens auf nahe an 80,000 Menschen und 90 Mill. Thaler) A. nöthigte, der Krone Polens zu entsagen, stürzte sich der der Ruhe entwöhnte Fürst dennoch wieder in neue, weit aussehende Unternehmungen. So schickte er dem Kaiser 9000 Mann unter Schulenburg in die Niederlande (1708), nahm selbst inkognito als Volontär unter dem großen Eugen an der Belagerung und Eroberung von Lille Theil u. dachte, während Karl XII. in Rußland kämpfte, um seinen gefährlichsten Gegner zu vernichten, an nichts Geringeres, als die Wiedergewinnung der polnischen Krone. Zuerst schloß er mit dem dänischen König Friedrich IV. ein Bündniß, dann brachten beide Herrscher vereinigt den König Friedrich I. von Preußen wenigstens zu der Versicherung, die dänisch-polnische Armee zu unterstützen; mit dem Czar u. der sächsischen Partei in Polen war A. schon im Einverständniß, u. sein Heer von 15,000 Mann war gleichfalls tüchtig und fast überglänzend ausgerüstet. Ein Zug nach Polen war bereits beschlossene Sache, als die Nachricht von Karls Niederlage bei Poltawa (8. Juli 1709) nach Sachsen kam. A. suchte durch ein Manifest (8. Aug. 1709) seinen Schritt zu rechtfertigen, worin er sich theils auf die Irrthümer, die beim Abschluß des altranstädter Friedens obgewaltet, theils auf die Verletzungen der Friedenspunkte durch Schweden selbst stützte, zugleich aber versicherte, die auf deutschem Reichsboden liegenden schwedischen Provinzen nicht beunruhigen zu wollen. Der Gegenpartei in Polen wurden 3 Monate Zeit zum Uebertritt auf seine Seite gestattet, dann Gnade und Vergessenheit des Vorgefallenen zugesichert. Der Papst sprach A. von seinem Eide los und entband auch die Polen von ihrem dem Stanislaus geschworenen Eid der Treue. Fürst Egon von Fürstenberg wurde Statthalter der Erblande. Am 5. Okt. 1709 zog A. in Thorn ein und hielt mit Peter eine Verabredung; dann ging er nach Marienburg, um sich mit dem König von Preußen zu verständigen. Dagegen gingen die Unterhandlungen, welche A. mit der Pforte anknüpfte, um diese für den Czar zu gewinnen, schlecht von Statten, da Achmed III. nur Stanislaus als polnischen König anerkennen wollte, der seiner Seits sich nach Pommern gewendet und Polens Krone dem allgemeinen Frieden zum Opfer darzubringen sich bereit erklärt hatte. Karl XII. aber verwarf von Bender aus das zwischen Joseph I. und den Seemächten am 31. März 1710 abgeschlossene sogenannte haager Koncert und erklärte, er werde seine Feinde aufsuchen, wo und wann er sie fände. Nach einem Reichstage zu Warschau ging A. nach Sachsen zurück, wo das nach Josephs I. Tode (17. April 1711) übernommene Reichsvikariat ihn einige Monate aufhielt. Die hartnäckige Weigerung Karls, das haager Koncert anzuerkennen, und seine Drohung rief nun die nordischen Mächte gegen Schwedens deutsche Länder unter die Waffen. A. trat in Pommern mit einem Heere von 20,000 Sachsen, Russen und Polen auf und belagerte in Verbindung mit den Dänen Stralsund, mußte sich jedoch, als 1712 General Steenbock mit 10,000 Schweden landete, nach Mecklenburg ziehen, während Flemming einen Waffenstillstand einging, weil zu Berlin zwischen A. und Karl geheime Verhandlungen eingeleitet werden sollten, denen zufolge Stanislaus seinem Gegner die polnische Krone überlassen und nur sein Nachfolger werden, Schweden und Polen aber gemeinschaftlich der wachsenden Macht des Czars Schranken setzen wollten. Karl XII., ehrlicher als sein Kabinet, willigte jedoch nicht ein, so wenig als Dänemark, und der Krieg begann daher von Neuem. A.s Kavallerie und die Dänen wurden am 10. Dec. 1712 von Steenbock bei Gadebusch entscheidend geschlagen. In Tönningen eingeschlossen und bombardirt, mußte Letzterer aber die Kapitulation von Oldesworth vom 16. Mai 1713 abschließen. Auch Stettin wurde am 30. September 1713 durch die Sachsen und Russen erobert. Der brandenburgische Sequestrationsvertrag zu Schwedt (6. Oktober 1714) endlich schien die Ruhe im nördlichen Deutschland wieder hergestellt zu haben, u. A. glaubte sich schon im sichern Besitz Polens, als am 22. Nov. 1713 Karl XII. unerwartet zu Stralsund erschien und Pommern zurückverlangte. Statt diese Forderung zu erfüllen, trat Preußen mit Dänemark, Kursachsen und Hannover (Großbritannien) in einen Bund, durch welchen der Krieg von Neuem veranlaßt wurde. Stralsund ward von 20,000 Dänen, eben so viel Preußen und 8000 Sachsen angegriffen und mußte sich trotz der trefflichen, von Karl persönlich geleiteten Vertheidigung am 23. Dec. 1715 ergeben. Auch Wismar fiel bald darauf. Als Antheil an der Beute erhielt A. 16 Regimenter gefangener Schweden, die aber so zusammengeschmolzen waren, daß sie zusammen nur etwas über 1000 Mann ausmachten, nebst einigen Kanonen, Fahnen, Pauken und Trommeln. Inzwischen hatte sich in Polen nach Karls Rückkehr aus der Türkei die Partei Stanislau's, der sich nach Zweibrücken gewendet hatte, sehr vergrößert und endlich zu Tarnogrod eine neue Konföderation zu Stande gebracht, zu welcher sich sogar die Kronarmee geschlagen. So kam es in Polen zu einem Bürgerkriege (Oktober 1715), der ohne Hülfe des Czars für A. sehr gefährlich hätte werden können, indem ganze

sächsische Regimenter aufgehoben oder niedergehauen wurden. Erst nach der Eroberung von Zamoisk und der Gefangennehmung des Konföderationsmarschalls Gruzinski kam es in Rava zu einer Friedensverhandlung. Doch blieb die russische Armee noch zwei Jahre im Lande stehen, und in den russisch-schwedischen Friedenskonferenzen auf Aland (August 1718) war lebhaft davon die Rede, den König Stanislaus durch eine russisch-schwedische Armee in Polen wieder einzusetzen. Ein von Flemming entworfenes Projekt, Stanislaus von Zweibrücken, wo er ruhig lebte, nach Dresden zu entführen, scheiterte (15. August 1717). Entscheidender aber war, daß Karl XII. vor Frederikshall in Norwegen am 11. December 1718 fiel. Ein im December 1719 zu Stockholm verabredeter Waffenstillstand, wonach beide Theile ihren Ansprüchen entsagten, den Frieden von Oliva bestätigten, Schweden A. als König Polens anerkannte, wogegen Stanislaus den Königstitel fortführen und A. ihm eine Million Thaler zahlen sollte, endlich beide Theile zusammenhalten wollten, um der immer drohender anwachsenden russischen Macht Schranken zu setzen, wurde erst nach 10 Jahren in einen förmlichen Frieden umgewandelt. Somit war A. Schweden gegenüber im sichern Besitz von Polen. Indessen steigerte sich das Mißvergnügen des Czars darüber in Folge der immer enger werdenden Verbindung zwischen Oesterreich und Sachsen, und auch die Polen faßten wieder den (allerdings nicht grundlosen) Argwohn, A. wolle ihren Thron in seinem Hause erblich machen, so daß A. ihnen über ihre freie Wahl nach seinem Tode eine förmliche Akte geben mußte; ja 1732 verlangten sie vom Kaiser als Garanten der polnischen Verfassung zu ihrer Sicherheit eine Anzahl kaiserlicher Hülfsvölker an ihre Grenzen. Eben so mißlang A. der Plan, seinem Sohne Moritz das Herzogthum Kurland zu verschaffen; er selbst mußte 1726 auf dem Reichstage zu Grodno dessen einstimmig erfolgte Wahl vernichten und Moritz förmlich in die Acht erklären lassen. Mit solchen Demüthigungen war der Besitz einer Krone verknüpft, die A.s angestammtem Lande von unberechenbarem Schaden war. Die glänzende europäische Stellung, die A. in seinen auswärtigen Verhältnissen einnahm, kostete dem verarmten Sachsen schwere Opfer. Dazu verschlangen A.s Günstlinge u. Mätressen, ein Flemming, Bitzthum, eine Aurora von Königsmark, Kessel, Esterle, Fatime, Lubomirska, Cosel, Dubare, Duval, Dönhoff, Osterhausen, Dieskau ꝛc., sowie deren Kinder (man hat A. 352 Kinder zugeschrieben) ungeheure Summen. Eine Berechnung, der zufolge die Gräfin Cosel allein dem König 20 Millionen kostete, macht die Summe von 80—100 Millionen (88 Millionen läßt allein das „Theatrum Europaeum" die polnischen Kriege kosten) nicht unwahrscheinlich, die für Krieg, Feste, Kunst und Liebe verschwendet wurden. Flemming soll 16 Mill. Thaler hinterlassen haben, wovon die Wittwe die Hälfte zurückgeben mußte. A.s Prachtliebe verschönerte zwar die Hauptstadt seines Erblandes, in welche der Glanz seines Hofes und die von ihm selbst erfundenen und angeordneten Feste zahlreiche Fremde lockten; aber während 1719 bei der Vermählung seines Sohnes in Dresden 4 Millionen vergeudet wurden, war Theurung im Lande und Hungersnoth im Erzgebirge. Die Wissenschaften hatten sich wenig der Unterstützung A.s zu erfreuen, die Kunst meist nur, insofern sie seiner Prachtliebe diente. An den Verbesserungen in der Gesetzgebung und Rechtspflege, die während seiner Regierung versucht wurden, hatte A. persönlich wenig Antheil. Bei aller äußern Pracht des Fürsten und der Hauptstadt seufzte Land und Volk und hoffte auf bessere Tage, und die Tage A.s wenigstens gingen zu Ende. Auch die Natur des Riesen (er zerbrach das stärkste Hufeisen, drehte dicke Eisenstangen wie Draht zusammen und hielt einen Trompeter auf der flachen Hand zum Fenster hinaus) unterlag endlich unausgesetzten Anstrengungen. Ein alter Schaden am linken Schenkel brach in Warschau, wo sich A. Anfangs 1733 befand, von Neuem auf. Der Brand kam dazu, und A. † den 1. Februar 1733 nach 38jähriger Regierung über Sachsen und 36jähriger über Polen. Sachsen erhielt von seinem Fürsten nur das Herz in silberner Kapsel. Der Leichnam wurde in Krakau beigesetzt. Seine fromme Gemahlin (die „Betsäule von Sachsen", wie sie das Volk in stiller Ehrfurcht nannte), hatte sich so oft als möglich von dem geräuschvollen Hofe A.s in die Einsamkeit nach Torgau oder Pretzsch zurückgezogen u. war schon am 5. Sept. 1727 gestorben. Von ihr hatte A. nur den Kurprinzen gleichen Namens; dagegen von seinen Geliebten den Grafen Moritz u. den Chevalier Georg von Sachsen, den Grafen Rutowski, den Grafen von Cosel ꝛc. u. eine Menge Töchter. Selbst A.s strengste Richter haben anerkannt, daß er außer seinem schönen Aeußern den feinsten Anstand, ein seltenes Talent für Repräsentation, eine Fülle des Geistes u. Witzes, eine Milde u. Gutmüthigkeit u. eine Ritterlichkeit der Gesinnung besessen habe, die um so mehr hervorragten, je mehr sie an seinem Sohn und Nachfolger vermißt wurden.

c) A. III. (als Kurfürst von Sachsen Friedrich A.), des Vorigen Sohn, geboren zu Dresden am 7. Oktober 1696, ward unter der Aufsicht seiner trefflichen Mutter und dem Einflusse seiner streng evangelischen Großmutter, Anna Sophia von Dänemark, im evangelischen Glauben erzogen, trat aber am 27. November 1712 zu Bologna zum Katholicismus über. Der Uebertritt blieb vorläufig noch ein Geheimniß. Als 1717 das Geschehene bekannt gemacht, zugleich aber dem Lande eine neue Religionsversicherung gegeben wurde, erklärte der König von Dänemark den Kurprinzen der Succession in Dänemark verlustig; die Stände Kursachsens aber schlossen am 28. Mai 1718 eine Vereinigung, beständig bei der augsburgischen Konfession zu bleiben, ihre Güter bloß an augsburgische Konfessionsverwandte zu veräußern und nur diese allein auf Land- und Ausschußtagen zuzulassen. Seit 1719 mit der österreichischen Prinzessin Maria Josepha vermählt, lebte der Kurprinz gewöhnlich auf seinem Jagdschlosse Hubertusburg, wo er sich leidenschaftlich den Vergnügungen der Jagd überließ, und folgte seinem Vater 1730 als Kurfürst von Sachsen. Nachdem er sich anheischig gemacht, den russischen Kaisertitel anzuerkennen und wegen Kurlands, welches die Kaiserin Anna Biron zugedacht hatte, und Livlands sich den russischen Wünschen zu fügen, sowie auch gegen sein Interesse Karls VI. pragmatische Sanktion anerkannt hatte, und die noch vorhandene sächsische Partei in Polen durch Geschenke u. Versprechungen etwas verstärkt

Digitized by Google

worden war, konnte man unter dem Schutze russischer und österreichischer Armeen, die an der Grenze Polens zusammengezogen wurden, auch an die Gewinnung der polnischen Krone denken. Klemens XIII. war gleichfalls auf sächsischer Seite, die Pforte dagegen, Frankreich und der größte Theil der Polen für König Stanislaus Leszczynski, der als Kaufmann verkleidet in Warschau angekommen u. am 12. Sept. 1733 vom Primas Potocki förmlich zum König ausgerufen worden war. Als aber der russische General Lasey sich mit 20,000 Mann Warschau näherte, flüchtete sich Stanislaus mit seinem Anhange nach Danzig, u. die sächsische Partei erwählte am 5. Okt. 1733 den Kurfürsten von Sachsen zum König. Am 17. Januar 1734 wurde der neue Wahlkönig zu Krakau von Lipski, dem Bischof von Krakau, feierlich gekrönt. Nachdem Danzig, wo Stanislaus eine Zuflucht gefunden hatte, von einem russisch-sächsischen Heere belagert und zur Ergebung gezwungen, der Primas Potocki aber, der sich weigerte, A. den Eid der Treue zu schwören, nach Thorn gebracht worden war, gelang es A., mit russischer Hülfe auf dem Pacifikationsreichstage zu Warschau (Juni 1736) die volle Anerkennung der Nation zu erhalten. Der über die polnische Thronfolge von Frankreich, Spanien und Sardinien 1733—35 geführte Krieg endete in den wiener Friedenspräliminarien (3. Okt. 1735), in denen Frankreich für Stanislaus Lothringen und Bar und Fortführung des königlichen Titels von Polen erhielt, wogegen Stanislaus zu Königsberg am 7. Januar 1736 feierlich auf den zweimal verlorenen Thron verzichtete und sich nach Meudon in Frankreich zurückzog. Der Primas söhnte sich endlich mit A. aus. Auch A. zeichnete sich durch glänzende Feste und eine ausschweifende Hofhaltung aus. Die Regierung überließ er seinem Günstlinge, dem Grafen Brühl, der geschickt genug war, den trägen u. schwachen, aber stolzen Monarchen in dem Glauben zu erhalten, daß er allein die höchste Gewalt ausübe. Um die erforderlichen großen Summen aufzutreiben, belastete Brühl Sachsen mit Schulden und verkaufte in Polen die Staatsämter an den Meistbietenden. Das politische System A.s u. Brühls war gänzliche Ergebung an Rußland. Der König und sein Minister buhlten um die Gunst der russischen Günstlinge und schienen sich nur als untergeordnete Geschäftsträger des petersburger Hofes zu betrachten. A. lebte lieber in Dresden, als in Warschau, daher war Polen 30 Jahre lang fast ohne Regierung. Nie waren die jährlichen Reichstage unruhiger, aber auch nie zweckloser durch den Starrsinn der Mitglieder, die fast immer der unbedeutendsten Vorwände halber auseinander gingen. So gerieth das Reich in vollständige Anarchie, zu deren Erhaltung der Gesandte von Frankreich im Auftrage seines Hofes bedeutend mitwirkte. Ungeachtet des Karl VI. gegebenen Versprechens nahm A. dennoch nach dessen Tode an dem österreichischen Erbfolgekriege gegen Maria Thereſia Theil. Seine Truppen, mit den Bayern vereinigt, eroberten Prag. Weil er aber im Frieden zu Berlin (1742), durch den Friedrich II. den größten Theil Schlesiens von Oesterreich erwarb, obwohl er diesem Frieden sich anschloß, keinen Theil an der österreichischen Erbschaft erhielt, trat er im Mai 1744 auf Oesterreichs Seite über, und seine Truppen rückten im Oktober in Böhmen ein. Am 8. Jan. 1745 schloß er einen Subsidienvertrag mit England u. am 18. Mai ein genaueres Bündniß mit Maria Thereſia, in welchem er sich verpflichtete, dieser für die Gelder, welche England und Holland versprachen, 30,000 Mann Hülfstruppen zu stellen, die er in Schlesien einrücken ließ, wo sie sich mit dem österreichischen Heere vereinigten, aber bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745 eine gänzliche Niederlage erlitten. Friedrich II. griff nun Sachsen selbst an, der Fürst Leopold von Dessau schlug bei Kesselsdorf das sächsische Heer am 15. Dec. 1745 abermals, u. die Preußen besetzten Sachsen, welches beträchtliche Kriegssteuern erlegen mußte. Durch den Frieden zu Dresden am 25. Dec. 1745 erhielt A. im nächsten Jahre Sachsen zurück, trat aber den fürstenberger Oberzoll an Preußen ab und mußte eine Million Thaler zahlen. Die nach dem Tode Kaiser Karls VII. ihm angetragene Kaiserkrone schlug er aus u. beförderte die Wahl des Großherzogs von Toskana. Einem neuen Bündniß Sachsens mit Rußland und Oesterreich kam Friedrich der Große 1756 durch die Besetzung Sachsens zuvor. Da A.s Neutralitätsvorschläge von Friedrich abgelehnt wurden, verließ er Dresden am 10. Sept. und begab sich ins Lager bei Pirna, wo 17,000 Mann sächsischer Truppen versammelt waren. Als diese sich am 16. Okt. zu Gefangenen ergeben mußten, flüchtete A. auf den Königstein und später nach Polen, ließ aber seine Familie in Dresden zurück. Sachsen wurde nun der Schauplatz des siebenjährigen Krieges, welcher dem Lande eine Schuldenlast von beinahe 40 Millionen Thalern aufbürdete. Bald nach dem Abschlusse des hubertsburger Friedens kehrte A. von Warschau nach Dresden zurück und † bald darauf, am 5. Okt. 1763, an einem Schlagflusse. Von 15 Kindern überlebten ihn 5 Söhne und 5 Töchter, die den Titel königliche Prinzen u. Prinzessinnen von Polen u. Litthauen führten. Als Kurfürst von Sachsen folgte ihm sein Sohn Friedrich Christian, als König von Polen Stanislaus Poniatowski.

3) A., der 48. und letzte Erzbischof und Administrator des Erzstifts Magdeburg, zweiter Sohn des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen und der Magdalena Sibylla, Tochter des Herzogs Albrecht Friedrich von Preußen, geboren zu Dresden am 13. August 1614, ward schon in seinem 12. Jahre (1625) im Domkapitel zu Magdeburg zum Koadjutor des damaligen Administrators, Christian Wilhelm von Brandenburg, und nach dessen Aechtung und Absetzung 1628 zum Erzbischof gewählt u. als solcher im prager Frieden (30. Mai 1635) stillschweigend anerkannt. Aber erst 1642 gelangte A. zum ruhigen Besitze des Erzstifts. Am 23. Nov. 1647 vermählte er sich mit Anna Maria, Tochter des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, die ihm 5 Söhne und 7 Töchter gebar. A. legte bei seiner Verheirathung die erzbischöfliche Würde nieder und ließ sich vom Domkapitel zum Administrator des Erzstifts postuliren, dessen Besitz ihm, als im westphälischen Frieden (1648) Magdeburg dem Kurfürsten von Brandenburg zur Entschädigung für Vorpommern bestimmt worden, auf seine Lebenszeit zugesichert ward. Nach dem Tode seines Vaters 1656 erhielt A. 10 Aemter in dem kursächsischen, Thüringen (Langensalza, Sachsenburg, Eckartsberga, Freiburg, Bibra, Sangerhausen, Weißensee, Heldrungen, Sittichenbach, Wendelstein) und die Stadt

Weißenfels, ſowie auch die vier im prager Frieden vom Erzſtift abgeriſſenen Aemter Burg, Querfurt, Jüterbogk und Dahme, worauf er ſeine Reſidenz in Weißenfels nahm, wo er 1663 das ſchöne Reſidenzſchloß Neu-Auguſtusburg baute und 1664 ein Gymnaſium ſtiftete. Im Jahre 1659 erhielt er auch die Grafſchaft Barby. A. that Alles, um in ſeinem Gebiet die tiefen Wunden, die der 30jährige Krieg geſchlagen, zu heilen. Ueberall wurden die verwüſteten und verödeten Städte, Dörfer, Schlöſſer und Kirchen wieder aufgebaut, Prediger angeſtellt u. Schulen errichtet. Als ſeine erſte Gemahlin 1669 geſtorben war, verheirathete er ſich am 29. Jan. 1672 zum zweiten Male mit der Gräfin Johanna Walpurgis von Leiningen-Weſterburg, welche ihm noch 3 Söhne gebar. Er † am 4. Juni 1680. A. war ein wohlwollender, menſchenfreundlicher, gerechter und milder Regent, von dem man rühmte, er habe in ſeinem ganzen Leben Niemanden ungehört und unbegnadigt von ſich gehen laſſen. Sein älteſter Sohn, Joſeph Adolf, ſtiftete die Linie der Herzöge von Sachſen-Weißenfels, die 1746 ausſtarb.

4) A. Emil Leopold, Herzog von Sachſen-Gotha, Sohn Herzog Ernſts II. von Sachſen, aus der gothaer Speciallinie, und der meiningiſchen Prinzeſſin Amalie, ein durch Geiſt und Charakter ausgezeichneter Fürſt, geboren am 23. Nov. 1772, vermählte ſich 1797 mit der Prinzeſſin Luiſe Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, verlor ſie aber in ihrem erſten Wochenbette, wo ſie ihm 1800 eine Tochter geboren hatte, die ſich 1817 mit dem Herzog Ernſt von Sachſen-Koburg vermählte, 1826 geſchieden ward und 1832 †. A. vermählte ſich 1802 zum zweiten Male mit Karoline Amalie, Prinzeſſin von Heſſen-Kaſſel, welche Ehe jedoch kinderlos blieb. In ſeiner Jugend zum weichlichen Weſen ſich hinneigend, zeigte er erſt nach ſeiner Rückkehr von Genf (1791), wo er ſeit 1788 mit ſeinem jüngern Bruder und Nachfolger, Friedrich, ſtudirt hatte, die Anlagen, welche die Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes und Charakters bekundeten. Nach dem Tode ſeines Vaters (12. April 1804) zur Regierung gelangt, wozu er bereits durch Theilnahme an den Geſchäften des geheimen Miniſteriums eingeweiht worden war, führte er ſein Land während einer verhängnißvollen Zeit durch alle Stürme und Gefahren, die ihm von außen drohten, glücklich hindurch und erwarb ſich, zwar oft der Nothwendigkeit nachgebend, aber ſtets ſeinen Grundſätzen getreu, die Achtung ſeiner Freunde und Feinde. In der Zeit, wo Napoleon I. ganz Europa erſchüttert, wußte A., der ohnehin von Bewunderung für den ſiegreichen Helden erfüllt war, durch die Klugheit ſeines Betragens die meiſten Uebel von ſeinem Lande abzuhalten, welche die Stürme jener kriegeriſchen Zeit über die meiſten andern deutſchen Staaten brachten. Auch nach Wiederherſtellung der alten Ordnung fand A.s verſtändiges Benehmen gerechte Anerkennung von Seiten der verbündeten Monarchen. Er † in Folge einer kurzen Bruſtkrankheit am 17. Mai 1823. Zur Freigebigkeit, ja zur Verſchwendung geneigt, opferte A. wohl ſeinen abenteuerlichen Einfällen Manches, was zu beſſern Zwecken hätte verwendet werden können; aber im Ganzen blieb er als Regent dem Syſtem einer geordneten, gerechten und milden Verwaltung treu, welches in ſeinem Lande ſeit der Regierung Ernſts des Frommen unausgeſetzt befolgt worden war. Im Weſentlichen deſſen Einrichtungen unverändert fortbeſtehen laſſend, fügte er ihnen doch ſo Manches hinzu, wodurch Gewerbe, Handel, Sicherheit und Lebensglück des Volkes gefördert wurden. Sein Reichthum an Kenntniſſen, ſeine lebhafte Phantaſie, ſein tiefes Gemüth und ſein lebendiger, zuweilen ſtechender Witz, verbunden mit einem lebhaften Streben nach Mittheilung, machten ſeinen Umgang anziehend. Mit einigen Freundinnen und Freunden unterhielt A. einen regelmäßigen Briefwechſel; ſeine Briefe ſind originell und voll von Gedanken und überraſchenden Wendungen. Er war auch Schriftſteller. Unvollendet, aber eigenthümlich iſt das nicht im Druck erſchienene Werk „Panedone" (die All-Luſt), mehr Märchen, als Roman. Gedruckt von ihm iſt nur: „Kyllenion, oder: Auch ich war in Arkadien", eine Reihe geiſtreich ausgeführter idylliſcher Gemälde in Proſa, mit Liedern durchflochten. Ein anderes Werk, „Emilianiſche Briefe", in denen er ſich ſelbſt und ſeine Neigungen, Gefühle und Verhältniſſe zum Mittelpunkt der Dichtung machte, kam ebenfalls nicht zur Vollendung. Auch legt man ihm die „Vierzehn Briefe eines Karthäuſers" bei; ſie ſind aber nur die Ueberſetzung eines franzöſiſchen Originals, welcher er am Ende eine oder zwei Seiten beifügte. Vgl. Eichſtädt, Memoria Augusti ducis Saxoniae principis Gothanorum etc., 2. Aufl., Gotha 1823.

5) A. Paul Friedrich, Großherzog von Oldenburg, Sohn des Herzogs Peter Friedrich Ludwig und der 1785 verſtorbenen Prinzeſſin Eliſabeth von Würtemberg, geboren am 13. Juli 1783 auf dem Luſtſchloſſe Raſtede, ging nach der Beſetzung Oldenburgs durch die Franzoſen 1811 mit ſeinem Vater nach Rußland und nahm thätigen Theil an dem Befreiungskriege. Im Jahre 1813 wurde er Gouverneur von Reval und ſtiftete ſich als ſolcher ein bleibendes Gedächtniß, namentlich durch die von ihm geleiteten Vorarbeiten zur Aufhebung der Leibeigenſchaft. Nach Oldenburg 1816 zurückgekehrt, vermählte er ſich am 24. Juli 1817 mit der Prinzeſſin Adelheid, Tochter des Fürſten Victor Karl Friedrich von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, die er aber ſchon 1820 durch den Tod verlor. Aus dieſer Ehe leben zwei Töchter, Marie Friederike Amalie, die jetzige Königin von Griechenland, und Eliſabeth Marie Friederike. Im Jahre 1825 ſchritt er zur zweiten Ehe mit der Prinzeſſin Ida, der jüngern Schweſter ſeiner verſtorbenen Gemahlin, die aber nach der Geburt des Erbgroßherzogs, Nikolaus Friedrich Peter (geboren am 8. Juni 1827), ebenfalls ſtarb. Zwei aus ſeiner 1831 geſchloſſenen dritten Ehe, mit der Prinzeſſin Cäcilie, der jüngſten Tochter des ehemaligen Königs von Schweden, Guſtavs IX. Adolf, geborne Söhne ſind wieder verſtorben. Nach ſeines Vaters Tod (21. Mai 1829) trat A., der ſchon als Erbgroßherzog ſeit 1821 ſich mit lebhaftem Eifer den Regierungsgeſchäften unterzogen und ganz beſonders ſein Augenmerk auf die Verbeſſerung einzelner Verwaltungszweige gerichtet hatte, die Regierung an und nahm ſogleich (am 28.) den großherzoglichen Titel an, der den oldenburgiſchen Regenten durch den wiener Kongreß zugeſtanden, von ſeinem durchaus anſpruchloſen Vater aber nicht geführt worden war. Zwar war ſchon Ende 1831 eine Gemeindeordnung für die Landge-

Digitized by Google

meinden, als Grundlage der einzuführenden landständischen Verfassung, publicirt worden, doch wurde das Verlangen nach einer solchen Verfassung, das sich auf Seiten der Bevölkerung schon seit längerer Zeit kund gegeben, erst in Folge der Ereignisse von 1848 erfüllt. Nur mit Widerstreben und auf Andringen seiner Räthe vollzog der Großherzog den 19. Februar 1849 das mit dem Landtage vereinbarte Staatsgrundgesetz, dessen Mängel er wohl durchschaute. Ueberhaupt zeichnete sich A. nicht nur durch einen klaren Verstand, sondern auch durch einen humanen und wahrhaft sittlichen Charakter aus. Von fremden Einflüssen u. Kamarillenunwesen unbeirrt, kannte er keine andere Pflicht, als sich mit größter Gewissenhaftigkeit den Regierungsgeschäften zu unterziehen, und wenn er hierbei mitunter sich verleiten ließ, zu viel für das Volk anstatt durch dasselbe zu regieren, so ward dies bei seinen sonstigen ausgezeichneten Eigenschaften nicht schwer empfunden. Vgl. Oldenburg. Er † den 27. Febr. 1853. Ihm folgte sein Sohn aus zweiter Ehe, der Erbgroßherzog Peter.

6) Prinzen von Preußen: a) A. Wilhelm, zweiter Sohn Königs Friedrich Wilhelm I. und der Königin Sophia Dorothea, geborenen Prinzessin von Hannover, war am 9. August 1722 zu Berlin geboren und jüngerer Bruder des nachmaligen Königs Friedrichs des Großen. Sein Vater war ihm besonders zugethan und dachte sogar daran, ihm wegen des Ungehorsams seines ältesten Sohnes die Thronfolge zuzuwenden. Schon 1735 war der Prinz Fähnrich im Regimente des Kronprinzen geworden und hatte an dessen Musterungen Theil genommen. Bei der Thronbesteigung seines Bruders 1740 wurde er Chef des bisherigen kronprinzlichen Regiments. Im August desselben Jahres begleitete er seinen Bruder auf einer längeren Reise bis Straßburg u. verlobte sich auf der Rückreise am 20. Sept. 1740 in Braunschweig mit der Prinzessin Luise Amalie, Schwester der Königin; die Vermählung fand am 6. Januar 1742 zu Berlin Statt. Der Prinz hatte am ersten schlesischen Kriege Theil genommen und erhielt am 30. Juni 1744 den damals zum ersten Male verliehenen Titel eines „Prinzen von Preußen". Er betheiligte sich bei den Hauptschlachten im zweiten schlesischen Kriege, namentlich an der bei Hohenfriedberg den 4. Juni 1745; nach dem Friedensschlusse bezog er das Lustschloß zu Oranienburg. Er begleitete den König auch im siebenjährigen Kriege u. nahm an den Schlachten bei Lowositz, Prag u. Kollin Theil. In Leitmeritz beschloß der König, die Armee in zwei Lager zu theilen; das eine, auf der östlichen Seite der Elbe, das sich später nach der Lausitz zurückziehen sollte, befehligte der Prinz von Preußen, der sich am 29. Juni zu seinem Corps begab. Der Prinz von Preußen hatte die schwierige Aufgabe, die Generäle Winterfeld, Fouqué, Golz u. Schmettau, die unter seinem Oberbefehl standen, zusammenzuhalten. Die Oesterreicher, unter Daun u. dem Herzog Karl von Lothringen, rückten auf ihn los, und der König wollte allen Meldungen, daß sich ihm selbst gegenüber das feindliche Hauptcorps nicht befinde, keinen Glauben schenken. Anstatt daß der Prinz sich bei Jungbunzlau behauptete, um Verstärkungen aus Schlesien an sich zu ziehen und den Weg nach Zittau zu decken, wo sich das große Magazin für 40,000 Mann auf drei Wochen befand, sah er sich gegen den Befehl des Königs zum Rückzuge genöthigt, und diesen schlug er nicht auf der geraden Straße über Gabel, sondern auf einem schlechten Umwege über Rumburg ein, so daß er, nach dem Verluste aller Pontons- u. Munitionswagen, alles Gepäcks- und Proviantfuhrwerks erst am 22. Juli vor Zittau eintraf. Dieses aber schoß der Herzog von Lothringen am folgenden Tage in Brand, so daß Oberst Dierecke mit seinen Truppen die Stadt räumen mußte. Am 27. Juli kam der König mit seinen erschöpften Truppen vor Bautzen an. Derselbe war über alle diese Unglücksfälle äußerst erbittert, denn Böhmen war verloren und die reichen Magazine waren vernichtet, und er schrieb die heftigsten Briefe an seinen Bruder, den er, als er am 29. bei Bautzen mit ihm zusammentraf, keines Blickes würdigte. Stillschweigend nahm er ihm die Rapporte ab und wandte ihm den Rücken zu. Der Prinz schrieb darauf dem König: er erkenne es an, in seinen Augen die Reputation verscherzt zu haben, allein er fühle sich durchaus unschuldig; eine Untersuchung werde man ihm freilich nicht gewähren, der Herzog von Bevern aber werde ihn zu rechtfertigen wissen. Der König antwortete scharf: der Prinz habe doch alles Unglück verschuldet, er selbst beklage sich nicht über das Herz des Prinzen, sondern über dessen Unfähigkeit und zu geringe Urtheilskraft. Der Prinz bat darauf, nach Dresden gehen zu dürfen, worauf ihm der König erwiederte, er möge gehen, wohin er wolle. Bald darauf begab sich der Prinz nach Berlin und dann nach Oranienburg zurück, wo er zu kränkeln anfing und schon am 12. Juli 1758 †. Der Prinz A. war ein sehr liebenswürdiger und talentvoller Mann und hatte besonders große Neigung zur Malerei, die er selbst mit Geschick ausübte. Nach seinem Tode erhielt schon am 11. Dec. 1758 sein ältester Sohn den Titel eines Prinzen von Preußen. Seine Wittwe starb den 13. Jan. 1780.

b) A. Ferdinand, Bruder des Vorigen, jüngster Sohn Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen und der Königin Sophia Dorothea, geboren den 23. Mai 1730, erhielt schon 1738 bei dem Regimente des Kronprinzen (Friedrichs des Großen) die Musketieruniform und ward von Friedrich II. nach seiner Thronbesteigung zum Obersten ernannt und mit der Führung eines neuerrichteten Infanterieregiments betraut. Am 27. September vermählte er sich mit der Prinzessin Anna Elisabeth Luise von Brandenburg-Schwedt und wurde zum Generalmajor befördert. Im Oktober desselben Jahres begleitete er den König nach Sachsen und Böhmen und nahm 1757 abermals am Feldzuge in Böhmen Theil. Am 22. November zeichnete er sich durch großen Heldenmuth in der Schlacht bei Breslau aus, die bekanntlich zum Nachtheile Preußens ausfiel; er wurde deshalb am 3. Dec. zum Generallieutenant befördert, focht auch bei Leuthen (5. Dec.) tapfer mit, sah sich aber schon im Herbste 1758 wegen zunehmender Kränklichkeit genöthigt, die Armee zu verlassen. Am 13. Okt. 1762 wurde er zum Heermeister der Ballei Brandenburg des Johanniterordens erwählt, welche Stelle er bis zur Auflösung der Ballei in den Jahren 1810 u. 1811 bekleidete. Als Friedrich Wilhelm III. am 23. Mai 1812 den preußischen St. Johanniterorden stiftete, ernannte er zu dessen Großmeister seinen Groß-

Digitized by Google

oheim, den Prinzen A. F. Im Jahre 1757 zum General der Infanterie ernannt, wohnte dieser keinem Feldzuge mehr bei und † zu Berlin den 3. Mai 1813.

c) A. Friedrich Wilhelm Heinrich, jüngster Sohn des Vorigen, Neffe des Königs Friedrich II., wurde am 19. September 1779 zu Friedrichsfelde geboren und von dem Prediger Molière aus Genf erzogen, während dem Major von Wartenberg seine militärische Bildung anvertraut war. Mit 18 Jahren wurde der Prinz als Hauptmann dem Regiment Alt-Larisch aggregirt und erhielt 1803 als Major ein Grenadierbataillon; er war der Erste, welcher die Mangelhaftigkeit des damaligen Schützensystems erkannte und das ganze dritte Glied bereits zum Tirailleurdienste ausbildete. Im September 1806 rückte er als Oberstlieutenant an der Spitze seines Bataillons nach Thüringen, wo er auf die Nachricht vom Tode seines Bruders, des Prinzen Louis, am 13. aufbrach, um sich der Hauptarmee des Herzogs von Braunschweig anzuschließen. Sein Bataillon wurde dem Reservecorps des Generals Grafen Kalckreuth zugetheilt, als er, mit seinem Bataillon am 14. bei Gernstadt angekommen, das Kommando der übrigen Grenadierbataillone übernahm, um wo möglich die Schlacht bei Auerstädt noch zu retten. Um den Rückzug zu decken, mußte der Prinz an der Spitze von 3 Grenadierbataillonen, der weimarischen Jäger u. einiger Kavallerie am 16. bei Greußen einen Angriff der Franzosen aushalten, ward dann im Harze von seinen Truppen getrennt und schloß sich darauf der Kolonne an, welche Fürst Hohenlohe nach der untern Oder führte. Im Treffen bei Prenzlau gefangen, ward der Prinz nach Frankreich gebracht u. kehrte erst nach dem Friedensschlusse Ende Oktober 1807 nach Berlin zurück. Im März 1808 ging er nach Königsberg, wo ihn der König am 8. August mit dem Charakter eines Brigadegenerals bekleidete u. ihn zum Chef der Artillerie, sowie zugleich zum Chef des ostpreußischen Artillerieregiments ernannte. Der Prinz begann nun die Reorganisation der Artillerie und setzte sich zu diesem Behufe mit dem General von Scharnhorst in Verbindung. Die Formirung der Artillerie in 3 Brigaden, die Fürsorge für Verbesserung des Materials derselben, die Ausarbeitung eines Exercirreglements, die Niedersetzung einer Artilleriekommission (unter Scharnhorst), die Vorschriften über die wissenschaftliche Bildung des Offizierscorps, die Anordnung und Einrichtung von Schießübungen, Handwerkskompagnien, Werkstätten, jährlichen Manoeuvres ꝛc. waren die Aufgaben, die der Prinz mit unermüdlicher Thätigkeit bis 1813 durchführte, nachdem am 11. Januar 1810 das ganze Artilleriewesen unter seine Befehle gestellt worden war. Am 23. Februar 1813 traf der Prinz in Breslau ein und folgte ohne besonderes Kommando dem blücherschen Hauptquartier. Am 30. April betheiligte er sich eifrig bei der Schlacht von Großgörschen und wirkte auch in der Schlacht bei Bautzen in einem Kavallerielegefechte bei Haynau mit. Nach dem Waffenstillstande mit dem Kommando der 12. Brigade im kleistschen Corps betraut, kämpfte er am 30. August bei Arbesau und wäre beinahe von feindlichen Kavalleristen gefangen genommen worden. Während der Schlacht bei Leipzig stand er mit seiner Brigade bei Markkleeberg und Wachau dem Fürsten Poniatowski gegenüber und behauptete unter dem furchtbarsten Feuer u. den heftigsten Angriffen das Dorf Markkleeberg, bis ihn am Abend ein österreichisches Corps ablöste. Am 18. Oktober vertrieb er die französische Arrièregarde von Liebertwolkwitz und griff dann gegen Mittag das Dorf Probstheyda an. Neunmal zurückgetrieben, nahm er endlich das Dorf, verlor es aber wieder, da zu viele frische Kolonnen gegen ihn anrückten. Die 12. Brigade hatte am 16. und 18. 56 Offiziere, 2870 Verwundete und Vermißte eingebüßt, aber auch 15 Geschütze erobert. Der König schenkte dem Prinzen noch auf dem Schlachtfelde eines dieser Geschütze, den Achtpfünder Le Drôle. Nachdem sich der Prinz am 14. Februar 1814 bei Champeaubert ausgezeichnet, wurden die 9. Brigade (Klüx) u. die 10. Brigade (Pirch) unter die Befehle des Prinzen als Divisionärs gestellt, und er nahm darauf an allen Gefechten und Schlachten im März (Laon, Paris) Theil, bis er am 1. April interimistisch das Kommando des 2. Armeecorps übernahm. Hierauf führte er den Belagerungskrieg im nördlichen Frankreich, welcher ihm, nachdem er den Winter 1814—15 auf dem Kongresse zu Wien zugebracht hatte, im Juni 1815 übertragen ward. Bald fielen Maubeuge (am 12. Juli), Landrecy (21. Juli), Philippeville (8. August), Rocroy (17. August), Mézières (1. September), Montmedy und Givet (19. und 20. September), und der Friede wurde geschlossen. Prinz A. ging darauf nach Paris und von da nach Berlin, wo er in seine alte Stellung zurücktrat. Die Umformung der Artillerie ward nun im großartigsten Maßstabe wieder aufgenommen, u. auch das geistliche u. wissenschaftliche Element der Bildung des Offiziercorps nicht außer Augen gelassen. Von 1816 ab inspicirte der Prinz 27 Jahre lang alljährlich die verschiedenen Brigaden, und auf einer solchen ereilte ihn am 19. Juli 1843 zu Bromberg der Tod. Er war zuletzt General der Infanterie, Generalinspecteur und Chef der Artillerie, erster Kommandeur des 1. Bataillons im 3. Gardelandwehrregiment, Präses der Kommission zur Prüfung militärwissenschaftlicher und technischer Gegenstände, Kurator der Artillerie- u. Ingenieurschule. Der Prinz war der reichste Grundbesitzer des preußischen Staats. Der größte Theil seiner Besitzungen fiel an die königliche Familie zurück und steht jetzt unter Verwaltung der Hofkammer der königlichen Familiengüter; ein kleiner Theil kam an das fürstlich raziwilsche Haus, da des Prinzen verewigte Schwester in diese Familie geheirathet hatte.

August (Erntemonat, Aehrenmonat, lat. Augustus oder Sextilis, franz. Août, engl. August), der 8. Monat im julianischen und gregorianischen, der 6. im altrömischen Kalender, daher anfangs Sextilis genannt. Seinen jetzigen Namen erhielt er dem Kaiser Augustus zu Ehren, welcher in ihm besondere Glücksfälle erlebte. Die Sonne tritt in das Zeichen der Jungfrau. Die Tage sind im Abnehmen, die Tageslänge am 1. A. ist in Gotha 17 Stunden 5 Min., am 31. A. 14 St. 59 Min. Der A. hat 31 Tage. Die mittlere Temperatur dieses Monats ist: Karlsruhe + 15,36, Stuttgart + 15,42, Würzburg + 15,29, Mannheim + 14,92, Frankfurt + 14,99, Trier + 15,56, Jena + 14,03, Lüne-

burg +14,41, Hamburg +14,21, Kuxhafen +13,88, Danzig +13,23, auf der schwäbischen Alp +12,55, auf dem Peissenberg +11,34, auf dem Gotthard +6,08. Gegen das Ende des Monats fällt schon die Temperatur, man kann von Anfang bis zu Ende desselben 2 Grad Abnahme rechnen; die Barometerveränderungen betragen in Regensburg 6,8, Stuttgart 6,7, Hamburg und Kuxhafen 7,8 pariser Linien. Die wässerigen Ausdünstungen betragen in 24 Stunden von Wasserflächen im Schatten 1,3, im Sonnenschein 3,1 pariser Linien. Bei noch herrschender großer Trockenheit ist die Luft doch schon feuchter, die atmosphärische Elektricität etwas stärker, die der Wolken etwas geringer als im Juli. Im A. fallen die meisten Regen, und ihre Menge beträgt in Deutschland im Mittel 29,0 pariser Lin. Höhe. Die vorherrschende Windrichtung ist Westen (NNW. und NW.), u. es beträgt die Zahl der heitern Tage in Stuttgart 13,2, in Augsburg 10,9, in Wien 11,6, in Hamburg 7,1, in Kuxhafen 5,3; der trüben Tage in Stuttgart 1,4, in Augsburg 10,6, in Wien 6,7, in Hamburg 6,6, in Kuxhafen 4,5; der gemischten Tage in Stuttgart 16,6, in Augsburg 9,5, in Wien 12,7, in Hamburg 17,3, in Kuxhafen 21,2; der regnerischen Tage in Stuttgart 11,6, in Augsburg 12,7, in Wien 8,2, in Hamburg 13,5, in Kuxhafen 11,8; der nebeligen Tage in Stuttgart 0,6, in Augsburg 2,4, in Wien 1,5, in Hamburg 2,9, in Kuxhafen 0,7. In der Landwirthschaft ist der A. theils wegen der in ihn fallenden Ernte, theils wegen der Bestellung der Felder für die Aussaat des Rapses, des Legens der Safranzwiebeln, der Roggensaat, des Verpflanzens der Kardendisteln von größter Wichtigkeit. In ihm werden Sommer- und Winterweizen, Sommerroggen, Winterspelz, Gerste, Hafer, Hirse, Mohn, Lein, Buchweizen, Leindotter, Senf, Saflor, Oelrettig, Anis, Koriander, Wau eingeerntet, Grummet gemacht, Samenklee gemäht, Esparsettesamen wie Esparsettehen gemacht, Luzerne zum dritten Male geschnitten und der Winterungssame gedroschen. Der Gärtner säet Kerbel, Spinat, Karotten, Kohl, Wirsing, Rapunzel für den Wintergebrauch, für den Frühling Schnittpetersilie, Kresse ꝛc., Erdbeeren, Zwiebelgewächse; Gewürzpflanzen werden eingelegt und die meisten Sämereien gewonnen. Man verpflanzt perennirende Staudengewächse; lebendige Hecken werden beschnitten. In den A. fällt Karpfen- und Karauschestrich, Reinigung der Fischbehälter, reicher Eintrag der Bienen von blühendem Buchweizen und Heidekraut.

Augusta (griech. Sebaste, d. i. die Heilige, Hehre), Beinahme der römischen Kaiserinnen, in der Folge auch aller der Familie des Kaisers (s. Augustus) unmittelbar angehörigen Frauen; zuerst führte ihn Livia als Gemahlin des Octavianus Augustus. Auch ist A. Beiname mehrer römischen Legionen der Kaiserzeit.

Augusta, mehre nach römischen Kaisern und Kaiserinnen genannte Städte und Orte im römischen Reich; die bedeutendsten sind: **A. Emerita**, blühende Stadt am Anas in Lusitanien, von Augustus angelegt, Sitz eines Obergerichtshofes; jetzt Merida, mit Ruinen. **A. Nemetum**, späterer Name für Noviomagus, jetzt Speyer. **A. praetoria Salassorum**, oberitalische Stadt der Salasser im Duriathale, von Augustus kolonisirt und befestigt; jetzt Aosta. **A. Rauracorum** (Colonia Rauriaca, Rauracum), Hauptstadt der Rauraker in Helvetien, von Munatius Planeus unter Augustus kolonisirt, groß u. angesehen, im 5. Jahrhundert durch Attila oder durch die Alemannen gänzlich zerstört; Ruinen einer Citadelle, eines Amphitheaters, Aquädukts ꝛc. bei dem unweit der Stadt Basel gelegenen Dorf August. **A. Suessonum**, späterer Name für Noviodunum, jetzt Soissons. **A. Taurinorum** (Colonia Taurinorum, Taurasia), Stadt der Tauriner am Padus, im cisalpinischen Gallien, römische Kolonie; jetzt Turin. **A. Tiberii** (Colonia Tiberia A.), Stadt in Rhätia Secunda, jetzt Regensburg. **A. Trevirorum** (Colonia A. T., Colonia A. Paterna T.), Hauptstadt der Trevirer, jetzt Trier. **A. Vangionum**, Stadt der Vangionen im belgischen Gallien, jetzt Worms. **A. Veromanduorum**, Hauptstadt der Veromanduer im belgischen Gallien, jetzt St. Quentin. **A. Vindelicorum**, Hauptstadt von Vindelicien oder Rhätia Secunda, am Licus (Lech) und Vindo (Wertach), von Augustus nach der Eroberung Rhätiens durch Drusus kolonisirt (um 14 v. Chr.); jetzt Augsburg.

Augusta, 1) Hauptstadt des nordamerikanischen Staats Maine, am Kennebeck, 163 engl. Meilen nordöstlich von Boston gelegen, ward angesiedelt 1771, inkorporirt 1797. A. ist hübsch gebaut, hat ein Staatenhaus, 3 Banken und 10 Kirchen. Auch befindet sich hier ein Arsenal der Vereinigten Staaten, ein Staatsirrenhaus und die Augusta-Hochschule. Ackerbau, Fabrikwesen und Handel blühen. Die Bevölkerung betrug 1840 5314, 1850 8231, gegenwärtig über 10,000 Seelen. — 2) Stadt im nordamerikanischen Freistaat Georgia, Hauptstadt der Grafschaft Richmond, am Savannah, unterhalb der Fälle, mit einer nach Hamburg auf der südcarolinischen Seite des Flusses führenden, 1500 F. langen Brücke; ward 1737 von salzburger Emigranten angelegt. Die Stadt ist hübsch gebaut, hat eine Stadthalle, ein Gerichtshaus, Gefängniß, Theater, Arsenal, Hospital, Armenhaus, 14 Kirchen; ferner ein medicinisches College, 1830 gegründet, 3 Akademien, Schulen und 6 Banken. Die Einwohner, 1880 4000, 1840 6400, jetzt 17,000, treiben bedeutenden Handel mit Baumwolle, Tabak, Leder, Pelzwerk.

Augusta historia und **Augustae historiae scriptores**, s. Scriptores historiae Augustae.

Augustales, eine von Augustus aus Freigelassenen errichtete Priesterklasse in Rom, zu deren Amte hauptsächlich der öffentliche Kult der Laren und Penaten auf Kreuzwegen (in compitis) gehörte. In den Municipien erscheinen sie als Kollegium. Nach und nach bildete sich, wenigstens in vielen Municipien, aus den reichern und angesehenern dieser augustalischen Freigelassenen eine Korporation oder ein besonderer Stand, der zwischen den Dekurien und der Plebs gewissermaßen die Mitte hielt, ohne jedoch irgend wie eine Magistratur zu sein. Ganz verschieden von diesen A. sind die **A. sodales** oder **sacerdotes**, welche Tiberius zu Ehren des julischen Hauses einsetzte (s. Sodales). Auch hießen A. die vom Kaiser Augustus den stehenden Truppen zugefügten Soldaten. **A. ludi** (Augustalia) waren Festspiele, die zu Ehren des Kaisers Augustus sowohl in Rom, als in andern Städten des römischen Reiches gefeiert zu werden pflegten. In Rom feierte man seit der Besiegung des Antonius und der Cleopatra jährlich den Geburtstag des Augustus (23. Sept.), sowie alle 5 Jahre seine Rückkehr aus

Aegypten (12. Oktober). Die Festfeier bestand in musischen, gymnischen und wahrscheinlich auch in ritterlichen Wettkämpfen.

Augustana confessio, s. v. a. Augsburgische Konfession.

Augusta Springs, starkes Schwefelbad u. Badeort in dem nordamerikanischen Staate Virginien, 12 engl. Meilen nordwestlich von Staunton, in romantischer Gegend. In der Nähe sind die sogenannten Cyklopenthürme, eine großartige, höchst pittoreske Felsenpartie.

Augustd'or, sächsische Goldmünze oder Pistole von 5 Thaler Kurant, deren Gehalt 21 Karat 8 Gran beträgt. Es gibt 3 Arten derselben, nämlich 1) von 1753 nach Gödecke's Fuß zu Leipzig geprägte A. mit dem gekrönten Kopfe, welche eigentlich für Polen bestimmt waren, zu 23 Karat 7 Gran; 2) die sogenannten Kriegsaugustd'or, welche Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege 1758 in Leipzig mit dem sächsischen Stempel von 1753 ausmünzen ließ, von kaum 2 Thaler innerem Werth, da sie nur 7 Karat 6 Gran hielten; 3) die von preußischen Münzpächtern mit denselben Stempeln 1756 in Leipzig zu 15⅓ Karat ausgeprägten Mittelaugustd'or, die ihre Benennung von ihrem ziemlich guten Gehalt bekamen. Es gibt halbe, ganze und doppelte A. zu 2½, 5 und 10 Rthlr.

Augusteisches Zeitalter, das Zeitalter des römischen Kaisers Augustus, besonders mit Rücksicht auf den politischen Glanz des damaligen Roms und als Höhepunkt der römischen Literatur und Kunst.

Augustenburg, Flecken auf der schleswigschen Insel Alsen, am augustenburger Fjord, schön gelegen, ist seit 1780 entstanden und zählt ungefähr 700 Einwohner, die größtentheils zum Hof- und Schloßpersonal gehören. Das vormalige alte Schloß, erbaut 1651 vom Stifter der augustenburgischen Linie, dem Herzoge Ernst Günther, ist 1770 abgebrochen und das neue von 1770—1776 vom Herzoge Friedrich Christian dem Aetteren aufgeführt worden. Auf derselben Insel liegt das alte, zur Zeit unbewohnte Schloß Sonderburg, das dem Herzoge von Augustenburg gehört u. in der Kapelle das herzogliche Familienbegräbniß enthält. In A. ist auch eine Schloßkirche mit einem eigenen Hofprediger, wobei zu bemerken, daß die ganze Insel Alsen in kirchlicher Hinsicht zum Königreiche Dänemark geschlagen ist. Der fürstlich augustenburgische Distrikt im Herzogthum Schleswig umfaßt 9 Güter mit dem Flecken und Schloß A.

Augustenburg, Linie des holsteinischen Herzogshauses, ein Zweig der Linie Holstein-Sonderburg, gestiftet 1564 vom Herzoge Johann dem Jüngeren, dem Bruder Königs Friedrich II. von Dänemark, dessen Landestheil nach seinem 1622 erfolgten Tode unter fünf Söhne getheilt wurde. Alle diese Häuser sind erloschen bis auf das sonderburgische, welches in der ältern augustenburgischen u. in der jüngern beckschen (glücksburgischen) Linie noch existirt, als Nebenlinie der Hauptlinie, welcher der König von Dänemark selbst angehört, nur daß der Besitz derselben nicht mehr die ehemaligen Erblande in sich faßt, sondern nur noch die oben angegebenen adeligen Güter. Herzog Ernst Günther (geb. 1609, † 1689) war der Stifter der jetzigen augustenburgischen Linie; ihm folgten Friedrich Wilhelm († 1714), Christian August († 1754), Friedrich Christian († 1794), Friedrich Christian († 1814) und der jetzige Herzog Christian Karl Friedrich August (geb. den 19. Juli 1798). Dessen Bruder, der Prinz Friedrich, ist geboren den 23. August 1800; seine Schwester ist die Wittwe des 1848 verstorbenen Königs Christian VIII. von Dänemark. Ein Oheim des jetzt lebenden Herzogs Christian war Prinz Christian August (geb. 1768), erwählter Kronprinz von Schweden, Sohn des Herzogs Friedrich Christian. Geboren 1768, studirte er zu Leipzig, trat dann in dänische, österreichische, 1804 wieder in dänische Dienste und erhielt als Generalmajor den Befehl über die Truppen im südlichen Norwegen, wo er sich besonders durch die Errichtung von Schulen für Unteroffiziere, Gemeine und Militärkinder verdient machte. Seit 1808 Generallieutenant, vertheidigte er Norwegen gegen die Angriffe der Schweden; noch in demselben Jahre ward er zum General und 1809 zum Vicekönig des Landes ernannt. Bald darauf erkor ihn Schweden zum künftigen Erben seiner Krone, die nach der Absetzung Gustavs IV. dem bejahrten kinderlosen Herzoge von Südermanland (Karl XIII.) zugefallen war. Die anerkannte Tüchtigkeit und Popularität des Prinzen waren die Hauptfaktoren dieser Wahl. Nachdem dieselbe im Vertrage von Jönköping (10. Dec. 1809) die Genehmigung Dänemarks und Frankreichs erhalten hatte, empfing A., jetzt nach seinem königlichen Adoptivvater Karl genannt, den 22. Januar 1810 zu Stockholm die Huldigung der Stände. Sein Eifer, sich mit den Angelegenheiten des neuen Vaterlandes vertraut zu machen, seine Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse der niederen Klassen, seine Besuche in den Hospitälern und Gefängnissen, sowie seine militärischen Talente machten ihn bald zum Lieblinge des Volks. Auf einer Reise von Stockholm nach Helsingborg erkrankte er plötzlich nach dem Genusse einer kalten Pastete; trotz heftiger Schmerzen, häufiger Erbrechungen und Ohnmachten setzte er seinen Weg fort, verschlimmerte dadurch das Uebel und unterlag demselben schon den 28. Mai 1810 bei Helsingborg, als er eben die Uebungen eines Husarenregiments in Augenschein nehmen wollte. Die Aerzte gaben als nächste Ursache seines Todes einen Schlagfluß an; über die vorausgehende Krankheit indessen herrscht noch immer tiefes Dunkel, und der im Volke verbreitete Verdacht einer Vergiftung, welcher dem Grafen Fersen bei dem Leichenbegängnisse des Prinzen das Leben kostete, ist weder bestätigt, noch widerlegt worden. Der Herzog Friedrich Christian von A. wurde darauf vom Könige von Schweden vorgeladen, nach Stockholm zu kommen und die hinterlassenen Papiere des Verstorbenen in Empfang zu nehmen, worauf am 16. Juli der Antrag an ihn erging, an der Stelle seines Bruders als Kronprinz von Schweden einzutreten. Der Herzog wollte denselben anfangs unter gewissen Bedingungen annehmen, lehnte jedoch unbedingt ab, als er erfuhr, daß König Friedrich VI. von Dänemark selbst sich darum beworben habe, und als am 20. August 1810 die Wahl Statt fand, war durch dänische Intriguen die des Herzogs von A. hintertrieben worden, wodurch dieser unverzüglich um Entlassung von allen seinen Aemtern in Kopenhagen einzukommen sich veranlaßt sah. Der Herzog, welcher mit der

Tochter Königs Chriſtian VII. von Dänemark vermählt war, ſtarb am 14. Juni 1814; ſein Sohn, der Herzog Chriſtian Karl Friedrich Auguſt, ſuccedirte ihm förmlich erſt nach ſeiner Volljährigkeit, am 19. Juli 1816. Ueber die Thätigkeit deſſelben und ſeines Bruders, des Prinzen Friedrich, während der Zeit, in welcher die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit ſich vorbereitete und während der denkwürdigen Epoche von 1848 bis 1852 ſ. Holſtein. Nach dem unglücklichen Ausgang des ſchleswig-holſteiniſchen Kriegs wurde der Herzog mit ſeiner Familie aus Dänemark und den Herzogthümern verbannt. Durch Vermittelung des deutſchen Bundestags kam unterm 30. December 1852 zwiſchen ihm und der Krone Dänemark ein Vertrag zu Stande, kraft deſſen der Herzog alle ſeine auf der Inſel Alſen und dem Feſtlande gelegenen Beſitzungen an den König von Dänemark abtrat, ſich verpflichtete, mit ſeiner Familie außerhalb des Königreichs zu leben, und „bei fürſtlichen Worten und Ehren" verſprach, „nichts, wodurch die Ruhe in Ihro königlichen Majeſtät Reichen und Landen geſtört und gefährdet werden könnte, vornehmen, ingleichen den von Ihro königlichen Majeſtät in Bezug auf die Ordnung der Erbfolge für alle unter Allerhöchſtdero Scepter vereinten Lande oder die eventuelle Organiſation Allerhöchſtdero Monarchie gefaßten oder künftig zu faſſenden Beſchlüſſen in keiner Weiſe entgegentreten zu wollen". Dafür empfing der Herzog eine Entſchädigung von 1,500,000 Speciesthalern, ſowie alle Ueberſchüſſe, die ſeit dem 1. Mai 1852 ſich in den Kaſſen der Adminiſtration jener Güter angeſammelt hatten. Der Herzog lebt jetzt mit ſeiner Familie, als General der Kavallerie à la suite, auf Princkenau in Schleſien. Er iſt ſeit 1820 mit einer Gräfin v. Danneſkiold-Samſöe vermählt, aus welcher Ehe 2 Prinzen u. 3 Prinzeſſinnen vorhanden ſind. Einen Nebenzweig der auguſtenburger Linie bildete ein dritter Bruder des 1814 verſtorbenen Herzogs Friedrich Chriſtian, Prinz Friedrich Auguſt Emil, der in Leipzig lebte, 1841 † u. von deſſen Söhnen Prinz Woldemar in preußiſche Militärdienſte trat.

Auguſti, Johann Chriſtian Wilhelm, proteſtantiſcher Theolog, geboren 1772 zu Eſchenberga im Gothaiſchen, wo ſein Großvater, Friedrich Alb. A., der als Rabbi Herſchel 1722 zum Chriſtenthum übergetreten war, als Paſtor ſtarb und ſein Vater damals Pfarrer war, ſtudirte in Jena Theologie, ward daſelbſt 1798 Privatdocent, 1800 außerordentlicher und 1803 ordentlicher Profeſſor der orientaliſchen Sprachen. Schon 1796 hatte er das erſte Heft ſeiner „Theologiſchen Blätter" herausgegeben, die unter andern Titeln bis 1802 fortgeſetzt wurden. In dieſe Periode fallen ſeine Schriften: „Der kleine Koran oder Ueberſetzung der wichtigſten Stellen des Koran" (Weißenfels 1798); „Die katholiſchen Briefe, neu überſetzt und erklärt" (Lemgo 1801, 2 Thle.); „Die Memorabilien des Orients" (Jena 1802); „Grundriß einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung ins Alte Teſtament" (1806, 2. Auflage 1827). Mit de Wette bearbeitete er eine neue Ueberſetzung der heiligen Schrift (Heidelberg 1809—12, 6 Bde.). A. zeigte ſich hier überall als entſchiedener Rationaliſt; bald jedoch trat er zunächſt als Vermittler der theologiſchen Extreme, ſpäter ſelbſt als Vertheidiger des altkirchlichen Syſtems auf. Im Jahre 1812 wurde er als ordentlicher Profeſſor der Theologie nach Breslau, 1819 nach Bonn berufen und 1828 mit Beibehaltung ſeiner bonner Profeſſur zum Oberconſiſtorialrath zu Koblenz und, als er 183[illegible] einen Ruf nach Darmſtadt als Prälat ausgeſchlagen hatte, zum Konſiſtorialdirektor ernannt. Er † in Koblenz den 28. April 1841. Außer den ſchon genannten verdienen von ſeinen zahlreichen Schriften hervorgehoben zu werden: „Lehrbuch der chriſtlichen Dogmengeſchichte" (Leipzig 1805, 1820, 1835); „Syſtem der chriſtlichen Dogmatik" (daſ. 1809, 2. Ausgabe 1825); „Hiſtoriſch-dogmatiſche Einleitung in die heilige Schrift" (daſ. 1832); „Beiträge zur Geſchichte und Statiſtik der evangeliſchen Kirche" (daſelbſt 1837—1838, 3 Hefte); „Beiträge zur chriſtlichen Kunſtgeſchichte" (Bd. 1, daſ. 1841; Bd. 2, aus ſeinem Nachlaß herausgegeben von C. J. Nitzſch, daſ. 1846). Das bedeutendſte Werk A.'s ſind aber unbeſtritten die „Denkwürdigkeiten aus der chriſtlichen Archäologie" (Leipzig 1817—31, 12 Bde.), die erſte umfaſſende deutſche Bearbeitung der chriſtlichen Alterthümer. Kürzer, formell abgerundeter und vielfach berichtigt hat A. denſelben Gegenſtand in dem „Handbuch der chriſtlichen Alterthümer" (Leipzig 1836—1837) dargeſtellt. Das „Lehrbuch der chriſtlichen Alterthümer für akademiſche Vorleſungen" (Leipzig 1818) iſt der erſte Verſuch einer Archäologie der chriſtlichen Kunſt, welcher dann in dem 12. Theile der „Denkwürdigkeiten" weiter ausgeführt wurde. In dem preußiſchen Agendenſtreite trat A. in ſeiner „Kritik der preußiſchen Kirchenagende" 1824 als entſchiedener Vertheidiger jenes liturgiſchen Werks und der Maßregeln auf, welche die Regierung in dieſer Angelegenheit ergriffen hatte. Während der Unionsverſuche unterzog er ſich der Herausgabe des „Corpus librorum symbol., qui in Eccl. Reformatorum auctoritatem publicam obtinuerunt" (Elberfeld 1827).

Auguſtine (Agoſtin), Hauptſtadt in dem nordamerikaniſchen Freiſtaat Florida, auf einer Halbinſel, ½ Meile vom Meere entfernt, mit angenehmem Klima, in Orangengärten verſteckt, daher das „amerikaniſche Nizza" genannt. Vor der Stadt liegt der Matanzesſund, der, durch die Inſel Anaſtaſia geſchützt, einen geräumigen Hafen bildet. Das Fort Mareo daran iſt bombenfeſt. Die 2000 Einwohner betreiben Handel und Landbau.

Auguſtiner (Auguſtiner-Eremiten, Einſiedler des heiligen Auguſtinus), der vierte und letzte große Bettelorden der katholiſchen Kirche. Neben den beſtehenden und von der Kirche beſtätigten Orden hatten ſich im 11. und 12. Jahrhundert, namentlich in Italien, mehre Einſiedlergeſellſchaften gebildet, welche meiſt ohne beſtimmte Regel ſich nach Willkür eine Verfaſſung gaben und gewiſſe Obſervanzen unter ſich gelten ließen. Die bedeutendſten unter ihnen waren die Johann-Boniten, die Brittinianer, die toskaniſchen Einſiedler, die armen Katholiken, die Sackträger von der Buße und die Wilhelmiten. War es ſchon an ſich ein Uebelſtand, daß außer der geſetzlich genehmigten Kloſterwelt noch Gemeinſchaften beſtanden, welche ſich der Aufſicht der Kirche mehr oder weniger entzogen, ſo erhob überdies der Neid der Franciskaner und Dominikaner über dieſelben laute Klage, beſonders über die Bonniten, welche in ihrer Tracht von den Minoriten ſchwer zu unterſcheiden waren. Gregor IX. verord-

nete daher 1241, daß die Boniten fortan schwarze oder weiße Kutten und Krückenstäbe tragen und, wenn sie um Almosen ansprächen, ausdrücklich erklären sollten, welcher Gesellschaft sie angehörten; auch gab er und Innocenz IV. mehren jener Einsiedlerkongregationen die Regel Augustins. Diese Regel rührte aber keineswegs so, wie man sie beobachtete, von dem heiligen Augustinus her, sondern war später unter Berücksichtigung zweier Reden desselben „De moribus clericorum" u. seines 109. Briefes an die Nonnen mit vielen Zusätzen, welche eine neuere Zeit verrathen, entworfen worden. Aber noch immer kam es den Päpsten bedenklich vor, so zahlreiche Kongregationen unabhängig von einander bestehen zu lassen, und dem schon längst angenommenen Grundsätzen gemäß, die Zahl der Orden nicht über die Gebühr zu vervielfältigen, ruhte Alexander IV. nicht, bis es ihm gelang, auf einem großen Kapitel zu Rom 1256 eine Vereinigung herbeizuführen, welcher nur wenige jener Gesellschaften sich entzogen. Dieser Verein erhielt den Namen der Augustiner-Eremiten, obwohl von jetzt an das frühere Einsiedlerleben der einzelnen zusammengetretenen Gemeinschaften dem cönobitischen in Klöstern wich. Gleich anfangs konnte sich der Orden in 4 Provinzen, Frankreich, Deutschland, Italien u. Spanien, theilen. Die in der Bestätigungsbulle vom 9. April 1256 vorgeschriebene Kleidung muß von Wolle sein, Unter- und Hauskleider nebst Skapulier weiß, darüber im Chor und außer dem Kloster schwarze Kutten mit langen weiten Aermeln und Kapuzen, nebst einem ledernen Gürtel. Schon 1257 erlangte der Orden die Exemtion von der bischöflichen Gerichtsbarkeit, bald darauf wurde ihm auch ein Kardinalbeschützer am päpstlichen Hofe bewilligt, und seit 1287 war es gewöhnlich, das Amt eines Sakristans der päpstlichen Kapelle, womit die Seelsorge beim heiligen Vater selbst verbunden ist, einem A. anzuvertrauen. Als vierter Bettelorden wurde die Gesellschaft jedoch erst von Pius V. 1567 anerkannt. Die Verfassung, auf den Generalkapiteln zu Florenz (1287) und Regensburg (1290) bestätigt, zu Rom (1575) verändert, erhielt ihre jetzige Gestalt 1580. Nach derselben steht an der Spitze des Ganzen ein Generalprior, den das alle 6 Jahre zusammentretende Generalkapitel wählt und absetzen kann. Zugleich ist seine Macht durch Definitoren (Generalräthe) sehr beschränkt. Jeder Provinz ist ein Provinzial mit 4 Definitoren und einem oder mehren Visitatoren, jedem Kloster ein Prior vorgesetzt. Unmittelbar unter dem Generalprior steht das große Kloster zu Rom, in dem er residirt, nebst 37 andern, jetzt meist aufgehobenen Klöstern. Der erste Generalprior war Lanfranc Septala. Die Regel der A. athmete durchaus nicht jenen Geist der Strenge, wodurch sonst neue Orden ihr erstes Auftreten zu bezeichnen pflegten; nicht jeder Genuß und jede Freude sollte dem Klosterleben entzogen oder verkümmert werden, ja selbst das Gelübde des Gehorsams war auf die Fälle beschränkt, wo das Gefühl des Klosterbruders für Recht u. Billigkeit nicht geradezu verletzt wurde. Mit Ausnahme der Osterzeit dürfen die A. das ganze Jahr hindurch Mittwochs kein Fleisch essen; außerdem fasten sie, die allgemeinen Kirchenfasten ungerechnet, jeden Montag, Dienstag u. Freitag nach Quinquagesimä, von dem Allerheiligenfeste bis Weihnachten und am heiligen Abende vor St. Augustin. So mild diese Regel auch war, so erhoben sich doch schon im 14. Jahrhundert laute Klagen über den Verfall der Zucht bei den A.n; ernstere Gemüther versuchten deshalb Reformen, die meist auf eine Schärfung der ursprünglichen Gesetze und Observanzen hinausliefen und eine Menge besonderer, mehr oder weniger von einander abweichender Kongregationen ins Leben riefen, darunter 1493 die Kongregation von Sachsen, die seit 1506 vom Generalprior des Ordens unabhängig und namentlich in Sachsen und Franken zahlreiche Klöster hatte, aber in Folge der Reformation aufgelöst wurde; ihr gehörten Luther und der Generalvikar Joh. Staupitz an. Die bedeutendste u. strengste Kongregation ist aber die der Augustiner-Barfüßer oder unbeschuhten Augustiner-Eremiten, Rekollekten (Eingezogenen), welche eigentlich aus 3 verschiedenen, von einander unabhängigen Kongregationen besteht, der spanischen, italienisch-deutschen und französischen. Schon der Portugiese Thomas von Jesus († 1572), durch die von Luis von Montoya in Portugal eingeführte strenge Observanz nicht zufrieden gestellt, hatte es in schwärmerischem Eifer versucht, die ganze Härte des strengsten Franciskanerthums auch auf die A. seines Landes überzutragen und namentlich das Schuhwerk abzuschaffen. Erst 1588 jedoch gewann die Sache eine Gestalt, als Philipp II. von Spanien das Observantenkloster Talavera in Kastilien in der von den Anhängern des Thomas gewünschten Weise reformiren ließ. Die neuen Satzungen wurden von Luis Ponce de Leon entworfen und 1589 gebilligt. Schon wenige Jahre darnach hatten diese spanischen Barfüßer Klöster zu Postillo, Navo, Tobosa, Saragossa und Borja, und 1622 wurden sie zu einer selbstständigen Kongregation unter einem eigenen Generalvikar erhoben. Sie brachten es später auf 5 Provinzen, 3 spanische (Kastilien, Aragonien und Andalusien) und 2 überseeische (die philippinischen Inseln und Peru mit Neugranada). Auch gehört ihnen das berühmte Kloster St. Ildefons in Rom. Ihre schon 1603 versuchte Ansiedelung in Japan war von kurzer Dauer und kostete mehren Mitgliedern das Leben. Jede Provinz hat bei einem ihrer Klöster, in einer wüsten Gegend, eine Anzahl Einsiedeteien (Rekollektenhäuser), wohin sich einzelne Mönche des Bezirks zu freiwilliger Uebung in der Vollkommenheit auf gewisse Zeit begeben. Diese temporären Einsiedler beobachten ein unverbrüchliches Stillschweigen, üben die härtesten Kasteiungen und Abtödtungen, essen weder Fleisch, Fische, noch Eier, müssen an Sonn- und Festtagen in der Kirche des Klosters erscheinen und werden wöchentlich zweimal vom Prior desselben visitirt. In den Klöstern fastet man, ungerechnet die allgemeinen kirchlichen Fasttage, von Kreuzerhöhung bis Weihnachten, von Septuagesimä bis Ostern jeden Mittwoch, Freitag u. Sonnabend, und an den Vigilien der Ordensfeste. Ohne Erlaubniß des Superiors darf kein Mönch mit einem Weltlichen während der Gebetsstunden sprechen. Die Tracht ist eine schwarze enge Kutte mit stumpfer Kapuze, ein sehr langer schwarzer Mantel, ein lederner Gürtel und Sandalen von Stricken (Alpergatas). Durch Andreas Diaz wurde die spanische Reform 1592 in das Augustinerkloster Unserer Lieben Frau von Oliva zu Neapel und bald darauf auch in ein

Digitized by Google

römisches Kloster eingeführt. Sie fand so schnell Beifall, daß es schon 1624 4 Provinzen italienischer Barfüßer gab. Ihr erstes deutsches Kloster bauten diese zu Prag 1626; nach Wien kamen sie durch Kaiser Ferdinand III. Zu ihnen gehörte Abraham a Sancta Clara. Spätern Bestimmungen gemäß zerfielen die 73 Klöster der italienisch-deutschen Barfüßerkongregation in 8 Provinzen: Rom, Neapel, Genua, Palermo, Deutschland, Piemont, Messina u. Mailand, welche sämmtlich unter einem Generalvikar standen. Von den spanischen unterscheiden sie sich durch größere Milde in den Observanzen, spitzige Kapuzen, kürzere Mäntel und lederne Sandalen. Nach Frankreich kam das Barfüßerthum 1596 durch Franz Amet und Matthäus von St. Francisca, welche deshalb sich ein Jahr lang in Italien aufgehalten hatten. Das erste von ihnen eingerichtete Kloster war die Priorie zu Villar-Bonit in der Dauphiné; bald schlossen sich denselben andere an, zu Marseille, Paris, St. Germain, Tarascon, Avignon ꝛc. Die Rechte einer Kongregation mit einem eigenen Generalvikar erhielt der Verein 1612; er verbreitete sich auch nach Savoyen und zerfiel zuletzt in 3 starke Provinzen: Paris, Dauphiné und Provence. In Paris hießen die Barfüßer kleine Väter, zur Unterscheidung von den kleinen und großen A.n. In Kleidung und Observanz gleichen sie, mit Ausnahme des ihnen allein eigenthümlichen langen Bartes, ganz den italienischen Ordensgenossen. Strenge Klosterzucht, wöchentlich dreimaliges Geißeln, das Sprechen (nicht Singen) des heiligen Amts zum Kirchendienste und die Aufnahme zwei verschiedener Klassen von Laienbrüdern (Fratres conversi mit Kapuzen und Fratres commissi mit großen runden Hüten) haben alle Barfüßerkongregationen mit einander gemein. In den Mitteln, sich Anhang und Geld zu verschaffen, wetteiferten sie mit den übrigen Bettelorden. Die St.-Monicagürtel, welche die Entbindungen erleichtern sollen, die Lorettohäubchen u. Tolentinbrödchen, die vor allerlei Uebeln schützen sollen, sind vielbegehrte Artikel. Man begreift alle diese Kongregationen unter dem Namen der regulirten Observanten, zum Unterschiede von den nicht reformirten, der alten Regel ohne Abweichung folgenden A.n, welche schlechtweg Observanten oder Konventualen heißen. Aeußerlich sind beide Haupttheile nur durch die gemeinsame Anerkennung des Generalpriors und Generalkapitels verbunden; sonst hat oder hatte jede Kongregation ihren eigenen Generalvikar, der mit seinen Räthen alle inneren Angelegenheiten leitet und oft kaum dem Namen nach von Rom abhängig ist. Diese Zersplitterung des Ordens, verbunden mit der Liebe zu einem stillen behaglichen Leben, mag wohl die Ursache sein, daß die A. unter allen Bettelmönchen den geringsten Einfluß erlangten, obwohl die Zahl ihrer Klöster zur Zeit der größten Blüthe (im 16. Jahrhundert) mehr als 2000 betrug, und noch im 18. Jahrhundert, außer den 10 zugehörigen Kongregationen und den Vikareien von Indien und Mähren, 42 Provinzen gezählt wurden. Zu wünschen wäre gewesen, daß sie ihre kirchlich-politische Zurückgezogenheit mehr zur Förderung wissenschaftlicher Bildung benutzt hätten. Zwar rühmt sich der Orden eines Onuphrio Panvini, eines Kardinals Noris, eines Abraham a Sancta Clara, eines Luis de Leon, aber das sind glänzende Ausnahmen von der Regel, da die meisten entweder unter den Genüssen des Lebens den Geschmack an den Wissenschaften ganz verloren, oder in trüber Schwärmerei das Licht derselben verdunkelten. Erst im 17. und 18. Jahrhundert, wo der Einfluß einer aufgeklärten Zeit nicht mehr abzuwehren war, zeigte ein Theil ihrer Schulen eine edlere Thätigkeit. Aber zu dieser Zeit war, wenigstens in Europa, die beste Kraft der A. bereits gebrochen, da man es ihnen nicht vergessen konnte, daß aus ihrer Mitte der Reformator Martin Luther hervorgegangen war, u. da sie bei der Reformation mehr als andere Orden an Klöstern eingebüßt hatten. Auch die Säkularisationen der neuesten Zeit haben ihnen empfindliche Verluste gebracht; seit der französischen Revolution wurde der Orden in Frankreich, Spanien und Portugal ganz, in Italien und dem südlichen Deutschland theilweise aufgehoben; auch im Oesterreichischen u. Neapolitanischen hat er bedeutende Einschränkungen erfahren, und nur in Sardinien, sowie in der neuen Welt erfreut er sich noch einer ungestörten Existenz.

Augustinerinnen, Augustinernonnen, heißen alle Nonnen nach der Regel des heiligen Augustinus. Man findet dergleichen theils in einzelnen Klöstern ohne Ordensverbindung mit andern und unter der Aufsicht der Bischöfe, theils als Kongregationen, die sich den Augustiner-Eremiten anschließen, theils endlich als wirkliche Ordensgesellschaften. Schon die Schwester des heiligen Augustinus, Perpetua, war Vorsteherin einer Nonnengemeinschaft, für welche der berühmte Kirchenvater einige Vorschriften aussetzte. Als weibliche Zweige des Augustinerordens sind die vier Kongregationen der Augustinernonnen in Spanien und Portugal zu betrachten. Sie heißen auch unbeschuhte Augustinerinnen od. Barfüßerinnen, obwohl nicht alle dem Tragen der Schuhe entsagt haben. Die erste dieser Kongregationen wurde 1589 von dem Hoffräulein Prudentia Grillo, nach dem Rathe des Augustinerpaters Alfonzo von Orozco, zu Madrid in dem neu errichteten Kloster Mariä Heimsuchung gestiftet. Die zweite Kongregation entstand 1597 durch den Erzbischof von Valencia, Don Juan de Robera, in dem Kloster zu Alcoy. Verwandt mit dieser Kongregation ist die dritte, gestiftet 1663 von der Königin Luise von Portugal in dem Thale Xabegras bei Lissabon. Die vierte Kongregation der Augustiner-Barfüßerinnen nennt sich Schwestern von der Rekollektion oder Rekollekten Augustins. Ihre Stifterin war die Superiorin Marianna Manzanedo von St. Joseph, die 1603 mit einigen auserwählten Nonnen der Klöster von Ciudad Rodrigo, Avila und Toledo ein Kloster nach der strengsten Augustinerobservanz zu Cybar in Guipuzcoa errichtete. Andere weibliche Orden, welche sich nach der Regel des heiligen Augustinus konstituirten, sind die Annunciaden, Salesianerinnen, Ursulinerinnen, Hospitaliterinnen u. a. Auch Tertiarier hat der Augustinerorden, männliche und weibliche Beichtkinder, Freunde und Wohlthäter der A., welche, ohne die Klostergelübde abgelegt und ihre bürgerlichen Verhältnisse aufgegeben zu haben, sich zu ihnen halten und häufig unter dem Namen des Ordens von der Buße des heiligen Augustinus zusammengefaßt werden. Ueber die Entstehung dieses

dritten Ordens läßt ſich hiſtoriſch nur nachweiſen, daß Papſt Bonifacius IX. den A.n 1401 geſtattete, Wittwen, Mädchen und Frauen das Tertiarierkleid, nach Art der Minoriten und Dominikaner, zu verleihen. Erſt Papſt Sixtus IV. erlaubte 1471 die Aufnahme von Männern. Wer ſich dazu meldete, mußte wenigſtens 35 Jahre alt ſein, wirklich aufgenommen konnte er nicht vor dem 40. Jahre werden; vorher geht ein Probejahr. Die Auguſtiner-Tertiarier faſten jeden Freitag, vom 1. Advent bis Weihnachten und an den Vigilien vor den Marien- und Ordensfeſten. Täglich haben ſie einige Ave Maria's und Paternoſter zu beten. Ihre Abzeichen in der Kleidung ſind ein kleines, 5—6 Finger breites Skapulier von ſchwarzer Serge und ein ſchwarzer lederner, fingerbreiter Gürtel, an deſſen Beſitz ſich allerlei abergläubiſche Erwartungen knüpfen. Die geiſtliche Führung der Tertiarier liegt den in ihren Wohnorten angeſiedelten oder bettelnden A.n ob.

Auguſtiniſten, ſchwärmeriſche Fraktion der janſeniſtiſchen Appellanten in Paris um 1731, ſo genannt, weil ſie einen Bruder Auguſtin für den rechten Elias hielten. Vergl. Janſeniſten.

Auguſtinus, 1) Aurelius A., der hervorragendſte Kirchenvater des Abendlandes, der Vater der ſcholaſtiſchen Philoſophie und des Proteſtantismus, war geboren am 12. November 354 zu Tagaſte in Numidien. Seine fromme Mutter Monica verwebte das Chriſtenthum tief in ſeine Kindheit. Aber der 17jährige Jüngling, der in Karthago die römiſchen Klaſſiker und Rhetorik ſtudirte, verſank in Wolluſte, bis ein Spruch des Cicero vom Werthe der Philoſophie ſeine Sehnſucht nach etwas Höherem und Ewigem wieder anfachte. Die Verheißung der Manichäer, durch freie Forſchung der Vernunft die volle Wahrheit zu geben, lockte ihn 374 an; 9 Jahre war A. in ihrer Mitte, ohne daß der Durſt des Lehrlings nach den Geheimniſſen der höhern Grade geſtillt worden wäre. Endlich brachte ihn die Einſicht, daß er getäuſcht ſei, zur Verzweiflung an aller Wahrheit. Da ſchloß die Bekanntſchaft mit platoniſchen und neuplatoniſchen Werken ihm ein neues Leben auf. Er war unterdeſſen als Lehrer der Beredtſamkeit 383 nach Rom, 384 nach Mailand gekommen, fuhr jedoch fort, dem ſinnlichen Vergnügen zu huldigen. Geweckt durch den ſittlichen Ernſt der pauliniſchen Briefe, gefördert durch die Thränen und Gebete ſeiner Mutter, bekehrte er ſich 386 zum Chriſtenthum. Nach einer frommen Selbſtbetrachtungen und wiſſenſchaftlichen Arbeiten geweihten Katechumenzeit ward A. in der Oſternacht 387 mit ſeinem natürlichen Sohne Adeodatus von Ambroſius getauft. Im folgenden Jahre kehrte er über Rom in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er als Haupt eines aſcetiſchen Vereins in ſtrenger Abgeſchiedenheit lebte, bis ihn 391 die Gemeinde von Hippo Regius (Bona) wider ſeinen Willen zum Presbyter wählte. Bald erregte ſein Talent als geiſtlicher Redner und Vorkämpfer der Orthodoxie allgemeine Aufmerkſamkeit. Valerius, Biſchof von Hippo, ließ ihn 395 zu ſeinem Mitbiſchof weihen, obwohl A. ſelbſt auf das Unkanoniſche dieſer Ernennung aufmerkſam machte. Seitdem wurde die afrikaniſche Kirche durch die Macht ſeines Geiſtes und Wortes regiert. Alle bereits beſtehenden oder neu auftauchenden Häreſien verloren durch A. ihren Grund und Boden, ſo die Donatiſten, Prisciliianiſten, Arianer, vor allen die Pelagianer und Semipelagianer, deren Niederlage zugleich den Sieg des afrikaniſchen Geiſtes über das übrige Abendland entſchied. A.' Ruhm hatte ſich über die ganze Kirche verbreitet, als er den 28. Auguſt 430 zu Hippo, während der Belagerung dieſer Stadt durch die Vandalen, †. Die römiſche Kirche verehrt ihn als Heiligen, die proteſtantiſche als eine Hauptſtütze ihres Dogma's. Ein zahlreicher Mönchsorden nennt ſich nach ihm, weil er erſt als Presbyter zu Hippo in einem biſchöflichen Garten einen aſcetiſchen Verein und als Biſchof daſelbſt in ſeinem Hauſe ein ähnliches Inſtitut für die Kleriker ſeiner Kirche errichtet hatte. Dieſe Anſtalten ſind aber weniger von den Auguſtiner-Eremiten, als von den regulirten Chorherren (ſ. Canonici) nachgeahmt worden. Eben ſo verhält es ſich mit dem von A. errichteten Inſtitute für arme Frauen und Jungfrauen. A.' ältere, meiſt verlorene Schriften gehören der Rhetorik, Grammatik, Mathematik und Philoſophie an; erhalten ſind: „De musica libri VI" (Ueber Muſik im Allgemeinen und deren Einfluß, über Proſodie und Rhythmus); „Contra Academicos libri III", geſchrieben 386, wider die Wahrſcheinlichkeitslehre der Akademie; wahrſcheinlich unächt ſind: „De grammatica", die im Mittelalter vielgebrauchten „Principia Dialecticae et Rhetoricae" u. „Categoriae X ex Aristotele decerptae". Seine zahlreichen theologiſchen Werke zerfallen in dogmatiſche, polemiſche, aſcetiſche und exegetiſche. Vorzüglich bemerkenswerth ſind folgende: „De civitate dei contra gentes ad Marcellinum libri XXII", geſchrieben 413 ff., eine ſcharfſinnige und gründliche Apologie des Chriſtenthums, zugleich Hauptſchrift für die auguſtiniſche Dogmatik, in mythologiſcher u. literarhiſtoriſcher Hinſicht auch dem Alterthumsforſcher ſehr ſchätzbar, herausgegeben Rom 1468, Venedig 1470, Mainz 1473, Freiburg 1494 u. ö.; Leipz. 1825, 2 Bde., von Strange, Köln 1852, 2 Bde.; ins Deutſche überſetzt von Silbert (Wien 1826, 2 Bde.); „Confessionum libri XIII", geſchrieben um 400, eine in Beichtform mit großer Strenge und Selbſtverleugnung abgefaßte Darſtellung und Kritik des eigenen Lebens, pſychologiſch und ethiſch von hohem Werthe, vielfach herausgegeben, neuerdings Berlin 1823, von Neander, Leipzig 1837, von Bruder 1837, von S. v. Raumer, Berl. 1856; ins Deutſche überſetzt von Rapp, Stuttgart 1838, 3. Aufl. 1856; „Retractationum libri II", geſchrieben 427, eine ſcharfe Recenſion der eigenen Werke, wobei jedoch das Beſtreben vorherrſcht, zu löſchen oder zu mildern, was in den früheren Schriften (z. B. „De libero arbitrio libri III", „De Genesi contra Manichaeos libri II", „De vera religione", „De duabus animabus", „Expositio quarundam propositionum ex ep. ad. Romanos", ſämmtlich aus den Jahren 388—394) im Sinne der Pelagianer aufgefaßt war. Außerdem ſind zu erwähnen: „De Trinitate libri XV"; „Soliloquia" (aſcetiſche Selbſtgeſpräche), geſchrieben 386; „Contra Juliannm Pelagianum libri VI", geſchrieben 421; „Quaestionum evangelicarum libri II"; „De doctrina christiana libri IV" (Hermeneutik nebſt einem Abriſſe der Homiletik); „De consensu Evangelistarum libri IV"; „De haeresibus", geſchrieben kurz vor 430; Homilien, geiſtliche Reden; viele Briefe, wovon mehre

Digitized by Google

wirkliche Abhandlungen sind, einige die Grundzüge der später unter A.' Namen verbreiteten Mönchs- und Ordensregeln enthalten. Gesammtausgaben der Werke des A. gibt es von Erasmus (10 Bde., Basel 1528—1529; 1569, 11 Bde.), von der löwener Fakultät (Antwerpen 1577, 10 Bde.), von den Benediktinern (Paris 1679—1700, 11 Bde.; Nachdruck von Clericus, Antwerpen [Amsterdam] 1700 bis 1703, 12 Bde.; zweite pariser Ausgabe vermehrt und verbessert 1835 ff.; vollendet von A. B. Coillau, Paris 1834, 24 Bde.); brauchbar ist auch: „Epitome omnium operum Aug." (Köln 1549). In allen seinen Schriften zeigt sich A. als ein ungewöhnlicher Geist. Ohne Philosoph im strengsten Sinne des Wortes zu sein, bewegt er sich mit Gewandtheit auf dem Gebiete der tiefsten Spekulation; die schwierigsten theologischen Fragen werden von ihm meist nach platonischen Principien mit durchdringendem Scharfsinn und dialektischer Kunst erörtert, wobei ein mächtiges religiöses Gefühl, ein feuriger Eifer für die Ehre Gottes, eine unbedingte Ehrfurcht vor der Kirche, als alleinigem Quell aller Wahrheit und Gewißheit, mitspricht. Sein abstraktestes Denken, sein höchstes Wissen erscheint daher nie als trockene Verstandesweisheit; sein Vortrag behält selbst bei den subtilsten Gegenständen Lebendigkeit, Frische und eine in der Tiefe des Gemüths wurzelnde Anschaulichkeit. Ein dogmatisches System im eigentlichen Verstande lieferte er nicht; sämmtliche Materialien dazu sind jedoch in seinen Schriften gegeben und aus denselben vom Abendlande adoptirt worden. Auf das Bestimmteste scheidet A. die christliche Theologie von der heidnischen Philosophie, während bei den frühern Kirchenvätern eine Vermischung beider Statt fand. Das Wissen leitet A. aus dem Glauben her und will dasselbe als die höchste Entwickelungsstufe des Glaubens selbst betrachtet wissen. Die Erkenntniß Gottes, die Philosophie, welche nach A. übereinstimmt mit der Religion, hat den Zweck, die göttliche Offenbarung, aus der sie selbst hervorgegangen, dem menschlichen Geiste zum Bewußtsein zu bringen und sie vor demselben zur höchsten Seligkeit für ihn zu rechtfertigen. Wie heftig A. auch thatsächlich mit dem menschlichen Verstande in Widerspruch trat, so innig war er doch auch von der vollkommenen Vernünftigkeit der nur scheinbar in sich selbst widerspruchsvollen Kirchenlehre überzeugt, und indem er die Darlegung dieser Vernünftigkeit als Aufgabe der Wissenschaft hinstellte, wurde er, obschon er selbst sie nicht löste, der Vater der spekulativen Theologie des Mittelalters. A. ist Kirchenlehrer im vollsten Sinne des Wortes; die Idee der Kirche, als des alleinigen Quells aller Wahrheit und Seligkeit, ist Norm und Mittelpunkt, ist die Alles durchdringende Seele seiner Philosophie und Dogmatik. Was mit jener Idee in Widerspruch tritt, ist zu verwerfen, wie sehr auch die Vernunft sich dagegen sträuben mag. Des A. Theorie beherrscht der Hauptsache nach noch jetzt die abendländischen Kirchen, und sie wird fortherrschen, so lange man an dem Satze festhält: „Außer der Kirche kein Heil." Das Wahre und Aechtchristliche derselben, von der römischen Kirche häufig bei Seite geschoben, wir meinen die Hervorhebung und unbedingte Hochschätzung des religiösen Sinnes oder des auf Gott gerichteten Gemüthes und Willens (Glaube, Liebe, Hoffnung), gab die erste Veranlassung zur Reformation. Auch die Mystik stand mit A. von jeher in einem natürlichen, tiefsinnigen Bunde; ja selbst die Werktheiligkeit fand in der Ansicht von der objektiven Wirksamkeit der kirchlichen Heilsmittel einen willkommenen Haltpunkt. Ueber A. vgl. außer seinen „Confessiones": Possidius, Vita Aug., herausgegeben von Joh. Salinas, Rom 1751, Augsburg 1764, und in den meisten Ausgaben der Werke; Auctoris incerti Vita Aug., herausgegeben von Cramer, Kiel 1832; Ph. Marheineke, Ottomar, Gespräche über A.' Lehre ꝛc., Berlin 1821; Wiggers, Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus, das. 1821, 1833, 2 Bde.; Cloth, Der heilige Kirchenlehrer A., Aachen 1840, 2 Bde.; Bindemann, Der heilige A., Berlin 1844; Pouzoulat, Geschichte des heiligen A., aus dem Französischen von Hurter, Schaffhausen 1847, 2 Bde.

2) A. Apostel der Angelsachsen, erhielt, von Gregor I. 596 mit 39 Benediktinern abgesandt, am Hofe des Königs Ethelbert von Kent durch dessen christliche Gemahlin, Bertha, Zutritt, sowie die Erlaubniß, im Lande zu predigen. Das Bekehrungswerk, durch allerlei Aberglauben und frommen Betrug unterstützt, hatte guten Fortgang, und schon 597 empfing Ethelbert mit dem größten Theile seines Volkes die Taufe. A. reiste im folgenden Jahre nach Frankreich, ward daselbst zum Erzbischof der Angelsachsen geweiht und nahm seinen Sitz in Canterbury. Um erfolgreicher zu wirken, suchte er eine Einigung mit den Bischöfen der altbritischen Kirche, ward aber auf einer Zusammenkunft auf den Grenzen von Wales zurückgewiesen. Aus Rache soll A. bald darauf den König Edilfried von Northumberland zu Grausamkeiten gegen britische Mönche gereizt haben. Er † 608 oder 614, nach Andern schon früher. Er ist Verfasser der „Interrogationes ad Gregorium Papam XI", bei Beda, Hist. eccl., I, 27.

3) A. von Olmütz (A. Otomacensis), eigentlich Kasenbort oder Käsenbrot, berühmter Gelehrter und Förderer klassischer Bildung in Mähren, Freund Ulrichs von Hutten, Konrad Celtes' u. A., geboren um 1470, studirte zu Padua die Rechte und schönen Wissenschaften, ward Propst zu Brünn und Olmütz, Geheimschreiber des Königs Ladislaus von Ungarn und Böhmen, Mitglied der gelehrten Donaugesellschaft und † den 11. Mai 1513. Er schrieb: „IV epistolae contra perfidiam Valdensium ad Joh. Nigrum" von 1500—1503, gedruckt mit mehren andern Schreiben desselben Inhalts Leipzigs 1512; mehre lateinische Gedichte, z. B. über die Thaten des Königs Ladislaus, u. A. m. Vergl. J. G. Böhme, De Aug. Olom. et patera eius aorea etc. commentatio I. Dresden und Leipzig 1758.

4) Antonius A., Erzbischof von Tarragona, tüchtiger Humanist, Jurist und Staatsmann, wurde geboren 1517 zu Saragossa aus vornehmer Familie, studirte zu Alcala, Salamanca, Bologna, Padua und Florenz, ward 1544 Auditor di Ruota zu Rom. 1554 päpstlicher Nuntius in England, unter Paul IV. Bischof von Alisi, 1557 Gesandter beim Kaiser Ferdinand I. u. 1558 Bischof von Lerida. Als solcher war A. 1562 einer der Stimmführer auf dem tridentiner Koncil. Seit 1574 Erzbischof von Tarragona, † er 1586. Er schrieb: „Antiquae collectiones decretatium" (Paris 1609); „De propriis nominibu

pandectarum florentinarum" (Tarragona 1579); Gespräche (spanische) über alte römische, griechische u. spanische Münzen, Inschriften ꝛc. (das. 1587) u. A.

Augustodunum, Hauptstadt der Aeduer im lugdunensischen Gallien, jetzt Autun (s. d.).

Augustonemetum, Stadt der Arvarner im narbonensischen Gallien, jetzt Clermont.

Augustoritum, Stadt der Lemovici im aquitanischen Gallien, jetzt Limoges.

Augustowo, europäisch-russisches Gouvernement, im ehemaligen Königreich Polen, hat 342 QMeilen Flächeninhalt und 126,380 Einw. Das Land ist reich an Gewässern, sowohl Flüssen: Niemen, Seesuppe, Biebrza, Netta u. a. m., als fischreichen Seen: Wizayny, Dusia u. a. m. Der Boden ist meist von leichter und sandiger Beschaffenheit und eignet sich zum Roggen-, Flachs- und Hausbau, besonders aber zur Pferde- und Rindviehzucht. Die ausgedehnten Waldungen bergen viel Wild, darunter auch Bären, Wölfe und Elennthiere. Die Ausbeute von Mineralien ist nicht von Belang. Die Industrie ist sehr erheblich in Tuch-, Lein- (auch Damast-) Weberei, Gerberei und Pechsiederei, und der Handel mit diesen Produkten, sowie mit Getreide, Holz, Fischen, Butter, Honig ꝛc. lebhaft. Das Gouvernement zerfällt in 5 Kreise und zählt 47 Städte und 4471 Dörfer. Die gleichnamige Hauptstadt liegt am gleichnamigen See und ist von Sigismund August (August I.) seit 1547 regelmäßig angelegt. Sie hat einen großen Marktplatz, mehre Kirchen, ansehnlichen Vieh- und Pferdemarkt und Fabriken in Leinwand, Drillich und Wollenzeuchen u. 8000 Einw. Hier beginnt der augustowo'sche Kanal zwischen Netta und Niemen.

Augustulus, Romulus, der letzte weströmische Kaiser. Dem Uebermuthe und der Willkür barbarischer Soldtruppen Preis gegeben, hatte das abendländische Kaiserreich binnen 3 Jahren (472—475) dreimal seine Herrscher gewechselt. Nach dem Sturze des 474 von Byzanz gesandten Julius Nepos gebot der gothische Feldherr Orestes. Er verlieh 475 den Purpur an seinen Sohn Romulus, einen unmündigen Knaben, der zu Petavio (Pettau an der Drau) in Oberpannonien geboren war und als Kaiser mit Rücksicht auf seine Kindheit A., von den Griechen spottweise Momyllus genannt wurde. Allein Odoaker, Anführer eines in römischem Solde stehenden, aus Herulern, Rugiern, Turcelingern, Skyren und Sueven gemischten Völkerhaufens, hielt sich der neuen Regierung nicht verpflichtet. Dem Verlangen seiner Truppen nach festen Wohnsitzen gern Gehör gebend, forderte er für sie den dritten Theil Italiens. Orestes wies den Gewaltigen ab, ward 476 in Ticinum (Pavia) belagert, dieses gestürmt, er selbst gefangen genommen und vor Piacenza hingerichtet. Auch sein Bruder Paulus fiel bald darauf, nach verzweifeltem Widerstande, bei Ravenna. A., zu unbedingter Ergebung genöthigt, wurde wegen seiner Jugend und Wohlgestalt von dem Sieger verschont. Sein Name, durch ein räthselhaftes Verhängniß die Namen der Gründer der römischen Stadt und Monarchie in sich vereinigend, verschwindet auf dem ehemaligen Landsitze Luculls, am kampanischen Vorgebirge Misenum, wohin ihn Odoaker mit einem Jahrgehalte von 6000 Goldgulden verbannt hatte. Der Herulerfürst begnügte sich mit dem Titel eines Patriciers und der Gewalt über Italien; die kaiserlichen Ehrenzeichen, sowie die heiligen Verzierungen des Thrones und Palastes wurden an den morgenländischen Kaiser Zeno abgeliefert und somit für jetzt auch die letzten Reste des abendländischen Kaiserthums abgethan. Seit der Gründung Roms waren 1230, seit dem Anfange der römischen Kaiserherrschaft 505 Jahre verflossen.

Augustus, erblicher Beiname (nicht Titel der Gewalt), der dem Kaiser Octavianus 27 v. Chr. vom römischen Senat und Volke beigelegt ward. Vermöge seines Ursprungs von Augur drückt er die religiöse Weihe des Kaisers aus, die Heiligkeit, Unverletzlichkeit, Erhabenheit seiner Person. Alle folgenden Kaiser behielten ihn bei, und er pflegte unmittelbar hinter ihren persönlichen Namen gesetzt zu werden, während das Imperator Caesar demselben voranging. Auch die Gemahlinnen der Kaiser, in der Folge überhaupt die mit dem kaiserlichen Hause zunächst verwandten Frauen hießen Augustae. Seit M. Aurelius und L. Verus ward aber dieser Beiname dem regierenden Herrn nicht mehr ausschließlich beigelegt, sondern auch kaiserlichen Prinzen, Adoptivsöhnen ꝛc. gegeben, besonders wenn sie an der Regierung Theil nahmen. Es gab daher noch vor der eigentlichen Theilung des Reichs schon mehre Augusti; hierauf bezieht sich die Unterscheidung der Augusti seniores (majores) und juniores (minores). Mit Claudius II. (268 n. Chr.) kam das steigernde semper A. (immer Augustus) auf, wofür seit Probus auch perpetuus A. gebraucht wurde. Ersteres ging auf das römisch-deutsche Kaiserthum, sowie auf einige ältere französische Könige über. Seit Rudolf von Habsburg wurde die auf der falschen Ableitung von augere (vermehren) beruhende Uebersetzung: „zu allen Zeiten oder allezeit Mehrer des Reichs" gewöhnlich. Die deutsch-römischen Könige nannten sich nur Augusti. Franz II. legte 1806 jenen Titel mit der deutschen Kaiserwürde ab.

Augustus, eigentlich Cajus Julius Cäsar Octavianus, erster römischer Kaiser, geboren den 23. September 63 v. Chr. im Bezirke des Palatiums zu Rom aus einem Zweige des alten Geschlechts der Octavier, das dem Ritterstande angehörte. Sein Vater, Octavius, Prätor und Statthalter von Macedonien, stand als Staatsmann und reicher Grundbesitzer in hohem Ansehen, starb aber schon 59 v. Chr.; die Mutter, Attia, war eine Tochter des M. Attius Balbus und der Julia, einer Schwester des Julius Cäsar. Die erste Kindheit verlebte A. auf einem großälterlichen Landgute bei Veliträ. Noch sehr jung, begleitete er Cäsar nach Hispanien gegen die Söhne des Pompejus und erwarb sich durch seine bei mehren Gelegenheiten bewiesene Gewandtheit und Klugheit die volle Gunst des großen Feldherrn. Als Cäsar nach der Unterwerfung Hispaniens einen Zug gegen die Dacier und dann gegen die Parther beschloß, ward A. nach Apollonia in Epirus vorausgeschickt, wo er unter Apollodorus Beredtsamkeit studirte, als ihm die Nachricht zukam, daß Cäsar ermordet worden sei, ihn selbst aber zu seinem Sohne und Erben ernannt habe. Sogleich eilte A. zur Antretung der reichen Erbschaft nach Rom. Mit dem Eintritt in die Stadt beginnt seine großartige Laufbahn, deren Ziel und Preis die Herrschaft über die civilisirte Welt war. M. Antonius verweigerte ihm jedoch die Auslieferung

Digitized by Google

der Schätze, weil sie Staatseigenthum seien. A. sah ein, daß nur mit Schlauheit dem Gewaltigen beizukommen war. Er verkaufte ererbte Landgüter, um jedem Bürger die in Cäsars Testamente ausgesetzten 300 Sestertien auszuzahlen, gewann auf geschickte Weise das Vertrauen Cicero's und anderer angesehenen Republikaner, lockte durch Geld und Versprechungen nach und nach 3 Legionen cäsarianischer Veteranen in seine Dienste, vermochte im Oktober 44 v. Chr. die Hälfte der aus Macedonien gekommenen Soldaten, welche Antonius durch Kargheit und Strenge sich abgeneigt gemacht hatte, zu ihm überzutreten, und konnte nun dem Senate, angeblich zur Aufrechthaltung der Freiheit, ein Hülfsheer von 5 Legionen anbieten. Sofort sprach Cicero in der Kurie wider Antonius, der sich damals im cisalpinischen Gallien befand, und auf seine Weigerung, zurückzukehren, erklärte ihn der Senat für einen Feind des Vaterlandes. Die Konsuln A. Hirtius und C. Vibius Pansa wurden gegen ihn gesandt, und A. zog mit ihnen als Proprätor an der Spitze seiner Veteranen. Seine Hülfe entschied bei Mutina (43 v. Chr.) den Sieg. Aber Hirtius blieb in der Schlacht, und Pansa starb bald darauf an seinen Wunden, Beide vielleicht nicht ohne Zuthun A.', dem mit ihrem Tode alle drei Heere zufielen. Vergebens suchte ihm der Senat dieselben wieder zu entziehen; A. ließ den Antonius über die Alpen entkommen, vermochte die Soldaten zu dem Schwure, nie wider Cäsarianer zu fechten, rückte darauf gegen Rom und ließ sich hier trotz seines jugendlichen Alters mit Q. Pedius zum Konsul wählen. Nachdem er darauf dem Antonius und Lepidus vom Senate Verzeihung ausgewirkt, traf er mit diesen bei Bologna zusammen und vereinigte sich mit ihnen zu dem berüchtigten zweiten Triumvirat (Ende Oktober 43). A. erhielt zu unmittelbarer Verwaltung Mittel- und Unteritalien, die Inseln und Afrika; dem Hasse des Antonius opferte er den Cicero. Im Jahre 42 zogen die Triumvirn gegen die Republikaner unter Brutus u. Cassius aus. Bei Philippi in Macedonien wurde das Schicksal der Republik für immer entschieden. Des Brutus Haupt sandte A. nach Rom, um es vor Cäsars Bildsäule werfen zu lassen. Nach grausamer Hinrichtung aller angesehenen Gefangenen wurde das Reich von Neuem vertheilt. A., dem das ganze Abendland mit Rom zufiel, übernahm es, die Legionen nach Italien zurückzuführen und in die versprochenen Municipalländereien einzusetzen. Bald aber brach, angestiftet durch des Antonius Gemahlin, Fulvia, (41) ein neuer Krieg, der perusinische, aus, der mit der Kapitulation des Konsuls Lucius Antonius und der Hinrichtung von 300 Senatoren und Rittern endete. Fulvia's Tod legte das Mittel zur Aussöhnung mit Antonius nahe. Antonius ward mit Octavians Schwester, Octavia, vermählt, und um weiteres Mißverständniß zu verhüten, bestimmte man, daß die Stadt Scodra in Illyrien das Abendland des A. von dem Morgenlande des Antonius scheiden solle. Lepidus blieb im Besitze Libyens. Beide Triumvirn gingen hierauf nach Rom, um das durch Hungersnoth erbitterte Volk zu beruhigen. Antonius rettete hier bei einem Pöbelaufstaufe dem A. das Leben. Der Volkswille bestimmte die Triumvirn, auch mit Sextus Pompejus zu unterhandeln, und so kam man 39 zu Misenum überein, Sicilien, Korsika, Sardinien und Achaja an ihn abzutreten. Aber schon 38 standen A. und Sextus Pompejus wieder unter den Waffen. Von Ersterem mehrmals zu Hülfe gerufen, erschien Antonius erst 36, flößte nun aber durch die Größe seiner Seemacht dem A. Mißtrauen ein, so daß Octavia vermitteln mußte; er ließ eine Anzahl Schiffe zum Kampfe mit Sextus Pompejus zurück und empfing dagegen zwei Legionen wider die Parther. Im folgenden Jahre erfocht A. mit Lepidus unter der Leitung des M. Vipsanius Agrippa in den Gewässern von Messina einen vollständigen Sieg über Pompejus, der während der Flucht in Milet getödtet wurde. Jetzt nahm Lepidus das eroberte Sicilien für sich in Anspruch; allein sein Heer verließ ihn, verlockt durch A., und er trat ins Dunkel zurück. A. hatte somit nur noch Einen Nebenbuhler, den Antonius, dessen Unbesonnenheiten den Kampf gegen ihn erleichterten. A. erlangte mit leichter Mühe 32 einen Senatsbeschluß, wodurch Antonius der ihm übertragenen Macht für verlustig, an Cleopatra aber der Krieg erklärt wurde. Die Seeschlacht bei Actium (5. Sept. 31 v. Chr.) endete durch die Kriegskunst des Agrippa mit der völligen Niederlage des Antonius. A. folgte dem Flüchtigen 30 nach Aegypten, gewann durch Cleopatra's Verrath Pelusium, sah bald darauf vor Alexandria die ägyptische Flotte und Reiterei zu sich übertreten, das Fußvolk weichen und die Stadt zur Uebergabe bereit, als des Antonius Selbstentleibung allen weiteren Feindseligkeiten ein Ende machte. Mit Mäßigung benahm sich der Sieger nach seinem Einzuge in die Stadt. Nur M. Antonius Antyllus und Cäsarion, zwei Söhne der Cleopatra von Antonius und Cäsar, wurden als mögliche Nebenbuhler hingerichtet. Cleopatra's übrige Kinder behandelte A. mit vieler Güte; sie selbst sollte seinen Triumph verherrlichen, welcher Demüthigung sich die stolze Buhlerin durch den Tod entzog. Nachdem Aegypten in eine römische Provinz verwandelt worden war, kehrte A. im Triumphe nach Rom zurück. Im Jahre 29 empfing er den Imperatortitel, welcher unumschränkte Machtvollkommenheit in sich schloß. Aber gewitzigt durch Cäsars Schicksal, verhüllte er die Monarchie mit republikanischen Formen, ja, er gab sich 27 den Schein, als ob er die Last der Regierung nicht länger tragen wolle, und übernahm nur auf inständiges Bitten des Senats den schweren Beruf auf weitere 10 Jahre. Besonders erwünscht war ihm bei dieser Gelegenheit die Ertheilung des Beinamens Augustus, weil er hoffte, dadurch den blutigen Octavian leichter in Vergessenheit zu bringen. Auch der schon früher gegebene Titel „Vater des Vaterlandes" ward ihm von Neuem bestätigt.

Angeblich aus schonender Rücksicht gegen den Senat machte A. das Anerbieten, die Verwaltung dergestalt zu theilen, daß alle von Krieg oder Aufruhr bedrohten Provinzen, nämlich Aegypten, Phönicien, Cölesyrien, Cilicien, Illyrien, Ober- und Niedergermanien und fast ganz Gallien u. Spanien, ihm zufielen. Für diese Landschaften wählte er die Statthalter, welche Legaten oder Proprätoren hießen, militärische Kleidung und ein Schwert trugen, aber keine Liktoren mit sich führten und statt der Quästoren einen Procurator oder Rationalis zur Seite hatten, der die Abgaben für die Kasse des

Imperators, für den Fiskus erhob. Afrika, Numidien, Cyrene nebst Kreta, Asien, Bithynien, Pontus, Cypern, Achaja, Macedonien, Sicilien, Sardinien, das narbonensische Gallien und das bätische Spanien wurden durch Statthalter verwaltet, welche der Senat auf ein Jahr aus Denjenigen auslooste, die wenigstens 5 Jahre zuvor ein obrigkeitliches Amt bekleidet hatten; sie führten 6 Liktoren mit sich und wurden Prokonsuln genannt, auch wenn sie bloß die Prätur bekleidet hatten; die ihnen zugesellten Finanzmänner hießen Quästoren, und das von diesen erhobene Geld floß in die Staatskasse, in das Aerarium. Der Zweck dieser Einrichtung war, dem Senate einen angemessenen Wirkungskreis offen zu halten, während jeder militärisch wichtige Punkt sammt den 25 Legionen lediglich unter des Imperators Verfügung stand. Um 27 ordnete A. den ersten Census außerhalb Italiens, und zwar in Gallien, hierauf auch in Spanien an, wo die ungewohnte Maßregel eine Empörung der Kantabrier und Asturier herbeiführte. Einige Jahre später mißlang des Aelius Gallus Feldzug nach Arabien, während C. Petronius die äthiopische Königin Candace zinsbar machte. Bis 23 ließ sich A. jährlich zum Konsul wählen, von da an selten mehr, wurde aber auf Lebenszeit mit prokonsularischer Gewalt ausgerüstet, so daß er als Prokonsul aller Provinzen galt und auch die Beamten des Senats bloß für ihn fungirten; zugleich und auf dieselbe Art mit tribunicischer Macht bekleidet, konnte er jeden ihm mißfälligen Vorschlag bei den Tribus unmittelbar verhindern, während er als Praefectus morum auch den Einfluß eines Censors ausübte. Im J. 19 erhielt er bleibende konsularische Vollmacht, und da 6 Jahre später Lepidus starb, leitete er an dessen Stelle als Oberpriester auch das gesammte Religionswesen, u. zwar mit der Befugniß, die Priesterkollegien ganz nach eigenem Ermessen zu besetzen. Dessen ungeachtet wählte man nach wie vor in den Komitien Konsuln, Censoren und Tribunen, und A. drückte den Bürgern die Hand, um seine Freunde zu empfehlen, oder für geneigte Abstimmung zu danken. Nach Abfluß der 27 anberaumten Zeit und fortan je nach 10 oder 5 Jahren wiederholte er das Gaukelspiel der Amtsniederlegung, woraus unter den Nachfolgern die Feste der Vota quinquennalia und decennalia erwuchsen. Indeß traf er Anstalten, auch den Senat, als dessen Princeps er seither gewirkt hatte, in ein noch bequemeres Werkzeug umzumodeln: er forderte Alle, die sich ihrer hohen Stellung nicht würdig fühlten, zum Austritt auf, verlangte von den Zurückbleibenden einen Census von etwa 87,000 Gulden, legte guten Freunden, die nicht so viel im Vermögen hatten, das Fehlende zu, beschränkte das von 1000 Mitgliedern auf 600 reducirte Kollegium auf zwei Sitzungen im Monate, ließ die laufenden Geschäfte durch einen Ausschuß besorgen, der seinen geheimen Rath bildete, von der Plenarversammlung aber nur die Beschlüsse ausgehen, welche etwas Gehässiges an sich hatten, und wohnte seit 12 n. Chr., obgleich immer noch Princeps, den Sitzungen gar nicht mehr bei. Zum Schutze der so klug begründeten und umfassend ausgedehnten Imperatorenmacht dienten zunächst 10 prätorische Kohorten von je 1000 Mann, deren Quartiere außerhalb der Stadtmauer waren und deren Befehlshaber, die zwei Praefecti Praetorio, nothwendig Einfluß bekamen, weil sie entweder des Imperators Vertrauen besaßen, oder ihm furchtbar wurden. Die Sicherheit der Stadt wurde 3, später 4 städtischen Kohorten unter dem Praefectus Urbis anvertraut. Diese Magistratur, während der Bürgerkriege noch außergewöhnlich, erhielt erst durch A. festen Bestand; ebenso, um Theuerung zu verhüten, das Amt eines Getreidevorstehers (Praefectus Annonae). Der Legionsoldaten versicherte A. sich durch den feierlichen Eid, der je am 1. Januar u. am Geburtstage des Imperators erneuert wurde, durch regelmäßige Auszahlung des von Cäsar verdoppelten Soldes, durch häufige Geschenke, durch sorgfältige Bewahrung strenger Kriegszucht, sowie vornehmlich dadurch, daß er den Veteranen Belohnungen an Geld oder Ländereien in Aussicht stellte. Ihre Standquartiere waren an den Grenzen des Reichs und wuchsen oft zu Städten an. Drei Flotten in Ravenna, Misenum und Forum Julii, außerdem 40 Schiffe im schwarzen Meere bewachten die Küsten. Eine solche Militärmacht machte die Mitbestreitung Roms und Italiens unvermeidlich; A. frischte daher die Zollgesetze auf und führte eine Accise aller auf dem Markte oder bei Auktionen verkauften Gegenstände, sowie eine Erbschaftssteuer von 5 Procenten ein, falls nämlich die Summe von einiger Erheblichkeit und der Erbe kein nächster Verwandter väterlicherseits wäre. Nach neuern Schätzungen betrugen die Jahreseinkünfte des Reichs damals ungefähr 200 Millionen Thaler. Auch durch neue Eroberungen ward der römische Reichskoloß beträchtlich vergrößert. Es kamen hinzu: Galatien, Moesia superior und inferior (Serbien u. Bulgarien), ferner Pannonien (Ungarn am rechten Donauufer nebst Krain, Slavonien und einem Theile Kroatiens), Norieum (Kärnthen, Steiermark und Oesterreich), Vindelicien und Rhätien (das Land zwischen Alpen, Inn und Donau), so daß die Donau auf ihrem ganzen Laufe den Nordrand des Reichs bespülte. Während in Vindelicien Regensburg (Castra regina) u. Augsburg (Augusta Vindelicorum) befestigt wurden, entstanden an beiden Ufern des Rheins mehr als 50 Kastelle, darunter Moguntiacum (Mainz). Um die am meisten gefürchteten Germanen noch weiter zurückzudrängen, unterwarfen Drusus und Tiberius, die Stiefsöhne des Imperators, in mehren Feldzügen das Land zwischen Rhein und Weser; allein die blutige Niederlage des Varus im teutoburger Walde (9 u. Chr.) vernichtete mit 3 Legionen und 6 Kohorten alle hier errungenen Vortheile. A. soll von der Kunde davon so ergriffen worden sein, daß er Monate lang Bart und Haupthaar wachsen ließ und in düsterer Schwermuth mit dem Kopfe wider die Wand rannte, ausrufend: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!"; auch beging er den Tag der Niederlage jährlich als einen Trauertag (s. Arminius). Auf der andern Seite suchten die kaum dem Namen nach bekannten Scythen und Inder aus eigenem Antriebe um die Freundschaft des Imperators nach. Die Parther lieferten ihm die dem Crassus und Antonius abgenommenen militärischen Insignien aus und wählten ihn zum Schiedsrichter bei einer Thronstreitigkeit. Persönlich führte A. seit seiner Alleinherrschaft keinen Krieg; nur in die Nähe des Kriegsschauplatzes begab er sich bisweilen. Von seinen Feldherren und

Legaten siegte Agrippa, überhaupt die Seele aller kriegerischen Unternehmungen, über die empörten Kantabrier, Tiberius, Drusus und dessen Sohn Germanicus in Spanien, Pannonien und Deutschland, Piso über die Bessi und Silatä in Thracien, C. Cossus über die Getuler in Afrika, Cajus, A.' Enkel, über die Armenier.

Ein großes Verdienst erwarb sich A. durch Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit, indem er die seit den Bürgerkriegen unglaublich vermehrten Landstreicher und Räuberbanden mit unerbittlicher Strenge verfolgen und in ihren Schlupfwinkeln aufsuchen ließ. An allen unsichern Orten wurden Wachtposten aufgestellt, und eine schnelle Justiz wartete der Schuldigen. Er verbot Gladiatorengefechte ohne Erlaubniß des Senats und mit mehr als 150 Kämpfern, während früher ganze Armeen dieser Unglücklichen auftraten und so lange kämpfen mußten, bis die Hälfte derselben erschlagen am Boden lag. Bis dahin hatten Ritter und selbst Frauen von hohem Stande kein Bedenken getragen, auf den Theatern als Tänzer zu erscheinen; A. untersagte es ihnen und ihren Kindern. Der immer mehr zunehmenden Ehelosigkeit suchte er durch Gesetze (Lex Papia Poppaea) zu steuern. Kinderreiche Aeltern erhielten Belohnungen, Hagestolze büßten mit Geld und öffentlicher Zurücksetzung. Ehebrecher, auf der That ertappt, durften getödtet, Jungfrauen nicht vor dem 12. Jahre verheirathet werden. Sklaven hatten bisher nicht wider ihren Herrn zeugen dürfen; A. erlaubte dem Richter, den Sklaven zu verkaufen und dann sein Zeugniß als frei und gültig anzunehmen. Auch wurde bestimmt, daß über das Leben der Sklaven nur von der Obrigkeit verfügt werden solle. Ebenso verlor die väterliche Gewalt über die Kinder von ihrer unnatürlichen Strenge. Die Ertheilung des Bürgerrechtes an Einzelne wurde von einer scharfen Prüfung ihrer Sitten und Verdienste abhängig gemacht. Um dem Unfuge der Bestechungen bei Aemterbesetzungen vorzubeugen, forderte A. von jedem Kandidaten eine beträchtliche Kaution, die verwirkt war, sobald ihm die geringste Gesetzwidrigkeit seiner Bewerbung nachgewiesen wurde. Bei allen öffentlichen Spielen mußte der größte Anstand herrschen; Frauenzimmer durften den Kämpfen der Athleten nicht beiwohnen. Diese und eine Menge anderer Gesetze blieben nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Volkssitte; besonders hervorzuheben ist der Fortschritt des römischen Charakters von kriegerischer Rohheit zu wahrer Humanität, die den Geist höher als den Körper, Wissenschaften und Künste als edle Blüthen des Menschenlebens achtet. A. selbst leuchtete darin Allen als Beispiel vor. Früher hart und grausam, war er seit seiner Alleinherrschaft leutselig gegen Jedermann, mild, großmüthig, mäßig, wohlthätig und, selbst wissenschaftlich gebildet, ein enthusiastischer Verehrer des Talentes. An seinem Hofe und in der Umgebung seines freigebigen Freundes Mäcenas begegneten sich die ausgezeichnetsten Geister damaliger Zeit; die lateinische Literatur, damals ihre schönsten Blüthen treibend, feierte unter A. ihr goldenes Zeitalter. Wir erinnern nur an die Dichter Virgilius, Horatius, Tibullus, Propertius, Ovidius Naso und den Geschichtschreiber Livius (vergl. Römische Literatur). Hinsichtlich der Verschönerung Roms konnte A. mit Recht von sich rühmen, „er hinterlasse die Stadt von Marmor, die er von Lehm angetroffen habe". Ebenso sorgte er für die Reinigung des Tiberbettes, für gute Straßen nach der Stadt ꝛc.

Ein eigenes Mißgeschick verfolgte den Imperator in seiner Familie. Seine erste Gemahlin, Clodia, die Stiefstochter des M. Antonius, hatte ihm kein Kind, seine zweite Frau, Scribonia, eine einzige Tochter, Julia, geboren, die er mit Marcellus, dem Sohne seiner Schwester Octavia aus erster Ehe, vermählte; Marcellus starb schon 23 v. Chr., u. Julia wurde dem edlen Agrippa aufgenöthigt; allein zwei ihrer Söhne, Cajus und Lucius, von A. adoptirt, starben 2 und 4 n. Chr. Indeß hatte A., von Scribonia geschieden, Livia Drusilla, die herrschsüchtige Gemahlin des Tiberius Claudius Nero, geheirathet; dieselbe beredete ihn, den Agrippa Posthumus, dritten Sohn Julia's, nach der Insel Planasia zu verbannen, wo er starb. Von Livia's zugebrachten Söhnen starb auch Drusus, und dem greisen Imperator blieb nichts übrig, als Drusus' ältern Bruder, Tiberius, zu adoptiren und zum Nachfolger zu ernennen. Julia aber, nach ihrem zweiten Wittwenstande dem Tiberius zur Gemahlin gegeben, überließ sich bald so schamlosen Ausschweifungen, daß der tiefbekümmerte Vater sie für immer aus seiner Nähe nach der Insel Pandataria bei Kampanien verbannen mußte. Trotz dieser Kümmernisse, trotz der hinzukommenden Beschwerden eines vorgerückten Alters, besorgte A. mit gewohnter Umsicht und Thätigkeit die Staatsgeschäfte. Nach einer Zählung der Einwohner Roms begleitete er den Tiberius, der nach Illyrien zog, bis gen Benevent. Ein Fußanfall nöthigte ihn auf der Rückreise zur Einkehr auf einem väterlichen Landgute zu Nola. Sein Ende nahe fühlend, ließ er Tiberius zu einer geheimen Unterredung zurückrufen. Wenige Stunden vor seinem Tode mußte ihm ein Spiegel gebracht und sein Haar sorgfältig geordnet werden; dann berief er seine Freunde. „Habe ich", fragte er, „meine Rolle gut gespielt?" sie bezeugten es, und er fuhr fort: „Nun so applaudirt, sie ist zu Ende!" Bald darauf verschied er in den Armen seiner geliebten Livia, den 19. August 14 n. Chr., im 76. Lebens-, im 32. Regierungsjahre. In seinem Testamente waren Livia und Tiberius zu Erben eingesetzt, erstere in die julische Familie adoptirt und mit dem Beinamen Augusta beehrt. Außerdem wurden noch vier andere Aufsätze von A.' Hand bekannt gemacht. Sie enthielten die Anordnung seines Leichenbegängnisses, eine Erzählung seiner Thaten, das Verzeichniß der Provinzen, Truppen und Einkünfte des Reichs, sowie eine Anweisung zur Regierung für die Nachfolger. In letzterer warnte er dringend vor zu großer Hingabe an einen Günstling, sowie vor Vergrößerung des schon jetzt nur mühsam zusammengehaltenen Reichs. Senat und Volk erkannten dem dahingeschiedenen Imperator göttliche Ehren, Feste, Tempel und ein Priesterkollegium zu. A. war von mittlerer Statur, aber wohlgebaut; seine Miene meist ruhig und heiter; sein Auge hell und glänzend, mit eigenthümlichem Feuer; seine Stimme schwach, aber wohlklingend u. einschmeichelnd. Seine Gesundheit hatte nie Festigkeit und Dauer; nur sorgfältige Körperpflege, musterhafte Mäßigkeit und Nüchternheit ließen ihn ein hohes Alter er-

Digitized by Google

reichen. Für gewöhnlich wohnte A. auf dem palatinischen Berge (Palatium), zur Erholung zog er sich auf die kampanischen Inseln oder nach Lanuvium, Präneste und Tibur zurück. Weitläufige und prachtvolle Landhäuser waren ihm zuwider. Auch in Kleidung, Hausgeräthe ꝛc. liebte er die größte Einfachheit. A. war ein Freund öffentlicher Schauspiele, nicht bloß aus Politik, sondern aus wahrer Herzensneigung. Lächerlich, selbst für einen Römer, erscheint sein Aberglaube. Träume, ungewöhnliche Naturerscheinungen und tausend andere Zufälligkeiten waren für seine Stimmung und Handlungsweise entscheidend. Trotz der Menge von Staatsgeschäften, trotz der sorgfältigen Ausarbeitung aller Reden, die A. im Senate, vor dem Volke oder vor den Soldaten hielt, widmete er täglich einige Zeit wissenschaftlichen Beschäftigungen. Unter seinen schriftstellerischen Versuchen werden, außer den eben erwähnten Aufsätzen genannt: „Rescripta Bruto de Catone", „Hortatio ad philosophiam", „De vita sua", „Sicilia", in Hexametern, Epigramme u. a.; Fragmente davon sind herausgegeben von J. A. Fabricius (1727) u. Weichert (Grimma 1841). A.' Styl war gewählt, aber ungekünstelt und leicht verständlich und faßlich. Vgl. die Biographien Suetons und Plutarchs; Löbell, Ueber das Princip des A., in von Raumers Taschenbuch, Jahrgang 1831, S. 212—230.

Augustusbad, erdig-salinische Eisenquelle und Bad im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Dresden, 3 Stunden von Dresden, bei Radeberg, an der sächsisch-schlesischen Eisenbahn, in einem freundlichen Thale gelegen. Von den 6 nach und nach entdeckten, früher von Lampadius und Ficinus, zuletzt (1846) von Stein analysirten Quellen ist die wasserreichste die sogenannte Stollenquelle, die an Eisen reichste die Stallquelle. Die Wirkung dieser Eisenwässer, meist allmählig erfolgend, ist eine nachhaltende, stärkende. Zunächst gibt sie sich kund durch Beseitigung von Mißigkeit und Kraftlosigkeit, Verminderung von Nervenempfindlichkeit und Verbesserung aller Stoff erzeugenden Organe. Ihre Anwendung findet daher Statt bei Bleichsucht ohne hektisches Fieber und Blutandrang nach der Brust, bei unordentlicher Menstruation, bei Hämorrhoidalbeschwerden, bei fieberloser Schwäche in Folge schwerer Krankheiten, Anstrengungen, Ausschweifungen und bei den verschiedenartigsten Lähmungen; ebenso bei hysterischen und hypochondrischen Verstimmungen; bei mehren Nervenschmerzen, wie halbseitigem Kopfschmerz, Gesichtsschmerz und verschiedenartigen Krämpfen, besonders hysterischen, und dem Veitstanz, ferner bei Neigung der Haut zu Schweißen ohne Fieber, zu Rheumatismen, Rosen, chronischen Hautausschlägen aller Art; bei Schleimhautkrankheiten, namentlich des Darmkanals, Gichtleiden der mannichfaltigsten Form, Skrophel- und englischer Krankheit.

Augustusburg, Schloß im königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirk Zwickau, zwischen Chemnitz u. Oederan, auf dem 1550 Fuß hohen steilen Schellenberg, mit herrlicher Aussicht; seit 1568 erbaut, früher Jagdschloß, jetzt Sitz eines Justiz- und Rentamts, sowie einer Oberförsterei. Im Schloßgarten befindet sich eine 500jährige Linde, im hintern Hofe ein 286 Ellen tiefer Brunnen.

Auktion (v. Lat.), s. Versteigerung.

Aul (Aoul), bei den kaukasischen Völkerschaften s. v. a. Dorf, Dorfschaft.

Aula (v. Lat.), in den ansehnlicheren Wohnhäusern der Griechen u. Römer ein freier, hofähnlicher Platz, welcher als Versammlungsplatz der Hausgenossen diente und in den späteren Zeiten öfters mit Hallen und Säulengängen umgeben war. Später bezeichnete man damit besonders Wohnung und Haushaltung einer fürstlichen Person; daher unser Hof. Im kirchlichen Sprachgebrauch bezeichnete A. den für die gläubigen Laien bestimmten Raum der Kirche, im Gegensatz zu den ausschließlich für die Priester bestimmten Lokalitäten. Dann wurde der Name im akademischen Sprachgebrauch auf die großen, zu öffentlichen Versammlungen u. Feierlichkeiten bestimmten Säle in Universitätsgebäuden, Gelehrtenschulen ꝛc. übertragen, und in Folge davon pflegt man wohl selbst den Inbegriff einer akademischen Genossenschaft mit jenem Namen zu bezeichnen.

Aulax *Berg*, Pflanzengattung aus der Familie der Proteaceen, mit traubenständigen männlichen und fast kopfförmigen weiblichen Blüthen mit blumenkronenartigem, 4theiligem, in der Mitte die Staubfäden tragendem Kelch und bauchiger, gebarteter Nuß, Sträucher auf dem Kap. A. pinifolia *Berg* hat quirlförmige Zweige, zahlreiche faden-, fast rinnenförmige, 2 Zoll lange Blätter und als männliche Pflanze (Protea pinifolia *Thunb.*) gelbe Blüthen in gebüschelten Endtrauben, als weibliche Pflanze (Protea bracteata *Thunb.*) einzeln stehende weiße Blüthenköpfe von Wallnußgröße. A. umbellata *R. Br.* hat einen 3—4 Fuß hohen, wenig ästigen Stamm, sitzende elliptische Blätter von Fingerlänge und als männliche Pflanze weiße Blüthen in fast doldenförmigen, übergebogenen Endtrauben, als weibliche Pflanze weiße Blüthenköpfe von Haselnußgröße. Beide Arten werden bei 6—8° Wärme und mäßiger Feuchtigkeit durchwintert und im Sommer im Freien an einen sonnigen Ort gestellt, aber vor heftigem und anhaltendem Regen verwahrt.

Aulich, Ludwig, ungarischer Revolutionsgeneral, 1792 zu Preßburg geboren, war beim Ausbruche der Märzrevolution von 1848 Oberstlieutenant im österreichischen Infanterieregiment Kaiser Alexander, das zu jener Zeit eben in Ungarn lag, wo es auf die neue ungarische Verfassung beeidet und nach den Schanzen von St.-Tamás gegen die Serben geschickt wurde. A. zeichnete sich bei den wiederholten Angriffen auf diese Serbenburg aus und stieg zum Obersten und Kommandanten des genannten Regiments. In den letzten Monaten von 1848 wurde er an das linke Donauufer beordert, um mit den dort koncentrirten Truppen gegen die vereinigte schwarzenberg-simunichsche Armee zu operiren. Deshalb, sowie wegen des bedeutenden Antheils, den er an dem Winterfeldzuge nahm, wurde er am 7. März 1849 vom Kriegsminister Mészáros zum General ernannt und erhielt die Führung des 2. Armeecorps. In dieser Stellung trug er bedeutend bei zu den glänzenden Siegen, welche die ungarische Armee im März und April über Windischgrätz erfocht. Während Görgei nach diesen Siegen zum Entsatz Komorns eilte, sollte A. den Zug dadurch maskiren, daß er die kaiserlichen Truppen vor Pesth durch Scheinangriffe und kleine Scharmützel beläßtigte und täuschte. Er entledigte sich dieses Auftrages und zog, als die kaiserlichen

Truppen am 23. April Pesth räumten, am 24. daselbst ein, wo er mit Jubel begrüßt und als der Held des Tages gefeiert wurde. Anfangs Mai ging er mit seinem Armeecorps auf das andere Donauufer hinüber und nahm nun an der Belagerung und Bestürmung Ofens bedeutenden Antheil. Im Juli wurde er mit Csány und Kis nach Komorn zu Görgei geschickt, um diesen zum Gehorsam gegen die Regierung zu bewegen, welche Sendung erfolglos blieb. Als Görgei später dem Portefeuille entsagte, wurde das Kriegsministerium A. übergeben. Indessen besaß er einerseits zu wenig Energie, andererseits aber zu viel Vertrauen auf Görgei, um durch entschiedenes Auftreten in der letzten Stunde diesen noch zu stürzen. Vielmehr stimmte er, durch Görgei's Zusagen geblendet, mit diesem in Arad für die Unterhandlung mit den Russen. Zum Lohn dieses blinden Vertrauens wurde er in Arad am 6. Oktober 1849 mit 12 Leidensgefährten gehenkt. A. war unstreitig einer der tüchtigsten Generäle und einer der muthigsten Haudegen der ungarischen Armee; doch stand er als Armeeführer an Genialität den jüngern Generälen weit nach, sowie es ihm als Minister an staatsmännischer Klugheit, im entscheidenden Augenblicke an Energie fehlte.

Aulis, tanagräischer Flecken in Böotien, auf einem in den Kanal von Euböa vortretenden Felsengrunde; dabei der Hafen, wo sich die argivische Flotte vor ihrem Zuge gegen Troja unter Agamemnon sammelte; jetzt Vathi. In dem anliegenden Tempel der Diana sollte Iphigenia geopfert werden. Zu Pausanias' Zeit wohnten hier bloß Töpfer.

Aulnaye, François Henri Stanislas de l', verdienstvoller französischer Schriftsteller, geboren 1739 zu Madrid, war Parlamentsadvokat zu Paris, Sekretär des Museums, † 1830 im Hospital. A. gehört zu den fleißigsten und vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit. Seine bemerkenswerthesten Schriften sind: „De la saltation théâtrale", eine von der Akademie der Inschriften gekrönte Preisschrift (Paris 1790); „Histoire générale et particulière des religions et cultes de tous les peuples du monde" (das. 1791, ins Deutsche übersetzt von J. F. Breyer, Erlangen 1792); „Pax vobis, ou l'Anti-maçon" (Philadelphia 1791); „L'Habit gris, ou le Juste-milieu, roman philosophique" (1791, 2 Bde.); „Vie d'Abailard et d'Heloise" (in der Ausgabe ihrer Briefe, Paris 1796, 3 Bde.); „Mémoire sur la Franche-Maçonnerie" (das. 1806). Außerdem verdankt Frankreich dem Fleiße A.'s eine treffliche Ausgabe der Werke Rabelais' (Paris 1820, 3 Bde., 1823, 3 Bde.), sowie die vollständigste und treueste Uebersetzung des Don Quixote („L'ingénieux chevalier Don Quixote de la Manche", Paris 1821, 4 Bde.); auch war er Mitherausgeber der Werke Rousseau's (1788) u. der „Cérémonies religieuses" (1810, 12 Bde.).

Aulne (Aune, spr. Ohn), Fluß im französischen Departement Finisterre, entspringt bei Callac, bildet einen Theil des Kanals zwischen Nantes und Brest und mündet nach 16 Meilen langem Laufe in die Rhede von Brest.

Auma, Stadt im sachsen-weimarischen Kreis Neustadt, Amtssitz mit 1600 Einw., welche Weberei und Strumpfwirkerei treiben.

Aumale (sonst Alba Marla), Stadt im französischen Departement Niederseine, an der Bresle, mit 1850 Einwohnern, welche Fabrikation von groben Tüchern, Serge, Blonden u. Fayence betreiben. In der Nähe sind eisenhaltige Mineralquellen (les Molières) mit freier Kohlensäure, Hydrothionsäure, kohlensaurem und salzsaurem Kalk, 8–9° R. Früher war A. eine Grafschaft, welche zu Lothringen gehörte und nach der sich mehre Sprößlinge des lothringischen Fürstenhauses nannten.

Aumale, 1) Claude I. de Lorraine, Herzog von A., Sohn des Herzogs René II. von Lothringen, wie seine Nachkommen Großjägermeister von Frankreich, zeichnete sich in den Kriegen König Franz' I. bei mehren Gelegenheiten vortheilhaft aus. Im Jahre 1515 befehligte er die Truppen seines Oheims, des Herzogs von Geldern, bei Marignano, schlug 1522 die Engländer bei Hesdin und die Deutschen vor Neufchâteau im Lothringischen, zerstreute mit seinem Bruder Anton bei Savern die aufrührerischen deutschen Bauern, welche die angrenzenden Gebiete Frankreichs u. Lothringens bedrohten, eroberte 1452 als Gouverneur der Champagne das Herzogthum Luxemburg u. † den 12. April 1550 zu Joinville.

2) Claude II. de Lorraine, Herzog von A., Sohn des Vorigen, geboren 1523, ward 1550 Gouverneur von Burgund und zeichnete sich in den Kriegen König Heinrichs II. aus. Bei der Belagerung von Metz durch Karl V. 1552 wurde er zwar von dem Markgrafen von Brandenburg geschlagen, schwer verwundet und gefangen, gab aber im folgenden Jahre im Treffen von Renti und bei der Erstürmung von Volpiano in Piemont Beweise von Tapferkeit und militärischem Talent. Im Jahre 1558 wirkte er mit zur Wiedereroberung von Calais und nachher in den Schlachten von Dreux, St. Denis u. Montcontour. Als entschiedenster Gegner Coligny's, dem er den Tod seines Bruders, des Herzogs von Guise, Schuld gab, verfolgte er die Hugenotten und war einer der Hauptanstifter der Bluthochzeit. Er fiel den 14. März 1573 bei der Belagerung von La-Rochelle durch eine Kanonenkugel.

3) Charles de Lorraine, Herzog von A., Sohn des Vorigen, bewies sich als eifrigen Verfechter der guisisch-katholischen Partei u. ward 1589 von der Ligue zum Kommandanten von Paris ernannt. Bei der Belagerung von Senlis von dem Herzog von Longueville und bei Arques und Ivry von Heinrich IV. geschlagen, vertheidigte er gleichwohl Paris mit Glück gegen letztern u. ging, als der König in Frankreich anerkannt, ihm selbst aber das Gouvernement der Picardie verweigert worden war, zu den Spaniern über. Er wurde vom Parlamente zum Tode verurtheilt u. im Bilde geviertheilt u. † 1631 zu Brüssel. Mit seinem Bruder, Claude de Lorraine, Herzog von A., der beim Ueberfall von St. Denis den 3. Jan. 1591 blieb, erlosch das Geschlecht.

4) Henri Eugène Philippe d'Orléans, s. Orléans.

Aumont, 1) Jean d', Marschall von Frankreich, einer der tüchtigsten Generäle des 16. Jahrhunderts, aus einem alten Adelsgeschlecht 1522 geboren, focht zuerst mit Auszeichnung unter dem Marschall von Brissac in Piemont, wurde in der Schlacht bei St. Quentin 1557 verwundet und gefangen, nahm 1562 an den Schlachten von Dreux, St. Denis und Montcontour und 1573 an der Belagerung von La-Rochelle Theil. Stets ein treuer Anhänger des Königs, wurde er von Heinrich III.

1579 zum Marschall von Frankreich ernannt. Nach Heinrichs III. Tode war er einer der Ersten, die Heinrich IV. anerkannten, und wurde von diesem zum Gouverneur der Champagne und nach den Schlachten von Arques und Ivry zum Gouverneur der Bretagne ernannt. Als solcher nahm er den Ligueisten mehre feste Plätze und † den 19. August 1575 an einer Schußwunde, die er bei der Belagerung von Camper erhalten hatte.

2) Louis Marie Céleste, Herzog von A., geboren um 1762, war bis zum Tode seines Onkels Herzog von Pienues, dann bis 1814 Herzog von Villequier. Zuerst Anhänger, dann Gegner der Revolution, wanderte er 1792 nach Spanien aus, kämpfte hier als Freiwilliger gegen sein Vaterland und ward Oberst. Nach dem Frieden (1795) begab er sich zu Ludwig XVIII. nach Mitau. Eine Mission führte ihn 1800 nach Schweden, wo er das Regiment royal Suédois gegen Napoleon I. errichtete. Von 1805—1808 kämpfte A. als schwedischer Offizier in Mecklenburg, Pommern und auf den Alandsinseln. Nach der französischen Restauration ward er von Ludwig XVIII. zum Generallieutenant und Befehlshaber der 14. Militärdivision ernannt. Die Rückkehr Napoleons trieb ihn von Caën nach England. Seine tollkühne Expedition zum Sturze Napoleons von Jersey aus nach dem Departement Calvados glückte nur, weil unterdessen die Preußen bereits in Paris eingerückt waren. A. kehrte hierauf als erster Kammerherr zum Könige zurück, übernahm zugleich die Oberintendantur der Opéra-Comique und † den 12. Juli 1831 in ziemlich zerrütteten Vermögensumständen. Seine zweite Gemahlin war die geistreiche Wittwe des Grafen Renilly, bekannt 1816 als Gründerin eines wohlthätigen Vereins und seines Organs, des „Bon Français".

Aune (franz.), Elle, früheres französisches Längenmaß zur Messung der Ellenwaaren. Die alte pariser A., welche ehemals in Frankreich fast allgemein in Gebrauch war, betrug 526⅝ alte pariser Linien (lignes) = 1,188446 französ. Meter = 1,78194 preuß. Ellen. Die A. der Krämer war etwas kleiner, = 526⅘ pariser Linien, die A. der Tuchhändler = 525⅞ pariser Linien. Die alte pariser A. erhielt in Süddeutschland und in der Schweiz als besonderes Ellenmaß den Namen Stab u. ist sie in Frankreich noch in Gebrauch u. hier = 1,182 Meter = 523,976 par. Linien = 2,15969 frankfurter Ellen.

Aunis, Landschaft im westlichen Frankreich, 27,7 QM. groß u. bildet jetzt den nordwestlichen Theil des Departements Niedercharente. Der dort gebaute Wein (Aunisweiu) ist ein guter Rothwein.

Aunoy (Aulnoy), Marie Cathérine Jumelle de Berneville, Gräfin von, Gemahlin des Grafen François de la Mothe d'A., geistreiche und zu ihrer Zeit beliebte französische Schriftstellerin, geboren 1650, erhielt durch ihre Tante, die geistreiche Desloges, die an Ludwigs XIII. Hof lebte, eine romanhafte Richtung, † 1705. Durch ihre „Contes de Fées" (Par. 1698, 4 Bde.; neue Ausgabe, daf. 1810, 5 Bde.; ins Deutsche übersetzt in der „Blauen Bibliothek aller Nationen", Gotha 1790, Bd. 3—5) hat sie nächst Perrault die Feenmärchen in Aufnahme gebracht. Doch liegen ihren Erzählungen fast immer wahre Begebenheiten ihrer Zeit zu Grunde, die sie mit älterem Märchenstoffe geschickt zu umgeben und leicht und witzig zu erzählen verstand. Ihre Romane sind vergessen und ihre „Mémoires de la cour d'Espagne", sowie die „Voyage en Espagne", die „Mémoires de la cour d'Angleterre" und die „Mémoires d'Hippolyte, comte de Douglas", nur als Proben des galanten Hoftons jener Zeit beachtenswerth.

Aupa (Aupe auch Eipel), 1) Nebenfluß der Elbe, durch den Zusammenfluß der großen und kleinen A. gebildet. Erstere entspringt aus mehren Quellen zwischen der Schneekoppe und dem östlichen Gipfel des Brunnenberges, auf einem wasserreichen Hochplateau, stürzt in den schauerlich grotesken Aupengrund, den malerischen Aupenfall bildend, fließt dann einige 100 Schritte unter der Erde fort und vereinigt sich bei Großaupe mit der kleinen A., welche von der schwarzen Koppe des Forstkamms kommt. Der Fluß geht an Trautenau vorüber und mündet in Böhmen bei Jaromirz in die Elbe. Das Thal oberhalb Trautenau gehört zu den schönsten Partien des Riesengebirges. — 2) (Groß- und Klein-A., Grenzbauden), eine der größten und weitläufigsten Dorfgemeinden des böhmischen Riesengebirges, Kreis Gitschin, zur Herrschaft Maschendorf gehörig, theils in, theils über dem Aupengrunde, bis zur Schneekoppe hin, 4 Stunden von Trautenau sich erstreckend, zusammen mit 3500 Einwohnern, welche sich mit Viehzucht, Garnspinnerei u. Holzarbeit beschäftigen.

Aupik, französischer General, am 28. Februar 1789 in Gravelines im Norddepartement geboren, trat 1809 als Unterlieutenant in die Linie ein und machte als solcher die Feldzuge in Oesterreich mit. Seit 1811 Lieutenant, focht er 1812 in Rußland, kämpfte 1813 in Spanien und als Kapitän-Adjutant-Major in der kaiserlichen Garde bei der großen Armee, machte 1814 den Feldzug in Frankreich und 1815 den in Belgien mit, nahm jedoch im September 1815 seinen Abschied. Im Jahre 1817 trat er wieder in die Legion des Gersdepartements ein, wurde 1818 Adjutant, bald darauf dem Generalstab zugetheilt und 1823 bei der Pyrenäenarmee Bataillonschef 1828 Generalstabschef einer Infanteriedivision, 1830 im Generalstab der 2. Division der afrikanischen Expedition angestellt und Oberstlieutenant, 1831 Chef des Generalstabs der 7. Militärdivision, 1834 Oberst, Generalstabschef des Lagers von Compiègne, 1839 Generalmajor, 1842 Generalstabschef des Operationscorps an der Marne, Kommandant des Departements der Seine und des Platzes Paris, 1844 Generalstabschef des Operationscorps an der Mosel, 1847 Generallieutenant und Generalinspektor im 5. Infanteriebezirk, Kommandant der 2. Subdivision des Operationscorps des Lagers von Compiègne und Kommandant der polytechnischen Schule. Am 15. April 1848 ward er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten für die Sendung nach Konstantinopel zur Verfügung gestellt, welchen Posten er bis 1851, wo er als Botschafter an den englischen Hof gesendet ward, bekleidete. Im August 1851 ging er als Botschafter nach Madrid, wo er bis April 1853 verweilte. Er † den 29. April 1857 in Paris.

Au porteur (franz.), in Deutschland eingebürgerter Ausdruck, dem unser „an den Inhaber" entspricht und der hauptsächlich von Geldpapieren gebraucht wird. Das Eigenthum an solchen wird nämlich entweder durch die darin enthaltene nament-

liche Bezeichnung des rechtmäßigen Eigenthümers dargethan (im welchem Falle sie „auf den Namen" lauten), oder durch den bloßen Besitz, in welchem Falle eben die Papiere a. p. gestellt sind. Sofern das Dokument a. p. ein Staats-, Kommunal-, ständischer oder ähnlicher Schuldschein oder eine Aktie ist, hat mithin der Inhaber das volle Recht auf die Rückerhebung bei der Heimzahlung, auf den Zins- oder Dividendengenuß, sowie auf den Verkauf, über welchen kein schriftlicher Vormerk (Cession, Indossement) auf dem Papier erfolgt, während dies bei Papieren „auf den Namen" allerdings geschieht. Behufs der Zins- und Dividendenerhebung sind den Papieren a. p. gewöhnlich besondere Zins- und Dividendenleisten, sogenannte Coupons, beigegeben, welche gleichfalls an den Inhaber zahlbar sind. In selteneren Fällen erfolgt die Beglaubigung über Zins- und Dividendenzahlungen durch Abstempelung des Originaldokuments seitens der zahlenden Behörde. Einem unrechtmäßigen Inhaber eines Papiers a. p. würde man den förmlichen Beweis des unrechtmäßiges Besitzes führen müssen, was immer schwierig ist; auch kann man sich nicht an die spätern Inhaber halten, welche das Dokument auf rechtmäßigem Wege erworben haben. Papiere a. p. gewähren demnach zwar große Bequemlichkeit rücksichtlich der Eigenthumsübertragung durch bloße Uebergabe (und der Zinserhebungen mittelst Coupons) und sind deshalb jetzt fast allgemein bei öffentlichen Anleihen und Aktienunternehmungen üblich, erfordern aber auch sorgfältige Aufbewahrung, da Verlorengehen oder Entwendung das durch sie verbriefte Eigenthum in sehr vielen Fällen geradezu aufhebt. Ein Geldokument, welches sachgemäß immer auf den Inhaber lautet, ist das eigentliche Papiergeld, zu welchem auch die Banknoten gehören. Wechsel a. p. sind namentlich in England und Dänemark erlaubt, in Frankreich wenigstens sogenannte eigene Wechsel a. p. (Billets a. p.). Die allgemeine deutsche Wechselordnung erkennt dagegen derartige Papiere nicht als Wechsel an, doch kann man auch bei uns durch Ausstellung des Wechsels an eigene Ordre und offen bleibendes Blancoindossement (s. Indossement) einen gleichartig wirkenden Wechsel schaffen. Auch Connossemente können a. p. gestellt werden, was jedoch nur sehr selten geschieht.

Aur, australische Inselgruppe, zum Mulgravesarchipel und zur Radacklette gehörig, südlich von der Kawengruppe, von Kotzebue Traversey und von Gilbert Ibbetsonsinseln genannt. Sie ist mit ihrer Mitte unter 8° 18′ 40″ nördl. Br. u. 171° 12′ östl. L. von Greenwich gelegen und begreift 32 Inseln und Eilande, worunter Aur, Ormed, Pigen und Stobual die größten sind. Die Kokospalme und der Brodfruchtbaum gedeihen hier sehr gut, selbst den Pisang und die Arumwurzel findet man in größtem Ueberflusse. Die Zahl der Eingebornen beträgt 300—400.

Aura, s. Maultrommel.

Aura (lat.), Luft, Hauch; in der Medicin Bezeichnung der krankhaften Erscheinungen, welche Hautausschlägen und Nervenkrankheiten als Vorboten vorherzugehen pflegen; auch s. v. a. Gunst, a. popularis, Volksgunst.

Aurach (Herzogenaurach), Stadt im bayerischen Regierungsbezirk Oberfranken, am gleichnamigen Flüßchen, mit Wollenmanufaktur, Hopfen- und Tabaksbau und 1604 Einwohnern.

Aurantiaceen, dikotyledonische Pflanzenfamilie mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Der Kelch ist glockig oder krugförmig, mit der Blüthenscheibe etwas verwachsen, 3—5zähnig; 3—5 Blumenblätter stehen auf breitem Grunde vor der Blüthenscheibe und erscheinen in der Knospenlage leicht dachziegelig; die Staubgefäße oft vielbrüderig, sind entweder in derselben Anzahl wie die Blumenblätter, oder in der doppelten, oder in vielfach größerer Anzahl vorhanden; der Fruchtknoten ist mehrfächerig; ein einzelner Griffel trägt eine dicke Narbe; die Frucht ist meist eine vielfächerige, saftige Beere mit in den Innenwinkeln hängenden, öfters mehre Keimlinge enthaltenden Samen. Die Gattung enthält Sträucher und Bäume mit spiralig stehenden, am Stiele gegliederten und häufig ablaufend geflügelten Blättern und hartem Holze. Die Rinde der Früchte enthält, wie alle anderen grünen Theile, in besonderen Oeldrüsen ätherisches Oel und bittern Extraktivstoff. Im Innern der Früchte ist meist Aepfel- und Citronensäure mit Zucker, Gummi und Eiweiß enthalten; die meisten Gattungen und Arten finden sich in Ostindien, doch sind sie auch über das tropische Amerika und Afrika und die angrenzenden Länder der gemäßigten Zone verbreitet. Die wichtigste Gattung ist Citrus, Orange.

Auras, Stadt in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, an der Oder, mit altem Schloß, Hospital, Getreide- und Tabaksbau, Schifffahrt, Potaschesiederei u. 1037 Einwohnern.

Aurasgebirge (Dschebel Auras), Theil der inneren Kette des Atlas (s. d.) im östlichen Algerien, steigt in seinem höchsten Gipfel bei Batna bis zu 5300 Fuß hoch.

Auray, Stadt im französischen Departement Morbihan, am gleichnamigen Fluß und am Meerbusen Morbihan, mit einem Hafen und 3900 Einwohnern, welche lebhaften Handel mit Getreide, Vieh, Leder, Wachs und Honig treiben. Hier Schlacht den 24. September 1364 zwischen Karl von Blois und dem Grafen von Montfort, welche den 23jährigen Krieg um Bretagne entschied. Karl von Blois wollte, vom König von Frankreich unterstützt, das von dem Grafen von Montfort belagerte A. entsetzen. Die Schlacht blieb lange unentschieden. Nachdem aber Karl von Blois getödtet und Bertrand du Guesclin gefangen genommen worden war, entschied sich der Sieg für den Grafen von Montfort.

Aurbacher, Ludwig, nahmhafter deutscher Schriftsteller, am 26. August 1784 zu Markt-Türkheim in der bayerischen Provinz Schwaben geboren, ward als Sohn eines armen Nagelschmieds für das Klosterleben bestimmt und als 12jähriger Knabe in das Benediktinerseminar zu München aufgenommen. Von da kam er in das Kloster zu Ottobeuern, nach dessen Säkularisation er in dem vorderösterreichischen Stift Wiblingen Aufnahme fand. Von Glaubenszweifeln heimgesucht, verließ er das Kloster, fiel aber bald dem bittersten Elend anheim, bis er eine Stelle als Hauslehrer in einer vornehmen Familie fand. Im Jahre 1809 wurde er als Professor des deutschen Styls und der Aesthetik am königlichen Kadettencorps nach München berufen, welche Stelle er bis 1834 bekleidete. Als Schriftsteller trat er zuerst 1813 vor das Publikum. Seitdem zeugten

zahlreiche pädagogische, linguistische, belletristische Schriften, hauptsächlich aber Volksbücher von seiner Thätigkeit. Wir haben von ihm streng theoretische Werke über verschiedene Zweige der deutschen Styl- und Sprachlehre, von denen wir nur sein „Kleines Wörterbuch der deutschen Sprache" (Sulzbach 1828) und sein „Lehrbuch des deutschen Styls" (2 Bde., 2. Aufl., München 1826) nennen. Seine „Vorschule zur Geschichte und Kritik der deutschen Literatur", wie seine in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten literarischen Kritiken zeugen von Geschmacksreinheit und großer Beurtheilungsgabe. In seinen pädagogischen Werken, namentlich in seinen weitverbreiteten „Pädagogischen Phantasien" (München 1838), legte er einen reichen Schatz von Erfahrungen nieder. Seine belletristischen Arbeiten, seine „Dramatischen Versuche" (München 1826), seine „Novellen" und „Lyrischen Gedichte" sind eigentlich nur Studien und lassen freie Produktivität vermissen. Merkwürdiger Weise ließ er gerade diese Arbeiten unter seinem Namen erscheinen, während seine bedeutenderen Produktionen, seine Volksschriften anonym erschienen. Daher blieb A.s Name ziemlich unbekannt, und selbst in München, wo er fast 40 Jahre lebte, kannten nur Wenige den Verfasser der „Abenteuer der sieben Schwaben" (Reutl. 1846), des „Spiegelschwaben" und des „Volksbüchleins". Daß er auch den tieferen philosophischen Kern einer Sage aufzufassen verstand, bewies er in seiner „Geschichte des ewigen Juden". Neben seinen Volksbüchern besitzen wir von ihm eine „Anthologie deutscher katholischer Gesänge aus älterer Zeit", zu der ihm seine Studien ein reichliches Material lieferten. Auch gab er die „Geistlichen Hirtenlieder" und den „Cherubinischen Wandersmann" von Angelus Silesius heraus. Die „Perlenschnüre", religiös-philosophische Sprüche, die mehre Kritiker für ein Werk des Angelus Silesius gehalten haben, sind von A. selbst, aber dem Ton jenes Dichters so angenähert, daß der Irrthum ein leicht verzeihlicher ist. Fast ununterbrochen kränklich, redigirte A. von 1829—1832 die „Schulblätter", eine Zeitschrift für Volksschulwesen. Seit 1834 wegen seiner zunehmenden Kränklichkeit in den Ruhestand versetzt, war er trotz seiner sich steigernden körperlichen Leiden noch literarisch thätig, dichtete eine Reihe von Xenien, entwarf seine Selbstbiographie und vollendete sein „Schwäbisches Idiotikon". Er starb den 25. Mai 1847.

Aurea, Heilige und Wunderthäterin zu Paris im 7. Jahrh., Aebtissin eines von Bischof Eligius erbauten Klosters. Nach ihr sind die Filles de St. Aure benannt, die 1705 für Hospitaldienst gestiftet und 1826 erneuert wurden. A. ist auch Name einer der 11,000 Jungfrauen zu Köln.

Aurelianus, Cajus Domitius, römischer Kaiser von 270—275 n. Chr., stammte aus der Gegend von Sirmium in Pannonien, wo sein Vater einen kleinen Pachthof bewirthschaftete. Er trat als gemeiner Soldat in das römische Heer, stieg nach und nach zu den höchsten militärischen Würden empor und war im Kriege des Kaisers Claudius gegen die Gothen Oberbefehlshaber der Reiterei. Unter Valerian erwarb er sich in den Kriegen gegen die Barbaren so hohen Ruhm, daß ihn der Kaiser zum Konsul erhob. Auf desselben Kaisers Empfehlung adoptirte ihn der Senator Ulpius Crinitus, gab ihm seine Tochter zur Ehe und half mit seinem Reichthum der ehrenvollen Armuth ab, welche A. makellos bewahrt hatte. Kaiser Claudius empfahl ihn sterbend dem Heere als den würdigsten Thronfolger, und bereitwillig bekleideten die Legionen an der Donau ihren tapfern Führer mit dem kaiserlichen Purpur. Seine Regierung dauerte zwar nur 4 Jahre und 9 Monate, aber diese kurze Periode ist durch eine Reihe ruhmvoller Thaten ausgezeichnet. Zuerst wandte er sich gegen die Gothen und zwang sie nach blutigem Kampfe zum Frieden, in dem sie sich verpflichteten, dem römischen Heere 2000 Reiter als Hülfstruppen zu stellen, und sich dafür ungestörten Rückzug und einen regelmäßigen Markt an der Donau bedungen. Dies führte allmählig zu engen, freundschaftlichen Verbindungen zwischen Römern und Gothen, und so konnte es A. wagen, die Legionen aus Daeien abzuberufen und diese große Provinz den Gothen zu überlassen. Inzwischen hatten die Alemannen die Friedensbedingungen, die ihnen Claudius aufgenöthigt hatte, gebrochen und von Neuem zu den Waffen gegriffen. In großer Anzahl brachen sie ins römische Gebiet ein u. drangen verwüstend bis in die Poebene vor. A. sammelte schleunigst die schnellsten seiner Truppen, zog in Eilmärschen am Saume des hercynischen Waldes hin und schnitt den Alemannen den Rückzug ab. Ihre Bestürzung verschaffte ihm einen leichten Sieg, und geschickt wußte er ihn zu benutzen, indem er die Feinde umzingelte. Während er noch mit ihnen unterhandelte, rief eine dringende Angelegenheit den Kaiser nach Pannonien, so daß er seinen Unterfeldherren die Vernichtung der Alemannen überlassen mußte. Als aber letztere die Unmöglichkeit sahen, über die Donau und durch das römische Lager zu gelangen, brachen sie durch die römischen Posten in ihrem Rücken und drangen von Neuem über die Gebirge in das Gebiet von Mailand ein. Der Kaiser sah sich genöthigt, zur Rettung Italiens herbeizueilen. Eine Schlacht bei Placentia fiel zum Nachtheil der Römer aus, die eine so empfindliche Niederlage erlitten, daß man in Rom schon den Umsturz des Reichs befürchtete und die sibyllinischen Bücher um Rath fragte. Die zweite Schlacht bei Fano in Umbrien endete dagegen mit einer völligen und entscheidenden Niederlage des Feindes, dessen fliehende Ueberreste in einer dritten u. letzten Schlacht bei Pavia vernichtet wurden. Um die Hauptstadt vor künftigen Einfällen der Barbaren zu schützen, begann A. Rom in einem Umfange von 20 Meilen zu befestigen, welches Werk unter Kaiser Probus vollendet wurde. Nachdem A. die Alemannen und Gothen besiegt, richtete sich seine Thätigkeit auf die Züchtigung der Usurpatoren, welche sich innerhalb der alten römischen Grenzen festgesetzt hatten, und die Vereinigung der zerstückten Theile des Weltreichs. In Gallien hatten sich schnell nach einander mehre Usurpatoren erhoben und waren wieder gestürzt worden. Auf Anstiften der Victoria, der Mutter des ermordeten Usurpators, Victorinus, welche unter dem Titel Augusta in Gallien eine unumschränkte Macht ausübte, hatte Tetricus, der Statthalter von Aquitanien, den Purpur sich angelegt. Der Abhängigkeit von den zügellosen Legionen müde, bat er aber insgeheim den Kaiser um Hülfe, rüstete sich jedoch zum Schein gegen ihn und rückte ins Feld. Vor Beginn des Kampfes entfloh er mit

einigen Getreuen, und sein Heer wurde bei Chalons in der Champagne bis auf den letzten Mann niedergehauen. Kaum hatte A. auf diese Weise die kaiserliche Macht vom Rhein bis an die Säulen des Hercules wieder hergestellt, als er seine siegreichen Waffen gegen Zenobia, die berühmte Königin von Palmyra und die Gebieterin des Orients, wandte. Die Städte Aneyra, Tyana und Antiochia unterwarfen sich ihm, u. in zwei großen Schlachten, bei Antiochia u. Emesa, erkämpften seine Truppen einen vollständigen Sieg, so daß sich Zenobia in ihre Hauptstadt Palmyra zurückziehen mußte, wo sie sich eine Zeitlang tapfer vertheidigte. Endlich entschloß sie sich zur Flucht und hatte bereits das Ufer des Euphrat erreicht, als sie von der leichten Reiterei des A. eingeholt wurde. Bald darauf ergab sich auch ihre Hauptstadt und wurde geschont. A. kehrte darauf zurück und hatte schon die Küste Europa's betreten, als die Kunde von der Empörung der Palmyrener und der Niedermetzelung der römischen Besatzung ihn von Neuem in die Wüste rief. Das wehrlose Palmyra mußte schwer dafür büßen. Noch während der Empörung Palmyra's war ein neuer Rebell an den Ufern des Nil aufgestanden in der Person des Firmus, eines reichen Kaufmanns, der, ein Freund und Bundesgenosse Zenobia's, in Alexandria die kaiserliche Macht sich angemaßt hatte. Aber seine ungeregelten Schaaren zerstoben bei A.' Heeranzuge, und so konnte A. dem römischen Senate, dem Volke und sich selbst Glück wünschen, daß er binnen drei Jahren in der ganzen römischen Welt Ruhe und Ordnung hergestellt habe. Ein glänzender Triumph feierte das Verdienst des Wiederherstellers des Reichs, besonders verherrlicht durch die mit goldenen Ketten belastete Zenobia, welche zu Fuß dem Wagen des Siegers folgte. A. benahm sich gegen sie, sowie gegen seine übrigen Nebenbuhler mit einer Milde, wie sie von den Siegern im Alterthume selten geübt wurde. Die Usurpatoren durften ihr Leben im Ueberflusse und in ehrenvoller Ruhe hinbringen. Tetricus erhielt sogar seinen senatorischen Rang und seine Reichthümer zurück und wurde von A. des nähern Umganges gewürdigt. Einen beträchtlichen Theil der Beute weihte A. den Göttern Roms; der von ihm errichtete Tempel der Sonne auf dem quirinalischen Berge erhielt allein 15,000 Pfund Goldes. Nachdem A. die äußeren und inneren Feinde bezwungen, steuerte er mit heilsamer Strenge den Verbrechen und Faktionen, welche unter den vorhergehenden Herrschern frech ihr Haupt erhoben hatten. Doch konnte die kurze Zeit des Friedens, welche den kriegerischen Thaten A.' folgte, zu dem schwierigen Werke einer durchgreifenden Reform unmöglich zureichen. Selbst seinem Versuche, den richtigen Gehalt der Münzen herzustellen, widersetzte sich das Volk in heftigem Aufstande. A. unterdrückte ihn und machte von seinem Siege mit nachsichtsloser Strenge Gebrauch. Ueberhaupt bestrafte er geringe Vergehen mit militärischer Strenge u. trug die rücksichtslose Disciplin des Lagers in die Civilverwaltung über. Seine Gerechtigkeitsliebe wurde nicht selten zur blind-wüthenden Leidenschaft, die ihn geregeltes Verfahren und Verhältniß der Strafen ganz vergessen ließ. Wenige Monate nach seinem Triumphe zog A. nochmals ins Feld, und zwar gegen den Perserkönig, welcher der Majestät Roms Trotz bot. Er war an der Spitze eines wohl disciplinirten Heeres bis an den Hellespont gekommen, als Meuterei seinem ruhmvollen Leben ein unerwartetes Ziel setzte. Einer seiner Sekretäre fürchtete Strafen wegen Erpressungen und wußte einige der vornehmsten Befehlshaber in seine Besorgnisse zu verwickeln. Indem er die Hand seines Gebieters täuschend nachahmte, zeigte er ihnen in einer langen Liste ihre Namen als dem Tode verfallen. Ohne Prüfung und Ahnung eines Betrugs, beschlossen sie, ihr Leben durch Ermordung des Kaisers zu retten. A. ward auf dem Marsche zwischen Byzanz und Heraclea von den Verschwornen angegriffen und fiel nach kurzer Gegenwehr durch die Hand Mukapors, eines Anführers, dem er stets sein Vertrauen geschenkt hatte, im Januar 275. Die Legionen beklagten u. rächten ihren siegreichen Führer. Die List des treulosen Sekretärs ward entdeckt und bestraft.

Aurelius, Victor, römischer Geschichtschreiber, s. Victor.

Aurengabad (Aurnngabad, Aurungabunder), vorderindische Provinz in Dekan, Präsidentschaft Bombay, wird im Norden von Guzerate, Khandesch und Berar, im Süden von Bidschapur u. Bider, im Osten von Berar und Hyderabad, im Westen vom indischen Ocean begrenzt. Ein Zweig der Ghats theilt die Provinz in einen östlichen und westlichen Theil, wovon letzterer das Küstenland am indischen Meere, ersterer ein Hochplateau von etwa 2000 Fuß absoluter Höhe bildet. Bedeutende Flüsse besitzt A. nicht, obgleich darin die Flüsse Beema, Neera u. Godavery entspringen. Das Klima ist im Sommer, besonders während der Mussons, sehr ungesund, aber doch dem Anbau europäischer Früchte sehr günstig. Hauptprodukte sind Reis, Mais, Weizen, Baumwolle, Indigo, Zucker; das Thierreich liefert hauptsächlich Pferde, das Mineralreich Eisen. Der Flächeninhalt beträgt 2800 QMeilen. Die Einwohner, gewöhnlich auf 6 oder 8 Millionen geschätzt, sind meist Mahratten und Hindu's, etwa $^1/_{20}$ Moslems, $^1/_{00}$ Christen, wenige Parsen und Juden. Allgemein gebräuchlich ist die Mahrattensprache; nur die höhern Stände reden das Hindostanische u. Persische. Bis 1818 waren drei Viertel des Landes den Mahratten, das Uebrige, mit geringer Ausnahme, dem Nizam unterworfen. Seitdem ist es nach und nach unter die Herrschaft und Oberhoheit der Engländer gekommen, mit Anerkennung der Rechte einiger Häuptlinge in ihren Gebieten, namentlich des Nizam von Hyderabad. Gegenwärtig ist A., nachdem es geraume Zeit die Heimat der Räuber gewesen, eine der ruhigsten Provinzen des anglo-indischen Reichs.

Die gleichnamige Hauptstadt, früher Kirki genannt, ehemalige Residenzstadt des Großmoguls, erhielt ihren Namen von Aurengzeb, der sie zu seinem Sitze wählte, sie verschönerte und befestigte. Sie blieb Hauptstadt, bis in neuester Zeit dem Nizam die Nachbarschaft der Puna-Mahratten unbequem erschien und er deshalb seinen Sitz nach Hyderabad verlegte. Seitdem verfällt die schöne Stadt. Sie liegt im Norden des Gebiets des Nizam, in der Nähe des Taptigebirges, östlich von Bombay an dem zum Godavery abfließenden Bergstrom Kowlab, der sie von der Vorstadt Begumpurah trennt, in einem wasserreichen, zum Theil sumpfigen Bassin, umgeben von größtentheils nackten Felsen-

höhen. A. ist die wasserreichste Stadt Indiens; fast jedes Haus hat ein Wasserbassin und einen Springbrunnen im Hofraume. Die Aquädukte, auf denen die Stadt ruht, sind größtentheils verfallen, wie die zahlreichen Moscheen und Paläste. Die Hauptstraße oder der Bazar ist fast 2 englische Meilen lang und sehr breit und geht an dem einen Ende in einen schönen Marktplatz aus. Ein berühmtes Mausoleum von weißem Marmor mit vorzüglichen Mosaikbasreliefs erhebt sich über Baumgruppen und zahlreiche Ruinen. Das ausgezeichnetste Gebäude ist aber der von stattlichen Säulen und Bogen getragene Palast des Nizam. Gegenwärtig hat A. 50,000 Einwohner. Drei Meilen nordwestlich von der Stadt, jenseits der merkwürdigen Festung Daulatabad, liegt auf romantischer Höhe das Dorf Rosa, das wegen seines gesunden Klima's aus weiter Ferne besucht wird.

Aurengzeb (Aureng-Zeyb, d. i. Zierde des Thrones), mongolischer Beherrscher Indiens (Großmogul) von 1660—1706, geboren den 20. Oktober 1619, war ein jüngerer Sohn des Schah Dschihan oder Jehan und nicht für den Thron bestimmt. Geschickt verbarg er seine Herrschsucht unter der Maske strenger Frömmigkeit, bis ihm die Statthalterschaft von Dekan anvertraut wurde. Mit seinem Bruder Morad, Befehlshaber von Guzerate, besiegte er jetzt seinen Bruder, den zum Thronfolger ernannten Dara, hierauf Morad selbst und zuletzt den eigenen Vater, nach dessen Entsetzung er als Alum Ghir (Ueberwinder der Welt) den Thron bestieg. Das mongolische Reich in Indien erreichte unter ihm seine höchste Blüthe und Ausdehnung. Nach vielen glücklichen Kriegen gegen die Radschputen, Mahratten, Portugiesen, Patanen, Dschaten ꝛc., nach der Eroberung Golkonda's und Bidschapurs (1686 und 1687) gebot A. über die ganze vordere Halbinsel zwischen den Küsten von Koromandel und Malabar und zwischen dem 8. und 35. Grad nördl. Br. Seine Einkünfte stiegen auf 225 Mill. Thaler, seine Schätze grenzten an das Märchenhafte. Mit schrecklichem Fanatismus verbreitete er den Islam auf Kosten des Brahmaismus und Buddhaismus und behauptete den Thron nur durch Grenelthaten. Doch lastete der Druck mehr auf den Großen, als auf dem Volke, namentlich wenn man die despotische Regierungsform des Orients in Abrechnung bringt. Er konnte selbst sagen: „daß die Speise nicht gut schmecke, die den Schweiß der Unterthanen koste; es müsse sich Jeder seinen Unterhalt selbst verdienen". Darum verfertigte er Mützen, die er seinen Gouverneurs zu Geschenken schickte, die aber freilich mit werthvollern erwiedert zu werden pflegten. Selbst in seiner Jugend schlecht erzogen, so daß er seinen Belohnung erwartenden Lehrer Mulagy mit dem Vorwurfe, daß er ihn nichts Rechtes gelehrt, unbelohnt in sein Dorf zurückschickte, zog er doch Gelehrte an seinen Hof, sammelte Bibliotheken und gründete allenthalben Schulen. Am meisten liebte er Architektur und Poesie. Auch Handel und Verkehr fanden an ihm einen Beschützer. Als die Engländer ihm in Bombay eine Flotte wegnahmen, zog er gegen sie, worauf die ostindische Kompagnie den Frieden von ihm erkaufte. Er selbst war ein einfacher Mann und lebte höchst mäßig, fast nur von Pflanzenkost. Er las allnächtlich seinen Koran u. versäumte selbst im Treffen nicht gern die Stunde des Gebets. Dagegen zertrümmerte er die ehrwürdigsten und schönsten Monumente der indischen Religion mit roher Hand. Fast täglich zu Gericht sitzend, übte er strenge Gerechtigkeit und ließ das Land auch durch seine Krieger nicht drücken. Ein Ferman erließ Denjenigen, welche ihre Ländereien verbesserten, die Abgaben. Nicht wenige Europäer (Franghi) waren an seinem Hofe und in seinen Heeren. Bemerkenswerth sind die Fortschritte, welche die nach Hindostan handelnden Europäer unter A.s Regierung machten; seiner Intoleranz ungeachtet erschwerte ihnen A. ihre dortige Niederlassung nicht. Bei aller seiner persönlichen Einfachheit liebte er doch die Pracht und das Außerordentliche. So ließ er nach der Eroberung von Bidschapur eine Kanone gießen, die 14 engl. Fuß lang und für ein Kaliber von 2640 engl. Pfund eingerichtet war. Denselben Charakter hat die (gegenwärtig im Münzkabinet zu Gotha als größte Seltenheit aufbewahrte) Münze, welche ihm von der Stadt Delhi 1673 am Neujahrsmorgen zum Geschenk überreicht wurde. Sie wiegt 5 Pfund, hat 1 Zoll Dicke und 5 Zoll im Durchmesser; die Inschrift enthält den vollständigen Titel des Großmoguls. Kehr hat sie in einem besonderen Buche: „Monarchae Mogoto-Indici nomismaquinquelibrale" (Leipz. 1725) beschrieben. A. † den 21. Febr. 1707. Seinem Sohne Schah Alum machten dessen Brüder die Herrschaft streitig, wodurch Bruderkrieg u. Verwirrung im mongolischen Reiche entstand. Vergl. Scott, Geschichte von Dekan und As Kriegen daselbst, 2 Bde., London 1794; Wackerbart, Schilderungen des Kaisers A., Leipz. 1793.

Aureola (lat., nämlich corona), goldige, goldfarbene Krone; Heiligenschein, Strahlenkrone; nach der katholischen Dogmatik außerordentliche Belohnung und Auszeichnung der Märtyrer, Jungfrauen und treuen Lehrer in jenem Leben; eine besondere Zulhat der Seligkeit für opera supererogationis, angeblich vorgebildet 2. Mos. 25, 25.

Aureolus, M. Aelius, Usurpator gegen den römischen Kaiser Gallienus, ursprünglich ein Schäfer aus Daeien, dann Soldat und Befehlshaber der Legionen in Illyrien oder Rhätien, erklärte sich um 261 n. Chr. zum Imperator, besiegte den ebenfalls als Imperator auftretenden Maerianus und erzwang von Gallienus die Mitregentschaft. Bald darauf erlag Postumius in Gallien den vereinigten Waffen beider Herrscher. Als jedoch A. 267 mit Gallienus brach, ward er an der Adda bei Pons Aureoli besiegt, darauf in Mailand belagert und 268, nach Gallienus' Ermordung, durch Claudius II. genöthigt sich zu ergeben. Wahrscheinlich erfolgte gleichzeitig sein Tod.

Aurich, hannöverische Landdrostei, welche das Fürstenthum Ostfriesland und das Haarlingerland begreift, auf 54,48 QM. 189,068 Einw. zählt und 12 Aemter: Jemgum, Leer, Weenen, Stickhausen, Friedeburg, Aurich, Greetsiehl, Emden, Norden, Berum, Esens, Wittmund, und 6 Herrlichkeiten: Lütetoburg, Jounelt, Gödens, Dornum, Evenburg oder Loga, Papenburg, begreift. Vgl. Ostfriesland. Die gleichnamige Hauptstadt der Landdrostei liegt fast in der Mitte von Ostfriesland, auf einem an sich unfruchtbaren Boden, der jedoch schon längst so kultivirt ist, daß die ganze Gegend an der Nordseite der Stadt wie ein großer Park erscheint. A. besteht aus der eigentlichen Stadt und einer Vor-

Digitized by Google

stadt an der Westseite. Jene umgibt ein Graben und ein mit hohen Bäumen besetzter Wall. Die Hauptstraßen sind ziemlich breit und regelmäßig. Merkwürdige Gebäude sind: das Schloß (1448 von dem nachmaligen ersten ostfriesischen Grafen Ulrich erbaut und 1578 von Edzard II. restaurirt), ehemalige Residenz der ostfriesischen Grafen und Fürsten, jetzt Wohnung des Regierungspräsidenten; die lutherische Stadtkirche, in deren (1498 erbautem) südlichem Theil das Begräbniß der vormaligen ostfriesischen Landesherren ist; ferner die reformirte Kirche, die Synagoge, das Rathhaus (1612 erbaut) und das Armen- oder sogenannte Gasthaus (1632 erbaut). A. ist der Sitz der obersten Verwaltungsbehörden (Landdrostei, Landsyndikus), des Konsistoriums, des Landschaftshauses zu den Provinziallandtagen ꝛc. Es hat Fabriken für Tabak, Tabakspfeifen, Leder, Papier, Fayence, sieben besuchte Pferdemärkte und 4500 Einwohner. In den Jahren 1798 und 1799 wurde der sogenannte Treckfahrtskanal (Treckdaep) von A. nach Emden gegraben u. eine tägliche Treckschuitenfahrt zwischen beiden Städten eingerichtet, wodurch A. an seiner Südseite einen kleinen Hafen und eine neue Straße (Hafenstraße) erhielt. An Unterrichtsanstalten hat A. eine lateinische Schule, deutsche Stadtschule, Armenschule ꝛc. Bei dem Dorfe Rahe, unweit der Stadt, ist der berühmte Upstallsboom, wo in uralten Zeiten die Friesen ihre Nationalversammlungen oder Landtage hielten. Als Ostfriesland zu der friesischen Republik der sieben Seelande gehörte, bildeten die jetzigen Amtsvogteien A. und Pietorbuhr einen eigenen Gau unter dem Namen Brokmerland, dessen Einwohner Brokmer, Brokmanen, d. i. Bruchbewohner (Bructeri), hießen. Als später (seit dem 13. Jahrh.) in Ostfriesland die Häuptlinge aufkamen, behielt nur die Amtsvogtei Pietorbuhr mit dem Dorfe Wiegboldsbuhr den alten Namen Brokmerland, und A. mit seiner Parochie und den Dörfern der jetzigen Amtsvogteien A. und Holtrop hieß seitdem Auricherland. A. war ursprünglich ein Dorf, Lambertushof genannt, nach einer Kirche des heiligen Lambertus; zugleich aber führte es den auszeichnenden Titel Awerke oder Awerkerahowe (von Awerk, Oberst, Obrigkeit), weil der Upstallsboom zur Parochie des Lambertushofes gehörte. Hieraus ist der Name Auerk, Aurach u. A. entstanden. Im Jahre 1539 wurden ihm von den ostfriesischen Grafen Enno und Johann die Rechte einer Stadt verliehen. Damals lag es mitten im Walde und war oft Jagdaufenthalt, erst der Häuptlinge, dann der Grafen von Ostfriesland; zur eigentlichen Residenz derselben wurde es erst zu Anfange des 17. Jahrhunderts erwählt. Nach dem Aussterben der Familie Cirksena nahm 1744 Preußen von A. Besitz, worauf es seit 1809 holländisch, dann seit 1810 französisch war, bis es im Frieden 1815 an Hannover abgetreten wurde. Vgl. Wiarda, Bruchstücke zur Geschichte und Topographie der Stadt A. bis zum Jahre 1813, Emden 1835.

Anrichalcit, ein Zinkerz, tritt in kleinen, etwas breitstängligen Zusammenhäufungen, mit Braneisenstein und Kalkspath verwachsen, auf. Die einzelnen Individuen sind theils aufgewachsen, theils bilden sie druſenartige Ueberzüge, welche nicht selten ebenfalls wieder mit Kalkspath überzogen sind. Die Farbe ist spangrün, der Glanz perlmutterartig, durchscheinend; Bestandtheile sind 45,62 Zinkoxyd, 28,35 Kupferoxyd, 16,08 Kohlensäure, 9,93 Wasser. Vor dem Löthrohre für sich nur zusammensinternd, löst sich A., mit Borax u. Phosphorsäure behandelt, unter Brausen zu einem grün gefärbten Glase auf. Es kommt in Sibirien, auf einigen Kupfergruben des Altai und im Loktewsk vor.

Auriflamma, Auriflammeum (lat.), s. v. a. Oriflamme.

Aurīga (lat., Fuhrmann), 1) Wagenlenker der alten Helden im Kriege, auch bei Wettkämpfen; besonders Wettfahrer in den circensischen Spielen zu Rom. Sie waren anfangs nur Sklaven, Freigelassene oder Fremde, später gehörten zu ihnen auch Bürger aus den besten Geschlechtern, Senatoren, ja selbst Kaiser, wie Caligula, Nero, Commodus. Sie theilten sich, mit besondern Abzeichen, in vier Klassen oder Parteien, deren Eifersucht im Cirkus nicht selten Streit und Blutvergießen veranlaßte. — 2) Sternbild, s. Fuhrmann.

Aurikel, s. Primula.

Aurillac, Hauptstadt des französischen Departements Cantal, in der Oberauvergne am Fuß des Cantal, am rechten Ufer der Jourdanne, südöstlich von Tulle, mit engen, winkligen Straßen und von zahlreichen Bächen durchströmt, ist der Sitz der Präfektur und der übrigen Departementsbehörden, eines Tribunals erster Instanz und Handelsgerichts und hat ein festes Felsenschloß. Die Einwohner, 11,000 an der Zahl, betreiben Teppich-, Spitzen-, Leder-, Haarsieb-, Papier-, Tapeten- und Raschfabrikation, auch Kupferhämmer, sowie lebhaften Handel mit Vieh, Wolle, Käse und Kupfergeschirr. A. rivalisirte einst mit St.-Flour um den Rang der Hauptstadt von Oberauvergne, hatte den Titel einer Grafschaft und stand unter dem Abt der vom heiligen Geraldus 894 gegründeten Benediktinerabtei Aureliacum in der Vorstadt St. Stephan. A. ist Geburtsort des Papstes Sylvester II.

Auriol, Stadt im französischen Departement Rhonemündungen, an der Luvane, hat 3000 Einwohner, Tuch- und Tapetenfabrikation, Kupferhämmer und Steinkohlengruben.

Auripigment (v. Lat., Operment, Rauschgelb), ein Mineral, welches aus 60,95 Theilen Arsen und 39,05 Theilen Schwefel besteht und also Dreifach-Schwefelarsen oder Arsensulphid ist, findet sich in kleinen Krystallen des zweigliederigen Krystallsystems, häufiger aber in nierenförmigen, kugeligen oder tropfsteinartigen, wenig durchscheinenden Massen von citronen- oder pomeranzengelber Farbe, schwachem Fettglanz, blätterigem Bruche, vornehmlich in Ungarn und Siebenbürgen, mit Realgar, Quarz und Kalkspath in Mergeln und thonigen Sandsteinen, mit Bleiglanz, Schwefelkies, Blende und gediegenem Gold auf Erzgängen, auch auf Gängen im Thonschiefer zu Andreasberg am Harz, in der Türkei, Kleinasien, China, Mexiko. Als vulkanisches Erzeugniß hat man es auch in Kraterspalten am Aetna und Vesuv gefunden. Im Handel kommt meist künstlich bereitetes A. vor. Es wird in den Gifthütten meist mit dem weißen Arsenik gewonnen, indem man die zum Rassiniren des Arsenikmehls dienenden eisernen Cylinder mit einem aus 7 Theilen Arsenikmehl und 1 Theil Schwefel bestehenden Gemenge beschickt und die Hitze steigert,

wobei sich unter Entweichen von schwefliger Säure ein gelbes, glasiges Sublimat von A. bildet. Man bereitet letzteres auch mittelst Schmelzens des rothen Schwefelarsens mit Schwefel, wie man es auch bei der Darstellung des weißen Arseniks aus schwefelhaltigen Erzen als Nebenprodukt erhält. Auf nassem Wege stellt man es als schön citronengelbes Pulver her mittelst Fällung einer angesäuerten Lösung von arseniger Säure oder einem arsenikfauren Salze mit Schwefelwasserstoff, oder durch Zersetzung der von Arsenjulphid mit Schwefelalkalien gebildeten löslichen Doppelsalze mittelst verdünnter Schwefelsäure. In reinem Zustande ist das A. seiner geringen Löslichkeit wegen nicht geeignet, schnell Vergiftungsfälle hervorzubringen; erst bei längerem Verweilen im Körper übt es, namentlich bei alkalischer Dyskrasie der Säfte, die schädliche Wirkung des Arseniks aus. Technische Verwendung finden das A. unter dem Namen **Königs-** oder **Neugelb** in der Oelmalerei, als Färbestoff zu Lacken, auch im Tapetendruck. Seines Schwefelgehalts wegen verändert es andere Metallfarben, womit es vermischt wird, wie es z. B. Bleiweiß schwärzt. Wenn man es mit künstlichem schwefelsauren Baryt, dem sogenannten Permanentweiß, mischt, so erhält man hellere Nüancen. Als Gift eignet es sich nicht zum Anstreichen von Spielwaaren und dergleichen. Im Orient bereitet man aus 1 Theil A. und 2—3 Theilen gelöschtem Kalk und Wasser das zum Entfernen der Kopf- und Barthaare dienende Rhusma. Wird diese Mischung auf die behaarte Haut gestrichen, so verwandeln sich die Haare in eine weiche, gallertartige Masse, welche sich dann mit einem hölzernen oder beinernen Messer leicht abschaben läßt. Als Arzneimittel findet das A. nur noch in der Thierarzneikunde hin und wieder Anwendung. Auch wird sympathetische Dinte daraus bereitet. In alkalischen Laugen und Ammoniak lösen sich sämmtliche Auripigmentfarben auf.

Auripa, Johann, einer der Wiederhersteller der Wissenschaften, 1369 zu Noto in Sicilien geboren, Schüler von Emanuel Chrysoloras, Professor der griechischen Literatur zu Bologna, Florenz und Ferrara, eine Zeit lang auch Geheimschreiber der Päpste Eugen IV. und Nikolaus V., † zu Ferrara 1460. Sein größtes Verdienst ist die Sammlung griechischer Handschriften in Konstantinopel, wo er sich deshalb mehre Jahre aufhielt. Plato, Xenophon, Pindar, Lucian, Proclus, Arrian, Diodor von Sicilien, Strabo, Callimachus, Appian u. A. kamen durch ihn nach Italien. A. ist auch Herausgeber und Uebersetzer von Hierocles' „Liber in Pythagorae aurea carmina" (Padua 1474, Rom 1495), von Philiscus' „Consolatoria ad Ciceronem etc." (Paris 1510). Vieles Andere ist von ihm noch handschriftlich vorhanden.

Aurora, bei den Griechen **Eos**, die Göttin der Morgenröthe, Tochter des Hyperion und der Thia, Gemahlin des Asträus, dem sie den Zephyr, Boreas, Notus, Hesperus und die übrigen Gestirne gebar. Morgens erhebt sie sich von ihrem Lager, um den Unsterblichen und Sterblichen Licht zu bringen; mit ihren Rossen Lampus und Phaëton fährt sie auf goldenem Wagen am Himmel hin. Mehre schöne Jünglinge wurden von ihr, nach der alten Sage, entführt, wie Orion, Clitus, Tithonus, dem sie den Memnon und Emathion gebar. Von den Tragikern wird A. häufig mit Hemera identificirt. Sie erscheint in Abbildungen geflügelt, rothgelb gekleidet, auf dem Haupte einen Stern, in der Rechten eine Fackel.

Aurora, 1) Stadt im nordamerikanischen Staat Indiana, Grafschaft Dearborn, am Ohio, von Deutschen gegründet, hat 4 Kirchen, lebhaften Handel und gegen 3000 Einwohner. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staat Newyork, Grafschaft Cayuga, am östlichen Ufer des Cayugasee's, schön gebaut und mit schönen Anlagen umgeben, mit einer Akademie der Grafschaft und 800 Einw.

Aurorabund, schwedischer Dichter- und Literatenverein, 1808 von Atterbom und Andern gestiftet, mit der Haupttendenz, an die Stelle des französischen Geschmacks in der schwedischen Literatur eine mehr germanische und volksthümliche Richtung zu setzen. S. Schwedische Literatur, vgl. Atterbom.

Aurorainsel, 1) australische Insel, zu den neuen Hebriden gehörig, östlich von St. Esprit, aus einem von Norden nach Süden streifenden, mit Wald bedeckten Gebirgskamme bestehend, gut bevölkert. — 2) A. (Metia), fruchtbares u. bewohntes Eiland im Paumotuarchipel (niedrige oder gefährliche Inseln); entdeckt 1722 vom holländischen Admiral Roggewein und von Wilkes untersucht. Die Nord-, Ost- und Westküste ist steile Felswand, nicht so die Südküste. Die Nordküste liegt unter 15° 32′ 30″ südl. Br. und 148° 18′ 30″ westl. L. v. Gr. — 3) Insel im arabischen Meerbusen, zur Landschaft Hedschas gehörig und von Beduinen bewohnt.

Aurorainseln, sechs australische Inseln, zwischen den Falklandsinseln und Südgeorgien (53° 22′ südl. Br. und 44° 18′ westl. L. v. Gr.), im südlichen Ocean; sie sind etwa 300 Fuß hoch und erstrecken sich von Norden nach Süden $2^1/_2$ Meilen weit, ohne daß eine Durchfahrt für ein Schiff dazwischen wäre. Schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts entdeckt, wurden sie später nicht mehr besucht und erst 1838 von amerikanischen Schiffen wieder aufgefunden.

Aurora Musis amica, lateinisches Sprüchwort: „Die Morgenröthe ist den Musen hold", oder: „Morgenstunde hat Gold im Munde."

Aurunci (Arrunci), kriegerisches Volk an der Grenze Latiums und Kampaniens, bis zum Liriffluß, Theil der Osker, mit der Hauptstadt Aurunca oder Suessa Auruncorum. Die A. kämpften gegen die Römer im Kriege derselben mit Suessa Pometia; im Samniterkriege (341) wurden sie von Rom abhängig und später gänzlich unterworfen. Vgl. Ausoner.

A. u. s., lateinische Abbreviatur, s. v. a. Actum ut supra, geschehen wie oben, s. Actum.

Ausartung (degeneratio), die Umwandlung eines bestimmten Thier- oder Pflanzentypus in einen andern, besonders in einen schlechtern. Die A. ist entweder die Folge von Bastarderzeugung, oder sie entsteht durch klimatische Einwirkungen und Veränderungen in der Nahrung, der Lebensart oder der Kultur. Wenn ein Schaf z. B. von einem Ziegenbock belegt wird, so nehmen die aus dieser Begattung entstehenden Jungen von jedem der Aeltern etwas an; werden die Jungen später wieder von Ziegenböcken belegt, und beharrt man dabei, so werden nach

Digitized by Google

5 Generationen in der Regel die Jungen ganz dem Ziegengeschlecht angehören, also gänzlich ausgeartet sein. Dasselbe geschieht bei dem Menschengeschlecht. Verbinden sich Mulatten in fortgesetzten Generationen nur mit Europäern, so verliert sich der Negertypus ganz, und im umgekehrten Falle der europäische. Bei Pflanzen kommt eine ähnliche A. vor, wenn verwandte Gewächse, die zur Samenerziehung bestimmt sind, neben einander stehen, z. B. Kohlrabi neben Blaukohl, verschiedene Lack- und Levkojenarten ꝛc. Vgl. Bastardpflanzen. Die durch klimatische Nahrungs- und Kultureinflüsse erzeugte A. ist weniger ein Uebergang in eine andere Art, als eine Abschwächung gewisser der Art eigenthümlichen Eigenschaften, mögen dies gute oder schlechte sein. Im ersteren Fall ist die A. eine Veredelung, im andern dagegen eine Verschlechterung, und gerade diese wird vorzugsweise A. genannt. Alle an eine sorgfältige Pflege gewöhnte Thier- und Pflanzenarten pflegen, wenn diese nachläßt, auszuarten.

Ausbildung, die Art, wie ein der Vervollkommnung fähiger Gegenstand dem höchstmöglichen Grade seiner Vollendung entgegengeführt wird; dann dieser Grad der Vollendung selbst. Die A. ist eine mechanische, wenn sie in einer bloß äußerlichen Zustutzung lebloser Dinge (Bearbeitung) besteht; eine organische, wenn sie nach den Gesetzen organischer Entwickelung erfolgt (beim Ei, dem Fötus, der Blüthe ꝛc.); eine physische, wenn sie die physischen, eine geistige, wenn sie die geistigen Anlagen und Kräfte eines lebenden Wesens entwickelt. Von Bildung unterscheidet sich die A. dadurch, daß sie den Begriff der wenigstens relativen Vollendung einschließt.

Ausbruch, in Ungarn, namentlich zu Tokay, Eperies, St. Georgen, Siklosch und Mengosch Bezeichnung derjenigen Weine, welche aus den schönsten und reifsten Beeren, die man kurz vor der allgemeinen Lese besonders auszubrechen pflegt, kelternt. Ueber dem A. steht die Essenz, welche aus den abgewelkten, rosinenartigen Weinbeeren ohne Presse durch das eigene Gewicht sich auspreßt. Werden die Trauben, welche Essenz gegeben haben, mit Most von andern frischen guten Trauben übergossen und gelind ausgepreßt, so heißt auch die so erzielte Sorte A., richtiger aber Maschlach oder Maschlasch. Da mit dem A. sehr viel Betrug und Fälschung getrieben zu werden pflegt, so bekommt man ihn selten rein und ächt. Auch am Rhein hat man angefangen, die reifsten und schönsten Weinbeeren auszubrechen, um besonders edle Weine zu erzielen.

Ausbürger (Pfahlbürger), im Gegensatz zu den Vollbürgern solche Bürger einer Stadt, die sich zwar nicht in der Stadt aufhalten, aber doch ein unvollkommenes Bürgerrecht, ähnlich den Vorstädtern und Schutzverwandten oder Beisassen, erworben haben, meist zu bestimmten einzelnen Zwecken, z. B. um da, wo nur Bürger städtische Grundstücke erwerben können, zum Besitze solcher zu gelangen. Neuere Partikularrechte haben dies Institut meist aufgehoben.

Auscultator (lat.), Zuhörer, Beisitzer eines Kollegiums ohne Votum; in Preußen s. v. a. in andern Ländern Auditor, Titel eines angehenden Staatsdieners im Fache der Jurisprudenz, der durch das Bestehen des ersten Staatsexamens erworben wird. Die Auskultatoren arbeiten zu ihrer Uebung u. zur Aushülfe bei Untergerichten, meist ohne reguläre Besoldung.

Ausdauer, die aus eigener Entschließung hervorgegangene und trotz entgegengestellter Hindernisse anhaltende Richtung unserer Thätigkeit auf bestimmte Gegenstände. Sie erfordert einen gewissen Grad von Geistesstärke und Energie des Charakters und ist in sofern durch ursprüngliche geistige Disposition bedingt, kann aber durch die Erziehung wesentlich gefördert und gestählt werden. Schon ehe der eigentliche Unterricht beginnt, sollte dies ein Augenmerk der Aeltern oder Erzieher sein. Kinder, in denen sich gute, natürliche Anlagen mit großer Regsamkeit des Geistes verbinden, dauern in der Regel selten bei einer Beschäftigung lange aus. Sie springen gern von einem Gegenstande zum andern ab, ohne sich bei einem lange aufzuhalten, und müssen daher äußerlich genöthigt werden, das einmal Ergriffene mit ausdauernder Aufmerksamkeit zu betrachten und festzuhalten. Dies ist besonders der Fall mit so manchen Liebhabereien der Kinder, wie Siegel-, Naturalien-, Bildersammlungen ꝛc., die sie oft eben so leicht mit Enthusiasmus aufgreifen, als in kurzer Zeit wieder verlassen. Hier gilt es vor Allem, das Interesse der Kinder zu fixiren und für die Dauer rege zu halten. Frühzeitige Gewöhnung zu anhaltender Aufmerksamkeit wird am sichersten zu jener A. führen, welche zu allen Zeiten die Mutter großer und wichtiger Erfolge gewesen ist.

Ausdauernd (lat. perennis), mehre Jahre hindurch fortlebend. Ausdauernde Pflanzen sind solche, deren krautiger Stamm, so weit er in der Erde sich befindet, im Winter nicht abstirbt, sondern fortlebt und alljährlich neue Triebe über den Boden schickt. Das Zeichen dafür ist 4 oder ∝.

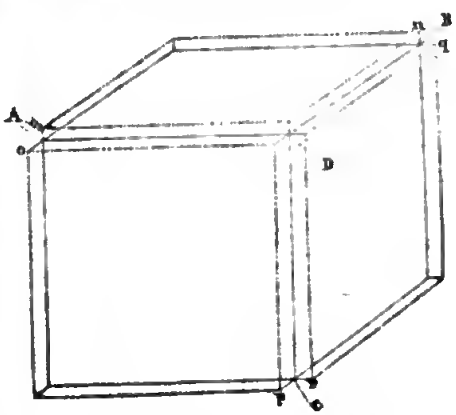
Ausdehnbarkeit (Ausdehnsamkeit, dilatibilitas), die Fähigkeit der Körper, einen größeren Raum einzunehmen, ohne daß ihr Aggregatzustand dadurch verändert wird, noch die Theile außer Berührung mit einander kommen. S. Ausdehnung.

Ausdehnung, in der Geometrie die Richtung, nach welcher wir einen Theil des unendlichen Raumes ausmessen und den Abstand seiner Grenzen bestimmen. Solcher A.en sind drei: Länge, Breite u. Höhe (Dicke); sie reichen hin, die Hauptgenera geometrischer Größen zu bestimmen. Hat eine Raumgröße nur eine A., die Länge, so ist sie eine Linie; wo zwei A.en vorhanden sind, haben wir die Fläche; alle drei A.en vereinigt, geben den geometrischen Körper.

In der Metaphysik ist A. die allen Körpern gleichmäßig zukommende Grundeigenschaft, vermöge welcher sie einen bestimmten Raum einnehmen und erfüllen. Wir können uns die Materie nicht ohne irgend eine Form denken, in welcher sie auftritt; Materie mit Form gedacht aber gibt die Vorstellung des Körpers, welcher wiederum nicht anders, als in irgend einem Theile des unendlichen Raumes vorgestellt werden kann. Diesen Theil des unendlichen Raumes füllt also der Körper aus; über oder durch denselben ist er ausgedehnt. Wie klein auch ein Körper gedacht werden möge, ganz ohne Anspruch auf ein Theilchen des unendlichen Raumes kann er nicht sein, er muß seine Materie irgendwo unterbringen und für seine Form irgend einen Theil des unendlichen Raumes sich ausscheiden. Ein Ding ohne alle A. im Raume hört für unsere Vorstellung

auf, ein Körper zu sein, wir können es nur als mathematischen Punkt denken.

In der Physik versteht man unter A. die bei allen Körpern unter gewissen Umständen erfolgende Vergrößerung ihres Volumens, d. h. die Erweiterung des Raumes, welchen sie einnehmen, nach außen, während das Quantum ihrer Masse unverändert bleibt. Diese Art A. beruht auf bloßer Erfahrung und gehört daher ganz der empirischen Physik an, ist aber durch diese allseitig konstatirt. In sofern sie den Körpern zukommt, legt man diesen die Eigenschaft oder Fähigkeit der Ausdehnbarkeit (s. d.) bei. Die A., in diesem Sinne gefaßt, gehört nicht, wie die metaphysische, unter die primären (Grund-) Eigenschaften der Körper, da sie nicht wie jene mit dem Begriff der Körper unzertrennlich verbunden ist, sondern nur ein bestimmtes Verhalten derselben bezeichnet und also in eine Kategorie mit der Schmelzbarkeit, der Krystallisation u. dergl. fällt. Auch ist sie von den verwandten Prozessen dieser Art genau zu sondern und namentlich bei ihr von jeder chemischen Verwandlung ganz abzusehen; jede Veränderung des Aggregatzustandes der Körper ist dabei ausgeschlossen, der feste Körper darf also nicht in einen tropfbar-flüssigen, der tropfbar-flüssige nicht in einen gasförmigen übergehen u. umgekehrt. Unter dieser Beschränkung kennen wir zur Zeit nur zwei Klassen von Ursachen der A., nämlich mechanische, von außen angebrachte Kraft und natürliche Schwere, und die Wärme. Befestigt man einen dünnen Stab von Holz, Metall oder einem andern Stoff an einem Ende und bringt am andern ein Gewicht an, das ihn kräftig nach unten zieht, so bemerkt man bald eine entsprechende Verlängerung desselben. Ein Zwirnfaden, ein Bleidraht, ein Streifen Kautschuk läßt sich schon durch den Zug mit der Hand verlängern. Dabei wird ein solcher Körper allerdings auch dünner, jedoch in einem geringeren Verhältnisse, als er länger geworden ist, so daß also eine wirkliche Vergrößerung des Volumens eingetreten ist. Das kräftigste und allseitigste Mittel, das Volumen eines Körpers auszudehnen, ist aber die Wärme. Allbekannt ist das Anschwellen von Blasen durch Erhitzung der in denselben eingeschlossenen Luft, das Zerspringen der Ofenplatten und der Schießgewehre ꝛc. Molard richtete die auswärts geneigten Wände eines Magazins in Paris lediglich dadurch gerade, daß er horizontal durch die Mauer gezogene eiserne Stangen, nachdem solche bis zum Rothglühen erhitzt waren, fest an die Wände anschrauben und kalt werden ließ, wodurch endlich letztere ihre senkrechte Stellung wieder annahmen. Durch Wärmezufuhr dehnen sich alle Körper mit wenigen Ausnahmen aus, durch Wärmeentziehung ziehen sie sich zusammen. Daher muß in der Wärme eine der Kohäsion entgegenwirkende Kraft liegen, die den Zusammenhang der Theilchen (Atome) lockert. Da das Gewicht hierbei unverändert bleibt, auch die Atome selbst sich nicht vergrößern, so kann die A. nur in der Art zu Stande kommen, daß sich die Wärmesphäre der Atome erweitert, wie sich dieselbe bei der Zusammenziehung verengert. Das allgemeine Gesetz, nach welchem die Körper mit der Vermehrung der Wärme auch den von ihnen eingenommenen Raum vergrößern, hat nur so lange Geltung, als die Körper selbst ihren Aggregatzustand nicht ändern. Daraus aber geht wieder hervor, daß genau genommen nur die permanenten oder expansibeln Gasarten (nicht die Dämpfe) den Einwirkungen der Wärme stets proportional sich ausdehnen, und zwar für jede Vergrößerung der Temperatur, indem sie ihren Aggregatzustand nie ändern können. Ferner zeigt die Erfahrung, daß die drei Hauptklassen von festen, tropfbar-flüssigen und gasförmigen Körpern nicht allein der Größe, sondern auch der Art nach verschiedenen A.en unterworfen sind, indem diese letztern bald mehr, bald minder gleichförmig für die einzelnen Temperaturunterschiede ausfallen. Am geringsten ist die A. der festen Körper. Wird ein solcher von 0° bis 100° C. erwärmt, so wird das Volumen desselben höchstens etwa um $^1/_{50}$ vergrößert, und da diese Vergrößerung nach allen 3 Dimensionen hin erfolgt, so stellt sie sich nach einer Richtung hin als noch weit unbedeutender heraus. Auch dehnen sich die meisten festen Körper zwischen 0°—100° gleichmäßig, d. h. für jeden hinzukommenden Grad Wärme ungleich viel aus, während bei höhern Wärmegraden Unregelmäßigkeiten einzutreten pflegen, die aber in praktischer Beziehung nicht von Belang sind. Die Zahl, welche angibt, um den wievielsten Theil seines Volumens bei 0° ein fester Körper sich ausdehnt, wenn er von 0° bis 100° erwärmt wird, heißt der kubische Ausdehnungskoëffieient desselben, die Zahl aber, welche angibt, um den wievielsten Theil bei der Erwärmung von 0° bis 100° er in der Länge gewinnt, der lineare Ausdehnungskoëffieient. Der erstere Koëffieient ist, von einem kleinen Mehrbetrag abgesehen, das Dreifache des letztern. Es sei in nebenstehender Figur ABC ein



Würfel, etwa von Kupfer, von 1 Fuß Seite bei 0° Wärme. Derselbe werde bis 100° erwärmt, so wird er sich nach 3 Dimensionen, also um die Parallelepipeda mn (nach oben), op (nach vorn), u. qr (nach rechts) ausdehnen. Da die A. nach allen 3 Richtungen die gleiche ist, so sind diese Parallelepipeda wegen ihrer gleichen Grundfläche und Höhe einander gleich. Beträgt nun der lineare Ausdehnungskoëffieient des Kupfers $^1/_{600}$, so ist die Höhe jedes Parallelepipedons $= {}^1/_{600}$ Fuß, mithin der Kubikinhalt eines jeden $= {}^1/_{600}$ Kubikfuß und aller drei zusammen $3 \times {}^1/_{600}$ Kubikfuß. Hier aber sind die Kanten, die in der Figur leer gelassen, in der Wirklichkeit aber ausgefüllt sind, nicht mit gerechnet.

Jede Kante ist 1 Fuß lang, $^1/_{600}$ Fuß breit und $^1/_{600}$ Fuß hoch, folglich beträgt der Kubikinhalt jeder einzelnen $1 \times {}^1/_{600} \times {}^1/_{600} = {}^1/_{360,000}$ Kubikfuß, aller drei zusammen $3 \times {}^1/_{360,000}$ Kubikfuß. Endlich fehlt bei D noch ein kleiner Würfel, dessen Seite $^1/_{600}$ Fuß und dessen Kubikinhalt also $^1/_{600} \times {}^1/_{600} \times {}^1/_{600} = {}^1/_{216,000,000}$ Kubikfuß beträgt. Hiernach berechnet sich das Volumen des bis 100° erwärmten Würfels zu $1 + 3 \times {}^1/_{600} + 3 \times {}^1/_{360,000} + {}^1/_{216,000,000}$ Kubikfuß. Die beiden letzten Glieder sind der erwähnte Mehrbetrag, den man ohne merklichen Fehler weglassen kann, so daß sich das Volumen des Würfels bei 100° zu $^1/_{200}$ Kubikfuß, die Volumenzunahme also bei 100° zu $^1/_{200}$ stellt. Da dies aber von allen Körpern gilt, so läßt sich der kubische Ausdehnungskoëfficient, wo nicht die genaueste Angabe nöthig ist, als das Dreifache des linearen Ausdehnungskoëfficienten nehmen. Ist nun der kubische Ausdehnungskoëfficient eines Körpers bekannt, so läßt sich die A. desselben Körpers bei jeder beliebigen Temperatur berechnen. Ist Vt das gesuchte Volumen, V_0 das Volumen bei 0°, a der kubische Ausdehnungskoëfficient und t die betreffende Temperatur, so ist

$$Vt = V_0 \left(1 + \frac{a}{100} \cdot t\right).$$

Angenommen nun, es habe eine Eisenmasse bei 0° 250 Kubikmeter Volumen u. es wäre das Volumen derselben bei 80° C. zu bestimmen, so substituire man den kubischen Ausdehnungskoëfficienten des Eisens, nach Kopp = 0,0037. Also

$$Vt = 250 \left(1 + \frac{0{,}0037}{100} \cdot 80\right) = 250 \times 1{,}00296$$

= 250,74 Kubikmeter. Kennt man das Volumen eines Körpers bei einer mittlern Temperatur und will das Volumen desselben bei einer höhern Temperatur berechnen, so berechnet man zuvörderst das Volumen bei 0° mit Hülfe der Gleichung

$$V_0 = \frac{Vt}{1 + \frac{a}{100} \cdot t}.$$

Wäre nun z. B. das Volumen einer Eisenmasse bei 20° = 500 Kubikcentimeter, so ergibt sich das Volumen derselben bei 0°, indem man setzt

$$V_0 = \frac{500}{1 + \frac{0{,}0037}{100} \cdot 20} = \frac{500}{1{,}00074} = 499{,}63$$

Kubikmeter. Wäre die höhere Temperatur = 80°, so ist das Volumen des Eisens bei dieser

$$= 499{,}63 \left(1 + \frac{0{,}0037}{100} \cdot 80\right) = 499{,}63 \times 1{,}00296$$

= 301,11 Kubikmeter. Ist die Längenausdehnung eines Körpers zu berechnen, so hat man nur statt des Volumens die bekannte Länge und statt des kubischen Ausdehnungskoëfficienten den linearen in Rechnung zu bringen. Die ungleiche Ausdehnungsfähigkeit verschiedener fester Körper hat man zur Konstruktion von Instrumenten benutzt, welche den störenden Einfluß des Temperaturwechsels ausgleichen sollen (s. Pendel).

Die A. der flüssigen Körper ist beträchtlicher, als die der festen, in sofern sie für ein Temperaturintervall von 0°—100° C. etwa $^1/_{20}$—$^1/_{9}$ des Volumens bei 0° beträgt. Man muß hier aber die scheinbare A. von der wirklichen unterscheiden. Unter ersterer versteht man die A., welche wohl zu bemerken, aber nicht die wahre ist, weil jede Flüssigkeit in einem Gefäß enthalten sein muß und dieses sich ebenfalls, wenn auch weniger stark, als die darin befindliche Flüssigkeit ausdehnt. Da sich in Folge dieser A. der Rauminhalt des Gefäßes vergrößert, so erscheint die A. der Flüssigkeit geringer, als sie wirklich ist. Um nun die wirkliche A. der Flüssigkeit zu erfahren, muß man zu der wahrgenommenen scheinbaren A. derselben die Volumenvergrößerung des Gefäßes addiren. Bei höheren Temperaturen ändert sich der Ausdehnungskoëfficient meist schon in einem Intervall von 20°—30° C. bedeutend, daher die Bestimmung desselben schwierig ist. Am meisten Gleichmäßigkeit findet noch bei der A. des Quecksilbers Statt, dessen Ausdehnungskoëfficient zwischen 0° und 20° C. etwa 0,000179, zwischen 80° und 100° C. 0,000181 für je 1° C. ist. Daher ist das Quecksilber zur Anwendung in Thermometern am geeignetsten. Während fast alle bekannten Flüssigkeiten sich bis zum Gefrierpunkt herab mehr und mehr verdichten, hat das Wasser sein geringstes Volumen oder seine größte Dichtigkeit nicht bei 0°, sondern bei etwa + 4° C., u. nimmt von hier an sowohl durch Erwärmung, als auch durch Abkühlung an Volumen zu, so daß es bei 0° dieselbe Dichtigkeit hat, wie bei + 9°, eine Abweichung von der allgemeinen Norm, welche das Auffrieren der Gewässer im Winter verhindert (s. Wasser).

Weit bedeutender noch als die A. der flüssigen Körper ist die der gasförmigen, denn sie beträgt für ein Temperaturintervall von 100° mehr als $^1/_3$ des Volumens bei 0°. Diese bedeutende A., welche überdies weit gleichmäßiger ist, als bei Flüssigkeiten, erklärt sich daraus, daß die der Wärme entgegenwirkende Kohäsionskraft bei den Gasen wegfällt. Letztere dehnen sich beinahe in demselben Verhältniß u. innerhalb weiterer Temperaturgrenzen fast gleichmäßig aus. Magnus und Rudberg geben den Ausdehnungskoëfficienten der Luft für ein Temperaturintervall von 100° C. zu 0,3665 an, wonach sich dieselbe also um das $^{11}/_{30}$fache ihres Volumens ausdehnen würde. Mit der Ausdehnung der Gase muß sich begreiflicher Weise der Druck derselben auf die Wände der sie einschließenden Gefäße steigern. Hierauf beruht die Anwendung erhitzter Luft als Triebkraft bei Ericsons kalorischer Maschine. Wird ein Gas auf mechanischem Wege, z. B. mittelst der Luftpumpe, ausgedehnt, so findet dabei stets ein Sinken der Temperatur Statt. Man kann dies leicht beobachten, wenn man die Luft einer inwendig befeuchteten Glasflasche durch kräftiges Einziehen in den Mund verdünnt. Man bemerkt dann, wie sich der Wasserdampf, welcher vorher im aufgelösten Zustande in der Luft vorhanden war, in Form eines dünnen Nebels zum Theil niederschlägt, da er sich in der mehr abgekühlten Luft verdichten muß. Auf der A. und Verdünnung der Luft beruhten auch die ersten Versuche in der Luftschifffahrt (s. Luftballon).

Folgende Tabelle gibt die lineare A. verschiedener Körper für ein Temperaturintervall von 0°—100° C. an

1) Feste Körper.

Substanzen.	Linearer Ausdehnungscoëfficient. in Decimalbrüchen.	in gemeinen Brüchen.
Englisches Flintglas	0,0 0081166	1/12
Weißes Glas	0,0 0083333	1/12
Platin	0,00085655	1/1167
Französisches bleihaltiges Glas	0,00087199	1/1147
Bleifreies Glas	0,00087572 bis 0,00091750	1/1142 bis 1/1090
Stahl (nicht gehärtet)	0,0010788 bis 0,00107960	1/927 bis 1/926
Antimon	0,0010 333	1/97
Weiches Eisen (geschmiedet)	0,00122045	1/819
Stabeisen	0,00123504	1/812
Stahl (gehärtet)	0,001239 6	1/807
Wismuth	0,00139167	1/719
Gold	0,00146606 bis 0,00150155	1/682 bis 1/666
Kupfer	0,00 71220 bis 0,00172240	1/563 bis 1/581
Messing (gegossen)	0,00187500	1/533
Silber	0,00190974	1/523
Messingdrahl	0,0019 333	1/517
Zinn	0,00193765 bis 0,00228133	1/516 bis 1/438
Blei	0,002 4836 bis 0,00286667	1/407 bis 1/349
Zink	0,00294167	1/340

2) Gase.

Substanzen.	Volumenvergrößerung bei Erwärmung von 0°—100°. in Decimalbrüchen.	in gemeinen Brüchen.
Wasserstoffgas	0,36613	11/30
Atmosphärische Luft	0,3665	11/30
Kohlensaures Gas	0,37099	—
Ammoniakgas	0,3713	—

3) Flüssigkeiten.

Substanzen.	Volumenvergrößerung von 0° bis 10° C.	30° C.	50° C.	70° C.	100° C	200° C.
Quecksilber	—	—	0,009013	—	0,018153	0,038811
Wasser	0,00012	0,00406	0,01177	0,02225	0,04299	—
Englische Schwefelsäure	—	—	—	—	0,06000	—
Terpentinöl	—	—	—	—	0,07000	—
Olivenöl	—	—	—	—	0,080100	—
Alkohol	0,0107	0,0331	0,0570	0,0825	—	—
Schwefelkohlenstoff	0,0115	0,0359	—	—	—	—
Aether	0,0152	0,0483	—	—	—	—

In der Technologie ist A. oder Strecken das Verfahren, durch welches ein Körper länger und dünner, oder auch länger, breiter und dünner zugleich gemacht wird. Die Operation geschieht häufig durch Schlagen, Drücken und Ziehen. Das Ausdehnen durch Schlagen sehen wir hauptsächlich bei den verschiedenen Arten von Handschmieden und Hammerschmieden, welche durch Hämmer streckbare Metalle, wie Eisen, Kupfer, Messing, Gold und Silber, auf dem Amboß zu der bestimmten Länge, Dünne und Breite verarbeiten. Der Stanniolschläger schlägt eben so das Zinn zu Stanniol, der Goldschläger das Gold zu dünnen Goldblättchen (Goldschaum); der Flitterschläger Tomback oder eine andere Metallkomposition zu Flittern. Oft geschieht das Ausdehnen der Metalle auch durch den Druck von blanken stählernen oder gußeisernen Walzen, zwischen denen die Metalle wiederholt hingezwängt werden. Solche Walzwerke kommen auf großen Eisenwerken und Stahlwerken, sowie in Münzwerkstätten und in Bijouteriefabriken zum Strecken der Gold- und Silberstangen vor, in Stanniolfabriken zum Strecken des Zinns zu Stanniol, auf Zinkhütten zum Strecken des Zinks zu Blech, in Bleiwaarenfabriken zum Ausdehnen des Bleies, in Gold- und Silberplattirfabriken zum Plattiren, d. i. Strecken u. Vereinigen von Kupfer- und Gold- oder Silberplatten, woraus man dann allerlei (gold- und silberplattirte) Bijouterie- und Galanteriewaaren verfertigt. Durch Stellschrauben kann man die Walzen mehr oder weniger nahe an einander richten, je nachdem die zu streckenden Körper, welche zwischen die Walzen gezwängt werden, mehr oder weniger dünn sind, und je nachdem sie dünner werden, muß man sie vor jeder Wiederholung des Hindurchzwängens gleichfalls näher an einander stellen. Durch ein solches Ausdehnen wird dem Metall oft zugleich eine bestimmte Gestalt gegeben, wie dies z. B. in manchen Nagelfabriken, Knopffabriken und anderen Metallwaarenfabriken der Fall ist. Auch weiche Körper werden oft durch Walzen ausgedehnt, z. B. in Bäckereien der Kuchenteig, in Nudelfabriken der Nudelteig, in Ziegeleien, Töpfereien, Fayence-, Steingut- und Porzellanfabriken der Thonteig, um Kuchen oder flache kuchenartige Sachen (beim Thonteige zu Tellern u. andern flachen Schüsseln) daraus zu verfertigen. Hier liegt das Material, der Teig, auf einer ebenen Fläche, und eine Walze wird darüber hingerollt. In Spiegelgießereien rollt man mit einer erwärmten eisernen Walze über der flüssigen, auf die kupferne oder glockenmetallene Gießtafel ausgegossenen Glasmasse hin, um sie auf der Tafel gleichmäßig auszudehnen. In Wachsbleichereien kommt eine ähnliche Art von A. beim Bändern des Wachses vor. Eine horizontale glatte hölzerne Walze, die in einem Troge oder Kasten sich befindet und darin durch Drehen einer an dem einen Ende ihrer Axe sitzenden Kurbel in Umlauf gesetzt werden kann, taucht zum Theil in Wasser ein und schwenkt sich darin herum, wenn sie umgedreht wird. Ueber derselben befindet sich ihrer Länge nach eine Rinne mit Löchern im Boden. Gießt man geschmolzenes Wachs in diese Rinne, so läuft dasselbe durch jene Löcher auf

Digitized by Google

die Walze, um welche es sich wegen des Umschwungs derselben flach herumzieht und unter Wasser in Bänderform verhärtet. Zu manchem Behufe werden weiche teigartige Körper auch durch Walgern ausgedehnt, nämlich dadurch, daß man sie auf einer glatten ebenen Fläche entweder mit der bloßen Hand, oder mit einem glatten Brete hin- und herrollt, um sie in eine dünne Walze zu verwandeln. Mit Mehlteig geschieht ein solches Walgern sehr oft in Bäckereien und Konditoreien, mit Thonteig in Töpfereien, Pfeifen-, Fayence-, Steingut- und Porzellanfabriken. Eine überaus kräftige Ausdehnungsart ist aber diejenige, welche vermöge eines gewaltsamen Hindurchziehens und Hindurchdrückens durch Oeffnungen eines harten Körpers bewirkt wird. Hierauf gründet sich das Drahtziehen. Der dazu durch Rundschlagen und Rundfeilen vorbereitete Metallcylinder wird von einer Zange gewaltsam durch immer engere u. engere Löcher einer Stahlplatte, des Zieheisens, gezogen, so oft, bis der Draht die verlangte Dünne erhalten hat. Dazwischen wird das Metall, um es geschmeidiger zu machen, öfters aufgeglüht. Sind die Löcher des Zieheisens nicht kreisrund, sondern sternförmig, so nimmt der Draht auf seiner Oberfläche diese Gestalt an. Eine solche Bewandtniß hat es mit dem Ziehen des Triebstahls, woraus die Getriebe zu Taschenuhren und zu anderen kleinen Uhren verfertigt werden. Auf ähnliche Weise bildet der Glaser das Fensterblei mittelst des Bleizuges. In Nadelfabriken und Konditoreien wird der Mehlteig, in Töpfereien, Fayence-, Steingut- und Porzellanfabriken der Thonteig oft dadurch schnell und möglichst genau in glatte oder faconnirte Schnüre, Bänder u. dergl. verwandelt, daß man ihn in einer Art Spritze mittelst eines Stempels oder Kolbens gewaltsam durch runde oder anders geformte Oeffnungen herauspreßt. Die Gestalt dieser Oeffnungen prägt sich dann der Oberfläche jener Sachen auf. Flüssiges Glas kann man wegen seiner Zähigkeit leicht zu einer großen Fläche ausdehnen. In Glashütten wird ein Klumpen flüssiges Glas mit dem Blaserohre zu einer bedeutenden Größe aufgeblasen, ebenso wird beim Glasblasen im Kleinen ein Stück mittelst der Schmelzlampe geschmolzenes Glas zu einer hohlen Kugel ausgedehnt, namentlich an dem einen Ende eines Stückes Glasröhre, wenn man dieses Ende flüssig macht und in das andere Ende hineinbläst. Befestigt man das geschmolzene Ende eines kleinen Glasstreifens an den Flügel eines Haspels, während man das andere Ende in der Hand behält, und dreht man den Haspel schnell um, so dehnt sich das geschmolzene Glas zu einem dünnen Faden aus, der sich wie Garn um den Haspel wickelt. Auch die A. durch Wärme wird technisch bei Metallen in Anwendung gebracht. Je höher die Temperatur steigt, in welcher sich diese befinden, desto mehr vergrößern sie sich. Diese ihre Eigenschaft hat die Erfindung der Metallthermometer herbeigeführt. In der Uhrmacherkunst hat man durch sinnreiche Vorrichtungen dafür gesorgt, daß die Vergrößerung der empfindlichsten Theile der Uhren (bei Pendeluhren des Pendels, bei Federuhren der Spiralfeder) durch die Wärme, sowie deren Verkleinerung durch die Kälte keine Veränderung in ihrem Gange bewirke. Weil alle tropfbaren Flüssigkeiten durch Wärme ausgedehnt, folglich specifisch leichter und um so mehr ausgedehnt werden, je höher der Grad ihrer Wärme ist, so ist dies bei der Bestimmung des specifischen Gewichts der Flüssigkeiten durch das Aräometer (s. d.) wohl zu beachten. So sinkt in Branntwein, eine Säure, Lauge ꝛc. das Aräometer immer tiefer ein, wenn diese Flüssigkeiten erwärmt sind, und zwar um so tiefer, je wärmer sie sind. Wenn tropfbare Flüssigkeiten gefrieren oder zu Eis werden, so dehnen sie sich dadurch aus und werden größer, weil ihre Theilchen dabei in andere Lage kommen, schon wegen der Luft, die zwischen die Theilchen geräth und darin bis zum Schmelzen eingesperrt bleibt. Daher springen so oft Flaschen und andere Gefäße, worin Wasser, Bier, Wein und dergl. gefriert. In einigen Fällen wendet man ein solches Ausdehnen durchs Gefrieren in technischen Künsten an. Wenn man z. B. kurz vor Frostwetter Schieferplatten dem Regen aussetzt, oder wenn man sie mit Wasser begießt, so spalten sie sich von selbst durch das Gefrieren des Wassers zwischen den einzelnen Platten. Schädlich aber wirkt eine solche A. durchs Gefrieren bei frischem Mauerwerk. Gefriert der frische Mörtel, der die Steine fest mit einander verbinden soll, so kann er begreiflicher Weise nicht halten; denn alsdann kann das Wasser desselben nicht verdunsten, damit er zu einer festen steinartigen Masse werde, vielmehr werden seine Bestandtheile von einander gebracht und auf eine nachtheilige Weise aufgelockert. Eine besondere Art des Ausdehnens ist endlich noch die durch Spannen und Recken, wie es namentlich bei gewebten und gewalkten Tüchern in Rahmen geschieht, um sie fadengleicher zu machen.

Ausdruck, überhaupt die äußere Darstellung eines innerlich Empfundenen. Worte, Töne, Mienen, Geberden, in sofern sie Gedanken, Empfindungen u. Gefühle kundgeben, sind die gewöhnlichsten und wirksamsten Ausdrucksmittel, die selbst auch oft mit dem Worte A. bezeichnet werden. Als ästhetische Kunstproduktion ist der A. die völlig angemessene und der Idee des Schönen entsprechende Aeußerung eines innern Zustandes. Der rhetorische A. (elocutio) muß sich zuvörderst nach den Regeln der Grammatik und in der Sphäre des logischen Denkens bewegen. Nimmt aber die Rede einen höhern Schwung an, soll sie ein lebhaftes Gefühl, eine individuelle Gesinnung darlegen, so muß auch der rhetorische A. eine besondere Färbung gewinnen und nicht bloß grammatisch und logisch richtig, sondern schön und dabei sprechend und seelenvoll sein. Dann wird die Rede selbst ein Kunstprodukt. In der Musik und in den bildenden Künsten besteht der A. darin, daß das Kunstwerk die Idee des Künstlers scharf u. wahr darstellt, wobei die jeder Kunst eigenthümlichen Mittel des A.s ihre Sphäre bestimmt. Für den reproducirenden Künstler, z. B. den praktischen Musiker, den Schauspieler ꝛc., ist es die höchste Aufgabe, sich ganz in den Geist des schöpferischen Tonsetzers oder dramatischen Dichters zu vertiefen und durch seinen Vortrag der Töne oder Worte genau Das auszudrücken, was der Tonsetzer und der Dichter entweder vollständig gesagt, oder doch angedeutet hat. Studium der Natur und des Lebens, des Menschen mit seinen mannichfachen Neigungen, Leidenschaften und Schwächen und vor Allem eines jeden darzustellenden Charakters vermag allein dem

Bühnenkünstler richtigen A. für jedes Gefühl und jede Situation zu geben. Der vortragende Musiker aber muß sorgfältig Melodie, Tonart, Takt und Tempo dem Gefühl anpassen, welches die Musik ausdrücken soll. In der Mathematik versteht man unter A. die Darstellung einer Zahlengröße durch eine Verbindung von Zahlengrößen (arithmethischer A.). In sofern ein solcher A. auch die algebraischen Zeichen (+, — ꝛc.) anwendet, so ist er ein algebraischer, in sofern er einer analytischen Rechnung zur Grundlage dient, ein analytischer A.

Ausdünstung, im Allgemeinen die Entwickelung von gasförmigen Stoffen aus festen und tropfbarflüssigen Körpern, welche keiner andern, als der natürlichen (nicht künstlich erhöhten) Wärme ausgesetzt sind. Tritt eine künstliche Wärmeerhöhung ein, so wird die dann erfolgende stärkere A. gewöhnlicher als Verdampfung, Sublimation und Verbrennung bezeichnet. Dann wird bei solchen Körpern, welche unter Einwirkung natürlicher Wärme sich nach und nach, und zwar ohne andere Mittelstufen zu durchlaufen, ganz in Dünste oder Dämpfe auflösen, wohin z. B. das Wasser und alle tropfbar-flüssigen Körper, aber auch einige feste gehören, dieser Prozeß ebenfalls nicht A., sondern Verdunstung (s. d.) genannt, mit welchem Ausdruck viele Physiker auch noch die A. der Mineralien und des Erdkörpers selbst bezeichnen. So bleibt als Bereich der A. im engern Sinne nur das organische Reich der Pflanzen und Thiere. Die A. thierischer Körper im weitesten Sinne ist der Austritt von Wasser und Kohlensäure auf allen freien Oberflächen des Körpers; im engern Sinne spricht man aber nur von einer Haut- und Lungenausdünstung. Diese letztere heißt auch Aushauchung (exhalatio), während jene vorzugsweise als A. (transpiratio) bezeichnet wird. Es gehört diese Hautabsonderung zu den Exkretionen (s. Absonderung) und geht in zwei Formen vor sich: einmal als unmerkliche A. (perspiratio insensibilis), welche nach der Ansicht Vieler durch die in der Haut befindlichen spiralig aufgewundenen Schweißdrüsen, nach Andern durch die ganze Hautoberfläche vor sich geht, und dann als tropfbarflüssige A., welche Schweiß heißt. Weiteres s. Athmung, in Bezug auf die gasförmige u. wässerige Exhalation der Lungen, und Haut in Bezug auf die Hautausdünstung.

Auseinandersetzen, sich mit einem Andern a., über ein Gut oder Geschäft Abrechnung halten, den Antheil eines Jeden feststellen, Schuld oder Forderung bestimmen, oder auch eine getrennte Verwaltung einleiten.

Ausfall (franz. sortie, engl. sally), das Herausbrechen einer Truppenmasse aus einer belagerten Festung, um sich im offenen Felde mit den Belagerern zu messen, oder sie wenigstens zu beunruhigen und ihre Werke oder Batterien zu zerstören, auch um Lebensmittel einzusammeln, einem ankommenden Entsatze entgegenzugehen u. ihn aufzunehmen ꝛc. Nur gegen sehr weit entfernte Belagerungstruppen wird der A. am Tage unternommen, gewöhnlich aber des Nachts, 2—3 Stunden vor Tagesanbruch, bei starkem Nebel und Regen und wenn der Feind im tiefsten Schlummer liegt. Die dazu bestimmten Truppen sammeln sich in dem bedeckten Wege und fallen, ohne zu schießen, den Feind mit dem Bayonnet an (s. Ausfallthor). Alles kommt darauf an, den Gegner zu überrumpeln und sich nach der Aktion rasch zurückzuziehen (vgl. Festungskrieg). In der Fechtkunst ist A. (passe) das schnelle Vorsetzen des rechten Fußes und der damit verbundene Angriff des Gegners durch Stoß oder Hieb, wiewohl man beim Hiebfechten gewöhnlich Vortritt sagt. Beim Stoßfechten muß das Auftreten mit dem Fuße hörbar sein, beim Hiebfechten dagegen geschieht es leise und so, daß während des Hiebes das rechte Knie gebogen u. der Fuß in gerader Richtung nach dem Gegner gesetzt wird. Je schneller der A., namentlich beim Stoß ist, desto sicherer der Erfolg, wenn gleichzeitig die Waffe gut geführt wird.

Ausfallthor (franz. porte du secours) in älteren Festungen, besonders in Citadellen, ein ins Freie oder gegen das Angriffsterrain führendes Thor, das meist verschlossen ist und nur zum Ausfall oder zur Verbindung mit den Außenwerken geöffnet wird. Im bedeckten Wege schließt man die entsprechenden Oeffnungen nur mit einem Palissadenthor oder Gatter (Ausfallgatter). In den neuerer Zeit erbauten Festungen vertreten die Stelle der A.e die in dem Hauptwalle und den verschiedenen Festungswerken befindlichen Durchgänge oder Poternen (vgl. Ausgang).

Ausflammen, ein Gewehr oder Geschütz mit einer kleinen Quantität Pulver laden und abfeuern, um das Innere des Rohrs zu erwärmen, und etwa vorhandene Feuchtigkeit zu entfernen, daher s. v. a. ausbrennen.

Ausflußgeschwindigkeit, s. Hydrodynamik.

Ausführung, Bearbeitung eines Entwurfs nach seinen einzelnen Theilen. Daher A. der Rede, die Erörterung des Thema's und der Disposition mit der Absicht, dadurch zu überzeugen oder zu rühren; in der bildenden Kunst die letzte Vollendung eines Kunstwerks, durch welche die Idee zur deutlichen Anschauung gebracht wird; in der Musik s. v. a. Aufführung.

Ausfuhr, der Gesammtbetrag der Handelsgüter, welche eine Nation oder ein Territorium an das Ausland absetzt. Indem die Anhänger des Merkantilsystems in dem Vorurtheil befangen waren, als erwachse der Nationalwohlstand lediglich oder doch vornehmlich aus dem Handel mit dem Auslande, empfahlen sie solche Maßregeln, wodurch die A. von Fabrikaten möglichst vermehrt, die A. von solchen Rohstoffen dagegen, welche entweder zur Ernährung der Arbeiter dienen, oder in inländischen Fabriken verarbeitet werden könnten, möglichst vermindert werden sollten. Man erließ demgemäß rücksichtlich der Rohprodukte Ausfuhrverbote, oder legte die Last zum Verkauf von Rohstoffen ans Ausland verringernde Ausfuhrzölle auf, ohne zu bedenken, daß man damit einen ungerechten Druck gegen die Producenten ausübte und den Fabrikanten auf Kosten jener eine ungerechte Begünstigung zu Theil werden ließ. Ausfuhrverbote sind nur in Theuerungszeiten als außerordentliche, durch die Noth auferlegte Maßregel zu entschuldigen. Die Vermehrung der A. sucht man von Seiten des Staats manchmal durch Ausfuhrprämien oder Ausfuhrbonifikationen (franz. primes de sorties, engl. bounties) zu befördern. Aber solche Ermunterungsmittel sind unstatthaft, da sie zu Gun-

Digitized by Google

sten einer Minderzahl von Fabrikanten in einem einzelnen oder mehren Industriezweigen der ganzen Nation eine Abgabe auflegen, während doch die betreffenden Industriezweige durch eigene Anstrengung ihr Bestehen sichern sollen, wenn sie überhaupt zu bestehen verdienen. Die sogenannten Rückzölle (s. d.) sind nicht mit diesen Ausfuhrprämien zu identificiren und nehmen nur dann einen diesen analogen Charakter an, wenn durch sie Demjenigen, welcher ein von außen eingeführtes oder verzolltes Gut einer den Werth desselben steigernden Umarbeitung unterworfen hat, der besagte Zoll oder ein Theil desselben erstattet wird. S. Zoll; vergl. Handel.

Ausgabe, im weitesten finanziellen Sinne Alles, was im Verkehr mit Andern von Gütern abgegeben wird, im engeren Sinne auf Verabreichung von Geldsummen beschränkt. A. und Einnahme sind die beiden wichtigen, einander entgegengesetzten Potenzen, durch deren richtiges Verhältniß der dauernde Bestand jedes Haushaltes, jedes Handelsgeschäfts, Staatsbudgets, jeder Finanzverwaltung überhaupt bedingt ist. Wo sie sich nicht wenigstens die Wage halten, wo vielmehr die A. fort und fort größer ist, als die Einnahme, da muß über lang od. kurz der Bankerott hereinbrechen, und nur da, wo die Einnahme das Uebergewicht über die A. erlangt, kann Wohlstand und Reichthum sich begründen. Ueber die verschiedenen Methoden, wie in komplicirteren Geschäften A. und Einnahme berechnet und kontrolirt werden, s. Buchhaltung u. Budget. Im Buchhandel ist A. (editio) ein durch den Druck im Wege des Buchhandels dem Publikum übergebenes Geistesprodukt, mit besonderer Rücksicht auf seine literarische und artistische Ausstattung. Die Summe aller zu gleicher Zeit und mit gleicher Ausstattung herausgegebenen einzelnen Exemplare wird ebenfalls A., richtiger jedoch Auflage (s. d.) genannt. Wird ein Werk öfter in demselben Format und ohne Textveränderungen abgedruckt, so unterscheidet man erste, zweite ꝛc. A. oder (kollektivisch gefaßt) Auflage. Außerdem macht man häufig zwischen Auflage und A. noch den nicht konstant festgehaltenen Unterschied, daß jede A. etwas Eigenthümliches in ihrer inneren oder äußeren Ausstattung haben müsse, während alle Auflagen eines Werkes sich im Wesentlichen gleich bleiben. Nur so viel ist durch den Sprachgebrauch festgestellt, daß die Auflage ein mehr buchhändlerisches und merkantilisches Geschäft des Verlegers ist, während an der A. der Verfasser oder dessen Stellvertreter der Herausgeber, auch geistigen Antheil bethätigen soll. Die erste A. eines Manuskripts ist die Editio princeps, sie ist bei älteren Werken oft von großem literarischen und antiquarischen Werthe (vergl. Inkunabeln). Bei neueren Werken pflegt die neueste A. die vorzüglichste zu sein, in sofern sie die letzte Verbesserung von Seiten des Verfassers erfahren hat; doch gibt es auch Ausnahmen von dieser Regel. Unter den Offeinen haben mehre besonders durch gute A.n der alten Klassiker sich einen bleibenden Ruhm erworben. Aldinische, juntinische, stephanische, elzevirsche, bodoni'sche, didotsche, göschensche, tauchnitzer, teubnersche, cotta'sche A.n sind in der einen oder der andern Hinsicht Lieblinge des literarischen Publikums geworden. Requisite einer guten A. sind, abgesehen von der wissenschaftlichen Bedeutung des edirten Werkes: Treue des Textes, Korrektheit u. ein gutes Register, nach Bedürfniß gute Karten, Pläne ꝛc., ferner im Aeußern reiner, gefälliger, scharfer Druck und gutes Papier.

Ausgang (franz. sortie), bei Festungen u. Schanzen Durchstich durch das Glacis, durch welchen die Verbindung des Innern mit dem Außenterrain hergestellt wird. Bei Feldbefestigungen erhalten die Ausgänge eine Breite von 4—6 Fuß für das Fußvolk und von 9—12 Fuß für das Geschütz. Sie kommen an solchen Stellen der Verschanzung zu liegen, wo sie dem feindlichen Auge und Angriffe am meisten entzogen sind; bei Redouten also in die abgewendeten Redoutenseiten, bei Sternschanzen in die dort liegenden eingehenden Winkel. Um das Innere der Verschanzung gegen Schüsse zu decken, die durch diese Oeffnungen von außen herein kommen könnten, legt man gewöhnlich im Innern, quer vor dem Eingang, mit dem erforderlichen Abstande zur freien Kommunikation, eine Traverse (Querwall) von Erde oder Palissaden an. Die Kommunikation über den Graben wird am besten durch eine leicht abzutragende Laufbrücke bewerkstelligt. Diejenigen Ausgänge, welche als Ausfallthore gegen den angreifenden Feind dienen sollen, sind weiter einzurichten und so herzustellen, daß Fußvolk, Reiterei und Geschütz leicht aus- und einpassiren können. Die Hauptausgänge endlich, welche auf den Hauptstraßen zur Festung führen, werden 18—21 Fuß breit gemacht u. ganz ins Glacis eingeschnitten. Um das Eindringen der Geschützkugeln durch diese Oeffnungen zu verhindern, werden die Wege stets gekrümmt über das Glacis geführt. In der Aesthetik ist A. der Schluß einer dramatischen Handlung. In ihm muß die Handlung zum Abschluß gelangen, so daß keine Frage mehr übrig bleibt; die Erwartung, welche die Verwickelung spannte, muß befriedigt, und die Tendenz, wenn eine solche neben dem ästhetischen Genusse in der Anlage des Stückes lag, muß vollständig zur Anschauung gebracht sein. Der A. soll nicht künstlich u. nicht durch Zufälligkeiten herbeigeführt sein. Kein Deus ex machina darf die endliche Lösung bringen, sondern diese muß sich im Verlaufe der Handlung einfach und natürlich entwickeln. Namentlich duldet das Trauerspiel keinen präcipitirten oder erkünstelten A.; eher kann ein solcher im Lustspiel ertragen werden, wenn er ein ächt komisches Moment enthält.

Ausgedinge, s. Auszug.

Ausgelassenheit, eine so weit erregte Gemüthsstimmung, daß sie sich, mit Hintansetzung des seineren Anstandes, auch äußerlich in ihrer Erregtheit zu erkennen gibt. Gewöhnlich versteht man unter A. nur die freudige Aufregung, doch können in der That auch der Schmerz und die Trauer ausgelassen sein.

Ausgießung des heiligen Geistes, s. Heiliger Geist.

Ausgleichungssteuern, Ausgleichungszoll, s. Zoll.

Ausglühen, diejenige Operation, durch welche man den Metallen, die bei der Bearbeitung unter dem Hammer, zwischen Walzen, oder beim Drahtziehen hart und spröde geworden sind, ihre natürliche Weichheit und Dehnbarkeit wiedergibt. Es geschieht dies mit den dehnbaren Metallen u. Metallkompositionen, namentlich mit Gold, Silber, Kupfer, Messing, Eisen u. Stahl, damit sie sich durch Häm

mern, Walzen und Ziehen besser und leichter ausdehnen, bei Eisen und Stahl auch, damit sie sich zusammenschweißen lassen und wegen der durch das Glühen erlangten größeren Weichheit auch besser und leichter Eindrücke annehmen. So glühen alle Arten von Schmieden, von den Hammerwerksschmieden an bis zu dem Schlosser, Messerschmied, Gold- und Silberschmied, dem Drahtzieher, Goldblattschläger, dem Münzer, dem Plattirer ꝛc., das Metall aus, welches sie durch Hammer oder durch Walzen (die Drahtzieher durch Ziehen) strecken wollen. Der Feilenhauer glüht die zu Feilen vorbereiteten Stahlstücke aus, damit sie dem Hiebe des Meißels besser nachgeben. Stahl glüht man aber auch des Härtens wegen aus; denn glühend in Wasser geworfen wird er so hart, daß er sich nicht mehr feilen läßt und daß man ihm, durch Erwärmen bis zu einem gewissen Grade (durch Anlassen), seine zu große Härte und Sprödigkeit erst wieder nehmen muß, um brauchbare, nicht leicht zerbrechliche Waare (z. B. Messer, Scheeren und andere schneidende Werkzeuge) aus ihm zu machen. Der Grad des A.s ist bei verschiedenen Metallen u. für verschiedene Zwecke verschieden. Manches Metall kann weniger Hitze vertragen, als ein anderes. So muß man zu verschiedenem Behuf Eisen und Stahl bald kirschroth, bald gelb, bald weiß glühen. Schmelzstahl, den man härten will, muß stärker ausgeglüht werden, als Cämentirstahl; der Gußstahl aber verträgt die Hitze am wenigsten unter den verschiedenen Stahlsorten; schon bei der gewöhnlichen Schweißhitze wird er so weich, daß er zu schmelzen anfängt. Gußstahl und Eisen, die man mit einander vereinigen will, muß man daher in zwei abgesonderten Feuern erhitzen, das Eisen in einem stärkern, den Gußstahl in einem schwächern. Schneidende Werkzeuge, wie Messer, Sensen ꝛc., darf man, um sie zu härten, nicht so weit ausglühen, daß die Schneide davon verbrennen könnte. Läßt man Metalle in dem Glühofen so lange, daß sie mit diesem allmählig zugleich kalt werden, so erlangen sie dadurch einen höhern Grad von Weichheit und Geschmeidigkeit. Nicht mit Metallen allein, sondern auch mit andern Körpern wird ein A. vorgenommen, z. B. in Ziegelhütten, in Töpfereien und Fayenceefabriken, um die geformte und getrocknete irdene Waare zu brennen; in Steingut- und Porzellanfabriken, um die Waare in ein anfangendes Schmelzen zu bringen. Manche Körper, namentlich manche Steine, werden auch ausgeglüht, um sie, des nachmaligen Zerkleinerns wegen, mürber zu machen, wie dies unter andern mit Quarz und mit Kiesel in Steingut-, Porzellan- und Glasfabriken der Fall ist. Auch das Rösten der Erze, das Kalciniren der Glasmasse in Glashütten (vor dem eigentlichen Schmelzen), sowie der Potasche in den Potaschesiedereien ist ein A., wobei vornehmlich manche Stoffe in Dampfform aus den Materien hinweggejagt werden. Silberamalgam wird ausgeglüht, wenn der letzte Antheil Quecksilber, welcher nach dem Pressen zurückbleibt, durch Hitze verflüchtigt wird.

Aushängebogen (franz. montres, engl. show-sheets), eines der ersten abgezogenen Exemplare eines Druckbogens; er wird nicht mit in die Auflage gezählt und von dem Drucker besonders auf einer Schnur zum Trocknen ausgehängt, um dann zum Nachsehen zu dienen.

Aushauchung (exhalatio), Absonderung dunstartiger Stoffe in den innern Höhlen des Körpers; sie wird durch eigene Kapillargefäße vermittelt.

Aushungern einer Festung, s. Festungskrieg.

Auskeilen, im Bergbau gebräuchlicher Ausdruck von Gängen der Gebirgsschichten, die nach einer Richtung hin entweder ganz verschwinden, oder sich als kaum noch erkennbare Fäden zwischen den Gesteinen hinziehen. So sind namentlich bei Steinkohlenlagern Schichten von geringerer Mächtigkeit nur Auskeilungen eines entfernteren mächtigeren Lagers.

Ausklagen, s. Klage.

Ausklauben, im Berg- und Hüttenwesen das gute Erz von dem geringen sondern (s. Aufbereitung). Das Aufsuchen und Aufsammeln der geringen Erze heißt Auskleinen. Das ausgekleinte Erz muß, wenn die Mühe irgend lohnen soll, wenigstens 1 Loth Silber ꝛc. auf den Centner enthalten.

Auskultation (v. Lat.), das Behorchen des Körpers, welches in der Absicht vorgenommen wird, um diejenigen Geräusche, welche innerhalb desselben sowohl im gesunden, als im kranken Zustande entstehen, zu erforschen und daraus auf den Zustand der Organe zu schließen. Die A. ist ein Theil der physikalischen Untersuchungsmethode, deren anderer Theil die Perkussion (s. d.) oder die Untersuchungsmethode ist, bei welcher man durch ein kunstgerechtes Anklopfen an den Körper die Form, Lage, Bewegungsfähigkeit, den Widerstand und den Schall der untersuchten Theile zu erforschen sucht. Die A. und Perkussion, schon im 18. Jahrhundert durch Auenbrugger bei Krankheiten der Brustorgane geübt, wurden durch Corvisart im Beginne des 19. Jahrhunderts in Frankreich eingeführt. Corvisart legte schon bei Krankheiten des Herzens das Ohr an die Brust an; doch scheint diese Methode zu untersuchen keinen Eingang gefunden zu haben, bis Laennec dieselbe wieder aufnahm und seine Resultate der Oeffentlichkeit übergab (1819). Seitdem verbreiteten sich die A. u. Perkussion schnell über alle civilisirten Länder, und heut zu Tage wird diese Methode von jedem wissenschaftlich gebildeten Arzte am Krankenbette geübt. Wenn es auch Brustkrankheiten gibt, bei welchen die entstehenden Geräusche schon in einiger Entfernung, auch ohne Anlegung des Ohrs, gehört werden können, und die Behorchung derselben werthvolle Aufschlüsse in Bezug auf das vorhandene Leiden geben kann, so sind doch die allermeisten im Innern des Körpers entstehenden Geräusche und die organischen und physikalischen Verhältnisse von der Beschaffenheit, daß jene sich wohl bis zu den äußern Wandungen fortsetzen, sich aber nicht in die Luft verbreiten. Da jedoch die Körperwandungen an den entstehenden Tonschwingungen Theil nehmen, so kann sie das angelegte Ohr wahrnehmen. Das Behorchen mit dem nackten Ohr nennt man die unmittelbare A., dasjenige vermittelst eines besonders konstruirten Hörrohrs (Stethoskops) die mittelbare A. oder Stethoskopie. Letztere wird angewendet entweder aus Ekel vor Schmutz und Ungeziefer, oder aus Furcht vor ansteckenden Krankheiten, oder wegen der Schamhaftigkeit der Patienten, oder wenn man mit dem Kopf an einen Theil nicht gut hinzukommen kann, wie z. B. in die Achselhöhle ꝛc. Die unmittelbare A. gibt besonders Anfängern sichere Resultate, namentlich auf dem Rücken. Es ist aber noth-

wendig, daß man sich auch mit dem Hörrohre einübe, da die oben berührten Hindernisse den Gebrauch desselben nothwendig machen können und man mittelst dieses Instruments manche Töne mehr umgrenzen kann. Was Laennec anfangs glaubte, daß die A. mittelst des Stethoskops eine ganz andere Untersuchungsmethode sei, als die mit unmittelbar angelegtem Ohre, hat sich längst als unrichtig herausgestellt. Das Stethoskop ist eine cylindrische Röhre, die unten trichterförmig gestaltet und an der oben eine runde Scheibe, gewöhnlich aus Elfenbein, angebracht ist. Die die Ohrmuschel gut schließende Ohrplatte, das untere Ende von etwa 1—1½ Zoll Durchmesser, muß abgerundet sein, damit es beim Aufsetzen auf die Körperhaut nicht schmerzhaft einschneide. Die Länge des Höhrrohrs beträgt am besten 10—12 Zoll. Es kann ebensowohl aus Holz, als aus Metall ꝛc. gefertigt sein. Beim Gebrauch ergreift man das Stethoskop am trichterförmigen Ende und setzt es genau auf die Oberfläche des Körpertheils, dessen Tiefe untersucht werden soll, so daß es rundum fest aufsitzt, u. legt dann das Ohr so auf die Ohrplatte, daß unten und oben jede Kommunikation mit der atmosphärischen Luft abgeschlossen ist, weil sonst störende Geräusche, Summen ꝛc., hörbar werden würden. Dann entfernt man die Finger von dem Instrumente, damit die unvermeidliche Reibung derselben wiederum kein Geräusch verursache, und hält das Instrument mit sanftem Druck fest, doch nur so, daß man mit sanfter Nachgiebigkeit der Bewegung des Brustkorbes zu folgen im Stande ist. Auf diese Weise wird man ebenso wenig dem Kranken Schmerz verursachen, als man besorgen muß, ungenau zu hören. Die Kopfhaare des Untersuchenden müssen dabei sorgfältig von dem Ohre weggestrichen werden, da sie knisterndes Geräusch und dadurch Täuschungen veranlassen können. Der Untersuchende soll die bequemste Haltung einzuhalten suchen, da in zu gebückter Stellung Blutandrang nach dem Kopfe, Schwindel und Ohrenklingen entstehen und diese auf die Untersuchung nachtheilig einwirken können. Während der A. muß ringsum die größte Ruhe und Stille herrschen. Die Körpertheile, besonders die Brust, brauchen nicht entblößt zu sein; es hört sich durch dünne Leinwand ganz gut, nur wollene und seidene Stoffe müssen entfernt werden; erstere sind keine guten Tonleiter, letztere verursachen ein fortwährendes Rauschen ꝛc. Außer bei Brust- und Herzkrankheiten wird die A. auch mit Nutzen angewendet zur Untersuchung von Knochenbrüchen zur Auffindung der Herztöne des Kindes im Mutterleibe, überhaupt zur Exploration der Unterleibsorgane, z. B. der Blase auf Steine in derselben; ja man hat sie sogar bei Gehirnkrankheiten anwenden wollen, aber bis jetzt ohne Erfolg. Am wichtigsten ist die A. jedenfalls für die Brustorgane, für die Krankheiten des Rippenfells, der Lungen und des Herzens. Man darf aber nicht erwarten, daß dadurch die Krankheitsprozesse selbst erforscht werden könnten, sondern es ist nur das materielle Verhalten der Organe, auf welches sich die Zeichen, welche wir durch die A. erhalten, beziehen. Sehr verschiedene Krankheitsprozesse und deren Produkte haben dieselben auskultatorischen Zeichen, wie sich umgekehrt bei denselben Krankheitsprozessen auch sehr verschiedenartige Zeichen finden können. Es sind deshalb die Erscheinungen bei der A. zu Bestimmung der krankhaften Veränderung eines Organs niemals ausreichend, sondern man muß zugleich die materiellen Veränderungen, welche durch die Krankheit hervorgerufen worden, genau kennen, also genaue pathologisch-anatomische Kenntnisse mit der Kenntniß der normalen Anatomie verbinden und die übrigen Zeichen der Krankheit oder des Körperzustandes zu gleicher Zeit berücksichtigen. Um die auskultatorischen Zeichen richtig deuten zu können, bedarf es aber noch weiter genauer physikalischer Kenntnisse. So groß auch Laennecs Verdienste um die Erforschung der Brustkrankheiten durch A. sind, so waren doch die von ihm festgestellten auskultatorischen Zeichen zu wenig auf die Gesetze des Schalls ꝛc. basirt. Erst Skoda in Wien betrat den einzig richtigen Weg, nämlich den, durch zahlreiche Beobachtungen an Gesunden und Kranken und durch Versuche an Leichen die Geräusche, welche gesunde und kranke Organe hervorbringen, mit den bekannten physikalischen Gesetzen in Einklang zu bringen. Skoda gebührt also neben Rokitansky, dem rastlosen Erforscher der pathologisch-anatomischen Verhältnisse der Brustorgane, das Verdienst, eine neue Epoche in der Lehre von der A. und Perkussion eingeleitet zu haben. Eine gewisse Ordnung ist bei der Ausübung der A. stets anzuempfehlen, und namentlich müssen auch die Zeichen der Perkussion verglichen werden. Nie darf versäumt werden, die symmetrischen Stellen der Brust genauer Untersuchung zu unterziehen. Denn nur dadurch lassen sich grobe Täuschungen verhüten. Man kann, um zu auskultiren, den Kranken stehen, sitzen oder liegen lassen. Letzteres ist namentlich bei sehr geschwächten Kranken oft die einzig mögliche Haltung. Bei Untersuchung der Vorderseite liegt der Kranke auf dem Rücken, bei der des Rückens läßt man ihn aufsitzen und die Arme stark nach vorn ausstrecken, damit die Schulterblätter fest am Brustkorb anliegen; bei der Exploration der Seite muß der Patient auf der entgegengesetzten Seite liegen. Die verschiedenen Auskultationszeichen im gesunden und kranken Zustande beziehen sich auf die Stimme, den Husten, die Geräusche beim Aus- und Einathmen, auf die Geräusche, welche durch Reibung der durch Entzündung rauh gewordenen Brustfellflächen, der äußeren und inneren Herzbekleidung und der Herzklappen, sowie der Innenfläche der großen Schlagader (Aorta) entstehen. Vergl. Laennec, De l'auscultation médiate etc., Paris 1819, 1826,2 Bde., deutsch, Weimar 1832, 2 Bde.; Piorry, Traité de la percussion médiate, deutsch von Balling, Würzburg 1828; Raciborsky, Manuel d'auscultation et de percussion, Paris 1835, deutsch von Hacker, Lpz. 1836; Skoda, Ueber Perkussion u. A., 4. Aufl., Wien 1850; Zehetmayer, Grundzüge der Perkussion, A. ꝛc., Wien 1843; n. Aufl. von Oppolzer, das. 1854; Virchow, Krankheiten der Respirationsorgane, V. Band, 1. Abth., 1. Hälfte, Erlangen 1854.

Ausläufer, die an manchen Gewächsen unten seitwärts hervortreibenden Stengel, welche an ihrem Gipfel Blattknospen tragen, weiter unten aber im Boden Wurzeln schlagen und, nachdem durch Absterben des Stengels die Verbindung mit der Mutterpflanze aufgehört hat, selbstständige Pflanzen werden. Am leichtesten ist dies Treiben von A. bei der Erdbeere zu beobachten. Schon im ersten Frühling sieht man aus den Blattachseln lange fadige, beschuppte Stengel hervorkommen, aus deren Ach-

Digitized by Google

seln sich dann neue Knospen entwickeln und Wurzeln schlagen. Man kann mit Hülfe dieser A. Erdbeerstöcke rasch vermehren, doch muß man sie nur von guten fruchtbaren Mutterstöcken nehmen, da die aus ihnen sich bildenden Stöcke ganz denen gleichen, von welchen die A. genommen worden sind. Die Gärtner benutzen die A. zum Ablegen u. Absenken.

Auslaugen (Ausziehen), jede technische Operation, bei welcher die in einer Masse enthaltenen löslichen Stoffe durch ein Lösungsmittel ausgezogen werden, wobei man durchaus systematisch verfährt. In der Regel laugt man die Masse mehre Male aus, um die auflöslichen Substanzen möglichst vollständig auszuziehen, und benutzt dann wohl die letzten schwachen Lösungen zum Ausziehen frischer Masse. Man hat indeß dabei auf einige Umstände Rücksicht zu nehmen, wenn das A. schnell und mit der geringsten Mühe geschehen soll, Umstände, die auch beim Auswaschen eines Niederschlags im Kleinen nicht zu übersehen sind, obwohl sie hier wegen der geringen Mengen, die in Arbeit sind, weniger lästig werden. Jede Erde erfordert zur Durchnässung ein bestimmtes Quantum Flüssigkeit, welches nur durch Austrocknung daraus entfernt werden kann. Gesetzt, man habe in einer Erdmasse 12 Theile Salz und, um sie zu durchnässen, 100 Maß Wasser nöthig, wovon auch zugleich das Salz gelöst wird. Gießt man diese 100 Maß Wasser darauf, so wird zwar alles Salz gelöst, aber nicht 1 Maß Lauge erhalten werden. Würde man aber 400 Maß Wasser aufgießen, so würden 300 Maß als Lauge abfließen und $^3/_4$ des Salzes, also 9 Theile, darin aufgelöst, 3 Theile Salz mit 100 Theilen Wasser noch in der Erde enthalten sein. Wenn man aber, statt auf einmal 400 Maß Wasser aufzugießen, dasselbe Quantum in 3 Portionen verwendet, so würde man mit kleineren Mengen Auflösung gearbeitet und doch mehr Salz ausgezogen haben. Hätte man nämlich zuerst 200 Maß aufgegossen, so würde man 100 Maß Lauge mit 6 Theilen Salz gezogen haben. Gießt man nun 100 Maß auf, so erhält man, weil die Erde schon durchnäßt ist, 100 Maß Lauge mit 3 Theilen Salz, und bringt man nun 100 Maß hinzu, so ziehen diese noch $1^1/_2$ Theile Salz aus, so daß man im Ganzen wieder 300 Maß Lauge, aber mit $10^1/_2$ Theilen Salz hat. Wollte man diese $10^1/_2$ Theile auf einmal ausziehen, so wären dazu 800 Maß Wasser erforderlich, man bekäme 700 Maß Lauge und müßte 400 Maß mehr abdampfen, als zuvor. Man laugt aber aus, theils um die in Lösung übergegangenen Stoffe zu benutzen, wie z. B. bei der Sodafabrikation, theils um irgend einen Stoff von gewissen Beimengungen, die für manche Anwendungen desselben schädlich sind, zu befreien. Hierher gehört namentlich das A. des Holzes, welches den Zweck hat, das Holz einer größeren Austrocknung fähig zu machen u. die Stoffe aus demselben zu entfernen, welche ihm die Eigenschaft mittheilen, in feuchter Luft wieder naß zu werden. Es sind verschiedene Methoden bekannt, um diese wässerigen Theile so schnell wie möglich zu beseitigen. Beim bloßen Austrocknen entrindet man das Holz, schneidet es sogleich in Bohlen oder Breter oder andere passende Stücke und läßt es so schnell austrocknen, indem man es in Trocken- oder Darrstuben bringt, worauf man es ohne großen Nachtheil verwendet, wenn es vorher noch durchlüftet worden. Dann laugt man auch das Holz in bloßem Wasser aus; man legt es gleich nach dem Fällen und vom Splint befreit und aus dem Gröbsten bearbeitet, das Wurzelende gegen den Strom, unter fließendes Wasser, damit die schleimig-gallertartigen Theile in den Zwischenräumen des Holzgewebes durch das Flußwasser aufgelöst und mit fortgeführt werden. Hölzer, die mehr auflöslichen Stoff enthalten, z. B. Eichenholz, läßt man mehre Jahre, einige nur ein Jahr, und weiche Hölzer gegen 6 Sommermonate lang unter Wasser liegen; doch kann diese allgemeine Regel nicht als bestimmte Norm gelten, denn die Länge der Auslaugzeit hängt nicht allein von der Größe der Zwischenräume und der Menge des darin enthaltenen auflöslichen Saftes, sondern auch von der Natur des Holzes ab, in sofern sich solches längere oder kürzere Zeit unversehrt unter Wasser erhalten kann. Das weiche Holz, namentlich das der italienischen Pappel, soll durch diese Behandlung eine ganz vorzügliche Härte bekommen. Nach dem A. wird das Holz an einen bedeckten schattigen und luftigen Ort gebracht, wo es dann langsam austrocknet und von wo aus man es in die Darrstube schaffen kann. Neuerlich wandte man heißes Wasser an, doch ist diese Methode mit so vielen Uebelständen verknüpft, daß man jetzt allgemein des Dampfes sich bedient, den man in einem eigenen Kessel entwickelt und in einen länglich-viereckigen Kasten von 3 Zoll dicken, mittelst Nuth und Feder zusammengefügten Bohlen von Fichtenholz leitet. Der Kasten ist mit eisernen Bändern umgeben, welche man durch Schrauben anziehen kann, um alle Fugen möglichst dampfdicht zu schließen, u. durch Bänke von Mauerwerk unterstützt. Das auszudampfende Holz legt man der Länge nach in den Kasten und bringt, ohne große Zwischenräume zu lassen, so viel als möglich hinein. Man kann auf jeden Quadratfuß Heizfläche des Kessels 40 Kubikfuß des Kastens rechnen, und Karmarsch gibt an, daß zu einem runden Kessel von 3 Fuß Durchmesser und 3 Fuß Höhe ein Dampfkasten von 12 Fuß Länge, 5 Fuß Breite und 6 Fuß Höhe anzuwenden sei. Das Eintrittsrohr für den Dampf ist mit einem Hahn versehen zur Regulirung des Dampfes, und an der entgegengesetzten Seite befindet sich ein Rohr am Boden des Kastens zum Abfluß des kondensirten Wassers. An jedem Ende hat der Kasten eine starke, mit Schrauben zu befestigende Thür, deren Fugen noch besonders durch dazwischengelegtes Werg gedichtet werden. In den ersten 3—6 Stunden läßt man den Dampf ziemlich langsam einströmen, heizt dann stärker und läßt endlich so viel Dampf zu, daß dieser aus einem am Deckel des Kastens angebrachten Hahn mit Geräusch entweicht. Nach 12—15 Stunden ist das abfließende Wasser am stärksten gefärbt, je nach den Holzarten von verschiedener Farbe, allmählig aber wird es heller, und nach 60—80 Stunden ist es zwar noch etwas gefärbt, aber ganz klar. Dies bezeichnet den Schluß der Operation. Man öffnet nun den Kasten und bringt das Holz am besten mit verklebten Hirnflächen an einen luftigen, aber vor Sonne und starkem Luftzug geschützten Ort, wo es in einigen Monaten vollkommen austrocknet. Weniger gut trocknet man es in Trockenkammern zuerst drei Tage bei 25° bis 35° C., später bei 65° bis 75° C. Das gedämpfte Holz ist dunkler als frisches, um 40 Procent leichter als ungedämpftes, lufttrockenes

Digitized by Google

Holz. Es ist härter und widerstandsfähiger gegen Feuchtigkeit, dem Wurmfraß wenig unterworfen u. fault nur äußerst langsam. Gleich nach der Operation kann man es biegen u. pressen, wodurch es sehr fest, hart und klingend wird. Das gedämpfte Holz verdient als Nutzholz in jeder Beziehung den Vorzug vor ungedämpftem Holz. Man räuchert auch das Holz in kleinen Stücken in Schornsteinen; große werden auf besondere Gerüste gelegt u. durch kleine feuchte Späne und Geniste, welches vielen Rauch gibt, nach allen Seiten lange genug beräuchert. Schon Virgil erwähnt dies als vortreffliches Mittel. Die ersten Auslaugungsapparate hatten britische Holzarbeiter, in Deutschland wurden sie seit 1753 bekannt.

Ausleerende Methode (evacuatio), Heilmethode, der in früherer Zeit, als man insbesondere einer einseitigen Humoralpathologie huldigte, eine große Bedeutung beigelegt ward. Schon Hippocrates bediente sich als ausleerender Mittel der Brech- und Abführmittel, und nach ihm wurde oft großer Mißbrauch damit getrieben. Namentlich aber hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts durch den wiener Professor Maximilian Stoll die sogenannte antigastrische Heilmethode, die sich auf theoretische Voraussetzungen eines gastrischen und biliösen Krankheitscharakters stützte, eine fast übertriebene Ausdehnung in den therapeutischen Verfahrungsweisen gewonnen. Noch bis in die neuere Zeit herein huldigten Aerzte und Laien der früher sehr verbreiteten Ansicht, daß vor allen Dingen der Darmkanal gereinigt werden müsse. Uebrigens wurden bei der a.n M. auch andere Systeme des Organismus außer dem Darmkanal in Angriff genommen, um die vermeintliche Materia peccans aus dem Körper auszuscheiden; namentlich gehören hierher noch die schweiß- und urintreibenden Mittel. Im weitesten Sinne sind auch diejenigen Mittel hierher zu rechnen, welche überhaupt auf irgend eine Weise gesunde oder krankhafte Ansammlungen innerhalb des Körpers und seiner Höhlen ausleeren, und es würden also auch der Aderlaß (s. d.), die Paracentese oder Punktion, die Blasenpflaster, die Schröpfköpfe ꝛc. hierher gehören. Man hat in früherer Zeit die Arzneimittel (s. d.) nach ihren therapeutischen Wirkungen eingetheilt u. danach, als eine Hauptklasse, die Evakuantien, Eliminantien, obenan gestellt, als Mittel, welche direkt oder indirekt die Abscheidung und Ausleerung gewisser Stoffe aus dem Körper fördern. Man unterschied aber hier: Brechmittel, abführende Mittel, wurmtreibende Mittel, blähungstreibende Mittel (carminativa), Gallenabscheidung oder Entleerung fördernde Mittel (cholagoga), urintreibende Mittel, mildere, schärfere und narkotische (diuretica), Mittel, welche die Lösung von Harnsteinen oder Gries fördern, oder deren Bildung verhindern (lithontriptica), schweißtreibende Mittel, mildere und mehr erregende, reizende (diaphoretica), den Auswurf fördernde Mittel (expectorantia), mildere und stimulirende, scharfe, die Absonderung und Ausleerung des Nasenschleims fördernde Mittel (errhina, sternutatoria), Mittel, welche die Speichelabsonderung befördern (sialagoga), Mittel, welche die Menstruation befördern (emmenagoga), und unter diesen scharfe und erregende, tonisirende und beruhigende oder sedative. Aber eine solche auf therapeutische Indikation sich gründende Klassifikation hat keinen Werth. Denn es ist leicht ersichtlich, daß ein und dieselbe Gruppe die verschiedenartigsten Heilmittel umfassen und wiederum ein und dasselbe Heilmittel den verschiedensten Gruppen beigezählt werden müßte. Als Beispiel mag der Brechweinstein gelten, der als Brech- und Abführmittel, als schweißtreibendes, den Auswurf und die Gallenabsonderung beförderndes Mittel verwendet wird und daher verschiedenen Abtheilungen angehört.

Auslegung (Interpretation), im Allgemeinen die Auffindung und Darstellung des in Worten, Handlungen oder irgend welchen anderen äußern Zeichen liegenden Sinnes; im Besondern die Auffindung und Darstellung des Sinnes einer Schriftstelle. Sie hat ihrem Wesen nach nur auszulegen, was der Schriftsteller, Gesetzgeber ꝛc. in die Worte hineingelegt hat, nicht aber Beziehungen aufzusuchen, an welche der Verfasser nicht gedacht haben konnte. Diese Rücksicht auf die originale Beschränkung des Sinnes macht den Unterschied zwischen der wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen oder populären A. aus. Jene hat den Sinn der auszulegenden Schrift so nachzukonstruiren, wie er ursprünglich gemeint war; diese dagegen kann von dem Princip sich leiten lassen, den Sinn der Schrift so fruchtbar und vielseitig zu behandeln, als er es nur immer zuläßt, sie kann unbedenklich, wenn sie nur von dem Geschraubten und direkt Verzerrten sich fern hält, dem Text so viel unterlegen, als er tragen will. Die A. macht sich als besondere Kunst besonders geltend: in der Philologie, wo sie als Interpretation das richtige Verhältniß der klassischen ältern und neuern Schriftwerke zu erforschen und zu vermitteln hat; in der Theologie als Interpretation (Exegese) der heiligen Schrift und auch der als norma fidei sanktionirten Glaubensartikel; in der Jurisprudenz als Rechtsauslegung od. Gesetzesauslegung, d. i. A. des Sinnes der Gesetze. Die Interpretation des Rechts hat im römischen Rechte eine andere Bedeutung als heutzutage. Während sie dort die ganze wissenschaftliche Gestaltung und Fortbildung des Rechts zum Zwecke der Anwendung bedeutet, verstehen wir heute in einem engern Sinn darunter nur die auf Rechtserkenntniß gerichtete wissenschaftliche Thätigkeit. Es ist also A. der Rechtsquellen die Thätigkeit, durch welche wir uns den Sinn eines geäußerten Rechtssatzes, sei dies Gewohnheits- oder gesetzliches Recht, klar machen. Als Rechtssatz nämlich in seiner wirklichen Geltung besteht nicht die äußere Form, sondern der Inhalt, das von der rechtserzeugenden Gewalt Gewollte. Diesen Willen zu finden, sind uns verschiedene Mittel geboten. Das nächstliegende und daher immer zuerst anzuwendende Mittel ist die Sprache, gewöhnlich in Schrift eingekleidet: grammatische Interpretation. Dieselbe hält sich an die Eigenthümlichkeiten der Sprache, in welcher die Rechtsvorschrift verfaßt ist, z. B. an die besondern Eigenthümlichkeiten eines bestimmten Ortes (Provinzialismen), einer bestimmten Zeit ꝛc. Hat ein Wort mehre Bedeutungen, so ist in der Regel dem gemeinen Sprachgebrauche zu folgen, wenn nicht ein besonderer Redegebrauch der gesetzgebenden Gewalt erweislich gemacht werden kann. In dem nämlichen Zusammenhange ist dasselbe Wort auch in dem nämlichen Sinne zu nehmen. Folgen der

Digitized by Google

Benennung des Genus einzelne Species, so sind diese in der Regel nur erläuternd, nicht aber beschränkend aufzufassen. Folgt der Benennung der Species ein Genus hinterher, so ist letzteres erweiternd, umfaßt aber doch nicht mehr, als wenn das Genus vorausginge und die Species nachfolgte. Ist von einer Mehrzahl die Rede, so genügt in der Regel schon die Zahl zwei. Die Bedeutungen sind nicht nach einzelnen Worten allein, sondern nach dem Zusammenhange und der Verbindung aller zur ganzen Rede aufzusuchen, daher auch in der Regel kein Wort als überflüssig betrachtet werden darf. Reichen diese sprachlichen Regeln nicht hin, uns den Sinn der betreffenden Rechtsvorschrift klar zu machen, dann wenden wir solche Mittel an, welche uns mit logischer Konsequenz auf den Willen der rechtserzeugenden Gewalt führen: logische Interpretation. Dahin gehören die Berücksichtigung der historischen Verhältnisse, unter denen, und die Gelegenheit, bei welcher das Recht entstanden ist, der specielle Veranlassungsgrund, die Enunciativworte des Gesetzgebers, das Zusammenhalten der betreffenden Rechtsvorschrift mit andern, zu denen dieselbe in Beziehung treten kann, Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller ꝛc. Findet man hierbei, daß die Absicht des Gesetzgebers weiter geht, als der gewöhnliche Wortsinn, so ist die weitere Bedeutung (extensive Interpretation) zu wählen; findet man aber, daß die Worte zu weit gefaßt sind, dann ist die gewollte engere Bedeutung zu nehmen (restriktive Interpretation). Ueber den möglichen Wortsinn aber nach dem weitesten und engsten Gebrauche kann die Erklärung nicht hinausgehen, sonst wird sie analoge Anwendung oder Beschränkung nach dem Grunde des Gesetzes (ex ratione legis), also Recht der Wissenschaft und ist nicht mehr A. Sind, abgesehen von mehrfachen Wortbedeutungen, Zweifel und Dunkelheiten vorhanden, welche durch die grammatische A. nicht gehoben werden können, dann ist der Sinn anzunehmen, welcher dem Zwecke oder Rechtsgrunde des Gesetzes am vollkommensten entspricht, im Zweifel aber die mildere und billigere Meinung vorzuziehen. Die A. singulärer Rechte und Privilegien weicht zwar an sich von der anderer Rechtsvorschriften nicht ab, doch sind dieselben im Zweifel im beschränktern Sinn zu nehmen und lassen eine analoge A. nicht zu. Korrektorische Gesetze sind so zu interpretiren, daß im Zweifel die geringste Abweichung von dem bestehenden Rechte angenommen wird. Strafgesetze sind, weil die mildere Meinung im Zweifel vorgeht, in der Regel in dem engern Wortsinne zu nehmen; eine ausdehnende Interpretation ist aber auch hier zulässig, nur ist diese wohl zu unterscheiden von der Analogie (s. d.). Im Gegensatze zu diesen beiden Interpretationsarten, der grammatischen und logischen, welche man unter der Bezeichnung Doktrinalinterpretation zusammenzufassen pflegt, steht die Legalinterpretation, d. i. eine A., welche nicht durch die Wissenschaft, sondern durch eine rechtserzeugende Gewalt geschieht; diese kann die Gesetzgebung (authentische Interpretation), oder auch das Gewohnheitsrecht (Usualinterpretation) sein. Daß die Legalauslegung den Vorzug vor der doktrinellen hat, liegt in der Natur ihrer Entstehung; dagegen stehen die authentische und usuelle A. sich gleich, da von diesen beiden Rechtsquellen: der Gesetzgebung und der unmittelbaren Volksrechtsüberzeugung, keine an Kraft gegen die andere zurücksteht. Die authentische Interpretation hat rückwirkende Kraft, sofern nicht eine Sache bereits durch rechtskräftiges Urtheil, Vergleich ꝛc. abgethan ist. Uebrigens entsteht durch jede Legalinterpretation ein neuer Rechtssatz, der nur zu einem frühern Gesetz in die Beziehung gestellt ist, daß er so behandelt werden soll, als wäre er schon durch dieses Gesetz gegeben. Es kann daher auch in konstitutionellen Staaten dem Regenten das Recht der einseitigen authentischen Interpretation der mit Zustimmung der Landstände erlassenen Gesetze nicht zugestanden werden. Dieselben Grundsätze wie für die Gesetzesauslegung gelten im Allgemeinen auch für die Interpretation von Rechtsgeschäften, nur daß selbstverständlich diese A. je nach der besondern Natur und Eigenthümlichkeit der Rechtsgeschäfte auch ihre besondern Grundsätze hat. Im Allgemeinen lassen sich folgende Regeln aufstellen: Das sicherste Mittel ist eine Erklärung Derjenigen, welche das Geschäft abgeschlossen haben, sofern eine solche Erklärung gesetzlich zulässig ist. So kann natürlich bei zweiseitigen Rechtsgeschäften, wie Kauf, Miethe ꝛc., eine einseitige Erklärung, durch welche der sie Abgebende eine dem andern Theile nachtheilige A. gibt, niemals Wirksamkeit äußern. Hiernächst tritt bei vorliegender schriftlicher oder mündlicher Willenserklärung zunächst die grammatische Interpretation ein. Die Worte sind hierbei zunächst in ihrem natürlichen und gewöhnlichen Sinne zu nehmen, und es ist zu vermuthen, daß der Disponent sich der Sprache nach ihrem gewöhnlichen, gemeinen Gebrauche bedient hat. Gibt dieser einen annehmbaren und sichern Sinn, so ist es unzulässig, ihn aus anderswo gesuchten Gründen in Frage zu stellen, denn sonst würde die beste Wahl des Ausdrucks nicht gegen Mißinterpretationen sicher stellen. Auf der andern Seite aber ist zu berücksichtigen, daß die Worte nur dadurch Bedeutung haben, daß sie den Willen des Sprechenden enthalten. Sind dieselben also dunkel und zweideutig, dann kann nicht das, was nach gemeinem Sprachgebrauche in ihnen liegt, oder wie Andere sie verstanden haben, sondern nur das entscheidend sein, was der Sprechende damit ausdrücken wollte. Hierbei sind besonders eigenthümliche Redensarten des Disponenten, die Veranlassung, die Zeit und der Ort der Erklärung in Rücksicht zu ziehen. Haben die Worte nach der Oertlichkeit eine verschiedene Bedeutung, so wird im Zweifel der Sprachgebrauch des Geschäftsortes entscheiden. Bei einem zwischen Entfernten abgeschlossenen Geschäfte ist der Sprachgebrauch am Orte des Proponenten hierbei besonders zu berücksichtigen. Ist es aber bei allem dem nicht möglich, den Worten einen sichern, annehmbaren Sinn abzugewinnen, dann muß man aus der Betrachtung aller Umstände und Verhältnisse der Disponenten und der behandelten Gegenstände die A. versuchen. Daher ist dann vorerst der Sinn anzunehmen, den der Handelnde mit seinem Ausdruck verbunden haben muß, wenn er als ein verständiger Mann gehandelt hat, also vor Allem der Sinn, wodurch das Geschäft aufrecht erhalten wird und den Gesetzen gemäß erscheint. Sodann ist im Zweifel das Mildere, Geringere, weniger Belästigende anzunehmen. Bei einseitigen Rechtsgeschäften ist also zu Gunsten des Verpflichteten zu interpretiren, bei zweiseitigen aber, wo beide

Theile Berechtigte und Verpflichtete sind, im Zweifel zum Nachtheil dessen, der als Hauptperson gilt, weil diesem die genaue Fassung des Vertrags vorzugsweise obliegt. Endlich gibt es gewisse Rechtsinstitute, welche einer besondern Rechtsbegünstigung genießen, daher im Zweifel zu ihrem Gunsten zu interpretiren ist; dahin gehören: die Freiheit, die Mitgift zu Gunsten der Frau; letztwillige Verfügungen, welche, um den Willen des Erblassers nicht zu verfehlen, eher zu Gunsten des Bedachten u. vor Allem zur Aufrechterhaltung der Verfügungen auszulegen sind. Läßt sich aber auf keinem von allen diesen Wegen die Dunkelheit der Dispositionen aufhellen, dann bleibt nichts übrig, als dieselbe als ungültig zu behandeln.

Auslieferung von Verbrechern, die Verabfolgung eines Angeschuldigten von dem Gerichte, in dessen Bezirke derselbe sich aufhält, an ein anderes Gericht zum Zwecke der Untersuchung und Bestrafung. Unter den verschiedenen Gerichten eines und desselben Staates wird die Verbindlichkeit zur Auslieferung gemeinrechtlich, namentlich durch die Prävention begründet; unter dem prävenirenden oder zuvorkommenden Gerichte aber versteht man dasjenige, welches zur Zeit nach zuerst von seiner Zuständigkeit gegen den Angeschuldigten durch Vorladung oder Vernehmung desselben in seiner Eigenschaft als Angeschuldigter oder durch Verfolgung desselben Gebrauch gemacht hat. Solche Fälle, in denen die Prävention beim Zusammentreffen mehrer Gerichtsstände entscheidet, sind unter andern: wenn Jemand mehre Verbrechen begangen hat, wegen welcher verschiedene gleichstehende Gerichte an sich zuständig sind; wenn mehre Personen in gleicher Theilnahme ein Verbrechen verübt haben und rücksichtlich dieser mehren Theilnehmer verschiedene Gerichte zuständig sind; wenn ein Verbrecher mehre Wohnorte hat, vorausgesetzt, daß der Gerichtsstand des Wohnorts im vorliegenden Falle entscheidend ist; wenn die Gerichtsbarkeit am Orte des begangenen Verbrechens streitig ist, oder das Verbrechen auf der Grenze zweier Gerichtsbezirke begangen worden ist, ꝛc. Außer dem Falle der Prävention kann die Verpflichtung zur Auslieferung auch auf dem Vorzuge beruhen, welchen ein privilegirter Gerichtsstand vor dem gemeinen genießt. Der Richter, welcher die Auslieferung fordert, hat sich mit einem besondern Ersuchungsschreiben unter Angabe des Grundes, aus welchem er auf die Auslieferung Anspruch macht, an den Richter zu wenden, in dessen Gewahrsam der Verbrecher befindlich ist. Dieser untersucht den Grund des Anspruchs und kann, im Fall er ihn unzureichend findet, die Auslieferung verweigern. Der Verbrecher selbst aber kann einer rechtmäßig geforderten Auslieferung nicht widersprechen. Letztere geschieht jedesmal auf Kosten des dieselbe beanspruchenden Gerichts; zu diesen Kosten gehört jeder Aufwand, den die Ergreifung, Festhaltung, Verpflegung und summarische Vernehmung des Verbrechers verursacht hat. Richter, durch deren Bezirk die Durchführung erfolgt, können derselben nicht widersprechen. Wird einem Richter ein Verbrecher zugeführt, ohne daß er dessen Auslieferung verlangt hat, so ist er in der Regel zur Annahme desselben nicht verpflichtet, es sei denn, daß ihm das Gesetz nicht nur das Recht zur Untersuchung gibt, sondern zugleich die Verbindlichkeit zu derselben auflegt. Anders sind die Verhältnisse gegenüber ausländischen Gerichten. Von solchen kann die Auslieferung nicht auf Grund einer Prävention, welche ja für jene keine verbindende Kraft hat, sondern nur auf Grund besonderer Staatsverträge gefordert werden. Eine ohne vorliegenden Vertrag auf Nachsuchen erfolgte Auslieferung kann nur als Gefälligkeit angesehen werden, welche unter der Voraussetzung und in der Regel unter der ausdrücklichen Bedingung der Erwiederung bezeigt wird. Seine eigenen Unterthanen aber darf kein Staat ausliefern, vielmehr hat er selbst deren Verfolgung und Bestrafung sich zu unterziehen. Zur Annahme eines im Auslande ergriffenen Verbrechers ist der Richter dann verpflichtet, wenn der Verbrecher seinem Staate angehört oder doch in demselben das Verbrechen begangen hat.

Nach den zwischen mehren deutschen Bundesstaaten in neuerer Zeit zur Erleichterung der Strafrechtspflege abgeschlossenen Verträgen wird der für Deutschland als geltend anzunehmende Grundsatz, daß kein Staat verbunden ist, diejenigen seiner Unterthanen, welche in einem andern Staate ein Verbrechen begangen haben, an diesen letztern auszuliefern, ausdrücklich, und zwar in einer solchen Ausdehnung anerkannt, daß selbst diejenigen Unterthanen, welche sich in dem fremden Staate bereits in Untersuchung und Haft befanden, oder sogar sich eidlich verpflichtet haben, sich jederzeit vor dem Untersuchungsgericht zu stellen, wenn sie vor der Strafvollstreckung in ihren Heimatsstaat zurückgekehrt sind, nicht ausgeliefert zu werden brauchen. Durch die so verweigerte Auslieferung geschieht indeß der Rechtspflege selbst kein Eintrag, weil nach denselben Verträgen, je nachdem die Rückkehr des Delinquenten vor der Abfassung des rechtskräftigen Erkenntnisses oder nach solcher erfolgt ist, die um die Auslieferung ersuchte Behörde die Verpflichtung hat, im erstern Falle auf Antrag der requirirenden Behörde die Untersuchung fortzuführen, im letztern Falle das rechtskräftige Erkenntniß zu vollstrecken. Eine Ausnahme von diesem allgemeinen Grundsatze machen die wegen Verbrechen flüchtig gewordenen Unterthanen des einen Staates, so lange sie in dem andern Staate, wohin sie sich geflüchtet haben, nicht als Unterthanen aufgenommen worden sind, ingleichen solche eines Verbrechens verdächtige Individuen, welche weder des einen, noch des andern Staates Unterthanen sind, sofern nur nicht der Staat, welchem dergleichen Individuen als Unterthanen angehören, jene Uebertreter zur eigenen Bestrafung reklamirt. Auch in der Bundesgesetzgebung ist derselbe Grundsatz ausdrücklich anerkannt. Denn obgleich der Art. 2 des Bundesbeschlusses vom 18. August 1836 die gegenseitige Verpflichtung aller Bundesstaaten ausspricht, daß Individuen, welche der Anstiftung eines gegen den Souverän oder gegen die Existenz, Integrität, Verfassung oder Sicherheit eines andern Bundesstaates gerichteten Unternehmens oder einer darauf abzielenden Verbindung, der Theilnahme daran, oder der Begünstigung beschuldigt sind, dem verletzten oder bedrohten Staate auf Verlangen ausgeliefert werden sollen: so wird dabei doch ausdrücklich vorausgesetzt, daß ein solches Individuum weder ein Unterthan des um die Auslieferung angegangenen Staates selbst, noch in demselben schon wegen anderer ihm zur Last fallenden Verbrechen in Untersuchung zu ziehen und zu bestrafen ist. Die

zwischen den meisten deutschen Staaten abgeschlossenen besondern Verträge sind theils dem Vertrage zwischen Preußen und Sachsen-Weimar vom 8. und 25. Juni 1824, theils dem Vertrage zwischen Kurhessen und Braunschweig vom 5. Mai 1823 nachgebildet. Die zweite Reihe dieser Verträge stellt dabei den Satz auf, daß, wenn ein Mensch in beiden Staaten Verbrechen begangen hat, wegen deren er noch zu bestrafen ist, derselbe den Gerichten des Staates ausgeliefert werden soll, in welchem er das schwerste verübt hat, wo er dann auch wegen der übrigen Verbrechen zur Untersuchung gezogen u. abgeurtheilt wird. In dem preußisch-weimarischen Vertrage ist darüber nichts bestimmt; jeder Staat straft nach diesem die in seinem Gebiete vorgefallenen Verbrechen unabhängig von dem andern, und so kann es kommen, daß ein Mensch, welcher mehre Diebstähle in verschiedenen Ländern verübt hat, wegen deren er zusammen 2 Jahre Zuchthaus verwirkt hätte, mehre Male nach einander verurtheilt und dadurch mit der doppelten oder dreifachen Strafe belegt wird. Dagegen enthält derselbe preußisch-weimarische Vertrag, welcher auch die bürgerlichen Jurisdiktionsverhältnisse mitumfaßt, noch die, freilich zu allgemein gefaßte Abrede, daß die in dem einen Staate gefällten Kriminalerkenntnisse in dem andern auch an den eigenen Unterthanen vollzogen werden sollen, mit Ausnahme der fiskalischen Strafen. Ueber die Auslieferung der Deserteurs entscheidet das allgemeine Kartel für sämmtliche Bundesstaaten vom 10. Febr. 1831, wornach die desertirenden Militärpersonen sofort und ohne besondere Reklamation an den Staat ausgeliefert werden, dem selbige entwichen sind. In den übrigen deutschen Staaten, namentlich in England, Frankreich, Spanien, Holland unterliegt die Auslieferung der Verbrecher im Allgemeinen dem Grundsatze: daß Niemand ausgeliefert wird; außerdem aber gelten noch die besonderen Stipulationen zwischen den genannten Staaten im Frieden von Amiens vom 27. März 1802, wornach die gegenseitige Auslieferung auf gewisse gemeine (nicht politische) Verbrechen, wie Mord, Diebstahl, Fälschung ꝛc., beschränkt u. an die Voraussetzung geknüpft ist, daß solche Beweise beigebracht werden, welche hinreichen, um den Auszuliefernden im requirirten Staate zur Bestrafung ziehen zu können.

Wären die Gesetze und die Bestimmung über das Verbrechen und seine verschiedenen Grade in allen Staaten übereinstimmend und dabei die Verhältnisse derselben durchaus friedlich, so könnte man den entwickelten Grundsätzen zufolge ohne Zweifel die Bestrafung oder resp. Auslieferung wegen aller Verbrechen oder Vergehen fordern. Da aber Beides nicht der Fall ist, vielmehr ein Staat die Handlung, welche ein anderer mit Strafe belegt, mit einer solchen nicht bedroht, oder auch in derselben nicht eine Verletzung des Rechts, sondern nur der Interessen eines andern Staats erkennt, welche er durch Bestrafung zu schützen sich nicht berufen findet: so ergibt sich, daß die Fälle, in welchen Auslieferung oder Bestrafung für im Auslande begangene Handlungen erfolgen muß, eine wesentliche Beschränkung erleiden. Diese ergibt sich aus der Unterscheidung der Verbrechen nach allgemeinem Rechte (delicta juris gentium), welche kein Staat ungestraft lassen darf, und der Verbrechen oder Vergehen, welche nur durch besondere Gesetze und Einrichtungen der Staaten dazu gestempelt werden (delicta juris positivi), und es mußte daher völkerrechtlicher Grundsatz werden, nur wegen der ersteren, wenn sie von Ausländern im Auslande begangen worden sind, Bestrafung und Auslieferung eintreten zu lassen. In den darüber geschlossenen Verträgen werden daher auch sehr oft die Verbrechen, wegen deren eine Auslieferung Statt finden soll, ausdrücklich benannt. So werden in dem Vertrage zwischen Belgien u. Frankreich vom 22. Nov. 1834 folgende Verbrechen angeführt: vorsätzlicher Mord und Nothzucht; Brandstiftung; Urkundenfälschung, jedoch mit Ausnahme der Fälschung von Pässen und andern geringern Fällen; Verfertigung und Ausgeben falscher Münzen; falsches Zeugniß; Diebstahl, welcher kriminell zu strafen ist; Unterschlagungen von Seiten öffentlicher Beamten und betrügerischer Bankerott. Dieselben Fälle sind in dem belgischen Gesetz vom 1. Okt. 1833 und in der Kartelkonvention, die Belgien mit Preußen schloß, angegeben. Man sieht, daß insbesondere alle politischen Verbrechen ausgeschlossen sind, und in der That halten nicht bloß die Vereinigten Staaten von Amerika, sondern auch Frankreich, Großbritannien und Belgien den Grundsatz fest, politische Verbrecher nicht auszuliefern. Auch die Schweiz beobachtet dieses im Ganzen; doch in dem Vertrage mit Oesterreich vom 14. Juli 1828 ist Hochverrath u. Aufruhr, u. in dem Vertrage mit Frankreich vom 18. Juli 1828 sind Unternehmungen gegen die Sicherheit des Staates unter den Verbrechen genannt, wegen welcher die Auslieferung Statt finden soll. Dagegen liegt es in der Natur der Sache, daß enger verbundene Staaten dann auch zur Aufrechthaltung der Verfassung die Hand bieten müssen und einander daher auch Diejenigen ausliefern, welche die bestehende Ordnung des Staates zu stören unternehmen. In diesem Sinne ist der oben erwähnte Beschluß des deutschen Bundes vom 18. August 1836, welchem ein ähnlicher vom 5. Juli 1832 vorausgegangen war, abgefaßt. Eine gleiche Vereinbarung haben Rußland, Oesterreich und Preußen mit einander getroffen. Hiernach wird bei politischen Verbrechen keine gewöhnliche Requisition gefordert, welche in andern Fällen, sowohl nach den Grundsätzen des Völkerrechts, als nach der Konvention zwischen Rußland und Preußen vom 17. März 1830, vorangehen muß u. auch in dem französisch-belgischen Vertrage bedungen ist. Denn nach diesem kann zwar auf einen Verhaftsbefehl eines ausländischen kompetenten Gerichts eine vorläufige Verhaftung, die Auslieferung aber nur auf ein förmliches Erkenntniß, wodurch der Beschuldigte verurtheilt oder in Anklagestand versetzt wird, Statt finden, und es muß, wenn das Letztere nicht binnen drei Monaten erfolgt, der Verhaftete wieder in Freiheit gesetzt werden.

Die neuesten Bestimmungen über gegenseitige Auslieferung von Verbrechern auf dem deutschen Bundesgebiete enthält ein Bundesbeschluß vom 26. Januar 1854. Hiernach sollen zunächst die durch den Bundesbeschluß vom 18. Aug. 1836 bezüglich der Auslieferung politischer Verbrecher getroffenen Anordnungen fortdauernde Wirksamkeit behalten und bezüglich deren Ausführung die Bestimmungen dieses neuern Beschlusses gleichfalls in Anwendung gebracht werden. Im Weitern verpflichten sich die Bundesstaaten gegen-

seitig, Individuen, welche wegen anderer Verbrechen oder Vergehen (ausschließlich der Abgabedefraudationen und der Uebertretung von Polizei- und Finanzgesetzen) von einem Gerichte desjenigen Staates, in welchem oder gegen welchen das Verbrechen oder Vergehen begangen worden, verurtheilt oder in Anklagestand versetzt sind, oder gegen die ein gerichtlicher Verhaftsbefehl dort erlassen ist, diesem Staate auszuliefern, vorausgesetzt, daß nach den Gesetzen des um die Auslieferung angegangenen Staates die veranlassende strafbare Handlung gleichfalls als Verbrechen oder Vergehen anzusehen und die Strafe noch nicht verjährt ist. Ausnahmen hiervon finden nur in folgenden Fällen Statt: wenn der als Verbrecher Verfolgte ein Unterthan des requirirten Staates ist; ferner wenn wegen derselben strafbaren Handlung, welche den Auslieferungsantrag veranlaßt hat, die Kompetenz der Gerichte des um die Auslieferung angegangenen Staates nach den Gesetzen desselben begründet ist, und endlich, wenn der Auszuliefernde in dem um die Auslieferung angegangenen Staate wegen anderer Handlungen in Untersuchung oder Strafhaft befindlich ist, oder wegen einer civilrechtlichen Verbindlichkeit, namentlich wegen Schulden einem Arreste unterliegt; die Auslieferung kann in diesem Falle erst nach erfolgter Freisprechung oder erstandener Strafe, beziehungsweise nach aufgehobenem Arreste Statt finden. Die Auslieferung erfolgt auf Ansuchen der zuständigen Gerichtsbehörde, oder wenn es sich um die Ergreifung eines entwichenen Strafgefangenen handelt, der Verwaltungsbehörde der betreffenden Staatsanstalt, an die Justiz- oder Polizeibehörde des Bezirks, in welchem sich der Angeschuldigte befindet. In dem Ansuchen ist das Verbrechen oder Vergehen, dessen das betreffende Individuum beschuldigt ist, oder wegen dessen eine Verurtheilung Statt gefunden hat, sowie die Zeit der verübten strafbaren Handlung, in letzterem Falle unter Bezeichnung des Gerichts, welches die Verurtheilung ausgesprochen hat, und des wesentlichen Inhalts des Erkenntnisses anzugeben. Die um die Auslieferung angegangene Behörde hat sofort die nach den Landesgesetzen erforderlichen Einleitungen zur Erwirkung der Prüfung und Bescheidung des Antrags zu treffen. Sodann wird die zugestandene Auslieferung an dem der Verhaftung zunächst liegenden Grenzorte, wo sich eine zur Uebernahme geeignete Behörde befindet, vollzogen. Mit der Person des Auszuliefernden sind auch alle Gegenstände, welche sich in deren Besitze befinden, sowie auch andere, die zur Herstellung des Thatbestandes des angeschuldigten Verbrechens dienen können, zu übergeben. Ist die Auslieferung von mehren Staaten nachgesucht worden, so erfolgt dieselbe an den Staat, welcher das desfallsige Ansuchen zuerst gestellt hat. Die Kosten der Ergreifung und des Unterhalts des verhafteten Individuums, sowie der mit zu übergebenden Gegenstände werden dem auszuliefernden Staate von dem requirirenden Gerichte erstattet. Der Transport solcher aus deutschen Bundesstaaten oder auch aus andern Ländern auszuliefernden Individuen wird in den Bundesstaaten, welche als Zwischengebiet berührt werden, ungehindert erstattet, u. haben diese die auf ihrem Gebiete erwachsenden Kosten vorschußweise zu bezahlen. Schließlich bestimmt dieser Bundesbeschluß noch, daß die zwischen den einzelnen deutschen Staaten bestehenden Auslieferungsverträge in soweit sie Bestimmungen enthalten, welche mit den durch diesen Beschluß begründeten gegenseitigen Verpflichtungen im Widerspruch stehen, als außer Wirksamkeit gesetzt zu betrachten sind, u. daß die Erneuerung der mit auswärtigen Staaten bestehenden Auslieferungsverträge in einer mit dem Inhalte dieser Uebereinkunft übereinstimmenden Weise erstrebt werden soll.

Ausmalen, einer Zeichnung Farbe geben, s. Illuminiren; in der Poetik eine Scene, eine Erzählung oder Situation mit allen Einzelnheiten und allem Schmucke des Ausdrucks anschaulich machen; in der Schauspielkunst in der Darstellung das, was der Dichter geschrieben hat, durch Ton und Geberden erläutern und unterstützen.

Ausnahmegesetze (jus singulare), im weitern Sinne das Recht, welches neben dem reinen regelmäßigen Rechte eine Ausnahme zu Gunsten gewisser Personen oder Verhältnisse, also ein ganz besonderes, von dem Grundcharakter des Rechts abweichendes Rechtsinstitut bildet, in einem besonderen Sinne in konstitutionellen und republikanischen Staaten Gesetze, welche nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Legislatur, sondern in Folge außerordentlicher Bevollmächtigung der obersten Staatsgewalt entstehen. In absoluten Monarchien, wo der Regent von allen den Schranken frei ist, durch welche derselbe in konstitutionellen Verfassungen beschränkt wird, können eigentliche A. nicht vorkommen, man müßte denn hierher solche Verfügungen rechnen, die in bedenklichen Momenten nur für bestimmte Fälle und Zeiten gegeben sind. Doch liegt nicht eigentlich in der Sphäre ihrer Anwendung und der Dauer ihrer Geltung, sondern vielmehr in der Art ihrer Entstehung das Wesen der A. In Republiken und konstitutionellen Staaten ist die Sache so alt wie diese selbst, nur der Name ist neu. Die Römer hatten für die Fälle, wo ein Ausnahmegesetz nöthig erschien, die Formel: Videant consules, ne quid respublica detrimenti capiat, wodurch den Konsuln die Vollmacht, besondere Maßregeln zu ergreifen, oder, wenn dieses nicht ausreichte, die Diktatur ertheilt wurde. Das Heilmittel war schon damals oft schlimmer, als das Uebel, welches geheilt werden sollte, und als die Diktatoren zu Triumviri reipublicae constituendae geworden waren, ging die Republik zu Grunde. In ähnlicher Weise haben die A. neuerer Zeit nicht selten, indem sie an einer Stelle den Schaden heilen sollten, den ganzen Organismus in seiner freien Entwickelung gehemmt. Indeß können konstitutionelle Staaten in der That in Lagen kommen, wo die Macht der Regierung außergewöhnliche Verstärkung erhalten muß. In England besteht in solchen Fällen die erste und wichtigste Maßregel darin, daß das Habeas-Corpus-Recht für einige Zeit suspendirt wird. Die Regierung kann dann verdächtige und gefährliche Leute in Verwahrung nehmen, ohne ihnen die Wohlthat eines gerichtlichen Verhörs zu gestatten. Diese Suspension wird daher nur auf eine gewisse Zeit bewilligt, nach deren Ablauf alle solche Staatsgefangenen wieder in Freiheit gesetzt oder zur förmlichen Untersuchung gezogen werden müssen. Dann schützt auch die Suspension die Minister keineswegs gegen die Entschädigungsansprüche der Verhafteten, und wenn auch dergleichen Klagen gewöhnlich in einem besondern

Parlamentsakt (indemnity-bill) niedergeſchlagen werden, ſo iſt doch bei deſſen Verhandlung der Gebrauch, welchen die Miniſter von der bewilligten Suspenſion machten, der ſtrengſten Kritik der Gegenpartei preisgegeben. Eine zweite Maßregel dieſer Art iſt die Fremdenbill (alien-bill), welche der Regierung eine außergewöhnliche Macht gegen die Fremden in die Hand gibt, namentlich ihre Ausweiſung aus dem britiſchen Reiche oder ihre Auslieferung an beſtimmte Staaten geſtattet. Eine dritte Form, in welcher A. in England vorkommen, ſind die Strafbills (bill of attainder oder bill of penalties), wodurch das Parlament in einzelnen Fällen die Befugniß erhält, gewiſſe Individuen ohne richterliches Urtheil mit Strafen zu belegen. Der Antrag zu einer ſolchen Bill kann vom Unterhauſe ſo gut wie vom Oberhauſe ausgehen; es findet kein eigentliches Gerichtsverfahren Statt, und es iſt nur als eine in der Sache liegende Billigkeit anzuſehen, wenn dem Angeſchuldigten die Freiheit der Vertheidigung gegeben wird. Der Beſchluß ſelbſt wird nach einfacher Mehrheit der Stimmen gefaßt, muß aber, wie jedes andere Geſetz, durch beide Häuſer gehen und die Zuſtimmung des Königs erlangen. Die Strafe, welche das Parlament beſtimmt, kann größer und geringer ſein, als die, nach analogen Fällen zu ſchließen, von einem gewöhnlichen Gericht zu erwartende, und das Begnadigungsrecht des Königs fällt, wenn er einmal ſeine Zuſtimmung gegeben hat, ganz weg. Das ganze Verfahren hat für den Briten, dem ſtrenges Feſthalten an der geſetzlichen Regel über Alles geht, immer etwas Gehäſſiges, u. es wird daher nur äußerſt ſelten angewendet. In Frankreich vertraten vor 1790 die berüchtigten Lettres de cachet die Stelle der A. Sie waren für jeden Gewaltſtreich der Regierung ausreichend. Erhoben die Parlamente Widerſpruch, oder verweigerten ſie den königlichen Befehlen die Eintragung in die Parlamentsregiſter u. ſomit die Publikation, ſo beſaß der Hof Mittel genug, die Widerſtrebenden nach und nach zum Nachgeben zu ſtimmen, oder ſich ihrer ganz zu entledigen. Ludwig XV. löſte in den letzten Jahren ſeiner Regierung wegen Differenzen dieſer Art das ganze Parlament auf. Nach dem Sturz der alten Dynaſtie hörten die Lettres de cachet auf, aber die A. traten an ihre Stelle. Die Suspenſion der Konſtitution, die revolutionäre Regierung 1793 und die Permanenz des Revolutionstribunals gingen aus ſolchen Geſetzen hervor, der ungeſetzlichen Staatsſtreiche (coups d'état) gar nicht zu gedenken, deren die franzöſiſche Geſchichte bis auf die neueſte Zeit ſo viele aufweiſt. Regelmäßige Herrſchaft der Geſetze war daher eine der nachdrücklichſten Beſtimmungen der franzöſiſchen Charte und das wichtigſte Verſprechen jeder neuen Regierung in Frankreich; bis jetzt iſt dieſes Verſprechen noch von keiner gehalten worden. Die Preßfreiheit wurde mehrmals beſchränkt und der ordentliche Lauf der Rechtspflege durch Specialgerichtshöfe verkürzt. Spanien hat in der langen Periode ſeiner Bürgerkriege die Anwendung von A.n ſo häufig erlebt, daß die Aufzählung der einzelnen Fälle zur Geſchichte ſeiner neueſten Zuſtände anwachſen müßte. Seine bedeutendſten Städte und ganze Provinzen ſahen ſich in Belagerungszuſtand verſetzt, und die Ausnahme von dem geſetzlichen Verfahren der Machthaber wurde beinahe zur Regel. Auch in Deutſchland erhielten wir ſeit der fanatiſchen That Sands A., welche eine beſondere Aufſicht über die Univerſitäten und die Cenſur mit ſich gebracht haben.

A uso (ital.), nach Gewohnheit, Wechſelnota, zeigt an, daß ein Wechſel nach Gewohnheit des Platzes, auf den er gezogen worden iſt, verfällt. Wo z. B. die Zahlungszeit, wie in Leipzig, auf medio oder ultimo mensis geſtellt zu werden pflegt, heißt a uso: nach 14 Tagen, alſo den 15. Tag.

Auſoner (Ausones, Ausonii), große italiſche Völkerſchaft, angeblich mit Auſon, einem Sohne des Ulyſſes und der Circe oder Calypſo, in Bruttium und Lukanien eingewandert, ſpäter durch die Oenotrer nach Kampanien gedrängt und mit den verwandten Aurunci verſchmolzen; daher auch ſ. v. a. Aurunker. Auch heißen im weitern Sinne A. alle Bewohner Unteritaliens von der Grenze des alten Latiums an bis zur ſiciliſchen Meerenge, ſowie der Name auch poetiſcher Gemeinname der Italer überhaupt iſt. Darnach bezeichnet Auſonia eigentlich das Land der Aurunci in Latium und Kampanien, mit den Städten Fundi, Formiä, Minturnä, Sinueſſa, Aurunca u. a.; dann aber auch Unteritalien, oft ſelbſt ganz Italien, beſonders bei den Griechen und Dichtern.

Auſoniſches Meer (Ausonium mare), Theil des tyrrheniſchen Meeres, längs der Weſtküſte Italiens von Latium bis zur ſiciliſchen Meerenge; auch wohl das öſtliche Küſtenmeer Unteritaliens von der ſiciliſchen Meerenge bis zum japygiſchen Vorgebirge.

Auſonius, Decimus Magnus, der berühmteſte römiſche Dichter des 4. Jahrhunderts, geboren zu Anfang des 4. Jahrhunderts (309?) zu Burdigala (Bordeaux), war Lehrer der Beredtſamkeit und Grammatik in ſeiner Vaterſtadt und genoß als ſolcher ſo ausgezeichneten Ruf, daß ihn der Kaiſer Valentinian zum Erzieher ſeines Sohnes Gratian, ſowie zum Quäſtor und Präfectus Prätorio machte. Unter Gratian ging A. als Konſul nach Gallien. Nach dem Tode dieſes ſeines Gönners aber lebte er auf ſeinem Landgute bei Burdigala als Privatmann, den Wiſſenſchaften und ländlichen Beſchäftigungen ſich widmend, und † daſelbſt um 392. Seinen kaiſerlichen Patronen gleich, war A. Chriſt, was aus mehren Stellen ſeiner Gedichte unzweifelhaft hervorgeht. Wir beſitzen von ihm: Epigramme, deren Aechtheit aber ſehr bezweifelt wird; Eklogen, größtentheils Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen; Briefe in Verſen und 20 ſogenannte Idyllen, von denen die 10. (Mosella, d. i. Loblied auf die Moſel) und die 7. durch dichteriſche Erfindung ſich auszeichnen. Die Sprache iſt gewandt, aber nicht rein, die Verſifikation oft neu und originell, aber nicht ohne große Härten. Sein „Cento nuptialis", die 13. Idylle, aus lauter virgilianiſchen Stellen zuſammengeſetzt, iſt voll Obſcönitäten, welche durch die Entſchuldigung: „laseiva nobis pagina, vita proba" nicht gerechtfertigt werden. Ein in Proſa abgefaßter Panegyricus auf den Kaiſer Gratian iſt ſchwülſtig und mit den niedrigſten Schmeicheleien angefüllt. Ueberhaupt trägt alles von A. Geſchriebene das Gepräge des tief geſunkenen Geſchmacks jener Zeit, und nur ſelten erfreut ein Zug höherer poetiſcher Begabung. Die beſten Ausgaben ſind nach der Ed. prine. (Venedig 1472) die vollſtändigere von Vinet (Bor-

Digitized by Google

beaux 1575), Tellius (Amsterdam 1669 und 1671), Scaliger (Leyden 1675), Souchay (Paris 1730). Die „Mosella“ wurde besonders herausgegeben von Lassaulx (Koblenz 1802), Troß (Hamm 1821 und 1824), übersetzt von E. Böcking (Berlin 1828). Eine französische Uebersetzung sämmtlicher Werke des A. erschien von Jaubert (Paris 1769). Vergl. Heyne, Censura ingenii et morum Ausonii, Göttingen 1805.

Auspfändung (pignoris capio), die gerichtliche Wegnahme und Verwahrung beweglichen Vermögens bei einem säumigen Schuldner zum Zweck der gerichtlichen Versteigerung und Befriedigung des Gläubigers. Die A. erfolgt nach vorgängigem vergeblichen Zahlungsgebot und außer bei Forderungen des Staats (rückständigen Steuern und Gebühren ꝛc.) nur auf Antrag des Gläubigers. Zunächst sollen die entbehrlichsten Mobilien weggenommen werden, und nur in seltenen Fällen darf dann, wenn jene die Forderung des Gläubigers nicht decken, zu den weniger entbehrlichen Effekten, als Handwerks- u. Ackergeräthen, nöthigen Büchern, Betten ꝛc., mit der A. geschritten werden; der zur Subsistenz unentbehrlichen Stücke, z. B. des letzten Rockes und Hemdes, darf der Schuldner nie beraubt werden. Dem auspfändeten Schuldner steht innerhalb einer bestimmten, gemeinrechtlich zweimonatlichen Frist, die Einlösung (relutio) nach dem gerichtlichen Taxpreise zu; erfolgt in dieser Zeit die Zahlung nicht, so werden die auspfändeten Stücke entweder dem Gläubiger nach dem Taxwerth als Zahlung (in solutum) ausgehändigt, od. versteigert; im letztern Fall wird der Ertrag zunächst zur Abzahlung der Schuld und zur Deckung der angelaufenen Kosten verwendet, der Ueberschuß aber dem Schuldner zurückgestellt. Findet sich nichts vor, was als Pfand angenommen werden könnte, so kann die A. zu anderer Zeit u. überhaupt bis zur völligen Befriedigung des Gläubigers wiederholt werden. Auch kann der Schuldner angetrieben werden, einen Manifestationseid zu leisten, daß er nichts bei Seite geschafft habe und überhaupt nichts besitze. An den abgepfändeten Gegenständen steht dem Gläubiger ein Pfandrecht zu, was besonders im Falle des ausbrechenden Konkurses von Wichtigkeit ist. Neuere Gesetzgebungen haben auch dem Mißbrauche der Verzögerung der A. durch frivole Appellationen oder durch Behauptung des Eigenthums an den Gegenständen der A. von Seiten Dritter, namentlich der Ehefrau und der Kinder, zu steuern sich angelegen sein lassen.

Auspicien (auspicia), s. Augurn.

Ausrüstung, die vollständige Bekleidung und Bewaffnung eines Heeres. Dazu gehören Montirung und Waffen, sowie Schießbedarf jeder Art, Schanzzeug, Belagerungsgeräthe, als Schanzkörbe, Faschinen ꝛc., sowie Remonte, alle Arten von Fuhrwerk, sowohl zur Fortschaffung des Geschützes und der Munition, der Trains, der verschiedenen Verwaltungsbranchen, der Bäckereien, Lazarethe ꝛc., als auch zum Transport des Proviants.

Ausruf (exclamatio), Redefigur, durch welche lebhafte Empfindungen der Freude, des Schmerzes, der Bewunderung ꝛc. in Rede oder Schrift ausgedrückt werden.

Ausrufungszeichen (signum exclamationis), Schreibzeichen (!), um den Ausruf und ihm Verwandtes anzudeuten (s. Interpunktion). Das satirische A., in Parenthese gesetzt (!), soll das Lächerliche, Absurde eines Ausdrucks, einer Behauptung bemerklich machen: so oft in Recensionen, bei wörtlicher Anführung einer Stelle des Autors. Die Vervielfältigung des A.s (!!) soll den hohen Grad der ungläubigen Verwunderung ausdrücken. Das A. mit einem Fragezeichen (!?) oder (?!) wird nur in aufgeregter Rede gesetzt, wenn in der Frage sich zugleich ein starker Affekt ausdrückt. In den Ausgaben griechischer Schriftsteller war das A. bis auf die neuere Zeit, wo es in mehren Ausgaben eingeführt ist, nicht üblich; man setzte dafür den Punkt; in die Ausgaben der lateinischen Autoren ist es schon im 16. Jahrhundert gekommen.

Aussaat, s. Säen.

Aussatz (lepra Arabum, elephantiasis Graecorum, Zaraath bei Moses, Leuke bei den Griechen, Spedalskhed von den Norwegern, Morphea von den Aerzten des Mittelalters, auch Miselsucht von den alten Geschichtschreibern genannt, krimsche Krankheit, le mal rouge de Cayenne, in Holland Melaatscheid, in Italien la Leppra oder il male de fegato), eine der ältesten u. elelerregendsten, vor Zeiten die weiteste Verbreitung einnehmenden Volkskrankheiten, die wir kennen; denn im Alterthume herrschte dieselbe in Asien, Afrika und Europa und hatte besonders im Mittelalter auch in Deutschland sehr um sich gegriffen. Jetzt noch ist der A. in Asien, Afrika, Amerika und Oceanien verbreitet, während er bereits seit Jahrhunderten fast aus allen Theilen Europa's verschwunden ist und nur noch in einzelnen Distrikten Rußlands und Skandinaviens, auf Island und der iberischen Halbinsel, in der Provence und an den italischen Küsten, in Griechenland und auf den Inseln des Mittelmeeres regelmäßig vorkommt, nirgends aber nach Virchows Ausspruch in solcher Verbreitung als in Norwegen, wo man noch 1846 1122 Aussätzige zählte. In Deutschland kommen Fälle von A. nur sehr vereinzelt vor. Moses schon kannte die Krankheit sehr genau. In Griechenland und in Italien zu Cicero's Zeiten scheint sie eine häufig vorkommende Krankheit gewesen zu sein. Später, im 7. und 8. Jahrhundert, war sie unter dem deutschen Völkerstamme der Longobarden sehr verbreitet, und daß sie um jene Zeit auch in Deutschland geherrscht haben muß, geht daraus hervor, daß in Bremen schon im 9. und in Würzburg im 11. Jahrhundert Hospitäler für Lepröse gegründet wurden. Jedenfalls beweisen solche und andere geschichtliche Thatsachen hinreichend, daß der A. auch in unsern Ländern schon vor dem ersten Kreuzzuge vorgekommen ist, u. daß, wenn auch die allgemeinere Verbreitung des A.es in Europa im Mittelalter mit Recht den Kreuzzügen zugeschrieben werden darf, da diese wohl in erheblicher Weise zu derselben beigetragen haben mögen, sie doch keineswegs als die Ursache des Vorkommens des A.es überhaupt angenommen werden dürfen. Die stärkste Verbreitung scheint die Krankheit im 13. Jahrhundert erreicht zu haben. Von da an nahm sie wieder ab und verschwand mit dem Schlusse des 16. Jahrhunderts fast ganz aus der Reihe der chronischen Volkskrankheiten in Mitteleuropa.

Der A. ist vielfach mit anderen Krankheiten, welche die Haut in Mitleidenschaft ziehen, zusammengeworfen worden, namentlich war dies der

Digitized by Google

Fall mit der Radesyge in Norwegen, dem Pellagra und der Scarlievo in Italien und anderen syphilitischen und nicht syphilitischen Hautkrankheiten und skrophulösen Uebeln. Eine Beschreibung des A.es muß sich deshalb mehr an die Darstellung neuerer Schriftsteller halten, wie sie namentlich in neuester Zeit von zwei norwegischen Aerzten, Danielssen und Boeck, geliefert wurde. Der A. ist keine eigentliche Hautkrankheit, sondern eine allgemeine Erkrankung des Organismus, wobei allerdings bedeutende Veränderungen der Haut am meisten in die Augen fallen. Die mangelhafte Hautpflege in früherer Zeit und in der niederen Volksklasse trug natürlich viel dazu bei, die Hauterkrankung nur noch auffälliger zu machen. Man unterscheidet zwei Formen des A.es: die knotige und die glatte oder anästhetische Form. Die knotige Form hat zuweilen einen schnellen, in der Regel aber einen langsamen Verlauf, die mittlere Dauer ist etwa 9½ Jahre. Sie beginnt in einem Vorläuferstadium mit Mattigkeit, Neigung zum Schlaf, Frösteln, Appetitlosigkeit; unter herumziehenden Schmerzen entstehen kleine, rundliche, braunrothe Flecken auf der Haut, welche anfangs auf Fingerdruck verschwinden, um nach einiger Zeit wiederzukehren. Nach einigen Jahren werden die Flecken konstant und mehr bräunlich, der Kranke fühlt sich dann wieder etwas besser. Gewöhnlich erscheinen diese Flecken zuerst in der Augenbrauengegend und auf den Handrücken, schwellen dann an und bilden einzelnstehende, rundliche, harte Knoten, welche über die Haut hervorragen. Dabei entstehen meist fieberhafte Erscheinungen mit allgemeiner Abgeschlagenheit. Die Knoten wachsen, breiten sich über Gesicht, Arme und Beine und einen großen Theil des Körpers aus, auf dem sie überall sich finden können, mit Ausnahme des behaarten Kopfes, der Fußsohle und der Handfläche. Zuletzt erweichen diese Knoten, brechen auf und bilden, am meisten um die Gelenke herum, Geschwüre, welche eine übelriechende Flüssigkeit absondern, die sich zu einer braunen dicken Kruste eindickt. Unterdessen sind die meisten Lymphdrüsen angeschwollen, wie am Hals, in der Achselhöhle, in der Leistengegend. Aehnliche Knoten bilden sich auf den Schleimhäuten des Mundes, des Schlundes, in der Nase und im Kehlkopf; die Stimme wird klanglos, rauh, das Athmen behindert. Das Auge wird zuweilen ebenfalls angegriffen und zerstört, die Nase sinkt ein. Im Innern des Körpers leiden die Organe zugleich mit; am Bauchfell, im Magen finden sich erweichte Knoten; die Gekrösdrüsen sind angeschwollen und innerlich oft erweicht; ja Rippenfell und Herzbeutel können mit Knoten besetzt sein, während die Lungen stets frei bleiben. Endlich sind auch die Nerven und Unterleibsgefäße mit knotiger Masse erfüllt. Zuletzt finden wässerige Ergießungen in die Hirnhöhlen Statt, und die Patienten sterben unter Erscheinungen von Bewußtlosigkeit. Einen stets langsameren Verlauf nimmt die glatte oder anästhetische Form, der Spedalskhed, deren mittlere Dauer auf 18½ Jahre berechnet wird. Es gehen derselben die gleichen allgemeinen Vorläufererscheinungen voraus, aber statt der rothbraunen Flecken schießen in plötzlichen Ausbrüchen große Blasen, besonders an Armen und Beinen auf. Die Blasen bersten und hinterlassen oberflächliche Geschwüre und diese runde weiße, in der Haut etwas vertiefte Narben. Jetzt folgt eine größere oder kleinere Pause, in der der Kranke sich wohl befindet, bis sich an irgend einem Theile des Körpers eine übermäßige schmerzhafte Empfindlichkeit der Haut einstellt, begleitet von Schlaflosigkeit, Unwohlsein und Abmagerung. Diese Schmerzhaftigkeit kann lange Zeit dauern; wenn sie verschwindet, ist aber auch das Gefühl mit erloschen. Diese Gefühllosigkeit dehnt sich aus und wird zuletzt so vollkommen, daß der Kranke sich an den gefühllosen Stellen brennen kann, ohne es zu spüren. Wenn das Gesicht gefühllos wird, können die Lippen und die Augenlider nicht geschlossen werden, die Lider stülpen sich nach außen um, die Hornhaut trübt sich, und es entsteht Blindheit. Ergreift die Gefühllosigkeit die Geschlechtsorgane, so erlischt der Geschlechtstrieb, was bei der knotigen Form nicht beobachtet wird, wenn auch Knoten an diesen Theilen sich bilden. Verbreitet sich die Anästhesie auf die Extremitäten, so vermindert sich auch die Bewegungsfähigkeit, Finger und Zehen stehen krumm und unbeweglich. Endlich entstehen nach einem höheren Grade von Unbeweglichkeit brandige Geschwüre auf der Fußsohle; die Knochen werden brandig, und einzelne Glieder fallen ab. Dabei waltet gewöhnlich sehr heftiges Fieber ob, dem die Leidenden erliegen. Aerztliche Beschreibungen des A.es mangeln aus früherer Zeit bis zum 16. Jahrhundert fast vollkommen; meist müssen die Mittheilungen darüber von Chronikschreibern und Dichtern geschöpft werden. Von hohem Interesse ist ein von Virchow aufgefundenes Bild des älteren Holbein in der Pinakothek in München, welches die heil. Elisabeth darstellt, wie sie von der Wartburg heruntersteigend die Aussätzigen speist und tränkt. Vier Personen tragen hier deutliche Zeichen des A.es an sich.

Die Frage nach der Abstammung des A.es ist noch keineswegs sicher beantwortet. Am häufigsten ist die Annahme, wonach die Juden den A. mit von Aegypten ins gelobte Land hinüber genommen haben sollen, von wo er sich dann zu den Griechen und Arabern verpflanzt haben und zuletzt durch die heimkehrenden Kreuzfahrer ins Abendland verschleppt worden sein soll. Daß Letzteres nicht der Fall ist, ward schon oben berührt. Virchow, welcher in neuester Zeit der Geschichte des A.es in Deutschland seine Aufmerksamkeit zugewendet, sagt, es erkläre sich leicht, daß die Nachrichten über den A. sich seit den Kreuzzügen mehrten; denn von jener Zeit datirten sich die meisten Spitäler, welche nach dem Vorbilde der im Orient von den Johannitern und Templern gegründeten Krankenhäuser errichtet wurden. Von Alters her hat man an die Ansteckungsfähigkeit des A.es geglaubt und deshalb schon früh die Absonderung der Aussätzigen von Staatswegen angeordnet, die daher auch vorzugsweise Sondersieche heißen. Diese Annahme der Kontagiosität des A.es veranlaßte deshalb auch schon sehr bald die Einrichtung von Aussatzspitälern (Leproseries, Maladreries, Meselleries, Lazaretti, Sondersiechenhäusern), meist an abgelegenen Theilen der Städte oder außerhalb derselben vor den Thoren. Im nördlichen Deutschland waren sie fast alle dem heil. Georg geweiht und wurden daher St. Georgs- oder St. Jürgenspitäler genannt. Ihre Zahl war so bedeutend, daß im 13. Jahrhun-

Digitized by Google

dert an 19,000 solcher Häuser in den civilisirten Ländern bestanden haben sollen. Die meisten deutschen Leproserien wurden im 13. und 14. Jahrhundert dort zum ersten Mal erwähnt, die ältesten fallen in die Zeit der letzten Kreuzzüge, an denen die Deutschen fast gar keinen Antheil nahmen. Außer diesen größeren Anstalten gab es noch vereinzelte „Feldhütten" zur Unterbringung einzelner den Landgemeinden angehörigen Siechen. Ob ein Mensch aussätzig war oder nicht, wurde von sogenannten „Beschauern" entschieden, die vereidigt waren; in Holland besaßen einzelne Kapellen ein Privilegium dafür, das viel Geld eintrug. Wer für aussätzig erklärt wurde, erhielt ein schriftliches Zeugniß und eine besondere Kleidung, gewöhnlich ein schwarzes Gewand mit besonderen Abzeichen, nebst einem Hut mit breitem weißen Bande. Dazu trugen die Leprösen eine hölzerne Klapper, um ihre Annäherung zu erkennen zu geben, und einen Stock, womit sie die Gegenstände, die sie begehrt, berührten. Waffen zu tragen, war ihnen verboten. In Frankreich verfuhr man mit Härte gegen sie. Sie wurden dort für bürgerlich todt erklärt, durften öffentliche Orte gar nicht besuchen, nicht erben, noch etwas erwerben, so daß die armen Leidenden oft, zur Verzweiflung getrieben, sich gegen die Bewohner der Städte empörten, dafür aber mit den härtesten Strafen, selbst Todesstrafen, belegt wurden. Dagegen war den Aussätzigen gestattet, zu betteln und in der Welt herumzuziehen. In den Leproserien waren sehr komplicirte Hausordnungen eingeführt, die im Ganzen allenthalben viel Uebereinstimmendes hatten und nur in einzelnen unwesentlichen Punkten von einander abwichen. Die Frauen und Männer waren getrennt, bei Strafe des Verlustes ihrer Pfründe sollten die Aufgenommenen keusch leben, jede Gemeinschaft zwischen Sonnenuntergang und Aufgang sollte aufhören, kein Siecher durfte ohne Gefährten aus dem Hause gehen, oder gar über Nacht aus dem Hause bleiben, mit einer gesunden oder siechen Frau sprechen ꝛc. Auch sollten sich die Kranken aller lärmenden Vergnügungen enthalten. Die für sie bestimmten Kapellen hatten einen abgesonderten Platz, der nur durch eine kleine Oeffnung mit der übrigen Kirche zusammenhing; das Abendmahl wurde denselben am Werkeltage in ihrer „verordneten" Kapelle gereicht. Das Heirathen war den Sondersiechen ganz untersagt, und Pipin schon hatte den A. 757 als Ehescheidungsgrund aufgestellt, mit der Erlaubniß zur Wiederverheirathung für den gesunden Theil. Diese letzteren Angaben deuten darauf hin, daß man schon vor Allers an die Kontagiosität, so auch an die Erblichkeit des A.es glaubte, Ansichten, welche noch heut zu Tage in Norwegen von den meisten wissenschaftlichen Forschern getheilt werden. Danielssen und Boeck nehmen nach Untersuchungen, welche dieselben an 213 Individuen im St. Jürgenhospital zu Bergen angestellt, an, daß die Krankheit bei 185 ererbt und nur bei 28 spontan entstanden sei. Die erbliche Anlage soll durch feuchtes Seeklima, schlechte Wohnungen, mangelhafte Bekleidung, ungesunde und verdorbene Nahrung, besonders durch Fische zum Ausbruch gebracht werden. Ist eine Person im Stande, sich den genannten Schädlichkeiten zu entziehen, so soll dieselbe zuweilen von der Krankheit verschont bleiben, nichtsdestoweniger aber soll der A. wieder bei deren Kindern auftreten können. Das Alter, in welchem die Spedalskhed gewöhnlich zuerst ausbricht, ist das zweite Lebensjahrzehnt, sie zeigt sich dann am meisten zwischen 20—30 Jahren. Nach dem 60. Jahre ist die Krankheit von den genannten Forschern niemals beobachtet worden.

Die Behandlung des A.es bezog sich neben den prophylaktischen bereits genannten Maßregeln der Isolirung und Verhinderung der Fortpflanzung u. erblichen Uebertragung von jeher hauptsächlich auf die Diät, auf Hautpflege durch Bäder, die mit allerlei Zusätzen von aromatischen u. anderen Stoffen versetzt werden, auf Einreibungen u. Ueberschläge von erweichenden u. zertheilenden Mitteln, auf Verbände der Geschwüre mit balsamischen, reizenden Salben. Innerlich wurden die verschiedensten Mittel gereicht, aber, wie es scheint, mit sehr geringem Erfolge. Neuere Schriftsteller rühmen den Gebrauch von Jodkalium bei guter kräftiger Nahrung.

Vergl. P. G. Hensler, Vom abendländischen A. im Mittelalter, Hamburg 1790; K. Sprengel, in „Beiträge zur Geschichte der Medicin", Bd. I, St. 1, S. 220, Halle 1795; Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten, 2. Bd.; Geschichte der epidemischen Krankheiten, Jena 1859. Ueber die norwegische Spedalskhed vergl. Danielssen und Boeck, Traité de la Spedalskhed ou Eléphantiasis des Grecs, avec un atlas, Paris 1848; ferner die vortrefflichen historischen Abhandlungen in Virchows „Archiv", Bd. 18, 19, 20, 21 u. 22: Zur Geschichte des A.es und der Spitäler, besonders in Deutschland.

Aussatzinsel (Isle de Lepreux), britisch-australische Insel, zum Archipel des Heiligengeistlandes (neu-hebridische Inseln) gehörig. S. Heiligengeistsarchipel.

Ausschlag (exanthema), frühere Bezeichnung der Hautkrankheiten, insbesondere derjenigen, deren Produkte mit dem Namen Hautblüthen (Efflorescenzen) belegt werden und sich durch ihre bestimmte Form, ihren Sitz, ihren Verlauf, durch Regelmäßigkeit ihrer Entwickelung und Rückbildung von andern krankhaften Erscheinungen, denen diese Eigenthümlichkeiten nicht zukommen, genau unterscheiden. Der A. erscheint unter verschiedener Form, als: Fleck (macula), Knötchen (papula), Knoten (nodus s. tuberculum), Knollen (phyma), Quaddel (pomphus s. urtica), Bläschen (vesicula), Blase (bulla) und Eiterblase (dusiula). Die bereits gebildeten Efflorescenzen können aber noch andere Erscheinungen im Gefolge haben, indem sie sich entweder durch ihre weitere Entwickelung, oder durch äußere Einwirkungen verändern, und hierher rechnet man: die Hautabschürfung (excoriatio), das Geschwür (ulcus), die Schrunde (rhagades), die Schuppe (squama), die Kruste (crusta), den Schuppengrind (crusta lamellosa) und die Narbe (cicatrix). Alle diese Formen von Efflorescenzen können ursprünglich vereinzelt, von jeder krankhaften Umgebung isolirt stehen; später aber stoßen sie oft an ähnliche Bildungen an, verschmelzen mit diesen und erhalten dadurch sehr verschiedenartige Gestaltungen. Manche haben die Eigenthümlichkeit, gleich von vorn herein in dichtgedrängten Gruppen aufzuschießen, andere bilden durch ihre Anordnung Kreise, andere wieder erscheinen nur in Form von Kreisabschnitten, oder die

Digitized by Google

krankhaften Erscheinungen auf der Haut nehmen die Gestalt flacher, runder Scheiben an, welche sich über die Oberfläche erheben, andere vertiefen sich schüsselförmig ꝛc. In früherer Zeit hatten nicht allein alle diese Formen und Gestaltungen besondere Namen, ihre übergroße Zahl wurde auch noch dadurch fast ins Unendliche vermehrt, daß man die Beschaffenheit der Ausschläge, welche durch Alter, Geschlecht, Dauer der Krankheit, durch die Region des Körpers und deren geographische Verbreitung bedingt war, als Unterscheidungsmerkmal anwendete. In neuerer Zeit legt man den meisten dieser Benennungen keinen großen Werth mehr bei, da man durch eingehendere Untersuchungen belehrt worden ist, daß eben diese vielfachen äußeren Formen oft nur Einer Grundveränderung der Haut angehören. Durch das Zurückgehen auf solche zu Grunde liegende krankhafte Veränderungen wurde aber der Vortheil erreicht, daß die Lehre von den Hautkrankheiten fast wesentlich vereinfacht werden konnte. Diese ursprünglichen Krankheitszustände der Haut sind den neuern Forschern zu Folge, unter denen Professor Hebra in Wien obenan steht, ganz dieselben, wie sie auch in dem übrigen Körper vorkommen. Die Mannichfaltigkeit in der äußern Erscheinung der Ausschläge ist aber bedingt einerseits durch die eigenthümliche Struktur der Haut selbst, welche durchaus nicht das einfache, wie man sich ehedem vorstellte, sondern vielmehr ein sehr komplicirtes Organ und mit so zahlreichen Drüsen und Haarbälgen versehen ist, daß nach Krause auf 1 Quadratzoll etwa 1000 Drüschen und Bälge gezählt werden, und zwar neben einem großen Reichthum an Nervenfasern und Haargefäßen; andererseits aber auch dadurch, daß die Haut als das oberflächlichste Organ fortwährend den Einflüssen der Außenwelt direkt ausgesetzt ist, also der Kälte, der Feuchtigkeit, der Hitze, dem Staub, der Reibung, dem Kratzen ꝛc., und trotz alledem der allernothwendigsten Pflege meist entbehrt. Neben vielen letztgenannten Einwirkungen, welche häufig die Ursache der Erzeugung von Krankheiten der Haut sind, gibt es aber auch noch eine Menge andere allgemeine Krankheiten, die auf der Haut wie in inneren Organen Veränderungen hervorrufen. Die Erscheinungen, welche die sogenannten hitzigen Ausschläge (akuten Exantheme), Scharlach, Masern, Pocken, auf der Haut begleiten, sind hinreichend bekannt. Auch bei dem Typhus entstehen sehr verschiedenartige Efflorescenzen, desgleichen bei der Cholera, beim Eiweißharnen, bei der Urämie, bei der Syphilis, beim Skorbut ꝛc. So werden auch manche einzelne Organe oft von Hautleiden befallen, und bekannt ist, daß der Genuß gewisser Nahrungsmittel, wie z. B. der Krebse, der Erdbeeren, ein auf Idiosynkrasie beruhendes Hautleiden, gemeiniglich Nesselsucht, hervorzurufen im Stande ist. Eine ausgemachte Sache ist es, daß die Anlage zu chronischen Hautleiden sich vererben kann. Hieran schließen sich die zahlreichen Erkrankungen der Haut durch Uebertragung von schmarotzenden pflanzlichen und thierischen Organismen. Die mangelhafte Kenntniß der Struktur der Haut und der in ihr begründeten Hartnäckigkeit chronischer Erkrankungen derselben, ferner die mangelhafte Einsicht in die physiologischen und pathologischen Vorgänge im Organismus haben in früherer Zeit zu der Ansicht geführt, daß allen oder wenigstens den meisten Hautkrankheiten irgend etwas Innerliches zu Grunde liegen müsse, und wie man überhaupt um Theorien in der Medicin niemals verlegen war, so bildete sich schon früh die Lehre von den Schärfen aus, an die sich dann, als man Dyskrasien kennen lernte, eine herpetische Dyskrasie, d. h. eine einzige und allein Hautkrankheiten producirende Säfteentmischung, anschloß. Diese von den hervorragendsten Dermatologen längst als ungerechtfertigte, weil durchaus unerwiesene und deshalb verlassene Ansicht, hat von jeher einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Behandlungsweise der Hautkrankheiten ausgeübt. Noch heute begegnet man solchen Ueberbleibseln einer längstvergangenen wissenschaftlichen Periode in praxi bei Laien und Aerzten und die Furcht von dem Zurücktreten eines A.s oder dem Zurückgetriebenwerdenkönnen einer längere Zeit zur Plage eines Menschen bestandenen Flechte hält die Leidenden oft genug zurück, sich von ihrem Uebel durch eine rationelle Behandlung befreien zu lassen. Professor Hebra in Wien, auf eine 40,000fache Erfahrung gestützt, hat sich längst gegen solche Ansichten ausgesprochen, die direkte örtliche Behandlung vieler chronischen Hautkrankheiten mit Glück durchgeführt und dadurch Heilungen erzielt, wo alle Blutreinigungsmittel und dergleichen veralteter Heilapparat ohne den geringsten Einfluß waren, ja oft den Leidenden nur zum offenbaren Schaden gereicht hatten. Was sollte nicht Alles von vertriebener Krätze herrühren? Ein ganzes Heer von Krankheiten sollte in Folge der Heilung eines von einem jetzt außer allem Zweifel in der Haut entstandenen Parasiten herrührenden Reizzustande der Haut seinen Ursprung herleiten. Diese Furcht ist seit der Entdeckung der Ursache der Krätze zum Heil der Menschen vollkommen verschwunden und überhaupt dadurch der Hypothese von den durch verschwundenen A. entstandenen inneren Krankheitsprozessen der härteste Stoß versetzt worden. Als Hauptmittel gegen A. gilt das Bad in verschiedenster Form, als das zweite die Seife und als drittes die ätzenden Arzneisubstanzen überhaupt. Daran reihen sich die Theere als äußerliche Mittel, während innerlich, außer bei syphilitischen Hautleiden, wenige Medikamente mehr Anwendung finden, so das Arsenik, die Merkurialpräparate, Jod und Leberthran. Die früheren künstlichen Eintheilungen der Hautkrankheiten sind antiquirt. Hebra theilt sie in 12 Klassen ein, je nachdem zu Grunde liegen: Blutfülle der Haut od. Blutmangel der Haut, krankhafte Absonderung der Hautschmeerdrüsen, Ausschwitzungen, Blutaustretungen, Massenzunahme oder Massenverminderung, gutartige oder bösartige Neubildungen, Verschwärungen, Nervenkrankheiten, Schmarotzerkrankheiten. Vergl. Birchow, Handbuch der Pathologie und Therapie, 3. Bd.; Hebra, Akute Exantheme und Hautkrankheiten, Erlangen 1860; Canstatt, Handbuch der medicinischen Klinik, IV. Bd., 3. Abth.: Krankheiten der äußeren Haut, und die daselbst sorgfältig verzeichnete Literatur von Merkurialis 1572 an bis auf Rosenbaum, Zur Geschichte und Kritik der Lehre von den Hautkrankheiten, Halle 1844.

Ausschmückungszeichen, musikalische Zeichen, welche noch außer den Noten des Satzes den Vortragenden leiten und auf den Charakter des Stücks hinführen sollen. Ihre Zahl ist groß, mehre derselben werden jetzt mit kleinen besonderen Noten vorzeich-

net. In Beziehung auf das Pianoforte theilt Hummel die A. in 2 Klassen. Zur 1. Klasse gehören diejenigen, welche durch besondere Charaktere dargestellt werden; es sind dies der eigentliche Triller (tr.) mit dem Nachschlag; der uneigentliche Triller oder das Zeichen der bloß getrillerten Note (~~~) ohne Nachschlag; der Schneller (∽) und der Doppelschlag von unten (⋋). Alle vier kommen auf die Noten und nur der Doppelschlag kann auch zwischen den Noten stehen. Zur 2. Klasse gehören diejenigen, welche jetzt mit kleinen Noten dargestellt werden: die Vor-, Nach- und Zwischenschläge, die doppelten Vor- oder Aufschläge, der Schleifer und manche andere Manieren.

Ausschneidekunst (Psaligraphie), die Kunst, mit der Scheere aus Papier Figuren und Zeichnungen auszuschneiden. Dieselbe wurde in neuerer Zeit durch Wilhelm Müller, Fröhlich und Georg Schmidt in Düsseldorf zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht, der Erstaunen erregt. Der Letztgenannte machte 1853 in Paris Aufsehen und seine Arbeiten sind von einer Feinheit, Korrektheit und Sauberkeit, daß sie kaum in Holzschnitt wiedergegeben werden können.

Ausschnitt (sector), geometrische Bezeichnung eines solchen Stücks einer krummlinigen Figur, welches von 2 durch einen Punkt innerhalb der Figur gehenden Linien und einem der beiden zwischen diese fallenden Theile des Perimeters begrenzt wird; daher im Speciellen: A. des Kreises, der von 2 Radien und einem der beiden zwischen diesen liegenden Stücke der Peripherie eingeschlossene Theil der Kreisfläche; A. einer Ellipse, der Raum, welchen 2 Radii vectores von demselben Brennpunkte aus und einer der beiden zwischen ihnen liegenden elliptischen Bögen umschließen; A. einer körperlichen Figur heißt jeder Theil derselben, welcher von einer oder mehren durch einen Punkt innerhalb der Figur gelegten Flächen und dem Theile der Oberfläche des Körpers begrenzt wird, den die eine oder die mehren Flächen von ihr abschneiden; daher A. der Kugel, der kegelförmige Theil derselben, dessen Spitze der Mittelpunkt der Kugel ist und dessen Grundfläche durch eine Kreislinie auf der Oberfläche der Kugel beschrieben wird. Hier ist die Fläche, welche durch jene Kreislinie nach dem Mittelpunkte der Kugel gelegt wird, der Mantel eines Kegels und bestimmt im innern Körper der Kugel die Grenzen des A s. Im Handelswesen versteht man unter A. den Verkauf von Waaren, die mit der Scheere abgeschnitten werden, als wollener, seidener, baumwollener und ähnlicher Zeuche. Daher Ausschnitthandel und Ausschnitthandlung.

Ausschuß, ein aus einem größern Verein von Personen gewählter und mit besonderen Geschäften beauftragter engerer Kreis von Vereinsmitgliedern; so bei Gesellschaften aller Art, bei Landständen ꝛc. In diesem Sinne knüpft sich an das Wort A. meist der Begriff des Besten und Vorzüglichsten. In der Technologie und dem Handel bezeichnet A. dagegen das Anbrüchige oder minder Brauchbare und minder Werthvolle, so in manchen Fabriken unter der fertigen Waare diejenigen Stücke, welche auffallende Fehler an sich haben, deswegen von den wohlgerathenen Stücken abgesondert und, wenn sie zum Gebrauch noch dienlich sind, um einen geringern Preis verkauft werden. So gibt es in den Papiermühlen Ausschußbogen, nämlich solche, worin Löcher, Risse, Falten, Runzeln, dünne Stellen ꝛc. sich befinden. In Druckereien sind Ausschußbogen diejenigen, welche schlerhaft gedruckt sind, darum abgesondert und zum Makulatur verwendet werden müssen. In den Lederfabriken schießt man Lederstücke aus, welche durch Schaben und Streichen Lücken bekommen haben, worin die Narben zu ungleich sind ꝛc. So bekommt der Ziegelbrenner A., d. h. Ziegel, welche nicht ausgebrannt sind, der Blechschmied Ausschußblech, welches beulig, schieferig, ungleich im Eisen ist. Ausschußwaare gibt es ferner in den Fayence-, Steingut- und Porzellanfabriken, wo man solche Stücke darunter versteht, die beim Brennen und anfangenden Schmelzen sich krumm gezogen haben, oder wo die Glasur nicht geflossen oder ungleich (mit kahlen Stellen) geworden ist ꝛc. In Zuckersiedereien rechnet man diejenigen Zuckerhüte zum A., welche noch starke Sirupsflecken zeigen, vom gar zu gewaltsamen Trocknen an der Spitze roth geworden sind ꝛc. Selbst den A. bei aller genannten Waare sortirt man oft noch in besten, mittlern und geringsten A. Was schlechter als dieser A. ist, pflegt gar nicht mehr in den Handel gebracht zu werden, z. B. Porzellan von dieser Art wird zerschlagen und als Pulver einer andern Masse wieder zugesetzt, Zucker wird geschmolzen und von Neuem raffinirt.

Ausschweifung, in der Moral die Uebertretung des vernünftigen Maßes im Handeln oder Genießen, besonders das Uebermaß in sinnlichen Genüssen (ausschweifendes Leben). In der Rhetorik ist A s. v. a. Abschweifung oder Digression. In der Musik versteht man darunter eine Abweichung von den einfachen Regeln des Tonsatzes.

Außenwelt, Inbegriff aller Dinge, welche und in wiefern sie für uns Gegenstände der sinnlichen Anschauung sind und uns von außen, als Außendinge entgegentreten. Sie bildet den Gegensatz zu der innern Welt des Gemüths und des Geistes, wo das Gefühl, der Wille, der Gedanke und die Idee herrschen. Auf der bewußten Unterscheidung dieser äußern und innern Welt beruht das Selbstbewußtsein und das Wesen der Persönlichkeit.

Außenwerke (franz. les dehors), im Allgemeinen alle außerhalb des Hauptwalls einer Festung befindlichen Werke, welche die Bestimmung haben, den Angriff auf den Hauptwall möglichst lange abzuhalten, die gegen denselben gerichteten Schüsse aufzufangen und ihn selbst zu unterstützen; im Besondern aber diejenigen Werke, welche zwischen dem Hauptwall und dem bedeckten Wege im Graben liegen und von beiden Befestigungen durch besondere Gräben getrennt sind. Hierher gehören: die Grabenscheere oder Tenaille, das Ravelin oder der Hatbmond, die Kontregarden oder Kuvresacen, die Tenaillons od. großen Grabenscheeren, die Enveloppe oder der Mantel, endlich die verschiedenen Tenaillen-, Horn- und Kronwerke (s. diese Art. und Festung). Alle A. müssen ihrem Zweck entsprechend, so eingerichtet sein, daß sie der Feind angreifen muß, ehe er zum Hauptwall gelangt, daß sie dem Hauptwall Seitenvertheidigung geben, daß sie den außerhalb des Glacis errichteten Batterien des Feindes gegenüber alle Stellen der Futtermauer des Hauptwalles vollkommen decken und daß sie vom Hauptwall aus eingesehen

werden. Schanzen, welche noch vor dem bedeckten Wege liegen, heißen vorgelegte oder Vorweeke. Man findet sie gewöhnlich als Fleschen oder Lünetten am Fuße des Glacis, oft hinter einem Vorgraben; sind sie noch weiter von der Festung entfernt, so erhalten sie den Namen detachirte Forts.

Außenwinkel, der Winkel an einer Figur, welcher entsteht, wenn man eine Seite über den Durchschnittspunkt mit einer der beiden anliegenden verlängert. Vgl. Winkel.

Außerrhoden, s. Appenzell.

Aussetzen der Kinder, die Versetzung von Kindern, welche zur eigenen Erhaltung des Lebens und der Gesundheit noch nicht fähig sind, an solche Orte, wo sie von geeigneter menschlicher Hülfe fern sind u. also umkommen müssen. Dieser barbarische Gebrauch war und ist noch bei nicht wenigen Völkern durch das Gesetz oder doch durch Sitte und Herkommen gestattet. Zunächst mag Uebervölkerung, Armuth, Rohheit, Gefühllosigkeit, Furcht vor Schande, wohl auch Befangenheit in religiösen oder politischen Vorurtheilen zu einem derartigen naturwidrigen Verabsäumen der Aelternpflichten führen; der letzte Grund davon wird aber immer darin zu suchen sein, daß weder der Mensch nach seiner persönlichen Würde, noch die Ehe als eine sittliche Gemeinschaft anerkannt wird. Bei den meisten Völkern des Alterthums war das A. d. K. gebräuchlich, wenigstens nicht verboten; so bei den Chinesen, Japanesen, Hindu's und andern asiatischen Völkern, aber auch bei den Griechen und Römern. Ausdrücklich verboten oder wenigstens nicht gebräuchlich war es nur bei den Juden, Aegyptern, Thebanern und den Germanen. Da bei den Spartanern der Mensch nur in sofern berücksichtigt wurde, als er dem Staate nützte, so wurden von den neu gebornen Kindern nur die als lebenskräftig anerkannten in die Liste der Bürger eingetragen, die schwächlichen und krüppelhaften dagegen in einen Abgrund am Berge Taygetus ausgesetzt, was indeß bei der naturgemäßen Erziehung der Spartaner und bei ihren die Verheirathung betreffenden Gesetzen nicht oft vorgekommen sein mag. Auch scheinen bei den Kindern der Könige Ausnahmen gemacht worden zu sein. Derselbe Gebrauch wie bei den Spartanern fand sich auch bei den Doriern auf Kreta. Bei den Athenern dagegen scheint das A. d. K. nur in den wenigsten Fällen erlaubt gewesen zu sein, wenigstens wurde die väterliche Gewalt, die vor Solon fast unbeschränkt gewesen war, später in engere Grenzen eingeschlossen, und erst mit dem Einreißen des Sittenverderbnisses scheint das Aussetzen der Neugeborenen wieder in Gebrauch gekommen zu sein. Doch setzt man die Kinder nicht immer in der Absicht aus, daß sie umkommen sollten, sondern man brachte sie häufig an frequente Plätze u. gab ihnen wohl auch Schmucksachen und andere Gegenstände von Werth mit, theils um Andere zur Aufnahme der Verlassenen anzulocken, theils um sie später vielleicht wiederzuerkennen. Auch bei den altitalischen Völkern scheint dieser Gebrauch geherrscht zu haben, wie schon die Geschichte des Romulus und Remus lehrt; später wurde durch das Zwölftafelgesetz die Erlaubniß zum A. d. K. nur auf wenige Fälle beschränkt, aber in den Zeiten des Sittenverfalls riß auch jene barbarische Unsitte fast in allen Kreisen der Gesellschaft wieder ein. Wie bei den Athenern, so wurde auch bei den Römern das Kind vor dem Vater niedergelegt; nahm dieser es auf, so erkannte er es dadurch als sein Kind an und verpflichtete sich zur Erziehung desselben; nahm er es aber nicht auf, so wurde es ausgesetzt, entweder an einem besuchten, oder an einem entlegenen Orte, im ersteren Falle häufig auf dem Gemüsemarkte in der 11. Region der Stadt, auch wohl vor der Thür reicher und kinderloser Leute. Bei Griechen und Römern spielen daher ausgesetzte Kinder nicht nur in Dramen, sondern auch in der Heroengeschichte eine wichtige Rolle. Gleicherweise war auch bei den alten Celten, Skandinaviern und den slavischen Völkerschaften bis zu ihrer Christianisirung die väterliche Gewalt über das neugeborene Kind unbeschränkt und ist es noch jetzt bei den Insulanern der Südsee und anderen heidnischen Völkern. In dem übervölkerten China werden noch heut zu Tage jährlich Tausende von Kindern getödtet oder ausgesetzt, ebenso in Ostindien und Japan. Auf der Insel Madagaskar sollen alle an einem Dienstag, Donnerstag oder Sonnabend, sowie alle im April oder unter der Herrschaft eines unglückbringenden Planeten geborenen Kinder dem Verderben preisgegeben werden. Obwohl den Mohamuedanern ihre Religion das A. d. K. verbietet, so kommt es doch in Folge der Vielweiberei und der Verweichlichung häufig genug vor. Erst das Christenthum, welches die persönliche Würde des Menschen schon im Säugling anerkennt und das Weib zur gleichberechtigten Genossin des Mannes erhebt, trat der barbarischen Sitte des A.s d. K. mit Entschiedenheit entgegen. Die Kirchenväter eifern nachdrücklich dagegen und bedrohen diese Unsitte mit denselben zeitlichen und ewigen Strafen wie den Kindermord. Weil aber dieselbe bei den bekehrten Heiden nicht sogleich ausgerottet werden konnte, so verordnete man hier und da, daß die Kinder wenigstens vor den Kirchenthüren, nicht aber an entlegenen Orten niedergelegt werden sollten, u. es war zu diesem Zwecke vor den Kirchenthüren gewöhnlich ein weites Becken angebracht. Das erste ausdrückliche Verbot des Kinderaussetzens scheint erst unter den Kaisern Valentinian, Valens und Gratian erlassen worden zu sein, obwohl schon unter Konstantin dem Großen mehre Verordnungen indirekt der Unsitte hatten Schranken setzen sollen. Immer aber durften die ausgesetzten u. von Fremden auferzogenen Kinder als Sklaven betrachtet und behandelt werden u. hatten daher meist ein sehr trauriges Loos. Erst Justinian I. ließ eine Verordnung ergehen, wodurch solche Kinder für völlig frei erklärt wurden. Seitdem brach sich die Ansicht in immer weiteren Kreisen Bahn, daß das Kinderaussetzen ein Verbrechen sei, welches nicht nur durch Kirchenbuße gesühnt, sondern auch von der weltlichen Obrigkeit geahndet werden müsse. In diesem Sinne wird das Verbrechen jetzt verschieden bestraft, je nachdem bei der Untersuchung Tödtung oder ein anderes Vergehen als beabsichtigt od. vollbracht sich herausstellt. Nur dann wird das A. d. K. willkürlich bestraft, wenn das Kind am Leben erhalten wird. Außerdem ist die Bestrafung nach den gemischten Grundsätzen der dolosen Kinderaussetzung und kulposen Tödtung zu bemessen. Ueber die Verbindlichkeit ein ausgesetztes Kind zu erziehen, s. Findelhäuser.

Digitized by Google

Aussig, Stadt im österreichisch-böhmischen Kreis Leitmeritz, an der Mündung der Bila in die hier schon schiffbare Elbe, 3 Stunden von der sächsischen Grenze dicht an der dresden-prager Eisenbahn in einer romantischen, fruchtbaren und gewerbfleißigen Gegend gelegen. Die Stadt ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Gerichts-, Steuer- u. Zollamts und seit Kurzem in raschem Aufschwung begriffen. Die Einwohner, 6956 an der Zahl, treiben starke Leinweberei und Wollenwaarenmanufaktur, sowie lebhaften Handel mit Obst, Getreide, Holz, Mineralwässern und Braunkohlen, von welchen letztern man jährlich über 2 Millionen Centner aus den unermeßlichen Lagern der Umgegend gewinnt. In der uralten Stadtkirche befindet sich ein Madonnenbild von Carlo Dolce, ein Geschenk von Ismael Mengs, dem hier 1728 sein berühmter Sohn Raphael geboren wurde. Die Stadt, früher stark befestigt, wurde 1426 von den Hussiten zerstört, welche in der Nähe mehre Siege erfochten, und 1639 von den Schweden unter Banner erobert. Unweit davon ist das Dorf Staditz, der Geburtsort Przemisls, des Stammvaters der böhmischen Könige als Gemahls der weisen Libussa, die ihn vom Pflug weg zum Königssitz holen ließ. Eine Stunde entfernt liegt das berühmte Schlachtfeld von Kulm.

Ausspielen, das Spielen mehrer Personen um eine und dieselbe Sache, woran jeder Spieler Anspruch hat, wobei aber jeder seinen Rechten zum Vortheil der übrigen zu entsagen verspricht, sobald das Spiel gegen ihn ausfallen sollte. Das Ausspielgeschäft beruht auf einem Spielvertrage, in welchem sowohl die Bedingung, auf welcher der Sieg beruhen soll, als auch die Sache, deren Erwerbung für den Sieger von dem Eintritte der festgesetzten Bedingung abhängig sein soll, genau bestimmt und bezeichnet ist. Als Bedingung kann jedes Spiel gewählt werden; die Spielenden können bestimmen, daß Würfel oder Karten, oder auch ein Kunstspiel, z. B. Billardspiel, Kegelspiel, Schießen nach der Scheibe, den Sieg entscheiden soll; der glücklichste Wurf, der beste Schuß ꝛc. gewährt den Sieg. In Rücksicht auf die Sache ist zu unterscheiden, ob der Gegenstand, der ausgespielt werden soll, vom Anfang an den Spielenden gemeinschaftlich gehört, oder ob dies nicht der Fall ist. Im ersteren Falle, z. B. wenn Mehre eine gewisse Summe zu gleichen Theilen zusammengeschossen haben, verliert jeder Mitspielende, sobald er besiegt ist, seinen Antheil an dem Gesellschaftsgegenstande und tritt ihn an diejenigen ab, gegen welche die festgesetzte Bedingung noch nicht verneinend entschieden hat. Der abgetretene Besiegte hat kein Recht mehr an die Sache, und es bleibt lediglich der übrigen Gesellschaft überlassen, was sie mit derselben machen will. Der Besiegte kann weder verlangen, daß die Uebrigen das Spiel fortsetzen, noch kann er es hindern, wenn sie in Gemeinschaft bleiben, oder die Sache theilen wollen. Von diesen übrigen Spielern hat aber keiner größere Rechte an die Sache, als der andere; sie behalten also auch, wenn sie die Gemeinschaft fortsetzen, gleiche Theile, u. bekommen gleiche Antheile, wenn sie die Theilung vornehmen. Im andern Falle, wenn die Sache bisher Eigenthum eines Einzelnen war, schließt das A. zwei ganz verschiedene Geschäfte in sich, nämlich ein vorbereitendes, wodurch die Sache erst an die Spielenden kommt und in ein solches Verhältniß zu ihnen gebracht wird, daß sie darum spielen können, und das eigentliche Spielgeschäft selbst, welches auf dem schon erwähnten Spielvertrage beruht. Jenes vorbereitende Geschäft hat die Absicht, der zum A. vereinigten Gesellschaft die Sache zu erwerben oder ihr doch einen Rechtstitel zur Erwerbung zu verschaffen. Dieses Geschäft kann eine Schenkung oder irgend ein anderer Kontrakt sein; gewöhnlich ist es ein Kaufkontrakt, d. h. man gibt Einsatz. Der Einsatz aller Spieler ist der Kaufschilling. Von dem Ausgange des zweiten Geschäfts, des eigentlichen Spiels, ist jenes vorbereitende durchaus nicht abhängig; die Sache muß den Spielern übergeben werden, sobald der Einsatz erlegt ist, und sobald die Theilnehmer mit Dem, welcher die Sache ausspielen will, über den Einsatz sich vereinigt haben, ist der Kontrakt vollkommen. Nimmt Derjenige, welcher die Sache ausspielen läßt, selbst Antheil am Spiele, so ändert dies im Wesentlichen den Gang des Geschäfts nicht ab, nur wird es in diesem Falle dem ursprünglichen Inhaber der Sache nicht gleichgültig sein können, was die Spieler, zu denen er ebenfalls gehört, mit der Sache vornehmen. Das A. ist von mehren Landesgesetzen verboten, weil die ausgespielte Sache, den Einsatz aller Mitspielenden zusammengerechnet, gewöhnlich weit über ihren Werth von den Interessenten bezahlt u. auf diese Weise von Dem, welcher die Sache ausspielen läßt, ein verschleierter unerlaubter Gewinn gesucht wird. Geschieht das A. noch überdies durch Karten oder Würfel, so gehört es zu den verbotenen Hazardspielen (s. d.) und ist als solches strafbar.

Aussprache (lat. pronunciatio, franz. prononciation, engl. pronunciation), die Art und Weise, wie die Laute einer Sprache in Silben u. Wörtern oder auch ganzen Sätzen dem Ohr vernehmbar gemacht werden. Die A. bildet sich theils dem Menschen durch Natur und Gewohnheit an und verfällt der Sprachlehre, theils ist sie Sache der Kunst und gehört zur Deklamation (s. d.). Die unendliche Verschiedenheit der A. ist bedingt durch den besondern Bau der Sprachwerkzeuge jedes Volkes und dieser wieder durch Klima, Lebensweise wie durch angestammte Sitte und Gewöhnung. Aber nicht nur jedes Volk hat seine ihm eigenthümliche A.; jede Provinz, jede Ortschaft nüancirt dieselbe auf die verschiedenartigste, dem Ohr leicht vernehmbare Weise. Belege dafür liefert uns schon das Alterthum. Petrus wurde an seiner A. für einen Galiläer erkannt (Matth. 26, 73). Die alten Perser vermochten kein L auszusprechen und verwandelten es daher in die verwandte Liquida R, während es bei den Babyloniern der umgekehrte Fall war. Ebenso lassen die Chinesen noch heut zu Tage das R fremder Wörter regelmäßig in L umlauten. Kein auswärts Geborener vermag die tiefen Guttural- u. Schnalzlaute der Hottentotten nachzuahmen; den nordamerikanischen Wilden wieder ist es fast unmöglich, einen Lippenlaut hervorzubringen, daher sie bei offenem Munde in fortwährendem Hiatus sprechen. In Bezug auf den vorwaltenden Gebrauch einzelner Sprachwerkzeuge hat man interessante Beobachtungen über den Einfluß gemacht, den die geographische Lage auf die Bildung derselben äußert. Die A. aller Gebirgsvölker klingt rauh u. hart, durch vorwaltende Kehl- u. Gaumenlaute; Völker an neblichten, sumpf- und wasserreichen Niederungen reden mehr mit den Lip-

pen, während an dem Bewohner der freien Ebene alle Sprachwerkzeuge gleichmäßig thätig sind. Sehr schwer, wo nicht unmöglich, bleibt es, die A. alter, längst von der Erde verschwundener Völker, von denen nur Schriftwerke übrig sind, mit einiger Sicherheit zu bestimmen, um so mehr, da, wie wir namentlich von den Griechen und Römern wissen, auch unter den alten Nationen die A. nach Zeit und Raum verschieden war. Als Regel über die A. todter Sprachen mag uns das gelten, was sich mit einiger Sicherheit über das A. des blühendsten Zeitalters bestimmen läßt, während man in der lebenden Sprache mit der Zeit fortgehen und sich nach der gebildeten A. der Gegenwart richten muß. Nach orthoëpischem Princip müssen wir im Allgemeinen diejenige als die beste A. erkennen, welche alle Laute nach ihrer Geltung vernehmlich und deutlich hören läßt, dieselben weder verschluckt, noch verwechselt, noch auch da einschaltet, wohin sie nicht gehören. Außerdem aber ist noch erforderlich, daß die A. mit Fertigkeit u. Gewandtheit und ohne widrige Mundstellung geschehe, und daß alles Näseln, Schnarren, Stottern, Anstoßen mit der Zunge u. dgl. vermieden werde. Die richtige A. nennt die Grammatik Orthoëpie, die Lehre davon Orthoëpik.

Ausspringende Winkel, in der Geometrie Winkel, die kleiner als ein gestreckter (zwei rechte Winkel) sind; bei Festungswerken (saillans angles flanques) die vorragenden Ecken oder Winkel, welche ihren Scheitel gegen das Angriffsterrain, die Oeffnung der Schenkel aber gegen das Innere der Befestigung kehren. Sie kommen bei allen Befestigungen vor, außer bei den kreisförmigen, und sollen nie unter 60° messen. Sie bilden fast stets die schwächsten Stellen einer Befestigung, indem der unbestrichene Raum vor dem a.n W. und der todte Winkel im Graben viele Nachtheile verursachen. Deswegen pflegt auf diese Stellen der Befestigungen am liebsten der Angriff gerichtet zu werden.

Ausspruch, in der Rhetorik s. v. a. Sentenz; im Rechtswesen s. v. a. Spruch, Urtheil; dann auch die Abtheilung des Vermögens, welche Väter oder Mütter bei einer zweiten Verheirathung mit den Kindern erster Ehe vornehmen.

Ausstattung, s. v. a. Aussteuer.

Ausstellung des Sakraments, die in der katholischen Kirche übliche feierliche Ausstellung der Hostie (s. d.), wobei das heilige Sakrament, von mindestens 12 Kerzen umgeben und manchen Orten unter Bedeckung der Altarbilder, auf dem Hochaltar ausgesetzt zu werden pflegt. Veranlassung zu diesem Gebrauche gab die Ausbildung der Lehre von der Transsubstantiation (s. Abendmahl), wiewohl die A. d. S. als officieller Bestandtheil des römisch-katholischen Kultus erst mit der Anordnung des Fronleichnamsfestes gegen Ende des 13. Jahrhunderts eingeführt wurde. Anfänglich war sie nur auf wenige Tage im Jahre beschränkt, später aber bildeten sich eigene Kongregationen, welche theils das ganze Jahr hindurch abwechselnd das Sakrament verehrten, theils selbst einer 40stündigen Anbetung desselben sich unterzogen.

Ausstellung von Verbrechern, s. Pranger, vergl. Strafe.

Aussteuer (Ausstattung), alles Dasjenige, was die Frau zur Einrichtung des neuen Haushaltes bei Eingehung der Ehe dem Manne an Geld, Hausrath, Betten, Linnenzeuch u. dergl. Mobilien, auf dem Lande auch an Vieh und Ackergeräthe zubringt. Die A. wird gewöhnlich als Beitrag zu den ehelichen Lasten angesehen und daher nach den Grundsätzen der Dos beurtheilt. Deshalb wird auch in der Gewährung einer solchen Ausstattung heut zu Tage meist eine genügende Erfüllung der auf Verwandtschaft beruhenden Dotationspflicht anerkannt. Die A. macht gewöhnlich einen Theil der künftigen Erbportion aus, wo sie nicht als völlige Abfindung vom Hofe erscheint; für ihre Größe gibt die Landessitte den Maßstab. Sie kommt auch unter dem Namen Kasten- oder Kistenpfand, Braut- oder Kammerwagen (apparatus et instructus muliebris) vor. Verschieden von der gewöhnlichen A. sind die Prinzessin- und Fräuleinsteuer. Unter Prinzessinsteuer versteht man die Abgabe, welche in vielen deutschen Ländern die Unterthanen bei Vermählung einer Prinzessin des fürstlichen Hauses entrichten müssen. Die Größe derselben ist gewöhnlich durch Hausobservanzen oder Verträge bestimmt. Zur Dotirung der Prinzessinnen eines regierenden Herrn oder eines Erbprinzen kann das Stammgut angegriffen und vom Lande eine Beihülfe (Prinzessinsteuer) verlangt werden. Fräuleinsteuer ist die Abgabe, welche von den Hintersassen der Rittergüter bei der Verheirathung einer Tochter des Gutsherrn entrichtet werden muß. Die Verpflichtung zur Entrichtung dieser Steuer kann nur aus Observanzen oder Verträgen abgeleitet werden, während bei der Prinzessinsteuer sich die desfallsige Verpflichtung aus dem Anspruche der Prinzessinnen auf standesgemäße Unterhaltung ableiten läßt. Schon in den Gesetzen der Alemannen und Westgothen kommen Spuren von einer von der Frau dem Manne zugebrachten A vor, der im Mittelalter unter der Bezeichnung Haussteuer, Ehesteuer, Zubracht allgemein üblich war. Im Norden kommt in früher Zeit die Mitgift unter dem Namen Heimfährt, Heimgift (was der Tochter vom Hause folgt), auch Mala vor.

In rechtlicher Beziehung unterliegt die A. im Wesentlichen folgenden Grundsätzen. Vermöge des Mundiums hatte der Mann über das ganze Vermögen der Frau den Nießbrauch. Seit der Verbreitung des römischen Rechts in Deutschland wurde das Vermögen der Frau nach den römischen Rechtsgrundsätzen beurtheilt, und es kommen noch heut zu Tage, wo kein abweichendes Landesrecht etwas Anderes bestimmt, gemeinrechtlich die Grundsätze des römischen Rechts in Anwendung. Wird daher die A. in einem Orte gegeben, wo das römische Dotalsystem gilt, so kann sie die Natur der römischen A. oder des Parafernalvermögens haben, je nachdem die Requisite zur Annahme des einen oder des andern vorliegen. Wo Gütergemeinschaft oder der ehemännliche Nießbrauch (usus fructus maritalis) gilt, theilt die A. die Natur des einen oder des andern dieser Institute, in sofern nicht durch besondere Verträge, wie Ehepakten, ein Anderes bestimmt wird. Seitdem das römische Recht in Deutschland immer mehr Eingang gefunden, besteht nach deutsch-rechtlichen Grundsätzen für die Aeltern, zunächst dem Vater, eine Verpflichtung zur Aussteuerentrichtung, wobei rücksichtlich der Fälle, in denen die A. zu geben ist, sowie in Bezug auf die Größe derselben die Grundsätze des römischen Rechts über die Dos necessaria maßgebend sind. Diese Verpflich-

Digitized by Google

tung existirt auch in den Ländern, wo an die Stelle des römischen Dotalsystems Gütergemeinschaft und Usus fructus maritalis getreten ist. Sie tritt hauptsächlich bei dem Bauernstande in Folge des Meier- oder Hofverhältnisses u. bei dem Adel in Folge der Lehn- und Fideikommißeigenschaft der Güter oder auch der vorkommenden weiblichen Erbverzichte ein, in welchen Fällen die A. eine Abfindung dafür ist, daß die Töchter nicht in die Güter succediren. Die Größe der den adeligen Töchtern gebührenden A. bestimmt sich nach Familienverträgen, Herkommen oder Landesordnungen, eventuell nach richterlichem Ermessen.

Ausstopfen, im Allgemeinen eine Höhlung mit einer weichen elastischen Materie, z. B. Haaren, Baumwolle, Werg u. dergl., ausfüllen, auspolstern; insbesondere aber abgezogene Thierhäute so ausfüllen, daß sie Gestalt und Haltung der lebenden Thiere annehmen. Diese Arbeit, auch Ausbälgen und als Kunst Taxidermie genannt, erfordert neben vieler mechanischen Geschicklichkeit und Uebung auch gute naturhistorische Kenntnisse. Sie umfaßt drei Hauptoperationen: das Abstreifen der Haut (Abbalgen), das Ausfüllen derselben mit Baumwolle, Werg, Moos, Heu u. dergl. (A. im engern Sinne) und das Aufstellen des ausgestopften Thieres. Ausgestopft werden nur Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische; die niedern Thiergeschlechter werden auf andere Weise zur Aufbewahrung präparirt.

Was das Abbalgen der Säugethiere betrifft, so ist es in den meisten Fällen am besten, das Aufschneiden der Haut nicht am Bauche, sondern am Rücken vorzunehmen, weil hier in der Regel die längern und dichtern Haare die nachfolgende Naht leichter verbergen, und besonders nöthig ist das Aufschneiden der Haut am Rücken bei solchen Thieren, welche man aufrecht oder auf den Hinterfüßen sitzend darstellen will. Den Rückeneinschnitt beginnt man, nachdem die Haare gehörig getheilt sind, zwischen den Schulterblättern, setzt ihn bis an die Wurzel des Schwanzes fort, macht die Haut erst auf der einen Seite, anfangs mit den Fingern, dann mit dem Messergriffe allmählig von den Muskeln los, wendet das Thier um und verfährt eben so auf der andern Seite. Die innern nassen Ränder der Haut bedeckt man, um Beschmutzungen und Ankleben der Haare zu verhüten, mit angefeuchtetem Druckpapier. Hierauf wird der Schwanz vorsichtig aus der Haut gelöst; erst unter dem Schwanze am After schneidet man die Haut mit einer Scheere durch. Jetzt wird die Haut von jedem Hinterfuße bis an die Nägel oder Klauen ꝛc. unaufgeschnitten durch bloßes Umkehren abgezogen und das Fleisch sofort von dem Knochen ohne Verletzung der Sehnen und Bänder geschnitten, so daß mithin die Knochen, mit Ausnahme des obern Schenkelknochens, mit der Haut in Verbindung und zuletzt auch in dem ausgestopften Thiere bleiben. Auf ähnliche Weise wird auch mit den Vorderfüßen verfahren. Nun zieht man die Haut von der Brust und dem Halse ab, und zwar geschieht dies, wenn der Kopf nicht sehr groß und stark im Verhältniß zum Halse ist, ohne einen besondern Einschnitt. Die Behandlung des Kopfes selbst ist am schwierigsten. Man streift die Haut bis an die Ohren ab und schneidet dieselben, ohne sie aus der Kopfhaut zu bringen, hart am Kopfe ab. Dann setzt man das Abstreifen bis an die Augen, welche, jedoch ohne Beschädigung der Augenlider, ganz herausgenommen werden, und bis an die Nase fort. Den Schädel selbst durchschneidet man so, daß nur der obere und vordere Theil desselben und die untere Kinnlade bis auf ihr hinteres zahnloses Ende mit der Haut im Zusammenhange bleiben. Alles Fleisch an diesen Knochen, sowie das Gehirn, muß rein und möglichst sorgfältig weggeschafft werden. Hat das Thier Hörner, so wird die Haut nur bis an diese losgemacht und aus dem Schädel ein Stückchen der Hirnschale herausgeschnitten, an welchem die Hörner beisammen bleiben. In der Folge wird dies Stückchen sammt den Hörnern an seinem vorigen Orte wieder eingepaßt und die Kopfhaut darüber gezogen. Den Bauscheinschnitt führt man vom Halse über das Brustbein bis zur Schambeinvereinigung; in manchen Fällen verlängert man auch den Hauptschnitt durch Nebenschnitte bis an die vier Beine, dann löst man die Seiten bis zum Rücken sauber ab, trennt die Schulterblätter vom Rücken, löst die Oberschenkel aus beiden Pfannen des Beckens, durchschneidet endlich den Hals und streift Körper u. Schwanz ab. Darauf zieht man die Extremitäten nach der Reihe heraus und macht sie zuletzt an Hals und Kopf, indem man die Einzelnen in der oben angedeuteten Weise zu Werke geht. Zur Sicherung gegen Insekten wendet man auf die abgezogene Haut noch während, oder gleich nach der Arbeit eines der unten anzuführenden Konservirmittel an. Die Ausfüllung muß, wo möglich, unmittelbar nach dem Abbalgen vorgenommen werden, so lange die Haut ihre Geschmeidigkeit noch besitzt; trockene Häute müssen vor dem Ausfüllen erst wieder eingeweicht werden. Zum Ausfüllen nicht zu großer Thiere dient aufgelockertes Werg, welches theilweise mit Bindfäden und leinenen Lappen umwickelt wird, um manche Thiertheile besser nachzuformen. Man fängt beim Kopfe an, geht dann zum Hals über und beginnt hier mit dem Zunähen der Haut. Nach Beendigung jeder kleinen Strecke Naht muß Werg nachgestopft werden, wozu man sich, wie zur bessern Einbringung des Stopfmaterials überhaupt, eines Drahtes bedient. Man kann auch den Hals des Thieres erst nach der Natur aus Werg mit umwundenem Bindfaden formen und einbringen, so daß der vordere Theil in die Oeffnung des Schädelknochens reicht. An den Knochen der Beine u. in der Haut des Schwanzes, in welche ein Draht gesteckt wird, gibt ebenfalls umwickeltes Werg die richtige Form. Ganz analog wird der Rumpf behandelt, indem man von der Brust nach dem Unterleibe fortschreitet und jene vernäht, ehe man zu diesem, als dem letzten Theile der Arbeit, übergeht. Ein richtiges Augenmaß, gute anatomische Kenntniß des Thierkörpers und Benutzung vieler kleinen Vortheile, welche nur die Uebung lehrt, sind erforderlich, wenn eine glückliche Nachbildung des lebenden Thieres durchs A. erreicht werden soll. Für sehr große Thiere, Elephanten, Pferde ꝛc., pflegt man Gerüste von leichtem Holze, welche die Umrisse des Körpers darstellen, herzurichten und über diese die Haut zu ziehen; sonst geschieht das A. so großer Exemplare gewöhnlich mit Heu. Auch Thierfiguren aus Papiermaché kann man zweckmäßig zum Aufziehen der Haut benutzen. Um das Thier aufzustellen, müssen, der Festigkeit halber, Drähte von gehöriger Stärke,

bei großen Thieren selbst eiserne Stangen in sein Inneres gebracht werden. Einer der Drähte geht durch Hals und Rumpf, vier andere durch die Füße; durch Biegen der Drähte gibt man dem Körper die angemessene natürliche Stellung. In die Ohren steckt man, damit sie nicht zusammenschrumpfen, gerollte Kartenblätter, die Nasenlöcher verstopft man mit Papier, das Maul wird mit Nadeln oder Fäden verschlossen, und endlich das Thier anfangs bei gelinder, dann bei stärkerer Wärme in einem Backofen oder an einem andern warmen Ort ausgetrocknet, bis die Haut völlig hart geworden ist. Zuletzt setzt man die künstlichen Augen ein. Bei Thieren mit sehr dunkler Iris bedient man sich dazu massiver Kugeln von schwarzem oder sehr dunkel gefärbtem Glase. Wohlfeiler, aber nicht so dauerhaft, sind Kügelchen von schwarzem Siegellack oder Pech. Andere als schwarze Thieraugen werden öfters durch hohle Glaskugeln von farbigem Glase ersetzt; täuschender ist die Aehnlichkeit bei gut und treu nach der Natur gemalten Glasaugen.

Die Operation des A.s ist bei den Vögeln im Allgemeinen leichter als bei den Säugethieren; nur die Erhaltung der Federn macht mehr Schwierigkeit, als die der Haare, und wenn der Vogel durch einen Schuß getödtet wurde, so gelingt es bei ihm auch oft nur unvollkommen, die Blutflecken zu beseitigen und die Wunde zu verdecken. Am besten geht das A. von Statten, wenn der Vogel eines natürlichen Todes gestorben oder durch Ersticken getödtet ist, zu welchem Behufe man kleinern Vögeln mit Daumen und Zeigefinger die Brust unter den Flügeln zusammendrückt, während man bei größern die Fäuste und Kniee oder auch den Strang dazu braucht. Bei Vögeln, welche Schußwunden erhalten haben, müssen sowohl diese, als auch der Schnabel mit Baumwolle verstopft werden, um anhaltendes Bluten und das Verderben der Federn zu verhüten. Vögel, welche ins Wasser gefallen sind, läßt man erst an der Luft trocknen, ehe man die Federn in Ordnung zu bringen sucht. Kleinere Vögel kann man ohne Schaden 8–10 Tage fürs A. aufheben, wenn man sie aufbläst und dann den Hals, um das Entweichen der Luft zu verhindern, mit einer Schnur zusammenzieht, die etwaigen Schußlöcher aber mit Wachs verklebt. Zu fette Vögel eignen sich nicht wohl zum A. Vor dem Aufschneiden der Haut wird der Armknochen in jedem Flügel unmittelbar über den Ellenbogen, bei kleinern Vögeln mit dem Finger, bei größern mit einer nicht zu scharfen Kneipzange behutsam und ohne Beschädigung der Haut abgebrochen. Das Abbalgen geschieht auf folgende Weise. Den auf die angegebene Art vorbereiteten Vogel legt man auf den Rücken, den Kopf links gekehrt, theilt die Federn vom Kopfe an über die Brust bis zur Mitte des Unterleibes, setzt das Messer auf dem Kopfe ein und öffnet durch einen Zug desselben in der gemachten Furche die Haut bis zum Unterleibe. Hierauf hebt man die Haut von der einen Seite des Schnittes behutsam auf und sucht sie bis unter den Flügel, wo möglich durch bloßes Ziehen und Anwendung des Messergriffs, loszumachen, nur im Nothfall sich der Messerschneide bedienend. Ebenso wird auch die andere Seite behandelt, an dem Rande aber wird unverzüglich befeuchtetes Druckpapier aufgelegt, um das Beschmutzen der Federn zu hindern. Der Hals der Vogels wird hierauf gebogen, durch die Spalte der Haut herausgedrückt und nicht zu nahe am Körper abgeschnitten. Letzteres läßt sich jetzt leicht aus dem Balge herausbringen, da die Armknochen bereits gebrochen sind, und nur um den Rest derselben und die Haut am Rücken loszumachen, bedarf es einiger Vorsicht zur Vermeidung von Rissen. Nach Abstreifung der Haut bis zum Schenkel schiebt man das Bein von außen in die Höhe und zieht die Haut bis an den bei den meisten Vögeln unbefiederten Theil des Fußes (bis an das eigentliche Fersengelenk) ab. Der unmittelbar über diesem Gelenke befindliche Knochen wird, nachdem er vom Fleische gereinigt ist, gleich seinem obern Gelenke (dem Schenkelgelenke) abgebrochen und bleibt demnach mit der Haut in Verbindung. Diese läßt sich nach der Bearbeitung beider Schenkel bis zum Steiße abziehen, wo ein Schnitt durch die letzten Schwanzwirbelknochen gemacht, wodurch der fleischige Theil, in welchem die Schwanzfedern eingewachsen sind, mit an der Haut erhalten wird. Jetzt ist noch Kopf und Hals zu präpariren. Der letztere läßt sich leicht aus der Haut bringen und diese sich bis an die Ohren abstreifen, wo sie aber aus den Höhlen derselben herausgehoben und dann erst, damit hier nicht zu große Löcher entstehen, durchgeschnitten werden muß. Nun fährt man mit dem Abziehen fort, bis die Augäpfel bloß liegen und aus ihren Höhlen genommen werden können. Der Schädel bleibt nicht ganz, sondern es werden in demselben, erst in gleicher Linie mit dem Schnabel von den Augenhöhlen nach dem Genicke zu und dann von diesem senkrecht nach unten, zwei Schnitte gemacht, welche in jeder Augenhöhle unter rechten Winkeln zusammentreffen, so daß der Hinterkopf sammt dem daran befindlichen Halse wegfällt und an der Haut nur noch ein Theil der Kinnladen, der Augenhöhlen und die obere Hälfte des Schädels zurückbleibt, welches Alles sorgfältig gereinigt und mit Konservirpulver eingestreut werden muß. Manche vergrößern auch bloß das Hinterhauptsloch durch Schneiden oder Auszwicken mit einer Zange und nehmen das Hirn mit einem Federkiel oder Löffelchen heraus. Auch die Zunge kann ausgeschnitten werden. Das Fleisch an den in der Haut zurückbleibenden Armknochen vertrocknet bei kleinen Vögeln so bald, daß es unbeachtet bleiben kann; bei größern aber muß es noch besonders abgelöst werden. Bei diesen muß daher die Haut über den Arm bis an die sogenannte Hand aufgestreift werden, welches leichter durch das Aufschneiden gelingt, in sofern bei dem bloßen Umkehren die langen Flügelfedern zu leicht in Unordnung gerathen. Sowohl an den Armknochen, als an den Schenkeln werden die fleischigen Theile sogleich wieder durch umwundene Baumwolle oder feines Werg ersetzt. Das Innere der ganzen Haut, vorzüglich die Steißgegend, muß vorher mit einem Konservirmittel versehen werden. Manchmal muß man von dieser Art des Abbalgens abgehen. So würde bei Schwimmvögeln, welche vorn mit dichten und oft schön gezeichneten Federn versehen sind, die Naht daselbst in der Folge einen Uebelstand verursachen; man macht daher hier den Einschnitt auf dem Rücken, indem man bei der Halswurzel anfängt und ihn so weit fortsetzt, als sonst auf der untern Seite. Das viele Fett, welches

die Häute der Wasservögel meist enthalten, muß erst möglichst mit dem Messer entfernt, dann die Haut mit Kleie so lange gerieben werden, bis sich das Fett eingezogen hat, sonst erhält das Gefieder beim Trocknen eine schlechte Farbe, wie auch das Thier nachher leicht von Insekten angegangen wird. Ferner läßt sich bei Vögeln mit sehr dünnem Halse und großem Kopfe die Halshaut ohne zu bersten nicht weit genug über den Kopf ziehen; sie muß deshalb, und zwar rückwärts am Halse, aber immer nur so wenig als möglich, aufgeschnitten werden. Das Ausfüllen geschieht gleichfalls mit Werg, aber mit Vorsicht, nicht zu dick, sondern eher etwas zu dünn, indem die Haut beim Trocknen sich zusammenzieht und dann doch vollkommen ausgefüllt erscheint, während ein zu dick ausgestopfter Körper sich schwer aufstellen läßt. Man bildet zuerst aus klein geschnittenem oder fein gezupftem Werg den mit Bindfaden zu umwickelnden Hals und bringt ihn (nach vorausgegangener Ergänzung der fehlenden Theile des Schädels und nach Einsetzen der künstlichen Augen in die Höhlen derselben) in die Haut des Halses. Eben so wird der Körper, nach den Abmessungen des wirklichen geformt, in die Haut des Rumpfes eingepaßt, und, wenn Alles durch Nachhelfen an den noch fehlerhaft gebliebenen Stellen die richtige Form erhalten hat, der Schnitt an der Brust (oder am Rücken) zugenäht. Erhält man getrocknete Vogelhäute zum A., so macht man sie auf der innern Seite allmählig naß, wozu man eine Spritze, namentlich für Hals und Schnabel, anwenden kann, stopft dann gut durchnäßtes Werg hinein und läßt sie, in ein feuchtes Tuch eingeschlagen, einige Zeit an einem feuchten Orte liegen. Durch Wiederholung dieses Verfahrens, besonders wenn man noch schwache Aschenlauge und warmes Wasser zu Hülfe nimmt, erweicht man die Häute so weit, daß sie sich mit Vorsicht ausstopfen lassen. Zum Behuf des Aufstelleus bringt man die nöthigen Drähte in dem ausgestopften Vogel an (was übrigens, wie bei den Säugethieren, von Manchen schon vor dem Ausfüllen geschieht). Man sticht einen zugespitzten Draht in jeden Fuß, welcher durch die hornähnliche Bedeckung des Beines am Schenkelknochen hinauf bis in den Rumpf reichen muß. Beide Drähte laufen am besten in schiefer Richtung, so daß sie sich im Innern des Vogels einander etwas nähern, wodurch derselbe, wenn sie durch Zusammendrücken der Füße mehr parallel werden, einen festen Stand erhält. Ein dritter Draht, zur Unterstützung der Schwanzfedern bestimmt, geht durch den After in den Rumpf. Der Halsdraht wird oben vom Scheitel bis in die Gegend der Schenkel eingetrieben. Zwei Drähte in den Flügeln (oder bei sehr großen Vögeln zwei Paar derselben), einer neben dem abgebrochenen Oberarm, der andere am Handgelenke hinreichend tief eingesteckt, geben auch diesen die nöthige Haltbarkeit. Man bringt nun die Theile des Vogels durch Biegen in die richtige Lage und befestigt ihn auf die bestimmte Unterlage. Der Schnabel wird einstweilen durch Zunähen oder durch Stifte oder (für immer) durch Zusammenleimen geschlossen. Man umwindet den Vogel, vorzüglich am Rumpfe, mit Binden, oder, wenn er klein ist, bloß mit einem Bande und bewirkt ein schnelles Trocknen, am besten durch Ofenwärme, wobei man aber Bedacht darauf nehmen muß, daß alle Theile ohne Ausnahme vor Beendigung dieses Geschäfts ihre richtige Lage haben, da der Vogel im ausgetrockneten Zustande so hart ist, daß sich an ihm ohne Gefahr des Zerbrechens nichts mehr verändern läßt. An Vögeln mit Federbüschen muß daher während des Trocknens dieser Kopfputz öfters in die Höhe gerichtet, fleischige Kämme, herabhängende Fleischlappen aber müssen, zur Verhütung des Einschrumpfens beim Trocknen, an geschnittenes Kartenpapier mit Nadeln befestigt werden.

Das A. der Amphibien ist leichter, als das der Vögel und Säugethiere. Bei großen Amphibien verfährt man auf ähnliche Art wie bei den Säugethieren; bei kleineren kann man sich folgender Verfahrungsarten bedienen. Bei Fröschen und Eidechsen öffnet man den Mund, schneidet mit der Scheere die Zunge weg, drückt den Leib so lange, bis man den Magen mit einer kleinen Zange fassen und so alle Eingeweide herausnehmen kann. Ist der Leib auf diese Art rein entleert, so schneidet man mit einer, durch den Rachen eingebrachten, stumpfspitzigen Scheere das Rückgrat bei den ersten Halswirbeln, ohne Verletzung der Haut, durch, schiebt den Stumpf davon nach der Mundöffnung und faßt ihn mit der Zange fest. Indem man ihn so festhält, wendet man den Rachen um, so daß das Inwendige herauskommt, und fängt an, die Haut abzustreifen. Man zieht nämlich mit der Zange das Rückgrat nach und nach heraus, hilft mit der andern Hand nach, und bald werden die Vorderfüße bis an die Zehenspitzen, die man in der Haut läßt und von den übrigen Zehengelenken trennt, abgestreift sein. Man fährt nun mit dem Ueberstreifen der Haut fort bis zum After, den man mit der Scheere abschneidet, streift die Hinterfüße bis an die Zehen ab, deren äußere Gelenke man ebenfalls in der Haut läßt, holt jetzt von inwendig Augen und Hirn aus dem Schädel (der sammt den Kinnladen ganz in der Haut bleibt) und wendet nun den, wie einen Handschuh umgekehrten, leeren Balg wieder um, was bei den Extremitäten am leichtesten geschieht, wenn man zu wiederholten Malen Luft in den Rachen bläst. Jetzt folgt das Ausfüllen. Dies geschieht mit getrocknetem feinen Sande, den man durch einen Trichter zur Mundöffnung hineinlaufen läßt, worauf man durch Drücken und Drehen von außen, wiederholtes Aufblasen durch den Rachen, Einbringen eines Drahts und andere leicht zu findende Mittel nachhilft, so daß der Balg vollkommen ausgefüllt wird und seine ursprüngliche Gestalt wieder erhält. An der Stelle, wo der in der Haut gebliebene Schädel endigt, muß der Sand recht derb gedrückt werden, weil hier sonst beim Trocknen eine sehr unnatürliche Vertiefung entsteht. Zur Verhütung des Auslaufens wird der Sand vorn am Munde etwas angefeuchtet, der Mund zugenäht oder zugeleimt, dann der Balg äußerlich von Schmutz und Sand gut abgewaschen, auf ein Bretchen in natürlicher Stellung aufgestellt, die Zehen mittelst Nadeln ausgespannt u. in die Augenhöhlen Papier- oder Werglügelchen gesteckt. Nachdem das Thier an der Sonne oder besser am warmen Ofen getrocknet worden ist, leimt man nach Entfernung der eingebrachten Flügelchen die künstlichen Glasaugen ein. Den Sand läßt man nach dem Trocknen entweder an seiner Stelle, oder ersetzt ihn durch Baumwolle.

Etwa verschossene Farben der Haut muß man durch Malerei mit feinen Wasserfarben zu ersetzen suchen. Den Beschluß der Arbeit macht das Ueberstreichen des Balges mit einem hellen, leicht trocknenden Firniß, z. B. Bernsteinfirniß oder weingeistigem Lackfirniß. Die meisten Schlangen, sowie die ihnen im Baue ähnlichen Fische, können auf gleiche Weise wie Eidechsen und Frösche behandelt werden; nur bei solchen, welche in der Mitte zu dick sind, als daß der Körper durch den Rachen gehen könnte, ohne zu zerreißen, ist eine Abänderung des Verfahrens nöthig. Man erweitert nämlich hier den Rachen durch Einschnitte und näht ihn zuletzt wieder zu. Noch besser aber verfährt man folgendermaßen: Man macht in der Mitte des Bauches einen Längeneinschnitt, welcher bei kleinen Schlangen 2—3 Zoll, bei großen ½—1 Fuß lang sein kann, löst die Haut von beiden Seiten bis zum Rücken los, sucht den an dieser Stelle entblößten Körper zu fassen, hervorzuziehen und in der Mitte durchzuschneiden. Darauf ergreift man die vordere Hälfte, streift sie bis zum Kopfe ab, trennt den Rumpf vom Hinterhaupte, nimmt dem Kopfe die Muskeln, entleert durch Erweiterung des Hinterhauptloches das Gehirn, reibt Alles mit Alaun ein, ersetzt die ausgenommenen Muskeln mit Werg und füllt auch die Gehirnhöhle damit, worauf man die Haut wieder zurückzieht. Auf gleiche Weise faßt man die hintere Hälfte, streift sie bis zum After ab, schneidet letztern einige Linien weit von der Haut mit einer Scheere durch und zieht zuletzt den Schwanz hervor, welcher meist etwas schwer zu trennen ist. Die ganze Schlangenhaut bedarf nach der Reinigung nur noch des Alauns, um ausgestopft werden zu können. Nachdem man die Augen herausgenommen hat, füllt man die Augenhöhlen mit Baumwolle aus u. setzt die Augenlider in gehörigen Stand. Der Rest der im Munde befindlichen Zunge wird ebenfalls noch ausgeschnitten. Das Ausfüllen kann entweder mit Werg, welches dem Thiere Festigkeit und Haltung gibt, oder mit Sand geschehen, was zwar schneller vor sich geht, aber besonders an großen Schlangen weniger vortheilhaft ist. Man durchzieht den ganzen Körper mit einem verhältnißmäßig dicken Draht, umwickelt zuvor den Hintertheil des Drahtes so lang, als der dünne Schwanz ist, mit Werg, bringt das Vordertheil zuerst in den Körper, läßt es eine Strecke durch den Mund laufen, um die hintere Hälfte des Drahtes bequem nach dem Schwanze schieben zu können, paßt ihn daselbst ein und zieht nun die Haut so an, daß der Draht die ganze Körperlänge durchläuft. Jetzt füllt man allmählig die vordere Hälfte des Körpers mit klein geschnittenem Werge, stopft alle eingeschobenen Partien etwas fester an einander, damit sie gleichförmig zu liegen kommen, und verfährt mit der hintern Hälfte eben so. Ist man an die Stelle des Bauchschnittes gekommen, so füllt man auch diese und näht, während man noch nachstopft, zu. Eine beliebige natürliche Stellung sucht man nachzuahmen, die Falten an den Windungen der innern Seite des Körpers zu verbergen. Ist die Schlange festgestopft, so werden die Falten beim Trocknen gänzlich verschwinden. Zuletzt bringt man den Kopf in die gehörige Lage u. leimt nach völligem Trocknen die Augen ein. Will man eine Schlangenhaut mit Sand füllen, so wird der Bauchschnitt vor allen Dingen mit enge stehenden Stichen zugenäht, der Bequemlichkeit wegen ein kleiner Trichter in den Rachen gesteckt und feiner Zinnsand so lange eingeschüttet, bis das ganze Thier gefüllt ist, darauf der Mund geschlossen und die Haut getrocknet. Zuletzt entleert man den Sand wieder durch den Mund, u. die Haut ist hinsichtlich ihrer Form fertig. Die erloschenen Farben werden mit Wasserfarben ersetzt u. zuletzt mit einem durchsichtigen Lackfirnisse überzogen.

Zum A. der Fische hat man verschiedene Vorschriften, deren Anwendbarkeit zum Theil durch die jedesmalige Hauptform der einzelnen Arten bedingt wird. Daß man bei einigen den Körper durch die Mundöffnung (manchmal auch durch die Kiemendeckel) entfernen könne, ist schon bei den Schlangen erwähnt worden. Aber auch die Häute vieler andern kann man, wiewohl nur mit Mühe und Geduld, ohne Aufschneiden erhalten. Zu diesem Ende nimmt man die Kiemen durch die entsprechenden Oeffnungen heraus und entfernt auf demselben Wege alle Eingeweide. Dann sucht man mit einer Art von dünnem hölzernen Spatel, durch langsames Einschieben und Bewegen desselben, die Haut vom Fleische bis an den Schwanz loszumachen, worauf sowohl das Fleisch, als auch die mit einem dazu passenden Zängelchen zerbrochenen Grätchen und das Rückgrat stückweise durch den allenfalls etwas erweiterten Mund herausgeholt werden. Nach Reinigung des Schädels hängt man die leere Haut an demselben auf und füllt sie durch den Mund mit feinem Sande, der, nachdem Alles hart und trocken geworden ist, wieder ausgeleert werden kann, so daß von demselben nur noch eine, durch die Feuchtigkeit der innern Haut gleichsam angeleimte, dünne, die Hülle verstärkende Kruste zurückbleibt. Uebrigens kann man auch an den Fischen die Haut aufschneiden und sie auf ähnliche Art wie Vögel und Säugethiere ausstopfen. Am gewöhnlichsten geschieht der Schnitt am Bauche, reicht vom Unterkiefer bis zum After und geht hart an den auf einer Seite der Haut bleibenden Flossen vorbei, welche mit der Scheere so durchschnitten werden müssen, daß sie an der abgezogenen Haut hängen bleiben. Beim Ausfüllen aber ist vorzüglich darauf Bedacht zu nehmen, daß der Körper aus Werg dem des Fisches an Umfang gleich werde. Da die Haut der Fische weit weniger nachgiebig und viel spröder ist, als die der Säugethiere oder Vögel, so würde, wenn sie zu straff gestopft wäre, beim Trocknen und Zusammenziehen die Naht oder die Haut selbst aufplatzen. Die Fische werden übrigens nicht immer ganz ausgestopft; öfters begnügt man sich, die Hälfte der Haut an ein Bret oder auf Pappe mit Nadeln zu befestigen, unter die Haut Werglagen zu schieben und auf solche Art den halben Körper zu formen.

Was die Konservirmittel für ausgestopfte Thiere betrifft, so scheint leider bis jetzt noch kein ganz sicheres Mittel zu diesem Zwecke bekannt zu sein. Selbst Arsenik, Aetzsublimat und andere scharfe mineralische Stoffe bringen der Zerstörung durch Insekten nicht immer vor. Doch verdienen folgende Sicherungsmittel angeführt zu werden, welche man in die Haut vor Ausfüllung derselben einzustreuen oder einzureiben hat. Naumann empfiehlt ein Pulver aus 2 Theilen an der Luft zerfallenem Kalk und 1 Theil gesiebter Tabaksasche, wozu Suckow noch 2 Theile gepulverten Alaun fügt.

Wagentheer, bei mäßigem Feuer in scharfer Seifensiederlauge aufgelöst, bis das Ganze eine dicke Brühe wird, ist zwar eins der besten Mittel, kann aber nur bei Säugethieren angewendet werden, weil es bei Vögeln durch die geringste Berührung mit den Federn das ganze Gefieder verdirbt. Ferner wird empfohlen: eine Auflösung aus ¼ Pfund gepulvertem Kobalt und ¼ Pfund Alaun durch Kochen in einem Maß Wasser bereitet; eine Arsenikseife von folgender Zusammensetzung: 8 Theile weißes Arsenik, 8 Th. venetianische Seife, 4 Th. Soda, 2 Th. Kampher, 1 Th. Aetzkalk, 1 Th. Gerbsäure (Tannin), beim Gebrauch mit Wasser zu Rahmdicke zu verdünnen; bloß einfach gepulvertes Arsenik, Kobalt oder Aetzsublimat. Auch mit Baumöl kann man diese gepulverten Gifte anmachen und die damit inwendig eingestrichene Haut noch mit dem erstgenannten Konservirpulver einstreuen. Konservirmittel sind noch: bloßes Terpentinöl; eine aus schlechtem Tabak dick gekochte und mit gestoßenem Pfeffer vermischte Brühe. Bei Säugethieren kann man auch äußerlich die Haare nach beendigtem A. mit der durch Kochen in einem Maß Wasser aus ¼ Pfd. gepulvertem Kobalt u. ¼ Pfd. Alaun bereiteten Auflösung behandeln, oder zu dieser äußern Behandlung folgenden Spiritus anwenden: 1 Unze in sehr feine Scheibchen geschnittene Seife, 2 Unzen sehr zerkleinerten Kampher, 2 Unzen gröbliches Koloquintenpulver, 2 Pfd. Weingeist; Alles zusammen 4—5 Tage lang in einer Flasche ins Kalte gestellt und nur von Zeit zu Zeit fleißig umgerührt, darauf durch Löschpapier filtrirt. Große Amphibien und Fische überstreicht man mit einem Firnisse von Colophonium und Leinöl, in der Wärme bereitet. Sind Thiere von Motten sehr angegriffen, so setzt man sie schleunigst in einen Dörrofen, dessen Wärme selbst die Eier der Motten tödtet. Zur Wiederherstellung der durch das Trocknen gewöhnlich mehr oder weniger erloschenden Farben trägt man an Nasen, Lippen, Schnäbeln, Füßen am besten Wasserfarben mit einem Pinsel auf und überstreicht sie nach dem Trocknen mit durch Verdunstung in gelinder Wärme verdicktem Leinöle; warzige Theile, Kämme und andere kahle Körperstellen dagegen überstreicht man mit Firniß oder Gummiwasser, pudert die Farben trocken auf (wozu man sich zweckmäßig vorgerichteter Röhrchen bedienen kann, welche die Wirkung recht strichweise und beschränkt hervorzubringen erlauben) u. bläst nach dem Trocknen alle überflüssige Farbe ab.

Vgl. Stein, Handbuch des Zubereitens u. Aufbewahrens der Thiere aller Klassen, Frankf. a. M. 1802; Naumann, Taxidermie, Halle 1815; Richter, Anweisung, Vögel auszustopfen, Jena 1829; Kiener, Anleitung zum A. u. Aufbewahren der Vögel u. Säugethiere, Göttingen 1832; Suckow, Der vollständigste Unterricht, Säugethiere, Vögel ꝛc. zu sammeln u. zu konservoiren, Stuttg. 1830; Brehm, Die Kunst, Vögel ꝛc. auszustopfen, Weimar 1842.

Ausfüßen (Edulcoriren), das Auswaschen eines Niederschlags auf dem Filter. Um Niederschläge oder andere mehr oder weniger fein vertheilte, im ungelösten Zustande in Flüssigkeiten befindliche Körper ganz rein zu erhalten, sammelt man sie auf einem Filter und gießt, nachdem alle Flüssigkeit abgelaufen ist, mehrmals heißes oder kaltes reines Wasser oder auch Weingeist über. Indem diese Flüssigkeit durch den Niederschlag durchsickert, nimmt sie die an letzterem noch haftenden fremdartigen Stoffe mit fort. Das Aufgießen setzt man so lange fort, bis das Wasser ganz rein abläuft. Um die das A. bewirkende Flüssigkeit mit einem gewissen Druck auf den Niederschlag wirken zu lassen, bedient man sich der sogenannten Spritzflaschen. Dies sind flaschenähnliche Gläser, durch deren Kork zwei Röhren gezogen sind, eine kürzere und eine längere, bis in das Ausfüßwasser hinabgehende. Wenn man durch erstere Luft in die Flasche bläst, so wird das Wasser durch die letztere hinausgetrieben.

Auster (lat., griech. Notos), der stürmische, nebel- und regenbringende, mit drückender Schwüle verbundene Südwind, war abgebildet auf dem Windthurme zu Athen als Jüngling mit umgestürzter Urne, mit zur einen Seite des Gesichts emporgehobenem Mantel, um den Regen anzudeuten.

Austerlitz, Stadt im österreichisch-mährischen Kreis Brünn, 2 Meilen östlich von Brünn an der Littawa gelegen und zur fürstlich kaunitz-reitbergischen Herrschaft gleichen Namens gehörig, mit 3452 Einwohnern, Schloß, Park und einer schönen Kirche im romanischen Styl. Das Städtchen, im 12. Jahrhundert von den Tempelherren gegründet, ist geschichtlich denkwürdig durch die sogenannte Dreikaiserschlacht, den 2. December, u. den darauf folgenden Waffenstillstand vom 6. December 1805. Nach der Einnahme von Ulm (17. Okt. 1805) rückte Napoleon I. unaufhaltsam gegen das Herz der österreichischen Monarchie vor. Wien öffnete dem Sieger die Thore, und in der Umgegend von Brünn bezog die französische Hauptarmee Kantonnirungen, während bei Olmütz die vereinigte Macht der Russen und Oesterreicher, 84,000 Mann, sich zusammenzog. Kaiser Franz und Alexander, selbst beim Heere anwesend, gaben, da Napoleon mit dem bernadotte'schen Corps zusammen nur 70,000 Mann stark war (er hatte seine Armee theilen müssen), den Befehl zum Vorrücken. Den 2. Nov. verließen die Verbündeten unter dem Oberbefehl Kutusows die feste Stellung bei Olschen. Fürst Bagration führte die Avantgarde, Großfürst Konstantin die 10,000 Mann starke Reserve, das Haupteorps marschirte in 5 Kolonnen. Napoleon nahm auf die Nachricht vom Vorrücken der Verbündeten seine Stellung zwischen A. und Brünn am Rziczkabache. Da Soult sich von A. gegen Brünn zurückzog, so glaubten die Verbündeten, daß Napoleon die Schlacht in der Ebene zwischen dem Rziczka und der Schwarza annehmen wolle, und beschlossen demzufolge im Hauptquartier zu Wischau, den französischen rechten Flügel zu umgehen. Hierdurch gingen 2 volle Tage verloren; denn die 1., 2., 3. und 4. Kolonne (die sämmtliche Infanterie) mußte links ab und südlich marschiren. Obgleich jede genauere Nachricht über Napoleons Bewegungen fehlte, nahm man, trotz der starken disponiblen Kavallerie, dennoch keine Rekognoscirung vor und operirte auf das Gerathewohl los. Bagration und Kienmayer blieben mit der Vorhut bei Rensnitz u. A. stehen, die zur 5. Kolonne gehörige Kavallerie wurde ihnen zur Verfügung gestellt. Die nun folgenden Avantgardengefechte führten keineswegs zu einer größeren Gewißheit. Nur der französische rechte Flügel stand hinter den Defilées des Rziczkabaches, um im rechten Augenblick selbst zum Angriff übergehen zu können; die französische Hauptmacht aber befand sich auf einem ganz andern Ter-

rain, als Kutusow sich einbildete, der den Gegner immer noch mit der Hauptmacht im waldigen Gebirgslande hinter dem Rziczkabache glaubte und voraussetzte, daß die an große taktische Manöver gewöhnte französische Armee seine Umgebung ruhig geschehen lassen und wie angewachsen stehen bleiben würde. So kam es denn, daß, als Kienmayer und Doctorow bei Tellnitz, Langeron und Przybyzewsky bei Sokolnitz über den Bach gehen und sich dann rechts wenden sollten, dort Alles schon besetzt war. Bagration sollte auf der Straße nach Dwaroschna vorrücken, Liechtenstein ihn decken und so beide Kolonnen Napoleons Hauptmacht während der Umgebung beschäftigen. Um 7 Uhr früh sollte der Angriff vom linken Flügel echalonsweise beginnen. Bei Tellnitz und Sokolnitz fing die Schlacht an; um halb 9 Uhr waren die beiden Dörfer in der Gewalt der Verbündeten. Aber die 1. Kolonne wurde schon um 9 Uhr wieder von den dortigen Höhen vertrieben und die 2. Kolonne durch das feindliche Geschütz lange am Debouchiren verhindert; die Spitze der 3. Kolonne war unterdessen bei Schloß Sokolnitz, die der 4. Kolonne bei Pratzen angekommen. Um 9 Uhr legte sich endlich der Nebel, welcher nebst dem aufgeweichten Lehmboden jede Uebereinstimmung in den Bewegungen gehindert hatte. Sogleich überzeugte sich Napoleon von der mißlichen Lage der Verbündeten, die ihn alsbald zum Angriff übergehen ließ. Davoust sollte um jeden Preis die Stellung hinter den sokolnitzer Teichen behaupten, Marschall Soult den Hauptangriff auf die 3. u. 4. feindliche Kolonne (zusammen 24,000 Mann) leiten. Gegen Bagration sendete Napoleon die Corps von Bernadotte, Lannes und Murat. Wie ein Zauberschlag wirkte diese Offensivbewegung Napoleons auf Kutusows Angriffspläne. Die vorrückende 3. Kolonne wurde von der französischen Division St. Hilaire in die Flanke genommen und zum Stehen gebracht, und als die 4. Kolonne, welche Kutusow persönlich befehligte, die Höhe bei Pratzen besetzen wollte, war letztere schon im Besitz der 3 Divisionen unter Soult. Um das Unglück zu vollenden, war der russisch-österreichische Flügel, der in seiner Offensivbewegung beharrte, auf der westlichen Höhe von Sokolnitz durch das Defilé von der Mitte abgeschnitten. Die liechtensteinsche Kavallerie konnte, da sie selbst angegriffen war, keine Hülfe bringen. Die Reserve unter Konstantin, an und für sich schon zu schwach, hier etwas zu entscheiden, stand viel zu entfernt. So mußte denn die 4. Kolonne mit einem Theil der 3., obgleich sie tapfer focht, den unaufhörlichen Angriffen Soults doch endlich unterliegen und wich mit Verlust des ganzen Geschützes gegen Wazen zurück. Der linke Flügel der Verbündeten siegte zwar, zog sich aber zu spät durch die Defilé'en zurück und wurde nun von allen Seiten angefallen. Die Kolonnen kamen auseinander, ein Theil gerieth auf die schwache Eisdecke des Labelnitzer Teiches, ward mit Kartätschen beschossen und mußte das Gewehr strecken; die Andern flüchteten sich auf den Satschanersee, wo wiederum Mehre ertranken. Am Abend sammelten sich die Trümmer des 84,000 Mann stark gewesenen Heeres zwischen A. und Milleschowitz; der Verlust betrug 26,000 Mann und 80 Geschütze, der der Franzosen nur 4000 Mann (nach Kutusows Angabe aber 12,000 Mann). So hatte Napoleon durch die ihm so eigene kühne Benutzung der Fehler des Gegners den glorreichsten Sieg errungen, dem 4 Tage später der Waffenstillstand von A. und am 27. Dec. der Friede zu Preßburg folgte.

Austern (Ostracea), Gruppe von Weichthieren oder Mollusken aus der Ordnung der Muschelthiere (Conchifera *Lam.*, Acephala *Cuv.*), wird besonders durch die schweren, dicken, gewöhnlich sehr unregelmäßigen und ungleichen Schalen charakterisirt. Diese haben größtentheils eine platte Linsengestalt, und die meisten Gattungen sind mit der linken tieferen Schale angeheftet, während die rechte flache als Deckel dient. Das Thier ist im Verhältniß zu den Schalen ziemlich klein und eines der einfachsten unter den zweischaligen Mollusken. Es hat entweder, wie bei den eigentlichen A., gar keinen Fuß, oder nur einen höchst rudimentären. Die Mantelränder sind in ihrem ganzen Umfange frei, die Kiemen dagegen an ihrem äußeren Rande mit einander verwachsen. Der Schließmuskel ist sehr groß, in der Mitte des Thieres gelegen und deutlich aus mehren Abtheilungen zusammengesetzt. Das Schloß ist klein, dreieckig und zahnlos, oder höchstens aus zwei im Winkel zusammenlaufenden Leisten gebildet; das Schloßband liegt innerlich. Bei den meisten Gattungen dieser Familie sind die Schalen äußerst blätterig, wie bei der gemeinen Auster. Durch den vollkommenen Schluß ihrer Schalen behalten diese Thiere eine ansehnliche Quantität Meerwasser, welches ihnen zum Athmen unentbehrlich ist, bei sich und lassen sich daher auch außer dem Meere noch einige Zeit (8 Tage in der kühleren Jahreszeit) am Leben erhalten. Es gehören hierher die Gattungen Ostrea, Auster; Gryphaea, Schnabelauster, Habichtsmuschel; Placuna, Scheibenmuschel; Anomia, Bastardmuschel, Zwiebelmuschel. Wir berücksichtigen hier vornehmlich die eigentlichen A. Diese Gattung (Ostrea, franz. huitre, englisch oyster) enthält über 50 lebende, schwer zu unterscheidende Arten, welche sich auf dem Boden des Meeres oft auf weite Strecken hin in großer Menge ansetzen und die sogenannten Austernbänke bilden. Als die wichtigsten lebenden Arten erwähnen wir folgende: Zu den A. mit flachem oder welligem, nicht gefaltetem Rande gehört die gemeine Auster (O. edulis *L.*). Das Thier ist weiß, der Schließmuskel zum Theil grau, zum Theil weißlich, der Mantel offen, doch vor dem Munde zugehend und eine Klappe bildend, voll verzweigter Fasern, mit doppeltem, gewimpertem Saum (Bart), ohne Augenflecken. Der Mund liegt quer und führt in eine kurze, weiße Speiseröhre, welche in den ovalen, muskulösen Magen mündet. Dieser ist von allen Seiten von der Leber umhüllt. Der lange Darm läuft bis vor den Schließmuskel, kehrt wieder zum Magen um, bildet daselbst eine Schlinge und wendet sich wieder zum Schließmuskel, hinter dem er sich öffnet. Zwischen dem Bauch und dem Muskel ist eine ovale Höhle, worin das Herz, von der Größe eines Kürbiskerns, mit seinen zwei Ohren liegt. Es ist sehr reizbar und schlägt, auch nach weggenommener Schale, 9 Stunden lang fort. Das Blut ist braun u. läuft aus allen Theilen des Leibes in die Kiemen, daraus in die Herzohren u. das Herz und aus diesem durch eine Arterie wieder zu allen Theilen des Leibes. Der Eierstock besteht aus einer Menge verzweigter Röhrchen und füllt weniger den Bauch, als

die Duplikatur des Mantels an. Im März findet man A., die bis an die Lippen ganz voll Milchsaft u. im Juni voll Eier sind. Da nicht alle A. solchen Eiersaft enthalten, so haben manche Naturforscher, z. B. Leeuwenhoek und Heath, geschlossen, daß es unter ihnen Männchen und Weibchen gebe; andere dagegen, z. B. Mery, Adanson, denen sich auch Oken anschließt, halten die A. für Zwitter, welche sich selbst begatten, was schon deshalb wahrscheinlich wird, weil sie sich nicht freiwillig von der Stelle bewegen, also keinen Coïtus halten können. In den ersten Tagen des Augusts fand Oken in holländischen A. schon vollkommen ausgebildete Junge, die sich im Wasser sehr rasch bewegten. 120 neben einander gelegt, nahmen kaum die Länge eines Zolls ein; da der Eierstock wenigstens einen Kubikzoll groß ist, so kann er 1,728,000 dergleichen Junge bergen. In andern alten A fanden sich weniger, in manchen auch gar keine Jungen, andere dagegen hatten noch viel mehr, so daß sie auf 3—4 Millionen geschätzt werden konnten. Am 12. August fand derselbe Naturforscher in einer geöffneten Auster noch ungleich mehr Junge. Viele lagen in den sogenannten Bärten, andere schienen an kleinen Körperchen zu hängen, noch andere lagen zwischen den Schalen zerstreut. Ende Juli fand Oken viele runde Theilchen in einem durchsichtigen Safte, welche er anfangs für Eier hielt; bald aber überzeugte er sich, daß diese Körperchen nichts Anderes als in eine Kugel zusammengehäufte, lebendige Thierchen waren, mit langen Schwänzchen, womit sie hin- und herschlugen, ohne ihren Ort zu verändern. Nach u. nach trennten sie sich und schwammen auseinander. Schon im Juli und August werden die jungen A. aus den Kiemen der Alten ausgestoßen und liegen dann auf den Austernbänken an den Steinen herum. Nach 10 Monaten, nämlich im April oder Mai des zweiten Jahres, haben sie die Größe eines holländischen Dukatens; von den Austernfischern werden sie dann gesammelt und als Brut an passenden Stellen ausgesetzt oder gesäet. Aus den Schalen läßt sich das Alter der A. erkennen; sie setzen nämlich jedes Jahr einen Rand von einigen Linien an, so daß eine dreijährige Auster um das erste Schälchen 2 Ränder hat. Die eßbaren A. sind 3—5 Jahre alt, es gibt aber 6—7jährige u. noch ältere; vom 2. Jahre an ist die Auster fruchtbar Die A. leben in fast allen Meeren, außer in der kalten Zone (auch nicht in der Ostsee), gesellschaftlich zu Millionen in nicht großer Tiefe auf dem Grunde festsitzend. Freie Ortsveränderung ist ihnen unmöglich, sie bleiben vielmehr auf einer und derselben Stelle ihr ganzes Leben hindurch liegen, wenn sie nicht durch äußere Gewalt weggeführt werden; das kräftige Oeffnen und Schließen der Schale, welches beim Aufenthalt über dem Wasser mit einem klappenden Geräusche (Austernschnacken) geschieht, und das dadurch bewirkte Ein- und Auslassen des Wassers ist Alles, was sie von willkürlicher Bewegung zeigen. Durch die bei kräftigem Schlusse entstehende Erschütterung vermögen sie wohl auch auf weichem Boden ihren Stand um eine kleine Strecke zu verändern und, wenn sie auf die flache (falsche) Seite zu liegen kommen, sich zu wenden. Im Uebrigen haben diese Thiere keinen andern Lebenstrieb, als sich zu nähren und zu vermehren, und keinen andern Sinn, als Geschmack und Gefühl. Sie können nicht einmal ihre Nahrung, welche, wie die anderer Muschelgattungen, in zarten Wasserthieren und aufgelösten Meerpflanzenstoffen besteht, suchen, sondern müssen mit aufgesperrter Schale warten, bis ihnen dieselbe in den Mund kommt. Gegen Gefahr schützen sie sich durch das Schließen der Schale. In Bezug auf den Boden, auf dem die A. leben, unterscheidet man Berg-, Sand- und Lehmaustern. Bergaustern sind diejenigen, welche auf felsigem Meeresgrunde leben, und zwar in einer Höhe, wo Ebbe und Fluth wechselnd Einfluß haben; man hält sie allgemein für die besten. Die Sandaustern, d. h. die vom sandigen Meeresgrunde, sind weniger gut, und die Lehmaustern, welche auf lehmigem und thonigem Grunde sich aufhalten, schätzt man am wenigsten.

Der Fang der A. ist sehr einfach: er geschieht im Kleinen und auf seichten Stellen mit der Hand, im Großen und bei größerer Tiefe mittelst eines eisernen Rechens, an dem eine Ledertasche befestigt ist und der durch einen Nachen mit vollen Segeln über die Austernbank gezogen wird, so daß er oft 1000 bis 1200 Stück A. mit sich nimmt. Auch der Gebrauch einer Schaufel (Austernschaber) mit ähnlichem Lederbehälter leistet gute Dienste. Die Fangzeit dauert mit Ausnahme der Monate Mai, Juni u. Juli, wo die A. junge Brut setzen und weniger schmackhaft, ja schädlich sind, das ganze Jahr hindurch. Im August werden sie wieder ganz genießbar, am besten sind sie vom September bis April. An den französischen u. britischen Küsten ist der Fang von April bis Juli gesetzlich verboten. Die gefangenen A. werden entweder gleich zum Verspeisen verkauft, oder in eigene Behälter (Austerngruben, Austernparks, Austernbetten) gebracht. Diese Parks dienen nicht allein zur Aufbewahrung und zur Erleichterung des Verkaufs der A., sondern diese werden dort wirklich veredelt (verfeinert), wie dies schon zur Römerzeit von den damaligen Gutschmeckern häufig geschah. Wenn die A. aus dem Meere kommen, riechen sie etwas nach Schlamm, sind mehr od. weniger hart und von einem ziemlich schlechten Geschmack; die guten Eigenschaften, welche man von ihnen verlangt, nehmen sie gewöhnlich erst in den Parks an. Dies sind ganz einfache, größere oder kleinere Behälter, die in den Boden gegraben oder in Stein gebauen sind, und in welche man nach Belieben das Meerwasser bei hoher Fluth ein- und auslassen kann. In der Regel haben diese länglich-viereckigen Aushöhlungen nur eine Tiefe von wenigen Fuß, und ihre Wände sind abschüssig; durch einen mit einer Schleuße versehenen Kanal stehen sie mit dem Meere in Verbindung. Wenn man das Wasser wechseln will, so öffnet man die Schleuße zur Zeit der Ebbe, und der Behälter füllt sich alsdann wieder nach der eingetretenen Fluth. Den Boden und die Seiten der Gruben belegt man mit Kies oder grobem Sande, und man muß sorgfältig darauf sehen, daß aller Schlamm entfernt bleibt, weil dieser den A. sehr schädlich ist; auch muß eine zu starke Bewegung des Wassers vermieden werden, weil sonst leicht Sandkörner in die Muschelschalen eindringen. Wenn der Park gut vorgerichtet ist, so setzt man die A. hinein, und zwar in ihrer natürlichen Stellung, mit der gewölbten Schale zu unterst. An den Seitenwänden legt man sie in einer Höhe, die sie noch vor diebischen Händen sichert, aber doch schon hinreicht, das Absetzen von Schlamm zu verhindern.

Je passender der Parkaufseher die A. gelegt hat, je vorsichtiger er sie behandelt u. je mehr er verhindert, daß sich der Schlamm absetzt (was er besonders durch öfteres Abspülen der Wände des Parks erreichen kann), desto besser gedeihen die A. Die todten A., welche man leicht daran erkennt, daß sie, wenn sich das Wasser schon zurückgezogen hat, noch halb geöffnet bleiben, sind sofort zu entfernen. Will man die A. recht groß und von heller Farbe haben, so muß man das Wasser bei jeder Fluth erneuern können, wie zu Etretat und an andern Orten geschieht; wünscht man sie im Gegentheil zarter und feiner von Geschmack, so muß man sie, je nach der Jahreszeit und den atmosphärischen Veränderungen, eine längere oder kürzere Zeit in demselben Wasser lassen. In solchen Parks kann man auch grüne A. (Grünbärte) erziehen. Man wählt sich einen ziemlich kleinen Park aus, in den man das Meerwasser einlassen und beliebige Zeit stehen lassen kann. Wenn die Kieselsteine am Rande des Wassers anfangen, grün zu werden, so setzt man die A. hinein, aber nur den dritten Theil des gewöhnlichen Quantums. Schon nach wenigen Tagen fangen die A. an, sich zu färben, doch gehört ein Monat Zeit dazu, ehe die Färbung vollständig ist. Auch erfolgt sie nur in den Monaten, in welchen die Temperatur gemäßigt ist, im März, April, September und Oktober. Geraume Zeit war man der Meinung, die grüne Färbung rühre vom Boden des Reservoirs, oder von der Zersetzung der im Wasser sich erzeugenden Algengewächse, oder von einer Krankheit der Leber her, in Folge deren sich der Respirationsapparat grün färbe. Nach Gaillon soll ein Infusionsthierchen (Vibrio Ostreae, Austernzitterthier), welches in die Substanz des Thieres eindringe, die Ursache davon sein. Aber Bory de St. Vincent hat bewiesen, daß dieses Infusionsthierchen keineswegs von Natur grün ist, sondern daß es sich unter gewissen Umständen erst, wie die Auster selbst, und in Folge derselben Ursachen, grün färbt. Nach ihm soll die grüne Färbung von einer Molekularsubstanz herrühren, welche sich in allen Gewässern durch die Einwirkung des Lichtes bilde. Valenciennes nimmt als Ursache eine thierische, aber von allen andern bekannten organischen Stoffen verschiedene thierische Substanz an. Berthelot hat dieselbe analysirt und hiernach ihre besondere Beschaffenheit erkannt. Die grünen Molekülen, um welche es sich hier handelt, dringen durch die Bewegung bei der Respiration in die Kiemen, welche sie anfüllen, verstopfen und färben. Das Thier, welches dadurch in seinen nothwendigen Funktionen gehindert ist, füllt sich dadurch an, dehnt sich aus und unterliegt einer Art von Wassersucht, welche sein Gewebe weit zarter und wohlschmeckender macht. Als Feinde der A. sind außer verschiedenen, auf der Schale der A. kalkige oder häutige Röhren anlegenden Rohrwürmern, Aseidien, Aetinien ꝛc. u. den die leeren Austernschalen als Schlupfwinkel bewohnenden kleinen Krabben, Polypen ꝛc. besonders die Seesterne zu nennen, welche nach Deslongchamps Beobachtung eine klare Flüssigkeit zwischen die Klappen der A. bringen, wodurch die Muskeln gelähmt werden und sich öffnen. Diese Seesterne müssen daher in England von den Austernfischern bei ziemlich hoher Straje ans Ufer geworfen und zertreten werden. Schädlich werden den A. auch gewisse Würmer (Hermellen), welche zahlreiche Sandröhren an den A. befestigen und sie so begraben. Die polypenartige Clione celata (Grant) endlich durchwühlt die Schalen, so daß diese mürbe, den Feinden zugänglich und beim Verpacken leicht zerbrechlich werden.

Nach dem Vaterlande unterscheidet man hauptsächlich folgende Sorten A. Für die besten werden die englischen A. gehalten. Am beliebtesten sind die bei Burfleet gefangenen (best oysters); von geringerer Güte sind die von Liverpool. Bei Colchester und andern Orten der Grafschaft Essex werden die A. in Menge gezogen und gefüttert. Man bringt sie dorthin von den Küsten von Hampshire, Dorset u. selbst aus Schottland, legt sie in eigens vorgerichtete Austernbetten (Bänke), die sich längs dem Ufer befinden; dort wachsen sie, erreichen nach 2—3 Jahren eine ziemliche Größe und bekommen alsdann den wahren Geschmack. Es sind fortwährend 200 Fahrzeuge von 12 oder 40—50 Tonnen Gehalt und einer Bemannung von 400—500 Leuten dort mit dem Fang der A. beschäftigt. Die Menge der jährlich an der Küste von Essex gezogenen und gefangenen A. beläuft sich auf 14—15,000 Bushels (à 300 bis 320 Stück, je nach der Größe der A.). Sie gehen meist nach London. Etwas geringer im Preis stehen die Colchester size oder Mittle ware, von mittlerer Größe, 2—3 Jahre alt, und die Common Oysters, die aus dem westlichen England, oft auch aus Frankreich zum Großfüttern bezogen werden und große und dicke Schalen, aber wenig Fleisch haben. Die Dutch size oder Small ware sind die kleinsten, 1—2 Jahre alt, gehen vornehmlich nach Holland. In der Grafschaft Kent sind besonders die Orte Feversham, Milton und Middleton wegen des starken Austernfanges berühmt. Bedeutende Quantitäten werden von hier jährlich durch holländische Fahrzeuge abgeholt. Ferner befinden sich in England Austernbänke auf der Insel Wight, bei Tenby in Südwales und bei Mitfordhaven an der Küste von Caernarvonshire. In Irland sind bei Arklow unweit Dublin, in Schottland bei Leith ergiebige Austernbänke. Die kleine Insel Jersey versendet jährlich 200,000 engl. Scheffel A. nach England und Belgien, und beschäftigt 2500 Menschen beim Fang. Frankreich hat Austernbänke in der Bai von Cancale an der Küste des Kanals bei Saint-Malo; der Boden dieser Bai ist gleichförmig sehr fest und die Strömung nicht zu stark, beides günstige Umstände für die Fortpflanzung der A. Der Fang beginnt gewöhnlich Ende Septembers und dauert bis Ende Aprils. Die gefangenen A. werden in den Häfen von Granville und Cancale ausgeschifft und von da nach verschiedenen Orten gebracht, in denen sich Austernparks befinden. Paris konsumirt mehr als 80 Millionen A. jährlich. Da in Folge dieses großen Verbrauchs einzelne Bänke einzugehen drohten, hat man von Obrigkeitswegen den Austernfang regulirt, in Folge dessen jetzt die Bänke nach der Reihe und periodisch ausgebeutet werden, so daß sie immer eine Zeittang in Ruhe gelassen werden und sich wieder bevölkern können. Auch hat man in den Buchten von St. Brieux u. Arcachon, sowie bei der Insel Rhé mit Erfolg künstliche Bänke hergerichtet. Holland hat Austernbänke in Zeeland (bei Zierikzee), in Nordholland (bei Petten); viele holländische A. gehen den Rhein herauf, sowie auch nach Bremen u. Hamburg. Schleswig und Jütland versorgen besonders Nord-

deutschland, die Ostseestädte und Petersburg mit A. Auf der Westküste von Schleswig, zwischen den Inseln von Ripen bis Helgoland, gibt es eine große Anzahl Bänke, die beschifft werden können. In Tondern ist der Fang nur in den vier letzten und in den vier ersten Monaten des Jahres erlaubt. Die Fischer bringen ihre Ladungen nach Heyer, eine Meile von Tondern, oder nach Husum, von wo sie nach Apenrade und Flensburg, dann weiter zu Schiffe nach den Ostseestädten gehen, wo der Absatz am stärksten ist. Norwegen und Schweden versenden ebenfalls A. ins Ausland. Italien hat A. bei Ancona, die aber nicht sehr beliebt sind; seiner im Mare piccolo bei Taranto, in den Lagunen Venedigs (Arsenalaustern); die von Triest kommen unter dem Namen Pfahlaustern in den Handel. In Rußland ist besonders der Austernfang von Feodosia beträchtlich. Deutschlands Küsten sind arm an A.; nur in der Gegend von Jever in Ostfriesland werden A. gefangen, die aber bei weitem nicht für den Verbrauch hinreichend sind, weshalb sehr viele eingeführt werden, namentlich aus Engtand, Holland u. Schleswig. Hamburg treibt in Deutschland den bedeutendsten Handel mit A. Auch an den Küsten des Bosporus hat man seit den ältesten Zeiten A. gefangen und gesäet; in Konstantinopel kommen sie besonders zur Zeit der griechischen Fasten häufig zu Markte. Der Transport der A. erfordert einige Vorsorge; man muß sie in ihrer natürlichen Lage verpacken, horizontal u. mit der Wölbung nach unten, so daß sie das Wasser behalten; auch ist es vortheilhaft, Meerpflanzen (z. B. Tange) zwischen sie zu legen, die zur steten Feuchtigkeit beitragen. Das Seewasser läßt sich durch folgende Mischung recht gut ersetzen: 60 Weinflaschen Wasser mit $7^1/_2$ Unzen schwefelsaurer Magnesia, $2^3/_4$ Unzen schwefelsaurem Kalk, $43^1/_4$ Unzen Chlornatrium, 6 Unzen Chlormagnesia, $1^1/_4$ Unzen Chlorkalium, 21 Gran Brommagnesia und 21 Gran kohlensaurem Kalk. Diese Mischung wird 14 Tage an die Sonne gestellt; auch läßt man darin einige Seelangarten keimen. Der Transport selbst muß so schnell als möglich geschehen und in der kalten Jahreszeit. Die Fäßchen enthalten 400—600 Stück. Man sticht die A. auch aus und begießt sie mit ihrem eigenen Wasser oder mit etwas Salzwasser, wozu man noch Pfeffer und Lorbeerblätter thut. Die ausgestochenen und eingemachten A. sind indeß weniger beliebt, da oft schon halbverdorbene dazu genommen werden.

Die A. galten schon bei den Römern als Leckerbissen. Austernweiher hatte zuerst Sergius Orata, ein Zeitgenosse des Redners Crassus Er erklärte die lucrinischen A. für die besten, in der Folge ließ er A. von Brundusium kommen und setzte sie in den lucrinischen Weiher. Apicius schickte dem Kaiser Trajan A. aus Italien bis Persien nach. Die neuere Zeit hält die A. nicht weniger in Ehren. Diejenigen, welche einen kleinen schwarzen Ring haben, sind die saftigsten und werden von den Kennern für die schmackhaftesten gehalten. Am gewöhnlichsten ist es, die A. nach geöffneter Schale frisch aus dem Seewasser entweder ohne alle Zubereitung, oder mit aufgeträufeltem Citronensaft zu genießen; Andere ziehen Essig hierzu vor, noch Andere Pomeranzensaft mit reinem Olivenöl. Manche wenden neben Citronensaft noch Bestreuen mit Pfeffer oder Ingwer an. Man liebt die frischen A. vor der Suppe oder zum Frühstück zu genießen. Wesentlich zum Genuß derselben gehört ein guter weißer Franz- (weißer Burgunder- oder Bordeaux-) oder Rheinwein; rother Wein eignet sich weniger, aber Schweizerkäse als Nachtisch befördert die Verdauung. Mäßig genossen sind die A. der Gesundheit in der Regel nicht schädlich, und ein an ihren Genuß gewöhnter Mann kann 60, 100 und mehr Stück ohne üble Folgen verzehren; wer aber seinem Magen nicht trauen darf, hüte sich jedenfalls, zu viel A. auf einmal zu genießen, in sofern Magendrücken, Erbrechen, Durchfälle, Wechsel- und Magenfieber leicht Folgen davon sind. Die Methoden, A. mit Buttersauce zu bereiten, zu braten, backen, dämpfen ꝛc., liefern sämmtlich minder gut zusagende Gerichte, als die frisch servirten A. Am ersten eignen sich noch A. zu Saucen u. Suppen; letztere (Austernsuppen) werden in Gegenden, wo A. häufig sind, oft zu Krankensuppen verwendet. Die nicht mehr recht frischen, dem Tode nahen oder ganz abgestorbenen A. sind übelschmeckend und sehr schädlich. Man erkennt die todten A. an den offenstehenden Schalen. Bisweilen haben auch schon ganz frische A. üble Zufälle (Erbrechen, Kolik ꝛc.) u. selbst Tod veranlaßt, ohne daß die Disposition dazu in den Genießenden gefunden werden konnte; man hat die Ursache in dem Boden, auf welchem die A. wuchsen, gesucht (so war einmal eine Bank bei Dieppe wegen der giftigen A., die sie erzeugen sollte, übel berüchtigt), oder darin, daß sie während der Fortpflanzungszeit durch ihren Saft u ihre Eier nachtheilig würden. Die chemische Analyse der A. ergibt viel phosphorsaures Eisen, phosphorsauren Kalk, Osmazom, etwas Kleber u. Leim u. ziemlich viel Salz. Die Schale besteht aus Salz, kohlensaurem Kalk, animalischem Schleim, etwas phosphorsaurem Kalk u. Magnesia. Die Austernschalen wurden früher in der Pharmacie (concha osterum, testae concharum) oft als säuretilgendes Mittel angewendet. Abgewaschen, ausgekocht, auf einem Schleifstein abgerieben, nochmals gewaschen, getrocknet, gepulvert, auf dem Reibstein fein gerieben od. geschlämmt, heißen sie präparirte Austernschalen (conchae praeparatae). Wo die Austernschalen in Menge vorkommen, werden sie zur Kalkbrennerei benutzt.

Einen flachen oder welligen, nicht gefalteten Rand haben noch folgende Arten: Ostrea Hippopus *Lam.*, Pferdefuß, ist rundlich, groß, dick, die obere Schale flach mit vielen angedrückten Querlamellen, findet sich im Kanal, namentlich bei Havre, Boulogne u. a. O., und ist eßbar, aber von keinem vorzüglichen Geschmacke und auch schwerer zu verdauen als die gemeine Auster. O. borealis *Lam.* ist länglich-eiförmig, weißlich mit schuppigen, welligen Blättern und etwas konvexer Oberschale versehen, weit kleiner als die vorige und findet sich an der Küste von Newyork, wo sie die Stelle der gemeinen Auster vertritt und in ungeheuren Bänken aufgeschichtet vorkommt. O. adriatica *Lam.* ist schief-eiförmig, etwas geschnabelt, blaß, obenher flach; die Blätter sind angedrückt, inwendig an der einen Seite beim Schloß gezahnt. Dies ist die berühmte kleine Pfahlauster von Venedig, welche in Menge an den Pfählen unter dem Arsenal u. a. O. gezogen wird, auch weiterhin im adriatischen Meer vorkommt und von vorzüglich feinem Geschmack ist. O. cristata *Lam.* ist die kleine Auster des Mittelmeeres, rundlich, zart, ausgebreitet, oben mit angedrückten Schup-

penblättern, unten mit wenigen schlaffen, gewellten versehen, stets dünnschalig, kommt am atlantischen Ocean und Mittelmeer vor und ist eßbar. Die Stockauster (O. parasitica *Gm.*, O. arborea *Chem.*) heftet sich an die Wurzeln der Mangle- und anderer tropischen Bäume an, welche das Meerwasser erreichen, ist ebenfalls dünnschalig, aber länglich, gerade, glatt, mit eingedrücktem Ende u. violettweiß. Zu den A. mit gefaltetem Rande gehört die Blattauster, O. folium *L.*, welche von eiförmiger Gestalt ist, im Zickzack gefaltete Ränder zeigt und sich mit Zähnen am Rücken ihrer konvexen Schale an die Zweige der Gorgonien und anderer Steinkorallen anheftet. Außer mehren andern ostindischen Arten gehört hierher noch der Hahnenkamm, O. crista galli *L.*, von rundlicher Gestalt, ziemlich unbewehrt, sehr gefaltet, mit eckigen, breiter werdenden, am Ende sich vergrößernden Längsfalten, röthlichweiß, braunroth, bisweilen violett. Die größte Art ist O. radiata *L.*, welche von rundlich-eiförmiger Gestalt, mit gleichartigen dichten Längsrippen geschuppt und am Rande mit Falten gezahnt, über 8 Zoll lang u. 6 Zoll breit ist u. sich ebenfalls in Ostindien findet. In der neuesten Zeit sind die eßbaren Austernarten frisch von mehren Aerzten mit Erfolg bei Unterleibsbeschwerden angewendet worden.

Als Versteinerungen erscheinen die A. in den drei Formen der gewöhnlichen Auster und der auch im fossilen Zustand bekannten Gryphäen und Exogyren, welche von den Zoologen nur als Untergeschlechter anerkannt werden. Gryphäa unterscheidet sich von der Auster im engern Sinne durch regelmäßigere Form, den vorspringenden eingebogenen Wirbel der linken Schale, die schmale konkave deckelartige rechte Schale und dadurch, daß sie weniger angewachsen, im Alter oft selbst frei ist. Exogyra ist eine Gryphäa, bei welcher die Wirbel beider Schalen fast spiralförmig und nach hinten in gleicher Ebene mit der Schale eingerollt sind. Die A. im engeren Sinne sind in älteren Bildungen nur selten und zum Theil zweifelhaft; im Muschelkalk werden sie zuerst häufiger u. bilden innerhalb des Alpengebiets selbst Austernbänke (O. Haidingeriana *Emm.*); aus dem anderartigen Muschelkalk stammen: O. spondyloides *Schloth.*, O. multicostata *Münst.*, O. crista difformis *Schloth.*, O. decemcostata *Münst.* u. a. O. Marshii *Sow.* und O. gregaria *Sow.* sind charakteristisch für den Jurakalk, O. diluviana *L.* für die mittlere und obere Kreide, bekannt von Essen an der Ruhr, O. gigantia *Sow.*, glatt, überall im Nummulitengebirge von Indien bis Nordspanien, O. cyathula *Lmk.* und die mächtige O. callifera oder hippopus *Lmk.* für das mittlere Tertiärgebirge, die lebende O. edulis *L.* für das neue. Gryphaea kommt im Kies bis zur Kreide vor. Am wichtigsten sind Gr. arcuata *Lmk.* im untern Kieskalk, G. dilata *Sow.* im mittleren Jura, vornehmlich im Oxfordthon. Gr. vesicularis *Lk.* ist leitend für die weiße Kreide Nordamerika's u. Europa's. Die Exogyrae sind im Jura und in der Kreide vertreten. E. virgula *Dfr.* ist leitend für den obern Jura; E. haliotoidea *Sow.*, in unterer und mittlerer Kreide, ist häufig in dem Hilsthon und Hilskonglomerat Norddeutschlands, E. Columba *Lmk.* weit verbreitet im Quadersandstein u. Grünsand, dem sogenannten Cenoman. Man kennt mehre hundert Arten vorweltlicher A.

Austerndieb (Austernfischer, Meerelster, Haematopus *L.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Sumpfvögel und der Familie der Regenpfeifer, charakterisirt durch den langen geraden, vorn sehr zusammengedrückten Schnabel mit spaltförmigen, in eine Furche verlängerten Nasenlöcher und die kurzen kräftigen Beine mit drei Zehen. Der gemeine A. (H. ostralegus *L.*) ist von gedrungener Gestalt und schneeweiß mit abstechend schwarzem Kopf, Hals und Mantel und orangerothem Schnabel und blutrothen Beinen. Dieser ansehnliche, 15½ bis 17 Zoll lange Vogel bewohnt die Seeküsten des nördlichen Europa's, Asiens und Amerika's und verweilt an der Ostsee vom April bis zum August. Er läuft, fliegt, schwimmt und taucht gut, sucht am Strande allerlei Gewürm und Weichthiere, holt wohl auch aus offenen Austernschalen das todte Thier heraus, öffnet aber nie frische Austern, wie man gewöhnlich angibt, denn dazu ist sein Schnabel viel zu schwach. Er hat die Gewohnheit, kleine Steine oder Muscheln, welche am Strande liegen, umzuwenden, um das darunter liegende Gewürm zu fressen. Er ist sehr scheu und weiß den Jäger sehr wohl von dem Hirten zu unterscheiden. Sein dunkles Fleisch ist zähe und nicht besonders schmackhaft. Jung eingefangen wird der A. leicht zahm, dauert aber nicht lange aus. In Seestädten hält man ihn in Gärten, die er von Schnecken, Würmern und Insekten reinigt. Das kunstlose Nest, meist auf Grasplätzen, seltener im Sande, enthält 2—3 gelbgraue, schwarzbraun und aschbläulich gefleckte, 2 Zoll 4 Linien lange und 1 Zoll 10 Linien breite Eier. Die Jungen laufen und schwimmen sehr bald, werden aber von den Aeltern sorgsam gehütet. Eine andere Art, H. pallidus *L.*, lebt in Brasilien.

Austerngrus, Ablagerungen von theils gut erhaltenen, theils zertrümmerten Schalen noch gegenwärtig in den benachbarten Meeren lebender Muschelarten. Er besteht entweder aus reinen Muscheln, oder dieselben sind durch Sand u. Kalk unter einander verbunden. Man findet solche Gebilde an den Seeküsten des südlichen Norwegens, Schottlands, bei Venedig, an den Küsten Nordamerika's und Chile's.

Austin (San Felipe de A.), Hauptstadt des nordamerikanischen Staates Texas, in der Grafschaft Travis am linken Ufer des Colorado malerisch gelegen, 230 englische Meilen nordwestlich von Galveston, mit schönem Kapitol auf einem Hügel, seit 1844 Sitz der Regierung, hat über 3000 Einw.

Austle (St., Austell), Stadt in der englischen Grafschaft Cornwallis, nordöstlich von Falmouth, mit Bergwerksgericht, Zinnhütten, Bergbau, Fabriken für grobe wollene Zeuche, Fischfang (Sardellen) in der nahen Austellbai, Handel und 4 00 Einwohnern. Dabei der Hafen Charlestown und der Fundort der Porzellanerde und des körnigen Feldspaths zum Wedgewood. Die Nähe der Zinnminen von Polgooth gibt der Stadt guten Erwerb.

Austräge und Austrägalgericht. Das Wort Austrag, welches jede Entscheidung eines Rechtsstreites, sowohl durch ordentliche als durch gewillkürte Richter bedeutet, bezeichnet in der Mehrzahl gütlicher Austrag, schiedsrichterliche Zu-

stanz (Austrägalgericht, Austrägalinstanz). Dieses Institut der Austräge, d. h. der Schlichtung eines Rechtsstreites durch von den Parteien selbst gewählte Richter, ist eine Eigenthümlichkeit des deutschen Gerichtswesens. An seiner ersten Entstehung hat die positive Gesetzgebung keinen Theil; es ist um die Mitte des 13. Jahrhunderts, zu einer Zeit aufgekommen, wo ordentliche Gerichtsinstanzen entweder noch gar nicht bestanden, oder die bestehenden kein Ansehen genossen und ihren Entscheidungen keinen Nachdruck zu geben vermochten. Die Gefährdung alles Eigenthums durch das Faustrecht führte zu Einigungen, zu Schutz- und Trutzbündnissen einzelner Standesgenossen; diese Einigungen machten aber, wenn sie nicht selbst wieder Quellen von Befehdungen werden sollten, auch Verabredungen über die Beilegung etwa entstehender Irrungen und Streitigkeiten nöthig, da man auf richterliche Hülfe mit Erfolg nicht hoffen konnte. So wurde es nach und nach, wenigstens unter den Genossen des Herrenstandes, allgemeine Sitte, sich bei Eingehung von Rechtsgeschäften zugleich über die Art der Schlichtung der darüber entstehenden Differenzen zu verständigen und zur Anerkennung der in verabredeter Weise erfolgten Entscheidung einer solchen Differenz gegenseitig verbindlich zu machen. Man verabredete also schiedsrichterliche Entscheidung solcher Streitigkeiten, und zwar durch unparteiische Standesgenossen oder deren Stelle vertretende Räthe, welche vorkommenden Falls gleichmäßig von beiden streitenden Theilen gewählt werden sollten, wenn sie nicht etwa schon im Voraus vertragsmäßig bestimmt wurden. Was das Zeitbedürfniß hervorgerufen hatte, ging bald in einen Standesvorzug über. Die Kurfürsten, welche schon in ihrem ersten Verein (zu Rhense 1338) in Bezug auf die über denselben entstehenden Zwiste oder Zweifel auf ihr eigenes Kollegium kompromittirten, setzten 1424 im Allgemeinen fest, ihre Streitigkeiten unter sich austragsweise zu entscheiden. Ihrem Beispiele folgten bald die Fürsten und Fürstenmäßigen (gefürstete Prälaten und Grafen); ja, man machte auf dem Reichstage von 1437 u. 1438 sogar den Versuch, das Institut der Austräge durch eine allgemeine Austrägalordnung in ein Surrogat der kraftlosen Reichsjustiz umzubilden. Der Versuch mißlang, und es blieb deshalb bis zur Errichtung des Reichskammergerichts bei den vertragsmäßigen Austrägen, neben denen es jedoch auch schon vor dieser Zeit privilegirte gab, solche nämlich, die auf kaiserlichen Privilegien beruhten und dergleichen auch an Reichsstädte ertheilt wurden. Auch nach Einführung des ewigen Landfriedens und Einsetzung des permanenten Reichskammergerichts (1495) behielt man das Institut der Austräge bei und bildete daraus für die Reichsunmittelbaren eine eigene Instanz (Austrägalinstanz), von welcher man an das Reichskammergericht, nachher auch an den Reichshofrath appelliren konnte. Die Austrägalrichter erhielten durch diese Stellung den Charakter ordentlicher Richter und wurden zugleich als eine kaiserliche Kommission betrachtet. Dadurch, daß die kaiserliche Gerichtsordnung auch in den Fällen, für welche keine gewillkürten oder privilegirten Austräge vorgesehen waren, eine Austrägalinstanz für die Unmittelbaren zuließ, entstand sogar jetzt noch neben jenen eine neue Art von Austrägen, die gesetzlichen Austräge, welche bei Personen, die überhaupt das Recht auf Austräge hatten, subsidiär, nämlich in Ermangelung der gewillkürten oder privilegirten zur Anwendung kamen und eben so wenig wie jene umgangen werden durften.

Zur Zeit des Rheinbundes erlitt das Institut der Austräge eine eigenthümliche Umgestaltung, welche von der Unkenntniß der französischen Staatsmänner hinsichtlich deutschrechtlicher Zustände Zeugniß gibt. In der Rheinbundsakte wurde nämlich bestimmt, daß die durch die Akte subjicirten Landesherren vom Fürsten- und Grafenstande (die nachmaligen Mediatisirten u. Standesherren) und ihre Erben in Kriminalsachen das Recht der Austräge, d. h. (wie erläuternd hinzugefügt wird) das Recht, von ihren Standesgenossen gerichtet zu werden, genießen sollen. Diese Bestimmung der Austräge ging sodann auch in Partikulargesetze über; hinsichtlich der Entscheidung der unter den Gliedern des Rheinbundes selbst entstehenden Streitigkeiten wurde nur im Allgemeinen bestimmt, daß dieselbe durch die Bundesversammlung erfolgen sollte, welche aber bekanntlich nie ins Leben getreten ist. Der deutsche Bund verknüpfte durch die Einführung der Austrägalgerichte, was die rheinische Bundesakte bloß in unbestimmter Weise versprochen, aber nicht ausgeführt hatte. Nachdem der Vorschlag eines permanenten Bundesgerichts an der Opposition mehrer Bundesglieder, welche ein solches Gericht für unvereinbar mit ihrer Souveränetät hielten, besonders Bayerns und Würtembergs, denen sich später auch Hessen-Darmstadt anschloß, gescheitert war, machten sich nach Art. 11 die Bundesglieder verbindlich, einander unter keinerlei Verwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern solche bei der Bundesversammlung anzubringen, welcher dann obliegen sollte, die Vermittelung durch einen Ausschuß zu versuchen, und falls dieser fehlschlagen sollte u. demnach eine richterliche Entscheidung nothwendig würde, solche durch eine wohlgeordnete Austrägalinstanz zu bewirken, deren Ausspruch die streitenden Theile sich sofort zu unterwerfen haben sollten. Zur Ausführung dieser grundgesetzlichen Bestimmung faßte die deutsche Bundesversammlung unter dem 16. Juni 1817 einen Beschluß, welcher die Bundesvermittelungs- und Austrägalordnung in Streitigkeiten von Bundesgliedern unter sich in den wesentlichen Punkten festsetzte. Weiteres wurde darüber bestimmt in der wiener Schlußakte und in den Bestimmungen über das bei Aufstellung der Austrägalinstanzen zu beobachtende Verfahren, welche am 3. August 1820 zum Bundesbeschlusse erhoben wurden. Ueber das Verfahren bei Austrägalgerichten gab ein Bundesbeschluß vom 19. Juni 1823 nähere Instruktion; außerdem gehören die Exekutionsordnung vom 3. Aug. 1820 und die Bundesbeschlüsse vom 7. Okt. 1830 und vom 28. Febr. 1833 hieher, von denen sich der letztere über die Befugnisse der Austrägalgerichte, unbedingte Mandate zu erlassen, der erstere über die Insinuation von Verfügungen eines Austrägalgerichts an Regierungen ausspricht. Endlich wurde in Folge der in Wien 1833 und 1834 ge-

haltenen Konferenzen der von den 17 Stimmen des engern Rathes der Bundesversammlung dorthin abgeordnet gewesenen Minister ein besonderes Schiedsgericht zur subsidiären Entscheidung der Irrungen zwischen Regierungen u. Ständen, wovon auch die Bundesglieder bei Streitigkeiten unter sich Gebrauch machen können, nach einstimmigem Beschluß der Bundesversammlung in der Plenarsitzung vom 30. Okt. 1834 errichtet.

Die Kompetenz der Austrägalgerichte erstreckt sich bloß auf die Bundesglieder, d. h. die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands, deren Streitigkeiten allein nach Auflösung des deutschen Reichs ohne Richter waren und daher die Einführung einer rechtlichen Entscheidungsweise nothwendig machten. Die heutigen Austräge sind also nicht, wie die zur Zeit des Reichs, ein Standesvorrecht, da die souveränen Fürsten keiner Standesklasse angehören, sondern ein durch die Auflösung des deutschen Reichs nothwendig gewordenes Institut, welches durch die freie Uebereinkunft der Bundesglieder unter sich ins Dasein trat und daher auch nur von Bundesgliedern gegen Bundesglieder geltend gemacht werden kann. Außer den wirklichen Regenten hat kein anderes Glied irgend eines deutschen Herrscherhauses, noch weniger ein deutscher Standesherr einen Anspruch auf die bundesgesetzlichen Austräge. Dagegen ist es bei den Regenten, wegen der generellen objektiven Kompetenz der Austrägalgerichte, ganz gleichgültig, ob sie in ihrer Eigenschaft als Regenten, als Glieder eines Fürstenhauses oder als Privaten klagend auftreten oder belangt werden, und ob sie dabei in der ersten Eigenschaft ihre eigenen Herrscherrechte, Rechte des Staates oder Rechte einzelner (physischer und moralischer) Personen vermöge ihres Repräsentationsrechtes verfolgen oder vertheidigen, sobald sie nur als Hauptparteien zur Sache legitimirt sind. Der Umstand, daß partikularrechtlich rein civilrechtliche Forderungen auch vor den Landesgerichten geltend gemacht werden können, hindert die Anwendung des Austrägalgerichts nicht, sondern begründet bloß für den Kläger ein Wahlrecht.

Das ordentliche Verfahren vor dem Austrägalgerichte zerfällt in zwei Akte: in das Vermittelungsverfahren vor der Bundesversammlung und in das eigentliche Prozeßverfahren vor dem Austrägalgerichte. Jenes erstere beginnt sofort nach bei der Bundesversammlung angebrachter Klage durch die Wahl einer aus einem oder mehren Mitgliedern der Bundesversammlung bestehenden Vermittelungskommission, welche als Organ der Bundesversammlung die gütliche Beilegung des Streits zu versuchen hat. Kommt der Vergleich zu Stande, so wird die Vergleichsurkunde in Urschrift sammt den abschriftlichen Ratifikationsurkunden in dem Bundesarchiv niedergelegt und der Vergleich selbst vom Bunde garantirt. Ist dagegen der Vergleich als mißlungen anzusehen, so beginnt das Prozeßverfahren, welchem jedoch bei jeder Streitsache die Wahl des Austrägalgerichts vorangehen muß, da es kein ständiges Bundesgericht gibt, wenn nicht für den fraglichen Fall gewillkürte Austräge (Stammausträge) bestehen, oder die streitenden Parteien sich nicht dahin vereinigen, daß der zwischen ihnen entstandene Streit auf dem Wege des für die Differenzen zwischen Regierungen und Ständen angeordneten Schiedsgerichts ausgetragen werde, oder endlich über ein anderes Gericht nicht gütlich übereinkamen. Findet keiner dieser Fälle Statt, so tritt die bundesgesetzliche Austrägalinstanz ein, welche auch dann Platz greift, wenn mehre Bundesglieder als Streitgenossen belangt werden, von denen nur einer oder der andere besondere oder mit dem klagenden Theile gemeinschaftliche Austräge hat. Das Vorschlagsrecht zu dieser Instanz gebührt, wie zur Zeit des Reichs, dem Beklagten, d. h. dem Bundesgliede, gegen welches Ansprüche erhoben sind, oder welches, wenn zweifelhaft ist, welches der beklagte Theil sei, zuerst die Bundesversammlung anging. Dasselbe hat binnen 4—6 Wochen, von dem Tage der bei der Bundesversammlung gemachten Anzeige an, daß die Vermittelung mißlungen sei, dem Kläger drei unparteiische Bundesglieder vorzuschlagen, aus diesen hat der Kläger binnen gleicher Frist, welche vom Tage des ihm bekannt gemachten Vorschlags an gerechnet wird, eines zu wählen, und die oberste Gerichtsstelle im Staate des auf diese Art gewählten Bundesgliedes ist sodann als die gewählte Austrägalinstanz zu betrachten, welche im Namen und anstatt der Bundesversammlung, sowie im Auftrage derselben handelt. Hieraus folgt von selbst, daß unter den vom Beklagten vorgeschlagenen Bundesgliedern nicht zwei oder gar alle drei einen und denselben obersten Gerichtshof gemeinschaftlich haben dürfen, daß vielmehr immer dem Kläger die Möglichkeit gewährt werden muß, zwischen drei verschiedenen in drei Bundesstaaten befindlichen obersten Gerichten (Oberappellationsgerichten) zu wählen. Die Bundesversammlung ertheilt nun dem gewählten Gerichtshofe förmlichen Auftrag zur Vollziehung der Bundesakte als Austrägalinstanz, und die Uebernahme dieses Auftrages ist als Bundespflicht anzusehen und kann nur unter ganz besondern, der Bundesversammlung etwa unbekannt gewesenen Verhältnissen, welche eine völlige Unfähigkeit der Instanzübernahme begründen, entschuldigungsweise abgelehnt werden, in welchem Falle die Bundesversammlung die Wahl einer andern Austrägalinstanz zu veranlassen hat. Dem zur Austrägalinstanz gewählten obersten Gerichtshofe steht nun die Leitung des Prozesses und die Entscheidung des Streites in allen seinen Haupt- und Nebenpunkten uneingeschränkt und ohne alle weitere Einwirkung der Bundesversammlung oder Landesregierung zu. Die Instruktion des Prozesses geschieht nach der Prozeßordnung, welche der in Rede stehende Gerichtshof auch bei den sonst vor ihm zu verhandelnden Rechtssachen zu befolgen hat, also nach den Prozeßgesetzen des Landes, dessen oberstes Gericht er ist. Jedoch ist nach diesen Landesprozeßgesetzen nicht die Statthaftigkeit der Prozeßhandlungen, die nach den besondern Bundesgesetzen und subsidiär nach dem gemeinen Prozeßrechte entschieden werden muß, sondern nur das Verfahren bei statthaften zu bestimmen, weil die Bestimmung der Statthaftigkeit einer Prozeßhandlung keine Instruktion, sondern eine Entscheidung ist, als Entscheidungsnorm aber die Landesprozeßordnung nie befolgt

Digitized by Google

werden darf. Das Endurtheil soll nach Bundesbeschluß von 1817, Art. 3, Nr. 8, längstens binnen Jahresfrist, vom Tage der Ueberreichung der Klage bei der Austrägalinstanz an gerechnet, erfolgen; indeß scheint diese Vorschrift durch grundgesetzliche Bundesbestimmungen von 1820, wonach der Austrägalinstanz die Leitung und Entscheidung des Streites uneingeschränkt zusteht, theilweise aufgehoben und modificirt werden zu sein, wie sich ihrer strengen Befolgung auch in der Praxis nicht selten unbesiegbare Hindernisse entgegenstellen. Das Urtheil ist im Namen der Bundesversammlung abzufassen, und es sind demselben jederzeit die vollständigen Entscheidungsgründe beizufügen. Dasselbe wird sodann den Parteien von der Austrägalinstanz, und zwar ausdrücklich im Namen und Auftrage des Bundes eröffnet und hierauf von derselben sammt den Akten dem Bundestage überschickt. Alle Austrägalerkenntnisse sind sofort nach ihrer Eröffnung als rechtskräftig anzusehen und zu befolgen und können durch kein ordentliches Rechtsmittel angefochten werden, nur das außerordentliche Rechtsmittel der Restitution wegen neuaufgefundener Thatsachen und Beweismittel ist zulässig. Von dem Augenblicke der Publikation des Erkenntnisses an entsteht für die betreffenden Parteien sowohl die Verbindlichkeit, den Erkenntnissen vollständig Genüge zu leisten, als auch das Recht, eine solche Genügeleistung, wenn sie nicht freiwillig oder nicht vollständig erfolgt, durch rechtlichen Zwang, der aber nur von der Bundesversammlung ausgehen kann, zu bewirken. Das äußerste Zwangsmittel ist das Bundesexekutionsverfahren. Im Gegensatz zu dem ordentlichen Verfahren findet ein summarisches Verfahren bloß dann Statt: a) zum Zwecke der Aufrechterhaltung des Friedens unter Bundesgliedern, wenn nämlich eine gewaltsame Störung desselben bereits eingetreten ist oder doch zu besorgen steht, und b) zum Zwecke der rechtlichen Feststellung des jüngsten Besitzes. Das Verfahren ist in diesen Fällen ein abgekürztes. Unter allen Fällen, in welchen Privatpersonen Ansprüche an Bundesglieder machen, sieht die Bundesversammlung nur den einzigen als vor ihr austrägalisches Forum gehörig an, wenn dergleichen Forderungen deshalb nicht befriedigt werden können, weil die Verpflichtung, denselben Genüge zu leisten, zwischen mehren Bundesgliedern zweifelhaft oder bestritten ist; in diesem, augenscheinlich nur eine Vorfrage betreffenden Falle nämlich veranlaßt sie auf Anrufen der Betheiligten, wenn eine gütliche oder kompromissarische Ausgleichung zwischen den in Anspruch genommenen Bundesgliedern nicht erfolgt, die rechtliche Entscheidung des streitigen Punktes, um den Unterthanen zu ihrem Rechte dadurch zu verhelfen, daß durch rechtliche Ermittelung des Verpflichteten dem berechtigten Privaten möglich gemacht wird, seine Forderung gegen denselben vor dem betreffenden Landesgerichte zu verfolgen. Jene Vorfrage und sonach auch die richterliche Entscheidung hat aber nicht die Richtigkeit der Forderung selbst, sondern bloß die Verpflichtung der in Anspruch genommenen Bundesglieder zur Befriedigung des Privaten und, wenn mehre Verpflichtete vorhanden sein sollten, die Bestimmung des Antheils eines jeden einzelnen Bundesgliedes an der fraglichen Forderung zum Gegenstande. Ueber die Richtigkeit der Forderung haben sodann die Landesgerichte zu entscheiden. Vgl. v. Leonhardi, Das Austrägalverfahren des deutschen Bundes, 2 Bd., Frankfurt 1838—45, und J. Weiske, Rechtslexikon, Bd. I, S. 474—509.

Australien, der fünfte Welttheil, auch, weil zuletzt entdeckt, die neueste Welt genannt. Aus dem unermeßlichen Wasserbecken des großen Oceans ragt, mit einem Festlande, drei großen und zahllosen kleinen Inseln und Inselgruppen, die weit umher zerstreut liegen, der Erdtheil hervor, der, weit er südwärts von der alten Welt liegt und (mit wenigen Ausnahmen) auf der südlichen Halbkugel der Erde sich ausbreitet, in der Regel A., d. i. Südland, genannt wird. In Deutschland pflegt man die kleineren Inseln oder Inselgruppen A.s mit dem allgemeinen Namen der Südseeinseln zu bezeichnen und den Ausdruck A. mehr allgemein zu nehmen oder vorzugsweise dem Festlande beizulegen. Die Engländer verstehen unter A. stets nur das Festland u. führen die drei großen Inseln und die ihnen zunächst gelegenen Gruppen unter der allgemeinen Benennung Australasien auf, während sie die Südseeinseln mit dem Namen Polynesien (Inselwelt) bezeichnen. Französische, zum Theil auch nordamerikanische Geographen begreifen den ganzen indischen Archipel mit den Sundainseln, den Molukken, Philippinen ꝛc., die sie alle zu A. rechnen, unter dem ganz unbestimmten Namen Oceanien. In neuester Zeit hat die Eintheilung der australischen Inselwelt in Mikronesien, Melanesien und Polynesien Eingang gefunden.

Das australische Festland ist der kleinste der drei Kontinente, der mit seinen 140,000 oder nach Meinicke 144,000 QMeilen nicht einmal Europa's Flächeninhalt erreicht. Es führt den besondern Namen Neuholland; neuerlich hat man es auch wohl Australland nennen wollen. Die oben genannten drei großen Inseln A.s sind Neuguinea, Vandiemensland und Neuseeland, von denen die erstere an der Nordseite, die zweite an der Südseite Neuhollands und die dritte, aus zwei oder eigentlich aus drei dicht neben einander liegenden Inseln bestehend, südöstlich und etwas über 300 Meilen vom australischen Festlande entfernt liegt. Man hat die Inseln A.s in die des innern Gürtels, der das Festland in einem weiten Bogen im Nordosten, Osten und Südosten umgibt, und in die östlich u. nördlich davon gelegenen Inseln des äußern Gürtels unterschieden. Zu ersterem gehören Neuguinea und die Louisiade, durch ein inselfreies Meer von Neukaledonien getrennt. Koncentrisch lagern sich um sie im Nordosten und Osten die Admiralitätsinseln, Neubritannien (Birara) Neuirland (Tembra), die Salomonsinseln, die Santacruzinseln, die neuen Hebriden u. die Loyaltyinseln. Melanesien ist der Gesammtname all dieser Inseln von Neuguinea bis Neukaledonien. Isolirt erhebt sich die kleine Norfolkinsel zwischen letzterem und Neuseeland; den Schluß des innern Gürtels bilden die südsüdwestlich gelegenen kleinen Aucklands- und endlich die Macquarieinseln. Der Flächeninhalt all dieser Inseln wird auf 16—17,000 QM. berechnet. Mehr aus ethnographischen als geographischen Gründen rechnet man die Inseln südlich von Neuseeland mit letzterer zu Polynesien. Alle übrigen Inseln nennt

man in Deutschland, wie bemerkt, vorzugsweise die Südseeinseln, doch rechnet man wohl auch die neuen Hebriden, Neukaledonien ꝛc. dazu. Unter Mikronesien faßt man die zahlreichen kleinen Inseln im Norden des Aequators zusammen, welche den Archipel der Karolinen, deren westlichste die Pelewinseln sind, u. der Marshalls- oder Mulgravesinseln bilden; ferner die in meridionaler Richtung nach Norden sich erstreckenden Reihen der Marianen oder Ladronen u. die Boninsinseln. Alle übrigen Inselgruppen gehören zu Polynesien. Nur ein kleiner Theil von ihnen liegt nördlich des Aequators, am entferntesten die Sandwichsinseln; in südöstlicher Richtung folgen dagegen auf den Marshallsarchipel die Gilberts- od. Kingsmills-, auch Bougainvillesinseln, die Ellicegruppe und endlich die Viti oder Fidschi, letztere kaum 150 Meilen westlich von den neuen Hebriden. Ueber Karolinen, Marshallsinseln u. bis zu den Fidschi's erstreckt sich ein zweiter koncentrischer Inselgürtel, vom Innern getrennt durch ein inselfreies od. inselarmes Meer. Einen dritten Gürtel von getrennten Inselgruppen bilden südlich vom Aequator die Phönixinseln, der Archipel der Schifferinseln od. von Samoa und der Tongaarchipel oder die Freundschaftsinseln, die im Osten der Fidschiinseln liegen. Zum östlichen Polynesien gehören die Cooks- od. Herveysinseln und die Tubai- oder Australinseln, die ostsüdöstliche Fortsetzung der Schifferinseln. In gleicher Richtung erstrecken sich nördlich der letztern die berühmten Gesellschafts- oder Societätsinseln mit Otaheiti, der berühmtesten der Südseeinseln, welche 300 Meilen östlich von den Fidschiinseln u. an 1000 Meilen westsüdwestlich von Lima liegt. Es folgt die östlichste Gruppe des großen gefährlichen Archipels (Paumotu, niedrige Inseln), an dessen ostsüdöstlichem Ende beinahe die kleine Felseninsel Pittairn und in weiter Ferne der äußerste östliche Vorposten polynesischer Bevölkerung, die Osterinsel, liegt. Der Nukahiwa- od. Mendanaarchipel, aus Marquesas- und Washingtonsinseln bestehend, folgt nördlich den niedrigen Inseln im Nordosten von Otaheiti. Die zahlreichen kleinen Inseln, welche vom Mendanaarchipel im Südosten, von den niedrigen Gesellschafts- u. Herveysinseln im Süden, von den Schifferinseln im Südosten, von den Ellices- u. Gilbertsinseln im Osten umgeben werden u. zu denen auch die Phönixgruppe gehört, faßt man in neuester Zeit unter dem Namen des amerikanischen Polynesiens zusammen. Die Christmas- od. Weihnachtsinsel ist die größte der dahin gehörigen Inseln im Norden des Aequators. Durch ein weites inselfreies Meer getrennt, finden wir 560 Meilen von Otaheiti die Reihe der Sandwichsinseln, deren ebenfalls aus Ostsüdosten nach Westnordwesten streichende Inselreihe mit vielen kleinen Inselklippen noch weit über den nördlichen Wendekreis hinauszieht. Die Nordküste von Neuholland liegt in der Nähe der Insel Timor, einer der kleinen Sundainseln des indischen Archipels, während die Westküste des australischen Kontinents von dem indischen Meere bespült wird, durch welches der gewöhnliche Seeweg (um Afrika's Südspitze herum) von Europa nach Indien führt. Mithin führen von Europa nach A. zwei Seewege, der eine um Amerika's, der andere um Afrika's Südspitze herum. Soll die Fahrt nach dem östlichen Theile A.s, z. B. nach Otaheiti, gehen, so ist der erste, oder der Weg um das Kap Horn, der nächste; soll sie aber nach dem westlichen Theile, z. B. nach Botanybai oder Sidney auf der Ostküste des australischen Festlandes, gehen, so ist der Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung der kürzeste. Der bei weitem größte Theil A.s liegt auf der Südseite des Aequators; nur die Sandwichsinseln, die Ladronen, die Pelewinseln, die Karolinen- und die Marshalls- und Gilbertsinseln liegen auf der Nordseite desselben, jedoch noch innerhalb des nördlichen Wendekreises. Ebenso liegen die südlich vom Aequator befindlichen Inseln u. Inselgruppen innerhalb des südlichen Wendekreises, mit Ausnahme Neuseelands, Vandiemenslands, einiger kleinen Inseln und der südlichen Hälfte des australischen Festlandes. Die Aucklands- und Macquarieinseln liegen sogar zwischen dem 50. und 60. Grade südlicher Breite, Neuseeland reicht bis zum 47. Grade hinab, Vandiemensland liegt ungefähr zwischen 40 und 43° südlicher Breite, u. das australische Festland reicht mit seiner äußersten Südspitze bis zum 39. Grade.

A. im weiteren Sinne. Der erste Anfang zu der Entdeckung des fünften Welttheils wurde vor etwas mehr als drei Jahrhunderten, 29 Jahre nach der Entdeckung Amerika's, durch Ferdinand Magellan (Magelhaens) gemacht, dem der Ruhm gebührt, nicht allein als der erste Europäer 1521 den großen Ocean durchschifft und die erste Reise um die Welt gemacht, sondern auch A. entdeckt zu haben, indem er nach seiner Fahrt durch den großen Ocean die Marianen od. Ladronen fand. Nun war die Bahn zur weitern Entdeckung des neuen Erdtheils A. gebrochen. Zunächst setzten die Spanier die Entdeckungen Magellans fort; ihnen folgten die Portugiesen, welche die Inseln an der Südseite von Asien besetzt hatten. So entdeckte der Portugiese Meneses 1526 Neuguinea, indem er auf einer Fahrt nach den Molukken durch einen Sturm in den großen Ocean verschlagen wurde. Im Ganzen waren aber die im 16. Jahrhundert im großen Ocean gemachten Entdeckungen unbedeutend; sie beschränkten sich, außer den von Magellan entdeckten Marianen und dem von Meneses gefundenen Neuguinea auf die von den Spaniern Saavedra, Gaetan und besonders von dem berühmten Mendana aufgefundenen Inseln. Die beiden Erstern scheinen die jetzt unter dem Namen der Mulgravesinseln bekannten Eilande entdeckt zu haben; Mendana aber fand die Mendana- oder Marquesasinseln und den Salomons- und Santacruzarchipel. Wichtiger und zahlreicher wurden die Entdeckungen im 17. Jahrhundert. Zu Anfang desselben besuchte der in spanischen Diensten stehende Portugiese Quiros, welcher einen südlicheren Lauf als Mendana durch den großen Ocean nahm und dadurch gerade in seinen inselreichsten Theil gerieth, die Insel Sagittaria (jetzt Otaheiti oder Tahiti), den Archipel des Heiligengeistlandes (später die neuen Hebriden) und mehre andere Inseln; der Spanier Torres aber gelangte zu derselben Zeit in die nach ihm benannte Straße zwischen Neuguinea und Neuholland. Ferner entdeckten theils im ersten Viertel, theils in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Holländer Dirk Hartigs, le Maire, Schouten, Witt, van Edels, Ruyts u. Tasman, außer mehren der sogenannten niedrigen oder flachen Inseln, Neuirland, Neuhol-

land, Vandiemensinsel (jetzt nach dem Entdecker auch Tasmania genannt), Neuseeland, die Fidschi- und die Freundschaftsinseln. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts war arm an Entdeckungen; nur am Schlusse desselben lernte der Brite Dampier Neubritannien und einige andere Inseln kennen. Hierauf verfloß ein Zeitraum von mehr als 60 Jahren, ohne daß Bedeutendes für die weitere Erforschung des großen Oceans geschah, außer daß 1721 u. 1722 der Holländer Roggewein die Osterinsel und eine ziemliche Anzahl der niedrigen Inseln entdeckte. Aber von 1765 an begann man aufs Neue sich eifrig mit der Untersuchung des großen Oceans zu beschäftigen. Den Anfang machten die Briten Anson, Byron, Wallis und Carteret, durch welche die Admiralitätsinseln bekannt wurden, und der Franzose Bougainville, welcher die Louisiade u. die Schifferinseln entdeckte. Darauf folgte der Brite Cook, ein Mann, der in der Entdeckungsgeschichte A.s Epoche macht. Auf seinen drei Weltumsegelungen 1768—79 berichtigte und vermehrte er vielfach die Kunde von den bereits gefundenen Inseln, fand mehre einmal gesehene, aber nachmals nicht wieder besuchte Inseln von Neuem auf, fügte als neue Entdeckungen jene von Neukaledonien, dem Mandschia- od. Cooksarchipel u. von den Sandwichsinseln hinzu, durchschiffte zuerst wieder die Meerenge zwischen Neuguinea und Neuholland u. vollendete so die Erforschung der Umrisse des australischen Kontinents. Mit seinen Reisen beginnt die wissenschaftliche Erforschung A.s, sie waren die ersten Expeditionen, die in Begleitung von Naturforschern (Banks u. Forster Vater und Sohn) und Zeichnern ausgeführt wurden. Von den übrigen Seefahrern, die nach Cook in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sich um die weitere Erforschung A.s verdient gemacht haben, nennen wir hier vorzugsweise die Briten: Wilson, welcher die in Vergessenheit gerathenen Pelewinseln wieder auffand, Bligh, Marshall, Gilbert, Edwards, Vancouver, Hunter, Buttler, Baß ꝛc., die Franzosen: La Peyrouse, d'Entrecasteaux und Marchand und den Nordamerikaner Ingraham, durch welche theils neue Inseln entdeckt, theils schon früher entdeckte näher untersucht wurden. Im 19. Jahrhundert eröffnen die Entdeckungsreisen im großen Ocean die Franzosen mit Baudin, welcher, sowie die Briten Flinders und Grant, die West- und Südküste Neuhollands untersuchte. Zu gleicher Zeit wurden durch den Briten Turnbull mehre neue Inseln entdeckt. Im Jahre 1803 nahmen auch die Russen durch Kruſenstern Theil an der Erforschung des großen Oceans, und wenn auch durch dessen Reise wenig neue Entdeckungen gemacht wurden, so war sie doch von großer Wichtigkeit für die Berichtigung der Kunde der bisher entdeckten australischen Länder. Im weiteren Verlauf dieses Jahrhunderts wurde der große Ocean von Schiffen aller seefahrenden Nationen Europa's durchkreuzt. Fast jedes zum Wallfischfang in den Südmeeren bestimmte Schiff fährt, nachdem es durch den atlantischen Ocean dahin gelangt ist, in nördlicher Richtung durch den großen Ocean zurück und legt an einer der Inseln desselben an, bevor es in einen europäischen Hafen zurückkehrt. Zur Förderung der geographischen Kenntniß jener Meere trugen aber vornehmlich folgende Expeditionen bei. Seit 1819 durchfuhren mehre russische Schiffe unter dem Befehl von Bellinghausen (1819—1821), A. Lazarew (1822—1824), O. v. Kotzebue (1823—1826) und F. Lütke (1823—1826) den großen Ocean. Dann machte 1824—1827 der Brite Beechey eine durch ihre Resultate bemerkenswerthe Reise durch den großen Ocean. Auch Frankreich blieb nicht hinter den andern Seemächten zurück; Freycinet von 1817—1820, Duperrey von 1822—1825, v. Bougainville von 1824—1826, Dumont d'Urville von 1826—1829, Delaplace von 1830—1832, du Petit Thouars von 1836—1839, Vaillant von 1836—1837 haben auf Befehl der Regierung Reisen um die Welt gemacht. Unter den vielen Nordamerikanern, die den großen Ocean besuchten, ist B. Morell hervorzuheben, der 1822—1835 mehre Reisen dahin machte u. mehre Inseln entdeckte. Nach ihm durchsegelte der Kommodore P. Kennedy 1835—1837 mit zwei Schiffen die australische Welt. Wichtig für die Kenntniß Polynesiens wurde die große amerikanische Expedition unter Kapitän Wilkes 1838—1842 nach den antarktischen Meeren. Die preußische Flagge entfaltete hier zuerst das Schiff „Prinzessin Luise", unter Kapitän W. Wendt, die österreichische die „Novara" auf ihrer Erdumsegelung 1857—1859, wie früher schon 1845—1847 die „Galathea" die dänische. Wichtig wurden in neuester Zeit die Aufnahmen der britischen Admiralität durch Kapitän Denham für die richtige Bestimmung vieler Positionen und durch Höhen- und Tiefenmessungen von Land und Meer im Westen des stillen Oceans und in der Torresstraße. Im Jahre 1825 besuchte der Niederländer D. H. Kolff von Amboina aus Timor und die in der Nähe liegenden Inselgruppen, und 1828 nahm der Niederländer Modera die Süd- und Westküste von Neuguinea mit vieler Sorgfalt auf. Das Resultat der genannten hauptsächlichsten Reisen der neuern Zeit bestand in Vervollkommnung der Geographie der Molukken, Neuguinea's, der Philippinen, Marianen, Karolinen und der einzelnen sich nach Osten hin ausdehnenden Inselgruppen in genauerer Erforschung der Sandwichsinseln, des Archipels der Gesellschafts- oder Tahitiinseln u. der nach Osten sich hinbreitenden u. früher größtentheils unter dem Namen des gefährlichen Archipels bekannten Paumotuinseln. Auch die Viti- oder Fidschiinseln, Neukaledonien, die neuen Hebriden, die Santacruz- und Salomonsinseln, Neuirland, Neubritannien, Louisiana und Neuseeland wurden jetzt erst näher bekannt; endlich sind auch noch einige neue Inseln entdeckt worden. In Folge der Bemühungen der Seefahrer, die nun bald ein Jahrhundert lang den großen Ocean durchsegelt haben, gibt es nur noch eine geringe Anzahl von bekannten Punkten, deren Lage nicht genau bestimmt ist. Auch die lange verlorenen Aurorainseln hat man 1837 wieder aufgefunden.

Sehr unbestimmt ist der Flächeninhalt des ganzen Erdtheils; gewöhnlich nimmt man ihn in Bausch und Bogen zu 180,000 Quadratmeilen (wie Europa) an, wovon aber gegen 140,000 allein auf das Festland zu rechnen sind. Von den drei Hauptinseln ist Neuguinea so groß, wenn nicht noch größer, als Deutschland; Neuseeland kann sich hinsichtlich des Flächeninhalts reichlich mit dem Königreich England (d. h. dem eigentlichen England und Wales) messen, u. Vandiemensland ist ungefähr so groß wie die Provinz Preußen (Ost- u. Westpreußen zusammen). Hawai (Owaihi), die vornehmste der Sand-

wichsinseln, hat gegen 200 QMeilen Flächeninhalt, Neukaledonien etwas über 300 QMeilen, die Hauptinsel Neubritanniens ist wenigstens noch einmal so groß; sonst aber giebt es nicht eine einzige Insel von der Größe Fünens oder gar Seelands, und bei weitem die meisten sind kleiner, als z. B. Bornholm. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn Dieterici, der freilich für das Festland nur 138,528 QMeilen annimmt, den Flächeninhalt von ganz A., des Festlandes und der Inseln, zu 160,952 QMeilen berechnet. Wiewohl, vielleicht mit Ausnahme mancher einzelnen Inseln und ganz kleinen Inselgruppen, die Entdeckungen neuer Länder im großen Ocean vollendet sind, so bedarf es doch noch vieler und großer Bemühungen, um die dem Namen nach bekannten Länder in ihrem Innern zu erforschen und so der Erdkunde wirklich einzuverleiben. Denn vom Festlande sind zur Zeit fast nur die Küsten genauer bekannt; noch weit weniger ist Neuguinea nach dem Innern zu erforscht, von Neuseeland ist hauptsächlich erst die nördliche Insel in den meisten, und bloß Vandiemensland in allen Richtungen bekannt. In ähnlicher Weise verhält es sich mit den nächstgrößten Inseln; dagegen sind viele der kleinern Inseln und die meisten Gruppen derselben, seit der Einführung des Christenthums daselbst, den Europäern, besonders durch die Missionäre, zu näherer Kenntniß gebracht worden.

Nach seiner geognostischen Beschaffenheit gehört das Festland vor Allem dreierlei Bildungen an, dem Urgebirge, aus Granit und krystallinischem Schiefergebirge bestehend, den Sedimentbildungen, aus versteinerungsführendem Uebergangs- u. Steinkohlengebirge bestehend, welchen unmittelbar die Tertiär u. Diluvialbildungen folgen, u. aus Eruptivbildungen, nämlich aus älteren Porphyren, aus der Tertiärzeit angehörigen Basalten u. den Produkten ausgebrannter und thätiger Vulkane. Die Inseln sind ebenfalls von dreifacher Bildung: sogenannte Urgebirgs-, basaltische und Koralleninseln. Die des innern Gürtels lassen von Neuguinea bis Neuseeland dieselben Formationen, selbst die goldreichen Alluvionen wie das Festland unterscheiden und sind daher wegen des Auftretens krystallinischer Gesteine Urgebirgsinseln genannt worden; doch kennt man auch von ihnen Uebergangsgebirge, Steinkohlengebirge (südliches Neuseeland, Neukaledonien), und auf dem nördlichen Neuseeland auch ausgedehnte Tertiärbildungen, deren ältere sich durch Reichthum an Kohlen auszeichnen. Was aber auf dem Festlande zu fehlen scheint, marine Bildungen aus der sekundären Zeit, tritt hier dazu; auf der Südküste Neuguinea's wird Jura angegeben, und vielleicht gehört die 1000 Fuß mächtige versteinerungsreiche Formation von Mergel und schwarzem Sandstein, in welcher auf dem nördlichen Neuseeland Hochstetter zahlreiche Belemniten und Ammoniten fand, hierher. Zum Basalt gesellt sich der die höchsten Piks Nordneuseelands bildende Trachyt und kommen noch thätige Vulkane. Die Reihe der Vulkane der Sundainseln setzt südwärts durch diesen Gürtel fort, und vor Allem war Neuseeland einst ein Herd furchtbarer vulkanischer Thätigkeit, die gegenwärtig freilich im Erlöschen begriffen ist. Viele der zahllosen Vulkane Neuseelands sind gänzlich ausgebrannt, andere bilden mächtige Solfataren, nur wenige sind noch thätig. Großartig sind die kieselreichen Thermen der nördlichen Insel. Die basaltischen Inseln bestehen entweder nur aus dem festen basaltischen Gestein u. aus geschichteten basaltischen Riffen, oder tragen ausgebrannte, selbst noch thätige Vulkane. Solche vulkanische Inseln sind die Sandwichsinseln, wo sich aber nur auf den südlichen die Thätigkeit erhalten hat, dort aber auch in einer so großartigen Weise, daß Hawai den größten Krater der Erde besitzt. Alle bergigen und gebirgigen Inseln Mikronesiens und Polynesiens gehören zu den basaltischen. Die Korallenbildungen treten in dreifacher Weise auf: einmal als über das Niveau des Meeres erhobene Korallenbänke, dann als niedere Koralleninseln und endlich als vom Meer bedeckte Riffe. Die meisten finden sich nur auf den bergigen und gebirgigen Inseln, und zwar meist im Gebiet noch thätiger Vulkane; so kennt man sie seit Forster auf den kleinen Sundainseln und auf den Inseln des innern Gürtels, so weit die riffbildenden Korallen sich verbreiten. Die untermeerischen Riffe dieser gehobenen Inseln sollen nach Darwin als sogenannte Fransenriffe von der Küste ausgehend sich in das Meer erstrecken; er unterscheidet sie als wesentlich verschieden von den Wall- und Barriereriffen, welche koncentrisch sich um das Land ziehen, von diesem durch ruhiges Meer getrennt. Diese letzteren Riffe erheben sich aus der Tiefe des Oceans mauerförmig in die Höhe, als ein wunderbarer Aufbau kleiner Polypen, die gerade da am üppigsten gedeihen müssen, wo die Brandung am heftigsten sich an ihnen bricht. 1000 Fuß ist die größte Tiefe, aus der überhaupt lebende Korallen heraufgefischt worden sind; bis 120 Fuß reicht nur die Tiefe, bis zu welcher die riffbildenden gedeihen; und doch ist außen dicht neben dem Riff meist die Meerestiefe so groß, daß die Schiffe nicht Anker werfen können, ja in geringer Entfernung erreicht meist das Senklei nicht den Grund, und Tiefen von über 7000 Fuß sind hier nicht selten. Solche Riffe umgürten als gefürchtete Barrierriffe den Nordosten Neuhollands und als ringförmige Wallriffe einen großen Theil der hohen basaltischen Inseln des tropischen A.s, so die Freundschafts-, Hervey-, Gesellschaftsinseln u. a. Auch unter den Karolinen-, Marshalls- und den niedrigen Inseln (Pitkairn) finden wir solche von Riffen eingeschlossene Inseln. Die Riffe selbst sind in der Regel von einem oder von mehren Kanälen durchschnitten, welche den Zugang in das ruhige Wasser hinter dem Riff, oft zu trefflichen Häfen, eröffnen. Ganz verschieden erscheinen die niedrigen Lagunen inseln od. Atolle. Sie sind so wenig über dem Meeresspiegel erhoben, daß man nahe an sie herankommen muß, ehe man sie sieht, und vom Schiff gesehen sie als niedrige weiße Landstreifen erscheinen, überragt von Wald, aus dem sich vor Allem die Kokospalmen hervorheben; vom Mastbaum erblickt man dagegen einen ring- oder sichelförmigen schmalen Landstreifen oder eine Reihe kleiner Inselchen mit blendend weißem Strand und grünem Wald, die einen ruhigen Wasserspiegel, eine Lagune umschließen. Die Inseln erheben sich selten über 10—12 Fuß über den Fluthstand des Meeres. Die Lagune steht meist mit dem Meere durch einen, selbst mehre Kanäle in Verbindung. Durch Wuchern anderer Korallen, durch Schlamm wird allmählig die Lagune innerhalb des Riffs wie der Kanal zwischen Insel und Wallriff seichter. Zwischen jenen hohen Berginseln, wie Otaheiti, mit

ihren ringförmigen Wallriffen in einiger Entfernung vom Land u. zwischen den niedrigen Korallen-inseln, die sich auf der Höhe des Riffs erheben und eine spiegelglatte Lagune umschließen, finden sich alle Zwischenformen. Aus Vergleichung der Berichte älterer Schiffer mit dem gegenwärtigen Zustand ergeben sich mannichfache Veränderungen in der Gestalt der Inseln. So finden wir früher durch einen Kanal zugängliche Lagunen gegenwärtig vollständig vom Meere abgeschlossen, daneben neuentstandene Inselchen; aber umgekehrt ist auch ein von Cook beobachtetes ringförmiges Riff vollständig von der Oberfläche verschwunden und an seiner Stelle eine Untiefe entstanden. Erst Darwin gelang die Lösung der vielen Räthsel und Widersprüche, welche sich beim Studium der Korallenthiere und der Korallen-inseln ergaben, indem er im Gegensatz zur unverkennbaren Thätigkeit hebender Kräfte auf den Inseln des innern Gürtels, wo Korallen- u. Muschelbänke über dem Meeresspiegel lagern, die Natur der Korallen-inseln aus der entgegengesetzten Thätigkeit einer Senkung erklärte. Die rifbildenden Korallen haben sich nach dieser Theorie meist in keiner größern Tiefe angesiedelt, als in der sie gegenwärtig gedeihen, aber der Grund, auf dem es geschehen, lag höher und war das Ufer von gegenwärtig zum Theil ganz versunkenen Landmassen. Indem dieser Grund nach und nach langsam sank, bauten die Korallenthierchen aufwärts und so erhob sich das Riff allmählig zu seiner wunderbaren Höhe, während der Grund immer mehr sank. Erfolgt die Senkung rascher, so hört das Wachsthum auf, wenn die Thiere in Tiefen gelangen, wo sie nicht mehr leben können; auf diese Weise verschwinden vorhandene Riffe. Hört die Senkung auf oder verlangsamt sie sich sehr, so erreicht der Bau der Korallen endlich die Oberfläche des Meeres, die Korallen an der Erdoberfläche sterben ab, und das Wachsthum kann nur seitlich noch fortgehen. Indem nun aber die Wellen der Brandung Stücke von Korallenstämmen und dem daraus entstandenen Fels abreißen, zerkleinern und auf die Höhe des Riffs werfen, erhebt sich letzteres allmählig bis über den Stand der Fluth, und es bildet sich ein schmaler Landstreifen von geringer Höhe, auf der aber der zerriebene Korallensand wohl flugsandartig sich hier und da zu Hügeln erheben kann. An der Windseite wird natürlich diese Erhöhung des Riffs rascher vor sich gehen, daher die oft sichel- oder halbkreisförmige Gestalt der Landstreifen. Alle Riffe bauenden Korallen bedürfen der Brandung, daher geschah ihre erste Ansiedelung an Küsten; das von den Riffen umschlossene Land, früher kleinere oder größere Inseln, sank aber mit dem Grunde des Meeres. So erklären sich alle Uebergangsformen zwischen den niedrigen, kaum über das Meer sich erhebenden Lagunen-inseln, wo das ursprüngliche Land vollständig versunken ist, zwischen den eine oder mehre basaltische Klippen oder Inseln einschließenden schmalen Landringen oder ringförmigen Inselketten und zwischen hohen Gebirgsinseln, welche durch ein Wallriff vom offenen Ocean getrennt werden; sie entsprechen verschiedenen Graden der Senkung. Die Tiefe der Lagune ist äußerst verschieden (s. Korallen-inseln).

Aus dem über die geognostischen Verhältnisse Mitgetheilten ergibt sich der orographische Charakter A.s. Auf dem Festland herrscht die Form der Ebene, sei es Hoch- oder Tiefebene; selbst ausgedehnte scheinbare Gebirgslandschaften, wie die blauen Berge und Arnhemsland, haben sich als der Rand abgebrochener und zerschnittener Plateaulandschaften erwiesen. Doch fehlen keineswegs die Gebirgsbildungen ganz; man kennt zahlreiche kleinere Gebirgsketten unfern der Küste u. im Innern. Die mächtigsten bilden die Australalpen, deren schneebedeckte höchste Gipfel, wie der Mount Hotham, aber 7500 Fuß nicht überragen. Das gebirgige Vandiemensland erreicht im Mount Humboldt 5700 F. Während der Süden von Neuholland in der Hebung begriffen ist, senkt sich die nordöstliche Küste, oder bildet mit dem benachbarten Meere ein großes Senkungsfeld mit einem Barriereriff und zahlreichen kleinen Korallen-inseln im Korallenmeer. Verfolgen wir überhaupt die Höhenverhältnisse der Inseln, so finden wir den innigsten Zusammenhang derselben mit den oben erwähnten Senkungs- und Hebungsfeldern, von denen, wie bei den Armen eines Hebels, während das eine sich senkt, das angrenzende emporsteigt. Sie folgen im Westen der Richtung der Küsten der Kontinente, östlicher aber der Richtung von Ostsüdosten nach Westnordwesten. So kommt es, daß inselfreie und inselreiche Zonen, Zonen mit niedrigen Lagunen-inseln mit Zügen basaltischer Inseln, umgeben von Wallriffen, und mit gebirgigen Inseln, welche über den Meeresspiegel gehobene Riffe tragen, im stillen Ocean wechseln. Gilt dies Gesetz der regelmäßigen Vertheilung auch im Ganzen, so kommen doch auch lokale Unregelmäßigkeiten vor, so gehobene Korallenplateaus neben niedrigen, Inseln mit thätigen Vulkanen neben solchen mit Wallriffen und niedrigen Lagunen-inseln (Freundschafts-inseln). Das Hebungsfeld im Norden und Osten des Korallenmeeres bilden die Inseln des innern Gürtels, unter denen Neuguinea den Mount Owen Stanley von 13,205 F. besitzt, Aignan in der Louisiade 3300 F., Neukaledonien 7500 F., der Mount Egmont im nördlichen Neuseeland 7764 F., der Mount Cook im südlichen 12,385 F. hoch sind. Selbst die östliche Parallelreihe erreicht noch die bedeutenden Höhen von 2300 F. auf Neuirland, 7511 F. auf den Salomonsinseln, 2600 F. auf den nördlichen Hebriden. Das Karolinenmeer ist der nördliche Theil des inselfreien Meeres, welcher dieses Hebungsfeld Melanesiens von dem angrenzenden Senkungsfeld Mikronesiens u. Polynesiens trennt. Die Karolinen-, Mulgraves-, Gilberts-, Ellice-inseln und das amerikanische Polynesien sind mit Ausnahme der östlichen Karolinen (Seniawine-inseln) niedrige Korallen-inseln, während letztere bis 3000 F. hohe, von Wallriffen eingeschlossene basaltische Inseln sind. Fidschi-, Schiffer-, Gesellschafts-inseln, in deren ostsüdöstlicher Fortsetzung noch der bis 1041 F. hohe felsige Pitkairn, sind hohe Basaltinseln, vorherrschend mit Wallriffen; südlich und nördlich schließen sich daran niedrige Lagunen-inseln. Nördlich vom großen Archipel der niedrigen Inseln erhebt sich noch einmal der Marquesasarchipel im Nukahiwa zu 3800 F., Hiwa zu 4800 F., aber keine Insel erreicht die Höhe des 8000 F. hohen Otaheiti. Eine ungemein große inselfreie Zone trennt dieses ausgedehnteste Senkungsfeld von den Sandwich-inseln, einem in gleicher Richtung streichenden Hebungsfeld, an dessen Südostende die Inseln ihre

höchste Höhe von 13,760 F. mit dem noch thätigen Buttanberg Mauna loa auf Hawai erreichen.

Die hydrographischen Verhältnisse sind durch das Klima und die orographischen Verhältnisse bedingt. Die ausgedehnten Sandsteinplateaus Neuhollands, das trockene Klima dieses Kontinents macht dasselbe zu dem in dieser Beziehung am wenigsten begünstigten Erdtheil. Die größern Inseln des innern Gürtels und selbst Vandiemensland werden durch gebirgigere Natur und größere Wasserfülle mehr bereichert; sie besitzen, Neukaledonien ausgenommen, eine große Fülle von fließenden Gewässern, wenn auch natürlich keine großen Stromentwickelungen. So besitzen auch sämmtliche hohe waldreiche Basaltinseln kleinere kataraktenreiche Bergbäche, und den Mündungen dieser Bäche süßen Gewässers verdanken die Kanäle in den Riffen ihre Existenz, welche als Zugänge vom Meer in die Lagune für die Beschiffung dieser Inselgebiete eine so große Wichtigkeit haben. Wasserarm sind dagegen die niedrigen Koralleninseln; auf vielen ist die Milch der Kokosnüsse außer wenigen schlechten Cisternenwasser das einzige Getränk der geringen Bevölkerung.

Was das Klima betrifft, so gehört ganz A., Festland wie Inseln, der tropischen u. subtropischen Zone an, u. zwar letzterer der größere Theil Neuhollands, die Norfolkinsel u. Neuseeland nebst Vandiemensland. Gehören so auch sämmtliche Inseln der wärmeren, ja der größte Theil der heißen Zone an, so wird ihr Klima doch wesentlich durch ihre oceanische Lage u. den dadurch bedingten Wechsel von Land- und Seewinden gemildert; Neu olland dagegen besitzt im ausgezeichnetsten Maße den Charakter des kontinentalen Klima's. Dem eigentlichen Gürtel der Kalmen oder Windstillen mit herrschendem Ostwind, mit dem aufsteigenden Strom der erhitzten, mit Wasserdampf gesättigten Luft, mit der regelmäßigen Wolkenbildung u. den Gewittern des Nachmittags gehört nur ein sehr kleiner Theil der Inseln an. Auf den Gilbertsinseln wehen meist Brisen u. fällt Regen zu allen Jahreszeiten, am heftigsten freilich vom December bis April; so ist es auch auf den Karolinen, welche an der Nordgrenze dieser Zone liegen. Die Regengüsse sind so heftig, daß der nackte Eingeborne, vom Regen überrascht, Schutz gegen die heftig niederfallenden Tropfen sucht, indem er sich bis zum Hals ins Wasser begibt. Der größere Theil der tropischen Inseln liegt in den Passatzonen: nördlich vom Aequator in der des regelmäßig aus Nordosten, südlich in der des aus Südosten wehenden Passats; aber nur über dem freien Ocean wehen diese Winde regelmäßig, innerhalb der Archipele stellen sich in den Winden wie in den von ihnen bedingten Meeresströmungen Unregelmäßigkeiten ein, und durchaus herrschen nicht, wie man früher geglaubt hat, das ganze Jahr hindurch diese Winde aus östlichen Richtungen, sondern sie wechseln je nach den Jahreszeiten mit ihrem Winde aus W. sten und Südwesten im Süden des Aequators, aus West n und Nordwesten im Norden desselben. Der ganze Westen, das tropische Neuholland und Melanesien gehören zum Gebiet der im Ganzen Süden des asiatischen Kontinents wehenden Monsuns, die ebenfalls nach den Jahreszeiten wechseln und in dem einen Theil der Insel Regen, im andern Trockenheit bringen. Der größere Theil Neuholla..ds und Neuseelands gehört der subtropischen Zone an, mit Winterregen, der auf Neuseeland auch mit großer Heftigkeit, oft von heftigen Winden begleitet, sich regelmäßig einstellen. In Neuseeland sowohl, wie auf den an der Grenze des tropischen gegen den subtropischen Gürtel liegenden Sandwichsinseln bedecken sich in jedem Winter, der freilich auf Neuseeland in die Zeit unseres Sommers fällt, die Gebirgshöhen mit Schnee; ebenso die Höhen der Australalpen auf dem Festland. Von großer Wichtigkeit für das thierische Leben im Ocean sind die sogenannten Isokrymen Dana's, des Begleiters von Wilkes, d. h. die Linien, welche die Verbreitung der Temperatur des Meeres im kältesten Monat des Jahres angeben. Der größte Theil der australischen Inseln mit Ausnahme nur der Inseln südlich von Norfolk mit Einschluß der letzteren, wird von der südlichen und nördlichen Isokryme von 18° R. umfaßt. Diese Isokrymen schließen aber den Verbreitungsbezirk der Korallen zwischen sich ein; in Meeren, wo die Temperatur noch tiefer sinkt, vermögen die riffbildenden Korallen nicht mehr zu leben.

Die Vegetation A.s läßt sich in drei große Reiche eintheilen; das neuholländische, neuseeländische und polynesische. Am wenigsten eigenthümlich entwickelt ist natürlich das eigentliche Inselreich. Es schließt sich sowohl in seinen Hauptformen, als vor Allem in seinen Nutzpflanzen an die hinterindische Flora an, ohne jedoch aller Eigenthümlichkeit beraubt zu sein. Je größer und höher die Inseln, um so eigenthümlicher die Flora. Die niedrigen Koralleninseln besitzen nur fremde Kolonisten und diese oft in sehr geringer Zahl; man kennt Inseln mit nur 20—30 Pflanzenarten, lauter Species, deren Samen im Stande ist, den Transport durch das Meer zu vertragen und auf dem Korallsand zu keimen. Die Kokospalme ist unter ihnen die wichtigste, die manche dieser Inselchen allein bewohnbar macht; neben ihr der Brodfruchtbaum. Die wilde und angebaute Flora der größern Inseln zeichnet sich durch eine wunderbare Fülle von Nahrungspflanzen, insbesondere auch von Bäumen mit genießbaren Früchten aus. Die wilde Banane bedeckt alle Schluchten Otaheiti's und der Sandwichsinseln; wilde Orangen, Feigen, der Pandanus, mit den angepflanzten Bananen, Brodfruchtbäumen, den Kokos- u. Kohlpalmen, mehlreiche Knollen- u. Wurzelgewächse, Aron- und Yamswurzeln, wild und angepflanzt, wildes Zuckerrohr, machen den Bewohnern der meisten Inseln das Leben leicht; doch sind nicht alle Inseln so begünstigt. Dazu kommen mannichfache andere Nutzpflanzen. Der chinesische Papiermaulbeerbaum (Broussonetia papyrifera), der Brodfruchtbaum, die Feige, liefern in ihrem Bast das Material zu Matten und Tuchen; der Bast von Bananen dient zu Stricken, der der Kokosnuß zu Schnüren, ebenso der von Nesseln. Durch Reiben des leichten Holzes des überall verbreiteten Hibiscus tiliaceus in der Grube mit einem Stück harten Holzes verschafft sich der Australier Feuer. Aus Bambusrohrstangen baut er sich rasch seine Hütte, die er mit Blättern der Palme oder der Banane bedeckt; ein Bündel dürrer Bananenblätter liefert ihm das Lager. Aus dem mächtigen Stamme des Brodfruchtbaums wird der Kahn gefertigt. So bietet das Pflanzenreich dem Bewohner der oceanischen

Inseln einen Reichthum nützlicher Gewächse dar. Im Uebrigen zeichnet sich die Flora insbesondere durch ihren Reichthum an Farrenkräutern aus, unter denen zahlreiche Baumfarren; niedrige Farren bedecken die trockenen Gehänge. Die Zahl der Farren beträgt $^1/_3$—$^2/_3$ der ganzen Flora (auf den Sandwichsinseln). Der Anbau ist meist auf die flachen Küstenstrecken beschränkt, wo die Hütten im Schatten mächtiger Bäume liegen. Schließt sich die Flora der Karolinen und Melanesiens durch Nipapalmen, Muskatnuß u. dgl. an Hinterindien an, so verbindet andererseits die melanesische Flora durch Reichthum an eigenthümlichen Nadelhölzern: Dammarafichten, Araukarien (Fichteninseln und Neukaledonien), durch Podokarpen die hinterindische mit der neuseeländischen. Die Flora der Sandwichsinseln verbindet die eigenthümlichen Formen Ostasiens u. Amerika's, aber zum Theil in Geschlechtern, die bis jetzt nur von dort bekannt sind.

Neuseeland war zur Zeit seiner Entdeckung ein dichtes Waldland, nur an trockenen Gehängen, oder wo Waldbrände den Wald vernichtet, bedeckt mit Farrenkräutern, deren eßbare Wurzelstöcke dem Eingebornen als wichtigstes Nahrungsmittel dienten; spärlich waren die kleinen Kulturflecke, wo er Yams, eigenthümliche Bataten und Aronwurzeln baute. Der Wald war äußerst gemischt, und selbst in der Duskybai im äußersten Süden, wo der Wald sich zur Herbstzeit bunt färbt und zur Winterszeit zum Theil das Laub fallen läßt, fand Forster nur ihm neue Bäume. Merkwürdig ist die Mannichfaltigkeit der Nadelholzbäume von der im Norden Neuseelands auftretenden, 120 Fuß hohen mächtigen, harzreichen Kaurifichte (Dammara australis) und dem cypressenähnlichen Dacrydium cupressinum von 200 Fuß Höhe, die in Mittel- und Südneuseeland Waldbestände bildet, bis zu dem übrigen Nadelholzgebiete der vielverbreiteten Sümpfe und dem das Krummholz vertretenden Podocarpus nivalis und Phyllocladus alpinus mit blattartigen Zweigen an der Grenze des Holzwuchses auf den Alpenhöhen. Araukarien, Dammaren, Libocedren, Podocarpen, Dacrydien, Phylloeladen sind sämmtlich der nördlichen Hemisphäre fremde Nadelhölzer. Aehnliche Nadelhölzer bedecken die Norfolkinsel mit ihre bis 230 Fuß hohen Norfolkfichte (Araucaria excelsa). Auch Vandiemensland und die Westküste Neuhollands besitzen Nadelhölzer von ähnlichem Charakter, wenn auch specifisch verschieden. In ausgedehnten Waldbeständen tritt so an der Moretonbai die über 100 Fuß hohe Araucaria Cunninghami auf. Unter den Laubbäumen finden wir in Neuseeland die Formen Asiens, die eigenthümlichen Myrtengeschlechter zugleich mit Lorbeeren und mit den Bäumen des antarktischen Amerika's verbunden. Die tropischen Formen erreichen hier ihre südlichste Verbreitung auf der ganzen Erde: Palmen, Baumfarren, Drachenblutbäume, schlingende Pandanen (Freycinetia), selbst schmarotzende Orchideen vertreten die polynesische Flora. Dichtes Unterholz u. Schlingpflanzen machen den Wald undurchdringlich. Eine äußerst werthvolle Nutzpflanze, der neuseeländische Flachs (Phormium tenax), an dem Strand unter andern antiskorbutischen Pflanzen der neuseeländische Spinat (Tetragonia) zogen schon die Aufmerksamkeit der ersten Entdecker auf sich. So reich das Land an trefflichstem Nutzholz — die Araukarien und andere hochwüchsige Nadelhölzer Neuseelands, Ostneuhollands und der nördlichen Inseln liefern das einzige Mastbaumholz in A. — und andern Nutzpflanzen ist, so ärmlich ist es mit Nahrungspflanzen ausgestattet. Trotz des dichten Pflanzenteppichs ist die Flora doch nicht reich an Arten, man hat auf Neuseeland noch nicht so viele Hunderte von Pflanzenspecies entdeckt, als das trockene Neuholland Tausende enthält; unter den Pflanzenfamilien zeichnen sich auch hier wie in Polynesien die Farrenkräuter durch merkwürdigen Artenreichthum aus, wenn sie auch nur etwa $^1/_6$ der Flora betragen. Die neuseeländische Flora bildet, wenn wir von der Ostküste absehen, eines der eigenthümlichsten, in sich abgeschlossensten Reiche der Erde, wenn auch einige wenige Formen, wie die Casuarinen, u. weiter noch eigenthümliche Myrten und Akazien weit in die Inselwelt sich hinauserstrecken. Die Schattenarmuth ihrer Wälder steht im grellsten Gegensatz zu den Wäldern der beiden anderen Reiche; die Armuth an eßbaren Baumfrüchten hat sie mit Neuholland gemein (s. unten A. im engern Sinne).

So reich die Fülle tropischer Vegetation bei aller Artenarmuth auch über die australischen Inseln ausgegossen ist, so ärmlich entwickelt ist die Thierwelt. Eigenthümliche Ratten u. Fledermäuse (Pteropus) sind die einzigen wilden Säugetiere Polynesiens, und nur Melanesien besitzt auf seinen westlichen Inseln noch die Beutelthierformen des Festlandes. Hund und Schwein waren nebst dem Huhn die einzigen Hausthiere, welche von den ersten Entdeckern gefunden wurden, und von denen das Fleisch des mit Pflanzenkost gefütterten Hundes selbst vor dem Europäer Gnade fand. Ebenso gering ist die Anzahl der Landvögel: wilde Hühner, kleine Sänger (Sylviae), drosselähnliche Vögel, bunte Honigvögel (Cinnyris), unter denen der scharlachrothe Cinnyris vestiaria auf den Sandwichsinseln das Material zu den prachtvollen Mänteln der Häuptlinge liefert; dann einige kleine Eidechsenarten, einige Frösche, Fische, Schmetterlinge, wenige Käfer und andere Insekten, in den Wald ihre Schneckenhäuser mitschleppende Paguren (Bernhardskrebse) auf den Karolinen bilden den Bestand der ärmlichen Fauna Polynesiens und Mikronesiens. Selbst auf dem großen Neuseeland fand Forster kein anderes Säugethier als den Hund und kleine Nager, nicht einmal das Schwein als Hausthier, welches selbst auf den Karolinen erst von den Franzosen eingeführt ward u. noch Cochon genannt wird. Dagegen sind Neuseeland u. die größeren polynesischen Inseln reich an Landvögeln, an Papageien, die bis Neuseeland reichen, auf Neuguinea auch an Kakadu's u. mannichfachen Waldvögeln. Die Stutzhühner (Tinamu), Kasuare und Paradiesvögel zeichnen Neuguinea aus, Neuseeland die wunderliche Form der Apterygier; der Kiwi (Apteryx australis *Tem.*) ist das letzte Ueberbleibsel der meist auf dieser Insel einheimischen Riesenvögel (Moa). Groß ist dagegen der Reichthum der Küsten an Wasservögeln, Sumpf- und insbesondere Schwimmvögeln, von denen der Albatros, im Süden Pinguine, in der Tropenzone Tropikvögel vorkommen, u. mit ihnen die andern über die ganze Erde verbreiteten Geschlechter beider Ordnungen. Ebenso reich ist das Meer an Korallen, an Stachelhäutern, an Muscheln und Schnecken, an Krebsen, an den mannichfachsten und zum Theil schönsten

Fischen, worunter freilich auch der gefürchtete Haifisch; eigenthümliche Robben u. der australische Wollfisch locken jährlich die Schiffe der Wallfischfänger in den stillen Ocean. Trepangfischerei wird in den verschiedenen Theilen der tropischen Küsten des Festlandes und der Inseln, Perlfischerei zwischen den niedrigen Inseln getrieben. Die See liefert den Insel- und Küstenbewohnern einen großen Theil der Nahrung; während die Männer auf den Fischfang gehen, sammeln Weiber und Kinder eßbare Muscheln und Krebse. Auch in Bezug auf seine Thierwelt ist das Festland ein selbstständiges Reich (s. A. im engern Sinne).

Die Ureinwohner A.s hat der Franzose Lesson in einen hindukaukasischen Stamm auf den Inseln Polynesiens, in einen mongolisch-pelagischen in Mikronesien und in die schwarze Race der Australneger des Festlandes und der Negrites oder Papua's Melonesiens eingetheilt, ohne jedoch bei den spätern Forschern Anklang zu finden, vielmehr haben alle spätern und darunter vor Allem die hier gewiß kompetenten Russen (Lütke) die Trennung der Bewohner Mikronesiens von den Polynesiern verworfen, indem sie auch nicht die geringste Annäherung an den mongolischen Typus anerkennen. So ist man wieder auf die alte forstersche Eintheilung in 2 Racen zurückgekommen, in die der dunklen negerähnlichen Race, welche das Festland und die Inseln des innern Gürtels von Neuguinea bis Neukaledonien bewohnt, und in die der eigentlichen Südseeinsulaner auf Neuseeland u. den übrigen Inseln, die man wegen ihrer Verwandtschaft mit den Malayen auch die Malayopolynesier nennt. W. v. Humboldts Untersuchungen der Sprachen haben die Verwandtschaft all dieser braunen Inselvölker von der Osterinsel bis Madagaskar auch aus linguistischen Gründen nachgewiesen. Nicht überall finden wir aber diese Bevölkerung scharf geschieden, vielmehr scheinen vielfache malayische Einwanderungen, wie sie noch heut zu Tage auf Neukaledonien von Osten her Statt finden, Mischlingsvölker erzeugt zu haben; eine solche gemischte Bevölkerung ist wohl die der Fidschiinseln. Die schwarze Race zeichnet sich aus durch dunkelbraune oder schwärzliche Hautfarbe, die oft durch schwarze Malerei noch dunkler gemacht wird, durch dünne lange Gliedmaßen, gekräuseltes schwarzes dichtes Haupthaar, starkem Bartwuchs, plattes Gesicht mit abgeplatteter Stirne u breiter Nase, beides im kindlichen Alter oft durch Druck noch vermehrt, dicke Lippen, große Ohren, überhaupt durch affenähnliches Ansehen. Die kleine, meist nur 5 Fuß hohe, Bevölkerung der Inseln von Neuguinea bis zu den neuen Hebriden, die sogenannten Papua's, unterscheidet man wohl als pelagische Neger, auch Melanier, von den Bewohnern des Festlandes; sie stehen in jeder Weise auf einer etwas höhern Stufe der Kultur, als die reinen Jagdvölker des Festlandes. Bei festen Wohnsitzen, in deren Umgebung sie die Fruchtbäume u. Knollengewächse des tropischen A.s ziehen, finden sich bei ihnen auch schon Häuptlinge, deren malayischer Name es beweist, daß die verhältnißmäßig höhere Stufe dieser immerhin noch wilden Bevölkerung dem Einfluß der malayischen Race zuzuschreiben ist. Die eigentlichen Südseeinsulaner, die zweite Hauptrace, die von Lesson hindukaukasische, von Andern oceanische, polynesische, malayopolynesisch genannt wird, sind sowohl der Zahl, als der Civilisation nach die erste und wichtigste. Sie sind verhältnißmäßig schön, durch regelmäßige Züge u. proportionirte Körperform vor allen übrigen Bewohnern des großen Oceans ausgezeichnet. Hoher Wuchs, schön gezeichnete Muskelformen, schöner und charaktervoller Kopf, männliche Gesichtsbildung mit Zügen bald von Sanftmuth, bald von kriegerischer Wildheit erinnern an den kaukasischen Typus. Die Hautfarbe ist hellbraun, dunkler bei den Bewohnern der Koralleninseln. Doch haben sie einen großen Mund, eine abgestutzte Nase, breite Nasenlöcher, dicke Lippen, übrigens sehr weiße, schöne Zähne und auffallend kleine Ohren. Die Frauen haben, wiewohl man sie gewöhnlich zu sehr anpreist, vom mannbaren Alter an eine gewisse Zierlichkeit in ihren Zügen, große offene Augen, eine zarte glatte Haut, schwarzes, vielfach geordnetes Haar, zum Theil selbst einen schönen Busen; doch sind sie im Ganzen nicht wohlgebaut, haben wie die Männer einen großen Mund u. abgestumpfte Nasen u. sind auf Otaheiti untersetzt und dick. Die Bewohner des Mendoza- oder Mendanaarchipels u. der Insel Rotuma (Rotcuma), die nördlich von den Fidschi- u. südlich von den Mulgravesinseln liegt, sollen unter den Oceaniern am besten gebaut sein, noch ihnen die von Tohiti, von den Sandwichs- und Freundschaftsinseln; bei den Frauen Neuseelands ist die Abnahme der Schönheit schon sehr merklich, während die Männer hier stärker und athletischer sind, als bei irgend einer Völkerschaft der Oceanier. Keines dieser Völker hatte sich auf die Stufe eines Kulturvolkes erhoben, als sie entdeckt wurden, die meisten finden sich noch gegenwärtig im Zustand der Wilden. Ist auch eine anschließende Körperbekleidung, im tropischen Klima des größern Theils der australischen Inseln insbesondere, nur eine Last, die selbst der Europäer, wie einst Chamisso, von sich wirft, so gehen doch nur die Kinder bis etwa zum 10. Jahre ohne alle Bekleidung, später wird wenigstens bei den Südseeinsulanern ein Gürtel um die Lenden geschlagen, nur ein Strick dagegen, der, den Körper zusammenschnürend, als Schmachtriemen gegen den oft drohenden, nagenden Hunger dient, bei den schwarzen Völkern des Festlandes und der Inseln. Ein Mattenschurz, ein Strohwisch, ein Stück Fell, auf den neuen Hebriden ein aus Gras und Blättern geflochtener Rock decken in vielen Gegenden die Blöße der Frauen. Der Neuholländer schützt sich mit einem Känguruh- oder Opossummantel gegen Kälte u. Regen, ebenso der Neuseeländer mit einem Mattenmantel aus den trockenen Blättern des neuseeländischen Flachses. Nur auf den Gesellschafts- und Sandwichsinseln, insbesondere beim Adel, fand man vollständige Bekleidung, die aber bei trockenem Wetter ebenfalls abgelegt, dagegen stets bei feierlichen Gelegenheiten angelegt wird. Prachtvoll war der Mantelschmuck der Häuptlinge auf den Sandwichsinseln. Zu den Wunderlichkeiten gehört, daß auf Ulalan, einer der Karolinen, die vornehmen Frauen eine ihnen als Sitz dienende Matte am Körper befestigt mit sich herumtrugen, während der vornehme Otaheitier seinen kleinen Sessel am Arm führt. Selbst die Einführung des Christenthums hat noch nicht zu vollständiger Bekleidung geführt. Darwin sah, daß die Königin Pomare barfuß feierliche Audienz ertheilte, und damals gehörte es noch zur Etikette,

daß alle Eingeborenen vor der Königin den ganzen Oberkörper entblößten. Dagegen finden wir durch die sengenden Sonnenstrahlen veranlaßte mannichfache Kopfbekleidungen bei den Wilden der Tropenzone. Mannichfach ist bei diesen Völkern der Schmuck des Körpers; Arm- u. Fußbänder, Halsbänder, die auf den Karolinen an den Körper geflochten scheinen, Ohrgehänge, Durchbohrung der Nasenknorpel und Einstecken von Marienglas, Holz, Knochen, in der Tropenzone der weitverbreitete Schmuck des Haares mit schönen Blumen, auf Neuseeland mit Federn, wechseln nach den verschiedenen Gegenden. Eine auf den Inseln allgemeine Sitte, die sich bis jetzt selbst auf den Sandwichsinseln erhalten hat, ist die Tätowirung, bei den Australnegern die Zerfleischung der Haut mit scharfen Kieselsteinen. Dazu kommt häufiges Schminken der eingeölten Haut mit Ocker oder weißem Thon, auf den melanesischen Inseln Anwendung weißen und gelben Puders. Das abschreckende Ansehen der schwarzen Völker wird nicht wenig durch den grellen Kontrast der schwarzen, oft noch schwarz bemalten Haut mit der gelben, rothen, oder weißen Malerei erhöht. Zu den Eigenthümlichkeiten gehört, daß auf manchen der Inseln von Neuseeland der Mann das gesammte Haupthaar wachsen läßt und in einen Knoten bindet, geschmückt mit Holzkämmen, die freilich nur zum Schmuck, nicht zum Reinigen von Ungeziefer dienen, während die Frau das Haar an den Seiten abschneidet.

Was die Wohnungen der Australier betrifft, so sind dieselben zwar durchgängig höchst einfach, dessen ungeachtet aber je nach dem gesellschaftlichen Zustande sehr verschieden. Der Neuholländer, der auf der niedrigsten Stufe der Kultur steht, wölbt sich über sein nächtliches Lager bloß eine Laube von Baumrinde oder Baumzweigen und sucht bei schlechtem Wetter Höhlen auf, die sich an den Küsten oder in den Gebirgen vorfinden, u. nur einzelne Stämme bauen zu vorübergehendem Gebrauch runde, mit Gras bedeckte Hütten zum Schutz gegen Nässe, selbst von zwei Etagen. Die Papua's in Neuguinea bewohnen dagegen Hütten, die am Meeresstrande auf Pfählen errichtet und worin mehre Familien vereinigt sind; auch findet man hier schon einfaches Hausgeräth, selbst Gegenstände des Luxus, die auf dem Wege des Tauschhandels durch die Malayen bezogen werden. Sie verstehen selbst große Thontöpfe zu machen. Auch die Wohnungen der sogenannten Australindier verrathen, bei aller Einfachheit, schon einen gewissen Grad von Kultur. Die Familienhütten sind hier meist zierlich gebaut und geräumig; außerdem gibt es häufig Gebäude zu öffentlichen Versammlungen, Morais oder Begräbnißplätze u. dgl. m. Hinsichtlich der Nahrungsmittel waltet ebenfalls ein großer Unterschied ob. Die Neuholländer nähren sich von dem, was ihnen Jagd und Fischfang einbringen, oder von den Wurzeln, die sie in den Wäldern finden; überhaupt essen sie Alles, was ihnen vorkommt u. nur irgend eßbar ist. Außer dem Hunde (gezähmten Dingo), der ihnen zur Känguruh- und Emujagd sehr nützlich ist, haben sie kein einziges Hausthier. Die Papua's auf Neuguinea scheinen eben so wenig wie die Neuholländer einen Begriff von irgend einer Art von Landwirthschaft zu haben; doch ist ihr Land weit fruchtbarer, als Neuholland, und sie erhalten daher auch mehr Früchte und Nahrungspflanzen aus der freispendenden Hand der Natur. Auf den kleinern und größern Inseln des oben erwähnten innern Gürtels, namentlich auf Neukaledonien, sieht man schon ordentliche Anpflanzungen von Kokospalmen, Brodfruchtbäume, Yams, Pisang, Arum und Zuckerrohr, und als Hausthier das Huhn. Noch mehr ist dies der Fall bei Südseeinsulanern, die außer dem Huhn auch das Schwein und den Hund (jedoch eine pflanzenfressende Art) als Hausthier haben, Vögel auf Leimruthen und in Netzen fangen, die Fischerei in zum Theil sehr künstlich gebauten Piroguen betreiben und sich dabei sowohl der Netze, wie der Angeln bedienen. Die Speisen werden mittelst erhitzter Steine in Erdgruben gekocht, und aus der Frucht des Brodbaumes, dem Fleische der Kokosnuß und dem Taro oder Arum werden Breigerichte bereitet. Merkwürdiger Weise ist aber gerade bei denjenigen Völkern A.s, die sich der Gaben der Natur in reichem Maße zu erfreuen haben, der Genuß von Menschenfleisch zu einer schrecklichen Gewohnheit geworden. Während bei den Neuholländern, die in ihrem an eßbaren Früchten und jagdbaren Thieren so armen Lande oft froh sind, mit kriechendem Gewürm, Käfer- und andern Insektenlarven ihren Hunger stillen zu können, Fälle von Anthropophagie zu den allerseltensten gehören und auch bei den Papua's auf Neuguinea bis jetzt keine Spuren davon entdeckt worden sind, war bei den Bewohnern der neuen Hebriden, der Fidschiinseln, Neuseelands u. a., die auf einer weit höheren Stufe der Kultur stehen als jene, die Anthropophagie so recht zu Hause und ist es, soweit sie das Christenthum nicht schon angenommen haben, noch. Bei ihnen haben das Gelüst nach Menschenfleisch, grimmiger Feindeshaß und der Aberglaube eines greulichen Götzendienstes mehr oder minder sich vereinigt zur Erzeugung und Fortdauer jener schrecklichen Sitte. Die industrielle Thätigkeit beschränkt sich bei vielen dieser Völker A.s auf die Verfertigung ihrer Waffen, Jagd- und Fischereigeräthe, ihrer wenigen Kleidungsstoffe, ihrer kunstlosen Hütten u. oft kunstreichen Boote als Piroguen; nur auf den Gesellschafts- und Sandwichsinseln fand man die Industrie auf höherer Stufe. Hier wie auf den Karolinen webten die Frauen auf einfachem Webstuhl tuchartige Stoffe, während sie auch kunstreiche Matten aus Baumbast zu fertigen verstanden. Hier fand sich selbst Maurerarbeit an den Morais; rohe Holzschnitzerei war übrigens selbst bis Neuseeland verbreitet. Stein und Muschelschalen boten das Material zu den schneidenden Werkzeugen; nirgends kannte man Metallwerkzeuge, wenn auch Alle bald den Nutzen des Eisens verstanden. Als Waffen dienen den Insulanern lange Speere von schwerem Holz, kürzere Wurfspeere, Bogen und Pfeil, die in Melanesien vergiftet wurden, Schleudern, Keulen von Casuarinenholz, Schwerter von Holz, mit Haifischzähnen auf beiden Schneiden versehen, eine furchtbare Waffe bei den Bewohnern der Gilbertsinseln, auf Neuseeland Streitäxte aus Nephrit oder Basalt. Die Bewohner der östlichen Karolinen wie von Ualan mögen die einzigen sein, die in ihrer friedlichen Abgeschlossenheit ihre Speere nur zum Fangen der großen Fische, nicht zum Krieg benutzten. Nur auf Neuseeland fand man systematische Befestigungen zum Schutz in den häufigen

Kriegen, die auf hochgelegenen Punkten, auf einzelnen Felsen und auf den zahlreichen Vulkankegeln errichtet waren, sowie Verpallisadirungen u. Streitgerüste, von denen sie kämpften, die sogenannten Pahs oder Hippahs bei Cook. Ebenso geschickt beweisen sich die Insulaner in der Verfertigung ihrer Fischereigeräthe, von Reußen, auf den Inseln von Netzen, Angelschnüren und Angeln. Boote von den verschiedensten Größen, oft von sehr zierlichem und kompliciertem Bau, meist mit Segeln aus Matten, oft an beweglichen Mastbäumen geschickt geführt, für weitere Fahrten mit Auslieger oder Doppelbooten, um die schmalen Fahrzeuge gegen Umsturz zu sichern, finden sich bei allen Südseeinsulanern, auf dem Festlande aber nur bei den Bewohnern der Nordküste. Die Südseeinsulaner besonders sind ausgezeichnete Schiffervölker, von Jugend auf, Knaben und Mädchen, mit beiden Elementen vertraut, die wildeste Brandung durchschwimmend, verstehen sie wie wenig andere Völker ihre Boote zu führen, und überraschend sind die Wege, die sie, mit Absicht oder zufällig verschlagen, auf ihren schwachen Fahrzeugen zurücklegen, sowie ihre Vertrautheit mit dem Lauf der Gestirne. Bei dem geweckten Geiste dieser Inselbewohner darf es uns daher nicht auffallen, wenn dem Admiral Lütke ein auf seinen Handelsfahrten weit umher gekommener Schiffer von Lugunor alle die vielen kleinen Gruppen des Karolinenarchipels bis zu den Pelewinseln nicht allein benennen, sondern auch in ihrer gegenseitigen Lage zeichnen konnte. Auch Cooks Begleiter Tupiah vermochte alle Inselgruppen von den niedrigen bis zu den Schiffer- und Fidschiinseln zu nennen und in ihrer Lage richtig anzugeben; nur die Verwechselung von links und rechts bei Cook hat in die danach entworfene Karte Verwirrung gebracht. Oft findet man Hunderte von Meilen entfernt von der Heimat verschlagene Schiffe; dies erklärt uns die weite Verbreitung des Stammes, das Bewohntsein so ferner Inseln, wie der Osterinsel. Wie der Neuseeländer im Land-, so war der Otaheitier im Seekrieg erfahren und hatte seine besonderen Kriegsfahrzeuge.

Der Charakter der Bewohner A.s zeigte den ersten Entdeckern die größten Gegensätze zwischen der milden Versöhnlichkeit, der kindlichen Unbefangenheit und Offenheit der Bewohner der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln, dem mannhaften Sinn der Sandwichsinsulaner, dem Cook als Opfer fiel, der ungezügelten Wildheit der Neukaledonier und Neuseeländer, die offen angriffen und deren erster Ruf an die ihnen unbekannten Europäer war: „Kommt, daß wir Euch erschlagen und auffressen", und der Heimtücke des Australiers, der selbst den friedlichen Europäer in seinem Zelte beschleicht u. mordet, wie Gilbert, Leichhardts Gefährten, geschah. Dort bei den sanften Naturkindern Otaheiti's war freilich diebischer Sinn, Furchtsamkeit und üppige Wollust damit verbunden, während bei den kriegerischen, grausamen Völkern der Inseln Ehrlichkeit und größere Keuschheit herrschte, die selbst der Neuseeländer bewahrte, der nicht seine Frauen Preis gab, wenn ihn auch die eigennützige Begierde nach dem nützlichen Eisen verführte, seine Töchter, selbst wider deren Willen, zeitweise an Cooks Matrosen zu verkaufen. Ein charakteristischer Zug, der den Gegensatz zwischen dem weichlichen Otaheitier und dem tapfern Neuseeländer bezeichnet, war es, daß ein angesehener Häuptling von Otaheiti vor Schreck zur Erde niederfiel, als er den ersten Flintenschuß hörte, während ein Neuseeländer trotz aller Widerrede seiner Tochter nicht eher ruhte, bis Cook ihm die neue Waffe in die Hand gab und er sie furchtlos wiederholt abgeschossen hatte. Der Kampf der Maoris gegen die Engländer auf Neuseeland bezeugt noch heute den kriegerischen Geist dieses Volkes. Die zügelloseste Ueppigkeit herrschte dagegen auf Otaheiti und fand in dem Orden der Arreoys ihren scheußlichsten Höhepunkt. Es waren dies Vereine der Vornehmen, in denen die Frauen gemeinsam waren und die Kinder dieser wechselnden Ehen sämmtlich getödtet wurden. Schmach traf die Mutter, die, der Stimme der Natur folgend, ihr Kind rettete. Der systematische Kindermord, wozu sie die Ueppigkeit trieb, findet auf den niedrigen Inseln in der Armuth des Landes und in der Furcht vor Uebervölkerung seine Erklärung. Fanden auch die ersten Entdecker von Ualan denselben friedlichen, milden; hülfreichen Sinn bei den dortigen Bewohnern ohne die üppigen Auswüchse des Otaheitierlebens, so ist doch selbst unter dem glücklichen Himmel der tropischen Zone nicht das reine idyllische Leben der Naturkinder zu Hause, von dem man geträumt.

Was die soeial-politischen Verhältnisse betrifft, so herrscht auf allen Inseln, wo Pflanzenbau die Hauptquelle der Nahrung ausmacht, nicht die Gleichheit Aller, wie auf den Inseln, wo der Handel oder Fischfang den Hauptterwerb bildet, z. B. auf den niedrigen Inseln und auf vielen der Karolinen, sondern eine Sonderung der Stände in den genießenden Adel, dem die Häuptlinge angehören, u. in das arbeitende Volk; so auf den Freundschafts-, Gesellschafts- u. Sandwichsinseln; selbst die Papua's haben ihre bestimmten Häuptlinge. In mildester Form sehen wir dieses patriarchalische Regiment auf den größeren Karolinen; auf Ualan wohnen die 12 Häuptlinge (Iros) sogar in derselben Residenz friedlich beisammen. Auf Otaheiti und den Sandwichsinseln, wo man eine mannichfache Abstufung der Stände vorfand, eine Sonderung, die so weit ging, daß jeder Stand sogar seine erblichen Priester hatte, war sie zu einem völligen Feudalsystem ausgebildet, aus dem in neuerer Zeit sich eine Art parlamentarischen Regiments gebildet hat. Bei den Neuseeländern und auf andern Inseln fand man wenigstens den Gegensatz der Sklaven und Freien; zu ersteren gehörten alle die Kriegsgefangenen, die nicht aufgezehrt worden waren; das Volk aber war in zahlreiche Stämme getheilt, die unter der Führung ihrer Häuptlinge in ununterbrochenen blutigen Fehden begriffen waren, welche oft bis zur vollständigen Vernichtung der unterliegenden Stämme fortgeführt wurden. Auch die Australneger der Inseln standen unter Häuptlingen, deren malayischer Titel eben beweist, daß sie diese höhere Stufe der Entwickelung malayischem Einfluß verdanken, während bei ihren Stammesgenossen auf dem Festland noch bis heute die Gleichheit Aller besteht, und nur ausnahmsweise Einzelne, durch Energie oder Gewaltthätigkeit aus der Masse hervorragende Persönlichkeiten, besonders zur Zeit von Fehden, sich zu Häuptlingen erheben. Das Haupt der Familie ist auch ihr Herr, und die Alten (Burrukes) eines Stammes sind es, die zu gemeinsamen Berathungen

zusammentreten und deren Ausspruch sich Jeder unterwerfen muß. Jährliche Feste, begleitet von Tänzen, dem Känguruhtanz u. a., gemeinsame Jagd auf die Känguruhs, versammeln die Stämme oft großer Gebiete, um freilich oft in blutigem Streit zu enden. Unerwartet war die Entdeckung, daß nicht allein die Stämme, sondern selbst die Familien ihren bestimmten Territorialbesitz im südlichen A. haben, dessen Nichtbeachtung durch die Nachbarn blutig gerächt wird, und daß es zwischen den Besitzenden Besitzlose gibt.

Was die religiösen Zustände A.s betrifft, so ist das Festland A.s oder Neuholland von Vorderasien, dem Stammsitze der kaukasischen Race, wenigstens 1600 Meilen und von dem geistigen oder christlich-religiösen Centralpunkte ungefähr 2000 Meilen entfernt. Daher erkennt man namentlich an den auf der untersten Stufe der Gesittung stehenden Neuholländern recht deutlich, wie eine mehrtausendjährige Abgeschiedenheit von Allem, was zu einer Erkenntniß oder auch nur Ahnung vom Dasein Gottes zu führen geeignet ist, den Menschen in einen fast thierischen Zustand hinabsinken lassen kann. Ihre wenigen Religionsbegriffe sind so verworren, daß man darin vergebens nach einem irgend festen Haltpunkte oder vernünftigen Princip sucht. Das Nämliche gilt von den Australnegern Neuguinea's, denen noch obendrein ein Charakterzug heimtückischer Grausamkeit eigen ist. Obwohl wir weiter ostwärts auf den Schiffer-, Fidschi-, Freundschafts-, Marquesas- und andern Inseln, wie auf Neuseeland, die malayische Race nicht nur entschieden vorherrschend, sondern auch zum Theil mit den schönsten Körperformen, hin und wieder sogar mit schöner Gesichtsbildung begabt finden, so kann doch der geistige oder moralische Standpunkt, auf welchem viele dieser Völker (so weit sie nämlich nicht das Christenthum angenommen haben) stehen, kaum niedriger gedacht werden. Auf den Fidschiinseln wurde, bevor das Evangelium eingekehrt, ein Götze in Schlangengestalt verehrt, und die verschiedenen Stämme der Eingeborenen raubten einander die Menschen zu den blutigen Opfern, deren oft 5, 10, 20 und noch mehr auf einmal geschlachtet und gekocht wurden, wenn ein Tempel aufgerichtet ward. Dies war eine beständige Veranlassung zu Rachekriegen, in denen schauerliche Grausamkeiten vorkommen. Die Eingeborenen der Schifferinseln haben bis auf die neueste Zeit ihre Mordlust an Europäern befriedigt und waren zum Theil auch Menschenfresser. Auf den Sandwichsinseln herrschte vor der Einführung des Christenthums ein ähnlicher abenteuerlicher und blutiger Götzendienst wie auf andern Südseeinseln. Besonders bei beabsichtigten Kriegszügen wurden Menschenopfer gebracht, um sich der Mitwirkung der Kriegsgötter zur Vernichtung der Feinde zu versichern. Unter den äußerlich so wohl gestalteten Bewohnern der Marquesasinseln sind großentheils bis auf den heutigen Tag alle Greuel des Kannibalismus im Schwange; Freund und Feind wird geschlachtet, bei Hungersnoth selbst Weib und Kind. Die Eingeborenen von Paumotu galten vor ihrer Bekehrung zum Christenthume für das wildeste Volk der Südsee. Die Otaheitier hatten, ehe sie Christen wurden, die abenteuerlichsten Gottheiten, darunter einen etwa 6 Fuß langen, rohen, unförmlichen Klotz aus Aitoholz, dem sie häufig Menschenopfer brachten. So waren (und sind, so weit das Christenthum nicht eingeführt worden ist, bis auf den heutigen Tag) fast überall bei den Südseeinsulanern Menschenopfer und Menschenfresserei, Kindermord, schamloses thierisches Wesen, mörderische Kriege und die schauderhaftesten Greuel zu Hause. Ihre Götter sind oder waren von der rohesten Natur, die widrigsten Gestalten und Verzerrungen, und wo nicht völlige Thierheit einheimisch war, herrschte der fürchterliche Druck des Tabu, d. h. einer religiösen Weihe, die nach Belieben von den Götzenpriestern gewissen Dingen, Orten und Personen gegeben wurde und bei Todesstrafe nicht verletzt werden durfte. Die Götzen, die Tempel, die Person und der Name des Königs u. seiner Familie, die Priester und Wohnungen, Kleider und Geräthschaften waren immer Tabu, eine geweihte Sache, die nie verletzt werden durfte. Das Fleisch der Schweine und Vögel, mehre Gattungen von Fischen, Brodfrüchte, so wie Alles, was als Opfergabe den Göttern dargebracht wurde, war Tabu und der Gebrauch davon bloß den Göttern und Priestern, bisweilen auch andern Männern, aber nie dem weiblichen Geschlechte gestattet. Bisweilen wurde eine ganze Insel oder ein Distrikt tabuirt und dadurch in einen solchen Blokadezustand versetzt, daß sich ihm bei Todesstrafe kein Mensch nähern durfte. Gewisse Frucht- oder Fischgattungen wurden für bestimmte Zeiten tabuirt, und Niemand durfte sie essen, der nicht des Todes sein wollte. War ein Tabu allgemein, so durften die Männer keine ihrer gewöhnlichen Arbeiten verrichten, sondern mußten den Versammlungen beiwohnen, in denen Morgens und Abends Gebete verrichtet wurden. War das Tabu streng, so mußten alle Feuer auf der Insel ausgelöscht werden; Keiner durfte mit seinem Boote aufs Meer gehen oder baden oder sich außerhalb seiner Thür sehen lassen; es durfte kein Hund, kein Schwein, kein Hahn gehört werden, wenn nicht der Eigenthümer es mit dem Tode büßen sollte. Besonders schwer lag der Druck dieser Tabu's auf dem weiblichen Geschlechte. Von seiner Geburt an war es dem Mädchen nicht gestattet, einen Bissen Speise zu genießen, den des Vaters Hand berührt hatte, oder der an seinem Feuer gekocht war. Während der Vater mit dem Knaben zu Tische saß, mußte die Mutter draußen vor der Thür auf dem Boden liegen und warten, bis ihr etwas gereicht wurde. Wenn es an Menschenopfern fehlte und kein Verbrecher vorhanden war, so wurde schnell der Ausweg getroffen, ein neues Tabu auszusinnen, in welchem Dinge verboten waren, bei denen das Verbot leicht übertreten werden konnte. Oft wurde das Tabu sogar geheim gehalten, damit man desto gewisser Schlachtopfer bekäme, wenn Leute, die nichts davon wußten, über der Verletzung ergriffen wurden. Dieser entsetzliche Zustand hat sich erst seit der Einführung des Christenthums, d. h. seit den letzten zwei oder drei Jahrzehnten, in erfreulicher Weise geändert. Wo einst auf den Fidschiinseln die blutigen Opferplätze waren und die Oefen standen, in denen die Rachopfer gebraten wurden, erheben sich jetzt christliche Kirchen. An die Stelle der Menschenopfer ist christlicher Gottesdienst, an die Stelle des Kindermords zärtliche Mutterliebe, an die Stelle eines unwiderstehlichen Hanges zum Stehlen

gewissenhafte Achtung vor fremdem Eigenthum getreten; und wo früher nur die Willkür eines mächtigen Häuptlings als Gesetz galt, da finden wir jetzt geschriebene gute Gesetze und einen Fürsten, der über sie wacht und sie selbst befolgt, an der Spitze eines wohlgeordneten Staates (z. B. auf den Sandwichsinseln), und fleißigen Betrieb von Ackerbau u. Gewerben. So sind die Südseeinsulaner, bei denen das Christenthum eingeführt ist, ganz andere Menschen und, von der moralischen Umwandlung abgesehen, namentlich auch mit der europäischen Kultur in einem hohen Grade vertraut geworden. Die Sprache der Südseeinsulaner hatte fast nur Wörter für Gegenstände des täglichen Lebens, äußerst wenige aber für übersinnliche Dinge. Die Australneger Neuseelands kennen nicht einmal Gattungsnamen, wie Baum, Vogel. Die Sprache der Oceanier schließt sich an die der Hinterindier an und gehört zu den agglutinirenden, in denen die Beziehungssylben mit den Urwörtern zusammenwachsen. Unsäglicher Mühe mußten sich die christlichen Missionäre unterziehen, um diese zum Theil sehr rohe und unbiegsame Sprache nicht nur in eine grammatikalische Ordnung zu bringen und für sie Alphabete zu schaffen, sondern sie auch für höhere Begriffe biegsam zu machen u. zu erweitern. Jetzt werden christliche und andere gemeinnützige Bücher, sogar Zeitungen in der Landessprache gedruckt, und in den höheren Schulen werden Astronomie, Geschichte, Chemie, Mathematik ꝛc. gelehrt.

Die gewöhnliche Schätzung der Einwohnerzahl A.s ist 2—2½ Millionen, eine Annahme, die nur auf Wahrscheinlichkeitsgründen beruht, denn natürlich gibt es nirgends, wo der Mensch im wilden Zustande lebt, Volkszählungen, u. die Schätzungen durch die Reisenden beruhen auf sehr unsicheren Grundlagen und sind daher schwankend und abweichend. Dazu kommen die ununterbrochenen Fehden auf vielen der Inseln, selbst auf dem Festlande. Nur von Otaheiti, den Sandwichsinseln, und den britischen Kolonien besitzen wir die Angaben wirklicher Volkszählungen, die aber ebenfalls bei der fluktuirenden Bevölkerung der Kolonien nicht die Sicherheit haben wie die europäischen. Im Allgemeinen ist A. aber der am geringsten bevölkerte Erdtheil; Neuguinea, welches wohl viele Millionen ernähren könnte, hat vielleicht höchstens 500,000 Bewohner. Ueberall, wo die Eingeborenen mit den Europäern zusammentreffen, finden wir auch hier die stetige Abnahme der Zahl der ersteren. Palacky schätzt die Zahl der Eingeborenen des Festlandes auf nur 30—40,000, die aber in der Berührung mit dem Europäer rasch hinschwinden, theils durch Verlust ihrer Jagdgründe, theils durch neue Genüsse, theils durch Krankheiten. So wurde ein Stamm in Adelaïde innerhalb 4 Jahren von 164 Seelen auf 4 reducirt. Vandiemensland besaß 1815 5000 Eingeborene, die 1835 auf 111 zusammengeschmolzen waren. Obgleich die Regierung Alles that, um die gewaltsam auf eine Insel der Baßstraße u. später auf das Festland Uebergesiedelten zu erhalten, waren doch 1854 nur noch 16 Individuen von der ganzen vormaligen Urbevölkerung von Vandiemensland übrig. In Neuseeland leben nach dem Census von 1854 nur noch 56,000 Eingeborene. Während Cook die Bevölkerung Otaheiti's auf 20,000, Ellice später auf 22,000 schätzte, betrug sie 1813 nur noch 8000, 1836 6000 Seelen, u. kamen auf der ganzen Insel 1858 nur 78 Geburten vor. Auf den Sandwichsinseln fiel sie von 1832—55 von 130,000 auf 65,000 Seelen, und so überall, wo Europäer auftraten. Von Europäern waren es entlaufene Matrosen, Verbrecher auf den Verbrecherkolonien, die sich zuerst unter den Eingeborenen der Inseln niederließen, erst also Leute aus dem schlimmsten Auswurf Europa's, später folgten Missionäre; aber auch die Einführung des Christenthums hatte durch Erregung blutiger Bürgerkriege, völliger Vernichtungskriege, Abnahme der einheimischen Bevölkerung im Gefolge. Den Missionären sind europäische Ansiedler gefolgt. Außer seinen Kolonien auf dem Festland besitzt England einen an Wichtigkeit sich immer mehr steigernden Kolonialbesitz auf Neuseeland u. hat in neuester Zeit die Fidschiinseln gegen Tilgung einer Schuld ihres Königs an Amerika käuflich übernommen. Gering ist die französische Einwanderung auf Otaheiti, dem französisches Protektorat aufgezwungen wurde, sowie in den neuangelegten Strafkolonien, auf den Marquesas und auf Neukaledonien, gewesen. Die Ansprüche Nordamerika's an das amerikanische Polynesien haben die Nordamerikaner bis jetzt nur durch Guanoausfuhr bethätigt.

Die Geschichte A.s ist neuesten Datums. Was in die Zeit von der Entdeckung durch Europäer fällt, gehört dem Gebiete der Sagen der Inselbewohner an. Erst in neuester Zeit hat vornehmlich der Nordamerikaner Hale, der als Philologe Wilkes begleitete, sich bemüht, das Geschichtliche aus ihren Götter- und Heldensagen und die sagenhaften Geschichten ihrer früheren Könige, deren Aufbewahrer die Priester waren, hervorzusuchen. Alle Sagen führen ihn zu einer Abstammung der Malayopolynesier von der Insel Buro in Hinterindien, von wo zuerst die Schifferinseln bevölkert wurden, welche dann das Centrum für die weitere Verbreitung der Race über die Inselwelt wurde, von dem sie selbst nach Westen wieder vordrang.

A. im engeren Sinne (das kontinentale A., Australland, Neuholland). Die Existenz dieses großen Landes, das seinen gebräuchlichsten Namen Neuholland den Holländern verdankt, scheint vor dem Anfange des 17. Jahrhunderts von den Europäern kaum geahnt worden zu sein. Wenigstens ist Das, was von einer angeblichen frühern Entdeckung durch die Portugiesen im 16. Jahrhundert berichtet wird, sehr unsicher. Erst mit der Begründung der holländischen Macht auf den indischen Inseln wurde Neuholland den Europäern bekannt, indem von da aus die Holländer mit Neuguinea u. mit der Nordküste Neuhollands selbst in Berührung kamen. Das erste Schiff, welches die Küste dieses Landes sah, war das Ende 1605 von der Molukkeninsel abgesandte holländische Schiff Duyfthen, das die Südwestküste von Neuguinea befuhr, dann an die Torresstraße kam und Anfangs 1606 die Ostküste des Carpentariabusens auf der Nordküste Neuhollands erreichte. In demselben Jahre gelangte auch der spanische Seemann de Torres, der Begleiter des bekannten Quiros, von dem er bei Untersuchung der neuen Hebriden getrennt worden war, in dieselben Gegenden. Die erste Entdeckung Neuhollands datirt somit von 1606. Nun folgten nach und nach durch

holländische Seefahrer die weitern Entdeckungen der Nord- u. Westküste, deren Theile Carpentaria, Vandiemens-, Arnhems-, Eendrachts-, Edels und De-Wittsland benannt wurden. Auf ähnliche Weise wurde den Holländern auch 1622 und 1629 die Südküste bekannt, namentlich das Leeuwin- und Nuytsland. Alle diese Entdeckungen waren mehr durch Zufall gemacht; erst der berühmte Seemann Abel Tasman unternahm 1642 eine Fahrt zur planmäßigen Erforschung Neuhollands: er entdeckte die große, nur durch eine schmale Meerenge von Neuholland getrennte Insel Vandiemensland, von neuern Geographen nach seinem Namen Tasmania genannt, und nahm den größern Theil der Küsten auf. Darauf erhielt er von dem holländischen Generalstatthalter in Indien, van Diemen, den Auftrag, das gesammte Land zu umsegeln und aufzunehmen, welche Aufgabe er auf seiner zweiten Fahrt 1644 (seit welcher der Name Neuholland aufgekommen ist), mit Ausnahme der schwierigen Ostküste, ziemlich vollständig gelöst zu haben scheint. Damit endigen die Untersuchungen der Holländer an diesen Küsten. Von nun an tritt ein langer Stillstand in der Erforschung Neuhollands ein, denn die Fahrten der Holländer 1696 und 1705 waren von keiner großen Bedeutung für die Wissenschaft; wichtiger waren die Untersuchungen der Westküste durch den britischen Seefahrer Dampier 1699, wiewohl auch durch ihn keine großen neuen Entdeckungen hinsichtlich Neuhollands gemacht wurden. Während der langen Pause, welche jetzt folgte, gerieth jenes große Land beinahe in Vergessenheit. Mit Cook erst tritt dasselbe aus dem Dunkel hervor, indem dieser 1770 die ganze Ostküste befuhr, die Botanybai und den Port Jackson entdeckte und das nördliche Vorgebirge des australischen Kontinents, das Kap York, erreichte. Er nahm hierauf von der ganzen Ostküste, die er Neusüdwales nannte, feierlichen Besitz für die britische Krone. Durch diese Reise trat nun die bisher unerforschte Ostküste in die Erdkunde ein. Die Beschreibung, welche Cook bei der Rückkunft von seiner Reise in seinem Vaterlande machte, lenkte die Aufmerksamkeit der britischen Regierung auf diesen unbekannten Winkel der Erde, den sie für höchst geeignet zu einer Niederlassung hielt. Arthur Philipp wurde als erster Gouverneur 1788 mit einem Geschwader an die Ostküste gesandt, um eine Verbrecherkolonie überzuführen, welche den Anfang zum Anbau des Landes machen sollte. Philipp wählte aber statt der von Cook vorgeschlagenen Botanybai zu diesem Zwecke den nördlicher gelegenen Port Jackson, wo er an der Sidneybai den Grund zu dem jetzigen Sidney legte u. nicht nur von dieser Kolonie, sondern von ganz Neuholland Besitz für die britische Krone nahm. Seit dieser Zeit ist Neuholland nicht nur hinsichtlich seiner Küsten, sondern auch seines Innern genauer untersucht worden. Die Küstenumrisse wurden besonders durch die Briten M'Cluer, Vancouver, Edwards, Bligh, Flinders, Grant, Baß, King ꝛc. und durch die Franzosen d'Entrecasteaux, Baudin und Freycinet erforscht. Vorzüglich sind die vier Reisen des talentvollen King 1817—1822 für die Kenntniß der Küsten wichtig; durch ihn ist die Küstenerforschung des australischen Kontinents größtentheils vollendet worden.

Die Erforschung des Innern Neuhollands erstreckte sich anfangs nur auf die Küstenebene, und es verstrichen seit Gründung der Kolonie am Port Jackson 25 Jahre, bevor die blauen Berge, die unmittelbar hinter der Kolonie sich erheben, überstiegen wurden. Zwar hatte es seit den ersten Jahren der Niederlassung nicht an unternehmenden Männern gefehlt, welche sich der Aufgabe der Entdeckung des Binnenlandes gewidmet hatten, allein ihre unermüdlichen Bestrebungen, über die blauen Berge vorzudringen, scheiterten an den Schwierigkeiten, die jede Expedition zuletzt zur Umkehr nöthigten. Erst als 1813 eine ungewöhnliche Dürre das ganze Gebiet der Kolonie von der Seeküste bis zu dem Fuß der blauen Berge versengte und das Vieh der Kolonisten wegen Mangels an Weide haufenweise ums Leben kam, unternahm man nochmals den Versuch, jene Grenze zu überschreiten, in der Hoffnung, jenseits derselben Weiden u. Mittel zur Erhaltung des Viehes zu finden, und der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Drei unternehmenden Männern, Wentworth, Blaxland u. Lawson, gelang es, die blauen Berge zu übersteigen, Mangel an Lebensmitteln aber zwang sie, den Rückweg nach der Kolonie anzutreten. Darauf drang Evans auf demselben Wege weiter und fand die nach dem damaligen Kolonialminister Bathurst benannten Ebenen (Bathurst Plains) und den Oberlauf eines bedeutenden Flusses, den er nach dem Gouverneur Macquarie benannte. Nun wurde durch die Arme der deportirten Verbrecher eine gangbare Straße durch das Gebirge gebahnt und so jene ausgedehnte Reihe von Viehweiden zugänglich gemacht, die seitdem für die Kolonie von so großer Wichtigkeit geworden sind. Im folgenden Jahre (1815) entdeckte Evans auch den Fluß Lachlan, u. in dem schönen Thale des Macquarie wurde die neue Kolonie Bathurst angelegt, der Ausgangspunkt für die weitere Erforschung des Binnenlandes. So war man schon auf zwei nicht unbedeutende Ströme gestoßen, die in das innere Land gegen Nordosten und Westen führen mußten. Schon dies weckte die Aufmerksamkeit. Man kannte die Südküste so ziemlich, wußte aber von keiner bedeutenden Flußmündung, und wenn auch der westlich fließende Lachlan sich durch eine Wendung links in eine noch unbekannte Bucht ergoß, so war es doch unbekannt, wohin sich der nordwestlich fließende Macquarie verlor. Dies wollte man ergründen, und Oxley erhielt 1817 den Auftrag, beide Flüsse zu erforschen. Er ging den Lachlan hinab, bis ihn die Sümpfe, in die er sich ergießt, am Weitergehen hinderten, wandte sich dann südlich und hätte beinahe den Murrumbidge erreicht, aber die Oede des Landes nöthigte ihn zur Umkehr. Der Rückweg führte ihn zuerst an den untern Lachlan und dann in das Gebiet des Macquarie hinüber. Oxley verfolgte diesen, bis auch er in Sümpfe sich verlor. Nach solchen Erfahrungen zogen es die Briten vor, sich für's Erste auf die Erforschung des Küstenlandes zu beschränken, u. der Eifer, mit welchem man dies Ziel verfolgte, hat bewirkt, daß in den nächsten 10 Jahren die Küsten von 38° — 27° südl. Br. ziemlich vollständig bekannt wurden. Die Erforschung des Küstenlandes u. der daran stoßenden Gebirge führte indeß nach jener Zeit abermals zu neuen Untersuchungen in dem Flachlande gegen Westen. Nachdem Cunningham auf seinen Reisen durch das Gebirge von den

Bathurstebenen (33½° südl. Br.) bis zum Brisbanefluß und der Moretonbai (27° 30′ südl. Br.) eine Menge nach Westen strömender Flüsse u. endlich auch den Karaula (Darling, etwas über 28° südl. Br.) angetroffen hatte, drangen seit 1818 Hamilton, Hume und Ch. Throsby südwärts vor, u. der Letztere brachte 1820 von einer Reise die erste Kunde vom Murrumbidge zurück, welche in den nächsten Jahren vervollständigt wurde, indem Kapitän Currie 1823 den obern, und einige Kolonisten im folgenden Jahre den mittlern Murrumbidge erreichten; welche Entdeckung von Hirten bis ins Flachland verfolgt wurde. Nun machten sich zwei Kolonisten, Hovell und Hume, 1824 auf u. zogen von dem Plateausee George in südwestlicher Richtung auf der Nordwestseite der australischen Alpen oder Warraganggebirge fort und kamen über mehre nach Nordwesten zu strömende Flüsse, unter andern über den später so genannten Murray; erst jenseits 34° südl. Br. stießen sie auf einige kleinere Flüsse, die nach Süden strömten, und erreichten die Südküste bei Port Philipp. Jetzt mußte man wieder an das westliche Flachland denken, welchem Ziele alle diese Flüsse von 37°—28° südl. Br., die im Süden nordwestlich, weiter im Norden allmählig westlich u. endlich südwestlich strömten, zueilen mußten. Als 1823 eine große Dürre im innern Lande Statt fand, munterten die Nachrichten, welche man über deren Einwirkung auf die Sümpfe von Hirten und Eingeborenen erhielt, zu neuen Versuchen auf, den Lauf der Flüsse näher zu erforschen, von denen man bisher geglaubt hatte, daß sie sich in Sümpfe verlören. In dieser Absicht brach zuerst Sturt 1828 auf, verfolgte den Macquarie durch die jetzt ausgetrockneten Sümpfe und erreichte den Karaula (Darling). Nun war es gewiß, daß alle die zahlreichen Flüsse, die man nördlich vom Macquarie gefunden, sich in den Darling ergießen und somit auch mit dem Macquarie sich vereinigen mußten. Dies wurde durch Major Mitchells erste Reise (1831), auf welcher er die Vereinigung des Gwydir mit dem Darling entdeckte, bestätigt. Hauptsächlich kam es noch darauf an, das Ende des Darling zu erforschen, und zu diesem Zwecke brach Mitchell 1835 auf, reiste den (mit dem Macquarie parallel strömenden) Bogan hinab bis zum Darling und verfolgte diesen in seiner anhaltend südwestlichen Richtung bis 32° 30′ südl. Br., nur 1½ Breitengrade von seiner Einmündung in den Murray, die kaum mehr zu bezweifeln war. Um aber auch den letzten Zweifel zu heben und zugleich die südlichern Theile dieses merkwürdigen Stromsystems näher zu untersuchen, ging Mitchell den Lachlan u. Murray hinab bis zur Einmündung des Darling, hierauf diesen ½ Grad aufwärts, so daß zwischen dem Punkte, den er auf seiner Reise den Darling abwärts, und demjenigen, welchen er den Darling aufwärts erreicht hatte, nur etwa ein Breitengrad Raum blieb und somit aller Zweifel über die Verbindung des Darling mit dem Murray schwand. Im J. 1827 erreichte Cunningham das Flachland nördlich am Flusse Gwydir, unter 29° 10′ südl. Br., und sah von den letzten Bergen aus nur ein ebenes Land, ohne irgend eine Höhe und mit unverkennbarer Senkung gegen Nordwesten, bedeckt mit einförmigem, dichtem Gebüsch oder Wald, worin nur einzelne holzlose Ebenen sich zeigten; von Eingeborenen fand er (freilich zur Zeit der höchsten Dürre) keine Spur. Er drang noch weiter nach Norden vor, fand aber das Land furchtbar öde, von dürren, wasserlosen Boden mit losem Sand bedeckt, der von den höheren Gegenden herabgeschwemmt zu sein schien.

Von andern Küstenpunkten aus konnte bis jetzt noch wenig für die Erforschung des Landes geschehen. Nur die westliche Kolonie am Schwanenfluß und die südwestliche am Königgeorgssund haben ein neues Feld für Entdeckung des innern Landes geöffnet. Man ist am Schwanenfluß aufwärts und in das Gebiet des Flusses Avon gedrungen, sowie man auch von der Hauptstadt der Kolonie am Königgeorgssund, Albany, nicht unbedeutende Ausflüge ins Innere gemacht hat; der Kapitän Bannister hat bereits im December 1830 von Freemantle am Schwanenflusse aus die erste Bergkette, Darling Range genannt, überstiegen und ist von da südwärts bis zur Kolonie am Königgeorgssund vorgedrungen. Stirling befuhr zuerst 1827 den Schwanenfluß aufwärts bis an die Berge. Die Weiterführung der Küstenaufnahme Kings durch Stokes und Wickham 1837—43 machte mit den Mündungen mehrer bleibenden Ströme bekannt, der des Albertflusses in der Carpentariabai, vor Allem aber mit der des Victoriaflusses im Südwesten des Arnhemslandes, den Stokes 1837 in der Tiefe der, in ihren innern Theilen erst von ihm aufgenommenen Joseph-Bonapartebai entdeckte. In der Tiefe der Kingsbai fand Wickham den Fitzroy. Im J. 1839 untersuchte Grey den westlichen Küstenlandstrich zwischen 24°—32° u. entdeckte dabei den Gascoyneфluß nördlich von der Haifischbai. Grey's und Lushingtons Reise war ziemlich erfolglos, weil die Reisenden nach wenigen Tagen auf eine Felsenkette stießen, die sie nicht zu übersteigen vermochten; doch ward durch sie so viel festgestellt, daß das sogenannte Dampiersland (von der Roebuckbai bis zum Buccaniererarchipel) keine Insel ist, und daß sich von 16° südl. Br. gegen Süden ein bedeutendes Gebirge erheben muß, dessen jäher Abfall gegen Nordwesten geht, indem Grey und Lushington keinen Paß darüber finden konnten; der allmählige Abfall muß demnach gegen Osten und Südosten sein; auch die Einwohner scheinen hier von entschieden anderem Stamme zu sein, als die im Südosten und Süden des Landes. Ein weiterer eigenthümlicher Umstand ist, daß sowohl Kapitän Wickham am Fitzroyfluß, als Grey und Lushington an dem in die Hannoverbai fallenden Glenelgfluß Spuren einer 15 Fuß hohen Ueberschwemmung bemerkten, die nicht, wie dies in Neusüdwales der Fall ist, durch einige Tage bestigen Regens veranlaßt zu werden, sondern periodisch zu sein und in bestimmten Jahreszeiten sich zu ereignen scheint. Da nun diese Spuren großer Wasseranhäufungen zwischen 15° u. 16° am Glenelgfluß, sowie unter 18° am Fitzroyfluß sich zeigen, so dürften die Ursachen wohl im Innern, und zwar in höheren Gebirgen, auf denen reichliche tropische Regen fallen, zu suchen sein. Die namhafteste Erweiterung erfuhr 1840 die Kenntniß des Südens von A. durch den kühnen Eyre. Im J. 1839 hatte er von dem nach ihm benannten Gipfel der Flinderskette zuerst im Westen den unermeßlichen Spiegel des großen Salzsee's oder Sumpfes Torrens Lake entdeckt, und 1840 unternahm er dann seine gefahrvolle große Reise, durch

die der Geographie ein neues weites Gebiet erobert wurde. Er untersuchte die Ostufer jenes großen See's und drang nördlich bis zum Gregorysee, ostwärts bis zum Hopeteßberg im Süden des Lake Blanche vor, von wo ihn die weite Wüste, die sich im Nordosten und Osten ausbreitete, zur Rückkehr zwang. Ihm folgte Frome 1843, ohne jedoch die Kenntniß im Wesentlichen bedeutend weiter zu führen. Das Innere des Landes war aber durch alle diese Entdeckungen nicht bekannter geworden. Von diesem Innern versprach man sich viel; die Einen glaubten ein großes Centralgebirge zu finden, Oxley glaubte an das Dasein eines großen Binnenmeeres, worauf unbestimmte Aeußerungen der Eingeborenen hinzudeuten schienen; Andere meinten, das ganze Innere des Landes sei eine große Wüste, deren Ränder nur bewohnbar seien. So oft sich kühne Reisende nach dem Innern auf den Weg machten, immer wurden sie durch die furchtbare Wüste wieder zurückgetrieben. Unter diesen Reisenden hat sich namentlich Sturt durch Muth und Ausdauer ausgezeichnet. In den J. 1844—46 unternahm derselbe von Adelaide aus eine Expedition nach dem Innern in nördlicher Richtung und drang bis 25° 45′ südl. Br. und 139° 13′ östl. L. von Gr. vor. Er fand aber überall die charakteristischen Eigenschaften A.s in ihrer abschreckendsten Form; ungeheure Sandwüsten und bisweilen mitten zwischen ihnen Vertiefungen, durch welche das Wasser nach Regengüssen strömt und Flüsse bildet, die sich meist im Sand zu verlieren scheinen und immer, sobald die erste Fluth vorüber ist, sich in eine Reihe von Teichen zusammenziehen, die mehr oder minder schnell austrocknen. Die Hitze stieg bis auf 125° F. im Schatten, auf 157° in der Sonne. An dem äußersten Punkte, wo Sturt umkehren mußte, war er noch 600 englische Meilen von dem südlichen Ende des Golfs von Carpentaria entfernt. Von der Moretonbai, im Norden von Sidney, unternahm 1844 und 1845 Leichhardt, ein deutscher Naturforscher, gebürtig aus der Niederlausitz, ohne Unterstützung von der Regierung, nur von Kolonisten mit Mundvorräthen und den nöthigen Transportmitteln ausgerüstet, das W.gniß einer Reise quer durch den Kontinent nach Port Essington. In Begleitung von 9 Männern, worunter Gilbert, ein trefflicher Kenner der Vögel Neuhollands, Goulds früherer Begleiter, brach er am 1. Okt. 1844 von den letzten Ansiedelungen auf den Darlingdünen nach dem unbekannten Innern auf. Der Mangel an jagdbaren Thieren nöthigte bei der voraussichtlich längeren Dauer der Reise zwei seiner Begleiter zur Heimkehr; doch drang er mit seltener Ausdauer weiter, entdeckte den prächtigen Burdekinfluß und erreichte glücklich, die unwegsamen Lavafelder in dessen Quellgebiet übersteigend, den Süden der Halbinsel York, wo ihn ein nächtlicher Ueberfall von Seiten der Wilden, der Gilbert das Leben kostete, von weiterem Vordringen abhielt. Aber noch brauchte er 6 Monate, ehe er unter den namenlosesten Entbehrungen und Beschwerden, genöthigt, selbst fast die ganze Ausbeute seines wissenschaftlichen Sammeleifers wegzuwerfen, über den steilen Nordabfall des Arnhemslandes hinabsteigend den Südalligator und somit bekanntes Land wieder erreichte. Entblößt von Allem langten die Reisenden endlich in Port Essington, dem langersehnten Ziele, am 17. Dec. 1845 an. Von der Regierung wie von den Kolonisten nach seiner Rückkehr unterstützt, verwandte Leichhardt seine Mittel zu neuen Entdeckungsreisen. Diesmal wollte er den ganzen Kontinent von Osten nach Westen durchdringen, sein Ziel waren die Kolonien am Schwanenfluß. Im December 1846 brach er nach dem Mackenzie auf, der Verlust seines Viehes nöthigte ihn aber zur Rückkehr vom glücklich erreichten Fluß. Ungebeugt trat er in Begleitung seines Schwagers August Clauß en aus Hamburg eine dritte Reise an, kehrte jedoch abermals, nachdem er 300 englische Meilen weit vorgedrungen war, zur Kolonie zurück, damit die Kunde von der Entdeckung trefflicher Weidegründe nicht verloren gehe; dann trat der unerschrockene Reisende den Weg in die pfadlose Wildniß, aus der er nicht wiederkehren sollte, zum letzten Male an. Alle Nachforschungen nach dem Schicksal des Reisenden sind vergeblich gewesen, und es ist nicht entschieden, ob er von den Wilden erschlagen worden, oder, wie es nach den letzten Nachrichten den Anschein hat, mit seinen Begleitern den Beschwerden der Reise erlegen ist. In ihm fiel ein Mann als Opfer wissenschaftlicher Begeisterung, in dem sich wie in Wenigen das trefflichste Gemüth mit umfassendster Bildung, der höchste Enthusiasmus für seine Aufgabe mit der zähesten Ausdauer und dem kühnsten Muth in seltener Weise harmonisch verbunden fanden. Wie man Leichhardt die ersten Nachrichten über den geognostischen Bau des Nordostens verdankt, so kurz vor ihm dem polnischen Grafen Strelitzki die vom Südosten. Ebenso unglücklich wie Leichhardts endete Kennedy's Versuch, von den Liverpoolebenen aus nordwärts nach Kap York vorzudringen; er mußte nach dem Süden zurückkehren, entdeckte den Warrego und erreichte den Darling, wurde aber von den Eingeborenen erschlagen. Ins Jahr 1847 fällt die Reise Helpmans und Gregory's im Westen, wo sie vom Schwanenfluß aus die Salzseen im Innern besuchten und dann am Arrowsmithfluß die Küste gewannen. Im Westen ist überhaupt noch am wenigsten geschehen, den auch Austins Versuch 1855, vom Schwanenfluß bis zum Gascoynefluß, nördlich der Haifischbai, vorzudringen, mißlang; nach dem Verlust sämmtlicher Pferde rettete er mit seiner Expedition kaum das nackte Leben nach der Mündung des Marschinsonflusses. Er fand kein Gebirge, nur mit Gras und Gebüsch bedeckte, von den großen Vögeln und Säugethieren des Ostens bevölkerte Landstrecken, getrennt von einander durch Wüsten. Im Jahre 1855 wurde Gregory, einer der bedeutendsten Entdecker Neuhollands in der Neuzeit, die Aufgabe gestellt, von dem Victoriafluß aus quer durch das Land, tiefer im Innern als Leichhardt, einen Landweg nach der Ostküste aufzusuchen; allein die Wasserarmuth des nördlichen Tafellandes verhinderte ein tieferes Eindringen nach Südosten, so daß seine Route nur wenig südlich von der leichhardtschen führte; doch erreichte auch er glücklich die Moretonbai. Glücklicher war er auf einer spätern Reise (1858), auf welcher der erprobte Reisende die Spuren Leichhardts verfolgen sollte. Konnte er auch vom Geschick desselben keine sichere Kunde mitbringen, so gelangte er doch, trostlose Ebenen durchreisend, von der Moretonbai nach Adelaide und entdeckte den wahrscheinlichen Verlauf des Victoriaflusses.

Seit Eyre's und Sturts wichtigen Reisen war nichts für die Erforschung des Südens geschehen. Im Jahre 1851 hatte wohl Young eine Reise nach Port Augusta im Hintergrund des Spencergolfs u. zur Flinderskette gemacht, doch beginnt erst 1857, mit dem ersten Aufblühen von Adelaide, eine neue Epoche der Entdeckungen für diese Gegenden, theils hervorgegangen aus dem Bedürfniß neuer Weidegründe, theils aus allgemeinem geographischen Interesse. Seit 1857 folgt dort eine Entdeckung der andern, und die Kolonisten beeilen sich thatkräftig, die gewonnenen Resultate derselben für sich auszubeuten. Der nächste Entdecker findet immer schon die Rinderheerden der Kolonisten nach jeder neuentdeckten Quelle und jedem neuen Weideplatze, die sein Vorgänger entdeckte, in Wanderung begriffen, um sie in Besitz zu nehmen. Im Jahre 1857 entdeckte Swinden den schmalen Isthmus, der den Torrenssee vom Spencergolf trennt; in demselben Jahre Hale den westlichen Gairdnessee. Ihm schließen sich als Entdecker im Westen des Torrenebeckens Miller (1857), Babbage, Warburton und Stuart (1858) an, von denen jeder seine besondere Route einschlug, auf der jedoch Babbage und Warburton am Gregorysee zusammentrafen, während im Osten des See's 1857 Goyder, John Jacob und Freeling, 1858 Parry, 1859 der Geologe Selwyn die Landeskenntniß erweiterten. Eyre u. den Genannten verdanken wir die Kenntniß jenes merkwürdigen Gebiets zahlreicher, zum Theil großer, meist salziger Seen im Norden des Spencergolfs. Den Höhepunkt erreichte aber der neuerwachte Wetteifer nach Entdeckungen in Südaustralien in den Reisen des genannten Mac Donall Stuart. Hervorgegangen aus der Schule Sturts, den er auf seinen Reisen begleitet hatte, ist er der bedeutendste unter den Entdeckern A.s in der Gegenwart geworden. Im Jahre 1859 unternahm er die erste selbstständige Reise nach Norden, doch gelangte er nur 34 Meilen nordnordwestlich vom Nordende des Torrenssee's bis zum Denison Range (Berg). Am 22. März 1860 trat er mit nicht mehr als zwei Begleitern zu Pferde seine denkwürdige Reise vom Gregorysee aus nach Nordwesten an, die ihn weit über die Mitte Neuhollands nach Norden führte. Statt der vermutheten Depression des Innern fand er vom 24.° südl. Br. an die Ebenen von Berg- u. Gebirgszügen unterbrochen, die ihre bedeutendste, freilich nur höchstens 4000 F. erreichende, Höhe in der felsigen Macdonallskette besaßen; der Hughfluß fließt aus ihr nach Südosten. Unter 22° 30′ erreichte er die Mitte des Kontinents und pflanzte auf dem Mount Centre oder Mount Stuart, der erste Europäer, die britische Flagge im Innern Neuhollands auf. Aus der Davenportkette sah er den Bonneycreek nach Nordosten fließen, von dem es freilich kaum anzunehmen ist, daß er die Küste erreichen wird. Längs der Macdonallskette nahm er den Weg weiter nach Norden. So drang er, trotz Hungers und Durstes, krank und ermattet, mit entkräfteten Pferden, aber mit ungebeugtem Muthe, nordwärts seinem Ziele immer näher, bis ihn unter 19° 40′, nur noch 60 Meilen entfernt vom südlichsten Punkt, den Gregory am Victoriafluß erreicht hatte, undurchdringlich dichter Busch und die feindseligen Ueberfälle der Eingebornen am 29. Juni zur Heimkehr zwangen, um dem beim Vordringen wie bei verspäteter Heimkehr, wenn die Bäche versiegt waren, unvermeidlichen Untergang zu entgehen. Was er 1860 nicht vollenden konnte, das wird ihm hoffentlich heute schon gelungen sein, denn die neuesten Nachrichten von der 1861 durch Regierungsunterstützung mit reichlicher Ausrüstung nochmals unternommenen Reise quer durch den ganzen Kontinent von Süden nach Norden auf der bekannten Route sind die günstigsten; nach ihnen war er der Küste nahe gekommen.

Das australische Festland liegt auf der Westgrenze des großen Oceans, südostwärts von den Hauptgruppen des indischen Archipels (ein Theil der Nordküste ist nur ungefähr 65 Meilen von der Insel Timor entfernt) und östlich von der Insel Madagaskar (Entfernung 880 Meilen) und dem südlichen Theil der afrikanischen Ostküste (Entfernung 1080 Meilen) u. wird im Norden, Westen und Süden vom indischen Meere bespült. Zwischen 10° 40′ 42″ (der nördlichste Punkt, Kap York an der Torresstraße) und 39° 11′ 30″ südl. Br. (der südlichste Punkt, Kap Wilson an der Baßstraße) liegend, wird es beinahe gerade in der Mitte von dem südlichen Wendekreise durchschnitten. Es liegt zwischen 113° 46″ (Kap Inscription an der Westküste) u. 153° 39′ 40″ (Kap Byron an der Ostküste) östl. L. von Greenwich. Demnach beträgt seine größte Ausdehnung von Norden nach Süden 28½ Breitengrade oder ungefähr 427 Meilen (die mittlere Ausdehnung in dieser Richtung aber nur etwa 350 Meilen), und die größte Ausdehnung von Osten nach Westen ungefähr 40½ Längengrade oder (da hier auf den Längengrad nur 13½ Meilen gerechnet werden können) gegen 550 Meilen. Der Flächeninhalt ist nach den neuesten Küstenaufnahmen noch nicht berechnet worden, und die nur nach allgemeinem Ueberschlag gemachten Angaben schwanken zwischen 144,000 und 140,000 QMeilen. Der Küstenumfang beträgt nach einer ungefähren Berechnung 1937 Meilen, wovon auf die östliche Küste 300, die nordöstliche 287, die nördliche 225, die nordwestliche 325, die westliche 225, die südwestliche 300 und die südöstliche Küste 275 Meilen kommen. Diese größtentheils flachen, stellenweise sandigen und öden, auch besonders an der Ostseite (der vielen Korallenrisse und Klippen wegen) schwer zugänglichen Küsten sind es fast allein, die, nebst einigen innern Gegenden im südöstlichen und südwestlichen Theil vom australischen Festlande, den Europäern genauer bekannt sind.

Der Umriß Neuhollands ist äußerst einförmig. Im Süden bringen nur die im Osten des weiten flachen Australgolfs gelegenen tiefen Buchten des Spencer- und St. Vincentgolfs und der herrliche Port Philipp, im Norden die große Carpentaria- und die Cambridgebai einige Mannichfaltigkeit in die Konturen des Erdtheils, der hier allein seine halbinselartigen größern Vorsprünge, die Halbinsel des Kaps York im Osten u. die des Arnhemslandes mit der Halbinsel Koburg im Westen der Carpentariabai besitzt. Um die äußern Umrisse des australischen Festlandes näher kennen zu lernen, betrachten wir zuvörderst dessen Küsten mit ihren bemerkenswerthesten Meeresbuchten, besondern Benennungen ꝛc. Die Ostküste, der in ihrer ganzen Ausdehnung bis nach der Nordküste hin von Cook der Name Neusüdwales beigelegt

worden und deren die gleichnamige Kolonie enthaltender Theil am bekanntesten unter allen Gegenden Neuhollands ist, wird durchgängig vom großen Ocean bespült u. beginnt im Süden mit Kap Howe unter 37° 30′ 30″ südl. Br. und 150° 7′ 40″ östl. L. v. Gr., zugleich der gegenwärtigen politischen Grenze zwischen den Kolonien Victoria und Neusüdwales. An der Küste befinden sich zwei berühmte Meeresbuchten, nämlich: Port Jackson (die Einfahrt ist beinahe eine Meile breit, worauf sich die Bai südsüdwestlich, dann westlich ins Land hineinzieht bis Sidney Cove oder der Sidneybucht, an der die Kolonialhauptstadt Sidney liegt) und die etwas südlicher liegende, nur durch eine schmale Halbinsel vom Port Jackson getrennte Botanybai, wo Cook zuerst landete, und die anfangs zum Kolonial-, Haupt- und Centralpunkt bestimmt war. Nordwärts von der Kolonie ist besonders Kap Byron, als äußerster Ostpunkt Neuhollands, und etwa 15 Meilen nördlicher die Moretondai zu bemerken, die jedoch schon zum Queenslande gehört, welches in jüngster Zeit als selbstständige Kolonie von Neusüdwales getrennt wurde. Die Grenze zwischen beiden liegt südlich von der genannten Bai, östlich vom 5300 Fuß hohen Lindsayberg. Mit dem Sandykap (nördlich und 60 Meilen vom Kap Byron), unter 24° 41′ südl. Br. und 153° 16′ östl. L. von Greenwich, hört die eigentliche Ostküste auf, und es beginnt die Nordostküste. Das genannte Kap bildet mit der Küste die 20 Meilen tief ins Land eindringende und an der Mündung 12 Meilen breite Herveybai. Weiter nordwärts liegt fast ganz genau unter dem Wendekreise des Steinbocks, nämlich unter 23° 29′ südl. Br. und 151° östl. L. von Greenwich, Kap Capricorn und daneben die Keppelbai, noch mehr nach Norden hin, unter 21° 12′ südl. Br. und 150° 12′ östl. L. von Greenwich, Kap Townshend; nördlich davon liegen die Percy- u. die mit herrlichem Nadelwald bedeckten Pine- oder Northumberlandinseln; im Westen bildet das Meer an der Küste den Broadsund. Aus der Gegend der Northumberlandinseln zieht sich nordnordwestlich, parallel mit der Küste, jedoch in verschiedener Entfernung von ihr, bis in die Nähe der Südküste Neuguinea's, also durch 16 Breitengrade, eine Kette von Korallenriffen hin, den Seefahrern unter dem Namen des großen Barriereriffs bekannt. Theils dieser Riffe, theils der vorhandenen zahlreichen Koralleninseln wegen hat man den die neuholländische Nordostküste bespülenden und bis Louisiade (neben der äußersten Südostspitze Neuguinea's und die südlichste Gruppe Neubritanniens) sich erstreckenden Theil des großen Oceans das Korallenmeer benannt. Zwischen 20° und 20° 30′ südl. Br. liegen unweit der neuholländischen Nordostküste die Cumberlandinseln, und nordwestwärts davon springt weit aus der Küste, unter 19° 43′ südl. Br., Kap Upstart vor. Vor diesem Kap liegt im Hintergrund der Edgecumbedai der herrliche Port Denison, nur mit Port Jackson zu vergleichen, aber mit fruchtbarer Umgebung, und umringt im Hintergrund von imposanten Bergen, unter denen der Mount Abbot der bekannteste. In die Upstartbai selbst mündet der Burdekinfluß. Es folgen die Cleveland- u. die Halifaxbai, die schöne und waldige magnetische Insel (Magnetical Island), deshalb so genannt, weil man hier eine Störung der Magnetnadel beobachtet hat. Noch weiter nordwestwärts erhebt sich auf der Küste, unter 18° 22′ südl. Br., der 3.00 Fuß hohe Hinchinbroke, und etwa unter 16° 30′ südl. Br. befindet sich die Trinity- oder Dreieinigkeitsbai. Zwischen dieser und Kap Melville ist der Endeavourhafen zu bemerken. Kap Melville liegt unter 14° 9′ südl. Br. und Kap Direction unter 11° 52′ südl. Br. Neben dem letztgenannten Vorgebirge liegt die kleine Restaurationinsel, welche Kapitän Bligh von der Bounty (s. Pitkairninsel) nach langer gefahrvoller Fahrt in einem offenen Boote zuerst erreichte. Nördlich u. 7 bis 8 Meilen vom Kap Direction liegt Fairkap, und östlich und 3 Meilen von diesem die etwa nur 1 englische Meile im Umfange haltende Boydaninsel. Unter 10° 40′ 42″ südl. Br. und 141° 32′ östl. L. von Greenwich haben wir Kap York und damit Neuhollands äußerste Nordspitze erreicht und befinden uns nunmehr an der das australische Festland von Neuguinea trennenden, kaum 20 Meilen breiten Torresstraße, welche aus dem das Korallenmeer genannten Theil des großen Oceans in das indische Meer führt und zahlreiche Inseln enthält, von denen folgende die bemerkenswerthesten sind: Die Boobyinsel (unter 10° 36′ südl. Br. u. 141° 55′ östl. L. von Greenwich), die unter 9° 34′ südl. Br. liegende und von den Eingeborenen Arus genannte Darnleyinsel, die östlich und etwa 15 Meilen davon liegende Murrayinsel und die neben Kap York liegenden Prinz-Walesinseln, welche durch die 7½ Meilen lange, im Westen bis 3¾ und im Osten kaum ½ Meile breite, übrigens sichere und gefahrlose Endeavourstraße vom Festlande getrennt sind. Der zwischen der Insel Timor (im Westen) u. der Torresstraße (im Osten) befindliche, im Süden die neuholländische Nordküste bespülende und im Norden die südöstlichen Inseln des indischen Archipels umfluthende Theil des indischen Meeres wird von den Engländern die Araforensee (Arafura Sea), sonst auch wohl das Timormeer genannt. Aus der soeben erwähnten Endeavourstraße gelangt man in den von dem indischen Meere (der Südwestküste Neuguinea's gegenüber) gebildeten Carpentariabusen, der 105 Meilen in die Nordküste des australischen Festlandes eindringt, an der Mündung (zwischen Kap York u. Kap Wilberforce) 75 Meilen breit ist und einen Küstenumfang von 300 Meilen hat. In ihn münden namentlich der Flinders- und der Albertfluß. Die Gestade sind fast durchgängig niedrig und mit den an der neuholländischen Nordwest- und Nordküste so häufigen Mangrove-, hin und wieder auch mit Gummibäumen spärlich bewachsen. Im südl. Theile des Carpentariagolfs liegt die aus 4 größern und 6 kleinern bewohnten Inseln (der Mornington-, Bentinck-, Sweers-, Allens-, Pisoniainsel ꝛc.) bestehende Gruppe der Wellesleyinseln; westnordwestlich u. etwa 36 Meilen von ihr die Gruppe Sir Edward-Pellew, u. nördlich von dieser, neben dem nördlicheren Theil der Westküste des Busens, die 9 Meilen lange und eben so breite große Insel (Groote Eiland von den holländischen Entdeckern genannt und auf einigen Karten mit dem Namen Buschingsinsel bezeichnet). Man pflegt das den

Carpentariabusen umgebende Land das Carpentarialand, das Land im Osten desselben die Halbinsel York und den im Westen daran grenzenden nächst.n Nordküstenstrich das Arnhemsland (vom 17. Jahrhundert her) zu nennen. Hier ist, an der Westseite der Mündung des Carpentariabusens, zunächst Kap Arnhem (12° 19′ südl. Br. und 137° 1′ östl. L. von Greenwich), sodann folgt nordwestwärts davon Kap Wilberforce (11° 52′ südl. Br. und 136° 33′ östl. L. von Greenwich). Zwischen diesen beiden Vorgebirgen befindet sich die Melville- und auf der Westseite vom Kap Wilberforce die Arnhemsbai. Westlich u. etwa 50 Meilen von der letztern befindet sich die Mountnorrisbai, die im Westen von der dichtbewaldeten und 12½ Meilen langen Halbinsel Koburg begrenzt wird. Diese von Osten nach Westen sich ausdehnende Halbinsel ist zwar an mehren Stellen über 5 Meilen breit, wird aber im östlichen Theil durch die von Norden her eindringende Rafflesbai (an der 1827 eine britische Kolonie gegründet, jedoch schon 1829 wieder aufgegeben wurde) und in der Mitte durch die ebenfalls von Norden her eindringende und den besten Hafen der Nordküste bildende Bai Port Essington (an der jetzt Victoria, die junge Stadt der 1839 hier gegründeten Niederlassung unter 10° 22′ südl. Br. und 132° 12′ östl. L. von Greenwich sich erhebt) bedeutend schmäler gemacht u. hängt im Südosten durch einen 1¼ Meilen langen und ½ Meile breiten Isthmus mit dem festen Lande zusammen. Sie bildet zugleich die Nordseite der bereits im 17. Jahrhundert entdeckten, beinahe 18 Meilen langen und 10 Meilen breiten Vandiemensbai, vor der die 19 Meilen lange und 9 Meilen breite, waldige, aber auch sumpfige Melvilleinsel und die (durch die Apsleystraße von der Melvilleinsel getrennte) Bathurstinsel liegen. Aus der Vandiemensbai führt nordwärts die Dundasstraße (zwischen der Melvilleinsel und der Halbinsel Koburg) und westwärts die Clarencestraße (zwischen dem festen Lande und den eben genannten Inseln). Am westlichen Ende der Clarencestraße fängt die Küste an, eine entschieden südwestliche Richtung zu nehmen, wird hier Vandiemensland genannt und wendet sich bei den Mündungen des Fitzmauricc- und des Victoriaflusses, ungefähr unter 14° 45′ südl. Br., wieder westlich (wo der Cambridgegolf unter 14° 48′ südl. Br. zu merken ist) und sogar nordwestlich bis Kap Londonderry, 13° 44′ südl. Br. und 126° 54′ östl. L. von Greenwich. Bei Kap Londonderry beginnt die eigentliche Nordwestküste, deren bis zur Roebuckbai (ungefähr unter 18° südl. Br.) südwestwärts sich hinabziehender Theil 1644 von Abel Tasman entdeckt, und daher auch wohl Tasmanland genannt wird, von ihm selbst aber die Benennung Nova Hollandia oder Neuholland erhielt. Bemerkenswerthe Meeresbuchten sind hier: die Banjitlartbai, der Admiralitätssund, die Brunswickbai (unter 15° südl. Br.), in die der Prinzregentfluß mündet, die Collinobai, der bei Kap Levesque (16° 22′ südl. Br. und 122° 57′ östl. L. von Greenwich) tief ins Land eindringende Kingssund (früher Cygnetsund genannt, vor ihm liegt der aus zahlreichen kleinen Inseln bestehende Buccanierarchipel, von französischen Seefahrern Bonaparteарchipel benannt) und endlich die schon erwähnte Roebuckbai. Der zwischen letzterer und dem Kingssunde liegende u. mit Kap Levesque in eine Spitze auslaufende, halbinselartige Küstenstrich wird Dampierland (wenigstens auf vielen englischen Karten) genannt. Der zwischen der Roebuckbai u. der Insel Depuch (unter 20° 35′ südl. Br. u. 117° 36′ östl. L. von Greenwich, sie gehört zu der Forrestiergruppe) befindliche und erst 1841 von Stockes genauer untersuchte Küstenstrich ist meist sehr flach u. bietet auch nach dem Innern zu nur den Anblick weiter Ebenen dar. Der nun folgende, 1628 entdeckte Küstenstrich bis zum Nordwestkap wird von jeher De-Wittsland genannt, und es sind hier der Dampiersarchipel (aus der Rosemary-, der Legendre-, Enderby- u. a. Inseln bestehend), die 4½ Meilen lange und 2¾ Meilen breite, unter 20° 51′ südl. Br. und 115° 22′ östl. L. von Greenwich liegende Barrowsinsel, der tief ins Land eindringende Exmouthgolf und das an der Mündung dieses Golfs liegende, soeben erwähnte Nordwestkap, unter 21° 47′ 40″ südl. Br. und 114° 2′ 2″ östl. L. von Greenwich, zu bemerken. Von dem Nordwestkap an nimmt die Küste eine entschieden südliche Richtung, so daß sie von dort an bis zum Kap Leeuwin vorzugsweise die Westküste genannt wird. In Bezug auf die ältern, aus dem 17. Jahrhundert herrührenden besondern Namen der eigentlichen Westküste ist zu bemerken, daß der Theil zwischen dem Nordwestkap u. Steebpoint (26° 15′ südl. Br. u. 112° 36′ östl. L. von Greenwich) Eendrachtsland (mit der Haifischbai, die durch die Halbinsel Peron von dem fast eben so großen Golf Freycinetbusen getrennt wird, und den davor liegenden Dirk-Hartig-, Dorre- u. a. Inseln), der im Süden daran grenzende Theil Edelsland (auch Victorialand genannt, mit Houtmans Abrolhos, einer von der Küste von Norden nach Süden sich hinziehenden Kette von Riffen und Sandbänken), der dann folgende Küstenstrich Blamingland (mit dem Schwanenfluß) u. endlich der südlichste Theil der Westküste Leeuwinland (mit Australind, der Geographenbai, dem Kap Naturaliste, unter 33° 27′ südl. Br., und der äußersten Südwestspitze Neuhollands, Kap Leeuwin, unter 34° 19′ südl. Br. u. 115° 6′ östl. L. von Greenwich, neben dessen Ostseite die Flindersbai sich befindet) genannt wird. An der Südküste liegt, ostwärts und nicht weit von der Flindersbai, Kap Entrecasteaux (unter 34° 52′ südl. Br. und 116° 1′ östl. L. von Greenwich); östlich u. 24 Meilen davon die neu angelegte und zur Kolonie Westaustralien gehörende Stadt Albany und daneben der Königgeorgssund, in dessen Nähe die östliche Südküstengrenze der Kolonie Westaustralien sich befindet. Der nun folgende, 1627 entdeckte u. Nuytsland genannte, übrigens noch wenig untersuchte, aber, so viel man weiß, meist unfruchtbare Südküstenstrich umgibt halbmondförmig den (dem Meerbusen von Guinea an Afrika's Küste vergleichbaren) Australbusen (bei den Engländern Australian Bight), an dessen Westseite der Archipel de la Recherche, ein Labyrinth von Eilanden u. Klippen liegt, während an seiner Ostseite schon das Gebiet der Kolonie Südaustralien beginnt und sich dann ostwärts bis zum 141. Grad östl. L. von Greenwich hinzieht. Da, wo im Osten der Australbusen aufhört, dringt 40 Meilen tief in die

Südküste der an seiner Mündung 12, weiterhin aber 18 Meilen breite u. sich dann allmählig verengende Spencerbusen, am Nordende mit Port Augusta ein. Minder tief dringt an seiner Ostseite der St. Vincentbusen ein, der an seiner Mündung 15 Meilen breit, aber nur 20 Meilen lang ist. An seiner Ostseite liegt Adelaïde, die Hauptstadt der Kolonie Südaustralien, und vor seiner Mündung die 20 Meilen lange und meist an 7 Meilen breite Känguruhinsel. Oestlich von dem St. Vincentbusen befindet sich die Encounterbai. Am westlichen Eingange zur Baßstraße ist besonders die 8 Meilen tief in die Südküste eindringende, verhältnißmäßig sehr breite und einen äußerst geräumigen Hafen bildende Bai zu merken, welche mit dem Namen Port Philipp bezeichnet wird. Nicht ganz so geräumig ist die an ihrer Ostseite befindliche Bai, Port Western oder Westernport genannt. Hierauf zieht sich die Südküste immer südlicher, bis sie in dem bereits oben genannten Kap Wilson (unter 39° 11′ 30″ südl. Br.) ihren äußersten Südpunkt erreicht. Der Küstenstrich zwischen Kap Howe (s. oben) und Kap Wilson wird Gippsland genannt. Das letztgenannte Vorgebirge (Kap Wilson) liegt an der Mitte der 1792 von dem Briten Baß entdeckten und nach ihm benannten Baßstraße, welche Vandiemensland von Neuholland trennt und in der Mitte etwa 28 Meilen breit ist. Quer vor ihrem westlichen Eingange liegt die 10 Meilen lange und 6¼ Meilen breite, fast nur von sogenannten Kanalleuten oder Seehundsfängern bewohnte Kinginsel. Am entgegengesetzten oder östlichen Ende der Baßstraße liegen, außer verschiedenen kleinern, namentlich die 8½ Meilen lange und durchschnittlich 3 Meilen breite Flindersinsel (sie ist die Hauptinsel der Fourneauxgruppe), die an ihrer Südseite liegende kleinere Hunter- (früher Barren-) Insel und die Clarkeinsel.

Gebirge und geologische Verhältnisse. Bis zu Stuarts letzten Reisen kam man nur an die Ränder der Gebirge und hohen Tafelländer; alle früheren Reisen ins Innere hatten zu endlosen, nur selten von vereinzelten Hügeln, Hügel- und Bergzügen unterbrochenen Ebenen von geringer Höhe über dem Meere, oft ohne allen Fall, geführt. Kein Wunder, wenn man sich das ganze Innere als ein großes Flachland und bei seiner Armuth an dauernd fließenden Gewässern als eine Wüste dachte. Erst jene neuesten Entdeckungen haben einige Mannichfaltigkeit in dies Bild trostlosester Einförmigkeit gebracht, wenn auch keines der aufgefundenen Gebirge Hochgebirgscharakter trägt und alle sich isolirt aus Ebenen erheben. Die höchsten Höhen A.s gehören seinem Osten an. Hier finden wir längs der ganzen Küste, von der Halbinsel York bis hinab gegen die Baßstraße, das ununterbrochen fortsetzende Hochland Ostaustraliens, welches das Hunterthal, das nur durch eine niedrige Wasserscheide vom Macquariegebiet getrennt ist, in eine nördliche und südliche Hälfte theilt, welch letzterer die blauen Berge u. die Australalpen angehören. Im Süden erreicht dasselbe alpine Höhen. Sein Abfall nach Osten ist steil, während es sich nach Westen terrassenförmig in das Flachland des Innern abstuft. Dort im Osten reicht es auf lange Strecken an die Küste und trennt durch seine Ausläufer die wenig ausgedehnten vereinzelten Küstenebenen. Die Küsten der Nordhälfte sind die pittoreskesten A.s. Westlich von den Australalpen, dem Südende des östlichen Hochlands, folgt eine Reihe, meist unter sich parelleler, durch Ebenen mehr oder weniger getrennter Berg- und Gebirgszüge in den Kolonien Victoria und Südaustralia. Vom Torrenssee bis zur Ostgrenze der Schwanenflußkolonie kennt man dagegen nur eine einzige Bergkette, die Gawlerkette, in dem ausgedehnten wüsten Flachland. Diese Kolonie am Schwanenfluß und die Küste bis zur Haifischbai ist klippig; aber nur im Süden erhebt sich das Land in der steil nach Westen abfallenden Darlingskette bis 2000 F., während nach Norden die Höhe auf 4—300 Fuß herabsinkt. In größter Einförmigkeit setzt die flache Küste dann um das Nordwestkap fort, bis sie von der Dampierhalbinsel an höher und reicher gestaltet wird. Vom Buccanierarchipel bis in die innerste Südostecke des Carpentariabusens kennt man ein bald dicht an die Küste reichendes, bald und zwar zumeist, wie an der Südseite der letztern, zusammenhängendes randliches Tafelland, ein Sandsteinplateau mit Steinabfall nach außen, zum Theil mit steilen Felsabstürzen u. den charakteristischen festungs- und ruinenartigen Formen des Sandsteins.

Die geognostische Zusammensetzung A.s ist wenig mannichfaltig. Krystallinisches Urgebirge, Granit, Syenit, krystallinische Schiefer u. dgl. Uebergangsgebirge, welches in seiner Lagerung äußerst gestört ist, ferner Porphyre, horizontal gelagerte Steinkohlengebirge, ein darüber lagernder, nach seinen fossilen Fischen als permisch angesprochener Sandstein und Puddingstein (Konglomerat), Tertiärgebirge und sehr häufig auftretende altvulkanische Gesteine, Trachyte, Phonolithe und Basalte häufig von ihren Tuffen begleitet u. endlich ausgedehnte Diluvial- u. Alluvialbildungen, u. im Süden noch die Gebilde ausgebrannter Vulkane, dies die Elemente, aus denen das Festland besteht. Eine weite Kluft findet sich zwischen jenen jüngsten Sandsteinen, die als permisch angesprochen worden sind, und den mitteltertiären Bildungen. Keine einzige Versteinerung aus der langen Reihe der Formationen der Trias, des Jura, der Kreide, des Eocän ist bis jetzt auf dem Festlande aufgefunden worden; wo die Unterlage der Tertiärbildungen hervortritt, sind es jene älteren Gesteine, oft die krystallinischen. Da das Steinkohlengebirge noch Meeresversteinerungen enthält, muß das ganze Land, so weit man es gegenwärtig tiefer kennt, nach dessen Ablagerung zu einem Festland geworden sein, um erst zur Tertiärzeit theilweise wieder unter den Meeresspiegel zurückzusinken. Es darf uns hiernach die Armuth A.s an Kalksteinen, die nur unter der Kohle und im jungen silurischen Uebergangsgebirge ausgedehnter auftreten, nicht wundern. Es besitzt auch hier im letzten Fall seine charakteristischen Formen: fossile Knochen und Stalaktiten führende Höhlen u. wie am Shoulhaven verschwindende Flüsse. In mannichfacher Weise gestört in ihrer Lagerung sind die Formen der aus krystallinischen und Uebergangsgebirgen gebildeten Höhen, nur der Granit erscheint wohl auch in flachen einförmigen Rücken, wie in Neuengland. Die Formen des Sandsteins werden nur da reicher entwickelt, wo er mit steilen Felsabstürzen sich über seine Unterlage erhebt und tiefe Felsthäler ihn durchsetzen, oder wo er in festungsartige Formen zerstückelt ist, während seine einförmigen Hochflächen durch das Auftreten

älterer und jüngerer Eruptivgesteine, der Porphyre und trachytisch-basaltischen Gesteine, in Rücken und isolirten Köpfen, Kegeln und Domen malerischer sich gestalten. Uebrigens finden wir auch den Basalt in Form von Plateaux, wie ebenfalls in Neuengland. Die größere Bodenmannichfaltigkeit ruft auch eine reichere und mannichfaltigere Vegetation hervor. Die Alluvialbildungen aus der Tertiärzeit bis zu der gegenwärtigen finden wir als Ausfüllungen von Thälern u. früheren Seen auch innerhalb des Hochlandes. Zu ihnen gehört auch der aus Basalt entstandene, vom reichsten Graswuchs bedeckte schwarze Boden, der viele dieser Ebenen in den Umgebungen der weit verbreiteten Basalte bildet. Wo am Rande solcher Plains der Sandstein austritt u. seine Berge am Fuß mit dem aus seiner Verwitterung entstandenen, oft von reichem Waldwuchs bedeckten losen Sande umsäumt werden, nennt man die Ebenen downs, Dünen. Zu den charakteristischen Oberflächenformen dieser Gebilde gehören das sogenannte Devildevilsland oder die Teufelsäcker, welche einem von Ackerfurchen zerrissenen Lande gleichen und von den Eingebornen dem Devildevil, dem großen Geiste, zugeschrieben werden, und die sogenannten Melonengruben, größere Furchen, offenbar Alles Folgen des Regens; sie finden sich im schwarzen Boden und im Lehm. Im Flachland herrschen die tertiären Bildungen und jüngeres und älteres Schuttland, deren insulare Massen, theils Reste einer früher ausgedehnten Sandsteindecke, theils ältere Sediment- und krystallinische Bildungen hervorragen. Die Hauptrichtung des als eine große Axe von Süden nach Norden Ostaustralien durchziehenden, freilich zum großen Theil bedeckten älteren Gebirgs ist eine südnördliche, meist von Südsüdwesten nach Nordnordosten gerichtete, während die spätern Eruptivbildungen der Porphyre u. der trachytisch-basaltischen Gesteine zum Theil auch den Richtungen von Südosten nach Nordwesten u. senkrecht darauf von Südwesten nach Nordosten folgen, sowohl in den kleineren Gangausfüllungen, als in den Zügen ihrer Rücken und Bergreihen. Der ganze Umriß des Kontinents wird offenbar bedingt durch diese, fast kann man sagen, aus frühester Zeit bis in die Gegenwart reichenden Richtungen der hebenden Kräfte. Erdbeben treffen noch gegenwärtig zuweilen den Osten, wenn auch von keiner besondern Stärke. Die Horizontalität aller Bildungen, die jünger als die silurischen Uebergangsgebirge sind, macht in der Plastik des Bodens die Form des Tafel- und Flachlandes weitaus zur vorherrschenden; sie ist mit dem Fehlen von ausgedehnten Hochgebirgen im Innern ein wesentlicher Grund der Armuth des Landes an fließenden Gewässern. Die chemische Natur des Bodens ändert mannichfach die Natur der von letzterm abhängigen Flora ab.

Doch verfolgen wir nur in Kürze die Bodengestaltung A.s nach seinen einzelnen Theilen von der Spencerbai ab und dann so weiter fortschreitend. Das westlichste der bekannten Gebirge, die Flindersketten, besitzt nur in dem höchsten Rücken, der Burraburrakette, berühmt durch die gleichnamigen, äußerst reichhaltigen Kupferminen, rothen Granit, unter dem gegen Adelaide zu paläozoische Gesteine, Thonschiefer, turmalinführender Quarzit, alter rother Sandstein, Dolomit und an der Küste blauer Kalkstein auftreten, während die eigentliche Flindersketle längs des Spencergolfs aus sogenannten Eisensteinen, d. h. eisenreichen Sandsteinen, Konglomeraten, Sandsteinen und Schiefern, besteht, die 3000 Fuß hervorragenden Gipfel aber Basaltkegel (Mount Sirle und Mount Brown) sind. Völlig isolirt liegen östlich in der Ebene die Barriere- und Greyberge, bestehend aus Granit-, Gneis- und andern krystallinischen Gesteinen, Magneteisenstein und harten Quarzsandsteinen, Eisensandsteinen. Trotz der Quarzgänge wurde hier keine Spur von Gold gefunden. Trostlos sind die öden, steinigen wie sandigen Küsten mit Salzlagunen, die jene Gebirge umgeben. Im Norden liegt Sturts große Steinwüste. Durch salzreiche Ebenen getrennt, erheben sich im Südosten die Ketten des Gebirgssystems von Victoria; es sind: die Victoriakette und die Grampians, die südlichen Pyrenäen u. die Alexanderkette, von denen die, aus vorherrschendem Sandstein bestehenden Grampians im Mount William die subalpine Höhe von 4500 Fuß erreichen. Das höchste Gebirge des Festlandes sind aber die Australalpen, die aus 2 Hauptketten bestehen, dem westlichen Bussalogebirge mit dem an den Quellen des Ovens liegenden Mount Hotham von 7500 F. u. dem Mount Latrobie von 7300 F. Höhe über dem Meere, u. dem östlichen Warragonggebirg, mit dem Mount Kosciuszko von 6500 F. Höhe. Terrassenförmig stuft sich das Gebirge nach Süden u. Osten ab, dort zur fruchtbaren Küstenniederung des Gippslands, hier mit dem Hochland Maneroo, welches mit seinen weidereichen Höhen und seinen tiefen engen Thälern an Hochschottland erinnern soll. Das Gebirge erhebt sich zu alpiner Höhe, in jedem Winter ist es in seinen oberen Regionen mit Schnee bedeckt, ja über 6000 F. findet sich hier selbst ewiger Schnee, das einzige bis jetzt bekannte Vorkommen desselben auf dem ganzen australischen Festland. In Victoria besitzen die Gebirgszüge Axen krystallinischer Gesteine aus Granit und krystallinischen Schiefern, begleitet von ausgedehnten paläozoischen Gesteinen: Grauwacken, seidenglänzenden Thonschiefern, versteinerungsreichen silurischen Kalken. Goldreiche Quarzgänge durchsetzen das ältere Gebirge, welches auch Edelsteine und Zinnstein führt. Horizontal gelagerter Sandstein, welcher, wie in Westernport, auch Steinkohlen führt, umlagert die Züge des älteren Gebirgs, dessen Glieder zusammengefaltet mannichfach mit einander wechseln, und bildet so die Tafelländer um und in den Australalpen. Dazu kommen basaltische Durchbrüche und im Westen entschieden ausgebrannte Vulkane. Die niedrigen Ebenen bestehen aus Tertiärbildungen u. spätern Alluvionen. Sandsteine, loser Sand, tertiäre Kalke mit Austern und andern Meeresversteinerungen, Gyps und Steinsalz führende Ablagerungen, als jüngstes Tertiärglied des Innern ausgedehnte Süßwasserkalke, besitzen eine ausgedehnte Verbreitung. Von Melbourne bis zum Murray u. Darling sind Bildungen von Meeresversteinerungen nachgewiesen; aus tertiären Ablagerungen besteht auch der südöstliche flache fruchtbare Küstensaum; ausgedehnt ist nicht bloß im südlichen Küstenland, von Victoria bis zum Bergland am Schwanenfluß der salzführende Boden mit salzigen Seen und kleinen Lagunen, sondern er dringt auch weit ins Innere ein. Ungemein große Verbreitung besitzen aber die Diluvial- und Alluvialbildungen. Die Alluvionen

aller Thäler der genannten Gebirge Victoria's, die aus Sandstein bestehenden Grampians ausgenommen, sind reich an Gold, ja die goldreichsten der Erde. In den Ballarat u. Ovens Diggings führen sie dazu zahlreiche Edelsteine (Sapphir, Rubin, Rubinspinell, Topas, Chrysolith, Zirkon, Smaragd, Granat, Turmalin, selbst Diamanten werden angegeben), ferner Zinnstein. Man glaubt dreifache Schuttbildungen dieser Art unterscheiden zu können: tertiäre, bedeckt von lignitführenden Gebilden, sogenannte diluviale u. solche jüngster Zeit. Ihrer Auffindung verdankt das südöstliche A. seine wunderbar rasche Entwickelung seit 1851, so daß es längst die alten Kolonien A.s überflügelt hat. Auch das wissenschaftliche Interesse ist nicht leer ausgegangen; im Schuttland wie in Höhlen wurden bei Melbourne die interessanten Reste ausgestorbener, zum Theil riesiger Beutelthiere aufgefunden. Dieselben Gesteine treten auch in den isolirten Erhebungen des innern Flachlandes auf und setzen alle die Gebirge bis zu den Shortbergen, den nördlichsten, die Sturt 1861 erreichte, zusammen. Es sind theils die ältern Bildungen, die vor Allem durch ihre Quellführung wichtig sind, indem sie dadurch dereinst überall Punkte fester Ansiedelungen abgeben werden, theils Sandsteine, die wahrscheinlich dem Steinkohlengebirge angehören.

Nördlich von den Australalpen erheben sich die **blauen Berge** wieder zu bedeutenden Höhen; es breitet sich hier ein wasserleeres Tafelland aus, durchschnitten von tiefen Thälern u. meist von steilen Felswänden eingeschlossen. Manche Querthäler durchsetzen das Gebirge seiner ganzen Breite nach; aus vielen der Schluchten treten die Bäche so zwischen Felsen eingeengt heraus, daß man nur vom obern Ende aus in sie eindringen kann. Zur Regenzeit stürzen die Bäche in zahlreichen Kaskaden durch sie herab, während sie zur trocknen Zeit vielfach versiegen. Reich an wildmalerischen Schönheiten, bilden sie im Uebrigen keine Bereicherung des Landes und waren früher, als die Gehänge mit Busch bedeckt waren, lange die unübersteigliche Schranke, die sich dem Eindringen ins Innere A.s entgegenstellte. Gegenwärtig sind kunstreiche Straßen an den Berggehängen hinauf zur Hochebene des Tafellandes geführt. Der Abfall des Landes ist gegen die Küste wie gegen die Hochebenen des Innern, wo Bathurst 2310 F. hoch liegt, so steil, daß sie von der See- wie von der Landseite aus den Eindruck eines Gebirgs machen. Das Plateau erhebt sich bis über 3000 F., im Tomah bis 3700 F. Nur wo die Hochebenen mit thonhaltigen Alluvionen bedeckt sind, oder wo sich Porphyre über ihnen erheben, wie am Tomah, sind sie fruchtbarer; aber im Allgemeinen bilden die Höhen einen schneidenden Gegensatz gegen die grasreichen Ebenen im Westen, wo Urgebirgssteine die Unterlage bilden. Einzelne zerstreute Wirthshäuser sind die einzigen festen Ansiedelungen, auf den unwirthlichen Höhen, hervorgerufen durch den Verkehr mit den fruchtbaren und reichen Ebenen. Prachtvoll sind die Durchschnitte, welche die Küste von Illawara im Süden, von Newcastle im Norden, von dem Steinkohlengebirge, welches die blauen Berge bildet, liefert. Gegen Süden und Norden vermehren sich in ihm die Durchbrüche von Eruptivgesteinen, des Porphyrs und Basalts. Das australische **Steinkohlengebirge** besteht vorherrschend aus Sandsteinen und Konglomeraten, zusammengesetzt aus Rollstücken von Granit, Porphyr, Quarzit; bei Newcastle sind dem Sandsteingebirge 4 Kohlenflötze eingelagert, bedeckt von Kohlenletten mit fossilen Farrnabdrücken, während die Sandsteine Equiseten, Kalamiten, Sigillarien und große Holzstämme führen, die im tiefsten Konglomerat in Eisenoxyd umgewandelt sind. Groß ist der Reichthum mehrer Sandsteine an Nieren thonigen Sphärosiderits, oft so, daß man das Gestein selbst Eisenstein nennt. Sehr untergeordnet tritt dagegen Kalkstein in der Formation auf. Das Zusammenvorkommen von Meeresversteinerungen u. Algen mit den Landpflanzen beweist uns, daß die Bildung an einer Küste geschah; das Festland bildete noch das Urgebirge; dieses Urgebirge tritt westlich von den blauen Bergen in großer Ausdehnung bis zu den Grenzen des innern Flachlandes auf und bildet das Tafelland von Bathurst, über das übrigens Eruptivgesteine in isolirten Höhen im Mount Canobolas westlich von Bathurst bis 4260 F. emporragen. Weit verbreitet sind in diesem Westen von Neusüdwales die goldführenden Alluvionen, wenn auch minder reich als die im Süden. Nordöstlich von Bathurst im Wellington-Valley u. im Hunterthal tritt unter dem Steinkohlengebirge auch **Bergkalk** von mariner Reste, Spiriferen, Rhynchonellen ꝛc., auf. In ihm finden sich die, durch ihren Reichthum fossiler Thierknochen berühmten Höhlen des Wellington-Valley.

Nördlich vom Hunter folgt **Neuengland**, berühmt durch seine weidereichen Hochebenen, seine reicher entwickelten malerischen Thäler. Nur durch wenig ausgedehnte öde Striche getrennt, zieht sich von da das fruchtbarere Hochland längs der Ostküste A.s bis an das dergige Nordende der Halbinsel Kap York; selbst die Inseln längs der Küste nehmen an der gebirgigen Natur des Festlandes Theil. Längs der Küste herrschen krystallinische Schiefergesteine mit Granitzügen, an der Moretonbai kalkige Schiefer in Verbindung mit Serpentinen, durchbrochen von Diorit, Syenit und den bis Kap Bower südwärts reichenden Porphyren, auch von Basalten u. Trachyten, welche sämmtlich zu höheren Kuppen, selbst felsigen Bergen emporsteigen. Sandsteine mit Steinkohlen, auch hier in horizontaler Lagerung, schließen sich an und reichen von Brisbane bis zur Wasserscheidenkette im Innern. Das krystallinische Gebirge mit jenen Höhengipfeln eruptiver Gesteine älterer u. neuerer Zeit setzt auch nördlich an der ganzen Küste fort u. gibt ihr die malerischen Formen, von denen oben bei Port Denison schon die Rede war. Während bei Upstart mehr der Granit herrschend wird, gewinnen im Norden die krystallinischen Schiefer die Oberhand; überall erscheinen aber auch hier die höheren Berge aus Eruptivgesteinen. Viele dieser unsern der Küste gelegenen Gipfel erreichen wohl eine Höhe bis 4000 Fuß. Nur der östlichste Vorsprung des Festlandes mit dem Sandykap macht eine Ausnahme; dort bestehen Küste und Inseln aus dürren Sandhügeln, dem entsprechend auch Leichhardts Weg im Innern über ein Tafelland mit Kohlensandstein führte. Im Innern zieht durch Neuengland auf der Wasserscheide der Küstenflüsse gegen das Gebiet der nördlichen Zuflüsse des Darling eine zweite Axe krystallinischer Gesteine, hier vorherrschend Granit in breitem Rücken, auf dem die für den Granit so charakteristischen Fels-

blöcke und einzelne Felsmassen zahlreich hervortreten. Seine flachmuldigen Thäler werden gegen Osten tief, kataraktenreich, wo sie in die Schiefer und in das Kohlensandsteingebiet eintreten. An der Südseite erheben sich auch hier der Diorit und Syenit zu bedeutenden Höhen. In nördlicher Fortsetzung finden wir die ähnliche granitische Dividing Range, die Wasserscheidenkette zwischen Brisbane u. den Darlingdowns. Eigenthümliche rothe Quarzitgesteine lagern unmittelbar dem südlichen Granit auf. Die Höhe dieses Tafellandes erreicht wohl an 2000 Fuß; aber an 1000 Fuß und mehr steigen darüber noch zahlreiche imposante, zum Theil felsige Dome des Trachyts und basaltische Kegel, Rücken und Plateaux an. Leichhardt vergleicht den landschaftlichen Charakter dieses Theils von Neuengland mit dem der Auvergne. Daß die Sandsteine, welche die krystallinischen Gebirge nach allen Richtungen umgeben und die Hauptketten trennen, Steinkohlensandsteine sind, wird im Osten, im Süden, wo der brennende Mount Wingen früher für einen Vulkan angesprochen wurde, und im Nordosten durch Steinkohlenflötze bewiesen. Daß aber auch ein Theil der Sandsteine an der Westabdachung der Steinkohlenformation angehört, wird durch die tiefer im Peelgebiet auftretenden, ausgedehnten Thonsteine mit Lepidodendron und Spiriferen dargethan. Ob aber die kohlenführenden Sandsteine der Condaminebenen nicht theilweise tertiär sind, ist fraglich, wie das Alter der Kieselhölzer Neuenglands. Merkwürdig ist der Salzgehalt von Brunnen, die im Gebiet ähnlicher Sandsteine auf den Liverpoolebenen erbohrt wurden. Interessant ist das Auftreten von Knochen riesiger, gestorbener Beutelthiere im Süßwassermergel, zugleich mit Schnecken u. Muscheln, die noch gegenwärtig in dem dortigen Süßwasser leben; wichtig aber die weite Verbreitung des grasreichen schwarzen Bodens, der ebenso wie der Lehm wunderlich gestaltete Kalkkonkretionen führt und die Oberfläche der großen, von basaltischen Höhen umgebenen Ebenen bildet, wie in den Darlingdowns am obern Condamine. Am Peel finden sich über dem ältern Gebirge die nördlichsten der bis jetzt bekannten Goldalluvionen A.s. Das basaltische Gebiet besitzt kalkführende Quellen, u. die weite Verbreitung vom Schutland einst bedeckter Süßwasserkalke spricht für eine noch größere Verbreitung solcher Quellen in der Tertiärzeit. Unter den Höhen Neuenglands und des darauf folgenden Queenslandes sind hervorzuheben: die den Hunter im Norden begleitende Liverpoolkette von 4200 Fuß, ein basaltisches Plateau, der östlich davon gelegene Mount Sea View von 6000 Fuß, im Westen die Hardwicks-Mounts, aus denen der Gwydir kommt, mit dem Mount Apsley von 5400 Fuß, der basaltische Ben Lommond, die Grenzberge des Queenslandes, der erwähnte Mount Mitchill von 4190 Fuß und der Mount Lindesay von 5300 Fuß. Auffallend ist die von der nordsüdlichen Richtung der Züge des krystallinischen Gebirgs abweichende der basaltischen und trachytischen Höhenreihen; sie ist vorherrschend nordwestlich. Ein Gürtel von vorherrschenden Sandsteinen mit Steinkohlen und fossilen Pflanzen trennt im Innern, wie wir es an der Küste sehen, die südlichen krystallinischen Gebirge von dem nördlich von der Mündung des Suttor in den Burdekin beginnenden Zuge, in welchem das krystallinische Gebirge, bestehend aus Granit, körnigen Hornblendgesteinen, krystallinischen Schiefern von Grauwacken und vielfach gewundenen, versteinerungsreichen Kalksteinen, von Konglomeraten und Sandsteinen begleitet ist. Auch hier wie an der Küste kommen kegelförmige Porphyrberge darin vor. Horizontal gelagerte Steinkohlensandsteine um- und überlagern diese krystallinischen Gebirge. Bis in die Halbinsel York verfolgte Leichhardt die krystallinischen Gesteine, Granit, Schriftgranit, Hornblendgesteine, Talkschiefer, durchbrochen von Porphyr u. begleitet von Sandsteinen. Basaltische Tafelländer und Kegel, hohe Dome und Kegel von Phonolith u. Trachyt sind weit verbreitet. Diese Durchbrüche altvulkanischer Gesteine sind weit verbreitet auch innerhalb jenes, den nördlichen u. südlichen Granitzug trennenden Sandsteinplateau's, welches im Quellgebiet des Mackenzie seine größte Erhebung zu haben scheint, wo er in Bergreihen mit den charakteristischen ruinenartigen Formen und Felsschluchten härterer Sandsteine zertheilt ist. Der höchste der gemessenen Gipfel unter den vielen isolirten Kegelbergen, die in dem westlichen Quellgebiet des Warrego und Victoria liegen, ist der Mount King von 2730 Fuß; rasch senkt sich von ihnen das Land zu den Niederungen des Innern. Die imposantesten, noch ungemessenen Reihen hoher Trachytberge bietet die Peakkette mit dem Gilbertsdom und anderen. Ihr ebenfalls abweichendes Streichen aus Nordwesten nach Südosten weist uns zum Broadsund und seinem Gebirgszuge. Zu einem mächtigen Plateau, bedeckt von neuen basaltischen Laven, erhebt sich der Basalt über dem ältern Gebirge im Quellrevier des Burdekin und Lynd.

Daß der rothe Sandstein des ausgedehnten Tafellandes, welches sich durch eine Ebene vom Meere getrennt längs der Südseite der Carpentariabai durch das Arnhemsland und längs der Nordwestküste hinzieht, zum alten rothen Sandstein gerechnet wird, erwähnten wir schon. Im Arnhemsland besitzt es eine Höhe von 3000—4000 Fuß u. setzt in steilen Felsterrassen nach Nordwesten zu dem darunter hervortretenden Granit ab, der den Sandstein der nördlichen Küste vom südlichen trennt. In die nordöstliche Fortsetzung jenes Granits fällt der Granit und Porphyr des nordöstlichen Vorsprungs der Halbinsel im Osten vom Kap Dale. Auch an der Westküste kennen wir das Auftreten des Porphyrs, an der Küste zwischen Kap Londonderry und Levesque, wo er mit Syenit im Gebiet des in pittoresken Bergformen auftretenden Sandsteins vorkommt; ferner auf dem Dampiersarchipel und am Schwanenfluß, wo er den Granit der Darlingskette durchbricht, der dort mit ältern Sedimentbildungen zusammen vorkommt. Während an den nördlichen Küsten sich neuer Korallenkalk fortdauernd bildet, entsteht an den außertropischen Küsten ein aus zertrümmerten Konchylien zusammengebackener Kalkstein.

Unsere Kenntniß des Innern ist beschränkt auf die Umgebung des Torrensee's, auf den östlichen Theil des Flachlandes und Stuarts Route. Rasch senken sich, so weit man sie kennt, die randlichen Hochländer des Ostens gegen das Innere. Ueber 180 deutsche Meilen direkt vom Meere entfernt, besitzt der Victoria nur 700 Fuß Höhe über dem Meere, in 124 Meilen Entfernung der Darling nur

300 Fuß, der Spiegel des Torrensbeckens liegt vielleicht selbst etwas tiefer, als der des Meeres. Von der Verbreitung mariner Tertiärschichten von Melbourne bis Darling war schon oben die Rede. Weit verbreitet sind kleine Salzlagunen, Salzboden, lose Sande, Lehm und Thon, welche alle zusammenwirken, die Flachländer zur trockenen Zeit sowohl, als auch, wo Thon herrschend ist, zur Regenzeit so ungastlich und abschreckend für den Reisenden zu machen.

Was die geologische Geschichte des Kontinents betrifft, so läßt sich aus den vorhandenen Daten schließen, daß A. einer der am frühesten über dem Spiegel des Oceans hervorgetretenen Theile der Erde war, daß es zur paläozoischen Zeit wohl als ein Archipel größerer und kleinerer Inseln erschien, die, vor der Ablagerung des alten rothen Sandsteins gewaltsam gehoben, zu größern Landmassen zusammentraten. In diese erste und letzte Zeit gewaltsamer Revolutionen fällt wahrscheinlich der Hauptdurchbruch der weit verbreiteten Porphyre. An den Gestaden jener Inseln lagerte sich das Steinkohlengebirge ab. Bodenschwankungen, Hebungen und darauf wiedererfolgte Senkungen erklären uns den Wechsel der im Meere abgelagerten Sandsteine mit den Landbildungen der Steinkohlenflötze. Ob die als permisch angesprochene Bildung des Sandsteins und Konglomerats über den Kohlen, die aber fast wahrscheinlicher dem Kohlengebirge selbst angehört, eine Meeres- oder Landbildung sei, ist noch zu entscheiden; wenigstens während des langen Zeitraums, in welchem sich in anderen Gegenden der Erde die Sedimentbildungen vom bunten Sandstein bis zum ältesten Tertiärgebirge ablagerten, war nach dem Stand unserer gegenwärtigen Kenntniß Neuholland seinem ganzen Umfang nach schon Festland. In die Zeit der basaltischen und trachytischen Durchbrüche, die, wie es scheint, mit einer Massenerhebung des Ostens verbunden waren, fällt dagegen wohl die Senkung, welche ein Eintreten des Meeres von Süden, vielleicht auch von Westen her, in das Innere des Landes bewirkte, der dann die letzte Hebung, die dem Kontinent seinen gegenwärtigen Umriß gab, folgte. Nach der Bildung des Barriereriffs im Nordosten des Landes scheint jener Theil des Landes gegenwärtig in langsamer Senkung begriffen, während die Tiefenabnahme an der Südküste seit Flinders Messung dort für eine entsprechende Senkung spricht. In der Zeit des Uebergangs- und Tertiärgebirgs sehen wir in Neuholland ganz die typischen Formen der gleichalterigen Formationen anderer Erdreiche. Am Schluß der Tertiärzeit dagegen tritt auf Neuholland eine Säugethierwelt auf, die ganz der gegenwärtigen dieses Erdtheils entspricht; Beuteltiere, von zum Theil riesiger Größe (Nothotherium hatte die Größe eines Rhinoceros), waren auch damals dort vorherrschend. Diese neuholländische Säugethierfauna steht so fremd den Faunen unserer andern gegenwärtigen Kontinente gegenüber, wie die der Liaszeit der gegenwärtigen europäischen; denn in jener frühen Zeit waren die ersten auf der Erde auftretenden Säugethiere Marsupialier oder Beuteltiere. Ebenso auffallend schließt sich die neuholländische Flora der Gegenwart an die Urflora an. Die Araukarien waren ebenso die ersten Nadelbäume zur Zeit der Steinkohlenformation Europa's, wie unter den Laubbäumen der ältesten Tertiärzeit Europa's neuholländische Formen, vor allen Proteaceen, die herrschenden sind; es ist, als ob Flora und Fauna des Erdtheils auf einer früheren Entwickelungsstufe der Erde stehen geblieben seien.

Gewässer. Ganz Neuholland hat nur ein einziges, theilweise entwickelteres Stromsystem, das des Murray, dessen ausgedehntes Gebiet von den südlichen Pyrenäen bis zum Mount King im Norden reichend, alle die aus dem größten Theil der südlichen Gebirge und von der ganzen Westabdachung des östlichen Hochlandes bis zur Breite der Herveybai nach Norden, Westen und Südwesten gerichteten Flüsse in sich sammelt. Freilich entspricht die Wassermenge dieses einzigen Hauptstromes nur wenig dem großen Gebiet, welches das des Euphrat und Tigris übertrifft, und nur der Murray selbst und sein rechter Zufluß, der Murrumbidge, sind auf weitere Strecken hin in neuester Zeit mit Dampfbooten befahren worden. So zahlreich die Zahl der Küstenflüsse im Osten ist, so sind es doch nur wenige, welche das ganze Jahr hindurch fließen: der Hunter, Brisbane, Fitzroy und Burdekin; dazu gesellen sich noch die, fast nur an ihren Mündungen bekannten größern Flüsse der Nord- und Nordwestküste; ihr Ursprung in höhern, von tropischen Regen betroffenen Hochländern ist der Grund ihres größern Wasserreichthums. Zwischen reicher Vegetation, tief hinein von Mangrovewäldern umsäumt, besitzen sie zum Theil malerische Ufer und sind zum Theil wenigstens eine Strecke mit Booten, selbst größern Schiffen befahrbar. Hierzu gehören der in seinem mittlern und obern Lauf uns bekannte Mitchell mit Lynd an der Westseite der Halbinsel York, der Albert- und Roperfluß in dem Carpentarialand; letzterer, dazu der Südalligatorfluß, Zuflüsse der Vandiemensbai, und der tiefe Adelaïde entspringen im Arnhems Hochland; sie sind sämmtlich von zahlreichen Krokodilen bevölkert. Der aus der Fitzroykette dem Cambridgebusen zuströmende Victoria hat den gleichen malerischen Charakter der Ufer, die Tiefe und Schiffbarkeit im untern Lauf. Bedeutende Flüsse der Westküste sind noch der Zufluß der Brunswickbai, der Glenelg, und der Fitzroy im Kingssund; der Gascoyne nördlich von der Haifischbai u. der Schwanenfluß, beide von einem kurzen Lauf, trocknen jährlich aus. Das sind im Vergleich mit der Größe des Erdtheils nur wenige dauernd fließende Gewässer; kein anderer Erdtheil ist so arm daran. Der orographische Bau des Landes mit den ausgedehnten Hoch- u. Tiefebenen, den vorherrschenden Sandsteinen, in denen das Wasser leicht versickert, die geringe Ausdehnung von Gebirgsländern, auf denen regelmäßiger Schneefall Statt findet, tragen zu diesen ungünstigen Verhältnissen ebenso viel bei, als die im außertropischen A. geringe Regenmenge und der durch den ganzen Erdtheil Statt findende Wechsel einer trockenen und Regenzeit. Eine Folge davon ist, daß die meisten Bäche und Flüsse zur trockenen Zeit versiegen, so daß höchstens eine Reihe längerer oder kürzerer Weiher und Wasserlöcher übrig bleibt, die in den Flüssen sich hinter Bänken festen Gesteins, die den Fluß durchsetzen, oder auf thonigem Grunde erhalten. Selbst die größeren, wasserreichen Flüsse lösen sich, mit Ausnahme der oben genannten, wenigstens beim Eintritt in die Ebenen in einzelne Teiche auf. Dort schwächt sich außerdem ihr Lauf durch die verstärkte Verdunstung bei langsamem

Lauf und vielfacher Vertheilung oft in ein Netz von Armen. Der geringe Fall ist Ursache, daß manche derselben, wie der Macquarie, sich zur Regenzeit in große Sümpfe ausbreiten, die nach Aufhören derselben wieder austrocknen. Sie besitzen alle ein doppeltes Bette: ein schmales, meist von Casuarinen eingefaßtes welches ihr gewöhnliches ist, und ein breites, in dem große Eucalypten wachsen u. beweisen, wie nur in Ausnahmsfällen das ganze Bette vom Flusse erfüllt wird. Bei der Regenarmuth des Landes, die so groß ist, daß Sturt auf seiner berühmten Reise die Fußtritte seiner Pferde in einem Flußbette nach 3 Jahren bei der Heimkehr noch unversehrt vorfand, darf es uns nicht auffallen, daß manche der Flüsse des Innern oft in Jahren nicht fließen; dies gilt von dem Victoriacreek, der, aus der Gegend des Kingsbergs kommend, unter dem Namen Coopers und Strelitzki's Creek zu dem Werta-Wertasee im Norden des Torrensee's führt. Uebrigens ist das Land, wenn auch arm an Flüssen, doch immerhin ziemlich reich an einzelnen Quellen; dem Reisenden wird es freilich oft schwierig, sie zu finden. Er verfolgt zu dem Ende, wo er nicht in und zur Seite der trockenen Flußbetten nach Wasserlöchern suchen kann, die Grenzen verschiedenartiger Gebirgsformationen, achtet auf Stellen mit lebhaft grünender Vegetation, auf den Flug der Vögel, die ihre Wasserplätze aufsuchen. Die geologische Gestaltung des Landes macht es wahrscheinlich, daß manche selbst wasserleere Gegend durch gegrabene Brunnen einer größern Kultur gewonnen werden könne. Von den einz lnen Flüssen entspringt der in den Alexandrinasee sich ergießende Murray n dern Australalpen und empfängt von ebendaher links den Ovens, während ihm von rechts zuerst der Murrumbidge ebendaher mit dem Lachlan aus den blauen Bergen zufließt; der letztere u. alle folgenden besitzen schon ganz den oben geschilderten Charakter der übrigen australtropischen australischen Flüsse; so auch der dem Murray zufließende Darling (Barwan), dessen Quellen an den Westgehängen des Hochlandes von Neuengland liegen, während sein weites Quellgebiet nordwärts mit dem Maranoa bis zu dem Plateau am Kingsberge reicht, welches gleich dem Fichtelgebirge seine Gewässer nach allen vier Weltgegenden sendet. Dem Darling fließen der Condamine, im untern Lauf Narran, von den Darlingdowns auf der rechten Seite, links der Peelfluß, Gwydir, Macquarie, Bogan u. a. zu. Von jenem genannten Plateau, auf dem der Mount King sich erhebt, fließen dem Innern noch zu: der Warrego und Victoria oder Bareoo, nach Osten u. Norden die Quellflüsse des Mackenzie. Außer den oben genannten 4 Flüssen der Ostküste, von denen besonders der Burdekin ein weites reiches Gebiet bewässert, besitzt dieselbe nur zahlreiche, in der trockenen Jahreszeit versiegende Küstenflüsse; leider sind die Mündungen der meisten Flüsse der Ostküste durch Barren geschlossen, so daß sie wenigstens für größere Schiffe bis jetzt unzugänglich sind. Zu den merkwürdigsten Zügen der Hydrographie A.s gehört die Gruppe zahlreicher Seen an dem Nordende der Spencerbai, deren Wasserstand sehr wechselt mit dem Gang der Jahreszeiten, und in denen mit dem Wachsen und der Abnahme der Wassermenge ebenso der Salzgehalt wechselt. Der größte ist der Torrensee, mehr ein ausgedehnter Salzsumpf, als ein bleibender See, da er in der Sommerszeit großentheils austrocknet und an seinen Rändern sich mit Salz bedeckt. Um ihn gruppiren sich außer zahlreichen kleineren Seen der beträchtliche Gregorysee, ein Süßwassersee im Norden, der Werta-Wertasee, Lake, Blanche u. a. im Nordosten. Der erste Entdecker dieser letztern Seen glaubte sie im Zusammenhang stehend, u. daher kommt auf den Karten der große See, der im Bogen die Flinderskette umgeben soll. Andere kleinere Salzseen liegen im Osten der Südwestküste. Von den Flüssen des Innern war bei Stuarts Reise die Rede.

Klima. Seiner Lage nach gehört A. im Norden der Zone mit tropischen Sommerregen, im Süden der außertropischen oder ektropischen mit Winterregen an. Die Grenze beider Gürtel liegt an der Ostküste in der Gegend der Moretonbai, im Innern in der Waterhousekette, im Westen im Dampierland. Da aber das australische Festland auf der südlichen Halbkugel liegt, so sind natürlich die dortigen Jahreszeiten den unsrigen entgegengesetzt. December, Januar u. Februar bilden dort den Sommer, Juni, Juli, August den Winter; der neuholländische Frühling beginnt im September und der Herbst im März. Zu Anfang des Frühlings zeigt sich im östlichen Theile des Festlandes hin und wieder zwar noch Kälte, allein im Allgemeinen herrscht hier Regenwetter vor, das die häufig wehenden kalten Winde unangenehm machen; das Ende des Monats September ist jedoch gewöhnlich schön. Der Oktober gilt für einen angenehmen Monat durch sein heiteres, mäßig warmes Wetter; gegen das Ende desselben treten aber als Vorboten des Sommers die periodischen Land- und Seewinde, auch bereits, obwohl nur selten, die heißen Nordwestwinde ein. Der November ist schon entschieden heiß, und seine trockene, nur durch einzelne heftige Gewitterstürme unterbrochene Dürre zeigt, daß er bereits großentheils dem Sommer angehört. In Westaustralien ist der Frühling meist wolkig, nebelig u. regnerisch. Der mit dem December beginnende Sommer gilt in Neusüdwales für die angenehmste Jahreszeit; die Hitze ist im Ganzen sehr drückend, und wenn sie an der Küste auch durch die Seewinde gemildert wird, so verlieren diese doch im Innern an Kraft, und namentlich gilt die Zeit der Windstille zwischen dem Wechsel dieser periodischen Winde für die lästigste Jahreszeit. Außer an feuchten Stellen verdorren im Sommer Gras und Pflanzen, und nur die zwar sehr heftigen, aber eben nicht sehr häufigen Gewitterstürme erfrischen die Vegetation. Schon der December ist einer der heißesten Monate des Jahres, und in ihm reifen bei Sidney die meisten Früchte; der heißeste aber ist der Januar, der Erntemonat an der Ostküste, wogegen im Februar die zunehmenden Gewitter und Regen, sowie starke Wechsel in der Tagestemperatur schon das Ende des Sommers anzeigen. In Westaustralien scheint der Sommer auch trocken zu sein, wenigstens fällt an der neuholländischen Westküste wenig Regen, mehr freilich an der Südküste der Kolonie Westaustralien (z. B. bei Albany), welche Gegend jedoch den stets Regen bringenden oceanischen Winden ganz besonders ausgesetzt ist. Den Eintritt des Herbstes bezeichnen in Neusüdwales starke Regengüsse bei anfangs noch sehr warmem Wetter; die Vegetation wird dadurch erfrischt, es beginnt

gleichsam ein zweiter Frühling. Der März ist gewöhnlich sehr regnerisch und veränderlich, auf sehr schöne heiße Tage folgen oft schon kühle Nächte; im April nehmen die Regengüsse noch zu, obgleich sie, wie überhaupt in Neuholland, nicht anhaltend, dafür aber sehr heftig sind. Die Verschiedenheit zwischen der Tages- und der Nachttemperatur steigt, und man beginnt in Sidney und andern Theilen von Neusüdwales Abends ein Kaminfeuer anzuzünden. Auch im Mai fällt Anfangs noch häufig Regen, gegen das Ende dieses Monats aber beginnt bereits beständiges und klares Wetter. In Westaustralien wechselt im Herbst schönes klares Wetter mit starken Regengüssen. Den Winter betrachtet man in Neusüdwales als die schönste und angenehmste Jahreszeit, und er übt zugleich auf die durch die Tropenhitze geschwächten Konstitutionen der Europäer einen sehr heilsamen und erfrischenden Einfluß aus. Die Schönheit des neuholländischen Winters liegt besonders in dem beständigen klaren Wetter; es regnet wenig, und der in den kühlen Nächten stark fallende Thau erhält die Vegetation lange frisch. Die Tage sind nicht kalt, nur sehr angenehm kühl; es fällt an der Küste kein Schnee, man kennt bloß Reif. Landeinwärts an der Küstenebene von Neusüdwales friert es nur selten und wenig. Schnee fällt nur im Gebirge, und die Sonne behält selbst auf den Hochebenen von Bathurst und Argyle, wo die Kälte anhaltender ist, stets Kraft genug, um den über Nacht gefallenen Schnee in den Ebenen u. Thälern schnell zu schmelzen. Der Juni gilt für einen der kühlsten Monate, das Wetter ist stets rein und klar, die Tage sind angenehm kühl und nur die Nächte kalt. Bestimmter treten alle diese Erscheinungen im Juli, dem kältesten Monat des Jahres, hervor; der Regen wird immer seltener, der Thau stärker, u. über den Flüssen und Sümpfen liegen des Morgens dicke Nebel. Aehnliche Witterung herrscht den August über oft bis in den September, zuletzt aber wird der Regenmangel fühlbar, und Hirt und Landmann sehnen sich nach dem Frühlingsregen. In Victoria finden wir in den Monaten December bis Februar eine mittlere Temperatur von über 15° R. bei sehr geringem Regenfall, im Februar nur 0,95 Zoll, während die mittlere Temperatur in den Monaten Juni bis August wenig über 8° R. beträgt; auch in den regenreicheren Monaten April, Mai, August u. September beträgt die Regenmenge nur 3—4 Zoll, und nur im November erreicht sie 4,27 Zoll, bei einer jährlichen Regenmenge von 30 Zoll nach sechsjährigen Beobachtungen. Wie groß der rasche Temperaturwechsel in Südaustralien übrigens ist, erfuhr Crawford in den Greysbergen, wo am 7. Juli Nachts Eis fror, während am Tage 17—34° R. Wärme waren. In der Kolonie Westaustralien ist der Winter eben so mild u. angenehm wie in Neusüdwales. An der Küste ist Reif nicht häufig, Frost nur selten; indeß scheint der Winter hier regnerischer zu sein, als dort. An der neuholländischen Nordküste, welche nur etwa 12 Grade vom Aequator entfernt ist, also entschieden der heißen Zone angehört, ist der Verlauf der Jahreszeiten durch die Mussons oder halbjährlich aus einer Richtung wehenden Winde bedingt und scheint ungefähr in der Art wie in Indien vor sich zu gehen. Die Regenzeit, die ungesunde Hälfte des Jahres, beginnt hier mit Anfang Oktobers und dauert bis zum April oder Mai; sie ist durch schwüle Hitze, Feuchtigkeit der Atmosphäre und heftigen, wenn auch nicht anhaltenden Regen sehr unangenehm und (auf der Insel Melville und in einzelnen Gegenden der festländischen Nordküste) für den menschlichen Organismus höchst nachtheilig. Im Anfange des Maimonats hören die Regen auf, die Luft wird reiner und trockener, und es beginnt die gesunde Jahreszeit, welche zugleich die angenehmste ist. Aber es fällt kein Regen, und der starke Thau ist nicht überall im Stande, die Vegetation zu erhalten; daher zeigen sich gegen den Eintritt des Westmussons die Folgen der Dürre, die übrigens an der Nordwestküste noch weit heftiger und anhaltender ist, als an der Nordküste. Die Erscheinungen, welche die Jahreszeiten in der südlichen Hälfte des australischen Festlandes darbieten, vornehmlich die Milde und Regelmäßigkeit der Temperatur, sowie die Trockenheit und Dunstlosigkeit der Atmosphäre, machen es begreiflich, wie das Klima hier jederzeit als eines der gesundesten der Erde hat gepriesen werden können. Selbst das Tropenklima an der Nordküste ist, wenn auch nicht so gesund wie im südlichen Theil Neuhollands, doch keineswegs so ungesund wie z. B. das der unter gleichen Breitengraden liegenden Gegenden der afrikanischen Westküste. Krankheiten kommen in Neusüdwales wie auch in West- und Südaustralien selten vor, u. ansteckende fehlen ganz, bis auf eine Pockenepidemie, die binnen 60 Jahren die Ureinwohner zweimal befallen hat, und eine Influenza, die 1830 den ganzen südlichen Ocean überzog. Das Untertassen der Pockenimpfung hat den Kolonisten keinen Schaden gebracht, Fieber kommen nicht oft vor, und jetzt ist in Neusüdwales die häufigste und gefährlichste Krankheit lediglich die Ruhr, aber auch nur in Folge der hier auf die unglaublichste Weise herrschenden Trunksucht. Die nachtheiligste Seite des in Neusüdwales herrschenden Klima's besteht in seiner Dürre, die hier bisweilen mehre Jahre anhält und dann natürlich die traurigsten Folgen für den Landbau und die Viehzucht herbeiführt. Die Kolonie hat seit ihrer Gründung eine Dürre dieser Art viermal auszustehen gehabt: 1789, 1814, 1826 und 1838.

Pflanzenwelt. Fast allen Reisenden, welche den Boden A.s betreten haben, ist die Einförmigkeit der Vegetation aufgefallen. Den Grund dieser Einförmigkeit bei einem nicht unbedeutenden Reichthume an Pflanzenarten liegt zunächst darin, daß einzelne, noch dazu durch sehr bestimmte und in den Arten wenig Verschiedenheiten darbietende Geschlechter u. Familien entschieden vorherrschen. Die Blätter der vorherrschenden Pflanzen, die zu ihrer Erhaltung in einem so trockenen Lande wesentlich an das Licht gewiesen sind, stehen vertikal und haben überdies auf beiden Seiten gleiche Spaltöffnungen. Diese mit der Beschaffenheit des Klima's aufs Engste zusammenhängende Erscheinung benimmt den Blättern der Bäume den Glanz und die Frische, welche sie in der nördlichen Hemisphäre auszeichnen; die Blätter sind fast stets hart und starr, zum Theil lederartig, selbst holzig. Daher giebt es auch fast keinen Baum im Lande, der seine Blätter verliert, wohl aber geschieht dies sehr gewöhnlich mit der Rinde, was das finstere Ansehen der Wälder noch erhöht. An Schönheit der Blumen wird zwar A. nicht leicht von einem andern Lande übertroffen; aber die dortigen Blumen sind ebenfalls sehr einförmig gebildet,

meiſt geruchlos, dafür aber ſehr honigreich. An eßbaren Früchten iſt der größte Mangel, überhaupt liefert die Vegetation, abgeſehen von verſchiedenen erfriſchenden Beeren an Bäumen und Sträuchern, beſonders im tropiſchen Theil, dem Menſchen nur wenig Nahrung, ein Umſtand, der auf die Ausbildung der Ureinwohner ſehr nachtheilig eingewirkt hat. Das Holz der meiſten Bäume iſt harzreich und aromatiſch, daher ſault es ſchwer; aber gutes Bauholz iſt es eben deshalb, mit Ausnahme der nordöſtlichen Küſten, ſelten. Bemerkenswerth iſt, daß eine Breitenausdehnung von 30 Graden auf die auſtraliſche Vegetation verhältnißmäßig nur geringen Einfluß ausübt, es zeigen ſich überall, wo man landen mag, dieſelben Pflanzenformen. Der abgeſchloſſene Charakter der Flora A.s ſpricht ſich ſowohl in der Art des Auftretens, als in vielen eigenthümlichen Pflanzenformen aus. Ganz eigenthümlich ſind die ſchattenloſen Wälder ohne Unterholz, aber mit reichem Graswuchs am Boden, Gummibäume (Eucalyptus) und mehre ſchönblühende Myrtaceen mit ſenkrechtem Laub, die ſogenannten blattloſen Akazien, die ſchachtelhalmähnlichen Eichen der Koloniſten oder Caſuarinen, die cypreſſenähnlichen Fichten oder Callitris. Im Gegenſatz zu dieſen lichten parkähnlichen Waldungen bildet der weitausgedehnte Scrup dornige, undurchdringliche Dickichte ohne Graswuchs am Boden, gebildet aus ſtrauchartigen Akazien, Eucalypten, Proteaceen (Grevillea, Hakea, Banksia). Trotz ſeines Reichthums an ſchönen Blüthen iſt doch ſein Anſehen düſter durch das vorherrſchende Graugrün ſeines Laubes; dazu kommen die weiten, zur trockenen Zeit gelben Grasfluren, zum Theil aus ſtachelähnigen Gräſern (Spinifex squarrosus), voll herrlich blühender, vorherrſchend rother Leguminoſen u. gelber Kompoſiten, unter denen bis Neuholland auch viele Immortellen vorkommen. Weithin ſichtbar ſind die ſie durchziehenden Flußbetten durch das Grün der ſie begleitenden Bäume. Dann ſind die großen Salzbuſchebenen reich an ſaftreichen Chenopodiaceen, dem gern aufgeſuchten Futter der Schafe. Selbſt die meiſten Wüſten bedecken ſich, wenn ein Regen ſie befeuchtet, mit Gräſern und Kräutern und werden zu Weidegründen. Zu den charakteriſtiſchen Formen gehört auch der auf trockenen Sandſteinhöhen erſcheinende Grasbaum (Xanthorhoea).

Nirgends zeigt ſich die Vegetation ſo abhängig von dem Gebirgsgeſteine, wie in Neuholland. Auf den großen Sandſteinebenen finden ſich meiſt nur Geſtrüppe und ſchlechte Weiden, während die parkähnlichen Striche mit den ausgezeichnetſten Futterkräutern ihre üppige Vegetation dem Granit-, Porphyr- und Baſaltboden verdanken. Der Kalkboden trägt Bäume von hohem Wuchſe und ungeheurer Größe. Am reichſten ſind die feuchten Schluchten der gebirgigeren Gegenden; manches krautartige Gewächs erinnert hier an Europa, wie denn ſelbſt unſer Gänſeblümchen ſeinen Vertreter findet; aber der Blick auf die fremdartigen Sträucher, darunter die ſchönblühenden Theebäume (Leptospermum, Melaleuca), ſtört die Illuſion. Nur die Flora der Waſſerteiche iſt der unſrigen ähnlich: Rohr, Binſen, Waſſerroſen, worunter freilich auch die blaue, erinnern ganz wie die Thierwelt derſelben an die übrige Welt. Durch ihre eigenthümlichen ſchönen Palmen erinnert die Oſtküſte bis Kap Howe an die tropiſche Zone; aber erſt von der Morelonbai an tritt der tropiſche Charakter der Waldung mit ihren Schlinggewächſen u. ſogenannten paraſitiſchen Orchideen auf. Im Innern A.s traf Stuart am Fuße der hohen granitiſchen Macdonnellsberge (unmittelbar nördlich der Weterhouſeberge) die erſten tropiſchen Pflanzen; Palmen, Kautſchukbäume (Ficus), wildes Zuckerrohr. Reicher ſind die tropiſchen Formen im nördl. A., wo zu den genannten auch die Sagopalme (Cycus), die fruchttragenden Eugenien u. Chryſobalanen, die Pandanusarten kommen u. zwiſchen den neuholländiſchen Pflanzen auftreten, ſo daß trotz der tropiſchen Formen der Charakter der Flora doch der dem auſtraliſchen Feſtland eigenthümliche bleibt. Wie im Norden die hinterindiſchen Formen hinzutreten, ſo von der Moretonbai nordwärts längs der Küſte auch die Nadelhölzer der Inſelflora, wenn auch in eigenthümlichen Formen (Araucaria Cunninghami und die bis auf 200 Fuß Höhe ſteigende A. Bidwilli, Bäume, die 100—150 Fuß hoch werden). Die Hochgebirge des Südens bleiben in ihren Bäumen und Sträuchern dem neuholländiſchen Charakter treu. Strauchencalypten vertreten hie die Stelle des Knieholzes. Wunderbar iſt bei aller Einförmigkeit im Totalcharakter die Mannichfaltigkeit nicht nur der ſpecifiſchen Entwickelung, ſondern auch ſelbſt der Gattungen nach den verſchiedenen Lokalitäten; ſelbſt zahlreiche Gattungen kommen nur im Weſten oder im Oſten vor. Eine Folge dieſer lokalen Entwickelung iſt, daß von der Flora dieſes ſcheinbar ärmſten Landes der Erde gegenwärtig wohl an 9000 Arten in den Herbarien Europa's vorhanden ſind. Robert Brown zählte deren ſchon 4200 in ſeinem „Prodromus Florae Novae Hollandiae" auf. Die artenreichſten darunter ſind die Akazien u. Eucalypten, von denen man mehre hundert Arten von dort kennt u. die wohl $^3/_4$ aller dortigen Wälder bilden. Die Familie der Heidegewächſe iſt beſonders im ſüdlichen A. vertreten, aber nicht durch Eriken, ſondern durch Epacrideen. Groß iſt die Zahl der geſchätzten Zierpflanzen, welche aus Neuholland in unſere Gewächshäuſer eingeführt worden ſind. Der einheimiſchen Flora ſind viele Kulturgewächſe, begleitet von zahlreichen Unkräutern, eingebürgert worden; außer Getreide ſelbſt Wieſengräſer, mit unſern Gemüſen, Obſtbäumen.

Thierreich. Neuholland bildet das Reich der Beutelthiere, denn außer Fledermäuſen, dem fliegenden Hund (Pteropus) u. im Norden einigen Nagethieren a. dem wilden Hund (Dingo) bilden Beutelthiere mit dem anatomiſch ſich an ſie anſchließenden merkwürdigen Schnabelthier u. Ameiſenigel die ganze Säugethierfauna A.s. Unter 131 von dort bekannten Säugethieren ſind $^3/_4$ Beutelthiere, welche die Stelle der Grasfreſſer, der Nager, der Raubthiere anderer Erdtheile vertreten. Neuholland beſitzt dagegen nicht ein einziges einheimiſches Huſthier. Das wichtigſte der jagdbaren Thiere Neuhollands iſt das Känguruh. Zahlreich u. zum Theil in ſehr ſchönen Formen vertreten ſind die Vögel. Der neuholländiſche Strauß oder Emu, eigenthümliche Tauben, Trappen u. Hühner, welche zum Theil ihre Eier nicht ausbrüten ſollen, die prächtige Mänura, zahlreiche Papageien, worunter ſchwarze Kakadu's u. a. m., u. die eigenthümlichen Erdpapageien, unter den Eisvögeln der große lachende Jacka (Dacelo), unter den Singvögeln zahlreiche Honigſau-

ger, zwischen den bekannten Formen der Wasservögel der schwarze Schwan, dies die Charakterthiere des Erdtheils. Arm ist das Land an Raubvögeln. Unter den Eidechsen besitzt A. eigenthümliche Formen, wie den Hydrosaurus. Während das Festland arm an Fischen ist, kommen Süßwassermuscheln in Menge vor, an den Nordküsten auch Trepang. Von Insekten ist die europäische Biene eingeführt worden, doch gibt es auch einheimische honigbereitende Arten, außerdem viel Schmetterlinge, Heuschrecken, Ameisen, in den tropischen Theilen auch Termiten. Durch die Kolonisten ist eine neue Thierwelt eingeführt worden, und Rinder u. Schafe vor allen haben sich außerordentlich schnell über das Land verbreitet, was sich aus der Gesundheit des Klima's, der Nahrhaftigkeit der Gräser u. der Abwesenheit der Raubthiere zum Theil erklärt. Viehzucht ist die Basis des gesellschaftlichen Zustandes der europäischen Australier geworden. Aber auch andere Thiere sind den Kolonisten gefolgt, z. B. Ratten in großen Schwärmen, manche Insekten ꝛc.; selbst Jagdthiere sind eingeführt worden.

Mineralien. So arm Neuholland an einheimischen Nutzpflanzen u. Nutzthieren ist, wovon es der übrigen Welt nicht eine einzige Species zugeführt hat, so reich ist es an nutzbaren Erzeugnissen des Mineralreichs. Bis auf die neueste Zeit wähnte man, daß das australische Festland davon nur etwa Steinkohlen (woran namentlich der nördliche Theil der Kolonie von Neusüdwales reich ist) u. Salz (außer dem Seesalz sowohl Quell- als Steinsalz), aber keine Metalle besitze. Allein es sind nicht nur in den letzten Jahren Erzlager von Kupfer, Blei, Eisen, Zinn und Silber an verschiedenen Orten entdeckt worden, sondern, nach den seit 1851 in Neusüdwales aufgefundenen Goldspuren zu urtheilen, ist das kontinentale A. wahrscheinlich das goldreichste Land der Erde. Die ganze Kette der blauen Berge und der Australalpen hat sich, so zu sagen, als ein großes Goldlager ausgewiesen. Aber nicht nur die beiden Kolonien Neusüdwales und Victoria (wie die Kolonie Port Philipp jetzt genannt wird) besitzen unermeßliche Goldschätze, sondern auch die Kolonie Südaustralien und, wie es scheint, zum Theil selbst West- und Nordaustralien kann sich eines ähnlichen Goldreichthums rühmen. In Neusüdwales hat man seit dieser Entdeckung bis Ende 1822 bereits Gold im Werthe von 6 Millionen Pfund Sterling gewonnen. In der Kolonie Victoria wurden nach deren Hauptstadt Melbourne schon am 12. Decbr. 1851 nicht weniger als 23,000 Unzen Goldes als Ausbeute einer einzigen Woche auf einmal eingebracht. Da seitdem beständig neue Goldlager entdeckt wurden, so nahm seit Anfang 1852 in Folge davon die Einwanderung reißend zu u. gewann das Ansehen einer wahren Völkerwanderung. Städte wuchsen über Nacht auf wie Pilze; Melbourne gedieh schnell zur großen Stadt mit einer Bevölkerung von 40,000 Seelen. Die allgemeine Aufmerksamkeit wendete sich später vornehmlich zwei neuen Goldlagern zu; das eine ist auf den Lokalkarten unter den Namen Sharps Run Diggings verzeichnet, das zweite, der Daisyhügel, ist ungefähr 30 Meilen vom Forest Creek entfernt, auf der Hauptstraße von Adelaïde nach Mount Alexander. Goldklumpen von 6—8 Unzen Gewicht waren daselbst keine Seltenheit. Die Entdeckung großer Goldlager in Bingara war in sofern von unberechenbarer Wichtigkeit, weil dadurch der Beweis geliefert wurde, daß die Goldregion sich auch gegen Norden hinzieht. So dehnen sich denn die Goldlager, in soweit man sie bis jetzt kennt, von den Gefilden Victoria's bis zu denen von Bathurst, in einem Gürtel aus, der mehre hundert englische Meilen lang ist u. dessen Breite sich noch gar nicht bestimmen läßt. Nach amtlichen Angaben wurden vom Oktober 1851—52 verschifft 1,240,528 Unzen, deponirt 310,373, ins Probiramt von Adelaïde eingezahlt 264,517, durch Privatpersonen exportirt 337,200; in Privatbänden zu Melbourne und Geelong waren 100,000, in den Händen von Gräbern u. dergl. 280,000 Unzen. Die letzten beiden Angaben beruhen zwar auf Wahrscheinlichkeitsberechnungen, doch sind sie eher zu klein, als zu groß, und somit stellt sich der Ertrag der Victorialager allein in 10 bis 11 Monaten auf 5,532,422 Unzen heraus. Vom 1. Oktober 1851 bis 30. December 1852 war nach einheimischen Angaben die ungeheure Masse von 2,513,232 Unzen Goldes nach Melbourne und Adelaïde befördert worden. Und dies war nur ein Theil des Ertrags der australischen Goldgruben, da große Quantitäten unmittelbar durch die Gräber theils in die Städte verschleppt, theils nach den verschiedenen Hafenplätzen zur Verschiffung gebracht worden waren. Der Totalertrag aller Minen war auf 3,968,321 Unzen oder in runder Zahl 4 Millionen Unzen veranschlagt, die, zu 3¾ Pfd. Sterling per Unze gerechnet, ein Kapital von 15 Millionen Pfd. Sterl. repräsentiren. Die Zahl der Goldsucher an den verschiedenen Fundörtern wurde auf 100,000 geschätzt. Berichte aus A., die bis ersten März 1853 reichen, schätzen die wöchentliche Ausbeute bereits auf 145,000 Unzen, oder etwa 7 Millionen Gulden rheinisch. Später nahm die Ergiebigkeit der Gruben ab, weshalb sich auch die Bevölkerung in denselben schon im Laufe des Jahres 1854 um fast 20,000 Menschen verminderte. Dafür gedieh das Geschäft zu größerer Regelmäßigkeit, obwohl der Tiefbau immer noch sehr unbergmännisch betrieben wurde. Auch an Edelsteinen fehlt es, wenigstens im Innern des Landes, nicht. Bausteine, Kalk, Gyps, Walkererde ꝛc. sind im Ueberflusse vorhanden.

Bewohner. Das Festland von A. ist äußerst schwach bevölkert, denn die Zahl seiner Ureinwohner beläuft sich wohl schwerlich auf 100,000. Meinicke schätzt ihre Zahl auf nur 50,000. Die Küsten u. Flußufer sind die von ihnen besuchtesten Orte. Obgleich sie in allen Theilen A.s als ein u. dasselbe Volk erscheinen, was bei einem auf eine so große Länderstrecke zerstreuten Menschenstamme auffallend genug ist, so zeigen sich doch zwischen den Bewohnern einzelner Landstriche kleine Verschiedenheiten. Die Bewohner der Süd- und Westküste, sowie die der Insel Vandiemensland sind im Allgemeinen am rohesten und ungebildetsten; etwas weniger roh sind sie in Ostaustralien, an der Nord- und Nordwestküste, und an der Nordküste zeichnen sie sich vor allen übrigen durch einige Annäherung an einen Bildungszustand aus, was dem Verkehr mit den diese Küste den Trepangfangs wegen besuchenden Schiffen zuzuschreiben ist. Ohne Zweifel sind die Australier mit den Bewohnern des innern Gürtels der australischen Inseln stammverwandt, aber beide Abtheilungen dieses Menschenstammes stehen durchaus getrennt neben einander. Die Neuholländer können zwar hinsicht-

lich ihrer Körperbildung nichts weniger als schön genannt werden, doch sind die gewöhnlichen Vorstellungen von ihrer außerordentlichen Häßlichkeit übertrieben. Sie sind von mittlerer Größe, nicht ohne Muskelkraft, gewöhnlich schlank und gut gebaut, aber mager, und würden bei besserer Nahrung gewiß auch besser aussehen. Im Allgemeinen sind die Weiber häßlicher, als die Männer, doch soll es ihnen in der Jugend auch nicht an Reizen fehlen. Die so oft behauptete Aehnlichkeit mit den afrikanischen Negern, die diesem Menschenstamme selbst den unpassenden Namen Australneger verschafft hat, existirt in Neuholland gar nicht; sie beschränkt sich hauptsächlich auf die Hautfarbe, und diese ist wahrscheinlich gar nicht einmal schwarz, sondern wie es scheint, ein sehr dunkles Braun. Das Haar ist nicht wollig, sondern kraus, selbst häufig lang herabhängend u. stets schwach. Der Kopf ist im Verhältniß zum Körper zu groß u. der obere Theil desselben zu breit gegen den untern, schmälern u. vorspringenden, die Stirn breit und hoch, oben zurückgebogen, über den Augenhöhlen dicke Wulste bildend; die Augen sind klein und eingesunken, aber lebhaft und durchdringend, die Nase ist breit, flach u. wie eingedrückt; die Backenknochen sind spitzig, häufig stark vorspringend; der Mund ist unangenehm groß und breit, die Lippen sind dick, doch nicht aufgeworfen; das spitzige Kinn ist mit einem langen, buschigen Barte besetzt. Der Leib ist stark, besonders die Brust breit, der Bauch oft hervorragend, und der Körper würde überhaupt regelmäßiger geformt erscheinen, wenn nicht die unverhältnißmäßig langen Arme u. Beine so dünn und mager wären.

In Europa hat man bis jetzt im Ganzen sehr wenig Kunde von der Sprache oder den Sprachen der Eingeborenen des australischen Kontinents. So weit man bis jetzt Erfahrungen gemacht hat, ist der Klang u. der Bau der Worte in den verschiedenen Theilen A.s durchaus gleicher Art; die Wiederkehr desselben Worts mit derselben Bedeutung läßt sich in vielen Fällen rund um den ganzen Kontinent verfolgen, obwohl es natürlich in einem Lande von so ungeheurer Ausdehnung mancherlei Modifikationen erfährt. Dieselben Namen der Eingeborenen trifft man häufig in ganz entgegengesetzten Theilen des Kontinents; da nun allenthalben, so weit das Land den Europäern bekannt ist, die Eingebornen ihre Kinder nach irgend einem bemerkenswerthen Umstande benennen, der kurz nach der Geburt derselben sich ereignet, so ist eine Uebereinstimmung der Namen bei den Eingebornen wohl ein Beweis von Aehnlichkeit der Dialekte. Die Hauptursache, warum man so lange über diesen Punkt im Irrthum war u. die Sprachen Neuhollands für radikal verschieden hielt, liegt darin, daß die Sprache der Eingeborenen von A. einen großen Reichthum an Synonymen hat, von welchen viele ganz lokal erscheinen; so z. B. brauchen die Einwohner eines besondern Distrikts das eine Wort für Wasser, während die Einwohner eines benachbarten Distrikts ein ganz anderes, völlig verschiedenes dafür brauchen; dennoch fand man in solchen Fällen, daß beide Stämme die Worte, die der andere gebrauchte, recht gut verstanden. Eine Eigenthümlichkeit der Sprachen in den verschiedenen Gegenden besteht noch darin, daß Dialekte sehr entfernter Striche manchmal einander außerordentlich gleichen, während die unmittelbar neben einander bestehenden Dialekte bedeutend von einander abweichen. Da derselbe Umstand auch hinsichtlich der Sitten und Gebräuche Statt findet, so hängt dieses wahrscheinlich mit der Frage zusammen, wie dieser Stamm sich über ein so ausgebreitetes Gebiet verbreitete. Eingeborne von verschiedenen Theilen des Murrayflusses, des Murrumbidge und von Port Philipp sind mit Eingeborenen vom Königgeorgssund in Verkehr gebracht, spärliche Wörtersammlungen sind an einigen dieser Punkte gemacht worden, und Alles beweist klar, daß alle die verschiedenen Dialekte aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen sind. Was den Charakter der Sprache im Allgemeinen betrifft, so ist ihr grammatischer Bau bei weitem künstlicher, als man auf einer so niedrigen Kulturstufe des Volks erwarten sollte. Dagegen gibt es z. B. Zahlwörter in keinem australischen Dialekt weiter, als bis vier; was darüber geht, ist ihnen Viel. In den Kolonien, namentlich in den ältern, sind die einheimischen Dialekte mit den Eingebornen verschwunden; nur einige entflohene Verbrecher, die sich lange Zeit unter den Eingebornen aufgehalten, haben einige Kenntniß davon mit zurückgebracht.

Das milde Klima macht die Neuholländer gegen die Kleidung sehr gleichgültig. In der heißen Zone gehen beide Geschlechter durchaus nackt, außer daß man an einigen Frauen den mittlern Theil des Leibes mit Stücken Rinde oder mit Gras bedeckt sah. In andern Gegenden, vorzüglich in dem Berglande, sind häufig Mäntel von Opossum- oder Känguruhfellen im Gebrauch. Die Einwohner des Königsgeorgssundes (südlich vom Schwanenflusse und an der Südwestküste) tragen fast alle solche bis zum Knie reichende Mäntel. Eine noch allgemeinere Tracht, als dieser Mantel, ist der Gürtel oder Rud-le-bul, der aus zusammengeflochtenen Fäden von Opossumfell besteht. Vielfacher als die Kleidung sind die Verzierungen, mit denen die Neuholländer den Körper schmücken oder vielmehr verunstalten, wodurch sie einen so widrigen Eindruck auf die Fremden machen. Die allgemeinste und zugleich unangenehmste ist die Bemalung des Körpers mit roth, weiß und schwarz, und da sie den Farben Thran beimischen, so macht dies sie eben so schmutzig als übelriechend. Die rothe Farbe ist die gewöhnlichste, die Formen der Bemalung sind sehr verschieden, und nach ihnen unterscheiden sich die Stämme. Eine nicht weniger allgemeine Verzierung der Haut sind die tiefen Narben oder Einschnitte, die sich in der Regel nur bei Männern finden und durch Aufritzung mit scharfen Muscheln, am häufigsten auf der Brust, dem Rücken und den Armen gemacht werden; auch sie dienen zum Unterscheidungszeichen verschiedener Stämme. Gleichfalls allgemein ist die Sitte, die Haare mit Thran und Ocker zu bestreichen. In einigen Gegenden befestigt man mit Baumharz Zähne, Knochen, Federn ꝛc. daran; in andern Gegenden wird auch eine Art Haarnetz getragen, das aus Fäden von Opossumfell geflochten und mit Thran und Ocker bestrichen ist. Hals- und Armbänder, öfters aus Zähnen gemacht, sind ebenfalls gebräuchlich. Sehr verbreitet ist der das Gesicht äußerst entstellende Nasenschmuck: man durchbohrt die Nasenwand und steckt Stücke Holz, Knochen, seltener Federn, doch nicht jederzeit, sondern nur bei feierlichen Gelegenheiten durch die Oeffnung. Ferner ist die Sitte sehr

herrschend, daß man bei Männern einen oder auch zwei Vorderzähne in dem obern Kinnbacken mit Steinen ausschlägt.

Ungeachtet des beständigen Umherziehens der Neuholländer haben sie doch auch Hütten, die in Gegenden, wo sie wegen Ueberflusses gewisser Nahrungsmittel länger aufzuhalten sich bewogen fühlen, errichtet und daher einige Zeit im Jahre bewohnt werden, sonst aber leer stehen. Diese Hütten liegen häufig beisammen und bilden kleine Dörfer von meist 5—10 Wohnungen. Sie sind äußerst einfach und roh, gewöhnlich 12 Fuß breit, sehr niedrig und gleichen einem spitzigen, auf der Erde ruhenden Dache, oder einem Kartenhause, dessen eine Seite offen ist, oder auch wohl halb durchgeschnittenen Bienenkörben. Das Fachwerk besteht aus in die Erde gesteckten und oben zusammengebundenen Zweigen, worüber Rindestreifen von Eucalypten gedeckt werden, u. vor der offenen Seite brennt ein Feuer. In einigen Gegenden sind diese Hütten auch größer, bequemer u. besser; besonders auf der Nordostküste findet man sie netter und zierlicher, als sonst wo, mit festerem Fachwerk u. sauber mit Gras oder Palmblättern bedeckt. Außerdem errichten die Neuholländer auf ihren Wanderungen zum Schutz gegen übles Wetter temporäre Hütten aus übergebogenen, im Halbkreise in die Erde gesteckten Zweigen, auch verschmähen sie nicht, in solchen Fällen zu hohlen Bäumen und Felshöhlen ihre Zuflucht zu nehmen, ja manche Stämme scheinen sogar in Felshöhlen zu leben.

An Geräthschaften haben sie Aexte von einem geschärften Stein, sägeartige Messer von Holz, woran scharfe Quarzstücke befestigt sind, hölzerne Spaten zum Ausgraben der Wurzeln, Gefäße aus Rinde, Blättern, Rohr ꝛc., oder Muscheln, hölzerne Schüsseln, Matten, Fischnetze, welche letztere mit Sorgfalt und Geschicklichkeit verfertigt sind. Kähne fehlen in vielen Küstengegenden ganz, und wo man dergleichen hat, sind sie kunstlos und roh. Am meisten besitzen die Küstenbewohner von Ostaustralien Kähne; die größten u. besten aber verfertigen die an der Nordostküste wohnenden Australier. Fischerei ist eine Hauptbeschäftigung derselben, selbst an den Küsten, wo ihnen die Fahrzeuge fehlen. Nicht minder betreiben sie die Jagd, wozu sie ihre halbgezähmten Hunde gebrauchen. Unter ihren Waffen ist die hauptsächlichste der Speer, der keinem Volksstamme fehlt. Die gefährlichste Waffe ist 12 Fuß lang und wird mittelst eines eigenen Instruments, das die Kolonisten Wurfstock nennen, geworfen. Im Gebrauche des Speers sind die Neuholländer übrigens sehr geschickt, sie werfen ihn mit großer Kraft und Genauigkeit. Andere Waffen sind der den Neuholländern eigenthümliche Bumerang oder Kilie, ein 2—3 F. langes gekrümmtes Holz, das gleichfalls geworfen wird u. im Fliegen einen Bogen beschreibt, der Wardi, ein kurzer, schwerer, an dem einen Ende dicker Stock, der als Keule dient, ein steinerner Hammer u. eine rohe Art Messer mit steinerner Schneide. Bogen u. Pfeile scheinen sie aber gar nicht zu kennen.

So roh auch die Neuholländer noch sind, so haben sie doch gewisse religiöse Vorstellungen; sie glauben an einen guten und an einen bösen Geist. Eben so haben sie einige Vorstellungen von einem zukünftigen Leben und eine Art von Priesterthum. In Ostneuholland heißen die Priester Karraji. Sie ertheilen in schwierigen Fällen Rath, heilen Wunden und Krankheiten und sagen die Zukunft vorher. Am Königgeorgssunde gibt es ebenfalls solche Priester, welche Mulgaradock heißen u. in mehre Grade zerfallen; sie sind hier hoch geachtet und gelten für Zauberer, die Gewitter, Regen und Krankheiten erzeugen und vertreiben können. Jährlich wird auf einem ebenen, vom Gras gereinigten Platze eine Art religiöses Fest gefeiert, u. der Hauptzweck dabei scheint das Ausschlagen der Vorderzähne bei den Knaben zu sein, wodurch diese zu allen Vorrechten der Männer gelangen. Die Todten werden theils begraben, theils verbrannt, wobei man gewisse Ceremonien beobachtet. Das Verbrennen geschieht auf kleinen Scheiterhaufen, auf die man, außer der Leiche, die Waffen und Geräthe des Todten legt, die auch dem Begrabenen in das Grab mitgegeben werden. Weit verbreitet ist der seltsame Wahn, daß die Weißen keine gewöhnlichen Menschen, sondern in veränderter Gestalt auf die Erde zurückgekehrte verstorbene Landsleute seien. Auch der Glaube an Gespenster und Geistererscheinungen ist allgemein, sowie der an Vorzeichen. Die Lebensweise der Neuholländer ist eine herumziehende, doch verweilen sie oft in einzelnen Gegenden länger, je nachdem sie ihnen besondere Hülfsquellen zur Ernährung darbieten. Die Männer verfertigen Waffen und Kähne, die Frauen sorgen für den Hüttenbau, die Bereitung der Geräthe, Matten ꝛc. Ist für die Wohnung gesorgt, so vertreibt man sich die Zeit mit Kämpfen, Tänzen, müßigem Umherziehen, bis der Hunger zu neuer Anstrengung antreibt. Der Tanz bildet ein Lieblingsvergnügen für beide Geschlechter. Man tanzt, gewöhnlich besonders dazu geputzt u. bemalt, Abends vor einem Feuer und im Kreise unter wilden Bewegungen und Verdrehungen des Körpers, doch nach einem bestimmten Takte. Es gibt verschiedene Tänze (Corroboris) für besondere Gelegenheiten; allgemein im Gebrauch sind die mimischen Darstellungen, besonders der Jagden. Jederzeit wird der Tanz mit Gesang begleitet.

Die Australier theilen sich in kleine Stämme, die gewöhnlich nur aus wenigen Familien bestehen und sich von einander durch verschiedene Formen der Waffen, Geräthe ꝛc, vornehmlich aber durch die verschiedene Bemalung des Körpers unterscheiden. Auch führen sie nach dem einem jeden zugehörigen Landstriche verschiedene Namen. Der Raum, den die einzelnen Stämme durchwandern, ist, da sie den ihnen zugehörigen Distrikt nicht zu verlassen scheinen, nur klein, und die Verbindung zwischen ihnen gering; sie dehnt sich selten über die benachbarten Stämme aus; nur im Flachlande der Südostküste scheinen die Eingeborenen weitere Landstriche zu durchwandern und in größeren Haufen sich zu versammeln. An Feindseligkeiten zwischen den einzelnen Stämmen fehlt es zwar nicht, doch sind grausame Kriege unter den Neuholländern bei weitem nicht so häufig und anhaltend wie unter den Bewohnern der Südseeinseln, und selten oder nie mit Menschenfresserei gepaart. Jeder einzelne Stamm besitzt ein besonderes Gebiet, über dessen Behauptung er streng wacht. Nur die Stämme des Binnenlandes scheinen unter Häuptlingen zu stehen, sowie auch die in einigen andern Küstengegenden. Die Polygamie ist zwar erlaubt; da jedoch die Erhal-

tung mehrer Frauen, obwohl diese auch für das Aufsuchen der Nahrungsmittel sorgen müssen, oft mit Schwierigkeiten verbunden ist, so kommt es selten vor, daß ein Mann mehr als zwei Frauen hat. Gewöhnlich wirbt der Mann um die Frau beim Tanze durch Geschenke. Die Sitte, Frauen zu rauben und unter allerlei Gewaltthätigkeiten in die Hütte zu schleppen, kommt meist nur in den Fällen vor, wo die Werbung abgewiesen wurde, oder wo die Frau aus einem fremden Stamme genommen wird, was nicht häufig geschieht.

Was den Charakter der Australier betrifft, so zeigte sich derselbe den Europäern bei der ersten Entdeckung des Landes und zeigt sich noch fortwährend da, wo nicht fremder Einfluß ihn unvortheilhaft geändert hat, in sehr günstigem Lichte. Wo der Europäer landete, fand er sie stets auffallend scheu und mißtrauisch; war jedoch diese erste Scheu durch kluge Behandlung besiegt, so zeigten sie sich freundlich, zuvorkommend und zutraulich; sie waren ebenso fern von der lästigen Zudringlichkeit der Südseeinsulaner, als von den Lastern, womit diese den Europäern jederzeit entgegentraten, von der Lust zum Stehlen und der Unkeuschheit, womit die Weiber sich gewöhnlich den Fremden anboten, sondern pflegten vielmehr ihre Frauen und Töchter sorgfältig zu verstecken. Von den heimtückischen Verräthereien und Ueberfällen, deren die Geschichte der Seereisen in der Südsee so voll ist, finden sich bei den Neuholländern, außer wo sie mit Fremden in Berührung gekommen sind und von diesen die ihnen ursprünglich fremden Laster angenommen haben, wenig Beispiele; doch sind sie selbst da vorgekommen, wo sie mit Europäern noch nicht in Verkehr getreten und auch von diesen in keiner Weise gereizt worden waren. So ward Leichhardts Lager überfallen, so Sturt angegriffen. Frohsinn und Heiterkeit ist ein Grundzug ihres Charakters; sie sind lustig, dabei gutmüthig, kenksam, gefällig, von Eigennutz meist frei. An Muth und Entschlossenheit fehlt es ihnen nicht, und trotz der vorherrschenden Milde und Sanftheit ihres Charakters sind sie zu Zeiten den heftigsten Gemüthsbewegungen unterworfen; doch gehen solche Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit stets schnell vorüber. Rachsucht wird da, wo sie in den Kolonien den Europäern betannter geworden sind, als der schlimmste Flecken in ihrem Charakter bezeichnet. Daß ihnen nicht alle Talente u. Anlagen abgehen, hat sich bei einzelnen Versuchen, sie durch Unterricht zu bilden, gezeigt. Im Allgemeinen aber haben sie eine entschiedene Abneigung gegen höhere Ausbildung bewiesen. Eine 50jährige Verbindung, die zwischen ihnen und den Kolonisten besteht, ist von keinem andern Einflusse gewesen, als daß sie ihren Charakter verschlimmert und sie mit den Lastern der Europäer bekannt gemacht hat. Weder Missionen u. Schulen, noch die Versuche, sie allmählig an ein geordnetes, ansässiges Leben und an den Landbau zu gewöhnen, wiewohl sie die Vortheile einsehen, welche die höhere Kultur den Fremden gewährt, sind im Stande gewesen, ihre Unthätigkeit und Wanderlust und die damit verbundene Sorglosigkeit und Trägheit zu besiegen und sie ihren angeerbten Sitten und Gebräuchen zu entfremden, und in dieser Beziehung stehen sie im schroffsten Gegensatze zu den Südseeinsulanern, die sich so leicht dem Christenthum und einem fremden Bildungszustande, mit gänzlicher Aufopferung des ihnen eigenthümlichen, hingegeben haben. Die vorherrschende Unbildsamkeit der Neuholländer hingegen, ihr starres Festhalten an ihren Sitten und an der ihnen zusagenden Lebensart hat die Folge gehabt, daß sie in den angebauteren Theilen des Kolonielandes allmählig vor den Fremden verschwunden sind, und in der Grafschaft Cumberland, worin Sidney, die Hauptstadt von Neusüdwales, liegt, sieht man jetzt nur noch wenige Australier, die von den Europäern nur das Trinken, Fluchen und andere Laster angenommen haben, bettelnd oder Fische zum Kauf ausbietend, nackt, schmutzig und halbverhungert sich umhertreiben; aber nach ihnen darf man nicht das ganze Volk der Australier beurtheilen, sondern man muß, wenn man sie in ihrer vollen Eigenthümlichkeit kennen lernen will, jetzt bis an die äußersten Grenzen der Kolonie reisen.

Australische Kolonien. Bis 1788 war der ganze australische Kontinent bloß von Eingeborenen bewohnt, Europäer hatten sich noch nicht daselbst niedergelassen. Aber 1787 beschloß die britische Regierung, an der von Cook entdeckten Botanybai auf der Ostküste Neuhollands, welche Neusüdwales heißt, eine Straf- und Verbrecherkolonie anzulegen, wobei sie drei Zwecke im Auge hatte, nämlich: das Mutterland von den in seinen Gefängnissen sich immer mehr anhäufenden Verbrechern zu befreien; einen angemessenen Platz sowohl für sichere, gefahrlose Bewachung und Bestrafung derselben, als auch für ihre stufenweise Besserung zu begründen; endlich aus den gebesserten Verbrechern und den Familien, welche von Zeit zu Zeit freiwillig hierher auswandern würden, eine britische Kolonie zu bilden. Eine zweite Verbrecherkolonie legten die Briten 1803 auf der großen, an der Südküste von Neuholland gelegenen Insel Vandiemensland (s. d.) oder Tasmania an, die sich nach u. nach ganz auf dieselbe Weise wie Neusüdwales ausgebildet hat, ja im Vergleich mit jener verhältnißmäßig weit schneller fortgeschritten ist. Auf der Insel Norfolk ließ 1788 der damalige Gouverneur von Neusüdwales, Philipp, eine Kolonie anlegen, die man jedoch 1811 wieder aufhob, indem man die Kolonisten nach Vandiemensland führte. Später (1825) wurde diese Insel wieder besetzt und dient als Strafstation zur Aufnahme der schlimmsten Verbrecher aus Neusüdwales.

Diesen Verbrecherkolonien folgten die Ansiedelungen freier Kolonisten; seit 1829 am Schwanenfluß, seit 1835 von Neusüdwales aus in der gegenwärtigen Kolonie Victoria, damals Australia Felix, seit 1836 von England aus zu Adelaïde in Südaustralien. Alle diese Kolonien, zu denen in letzter Zeit noch das Queensland im Norden von Neusüdwales hinzugekommen ist, sind sämmtlich in stetem Anwachsen begriffen u haben gegenwärtig aufgehört, Strafkolonien zu sein. Geringe Erfolge hatten dagegen die Versuche im Norden des Kontinents, anfänglich an der Rafflesbai, später zu Port Essington. Dort hatte schon 1824 Sir J. Gordon Bremer die jetzt aufgegebene Niederlassung auf der Melvilleinsel gegründet, in einer, wie sich später ergab, völlig ungeeigneten Gegend, in der sogenannten Apsleystraße, wo das Fort Dundas gebaut wurde; 1827 erfolgte eine zweite Niederlassung auf der Halbinsel Koburg, etwas

Digitized by Google

östlich von Port Essington, Fort Wellington genannt. Auf der Insel Melville waren es hauptsächlich die Feindseligkeiten der sehr kräftigen Eingebornen, welche den dort befindlichen Europäern Verlegenheiten bereiteten; auch rissen Krankheiten in dem heißen tropischen Klima ein. Mangel an Lebensmitteln kam dazu, und die malayischen Handelsleute, die man erwartet hatte, blieben aus. So fand man sich veranlaßt, die Kolonie 1829 wieder aufzugeben, zuerst Fort Dundas und später auch Fort Wellington am Hafen Raffles, und die Kolonisten nach dem Königgeorgssunde zu führen. Schon damals hatte man den herrlichen Hafen Essington, unmittelbar westlich vom Hafen Raffles, unter 11° 20′ südl. Br. und 149° 49′ östl. L. von Ferro, zu einer Niederlassung ausersehen, den Plan aber wegen Wassermangels wieder aufgegeben. Diesem Mangel scheint jetzt abgeholfen zu sein. Im Oktober 1838 wurde die neue Kolonie unter dem Namen Victoria gegründet. Sie sollte den britischen Handel schützen, der durch die Torresstraße mit China und Indien und mit den Inseln des indischen Archipels getrieben wird, und den Schiffern, die an dieser Küste scheitern, ein Asyl bieten. Jedenfalls ist die Besitznahme eines so vortrefflichen Hafens, wie des von Essington, den Holländern und noch mehr den Nordamerikanern gegenüber, die längst eine schickliche Gelegenheit suchten, sich in der Südsee festzusetzen, von Wichtigkeit.

Bei der Gründung der ältesten Kolonie wurde es ausdrücklich ausgesprochen, daß der Zweck derselben nicht bloß Verweisung von Verbrechern, sondern auch ihre Besserung sei, ein wichtiger Fortschritt in der Strafgesetzgebung; nach ihrer Strafzeit sollten sie dann als freie Leute dort leben, außer in dem besonderen Fall, daß die Erlaubniß zur Rückkehr nach England ertheilt würde. Dieser nächste Zweck wurde so wenig vollständig erreicht, daß die Besserung von Sträflingen nur als unbedeutend erscheint gegen den ferner liegenden Zweck, den der Verpflanzung europäischer Bildung in diese Länder und der Verhütung der Verbrechen durch Ableitung der armen Bevölkerung. Anfangs geschah nichts zur Erreichung der eigentlichen und nächsten Absicht. Man überließ die Sträflinge fast ganz sich selbst, ohne sie streng zu beobachten oder konsequent zur Arbeit anzuhalten, als ob man von der Ansicht ausginge, daß alle diese im Mutterlande unbescholtene Leute geblieben wären, wenn es ihnen nicht an den Mitteln zu einem rechtlichen Unterhalte gefehlt hätte, und daß man nur nöthig habe, ihnen diesen zu verschaffen. Zum Glück hielt die große Unfruchtbarkeit des Küstensaums, auf welchen die Kolonie lange beschränkt blieb, und der Mangel an animalischen u. vegetabilischen Lebensmitteln die Sträflinge mehr oder weniger von dem Entlaufen ab. Doch daß es auch daran nicht gefehlt hat, weiß man aus den Kämpfen mit den durch entflohene Verbrecher gebildeten Räuberbanden, hier Bushrangers genannt, besonders auf Vandiemensland. Man kann daher wohl sagen, daß im ersten Vierteljahrhundert die Kolonie Neusüdwales nichts war, als ein Zuchthaus in großem Style und von recht schlechter und kostspieliger Einrichtung. Die Deportirten hießen im officiellen Styl die Ueberführten (convicts), allein im Lande nur die Gefangenen (prisoners), oder Regierungsleute (gouvernmentmen). Die englischen Deportationsgesetze unterschieden nach Maßgabe des Verbrechens 3 Arten von Verbannung: auf 7, auf 14 Jahre und auf Lebenszeit. Die Gerichte konnten die Strafe verlängern u. die Deportirten selbst wieder zu neuer Verbannung verurtheilen. Bis ein solcher aber seine Zeit ausgedient oder seine Freiheit durch Begnadigung wieder erhalten hatte, galt er für einen Gefangenen und stand im Ganzen in gleichem Verhältnisse wie der in einem Zuchthause Befindliche. Was ihre Beschäftigung betrifft, so wurden sie von den ersten Gouverneuren, mit Ausnahme Weniger, die man den Beamten u. Offizieren als Diener überließ, zu Bauten aller Art, zu andern öffentlichen Arbeiten und zum Landbau auf großen Gütern, welche die Regierung anlegen ließ, gebraucht. Hier arbeiteten sie verdrossen u. saumselig, und oft schienen solche kostspielige Bauten und Anlagen nur beschlossen worden zu sein, damit sie nicht gänzlich müßig gingen. Noch der Gouverneur Macquarie (1808—1821) mußte oft große Landgüter anlegen, um sie zu beschäftigen, und als er deshalb zu dem Entschlusse kam, die Ueberzähligen an freie Einwohner als Arbeiter zu vertheilen, waren der Grundbesitzer, die sie unterhalten konnten, noch so wenige, daß eine Prämie für die Annahme eines solchen Arbeiters eingeführt werden mußte. Doch schon unter Brisbane (1821 bis 1825) fingen sie an, als Arbeiter sehr gesucht zu werden, da durch die Einwanderung wohlhabender freier Familien die Zahl der Grundbesitzer bedeutend stieg. Die Deportirten wurden gleich nach ihrer Landung und Musterung durch eine eigens dazu eingesetzte Kommission (the board for the assignement of servants) an die Kolonisten ihren Eingaben gemäß vertheilt. Die Regierung behielt für sich nur diejenigen zurück, welche für die öffentlichen Arbeiten nöthig waren, meist nur Handwerker, denn für Straßenbauten war durch Errichtung besonderer Abtheilungen von Sträflingen, die nicht gerade Deportirte zu sein brauchten, gesorgt; letztere arbeiteten unter militärischer Bedeckung. Die Kolonisten brauchten die Deportirten als Diener in den Häusern, zu Gewerben, besonders aber zum Landbau und zur Viehzucht. Gewöhnlich wurden ihnen in der Nähe des herrschaftlichen Hauses kleine Hütten zugewiesen, auch etwas Land, um sich die nöthigen Gemüse zu den Lebensmitteln, die ihnen geliefert wurden, selbst zu bauen. Auch erhielten sie Kleidungsstücke, aber keinen Sold. Doch waren es, um sie zu größerer Thätigkeit zu bewegen, allgemeine Sitte geworden, ihnen eine Art Arbeitslohn, gewöhnlich in Luxusartikeln (Thee, Tabak, Zucker u. dergl.), zu geben. Die Regierung übernahm gegen eine jährliche Vergütung von Seiten der Herren die ärztliche und polizeiliche Aufsicht über die Verliehenen. Hierdurch hatten Alle gewonnen: die Grundbesitzer, weil sie auf diese Art wohlfeile Arbeiter erhielten, während der hohe Arbeitslohn immer ein großes Hinderniß für das Gedeihen der Niederlassungen war; die Regierung, weil sie auf diese Art am leichtesten die Besserung der Verbrecher erzielen konnte (es fiel wenigstens ein großes Hinderniß, das Zusammenleben derselben, weg, was durch die eigenthümliche Art des Anbaues dieses Land in einzelnen zerstreut liegenden Gütern [farms] bewirkt wird; die Deportirten selbst endlich hatten gewonnen, weil sie

auf dieſe Art weit mehr im Stande waren, ſich im Landbau und in der Viehzucht diejenigen Kenntniſſe anzueignen, die ihnen nach erlangter Freiheit zur Erwerbung ihres Unterhaltes nöthig waren, denn bei der Koſtſpieligkeit der Seereiſe kehrten ſehr wenige, welche die Erlaubniß dazu erhalten, nach England zurück. Getadelt wurde oft, daß die Deportirten keine eigene Kleidung hatten, ſondern wie Gentlemen, oft in ganz geſuchtem und modiſchem Putze, einhergingen. Wirkſam waren die Maßregeln der Belohnungen und Beſtrafungen. Die erſte Belohnung war die Beurlaubung, welche ſie nach Ablauf einer beſtimmten Dienſtzeit auf ein günſtiges Zeugniß ihres Herrn, eines Polizeibeamten und eines Geiſtlichen erhielten; dieſe Beurlaubten waren faktiſch frei und durften über ihre Perſon und Zeit nach Belieben verfügen; allein ſie konnten bei Vergehungen durch jeden Polizeibeamten wieder in den Stand der Dienſtbarkeit verſetzt werden. Höhere Stufen waren die Emancipation, wodurch die Deportirten auch geſetzlich frei wurden und nur durch richterliche Entſcheidung wieder, wie andere, urſprünglich Freie, zur Zwangsarbeit verurtheilt werden konnten; nur durften ſie die Kolonien nicht verlaſſen; endlich die unbedingte Begnadigung, welche auch das Recht, nach England zurückzukehren, verlieh, allein ſeit Macquarie's Zeiten nur vom Könige auf den Vorſchlag des Gouverneurs ertheilt ward. Von den Strafen heben wir nur eine heraus, eine oft mehr als die Todesſtrafe gefürchtete und dieſem Strafſyſteme ganz eigenthümliche. Es iſt die Verbannung in die Penalſtationen. Man ſah nämlich bald nach der Gründung der Kolonie ein, daß es nicht möglich ſei, dem Lande den Charakter eines Zuchthauſes vollſtändig zu erhalten, der ſich denn auch in der That immer mehr verloren hat, und daß man daher zur Steigerung der Strafe beſondere Niederlaſſungen haben müſſe, um hier wirkſamere Mittel konſequenterer Strenge u. beſonders größere Abgeſchloſſenheit eintreten zu laſſen. So entſtanden die Penalſtationen an entlegeneren Theilen der Küſte. Hiermit verband man ſpäter noch einen andern Zweck: die Sträflinge mußten immer den Niederlaſſungen, welche, wie man vorausſah, allmählig auch dieſe Punkte erreichten, durch Ausrottung der Wildniß ꝛc. vorarbeiten; dann wurden die Penalſtationen weiter verlegt. Anfangs war auch Vandiemensland nur eine Penalſtation für Neuſüdwales; zuerſt beſaß letzteres drei ſolcher Anſtalten: Wellington-Valley im Innern, eine an der Moretonbai und eine auf der Inſel Norfolk. Vandiemensland hatte zwei. Die Zahl der ſeit dem Beſtehen der Kolonie dahin transportirten Verbrecher iſt nicht ganz genau bekannt. Von 1787—1820 erhielten Neuſüdwales u. Vandiemensland zuſammen 25,878; ſeitdem aber iſt dieſelbe ſchneller gewachſen: von 1825—1833 kamen nach Neuſüdwales allein 26,033 und in den letzten Jahren ſtets 3—4000, nach Vandiemensland wurden in dieſer Zeit jährlich 2000 verſandt. Jetzt iſt die Zeit der Verbrecherkolonien vorüber.

Mit der ſich ſteigernden Einwanderung freier Koloniſten wuchs der Widerwille gegen die Aufnahme neuer Deportirten in die Kolonien. Der moraliſche Zuſtand der Deportirten, Verbrecher ſowohl wie Freigelaſſener, hatte ſich nicht gehoben. Die Ausſicht der auf Lebenszeit zur Deportation verurtheilten, in 8, der auf 7 Jahre Verurtheilten in 4 Jahren, u. ſ. f. (ticket of leave) bei guter äußerer Führung eine Erlaubnißkarte, für Tagelohn zu arbeiten, zu erhalten, und die Möglichkeit, durch Arbeit zu reichlichem Auskommen, ja zu Wohlſtand und Reichthum zu gelangen, waren ebenſo wie die Furcht vor den entfernten Strafſtationen für die Mehrzahl zwar die Triebfeder zu äußerer größerer Geſetzlichkeit, aber eine moraliſche Beſſerung fand in Wahrheit nur bei ſehr Wenigen Statt. Wie in Europa, ſcheiterte auch hier das Gelingen des guten Zweckes an der Schranke, die den früheren Verurtheilten vom urſprünglich Freien ſchied und ihn zum Umgang mit ſeines Gleichen nöthigte, in welchem jede beſſere Regung ſchon im Keim durch den ſchamloſeſten Hohn erſtickt wurde. So kam es, daß, trotz der Verminderung gröberer Verbrechen in den bewohnteren Gegenden, doch im Allgemeinen in der Kolonie eine Sittenloſigkeit und Verwilderung herrſchte, wie nur in wenigen Gegenden der Erde. Dazu kam die Unſicherheit auf den entfernteren Niederlaſſungen, wo die Leichtigkeit, in den Buſch zu fliehen, die Furcht vor Strafe nicht aufkommen ließ. Selbſt der Squatter, der Freigelaſſene oder mit Erlaubnißſchein Verſehene, der ſich auf noch beſitzloſem Grund ſeine Hütte errichtete, der entlaufene Diener (Crawler, Kriecher), beſonders aber der verfolgte Verbrecher, der Buſhranger, machten als Diebe und Hehler die Gegend ſo unſicher, daß der menſchenfreundliche Mac Intoſh zu der harten, aber wohl begründeten Bemerkung veranlaßt wurde, Neuſüdwales werde noch ein Räuberſtaat werden. So kam es, daß auf das Drängen der freien Einwanderer die Regierung des Mutterlandes genöthigt war, die Deportation anfänglich zu beſchränken und, als ſeit 1851 der Strom der Goldſucher nach A. ſo mächtig anſchwoll, ſpäter ganz aufzugeben. Damit iſt denn auch die Regierungsform mit der Zeit eine ganz andere geworden.

Die Verfaſſung dieſer Kolonien war anfangs rein militäriſch und alle Gewalt einem Gouverneur übertragen; erſt mit der ſtärkern Zunahme der freien Bevölkerung wurde es nöthig, auf eine weitere Ausbildung der Geſetzgebung zu denken, die für Neuſüdwales u. Vandiemensland in der neuern Zeit erfolgt iſt; ähnliche Inſtitutionen, wie hier, ſind auch in Weſtauſtralien eingeführt worden. Danach hat jede Kolonie einen ſelbſtſtändigen Gouverneur. Dieſe leiten die Verſammlung der Kolonien und repräſentiren die königliche Macht. Ihnen zur Seite ſteht ein exekutiver Rath, der aus 5 Perſonen zuſammengeſetzt iſt. Gegenwärtig beſtehen in allen Kolonien neben dem von der Krone eingeſetzten Gouverneur, welcher die Verſammlungen leitet und die königliche Macht repräſentirt, ein exekutiver Rath und eine legislative Verſammlung, die zum größten Theil aus der freien Wahl der Koloniſten hervorgegangen iſt. Dieſe Parlamente haben für alle inneren Angelegenheiten der Kolonien die geſetzgebende Thätigkeit, die jedoch dem Veto des Gouverneurs der Regierung des Mutterlandes unterliegt. Die Einkünfte der Kolonien fließen größtentheils aus den Einfuhrzöllen, nächſtdem aus Taxen, aus dem Landverkauf und den Grundzinſen. Die Ausgaben beſtehen in Gehalten für die Beamten, Anweiſungen für den Bau von Straßen, Brücken, Kirchen und Schulen, Penſionen ꝛc.; für das Militär wird faſt gar nichts gezahlt. Das

Verhältniß zwischen Einkünften und Ausgaben ist jederzeit sehr günstig gewesen. Schulden haben die Kolonien mit Ausnahme Victoria's in der ersten Zeit nie gehabt. Die Einkünfte haben in neuerer Zeit erstaunlich zugenommen.

Die britische Krone hat zwar von dem australischen Festlande nicht überall förmlich Besitz ergriffen, noch ergreifen können, betrachtet aber dasselbe ganz und gar als ihr gehörig und hat diese ihre Ansprüche zunächst durch Anlegung von Kolonien in den Haupttüstenstrichen geltend gemacht. Zur Zeit bestehen 5 Kolonien, 2 an der Ost-, eine an der West- und 2 an der Südküste. Die älteste darunter ist die schon genannte oder die von Neusüdwales, welche die Grundlage u. den Centralpunkt der 4 übrigen bildet. Neusüdwales hat sich seit Abschaffung der Einführung deportirter Verbrecher wesentlich gehoben. Seine Einwohnerzahl betrug 1854 232,886 und erfuhr einen Zuwachs von 12½ Proc. Der Bau des Weizens u. die Wollenausfuhr dehnen sich jährlich aus; während die bedeutende Goldausbeute, die 1854 nicht weniger als über 1,700,000 Pfd. St. betrug, später wieder bedeutend sank. In neuerer Zeit hat man das Queensland davon abgetrennt; es umfaßt die Nordostküste nördlich von 28°, das vielversprechende Gebiet des Brisbane, der in die Moretonbai fällt. Die günstigen klimatischen Verhältnisse des Landes machen neben dem Anbau europäischer Cerealien den der Kulturpflanzen wärmerer Zonen möglich, insbesondere auch den der Baumwolle. Es gedeihen hier Bananen, Ananas neben Orangen und neben Aepfeln, Birnen und Weintrauben, die gewöhnliche Kartoffel neben der Batate. Dazu gehören zur neuen Kolonie die ausgedehnten Weidegründe der Darlingdowns, welche weit nach Norden und ins Innere schon von den Schafheerden in Besitz genommen wurden. Wolle, Talg, Häute, Schaffelle sind die Ausfuhrsartikel, deren Ausfuhr 1860 schon einen Werth von 469,165 Pfd. St. repräsentirte. Brisbane ist der Ausfuhrshafen des Landes; Ipswich, die Stadt des Kleinhandels, ist mit jener durch eine Eisenbahn verbunden. Die anfänglich aus der Strafkolonie Moretonbai zum Theil hervorgegangene Bevölkerung ist im steten Steigen begriffen; der Bezirk Clarence, der 1846 nur 2257 Einw. hatte, zählte 1856 schon 22,232. Die Geschichte von Neusüdwales s. Botanybai, vergl. Neusüdwales.

Die Kolonie Westaustralien begreift den äußersten südwestlichen Küstenstrich und wird auch die Kolonie am Schwanenfluß genannt, weil an diesem Flusse im August 1829 die erste westaustralische Niederlassung gegründet wurde, und zwar unabhängig von Neusüdwales, wegen der großen Entfernung von dieser letztern Kolonie (sie beträgt quer durch das ganze Festland an 450 Meilen). Es siedelten sich bald gegen 2000 Auswanderer mit 1500 Stück europäischen Viehes an, und sie haben sich seitdem zwar nicht in dem Grade, wie dies bei den übrigen australischen Kolonien der Fall ist, vermehrt, aber doch in so weit, daß die ganze Kolonie jetzt an 5000 Einwohner zählt, die sich nunmehr fast jährlich durch neue Einwanderungen vermehren. Ihr Gebiet hat sich mittlerweile bedeutend erweitert, so daß es sich nordwärts bis zum 30. Grade südl. Br. und ostwärts bis zum 120. Grade östl. L. von Greenwich erstreckt und in administrativer Hinsicht 26 Grafschaften zählt, von denen freilich manche noch unangebaut und ohne europäische Bevölkerung sind. Uebrigens waren 1854 im Ganzen erst 12,057 Acres Land urbar gemacht. Der Kolonie fehlten allerdings die Deportirten oder billige Arbeitskräfte zum anfänglichen Gedeihen, aber auch die Einführung solcher seit 1851, in großem Widerspruch mit dem Willen der Kolonisten, hat nicht geholfen; die Kolonie am Schwanenfluß ist auch heute noch die unbedeutendste auf dem Kontinent geblieben. Im J. 1854 betrug die gesammte Einwohnerzahl nur 12,008, keine ihrer Städte hatte volle 3000 Einw., weder Perth, noch Freemantle; die meist aus Schafwolle bestehende Ausfuhr hatte nur einen Werth von 361,245 Pfd. St., die Einfuhr von 128,259 Pf. St., immerhin übrigens ein Fortschritt, denn 1848 wurde nur für 45,411 Pf. St. eingeführt.

Die Kolonie Victoria (früher Port Philipp oder Australia Felix genannt) liegt auf der Südküste und an der Baßstraße und hatte ihren ursprünglichen Namen von der Bai Port Philipp, um die hauptsächlich sie sich zuerst ausbreitete, u. ihr jetziger Name datirt erst von 1851, wogegen die Benennung Australia Felix sich mehr auf das Innere bezieht. Schon 1826 machten Kolonisten aus Vandiemensland den Versuch zu einer Ansiedelung, die aber wieder einging, obgleich bereits seit 1824 ein Fort hier erbaut war. Erst 1835 oder vielmehr gegen Ende 1837 begann die regelmäßige Kolonisation, die von Neusüdwales aus geleitet wurde, weshalb das dortige Gouvernement auch das Verwaltungsrecht in der neuen Kolonie beanspruchte. Die bergige Gegend von Gippsland, die den östlichen Theil von Australia Felix bildet und dem System der Australalpen angehört, ist reich an wildromantischen Naturschönheiten. Ungeheure Waldungen wechseln mit herrlichen Grasflächen ab, die an einzelnen Stellen den üppigen Weiden der westlichen Distrikte gleichen, meist aber feuchter sind und ein kühleres Klima besitzen. Die großen Flächen sind für Schafweide bestimmt; wogegen die, eine größere Mannichfaltigkeit des Bodens und einen schöneren Anblick gewährenden Ufer des Murray bereits von Pferden und Rindviehheerden in Besitz genommen sind, so daß auf beiden Seiten des Flusses eine Hirtenstation nach der andern in schneller Folge entsteht. Mit Ausnahme der trockenen Jahreszeit bietet ein großer Theil von Australia Felix ein üppiges, herrliches Bild dar, und besonders der Oktober eignet sich zu einer lohnenden Besichtigung des Landes: die Luft hat dann eine milde, angenehme Temperatur von etwa + 17° R. erlangt, die Nässe der feuchten Jahreszeit ist verschwunden, und die lieblich grüne Oberfläche des Bodens hat noch nicht die sengenden Strahlen der Sommersonne erdulden müssen. Viele Theile des Landes gleichen einer ausgedehnten Wiese, auf welcher der Wohlgeruch der Mimosen dem Wanderer entgegenduftet, schöne Baumgruppen hier u. da vertheilt sind, rieselnde Bäche in schönen Wellenlinien dahineilen und unzählbare einheimische Blumen ihre Pracht mit den verschiedenen Schattirungen des Grases vermischen. Freilich schon gegen Ende Novembers ist das liebliche Bild verschwunden; versengt und gelb erscheint das Gras, und die ganze Gegend gleicht einer Wüste. Dies trübe Bild dauert jedoch nur drei Monate und wird

zudem dann und wann durch mehr oder minder lange anhaltenden Regen unterbrochen. Die Bevölkerung der Kolonie, die 1836 nur aus 224 Personen bestand, betrug nach der Zählung von 1841 schon 11,738 Einwohner und war 1846 auf 32,879 gestiegen. Mit der Entdeckung der Goldfelder begann 1851 jene rasend schnelle Zunahme der Bevölkerung, von der oben schon die Rede war; 1853 besaß Victoria schon 198,496 Einwohner, worunter nur 2500 Eingeborene, 1854 stieg sie auf 236,798, und 1856 arbeiteten in den Goldgräbereien oder Diggings allein 100,000 Arbeiter fast aus allen Nationen der Erde, die für 12½ Millionen Pfd. Sterling Gold gewannen, eine Masse von 125 Tonnen 6 Ctr. 6 Pfd. Im J. 1857 hatte Victoria 362,000 Einwohner und eine Ausfuhr von 16 Millionen Pfd. St. Wie rasch diese Bevölkerung sich an goldreichen neuentdeckten Plätzen sammelt, davon liefert die schon gegebene Schilderung ein anschauliches Bild; als Beispiel mag ein Vorgang von 1859 dienen. Damals landeten heimlich an der Südküste Chinesen und suchten jenseits der Grampians am Mount Ararat eine Stelle, nach ihnen dann das Chinesenloch, China man's hole, genannt, wo sie in wenig Stunden 3000 Unzen Gold aus gröberen Stücken zusammenbrachten; wenig Wochen darnach waren schon 60,000 Menschen dort versammelt und eine Stadt wie in einem Märchen hervorgezaubert, die Theater, Billard- u. Spielhäuser, Post, tägliche Zeitung besaß und in der der Werth eines Hauses derselbe war, wie in den theuersten Theilen Londons. Viele dieser rasch aufgeblühten Städte werden freilich mit Erschöpfung des Goldreichthums wieder verschwinden, vielleicht wieder zu Stationen einsamer Schafhirten werden, mehre aber auch eine dauerndere Bedeutung erhalten. Man schätzt den Flächeninhalt des Diggings von Victoria auf 20,000 englische QMeilen, das Terrain mit goldführendem Quarz auf 200 QMeilen, den Werth des noch vergrabenen Goldes auf 26,783 Millionen Pfd. St., während bis 1850 der ganze Reichthum in Schafheerden bestand. Ackerbau und Viehzucht haben, wenn auch nicht der Bevölkerungszunahme entsprechende, Fortschritte gemacht. Das 1851 gegründete Melbourne war 1854 schon eine Stadt von 52,000, Geelong von 20,000 Einwohnern. Der Flächeninhalt der Kolonie wird zu 97,000 englischen oder 4553 deutschen QMeilen angegeben. Die schnelle Zunahme des Handels und der Bevölkerung machte bald eine selbstständige Lokalverwaltung nöthig, die seit 1840 aus einem Untergouverneur und andern Beamten, unter dem Oberbefehl des Gouverneurs von Neusüdwales, besteht. Wenigstens eine Million Schafe sind in der Kolonie vorhanden, nebst einer verhältnißmäßigen Anzahl von Rindern und Pferden. Der Hauptausfuhrartikel ist gegenwärtig Gold, sodann Wolle, von der 1837 schon 175,681 Pfund zum Werthe von 12,180 Pfd. Sterling ausgeführt wurden. Indeß war bereits 1840 diese Ausfuhr zum Betrage von fast einer Million Pfund und zum Werthe von 154,650 Pfund Sterling und 1847 gar auf 9 Millionen Pfund zum Werthe von mehr als 500,000 Pfund Sterling oder von mehr als 3¼ Millionen Thalern gestiegen. Im Jahre 1853 betrugen die Einkünfte der Kolonie inklusive der Goldrevenüen schon 1,648,309 Pfund Sterling, der Werth der Einfuhr, 15,842,637 Pfund Sterling, der der Ausfuhr 11,061,534 Pfd. Sterl., worunter allein 8,644,529 Pfd. Sterl. (60 Mill. Thaler) auf das Gold kamen. Unter den Einfuhrartikeln befinden sich zahlreiche Luxusgegenstände, als Gold- und Silberwaaren, Seidenstoffe, Equipagen u. gl. m. Außer vier von der Regierung angelegten Städten (Melbourne, Geelong, Williamstown und Portland) gibt es noch sieben andere (Brighton, Brunswick und Richmond in der Landschaft Bourke, Ashby, Irishtown und Newtown in der Landschaft Grant, und Belfast in der Landschaft Normanby), welche Privatunternehmungen ihre Entstehung verdanken. Verschiedene andere sind noch im Entstehen begriffen.

Die Kolonie Südaustralien hat ein Gebiet, welches auf 200,000 englische oder 9390 deutsche Quadratmeilen berechnet wird. Es liegt um den St. Vincent- und den Spencergolf der neuholländischen Südküste, zwischen 132° und 141° östl. L. von Greenwich, nordwärts nach dem unbekannten Innern hin sich erstreckend. Die ersten Einwanderer von England kamen im August 1836 an; die zweite bedeutendere Uebersiedelung und die Gründung der Hauptstadt Adelaide fand im Januar 1837 Statt. Im Jahre 1840 waren bereits 14,610 Kolonisten angekommen, von denen über 8000 allein in der Hauptstadt sich niedergelassen hatten, von dem mitgebrachten Kapital lebten und sich mit Spekulation und Landkauf und Verkauf beschäftigten. Denn auch hier entwickelte sich der in den Schwesterkolonien so nachtheilige Spekulationsgeist und leitete dadurch für eine Zeitlang die Geldmittel und den Zufluß der Kolonisten vom wahren Ziele ab. In neuerer Zeit haben sich die Verhältnisse in der Kolonie noch weit günstiger gestaltet, so daß diese höchst wahrscheinlich in nicht langer Zeit eine wichtigere Rolle als die von Neusüdwales spielen wird. Vor letzterer hat sie sogar manche Naturvortheile voraus. Der Gebirgscharakter des Landes hat mehr das Gepräge und die Vortheile der Gebirgsländer anderer Welttheile; der Boden in den Thälern und Ebenen eignet sich eben so trefflich zum Ackerbau wie zur Viehzucht; Mißwachs ist kaum je zu fürchten, und die in neuester Zeit auf der Westseite des Spencerbusens entdeckten ausgedehnten Schafweiden haben den Schäfereibesitzern eine neue, fast unbeschränkte Aussicht auf Vermehrung ihrer Heerden verschafft. Dazu hat in neuester Zeit die Rindviehzucht einen unerwarteten Aufschwung genommen, da deren Produkte leichter die bedeutenden Transportkosten von dem Innern nach der Küste aushalten können, als die volumeniöse Schafwolle. Von den 128 Millionen Acres, die man auf das ganze Gebiet der Kolonie rechnet, waren gegen Ende 1846 freilich erst 26,218 Acres (41,950 Morgen) angebaut; allein seitdem hat die Bodenkultur in eben dem Grade zugenommen, wie die Bevölkerung, welche 1853 auf 79,000, 1854 auf 92,545 Seelen stieg. Darunter befinden sich mehr als 2000 eingewanderte Deutsche (zum Theil schlesische sogenannte Altlutheraner), denen das Versprechen gegeben ist, daß für die Erhaltung ihrer Nationalität durch Anlegung von Schulen und Kirchen gesorgt werden solle, und welche, sobald sie Beweise ihres guten Verhaltens gegeben haben, in alle Rechte britischer Unterthanen eingesetzt werden sollen. Sie haben bereits die Dörfer Klemzig, Hahndorf, Lobethal, Bethanien

und Longmeil in geringerer und größerer Entfernung von Adelaïde gegründet, und daß ihre Zahl durch neue Einwanderungen aus Deutschland allmählig zunimmt, scheint man schon daraus schließen zu dürfen, daß ein bremer Handelshaus sich veranlaßt gesehen hat, eine regelmäßige Schifffahrt zwischen Bremen und Adelaïde einzurichten. Endlich besitzt Südaustralien einen Vorzug, der den übrigen australischen Kolonien, bis jetzt wenigstens, fehlt. Es sind nämlich reiche Adern, wenn auch nicht von Gold, doch um so mehr von nützlicheren Metallen in mehren Gebirgsdistrikten entdeckt und diese Schätze bereits mit dem günstigsten Erfolge zu Tage gefördert worden. Namentlich sind es kupfer- und silberhaltige Bleierze, die man aufgefunden hat. Schon 1844 belief sich die Zahl der Bergleute, die man schnell aus England und Deutschland kommen ließ auf 116. Außer den sehr reichen Burraburrakupferminen gibt es noch andere Kupfergruben; am Schlusse des Jahres 1845 waren schon 1200 Tonnen oder 14,000 Centner Erz gewonnen worden, und der Verkauf eines Theiles desselben in Swansea und Liverpool hatte 6225 Pfund Sterling eingebracht. Von den drei Bleigruben Glee-Osmond, Watkins und Gawler gaben die beiden ersten eine Ausbeute von 450 Tonnen silberhaltiges Blei in dem Verhältniß von 75 Procent Blei und 18 Unzen Silber. Die Tonne wurde mit 13 Pfund Sterling 13 Schilling bezahlt, und mit der Silberausbeute der einen Mine konnten sogar die Kosten gedeckt werden. Auch Eisenerzlager sind entdeckt worden. Die entdeckten Erzgänge sind nicht nur zahlreich, sondern auch reichhaltig, und das Erz selbst ist ungemein rein. Das Eisen findet sich in so reinem Zustande vor, daß das Erz auf dem Bruche wie Schmiedeeisen aussieht, und selbst sein specifisches Gewicht nur wenig Unterschied von diesem zeigt. Sodann hat man auch Spuren von Edelsteinen vorgefunden. In den Burraburraminen, welche nordnordöstlich und 20 Meilen von Adelaïde entfernt liegen, betrug die Ausbeute eines einzigen Jahres 7200 Tonnen Kupfererz, im Werthe von 180,000 Pfund Sterling (etwa 1,200,000 Thaler), wogegen die Vorauslagen und sonstigen Unkosten nur auf 16,624 Pfund Sterl. sich belaufen hatten. Dabei sind noch nicht einmal 1462 Tonnen kleines Erz, welches an den Minen selbst geschmolzen worden, mitgerechnet. Der Jahresertrag kann also zu 10,000 Tonnen und für die Zukunft noch höher angenommen werden. Aus dem bereits Gesagten läßt sich die Wichtigkeit der schon bestehenden Bergwerke leicht ermessen; und doch ist die Aussicht für die Zukunft eine noch bessere, da die Erfahrung gelehrt hat, daß die Erzgänge in der Tiefe reicher sind, als an der Oberfläche. Täglich werden noch neue Erzlager aufgefunden. Der ganze Bergrücken, der ostwärts von Adelaïde von Norden nach Süden streicht und den Namen Backstairs-Range (Hintertreppenkette) führt, ist ungemein reich an Mineralien. Hierzu kommt noch, daß derartige Striche häufig von schönen grünen Thälern und rauschenden Bächen durchschnitten sind, so daß kein Mangel an Wasser, oder an Viehfutter, oder an Holz für den Bergbau und den Feuerungsbedarf der Arbeiter zu befürchten ist. Aber ungeachtet der bedeutenden Zunahme der Bergwerke hat der Ackerbau doch ebenso außerordentlich zugenommen, so daß man in der letzten Hälfte von 1848 die bereits in Kultur begriffenen Ländereien auf mehr als 1000,000 Morgen schätzte. Im Jahre 1853 waren 129,692 Acres Land bebaut, worunter 89,945 Acres mit Weizen, 23,401 mit englischem Hafer, Kartoffeln, selbst mit Wein und Obst. Die Fortschritte des Gartenbaues stehen mit denen des Ackerbaues in genauem Verhältnisse. Auch die Viehzucht wird in einem großartigen Maßstabe betrieben. Der Viehbestand war 1853: 10,184 Pferde, 29,638 Kühe, 21,923 Ochsen, 22,659 Kälber, 193,749 Schafe, 17,343 Schweine, aber nur 830 Ziegen. Die Gesammtzahl der Schafe mit der in den Wüsten betrug 1,768,724 Stück. Getreide, Mehl, Heu, Kartoffeln, Butter, Käse, Wolle, Häute bilden außer den Metallen die Gegenstände des jährlich sich steigernden Exports. Das Klima ist ebenso gesund wie angenehm, und bei fast immer klarem und heiterem Himmel sind besonders im Frühling und Herbst wahre Wonnemonate, obwohl freilich im Sommer die Hitze oft etwas drückend ist. Der Weinbau wird mit so günstigem Erfolge betrieben, daß Südaustralien sogar auch ein ergiebiges Weinland zu werden verspricht; ebenso werden Pfirsiche, Aprikosen, Melonen ꝛc. in Menge gezogen. Unter diesen Umständen hat es nicht ausbleiben können, daß in der südaustralischen Kolonie ein europäischer Luxus sich zu entfalten angefangen hat. Im Jahr 1850 wurden, nach amtlichen Angaben, aus Südaustralien 2204 Tonnen Kupfer (Werth 165,340 Pfund Sterling) ausgeführt. Die Gesammteinfuhr in der Kolonie belief sich auf den Werth von 800,000 Pfund Sterling und überstieg die Gesammtausfuhr des genannten Jahres um 306,000 Pfund Sterling. Im Jahre 1853 betrug die Einfuhr 2,147,107 Pfund Sterling, die Ausfuhr 1,322,822 Pfund Sterling. Außer der Kolonialhauptstadt Adelaïde (die bereits über 100,000 Einwohner zählt) ist noch Port Lincoln, auf der Westseite und unweit der Mündung des Spencergolfs, zu erwähnen. Mit jedem Jahre gewinnt die Kolonie sowohl an äußerem Umfang, als an innerem Reichthum. Tief ins Innere sind schon die Ansiedler mit ihren Rinderheerden den Fußstapfen der Entdecker gefolgt, jede neu entdeckte Quelle findet bald ihren Besitzer. Von hier aus wird, wie das Innere von dort zuerst durch Stuart erschlossen wurde, auch die europäische Kultur zuerst Besitz von demselben nehmen. Von der Moretonbai aus im Osten, von Adelaïde im Süden aus wird der Europäer zuerst mit seinen Viehheerden, als Nomade, später an den begünstigten Stellen auch der Ackerbauer unaufhaltsam stetig, rascher vielleicht, als wir es ahnen können, an die Nordküste des Erdtheils vordringen.

So sehen wir hier in ähnlicher rascher, noch vor wenig Jahren ungeahnter Entwickelung, wie an der Ostseite des stillen Oceans in Kalifornien, den thätigen Angelsachsen Besitz von dem fast herrenlosen Lande ergreifen und dasselbe für eine höhere Kultur gewinnen. Nachgeborne Generationen werden nach Jahrhunderten noch, lange nachdem die erste Ursache dieser Völkerbewegung, der Goldreichthum erschöpft sein wird, der wohlthätigen Folgen, die das Goldfieber von 1851 hatte, zu erfreuen haben. Aus einer Verbrecherkolonie haben sich eine Reihe freier, aufblühender Gemeinwesen gebildet, die schon jetzt, noch unter der Obhut des Mutterlandes, die Keime

eines neuen mächtigen angelsächsischen Staates auf der Südhälfte der Erde in sich tragen.

Literatur. Péron, Voyages de découvertes aux terres australes, Par. 1807, 2 Bde.; Freycinet, Navigation et hydrographie des terres australes (3. Theil des genannten Werks); Flinders, Voyage to terra australis, London 1814, 2 Bde.; Stockes, Discoveries in Australia with an account of the coasts and rivers, daſ. 1846, 2 Bde.; Sturt, Narrative of an expedition into Central Australia, performed during the years 1844—46, daſ. 1849, 2 Bde.; Mitchell, Three expeditions into the interior Eastern Australia, daſ. 1838, 2 Bde.; Derſelbe, Journal of an expedition into the interior of tropical Australia etc., daſ. 1848; Leichhardt, Tagebuch einer Landreiſe in A., überſetzt von Zuchold, Halle 1851; Strzelecki, Physical description of New South Wales and Vandiemensland, London 1845; Meinicke, Das Feſtland A., Prenzl. 1837, 2 Bde.; Sidney, The three colonies of Australia, New South Wales, Victoria, South Australia, Lond. 1852; deutſch, Hamb. 1854; Bruhn, Mittheilungen aus A., daſ. 1855; Büchele, A. in der Gegenwart, Suttg. 1856; Meidinger, Die britiſchen Kolonien in A., Frankfurt 1860; Oberuheim, Das Feſtland A., Wiesb. 1861.

Australocean, ſ. v. a. Südſee oder Stilles Meer.

Australſchein, ſ. v. a. Südlicht; vgl. Nordlicht.

Auſtraſien (Austrasia, Auſtrien), Oſtreich, der öſtliche Theil des Frankenreichs, bildete ſeit Chlodwigs I. Tode (511) bis auf Pipin den Kurzen meiſt ein ſelbſtſtändiges Königreich und beſtand aus Auvergne, Lothringen, Belgien und den der Frankenherrſchaft unterworfenen Ländern auf dem rechten Rheinufer, mit der Hauptſtadt Metz, daher auch Regnum Metense genannt. Nachdem ſchon unter Karl Martell die Eintheilung des fränkiſchen Reichs in A. und Neuſtrien in Vergeſſenheit gekommen war, gingen unter Karl dem Großen beide Namen in denen von Deutſchland und Frankreich auf. S. Franken.

Austreiben des Teufels, ſ. Exorcismus.

Austria, lat. Name für Oeſterreich.

Austritt der Geſtirne. Treten Sterne am Himmel ſo vor einander, daß dem beobachtenden Erdbewohner einer bedeckt erſcheint, ſo muß ein Anfang und ein Ende dieſer Erſcheinung durch die Bewegung dieſer Körper bedingt werden, und man nennt dann den Moment, wo der Rand des einen Geſtirns den äußeren des anderen ſcheinbar berührt, den Anfang des Eintritts, die Zeit, in welcher daſſelbe Geſtirn den inneren Rand des anderen berührt, den Anfang des Austritts. Bei größeren Körpern muß der Vorübergang des einen vor dem andern längere Zeit dauern, wie man es bei Sonnen- und Mondfinſterniſſen oft beobachtet, bei kleineren aber, iſt jene Zeit oft ſo klein, daß die beſten Fernröhre nicht ausreichen, den Moment des Ein- und Austritts anzugeben, z. B. bei dem Vorübergang eines Jupitermondes vor dem Hauptplaneten. Dem Aſtronomen ſind dieſe Vorübergänge ſehr wichtig, da er im Stande iſt, aus der Zeit eines an verſchiedenen Orten beobachteten Ein- oder Austritts die gegenſeitige Lage der Orte, die Entfernung der Geſtirne, ja ſogar die Geſchwindigkeit des Lichts bei gegebener Entfernung der Geſtirne ſelbſt zu berechnen. A. heißt auch der Moment, in welchem ein beobachtetes Geſtirn das Geſichtsfeld des Fernrohrs, oder auch den letzten Kulminationsfaden verläßt.

Austrocknende Mittel (exsiccantia), ſolche ärztliche Mittel, welche die Flüſſigkeiten im Organismus oder in einzelnen Theilen deſſelben, beſonders auch Abſonderungen deſſelben verringern. Es gibt drei Hauptklaſſen derſelben: mechaniſch-aufſaugende chirurgiſche Mittel zum örtlich-äußerlichen Gebrauche (e. absorbentia), wie ſie beſonders bei blutenden und näſſenden Wunden, Geſchwüren, Exanthemen, zur Aufnahme des Exkrets benutzt werden, z. B. austrocknende Umſchläge von Soda, Kochſalz, Watte, Wolle, Einſtreuen von Bärlapp, Gummi, Stärkmehl; zuſammenziehende und dadurch ſtopfende Mittel (e. adstringentia), ebenfalls zum örtlich-äußerlichen Gebrauche, eine weit gefährlichere Klaſſe, da ſie durch einen auf intenſiven, chemiſch-phyſikaliſchen Eingriffen beruhenden Akt örtlicher Funktionsſtörung wirken, z. B. Blei, Zink, Vitriole und andere Metallmittel, Gerbſäuren, Kreoſot ꝛc.; entziehende oder zehrende Mittel (e. consumentia), welche die Stoffbildung überhaupt und in dieſem Falle beſonders die Erzeugung flüſſiger Subſtanz im Organismus beſchränken, außer den diätetiſchen Mitteln Strapazen, Entziehung der Nahrung, beſonders der flüſſigen, trockene Wärme und trockene Kälte, namentlich auch die zehrenden Gifte (tabifica), Jod, die Queckſilberoxyde u. Chloride (Präcipitat u. Sublimat), Blei u. Arſenik, dann auch die ſcharfen Mittel, die wenigſtens eine zehrende Nachwirkung zu äußern pflegen.

Austrocknung (exsiccatio), chemiſcher od. mechaniſcher Prozeß, durch welchen einem feſten Körper mittelſt höherer Temperatur oder freieren Zutritts der Luft die liquiden flüchtigen Theile entzogen werden. Der Prozeß der Entweichung dieſer Theile beruht theils auf Zerſetzung durch Wärme, theils auf Entführung derſelben durch zweckmäßig geleiteten Luftzug.

Ausverkauf, die gänzliche (wenigſtens beabſichtigte) Aufräumung eines Waarenlagers oder der Vorräthe in einem beſtimmten Artikel, welche der Verkäufer in der Regel dadurch herbeizuführen ſucht, daß er dem Publikum durch herabgeſetzte Preiſe, durch Prämien u. dergl. beſondere Vortheile gewährt oder doch verheißt. Der A. wird oft nöthig bei Orts- und Geſchäftsveränderungen, oder bei bevorſtehenden allgemeinen Changen der Nachfrage ꝛc.

Auswachſen des Getreides, das Austreiben des Keimes aus den Körnern des reifen, auf dem Felde ſtehenden oder liegenden Getreides, welches bei anhaltendem Regen und warmer Witterung vorzukommen pflegt. Das in Schwaden liegende Sommergetreide, beſonders aber die untern, auf dem Erdboden aufliegenden Garben eines Haufens bilden dabei zuletzt einen Filz. Dem A. auf dem ſtehenden Halme iſt am leichteſten der Weizen ausgeſetzt. Um dem vorzubeugen, ſchneide man das Getreide etwas hoch, damit die Aehren nicht unmittelbar auf die Erde zu liegen kommen, lege es in dünne Lagen, wende es vor dem Aufbinden fleißig um, entferne das Gras möglichſt daraus, binde nur leichte Garben und ſtelle dieſe in Puppen. Das drohende Uebel kann ſo bisweilen, doch bei fortdauerndem naſſen Wetter nicht immer, abgewendet werden. Ausgewachſenes Getreide muß, wenn es

Digitized by Google

endlich eingescheuert ist, rasch ausgedroschen, die Körner aber müssen auf Horden und Darren bei höchstens 30° R. mäßig getrocknet werden. Dadurch können letztere selbst zur Aussaat tauglich werden. In der Regel aber wird man solche Körner nicht als Saatkorn benutzen, eben so wenig zum Bierbrauen oder Branntweinbrennen; dagegen können sie noch als Viehfutter und selbst mit Mehl von guten, nicht ausgewachsenen Körnern oder Kartoffeln gemengt zum Brodbacken verwendet werden. Brod aus lauter ausgewachsenen Körnern ist aber der Gesundheit nachtheilig und sollte polizeilich verboten sein. Um den Teig, zu welchem ein Zusatz von Mehl aus ausgewachsenen Körnern verwendet wurde, zum Gehen zu bringen, setze man etwas Franzbranntwein zu. Als Beimischungen zum Mehl von ausgewachsenem Roggen empfiehlt man 1 Theil Mehl von nicht ausgewachsenem Hafer, noch besser läßt man 3 Theile von dergleichen Roggen mit 1 Theil guten Hafers gleich zusammen mahlen. Außerdem dienen auch Erbsen, Weizen und besonders Kartoffeln zur Verbesserung des Mehls von ausgewachsenem Roggen.

Auswärtiges Erkenntniß, ein bei einem ausländischen Justizhofe oder bei einer dergleichen Juristenfakultät eingeholtes Urtheil. Vgl. **Aktenversendung**.

Auswanderung, das Verlassen des Staats, welchem man durch Geburt oder festen Wohnsitz angehört, in der Absicht, sich vom Verbande desselben zu trennen und sich in einem andern niederzulassen. Wenn man sich bereits ein bestimmtes Aufenthalts- oder Niederlassungsrecht auswärts verschafft, d. h. die Annahme als Staats- oder Ortsbürger im Auslande erwirkt hat und die Heimat verläßt, um es dort wirklich anzutreten, so wird dies mitunter (wie z. B. in der badischen Gesetzessprache), zum Unterschied von der A. im Allgemeinen, **Wegzug** genannt. In einem weitern Sinne schließt Wegzug neben der eigentlichen A. (d. h. dem **Verlassen des Staatsgebiets**) auch die bloße **Veränderung des Wohnsitzes in demselben Staate** in sich, oder bezeichnet auch überhaupt die Uebersiedelung von einem Ort in den andern, wobei es gleichgültig ist, ob der letztere nun innerhalb oder außerhalb der Staatsgrenzen liege. Zu den wesentlichen Merkmalen der eigentlichen A. gehört das Aufgeben des bisherigen Vaterlandes u. der staatsbürgerlichen und heimatlichen Rechte, sowie die Absicht, sich in einem neuen Vaterlande anzusiedeln. Dadurch unterscheidet sich die A. von der **Kolonisation**, welche die vom Mutterstaate veranlaßte Ansiedelung in einem Lande ist, das von dem Heimatlande abhängt und von demselben beaufsichtigt wird, und wobei der Kolonist in dem bisherigen Staatsverbande bleibt, sowie sie auch bisweilen von der **Emigration** unterschieden wird, in sofern man unter dieser die bloß temporäre A. wider ein ausdrückliches Verbot des Staats, oder doch ohne Genehmigung derselben, mit der Absicht, unter veränderten Umständen zurückzukehren (meist auch mit der feindseligen Absicht, durch offene oder geheime Bekämpfung der bestehenden Staatsgewalt von außen die gewünschte Veränderung mit herbeiführen zu helfen), versteht. So nannte man die während der ersten französischen Revolution auf solche Weise Ausgewanderten **Emigranten**. Während der Kolonist und der Emigrant im engern Sinne rechtlich Unterthanen ihres Vaterlandes bleiben (obgleich der letztere der faktischen Regierung desselben vielleicht keinen Gehorsam und keine Treue schuldig ist), ist der Ausgewanderte im engern Sinne, so lange die Trennung von seinem früheren Vaterlande dauert, nicht mehr Unterthan und Staatsbürger desselben, sondern Fremder, wiewohl auch da noch hinsichtlich der Möglichkeit der Rückkehr gewisse Rechtsverhältnisse bestehen. Ferner kann die A. eine **freiwillige** sein, wozu sich der Auswandernde aus eigenem freien Willen entschließt, oder eine **gezwungene**, wenn der Staat selbst bisherige Unterthanen aus dem Lande treibt, wie z. B. die Vertreibung der salzburgischen Protestanten durch den fanatischen Erzbischof Firmian, oder die im Mittelalter so häufige Vertreibung der Juden aus den christlichen Staaten. Von Rechtspflichten eines so zur A. Gezwungenen gegen sein bisheriges Vaterland kann natürlich keine Rede mehr sein.

Die ungünstige Beurtheilung, welche die A. in fast allen Kreisen unserer Nation in früherer Zeit gefunden, ist auch in neuester Zeit selbst bei den gebildeten Ständen noch nicht ganz geschwunden. Die Volkswirthschaftslehrer rechnen uns vor, wie viele Millionen die A. jährlich unserem Volksvermögen entzieht, die Vertreter von Zucht und Sitte predigen über die Lieblosigkeit und den weltlichen Sinn Derer, die Familie u. Heimat verlassen, um in der Ferne ihr Glück zu suchen, die patriotischen Fanatiker deklamiren gegen die unpatriotische Gesinnung der Auswandernden, und die Bureaukratie endlich murrt darüber, daß sie so viele Register zu führen, so viele Protokolle aufzunehmen, so viel zu bedenken und zu überwachen hat. Und doch sind diese Klagen, wie wir glauben, unbegründet. Mag im einzelnen Falle wirklich eine sittliche oder patriotische Pflicht verletzt werden, im Großen und Ganzen ist die A. ein großes **kulturgeschichtliches Princip**, die Anwendung eines wesentlichen Rechts des Individuums, das charakteristische Merkmal der weißen Kulturrace und mehr als das, eine charakteristische Eigenschaft des Menschengeschlechts als solchen. Die Pflanze wandert nicht, denn sie kann sich nicht bewegen, das Thier wandert nicht, denn es hat keinen sittlich freien Willen; das einzige Geschöpf, welches nach bestimmten Absichten und Plänen seinen Wohnort zu verändern im Stande ist, ist der Mensch. Aber die Geschichte lehrt uns weiter, daß nicht alle Familien des Menschengeschlechts A.en im kulturgeschichtlichen Sinne vorgenommen haben. Die schwarze Race sitzt seit Jahrtausenden in Afrika und hat nie den Versuch gemacht, Niederlassungen in Europa oder einem andern Welttheile zu gründen, oder auch nur in Afrika selbst den Wohnort zu wechseln. Dasselbe gilt von der rothen und der braunen Race, denn die vereinzelte Ausnahme, welche wir seit dem letzten Jahrzehnt in den Wanderungen der Chinesen nach Kalifornien finden, ist zu neuen Datums, um schon einen Schluß für die Folge zu gestatten oder die geschichtliche Wahrheit des obigen Satzes umzustoßen. Die Kaukasier und Mongolen sind die Einzigen gewesen, die bis dahin gewandert sind u. damit ihren kulturgeschichtlichen Beruf bewährt haben. Das Wandern freilich als solches ist hierbei nicht das Wesentliche, wohl aber die Wil-

lenskraft, die geistige Entwickelung, die das Unzulängliche und Unbefriedigende der gegebenen Lage erkennt und die Mittel und Wege nicht bloß in nächster Nähe aufsucht, um ihr zu begegnen — mit andern Worten, es ist die Ausbildung des Individuums bis zu dem Grad, wo die sittliche und wirthschaftliche Zurechnungsfähigkeit ihren Anfang nimmt. Deshalb nannten wir auch oben die A. die Anwendung eines wesentlichen Rechtes des Individuums. Die Geschichte lehrt uns, daß kein einziges der heutigen Völker in Europa seine dermaligen Wohnsitze von jeher innegehabt, daß ein jedes derselben gewandert ist. Wir wissen aber ferner, daß eine jede große Periode in der Geschichte der einzelnen Nationen zugleich eine freie Bewegung der Bevölkerung im Gefolge oder als Voraussetzung hatte. Es macht hierbei keinen Unterschied, ob diese Bewegung in der Form eines Eroberungszuges, oder der planmäßigen Kolonisation, oder der Handelsspekulation, oder endlich der zerstreuten Einzelwanderung, wie sie die deutsche A. der letzten Jahrhunderte charakterisirt, vor sich geht. In jedem Fall, mag nun die Bewegung freiwillig oder gezwungen geschehen, spricht sich in derselben ein so kräftiger Beweis der Selbstbestimmung aus, wie er nur von gesunden Nationen oder Individuen geliefert werden kann und wie er zu jeder Zeit große Erfolge verbürgt hat. Die A. ist ein so specifisches Kennzeichen einer kulturtragenden Nation, daß wir annehmen müssen, sie sei ein providentielles Mittel in der Hand der Geschichte, um die Menschheit auf die ihr angewiesenen Bahnen zu lenken. Eben deshalb halten wir es für eine engherzige Anschauung, wenn man uns die Nachtheile vorzählt, welche die deutsche A. unserer Nation zufügt. Wir erkennen vor Allem darin den Beweis der fortdauernden Thatkraft unserer Nation, indem sie noch Individuen genug in sich zählt, die den harten Entschluß zu fassen im Stande sind, selbst um den Preis der größten Mühseligkeit in fremdem Land und in den Schrecknissen der Wildniß ein neues bürgerliches Dasein sich zu gründen, und wenn eine Bürgschaft für die zähe, ja unverwüstliche deutsche Natur gefunden werden kann, so ist es die, daß kurz nach den furchtbaren Drangsalen des dreißigjährigen Krieges sich der Muth im deutschen Lande noch vorfand, der Tausende weit über dem Meer eine neue Heimat suchen hieß und zu suchen befähigte. Wir datiren von der Entdeckung Amerika's einen neuen Abschnitt in der Weltgeschichte, und mag man über diese kurz abgeschnittene Scheidung zweier Geschichtsperioden denken wie man will: der geschichtliche Instinkt hat wirklich das Wesentliche getroffen. Das Reich der Geschichte wurde auf einmal noch einmal so weit u., wenn der neu gewonnene Welttheil auch noch roh und unentwickelt da lag, wenn wir selbst heute noch nicht den zehnten Theil desselben der Kultur und damit der Geschichte erobert haben, die alte Welt ist in ihren Grundlagen durch die Folgen dieser und der gleichzeitigen Entdeckungen erschüttert, sie hat sich an den Bildungselementen, die ihr aus den neu erschlossenen Gebieten entgegenströmten, in ihrem innersten Kern neu aufgefrischt, und unabsehbar sind die Entwicketungsstufen, die sich für die fortschreitende Kultivirung Amerika's vor dem geschichtlichen Blick ausdehnen, so unabsehbar, daß die Rückwirkungen derselben auf die europäischen Staaten uns für die bisher unbestrittene Präponderanz derselben fürchten lassen können. Vor dieser geschichtlichen Auffassung der Bedeutung der A. verschwinden Rücksichten auf die Nachtheile, die uns, dem jetzt lebenden Geschlecht, aus derselben erwachsen. Ob diese Nachtheile sich wirklich allein mit Plus und Minus in der Bilanz des Nationalvermögens abwägen lassen, werden wir weiter unten sehen. Hier genügt es, nur den Zug geschichtlicher Nothwendigkeit in dem Wandertriebe unserer Nation festzustellen, auf die Folgen hinzuweisen, welche die Besiedelung Nordamerika's mit Angehörigen unserer Nation auf die kommenden Jahrhunderte unserer Geschichte haben können und haben werden, und diesen Momenten gegenüber an unserer obigen Behauptung festzuhalten: die A. ist ein großes kulturhistorisches Princip.

Aber auch eine politische Seite hat die A. Dies ergibt sich nicht bloß daraus, daß durch dieselbe im Laufe der Geschichte Staaten gegründet und Staaten zerstört worden sind, wie dies die Wanderungen der Pelasger, der Italer, der Germanen zur Zeit der Völkerwanderung, der Angelsachsen, der Mauren, der Normannen und der Türken beweisen, denn der enger begrenzte Begriff der A., wie wir sie hier vorzugsweise im Auge haben, nämlich die Einzelauswanderung der letzten Jahrhunderte, äußert sich nicht in so augenfälligen und erschütternden politischen Katastrophen. Auch die A., wie sie unmittelbar nach der Entdeckung Amerika's und seit dem Ausgange des vorigen, sowie in diesem Jahrhundert in Ostindien und Australien in der Form der Kolonisation aufgetreten ist, hat ihre politische Seite. Das ganze Staatsleben wird ein eigenes und jedenfalls innerlich freieres, wenn der Blick der leitenden Staatsmänner die Interessen der Staatsangehörigen mit einem in weiter Ferne liegenden, nach wesentlich andern physikalischen Voraussetzungen entwickelten Theile des Staatsgebietes in Verbindung zu setzen und zu erhalten hat. Die höhere Einsicht, der weiter reichende politische Blick innerhalb der leitenden Kreise wirkt zurück auf die Regierungsform für das Mutterland, die Unterthanen selbst sind genöthigt, ihr Augenmerk nicht bloß auf das heimatliche Gebiet zu beschränken, der Verkehr der Privaten wird großartiger und damit schwieriger und komplicirter, die äußeren Machtverhältnisse des Staates nehmen größere Dimensionen an und ergeben vielseitigen Berührungspunkte nach allen Seiten und Richtungen. Das deutsche Volk freilich hat diese Form der A. niemals auf seine staatliche Entwickelung zurückwirken sehen. Die Kolonien der Hansa u. die erobernde Kolonisation Preußens durch die Schwertritter waren nicht so bedeutend, daß sie auf unsere politischen Zustände hätten bestimmter einwirken können. Allein selbst die bescheidene Form der Einzelauswanderung, wie sie tropfenweise in Deutschland vor sich geht, hat ihre wohl zu berücksichtigende potitische Seite. Ein Volk, in dem der Trieb vorhanden ist, trotz aller erdenklichen Gefahren und Mühen im fernen Lande seine materielle Lage zu verbessern, ist seinem inneren Kerne nach gesund. Der Türke wandert nicht aus, er läßt stumpfsinnig das Aergste und Schlimmste über sich ergehen, und vielleicht ist dieser Zug in dem türkischen Volkscharakter der nicht am wenigsten die Abgelebtheit verrathende, wenn nicht gar der hippokratische. Gesundheit des Volkscha-

rakters ist aber stets ein Zeichen des nicht ganz erstorbenen politischen Sinnes einer Nation. Aeußern sich diese Beweise des Lebens und der Bewegung in dem Streben des Volkes stetig wiederkehrend, wird der Trieb der A. traditionell, so wächst schon allein mit diesem Wachsthum der Bewegung innerhalb der Volkskreise unausbleiblich auch der politische Sinn desselben. Die Verbindungen, welche die Auswandernden mit den zurückgebliebenen Gliedern der Familie oder mit den Gemeindegenossen unterhalten, die Schilderungen der verschiedenen staatlichen Einrichtungen in der neuen Heimat der Fortgewanderten, die persönlichen Einwirkungen der für kurze Zeit oder dauernd Zurückgekehrten kommen hierzu und regen an zum Nachdenken über die Zustände im eigenen Lande, geben einen vergleichenden Maßstab ab und treten an allen Ecken und Enden des öffentlichen Lebens zu Tage. Mögen diese Einflüsse auch noch so sehr auf der Oberfläche liegen, ganz verloren gehen sie nie, und ihre Verbreitung gerade in der Masse des Volkes wiegt schwerer, als viele intensive politische Anregungen unter den engeren Kreisen der Gebildeten. Die Zauberformel: „Amerika ist ein freies Land, wo es keine Konscription, keinen Ammann und keine Gensdarmen, keinen Herzog oder König gibt", hat in dem Gehirn manches Bürgers und Bauern mehr politische Betrachtungen angeiacht, als alle politischen Broschüren zusammen genommen. Daß dem so ist, davon liefert die unverkennbare Abneigung unserer Bureaukraten und politischen Finsterlinge gegen die A. einen unwidersprechlichen Beweis. Der Auswanderer ist dem Junker und Bureaukraten vom reinsten Wasser unter allen Umständen ein politisch verdächtiger Mensch: lehnt er sich doch auf gegen die hergebrachte Ordnung des Staats, gibt er doch thatsächlich seine Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen zu erkennen, ist er doch während der Vorbereitungen zur Abreise ein die polizeiliche Fuchtel nicht mehr fürchtendes Individuum, das den Zurückbleibenden nothwendigerweise ein böses Beispiel geben muß. Eine letzte politische Folge der A. endlich liegt in den dadurch bedingten Staatseinrichtungen. Die Lösung der bisherigen Staatsangehörigkeit, die Regelung der Auswanderungsagenturen, die internationalen Beziehungen, welche die fortziehenden Unterthanen für ihre bisherige Regierung zur Folge haben, alles dies sind, wenn auch weniger bedeutende, doch formell nicht unwichtige politische Konsequenzen der A.

Die volkswirthschaftliche Seite der A. kann eben sowohl eine unbedingt Nutzen bringende als schädliche sein, ohne daß jedoch die Form, in welcher die A. erfolgt, hierbei maßgebend ist. Die Staaten gründenden Eroberungszüge der alten Zeit und des Mittelalters müssen wir hierbei freilich außer Acht lassen, da bei ihnen die volkswirthschaftliche Seite mit der politischen zusammenfällt. Die Kolonisation dagegen ist keineswegs eine unbedingt, obwohl in den meisten Fällen volkswirthschaftlich fördernde. Spanien z. B. ist arm geworden durch seine Silberminen in der neuen Welt, obwohl seine Kolonien so unbedingt vom Mutterstaate abhingen, als sich nur denken läßt. Die Ursachen des Verfalls des spanischen Volkswohlstandes liegen freilich auch noch auf anderem Gebiete, und nicht sowohl die Silberflotten haben Spanien arm gemacht, als die Trägheit, die Prunksucht, die Sittenlosigkeit, die im Gefolge des schnell und mühelos gewonnenen Reichthums einzog, den einheimischen Gewerbfleiß vernichtete und schließlich erst erkennen ließ, daß nüchterner Fleiß doch unendlich viel mehr für eine Nation producirt, als alle Schätze von Peru und Mexiko. Das Beispiel Spaniens steht freilich auch fast einzig da in der Geschichte. Regelmäßig wirkt allerdings die Kolonisation sehr günstig auf den Wohlstand einer Nation zurück, da die Kolonie stets durch ihre Rohprodukte die Einwanderer reich macht und die dadurch bewirkte gesteigerte Konsumtionsfähigkeit derselben durch die heimische Industrie befriedigt wird. Dies ist jedoch auch der einzige Fall, in welchem die A. positiv Nutzen bringend für das Heimatland wirkt, ein Fall freilich, der nicht gerade unbedingt an die Form der Kolonisation gebunden ist, vielmehr auch dann eintritt, wenn bei der Einzelauswanderung die Ausgewanderten ihre industriellen Bedürfnisse durch die Erzeugnisse ihrer alten Heimat befriedigen. Ist dies Letztere nicht der Fall, gehen das Kapital, die Arbeitskraft u. die Konsumtionsfähigkeit dem Mutterland verloren, so wirkt die A. ebenso unbedingt positiv schädlich, und zwar in dem Verhältniß schädlich, in welchem dem Mutterlande durch den Absatz an die Auswandernden der Verlust an den obigen Faktoren der Produktion nicht ersetzt wird. Wie die A. positiv nützlich und schädlich, so kann sie auch negativ nützlich und schädlich wirken, indem sie die Bevölkerung des Landes vermindert. Das erste ist der Fall, wenn eine Uebervölkerung in einem Lande Statt findet und durch die Auswandernden den Zurückbleibenden ihr wirthschaftliches Fortkommen erleichtert wird. Dies ist z. B. der Fall in China, wo die Bevölkerung zu zahlreich und die Nation zu wenig geistig entwickelt ist, um für alle ihre Angehörigen Nahrung und Unterhalt zu beschaffen. Ein normal entwickeltes Volk freilich kennt keine Uebervölkerung, es wird sich weder so irrationell vermehren, noch so sehr in freier industrieller Entwickelung hinter den Ansprüchen seiner Angehörigen zurückbleiben. Dieser Nutzen der A. ist aber überdies nur ein sehr vorübergehender, da erfahrungsgemäß bei einer plötzlichen starken Abnahme der Bevölkerung durch vermehrte Ansässigmachungen und Heirathen der Ausfall sehr bald ersetzt wird. Die Geschichte aller großen Seuchen und Kriege hat dies Resultat in allen Fällen ergeben. Negativ schädlich wirkt dagegen die A., wenn sie in einem dünn bevölkerten Lande Statt findet und die vorhandene geringe Arbeits- und Kapitalkraft noch mehr schwächt, ohne daß durch Bezug der Produkte des Heimatlandes seitens der Ausgewanderten den letzteren einige Entschädigung beschafft wird. Fragen wir nun nach den volkswirthschaftlichen Folgen, welche insbesondere die deutsche A. der letzten Jahrzehnte für Deutschland gehabt hat, so müssen wir leider gestehen, daß dieselben mehr nachtheilig, als nutzenbringend waren, sofern wir nur diese Seite ins Auge fassen. Allerdings hat die deutsche Rhederei aus der A. einen ziemlich beträchtlichen Vortheil gezogen, und Bremen würde die Folgen sehr unangenehm verspüren, wenn die deutsche A. plötzlich ein Ende nähme oder sich ausschließlich nach anderen Häfen ziehen sollte. Es muß ferner dabei anerkannt werden, daß dieser Aufschwung der Rhederei nicht bloß einer großen Anzahl von davon abhängigen Gewerben, sondern daß

er auch dem deutschen Handel zu Gute gekommen ist, da die lohnende Fracht von Bremen nach Amerika um so leichter die Möglichkeit gewährte, bei billiger Rückfracht eine Spekulation zu wagen. Ebenso ist zu berücksichtigen, daß die A. in unsern Binnenstädten sowohl, als in den Seeplätzen dem Handel und der Industrie große Summen flüssig machte, welche, weil sie eben nur für die besondern Bedürfnisse der Auswanderer bestimmt waren, außerdem ohne Nutzen oder doch ohne denselben Nutzen abzuwerfen liegen geblieben wären. Endlich ist nicht zu verkennen, daß der deutsche Handel auch in sofern durch die A. gehoben worden ist, als unsere deutschen Waaren immerhin zu einem gewissen Antheil einen stärkeren Absatz nach Amerika an die dortigen ausgewanderten Deutschen gefunden haben. Gleichwohl stimmen unsere anerkanntesten Nationalökonomen und Statistiker darin überein, daß die Bilanz zwischen positivem Nutzen und Schaden in Folge der deutschen A. zu Gunsten des letztern steht. Unsere A. war bisher zu schwach u. zu planlos, als daß die Deutschen nicht in Amerika entnationalisirt worden u. dadurch zu Kunden der englischen Industrie geworden wären. Roscher (Kolonien, Kolonialpolitik und A., 2. Aufl., S. 356) nimmt für die neueste Zeit eine Ausfuhr von jährlich 20—30 Millionen Thalern an; Andree (Deutsche Vierteljahrsschrift, Nr. 60) berechnet, daß in den 22 Jahren von 1832—1854 dem deutschen Nationalwohlstand ein Kapital von mindestens 225 Mill. Thalern entzogen worden sei, und ziemlich übereinstimmend hiermit geben die offiziellen Berichte der Einwanderungskommission der Union das von den Deutschen eingeführte Kapital für die Jahre 1852—1854 auf jährlich 16 Millionen Thaler an (wobei natürlich die für die Reise verwendeten Kapitalien nicht mitgerechnet sind). Wir dürfen hiernach das jährlich durch die A. uns entführte Kapital auf 15—30 Millionen Thaler veranschlagen. Nun berechnet Roscher a. a. O., daß nach einem sehr mäßigen Anschlage schon jetzt jährlich für 15 Millionen Thaler englische Erzeugnisse an die Deutschen in den Vereinigten Staaten abgesetzt werden, während der Absatz der Zollvereinsprodukte an die deutsch-amerikanische Bevölkerung nur etwa 1 Million Thaler beträgt, eine Summe, die überdies noch dadurch gemindert wird, daß der Zollverein diese Konsumenten in Deutschland ja zuvor verlor. Der deutsche Handel nach Amerika hat also durch die A. nur sehr unbedeutend zugenommen, während die englische Industrie dadurch einen sehr bedeutenden Absatz gefunden und folglich an Konkurrenzfähigkeit auf dem Festland gewonnen hat. Diese Zahlen sind jedoch nicht schlechthin beweisend. Eine Reihe von begünstigenden Faktoren ist trotzdem dem deutschen Handel durch die A. zugeführt worden, wenn sie sich auch dem Auge des Statistikers entziehen. Amerika selbst hat dadurch vor allen Dingen an Arbeitskraft und Wohlstand ganz eminent zugenommen, und wenn die Deutschen es nicht in Amerika sind, welche unsere Waaren beziehen, so sind es die durch die deutsche A. reich gewordenen Amerikaner selbst. Beweis hierfür ist die Erfahrung, daß deutsche Waaren — von den letzten ungünstigen Jahren abgesehen — einen steigend größern Markt in der Union finden und unsere Schifffahrt nach der englischen und amerikanischen die stärkste der Welt ist.

Gehen wir über zu der rechtlichen Seite der A., so folgt, vom positiven Recht abgesehen, das Recht zur A. (Jus emigrandi) schon aus der Anerkennung der Freiheit des Menschen. Das Recht, sich hin zu begeben, wohin ich will, ist mir durch die Geburt als Mensch gegeben, es liegt wesentlich in meiner Menschennatur begründet, es ist ein Naturrecht, und jeder Staat, der seine Angehörigen nicht als Leibeigene, sondern als freie Menschen betrachtet, die unter seinem Schutze ihre individuellen Lebenszwecke verfolgen, erkennt ihnen damit auch das Recht der A. zu. Wenn dessen ungeachtet durch das mittelalterliche Staatsrecht, das sich freilich noch in den Verordnungen des 17. und 18. Jahrhunderts erkennen läßt, hier und da, wie in Rußland und bis vor Kurzem auch in Oesterreich, den Unterthanen das Recht der A. abgesprochen wird, so stellen sich solche Staaten in Widerspruch mit den Gesetzen der Natur. Der Unterthan hat allerdings Pflichten gegen den Staat, dem er angehört; die Pflicht hat er aber nicht übernommen, für alle Zeit seines Lebens dem Staate, indem er zufällig geboren wurde, anzugehören; denn mit Uebernahme dieser Pflicht hätte er sich seiner persönlichen Freiheit begeben. Die mittelalterlichen und die feudalrechtlichen Ansichten des 16. und 17. Jahrhunderts sind denn auch in Deutschland längst beseitigt. Die deutsche Bundesakte schon garantirt den deutschen Unterthanen im Art. 15 nur sehr wenige Rechte, darunter befindet sich aber doch „die Befugniß des freien Wegziehens aus einem deutschen Bundesstaat in den andern, der erweislich sie zu Unterthanen aufnehmen will, auch in Civil- u. Militärdienste desselben zu treten." Derselbe Artikel der Bundesakte garantirt sodann auch noch das damit zusammenhängende Recht „der Freiheit von aller Nachsteuer (jus dedractus, gabella emigrationis), in sofern das Vermögen in einen anderen deutschen Bundesstaat übergeht und mit diesem nicht besondere Verhältnisse durch Freizügigkeitsverträge bestehen." Durch Bundesbeschluß vom 23. Januar 1817 ist sodann diese Bestimmung der Bundesakte weiter ausgeführt worden. Hiernach ist fortan die Erhebung jeder Art von Abgabe in Veranlassung der A. oder der Ausfuhr von Vermögen in einen andern Bundesstaat unzulässig, gleichviel, worauf man diese Abgabe bisher gründete oder zu welchem Zweck man sie verwendete. Es sind daher auch die Manumissionsgelder von Hörigen, die auswandern, sowie die Abzüge zu Gunsten der Gemeindeschuldentilgungskassen aufgehoben. Wer bisher zur Erhebung der Abgabe berechtigt war, ob die Staatskasse oder eine Korporation, oder ein Privatmann, macht dabei keinen Unterschied, und die Aufhebung begründet keinen Anspruch auf Entschädigung. Was hierbei von den deutschen Bundesstaaten gilt, hat auch gegenüber allen nichtdeutschen Ländern Geltung, in soweit dieselben selbst keine Nachsteuer von dem außer Land gehenden Vermögen erheben. Bestimmter als die Bundesakte und in erweitertem Umfang haben indeß die Partikulargesetzgebungen das Recht der A. festgestellt. So geht in Preußen schon das Landrecht (Th. II., Tit. XVII. §. 127 ff.) von der Regel aus, daß es zur A. keiner staatlichen Erlaubniß bedürfe, und das Gesetz vom 31. Dec. 1842, sowie die Verfassungsurkunde von 1850, Art. 11, sprechen diesen Satz noch bestimmter aus. Ausdrücklich wird

außerdem die Auswanderungsfreiheit gewährleistet: im Königreich Sachsen (Verf von 1831, §. 29), in der würtembergischen Verfassungsurkunde von 1819, §. 24, in dem hannoverschen Landesverfassungsgesetz von 1840, §. 43, in der sachsen-meiningischen Verfassung von 1829, §. 9. Ueberall aber gilt das Recht zur A. als stillschweigendes Grundrecht. Diese Garantie des Rechts der A. schließt indeß nicht aus, daß nicht im Einzelnen besondere Beschränkungen eintreten können. Die Ehefrau, die Kinder in väterlicher Gewalt können nicht ohne Zustimmung des Mannes oder Vaters auswandern. Ebenso verlangt der Staat, daß der Auswanderer zuvor seiner Militärpflicht gegen ihn vollständig oder theilweise genügt habe. Ferner ist es keine ungerechte Beschränkung des Auswanderungsrechts, wenn der Staat die Art der Ausübung dieses Rechts durch seine Gesetze regelt, wenn er z. B. vorschreibt, daß der Auswanderer ihm vorher von seinem Vorhaben Anzeige mache; wenn er darauf dringt, daß der Auswanderer zuvor seine rückständigen Steuern bezahle, sowie seinen Obliegenheiten gegen Private nachkomme, u. wenn der Staat zur Sicherung dieses Zwecks eine öffentliche Bekanntmachung der bevorstehenden A. zu erlassen vorschreibt. Alle diese Vorschriften berühren, wie gesagt, das Recht der A. als solches nicht.

Verfolgen wir die geschichtliche Entwickelung des Rechts der A., so war dem Alterthum das Recht, auszuwandern, ein natürliches und anerkanntes; Auswanderungsverbote kannte man wenig oder gar nicht. Wohl wurden die Sklaven mit Zwang dort zurückgehalten, wo sie dem Herrn zu dienen hatten; aber dem Bürger stand das Verlassen der Heimat frei. Die Regierungen, namentlich der republikanischen Staaten, begünstigten sogar die A. theils der etwa mißvergnügten Bürger, theils der wegen Uebervölkerung Nahrungslosen, oder auch der nach Abenteuern Verlangenden; und in Folge dieses Systems entstanden die meisten Kolonien. Wenn die A.en Einzelner dennoch weniger häufig als jetzt waren, so erklärt sich dieses durch die lebhaftere Anhänglichkeit an das Vaterland, die eine Folge der freiern Verfassungen war, durch die bei der Ungastlichkeit des damaligen Völkerrechts (wonach man fast überall die Fremden als Feinde behandelte) den Auswanderern allenthalben drohende Gefahr und durch die bei den Griechen und Römern herrschende Verachtung und Verabscheuung aller „barbarischen", d. h. jenseits der Grenzen wohnenden Völker. Selbst den römischen Gewaltherrschern fiel es nicht ein, Auswanderungsverbote zu erlassen. Aehnliche Ursachen verhinderten auch im Mittelalter die friedlichen A.en Einzelner, oder machten sie selten. Nur Krieg oder Raubzüge (zu Wasser und zu Land), unternommen von größern oder kleinern, freiwilligen oder gebundenen Schaaren, oder geordnete A.en ganzer Horden und Völker brachten das Blut der Nationen in Vermischung. Von Reisen, also auch von A.en Einzelner (mit Ausnahme einiger, aus kühner Handelsspekulation oder aus Bekehrungseifer unternommener) konnte wenig die Rede sein. Schon das „Fremdlingsrecht" u. das „Strandrecht" u. andere barbarische Sitten hielten davon ab. Eigentliche Auswanderungsverbote jedoch gab es noch nicht. Dem mittelalterlichen Feudalsystem und der dadurch herbeigeführten Unterdrückung der gemeinen Freiheit war es vorbehalten, dem freien Auswanderungsrechte entgegenzutreten, es erst den Staatsbürgern zu verkümmern und endlich ganz zu entziehen. Es war natürlich, daß der Grundherr seine Leibeigenen oder die tributpflichtigen und dienstbaren Kolonen des Grundes und Bodens, über die ihm das Eigenthums- oder Obereigenthumsrecht zustand, oder über die er die zum nutzbringenden Recht gewordene Schutzherrlichkeit ausübte, auf seinem Territorium u. in dem Bereich seiner Gewalt zurückzuhalten suchte. Nur mit seiner Einwilligung durfte ein Wegzug Statt finden, und für die Erlaubniß sollte ihm mehr oder weniger gezahlt werden, theils als Entschädigung für den Verlust, der ihm aus dem Wegzug entstand, theils überhaupt als willkürlich gestellte Bedingung der nach Belieben zu gewährenden oder zu versagenden Erlaubniß. Die grundherrlichen, schutzherrlichen, lehnsherrlichen, oder wie sonst benannten Ansprüche steigerten sich nun zum landesherrlichen Recht, das nach und nach als Hoheitsrecht in Anspruch genommen und also auch in Bezug auf die Freigeborenen und Freigelassenen ausgeübt wurde. Auch durch die Reichsgesetzgebung war diese Beschränkung des Auswanderungsrechts anerkannt. Erst der westphälische Friedensschluß gestattete Denen, die nicht darthun konnten, daß in dem sogenannten Normaljahre (1624) an ihrem Wohnorte freie Religionsübung geherrscht habe, oder ihren Privatgottesdienst nicht frei ausüben durften, die A. gegen Entrichtung der erst durch die Bundesakte aufgehobenen Nachsteuer. Zu den fundamentalen Freiheiten des englischen Volkes gehört das Recht, sich ohne besondere Erlaubniß aus dem Lande zu begeben, welches nur, wie sich von selbst versteht, in Ansehung Derer beschränkt ist, die in besonderen Pflichten gegen den Staat (Beamte, Soldaten ꝛc.) stehen, und in einzelnen Fällen durch ein Mandat: No exeat regnum (welches vom Großkanzler ausgeht), aufgehoben werden kann. Die Parlamentsakten gegen auswärtige Kriegsdienste sind öfters wiederholt worden (z. B. 1819 in Beziehung auf die südamerikanischen Insurgenten), aber sie setzen keine eigentliche A. voraus. Das Auswandern der Manufakturarbeiter in Wolle, Seide, Eisen ꝛc. ist ebenfalls durch verschiedene Gesetze verboten, doch besteht die Strafe für den Ausgewanderten, der nach erhaltener Aufforderung nicht zurückkehrt, nur in Verlust des Bürgerrechts, für den Werber aber in schweren Geldstrafen und Gefängniß. Die französische Gesetzgebung gestattet seit 1789 eine unbeschränkte A. Die Gesetze gegen die Emigranten bezogen sich natürlich nicht auf Auswanderer überhaupt, sondern auf die feindseligen Absichten, mit welchen damals die meisten emigrirten; denn die Emigranten wollten nicht ihr Bürgerrecht in Frankreich aufgeben, sondern vielmehr von außen her die neue Gestaltung des Staates bekämpfen.

Die Zersplitterung, welche die deutsche A. bisher bewiesen hat, u. die dadurch bedingten geringen positiven Vortheile, welche die Millionen ausgewanderter Deutschen unserm Handel u. unserer Industrie bis jetzt gewährt haben, legen die Frage nahe, ob von unserer Seite auch Alles geschehen sei, um diese Folge von uns abzuwenden, mit andern Worten, ob eine Auswanderungspolitik bisher bei uns gehandhabt und ob sie richtig gehandhabt wurde. Wir müssen diese Frage leider in beiden Richtungen ver-

meinen. Wir haben unsere Auswanderer bis dahin im Großen und Ganzen ruhig ziehen lassen, und was auch im Einzelnen dafür geschehen ist, sie auf bestimmte Länder zu concentriren, eine einheitliche und durch ein von der Staatsgewalt getragenes Centralorgan geleitete Auswanderungspolitik haben wir nicht befolgt. Sehen wir zunächst einmal zu, was von Seiten der Regierungen und des deutschen Bundes für diese hochwichtige Sache geschehen ist. Die preußische Regierung war die erste, welche die Auswanderungsangelegenheit zur Sache des deutschen Bundes machen wollte. Um Anträge an den Bundestag stellen zu können, forderte sie 1847 von ihren Gesandten und Konsuln in Nordamerika Berichte über die dortigen Boden-, Kultur- u. klimatischen Verhältnisse, über die Bevölkerung, Kommunikationsmittel, kurz, über alles auf eine Einwanderung im Großen Bezügliche, sowie genaue Erkundigung über die Erfolge und Wirkungen früherer größerer Kolonisationsunternehmungen. Der Plan Preußens wurde durch die Revolution von 1848 gestört, doch griff die deutsche Nationalversammlung die Sache sogleich mit auf und stellte nicht nur in den Grundrechten des deutschen Volkes die Auswanderungsangelegenheit unter den Schutz und die Fürsorge des Reichs, sondern beauftragte auch den volkswirthschaftlichen Ausschuß, ein Gesetz zum Schutze der A. zu entwerfen. Dieses Gesetz war im März 1849 beendigt, kam aber wegen der bald darauf erfolgten Auflösung der Nationalversammlung nicht zur Berathung. Dagegen erkannten es die Glieder der deutschen Union als eine ihrer ersten Pflichten an, für die A. der Deutschen Schutz und Fürsorge zu treffen, und schon Ende Juli 1850 wurde dem Fürstenkollegium von der preußischen Regierung ein Gesetz zum Schutz deutscher A. u. Kolonisation vorgelegt, nach welchem ein den Ministerien des Innern u. Aeußern untergeordnetes Auswanderungs- u. Kolonisationsamt eingesetzt werden sollte, welches die Beförderungsart deutscher Auswanderer u. Kolonisten berücksichtigen und dem Gedeihen deutscher Ansiedelungen die thunlichste Förderung widmen sollte. Mit der Union scheiterte auch dieser Plan, und von den Einzelregierungen geschah wenig mehr, als daß die Agenturen für A. unter die Kontrole der Regierungen gestellt wurden. Oesterreich trat im Gegentheil dem Auswanderungswesen energisch entgegen. Es verbot nicht nur, zur A. aufzufordern, sondern alle Schriften, die auf das Auswanderungswesen auch nur den entferntesten Bezug hatten, wurden von dem österreichischen Büchermarkt ausgeschlossen. Agenten für A. waren in den österreichischen Staaten nirgends geduldet. Die bayerische Regierung hat zwar später diese Frage in einem ziemlich umfassenden Antrag aufs Neue an den Bundestag gebracht, und es sind darüber auch eingehende Verhandlungen gepflogen worden, schließlich aber ist die Sache liegen geblieben, und harrt bis jetzt vergebens eines weitern Anstoßes. Mit mehr Eifer, wenngleich mit nicht viel mehr Erfolg, haben sich Privatleute der A. angenommen. Doch fehlte auch hierbei die erste Voraussetzung des Erfolgs, nämlich eine centralisirte Leitung. Nachdem 1843 ein Auswanderungsverein in Düsseldorf (mit 1000 Aktien à 100 Thaler gegründet) vorausgegangen war, gab das Jahr 1845 einen kräftigen Anstoß zum weitern Betreiben dieser Angelegenheit. Dem düsseldorfer Verein folgten in diesem Jahre der dresdener, der leipziger ꝛc., vor allen aber zwei Hauptvereine: der Nationalverein für deutsche A. in Frankfurt a. M., gestiftet in Folge des am 16. Oktober 1848 in Frankfurt abgehaltenen Auswanderungskongresses im December 1848, dessen Thätigkeit auf Erleichterung der A. für Arme, Sorge für Belehrung und Schutz der Auswanderer, Prüfung der Verhältnisse von Ländern, welche zur Einwanderung vorgeschlagen werden, Organisation der A. ꝛc. gerichtet ist und dem sich als Zweigvereine der großherzoglich hessische in Darmstadt, der würtembergische in Reutlingen, der badische in Carlsruhe, der kurhessische in Hanau, die beiden nassauischen in Limburg u. Wiesbaden u. 1850 der zu Frankfurt a. M. selbst anschließen; und der Verein zur Centralisation deutscher A. u. Kolonisation zu Berlin, im Mai 1849 gestiftet. Letzterer wirkte mehr belehrend u. rathend, ertheilte in einem offenen Bureau gebührenfrei Auskunft, förderte das Zustandekommen förmlicher Kolonisationsgesellschaften, wendete dem Agenten- und Transportwesen für die Auswanderer seine Aufmerksamkeit zu ꝛc., betheiligte sich aber materiell bei keiner Unternehmung. Ein Verein zur geistlichen Fürsorge für die deutschen Auswanderer in den westlichen Staaten der Union ward 1852 in Berlin gebildet. Eine andere Art von Vereinen stellte sich die Aufgabe, für einen bestimmten Einwanderungspunkt zu wirken. So der deutsche Adelsverein zu Texas, im Frühjahr 1844 von Adeligen, besonders früheren Reichsunmittelbaren gegründet, der die A. planmäßig nach Texas hinleiten wollte, der preußische Verein für die Mosquitoküste, ein anderer für Westaustralien, der bülowsche für Centralamerika, der stuttgarter für Chile, der Kolonisationsverein für Südbrasilien zu Hamburg, 1849 gegründet, ein zweiter Verein für Mittelamerika, einer für Mexiko u. einer für die Laplatastaaten, alle drei von 1852. Alle diese Vereine, einschließlich der beiden großen Hauptvereine in Frankfurt u. Berlin, sind nach einer ziemlich lahmen Wirksamkeit vor wenigen Jahren bis auf einen einzigen wieder eingegangen. Dieser einzige, jetzt noch in erfolgreicher Thätigkeit bestehende Verein ist der lokale Verein zu Frankfurt a. M. Er besteht seit 1848, wurde 1850 organisirt, zählt gegenwärtig 300 bis 400 Mitglieder unter den Bürgern Frankfurts, von denen jeder jährlich 3 Gulden Beitrag zahlt, u. wird in Ermangelung eines andern Vereins in Deutschland aus allen deutschen Ländern um Rath angegangen, sogar aus Oesterreich und Preußen. Bei den geringen Mitteln, die dem Verein zu Gebote stehen, beschränkt sich natürlich seine Thätigkeit nur darauf, den Auswanderungslustigen über die Verhältnisse u. Zustände der Länder, in die sie auswandern wollen, Aufschlüsse u. Rathschläge für ihr Fortkommen, sowie Empfehlungen an die Korrespondenten in den verschiedenen Ländern zu geben. Eine weitere Unterstützung gewährt der Verein nicht, auch sucht er nicht dahin zu wirken, den Strom der deutschen A. vorzugsweise nach einem einzigen Lande hinzulenken. Immerhin verdient der Verein aber mit seinen humanen u. konsequent verfolgten

Bestrebungen die wärmste Anerkennung. In beiden großen Ausgangspunkten der deutschen A., in Bremen u. Hamburg, ist allerdings ebenfalls für die Auswanderer, und zwar durch ganz vortreffliche gesetzliche Bestimmungen gesorgt worden; doch haben diese Vorkehrungen nicht sowohl die planvolle Leitung der deutschen A. im Allgemeinen im Auge, als vielmehr die Fürsorge für die Auswanderer in den betreffenden Hafenplätzen. So hat Bremen für ein Nachweisungsbureau gesorgt, u. 1849 wurde in Bremerhafen ein Auswandererhaus erbaut, worin die Auswanderer Unterkommen für ihre Person, ihre Effekten und Güter, Gelegenheit zur Reinigung des Körpers u. der Wäsche finden, auch sich in einer Kochanstalt mit gesunder Nahrung versehen können; dabei ist ein Lazareth und eine Kapelle. In Hamburg steht das Nachweisungsbureau unter Kontrole des Senats, und hier wie dort bestehen Vorschriften, daß die Auswanderer auf den Schiffen hinreichenden Raum u. gute, gesunde Kost finden. Die bremischen und hamburgischen Gesetze regeln alle Phasen der A. von dem Tage an, an dem der Auswanderer den Hafen betritt, bis zu dem, an dem die Abfahrt des Schiffes Statt findet. In beiden Orten dürfen nur Bürger die Reisenden befördern u. nur Schiffsmakler bei den Transportverträgen die Vermittlung übernehmen, wodurch zugleich das erreicht wird, daß die Polizei die Abreise beaufsichtigen u. die Flucht von Verbrechern verhindern kann. Die amerikanische Regierung hat dagegen bisher keine gesetzlichen Bestimmungen zum Schutze der Einwanderer getroffen, wenigstens ist das 1848 erlassene betreffende Gesetz, welches hinsichtlich der Zahl der Passagiere ꝛc. Vorschriften machte, im Februar 1849 wieder aufgehoben worden. Dagegen sind in Newyork, Chicago, Philadelphia, Baltimore, Saint-Louis, Neworleans, Boston und anderen amerikanischen Städten die Deutschen zusammengetreten u. haben Vereine zum Schutze deutscher Auswanderer gegen die Prellereien und Betrügereien der Runners und Loafers gegründet. Ein älteres u. sehr wirksames ähnliches Institut ist der Castlegarden in Newyork, ein Gebäude, in welchem der ankommende deutsche Auswanderer sein Gepäck niederlegen und zunächst absteigen kann, wo ihm von zuverlässigen Personen Aufschluß über die Zustände u. Aussichten in den einzelnen Städten und Ländern gegeben, wo ihm ferner das Billet für die Eisenbahn oder das Dampfschiff ausgehändigt und er so vor jeder Berührung mit dem räuberischen Gesindel Newyorks geschützt wird. Dieses Institut wird ausschließlich von Deutschen erhalten, und zwar sowohl von Deutschen in Amerika, als auch in Deutschland selbst.

Dies ist Alles, was im Interesse der deutschen A. und Auswanderer bis jetzt geschehen ist — wenig genug und viel zu wenig, wenn man die Zielpunkte einer großen Auswanderungspolitik dagegen hält. Schon oben haben wir darauf verwiesen, welche Bedeutung die deutsche A. in die Vereinigten Staaten Nordamerika's für die Entwickelung dieses Landes u. für Deutschland selbst gewonnen hat u. noch gewinnen könnte. Es gilt, dieser Bedeutung Nordamerika's vor Allem Rechnung zu tragen, es gilt, sowohl die Nachtheile, welche die A. dorthin unserem Volkswohlstand dermalen zufügt, durch eine Vereinigung der deutschen Auswanderer in bestimmten Staaten der Union oder, um es kurz zu sagen, durch Bildung rein deutscher Staaten innerhalb der Union möglichst zu verringern, als auch für die Zukunft auf demselben Wege dem deutschen Elemente in diesem zukunftreichen Lande einen selbstständigen, wenn nicht überwiegenden Einfluß zu sichern. Es wird zwar geltend gemacht, der Osten Europa's sei die große Domäne der deutschen Kolonisation, und die Bestrebungen auf diesem Gebiet müßten Ungarn und die slavischen und romanischen Länder der großen Donauebene vor Allem ins Auge fassen. Allein ganz abgesehen davon, daß der Zug der deutschen A. offenbar nicht nach dem Osten Europa's, sondern nach den transatlantischen Ländern geht und es schwer, ja unmöglich sein möchte, eine Politik der A. im direkten Widerspruch mit der Vorliebe der auswanderungslustigen Massen zur Durchführung zu bringen, so ist die Wahrung des Interesse's Deutschlands auf diesem Theile der Erde augenblicklich ungleich weniger wichtig, als in den Vereinigten Staaten. Die Sicherung unserer Verbindung mit dem schwarzen Meer ist bis jetzt noch nicht in dem Maße bedroht, die Zustände in den Staaten des Donauthals werden noch für lange Zeit so unentwickelt bleiben, und die politische wie die kommerzielle Bedeutung derselben versprechen bis dahin noch so wenig einen irgend erheblichen Einfluß auf die Geschicke Europa's u. Deutschlands insbesondere, daß von diesem Ziele unserer A. füglich noch Umgang genommen werden kann. Bei einer Auswanderungspolitik gilt es aber vor Allem die Festhaltung eines einzigen bestimmten Zieles, und deshalb darf unser Bestreben zunächst nur auf die möglichst förderliche Gestaltung unserer A. in die Vereinigten Staaten gerichtet sein. Das deutsche Element ist zudem, seit das Jahr 1848 auch deutsche Bildung nach Amerika ihren Weg nehmen ließ, in auffallendem Maße dort gekräftigt worden. Schon bei der vorletzten Präsidentenwahl hat sich dies gezeigt. Die republikanische Minorität, welche für die Präsidentschaft des Generals Fremont stimmte, war zum größten Theil aus Deutschen gebildet, und diese Minorität war eine sehr bedeutende. Die letzte Wahl Lincolns ist das Werk der Deutschen. In Kalifornien haben von Anfang an die Deutschen einen großen Einfluß geübt, und der Präsident dieses Staates war 1857 ein Deutscher. Der gegenwärtige Bürgerkrieg hat abermals das deutsche Element durch die von ihm bewährte Kriegstüchtigkeit gestärkt, u. mag auch der Ausgang des Krieges sein, welcher er wolle, die Position, welche die Deutschamerikaner sich während desselben errungen haben, wird denselben nicht verloren gehen, sondern an Bedeutung u. Einfluß in jedem Falle nur zunehmen. Diese günstigen Chancen gilt es festzuhalten. Bevor wir jedoch weiter gehen in der Entwickelung der Grundsätze einer rationellen Auswanderungspolitik, wird es angemessen sein, an der Hand der Geschichte u. Statistik die Voraussetzungen für deren Anwendung auf die Union im Näheren festzustellen.

Der älteste Sitz der Deutschen in Nordamerika ist Pennsylvanien. Schon 1729 heißt es in dem urkundlichen Berichte von amerikanischen Beamten: „Es sei klar, daß die Schaaren von Deutschen bald einen deutschen Staat erzeugten u. vielleicht einen solchen, als Großbritannien im 5. Jahrhundert von

den Sachsen beschcert sei", und 1755 schreibt ein Anderer: „Die Deutschen kommen hereingeströmt in solcher Stärke, sogar über 5000 im letzten Jahre, daß ich nicht sehe, warum die Deutschen nicht bald im Stande sein mögen, uns Gesetze zu geben und die Sprache obendrein". Daß diese letztere Befürchtung nicht unbegründet war, hat sich später erwiesen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde in der gesetzgebenden Versammlung von Pennsylvanien der Antrag gestellt, das Deutsche zur Gerichts- u. Gesetzessprache zu erklären, und dieser Antrag fiel nur gegen eine Stimme. Es war die Stimme des Präsidenten — eines Deutschen, der schwerlich erwogen hat, welchen Einfluß seine unnatürliche Abstimmung auf das Geschick seiner Nation geübt hat. Mit dem amerikanischen Befreiungskrieg und bald darauf mit dem napoleonischen Zeitalter in Europa trat eine verhängnißvolle Pause in der deutschen A. nach Amerika ein, verhängnißvoll deshalb, weil während dieses fast vierzigjährigen Zeitraums das deutsche Element, abgeschnitten von dem Mutterland, entnationalisirt ward u. das angelsächsische Element durch fortdauernden Zuwachs von außen sich bedeutend kräftigte. Für die Zeit von 1815 ab können wir eine vierfache Periode der deutschen A. im Allgemeinen unterscheiden. Für die erste, 1815—29, nimmt Gaebler (Deutsche A. und Kolonisation, Berlin 1850) einen jährlichen Durchschnitt von 5000, Löher (Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika, 1847) von 12,000 an; auf die zweite Periode (1830—43) rechnet der Erstere, fast übereinstimmend mit Poesche in Philadelphia (Deutsche Vierteljahrsschrift, Nr. 70) 22,000, der Letztere 40,000 Auswanderer im jährlichen Durchschnitt. Dies ergibt eine Gesammtsumme von 75,000—180 000 für 1815—29 u. von 308,000 bis 560 000 für 1830—43, im Ganzen für die Zeit von 1815—43 eine Zahl von 383,000—740,000. Die dritte Periode, die der stärksten A., reicht von 1844 bis 1854 u. weist nach Gaebler, folgende Zahlen auf: 1844: 43,000; 1845: 67,000; 1846: 107,000; 1847: 110,000; 1848: 84,000; 1849: 85,000; 1850: 90,000; 1851: 113,000; 1852: 162,000; 1853: 156,000; 1854: 252 000, zusammen 1,269,000 oder im Durchschnitt jährlich 115,000 Auswanderer. Hiermit übereinstimmend gibt Andree (Deutsche Vierteljahrsschrift, Nr. 60) nach einer anderen Quelle die Zahl der deutschen Auswanderer für die Zeit von 1815—54 auf 1,652,000—2,009,000 an. Als sicher beglaubigt können wir demnach seit 1815 die Gesammtsumme der deutschen A. auf 1,800,000 veranschlagen. Den Antheil, der hiervon speciell auf die Vereinigten Staaten entfällt, berechnet Löher in den vierziger Jahren auf 96 Procent, Poesche für 1853 auf 91 Procent, Andree im Durchschnitt auf 90 Procent, wonach also von 1,800,000 Auswanderern aus Deutschland 1,620,000 auf die Vereinigten Staaten entfallen würden. Der Rest mit 180,000 trifft alle übrigen Auswanderungsländer in allen fünf Welttheilen. Für die vierte, mit 1855 beginnende Periode liegen keine sicheren statistischen Angaben vor, insbesondere sind die Angaben Hübners in seinen statistischen Jahrbüchern, wie er selbst zugesteht, unzuverlässig und für den vorliegenden Zweck unbrauchbar. Es ist nur erwiesen, daß seit 1855 die deutsche A. erheblich abgenommen hat. Doch ist bei dem fortdauernden Vorhandensein derselben Ursachen wohl anzunehmen, daß nach dem Ergebniß der letzten 25 Jahre eine Durchschnittssumme von jährlich 80,000 Personen bis zum Ende dieses Jahrhunderts auswandern, und daß hiervon bei dem ebenfalls fortdauernden Zug unserer Auswanderer nach den Vereinigten Staaten eine jährliche Anzahl von 50,000 Personen auf die Union entfallen wird. Dies würde für die Zeit von 1855 bis zum Ende dieses Jahrhunderts eine Summe von 2,225,000 deutschen Auswanderern nach Nordamerika betragen. Nun berechnet der „American almanac" (Boston 1844) nach amtlichen Schätzungen die Zahl der Einwohner deutscher Abkunft in der Union auf 6,100,000, davon jedoch nur 4,000,000 deutschredende. Dieser Berechnung widerspricht zwar Roscher, immerhin dürfen wir aber annehmen, daß 1850 die Zahl der Nordamerikaner deutscher Abkunft sich auf 5 Millionen veranschlagen läßt, und daß hiervon sich wenigstens einige Millionen zur Zeit noch als Deutsche fühlen und betrachten. Vergleichen wir hiermit die Zahl der anderen, nicht in der Union geborenen Einwohner der Vereinigten Staaten, so ergibt sich, daß 1850 nach dem damals vorgenommenen Census 990,000 Celten aus Irland und Wales, 278,000 Engländer, 70,000 Schotten und 148,000 Einwanderer aus den englischen Kolonien vorhanden waren. Rechnen wir hiervon die Irländer in runder Zahl zu 1 Million und die Engländer zu 300,000, und berücksichtigen wir ferner die kolossale A. der Irländer von 1847 bis 1853, so können wir die Zahl der in der Union lebenden geborenen Irländer 1860 auf höchstens 2 Millionen, die Zahl der geborenen Engländer auf 600,000 berechnen. Das Verhältniß der in der Union lebenden geborenen Deutschen zu der Zahl der geborenen Engländer und Irländer stellt sich sonach wie 6 zu 3. Dieses Verhältniß wird aber im Laufe der Zeit immer ungünstiger, da Irland nicht im Stande ist, auf die Dauer eine A. in derselben Höhe wie Deutschland zu ertragen, ohne auszusterben; denn nehmen wir an, es wandern 20 Jahre lang 250,000 Irländer aus, so ist die grüne Insel am Ende dieses Zeitraums entvölkert, während Deutschland sehr wohl 20 Jahre lang jährlich diese Zahl auswandern lassen kann und dabei doch noch nach dem Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle seine Bevölkerung um 1 Million vermehrt sehen wird. Dies Verhältniß, bei welchem ferner noch in Anschlag zu bringen ist, daß die irische Race der deutschen in jeder Beziehung an geistiger und sittlicher Beziehung nachsteht, gibt also gewiß die Aussicht, daß bei einer energischen Auswanderungspolitik des deutschen Volkes unseren Stammesangehörigen eine überwiegende politische Bedeutung innerhalb der Union sich sichern ließe.

Das staatliche Gebiet, auf welches die deutsche A. vorzugsweise zu concentriren wäre, ist einmal Pennsylvanien und dann vorzugsweise die sich daran anschließenden, nach dem Westen zu gelegenen Staaten: Ohio, Indiana, Wisconsin, Iowa, zwischen Ohio und Missouri. Schon Löher nimmt 1846 das Verhältniß der deutschredenden zur englischredenden Bevölkerung in Ohio und Wisconsin an wie 2 zu 5, in Indiana und Iowa wie 2 zu 6, in sieben andern Staaten wie 2 zu 8, und dies Verhältniß hat sich seitdem noch wesentlich günstiger gestaltet. Hierher also, wo die klimatischen sowie alle übrigen Bedin-

Digitized by Google

gungen der deutschen Race vorzugsweise günstig sind, ist der Strom der deutschen A. zu lenken. Aber wie soll dies geschehen bei der staatlichen Zerrissenheit Deutschlands? Der Weg der Kolonisation kann nicht eingeschlagen werden, denn dazu mangelt uns vor Allem eine Flotte. Eben so wenig können wir die deutschen Staaten geradezu verpflichten, durch positive Beförderung der A. die Interessen der deutschen Nation in den genannten Staaten zu befördern. Auch die Hoffnung müssen wir aufgeben, daß der deutsche Bund von sich aus die Frage der deutschen A. organisirend und centralisirend in die Hand nehmen werde. Es eröffnet sich bei dem jetzt wieder doppelt heiß entbrannten Antagonismus zwischen Preußen, Oesterreich und den Mittelstaaten keine Aussicht hierzu, und es hilft zu nichts, sich hierüber Illusionen zu machen. Was geschehen kann, muß vielmehr von Privatvereinen ausgehen, und diese haben die Aufgabe, sich vor Allem über gemeinsame Principien u. über das Ziel der deutschen A. zu verständigen, daneben aber eine Organisation der A. im Einzelnen in übereinstimmender Weise ins Leben zu rufen. Vieles könnte hierbei schon dadurch geschehen, daß die Gemeinden, und wäre es auch von Staatswegen, veranlaßt würden, die ihnen zur Last fallenden Armen auf ihre Kosten nach den Vorschriften der verschiedenen Vereine auswandern zu lassen. Was der Staat nicht thun kann nach den Grundlagen seines Zweckes, das kann sehr wohl die Gemeinde thun. Für eine Organisation der deutschen A. aber würden die Gesichtspunkte maßgebend sein müssen, daß dabei den Auswanderern größere Bürgschaften für die Sicherung ihres Wohlstandes, für die Bewahrung ihre. Nationalität und nationaler Kultur und endlich für ihren politischen Einfluß gegeben würden. Die Sicherung des Wohlstandes der deutschen Auswanderer ist bereits durch die oben berührten Vereine der amerikanischen Deutschen und des Castlegarden in Newyork in die Hand genommen worden. Gleichwohl berechnete noch 1853 ein amerikanisches Blatt die Summe der von den Runners und Loafers den deutschen Auswanderern abgepreßten und abgeschwindelten Gelder auf den zehnten Theil des von ihnen mitgebrachten Kapitals. Es würde also vor Allem eine Verbindung der deutschen Auswanderungsvereine mit den amerikanisch-deutschen herzustellen sein, um diesen Schutz um so kräftiger handhaben zu können. Zu demselben Zwecke aber würden die Belehrungen der deutschen Auswanderer über die beste Art und Weise ihres Fortkommens, wie schon früher geschehen, ins Auge zu fassen sein. Sollten die Mittel sich beschaffen lassen, um große Länderstrecken vom Kongreß anzukaufen und diese den deutschen Auswanderern zur Ansiedelung zu überlassen, so müßte dies jedenfalls in der Weise geschehen, daß dabei kein höherer Preis, als das Kongreßland an sich kostet, gefordert werden dürfte, weil sonst die Auswanderer sich gerade diesen Distrikten nicht zuwenden und lieber das billigere Kongreßland aufsuchen würden. Die deutsche Nationalität und Kultur aber würde am sichersten durch die Entsendung deutscher Aerzte, Lehrer und Geistlichen, durch die Gründung höherer deutscher Lehranstalten, durch die Erleichterung oder Prämiirung des Besuchs unserer deutschen Hochschulen gesichert werden können. Die Sicherung des politischen Einflusses aber wird schon durch die Förderung der deutschen Kultur erfolgen, im Uebrigen aber wird dies zunächst Sache der Auswanderer selbst und vor Allem der schon länger dort angesessenen Deutschen sein müssen. Die Gründung eines deutschen Nationalvereins unter den amerikanischen Deutschen würde gerade diese Frage am leichtesten erledigen. Dies Alles sind bloße Andeutungen. Wie für die Ausführung dieser Vorschläge zu wirken sein würde, kann hier nicht näher dargelegt werden. Hohe Zeit aber wäre es, daß der Anlauf, der 1848 mit der Gründung deutscher Auswanderungsvereine gemacht wurde, in der heutigen Zeit politischen Strebens wieder aufgenommen würde. Wir schließen hieran zunächst eine kurze geschichtliche Skizze der Auswanderungspolitik, welche in den wichtigsten nichtdeutschen Ländern Europa's befolgt wurde.

Bis gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts erließ England Gesetze (von 1719, 1750 und 1782) gegen die A. von Arbeitern, wie es die Ausfuhr von Maschinen verbot; gegenwärtig sucht es den Abfluß seiner darbenden Bevölkerung, für die Millionen aufgewendet werden müssen, möglichst zu begünstigen. Es bestehen Gesellschaften, die sich den Zweck gesetzt haben, gewissen leidenden Klassen, z. B. den Nähterinnen der Hauptstadt, in fremden Ländern eine Existenz zu gründen. Gemeinden vergesellschaften sich, um ihre Armen über das Meer zu führen, viele Landlords opfern denselben Zweck bedeutende Summen, und man hofft, daß die Regierung, die sich bis jetzt darauf beschränkt, den nach englischen Kolonien Ausziehenden Vortheile mancherlei Art zu gewähren, die A. in großem Maßstabe organisiren werde. Bis Ende 1851 trug der Staat etwa 800,000 Pfund Sterling zur Absendung von Auswanderern bei. Für die Auswanderer nach Australien und dem Kap wurden von 1847—1850 600,000 Pfund Sterling verwendet. Die Passagiere haben etwa den 8. Theil dieser Summe ersetzt, der Rest ist geflossen aus Verwilligungen des Parlaments, aus Geldern, die das Kap gab, und aus dem Ertrag des Verkaufs von australischen Ländereien. Dieser letzte Beitrag ist der stärkste von allen. Man versteigert die Ländereien der Kolonie öffentlich, und der Preis für den Acker beträgt durchschnittlich in Australien 1 Pfund Sterling, am Kap 2 und in Natal 4 Schilling. Damit auch englische Spekulanten sich bei den Käufen betheiligen können, hat man die Einrichtung getroffen, daß, wer bei der Bank von England 100 Pfund Sterling deponirt, dafür eine Anweisung auf Land von gleichem Werth, zugleich auch das Recht erhält, gewisse Auswanderer zu bezeichnen und unentgeltlich auf sein Land führen zu lassen. Die in die Bank gezahlten Summen werden sofort zum Nutzen der A. verwendet, und da sie den Werth von australischen oder Kapländereien repräsentiren, so geht daraus hervor, daß die Kolonien die Einführungskosten der Einwanderer schließlich selbst tragen. Man wählt die Kolonisten, die man auf diese Art befördert, sorgfältig aus und nimmt nur sittliche Leute, am liebsten junge Ehepaare ohne Kinder. Der Kolonist verpflichtet sich, vier Jahre auf seinem Lande zu bleiben, und zahlt für jedes Jahr, das er an diesem Termin fehlen läßt, 3 Pfund Sterling Schadenersatz. Ein unter der Regierung Georgs IV. erlassenes Gesetz er-

mächtigt die Gemeinden, den halben Ertrag der Armentaxe für die Beförderung von Armen zu verwenden. Nach einem neueren Gesetze darf jeder Verwalter einer Kirche für denselben Zweck 10 Pfund jährlich verausgaben, wobei er besonders Waisen zu berücksichtigen hat, die der Staat dann unentgeltlich befördert und bei ihrer Ankunft in der Kolonie mit einer kleinen Summe zur ersten Einrichtung versieht. Von diesen Ermächtigungen ist bisher kein ausgedehnter Gebrauch gemacht worden. Um so größer ist die Wirksamkeit der Gesellschaften zur Unterstützung der Auswanderer, die zahlreich sind, gewöhnlich ein bedeutendes Kapital besitzen und unter der Leitung der hervorragendsten Männer von England stehen. Zwei zeichnen sich vor allen aus: die Family colonisation loan Society, die die A. von Arbeitern nach Australien begünstigt und den Auswanderern eine behagliche Existenz sichern will, und die Society for promoting femal emigration. Nachdem man lange Zeit Bedenken getragen, mit der Gesetzgebung in die Privatverhältnisse zwischen Rhedern und Passagieren einzugreifen, sind seit mehren Jahren Vorschriften erlassen worden, zu deren Handhabung eigene Beamte (colonial land and emigration commissioners) in den Hafenplätzen aufgestellt sind. Diese Beamten untersuchen jedes Schiff hinsichtlich der Sicherheit seines Baues u. seiner Segeltüchtigkeit, überzeugen sich, ob Wasser und Lebensmittel in hinreichender Quantität und Qualität vorhanden sind, und schreiben dem Kapitän die Art der Verpflegung, selbst das Gewicht an Zucker und Thee, worauf der Reisende Anspruch hat, ja sogar den Speisezettel genau vor. Man hat aber gefunden, daß man in der Sorge zu weit gegangen ist und dadurch den Preis der Ueberfahrt vertheuert hat. Seit 1848 bestehen in Liverpool und Birkenhead Zufluchtshäuser, auch eines für Deutsche, wo die Auswanderer so lange Aufnahme finden, bis sie absegeln können. In demselben Jahre 1848 bildete sich zu London eine Gesellschaft zur Beförderung der Kolonisation, welche theils Arme zur A. zu veranlassen, theils der britischen Industrie neue Märkte zu eröffnen beabsichtigt. Sie unterstützt die Auswanderer mit Belehrung und praktischem Rath, theilweise mit Mitteln zur Ueberfahrt und sorgt besonders für die Aufsicht über die Sittlichkeit auf den Auswandererschiffen. Um Auswanderer zu gewinnen, schickt die Gesellschaft Agenten in den großen Städten umher, aus welchen besonders A.en Statt finden. Seit der Gründung dieser Gesellschaft besteht auch eine Parlamentsakte, welche die Kirchspiele ermächtigt, eine verhältnißmäßige Steuerrate zur Bestreitung der Ueberfahrt von Auswanderern zu erheben. Andere derartige Vereine haben besondere Zwecke, so die ebenfalls 1848 gegründete Gesellschaft zur Beförderung der systematischen A. nach Canada, eine andere zur Beförderung nach Port Natal (gestiftet auf Antrieb des Lord Ashley, mit 1200 Aktien à 5 Pfund Sterling, von welcher Summe die eine Hälfte zum Ankauf von Land, die andere zur Bestreitung von Ueberfahrtskosten bestimmt ist), 1850 die Universal emigration and colonisation company, die seit Ende 1849 unter Sir Sidney Herberts Leitung wirkende Gesellschaft für weibliche A., ꝛc. Die bedeutungsvollste A. aus England geschah im September 1850 durch das Canterbury-Settlement nach Neuseeland; Leute aus allen Ständen und aus den angesehensten Familien wanderten in großer Anzahl aus, weil ihnen die Kirche zu tolerant gegen die freiere Bewegung zu sein schien, um in dem neuen Vaterlande die orthodoxen Satzungen der Hochkirche in ihrer Festigkeit zu erhalten. Alle diese Vereine bestehen zur Zeit noch.

Frankreich hat mehrmals Versuche gemacht, eine A. solcher Klassen, die im Lande nachtheilig werden, zu Stande zu bringen, aber immer vergebens. Im Jahre V erstattete Talleyrand Bericht „über die Vortheile, die sich aus neuen Kolonien ziehen ließen", und stellte darin Grundsätze auf, die man noch heute mit bestem Vortheile ausführen könnte. Dies ist jedoch unterblieben, und so besteht die französische A., an Zahl gering, noch gegenwärtig im Allgemeinen nur aus Kaufleuten und gewissen Handwerkern, die sich in der Ferne bereichern wollen, um dann nach Frankreich zurückzukehren. Dasselbe Ziel haben die Franzosen im Auge, die seit einigen Jahren ziemlich zahlreich nach den Goldwäschereien Kaliforniens abgehen. Die französische A. nach Algier war bisher so unbedeutend, daß dieselbe nach 20jährigem Besitz noch nicht die Ziffer von 140,000 erreicht hatte, unter welcher Zahl nur wenige Nationalfranzosen, meist deutsch redende Elsasser und Lothringer sind, welches ungünstige Resultat größtentheils durch die Maßregeln der Regierungen selbst herbeigeführt wurde. Aus den andern europäischen Ländern sind die Maßregeln, der Regierungen für die Organisation der A. ergriffen haben, kaum nennenswerth. Seitdem die Niederlassung in Guatemala gescheitert ist, richtet die belgische Regierung ihr Augenmerk nur darauf, den Transport der deutschen Auswanderer zu gewinnen, und hat für Antwerpen Verordnungen erlassen, die zwar wohlgemeint sind, aber doch nicht ausreichen, deutsche Auswanderer vor Uebervortheilung zu sichern. Im Laufe des Jahres 1861 haben auch die Holländer ihre Aufmerksamkeit der A. zugewendet und ein sehr zweckmäßiges Gesetz über die Beförderung der Auswanderer erlassen. Doch steht die schlechte und unzweckmäßige Bauart der holländischen Auswanderungsschiffe einer Entwickelung des holländischen Auswanderungstransports zur Zeit noch entgegen. In Bern in der Schweiz hat die Regierung eine Centralbehörde für die Auswanderungsangelegenheit ausgesetzt, welche über die Agenten zu wachen, für Rath u. Auskunft an die Auswanderer zu sorgen u. die Vertheilung der von der Regierung zur Unterstützung armer Auswanderer bewilligten Summe (100,000 Francs auf 4 Jahre) zu bewirken hat. Die schweizerische Centralbehörde hat übrigens in den letzten Jahren wenig oder nichts von sich vernehmen lassen. Dagegen hat im Jahre 1861 das Bankhaus Siegrist und Fendor zu Basel in Uruguay große Ländereien angekauft und schweizerische Ackerbaukolonien daselbst gegründet.

Was die Geschichte der A. anbelangt, so kannte das Alterthum die A. im engeren Sinne nicht, oder sie war doch nicht häufig (s. oben). Was von A.en berichtet wird, gehört mehr in das Gebiet der Kolonisation, Emigrationen und Kriegszüge. Die Phönicier, die Griechen, die Römer sendeten nach allen Richtungen Schaaren aus, um Kolonien anzulegen, indem sie den Staat als einen Menschen im Großen, als einen Organismus an-

sahen, der denselben Gesetzen unterworfen sei wie die Organismen im Allgemeinen, der also gleich ihnen, um über seine vergängliche Existenz hinaus die Gattung fortzupflanzen, neue Samen ansetzen, oder, mit anderen Worten, wenn seine Zeit gekommen, neue Staaten bilden müsse. Diese von der Natur abstrahirte Wahrheit wurde vom Alterthum in sehr umfassender Weise, wenn gleich weniger selbstbewußt, als instinktmäßig, in Folge einer Art Naturnothwendigkeit ausgeführt, und das, was es hierin geleistet, verdient im Vergleiche mit den zu überwindenden Schwierigkeiten und den zu Gebote stehenden Mitteln gewiß alle Anerkennung, ja, einige seiner Erfolge erregen mit Recht unsere Bewunderung, wenn wir neuere derartige Unternehmungen damit zusammenhalten. Damit die Kolonien gedeihen, die Bildung in Sitten u. Gesinnungen ihres Stammlandes bewahren und Bestandtheile des Reichs sein und lange bleiben sollten, schickte man nicht wie heutzutage, gewöhnlich eine einzige Volksklasse, u. zwar die mittellosseste und unselbstständigste, aus, sondern die bürgerliche Gesellschaft wanderte ungefähr in derselben Verfassung aus, wie sie in der Heimat bestand. In den alten Freistaaten führten die bedeutendsten Männer die Auswanderer an. Jede Expedition war ein Auszug der bürgerlichen Gesellschaft, von der sie ausging. Religiöse Feierlichkeiten weiheten den Abzug von der Heimat. Man nahm die Götter des Stammlandes mit und knüpfte sich durch gemeinsamen Gottesdienst auf ewig an das Geburtsland. Die Auswanderungen des Cadmus, Cecrops, Danaus, der tyrrhenischen Pelasger, der Heraktiden waren Emigrationen. Die alten Germanen wanderten in den frühesten Zeiten aus dem fernen Asien in das Herz Europa's. Später kam die Völkerwanderung, und die germanischen Stämme schritten mit den Waffen in der Hand in zahlreichen Schaaren über den Rhein und die Alpen, um neue Wohnsitze und einen mildern Himmel zu suchen; ihren Angriffen erlag das römische Weltreich; in Gallien und Spanien, in Italien und Afrika entstanden dafür neue Staaten. Alles dies waren Kriegszüge, nicht A.en in unserm Sinne. Auch im Mittelalter waren eigentliche A.en nicht gewöhnlich; damals fehlte es in der Heimat nicht an Boden, fremde Welttheile waren aber noch zu unbekannt, um zu A.en Veranlassung zu geben. Wir erinnern nur an die kriegerischen A.en der Saracenen und der Normannen. Auch die Sachsen, welche die nördlichen Küsten Deutschlands bewohnten, wanderten aus, bauten mächtige Flotten, auf denen sie nach Britannien hinüberfegelten. Ferner erwähnen wir der Kreuzzüge u. der Ansiedelungen der deutschen Ritter und der Schwertritter in Preußen und Livland. An diese schließen sich in der neuern Zeit die A.en zwar nicht mehr ganzer Völkschaften, aber doch mehr oder minder bedeutender Schaaren, die, bei dem Einbruche der Türken, aus dem zertrümmerten griechischen Reiche in benachbarten Ländern Zuflucht suchten, oder an den Beute- und Eroberungszügen nach Amerika Theil nahmen; noch Andere verließen des religiösen Drucks wegen das Vaterland, so die Waldenser, Pfälzer, Salzburger, Hugenotten, Zillerthaler, britische Dissenters. Die abenteuerlichen Berichte von den unermeßlichen Schätzen, die in den neuentdeckten Reichen des südlichen Amerika's auf eine dem Zeitcharakter überaus entsprechende Weise durch kühnes Wagniß und unter Befriedigung aller Lüste und Leidenschaften zu gewinnen seien, lockten im 16. Jahrhundert eine Masse verwegener Geister, besonders aus den südeuropäischen Nationen, über das Meer. Es war nicht Noth, nicht Unzufriedenheit mit den heimischen Verhältnissen, was sie forttrieb, sondern Hoffnung, Bereicherungssucht und Thatendurst. Es waren also keine A.en wie heutzutage; auch kehrten die meisten dieser Südländer nach erworbenem Glück in die Heimat zurück. Nachdem jene Länder für Spanien u. Portugal gewonnen waren, bildete sich ein regelmäßiger Verkehr, bei welchem die Uebersiedelung ebenfalls nicht als eine A. zu betrachten war, da fortwährend Alles auf das Mutterland bezogen wurde, und jene Kolonien nicht als fremde Staaten, sondern als entlegene Provinzen des Gesammtstaates betrachtet wurden. Die ersten ähnlichen Unternehmungen, durch welche Engländer und Holländer Kolonien begründeten, waren ebenfalls nicht eigentlich A.en, da auch hier die Beziehung zum Mutterlande blieb, und man gleich mit der Absicht nach den Kolonien ging, nach Ausbeutung der dortigen ergiebigen Fundgruben in das Mutterland zurückzukehren und hier Ansehen und Reichthum zu genießen. Bald aber mischte sich allerdings in Folge der religiösen und politischen Bewegungen beider Länder die Idee der eigentlichen A. bei, und Einzelne, wie ganze Genossenschaften, suchten jenseits des Oceans eine Freistätte, wo sie, zwar in Verbindung mit der geliebten Heimat, gleichwohl Raum fanden für ihre Ueberzeugungen und Sicherheit vor der Verfolgung der Machthaber. In der Regel waren es jedoch nur besondere Veranlassungen, die zur A. trieben; ein regelmäßiges Ueberströmen der Bevölkerung fand noch nicht Statt. Anders wurde das Verhältniß seit dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege und besonders seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, nachdem die französische Revolution auf einige Zeit den Blick von den überseeischen Ländern abgelenkt hatte. Seitdem ist das Auswandern aus Europa zu einer regelmäßigen Erscheinung geworden. Aber nicht von Italien, Spanien und Portugal, auch nicht von Frankreich, noch weniger von den nordöstlichen Ländern Europa's verbreiten sich die bedeutenden Völkerzüge über die abendländische Welt, sondern der englisch-deutsche Stamm, kräftig und thätig, mit außerordentlicher Fruchtbarkeit begabt und allen Schwierigkeiten trotzend, liefert die größten Kontingente zu den Heeren der A.

Bei Betrachtung der einzelnen Zielpunkte der A. beginnen wir mit Amerika, und zwar zunächst mit Nordamerika, wohin der Hauptstrom der A. seinen ungehemmten Lauf nimmt. Hier war Virginien derjenige Theil der jetzigen Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die ersten Niederlassungen der Europäer entstanden; 1602 fanden auch in Massachusets, 1614 in Maine, 1628 in Newhamshire, 1634 in Connecticut und 1638 in Rhode-Island britische Niederlassungen Statt. Die in England damals obwaltenden Verfolgungen wegen politischer oder religiöser Meinungen führten den Kolonien die meisten Ansiedler zu. Gleichzeitig mit den Engländern siedelten sich aber auch andere Europäer in diesen Gegenden an. So gründeten unter andern die Holländer am Hudsonfluß die Kolonie Neu-

Belgien oder Neu-Niederlande, später (nach der Abtretung derselben an die Engländer durch den Frieden von Breda 1667) Newyork genannt. Desgleichen legten 1627 die Schweden am Delaware u. 1628 in Newjersey Kolonien unter dem Namen Neu-Schweden an, in deren Besitz sich später die Holländer setzten; diese wurden jedoch 1664 durch die Engländer daraus verdrängt, welche 1667 auch in Nordcarolina, sowie einige Jahre früher in Südcarolina Niederlassungen errichteten. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts erweiterten sich die britischen Niederlassungen in diesen Ländern immer mehr. Vorzüglich wichtig in dieser Beziehung war die Gründung von Pennsylvanien durch William Penn, wo sich zuerst Schweden niedergelassen hatten, aber in der Folge durch die Holländer verdrängt worden waren. Letztere schlugen dieses Land zu ihrer Provinz Neu-Niederlande u. behaupteten dasselbe, bis die Briten sich des ganzen Gouvernements Neu-Niederlande und somit auch der Kolonien in Pennsylvanien bemächtigten, das seinen Namen aber erst dann erhielt, als Penn Besitzer desselben wurde. Penn gab der pennsylvanischen Ansiedelung jene vortreffliche, auf religiöse und bürgerliche Freiheit gegründete Verfassung, die auch den andern Kolonieſtaaten zum Muster diente. Mit Wilhelms III. Regierung 1688 begann das ununterbrochene schnelle Wachsthum der britischen Niederlassungen, und zu Anfang des 18. Jahrhunderts war bereits das ganze Küstenland vom Lorenzstrome oder von den Grenzen Akadiens bis zur Halbinsel Florida hinab Eine britische Niederlassung geworden, welche die britische Oberherrschaft anerkannte. Aber noch sahen bloß die Küsten oder die Ufer der großen Ströme Niederlassungen u. Spuren europäischer Kultur; das ungeheure Binnenland lag noch ganz unkultivirt und diente bloß den Horden umherschweifender Indianer zum Jagdgebiete. Jetzt aber ging der Anwuchs der Niederlassungen und der Anbau der Ländereien mit Riesenschritten vorwärts; in jedem Jahre gewannen die Kolonien mehr Ansiedler, und bald sahen sich die Indianer bis hinter die Alleghanygebirge und den Mississippi zurückgedrängt. Alle, die in Europa Druck u. Verfolgung erlitten, suchten hier, wo bürgerliche und Religionsfreiheit herrschte, eine Freistätte. Nun entstanden Niederlassungen in Vermont (1724), Georgien (1733), Tennessee (1768), Kentucky (1773), Ohio (1788); in Mississippi, Illinois und Indiana legten die Franzosen die ersten Niederlassungen an. Die britische Regierung begünstigte die Einwanderung und ertheilte den Ansiedlern jeder Provinz das Recht, ihre innere Verfassung selbst zu bestimmen. Ihren Ueberfluß nahm ihnen der Brite ab u. gab ihnen dafür Manufakturwaaren u. die Produkte der alten Welt. Dieser britische Handel war das Einzige, was sie beschränkte; unmittelbare Abgaben hatten sie an das Mutterland nicht zu entrichten. In den Jahren 1790—1810 rechnete man jährlich im Durchschnitt 6000 europäische Einwanderer. Viel stärker wurde die A. nach Nordamerika seit 1817; doch läßt sich, da zwar die ankommenden Fremden aufgezeichnet, aber nicht die unter ihnen befindlichen neuen Ansiedler unterschieden wurden, die Zahl der Einwanderer nur muthmaßlich angeben. Man hat sie früher selbst in Amerika zu 7—8000 jährlich angenommen, doch ohne den Zuwachs zu rechnen, den diejenigen britischen Auswanderer brachten, die zwar nach Canada gingen, aber später in den Vereinigten Staaten sich anzusiedeln pflegten, und deren so viele sind, daß man ½ der zahlreichen Auswanderer nach Canada in den Jahren 1810—1820 zu ihnen zählte. Die spätern, die A. nach Canada begünstigenden Anordnungen der britischen Regierung gestalteten dieses Verhältniß anders. Die Bevölkerungsstatistik zeigt den Aufschwung, den die nordamerikanischen Freistaaten seit der Unabhängigkeitserklärung genommen haben. Im Jahre 1790 betrug die Gesammtbevölkerung kaum 4,000,000; 1840 bereits 17,069,453, u. 1852 schon 25,000,000 (20,000,000 freie Einwohner, der Rest Indianer und Neger).

Deutschland, durch die kirchlichen Streitigkeiten im 16. Jahrhundert vielfach beschäftigt und durch die verheerenden Kriege im 17. Jahrhundert der Hälfte seiner Einwohner beraubt, nahm erst spät Theil an den von den Europäern in der neuen Welt gegründeten Niederlassungen. Ueber ein Jahrhundert nach der zuerst von Walter Raleigh in Virginien versuchten Ansiedelung und beinahe zwei Jahrhunderte nach der Entdeckung des nördlichen Festlandes durch Cabot landeten unter Vermittelung Penns um 1683 die ersten Deutschen in Pennsylvanien. Diesen ersten deutschen Einwanderern folgten bald zahlreichere Gesellschaften, welche die erste deutsche Stadt, Germantown, gründeten. Besonders trieb die zu Ende des 17. Jahrhunderts von den Franzosen so planmäßig betriebene Verwüstung der Pfalz, wozu sich bald darauf die heftigsten Religionsbedrückungen gesellten, jährlich viele Tausende verfolgter und zu Grunde gerichteter Protestanten aus diesem unglücklichen Lande in Amerika's Wälder u. vorzugsweise nach Pennsylvanien. Durch den Fleiß u. den musterhaften Betrieb des Landbaues, wodurch die in Pennsylvanien angesiedelten Deutschen sich auszeichneten u. den Grund zum blühenden Wohlstande jenes Staates legten, bewogen, sandten die Gouverneure anderer Kolonien Kommissionäre nach der Pfalz, um deutsche Auswanderer auch in ihre Provinzen zu locken. Diese Verführungskünste, begünstigt durch den Religionsdruck, bewirkten, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der Pfalz und überhaupt am Rhein ganze Gemeinden mit ihren Predigern die Heimath verließen, um nach Amerika auszuwandern. An 33,000 solcher Verblendeten landeten in London, wo sie, da die verheißene Unterstützung nicht erfolgte, ins tiefste Elend geriethen. Nur ein kleiner Theil derselben wurde wirklich nach Nordcarolina eingeschifft, ein anderer Theil nach Irland gebracht und endlich ein dritter Theil auf unkultivirte Inseln oder in königliche Bergwerke als Arbeiter geschickt; 7000 aber kehrten im erbärmlichsten Zustande wieder nach Deutschland zurück. Auch die in Newyork glücklich Gelandeten hatten noch mit dem mannichfachsten Ungemach und Elend zu kämpfen. Ihre dortigen Ansiedelungen hätten bei zweckmäßiger Behandlung von Seiten der größern Grundbesitzer und des Gouverneurs recht wohl gedeihen können; aber diese bedrängten die kaum zu sich selbst gekommenen Kolonisten auf jede Weise u. zwangen sie, ihr Heil weiter im Innern zu suchen. 150 Familien verließen ihre Ansiedelungen und wendeten sich ungefähr 100 englische Meilen mehr westlich zu dem Indianerstamm der Irokesen. Mit diesen lebten sie 10 Jahre lang in Frieden u. Ein-

tracht und hatten das von denselben ihnen abgetretene ansehnliche Gebiet mit unsäglicher Mühe zum großen Theil urbar gemacht, als die Habsucht einer nimmersatten Kaste sie auch aus diesem friedlichen Asyl verscheuchte. Der Gouverneur, von Gewinnsucht u. beleidigtem Stolz getrieben, eröffnete ihnen, er habe das von ihnen bewohnte Land nach den Landesgesetzen verkauft, u. sie hätten mithin solches entweder unverzüglich ohne Anspruch auf Entschädigung für die Kulturkosten zu verlassen, oder sich bei dem neuen Eigenthümer um die Pachtung zu bewerben. Die Ungerechtigkeit des Verfahrens lag am Tage. Das Land der Mohawks oder Irokesen war, als die Pfälzer sich ansiedelten, vollkommenes Eigenthum dieser Nation, und diese hatte den Einwanderern einen Theil davon käuflich abgetreten, das vollkommenste Eigenthumsrecht dieser war mithin unbestreitbar. Die Pfälzer indeß wichen der Gewalt. Sie wendeten sich nach Pennsylvanien und ließen sich hier in fruchtbarer Gegend, an einem Nebenfluß des Susquehannah, nieder. Sparsamkeit, Fleiß, warme Religiosität u. andere treffliche häusliche und moralische Eigenschaften zeichnen noch bis auf diesen Tag die Nachkommen dieser Pfälzer vor allen Bewohnern Pennsylvaniens aus. Einem weit trübseligeren Verhängniß ging das kleine Häufchen der nach Carolina Ausgewanderten entgegen. Ein großer Theil von ihnen kam auf jammervolle Weise um, bevor die Uebrigen es zu einer erträglichen Lage brachten. Ackerbau und Industrie waren hier noch weit zurück, und die armen Eingewanderten wurden von den Grundbesitzern auf solche Punkte versetzt, wo sie den Ueberfällen der Indianer am meisten ausgesetzt waren. Diese, aufgebracht über das beständige Vordringen der Weißen, überfielen raubend und mordend die armen Ansiedler, welche größtentheils Opfer indianischer Wuth wurden. Seitdem blieben diese Staaten lange Jahre hindurch von Einwanderern unbeachtet, während Pennsylvanien in Wohlstand und Bevölkerung kräftig aufblühte. Erst seit 1711 wurden in Carolina wieder Ansiedelungsversuche gemacht und 1733 von dem Oberst Purs aus Neuenburg die Stadt Purysburg an der Savannah gegründet. Die damalige britische Provinzialregierung begünstigte die Kolonisten, theils um dadurch eine Vormauer gegen die kriegerischen Indianer zu schaffen, theils um durch sie den einträglichen Weinbau in diesen Gegenden einzuführen. Eine zahlreiche Schaar aus der östlichen Schweiz ging bald darauf unter Leitung des Landhauptmanns Tobler u. des Predigers Zuberbühler nach Nordcarolina ab. Im Jahre 1732 wanderten viele wegen religiöser Bedrückung Unzufriedene aus Salzburg nach Georgien, welchen bald andere nachfolgten. Im Jahre 1749 landeten in Philadelphia allein 25 Schiffe mit 7000 Deutschen, u. 1750 war die Einwanderung eben so stark. Im Jahre 1764 trafen wieder 400 Pfälzer in London ein. Ein deutscher Offizier hatte sie zur A. verleitet, indem er sie nach Neuschottland in Nordamerika zu bringen versprach; er verließ sie jedoch in London, von wo sie nach mancherlei ausgestandenen Drangsalen endlich nach Südcarolina gebracht wurden. Während der Hungerjahre 1770 und 1771 waren die A.en besonders stark, so daß allein in Philadelphia jährlich 24 Schiffe mit Deutschen aus den Rheingegenden und der Schweiz landeten. Durch den Krieg, welchen England 1776 gegen die im Aufstand begriffenen vereinigten Provinzen führte u. wozu es von deutschen Fürsten, namentlich von Hessen, an 30,000 Mann Hülfstruppen miethete, ward auch in Norddeutschland die Auswanderungslust angeregt, ohne aber sogleich zahlreiche A.en zu veranlassen. Nach abgeschlossenem Frieden blieb etwa der fünfte Theil jener Truppen in den Vereinigten Staaten zurück, wodurch sich der Auswanderungstrieb auch nach solchen Ländern verpflanzte, wo sich bis dahin keine Spur davon gezeigt hatte, so nach den beiden Hessen. Nach dem nordamerikanischen Befreiungskriege waren die A.en aus Deutschland nach Nordamerika eine Zeitlang im Ganzen minder bedeutend, indem jetzt der Zug deutscher Auswanderer vorzüglich nach Rußland, Galizien und Ungarn seine Richtung nahm. Erst zu Anfang des 19 Jahrhunderts fand wieder eine bemerkenswerthe Emigration Statt, nämlich die der würtembergischen Sektirergemeinde Harmoniegesellschaft unter dem Bauer und Leinweber G. Rapp (s. d.) an den Conaqueneſſing in Pennsylvanien. Welche reißende Fortschritte diese Gemeinde macht, erhellt aus folgenden Angaben: Im Jahre 1815 bestand die 1805 gegründete Stadt Harmonie mit drei dazu gehörigen Dorfschaften aus etwa 180 Gebäuden von Backsteinen und Fachwerk mit den erforderlichen Stallungen u. Scheunen, einem Gasthof, soliden Fabrikgebäuden, Fruchtmagazin, Brennereien und Brauereien, Backsteinbrennereien, Essig- u. Potaschesiedereien, Hut-, Säge-, Oel-, Walk- und Mahlmühlen ꝛc. 1000 Morgen trefflichen Landes waren in bester Kultur, Wein- und Obstbau blühend. Nach Abzug der Reisekosten betrug das gesammte Vermögen der Gemeinde bei ihrer Ankunft in Harmonie etwa 20,000 Dollars, und als sie 1815 ihre ganze Ansiedelung verließen und nach dem großen Wabash in Indiana zogen, lösten sie für das Immobiliargut 100,000 Dollars. Ihr ganzes Vermögen aber hatte sich innerhalb 10 Jahren verfünffacht. Ein Hauptgrund, warum sie die Kolonie Harmonie in Pennsylvanien verließen, soll darin bestanden haben, daß sie der fruchtbarere Boden u. das milde Klima von Indiana bessere Schafweiden erwarten ließ. Am Wabash waren die Harmoniten dieselben thätigen, ausdauernden, achtungswürdigen Menschen wie am Conaqueneſſing. Die neue Kolonie, Neu-Harmonie, nahm in demselben Maße zu wie die in Pennsylvanien, denn 1822 schätzte man ihre gesammte Besitzung auf ½ Million Dollars. Gleichwohl verließ Rapp 1824 mit den Seinen Neu-Harmonie und kehrte in die Nähe der ersten Ansiedelung, jetzt Alt-Harmonie, an den Ohio zurück, wo jetzt noch die so musterhafte Kolonie in hohem Wohlstand besteht. Den Harmoniten folgte zunächst 1805 eine Schweizerkolonie, die nach Indiana zog, daselbst Weinbau u. Rohrzuckerbereitung trieb und die Stadt Neu-Vevay im Neuschweizerlandkreis gründete. Während Napoleons I. Zwangsherrschaft wurden die A.en durch die von ihm angeordnete Kontinentalsperre sehr beschränkt, erwachten aber mit verstärkter Kraft nach dem pariser Frieden. Das Jahr 1816 und mehr noch das Hungerjahr 1817 sah unzählige große Schaaren von Auswanderern aus Deutschland der neuen Welt zueilen; in letzterem Jahre allein sollen an 30,000 Deutsche aus der Schweiz, Würtemberg, Hessen und der Pfalz dorthin abgegangen

sein. Eine eben so starke Anzahl aber mußte in demselben Jahre, weil sie die Mittel zur Ueberfahrt theils auf der Reise verbraucht, theils zu gering angeschlagen hatte, nach ihrer Ankunft in den Seestädten wieder umkehren, um sich nach der Heimat zurückzubetteln. Unter der großen Masse der Auswanderer in jenem Nothjahre waren auch viele Wohlhabende. In den Jahren 1818 und 1819 segelten jährlich an 30,000 Menschen den Rhein hinab, der neuen Heimat entgegen. In Bern bildete sich zu besserer Leitung der Auswanderer ein Verein, und einige angesehene Schweizer führten eine große Zahl ihrer Landsleute nach Nordamerika, wo sie sich jedoch alsbald völlig zerstreuten. Im Jahre 1820 zog eine Gesellschaft von Deutschen nach Vandalia in Illinois, allein dem Führer fehlte Rapps Talent und den Kolonisten der Geist der Harmoniten; das Unternehmen scheiterte gänzlich. Seit 1820 aber nahm die Lust zur A. nach Nordamerika in Deutschland ab. Erst im Jahre 1825 veranlaßten die Ueberschwemmungen des Rheins abermalige bedeutende Auen aus dem Badischen, so daß die dortige Regierung, sowie später die würtembergische und hessische, dieselben verbieten zu müssen glaubte. Aber im Jahre 1827 bildeten sich wieder zahlreiche Gesellschaften zur Uebersiedelung nach den Vereinigten Staaten, so daß von 1827 auf 1828 in Newyork allein 10,000 Deutsche und Schweizer, und bis 1829 wieder an 3000 Deutsche, Schweizer und Holländer landeten. Im Jahre 1830 gingen aus der Bergstraße und dem Odenwald, besonders aus der hessischen Provinz Starkenburg, in Verbindung mit den Pfälzern, Würtembürgern und Schweizern, zahlreiche Gesellschaften ab, vorzüglich nach Pennsylvanien u. Newyork. Viele unter ihnen besaßen bedeutendes Vermögen und gaben als Grund zu ihrem Entschluß den harten Druck übermäßiger Abgaben und die unerträglichen Forsteinrichtungen, namentlich auch die häufigen willkürlichen Bedrückungen von Seiten der auf ihre Pfändungsgelder und Gebühren gesetzten Forstbedienten an. Das Jahr 1831 übertraf alle seine unmittelbaren Vorgänger hinsichtlich der großen Zahl der Auswanderer. Aus Kurhessen, Hessen-Darmstadt und der Pfalz gingen Mennoniten und evangelisch-christliche Kolonisten theils nach Florida, theils nach Newyork, namenttich an den Eriesee.

Die Einwanderer vertheilen sich nach ihren Nationalitäten in verschiedene Gebiete der Union, aber die Sklavenstaaten werden von allen möglichst vermieden. In diesen sucht nicht mehr als ein Fünftel der Europäer ein Unterkommen, während vier Fünftheile die freien Staaten wählen. Die deutsche Einwanderung breitet sich vorzugsweise im Westen aus; in den Hafenstädten und an den Küsten erhält der eingeborne Pöbel durch Irländer einen starken Zuwachs. Ungern gingen in neuester Zeit Viele nach Arkansas, wo der Staat schon seit 1840 an wirkliche Ansiedler Land verschenkt, Andere nach Michigan, wo sich das Land zu Ansiedelungen sehr geeignet erwiesen hat. Die Zielpunkte der Deutschen sind hauptsächlich Newyork, Pennsylvanien, Maryland, Ohio, Missouri, Wisconsin, Tennessee, wo eine französische Kolonisationsgesellschaft neuerl ch 22,000 Acker gekau t hat, für welche sie Kolonisten sucht, besonders Osttennessee, dessen Vorzüge von dem sächsischen Prediger Behr geschildert worden sind und wo der chemnitzer Kaufmann Höcker großartige Anlagen, die Gründung zweier Städte am Big-Emery-River projektirt hat, weshalb in neuester Zeit viele Sachsen dahin ausgewandert sind. Eine Zeit lang zogen viele Deutsche nach Texas, wohin der bereits oben genannte deutsche Adelsverein die A. leitete. Das am 9. April 1844 ausgegebene Programm versprach den Auswanderungslustigen bedeutende Vortheile. Das Land war gekauft von Privatpersonen, jedoch unter der Garantie der Regierung von Texas. Das erste Schiff des Vereins mit 120 Auswanderern ging am 18. Sept von Bremen ab, und drei andere folgten unmittelbar nach. Schon früher (d. d. Nassau, 15. Juli 1844) hatte Fürst Solms, der als Generalkommissär vorangegangen war, aufs Günstigste berichtet. Es zeigte sich jedoch bald, daß einzelne Verkäufer den Verein betrogen hatten, und es brachen Streitigkeiten aus, die sogar den Austritt eines der Lenker, des Grafen Boas, veranlaßten. Als die ersten Einwanderer eintrafen, mußten sie an der durchaus ungesunden Küste lange nach einem Landungsplatze, dann nach Etappenorten suchen und fanden nichts fertig, weder Wege, noch Transportmittel, noch Häuser. Zugleich zeigten sich die Comanches, ein gefährlicher zahlreicher Stamm. Fürst Solms bewaffnete darum die junge Mannschaft und übte sie militärisch ein. Dennoch und obwohl der gefürchtete Krieg mit Großbritannien nicht ausbrach, mußte das Unternehmen bald als gescheitert betrachtet werden, und seit 1848, in welchem Jahre der Verein sein dortiges Eigenthum an den Advokaten Martin von Freiburg verkaufte, ist nur noch eine Kolonie Ikarier nach Texas gegangen und eine großartige Kolonie von Ungarn, welche nach der Revolution 1849 nach Amerika geflüchtet sind, sollte unter Joseph Pragay gegründet werden. Neuere Berichte lauten wieder äußerst günstig für die Einwanderer. Der Baumwollenbau und die Schafzucht sollen anfangen, für die Kolonisten äußerst ergiebige Absatzquellen zu werden, und seitdem der westliche, mehr von Deutschen und Spaniern bewohnte Theil von Texas durch eine genügende Grenzbewachung vor den Einfällen der Indianer gesichert worden, soll derselbe einen schnellen und glücklichen Aufschwung genommen haben.

Nach Kalifornien, dem neuen Eldorado, lockte der Goldreichthum eine Menge Abenteurer aller Nationen, hauptsächlich Franzosen und in neuester Zeit Chinesen, die durch ihre außerordentliche Emsigkeit und Betriebsamkeit die überraschendsten Erfolge erzielen und unter der übrigen Bevölkerung nicht geringe Besorgniß erregen. Bedenkt man die außerordentliche Uebervölkerung des Reiches der Mitte, die geringen Lohnsätze für Arbeit, die politischen Wirren und Unruhen, welche jetzt China durchwühlen, und auf der andern Seite die in der letzten Zeit beispiellos gesteigerte Proportion der Einwanderung von China nach Kalifornien, den hohen Tagelohn, der hier bezahlt wird, die Verbesserung der Lage, welche die Ankömmlinge hier fesselt und immer neue anzieht: so steht allerdings zu erwarten, daß für die Zukunft die chinesische Einwanderung so stark zunehmen werde, daß sie in den kalifornischen Verhältnissen eine wesentliche Veränderung hervorrufe; wenigstens dürfte in Folge des zunehmenden Eintreffens chinesischer Arbeiter, deren Konkurrenz der weiße Arbeiter nicht auszuhalten

vermag, eine Verminderung des Werthes der Arbeit, eine Herabsetzung des Tagelohns und damit eine Abnahme des herrschenden Wohlstandes eintreten. Die „Times and Transcript" gibt folgende mühsam gesammelte Statistik der chinesischen Einwanderung in Kalifornien. Im Jahre 1848 wanderten 2 chinesische Männer und 1 Frau nach Kalifornien ein. Am 1. Februar 1849 betrug die Zahl der hier lebenden Chinesen 55, darunter 1 Frau. Am 1. Januar 1850 war die Zahl der Chinesen in Kalifornien 735 Männer u. 1 Frau, am 1. Januar 1851: 4018 Männer und 7 Frauen; 1851 kamen an: 4103 Männer und 1 Frau, und am Schlusse von 1852 zählte man schon 46,558 Chinesen im Lande.

Die Mormonenbewegung der neuesten Zeit zieht gegenwärtig eine nicht geringe Zahl Europäer, namentlich aus dem Norden Europa's, nach dem Utahgebiete am Salzsee. Eine ernstliche Konkurrenz wird aber den Vereinigten Staaten gegenwärtig nur durch die englischen Kolonien gemacht, insbesondere durch Canada, Australien und das Kapland. Für englische Auswanderer, die sich dorthin wenden, erwächst der außerordentliche Vortheil, gleichsam im Lande zu bleiben, unter Landsleuten, unter denselben Sitten und Gesetzen zu leben. Die Regierung thut sehr viel, diese natürliche Vorliebe für englische Kolonien so stark zu machen, daß sich die A. ausschließlich dorthin wende, was freilich nicht gelingen will. Man rechnet, daß nach den englischen Niederlassungen in Amerika seit 25 Jahren 800,000 Menschen gegangen seien, aber man sagt nicht, wie viele dort geblieben und wie viele nach dem Gebiet der Union weiter gezogen sind. Von den 30,000 Engländern, die 1850 nach Canada kamen, gingen noch in diesem und im nächsten Jahre 14,000 über die Grenze der Union. In Canada hat man der Kolonisation ein Gebiet von einer Million Acker angewiesen und kreditirt den Ansiedlern den Kaufschilling in der Weise, daß man sie eine Jahresrente zahlen läßt, die, von Jahr zu Jahr steigend, nach 12 Jahren den vollen Betrag von 16½ Pfd. Sterling für 100 Acker erreicht hat und dann natürlich aufhört. Um die A. großbritannischer Staatsangehöriger nach andern Theilen Nordamerika's zu beschränken, bildete sich 1848 zu London eine „Gesellschaft zur Systematisirung der Einwanderung nach Canada."

Centralamerika, von früheren Kolonisationsversuchen eben nicht im besten Rufe, ist gleichwohl nach Aufhebung der vielgetadelten Verhältnisse, namentlich der klimatischen und politischen, und wegen seiner hohen Wichtigkeit für den europäischen Handel durch die dort beabsichtigte Verbindung des atlantischen und stillen Meeres wieder sehr empfohlen worden, und in Preußen ist von Alexander von Bülow, seit lange auf der Mosquitoküste ansässig, 1848 eine „Kolonisationsgesellschaft für Centralamerika zu Berlin" gestiftet worden, die besonders seit 1850 ungemein thätig wirkt (vgl. E. A. Weinmann, Mittelamerika als gemeinsames Auswanderungsziel, Berlin 1850). Das von Belgien ausgegangene Unternehmen, Kolonisten nach Guatemala zu führen, ist gänzlich gescheitert, und die wenigen Ansiedler, die von den 503 Kolonisten übrig blieben, kamen in eine wahrhaft trostlose Lage. Daß grobe Fehler in der Verwaltung, Unordnungen der Anbauer und Gewaltmaßregeln des Gouverneurs zu diesem Ergebnisse sehr viel beitrugen, scheint gewiß zu sein, doch lag das eigentlich zerstörende Element nicht darin, sondern in den klimatischen Verhältnissen. Wenn im ganzen Süden Nordamerika's, der doch der gemäßigten Zone angehört, kein Weißer zum Ackerbau verwendet wird, wenn in Westindien, dessen Hitze geringer ist, als die auf der Mosquitoküste, der Gouverneur deutsche Auswanderer förmlich warnt, daß Feldarbeit unausbleiblich tödtlich wirke, so kann die Mosquitoküste nicht für den Anbau geeignet sein. Ebenso wenig kann von Viehzucht die Rede sein, denn wo in Südamerika eine solche existirt, wird sie nie auf den Küsten getrieben, sondern im Innern auf den Hochebenen, wo Gras gedeiht. Die Mosquitoküste, so benannt nach den peinigenden Insekten gleichen Namens, ist zudem von Alters her als unwirthlich und ungesund berüchtigt. Hier fanden die meisten der spanischen Abenteurer, die das Festland nach Gold durchsuchten, ihren Tod, die versuchten Niederlassungen mißglückten, und man gelangte zuletzt dahin, den breiten Küstenstrich den schwachen Eingebornen zu belassen. Die meiste Mühe gab sich die Pagaisgesellschaft, welche die Mosquitoküste urbar machen wollte, aber nach einer langen Reihe von Versuchen ihr Unternehmen als unausführbar aufgab. Durch jeden Kolonisationsversuch muß das Land noch ungesunder werden; denn es ist eine erwiesene Thatsache, daß in den Tropengegenden Asiens und Südamerika's sofort Seuchen ausbrechen, sobald der Pflug dem Boden seine natürliche Decke entzogen, die lichtende Axt die Sümpfe der Wälder bloß gelegt hat. Der Bericht der Bevollmächtigten für die Gesundheit der Gegend kann in der That kein Gewicht in die Wagschale legen. Diese Herren verweilten im Ganzen 50 Tage, in der gesundesten Jahreszeit, und konnten mithin keine Beobachtungen von irgend welchem Werthe anstellen. Gegen die Einträglichkeit der Kolonie lassen sich nicht minder gewichtige Einwendungen machen. Die Jahreskosten eines Negers, die Ankaufssumme mit zehn vom Hundert verzinst, belaufen sich auf ungefähr 65 Thaler. Mehr dürfte der weiße Arbeiter, der mit dem Neger wetteifern soll, auch nicht kosten, und es wäre mithin ein Tagelohn von 22½ Kreuzern oder 6½ Silbergroschen zu erwarten, in einem heißen Lande ein unverhältnißmäßig niedriger Satz. Neuerlich wurden Kolonisationsprojekte für die Staaten Costarica, wo die berliner Kolonisationsgesellschaft und die französische Compagnie du Golfo dolce 1850 bedeutende Ankäufe von Land gemacht haben, und Nicaragua gemacht, wohin ebenfalls die berliner Gesellschaft schon Kolonisten geschickt und wo die französische Compagnie Franco- Ilemande Ländereien erworben hat (vergl. Die Republik Costarica mit Berücksichtigung der dortigen Kolonisation, nach dem Französischen, [Paris 1849] Hamb. 1850, und Bülow, Der Freistaat von Nicaragua und seine Wichtigkeit für den Welthandel, den Ackerbau und die Kolonisation, Berlin 1850). Auch Mexiko sucht deutsche Kolonisten an sich zu ziehen, weshalb ein Deutscher, Döring, 1850 dort zum Generalkonsul für deutsche Einwanderer ernannt ist und solchen bedeutende Vortheile geboten werden (vergl. Sartorius, Mexiko als Ziel für deutsche Einwanderer, Frankfurt 1850).

Südamerika ist von deutschen Auswanderern

am wenigst- gesucht; in neuester Zeit hat die schwedische Regierung Ländereien dort gekauft und Kolonien hingeschickt. Bolivia sucht sehr angelegentlich deutsche Einwanderer, denen die Regierung alle Unterstützung und Vortheile, z. B. 50jährige Steuerfreiheit, verspricht. Brasilien schien unter der Regierung Dom Pedro's eine Zeitlang ein Hauptabzugskanal für die überzählige Bevölkerung Deutschlands werden zu wollen; aber die ersten deutschen Kolonien in Pernambuco, Espiritu Santo, Rio Janeiro erlagen dem Klima, dem Hasse der Landesbewohner, dem Drucke der Regierung und endlich den Bürgerkriegen, da die Regierung die kriegstüchtigen Schweizer und Deutschen ohne Umstände von ihrer Beschäftigung wegholte u. in die Armee steckte. Im Jahre 1819 gründete eine Anzahl Schweizer unter dem Schutze der Regierung und von derselben unterstützt die Kolonie Neufreiburg; aber schon nach wenigen Jahren mußten die Kolonisten durch Sendboten die Mildthätigkeit ihrer Landsleute in Anspruch nehmen und würden ohne deren Beistand und eine jährliche Unterstützung von 3000 Franken, die ihnen die schweizerische Philantropische Gesellschaft zu Rio Janeiro zukommen ließ, dem Hunger preisgegeben gewesen sein. Unter Dom Pedro, dessen Gattin eine österreichische Prinzessin war, suchte die brasilianische Regierung von Neuem Kolonisten aus Deutschland heranzuziehen und legte 1825 in der Umgegend der Hauptstadt deutsche Pflanzerdörfer an, wie Petropolis, Leopoldina, San-Amaros u. a., wo die Kolonisten Handel, Industrie und Gartenbau mit Erfolg betrieben. Noch jetzt wohnen dort ungefähr 10,000 Deutsche, die bis jetzt ihre Sprache sich zu erhalten gewußt haben. In der neuern Zeit nun hat die Regierung der Einwanderung, insbesondere deutscher Kolonisten, in jeder Weise Vorschub zu leisten gesucht. Seit die Einfuhr der Neger verboten worden, nahmen die Arbeitskräfte im Lande rasch ab; diesen Abgang durch deutsche Einwanderer zu ersetzen, war und ist noch das Streben der Regierung, sowie reicher Grundeigenthümer und Plantagenbesitzer. Im Jahre 1846 bewilligte die Regierung 200 Contos (640,000 Fr.) zur Beförderung der Einwanderung, und 1850 erließ sie ein Gesetz über die Vermessung und den Verkauf der unbesetzten Staatsländereien, wodurch der Ankauf des Landes erleichtert wurde. Seitdem nahm die Einwanderung in Brasilien einen größeren Aufschwung. Aber man scheute sich nicht, zu deren Beförderung auch sehr unlautere Mittel in Anwendung zu bringen. Im Herbst 1837 wurden 500 Deutsche in Hamburg unter den lockendsten Vorspiegelungen angenommen und nach dem Amazonenstrome geschafft, wo man sie von vorn herein wie Kriegsgefangene behandelte. Nachdem man sie drei Monate lang auf glühend heißen, verpesteten Kriegsschiffen unter Deck eingeschlossen hatte, benutzte man sie zur Reinigung der Kloaken und zu anstrengenden Straßenarbeiten. Die Hälfte starb in den ersten zehn Monaten, die Ueberlebenden zwang man, in den Kriegsdienst einzutreten und darin 3 Jahre ohne Sold zu verharren. Unter solchen Umständen war es ein Glück zu nennen, daß der düsseldorfer Verein für A., der den Strom der Auswanderer nach Brasilien leiten wollte, so wenig Anklang fand. Indessen gelang es doch den Manövern des französischen Handlungshauses Delrue und Kompagnie Hunderte von Deutschen den brasilianischen Plantagenbesitzern in die Arme zu führen, gegen welches Treiben der kaiserlich brasilianische Generalkonsul Sturz selbst in die Schranken trat. Trotz dieser trüben Erfahrungen ist Brasilien auch in neuester Zeit angelegentlich als Auswanderungsziel empfohlen worden. So lud 1849 der Herzog von Joinville deutsche Kolonisten nach der seiner Gemahlin gehörigen Provinz Sta. Catarina. Die jetzigen Kolonisationsunternehmungen nach diesem Lande theilen sich in zwei ganz verschiedene Klassen. Die eine überläßt an Kolonisten Land und stellt diese von vorn herein als freie und unabhängige Bürger hin, die nach eigenem Willen ihren Boden kultiviren. Hierher gehören die meisten Kolonien in Rio grande u. Sta. Catarina, namentlich St. Leopoldo, Donna Francisca und Blumenau. Die andere, von brasilianischen Pflanzern ausgehend, sucht Kolonisten auf die Pflanzungen zu ziehen, wo sie als Ersatz für die theuer werdenden Neger in einem abhängigen Verhältniß die Kaffeekultur betreiben sollen. Hierher gehören die Kolonien des Senators Vergueiro in St. Paulo, das Unternehmen von Visconde de Baevendy u. a. Die von den Pflanzern gemachten Versprechungen, die Ueberfahrtskosten von Kolonisten vorschußweise zu bestreiten, hat trotz der nachdrücklichsten Warnungen, z. B. von Seite des berliner Vereins, viele vermögenslose Auswanderer verlockt, sich nach Brasilien zu begeben, wo sie jedenfalls in völlige Abhängigkeit zu ihren Gutsherren gerathen, die wenig von dem Zustande der Sklaverei verschieden sein dürfte. Zwar soll es den Kolonisten durch eine Theilung des Gewinnes möglich gemacht werden, nicht nur die ihnen gemachten Vorschüsse an Ueberfahrtskosten abzutragen, sondern auch die an sie vertheilten Ländereien als ihr freies Eigenthum zu erwerben; indessen sind die dortigen Rechtsverhältnisse der Art, daß der arme deutsche Auswanderer noch im besten Falle der Redlichkeit und dem guten Willen der Pflanzer preisgegeben ist. Der Direktor des berliner Centralvereins, S. G. Kerst, warnt in seiner Schrift „Ueber brasilianische Zustände der Gegenwart" (Berlin 1853) energisch vor den Verlockungen der Plantagenbesitzer und meint, daß sich erst dann die Verhältnisse günstiger gestalten würden, wenn das Reich der freien Einwanderung geöffnet würde, wozu man aber erst nach harten Kämpfen gelangen werde. Die herrschende Faktion der Plantagenbesitzer (unter ihnen Vergueiro) erklärte sich entschieden gegen die freie Einwanderung, und die Regierung sah sich genöthigt, das dieser Einwanderung günstige Gesetz vom 18. September 1850 zu den Akten zu nehmen. Die nach Europa gedrungenen Berichte über den gegenwärtigen Zustand der brasilianischen Kolonien lauten natürlich verschieden. Einige rühmen die Lage der Kolonisten, selbst der abhängigen, als eine äußerst behagliche, während Andere gerade das Gegentheil behaupten. Dr. Köstlin aus Hamburg, der 1851 die Kolonie des Senators Vergueiro besuchte, sagt, daß man ihn auf alle Weise verhindert habe, sich aus dem Munde der Kolonisten selbst Nachrichten zu sammeln. Günstig lautet der Bericht eines Korrespondenten der A. A. Zeitung (Februar 1853), dessen Richtigkeit wir allerdings nicht verbürgen mögen. In Folge pompöser Anpreisungen hat die A. nach Brasilien in der neuesten Zeit zugenommen und mag wohl noch eine

Digitized by Google

Weile zunehmen, bis sich am Ende doch herausstellen wird, daß dies „Paradies" in keiner Weise geeignet ist, mit den weniger herrlichen, aber gesundern Ländern der gemäßigten Zone, besonders Nordamerika's, zu konkurriren. Die Berichte des schweizerischen Gesandten, Herrn von Tschudi, lauten, was das Verhalten der Regierung zu den Auswanderern anbetrifft, nicht ungünstig. Beweis hierfür ist auch das 1861 erlassene Gesetz, welches die protestantische Religion der katholischen im Wesentlichen gleichstellt. Die reichen brasilianischen Plantagenbesitzer sind dagegen in ihrer großen Mehrzahl erbitterte Feinde der deutschen u. schweizerischen Einwanderer. Die argentinische Republik wird als vortheilhaft für deutsche Einwanderer geschildert, die nach Gerstäckers Berichten die dortige Regierung gern sehen und begünstigen, aber weiter nicht unterstützen würde. Sehr empfohlen wird in neuester Zeit die kleine Republik Uruguay. Zu Niederlassungen in Chile, in der Provinz Valdivia, hatte sich 1840 ein Verein in Würtemberg gebildet, der auf Aktien 200,000 Morgen Land kaufte und eine Kommission dahin sendete; der ersten Kolonie Württemberger folgte 1850 eine andere aus dem Königreich Sachsen. Nach Westindien hatte die Einwanderung lange wegen der dortigen klimatischen und sozialen Verhältnisse gestockt, und doch wurden, seitdem die Aufhebung des Sklavenhandels immer dringender gefordert wurde, Einwanderungen freier Arbeiter gewünscht und unterstützt. Deutsche und Franzosen, die 1839 und 1840 erst in Havre dahin gelockt wurden, fanden sich sehr getäuscht, da sie dem Klima meist unterlagen. Um doch zum Ziele zu kommen, wurden für englische Besitzungen dort 1841 Anleihen gestattet, welche die Kolonien bis 1846 theilweise zurückzahlten, 1847 aber, in Folge der Handelskrisen, nicht mehr zahlen konnten, daher sie 1848 von dem Mutterlande unterstützt werden mußten. Die Einwanderungen begannen auch 1848 nach Jamaica, Demerara und Trinidat.

Nächst Nordamerika ist in neuester Zeit und namentlich seit Entdeckung der dortigen Goldlager Australien ein Hauptzielpunkt für A. geworden. Australien wurde früher von den Engländern nur zu Strafkolonien benutzt, wird aber gegenwärtig gerade von England aus von freien Einwanderern vorzugsweise aufgesucht, wogegen einem neuen Gesetzvorschlage zufolge die Strafkolonien ganz aufhören sollen. Die Mehrzahl der Einwanderer in Australien wurde auf Staatskosten übergesiedelt. So wurden von 1832 bis 1850 64,507 Personen auf Kosten der Regierung nach Australien gebracht. Am größten war die Zahl der so nach Australien Eingeführten zur Zeit, als australische Ländereien, namentlich in Neusüdwales, der Gegenstand großer Schwindelassociationen in London wurden. Dies waren Vereine von reichen Kaufleuten und Lords, welche in australischem Grund und Boden spekulirten, diesen mit allen Mitteln kaufmännischer Marktschreierei so hoch als möglich im Preise hinauftrieben, dann rasch verkauften und die Ankäufer ihrem Geschicke überließen. In Adelaide, der Hauptstadt Südaustraliens, gab es 1840 Bauplätze von mehr als 9 □Meilen Umfang, die als Spekulationsgegenstand von Hand zu Hand gingen, wobei Einzelne Millionäre wurden, aber Tausende an den Bettelstab kamen. Die Zahl der auf Staatskosten nach Australien übergesiedelten betrug 1837 2664, 1838 6102, 1839 7202, 1840 5216, 1841 12,188, 1842 5071 und 1843 0. Damals setzte das Zusammenbrechen des künstlichen Schwindelsystems der A. auf Staatskosten eine zeitweilige Grenze. Erst mit dem Jahre 1848 nahm dieselbe wieder einen höheren Aufschwung, der aber schon nach 1849 wieder abzunehmen anfing, bis zuletzt die Golderfindung die Staatshülfe vorläufig überflüssig machte (1848 4376, 1849 8309, 1850 4078, 1851 1846). Im Jahre 1839 kamen die ersten deutschen Einwanderer in etwas größerer Anzahl nach Australien; 600 Altlutheraner aus Preußen siedelten sich damals als geschlossene deutsche Gemeinde in Hausdorf bei Adelaide an; anfangs ging es denselben schlecht genug, nach und nach aber gedieh sie zu erfreulicher Blüthe. Im Jahre 1849 lebten gegen 2000 Deutsche in fünf deutschen Niederlassungen (Hausdorf, Klemzig, Lobethal, Bethanien und Longmeil) in Südaustralien. Ehe die Goldgewinnung der A. nach Australien für eine Weile einen so hohen Schwung gab, wohnten in Victoria und Südaustralien gegen 7—8000 Deutsche als wohlhabende und einer gesicherten Zukunft entgegengehende Ansiedler und Viehzüchter. Die Auffindung des Goldes hat zwar neue Einwanderer in Masse herbeigezogen, aber die Bedingungen ruhiger Entwickelung der australischen Kolonien vielfach gestört. Im Jahre 1852 betrug die Zahl der Einwanderer in Australien bereits 88,000, und 1853 und 1854 noch bedeutend mehr. In Victoria stieg die Zahl der Einwohner 1852 auf 200,000, die der Hauptstadt Melbourne auf 20,000. Zur Unterstützung der A. nach Westaustralien wurde 1848 ein Auswanderungskomité in Berlin gebildet (vergl. Kirchner, Australien und seine Vortheile für A., Frankfurt a. M. 1848). Auch nach Neuseeland finden jetzt Einwanderungen Statt. In den Jahren 1847—49 haben sich bereits 1005 Personen dort angesiedelt; die großartigste ist die vom Canterbury-Settlement aus England hierher abgeschickte (s. oben). Die englische Spekulation sucht vorzüglich deutsche Landleute und Schäfer, um für ihre Wollproduktion geschickte Hände zu erhalten. Dem berliner Centralverein wurden 1852 sehr interessante Berichte einer deutschen, durch Mecklenburger gegründeten Kolonie mitgetheilt. In neuester Zeit haben jedoch die Eingeborenen erbitterte Kriege gegen die englischen Kolonisten geführt.

In der alten Welt hat bis jetzt Afrika die meisten Auswanderer an sich gezogen, und zwar war es in neuerer Zeit hauptsächlich Algier, dem man von Frankreich aus Kolonisten zusandte, ohne es jedoch zu einem bedeutenden Resultate zu bringen, bis die Regierung Louis Napoleons die Sache mit mehr Umsicht und Energie anzugreifen begann. Die Provinz Konstantine ist sowohl für den Kolonisten, als für den Kaufmann in Betreff des Klima's wie des Bodenreichthums am meisten zu empfehlen. Sie war die Schatzkammer, aus der Rom lange Zeit reichen Gewinn zog, und ist noch bis jetzt mit den Ruinen einst mächtiger römischer Städte bedeckt, welche mehr als Alles für ihre Bedeutung sprechen. Der Kolonist hat in Algier keine Abgaben zu bezahlen, die gewöhnlichen Ein- und Ausfuhrzölle ausgenommen. Dagegen ist

der Ausfuhrzoll nach Frankreich, der den Absatz sehr erschwerte, aufgehoben. Die meisten Vortheile bieten: der Gartenbau, wenn der Kolonist selbst arbeitet, die Viehzucht (Butter- u. Käsefabrikation), der Bau von Tabak, Baumwolle, die Seidenzucht, der Oelbau und der Weinbau. Getreide zu bauen ist — außer für den eigenen Gebrauch — nicht anzurathen, weil die Araber dasselbe so wohlfeil zu Markte bringen, daß der Europäer neben ihnen nicht aufkommen kann. Die meisten dieser Kulturgegenstände geben schon im ersten Jahre eine Ernte, der Weinstock erst im dritten, dann aber vorzüglich. Eine Verzögerung in Hinsicht der Austheilung des Landes findet jetzt nicht mehr Statt, indem die Lokalbehörden ermächtigt sind, gegen Vorweisung der nöthigen Papiere (Vermögens- und Leumundszeugniß) unmittelbar Land im Betrag von 10—12 Hektaren abzugeben. Jedenfalls dürften folgende Umstände die A. nach Algier empfehlen: die Nähe der Kolonie, die geringen Beschwerden der Reise, die (gegen Amerika) ungleich billigeren Reisekosten, selbst wenn die Ueberfahrt aus eigenen Mitteln bestritten wird, die Leichtigkeit der Urbarmachung, welche nichts als die Ausrottung niederen Gesträuchs oder der Zwergpalmen erfordert, u. der Reichthum der Ernte im ersten Jahre. Der „Guide du Colon“ (Almanach de l'Algérie 1852) gibt weiteres schätzbares Material über Algier und die Kolonisation daselbst. In Südafrika sind in neuester Zeit besondere Kolonien am Kap Natal angelegt worden, 1848 eine deutsche von Bergtheil und eine englische, zu deren Förderung 1848 in London eine besondere Gesellschaft gegründet worden ist (s. oben). In Centralafrika hat Oesterreich in neuester Zeit einen Versuch gemacht, am Zusammenflusse des weißen und blauen Nils eine Niederlassung zu gründen, über deren Erfolg noch nichts verlautet.

Nach Asien finden nur wenige A.en von Europa aus Statt. Batavia war immer vorzugsweise ein Abzugskanal für Abenteurer u. untergegangene Menschen. Sieht man von den deutschen Aerzten ab, die dort eine Pension verdienen wollen, so wird Batavia fast nur von Solchen gewählt, die nicht anders fortkommen können, als unter der Fahne. Die Lage dieser Unglücklichen ist die traurigste, denn selbst die besseren von ihnen werden von den holländischen Behörden mißhandelt, und unter dem Reste halten die Sumpffieber jährlich eine furchtbare Ernte. Der Gedanke, in Kleinasien eine deutsche Kolonie zu gründen, hat etwas ungemein Lockendes, und es müssen sich ihm die verschiedensten Parteien zuwenden, nicht allein die, welche besonders die Entwickelung von Handel und Gewerbe im Auge haben, nicht allein die Politiker, die im Orient eine baldigst anzutretende Erbschaft vor Augen haben, sondern auch Diejenigen, die aus religiösen Gründen eine Umgestaltung der orientalischen Verhältnisse fordern. Daß Kleinasien alle materiellen Bedingungen für Einwanderung vereinigt, unterliegt gar keinem Zweifel. Das Klima war vom Anbeginn der historischen Zeit an als das herrlichste der Welt berühmt, der Boden ist der reichste, die Lage an zwei durch eine schöne Wasserstraße verbundenen Meeren eine unvergleichliche. Das fruchtbarste Land wäre hier in Fülle zu bekommen, denn überall herrscht Barbarei und Verödung, und der Reisende kann in Gebieten, die sonst von Millionen bevölkert waren, Tage lang reisen, ohne auf eine andere Spur von Anbau zu treffen, als einige dürftige Felder in der Nähe erbärmlicher Dörfer. Weizen und Reis, Wein und Oel, Baumwolle und Flachs, Krapp und Weihrauch, Orangen und Aepfel gedeihen dort neben einander, schöne Häfen, schiffbare Flüsse vermitteln den Verkehr. Eine deutsche Niederlassung in Kleinasien würde der Donau erst das rechte Leben gewähren, wie sie den Handel von Triest, von wo ein Dampfschiff bis Jonien nicht mehr als sieben Tage zu fahren hat, mindestens verdoppeln müßte. Schon jetzt ist der deutsche Verkehr mit Kleinasien so bedeutend, daß 1843 in Smyrna 90 deutsche Schiffe mit 16,000 Tonnen verkehrten — das Doppelte der französischen Schifffahrt. Doch stellen sich dem Unternehmen auch Schwierigkeiten entgegen, die jede Aufnahme derselben durch bloße Privatmittel verbieten. In Kleinasien treiben sich mehre räuberische Stämme umher, unter ihnen die Kurden, die sich der wirklichen Herrschaft der Pforte, wenn auch häufig gedemüthigt u. momentan unterwerfen, zu entziehen gewußt haben. Mit ihnen würde sich der größte Theil der fanatischen Bevölkerung verbinden, und gegen diese immerhin robe Masse wäre jedenfalls eine geordnete Streitmacht erforderlich. Die Niederlassung in Kleinasien müßte daher von den Regierungen ausgehen, vom deutschen Bunde, und in diesem Falle wären Unterhandlungen mit der Pforte nöthig, deren Erfolg bei der Eifersucht Rußlands und Englands keineswegs ein gesicherter sein würde.

In Europa selbst würde nur der Osten Raum für Einwanderungen bieten, und in der That ist der Plan, die Donau mit einer zahlreichen deutschen Bevölkerung zu besetzen, in politischer Beziehung äußerst beachtenswerth. Eine tüchtige deutsche Bevölkerung in Serbien, von wo wiederholte Einladungen zu deutschen Einwanderungen ergangen sind, der Moldau und Walachei würde dem russischen Einflusse einen mächtigen Damm entgegensetzen und jene Länder in kurzer Zeit zu wirklicher Selbstständigkeit führen. Vor 1848 wurde besonders Siebenbürgen und die Walachei als Ziel deutscher A. genannt. Was Siebenbürgen betrifft, so liegt eine Erklärung der sächsischen Nation vor, veranlaßt durch eine diplomatische Anfrage der würtembergischen Regierung, ob Auswanderer in Siebenbürgen aufgenommen werden könnten und unter welchen Bedingungen. Diese Erklärung nennt die Einwanderung wünschenswerth, da noch mancher Feldgrund aus Mangel an tüchtigen Händen brach liege, die numerische Stärke der Landgemeinden im Schneckengange vorwärts schreite und der Ackerbau mit sehr geringen Ausnahmen seit Jahrhunderten fast auf derselben Stelle stehen geblieben sei. Der Werth des Bodens steht verhältnißmäßig niedrig, kleinere Pachtungen sind jeden Augenblick zu bekommen, für den Vermögenderen Güter unter dem vortheilhaftesten Bedingungen käuflich. Die allgemeine Landessteuer, der Zehnt und eine Naturalleistung für das Militär sind die einzigen Abgaben, Einwanderer sind außerdem nach Landesgesetzen drei Jahre lang steuerfrei. Abhängigkeitsverhältnisse gibt es auf dem Sachsenboden nicht, alle Einwohner, ohne Unterschied des Standes, sind vor dem Gesetze gleich. Die Fruchtbarkeit des Landes ist im Ganzen groß. Die Gewächse Mitteleuropa's gedeihen fast überall, Mandeln und Kastanien an einigen Orten,

Mais wird sogar auf den Hochebenen gebaut. Der Wein ist in den bessern Jahrgängen zur Mitbewerbung mit den Rheinweinen geeignet, sein Anbau aber gegenwärtig noch sehr nachlässig betrieben. Die Thierwelt ist nicht minder reich und kräftig, namentlich besitzt Siebenbürgen schon jetzt Schafe, deren Wolle zu den besseren Geweben sich eignet. In politischer Rücksicht ist kein Land für deutsche A. wichtiger als Siebenbürgen. Es ist eine wahre Burg gegen den nordischen wie gegen den türkischen Osten und schirmte das Abendland mehr als einmal gegen Einfälle von Barbaren. In neuester Zeit ist besonders Ungarn als ein für Einwanderungen sich eignendes Land genannt worden. Schon Anfangs 1849 übergab der damalige österreichische Bevollmächtigte bei der Centralgewalt, von Schmerling, dem Reichsminister eine Note, worin auseinandergesetzt wurde, wie es den deutschen Interessen wünschenswerth sein müßte, unter den sich in Ungarn gestaltenden Umständen den Strom der A. dahin zu lenken. Nach der Unterdrückung der Revolution von 1849 nahm die österreichische Regierung, um das verödete Land wieder zu bevölkern und zu bebauen, sich der Sache an und setzte 1850 eine Kommission nieder, welche den Vorschlag machte, daß die Staatsverwaltung, um die Ansiedelung möglichst bald ins Leben zu führen, von ihren Kameralgütern die geeignetsten auswählen und an deutsche Auswanderungsvereine zur Errichtung deutscher Kolonien unter möglichst annehmbaren Bedingungen abtreten sollte. Die Grundlage der Ansiedelungen soll freies Eigenthum sein, wogegen aber auch keine Steuerfreiheit gewährt wird; ferner die Kolonisation soll gemeindeweise vorgenommen und bei den ersten Anlagen möglichst Stammes- und Religionsverschiedenheit vermieden werden; die unmittelbare Verwaltung bleibt den Gemeinden oder Vereinen, die Staatsregierung erhält nur die Oberaufsicht. Ende 1850 wurde zu Wien der erste österreichische Ansiedelungsverein behufs der Beförderung der Kolonisation Ungarns von Joseph Ritter von Hohenblum gegründet, der Ländereien dort ankaufen und dieselben an Ansiedler parcellenweise ablassen will, gegen augenblickliche Abzahlung von $^1/_3$ des Kaufpreises; die andern $^2/_3$ soll der Ansiedler in zehnjährigen Raten abtragen können. Das Joch Land im arader Komitat soll mit dem Materialienvorschuß zum Bau der Wohn- und Wirthschaftsgebäude nur 25 Gulden Konventionsmünze zu stehen kommen.

Ueber die Deutschen, die sich in dem unermeßlichen russischen Reiche hie und da angesiedelt haben, sind wenige Nachrichten verhanden. Das Loos der in Polen Angesiedelten ist das härteste. Auch dürftigen Ländereien, unter eine rohe und feindliche Bevölkerung versetzt, ohne Abzugswege für ihre Erzeugnisse, unter der Geißel habgieriger Beamten und von Frohnden und Abgaben zugleich getroffen, sinken sie im Verlaufe weniger Jahre zu derselben stumpfen Thierheit herab, die für die unteren Volksklassen Polens das Niveau des Bildungszustandes ist. In Transkaukasien fanden deutsche Reisende schwäbische Niederlassungen, die nach langen Leiden einen erträglichen Zustand errungen hatten, aber durch mystische Schwärmereien der Ahndung der Gesetze verfallen waren. In Bessarabien wollte bisher keine deutsche Niederlassung gedeihen, da Mangel an gutem Trinkwasser u. Verwüstungen durch Heuschrecken gar zu große Schwierigkeiten bildeten. Griechenland könnte, wie Kleinasien, viele Einwanderer aufnehmen, aber die dortigen Verhältnisse sind eben so wenig günstig, als die Stimmung der Griechen gegen Fremde, besonders gegen Deutsche. In neuester Zeit (1849) wanderten nur mehre politische Unzufriedene oder bei der Revolution kompromittirte Italiener dahin, denen die Fürstin Belgiojoso bei der griechischen Regierung eine gastliche Aufnahme erwirkt hatte; sie wurden in das Innere des Peloponnes gewiesen.

Literatur. Die Zahl der Schriften über A. ist groß. Außer den deutschen Zeitschriften „Allgemeine Auswanderungszeitung" (Rudolst. 1846 f.), „Der deutsche Auswanderer" (Darmstadt 1847 f.), „Der sächsische Auswanderer" (Schneeberg 1848 f.) möchten folgende hervorzuheben sein: Wappäus, Die deutsche A. und Kolonisation, Leipzig 1846; Bromme, Rathgeber für Auswanderungslustige, Stuttgart 1846; Bülow, A. und Kolonisation, Berlin 1819. Die A. nach Nordamerika behandeln: Bayer, Auswanderungsbuch, 3. Aufl., Leipz. 1850; Bromme, Handbuch für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten, 6. Aufl., Baireuth 1849; Karl, Prinz von Solms-Braunfels, Texas, Frankfurt 1846; Römer, Texas, Bonn 1849; Bericht über die Untersuchung einiger Theile des Mosquitolandes, Berlin 1845; Weinmann, Mittelamerika, als gemeinsames Auswanderungsziel, Berlin 1850; die A. nach Südamerika: Simon, A. und deutsch-nationale Kolonisation von Südamerika, 2. Aufl., Baireuth 1850; Cast, Valdivia und Chiloë, Stuttgart 1849; Rapport aux membres de la compagnie Brasilienne, Brüssel 1846; die A. nach Australien: Australia felix, Berlin 1849; Kirchner, Australien, Frankfurt 1848; Döger, Der Auswanderer nach Südaustralien, 4. Aufl., Tangermünde 1849; Wittinson, Handbuch für Auswanderer nach Südaustralien, 2. Aufl., Leipz. 1850; die Kolonisation Ungarns: Höfler, Deutsche A. u. Kolonisation mit Hinblick auf Ungarn, Wien 1850. Vergl. auch die oben im Text angegebenen Schriften, ferner die in Bremen erscheinende „Deutsche Auswandererzeitung".

Auswechselung der Gefangenen, s. Kriegsgefangene.

Ausweichung, im musikalischen Sinne, s. Modulation; in der Heilkunde Ortsveränderung oder Austretung eines Hart- oder Weichgebildes aus seinen natürlichen Beziehungen zu einem oder mehren andern Organen oder Organtheilen, gleichviel, ob dies aus äußeren od. in den ausweichenden Gebilden selbst begründeten Ursachen, z. B. bei der Luxatio spontanea, bei mehren Brucharten, Vorfällen ꝛc., geschieht. S. Luxation, Bruch, Vorfall.

Ausweisung, politische Maßregel, wodurch Jemandem befohlen wird, das Gebiet des betreffenden Staates oder Ortes zu verlassen. Nach völkerrechtlichen Grundsätzen hat jeder Staat das Recht, Fremden den Aufenthalt innerhalb seines Gebiets zu gestatten oder zu verweigern, und kein Fremder hat ein Zwangsrecht zum Aufenthalt in einem anderen Staate, als in dem, worin er heimatsberechtigt ist. Wenn nun auch die europäischen Staaten, aus Rücksichten der Humanität und durch die Interessen und Vortheile eines lebendigen Verkehrs bewogen, von dem Rechte des gänzlichen Ausschlusses Frem-

der von ihrem Gebiete in der Regel keinen Gebrauch zu machen, sondern Fremden nicht bloß die Durchreise, sondern auch längeren Aufenthalt im Lande zu gestatten pflegen: so begeben sie sich hiermit doch keineswegs des Rechts, einzelne oder alle Fremde aus ihren Grenzen auszuweisen, und kein Staat ist dem von einer solchen Maßregel Betroffenen über die Gründe dieses Verfahrens irgend welche Rechenschaft schuldig. Wo ein Staat aus Gründen der Sicherheit oder der Gesundheitspolizei sich veranlaßt findet, von seinem Ausweisungsrechte Gebrauch zu machen, da wird auch die öffentliche Meinung schwerlich sich dagegen erklären; anders aber, wenn ein Staat durch politische Engherzigkeit und blinde Parteisucht sich verleiten läßt, Fremde aus ihrem Gebiete auszuschließen oder zu verweisen, und um so bedenklicher und gehässiger wird eine solche Maßregel erscheinen, je enger und inniger derjenige Staat, welcher die Fremden ausweist, mit demjenigen, welchem diese angehören, durch Verkehrs- und sonstige Verhältnisse verflochten ist. Hierher gehören die aus engherziger Willkür verfügten A.en, welche mißliebige Schriftsteller hier und da in den deutschen Staaten erfuhren. Trifft die A. Landesangehörige, so werden diese dadurch nicht aus dem Lande, sondern nur aus dem Orte entfernt, wo sie sich eben aufhalten, ohne Heimatsrecht daselbst zu haben. Bei solchen A.en Landesangehöriger aus gewissen Ortschaften oder Bezirken walten meist andere als politische Gründe ob; es kann z. B. der Fall eintreten, daß ein Ort wegen seiner Lage schwer zu überwachen ist, und daß sich die Staatsbehörde daher bewogen findet, dem Zusammendrängen zweideutiger u. unzuverlässiger Elemente daselbst durch A. der nicht Ansässigen vorzubeugen, wie dies namentlich in Kriegszeiten oder bei innern Unruhen gerechtfertigt erscheint; oder es kann von Zeit zu Zeit räthlich erscheinen, große Hauptstädte durch Verweisung solcher Individuen in ihre Domicilorte, die sich über Zweck und Mittel ihres Aufenthalts nicht ausweisen können, zu säubern, oder es mag jene Maßregel auch gegen solche dem betreffenden Orte nicht Angehörige verfügt werden, welchen es an den nöthigen Mitteln des Unterhalts fehlt, und noch andere Rücksichten mögen hier maßgebend sein, was lediglich der inneren Gesetzgebung der einzelnen Staaten anheimgegeben ist. Aus welchen Gründen aber auch eine Staats- oder Ortsbehörde sich zu einer derartigen Verfügung bewogen finden mag, immer sollte sie dabei nicht nur human, sondern auch mit billiger Berücksichtigung der Verhältnisse der einzelnen davon betroffenen Individuen zu Werke gehen, um von dem Verfahren den gehässigen Charakter, den dasselbe nur zu leicht annehmen kann, so viel als möglich fern zu halten.

Auswerfen von Geld oder Sachen unter das Volk. Schon bei den Römern war es Sitte, daß reiche Leute und hohe Staatsbeamte, bei feierlichen Gelegenheiten oder beim Antritte der Magistrate, Geld oder Geldeswerth (Anweisungen auf Getreide ꝛc., tesserae, symbola) unter das Volk auswarfen. Regelmäßig wurde das A. unter den römischen Kaisern beim Antritte ihrer Regierung. Die ausgeworfenen Münzen hießen Missilia; außerdem gaben sie auch Anweisungen auf Sklaven, Heerden, Schiffe ꝛc. Unter Justinian durfte der neue Konsul nur Silbermünzen, der Kaiser allein Gold auswerfen. Von den deutschen Kaisern wurden Münzen, meist mit eigenthümlichem Gepräge (Auswurfsmünzen), ausgeworfen. Ein Verzeichniß deutscher Auswurfsmünzen gibt Köhler in seinen „Münzbelustigungen" (Theil VII, S. 398). Die römischen Juristen haben über die rechtliche Natur dieses Jactus missilium gestritten, welcher Streit bis in die neuere Zeit fortgesetzt worden ist. Während die Einen in diesem A. eine Dereliktion des Eigenthums, d. h. absichtliches Aufgeben desselben ohne Uebertragung auf einen Andern, erblicken, nehmen Andere, und wohl mit Recht, eine Tradition auf eine unbestimmte Person (traditio in personam incertam) an, denn es ist zur Tradition, d. h. Eigenthumsübertragung durch Uebertragung des Besitzes durchaus nicht nöthig, daß der Tradent ein bestimmtes ihm bekanntes Individuum zum Eigenthümer machen wolle. Uebrigens ließe sich nicht leicht eine sterilere Streitfrage denken.

Auswerfen von Waaren aus dem Schiffe (Seewurf, jactus). Ein noch heute gültiges römisches Gesetz, die Lex Rhodia de jactu, bestimmt: Wenn bei einem Seesturm zur Rettung des Schiffes Sachen über Bord geworfen und dadurch vernichtet oder beschädigt werden, so müssen die Eigenthümer der dadurch geretteten Sachen einschließlich des Schiffs den Schaden nach Antheil ihres Werthes mittragen und ersetzen, so daß also das Resultat hervorgebracht wird, als sei der Schiffswurf vom Schiffe und allen darauf befindlichen Sachen nach Verhältniß ihres Werthes gleichmäßig geschehen. Voraussetzung der Anwendung dieses Gesetzes ist also: daß das Schiff einer wirklichen Seegefahr unterworfen, daß eine Aufopferung von Gütern Einzelner zum Besten des Ganzen Statt findet und endlich, daß das Schiff gerettet wird. Bei der Berechnung des Ersatzes ist bezüglich der verlorenen oder beschädigten Sachen auf den Einkaufspreis, hinsichtlich der geretteten Sachen aber auf den wahrscheinlichen Verkaufspreis Rücksicht zu nehmen. Der Eigenthümer der untergegangenen oder verletzten Sachen hat daher eine Entschädigungsklage gegen die Eigenthümer der geretteten Sachen. Sehr bestritten ist, ob diese Grundsätze der Lex Rhodia de jactu auf ähnliche Fälle, wie Feuer-, Wasser-, Kriegs- ꝛc. Schäden, analog anzuwenden seien. Da jedoch dieses Gesetz eine absichtliche und freiwillige Aufopferung von Sachen Einiger Interessenten zum Besten Aller voraussetzt, so kann ein bloß zufälliger Verlust, wie wenn der Feind im Kriege nur den Einen plündert, den Andern aber verschont, nicht nach obigen Grundsätzen behandelt werden. Da ferner dies Gesetz eine Allen gleiche Gefahr voraussetzt, so ist es auch nicht auf Fälle anwendbar, in denen der Eine mehr bedroht ist als der Andere, z. B. wenn bei Feuersbrunst das Haus des Einen abgerissen wird, um das des Andern zu schützen. Liegt aber der Fall einer absichtlichen und freiwilligen Aufopferung bei gleicher Gefahr vor, wie wenn der Feind von Allen fordert, und Einzelne ihn befriedigen, dann dürfte die analoge Anwendung der Lex Rhodia de jactu keinem Zweifel unterliegen.

Auswintern, das in den Monaten November, December, Januar, Februar und März zuweilen

Statt findende Absterben des Wintergetreides, der Winterölfrüchte und der Kleesaaten. Am stärksten tritt es in feuchten Gebirgsgegenden auf, besonders bei starkem Froste ohne Schnee. Auch in Niederungen unterliegen die genannten Saaten oftmals dem A., vorzugsweise bei allzu rasch wechselnder Temperatur. Wenn die Sonnenwärme stark genug ist, um in den Mittagsstunden den Boden aufzuthauen, vielleicht sogar um die Vegetation schon zu wecken, so senkt sich der Boden, der durch den Frost gehoben war, und die Wurzeln der zarten Pflanzen kommen dann aus ihrer Lage. Wiederholt sich dieser Vorgang mehrmals, so werden die Wurzeln allmählig zerrissen, sterben dann ab und faulen. Bekanntlich nimmt das Eis ein größeres Volumen ein, als die gleiche Menge Wasser, aus welcher dasselbe entsteht. Denkt man sich nun eine Bodenkrume ganz mit Feuchtigkeit erfüllt, so wird es begreiflich, daß der auf dieselbe einwirkende Frost die einzelnen Bodenpartikelchen von einander trennt und bei eintretendem Thauwetter die oben beschriebenen Erscheinungen hervorruft. Es wird demgemäß dem A. am wirksamsten dadurch vorgebeugt werden, daß man die nächste Ursache, die übermäßige Feuchtigkeit nämlich, durch Entwässerung, also durch Gräben, Drainage und Wasserfurchen entfernt. Bei einer tief bearbeiteten Ackerkrume senkt sich die Feuchtigkeit mehr in die Tiefe, auch findet die Bewurzelung mehr nach der Tiefe zu Statt. Gestützt hierauf wird auch das Tiefpflügen als Vorbeugungsmittel gegen das A. empfohlen. Winterölfrüchte schützt man am wirksamsten gegen das A., indem man ihnen einen dünnen Stand zu geben sucht. Der Beweis hierfür ergibt sich aus der vielfach gemachten Erfahrung, daß reihig gesäete Winterölfrüchte in der Regel nicht auswintern. Bei diesen Gewächsen, die eine starke Pfahlwurzel treiben, ist nämlich das A. weit weniger die Folge des Zerreißens und Bloßlegens der Würzelchen, als vielmehr des Erfrierens der zarten Herzblättchen u. Stengeltriebe. Stehen die Pflänzchen zu dicht, so schießen sie stark in die Höhe. Herzblättchen und Stengeltriebe werden dann nicht nur matt, sondern sind auch zu stark der Einwirkung des Frostes ausgesetzt. Sind die Winterölfrüchte vor dem Eintritt des Winters stark genug geworden, um behackt werden zu können, so soll man dasselbe niemals unterlassen, weil es die Erde mehr an den Stengel heranbringt und darum dem A. entgegenwirkt. Liegt starker Schnee, tritt dann kurze Zeit Thauwetter ein und folgt demselben wieder Frost, so entsteht bekanntlich Glatteis. Ist dasselbe auf den Feldern lange andauernd, so wird den Pflänzchen die Einwirkung der Luft entzogen, wodurch sie ein gelbes, kränkliches Aussehen bekommen und nicht selten absterben. Tritt Glatteis ein, so ist es darum nothwendig, dasselbe mittelst eiserner Eggen leicht aufzureißen, wodurch der Luft wieder Zutritt zu den Pflänzchen verschafft wird, so daß sie gesund bleiben. Bei dem Eggen auf Glatteis müssen den Zugthieren Lappen um die Füße gebunden werden, damit sie weder ausgleiten, noch wunde Stellen bekommen.

Auswittern (Ausblühen, Efflorescenz, Effloresciren), das vegetationsähnliche Emporsteigen eines festen Salzes aus seiner Auflösung an den Wänden des Gefäßes. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß am oberen Rande der Salzlösung das Wasser verdunstet und das Salz in Krystallen hinterläßt. Zwischen diesem und der Gefäßwand und zwischen den einzelnen Krystallen zieht sich ein anderer Theil der Lösung wie in einer Kapillarröhre in die Höhe u. setzt nach Verdampfung des Wassers seinen Salzgehalt auf dem bereits vorhandenen ab. Dieses wiederholt sich nun so lange, als nach unten von der Auflösung etwas vorhanden ist, während nicht selten das Salz den Rand des Gefäßes überschreitet, außerhalb desselben herabsteigt und bisweilen noch auf dem Tisch fortgeht, so daß in dem Gefäß die Flüssigkeit ganz verschwindet. Kohlensaures Natron, doppelt-schwefelsaures Kali, Zinkvitriol, Salmiak u. a. Salze effloresciren gern. Man verhütet das Effloresciren, wenn man den Rand des Gefäßes mit Talg bestreicht. Auch an feuchten Mauern zeigt sich oft ein A. von Salzen, welche im Mörtel löslich vorhanden waren, oder durch eigenthümliche chemische Prozesse aus dessen Bestandtheilen und den Steinen oder den Salzen des Wassers gebildet werden. Vorzüglich bestehen solche Auswitterungen aus kohlensaurem Natron, und man muß deshalb bei der Bildung künstlicher Cemente das Kali dem Natron vorziehen, weil ersteres auch bei Ueberschuß lange nicht so leicht auswittert, als das Natron. Wo sich einmal ein A. von Salzen an Mauern eingestellt hat, da helfen, so viel bis jetzt bekannt ist, keine Manipulationen, dasselbe zu beseitigen. Näheres s. unter Mauerfraß.

Auswuchs (Estrescenz) in der pathologischen Anatomie jede abnorme Hervorragung sowohl an der äußeren Fläche des Körpers, als an der Oberfläche innerer Organe lebender Wesen. Dergleichen Auswüchse sind bald nur Verdickungen der Gewebe des Körpers, wie die Schwielen und Warzen der Epidermis, bald aber auch Gesundheit und Leben gefährdende Wucherungen derselben, wie Krebs, Markschwamm, Blutgeschwülste, bald Verschiebungen von Knochen, wie der Rippen und Knorpel bei Buckligen, bald endlich bloße Umhüllungen von Schmarotzerthierchen, wie die bei Vögeln vorkommenden Milbengeschwülste. Auch im Pflanzenreiche finden sich dergleichen Mißbildungen, indem dieselben meist am Stamm der Bäume und Sträucher als schwammartige Hervorragungen erscheinen und durch Insektenstiche entstehen. An den Stämmen und Aesten der Obstbäume bilden sich öfters starke, wulstähnliche Auswüchse, die meist aus sehr hartem Holze bestehen und mit der normalen, meist aber glätteren Rinde versehen sind. Sie bringen dem Baum in der Regel keinen Schaden und sind nur dann nachtheilig, wenn sie in Folge von Verletzungen der Rinde entstehen, diese emporheben und auftreiben, so daß brandige Stellen erscheinen. Dergleichen Auswüchse muß man bis auf das gesunde Holz ausschneiden und die Wunden mit Baumwachs verstreichen.

Auswurf (sputum), Bezeichnung aller flüssigen und festen Stoffe, welche aus der Rachenhöhle und aus den Athmungsorganen durch Räuspern oder Husten durch die Mundhöhle herausbefördert werden. Diese Auswurfsstoffe bestehen entweder aus dem Schleim der Rachenhöhle, womit sich Speichel mischt, oder aus der Absonderung des hinteren Theils der Nasenhöhle, des Kehlkopfs, der Luftröhre, oder aus flüssigem oder geronnenem Blute, oder aus zerstörtem Gewebe der Athmungsorgane, na-

mentlich der Lungen, od. aus flüssigen, eiterigen od. geronnenen krankhaften Ausschwitzungen, aus schmarotzenden Organismen u. aus organischen Ablagerungen, kalkigen Massen. Diesen mischen sich theils eingeathmete Staubtheilchen, theils atmosphärische Luft, oder auch Speisereste bei. Daher kommt es, daß der A. eine so große Mannichfaltigkeit darbietet, deren Kenntniß für die Beurtheilung des Zustandes der Organe von großer Wichtigkeit ist. Der normale A. stellt eine zähe, halbflüssige, farblose Masse dar, während der graniche, bläuliche, gelbe, dunkel- oder grüngelbe, rostfarbige, blutiggefärbte oder blutige A. stets auf eine Erkrankung der Absonderungsflächen hindeutet. Die Menge des A.s ist sehr verschieden. Während dieselbe im normalen Zustande sehr gering ist, kann sie innerhalb 24 Stunden bei manchen Zuständen der Athmungsorgane mehre Pfunde betragen. Die Konsistenz ist bald flüssig, bald sehr zähe, so daß der A. an den Wänden des Gefäßes fest anhängt u. kaum entleert werden kann, bald ist sie dicklich, wie thierische Gallerte. Der flüssige A. zerfließt in dem Gefäße vollkommen, während der dickliche in klumpigen Massen erscheint, die fest zusammenhalten. Der Geruch mangelt dem A. im normalen Zustande vollkommen, oft aber ist er sehr auffallend säuerlich oder stinkend wie faulende thierische Gewebe. Der Geschmack, meist fade oder schwach salzig, kann zuweilen süßlich, bitterlich und ekelhaft werden. Der A. ist stets specifisch schwerer als das Wasser, sinkt aber doch nicht immer unter, indem er durch die beigemischten Luftblasen oben erhalten wird. Die mikroskopischen Bestandtheile sind hauptsächlich Epithelialzellen, u. zwar Pflasterepithelium, aus der Mund- u. Rachenhöhle, Flimmerepithelium, aus dem hinteren Theile der Nasenhöhle und der Luftröhren; ferner Eiterkörperchen, in verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung u. Ausbildung; kleine Kügelchen u. Körnchen, von zerstörten Zellen herrührend, u. Fetttröpfchen. Ist dem A. Blut beigemischt, so findet man noch Blutkörperchen, bei zerstörenden Prozessen der Lungen Gewebstheile der Lungen, besonders elastische Fasern darin. Als zufällige Beimischungen müssen noch die parasitischen erwähnt werden, sowohl thierische, wie Infusorien, als pflanzliche, wie Pilze. Die Speisereste lassen sich mikroskopisch sehr genau in thierische und pflanzliche Bildungen unterscheiden. Zuweilen kommen auch Krystalle im A. vor, besonders bei sehr copiösem A. aus großen Höhlen der Lunge, und endlich kalkige Konkretionen. Bei der so sehr gefährlichen Kinderkrankheit, der häutigen Bräune, werden zuweilen ganze Fetzen von geronnenen faserstoffigen Massen ausgeworfen, die in manchen Fällen cylindrisch oder röhrenförmig gebildet sind und noch ganz die Gestalt und die Weite der Luftröhrenkanäle zeigen, woher sie rühren. Kleine Kinder werfen gewöhnlich nicht aus, sondern sie verschlucken die aus der Luftröhre in die Rachen- und Mundhöhle durch Husten beförderten Massen, u. diese gelangen dann in den Magen. Man darf deshalb daraus, daß die Kinder den A. nicht herausbefördern, nicht schließen, daß sie überhaupt nicht expektorirten. Ist der entzündliche Zustand in das Stadium der Lösung übergegangen, so wird der gelöste Schleim jedesmal durch Husten aus der Luftröhre herausgestoßen, gerade so wie bei Erwachsenen, u. geht nicht wieder in die Luftröhre zurück, wie dies noch bei den Thieren geschieht, die bekanntlich auch nicht ausspucken. Vergl. M. A. Höfle, Chemie u. Mikroskopie am Krankenbette, Erlangen 1848.

Auszehrung (Schwindsucht), begleitende Erscheinung einer großen Reihe von Krankheitsprozessen, wobei zuerst u. hauptsächlich das Fett schwindet, der Körper daher aufs Aeußerste abmagert. Vorzugsweise galt schon von Alters her die Lungenschwindsucht als Typus der A. Es führen jedoch auch andere Verschwärungsprozesse zu der A., wie z. B. die Vereiterung der Gelenke und der Knochen u. anderer Organe überhaupt; ferner verursachen A. die krebshaften Krankheiten, Syphilis, wenn sie wichtige Organe ergreift; aber auch schlechte Ernährung des Körpers, namentlich im kindlichen Alter, kann A. zur Folge haben (s. Atrophie). In neuerer Zeit hat man die verschiedenen Schwindsuchten mit verschiedenen Namen belegt, indem man Phthisis die in Folge von Eiterungs- u. fieberhaften Prozessen entstehende A. nannte, den Ausdruck Atrophie für den Schwund einzelner Organe, Tabes für den allgemeinen Schwund ohne Verschwärung einführte. Die A. ist Folge mangelhafter oder fast gänzlich aufgehobener Ernährung der Körpergewebe oder Organe (einer absoluten Verminderung der organischen Anbildung), sei es, daß die Ernährungsflüssigkeit mangelhaft bereitet wird, oder daß durch abnormen Säfteverlust der Körper herunterkommt. In der Regel bleibt es nicht bei dem Leiden eines Organs, von dem die Krankheit ausgegangen, sondern es werden andere, für die Erhaltung des Körpers unentbehrliche mit hineingezogen, u. es erklärt sich dadurch, warum die A. oft ein so schnelles Ende herbeiführt. Am meisten wirkt aber das Fieber mit, welches sich gewöhnlich zuletzt hinzugesellt. Bei der A. durch Verschwärungsprozesse namentlich stellen sich zuletzt fließende Schweiße u. copiöse Diarrhöen ein, so daß der Leidende in der Regel sehr bald erliegt. Hat die A. einmal einen gewissen Grad erreicht, so ist an eine Heilung nicht mehr zu denken.

Auszug, in rechtlicher Beziehung der Inbegriff derjenigen fortdauernden Leistungen, zu welchen der Gutsübernehmer behufs der lebenslänglichen Erhaltung, Versorgung u. Verpflegung des Güterübergebers sich anheischig macht (reservatum rusticum). In diesem Sinne ist A. gleichbedeutend mit Altentheil, Leibzucht, Leibrente, Leibgeding. Dieselbe ist ein rein deutsches Institut. Schon frühzeitig kam in Deutschland der A. als Vorbehalt bei Gutsübergaben, am häufigsten in Kolonatsverhältnissen vor; es war das Geschäft ein Vertrag, bei welchem der Erbe in das Gesammteigenthum aufgenommen wurde, wodurch sich ebensowohl die neuere Behandlung des Instituts als einer an ieipirten Erbschaft, als die Ansicht erzeugt hat, daß die übernommene Verpflichtung eine auf dem Gute haftende Reallast sei. In der Regel geschieht die Bestellung des A.s durch Vertrag, u. zwar am gewöhnlichsten in Form eines Kaufs. Richterliche Konzession u. Einwilligung des Gutsherrn ist nicht bloß in allen den Ländern dazu erforderlich, wo zur Erwerbung jedes Realrechtes richterliche Bestätigung gehört, sondern auch in Ländern, wo diese allgemeine Bestimmung nicht existirt, pflegt ausnahmsweise für die Auszugsstellung richterliche Konfirmation vorgeschrieben zu sein. Die

Einwilligung des Grundherrn ist eigentlich nur dann erforderlich, wenn er bei der Erhaltung des Bauerngutes im guten Stande, sowie dabei, daß das Gut nicht mit übermäßigen Hypotheken beschwert werde, wesentlich interessirt ist, also ganz vorzüglich im Kolonatsverhältnisse u. namentlich in dem Falle, wenn das Gut an einen Andern, als an den gesetzlichen Anerben (s. d.), übergeben werden soll. Der A. wird in der Regel für den Altwater u. die Altmutter bestimmt, häufig auch für deren Kinder, besonders wenn diese kränklich oder noch unerzogen sind. Uebrigens können freie Bauern, Kolonen und Leibeigene, Rittergutsbesitzer u. städtische Bürger sich oder den Ihrigen Auszüge bestellen; am häufigsten pflegt eine solche Stipulation aber unter Bauern vorzukommen. Der A. besteht regelmäßig in Nießbrauch an einzelnen Grundstücken und einzelnen zur Alimentation dienenden Leistungen, zuweilen aber auch in einem Theile des gesammten Gutsertrags. Für die Ehefrau kann der A. mit bedungen werden, wenn diese auch nicht Miteigenthümerin des Guts war; bei Kolonaten hat die Ehefrau volles Recht auf den A., wenn sie in der Ehe Vermögen verwendet hat. Den Eheleuten steht aber der A. nicht solidarisch zu, und er fällt daher, soweit er theilbar ist, mit dem Tode des einen der Auszugsleute zur Hälfte weg, nur die untheilbaren Leistungen bezieht der Ueberlebende ungeschmälert fort. Das Recht des A.s kann der Auszügler an einen Andern nicht abtreten, da dieses ein rein persönliches ist, dessen größere oder geringere Beschwerlichkeit für den Verpflichteten von der Persönlichkeit des Auszüglers abhängt; über die empfangenen Leistungen aber u. über diejenigen Ausgestücke, bei welchem es dem Verpflichteten gleich ist, an wen er sie abliefert, kann der Auszügler frei disponiren. Gutslasten hat der Auszügler nicht zu tragen; hinsichtlich der dem Grundherrn, der Kirche u. der Gemeinde, ingleichen dem Staate zustehenden persönlichen Leistungen wird er jedoch als Hausgenosse angesehen u. zur Mitleidenschaft gezogen. Dies die wichtigsten der allgemeinen Rechtsbestimmungen über den A. Die Partikulargesetzgebung hat diese Materie sehr verschiedenartig ausgebildet.

Autarkie (v. Griech.), in der Moral die Selbstgenügsamkeit, Zufriedenheit mit sich selbst u. seinem Zustande; insbesondere das Sichselbstgenugsein, die Unabhängigkeit des Menschen von äußern Dingen und Eindrücken, im Alterthume besonders von den Stoikern gefordert. In der Dogmatik (sufficientia) versteht man darunter die Allgenugsamkeit Gottes, der keines Dinges außer sich zu seinem Sein, Erkennen u. Wirken bedarf (Apostelg. 17, 24 f.); s. Aseïtas.

Autenrieth, 1) Joh. Heinrich Ferdinand von, medicinischer Schriftsteller, geboren den 20. Okt. 1772 zu Stuttgart und auf der dasigen Karlsschule gebildet, unternahm eine wissenschaftliche Reise durch Oberitalien, ging über Triest und Wien nach Ungarn und ließ sich 1794 als praktischer Arzt in Stuttgart nieder. Noch in demselben Jahre begleitete er seinen Vater auf einer Reise nach Pennsylvanien und praktizirte einige Zeit zu Lancaster, wo er, vom gelben Fieber befallen, durch einen kühnen Aderlaß sich das Leben rettete. Nach seiner Rückkehr wurde er 1797 zum Hofmedikus und Aufseher des zoologischen Kabinets, bald darauf zum ordentlichen Professor der Anatomie, Physiologie, Chirurgie u. Geburtshülfe an der Landesuniversität, 1819 aber zum Vicekanzler und 1822 zum wirklichen Kanzler der Universität ernannt. Er † den 2. Mai 1835. A.s schriftstellerische Leistungen liefern den Beweis von dem großartigen Universalismus seiner Studien. In den letzten Lebensjahren waren Bibelstudien und Naturphilosophie Lieblingsbeschäftigungen A.s, und mehre seiner Schriften, namentlich die nach seinem Tode von seinem Sohne herausgegebenen „Ansichten über Natur und Seelenleben" (Stuttgart 1836) tragen einen religiösen und spekulativen Charakter. Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: „Supplementa ad historiam embryonis humani etc." (Tübingen 1797); „Der physische Ursprung des Menschen ꝛc." (3 Bde., mit Abbild., anonym, das. 1800); Handbuch der empirischen menschlichen Physiologie" (3 Thle., das. 1801—2). Ohne sein Wissen erschienen seine Vorlesungen über specielle Pathologie und Therapie („Specielle Nosologie und Therapie, nach dem System eines berühmten deutschen Arztes und Professors", herausgegeben von Reinhard, 2 Bde., Würzburg 1834 und 1835). Im Verein mit Reil gab er das „Archiv für Physiologie" heraus (Halle 1807—12), und mit Bohnenberger redigirte er die „Thüringer Blätter für Naturwissenschaften und Arzneikunde" (3 Bde., Tübingen 1815—17), in denen sich eine Menge sehr gediegener Aufsätze von A. selbst befinden. Die Zahl seiner Dissertationen und Inauguralschriften beläuft sich auf über 100. Die tübinger Universität verdankt ihm fast allein alle neuern Verbesserungen, eben so wie das würtembergische Medicinalwesen von ihm mehre treffliche Einrichtungen empfing. A.s berühmtester Schüler ist Schönlein.

2) Hermann Friedrich, Sohn des Vorigen, geb. den 5. Mai 1799 zu Tübingen, erhielt hier seine wissenschaftliche Ausbildung als Arzt, machte nach seiner Promotion 1821 größere Reisen, namentlich auch nach Großbritannien, als deren Resultat seine Schrift „Uebr die Volkskrankheiten in Großbritannien" (Tübingen 1821) erschien. Im Jahre 1823 habilitirte er sich in seiner Vaterstadt als Privatdocent, wurde 1826 außerordentlicher Professor u. übernahm als solcher einen Theil der Vorlesungen seines Vaters, dem er später im Amte folgte. Außer mehren Dissertationen schrieb er ein Werk „Ueber das Gift der Fische" (Tübingen 1833) und „Das Schwefelbad zu Sebastiansweiler in Würtemberg" (das. 1835).

Auteroche, s. Chappe d'Auteroche.

Auteuil, Dorf im französ. Departement Seine, Arrondissement St. Denis, an der Seine, in der Nähe von Paris, am Eingange des Gehölzes von Boulogne, mit 4300 Einwohnern und einem Gesundbrunnen; berühmt als Sommeraufenthalt literarisch ausgezeichneter Männer, die hier in Landhäusern wohnten, wie z. B. Boileau's, Molière's, la Chapelle's, Franklins, Condorcets, Rumfords, in neuer Zeit Börne's und Thiers'. In der Kirche sind die Grabmäler von Agueſſeau und Helvetius.

Authentica (sc. lex), unter den späteren römischen Kaisern ein vom Gesetzgeber unmittelbar herrührendes Gesetz, zum Unterschiede von nachherigen Erweiterungen, Umarbeitungen, Uebersetzungen ꝛc. Authentica collatio ist die wortgetreue lateinische Uebersetzung der justinianeischen Novellen, die im Mittelalter für officiell galt, im Gegensatz zu

der mehr den Sinn wiedergebenden des Konstantinopolitaners Julian. Authentica charta (authenticum, sc. instrumentum) ist eine gehörig ausgefertigte, mit allen Förmlichkeiten vollzogene, daher glaubwürdige und gültige Urkunde, entgegengesetzt dem bloßen Koncepte oder der Abschrift eines Dokuments; vgl. Authentisiren.

Authenticae (Authentiken), die justinianeischen Novellen (s. d., vergl. Authentica); dann Auszüge aus den Novellen und späteren kaiserlichen Verordnungen, welche den 9 ersten Büchern des justinianeischen Codex, auch hie und da den Institutionen eingeschaltet sind, um die Veränderungen oder Ergänzungen anzugeben, welche jene Rechtstheile stellenweise durch die Novellen ꝛc. erlitten haben. Die A. des Codex, zusammen 233, wovon 13 aus Verordnungen der Kaiser Friedrich I. und II. (daher A. Fridericianae genannt), verdanken ihren Ursprung dem Rechtsgelehrten Irnerius zu Bologna im 12. Jahrhundert und einigen spätern Juristen; sie waren anfangs nur dem Rande beigeschrieben, ihre Einschaltung in den Text geschah zuerst durch Accursius im 13. Jahrhundert. Die A. der Institutionen sind ihrem Ursprunge nach unbekannt; man findet sie auch in nur wenigen Handschriften und Ausgaben. Gerichtliche Geltung haben sämmtliche A. nur in sofern, als sie mit den ihnen zum Grunde liegenden Verordnungen übereinstimmen, was nicht immer der Fall ist. Vgl. F. A. Biener, Historia Authenticarum Codici et Institutionibus insertarum, Leipzig 1807.

Authenticum, s. Authentica; in der römischen Kirche das Buch, in welches die an Sonn- und Festtagen abzusingenden Antiphonien und Responsorien nach ihrer Aufeinanderfolge eingetragen sind.

Authentie (v. Griech.), Aechtheit, Gültigkeit, Ansehen, Glaubwürdigkeit; in der Literatur die Aechtheit, der ächte Ursprung einer Schrift, d. h. die Eigenschaft, nach welcher eine Schrift von dem Verfasser, dessen Namen sie führt, oder, wenn sich der Verfasser nicht genannt, zu der Zeit, unter dem Volke, in der Sprache und unter den Umständen geschrieben ist, als sie ihrem Inhalte nach geschrieben sein will. Dieser Eigenschaft steht entgegen das Unächte, Untergeschobene (spurium, suppositicum), welches darin besteht, daß eine Schrift nicht von dem Verfasser herrührt, dessen Namen sie führt, oder nicht dem Zeitalter, dem Volke zugehört, dem sie angehören will, sondern zu irgend einem Zwecke erdichtet worden ist. Die Glaubwürdigkeit (Axiopistie) hängt zwar oft von der A. ab, besonders in den Fällen, wo eine Schrift von einem Verfasser, dessen Glaubwürdigkeit anderweitig bekannt ist, geschrieben sein will, aber nicht immer, weil auch eine authentische Schrift aus Leichtgläubigkeit, Unwissenheit, oder Leidenschaft die Wahrheit entstellen, eine unter einem falschen Namen herausgegebene aber die Wahrheit berichten kann. Man hat daher beide Begriffe, trotz ihres häufigen Zusammenfallens, strenger, als es oft geschehen ist, auseinander zu halten. Die Ermittelung der A. ist das Geschäft der höheren Kritik; in Betracht kommen dabei Inhalt und Form der fraglichen Schrift (innere Kriterien) und Zeugnisse Anderer (äußere Kriterien).

Authentiken, s. Authenticae.

Authentisch (v. Griech.), ächt, hinlänglich verbürgt; vgl. Authentie.

Authentische Auslegung, die Auslegung einer Schrift oder Schriftstelle, welche der Verfasser oder, bei Gesetzen, der Gesetzgeber selbst gibt; vergl. Hermeneutik und Erklärung.

Authentisiren (v. Griech.), beglaubigen, bekräftigen; dann s. v. a. originalisiren, eine Urkunde vollziehen, durch Unterschrift oder die Stelle derselben vertretende Zeichen und Formeln, durch Aufdrücken oder Anhängen eines Siegels ꝛc., häufig unter Zuziehung angesehener, glaubwürdiger Personen (authenticae personae) als Zeugen.

Autichamp, 1) Jean Thérèse Louis de Beaumont, Marquis d', französischer General, einer der muthigsten Vertheidiger des alten Frankreichs u. seines Königthums, geboren 1738 zu Angers, war seit seinem 11. Jahre Soldat und wohnte von 1757 bis 1762 zuerst als Flügeladjutant des Marschalls Broglie, dann als Oberst eines Dragonerregiments den Feldzügen in Deutschland während des siebenjährigen Krieges bei. Im Jahre 1770 ward er Brigadier und Kommandeur der Gensd'armerie von Luneville, 1780 Maréchal de camp und 1789 Generalquartiermeister bei dem Heere, das unter den Mauern von Paris zusammengezogen wurde. Seine energischen Pläne scheiterten hier an der Unentschlossenheit des Hofes. Bald darauf folgte A. dem Prinzen von Condé, dessen Stallmeister er war, nach Turin. Nach dem unglücklichen Feldzuge in der Champagne (1792), wo er ein von ihm errichtetes französisches Kavalleriecorps führte, warf er sich mit einer Schaar Emigrirter nach Mastricht, bei dessen Vertheidigung seine kühn ausgeführten Ausfälle dem Heere der Republik großen Schaden zufügten. Als die Oesterreicher 1793 die Stadt entsetzt hatten, begab sich A. in die Schweiz und von da nach England. Nach der Katastrophe von Quiberon die beabsichtigte Landung in der Vendée aufgebend, trat er 1797 in russische Dienste und ward hier Befehlshaber der reitenden Garde, dann Kavallerieinspektor der Ukraine, Krim und des Dniestr. Im Jahre 1799 ernannte ihn Kaiser Paul I. zum Befehlshaber eines Corps von 30,000 Mann, welches die Operationen Suwarows in der Schweiz unterstützen sollte; allein Masséna hinderte die Vereinigung desselben mit dem russischen Oberfeldherrn, und A. kehrte bald darauf nach Rußland zurück, wo er bis 1815 blieb. Ludwig XVIII. ernannte ihn in demselben Jahre zum Generallieutenant u. Gouverneur des Louvre. Als 9-jähriger Greis vertheidigte er während der Julitage den Louvre mit einer Hartnäckigkeit, die selbst dem Feinde Achtung einflößte. Nur widerstrebend fügte er sich in der Nacht vom 28. zum 29. dem Befehle, das Kommando an einen Andern abzutreten. A. † den 12. Januar 1831 zu St. Germain. Seine hinterlassenen Memoiren sind von großem Interesse.

2) Antoine Joseph Eutalie, Comte d'A., Bruder des Vorigen, geboren den 10. December 1744 zu Angers, ward 1759 Flügeladjutant des Marschalls Broglie, dann Major in dem Dragonerregiment seines Bruders, focht mit Auszeichnung 1769 unter dem Marschall de Vaux in Korsika, hierauf als Oberst eines Infanterieregiments in Amerika, besonders vor Yorktown u. St. Christoph,

ward Maréchal de camp und 1782 Gouverneur des südlichen Theils von St. Domingo, von wo er 1788 nach Frankreich zurückkehrte. Seit 1792 emigrirt, nahm er Theil an dem Feldzuge dieses Jahres wider sein Vaterland. Im J. 1799 von der Emigrantenliste gestrichen, privatisirte er in Frankreich bis 1814, wo ihn Ludwig XVIII. zum Gouverneur von St. Germain ernannte, in welcher Stellung er den 10. April 1822 †.

3) Marie Jean Joseph Jacques, Vicomte d'A., Sohn des Vorigen, geboren 1768, war beim Ausbruch der Revolution Kavalleriemajor, begleitete seit 1790 seinen Oheim nach Turin, in die Champagne, nach Mastricht und England, diente dann bei einem Corps Emigrirter in Portugal und in der Vendée. Im Jahre 1814 mit dem Rang eines Maréchal de camp zum Unterlieutenant der königlichen Leibwache ernannt, folgte er nach der Rückkehr Bonaparte's (1815) dem Herzoge von Angoulême nach Spanien, focht mit seinem Bruder wieder in der Vendée, erhielt später die Stelle eines zweiten Lieutenants der königl. Leibwache u. † 1828 an den Folgen eines Unfalls auf der Jagd.

4) Charles, Comte d'A., Bruder des Vorigen, geboren den 8. Aug. 1770 in Anjou, war Gardekapitän in Paris u. seit 1792 einer der thätigsten und einflußreichsten Führer des vendéer Aufstandes. Im Jahre 1799 zur Unterwerfung gezwungen, trat er in Napoleons Dienste, ward nach dessen Fall Generaltieutenant und Pair und kämpfte während der 100 Tage abermals in der Vendée für die Bourbonen. Er führte 1823 die erste Division der französischen Armee in Spanien, trat nach der Julirevolution 1830 von Neuem an die Spitze der unruhigen Vendéer u. ward deshalb 1833 in contumaciam zum Tode verurtheilt, jedoch amnestirt. In Zurückgezogenheit † er 1852.

Auto, griechisches Pronomen, s. v. a. selbst, kommt in Ausdrücken vor, welche der griechischen Sprache entlehnt sind und vornehmlich der höhern wissenschaftlichen Ausdrucksweise angehören. In den meisten Fällen lassen sich diese Wörter im Deutschen durch Komposita mit dem Worte „selbst" wiedergeben, und es bezeichnet dann dies Pronomen entweder das handelnde Subjekt, wie in Autokrator (Selbstherrscher), Automat, Autodidakt, Autopsie, der das Objekt, wie in Autobiographie, Autokritik, Autognosie, Autotherapie, oder auch eine andere Beziehung auf das Subjekt, wie in Autochthon. Wenn ein und dasselbe Kompositum manchmal in verschiedener Bedeutung gebraucht wird, so ist eben diese verschiedene grammatische Beziehung des Wortes A. daran Schuld. So bedeutet Autograph nicht nur eine Maschine, welche selbst schreibt, sondern auch eine Schrift, welche Jemand selbst geschrieben hat. Desgleichen ist Autokratie nicht nur die Herrschaft über sich selbst, sondern auch Alleinherrschaft, Selbstherrschaft über ein Volk, einen Staat.

Autobiographie (v. Griech.), selbst verfaßte Beschreibung des eigenen Lebens, Selbstlebensbeschreibung, Selbstbiographie.

Autochthonen (v. Griech., lat. terrigenae, indigenae), die Ureinwohner eines Landes, daselbst angeblich aus der Erde entstanden; dann deren im Lande und mit andern Völkern unvermischt gebliebene Nachkommen. Für autochthonische Völker hielten sich die Athener, Arkadier, Latiner (s. Aboriginer), Gallier, Scythen u. a.

Auto da Fe (Auto de Fé, span., vom lat. actus fidei, d. i. Glaubenshandlung, Glaubensgericht), Name jener schauerlichen Proceduren, durch welche die spanische Inquisition ihre Opfer zum Tode oder zu lebenslänglichem Kerker führte, oder im günstigsten Falle doch der öffentlichen Beschimpfung preisgab. Zunächst zwar sollte jener spanische Ausdruck im engern und eigentlichen Sinne nur die öffentliche, feierliche Vorlesung des Urtheils bedeuten, sowohl des kirchlichen, der Ketzerei schuldig erklärenden und die kirchlichen Strafen, auch zur Todesstrafe die Uebergabe an das Gericht des Staates erkennenden, als des weltlichen, zum Feuer und, wenn Reue gezeigt wurde, zur vorhergehenden Erdrosselung verurtheilenden; aber dadurch verliert das Wort nichts von seinen Schreckuissen, denn die Vollstreckung war immer die unmittelbare Folge eines solchen Richterspruchs. Oft verschob man nach beendigter Untersuchung jene feierliche Urtheilsverkündigung, um an einem hohen Festtage den Triumph der Kirche durch gleichzeitige Abschlachtung einer größeren Zahl von Opfern zu verherrlichen. Zu Valladolid wurden am Dreieinigkeitsfeste, den 21. Mai, 1559 31 Personen öffentlich abgethan und noch 37 ins Gefängniß zurückgeführt, um für ein späteres A. d. F. aufbewahrt zu werden, mit welchem man die Rückkehr Philipps II. aus den Niederlanden celebriren wollte. Schon am 24. September desselben Jahres wurden in Sevilla wieder 21 Menschen verbrannt, 80 zu andern Strafen verurtheilt, die meisten als Lutheraner, auch ein Haus niedergerissen, welches ihnen als Kirche gedient hatte. Am 8. Oktober folgte dann jenes verschobene A. d. F. zu Valladolid in Gegenwart des Königs. Den ganzen gräßlichen Verlauf solcher Autos, zu denen Fanatismus, Verblendung, Intrigue u. Bosheit ihre Fackeln auf den gemeinschaftlichen Feuerherd warfen, ersieht man am besten aus den detaillirten Schilderungen, welche Augenzeugen davon entworfen haben, wie aus folgenden. „Im Jahre 1559, am 21. Mai, dem Dreieinigkeitsfeste, sah man zu Valladolid in Spanien auf dem großen Marktplatze Emporbühnen im Halbkreise aufgerichtet; auf einer derselben den Erzbischof von Sevilla, Generalinquisitor, mit dem ganzen Kollegium der Inquisition, auch vier andere Bischöfe und die Kollegien der Staatsbeamten. Auf dem Platze, den Straßen, an allen Fenstern, selbst auf den Dächern drängten sich die erschienenen Zuschauer. Früh vor 6 Uhr erschienen im feierlichen Zuge auf der königlichen Loge die Regentin Johanna, Schwester des Königs Philipp II., und der damals 14 Jahr alte Kronprinz Don Carlos, mit dem Erzbischof von San Jago de Compostella, dem ganzen Hofstaate und vielem andern Adel. Hierauf bewegte sich in einer von Bewaffneten durch die Menge gezogenen Gasse ein Zug von Gefangenen vom Inquisitionsgebäude aus, zwischen Bütteln der Inquisition, voran ein in schwarzes Tuch gehülltes Kreuz und die rothe Fahne der Inquisition mit dem Namen des Papstes und Königs. Die Gefangenen trugen das Armesünderkleid (San Benito, verderbt aus saco benito, wie früher das geweihte Bußkleid hieß), ein langes Stück gelben wollenen Zeuchs ohne Aermel mit einer Oeffnung für den Kopf, vorn und hinten nach Art eines Skapuliers bis auf das Knie frei herabhängend, auf dem Kopfe eine Tiare (hohe spitzige

Mütze). In ihren gebundenen Händen trugen sie brennende Fackeln von grünem Wachse. An beinahe allen erblickte man die Spuren grausamer Folter. An der Spitze der Verurtheilten befanden sich fünf Geschwister, darunter zwei Geistliche u. eine Nonne, neben dem gleich ihnen bekleideten Standbilde einer Frau, das man auf eine hölzerne Kiste gestellt hatte. Es war das Bild der vor der Untersuchung verstorbenen Mutter jener Geschwister, Eleonore de Vibero, deren Leichnam in jener Kiste lag, um mit den Kindern von denselben Flammen verzehrt zu werden. Die Inquisitoren saßen unter einem Thronhimmel, gegenüber einem Altar, auf welchem ein Kruzifix nebst Leuchtern und dem übrigen zum Meßopfer Nöthigen stand. Neben dem Altar war eine Kanzel, von welcher Melchior Cano, ein durch ultramontane Gelehrsamkeit bekannter Dominikaner, eine Predigt hielt. Nach deren Beendigung ließ der Erzbischof von Sevilla die königl. Hoheiten eidlich geloben, daß sie der heiligen Inquisition und ihren Dienern gegen die Ketzer und Abtrünnigen und deren Freunde oder Beschützer allen nöthigen Vorschub leisten und ihre Unterthanen zur Befolgung der päpstlichen Verordnungen anhalten wollten. Nach den Erkenntnissen der Inquisition und des weltlichen Gerichts, welche man darauf den vorgerufenen Gefangenen vorzulesen begann, waren nebst der gegen alle erkannten Ehrlosigkeit und Konfiskation des ganzen Vermögens verurtheilt: als lutherischer Lehrer und Prediger zur Degradation u. zum Feuer Augustin Cazalla, Hofprediger Kaiser Karls V., obwohl derselbe aus Furcht vor Folter und Tod widerrufen hatte; desgleichen als lutherischer Lehrer sein Bruder, der Pfarrer Franz de Vibero Cazalla, der, nur einmal durch die Folter wankend gemacht, bis ans Ende fest blieb und, als sein Bruder Augustin in kurzer Anrede an die Unglücksgenossen rennüthig für den katholischen Glauben eiferte, schon auf dem Scheiterhaufen stehend durch Geberden herben Tadel kundgab u. ohne Zeichen von Schmerz oder Reue starb; desgleichen als lutherische Lehrerin die Schwester der genannten, Beatrix, eine Nonne; als Lutheranerin zum Verbrennen im Bilde die erwähnte, früher verstorbene Mutter der drei Vorigen, die Gattin des Präsidenten der Rechnungskammer, Peters Cazalla; ferner als Lutheraner der Priester Doktor Alfons Perez u. der Advokat Anton Herrezuelo zum Feuer. Noch wurden neun Andere zum Feuertode verurtheilt, vier Frauen und fünf Männer; einer als Jude, alle andern als Lutheraner, darunter zwei Ritter, ein Richter und die Wittwe eines Kommandeurs. Auf lebenslängliches Gefängniß und Tragen des San Benito wurde erkannt gegen Solche, die rennüthig ihre Irrthümer abgeschworen hatten; es waren dies Folgende: der Kommandeur Peter Sarmiento de Rojas, Sohn des ersten Marquis von Poza (Posa), und seine Gattin, Hofdame der Königin; Johann de Vibero Cazalla, ein anderer Sohn der obengenannten Eleonore de Vibero, und seine Gattin; dessen Schwester Konstanzie, Wittwe eines Notars. Ferner wurden zu der gleichen Strafe verurtheilt Johann de Ulloa Pereira, Kommandeur des Johanniterordens u. Obergeneral in Deutschland unter Karl V., die Gattin des Advokaten Herrezuelo u. noch drei andere Frauen u. ein Mann. Andere Verurtheilungen waren milder. Nachdem die Vorlesung der Urtheile beendigt war, wurden Die, welche widerrufen hatten, in die Haft zurückgebracht, die zum Tode Verurtheilten dem weltlichen Arm überlieben, jeder rückwärts auf einem Esel sitzend unter Begleitung von Bewaffneten vor das Thor geführt, wo auf dem Richtplatz, in gleicher Entfernung von einander, vierzehn Scheiterhaufen errichtet waren, jeder in der Mitte mit einem Pfahl, an welchen das Schlachtopfer gebunden wurde. Aus Gnade wurden sie zuerst erdrosselt; nur Herrezuelo, der allein nicht widerrufen hatte, ward lebendig verbrannt und starb mit Zeichen der entschiedensten Verachtung gegen seine Mörder. Ihm ward, wie gewöhnlich, bis zum Anbinden an den Pfahl ein stacheliges eisernes Gebiß in den Mund gelegt, „damit er nicht seinen Glauben predigte". Der Infant Don Carlos schwur an diesem Tage der Inquisition unversöhnlichen Haß. Seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat kein öffentliches u. solennes Schlachten von sogenannten Ketzern mehr Statt gefunden; das glänzendste A. d. F. fällt in die letzten Decennien des 17. Jahrhunderts, es war das, welches 1680 unter Karl II. zu Madrid Statt fand; aber die Inquisitoren haben bis ins 19. Jahrhundert ihre Verfolgungen fortgesetzt, und der Unterschied des späteren Verfahrens von dem früheren war nur der, daß man die Hinrichtungen in der Regel im Inquisitionsgebäude vollzog. In Spanien allein sind von 1481—1808 34,658 Menschen öffentlich oder im Geheimen hingerichtet, 288,214 zu lebenslänglichem Gefängniß oder zu den Galeeren verurtheilt, 18,040 im Bilde verbrannt worden; wenn man die früheren Jahrhunderte hinzurechnet, so mögen im Ganzen gegen 500,000 Familien durch Hinrichtungen völlig ausgerottet worden sein. Nimmt man die übrigen katholischen Länder, besonders Portugal, wo unter dem spanischen Scepter die A.s d. F. in aller Form gehalten wurden, Italien, Sicilien, Sardinien, Malta, Frankreich, die Niederlande, Mexiko und Südamerika hinzu, so steigt jene Zahl fast ins Ungeheuere. Auch in Deutschland loderten solche Flammen, obgleich es hier nicht zur Errichtung eines bleibenden obersten Inquisitionstribunals mit untergeordneten eigenen Provinzgerichten, wie in Spanien, kam, sondern gewöhnliche bischöfliche oder außerordentliche päpstliche Kommissäre das Urtheil sprachen. In Spanien, wo noch in den Jahren 1700—46 1600 Menschen als Ketzer den Feuertod erlitten, scheint eine Hinrichtung 1781 die letzte dieser Art gewesen zu sein. Napoleon I. hob 1808 die Inquisition auf. Ferdinand VII. stellte sie 1814 zwar wieder her, aber 1820 ward sie zum zweiten Male aufgehoben. Gleichwohl ward noch am 31. Juli 1826 zu Valencia ein liberaler Schullehrer, Namens Ripoll, als Ketzer (wegen Deismus) mit den wesentlichen Formen eines A. d. F. hingerichtet. Vgl. Inquisition.

Autodicias jus (lat.), das Recht des Selbstgerichtes, hie und da Handwerkerinnungen zuständig in minder wichtigen Sachen; daher Autodicien, Selbstgerichte.

Autodidakt (v. Griech.), eigentlich Selbstgelehrter, d. i. ein Mensch, der in einer Kunst oder Wissenschaft einen gewissen Grad von Tüchtigkeit erlangt hat, ohne darin unmittelbar durch Lehrer oder Bücher unterrichtet worden zu sein. Die Natur und das Leben sind die einzigen Lehrmeister solcher A.n, deren es in früheren Zeiten manche gegeben hat, welche

Anerkennenswerthes und selbst Großes geleistet haben. Häufiger jedoch versteht man unter A.en Solche, die in dem Fache ihres Wissens u. Könnens nur den mündlichen, schul- und zunftgemäßen Unterricht entbehrt, aber doch Bücher, Muster und andere Lehrmittel benutzt haben. Man findet bei ihnen in der Regel Kraft, Selbstständigkeit und Gewandtheit des Geistes, nicht selten indessen auch Einseitigkeit, Bizarrerie und Selbstüberschätzung, Fehler und Vorzüge, die sich leicht aus dem Bildungsgange solcher Individuen erklären.

Autographensammlungen, Sammlungen von Originalhandschriften (s. Autographum). Solche A. sind keine Archive oder Manuskriptbibliotheken; denn während bei diesen allein der beglaubigte Inhalt des Schriftstücks dessen Bedeutung begründet, hat für den Autographensammler eben nur die Handschrift selbst und als solche Werth; doch schließt sich Beides nicht gänzlich aus; denn auch der Bibliothekar hat es als eine erfreuliche Zugabe anzusehen, wenn das durch seinen Inhalt werthvolle Manuskript zugleich die Eigenschrift des Verfassers ist, und auch dem Autographensammler wird selten der Inhalt eines Papiers vollkommen gleichgültig sein. Obwohl Autographen nicht die Aufgabe haben, dem historischen Studium zu dienen, auch ihrer Natur nach nicht einen Kunstgenuß wie Sammlungen von Bildwerken, oder einen Nutzen wie naturhistorische Kabinete gewähren können: so sind sie doch nicht als bloße Kuriositäten zu betrachten, sondern es knüpft sich ein gewisses geistiges Interesse an ihren Besitz, das Interesse an den Personen selbst. Von Allem, was der Mensch hienieden zurückläßt, gehört ihm vielleicht nichts so ganz eigen an, als seine Handschrift, das Produkt seiner geistigen und leiblichen Thätigkeit und der unmittelbare Ausdruck seiner Persönlichkeit wie seiner Handlungen.

Die Preise, welche für Autographen billig gefordert und vernunftmäßig bezahlt werden können, sind bis jetzt sehr schwankend. Bei den Auktionen der letzten Jahrzehnte in Paris wurde Ludwig XIV. mit 30 Francs, Condé mit 30, Montesquieu mit 38, Friedrich der Große mit 41, Madame de Sevigné mit 45, Russeau mit 52, die bloße Unterschrift der Agnes Sorel mit 53, Fénélon mit 57, Coligny mit 61, Mazarin mit 64, Racine's bloßer Name mit 66, Kepler mit 71, St. Vincent de Paul mit 79, Philipp Egalité mit 80, die bloße Unterschrift Franz' I. mit 90, Elisabeth von England mit 99, Corneille mit 101, Napoleon I. mit 104, Sully mit 106, Marie Antoinette mit 120, Ludwig XVI. mit 125, St. François de Sales mit 126, Daniel Elzevier mit 222, Heinrich IV. von Frankreich mit 240, Maria Stuart mit 300 u. ihre bloße Unterschrift mit 154, Lafontaine mit 400, Gabrielle d'Estrées mit 410 u. Montaigne mit 699 Francs bezahlt. Auch in Deutschland sind unter Umständen hohe Preise erzielt worden; die gräfer'schen Versteigerungen in Wien ergaben für Winckelmann 21, Linné 22, Franklin 24, Erasmus von Rotterdam 25, Mozart 25, Lipsius 29, Rousseau 32, Wallenstein 39, Washington 49, Swedenborg 50, Schiller 60 und Luther 200 Gulden Konventionsmünze. Auf einer frankfurter Bücherauktion 1840 ging der Preis eines inkompleten Exemplars der Werke von Hans Sachs, das er mit einigen Worten seiner Frau schriftlich gewidmet hatte, auf 136 Gulden. Eine Pergamenturkunde mit Shakspeare's Unterschrift, datirt vom 10. März 1612, wurde in einer öffentlichen Auktion bei Evans in London am 24. Mai 1841 mit 155 Guineen (1085 Thalern) bezahlt. Ein weit besser erhaltenes und vollständigeres Autographum von Shakspeare, welches sich jetzt im britischen Museum befindet, ist für 100 Pfund (666⅔ Thaler) angekauft worden. Ein eigenhändiges Schreiben von Garrick wurde in derselben Auktion bei Evans mit 3 Pfund 5 Schilling zugeschlagen. Im Katalog des Antiquars Heberle in Köln (1856) werden folgende Preise für allerdings seltenere Autographen verlangt: für eine eigenhändige Unterschrift des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich vom Jahre 1361, 18 Thaler; desgleichen vom Kaiser Friedrich IV., dem Friedfertigen, 10 Thaler; von Maria Theresia, nebst 11 eigenhändigen Zeilen, 4 Thaler; von Karl XII. von Schweden 4⅔ Thlr.; von Gustav Adolf 11⅔ Thlr.; für einen eigenhändigen Brief Friedrichs des Großen 13 Thlr.; desgleichen vom Reformator Bucerus 20 Thlr.; von Buffon 5 Thlr.; Beethoven 6⅔ Thlr.; Leibnitz 8 Thlr.; Schiller (besonders interessant) 18 Thlr.; Madame Staël 3 Thlr.; Klopstock 6 Thlr.; Wieland 3⅓ Thlr.; Winckelmann 4 Thlr.; für einen Melanchthon, 4 Seiten Text mit Unterschrift, 7 Thlr., ꝛc.

Um einen näheren Anhalt für den Werth der Autographen, oder mindestens einen vergleichenden Maßstab ihrer relativen Wichtigkeit für den Sammler zu gewinnen, ist es nothwendig, die drei verschiedenen Gesichtspunkte zu trennen, unter welchen der Werth einer Handschrift betrachtet werden kann. Es kommt bei einer solchen zuerst die historische Bedeutung der Person in Erwägung. Große Regenten, Feldherren, Staatsmänner, Gelehrte u. Künstler nehmen den ersten Rang in jeder Sammlung ein; von ihnen abwärts schwindet der Werth des Autographums im Verhältniß zu der mindern Wichtigkeit der Schreiber. Dann ist das seltenere oder häufigere Vorkommen gewisser Autographen in Betracht zu ziehen. Hieraus folgt, daß oft die Handschrift des minder Bedeutenden einen höhern Werth für den Sammler erhält, als die des größeren Geistes. Aus nahe liegenden Gründen steigt daher der Preis eines Autographums in der Regel, je weiter sein Schreiber von unsern Tagen entfernt lebte. Als drittes den Werth einer Handschrift bestimmendes Moment ist endlich die Beschaffenheit derselben anzuführen. Obgleich die Eigenschaft des Eigenhändigen stets als die oberste gelten muß, so kann doch, diese vorausgesetzt, auch der Inhalt einige billige Berücksichtigung verlangen. Noch mehr aber kommt das Maß des Autographums in Betracht. Je größer es ist, desto werthvoller. Ohne die Unterschrift des Schreibers verliert aber die Handschrift beträchtlich an Werth; beigefügte Beglaubigungen namhafter Personen vermögen zwar die Authenticität sicher zu stellen, nicht aber dem Liebhaber zu ersetzen, was er an der Unterschrift einbüßt. Die bloße Unterschrift unter einem von fremder Hand geschriebenen Text kann an und für sich nur als eine tiefer stehende Gattung der Autographen angesehen werden. Gleichwohl ist man bei Regenten häufig auf diesen Behelf beschränkt; Signaturen fürstlicher Personen bis in die früheren Zeiten hinauf zu erlangen, ist gewöhnlich ebenso leicht, als ganz autographe Schreiben von ihnen zu den entschiedenen Seltenheiten gehören. Selbst bei den Staatsmännern u.

Feldherren der vorigen Jahrhunderte muß oft schon die bloße Unterschrift genügen. Die Abstufung des Werthes der Autographen nach ihrer Beschaffenheit ist daher folgende: ganze Schreiben interessanten Inhalts nebst Unterschrift; Stammbuchblätter und Verwandtes; Briefe, Notizen und Aehnliches ohne Unterschrift; eigenhändige Unterschrift unter einem fremden Text; bloße Namen, wie sie in Büchern oder auf Visitenkarten vorkommen, sind die unterste Stufe, wenn sich nicht der Sammler selbst bis zu Briefadressen u. dgl. so lange herablassen will, bis er Gelegenheit findet, die betreffende Rubrik durch Würdigeres auszufüllen. Eine Autographensammlung soll übersichtlich geordnet sein; hierzu gehört, daß jedes Stück leicht aufgefunden werden könne, das Ganze aber naturgemäß eingetheilt und organisch gegliedert sei. Für das rasche Auffinden ist eine durchgehende alphabetische Anordnung ohne Zweifel die zweckmäßigste. Sie entbehrt aber alles innern Zusammenhanges, bringt das Verschiedenartigste oft auf lächerlichste Weise neben einander und kann in ihrem rohen Mechanismus den gebildeten Sinn nicht befriedigen. Für die Handhabung einer Sammlung, in welcher jedes Stück einen festen Platz behaupten soll, hat die alphabetische Aufstellung außerdem die Unannehmlichkeit, daß nach jedem Buchstaben ein unbestimmter Raum gelassen werden muß, wenn nicht stete Umänderungen u. Rückungen nothwendig werden sollen. Vorzüglicher erscheint bei größeren Sammlungen die ethnographisch-chronologische Ordnung, bei welcher für jedes Land die Handschriften nach ihrem Datum gelegt werden. Sorgt man hier für eine wohl gewählte Abtheilung nach Epochen, so entsteht eine sehr befriedigende Zusammenstellung aller der bedeutenden Geister, welche eine bestimmte Zeit hervorgebracht hat. Für angehende Sammler dürfte dagegen folgendes, von dem sachkundigen Verfasser eines Aufsatzes über A. in der cotta'schen Vierteljahrsschrift (Jahrg. 1842, 1. Heft, S. 259—276) aufgestelltes Schema sich besonders empfehlen: A. Regierende Häuser, B. Staatsmänner, C. Kriegsmänner zu Land und See, D. Nationalliteratur (Dichter und prosaische Schriftsteller) in 3 Epochen: a) bis zu Ende des 17. Jahrhunderts, b) bis zu Ende des 18. Jahrhunderts, c) neueste Zeit, E. Theologen, F. Juristen und Publicisten, G. Politische Schriftsteller und Redner, H. Philosophen (einschließlich Pädagogen), I. Philologen (Sprachforscher, Kritiker), K. Kunstgelehrte, L. Mathematiker u. Astronomen, M. Physiker und Chemiker, N. Historiker (einschließlich Literarhistoriker, Numismatiker), O. Mediciner (einschließlich Anatomen), P. Naturhistoriker (Zoologen, Botaniker, Mineralogen, Geognosten), Q. Geographen (Statistiker, Reisende), R. Militärschriftsteller, S. Maler und Kupferstecher, T. Architekten, U. Bildhauer, V. Musiker (Komponisten und Virtuosen), W. Schauspieler, X. Varia (Personen, die wegen ihrer besondern Schicksale eine Stelle einnehmen). Damit jedoch bei dieser Anordnung leichtes Auffinden jedes einzelnen Blattes möglich werde, muß der Hauptkatalog die Handschriften aller Rubriken in laufender alphabetischer Reihe darstellen. Er wird dann neben den Namen und Vornamen des Schreibers folgende Kolumnen enthalten: 1) Nähere Bezeichnung des Schreibers nach Anleitung obiger Rubriken; 2) Angabe, ob das Autograph Brief, Notiz ꝛc. sei, an wen es in ersterem Falle gerichtet ist, Datum und Jahr; 3) nähere Andeutung der autographischen Beschaffenheit des Stückes, und 4) als letzte Kolumne die Rubrik und Nummer des aufbewahrten Stückes. Neben diesem alphabetischen Hauptkatalog ist es wünschenswerth, daß ein kurzes Verzeichniß angelegt werde, in welchem die Schriftstücke in der Reihenfolge aufgezeichnet stehen, in welcher sie in ihren verschiedenen Abtheilungen wirklich liegen. Ein solches Standortsverzeichniß ist sehr dienlich, um eine eingerissene Unordnung schnell zu heben und auch den allmählichen Anwachs der Sammlung vor Augen zu legen. Von den meisten Autographensammlern wird jedes Blatt der Sammlung in einen besondern Umschlag und mehre zusammengehörige dann in Mappen u. dergl. vereinigt. Allein dieses Verfahren stört die Uebersicht und macht größere Sammlungen zu raumverschwendend und unbeweglich. Eine sehr zweckdienliche Aufbewahrung entsteht durch die Anwendung eines dunkeln Papiers vom größten Foliosormat, welches man in Bücher zu 48 Blatt heften läßt. Zwischen die Blätter dieser Hefte werden die einzelnen Autographen eingelegt und bedürfen dann keines weitern Schutzes. Jedes Heft erhält als äußere Aufschrift die Hauptrubrik u. seine Ordnungsnummer in römischen Ziffern; jedes Blatt seine arabische Seitenzahl. Einen nicht zu verachtenden Anstrich von Gelehrsamkeit erhält die Sammlung, wenn man jedem Autograph eine biographische Notiz beifügt. Zur Vergleichung zweifelhafter Handschriften wird der Autographensammler nicht unterlassen, sich die Facsimile's von Handschriften zu verschaffen, deren in neuerer Zeit viele in Kupferstich und Lithographien erschienen sind. Das Hauptwerk hierin ist die „Isopraphie des hommes célèbres" von Bérand, Chateau, Giron, Duchesne und Trémisot (Paris 1828—30), welches in 3 Bänden die Nachbildungen von 634 Handschriften enthält. In Deutschland gab Murr in seinen „Chirographa personarum celebrium" u. dann Dorow in 4 Heften eine Anzahl interessanter Facsimile's. Vergl. Schulz und Günther, Handbuch für Autographensammler, Leipzig 1856.

Autographum (täiographum, auch Archetyphum, v. Griech., Originalhandschrift), vom Schriftsteller selbst geschriebene oder doch besorgte und durchgesehene Schrift (s. Autographensammlungen); bisweilen auch der erste, unter Aufsicht des Verfassers bewirkte Druck eines Buchs.

Autokrphaler (v. Gr.), selbstständige, nur den Synoden untergeordnete Bischöfe. Anfangs waren alle Bischöfe A., später die Metropoliten, zuletzt fast nur die Patriarchen, und auch diesen gegenüber suchte der römische sich als alleiniger Autokephalos mit mehr oder weniger Erfolg geltend zu machen. Dann hießen A. auch Geistliche, welche, von der bischöflichen und erzbischöflichen Jurisdiction eximirt, unmittelbar unter dem Patriarchen standen.

Autokratie (v. Griech.), Selbstherrschaft, unumschränkte Monarchie (s. d.). In der Medicin ist A. der Natur die Selbstbestimmung der Natur, vorzüglich bei Krankheiten die selbstständige, künstlicher Nachhülfe entbehrende Heilkraft des thierischen Körpers, Naturheilung. In der Ethik versteht man unter A. des Willens die freie Bestimmung des Willens zu einer für recht und pflichtgemäß erkannten

Handlungsweise, auch so viel als Selbstbeherrschung. Autokrat ist s. v. a. Selbstherrscher und unumschränkter Monarch.

Autolycus, Sohn Merkurs oder Dädalions, Gemahl der Neära oder der Amphithea, Vater der Anticlea oder Eurycleа, der Mutter des Ulysses, wohnte am Parnaß und war berüchtigt als Erzdieb, schlauer Betrüger und Falschschwörer. Dem Sisyphus stahl er Schafe, dem Eurytus von Cuböa Rinder, dem Amyntor den berühmten Helm des Merioncs. Herkules wurde von ihm im Ringen unterrichtet, Ulysses erhielt, als er einst den Großvater besuchte, auf der Jagd die Wunde, an deren Narbe ihn bei der Rückkehr von Troja die Amme erkannte.

Autolycus, griechischer Astronom und Mathematiker aus Pitane in Aeolien, um 330 v. Chr., Lehrer des Philosophen Arcesilaus, Verfasser von zwei noch erhaltenen Schriften: „Ueber die sich bewegende Sphäre" und „Ueber Auf- und Untergang der Fixsterne". Beide Werke, abgedruckt in Dasypodius' „Propositiones doctrinae sphaericae" (Straßburg 1572), enthalten größtentheils nur solche Aufgaben der sphärischen Astronomie, welche mit Hülfe des Globus, ohne Anwendung der sphärischen Trigonometrie, zu lösen sind.

Automat (v. Griech., d. i. aus eigenem Antriebe handelnd), überhaupt jede sich selbst bewegende mechanische Vorrichtung, die eine Zeitlang ohne Einwirkung von außen, durch im Innern verborgene Kräfte (Federn, Gewichte ꝛc.) in Bewegung gesetzt wird, z. B. Uhren, Planetarien u. dgl., im engern Sinne ein mechanisches Kunstwerk, welches vermittelst eines innern Mechanismus die Thätigkeit lebender Wesen, der Menschen oder Thiere, nachahmt und meist auch an Gestalt diesen nachgebildet ist. Die Erfindung der A.en ist sehr alt, und ihre Zeit kann nicht genau ausgemittelt werden. Die fliegende hölzerne Taube des Archytas von Tarent (400 v. Chr.), der Adler, den Pausanias erwähnt, die kriechende Schnecke des Demetrius Phalereus, der menschenähnliche A. (Androïd) des Ptolemäus Philadelphus werden als die bewundertsten A.en von den Alten namentlich angeführt, ohne daß aber über ihre innere Einrichtung Näheres angegeben wird. Im Mittelalter werden Roger Baco, Albertus Magnus und Regiomontanus als Verfertiger von A.en mehrfach gerühmt. Albertus Magnus verfertigte einen Androïden, welcher die Thür öffnete und die Eintretenden grüßte; diese Frucht 30jährigen Sinnens und Arbeitens zerstörte der erschrockene Thomas von Aquino in einem Augenblicke durch einen Schlag mit dem Stocke. Als Kunstwerke des Regiomontanus werden eine laufende Fliege und ein Adler erwähnt, welcher den Kaiser Maximilian bei seinem Einzuge in Nürnberg mit Flügelschlag und Kopfbewegungen begrüßte. Die Erfindung der Taschenuhren durch Peter Hele (1500) macht auch in der Geschichte der A.en, welche daraus manchen Vortheil zogen, Epoche. Das kunstreiche Nürnberg ist um diese Zeit der e ziebigste Boden für diese Art von mechanischen Wunderwerken. Als Verfertiger solcher werden Werner, Bullmann, Hautsch und Förster mit Auszeichnung genannt. Man machte Androïden, die sich bewegten, Cymbeln, Pauken und Lauten schlugen, Gewehre abfeuerten, kegelten tanzten; Wagen, die ohne Anspann fuhren; kleine Armeen von Reitern und Fußvolk, die Bataillen lieferten, u. dgl. m. Sehr berühmt wurden um die Mitte des 18. Jahrhunderts die A.en des französischen Mechanikers Vaucanson. Unter ihnen wurden vorzüglich ein Flötenspieler, ein Trommelschläger und eine Ente bewundert. Der Flötenspieler spielte zwölf Stücke, und zwar durch den aus dem Munde in die Querflöte gestoßenen Wind, deren Löcher von den Fingern der Figur geöffnet und geschlossen wurden. Der Trommelschläger schlug mit der rechten Hand die Trommel und blies zugleich auf einer in der linken Hand gehaltenen Schäferpfeife. Die Ente, von natürlicher Größe und vom Ansehen einer lebenden, bewegte Flügel und Hals wie eine natürliche, machte alle Stellungen einer Ente, schrie wie eine Ente, soff Wasser, fraß Körner und ließ auch nach einiger Zeit eine dem Entenauswurf ähnliche Materie hinten fallen. Diese A.en sind nachher von dem bekannten Professor Beireis für dessen berühmtes Kunstlabinet gekauft worden und nach Beireis' Tode nach Holland gekommen. Vaucansons A.n wurden aber noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von denen des Schweizers Jakob Droz zu Chaux de Fonds übertroffen, welche die höchste Bewunderung erregten. Droz verfertigte unter Anderem für den König Ferdinand VI. von Spanien eine prächtige Pendeluhr, die zugleich den Lauf der Himmelskörper nebst den davon herrührenden Erscheinungen darstellte und mehre höchst kunstvolle automatische Figuren enthielt. Andere A.n desselben Künstlers stellten zeichnende, schreibende, sowie klavierspielende Kinder dar, welche ihre Arbeit mit allen dabei vorkommenden Bewegungen des Körpers, der Augen, Arme und Hände wie lebendige Menschen verrichteten. Aehnliche A.en wurden später von den Gebrüdern Maillardet verfertigt; darunter waren gleichfalls schreibende und zeichnende Androïden, singende und hüpfende Vögel, Schmetterlinge, die sich nach allen Richtungen wendeten und mit den Flügeln schlugen, Affen, die mit den Zähnen klapperten und alle Stellungen und Bewegungen lebender Affen nachahmten, u. dgl. Automatische Androïden, welche die Flöte trefflich spielten, lieferten auch die deutschen Künstler Enslen und Siegmayer; einen Trompeter Menzel. Großes Aufsehen erregte Kempelens sprechender A., ein Androïd, welcher einige Töne und Worte, ähnlich der menschlichen Sprache, hervorbrachte. Ein Blasebalg mit Windlade und den dazu gehörigen Klappen mußte bei dieser sprechenden Figur die Stelle der Lunge vertreten, als Stimmrohr mit der Stimmritze diente ein Rohrpfeifchen; den Mund aber mußte das untere trichterförmige Stück eines Hautbois ersetzen. Das Ganze stellte einen 3 Fuß langen, 1 Fuß breiten Kasten vor, worin der kleine Blasebalg in ein Gestell so befestigt war, daß ein Gewicht über eine Rolle ihn aufzuziehen vermochte. Der Theil des Blasebalgs, wo das Rohr seine Stelle hatte, stand mit den Klappen, Hebeln, Drückern ꝛc. einer Windlade in Verbindung. Der Meister legte seinen Vorderarm auf den Blasebalg und die Finger der beiden Hände auf die Klappen und Ventile der Windlade, dirigirte somit die Stärke des Windstoßes und die des Tones, welcher letztere mit dem der kleinen hölzernen Kindertrompeten Aehnlichkeit hatte. Die Maschine sprach Deutsch, Lateinisch, Italienisch, Französisch, letzteres aber am

geläufigſten nach. Vollkommen deutlich gelangen die Redensarten: Vivat Josephus secundus, Romanorum imperator, oder ô ma chère mère, on m'a fait mal, je vous aime de tout mon coeur ꝛc. Alles hing von der geſchickten Handhabung des Werks von Seiten des Erfinders ab. Die Ausſprache des R gelang am unvollkommenſten. Mit Kempelens kunſtreicher Erfindung durchaus nicht zu vergleichen iſt das ſprechende Mädchen, welches als A. gezeigt wurde und deſſen Mechanismus allein auf der Theorie der akuſtiſchen Kommunikationsröhre beruhete. Hier war es jedesmal die Stimme eines verſteckten Menſchen, welche vernommen wurde, während Kempelens Werk ſelbſt den Ton erzeugte und zu menſchlichen Lauten umwandelte. Faſt noch berühmter als der ſprechende A. war der Schachſpieler deſſelben Künſtlers, ein Androïd, welcher mit jedem lebenden Menſchen, der es verlangte, eine Partie Schach ſpielte. Nur war dieſe Figur kein A., denn ein verborgener lebender Menſch leitete die Bewegungen der Figur vermöge eines ſehr kunſtreichen, aus Rollen, Schnüren, Hebeln, Druckfedern, Magneten und andern Theilen beſtehenden Mechanismus. Ebenſo wenig darf man die tendlerſchen Figuren (tendlerſchen Puppen): den Seilſchwinger, den Karuſſelreiter, den Hanswurſt, den betrunkenen Bauern, den Wirth ꝛc., zu den A.en zählen. Höchſt überraſchend und ſchön ſind alle Bewegungen und Handlungen dieſer Figuren; ſelbſt ihr Mienenſpiel, ihr Lachen, ihr Ausdruck von Zorn und Schmerz im Geſicht iſt ganz der Natur getreu. Aber wahrſcheinlich werden alle Bewegungen dieſer Figuren mittelſt Rollen, Schnüre, dünner und ſteifer Drähte, geradliniger Hebel und Winkelhebel, elaſtiſcher Druck- und Prellfedern, Haken u. Oehre, excentriſcher Scheiben ꝛc. von verborgenen Menſchen hervorgebracht und geleitet. In neuerer Zeit machte durch zwei A.en Kaufmann in Dresden das Intereſſe des Publikums für dieſen Gegenſtand wieder rege. Ein muſikaliſches Inſtrument ſpielte nicht allein mehre Stücke mit vollem Ton, richtigem Rhythmus, ſondern auch mit einer Hebung und Senkung des Tones und einer dem Gehalt des Stücks entſprechenden Aenderung des Taktes, wie man es nur von beſeelten Weſen erwarten kann. Das zweite Kunſtwerk, ein Trompeter, iſt ein vollkommener A. Sein Inſtrument wird ihm in das in dem Munde befindliche Mundſtück geſteckt und vertritt wohl nur die Stelle eines Schallrohres, während das in dem Kopfe befindliche metallene Orgelwerk die nicht eben ſehr angenehm klingenden Trompetentöne hervorbringt. In der Bruſt ſitzt der Blaſebalg, der, durch eine Feder in Bewegung geſetzt, Luft komprimirt und in die Pfeifen des Kopfes drängt. Kleine A.en, wie ſingende Vögel u. dergl., werden fortwährend von den Uhrmachern in Genf und Neuenburg gefertigt, im Ganzen ſind jedoch dergleichen Künſteleien aus der Mode gekommen.

Automatiſch (v. Griech.), aus freiem Triebe, ohne äußere veranlaſſende Urſache, von ſelbſt, ohne Zuthun Anderer etwas unternehmend oder verrichtend; dann ſ. v. a. mechaniſch, im Gegenſatz vor Allem, was in Folge und unter der Leitung vernünftiger Ueberlegung geſchieht. A.e Bewegungen im Pflanzen-, Thier- und Menſchenkörper ſind die Bewegungen der Säfte in den Spiralgefäßen der Pflanzen, die Verbreitung der Feuchtigkeit in den Haaren der Thiere und Menſchen, der Herzſchlag, die Bewegung der Eingeweide und der Blutmuskeln. Sie werden theilweiſe durch Adhäſion, Kohäſion, Licht, Luftdruck, Elektricität und Wärme, daneben auch durch gewiſſe unerklärliche Reize des vitalen Organismus hervorgebracht, welche eben das Weſen des Lebens ausmachen. Das Pflanzenleben iſt in dieſer Rückſicht faſt ſtets u. allgemein als durchaus automatiſch betrachtet worden; denn was die neuere Naturphiloſophie von einem ſich ſelbſt beſtimmenden Pflanzengeiſte zu erzählen wußte, muß in das Gebiet phantaſtiſcher, jedes Erfahrungsbeweiſes ermangelnder Träume verwieſen werden. Anders verhält es ſich mit der Thätigkeit der Thiere. Zwar haben die Carteſianer u. andere Philoſophenſchulen nur dem Menſchen den Vorzug der Selbſtbeſtimmung u. der freien, nicht automatiſchen Thätigkeit vindiciren wollen u. die Verrichtungen der Thiere ſammt u. ſonders als unbewußte, inſtinktmäßige, mechaniſche bezeichnet; indeß läßt ſich, wenigſtens in den höheren Thierklaſſen, ein Analogon rationis nicht verkennen, und gewiſſe Thätigkeiten derſelben tragen unleugbar den Charakter einer Art Ueberlegung an ſich, die auf ihren Willen beſtimmend einwirkt.

Autonomie (v. Griech.), im Allgemeinen das Recht des einzelnen Menſchen, nach eigenem Gutdünken zu leben, Selbſtſtändigkeit, Freiheit, Mündigkeit, wobei man vollen Vernunftgebrauch vorausſetzt, ſowie daß durch die Ausübung dieſes Rechts die A. Anderer, Gleichberechtigter nicht beeinträchtigt wird, welche Beſchränkung eine nothwendige Folge des Beiſammenlebens der Menſchen und des gleichen Anſpruchs iſt, den jeder derſelben auf A. hat; im engern Sinne die gewiſſen Perſonen, phyſiſchen oder moraliſchen, zuſtehende Befugniß, für die ihrer Wirkſamkeit unterworfenen Verhältniſſe Beſtimmungen mit der Kraft von Rechtsſätzen zu ertheilen, welche auch für Dritte verbindlich ſind. Dieſe Befugniß haben heut zu Tage zuvörderſt der hohe Adel und die ehemals reichsunmittelbare Ritterſchaft. Die Form, in welcher dieſe Berechtigten die A. ausüben, kann eine mannichfache ſein, nämlich die der Familienverträge, der Teſtamente und der Hausgeſetze, ja ſelbſt der bloß gewohnheitlichen Uebung, in welchem Fall ſie Obſervanz genannt wird. Die Gegenſtände, auf welche ſie ſich regelmäßig erſtreckt, ſind die Succeſſion, die Vormundſchaft, die perſönlichen Verhältniſſe der Familienglieder und das, beſonders unbewegliche Vermögen. Die Grenze der A. liegt in dem Ausſchluß jeder Dispoſition über ſtaatsrechtliche Verhältniſſe und über Rechte Dritter. Dann ſteht auch den Gemeinden, ſowohl der Städte wie der Dörfer, A. zu; doch würde jetzt in konſtitutionellen Staaten zur Ausübung dieſer Befugniß die Zuſtimmung der Stände u. des Landesherrn erforderlich ſein, da es ſich um einen Akt der geſetzgebenden Gewalt handelt. Auch Gerichtsböfe und Behörden üben noch heut zu Tage ein theils in ausdrücklichen Beſchlüſſen, theils in Obſervanzen ſich ausſprechendes Recht der A. für die den Prozeßgang und die gerichtlichen Formen betreffenden Verhältniſſe aus. Endlich verſteht man unter A. auch die Befugniß einer Geſellſchaft oder Gemeinſchaft, ſich die zu ihrem Beſtehen u. zur Erreichung ihres Zweckes nöthigen Statuten ꝛc. ſelbſt zu geben und darnach zu handeln. Man ſpricht deshalb von

A. des Staates, des Volkes, der Kirche, einer Stadt, Innung, Familie ꝛc. (ſ. unten). Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch dieſe A. nie eine abſolute, ſondern durch die A. der einzelnen Geſellſchaftsglieder und anderer beſtehenden Gemeinſchaften und die Staatsgeſetzgebung mehr oder weniger bedingt iſt. Im Alterthum bezeichnete A. häufig den Zuſtand ſolcher Völker oder Städte, welche zwar in ein Abhängigkeitsverhältniß zu andern Staaten gerathen waren, aber doch ihre Regierungs-, Rechts- und Steuerangelegenheiten nach eigenem Ermeſſen ordnen und handhaben durften. So beſonders die Schutzgenoſſen Athens nach dem Perſerkriege, welche keinen Tribut an die Bundeskaſſe zahlten, ſondern dafür ſich zu perſönlicher Hülfe mit Schiffen und Mannſchaft verpflichtet hatten, wie Lesbos, Chios u. a. Unter der Römerherrſchaft beſtand die A. oft nur in der Befugniß, eigene Münze zu prägen (Autonomumünzen, ſ. d.). Der Begriff, welchen die alten Griechen und Römer mit dem Worte A. verbanden, iſt nicht mehr der unſrige. Unſern Rechtslehrern iſt A. nicht ein völkerrechtlicher, ſondern ein ſtaatsrechtlicher Begriff geworden, u. Souveränetät iſt das, was bei uns, ſoweit die veränderten Verhältniſſe eine Gleichſtellung zulaſſen, an die Stelle der griechiſchen A. getreten iſt. Autonomiſche Beſtimmungen ſind heut zu Tage ſolche Rechtsnormen, welche nicht von einer höchſten (geſetzgebenden) Staatsgewalt, ſondern von einer der oberſten Gewalt untergeordneten Autorität (z. B. einer Gemeinde), oder von den im Staatsverbande begriffenen Korporationen, Kongregationen, Ständen und Individuen herrühren. Die Grenze, innerhalb welcher ſich das Recht der A. bewegen und ſelbſt von den von der Staatsgewalt ausgegangenen Geſetzen derogiren darf, ſind durch dieſe Geſetze ſelbſt gegeben. Auf Staaten könnte nach jetzigen Begriffen die Bezeichnung autonom nur dann angewendet werden, wenn wir ſie als Glieder eines Staatenbundes bezeichnen wollten, denen einzeln die Souveränetät nicht zukommt, u. die Grenze der A. der einzelnen Glieder eines Bundesſtaates müßte dann aus dem Umfange der Central- od. Bundesgewaltbeſtimmt werden.

Die verſchiedenen Verhältniſſe, unter welchen autonomiſche Rechtsnormen vorkommen, laſſen ſich auf zwei Klaſſen reduciren; es gibt eine A. von Geſammtheiten und eine von Individuen. Die A., in ſofern ſie Geſammtheiten oder Gemeinden zukommt, wird nicht unpaſſend als Recht der Selbſtgeſetzgebung definirt; denn das Weſen der Geſammtheit beſteht darin, daß in ihr ein Wille ſich geltend macht, der nicht bloß Wille der Individuen iſt, deſſen Ausſprüche dieſe vielmehr, ſo lange jene in Kraft ſind, als fortwährend zu befolgende Normen alles ihres darunter zu ſubſumirenden Handelns, als Rechtsſätze anerkennen müſſen. Es gilt hierbei vollkommen gleich, ob dieſe Rechtsſätze durch ausdrückliche Satzungen, oder in anderer Weiſe hervorgebracht werden; es kann daher eben ſowohl ein auf A. beruhendes geſchriebenes, als ungeſchriebenes Recht geben. A. der Gemeinde beſteht in der mehr oder minder unbeſchränkten Befugniß, ſolche verpflichtende Willensbeſtimmungen hervorzubringen. Die Beſchränkungen können dabei ſehr mannichfaltig ſein; ſie können ſich zunächſt beziehen auf den Gegenſtand, je nachdem es den Gemeinden vom Staate überlaſſen iſt, für die Realiſation des Staatszweckes, der ſelbſt ein in concreto engerer oder weiterer iſt, in einem größern oder geringern Umfange ſelbſt Sorge zu tragen; oder auf die Art der Entſtehung der autonomiſchen Beſtimmungen, z. B. ob ſie einer Beſtätigung bedürfen; oder auf den Umfang, in welchem ſie verbinden. Von den dieſe A. geſetzten Grenzen hängt es auch ab, in wiefern die Geſammtheit nun auch ſelbſtſtändig für die Aufrechthaltung und Befolgung der von ihr hervorgebrachten Normen ſorgen, Anſtalten zu dieſem Zweck begründen kann ꝛc. Die Privatautonomie (A. der Individuen) iſt nicht als ein Recht der Selbſtgeſetzgebung aufzufaſſen; denn Rechtsſätze können nur von einer Geſammtheit als ſolcher ausgehen, und in ſofern die Individuen, auch die im Staate mit einander lebenden, einander als Einzelne gegenüberſtehen, alſo namentlich in Verkehrsverhältniſſen, geht von ihnen kein Recht aus. Den Einzelnen als ſolchen, den Privaten, ſteht nur das Recht zu, Rechtsverhältniſſe durch Verträge und in gewiſſen Fällen durch einſeitige Dispoſition zu ordnen, d. h. ſolche zu begründen, näher zu beſtimmen und ſelbſt abweichend von dem Inhalte der ſonſt als allgemein verbindlich geltenden Normen, ſo weit dieſe nur eine ſubſidiäre Anwendbarkeit in Anſpruch nehmen, zu geſtalten.

Unter allen Formen, in welchen die A. der Geſammtheiten auftreten kann, iſt unſtreitig die A. des Volks die bedeutendſte; ſie iſt die Quelle des geſammten Gewohnheitsrechts, in welchem ſich der im Volke wohnende Rechtsgeiſt verkörpert. Unter den kleinern Gemeinheiten im Staate haben die Stadtgemeinden ſich zur bedeutungsvollſten A. erhoben. In den Städten fand die Freiheit ihren Schutz in dem genoſſenſchaftlichen Zuſammenfließen und Zuſammenhalten; die unfreien wurden mit den freien Bewohnern eine Gemeinde, bis es zum Grundſatz des Stadtrechts wurde, daß die Stadt der Sitz, die Zuflucht der Freiheit ſei. So entwickelte ſich in den Städten eine Fülle mannichfaltiger politiſcher Lebensgeſtaltungen, und es bildete ſich hier gewiſſermaßen im Kleinen der ganze Staat der neuern Zeit, mit allen ſeinen Einrichtungen durch die Gemeinden ſelbſt, durch A. Der Ausſchuß der Gemeinde (Bürgermeiſter und Rath) ordnete, unter Zuziehung oder doch ohne Widerſpruch der Gemeinde, die Benutzung des Gemeindeguts u. die Beiträge jedes Gemeindeglieds zu den gemeinen Unkoſten, er beſtimmte, wie zur Aufrechthaltung guter Ordnung überhaupt ſich Jeder zu verhalten und beſonders Handel und Gewerbe zu betreiben habe. So entſtand in den Stadtgemeinden eine Reihe von Gewohnheiten, Statuten und Ordnungen, welche, obgleich vom Kaiſer und Landesherrn nicht ſelten ausdrücklich beſtätigt, doch an ſich ihrer Beſtätigung weder bedurften, noch willkürlicher Einwirkung von ihrer Seite unterworfen waren. Die ländlichen Gemeinden, durch Abhängigkeit von Grund- und Schutzherren beſchränkt, konnten ſich weniger ſelbſtſtändig bewegen, allein auch ſie waren im Stande, für Manches, wobei ihr gemeinſames Intereſſe betheiligt war, durch eigene „Beliebigungen" zu ſorgen. Dorfrechte konnten aber ſchon um deshalb weniger als Stadtrechte entſtehen, weil das Bedürfniß weniger vorhanden war. Das Recht des Bauernſtandes, wie er ſich aus Freien und Unfreien gebildet hatte, war theils das altgermaniſche, das ſich hier in ſeinen alten Geſtal-

ten erhielt und daher im Bewußtsein des Volkes lebendiger blieb, theils Hofrecht, was immer mehr ein von den Herren gegebenes, als von der Gemeinde gesetztes war. In der Neuzeit hat die Centralisation der Verwaltung die Vernichtung alles Gemeindelebens herbeigeführt; Staatseinheit ist die Aufschrift der neuern Zeit, wie Gemeindeleben die des Mittelalters war. Die eifersüchtige Bewahrung, der Kampf dieser Interessen hat die Wirksamkeit der Landstände vernichtet, bis das l'état c'est moi hervortrat. Der Absolutismus aber hat wiederum seine Kehrseite, die Idee der Volkssouveränetät, ins Leben gerufen, welche gleichsam den Staat aus den Urwäldern herholt, oder ihn dahin wieder verpflanzen will. Unsere Zeit ringt, diese Gegensätze auszugleichen, die Einheit des Staates, die Macht der Staatsgewalt mit der Selbstständigkeit der Individuen und insbesondere auch der Gesammtheiten zu versöhnen, durch deren Bestehen der Staat allein fest begründet, der Anspruch der Individuen, Geltung haben zu wollen, und ihre Willkür von dem Allgemeinen mehr abgeleitet und zurückgedrängt wird. Unserer Zeit ist es daher zur Aufgabe gestellt, der A. feste Grenzen anzuweisen, so daß das Recht des Staates nicht in dieser aufgeht, aber auch sie wiederum nicht als eine der Staatseinheit feindliche Erscheinung aufgefaßt wird.

Mit der A. der Gemeinden hat die Neuzeit auch die der Individuen (die Privatautonomie) vielfach beschränkt und bis auf einzelne Reste aufgehoben. Ein solcher Ueberrest ist die oben erwähnte A. der zum hohen Adel gehörigen Individuen (A. des Adels). Das Bedürfniß, welches schon manches Eigenthümliche hervorgerufen hatte, machte sich hier um so mehr geltend, als mit dem Familienrechte der Reichsunmittelbaren der Bestand der deutschen Länder, die sich mehr und mehr zu Staaten gestalteten, zusammenhing. Der niedere Adel, der Landeshoheit unterworfen, suchte in den meisten Fällen vergeblich der Anwendung der im Lande allgemein als Regel geltenden Rechtsgrundsätze sich zu entziehen; er sank zu einer, wenn auch in manchen Stücken bevorzugten Unterthanenklasse herab, welche auf A. keine Ansprüche machen konnte. Für den hohen Adel dagegen bestand eine solche darin, daß er seine Freiheit von Anwendung des gemeingeltenden Rechts behauptete u. für sich einen Inbegriff anderer Rechtsgrundsätze geltend machte (vergl. Adel). Nachdem durch die Auflösung des deutschen Reichs, die Stiftung des Rheinbundes ꝛc. ein Theil der Familien des ehemaligen hohen Adels die Souveränetät erlangt hatte, während ein anderer subjicirt wurde, u. in den Rheinbundesstaaten die Familienverträge der letzteren theils aufgehoben, theils der landesherrlichen Bestätigung unterstellt worden waren, wurden in dem 14. Artikel der deutschen Bundesakte „die noch bestehenden Familienverträge" der 1806 und seitdem mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsstände und Reichsangehörigen aufrecht erhalten und ihnen die Befugniß zugesichert, über ihre Güter und Familienverhältnisse verbindliche Verfügungen zu treffen; jedoch müssen letztere dem Souverän vorgelegt und bei den höchsten Landesstellen zur allgemeinen Kenntniß und Nachachtung gebracht werden. Der angeführte Artikel sichert also sowohl die Aufrechthaltung der bestehenden Familiennormen, als die Freiheit, dergleichen ferner in alter Weise aufzustellen, obwohl die neu aufgestellten Hausgesetze dem Landesherrn zur Bestätigung vorgelegt werden müssen. Ob übrigens die in obigem Artikel der Bundesakte versprochene Aufrechthaltung der bestehenden Familienverträge sich nur auf diejenigen beziehe, die zur Zeit der Errichtung des deutschen Bundes wirklich bestanden haben, oder auch auf diejenigen, welche durch Akte der Gesetzgebung zur Zeit des Rheinbundes aufgehoben worden waren, so daß sie hinwiederum durch Nichtigerklärung jener Gesetze von Neuem ins Leben gerufen sind, das ist eine unter unsern Rechtslehrern noch streitige Frage.

Noch ist hier eines Gemeinwesens zu gedenken, welches, mitten im Staate stehend und diesen ganz durchdringend, doch eigne Zwecke selbstständig verfolgt und darum für sich von je eine besondere A. in Anspruch genommen hat: der Kirche. Die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse, in welchen die Kirche, als die Erscheinung des innern Gesammtlebens einer Religionsgemeinde, zum Staate, als der Erscheinung des äußern Gesammtlebens eines Volkes, steht, bringt es mit sich, daß die Kirche, da sie eine im Staate existirende Gesellschaft bildet, die weder über dem Staate stehen, noch bei der Verschiedenheit ihres Ursprungs, ihres Gegenstandes u. ihrer Mitte mit dem Staate zusammenfallen oder seinen Zwecken willkürlich dienstbar gemacht und aufgeopfert werden soll, ihre Verfassung und ihre innern Angelegenheiten und Verhältnisse, zumal was Glaubenssachen, Liturgie und Kirchendisciplin betrifft, unabhängig von jeder positiven Einwirkung der Staatsgesetzgebung ordne und der Staat darauf beschränkt bleibe, vermöge des Rechts der Oberaufsicht den von der Kirchengewalt erlassenen Gesetzen und Anordnungen, in soweit dadurch dem Staatszweck Eintrag gethan würde, die Genehmigung zu verweigern und ihre Vollziehung zu verhindern. Dies ist es, was man unter der kirchlichen A. versteht, die wenigstens von der katholischen Kirche der Staatsgewalt gegenüber als ein selbstständiges, vollkommenes Recht geübt wird, in protestantischen Ländern aber bei der hervorgebrachten Uebertragung der obersten Kirchengewalt auf die Person des Staatsoberhauptes mehr nur dem Grundsatze nach anerkannt, als der Sache nach vorhanden ist.

Autonommünzen (nummi autonomi), alte Münzen eines Volkes od. einer Stadt, welche kein Zeichen des Verlustes der Freiheit tragen, namentlich keinen Kopf od. Namen eines Königs od. Kaisers. Ihnen entgegen stehen die Nummi officiosi (Pflichtmünzen), oder, wie sie gewöhnlich genannt werden, die Nummi regii und imperatorii. Zuweilen hat der Typus Bezug auf die Stadt und deren Namen, und oft ist ein Nationalbild aufgeprägt. So zeigt Athen die Pallas nebst der Eule, Syrakus die Proserpina und eine Biga oder Quadriga, Cardia in Thracien wählte das Herz, Side in Pamphylien den Granatapfel ꝛc. Als Nationalbild brauchten die Böotier den eingeschnittenen Schild, die Macedonier den eiförmigen, die Chier die Sphinx, die Ephesier die Biene, die Knossier das Labyrinth, die Tyrrhacher und Apollonier das säugende Kalb, u. dgl. Manche Städte bezeugten ihre Freiheit noch besonders durch die Inschrift: AVTONOMOC oder AVTONOMOV. Man findet unter den A. viele, deren Prägorte unter den Römern nichts weniger als autonomisch

waren, ja die Autonomie nie besessen hatten, wie die von römischen Kaisern gegründeten Städte. Entweder galt hier das Münzrecht für Autonomie, oder die auf den Münzen zur Schau getragene Freiheit war leerer Prunk.

Autopistie (v. Griech.), unmittelbare, besonderer Beweise nicht bedürfende Glaubwürdigkeit, z. B. eines Menschen von anerkannter Einsicht und Redlichkeit, einer Lehre, die für göttliche Offenbarung gilt oder eine allgemein gültige, an sich gewisse Wahrheit ausspricht. In der Dogmatik ist A. die Eigenschaft der heiligen Schrift, nach welcher diese an und für sich Glauben verdient, den Grund ihrer Glaubwürdigkeit in sich selbst hat, ohne anderweitiger Zeugnisse und Beweise zu bedürfen. Nach der älteren Kirchenlehre hat die Schrift diese Eigenschaft als inspirirter Codex der göttlichen Offenbarungen; dieselbe gilt unbedingt von allen biblischen Büchern, mag der Inhalt derselben religiöser Art sein oder nicht, mögen Vernunft und Wissenschaft beistimmen oder widersprechen. Richtiger beschränkt man dagegen in neuerer Zeit die A. der heiligen Schrift auf die in der Bibel enthaltenen ewigen Wahrheiten u. auf das mit Vernunft, Erfahrung und mit sich selbst Uebereinstimmende.

Autoplastik (v. Griech.), Selbstbildung, chirurgisches Verfahren, wobei behufs der Ergänzung oder Wiederherstellung fehlender Theile das nöthige Material vom Körper des Kranken selbst genommen wird, wie z. B. bei der Bildung einer neuen Nase aus den Weichtheilen der Stirn. Dasselbe ist namentlich von Dieffenbach und anderen deutschen Chirurgen vervollkommnet worden und beruht darauf, daß Theile des lebenden Körpers, welche in der Weise auf andere wunde Flächen gebracht werden, daß sie noch durch eine Brücke mit der von ihnen früher eingenommenen Stelle zusammenhängen, durch die in dieser Brücke befindlichen Blutgefäße ernährt werden u. in Folge davon, ohne der Zersetzung zu unterliegen, an der wunden Stelle anwachsen können.

Autopsie (v. Griech.), Selbstschau, Selbstbeobachtung, eigenes Sehen, Wahrnehmen u. Erfahren überhaupt, entgegengesetzt den Berichten Anderer und dem daraus geschöpften Wissen. In der Mystik ist A. s. v. a. Anschauen Gottes; in der Medicin auch s. v. a. Leichenöffnung, Leichenschau.

Autopt (v. Griech.), Augenzeuge, ein durch Autopsie Belehrter. Autoptisch, auf eigener Anschauung beruhend, derselben entsprechend, gewiß, glaubwürdig.

Autor (v. Lat.), s. v. a. Auctor, in dem Sinne von Urheber einer Schrift, Schriftsteller; daher man von klassischen A.en, den Rechten der A.en und Verleger ꝛc. spricht.

Autorisation (v. Lat.), Ermächtigung, Ertheilung einer Vollmacht oder Befugniß.

Autorität (v. Lat. auctoritas), im weitesten Sinne Ansehen u. auf Ansehen begründete oder Ansehen gebende Macht; im engeren Sinne der Respekt einflößende geistige Einfluß, den der Besitz überlegener Macht oder anerkannter hervorragender Einsicht, Weisheit und Tugend verschafft. In der wissenschaftlichen Sprache heißen solche Gelehrte Autoritäten, welche sich in ihrem Fache einen so wohl begründeten Ruf erworben haben, daß ihre Stimme in Absicht auf die Wahrheit u. Sicherheit einer Angabe den Ausschlag gibt. Daher versteht man unter Autoritätsglauben das Zutrauen, welches man in das Urtheil u. in die Einsicht eines Anderen setzt. Ferner nennt man auch häufig Behörden, namentlich politische u. obrigkeitliche, A.en, wie schon die Römer die legal berechtigte Gewalt und Machtbefugniß ihrer Magistrate auctoritas nannten. Wenn man sagt, einem Beamten, Lehrer ꝛc. mangele es an der erforderlichen A., so meint man damit, es gehe ihm das wirksame, willigen Gehorsam begründende Ansehen ab, er wisse sich nicht in A. zu setzen, keine solche zu verschaffen. Wenn man neuerlich die A. und den Autoritätsglauben als Rettungsanker für die dem Untergang zueilende Gesellschaft angepriesen hat, so setzt man sie dem berechtigten oder unberechtigten Ringen nach Autonomie, insbesondere auch revolutionärer Willkür entgegen und versteht darunter alle sittlichen Kräfte und Bindemittel, welche die Gesellschaft zusammenhalten, namentlich auch die Achtung und den Respekt vor dem historisch Gegebenen. Wo diese ganz schwinden, wird man die wankende gesellschaftliche Ordnung durch Anwendung physischer Zwangsmittel schwerlich aufrecht erhalten können. Doch ist ein blindes Hingeben an die A. in allen Zweigen menschlichen Schaffens und Wirkens stets tadelnswerth und nachtheilig, und es können vernunftgemäß nur sittliche und sittlich berechtigte Kräfte Anspruch auf A. haben.

Autoritätslänge oder **-Kürze**, eine Silbe, deren Länge oder Kürze durch Autorität, d. h. nicht durch die prosodischen Grundgesetze, sondern durch das Ansehen und die Gebrauchsweise der besten Dichter entschieden wird.

Autos, griechisches Pronomen, bedeutet selbst (s. Auto); im Spanischen Mehrzahl von Auto, d. i. jeder öffentliche religiöse, gerichtliche oder gesetzliche Akt (daher Auto da Fe). Später verstand man unter A. alle Arten von dramatischen Vorstellungen, und noch später, von Lope de Vega's Zeit an, ausschließlich die geistlichen Dramen, welche zur Verherrlichung kirchlicher Feste öffentlich, meist in Verbindung mit Prozessionen aufgeführt zu werden pflegten und gewöhnlich in allegorischen u. mystisch-symbolischen Darstellungen von geringerem Umfange, als die Comedias, bestanden. Etwas Verwandtes waren die sogenannten Comedias divinas, von denen sich die A. eben durch ihren symbolischen und allegorischen Charakter, sowie durch ihre bestimmte Beziehung auf ein Mysterium des Glaubens unterschieden. Als eine besondere Gattung dramatischer Darstellungen erscheinen letztere schon seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts; doch erhielten sie ihre Ausbildung erst zur Zeit des Lope de Vega u. wurden durch diesen, der allein an 400 geschrieben haben soll, zu ihrer höchsten Blüthe erhoben. In dieser ausgebildeten Gestalt hatten sie, wie die Comedias, ein Vorspiel (Loa) und ein Zwischenspiel (Entremes), welche vorherzugehen pflegten und meist komischen, ja possenartigen Charakters waren. Dann erst kam die eigentliche religiös-allegorische Handlung (Auto), der aber ebenfalls oft komische Züge beigegeben waren, ja die nicht selten weiter nichts als eine geistliche Parodie (a lo divino) eines bekannten profanen Stoffs war, und bei der es vor Allem auf witzige epigrammatische Lösung ankam. Offenbar waren die A. aus den volksmäßigen Kirchenspielen entstanden, wie sie auch

früher häufig unter dem Namen Farsas (Possen) vorkommen. Doch waren sie keineswegs bloße Fronleichnamsspiele, die nur eine Art derselben ausmachten. Eine Hauptart der A. nämlich waren die Autos sacramentales, zur Verherrlichung des Fronleichnamsfestes (Fiesta del corpus) bestimmte, daher in ihnen die Beziehung auf den Gegenstand dieses Festes, das Sakrament des Altars, am Schluß, wo gewöhnlich auch der Leib des Herrn oder der Kelch sichtbar wurde, besonders deutlich hervortritt. Ihre Aufführung fand auf den Straßen und öffentlichen Plätzen auf eigens zu diesem Behuf errichteten Gerüsten Statt, und die pomphaften Fronleichnamsprozessionen pflegten daher hier Statienen zu machen. Unmittelbar nach den kirchlichen Handlungen der Priester begannen die Schauspieler der A., die gewöhnlich der Prozession auf Wagen folgten, ihre Vorstellungen (Fiesta de los carros), bei denen das Volk, in Madrid in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofs, dieselbe Andacht zeigte wie bei den heiligen Handlungen selbst. Die A. waren kurz, selten länger, als eine Jornanda der Comedias. Diese Art derselben ist vornehmlich von Calderon ausgebildet worden, der während eines Zeitraums von 37 Jahren dergleichen Stücke für die Feier des Fronleichnamsfestes in Madrid und eine Zeit lang auch für Toledo, Sevilla und Granada abfaßte und gerade in dieser Gattung des Drama's seine größte Meisterschaft zeigte. Denn an Tiefe der Auffassung, Ingeniosität der Erfindung, Feinheit der Durchführung und mystischer Begeisterung übertrifft er in seinen A. nicht nur alle übrigen Dichter Spaniens, welche solche lieferten, sondern auch sich selbst, indem seine A., auf die er selbst den größten Werth legte, in Absicht auf künstlerische Vollendung und seinen weltlichen Dramen noch vorzuziehen sind. Mehre der letzteren, wie „Der Maler seiner Schande" und „Das Leben ein Traum", arbeitete er selbst in A. („El pintor de su deshonra", „La vida es sueño") um. Eine andere Art der A. waren die Autos al nacimiento, die zur Feier der Geburt Christi und daher zur Darstellung am Weihnachtsfeste bestimmt waren. Ihr Ursprung ist unstreitig in den uralten Christnachtspielen (tudl natales) der Kirche zu suchen, sowie mit ihnen in den Weihnachtseklogen des Encina und Gil Vicente auch die ersten kunstmäßigeren Versuche im Drama in Spanien und Portugal ihren Anfang nahmen. Sie behandeln die Anbetung der Hirten, die Flucht nach Aegypten, oder ein anderes Moment aus diesem Theil der evangelischen Geschichte und es treten daher in ihnen die Mutter Gottes u. der heilige Joseph gewöhnlich als Hauptpersonen auf, neben denen die allegorischen Personen in den Hintergrund zurücktreten. Diese A. wurden eben sowohl in den Kirchen und den Sakristeien, als im Freien, später auch in Schauspielhäusern aufgeführt. Manchmal sind sie in drei kleine Jornandas eingetheilt, und meist tragen sie noch ganz das Gepräge ihres ursprünglichen naiv-kindlichen Charakters. Eine dritte Art der A. waren für verschiedene specielle Feste, wie z. B. das des Landespatrons, des heiligen Jakob, bestimmt. Selbst zur Feier weltlicher Feste wurden manchmal besondere A. verfaßt, wie z. B. zur Feier der Vermählung Philipps III. mit der Erzherzogin Margaretha, zur Verherrlichung eines Friedensschlusses zwischen Frankreich und Spanien ꝛc. Die metrische Einrichtung der A. ist der der Comedias ganz analog. Calderons A., die vor allen anderen einen Begriff von dieser Gattung geben, sind in einer besondern Sammlung (6 Bde., Madrid 1717; 2. Aufl. 1759 bis 1760) erschienen. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden die A. als eine ungeziemende Profanation des Heiligen durch königliche Ordre verboten und kamen seitdem, wenigstens als stehende Gattung des spanischen Drama's, außer Gebrauch.

Autoschediasma (griech.), ein aus dem Stegreif gefertigtes Werk, besonders ein poetisches Impromptu; dann besonders ein dithyrambischer Gesang zu Ehren des Bacchus, verbunden mit kunstlosem Tanze oder einer Aktion, vielleicht der erste Anfang des chriechischen Drama's.

Autos epha (griech., d. h. „Er [Pythagoras] hat's gesagt"), Formel der Pythagoräer, womit sie als mit ihrem letzten und höchsten Grunde ihre Ansichten und Behauptungen zu rechtfertigen pflegten. Kein zur Schule Gehöriger durfte noch widersprechen, sobald das A.e feststand. Dasselbe wird daher jetzt noch sprüchwörtlich, auch wohl ironisch als Bezeichnung der Glaubwürdigkeit oder Untrüglichkeit eines bedeutenden Mannes, Parteihauptes ꝛc. gebraucht.

Autun, Stadt im französischen Departement Saone-Loire, am Flusse Arroux und am Abhange des Mont-Cenis amphitheatralisch gelegen. Die Stadt wird in drei Quartiere getheilt: le Chateau, mit den beiden Kathedralkirchen, deren eine ehemals die Kapelle der Herzöge von Burgund war, und dem Place des Tarreaux mit einer schönen Fontaine aus der Zeit Ludwigs XII. oder Franz' I.; la Ville, mit dem von schönen Gebäuden umgebenen großen le Champ de St. Latre oder de St. Lazare, dem prachtvollen Seminarium (1762 erbaut), worin später eine Baumwollenzeuchmanufaktur errichtet wurde, und einer sehr schönen Promenade, le Marchaux (vielleicht Martis campus), das eigentliche alte A., mit engen, winkligen Straßen und niedrigen, schlecht gebauten Häusern. A. ist Sitz eines Obertribunals und eines Handelsgerichts, hat 10 Kirchen, ein Collége, ein theologisches Seminar, eine öffentliche Bibliothek und Gemälde-, sowie eine Naturalien- und Antiquitätensammlung. Die Einwohner (11,156 an der Zahl) betreiben Tuch-, Teppich-, Leder-, Strumpf- und Papierfabriken, Eisenwerke und Weinbau, sowie Handel mit Getreide, Wein, Hanf, Holz und Vieh. Die Stadt, wie ihre Umgebung, ist reich an Ueberresten antiker Bauten, die von ihrem ehemaligen Flor zeugen. Die bemerkenswerthesten sind die Tempel des Janus mit 2 Meter dicken Mauern, des Pluto und der Proserpina, des Apollo, Hercules, Jupiter auf dem Berge Montjeu (mons Jovis), der Juno, der Venus, der Cybele und der Minerva. In einem Thale, welches sich bis an die Mauern der Stadt erstreckt, war eine Naumachie. Zwei alte Thore sind gut erhalten, das Thor St. André mit einer Gallerie jonischen Styls, unter Konstantin dem Großen errichtet, und das Arrouxthor, korinthischen Styls und mit reichen Ornamenten. Bei dem Weiler Conard auf einem Felde, wo man zahlreiche Grabdenkmäler und Aschenkrüge aufgefunden, erhebt sich eine vierseitige Pyramide, die sich auf einer 22 Meter im Quadrat haltenden Basis 20 Meter hoch erhebt. Auch hat man in diesen Bauüberresten werthvolle Skulpturen, Inschriften ꝛc. gefunden.

Auf der Nordseite der Stadt liegen auf einer Anhöhe die Ruinen der in den Revolutionsstürmen zerstörten Abtei St. Martin, in welcher die Stifterin derselben, die Königin Brunehaut, begraben lag. A., eine Gründung der Phocäer, hieß als Hauptstadt der Aeduer Bibracte, unter Augustus Augustodunum, unter Constantinus Flavia Aeduorum. Es war die größte und volkreichste Stadt der Aeduer im lugdunensischen Gallien, hatte eine sehr frequente Druidenschule und diente Cäsar als Stützpunkt für seine Unternehmungen. Später war es berühmt als Sitz der Gelehrsamkeit und hatte eine berühmte Rhetorenschule. Nach siebenmonatlicher Belagerung wurde es 270 n. Chr. von Tetricus völlig zerstört, von Konstantin dem Großen wieder aufgebaut, 355 von den Alemannen belagert und von Julian entsetzt, 451 von Attila, 523 von den Burgundern, 731 von den Arabern und 888 von den Normannen geplündert und verwüstet. Später hatte es eigene Grafen, die Karl der Einfältige 888 zu Herzögen von Burgund erhob. Im Jahre 1379 wurde es von den Engländern eingeäschert. Im 16. Jahrhundert nahm es lebhaften Antheil an den damaligen Bürgerkriegen. Unter den Koncilien, die hier gehalten wurden, ist das von 1094 merkwürdig, weil es den König Philipp I. von Frankreich wegen Verstoßung seiner Gattin Bertha exkommunicirte. Die Gegend um A. hieß von dieser ihrer Hauptstadt Autunois.

Auvergne (lat. Alvernia, im Alterthum Arvernia, Avernia, Avernorum terra), Landschaft im Innern von Frankreich, zwischen Bourbonnais, Marche, Limousin, Guienne, Languedoc und Lyonnais gelegen, umfaßt einen Flächenraum von 302 QM. mit gegen 650,000 Einwohnern, führte früher den Titel einer Grafschaft und war bis zur Revolution eine besondere Provinz, aus welcher die beiden Departements Cantal und Puy-de-Dôme gebildet wurden. Die Landschaft wird von Süden nach Norden vom Allier durchströmt, unter dessen Nebenflüssen Alagnon und Morge die bedeutendsten sind; auch entspringt hier die Dordogne. Das Land zerfällt in Ober- und Niederauvergne (Haute- und Basse-Auvergne). Niederauvergne, die nördlichere und größere von beiden Landschaften, mit der Hauptstadt Clermont, ist reich an reizenden Gegenden und hat ein sehr mildes Klima. Durch Fruchtbarkeit zeichnet sich namentlich die Thallandschaft Limagne am linken Ufer des Allier aus. Oberauvergne, mit der Hauptstadt Saint-Flour, wird von zahlreichen Berggipfeln bedeckt, welche 7—8 Monate des Jahres hindurch mit Schnee bekleidet sind und das Klima rauher machen, als die südliche Lage des Landes erwarten läßt. Das Gebirge der A. (auvergner Gebirge) ist eine sehr ausgedehnte, im Norden des oberen Lot, im Osten der oberen Dordogne und im Westen des Allier gelagerte Vulkanmasse. Dieselbe besteht aus einer von Süden gegen Norden in einer Höhe von 3200 und 2800 Fuß sanftgeneigten terrassenförmig aufgeschichteten Hochfläche, die einer großen Menge von kuppelförmigen Gipfeln (Puys) zur Basis dient. Letztere lassen sich wiederum in die 3 Hauptmassen das Cantal (im Süden), Mont d'Or (in der Mitte) und Puy-de-Dôme (im Norden) mit den gleichnamigen Gipfeln, von denen der erste 6320 Fuß, der zweite 6160 Fuß und der dritte 4784 Fuß hoch ist, gruppiren. Zu bemerken sind ferner die 3000 Fuß hohe Kette Marguerite am linken Ufer des oberen Allier, sowie die fast gleich hohe Aubrackette am rechten Ufer des oberen Lot, welche die Verflusen der Hochterrasse bilden, endlich die Vorterrassen: die südliche (niedrigere, von 14—1800 Fuß absoluter Höhe) von Rouergue, die sich ostwärts an den Cevennenzug lehnt, die westliche von Limousin, die nördliche von Bourbonnais, von denen nur die westliche zwar nicht zusammenhängend, aber in einzelnen zerstreut liegenden Kuppen, z. B. in dem 4200 F. hohen Mont-Odouse an den Quellen der Vienne und Creuse, eigentliche Gebirgsbildung trägt, während die anderen nur aus wellenförmigen Flächen ohne bedeutende Abwechselung des Niveau's bestehen. Eine große Regelmäßigkeit zeigt sich in der Richtung der vulkanischen Kegel in der A., wie wir dieselbe außerdem nur auf den kleinen Antillen, in Peru und Mexiko beobachten. Die ganze Mittelgebirgsgruppe von Südfrankreich weist zwar deutliche Spuren ehemaliger vulkanischer Thätigkeit auf, von einem Ausbruche weiß aber die Geschichte nichts zu referiren; nur Erderschütterungen waren ziemlich häufig, z. B. 458 (oder 465), 1733, 1752, 1782, 1785, 1803, 1807, 1808 am 10. Jan. u. am 4. März. Die Meinung, daß noch im 5. Jahrhundert n. Chr. in der A. ein Vulkanausbruch erfolgt sei, ist nach v. Hoff und neueren Geologen nicht gegründet. Die mit vulkanischem Gestein bedeckten Plateaux sind öde, die Abhänge aber und die Thäler zeigen in Folge der Verwitterung vulkanischer Erdarten fruchtbaren Boden, auf welchem Getreide, Gartenfrüchte, edle Obstarten und Wein gedeihen. An weniger ergiebigen Stellen wechseln Waldungen mit Hanf- und Flachsfeldern und guten Weideplätzen. Der Ackerbau wird zum Theil noch vernachlässigt, die Viehzucht, besonders Mauleselzucht dagegen ist ausgezeichnet. Auch Wild findet sich noch in Menge vor, und die Flüsse sind fischreich. An Mineralien lieferten die Gebirge ehedem Gold- und Silbererze; jetzt wird noch Eisen, Blei, Kupfer, Spießglanz und Steinkohle ausgebracht. Auch hat die Landschaft viele Mineralquellen aufzuweisen; in weitverbreitetem Ruf stehen die Quellen von Angles, Ste. Marguerite, Vic-en-Carlades, Vic-le-Comte, Martres-de-Veyre, St. Myon, Chanonat, Châtelguyon, Chaudes-Aigues, Jaude, Pontgibaud, Ste. Florette und Berne. Die Auvergnaten sind ein Gebirgsvolk, arm, unwissend und ziemlich roh, aber rechtschaffen und gastfrei. Viele wandern als Arbeiter nach Paris aus, daher bleibt die heimische Industrie auf Weberei, Gerberei und Papierfabrikation beschränkt. Die Auvergnerweine gehören zu den geringeren französischen Weinen, können nur im ersten Jahre verführt werden und bleiben selten über 2—3 Jahre gut. Die besten Sorten sind der rothe Chanturgue, der blaßrothe Chateldon, der länger haltbare Chavenay und Charlieu, und die weißen Sorten: Corent und Chateau-Grillet.

A. ist das Land der alten Arverner und hat von diesen seinen Namen. Sie waren ein mächtiger Volksstamm, dessen Gebiet sich von der Loire bis zum Mittelmeer und von den Pyrenäen bis zum Rhein erstreckte. Am Hofe ihres Königs Luerius (Luernius), im 2. Jahrhundert v. Chr., herrschte große Pracht; man kannte selbst öffentliche Gym-

naſten und Theater. Betultus (Betuitus), des Luerius Sohn u. Nachfolger, kriegte mit den Aeduern u. in Folge deſſen auch mit den Römern. Es kam zum Treffen bei Vindalium am Zuſammenfluſſe der Sorgue u. der Rhone (122 v. Chr.), wo der Konſul Domitius Ahenobarbus ſiegte, u. 121 v. Chr. zu einer zweiten Schlacht an der Rhone, wo der Konſul Fabius Maximus mit 0,000 Römern ein Heer von 200,000 Mann Arvernern u. Allobrogern vernichtete und Betultus ſammt ſeinem Sohne Conzentiacus gefangen genommen wurde. Beide mußten zu Rom den Triumphzug des Konſuls verherrlichen. Nichtsdeſtoweniger blieb die A. noch ferner im Beſitz ihrer Freiheiten. Nachdem das Volk eine Zeitlang unter ariſtokratiſcher Verfaſſung gelebt, erhob ſich Vercingetorix, Sohn des Celtillus (Celtillus), als Autokrat u. wurde von ſämmtlichen Galliern zum gemeinſamen Heerführer gegen die Römer gewählt. Cäſar nahm ihn in Aleſia (52 v. Chr.) gefangen und brachte ihn nach Rom, wo er hingerichtet wurde. A. wurde darauf als Theil von Aquitania römiſche Provinz, behielt jedoch noch einige Privilegien, und ihre Hauptſtadt Auguſtonemetum (Clermont) wurde mit dem römiſchen Bürgerrechte beſchenkt. Als die Römer Gallien räumten, nahmen die Weſtgothen um 474 die A. in Beſitz; ſie wurden 507 von den Franken unter Chlodwig vertrieben. Im Jahre 511 ward das Gebiet der Auvergnaten dem auſtraſiſchen Reiche einverleibt, 630 aber wieder davon getrennt u. dem Herzog von Aquitanien, Boggis, übergeben. Fortan ſtand das Land unter Grafen, welche von den Herzögen von Aquitanien eingeſetzt wurden. Graf Blandin (Blanden) veranlaßte als Geſandter des Herzogs von Aquitanien am fränkiſchen Hofe durch ſtolzes Benehmen den Krieg zwiſchen Pipin dem Kurzen und ſeinem Herrn, Herzog Waifar (760). Pipin belagerte und zerſtörte Clermont, Blandin fiel 763, u. 768 wurde A. mit ganz Aquitanien wieder unmittelbare fränkiſche Provinz. Karl der Große ſetzte Bertmond (774) als Grafen über A. Dieſem folgte der merovingiſche Prinz Jeterius (778), Enkel Eudo's von Aquitanien, u. mit Stephan ſchloß die Reihe der aquitaniſchen Grafen 864. Seit dieſer Zeit ſtand das Land unter erblichen Grafen, als deren erſter Bernhard II. genannt wird. Sein Haus erloſch 928, worauf das Land an die Grafen von Poitiers u. Herzöge von Guienne fiel und von dieſen an andere Häuſer kam. Graf Guido II. wurde 1209 von König Philipp II. als Verbündeter der Engländer vertrieben und die Grafſchaft als Kronlehn eingezogen. Der König belehnte nun Guido von Dampierre mit A., doch ſchon mit dem Tode von deſſen Sohne Archimbald fiel das Land an die Krone zurück. Ludwig VIII. verlieh daſſelbe ſeinem zweiten Sohne Alfons von Poitou zur Apanage; ſpäter erhielt Wilhelm de la Tour von Ludwig XI. die Anwartſchaft darauf. Doch ward der größere Theil der Grafſchaft nach Alfons von Poitou Tode von der Krone eingezogen, und nur ein kleiner Diſtrikt blieb dem Hauſe la Tour, welches nun den Titel la Tour d'A. annahm. Damals ſchon war die Grafſchaft A. auf ihre ſpäteren Grenzen beſchränkt. Johann, Herzog von Berri, erhielt 1360 die A. von ſeinem Vater, König Johann, zur Apanage; nach ſeinem Tode 1416 ward ſie von Karl VI. an Maria von Berri als Ausſteuer bei ihrer Vermählung mit Johann von Bourbon abgegeben, und Ludwig XII. ließ 1505 die Grafſchaft auch nach Erlöſchen des männlichen Zweiges der Bourbons der Erbtochter des letzten, Peters II. († 1503), Suſanna, Gemahlin des Connetable von Frankreich, Karls von Bourbon. Nach Suſanna's Tode machte die Mutter Franz' I. Anſprüche auf die A., u. die Entſcheidung des Königs für ſeine Mutter oder vielmehr für die Krone, welcher die Grafſchaft zugeſprochen wurde, war die Hauptveranlaſſung des verhängnißvollen Uebertritts des Connetable zu Karl V., welcher auch die Konfiskation aller Güter Bourbons zur Folge hatte. Der kleine Theil der Grafſchaft, welcher zu Anfang des 15. Jahrhunderts an Wilhelm de la Tour gefallen war, kam nach u. nach an Margarethe de la Tour, welche 1518 Lorenzo von Medicis, Herzog von Urbino, heirathete. Ihre Tochter war Katharina von Medicis, welche A. dem Herzoge von Angoulême ſchenkte. Margarethe von Valois, Tochter Katharina's, focht dieſe Schenkung an, und das Parlament ſprach ihr den Beſitz von A. auch zu, worauf Margarethe die A. an Ludwig XIII. abtrat. Mit den konfiscirten Gütern des 1527 geſtorbenen Connetable belehnte Franz II 1560 Ludwig II. von Bourbon, Herzog von Montpenſier, welchen der Connetable von Bourbon zu ſeinem Erben beſtimmt hatte. Die Montpenſiers erneuerten von da an den Titel Dauphin von A. Doch ſchon gegen Ende des 17. Jahrhunderts kam durch die Verheirathung der Marie von Bourbon-Montpenſier mit Johann Baptiſt, Herzog von Orléans, Bruder Ludwigs XIII., das Dauphinat von A. wie das Herzogthum von Montpenſier an den Herzog von Orléans, Bruder Ludwigs XIV., welcher das reiche Erbe mit der Krone vereinigte.

Auvillars (ſpr. Ohvilljahr), Stadt im franzöſ. Departement Tarn-Garonne, an der Garonne, mit 3000 Einw., Wollenzeugweberei, Strumpfwirkerei und Fayencefabrikation und einem Flußhafen.

Auxerre, Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements Yonne, an der Yonne u. am Abhange eines Hügels in äußerſt reizender Gegend gelegen, der aber das Innere der unregelmäßig u. ſchlecht gebauten Stadt wenig entſpricht. Ausgezeichnet unter den Gebäuden iſt nur die Kathedralkirche (1035 gegründet), eines der ſchönſten Denkmäler gothiſcher Baukunſt, u. die Abtei Saint-Germain (422 gegründet) mit den Gebeinen von 50 Heiligen, alle in einzelnen, beſonders dazu ausgehöhlten Grotten. A. iſt der Sitz der Präfektur u. der übrigen Departementalbehörden, eines Tribunals erſter Inſtanz und eines Handelsgerichts, hat eine Primärnormalſchule, eine öffentliche Bibliothek von 24,000 Bänden, ein Naturalien- und Antiquitätenkabinet und einen botaniſchen Garten. Die Einwohner, 15,119 an der Zahl, betreiben Tuch-, Serge-, Droguet-, Baumwollen- u. Strumpfwebereien, Gerbereien, Baumwollenſpinnereien, Glas- u. Fayencefabriken ꝛc., Wein- u. Holzhandel. Eine ſchöne, mit Fontainen gezierte Promenade umgibt die Stadt. Eine Meile von derſelben entfernt iſt die merkwürdige (verſteinernde) Mineralquelle Bel ombre.

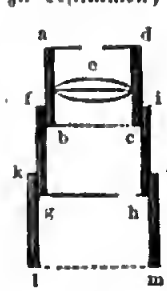
Von den 4 Sorten des hier wachsenden Auxerreweines, eines leichten Burgunders, gehört der Chourette u. der Migraine zu den besten Burgunderweinen. Unter den ehemals hier üblichen Gebräuchen war das bis 1407 gefeierte Narrenfest u. das bis 1583 im Schiff der Kathedrale übliche Ball- oder Knaulfest höchst eigenthümlich. A. ist das Autissiodorum der Alten; seit dem 3. Jahrhundert erscheint es als Bischofssitz. Die Römer behaupteten sich hier gegen die Burgunder, aber der Frankenkönig Chlodwig eroberte die Stadt. Im 10. Jahrhundert stand Stadt u. Umgegend (Auxerrois) unter den Grafen von Burgund. Zu Anfang des 11. Jahrhunderts erhielt sie eigene Grafen, die jedoch bischöfliche Lehnsträger waren. Agnes, die Erbtochter Guido's, des letzten derselben, vermählte sich mit Peter von Courtenay, lateinischem Kaiser von Konstantinopel. Hierauf wechselten verschiedene Häuser in dem Besitze von A. Johann IV. von Challon verkaufte es 1370 an König Karl V., u. Karl VII. trat die Grafschaft an Burgund ab, von welchem sie durch die Friedensschlüsse zu Cambray und Crespy an Frankreich zurückfiel.

Auxesis (griech.), Vermehrung; in der Grammatik s. v. a. Augment; in der Rhetorik s. v. a. rednerische Uebertreibung.

Auxilium (lat.), Hülfe, Beistand, Schutz; im Mittelalter eine Beisteuer des Leibeigenen, sowie des Vasallen zu außerordentlichen Ausgaben seines Herrn. Dieselbe war feststehend, wenn der älteste Sohn des Herrn wehrhaft gemacht (a. militis), oder die älteste Tochter ausgestattet, oder der Herr aus der Gefangenschaft ausgelöst wurde. A. pallii war die Beisteuer, welche eine Diöces zur Lösung des Palliums für ihren neukreirten Bischof in Rom erlegen mußte. A. populare hieß im römischen Rechte ein Volksbeschluß für Aufhebung einer eingeleiteten Untersuchung oder auch ein derartiges Velo der Tribunen, im weiteren Sinne auch solche Augurien, welche die Verurtheilung eines Angeklagten hinderten, sowie Krankheit, freiwilliges Exil des Angeklagten, oder Aufgeben der Klage von Seiten des Klägers.

Auxois, sonst Distrikt des französischen Gouvernements Bourgogne, zwischen Autunois, Dijonois, Auxerrois u. Nivernois, mit der Hauptstadt Semur; unter den Römern von den Mandubiern bewohnt, mit deren Hauptstadt Alesia (jetzt Alise), daher später Pagus Alesiensis oder Alexiensis genannt; eine Zeitlang selbstständige Grafschaft, jetzt in die Departement Yonne u. Cote d'or vertheilt.

Auxometer (v. Griech.), astronomisches Instrument, um die Vergrößerung eines Fernrohrs (s. d.) zu bestimmen, Erfindung des londoner Optikus Adams. Es besteht aus 3 messingenen Röhren, welche zusammengeschoben in der Länge 1½ Zoll u. 11 Linien im Durchmesser halten. Die erste Röhre a b c d steckt in der andern und besitzt in einiger Entfernung von der Augenöffnung eine Glaslinse, e; die zweite Röhre f g h i, welche in der dritten steckt, hat am Ende eine durchsichtige Hornscheibe, auf welcher Parallelstriche in einer Entfernung von $^1/_{1000}$ Zoll von einander gemacht worden; die dritte Röhre endlich ist auf beiden Seiten offen und dient vorzüglich nur dazu, die durchsichtige Hornscheibe g h so zu stellen, daß sie das Bild hinter dem Objektivglase im Fernrohre deutlich empfangen kann. Auch ist auf dieser Röhre ein Zoll in Zehntheile u. ein Zehntel in Hunderttheilchen getheilt. Beim Gebrauche richtet man das Fernrohr nach einem Gegenstande hin, welchen man durch selbiges deutlich sehen muß; hierauf zieht man die Röhre a b c d so weit heraus, daß man durch die Linse e die Parallelstriche auf der Hornscheibe g h gegen den Himmel gerichtet deutlich wahrnehmen kann; nun bringt man das ganze A. an die Okularröhre des Fernrohrs u. schiebt die Röhre k l m n so lange hin u. her, bis man das Bild im Fernrohre durch die Linse e auf der Hornscheibe g h deutlich abgebildet erblickt; alsdann zählt man die Parallelstriche, welche der Durchmesser des Bildes einnimmt, mißt mittelst eines Zirkels den Durchmesser der Oeffnung des Objektivglases in Hunderttheilchen des Zolls und dividirt selbigen durch die Anzahl von Hunderttheilchen, welche das Bild des Objekts im Durchmesser auf der Hornscheibe einnimmt. Der gefundene Quotient ist die Vergrößerungszahl. Vermöge der Theorie verhält sich nämlich die Fokuslänge des Objektivglases zur Fokuslänge des Okularglases wie der Oeffnungsdurchmesser des Objektivs zum Oeffnungsdurchmesser des Okulars. Da nun gerade dahin das Bild des Gegenstandes fällt, wo das Okularglas ist, so hat man auch die Fokuslänge des Objektivs zur Fokuslänge des Okulars, wie den Oeffnungsdurchmesser des Objektivs zum Durchmesser des Bildes. Weil bei dem galilei'schen Fernrohre das Okularglas kein physisches Bild zuwege bringt, so kann auch bei diesem dies A. nicht gebraucht werden.



Auxonne (Auffonne), Stadt im französischen Departement Cote d'or, an der Saone, Festung dritten Ranges, mit Schloß, Arsenal, Artillerieschule, Stückgießerei, Handelsgericht. Die Einw., 4650 an der Zahl, betreiben Fabriken für Oel, Serge, Tuch, Musselin, Messerschmiedsarbeiten, lebhaften Handel mit Korn, Wein, Holz u. Tuch. A., sehr alt, soll früher Auffonia geheißen haben. Im 11. Jahrhundert hatte es eigene Grafen. Graf Wilhelm hinterließ die Grafschaft 1126 den ihm verwandten Brüdern Wilhelm u. Reginald, welch Letzterer, zugleich Graf von Burgund, aber dem Bruder seinen Antheil an A. abtrat. Da Reginald nur eine Tochter, Beatrix, Gemahlin des Kaisers Friedrich I., hinterließ, so nahm Wilhelm nach seines Bruders Tode den Titel Graf von Burgund an. Sein Sohn vertauschte aber schon 1237 die Grafschaft A. gegen die Herrschaft Salins an Herzog Hugo IV. von Burgund, u. sie blieb von jetzt an mit diesem Herzogthum vereinigt. Nach Karls des Kühnen Tode bemächtigte sich Ludwig XI. der Grafschaft A.

Auxume (Axume), s. Axum.

Auzout, Adrien, französischer Astronom, zu Rouen geboren, lebte zu Paris. Eines der ersten Mitglieder der Akademie, verlor er diese Stelle durch Intriguen, begab sich nach Italien u. † 1691 in Rom. Er ist bekannt durch seine Bemühungen, Objektivgläser für Fernröhre von sehr großer Brennweite zu Stande zu bringen. Auch erfand er den Mikrometer mit dem beweglichen Faden und wendete ihn beim Fernrohr des Quadranten an.

Ava, 1) (Aiewa), alte Hauptstadt des ehemaligen gleichnamigen hinterindischen Königreichs, das seit 1757 einen Bestandtheil des Reiches Birma bildet, und seit 1822 Haupt- und Residenzstadt des birmanischen Reiches (früher war das etwa 3 Stunden davon entfernte Amarapura Residenz), fast in der Mitte des letztern gelegen. Der ursprüngliche Name der Stadt ist Aengwai (Fischteich), in den officiellen Urkunden des Landes aber wird sie Ratanapura, d. i. die Juwelenstadt, genannt. Sie breitet sich in einer reich bewässerten und gut angebauten Ebene am Irawaddy (Ava) aus und wird von Südosten her von zwei andern kleinen schiffbaren Strömen umflossen, die durch einen Kanal mit einander in Verbindung stehen, so daß die Stadt gleichsam auf einer Insel steht. Die Stadt hat 2½—3 Stunden im Umfange und ist mit einer 15 Fuß hohen, 10 Fuß dicken Backsteinmauer umgeben. Der nordöstliche Theil derselben, durch eine eigene Mauer von dem übrigen Theile abgesondert, bildet die Königs- od. Palaststadt mit dem Palast des Herrschers und anderen öffentlichen Gebäuden. Der Palast ist ein prächtiges Gebäude von Holz und von innen und außen ganz vergoldet, mit vielen Dächern, die sich eines über das andere wölben und zuletzt in einen Thurm auslaufen, auf welchem ein Ti, d. i. ein Regen- oder Sonnenschirm, steht. Die vielen Tempel mit weißen, vergoldeten Thürmen geben der Stadt aus der Ferne einen imposanten Anblick, der aber in der Nähe verschwindet, denn die meisten Wohnungen sind bloße mit Gras bedeckte Hütten; selbst die Häuser der Großen bestehen in der Regel aus Holz. Die Gebäude liegen zerstreut über den ganzen großen Raum, viele Stellen sind ganz leer. Die Zahl der Einwohner fluktuirt zwischen 30,000 und 50,000; noch 1800 sollen es 175,000 gewesen sein. In der Nähe sind 5 Seen, aus denen das Land künstlich bewässert wird, und 3 Stunden von der Stadt erblickt man eine Reihe von Vorbergen, über die sich stufenweise 3 hinter einander aufsteigende Bergketten erheben. Alles Land bis zu jenen Vorbergen ist flache Ebene, von fleißigen Landleuten mit Reis bebaut, der hier doppelte, oft dreifache Ernten gibt. Auf der andern Seite des Irawaddy, im Nordwesten, A. gegenüber, liegt Chagaing (Sagaing), eine große Stadt zwischen Obsthainen, auf Anhöhen hinauf gebaut, voll Tempel und Klöster. Auch das Dorf Kyauflit liegt in der Nähe von A., in welchem in etwa 30 Werkstätten die Steinbilder des Gautama od. Buddha aus Marmor für das ganze Birmanenreich verfertigt werden. Im Uebrigen ist die ganze Umgegend mit Kioums (Klöster der buddhaistischen Mönche) besetzt. — 2) Fluß, s. v. a. Irawaddy.

Ava, altdeutsche Dichterin, aus edlem Geschlecht, lebte, verwittwet, als Inclusa wahrscheinlich in der Nähe von Göttwich in Oesterreich u. † den 8. Febr. 1127. Sie schrieb, von ihren Söhnen unterstützt, die religiösen Gedichte: Leben Jesu nach den Evangelien, vom Antichrist und vom jüngsten Gericht, gedruckt in Hoffmanns „Fundgruben" (Berlin 1830—1837, 2 Bde.).

Aval (Avall, avalle, lat., unten), stromabwärts; dann Bezeichnung einer schriftlichen Bürgschaft für einen Wechsel und der dadurch übernommenen Verbindlichkeit zur Zahlung. Die Verbürgung kann auf dem Wechsel selbst geschehen (und dies ist die ursprüngliche Bedeutung des Wortes, welches eine Bürgschaft durch Unterschrift bezeichnet) oder in einer besondern Urkunde. Im ersteren Falle kann sie geschehen durch jeden Ausdruck, wodurch gesagt wird, daß man im Falle der Nichtzahlung von Seiten des Ausstellers statt seiner zahlen wolle, namentlich auch durch die Worte: per aval mit der Unterschrift des Namens; oder durch die bloße Mitunterzeichnung bei dem Namen des Ausstellers, wenn der Wechsel nur von Einer Person ausgestellt und im Singular gefaßt ist, denn lautet er im Plural, so ist jeder Mitunterzeichner als völlig gleicher Mitschuldner zu betrachten; oder endlich durch Unterzeichnung eines andern, völlig gleichlautenden Exemplars desselben Wechsels, das anstatt an den eigentlichen Gläubiger an den Bürgen zahlbar gestellt und von diesem mit dem Zusatze: „Valuta in übernommener Bürgschaft für N." an den wirklichen Gläubiger girirt ist. Fehlt dieser Zusatz, so muß Der, welcher nur in der Absicht, sich zu verbürgen, indossirt hat, dennoch als wahrer Indossant, als Hauptschuldner haften. Geschieht die Wechselverbürgung in einer besondern Urkunde, so muß diese, um ihren Zweck erfüllen zu können, eine Abschrift oder doch die ganz genaue, jeden Irrthum ausschließende Bezeichnung des Wechsels, auf welchen sie sich bezieht, enthalten, auch ausdrücklich darauf gerichtet sein, daß der Aussteller nach Wechselrecht haften wolle. In Preußen genügt Letzteres nicht einmal, sondern die Urkunde muß selbst als Wechsel bezeichnet sein.

Avalle (Avala), serbischer Gebirgsflecken, südöstlich von Belgrad, mit Ruinen einer alten Burg des in der serbischen Geschichte berühmten u. in serbischen Volksliedern verherrlichten Ritters Toresa.

Avallon, 1) Stadt im französischen Departement Yonne, am Voisin, auf einem Granitfelsen in fruchtbarer und angenehmer Gegend, hat 4 Kirchen, ein Handelsgericht, Manufakturen in Droguets und Wollenwaaren, Handel mit Getreide, Wein, Holz ꝛc. und 5543 Einwohner. In der Nähe der Stadt befinden sich merkwürdige Tropfsteinhöhlen. In der Umgegend wird der Avallonwein, eine der vorzüglichsten Sorten Burgunder, gebaut. Die Stadt hieß im Alterthum Aballo. — 2) A. (Ynis Wydrin, Glastney, Glasinsel), Insel in der englischen Grafschaft Somerset, im Fluß Bret, alter Druidensitz, dann Kloster, das angeblich von Joseph von Arimathia gestiftet worden sein soll, wenigstens ältester Christensitz in England, von König Ina von Wessex wieder erneuert und von Heinrich VIII. zerstört. König Arthur soll hier begraben sein. — 3) A., britisch-nordamerikanische Halbinsel im Südosten Neufoundlands, zwischen den Baien Trinity und Placentia, nimmt Antheil an der Fischerei der großen Bank.

Avalos, Fernando Francesco d', s. Pescara.

Avan, großer Landsee in der schwedischen Provinz Umeå, zerfällt in einen nördlichen (Hornavan) und südlichen (Storavan) Theil und ergießt sich durch die Skellefteå oder Silvbuelf in den bottnischen Meerbusen.

Avance (franz.), Vorsprung, Vortheil; im Handelswesen Vorschuß oder ausgelegtes Geld, Guthaben. Man steht in A. (ital. Avanzo), wenn man mehr von Jemandem zu fordern hat, als man ihm schuldig ist. Dann versteht man darunter auch

einen Gewinn bei einem Handel und dergl., besonders einen Vortheil, der dem Aussteller eines Wechsels durch den Kurs zufällt, oder einen Gewinn, der sich bei der Monats- oder Jahresrechnung zeigt. Eine Waare gegen A. kaufen heißt: sie mit Leistung eines Vorschusses kaufen; eine Waare mit A. verkaufen: sie mit Gewinn verkaufen. In Uhren bezeichnet A. auf der Stellscheibe die Richtung, nach welcher der Zeiger gedreht werden muß, wenn die Uhr rascher gehen soll.

Avancement (v. Franz.), Aufrücken zu einer höhern amtlichen Stelle, besonders beim Militär. Es findet bei fast allen Armeen in den unteren Graden bis zum Hauptmann nach der Anciennetät (Dienstalter), vom Stabsoffizier an nach Rücksichten Statt, wobei Fähigkeiten und Kenntnisse besonders in Anschlag kommen. Im Kriege macht hervorstechende Tapferkeit von jeder Regel eine Ausnahme. Außerdem wird beim A. ein zweifaches System befolgt, je nachdem das Aufrücken in allen Graden durch die ganze Waffe Statt findet, oder die Beförderung bis zum Kapitän nur durch die einzelnen Regimenter geht und erst das Aufrücken in höhere Stufen durch die ganze Waffe erfolgt.

Avanie (franz.), willkürliche Geld- und Diensterpressung, besonders (Awani) die willkürlichen Zölle, welche die türkischen Beamten den Kaufleuten aufzulegen pflegen; auch hinterlistiger Ueberfall eines Schiffs.

Avant-chemin-couvert (franz.), der zweite oder äußere bedeckte Weg; s. Bedeckter Weg.

Avantcorps (franz.), im Bauwesen vorstehender Theil an der Façade eines Gebäudes, Erker; im Kriegswesen s. v. a. Avantgarde.

Avantgarde (v. Franz., Vorhut), diejenige Abtheilung einer marschirenden Armee, welche dem Hauptcorps vorangeht und die Bestimmung hat, nicht nur zufällige Hindernisse zu beseitigen, sondern auch das Terrain zu recognosciren und etwaige Angriffe des Feindes so lange vom Hauptcorps entfernt zu halten, bis dasselbe schlagfertig, also aufmarschirt ist, endlich wichtige Punkte früher zu besetzen, als der Feind sich ihrer bemächtigt oder sie unpraktikabel gemacht hat. Die A. muß stets und überall mit der größten Vorsicht zu Werke gehen und nach allen Seiten hin von ihren Seitenpatrouillen das Terrain auf das Sorgfältigste recognosciren lassen, denn von ihr hängt die Sicherheit des Hauptcorps ab. Sie muß im nöthigen Fall bereit sein, das Opfer zu werden, ehe sie dem Feinde gestattet, das Hauptcorps zu früh anzugreifen. Daher ist Umsicht, Entschlossenheit und Kaltblütigkeit die Hauptanforderung an den Kommandeur der A. So bestimmt es seine Pflicht ist, den Feind aufzuhalten, ihn möglichen Falls zurückzuwerfen, so fehlerhaft würde es von ihm sein, wenn er sich verleiten ließe, ein Hauptgefecht zu entriren, oder den Feind zu weit zu verfolgen; selbst wenn die A. stärker sein sollte als der Feind, wird es nur unter bestimmten Umständen erlaubt sein, denn der Hauptberuf der A. ist nur der, den Feind vom Gros zurückzuhalten, also mehr die Defensive zu ergreifen. Endlich darf die A., wird sie wirklich geworfen, sich nie flüchtend auf das Hauptcorps zurückziehen, sondern mehr seitwärts, vorzüglich wenn dasselbe gerade im Debouchiren begriffen ist. In der Kriegsführung unserer Zeit kommt auf die richtige Führung der Avantgardengefechte sehr viel, oft das Schicksal der ganzen Armee an, und der Charakter derselben unterscheidet sich wesentlich von dem der Gefechte der Arrièregarde (s. d.). Im Festungsbauwesen bezeichnet A. ein fleschenähnliches, kleines, vor das Glacis vorgeschobenes oder mit dem bedeckten Wege verbundenes Außenwerk.

Avant la lettre (franz., d. i. vor der Schrift), die ersten, vor dem Graviren der Unterschrift von einer Kupfer- oder Stahlstichplatte abgezogenen Abdrücke, entgegengesetzt dem weniger geschätzten avec la lettre, mit der Schrift. Es pflegen nämlich, ehe die Unterschrift oder der Name des Künstlers unter die Platte gesetzt wird, eine geringe Anzahl von Exemplaren davon abgedruckt zu werden, welche als die schönsten in höherem Werthe stehen.

Avanturin, s. Aventurin.

Avaren (Awaren), tatarisches Volk, dessen Namen man am richtigsten von dem eines ihrer Stämme Uar abzuleiten versucht hat. Sie gelten den meisten neueren Geschichtsschreibern für dasselbe Volk mit den in chinesischen Jahrbüchern erwähnten Geugen, welche (nach 310) in zwei Horden aus Korea nach Sibirien zogen und unter ihrem Khan Tutün (nach 402) in den Landschaften zwischen dem Ili, Irtysch und der hamilischen Wüste hausten. Schon bei Priscus (um 460) ließ man ihren Namen, häufiger werden sie jedoch erst seit Justinians I. Zeiten erwähnt, wo sie, gedrängt durch die vom Altai herstürmenden Hermichionen (Karmichionen) und andere Nomadenvölker, sich nach dem Westen wendeten und an der byzantinischen Grenze in Lazika erschienen. Zwei ihrer Horden, Uar und Chuni, setzten nach Europa über, erwirkten von dem Kaiser die Zahlung eines Jahrsgehalts, besiegten die Ueberreste der alten Hunnen, unterjochten die Anten, einen Zweig der Slaven, machten die Bulgaren (562) von sich abhängig, drangen unter ihrem Khan Bajan bis zur Donau vor, halfen den Longobarden (566) das Reich der Gepiden zertrümmern und verbreiteten sich über das ganze nachherige Ungarn, Oesterreich, Böhmen, Mähren und Lausitz, bis zu den Grenzen der Bayern und Thüringer. Pferdezucht und Kriegszüge auf gepanzerten Rossen blieben ihre Hauptbeschäftigung. Das Land wurde in 7 Hagane (Gauen) eingetheilt, welchen in Ringen wohnende Khane unter der Oberhoheit eines Khakhan vorstanden. Der einflußreiche Oberpriester führte den Titel Bokal Abras. Den Byzantinern (seit 581), den Franken (571 und 596) und den Longobarden (seit 610) fiel das räuberische Nachbarvolk höchst beschwerlich. Zur Zeit des letzten Krieges zwischen Byzantinern und Persern plünderte es (Juni 619) die Vorstädte von Konstantinopel und umlagerte (29. Juni bis 3. August 626) die Hauptstadt. Nach Bajans Tode (630) ausgebrochene Unruhen erleichterten jedoch den Bulgaren (635) die Wiedererlangung der Selbstständigkeit, nachdem bereits die Czechen (Böhmen) und Moravaner (Mähren) unter Anführung des Franken Samo sich in Freiheit gesetzt und auch die Sorben unter Dervan und andere slavische Stämme ihrem Beispiele gefolgt waren. Dennoch blieben die A. mächtig, bis Karl der Große (791) verheerend in ihr Land bis zur Raab hin einbrach, die Streitigkeiten ihrer Khane, von denen einer, Tudun, sich in den Schutz des Herzogs von

Friaul begab, ein anderer, Jugurrus, sich als Khakhan geltend zu machen suchte, benutzte u. durch seinen Sohn Pipin (796) mit fränkischen, longobardischen und slavischen Kriegern den Hauptring erstürmen und alles Land bis zur Theiß hin erobern ließ. Alle Schätze, die dieses räuberische Volk seit dreihundert Jahren den Griechen abgenommen hatte, wurden erbeutet. In demselben Jahre (796) kam der Khan der A., Tudun, nach Aachen, ließ sich taufen und schwur Karl Treue. In der Folge bewog derselbe Tudun die A. zu einem Aufstande (799), aber sowohl dieser, als Zodans (803) Empörung wurde unterdrückt, das Land an der Ens mit deutschen Ansiedlern besetzt und in 5 Grafschaften getheilt, welche man nachmals die Mark Oesterreich nannte. Selbst der Name der A. erlosch in den Donaugegenden, indem der über die Theiß zurückgehende Theil des Volkes sich mit den Bulgaren verband, der diesseitige sich unter der Mehrzahl slavischer Bevölkerung verlor. Nach 827 verschwinden sie ganz aus der Geschichte. Wahrscheinlich hat sich ein Ueberrest derselben im Kaukasus in der lesghischen Völkerschaft Awar (s. d.) erhalten.

Avarie, s. Havarie.

Ave (Have), gewöhnlicher Gruß der alten Römer, besonders am Morgen, s. v. a. sei willkommen, sei gesund, sei gegrüßt! In der katholischen Kirchensprache s. v. a. Ave Maria (s. d.); dann (A. matutinum und A. vespertinum) das Beten des Ave Maria früh u. Abends, sowie das dazu auffordernde Morgen- und Abendläuten der Glocken.

Avec la lettre, s. Avant la lettre.

Aveiro (Talabrica, Nova Braganza), Stadt in der portugiesischen Provinz Beira, an der Küste zwischen Oporto und Coimbra, in sumpfiger, ungesunder Gegend an der Mündung des Bouga gelegen, mit geräumigem, aber sehr versandetem Hafen, Sitz eines Bischofs, mit 5 Kirchen und 4600 Einwohnern, welche Handel mit Wein, Oel, Fischen, besonders aber mit Seesalz treiben. Im 16. Jahrhundert ein sehr bedeutender Handelsplatz, wurde A. nebst der Umgegend von König Johann III. zu einem Herzogthum erhoben, das bis 1720 dem Hause Lancastro gehörte.

Aveiro, Joseph von Mascarenhas, Herzog von, bekannt durch sein Attentat auf das Leben des Königs Joseph Emanuel von Portugal. Unter Johann V. war A. Oberhofmeister u. eben so mächtig als hochmüthig und gewaltthätig. Um so tiefer fühlte er sich daher beleidigt, als er unter Joseph Emanuel durch Pombal verdrängt wurde. Eine Verschwörung, von den Jesuiten angezettelt, von A. und dem hohen Adel, besonders der Familie Tavora, geleitet, sollte dem beiden Theilen verhaßten Regiment ein Ende machen. In der Nacht vom 3. zum 4. September 1758, als Joseph Emanuel von seiner Geliebten, der Marquise Theresia von Tavora, zurückfuhr, sprengten 3 Männer an den Wagen; einer derselben, A., schoß nach dem Kutscher; die zwei andern, A.'s Bediente, schossen von hinten zwischen dem Könige und dem rechts sitzenden Kammerdiener Texeira durch, wobei der König am rechten Arm verwundet wurde. Die scheu gewordenen Maulthiere wandten schnell um und führten so den Wagen aus dem Bereiche der übrigen, auf dem Wege zum königlichen Palaste aufgestellten Mörder. Gleich folgenden Tages hieß es in Lissabon, die Tavora's seien Urheber der That; doch wurde nicht das Mindeste gegen sie unternommen, und schon fühlten sich die verdächtigen Personen ganz sicher, als Pombal insgeheim die Wege über die Grenze und die Ausgänge der Stadt besetzen, die Häfen schließen und am 13. December sämmtliche Tavora's in Lissabon, am 14. auch den Herzog von A. verhaften ließ. Die Männer wurden in den Thiergarten, die Damen in Klöster gesperrt; nur Donna Theresia hatte bloßen Scheinarrest. Pombal selbst entwarf den Prozeß, bildete aus den höheren Gerichten des Landes einen höchsten Gerichtshof, trat selbst, weil kein Großer ohne die Stimme dreier Edelleute verurtheilt werden konnte, mit zwei andern Edelleuten an die Spitze desselben und leitete den 12. Januar 1759 die Verurtheilung ein. Schon am folgenden Tage wurde die Marquise Eleonora von Tavora enthauptet, ihre zwei Söhne und ein Eidam erdrosselt, ihr Gemahl, sein Gesellschaftskavalier und Bedienter lebendig gerädert, der Herzog von A. langsam zu Tode gemartert, sein Kammerdiener Ferreira sammt den bereits Getödteten und dem Gerüste verbrannt, die Paläste A.'s und der Tavora's niedergerissen und ihr Name überall, selbst an dem Flüßchen Tavora vertilgt. Aber nicht bloß den hohen Adel, auch die Jesuiten ereilte die rächende Nemesis. Am nämlichen Tage, wo man die Tavora's verhaftete, sperrte Pombal alle Kollegienhäuser mit Militär; den 11. Januar 1759 wurden die Patres Malagrida, Souza und Matos eingekerkert, und der publicirte Prozeßauszug nannte diese Drei als Rathgeber, den ganzen Orden als Mitanstifter des Königsmords. Wirklich hatte lebhafter Verkehr Statt gefunden zwischen dem Orden und den Verschwornen; Jesuiten hatten in verschiedene Länder Briefe geschickt, worin auf den September der Tod des Königs geweissagt wurde. Am 19. Januar befahl Joseph Emanuel, auf sämmtliche Einkünfte des Ordens Beschlag zu legen, alle Güter desselben auf ein Jahr zu verpachten, die Väter in ihre Häuser einzuschließen und jedem zu seinem täglichen Unterhalt einen Teston (5 Schillinge lübisch) zu reichen. Sieben Monate später (16. September 1759) begann die Vertreibung der Gesellschaft mit der Einschiffung eines Theils ihrer Mitglieder, denen bald die übrigen folgten, nach dem Kirchenstaate. Jener Königsmörderprozeß ist nach der gründlichen Untersuchung von Olfers („Ueber den Mordversuch gegen den König Joseph von Portugal", Berlin 1839) äußerst unregelmäßig geführt worden und der größere Theil der Verurtheilten wahrscheinlich vollkommen unschuldig gewesen. Unter der Regierung der Königin Maria I. fand eine Revision des Prozesses Statt, in Folge deren durch ein Erkenntniß vom 23. Mai 1781 das frühere Urtheil in Bezug auf sechs Personen widerrufen und deren Rehabilitirung verfügt wurde. Doch scheint dieser Rechtsspruch keine königliche Bestätigung gefunden zu haben; wenigstens ist er nicht in Vollzug gesetzt worden. Man begnügte sich damit, einen Abkömmling jener Opfer, welcher darum nachsuchte, mit einer kleinen Pension abzufinden.

Avella (Abella), Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, nordöstlich von Nola, in schöner, wein- und obstreicher Gegend mit Kastell u.

f 100 Einwohnern. In der Nähe die Ruinen des alten Abella.

Avellaneda, 1) Alfons Fernandez de, aus Tordesillas im Königreich Leon, 1614 pseudonymer Fortsetzer des „Don Quixote", als Cervantes nach dem Erscheinen des ersten Theils mit der Herausgabe des zweiten längere Zeit zögerte. A.'s Machwerk blieb von dem großen Dichter nicht unberücksichtigt und gab Anlaß zu eigenen ergötzlichen Partien und Figuren des fortgesetzten „Don Quixote".

2) Gertrudis Gomes de, spanische Dichterin, gebaren 1816 zu Porto-Principe auf Cuba, lebte abwechselnd hier und in Spanien und ließ sich 1840 in Madrid nieder. Zu Anfang 1846 mit Don Pedro Sabatar verheirathet, ward sie schon nach einigen Monaten Wittwe. Sie ist die bedeutendste spanische Dichterin der Gegenwart, ausgezeichnet in der Novelle und der Lyrik, besonders aber im Drama. Ihre „Poesias liricas" erschienen Madrid 1850 in 2. Auflage.

Avellino, Hauptstadt der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore, auf der Straße von Neapel nach Bari am Fuße des Mont Vergine reizend gelegen, Sitz eines Bischofs und der Provinzialbehörden, mit 3 Pfarrkirchen und 22,200 Einwohnern, welche Handel mit Getreide, Fabriken für Hüte, Tuch und seidene Zeuche, sowie bedeutende Färbereien, welchen das dortige weiche Wasser sehr förderlich ist, betreiben. Die Stadt gehört dem Fürsten Caracciali, ist schlecht gebaut, hat aber einen schönen Marktplatz mit bemerkenswerther Spitzsäule. In der Umgegend wachsen Kastanien und Haselnüsse (daher nuces avellanae, auch abellinae) in Menge. Das alte Abellinum lag eine Meile von dem heutigen A., wo man noch Ruinen findet. Die Stadt hat 1694, 1731 und 1805 sehr viel durch Erdbeben gelitten. In der Nähe das Valdi Gargana, berühmt als Fauces caudinae durch den Sieg der Samniter über die Römer, 321 v. Chr.

Avellino, Francesca Maria, namhafter Archäolog, den 11. August 1788 zu Neapel geboren, widmete sich der Rechtswissenschaft, ward aber schon frühzeitig von der Archäalagie, besonders der antiken Numismatik angezogen. Diese Neigung führte ihn nach Rom, wo er Zoëga, Marini und d'Azincourt kennen lernte. Nach Neapel zurückgekehrt, wurde er zuerst im Staatsdienste angestellt, übernahm aber bald den Lehrstuhl der griechischen Literatur an der Universität und leitete 1809—15 die Erziehung der Kinder Murats. Nach des Letztern Sturze wirkte er mit Erfolg als Advokat, ohne sein Lehramt aufzugeben. Im Jahre 1820 übertrug man ihm das Fach der politischen Oekonomie, später das der Institutionen und der Pandekten. Auch bekleidete er das Rektorat und ward Mitglied des obersten Raths für den öffentlichen Unterricht. Im Auslande ward sein Name besonders durch seine archäalagischen und numismatischen Arbeiten bekannt. Schon 1820 ward er mit der Katalogisirung der ungemein reichen Münzsammlung des Museo Borbonico beauftragt. Außer den gehaltreichen Beiträgen zu dem 1824 begonnenen Prachtwerke „Real Museo Borbonico" lieferte er für die „Accademia Ercolanese, deren beständiger Sekretär er 1832 geworden war, sowie für die Accademia delle scienze und seit 1835 für die Società Pontaniana zahlreiche, zum Theil noch ungedruckte Abhandlungen. Im Jahre 1839 wurde er nach Arditi's Tode Direktor des bourbanischen Museums und erhielt zugleich die Oberaufsicht über die Ausgrabungen, in welch letzterer Stellung er jedoch namentlich in den Wirren der jüngsten Revolution mit vielfachen Hindernissen zu kämpfen hatte. A. † den 9. Januar 1850. Mehres von seinen vielen Schriften sammelte er selbst in den „Opuscoli diversi" (3 Thle., Neapel 1831 bis 1836). Eine 1808 von ihm begründete numismatische Zeitschrift ging bald wieder ein, und auch das von ihm geleitete „Bullettino archeologico Napoletano," (6 Bde., Neapel 1843—48) wurde durch die Ereignisse von 1848 unterbrochen. Außerdem sind von seinen Schriften noch zu erwähnen: „Del aes grave del Museo Kircheriano" (Neapel 1839); „Congbietture sopra un' iscrizione sanitica" (das. 1841); „Descrizione di una casa disotterata in Pompei" (das. 1840); „Osservazioni su taluni dischi marmorei figurati" (das. 1841) ꝛc.

Ave Maria (Angelica salutatio, Engelsgruß), sehr gewöhnliches Gebet der Katholiken an die Jungfrau Maria, benannt nach den lateinischen Anfangsworten u. deutsch also lautend: „Gegrüßt seist Du Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit Dir: Du bist gesegnet unter den Weibern, und gesegnet ist die Frucht Deines Leibes. Jesus Christus, heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns Sünder, jetzt u. in der Stunde unseres Todes. Amen!" Die hierin biblischen Worte des Engels Gabriel und der Elisabeth wurden zuerst nach einer Verordnung Gregors I. (590—604) von den Priestern am vierten Adventssonntage unter der Messe als Offertorium gebetet. Als tägliches, dem Vaterunser ebenbürtiges Laiengebet erscheinen sie im 11. Jahrhundert, jedoch noch ohne allgemeine kirchliche Sanktion. Nachdem diese zu Ende des 12. Jahrhunderts erfolgt war, setzte Papst Urban IV. 1261 die Worte bei: „Jesus Christus. Amen!" Johann XXII. befahl 1326, den so vermehrten Engelsgruß jeden Morgen, Mittag und Abend dreimal zu beten und das Zeichen dazu jedesmal durch die Glocken zu geben. Die Worte: „heilige Maria ꝛc." finden sich als Beisatz vollständig zuerst in einem Franciskanerbrevier von 1525, dann in dem 1536 zu Rom publicirten Brevier des Kardinals Franc. Quignonius, von wo sie in das Brevier des Papstes Pius V. von 1568 und damit bald in den allgemeinen Gebrauch übergingen. Die Katholiken beten das A. M. nach dem Rosenkranze, dessen kleine Kugeln (daher selbst A. M. genannt) dafür bestimmt sind, während die großen das Hersagen von Vaterunsern bezeichnen. Wird das A. M. 150mal, d. h. so viel mal, als Psalmen sind, nach einander gesprochen, so heißt es Psalterium Mariä. Die römische Kirche legte und legt noch jetzt einem derartigen Beten hohe Kraft bei; man kann dadurch nicht blaß reichlichen Ablaß gewinnen, sondern nach dem Glauben der Menge auch allerlei leibliche Uebel von sich abwehren. A. M. heißt auch das Anschlagen oder Läuten der Glocken als Zeichen zum Beten des A. M. (vergl. Angelus), welches in protestantischen Ländern als kirchliche Mahnung zum Morgen-, Mittags- und Abendgebete hier und da beibehalten worden ist.

Aveno, s. Hafer.

Avenay, Stadt im französischen Departement Marne, nordwestlich von Epernay, mit 1200 Ein-

wohnern, merkwürdig als Fundort der Recaillesteine. Hier wächst auch der Avenaywein, ein rother Champagner zweiter Klasse.

Avence, Fluß im französischen Departement Lot-Garonne, entspringt südöstlich von Bonsses, richtet sich nordwestlich, fließt bei Durance vorüber und verliert sich dann im Sande, kommt aber unterhalb Castel-Jaloux wieder hervor und mündet unweit Gaujac in die Garonne.

Avenches (deutsch Wiflisburg), Distriktshauptort im schweizerischen Kanton Waadt, im Uechtlande, mit 1657 Einwohnern, war das alte Aventicum, welches die Helvetier, als sie zu Cäsars Zeit nach Gallien und weiter ziehen wollten, selbst verbrannten. Die Römer bauten die Stadt wieder auf und erhoben sie zum Hauptorte Helvetiens. Auf Inschriften und Münzen lautet ihr Name: Colonia Julia Aventicorum, und nach Aufnahme einer neuen Kolonie unter Vespasian: Colonia Pia Flavia Constans Emerita. Bald nach Konstantin dem Großen ward A von den Alemannen zerstört, dann nochmals von Attila. Zu Anfang des 7. Jahrhunderts erbaute daselbst der burgundische Graf Wivilo wieder ein Schloß (Wivelsburg, Wiflisburg) nebst einigen andern Gebäuden, und um 1476 entstand unter dem Bischof Burlard von Lausanne das heutige Städtchen. Im Jahre 1536 kam dasselbe unter Bern und ward der Hauptort einer Landvogtei von 8 Kirchspielen mit 3 Städtchen. Die alte Herrlichkeit A.' bezeugen noch viele Ruinen von Tempeln, Wasserleitungen, von einem Amphitheater ꝛc. Das hiesige Bisthum (Aventicorum episcopatus) wurde frühzeitig nach Lausanne verlegt.

Avençon, l', schweizerischer Alpenstrom, entspringt am Berge d'Argentine, berührt das Dorf Bex und stürzt in die Rhone.

Avenheim, Dorf im französischen Departement Niederrhein, bei Straßburg, mit einer alkalischen Mineralquelle (Puits intarissable, unversiegbarer Brunnen), deren Wasser im Winter warm, im Sommer kalt ist.

Avenin, eine in den Haferkörnern gefundene, dem Leguminin ähnliche Substanz, ist gelb gefärbt, im Wasser löslich, durch Kochen nicht koagulirbar, löst sich auch in überschüssiger Essigsäure und Salzsäure und besteht in 100 Theilen aus 52,36 Kohlenstoff, 6,65 Wasserstoff, 14,76 Stickstoff, 24,16 Sauerstoff, 1,86 Schwefel u. 0,81 Phosphor. Man erhält es, indem man geschrotenen Hafer mit Wasser digerirt und die kolirte und filtrirte Flüssigkeit mit Essigsäure fällt, den Niederschlag in schwachem Ammoniak löst, abermals mit Essigsäure fällt und den Niederschlag mit Alkohol und Aether digerirt.

Avenio, s. Avignon.

Avennes, 1) Stadt, s. v. a. Avesnes. — 2) Dorf im französischen Departement l'Hérault, mit salinischer Mineralquelle von 23° R., die wenig feste Bestandtheile, Stickgas und eine animalische Materie enthält.

Aventicum, Stadt, s. Avenches.

Aventinischer Berg (Aventinus mons), einer der 7 Hügel Roms, östlich von der Tiber, südlich von dem palatinischen und cölischen Hügel liegend, streckt sich ziemlich lang von Westen nach Osten hin. Unten an der Nordseite lagen die publicische Brücke, die antoninianischen Bäder und der Circus Maximus; auf ihm ein Tempel der Juno, Bona Dea, Victoria, Libertas, Diana u. a. Die Mythe verlegt hierher den Wohnsitz Evanders, die Höhlen des Cacus, Faunus und Picus, sowie die Gräber des Albanerkönigs Aventinus, des Remus und Tatius. Unter den Königen Roms war der aventinische Berg Hauptsitz der zugekommenen sabinischen und latinischen Plebs. Ancus Marcius vermehrte und erweiterte den Anbau, Servius Tullius zog ihn zu der Stadt und legte den Dianentempel an. Unter Augustus bildete er die 13. Region, zu welcher, wie es scheint, seit Claudius auch der bisher ausgeschlossene südliche Abhang und der östliche Theil des Berges gerechnet wurden. Nach Remus hieß der Aventin auch Remurius, nach einer Kapelle der Göttin Murcia Murcius, nach dem Tempel der Diana Dianenhügel (Collis Dianae); jetzt Monte di S. Sabina.

Aventinus, Johann, eigentlich Thurmayr (Turmayer), ausgezeichneter Humanist und Historiker des 16. Jahrhunderts, geboren 1477 zu Abensberg in Bayern (Aventinum), studirte seit 1495 zu Ingolstadt, Paris und Wien, ward 1507 Lehrer der griechischen Grammatik zu Krakau, 1509 der römischen Literatur zu Ingolstadt, 1512 Hofmeister der Prinzen Ludwig und Ernst von Bayern, begleitete letztern 1515 und 1516 auf einer Reise durch Italien und übernahm nach seiner Rückkehr (1517) das Amt eines bayerischen Historiographen. Seine freimüthigen Aeußerungen über kirchliche Mißbräuche zogen ihm den Haß der Geistlichkeit zu und veranlaßten 1529 seine Gefangennehmung, die nur auf Verwendung des münchener Herzogs wieder aufgehoben wurde. Seitdem lebte A. theils zu Ingolstadt, theils in Regensburg, wo er 1534 †. Sein Hauptwerk sind die „Annales Bojorum", ausgezeichnet durch gründliches Quellenstudium, Wahrheitsliebe und ebenso freisinnige als großartige Weltanschauung. Die erste Ausgabe wurde von Ziegler (Ingolstadt 1554) besorgt; vollständigere, mit den von den Geistlichen anathematisirten Stellen von Eisner (Basel 1580, 1615, Frankfurt 1627) und von Gundling (Leipzig 1710). Ein ebenfalls verdienstvolles Werk ist das „Chronicon Bavariae" (Nürnberg 1522; vollständiger von Eisner, Basel 1580, 1622). Außerdem schrieb A.: „Henrici IV vita" (Augsburg 1518); „Historia Utinensium" (Oettingen); „Antiquitates Germaniae"; „Rudimenta grammaticae latinae" (1512), wodurch er sich um die Philologie in Deutschland Verdienste erwarb, u. A. Vergl. K. W. F. Breyer, Ueber A., den Vater der bayerischen Geschichte, München 1807.

Aventura (lat.), Zufall, Heimfall, daher im Lehenrecht ein erledigtes Leben, das dem Lehensherrn wieder zufällt. Ländereien der Art heißen Aventitae terrae.

Aventure (franz.), Zufall, Abenteuer; im Handelswesen gewagte Spekulation. Aventure grosse, s. Großaventurhandel.

Aventurhandel, ein Handel auf Gerathewohl, z. B. mit Allem, was Gewinn verspricht, ohne fixirte Artikel.

Aventurier (v. Franz.), Abenteurer, Glücksritter, Wagehals, Landstreicher; dann Schleichhändler. Aventuriers oder Aventurierkaufleute hießen früher auch Solche, welche sich in Handels-

geschäften andauernd in fremden Ländern aufhielten. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts kamen nämlich englische Kaufleute nach Hamburg, welche einen Vertrag mit dieser Stadt schlossen und jenen Namen annahmen. Im Zusammenhang mit der obigen Bedeutung des Wortes heißen auch Diejenigen A.s, welche den sogenannten Großaventurhandel (s. d.) treiben.

Aventurin (Avanturin, Venturin), gelber, rother oder brauner Quarz, der von zahllosen kleinen Rissen durchzogen und reich an Glimmerblättchen ist, wodurch im Innern gold- oder messingartig flimmernde Punkte erzeugt werden. Die Krystalle sind rhomboëdrisch, durchscheinend bis undurchsichtig; die Härte ist 7,0, der Glanz zwischen Fett- und Glasglanz, das specifische Gewicht 2,64 bis 2,68. Natürlicher A. kommt bei Madrid in Spanien zwischen Geschieben von Granit, bei Mariazell in Steiermark, bei Glen Fernat in Schottland, bei Nantes in Frankreich, zwischen Miask und Slatouft im Ural, wo er mächtige Lager im Glimmerschiefer bildet, und bei Kolywansk im Altai ꝛc. vor. Er wird zu Dosen, Ohrgehängen, Brochen, Ringsteinen ꝛc. auf einer kupfernen Scheibe geschliffen und mit Tripel oder Zinnasche auf einer zinnernen polirt. Am schönsten treten die flimmernden Punkte hervor, wenn man ihm halblinsenförmige oder ovale Gestalt gibt. Die Politur ist wenig haltbar. Der A. steht gegen früher jetzt so niedrig im Preise, daß bei Stücken von geringerer Schönheit fast nur die Arbeit des Schleifens bezahlt wird. Verschieden davon ist der Aventurinfeldspath, der irriger Weise auch Sonnenstein (s. Adular) genannt wird. Dies ist weißer oder röthlicher Natronfeldspath, welcher im Innern nach gewissen Richtungen hin eine Menge flimmernder Punkte zeigt. Er findet sich in der Gegend von Archangel, namentlich auf der Insel Ceblovatoi, auf Ceylon, in der Umgebung des Baikalsee's, am schönsten aber bei der Stadt Tvedestrand am Christianiafjord und auf der Insel Hitterö, wo er eine aderartige Ausscheidung im Gneis bildet. Obwohl er einen noch prächtigeren Flimmerglanz zeigt, als der eigentliche A., so wird er doch jetzt noch wenig zu Bijouterien verarbeitet. Häufiger findet er sich an alten Schmucksachen.

Aventurine, eine Art Steingut, dem Aventurin an Ansehen ähnlich, bei dessen Herrichtung unter die Thonmasse Goldglimmer gestreut wird (s. Steingut).

Aventuringlas, brauner, durchsichtiger Glasfluß mit zahlreichen, metallglänzenden Flittern, daher aventurinähnlich, ward früher besonders auf der Insel Murano bei Venedig fabricirt und seine Zusammensetzung nach geheim gehalten, bis Wöhler 1843 nachwies, daß es weiter nichts, als gewöhnliches, aber an Basen armes Glas sei, welches seine eigenthümliche Beschaffenheit lediglich seinem Gehalt an Kupferoxydul verdanke. Die flimmernden Punkte erschienen unter der Lupe als kleine Oktaëdersegmente, nach Wöhler von Kupfer, das sich durch Einwirkung des Eisenoxyduls auf die im Schmelzen begriffene kupferhaltige Glasmasse gebildet und bei langsamer Abkühlung krystallinisch abgeschieden haben soll. Einige Jahre später stellten Frémy und Clémendeau in Frankreich ein freilich noch unvollkommenes A. her durch Zusammenschmelzen von 300 Theilen Glaspulver mit 40 Theilen Kupferoxydul und 80 Theilen Eisenhammerschlag (Eisenoxydoxydul) und langes Flüssigerhalten der Masse. Ein weit befriedigenderes Resultat ergaben die ursprünglich zu einem anderen Zwecke angestellten Versuche Pettenkofers in München. Als derselbe nämlich das Hämatinon, ein schönes, rothes, undurchsichtiges, sehr hartes und polirfähiges Glas, von welchem bei den Ausgrabungen in Pompeji viele Stücke gefunden wurden, durch Zusammenschmelzen von Kieselerde, Kalk, gebrannter Magnesia, Bleiglätte, Kupfer- und Eisenhammerschlag herzustellen suchte und einen Theil der Kieselerde durch Borsäure ersetzte, erhielt er einen Glasfluß mit roth oder bläulich schimmernden Krystallisationen auf dunkel schwarzrothem Grunde. Dies Produkt, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem gestirnten Himmel Astralit genannt, glich dem A., dessen Darstellung dann wirklich gelang, als man dem zu schmelzenden Hämatinon so viele Eisentheile zusetzte, daß das darin enthaltene Kupfer durch Reduktion sich etwa zur Hälfte am Boden des Tiegels regulinisch ausschied, die Masse lange im flüssigen Zustande erhielt und dann sehr langsam abkühlen ließ. Pettenkofer hält die Krystalle für reines oder an Kieselsäure gebundenes Kupferoxydul, während er in der eigenthümlichen Färbung der Grundmasse nur die optische Wirkung der komplementären Farben Grün und Roth sieht.

Avenue (franz.), Zugang, Vorplatz, Abfahrt.

A verbis ad verbera, lateinisches Sprüchwort: „von Worten zu Schlägen".

Avernakö, dänische Insel, südlich von Fünen, zum Amte Svendborg gehörig, hat ein Dorf gleichen Namens und 350 Einwohner, welche Ackerbau und Schifffahrt treiben.

Avernus (griechisch Aornos), jeder Ort, wo mephitische Dünste aufsteigen und Menschen und Thieren, ja angeblich schon den darüber hinfliegenden Vögeln verderblich werden. Solche Orte (Höhlen, Seen und Sümpfe) gab es im Alterthum mehre, und man dachte sie in unmittelbarer Verbindung mit dem Todtenreiche stehend. Insbesondere aber führte diesen Namen ein tiefer Kratersee bei Cumä in Kampanien, unweit der Acherusia (s. d.) und des Meeres. Von steilen Höhen eingeschlossen und von dichtem, hochstämmigen Walde überschattet, einst vielleicht auch Sitz von Naturerscheinungen, wie die benachbarte Solfatara sie bietet, wurde er der Mittelpunkt fast aller Sagen vom Schattenreiche. Hierher verlegte man Homers Nekyia, hier wohnten die Cimmerier in tiefen Höhlen, fern vom Sonnenlichte Metalle suchend und stygische Orakel ertheilend; hier waren Styx und Pyriphlegethon, der Hain der Hecate und die elysischen Gefilde, die Grotte der cumanischen Sibylle und des Aeneas Hinabgang in den Tartarus. Agrippa lichtete dieses mysteriöse Dunkel; er ließ den dichten Forst aushauen, die wilde Gegend in anmuthige Kulturanlagen verwandeln und durch Coccejus den berühmten Tunnel unter dem Berge nach Cumä führen, welcher, großentheils verschüttet, unter dem Namen der Grotta di Sibylla bekannt ist. Der See heißt noch Averno (Lago di Averno) und liegt unweit Puzzuolo. Er hat an manchen Stellen 180 Fuß Tiefe und wird von Fischen und Wassergeflügel bewohnt; seine Ufer sind nicht mehr mit dunklen Wäldern,

wohl aber mit Obst- und Weingärten begränzt. Auch befinden sich daselbst Trümmer eines Apollotempels.

Averoe, norwegische Insel, Amt Romsdal, westlich von Christiansand, mit dem Kirchspiel Quierns und 4000 Einwohnern.

Averrhoa, *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Oxalideen, ostindische Bäume mit abwechselnden, unpaarig gefiederten Blättern. A. Bilimbi *L.*, 8 bis 10 Fuß hoch, wird in Ost- u. Westindien häufig kultivirt und trägt 2—3 Zoll lange Früchte von saurem Geschmacke, welche weniger roh, als auf verschiedene Weise zubereitet genossen, bei entzündlichen galligen Fiebern als kühlendes Mittel und äußerlich gegen Hautausschläge gebraucht werden. Die Früchte von A. Carambola *L.* unterscheiden sich von denen der vorigen Art nur durch scharfe Kanten, sowie dadurch, daß sie frisch genießbarer sind. Beide Arten werden bei uns im Warmhause gezogen.

Averrhoes (eigentlich Ebn-Roschd oder Ruschd, auch Aven-Ruft), berühmter Philosoph der Araber, vorzugsweise der „Ausleger" (des Aristoteles) genannt, war geboren 1149 zu Cordova, wo sein Vater Oberrichter und Mufti war, in welchen Aemtern er den Sohn zum Nachfolger hatte. Vom Khalifen Almansor in derselben Eigenschaft nach Marokko berufen, organisirte A. hier die richterliche Verwaltung u. kehrte darauf nach Cordova zurück. Mit seinem Ruhme wuchs indessen auch die Zahl seiner Neider u. gelehrten Gegner. Der Ketzerei beschuldigt, ward er durch den Khalifen seiner Würden entsetzt, seines Vermögens beraubt und genöthigt, unter den Juden, besonders bei seinem Schüler Moses Maimonides in Cordova, kümmerlich sein Dasein zu fristen. Die Noth, verbunden mit der Intoleranz seiner Landsleute, trieb ihn bald darauf nach Fez. Kaum hier angekommen, ward A. vor ein Glaubensgericht gestellt und von demselben zum Widerrufe mit öffentlicher Ausstellung vor der Moschee verurtheilt. In höchster Dürftigkeit lebte er von jetzt an wieder in Cordova, bis ihn Almansor nach Marokko zurückrief und in seine vorigen Würden wieder einsetzte. Er † hier 1217 oder 1225. A. hatte in der Theologie und Philosophie Thophail, in der Medicin Ibn-Zohr den Aeltern zum Lehrer gehabt. Er war ein eifriger, fast sklavischer Verehrer des Aristoteles; nur hie und da nähert sich seine Denkweise dem Neuplatonismus, z. B. in der Lehre von der allgemeinen Vernunft (intellectus oder ratio universalis), welche er von der Ratio particularis im Menschen unterschied und als eine selbstständig existirende faßte. Den Koran erklärte und modificirte er nach Aristoteles' Lehren, wodurch er der Schöpfer einer mohammedanischen Religionsphilosophie, zugleich aber auch Ahnherr vieler Ketzereien ward. Bei den christlichen Scholastikern stand er in hohem Ansehen; Streit unter ihnen erregte die erwähnte Lehre von der Einheit der allgemeinen Vernunft, bis endlich Papst Leo X. über dieselbe und ihre Vertheidiger (Averrhoisten) das Anathema aussprach. Auch in der Medicin ist A. als tief eindringender Theoretiker und Vertheidiger des Aristoteles gegen Galen berühmt. Unter seinen Schriften, die wir nur in lateinischer Uebersetzung kennen, steht die Uebersetzung des Aristoteles (die zweite arabische) obenan; sie ist aus dem Syrischen gemacht und mit oft dreifachem Kommentar versehen, später meist ins Hebräische und aus diesem ins Lateinische übersetzt, so mehrmals mit Aristoteles edirt worden, z. B. Venedig 1550, 1562, 11 Bde. Des A. „Paraphrase der platonischen Republik" erschien übersetzt ins Lateinische von J. Mauricus (Rom 1589 und Venedig 1552). Die Schrift „Destructio destructionis" ist eine Streitschrift gegen Algazali's Bekämpfung der Philosophie in der „Destructio philosophorum", übersetzt ins Lateinische von Locatellus (Venedig 1497) und Calonymus (das. 1527, 1550). Auch schrieb A. eine Art medicinisches System, welches unter dem Titel „Colligot" (eine Verstümmelung des arabischen Titels „Kulli yat", d. i. Ganzes, System) ins Lateinische übersetzt u. öfters gedruckt wurde (Venedig 1482, 1514).

Aversa oder **Postica** (lat.), bei den Neuern die Rückseite einer Münze (franz. Revers), entgegengesetzt der Adversa oder Antica (Avers), der Vorder- oder Hauptseite. Auf alten Münzen wird die Rückseite angedeutet durch ein Quadratum incusum, oder durch ein Attribut des auf dem Avers stehenden Gottes, oder auch durch stehende Typen, die theils auf den Namen des Prägorts, theils auf besondere Zustände, Ereignisse, Lokalitäten u. Mythen, theils auf vorzügliche Produkte Bezug haben. Die römischen Kolonien setzten auf den Revers ihrer Münzen gewöhnlich einen Priester, der pflügende Ochsen antreibt, oder eine Zwillinge säugende Wölfin; Militärkolonien führten auch Legionsadler und Vexille. Den Avers der spätern Münzen bis auf unsere Zeit erkennt man in der Regel an den daselbst befindlichen Werthangaben, Wappen, Heiligenbildern u. dergl.

Aversa, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro, zwischen Neapel u. Capua, in einer schönen, an Wein und Orangen reichen Gegend gelegen, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, 9 Pfarrkirchen, ein Erziehungshaus für Mädchen, ein berühmtes Findelhaus, ein Hospital, ein Irrenhaus, mehre Klöster und 18,450 Einwohner, welche Wein- und Oelbau und Seidenzucht treiben. A. wurde, unweit des alten Atella, einer Stadt der Osci, 1029 von den Normannen gegründet, welche dem Herzog Sergius III. von Neapel gegen Pandulf von Capua Hülfe geleistet hatten u. als Lohn dafür jenen Landstrich erhielten. Dies war die erste Niederlassung der Normannen in Italien. Rainulf, der Anführer der Normannen, erkannte den deutschen Kaiser Konrad II. als seinen Lehnsherrn an und wurde dafür zum Grafen von A., das anfangs Nova Atella hieß, erhoben. Einer seiner Nachkommen Richard, erhielt vom Papste Nikolaus II. 1059, das Fürstenthum Capua als Lehn, worauf A. zu diesem geschlagen ward u. keinen eigenen Staat mehr bildete. Bei A. wurde 1496 das französische Heer unter dem Herzog von Montpensier und Virgilio Orsini von den Neapolitanern unter Luigi Sforza Mauro geschlagen und zur Kapitulation genöthigt.

Aversionalquantum (Aversalsumme, v. Lat.), Abfindungssumme, eine Abgabe, womit man sich für Etwas abfindet, eine Obliegenheit beseitigt.

Avertissement (franz.), Nachricht, Anzeige, Ankündigung, Bekanntmachung. In der militärischen Ausdrucksweise versteht man darunter die vorläufige Benachrichtigung über etwas, über dessen

Ausführung noch weitere Ordre gegeben werden soll. Dergleichen A. s pflegen durch Signale oder Kommandowörter (z. B. „Achtung!") gegeben zu werden. Beim Tirailliren und Exerciren zerfallen sie in der Regel in zwei Theile, von denen der erste (das Avertissementssignal oder Avertissementskommando) das, was geschehen soll, im Allgemeinen andeutet, der zweite aber (das Ausführungssignal oder -Kommando) die Art der Ausführung angibt. Avertissementsposten (Benachrichtigungs-, Avisoposten) ist ein detaschirter Posten, welcher von einem günstig gelegenen Punkte den An- oder Abmarsch des Feindes ꝛc. in einer gewissen Richtung früher entdecken und anzeigen soll, als dies durch Vedetten mögtich ist. Er wird gewöhnlich von einem Offizier befehligt, besteht jedoch häufig aus nicht mehr als 6 Mann. Ist der Posten über $^1/_4$ Stunde von der Vedettenlinie entfernt, so heißt er Beobachtungsposten, besteht gewöhnlich aus Kavallerie und ist stärker.

Aves (Vögelinseln), zwei holländisch-westindische Inseln im Antillenmeer, an der Nordküste von Venezuela, nur bewohnt von einigen holländischen Fischern und von unzähtigen Schaaren von Vögeln.

Avesnes, Stadt im französischen Departement Nord, an der Helpe, südöstlich von Lille gelegen, Festung dritten Ranges, hat 3 Kirchen, ein Hospital und 4490 Einw., welche Fabrikation von Tuch, Strümpfen, Seife, Salzraffinerie, Ziegelbrennereien, Brauereien und lebhaften Handel mit Holz, Marmor, Ziegeln, Schiefer, Flachs und Käse von Maroilles betreiben. Im Mittelalter war A. der Sitz der Grafen von A. Die Grafschaft kam mit Hennegau durch Erbschaft nach einander an Burgund, Oesterreich, Spanien und zuletzt im pyrenäischen Frieden durch Abtretung an Frankreich. Ludwig XIV. ließ die in schlechtem Zustande befindlichen Festungswerke durch Vauban herstellen, doch erhalten dieselben ihre Hauptstärke von den Ueberschwemmungen durch die Helpe, die durch einen Batardeau bewirkt werden. Am 21. Juni 1815 ward A. von den Preußen beschossen, und da gleich bei den ersten Granatenwürfen das Pulvermagazin in die Luft flog, so mußte die Besatzung schon nach 6 Stunden nach Beginn des Bombardements kapituliren.

Aveyron (Aveiron), Fluß im südlichen Frankreich, entspringt bei Séresme-le-Château in dem nach ihm benannten Departement, welches er in vorherrschend westlicher Richtung durchströmt, und mündet nach einem 30 Meilen langen Lauf, auf welchem er die Viaure und Verre aufnimmt, unterhalb Montauban im Departement Tarn-Garonne in den Tarn. Er wird 7 Meilen von seiner Mündung für kleinere Fahrzeuge schiffbar und berührt die Städte Rhodez, Villefranche, St.-Antonin und Montrieoux.

Das gleichnamige Departement ist aus der zu Guienne gehörigen alten Landschaft Rouergue gebildet und liegt zwischen den Departements Cantal (nördlich), Lozère u. Gard (östlich), Hérault und Tarn (südlich), Tarn-Garonne und Lot (westlich). Es hat einen Flächenraum von 170,38 QMeilen u. ist eines der rauhesten u. gebirgigsten Departements. Zwischen den Auvergnegebirgen und den Cevennen gelegen, dacht sich das Land gegen Südwesten hin zur Garonne ab, zu deren Flußgebiet es gehört. Es wird bewässert von den Flüssen Lot mit Truyère, A. mit Viaure, Tarn mit Dourdon und Rance, welche in der Hauptrichtung ihres Laufs von Osten nach Westen strömen. Zwischen den genannten Flüssen streichen Verzweigungen des Cevennengebirgs quer durch das Departement hin, unter denen nördlich vom Lot das Aubracegebirge in einzelnen Gipfeln bis zu einer Höhe von 4—5000 Fuß und zwischen den Quellen des A. und Tarn der wild zerrissene Levezoux bis zu 3500 Fuß ansteigt. Im Südosten des Departements zwischen Tarn, Joute u. Dourbie erregen merkwürdige, pyramidenförmige Felsbildungen die Aufmerksamkeit, während im Süden die eigentliche Cevennenkette zahlreiche Höhlen und Grotten, z. B. bei Roquefort, aufweist. Die vulkanische Beschaffenheit des Bodens gibt sich hier und da durch eine sehr fühlbare Erdwärme kund; auch kommen manchmal Erd- und Höhlenbrände vor, und einzelne Bergwerke mußten verlassen werden, weil wegen zu großer Hitze der Aufenthalt darin unmögtich war. Das Klima ist sehr verschieden, in der nördlichen Hälfte trotz der südlichen Lage des Landes rauh und kalt, in der südlichen Hälfte, wo sich reizende Thäler und kleine Ebenen finden, mild und angenehm. Der Boden ist im Allgemeinen wenig ergiebig. Nur etwa $^7/_{17}$ der Bodenfläche sind angebaut. Ausgedehnte Heiden, mehr als $^5/_{22}$ einnehmend, durchziehen das Land und geben höchstens dürftige Viehweiden ab. Die Wiesen nehmen gegen $^1/_7$, die Waldungen über $^2/_{10}$, die Weinberge über $^1/_{20}$ des Ganzen ein. Der Weinstock liefert nur im mildern Westen des Departements ein mittelmäßiges Getränk; daher wird der Ertrag größtentheils zur Branntweinbrennerei verwendet. Zur Ausfuhr kommt bloß das Gewächs von Laucedat, Agnat und Mareilhac. Im Norden vom Lot gedeiht nur Gerste, Hafer und Roggen, in den übrigen Flußthätern auch andere Cerealien und Hülsenfrüchte, Kartoffeln und etwas Obst. Merkwürdiger Weise trägt selbst in den rauheren Gegenden der Kastanienbaum reichlich, und seine Früchte ersetzen hier und da das Brod. Die Wälder bestehen vornehmtich aus Eichen, Buchen und Nadelholz; wo die ersteren vorherrschen, finden sich Trüffeln in Menge. An günstigen Stellen gedeiht auch der Mandelbaum. Das Land eignet sich seiner trefflichen Weideplätze wegen am meisten zur Viehzucht, welche daher die Hauptnahrungsquelle der Einwohner abgibt. Außer Rindvieh, Ziegen und Schweinen werden besonders Schafe gehalten, welche jährlich an 2 Millionen Kilogramm Wolle zur Ausfuhr liefern und aus deren Milch trefftticher Käse bereitet wird, der unter dem Namen roqueforter Käse in den Handel kommt. Auch die Pferde- und Mauleselzucht ist ansehnlich. Die Wälder bergen wenig größeres Wild, aber zahlreiche Füchse u. Wölfe, auch Wildschweine; Schlangen gibt es von bedeutender Größe; die Flüsse u. Bäche sind fischreich. Das Mineralreich liefert viel Kohlen (die dortigen Gruben zählen zu den ergiebigsten in ganz Frankreich), Eisen, Alaun, silberhaltiges Blei (bei Asprières u. Peiruſſe), Antimon (bei Severac), Zink (bei Asprières, Grand Babres und St. Parthus). Mineratquellen gibt es zu Cransac, Camarès d'Andabre, Sylvanès und Prugnes. Bemerkenswerth ist das brennende Steinkohlenlager des Berges

von Coutagnes. Die Industrie verarbeitet den Ertrag des Bergbaues an Kupfer und Eisen in vielen Hammerwerken und Hütten; außerdem sind lebhaft betriebene Erwerbszweige Baumwollen-, Wollen-, Leinen- und Teppichweberei, Gerberei und Papierfabrikation. Zur Ausfuhr kommen besonders Vieh, Leder, Wollen-, Baumwollen- und Leinwandzeuche, Kastanien, Wachs. Die Einwohner, 393,900 an der Zahl, leben meist auf einzelnen Höfen, selten in geschlossenen Dorfschaften. Unter ihnen sind 30,000 Reformirte. Das Departement zerfällt in die 5 Arrondissements Rhodez, Milhau, Villefranche, Sainte-Affrique und Espalon, mit 42 Kantonen und 278 Gemeinden. Hauptstadt ist Rhodez.

Avianus (Avienus, Anianus), römischer Fabeldichter, soll zu Ende des 1. Jahrhunderts nach Chr., nach Andern unter Theodosius dem Großen gelebt haben und wird als Verfasser von 42 äsopischen Fabeln in lateinischer Sprache und elegischem Versmaße genannt. Dieselben stehen den älteren, unter dem Namen des Phädrus auf uns gekommenen in Hinsicht auf Sprache und Darstellung weit nach und sind herausgegeben von Nodell (Amsterd. 1787), Tschukke (Leipzig 1790) u. Lachmann (Berlin 1845). Vergl. Hülsemann, De Aviano et Phaedro, Göttingen 1807.

Avicenna (eigentlich Ebn-Sina, bei den Juden Aben-Sina, woraus die Christen A. machten), berühmter arabischer Philosoph u. Arzt, dessen Name mehre Jahrhunderte lang in der Medicin als unumstößliche Autorität gegolten hat. Geboren 980 zu Afschema, einem Flecken in der Nähe von Buchara, erhielt er in letztgenannter Stadt seine gelehrte Bildung. Er trieb außer der Heilkunde vornehmlich Philosophie, Mathematik und Astronomie; in der Medicin aber gewann er bald einen solchen Ruf, daß er bei mehren Sultanen der samanitischen und dilemitischen Dynastie als Leibarzt thätig war und in Hamadan selbst eine Zeitlang die Stelle eines Wessirs bekleidete. Später zog er sich nach Ispahan zurück und † 1037 auf einem Zuge, den er im Gefolge des Emirs Ala-ed Daula gegen Hamadan machte. Sein Werk über die gesammte Medicin erhielt großes Ansehen und wurde schon im 12. Jahrhundert von Gerhard von Cremona unter dem Titel „Canonum medicinae libri V" ins Lateinische übersetzt, später mehrfach kommentirt und herausgegeben (lateinisch Padua 1473, Venedig 1595; hebräisch Neapel 1492; arabisch Rom 1593). Es zeichnet sich nicht sowohl durch Originalität, als vielmehr durch zweckmäßige Auswahl und geschickte Anordnung des aus den Schriften der griechischen Aerzte genommenen Stoffes aus und ist für die Kenntniß der arabischen Heilkunde von großer Wichtigkeit. Unter A.'s philosophischen Schriften steht die „Metaphysik", ein Kommentar zu der aristotelischen (lateinisch Venedig 1493), obenan. Lateinische Gesammtausgaben dieser Schriften erschienen Venedig 1490, 1523, 5 Bde., Basel 1556, 3 Bde., u. s.

Avicennia *L.* (Salzbaum), den Verbenaceen verwandte Pflanzengattung, charakterisirt durch den 4theiligen Kelch und die glockenförmige, ungleich 4lappige Blume mit 5 langen Staubfäden. Von 6 Arten, in heißen Ländern am Strande wachsenden Bäumen, welche über der Erde kriechende Wurzeln haben, sind am bekanntesten: A. tomentosa *L.*, in den Tropenländern, besonders häufig in Arabien, Abessinien und Nubien, wird bis 70 Fuß hoch und hat bis 16 Fuß Stammumfang. Die Blätter sind länglich, stumpf, unten filzig, gegenüberstehend, die Blüthen gelb, weiß gesäumt, in armförmigen Rispen stehend. Die arabischen Aerzte hielten die rothe, geruchlose, schleimige, etwas salzige Wurzel für ein Aphrodisiacum. Die unreifen Früchte dienen in Ostindien zu erweichenden Umschlägen. Aus dem Holze macht man Boote, welche vom Wurme nicht angefressen werden; Zahnstocher davon, welche für Zähne und Zahnfleisch heilsam sein sollen, werden in Mekka in Packeten verkauft; die Asche gibt eine gute Lauge zum Auswaschen der Baumwolle und zum Befestigen der Malerfarben. Die Blätter liefern Futter für Kameele, Esel und Schafe. Die Fruchtkerne werden gegessen, nachdem man ihnen die Bitterkeit durch Kochen genommen hat. Von A. nitida *L.*, im tropischen Amerika einheimisch, wird eine Abkochung der Blätter und die Asche des Holzes in Westindien u. Guyana gegen Geschwüre, die Rinde aber in Brasilien zum Gerben gebraucht. A. resinosa *L.*, auf Neuseeland, läßt aus dem Stamme Gummi fließen, welches daselbst genossen wird.

Avienus, Rufus Festus, römischer Dichter zu Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr., wahrscheinlich aus Volsinii in Etrurien, ist Verfasser einer „Metaphrasis Periegeseos Dionysii", auch „Situs", oder „Ambitus Orbis" und „Descriptio Orbis Terrae" genannt, einer ziemlich freien, gewandten, bisweilen jedoch schwülstigen Uebertragung des griechischen Originals in lateinische Verse (besonders abgedruckt, Amsterdam 1786, und in Bernhardy's Geographie Graeci minores, Bd. 1), einer „Ora maritima" betitelten Schilderung der Seeküste von Cadix bis Marseille in 700 Jamben, Fragment eines größeren Gedichts (abgedruckt bei Bernhardy a. a. O.), einer „Metaphrasis Arati", einer freien, rhetorisch gehaltenen, im Alterthum sehr geschätzten Bearbeitung der „Phaenomena" des Aratus (herausgegeben von Maithiä, Frankfurt 1817), und drei kleinerer Gedichte („Breve carmen ad Flavianum Murmecium", „Allegoria Sirenum" oder „De cantu Sirenum" und „Ad amicos de agro"), aufgenommen in die lateinischen Anthologien von P. Burmann und H. Meyer. Die beste Gesammtausgabe der Schriften des A. erschien in Wernsdorf's „Poetae Lat. minores", Bd. V, Thl. 2.

Avigliana, Stadt in der sardinischen Provinz Susa, mit ehemals festem Schloß und 3100 Einw., welche Seiden- und Tuchweberei und Fischfang treiben. Hier 1600 im Krieg über das Marquisat Saluzzo Sieg der Franzosen über die Piemontesen.

Avigliano, Stadt in der neapolitanischen Provinz Basilicata, am Westabhange des Monte Caruso, eine der höchstgelegenen Städte Italiens, mit 9670 Einwohnern; in der Umgegend wird starke Viehzucht getrieben.

Avignon, Hauptstadt des französischen Departements Vaucluse in der Provence, in schöner fruchtbarer Ebene, am Fuße eines sanft sich abdachenden Hügels links an der Rhone gelegen. Letztere theilt sich hier in 2 Arme, welche die große und fruchtbare Insel Barthelasse (Berbulasse), die sich von A. aus beinahe eine Stunde nördlich hinaufzieht, umfassen. Ueber diese Insel und die beiden Arme des Flusses lief ehemals von den Mauern

A.s bis zu dem gegenüberliegenden Städtchen Villeneuve eine steinerne, 780 Fuß lange Brücke, die jedoch, seitdem der reißende Strom 1660 und 1670 einen Theil zerstört hatte, fast ganz zu Grunde ging. Nur noch drei Bögen stehen frei im Strome, ein vierter lehnt sich an die Stadtmauer, unter ihm läuft der Kai hin. Gegenwärtig verbindet eine hölzerne Brücke die beiden Ufer. Die Stadt hat eine Stunde im Umfange und ist in Ovalform gebaut. Sieben Thore führen durch die mit stattlichen gothischen Thürmen besetzten Mauern in das Innere, das fast durchweg schlecht und unregelmäßig gebaut, schmutzig und enge ist. A. ist die Stadt der Mönche und der Glocken (schon Petrarca nennt A. die „tönende Stadt"); sie besitzt letztere von allen Formen, Größen und von jedem Metall. Nur ein Theil, das Quartier der Kaufleute und Fabrikanten, ist etwas heiterer und der modernen Civilisation mehr geöffnet. Die interessanten Alterthümer, an denen A. ehedem reich war, sind in Folge der Revolutionsstürme bis auf Weniges verschwunden. Unter den öffentlichen Gebäuden ist der alte Palast der Päpste, jetzt zu Kasernen dienend, mit dem durch Jourdans Gräuelthaten berüchtigten Glacièrethurm, und die alte umfangreiche gothische Kathedrale Notre-Dame, mit dem Grabmal des Papstes Johann XXII. merkwürdig. Beide Gebäude sind auf dem Domsfelsen erbaut. Die ehemaligen Schätze der Kirche, die werthvollen Gemälde und die in der Sakristei aufgehäuften Reichthümer sind verschwunden. Auch das in der Franziscanerkirche von König Franz I. errichtete Grabmal von Petrarca's Laura ward in der Revolution zerstört. In der St. Agricolkirche befindet sich Miguards Grab. Ein schönes gothisches Bauwerk ist die St. Peterskirche. Im Ganzen hat A. 43 Kirchen. Andere interessante Gebäude sind das Stadthaus mit einem merkwürdigen Thurme, das Hotel Crillon, das Invalidenhaus, das Irrenhaus, welchem barmherzige Schwestern vorstehen, das Museum des Arztes Calvet (mit Gemälden, Statuen, Antiken ꝛc.), das Schauspielhaus und die Bibliothek (mit 50,000 Bänden). A. ist der Sitz eines Erzbischofs, unter dem die Bischöfe von Nismes, Viviers, Valence und Montpellier stehen, eines Obertribunals und Handelsgerichts und hat einen botanischen Garten, die Akademie de Vaucluse (an der Stelle der 1303 gestifteten und 1791 aufgehobenen Universität), ein College, eine öffentliche Anstalt zur Prüfung der Seide, eine Normalschule, ein theologisches Seminar und 37,077 Einwohner, welche sich von Alters her durch Bigotterie auszeichneten. Die industrielle Thätigkeit derselben erstreckt sich auf Krapp ereitung und Krapp färberei, wofür A. der Hauptsitz im Abendlande ist, auf bedeutende Seidenmanufakturen und Seidenfärberei, auf Fabrikat on von Taffeten (Florences), die über 1000 Webstühle beschäftigt, von Sammet (nach kreselder Façon seit 1828 hier eingeführt), von wüten für Männer und Frauen, von Bijouterie-Haaren und Papier, auf Eisen- und Kupfergießerei, Maschinenbau, Gerberei, auf Bereitung von Safran (jährlich an 30 Ctr.), Kermes végétal (Vermil on), der neuerdings wie die Cochenille benutzt wird (jährlich 60 Ctr.), ꝛc. Berühmt sind ferner die Mandeln, der Honig und das Wachs von A. Auch von Weinen gibt es vortreffliche Sorten hier, unter denen die von der Nerthe den ersten Rang einnehmen; zugleich handeln die avignoner Kaufleute mit den Weinen von St. Giles, Tabel, Roquemaure, Hermitage, Cote rotie ꝛc. Bemerkenswerth ist auch die 1804 im ehemaligen Dominikanerkloster errichtete Kanonengießerei. Endlich ist noch die Buchdruckerei A.s zu nennen, die zur Zeit, als die Stadt Residenz der Päpste war, mit ihren Produkten nicht allein Frankreich, sondern auch die angrenzenden Länder überschwemmte. A. ist der Geburtsort Crillons, Folards, der Maler Brüder Mignard, Joseph Vernets.

A. soll bereits im 6. Jahrhundert v. Chr., von den Phocäern, welche Marseille gründeten, erbaut worden sein, was jedoch unwahrscheinlich ist. Zur Zeit der Römer hieß es Avenio (A. Cavarum, Avenicorum civitas) und war die Stadt der Kavaren, eines gallischen Volkes. Sein erstes Aufblühen verdankte es den Marseillern, die sich hier als Kaufleute niederließen und deren Gewinn bringende Thätigkeit die rohen Kavaren zur Nacheiferung reizte. Im Jahre 48 v. Chr. gründeten die Römer hier eine Kolonie, die ebenfalls zur Hebung der Stadt beitrug. Vom 1. Jahrhundert n. Chr. an hatte A. alle Rechte einer italischen Stadt. Die bürgerlichen Kriege zur Zeit der späteren Kaiser wurden ihr aber sehr verderblich, indem sie mehrmals erobert und geplündert ward. Nach dem Untergange des weströmischen Reiches bemächtigten sich ihrer die Burgunder. König Gundebald vertheidigte sich hier gegen Chlodwig. Dann kam A. in den Besitz der Westgothen, ward im 6. Jahrhundert wieder burgundisch und fiel dann in die Hände der Ostgothen, die es, einige Male mit den Franken wechselnd, lange Zeit behaupteten. Auch die Saracenen bemächtigten sich A.s, und Karl Martel vertrieb diese erst nach hartem Kampfe. Als das fränkische Reich zerfiel, ward A. mit seinem Gebiete eine Grafschaft und die Hauptstadt von Venaissin, kam jedoch bald in den gemeinschaftlichen Besitz der Grafen von Toulouse und Provence und der Grafen von Forealier. Beim Aussterben der letztern schenkte der letzte Graf seinen Antheil der Stadt A., welche dadurch fast Selbstständigkeit erlangte. Im 13. Jahrhundert nahm sie sogar republikanische Verfassung an, die sie 30 Jahre behauptete, bis sie unter die Botmäßigkeit der Grafen von Provence kam. In A. und der Umgegend fand damals die Lehre der Albigenser große Verbreitung, und die Stadt weigerte sich sogar, sich dem allgemeinen Frieden zu unterwerfen. Als Ludwig VIII. von Frankreich freien Durchzug forderte, wagte sie ihm zu widerstehen, indem sie sich darauf berief, daß sie, zum Königreich Burgund gehörig, deutsches Reichslehn sei. Der König belagerte nun die Stadt 3 Monate lang, bis den 12. Sept. 1228 ein Vertrag zu Stande kam, nach welchem der König mit seinem Gefolge Einlaß erhalten sollte. Letzteres bemächtigte sich aber der Thore und das Heer drang in die Stadt ein, der man als einer ketzerischen keine Verträge hielt; ihre Mauern wurden gebrochen, 300 feste Häuser zerstört, die Stadt geplündert und ihr ein Tribut auferlegt. Nach dem Tode des letzten Grafen von Toulouse (1249) brachte dessen Erbtochter Johanna ihre Ansprüche auf A. ihrem Gemahl, Alfons, Grafen von Poitiers, Bruder Ludwigs IX. von Frankreich zu, der mit seinem Bruder,

Karl von Anjou, dem Gemahl der Erbin von Provence, die Stadt zur Anerkennung ihrer beiderseitigen Oberherrlichkeit nöthigte. Nach Alfons' Tode fiel ein Theil von A. an Frankreich, König Philipp der Schöne trat es jedoch 1290 an Karl von Anjou, König beider Sicilien und Grafen von Provence, ab. Darauf war A. 1309—77 Sitz der Päpste, welche Zeit die babylonische Gefangenschaft der Päpste genannt wird (s. Papstthum). Die avignonischen Päpste waren Klemens V. (bis 1314, Johann XXII. (1314—34), Benedikt XII. (1334—42, Klemens VI. (1342—52, unter welchem die Stadt A. mit der dazu gehörigen Landschaft Eigenthum des römischen Stuhles wurde), Innocenz VI. (1352—62), Urban V. (1362—70) u. Gregor XI (1370—78). Letzterer zog im September 1376 mit seinem ganzen Hofe, 6 Kardinäle ausgenommen, wieder nach Rom. Petrarca schildert A. zur Zeit Klemens' VI. als eine stinkende, schlecht gebaute, wüthenden Winden ausgesetzte Stadt und nennt es „das occidentalische Babylon, eine Schule des Lasters, einen Mittelpunkt der Irreligiosität und des schändlichsten Aberglaubens, wo man die kostbarsten Güter, Freiheit, Ruhe, Zufriedenheit, Religion, Hoffnung und christliche Liebe verliert; jede Straße ist ein Sammelplatz aller Laster; das Alter verderbt die Jugend, Entführung, Entehrung der Weiber, Ehebruch und Blutschande sind ein Spiel für den römischen Hof. Nur das Gold ist im Stande, das Ungeheuer zu zähmen, das hier sein Wesen treibt, für Geld öffnet man hier den Himmel, für Geld verkauft man Jesum Christum, unsern Herrn." In Rom folgte auf Gregor XI. der Erzbischof von Bari als Urban VI. Die französischen Kardinäle traten jedoch zu Fondi zu einer neuen Papstwahl zusammen und hoben Klemens VII. auf den päpstlichen Stuhl. Klemens begab sich im folgenden Jahre nach A., und so entstand das große Schisma der abendländischen Kirche, welches die ganze Kirche und alle zu ihr gehörigen Fürsten und Völker in zwei große Parteien spaltete. Als Klemens VII. 1394 zu A. starb, wählten seine Kardinäle einen neuen Gegenpapst, der sich Benedikt XIII. nannte, während die römischen Kardinäle nach Urbans VI. Tode (1389) Bonifacius IX. gewählt hatten. Benedikt wurde durch den Marschall Boussiant in A. belagert und entfloh nach Spanien. Fortan residirten in A. nur Legaten oder päpstliche Statthalter. Indessen war mit dem Papst nicht der Einfluß der Geistlichkeit aus der Stadt gewichen. Für ihre politischen Händel zweimal blutig bestraft, warf sie sich dem kirchlichen Leben entschiedener als je in die Arme. Schon Ludwig VIII. hatte unter den Bürgern selbst eine jener kirchlichen Gilden gestiftet, gegen die von den Koncilien so oft geeifert ward, weil sie ihre Berechtigungen überschritten und Unfrieden erzeugten. Solcher Art war die Verbrüderung der grauen Büßer (confédération des pénitens gris), die vom König Ludwig ausging. Neben dieser erhoben sich bald zwei andere kirchliche Gilden, die weißen und die schwarzen Büßer; diese waren aus den Resten der Albigenser entstanden, die sich von ihrer Ketzerei bekehrt hatten, die weißen dagegen waren alt-katholische Christen. Der Calvinismus fand entschiedene Bekenner unter den schwarzen, entschiedene Gegner unter den weißen Büßern. So gingen aus den Gilden Parteiungen, aus den Parteiungen blutige Kämpfe hervor, unter denen die Stadt unendlich viel litt. Das einst so reiche und starke A. bot im 15. und 16. Jahrhundert kaum noch ein Schattenbild seiner frühern Macht. Uebrigens waren die finanziellen Vortheile, welche die Kurie von dem Besitze A.s zog, sehr gering. Die landesherrlichen Einkünfte, die sich höchstens auf 300,000 Livres beliefen, wurden auf öffentliche Gebäude und Straßen, zur Besoldung der Truppen und bürgerlichen Beamten verwendet; dagegen mußte für alle ins französische Gebiet ausgeführten Landesprodukte eine starke Abgabe entrichtet werden, so daß das päpstliche Gebiet der französischen Staatskasse mehr einbrachte, als wenn es mit Frankreich vereinigt gewesen wäre. Während der Revolution erklärte die Nationalversammlung 1791 A. mit Benaissin für französisches Gebiet, u. Papst Pius VI. mußte diesen Gewaltstreich im Frieden von Tolentino gut heißen. Die Revolutionsstürme in Paris fanden in A. ihren lauten Wiederhall. Die alten Brüderschaften lebten wieder auf und lieferten sich erbitterte Straßenschlachten, indem die schwarzen Büßer zu den Montagnards, die weißen zu den Thermidorianern hielten. Keine Stadt hat die Ehre, ein Bestandtheil der französischen Republik zu sein, mehr gekostet als A., nirgends hat die Revolution schrecklicher gewüthet, als hier; die Glacière d'A., welche die Leichen der Gemordeten aufnahm, und der 16. Oktober 1791 werden in den Annalen ihrer Geschichte immer blutig bezeichnet stehen. Jourdan und seine Rotte wüthete hier wie Kannibalen; das Blut ihrer mit raffinirter Grausamkeit gemarterten Schlachtopfer floß in Strömen. Die Klöster, Kapellen und Kirchen, die meisten anderen öffentlichen Gebäude wurden zerstört oder ihrer Gemälde, Statuen, Monumente beraubt. Napoleon I. machte jener blutigen Zeit ein Ende; mit der Restauration brach aber auch der alte Parteihaß wieder hervor. In A. geschah der berüchtigte Mord des Marschalls Brune (s. d.). Noch jetzt ist streng-katholische Gesinnung bei einem großen Theil der Bewohner vorherrschend. Besonders charakteristisch sind die zahlreichen Brüderschaften von Pönitenten jeder Art, die aber meist in großem Unfrieden leben; manchmal führt derselbe zu blutigen Kämpfen, worin das Kruzifix in der Hand der Wüthenden zur mörderischen Waffe wird. Auch haben sich neuerlich nicht allein unter dem Adel, sondern auch unter der Bürgerschaft Sympathien für die ältere bourbonische Linie kund gegeben. In A. sind mehre Kirchenversammlungen gehalten worden: 1209 wider die Albigenser; 1210 Exkommunikation der Toulouser und ihres Grafen wegen Weigerung der Ketzervertreibung; 1326 über kirchliche Sitte und Verfassung; 1328 wider den kaiserlichen Gegenpast; 1327 über klerikale Zucht u. dergl.

Avignonbeeren (Gelbbeeren von Avignon), die Früchte von Rhamnus Infectorius, s. Rhamnus.

Avignonet, Stadt im französischen Departement Obergaronne, am Leers und am Kanal von Languedoc, mit 2500 Einwohnern. Hier ermordeten 1242 die Albigenser 5 päpstliche Inquisitoren, was Veranlassung zu einem Kreuzzuge gegen erstere und zu einer Bannbulle gegen den Grafen Raymund gab.

Avila, spanische Provinz Altkastiliens, grenzt

im Norden an Valladolid, im Osten an Segovia, im Süden an Madrid u. Toledo, in Westen an Estremadura u. Salamanca, hat 140 Q.-Meilen Flächenraum und 187,156 Einwohner. Das Land ist gebirgig, besonders im Süden, wo die Gebirge von Bejar u. Gredos sich mit der Sierra d'Avila vereinigen und die Fortsetzung der Sierra de Guadarrama bilden. Zwischen diesen Bergen liegen schöne und fruchtbare Thäler, z. B. das von Alberche und Paramara d'Avila. Die bedeutenderen kleinen Flüsse, die in dieser Provinz entspringen, sind Alberche, Tintor, Adaja, Zaperdiel und Tormes. Von den Seen ist der Gredos der größte. Auch Mineralquellen sind zahlreich vorhanden. Der Boden ist im Ganzen steinig und trocken, jedoch fruchtbar, wo er bewässert werden kann; das Klima in den Ebenen und Thälern mild, im Sommer sehr heiß, auf den Gebirgen kalt. Die Bodenerzeugnisse sind Wein, Maulbeerbäume, Nüsse, Kastanien, Oliven, Flachs; Holz mangelt, doch gibt es Steinkohlen und Eisenminen, und daher auch Eisenwerke. Die sonstige Industrie erstreckt sich auf Fabrikation von Tuch, Leinwand, Leder und Töpferwaaren. Die Provinz steht unter dem Generalkapitän von Zamora, der Kanzlei zu Valladolid und der Diöces von A. und wird in 10 Bezirke mit 389 Gemeinden eingetheilt. Die gleichnamige Hauptstadt liegt über 3000 Fuß hoch an der Sierra d'A., auf einem Granitfelsen am Duerozufluß Adaja, hat ein maurisches Schloß, eine schöne Kathedrale, mehre Pfarrkirchen, Klöster und Spitäler. A. ist Bischofssitz (unter Compostel gehörig) u. hat eine Kriegsakademie; die dasige Universität (1482 gestiftet) wurde 1808 aufgehoben. Früher eine der blühendsten Städte Spaniens, zählt A. jetzt nur noch 6420 Einwohner. A. ist das Abula der Römer. Im Jahre 1465 wurde hier vom versammelten Adel Altkastiliens über König Heinrich IV. Gericht gehalten, derselbe des Thrones entsetzt und an seiner Stelle sein Bruder Alfons zum König von Leon und Kastilien gewählt. Im Jahre 1520 wurde in A. die Versammlung des sogenannten heiligen Bundes unter Juan Padilla's Anführung gehalten, die von fast allen kastilischen Städten mit Abgeordneten beschickt wurde.

Avila y Zuniga, Don Luiz de, spanischer Diplomat, General und Geschichtschreiber, geboren zu Placentia in Estremadura, war Günstling und Vertrauter Kaiser Karls V., der ihn mit Gesandtschaften an die Päpste Paul IV. und Pius IV. betraute und zum Großmeister des Alcantaraordens ernannte, u. den er auf Kriegszügen nach Afrika und gegen den schmalkaldischen Bund begleitete. Er beschrieb den schmalkaldischen Krieg, zwar nicht ohne Parteilichkeit, aber in geistreicher Weise und einfacher, lebendiger Sprache in den „Commentarios de la guerra de Atemanna hecha por Carlos V en 1546 y 1547" (Venedig 1548 und öfter in mehre Sprachen übersetzt, ins Deutsche vom Herzog Philipp Magnus von Braunschweig, Wolfenbüttel 1552, auch ins Lateinische, Antwerpen 1552).

Avis (Avisbrief, avis, lettre d'avis), briefliche Meldung entweder über abgesendete Waaren, und zwar sowohl an Den, welcher sie empfangen soll, als an den Spediteur, um diesem die Bestimmung der an ihn gesendeten Güter anzuzeigen, oder über die Ausstellung eines Wechsels, einer Anweisung oder eines Kreditbriefs an Denjenigen, welcher die Zahlung leisten soll. Im letzteren Falle gibt der Avisbrief an: die Summe, die Ordre, an welche der Wechsel gezogen ist, d. h. den Namen Desjenigen, an dessen Ordre er gestellt ist, die Zahlungszeit, wie sie im Wechsel ausgedrückt ist, endlich auf wessen Rechnung der Bezogene den Betrag der Tratte zu bringen habe. Hat der Aussteller für eigene Rechnung gezogen, so wird der Bezogene ersucht, die Tratte zur Last seiner (des Ausstellers) Rechnung zu ehren; wurde aber kommissionsweise, d. h. in Auftrag und für Rechnung eines Dritten, gezogen, so wird dieses im Avisbrief angeführt und der Bezogene ersucht, die Kommissionstratte für Rechnung Desjenigen, welcher den Auftrag dazu gegeben, zu ehren. Der Bericht, welcher an den Bezogenen in Betreff eines auf ihn ausgestellten Wechsels erstattet wird, ist besonders für Letzteren von Wichtigkeit, als er, falls er die Summe aus eignen Mitteln aufzubringen hat und also nicht auf Deckung von anderer Seite her angewiesen ist, sich rechtzeitig darauf einrichten kann. Außerdem hat er damit auch einen Beweis der Aechtheit des ihm zur Annahme oder Zahlung vorgelegten Wechsels in Händen. Ueber Wechsel, welche der Aussteller für seine eigene Rechnung zieht, wird nicht immer A. gegeben. Gesetzlich geboten ist der Wechselavis nur in den Niederlanden und in Portugal. Die allgemeine deutsche Wechselordnung gibt keine Bestimmung darüber, ebenso wenig das englische, französische, nordamerikanische, brasilische und türkische Wechselrecht. Der A. über abgesendete Waaren enthält das Nöthige über deren Beschaffenheit, Transport, Anzahl, Art, Zeichen, Nummern und Bruttogewicht der Frachtstücke, Frachtgelegenheit, Frachtlohn und etwaige vom Frachtfahrer erhobene Nachnahme von Unkosten. Vergl. Wechsel.

Avise (Avize), Flecken im französischen Departement Marne, mit 1800 Einw., erzeugt trefflichen weißen Champagner (Avisewein).

Avispiquet (Avisposten), ein kleiner Wachttrupp, der zwischen den Vorposten und den Hauptposten aufgestellt wird, um das, was bei jenen vorfällt, bei diesen zu melden.

Avisschiff (franz. barque d'avis), ein kleines, schnellsegelndes Fahrzeug, welches dazu dient, Nachrichten oder Befehle von einem Schiffe zum andern oder von einem Hafen zum andern zu bringen, oder Nachrichten und Kundschaft einzuziehen; in neuerer Zeit wendet man zu diesem Zwecke vorzüglich schnellsegelnde Dampfboote an.

A vista oder **a prima vista** (ital.), bei dem ersten Anblick; in der Musik s. v. a. vom Blatte weg; im Handel s. v. a. auf Sicht.

Avitus, M. Mäcilius, geborener Auvergnate, prätorianischer Präfekt in Gallien unter Valentinian III., vermittelte 451 n. Chr. das Bündniß zwischen Aetius und dem Westgothenkönig Theoderich, focht tapfer auf den katalaunischen Feldern, wurde 454 vom Kaiser Maximus mit dem militärischen Oberbefehl in Gallien bekleidet und nahm nach dem Tode des Maximus zu Arles die Krone an (10. Juli 455). In Rom fand er jedoch wenig Anhänger u. machte sich durch Ueppigkeit u. Uebermuth verhaßt. Schon 456 (17. Mai) wurde er durch den Sueven Ricimer zur Abdankung gezwungen und mit dem Bisthum von Placentia abgefunden. Er † bald nachher.

Aviz, Stadt in der portugiesischen Provinz Alemtejo, am gleichnamigen Flusse, mit alten verfallenen Mauern und Thürmen, Hauptort des fruchtbaren Campo de Benavide, mit 1500 Einwohnern; war längere Zeit Hauptsitz des gleichnamigen Ritterordens.

Avizorden (Avisorden), Ritterorden, 1143 gestiftet. Damals bildete sich nämlich zu Coimbra in Portugal unter den Rittern des Landes ein Verein zur Vertreibung der Mauren; ohne bestimmte Regeln anzunehmen, nannten sie sich die neue Ritterschaft. Alfons Heinrich, erster König von Portugal, ließ diese Verbindung 1162 durch den Papst zu einem geistlichen Orden nach der Regel Benedikts erheben, schenkte ihr 1166 die Stadt Evora, um sie gegen die Mauern zu vertheidigen, und nun nannten sich die Mitglieder Ritter von Evora. Im Jahre 1211 vertauschten sie diesen Namen mit dem der Ritter von Aviz, weil ihnen Alfons II. die Grenzfestung Aviz, die sie gegen die Mauren vertheidigt hatten, schenkte und sie nun ihren Hauptsitz dahin verlegten. Im Jahre 1385 erklärte sich Johann I., König von Portugal, der einen Sieg über den König Johann I. von Kastilien erfochten hatte, zum Großmeister des A.s und verbot den Rittern, künftig die spanischen Calatravaritter als ihre Oberen anzuerkennen. Diese brachten zwar die Sache vor das baseler Konciliium, welches auch zu ihrem Vortheil entschied; aber Johann von Kastilien besaß nicht die Macht, den Ausspruch des Konciliums in Ausführung zu bringen, und so blieb der A. unabhängig und das Großmeisterthum bei der Krone Portugal bis auf die neueste Zeit. Im J. 1789 verwandelte ihn die Königin Maria von Portugal aus einem geistlichen in einen militärischen Verdienstorden für 3 Klassen, 6 Großkreuze, 49 Kommandeurs u. eine unbestimmte Anzahl Ritter. Das Ordenszeichen ist ein goldenes, grünemaillirtes Kreuz, an den Enden lilienförmig verziert; die Königin Marie fügte noch ein rothemaillirtes Herz darüber hinzu. Nur Offiziere von 20 Jahren Dienstzeit und Kapitänsrang können ihn erhalten.

Avlona (Valona), Hauptstadt des gleichnamigen europäisch-türkischen Sandschaks in Albanien, östlich am gleichnamigen Meerbusen und südlich an einem, dem Meere ganz nahen Binnensee gelegen, Sitz des Sandschakbegs und eines griechischen Bischofs, mit 6000 Einwohnern, die wollene Zeuche u. gute Waffen verfertigen, Tabak, Oel u. guten Wein bauen, Seesalz schlämmen und Fischerei treiben. A. ist von Olivenhainen und zahlreichen schönen Landhäusern umgeben; doch ist die Luft durch die umliegenden Sümpfe so ungesund, daß viele Einwohner den Sommer über in der nahen Bergveste Konina wohnen. Der Stadt gegenüber, an der Mündung des Meerbusens, liegt die kleine Insel Saffo (Saffeno). A. stand bis 1691 unter Venedigs Hoheit und blühte damals als Handelsstadt, wozu der schöne Hafen der Stadt treffliche Gelegenheit bot. Seit der Uebergabe der Stadt an die Türken (1691) liegen Gewerbe und Industrie darnieder, wiewohl die Stadt immer noch Hauptseeplatz von Türkisch Albanien ist.

Avocatorium (literae avocatoriae, décret de rappel), Abberufungsschreiben, eine von der Staatsgewalt erlassene öffentliche Bekanntmachung, durch welche ihre im Auslande sich aufhaltenden Angehörigen zur Rückkehr in die Heimat, meist mit Androhung einer Strafe für den Ungehorsamen, aufgefordert werden. Solche Advokatorien läßt z. B. das russische Gouvernement von Zeit zu Zeit an seine abwesenden Unterthanen ergehen; ebenso forderten die deutschen Regierungen in den dreißiger Jahren ihre in der Schweiz als Handwerksgesellen arbeitenden Landeskinder zurück, und Preußen nöthigte seine Studenten, gewisse ausländische Universitäten zu verlassen. In allen diesen Fällen hat die Regierung die Absicht, ihre Unterthanen vor gewissen, im Auslande sie bedrohenden wirklichen oder eingebildeten Gefahren, namentlich sogenannten politischen Verirrungen, zu sichern, oder dem Vaterlande die geistigen und materiellen Kräfte seiner Angehörigen zu bewahren. Seltener tritt der Fall ein, daß bei bevorstehendem Friedensbruch die Regierung ihre in Feindesland lebende Unterthanen auf die Schutzlosigkeit, welcher sie dort preisgegeben sind, durch Advokatorien aufmerksam zu machen sich verpflichtet hält. Im ehemaligen deutschen Reiche wurden beim Ausbruch eines Reichkriegs alle deutschen Vasallen aus den ausländischen Diensten behufs des Eintritts in den Dienst des Reichs einberufen.

Avogatobaum (Avogatobirne, Advokaten- oder Alligatorbirne), s. Persea.

Avoir (franz.), Haben, in der französischen Buchhalterei Bezeichnung der Kreditseite.

Avoirdupois, Name des englischen Handelsgewichts, welches außer in Großbritannien und Irland und in den meisten englischen Kolonien auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gebräuchlich ist, und zwar für alle zu wägenden Waaren, außer Gold, Silber, Platin, Juwelen, Arzneien, Münzen und wissenschaftlichen Wägungen, wozu das Troygewicht dient. Anstatt des letztern, welches bis 1855 englisches Grundgewicht (standard weight) war, ward damals das A. (Imperial standard Pound Avoirdopois) gesetzlich eingeführt und das Normalexemplar desselben aus Platin im Schatzamte niedergelegt. Dasselbe hat 7000 englische Grän (Troy-Grain), deren 5760 auf das Troypfund (Poond-Troy) gehen, so daß mithin 5760 Pfund A. = 7000 Pfund Troy od 144 Pfund A. = 175 Pfund Troy sind, od. 1 Pfd. A. = 1,21528 Troypfund oder 1 Troypfund = 0,82286 Pfund A. ist. Letzteres wird in 16 Unzen (Ounces) à 16 Drachmen (Dram) à 3 Skrupel (Scruples) eingetheilt 28 Pfund A. machen ein Quarter (Viertelcentner); 4 Quarters oder 112 Pfd. A. ein Hundredweight, Hundred oder Centweight (Centner); 20 Hondredweights oder 2240 Pfund A. ein Ton (Tonne, Last); 14 Pfund A. aber ein Stone (Stein). Ein Pfund A. ist = 453,5926525 französische Gramm; das französische Kilogramm = 2,204621125 Pfd. A.; letzteres = 0,45359 französische Kilogramm = 0,907185 deutsche Zollpfund = 0,80997 wiener Pfund = 0,80998 bisherige bayerische Pfund. Das Hundredweight ist = 50,802377 franz. Kilogramm = 101,604751 deutsche Zollpfund = 90,716 wiener Pfund. Der Name A. wird gewöhnlich aber irriger Weise, für französisch gehalten. Er findet sich in den englischen Gesetzen zuerst im 14. Jahrhundert in einer Akte Eduards III. Die älteste Schreibart ist averdeboiz u. haberdepois, eine neuere auch averdupois. Die neuere englische Maßkommission sieht in A. eine Korruption des barbarisch-

lateinischen Worts averia, d. i. grobe, geringe Waare, in Verbindung mit den französischen poids, Gewicht. Der Name Troy für das andere Gewicht wird von Troja nova (Neutroja), d. i. London, welches nach Angabe alter Mönche von trojanischen Flüchtlingen gegründet worden sein soll, abgeleitet.

Avola (Aula), Stadt in der sicilischen Provinz Noto, in fruchtbarer Gegend am Cassibili, mit 9100 Einwohnern, welche Zuckerrohrbau und starke Bienenzucht treiben und mit deren Erzeugnissen, sowie mit Wein, Getreide, Käse, Oel, Mandeln und Vieh handeln. Die alte Stadt Aula wurde 1693 durch ein Erdbeben verwüstet.

Avold St., Stadt im französischen Departement Mosel, an der Rosselle, mit 3500 Einwohnern, welche Gerberei, Färberei, Tuch- und Bijouteriewaarenfabrikation treiben. Es befindet sich daselbst auch eine Mineralquelle.

Avon (spr. Aewwönn), 1) Name mehrer Flüsse in Großbritannien. Der niedere (Lower-) A. entspringt bei Wotton Basset in Wiltshire, wird bei Bath schiffbar und mündet unterhalb Bristol in die Severne. Der obere (Upper-) A. entspringt in Nordhamptonshire, wird bei Stratford schiffbar u. mündet nach 22 Meilen langem Lauf bei Tewkesbury in die Severne. An diesem Flusse liegt Stratford, der Geburts- u. Sterbeort Shakspeare's, daher derselbe oft „Schwan von Avon" genannt wird. Ein anderer Fluß dieses Namens entspringt in Wiltshire, durchfließt Hampshire u. mündet in die Christchurchbai oder Stadtlonsbai im Kanal. Kleinere Flüsse desselben Namens sind: in Südwales, in den Kanal von Bristol, in Nordwales, bei Barmouth in das irische Meer, in der schottischen Grafschaft Lanark, in den Clyde mündend, und ein Nebenfluß der Spey im nördlichen Schottland, woraus die See A. entspringt, dessen Umgebung düstere, aber großartige Landschaftsbilder darbieten. — 2) Fluß im britischen Nordamerika, Neuschottland, der von Fort Edward an für Fahrzeuge von 400 Tonnen schiffbar ist und östlich von Halifax in den atlantischen Ocean mündet. — 3) Stadt im nordamerikanischen Freistaat Newyork, Grafschaft Livingstone, am Genesee, hat 3000 Einwohner und in der Nähe besuchte Mineral- (Schwefel-)quellen.

Avranches, Stadt im französischen Departement Manche, am Seez, auf einer Anhöhe mit Kathedrale, 5 anderen Kirchen, Hospital und 8700 Einwohnern, welche Spitzen, Garn, Wachsstöcke verfertigen und Handel mit Getreide, Cider, Butter, Vieh, Salz treiben. A. ist das alte Ingena und war Hauptstadt der Abrinkatuer, woher es später Abrineä (Abrincatä) hieß. Sonst war die Stadt stark befestigt und vertheidigte das Land gegen die Einfälle der Bretagner, welche sie jedoch endlich (1203) eroberten und ihre Festungswerke, sowie ihr altes Schloß gänzlich zerstörten. Der heilige Ludwig befestigte A. von Neuem mit Mauern und Gräben. Während der Kriege zwischen den Engländern und den Franzosen, zwischen den Calvinisten und den Katholiken wechselte A. sehr oft seine Herren. Die Umgegend heißt Avranchin, 12 Stunden lang und 7 breit.

Avrigny, C. J. L. Lélliard d', französischer Dichter, Gatte der berühmten Sängerin Demoiselle Regnault, geboren auf der Insel Martinique 1760, † zu Paris, den 17. September 1823. Er wagte es nach Voltaire zuerst wieder, Handlungen aus der französischen Geschichte auf das französische Theater zu bringen; schrieb: „Poésies nationales"; „Les brouilleries, opera comique-imbroglio" (Musik von Labratea, 1780); „Jeanne d'Arc, tragédie" u. A. m.

Avronzo (Auronzo), Stadt im österreichisch-italienischen Gouvernement Venedig, Delegation Belluno, mit 4000 Einwohnern und bedeutendem Galmeibau.

Awadsi (Avadsi-sima), Insel u. Inselgruppe von 10 Inseln an der Südwestküste der Insel Nipon, zwischen dieser und der Insel Sikoff enthält 23 QMeilen.

Awar (Awarier), eines der Bergvölker des nördlichen Kaukasus, in Lesghistan. Ihr Land, ein eigenes Khanat, bildet das nördliche Ende von Lesghistan und grenzt westlich an das Gebiet der Tscheschenzen am Alsai, gegen Norden an das der Kumyken, gegen Osten scheidet es ein Bergrücken von dem Gebiet des Schamchals von Tarku, gegen Südosten einer der Arme des Koißu und ein Bergrücken von dem Khanat der Kasikumyken, gegen Südwesten die Hauptkette des Kaukasus von Dscharobelokan und den Tuschen. Die nördlichen Ausläufer des Kaukasus bedecken das ganze Khanat; die bedeutendsten derselben finden sich im westlichen Theile, und diese sind angefüllt mit Schluchten und Wasserfällen und mit uralten Wäldern, die den Schutz des Landes bilden, aber auch Ursache der Armuth seiner Einwohner sind, welche nur mühsam dem Lande ihren Unterhalt abgewinnen können und daher von der Noth zu Jagd und Raub getrieben werden. Das Khanat besteht aus vielen, meist nach den einzelnen Thälern abgesonderten Genossenschaften: Itschkeri, Kumbet, Koißubuli, Kartoli, Andi, Didо, Anzuk, Keserik, Idatli, Mukratli u. a., aber alle sind dem Khan unterworfen, der in der Festung Chunsak seinen Sitz hat. Sie haben eine eigene Mundart, die eine Hauptmundart der lesghischen Sprache ist. Außer der Hauptstadt zählt man drei bedeutendere Städte in Awarien: Irganai, Gimri und Tschirkei; die Zahl der Dörfer beträgt 270, die der Einwohner etwa 25,000. Ehemals bekannten sich die Awarier zum Christenthume, von dem sie noch einige Gebräuche beibehalten haben; erst vor ungefähr hundert Jahren gingen sie zum Islam über. Sprüchwörtlich ist unter den Völkern des Kaukasus die Treue, mit welcher die A. das gegebene Wort halten. Gastfreundschaft gilt ihnen als oberste Tugend, daneben aber auch Rache als heilige Pflicht, und der ehrenvollste Ruf ist ihnen der eines kühnen Räubers. Häufig überschreiten sie die hohen Berge, welche ihr Land einschließen, und gehen über den Alasan, wo sie sich um einen mäßigen Lohn den Arbeiten des Feldbaues unterziehen, aber auch oft, in kleine Trupps vereinigt, die umliegenden Dörfer überfallen und ausplündern. Die Awarier sind wahrscheinlich Nachkommen der alten kriegerischen Avaren (s. d.). Das Khanat von Awarien war schon zu der Zeit gegründet, als die kleinen Häuptlinge in dem abgerissenen Theile des osmanischen Reichs die jetzigen Provinzen Scheki, Schirwan und Karabagh unter dem Namen Meliks (Könige, Fürsten) beherrschten und Grusien ein ziemlich mächtiges Reich war. Damals erstreckten sich die Raubzüge der A., nach dem Bericht orientalischer Schriftsteller, oft bis an die Donau. Von fremden Mächten waren sie

stets unabhängig und auch von den Russen 1860 noch nicht unterworfen.

Awaren, Volk, s. Avaren.

Awatscha, Fluß auf der asiatisch-russischen Halbinsel Kamtschatka, Gouvernement Irkutsk, mündet nach einem 22½ deutsche Meilen langen, von Westen nach Osten gerichteten Lauf in die Awatschabai mit dem Peter-Paulshafen, die einzige, wo Fahrzeuge tauen können. Auf der Nordseite der Bai ist der awatschinskische Vulkan, welcher von Zeit zu Zeit Feuer auswirft und seit vielen Jahren unaufhörlich raucht. Der stärkste, doch nur 24 Stunden dauernde Ausbruch fand 1737 Statt.

Awe (Loch Awe), See in der schottischen Grafschaft Argyle, durch den gleichnamigen Fluß mit dem Loch Etive verbunden, fischreich, 5½ Meilen lang u. ¼ Meile breit, mit vielen Inseln.

Awerdupois, s. Avoirdupois.

Awerri (Warri), afrikanisches Reich in Oberguinea, Küste Benin, zwischen den Flüssen Escardos und Forçados oder Warri, im Delta des Quorraflusses, flach, sumpfig, zum Theil stark bewaldet, mit gleichnamiger Hauptstadt auf einer Insel im Forçados u. 5000 Einwohnern, welche Handel treiben.

Awsäna, Fluß im asiatisch-russischen Gouvernement Orenburg; in der Nähe ansehnlicher Bergbau und die awsäunischen Eisenhütten, die jährlich 40—42,000 Pud Sortenseisen liefern.

Ax, 1) Stadt im französischen Departement Ariège, am Ariège, in einem romantischen Thal am Fuße der Pyrenäen, mit 2300 Einwohnern, welche Gerberei, Tuchweberei und Handel mit Leder und Wolle treiben. Hier sind berühmte heiße Schwefelquellen (mehr als 50) von 17—61° R., in drei Gruppen, Teix, Hôpital, Couloubret, und großartige Badeetablissements. Zur Zeit der Römer hieß A. Civitas Aquensis (Oppidum Aquense); ehedem war es Sitz eines Bischofs. — 2) Fluß in der englischen Grafschaft Somerset, entspringt in Wokey Hole bei Wells und mündet unterhalb Oxbridge in den bristoler Kanal.

Axe (Achse, lat. axis), im Allgemeinen diejenige Linie, um welche sich ein System anderer Linien, Flächen oder Körper als um die allgemeine Richtungslinie gelagert hat, oder in Bewegung befindet, oder auf welche dieselben ideell bezogen werden. Daher heißt in der Geometrie A. einer krummen Linie diejenige gerade Linie, welche die krumme in 2 kongruente und auf beiden Seiten derselben ähnlich liegende Theile theilt. In der Parabel z. B. geht die A. vom Scheitel aus und zerschneidet diese Kurve in zwei gleiche Hälften; die Ellipse u. Hyperbel (Doppelhyperbel) haben je 2 A.n, eine Haupt- oder große und eine kleine A., welche zusammen konjugirte A. heißen. Bei der Ellipse geht die große durch das Centrum und die beiden Brennpunkte, die kleine steht im Centrum auf der großen senkrecht (s. Ellipse). Bei der Hyperbel ist die Hauptaxe die Verbindungslinie der Scheitel der beiden zusammengehörigen Kurven; die kleine A. aber ist stets gleich der Wurzel aus dem Produkt der großen A. in den Parameter (s. Hyperbel). Der Kreis gestattet unzählig viele A.n, die hier vorzugsweise den Namen von Durchmessern führen. A.n eines Koordinatensystems sind diejenigen geraden Linien, auf welche nach zwei Seiten hin andere gerade Linien unter demselben Winkel gezogen werden. Daher ist die A. der Abscissen diejenige in der Ebene einer Kurve liegende gerade Linie, auf welcher die Abscissen unter einem bestimmten, sich gleichbleibenden Winkel genommen werden. Bei einem geometrischen Körper ist die A. diejenige gerade Linie, welche durch die Mittelpunkte aller parallelen und unter einander ähnlichen Durchschnitte des Körpers geht. Auf diese Weise haben die Kugel, der Kegel, der Cylinder, die regelmäßige Pyramide, der Würfel, das Prisma, Oktaeder, Paraboloid, Ellipsoid und andere regelmäßige Körper A.n. In gleichem Sinne spricht man auch von der A. eines einzelnen der bezeichneten Durchschnitte, und diese ist dann diejenige Linie, welche auf dem Mittelpunkte einer solchen Durchschnittsfläche perpendikulär steht. In der Astronomie versteht man unter A. (Weltaxe, Himmelsaxe) die eingebildete Linie, um welche sich der Himmel bei seiner scheinbaren täglichen Rotation herumdreht; ihre Endpunkte sind der Nord- und Südpol am Himmel. Die Erdaxe ist dasjenige Stück derselben, welches in den Erdkörper fällt; seine Endpunkte sind der terrestrische Nord- u. Südpol, und die auf ihr liegenden Punkte sind die einzigen auf und in dem Erdkörper, welche bei der täglichen (wirklichen) Rotation der Erdkugel ihren Ort nicht verändern. Da die Weltaxe sammt der Erdaxe senkrecht auf dem Mittelpunkte der Fläche des Aequators und aller mit diesem parallelen Kreise (Breitenkreise) steht, so ist dieselbe zugleich A. des Aequators und der Breitenkreise; ebenso sind die A.n der Ekliptik und des Horizonts diejenigen geraden Linien, welche senkrecht auf dem Kreise der Ekliptik und dem des Horizonts in deren Mittelpunkten stehen. Da die Planeten und Kometen Ellipsen beschreiben, so spricht man bei ihren Bahnen auch von großer und kleiner A. (s. oben). In der Physik, namentlich der Mechanik, ist A. der Drehung die gerade Linie, um welche sich alle Theile entweder einer andern geraden oder krummen Linie, oder einer Fläche oder eines Körpers im Kreise bewegen oder kreisend gedacht werden (s. Centralbewegung). A. der Oscillation oder Schwingungspunkte heißt die gerade Linie, um welche ein Pendel oder eine andere mechanische Vorrichtung, z. B. die Unruhe der Uhr, in Kreisbogen hin- und herschwingt (s. Pendel). A. der Schraube nennt man die gerade Linie, um welche sich, als um eine unbewegliche, die Schraube dreht; sie bildet zugleich die A. des idealen Cylinders, in dessen Oberfläche die Schraubengänge liegen (s. Schraube). Die A. der Wage ist der (gewöhnlich dreikantige) Stift, welcher durch den Schwerpunkt des Wagebalkens hindurchgeht und um welchen der Wagebalken mit allen angehängten Dingen sich in der Scheere der Wage auf- und niederbewegt, oder auf welchem er im Gleichgewicht ist. A. des Rades, der Scheibe, Rolle ꝛc. heißt die Welle, um welche jene rotirenden Körper ihre Umläufe machen. Die A. des Wagenrades ist in diesem Sinne derjenige zum Wagengestelle gehörige cylindrische Theil, um welchen das Rad mittelst seiner Nabe sich dreht. Unter optischer A. versteht man diejenige eingebildete gerade Linie, in welcher die Mittelpunkte sämmtlicher Gläser und Spiegel eines Fernrohrs liegen. Die Brechungs- oder Einfallsaxe ist die auf ein brechendes Mittel (z. B. einen Spiegel) gefällte senkrechte Linie, auf welche der einfallende und der

gebrochene Strahl bezogen werden. Die A. des Magnets ist die beide Pole eines Magnets verbindende gerade Linie (s. Magnet). Analog ist die magnetische A. der Erde die beide magnetische Pole der Erde verbindende Gerade (s. Magnetismus). In der Mineralogie heißen A.n gerade Linien, die durch den Mittelpunkt eines Krystalls gehen und entweder die Ecken, oder die Mitte von Flächen, oder die Kanten mit einander verbinden. Die Längenverhältnisse und die Lage dieser Krystalldimensionen sind wesentlich für die verschiedenen Krystallformen. Es werden Haupt- und Zwischendimensionen unterschieden und entweder alle, oder nur die ersteren mit dem Namen der A.n belegt. Dieselben sind in sofern bei Betrachtung der Krystallformen von hoher Wichtigkeit, als sie als die Linien erscheinen, um welche sich alle Theile des Krystallkörpers symmetrisch gelagert haben und auf welche Alles, was die Form und die Richtungen der bildenden Kräfte betrifft, zuletzt zu beziehen ist (s. Krystallographie). In der botanischen Terminologie heißt A. die den Längendurchmesser eines Pflanzentheils bestimmende Linie, sowie auch der Hauptstiel eines centripetalen Blüthenstandes, so weit derselbe mit Blüthen besetzt ist, z. B. bei der Aehre u. Traube. In der Zoologie endlich ist A. die gerade Linie, welche man sich durch die Mitte des Thierkörpers seiner Länge nach gezogen denkt, um diese Dimension zu bestimmen.

Axel, Festung in der niederländischen Provinz Seeland, auf einer Scheldeinsel und an einem aus der Westerscheldе kommenden Kanal, mit 2900 Einwohnern. A. gehörte vormals zu den 4 Ambachten von Staatsflandern. Von Philipp dem Frommen, Herzog von Burgund, zerstört, ward es bald wieder aufgebaut. Moritz von Oranien nahm es 1586 den Spaniern ab, und 1648 wurde es völlig an Holland abgetreten. Die Festungswerke wurden 1729 bedeutend verstärkt.

Axenberg (Achsenberg, Aschenberg), Berg im schweizerischen Kanton Uri, zwischen dem Schächen- und Sisigerthale, an der Südostseite des Vierwaldstätterseе's. An seinem Fuße ist die Tellenplatte, wo Tell 1308 durch einen gewagten Sprung sich aus Geßlers Gewalt befreit haben soll.

Axholm (Axholme), Landschaft in der englischen Grafschaft Lincoln, von dem Trent, Idel und Don inselartig eingeschlossen, ist 6 Meilen lang, 2 Stunden breit, flach und eben und enthält 7 Kirchspiele: Althorpe, Belton, Crowle, Epworth, Haxey, Liddington und Owston. König Karl I. überließ dieses Gebiet, ehedem The leval of Hatfield Chase genannt, einem Holländer, Cornelius Vermuiden, und einer Anzahl seiner Landsleute, welche sich anheischig machten, es zu entwässern und anzubauen. Nach Jahr und Tag war dasselbe, früher eine öde Sumpf- und Heidefläche, in ergiebiges Land umgewandelt und erhielt bald den Namen des Gartens von Lincolnshire. Die Ergiebigkeit des Bodens wird noch bedeutend durch das sogenannte Warping oder Unterwassersetzen desselben gesteigert. Dieses Verfahren besteht darin, daß man den Trent zu einer Art von künstlichem Nil machte. Das Land, dessen Ertragsfähigkeit man heben will, wird mit einem zeitlichen Damme umgeben; Kanäle, welche mit dem Fluß in Verbindung stehen, geben ein sicheres und leichtes Bewässerungsmittel ab; überdies führt die rasche Strömung einen reichen Niederschlag aus dem Bette des Humber herüber. Die Schleußen werden geschlossen, die Strömung tritt zurück, und während das Wasser sich senkt, setzt es den befruchtenden Niederschlag ruhig auf die Fläche ab. Dieses Verfahren, welches ein volles Jahr Tag um Tag wiederholt wird, hebt den Boden, macht ihn ergiebig und regt ihn zu neuer Thätigkeit an.

Axinit (Thumerstein, Thumit, Glasstein, Afterschörl), Fossil aus der Gruppe Aluminium nach Leonhard, gehört zum eingliedrigen Krystallsystem. Die Theilbarkeit ist sehr unvollkommen nach dem einen Paare der Seitenflächen, welches mit den schiefen Endflächen einen Winkel von 134° 48′ bildet, parallel dieser Endfläche selbst und den Abstumpfungsflächen der beiden scharfen Endkanten. Das specifische Gewicht ist 3,2—3,3, die Härte 6,5—7, der Bruch kleinmuschelig bis uneben. Das Mineral ist spröde, durch Erwärmung polarelektrisch, durchsichtig bis an den Kanten durchscheinend, die sonstige Farbe nelkenbraun ins Graue und Grünliche. Es ist ein Silikat von Thonerde mit Silikaten von Kalk, Eisen- und Manganoxydul und einer boraxsauren Verbindung. Nach Wiegmann enthält es 19,00 Thonerde, 45,00 Kieselerde, 12,50 Kalkerde, 9,00 Manganoxyd, 12,25 Eisenoxyd, 0,25 Talkerde, 2,00 Boraxsäure. Es schmilzt unter Aufblähung leicht zu einem dunkelgrünen Glase, welches in der äußeren Flamme von Mangansuperoxyd schwarz wird. In Borax ist es leicht auflöslich. Obgleich das Glas von Eisen gefärbt wird, kann es in der äußeren Flamme dennoch unrein amethystfarben geblasen werden. Mit Soda wird es erst grün, schmilzt später aber zu einem schwarzen, fast metallisch glänzenden Glase. Von Schwefel- und Salzsäure wird es unmittelbar nur wenig angegriffen. Der A. findet sich krystallisirt und derb. Die Krystalle, einzeln eingewachsen oder zu Drusen vereinigt, kommen auf Lagern und Gängen im älteren Gebirge vor. Besonders schön sind die von Bourg d'Oisans in der Dauphiné und die von Landsend in Cornwall. Außerdem findet sich A. zu Thum, Schneeberg, Schwarzenberg u. a. O. im Königreich Sachsen, zu Barèges in den Pyrenäen, im Chamounythale bei St. Maria in Graubündten, am Monzoniberge in Tyrol, zu Kongsberg in Norwegen, zu Nordmarken in Schweden, auf der Wolfsinsel im Onegasee und auf Grünsteingängen zu Treseburg am Harze.

Axiom (v. Griech.), ein Grundsatz von apodiktischer Gewißheit, der eines weitern Beweises weder bedarf, noch fähig ist. Diese Grundsätze oder Principien bilden die Basis einer jeden Wissenschaft und geben ihr systematische Einheit und Festigkeit. Die kritische Philosophie nimmt das Wort A. in einer beschränkenden Bedeutung und versteht darunter synthetische Sätze a priori von unmittelbarer, d. i. anschaulicher Gewißheit. Sie behauptet, daß nur die Mathematik dergleichen Sätze habe, und nennt die A.e der Philosophie nur diskursive Grundsätze. Daher nennt man axiomatisch, was von selbst klar, zweifellos gewiß ist.

Axiometer (v. Griech.), auf der Mitte eines Schiffes angebrachte Vorrichtung, um die Richtung der Ruderpinne des Steuers mittelst eines Zeigers anzuzeigen. Der A. ist an einer kleinen Welle befestigt, die mittelst eines schwachen Taues von der Ruder

pinne bewegt wird, und zwar in der entgegengesetzten Richtung der Welle des Steuerrades.

Axiopistie (v. Griech.), Glaubwürdigkeit, z. B. einer Schrift. Vgl. Autopistie.

Axius, Hauptstrom im alten Macedonien und bis auf Philipp und Alexander den Großen Ostgrenze des Landes; jetzt Wardar oder Vardar.

Axt, Werkzeug zum Fällen, Spalten, Behauen und Zurichten des Holzes, besteht aus einem keilförmigen Eisen, welches an der dünnen, in eine scharfe Kante (Schneide) auslaufenden Seite verstählt, an dem entgegengesetzten stärkern Theile (Helm, Haube) mit einem Loche (Oehr, Auge) versehen ist, und aus einem hölzernen Stiele (Axtstiel, bisweilen auch Helm genannt), welcher durch das Oehr in dem Helm eingefügt ist. Zur Anfertigung einer A. wird zuerst eine Eisenstange zusammengebogen und überall fest zusammengeschweißt, ausgenommen da, wo das Loch für den hölzernen Stiel bleiben soll, welches später mit einem keilförmigen Stück Eisen hinlänglich erweitert und ausgebildet wird. Hierauf wird das keilförmige Eisen an der Schneide und von da aufwärts mit Stahl belegt, so daß dieser den dünnen Theil des Keils (das Axtblatt) von unten auf wie eine Wand umgibt. An Zimmeräxten und einigen anderen Arten wird auch der Rücken des Helms (die Platte) verstählt. An den meisten Orten verrichtet die ganze Arbeit der Grobschmied, doch gibt es auch, namentlich in England, Nordamerika, Kärnthen und Steiermark, eigene Axtschmiede, und in neuerer Zeit sind größere Etablissements entstanden, wo das Schmieden der Aexte fabrikmäßig betrieben wird. Der Stiel muß aus festem, nicht sprödem Holze bestehen; in Deutschland wählt man dazu am liebsten weißbuchenes oder ahornes, in Nordamerika werden mehre elastische Holzarten (Celtis occidentalis) dazu verwendet, als deren Ersatz man für Europa den Zürgelbaum (Celtis australis) in Vorschlag gebracht hat. Die Wirkung der A. beruht auf der mechanischen Kraft des Keils und des Schwunges. Nach diesen Gesetzen dringt die A. um so tiefer ein, je dünner sie und je stärker die Wucht ist, mit welcher sie auffällt. Außerdem kommt viel auf die Gestalt ihrer Seitenwände an, ob diese platt oder konvex sind und demnach eine größere oder kleinere Fläche für die Reibung darbieten. Der Zimmermann gebraucht außer der gemeinen Zimmeraxt, mit welcher das Holz im Groben bebauen wird, die Schlichtaxt (Blattbeil), die, von der Form eines großen Beils, auf der einen Seite ganz eben, mit 12—15 Zoll langer Schneide und seitwärts gebogenem Stiele, zum Behauen der Balken dient; die Queraxt, deren Klinge, aus einem dicken eisernen Stabe, in der Mitte mit einem Loche (Helmloche) bestehend, 2 Schneiden hat, wovon die eine von gleicher Richtung mit dem Stiele, die andere (eine Hacke bildend) winkelrecht steht, dient zur Verfertigung der Zapfenlöcher; die Bundaxt, einem Winkelmaße ähnlich, indem der kürzere Schenkel als Griff dient, an dem längern die Schneide ist, wird zum Abglätten der Zapfen, Kämme und Zapfenlöcher gebraucht. Im Forstbetriebe kommen vor: die Hauaxt (Schrotaxt), verhältnißmäßig leicht, mit bis 3½ Zoll langer Schneide, zum Abhauen, Abstämmen und Ausästen der gefällten Bäume; die Spaltaxt (Stockaxt), dicker und schwerer als die vorige, mit breitem Helm, scharf zugespitztem Blatte und 5—6 Zoll breiter Schneide, zum Spalten des Klafterholzes und der Stöcke dienend; ferner das Beil und die Heppe. Besondere Aufmerksamkeit hat in neuerer Zeit die in Nordamerika von Davies erfundene Holzaxt (amerikanische A.) erregt. Dieselbe zeichnet sich durch ihre arbeitfördernde und Kraft ersparende Beschaffenheit aus. Das Eisen ist 12 Zoll lang und von der Rückseite nach der Schärfe etwas abwärts gebogen; die Seitenflächen desselben, sowie die Schärfe sind konvex, und der Vortheil besteht hauptsächlich darin, daß die Schärfe der amerikanischen A., indem sie nur einen kleinen Theil des Holzes trifft, die volle Kraft des Hiebes auf diesen Punkt koncentrirt, mithin wirksamer ist, während zu gleicher Zeit die Konvexität der Seitenwände macht, daß die Friktion auf einen möglichst geringen Raum beschränkt ist und daher die amerikanische A. sich leichter als eine andere aus der Spalte wieder herausziehen läßt. Dagegen hindert auch dieselbe Konvexität der Seiten das tiefere Eindringen der Schärfe. Als entscheidend über den Gebrauch der daviesschen Holzaxt können die Versuche betrachtet werden, welche das Generalkomité des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern anstellen ließ und woraus sich ergab, daß diese A. sehr brauchbar ist, wo es sich bloß um das Fällen und Ausrotten des Holzes handelt, ohne daß dabei auf den entstehenden Holzverlust Rücksicht genommen wird, wie in Amerika; daß dagegen überall, wo nach dem Prinzip der Wirthschaftlichkeit der Holzverlust in Anschlag zu bringen ist, die Säge zum Fällen der Stämme den Vorzug verdient.

Axum (Auxume), die ehemalige Hauptstadt des axumitischen (auxumitischen) Reichs im heutigen abessinischen Staat Tigré, deren Trümmer westlich von Adowa liegen und noch von der einstigen Größe der Stadt Zeugniß geben. Außer den in Felsen gehauenen Bauwerken sind besonders zwei Gruppen von 30 (einst 55) schön gearbeiteten, jedoch der Hieroglyphenschrift entbehrenden Obelisken und die bekannte axumitische Inschrift merkwürdig, welche in griechischer Sprache einen Sieg rühmt, welchen der axumitische König Aizanes um 333 n. Chr. erfocht. Es ist daraus zu ersehen, daß das axumitische Reich, welches sich in den beiden Jahrhunderten unmittelbar vor u. nach Christi Geburt auf den Trümmern des alten Meroë erhob, sich nicht nur über das heutige Abessinien, sondern auch über die angrenzenden Gebiete auf der Westseite des rothen Meeres, ja sogar über Jemen und Sala in Arabien erstreckte und eine Zeitlang die unbestrittene Herrschaft auf dem rothen Meere ausübte. Es bildete nach Süden die äußerste Grenze, bis wohin griechische Bildung sich Bahn brach, und die griechische Sprache wurde hier sogar Hof- und Priestersprache. Geschichtlich merkwürdig ist dasselbe besonders deshalb, weil seine Grenzen den Eroberungszügen fremder Herrscher, zuletzt denen der Römer und Parther ein Ziel setzten. Die byzantinischen Herrscher ließen sich sogar dazu herab, den axumitischen einen Tribut zu zahlen. Unter dem erwähnten Könige Aizanes wurde durch die beiden abessinischen Apostel Frumentius und Aedesius das Christenthum im Lande verbreitet. In jener Zeit sind wahrscheinlich die durch ganz Abes-

linien zerstreuten, zum Theil höchst imposanten Felsenkirchen, sowie die abessinischen Klöster und Einsiedeleien entstanden. Das Reich A. stand über Adule in lebhaftem Handelsverkehr mit Arabien u. Indien u. bildete das äußerste Bollwerk des Christenthums gegen den vordringenden Islam. Aber die Kämpfe, in welche es mit diesem verwickelt wurde, führten seinen Verfall herbei, indem die Araber nach und nach die axumitischen Gebiete in Arabien und den ganzen Küstenstrich am rothen Meer und am Meerbusen von Aden eroberten, wodurch dem Reiche die Verkehrswege abgeschnitten wurden. Innere Wirren führten zuletzt die völlige Auflösung desselben herbei.

Ay, Stadt im französischen Departement Marne, Arrondissement Rheims, nordöstlich von Epernay, mit 2800 Einwohnern. Hier wächst weißer und rother Champagner (Vin d'Ay), der zu den edelsten Champagnerweinen gehört und über Epernay ausgeführt wird. In den großen Steinbrüchen bei A. findet man viel versteinertes Holz.

Ayacucho (Guamancha), Departement des südamerikanischen Freistaates Peru, auf der Ostseite der Andes gelegen, die große Ebene von A. mit dem gleichnamigen Fluß umfassend, nördlich an Junin, westlich an Lima, südöstlich an Cuzco, östlich an das Land der freien Indianer angrenzend, 4568 QM. groß, mit 130,000 Einwohnern, ein gebirgiges Land, mit Quellenflüssen des Marañon, wird in 10 Provinzen eingetheilt. Die kleine gleichnamige Hauptstadt (Guamancha) ist berühmt durch die Schlacht am 9. Dec. 1824, durch welche das Schicksal Peru's und von ganz Südamerika entschieden wurde. Kaum 6000 Mann Spanier unter dem Vicekönig Laserna kämpften gegen eine noch geringere Zahl von Südamerikanern unter dem General Suere. In einer Stunde war die Schlacht entschieden; 1400 blieben von den Königlichen, 370 von den Patrioten, außer 609 Verwundeten. Die meisten Spanier flohen nach dem die Ebene gegen Osten abschließenden schroffen Gebirgsjoche Condoreangui, wohin die Sieger ihnen folgten. Die Ueberwundenen mußten eine Kapitulation unterzeichnen, der zufolge 16 Generäle, ebenso viel Obersten, 68 Oberstlieutenants, 484 Offiziere und 3200 Gemeine die Waffen streckten.

Ayacuchos, in der neuesten Zeit oft genannter Name derjenigen politischen Partei in Spanien, zu welcher die wärmsten Anhänger des 1843 vertriebenen Regenten Espartero gehören. Der Ursprung dieser Benennung weist auf die Schlacht von Ayacucho (s. d.) zurück, in welcher die Herrschaft der Spanier in Südamerika gänzlich vernichtet wurde. In der Kapitulation, welche die Folge dieser Niederlage war, legten sich die spanischen Offiziere höhere Grade in der militärischen Rangordnung bei, als sie wirklich bekleideten, damit sie später in der Heimat in denselben bestätigt würden, was auch geschah. Zwar erhielt die spanische Regierung Nachricht von diesem Betruge, doch wagte sie nicht kräftig dagegen einzuschreiten, und überdies hatten sich alle diese Offiziere durch einen Eid verbunden, einander bei der Rückkehr in das Vaterland gegenseitig zu unterstützen und zu fördern. Bei der übrigen Armee wurden diese Offiziere, weil sie sich bei Ayacucho so feig hatten schlagen lassen, allgemein verachtet und spottweise die A. genannt. Den Spottnamen A. trug man später auch auf die Anhänger derselben über, und so entstand der bekannte Parteiname. Zu jenen Offizieren, die bei Ayacucho schmachvoll geschlagen wurden und sich dann selbst höhere Grade beilegten, gehören unter andern die seitdem in dem spanischen Bürgerkriege so bekannt gewordenen Männer Rodil, Maroto und Espartero.

Ayala, Pedro Lopez d', spanischer Historiker und Dichter, als Sprößling eines der ersten kastilischen Adelsgeschlechter 1332 zu Murcia geboren, stand als einsichtsvoller Staatsmann und tapferer Krieger bei den kastilischen Königen Peter dem Grausamen, Heinrich II., Johann I. und Heinrich III. in großer Gunst, bekleidete die höchsten Reichswürden, zuletzt die eines Großkanzlers und Oberkammerherrn von Kastilien und † 1407 zu Calahorra. In seinem Geschichtswerke „Cronicas de los reyes de Castilla D. Pedro, D. Enrique II, D. Juan I, D. Enrique III" (2 Bde., Madrid 1780; die älteren Ausgaben von 1495 und 1591 sind unvollständig) versuchte er es unter den Spaniern zuerst, statt der bisher üblichen chronikartigen Berichterstattung eine mehr pragmatische Darstellung der Begebenheiten zu geben, wobei er sich die lateinischen und italienischen klassischen Schriftsteller, von denen er mehre, namentlich den Livius (Salamanca 1497 und 1552), ins Spanische übertrug, zum Muster nahm. Seine poetischen Werke sind erst in neuerer Zeit wieder aufgefunden worden, darunter sein bedeutendstes Produkt, „Libro ó rimado de palacio", d. i. Buch in Reimen über das Hofleben, welches er während seiner Gefangenschaft in England, in die er durch die Schlacht bei Najera 1367 gerieth, begann. Es ist in der altspanischen Form der vierzeitigen einreimigen Alexandrinerstrophen abgefaßt und satirisch-didaktischen Inhalts, indem es nicht nur Rathschläge über die Einrichtung eines wohlgeordneten Hofstaats und Lehen der Regierungskunst ertheilt, sondern auch satirische Schilderungen der damaligen Zustände in Staat und Kirche, sowie der Laster und Thorheiten der verschiedenen Stände gibt. Diesem größeren Werk finden sich in den handschriftlichen Sammlungen seiner Gedichte noch mehre lyrische (Cantares und Decires) beigefügt, welche bald moralisch-ascetische Betrachtungen, bald die Ergüsse subjektiver Gefühle und Stimmungen, bald auch mystisch-fromme Bitt- und Lobgesänge enthalten u. zum Theil in den älteren nationalen, zum Theil schon in den der provençalischen Hofpoesie nachgebildeten Formen abgefaßt sind.

Ayamonte, Stadt in der spanischen Provinz Huelva, an der Mündung der Guadiana, mit 5900 Einwohnern, welche besonders Seidenweberei und Sardellenfang treiben, reinlichen Häusern und breiten Straßen, gutem Hafen und einem Kastell. A. war einst die Residenz eines maurischen Königs u. wird in alten Romanzen wegen der hier gehaltenen Turniere häufig erwähnt. Um ihrem bedeutenden Fischhandel Abbruch zu thun, legte der Minister Pombal gegenüber auf dem portugiesischen Gebiete das Städtchen Villa real an. Am Fluß finden sich Salzsümpfe.

Ayr (Air), britische Grafschaft in Südschottland, grenzt im Norden an die Grafschaft Renfrew, im Osten an Lanark, Dumfries und Kirkudbright, im Süden an Wigtone, im Westen an das

trische Meer, ist 48 QMeilen groß und hat 189,900 Einwohner in 46 Kirchspielen. Die Grafschaft ist ein gebirgiges Land, das jedoch weite Thäler und an der Küste kleine Ebenen, in den Gründen aber einen fruchtbaren Boden besitzt. Unter den Bergen ist der kegelförmige Knockdollian ausgezeichnet. Hauptflüsse sind der Ayr, Irwin, Doon, der aus dem gleichnamigen See entsteht, Lugas, Stinchar und Girvan, die in den Clydegolf fallen. Die ganze Grafschaft, eine der ausgedehntesten, zerfällt in drei Distrikte: der nördlichste (Cunningham) hat die ergiebigsten, grasreichsten Thalgegenden; der mittlere (Kayle) hat vorzüglich ergiebige Küstenstriche; der südlichste (Carrick) hat größtentheils steinige Fetsgegenden, Ausläufer von Gebirgen, die mit den südlichen, Schottland durchziehenden Bergstrichen in Verbindung stehen. Die Bewässerung ist reichlich, und A. hat eine auffallende Regenmenge; es fallen hier jährlich 12 Zoll mehr, als in dem regenreichen England, aber dessen ungeachtet ist das Klima gesund. Die Einwohner sind ein kräftiger Menschenschlag, durchaus den schottischen Hochländern vergleichbar. In früheren Zeiten wild und kriegerisch, späterhin, als mit der Clanherrschaft die Kriege der hundert kleinen Tyrannen gegen einander aufhörten, räuberisch oder dem Schleichhandel ergeben, haben sie sich endlich in ruhige und gewerbfleißige Bürger verwandelt. Die Produkte sind Weizen, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Flachs, Tang, Holz; gute Pferde u. ausgezeichnete Rinder (die außerordentlich milchreichen Dunlopkühe), Schafe, Schweine, Fische; Steinkohlen (100,000 Tonnen jährlich zur Ausfuhr), Eisen, Kupfer, Blei, Kalk, besonders geschätzte Schleifsteine (Water of Ayr stone), Marmor, Achat, Jaspis und Porphyr. Ackerbau und namentlich Viehzucht sind Haupterwerbszweige, auch die Fischerei ist bedeutend. Die Industrie ist auf Wollen- und Baumwollenweberei und Bergbau beschränkt, der Handel auf Vertrieb von Steinkohlen, Rindvieh, Käse (Dunlopkäse) und Wetzsteinen. Im Norden wird die Grafschaft von der großen Westeisenbahn über Kummock, Kinmarlock nach Dalry durchschnitten. Auch führt an der Küste hin eine Bahn von der Hauptstadt Ayr nach Dalry u. Zweigbahnen verbinden die Westbahn mit den Küstenorten Ardrossan, Irving, Troon. Die Hauptstadt A., an der Mündung des gleichnamigen Flusses, in sandiger, dürrer Gegend, ist alt und unregelmäßig gebaut, hat ein Kollegium für 600 Studirende, mehre Kirchen und Bethäuser, Beschäftigungsanstalten für arbeitslose, Unterstützungsanstalten für bedürftige oder kranke Leute, Armenspeiseanstalten ꝛc., und einen guten Hafen mit 2 Leuchtthürmen. Die Einwohner, 9110 an der Zahl, betreiben Leder- u. Teppichfabriken, Baumwollenspinnereien, Schiffsbau, Fischerei, Seifenfabriken, Handel mit Getreide, Branntwein, Bauholz ꝛc. A. ist Geburtsort des Dichters Burns. In der Nähe findet sich eine eisenhaltige Quelle. Der Fluß A. durchfließt die gleichnamige Grafschaft von Osten nach Westen u. mündet bei A. in den Clydegolf.

Ayrenhoff, Cornelius Hermann von, österreichischer Feldmarschallieutenant, geboren zu Wien 1734, † daselbst am 14. August 1819. Er hat sich einen Namen als dramatischer Dichter erworben, dessen Werke hinsichtlich der Anlage und Charakterzeichnung nicht ohne Werth, desto mangelhafter aber in der Sprache und Versifikation sind. Er schrieb 6 Trauerspiele (meist in gereimten Alexandrinern nach dem Muster der weiße'schen) und 9 Lustspiele, z. B. „Aurelius", „Antiope", „Cleopatra und Antonius", den „Postzug", den selbst Friedrich II. auszeichnete, „Die große Batterie" ꝛc. Beachtungswerth sind seine theils historischen, theils kritischen Aufsätze. Seine „Sämmtlichen Werke" (6 Bde., Wien 1803) wurden in 3. Auflage vom Freiherrn von Retzer herausgegeben (6 Bde., Wien 1814).

Ayrer (eigentlich Eyer), Jakob, jüngerer Zeitgenosse von Hans Sachs und nächst diesem der fruchtbarste dramatische deutsche Dichter jener Zeit. Von seinen Lebensumständen hat man nur wenige und unverbürgte Nachrichten. Er soll in Nürnberg einen Eisenkram angefangen und später Wappen u. Namen des angesehenen Geschlechts der A. angenommen haben. In Folge zerrütteter Vermögensverhältnisse ging er später nach Bamberg u. erwarb sich hier so gute juristische Kenntnisse, daß man ihm das Amt eines Hof- und Stadtgerichtsprokurators übertrug. Als eifriger Lutheraner verließ er jedoch Bamberg wieder und kehrte nach Nürnberg zurück, wo er 1594 das Bürgerrecht und die Stelle eines Notars und Gerichtsprokurators erhielt u. 1605 †. Von seinen Lustspielen sind schon bei seinen Lebzeiten einzelne im Druck erschienen, aber erst seine Erben veranstalteten eine Sammlung derselben unter dem Titel „Opus theatricum, dreißig ausbündig schöne Komödien und Tragödien ꝛc. sammt noch anderen 36 schönen, lustigen und kurzweiligen Fastnachtsspielen" (Nürnberg 1618). Ein verheißener zweiter Theil mit 40 Komödien und Tragödien ist nicht erschienen. A. nimmt seine Stoffe aus der Geschichte, Volkssage und Legende. Livius, Plautus, das Heldenbuch, Boccaccio, Frischlin, alte Chroniken, Volksbücher ꝛc. sind die Quellen, aus denen er schöpft. Er wendete sich ganz von dem geistlichen Schauspiele ab und faßte ausschließlich das Volk ins Auge, dessen ungebildetem Geschmack er gerecht zu werden suchte. Als Lustspieldichter steht er Hans Sachs am nächsten, mit dem er die geschwätzige Breite des Dialogs gemein hat, wiewohl er ihn an Regelmäßigkeit übertrifft. Er verfaßte seine Stücke lediglich für den Zweck der Darstellung, während bei Hans Sachs das Dramatische mehr nur Form war, daher man dessen Stücke erst für die Bretter einrichten mußte. Im Uebrigen bleibt A. der Manier des Hans Sachs treu, ohne ihn jedoch an Gemüth, Lebendigkeit und Naivetät erreichen zu können. Einige seiner Fastnachtsspiele nähern sich hinsichtlich ihrer Versifikation, worin in dialogische Absätze getheilte lyrische Strophen eingemischt sind, die nach Art des Volkslieds gesungen wurden, dem Singspiele. A.s Tragödien sind eigentlich nur dialogisirte Geschichte ohne alle Einheit der Handlung, mit sehr häufigem Wechsel von Zeit und Ort und Scherz und Ernst auf ganz willkürliche Weise vermengend. Wie in den rohen alten Romanen bleibt Alles ganz unmotivirt, u. nur in der Anlage zeigt sich zuweilen einiges dramatisches Geschick. Auch die Charakterzeichnung gelingt ihm sehr selten. Am liebsten behandelt er schrecken- und schaudervolle Scenen, daher das Blutige und Gräßliche einen hervorstechenden Zug seiner Tragödien bildet. Wenn diese bei all ihrer Rohheit an altenglische Stücke und auch an solche von Shakspeare erinnern, so liegt der Grund

davon theils in der Beschaffenheit der von ihm benutzten Quellen, theils in seiner Bekanntschaft mit engtischen Produkten, welche damals durch wandernde Schauspieler in Deutschland in Aufnahme kamen. Keines von A.s Stücken erhebt sich über die gewöhnlichen Leistungen jener Zeit in diesem Fache. Anerkennenswerth ist nur die körnige und gediegene Sprache, die sich durch ihre Reinheit und Leichtigkeit weit über die seiner Vorgänger erhebt. Tieck hat in sein „Deutsches Theater" (Bd. 1) fünf Stücke von A. aufgenommen.

Ayuntamiento (span.), Bezeichnung der Municipalgewalt in den spanischen Städten. In Spanien haben die Städte sich selten und nur vorübergehend zu politischer Selbstständigkeit emporgearbeitet, aber sie haben eine durchaus selbstständige Verwaltung errungen. Fast alle waren feste Plätze, die man von den Mauren eroberte und gegen sie befestigte; die Einwohner feldst mußten sich ihres Lebens und ihrer Habe wehren und thaten es oft so kräftig, daß die Könige mehr als einmal sämmtliche Bürger einer Stadt für adelig erklärten. Könige und Städte waren einander gegenseitig unentbehrlich, und so bildete sich die spanische Municipalverfassung aus, vielleicht die freieste in ganz Europa. Während die centrale Staatsgewalt unter den letzten Bourbonen fast auf Null herabsank, wußten die Municipalitäten trotz aller Beeinträchtigung sich lebenskräftig zu erhalten. Dies zeigte sich 1808. Von ihnen ging damals der Aufstand gegen die Franzosen aus, u. die Unmöglichkeit, die Herrschaft Joseph Napoleons anders, als durch überwiegende Waffengewalt zu begründen, ergab sich daraus, daß er es nicht mit einer Unzahl über das ganze Land verbreiteter, wohldressirter und disciplinirter Beamten zu thun hatte, sondern mit lauter städtischen Behörden, die schon aus Scheu vor dem Volke nicht feig sein durften und konnten. Die Konstitution von 1812 befestigte oder erweiterte die bestehende Municipatfreiheit auf alle Weise. Die Alkaden, Regidores und Procuradores der Städte wurden alle Jahre neu gewählt; jeder Bürger einer Stadt, der 25 Jahre zählte u. seit 5 Jahren dieselbe Stadt bewohnte, war Wähler, und kein Staatsbeamter konnte Kommunalbeamter sein. Als die Charte von 1812 vom Könige 1814 aufgehoben wurde, blieben die Municipaleinrichtungen unverändert. Sie blieben es auch 1820 wie 1823. Nichts stand fest in der steigenden Auflösung, als eben diese Municipalinstitutionen, welche den einzelnen Lokalitäten Ruhe, Sicherheit und Wohlstand verbürgten, trotz der Schwäche und Unfähigkeit der Regierung und mitten unter den Greueln des Bürgerkrieges, der das Land so lang heimsuchte. Seitdem aber mit der französischen Literatur französische Ideen und Neigungen eingezogen waren und sich der französische Einfluß in immer weiteren Kreisen geltend zu machen anfing, erwachte die Lust, Spanien nach französischem Vorbild umzumodeln. Mannichfache Versuche, die in dieser Beziehung seit 1808 gemacht wurden, sind alle ziemlich spurlos vorübergegangen. Die freie Municipalverfassung stand zu sehr im Wege, und somit beschloß man endlich, sie hinwegzuräumen. Schon 1837, bei der Annahme der neuen Charte, wurde bestimmt, daß die Organisation und die Rechte der A.s Gegenstand eines besondern Gesetzes sein sollten. Dies Gesetz ist es, welches, von der Cortesversammlung angenommen, 1840 in Ausführung gebracht werden sollte. Es unterscheidet sich wesentlich von dem alten. Um Wähler zu sein, muß man einen bestimmten Census bezahlen, die Wählbarkeit ist auf die Höchstbesteuerten beschränkt; bezahlte Staatsbeamte können Municipalfunktionen übernehmen, und das A. kann auf den Bericht des potitischen Chefs aufgelöst, die Mitglieder können abgesetzt werden; auch zur Verwendung der Gemeindegelder ist eine Zustimmung der Regierung nöthig. Spanien hatte seit 1834 drei oder vier Verfassungen sich aufdringen lassen, ohne sich sonderlich darum zu bekümmern; hier aber hatte man die älteste Einrichtung Spaniens, sein ganzes Leben angegriffen, und es suchte sich dieser Willkür zu erwehren. Das neue Ayuntamientogesetz hatte die Vertreibung der Königin-Regentin Christine zur Folge, u. das Gesetz wurde zurückgenommen. Aber schon am 31. December 1843, nach der vorausgegangenen Suspendirung der Cortes, promulgirte das moderantistisch-christinische Ministerium Gonzalez Bravo jenes verhängnißvolle Ayuntamientogesetz von 1840, mit der einzigen Modifikation, daß die Ernennung der Alkalden oder Bürgermeister von den Gemeinden, nicht von der Krone ausgehen sollte. Eine der Hauptänderungen, welche das neue Gesetz in dem bisherigen Zustande einführt, ist die, daß das allgemeine Wahlrecht durch ein auf die höchstbesteuerten Einwohner beschränktes ersetzt wird. Nur in Gemeinden von nicht über 60 Einwohnern sind Alle Wähler; in Gemeinden von 300 Seelen sollen 60 Wähler sein, und die Hälfte der Einwohnerzahl über 60; bei 1000 Seelen 130 Wähler, und ein Drittel der Einwohnerzahl über 300; bei 5000 Seelen 413 Wähler und ein Drittel der Zahl über 1000 u. s. f. Generäle, pensionirte Offiziere und Alle, welche einen freien wissenschaftlichen Erwerb treiben, sind ohne Rücksicht auf ihre Steuersumme Wähler. Dieses unter Mitwirkung Christinens u. unter französischem Einfluß entworfene Gesetz wurde von den aus Moderados bestehenden Cortes angenommen und ist jetzt noch in Kraft. Vergl. Spanien (Geschichte).

Azalea *L.* (Azalie, Felsenstrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Ericaceen, deren charakteristische Merkmale der 5zähnige Kelch, die trichterförmige, mit 5theiligem Saume versehene Blumenkrone und die 3fächerige Kapsel sind, deren Scheidewände aus den eingebogenen Klappen entstehen. Die Gattung begreift gesellig lebende Waldpflanzen, darunter ausgezeichnet schön blühende Ziersträucher, von denen man in den Gärten eine große Anzahl Varietäten u. Bastardarten kultivirt, die durch Kreuzung sowohl der Azaleen unter einander, als auch mit Rhododendronarten erzeugt worden sind. Die bekanntesten amerikanischen Arten sind folgende: A. arborescens *Pursh*, mit verkehrteirunden, glatten, am Rande gewimperten Blättern und großen, glatten, rosenrothen Blüthen, baumartiger Strauch in Pennsylvanien; A. calendulacea *Mich.*, mit lanzettförmigen, nach beiden Enden hin schmäler zulaufenden gewimperten Blättern und großen, orange-safrangelben, in Enddoldentraubeu stehenden, außen behaarten Blüthen, in Virginien und Carolina an Bergen; A. canescens *Mich.*, mit länglichen, mit weißgrauen Flaumhaaren bekleideten, unten fast filzigen Blättern und kleinen, rothen

u. weißen, in Enddoldentrauben stehenden Blüthen, in den südlichen Staaten Nordamerika's; A. glauca *Lam.*, mit verkehrt-eirund-länglichen, gewimperten, unten graugrünen Blättern und weißen, an der Spitze geröthteten, außen weichhaarig-klebrigen Blüthen, in Virginien; A. nitida *Pursh*, mit spatellanzettförmigen, stachelspitzigen, lederartigen, oben glänzenden, gewimperten Blättern u. weißen, wohlriechenden, an der Spitze etwas röthlichen, kleinen, doldenförmig gehäuften, außen ebenfalls klebrigbehaarten Blüthen, in Virginien; A. nudiflora *L.*, mit länglichen oder lanzettförmigen, an beiden Enden geschmälerten, spitzigen, gewimperten Blättern und fast doldenartig gehäuften, außen weichbehaarten Blumen, in Virginien, in zahlreichen Varietäten; A. viscosa *L.*, mit lanzettförmigen, zugespitzten, oben etwas glänzenden, mit angedrückten Härchen gewimperten, undeutlich gezähnelten Blättern und klebrig-weichhaarigen, wohlriechenden, weißen und röthlichen, in Enddoldentrauben stehenden Blüthen, in den Vereinigten Staaten bis nach Canada hinauf. Asiatische Arten sind: A. chinensis *Sweet*, mit oval-eirunden, zugespitzten, mit knorpeliger Spitze versehenen, oben runzeligen, nach dem Rande zu steifhaarigen und gwimperten, unten weiß-bläulichgrauen Blättern und goldgelben, in Enddoldentrauben stehenden Blüthen, in China; A. pontica *L.*, mit länglich-lanzettförmigen, zugespitzten, weichhaarigen und gewimperten Blättern und großen, goldgelben, wohlriechenden, in ansehnlichen Enddoldentrauben stehenden Blüthen. Dieser 3—5 Fuß hohe Strauch ist in den Ländern am schwarzen Meer einheimisch und kommt in vielen, orange-, blaßgelb-, weiß- und rothblühenden Varietäten in unseren Gärten vor. Er ist stark narkotisch-giftig, und der Genuß des aus den Blüthen von Bienen gesammelten Honigs soll Betäubung und selbst Raserei zur Folge haben, was schon die 10,000 Griechen, die unter Xenophons Anführung jenen berühmten Rückzug aus Asien machten, erfuhren. Auch Wild und Schafe starben nach dem Genuß der Blatt- und Blüthenknospen. A. procumbens *L.* ist ein niedlicher Strauch mit an der Erde hingelagerten, dicht verzweigten, mit zahlreichen, lanzettlichen, glänzenden, unterseits helleren, oberseits dunkleren Blättern besetzten Stengeln und kleinen rosenrothen Blüthen in endständigen Dolden, eine der lieblichsten Pflanzen der europäischen Alpen, die sich auch kultiviren läßt. Die meisten der genannten Arten dauern bei uns an etwas beschützten und schattigen Standorten im Freien aus. Das Holz bedarf nur in den ersten Jahren eines Schutzes; die Wurzeln aber müssen gegen strengen Frost mit etwas Laub bedeckt werden. Sie gedeihen am besten in lockerer, faseriger, mit Torfmull und Sand gemischter Heideerde. In Töpfen kultivirt, lassen sie sich mit gutem Erfolg treiben, wenn man sie Mitte Januars ins Glashaus oder an die Fenster des warmen Zimmers stellt. Im gesunden Zustande und besonders bei Entwickelung der jungen Triebe müssen sie recht feucht gehalten werden. Das Umpflanzen wird gleich nach der Blüthe vorgenommen, die Vermehrung durch Stecklinge Ende Juli, sobald das junge Holz reif ist. Auch lassen sie sich durch Veredlung auf A. pontica, die sich leicht aus Samen erziehen läßt, vermehren, was am besten im August geschieht. Die eigentliche Blüthezeit währt vom März bis Ende Mai. Zur Düngung eignen sich nur Hornspäne, entweder unter die Erde gemischt, oder als Guß angewendet.

Azanza, Miguel José de, Herzog von Santa Fé, spanischer Staatsmann, geboren 1746 zu Aviz in Navarra, arbeitete zuerst unter seinem Oheim, dem Generaldirektor u. königlichen Schatzverwalter Martin Joseph von Alegria, zu Havana, Vera-Cruz und Mexiko, ward 1768 Sekretär des Generalinspektors von Neuspanien, Josephs von Galvez, nahm dann Kriegsdienste und ward 1776 zu Havana Kapitän, sowie Sekretär des Gouverneurs, Marquis de la Torre, mit welchem er 1777 nach Spanien zurückkehrte, wo er 1781 der Belagerung von Gibraltar beiwohnte. Noch in demselben Jahre begleitete er den zum Gesandten ernannten Marquis de la Torre nach Petersburg und verweilte hier zuerst als Gesandtschaftssekretär, dann als spanischer Geschäftsträger bis Ende 1784, wo ihm dieselbe Stellung in Berlin angewiesen wurde. Nach seiner Rückkehr (1786) übertrug ihm der König mehre Provinzialintendanturen und im December 1793 das Ministerium des Krieges. A. behauptete diesen schwierigen Posten bis 1796, wo ihn das Mißfallen des damals allmächtigen Godoy nöthigte, abzudanken und als Vicekönig nach Neuspanien zu gehen. Auch von hier abgerufen, lebte er seit 1799 zurückgezogen auf seinem Landgute Santa Fé bei Granada. Kaum hatte indessen Ferdinand VII. nach der Revolution von Aranjuez (1808) den Thron bestiegen, als er A. nach Madrid rief und ihm das Portefeuille der Finanzen anvertraute. Nach der Abreise des Königs nach Bayonne auch Mitglied der zur Verwaltung des Reichs niedergesetzten Oberjunta, trat A. mit Festigkeit den Anmaßungen Murats entgegen und forderte, als dies vergebens war, seine Entlassung. Napoleon I., der bereits seinen Bruder Joseph zum König von Spanien ernannt hatte, nahm dieselbe nicht an und befahl dem Minister, nach Bayonne zu kommen, um über den Zustand der Finanzen Rechenschaft zu geben. In unbegreiflicher Verblendung gehorchte A. nicht nur, sondern ging in seiner Unterwürfigkeit vor dem Gewaltigen so weit, zwei heimlich an ihn gelangte, zum Widerstande gegen die französische Usurpation auffordernde Briefe Ferdinands VII. an die Junta u. an den königlichen Rath zu unterschlagen. Napoleon ernannte ihn dafür zu Bayonne zum Präsidenten der dort versammelten Junta der spanischen Großen; ein Dekret der Centraljunta zu Cadix dagegen erklärte sein Benehmen für Verrath an König, Religion und Vaterland und befahl die Konfiskation seiner Güter (25. Nov. 1808). A. hatte unterdessen das Ministerium der Finanzen mit dem von Indien vertauscht. Im Jahre 1809 ward er Justizminister Josephs u. 1811 Herzog von Santa Fé. Vergebens waren die Vorstellungen, welche er in demselben Jahre, als außerordentlicher Gesandter zu Paris, wegen der in Spanien errichteten Militärgouvernements und wegen der Machtbeschränkung Josephs durch die Franzosen machte. Zwei Jahre später floh Joseph aus Spanien. A. kam mit ihm nach Frankreich u. kehrte erst 1820 in sein Vaterland zurück. Da sein Anerbieten, nach Mexiko zu gehen und einen Versuch zur Wiedervereinigung dieser Kolonie mit dem Mutterstaate zu machen, von Ferdinand VII. verworfen wurde, verließ er 1822 abermals Madrid

Digitized by Google

und zog sich nach Bordeaux zurück, wo er 1826 †. Interessant und wegen der vielen officiellen Dokumente für die Geschichte jener Zeit nicht unwichtig ist seine u. seines Kollegen O'Farril Vertheidigungsschrift (französisch von Alex. Foudras, Par. 1815).

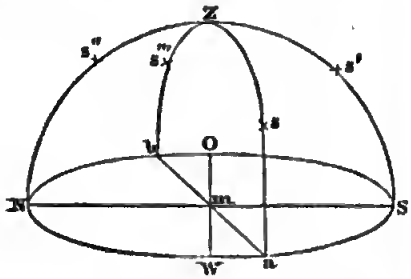
Azara, José Nicolo de, spanischer Diplomat, geboren 1731 zu Barbunales bei Balbastro in Aragonien, studirte zu Huesca und Salamanca, betrat die diplomatische Laufbahn und ward 1765 zum Residenten, später zum wirklichen Gesandten in Rom ernannt. Sein 33jähriger Aufenthalt daselbst war eine Zeit rastloser u. ruhmvoller Thätigkeit. Glanzpunkte darin sind A.'s Beihülfe zur Aufhebung des Jesuitenordens unter Klemens XIV. (1773), seine Opposition gegen die Reaktionspläne Pius' VI, die Vermittelung der päpstlichen Streitigkeiten mit Joseph II. von Oesterreich (1783), sowie mit Neapel, die Abschließung des Waffenstillstandes zu Bologna (1796). Dabei war A. der Mäcenas aller Künstler und Gelehrten. Für Mengs erwirkte er in Madrid die Erlaubniß, sein Jahrgehalt in Rom verzehren zu dürfen. Nach Proklamirung der römischen Republik (1798) begab sich A. nach Florenz und von da als Botschafter nach Paris. Sein Hauptwerk war hier die kluge Erhaltung des guten Einverständnisses zwischen Spanien und Frankreich. Im J. 1803 seines Postens entsetzt, † er den 26. Januar 1804 zu Paris. In der Literatur machte sich A. bekannt durch die Herausgabe der Werke seines Freundes Mengs nebst Biographie (2 Bde., Parma 1780), durch die Uebersetzung von Bowle's Werken über Spanien (Introduccion a la historia natural y geografia fisica del regno de España etc., Madrid 1775), durch die prächtig ausgestattete u. mit trefflichen Anmerkungen versehene Uebersetzung von Middletons „Leben Cicero's" (4 Bd., das. 1792), durch eine Lobschrift auf Karl III. u. A. m.

Azarolbaum, s. Cratägus.

Azeglio, Massimo Marquis d', berühmter italienischer Künstler, Publicist, Romandichter und Staatsmann, als der Sprosse einer altadeligen piemontesischen Familie 1801 zu Turin geboren, wo sein Vater als hochgestellter Militär lebte, erhielt den ersten Unterricht von einem Hausgeistlichen, dessen finstere Strenge für den kaum 14 Jahre alten Zögling verhängnißvoll ward. Als er eines Tages mit seinem Lehrer in Streit gerieth und diesen zur Thüre hinaustrieb, ward er exkommunicirt und erst nach langen religiösen Büßungen wieder in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen. In seinem 15. Jahre folgte er seinem Vater nach Rom, wo er sich dem Studium der Malerei und Musik widmete. Gegen seine Neigung für die militärische Laufbahn bestimmt, mußte er indeß als Offizier in ein piemontesisches Kavallerieregiment eintreten. Doch verwendete er seine Muße mit solcher Anstrengung auf wissenschaftliche Studien, daß er erkrankte und in Folge dessen seinen Abschied nahm. Eine Reise nach Rom stellte ihn wieder her, und 1820 war er wieder in Turin. Seine Neigung zur Malerei war in Rom aufs Neue lebhaft erwacht, u. sein Vater erlaubte ihm nun endlich, sich gänzlich dieser Kunst zu widmen, stattete ihn aber nur mit kärglichen Mitteln aus. Schon nach einem Jahre hatte sich A. einen geachteten Künstlernamen erworben; namentlich war es die Landschaftsmalerei, in welcher er es bald zur Meisterschaft brachte. Nach einem achtjährigen Aufenthalt in Rom kehrte er nach Turin zurück und ging nach dem Tode des Vaters (1830) nach Mailand, wo die Materei damals in Blüthe stand. Alessandro Manzoni, dessen Tochter er heirathete, führte ihn auch der Literatur zu. Sein erster größerer Roman: „Ettore Fieramosco", worin er sich bemühte, das italienische Nationalgefühl wieder aufzurichten, wurde mit Enthusiasmus aufgenommen, u. ein zweiter Roman: „Niccolo di Lapi", erlangte eine gleiche Berühmtheit. Bald beschäftigten ihn die politischen Angelegenheiten Italiens ausschließlich. Er bereiste die Provinzen, Städte, Flecken Italiens, um die Gemüther in patriotischem Sinne aufzurichten und den Parteiungen gegenüber versöhnend zu wirken. Doch gehörte er nie einer geheimen politischen Gesellschaft an, trat vielmehr dem Unwesen der Konspiration entgegen und mahnte die Ungeduldigen zur Mäßigung, wie er andererseits auch den König für zeitgemäße Reformen geneigt zu machen suchte. Bald darauf schrieb er in Florenz seine berühmte Schrift „Degli ultimi casi di Romagna", worin er die traurige päpstliche Regierung geißelte und den italienischen Fürsten die Nothwendigkeit einer nationalen Politik darlegte. Nach der Inthronisation Pius' IX. kehrte A. nach Rom zurück, und seinem Einfluße schreibt man die Reformen zu, mit welchen dieser Papst seine Regierung begann. Eine Reihe gehaltvoller publicistischer Schriften zeugt von der regen Thätigkeit, welche er während seines letzten Aufenthalts in Rom den Angelegenheiten Italiens widmete. Seine sämmtlichen politischen Schriften sind gesammelt zu Turin 1851 erschienen. Als Karl Albert nach der Erhebung der Lombardei den Ticino überschritt, vertieß A. mit den päpstlichen Truppen, die zur Unterstützung des italienischen Kampfes bestimmt waren, Rom und diente in Venedig als Oberst, in welcher Stellung er mehrfache Beweise von kriegerischem Muth ablegte. In der Schlacht bei Vicenza kommandirte er eine Legion, an deren Spitze er durch eine Flintenkugel schwer verwundet wurde. Kaum genesen, trat er in Florenz der siegestrunkenen Partei der Republikaner muthig entgegen. Bei der Eröffnung des sardinischen Parlaments zum Mitgliede der Deputirtenkammer erwählt, ward er nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Novara von König Victor Emanuel II. im Mai 1849 zum Präsidenten des Kabinets berufen, in welcher Stellung er sehr segensreich wirkte, indem Sardinien unter seiner Verwaltung, trotz aller äußeren u. inneren Schwierigkeiten, alle seine freien Institutionen von 1848 bewahrte und befestigte und auch in den industriellen Verhältnissen einen mächtigen Aufschwung nahm. Nachdem A. Ende 1852 aus dem Ministerium getreten, ward er vom König zu seinem Ehrenadjutanten ernannt.

Azem-Oglam (türk., Kinder des Tributs), sonst 700 im Serail für untere Hofstellen erzogene Knaben, meist Christenkinder. Sie wurden unter Aufsicht weißer Verschnittener 3 Jahre lang im Islam und in der Kunst des Schweigens unterrichtet. Von ihnen verschieden sind die Azutsch-Oglam, Kinder, die in höheren Künsten und Wissenschaften, vorzüglich in Sprachen und ritterlichen Spielen, daneben jedoch auch in einem Handwerk ebenfalls im Serail und auf Kosten des Sultans für höhere Hofstellen gebildet wurden.

Azimuth (arab.), Südweite, der Bogen des Horizonts, welcher zwischen dem Mittagspunkte (wo der Meridian den Horizont auf der südlichen Himmelskugel schneidet) und dem Vertikalkreise (Scheitelkreise) eines Gestirns enthalten ist, oder auch der Winkel (Azimuthalwinkel), welchen der Vertikalkreis am Zenith mit dem Meridian bildet und für welchen jener Bogen das Maß ist. Der Name stammt nach Lalande vom arabischen Atsempt oder Assempt, Punkt, Zeichen, her. Das A. kann östlich (orientale), oder westlich (occidentale) sein, je nachdem der Stern vor oder nach seinem Durchgange durch den Meridian (seiner Kulmination) beobachtet wird. Gewöhnlich aber zählt man die Grade des A.s vom Südpunkte aus nach Westen bis 360. In der nebenstehenden Figur



sei SWNO der Horizont mit seinen 4 Kardinalpunkten, Kreis SzN der Meridian des Ortes m, und szb der durch den Stern s gehende Vertikalkreis. Dann ist Winkel Sza oder der Bogen Sa des Horizonts das A., as aber die Höhe des Sterns s. Der im Meridian stehende Stern s' würde 0° A. haben, und der Bogen Ss' seine Höhe messen. Der Stern s'' aber hätte 180° A., und der Bogen Ns'' wäre das Maß für seine Höhe. Da der ganze Himmel in fortwährendem Umschwung begriffen ist, so verändern alle Sterne beständig sowohl ihre Stellung gegen den Meridian, als auch gegen den Horizont, darum auch ihr A. u. ihre Höhe, u. es kann daher die Azimuths- u. Höhenbestimmung eines Sterns nur für eine bestimmte Zeit und, da jeder Ort seinen eigenen Meridian hat, auch nur für einen bestimmten Ort Gültigkeit haben. Indeß wird durch A. und Höhe der Stand eines Gestirns gegen den Horizont völlig bestimmt; man verbindet daher, um dasselbe mit letzterer zu finden, den astronomischen Quadranten mit einem Horizontalkreise, dessen Mittelpunkt man dem Mittagspunkte entsprechen läßt und auf welchem der in den Scheitelkreis des Gestirns gebrachte Quadrant sodann das A. abschneidet. In der praktischen Astronomie dient das A. zur Lösung mannichfacher Aufgaben, z. B. die Stunde eines gegebenen Tages zu bestimmen, in welcher die Sonne eine Mauer anfangen oder aufhören wird zu bescheinen, wenn man den Winkel weiß, den die Mauer mit der Mittagslinie macht, ꝛc.

Azincourt (Agincourt), Dorf im französischen Departement Pas de Calais, historisch denkwürdig durch die blutige Schlacht zwischen den Engländern und Franzosen am 25. Oktober 1415. König Heinrich V. von England, auf seinem Marsche von Honfleur nach Calais von dem Dauphin mit großer Uebermacht (50,000 gegen 14,000 Mann) angegriffen, schlug die Franzosen aufs Haupt. Gegen 10,000 Franzosen fielen, darunter der Connetable mit 6 Herzögen und Prinzen. Fünf Prinzen wurden gefangen. Die Engländer verloren nur 1600 Mann, darunter den Herzog von York, den Großoheim des Königs, und den Grafen von Oxford. Obwohl Heinrich V., zu schwach, um noch Größeres zu unternehmen, sich vor der Hand mit dem Ruhme des erkämpften Sieges begnügte und sich in Calais einschiffte, so war doch die Kraft Frankreichs durch diese unglückliche Schlacht gebrochen, und es begann nun jener verhängnißvolle Kampf, welcher das Reich seinem Untergang nahe brachte und dem erst die Jungfrau Jeanne d'Arc eine für Frankreich günstigere Wendung geben sollte.

Azoische Formationen, die ältesten sedimentären Ablagerungen in der Erdrinde, welche keine als solche deutlich erkennbaren Petrefakten enthalten. Dieselben bestehen meist aus halbkrystallinischem Thonschiefer mit Einlagerungen von Quarz- und Kieselschiefer, Kalk ꝛc., müssen aber nicht nothwendig aus einer Zeit herrühren, wo noch gar keine Organismen auf der Erde vorhanden waren, wohl aber aus einer solchen, wo noch nicht lange organische Wesen auf der Erde existirt hatten. Vergl. Petrefakten.

Azoren (portug. Açores, d. i. Habichtsinseln, von den Engländern Western Islands genannt), eine den Portugiesen gehörige Gruppe von 9 Inseln im atlantischen Ocean, nordwestlich von Afrika und den Kanarien, zwischen 36° 59'—39° 44' n. Br. und 27° 35'—33° 27' w. L. Sie bilden einen 85 Meilen langen Zug in nordwestlich südöstlicher Richtung und liegen in 3 kleine, durch Räume von etwa 25 Meilen getrennte Haufen zerstreut, deren mittlerer die Inseln Fayal, Pico, San Jorge, Graciosa und Terceira umfaßt, während San Miguel und Santa Maria die südöstliche und Flores mit Corvo die nordwestliche Gruppe bilden. Ihr gesammter Flächenraum beträgt etwa 54 QMeilen. Die A. sind vulkanischen Ursprungs und stehen vermuthlich durch eine Reihe unterirdischer Felsen mit den kanarischen Inseln Madeira u. Porto Santo und von da aus mit dem afrikanischen Kontinent in Verbindung, so daß sie als die Fortsetzung des Atlasgebirges zu betrachten wären und mit diesem zugleich durch eine und dieselbe Erdrevolution ihr Dasein erhielten. Sie sind noch bedeckt von neueren vulkanischen Massen, Laven, Tuffen, Bimssteinen und Schlacken, wie von zahlreichen heißen Quellen und erloschenen Kratern von 2—3000 Fuß Tiefe. Aber auch noch fortdauernd thätige, Lava nebst siedendem Wasser auswerfende Vulkane sind vorhanden. Die bedeutendsten Ausbrüche derselben ereigneten sich 1591, 1638, 1719 u. 1811, und aus der Erscheinung, daß bei diesen Ausbrüchen, kleine vulkanische Inseln aus dem Meer emporstiegen, die bald nachher wieder verschwanden (1811 die Insel Sabrina bei S. Miguel), hat man auf das Vorhandensein eines vulkanischen Herdes unter dem Boden der A. geschlossen und dieselben zu den Centralvulkanen gerechnet, die ihren Herd in sich selbst haben. Die Oberfläche sämmtlicher Inseln ist bergig, durch tiefe Schluchten zerrissen, pittoresk, und steigt in einzelnen kegelförmigen Piks bis über 7000 F. empor. Auch die Küsten sind durchweg steil und hoch, häufig unzugänglich. Zuweilen von prismatisch zerklüftetem Basalt

gebildet, gewähren sie einen höchst malerischen Anblick. Das Klima, eins der gesundesten auf Erden, ist ausgezeichnet gemäßigt und fast das ganze Jahr hindurch gleichförmig, die Atmosphäre stets ungemein rein. Der Stand des Thermometers bewegt sich zwischen + 10° und 23° C. Die Vegetation ist auf dem gut bewässerten, zersetzten vulkanischen Boden höchst üppig, ungeachtet die Kultur wenig thut. Vorzüglich gedeihen Orangen (einzelne Stämme tragen gegen 26,000 Früchte und geben bis 200 Thaler jährlichen Ertrag), Wein und Orseille (besonders auf Pico und Flores), daneben alle unsere Getreidearten und Hülsenfrüchte, viele Arzneigewächse, selbst tropische Gewächse, wie Yams, Bananen, Kaffee und Zuckerrohr. Bemerkenswerth ist unter den Pflanzen noch eine immergrüne Myricee (Myrica Faya), die besonders auf der Insel Fayal in Menge vorkommt. Metalle u. hinlängliches Schiffsbauholz fehlen. Von Thieren findet man die europäischen Hausthiere, besonders Schafe und Ziegen nebst Schweinen in sehr großer Menge (Käse und Schinken von Terceira sind gesucht), vortreffliches Geflügel (Rothhühner), mehre schöngefiederte außereuropäische Vogelarten ꝛc.; Fische und Austern in ziemlicher Menge an den Küsten. Giftige Reptilien gibt es auf den A. nicht. Auffallend sind auf allen Inseln die guten Wasserleitungen, selbst für die kleinsten Dörfer, ferner die Brunnen, Teiche und Cisternen an Wegen und Straßen, oft mit vieler Sorgfalt verziert und überall wohl unterhalten. Dies erinnert an die maurischen Elemente, welche das hiesige Volksleben einst aufnahm (s. unten). Die Bewohner (1858 210,113 an Zahl), meist portugiesischer Abkunft, sind von hagerem, aber festem Körperbau, intelligent, ausdauernd, mäßig und sparsam. Ein Theil derselben wandert fortwährend aus nach Brasilien und Westindien, wo man sie ihrer Thätigkeit wegen gern zum Ersatz der Neger in den Plantagen benutzt und gut bezahlt Ackerbau betreibt man nur auf Fayal, Graciosa u. S. Miguel mit einiger Einsicht. Dagegen wird vermöge der Ausfuhr von dem Ueberfluß der Landeserzeugnisse und der Einfuhr des Bedarfs an andern Dingen ein lebhafter Handelsverkehr, trotz des völligen Mangels sicherer Häfen, mit Portugal, England, Brasilien und den Vereinigten Staaten unterhalten. Hauptexporte sind: Wein und Branntwein (jährlich mehr als 20,000 Stückfässer), Orangen (mehr als 160,000 Kisten zu 800 Stück, deren Ausfuhr alljährlich 200—230 kleine Schooner vom November bis Mai fortwährend beschäftigt), Getreide, Hülsenfrüchte, Salzfleisch, Färbermoos, Oel, gepreßt aus den Beeren von Persea azorica (nur nach Lissabon), Käse, Orseille, Leinwand. Importirt werden Baumwollen-, Wollen- u. Seidenzeuche, Glas, Eisen-, Stahl- u. Kurzwaaren, Töpferwaaren, Bieter, Stabholz, Pech, Theer. Bei der für den Handel so günstigen Lage u. der Wohlfeilheit der Lebensmittel verproviantiren sich hier viele Schiffe. Die sichersten Rheden sind Angra auf Terceira, Fayal und Punta del Gado auf S. Miguel. Die A. gehören zu keinem der 3 portugiesischen Generalgouvernements in Afrika, sondern stehen unter der unmittelbaren Verwaltung des Königreichs. Sie zerfallen in 3 Verwaltungsbezirke mit den Hauptorten Punta del Gado, Angra und Horta, die zusammen 51,384 Wirthschaften, 24 Gemeinden (concelhas) und 117 Kirchspiele umfassen. Die Einkünfte sollen 1,170,000 Gulden, die Verwaltungskosten 500,000 Gulden betragen; nach andern Angaben beläuft sich der reine Gewinn des Mutterlandes von den A. nur auf 250,000—300,000 Gulden. Die religiösen Angelegenheiten stehen unter dem katholischen Bischof von Angra. Der Unterricht ist sehr vernachlässigt, die Schulen sind schlecht und für den Bedarf nicht ausreichend. Von den 54 Klöstern der A. wurden 1832 die meisten aufgehoben.

Wenden wir uns zur Betrachtung der einzelnen Inseln. San Miguel, 33½ Meilen lang, 6—9 Meilen breit, mit (1847) 70,000 Einwohnern, die größte, bestkultivirte und wichtigste Insel der A., ist gebirgig und durch Einschnitte mannichfach zerrissen. Ihre Mitte durchzieht der ganzen Länge nach die Gebirgskette da Agoa de Pao, die ihren Höhepunkt in dem zuweilen mit Schnee bedeckten Pico de Vara (3560 Fuß hoch) erreicht. Die Insel hat zahlreiche Spuren vulkanischer Thätigkeit. Bimsstein bildet eine zusammenhängende Fläche bis zum Pico de Vara. In der Mitte erscheint eine ganze Reihe fast isolirter, vulkanischer Berge mit tiefen, halbausgebrochenen Kratern, welche im Innern Kraterseen enthalten. In den Jahren 1444, 1563, 1652 wurde S. Miguel durch vulkanische Ausbrüche und Erschütterungen arg verwüstet. Mineralquellen, kalte und heiße, sind häufig, besonders in dem sogenannten Höhlenthal (Val das Furnas), wo sich aus den vereinigten Thermen ein ganzer Bach, der „heiße Fluß" (Rio quento), bildet. Der überaus fruchtbare Boden liefert von allen A. die besten Früchte. Namentlich ist der Orangenbaum der Reichthum und Schmuck der Insel. Etwa 300 Schiffe kommen jährlich hier an. Ein Hafen fehlt; die Rhede von Punta del Gado ist völlig offen, und Schiffe bleiben dort zuweilen zwei Monate, ohne landen zu können. Der hiesige Adel befindet sich in einem in Portugal unbekannten Wohlstande; die Bauern, als zweiter Haupttheil der Bevölkerung, leben ärmlich, mit Wenigem zufrieden, gehen barfuß und schützen Kopf und Schultern durch eine Art tuchener, von den Kopfbedeckungen herabhängender Schöße. Den Frauen ist eine natürliche Grazie u. gefühlvolle Sprache eigen; höhere Geistesbildung geht aber den meisten ab. Hauptstadt und einziger Handelsplatz ist Punta del Gado, mit 3 verfallenen Forts, schönen alten Kirchen, 12 aufgehobenen Klöstern und 13,000 Einwohnern, worunter viele Engländer, die im Besitze des auswärtigen Handels sind und hier einen Generalkonsul haben. Andere Orte sind: Ribeira Grande, mit heißen Bädern von wunderbarer Heilkraft und 8000 Einwohnern, die Leinen- und Wollenzeuche fabricirn; Villafranca mit 4000 Einwohnern und Rabodepeixe mit 4000 Einwohnern und ergiebigem Ackerbau. Santa Maria, 10 Meilen lang, 8,7 Meilen breit, ist gebirgig, aber ohne neuere vulkanische Gebilde, nur aus festem Basalt und zum Theil aus jüngstem marinen Kalk bestehend, außerordentlich wasserreich und fruchtbar. Die Zahl der Einwohner betrug noch 1820 10,000, 1848 nur 7500; sie bauen meist Getreide und Hülsenfrüchte. Die Insel ist reich an Rothhühnern und trefflichen Schildkröten. Der einzige Ort ist Porto, mit 1800 Einwohnern und Hafen. In der Nähe liegen die Felseneilande Formigas. Pico ist reich an schöner Waldung, gutem Rindvieh und vortrefflichem

Wein (vom Vino seco werden 25—30,000 Pipen jährlich gewonnen) und zählt 33,000 Einwohner. Fast auf allen Punkten steigen die Küsten senkrecht aus dem Meere empor; die Insel selbst ist nur die Basis eines gigantischen Bergkegels, dessen majestätischer, 7500 Fuß hoher und auf 25 Meilen sichtbarer Gipfel noch 1718 Lava ergoß und noch jetzt Schwefeldämpfe ausstößt. Die fruchtbarsten Ländereien liegen Fayal gegenüber. Außer der Stadt Villa dos Lagos trifft man nur kleine Dörfer an, zerstreut stehende Häuser, Hütten, von armen Landbauern oder von Ziegenhirten bewohnt. Fayal, so genannt nach dem bei der Entdeckung in Fülle angetroffenen Strauch Mirica Faya, ist 15 Meilen lang, 7½ Meilen breit, einen weiten Halbmond bildend, mit einem 3000 Fuß hohen erloschenen Kraterberge am Südostende und einem zweiten Vulkan, der noch 1682 mehre Tage lang Lavaströme ergossen hat. Die Vegetation repräsentirt hier alle Zonen: an der See gedeihen schöne Orangen und tropische Pflanzen, höher hinauf Olivenbäume und Reben, dann die Bäume des nördlichen Europa's, zuletzt Moose und Flechten. Die Insel hat 27,000 Einwohner, die gewerbfleißigsten aller A. Der Export ist mit der bedeutendste der Gruppe, besonders von Bohnen, Wein und Orangen. Hauptstadt ist Horta, am Meere u. am Abhang eines steilen Hügels, der Insel Pico gegenüber gelegen, mit Granatbäumen eingefaßt und gut gebaut, mit 8000 Einwohnern und prächtiger Rhede, der einzigen Stelle der A., wo Schiffe ohne Gefahr ankern können. Dieselben landen hier in großer Anzahl, theils um Lebensmittel einzunehmen, theils um den Picowein zu laden und als Madeira zu verschiffen. Wegen des lebhaften Handels hat Horta eine ganz europäische Physiognomie; Engländer, Nordamerikaner, Brasilianer und Portugiesen halten sich daselbst in Menge auf. San Jorge, östlich von Fayal, 18 Stunden lang, ½ Stunde breit, scheint der steile Kamm eines Gebirges zu sein, dessen Verzweigungen sich in den Tiefen des Meeres verlieren. Die Ufer, nicht allzu hoch, sind zerrissen und senkrecht. Die Fruchtbarkeit ist noch bedeutender als auf Pico, weil mehr Regen fällt, als dort. Erdbeben sind häufig; 1580 und neuerdings 1808 wurde fast die ganze Insel durch Schlacken- und Lavaausbrüche verwüstet, und 1757 erschienen nahe der Küste unter Erderschütterungen 18 kleine Inseln, die bald wieder verschwanden. Die Einwohnerzahl beträgt 22,000. Hauptstadt ist Villa de Velas, mit 4500 Einwohnern und ziemlichem Hafen. Die Meerenge zwischen Pico und St. Jorge ist für die Schifffahrt sehr gefährlich wegen heftiger Brandung zu beiden Seiten und reißender Meeresströme. Graciosa, nördlich von St. Jorge, vollkommen rund, einem Blumenkorbe ähnlich, hat 11,500 Einwohner; Hauptort ist Santa Cruz mit 3000 Einwohnern. Terceira, das Centrum der Inselgruppe, ist 15 Meilen lang und 9 Meilen breit, die dritte Insel der Entdeckung nach (daher der Name). Schwarze Lava bildet die von allen Seiten steil aufsteigenden Küsten, das Innere besteht aus Trachyt, zugleich ist die ganze Insel mit Bimsstein bedeckt. Im Innern erhebt sich der Bagacina-Pik, der 1761 einen großen Lavastrom bis an die Küste ergoß. Vulkanische Dämpfe steigen noch jetzt aus den Schwefelhöhlen (Furnas d'enxofre) fortwährend auf. Die Insel enthält in 3 Städten und 15 Dörfern 40,000 Einwohner, die aber wenig industriös sind. Stark wird nur die Orseillegewinnung betrieben; im Uebrigen ist der Handel gering. Gleichwohl überstrahlt diese Insel an Ruhm alle übrigen A. Als letztes Bollwerk der Unabhängigkeit der portugiesischen Nation, war Terceira Wiege ihrer Freiheit (1582), und auch neuerdings machte es sich in ähnlicher Weise berühmt (s. unten). Die Hauptstadt Angra wird von einem kahlen Gebirge eingeschlossen, ist gut gebaut, hat starke Festungswerke und große schöne Kirchen und zählt 18,000 Einwohner, darunter viele Juden, welche aus Portugal vertrieben hierher kamen und die Stelle der Engländer vertreten. In der Nähe liegt das aufgehobene große Nonnenkloster San Gonsalvo. Außer Angra ist noch nennenswerth die Stadt Villa de Praya, mit 3000 Einwohnern, die 1812 durch ein Erdbeben fast ganz zerstört, seitdem aber wieder gut aufgebaut wurde. Flores, gebirgig, mit herrlichen Waldungen und 12,000 Einwohnern, die Viehzucht treiben und namentlich vortreffliche Schweine nach Portugal exportiren, ist als Stapelplatz für Schiffe wichtig, liefert zugleich unter allen A. die meisten und beste Orseille. Hauptort ist Santa Cruz mit 2000 Einwohnern. Corvo (Cuervo), die kleinste und nördlichste der A., felsig, von Flores durch eine schmale Meerenge getrennt, zählt 800 Einwohner und hat eine Stadt, Nossa Senhora de Rosaria.

Geschichte. Die A. wurden 1432 von dem Portugiesen Gonzalo Velho Cabral entdeckt; doch ist es wahrscheinlich, daß sie im Alterthum schon den Karthagern bekannt gewesen sind. Ob unter der Atlantis der Alten, oder den Katiteriden und Kassiteriden des Ptolemäus und Plinius die A. zu verstehen sind, wird stets zweifelhaft bleiben; so viel aber ist gewiß, daß zur Bildung der azorischen Inseln nicht sowohl eine Versenkung, als vielmehr eine noch ziemlich junge Erhebung gewirkt hat. Von Neuem bevölkert wurden die Inseln 1149 durch Portugiesen, denen 1466 eine niederländische Kolonie folgte. Man nannte sie deshalb sonst auch flämische oder flandrische Inseln. A. wurden dieselben von den vielen Habichten genannt, welche die ersten Entdecker hier antrafen. Seit Ferdinand dem Katholischen von Spanien wanderten aus letzterem Lande viele vertriebene Moriskos ein, welche mit den bereits vorhandenen Einwohnern verschmolzen und bald Land und Volk auf eine hohe Stufe der Kultur führten. Der Okkupation Portugals durch Philipp II. von Spanien unterlagen theilweise auch die A. Im Jahr 1582 siegte hier die spanische Flotte über die französische, welche den portugiesischen Kronprätendenten, Antonio von Crato, an Bord hatte. Nur Terceira setzte damals der spanischen Herrschaft, unter die Portugal gefallen war, noch erfolgreichen Widerstand entgegen. Die folgenden Jahrhunderte waren für die A. eine Zeit des Rückschrittes und Verfalls, denn die engherzige Politik des portugiesischen Kabinets vertrieb nicht allein die hier angesiedelten Spanier, sondern beschränkte auch den Verkehr der Insulaner allein auf die Gestade des Tajo. Vergebens strebte der große Pombal, die Blüthezeit der A. zurückzurufen; sein Sturz (1781) vernichtete von Neuem ihren Wohlstand, der erst

wiederzukehren anfing, als durch die mit der Auswanderung des Hauses Braganza nach Brasilien (1808) eingetretene größere Handelsfreiheit der Verkehr einen höheren Schwung erhielt. In der neuesten Zeit machten sich die azorischen Inseln, besonders Terceira, durch ihre ausdauernde Treue gegen Dom Pedro und dessen Tochter Donna Maria da Gloria bekannt. Als 1828 Dom Miguel Portugals Krone an sich gerissen hatte, landete der pedristisch gesinnte Graf Villaflor mit etwa 20 Offizieren auf Terceira, wo Besatzung und Einwohnerschaft den Anmaßungen Miguels Trotz boten, schlug die von Miguel gesandte Flotte zurück und gewann bald sämmtliche A. für seine Sache. Im Jahre 1832 erschien Pedro selbst mit einer zusammengebrachten Flotte auf Terceira; freudig verstärkten die Insulaner sein Heer, das am 8. Juli, 12,000 Mann stark, in Oporto landete, am 24. Juli 1833 Lissabon besetzte und bald darauf die Vertreibung Dom Miguels aus Portugal bewirkte.

Azot (Azoticum, Azotum), s. Stickstoff.

Azteken, die Bewohner Mexiko's (s. d.) zur Zeit der Ankunft der Europäer in Amerika, waren zu Anfang des 13. Jahrhunderts von Norden her in die Thäler von Mexiko eingedrungen und durchzogen dieselben über ein Jahrhundert hindurch, eine Zeitlang von den Colhuanern unterjocht, bis sie endlich 1325 die Stadt Tenochtitlan (d. i. Mexiko) gründeten. Trotz des Zwiespalts im Innern und fortwährender Kämpfe mit den Nachbarländern nahm doch die Bevölkerung und die Festigkeit des Staats der A. zu, und sie standen in dem Rufe muthiger Krieger. Zwischen Mexiko, Tezcuco und dem kleinen Tlacopan ward ein Bündniß geschlossen, welches bis zur Ankunft der Spanier bestand und in dem Mexiko den ersten Rang behauptete. Darauf folgten langwierige Kriege. Zuerst fanden die Waffen der A. Beschäftigung in ihren eigenen Thälern, später aber trugen sie dieselben über die Gebirgswälle des Anahuac hinaus, und unter Montezuma I. (1436—64) hatten sie ihre Herrschaft schon bis zu den Ufern des mexikanischen Meerbusens ausgebreitet. Bei der Ankunft der Europäer reichte das Reich Montezuma's II. an den Küsten des atlantischen Oceans vom 18.—21°, an denen der Südsee vom 14.—19.° nördl. Br. Einzelne Häuptlinge, wie der kühne Ahuitzotl (1482–1502), waren noch weiter, bis zu den entferntesten Winkeln Nicaragua's und Guatemala's, vorgedrungen. Der Staat der A. war ein Wahlkönigreich. Die Könige wurden durch vier von ihrer eigenen Körperschaft auserkorene Edelleute aus den Nächstverwandten des verstorbenen Herrschers gewählt. In wahrhaft morgenländischem Gepränge lebend, regierten sie fast unumschränkt, unter Mitwirkung einer Art geheimen Staatsrathes und unter dem Schutze einer aus dem vornehmsten Adel ausgehobenen Leibwache. Den höchsten Adel, welchem die höchsten Beamten des Hofs und Staats entnommen wurden, bildeten etwa 30 über großen Länderbesitz gebietende Edelleute. Die gesetzgebende Macht war ganz dem Herrscher überlassen. Ein Gegengewicht gegen etwaige Willkür bildeten jedoch die völlig unabhängig von der Krone bestehenden höheren Gerichtshöfe. Das Gerichtswesen war vollkommen organisirt. Die Prozesse wurden ohne Anwalt von den Parteien geführt und die Verhandlungen, Verhöre ꝛc. durch Gerichtsschreiber in Schriftbildern aufgesetzt. Auch gab es geschriebene Gesetze, welche den Stempel blutiger Strenge tragen; auf sämmtlichen großen Verbrechen gegen die Gesellschaft, wozu auch Verschwendung u. Unmäßigkeit gehörten, stand Todesstrafe. Ehesachen entschied ein eigener Gerichtshof. Die Verhältnisse der Sklaven waren durch specielle Gesetze zu ihrem Vortheil geregelt. Die Bewohner mußten einen Theil des Ertrags der ihnen durch das Loos überwiesenen Ländereien an die Krone zahlen, wovon selbst die Lehnsmannen des hohen Adels nicht ausgeschlossen waren. Außerdem gab es noch Auflagen auf die verschiedenen Kunsterzeugnisse. Vermittelst Eilboten und großer Heerstraßen, welche von 2 zu 2 Meilen mit Stationshäusern versehen waren, wurde eine beständige Verbindung zwischen der Hauptstadt und den entferntesten Landestheilen unterhalten. Der letzte Zweck aller häuslichen Erziehung und öffentlichen Anstalten der A. war Kriegstüchtigkeit. An der Spitze des Heeres befehligte meist der König selbst. Auf das Engste mit der bürgerlichen Verfassung der A. war ihre Religion verschmolzen. Sie glaubten an das Dasein eines höchsten unsichtbaren Schöpfers und Herrn des Weltalls, das Taotl, unter dem noch 13 Hauptgottheiten und 200 untergeordnete standen, von denen einer jeden ein bestimmter Tag oder ein besonderes Fest gewidmet war. An ihrer Spitze stand der Schutzgott des ganzen Volkes, der schreckliche Huitzilopochtli, dessen Tempel die prachtvollsten waren und dessen Altäre vom Blute der geopferten Kriegsgefangenen rauchten. Man glaubte an ein dreifaches Dasein nach dem Tode: an einen Himmel, wo die Krieger in paradiesischer Seligkeit schwelgten, einen Ort der empfindungslosen Zufriedenheit für die auf gewöhnliche Weise Verstorbenen u. eine Hölle mit ewiger Finsterniß für die Gottlosen. Die Verbrennung der Todten erfolgte unter vielen Feierlichkeiten, bei Vornehmen unter Opferung von Sklaven. Der zahlreiche Priesterstand übte im öffentlichen und Privatleben einen unbegrenzten Einfluß aus. Die religiösen Feierlichkeiten bestanden theils in Umzügen der Priester, Frauen, Männer, Kinder, sowie in Opfern von Blumen, Früchten u. Thieren, theils in Menschenopfern. In den letzten Zeiten des aztekischen Reichs sollen jährlich an 20,000 Menschen auf den Altären der Götter geschlachtet worden sein. Die Leichname der Geopferten wurden bei schwelgerischen Gelagen verzehrt, nicht um einen bloß thierischen Appetit zu befriedigen, sondern aus Gehorsam gegen die Religion. Eine Hauptbeschäftigung der Priester war auch die Erziehung der Kinder, zu welchem Zwecke bei allen Tempeln bestimmte Gebäude eingerichtet waren. Frühzeitige Gewöhnung an Ehrfurcht vor der Religion und deren Dienern war der Endzweck dieser Priestererziehung. In höheren Lehranstalten, Calmecac genannt, wurde die dem Priesterstande bestimmte Jugend in der Sternkunde, Götterlehre, Geschichte ꝛc. unterrichtet, wobei Aufzeichnungen in einer Bilderschrift oder vielmehr bilderschriftliche Malereien als Hülfsmittel dienten. Auch Gesetze, Berichte der Beamten, Landkarten wurden in solcher Schrift mit Farben auf baumwollene Tuche, sauber zubereitete Häute und eine Art von Pflanzenpapier aufgezeichnet. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war eine große Anzahl solcher Handschriften des ver-

schiedenartigsten Inhalts vorhanden, doch die fanatische Wuth der christlichen Priester und Soldaten hat nur wenig von diesen Resten des Heidenthums auf uns kommen lassen. Einiges findet sich in verschiedenen europäischen Bibliotheken (z. B. in Dresden) zerstreut und wurde zum größten Theil in des Lord Kingsborough Prachtwerke „The antiquities of Mexico" (6 Bde., Lond. 1830) herausgegeben. Das Rechensystem, namentlich das Kalenderwesen und die Chronologie der A. setzten bedeutende Kenntnisse in Mathematik und Astronomie voraus. Ihr Sonnenjahr mit 18 Monaten zu je 20 Tagen, wozu noch 5 Schalttage kommen, war genauer berechnet als das der Griechen und Römer. Auch scheinen die A. die Ursache der Sonnenfinsternisse gekannt zu haben. Hauptbeschäftigung war der Ackerbau, der mit den religiösen Einrichtungen eng verbunden war und die Grundlage des gesammten Nationalwohlstandes bildete. Silber, Blei und Zinn wurden durch regelmäßigen Bergbau aus den Gruben von Tasco, Kupfer aus den Gebirgen von Zacotollan, Gold aus Sand und Flüssen gewonnen. Den Gebrauch des Eisens kannten die A. aber nicht; statt desselben bediente man sich zu Werkzeugen einer Mischung von Kupfer und Zinn, sowie fester Steinarten, wie des Obsidianporphyrs. In gewissen Gold- und Silberarbeiten machten die Goldschmiede der A. den spanischen den Vorrang streitig. Die irdenen und hölzernen Geschirre, die dauerhaften und glänzenden Farben, die stickereiartigen Gewebe, die Schmucksachen aus Federn ꝛc. beweisen ihre große Kunstfertigkeit. Denkmäler ihrer Bildhauer und Baumeister sind noch in großer Zahl vorhanden (s. Amerikanische Alterthümer). Handel wurde theils durch Tausch, theils durch bestimmte Ausgleichungsmittel von verschiedenem Werthe (Federkiele mit Goldstaub, Stückchen Zinn, Kakaobohnen) getrieben. Unter unmittelbarem Schutze der Regierung, oft mit Aufträgen von dieser versehen, wanderten die Kaufleute mit ihren Karawanen bis in die entferntesten Gegenden Anahuacs und der Nachbarländer. Der Sklavenhandel war ein ehrbarer Beruf; regelmäßige Sklavenmärkte wurden zu Atzcapotzalco abgehalten. Vielweiberei war erlaubt, beschränkte sich aber nur auf die reichen Klassen. Die Weiber wurden von den Männern mit großer Achtung behandelt und nahmen an den gesellschaftlichen Festen und Unterhaltungen Theil. Der Staat der A. stand auf dem Glanzpunkte seines Gedeihens, als Cortez demselben für immer ein Ende machte. Zwar leben noch ihre Nachkommen mit den Europäern vermischt in den Bergen und Thälern des Anahuac; aber Alles, was ihre Eigenthümlichkeit als Nation ausmachte, ist auf immer verwischt. Vergl. Torquemada, Monarquia Indiana, Sevilla 1615, 3 Bde., Madrid 1723; Clavijero, Istoria antica del Messico, Cesena 1780—81, 4 Bde., deutsch nach dem Englischen, Leipzig 1789—90, 2 Bde.; Sahagun, Historia universal de Nueva España, Mexiko 1829, 3 Bde.; auch in Kingsboroughs Antiquities of Mexico, Bd. 6; Beytia, Historia antigua de Méjico, Mexiko 1836; Prescott, History of the conquest of Mexico, Boston 1843, 2 Bde., deutsch, Leipzig 1845, 2 Bde. Vergl. auch Mexiko.

Azur, Lasurstein, Ultramarin; dann ein hochblaues Pigment, theils ächtes Lasurblau und Ultramarin, theils unächtes, nämlich pulverisirtes Smalteblau, Zafferablau oder Kobaltblau (bleu d'email), d. i. Glas, welches man aus einer Mischung von Kobalt, Sand und Potasche (Zaffera) durch Schmelzen erhalten und hernach pulverisirt hat, dient vorzüglich zur Färbung des Glases, des Porzellans, der Stärke, zur Malerei auf Email und in Wasser- u. Oelfarben; oder blauer, an Silberplatten, welche den Dämpfen von Essig, Alkali, römischem Alaun und Steinsalz ausgesetzt werden, befindlicher Rost, ebenfalls zum Blaufärben verwenddar.

Azyma (griech., hebr. Mazzoth), ungesäuertes Backwerk (Brod oder Kuchen), dergleichen von den Juden während des Passahfestes, von den abendländischen Christen beim Abendmahl gegessen zu werden pflegte. Festum azymorum (Chag Hammazzoth) s. v. a. Pascha, Passahfest (s. d. und Ostern).

Azymiten (Infermentarii), Spottname, von der orthodoxen griechischen Kirche seit Michael Cärularius (1053) den lateinischen Christen, später auch den Armeniern und den Maroniten gegeben, weil sie sich, was allerdings erst seit dem 9. Jahrhundert geschah, beim heiligen Abendmahl des ungesäuerten Brodes bedienten. Die Griechen wurden von den Lateinern dafür Prozymiten genannt.

B.

B (Be), b, lat. B, b, der zweite Buchstabe und erste Konsonant des deutschen u. überhaupt der meisten Alphabete (in dem Runenalphabet nimmt er die 13. Stelle ein), der nur in denjenigen Sprachen fehlt, bei welchen, wie bei den nordamerikanischen, der Mund nie ganz geschlossen wird. Als Mitlauter u. Schriftzeichen gehört derselbe zu den weichen Lippenlauten und wird durch leichte Oeffnung der Lippen hervorgebracht. Er soll gelinder als p, jedoch immer noch härter als w gesprochen werden, eine Nüancirung, die vielen Deutschen, namentlich den Sachsen, meist sehr schwer und in den Fällen, wo das b nicht am Anfange der Silbe steht, in der That nur von Wenigen erreicht wird. Denn die allgemeine Thatsache, daß alle Konsonanten am Ende der Silben und Wörter hart ausgesprochen werden, findet auch bei b ihre Anwendung. Daher lautet das b hart (wie p) am Ende fast aller Silben und Wörter: Grab, lieb, Lob, Raub, geld, Kord; in allen Zusammensetzungen mit solchen auf ob ausgehenden Wörtern: grobaderig, Lobopfer, Schublade. Es bekommt aber das B in beiden

Fällen seine weiche Aussprache sogleich wieder, wenn die Wörter durch Biegung oder Ableitung so verlängert werden, daß es aufhört, Endbuchstabe einer Silbe zu sein, z. B. Kälber, derbe. Die Ungeschmeidigkeit des Organs ist oft auch Ursache, daß b mitten in einer Silbe vor einem andern Konsonanten u. auch in Ableitungen am Ende jeder Silbe, hinter welcher kein e ausgeworfen oder verschlungen ist, hart ausgesprochen wird, z. B. Abt, Herbst, Obst, hübsch, Trübsinn; am leichtesten läßt sich in diesen Fällen die weiche Aussprache noch hervorbringen, wenn der Anfangskonsonant der folgenden Silbe eine Liquida ist, wie in weiblich, vergeblich, Betrübniß ꝛc. Der Name des Buchstaben B rührt ohne Zweifel von dem Laute her, welchem jener, nur etwas stark markirt, nachgebildet ist, nicht von dem Phönicischen oder Hebräischen, wo er Beth, d. i. Haus, Zelt, genannt wird, weil die älteste Form desselben einem Zelte ähnlich war. Den phönicischen Namen Beth verwandelten die Griechen in Beta, die Figur ging bei ihnen in B, oder β, $\mathfrak{B}$, bei den Lateinern in B, b und so in die meisten modernen Alphabete über. Auch als symbolisches Zeichen ist B in mehrfachem Gebrauch. Auf dem Revers von Münzen bezeichnet es die Münzstadt Rouen auf französischem, Kremnitz auf österreichischen, Breslau auf preußischen. In der Logik ist B Bezeichnung des Prädikats, wenn A das Subjekt des Satzes bedeutet, sowie der Schlußarten Baralip, Baroco und Bocardo. In der Musik ist b der Name des um eine halbe Stufe erniedrigten Tones (h) der natürlichen Tonreihe, oder die 11. diatonisch-chromatische Saite, welche die kleine Terz zu g, die kleine Septime zu c und die reine Quinte zu es ausmacht. Als Abkürzung bezeichnet B oder b auf römischen Inschriften, Münzen ꝛc. Balbus, bene, bixit (alt statt vixit), bonus, Brutus ꝛc.; in christlichen Inschriften Beatus, Beata; auf Kurszetteln oben s. v. a. Werthpapiere, welche zu beistehendem Preise ausgeboten werden (zu haben sind), im Gegensatze von G (Geld); in der Pharmacie auf ältern Recepten Balneum, Balsamum, auch bene, z. B. b. m., s. v. a. bene misceatur; in der Chemie ist B Zeichen für Bor; in der Musik bedeutet B. s. v. a. Basso; c. B. col Basso; C. B. Contrabasso; B. C. Basso continuo.

Baader, 1) Joseph von, ausgezeichneter Mechaniker und Ingenieur, geboren zu München am 30. September 1763, besuchte mit seinem jüngern Bruder Franz 1781 die Universität Ingolstadt, um sich der Heilwissenschaft zu widmen, gab die letztere jedoch auf und legte sich unter der Leitung Kästners und Lichtenbergs in Göttingen auf Mathematik und Mechanik. Wegen seiner ausgezeichneten Leistungen im technologischen Fache ward er 1798 Direktor des Bergbaues und des Maschinenwesens in Bayern, 1808 Geheimerath bei der Generaldirektion des Bergbaues und der Salinen und später Oberbergrath u. Honorarprofessor an der Ludwigs-Maximilians-Universität. Er sammelte auf seinen Reisen in England, Frankreich u. andern Ländern (1787—1795 u. 1815) einen reichen Schatz von Kenntnissen u. Erfahrungen, machte verschiedene glückliche Erfindungen in der Mechanik, wie die des nach ihm benannten baaderschen Cylindergebläses, wußte die Mängel der englischen Eisenbahnen, insbesondere hinsichtlich der Erleichterung des Transports mehrfach zu heben, vermochte aber mit seinen spätern Ansichten über Eisenbahnbau, die er in mehren Schriften darlegte, nicht durchzudringen, weil ihnen die praktische Bewährung fehlte. Er † den 20. November 1835 zu München. Von seinen Schriften über physikalische und technische Gegenstände verdienen bemerkt zu werden: „Vollständige Theorie der Sang- u. Hebepumpen ꝛc." (Baireuth 1797); „Neue Vorschläge und Erfindungen zur Verbesserung der Wasserkünste beim Bergbau und dem Salinenwesen" (das. 1800, 2. Aufl., Hof 1820); „Beschreibung und Theorie des englischen Cylindergebläses" (München 1805); „Ueber ein neues System der fortschaffenden Mechanik" (das. 1817) und „Huslisson und die Eisenbahnen" (das. 1830).

2) Franz Xaver, gewöhnlich bloß Franz von B., jüngerer Bruder des Vorigen, ein tiefsinniger Forscher auf dem Gebiete der spekulativen Philosophie und Theologie, war geboren zu München den 27. März 1765. Dem frühzeitig sich entfaltenden Talent drohte Vernichtung durch den traurigen Umstand, daß der Knabe im 7. Lebensjahre ein Nachtwandler wurde. In Folge einer Gehirnentzündung verlor er alle Lust zum Lernen und zeigte fortan eine große Beschränktheit des Geistes. Der Vater, Leibarzt des Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern, erkannte in diesem Zustande eine Entwicklungskrankheit und entfernte von dem Knaben allen Zwang zum Lernen. Als nun dem letzteren einige Jahre später zufällig Euclides in die Hände fiel, erwachte er beim Anblick der geometrischen Figuren plötzlich wie aus einem Traume. Die Krisis, die sein Vater richtig erkannt hatte, war überstanden, u. er bedurfte bei anhaltendem Fleiße nur eines Jahres, um das Versäumte nachzuholen. Im Jahre 1781 ging er, kaum 16 Jahre alt, mit seinem Bruder Joseph nach Ingolstadt, um dort Medicin zu studiren, erwarb nach 3 Jahren den Doktorgrad und begab sich darauf nach Wien, um den berühmten Maximilian Stoll zu hören. Nach zwei Jahren kehrte er nach München zurück und stand als Arzt seinem Vater in der Praxis bei, fühlte sich jedoch mehr zu naturwissenschaftlichen, namentlich physikalischen Studien, als zur Medicin hingezogen. Seit 1786 schrieb er mehre physikalische Abhandlungen und ging, durch seine Lust am Gebirgsleben fortgerissen, zum Bergwesen über. Er ward Berg- und Hütteneleve in Bayern u. frequentirte seit 1788 die Bergakademie zu Freiberg, wo er besonders mit dem berühmten Geologen und Neptunisten A. G. Werner in engern Verkehr trat. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in Freiberg besuchte er mehre Berg- und Hüttenwerke in Norddeutschland, bereiste dann England u. Schottland u. kehrte 1796 nach München zurück. Hier wurde er 1797 kurfürstlicher Münz- und Bergrath, dann 1799 Landesdirektionsrath bei der vierten Deputation im Berg- u. Salinenwesen, Anfangs 1800 Administrator des ersten Bergreviers und Oberbergmeister, endlich 1808 Oberbergrath. Bei Kreirung des Civilverdienstordens durch König Maximilian Joseph war er unter den Ersten, welche dieser Auszeichnung theilhaftig und dadurch in den Adelsstand erhoben wurden. Bald darauf zum Mitglied der Akademie, der Wissenschaften ernannt, widmete er sich vorzugsweise der Naturwissenschaft u. Religionsphilosophie, und als 1826 der münchener Universität errichtet

wurde, gründete er sich an derselben selbst den Lehrstuhl der spekulativen Dogmatik, welchen er bis zu seinem Tode beibehielt, der nach kurzem Krankenlager an einem Herzübel den 23. Mai 1841 erfolgte. B.s spekulative Richtung war im Allgemeinen die der schellingschen Identitätsphilosophie, die seiner angebornen Neigung zum Mystisch-dunkeln u. Ueberschwänglichen am meisten zusagte, aber von ihm auf eine eigenthümliche Weise ausgeführt und angewendet wurde. Wo eine mathematische Figur in wunderlicher Uebereinstimmung an einen Gedanken anzuklingen schien, wo eine nicht aufgeklärte Erscheinung in der Geschichte wie ein Geisterlicht aufzuckte, wo ein geheimer Zug aus Stoff und Laut zum Begriff redete, da fühlte er sich angezogen und zur Betrachtung angeregt. Als das Endziel seiner Spekulation bezeichnete er die Vereinigung der (katholischen) Theologie mit der Philosophie; er bemühte sich, eine Naturansicht (Philosophie) zur Geltung zu bringen, die zugleich Theologie oder vielmehr Theosophie wäre. Sein Vorbild war der Mystiker Jakob Böhme, welchen er als den tiefsten deutschen Denker ehrte. Aber er fand keinen rechten Anklang, die Mystiker nahmen an seiner philosophischen Forschung Anstoß u. vermißten in ihm die Seele, welche mit Hintansetzung des anmaßenden Verstandes sich rückhaltslos dem unmittelbaren Schauen überlasse; die Philosophen und Theologen aber tadelten die Dunkelheit seiner Darstellung und seine mangelhafte abgebrochene Schreibweise und hielten ihm die symbolischen Bücher entgegen. Auch als akademischer Lehrer machte er trotz seiner anregenden Lehrweise kein rechtes Glück; sein sonderbarer Vortrag und sein heftiges leidenschaftliches Wesen, welches in rücksichtslosem Eifer gegen die größten Denker losbrach, verscheuchten seine Zuhörer. Von Seiten des großen Publikums aber fand er fast gar keine Würdigung. Wie rastlos aber B. gearbeitet und wie er noch im hohen Alter mit rüstiger Kraft und frischem Jugendmuth für seine Ueberzeugung gekämpft, beweist die große Anzahl seiner Schriften. Die philosophischen sind meist nur einzelne Aufsätze, Abhandlungen und Gelegenheitsschriften. Einige derselben hat er gesammelt herausgegegeben unter dem Titel „Beiträge zur dynamischen Philosophie im Gegensatze der mechanischen" (1809). Da er theilweise in der höhern Gesellschaft lebte, so widmete er seine Flugschriften oft in Briefform hohen Personen, wie z. B. dem Grafen Stourdza „Ueber die Vierzahl des Lebens" (1818), dem Fürsten Galizin „Ueber die Extase oder das Verzücktsein der magnetischen Schlafredner" (1817, ein zweites Stück seinem Geistesgenossen Eschenmayer), „Sätze aus der Bildungs- oder Begründungslehre des Lebens" (1820), „Ueber Divinations- oder Glaubenskraft" (1822), der Gräfin Edling „Sur l'eucharistie" (1816). Zum geschichtlichen Elekticismus schon immer hinneigend, wendete er sich demselben besonders in seiner Zeitschrift „Fermenta cognitionis" (1822—25, 6 Hefte) zu, deren Hauptzweck war, auf Jakob Böhme, den er den „ersten Naturkundigen Deutschlands und der Welt" nennt, aufmerksam zu machen und in der Polemik gegen bestehende Systeme zugleich den darin verborgenen Samen der gährenden Wahrheit aufzudecken. In diesem Sinne der Theosophie und Mystik erschienen 1827 seine Vorlesungen an der münchener Universität „Ueber religiöse Philosophie". Hierauf folgten seine „Philosophischen Schriften und Aufsätze" (Münster 1831—32, 2 Bde.) und seine „Vorlesungen über spekulative Dogmatik" (5 Hefte, Stuttgart, später Münster 1828—38), wozu Hoffmanns „Vorhalle zur spekulativen Lehre Fr. Baaders" (Aschaffenburg 1836) verglichen werden kann. Ferner schrieb er: „Ueber den christlichen Begriff der Unsterblichkeit" (Würzb. 1835); „Vorlesungen über eine künftige Theorie des Opfers und des Kultus" (Münster 1836); „Ueber das Leben Jesu von Strauß" (München 1836); „Revision der Philosopheme der hegelschen Schule bezüglich auf das Christenthum" (Stuttgart 1839) ꝛc. Auch in den konfessionellen u. kirchlichen Streitigkeiten der neuesten Zeit versuchte er vermittelnd aufzutreten, so in der nach seinem Tode im Druck erschienenen Schrift „Der morgenländische und abendländische Katholicismus" (Leipzig 1841). Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien seit 1848 zu Leipzig. Seine nachgelassenen Schriften gab E. A. v. Schaden (1 Bd., Tagebücher aus den Jahren 1786—95, Leipzig 1850) heraus. Vergl. Hoffmann, Verhalten zur spekulativen Lehre B.s, 1836.

Baagöe, 1) dänische Insel, zum Stift Laaland gehörig, zwischen Falster, Seeland u. Möen gelegen, ¼ QMeile groß, ist sehr fruchtbar und hat 600 Einwohner in 2 Dörfern. — 2) B., kleine, zum Herzogthum Schleswig gehörige Insel, im kleinen Belt, westlich von Fünen, nördlich von Aröe gelegen, mit Leuchtthurm, ist sehr fruchtbar.

Baake, s. Bake.

Baal, d. h. Herr, König, allgemeiner Name für Gott, bei Phöniciern und Karthagern, mit dem Artikel, als Ha-Baal oder auch als B. schlechthin, die männliche Hauptgottheit der phönicischen Stämme, sowie als Bel der Babylonier. Eigentlich einheimisch war der Baalsdienst in Tyrus; von da kam er in die tyrischen Kolonien und zu den Nachbarvölkern, namentlich auch zu den Israeliten, wo er selbst den Jehovahdienst zu verdrängen drohte. Schon im Zeitalter der Richter finden wir ihn in Palästina, und mehre Könige, wie Ahas und Manasse in Juda und Ahab und Hoseas in Israel, begünstigten ihn. Zum herrschenden Kultus sollte der Baalsdienst in Israel durch Ahabs Gemahlin Isebel, Tochter des tyrischen Königs Ethbaal, erhoben werden, um 907 v. Chr. Die Priester und Propheten Jehovahs wurden getödtet, dem B. dagegen ein Tempel erbaut und 450 Priester desselben, ebenso 450 Propheten der Astarte zu seinem Dienste bestellt. Erst Jehu rottete um 850 v. Chr. mit dem Hause des Ahab die Götzengreuel aus. Ueber die Art des Kultus kommen nur vereinzelte u. beiläufige Notizen vor. Das zahlreiche Priesterpersonal zerfiel in verschiedene Abtheilungen. Man räucherte dem Gott, brachte ihm aber auch blutige Opfer, namentlich Stiere u. selbst Kinder dar. Während des Opfers tanzten (die Bibel sagt spöttisch: hinkten, 1. Kön. 18,26) die rothgekleideten Priester um den Altar, ritzten sich, wenn die Erhörung nicht bald erfolgte, mit Messern, um den Gott zur Barmherzigkeit zu bewegen, und küßten kniebeugend seine Bildsäule. Die Altäre, Bildsäulen und Tempel des B. standen gewöhnlich auf Anhöhen, erstere auch auf den flachen Dächern der Häuser. Schon aus dem allgemeinen Charakter der vorderasiatischen Religion läßt sich mit Sicherheit schließen, daß der phönicische B. eine Naturgottheit, nämlich ein vergötterter Himmelskörper war. Gewöhnlich hält man ihn für die

Sonne, besonders weil Sanchoniathon die Sonne als oberste Gottheit der Tyrier bezeichnet und als solche Beelsamen nennt, weil ferner auf karthagischen Münzen der Name B. mit der Sonne in Verbindung erscheint, und endlich in der Astarte, die als weibliches Wesen dem B. überall beigeordnet ist, Mondsgöttin und Venus zusammengeflossen sind. Dennoch scheint aus der nahen Verwandtschaft des phönicischen B. mit dem babylonischen Bel sich zu ergeben, daß als B. in Tyrus der Planet Jupiter verehrt worden sei, wie dies hinsichtlich des Bel in Babylon nicht bezweifelt werden kann. Der allgemeine Name B. wurde je nach Verschiedenheit der Orte und des Kultus durch Zusätze näher bestimmt. So entstanden mehre B.s, Baalim genannt (doch scheinen mit diesem Plural bisweilen auch die Bildsäulen des B. bezeichnet zu werden), und der Universalgott wurde zur Lokalgottheit. Die bekanntesten Baalim sind: Baal-Berith (Bundesbaal), gleichsam Deus Fidius, hatte zu Sichem einen Tempel; Baal-Gad, zweifelhaft, ob Gott des Glücks, oder B. der Stadt Gad, oder endlich bloßer Name dieses Ortes; Baal-Hamon, entweder s. v. a. Gott Ammon, oder nur der Name eines Ortes; Baal-Peor, Gott der Moabiter, auf dem Berge Peor verehrt mit priapischem Dienst, trug den Phallus im Munde, und ihm zu Ehren wurden junge Mädchen preisgegeben; Baal-Samen, Herr des Himmels, Name des Sonnengottes bei den Tyriern (s. oben); Baal-Sebub, weissagender Gott der Philister zu Ekron, wahrscheinlich Fliegenbaal (die Fliegen sind nämlich im Orient eine der lästigsten Plagen); nach Anderen soll Baal-Sebub ein jüdischer Schimpfname gewesen sein, welchen man dem B. beilegte (vergl. Beelzebub); Baal-Thares, auf phönicischen Münzen, nach Bellermann, s. v. a. B. von Tarsus.

Baalbeck, d. i. Stadt des Baal, vielleicht das alte Baalgad oder Baalhamon der heiligen Schrift, eine einst berühmte, prachtvolle Stadt in Syrien, Paschalik Acre, deren semitischer Name nur auf kurze Zeit von dem griechischen Heliopolis (Sonnenstadt) verdrängt ward, jetzt ein kleiner unansehnlicher Ort unter einem eigenen Emir, am Fuße des Antilibanon gelegen, an einem der niederen Ausläufer des Gebirgs in die schöne Thalebene, El-Beka, im alten Cölesyrien, 3590 Fuß über dem Meere. Die Bewohner von B. sind zu einem Drittheil Christen, die übrigen, etwa 7—800, Mohammedaner. Die Trümmer der vormaligen prachtvollen Stadt bestehen nicht, wie in Palmyra, aus einer großen, weit verbreiteten Masse eingestürzter Gebäude, sondern nur in drei größeren Ruinen, die nicht fern von einander in einer Ebene und nicht weit von dem bewohnten Theile B.s stehen. Im Westen liegt der sogenannte Sonnentempel, ein großartiger Bau, mit Höfen, weiter gegen Süden ein kleiner, aber besser erhaltener Tempel, und in ziemlicher Entfernung südwestlich ein dritter von runder Form, mit einem modernen Thurm, den man darüber errichtete, um eine griechische Kirche daraus zu machen. Eine dorische Säule, eine türkische Moschee und einige andere moderne Gebäude sind umher zerstreut, und das Ganze umgibt die 10—12 Fuß hohe Stadtmauer, an der in ziemlich gleichen Zwischenräumen sich viereckige Thürme befinden. Ob aber irgend ein Theil der jetzigen Ruinen noch von der alten Stadt Baals herrührt, ist ungewiß. Man unterscheidet drei verschiedene Perioden der Stadt: aus der ersten rühren die ungeheuren behauenen Steine an der nördlichen und westlichen Mauer der Plattform her, auf welcher die Tempel stehen; aus der zweiten die Tempelruinen, die man den Römern zuschreibt; aus der dritten die darüber aufgeführten saraceenischen Mauern und Thürme. Jene wirklich riesenhaften Steine bilden einen Theil der Grundmauer einer großen erhabenen Plattform, auf welcher die Ruinen aus neuerer Zeit stehen. Auf der Westseite ruht die niederste Reihe dieser Blöcke auf einer Grundlage von rohen Steinen und besteht aus 8 Blöcken, von denen der kleinste 31 Fuß, der größte 38 Fuß lang, 11 Fuß breit und 3 Fuß hoch ist. Die Reihe darüber besteht nur aus 3 einzelnen Steinen, die zusammen 190 Fuß lang sind, indem jeder 63—64 Fuß mißt. Auf der Nordseite ruhen ebenfalls auf einer Substruktion von rohen Steinen, aber abgesondert von der Plattform, 10 mächtige Blöcke. Diese ungeheuren Steine mögen zu irgend einem alten, dem Dienste des Baal oder der Sonne gewidmeten Gebäude gehört haben. Nicht weit von der Stadtmauer ist noch ein Steinbruch offen, aus welchem diese kolossalen Blöcke gebrochen wurden. Diese Gebirgsart ist dichter Kalkstein, dessen Gefüge sich an vielen Orten dem körnigen nähert. In den Felsenwänden bemerkt man öfters natürliche, sowie künstlich erweiterte Grotten, vormalige Stätten der Bestattung der Todten. Die Errichtung der Tempel auf der Plattform schreibt man dem Antoninus Pius zu, zu dessen Zeit die korinthische Ordnung, von welcher die Tempel zu B. die schönsten noch vorhandenen Proben darbieten, bei den Römern sehr in Mode war. Unerklärlich aber bleibt es immer, wie jener Kaiser dazu kam, in dieser abgelegenen Ferne eines fremden Welttheils ein Werk zu begründen und auszuführen, dem in gewisser Hinsicht keines in seinem eigenen, vaterländischen Gebiet zu vergleichen ist. Neuere Reisende (z. B. Schubert) erklären sich daher mit großer Bestimmtheit für den syrischen Ursprung des Tempels und lassen den Römern nur den Ruhm des Ausbaues und der Vollendung. Zunächst waren es zwei Tempel, welche die römische Baukunst hier aus altem und neuem Material dargestellt hatte oder darstellen wollte: der eine von ihr wirklich vollendete war ein Tempel der Sonne oder des Baal, der andere, ungleich größere, sollte ein Pantheon, allen Gottheiten von Heliopolis gewidmet, sein. Sechs majestätische Säulen, welche noch stehen, waren Theile vom Peristyl des größern Tempels, dessen südliche Seite sie mit 4 andern ihrer längst gefallenen Gefährten zierten. Gerade im Süden des großen stand der kleinere Tempel, der aber immer noch zu den größten Bauwerken seiner Art gehörte. Von den 14 Säulen, welche die nördliche Außenseite dieses Sonnentempels zierten, stehen nur noch 9, von den 14 der südlichen Seite 4, von den 8 der Westseite nur noch 3; dennoch geben diese einen ziemlich deutlichen Begriff von der ursprünglichen Schönheit des Peristyls. Namentlich erkennt man noch an der gegen feindliches Anstürmen geschützter gewesenen nördlichen Seite die ganze sorgfältige Ausführung des Frieses und Karnieses; die Lakunarien mit ihrem netzförmig sich verwebenden Bildwerken sind hier zum Theil noch so frisch, wie sie aus der

Hand des Meisters hervorgingen. Die Wände des Tempels innerhalb des Peristyls stehen in kunstloser Einfachheit da, nur an den vier Ecken treten prachtvolle Pilaster hervor, und das schöne Karnies ist besonders noch an der Südseite des Tempels zu erkennen. Vom Portikus im Osten des Gebäudes haben sich nur 4 Säulen erhalten, über denen die Saracenen einen Citadellenthurm errichtet, während sie zugleich auch das Tempelthor durch eine plumpe Mauer verbaut haben; ein niedriger Eingang führt durch diese hinein vor das Portal, an welchem Alles, was der korinthische Baustyl an Verzierungen darbot, fast überreich, aber dennoch in symmetrisch-schönem Einklang angebracht ist. Weinranken, unter deren Blättern kleine Liebesgötter lauschen, untermischt mit Kornähren, scheinen als Zierrathen dieses Eingangs die Kräfte der belebenden Sonne andeuten zu sollen. Wenn auch das Innere des Tempels mit seinen 6 kannelirten, mit der Wand verbundenen Säulen an jeder Seite und seinen prachtvollen Bögen noch jetzt als sehr bedeutungsvoll ins Auge fällt, so geht doch diesem Innern jede Spur seiner vormaligen Hauptzierde ab. Baals Altar an der dem Eingang entgegengesetzten Seite ist verschwunden. Doch findet sich auch von den beiden Reihen der Säulen, welche Theodosius setzen ließ, als er den Baalstempel in eine christliche Kirche umwandelte, seit länger als einem Jahrhundert keine deutliche Spur mehr. Der größere Tempel, das erwähnte Pantheon, steht höher, als der des Baal, auf einer gewölbten Grundlage. Zu seinem Haupteingang im Osten führten Stufen hinan; zur Rechten wie zur Linken des äußern Portikus waren prachtvolle Pavillons; darauf folgte ein achteckiger, jenseits desselben ein viereckiger Hof (über 300 Fuß lang und breit), dann abermals Stufen, die unter dem doppelten Säulengang zum eigentlichen innern Portikus des Tempels führten, welchen mehre Reihen Säulen von 50—60 Fuß Höhe trugen, während ein Peristyl die Außenseite verschönerte, an dessen Nord- wie an der Südseite 16, an der Westseite 8 Säulen von derselben Höhe standen. Die Länge des ganzen Tempels von Osten nach Westen mißt gegen 1000 Fuß. Aber das großartige Werk ist nicht vollendet worden. An die Stelle der großen, zum Eingang führenden Treppe ist eine sehr kontrastirende moderne Mauer getreten. Von den Pavillons an den Seiten des Portikus sind die der rechten Seite noch in ziemlich gutem Stande, und hier fallen dem Auge namentlich die vierseitigen korinthischen, nach oben sich verdünnenden Säulen auf, welche an die ägyptische Bauart erinnern. Die Skulpturen am großen Portal scheinen unvollendet geblieben zu sein; desto prachtvoller ausgeführt sind dagegen die Zellen und Exedren an den Seiten des großen Vorhofs, sowie die zur Aufstellung von Götterstatuen bestimmten Nischen, die sich zwischen den Zellen und Exedren finden. An einem der unvergleichlich schönen Friese zeigt sich das bekannte Bildwerk so vieler ägyptischen Tempel: die Weltkugel mit Schwingen zwischen Schlangen, und nahe bei dieser Stelle liegen Trümmer von Säulen aus schönem ägyptischen Granit. Die Centralkolonnade, welche die Reisenden in den letzten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts noch sahen, ist verschwunden; nur ihre Plattform ist noch vorhanden; ein weitläufiges, halbrundes Bauwerk der mohammedanischen Herrscher des Landes hat die Basen von 8 Säulen, welche die erste Reihe der Kolonnade bildeten, in sich aufgenommen. Zu den Säulen an der Südseite des Peristyls des Tempels gehörten dann eben jene 6 noch stehenden, welche, wie schon erwähnt, das Imposanteste sind, was von dem alten B. noch übrig geblieben ist. Noch zu Pococke's Zeiten standen 9 solcher Säulen des Peristyls; seitdem ist selbst ein Theil der Plattform hinweggebrochen worden, doch lassen sich in Allem noch von 17 Säulen des ganzen Peristyls Spuren erkennen. Der runde Tempel ist ein kleines Gebäude von ausgezeichneter Schönheit. Der Bau selbst hat mit Ausschluß der Säulen, die ihn umgeben, nur 32 Fuß im Durchmesser. Er ist in zwei Theile abgetheilt, von denen der untere in jonischem, der obere in korinthischem Styl erbaut ist. Der erstere wurde in ungewisser Zeit in eine griechische Kirche umgewandelt. Die Anmuth und Leichtigkeit des Ganzen machen es zu einem wahren Meisterstück der Kunst.

Nach einer Sage erbaute der König Salomo B. zur Wohnung für die Königin von Saba. Unter den Römern wurde die Stadt als Heliopolis Kolonie mit dem Jus italicum und hatte unter Augustus eine römische Besatzung. Abu Obeida, der Feldherr des Khalifen Omar, eroberte sie nach einer tapfern Vertheidigung; mit Syrien kam sie an Aegypten. Im 11. Jahrhundert fiel sie in die Hände der Sultane von Haleb. Während der Kreuzzüge war B. der Gegenstand vieler Kämpfe. Im Jahre 1139 widerstanden seine festen Mauern 7 Wochen lang dem furchtbaren Anstürmen des Zenki; als die Stadt endlich erobert war, dauerte es noch andere 11 Tage, bis sich die feste Burg dem Tyrannen durch einen Vertrag ergab, den dieser grausam brach, indem er die tapfern Vertheidiger ans Kreuz schlagen ließ. Zenki übergab Ayub, dem Vater Saladins, die Statthalterschaft, über das auch durch seine Schulen morgenländischer Weisheit berühmte B., in welcher letzterer, als Zenki 1146 starb, durch den Sultan von Damask bestätigt wurde. Der große Saladin brachte hier einige Jahre seiner frühesten Jugend zu. Im Jahre 1157 wurde die Stadt von Nureddin erobert, 1170 von einem Erdbeben gänzlich verwüstet. Im Jahre 1237 machte sich Ismael zum Herrn des wieder aufgebauten B., bis die Mongolen unter Hulagu 1260 es eroberten und das Schloß zerstörten. Im Jahre 1401 wurde B., das damals noch eine wohlbevölkerte und wohlhabende Stadt war, von Timur eingenommen und gewährte seinen Heeren lange Zeit Proviant und andere Nothdurft. Was Araber, Tataren u. Türken verschont hatten, wurde 1759 durch ein furchtbares Erdbeben vollends zerstört.

Baan, Jan van der, tüchtiger Porträtmaler der niederländischen Schule, blühte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, war ein Anhänger der vandyckschen Richtung der Porträtmalerei und erwarb sich darin selbst außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes Ruhm. Für B.s bestes Porträt gilt das des Prinzen Moritz von Nassau-Siegen, jetzt im Besitz des Königs von Preußen. Ueberhaupt drängten sich die vornehmsten Personen zu B.s Staffelei, um sich von ihm malen zu lassen. Ein Verzeichniß seiner Werke gibt Descamps. Auch sein Sohn,

Jakob van der B., geboren 1673 im Haag, † 1700 zu Wien, war ein geschätzter Porträtmaler.

Baar, in wirklichem kursirenden Gelde (Papieren oder Münzen), z. B. baare Auslagen, baares Einkommen, Vermögen ꝛc., im Gegensatz zu andern Realien, die für den allgemeinen Verkehr erst in Geld verwandelt werden müssen. In der Handelssprache (französisch comptant, italienisch contanto) bezeichnet es: ohne Zahlungsfrist, sogleich zahlbar; es ist daher Bezeichnung einer Zahlung, die sogleich nach Aushändigung der Waaren geleistet wird, wo also nicht auf Zeit (auf Zahlungsfrist, auf Kredit, mit Respiro) gekauft wird. Im Waarenhandel hat sich jedoch dieser ursprüngliche Begriff von B. merklich erweitert. Der Bequemlichkeit wegen werden auch die ohne Zahlungsfrist (per contant) im Lauf eines Monats gekauften Waaren regelmäßig erst am Ende desselben, bisweilen noch später zusammen bezahlt; soll daher eine sofortige Zahlung bestimmt werden, so braucht man die Ausdrücke Zug um Zug, gleich baar, ja selbst bei solchen Verkäufen wird oft noch eine oder 2 Wochen Zeit zur Bezahlung gelassen. Im Wechselrecht bedeutet B. am Ende der Wechsel und Indossamente s. v. a.: den Werth (die Valuta) habe ich baar empfangen, zeigt an, daß die Wechselsumme von dem Empfänger des Wechsels wirklich, und zwar mit Geld, vergütet worden ist, gilt als Bescheinigung und hat die Wirkung, daß der Geber des Wechsels nicht die Einwendung machen kann, er habe ihm die Summe kreditirt.

Baar (Obnobla, Abnobi montes, Bar), vormals reichsunmittelbare Landgrafschaft im badischen Seekreis, gegenwärtig der Hauptbestandtheil des Fürstenthums Fürstenberg, im badischen Seekreis, auf dem Schwarzwalde gelegen, 12 QMeilen groß mit 30,000 Einwohnern. Die B. ist ein hochliegendes Land, das sich im Durchschnitt bis 2200 Fuß über dem Meere erhebt; die gegen Norden liegende höchste Gebirgsgegend wird besonders noch auf der B. genannt. Hier sind die Quellen der Donau, welche die Landgrafschaft der Länge nach von Westen nach Osten durchströmt, sowie die der Brigach und Brege, der bedeutendsten Quellflüsse der Donau. Die Bewohner der B. zeichnen sich durch die Schönheit ihrer Gestalt vor allen Umwohnern aus und stammen, einer alten Sage zufolge, von den Schweden ab, die nach dem 30jährigen Kriege im Lande blieben. Sie erwerben sich durch Kunstfleiß und Handarbeit, namentlich durch Strohflechterei und Verfertigung von Spieluhren und Holzschnitzereien, ihren Unterhalt. Eigenthümliche Volksbelustigungen sind der Hahnentanz und der Hammeltanz. Die B. begreift die jetzigen Aemter Hüfingen, Löffingen, Neustadt und einen Theil des Amtes Engen, welcher das ehemalige Justizamt Möhringen bildete. Sie enthält außer den Flecken, Dörfern und Weilern 10 Städtchen: Donaueschingen, Fürstenberg, Hüfingen, Blomberg, Bräunlingen, Neustadt, Möhringen, Geisingen, Löffingen und Böhrenbach. Der Name B. oder Para (d. i. Gericht, locus judicii) kommt zuerst in Urkunden aus der Mitte des 8. Jahrhunderts zur Zeit des karolingischen Königs Pipin als Name dieser Gegend vor und begriff damals den großen weiten Landstrich in sich, welchen das bertholdische Geschlecht, eines der angesehensten alemannischen Fürstenhäuser, dessen Stammgüter in der Nähe des Bodensee's lagen, inne hatte. Durch die Verwandtschaft dieser Familie mit Karl dem Großen, der eine bertholdische Gräfin zur Gemahlin hatte, wurden ihre Besitzungen immer ausgedehnter und erstreckten sich nicht allein über die großherzoglich badischen Bezirksämter Villingen, Triberg, Hornberg bis gegen Wolfach hin, sondern auch über die jetzigen königlich würtembergischen Aemter Tuttlingen, Rottweil, Sulz, Rosenfeld, Balingen, Oberndorf, Schramberg, Schönberg, Spaichingen, Münsingen, Zwifalten u. a. Der Hauptsitz war bei der Stadt Villingen, in deren Nähe auf dem sogenannten Baraberge die jetzt ganz verfallene Baraburg, die Wohnung der alten Gaugrafen, lag. Im Laufe der Zeiten veränderte der Bezirk seine Benennungen, einzelne Theile desselben erhielten auch andere Namen. So hieß der westliche Theil Bertholdsbaar, ein anderer gegen die Donau gelegener Goldiushundert, noch andere Birtilsbaar, Adelhaartsbaar und Albungsbaar. Später wurden wahrscheinlich die Grafen von Sulz mit der B. belehnt, wenigstens erschienen dieselben in dieser Gegend schon im 11. Jahrhundert. Von den Grafen von Sulz kam die B. durch freiwillige Abtretung an die Grafen von Fürstenberg, welche 1283 von Kaiser Rudolf I. damit belehnt wurden. Seitdem blieb die B. bei den Grafen von Fürstenberg, welche später auch den Titel Landgrafen in der B. annahmen, bis 1803, wo sie mediatisirt wurden.

Baasen (Baffen, Bajani), Dorf im österreichischen Kronland Siebenbürgen, Kreis Hermannstadt, bei Mediasch, mit 1220 Einwohnern, schwefelhaltiger Mineralquelle und Badeanstalt.

Bábà (türk.), Vater, daher Titel angesehener Geistlichen und Asceten in der Türkei und Persien.

Baba, 1) (Baba-Dagh), Gebirge im Südwesten Kleinasiens, Sandschak Deniglu, auf der Grenze von Karien, Phrygien u. Pisidien, 5700 F. hoch; der Cadmus mons des Alterthums. — 2) B. (Hassan B.), Marktflecken in der türkischen Provinz Thessalien, am Salambria, mit 2000 Einwohnern, berühmter Wallfahrtsort mit der Moschee Osmans; das alte Elatea. — 3) B. (Sulischer), schottische Insel, Grafschaft Roß, eine der nordöstlichsten Hebriden, ein unbewohnter Felsen.

Baba, Schwester des deutschen Königs Heinrich I., Gemahlin des Grafen Heinrich von Attenburg, der ihr zu Ehren am Fuße seiner Burg die Stadt Bamberg anlegte. Sie ist die Stammmutter des Geschlechts der Babenberger, wird aber oft mit ihrer Schwägerin Brunehild, der Gemahlin Adelberts I., Markgrafen vom Nordgau, verwechselt.

Babadagh (Babadog, Babatogh), Stadt in der europäisch-türkischen Provinz Bulgarien, Ejalet Silistria, 1 Stunde vom See Kazem zwischen Bergen in einer sumpfigen Gegend gelegen, mit einer hohen Schule, 5 Moscheen und 10,000 Einw. (Türken, Griechen, Armeniern und Juden), welche vermittelst des etwas südlicher gelegenen Hafens Kara-Kerman bedeutenden Handel nach dem schwarzen Meere treiben. Auf einem nahen Berge liegt das als Wallfahrtsort besuchte Grabmal eines Heiligen, Baba Saltukedede, des Anführers früherer tatarischer Kolonien, nach dem die Stadt benannt ward. Im J. 1624 wurde hier ein türkisches Heer von den gobruzischen Tataren geschlagen. B. war in den meisten russisch-türkischen Kriegen

Digitized by Google

das Winterlager des Großweſſirs. In dem ruſſiſch-türkiſchen Kriege von 1828—29 fiel die Stadt in die Gewalt der Ruſſen u. war eine Zeitlang das kaiſerliche Hauptquartier. Am 27 März 1854 ward ſie von den Ruſſen beſchoſſen.

Babagura, Gebirge, ſ. Babiagora.

Babahoyo, Diſtrikt im ſüdamerikaniſchen Freiſtaat Ecuador, Departement Guayaquil, liegt ſo niedrig, daß er in der naſſen Jahreszeit ganz unter Waſſer geſetzt wird, iſt jedoch außerordentlich fruchtbar an Reis, Baumwolle, Tabak, Kakao, Wachs, Honig und Tropenfrüchten. Die Einwohner treiben ſtarke Vieh- und Bienenzucht. Die gleichnamige Hauptſtadt mit 3000 Einw. liegt am Fluß Babahoyo, treibt bedeutenden Handel mit den Produkten dieſer und der umliegenden Provinzen.

Babarczy, 1) Anton, ungariſcher Staatsmann, den 12. Februar 1813 in Ofen geboren, ſtudirte in Szegedin und Peſth und begann ſeine amtliche Wirkſamkeit 1832 als Notar, ſpäter als Stuhlrichter in Eſongrad. Seit November 1840 Sekretär, 1847 Rath der königlichen Statthalterei, vertrat er auf dem Reichstag von 1847—48 das eſongrader Komitat und wurde mit dem Statthaltereirath Paul Somſich Führer und Sprecher der Regierungspartei. Als ſolcher zeichnete er ſich beſonders durch die Heftigkeit aus, womit er die Oppoſition, ihre Tendenzen und Führer angriff, wie durch die Unerſchütterlichkeit, mit welcher er dem ſteigenden Volksunwillen die Stirne bot. Die Märzereigniſſe brachten auch ihn auf kurze Zeit aus der Faſſung, ſo daß er ſogar Mitleid jener Monſterdeputation wurde, welche den 15. März 1848 nach Wien ging, um ein unabhängiges Miniſterium für Ungarn zu fordern. Indeſſen zog er ſich bald vom öffentlichen Leben zurück und trat erſt wieder beim Einzug des Fürſten Windiſchgrätz in Peſth aus ſeiner Zurückgezogenheit, indem er für Peſth und den Jazygendiſtrikt zum k. k. Civilkommiſſarius ernannt wurde. Mit den königlichen Truppen verließ er Peſth wieder im April 1849, kehrte dann mit Haynau als Oberverpflegungskommiſſär der Armee zurück und ward Obercivilkommiſſär des Landes.

2) Karl, Vetter des Vorigen, diente in der k. k. öſterreichiſchen Armee und war Oberſtlieutenant und Adjutant des Kaiſers. Er ſoll Verfaſſer der „Bekenntniſſe eines Soldaten" (Wien 1850) ſein, welche großes Aufſehen erregten, da in ihnen offen der entſchiedenſten Reaktion und der Mitiärherrſchaft das Wort geredet wurde. Später ward er zum Oberſt ernannt, nahm aber, angeblich in Ungnade gefallen, ſeinen Abſchied.

Babbage (ſpr. Bäbbidſch), Charles, Erfinder einer Rechenmaſchine, die alles bisher in dieſer Art Geleiſtete weit übertrifft, um 1790 geboren, bildete ſich auf dem Trinitycollege zu Cambridge. Nachdem er ſich zuerſt als Profeſſor der Mathematik daſelbſt mit Mathematik und Phyſik beſchäftigt, ging er zu der höhern Mechanik und dem Maſchinenweſen über, die er durch neue Erfindungen bereicherte. Zuerſt gab er ein in mehren (zum Theil ſtereotypirten) Ausgaben erſchienenes mathematiſches Werk „Tables of togarithms" (3. Aufl., London 1834) heraus, welches ſich durch Korrektheit und zweckmäßige Einrichtung auszeichnet. Dann machte er ſein vortreffliches Werk über die Lebensverſicherungsgeſellſchaften unter dem Titel „View of tnstitutions for assurance of tives" (deutſch 1827) bekannt, worin er die vollkommenſte Einrichtung einer Lebensverſicherungsgeſellſchaft ſchilderte und durch Aufſtellung der mit Hülfe der Wahrſcheinlichkeitsrechnung zu löſenden Zahlenverhältniſſe und einer großen Anzahl mühſam berechneter Tabellen den Maßſtab eigener Beurtheilung gab. Die Schwierigkeit, größere Tabellenwerke korrekt zu fertigen, brachte B. auf den Gedanken, die Vollendung derſelben einer Maſchine anzuvertrauen. Die Regierung beauftragte ihn mit dem Bau einer ſolchen u. ſchickte ihn vor Beginn des Werks auf ihre Koſten auf Reiſen, um den Maſchinenbau ſowohl in England, als auf dem Kontinent weiter zu unterſuchen und die geſammten Hülfsquellen mechaniſcher Künſte kennen zu lernen. Auf dieſen Reiſen ſammelte er einen Schatz von Materialien über das Maſchinen- und Fabrikweſen überhaupt, den er in dem geiſtreichen Werke „Manufactures and machinery of Great Britain" (deutſch von G. Friedenberg: „Ueber Maſchinen- und Fabrikweſen", Berlin 1833) und in einem Auszuge aus dem größeren Werke unter dem Titel „An essay on the general principles, wich regulate the appleation of machinery to mannfactnres and the mechaniear árts" bekannt machte. Außerdem iſt B. Verfaſſer vieler höchſt wichtigen Abhandlungen in den londoner und edinburger „Transactions" u. der Schrift „Decline of science in Engtand". In ſeiner Rechenmaſchine, die Eigenthum der britiſchen Regierung iſt, hat er das große Problem, einen todten Mechanismus ſo zu beleben, daß er bis zu einem gewiſſen Punkt an die Stelle eines ſelbſtſtändig thätigen Geiſtes treten kann, mit Glück gelöſt. Da die Maſchine den doppelten Zweck hat, mathematiſche und ſeemänniſche Tafeln zu berechnen und zu drucken, ſo beſteht ſie aus zwei weſentlich verſchiedenen Theilen, einem rechnenden und einem druckenden. Der Bau des erſten wurde 1828 begonnen und war 1833 größtentheils vollendet, als eine Unterbrechung eintrat; der druckende Theil war noch nicht halb fertig, und war der Geſammtaufwand bereits auf 17,000 Pfund Sterling geſtiegen. Da die vollſtändige Ausführung noch auf doppelt ſo viel veranſchlagt wurde, ſo ließ man die Sache liegen, obwohl ſich eine Kommiſſion der Royal Society, in welcher ſich Herſchel, Baily, Brunel und Rennie befanden, über die Präciſion des Ganges dieſer Maſchine, welche ihre Fehler augenblicklich ſelbſt verbeſſert, ſehr günſtig ausſprach. Noch während des Baues faßte B. den Plan zu einer noch größeren Maſchine, welche zur Berechnung nach jeder algebraiſchen Formel dienen und mit 4000 Elementen arbeiten ſollte, während die frühere deren nur 120 beſitzt. Der Konſtruktion der Rechenmaſchine liegt das Princip der Differenzen zum Grunde; die Möglichkeit aber, dieſes Princip auf einen Mechanismus ſo überzutragen, daß durch denſelben Zahlen von beſtimmter Beſchaffenheit angegeben werden, mag aus folgendem Beiſpiele, das B. ſelbſt zur Verdeutlichung angibt, erhellen. Es ſeien die Quadrate der aufeinander folgenden Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 ꝛc., alſo die Zahlen 1, 4, 9, 16, 25 ꝛc. zu berechnen. Sucht man zunächſt die Differenzen zweier aufeinander folgenden Zahlen, ſo erhält man die erſte Differenzreihe 3, 5, 7, 9 ꝛc., welche als zweite Differenzreihe 2, 2, 2 ꝛc. gibt. Man denke ſich nun drei Uhrwerke

(welche durch die Buchstaben A, B, C unterschieden werden sollen) neben einander, von denen jedes nur einen Zeiger und ein nicht in 24 Stunden, sondern in 1000 Theile getheiltes Zifferblatt führt; die Uhren B und C mögen ferner Repetirwerke besitzen, die so eingerichtet sind, daß sie, sobald man sie in Thätigkeit setzt, so vielmal schlagen, als die Zahl fordert, auf welcher ihr Zeiger steht; außerdem mag A so mit B verbunden sein, daß, sobald der Hammer des Repetirwerks in A einmal an die Glocke trifft, der Zeiger von B um einen Theilstrich fortgerückt wird, und auf dieselbe Art mag B auf C einwirken. Endlich mag A bei jeder Lösung seines Repetirwerks zweimal schlagen. Stehen nun die Zeiger von B und C auf der Zahl 1 und man läßt A schlagen, so stellt sich der Zeiger von B von 1 auf 3; läßt man dann B schlagen, so wird durch die 3 Schläge der Zeiger in C von 1 auf 4 gerückt, und C kann also die zweite geforderte Zahl, nämlich 4, entweder schlagen, oder durch einen Mechanismus an der äußeren Seite der Maschine andeuten. Hierauf läßt man A wieder 2 schlagen, wodurch der Zeiger in B von 3 auf 5 gerückt wird; schlägt hierauf B, so wird der Zeiger in C von 4 auf 9 geschoben, und C kann hierauf die dritte geforderte Zahl, nämlich 9, angeben. Um daher vom Zifferblatte des Uhrwerks C die Quadrate der Zahlen 1, 2, 3 ꝛc. zu erhalten, wäre nichts weiter erforderlich, als in gehöriger Aufeinanderfolge die Schlagwerke der Uhren A u. B in Thätigkeit zu setzen. Die Geschwindigkeit, mit welcher die wirklich ausgeführte Maschine rechnet, läßt sich daraus abnehmen, daß bei einer Probe, die man anstellte, zuerst 33 Ziffern, dann 44 Ziffern in der Minute von derselben angegeben wurden, welche Produktion sich übrigens noch weit über die Geschwindigkeit steigern ließ, mit welcher ein Abschreiber die Ziffern nachzuschreiben im Stande ist. Von seinen Schriften sind noch zu nennen: Die über das Hazardspiel (1821), über elektrische u. magnetische Rotation (1826) u. a.

Babel, s. Babylon.

Babela, syrischer Flecken in der Nähe von Antiocha, so genannt von dem heiligen Babylas, dessen Reliquien während der Verfolgungen durch Julianus Apostata aus einer Vorstadt Antiochia's hierher versetzt worden.

Bab-el-Mandeb (d. i. Thor der Trauer, Thränen-, Todespforte), die schmale Meerenge, welche den arabischen Meerbusen (das rothe Meer) mit dem indischen Ocean verbindet, zwischen Arabien und dem Lande der Gallas (im östlichen Afrika). Der Eingang derselben (Golf von Aden) liegt zwischen zwei Vorgebirgen. Auf der afrikanischen Seite ist hohes, von einer Kette von Bergen gebildetes Land, das sich in einer Spitze genannt Guardefui (richtiger Gardefan, d. i. Straße der Begräbnisse, das Promontorium aromatum der Alten), weit in die See hinein streckt; das gegenüber an der westlichen Küste Arabiens liegende Vorgebirge heißt Fartak. In gerader Linie liegen beide nicht über 50 Seemeilen auseinander; die Breite der Meerenge nimmt aber nach und nach ab, bis sie sich zuletzt in der Straße B. endigt, die nicht über 6 Seemeilen breit ist. Auf der arabischen Seite erhebt sich das Vorgebirge Gebel-Manhâli bis zu 865 Fuß, während sich auf der afrikanischen das Kap Râs-Sejan nur bis zu 380 Fuß, aber mit fast senkrechtem, wandförmigem Abfall erhebt. Die Straße wird durch die Insel Perim in zwei Theile getheilt. Der nördliche Kanal an der arabischen Küste ist höchstens 2 Meilen breit und hält 12—15 Faden Wasser; der andere Kanal hat 3 Seemeilen in der Breite und 20—30 Faden Wassertiefe. Doch ziehen die Schiffe jenen wegen des besseren Ankergrundes vor. Von hier an tritt die Küste auf beiden Seiten wieder mehr zurück. Dicht an der afrikanischen Küste liegen 8 kleine Inseln, die Acht Brüder genannt. Die Durchfahrt durch die Straße ist, wie schon die Alten schildern, wegen der heftigen Strömung innerhalb der Enge für kleine Fahrzeuge sehr gefährlich. Dieser Umstand hat wahrscheinlich Veranlassung zu dem Namen gegeben. Die Insel Perim (Mehun), ist 2 französische Meilen lang und ¼ Meile breit und, mit Ausnahme einiger grünen Stellen, ein von der Sonne verbrannter Felsen. An der Südwestseite befindet sich ein guter Hafen. Lange stritten sich Araber und Abessinier um dessen (öfters gewechselten) Besitz. Ein sonst darauf befindliches Dorf wurde von den Portugiesen zerstört; in der neuern Zeit haben die Briten den Platz neu befestigt.

Babel-thou-up (Babelthup), australische Insel, die größte der Pelewinseln, mit 12 Meilen Umfang, durch eine Bucht in zwei Theile getheilt: der nördliche heißt Emmillegue, der südliche Artingal, und beide stehen unter eigenen, einander feindlichen Häuptlingen. Die Insel hat einen fruchtbaren Boden u. ist reich an Kokos-, Arecanußpalmen, Pisangs, Südfrüchten, Zuckerrohr, Yams, Brodfruchtbäumen, Bambus ꝛc. B. wurde schon 1696 entdeckt, aber erst 1783 durch den britischen Seefahrer Wilson näher bekannt; s. Pelewinseln.

Babenberg (Grafen von), altes berühmtes deutsches Fürstengeschlecht, die eigentlichen Begründer des österreichischen Staates, welchen von ihnen die Habsburger überkamen. Die Babenberger sollen in männlicher Linie von den altfränkischen Königen abstammen; sicherer ist es, daß sie durch ihre Stammmutter Baba (s. d.) dem sächsischen Königshause verwandt waren. Historische Bedeutung erhält der Name durch Adelbert von B., Sohn des Grafen Heinrich vom Nordgau, dem Gemahl der Baba, der als einer der tüchtigsten Heerführer gegen die Normannen 886 im Kampfe vor Paris fiel. Adelbert hatte seinen Sitz auf dem Babenberg (der Babenburg, Altenburg bei Bamberg) und ist durch die babenberger Fehde (s. d.) mit dem Bischof Rudolf von Würzburg bekannt; er wurde 905 enthauptet. Sein Sohn Adelbert II. flüchtete mit der Mutter zu deren Bruder Heinrich von Sachsen u. fiel als tapferer Kämpfer in der Schlacht bei Keuschberg gegen die Ungarn. Er hinterließ einen Sohn Leopold, welchen Kaiser Otto II. 983 zum Markgrafen von Oesterreich ernannte. Dieser Leopold I. ist Begründer des fürstlichen Hauses der babenbergischen Markgrafen von Oesterreich; s. Oesterreich (Gesch.).

Babenberger Fehde, große Fehde, die in der dunkeln Zeit des letzten deutschen Karolingers, Ludwigs des Kindes, in Franken ausgefochten wurde. Hier hatte sich das gräfliche Geschlecht der Babenberger (s. Babenberg) zu großem Glanz erhoben. Die drei Brüder, Adelbert, Heinrich u. Adelhard, die Söhne des Grafen Heinrich vom Nordgau, waren reich begütert in den fränkischen Gegen-

den am Main, der älteste überdies mit der fränkischen Markgrafschaft gegen die Böhmen u. mehren andern Grafschaften betraut; ihr Oheim Poppo bekleidete die thüringische Markgrafschaft gegen die Sorben und galt für einen der ersten Männer des Reichs. Bis auf Kaiser Arnulf waren die Babenberger ohne Widerstreit die angesehenste Familie in Franken; Arnulf aber erhob gestissentlich gegen dieselben ein ihm verwandtes Geschlecht, dessen Erbgüter und Lehen auf beiden Seiten des Rheins und in Hessen lagen, das Geschlecht der Konradiner, welchem vier Brüder entstammten. Konrad, das Haupt desselben, war Graf im Hessengau u. Oberlahngau, Gebhard, zugleich Pfalzgraf, hatte Grafschaften in der Wetterau und im obern Rheingau inne, Eberhard war Graf in Niederlahngau; der letzte Bruder Rudolf wurde zum geistlichen Stande bestimmt. Als nun 892 in einem unglücklichen Kampfe gegen die Sorben der Bischof Arnt von Würzburg erschlagen wurde, maß Arnulf dem Markgrafen Poppo die Schuld des Unglücks bei u. entsetzte ihn seines Amts, das auf Konrad überging, von ihm aber an Burchard abgetreten wurde, der im Kampfe gegen die Ungarn fiel. Das Bisthum Würzburg wurde Konrads Bruder Rudolf übertragen und so dessen Familie auch in den östlichen Gegenden Frankens einheimisch, wo bisher die Babenberger ohne Nebenbuhler geherrscht hatten. Seitdem war Feindschaft zwischen den Babenbergern und Konradinern, die heimlich unter der Asche glimmte, so lange Arnulf lebte, aber in helle Flammen ausbrach, als Ludwig das Kind auf den Thron gelangte. Unter diesem lagen alle Geschäfte des Reichs in den Händen Hatto's, des Erzbischofs von Mainz, der mit den konradinischen Brüdern im engsten Einvernehmen stand. In Folge davon sahen sich die babenberger Grafen mehr u. mehr zurückgedrängt u. schritten von Schmähreden u. Drohungen endlich zu Thaten. Von beiden Seiten rüstete man sich zum Kampfe, der 902 begann. Gleich beim ersten Zusammenstoß wurde von den Babenbergern Heinrich getödtet u. Adelhard zum Gefangenen gemacht. Von den Konradinern dagegen wurde Eberhard im Kampfe schwer verwundet und † nach wenigen Tagen. Um den Bruder zu rächen, ließ Gebhard den Gefangenen Adelhard enthaupten. Aus dem Landfriedensbruch erwuchs nun die erbittertste Blutfehde. Adelbert vertrieb den Bischof Rudolf aus Würzburg, verheerte das Bisthum, verjagte Eberhards Söhne aus ihren Gütern und Lehen diesseits des Spessarts und machte sich zum Herrn aller östlichen Gegenden Frankens. Der König ließ darauf Gericht über ihn halten, und durch Urtheil der fränkischen, alemannischen, bayerischen, thüringischen und sächsischen Großen wurde der Babenberger des Landfriedensbruchs schuldig befunden und alle Güter der Familie eingezogen. Der König selbst rückte mit einem Heere vor Adelberts Burg Theres unweit Babenberg, vermochte ihn aber nicht zu bezwingen. Auf seinen Reichthum und die Zahl seiner Vasallen vertrauend, behauptete sich Adelbert, ohne des königlichen Ansehens ferner zu achten. Immer weiter dehnte er seine Gewaltherrschaft aus und rüstete sich 906, die Konradiner aus Hessen zu vertreiben. Bei Fritzlar stieß er mit Konrad zusammen; dieser wurde geschlagen und fiel selbst im Kampfe. Darauf durchzog Adelbert siegestrunken ganz Hessen und verwüstete das Land aufs Furchtbarste. Nachdem er aber mit reicher Beute beladen auf seine Burg zurückgekehrt war, wurde er vom König nach Tribur im Rheingau beschieden, daß er sich hier vor den Fürsten des Reichs rechtfertige. Da Adelbert der Ladung nicht folgte, wurde er von einer starken Kriegsmacht, bei der sich der König selbst befand, abermals in Theres belagert. Er schien seinen Gegnern nicht mehr entrinnen zu können, und als Egino, einer seiner treuesten Anhänger, zum König überging, sank ihm selbst der Muth. Er öffnete die Thore der Burg, ging mit geringer Begleitung dem König entgegen und unterwarf sich. Aber seine Feinde ließen ihn in sichern Gewahrsam bringen, Gericht über ihn halten und ihn sofort vor seiner Burg enthaupten. Man feierte in Liedern noch lange das unglückliche Ende des tapferen Mannes, der nach dem Volksglauben nur durch Hatto's Ränke den Untergang gefunden haben sollte. Durch das eidliche Versprechen der Straflosigkeit habe der Bischof Adelbert vermocht, sich dem König zu ergeben, und der Sterbende habe ihm noch in seinen letzten Worten den Meineid vorgeworfen, aber listig habe er sich zu rechtfertigen gesucht. Von den konradinischen Brüdern erlebte keiner den Fall des Gegners lange. Bischof Rudolf fiel schon 908 im Kampfe gegen die Ungarn und zwei Jahre später sein Bruder Gebhard durch dieselben Feinde. Doch kam der Fall der Babenberger zumeist diesem Geschlecht zu Gute.

Babenhausen, 1) Herrschaftsgericht im bayerischen Regierungsbezirk Schwaben u. Neuburg, dem Fürsten Fugger-Babenhausen gehörig, zwischen den Flüssen Iller und Kamlach, in fruchtbarer, getreidereicher Gegend gelegen, $2^1/_2$ QMeilen groß, mit einem Marktflecken, 17 Dörfern, 2 Weilern und 11,000 Einwohnern. Als älteste Inhaber dieser Herrschaft sind die Herren von Rottenstein und Babenhausen um 1350 bekannt; später besaßen sie die Freiherren von Rechberg, welchen Graf Anton Fugger, Sprößling des jakob-fuggerschen Familienzweiges, die Burg und den Markt B. 1538 abkaufte. Ein Nachkomme desselben, Anselm Maria Fugger, Graf zu Kirchberg u. Weißenhorn, wurde 1803 vom Kaiser Franz II. zum Fürsten von B. erhoben. Durch die rheinische Bundesakte vom 12. Juli 1806 wurde die Herrschaft B. mediatisirt und zu Bayern geschlagen. Der Marktflecken B. daselbst, an der Günz, Residenz des Fürsten Fugger-Babenhausen, hat eine Kirche, eine Kapelle, zwei Schlösser mit schönen Gärten und 1800 Einwohner, welche Feld- und Futterbau und Viehzucht treiben. Der Ort soll schon zur Zeit der Römer als Castra Fabiana existirt haben.

2) B. (Bobenhausen, Amt in der großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg, Kreis Offenbach, im alten Maingau, mit einer Stadt, 13 Flecken, Dörfern, Höfen und Mühlen und 5000 Einwohnern. Das Amt B. kam 1255 durch Heirath an die Grafen von Hanau und durch Philipp den Aeltern 1480 an die Linie Hanau-Lichtenberg. Graf Philipp IV. führte um 1545 die Reformation hier ein. Kaiser Ferdinand II. sequestrirte das Amt und übergab es dem Erzstift Mainz; später wurde es durch einen Vergleich seinem rechtmäßigen Besitzer zurückgegeben. Nach dem Aussterben der gräflich hanau'schen Linie kam es über den Besitz des Amtes B. zwischen den beiden hessischen Häusern

Kassel und Darmstadt zu einem weitläufigen Prozeß, der 1762 dahin verglichen wurde, daß das Amt getheilt ward. So blieb es, bis 1810 durch einen Traktat mit Napoleon I. auch der kurhessische Theil B, an Darmstadt abgetreten wurde, zu dem er noch gehört. Die Hauptstadt desselben, an der Gersprenz, ehemals Sitz der Grafen von Hanau-Lichtenberg, ist jetzt Amtssitz, hat eine alte, ansehnliche Pfarrkirche, mit Holzschnitzbildwerken, Glasmalereien u. der gräflichen Familiengruft, ein Hospital (1464 gestiftet), ein herrschaftliches Vorwerk und 2350 meist protestantische Einwohner, welche besonders Flachs und Getreide bauen. Die Stadt ist mit Mauer und Graben umgeben. Am Ende der Stadt, über der Gesprenz, liegt die ehemalige Burg, die 1445 von dem Grafen Reinhard II. erweitert und 1460 von Philipp dem Aeltern größtentheils neu erbaut wurde. Jetzt ist eine Militärstrafanstalt darin. B. erhielt 1291 vom Kaiser Adolf Stadtrechte u. 1368 von Karl IV. das Münzrecht, das 1503 von Maximilian I. gegen einen bewilligten Jahrmarkt auf Hanau übertragen wurde. Im 30jährigen Kriege besetzten (1631) die kaiserlichen Truppen Schloß u. Stadt, mußten aber den Schweden weichen, welche 1632 davon Besitz nahmen. Im Jahre 1635 wurde B. von den Kaiserlichen belagert, aber die heldenmüthige Vertheidigung der Besatzung zwang sie zum Abzuge, worauf die oben erwähnte Sequestration des Amtes erfolgte.

Baber (Babber), 1) zu den Molukken, und zwar zur Gruppe der Bandainseln gehörige Insel, zwischen Timor Laut und den Serwattyinseln gelegen, etwa 18 englische Meilen lang und gegen 6 Meilen breit, ist nur an den Küsten bevölkert, im Innern ganz unbewohnt. — 2) B., s. Babur.

Babertsberg, Schloß des jetzigen Königs von Preußen, auf dem Baberts- oder Babelsberge bei Potsdam, sowohl in architektonischer Beziehung, als durch seine romantische Lage zu den reizendsten Punkten der Umgegend von Potsdam gehörend. Der ursprüngliche Plan des Gebäudes rührt von Schinkel her, der 1826 im Auftrag des damaligen Prinzen von Preußen den Bau begann. Nach Schinkels Tode wurde derselbe vom Hofbaurath Persius und später vom Professor Strack nach erweitertem Plan fortgeführt und vollendet. Die im reinsten Style der englischen Schlösser des 16. Jahrhunderts durchgeführte architektonische Ornamentik seines Innern gewährt ein Bild der vollendetsten Harmonie.

Babeuf, François Noël, wüthender Jakobiner während der ersten französischen Revolution, Sohn eines Beamten bei der Salzverwaltung, geboren 1762 bei St. Quintin, verließ in seinem 16. Jahre das Vaterhaus u. diente in verschiedenen untergeordneten Stellungen als Schreiber, im Bausache ꝛc. Beim Ausbruch der Revolution erklärte er sich mit Begeisterung für dieselbe und verbreitete seine Ansichten durch die Presse. Er ward 1790 verhaftet, doch bald wieder freigelassen und erhielt nach der Reihe mehre kleine Posten, aus denen er jedoch zum Theil wegen Veruntreuungen immer wieder entfernt wurde. In Paris, wohin er 1793 kam, trat er unter dem Namen Graechus B. als radikaler Demagog auf und begründete das berüchtigte Journal „Tribun du peuple", worin er jeder bürgerlichen Ordnung den Umsturz ankündigte. Mehrmals verhaftet, änderte er weder Gesinnung, noch Sprache, und nach Robespiere's Sturz war er das Oberhaupt Derer, die sich den gemäßigten Grundsätzen der Regierung aufs Heftigste widersetzten. Eine Verschwörung gegen die Konstitution von 1795 mußte er endlich mit seinem Kopfe büßen. Den ersten Plan zu dieser, unter dem Namen der babeuffchen in den Annalen der französischen Revolution bekannten Konspiration hatte B. mit Buonarotti (s. d.) und Fontenette im Gefängnisse entworfen. Nach ihrer Befreiung arbeiteten sie daran, im Klub des Pantheons eine tüchtige Masse für ihre Pläne zu gewinnen. Die Verschworenen bezeichneten sich als „Egaux". B. selbst kam selten in den Klub, hatte aber die Leitung eines geheimen Ausschusses und suchte durch seinen „Volkstribun", den er seit seiner Verfolgung durch das Direktorium im Versteck schrieb und drucken ließ, zu wirken. Die Zahl der Theilnehmer an dem Komplot stieg bis auf 4000. Die bei B. später gefundene Insurrektionsakte enthielt: Herstellung der Konstitution von 1793, der Freiheit, Gleichheit und des Glücks Aller, Erneuerung des Nationalkonvents, Auflösung des Direktoriums und der beiden Räthe und unverzügliches Volksgericht über ihre Mitglieder; Lebensmittel aller Art sollen für das Volk auf die öffentlichen Plätze gebracht werden ꝛc.; alle Güter der Emigranten und Volksfeinde werden unverzüglich den Vertheidigern des Vaterlandes und den Bedürftigen ausgetheilt; die dem Volke gehörigen, auf Leihhäusern befindlichen Effekten werden sofort unentgeltlich zurückgegeben ꝛc. Die Schließung des Klubs vom Pantheon hatte den Fortgang der Konspiration wenig aufgehalten; die Werbungen der Verschworenen hatten immer mehr Erfolg, und selbst die aus alten Jakobinern bestehende Polizeilegion wurde gewonnen, so daß 2 Bataillone derselben entlassen werden mußten, eine Maßregel, bei deren Ausführung dem Ausbruche eines Tumults nur durch Aufgebot einer imposanten bewaffneten Macht vorgebeugt ward. Die Verschworenen hatten einen Militärausschuß, in welchem sich unter Andern Rossignol befand. Im Einverständniß mit ihnen waren die ehemaligen Konventsmitglieder Amar, Rob. Lindet u. Javoques, Choudie, Rieord, wahrscheinlich auch Barère und Vadier u. endlich die Volksrepräsentanten Charlier und Drouet; Barras, Tallien und Fréron sollen um die Verschwörung gewußt haben u. ihr günstig gewesen sein. Neben dem Ausschusse B.s hatte sich noch ein zweiter gebildet, beide traten zusammen, und als Häupter wurden gezählt: B., Buonarotti, Fyon, Darthé, Rossignol, Lindet, Drouet, Rieord, Javoques, Grisel u. A. Die Stärke der Mannschaft, auf welche die Verschworenen rechneten, betrug 17,000 Mann. Sie bereiteten sich zur That, aber Grisel wurde zum Verräther an ihnen. Der Polizeimeister Cochon hatte sie vollkommen umstrickt und zögerte nur noch, um einen Moment abzuwarten, wo er sie mit einem Schlage in flagranti treffen könnte; doch wurde er durch das Direktorium zur Eile gedrängt, und die Verhaftungen begannen am 21. Floréal III (10. Mai 1796). Zum Gericht über die gesammte Verschwörung wurde, der Konstitution gemäß, ein eigener hoher Kriminalhof bestellt und zu dessen Sitzungsorte Vendôme bestimmt. Kurz vor der Abführung der Verhafteten nach Vendôme entkam Drouet. Das Direktorium hatte indessen Vollmacht erhalten,

10,000 Mann Truppen in und bei Paris zu versammeln; nichtsdestoweniger suchten die Verschworenen die Direktoren im Luxembourgpalaste aufzuheben (9. September), dann in das Lager der in der Ebene von Grenelle gelagerten Truppen einzudringen, in der Hoffnung, daß die Soldaten zu ihnen übergehen würden; Dronet befand sich zu Pferde unter den Anführern. Die Mannschaft im Lager war aber wach und treu, die 500—600 Verschworenen wurden zurückgeworfen und 132 von ihnen zu Gefangenen gemacht. Ohne Mühe erlangte das Direktorium von den Räthen die Bestellung einer Militärkommission, die über 32 Verschworene das Todesurtheil aussprach; unter ihnen befanden sich die verrufenen Konventsterroristen Huguet, Cusset und Javoques. Der Gerichtshof zu Vendôme fällte das Todesurtheil über B. und Darthé; andere Verschworene wurden mit Deportation oder Gefängniß bestraft, 55 freigesprochen. B. und Darthé suchten sich durch Dolchstiche zu tödten, trafen sich aber nicht tödtlich und wurden am 8. Prairial durch die Guillotine hingerichtet. Sie starben mit Entschlossenheit; die Menge sah Märtyrer in ihnen; das Andenken B.s blieb ihr theuer. Das Direktorium aber erhielt in Folge jenes Attentats zahlreiche Konzessionen auf Kosten der wahren Volksfreiheit. **Buonarotti**, einer der Mitschuldigen, schrieb „Conspiration pour l'égalité, dite de Babeuf, suivi du procès, auquel elle donné lieu etc." (2 Bde., Brüssel 1828).

Babi, Insel, — s. **Baby**.

Babiagora (**Babagura**), Theil der Karpathen, bildet die östliche Fortsetzung des Jablunkagebirges u. die Wasserscheide zwischen den obersten Zuflüssen der Weichsel (Sota und Skowa) und der Arva; die höchsten Spitzen sind die **Babiagora** (Weiberberg) mit 5320 und der **Baranio** mit 4170 Fuß Höhe.

Babiana *B. Ker*, Pflanzengattung aus der Familie der Irideen (Gladioleen), charakterisirt durch die zweitheilige innere Klappe der Scheide, die röhrige Korolle mit sechstheiligem, unregelmäßigem Rande, die abstehende ausgebreitete Narbe und die beerenartige Frucht, perennirende, schön blühende Zwiebelgewächse vom Kap, worunter B. disticha *B. Ker*, mit zweizeilig stehenden, blaßblauen, wohlriechenden Blüthen, B. nana *Spr.*, mit blauen, in der Mitte roth gefleckten Blüthen, B. ringens *B. Ker*, mit purpurrothen, im Schlunde aufgeblasenen Blüthen in einseitigen Aehren, B. stricta *B. Ker*, mit trichterförmigen, purpurrothen oder weißen, blau geaderten Blüthen, B. sulphurea *B. Ker*, mit glockenförmigen, blaß schwefelgelben Blüthen mit blauer oder violetter Röhre und eben solchen Genitalien, u. a. m. beliebte Zierpflanzen sind. Man pflanzt mehre kleine Zwiebeln in einen Topf, stellt diesen in ein helles luftiges Zimmer von 3—5° Wärme und begießt reichlich. Als Erde wählt man sandige, mit Laub- und Rasenerde gemischte Heideerde.

Babinet, **Jacques**, Professor der Physik und Mitglied des Instituts, am 5. März 1794 zu Lusignan in Vienne geboren, war zuerst Schüler Binets am Lycée Napoléon (Collége Henri IV) und seit 1811 der polytechnischen Schule, die er aber schon 1813 mit der Artillerieschule zu Metz vertauschte. Von da trat er als Offizier in das 5. Fußartillerieregiment, gab aber nach 1814 den Militärstand auf, wurde nach und nach Professor der Mathematik zu Fontenay-le-Comte, der Physik in Poitiers und am Collége St. Louis in Paris. Mit Arago und Fresnel befreundet, legte er sich mit Eifer auf das Studium der meteorologischen und mineralogischen Optik, die ihm viel verdankt. Von 1825—28 hielt er am Athenäum Vorträge über Meteorologie. Im Jahre 1828 wurde er an Fresnels Stelle Mitglied der philomathischen Gesellschaft, vertrat 1838 Savary am Collége de France, dann Pouillet in der Sorbonne und ward 1840 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Seine Arbeiten für Optik, Meteorologie, Magnetismus, die Theorie der Wärme ꝛc. finden sich in Sammelwerken und Zeitschriften zerstreut, das Meiste in dem „Compte-rendu" der Akademie der Wissenschaften. Auch gelang es ihm, mehre höchst werthvolle physikalische Apparate zu konstruiren, andere zu vervollkommnen. So gab er der pneumatischen Maschine eine so wesentliche Verbesserung, daß diese Modifikation seinen Namen trägt; er erdachte ein neues Hygrometer, sowie einen neuen Winkelmesser, der dazu dient, die Wirkung der Lichtbrechung in durchsichtigen Substanzen zu bestimmen. Viel Beifall fanden seine populären Aufsätze über astronomische, physikalische und meteorologische Gegenstände in verschiedenen Journalen.

Babington, **Antony**, merkwürdig als Anstifter und Haupt einer Verschwörung zu Gunsten der Königin Maria Stuart von Schottland, in der Grafschaft Derby in England geboren. Als schwärmerischer Verehrer der unglücklichen Königin von den Agenten eines gewissen Morgan, der in Frankreich auf Verlangen des englischen Hofes in Verhaft genommen worden, ward er bewogen, an die Spitze eines Komplots zu treten, das die Ermordung der Königin Elisabeth und die Befreiung und Erhebung Maria's bezweckte. Ein gewisser Savage wurde zur Ausführung des Mords gedungen, und mehr katholische Edelleute wollten ihm dabei nach Umständen behülflich sein. Am 24. August 1586 sollte das Attentat ausgeführt werden. B. trat mit Maria in Briefwechsel und erhielt Briefe zurück, worin der Plan gebilligt wurde. Aber der Minister Walsingham hatte nicht nur die Fäden des Komplots in seinen Händen, sondern ließ auch durch Vertraute die Verschworenen zur Verfolgung ihres Planes noch anreizen. Als Alles zur Ausführung reif war, ließ er B. und dessen Mitschuldige verhaften und verurtheilen. B. erkannte die an Maria gerichteten Briefe als von ihm geschrieben an und legte am 13. September 1586 sein Haupt muthig auf den Block. Sein Schicksal theilten seine Genossen Savage, Barnwell, Bollard, Abington, Tickbourne und Tilnek. Vier Wochen später bestieg auch Maria das Blutgerüst, indem man ihre Verurtheilung vornehmlich auf Grund jener Briefe, die sie an B. geschrieben haben sollte, basirte, wiewohl sie bis zum letzten Augenblicke leugnete, daß dieselben vor ihr oder mit ihrem Wissen geschrieben worden, und auch ihre Freunde stets behaupteten, dieselben seien durch Walsingham untergeschoben worden, um die Unglückliche unter dem Scheine des Rechts verurtheilen zu können. Das übrige Betragen des Ministers in dieser ganzen Angelegenheit, sowie die ganze Art, wie er den Absichten der

Digitized by Google

Königin Elisabeth entgegenkam, geben jener Beschuldigung einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Babinische Republik, eine Art von Narrengesellschaft, welche ein Pole, Namens Pszuka oder Pszanka 1568 in dem ihm gehörigen Dorfe Babin in dem lubliner Palatinat stiftete und deren Zweck dahin ging, Allen, welche sich irgend eine lächerliche, verkehrte Handlungsweise hatten zu Schulden kommen lassen, scherzweise darauf bezügliche Titel und Würden zu verleihen. Wer als Landbote weder das Talent der Rede, noch der Schrift zu handhaben verstand, bekam ein Diplom zugeschickt, worin er zum Redner oder Berichterstatter der Republik Babin ernannt wurde. Derjenige, welcher ein ihm anvertrautes Geheimniß nicht zu bewahren gewußt hatte, konnte sicher darauf zählen, daß ihn die Republik Babin zu ihrem Geheimrath erwählte. Keine Thatsache, bedeutend oder unbedeutend, entging den Späheraugen des republikanischen Vereins im Dorfe Babin. Wer vom Pferde gefallen war, erhielt ein Rittmeisterpatent; der Offizier, welcher im Kriege durch seine Ungeschicklichkeit ein wohlberechnetes Manöver vereitelte und den Verlust einer Schlacht herbeiführte, wurde zum Feldmarschall ernannt; dem Prozeßsüchtigen, der mit allen seinen Nachbarn im Streite lag, übertrug man das Amt eines Friedensrichters, und wenn Jemand in einer Versammlung solche Verwirrung anstiftete, daß Alles drunter und drüber ging, wurde er zum Präsidenten der Republik Babin erwählt. Staatsdiener, welche Kassengelder unterschlugen, waren ihre Schatzmeister; Trunkenbolde führten die Oberaufsicht über die öffentlichen Keller; Wüstlinge bewachten den öffentlichen Anstand ꝛc. So war Babin gleichsam eine Besserungsanstalt, welche bestrafte, ohne zu züchtigen, und mit unschuldigem Scherz Wunderdinge that. Der Kanonikus Szaniawski hat nachgewiesen, daß sie bis 1677 fortbestand. Eine ähnliche Tendenz verfolgten die Calottisten (s. d.).

Babirussa (Porcus Babirussa), Säugethier, s. Hirschebr.

Babi-Seadet (türk.), Thor der Glückseligkeiten, das 3. Thor des Serails. Daher B. Agalar (Aghassi), der Oberstthofmeister des Sultans Oberbefehlshaber der kaiserlichen Leibwache ꝛc., wird in der Regel aus den weißen Verschnittenen gewählt u. erhält eine besondere Wohnung im Serail.

Bablah (Bambolah, franz. Galle d'Inde), aus Ostindien und vom Senegal unter dem Namen Neb-Neb zu uns kommende Hülsenfrucht verschiedener Akazienarten, namentlich von Acacia cineraria, A. arabica und A. nilotica. Es sind flache gegliederte Hülsen, meist aus 3—4 fast kreisrunden, 3—4 Linien breiten Fächern bestehend, die durch Verengerungen an einander hängen. Meist kommen sie zerbrochen im Handel vor. Die Farbe ist dunkel- oder hellbraun ein kurzer erdgrauer Filz überzieht die Schale, jedes Fach enthält einen runden, braunen, glatten, sehr harten, holzigen, geschmacklosen Kern. Die Schale schmeckt stark herb-säuerlich u. enthält Galläpfelsäure, Gerbsäure und einen röthlichen Farbstoff. Man gebraucht das B. in der Kattundruckerei und mit Thonerde, Eisenbeize, oder auch mit einem Gemisch von beiden, um verschiedene Nüancen von fahlen Robfarben zu produciren.

Babo, 1) Joseph Maria von, deutscher dramatischer Dichter, geboren den 14. Januar 1756 zu Ehrenbreitstein, ward, nachdem er sich als Dichter schon einigen Ruf erworben, 1778 vom Kurfürsten Karl Theodor von Mannheim, wo er als geheimer Sekretär angestellt war, als Theaterintendant nach München berufen und leitete als solcher die Bühnenverwaltung mit so viel praktischem Geschick und poetischem Geschmack, daß das münchener Theater damals seine Blüthenperiode erreichte. Nachdem er schon 1819 von seinem Posten zurückgetreten war, † er den 5. Februar 1822. Von seinem Stücken nimmt sein noch jetzt gern gesehenes Trauerspiel „Otto von Wittelsbach" unter allen sich an Goethe's „Götz von Berlichingen" anschließenden Ritterstücken den ersten Platz ein. B.'s übrige Dramen sind ziemlich vergessen. Zu erwähnen sind: „Arno", worin Weiber und Liebe gar keine Rolle spielen; „Genua und die Rache"; „Ida"; „Dagobert der Frankenkönig"; Die Römer in Deutschland"; „Die Strelitzen"; „Cora und Alonzo", ein Melodram, und die Lustspiele „Bürgerglück" und „Der Puls", welche großen Beifall fanden. B.'s Dramen erschienen gesammelt unter dem Titel „Schauspiele" (Berlin 1793) u. „Neue Schauspiele" (Bd. 1, das. 1804).

2) Lambert von B., landwirthschaftlicher Schriftsteller, geboren 1790 in Mannheim, studirte die Rechte, ging aber bald aus Neigung zur Landwirthschaft über, war ein eifriger Schüler Thaers in Berlin und Möglin, bewirthschaftete dann ein eigenes Gut zu Weinheim und gewann bald als rationeller Oekonom und Schriftsteller in seinem Fache großen Ruf. Einen nicht minder geachteten Namen erwarb er sich als Oenolog, und die deutsche Weinkultur verdankte ihm bedeutende Förderung. Im Jahre 1831 wurde er zum Vorstand der Kreisstelle des badischen landwirthschaftlichen Vereins für den Unterrheinkreis erwählt. Zugleich ist er Redakteur der „Landwirthschaftlichen Berichte" dieses Vereins, sowie des „Badischen landwirthschaftlichen Wochenblatts". Unter seinen zahlreichen Schriften, die sich besonders dadurch auszeichnen, daß sie der Fassungskraft des Bauernstandes, für den sie vornehmlich bestimmt sind, sie ganz akkommodiren, sind zu erwähnen: „Anleitung zur Anlage und Behandlung der Wiesen" (Heidelberg 1836); „Belehrung über die zweckmäßigste Behandlungsart der eingekelterten Weine" (Mannheim 1837); „Der Weinbau nach der Reihenfolge der vorkommenden Arbeiten" (4 Hefte, Heidelberg 1840—42); „Der Weinstock und seine Varietäten" (Frankfurt 1843); „Anleitung zur chemischen Untersuchung des Bodens" (das. 1843); „Ackerbauchemie für den Landmann" (das. 1845); 2. Aufl. 1850); „Der Weinbau in Geschichten und Gesprächen" (das. 1846); „Die Erzeugung und Behandlung des Traubenweins" (das. 1846); „Die Hauptgrundsätze des Ackerbaues" (das. 1851); mit Metzger gab er heraus: „Die Wein u. Tafeltrauben" (Mannheim 1836—38).

Babœuf, François Noël, s. v. a. Babeuf.

Babolna, Dorf in der ungarischen Gespanschaft Komorn, 2 Stunden von Komorn, mit berühmtem königlichen Gestüt, wo ächt arabische Pferde von seltener Schönheit und reinster Abstammung gezogen werden. Es ist dies ein Filial des königlichen Militärgestüts zu Mezöhegyes u. beschäftigt an 300—400 Menschen, liefert aber seine Pferde nur an den Hof. Das Gestüt umfaßt ein Areal von beinahe

7000 Joch, mit waſſerreichen Auen, Gebüſchen und Waldungen. Während der Revolution von 1848 wurde es von den Ungarn faſt entleert.

Babrius (Babrias), griechiſcher Fabeldichter, unter Auguſtus oder Domitianus, nach Andern im 2. Jahrhundert n. Chr., veranſtaltete eine Sammlung äſopiſcher Fabeln, welche, in natürlicher, friſcher und volksmäßiger Sprache im choliambiſchen Versmaße geſchrieben, in mancher Hinſicht denen des Phädrus vorgezogen werden. Im früheren und ſpäteren Mittelalter wurden dieſelben mehrmals umgearbeitet und ſind ſo unter dem Namen der „Aeſopiſchen Fabeln" auf uns gekommen. Erſt Bentley und nach ihm Tyrwhitt in ſeiner „Dissertatio de Babrio" (London 1776, Erlangen 1785) erkannten darin das urſprüngliche Werk des B. und ſuchten anderweit Fragmente dieſes Dichters nachzuweiſen. Einzelne Fabeln fügten Furia, Korais und Schneider hinzu, geſammelt von Knoche (Halle 1835). Im Jahre 1844 entdeckte der Grieche Minoides Mina auf dem Berge Athos eine Handſchrift mit 123 bisher unbekannten Fabeln des B., welche von Boiſſonade (Paris 1844), dann von Orelli und Baiter (Zürich 1845), am beſten und vollſtändigſten von Lachmann (Berlin 1845), auch von Erwis (London 1846) herausgegeben wurden. Unter den zahlreichen durch dieſe Entdeckung veranlaßten Schriften verdienen die deutſchen Ueberſetzungen jener Fabeln von Ribbeck (Berlin 1846), Hertzberg (Halle 1846) u. Hartung (Leipzig 1858), ſowie Dübners „Animadversiones criticae de B. mythiambis" (Paris 1841) beſonderer Erwähnung. Vergl. Mantels, Ueber die Fabeln des B., Lübeck 1846.

Babur (Babr, Baber, Babor, d. i. Tiger), Ehrenname aſiatiſcher Feldherren und Fürſten, von denen zwei mongoliſche welthiſtoriſche Bedeutung haben. 1) B. Ben-Baiſankor (Sultan Abulkaſem Babur Behadur, auch Mirſa B. genannt), Urenkel Timurs, Sohn Baiſankors, der noch während der Regierung ſeines Vaters Schahroch ſtarb und außer B. noch zwei Söhne, Ala-Eddewle und Mohammed, hinterließ. Nach Schahrochs Tode 1446 bemächtigte ſich Ala-Eddewle Herats und Khoraſſans, Mohammed Iraks und Farſiſtans, und B. mußte ſich mit Dſchordſchan begnügen, gewann aber bald im blutigen Bruderkriege das Erbe ſeiner Brüder, mit Ausnahme Iraks, welches der Turkomanenfürſt Dſchihan-Schah in Beſitz nahm. Er † noch jung zu Thus 1456. Sein unmündiger Sohn Mirſa Schah Machmud konnte den vielfach angefochtenen Thron nicht behaupten.

3) B. Ben Omar-Scheich (Sultan Sehir Eddin Mohammed B.), Nachkomme Timurs im 6. Glied, Sohn des Omar-Scheich, geboren 1483, folgte ſeinem Vater 1494 auf dem Throne von Andekan im Lande Ferganah, den er gegen ſeine Oheime und Stammvettern und die Fürſten von Kaſchgar und Khotan behauptete, während er ſich 1500 ſogar Samarkands bemächtigte. Bedrängt durch den Usbeken Schabekkhan, wendete er ſich ſüdlicher, eroberte 1504 Kandahar, Ghasna und Kabul und überſchritt 1519 den Indus, ward aber durch eine in ſeinem Reiche ausgebrochene Empörung zur Rückkehr genöthigt. Sechs Jahre ſpäter (1525) erneuerte er mit 10,000 Reitern den Angriff auf Pendſchab, ſchlug in der Ebene von Paunibet den Kaiſer von Delhi und beſtieg 1526 den Kaiſerthron von Delhi und Agra. Nach fünfjähriger Regierung (1530) übergab er ſterbend das von ihm gegründete großmogultiſche Reich, welches faſt ganz Hindoſtan in ſich begriff, ſeinem Sohne Humajun Mirſa. B. war eine große kräftige Geſtalt; er ſprang, einen Mann unter jedem Arm, von einer Zinne des Walles zur andern. Unermüdlich thätig, erfüllt mit Liebe zu den Wiſſenſchaften und zur Dichtkunſt, aber auch ruhmdürſtiger, oft grauſamer Eroberer, führte B. für den Süden Aſiens eine bedeutſame Umwälzung aller Verhältniſſe herbei. Sein Leben und ſeine Thaten beſchrieb er ſelbſt im „Baberuameh" (Baburbuch) in tatariſcher Sprache, ins Perſiſche überſetzt von Abdul Rachim (deutſch, nach der engliſchen Ueberſetzung von Leyden und Erskine, von Kaiſer, Leipzig 1828). Seine Nachkommen (Baburiden) behielten ununterbrochen die großmogultiſche Würde bis jetzt, freilich zuletzt nur dem Namen nach.

Babuyanen (d. i. Schweineinſeln), ſpaniſch-oſtindiſche Inſelgruppe, zu den Philippinen gehörig, vor der Nordküſte von Luzon gelegen, mit einem Geſammtflächeninhalte von ungefähr 10 QMeilen. Die beträchtlichſten Inſeln ſind Babuyan, im Nordoſten, unter 19° 21′ nördl. Br. und 119° 25′ öſtl. L., mit einem Vulkan Calayan im Weſten u. mit ſteilen Küſten; ſüdweſtlich davon Dalupiri, mit dem Klippeneiland Rijutan; davon ſüdöſtlich Fuga mit dem Hafen Muſa, und öſtlich Kamiguin, von Felswänden und Korallen umgeben, mit einem erloſchenen Vulkan. Jede derſelben hat etwa 8—10 Stunden im Umfang. Sie ſind arm an Holz, aber alle vulkaniſch, gut bewäſſert und daher ſehr fruchtbar. Ihre Haupterzeugniſſe ſind Yams, Bananen, Kokosnüſſe, Ebenholz u. Wachs. Auch Vieh iſt hinreichend vorhanden. Die B. werden von etwa 7000, theilweiſe zum Chriſtenthum bekehrten Malayen unter abhängigen Häuptlingen bewohnt, bei denen Miſſionäre und Soldaten poſtirt ſind.

Baby, 1) Inſel an der Weſtſeite von Sumatra, nördlich von Nias, von 16 kleinern Inſeln umgeben, 26 QMeilen groß mit etwa 5000 Einwohnern malayiſchen Stammes, Maruwis genannt. — 2) Kleine molukkiſche Inſeln, zu den Amboinen gehörig, öſtlich von Ceram. — 3) Kleine Sundainſeln, nördlich von Timor, weſtlich von Wetter.

Babylon, 1) (Babel), Hauptſtadt des alten Babylonia, eine der älteſten, größten und prächtigſten Städte der alten Welt, ſchon ſeit Jahrtauſenden in Trümmern liegend. Sie war auf beiden Seiten des Euphrat gelegen, in Form eines Vierecks, von deſſen Seiten jede 120 Stadien (3 geographiſche Meilen) lang war. Das ungeheure Ganze hatte nach Herodot 480 (nach Strabo 365, nach Cteſias nur 360) Stadien im Umfange und ward von einer 200 Ellen hohen und 50 Ellen dicken Mauer umſchloſſen, auf welcher 6 Wagen neben einander fahren konnten und 250 Thürme ſich erhoben und durch die 100 eherne Thore ins Freie führten. Auf der Weſtſeite deckten moraſtige Seen, auf den drei andern Seiten tiefausgegrabene Euphratarme die Stadt. Der Euphrat theilte die Stadt in zwei Hälften, die eine prachtvolle ſteinerne Brücke verband; auch ein Tunnel ſoll unter dem Euphrat zur Verbindung beider Stadttheile angelegt worden ſein. Die Königsburg, in der Nähe der Hauptbrücke an beiden Ufern des Stromes erbaut und

aus zwei Palästen bestehend, war von einer dreifachen Mauer eingeschlossen, die auf der Ostseite 30, auf der Westseite 60 Stadien weit reichte und mit Darstellungen von Jagd- und Schlachtscenen in Relief verziert war. Nahe dabei auf der Ostseite erblickte man die hängenden Gärten, wahrscheinlich von Nebukadnezar angelegt und aus einem Terrassenpalaste mit Säulen und Schwibbögen und einer Bleidecke bestehend, auf welche so viel Erde aufgetragen war, als die Bewurzelung der größten Bäume forderte. Ein Pumpwerk schaffte Wasser aus dem Strome bis zur obersten Terrasse, von wo es durch den ganzen Garten geleitet wurde. In dem älteren westlichen Stadttheile befand sich der berühmte babylonische Thurm, ein Tempel des Belus, nach Strabo 600 Fuß hoch und zu den sieben Weltwundern gerechnet. Treppen, die außen in der Runde umherliefen, führten hinauf und gaben ihm das Ansehen von 8 über einander gebauten Thurmstücken, deren Durchmesser nach oben hinauf immer kleiner wurde. Zur Bequemlichkeit des Hinaufsteigenden waren Ruheplätze angebracht. Im obersten Stockwerke, dem Allerheiligsten, befand sich neben einem goldenen Tische ein für die Gottheit zubereitetes Lager, woselbst eine jungfräuliche Priesterin übernachtete (vgl. Belus). Nach Diodorus Siculus stellte man in dem obersten Gemach astronomische Beobachtungen an. Der bekannten Erzählung vom babylonischen Thurmbau (1. Mos. 11, 1—9), die sich in der Hauptsache auch bei den Chaldäern fand, liegt unstreitig eine historische Beziehung auf den eben geschilderten Belustempel zu Grunde; in ihrer eigenthümlichen Färbung aber ist sie, nach der Ansicht fast aller neuern Theologen, ein etymologischer Mythus, d. h. die mythische Auflösung des Problems, wie die so auffällige Verschiedenheit der Sprachen und Nationen auf der Erde entstanden sei, und zwar nach der Ansicht, daß diese Verschiedenheit als ein Uebel müsse betrachtet werden. Die Ruinen der alten Weltstadt liegen in der Wüste, bei dem heutigen Hillah am mittlern Laufe des Euphrat, 48 englische Meilen südlich von Bagdad, in drei Haufen ungeheurer Schuttberge. Sie imponiren durch kolossale Größe, nicht durch Schönheit. Die ansehnlichsten davon sind nördlich von Hillah, östlich vom Euphrat die umfangreichen Trümmerhaufen eines Palastes, der vielleicht die hängenden Gärten trug (jetzt el Kasr, d. i. der Palast), ferner eines Forts unweit der Stadtmauer und auf der Westseite die des Belustempels (jetzt Birs Nimrod, d. i. Nimrodsburg), einer verfallenen Pyramide ähnlich, an der Basis 2286 Fuß im Umfange haltend und auf der Westseite 260 Fuß hoch. Die Trümmer bestehen aus theils gebrannten, theils ungebrannten Bausteinen, die durch Kalk, Mörtel oder Erdharz verkittet sind. Sie sind theilweise mit Keilschrift und mit astronomischen Bildern bedeckt. Auch kommen Basreliefs, denen von Persepolis ähnlich, und A. vor, jedoch keine Münzen.

Der Ursprung B.s verliert sich in mythisches Dunkel. Nach der Bibel begannen die Nachkommen Noahs den Bau der Stadt wie des Thurmes, wurden aber an der Vollendung durch die von Jehovah verhängte Sprachverwirrung (Babel) gehindert (1. Mos. 11, 1—9). Die Profanschriftsteller nennen als Erbauer den Belus, ein mythisches Wesen, auf welches indessen der Stadtname (Babel, d. i. Belspforte) hinzuweisen scheint. Gewiß ist, daß B. bald nach der noachitischen Fluth entstand und in der Folgezeit sich immer mehr erweiterte, theils als Königssitz, theils als Stapelplatz der kostbaren Waaren des Ostens, die über den persischen Meerbusen dem Westen zugeführt wurden. Seine fast märchenhafte Größe und Pracht beginnt indessen erst mit Semiramis, welche den Theil des königlichen Palastes auf der Westseite des Euphrat erbaut haben soll. Die höchste Blüthe erreichte die Stadt seit dem Untergange des assyrischen Reiches unter den chaldäisch-babylonischen Königen Nabopolassar und dessen Sohne Nebuladnezar. Letzterer vergrößerte die östliche Stadthälfte, legte den chaldäischen Palast mit den hängenden Gärten an und verstärkte die Mauern. B. soll damals 2,000,000 Einwohner gehabt haben. Im Jahre 539 v. Chr., unter dem babylonischen Könige Naboned, ward die Stadt von Cyrus erobert, jedoch geschont und zur dritten Hauptstadt der medisch-persischen Monarchie erhoben. Erst nach der Empörung der Babylonier unter Darius Hystaspes wurden Mauern und Thore niedergerissen, viele Einwohner verjagt oder getödtet. Xerxes raubte aus dem Belustempel die goldene Statue des Gottes und beschädigte den Tempel selbst, der seitdem verfiel. Alexander der Große beabsichtigte seine Wiederherstellung, starb aber vor Ausführung dieses Planes in dem Palaste des Nebukadnezar. Den härtesten Stoß erlitt B. unter der Herrschaft der Seleneiden durch die Erbauung der Stadt Seleucia und die derselben verliehenen Privilegien. Handel und Einwohner wandten sich jetzt von B. weg, und schon um 130 v. Chr. wurde auf dem größten Theile des von den Mauern eingeschlossenen Stadtraumes Getreide gebaut. Unter den noch übrigen Bewohnern waren sehr viele Juden. Zur Zeit des Hieronymus († 420 n. Chr.) benutzten die Partherkönige die Ruinen von B. mit den noch stehenden Mauern als Wildgehege zur Jagd. Seit der Herrschaft der Araber verschwand der Name B. ganz aus der Geschichte, und im 10. Jahrhundert wußte man von der Stadt bloß, daß an ihrer Stelle ein kleines Dorf, Babel, stehe. Die Ruinen aber wurden seit dem 16. Jahrhundert öfter besucht, z. B. 1543 von dem englischen Kaufmann Eldred, dann von Rauwulf, Brewentin und Texeira; im 17. Jahrhundert von Pietro della Valla (1616), welcher schon eine vollständige Beschreibung gab, von dem Karmelitermönch Vincenzo Maria di S. Caterina di Siena und dem katholischen Missionär Emanuel di S. Albert; im 18. und 19. Jahrhundert von Niebuhr (1765), Beauchamp (1789—90), welcher die Ruinen der Stadt im Gebiete von Hillah fand, von Otivier, dann von Rich (1811), Major Rennel, Porter (1819) und in neuester Zeit von Layard, Rawlinson und F. Taylor für das britische Museum, 1853 von einer französischen Kommission unter Place, deren Mitglieder Fresnel und der Deutsche Oppert waren, welcher letztere eine Karte von B. entworfen und 1854 seine Forschung fortgesetzt hat, nachdem die Kommission selbst zurückberufen worden war. Vergl. Rich, Memoirs on the ruins of B., 3. Aufl., London 1818; Derselbe, Personal narrative of a journey to England etc. by the ruins of B., das. 1826; Mignan, Travels in Chaldaea, das. 1829; Fraser, Travels in Koordistan, Mesopotamia,

daſ. 1840; Vaux, Niniveh and Persepolis, daſ. 1850, deutſch von Zenker, Leipzig 1852; Layard, Discoveries in the ruins of Niniveh and B., London 1852.

Babylonia (in der Bibel Sinear und Babel, ſpäter auch Chaldäa genannt), im Alterthum Name des fruchtbaren Tieflandes am untern Euphrat, das von Meſopotamien, von Tigris, dem perſiſchen Meerbuſen, dem wüſten Arabien und Syrien begrenzt ward und das heutige Irak-Arabi umfaßte. Es bildete eine ausgedehnte, vom Euphrat und Tigris durchſtrömte Ebene, deren allſeitige Anbaufähigkeit jedoch nur durch viele vor den Ueberſchwemmungen des Euphrat ſchützende Kanäle u. Dämme ermöglicht werden konnte. Dergleichen waren: der Naarmalcha- oder Königskanal, nördlich von der Stadt Babylon, aus dem Euphrat in den Tigris geleitet, ſchiffbar u. noch jetzt zu erkennen; der Maarſares oder Marſes, ein Kanal, der nördlich von Babylon dem Euphrat entſtrömte, auf der Weſtſeite des Fluſſes mit dieſem bis Borſippa parallel lief und hier in den See Strophas (jetzt Bahr-Nedsjef oder el Buheire) mündete; der Pallakopaskanal, ſüdlich von Babylon, gleichfalls auf der Weſtſeite des Euphrat, bis in das Meer führend. Herodot berichtet auch von einem künſtlichen, zur Sicherung des Landes gegen Ueberſchwemmung angelegten, 10 Meilen im Umfange haltenden See. Durch kleinere Kanäle, welche ſich nach allen Richtungen hin verzweigten, erhielt der Boden eine ungemeine Fruchtbarkeit. Weizen und Gerſte gediehen in ſolcher Ueppigkeit, daß nach Herodot die Blätter 3—4 Finger breit wurden, und die Ausſaat zwei- und dreihundertfältigen Ertrag gewährte. Außerdem waren Hauptprodukte: Datteln, Seſam, vielerlei Hülſenfrüchte, Aepfel und andere Obſtarten. Nur an Holz und Steinen war das Land arm; man bediente ſich daher als Baumaterial einer häufig vorkommenden, vortrefflichen Ziegelerde, ſowie des Erdharzes, das in reichlicher Menge dem Boden entquoll und einen trefflichen Mörtel gewährte. Der zwiſchen dem Euphrat und der arabiſchen Grenze liegende ſüdweſtliche Theil hieß auch Chaldäa im engern Sinne, während B. dann vorzugsweiſe die Ebene zwiſchen dem Euphrat und Tigris hieß. Außerdem werden noch als beſondere Diſtrikte Auranitis und Amordacia, oder Auchanitis und Mardocäa genannt. Zur Vertheidigung des Landes gegen Einfälle kriegeriſcher Nachbarn war nördlich von Babylon zwiſchen dem Euphrat und Tigris die ſogenannte mediſche Mauer gezogen. Die bedeutendſten Städte B.'s waren: Babylon, Borſippa, Orchoë, Teredon, Sitace, Naarde und die ſpäter entſtandenen, oder unter neuen Namen vergrößerten Seleucia, Apamea, Teſiphon, Vologeſia u. a.

Die geographiſche Lage B.'s zwiſchen und an zwei mächtigen Strömen, die in regelmäßigen Ueberſchwemmungen das Land überfluthen, zugleich aber die bequemſte Verbindungsſtraße zwiſchen Oſt- und Weſtaſien darbieten, forderte von ſelbſt die Bewohner (Babylonier) zu regſamer Thätigkeit und Betriebſamkeit auf. So kam es, daß hier frühzeitig eine künſtliche Agrikultur, Architektur, Schifffahrt, Handel und Wiſſenſchaft erblühten. Die babyloniſche Induſtrie war mannichfach u. blühend, beſonders behaupteten die Webereien einen hohen Rang. Die wollenen, linnenen oder baumwollenen Gewänder, in welche die Babylonier ſich kleideten, waren auch im Auslande ſehr beliebt. Die Teppiche oder Fußdecken, einer der Hauptgegenſtände des Luxus im Orient, wurden nirgends ſo prächtig gewebt, als in Babylon. Unter den babyloniſchen Gewändern waren die Sindones vorzüglich berühmt. Sie waren gewöhnlich von Baumwolle und wurden von ſehr verſchiedener Güte verfertigt; die koſtbarſten darunter waren wegen ihrer Feinheit und ihrer prächtigen Farben ſo theuer, daß ſie nur von Königen getragen werden konnten. Neben der Hauptſtadt Babylon zeichnete ſich Borſippa durch ſeine Manufakturwaaren in Leinwand und Baumwolle aus. Außer den Webereien ſcheinen beſonders mancherlei Luxusartikel in B. verfertigt worden zu ſein. Dahin gehören wohlriechende Waſſer, deren Gebrauch allgemein eingeführt war; ferner zierlich geſchnitzte Handſtöcke mit Bildern von Thieren und andern Gegenſtänden, die jeder Babylonier trug, und vorzüglich geſchnittene Steine, die eben ſo allgemein getragen wurden und zu Siegelringen dienten. Den Landhandel betrieben die Babylonier durch Karawanen, öſtlich mit Indien und Baktrien, weſtlich nach Vorderaſien und Phönicien. Der vornehmſte Handelsartikel, den man aus Indien bezog, waren Edelſteine, insbeſondere Onyxe, Sapphire und Smaragde. Indiſche Hunde ſcheinen erſt zur Zeit der perſiſchen Herrſchaft in Menge eingeführt worden zu ſein, doch war der Handel damit ſehr bedeutend. Außerdem wurden Farbwaaren aus Indien bezogen, darunter die Cochenille oder vielmehr die indiſche Lacca. Aus Baktrien wurden hauptſächlich Gold und Goldſand eingeführt. Nach Vorderaſien und Phönicien brachten die Babylonier theils eigne Fabrikate, theils arabiſche und indiſche Waaren, u. zwar den Euphrat hinauf bis Thapſacus (in der Bibel Tipſach am Euphrat) und von da durch Karawanen weiter. Der Handel auf dem Euphrat geſchah durch ſogenannte lederne Schiffe. Der Seehandel ward meiſt durch die an den Küſten Arabiens angeſiedelten Phönicier und die Araber über den perſiſchen Meerbuſen nach Arabien und Indien getrieben. Auf der arabiſchen Küſte des perſiſchen Meerbuſens hatten die Babylonier ſelbſt eine Kolonie: Gerra, jetzt el Katif, am genannten Meerbuſen, ſüdſüdöſtlich u. 60 Meilen von Baſſora. Aber auch die Phönicier hatten mitten durch die arabiſchen Sandmeere den Weg zu dieſen Küſten gefunden und auf den benachbarten Inſeln Tylus und Aradus ſich niedergelaſſen, angelockt ſowohl durch die eigenen Produkte dieſer Inſeln, als durch die Theilnahme an dem indiſchen Handel. Zu jenen gehörten die Perlen, die auch jetzt noch hier gefiſcht werden, und die Baumwolle, von der es große Anpflanzungen, namentlich auf Tylus gab. Von Tylus bezog man auch hauptſächlich die oben erwähnten Handſtöcke, die dann in Babylon kunſtreich verarbeitet wurden. Das in ſpätern Jahrhunderten ſo berühmte Ormus hatte zwar damals noch keine Wichtigkeit, obgleich der Name ſchon vorkommt, allein die Stelle deſſelben vertrat das gegenüber liegende hohe Vorgebirge Arabiens, Mekae oder Dſiulfar, wo eine Hauptniederlage für Zimmt und ähnliche werthvolle, nach Babylon beſtimmte Handelsartikel war. Von hier aus wurde auch wahrſcheinlich die Schifffahrt nach Taprobane oder Ceylon unterhalten; ebenſo nach der Weſtküſte Vorderindiens

oder der Küste Malabar. Auch diese Schifffahrt ward wohl weniger durch die Babylonier selbst, als vielmehr durch die Phönicier und die Araber getrieben. Hauptgegenstände dieses Handels waren arabischer Weihrauch, indische Specereien, Elfenbein, Ebenholz, Edelsteine und persische wie indische Perlen. Während der Herrschaft der Perser über B. kam der Seehandel sehr herunter, da die persische Regierung die Landung sehr erschwerte. Kunststraßen für den Landhandel führten nach Baktrien, Medien, Persien, Indien, Armenien, Vorderasien und Arabien. Der Reichthum, mit welchem Kunstfleiß, Handel und Landbau die Babylonier überschüttete, hatte Ueppigkeit und Schwelgerei in seinem Gefolge, so daß besonders Babylon schon frühzeitig in dieser Beziehung weithin verrufen war. Die herrschende Religion war Sabäismus und vielleicht die erste Erscheinung desselben unter den Völkern Vorder- und Mittelasiens. Man betete Sonne, Mond, Planeten und die übrigen Gestirne an. Der oberste Gott war Bel (vgl. Baal); ihm zur Seite stand Mylitta, Anaïtis, Nanäa oder Astarte (s. d.). Weder gut, noch böse war Nebo, der Planet Merkur, der die Begebenheiten auf und über der Erde verzeichnet, in den Namen Nobopolassar und Nebukadnezar erkennbar. Dem Bel und der Mylitta gegenüber wurde Nergal verehrt, auch Merodach genannt, dargestellt mit blutfarbigem Gewande, in der einen Hand ein gezücktes Schwert, in der andern einen abgehauenen Kopf an den Haaren fassend; ihm verwandt war Saturn, dessen babylonischer Name nicht bestimmt angegeben wird, dem aber Sonnabends ein bejahrter Stier geopfert wurde, um seinen bösen Einfluß abzuwenden. Diese 5 Gottheiten hießen Dolmetscher, weil sie durch ihren besondern Gang am Himmel den Menschen die Zukunft andeuteten. Als Herren der Götter galten ferner 12 Wesen, theils männlich, theils weiblich, deren jedem ein Monat und ein Bild des Thierkreises zugeeignet war. Jeder dieser 12 Götter hatte 3 Sterne unter sich, die zusammen als die 36 Dekane verehrt wurden. Vgl. Münter, die Religion der Babylonier, Kopenhagen 1827. Ein geschlossener Priesterstand, eine Kaste der Weisen, wie sie Daniel nennt, suchte durch Opfer und Zauberei Unglück abzuwenden, war mit Vogel- und Opferschau beschäftigt, las den Charakter und das Schicksal der Menschen, bevorstehende Witterung, Erdbeben, Sonnen- und Mondfinsternisse in den Sternen und pflanzte mancherlei Kenntnisse durch Familienüberlieferung fort. Die Sterndeutekunst fand in Babylon schon ihre vollkommene Ausbildung und Anwendung. Ein ganzes Priesterkollegium lag der Beobachtung des gestirnten Himmels ob, wobei wohl der weitschauende, genau nach den 4 Himmelsgegenden orientirte Belusthurm als Sternwarte diente. Die gewonnenen Kenntnisse wurden von dem Vater auf den Sohn, vom Sohne auf den Enkel vererbt. Die Babylonier verstanden es nach Herodot schon, eine Miltagslinie zu ziehen und den Sonnenstand oder die Tagesstunde zu bestimmen. Im Almagest des Ptolemäus sind uns Angaben über mehre Mondfinsternisse nach babylonischer Berechnungsart erhalten, die von den neueren Berechnungen nur 9 Minuten abweichen. Der Lauf des Mondes scheint die babylonischen Priester überhaupt viel beschäftigt zu haben: sie entdeckten, daß 223 Mondernenerungen ungefähr 19 Sonnenjahre ausmachen, fanden aber auch den übrigbleibenden Unterschied und kamen so auf eine genauere Periode von 600 Jahren, wie sie auch schon wußten, daß die tägliche mittlere Bewegung des Mondes 13° 10′ 35″ beträgt, was mit unsern Tafeln bis auf die Sekunden übereinstimmt. Sogar eine rückgängige Bewegung der Sonne von Westen nach Osten und die ungefähre Peripherie der Erde war ihnen nicht unbekannt, obgleich sie sich die Erde hohl und von der Gestalt eines halben Eies dachten. Vielleicht verdanken selbst die Aegypter einen großen Theil ihrer gerühmten astronomischen Kenntnisse den Babyloniern. Der Höhepunkt babylonischer Kunst und Wissenschaft fällt in die Zeit der chaldäischen Herrschaft; das Volk und vorzugsweise die Priester erhielten damals den Namen der Chaldäer, wie auch der babylonisch-semitische Dialekt von nun an chaldäische Sprache genannt wurde. Die als herrschendes Volk auftretenden, ursprünglich rohen Chaldäer dagegen nahmen Sprache, Sitte und Religion der Babylonier an. Die Regierung war nach asiatischer Weise despotisch. Der König thronte, unsichtbar für das Volk von einem glänzenden Hofstaate umgeben in seinem Palaste; Satrapen herrschten mehr oder minder unabhängig in den Provinzen.

Geschichte. Nach Berosus erhielten die Babylonier den ersten Unterricht in Wissenschaften und Künsten durch Oannes, ein Wundergeschöpf, halb Fisch, halb Mensch, das dem persischen Meere entstieg, den Tag über auf dem Lande verweilte und des Nachts ins Meer zurückkehrte. Zehn Könige, deren erster Alorus und letzter Xisuthrus geheißen, sollen nun 120 Saren oder 432,000 Jahre lang über das Land geherrscht haben. Xisuthrus rettete sich vor der Sündfluth mit Thieren aller Art auf ein Schiff, ward an das armenische Hochgebirge getrieben und zu den Göttern erhoben. Von der Sündfluth bis zur Eroberung Babylons durch Cyrus sollen 86 Könige 3391 Jahre geherrscht haben. Folgen wir mit Uebergehung dieser Mythen der Bibel, so wird es wahrscheinlich, daß die ersten Bewohner B.'s semitische Nomaden waren; doch weist der Bau des babylonischen Thurmes und einer Stadt daselbst auf frühe Kultur, auf Ackerbau, Handel und ein bestehendes Gemeinwesen hin. Später nennt die Bibel Nimrod und Amraphel als Könige von Babylon und Sinear. Die Prosaschriftsteller leiten die Entstehung des babylonischen Reichs, die Kultur des Bodens und der Einwohner von Belus (Baal) ab. Nach der Gründung des großen assyrischen Reiches ward B. ein Theil desselben und von Statthaltern regiert, die bisweilen den Königstitel führten. Einer derselben, Belesys, empörte sich um 888 v. Chr. wider den assyrischen König Sardanapal und gründete ein eigenes Reich, das aber schon um 780 wieder den Assyrern unterworfen ward. Im Jahre 747 v. Chr. (26. Febr.) erhielt der Assyrer Nabonassar den babylonischen Königstitel; sein Regierungsantritt ist chronologisch wichtig, weil mit ihm die Aera Nabonassars (s. Aere) beginnt. Ptolemäus nennt im Almagest nach Nabonassar noch 17 babylonische Könige, die ebenfalls mehr oder weniger von Assyrien abhängig waren. Darauf folgen 3 assyrische Könige: Assarhaddon, Saosduchin und Chyniladan.

Unter letzterem bemächtigten sich die schon früher aus den armenischen und karduchischen Gebirgen in das südwestliche Euphratgebiet eingewanderten Chaldäer des Landes zwischen dem Euphrat und Tigris und warfen sich daselbst zum herrschenden Volke auf. Die Abhängigkeit B.'s bestand jetzt nur noch dem Namen nach, bis der dortige Statthalter Nabopolassar auch diesen abwarf und mit dem Medерkönige Cyaxares um 625 selbst das assyrische Reich umstürzte. Er ist der erste chaldäische Herrscher und Stifter des großen babylonisch-chaldäischen Reiches, das den höchsten Glanz unter seinem Sohne und Nachfolger Nebukadnezar oder Nabokolassar (Nabuchodonosor), seit 606, erreichte. Derselbe machte dem medischen Reiche ein Ende und besiegte Syrien, Phönicien und Judäa, dessen König Zedekia (588 v. Chr.) mit dem größten Theil seines Volkes nach B. (s. Babylonische Gefangenschaft) geschleppt ward. Doch kurz nach seinem Tode (562 v. Chr.) fing sein Reich an, der Auflösung entgegenzugehen. Sein Sohn Evilmerodach wurde schon 560 von Nerigliſſar, dem Gemahl seiner Schwester, ermordet; Nerigliſſar fiel 556 v. Chr. in einer furchtbaren Schlacht wider Cyrus; sein unmündiger Sohn Laborosoarchod kam nach 9 Monaten durch Evilmerodachs Sohn um. Herodot nennt denselben Labynetus, Berosus Naboned, der Prophet Daniel Beltschazar. Unter ihm rückte um 539 v. Chr. Cyrus wider die Hauptstadt Babylon an, besiegte das babylonische Heer vor den Mauern derselben und drang während eines Festes bei Nacht durch das trocken gelegte Flußbett des Euphrat in die Stadt ein. Gadates und Gobryas, zwei treulose Vasallen, richteten ein Blutbad unter dem Gefolge des Königs an, wobei Beltschazar selbst das Leben verlor. Von jetzt an gehörte B. zu dem Perserreiche, dem es sich durch mehre Aufstände vergeblich zu entziehen suchte. Zur Zeit Alexanders des Großen war Bagophanes Statthalter daselbst; er übergab den Macedoniern Babylon, woraus macedonische Statthalter eingesetzt wurden. Nach Alexanders Tode (323) wurde das Land auf der Versammlung zu Triparadisus 321 Seleucus I. zugesprochen, der es aber erst von Antigonus erkämpfen mußte. So kam B. zum syrischen Reiche, dem es um 140 v. Chr. durch die Parther entrissen wurde. Unter römische Botmäßigkeit kam es nur vorübergehend unter Trajan 114 n. Chr., Septimius Severus 199 und Julian 363. Als die Khalifen 650 dem neupersischen Reiche der Sassaniden ein Ende gemacht hatten, eroberten sie auch B., das nach dem Sturze der Khalifenherrschaft wieder eine Zeitlang unter persischer Obergewalt stand, bis sich 1638 die Türken desselben bemächtigten, die es noch jetzt im Besitz haben. Vgl. Joh. von Gumpach, Abriß der babylonischen Geschichte von 2500—528 v. Chr., München 1854.

Babylonische Gefangenschaft, der Aufenthalt der Juden im babylonischen Reiche nach ihrer Besiegung und Wegführung durch Nebukadnezar. In den hebräischen Geschichtsbüchern finden sich über die Wegführung der Juden in mehren Kolonien abweichende Nachrichten. Die Bücher der Könige erwähnen nur zwei Deportationen; die eine ereignete sich nach der Uebergabe Jerusalems an Nebukadnezar unter Jojachin u. traf, außer dem Könige selbst, die wohlhabenden u. brauchbaren Einwohner, etwa 18,000 an der Zahl (2. Kön. 24, 14—17; Jerem. 27, 20); die zweite war die Folge einer förmlichen Erstürmung Jerusalems durch die Chaldäer unter Zedekia und wurde von Nebukadnezars Feldherrn Nebusaradan geleitet (2. Kön. 25, 11). Die Bücher der Chronik gedenken ausdrücklich bloß der Wegführung unter Zedekia (2. Chron. 36, 20). Endlich erwähnt Jeremias 52, 28 ff. noch drei verschiedene Wegführungen und fügt zu jeder nicht nur die Zahl der Deportirten, sondern auch ein Zeitdatum bei; die erste Deportation im 7. Jahre des Nebukadnezar traf 3023, die zweite im 18. Jahre des Nebukadnezar 832, die dritte im 23. Jahre (durch Nebusaradan) 745 Individuen. Nach Daniel 1, 1. 3 ff. müßten schon in dem 3. Regierungsjahre des Jojakim einige Jüngtinge aus edlen Familien (worunter Daniel selbst) nach Babylon abgeführt worden sein. Da aber letzteres Ereigniß sonst nirgends erwähnt wird u. überhaupt mit Jerem. 46, 2 streitet, die historische Glaubwürdigkeit des Buches Daniel aber nicht eben sehr begründet ist, so ist hier wahrscheinlich eine Verwechselung mit der Wegführung unter Jojachin anzunehmen. Die Zahl der Deportationen reducirt sich daher nach Jeremias auf drei, oder nach den Büchern der Könige auf zwei. Eine Vereinigung dieser beiden Berichte ist nicht ohne Schwierigkeit; innerlich hat die Angabe 2. Kön. mehr Wahrscheinlichkeit. Die b. G. begann demnach für die Juden partiell 599, allgemein 588 und endigte mit dem 1. Regierungsjahre des Cyrus (536 v. Chr.), dauerte mithin eigentlich 51—52 Jahre. Der Sitz der Deportirten scheint vorzugsweise die Gegend des Euphrat geworden zu sein; sie trafen hier noch Reste ihrer von den Assyrern dahin versetzten Volks- und Sprachverwandten, die mit ihnen bald ein Volk bildeten, das nachmals den Namen der Juden trägt. Ihr Loos war kein allzu hartes. Sie fanden Beschäftigung und Nahrung, theils im medischen, theils im babylonischen Reiche. Die Propheten ermahnten das Volk, wie bisher, und ihr Trostversprechen einer dereinstigen Rückkehr galt nicht für Verrath, ja die Propheten standen bei Nebukadnezar in Ehren. Selbst die gegen den Bestand des Chaldäerreichs gemachten Aeußerungen erregten nicht immer Verfolgung. Nach den Berichten Daniels verlieh der König den gebildeteren Juden selbst öffentliche Aemter und berief mehre in seine unmittelbare Nähe. In der Reihe dieser Auserwählten stehen Namen, die noch viele Jahrhunderte später in der Volkssage glänzten, nämlich Daniel (Beltschazar genannt), welcher sich zur Würde eines Obersten der Magier emporschwang und bis zur Regierung des Cyrus lebte, und seine mit ihm zugleich erhobenen Freunde Hananjah (Schadrach), Mischael (Meschach) u. Asariah (Abed-Nego). Die Gesammtmasse der Deportirten wurde von Seiten der chaldäischen Herrscher im Ganzen den übrigen Kolonisten gleichgestellt. Unter den Exilirten selbst ging aber in dieser Zeit eine wichtige Veränderung in der Denk- und Glaubensweise vor. Durch den Drang der Umstände und den Einfluß der Propheten bildete sich ein reinerer Begriff von der Verehrung des alten Schutzgottes. Auch fällt in diese Zeit die Entstehung vieler lyrischen Gesänge, die nachher sich als Volksgebete oder heilige Lieder erhielten; Volksgesänge dieser Zeit sind vielleicht die

meisten der Psalmen. Als Nebukadnezar nach 43jähriger Regierung starb und Evilmerodach (560) den Thron bestieg, ward der seit 36 Jahren gefangene König Jojachin wieder auf freien Fuß gestellt und in Ehren gehalten (2. Kön. 25, 7; Jerem. 52, 31). Die nächstfolgenden Könige Babylons sind in der jüdischen Geschichte kaum den Namen nach bekannt, ein Beweis, daß sie den Zustand der Gefangenen wenigstens nicht verschlimmerten. Eine nationale Vermischung der gefangenen Juden mit den Landeskindern trat nie ein; obwohl die in Babylonia geborenen Kinder einen chaldäischen Dialekt annahmen, so fesselte sie doch die rege erhaltene Hoffnung zur Rückkehr an ihre Volksthümlichkeit, und die Gelehrten redeten zum Volke stets noch in hebräischer Sprache. Auch behielten die Familien die Namen ihrer Ahnen oder auch ihrer früheren Besitzungen und Wohnorte größtentheils bei. Die Eroberungen des Perserkönigs Cyrus aber ließen den Juden den Tag der Befreiung nicht mehr fern erscheinen, und als endlich das persische Heer wirklich in die Nähe des entnervten Babylon rückte, da stieg in den Verbannten die Hoffnung der Heimkehr bis zur Gewißheit. In der That erließ Cyrus im ersten Jahre seiner Regierung über Syrien, d. i. im zweiten oder dritten nach der Eroberung von Babylon, an die Juden den längst erwarteten Aufruf zur Rückkehr und trug gleichzeitig dem Schatzmeister Mithridat auf, dem Scheschbazar, dem dortigen Oberhaupte der Juden, alle aus Jerusalem nach Babylon gebrachten Tempelgeräthe wieder auszuliefern. Wiewohl nun der Inhalt dieses königlichen Aufrufs keineswegs den Erwartungen der Propheten entsprach, in sofern von einer allgemeinen Wiederherstellung des Reiches Juda darin gar nicht die Rede war, ja nicht einmal vom Wiederaufbau der Stadt Jerusalem, so erregte doch schon die Aussicht auf die Wiederherstellung des Tempeldienstes große Begeisterung, und damit verband sich auch die Hoffnung wiederzuerringender irdischer Größe Israels, die mit der allgemeinen Verehrung des israelitischen Gottes gleichen Schritt halten werde. Die Zahl Derer, die das alte Vaterland wieder aufzusuchen beschlossen, war bedeutend genug, um von ihnen eine baldige Ausführung des großen Werks zu erwarten. Das Oberhaupt der Juden, Scheschbazor, nahm vom Schatzmeister die heiligen Geräthschaften in Empfang, zusammen 5400 Stück aus Gold und Silber. An die Spitze der Wallfahrer stellte sich Serubabel, Sohn Scheelthiels, nebst anderen trefflichen Männern, unter denen noch Mardachai und Nehemia genannt werden. Zu ihnen gesellten sich Viele, die nicht ihren israelitischen Ursprung erweisen konnten, und auch entschieden Fremde (vergl. Jes. 56, 3. 4), ferner Leviten und Priesterabkömmlinge (Nethinim, eine Art Leibeigene des Tempels seit Salomo's Zeit, wahrscheinlich ursprünglich aus Nichtisraeliten bestehend), eine Gesammtmasse von 42,360 Männern, nebst 7367 männlichen und weiblichen Dienstboten und 200 Sängern und Sängerinnen, welche diesem Zuge nach morgenländischer Weise sich anschlossen. Sie hatten 736 Pferde, 245 Maulthiere, 435 Kameele, 6720 Esel und brachten an Gold 61,000 Drachmen und an Silber 5000 Minen mit. Eine zweite Einwanderung aus der b. n G. rückkehrender Juden (mehr als 1700 Männer außer Frauen und Kindern) in Palästina fand unter Esra's Anführung (458) Statt, welchem der König Artaxerxes Longimanus gestattet hatte, freiwillige Auswanderer mitzunehmen, Beiträge zu sammeln, von den königlichen Einkünften jenseits des Euphrat (in Syrien) Gebrauch zu machen, das mosaische Gesetz einzuführen (was Esra's eigentlicher Zweck war) u. zu lehren u. Richter u. Schiedsrichter anzustellen, die nach dem Inhalte dieses Gesetzes über Tod und Leben, Mein und Dein urtheilen und unbeschränkt verfügen möchten. B. G. nennt man auch den Aufenthalt der Päpste in Avignon (s. Papstthum).

Babylonische Päpste, s. Papstthum.

Babylonischer Thurm, nach 1. Mos. 11, 1—9 und den Historiographen Abydenus und Eupolemus ein Thurm, den die Nachkommen Noahs als ewiges Denkmal ihrer Vereinigung im Lande Sinear erbauten u. dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte. Gott aber, der an solchem hochfahrenden Unternehmen kein Gefallen hatte, zerstreute die Bauenden, indem er ihre Sprache verwirrte (babylonische Sprachverwirrung). Nach den Talmudisten war der Thurm 76 Meilen hoch, nach orientalischen Traditionen 10,000 Klaftern. Andere geben seine Höhe zu 25,000 Fuß an und lassen eine Million Menschen 12 Jahre daran arbeiten. Als Zweck des Baues nehmen die Einen, die biblische Erzählung näher bestimmend, an, daß der Thurm in den weiten Ebenen Sinears als Signal für den gemeinsamen Versammlungsort habe dienen sollen, Andere, der arabischen Sage folgend, daß er zum Schutz gegen eine etwa wiederkehrende Fluth errichtet worden sei. Von Letzteren wird dann Nimrod als der eigentliche Urheber des Baues genannt. Ueber die neuere Ansicht von der Bestimmung des babylonischen Thurmes und den der ganzen Erzählung von seiner Erbauung und der Sprachverwirrung zum Grunde liegenden historischen Kern s. Babylon.

Babylonisches Exil, s. v. a. babylonische Gefangenschaft.

Babylonische Sprachverwirrung, s. Babylonischer Thurm und Babylon.

Baccallaos, nordamerikanische Inselgruppe, der Küste von Neufoundland gegenüber, mitten auf der großen Bank, wo jährlich mehr als 400 Schiffe verschiedener Nationen dem Kabliau (Stockfisch) nachjagen. Auf den Bacallaosinseln befinden sich mehre Trockenplätze.

Baccallan, Insel im rothen Meere, auf dem Wege von Loheia (in Arabien) nach Masuah (in Abessinien), niedrig u. langgestreckt, ohne Hafen u. Quellwasser, nur von Fischern bewohnt, sonst wegen der Perlenfischerei wichtig. Als Trinkwasser dient das in Cysternen gesammelte Regenwasser; in Ermangelung dessen holt man den Bedarf von der 4 Meilen entfernten Insel Foosyt.

Baccalaureus (Baccalareus, Baccalarius, franz. bachélier, engl. bachelor), Titel von zweifelhafter Ableitung u. Urbedeutung, der gewöhnlichen Ansicht nach s. v. a. Belorbeerter, weil die neu kreirten Baccalaureen mit einem Lorbeerkranze (bacca laurea) geschmückt worden seien. Nach Andern ist, das Wort von baculus laurea, oder bloß von baculus, Stockträger, nach noch Andern von battula, bataille (Schlacht, gelehrter Zweikampf, Disputation), abzuleiten. Manche nehmen auch das fran-

zösische bachélier für bas-chevalier (Unterritter), u. in der That scheint der Titel B. zunächst eine militärische Bedeutung gehabt zu haben und von dem Kriegerstande in die Kirche und Schule übergetragen zu sein. Ihn führten Knappen, welche den Ritterschlag zu erhalten wünschten; kleine Edelleute, welche kein eignes Fähnlein aufbringen konnten u. sich mit den Ihrigen einem mächtigen Bannerherrn anschlossen; ferner die Kanoniker des untersten Ranges; junge akademische Docenten, auch Gehülfen des Rektors, sowie jüngere Lehrer an städtischen u. gelehrten Schulen. Gregor IX. stiftete im 13. Jahrhundert das erste Baccalaureat an der Universität zu Paris. Diejenigen Studenten, welche nach vorhergegangener Prüfung auch die Determinatio (Disputation während der Fastenzeit) bestanden hatten, wurden Baccalaureen, trugen als solche eine runde Kappe und durften gewisse Vorlesungen halten, ohne jedoch aufzuhören, selbst die Kollegia der Professoren zu besuchen. Unter ihnen gab es drei Klassen: einfache (simplices), laufende (currentes) und ausgebildete (formati); nach einem gewissen Zeitraum und nach überstandener Prüfung stieg man aus der untersten Klasse in die mittlere und obere. Wer in die zweite Klasse gelangen wollte, mußte einen vollständigen Cursus biblicus vollendet haben (er hieß daher auch B. bibticus s. ad bibtia); in die dritte Klasse konnte man nur nach Beendigung des philosophischen Kursus aufsteigen. Wer dann die Prüfung bestanden hatte, hieß B. sententiarius (nach dem liber sententiarum Petrus des Lombarden benannt). Wer B. biblicus und sententiarius zugleich war, also beide Kursus absolvirt hatte, war B. formatus. Später wurde das Baccalaureat auf allen Universitäten für die theologische und philosophische Fakultät eingeführt; es bestand in Paris bis zur Revolution, in England und auf mehren deutschen Universitäten dauert es bis auf die Gegenwart fort. In England nennt man formed bachelor Den, der statutenmäßig zum B. erhoben, current bachelor aber Den, welcher es im Wege der Gnade durch Diplom geworden ist.

Bacchanalien (Bacchanatia), die Bacchus- oder Dionysusfeste, deren bedeutendste in Griechenland die Agrionien, Anthesterien, Haloën, Dionysien, Apaturien, Lenäen, Nyktelien, Gymnopädien, Oschophorien, Skirien, Aeoren, u. a. waren, welche theils ausschließlich dem Dionysus, theils diesem mit andern Göttern gemeinschaftlich gefeiert wurden (s. Bacchus). Die ebenfalls mit dem Bacchusdienst zusammenhängenden Liberalien wurden jährlich am 17. März zu Rom dem Liber pater, einem alten Feldgott, gefeiert. An diesem Feste erhielten die Jünglinge die Toga virilis. Unter B. versteht man auch ausschweifende Lustbarkeiten, besonders Trinkgelage ꝛc. Daher bachantisch s. v. a. weinberauscht, ausschweifend.

Bachanten und **Bachantinen**, s. Bacchus; dann s. v. a. fahrende Schüler, s. Bachanten.

Bacchiaden (Bacchiden), mächtiges Herrschergeschlecht zu Korinth (s. d.), das sich von dem Herakliden Aletes ableitete, benannt nach Bacchis, der um 924 v. Chr. König ward. Sieben seiner Nachkommen regierten als Könige noch bis um 750 v. Chr. Seitdem bildeten die an 200 Familien starken B. eine Oligarchie, die unter einem jährlichen Prytanen alle Gewalt in ihren Händen hatte und die Stadt zu einem hohen Grade der Macht erhob. Durch Luxus und Uebermuth verhaßt, wurde das Geschlecht um 660 v. Chr., von Cypselus, der durch seine Mutter selbst den B. angehörte, mit Hülfe der unteren Stände größtentheils aus Korinth vertrieben.

Bacchius, 1) gelehrter Arzt aus Tanagra, im 3. Jahrhundert v. Chr., Herophileer, einer der ältesten Kommentatoren der Werke des Hippocrates, z. B. der Aphorismen, auch Verfasser eines hippokratischen Glossarimms. Schriften verloren.

2) B., griechischer Schriftsteller im Fache der Musik, Verfasser eines in Fragen u. Antworten abgefaßten Werks über die Anfangsgründe der Musik (Isagoge musica), herausgegeben am besten von Meibom (Antiq. Musicae scriptores), früher auch von Mersenne (Commentarius ad Vt prima Geneseos cap., Paris 1623, S. 1887) und von F. Morellus mit lateinischer Uebersetzung (das. 1723).

Bacchius (Bacchens), dreisilbiger Versfuß, aus einer kurzen und zwei langen Silben bestehend: ⏑ — — (z. B. docebant, Gewohnheit), benannt von seinem Gebrauch in Bacchushymnen; bei den Griechen jedoch selten, häufiger von den römischen Komikern gebraucht. Daher bacchischer Vers, kommt meist in katalektischen Tetrametern vor, die mit eingeschobenen kürzern Versen oder Klauseln wechseln; ein jambischer oder anapästischer Vers macht den Schluß. Schema:

⏑ — — ⏑ — — ⏑ — — ⏑ — ⏑

Im Auftakte steht zwar gewöhnlich eine kurze Silbe, aber auch, zumal im Anfange des Verses, eine lange Silbe oder dafür zwei kurze; auch können die beiden langen Arsen in zwei kurze Silben aufgelöst werden.

Bacchus (griech. Dionysos, in den Mysterien Jakchos genannt), der Gott des Weins und des Naturfegens überhaupt, ein eigenthümliches Wesen, dessen zwischen Leid und Freude schwankender Kultus von bedeutendem Einfluß auf die Bildung der griechischen Stämme war. Als erster Pflanzer des Weinstocks (Ampelophytor) und Lehrer der Weinbereitung (Lenäos, Kelterer) ist B. zunächst ein freundliches, liebevolles Wesen, welches den Menschen Wohlbehagen, Heiterkeit und frohen Lebensgenuß bereitet (Lysios, Sorgenbrecher), Liebe, fröhlichen Scherz, Musik und Gesang, überhaupt gesellige Lust und Bildung fördert und daher dem Eros, den Grazien und Musen mit Apollo nahe steht. In sofern dem Wein aber auch eine mächtig aufregende, begeisternde, berauschende Kraft innewohnt, ist B. ferner theils Orakelgott und in Folge dessen Heilgott, der z. B. den Kranken durch Träume Heilmittel angibt (Jatromantis), theils Urheber und Repräsentant des Sinnentaumels, der wilden Lust, des heftig erregten Gemüths überhaupt. In dieser Eigenschaft zeigt er sich als mächtiges u. furchtbares Wesen, das durch Lärmen und Toben und Rasen verehrt sein will und daran Gefallen hat, wenn seine Diener unter dem Rufe Evoë Bacchel sich wilder Ausschweifung überlassen. Als Hort der Weinpflanzungen hat B. auch die Obhut über die Bäume überhaupt, besonders über die kultivirten und veredelten, denen er Gedeihen gibt. Er befruchtet den Boden durch Feuchtigkeit, namentlich durch Regen, schafft üppige Blüthenfülle, zeitigt das Obst, lehrt die Bereitung des Honigs, gibt Milch, Oel u. Korn

und ist mit einem Wort der Gott des Naturſegens, dem das im Alterthum beliebte Symbol der Zeugung, der Phallus, beigelegt wird, deſſen Begleitung Nymphen u. andere niedere Naturgottheiten bilden u. die vornehmlich zur Demeter in die engſte Beziehung tritt. Wie Pan iſt er Hirt und wie Demeter liebt er den Frieden, gibt Geſetze, mildert die Sitten der Menſchen, wirkt auf höhere ſtaatliche Bildung hin. Hiermit hängt die ſpätere Vorſtellung von B. als einem chthoniſchen Gotte zuſammen; als ſolcher weilt er während des Winters in der Unterwelt, ſtirbt u. erwacht mit der Natur, wie er zugleich ein Bild des menſchlichen Strebens oder auch des Gedrücktſeins der menſchlichen Seele im irdiſchen Leibe und der Geber eines neuen beſſeren Lebens iſt. So erſcheint er beſonders in den eleuſiniſchen Myſterien als Beiſitzer der chthoniſchen Göttinnen Demeter u. Perſephone, dann in den Mythen und Myſterien der Orphiker. Er heißt hier Dionyſos-Zagreos und iſt der Träger der orphiſchen Hoffnungen auf Läuterung der Seelen. Sein Vater iſt Zeus in Geſtalt eines Drachen, des myſteriöſen Symbols der Unterwelt; ſeine Mutter Kora-Perſephone, bevor dieſelbe in das Schattenreich entführt ward. Zeus hat ihn zum König beſtimmt und ſetzt ihn auf den Himmelsthron; aber die Titanen, von der eiferſüchtigen Hera angeſtiftet, überfallen ihn, während er mit buntem Spielwerke beſchäftigt iſt. Es erhebt ſich ein furchtbarer Kampf in welchem B. endlich überwunden, getödtet und von den ſieben Titanen zerriſſen und verzehrt wird. Pallas rettet das noch zuckende Herz, den Sitz des Lebens und des Geiſtes; Zeus verſchlingt daſſelbe und erzeugt daraus den Sohn zum zweiten Male. Auch rächt er den begangenen Mord, indem er die Titanen mit ſeinen Blitzen niederſchmettert. Da aus ihrer Aſche die Menſchen hervorgehen, ſo iſt auch in dieſen B. vorhanden, aber als ein auf frevelhafte Weiſe zerriſſener Gott. Der wiedergeborne B. iſt beſtimmt den Zeus in der Herrſchaft abzulöſen, die menſchlichen Seelen aus dem Kerker des Leibes zu befreien, ſie allmählig zu reinigen und zu verklären und das goldene Zeitalter wieder zurückzuführen. Nach der älteren und volksthümlichen Mythe iſt B. ein Sohn der Semele, einer Tochter des Cadmus, welche auch Thyone (die Raſende) heißt. Als dieſelbe vom Blitz erſchlagen worden war, entriß der Vater die ſechsmonatliche Frucht dem Schooße der Mutter und barg ſie bis zur völligen Reife in ſeiner Hüfte. Daraus als ein unſterblicher Gott hervorgegangen, wurde B. von Mercurius den Nymphen, oder den Hyaden, oder den Horen auf dem Waldgebirge Nyſe zur Erziehung übergeben. Hier aber verfolgte ihn und ſeine Pflegerinnen Lykurg, König der Edoner und Thracier. Erſchreckt floh der ſeiner Götterwürde noch unbewußte Knabe ins Meer, wo ihn Thetis liebreich aufnahm; Lykurg aber wurde für ſeinen Frevel von den Göttern mit Blindheit beſtraft. Auch Seeräuber vergriffen ſich einſt an dem jungen B., indem ſie ihn für einen Königsſohn hielten und durch ſeine Entführung ein reiches Löſegeld zu erzielen hofften. Allein dem lächelnden Knaben fielen die Bande von ſelbſt ab; ein duftender Weinſtrom ergoß ſich durch das Schiff, ein Weinſtock wuchs plötzlich bis zum höchſten Segel empor, um den Maſtbaum wand ſich dunkler Epheu, Weinlaub umkränzte die Ruder, und auf dem Verdeck erſchien ein Löwe. Darüber ergriff die Frevler Angſt und Entſetzen; ſie ſtürzten ſich ins Meer, wo ſie in Delphine verwandelt wurden. Schrecklicher noch erwies ſich die Macht des B. an dem thebaniſchen Könige Pentheus, welcher der Verehrung des Gottes ſich widerſetzte und dieſen ſelbſt in den Kerker warf; von ſeiner eigenen Mutter und deren Schweſtern, die ihn in wildem Taumel für einen Löwen oder Eber anſahen, wurde der Frevler auf dem Cithräon in Stücke geriſſen. Eine ſchöne und erhabene, wiewohl ſpätere Dichtung iſt die von dem dreijährigen Zuge des B. durch Syrien, Aegypten und Indien bis an den Ganges mit einem Heere ſchwärmender Männer, Weiber und niederer Naturgottheiten, auf einem von Löwen und Tigern gezogenen Wagen; überall bändigt er die rohen Naturkräfte, lehrt er den beſiegten Völkern den Weinbau und höheren Lebensgenuß, verpflanzt er unter ſie helleniſche Kultur. Auf Naxos nahm er Ariadne zur Gattin, die ihm den Oenopion (Weinmann), Euanthes (Blütherich) und Staphylos (Weintraube) gebar.

Der Urſprung des Dionyſosdienſtes iſt ohne Zweifel im Norden Griechenlands, in Macedonien und Thracien zu ſuchen. Durch die Thracier gelangte er frühzeitig ſowohl nach Kleinaſien, wo der lydiſch-phrygiſche Cybeledienſt mit ihm verſchmolz, als nach Phocis und Böotien, in welchem letzteren Lande das cadmeiſche Theben für des Gottes Geburtsort galt. Von Böotien her empfingen den Kult Attica, Sicyon, Korinth, Argos und der übrige Peloponnes, dann die Inſeln Euböa, Naxos, Lesbos, Tenedos ꝛc. In Athen war der Dienſt des lenäiſchen Dionyſos der älteſte, deſſen Anfänge man auf den König Amphictyon zurückführte. Auf dem Lande von Attica hat faſt gleiches Alter der ikariſche Dionyſoskult, welcher urſprünglich dem Demos Icaria eigen war. Für jünger als beide galt der eleutheriſche Dionyſosdienſt, deſſen Einführung mit dem um die Zeit der Heraklidenrückkehr erfolgten Uebertritt Eleutherä's von Böotien zu Attica zuſammenhängt. Durch doriſche Kolonien aus dem Peloponnes kam die Dionyſosverehrung auch nach Sicilien und Italien; in Rom finden wir ſie mindeſtens ſeit 496 v. Chr. Mit Alexanders des Großen Zügen breitete ſie ſich zuletzt in Aſien bis an den Ganges und über Aegypten aus, jedoch nicht ohne mit dem Dienſte verwandter Götter in jenen Ländern zu verſchmelzen. Die Feſtfeier entſprach dem verſchiedenartigen Charakter des Gottes: ſie war fröhlich bis zur Ausgelaſſenheit, wenn ſie dem wohlthätigen, ſegenſpendenden, lebendigen oder wieder belebten B. galt; traurig, furchtbar, wild oder myſtiſch-düſter, wenn ſie dem Gotte in ſeiner dämoniſchen Kraft gewidmet war, oder wenn man ſich denſelben im Winter als eingekerkert, getödtet, zerriſſen und begraben vorſtellte. Der ausſchweifendſte Orgiasmus in Freude und Schmerz gehört zu den charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der Bacchusreligion. Geopfert wurden beſonders Böcke, Ziegen und Stiere: Böcke und Ziegen als Feinde des Weinſtocks oder als Gaben der Hirten; Stiere, weil B. ſelbſt als Stier gedacht, gebildet und angerufen wurde. Weſentlich war dabei der ſchwärmende Chor der Anbetenden und Feiernden (Komos), gebildet von enthuſiaſtiſch erregten Männern und Frauen (Bachanten, Bachantinen, Dionyſiaden, Mänaden, Thyiaden ꝛc.), welche letztere beſon-

ders bei der triëterischen Winterfeier betheiligt waren. Bei den fröhlichen Festen sah man stets den Phallus (s. d.); dagegen war bei der triëterischen Winterfeier die mystische Ciste, aus Rohr geflochten und mit der Schlange und allerlei geheimnißvollen Heiligthümern, das Symbol des Gottes. Unter den Kultusgesängen ist der charakteristisch dionysische der Dithyrambus (s. d.). Auch das Drama als Tragödie, Komödie und Satyrspiel verdankt den Dionysien seinen Ursprung, in sofern es aus den Gesängen, Aufzügen, Tänzen und Mummereien entstand, wie sie an jenen Festen besonders in Attica und den dorischen Staaten Statt fanden. Von den Dionysusfesten waren von fröhlicher und gemäßigt orgiastischer Art die attischen. Bei den kleinen oder ländlichen Dionysien, welche demenweise im Monat Poseidon beim Herannahen der Weinlese mit Opferprozessionen, Schmäusen, Gesängen, Schauspielen ꝛc. gefeiert wurden, war eine besondere Ergötzlichkeit das Schlauchspringen (Ascolia). Man opferte nämlich dem Gotte einen Bock, verfertigte aus der Haut desselben einen Schlauch, füllte diesen mit Wein, machte ihn an der Außenseite mit Oel schlüpfrig und versuchte dann mit einem Beine darauf zu hüpfen. Wer herunterfiel, wurde ausgelacht; wer sich oben zu halten wußte, als Sieger begrüßt. Die Halaën wurden ebenfalls im Monat Poseidon nach beendigter Weinlese als ein Dankfest zu Ehren der Demeter und des B. zugleich begangen. Die Lenäen, das Kelterfest, wurden in Athen im Monat Gamelion gefeiert und verbreiteten sich auch nach den jonischen Kolonien in Kleinasien. Aber der Mittelpunkt des Festes wie des Dionysuskults überhaupt war das sogenannte Lenäon im Stadtquartier Limna zu Athen. Man genoß an den Lenäen den ersten Most, hielt einen großen Schmaus, wozu das Fleisch auf Staatskosten geliefert wurde, zog in feierlicher Prozession unter allerlei Scherzen und Neckereien durch die Stadt und wohnte den dramatischen Aufführungen bei. Die Antheſterien wurden am 11., 12. und 13. des Monats Anthesterion drei Tage lang als ein Trinkfest gefeiert. Am ersten Tage kostete man den neuen Wein und bekränzte dreijährige Knaben mit Blumen; am zweiten trank man bei Posaunenschall um die Wette, krönte die Sieger und opferte den Manen der Abgeschiedenen; am dritten Tage weihte man dem Hermes Töpfe mit gekochten Hülsenfrüchten u. veranstaltete Wettkämpfe der dramatischen Dichter. Während der ganzen Festzeit fanden außerdem feierliche Aufzüge Statt, und den Sklaven war es erlaubt, frei herumzuschwärmen und der Trinklust zu fröhnen. Die großen oder städtischen Dionysien wurden vom 12. des Monats Elaphebolion mehre Tage lang dem eleutherischen Dionysus zu Ehren feierlich begangen unter Betheiligung aller Demen. Man geleitete das alte, von Eleutherä nach Athen gekommene Bild des Gottes aus dem Lenäon nach einem kleinen Tempel auf dem Wege zur Akademie, wo jenes Bild wahrscheinlich zuerst aufgestellt gewesen. Knaben- und Männerchöre ließen den Dithyrambus erschallen; bekränzt mit Weinlaub und in den seltsamsten Verkleidungen jauchzte Alles dem göttlichen Sorgenbrecher und Frühlingsspender entgegen. Zwei Tage waren dramatischen Spielen gewidmet; neue Komödien und Tragödien wurden mit besonderem Aufwande in Scene gesetzt. Das pentaëterische Fest zu Brauron wurde ebenfalls mit ausgelassenen Lustbarkeiten gefeiert u. von den Athenern von Staats wegen durch eine Gesandtschaft (Theorie) beschickt. Die Oschophorien wurden als eine Art Vorfeier der Weinlese im Monat Phanepsion begangen und waren, dem B. und der Athene gewidmet, angeblich von Theseus bei seiner Rückkehr von Kreta gestiftet worden. Eine Prozession zog vom Heiligthume des B. nach dem der Athene Sciras im Phaleran. Voran gingen zwei Jünglinge in weibischer Tracht, Weinreben mit Trauben tragend. Dann stellten die einzelnen Phylen Epheben zum Wettlaufe, der auf derselben Strecke gehalten und wobei dem Sieger ein eigenthümlich gemischter Trank gereicht wurde. Einen ganz anderen Charakter, als die bisher genannten Feste, hatten die Triëterien oder Mänadenfeste, welche im wildesten und düstersten Orgiasmus bei nächtlicher Weile auf Bergen um die Zeit des kürzesten Tags ein Jahr um das andere begangen wurden. Ihren Ursprung führt die Sage auf den thracischen Orpheus zurück. Von Thracien aus verbreiteten sie sich fast über alle Länder, wo B. verehrt wurde. In Kleinasien verschmolzen die gleichartigen Mysterien der Cybele mit ihnen. In Griechenland fand dieser Kult, theilweise schon mit phrygischer Färbung, vornehmlich in Böotien und Phocis Beifall; aber auch im Peloponnes und auf den Inseln war man demselben eifrig ergeben. Seine Hauptstätten in Griechenland waren der Cithäron und der Parnaß, auf dessen Gipfel attische und delphische Frauen die nächtlichen Orgien begingen; ferner Patä und der Taygetus. Frauen und Mädchen (Mänaden, Thyiaden, Bacchen) nahmen an der Feier ausschließlich Theil. In Reh- und Hirschkalbfelle gehüllt, den Thyrsus schwingend, Handpauken schlagend und mit aufgelösten Haaren versammelten sie sich auf den Bergen, brachten daselbst bedeutungsvolle Opfer, jubelten und tobten, tanzten und schwärmten in verrenkten Stellungen mehre Tage lang. Besonders heftig war die Wuth der thracischen Frauen, der phantastisch aufgeputzten Klodonen und Mimallonen. B. selbst pflegte dabei von einem Stier vertreten zu werden. Um die Leiden des Zagreus zu veranschaulichen, zerrissen die Mänaden diesen Stier; sein Gebrüll war das Symbol des Schmerzes, den der Gott selbst ausgestanden. Anderwärts zerrissen die Wüthenden einen Bock mit den Zähnen; ja in der ältesten Zeit mußten selbst Menschen die Stelle des Opfers vertreten; immer aber blieb das Verschlingen von rohem Fleisch bei diesem Kultus etwas Wesentliches. Nach zu erwähnen sind endlich die bachischen Religionsvereine, welche als geschlossene Gesellschaften mit eigenthümlichen Gebräuchen und Lehren zur Zeit des peloponnesischen Kriegs in Athen auftraten, hier durch die verführerische Mysterienform bald großen Anklang fanden und sich dann, besonders zur Zeit Alexanders des Großen, weiter verbreiteten. Sie fußten vornehmlich in der oben angeführten orphischen Mystik, enthielten sich der Fleischspeisen und hatten besondere Sühngebräuche und heilige Schriften. Ihre Verwandtschaft mit den kleinasiatischen Korporationen der Cybelediener ist unverkennbar. Auch Schwärmerei und fleischliche Ausschweifungen blieben ihnen nicht fremd; namentlich machten sich diese in Italien geltend, wo die orphisch-bachische Mystik vorzüglich in Lukanien, Apulien und Etrurien Eingang ge-

funden hatte. Von Etrurien verbreitete sie sich nach Latium u. Rom, wo man bis dahin nur die den städtischen Dionysien Athens entsprechenden Liberalien gefeiert hatte. Jetzt kamen die berüchtigten Bacchanalien in Aufnahme, ein Gemisch der wild orgiastischen und mysteriösen Bacchusfeier. In der Nähe Roms war der Hain der Stimula (d. i. der Semele) der Mittelpunkt, wo sich die Theilnehmer zur nächtlichen Feier versammelten. Die Aufnahme geschah nach zehntägiger Kasteiung u. vorhergehenden Waschungen. Anfangs wurden bloß Frauen zugelassen, die Weihen auch nur dreimal im Jahre, und zwar bei Tage ertheilt. Später ließ man Männer zu, verlegte die Zeit der Weihe in die Nacht und ordnete statt der dreimaligen Feier im Jahre eine fünfmalige in jedem Monate an. Seitdem herrschte bei diesen Orgien die maßloseste Ausschweifung; wer sich nicht preisgeben wollte, wurde durch den Lärm der Musik betäubt, genothzüchtigt und auf die Seite geschafft. Männer und Frauen tobten bei nächtlicher Weile am Tiberufer, die Männer in verzückten Tänzen weissagend, die Frauen in phantastischem Mänadenaufzuge. Um die Jugend anzulocken, bestimmte man zuletzt, daß Niemand, der über 20 Jahre alt sei, eingeweiht werden sollte. Selbst über die Orgien hinaus setzte sich die Unsittlichkeit fort durch förmliche Verbindungen der Eingeweihten zu den scheußlichsten Verbrechen gegen Feinde oder sonst mißliebige Personen. Daher fand sich die Obrigkeit veranlaßt, gegen diese Unsitte mit Strenge einzuschreiten. Im Jahre 186 v. Chr. wurden in ganz Italien die Bacchanalien durch das noch vorhandene Senatus consultum de bacchanalibus untersagt, Priester u. Priesterinnen in Verhaft genommen u. streng bestraft. Dennoch finden wir später diesen Bacchusdienst mit allen seinen Greueln an einzelnen Orten Italiens und in der Kaiserzeit selbst zu Rom wieder. Noch unter Valens wird seiner gedacht.

Die ältesten bildlichen Darstellungen des B. bestanden in bloßen Hermen mit dem Symbol der Zeugungskraft. Daraus entwickelte sich in der Folge die stattliche Gestalt des alten B. mit der prächtigen Fülle der Haarlocken, welche durch die Mitra zusammengehalten werden, und dem sanft herabfließenden Barthaare, dem blühenden und strotzenden Antlitze und einer fast weiblichen Bekleidung, mit dem Trinkhorn und einer Weinranke in den Händen. Im Zeitalter des Praxiteles kam der jugendliche B. auf, bei dem die weich in einander fließenden Körperformen die halb weibliche Natur des Gottes ankündigen u. die Züge des Gesichts ein eigenthümliches Gemisch seliger Berauschung u. unbestimmter, dunkler Sehnsucht zeigen. Der Körper ist hier, ein umgeworfenes Rehfellchen ausgenommen, ganz nackt; nur die Füße sind mit Kothurnen bekleidet. Als stützendes Scepter dient der Thyrsusstab. Die Stellung des Gottes ist meist bequem angelehnt oder gelagert, selten thronend. Auf Gemmen und Gemälden ward er auch wandelnd mit wankenden Schritten, wie in der Trunkenheit, oder auf seinen Lieblingsthieren (Panther, Löwe) reitend, oder von ihnen gezogen dargestellt. Gern wird ihm ein Satyr als Begleitung, sowie als Mundschenkin die Methe (Trunkenheit) beigegeben. Seine sonstigen Attribute sind die Rebe, der Epheu, der Lorbeer, die Fichte und der Asphodelus, von Thieren der Löwe, Tiger, Panther, Esel, Delphin und die Schlange. Künstlerische Kompositionen gibt es von allen Thaten und Schicksalen des Gottes, von seiner Doppelgeburt, seiner Pflege durch die Nymphen, seiner Vermählung mit Ariadne, seiner Rache an Lykurg und Pentheus, den Seeräubern, seinem Triumph über das besiegte Indien ꝛc. Von berühmten alten Statuen sind nur noch einige treffliche Nachbildungen vorhanden, z. B. drei Torso's im Vatikan, eine schöne Statue in der Villa Albani, ein schöner Kopf auf dem Kapitol.

Bacchusfeste, s. v. a. Bacchanalien, s. Bacchus, vergl. Dionysia.

Bacchylides, griechischer Lyriker, geboren 512 v. Chr. in Julis auf Ceos, Schwestersohn und Schüler des Simonides, lebte theils im Peloponnes, theils mit Pindar und Simonides an dem Hofe des Sängerfreundes Hiero (478–468 v. Chr.) zu Syrakus. Die Alexandriner nahmen ihn später in ihren lyrischen Kanon auf und erklärten somit seine Dichtungen für klassisch. Diese, in dorischer Mundart, bestanden in Hymnen, Päanen, Parthenien, Prosodien, Hyporchemen, Dithyramben, Liebes- und Trinkliedern und besonders in Epinikien oder Preisgesängen auf die Sieger in den großen hellenischen Kampfspielen. Die wenigen Bruchstücke, welche wir davon besitzen, zeigen eine ungemeine Lebendigkeit, eine große Zierlichkeit und Eleganz der Sprache bei metrischer Vollendung, während der poetische Schwung Pindars fehlt. Die gesammelten Bruchstücke finden sich in Jakobs' „Anthologie" (Bd. 1), in Schneidewins „Delectus poesis graecae" (Bd. 2) und Bergks „Poetae lyrici graeci" (Leipzig 1843); vollständig gesammelt und erörtert gab sie Neue (Berl. 1822) heraus. Ein Dithyrambus u. ein Loblied auf die Friedensgöttin sind öfters ins Deutsche übersetzt worden, z. B. von Herder, Arndt u. A.

Bacciarelli, Marcello, italienischer Maler, 1731 in Rom geboren, kam 1753 an den Hof des Königs August III. nach Dresden, war dann seit 1764 für die Kaiserin Maria Theresia in Wien beschäftigt und lebte hierauf als Generaldirektor der königlichen Bauten in Warschau. Im Jahre 1787 bereiste er Italien und Frankreich und † 1818 zu Warschau. Seine Gemälde empfehlen sich durch Korrektheit der Zeichnung, reiche Komposition, glänzende Draperien und frisches Kolorit. Im Marmorsaale des königlichen Schlosses zu Warschau malte er die polnischen Könige von Boleslaw Chrobry bis Stanislaus August.

Bacciochi, Feliee Pasquale, Fürst von Lucca, Piombino, Massa, Carrara und Garfagnana, auf Korsika den 18. Mai 1762 als Sprößling einer armen adeligen Familie geboren, trat in französische Militärdienste und war Subalternoffizier, als Bonaparte die italienische Armee befehligte. Nachdem er des Letzteren Schwester, Maria Anna Elise, geheirathet hatte, wurde er zum Oberst des 26. leichten Infanterieregiments, später zum Präsidenten des Wahlkollegiums der Ardennen, 1804 zum Senator ernannt und erhielt 1805 durch das seiner Gemahlin zugetheilte Fürstenthum Lucca und Piombino den Fürstentitel. Den großherzoglichen Titel von Toskana, welcher seiner Gemahlin 1808 verliehen wurde, führte er nie. Nach Napoleons I. Sturze folgte er seiner Gemahlin in die Verbannung und lebte mit ihr und zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter, unter österreichischer Aufsicht in Italien. Nach dem Tode seiner Gemahlin hielt er sich

meist in Bologna auf, wo er den schönen, nach ihm benannten Palast bewohnte, und † den 27. April 1841, mit Hinterlassung eines Vermögens von 8 Millionen Francs, welches sein Enkel erbte. Seine Gemahlin, Maria Anna (später Elise) Bonaparte, geboren den 3. Januar 1777 zu Ajaccio, in der adeligen Erziehungsanstalt zu St.-Cyr erzogen, reichte in einem Alter von 20 Jahren ihrem Landsmanne Felice B. die Hand, und zwar gegen den Willen Napoleons, welcher, in diesem Falle von seiner Mutter überlistet, dann für eine glänzende Stellung seines Schwagers sorgte, indem er die Schwester erst zur Fürstin von Lucca und Piombino, dann zur Großherzogin von Toskana erhob. Als Regentin war sie einestheils das Muster eines napoleonischen Vasallen, anderntheils eine eifrige Beschützerin der Künste, aber auch hierin das verweidlichte Abbild ihres Bruders, ihre Herrschaft durch geistige Eroberungen stets weiter auszubreiten suchend. Nach dem Sturze des Kaiserreichs nahm sie den Titel einer Gräfin von Campigniano an, begab sich mit ihrer Schwester, der Exkönigin von Neapel, nach Böhmen, begleitete diese später nach Triest und † auf ihrem Landgute Villa-Vicentina bei Triest den 7. August 1820. Von ihren zwei Kindern starb der Sohn, Friedrich Napoleon B. geboren in Codroipa bei Udine im August 1810, den 7. April 1833 zu Rom in Folge eines Sturzes mit dem Pferde; die Tochter, Napoleone Elise B., geboren den 3. Juni 1806, vermählte sich 1825 mit dem Grafen Camerata, einem der reichsten Edelleute der Mark Ancona, lebt aber seit 1830, von ihrem Gatten getrennt, auf ihren Gütern in Illyrien, seit 1852 aber in Paris. Ihr Sohn, Napoleon, Graf Camerata, 1827 geboren, der sich dem Seedienst gewidmet hatte und Referendar im Staatsamte war, erschoß sich hier am 3. März 1853.

Baccio della Porta, Maler, s. Porta.

Bacenis (Bacenis sylva), ausgedehntes Waldgebirge in Germanien, Grenzscheide zwischen den Cheruskern und Sueven, unstreitig der ins Fuldaische auslaufende westliche Theil des Thüringerwaldes, im Mittelalter Buchonia.

Bach, jedes natürlich fließende Gewässer, so lange es noch überall zu durchwaten ist, in der Regel größer als ein Fließ oder Riesel, kleiner als ein Fluß. Man unterscheidet: Faulbäche oder Faulfließe, in Niederungen, Bruch- und Moorgegenden, mit wenig Gefälle, trübem Wasser und schlammigem Grunde; Regenbäche oder Regenfließe, durch Regen erzeugt und bei dessen Mangel vertrocknend; Gieß- und Waldbäche, meist in Gebirgen, zur Zeit des Thauwetters oder bei starkem Regen sehr wasserreich und oft verheerend; Sturz- und Staubbäche, in Felsengegenden, nach ihren oft höchst malerischen Fällen genannt; Steppenbäche, in Steppen entstehend und sich darin verlaufend; Gletscherbäche, aus Gletschern entstehend und daher nie ausbleibend, zur Zeit vermehrten wässerigen Niederschlags oft zu Strömen anschwellend, auch die Quellen vieler großen Ströme bildend; Floß-, Schwemm- und Mühlbäche, so genannt nach ihrer verschiedenen Benutzung. Ein besonderer Name fehlt vielen Bächen, viele werden nach den Hauptorten, welche sie auf ihrem kurzen Laufe zu dem nächsten Flusse berühren, benannt. Für die Betreibung von Mühlen, Hammerwerken ꝛc., für die Holzflöße und Bewässerung von Wiesen und Feldern sind die Bäche, besonders wenn sie hinreichendes Gefälle haben, von der größten Wichtigkeit, namentlich in Gebirgsgegenden. Hier entstehen auch durch den Zusammenlauf mehrer Bäche die meisten Flüsse, nicht selten schon früh in ziemlicher Mächtigkeit. Für militärische Uebergänge sind die Faulbäche meist gefährlich.

Bach, deutsche Tonkünstlerfamilie, aus der über 50 zum Theil sehr berühmte Musiker hervorgegangen sind. Sie stammt ursprünglich aus Preßburg in Ungarn, von wo sie im 16. Jahrhundert wegen verkümmerter Religionsfreiheit nach Deutschland auswanderte. Ihr vor Allen ausgezeichnetstes Glied ist Johann Sebastian B., geboren in Eisenach, wo sein Vater, Johann Ambrosius B., die Stelle eines Hofmusikus bekleidete, den 21. März 1685. Der Ruhm dieses Mannes hat im Laufe von fast anderthalb Jahrhunderten so wenig eine Abnahme erlitten, daß es vielmehr erst der neueren Zeit vorbehalten war, einen tieferen Blick in sein innerstes Wesen zu werfen, um zu erkennen, was er geleistet und was er in seinen zahlreichen Werken der Nachwelt zur Erhebung, zum Studium, zum bleibenden Musterbilde für künstlerisches Wirken niedergelegt hat. Sein Leben war äußerst einfach, fast patriarchalisch. Den ersten Unterricht erhielt er, da sein Vater frühzeitig starb (1695) von seinem ältern Bruder, Johann Christoph, Organisten zu Ohrdruf. Nach dessen Tode setzte er in Lüneburg, wo er das Gymnasium besuchte, seine Musikstudien fort, begab sich nach Hamburg, um bei dem ältesten Orgelmeister, Reinken, dann nach Lübeck, um bei dem berühmten Buxtehude im Orgelspiel zu lernen, wurde 1703 Hofmusikus in Weimar und das Jahr darauf als Organist nach Arnstadt berufen. Im Jahre 1707 ging er als Organist nach Mühlhausen und wurde im folgenden Jahre Hoforganist und 1714 Koncertmeister zu Weimar. Bei einem Besuch in Dresden 1717 imponirte er dem berühmten französischen Orgelspieler Marchand dermaßen, daß derselbe die Stadt urplötzlich verließ. Im Jahre 1718 berief ihn der Fürst von Anhalt-Köthen zum Kapellmeister an seinen Hof und 1723 der leipziger Magistrat zum Kantor und Musikdirektor der Thomasschule zu Leipzig. Hier, an dem Schauplatz seines reichsten Wirkens, lebte er seiner Kunst und seinem Amte als ein frommer, treuer Diener der Kirche, als ein strenger, gefürchteter, aber geliebter Vorsteher seines Chors, als gesuchter, überaus fleißiger und getreuer Lehrer, als ehrenfester Bürger und Hausvater einer zahlreichen Familie. Zehn Söhne hinterließ er der Welt als tüchtige Musiker. Hochverehrt weit und breit, um Rath und That von allen Seiten angegangen, war er Allen nach Kräften zu jeglichem Liebesdienste bereit. Auch Fürsten ehrten ihn: sein Herr, der Kurfürst, wie der ganze dresdener Hof, obwohl damals in Ueppigkeit und Prachtliebe versunken und dem flachen italienischen Musikwesen hingegeben, fühlte Ehrfurcht vor dem seltenen Manne aus Leipzig und bewunderte seine „teufelmäßige" Geschicklichkeit. Auch Friedrich der Große vernahm von dem merkwürdigen Kantor und verlangte ihn zu hören, empfing ihn mit sonderbarer Bewegung und entließ ihn reich beschenkt. Im

Alter erblindete er u. † den 28. Juli 1750. Sebastian B. gehört zu den anstaunungswürdigsten Erscheinungen im gesammten Reiche der Tonkunst. Seine theoretischen Verdienste betreffen vornehmlich das Klavierspiel, die Behandlung der Orgel und die Applikatur für beide Instrumente. Er hat nicht nur die Kompositionen für dieselben weiter geführt, als sie je vor ihm und bis nach Mozart gediehen, sondern auch die Möglichkeit der technischen Ausführung gegeben. Seine Lehr- und Spielart verbreitete über Sachsen und Norddeutschland und weiter eine ergiebige Pflanzschule ehrenwerther Meister des Klavier- und Orgelspiels; die besten Leistungen in der neuen Theorie, die Klavierschule seines Sohnes Philipp Emanuel, die Harmonielehre Kirnbergers, die Lehre Marpurgs von dem Kontrapunkte gründen sich auf B.s Lehre und Beispiel. Wir dürfen ihn daher in der That einen der Begründer und Väter der deutschen Tonkunst nennen, so vieles Gute derselben auch von anderwärts her zugeströmt sein, so viel Eigenes und Neues sich auch nach B. entwickelt haben mag. Als Komponist behauptet B. seinen unvergänglichen Ruhm als der hehre Repräsentant des Innerlichen und Geistigen der Kunst, als der kühnste, mächtigste Verkünder der Idee im Kunstwerke. Um ihn jedoch in dieser seiner Größe zu erkennen und zu verstehen, muß man mit ernstester Kunstgesinnung an seine Werke herantreten und alle Ansprüche auf oberflächlichen Genuß, auf modernen Klangreiz und romantische Gelüstschwelgerei zurücklassen; muß man endlich auch den Mechanismus der strengen Schreibart genau verstehen und sich in den labyrinthischen Gängen der ausgebildetsten Polyphonie zurecht finden können, in denen B. nach dem Geist und Geschmack seiner Zeit sich bewegte. Nur wer dies vermag und thut, dem werden sich die anscheinend starren Formen seiner Tonbauten beleben, nur dem wird B. in seiner ganzen Glorie und Majestät aufgehen. Macht! das ist das erste Wort für alle seine Werke. Sicherheit, Leichtigkeit, Würde und Erhabenheit sind in ihrem Gefolge. Dieser Charakter offenbart sich nicht bloß an großartigen, gewaltigen Aufgaben, sondern auch im kleinsten Kreise in den innigsten, zartesten und zierlichsten Gebilden. B. hatte sich aller Gestalten und Bewegungen des Tonreichs völlig bemeistert. Mag er in seinen zweistimmigen Inventionen für das Klavier oder in seinen kleinen Orgelpräludien ein unbedeutendes Motiv spielend aus einer Lage, aus einer Stimme in die andere werfen und kunstfertig ein Tonstück gleichsam zusammenscherzen, oder mag er alle Gestalten der Fuge zum kühnsten, gewaltigsten Bau aufbielen: überall sind ihm alle Wege bekannt und offen, jeder Schritt und Schwung ist ihm leicht. Bewundernswürdig ist ferner die gleichsam logische Entwickelung von B.s Tonwerken. Mit der Sicherheit und Stetigkeit einer mathematischen Schlußkette führt er sie von Anfang an sicher zum Ziele, ohne Lücke, ohne Sprung, den Hauptgedanken konsequent festhaltend, bis er völlig erschöpft ist, aus diesem dann die Nebengedanken entwickelnd und beide Theile zuletzt in den verschiedenartigsten Kombinationen und Wendungen entweder zusammen, oder getheilt zeigend. Wer dieser vollkommen organischen Entwicklung nachzuspüren und gleichsam das Wachsthum in jedem einzelnen Stücke vom unscheinbaren Keime bis zur mächtigsten Entfaltung zu belauschen weiß, für den wird alles anscheinend Gewaltsame in harmonischer und melodischer Beziehung bei B.s Werken verschwinden. Im üppigsten Reichthum der Harmonie entfaltet sich vielmehr seine Modulation bis zu den fernsten Punkten, ohne Uebertreibung, ohne Ueber eilung, u. entwickelt sich zugleich die einzelne Melodie zu einer nur auf solchem Boden erreichbaren innerlichen Unerschöpflichkeit und Macht. Freilich gehen diese Melodien B.s oft so weit über den engen Spielraum und Gewohnheitskreis dessen hinaus, was man sich gewöhnlich unter Melodie vorstellt, daß nur ein unentnervter und unerschlaffter Geist ihnen in ihre Tiefen nachfolgen mag, und der oft gehörte Vorwurf, B. habe gar keine Melodie gehabt, begreiflich wird. Gleich ungerecht wie diese ist die Behauptung, als sei B., den man als Meister im Kontrapunkte allgemein anerkennen mußte, die sogenannte kunstreiche oder auch künstliche, gelehrte Schreibart das Ziel seines Strebens gewesen. Was uns Neueren als gelehrt oder studirt erscheint, ist bei ihm ein vollkommen natürliches Aussprechen, u. nur weil wir der kunstreichen Formen von damals nicht mehr so mächtig sind, vermögen wir schwerer hinter der Form auch den Geist zu erblicken. Aus allen Werken B.s spricht uns ein hoher, edler, freier Geist an, der im ungebundenen Fluge der Tonreihen seine Gedanken und Empfindungen frei umherspielen läßt, durchaus sinnvoll und gefühlvoll, hier und da die Saite eines bestimmteren Gefühls schärfer berührend, bald wieder über alles beschränkende Affektleben in das Reich der freien Töne sich erhebend. Dies ist der Grundinhalt seiner leichter geführten, zarter gebildeten, bald innigeren, bald in leichtem u. doch stets würdigem Scherze dahin spielenden Klavierstücke, wie seiner glanzvollen Orchestersätze und seiner jetzt stillfrommen, jetzt majestätisch dahin brausenden Orgelcompositionen. Seine Tonmacht beherrschte dabei jedes Material, jedes Organ vollkommen. Das Klavier für sich allein entspricht diesen tiefsinnig zarten Sarabanden, diesen netten Tanzstücken, Inventionen, Variationen, diesen geistvollen Fugen und Phantasien so ganz, wie die Violine allein den für sie geschriebenen Solo's; beide vereinigen sich in den Sonaten eben so reizend als tief. Ueberall ist seine Erfindung eins geworden mit dem ergriffenen Instrument, mit keinem aber mehr, als mit der Orgel. Die Orchesterkomposition hat ganz neue Bahnen gefunden und sich auf geistige Höhen geschwungen, die B. noch unbekannt waren. Das Klavier hat sich verwandelt und neueren Meistern ganz neue Flüge, ungeahnte Klanggebiete und Weisen erschlossen. Nur in der Orgel ist noch nichts vollendet worden, das nicht B. größer u. reicher hinterlassen hätte. Denn die Orgel führte ihn auf seinen eigensten Boden, wo sein suchender Geist Bestimmung, höchsten Beruf, theuerste Pflicht und vollste Befriedigung fand. Die Kirche war es, der er angehörte, das Wort der Schrift war es, auf das er unverwandt schaute, an dem er hielt. Als ein treuer Diener der Kirche, dem obliegt, den Gottesdienst mit Spiel und Gesang zu schmücken, besprach er sich mit seinem Geistlichen und bereitete sorgfältig die Feier. So entstanden jene Gesangswerke, worin er in Tönen voll innigster, glaubensfester Frömmigkeit das Wort Gottes verkündigte, wie Keiner vor und nach

ihm; seine zahlreichen Motetten, Messen, Magnifikate ꝛc., die in der neuesten Zeit zum Theil wieder veröffentlichten Passionsmusiken nach den vier Evangelien, endlich fünf vollständige Jahrgänge Kirchenmusiken auf alle Sonn- u. Festtage, jede aus mehren Chören, Arien, Recitativen und Chorälen bestehend, mit einem sorgfältig gearbeiteten Orchester ausgestattet, zu Worten der Bibel und zu Kirchenliedern gesetzt. Nur ein sehr kleiner Theil, und auch dieser erst in der neuesten Zeit, ist in die Hände des Publikums gekommen, eine viel größere Zahl hat man nur in Privat- und halböffentlichen Bibliotheken kennen gelernt, ein Theil scheint verloren. Was man aber kennt, ist ein unwidersprechliches Zeugniß von dem ernstlichen, unermüdlichen Eifer, mit dem B. durchweg sein Amt verwaltet hat. Durchdrungen davon, daß das Wort der Bibel ein ewig wahres sei, vertiefte er sich mit einem wahrhaft evangelischen Geiste und Eifer in seinen Text. Nicht Töne zum Wort, eine Melodie neben dem Texte, nicht ein bloßes Verständniß desselben oder eine bloße Anbequemung an diesen, nicht ein bloßes Sympathisiren und Mitfühlen mit ihm genügte ihm: seine Musik, schon die Singstimme für sich ganz allein, wird eine Auslegung des Textes; sie steigt in die Tiefen der Sprache und holt den innersten Sinn jedes Wortes herauf; sie wiederholt das Wort, um seinen Sinn zu erweitern und zu verstärken, sie wendet sich, um es von einer andern Seite, im andern Sinne zu betrachten und tiefsinnig salbungsvoll ganz zu erschöpfen. Hier gelangt nun jene Macht über alle Gestalten des Tonreiches zu ihrer vollen Wirkung; die Töne biegen und einigen sich mit jeder Wendung des tiefsinnersten Sinnes, wie das gesunde Organ ununterscheidbar dem gesunden Gedanken folgt; die kühnsten, fernsten Wendungen aber verknüpfen sich harmonisch in den Tönen wie im Geiste. So hat sich ihm eine Gesangssprache gebildet, so durch und durch eigenthümlich, so erfüllt in jedem Tone und jeder Silbe vom Geiste der Schrift, so fern von der flüchtigeren oder weltlichen Bildung Anderer, daß ein schwächeres Geschlecht davor zurückschrecken mußte. Wer aber im Geiste des Wortes sich ihnen widmet, um mit seinem Vermögen, wie es ihm in Sinn und Stimme gelegt ist, das Ewige zu preisen, dem wird sich, welche der vier Stimmen ihm auch gegeben sei, der tiefste, reichste Born heiligen Gesanges erschließen. Eine Gesammtausgabe der Werke B.s, welche bisher fehlte, veranstaltete die 1850 zu Leipzig zusammengetretene Bach-Gesellschaft, ein Verein von deutschen Künstlern und Kunstfreunden, der sich die Aufgabe gestellt hat, durch Herstellung einer schönen und korrekten Ausgabe von B.s sämmtlichen Werken dem deutschen Meister das schönste und ehrenvollste Denkmal zu setzen. Bereits sind 7 starke Bände in splendider Ausstattung ausgegeben worden. Mitglied der Gesellschaft ist Jeder, der einen jährlichen Beitrag von 5 Thalern zeichnet, wofür er jährlich ein Exemplar der für dieses Jahr veröffentlichten Kompositionen empfängt. Einzelne Klavier- und Orgelwerke B.s erschienen in mehren Ausgaben. Vollständigere Sammlungen der Klavierwerke veranstalteten zuerst Peters in Leipzig (durch Czerny und Griepenkerl), Haslinger in Wien und neuerdings Holle in Wolfenbüttel. Die Choralgesänge wurden zuerst herausgegeben von B.s Sohn, Karl Philipp Emanuel (Berlin und Leipzig 1764—69, 2 Bde.), dann mit diesem von Kirnberger (das. 1784 - 87, 4 Bde.; neuer Abdruck (1832), zuletzt von Becker (das. 1843). In neuester Zeit widmete man sich wieder mit wachsender Theilnahme dem Studium bachscher Musik, wozu namentlich Mendelssohns Bemühungen viel beitrugen. Durch des Letzteren Vermittelung wurde auch dem großen Musiker 1842 vor dem Thomasthore zu Leipzig ein Monument, von Knauers Meißel sinnig ausgeführt, errichtet. Vgl. Schauer, B.s Lebensbild, Jena 1850; Hilgenfeld, B.s Leben, Wirken und Werke, Leipzig 1850.

Von Joh. Sebastian B.s 11 Söhnen haben sich folgende einen hervorragenden Namen in der Musikwelt erworben: Wilhelm Friedemann B., der älteste und begabteste, aber auch unglücklichste von allen, geboren 1710 zu Weimar. Als ein ausgezeichnetes musikalisches Talent brachte er es durch den Unterricht seines Vaters im Praktischen u. Theoretischen schon in der Jugend so weit, daß selbst der nicht leicht befriedigte Vater das Höchste von ihm hoffte. Seine musikalischen Einfälle führte er sowohl auf dem Klavier, als auf der Orgel sogleich mit einer Meisterschaft aus, die Alle in Erstaunen setzte. Auch auf der Violine machte er die besten Fortschritte, und selbst in den Wissenschaften zeichnete er sich aus. Er studirte anfangs in Leipzig die Rechte, ging aber 1733 als Organist an die Sophienkirche nach Dresden und wurde 1747 als Musikdirektor und Organist an die Marienkirche nach Halle berufen, daher er auch den Namen des „halle'schen B." führt. Im J. 1767 gab er letztere Stelle auf und ging nach Leipzig zurück. Von dieser Zeit an lebte er unstet bald hier, bald da, wandernden Musikbanden sich anschließend und in Bettlertracht auf der Orgel sich hören lassend. Er führte den Titel eines hessendarmstädtischen Kapellmeisters, ohne jedoch je die Stelle bekleidet zu haben. Am längsten hielt er sich zu Braunschweig, dann zu Göttingen und endlich zu Berlin auf, wo er 1784, ein traurig verkommenes Genie, in kümmerlichen Umständen †. Sein unordentliches Wesen, sein Künstlerstolz, seine unglaubliche Zerstreutheit und sein zanksüchtiges Wesen, das im Trunke, dem er ergeben war, allen Anstand verletzte, hatten ihn zu keiner ruhigen und sicheren Existenz gelangen lassen. Seine Zeitgenossen erkannten in ihm aber den größten Orgelspieler und Fugisten und einen der tiefsten Theoretiker der Musik nach seinem Vater, und sein Bruder Emanuel war der Ueberzeugung, daß Friedemann allein im Stande sei, wenn er wolle, ihren Vater zu ersetzen. Seine jetzt sehr seltenen Kompositionen lassen auf seine wundervolle Begabung schließen. Wir nennen davon: eine Pfingstmusik: „Lasset uns ablegen", eine Adventsmusik, 5 Klavierkoncerte, 4 Orgelfugen, 8 Fugetten, 6 Klaviersonaten, 2 Sonaten für 2 konzertirende Klaviere, 14 Polonaisen u. ein Werkchen über den harmonischen Dreiklang. Eine neue Ausgabe derselben veranstaltete 1842 Wiedemann. Karl Philipp Emanuel, J. Seb. B.s zweiter Sohn, geboren zu Weimar den 14. März 1714, wurde zu Leipzig auf der Thomasschule gebildet, in der Musik von seinem Vater unterrichtet, in dessen Hause er alle bedeutenden Künstler jener Zeit kennen lernte, studirte dann zu Leipzig die Rechte und setzte dieses Studium zu Frankfurt a. d. O. fort. Hier errichtete er eine musikalische Akademie, in welcher seine

Digitized by Google

eigenen Kompositionen öfters aufgeführt wurden, u. ging 1738, ganz der Musik sich widmend, nach Berlin, wo er privatisirte, bis ihn 1740 Friedrich der Große als königlichen Kammermusikus und als seinen Begleiter auf dem Klavier beim Flötenspiele anstellte. Im J. 1767 folgte er dem Rufe als Musikdirektor nach Hamburg, wo er fortan trotz mancher vortheilhaften Anerbietungen blieb. Bei seinem Abgange von Berlin hatte ihm die Prinzessin Amalie von Preußen den Titel eines Kapellmeisters ertheilt. Von seinem Aufenthalte in Berlin und Hamburg wird Emanuel der „berliner" und der „hamburger B." genannt Er † zu Hamburg den 14. Sept. 1788 an einer Brustkrankheit. Sein Leben, von ihm selbst beschrieben, findet sich in Burney's „Tagebuch einer musikalischen Reise" (Leipz. 1772, 3 Bde.). Emanuel B hatte sich die kunstvolle Manier seines großen Vaters vollständig zu eigen gemacht, besaß aber nicht entfernt dessen Erhabenheit u. Tiefsinnigkeit; er war mehr elegant und gefällig, als gewaltig und ergreifend, zuweilen wohl einen höheren Aufschwung nehmend, nicht selten aber auch steif u. voll absichtlicher Künstlichkeit. Am schönsten spricht sich seine Eigenthümlichkeit in seinen Klavierkompositionen (Phantasien, Sonaten, Rondo's) aus, unter denen sich in der Manier seines Vaters äußerst feine originelle u. gefällige Sachen finden. Durch diese wie überhaupt durch seine Instrumentalkompositionen (24—30 Sinfonien, Trio's für Klavier, Violine und Cello) hat er den anregendsten Einfluß ausgeübt, wie sie denn vor Allen J. Haydn, der B.s Werke täglich spielte, zum Vorbilde dienten. Verdienstvoll war auch seine Schrift „Versuch über die wahre Art das Klavier zu spielen" (Leipz. 1787 bis 1797, 2 Bde.), die als das Fundament unserer heutigen Theorie des Klavierspiels zu betrachten ist und in ihren Grundprincipien noch heute volle Geltung hat. Er selbst wird als ausgezeichneter Klavierspieler einstimmig gerühmt. In seinen Gesangskompositionen, unter denen die „Melodien zu Gellerts geistlichen Liedern" und „Cramers Psalmen" als die besten hervorzuheben sind, ist er auch durch vergrößerte Mannichfaltigkeit des Rhythmus u. durch reicheres Accompagnement als Weiterbildner aufgetreten. Unter seinen größeren kirchlichen Kompositionen zeichnen sich aus der „Morgengesang am Schöpfungstage", eine Passion, das mit Recht berühmte doppelchörige „Heilig", der Chor „Alle Lande sind seiner Ehren voll" und sein Oratorium „Die Israeliten in der Wüste". Johann Christoph Friedrich, neunter Sohn J. Seb. B.s, geboren den 21. Juni 1732 zu Leipzig, studirte erst Jura, wendete sich jedoch später zur Musik u. wurde Kapellmeister des Grafen von Schaumburg, als welcher er glücklich, zufrieden und geehrt in Bückeburg) daher er auch der „bückeburger B." genannt wird) lebte und den 26. Jan. 1795 †. Er hat sehr viel komponirt (Oratorien, Klavierkonzerte, Lieder, Trio's, eine Kantate „Pygmalion", die Oper „Die Amerikaneriu", Text von Gerstenberg ꝛc.) und nirgends verleugnete er, obschon an Bedeutendheit seinen Brüdern nachstehend, den würdigen Schüler seines Vaters. Dabei war er ein Mann voller Herzensgüte und Treue. Johann Christian, jüngster Sohn J. Seb. B.s, geboren 1735 zu Leipzig, zur Unterscheidung von Andern der „londoner", auch der „mailänder B." genannt, ging nach dem Tode seines Vaters nach Berlin, um sich bei seinem Bruder Emanuel im Klavierspiel und in der Komposition zu vervollkommnen, u. der vortreffliche Unterricht wie seine herrlichen Anlagen machten ihn bald als Virtuosen u. Komponisten berühmt. Aber mehr als Künstlerruhm reizten ihn die Freuden des Lebens. Er begab sich 1754 nach Mailand, wo er eine Anstellung als Organist am dasigen Dome fand. Ganz nach dem Geschmack des Publikums sich richtend u. nach augenblicklichem Erfolge haschend, war er hier sowohl, wie nachher in London, wohin er 1759 als Kapellmeister berufen wurde, das Idol des großen Haufens und der Dilettanten, namentlich der Frauen, denen er zeitlebens, wie dem Weine, mehr als nöthig hold war. Schon in Mailand hatte er sich zumeist mit Gesangskompositionen beschäftigt und sein ausgezeichnetes Klavierspiel liegen lassen; in London aber war seine Hauptthätigkeit der Oper zugewendet und errang glänzende, wenn auch nicht dauernde Erfolge. Viele seiner Arien erhoben sich zu Lieblingsstücken seiner Zeit. Man rühmte die einnehmende Melodie, noch mehr die frische, reizende Instrumentation, die er durch häufigen Gebrauch der Blasinstrumente bereicherte. Zudem war er der Erste, welcher in den Opernarien die vielen und lästigen Dacapo's wegließ. Ganz besonders gefiel seine Oper „Orione, ossia Diana vendicata" (1763); ihr folgten „Zanaida", „Adriano in Siria", „La Clemenza di Scipione" u. a. Daß er indessen auch Höheres leisten konnte, beweisen mehre Kirchensachen, z. B. ein Tedeum, einige Messen und Psalmen; ebenso werden seine Sinfonien als großartig und prächtig gepriesen. Nicht zu übersehen ist zudem, daß B. durch seine zugängliche und ansprechende Art zu komponiren die Liebe zum Klavierspiel ungemein verbreitet hat. Er † allgemein betrauert zu London im Januar 1782. Seine Frau, eine Italienerin, Ceeilia, geborene Grassi, war seit 1767 Primadonna der londoner Oper.

Derselben Familie gehört noch an: Wilhelm Friedrich Ernst B., Sohn des „bückeburger", Christoph Friedrich B, am 27. Mai 1759 zu Bückeburg geboren. Erst unter der Leitung seines Vaters, dann seines Oheims Christian in London, machte er in der Musik die glänzendsten Fortschritte und trat in Frankreich und Holland konzertirend mit großem Beifall auf. Später ließ er sich in Minden nieder u. komponirte hier zur Bewillkommnung des Königs Friedrich Wilhelm II. eine Kantate: „Die Nymphen der Weser", in Folge dessen er Kapellmeister der Königin u. Musiklehrer aller königlichen Kinder wurde. Später von öffentlicher Wirksamkeit ganz zurückgezogen, † er zu Berlin den 22. Dezember 1845. Seine Kompositionen bekundeten heiteren Geist, ruhiges, gesundes Gemüth. Nur Weniges ist davon im Druck erschienen.

Bach, 1) August Wilhelm, vorzüglicher Komponist für die Orgel, geboren den 4. Oktober 1796 zu Berlin, wo sein Vater Organist an der Dreifaltigkeitskirche war, genoß den Unterricht Zelters u. Bergers in der Komposition u. im Pianofortespiel und wurde im 20. Jahre Organist an der St. Marienkirche. Bald darauf wurde er auch als Lehrer an dem neu errichteten königlichen Musikinstitut angestellt und nach Zelters Tode zum Direktor desselben ernannt. Seit 1833 ist B. zugleich ordentliches Mitglied der berliner Akademie der Künste,

sowie Mitglied des Senats derselben. Die vorzüglichsten seiner gedruckten Werke sind: „Orgelstücke" (Präludien, Postludien, Fugen und Trio's); „Der praktische Organist", eine Sammlung der verschiedenartigsten Kompositionen für die Orgel; ein „Choralbuch", Lieder (Texte von Kahlert), Kantaten, Quartette 2c.

2) Alexander, Freiherr von B., österreichischer Staatsmann, geboren den 4. Januar 1814 zu Loosdorf in Niederösterreich, wo sein Vater Justizamtmann war, kam in seinem 6. Jahre mit dem Vater nach Wien, studirte an der dortigen Hochschule die Rechte und trat dann in den Dienst der kaiserlichen Kammerprokuratur, in welcher Stellung er 9 Jahre blieb. Nach dem Tode des Vaters übernahm er als Advokat dessen ausgedehnte Praxis. In der Politik liberaleren Grundsätzen huldigend, nahm er unter Anderm an der Gründung des juridisch-politischen Lesevereins Theil, in welchem sich die hauptsächlichsten Vertreter der freieren Richtung zusammenfanden. Nach der Märzrevolution von 1848 als einer der Vertreter des Advokatengremiums in den verstärkten ständischen Ausschuß berufen, diente er als Unterhändler mit dem Hofe, da er auf beiden Seiten gleiches Vertrauen besaß. In einer Unterredung, die er am 15. März mit der Erzherzogin Sophie hatte, verständigte man sich über die Grundlagen, die der neuen Verfassung zu geben sein würden. B. wollte vor Allem die Neugestaltung Oesterreichs im Auge behalten wissen, in Beziehung auf Deutschland aber den alten Staatenbund fortdauern lassen, vorbehaltlich solcher Aenderungen, die sich als zweckmäßig und nothwendig ergeben würden. In diesem Sinne wirkte er auch als Mitglied des wiener Gemeinderaths und als Abgeordneter zum Reichstage. Schon unter dem Ministerium Pillersdorf indirekt an den Geschäften betheiligt, nahm er in dem neuen Ministerium Doblhof-Wessenberg als Minister der Justiz seinen Platz ein. Richteten sich gegen ihn, den man schon als Renegaten zu behandeln anfing, die schärfsten Angriffe der Linken, so that er seinerseits durch Hohn und Sarkasmen Alles, diesen Haß zu verdienen. Ganz überwarf ihn mit der liberalen Partei die Berathung des Antrags von Kudlich, die Aufhebung der Unterthanenverhältnisse und die Entlastung des bäuerlichen Grundeigenthums betreffend; B. ließ die Debatte ruhig vorübergehen, um am Schluß eine Kabinetsfrage daraus zu machen, daß nicht nur die bisherigen Grundobrigkeiten entschädigt, sondern auch die daraus entspringenden Lasten zum Theil von den bisherigen Unterthanen getragen würden. In der darauf folgenden Sanktionsfrage vollendete er durch berechnete Schroffheit den Bruch mit der Linken. Dagegen schürzte er seinen Bund mit der aus konservativen und slavischen Elementen zusammengesetzten Majorität auf das Engste, als er sich bei der Interpellation wegen Schleswig-Holsteins auf diese Majorität berief, die keine deutsche Politik wolle. Von den ungarischen Parteiführern wird ihm auch ein bedeutender Antheil an den Intrignen gegen Ungarn zugeschrieben. Während des Oktoberaufstandes begab er sich in das Lager des Generals Auersperg und reiste dann auf die Nachricht, daß der Kaiser die Entlassung der mißbeliebigen Minister bewilligt habe, am 8. Oktober nach Salzburg ab, wo er mehre Wochen zurückgezogen lebte. In Olmütz tauchte er am 21. Nov. wieder auf als Mitglied des neuen Ministeriums Schwarzenberg-Stadion, abermals mit der Verwaltung der Justiz beauftragt. Er betheiligte sich an der Auflösung des Reichstags zu Kremsier, der Ausarbeitung der Verfassung vom 4 März 1849, an den Maßregeln rücksichtlich Ungarns und anderen wichtigen Schritten dieses Ministeriums. Nach dem Austritt Stadions übernahm er am 21. Mai 1849 provisorisch, am 28. Juni definitiv das Portefeuille des Innern, wogegen er das der Justiz abgab. In beiden Departements hat er viele Reformen theils vorbereitet, theils vollendet. In seiner Verwaltung der Justiz fallen die sogenannten provisorischen Gesetze über die Presse, die Vereine, das Associationsrecht, ferner die Aufhebung der Patrimonialgerichte und die Einrichtung neuer Gerichte aller Instanzen, das wichtige Ablösungswerk und die Niedersetzung von Kommissionen in allen Provinzen, welche die Entschädigungen für die ehemaligen Lasten zu ermitteln haben. Auch das Gemeindegesetz wird ihm zugeschrieben und die Neubildung der Verwaltungsbehörden, wobei die strenge Konsequenz, mit der dem alten Schlendrian entgegengearbeitet wurde, einen Lichtpunkt bildet. In seiner spätern Thätigkeit ist die nach dem allgemeinen Urtheil meist von ihm herrührende, aber wohl schon von Stadion vorbereitete Organisation der Landesverfassungen und Landtagswahlordnungen als das Wichtigste hervorzuheben. Anfangs verbat er sich durch ein Cirkularschreiben den Titel „Excellenz" und erklärte, daß er Bürger sein und bleiben wolle und stolz darauf sei, es zu sein. Später aber ließ er sich die Erhebung in den österreichischen Adelsstand gefallen. Ueberhaupt beschuldigte man ihn der politischen Charakterlosigkeit, namentlich hatte man ihn in Verdacht, der Haupturheber des Konkordats gewesen zu sein. Als daher nach dem unglücklichen Ausgange des italienischen Kriegs 1859 die öffentliche Meinung Entfernung der ultramontanen Elemente aus der Regierung forderte, mußte B. sein Portefeuille an Goluchowski abgeben und ging als Gesandter nach Rom.

Bachanten, Name der sogenannten fahrenden Schüler des 14.—16. Jahrhunderts, d. h. solcher erwachsener Schüler, die sich noch nicht auf der Universität dauernd aufhielten, sondern von Stadt zu Stadt, von Schule zu Schule wanderten, wird abgeleitet von bacchari, herumschwärmen, oder von becanus, beanus (be-jaune, bec-jaune), Gelbschnabel, oder richtiger von dem ursprünglich griechischen Worte bacantibos (vacantivus), Müßiggänger, welches schon Synesius von unstet herum ziehenden Klerikern braucht. Gewöhnlich zogen mehre B. zusammen, führten jüngere Schüler, sogenannte Schützen (von schießen, d. h. stehlen), bei sich, welche nöthigenfalls durch Betteln und Stehlen den älteren Nahrungsmittel verschaffen mußten. Sie verweilten nach Gefallen auf einer Schule längere oder kürzere Zeit, hörten so nach und nach die vorzüglichsten Lehrer, und manche unter ihnen erwarben sich tüchtige Kenntnisse. Die ungleich größere Mehrzahl aber führte ein rohes, unordentliches Leben und brachte es kaum zum Verständniß eines leichten lateinischen Autors. Schauspieler, Gaukler, Schatzgräber u. dgl. erhielten aus den Chören der B. ihren reichlichsten Zuwachs. Die wenigsten machten nach ihren Streifzügen noch einen regel-

mäßigen Universitätskursus durch. Die wohlthätige Veränderung, welche die Reformation auch für die deutschen Schulen herbeiführte, machte dem Unfuge der B. nach und nach ein Ende. Daher Bachantia, im Mittelalter eine Schule.

Bacharach, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis St. Goar, links am Rhein, ist eng und düster gebaut, von einer mit hohen Thürmen versehenen Mauer umschlossen, hat zwei evangelische Kirchen und eine katholische (die Kirche der im 17. Jahrhundert in B. eingezogenen Jesuiten), eine Synagoge, eine Salzfaktorei, frequente Kram- und Viehmärkte und 1500 Einw., welche besonders Weinbau, Schifffahrt, Handel mit Wein und dem in der Nachbarschaft gewonnenen Eisen, Saffian- und Lederfabrikation, Bierbrauerei und Fischerei treiben. Der hiesige, ins höchste Alterthum reichende Weinbau ist sehr bedeutend; die beste Sorte, den bekannten Muskateller, liefern die Schloß-, Kühl- und Vogtsberge; dieselbe galt früher für den besten oder doch für einen der ersten Rheinweine. Dennoch steht das bacharacher Gewächs dem Rüdesheimer, Hochheimer, Johannisberger und andern Rheinweinen erster Qualität an Feuer und Haltbarkeit weit nach. Im Durchschnitt berechnet man den jährlichen Ertrag zu 20,000 Thalern. Der hiesige Weinhandel war früher stärker als jetzt, wo B. nach Oeffnung des binger Loches im Rhein aufgehört hat, allgemeiner Verladeplatz zu sein. Unterhalb der Stadt hatte der Fluß im Thalwege Felsen und Bänke, einen für die Schifffahrt gefährlichen Strudel, das wilde Gefährt oder Gewirbel genannt, seit 1850 größtentheils durch Sprengung beseitigt. Nicht weit davon liegt auf einer Insel das alte Schloß, die Pfalz (jetzt nassauisch), ein vielthürmiges altgothisches Gebäude mit einem tiefen Brunnen. Bei der Stadt wird auch in sehr heißen und trockenen Jahren im Rhein ein Stein sichtbar, der zur Römerzeit eine dem Bacchus geweihte Opferstätte (Ara Bacchi, jetzt Elterstein, Altarstein) gewesen sein und durch seine Erscheinung die Aussicht auf ein gutes Weinjahr eröffnen soll. Auf dem Felsenberge, an dessen Fuße B. liegt, stehen die Ruinen des alten Schlosses Stahleck, jetzt Eigenthum der Königin von Preußen. Der Ursprung B.s fällt wahrscheinlich in die Römerzeit, wie schon die erwähnte Ara Bacchi vermuthen läßt. Ganz fabelhaft ist der als Erbauer genannte König Pharamund. Als Stadt kommt B. zuerst 1368 vor. Es war mit der Burg Stableck damals bereits Besitz der Pfalzgrafen bei Rhein, die hier öfters residirten und daselbst Goldgulden und sogenannte Räderalbus schlagen ließen. Im 30jährigen Kriege wurde B. achtmal belagert und geplündert, so 1632 von den Schweden, 1639 von den Truppen Bernhards von Weimar, 1644 von den Franzosen. Auch 1689 sengten und plünderten hier die Franzosen, wobei nicht nur die Burg, sondern auch die schöne Wernerskirche in Ruinen gelegt wurden. Der einträgliche Rheinzoll, welcher unterhalb B.s seit alter Zeit entrichtet werden mußte, war anfangs kaiserlich, zuletzt kurpfälzisch. Unter der kurpfälzischen Herrschaft war die Stadt Hauptort eines Oberamtes mit 14 Ortschaften und Höfen, von 1797—1815 Hauptort eines französischen, zum Departement des Rheins und der Mosel gehörigen Kantons mit 4 Bürgermeistereien und 14 Gemeinden. Geschichtlich merkwürdig sind noch die hier Statt gefundenen Uebergänge der Preußen über den Rhein den 26. März 1793 und unter Blücher den 1. Januar 1814.

Bacharacht, Therese von, Roman- und Reiseschriftstellerin, Tochter des russischen Gesandten bei den freien Städten, Heinrichs von Struve, und Gemahlin des russischen Staatsraths und Konsuls von B. in Hamburg, später Frau von Lützow, † am 16. September 1852 zu Tjilatjap an der Südküste von Java. Sie schrieb unter ihrem Taufnamen Therese: „Briefe aus dem Süden" (Braunschweig 1841); „Ein Tagebuch" (daf. 1842); „Falkenberg" (daf. 1843); „Am Theetisch" (daf. 1844); „Lydia" (daf. 1844); „Wettglück" (daf. 1845); „Heinrich Burkart" (daf. 1846); „Paris und die Alpenwelt" (Leipzig 1846); „Eine Reise nach Wien" (daf. 1848); „Alma" (daf. 1848); „Novellen" (daf. 1849, 2 Bde.).

Bachaumont, François le Coigneur de, französischer Dichter, geboren zu Paris 1624, geistlicher Rath beim Parlament und eifriger Anhänger der antiministeriellen Partei, † 1702. Die Fronde (s. d.) verdankt einem Witzworte B.s ihren Namen. B.s Gedichte erschienen als witzige Kleinigkeiten in verschiedenen Blättern zerstreut; später sammelte sie Lefèvre de St. Marc als Anhang zu der Ausgabe der „Poésies de Chapelle" (Paris 1755). Mit seinem Freunde Chapelle (s. d.) arbeitete er an der berühmten „Voyage à Montpellier".

Bachbungen, Pflanzenart, s. v. a. Veronica Beccabunga.

Bachelier (franz.), s. v. a. Baccalaureus.

Bacheliér, 1) Nicolas, trefflicher französischer Bildhauer aus Toulouse, nach Andern aus Lucca, blühte um 1550, bildete sich in Rom nach Michel Angelo und verpflanzte dessen besseren Geschmack nach Frankreich. Sein Sohn zierte als Baumeister die Stadt Toulouse mit schönen Werken in modernem Geschmack.

2) Jean Jacques, vorzüglicher Fruchl- und Blumenmaler, geboren zu Paris 1724, Professor an der königlichen Akademie daselbst und Direktor der Porzellanmanufaktur zu Sèvres, sowie einer von ihm mit großen Geldopfern gestifteten öffentlichen Zeichenschule für Handwerker; † zu Paris 1805. Am meisten machte sich B. durch seine gelehrten Streitigkeiten mit dem Grafen Caylus über die Wiederauffindung der enkaustischen Malerei der Alten bekannt; er selbst hatte sich dieses Fundes gegen Caylus in einer Schrift über die Wachsmalerei gerühmt. Eine pädagogische Schrift B.s (Mémoire sur l'éducation des filles) wurde von ihm 1789 der Nationalversammlung vorgelegt.

Bachelor (engl.), s. v. a. Baccalaureus.

Bacherer, Gustav, deutscher Belletrist und Publicist, geboren 1810 zu Müllheim in Baden, lebte seit 1839 in Dresden, redigirte seit Juli 1840 einige Zeit die „Morgenzeitung" in Braunschweig (eine Fortsetzung der „Mitternachtszeitung") und † den 4. April 1850 zu Mühlheim. B. schrieb: „Elisabeth Cromwell", Tragödie (Karlsruhe 1836); „Parzen und Eumeniden" (Frankf. 1838 2 Bde.); „Sterne und Meteore in deutscher Zukunft u. Gegenwart" (Leipzig 1839); „Die letzten Salier" historischer Roman (1. Bd., 1837); „Taschenbuch der neuesten Geschichte" (Darmstadt 1842 ff.);

„Schattenrisse und Querstriche aus den Papieren des Michel Teuf" (das. 1843) u. A. m.

Bachergebirge, großer Gebirgszug in Steiermark, Kreis Marburg, zwischen Drau und Sau, von Westen nach Osten bis an die kroatische Grenze sich hinziehend und in seiner südöstlichsten Verzweigung Matzelgebirge genannt. Es bedeckt an 17 QMeilen und trägt noch ungeheure Urwälder, aus denen Glashütten, Eisenwerke ꝛc. unterhalten werden. Am nördlichen, östlichen und südlichen Fuß wird Weinbau getrieben; die bekanntesten Sorten sind der Pickerer, Raster, Radiseller, Rittersberger, Frauenberger, Brandner ꝛc. Die höchste Spitze ist der Planinka (Radona), 4695 F. hoch.

Bachiglione (Baechiglione), Küstenfluß im Venetianischen, entsteht nördlich von Vicenza durch Zusammenfluß mehrer Bäche, wird bei Vicenza schiffbar und theilt sich bei Padua in zwei Arme, von denen der eine in die Brenta, der andere südlich von Chioggia in das adriatische Meer mündet. Er treibt viele Mühlen und speist viele Kanäle, durch die er mit der Etsch in Verbindung steht. Seine Länge beträgt 20 Meilen.

Bachmann, 1) Karl Friedrich, geheimer Hofrath und Professor der Philosophie zu Jena, geboren zu Altenburg am 24. Juni 1785, besuchte das dortige Gymnasium und seit 1803 die Universität zu Jena, hielt sich dann einige Zeit in Dresden auf und ging 1808 nach Heidelberg, um sich dort zu habilitiren, wurde aber statt dessen Hauslehrer in der Nähe von Bern und habilitirte sich erst 1810 in Jena, wo er 1812 eine außerordentliche und 1813 die ordentliche Professur der Moral und Politik erhielt. Später wandte er sich mit Vorliebe der Mineralogie zu. Er veröffentlichte über diesen Zweig des Wissens mehre kleine Aufsätze, namentlich eine „Uebersicht der Leistungen im Gebiete der Mineralogie" in der Zeitschrift „Hermes" (Jahrgang 1824 ff.). Nachdem er schon früher Prodirektor der großherzoglichen mineralogischen Gesellschaft gewesen war, wurde er nach dem Tode des Bergraths Lenz (1832) Direktor derselben und des mineralogischen Kabinets und 1837 altenburgischer geheimer Hofrath. Er † den 20. Sept. 1855. Auf dem Gebiete der reinen Philosophie schrieb er: „Ueber Philosophie und ihre Geschichte, drei akademische Vorlesungen" (Jena 1811 und 1820); „Ueber die Philosophie meiner Zeit, zur Vermittelung" (das. 1816); „Ueber die Hoffnung einer Vereinigung zwischen Physik und Psychologie" (Utrecht 1821), von der Gesellschaft der Künste und Wissenschaften in Utrecht als Preisschrift gekrönt; „System der Logik, ein Handbuch zum Selbstunterricht" (Leipzig 1828, ins Russische übersetzt 1831), besonders ausgezeichnet durch Reichthum des darin enthaltenen Materials und der propädentischen Blicke auf andere Theile der Philosophie. B. ist im Allgemeinen ein Anhänger der kantischen Philosophie, dessen Verdienst besonders darin besteht, die Naturwissenschaft zum Theil mit der philosophischen Forschung in Verbindung gebracht zu haben, der sich aber im Uebrigen ganz innerhalb der Schranken des altkantischen Kategorienformalismus hält. Zu der Zeit, als Fortlage, K. Fr. Hoffmann u. And. für und gegen die hegelsche Philosophie schrieben, trat auch B. mit scharfer Polemik gegen dieselbe auf, zuerst in seiner Schrift „Ueber Hegels System und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Umgestaltung der Philosophie" (Leipz. 1833), welche Schrift den Unwillen der hegelschen Schule im höchsten Grade erregte und dem Verfasser viele Angriffe von dieser Seite zuzog, insbesondere von K. Rosenkranz in seinem „Hegelschen Sendschreiben an den Hofrath und Professor der Philosophie Dr. K. Fr. B." (Königsberg 1834), worauf B. in seinem „Anti-Hegel" (Jena 1835) antwortete. Der Streit artete zuletzt in Persönlichkeit aus. Außer Recensionen veröffentlichte B. seitdem nur die zwei Prorektoratsreden: „Ueber eine Schattenseite unserer Literatur" und „Ueber die Bestimmung der Universität" (Darmstadt 1846).

2) Gottlob Ludwig Ernst, klassischer Philolog, geboren zu Leipzig am 1. Januar 1792, wurde zuerst in den Schulanstalten seiner Vaterstadt, dann seit 1806 mit einem jüngern Bruder in der Landesschule Pforta gebildet und besuchte von 1812—16 die Universitäten Leipzig und Jena. Nachdem er kurze Zeit Lehrer am Pädagogium zu Halle gewesen war, folgte er einem Rufe als Professor an das Gymnasium zu Wertheim in Baden, welche Stelle er jedoch 1824 freiwillig niederlegte, um eine größere wissenschaftliche Reise zu unternehmen (1825—28); auf derselben hielt er sich namentlich in Wien, Rom, Neapel und Paris auf, um die dortigen Bibliotheken für literarische Zwecke auszubeuten. Von 1828 bis 1832 lebte er ohne Amt in seiner Vaterstadt. Im Jahre 1832 wurde er zum Direktor des Gymnasiums und der Realschule zu Rostock berufen und im folgenden Jahre mit Beibehaltung seines Amtes als Direktor der städtischen Schulanstalten zum ordentlichen Professor der klassischen Literatur an der dortigen Universität ernannt. Ergebnisse seiner Reise waren folgende Schriften: „Die ägyptischen Papyrus der vatikanischen Bibliothek" (Lpz. 1828); „Anecdota graeca e codicibus bibliothecae regiae parisiensis" (das. 1828, 2 Bde.); „Lycophronis Alexandra" (das. 1830, 1. Band, den griechischen Text nebst kritischem Apparat enthaltend). Bedeutend waren die „Scholia in Homeri Iliadem ex cod. bibl. paull. acad. lips nunc primum integra edita" (Leipzig 1835—38, Heft 1 und 2). Als Vorläufer zum 2. Band von Lycophrons „Alexandra", welcher den griechischen Kommentar des Tzetzes nebst älteren Scholien umfassen sollte, erschienen „Scholia vetusta in Lycophronis Alexandram" (Rostock 1848) und „Ioannis Tzetzae opusculum etc." (das. 1851).

Bachmuth, Kreisstadt im russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, an der Bachmutka, mit bedeutendem Jahrmarkt (29. Juni) u. 7156 Einw.

Bachstelze, (Motacilla *Linn.*, Budytes *Cuv.*), Vögelgattung, welche zur Familie der Pfriemenschnäbler (Subulirostres) oder eigentlichen Sänger gehört u. deren charakteristische Merkmale der lange, gerade, schmalfederige Schwanz, dessen zwei mittlere Federn über die anderen etwas hinausragen, die langen, die Enden der zusammengeschlagenen Flügel bedeckenden Schulterfedern, das nicht gefleckte Gefieder, besonders der einfarbige Rücken und die hohen Beine sind. Es gehören hierher kleine, schlanke, muntere Vögel, welche schnell laufen, nicht hüpfen u. immer mit dem Schwanze wippen. Sie halten sich gern in der Nähe des Wassers auf, leben von Insekten und Würmern und mausern sich jährlich zweimal. Ihre Nester bauen sie in Löcher auf der Erde oder an niedrigen Uferrändern. Von den 10 Arten die-

ser Vögelgattung sind in Deutschland drei einheimisch. Am bekanntesten ist die weiße B. (M. alba *L.*, Wippsterz, Ackermännchen). Bei dieser sind die zwei äußersten Schwanzfedern fast ganz weiß; die vorderen Schwungfedern außen schwarz mit schmalem weißen Außensaum. Bei den alten Vögeln sind im Frühjahr Vorderhals, Hinterkopf, Nacken, die weiß gekanteten Schwungfedern u. die 8 mittelsten Schwanzfedern schwarz, der Rücken aschgrau, Stirn, Kopf und Halsseiten nebst dem an den Seiten grauen Unterkörper rein weiß. Im Herbstkleide steht unter der weißen Kehle ein schwarzer, hufeisenartiger Fleck. Bei dem Weibchen sind die Farben weniger rein, als bei dem Männchen. Die Jungen sind oben schmutzig-aschgrau, an der Kehle graurweiß, unter der letzteren mit einem schwarzgrauen, hufeisenförmigen Fleck gezeichnet, am Unterkörper schmutzig-weiß. Nach der Herbstmauser sehen sie fast aus wie die Alten und unterscheiden sich von diesen nur noch durch die matteren Farben und den schwarzgrauen Kopf. Dieser nützliche Vogel ist durch ganz Europa bis zum hohen Norden hin verbreitet, hält sich gern in der Nähe menschlicher Wohnungen, sowie an Gewässern auf, verläßt uns im Herbst, kehrt aber schon im ersten Frühling so bald zurück, daß er nicht selten bei spätem Schnee und Frost in Noth geräth. Seine Nahrung sind Insekten und Würmer, die er am Wasser, auf Viehtriften und hinter dem pflügenden Landmanne her aufzusuchen pflegt. Er nistet jährlich zweimal in Gebäuden, Mauer-, Baum- und Erdlöchern, baut ein warmes Nest aus Grashalmen, Blättern und anderen Pflanzentheilen, legt 6–8 bläulich- oder grünlichweiße, gear punktirte Eier, wird aber öfters vom Kukuk heimgesucht und brütet dessen Eier aus. Der Gesang des Männchens ist weder angenehm, noch laut. In der Stube dauert die weiße B. meist nicht lange aus. Man muß sie entweder frei herumlaufen lassen, oder ihr wenigstens einen geräumigen Käfig geben u. für Badewasser sorgen. Am besten gedeiht sie bei Nachtigallenfutter. Sie hascht geschickt die Fliegen weg und vertilgt auch Flöhe und Wanzen. Mit ihres Gleichen hadert sie gern und verfolgt Raubvögel, sowie auch den Kukuk mit großem Geschrei. Die gelbe B. (M. flava, M. boarula, *L.*, Schafstelze) ist obenher olivengrünlich, unten gelb und besonders durch den langen, wenig gekrümmten Nagel der Hinterzehe ausgezeichnet. Das Weibchen ist oben mehr grau und unten weniger gelb. Auch diese Art findet sich allenthalben in Europa, in Deutschland vom April bis zum Oktober, aber nur in ebenen Gegenden, nie auf höheren Gebirgen. Die graue B. (M. sulphurea *Bechst.*, M. boarula *Pen.*) ist aschgrau, an der Brust und am Bauch hochgelb, die Kehle im Winter und Frühjahr schwarz, beim Weibchen röthlichweiß. Diese Art findet sich vorzüglich im südlichen und mittleren Europa und geht nördlich nur bis Dänemark. Die schwarzrückige B. (M. lugubris) hat einen schwarzen Rücken und ist im nördlichen und mittleren Asien ein sehr gemeiner Vogel, wird aber sonst nur im östlichen Europa, und zwar selten angetroffen.

Bachtelen (Grembec, Allerheiligenbad), Bad im schweizerischen Kanton Solothurn, mit Milch- und Molkenkuranstalten.

Bachtiaren (Bakhtiyaren), ein großes kriegerisches und räuberisches Nomadenvolk, das in den Hochlanden des östlichen Kuristan in Persien unabhängig und unter eigenen Häuptlingen lebt. Sie zählen eine halbe Million Köpfe und zerfallen in die 3 Horden der Hast Leng, der Chaher Lengu. der Dinaenai, deren jede wieder in einzelne Volkschaften oder Clans getheilt ist. Sie gehören zu den Kurden, sprechen aber eine eigene Mundart. Die Häuptlinge haben despotische Gewalt. Aeußerlich sind sie Mohammedaner, und zwar von der Sekte der Ali-Ilahis. Im Uebrigen werden sie als äußerst wild und grausam geschildert, bei persönlicher Tapferkeit. Die Blutrache vertilgt ganze Geschlechter u. wird durch keinen Eid beschwichtigt. Ihr Hauptgewerb ist nomadische Viehzucht; doch treiben sie auch etwas Handel mit Galläpfeln, Mastix, einer Art Honig, Gazu genannt, u. Pfeifenröhren aus Kirschbaum, die sie in den Wäldern ihrer Berge sammeln. Ihre Besten sind Kalai-Diz am Dizful und Diz-Malakan.

Bachur (hebr.), Jüngling; bei den neueren Juden auch Bocher, ein Jüngling, der zum Studium des Talmuds zugelassen ist, Student, im Gegensatz von Dardeki, Schulknabe. Gewöhnlich hat der B. nur Einen Lehrer.

Bacillen (bacilli), Rechnungsstäbchen; s. Neppersche Rechnungsstäbchen. In der Pharmacie heißen so Stäbchen, eine Arzneiform, in welcher (besonders frische) Arzneimittel gereicht werden. Es werden die dazu bestimmten Mittel in Pulverform mit Zucker gemischt, mit Traganthschleim zu einer steifen Masse angestoßen u. zu dünnen Stäbchen ausgerollt. Jetzt hat man fast nur noch Bacilli Liquiritiae, Süßholzbacillen, in den Apotheken; sie sind weiß, oder mit Safran gelb gefärbt. Auch heißen so (bacilli ad fornacem) die Räucherkerzen und der Ofenlack.

Back, ein niederdeutsches Wort, welches einen bretternen Verschlag, einen Kasten, oder ein ähnliches geräumiges Gefäß zur Aufbewahrung von irgend einer Materie bedeutet, daher Bezeichnung des Stockwerks vorn auf dem obersten Deck der Kriegsschiffe, das früher nach Eulerung eines Schiffes als Verschanzung gegen den eindringenden Feind diente, auch Vor- od. Borderkastell genannt; dann ein mit Bretern verschlagener Raum auf dem Schiffe zur Aufbewahrung täglicher Bedürfnisse, daher Kugelback, Schiffsraum für die Kugeln.

Back, George, britischer Seefahrer, der nicht wenig dazu beigetragen hat, die Frage von einer nordwestlichen Durchfahrt und von der Begrenzung des amerikanischen Kontinents gegen das nördliche Eismeer ihrer Lösung näher zu bringen. Er befand sich gerade in Italien (1833), als die britische Regierung den Entschluß faßte, eine Expedition zur Aufsuchung des für verloren gehaltenen Kapitäns Roß (s. d.) abzusenden. B. hatte schon an den von Franklin und Richardson (1825 und 1826) in Ausführung gebrachten Expeditionen Theil genommen, weshalb man, als er sich zur Uebernahme der beabsichtigten Expedition erbot, willig auf sein Anerbieten einging. Er verließ London am 17. Februar 1833, begleitet von dem Wundarzte King und drei Gelehrten, nahm seinen Weg über Newyork, Montreal, Shina und verweilte zunächst einige Zeit in Norwayhouse, einem der Hauptkontors der Hudsonsbaikompagnie, von wo er mit 16 Bootsleuten in einem einzigen Boote am 28. Juni absegelte u. am

Digitized by Google

8. August das am großen Sklavensee gelegene Fort Resolution erreichte. Schon am 11. August drang er von hier weiter vor und entdeckte auf dieser Reise den aus dem östlichen Ende jenes See's abfließenden Fischfluß od Thlewischah (Thluitscho), seitdem nach dem Entdecker Backstrom genannt, den Waldesley- und den Artilleriesee. Den Winter brachte er am großen Sklavensee im Fort Reliance (62° 48′ nördl. Br. und 91° 40′ westl. L. v. Ferro) zu. Da er am 25 April 1834 die Nachricht erhielt, daß Kapitän Roß und seine Gefährten in England angekommen seien, beschloß B., sich gegen das arktische Meer zu wenden, verließ am 7. Juni 1834 Fort Reliance u. brachte den Rest des Monats damit hin, sein Boot u. seine Vorräthe auf Walzen nach dem bestimmten Einschiffungspunkt am Backstrom zu schaffen. Am 7. Juli fuhr B. mit dem Arzte King und noch 8 anderen Personen den Backstrom hinunter und erreichte am 29. Juli jenseits eines majestätischen Vorgebirges, welches Kap Victoria genannt wurde, das Eismeer unter 67° 7′ nördl. Br. und 94° 40′ westl. L. v. Gr. (77° westl. L. v. Ferro). B. gedachte sich jetzt westwärts zu wenden. Aber das Treibeis war in dieser Richtung so dicht am Ufer aufgeschichtet und durch heftige Nordwestwinde so gefährlich in Bewegung gesetzt, daß er nicht über 68° 45′ nördl. Br. u. 96° 22′ westl. L. hinaus kommen konnte. Er kehrte daher am 15. August 1834 um, nannte die entdeckte Gegend Wilhelms-Land und nahm davon für England Besitz; die nördlichste Spitze, bis zu welcher er vorgedrungen war, nannte er Kap Richardson. Dann schiffte er den Backstrom wieder entgegen und kam am 27. September 1834 wieder bei Fort Reliance an, in dessen Nähe man einen prachtvollen Wassersturz entdeckte, der den Namen Parrysturz erhielt. B. überwinterte 1834—35 im alten Quartier. Im Jahre 1835 setzte er mit großer Beharrlichkeit seine Nachforschungen im Eismeere fort und landete am 8. Sept. d. J. in Liverpool. Die Resultate dieser Reise, auf welcher B. nahe an 1000 englische Meilen neues Land durchzog, sind zwar wesentlich negativer Art, haben aber viel dazu beigetragen, das noch übrige Stück Arbeit wesentlich zu erleichtern; man wußte nun, daß von Chesterfields oder Wagers Einfahrt bis zum Backstrom die Entfernung nicht groß u. von der Repulsebai bis in das Meer, in welches dieser Fluß fällt, wahrscheinlich noch geringer sei. Am 28. Juni 1836 trat B. eine zweite Expedition an, um von der Hudsonsbai aus durch den Wagersfluß oder die Repulsebai in den Theil des Polarmeeres einzudringen, welcher sich von der Halbinsel Melville bis zum Kap Turnagin erstreckt. Sein Schiff „Terror" blieb jedoch im August im Eise stecken u. kehrte Ende 1837 im traurigsten Zustande nach England zurück. Eine wissenschaftliche Ausbeute war unter solchen Umständen von dieser Expedition nicht zu erwarten. Einen öffentlichen Bericht derselben gab B. unter dem Titel „Narrative of the arctic land expedition to the mouth of the Great Fishriver, and along the shores of the arctic ocean, in the years 1833, 1834 and 1835" (London 1836, deutsch von Andree, Leipzig 1836).

Backbord (engl. backboard), die linke Seite des Schiffes, entgegengesetzt dem Steuerbord oder der rechten Seite; daher in mehren Zusammensetzungen Alles, was auf der linken Schiffsseite ist, z. B. Backbordsbug, Backbordswache ꝛc.

Backen (Backe, bucca), die seitlichen Grenzen der Mundhöhle, in welche die beiden Lippen übergehen, nachdem sie zuvor in einen Winkel sich vereinigt haben. Die B. sind zwischen Ober- und Unterkiefer ausgespannt, von außen von der Lederhaut, von der Mundhöhle aus mit einer Schleimhaut überzogen, welche letztere eine große Anzahl von Schleimdrüsen enthält. Zwischen dieser Schleimhaut und der äußeren Haut liegt hauptsächlich Muskelmasse, besonders der Trompetermuskel (musculus buccinator), der Lachmuskel (m. risorius), der Hebemuskel des Mundwinkels, der Jochbeinmuskel ꝛc., nebst einem mehr oder weniger reichen Fettpolster. Die Schleimhaut ist am Ober- und Unterkiefer an die Knochen befestigt u. umgibt also die Backenhöhle, welche durch die Zähne von der eigentlichen Mundhöhle abgeschlossen ist und nur in ihrem hintersten Theile mit dieser zusammenhängt, indem sie direkt in die Schleimhaut der Rachenhöhle übergeht. In die Backenhöhle mündet der Ausführungsgang der Ohrspeicheldrüse (parotis, s. d.), dem ersten od. zweiten Backenzahne gegenüber. Die äußere Haut der Backe ist bei dem Manne theilweise behaart und zeichnet sich besonders in der Jugend durch ihre frische rothe Färbung aus. Zu weilen bildet sich beim Sprechen oder Lachen das sogenannte Backengrübchen. Bei manchen Thieren befinden sich im Inneren Backentaschen (s. d.). Dicke B. sind krankhafte Anschwellungen in Folge von Entzündungen tiefer liegender Gebilde, am häufigsten von kranken Zähnen herrührend, von denen aus die Knochenhaut des Kiefers in der Umgebung des Zahnes sich entzündet hat, wobei es gewöhnlich zur Eiterbildung kommt und ein Abscess sich bildet, der in der Regel zwischen Backe und Kiefer durchbricht. Die B. können durch die oben genannten Muskeln vielfältig bewegt werden und tragen zu allen Verrichtungen des Mundes, der Mund- u. Rachenhöhle wesentlich bei, wie beim Saugen, Pfeifen, Schlingen, Blasen, Kauen ꝛc. Ueber Hinterbacken s. Gesäß.

Backenstreich (colaphus, alapa, franz. soufflet, engl. slap), Schlag mit der Flachhand auf den Backen, gehörte bei mehren Völkern der ältern und neuern Zeit als symbolische Handlung zu gewissen Feierlichkeiten. Die Römer gaben z. B. bei Freilassung eines Sklaven diesem einen B., als Zeichen der Macht, welche der Herr bisher über den nun Freigewordenen gehabt hatte und welche mit diesem letzten Schlage zu Ende ging. Im Mittelalter u. an mehren deutschen Höfen bis ins 18. Jahrhundert herab erhielt der Edelknabe bei der Wehrhaftmachung einen B. mit den Worten: „Dies leide von mir, aber von Keinem mehr!" Bei Grenzbegehungen gab man ehedem und gibt man an manchen Orten noch jetzt den Knaben, die den Umgang mitmachen, an Malsteinen B.e, damit sie den Ort genauer merken sollen; in der katholischen Kirche vollzieht der Bischof die Firmelung mit einem sanften Schlag auf den Backen, indem er dabei die Worte spricht: Pax tecum (Friede sei mit dir)! Als absichtliche Beleidigung gehört der B. od. (wie er dann gewöhnlich heißt) die Ohrfeige zu den groben Realinjurien und wird nach Umständen mit Geldbuße od. Gefängniß bestraft. Bei Personen, unter denen Duelle üblich sind, kann für einen B. meist nur durch den Zweikampf Satisfaktion erlangt werden.

Backentaschen, häutige Beutel oder Säcke inwendig an den Backen der Hamster, der Zieselmaus, Taschenratte (Ascomys), einiger Eichhörnchen und Affenarten; dienen zur Fortschaffung der Nahrung, z. B. beim Hamster.

Backhaus, Mauriz Johann Heinrich, Theolog, den 3. April 1768 zu Düsseldorf geboren, studirte zu Marburg und folgte 1788 einem Ruf als Wochenprediger zu Mühlheim an der Ruhr, von wo er 1789 als Prediger nach Gladbach bei Mühlheim am Rhein und 1806 nach Iserlohn kam. Im Jahre 1815 erhielt B. einen Ruf als Professor der Theologie, Konsistorialrath und Inspektor der reformirten Kirchen des Kurfürstenthums Hessen nach Marburg, in welcher Stellung, sowie als Mitdirektor des damals noch in Marburg blühenden Schullehrerseminars er höchst segensreich wirkte. Er † den 22. Febr. 1845. Unter seinen Schriften sind besonders zu bemerken: die Preisschrift „Ueber die Integrität der prophetischen Schriften des alten Bundes" (Halle 1796); „Sammlung einiger öffentlichen Vorträge für Freunde einer rein-biblischen Religionserkenntniß und eines thätigen Christenthums" (Düsseldorf 1798); „Bemerkungen über den Gebrauch der apokryph. Bücher des Alten Testaments, zur Erläuterung der neutestamentlichen Schreibart" (Dortmund 1808); „De dictione tropica N. T. judicanda et interpretanda" (Marburg 1819 bis 1822). Außerdem hat B. auch mehre Werke aus dem Holländischen ins Deutsche übersetzt und einige fremde Werke, wie Münschers „Dogmengeschichte" und „Kirchengeschichte", neu herausgegeben.

Bac-Khin (Bac-Kingh, Bakthan, Dougkin, Tunkin, Cachao, Kescho, Nordstadt), Hauptstadt im hinterindischen Reich Tunkin, am schiffbaren Songloi, etwa 16 Meilen vom Meere, offen und von außerordentlichem Umfang. Die Mauer um den prachtvollen Palast des Vicekönigs hat allein 2 Stunden im Umfang. Die Zahl der Einwohner wird verschieden angegeben, von 150,000 bis 40,000. Auf der Ostseite des Songkoi liegt die Stadt (Kompang) der Chinesen, die hier bedeutenden Handel treiben. Die Einwohner fabriciren verschiedene Arten seidener Zeuche, besonders aber lackirte Waaren, u. treiben damit, sowie mit Gold, das aus den Flüssen gewaschen wird, beträchtlichen Handel. Die Briten und Holländer haben hier Faktoreien u. bringen Manufakturwaaren, Waffen, Pfeffer ꝛc. zum Austauschen. Von B. führt eine Kunststraße nach der königlichen Residenz Phuxuan.

Backschisch (pers.), im Allgemeinen ein Geschenk, im neuern Orient speciell das Trinkgeld, das man aber nicht stillschweigend erwartet, sondern laut u., wenn nicht gleich gewährt, unverschämt fordert. Der Reisende, er sei in der Türkei od. in Aegypten, in Kleinasien od. Syrien, wird stets für den geringsten Dienst, den ihm Jemand erweist, durch den Ruf B.! B.! daran erinnert, die Gefälligkeit durch eine Geldgabe zu bezahlen. Selbst die Gesandten bei der hohen Pforte sehen sich genöthigt, wenn sie zur Audienz bei dem Sultan od. einem hohen Würdenträger erscheinen, gleich durch freiwilliges Geben eines B. der kategorischen Forderung desselben von Seiten der Thürsteher und anderer Bedienten zuvorzukommen. Allmählig ist das B. durch den Gebrauch auf ganz feste Summen bestimmt worden.

Backhuysen, s. Bakhuysen.

Backnang, Stadt im würtembergischen Neckarkreis, an der Murr, in einem angenehmen Thale, Sitz der Oberamtsstellen, eines Kameralamts, evangelischen Delanats, Postamts und einer lateinischen Schule, mit 4450 Einwohnern, welche Tuch- und Musselinweberei und Gerberei treiben. Auf einer Anhöhe in der Stadt liegt das ehemalige Chorherrenstift; die Stiftskirche ist merkwürdig durch die darin befindlichen Denkmäler badischer Markgrafen. B. kommt unter dem Namen Baceanang schon 1067 als Besitz der Markgrafen von Baden vor; bereits 1231 hatte es Stadtrechte. Das genannte Chorherrenstift wurde 1116 von Markgraf Hermann und seiner Gemahlin Jutta gestiftet, allein 1233 in einem Kriege seines Enkels Hermann gänzlich zerstört. Erst 1243 erstand es wieder aus seiner Asche. Im J. 1477 wurde es von Papst Sixtus IV. in ein weltliches Chorherrenstift verwandelt. Die Stadt B., ursprünglich badisch, wurde schon 1297 dem Grafen Eberhard für das Heirathsgut seiner Gemahlin Irmingard verpfändet und blieb nun bei Würtemberg. Im 30jährigen Kriege wurde B. halb eingeäschert, ebenso im französischen Kriege 1692. Jetzt ist B. eine der wohlhabendsten Städte Würtembergs.

Backofen, s. Bäcker, vgl. Brod.

Backwoods, d. i. Hinterwälder, bei den Bewohnern Neuenglands gebräuchliche Benennung der unermeßlichen, nur von Indianerhorden durchstreiften Urwälder, welche bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts die im Westen der Alleghanies gelegenen Länder bedeckten. Seitdem aber auch diese Gegenden der Kultur gewonnen sind, pflegt man den Namen B. von dem ganzen noch unangebauten Westen des Gebietes der Vereinigten Staaten zu gebrauchen. Diejenigen Weißen, welche, gleichsam die Vorposten der nachrückenden Civilisation, vereinzelt in den Urwäldern sich niederlassen, werden Backwoodsmen, d. i. Hinterwäldler, auch Pioniere und Squatters genannt. Ihr unkultivirtes Kulturleben voll Gefahren und Entbehrungen, ihr Muth und ihre Ausdauer, ihre Tugenden und Laster, ihre blutigen Kämpfe mit den Thieren des Waldes und den feindseligen Indianerstämmen sind in den Schriften Coopers, Gerstäckers u. A. anschaulich geschildert.

Bacler d'Albe, Louis Albert Guillain, Baron von, französischer Kartenstecher, Landschaftsmaler u. Zeichner, geboren 1762 zu St.-Pol, ließ sich, gefesselt von der Schönheit der Alpenwelt, als 20jähriger Jüngling auf der Reise nach Italien begriffen, zu Salanche nieder und malte zahlreiche landschaftliche Ansichten, welche großen Beifall fanden. Mit der französischen Armee ging er als Artillerielieutenant nach Italien. Zum Zweck der militärischen Operationen entwarf er eine Karte des Kriegsschauplatzes in 30 Blättern und leitete von Mailand aus, wo er als Chef der topographischen Bureau's und als Direktor des Kriegsdepots zurückblieb, die Herausgabe dieses Werks, das indeß mit allem Zubehör den Oesterreichern in die Hände fiel. Unverdrossen machte sich B. an eine neue Bearbeitung und war damit fast zu Ende, als er das Verlorene zurückerhielt. Er ließ darauf eine Fortsetzung in 22 Blättern folgen und veröffentlichte zugleich treffliche Memoiren über die Kartenstecherkunst, wovon sich Auszüge im „Mémorial topo-

graphique" vorfinden. Nachdem er Napoleon I. auf allen Feldzügen begleitet, trat er 1813 als Brigadegeneral aus dem aktiven Dienste, ward in den 100 Tagen Generaldirektor des Kriegsdepots in Paris, verlor aber diese Stelle nach Ludwigs XVIII. Rückkehr und † 1824 zu Paris. Sein bedeutendstes Gemälde ist die Schlacht von Arcole, ein großes Oelbild, welches im Schloß Trianon aufgestellt wurde und durch den Stich weite Verbreitung fand. Außerdem lieferte er Landschaften in Gouache und eine Folge von Ansichten der pariser Gegend. Auch erschienen von ihm „Souvenirs pittoresques de la Suisse", „Promenades pittoresques" und andere dergl. Sammlungen.

Bacon, 1) Roger, britischer Mönch im 13. Jahrhundert, einer der eminentesten Geister aller Jahrhunderte, geboren 1214 zu Ilchester in der Grafschaft Somerset, studirte zu Oxford und begab sich später nach Paris, wo er die theologische Doktorwürde erhielt. Im Jahre 1240 kehrte er nach Oxford zurück und trat in den Franciskanerorden, hielt jedoch vielbesuchte Vorlesungen an der Universität. Sein Drang nach Wahrheit suchte in allen Gebieten der Wissenschaft Befriedigung, verleitete ihn aber auch, falsche Richtungen einzuschlagen, wie er sich z. B. mit Eifer der Astrologie und Alchemie zuwandte, durch welche er die Geschichte und das Wesen der Dinge in ganzer Unmittelbarkeit zu erkennen hoffte. Indessen war er weder Alchemist, noch Astrolog auf Kosten der wahren Wissenschaftlichkeit, vielmehr hat er die Wissenschaft mit so hellem Verstande und so praktischem Sinne erfaßt, wie keiner seiner Zeitgenossen und wie wenige Forscher der nächsten Jahrhunderte vor und nach ihm. Zunächst war es die Physik, in welcher B.s großer Geist mit ganzer Anspannung seiner Kraft arbeitete; er fand freigebige Freunde der Wissenschaft und vergeudete mit deren Unterstützung auf seine Experimente u. Instrumente Geldsummen, die für jene Zeit außerordentlich zu nennen sind. Seine Haupterfindungen in diesem Fache sind die Vergrößerungsgläser; außerdem finden wir in seinen Schriften neue, höchst sinnreiche Ansichten von der Optik, z. B. über Strahlenbrechung und Perspektive, über die scheinbare Größe der Gegenstände, über die Vergrößerung der Sonnen- und Mondscheibe am Horizont. Zu B.s chemischen Entdeckungen gehört die Darstellung eines im Wasser brennenden (wahrscheinlich phosphorartigen) Feuers und die Bereitung eines dem Schießpulver sehr verwandten Zündstoffs. Auch als Astronom und Mathematiker stand B. hoch über seiner Zeit. Einen Beweis von der Zweckmäßigkeit seiner Beobachtungen und der Schärfe seiner Berechnung gibt seine Entdeckung der im julianischen Kalender obwaltenden Irrthümer und ihrer Ursachen, wie sein Vorschlag, denselben abzuhelfen, wobei er der Wahrheit sehr nahe kam. Er verfertigte selbst einen berichtigten Kalender, von dem noch eine Abschrift auf der bodlejanischen Bibliothek aufbewahrt wird. B.s Bewunderer beehrten ihn mit dem Prädikat „Doctor mirabilis" (d. i. der wunderbare Lehrer), die Dunkelmänner dagegen brachten ihn in den Geruch der Zauberei u. setzten alle jene Machinationen in Bewegung, welche Haß und Verblendung von je anwendeten, wo es galt, einen über das Alltägliche hervorragenden Genius aus dem Wege zu räumen. B. wurde von der päpstlichen Kurie als Schwarzkünstler und Jugendverführer angeklagt; der Papst verbot ihm zunächst das Katheder, und als diese Maßregel sich nicht wirksam genug erwies, ließ er ihn ins Gefängniß werfen und ihm selbst die Nahrung verkürzen. Erst als Klemens VI., früher päpstlicher Legat in England, ein warmer Verehrer des Verfolgten, den päpstlichen Stuhl bestieg (1264), erlangte B. die Freiheit wieder. Da Klemens eine Sammlung aller seiner Schriften forderte, schrieb B. sein „Opus majus" und schickte dasselbe durch seinen liebsten Schüler, Johann von Paris, 1267 nach Rom. Schon unter dem Nachfolger von Klemens begannen aber neue Verfolgungen gegen B; der General des Franciskanerordens, Hieronymus von Esculo, verbot das Lesen seiner Schriften und erließ einen Verhaftsbefehl gegen ihn, der in Rom bestätigt wurde. Diese zweite Gefangenschaft B.s währte 10 volle Jahre. Umsonst versuchte B., als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nikolaus IV. Papst geworden war, denselben durch eine Abhandlung über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten, von der Unschuld und Nützlichkeit seiner Arbeiten zu überzeugen; erst nach Nikolaus' IV. Tode wurde er auf Verwendung einiger vornehmen Briten aus dem Kerker entlassen. Er kehrte nach Oxford zurück, † aber bald nachher, 1293 oder 1294. Die chemisch-physikalischen Forschungen hatten zu den Verfolgungen B.s den ersten Anlaß gegeben, und von ihnen wurden auch fortwährend die Rechtfertigungsgründe dafür hergeleitet. Die wahre Ursache jener unversöhnlichen Feindschaft des Klerus gegen B. lag jedoch in einer andern Eigenthümlichkeit seiner Bestrebungen. Indem er seine wissenschaftlichen und religiösen Ideale mit dem verglich, was seine Zeitgenossen für Wissenschaft und Religion ausgaben, erkannte er in letzteren bald nichts als Zerrbilder oder leere Schatten der erstern. Von jetzt trat er als Gegner der Scholastik und des Klerikalwesens auf, drang auf Umgestaltung des Unterrichts und kündigte eine Reform der Wissenschaft und der Kirche an. Er wies die Einseitigkeit und die zahllosen Verirrungen des Scholasticismus nach, forderte, daß man einerseits auf die Natur, andererseits auf die Schrift und die Alten zurückgehen solle, weshalb er neben den Naturwissenschaften vorzüglich die Sprachen getrieben wissen wollte, stellte in der Theologie, welche er auf eine geringe Zahl theoretischer Lehrsätze reducirt haben wollte, die Sittenlehre in den Vordergrund, tadelte laut das mit Unwissenheit gepaarte Sittenverderbniß der Geistlichen, besonders der Mönche, und führte dem Papst selbst in schriftlichen Erörterungen die Nothwendigkeit einer Reform der Geistlichkeit zu Herzen. Diese Ideen waren es, die ihren Urheber als Märtyrer in den Kerker brachten, aber schon zu seiner Zeit nicht ohne Früchte blieben: die Scholastik des Mittelalters ging nach dem gewaltigen Stoße, welchen B. ihr versetzte, rascher ihrem gänzlichen Verfall entgegen. Das Studium der alten Sprachen und der Humanismus haben ihm viel von der Begeisterung zu verdanken, mit welcher ihre Wiedergeburt in Italien von ganz Europa begrüßt wurde, und die kirchlichen Reformen, welche Wicliffe ein Menschenalter später in England zur Sprache brachte und die seit dieser Zeit der Angelpunkt des geistigen Lebens der Völker wurden, haben in mächtigen Strömen ihren Ausgang von B. genommen. Die Em-

pfehlung endlich, welche er durch Lehre und Beispiel den Naturwissenschaften und der Mathematik zu geben wußte, hat jene Richtung der Briten auf die Praxis des Lebens kräftig befördert, welcher diese Nation die Herrschaft verdankt, die sie heut zu Tage in allen Theilen des Erdballs ausübt. B.s Schriften liegen großentheils noch handschriftlich in verschiedenen Bibliotheken Englands und zu Leyden. Im Druck sind erschienen: das „Opus majus", herausgegeben von Jebb (London 1733), die Hauptschrift B s, die folgende Abhandlungen enthält: De impedimentis sapientiae, De causis ignorantiae humanae, De utilitate scientiarum, De utilitate linguarum, De centrisgravium, De ponderibus, De valore musices, De judiciis astrologiae, De cosmographia, De situ orbis, De regionibus mundi, De situ Palaestinae, De locis sacris, Descriptiones locorum mundi, Prognostica ex siderum cursu, De perspectiva, De specierum multiplicatione, De arte experimentali, De radiis solaribus, De coloribus per artem fientis. Da B. auf dieses an Papst Klemens IV. gerichtete Werk keine Antwort erhielt, schrieb er ein „Opus minus", und da auch dieses unbeantwortet blieb, so arbeitete er das ganze Werk zu einem „Opus tertium" um. Cousin hat von dem „Opus minus" Bruchstücke und das ganze „Opus tertium" aufgefunden, auch Untersuchungen des B. über die Physik und Methaphysik des Aristoteles entdeckt. Die „Epistola de secretis artis et naturae operibus" ist herausgegeben von Claudius Cölestinus (Paris 1542) und von Joh. Dee (Hamburg 1617), auch abgedruckt in Mangets „Bibliotheca chimica" (Band 1). Das „Speculum alchimiae" erschien Nürnberg 1614, auch in Mangets „Bibliotheca" (Bd 1) u. im „Theatrum chimicum". Die an den Papst Nikolaus IV. gerichtete Schrift „De retardandis senectutis accidentibus et sensibus confirmandis" erschien Oxford 1590 (engl. von Rich. Browne, mit Anmerkungen, London 1683). Bruchstücke einer „Epistola de laude S. Scripturae ad Clementem IV" wurden herausgegeben von Humfr. Hody: „De bibliorum textibus origin.". S. 119 ff.

2) Nicholas, britischer Rechtsgelehrter und Staatsmann, geboren 1510 zu Chislehurst in Kentshire, zeichnete sich schon unter Heinrich VIII. und Eduard VI. als gründlicher Rechtskenner aus und war zugleich eifriger Verfechter des Protestantismus, für dessen Verbreitung in England er sehr thätig wirkte. Nur sein vorsichtiges und kluges Verhalten konnte ihn unter der katholischen Maria vor Verfolgungen sichern. Die Königin Elisabeth ernannte ihn 1558 zum Großsiegelbewahrer des Reichs, sowie 1568 zum Mitglied der Kommission, welche über die Anklagen der Schotten gegen Maria Stuart ein richterliches Erkenntniß abgeben sollte. B. † 1579. Seine Gattin, Anna, geborene Cooke, übersetzte mehre theologische Schriften aus dem Italienischen ins Englische.

3) Francis B, Viscount von St.-Albans und Lord von Verulam, gewöhnlich Baco von Verulam genannt, einer der bahnbrechenden Geister im Gebiete wissenschaftlicher Forschung, Sohn des Vorigen, den 22. Januar 1561 zu London geboren, gab schon als Kind Proben überlegener Geisteskraft und war ein Liebling der Königin Elisabeth, welche ihn scherzend ihren kleinen Siegelbewahrer zu nennen pflegte. Schon im 14. Lebensjahre bezog er die Universität Cambridge u. wandte sich mit der ganzen Energie seines Geistes dem Studium der Alten zu, in deren Erforschung er Ersatz für die Unfruchtbarkeit der scholastischen Dialektik suchte und fand. Vom Vater für den Staatsdienst bestimmt, ging er nach der damals in England herrschenden Sitte im Gefolge des englischen Gesandten am französischen Hofe, Sir Pawlets, nach Paris und ward von Pawlet zu Geschäften verschiedener Art und unter Anderem zu einer wichtigen Sendung an Elisabeth gebraucht, deren er sich zur Zufriedenheit der Königin erledigte. Nach Frankreich zurückgekehrt, bereiste er mehre Provinzen dieses Landes, um Sitten und Gesetze desselben kennen zu lernen, und legte die Frucht seiner Beobachtungen in einem geistreichen Werke über den Zustand Europa's nieder. Der Tod seines Vaters rief ihn nach England zurück und nöthigte ihn, sich einem Berufe zuzuwenden, welcher seine Subsistenz sicherte. Er widmete sich mit großem Erfolg dem Amte eines Anwalts, wurde, noch nicht 28 Jahre alt, zum außerordentlichen Rath der Königin ernannt und 1593 in das Haus der Gemeinen gewählt, wo er zu den Freunden des Hofes hielt. Je mehr Graf Essex ihm Freund und Gönner war, um so mehr zog er die Ungnade des mächtigen Cecil, des politischen Gegners von Essex, auf sich, der es auch zu verhindern wußte, daß B. eine seinen Wünschen und Fähigkeiten entsprechende Stellung im Staate erhielt. Seine Vermögensumstände verschlechterten sich inzwischen, und Essex konnte ihren gänzlichen Ruin nur durch das Geschenk eines Landguts aufhelfen, welches B. sofort unter dem Werth verkaufte. Als Essex bald darauf bei Hofe in Ungnade fiel, zog sich B. nicht nur kleinmüthig von ihm zurück, sondern übernahm sogar, als dem Grafen der Prozeß gemacht wurde, die Ausarbeitung der Klageschrift wider ihn. Allgemeiner Unwille im Volke war der gerechte Lohn solcher gegen den Freund verübten Verrätherei, selbst vom Hofe her blieb der für die nichtswürdige Dienstfertigkeit erwartete Dank aus; B. blieb nach wie vor ohne Staatsamt, obwohl er, als Mitglied des Unterhauses, nach einem vorübergehenden kurzen Uebertritt zur Opposition, von Neuem bemüht war, sich der Regierung angenehm zu machen. Voll Unmuth war er im Begriff, England zu verlassen, als Elisabeth starb und Jakob I. den Thron bestieg. Dieser König wendete B. seine Gunst im vollsten Maße zu u. ertheilte ihm noch im Jahre seiner Thronbesteigung (1603) die Ritterwürde. Bald nachher erhielt B. vom Parlament den Auftrag, dem König Vorstellungen wegen der Bedrückungen zu machen, welche sich die königlichen Lieferanten in seinem Namen erlaubten, und B. entledigte sich dieses Auftrags so sehr zur Zufriedenheit des Königs wie seiner Kommittenten, daß ihm das Haus der Gemeinen eine öffentliche Danksagung zuerkannte und Jakob I. ihn zum königlichen Rath mit einem Jahrgehalt ernannte. Sein sich immer weiter verbreitender schriftstellerischer Ruf, sein Glück als Sachwalter und seine Ergebenheit gegen den allgewaltigen Herzog von Buckingham trugen nicht wenig dazu bei, ihn in der Gunst des Hofes immer mehr zu heben. Er ward Prokurator des Königs, 1613 Generalsollicitor, 1617 Siegelbewahrer und 1619 Lordgroßkanzler. Zum Peer des Reichs ernannt, erhielt er den Titel eines Barons von Veru-

kam und 1620 den eines Viscount von St.-Albans. Zwar brachten ein seiner hohen Stellung entsprechendes Einkommen und eine reiche Heirath seine Finanzen in bessern Zustand; dennoch war es gerade der Geldpunkt, an welchem er in seiner politischen Laufbahn zu Fall kam. Er wurde 1621 vor der Peerskammer der Bestechlichkeit und des Mißbrauchs des Staatssiegels zur Bereicherung seiner Freunde angeklagt und zu einer Geldbuße von 40,000 Pfund Sterling und zur Einkerkerung in den Tower auf königliche Gnade verurtheilt, welches strenge Urtheil durch das beigefügte Erkenntniß noch geschärft wurde, daß er fortan von jeder Stelle im Staate ausgeschlossen sein sollte. In der That war B. nicht unschuldig; indeß gereicht ihm zu einiger Entschuldigung, daß er durch die ihm zur Last gelegten Unredlichkeiten nicht sich selbst zu bereichern trachtete, sondern sich vielmehr nur im Interesse Anderer zu unwürdigen Schritten verleiten ließ. Uebrigens erhielt B. bald seine Freiheit wieder; selbst die übrigen Bestimmungen des Urtheils wurden gemildert, die Geldstrafe ward ihm erlassen und überdies eine bedeutende Pension bewilligt. Nach Karls 1. Thronbesteigung ward er völlig begnadigt und selbst wieder ins Parlement gewählt; doch erlaubte ihm Kränklichkeit nicht, seinen Sitz einzunehmen. Er † am 9. April 1626 auf einer Reise im Landhause des Grafen von Arundel zu Highgate. Wenn B.s öffentliches Leben im Dienste des Staates immer in einem zweideutigen Lichte erscheinen wird, so ist seine großartige Wirksamkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft über jeden Verkleinerungsversuch erhaben. Mit Recht wird B. als Begründer der neuern Naturphilosophie angesehen, jener Philosophie nämlich, welche es sich zur Aufgabe stellt, in allen Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens das Dasein eines und desselben Geistes nachzuweisen, für diese Nachweisung aber den Weg der Erfahrung einschlägt, also wesentlich Empirismus ist. B. betrachtete Philosophie und Naturwissenschaften nur als verschiedene Methoden der Naturbetrachtung und fand den Hauptgrund des geringen Fortschritts, den zuther die erstere gemacht, und der Verirrungen, in welche die letztere gerathen war, darin, daß die Betrachtung der Natur der leitenden Idee und die Spekulation der Erfahrung gänzlich entbehrt hatte. Um nun durch die That zu beweisen, wie alle Wissenschaften von einem und demselben Geiste beseelt werden müßten, unternahm er die Riesenarbeit, das ganze Gebiet des menschlichen Wissens nach allen seinen Seiten hin zu bearbeiten und ebenso den Umfang und die Methode jeder einzelnen Wissenschaft zu bestimmen, wie den gegenseitigen Zusammenhang aller und die sie durchdringende Einheit der Idee darzuthun, alles nicht zur Wissenschaft Gehörige aber aus derselben zu verbannen. Diesen großartigen Plan verwirklichte B. in seinen zwei Hauptwerken: „De dignitate et augmentis scientiarum" (englisch, London 1605, lateinisch, das. 1623, Leyden 1652 u. ö., deutsch von Pfingsten, Pesth 1783, 2 Bde.) und „Novum organon scientiarum" (London 1620, englisch, Leyden 1650, deutsch von Bartholdy, Berlin 1793, 2 Bde, Brück, Leipzig 1830). Das erstere Werk gibt eine Generalübersicht sowohl von den schon vorhandenen, als auch von den noch zu begründenden wissenschaftlichen Disciplinen und kann eine Universalencyklopädie genannt werden. Die zweite Schrift, fast gleichzeitig mit jener entworfen und schon 1607 im Manuskript fertig, aber erst später herausgegeben, ist recht eigentlich eine Methodologie der Wissenschaften. B. entzündete damit in seinen Zeitgenossen den Funken eines neuen geistigen Lebens. Naturforschung wurde von nun an als die höchste Aufgabe betrachtet, die abstrakte Scholastik konnte sich nicht mehr in Achtung erhalten, keine der Empirie fremde Spekulation schien fortan noch Glück machen zu können; der Baconismus, d. h. B.s Weise, die Gesetze der Natur u. des Geistes nur vermittelst der Beobachtung zu studiren, erhielt durch Locke eine noch viel entschiedenere empirische Ausbildung, bei der nur der Erfahrung und Induktion vertraut wurde. Condillac begründete die Herrschaft dieser Richtung auch in Frankreich, und sie verschaffte, abgesehen von den Naturwissenschaften in engerem Sinne, auch dem philosophischen Erfahrungswissen, der Psychologie, Geschichte, Sprachforschung, Politik, Ethik ꝛc., ein großes Uebergewicht über die abstrakten Theorien der Metaphysik und der spekulativen Theologie, auf welche die Scholastik einen so hohen Werth legte. In der Durchführung seiner Idee bei dem Neubau der verschiedenen Wissenschaften und namentlich bei der Stellung derselben zu einander hat B. allerdings manchen Mißgriff gethan und Manches übersehen. Seine Encyklopädie der Wissenschaften, welche noch d'Alembert seiner großen Encyklopädie zu Grunde legte, ist nicht mehr geeignet, die heutige Wissenschaft vollständig aufzunehmen und jede einzelne richtig zu charakterisiren. Dennoch beruht der Entwurf auf einem richtigen Grundgedanken und es entfaltet sich darin eine Fülle lebensvoller Ideen, die nur höchst wohlthätig auf die Reformation der gelehrten Studien einwirken konnten. Bei der Eintheilung der Wissenschaften geht B. von der richtigen Ansicht aus, der oberste Theilungsgrund müsse durch die Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens bestimmt werden. Aber in der Theorie des letzteren unterscheidet er nur Gedächtniß, Phantasie und Vernunft und setzt dann dem ersten Geschichte, der zweiten Poesie, der dritten Philosophie gegenüber. Da nun die Poesie streng genommen nicht unter die Wissenschaften gezählt werden kann, so kennt er von letzteren nur zwei Gattungen: geschichtliche und philosophische Wissenschaften. Die Philosophie theilt er dann wieder in die Lehre von Gott, von der Natur und vom Menschen. Die Lehre von Gott beschränkt er lediglich auf Bestreitung und Widerlegung des Atheismus und auf Erforschung des Gesetzes der Natur und schließt von ihr die Feststellung der Religionswahrheiten, als über aller Erfahrung liegend und der Offenbarung, die keine Wissenschaft mehr ist, angehörig, aus. B. stellt sich dadurch auf den Standpunkt des strengen Supranaturalisten, dem die geoffenbarte Lehre als solche eines Beweises weder bedürftig, noch fähig ist. Er bleibt aber auch zugleich seinem Grundsatze treu, wonach nur die Erfahrung den Weg zur wissenschaftlichen Erkenntniß bahnen kann, und es gewährte jene Beschränkung der wissenschaftlichen Theologie den großen Vortheil, daß alle hyperphysischen Phantasien aus dem Komplex der wahren Wissenschaften verbannt blieben und namentlich die Naturwissenschaft von der alten physischen Theologie und Kosmologie befreit wurde. Die Philoso-

phie der Natur theilt B. in die spekulative (Physik und Metaphysik) und die operative (Mechanik, natürliche Magie und Technologie). Die Lehre von dem Menschen wird durch eine Abhandlung von der Natur und dem Stande des Menschen überhaupt eingeleitet und dann in Philosophia humanitatis u. Philosophia civitatis geschieden. Die letztere hat 3 Theile: von der geselligen Unterhaltung, von den Geschäften, von der Regierung und dem Staate. Die erstere handelt von dem Körper und von der Seele, und zwar gehört in diesen zweiten Theil auch die Logik, welche eingetheilt wird in die Künste der Untersuchung oder Erfindung, der Prüfung oder Beurtheilung des Gedächtnisses und des Vortrags oder der Belehrung, und die Ethik, als Lehre vom höchsten Gut und von der Bildung des Geistes. Noch bedeutungsvoller als diese Eintheilung der Wissenschaften waren für jene Zeit die Fingerzeige, welche B. in seiner Methodologie (im „Organon") über das Studium der Naturwissenschaften gab. Er geht von der Betrachtung aus, daß, während die mechanischen Künste sich stets erweiterten, die Philosophie mit allem Aufwande spitzfindiger Scholastik seit so langen Jahrhunderten nichts gewonnen habe, sondern immer dieselben Lehren wiederhole, und findet den Grund davon nicht in der Sache selbst, sondern in der Unbehülflichkeit der Methode. Die herkömmliche Logik mit ihrer Syllogistik führe nur zum Streiten und Zanken, nie zur Erfindung der Wahrheit, und sei namentlich in den Naturwissenschaften durchaus unbrauchbar, wo wir Wahrheiten erfinden sollen, indem wir die Natur interpretiren, aber nicht indem wir sie mit unserem Denken anticipiren. Die Natur auszulegen sei nur durch Induktion möglich. Indem er vor allem leeren syllogistischen Vergleichen allgemeiner Begriffe warnt und den Gehalt der Erfahrung in den Vordergrund stellt, begegnet es ihm freilich, daß er in seinen Anpreisungen der Induktion nicht selten gegen seinen Willen der hart getadelten Logik Lob zollt, denn Vieles, was er Induktion nennt, ist nichts als eine logische Abstraktion. Seine Belehrungen über die Induktion entbehren daher oft der Schärfe und führen zu einseitigen empirischen Methoden, nach denen eigentlich alle Philosophie hätte müssen verworfen werden. In der Anwendung seiner Methode auf die Objekte des Wissens unterscheidet B. nach Aristoteles 4 Principien alles Seins: materia, forma, efficiens, finis, oder Materie, Form, wirkende Ursache und Zweck oder Endursache. Hiernach trennt er Metaphysik und erste Philosophie etwas anders als Aristoteles von der Physik, indem er die wirkenden Ursachen und die Materie der Physik, die formellen Ursachen und die Endzwecke der Metaphysik zuweist. Von der letzteren unterscheidet er dann noch die erste Philosophie, welche die Grundsätze entwickeln soll, die in allen Wissenschaften Anwendung finden und die Grundregeln aller wissenschaftlichen Erkenntnisse enthalten. Eine weitere Ausführung dieser Disciplin hat er übrigens nicht gegeben, und daher wird es nicht ganz klar, was er ihr zugewiesen wissen wollte. Dagegen bestimmt er die Methodik und den Umfang der Physik sehr scharf und richtig. Er zeigt, daß Materie und wirkende Ursache nur die einzelnen Thatsachen betreffen, nicht den Prozeß selbst erkennen lassen. Dieser Prozeß ist die wahre Causa formalis, welche im Naturgesetze besteht, und dieses Naturgesetz ist das, was eigentlich durch die Induktion erforscht werden soll. Die Anwendung dieses Grundsatzes unterscheidet die neuere Physik von der älteren. Nicht gestaltende Wesen (formae substantiales), wie der erste Beweger, die Weltseele, überhaupt die Seele, dürfen als Erklärungsgrund der Gestaltung vorausgesetzt werden, sondern eben nur Naturgesetze; doch dürfen nie, wie die Alten es fast ohne Ausnahme gethan haben, Endursachen (fines) als Erklärungsgründe mit untergeschoben werden, vor deren Aufsuchung und Anwendung der Physiker sich überall zu hüten hat. Unstreitig gab B. hierin der Wissenschaft eine der wichtigsten Regeln. Er erkannte dabei an, daß die Gesetze der Endursachen den Naturgesetzen gar nicht widersprechen, sondern daß sie nur aus der Physik zu verweisen und in der Metaphysik ihnen überzuordnen seien. Auf diese Weise befreite B. die Erforschung der Naturgesetze, die Naturlehre, Geschichte und Menschenkunde von den metaphysischen Spekulationen, über welche die Alten in Streit geriethen und die Erfahrung aus den Augen verloren, und mit der klaren Hinweisung auf die Erfahrung trat er allem magischen, astrologischen und ähnlichen Aberglauben entgegen, unter der schützenden Vorsichtsregel, immer nur durch eine nach Versuchen geleitete Beobachtung sich belehren zu lassen. Als Methodiker und Didaktiker ist B. somit einer der vorzüglichsten Begründer der modernen Wissenschaft in ihrer weitesten Ausdehnung; was er in einzelnen Disciplinen an positiven Entdeckungen zu Tage gefördert hat, ist zwar an sich nicht unbedeutend, tritt jedoch gegen seinen universalen Einfluß zurück. Als Physiker ahnte er das Gesetz der gegenseitigen Anziehung (Gravitationsgesetz), welches Newton später bewies. Er hatte eine Art von pneumatischer Maschine erfunden, mittelst welcher er der Elasticität und Schwere der Luft, die Galilei u. Torricelli nach ihm entdeckten, auf die Spur gekommen zu sein scheint. Auch die Naturgeschichte verdankt ihm manches Neue; er behandelte sie im Abrisse in seinem Werke: „Sylva sylvarum". Ueber Medicin hat er mehre Aufsätze geschrieben, unter andern einen über „Leben und Tod" (De vita et morte). Seine Aphorismen „Ueber die allgemeine Gerechtigkeit oder die Quellen des Rechts" (Exemplum tractatus de justitia universali sive fontibus juris) enthalten Ansichten, die zu der Bahn führen, welche die philosophische Rechtslehre später verfolgt hat. Sein Versuch über die Moral, „Sermones fideles", enthält einen Schatz der tiefsten Kenntniß des Menschen und der menschlichen Verhältnisse, vorgetragen in einem blühenden, kraftvollen Styl. Die „Nova Atlantis", eine Allegorie, beziehen Einige auf die Freimaurerei. Tiefe Blicke in die Mythologie und den Geist des Alterthums thut er in der „Sapientia veterum." Weniger bedeutend ist sein Geschichtswerk „Historia regni Henrici VII, Anglorum regis". Seine astronomischen Abhandlungen: „Thema coeli" und „Descriptio globi intellectualis", sowie die „Ueber Ebbe und Fluth" leiden an dem Grundfehler, daß B. die Wahrheit des kopernikanischen Systems nicht anerkennt. Gesammtausgaben seiner Schriften veranstaltete Mallet (London 1740, 4 Bde.; 1765, 5 Bde.), Rawley (Amsterdam 1663, 6 Bde.), am besten und vollständigsten Montague (London 1825–34, 16 Bde.). Lebensbeschrei-

bungen B.s geben Mallet (französisch von Bertin, London 1788, deutsch von Ulrich, Berlin 1780), Vanzelles (Paris 1833, 2 Bde.), Kuno Fischer (Leipzig 1856), eine tiefeingehende Charakteristik Macaulay in seinen „Essays" (deutsch von Bülau, Leipzig 1850).

3) John, ausgezeichneter englischer Bildhauer, geboren zu Southwark 1740, war in seiner Jugend Porzellanmaler, zeichnete sich aber bald in der Bildhauerei so aus, daß er von 1763–67 neun Preise u. 1768 den ersten Preis der königlichen Kunstakademie gewann. Bald darauf wurde er Mitglied dieser Akademie u. vornehmlich durch die Aufstellung einer Marsstatue berühmt. Er † zu London den 7. August 1799. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehören zwei Büsten Georgs III. (im Christchurch-college zu Oxford und in der Universitätsbibliothek zu Göttingen), die Monumente auf Lord Chatam in der Westminsterabtei u. in Guildhall; Howards und Samuel Johnsons Statuen in der Paulskirche zu London und Blackstone's Marmorbild in Oxford. Auch als Fabeldichter, ascetischer Schriftsteller und Verfasser vieler Grabschriften machte er sich bekannt.

Bacs (Bacs-Bodrogh), bis 1849 ein Komitat in Niederungarn, zwischen der Donau und Theiß und von den Komitaten Pesth, Csongrad u. Kleincumanien begrenzt, umfaßte 171 QM. mit 486,000 Einwohnern, aus Magyaren, Deutschen, Serben, Slaven, Raitzen und Juden bestehend. Das Land ist Niederung, voll Sümpfe und Seen und deshalb ungesund, jedoch fruchtbar an Weizen, Wein, Tabak und reich an Vieh, Wildpret und Fischen. Nur an Holz leidet es Mangel. Von Getreide werden jährlich 4—5 Millionen preßburger Metzen bis nach Wien und Linz ausgeführt. Merkwürdig sind die meilenlangen Römerschanzen. In der Revolution von 1848 u. 1849 wüthete hier ein äußerst erbitterter Racenkrieg. Schauplätze blutiger Kämpfe waren vornehmlich die Orte Titel, Szent-Tamás, Temerin, Verbás und die Festung Peterwardein, das ungarische Gibraltar. Nach Unterdrückung der Revolution wurde B. von Ungarn förmlich getrennt und zu der neugebildeten Woiwodschaft Serbien geschlagen. Hier liegen auch die vormaligen königlichen Freistädte Szabadka oder Maria-Theresiopel, Zombor und Neusatz, sowie die großen handeltreibenden Marktflecken Apathin, Baja, Altbecse, Pancsova, Altkanisa, Szente. Letzterer Ort ist geschichtlich denkwürdig durch den Sieg, welchen Prinz Eugen daselbst den 11. September 1697 über die Türken erfocht.

Bacsányi, Janos, ungarischer Schriftsteller u. Dichter, geboren den 11. Mai 1763 zu Tabolcza im szalader Komitat, studirte zu Veszprim, Oedenburg und Pesth. Während er Erzieher des Sohnes des Generals Orczy war, machte er sich durch seine erste Arbeit, „A magyarok vitézsége" (Die Tapferkeit der Ungarn, Pesth 1785), einen Namen, und noch in demselben Jahre zum Kameralverwaltungsbeamten in Kaschau ernannt, gründete er daselbst im Verein mit Baroti u. Kazinczy das „Magyar Museum" (Kaschau und Pesth 1788—92). Im Jahre 1793 ward er wegen eines von ihm verfertigten freisinnigen Gedichts seines Amtes entsetzt und 1794 wegen Theilnahme an der Verschwörung des Bischofs Martinovich auf dem Spielberg eingekerkert. Nachdem er 1796 die Freiheit wieder erlangt hatte, nahm er Theil an der Redaktion der „Magyar Minerva" und kam dann als Koncipist zum Bankdirektorium in Wien. Als die Franzosen 1809 in Wien einrückten, übersetzte B. Napoleons I. Proklamation an die Ungarn, weshalb er später nach Paris fliehen mußte. In Folge des pariser Friedens wurde er ausgeliefert und Linz ihm als Aufenthaltsort angewiesen. Er lebte hier von einer französischen Pension und † den 12. Mai 1845. Seine „Gesammelten Gedichte" erschienen zu Pesth 1827 (2. Aufl., Ofen 1835). Er veranstaltete auch eine Gesammtausgabe der poetischen Werke von Anyos (Wien 1798) und Faludi (Pesth 1824). Durch seine Uebersetzungen aus Ossian machte er diesen Dichter zuerst in Ungarn bekannt.

Bacyko, Ludwig von, deutscher Schriftsteller, geboren zu Lyk in Ostpreußen den 8. Juni 1756, studirte, in Folge früherer Kränklichkeit am rechten Fuß und Arm theilweise gelähmt, zu Königsberg Jurisprudenz, erblindete jedoch im 21. Lebensjahre und lebte nun mit Unterrichtertheilen und Schriftstellerei auf verschiedenen Gebieten beschäftigt zu Königsberg. Obwohl seine äußere Lage keineswegs gesichert war, brachte er doch in den Unglücksjahren und während der Erhebung Preußens die größten patriotischen Opfer und ließ auch seine Söhne 1813 ins Heer treten. Im Jahre 1816 wurde er Vorsteher des Blindeninstituts daselbst. Nach langem Kränkeln † er den 27. März 1823. Unter seinen zahlreichen Schriften befinden sich mehre Schauspiele und viele Romane, z. B. „Das Kloster zu Bollombrosa" (Königsb. 1805, 2 Thle.), „Nachtviolen" (Halle 1811—14); „Legenden, Volkssagen" (das. 1815—18, 3 Bde.), die jetzt ziemlich vergessen sind, obgleich sie zu den besseren Produkten jener Zeit gehören. Brauchbar ist seine „Geschichte Preußens" (Königsb. 1793—1800, 6 Bde.) und sein „Handbuch der Geschichte Preußens" (das. 1802, 3 Bde.). Auch schrieb er die „Geschichte der französischen Revolution" (2. Aufl., Halle 1812, 2 Bde.) und eine Schrift „Ueber mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden" (Leipzig 1807). Seine „Geschichte meines Lebens" gab sein ältester Sohn (Königsberg 1824, 3 Bde.) heraus.

Bad (balneum, ballneum), Eintauchung des Körpers od. einzelner Theile desselben in eine tropfbare, oder festweiche, oder gasförmige Flüssigkeit, wobei vorausgesetzt wird, daß die Oberfläche des Körpers oder Körpertheils längere Zeit mit den angewendeten Stoffen in Berührung bleibt. Auch bezeichnet man die Anwendung strömender oder fallender Flüssigkeit auf den Körper oder auf einzelne Theile desselben als B. und redet daher von Tropf-, Gieß- u. Douchebädern. Hinsichtlich der Anwendungsweise der Bäder oder der Art der Eintauchung des Körpers oder einzelner Theile unterscheidet man: allgemeine oder ganze Bäder, wobei der ganze Körper in die Flüssigkeit eingetaucht wird, von den partiellen od. örtlichen Bädern und unter diesen wiederum: Halbbäder, wobei nur die untere Körperhälfte sich in dem B.e befindet, Sitzbäder, bei welchen nur das Gesäß und ein Theil des Unterleibes eingetaucht ist, Arm- und Handbäder, Fußbäder, Augenbäder ꝛc. Auch nach den Stoffen, welche man zu den Bädern verwendet, werden dieselben eigens benannt, und

man hat daher: einfache Wasserbäder, pharmaceutische Bäder, Mineralbäder, Milch-, Malz-, Kamillen-, Wein- ꝛc. Bäder; ferner Dampf-, Gas-, Schlamm-, Erd-, Sand- u. Thierbäder, endlich elektrische, Luft- u. Sonnenbäder. Berücksichtigt man die Temperatur der Bäder, so theilt man sie ein: in kalte, von einer Temperatur von + 10—18°R., u. kühle von + 18—24°, lauwarme und warme, von + 24—30°, und heiße Bäder, von + 30—36° und mehr. Endlich benennt man die Bäder nach der künstlichen Vorrichtung oder der von der Natur gebotenen Gelegenheit u. unterscheidet demnach Fluß-, See- u. Wellenbäder, Wannenbäder, und in Bezug auf die Art der mechanischen Einrichtung Douche-, Sturz-, Staub-, Tropf-, Spritz-, Regenbäder ꝛc. Faßt man aber die therapeutische Bedeutung der Bäder ins Auge, wobei man hauptsächlich die dem B.e zugemischten Stoffe und ihre auf den Körper in anderer Anwendungsweise erprobte Wirkung im Sinne hat, so unterscheidet man: reizende Bäder, wenn Asche, Salz, Senfmehl, Lauge od Potasche, erweichende Bäder, wenn Kleie, Malz, Heusame und dergleichen, stärkende Bäder, wenn aromatische Kräuter mit Wasser infundirt, oder adstringirende Stoffe, Aether, Eisenpräparate ꝛc., und endlich krampfstillende Bäder, wenn Baldrian, Rosmarin, Tausendgüldenkraut ꝛc. dazu verwendet werden. Früher machte man von solchen Bädern viel häufiger Gebrauch, als heutzutage, da man zur Ueberzeugung gekommen ist, daß alle derartigen Stoffe bei der Wirkung der Bäder viel weniger ins Gewicht fallen, als die Temperatur des B.es. Es läßt sich zwar allerdings nicht bestreiten, daß Stoffe, welche auf die äußere Haut, namentlich auf die Epidermis und die in der Haut befindlichen Schmeerdrüsen eine auflösende Wirkung äußern, die Wirkung des B.es wesentlich erhöhen können, indem sie eine vermehrte Thätigkeit in der Abstoßung der Oberhaut und dadurch einen regeren Stoffwechsel hervorzurufen vermögen; immerhin bleibt aber nach einer großen Zahl von vergleichenden Untersuchungen das Hauptagens die dem B.e gegebene Temperatur. Denn die frühere Annahme einer Auffaugung der in dem Badewasser gelösten Stoffe vermittelst der Blut- und Lymphgefäße der Haut und Ueberführung derselben in den Körper hat sich in Folge genauerer und strenger durchgeführter Versuche als unhaltbar herausgestellt. Die Oberhaut hat, wie alle Horngebilde, die Eigenthümlichkeit, aufzuquellen, wird aber vielleicht gerade durch diese Eigenschaft für den Durchgang wässeriger Flüssigkeiten und der in denselben gelösten Stoffe minder geeignet (s. Haut). Daß aber bedeutende Veränderungen in der gewöhnlichen Richtung der Absonderungen, in dem Blutumlauf, in der Athmung ꝛc. durch Bäder hervorgerufen werden, ist hinlänglich festgestellt. Die Absonderung der Haut, die sogenannte Perspiration, wird ganz unterdrückt, so lange der Körper im Wasser eingetaucht ist, dafür aber sondern die Nieren mehr Urin ab, u. dieser ist in seiner Zusammensetzung verändert. Sehen wir von den dem B.e zugemischten Stoffen ab und betrachten das einfache Wasserbad in seinen verschiedenen Temperaturunterschieden, so ergeben sich für dasselbe die bedeutendsten Wirkungen auf den Körper und seine Verrichtungen. Schon die reinigende Wirkung desselben ist von großer Bedeutung in diätetischer Beziehung, indem eine sorgfältige Hautpflege zur Erhaltung der Gesundheit und der Frische des Körpers und Geistes außerordentlich viel beiträgt. Leider liegt gerade dieser Theil der Diätetik noch sehr im Argen: nicht allein daß es von dem Gebrauche des B.es besonders in der kälteren Jahreszeit noch fast allenthalben eine Art Scheu zurückhält, sondern es ist den unbemittelteren Ständen oft durch den Kostenpunkt unmöglich gemacht, die Wohlthat öfteren Badens zu genießen. Und gerade für die arbeitende Klasse, deren Haut durch den Staub u. Schmutz, der bei ihrer Beschäftigung unvermeidlich ist, am allermeisten verunreinigt wird, die aber die Wäsche nicht so häufig wechseln kann wie wohlhabendere Leute, ist das B. um so wichtiger und heilsamer. Gleichsam als Träger der Wärme oder der Kälte übt das B. eine ausnehmend eingreifende Wirkung auf den Organismus aus. Indem es kalt oder kühl angewendet wird, entzieht es dem Körper Wärme, rascher oder langsamer, mehr oder weniger, je nach seinem Temperaturgrade, je nach der Zeit, welche man in dem B.e verweilt, je nach der Größe des Theils des Körpers, welcher in das B. eingetaucht wird, und endlich je nachdem das B. im Freien genommen wird, wobei eine kräftige Bewegung durch Schwimmen ꝛc. ermöglicht ist, oder nur in einer Badewanne, wo diese und auch die natürliche Bewegung des Wassers, sein Wellenschlag ꝛc. fehlt. Als erste Wirkung des kühlen und kalten B.s zeigt sich ein leichtes Frostgefühl, wobei die Haut sich zusammenzieht und eine sogenannte Gänsehaut sich bildet. Sehr schnell sinkt die Temperatur der Haut; sie wird blaß und blutarm, ein eigenthümliches Gefühl von Bangigkeit tritt ein, so daß der Badende nach Luft schnappt. Bei längerer Einwirkung fangen die Zähne an zu klappern, die Haut wird bläulich marmorirt, es entsteht Zittern über den ganzen Körper, und zuletzt können Krämpfe, Ohnmacht oder Schlafsucht sich einstellen u. schließlich sogar der Tod erfolgen. Nach genauer angestellten Beobachtungen sinkt die allgemeine Körpertemperatur durchschnittlich um $t^1/_2$—2° C., abgesehen davon, daß einzelne Körpertheile, wie die Hände u. Füße, noch mehr an Wärme verlieren (6—7° C.), so daß an ihnen auch das Tastgefühl für einige Zeit erheblich vermindert wird. Während sich die Zahl der Athemzüge vermehrt, wird die der Pulsschläge manchmal vermindert, häufig aber ebenfalls vermehrt, Letzteres besonders dann, wenn das B. einen energischen Reiz ausübt und die Muskelbewegungen anhaltend sehr anstrengende waren. In Bezug auf die inneren Organe läßt sich die rascheste Wirkung auf die Harnorgane beobachten, indem sehr bald Drang zum Urinlassen sich einstellt, der sich sogar öfter wiederholen kann, wie auch Reiz zur Darmentleerung. Im Ganzen aber ist die Blutvertheilung eine andere, als gewöhnlich, u. es läßt sich aus den heftigeren, obengeschilderten Veränderungen in der Sphäre der Centralorgane des Nervensystems wohl nur auf eine Ueberfüllung mit Blut, welches aus der Oberfläche nach innen zu verdrängt wird, schließen. Nach dem kalten B.e, wenn dessen Einwirkung eine nicht zu intensive war, u. der Körper überhaupt sich hinreichend reaktionsfähig erweist, entsteht früher oder später ein Gefühl des Wohlbehagens durch die rückkehrende

Wärme; Puls und Athem werden hinsichtlich ihrer Frequenz wieder normal, ein kräftiger, gesunder Appetit stellt sich ein, und als Endresultat ergibt sich Kräftigung des Körpers und Geistes. Man wendet daher die kalten Bäder hauptsächlich an, um den Körper abzuhärten, die Haut für kleinere Temperaturwechsel weniger empfänglich zu machen, die Neigung zu Erkältungen zu vermindern, also bei reizbaren, schwächlichen, nervösen Naturen, bei Skrophulösen, bei Neigung zu Kongestionen, bei überaus hoch gesteigerter Wärmeproduktion in entzündlichen Leiden, beim Wahnsinn ꝛc., natürlich immer mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln u. steter Fürsorge, daß die nachfolgende Reaktion eine dem Heilzweckentsprechende sei. Die örtlichen kalten Bäder haben noch eine ganz besondere Wirkung, indem sie die eingetauchten Theile durch die der Temperaturverminderung nachfolgende Erhöhung der Wärme in einen Zustand vermehrter Blutzufuhr versetzen. Sie sind daher auch von außerordentlichem Nutzen, um entferntere Blutüberfüllungen, z. B. in den Brust- u. namentlich in den Baucheingeweiden, aufzuheben, u. die Kaltwasserheilmethode bedient sich gerade dieser örtlichen Bäder mit dem größten Erfolge. Wesentlich erhöht wird die Wirkung des kalten Wasserbades, wenn gleichzeitig eine starke Erschütterung des Körpers durch Wellenschlag, od. durch Douche-, Sturz-, Regen- ꝛc. Bäder Statt findet, in sofern diese durch ihre mechanische Einwirkung auf die Hautnerven zugleich sehr reizend wirken und eine bedeutende Reaktion zur Folge haben. Mit dem besten Erfolge werden deshalb solche Bäder bei allerlei Nervenleiden angewendet, bei Krankheiten des Gehirns, bei Wahnsinn, im Stadium der Tobsucht; Vorzügliches aber leisten sie bei Krankheiten der Haut, welche einen entzündlichen, zur Ausschwitzung neigenden Charakter haben. Große Vorsicht ist übrigens bei dem Gebrauche des kalten u. kühlen B.es stets anzurathen, u. geradezu schädlich können sie bei Erschöpften wie bei alten Leuten und zarten, kränklichen verwöhnten Kindern, in der Schwangerschaft, bei Neigung zu Schlagfluß, bei Lungen- Aorta- und Herzkrankheiten, sowie bei dem Gelenkrheumatismus wirken.

Ungleich häufiger als die genannten kommen die warmen Bäder in medicinischer Beziehung zur Anwendung, und zwar von einer Temperatur bis zur Blutwärme. Die zahllose Menge von Bädern, welche in Kurorten Jahr aus Jahr ein genommen werden, sind der bei weitem größten Mehrzahl nach Bäder von 24 und 25—28°, selten bis zu 30° R. Auch diese sind in ihrer primären Wirkung verschieden. In den Bädern, deren Temperatur geringer ist als die des Körpers, wird diesem immer noch, wenn auch in geringem Maße, Wärme entzogen, während die blutwarmen Bäder in dieser Beziehung sich indifferent verhalten, und die mehr als blutwarmen, also von 30° R., dem Körper Wärme zuführen. Die sogenannten blutwarmen Bäder von 28 bis 30° R., welche weder Wärme entziehen, noch Wärme zuführen, verhalten sich jedoch nicht ganz indifferent gegenüber dem Organismus, da dieser in dem Stoffwechsel eine fortwährende subjektive Quelle von Eigenwärme enthält, welche, der Regel nach, von der Oberfläche an das umgebende Medium abgegeben werden sollte. Wird ihr nun dieser Weg der Ausstrahlung versperrt, so muß ein vermehrtes Wärmequantum in dem Körper sich ansammeln, u. die Folge wird sein, daß vermehrte Blutbewegung ähnlich wie bei den heißen Bädern entsteht. Werden letztere längere Zeit angewendet, so wird der Puls beschleunigt, der Athem frequenter u. dadurch die Wasser- und Kohlensäureaushauchung durch die Lungen gesteigert; dabei röthet sich die Haut, es entsteht Pulsiren im Kopfe, Schwindel, Bangigkeit und Angstgefühl, und zuletzt kann ein Schlagfluß den Tod herbeiführen. Doch sind diese heftigeren Wirkungen nur bei Solchen zu befürchten, bei denen ohnehin schon eine leichtere Erregung Statt findet. In der Regel stellt sich allmählig Abspannung und allgemeines Schwächegefühl ein, der Puls wird wieder langsamer, ebenso der Athem, es kommt Neigung zum Schlaf und dadurch eine wohlthätige Beruhigung über das ganze Nervensystem. Die sekundäre Wirkung der warmen Bäder, zumal der blutwarmen, wobei die Haut nicht so sehr erweicht und für den Wechsel der äußeren Temperatur nicht so empfindlich gemacht wird, wie bei den heißen, ist eine gleichmäßigere Blutvertheilung, eine Herabstimmung der Nervenerregung in den verschiedenen Organen; entzündliche Anschoppungen und Ausschwitzungen werden durch die Steigerung der Aufsaugung beseitigt, rheumatische und gichtische Ablagerungen, Verdickungen, sogenannte Schwielen werden zertheilt. Deshalb wendet man die warmen Bäder, welche in Betreff der Temperatur u. Dauer den konkreten Fällen genau angepaßt werden müssen, bei allen krampfhaften Affektionen des Unterleibs und der Geschlechtsorgane, bei erhöhter Nervenreizbarkeit in fieberhaften Krankheiten, bei Typhus ꝛc., sowie bei sogenannten Nervenleiden, Veitstanz, Neuralgien, Kolik, bei Rheumatismus, Gicht ꝛc. mit Erfolg an. Das warme B. ist weiterhin ein vortreffliches Mittel, um bei eingeklemmten Brüchen, oder bei Ausrenkungen der Glieder eine wohlthätige Abspannung hervorzurufen, wobei die Reposition viel besser gelingt; endlich ist dasselbe bei mangelhafter oder schmerzhafter Blutausscheidung und beim Scheintod oft das beste Mittel, um rasch die Funktion des Gefäßsystems wiederher zustellen.

Wie wichtig das Baden für neugeborene und kleine Kinder in diätetischer Beziehung überhaupt ist, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. Die Haut der Neugeborenen, die äußerst zart und zu Ausschwitzungen geneigt ist, wird durch kein anderes Mittel so vortrefflich gepflegt, in ihren Absonderungen regulirt u. frisch und gesund erhalten, als durch Bäder, welche dem Alter des Kindes entsprechend + 26 bis + 24° Wärme besitzen sollen, und aufs Nachdrücklichste muß dem leider noch gar zu oft vorhandenen Vorurtheile widersprochen werden, als werde das Kind durch Baden leicht erkältet. Wenn nicht jeden Tag, so sollte der Säugling wöchentlich wenigstens 2—3mal gebadet werden. In allerneuester Zeit hat die Wundarzneikunst in dem sogenannten permanenten Wasserbade ihrem Heilapparat ein treffliches Mittel hinzugefügt, um starke Verwundungen, sei es durch äußere Gewaltthat, od. durch Operationseingriffe, schneller als auf dem früheren Wege zur Heilung zu bringen (s. Bähnung). Sogar gegen allgemeine Verbrennungen hat Hebra das kontinuirliche B. ange-

wendet, indem er die Patienten auf einen Apparat von Gurten, welcher mit Decken überlegt war, bequem lagerte u. sie nun der Art in das Wasser von 28° R. einsenkte, daß nur der Kopf aus demselben hervorragte. In extremen Fällen allgemeiner Verbrennung hatte eine solche Eintauchung ins warme B. schon nach einer Stunde den Erfolg, daß die Schmerzen aufhörten u. die Wunden in der kurzen Zeit von 3 Wochen vollkommen heilten. Mehr als allgemeine werden örtliche heiße Bäder angewendet bei Entzündungen einzelner Glieder, bei Zuständen von vermehrtem Blutandrang nach Kopf und Brust und bei nervöser Aufregung.

Die besprochenen Wirkungen der einfachen Wasserbäder mit ihren verschiedenen Temperaturgraden sind einleuchtend genug, um die unleugbar großen Erfolge zu erklären, welche mit den Mineralbädern erzielt werden. Mehre Hunderte von Badeorten, zu denen jährlich immer neue sich hinzugesellen, mit den verschiedensten Bestandtheilen ihrer mineral- u. gasreichen Wasser erfreuen sich alljährlich eines mehr oder minder zahlreichen Besuches, u. die Heilerfolge, welche bei dem Gebrauch ihrer Bäder erzielt worden sein sollen, sind schwerlich in Abrede zu stellen. Es sind meist chronische Krankheiten oder Reste vorausgegangener akuter krankhafter Prozesse, welche durch Mineralbäder gehoben werden sollen. Im Allgemeinen findet jedoch eine große Uebereinstimmung in den Anzeigen für den Gebrauch derselben Statt, und bestimmend für die Wahl derselben ist mehr der gleichzeitige und eigentlich die Hauptsache ausmachende innerliche, als der äußerliche Gebrauch des betreffenden Mineralwassers. Wie jedoch schon früher hervorgehoben wurde, sind allerdings die Bestandtheile des Mineralbades in sofern von nachweisbarer u. einigen Unterschied von dem einfachen Wasserbad darbietender Wirkung, als dieselben wenigstens in stärkerer Koncentration einen Einfluß auf die Haut selbst ausüben. Namentlich sind es die Soolbäder, welche eine energische Wirkung auf die Haut zeigen. Das Kochsalz, als der stets vorherrschende Bestandtheil aller salinischen Mineralwasser, übt bei längerer Einwirkung und regelmäßiger Wiederholung allmählig einen Reiz auf die Ausführungsgänge der Hautdrüsen aus, wodurch diese gerade so in einen Zustand entzündlicher Ausschwitzung versetzt werden wie bei anhaltendem Schwitzen. Es entsteht nach Wochen lang wiederholtem Badgebrauche ein sogenannter Badausschlag, dem man eine kritische Bedeutung zugeschrieben hat, und welcher von den Badeärzten gewöhnlich als Zeichen erfolgreicher Wirkung angesehen zu werden pflegt. Gewöhnlich wird dann das B. einige Zeit ausgesetzt. Daß eine solche Einwirkung auf die absondernden Organe der Haut, die so unendlich zahlreich über die ganze Körperoberfläche verbreitet sind, eine bedeutende sein muß, läßt sich a priori annehmen, und die Erfahrung lehrt denn auch, daß innere und äußere Anschwellungen, namentlich in den drüsigen Organen, durch Salzbäder sehr bald zum Schwinden gebracht werden können. Man unterscheidet unter den salzigen Bädern solche, denen Bitterwasser beigemischt ist, solche, die zugleich Alkalien enthalten, ferner salinisch-erdige, kalk- u. gypshaltige, und reine Salz- oder Soolbäder, deren es jetzt eine große Anzahl gibt u. zu denen auch die Seebäder gerechnet werden können (s. Seebad u. Mineralwasser). Auch den Mineralbädern, welche Eisen, sowie denjenigen, welche Schwefelwasserstoffgas enthalten, wird eine besondere Einwirkung zugeschrieben. Jene sollen die Haut beleben u. namentlich bei Schwäche der Haut wohlthätig einwirken, die Neigung zu vermehrter Schweißabsonderung heben, überhaupt bei allen höheren Graden von Erschlaffung, besonders wenn diese aus Blutmangel hervorgeht, mit Vortheil angewendet werden; während diese mehr bei gichtischen Leiden, nach Merkurgebrauch und bei Hautkrankheiten empfohlen werden. Die sogenannten Schlammbäder, welche ebenfalls in die Kategorie der Mineralbäder gehören, sind sehr verschieden. Man unterscheidet Schwefelmineralschlamm- (St. Amand, Elsen, Neundorf, Meinberg, Nordheim, Baden in Niederösterreich, Aachen u. Warmbrunn), Kohlenmineralschlamm- (Marienbad, Driburg, Pyrmont, Franzensbrunn), Eisenmineralschlamm- (in Schweden, Ungarn, in Deutschland in den meisten Eisenquellen als Niederschlag gesammelt), Kochsalzmineralschlamm- (in den Soolquellen) u. erdige Mineralschlammbäder (Schlangenbad, Rehburg, Hofgeismar, Wiesbaden). Der Schlamm wird in Wannen gebracht u. daselbst erwärmt, worauf sich die Kranken in denselben einsenken, wie in die Wasserbäder, oder man bestreicht mit dem Schlamm leidende Theile, läßt ihn darauf trocknen und wäscht ihn nach einiger Zeit ab.

Unter den künstlichen Bädern, welche zu medicinischen Zwecken angewendet werden, sind die aromatischen u. tonischen, die Alkali- u. Schwefelbäder am meisten im Gebrauch. Zu den aromatischen Bädern, welche mittelst verschiedener Zusätze von aromatischen Kräutern, namentlich Kamillen, Wein, ätherischen Oelen ꝛc., zubereitet werden, gehören auch die in neuerer Zeit an vielen Orten eingerichteten Fichten- u. Kiefernnadelbäder, welche aus den jungen Zweigsprossen der Rothtanne (Pinus abies *L.*) und der Kiefer od. Föhre (Pinus sylvestris *L.*) mittelst Absuds od. Aufgusses bereitet werden. 10 Pfund Nadeln geben 20 Quart Aufguß u. 10 Quart destillirtes Wasser. Diese Mischung wird in verschiedener Menge von 8—30 Quart, je nach der Individualität des Badenden, allmählig in steigender Menge dem B.e zugesetzt. Im Handel kommt jetzt ein koncentrirtes Präparat unter dem Namen „Fichtennadelextract" vor. Die Wirkung dieser Bäder ist örtlich eine reizende, die Hautnerven in erregender Weise afficirende, wodurch denn auch das ganze Nervensystem belebt, leicht aber auch eine zu große Aufregung hervorgerufen wird. Sie eignen sich hauptsächlich bei Erschlaffungszuständen, bei Unthätigkeit der Haut, chronischen, schwer heilbaren Hautkrankheiten, Lähmungen, bei der atonischen Gicht und der sogenannten torpiden Skrophulose mit veraltetem Drüsenleiden, bei männlicher Impotenz und mangelnder Menstrualausscheidung, bei anämischen Zuständen; aber immer nur dann, wenn es dem Kranken an der zur normalen Verrichtung der Organe nothwendigen Erregbarkeit mangelt. Schädlich wirken sie daher, wo leicht Aufregung erfolgt und dadurch Wallungen und Blutandrang nach inneren wichtigen Systemen entstehen. Zu den tonischen Bädern werden neben den Zusätzen von gerbsäurehaltigen Rinden od. Früchten (Weidenrinden, Roßkastanien,

Galläpfeln ꝛc.) die künstlichen Eisenbäder gerechnet. Man bedient sich dazu der in den Apotheken bereiteten Eisen- oder Stahlkugeln (globuli tartari martiati). Man läßt für das B. eines Erwachsenen 2—8 Loth gepulverter Kugeln in heißem Wasser auflösen und dem Badewasser beimischen; oder man setzt dem B.e 4—8 Loth Eisenchlorid (liquor ferri sesquichlorati) oder eine ähnliche Quantität von Eisenvitriol (ferrum sulphuricum) zu. Die zusammenziehende (adstringirende) Wirkung des Eisens auf die äußere Haut vermag die Erschlaffung derselben, welche namentlich nach langen Krankenlagern, nach heftigen Blutungen und dadurch erzeugter Blutleere (Oligämie, s. Anämie), sowie nach längerer Zeit gegen chronische Rheumatismen und gichtische Zustände gebrauchten sehr warmen Bädern oft zurückbleibt, so daß die Haut sehr empfindlich gegen Temperaturwechsel u. zu Schweiß geneigt ist, in günstiger Weise zu heben u. dadurch den Körper zu stärken. Um die erweichende Wirkung des warmen Wasserbades noch zu erhöhen, namentlich um eine trockene, spröde Haut geschmeidiger zu machen, auf vorhandene Hautkrankheiten einzuwirken und die Haut für nachfolgende Einreibungen empfänglicher zu machen, sowie um die Absonderungen derselben, wenn diese durch anhaltende Fieberhitze in Unordnung gerathen sind, wieder in Gang zu bringen, setzt man dem Wasserbade etwa 1 Pfd. Seife oder auch Soda u. Potasche zu. Auch in der Abschuppungsperiode der ansteckenden hitzigen Hautkrankheiten, wie Scharlach, Masern, Pocken, werden solche Laugenbäder mit Vortheil angewendet, um die Verschleppung des an den Epidermisschuppen haftenden Ansteckungsstoffes zu verhüten. Nach starken Entzündungen, welche entweder spontan oder nach Operationen entstanden sind und Steifigkeit der Glieder zurückgelassen haben, gibt es außer den einfachen, allgemeinen und den örtlichen warmen Bädern ein Volksmittel, das häufig angewendet wird, die sogenannten Thierbäder. Die kranken Theile werden hiebei in die abgezogenen Häute eben erst geschlachteter Thiere eingehüllt, oder in den Wanst eines Rindes, Ochsen ꝛc. gesteckt, und es sollen durch längeren Gebrauch solcher als warme Bähungen (s. d.) wirkender Bäder schon häufig günstige Erfolge bei lähmungsartigen Zuständen, Kontrakturen der Glieder ꝛc. erzielt worden sein.

Eine sehr mächtige Wirkung besitzen die warmen oder heißen Dampfbäder. Es sind dazu Vorrichtungen komplicirterer Art nöthig, welche in einem gut verschlossenen Badestübchen bestehen, worin terrassenförmig mehre Stufen angebracht sind, auf welche sich der Badende entkleidet hinlegt. Der einströmende Dampf, in Dampfkesseln entwickelt, hat eine Temperatur von + 28° R. bis zu + 40° R. Die Dauer des B.es beträgt etwa 20—25 Minuten. Während desselben werden die leidenden Theile mit jungen Birkenreisern u. dgl. leicht geschlagen und mit einer Bürste frottirt. Unmittelbar vor dem Ankleiden wird ein kaltes Regenbad mittelst einer in dem Badekabinet befindlichen Brause genommen, dann der ganze Körper sorgfältig abgerieben und frottirt. In einem anstoßenden Zimmer ist die Temperatur etwas niedriger, damit der Kranke sich gehörig abzukühlen vermag, ehe er sich der frischen Luft aussetzt, was ganz besonders sorgfältig in der kühlern Jahreszeit geschehen muß. Im Morgenlande u. in Rußland sind diese Art von Bädern schon seit langer Zeit in Gebrauch, daher sie auch vorzugsweise russische Dampfbäder genannt werden. Sie erzeugen eine außerordentlich starke Schweißabsonderung, regen das Blutleben zu rascherer Bewegung an und werden deshalb bei Erkältungen und daraus folgenden Rheumatismen und Katarrhen, besonders im Anfange, mit Erfolg gebraucht; auch bei Gicht, Leberleiden, alten Lähmungen (wo Neigung zu Blutandrang nach dem Kopfe fehlt), bei Hautkrankheiten ꝛc. wurden sie empfohlen. Auf einfachere Art kann man dieselben so herstellen, daß man die Leidenden in Kästen oder große Säcke steckt, aus denen nur der Kopf hervorsieht, und in welche man durch eine Röhre den Dampf so einströmen läßt, daß er den ganzen Apparat erfüllt. In neuester Zeit hat man auch tragbare Apparate für Dampfbäder konstruirt, die man im Hause anwenden kann. Fast in allen größeren Städten und Badeorten sind jetzt solche Dampfbäder eingerichtet, und zwar wird in ihnen theils künstlich erzeugter, theils aus den heißen Quellen sich entwickelnder Dampf benutzt.

An diese letztgenannten Bäder reihen sich die Gasbäder an, welche vorzugsweise äußerliche Anwendung finden, da dieselben meist mittelst Kohlensäure und Schwefelwasserstoffgas hergestellt werden. Hölzerne Kästen, in welche der Kranke sich bequem hineinsetzt, werden mit einem gut schließenden Deckel bedeckt, welcher eine Oeffnung hat, aus der der Kopf herausragt. Um den Hals schließt sich eine Vorrichtung so dicht an, daß kein Gas entweichen kann, damit die Athmung nicht gehindert und weder Kohlensäure noch Schwefelwasserstoffgas, welche in gewisser Koncentration bekanntlich sehr giftige Wirkung äußern, eingeathmet werde. Auch einzelne Theile können in solche Apparate gesteckt werden, in welche durch eine Röhre, die vermittelst eines Hahns geöffnet und geschlossen werden kann, das Gas einströmt. Die Kohlensäure bringt sehr bald ein sehr bemerkbares Gefühl von Wärme und ein Prickeln auf der ganzen Hautoberfläche hervor, bald erfolgt Schweiß, die Pulse fangen an heftiger zu schlagen, es entsteht Schwindel und Eingenommenheit des Kopfes, und es muß bei Neigung zu Blutandrang diesem durch kalte Ueberschläge vorgebeugt werden, wenn kein Schaden entstehen soll. Die Reizung der Hautnerven durch das Kohlensäuregas ist so anhaltend, daß man sich selbst niederer Temperatur der Luft unmittelbar nach dem B.e ohne Nachtheil aussetzen kann. Durch die Mittheilung ihrer Wirkung auf das Rückenmark sollen krampfhafte Zustände, wie der Veitstanz ꝛc., aufhören, die Nieren sondern stärker ab, die Funktion der Geschlechtstheile wird erhöht, namentlich soll die Menstruation befördert werden. Der Schwefelwasserstoffgasbäder bedient man sich nur äußerst wenig. Sie finden ihre Anwendung bei chronischen Metallvergiftungen, Leberleiden, überhaupt da, wo das Schwefelwasserstoffwasser indicirt ist. Während die Kohlensäuregasbäder sich fast in allen an Kohlensäure reichen Mineralquellen vorfinden und namentlich in Nauheim, Homburg, Kornthal eingerichtet worden, sind die Schwefelwasserstoffbäder großentheils außer Gebrauch gekommen; häufiger dient das Schwefelwasserstoffgas zur Einathmung mit Luft gemischt als Luftbad.

Was die sogenannten Imponderabilien:

Wärme, Licht und Elektricität, und ihre Anwendung betrifft, so wurde hinsichtlich der ersteren bereits erwähnt, daß sie, dem Wasserbade mitgetheilt, als feuchte Wärme den wesentlichsten Einfluß bei dessen Wirkung auf den Körper beanspruchen dürfte. Die Wärme wurde aber auch schon von Alters her trocken angewendet, als trockenes warmes Luftbad von + 30 bis 50° R., um Schweiße hervorzurufen, stockenden Auswurf wieder herzustellen, bei Erkältungskrankheiten und krankhaften Zuständen, wobei die Körpertemperatur aufs Aeußerste erniedrigt ist, wie bei der Cholera, rasch einen höheren Wärmegrad zu erzeugen. Bei hohen Temperaturgraden und längerer Einwirkung muß aber die Einrichtung getroffen sein, daß etwas kühlere Luft eingeathmet werden kann, da sonst leicht heftige Brustbeklemmungen u. Erstickungsanfälle eintreten können. Am besten ist es deshalb, ähnliche Apparate zu wählen, wie sie oben bei den Kohlensäuregasbädern beschrieben worden sind. In solche Apparate hat man denn auch allerlei Arzneistoffe in Rauch- oder in Dampfform einströmen lassen, namentlich harzige u. aromatische Stoffe. Bei Hautkrankheiten, besonders bei der Krätze, wurden Bäder von schwefeliger Säure anempfohlen. Die Räucherungen sind noch heute bei uns wie im Orient ein beliebtes Volksmittel bei chronischen Rheumatismen und gichtischen Anschwellungen der Gelenke ꝛc.

Der mächtige Einfluß des Lichtes, namentlich des direkten Sonnenlichtes auf das Gedeihen der pflanzlichen und thierischen Organismen hat in neuester Zeit manche Aerzte wieder zu dem Gedanken geführt, das Sonnenlicht methodisch zu Heilzwecken anzuwenden. Schon im Alterthum, bei den Griechen und Römern, scheint, nach zerstreuten Andeutungen zu schließen, die Benutzung des Sonnenlichts in dieser Richtung nicht unbekannt gewesen zu sein. Die Sonnenbäder sollen bei skrophuloser Dyskrasie, bei mangelhafter Ernährung des Körpers und atrophischen Zuständen, bei welker, blutleerer, bleicher Haut, vorzugsweise in der Kinderpraxis, einen merklich günstigen Einfluß ausüben. Will man ein Kind ein sogenanntes Sonnenwellbad nehmen lassen, so schlägt Schreber vor, dasselbe in einem nach Mittag gelegenen Zimmer bei geschlossenen Fenstern auf eine Matratze zu legen, so daß die Sonnenstrahlen den nackten Körper mit Ausnahme des Kopfes von allen Seiten treffen. Um nur örtliche Wirkungen zu erhalten, entblöße man nur den betreffenden Theil des Körpers. Die Dauer und die Zahl der Bäder richtet sich natürlich nach den jedesmaligen Verhältnissen, nach dem Zwecke, der erreicht werden soll, nach der Reizbarkeit der Haut und nach dem Grade der Sonnenhitze. Am wirksamsten sollen in unserer Zone die Sonnenbäder in der wärmeren Jahreszeit sein, und die Dauer derselben soll im Hochsommer zwischen 10 bis 30 Minuten variiren. Daß nicht die Wärme allein das wirksame Agens der Sonnenbäder ist, scheint daraus hervorzugehen, daß unter der Einwirkung der Sonne die Haut sich bald zu bräunen beginnt, was auf einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Bildung von Farbstoff in der Haut schließen läßt. Wenn wir beobachten, daß bei längerer Entziehung des Lichts die Haut welk und bleich wird, ein blutarmer Zustand sich ausbildet, die Muskeln schlaff werden, Skropheln entstehen ꝛc., so ist wohl der Schluß erlaubt, daß eine anhaltende methodisch geleitete Einwirkung des Sonnenlichtes in entgegengesetzter günstiger Weise sich geltend machen möchte. Im Orient und namentlich in Afrika bedienen sich die Eingebornen der warmen Sandbäder zu Heilung von Wunden, indem sie die Kranken, z. B. die zu Eunuchen verschnittenen Knaben von 10—12 Jahren, unmittelbar nach der Operation in den Sand der Wüste eingraben, so daß nur der Kopf aus demselben hervorragt. So läßt man sie mehre Tage lang stecken, bis man glaubt, daß die Wunde geheilt sei. Die Wunden sollen ohne heftigere Entzündung in kurzer Zeit vortrefflich heilen und unter hundert Kastrirten kaum einer zu Grunde gehen.

Zum Schluß erwähnen wir noch des elektrischen B.es, unter dem man folgendes versteht. Der Körper des zu Badenden wird isolirt und mit dem Konduktor einer Elektrisirmaschine in Verbindung gesetzt. Man läßt nun Elektricität in denselben einströmen, so daß sie sich in demselben anhäuft. Dabei fangen bekanntlich die Haare an sich zu heben und über den ganzen Körper entsteht ein eigenthümliches Prickeln. Die Wirkungen des elektrischen B.es sind aber auf den Körper sehr geringe (da die Elektricität nach gemachten Untersuchungen nicht in die Tiefe dringt, sondern von der Oberfläche in die Umgebung ausströmt); doch entsteht zuweilen eine erhöhte allgemeine Wärme, der Puls wird etwas schneller, und es bricht ein allgemeiner Schweiß aus. Zum Behufe des elektrischen B.es kann man auch den Körper in eine isolirte Badewanne einsenken, in welche man dann die Elektricität einströmen läßt.

Geschichtliches. Der Gebrauch der Bäder verliert sich in die sagenhaften Perioden der ältesten Völkergeschichte. Weise Gesetzgeber erhoben das Baden zu einer religiösen Handlung und verliehen demselben dadurch eine höhere Geltung u. Empfehlung; so kamen Bäder bei den Indiern, Aegyptern, Persern, Assyrern und Israeliten in Gebrauch, und aus diesem Grunde, oder als diätetisches Mittel, wird noch jetzt das Baden bei der Mehrzahl der Völker des Orients kultivirt. Bei den Hebräern war es eine der ersten Religionspflichten und in gewissen Fällen, nach erfolgter (levitischer) Verunreinigung, selbst gesetzlich vorgeschrieben (3. Mos. 14, 18 f., 15, 5). Die natürlichsten und ältesten Bäder, von welchen die Griechen Gebrauch machten, waren Fluß- und Seebäder. Das kalte Baden war eine Hauptregel der Pythagoräer. Man badete im Winter und Sommer in Flüssen und tauchte in letztere selbst die neugebornen Kinder. Doch waren auch warme Bäder bei den Griechen schon frühzeitig im Gebrauch. Ueberhaupt betrachteten die Griechen seit den ältesten Zeiten das Baden als eine heilige Sache. So waren schon die Inkubationen in den Tempeln mit dem Gebrauch von Bädern verbunden. Mit warmen Bädern wurde der willkommene Gast begrüßt, und sogar Königstöchter verschmähten es nicht denselben darin zu bedienen. Vorzüglich geschätzt wurden Bäder von den Lacedämoniern, und Einige wollen daher den Namen des bei den Römern so viel benutzten Schwitzbades (laconicum, sc. balneum) von den Lacedämoniern ableiten. Heriodicus, welcher kurz vor dem peloponnesischen Kriege lebte, soll Bäder zuerst in Verbindung mit kunstmäßigen Friktionen zur Erhaltung, Stärkung und Wiederherstellung der Gesundheit empfohlen haben. Bei Hippokrates, seinen

Schüler, finden sich die ersten umständlichen, unter wissenschaftlichem Gesichtspunkte geordneten Notizen über Nutzen und Nachtheil der Bäder, welche als die Grundlage der späteren Balneotechnik zu betrachten sind. Der Gebrauch der warmen Bäder wurde später noch allgemeiner und häufiger, als die Griechen bei ihren Gymnasien und Palästren öffentliche Anstalten zum Baden errichteten. Die Badeanstalten bestanden aus 7 verschiedenen, gewöhnlich von einander getrennten und mit anderen, für andere Leibesübungen bestimmten Lokalen untermischten Gemächern, nämlich dem kalten B.e, dem Elaeothesium, wo mit Oel gesalbt wurde, dem Abkühlungszimmer, dem Propnigeum oder dem Eingang zum Hypocaustum oder Heizzimmer, dem Gewölbe zum Schwitz- oder Dampfbad, dem Laconicum, u. dem heißen B.e. Die Badekabinete für das männliche und weibliche Geschlecht waren getrennt, wurden aber durch Einen Ofen erwärmt. In der Mitte derselben befand sich ein großes Bassin mit mehren Röhren zur Aufnahme des Wassers und mit einer Balustrade umgeben, hinter dieser ein freier Platz für Diejenigen, welche auf das B. warten mußten. Die Bäder waren gewölbt und erhielten ihr Licht von oben. Ein von Säulengängen begrenzter, von dicht belaubten Bäumen beschatteter Hof lud die durch das B. Gestärkten zum Lustwandeln ein. Auch die Kenntniß der Mineralquellen und ihre Benutzung zu Bädern verliert sich bei den Griechen in die Zeit der Mythen. Schon in den ältesten Zeiten kannte u. benutzte man sie, besonders die warmen, als Heil- und Wunderquellen; man errichtete bei ihnen Tempel, wallfahrtete zu ihnen und verehrte sie als Heiligthum. Dies gilt unter Anderem von den Quellen beim Tempel des Aesculap in Cenchreä, sowie von denen zu Lernä, Coronä und Paträ. Die ältesten Bäder, deren die Römer sich bedienten, waren wahrscheinlich Flußbäder in der Tiber, mit Schwimmen und andern gymnastischen Uebungen verbunden. Mit den griechischen Badeanstalten wurden die Römer erst durch die Kriege mit den griechischen Pflanzstädten des südlichen Italiens u. mit Pyrrhus bekannt. Doch fanden griechische Sitten in Rom nur langsam Eingang; abgehärtet und von Vaterlandsliebe beseelt, blieben die Römer der einfachen, frugalen und strengen Lebensweise ihrer Väter getreu. Den Gebrauch der warmen Bäder verbot noch Scipio Africanus in seinem Lager. Der Ort des Hauses, in welchem er selbst badete, war nach Seneca so schlecht, daß ihn spätere Römer für unschicklich gehalten haben würden. Zur Einführung und allgemeineren Verbreitung griechischer Badeanstalten in Rom scheinen aber die daselbst lebenden griechischen Aerzte viel beigetragen zu haben; denn 100 Jahre vor unserer Zeitrechnung standen die griechischen Badeanstalten zu Rom in großem Ansehen. Der Arzt Aselepiades von Prusa wurde der eifrigste Lobredner der Bäder und bemühte sich, ihrer Anwendung durch mannichfache Erfindungen mehr Wirksamkeit und Eingang zu verschaffen; er war es auch, welcher das Schaukeln mit dem Baden zu vereinigen suchte (balineae pensiles). In diese Zeit fällt die Erbauung der ersten prächtigen Privatbäder und öffentlichen Thermen, deren Gebrauch mit den damit verbundenen Friktionen allgemeine Volkssitte bis zur Zeit des Kaisers Konstantin blieb. Die Badehäuser der Römer waren palastartige, weitläuftige Gebäude, in denen jeder einzelne Akt beim Baden seinen besonderen Raum hatte. Vergleichen wir die Ueberreste alter Bäder unter einander und halten wir sie zugleich mit dem zusammen, was Vitruv, Plinius, Palladius u. andere Autoren darüber berichten, so erkennen wir folgende Theile eines römischen B.es überall wieder. In der Mitte des länglich-viereckigen Badegebäudes, im Kellergeschoß, lag das Heizungszimmer (hypocauseum), aus welchem sich Röhren (caliductus) durch die Zimmer zur Lufterwärmung verbreiteten; über dem Hypocaustum war ein Raum mit 3 übereinander stehenden Kesseln (ahena); aus dem obersten (frigidarium) floß kaltes Wasser in den mittlern (tepidarium) und, hier lau geworden, in den untersten (caldarium), um heiß zu werden. Aus jedem Kessel führten in die Badezimmer der beiden für die Männer und Frauen bestimmten Abtheilungen des Gebäudes mit Hähnen (epistumia) versehene Röhren; der oberste Kessel erhielt sein Wasser aus einem gefüllten Behältnisse (castellum), das gewöhnlich durch einen besonders dazu angelegten Aquädukt gespeist wurde. Neben und über dem Heizungszimmer waren die Badezimmer, das rundgebaute trockne Schwitzbad (Pyriaterion, lacunicum), mit diesem verbunden das warme B. (caldarium), ferner die concamerata sudatio, wo man sich den Schweiß abtrocknete und den Körper reinigte, und das laue B. (tepidarium). In jedem Zimmer befand sich ein steinernes oder metallenes Becken (alveus), um dasselbe ein Geländer (plutens), und zwischen diesem u. den Wänden war der freie Raum (schola), wo Die, welche noch zu baden gedachten, oder bloß der Unterhaltung wegen das B. besuchten, sich aufhielten. Im Boden des Laconicums war eine metallne Klappe (clypeus) angebracht, welche mittelst einer Kette in die Höhe gezogen oder niedergelassen werden konnte, um im ersteren Falle die Hitze hereinzulassen, im andern sie zu dämpfen. Außerdem enthielt das Badehaus Auskleidezimmer (apodyteria), Salb- und Oelungszimmer (unctoria, elaeothesia) und zum Striegeln und Reiben mit besondern Instrumenten bestimmte Gemächer (fricatoria). Neben dem B.e befanden sich Spaziergänge, Säulenhallen, bedeckte Renn- und Reitbahnen, Säle zum Ballspielen (sphaeristeria), Gymnasien, Gärten mit Alleen, Seen (piscinae) u. Schwimmgräben (euripi). Die schönsten Gemälde und Statuen zierten die Gebäude u. Nebenanlagen; in ihren Trümmern wurden die ausgezeichnetsten Meisterwerke des Alterthums (z. B. die aldobrandinische Hochzeit, der farnesische Hercules, der Laocoon u. a. m.) ausgegraben. Von den römischen Bädern sind noch heutigen Tages mehre Ueberreste vorhanden. Dahin gehören die Trümmer der Bäder in Rom selbst, namentlich der des Titus, Caracalla u. Diocletian, ferner die 1784 in Badenweiler entdeckten Ruinen, vorzüglich aber die pompejanischen Thermen, die in einem Zustande ausgegraben wurden, der es leicht macht, über die Bestimmung der meisten Theile mit Sicherheit zu entscheiden. Das zu Bädern bestimmte Wasser wurde mit den kostbarsten Specereien vermischt, in manche Thermen wurde sogar Seewasser geleitet. Eine wichtige Epoche in der Geschichte der Bäder der Römer beginnt mit Antonius Musa, in sofern durch ihn und seinen Bruder Euphorbus die kalten Bäder zuerst in Gebrauch kamen. Kaiser Augustus wurde durch sie von einer langwierigen Krankheit befreit, und diese

Kur verschaffte den kalten Bädern einen großen Ruf. Ihr Gebrauch fing nun an allgemeiner zu werden und fand, durch berühmte Aerzte, wie Asclepiades, Aretäus u. A. empfohlen, mehr und mehr Eingang, so daß man selbst Kinder in kaltem Wasser und Flüssen badete und Galen sich dem excentrischen Gebrauch der kalten Bäder widersetzen mußte. Auch die zahlreichen warmen Mineralquellen Italiens wurden häufig zu Bädern benutzt. Eine Zusammenstellung der damals bekannten und benutzten Mineralbäder gibt Plinius (Hist. nat. XXX, 2). Der Gebrauch der Bäder war bei den Römern so allgemein, daß auch in den entferntesten Provinzen die römischen Legionen in ihren Standquartieren Bäder erbauten und fleißig die warmen Mineralquellen zum Baden benutzten. Dieses beweisen die zahlreichen Ruinen römischer Bäder, welche in Gallien und Deutschland, nicht blos in der Nähe heißer Heilquellen, sondern auch in Gegenden, wo nie dergleichen sich befanden, noch existiren. Auch die alten Deutschen waren große Freunde vom Baden; sie badeten kalt in Flüssen und Seen und stählten dadurch ihren Körper. Julius Cäsar, Tacitus und Herodian erzählen von ihnen, daß sie kein anderes B., als das in Flüssen und Bächen, kannten; nach Claudian tauchten die Anwohner des Rheins ihre neugebornen Kinder in den Fluß. Ein Gleiches erzählt Strabo von den Scythen. Die alten Gallier hatten ihre geheiligten Wasserquellen, in welche sie ihre Kranken legten und in welchen sie sich zu gewissen Zeiten regelmäßig zu baden pflegten. Die warmen Bäder kamen aber im 3. und 4. Jahrhundert immer mehr in Verfall, ihr Gebrauch wurde sogar von der Geistlichkeit vielfach beschränkt und endlich verboten. So erlaubte der heilige Augustinus in seinen Regeln, monatlich nur einmal zu baden, u. der heilige Hieronymus untersagte nach den Jahren der Kindheit den Gebrauch der Bäder gänzlich. Als aber im Anfang des 8. Jahrhunderts die Wissenschaften und namentlich die medicinischen bei den Arabern wieder aufblüheten, kam auch der Gebrauch der Bäder wieder zu Ansehen, zuerst in dem von den Saracenen eroberten Spanien. Zu ihrer Empfehlung und Aufnahme in Deutschland trug Karl der Große viel bei; er liebte die warmen Bäder zu Aachen, badete selbst viel und veranlaßte so viele Andere, ein Gleiches zu thun, daß (nach Eginhard) oft mehr als 100 Personen zugleich badeten. Auch wurden in Hospitälern und Klöstern Bäder errichtet (balnea animarum, refrigeria animi), in welchen Arme unentgeltlich baden konnten. Keiner konnte den Ritterschlag erhalten oder in einen Orden aufgenommen werden, bevor er nicht gebadet hatte. Noch häufiger und allgemeiner wurde der Gebrauch der Bäder durch die nähere Bekanntschaft mit den Sitten des Orients in Folge der Kreuzzüge. In den Städten wurden eigene Badestuben errichtet, in welchen die Geschlechter getrennt badeten, und wo zugleich geschröpft und zur Ader gelassen wurde. Man badete gewöhnlich des Sonnabends und betrachtete die körperliche Reinigung symbolisch zugleich als eine geistliche Weihung und Vorbereitung zur kirchlichen Feier des Sonntags. Eine Hochzeit wurde nicht gefeiert, bevor nicht die Braut und alle Hochzeitgäste gebadet hatten. Alle Sonnabende zogen die Lehrlinge der Bader mit klingenden Becken durch die Straßen, um zum Baden aufzufordern. Bei der großen nach den Kreuzzügen herrschenden Sittenverderbniß geriethen jedoch bald die Bäder in Verfall. Die liederlichen Dirnen, welche unter dem bekannten Namen der fahrenden Weiber oder treibenden Mägde in Schaaren auf Reichstagen, Kirchenversammlungen und Jahrmärkten herumzogen, fehlten auch nicht in den Badestuben und trugen viel zum Verfall derselben bei. Das Handwerk der Bader selbst war verrufen, so daß sich Kaiser Wenzel veranlaßt fand, dasselbe zünftig und wieder ehrlich zu machen. Da durch warme Bäder und Badestuben die ansteckenden Krankheiten, namentlich die im 16. Jahrhundert so fürchterlich wüthende Lustseuche, leichter verbreitet wurden, so beschränkte man den Gebrauch warmer Bäder aus Furcht vor Ansteckung in Deutschland und Italien. Der Gebrauch der Mineralbäder wurde in Deutschland und Frankreich vorzüglich im 15. u. 16. Jahrhundert allgemeiner und häufiger. Die kalten Bäder kamen seit Anfang des vorigen Jahrhunderts in England sehr in Aufnahme, und ihre Anwendung verbreitete sich von da in die benachbarten Länder. Die lauwarmen Bäder sind aber erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mehr in Gebrauch gekommen. Um den richtigen Gebrauch beider, sowie um die Einrichtung zweckmäßiger Badeanstalten haben sich die deutschen Aerzte wesentliche Verdienste erworben. Der diätetische Gebrauch der Bäder ist gegenwärtig so häufig und allgemein, daß nicht nur die Hauptstädte Europa's, sondern auch schon die Mittelstädte Deutschlands häufig recht guter Badeeinrichtungen sich zu erfreuen haben. Die Bäder, deren sich die Völker des Orients, namentlich die Türken, Aegypter und die Bewohner von Hindostan, bedienen, charakterisirt die raffinirteste Sinnlichkeit. Mit Bädern von Wasserdämpfen, welche mit den feinsten und kostbarsten Parfüms vermischt sind, wird eine durch Sklaven mit großer Sorgfalt verrichtete Manipulation des Körpers verbunden, welche man mit dem Namen Massiren, Kneten oder Schampuen (schampoon) bezeichnet und in mehren Krankheiten sehr empfiehlt. Die Krankheiten, gegen welche man das Schampuen sowohl, als die mit verschiedenen Arzneimitteln geschwängerten Dampf- u. Dunstbäder empfohlen hat, sind: Asthma, Kontrakturen, Rheumatismen, Verrenkungen, Lähmungen und andere chronische Nervenübel. Vergl. Engelb. Wichelhausen, Ueber die Bäder des Alterthums, insonderheit der alten Römer, Mannheim 1807; W. A. Becker, Gallus oder römische Scenen aus der Zeit Augusts ꝛc., Leipzig 1838, 2. Theil, S. 11; Günther, De balneis veterum, Berlin 1844.

In der Chemie und Pharmacie kommt B in einem besonderen Sinne vor. Es gibt nämlich zwei Wege, um einem Körper mittelst Verbrennung Wärme mitzutheilen: entweder setzt man den zu erwärmenden Gegenstand unmittelbar der Wärmequelle aus, oder man theilt den Wärmestrom erst gewissen Medien mit und führt ihn von da aus auf den Gegenstand über, erwärmt diesen also mittelbar. Im ersten Falle geschieht die Erhitzung über freiem Feuer, wobei der Vortheil einer raschen Einwirkung der Hitze mit dem Nachtheil verbunden ist, daß durch ungleiche Vertheilung der Wärme und sehr erschwerte Regulirung der Temperatur Un-

ſicherheit während der Arbeit Statt findet, die bei gewiſſen Operationen, wie bei Analyſen ꝛc., die Genauigkeit des Reſultats beeinträchtigt. Iſt man daher gezwungen, bei gewiſſen Arbeiten eine beſtimmte Temperatur nicht zu überſchreiten, ſo wählt man ſtets die mittelbare Erwärmung, oder die Anwendung ſogenannter Bäder. Als zu ſolchen Bädern am gewöhnlichſten dienende Materien ſind folgende namhaft zu machen: Waſſer, fettes Oel, Schwefelſäure, Chlorzink, das leichtflüſſige Metallgemiſch aus Zinn, Blei und Wismuth, reine Talkerde, Sand ꝛc. Daher die Namen Waſſerbad, Oelbad, Sandbad ꝛc. Die Anwendung der einen oder der andern als B. zu benutzenden Materie richtet ſich nach den verſchiedenen Arbeiten und in Gebrauch gezogenen Gegenſtänden. Will man eine gleichmäßige Temperatur erzielen, ohne nöthig zu haben, auf die Höhe derſelben beſondern Werth legen zu müſſen, ſo bedient man ſich der Sandbäder. Am vortheilhafteſten richtet man dieſe ſo ein, daß in der Mauerung eines gut ziehenden Herdofens ein aus Eiſenblech gefertigtes Gefäß eingeſenkt wird, welches mit Sand gefüllt iſt und deſſen Boden von der Flamme umſpielt wird. Als tragbare Sandbäder leiſten eiſerne Schalen, die auf Windöfen eingepaßt ſind und zur Aufnahme von Retorten dienen, ſehr gute Dienſte. Der größte Vortheil bei Anwendung der Sandbäder iſt in der zwar allmähligen, aber ſehr gleichförmigen Wärmefortpflanzung begründet. In allen Fällen, wo bei Anwendung von freiem Feuer durch ungleichförmiges Erwärmen ein Zerſpringen der Gefäße zu befürchten iſt und wo eine gewiſſe Gleichmäßigkeit in der Erwärmung Statt finden ſoll, leiſtet das Sandbad weſentliche Dienſte. Ein Gleiches gilt in Betreff der Gleichmäßigkeit der Temperatur in noch höherem Grade vom Metallbad; hier iſt die Temperatur in allen Punkten des flüſſigen Metalls eine und dieſelbe, und es geſtattet zugleich der meiſt ſehr große Abſtand des Schmelzpunktes vom Verflüchtigungspunkte die Anwendung der Metalle im ganzen Umfange der zwiſchenliegenden Temperatur. Zinn, Blei, Wismuth und auch Queckſilber ſind bis zu einer Temperatur von 150°—200° anwendbar; über dieſe hinaus würde der Arbeitende von den ſchädlichen Metalldämpfen beläſtigt werden. Vorzüglich bequem iſt die von Darcet angegebene leichtflüſſige Legirung aus 2 Theilen Wismuth, 5 Theilen Blei, 3 Theilen Zinn. Sie ſchmilzt bei 100° (noch früher bei Zuſatz von Queckſilber) und erträgt eine der Weißglühhitze nahekommende Temperatur, ohne Dämpfe zu bilden. Für Temperaturen unterhalb des Schmelzpunktes der angeführten Metalle wendet man das Oelbad an und wählt hierzu Leinöl, welches erſt bei ungefähr 300° zerſetzt wird. Zur größern Sicherheit taucht man in das Metall- oder Oelbad ein Thermometer ein, um die Temperatur genau beobachten zu können. Handelt es ſich bei Arbeiten darum, eine beſtimmte Temperatur nicht zu überſchreiten, ſo wendet man Salzlöſungen an. Ueber den Siedepunkt einer Flüſſigkeit hinaus findet, wie bekannt, keine Temperaturerhöhung Statt, die fernere Zuführung von Wärme wird zur Dampfbildung verwendet, indem ſie die Anziehung der einzelnen Theile überwindet. Wird nun im Waſſer ein Salz gelöſt, ſo erfolgt Erhöhung des Siedepunkts, die bei verſchiedenen Salzen verſchieden ausfällt. So ſieden nach Legrand folgende Löſungen bei den angegebenen Temperaturgraden:

Namen der Löſungen.	Siede-punkte.	Quantität des Salzes, welche 100 Theile Waſſer ſättigt.
Chlorbarynm	104,4	60,1
Kohlenſaures Natron	104,6	48,5
Chlornatrium	108,4	41,2
Salpeterſaures Kali	115,9	335,1
Salpeterſaures Natron	121,0	224,8
Kohlenſaures Kali	133,0	205,0
Salpeterſaurer Kalk	151,0	362,2
Eiſigſaures Kali	169,0	798,2
Chlorcalcium	179,5	325,0
Salpeterſaures Ammoniak	180,0	unendlich

Eine geſättigte Chlorzinklöſung ſiedet bei cirka 260° C. Durch Vermiſchen der geſättigten Löſungen mit Waſſer erhält man leicht Bäder von irgend welchen gewünſchten Temperaturgraden, nur muß man bei ſolchen Miſchungen das Waſſer, welches allmählig verdampft, wieder erſetzen. Die häufigſte Anwendung findet das Waſſerbad, in welchem die abzudampfenden Flüſſigkeiten nicht ganz die Siedhitze des Waſſers erreichen. Ueber zweckmäßige Form des Waſſerbades für analytiſche Zwecke ſ. Freſenius, Anleitung zur quantitativen Analyſe.

Badajoz, Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz (410 QMeilen mit 472,932 Einw.) in der ſpaniſchen Landſchaft Eſtremadura (ſ. d.), in fruchtbarer Gegend, die reich an Pomeranzen, Feigen, Oliven, Citronen ꝛc. iſt und auch guten Weizen und feine Wolle liefert. B. iſt die wichtigſte Grenzfeſtung gegen Portugal. Sie liegt an der großen Heerſtraße von Liſſabon nach Madrid, am linken Ufer der Guadiana, über welche eine ſteinerne Brücke von 28 Bögen führt, u. links der Mündung des Baches Rivillas (Gevora). Die Guadiana iſt hier 1200 Fuß breit und bildet längs der Stadt zum Theil undurchdringliche Sumpfſtrecken, ſo daß von dieſer Seite kein Angriff möglich iſt. An der Landſeite ſind acht regelmäßige, gut gebaute Fronten mit bedecktem Wege, Glacis und Ravelins. Eine ſtarke Schanze, die Picurina genannt, liegt am rechten Ufer des Rivillas und links von dieſem Bache, 240 Schritte von der Stadt, das Kronwerk Pardaleras, deſſen tiefe Eskarpen einen ſchmalen Graben einſchließen. Am rechten Ufer der Guadiana iſt ein Brückenkopf und auf einem ſteilen Felſenrücken die Veſte (Fort) Chriſtoval. Die Stadt hat einen bedeutenden Umfang, 22,200 Einw. (vor 100 Jahren kaum 4000), 3 Pfarrkirchen, darunter die Kathedrale des heil. Johannis mit einer ungeheuren Orgel und einigen guten Gemälden, und (vormals) 12 Klöſter. Die Straßen ſind zum Theil breit, gerade und gut gepflaſtert, aber wenig belebt; ſehenswerth war ehemals das Arſenal und die Rüſtkammer (La Marſtranza). Im Innern der Stadt gibt es keine Brunnen, weshalb das Trinkwaſſer aus einer nahen Quelle auf Eſeln herbeigeholt wird. B. iſt Sitz eines Generalkapitäns und eines Biſchofs und hat Fabriken für Hüte, Leder, Fayence, Färbereien, Handel, beſonders Schleichhandel nach Portugal. Die Stadt iſt Geburtsort des Malers Morales und des Friedensfürſten, Herzogs von Alcudia. Zu den Zeiten der Römer

hieß B. Colonia Pacensis (nach Andern Pax Augusta oder Julia), bei den Mauren Bax Augos, woraus B. entstanden ist, bei Abulfeda Bathaljus. Unter den Mauren war B. seit 1078 Hauptort eines besonderen Königreichs, welches jedoch 1087 von Alfons VI. von Kastilien unterworfen wurde, während der Unruhen des 12. Jahrhunderts völlig unterging und von nun an mit Andalusien gleiches Schicksal hatte. Die Stadt wurde 1658 von den Portugiesen und 1705 von den Alliirten vergeblich belagert. Am 7. Mai 1709 schlug bei B. der Marquis de Bay, General Philipps V., die österreichische Partei unter General Galloway. Am 6. Juni 1801 wurde hier der Friede zwischen Spanien und Portugal geschlossen. Die Insurrektion gegen Napoleon I. brach hier am 30. Mai 1808 aus. Im Februar 1811 rückten die Franzosen unter Soult vor B., erstürmten am 11. das Kronwerk Pardaleras, beschossen das verschanzte Lager auf dem rechten Guadianaufer und schlugen am 19. das spanische Heer unter Carrera und Mendizabal (Schlacht an der Gevora). Die Folge davon war die am 11. März 1811 erfolgte Eroberung von B. durch die Franzosen. Anfangs Mai drangen die von dem spanischen General Castaños und dem britisch-portugiesischen Feldherrn Beresford zusammengezogenen Heerhaufen von Elvas her vor und schlossen das von General Phillippon vertheidigte B. ein. Aber Soult zog schnell aus Andalusien heran und lieferte am 16. Mai die blutige Schlacht bei Albnera, mußte indeß, da die Engländer von Etwas her Verstärkungen erhielten, den Entsatz von B. aufgeben, das hierauf vom 2.—6. Juni heftig beschossen wurde. Wellington selbst eilte herbei. Aber Philippon schlug die am 7. und 9. Juni wiederholten Stürme zurück, und als nun auch Soult sich mit Marmont (17. Juni) vereinigte, hob Wellington die Belagerung auf und zog sich in die Stellung von Portalegre. Nach der Eroberung Ciudad Rodrigo's (19. Januar 1812) rüstete sich Wellington mit größerem Ernste und angestrengterer Thätigkeit zur Belagerung der stolzen Veste. 16,000 Mann stark umschloß er B. und begann am 17. März die Belagerungsarbeiten. Ein heftiger Ausfall der Besatzung wurde zurückgeschlagen und noch an demselben Tage (25. März) die förmliche Beschießung des Platzes begonnen. Am 6. April unternahm Wellington einen Sturm, der nach einem heftigen Kampfe den Platz mit dem Gouverneur Philippon und der 4000 Mann starken Garnison als Kriegsgefangenen in seine Gewalt brachte. Ueber 3000 Todte und 7000 Verwundete zählten die Briten bei dieser Belagerung. Die Eroberung von B. sicherte ihnen den Besitz Portugals; Soult verließ Estremadura und Wellington drang gegen den Tajo vor. Als 1843 sich ganz Spanien zum Sturze des Regenten Espartero erhob, pronunciirte sich auch B. und schnitt ihm dadurch die Flucht nach Portugal ab.

Badakschan, Gebirgslandschaft in der südlichen großen Tatarei, gegenwärtig von dem turanischen Staat Kunduz abhängig, wird im Osten durch den Belurtag von der kleinen Tatarei und im Norden durch das Thsungling-Gebirge von Ferganah geschieden, im Innern aber durch den sanften Höhenzug Badakschan in zwei Thäler getrennt, deren eines der reißende Fluß Koktscha (Badakschan) durchströmt. Im Norden durchfließt das Land der Djaihun (Amu-Darja), der von den hohen Pamirbergen herabkommt, den Koktscha aufnimmt und von da an Amu heißt. B. ist ein malerisches Land und von angenehmem Klima, jedoch seit dem Einfall der Usbeken (1821) arg verödet. Dazu kam noch 1832 ein verheerendes Erdbeben, das Berge einstürzte, den Badakschanfluß in seinem Laufe hemmte, Dörfer zertrümmerte und unzählige Menschen begrub. Der Rücken des Badakschanzuges ist der Fundort der berühmten Rubine Turkestans, welche in großen Krystallstücken eingeschlossen in weißer Erde gefunden werden; ebenso des Lapis lazuli, der in grauem Muttergestein (Kalk u. Gyps) starke Adern bildet. Die Bewohner sind Tadschiks u. sprechen eine breite Mundart des Persischen. Ihrem religiösen Glauben nach sind sie Schiiten. Die Hauptstadt von B. ist Feisabad (sonst B.), unter 36° 26′ nördl. Br. und 70° 12′ L., etwa eine Meile vom Koktschafluß.

Badalocchio, Sisto, genannt Rosa (nach Batsch Sisto Rosa, genannt B.), italienischer Maler und Kupferstecher, geboren zu Ende des 16. Jahrhunderts in Parma, Schüler Hannibal Carracci's, Freund und Kunstgenosse Lanfranco's, zeichnete sich vornehmlich als tüchtiger Zeichner aus. Gemälde von ihm sind zu Reggio, namentlich in der Kuppel St. Johanns; im Modenesischen, besonders die Großthaten des Hercules im herzoglichen Palaste zu Sualtieri; in Parma bei den Kapuzinern der heilige Franz, ein im besten Carracci'schen Style gearbeitetes Bild. B.'s Kupferstiche haben die Vorzüge und Fehler der lanfranco'schen; berühmt davon sind 23 Blätter der alttestamentlichen Geschichte, nach Raphael, mit Lanfranco gemeinschaftlich gearbeitet, Rom 1607; die Malerei des Domes zu Parma, nach Correggio; Amor und Pan, nach Aug. Carracci, u. m. a.

Badaunay, Festung, s. Bedschapur.

Baden, Großherzogthum, der siebente Staat des deutschen Bundes, im schönsten, volkreichsten und bebautesten Theile von Süddeutschland, zwischen 25° 11′ und 27° 32′ östl. L. und zwischen 47° 32′ u. 49° 49′ nördl. Br. gelegen, wird begrenzt im Norden vom Main, dem Königreich Bayern, Großherzogthum Hessen, im Süden vom Rhein, Bodensee, von den Schweizerkantonen Basel, Aargau, Schaffhausen und Thurgau, im Osten von den Königreichen Würtemberg und Bayern, dem Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen, im Westen vom Rhein, von Frankreich und Rheinbayern und enthält einen Flächenraum von 278,065 QM. mit 1,335,952 Einwohnern (Zählung von 1858), worunter 877,311 Katholiken, 433,075 Evangelische, 2004 Dissidenten und Mennoniten, 23,562 Israeliten. Es kommen demnach auf die Quadratmeile 4804 Einwohner. Das Großherzogthum bildet (mit Ausnahme 7 kleiner Enklaven, die es in Würtemberg besitzt, und 3 würtembergischer, 2 hessischer und 4 preußisch-hohenzollernscher Enklaven, die es selbst umschließt) ein zusammenhängendes deutsches Grenzland und hat eine Gesammtgrenzlinie von 289 Stunden; seine Rheingrenze allein beträgt 117 Stunden (gegen die Schweiz 42, Frankreich 47, Rheinbayern 28), die des Mains (Bayern gegenüber) über 10; seine größte Breite beträgt im Süden 32—33 Stunden, dann verengt es sich in seiner Ausdehnung gegen

Norden in der Gegend bei Rastadt bis auf 4 Stunden und erweitert sich dann wieder gegen Norden bis zu 22 Stunden. B. gehört zum süddeutschen Berg- und Hügellande (kaum $^1/_5$ des Ganzen ist ebenes Land) und ist reich an reizenden Gegenden und Naturschönheiten. Die Hauptabdachung fällt gegen Norden ab, denn die meisten Flüsse ziehen mit dem Rhein. Das vornehmste Gebirge B.s ist der Schwarzwald, der einen großen Theil der Ostseite desselben bedeckt, sich aber auch noch in das Königreich Würtemberg hineinzieht; B. besitzt davon den höhern und ungleich größern Theil, ungefähr $^5/_8$. Er beginnt im Süden, in der Krümmung, welche der Rhein bei Basel macht, und erstreckt sich in nordöstlicher und nördlicher Richtung, mit dem Rhein gleichlaufend und von demselben oft kaum eine, größtentheils nur wenige Meilen entfernt, bis unterhalb Bruchsal. Die Westader Rheinseite des Schwarzwaldes erhebt sich terrassenförmig schroff und steil; gegen Osten nach der Donau und dem Neckar zu fällt er sanft ab. Seine höchsten Höhen erreicht er zwischen Todtnau und St. Märgen im Feldberg mit 4630 Fuß, im Belchen am Ausgang des Münsterthals mit 4397 F. und im Kandel bei Waldkirch mit 3903 F. Im Allgemeinen aber bildet das Land hier eine rauhe Gebirgshochebene mit einer durchschnittlichen Höhe von 2500—3000 F. Von den übrigen Berghöhen sind bemerkenswerth: der Blauen bei Mühlheim, 3637 F.; Kohlgarten bei Neuenweg, 3833 F.; Rabenkopf, 3666 F.; Stockberg, 3340 F., im obern Schwarzwald; der Fürstenberg, 2800 F.; der Kniebis, 2960 F.; der Hornisgrund, 3616 F.; der Seekopf, 3010 F.; der Hachkopf, 3952 F., im untern Schwarzwald. Das Gebirge besteht der Hauptmasse nach aus Granit, am Fuß auch aus Gneis; die höheren Punkte sind mit Sandstein bedeckt. Seine Wälder bilden Tannen, deren düsteres Ansehen ihm den Namen gab; die Vorberge der Westseite sind jedoch mit Weinpflanzungen, Obstbäumen und Laubwald bedeckt und vorzüglich kultivirt. Von Pforzheim an nordwärts geht der Schwarzwald über in ein Hügelland von durchschnittlich 1200 F. Höhe, das bei Sinsheim den Odenwald und bei Heidelberg den 1723 F. hohen Königsstuhl erreicht. Dieses Hügelland besteht aus Alpenkalk und rothem Sandstein. Dem Schwarzwald parallel ziehen sich auf der linken Seite des Rheins die Vogesen hin. Gleichsam die nördliche Fortsetzung des Schwarzwaldes bildet der Odenwald, der jedoch nur zum geringsten Theil in B. liegt; seine Hauptmasse gehört Hessen-Darmstadt an. Derselbe erhebt sich zwischen dem Neckar, Main, Rhein, der Jaxt und Tauber. Seine höchsten Punkte in B. sind der Katzenbuckel mit 2180 F., der Winterbach mit 1640 F. und der Oelberg mit 1600 F. Höhe. Der Kern dieses Gebirges besteht aus Granit, im Allgemeinen aber herrscht der bunte Sandstein vor, an dem gegen Südosten und Nordosten Muschelkalk lagert. Auf der durch schöne Obstpflanzungen berühmten Bergstraße, an der Westseite des Gebirges zwischen Heidelberg und Darmstadt, findet man Granit, Gneis und Syenit als herrschende Gebirgsarten. Kleinere Gebirge sind im südöstlichen Ende des Landes, östlich vom Bodensee, der rauhe, aus Jurakalk und Mergelkalkstein bestehende Heiligenberg mit 2200 F. Meereshöhe; auf der Grenze gegen Schaffhausen der Randen, 1200 F. hoch über dem Rhein, der sich im nellenburger und högauer Hügellande verläuft; der südöstliche Ausläufer der rauhen Alp und der vereinzelt stehende, aus vulkanischem Gestein, Dolerit, Basalt, Trachyt und verglastem Feldspath bestehende Kaiserstuhl, nördlich von Breisach, zwischen dem Rhein und der Treisam, mit etwa 40 größeren und kleineren Bergen, bis zu 1760 F. Höhe. Die Berge des Schwarz- und Odenwaldes sind dicht bewaldet; aber auch außerdem ist B. im Ganzen sehr holzreich. Zusammenhängende Forsten von größerm Umfange sind der zwischen St. Leon und Karlsdorf, der obere u. untere Haardwald, zwischen welchen Karlsruhe liegt, der Rittnert, zwischen Bretten und Königsbach, der Hagenschieß bei Pforzheim, der Mooswald bei Freiburg, der Kaisers- und untere Genossenwald bei Mahlberg, der Schutter- und Golteswald bei Offenburg, der Korker- und Mainwald ꝛc. Erdhöhlen kommen, da die Hauptgebirge B.s zu den granitischen Urgebirgen gehören, nicht zahlreich vor. Die vorzüglichsten sind: die hasler Höhle (Erdmannshöhle) bei dem Dorf Hasel, eine berühmte Tropfsteinhöhle, mit der das Tschamberloch bei Beuggen, gleichfalls eine Stalaktitenhöhle, in Verbindung stehen soll; die sogenannten Heidenlöcher bei Zizenhausen und Ueberlingen, schon in früher Zeit künstlich ausgehauene Höhlen, wahrscheinlich einst Zufluchtsstätten bei feindlichen Ueberfällen, da man darin römische Münzen gefunden, und endlich das Edelfrauenloch, in der Nähe von Achern, bekannt durch ein Volksmärchen. An Gewässern besitzt B. großen Reichthum. Hauptfluß ist der Rhein, der im Süden u. Westen die natürliche Grenze bildet; in ihn ergießen sich die meisten Flüsse des Landes, darunter die wichtigsten: Biber, Wutach, hauensteiner Alb (obere Alb), hauensteiner Murg (obere Murg), Wehr, Wiesen, Kander, Sirniz (mit Vogelbach und Ramsbach), Snlzbach (mit Fliederbach, Neunmagen, Möhlin), Elz (mit der wilden Guttach, der Brette und der Treisam), Elzenbach, Kinzig (mit der Schiltach, Wolfach, Guttach, Harmersbach, Schutter ꝛc.), Rench mit Lierbach, Auzenbach und Feldbach), Acher, Büllot, Murg (mit der Oos aber Oelbach), Alb (die untere, mit Holzbach und Moosalb), Pfinz (mit der Dreckwatt), Saalbach (Salza, Salzbach), Kraichbach, Kriegbach, Waagbach, Haarbach, Leimbach, Neckar mit der Enz (die sich mit der Nagold und der Würm vereinigt) und Elsenz auf der linken, der Jaxt, Elzbach, Seebach, Itterbach, Gammelsbach, Lax und Steinach auf der rechten Seite, Weschnitz und Main. Letzterer bildet im nordöstlichen Theil eine Strecke lang die Grenze gegen Bayern und empfängt in B. die Aalbach, Urphar, Tauber (mit der Umpher, Grünbach und Welz), Erfa und Morre. Die Donau entspringt auf dem Schwarzwalde bei der Martinskapelle und wird bei Donaueschingen Brege genannt; hier nimmt sie rechts den Abfluß des fürstlichen Schloßbrunnens, den man früher als Quelle bezeichnete, und auf der Linken die Brigach auf und führt von da an den Namen Donau. Im Umfange des Großherzogthums verstärkt sie sich durch mehre Bäche, unter denen die Keltach, Aitrach und Ablach die bedeutendsten sind. In den Bodensee ergießen sich: die radolfszeller Aach, Stockach und seefelder Aach. Außer dem Bodensee hat B. keinen See von Be-

deutung, aber an vielen Orten entdeckt man Spuren von ehemals weit ausgedehnten stehenden Wassern; vielleicht war selbst ein großer Theil des Rheinthals einst ein See, ein Ueberbleibsel des Gewässers, welches ursprünglich alles Erdreich bis an die höchsten Berggipfel überfluthete. Vom Bodensee gehören zu B. nur der Ueberlingersee mit der freundlichen Insel Mainau und der Unter- und Zellersee, welcher die bedeutende Insel Reichenau umschließt. Außerdem sind noch zu bemerken: der Mummelsee, in einer Höhe von 3130 F. in der Nähe des sogenannten Seekopfs (aus ihm entspringt die wilde Acher); der wilde See, auf der südlichen Seite des Kniebis, 2843 F. hoch, 1/4 Stunde im Umfang und durch die Schönmünzbach in die Murg abfließend; der Nauenmattweier, nach Michaelis 2867 F. hoch, in einer kraterähnlichen Vertiefung am Kohlgarten, 91 Ruthen lang und 58 Ruthen breit, mit einer schwimmenden Insel (grüne Insel genannt), fließt in die Wiesen ab; der eichner See, unweit Schopfheim, 1494 F. hoch; der Feldsee, 2287 F. über dem Meere, am Feldberg, 14 Morgen groß, mit vorzüglichen Bachforellen; nordwestlich davon der Titisee, 2598 F. hoch, mit dem Feldsee durch die Gutlach verbunden, 500 Schritte breit und 3/4 Stunde lang; der Glaswaldsee, 2592 F. hoch gelegen, fließt in die Walf und das schappacher Thal; der fischreiche Schluchsee, 2808 F. hoch gelegen, 3/4 Stunde lang, 1/4 Stunde breit; der Ilmensee, bei Pfullendorf; der kleine, aber tiefe Mökingersee, nahe am Bodensee, mit Stören (Wellern) von 100 Pfd. Schwere. Die Flüsse bilden zahlreiche Wasserfälle, von denen die bekanntesten sind: der Rheinfall bei Kleinlaufenburg (gewöhnlich Laufen genannt), der Rheinfall bei Rheinfelden (Höllbacken oder das Gewild genannt), der Wasserfall bei Todtnau, der Schaufall am Heidenschlosse, der Schaufall bei Triberg, das Getöse hinter Oppenau, der Fall bei Geroldsau (die große Bütte genannt), die große Schwellung des Schwarzenbachs, der sich mit der Rauhmünzbach vereint, in der Gegend von Farbach im Murgthale. Ebenen hat B., außer den Hochebenen des Schwarz- und Odenwaldes, nicht, nur Thäler, unter denen das Rheinthal alle andern an Länge, Schönheit u. Fruchtbarkeit übertrifft. Seine Breite beträgt nie über 4 Stunden. Unterhalb Basel, bei Schliengen und Steinenstadt, beginnend, erstreckt es sich, nur vom Kaiserstuhl einmal unterbrochen, über B.s Gebiet hinaus bis Mainz und an den Main, wo es das Höhegebirge abschließt. Der Theil des Rheinthals von Grenzach (Basel gegenüber) bis Staufen heißt die Markgrafschaft; auf diese bis zur Kinzig folgt das Breisgau mit der Stadt Freiburg, dann bis nach Baden die Ortenau mit Offenburg und dem Hanauländchen, dann zwischen Rastadt und Graben die Haard, eine magere, nur durch den Fleiß ihrer Bewohner ergiebig gemachte Sandebene, zwischen sumpfigen und moorigen Wiesen und Waldungen, und jenseits des Haardwaldes die Pfalz, wo das Land wieder an Fruchtbarkeit zunimmt u. endlich bei Heidelberg u. Weinheim so reich u. reizend wird, daß jener Italiener bei ihrem Anblick ausrief: „O Deutschland, wie leicht könntest du Italien sein!" Das ganze Rheinthal ist mit Städten und Dörfern angefüllt. Die wichtigsten übrigen Thäler B.s sind: das Wutachthal; das wilde obere Albthal; das anmuthige Wiesenthal mit herrlichen Auen, in denen regsame Städtchen und Dörfer lagern; das wildromantische Münsterthal; das durch Moreau's Rückzug berühmte, enge und schluchtenartige Höllenthal; das Elzthal; das furchtbare Kinzigthal mit seinen vielen Nebenthälern und wohlhabenden Städten, die bedeutende Flößgeschäfte machen; das Renchthal, reich an Naturschönheiten und durch seine sechs Bäder noch ein höheres Interesse erregend; das Kapplerthal; das liebliche Oosthal bei Baden; das viel besuchte Murgthal; das alle Arten des landschaftlichen Styls in sich vereinigt und zugleich der Aufenthalt des Fleißes und der Genügsamkeit ist; das herrliche Enzthal, durch den Floßhandel Pforzheims ungemein belebt; das anmuthige untere Albthal; das großartig schöne, durch Kultur und Industrie mannichfach belebte Neckarthal; die anmuthigen schriesheimer, birkenauer und gartzheimer Thäler bei Weinheim; der Schüpfergrund; das weinreiche Tauberthal ꝛc. Einzelne Theile des Landes haben von Alters her eigenthümliche Benennungen. Dahin gehören außer den obengenannten Theilen des Rheinthals: „Auf der Haard", am Heuberg, zwischen der Beera und Schmich; das Madach, ein Theil des Hegaues; die Baar (Baargau), welche die Gegend um Donaueschingen, Möhringen und Hüfingen umfaßt; der Klezgau (Kletgau), längs den Schweizerkantonen Schaffhausen und Aargau; der Bruhrain; der westliche, im Rheinthal liegende Kraichgau bei Bruchsal; das Bauland, der südliche Theil des ehemaligen Main-Tauberkreises. Ueber die Beschaffenheit und Anbaufähigkeit des Bodens berichtet Heunisch Folgendes: „Die dem Rheinthal zugehörige Ebene zwischen Freiburg und dem Großherzogthum Hessen besteht aus angeschwemmtem Lande. Einige Theile derselben, hauptsächlich die Gegend zwischen Rastadt, Karlsruhe und Philippsburg, gegen den Rhein zu gelegen (die Hardebene), sind sehr sandig, jedoch durch längeren Anbau fruchtbar gemacht. In den den Gebirgen des Schwarzwaldes und Odenwaldes nähergelegenen Theilen der Ebene ist dagegen der Sand mit mehr Thon und Kalk gemengt und bildet daher einen größtentheils sehr fruchtbaren Ackerboden. In den Seitenthälern des Schwarzwaldes, namentlich im Wiesenthal, in dem Elz-, Rench-, Pfinzthal u. a., ist der Boden mehr thoniger Art (sogenannter schwerer Boden), im Kinzig- und Murgthal wie in den Thälern des Odenwaldes hat theils der lange dauernde Anbau, theils die Verschiedenheit des Felsarten in den diese Thäler bildenden Gebirgen den Thon in eine fruchtbare Ackererde umgewandelt. Auf den Höhen des Odenwaldes, namentlich in den Gegenden zwischen der Tauber u. Pforzheim ist der Boden ebenfalls größtentheils thoniger Art, dabei an einigen Stellen mehr kalkhaltig, an andern mehr sandig. Die Hochebene des Schwarzwaldes, besonders die Gegend um Villingen und Donaueschingen besteht dagegen aus größerem Gerölle, das nur hie u. da mit aufgeschwemmter Erde bedeckt, daher auch zum Anbau weniger geeignet ist, als die übrigen Gegenden des Landes. Den fruchtbarsten und zum Anbau aller dem Klima angemessenen Kulturpflanzen geeignetsten Boden haben die Gegenden am Bodensee, am Kaiserstuhl im Breisgau, hauptsächlich aber die Gegenden um den Neckar und die Kinzig."

Beinahe im Mittelstriche der gemäßigt n Zone

gelegen, hat B. im Allgemeinen ein äußerst günstiges und gesundes Klima, obschon das Verhältniß desselben auf dem Schwarzwald und im Odenwald gegen das Rheinthal eine bedeutende Verschiedenheit zeigt. Während vom Bodensee bis Basel u. Mannheim alle auf süddeutschem Boden heimischen oder akklimatisirten Gewächse in üppigem Wachsthum gedeihen, herrscht im Schwarzwald gewöhnlich ein 6 Monate langer Winter, dem nur ein kurzer Frühling und mit Ende Juni der Sommer mit starker Hitze folgt. Die höchsten Kuppen (Feldberg, Belchen), obgleich beträchtlich unter der Schneegrenze liegend, sind oft nur in heißen Sommermonaten ohne Schnee. Auch die mittlere Jahrestemperatur der Städte ist nach Lage und Höhe derselben verschieden. So hat Freiburg, unmittelbar am Gebirge gelegen, da, wo es sich zu seiner höchsten Höhe erhebt, eine niedrigere Jahrestemperatur (+ 9°7 C.), als Karlsruhe, ungeachtet es einen Grad südlicher liegt. Ferner beträgt dieselbe in Mannheim (bei 282 F. ü. d. M.) 10°6, in Karlsruhe (360 F. ü. d. M.) 10°1, in Heidelberg (312 F. ü. d. M.) 9°7 C., während wieder Basel, an der südwestlichsten Spitze B.s (bei 756 F. ü. d. M.), nur 9°6 C. mittlere Jahrestemperatur hat. Nach dieser von Höhe und Lage bedingten Verschiedenartigkeit des Landes hat man B. in folgende 4 Regionen getheilt: 1) Region des Nußbaums u. des Weinstocks, von der Rheinthalsohle bis zu 1400 Fuß Meereshöhe; 2) Region der Buchen u. Weißtannen, wo nur noch Getreide und Obst wächst, von 1100 bis etwa 2500 F.; 3) Region der Rothtannen, wo nur Holz und etwas Getreide fortkommt, bis gegen 4000 F.; 4) subalpine Region, wo es nur Wälder und Wiesen mit niedrigen Alpenpflanzen gibt. Bei der Menge und Güte des fruchtbaren Bodens, dem herrlichen Klima und der regen Kultur kann es nicht fehlen, daß B. Alles reichlich erzeugt, was zu den nothwendigen Bedürfnissen seiner Bewohner gehört. Das gesammte Ackerland B.s bedeckt 97 QM., die Waldungen 86 QM. (wovon 19 QM. Staatseigenthum), Wiesen u. Welden 41½, Weinland 5, Gartenland 3½, ödes Land 2½ QM., während die gesammten Ortschaften, Straßen, Gewässer ꝛc. 44 QM. wegnehmen. Das Mineralreich zunächst liefert an Metallen Gold, das im Rheinsand bei Lahr u. Kehl, zu Aue, Darlanden bei Karlsruhe, Eggenstein, Goldscheuer, Hochstetten, Iffezheim, Illingen, Knielingen, Liedolsheim, Linkenheim, Neuburgweiher, Oberhausen, Philippsburg, Plittersdorf, Rheinbeim, Roth, Rußheim, Schröck, Steinmauern u. Wintersdorf gefunden u. durch Goldwäscher zu Tage gefördert wird; Silber (jährlich an 3000 Mark), in silberhaltigen Bleierzen, hauptsächlich im Münsterthal bei Staufen, in der herrschaftlichen Grube Teufelsgrund, in der Grube Haus Baden bei Badenweiler, in den kinzigthaler Bergwerken, den Gruben Riggenbach, Sophie bei Wittichen in dem Bernhard in Hauserbach, in der Gabrielgrube in Einbach, in den gewerkschaftlichen Gruben Neue Hoffnung Gottes bei St. Blasien u. Neu Glück bei Unterwaldstein. Kupfer wird besonders bei Rippoldsau in der Grube Herrnsegen gewonnen und jährlich an 900 Centner verarbeitet; silberhaltiges Bleierz aus der Grube Haus Baden gewonnen u. in dem münsterthaler Hüttenwerk zu Bleigütte, Blicksilber ꝛc. verarbeitet (jährlich an 12,000 Centner Bleiglätte, 700 Centner Bleiglasur) Kobalt findet sich im wiltscher Revier. Von großem Belang ist die Ausbeute von Eisen. Die Eisenerze bestehen aus Bohnenerz und Brauneisenstein (Reinerz). Die Hauptlagerstädte derselben befindet sich im Oberlande im Jurakalk, am Südrande des Schwarzwaldes, besonders in der sogenannten Nordgrafschaft (bei Kandern), im Kletgau (bei Jestetten u. Grießheim), im Nellenburgischen (auf den Feldern von Liptingen bei Stockach) und in der Donaugegend (bei Möhringen und an der Alp). Von allen das wichtigste Revier ist das von Kandern, in welchem über 30 Gruben in Betrieb sind (die vorzüglichsten die anggener Grube, der altinger Stollen, die Grube am schlienger Berg mit vortrefflichen Bohnenerz, die Gruben im Bälen, im Heuberg, im hertinger, tannkircher, kieler Wald ꝛc. mit Reinerz). Auch an der Nordseite des Schwarzwaldes, um Pforzheim, wird Eisenerz gewonnen; im aufgeschwemmten Lande u. noch weiter nördlich am Ende des Gebirges finden sich Eisenlagerstätten im rothen Sandstein, der hier 1200 Fuß mächtig den Granitkern des Gebirges bedeckt. Die jährliche Ausbeute an Eisen beträgt 175,000 Centner, wovon 140,000 Centner Hochofenausbeute und etwa 95,000 Centner Stabeisen. Dazu sind im Betrieb 7 Hochöfen, 2 Kupolöfen, 20 Frischfeuer, 16 Kleinfeuer, 18 Eisenhämmer; außerdem arbeiten 7 Blechfabriken, 3 Eisen- und Stahlwaarenfabriken, 1 Drahtzieherei, 2 Nägelfabriken, 1 Blechwaarenfabrik, Maschinen- und Nadelfabriken ꝛc. An Steinen liefert B.: Feuersteine, Achate, Karneole, Chalcedone, Jaspis, Amethyste (bei Kandern, an der Mündung des Renchthales u. bei Baden), Granaten (bei Schriesheim u. im Kaiserstuhl), Natrolith, Augit, Glasopal, Hornblende, krystallisirten Feldspath (im Högau u. bei Freiburg), Rheinkiesel ꝛc., verschiedene, oft schön gefärbte Arten (gegen 100) Marmor zu Emmendingen, Malterdingen, Blauschlott, Eichstetten, Efringen, Dietlingen, Denztingen ꝛc., Schleifsteine zu Kürnberg u. Langenau, krystallisirten Kalkspath (im Schwarzwalde und bei Wiesloch), Flußspath (in prächtigen Würfeln in den Gruben bei Badenweiler u. im Münsterthal). Gips findet sich in ausgedehnten Lagern über dem Kochsalz; gebrochen wird er nur, wo er zu Tag ausgeht, z. B. in Hasmersheim, Sulzfeld, Laufen, Britzingen, Sulzburg, Badenweiler, Kandern, Hintschingen, Bamlach, Fittichen, Grenzach, Thengen ꝛc, im Donau- u. Wutachthale, besonders bei Villingen u. Blumegg. Alabaster kommt im Donau- und Wutachthale, besonders im Amt Bonndorf, vor. Porzellanerde wird bei Balg und auf dem Karlstein bei Hornberg gegraben und zu Zell und in der ludwigsburger Porzellanfabrik verarbeitet. In neuerer Zeit fand man auch einen dem lithographischen Stein ähnlichen Jura- oder Liaskalk, der in mehren Steindruckereien mit Vortheil verwendet worden ist. Schwerspath findet sich bei Schriesheim und Pforzheim. Steinkohlen (magere Glanzkohle) gräbt man zu Berghaupten, Diersburg und Zunsweier, Baden und Umwegen; Alaun und Vitriol bei Schriesheim u. zu Au bei Todtmoos; Schwefel im Mittelrheinkreis; Torf besonders in den Haardorten, aber auch sonst häufig; Töpferthon und Weißerde bei Heimbach, Balg, Oberweiher und Malsch; Bolus, Ocker und gelbe Erde zu Britzingen, Ballrechten und Hertingen, Tripel zu Brötzingen. Versteinerungen finden

sich zahlreich in der Pfalz, der Herrschaft Stetten, der Markgrafschaft Baden-Baden ꝛc., theils bestehend aus Abdrücken von Gräsern, Schilf, Blättern, Baumstämmen, Amphibien, Schnecken, Seemuscheln ꝛc., theils (im Sande der Rheinebene, wie in den Kiesgruben bei Heidelberg) aus Knochen großer Vierfüßer. Salz liefern die Salinen zu Dürrheim und Rappenau, jährlich 300,000 Centner, die zum Theil ausgeführt werden. Die Quellen zu Ubstadt und Mosbach werden nicht mehr versotten. An Mineralquellen ist B. reicher als jedes andere Land. Ihre Zahl kommt nahe an 60, ihre Beschaffenheit ist höchst mannichfaltig, sie gehören den muriatischen, den Schwefel-, Stahl-, Sauerwassern ꝛc. an, sind warme und kalte. Wir nennen: Ueberlingen, Radolfszell, Marbach, Säckingen, Mauldurg, Haningen u. Fischingen, Riedlingen, Badenweiler, Mühlheim, Hennebach, Sulzburg, Grunern. Lautersberg, Kibbad bei Kappel, St. Ottilien, Herdern, Glotterthal, Suckenthal, Weiher, Malterdingen, Kirnhalden, St. Landolin, Seelbach, Prinzbach, Zell am Harmersbach, Dürrheim, Rippoltsau, Petersthal, Freiersbach, Nordwasser im Reuchthale, Sulzbach, Antogast, Erlenbad, Hub, Baden-Baden, Lichtenthal, Beiertheim, Alleehaus bei Karlsruhe, Amalienbad bei Durlach, Langensteinbach, Achkarren, Oberschaffhausen, Bogtsburg, Bahlingen, Bruchsal, Langenbrücken, Mingolsheim, Zaisenhausen, Wiesloch, Rappenau, Weinheim ꝛc. Das Pflanzenreich producirt eine reiche Fülle der verschiedenartigsten Species. In den Wäldern prangt unter den Nadelhölzern die Weißtanne, die Rothtanne, die Fichte, die Kiefer, der Lärchenbaum; die Laubwälder füllen Buchen, verschiedene Eichen (gemeine Eiche, Traubeneiche, Stein- oder Bergeiche), Birken, Eschen, Espen, Erlen, Linden, Maßholder, Bergahorn, Spitzahorn, Ulmen oder Rüstern, Mehlbeer-, Vogelbeer-, Spierlingsbäume, Weiden, wilde Apfel-, Birn- und Kirschbäume. Von Sträuchern sind besonders hervorzuheben der Schwarz- und Weißdorn, der Pfaffenhütchen-, der Hollunderstrauch, die Stechpalme, der Wachholder-, Himbeer- und Brombeerstrauch, die Heidelbeere ꝛc. Vortreffliche Wiesen und Heiden bieten dem Vieh reichliches Futter, während die Kultur die schönsten Produkte des Feld-, Garten- u. Bergbaues erzielt (s. unten). Das Thierreich liefert an jagdbaren Thieren wilde Schweine, Hirsche, Rehe, Damhirsche, Hasen, Fischottern, Marder, Füchse, rothe, braune und schwarze Eichhörner, das große und kleine Wiesel, Iltisse, Dachse, Igel, Siebenschläfer; der Wolf läßt sich noch hie und da blicken. Von wildem Geflügel kommen vor: Auerhähne, Birkhühner, Rebhühner, wilde Gänse, Enten, Haselhühner, Wasserhühner, Schnepfen, Wachteln, Tauben, Lerchen ꝛc.; im Ganzen 8 Arten Raubvögel vom Geschlecht der Falken, 7 Arten Eulen, 4 Arten Würger, 13 Arten Spechte, 11 Arten krähenartige Vögel, 18 Sperlingsarten, 50 Arten Singvögel, 5 Taubenarten, 4 Arten Waldhühner, 5 Arten Feldhühner, 3 Trappen-, 7 Reiher-, 10 Schnepfenarten, 8 Arten Strandläufer, 3 Arten Regenpfeifer, 4 Arten Wasserrallen, 2 Arten Wasserhühner, 19 Arten Enten, 3 Arten Sägeenten, 2 Arten Pelekane, 6 Arten Taucher, 4 Arten Möven und 2 Arten Seeschwalben. Unter den Reptilien findet sich der Erd- und Wassersalamander, die Ringelnatter und die rothe Flecknatter. Die vorzüglichsten Flußfische sind: der Aal, die Forelle, der Rothfisch, der Hecht (bis 20—30 Pfund schwer), der Karpfen, der Barsch, die Schleihe, die Karausche ꝛc., die gemeinsten: die Weiß- und Schuppenfische, in kleinern Bächen viele Grundeln, im Bodensee die Rheinlanke, eine Salmenart, manchmal 40—50 Pfund schwer, die Lachsforelle, bis 100 Pfund schwer, die Quappe und vornehmlich die Gangfische, welche in Menge gefangen u. versendet werden. Außerdem sind Krebse, von Insekten auch spanische Fliegen häufig.

Die Bewohner B.s sind im Allgemeinen ein fleißiges, treues, offenes, redliches Volk und im Kriege tapfer. Der Schwarzwälder ist in manchen Gegenden händel- und raufsüchtig; bei ihm findet man aber auch noch am meisten von der Einfachheit u. Biederkeit der altdeutschen Sitten; er ist verständig u. nachdenkend, munter und lebensfroh. Der Odenwälder, im Ganzen arm, aber zufrieden bei Heidekornbrod und Milch, ist gefällig u. gastfreundlich und eben so frei gesinnt als gemüthvoll. Die Bewohner des Rheinthals sind ein wohlgebauter, arbeitsamer und verständiger Stamm. Im Einzelnen offenbaren sich große Lokalverschiedenheiten der Sitten und Trachten, sowie der gesammten Lebensweise. Nicht nur steht der Pfälzer dem Oberländer eben so schroff entgegen wie der Wäldner dem Flachländer, sondern selbst jede Landschaft hat ihren eigenthümlichen, auszeichnenden Charakter. Die Markgräfler, die Thalleute, die Märker, die Kaiserstuhler, die Hanauer, Haardwälder u. Bruhrainer sind in Gestalt und Tracht, in Sprache und Bildung auffallend verschieden, und zwar durch fast eben so viele Fehler als Vorzüge. Die Rheinthaler sind gewandter und scheinbar aufgeklärter, als die Wäldner, aber bei weitem nicht so kräftig, genügsam und moralisch, vielleicht im Allgemeinen auch nicht so wohlhabend. Eigenthümliche Nationalgebräuche herrschen an manchen Orten bei Taufen, Hochzeiten, Leichen, Kirchweihen, Märkten ꝛc. Eigenthümliche Tänze, die einzelne Landesgegenden charakterisiren, sind z. B. der Eiertanz, der Hahnentanz (in der Baar), der Holzäpfeltanz (in der Pfalz), der Hammeltanz (in Hornberg u. der Umgegend) ꝛc. Die Stammvölker B.s sind die Alemannen im Oberlande, die Franken von der Murg abwärts und die Vindelicier und Sueven (Schwaben) in der Seegegend. Außerdem besteht die Bevölkerung aus Juden, seit uralter Zeit hier heimisch, aus eingewanderten Reformirten, theils piemontesischen, theils französischen Flüchtlingen, Waldensern und Hugenotten (in Mannheim, Pforzheim, Friedrichsthal ꝛc.) und aus Wallonen (in Heidelberg und Mannheim). Die Mundarten sind nach den Stammvölkern verschieden. Der alemannische Dialekt, in welchem Hebel gedichtet hat, rauh und hart, doch nicht ohne Wohllaut, herrscht im Oberlande, ist aber auch weiter, in der deutschen Schweiz, in Schwaben und im Elsaß verbreitet. Die sogenannte schwäbische Mundart, welche in den Seegestaden und an der Ostseite des Schwarzwaldgebirges bis Pforzheim hin herrscht, ist eine Abart der alemannischen. Milder wird der Dialekt, wenn man die Ortenau überschritten hat; er schwäbelt noch, bis der fränkische Dialekt, die Sprache der Pfälzer und Odenwälder, erscheint, welcher weicher und feiner tönt, mit Anklängen des Niederdeutschen. Die Vielartigkeit der Sprachen u

Sitten des Landes zeugt von jener Völkermischung, deren Schauplatz B. einst gewesen, seitdem die Römer bis hieher vorgedrungen waren.

Die wichtigste Nahrungsquelle ist der Landbau, beinahe 2/3 der Bevölkerung beschäftigen sich damit. Der Ackerbau ist vorzugsweise auf Getreide beschränkt, man baut 9½ Theile Weizen, 1½ Theile Halbweizen, 30 Theile Korn, 30 Theile Gerste, 140 Theile Dinkel, 4½ Theile Mischelfrucht, 52 Theile Hafer. Das meiste Getreide liefert das Rheinthal, besonders die Pfalz, die Seitenthäler des Rheins, die Bezirke von Grünsfeld, Kühlsheim, Königshofen, Bischofsheim, Wertheim im Unterrheinkreis, die Gegend von Pfullendorf, Stockach, Blumenfeld, Möskirch, Hüfingen, Löffingen und Donaueschingen im Seekreis. Der Gesammtertrag wird jährlich auf etwa 9 Millionen Scheffel berechnet. Hülsenfrüchte werden besonders in der Pfalz gebaut, Kartoffeln in großer Menge im ganzen Lande. Hanf erzielt man von besonderer Güte in den Gegenden von Altbreisach bis Bühl, sowie bei Philippsburg, Ettlingen, Pforzheim ꝛc. Bei Bischofsheim und in der Umgegend pflanzt man den sogenannten Schleißhanf, der zu Stricken u. Tauen benutzt wird; Flachs findet man weniger, den meisten in den Thälern des Schwarzwaldes. Tabak, der noch immer einen guten Ertrag gibt, obschon der Anbau abgenommen hat und zur Verarbeitung viel fremde Blätter eingeführt werden, liefern die Aemter Ladenburg, Schwetzingen, Heidelberg, Wiesloch, Philippsburg, Bruchsal, Karlsruhe, Durlach, Ettlingen, Kork, Ettenheim, Achern, Oberkirch und Offenburg, über 60,000 Centner jährlich. Der beste ist der seit alter Zeit berühmte Pfälzer. Krapp pflanzen die Aemter Durlach, Karlsruhe, Ettlingen, Ladenburg, Heidelberg und Schwetzingen; Hopfen, wovon der meiste (an 6000 Centner) ins Ausland geht, die Gegenden um Mannheim, Heidelberg, Achern u. Konstanz; Raps u. Mohn alle Kreise. Futterkräuter geben die wiesenreichen Gebirgsthäler des Schwarz- und Odenwaldes in vorzüglicher Fülle. Die Wiesenkultur ist theilweise musterhaft. Auch wird viel Klee, Luzern u. Esparsette gepflanzt. Obstkultur (Kern- u. Steinobst, Kastanien, Wallnüsse, Mispeln, Kirschen und Mandeln ꝛc.) ist ein wichtiger Nahrungszweig, der in allen Landestheilen blüht, wo die Höhe der Lage (über 1800—2000 Fuß) dessen Gedeihen nicht hindert. Das Obst wird theilweise zu Obstwein und zu gebranntem Wasser (Kirschengeist, Zwetschenwasser) verwendet. Fast im ganzen Lande (nicht bloß auf der Bergstraße) wandelt man wie in einem Obstgarten; man findet ganze Wälder von Wallnüssen, Mispeln, Kirschen, Kastanien ꝛc.; letztere werden so stark angebaut, daß sie an 113,460 Morgen einnehmen. Noch bedeutender ist der Weinbau, 68,064 Morgen sind mit Reben bepflanzt. Unter den weißen Weinen ist der Markgräfler-, Ortenauer-, Bergstraßer-, Wertheimer-, Gerlachsheimer- u. Tauberwein der berühmteste. Die Seeweine, wenn sie abgelagert sind, haben gleichfalls einen guten Namen. Zu den theilweise geringeren Sorten gehören die Kaiserstühler- und Bruhrainerweine. Der Affenthaler, der Zeller und der Grenzacher sind die besten rothen Weine im Lande und kommen dem Burgunder nahe. Im Ganzen producirt B. an Wein alljährlich etwa 1 Million Eimer, in gewissen Jahren freilich auch viel weniger, z. B. 1840: 632,832 Eimer. Die geringeren Weinberge fängt man neuerdings an in Ackerland umzuwandeln. Neben dem Ackerbau ist in B. die Viehzucht und deren Ertrag beträchtlich. Man hat verschiedene Arten Rindviehzucht, z. B. die Bauland- (im Odenwald), die fränkische, schwarzwälder Landrace ꝛc. Die Pferdezucht, welche vorzüglich auf der Baar und der Haardschöne Thiere liefert, wie die Schafzucht sind weniger bedeutend; jene liefert nicht so viel, als das Militär Remonten nöthig hat. Ansehnlicher ist die Schweine- und Ziegenzucht, dagegen Bienen- und Seidenzucht noch unbedeutend, beide jedoch im Steigen begriffen. Zur Belebung der Landwirthschaft und ihrer Vervollkommnung besteht seit 1819 der landwirthschaftliche Verein zu Karlsruhe, welcher in Wertheim, Heidelberg, Freiburg, und Donaueschingen seine Unterabtheilungen hat; auch haben sich landwirthschaftliche Amts- und Ortsvereine gebildet. Für die Veredlung der Pferde besteht ein allgemeines Landgestüt, das Hengstställe in Karlsruhe und Bruchsal und einen Fohlenhof zu Waghäusel unterhält; die Schäfereiadministration ist jetzt dem landwirthschaftlichen Vereine untergeordnet. Auch die Viehleibkassen, Viehversicherungsanstalten und der Hagelschadenverein wirken wohlthätig.

B. ist zwar kein eigentliches Fabrikland, doch herrscht in ihm im Großen wie im Kleinen eine wohlthätige Betriebsamkeit. Namentlich seit dem Anschluß B.s an den Zollverein (12. Mai 1835) hat sich seine Industrie bedeutend erweitert; die Fabriken haben sich um mehr als 140 vermehrt, so daß es deren an 350 zählt. Die hauptsächlichsten Industrieprodukte sind Wollenzeuche, Tuch (an 14 Fabriken in Pforzheim, Neustadt, Michelfeld ꝛc.) und Baumwollenzeuche (an 90 Etablissements in St. Blasien, Bauholz, Bühl, Ettlingen, Görwihl, Pforzheim, Konstanz, Schönau, Waldkirch, Lahr ꝛc.), Flachs- und Hanfmaschinenspinnereien (in der Pfalz, Lahr ꝛc), Seidenzeuche (14 Fabriken), Papier (35 Fabriken und Mühlen), Bijouteriewaaren (15 Fabriken, besonders bedeutende zu Karlsruhe und Pforzheim, die mit allen ausländischen Etablissements dieser Art wetteifern), Tabak (gegen 30 Fabriken), chemische Erzeugnisse (18 Fabriken, hervorzuheben ist Bleizucker), Glas (in 4 Hütten), Steingut und Porzellan (4 Fabriken), Rübenzucker (1842 für 1,174,000 Gulden), Zuckerraffinerie, Leder und Lederwaaren (an 300 Gerbereien und 4 Lederfabriken, 1 Lederwaarenfabrik, 2 Handschuhfabriken), geschliffene Granaten und Glaswaaren (in Waldkirch ꝛc.). Alte und sehr beträchtliche Industriezweige B.s, im Schwarzwald, heimisch, sind die Fertigung von Wanduhren, Drehorgeln, Holzwaaren, die Strohflechterei (vorzüglich vom weiblichen Geschlecht betrieben), Kirschwasser-, Essig- und Zwetschenwasserfabrikation. Vom Bergbau und der Eisenindustrie war oben bereits die Rede. Wie beträchtlich der Aufschwung der letzteren in B. geworden ist, ersieht man daraus, daß der Ertrag von Eisen, Eisen- und Stahlwaaren 1825 41,393, 1831 600,462 und 1842 bereits 2,470,000 Gulden betrug. Sehr bedeutend sind auch die Bierbrauereien (besonders in Mannheim und Heidelberg) und die Mahlmühlen, welch letztere ein Kapital von 3 Millionen Gulden versteuern. Zwar steht der badische Handel noch nicht auf der Stufe,

auf welcher er nach der geographischen Lage des Landes stehen könnte, doch ist in der neuern Zeit ein regeres Leben eingetreten. Die Ein- und Ausfuhr schwebt jährlich zwischen 20—22 Millionen und gleicht sich so ziemlich aus. Der Transit-, Speditions- und Kommissionshandel ist der Haupthandel B.s. Ausfuhrartikel sind Holz, Wein, Getreide, Hanf, Tabak, Obst, Oel, Kirschenwasser, Kochsalz, Leinwand, Baumwolle, Catton, Schwarzwälderuhren, Holz- und Strohwaaren, Bijouteriewaaren, Papier ꝛc. Einfuhrartikel sind hauptsächlich: Südfrüchte, Specerei- und Arzneiwaaren, Pferde, Wolle, Baumwolle, seidene Zeuche, Eisen, Stahl, Luxusartikel ꝛc. Zur Beförderung des Verkehrs dienen für Schifffahrt (auch Dampfschifffahrt oder Flößerei): der Bodensee, der Rhein, der Main, der Neckar, die Kinzig, die Enz, die Taub, die Murg; die Häfen zu Konstanz, zu Ueberlingen, Sernatingen, jetzt Ludwigshafen, Freistett, Kehl, Schröck, jetzt Leopoldshafen, und Mannheim; die Märkte in allen Gegenden des Landes; die vorzüglichen, alle Richtungen des Landes durchziehenden Landstraßen (500 Stunden Chausseen und gegen 1000 Stunden Vicinalwege); die das ganze Land durchschneidende Eisenbahn (38 Meilen); die gut eingerichteten Pasten; endlich ein wohleingerichtetes Münz-, Maß- und Gewichtssystem. B. rechnet seit 1857. dem wiener Münzvertrag gemäß, nach Gulden des 52½-Guldenfußes zu 60 Kreuzern, à 4 Pfennigen, 52½ Gulden auf das Zollpfund fein Silber. Vor 1857 war der 24½-Guldenfuß im Gebrauch. Das 1810 für das ganze Großherzogthum verordnete neue Maß- und Gewichtssystem gründet sich auf das metrische Maß und Gewicht Frankreichs. Die wirkliche Einführung desselben geschah aber nur nach und nach und war erst 1831 ganz vollendet. Der Fuß hat 10 Zoll à 10 Linien à 10 Punkte und ist 300 Millimeter lang. 100 Fuß badisch sind gleich 102,79 Fuß bayerisch = 105,41 frankfurter Werkschuhe = 98,43 englische = 95,59 preußische Fuß. Die Elle ist der doppelte Fuß. Im Handel kann man annehmen 10 Ellen = 11 frankfurter Ellen; 7 Ellen = 6 brabanter Ellen. Die Meile hat 2 Wegstunden; auf einen Grad des Aequators gehen 25 Wegstunden. Die Wegstunde ist 14814,8148 badische Fuß, 2¼ Wegstunden = ein Myriameter, 5 Meilen badische = 6 geographische Meilen. Die Ruthe ist 10 Fuß lang, die Quadratruthe enthält daher 100 Quadratfuß. Der Morgen enthält 400 Quadratruthen oder 36 französische Aren; er hat 4 Viertel. Ein badischer Morgen = 1,40998 preußische Morgen. Die Klafter ist 6 Fuß hoch und ebenso breit, die Scheitlänge ist 4 Fuß, diese enthält daher 144 Kubikfuß, 3,888 französische Stereu. Der Zuber (Getreidemaß) hat 10 Malter à 10 Sester oder 100 Mäßlein à 10 Becher. Der Sester wird auch in halbe, Viertel u. s. f. eingetheilt. Das Mäßlein hält 1½ Liter, das Malter daher 150 Liter. 4 badische Malter = 11 preußische Scheffel. Das Fuder hat 10 Ohm, die Ohm 10 Stützen oder 100 Maß à 10 Gläser. Die Maß wird auch in 4 Schoppen eingetheilt. Die Maß hält (wie das Mäßlein 1½ Liter, und die Ohm daher (wie das Malter) 150 Liter. 22 badische Ohm = 23 frankfurter Ohm; 5 badische Ohm = 11 bayerische Eimer; 1 badischer Ohm = 131 preußische Quart. Der Centner hat 10 Stein oder 100 Pfund à 10 Zehnling oder 100 Centaß à 10 Dekaß à 10 Aß. Das Pfund ist das französische halbe Kilogramm u. wird in 32 Loth à 4 Quentchen ꝛc. eingetheilt; der Centner enthält daher 50 Kilogramm. Münzgewicht ist das Zollpfund. Die frühere badische kölnische Mark wiegt 233,64 Gramm und wird wie die kölnische eingetheilt. Medicinalgewicht ist jetzt noch das alte nürnberger. Das badische Apothekerpfund wiegt 357,780 Gramm. Für Kohlen ist der 1 oder 2 Malter haltende Korb oder die Wanne gewöhnliches Maß. Die bedeutendsten Handelsplätze sind: Konstanz, Lörrach, Mühlheim, Lahr, Offenburg, Kehl, Neufreistett, Rastadt, Pforzheim, Karlsruhe, Durlach, Leopoldshafen, Mannheim, Heidelberg und Wertheim.

Zur Förderung der Bildung bestehen in B. die beiden Universitäten Heidelberg (protestantisch) u. Freiburg (katholisch), beide Zierden des Landes, erstere nach denen von Prag und Wien die erste in Deutschland, 1386 gestiftet, letztere 1454; die Lyceen zu Karlsruhe (evangelisch), Mannheim (gemischt), Rastadt und Konstanz (beide katholisch); 6 Gymnasien, zu Bruchsal, Offenburg, Freiburg, Donaueschingen (katholisch), Heidelberg (gemischt) und Wertheim (evangelisch); 7 Pädagogien, zu Pforzheim, Durlach, Lahr und Lörrach (evangelisch), Baden, Ettlingen, Tauberbischofsheim (katholisch); 3 Schullehrerseminarien, zu Karlsruhe (evangelisch), Ettlingen und Meersburg (katholisch); mehre lateinische Schulen, 29 höhere Bürgerschulen, 790 evangelische und 1389 katholische Volksschulen, eine polytechnische Schule zu Karlsruhe, eine Handlungsschule zu Mannheim, mehre Erziehungsinstitute für Mädchen, viele Gewerbsschulen, 3 Taubstummeninstitute, ein Blindeninstitut in Freiburg, eine Forst-, Kadetten-, Artillerie-, Architekten- u. Zeichenschule zu Karlsruhe. Auch für Beförderung der Künste und Wissenschaften sind namhafte Mittel vorhanden. Hierher gehören vor Allem die bedeutenden Bücherschätze: die Hofbibliothek von 70,000 Bänden, die Universitätsbibliothek zu Heidelberg mit 100,000, zu Freiburg mit 150,000, zu Mannheim Bibliotheken von 10—25,000 Bänden, zu Donaueschingen die fürstliche Bibliothek mit 30,000 Bänden. Große Privatbibliotheken finden sich an sehr vielen Orten. Eine große Zahl von Zeitungen (25), Unterhaltungsblättern, Tagblättern ꝛc. erscheinen im Lande selbst; ausländischen Zeitungen und Journalen ist der Eingang gestattet, und sie werden überall in den größeren Städten gelesen. Wissenschaftliche Gesellschaften befinden sich: in Heidelberg die für Naturwissenschaft und Heilkunde, zu Freiburg die für Beförderung der Naturwissenschaft und die für Geschichtskunde, zu Sinsheim die zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit, Gemäldegallerien sind zu Karlsruhe u. Mannheim. Kunstvereine zu Karlsruhe und Mannheim regen durch Kunstausstellungen die Künstler an. Sternwarten sind zu Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe u. Freiburg; Kunst und botanische Gärten zu Karlsruhe, Heidelberg, Schwetzingen, Baden und Freiburg; Kabinete von physikalischen und mathematischen Instrumenten zu Karlsruhe und in den Universitätsstädten; Naturalienkabinete zu Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg und Freiburg; stehende Theater in Karlsruhe und Mannheim.

Das Großherzogthum B. ist gegenwärtig, nach wiederholter Veränderung, eingetheilt in 4 Kreise

mit Kreisregierungen: Seekreis mit 64,36 QMeilen und 195,249 Einwohnern in 11 Aemtern und 370 Gemeinden (Kreisstadt: Konstanz); Oberrheinkreis mit 73,19 QMeilen und 336,465 Einwohnern in 16 Aemtern u. 445 Gemeinden (Kreisstadt: Freiburg im Breisgau); Mittelrheinkreis mit 75,73 QMeilen und 457,327 Einwohnern in 19 Aemtern u. 393 Gemeinden (Kreisstadt: Rastadt) u. Unterrheinkreis mit 64,78 QMeilen u. 346,911 Einwohnern in 18 Aemtern und 376 Gemeinden (Kreisstadt: Mannheim). Im Ganzen zählt B. 115 Städte, 45 Flecken, 1634 Dörfer, 533 Weiler und 1860 Einöden (Einzelwohnungen). Haupt- und Residenzstadt ist Karlsruhe. Die Stammlande des Großherzogthums, das erst nach und nach durch Vereinigung verschiedener Herrschaftsgebiete seinen jetzigen Umfang erhielt, sind die baden-durlachschen: Markgrafschaft Baden-Durlach, Markgrafschaft Hochberg, Landgrafschaft Sausenberg, Herrschaft Badenweiler, Herrschaft Röteln (an 30 QMeilen), dann die baden-badenschen: Markgrafschaft Baden-Baden, Grafschaft Eberstein, Amt Kehl, Herrschaft Mahlberg, Herrschaft Staufenberg (an 23 QMeilen). Alle übrigen Landestheile sind neuere Erwerbung, besonders in Folge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803. Die Gebiete der Standesherrschaften in B. betragen zusammen 67 QMeilen.

B. ist eine erbliche konstitutionelle Monarchie, nimmt als deutscher Bundesstaat die 7. Stelle ein u. hat im engern Rath der Bundesversammlung eine, im Plenum 3 Stimmen. Nach dem Hausgesetz von 1815 u. vom 4. Oktober 1817 ist die Thronfolge im Mannsstamme nach der Linealfolge erblich, der Weiberstamm folgt ohne Rücksicht auf Verwandtschaftsnähe mit dem letzten Regenten. Landesfürst ist gegenwärtig der Großherzog Friedrich Wilhelm Ludwig (geboren am 9. September 1826). Demselben kommen alle Rechte und Ehren der königlichen Würde zu; sein Titel lautet: N. N., Großherzog von B., Herzog von Zähringen. Er bekennt sich zur evangelischen Konfession. Das Wappen hat im Felde rechts oben einen schrägrechten goldenen Balken im purpurnen Felde, als Wappenzeichen des ganzen souveränen Staats, und links unten einen goldenen, links gehenden Löwen mit aufgeschlagener Zunge, als Wappenzeichen der zähringischen Abstammung, auf dem die Krone ruht, aus welcher, um das Schild hängend, die Kette des Hausordens der Treue mit unten hängenden Insignien hervorgeht. Das von einem Löwen und Greif gehaltene Wappenschild ist in 28 Felder getheilt, welche die Wappen der Landestheile enthalten. Die Verfassungsurkunde vom 22. August 1818 ist die Hauptquelle des badischen Staatsrechts. Der Großherzog vereinigt nach derselben in sich alle Rechte der Staatsgewalt und übt sie unter den in dieser Verfassungsurkunde festgesetzten Bestimmungen aus. Seine Person ist heilig und unverletzlich. Die Civilliste beträgt nach Gesetz vom 3. März 1854 650,000 Gulden und ist auf die Domänen eingetragen. Alle Staatsangehörige genießen eine völlige Gleichstellung und haben zu allen Civil- und Militärämtern, da auch die Beschränkung auf die drei christlichen Konfessionen durch Gesetz vom 17. Februar 1849 aufgehoben ist, gleiche Berechtigung, sowie alle Ausländer, die ein badisches Staatsamt erlangen, dadurch unmittelbar des Indigenats sich erfreuen. Die privilegirten Gerichtsstände für die Rechtspflege sind, mit Ausnahme für die Mitglieder der großherzoglichen Familie, durch das Gesetz vom 15. Febr. 1851 beseitigt, nur bleibt die eigenthümliche Gerichtsbarkeit für das Militär u. die Studirenden auf beiden Universitäten. Alle Vermögenskonfiskationen sind abgeschafft. Die Handhabung der Preßfreiheit ist den Beschlüssen der deutschen Bundesversammlung untergeordnet, der Schutz der ungestörten Gewissensfreiheit und der freien Ausübung der Religionshandlungen aber unbedingt jedem Staatsangehörigen zugesichert. Die Ständeversammlung, welche alle 2 Jahre zu einer ordentlichen Sitzung zusammen berufen wird, ist in zwei Kammern abgetheilt. Die erste Kammer besteht aus den Prinzen des großherzoglichen Hauses, den Häuptern der standesherrlichen Familien (den fürstlichen Häusern der Markgrafen von Baden, Fürstenberg, Leiningen, Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Salm-Krautheim, von der Leyen, den gräflichen Häusern Leiningen-Neudenau und Leiningen-Billigheim), dem katholischen Landesbischof und einem evangelischen Prälaten, den vom Großherzog beliebig (und zwar in der Regel nur für je einen Landtag) zu ernennenden Mitgliedern, deren Zahl jedoch 8 nicht übersteigen darf, insbesondere noch aus 8 Abgeordneten des grundherrlichen Adels, d. h. der ehemaligen unmittelbaren Reichsritterschaft und des landsässigen Adels in der Pfalz und im Breisgau, endlich aus den Deputirten der zwei Landesuniversitäten. Die zweite Kammer bilden 63 für 8 Jahre gewählte Abgeordnete der Städte und Aemterbezirke, und zwar 22 Abgeordnete bestimmter Städte und 41 Deputirte der Wahlbezirke der Aemter, so daß etwa 16,000 Seelen durch einen Deputirten vertreten werden. Die Standes- und Grundherren sind mit dem 21. Jahre stimmfähig u. mit dem 25. Jahre wählbar, ihre Wahl gilt jedesmal für 8 Jahre. Die Mitglieder der zweiten Kammer dagegen müssen mindestens 30 Jahre alt sein. Sie werden von frei aus den Bürgern des Distrikts zu erwählenden Wahlmännern, welche 25 Jahre alt sein müssen, erwählt und müssen 10,000 Gulden Steuerkapital oder eine jährliche Rente oder Besoldung von wenigstens 1500 Gulden haben. Es besteht ein landständischer Ausschuß, dessen Wirksamkeit jedoch sehr beschränkt ist und in der Regel nur auf die Prüfung der Amortisationskasserechnungen, ausnahmsweise aber auch auf Kontrahirung kleinerer und dringenderer Anlehen sich bezieht. Der Großherzog ernennt den Präsidenten der ersten Kammer und wählt den der zweiten aus drei ihm vorgeschlagenen Kandidaten; er beruft die Ständeversammlung ein, kann dieselbe vertagen und auflösen; die Abgeordneten dürfen keine Instruktionen von ihren Kommitenten annehmen und keinen Stellvertreter ernennen. Unmittelbar unter dem Großherzog steht das geheime Kabinet, durch welches die unmittelbaren Befehle u. Anordnungen, sowie die Gnadensachen des Staatsoberhauptes ausgeführt werden. Das Staatsministerium ist die höchste vollziehende und berathende Stelle des Landes; den Vorsitz führt der Großherzog. Zu seinem Geschäftskreise gehören alle Verfassungs-, Gesetzgebungs- und wichtige Bundesangelegenheiten, Verhandlungen mit den Landständen ꝛc. Es besteht aus den Mini-

stern und den Ministerialchefs und zerfällt in 5 Ministerien: das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, das zugleich die Angelegenheiten des großherzoglichen Hauses und die Postdirektion unter seiner Obsorge hat, das Ministerium des Innern, das der Finanzen, das der Justiz und das Kriegsministerium. Die Oberrechnungskammer leitet das gesammte Rechnungswesen und ist zugleich die Superrevision der Rechnungen der Staats-, Provinzial- und anderer Kassen.

Die Rechtspflege wird in dreifacher Instanzenordnung verwaltet, und zwar bilden in bürgerlichen Rechtssachen die Stadt-, Ober- und Bezirksämter und die Auditorate die erste, die vier Hofgerichte u. das Oberkriegsgericht die zweite und das Oberhofgericht die dritte Instanz. In Strafrechtssachen sind die Aemter und Auditorate stets die untersuchenden, aber nur bei bürgerlichen und polizeilichen Vergehen die urtheilenden Behörden. Die Hofgerichte entscheiden in den übrigen Fällen in erster Instanz, soweit nicht die bei denselben mit dem 1. Juni 1851 eingeführten Schwurgerichte zu urtheilen haben. Das Oberhofgericht zu Mannheim bildet hiefür theils die zweite Instanz, theils den Kassationshof. In Strafsachen überhaupt besteht seit 1848 Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. Das Civilrecht von B. beruhte früher auf dem gemeinen deutschen Rechte und auf den Rechten der einzelnen Landestheile; daneben wurden einzelne Verordnungen erlassen, welche zum Theil noch jetzt gelten. An die Stelle dieser Rechtsbuntschäckigkeit trat endlich mit dem 1. Jan. 1810 eine Ueberarbeitung des französischen Code civil als badisches Landrecht in Kraft, bei der jedoch überall auf die eigenthümlichen Verhältnisse des Landes Rücksicht genommen wurde. Das badische Strafrecht beruht, wie in den meisten deutschen Staaten, nur auf wenig festen Gesetzen. Die Grundlage bildet die P. H.-G.-Ordnung Kaiser Karls V. Ein 1807 erschienenes, die alte Carolina ergänzendes, sogenanntes Strafedikt wurde erst nach und nach durch Erläuterungen ergänzt, welche das Justizministerium 1812 zusammenstellen und wiederholt im Ganzen verkünden ließ.

Die innere Verwaltung theilt sich in ihrer Grundlage in die Gemeinde-, die Amts- und die Kreisverwaltung. Die badische Gemeindeordnung vom 31. December 1831 mit dem Gesetz über die Rechte der Gemeindebürger bildet gleichsam die Charte der badischen Julirevolution, die dem öffentlichen Leben in diesem Lande einen neuen, auf breiterer Basis ruhenden Standpunkt angewiesen hat. Der Ortsvorstand in allen Gemeinden ist der Gemeinderath, an dessen Spitze der Bürgermeister steht. Die Ernennung des letzteren geschieht durch die Wahl der Bürger unter Leitung des Amtes, die der Gemeinderäthe ebenfalls durch die Wahl der Bürger unter der Leitung des Bürgermeisters. Letzterer hat den Vollzug alles dessen, was in die Orts- und Feldpolizei einschlägt, zu leiten, kleine Streitigkeiten zu entscheiden, kleine Polizeifrevel zu rügen, die gesetzlichen Strafen einzuziehen, an das Amt über Alles zu berichten, Besiegelungen bei Verlassenschaften zu besorgen ꝛc. Der Gemeinderechner wird vom Gemeinderath und größeren Bürgerausschuß in Städten u. von den Gemeindebürgern in den Landgemeinden ernannt und vom Amt bestätigt. Seine Rechnung muß er jährlich 14 Tage auf der Gemeindestube zur Einsicht und Erinnerung jedes Bürgers niederlegen und sodann an das Amtsrevisorat zur Prüfung einsenden. Der Gemeinderath beschließt über alle Gemeindeangelegenheiten, Bürgeraufnahmen, Gehalte und Anstellung des Gemeindedienstpersonals und führt die Grund-, Gewähr- und Unterpfandbücher. In vielen Fällen ist der Gemeinderath in seinen Beschlüssen an die Zustimmung des Bürgerausschusses oder der Gemeinde gebunden. Die Oberamts- oder Amtsverwaltung hat den Amtmann an der Spitze, welcher im Namen der Regierung die Aufsicht über die Verwaltung sämmtlicher Gemeinden des Amts führt, die unterste politische Behörde bildet, die höhere Polizei handhabt und in allen bürgerlichen Rechtssachen in erster Instanz die Justiz verwaltet. Die Amtsrevisorate besorgen die Ausfertigung der Kontrakte, Testamente, Aufsicht über die Grundbücher, Ausfertigungen der Inventuren und Theilungsgeschäfte, Kommunrechnungssachen ꝛc. Jeder Amtsbezirk hat einen Physikus, der zugleich die Aufsicht über die Chirurgen, Thierärzte und Hebammen führt. Der Dekan besorgt die Schul- und kirchlichen Angelegenheiten des Bezirks. Die Bezirksverrechnungen erheben die landesherrlichen Gefälle. Die Forstämter haben die Aufsicht über die Waldungen im Amtsbezirk. Der Geschäftskreis der Kreisregierungen begreift alle zur Staatsverwaltung in den Kreisen gehörigen Gegenstände, die Aufsicht über die Aemter, über den größten Theil der Lokal- und Bezirksstiftungen, die Indigenatsertheilung selbst gegen den Willen der Gemeinden, die Gewerbskonzession mit Ausnahme der Apotheken, die definitive Erledigung der abgehaltenen Rügegerichte, die Verwandlung der Leibesstrafen in Geldstrafen, die Dienst- und Strafpolizei über das Sanitätspersonal des Kreises ꝛc. In jedem Kreis ist ein Kreismedicinalrath und ein Kreishebarzt angestellt. Was das Schulwesen anlangt, so wurde das Studium auf hohen Schulen schon durch Verordnung vom 1. und 7. Mai 1810 näher bestimmt und in einem Gesetz vom 23. Mai 1822 der Grundsatz möglichster Studienfreiheit anerkannt. Die eigentlichen Disciplinarvorschriften für die beiden Landesuniversitäten sind in den sogenannten akademischen Gesetzen (Statuten) enthalten. Die Mittelschulen (Lyceen, Gymnasien, Pädagogien) und das Volksschulwesen stehen durch Verordnung vom 21. April 1836 unter Aufsicht einer eigenen Behörde, des sogenannten Oberstudienraths. Die gesammten Volksschulen sind in 33 evangelische u. 80 katholische Schulbezirke eingetheilt u. je einem Bezirksschulvisitator, einem Geistlichen, untergeben. Im badischen Kirchenrechte ist als Hauptquelle das erste Konstitutionsedikt vom 1. August 1807 über die kirchliche Verfassung voranzustellen. Ueber die besondere Organisation der katholischen Kirche ist von Bedeutung die katholische Kirchenkommissionsordnung von 1803. Die Hauptquelle des katholischen Kirchenrechts ist auch in B. das Jus canonicum. Für das protestantische Kirchenrecht ist besonders die Urkunde vom 23. Juli 1821 über Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen im Großherzogthum B. von Bedeutung, sowie die Beschlüsse der evangelischen Kirchensynode von 1834. Für das jüdische Kirchenrecht sind als Quellen anzusehen: die Verordnung vom 4. Mai 1812 über das jüdische Kirchenregiment, die vom 6.

März 1813 über Judeneide, die vom 5. und 13. März 1827, den jüdischen Oberrath betreffend, und die vom 15. Mai 1833 über die Synagogenräthe. Wie die Verfassung des Staates, ist auch die der evangelisch-protestantischen Kirche B.s eine repräsentative. Ihre Grundlagen bilden die Pfarrgemeinden, selbstständige kirchliche Gemeinschaften, zugleich aber auch Glieder des gesammten Kirchenvereins. Ein von diesen Gemeinden gewählter Kirchengemeinderath besorgt unter der Leitung des Pfarrers die sittlichen, religiösen u. kirchlichen Angelegenheiten der Gemeinde. Mehre solcher Gemeinden sind in einer Diöces vereinigt. Die regelmäßig wiederkehrenden, aus den Geistlichen u. ausgewählten Mitgliedern der ganzen Diöces zusammengesetzten Diöcesansynoden sorgen unter dem Vorsitze der Dekane u. unter der Aufsicht eines landesherrlichen Kommissärs für das geistige u. kirchliche Wohl der Diöces; der Dekan ist zugleich das Organ der Kirchenregierung und führt die Aufsicht über die Geistlichen seines Sprengels. Als Repräsentant der Gesammtkirche erscheint die periodisch sich versammelnde, aus ständigen und aus gewählten geistlichen und weltlichen Mitgliedern der evangelischen Kirche sich bildende Generalsynode. Der Centralpunkt für die Vollziehung der Synodalbeschlüsse, wenn diese die landesherrliche Bestätigung erhalten haben, ist die Kirchenregierung, welche zugleich die Rechte des Landesherrn als des Oberlandesbischofs über die Kirche, zu wahren hat. Die oberste Kirchenbehörde (Oberkirchenrath) ist ein Bestandtheil des Ministeriums des Innern und besteht aus zwei einander koordinirten Ministerialsektionen, die eine für die katholische Kirche, unter einem Direktor und Geheimenrath, die andere für die evangelische Kirche, gleichfalls unter einem Direktor und Geheimenrath, unter dessen Leitung drei Geistliche, sowie zwei weltliche Ministerialräthe und ein Assessor die Verwaltung und Regierung führen. Im Allgemeinen ist die Verfassung der Landeskirche eine glückliche Vereinigung des Presbyterialsystems mit dem Episkopalsystem, mit dem Unterschiede, daß es in B. keine Bischöfe gibt, wie in Schweden, Dänemark und England der Fall ist. Der Großherzog übt als oberster Landesbischof die Jura circa sacra. Die Zahl der katholischen Gemeinden beträgt 734, welche, in 77 Dekanate vertheilt, 1111 Kirchen u. Kapellen mit Einschluß der 2702 Filiale besitzen. Die evangelische Kirche umfaßt 329 Kirchengemeinden, welche 456 Kirchen und Kapellen besitzen, unter der Specialaufsicht von 28 Dekanaten stehen und mit 357 Geistlichen versehen sind. Die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche ist durch die Union vom 26. Juli 1825 vollständig zu Stande gekommen. Die Juden haben 15 Bezirkssynagogen; ein Oberrath, in welchem ein landesherrlicher Kommissarius den Vorsitz führt, leitet alle gemeinsamen Religions-, Schul- und Stiftungsangelegenheiten der Juden.

Die Finanzen des Staates waren früher nicht in der besten Ordnung, zumal seit 1803. Später kam eine größere Ständigkeit in das Finanzwesen, bis die Jahre 1848 u. 1849 einen völligen Umsturz herbeiführten. Die Einnahme beträgt nach dem Budget für 1860 und 1861 für beide Jahre zusammen 33,769,882 Gulden, worin die außerordentlichen Erträge, z. B. der Post u. der Eisenbahnen, nicht enthalten sind. Die Einnahmelasten und Verwaltungskosten betragen 11,407,088 Gulden, wozu der Staatsaufwand im ordentlichen Etat 21,194,988 Gulden, ergibt sich ein Ueberschuß der Einnahme von 1,167,806 Gulden, wozu die Staatstilgungskasse 371,872 Gulden zahlt, so daß als außerordentliche Ausgaben vorgesehen sind: 1,539,678 Gulden. Die aus dem Staatsbudget ausgeschiedenen, für besondere Zwecke bestimmten Verwaltungszweige gestalten sich im Finanzetat für die beiden Jahre 1860 und 1861 zusammen also: Postverwaltung, Einnahme: 2,798,622, Ausgabe: 2,081 036 Gulden; Eisenbahnbetriebsverwaltung, Einnahme: 10,859,338, Ausgabe: 6,608,928 Gulden; Eisenbahnbauverwaltung, Ausgabe: 18,873,241 Gulden. Im J. 1802 hatte B. noch keine Staatsschuld. Die Rheinbundskriege erheischten große Summen, wie denn auch auf den neuen Erwerbungen zum Theil Schulden hafteten. Unterm 28. Decemb 1813 ward ein 6procentiges Zwangsanlehen angeordnet. Ende 1820 betrug die fundirte Schuld, nach Abzug der Aktiva, 15,602,925 Gulden, Ende 1830: 14,844,110 Gulden. Dann kam die Ablösung der Grundlasten, wozu der Staat Beiträge lieferte, so daß sich die gewöhnliche Schuld Ende 1846, nach dem Abzug der Aktiva, auf 27,685,574 Gulden belief. Die Kosten der Revolution aber vielmehr der Unterdrückung derselben werden berechnet: Verlust der Staatskasse 2,988,115, Verlust der Gemeinden über 3 Millionen, Forderung Preußens 4,575,052 Gulden, im Ganzen 10,564,067 Gulden. Der Stand der Staatsschuld war am 1. Januar 1861: allgemeine Staatsschuld, sämmtliche Passiva: 40,504,169 Gulden; darunter unverzinsliche Posten (Domänengrundstock 12 Millionen, Papiergeld 3 Millionen ꝛc.): 15,878,761 Gulden, bleibt als verzinsliche Schuld Rest: 24,625,408 Gulden. Die Aktiva betragen 9.841,971 Gulden; Eisenbahnschuld, sämmtliche Passiva 55,780,202 Gulden, Aktiva 4,355,156 Gulden, somit reiner Schuldenstand 51,425,046 Gulden.

Das Militär bildet einen Bestandtheil des 8. deutschen Armeecorps. An der Spitze der Truppen steht als Kriegsherr der Großherzog; er eröffnet die ihm nöthig scheinenden Befehle dem Militär durch den Präsidenten des Kriegsministeriums, das den Militärhaushalt zu führen und die Militärrechtspflege zu beaufsichtigen hat und in 3 Sektionen, eine technische, eine ökonomische und eine rechtsgelehrte, eingetheilt ist. Für alle Kommandosachen, für die Führung des Armeekorps im Frieden und Kriege besteht ein Armeecorpskommando, dessen Wirkungskreis das Taktische, mit den daraus hervorgehenden, die Ausbildung der Truppen betreffenden Anordnungen, die Disciplin und das Dienstliche im Corps, die Militärbildungsanstalten und das topographische Fach mit der Landesvermessung umfaßt. An der Spitze desselben steht ein Generallieutenant. Das Armeecorps wird durch allgemeine Dienstpflichtigkeit rekrutirt, die mit dem beendigten 20. Lebensjahre beginnt. Die Dienstzeit dauert bei allen Waffen 6, in der Reserve 2 Jahre. Stellvertretung ist gestattet. Die Zahl der streitbaren Mannschaft beträgt gegenwärtig (1861) 16,734 Mann. Davon kommen 30 Mann auf den Generalstab, 150 auf die Pionnierkompagnie, 10,907 auf die Infanterie (1 Grenadierregiment, 4 Linieninfanterieregimen-

ter zu 2 Bataillons, ferner 2 Füsilier- und 1 Jägerbataillon, die zusammen eine Infanteriedivision zu 2 Brigaden formiren), 1870 auf die Kavallerie (Dragoner, 1 Brigade von 3 Regimentern) und 2077 auf die Artillerie (1 Regiment zu 5 Feldbatterien und 1 Festungsbataillon zu 4 Batterien). Der Dienststand der Mannschaft auf dem Friedensfuß beträgt 8003 Mann. Das Feldzeichen ist roth und geld mit weißer Einfassung. Die Ausgabe für das Militär erschien noch im Budget für 1833 mit 1,494 798, in dem für 1848 mit 3,521,466 und für 1849 mit 3,404,391 Gulden. Zur Handhabung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit innerhalb des Großherzogthums besteht ein Gensdarmeriecorps, dessen Organisation militärisch ist; hinsichtlich seiner Uniformirung, Bewaffnung und inneren Verwaltung steht dasselbe unter der Leitung des Kriegsministeriums, hinsichtlich seiner Ergänzung, Dislokation und Verwendung unter dem Ministerium des Innern. Die Gensdarmerie, die durchgehends aus gedienten Militärs besteht, hat den Vorrang vor den Linientruppen. Die Feldgensdarmerie wird bei der Mobilmachung des Armeecorps zur Handhabung der allgemeinen Feldpolizei aus zuverlässigen Leuten der Reiterei errichtet und in Brigaden zu 1 Unteroffizier (Brigadier) und 8 Gensdarmen eingetheilt. Militärbildungsanstalten sind die allgemeine Kriegsschule zu Karlsruhe, zur Heranbildung von Offizieren für jede Waffengattung, die höhere Kriegsschule zu Karlsruhe, zur Heranbildung von Generalstabsoffizieren, Adjutanten ꝛc., die Artillerieschule in Gottesau. Zeughäuser sind zu Karlsruhe und Mannheim, eine Stückgieß- u. Bohranstalt zu Karlsruhe; ein Montirungsmagazin und eine Pulvermühle zu Ettlingen. Außer der Bundesfestung Rastadt ist nur noch Konstanz mit einigen alten Werken versehen, wird aber nicht mehr als Festung betrachtet. Kißlau, zwischen Langenbrücken u. Heidelberg, dient gegenwärtig als Gefängniß für Staatsverbrecher; die früheren Festungen und Forts Kehl, Mannheim, Philippsburg, Fort Louis u. Altbreisach sind geschleift.

B. hat drei Ritterorden: den Orden der Treue, 1715 gestiftet, mit 2 Klassen; den Karl-Friedrichs-Militärverdienstorden, 1807 gestiftet, mit 3 Klassen und mit einer jährlichen Pension verbunden, und den zähringer Löwenorden, 1812 gestiftet, mit 3 Klassen. Außerdem gibt es eine Militärverdienstmedaille, goldene und silberne, für Unteroffizlere und Gemeine, eine Civilverdienstmedaille, goldene und silberne, ein Dienstauszeichnungskreis für 25jährige Dienstzeit der Offiziere, 1831 gestiftet, eine Dienstauszeichnung für Unteroffiziere und Soldaten, 1831 gestiftet, aus einer eisernen verzierten Schnalle für 12-, einer vergoldeten für 25jährige tadellose Dienstzeit bestehend, und eine Felddienstauszeichnung für alle Jene, welche unter badischen Fahnen einen Feldzug mitgemacht und sich stets gut betragen haben, bestehend aus einer Medaille von Geschützmetall an einem roth und gelben Band mit weißer Einfassung.

Geschichte. Dreihundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung saßen noch Celten in den Gegenden des jetzigen Großherzogthums B., später Germanen, namentlich die Markomannen, ehe sie vor den Römern sich nach Böhmen zurückzogen. Nach der Eroberung Galliens und Helvetiens nahmen die Römer das Land zwischen der Donau, dem Rhein, Main und Neckar in Besitz und benutzten es zu einer Kolonie, welche sie unter gallische Unterthanen und ihre Veteranen austheilten (agri decumates) und nach Befestigung der Grenzen durch den sogenannten Pfahlhag und hadrianischen Wall als ein Grenzland oder eine Vormauer des Reichs betrachteten (limes decumanus). Dieses römische Vortand blühte, bis der Kaiser Caracalla 213 durch grausame Treulosigkeit die gegen Nordosten anwohnenden suevischen Stämme aufreizte, so daß sie sich in einer besondern Eidgenossenschaft unter dem Namen Alemannen wider die Römer erhoben, dieselben nach einem mehr als 100jährigen, überaus blutigen und wechselvollen Kampfe verdrängten und das eroberte Land unter sich vertheilten. Wie am Oberrhein die Alemannen, so setzten sich am Mittelrhein die Franken fest, nach deren Siege unter Chlodwig bei Zülpich 496 sich die Alemannen unterwerfen mußten. Bayern und Alemannien (oder Schwaben) erschienen jetzt als besondere, unter fränkischer Hoheit stehende Herzogthümer, während sich im Norden derselben die Herzogthümer Rhein- und Ostfranken auf uralt fränkischem Grunde bildeten. Bei der Theilung der fränkischen Monarchie (511) kam Alemannien zu Austrasien, blieb aber unter eigenen Herzögen vom Hause Gottfrieds, bis Pipin der Kurze 748 die herzogliche Würde von Alemannien aufhob, worauf sogenannte Kammerboten die Kontrole über die Grafen der verschiedenen Gaue führten, deren es im Umfang des heutigen Großherzogthums während der Gauverfassung unter fränkischer Hoheit 23 gab. Einer dieser Sendboten oder Sendgrafen, denen die Verwaltung des Landes oblag, aus dem gottfriedschen Hause, Erchanger (912), benutzte eine günstige Zeitlage, um die seinen Vätern entrissene Herzogswürde wieder zu erringen, und würde sich im Volke auch unschwer als Herzog behauptet haben, wenn nicht die Intriguen des Bischofs Salomon (Samo) von Konstanz und des aus Rhätien stammenden Grafen Burkhard ihn gestürzt hätten; Erchanger und sein Bruder Berchtold wurden, weil sie den Bischof Salomon und den Abt von St. Gallen mißhandelt hatten, auf der Reichsversammlung zu Altheim zum Tode verurtheilt und am 21. Januar 917 zu Aldingen enthauptet. Konrad I. (der Franke) ernannte zwar hierauf Burkhard zum Herzog von Schwaben und Alemannien, doch blieben immer noch die meisten Grafschaften mit einem großen Grundbesitze bei dem gottfriedschen Hause, namentlich im Thurgau, Kleggau, Albgau, in der Baar und im Breisgau. Erchangers einziger Sohn, Guntram der Reiche, hatte zwei Gemahlinnen, welche vielleicht die Ursache der Trennung seiner Nachkommenschaft in verschiedene Linien waren. Guntrams Sohn, Lantold oder Lanzelin († 990 oder 991), soll zuerst den Titel eines Grafen von Zähringen geführt haben. Der eine von dessen Söhnen, Radbod, baute die Veste Habsburg in der Schweiz; der andere, Berthold, der den Titel eines Grafen oder Landgrafen vom Breisgau führte und das Schloß Zähringen bei Freiburg baute, hinterließ einen Sohn, Berthold I., der mit Genehmigung des Kaisers Heinrich III. den Titel eines Herzogs annahm und der Stammvater der

Herzöge von Zähringen ward, welche in gerader Linie mit Berthold V. 1218 erloschen. Bertholds I. zweiter Sohn, Hermann I., nahm den Titel eines Markgrafen von Hochberg an, der seitdem bei dem badischen Fürstenhause blieb. Sein Sohn, Hermann II., der nach seines Großvaters Berthold Tode in den unbeschränkten Besitz der Grafschaft Hochberg kam und sich nach der von seiner Mutter herrührenden Burg Baden Markgraf von B. nannte, hinterließ einen einzigen Sohn, Hermann III. oder den Großen; bekannt durch seine Anhänglichkeit an das Haus der Hohenstaufen und durch seine Tapferkeit. Sein einziger Sohn, Hermann IV., begleitete den Kaiser Friedrich Barbarossa, seinen Großoheim, 1189 auf seinem unglücklichen Kreuzzuge, zeichnete sich besonders in dem Kampfe gegen den Sultan von Iconium aus und fand seinen Tod in Antiochia (1190). Seine drei hinterlassenen Söhne, Hermann V., der Streitbare oder der Fromme, Friedrich u. Heinrich, theilten sich in die badischen Lande, und zwar so, daß die beiden ersten den größern Theil des Landes gemeinschaftlich regierten, während der letztere die Markgrafschaft Hochberg erhielt. Nach dem Tode des Herzogs Heinrich von Sachsen und Pfalzgrafen vom Rhein, dessen Tochter Irmgard an Hermann V. verheirathet war, fiel diesem ein Theil von Braunschweig zu; der Markgraf vertauschte ihn jedoch an den Kaiser Friedrich II. gegen Durlach, ein ehemaliges Eigenthum der Herzöge von Zähringen, als Allodium, und gegen Ettlingen als Reichslehen; außerdem erhielt er Deidesheim und Pforzheim und brachte noch die Städte Laufen, Simsheim und Eppingen pfandweise an sich. Ihm folgten 1242 seine beiden Söhne, Hermann VI. der Kleine) und Rudolf, die bis 1248 die Verwaltung des Landes gemeinschaftlich führten. Als jedoch dem ersteren, als dem Gemahl der babenbergischen Prinzessin Gertrud, nach dem Aussterben des babenbergischen Mannsstammes die Markgrafschaften Oesterreich und Steiermark zufielen, trat er seinem Bruder Rudolf die badischen Lande ab. Sein Sohn Friedrich I. war jener unglückliche Freund des unglücklichen Konradin von Schwaben, der 1208 zu Neapel auf dem Blutgerüste starb und mit welchem die ältere Linie von B. erlosch. Hermanns VI. Bruder, Rudolf I., regierte von 1248 an als kräftiger Regent allein. Er hinterließ nach seinem 1288 erfolgten Tode 4 Söhne, Hermann VII., Rudolf II., Hesso u. Rudolf III., die gemeinschaftlich regierten. Rudolf II. und Rudolf III. starben kinderlos, Hesso hinterließ 2 Söhne, von denen jedoch der eine sich dem geistlichen Stande widmete und der andere (1335) sohnlos starb. Hermann VII. starb 1291, und seine 3 Söhne, Friedrich II., Rudolf IV. u. Hermann VIII., nahmen nun Theil an der Regierung. Als Hermann VIII. starb, theilten sich die beiden andern in seinen Landesantheil; Friedrich II. schlug seine Residenz zu Eberstein auf und starb 1334. Sein Sohn, Hermann IX., starb 1352 sohnlos, weshalb sein Landesantheil an Rudolfs IV. Söhne, Friedrich III. und Rudolf V., zurückfiel, welche 1348 nach ihres Vaters Tode die Regierung angetreten hatten und von welchen Friedrich seine Residenz zu Baden, Rudolf aber die seinige zu Pforzheim nahm. Friedrich starb 1353 und hinterließ einen Sohn, Rudolf VI.; Rudolf V. aber starb kinderlos 1361, worauf alle badischen Landestheile, mit Ausnahme Hochbergs, unter der Regierung eines einzigen Fürsten vereinigt wurden. Rudolf VI., der Erste, der in der kaiserlichen Belehnung Fürst genannt wird, starb 1372. Seine beiden minderjährigen Söhne, Bernhard I. und Rudolf VII., folgten ihm unter der Vormundschaft des Pfalzgrafen Ruprecht; nach erreichter Volljährigkeit 1380 theilten sie das Land dergestalt unter sich, daß Bernhard Durlach, Pforzheim und die nördlichen, Rudolf aber die Stadt Baden und die südlichen Lande erhielt. Dieselben schlossen zu Heidelberg einen Hausvertrag ab, durch welchen sie das Erstgeburtsrecht bestimmten, so daß die sämmtlichen badischen Lande ein unveräußerliches Familiengut bleiben und nie in mehr als zwei Theile getheilt werden sollten. Rudolf VII. oder der Große leistete dem Grafen Eberhard von Würtemberg Beistand in dem Städtekriege, starb aber schon 1391 kinderlos, und nun fiel sein Gebiet an Bernhard I. oder den Großen zurück. Dieser vortreffliche Fürst ordnete und verbesserte die Landesverwaltung, berichtigte die verwickelten Lehensverhältnisse, ließ die verschiedenen Landrechte schriftlich aufzeichnen und vermehrte seine Lande durch neue Erwerbungen, namentlich durch den Ankauf der Herrschaft Hochberg von dem letzten Sprößling der hochbergischen Nebenlinie des Hauses B. Während einer 59jährigen Regierung erwarb er sich die Liebe seiner Unterthanen und allgemeine Achtung in ganz Deutschland und starb 1431. Von 7 Töchtern u. 3 Söhnen aus seiner zweiten Ehe mit Anna von Oettingen überlebte ihn bloß Jakob I. oder der Weise, der schon bei seines Vaters Lebzeiten (seit 1425) die Regierung über die Herrschaft Hochberg geführt hatte und 1453 starb. In seinem Testamente von 1450 hatte Jakob bestimmt, daß seine 3 ältesten Söhne, Karl, Bernhard und Georg, sich in die Verlassenschaft des Vaters so theilen sollten, daß Karl die Stadt Baden, Hochberg und Höhingen, Bernhard Pforzheim und Georg Durlach erhielt; die 2 andern Söhne, Johann und Marcus, sollten sich dem geistlichen Stande widmen. Da aber auch Georg schon 1454 in den geistlichen Stand trat und Bernhard (II.) 1458 unverheirathet starb, so gelangte der Markgraf Karl zum alleinigen Besitze der badischen Lande. Karls I. Regierung ward aber für das Volk weniger wohlthätig, weil der Fürst in lange und unglückliche Kriege verwickelt wurde. Er starb 1475 an der Pest und hinterließ 3 Söhne und 3 Töchter. Von jenen erwarb sich Christoph I. den Ruhm eines der vortrefflichsten Fürsten seines Hauses und seiner Zeit. Er regierte anfangs gemeinschaftlich mit seinem Bruder Albrecht, bis dieser 1476 die Grafschaft Hochberg als seinen Antheil erhielt; als Albrecht 1488 bei der Belagerung von Dammen kinderlos blieb, fiel Hochberg an Christoph zurück, der auch von dem letzten Sprößling der hochbergischen Nebenlinie von Sausenberg (1503) zum Erben dieser Landgrafschaft eingesetzt wurde, so daß ein großer Theil von den Besitzungen der zähringischen Herzöge in der Hand ihrer Enkel wieder vereinigt wurde. Christoph hielt den Landfrieden aufrecht, gab Städten und Dörfern Gemeindeordnungen, ließ die Gesetze sammeln und ordnen, errichtete neue Schulen, ließ durch Zastius

eine Testaments-, Erbschafts- und Vormundschaftsordnung bearbeiten und errichtete 1515 eine Hausordnung (pragmatische Sanktion von B.), worin er den Landesantheil eines jeden seiner 3 Söhne bestimmte u. die Aussteuer der Prinzessinnen ordnete. Bald darauf ward er jedoch geisteskrank, und seine Söhne führten die Regentschaft. Er starb 1527. Nach Christophs I. pragmatischer Sanktion wurden die badischen Lande 1527 unter seine 3 Söhne, Bernhard III., Philipp I. und Ernst, so getheilt, daß Bernhard den badischen Antheil von Sponheim und die luxemburgischen Herrschaften, Philipp die Markgrafschaft Baden, Altensteig und Beinheim, Ernst die Grafschaften Hochberg u. Sausenberg, sowie Usenberg, Röteln, Badenweiler und die Stadt Schopfheim erhielt. Nach Philipps baldigem Tode wurde das Land von Neuem getheilt. Die wegen dieser Theilung zwischen den beiden Brüdern entstandenen Mißhelligkeiten fanden ihre Endschaft in dem von dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz entworfenen Recesse, nach welchem Bernhard die obere Grafschaft im südlichen Theile des Landes, Baden-Baden, mit der Hauptstadt Baden, Ernst aber die untere Grafschaft, im nördlichen Theile des Landes, Baden-Durlach, mit der Hauptstadt Durlach, erhielt. Bernhard III. bekannte sich öffentlich zur evangelischen Lehre u führte sie zuerst in seinen Landen ein, während sein Bruder sie nur heimlich schützte. Bei seinem Tode 1536 hinterließ er einen einzigen Sohn, den einjährigen Philibert; als Posthumus wurde noch Prinz Christoph geboren. Philibert folgte seinem Vater unter der Vormundschaft des Herzogs Wilhelm von Bayern und des Pfalzgrafen von Simmern. In seinem 19. Jahre (1555) mündig geworden, trat er die luxemburgischen Herrschaften Rodemachern, Heerspringen, Uffeldingen ꝛc. an seinen Bruder Christoph ab. So bildeten sich wieder zwei Linien, nämlich die jüngere, Baden-Rodemachern, und Baden-Baden, die ältere Linie. Als Philibert 1569 starb, folgte ihm sein zehnjähriger Sohn, Philipp II., unter der Vormundschaft des Herzogs Albrecht V. von Bayern, seiner Großmutter Jakobäa von Bayern und des Grafen von Hohenzollern-Sigmaringen. Da sich aber der Markgraf Karl II. von Baden-Durlach gegen diese Vormundschaft erklärte, so sprach der Kaiser schon 1571 den noch nicht dreizehnjährigen Philipp mündig. Von seinen Vormündern in der katholischen Konfession erzogen, führte er diese an seinem Hofe und in seinem Lande wieder ein; alle Beamte, die sich diesem Wechsel widersetzten, wurden entlassen. Uebrigens traf er manche gute Anordnungen, z. B. über das Jagd- und Forstwesen, hob in der Grafschaft Eberstein die Leibeigenschaft auf, ließ aus der Gesetzsammlung Bernhards I., aus den Verordnungen der bisherigen Markgrafen und aus dem würtembergischen Landrecht ein neues badisches zusammentragen, sorgte für wissenschaftliche Bildungsanstalten u. nahm den verbesserten Kalender an. Da er 1588 unvermählt starb, so fiel das (sehr verschuldete) baden-badensche Erbe ganz an die Linie Rodemachern, und zwar an den berüchtigten Markgrafen Eduard Fortunat, den Erstgebornen Christophs II., der nach seiner Mündigwerdung 1556 die Regierung gegen ein Jahrgeld von 4000 Gulden an seinen Bruder, den Markgrafen Philibert von Baden-Baden, abgetreten hatte und 1575 in Schweden gestorben war. Als Eduard Fortunat, der sich eben in Polen befand, den Anfall von Baden-Baden erfuhr, übernahm er diese Markgrafschaft und trat Baden-Rodemachern an seine Brüder ab, namentlich an Philipp III., der nach Eduards Tode 1600 die in den Händen Baden-Durlachs befindlichen Lande desselben erobern wollte, aber gefangen genommen wurde und in der Gefangenschaft zu Hochberg 1615 starb. Hermann Fortunat, Eduard Fortunats zweiter Sohn, folgte ihm in der Regierung u. hinterließ (1664) mehre Söhne, von welchen Karl Wilhelm Eugen ihm folgte. Mit ihm erlosch die Linie Baden-Rodemachern 1666, worauf die luxemburgischen Herrschaften an Baden-Baden zurückfielen. Letzteres kam, wie oben erwähnt, nach Philipps II. Tode (1588) an Eduard Fortunat, der die katholische Konfession daselbst bestehen ließ. Als er 1600 in der Betrunkenheit den Hals brach, hätte ihm sein älterer, damals erst siebenjähriger Sohn Wilhelm, der am Hofe des Erzherzogs Albrecht eine vortreffliche Erziehung genoß, in der Regierung folgen sollen; aber der Markgraf von Baden-Durlach, der dessen Successionsrechte wegen Unebenbürtigkeit von mütterlicher Seite bestritt, behielt die obere Markgrafschaft besetzt. Wilhelms Oheim, Markgraf Philipp III. von Baden-Rodemachern, machte einen Versuch, sich des Landes zu bemächtigen, wurde aber gefangen. Wilhelm selbst lebte in Brüssel, ohne Aussicht, sein Erbe wieder zu erhalten, bis nach der Schlacht bei Wimpfen (1622), in deren Folge der Markgraf Baden-Baden an ihn zurückgeben mußte. Da nach der Besitznahme der baden-badenschen Markgrafschaft durch Baden-Durlach die evangelische Religion dort wieder herrschend geworden war, so mußte Wilhelm, als er vom Kaiser seine Erbstaaten zurückerhielt, die Wiedereinführung der katholischen Religion versprechen, eine Verpflichtung, welche jener treulich erfüllte: die protestantischen Geistlichen wurden vertrieben und zu Baden und Ettlingen Jesuitenkollegien errichtet. Im 30jährigen Kriege diente Markgraf Wilhelm als General in dem kaiserlichen Heere, erlitt aber 1632 bei Schlettstädt eine Niederlage durch den schwedischen General Horn, worauf sein Land besetzt u. wieder mit Baden-Durlach vereinigt wurde. Er lebte nun in Innsbruck bis zur Schlacht bei Nördlingen (1634), durch welche er nicht bloß in Besitz seiner Markgrafschaft, sondern auch der baden-durlachschen Lande kam; erst der westphälische Friede brachte letztere an ihren Stammherrn zurück. Ein Vertrag, den Wilhelm 1641 mit Frankreich schloß, sicherte ihm zwar den Besitz des Landes, aber dieses nicht vor Verheerungen. Nach dem westphälischen Frieden, der die Irrungen zwischen beiden badischen Linien aushob, suchte der Markgraf seinem bedrängten Volke durch Ordnung, Gesetzlichkeit und strenge Sparsamkeit wieder aufzuhelfen. Er starb 1677, nachdem sein älterer Sohn ihm schon früher in den Tod vorausgegangen war. Sein Nachfolger war sein Enkel, Ludwig Wilhelm, ein ausgezeichneter Fürst, zugleich einer der größten Kriegshelden seiner an militärischen Talenten so reichen Zeit, der mit seinem in 26 Feldzügen, 25 Belagerungen und 13 Schlachten (in denen er eigentlich nie besiegt wurde) erworbenen Ruhm schon im Stande war, allein das Andenken an seinen Urgroßvater Eduard Fortunat und an die übrigen Makel der baden-badenschen Linie vergessen zu machen. Nach-

dem es alle Drangsale des Krieges erduldet, verlor Baden-Baden durch den nymwegener Frieden 1678 auch noch Gräfenstein, Sponheim, die luxemburgischen Herrschaften und mehre Städte, welche von den Reunionskammern für Frankreich in Beschlag genommen wurden; doch fielen ihm im rieswicker Frieden diese Lande wieder zu. Auf Ludwig Wilhelm folgte sein ältester Sohn, Ludwig Georg, unter Vormundschaft seiner Mutter und des Herzogs von Lothringen. Durch den rastadter Frieden 1714 erhielt B. seine luxemburgischen Besitzungen zurück, aber als französisches Lehn. Die Markgräfin suchte durch Ordnung, Sparsamkeit und Schuldentilgung dem Lande wieder aufzuhelfen, baute aber doch die Schlösser Rastadt und Favorite; Ludwig Georg übernahm erst 1727 selbst die Regierung. Er hatte eine vortreffliche Erziehung genossen, besaß einen hohen Grad von Bildung und den besten Willen, hielt strenge Ordnung in den Finanzen und löste die Herrschaft Heerspringen wieder ein; aber seine leidenschaftliche Vorliebe für die Jagd wurde für den Bauer eine drückende Bürde. Er starb 1761, nachdem seine beiden Söhne schon früher gestorben waren. Ihm folgte sein jüngerer Bruder, August Georg, damals schon 55 Jahre alt. Mit ihm erlosch, da er 1771, zwar vermählt, aber kinderlos starb, die Linie Baden-Baden, die 256 Jahre geblüht hatte, und ihre Länder fielen an die jetzt noch blühende Linie Baden-Durlach.

Der Stifter dieser Linie war, wie oben erwähnt, Ernst, der siebente Sohn des Markgrafen Christoph 1. Nach der pragmatischen Sanktion erhielt er bei der ersten Theilung die Grafschaften Hochberg u. Sausenberg u. die Städte Pforzheim u. Durlach, bei der zweiten Theilung nach seines Bruders Philipp I. Tode (1533) die untere Markgrafschaft, Baden-Pforzheim genannt, weil der Markgraf hier residirte. Ernst sorgte für die öffentliche Ruhe durch gute Polizeianstalten und stillte den auch in seinem Lande ausgebrochenen Bauernaufstand durch Milde früher, als dies anderswo in Süddeutschland gelang. Um eine förmliche und entschiedene Trennung von der katholischen Kirche zu vermeiden, suchte er auf den Reichstagen zu Worms und Augsburg eine Versöhnung zwischen beiden Parteien zu Stande zu bringen; als aber seine Hoffnungen wegen einer Kirchenversammlung unerfüllt blieben, beförderte er im Stillen die Reformation aufs Thätigste. So ließ er 1529 zu Durlach die lutherische Bibel drucken, ermahnte die Geistlichkeit zum Vortrag des unverfälschten Wortes Gottes, erlaubte ihr die Ehe und hob mehre Klöster auf; dem schmalkaldischen Bunde schloß er sich jedoch nicht an. Seine beiden ältesten Söhne von Ursula von Rosenfeld, Albrecht u. Bernhard, waren vor ihm gestorben; er selbst starb 1553. Ihm folgte sein dritter Sohn, Karl II., der 1555 der augsburgischen Konfession offen beitrat und die Einführung derselben eifrig betrieb. Da die Pforzheimer sich weigerten, Jagdfrohnen zu leisten, so verlegte er 1565 seine Residenz von Pforzheim nach Durlach, wo er die Karlsburg baute und den Namen eines Markgrafen von Baden-Durlach annahm. Ihm folgten 1577 seine 3 unmündigen Söhne, Ernst Friedrich, Jakob und Georg Friedrich, die, als sie 1584 mündig wurden, das Land theilten, gegen die Verordnung ihres Vaters, wonach sie es gemeinschaftlich regieren sollten. Ernst Friedrich erhielt die untere Markgrafschaft mit den Herrschaften Besigheim, Altensteig und Mündelheim, Jakob Hochberg und Sulzburg, Georg Friedrich aber Röteln, Sausenberg u. Badenweiler. Jakob II., Markgraf von Baden-Hochberg, trat zur katholischen Kirche über und starb 1590, wenige Monate darauf auch sein einziger Sohn. Ernst Friedrich, Markgraf von Baden-Durlach, verlor die an B. verpfändete lothringische Herrschaft Bitsch, besetzte dagegen als 1594 die obere Markgrafschaft Baden-Baden für die Gläubiger des Markgrafen Eduard Fortunat sequestrirt werden sollte, dieselbe und behielt sie für sich. Da er 1604 sohnlos starb, so wurden die verschiedenen Landestheile wieder vereinigt unter seinem jüngsten Bruder Georg Friedrich, der jetzt sämmtliche badische Lande mit Einfluß Baden-Badens besaß. Der Besitz des letzteren wurde ihm lebhaft streitig gemacht durch den Markgrafen Philipp III. von Baden-Rodemachern, der das Land für seinen Neffen Wilhelm, Sohn Eduard Fortunats, mit Waffengewalt erobern wollte, aber 1600 von Georg Friedrich gefangen wurde (s. oben), worauf dieser vom Kaiser die Belehnung mit Baden-Baden unter der Bedingung erhielt, keine Aenderung im Religionswesen vorzunehmen. Um für den Fall seines Unterliegens in dem Kampfe der evangelischen Union seinem Lande alle Verantwortung zu ersparen, trat er am 20. April 1622 die Regierung an seinen ältesten Sohn Friedrich ab, der sogleich nach seinem Regierungsantritt die Neutralität seines Landes erklärte. Er selbst rückte durch die Pfalz gegen Heilbronn vor. Am 7. Mai 1622 kam es bei Wimpfen zwischen dem Markgrafen und Tilly zur Schlacht, in welcher der erstere total geschlagen wurde und nur durch die heldenmüthige Aufopferung der 400 Bürger von Pforzheim unter dem Bürgermeister Deimling der Gefangenschaft entging. Als Regent hatte er 1615 die Primogenitur u. die Untheilbarkeit der badischen Lande durch ein Hausgesetz eingeführt u. Diejenigen von der Erbfolge ausgeschlossen, welche aus seinem Hause die lutherische Lehre verlassen würden. Sein Eifer für die protestantische Religion hatte ihm die Achtserklärung zugezogen u. hatte, trotz der Neutralitätserklärung des Markgrafen Friedrich V., auch für B. traurige Folgen. Letzterer mußte Baden-Baden an Wilhelm, den Sohn Eduards Fortunats, herausgeben. Das Land wurde durch die österreichischen Truppen verwüstet, Friedrich V. mußte selbst flüchtig werden, und die Verwirrung wurde noch größer durch das Restitutionsedikt. Im J. 1631 erklärte sich Friedrich für den vordringenden Gustav Adolf von Schweden u. vereinigte Baden-Baden wieder mit Baden-Durlach; aber nach der Schlacht bei Nördlingen 1638 kam ganz B. wieder an Baden-Baden; der Katholicismus wurde wieder eingeführt und Friedrich mußte sich nach Straßburg flüchten. Nach dem westphälischen Frieden 1648 erhielt er jedoch Baden-Durlach zurück, und nun bot er Alles auf, um das verwüstete Land von seinen Wunden wieder zu heilen; er starb 1659. Sein einziger Sohn und Nachfolger, Friedrich VI., hatte sich schon unter Herzog Bernhard von Weimar und Karl X. Gustav von Schweden in Deutschland und Polen einen berühmten Namen als Feldherr erworben und zeigte sich nun auch als guten Regenten. Er starb im Januar 1677. Ihm folgte sein ältester Sohn, Friedrich VII.

Magnus, der sich als Ordner der Finanzen und der Verwaltung überhaupt auszeichnete, obgleich 1689 der Franzosen Mordbrand auch sein Land erreichte. Nach dem ryswicker Frieden 1697 war die Bevölkerung um den vierten Theil vermindert, der Wohlstand vernichtet, und als der Markgraf nach dem Frieden von Basel aus dieser Stadt, wo er mit seiner Familie während des Krieges einen Zufluchtsort gesucht hatte, nach Durlach zurückkam, fand er kein einziges Schloß mehr, wo er hätte wohnen können. Unablässig strebte er nun, durch weise Regierungsmaßregeln einen besseren Zustand herzustellen; aber der spanische Successionskrieg brach aus (1702), u. jene Auftritte wiederholten sich. Der Markgraf mußte sich zum zweiten Male nach Basel flüchten und starb daselbst 1709. Sein Sohn und Nachfolger, Karl III. Wilhelm, führte mit der äußersten Sorgfalt die Regierung des verheerten Landes, suchte auf alle Weise der allgemeinen Noth abzuhelfen und war überhaupt ein vortrefflicher Fürst, durch Studium und Reisen gebildet und im Felde versucht. Nach dem Frieden von Baden 1714 stellte er die Ordnung in den Finanzen wieder her, hob den Ackerbau, schaffte das Mißbräuchliche im Zunftwesen ab und verhalf dadurch den Gewerben zu neuem Flor, zahlte einen großen Theil der Landesschulden ab ꝛc. Er ist auch der Gründer von Karlsruhe, wohin er 1724 die Hofkanzlei und Regierung verlegte. In dem Kriege, den Frankreich 1733 über die polnische Königswahl auch in Deutschland führte, wobei B. abermals von den Franzosen überschwemmt wurde, ging er nach Basel u. mußte seine erschöpften Lande vor abermaligen Verheerungen durch eine an Frankreich zu zahlende Summe Geldes sichern. Als Karl III. 1738 starb, folgte ihm sein Enkel, Karl Friedrich, der zehnjährige Sohn des 1732 als Jüngling verstorbenen Erbprinzen Friedrich, unter der Vormundschaft seines Oheims Christoph und seiner Großmutter, welche das Land vortrefflich verwatteten und dem lange geführten Streit mit Oesterreich wegen Sausenberg, Röteln und Badenweiler zu Gunsten B.s ein Ende machten. Nach achtjähriger Vormundschaft wurde Karl Friedrich (1746) für mündig erklärt, und nun beginnt die schönste und merkwürdigste Epoche für das badische Haus und die badischen Lande. Karl Friedrich war einer der edelsten und aufgeklärtesten deutschen Fürsten, von seltenen Geistesgaben und ebenso seltener Herzensgüte, Kenner und Freund der Wissenschaften und Künste, ein wahrer Vater seines Volkes, der einzige für das Wohl seiner Unterthanen lebte und durch seine musterhafte Regierung ein Land, das durch so viele aufeinander folgende Kriege zur Einöde gemacht und mit den drückendsten Schulden belastet war, dem Ruin entriß und zu Wohlstand brachte. Er suchte Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel zu heben, setzte den Land- und Wasserzoll auf die Hälfte herab, zog geschickte Künstler und Professionisten ins Land, verbesserte die Forstverwaltung durchgreifend, legte neue Kunststraßen an, reorganisirte die Polizei, schaffte 1767 die Tortur ab, führte eine neue Prozeßordnung ein, gründete neue Volksschulen und verbesserte die alten, stiftete ein Schullehrerseminar, steuerte durch treffliche Gesetze dem Wucher, dem Betrug und der Bettelei, baute Karlsruhe und dessen Schloß weiter aus u. führte in vielen Städten öffentliche Gebäude auf, so das Schöne mit dem Nützlichen verbindend. Im J. 1771 erbte er durch den Tod des Markgrafen August Georg von Baden-Baden dieses Land; nur die Ortenau und die böhmischen Herrschaften fielen als ertedigte Leben an Oesterreich zurück. Die vereinigten badischen Lande betrugen 64 QMeilen mit 190,000 Einwohnern. Allmählig und mit Schonung wurden nun die Verwaltungsreformen, die in Baden-Durlach ihre Trefflichkeit so sehr bewährt hatten, auch in Baden-Baden eingeführt, auch hier neue Schulen errichtet u. die alten verbessert. Im Jahre 1783 hob der Markgraf die Leibeigenschaft völlig und unentgeltlich auf, schaffte zugleich den Leibschilling, den Todfall und alle Umzugsabgaben in ganz B. ab, erleichterte die Frohnten, setzte die Sporteln und Taxen herab, beschränkte die Geldstrafen und beförderte die Freiheit des Handels und Gewerbes in den Städten. Bald aber brachen die Stürme der französischen Revolution über das Land herein. Der Revolutionskrieg berührte zwar in den ersten Jahren B. nur in sofern, als es sein Kontingent zur Reichsarmee stellte; aber nach dem Uebergange Moreau's über den Rhein bei Kehl (21. Juni 1796) wurde B. Schauplatz des Krieges, Karlsruhe selbst von den Franzosen besetzt, u. Karl Friedrich sah sich genöthigt, zu Stuttgart einen Waffenstillstand mit Moreau zu schließen (25. Juli 1796), auf welchen dann am 25. August 1796 der Friedensschluß zu Paris folgte. B. mußte sich den Frieden durch Abtretung seiner Besitzungen auf dem linken Rheinufer und der Festung Kehl (14 QMeilen mit 38,000 Einw.), durch eine Kontribution von 2 Millionen Franken und ungeheure Lieferungen erkaufen; es gewann aber durch den Frieden von Luneville 1801 und durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Juli 1803 als Entschädigung für seine Abtretungen, mit der kurfürstlichen Würde, alle diesseits des Bodensee's und Rheins gelegenen Besitzungen des Fürstbischofs von Konstanz und Reste der Bisthümer Basel, Straßburg und Speyer, die pfälzischen Aemter Bretten, Heidelberg, Ladenburg und Mannheim mit den hessischen Aemtern Lichtenau und Willstädt, das Stift Odenheim nebst den Abteien Frauenalb, Schwarzach, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheim, Petershausen und Salem, dann die Herrschaft Lahr und endlich die Reichsstädte Offenburg, Gengenbach, Zell am Harmersbach, Ueberlingen, Pfullendorf, Biberach und Wimpfen (welche zwei letzteren an die benachbarten Staaten ausgetauscht wurden), kurz, die fruchtbarsten Bezirke am Neckar, Rhein und Bodensee, zusammen 69 QMeilen mit 240,000 Einw. Auch Kehl wurde wieder an B. abgetreten und der Thalweg des Rheins zur Grenze zwischen B. und Frankreich bestimmt. Nach diesen Erwerbungen theilte Karl Friedrich das neue Kurfürstenthum B. in drei Provinzen ab: in die badische Markgrafschaft, die badische Pfalzgrafschaft und das obere Fürstenthum, deren gesammter Flächenraum sich auf 130 QMeilen mit ungefähr 495,000 Seelen belief. In sämmtlichen Provinzen wurde die badische Verwaltung eingeführt. Im J. 1804 mußte der Kurfürst die Verletzung des Völkerrechts durch die Verhaftung des Herzogs von Enghien auf seinem Gebiet dulden. Zu dem Bunde mit Napoleon I. nach Bayerns und Würtembergs Vorgange im Juni 1805 genöthigt, erhielt er durch den

Frieden von Preßburg einen neuen Zuwachs in den alten zähringischen Stammlanden, dem Breisgau mit Freiburg und der Baar mit Villingen, nebst der Ortenau, dem Stifte St. Blasien mit der Grafschaft Bonndorf u. der Stadt Konstanz (46 QMeilen mit 160,000 Einw.), worauf er auch den Titel eines Herzogs von Zähringen wieder erneuerte. Am 5. Mai 1806 erklärte sich der Kurfürst für den unumschränkten Souverän des Landes, indem er die ständische Verfassung des Breisgaues aufhob, die in dem Altbadischen längst erloschen war. Im April 1806 vermählte sich der Enkel des Kurfürsten, der Kurprinz Karl, mit einer Adoptivtochter Napoleons I., der Prinzessin Stephanie de la Tascher-Pagerie. Am 12. Juli 1806 trat Karl Friedrich dem Rheinbunde bei, mit der Verbindlichkeit, für denselben ein Kontingent von 8000 Mann zu stellen. Dieses erwarb ihm, nebst dem großherzoglichen Titel mit dem Prädikat königliche Hoheit, die Souveränetät über sämmtliche in seinem Lande gelegene unmittelbare Reichsstände und Reichsrittergüter, namentlich über den größten Theil des Fürstenthums Fürstenberg, über das Fürstenthum Leiningen, die Landgrafschaft Kleggau u. die Grafschaft Thengen, über die Besitzungen der Fürsten u. Grafen von Löwenstein-Wertheim auf dem linken Ufer des Mains und des Fürsten von Salm-Krautheim auf dem nördlichen Ufer der Jaxt, im Ganzen 100 QMeilen mit 380,000 Einwohnern. Das neue Großherzogthum (mit einer Bevölkerung von ungefähr 900,000 Seelen) wurde hierauf in drei Provinzen (den Ober-, Mittel- und Unterrheinkreis), bald darauf aber in 10 Kreise (den See-, Donau-, Wiesen-, Treisam-, Kinzig-, Murg-, Pfinz-, Enz-, Neckar-, Odenwalder-, Main- und Tauberkreis) abgetheilt.

Die nun folgenden napoleonischen Kriege kosteten B. Menschen und Geld und vermehrten die Schulden des Landes. Das badische Kontingent nahm zunächst an dem Kriege gegen Preußen (1806 bis 1807) Theil; 1808 ging eine Brigade mit nach Spanien, u. der Ueberrest des Kontingents kämpfte 1809 gegen Oesterreich. Nach dem wiener Frieden 1809 bekam das Großherzogthum einen abermaligen Zuwachs von 10 QMeilen mit 30,000 Einwohnern, indem Würtemberg an B. einen Landstrich von 15 QMeilen mit 45,000 Einwohnern und dieses wieder 5 QMeilen mit 15,000 Einwohnern an das Großherzogthum Hessen abtrat. Durch die zu Compiègne und Paris abgeschlossenen Traktate, durch die Erwerbungen von Würtemberg und Abtretungen an Hessen erlitt die oben angegebene Eintheilung in 10 Kreise einige Veränderungen, indem der Odenwaldkreis einging und zum Seekreis die Landgrafschaft Nellenburg mit den Aemtern Radolfszell und Stockach kam. Im Jahre 1808 übergab Karl Friedrich einen Theil der Regierung seinem Enkel, dem Erbgroßherzog, und unter der Mitwirkung des letztern kam 1808 die pragmatische Sanktion über Staatsschulden und Staatsveräußerungen, sowie 1810 die Verordnung wegen Urbarmachung und Vertheilung der Gemeindegüter zu Stande. Karl Friedrich starb am 10. Juni 1811 im 65. Jahre seiner Regierung und hinterließ seinem Nachfolger, Karl Ludwig Friedrich, dessen Vater, Karl Ludwig, als Erbprinz am 15. Dec. 1801 zu Arboga in Schweden verstorben war, ein blühendes Land von 275 QM. mit 975,000 Einwohnern. Karl Ludwig Friedrich trat die Regierung in einer schweren, kriegerischen Zeit an. Ein Theil des badischen Rheinbundskontingents kämpfte in Spanien, und der Rest desselben ging 1812 mit nach Rußland; 1813 mußten die Truppen ganz neu organisirt werden, um neuerdings für Napoleon I. zu kämpfen. Als 1813 nach der Schlacht bei Leipzig sich der Rheinbund auflöste, trat auch der Großherzog der Allianz gegen Napoleon und 1815 auf dem wiener Kongreß dem deutschen Bunde bei, worauf ihm sofort der Besitzstand und die Untheilbarkeit des Großherzogthums, dessen Bevölkerung auf mehr als 1 Million Seelen gestiegen war, von den Mächten feierlich garantirt wurden. Bei der Höhe, welche die Schulden und Abgaben erreicht hatten, wirkte der allgemeine Mißwachs 1816 doppelt schwer u. veranlaßte Viele zur Auswanderung. In dieselbe Zeit fielen die ersten Verfassungsbewegungen. Bei den Verhandlungen zu Wien 1814 und 1815 gehörte B. zu den Regierungen, welche sich gegen eine allgemeine Verpflichtung der deutschen Bundesstaaten, eine repräsentative Verfassung einzurichten, erklärten, u. eine vom vormals reichsunmittelbaren Adel am 2. Nov. 1815 gewählte Deputation, die dem Großherzog die Bitte um Landstände vorlegen sollte, ward äußerst ungnädig abgewiesen. Zwar fand sich der Großherzog bewogen, die Einführung einer landständischen Verfassung und selbst die für den 1. August bestimmte Eröffnung der ersten ständischen Versammlung anzukündigen (16. März 1816); allein statt derselben erfolgte (29. Juli) eine großherzogliche Erklärung: daß sich der Großherzog veranlaßt sehe, die dem Lande zu gebende ständische Konstitution, welche bereits vollendet zu seiner höchsten Sanktion vorliege, für jetzt noch nicht zu publiciren. Inzwischen erhoben sich in den letzten Tagen der Regierung des Großherzogs die beunruhigendsten Gerüchte über eine bevorstehende Ländervertheilung B.s. Von verschiedenen Seiten drohte man mit Geltendmachung eventueller Ansprüche oder noch der Entscheidung gewärtiger Vorbehalte, Bayern zumal nahm einen großen Theil des badischen Landes theils unbedingt, theils für den Fall, daß der Großherzog ohne männliche Leibeserben mit Tode abgehe, geradezu in Anspruch. Mit Entschlossenheit und Kraft hatte der kranke Fürst solche Ansprüche zurückgewiesen u. von der physischen Uebermacht der Gegner an die moralische Gewalt der öffentlichen Meinung appellirt; um aber das eigene Volk durch ein neues Band an das Fürstenhaus zu knüpfen und mit Begeisterung für die vielleicht nöthige Vertheidigung desselben zu erfüllen, ward ihm unterm 22. August 1818 eine repräsentative Verfassung verliehen u. die Zeit der Eröffnung des ersten Landtags auf den 1. Februar 1819 festgesetzt. Der Großherzog erlebte jedoch die Eröffnung der ersten Zusammenkunft der Landstände nicht, sondern starb schon am 8. Dec. 1818. Da er nur Prinzessinnen hinterließ, so folgte ihm sein Oheim, der dritte Sohn Karl Friedrichs aus seiner ersten Ehe, der Großherzog Ludwig August Wilhelm. Der neue Großherzog theilte das Land unterm 3. Mai 1819 in 6 Kreise (See- und Donaukreis, Treisam- und Wiesenkreis, Kinzigkreis, Murg- und Pfinzkreis, Neckarkreis, Main- und Tauberkreis) und schloß am 3. Mai 1819

einen Traktat mit Rußland, Oesterreich, England und Preußen ab, durch welchen das Großherzogthum in seinem ganzen Besitzstande garantirt u. die Markgrafen von Hochberg, die Halbbrüder des Großherzogs aus Karl Friedrichs zweiter Ehe, als erbfähig anerkannt wurden.

Die erste landständische Versammlung, in Karlsruhe am 22. April 1819 eröffnet, beurkundete sofort durch ihr kräftiges Wirken und durch die ihr entgegenkommende rege Theilnahme das im badischen Volk erwachte öffentliche Leben. Da die Regierung sich jeder Störung der Wahlfreiheit enthalten hatte, so traten ächte Volksvertreter in den ständischen Saal, unter denen der Freiher von Liebenstein durch sein anerkannt überlegenes Talent hervorragte. Von ihm ganz vorzüglich ging der Impuls aus zur Erstrebung einer möglichst schnellen Vervollständigung und Bekräftigung der Verfassung mittelst eines energisch ausgesprochenen Verlangens nach denjenigen Gesetzvorlagen, welche theils als Ergänzung oder Fortbildung, theils als Gewährleistung der konstitutionellen Rechte nöthig erschienen. Eine Reihe von Anträgen, namentlich auf die gesetzliche Regulirung der Ministerverantwortlichkeit, auf Trennung der Justiz von der Administration und Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen, auf Einführung von Geschworenengerichten, auf Abschaffung der Landes- und Herrenfrohnden, auf Verbesserung des Staatsdienerediks, auf einzulegende Rechtsverwahrung gegen ein erst am Vorabend der Landtagseröffnung publicirtes, die staatsbürgerliche Gleichheit vielfach beeinträchtigendes Adelsedikt, auf ein die Preßfreiheit verwirklichendes Preßgesetz, auf Herstellung deutscher Handelsfreiheit, auf Milderung der Jagdherrlichkeit ꝛc., endlich auf Verwandlung der Naturalzehntpflicht in eine zu fixirende, doch ablösliche Grundabgabe wurden von der 2. Kammer beifällig, viele mit Enthusiasmus aufgenommen. Anfangs erklangen auch in der Adels- oder sogenannten 1. Kammer freisinnige Stimmen, und einige wenige tönten auch bis zum Ende fort; aber schon die Anträge auf Abschaffung der Herrenfrohnden und der Naturalzehnten gaben zu lebhaften Debatten Anlaß, namentlich als der Abgeordnete v. Rotteck durch seine eigenen Anträge jene der 2. Kammer noch überbot. Jetzt sprach man schon fast unumwunden von revolutionären Tendenzen und Nivellirungsplänen, und die Anträge nicht nur Rottecks, sondern auch der 2. Kammer wurden verworfen. Die Aufregung wurde lebhafter, als die in Bezug auf das Adelsedikt gefaßten Beschlüsse der 2. Kammer an die 1. kamen. Die Diskussion erfolgte jedoch nicht, weil ein Regierungsreskript dieselbe förmlich unterfagte und gleich darauf die Vertagung der Kammern ausgesprochen wurde. Die berüchtigten karlsbader Beschlüsse, an deren Abfassung der badische Staatsminister, Freiherr von Berstett, Theil genommen, riefen urplötzlich eine neue Ordnung der Dinge hervor. Die freisinnigen Deputirten, welche bei ihrer Heimkehr vom Landtage von ihren Kommittenten mit Jubel waren empfangen worden, galten für Revolutionärs, wurden zum Theil unter geheime polizeiliche Aufsicht gestellt und mehre, die zugleich Staatsdiener waren, durch Versetzung oder andere Verfolgung bestraft. Erst im Juni 1820 wurden die Stände zum zweiten Mal einberufen. Mehre Deputirte (darunter von Liebenstein) waren als Staatsdiener, welchen man den Urlaub verweigern zu dürfen behauptete, nicht einberufen worden. Gleichwohl gelang es der Kammer durch ihre ruhig feste Haltung, die Regierung zur Aufhebung der erhobenen Ansprüche auf das Beurlaubungsrecht zu vermögen. In der 1. Kammer hatte inzwischen Rotteck den Antrag auf „Minderung des Preßzwangs" gestellt, d. h. auf Erwirkung der Zurücknahme der neuesten badischen Verordnungen angetragen, welche die Strenge des Bundestags und der karlsbader Beschlüsse noch überboten, u. erlangte wirklich nach hartem Kampfe die Zustimmung der Majorität, bald darauf aber in der 2. Kammer den einstimmigen Beifall. Früher schon waren der 1. Kammer drei wichtige Gesetzentwürfe vorgelegt worden, nämlich über Ablösung der Grundgülten, Zinsen und der Drittelspflichtigkeit, dann über Ablösung der Herrenfrohnden und über Aufhebung der aus der Leibeigenschaft herrührenden Abgaben. Die Verhandlungen darüber, sowie jene über ein gleichfalls der 1. Kammer vorgelegtes (freilich nur fragmentarisches) Gesetz über die Ministerverantwortlichkeit, dann über ein die Aufhebung der Vermögenskonfiskationen aussprechendes können als interessante Materialien für die Rechts- und Gesetzgebungswissenschaft gelten. Auch in der 2 Kammer nahmen die Verhandlungen einen fortwährend freundlichen Gang und gediehen zu einem friedlichen Schluß des Landtags. Aus Erkenntlichkeit für die erwähnten Gesetzvorschläge, die auf die Bitte der 2. Kammer gewährte Herabsetzung der Militärkapitulationszeit von 8 auf 6 Jahre und mehres andere Dankenswerthe enthielt man sich der vom Hof gescheuten umständlichen Verhandlungen über das Budget und verglich sich auf einen von dem Regierungsanschlag in Bausch und Bogen zu machenden Abzug von ungefähr ¼ Million, wofür dann die Regierung einige kleinere Steuern nachließ und den Wünschen der Kammer wegen Dotationsvermehrung für die Universität Freiburg und wegen Besserstellung der Schullehrer willfahrte Der Schluß des Landtags fand am 5. September Statt. Im Juli 1821 erfolgte die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen in B. Die Interessen der katholischen Kirche wurden später rücksichtsvoll bedacht und 1827 mit Beseitigung Wessenbergs in Folge eines Konkordats das Erzbisthum zu Freiburg eingerichtet.

Der zweite Landtag wurde Ende März 1822 eröffnet und dauerte bis Anfang Februars 1823. Die von demselben gehegten Erwartungen schlugen fehl durch die Empfindlichkeit der Regierung über eine sehr mäßige Herabsetzung der den Militäretat betreffenden Budgetsposition. Die Regierung hatte nämlich für diesen Etat die Summe von 1,648,000 Gulden gefordert, die Kammer aber nur 1,500,000 Gulden bewilligen zu dürfen geglaubt. Endlich beschränkte die erstere ihre Forderung auf 1,550,000 Gulden, doch mit dem Vorbehalt, daß für den Fall der Unzulänglichkeit dieser Summe noch ein weiterer Kredit von 50,000 Gulden eröffnet werde. Als die Kammer diesen Vorschlag einmüthig verwarf, erließ der Großherzog ein in kategorischen Ausdrücken abgefaßtes Reskript an die Kammer, welches die Bewilligung von jährlichen 1 600,000 Gulden als unerläßliche Bedingung einer Vereinbarung er-

klärte. In der nun folgenden Berathung der Kammer, die eine Principfrage (das Steuerbewilligungsrecht und die Selbstständigkeit der Volksrepräsentation) in der Angelegenheit erkannte, bot der Deputirte von Liebenstein, der auf diesem Landtage mehr und mehr die ministerielle Richtung verfolgte, alle Kraft seiner Beredtsamkeit auf, um die Kammer zur Nachgiebigkeit zu bewegen, wogegen der neu eingetretene Deputirte von Itzstein (nunmehr an Liebensteins Stelle, Führer der Opposition) die Ehrenpflicht der Beharrlichkeit derselben ans Herz legte. Nach langem Kampfe und mehrseitigem Abfalle erklärten sich endlich 30 Stimmen gegen 29 für das Beharren beim früheren Beschlusse, worauf die Regierungskommissarien den Saal verließen und am folgenden Tage der Landtag geschlossen ward. Alles, was die beiden Kammern während der siebenmonatlichen Sitzung gearbeitet und, soviel von ihnen abhing, erledigt und zu Stande gebracht hatten, war nun vereitelt. Denn die Regierung sanktionirte (mit Ausnahme des bereits verkündeten Gesetzes über die Studienfreiheit und einiger andern während des Landtags in Wirksamkeit gesetzten Beschlüsse) nicht ein einziges der von ihr selbst vorgelegten und von den Kammern angenommenen Gesetze und gewährte nicht einen der an sie gebrachten Wünsche, Vorschläge oder Bitten. Diese offen an den Tag gelegte Ungunst der Regierung und die steigende Zuversicht der Reaktionspartei schlugen Muth und Hoffnung im Volke nieder, und der traurige Gang der europäischen Angelegenheiten verdüsterte noch mehr die Aussicht in die Zukunft. Die Auflösung der Kammern, Ende 1821, war darum so lange verschoben worden, um dadurch auch die neue Wahl und die Einberufung der neuen Landstände zu verschieben, denn nach der Verfassung hätte die letztere noch 1824 geschehen sollen, während sie jetzt erst, am 21. Febr. 1825, Statt fand. Den Wahlen zu diesem dritten Landtage wurde von der Regierungspartei so trefflich vorgearbeitet, daß in allen Wahlbezirken (nur 2 oder 3 ausgenommen) die Namen der von der Regierung bezeichneten Kandidaten aus den Urnen hervorgingen. Der so entstandenen Volkskammer legte die Regierung zuvörderst ein die Verfassung abänderndes Gesetz vor. Anstatt der bisherigen von 2 zu 2 Jahren theilweise eintretenden Erneuerung der Kammer sollte jeweilig alle 6 Jahre eine Totalerneuerung Statt finden und der Landtag, statt alle 2 Jahre, in Zukunft alle drei Jahre versammelt werden. Der Vorschlag wurde in beiden Kammern angenommen, und so hatte das Volk zwei höchst wichtige Artikel der Verfassung verloren. Es liefen sogar aus einigen Gemeinden durch Machinationen zu Stande gebrachte Petitionen ein, worin der Großherzog unterthänigst ersucht ward, die Verfassung völlig abzuschaffen oder wenigstens für die Dauer seiner Regierungszeit ruhen zu lassen, und wenn man auch nicht für gut fand, diesem Ansuchen im Wortsinn zu willfahren, so wurden doch jene Petitionen mit öffentlicher Dankbezeigung aufgenommen. Die Kammern ihrerseits zeigten sich so bereitwillig, Alles zu genehmigen, was die Regierung vorschlug, daß sie schon am 14. Mai 1825 wieder geschlossen werden konnten. Der vierte Landtag, am 28. Februar 1828 begonnen, war dieselbe seelenlose Votirmaschine wie 1825, verachtet von Freund und Feind, ein wahres Spottbild auf den konstitutionellen Namen. Er wurde schon am 14. Mai 1828 durch eine freundliche Thronrede geschlossen, worin der Wunsch ausgedrückt war, daß bei der für den nächsten Landtag nöthigen neuen Wahl die nämlichen Deputirten abermals gewählt werden möchten. Unter diesen Verhältnissen war es leicht geworden, eine förmliche Kabinetsherrschaft zu organisiren, deren beständige unmittelbare Eingriffe bis zu den unbedeutendsten Dingen herab den sonst auch in absoluten Staaten regelrechten und stetigen Gang der Administration störten. Bei alledem aber konnte die Regierung dem Anstoß der fortschreitenden Zeit nicht auf allen Punkten widerstreben, wie manche zum Theil wesentliche Verbesserungen in Bezug auf materielle Interessen bezeugten. Namentlich wurden die Finanzen in streng geregelte Ordnung gebracht, sowie Gewerbe und Handel begünstigt, besonders durch die 1826 mit Hessen-Darmstadt und der Schweiz abgeschlossenen Verträge. Dagegen konnte man mit Würtemberg zu keinem günstigen Resultat gelangen, und da die Regierung dieses Landes den Eingangszoll auf badische Erzeugnisse erhöhte, so sah sich 1827 die badische Regierung genöthigt, Repressalien zu ergreifen. Den freimüthigen und selbstständigen Winter, dem der Großherzog persönlich abgeneigt war, dabei aber in Allem, was den Staatsdienst betraf, ein unbegrenztes Zutrauen schenkte, konnte man wegen seiner gediegenen Kenntnisse, besonders für das Schul-, Kultus- und Verwaltungsfach, nicht entbehren, und er blieb fortwährend als Staatsrath und Mitglied des Staatsministeriums auf seinem Posten und ward 1824 sogar zum Direktor des Ministeriums des Innern erhoben. Der Großherzog wandte in der letzten Zeit seiner Regierung sein Interesse den Angelegenheiten der Kirche zu, ward aber in der eigenmächtigen Einführung der preußischen Agende durch den Tod unterbrochen. Am 30. März 1830 starb er unvermählt nach kurzem Krankenlager am Schlagfluß. Ihm folgte sein Bruder, Karl Leopold Friedrich, der am 29. August 1790 zu Karlsruhe geborene älteste Sohn Karl Friedrichs aus dessen zweiter (morganatischer) Ehe mit der Reichsgräfin von Hochberg. Von Anfang an ohne Aussicht auf den Thron, hatte er als Graf von Hochberg dem wirklichen Leben weniger fern gestanden, als sonst im Purpur Geborene. Erst als die ältere Linie zu erlöschen drohte, waren in Folge einer Bestimmung, welche Karl Friedrich bei seiner zweiten Vermählung durch Urkunde vom 24. Nov. 1787 sich vorbehalten und am 10. Sept. 1806 unter agnatischem Beitritt zum Familienstatut erhoben hatte, durch öffentliche Deklaration vom 4. Okt. 1817 die Grafen von Hochberg zu großherzoglichen Prinzen und Markgrafen von B. mit Beilegung des badischen Haustitels und Stammwappens erklärt worden, welches Erbfolgerecht die tonangebenden Mächte am 25. Juli 1819 in Frankfurt gewährleistet hatten. Trotz dieser Garantie suchte Bayern seine alten Ansprüche, besonders auf die Grafschaft Sponheim od. auf das hierfür erhaltene Aequivalent hervor, und eine Zeitlang glaubte man wirklich, es würde endlich zu einer Entscheidung durch Waffengewalt kommen. Von badischer Seite wurden denn auch militärische Vorsichtsmaßregeln getroffen, der Streit

aber schließlich, besonders durch österreichische Vermittelung, friedlich zu Gunsten B.'s geschlichtet.

Mit überschwenglichem Jubel bewillkommt, entfernte Leopold nach und nach, wiewohl mit rücksichtsvoller Pietät gegen das Andenken seines Vorgängers, die der öffentlichen Meinung anstößigen Personen aus der Umgebung des Thrones und bezeichnete das System, welches seine Regierung befolgen sollte, durch die öffentliche und feierliche Betheuerung, daß die Verfassung ihm heilig sein werde. Er setzte den Salzpreis herab, hob das 1820 gegebene Straßengeldgesetz auf, befahl die Verminderung des Wildstandes, erließ alle rückständigen Steuern und verringerte die Strafen für Forstfrevel. Daher traf die französische Julirevolution in B. nicht auf jene feindseligen Gährungselemente, welche sich in anderen Theilen von Deutschland entluden; man setzte seine Hoffnungen auf die bürgerfreundlichen Gesinnungen des jugendlichen Fürsten und den kommenden Landtag. Die Vollmacht der 1825 gewählten Deputirten war erloschen; die neuen Wahlen für den Landtag von 1831, von der Regierung unbeeinflußt, gingen fast ohne Ausnahme im liberalen, konstitutionellen Sinne vor sich. Die Minister Ludwigs, v. Berstett und v. Berkheim, reichten nach solchem Wahlergebniß ihre Entlassung ein; sie wurden durch die Liberalen v. Böckh, von Weiler, Winter und Nebenius ersetzt, zu denen später von Türkheim und endlich, auf Veranlassung der liberalen Partei, von Reizenstein als Staatsminister berufen wurden. Der denkwürdige erste Landtag unter der neuen Regierung, am 17. März 1831 von Leopold persönlich eröffnet, ist einer der schönsten Glanzpunkte des konstitutionellen Lebens in Deutschland. In der 2. Kammer glänzten vorzüglich Itzstein, Rotteck, Welcker, Duttlinger, Föhrenbach, Grim, Mittermaier, Buhl, Fecht, Hoffmann, Merk u. Andere; in der 1. Kammer sprachen der Markgraf Wilhelm, der Fürst von Fürstenberg, von Wessenberg und Andere im Sinne der Aufklärung und eines gemäßigten Liberalismus. Ein Antrag Itzsteins auf Wiederherstellung der Verfassung (d. h. den Widerruf der 1825 Statt gefundenen Abänderung) ward von beiden Kammern mit großer Majorität angenommen, u. die Regierung antwortete mit einem diese Wiederherstellung verkündenden Gesetze. Unter den von der Regierung vorgelegten Gesetzentwürfen war der wichtigste der einer umfassenden Gemeindeordnung, die zu einem ernsten Zwiespalt mit der 1. Kammer führte, bis die Sache auf eine keinen Theil ganz befriedigende Weise erledigt wurde. Weiter kamen zu Stande ein die Landtagsperioden und die Bevollmächtigungsdauer der Deputirten genauer regelndes Gesetz, ein Gensdarmeriegesetz, ein die letzten Ueberbleibsel der Zwangsfrage und die körperliche Züchtigung abschaffendes Gesetz, mehre Finanzgesetze, namentlich ein die Abschaffung des Straßengeldes und der Staats-, insbesondere der Straßenfrohnden aussprechendes, mehre die bessere Ordnung des Staatshaushalts bezweckende, auch mehre neue Gesetze in Zoll- und anderen Sachen. Das Budget selbst erhielt eine wesentlich verbesserte Gestalt. Zwei in geheimen Sitzungen verhandelte Gegenstände von Wichtigkeit waren der Vorschlag des Anschlusses an den bayerisch-würtembergisch-preußischen Zollverein und ein zur definitiven Niederschlagung der sponheimischen Differenzen zwischen Bayern und B. in Anregung gebrachtes Vergleichsprojekt. Zum Zollverein beizutreten erklärte sich die Kammer unter Bedingungen und mit Ratifikationsvorbehalt bereit; das Vergleichsprojekt wurde abgelehnt. Auch eine neue Civilproceßordnung kam zu Stande, die neben vielen andern Verbesserungen die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens als Regel festsetzte. Unter den von den Ständegliedern gestellten Motionen waren, außer der oben erwähnten von itzsteinschen, die wichtigsten: die auf Abänderung des Gesetzes von 1820 über die Ablösung von Herrenfrohnden (vom Abgeordneten Knapp), die auf Abschaffung der Zehnten (von Rotteck). Beiden Anträgen entsprach die Regierung durch zwei Gesetzentwürfe, deren einer das Ablösungsgeld der Zehnten herabsetzte, der andere die Neubruchszehnten ohne Entschädigung aufhob. Auf die Motion Welckers auf Preßfreiheit legte die Regierung ein Preßgesetz vor, welches im Allgemeinen die Presse freigab, bei der Diskussion noch erweitert ward und ins Leben trat. Verhängnißvoll waren der Antrag Welckers auf „den Nationalrechten gemäße Entwickelung der organischen Einrichtung des deutschen Bundes" und Rottecks Protestation (2. December) gegen die Bundesbeschlüsse, welche die in Straßburg erschienene Zeitschrift „Das konstitutionelle Deutschland" unterdrückten und eine Fortdauer der karlsbader Beschlüsse aussprachen. Die ganze Kammer stimmte dieser Protestation bei, und aus allen Theilen des Landes liefen mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Adressen ein, welche dieselbe Zustimmung aussprachen. Was Welckers Antrag betrifft, so drang nach einer sehr stürmischen Diskussion wegen erhobener politischen Bedenklichkeiten der Antrag durch, die förmliche Berathung der Motion auf den nächsten Landtag zu vertagen. Uebrigens war seit dem Falle Warschau's der Ton der badischen Regierung der 2. Kammer gegenüber zusehends unfreundlicher u. der der 1. Kammer abstoßender geworden, während die 2. Kammer ihre freisinnige Richtung unverrückt und mit gleicher Kraft verfolgte. Doch gelangte man endlich durch wechselseitiges Nachgeben zum Ziel, und es wurden gleich nach dem am 31. Dec. 1831 erfolgten Schluß des Landtags die zu Stande gekommenen Gesetze sämmtlich verkündet. Fast noch ehe dies geschah, meldete sich aber bereits die Opposition von außen gegen den neuen Zustand der badischen Dinge. Die Regierung hielt in der Hauptsache Stand, wenn sie auch im April und Mai 1832 einige auf Umkehr deutende Verordnungen erließ, und das vertrauende Volk glaubte an keinen Rückschritt, bis die seine Belorgnisse noch überbietenden Bundesbeschlüsse erschienen. In Folge derselben verbot die badische Regierung anfangs einzelne Nummern des „Freisinnigen", mahnte von Theilnahme an Adressen, Versammlungen und politischer Aufregung ab und verbot öffentliche Reden bei Volksversammlungen. Als alle diese Maßregeln jedoch das Volksfest zu Badenweiler, wo Rotteck selbst sprach, nicht verhindern konnten, fiel der ganze Zorn der Regierung auf Freiburg, den „Centralpunkt des revolutionären Geistes"; der Adel bedrohte die Handwerker mit Entziehung ihrer Kundschaft, die Staatspensionisten wollten auswandern, die Regierung bereitete die Dislokation mehrer Staatsanstalten vor ꝛc. Dennoch wurde Rotteck einstimmig zum Bürgermeister

gewählt, von der Regierung jedoch verworfen. Welcker wurde wegen eines Aufsatzes zu zweimonatlichem Gefängniß verurtheilt. Der „Wächter am Rhein" und „Der Freisinnige" wurden unterdrückt und das Preßgesetz suspendirt, und als Freiburg mit heftiger Opposition antwortete, ward die Universität geschaffen (6. September), Rotteck und Welcker als Professoren pensionirt. Das Großherzogthum wurde 1832 statt der bisherigen 6 in 4 Kreise (Seekreis, Ober-, Mittel, und Unterrheinkreis) getheilt.

Der verfassungsmäßig einberufene zweite Landtag von 1833 bestand fast aus denselben Personen wie der von 1831, weil von den 11 neuen Wahlen, welche verfassungsmäßig vorgenommen werden mußten, 5 auf solche Personen fielen, die schon 1831 Mitglieder der Kammer waren. Dagegen war der Geist bei Vielen nicht mehr derselbe, ja er war es auch im Volke nicht mehr. Die Eröffnung des Landtags fand am 18. Mai 1833 Statt. Die Thronrede versicherte, es sei durch die Bundesbeschlüsse vom Juni und Juli 1832 und durch das, was in Gemäßheit derselben von Seiten der Regierung geschehen, die Verfassung nicht verletzt worden. Mittermaier wurde Präsident, obgleich v. Rotteck mehr Stimmen erhalten hatte; der Staatsrath Winter trat seinen früheren Kampfgenossen feindlich entgegen; die liberalen Freiherren von Wessenberg und v. Falkenstein waren aus der 1. Kammer verdrängt worden. Die Dankadresse der 2. Kammer auf die Thronrede beklagte in einer schwachen Rechtsverwahrung die Zurücknahme des Preßgesetzes durch bloße Ordonnanz u. den Inhalt der die Verfassung und verfassungsmäßigen Rechte bedrohenden Bundesbeschlüsse. Die Berathung über das Preßgesetz in geheimer Sitzung, nachdem wegen der verlangten öffentlichen Verhandlung mit Auflösung der Stände gedroht worden war, blieb ohne Erfolg. Die einzigen Siege, welche die Liberalen errangen, waren zuerst die Durchsetzung der Motion (vom 4. Nov.) Welckers: „über die Gefahren des Vaterlandes u. die Schutzmittel dagegen" (die Sache blieb jedoch durch den gleich darauf [13. Nov.] eintretenden Schluß des Landtags unerledigt) und die einstimmige Annahme des von der Regierung vorgelegten Gesetzes, welches die früher verbotenen Volksversammlungen, Reden an das Volk und gesellschaftlichen Verbindungen mit Beschränkungen wieder erlaubte. Für die materiellen Interessen sorgte das Forst- und das Zehntablösungsgesetz. Man hat diesen Landtag ironisch den „Landtag der Verwahrungen" genannt. Im Jahre 1834 war der Beitritt zum Zollverein der Gegenstand, welcher nicht allein die Regierung, sondern das ganze Publikum beschäftigte. Zur Schweiz wurde die Stellung bedrohlicher in Folge der vorgenommenen Erschwerungen der Waareneinfuhr von B. aus. Das Wandern badischer Handwerker nach Bern, wo Gesellenversammlungen geduldet wurden, ward verboten. Um dieselbe Zeit (März 1834) begannen ernstliche Inquisitionen über burschenschaftliche Verbindungen, und am 8. August 1834 erschienen, mit Aufhebung der früheren Gesetze vom 12. Februar 1831 und 28. Juli 1833, die strengsten Censurverordnungen. Am 17. April 1834 wurde die der protestantischen Kirche längst versprochene Generalsynode in Karlsruhe eröffnet. Noch während der selben erschien am 14. Juni ein Gesetz, welches die Volksschule faktisch von der Kirche trennte, wie solches mit den Mittel- und Hochschulen längst Statt gefunden. Bei den Wahlen zum folgenden Landtag, am 30. März 1835 eröffnet, war die Theilnahme an allgemein politischen Interessen bedeutend herabgestimmt. Rotteck motivirte am 18. Mai seinen Antrag auf Ergänzung und Sicherstellung der badischen Verfassung, dem Itzstein, Sander, Aschbach, Fecht, Duttlinger und Welcker beitraten, worauf dessen Berathung und Druck beschlossen wurde. Das Verbot des letztern durch das Ministerium des Innern ward von der Kammer als Eingriff in ihre verfassungsmäßigen Rechte betrachtet. Auch ein Beschluß über die Preßfreiheit, für die Welcker in einer stürmischen Sitzung mit Feuereifer gesprochen, wurde von den Ministern kurz beseitigt. Die wichtigste Frucht dieses Landtags war der Anschluß B.s an den deutschen Zollverein. Außerdem ward auch die Geschlechtsvormundschaft aufgehoben, ein Expropriationsgesetz gegeben und das Schulgesetz verbessert. In 67 Sitzungen waren nicht weniger als 19 Gesetzentwürfe, 10 Motionen und 453 Petitionen berathen worden. Der Landtag wurde am 28. August geschlossen. Im Ministerium war der bisherige Bundestagsgesandte, Freiherr v. Blittersdorff, an die Stelle v. Türkheims getreten u. v. Jolly Minister der Justiz geworden.

Auf dem Landtage von 1837 (9. März bis 1. August) hatte die Zahl der Oppositionsmitglieder noch mehr abgenommen; nicht Wenige hatten bei der allgemeinen Trostlosigkeit die Wahl abgelehnt. In der Thronrede ward behauptet, das Land erfreue sich eines blühenden Wohlstandes, die Lage der Finanzen mache eine Abgabenverminderung möglich. Bei dem Antrage Rottecks auf Oeffentlichkeit der Verhandlungen über die Adresse blieb die Opposition in der Minorität, u. die Regierung durfte es wagen, ihre schon einige Male ausgeübte Kammercensur auf die Antrittsrede des Präsidenten Mittermaier auszudehnen. Dagegen erfochten die Liberalen mit Itzsteins Antrag auf Wiederherstellung der Preßfreiheit (der einstimmig angenommen wurde) einen vollständigen Sieg. Heftiger waren die Kämpfe über die Regierungsvorlagen in Betreff des Gemeindewesens. Die eine derselben modificirte das 1831 erlassene Gemeindegesetz auf keineswegs befriedigende Weise, die andere setzte den Census zu Wahlberechtigung fest. Trotz der lebhaften und nachdrücklichen Opposition der liberalen Partei drang die Regierung durch. Eine noch heftigere Debatte entspann sich bei der Berathung über das Militärbudget für 1837 u. 1838, u. trotz ihres Widerstandes ertilt die Regierung hier eine Niederlage. Die Kunde von der widerrechtlich erfolgten Aufhebung der Verfassung des Königreichs Hannover veranlaßte Itzstein am 22. Juli zu dem Antrag, die Kammer solle in ihr Protokoll das Verlangen und die sichere Erwartung niederlegen, daß die badische Regierung in aller Weise und allernächst durch geeignete Schritte am Bundestage für die Wiederherstellung der hannoverschen Verfassung sich verwenden werde, welcher Antrag trotz Blittersdorffs Widerspruchs von der Kammer einstimmig angenommen wurde. Letztere hatte sich inzwischen durch Aufnahme neuer aristokratischer Elemente so sehr verstärkt, daß der Freiherr von Andlaw einen Versuch

zur Erweiterung der Kompetenz der 1. Kammer wagen durfte durch die Motion auf Gleichstellung beider Kammern in ihren Rechten rücksichtlich der Finanzgesetzgebung, und wäre diese Motion nicht als ein zur ungünstigsten Zeit gemachtes aristokratisches Projekt von der Regierung zurückgewiesen u. von der 2. Kammer mit Unwillen bei Seite geworfen worden, so wäre es um das Dasein der 2. Kammer geschehen gewesen. Auf dem außerordentlichen Landtage von 1838 (vom 10. Februar bis 26. März), der sich behufs der Berathung über die Anlage einer Eisenbahn von Mannheim nach Basel versammelte, brachte Itzstein den Antrag zur abermaligen Diskussion, daß die Regierung ihren Gesandten in Frankfurt instruire, dafür zu sorgen, daß die Verfassung in Hannover nicht gefährdet werde. Blittersdorff widersetzte sich abermals ohne Erfolg; der Antrag wurde von der ganzen Kammer angenommen. Die drei vorgelegten Gesetzentwürfe, über die Richtung der Eisenbahn, über die Erweiterung des Expropriationsgesetzes und über die dem Finanzminister zu eröffnenden Kredite, erhielten sämmtlich die Beistimmung der Stände. Am 26. März schloß der Staatsminister Winter, der, noch am Abend desselben Tages vom Schlagfluß befallen, in der folgenden Nacht starb, den Landtag.

Der Landtag von 1839, am 6. April eröffnet, beschäftigte sich, unter demselben Präsidenten wie die vorigen Landtage, mit der Diskussion eines Apanagengesetzes und hauptsächlich mit dem Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches. Itzstein brachte die hannoversche Frage zum dritten Male zur Sprache, und es ward beschlossen, den vorigen Antrag wieder in Anregung zu bringen. Außerdem wurde die ohne Zustimmung der Kammern erfolgte Ratifikation des Zollvertrags mit den Zollvereinsstaaten und dem Königreich der Niederlande als eine Verletzung der Rechte der Kammern zur Sprache gebracht. Die Kammer erhielt das Zugeständniß, nach Ablauf der zwölfjährigen Dauer dieses Vertrags 1851 über seine Fortdauer oder Aufhebung zu entscheiden. Rottecks Beschwerden über den strengen Preßzwang blieben zwar in der Kammer ohne Erfolg, aber am 7. Januar 1840 erfolgte eine Verordnung, durch welche eine freimüthige, aber „anständige" Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten gestattet u. die schleunige Erledigung der gegen die Censur vorkommenden Beschwerden befohlen wurde. Am 22. Juli 1839 wurden die Kammern beurlaubt, und es trat eine Kommission zusammen, um das neue Strafgesetzbuch bis zum Wiederzusammentritt der Stände zu berathen. Mit diesem Strafgesetzbuch beschäftigten sich hauptsächlich auch die am 9. März 1840 wieder einberufenen u. bis zum 18. Juli versammelten Kammern. Der Antrag auf Oeffentlichkeit der Verhandlungen im Kriminalprozesse ward, mit Ausnahme der Zeugenverhöre, angenommen. Die Todesstrafe blieb, aber das Falldeil ward statt des Schwertes gewählt. Auch die Eisenbahnangelegenheit erfuhr am 1. Mai durch Itzstein, Rotteck, Welcker u. A. eine scharfe Beurtheilung, namentlich drang Rotteck auf die Fortsetzung des Baues im Oberlande. Wegen der hannoverschen Frage sprach die Kammer (am 10. April) die Erwartung aus, die Regierung werde nicht nachlassen, beim Bundestage die Wiederherstellung der einseitig aufgehobenen Verfassung von 1833 herbeizuführen. Der Landtag von 1841, am 17. April eröffnet, beschäftigte sich hauptsächlich mit der Urlaubsfrage, indem die Regierung dem Oberhofgerichtsrath Peter, dem Nachfolger Rottecks, der am 26. August 1840 gestorben war, und dem Abgeordneten Aschbach, Mitglied des Hofgerichts in Freiburg, den Urlaub zum Eintritt in die 2. Kammer, für welche Beide gewählt waren, verweigert hatte. In der Sitzung vom 7. Mai nahm die Kammer die Anträge der Kommission, dem Staatsministerium das Recht der Urlaubsverweigerung abzusprechen und dasselbe um Einberufung der beiden Abgeordneten zu ersuchen, einstimmig an. Trotz des Beifalls, den dieser Beschluß im ganzen Lande fand, gab die Regierung nicht nach, und als die Kammer die von der Kommission vorgeschlagenen Beschwerden annahm, trat ihr die 1. Kammer nicht bei. Inzwischen hatten die Wahlmänner in den betreffenden Wahlbezirken die von der Regierung angeordnete Neuwahl fast einstimmig abgelehnt. Einen neuen Vorschlag der Kommission, die Kammer möge erklären, daß sie die Ausschließung der Abgeordneten Aschbach und Peter vom Besuch des Landtages als ungesetzlich betrachte und neue Wahlen in den betreffenden Wahlbezirken, so lange deren Deputirtenstellen nicht verfassungsmäßig erledigt seien, nicht als gültig anzuerkennen vermöge, ward am 17. Juli mit 34 gegen 21 Stimmen angenommen. Nach der am 2. August erfolgten einstimmigen Annahme des Budgets wurde der Landtag auf unbestimmte Zeit vertagt. Der 2. Kammer wurde unterm 5. August ein tadelndes Manifest des Großherzogs über die Urlaubsfrage nachgeschickt, dem keine Kontrasignatur eines verantwortlichen Ministers beigefügt war. Am 10. Januar 1842 traten die Kammern wieder zusammen. Die Urlaubsfrage schien zwar abgethan zu sein, indeß walteten noch immer zwischen der Regierung und der 2. Kammer Differenzen ob, und am 19. Februar wurde die Ständeversammlung aufgelöst. Am 24. Februar wurde aber die Urlaubseinholung durch landesherrliche Verordnung förmlich vorgeschrieben.

Da bei den neuen Wahlen das Ministerium den Einfluß der Beamten auf den Wahlakt in Anspruch nahm, beantragte Itzstein nach dem Zusammentritt der Stände am 20. Mai die Mißbilligung der bezüglichen Ministerialausschreiben, als eines Angriffs auf die dem badischen Volke gewährte Wahlfreiheit, u. am 29. August wurde ein auf diese Motion bezüglicher Kommissionsantrag angenommen, nachdem der Regierungskommissär, mit der Erklärung, daß sich die Regierung auf eine Berathung desselben nicht einlassen könne, abgetreten war. Am 9. Sept. schloß Staatsrath von Rüdt die Kammern mit einer Rede, in welcher unter Anderm erklärt wurde, „daß nur aus Gnaden eine Auflösung der Ständeversammlung unterblieben sei, daß die Minister hinsichtlich der Wahlangelegenheit nur ihre Pflicht gethan, daß man übrigens das Vorgefallene gern vergessen wolle". Der Schluß des Jahres wurde durch ein Ereigniß bezeichnet, welches die Freunde des Fortschritts mit Freude erfüllte und für manche getäuschte Hoffnung einigermaßen entschädigte. Die Regierung legte nämlich dem am 23. November 1843 eröffneten Landtag einen Gesetzentwurf vor, welcher die längst ersehnte Umgestaltung des Strafproceßverfahrens im Sinne der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit und des Anklageprozesses bezweckte u.

nebst dem in gleichem Sinne verfaßten Entwurfe einer Umgestaltung der Gerichtsverfassung, Trennung der Justiz von der Verwaltung auch in den untersten Instanzen, Einführung von Handels- und Vergleichsgerichten als ein erfreuliches Unterpfand der Versöhnung zwischen der Regierung und der Volksvertretung betrachtet werden durfte. Dennoch würde ohne den Rücktritt von Blittersdorffs, der auf seinen Gesandtschaftsposten nach Frankfurt zurückkehrte, dieser Landtag wahrscheinlich ein sehr stürmischer geworden sein. Der Mißbrauch der staatspolizeilichen Gewalt hatte in dem Verfahren gegen die Schriftsteller Grün und Cohen (Honek), welche aus B. ausgewiesen wurden, eine Höhe erreicht, wo er in schroffster Gestalt hervortrat, ohne sich selbst nur die Mühe zu nehmen, sich unter mildernden Formen zu verbergen. Dazu kamen die traurigen Vorfälle in Baden-Baden (die von haberschen Duellgeschichte) und Karlsruhe (die Plünderung und Demolirung des haberschen Hauses), bei denen das erste Recht des Bürgers, das Recht auf Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums, ohne rechtzeitiges Einschreiten der Behörden von einem aufgereizten Haufen verletzt ward. Zur Abstellung dieser durch die in B. befolgte Politik theils hervorgerufenen, theils wenigstens geduldeten Uebelstände gaben beide Kammern einen kräftigen Anstoß, indem in der 1. Kammer der Freiherr von Andlaw auf Errichtung von Ehrenschiedsgerichten zur Beseitigung des Zweikampfes und auf Entfernung des Hazardspiels aus B. antrug, in der 2. Kammer aber Welcker eine Motion stellte, durch welche die Regierung ersucht wurde, „einen Gesetzentwurf vorzulegen zum Schutze des allen gesitteten Völkern heiligen Gastrechts, sowie des bundesgesetzlichen deutschen Staatsbürgerrechts gegen willkürliche polizeiliche Landesverweisung." Als am 24. Febr. 1844 der Abgeordnete Knapp an die Regierung die Bitte stellte, bei dem Bundestage darauf anzutragen, daß kein deutscher souveräner Fürst als Mitglied in einer auswärtigen Ständeversammlung Platz nehme, noch sonst den Eid der Unterthänigkeit leiste, was bekanntlich der König von Hannover 1843 im englischen Oberhause gethan, verließen die Minister bei der Diskussion den Saal. Auch noch andere wichtige Gegenstände kamen zur Sprache, wie z. B. Welckers Motion auf Herstellung der Unabhängigkeit des Richteramtes. Gegen den bei der Berathung über die Rechnungsnachweisungen des Finanzministeriums vom Finanzminister aufgestellten Grundsatz, die Kammer habe weiter kein Recht, als die Steuern zu verweigern oder zu bewilligen, erhob sich der Abgeordnete Bassermann energisch. Im Herbst 1844 trat v. Rüdt, der bisherige Vorstand des Ministeriums des Innern, aus dem Ministerium; an seine Stelle ward Eichrodt berufen, während Böckh Ministerpräsident wurde. Eichrodt starb wenige Monate nach seiner Ernennung. Unter seine Verwaltung fiel die Ernennung des ehemaligen Regierungsdirektors Rettig zum Direktor des Ministeriums des Innern, wodurch die Camarilla recht eigentlich Sitz und Stimme im Ministerium gewonnen hatte. Ueberraschend kam Ende März 1845 die Ernennung des 1839 entfernten konstitutionell gesinnten Nebenius zum Präsidenten des Ministeriums des Innern. Nach wie vor aber suchte die Regierung in den Trägern der bureaukratischen Reaktion eine Stütze, ja unter dem Vorwande, daß die Gesundheitsrücksichten des Ministerpräsidenten Schonung verlangten, wußte Rettig die eigentliche Geschäftsführung an sich zu ziehen und Nebenius zu einer bloßen Figur zu machen. Die Einwirkungen dieses Verhältnisses machten sich bald fühlbar. Censur, Beamtenwirthschaft und Polizeiregiment waren nicht anders bestellt, als in den blühendsten Tagen der blittersdorffschen Alleinherrschaft, namentlich in der Censur ward dem Ministerium Nebenius-Rettig die traurige Ehre zu Theil, Alles zu überbieten, was seit den dreißiger Jahren darin geleistet worden war. Die Ende 1845 Statt findenden Ergänzungswahlen zeugten von der Verstimmung, die durch diese Politik des Ministeriums geweckt worden war. Seit 1842 war der Kampf der Parteien nicht so aufgeregt u. leidenschaftlich gewesen, noch nie waren die Kammern unter so ungünstigen Auspicien für die Regierung eröffnet worden, als diesmal (am 24. November 1845). Schon der Umstand, daß die Eröffnung wieder nicht persönlich vom Großherzog geschah, brachte in die Kammer eine erbitterte und gereizte Stimmung, deren Ausbrüche während der Verhandlungen nicht immer an der Grenzlinie stehen blieben, die den Regenten von seinem verantwortlichen Ministerium scheiden soll. Am unerträglichsten war das Benehmen der ministeriellen Partei. Bemühte sich die Opposition zwischen der Person von Nebenius und dem System, das Rettig handhabte, zu unterscheiden, erklärte Nebenius selbst ganz offen, er unterzeichne nicht alle Verfügungen des Ministeriums des Innern, und es sei ihm rein unmöglich, alle Geschäfte des Ministeriums selbst zu prüfen, so stellte die ministerielle Partei jeden Zwiespalt der Art fortwährend in Abrede und jubelte Rettig Beifall zu, wenn er mit dreister Stirn die begründetsten Angriffe zurückwies. Natürlich konnte es der Landtag unter den gegebenen Umständen zu keinem erfreulichen Ergebnisse bringen. Nachdem man viele Zeit mit Wahlprüfungen verloren u. lange darüber debattirt hatte, ob die Kammer eine Adresse an den Großherzog richten könne, obgleich derselbe die Stände nicht persönlich eröffnet hatte, tauchte allmählig aus dem unerquicklichen Ganzen der Verhandlungen ein Mittelpunkt hervor, um den sich aller Zank und alle Aufregung gruppirte, die kirchliche Angelegenheit. Am 15. Dec. 1845 hatte Zittel seinen Antrag auf Religionsfreiheit begründet, dessen Inhalt im Allgemeinen dahin ging: auf dem Wege der Gesetzgebung die Bestimmungen der Verfassung, welche die volle u. gleiche staatsbürgerliche Berechtigung beschränken, aufzuheben und dagegen das Recht der freien kirchlichen Association u. der freien öffentlichen Ausübung des Kultus für alle Landeseinwohner, sofern ihre ausgesprochenen religiösen Grundsätze mit den allgemeinen Bürgerpflichten nicht im Widerspruch stehen, auszusprechen. Alsbald wurde die zittelsche Motion für die zelotisch-katholische Partei das Signal zu einer Agitation, deren Heftigkeit und Wildheit eben so groß als ihr Ende kläglich und unbedeutend war. Von Freiburg aus wurden die einzelnen Gemeinden aufgeboten, mit Petitionen und Protestationen sich an die Kammer zu wenden, und bald flogen von allen Ecken u. Enden des Großherzogthums Petitionen nach Karlsruhe, die nicht immer durch die unschuldigsten Mittel zu Stande gebracht worden waren. Die Regierung

schien anfangs keineswegs geneigt, den Sturmpetitionen nachzugeben, und die allgemeine Ueberraschung erschien daher gerechtfertigt, als am 9. Februar 1846 die von den Petenten verlangte Auflösung der Kammern wirklich erfolgte. Der Eindruck dieser Maßregel war bei allen Freisinnigen u. Besonnenen ein peinlicher, selbst Freunde des Ministeriums Nebenius wurden an ihm irre. Flugschriften, in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, ersetzten die streng censirten Blätter; die Agitation wurde von beiden Seiten mit äußerster Anstrengung betrieben. Aber je heißer der Kampf wurde, desto klarer stellte sich heraus, daß die ultramontane Partei sich verrechnet hatte. Seit die politischen Hintergedanken der kirchlichen Zeloten hervorgetreten waren, bereitete sich in dem katholischen Oberlande ein Umschwung der Meinung vor, der sich in den Wahlen bald in sehr bezeichnender Weise kundgab. Das entschiedene Uebergewicht, welches die Opposition durch dieselben erhielt, weckte selbst in entschieden reaktionären Staatsmännern das Bedenken, ob es jetzt nicht nothwendig sei, einigermaßen einzulenken. Blittersdorff selbst gab damals (8. April 1846) von Frankfurt aus ein Gutachten über die Lage der Dinge, worin er rieth, für jetzt das parlamentarische System anzuerkennen.

Als 3 Monate nach der Auflösung am 4. Mai 1846 die Kammern wieder zusammentraten, fand sich sowohl die ultramontane Partei, als die Regierung bitter getäuscht. Die erstere mußte sich damit begnügen, in dem Professor Buß einen einzigen Vertreter in die Kammer zu senden, während die Regierung einige der bekanntesten Vertreter des bureaukratischen Systems verloren hatte. Das nunmehrige Uebergewicht der Opposition wirkte auf die Haltung des neuen Landtags, namentlich der 2. Kammer, deren Präsident Mittermaier war, nur wohlthätig. Die Majorität vermied den gereizten Ton, zu dem sie sich früher nicht selten hatte fortreißen lassen, und gab dadurch ihren Entschließungen mehr Nachdruck. Mit Bekks Berufung ins Ministerium hatte man zwar die von Blittersdorff vorgeschlagene Konzession gemacht, aber Ministerialdirektor Rettig blieb in Amt und Thätigkeit, und es konnte geschehen, daß die Kammer mit fast zwei Dritteln Mehrheit ihm ein Mißtrauensvotum abgab, ohne daß er seine Entlassung nahm. Die Klagen über die Presse und polizeiliche Uebergriffe, über Beschränkungen des Petitionsrechts und andere Nachwehen der alten Regierungsweise verschwanden nicht von der Tagesordnung; kam es doch vor, daß man auch jetzt noch (Juli 1846) den Mannheimern verbot, zusammenzukommen, um eine Adresse für das gute Recht der deutschen Herzogthümer Schleswig und Holstein zu unterschreiben. Bei der Verhandlung über die Bundesangelegenheiten spielte das Ministerium dieselbe empfindliche Rolle wie zuvor. Die Berathung über die Petitionen der Deutschkatholiken suchte die ministerielle Partei erst durch Wegbleiben aus der Sitzung zu verhindern, dann in der Verhandlung mit juristischen Spitzfindigkeiten die keineswegs übertriebenen Forderungen der neuen Sekte zu schmälern. Es war eine unzweideutige Demonstration gegen das ministerielle System, daß am Schlusse der Sitzung von 1846 das Budget nur mit 35 gegen 19 Stimmen angenommen ward. Diese Abstimmung spaltete übrigens zum ersten Male ganz offen die liberale und die radikale Opposition, die seit jener Zeit nur auf flüchtige Momente sich wieder näherten. Die radikale Presse eröffnete gegen die Mitglieder der liberalen Fraktion eine heftige feindselige Polemik; Blätter socialistischer Richtung, wie die „Trierer Zeitung", brachten giftige Ausfälle gegen das konstitutionelle System überhaupt. Am bemerkenswerthesten war die Polemik Struve's, von dem auch die berühmte Phrase herrührte: ein Löwe sei besser, als 63 Hasen (die badische Kammer zählt bekanntlich 63 Mitglieder). Der nominelle Führer der Opposition war immer noch Itzstein, wenn auch seine persönliche Bedeutung merklich abnahm. Scheinbar in einer Linie mit ihm stand Welcker, jenem an diplomatischen Gaben, weltmännischer Ruhe und Gemessenheit untergeordnet, dagegen an Geist, Kenntnissen und Bildung weit überlegen. In einem ähnlichen Verhältniß zur radikalen Partei standen Bassermann und Mathy. Ersterer stimmte und sprach mit der äußersten Linken und war einer der schärfsten Gegner der alten Politik, aber auch er war weiter nach links getrieben worden, als sein Naturell es mit sich brachte, und so konnte seine endliche Trennung vom Radikalismus nicht ausbleiben. Mit ihm eng befreundet war Mathy, der seinem Naturell nach ebenfalls der konstitutionellen Monarchie angehörte, wenn eine Krisis kam, die nur zwischen dieser und der Republik die Wahl ließ. Alle diese Männer hielten sich außerhalb des unerquicklichen Streites. Aus dem Streben, den Riß zu heilen, der durch den Sturm der radikalen Presse entstanden war, ging der Gedanke einer Zusammenkunft aller liberalen Abgeordneten hervor, der durch den am 29. November Statt findenden Kongreß zu Durlach verwirklicht wurde. Alle Fraktionen der ehemahligen Opposition nahmen daran Theil, und das wichtigste Resultat war die Gründung eines größeren Organs der liberalen Presse, der nachher in Heidelberg erscheinenden „Deutschen Zeitung". Wenige Wochen darauf (Dec. 1845) trat Nebenius das Ministerium des Innern an Bekk ab und blieb nur Präsident des Staatsraths; Rettig wurde aus dem Ministerium entfernt, mit ihm noch andere Träger des alten Systems. Aber der Zwiespalt, der einmal rege geworden, drohte sich auf einer andern Seite zu erneuern. Der Abgeordnete Friedrich Hecker, der nicht in Durlach gewesen war, mißbilligte laut die dortigen Beschlüsse. Von den Organen der radikalen Partei als Parteihaupt gefeiert und von Struve als der „Löwe" den „63 Hasen" gegenübergestellt, begann er, sich mit den Theorien der socialistischen Schule zu befreunden und seinen Uebergang zum „Socialdemokraten" vorzubereiten. Sein Verhältniß zu seinen parlamentarischen Kollegen ward dadurch immer lockerer, und in einer bitteren Aufwallung erklärte er plötzlich (März 1847) seinen Austritt, widerrief aber später, von liberaler und radikaler Seite dazu aufgefordert, und erschien wieder in der Kammer. Obwohl die Ernennung Bekks zu spät gekommen war, um vollen Eindruck zu machen, machte sich die Veränderung doch bald fühlbar. Das Gehässige des bureaukratischen Systems, soweit es von oben seine Stütze fand, verlor sich, der Einfluß der Camarilla ließ nach, und in die oberen Regionen der Staatsverwaltung kam ein unbefangenerer Ton, als man

ihn seit Winters Tod gewohnt war. Censur und Polizeigewalt wurden weniger gehässig geübt als zuvor; die neue Verwaltung war zugänglicher für Wünsche und Beschwerden, als die frühere, und machte ernstliche Anstalten, manchen Bedürfnissen ungenöthigt entgegenzukommen. Die Vorarbeiten zu einer volksthümlichen Verwaltung, die das Beamtenregiment durch eine bürgerliche Selbstregierung zu ersetzen strebte, wurden entworfen, und selbst das Ministerium des Auswärtigen that ernstliche Schritte, um beim Bundestage u. den größern Regierungen eine Reform der deutschen Preßgesetzgebung durchzusetzen. Die Minister des Innern und Aeußern, Bekk und von Dusch, machten Rundreisen durch das Land, um sich von den Bedürfnissen und Wünschen des Volks zu unterrichten. Dagegen war Regenauer an der Spitze der Finanzen geblieben, und eine andere unbeliebte Persönlichkeit, Trefurt, kam an die Spitze des Justizministeriums. Die Scheidung der alten Oppositionspartei in eine liberale und eine radikale ward aber schnell vollendet, und beide Fraktionen traten bei den Ergänzungswahlen im Herbst 1847 zum ersten Male als Gegner einander gegenüber; namentlich scheiterte Struve's Kandidatur an dem entschiedenen Widerstand des bürgerlichen Liberalismus. Um die radikale Partei fester in sich zu verbinden, sollte die Versammlung in Offenburg dienen, welche am 12. Sept. 1847 als „Forderungen des Volks" aufstellte: Lossagung von den Beschlüssen zu Karlsbad, Frankfurt und Wien, Preßfreiheit, Gewissens- und Lehrfreiheit, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung und Schutz der persönlichen Freiheit gegenüber der Polizei, Nationalvertretung bei dem deutschen Bunde, volksthümliche Wehrverfassung, gerechte Besteuerung, allgemeine Zugänglichkeit des Unterrichts, Geschworenengerichte, eine volksthümliche Staatsverwaltung, endlich Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen Kapital und Arbeit und Abschaffung aller Vorrechte. Jedenfalls war es unpolitisch von der Regierung, eine Untersuchung gegen die Hauptredner einzuleiten und eine ähnliche Versammlung, die zu Donaueschingen gehalten werden sollte, zu verbieten. Am 9. December 1847 eröffnete der Großherzog zum ersten Male wieder die Ständeversammlung in Person. Unter den angekündigten neuen Gesetzentwürfen wurde keiner freudiger begrüßt, als der einer Repressivgesetzgebung für die Presse mit Beseitigung der Censur. Indessen erweiterte eine Angelegenheit, die an sich nur mittelbar mit dem politischen Gebiete zusammenhing, die Kluft zwischen der liberalen und radikalen Partei, die sogenannte Fabrikfrage, d. h. die Frage, ob der Staat durch seine Bürgschaft bestimmten industriellen Unternehmungen zu Hülfe kommen sollte oder nicht. Bassermann und Soiron standen gegen Mathy und Welcker, die äußerste Linke selbst hatte sich geschieden. Am heftigsten trat gegen das Projekt Hecker auf; am ruhigsten und überlegensten wurde der Kampf für dasselbe von Mathy geführt. Bedeutungsvoll für die nahende Zeit war der Antrag auf Volksvertretung beim Bundestage, den Bassermann in der badischen Kammer am 12. Februar 1848 begründete.

Mitten in diese bewegten Tage fiel die französische Februarrevolution. Der Eindruck, den dieselbe in B. machte, war unbeschreiblich. Von Mannheim bis nach Konstanz traten die Gemeinden zusammen, entwarfen rasch die bekannten 4 Forderungen: Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, deutsches Parlament, und keine polizeiliche Gewalt wagte mehr die Bewegung zu hemmen. In Mannheim fand am 27. Febr. eine zahlreiche Bürgerversammlung Statt, in welcher sich Mathy, Bassermann und Soiron mit Itzstein und Struve noch zusammenfanden, und von welcher jene von Struve verfaßte Adresse angenommen wurde, deren Inhalt bald den Weg durch ganz Deutschland fand. Aehnliche Adressen wurden zur nämlichen Zeit in ganz B. unterzeichnet; allenthalben hielt man große Versammlungen, in welchen Liberale und Radikale sich einträchtig zusammenfanden. Die Regierung schien ihre Lage noch nicht zu begreifen, die Vertreter des alten Systems blieben im Ministerium, und keine von den Konzessionen folgte freiwillig, die man dem Stürmen und Drängen nicht abschlagen konnte. Erst in der Sitzung vom 29. Februar stellten die Minister umfassende Reformen in Aussicht. Aber alle diese Zusagen, noch vor Kurzem ein mächtiges Mittel zur Beruhigung, waren jetzt zu wenig für das augenblickliche Bedürfniß: sie enthielten alle nur Verheißungen provisorischer Gesetze, keine genügenden Garantien, und alles Verheißene war auf Schrauben gestellt, so lange im Ministerium u. im Bundestage die Vertreter der alten Politik noch in Thätigkeit waren. Die Petitionsbewegung hatte unterdessen das ganze Land durchdrungen, und am 1. März sollten alle diese Petitionen durch Deputationen der sämmtlichen Städte in Karlsruhe übergeben werden. Viele Hunderte von Vertretern der einzelnen Städte des Landes trafen am genannten Tage in Karlsruhe ein, wurden aber von der Bürgerschaft, die sich rasch gewaffnet hatte, kalt und mißtrauisch empfangen. Struve bestand auf einem förmlichen Durchzug der Deputationen durch den Ständesaal, und schon hatte man den Zug nach dem Ständehaus in Bewegung gesetzt, als er dort von Itzstein und Hecker empfangen und von letzterem abgewiesen wurde, worauf eine kleine Deputation stillschweigend an den Schranken der Versammlung die Petitionen überreichte. In der Versammlung selbst ging es bunt genug zu. Bekks Verkündigung der Preßfreiheit wurde mit großem Jubel aufgenommen. Hecker und Brentano brachten aber eine Reihe von weitern Forderungen ein, die auf Aufhebung der Ausnahmegesetze von 1819, 1832 und 1834, auf Beeidigung der Staatsdiener und des Heeres auf die Verfassung, auf politische Gleichstellung aller Konfessionen, auf Geschworenengerichte, Volksbewaffnung, Aufhebung des Feudalwesens u. der privilegirten Gerichtsstände, auf Einführung einer progressiven Einkommensteuer, einer volksthümlichen Verwaltung und auf Herstellung einer Nationalvertretung drangen. Die Mehrheit der Kammer beharrte zwar bei der feststehenden Form diese Anträge erst durch einen Ausschuß prüfen zu lassen; dies geschah aber so rasch, daß Welcker schon am folgenden Tage Bericht darüber erstatten konnte. Die Anträge waren von der dazu gewählten Kommission noch erweitert u. in 12 Wünsche zusammengefaßt worden, die außer den erwähnten Punkten namentlich noch die Verantwortlichkeit der Minister, die Klagen gegen öffentliche Beamte ohne vorgängige Ermächtigung des Ministeriums, gerechtere

Vertheilung der Staats- und Gemeindelasten, die Unabhängigkeit des Richterstandes, die Reinigung des Staatsministeriums und der Bundestagsgesandtenstelle von den Anhängern des alten Systems aufführten. Die Kammer nahm diese Anträge fast einstimmig an, und die Regierung versprach schon am 4. März entsprechende Gesetzvorlagen. Am 9. März brachte die officielle Zeitung die Ernennung des Ministeriums, in welches für die ausgetretenen Trefurt und Regenauer Brunner als Justizminister, Hoffmann, der früher verfolgte liberale Abgeordnete, als Finanzminister eintraten. Gleichzeitig legte die Regierung der Kammer Gesetzentwürfe vor, welche die Aufhebung des Feudalwesens vorbereiteten, und die Bitte um eine allgemeine Amnestie fand eine rasche Erfüllung. Schon am 7. März war der Antrag auf Volksvertretung am Bundestage nach Frankfurt abgegangen; die Abberufung Blittersdorffs und die Ernennung Welckers zum Bundestagsgesandten, Bassermanns zum Vertrauensmann erfolgte wenige Tage nachher. Zwar machte sich die ins Volk gedrungene Gährung noch hier und da Luft in der Verfolgung der Israeliten, deren politische Gleichstellung von gewisser Seite als eine große Kalamität für das Land betrachtet wurde, doch waren diese Excesse von kurzer Dauer. Ernstlicher erschienen die Unruhen, welche im Odenwald und in den fränkischen Gegenden losbrachen. Eine politisch revolutionäre Farbe hatte jedoch auch dieser Aufruhr nicht; vielmehr kleidete er sich gern in das Gewand loyaler Gesinnung gegen die Regierung und richtete seine Angriffe nur gegen die Feudalherren und ihre Vertreter. Mit geringer Anstrengung ward auch hier die Ordnung bald hergestellt. Selbst Hecker war in den ersten Tagen der badischen Bewegung der revolutionären Ungeduld entschlossen entgegengetreten und hatte in der Versammlung der 51 Männer, die am 5. März zu Heidelberg Statt fand, um über die Berufung eines deutschen Parlaments zu berathen, die Grenze der Mäßigung nicht überschritten. Während auf diese Weise ein Ruhepunkt einzutreten schien, lud plötzlich ein gedruckter Aufruf auf Sonntag den 19. März 1848 zu einer großen Volksversammlung nach Offenburg ein, deren Zweck ein Zusammentreten aller Freunde des Vaterlandes sein sollte. Der erste Gedanke dazu war von Struve ausgegangen, von Hecker bereitwillig aufgenommen und selbst von Männern wie Welcker und Soiron adoptirt worden. Andere Abgeordnete der liberalen Partei, wie Bassermann, Mathy, Buhl, sprachen dagegen ihre Abneigung gegen den Plan unverhohlen aus und zogen sich von der Theilnahme an der Versammlung zurück. Die Versammlung selbst war der letzte einträchtige Tag unter den Parteien in B. Aus allen Theilen des Landes sammelten sich zahlreiche Zuzüge; die sich mit brüderlicher Herzlichkeit begrüßten. Alle bestimmten Parteitendenzen, alle verbitternden, aufregenden Elemente schienen fern zu liegen. Der bedeutungsvollste Beschluß der Versammlung war der von Struve ausgegangene über die Bildung von politischen Klubs, deren Aufgabe es sein sollte, für die Bewaffnung, die politische und sociale Bildung des Volks, sowie für die Verwirklichung seiner Rechte Sorge zu tragen. In jeder Gemeinde sollte sich ein solcher Verein konstituiren, sämmtliche Vereine eines Wahlbezirks sollten einen Bezirksverein, sämmtliche Bezirksvereine einen Kreisverein, die 4 Kreisvereine einen Landesverein bilden. Das Ganze sollte ein Centralausschuß von 16 Mitgliedern leiten, als deren Obmann Hecker ernannt wurde. Die Thätigkeit der Propogandisten in Frankreich u. in der Schweiz richtete sich nun sofort auf B. In einer Versammlung des Arbeitervereins am 26. März zu Biel sprach man offen davon, den Einfall in Süddeutschland zu unternehmen, sobald von B. aus die erwartete Aufforderung erfolge, und in denselben Tagen drängten nicht nur einzelne Schwärme brodloser Arbeiter aus dem Elsaß nach der badischen Rheingrenze zu, sondern in Paris waffneten und rüsteten sich jene Arbeiterzüge, deren offenkundige und zugestandene Absicht ein Einfall in Süddeutschland war. Ob die Führer der äußersten Linken in B. mit diesen Bewegungen in Verbindung standen, hat nicht bewiesen werden können; gewiß aber ist, daß die radikalen Führer jetzt offen das Panier der Republik erhoben. Im Seekreise wirkte J. Fickler von Konstanz in diesem Sinne durch ein kleines Volksblatt, die „Seeblätter", und in zahlreichen Volksversammlungen, in denen er der Republik in populärster und eindringlichster Weise das Wort redete. Unter diesen Umständen wandte die Regierung dem Seekreise ihre besondere Aufmerksamkeit zu, indem sie den radikalen Abgeordneten Peter zum Regierungsdirektor daselbst ernannte und zwei Abgeordnete der Gegend, Mathy und Straub, am 13. März dahin absandte, die sich über die Lage und Stimmung Sicherheit verschaffen sollten. Der Bericht, den Beide am 22. März in der Kammer abstatteten, äußerte sich sehr befriedigt und beruhigend über den Zustand der Dinge, während zu derselben Zeit die agitatorische Thätigkeit mit neuer Stärke begann. Struve erreichte in Freiburg ein Votum für eine „deutsche Föderativrepublik", während ihm in Heidelberg derselbe Versuch gänzlich fehlschlug. In Donaueschingen, Waldshut und Engen fanden Versammlungen Statt, welche sich an die Beschlüsse der freiburger anlehnten. Diese Beschlüsse hatten, so weit sie rasch durchführbare Veränderungen betrafen, bei der Regierung keinen Widerstand gefunden; der Kriegsminister war abgetreten, Markgraf Wilhelm der Leitung des Militärwesens enthoben, die Mitglieder der Camarilla waren in Ruhestand versetzt worden.

Unterdessen war das Vorparlament in Frankfurt, auf welches die badischen Radikalen ihre Hoffnung gesetzt, eröffnet worden. Als aber schon in den ersten Stunden desselben die Anträge Struve's, die Monarchie in Deutschland abzuschaffen, ziemlich kurz beseitigt wurden, und auch der Vorschlag, das Vorparlament permanent zu erklären, abgewiesen ward, kehrte Hecker in der größten Verstimmung nach Hause zurück. Die radikale Partei in B. machte kein Hehl aus ihrer Unzufriedenheit und sprach es laut aus, daß man mit Gewalt die Entscheidung herbeiführen müsse. Struve und Fickler riethen sogar, der Großherzog solle eine Abstimmung über Republik und Monarchie in B. vornehmen lassen. Die Mehrheit der Kammer warnte in einer Ansprache an das Volk, durch sonderbündlerische Schilderhebungen die Errungenschaften aufs Spiel zu setzen, während die Regierung Sorge trug,

daß die Mobilmachung des 8. deutschen Armeecorps beschleunigt ward, so daß schon in den ersten Tagen des April die ersten Bundestruppen einrückten. Dieses Einrücken aber war das Signal zu der lebhaftesten Agitation. In allen Städten des Landes wurden Sturmdeputationen um Entfernung der „fremden Truppen" vorbereitet, ja in Donaueschingen fand am 16. April eine bewaffnete Versammlung Statt, worin die Entsetzung der Brüder des Großherzogs von ihren Militärstellen, di Entfernung des Ministeriums, die Abweisung des fremden Militärs, die Verschmelzung der Linie mit der Bürgerwehr gefordert und zugleich erklärt ward, wenn nicht innerhalb dreimal 24 Stunden diese Forderungen erfüllt würden, werde man in Masse bewaffnet nach Karlsruhe ziehen. In der Kammer erklärten Brentano, Hecker und Itzstein die militärischen Maßregeln als den ersten Versuch einer bewaffneten Reaktion, die Majorität der Kammer billigte aber das Verfahren der Regierung. Gewaltigen Eindruck machte die auf dem Bahnhofe zu Karlsruhe am 8. April durch Mathy bewirkte Verhaftung Fickler's, welche den Plan der radikalen Führer verwirrte und sie zum übereilten Ausbruch drängte. Am lautesten äußerte sich das Rachegefühl in Mannheim, wohin Mathy nach Fickler's Verhaftung kam; aber seine feste Haltung bewirkte einen Umschlag der Volksstimmung zum Nachtheil der Republikaner. Am Morgen des 9. April verließ Hecker in aller Stille Mannheim und begab sich nach Konstanz, wo er mit Struve zusammentraf. Beide faßten den Beschluß, loszuschlagen, obgleich selbst die meisten Führer der republikanischen Partei dringend von dem Unternehmen abriethen, und erließen am 12. April einen Aufruf an die Aemter Donaueschingen, Engen, Blumenfeld, Villingen, Bonndorf, Neustadt und Hüfingen, der alle waffenfähigen Männer aufforderte, am 14. April in Donaueschingen mit Waffen und Munition und Lebensmitteln auf 6 Tage zu erscheinen. Der Erfolg blieb unter jeder Erwartung; als Hecker am 13. April von Konstanz auszog, betrug sein Gefolge kaum 50 Mann, bei Engen hatte er noch nicht 400 Mann um sich, und als er am 15. April in Donaueschingen einzog, beschränkte sich das dort versammelte Aufgebot auf eine Hand voll Leute, die mangelhaft bewaffnet und schlecht geführt waren. An demselben Tage näherten sich würtembergische Truppen der Stadt, mit denen Struve eine Kapitulation abschloß, in Folge deren ihm und den Seinigen ungehinderter Abzug gestattet ward. Während die würtembergische Kolonne nun die Schwarzwaldpässe besetzte, suchte Hecker die Rheinebene zu gewinnen, wo er mit badischen Truppen zusammenzustoßen und durch ihren Abfall sich zu verstärken hoffte. Ueber die rauhesten Höhen des Schwarzwaldes gelangte er am 17. April nach dem Dorfe Bernau, wo er die Abgesandten des Fünfzigerausschusses, Benedey und Spatz, traf, welche ihm gegen Niederlegung der Waffen volle Amnestie anboten, aber eine abweisende höhnische Antwort empfingen. Hecker erlebte zwar den Triumph, in zwei Städten des Landes ephemere Republiken auftauchen zu sehen, in Konstanz und Offenburg; beide Episoden legten aber eher für die Ohnmacht, als für die Stärke der Bewegung Zeugniß ab. In Konstanz hatte sich auf eine Ordonnanz Heckers die bestehende Regierung des Seekreises aufgelöst, und der Regierungsdirektor Peter war zum Statthalter ernannt worden; schon am folgenden Tage flüchtete jedoch der neue Statthalter vor den anrückenden Bayern in die Schweiz. Von eben so geringer Dauer war ein verwandter Versuch in Offenburg, wo ebenfalls durch rasche Truppenbesetzung die Bewegung im Entstehen unterdrückt ward. Dagegen sammelte sich eine Kolonne unter Anführung des ehemaligen Lieutenants Sigel, zu welcher eine vom Wirth Weishaar in Lottstetten gesammelte Schaar stieß. Diese sigelsche Schaar, die am 14. April Konstanz verließ, schlug über Stühlingen und Waldshut den Weg nach St. Blasien ein, wandte sich also in derselben Richtung, in welcher Hecker die Seinigen geführt hatte. Letzterer war über Zell nach Schopfheim vorgerückt u. stand am Morgen des 20. April, etwa 1200 Mann stark, bei Kandern, als das Heranrücken der Truppen von Schliengen aus berichtet ward. Während der größere Theil darauf Kandern verließ, um die waldbedeckten Höhen zu besetzen, die den Weg von Kandern nach dem Dorfe Schlechtenhaus beherrschen, erschien der General Friedrich von Gagern und forderte eine Unterredung mit Hecker. Nachdem sich Gagern vergeblich bemüht, den Freischaarenführer von seinem Unternehmen abzubringen, kehrten beide Führer zu ihren Truppen zurück. Die Freischaaren rückten weiter vor bis auf die Höhe bei Scheidegg, die dort einen natürlichen Paß bildet und die Straße nach Schlechtenhaus deckt. Die Truppen waren den Freischaaren auf der Ferse gefolgt; kaum hatten die letztern ihre Aufstellung gemacht, so standen ihnen auch schon die erstern gegenüber. Mehre Freischärler traten vor u. riefen den Truppen zu: „nicht auf ihre Brüder zu schießen", „kein Bruderblut zu vergießen". Gagern, der jetzt vor der Fronte erschien, soll darauf gerufen haben: „Bruderblut? Hundeblut!" worauf er von mehren Schüssen getroffen und endlich von einem Freischärler mit den Worten „Hier hast du Hundeblut!" vollends niedergestochen worden sein soll. Erbittert über den Fall ihres Führers, griffen die Truppen an u. trieben die Freischaaren in die Flucht. Hecker selbst entkam nur mit Mühe u. gelangte verkleidet in die Schweiz, wo er blieb. Struve's u. Weishaar's Schaar zerstreute sich bei Annäherung der Truppen, der größte Theil der Freischaaren verlief sich in die Schweiz. Auch die meisten Führer gingen über den Rhein; nur Struve wurde auf dem Wege erkannt, von Bürgern verhaftet und nach Säckingen abgeführt, hier aber am folgenden Tage (21. April) wieder freigelassen. Sigel hatte unterdessen mit ein Paar tausend Mann den Weg über Zell und Todtnau gegen Freiburg eingeschlagen, um diesen wichtigen Punkt als Stütze für einen zweiten Akt des Aufstandes in Besitz zu nehmen, während eine Kolonne unter Mögling auf der Straße über Zell und Todtnau folgte. Von neuer Hoffnung beseelt, fanden sich nun auch die Führer wieder ein. Struve erschien, und Hecker gab sich alle Mühe, aus dem Elsaß über den Rhein hinüber zu gelangen. Während in Freiburg die eingeschüchterten Gemeindebehörden den Beschluß gefaßt hatten, neutral bleiben zu wollen, brachte der Ausschuß der Volksvereine am 22. April eine bewaffnete Volksversammlung zu Stande, in der ausgesprochenen Absicht, einige Abänderungen der Wahlordnung zum Parlament von der Regierung

zu verlangen. Zwar ging ein großer Theil der Bauern am Abend wieder nach Hause, der Rest aber, verstärkt durch die radikale Partei in der Stadt, verbarrikadirte, ungehindert von den schon am 21. und 22. in der Nähe stehenden badischen, hessischen und nassauischen Bataillonen, die Stadt und setzte sie in Vertheidigungszustand. Erst am Mittag des 23. April brachen die Truppen in ziemlich isolirten Abtheilungen gegen Freiburg auf, während Sigel von Todtnau vorgerückt war. Als die sigelsche Vorhut mit einigen Konstanzern und Struve an der Spitze, offenbar in der Voraussetzung, daß Truppen zu ihnen übergehen würden, von Günthersthal gegen Freiburg vorrückte u. Struve sein weißes Tuch schwenkte, wurden sie von der badischen Infanterie und zwei hessischen Geschützen zurückgeworfen, worauf sich bei Günthersthal und am nahegelegenen Wald ein Gefecht entspann, worin die Truppen überall im Vortheil blieben, indeß die Freischaaren in der Stadt einen Ausfall versuchten, aber zurückgeworfen wurden. Ein Versuch der sigelschen Schaar, durch den Sternwald gegen die Stadt vorzudringen, hatte eben so wenig Erfolg, als am andern Morgen das Unternehmen Sigels und Möglings, durch den Wald den Weg nach dem Schwabenthor zu finden; vielmehr wären fast beide Führer in die Hände der Truppen gefallen. Am Abend war die Umgebung der Stadt gesäubert. Freiburg selbst wurde am Morgen des 24. April von den Truppen angegriffen, und schon gegen 11 Uhr waren die Soldaten im Besitze der Stadt. Die einzelnen Haufen der Aufständischen zerstreuten sich, die Führer suchten wieder den Weg nach der Schweiz.

Während man sich im Oberlande schlug, schien im Unterlande die revolutionäre Partei die Oberhand zu gewinnen, namentlich in Mannheim, wo die Schwäche der Behörden nicht wagte, der Bewegung entgegenzutreten, obwohl nassauische Truppen in der Stadt lagen. Der Gemeinderath ließ sich soweit einschüchtern, daß er die Entfernung dieser Truppen von dem Kommandirenden verlangte, worauf sie in die Kasernen konsignirt wurden. Ein Haufe des Sensenmännereorps besetzte die Rheinbrücke, fuhr einige Brückenkähne ab, und mehre geübte Schützen schossen einige bayrische Vorposten nieder, ehe noch eine feindliche Demonstration erfolgt war. Eine offene Diversion zu Gunsten Heckers wagte man nicht, und ungehindert konnten am folgenden Tage (27. April) Hessen in Mannheim einrücken. Dennoch zogen am 1. Mai noch einige tausend Mann Bayern heran, und die Stadt ward entwaffnet und in Kriegszustand erklärt. Der Versuch, Heidelberg durch Zuzüge für den Aufstand zu bewaffnen, war an der Entschlossenheit einiger Bürger gescheitert, während auch hier die Muthlosigkeit und Zweideutigkeit der Behörden sich offenbarte. Inzwischen hatte auch der letzte Akt des Aprilaufstandes ausgespielt, der mit so großen Hoffnungen erwartete Einfall der französisch-deutschen Legion. Zwar war ein Haufe durch die Umwälzung in Frankreich brodlos gewordener deutscher Arbeiter, mit Abenteurern aller Nationen vermischt, unter Herwegh Mitte Aprils in Straßburg angekommen, von wo aus Herwegh in einem Aufrufe dem deutschen Volke die Republik ankündigte, verlor aber schon da eine Anzahl Enttäuschter und wandte sich auf die Nachricht von der Niederlage Heckers und der Zerstreuung des sigelschen Corps der Schweizergrenze zu. Am 27. traf er in der Nähe von Dossenbach auf eine würtembergische Kompagnie und löste sich nach einem unbedeutenden Gefecht, in dem der republikanische Hauptmann von Schimmelpfennig fiel u. Bornstedt nebst vielen Andern gefangen wurden, auf; die meisten übrigen Führer, darunter Herwegh, entkamen über den Rhein.

Schien aber auch dieser erste Versuch gescheitert, so waren die Hoffnungen der republikanischen Partei doch keineswegs niedergeschlagen, vielmehr erhob dieselbe in der Presse und in den Klubs kühner als je das Haupt. Die Wahlen für das Parlament zu Frankfurt, welche im Mai Statt fanden, schienen die Hoffnungen der Republikaner zu bestätigen. Unter den 19 Abgeordneten, die B. nach Frankfurt schickte, gehörten 12 dem Radikalismus an. Zwar hatte die Regierung die Volksausschüsse unterdrückt und später auch die demokratischen Vereine verboten; indessen nannten sich die demokratischen Vereine nun Volksvereine und bestanden ungehindert fort. Mathy war zwar ins Ministerium gezogen worden, wurde aber durch seine Gegenwart in Frankfurt abgehalten, für B. thätig zu sein. Ministerium und Kammer waren unterdessen mit friedlichen Organisationen beschäftigt: man bereitete Ersparnisse im Staatshaushalte vor, der Großherzog verzichtete für das laufende Jahr auf einen Theil seiner Civilliste, die lange geforderten Reformen im Steuerwesen, Kapitalsteuer, Einkommensteuer, wurden eingeleitet, das Gesetz über die Schwurgerichte, ein neuer Entwurf über eine volksthümliche Verwaltung den Ständen vorgelegt. Nicht ungegründet waren die Klagen über die gefüllten Gefängnisse und die langen Untersuchungen. Statt nur die Leiter des Aprilaufstandes rasch zu bestrafen, die verführten Theilnehmer oder untergeordneten Werkzeuge sofort zu amnestiren, leitete die Regierung einen Monsterprocess ein und erweckte durch die massenhafte Inquisition und die jährige Untersuchungshaft im Volke Sympathien für die Angeklagten, die es möglich machten, daß die ersten badischen Schwurgerichte Urtheile fällten, die gegen den gesunden Menschenverstand verstießen. Im August erließ zwar die Regierung eine Amnestie, die über 70 Personen sofort in Freiheit setzte und über 300 Angeklagte begnadigte; an demselben Tage, aber (20. Sept.), an welchem Hecker sich nach Nordamerika einschiffte, rüstete sich Struve, wie man behauptet, aufgereizt durch Agenten des Ministers Bekk, zu einem Handstreiche, u. am Nachmittag des 21. überschritt er mit einer Anzahl Genossen von Basel aus die Grenze u. proklamirte in Lörrach die deutsche Republik. Vergebens aber verkündete das republikanische Regierungsblatt ein allgemeines Aufgebot aller waffenfähigen Mannschaft vom 18.—40. Jahre unter Androhung von Standrecht u. Volksgericht; der Zuzug war gering und wenig zuverlässig, während die Regierung sich beeilt hatte, alle disponibeln Streitkräfte nach dem Oberlande zu senden, und auch die Centralgewalt schnell Truppen nach B. geworfen hatte. Die Republikaner hatten sich inzwischen nach Staufen begeben, wo sie am Morgen des 24. September einzogen, aber, nachdem sie die öffentlichen Kassen in Beschlag genommen, von dem badischen Militär unter General

Hoffmann angegriffen und vertrieben wurden. Struve, ſeine Frau u. Karl Blind hofften in Bauernkleidern die Schweiz zu erreichen. Struve wurde jedoch am Morgen des 25. September in Wehr, noch eine Stunde vom Rhein entfernt, von einer Anzahl Bürger feſtgenommen und von der ſchopfheimer Bürgerwehr nach Schliengen und von da von badiſchen Scharfſchützen nach Freiburg gebracht. Damit hatte auch dieſer Septemberaufſtand ſein Ende erreicht; denn die Schaaren, die Doll und Willich auf dem Schwarzwalde zuſammengebracht hatten, liefen nun maſſenweiſe auseinander.

Die Regierung fuhr unterdeſſen fort, im Verein mit der Kammer friedlich zu organiſiren. B. proteſtirte zuerſt gegen die Oktroyirungsgelüſte der größern Höfe, verwahrte ſich gegen die „Fortſetzung der wiener Kongreßpolitik" und erkannte die deutſche Nationalverſammlung als erſte und einzige Autorität an. Treu dieſem Grundſatz, wurden die Grundrechte im zweiten Regierungsblatte von 1849 als badiſches Landesgeſetz promulgirt und zu ihrer Ausführung geſchritten. Außer den ſchon vorhandenen Geſetzen zum Schutze der freien Preſſe, des Petitionsrechts, außer den Geſchworenengerichten und der freien Gemeindeverfaſſung wurde eine Menge von Geſetzen vereinbart, welche die Grundrechte ins Leben rufen ſollten. Unabhängigkeit der Richter, Sicherheit der Perſon und der Wohnung. Garantie gegen den Mißbrauch der Beamtengewalt, religiöſe Gleichſtellung, allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung, Abſchaffung der Todesſtrafe, Aufhebung der letzten Grundlaſten und des Lehnsverbandes waren die weſentlichſten Gegenſtände, welche die Regierung mit der Landesvertretung erledigte. Die radikale Partei entfaltete dagegen ihre revolutionäre Thätigkeit mit erneuerter Kraft. Die aus den demokratiſchen Vereinen hervorgegangenen Volksvereine, ſyſtematiſch gegliedert und von einem in Mannheim reſidirenden Landesausſchuſſe geleitet, agitirten unermüdlich, namentlich auf die der Konſkription unterworfenen jungen Burſche und die beurlaubten Soldaten. Das Stichwort war jetzt die Auflöſung der Kammer und die Berufung einer konſtituirenden Verſammlung, ein Verlangen, gegen welches ſich in der Kammerſitzung vom 10. Februar 1849 der Ausſchußbericht ausſprach, wogegen aber derſelbe zugab, daß nach Vollendung der Reichsverfaſſung eine Reviſion der Landesverfaſſung nothwendig ſei, wozu er die von der Nationalverſammlung vorgeſchriebenen Normen empfahl. Die Kammer ſollte nur noch die wichtigeren Arbeiten erledigen, dann ein Wahlgeſetz für eine neue Volksvertretung beſchließen, in welchem die privilegirte 1. Kammer umgeſtaltet oder wegfallen würde, und ſich auflöſen, worauf die neu gewählte Volksvertretung die übrigen Punkte, die einer Reviſion bedurften, in Berathung nehmen ſollte. Die radikale Partei war im Ganzen damit einverſtanden, und nur darin wichen die beiden Parteien von einander ab, daß die Konſtitutionellen auch noch die Wahlordnung unter die von der gegenwärtigen Landesvertretung zu erledigenden Arbeiten rechneten und die Verfaſſungsreviſion den künftigen Kammern überlaſſen wollten, während die Radikalen dazu die Berufung einer konſtituirenden Verſammlung verlangten. Nach einer faſt zehnſtündigen Verhandlung gingen die Anträge der Kommiſſion mit 44 gegen 3 Stimmen durch, eine Niederlage, die der Führer der Radikalen, der Advokat Brentano, hauptſächlich durch ſeine leidenſchaftlichen und rein perſönlichen Angriffe gegen Bekk verſchuldet hatte. Dennoch legten bald darauf 17 Abgeordnete, Brentano an der Spitze, ihr Mandat nieder, ſo daß von der radikalen Partei nur Itzſtein, Mez und Kuenzer in der Kammer verweilten. Der erſte und nächſtliegende Zweck des Austritts, die Kammer beſchlußunfähig zu machen und ſo faktiſch ihre Auflöſung zu erzwingen, erwies ſich jedoch als verfehlt, da die Kammer immer noch mehr als die beſchlußfähige Zahl beſaß, wenn die übrig Gebliebenen auf ihrem Platze verharrten. War das Austrittsmanöver geſcheitert, ſo ſchien ein anderes Parteimittel um ſo beſſer zu gelingen. Als die Erſatzwahlen in den radikalen Bezirken anberaumt wurden, ſchritten nur 3 zur Wahl, während 11 die Wahl verweigerten. So wurde die Stadt Mannheim gehindert, an die Stelle von Brentano und Sachs 2 Konſtitutionelle zu wählen, weil ſich gegenüber von 40 Wählenden 23 Nichtwählende ergaben, während das Geſetz die Anweſenheit von drei Vierteln der Wahlmänner verlangte. Unterdeſſen hatte am 20. März die Sitzung des Geſchworenengerichts in Freiburg über Struve u. Blind begonnen. Angeklagte und Vertheidiger behandelten den Prozeß als die „Streitfrage zwiſchen Republik und Monarchie", wie ſich die radikale Preſſe bezeichnend ausdrückte. Die Geſchworenen, meiſt Landleute aus dem Breisgau und dem Oberlande, verneinten Struve's Betheiligung am Aprilaufſtande, weil dies „in Folge der Revolution" geſchehen ſei, und bezeichneten den Septemberputſch als „ohne Vorbedacht mit mildernden Umſtänden", ſo daß der Gerichtshof nur auf 8 Jahre Zuchthaus oder 5⅓ Jahre Einzelhaft erkennen konnte. Die konſtitutionelle Partei that dem Allen gegenüber nichts; ſie überließ es der Regierung, ſich ſelbſt zu behaupten, oder verlangte wohl noch Unterſtützung. Als nun gar der König von Preußen die Kaiſerwürde ablehnte, die Reichsverfaſſung vom 28. März verwarf und mit der Nationalverſammlung gebrochen ward, verloren die Konſtitutionellen allen Boden unter ſich, während die Radikalen neue Hoffnung ſchöpften. Zwar hatte die badiſche Regierung die Anmuthung Preußens, einen Oktroyirungskongreß in Berlin zu beſchicken, mit der Anerkennung der Reichsverfaſſung beantwortet und hinzugefügt, daß, ſelbſt wenn dieſe Verfaſſung nicht zu Stande komme, ſie doch ohne Zuſtimmung ihrer Stände keine beſonderen Bündniſſe und Verabredungen treffen könne; in dieſem Vorbehalt aber hatte die radikale Partei eine Hinterthür zu finden geglaubt, und auch als auf das Verlangen der Kammer (10. Mai) die Publikation der Reichsverfaſſung und die Beeidigung des Heeres und der Bürgerwehr auf dieſelbe vorgenommen und die Abwehr jedes Oktroyirungsverſuchs wie die Vornahme der Wahlen zum künftigen Reichstage verſprochen ward, fürchtete ſie noch treuloſe Hintergedanken der Regierung oder glaubte die zur Durchführung anderer Pläne günſtige Zeit benutzen zu müſſen. Schon im April waren Kreiskongreſſe der Volksvereine abgehalten worden, worin unter vielem Andern beſchloſſen ward, in den einzelnen Landesgegenden Volksverſammlungen abzuhalten, um die Maſſen für einen entſcheidenden Schlag vorzubereiten. Dergleichen Verſammlungen fanden am 22. April zu

Adelsheim für die Gegenden zwischen Neckar, Main und Tauber, am 29. April zu Philippsburg am Rhein, zu Zeutern bei Bruchsal und eine andere im Oberlande Statt; der Landesausschuß schrieb auf den 12. Mai einen allgemeinen Landeskongreß aller Vereine u. auf den 13. Mai eine große Volksversammlung nach Offenburg aus, welcher der Militäraufstand in Rastadt voranging. Letzterer hatte seinen Grund nicht nur in den Aufreizungen der Demagogie, sondern auch in anderen Uebelständen, an denen das badische Militär schon vor der Revolution litt. Zwischen Offizier und Soldat bestand von jeher ein kaltes Verhältniß, und die Klagen über rohe Behandlung der Soldaten waren nicht unbegründet. Die Demagogie wußte diese Beschwerden mit Erfolg zu benutzen, um so mehr, als durch die von der Reichsgewalt angeordnete Vermehrung des Kontingents auf 2% eine Menge junger Soldaten in das Heer gekommen waren, unter denen nicht Wenige den ersten Freischaarenzug mitgemacht hatten, und durch den Rückgriff auf frühere Jahre und die allgemeine Wehrpflicht zugleich viele Elemente aus dem Mittelstande hinzukamen, deren Einfluß auf die Rekruten nicht ausblieb. Am frühesten zeigten sich in Rastadt bedenkliche Symptome. Die Soldaten der dortigen Garnison hielten schon am 9. und 10. Mai Abends große Versammlungen unter freiem Himmel, denen die Bürgerwehr beiwohnte. Ein Soldat, der wegen aufreizender Reden verhaftet worden, ward am 11. Mai aus dem Arrestlokal mit Gewalt befreit, und neue Zusammenrottungen bildeten sich am Abend, um die Leopoldskaserne zu stürmen, wo ein Korporal gefangen saß, der wegen Insubordination degradirt werden sollte. Mehrere Offiziere wurden dabei verwundet, unter ihnen der Oberst des Regiments und der Gouverneur selbst, der mit einer Schwadron Dragoner herbeigekommen war. Als die Nacht hereinbrach, hatte der wüthende Haufe die Wohnung des Obersten gestürmt und die Fahne herausgerissen; die Soldaten, die nicht Theil nahmen, waren zu energischem Widerstande nicht zu bringen, und auch dem Präsidenten des Kriegsministeriums, General Hoffmann, der am folgenden Morgen mit ein Paar Schwadronen Dragoner und einigen Geschützen von Karlsruhe herüberkam, gelang es nicht, die Ordnung herzustellen. Während er die Soldaten durch die Bewilligung, an der offenburger Versammlung Theil nehmen zu dürfen, zu beruhigen suchte, machte ein Theil derselben Dragoner, die er mitgebracht, mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache, u. eine Batterie verweigerte ihrem Hauptmann den Gehorsam. Hoffmann selbst mußte, persönlich bedroht, mit dem Reste seiner Begleitung Rastadt eilig verlassen; kaum gelang es noch, Struve und Blind nach Bruchsal in das pennsylvanische Gefängniß zu schaffen. Zu derselben Zeit war auch an der Schweizergrenze zu Lörrach eine ähnliche Meuterei ausgebrochen, und gleiche Erscheinungen zeigten sich in Freiburg und in der Umgegend. Die Kunde davon trug nicht wenig dazu bei, der offenburger Volksversammlung am 13. Mai ihr Gepräge aufzudrücken. Hatte der vordereitende Ausschuß der Volksvereine am Abend des 12. Mai den Rücktritt des Ministeriums, die Auflösung der Kammer, Annullirung ihrer seit dem 1. Jan. 1849 gefaßten Beschlüsse, Berufung einer konstituirenden Versammlung mit allgemeinem Stimmrecht, allgemeine Amnestie (auch für Struve, Blind ꝛc.) und Zurückberufung aller politischen Flüchtlinge als Forderungen aufgestellt, so ging die Volksversammlung viel weiter, indem sie Folgendes zum Beschluß erhob: unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung von Seiten der Regierung, die mit ihrer ganzen bewaffneten Macht deren Durchführung in andern deutschen Staaten, zunächst in der bayerischen Pfalz, unterstützen müsse; Entlassung des gegenwärtigen Ministeriums und Bildung eines neuen durch Peter und Brentano; sofortige Einberufung einer verfassunggebenden Landesversammlung; Einrichtung der Volksbewaffnung auf Staatskosten und sofortige Mobilmachung eines ersten Aufgebots; Zurückberufung aller politischen Flüchtlinge und Niederschlagung aller obschwebenden politischen Prozesse; Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit; freie Wahl der Offiziere durch das Heer; Verschmelzung des letzteren mit der Volkswehr; unentgeltliche Aufhebung aller Grundlasten; Abschaffung der alten Verwaltungsbureaukratie und freie Verwaltung der Gemeinden; Errichtung einer Nationalbank für Gewerbe, Handel und Ackerbau, zum Schutze gegen das Uebergewicht der großen Kapitalisten; Abschaffung des alten Steuerwesens, hierfür Einführung einer progressiven Einkommensteuer nebst Beibehaltung der Zölle; Errichtung eines großen Landespensionsfonds, aus dem jeder arbeitsunfähig gewordene Bürger unterstützt werden kann.

In Karlsruhe ermaß man die Gefahr ihrem ganzen Umfange nach. Am Morgen hatte die Regierung noch die Beeidigung des Militärs und der Bürgerwehr vornehmen lassen; aber sie fühlte, daß sie einen andern Kampf werde zu bestehen haben, als den für die Reichsverfassung. Vergeblich erbat sie von der Reichsgewalt in Frankfurt wenigstens ein Regiment zuverlässiger Truppen, was wohl hingereicht haben würde, die Sache im Ausbruch zu ersticken und das unglückliche Land vor einer furchtbaren Krisis zu bewahren. Während man in Frankfurt die Bitte der Regierung um Reichshülfe verhallen ließ, dauerten in B. die Militärexcesse fort. Nachdem in Karlsruhe am Mittag des 13. Mai ein Trupp Soldaten vor der Infanteriekaserne seine Kamaschen verbrannt hatte, kamen am Abend zwei Kompagnien vom Leibinfanterieregiment, die man in Bruchsal wegen pöbelhafter Excesse hatte ablösen müssen, nach der Hauptstadt, wo es nur geringer Ueberredungskunst bedurfte, die trunkenen und ermatteten Soldaten aufzuhetzen. Der Oberst wurde mißhandelt und konnte kaum sein Leben retten; der Prinz Friedrich (zweiter Sohn des Großherzogs), der Major bei dem Regiment war, entging nur durch einen raschen Sprung aus dem Fenster der Lebensgefahr. Der Troß wälzte sich schreiend und tobend, umgeben von der Menge und hier und da die Gewehre abfeuernd, nach der Wohnung des Obersten und richtete dort eine furchtbare Verwüstung an. Als die Masse darauf gegen das Zeughaus heranstürmte, fand sie die breite Straße durch Dragoner gesperrt, die der Rittmeister von Laroche führte. Eine Salve des aufrührerischen Haufens streckte den Offizier nebst einem Korporal nieder; der Rest der Dragoner, lauter Rekruten, gerieth in Unordnung und zog sich zurück. Als man am Gitter des Zeughauses vergeblich durch Parlamentäre die Oeffnung des Thors zu erlangen gesucht

hatte, schossen die Aufrührer und erhielten von der im Zeughaushof aufgestellten Bürgerwehr eine Salve als Erwiederung. Es entspann sich ein fast 2 Stunden langes Schießen, in Folge dessen die Rebellen abgeschlagen wurden und die Bürgerwehr das Zeughaus behauptete. Ein neuer Anfall nach Mitternacht blieb ebenfalls erfolglos, und die Bürgerwehr hatte den Ruhm, gegen rebellische Soldaten die militärischen Vorräthe des Landes mit Erfolg vertheidigt zu haben. Es war aufgefallen, daß während dieser Vorfälle sich keine Spur einer Regierung und militärischer Oberleitung mehr gezeigt hatte. Am Morgen des 14. erfuhren die Bewohner von Karlsruhe mit Erstaunen, daß der Großherzog die Stadt verlassen habe. Zu Fuß, im Dunkel der Nacht, hatte er den Weg durch den Haardwald eingeschlagen, der hinter dem Schloßgarten beginnt und sich bis in die Nähe des Rheinufers ausdehnt. Dort hatte ihn General Hoffmann getroffen, der die Dinge in Karlsruhe als verloren ansah und daher mit seiner Abtheilung Dragoner und der reitenden Batterie dem Großherzog nachgezogen war. Der Großherzog hatte sich auf dem Protzkasten einer Kanone gesetzt, und so hatte der traurige Zug den Weg nach Germersheim eingeschlagen. Der Eindruck dieser Flucht des Regenten war so niederschlagend, daß ein guter Theil der Bürgerschaft den Landesausschuß in Rastadt aufforderte, der Stadt Karlsruhe durch seine Anwesenheit Sicherheit und Ordnung zu garantiren. In Folge dessen traf schon am Nachmittag des 14. Mai der Landesausschuß, umgeben von Freischaaren und den rebellischen Soldaten, in Karlsruhe ein.

Die Nachricht von der Katastrophe hatte sich unterdessen rasch im Lande verbreitet und überall den revolutionären Geist geweckt. Rasch wurden in Bruchsal die Gefängnisse erbrochen und die politischen nebst manchen andern Verbrechern befreit; in Freiburg ward der Aufruhr unter den wankenden Soldaten angefacht, in Heidelberg die Bürgerwehr gezwungen, lächerliche Streifzüge gegen den vermutheten Feind (die Preußen) zu unternehmen. Am ruhigsten und konservativsten war man in den Gegenden gestimmt, die im verflossenen Jahre der Schauplatz des struve'schen Aufstandes gewesen. Die Desorganisation des Heeres ging rasch vor sich. Es lösten sich zwischen dem 14.—18. Mai die einzelnen Abtheilungen theils auf, theils folgten sie dem Befehle des Landesausschusses, der ihnen weniger Arbeit, mehr Löhnung und freie Wahl der Offiziere verhieß. Einen Rest von Truppen aller Waffengattungen führte General Gayling durch das Höllenthal nach der würtembergischen Grenze zu und brachte sie bis Neustadt auf dem Schwarzwald; über die Grenze wollten sie nicht ziehen, er mußte mit ihnen umkehren. Eine Abtheilung Dragoner, welche die würtembergische Grenze gewann, ward von den Bayern mit Steinwürfen empfangen und kehrte ebenfalls um. Zuverlässig blieb nur die Reiterei, das 2. Dragonerregiment, von dem ein Theil nach Landau detachirt war. Diese Lage der Dinge erklärt es, daß selbst der Rest der badischen Truppen, die General Hoffmann in der Nacht vom 13. Mai aus Karlsruhe weggeführt und dem sich noch etwas Reiterei und Geschütz angeschlossen hatte, nichts mehr ausrichten konnte. Sie waren am Morgen des 14. Mai im Angesicht der Festung Germersheim angelangt, mit ihnen der Großherzog; der Gouverneur hielt es aber nicht für gerathen, die Truppen einzulassen, sondern öffnete nur der großherzoglichen Familie die Thore der Festung. Letztere begab sich nach Lauterburg, wohin von Karlsruhe aus eine Menge von Beamten, Offizieren und viele Familien sich geflüchtet hatten. General Hoffmann schlug am folgenden Tage (15. Mai) den Weg nach dem Neckar ein; da es aber bei der Beschaffenheit der Eisenbahnbrücke nicht möglich schien, Geschütz und Pferde hinüberzubringen, wandte er sich zurück und nahm den Weg über die Berge nach Sinsheim. Nach einem 15stündigen Marsche, ermüdet und ausgehungert, kamen die Truppen am 16. Mai in Fürfeld und Bonnfeld, zwei würtembergischen Grenzorten bei Heilbronn, an, wo sie von den Bürgerwehren der Umgegend überfallen und zerstreut wurden.

Als der Landesausschuß am 14. Mai in Karlsruhe einzog, fand derselbe in den Staatskassen noch gegen dritthalb Millionen Gulden. Im Heere stieß er natürlich auf keinen Widerstand mehr, unter den Beamten gab sich Einschüchterung und passiver Gehorsam kund. Die Minister Bekk, Dusch, Stengel und Hoffmann (der Finanzminister) hatten noch einen Theil des Tages in Karlsruhe zugebracht und gingen dann ebenfalls nach Lauterburg, ohne die größern Summen, die sich gerade in den Kassen vorfanden, dem Staate zu retten. Thatsächlich war also der Landesausschuß die einzige Regierung, die im Lande bestand. Gleichwohl trug er in sich die Keime der Schwäche und Auflösung. Brentano suchte durch Mäßigung und Beruhigung sich die Stimmung der Bourgeoisie und des Beamtenthums zu sichern. Dagegen drängten Struve und seine früheren Freischaaren, Willich und sein Corps, Karl Heinzen, Becker aus Biel, Tzschirner aus Bautzen, zur revolutionären Energie und bildeten somit von Anfang an die Antipoden Brentano's, der, von den Konstitutionellen gehaßt und von einem Theil der eigenen Partei als Reaktionär angegriffen, unwillkürlich zum Organ der Schwäche, Halbheit und Vermittelung geworden war, während im Militär bald eine allgemeine Niedergeschlagenheit eintrat. Vergebens suchte der Landesausschuß in einer Menge von Proklamationen die Soldaten im Rausche zu erhalten; das Gefühl der Verstimmung und Entmuthigung prägte sich in ihrer Haltung unverkennbar aus, und zudem mußte der Landesausschuß damit beginnen, einen Theil der Verheißungen zu widerrufen. Alles wirkte zusammen, um das Militär zu einer zweideutigen Stütze zu machen. So mußte man schon am 21. Mai in Karlsruhe einen Aufstand befürchten, weil man die versprochenen Einstandskapitalien nicht auszahlte, und mitten in der Nacht von Ettlingen, Durlach und Pforzheim Zuzüge kommen lassen, um vor den eigenen Prätorianern sicher zu sein. In Heidelberg gelang es Brentano nur mit Mühe, die Dinge wieder ins Geleis zu bringen, während die Soldaten durchaus auf die Zurückberufung des Großherzogs drangen. Einzelne Waffengattungen, namentlich die Reiterei, zeigten sich der neuen Ordnung der Dinge offen feindlich und machten kein Hehl daraus, daß sie je eher je lieber gegen die revolutionäre Regierung die Waffen gebrauchen würden.

Als der Landesausschuß in Karlsruhe installirt

war, ernannte er eine Exekutivkommission, bestehend aus Brentano, Peter, Eichfeld, Gögg. Die ersten Verordnungen der neuen Gewalt setzten die flüchtigen Minister ab, lösten die Kammern auf, beriefen auf den 10. Juni eine konstituirende Versammlung nach einem oktroyirten Wahlgesetz, riefen Hecker aus Nordamerika zurück, verordneten eine Bewaffnung aller Gemeinden und eine Mobilmachung des ersten Aufgebots, d. h. aller unverheiratheten Männer von 18—30 Jahren. Ferner wurde dekretirt: alle reaktionären Beamten für die Zeit der Gefahr „unschädlich zu machen", der französischen Regierung und der Schweiz den „Regierungsantritt" des Landesausschusses zu notificiren, die Hinterbliebenen der im Kampfe Fallenden aus Staatsmitteln zu versorgen, alle Gefängnisse zu untersuchen, ob noch politische Gefangene sich darin befänden, sämmtliche Grundlasten unentgeltlich aufzuheben, die Gemeinden für unbedingt selbstständig zu erklären, die Beschlüsse der Kammern seit dem 17. Februar zu annulliren, die Presse ohne alle Beschränkung frei gewähren zu lassen, den Subalternbeamten bei der Eisenbahn angemessene Belohnungen zuzusichern. In den einzelnen Landestheilen ward durch diktatorische Agenten regiert. Kriegskommissare sorgten für die militärische Organisation, Civilkommissare für die Verwaltung und Polizei; die bürgerliche Rechtspflege stand fast ganz still. Um sich auswärts Verbündete zu verschaffen, hatte der Landesausschuß mit dem nach Stuttgart übergesiedelten Rumpfparlament sich zu verbinden gesucht, und als der angekündigte Aufstand in Würtemberg scheiterte, und die Bewegung im übrigen Deutschland unter dem Eindrucke der badischen Ereignisse eher ab- als zunahm, verbrüderte man sich einstweilen mit der provisorischen Regierung der Pfalz, indem man am 17. Mai mit ihr einen Vertrag abschloß, wonach in militärischer Beziehung B. und die Rheinpfalz Ein Land bilden, das badische Kriegsministerium die Verwaltung für beide Länder gemeinsam führen und die „Einwohner beider Länder in allen Beziehungen so angesehen werden sollten, als gehörten sie einem und demselben Lande an". Die erste Frucht dieser Union war eine Sendung nach Paris, um die Hülfeleistung der Franzosen zu erbitten. Um den Aufstand nach dem benachbarten Hessen zu verpflanzen, ward zunächst der Odenwald als Operationsbasis auserwählt. Dort wurden Volksversammlungen gehalten, um die Stimmung der Odenwälder auf einen entscheidenden Schlag vorzubereiten. Auf den 24. Mai war eine große bewaffnete Volksversammlung in dem hessischen Grenzdorfe Oberlaudenbach anberaumt. Der hessische Kreisrath Prinz aus Heppenheim erschien mit 3 Kompagnien und forderte die versammelte Masse zum Auseinandergehen auf, ward aber, während er noch sprach, meuchlerisch von Kugeln zu Boden gestreckt. Die Truppen gaben darauf Feuer und zersprengten die Masse. Diese blutige Katastrophe trug für die Urheber bittere Früchte und wirkte namentlich mächtig auf das hessische Heer, von dessen Verbrüderung mit dem „badischen Volksheer" nun nicht mehr die Rede sein konnte. War so der Aufstand in B. von allen Seiten isolirt und ohne innere Lebenskraft, so wurden auf der andern Seite bedeutende Streitkräfte zusammengezogen, welche ihn erdrücken sollten. Die Reichsgewalt und das Parlament hatten sich als ohnmächtig erwiesen, das glimmende Feuer zu verlöschen. Dem neuen Reichsministerium Jochmus-Wittgenstein schien aber weniger darum zu thun zu sein, den Dingen in B. ein rasches Ende zu machen, als darum, in der Verwickelung die Sonderabsichten der österreichischen Politik zu unterstützen. Es sollte „ein Reichsheer" gebildet werden unter dem hessischen Prinzen Emil, einem unbedingten Anhänger der österreichischen Politik, und beide Hessen, Nassau, Würtemberg, Bayern und Preußen sollten ihr Kontingent dazu stellen. Aber die badische Regierung sah sehr bald ein, daß eine solche Hülfe eine sehr unsichere und entfernte sei; sie rief daher ausdrücklich die Unterstützung Preußens an, das bereits den Verkehr mit der Reichsgewalt abgebrochen hatte und nur seine am Niederrhein, an der Nahe, in Mitteldeutschland bereitstehenden Truppencorps vorrücken ließ. Der Prinz von Preußen selbst übernahm den Oberbefehl, um so faktisch auch das Corps, daß sich an der hessischen Grenze als „Reichsarmee" unter Peuckers Oberbefehl sammelte, der Autorität des Reichsministeriums zu entziehen. Der Großherzog von B. war von Lauterburg abgereist und am 23. Mai in Koblenz angelangt; wenige Tage nachher begab er sich nach Frankfurt, wo sich seine Minister versammelt hatten. In den letzten Tagen des Mai ging der Großherzog nach Ehrenbreitstein zurück, wo die Unterhandlungen mit Preußen zum Abschluß gelangten, kraft deren B. den oktroyirten „Dreikönigsentwurf" der Reichsverfassung anerkannte und der Großherzog ein neues Ministerium bildete. Von den Mitgliedern des Kabinets sollten nur von Stengel und General Hoffmann bleiben; letzterer bestand aber auf seinem Abgange. Gleichzeitig wurden von Marschall, Klüber und Stabel berufen.

In B. selbst gestalteten sich die Verhältnisse unterdessen nicht günstiger. Von außen kam keine Hülfe; im Innern war die Erhebung nicht so allgemein, wie man sie erwartet hatte. Nur aus einzelnen Gegenden kamen wirkliche Freiwillige voll ehrlicher Begeisterung, oder Zuzüge, wie z. B. die Hanauer, die einen tüchtigen und muthigen Zuwachs abgaben. Sehr häufig mußte man mit Androhung von Exekution das Aufgebot zusammenbringen. Dennoch war durch die Massenaushebung die Zahl der Bewaffneten groß, und man entschloß sich, ehe größere feindliche Streitkräfte sich sammelten, die Offensive zu ergreifen, und zwar gegen Hessen, das man noch immer revolutioniren zu können hoffte. Am 30. Mai überschritten plötzlich badische Truppen die hessische Grenze und rückten gegen Heppenheim, wo sich ein Theil des künftigen peuckerschen Corps befand, wurden aber von einem Bataillon Hessen, mit einiger Reiterei und Geschütz, zurückgeschlagen. Der moralische Eindruck dieser Niederlage war ein ungeheurer. Die Erbitterung des Militärs drohte die ganze Regierung zu sprengen; laut forderten die Soldaten die Rückkehr des Großherzogs, und nur Sigels Entfernung vom Oberbefehl und die Bildung einer neuen Regierung an der Stelle des Landesausschusses konnten den Sturm noch beschwichtigen. Am 1. Juni trat an die Stelle des Landesausschusses eine provisorische Regierung, welche die gesammte Gewalt des Landes-

ausschusses und der Vollziehungsbehörde in sich vereinigen sollte und außer den bisherigen Triumvirn noch durch Fickler und Sigel verstärkt ward.

Nicht günstiger, als dieser erste Versuch bewaffneter Propaganda, fiel ein ähnliches Unternehmen gegen einen andern Nachbarstaat aus. Würtemberg, wo die demokratische Agitation einen sehr hohen Grad erreichte, wohin zudem jetzt der Rest der Nationalversammlung seinen Sitz verlegte, war immer noch die letzte Hoffnung der badischen Revolutionäre, und zur Beschleunigung der Entscheidung ward Fickler mit einer ansehnlichen Summe Geldes abgesendet. Ein Privatmann, der die Ablieferung des Geldes erfahren, eilte jedoch von Karlsruhe nach Stuttgart und warnte die würtembergische Regierung, die darauf Fickler am 2. Juni verhaften und auf den Asperg bringen ließ. Nicht besser als mit der auswärtigen Politik stand es mit den Angelegenheiten im Innern. In Karlsruhe bildete sich ein „Klub des entschiedenen Fortschritts", in welchem Struve, Tschirner, Becker, Martiny und andere exaltirte Leute sich schnell zusammenfanden. Um der Regierung mehr revolutionäre Energie einzuflößen, stellte man an sie eine Reihe von Forderungen, welche schwächlich und ausweichend beantwortet wurden. Das Bedenkliche war, daß als Stütze dieser Partei die sogenannte Schweizerlegion, d. h. die Trümmer aller früheren Freischaaren, sich in Karlsruhe befand, fanatisirte und rücksichtslose Menschen, die kein Hehl daraus machten, daß ihr Ziel die „rothe Republik" sei. Brentano suchte diese Schaar los zu werden und befahl ihren Anführern, dem bekannten Socialisten Becker und dem alten Abenteurer Bönning, sich an die hessische Grenze zu begeben. Als sie dies verweigerten (5. Juni), ließ die provisorische Regierung die Bürgerwehr zusammentrommeln, die Läden schließen und die Straßen säubern. Ein Zusammenstoß der Bürgerwehr und der Legion ward nur durch Struve's persönliches Erscheinen und seine beruhigenden Versicherungen verhindert. Inzwischen hatte Brentano von Rastadt Truppen kommen lassen, und als Becker wiederholt den Abzug verweigerte, ließ er Becker, Struve und Genossen verhaften. Bürgerwehr und Soldaten schienen nur das Signal zum Kampfe zu erwarten; aber Peter bewog die Legion zum Abzug, gegen das Versprechen, die Gefangenen an die Eisenbahn zu liefern und freizulassen. Auch die konstituirende Landesversammlung, die am 10. Juni zusammenkam, konnte keine Hülfe in dieser bedrohlichen Lage bringen. Die Wahlen waren unter ungestörter Leitung der Civilkommissare und revolutionären Agenten vorgenommen worden; die konstitutionell Gesinnten nahmen aus Grundsatz keinen Theil an dem Wahlakt, und die 76 Abgeordneten bestanden daher aus lauter Radikalen. Der Kriegszustand, der am 5. Juni verkündet worden, die Renitenz der Soldaten, der fortdauernde Widerstand in den Gemeinden waren die charakteristischen Auspicien, unter denen die Versammlung eröffnet wurde. Brentano's Eröffnungsrede verhüllte in pomphaften Phrasen die Wirklichkeit, die er, nach seinem eigenen späteren Geständniß, schon als ganz trostlos erkannte. Am 13. Juni stellte der Advokat Junghanns den Antrag, den Großherzog zurückzuberufen. Noch aber war die revolutionäre Stimmung so stark, daß der Antragsteller verhöhnt ward. Dagegen wurde eine neue Regierung bestellt, bestehend aus Brentano, Werner und Gögg.

Indessen war die Zeit der blutigen Entscheidung herangekommen. Seit dem mißlungenen Zuge der Badener nach Heppenheim hatten die Reichstruppen zwar nichts weiter unternommen, als einen Ueberfall nach Weinheim (5. Juni), aber der Kreis um B. schloß sich immer enger. Das Corps der Reichsarmee unter Peucker, dessen Kern die hessischen und mecklenburgischen Kontingente bildeten, zu denen dann je ein würtembergisches, kurhessisches, nassauisches und bayerisches Bataillon nebst dem 38. preußischen Regiment hinzugekommen war, stand Mitte Juni vollständig an der Grenze koncentrirt. Peucker selbst hatte am 13. Juni sein Hauptquartier nach Zwingenberg an der Bergstraße verlegt und durch einen Tagesbefehl dem „Neckarcorps" die Eröffnung des Feldzugs angekündigt. Zugleich waren die preußischen Divisionen von der Nahe her in den westlichen und nördlichen Theil der Pfalz vorgerückt (13. Juni), und ein drittes Corps, das von Wetzlar heranstam, schob seine Vorposten schon bis an den Main vor. In B. hatte die revolutionäre Regierung dem Polen Mieroslawski den Oberbefehl übertragen. Am 15. Juni entspann sich der Kampf an der Neckarlinie. Es wurde bei Käserthal, eine Stunde von Mannheim, dann bei Ladenburg und an der Bergstraße gekämpft. Bei Käserthal schwankte der Kampf kurze Zeit, dann wurden die Badener geworfen, ebenso bei Weinheim auf dem entgegengesetzten Flügel. Dagegen mußte sich der mecklenburgische Oberst Witzleben, der auf eigene Faust mit einer kleinen Macht nach Ladenburg vorgerückt war, mit Verlust an Todten und Verwundeten zurückziehen. Am Abend hatten die Reichstruppen ungefähr eine Stunde vom Neckar entfernt Quartiere bezogen; das peuckersche Hauptquartier war nach Weinheim vorgeschoben. Auf dem linken Rheinufer waren die Preußen bis nach Ludwigshafen vorgerückt, warfen die badische Besatzung heraus und trieben sie über die Brücke nach Mannheim zurück. Die Fliehenden verbrannten einige Brückenjoche und fingen an, vom jenseitigen Ufer Ludwigshafen zu beschießen, wobei die mit Waaren gefüllten Lagerhäuser in Brand gesteckt wurden, ohne daß die Preußen dadurch gehindert wurden, sich in dem Orte zu behaupten. Am 16. Juni in der Frühe begann bei Leutershausen, 1½ Stunden von Weinheim, der Kampf von Neuem. Mieroslawski griff die Reichstruppen mit seiner ganzen Macht wieder an; es entspann sich um das Dorf Großsachsen ein Gefecht von mehren Stunden, welches mit dem Rückzug der Badener endete. Am folgenden Tage war fast das ganze Corps Peuckers in dieser Gegend koncentrirt. An beiden Tagen des Kampfes hatten die Truppen beider Theile sich tüchtig geschlagen; von großen Siegen oder großen Niederlagen konnte auf keiner Seite die Rede sein. Die Reichstruppen waren auf beiden Flügeln vorgerückt, aber im Centrum durch Witzlebens Tollkühnheit wieder in die alte Position zurückgedrängt worden. Die Badener hatten nach der völligen Auflösung, der sie entgegengingen, sich wieder ermannt und an einzelnen Stellen mit großer Bravour gefochten; doch im Ganzen rückten sie keinen Schritt weit vor, sondern wurden über ihre alten Stellungen hinausgedrängt. Inzwischen hatten die Preußen

schon am 15. Juni Kaiserslautern besetzt; das Regiment der pfälzischen Regierung war auseinandergestoben. Zugleich waren Landau und Germersheim entsetzt worden, u. am Morgen des 20. Juni überschritt das preußische Corps des Generals Hirschfeld den Rhein. Den Tag vorher schon hatte der größere Theil des peuckerschen Corps den Weg durch den Odenwald nach dem obern Neckar eingeschlagen, und am 21. Juni, nach kurzem, aber hartnäckigem Gefechte bei Beerfelden, Hirschhorn und Eberbach, auf einer bei Zwingenberg geschlagenen Brücke den Fluß überschritten, während gleichzeitig das preußische Corps unter General von der Gröben am 20. Juni bis Weinheim vorgeschoben und in die Positionen des peuckerschen Corps eingerückt war. Mieroslawski, somit plötzlich von der Einschließung bedroht, entschloß sich, das hirschfeldsche Corps anzugreifen, und ließ seine ganze disponible Macht (man schätzte sie auf 12,000 bis 15,000 Mann) nach Langenbrücken bringen. Bei Waghäusel entspann sich am Morgen des 20. Juni ein Treffen zwischen Mieroslawski's ganzer Macht und einem Theil des hirschfeldschen Corps, der aus 4 Bataillonen und einer halben Batterie bestand. Die Preußen behaupteten sich zwar am Morgen, mußten sich aber endlich gegen Philippsburg zurückziehen, bis sie am Mittag durch eine Division verstärkt wurden. Der Kampf begann mit neuer Lebhaftigkeit, zumal am Nachmittag neue Verstärkungen eintrafen. Die Badener wurden nun vollständig geschlagen und eilten in wilder Flucht theils gegen Wiesloch, theils gegen Heidelberg. Doch unterblieb eine energische Verfolgung von Seiten der Sieger, und so blieb den flüchtigen Schaaren noch Zeit, sich bis zum andern Morgen (22. Juni) zu erholen. Mieroslawski sammelte sie und zog das Neckarthal hinauf, mit ihm Struve und Schlöffel, dessen Sohn bei Waghäusel gefallen war. Am Morgen des 23. Juni rückte der größere Theil des gröbenschen Corps in Heidelberg ein. Rascher hatten sich die Dinge in Mannheim entschieden, wo Mieroslawski schon am 16. Juni das Standrecht verkündigt hatte. Auf die Nachricht von der Niederlage von Waghäusel entwaffnete eine Anzahl Bürger, im Einverständniß mit dem Rest der Dragoner, die ihre Sympathie für die alte Ordnung der Dinge nie verhehlt hatten, eine Abtheilung Volkswehr, verhaftete den Civilkommissar Trützschler u. machte den heranziehenden Preußen vom gröbenschen Corps den Weg über die Brücke frei. Der Aufstand hatte damit seinen Todesstoß erhalten; es handelte sich jetzt nur noch um die günstigeren oder ungünstigeren Chancen des Entrinnens. Die Schaar, welche Mieroslawski am Morgen des 22 Juni aus Heidelberg weggeführt hatte, schlug den Weg gegen Sinsheim ein, wohin andere Trupps vorangegangen waren. Das peuckersche Corps, das einen vortrefflichen Zug über den Odenwald und Neckar gemacht hatte, war indessen noch um einige Stunden entfernt, und erst am Abend stießen seine Vorposten mit den flüchtigen Kolonnen zusammen, aber ohne energischen Kampf. So gelang es Mieroslawski, zwischen den Preußen u. dem Neckarcorps hindurchzukommen, um dann bei Bruchsal wieder zu erscheinen. Dort, zwischen den Dörfern Ubstadt u. Stattfeld, ward noch einmal lebhaft gefochten (24. Juni); auch bei Durlach, wo Verstärkungen von den Rheinpfälzern hinzutraten, kam es noch zu einem blutigen Zusammenstoß. Allein es war kein Halt mehr. Am Nachmittag des 25. Juni zogen die Preußen in Karlsruhe ein; die flüchtige Insurgentenarmee warf sich hinter die Murglinie. Die Regierung und die stark zusammengeschmolzene konstituirende Versammlung hatten schon am 23. Juni abreisen wollen und waren nur durch eine Kolonne mobiler Bürgerwehr, die man noch soeben aus dem Oberlande herbeigetrieben, fast gewaltsam daran gehindert worden. Nun aber flohen sie nach Offenburg und von da nach Freiburg, wo sich am 28. Juni die Versammlung wieder zusammenfand. Da Struve's Antrag, „jeden Versuch einer Unterhandlung mit dem Feinde als Verrath am Vaterlande zu betrachten und zu bestrafen", trotz Brentano's Widerspruch mit 28 gegen 15 Stimmen angenommen wurde, legte dieser seine Stelle sofort nieder und ging am 29. Juni mit Ziegler und Thiebauth über die Grenze nach Schaffhausen. Die konstituirende Versammlung erklärte den Flüchtigen für einen Verräther und wählte Kieser an dessen Stelle; Brentano aber beantwortete die Achtserklärung von Feuerthalen bei Schaffhausen aus mit jener merkwürdigen Rechtfertigungsschrift, welche die eigenen Genossen mit schonungsloser Härte brandmarkte. Zwei Tage darauf zerstob die Versammlung in derselben Richtung.

Der Kampf war somit seinem Ende nahe, denn auch die Murglinie war unhaltbar geworden. Während die Preußen in der Fronte angriffen und die Badener, die sich an Rastadt anlehnten, auf der ganzen Linie beschäftigten (29. Juni), war Peucker mit dem Neckarcorps in das Murgthal vorgedrungen, hatte Gernsbach genommen und bedrohte nun die Insurgenten im Rücken. Zwar gelang es auch hier nicht, den Weg nach dem Oberlande ganz abzuschneiden, sondern es blieb den Flüchtigen noch Zeit genug, die Rheinstraße zu gewinnen. Doch fernerer Widerstand erschien unmöglich. Mieroslawski gab den Oberbefehl ab, die Einschließung Rastadts ward vollendet. Am 2. Juli besetzte das hirschfeldsche Corps Offenburg, am 6. u. 7. rückte es in Freiburg ein, am 11. erhielt Lörrach, dicht an der baseler Grenze, preußische Besatzung. Zu gleicher Zeit zog das peuckersche Corps über den würtembergischen Schwarzwald in den Seekreis, besetzte am 6. Juli Villingen, am 7. Donaueschingen, und am 11. rückten die ersten Hessen und Mecklenburger in Konstanz ein. An demselben Tage betrat Sigel mit dem letzten Insurgentenhaufen das Schweizergebiet. In diesem Moment langte Hecker in Frankreich an. In Rastadt hatten sich von den bekannteren Führern nur Tiedemann, Biedenfeld und der alte Bönning einschließen lassen, mit ihnen ein Rest badischer Truppen, dann Polen, Schweizerflüchtlinge und ein Rest Freischaaren. Gouverneur der Festung war Tiedemann, Chef des Generalstabs von Corvin-Wiersbitzki, Major Heilig Kommandant der Festungsartillerie, Oberstlieutenant Biedenfeld Kommandeur der Infanterie u. Oberstlieutenant Annecke Inspectenr des Materials. Die Zahl der auf den Wällen aufgepflanzten Geschütze betrug etwa 225, worunter namentlich viel Mörser; Vollkugeln u. Munition waren hinreichend vorhanden, an Lebensmitteln, zu deren Herbeischaffung besonders Schlöffel (der Vater) das Seinige beigetra-

gen im Ganzen kein Mangel. Noch mochten die preußischen Truppen die Festung nicht ganz umschlossen haben, als die Flüchtlingslegion unter Bönning am 30. Juni es versuchte, den Einschließungskordon zu durchbrechen. Sie rückte nach Niederbühl und Sandweier, traf jedoch diese Orte besetzt u. mußte unverrichteter Sache in die Festung zurückkehren. Am 1. Juli versuchte dieselbe Legion, unterstützt von einem Bataillon des 3. Regiments u. 8 Geschützen, in der Richtung über Steinmauern den Rhein zu erreichen; man hielt ein Gefecht bei diesem Orte aus, sah sich indessen obermals genöthigt, von dem Vorhaben abzustehen. Am 6. Juli Morgens gegen 2—3 Uhr begannen die Preußen den Platz mit Granaten zu bewerfen; doch krepirte der größte Theil derselben in der Luft, so daß ihre Wirkung zu der langen Dauer der Anwendung (erst um 2 Uhr Nachmittags hörte man auf) nur gering war: zwei Häuser und eine Scheune brannten ab. Am 8. Juli, Morgens 3 Uhr, wiederholten die Belagerer das Werfen mit Granaten u. mit Bomben aus 25pfündigen Mörsern; während sie zugleich vergeblich mit zwei Vierundzwanzigpfündern zu demontiren suchten. Um die Belagerer aus Rheinau zu vertreiben, rückte am 10. Juli Nachmittags die ganze Besatzung aus, vertrieb die Preußen aus dem Walde rechts und links des Orts, nahm das Dorf und ließ dasselbe von den Einwohnern räumen. Um durch Eroberung der Murgbrücke die Verbindung zwischen beiden Ufern zu zerstören, unternahmen die Belagerten am 15. Juli Nachmittags unter dem Kommando Tiedemanns einen Ausfall gegen Niederbühl, wobei dieses Dorf in Flammen aufging. Den folgenden Tag begannen die Preußen vom Eisenbahndamm aus ihr Feuer aus einem Theile der nun aufgestellten Belagerungsgeschütze. In der Festung aber hatte man noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, daß Mieroslawski zum Entsatz heranrücken werde, in welcher Täuschung die Belagerten noch dadurch bestärkt wurden, daß sie am 18. Juli in der Richtung von Offenburg her anhaltendes Kanonenfeuer vernahmen (es kam von Straßburg, wo auf dem Polygon Schießübungen Statt fanden). Voller Hoffnung machten sie daher am Abend einen starken Ausfall nach dem Niederwalde zu, schlugen sich tapfer und eroberten 52 Gewehre. Um die Belagerten ihrer Täuschung zu entreißen, boten ihnen die Preußen an, zwei Offiziere ins Oberland zu senden, um sich über den Stand der Dinge zu unterrichten. Die dazu bestimmten Corvin und Lang wurden bis an die Schweizergrenze eskortirt und brachten am 22. Juli die Nachricht in die Festung, daß das ganze badische Land von den Aufständischen geräumt u. von dem Feinde besetzt sei. Ein Kriegsrath, der im großen Saale des rastadter Schlosses gehalten wurde, beschloß nun, in Unterhandlung mit dem preußischen Kommandirenden v. d. Gröben zu treten, und da letzterer auf Bedingungen nicht einging, erfolgte am 23. Juli Nachmittags 2 Uhr die Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Etwa 4500 Mann streckten die Waffen und wanderten in die Kasematten. Die Preußen zogen ein und mit ihnen das Standrecht.

So unerfreulich und trostlos auch die Zustände sein mochten, deren Schauplatz B. während der Revolution war, das Bild, welches das Land während der Restauration bot, war nicht weniger trostlos und widerwärtig. Noch dem Grundsatze, daß die lebende Generation B.s unverbesserlich sei, wurde die Bestrafung des Aufstandes und die Reorganisation des Landes betrieben. Wochen lang war die „Karlsruher Zeitung" angefüllt mit Fahndungen und Steckbriefen gegen Personen, die wegen Theilnahme am Aufstand gerichtlich verfolgt werden sollten. Effenhans, der gar keine militärische Stelle bekleidet, sondern nur den „Festungsboten" redigirt hatte, Dortu, Biedenfeld, Neff, Tiedemann, von Trützschler, Höfer, Bönning, Lenzinger, Zendhofer, Jansen, Bernigau, Mniewski, Jokoby u. A. verbluteten unter den Kugeln der Sieger; viele Andere, unter ihnen Kinkel und v. Corvin, wurden zu langwieriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Erst am 27. Okt. 1849 stellten die Standgerichte ihre Thätigkeit ein, nachdem sie gegen nicht preußische Unterthanen 17 Todesurtheile gefällt hatten, wozu noch die von dem preußischen Kriegsgerichte gegen Preußen gefällten Urtheile zu rechnen sind. Am genannten Tage hob eine großherzogliche Verordnung die Gerichtsbarkeit der Standgerichte auf, verlängerte aber gleichwohl den Kriegszustand und das Standrecht, wodurch die Standrechtsverordnung vom Juni 1849 aufrecht erhalten wurde, die viele Handlungen mit schwerer Ahndung bedroht, die nach der ordentlichen Gesetzgebung nur mit geringer oder an und für sich wohl auch mit gar keiner Strafe bedroht sind. Zwei spätere Verordnungen ließen für die verhafteten Unteroffiziere und Soldaten Strafmilderungen eintreten. Die schwierigste Aufgabe der neuen Gewalt, die Reorganisation des Heeres, begann mit der völligen Auflösung desselben, wovon nur die 4. Schwadron des 2. Dragonerregiments, die zur Zeit des Aufruhrs als Theil der Besatzung in der Festung Landau sich befand, und das 1. Bataillon des 4. Infanterieregiments, das seit August 1848 bei dem deutschen Heer in Schleswig-Holstein gewesen war, ausgenommen wurden. Alle aktiven und pensionirten Offiziere, Kriegsbeamte und Unteroffiziere, welche Verbindlichkeiten irgend einer Art gegen die revolutionäre Gewalt eingegangen, wurden, falls sie nicht dem Kriegsgericht anheimfielen, vor ein Ehrengericht gefordert. Der gereinigten und aus Rekruten oder bloß verführten alten Soldaten gebildeten Armee bestimmte man preußische Uniformen, preußisches Kommando, preußische Zucht, ja selbst preußische Garnisonen, zu deren Stellung die am wenigsten vom Geiste der Neuzeit angesteckte Provinz Preußens erkoren wurde, Pommern, dessen kleinere Ortschaften dem badischen Militär keinen noch so geringfügigen revolutionären Nahrungsstoff liefern würden. Die Protestation Oesterreichs dagegen blieb ohne Erfolg und fand von Seiten der badischen Regierung eine scharfe und kräftige Entgegnung. Der Abmarsch der ersten Hälfte des badischen Kontingents nach Preußen begann mit Mitte Juli 1850. Die Reorganisation des Landes erstreckte sich aber auch vor Allem auf die Dienst- und Rechtsverhältnisse der Angestellten, „welche während der Dauer der revolutionären Gewalt ein mit den gegen den Großherzog beschworenen Pflichten unvereinbares Benehmen gezeigt hatten". Demgemäß entfernte man alle Beamten, die Hinneigung zur revolutionären Regierung gezeigt oder solche Dienste geleistet hatten, die nicht geradezu durch Gewalt erzwungen waren, eine Strenge, die vorzugs-

weise die Diener der Schule und Kirche traf. Das Vereins- und Versammlungsrecht war schon durch den Belagerungszustand aufgehoben, die Presse ward gefesselt durch ein Gesetz vom 1. August 1849 unter vorläufiger Aufhebung der Geschworenengerichte u. Verweisung der Preßprozesse an das Hofgericht mit dem Recht des Rekurses für den Angeklagten an das Oberhofgericht. Fremde Zeitschriften, die den Zuständen des Großherzogthums eine mißliebige Aufmerksamkeit widmeten oder auch nur den Grundsätzen der Demokratie huldigten, wurden verboten. Dagegen kamen die Blätter, die unter Blittersdorff die Stützen des verkappten Absolutismus gewesen waren, wieder in Gunst, und selbst die Führer der im Geiste des nachmärzlichen Moderantismus geleiteten Blätter wurden entfernt. Der Großherzog hielt sich von seinem Lande fern, bis die ersten, gehässigsten Gesetze erlassen und von den Standgerichten die wichtigsten Todesurtheile vollzogen sein würden. Von Hagenau im Elsaß, wo er das erste Asyl gefunden, ging er nach Frankfurt a. M., von wo allen Aufrührern, die sich freiwillig stellten, mit Ausnahme der Anstifter und Rädelsführer, Amnestie zugesichert wurde, und darauf nach Koblenz, von wo aus das neue Ministerium (Klüber für das Aeußere, Oberst von Roggenbach für den Krieg, Regenauer für die Finanzen, Freiherr von Marschall für das Innere, Stabel, Vicekanzler des Obergerichts, für die Justiz) ernannt wurde. Erst am 18. August 1849 kehrte der Großherzog nach B. zurück und hielt an demselben Tage zwischen einem Spalier preußischer Truppen seinen Einzug in Karlsruhe. Die bis dahin weder aufgelöste, noch vertagte, noch förmlich beurlaubte Ständeversammlung, die seit dem 14. Mai ihre Sitzungen hatte abbrechen müssen, ward für geschlossen erklärt und die Vornahme der Ergänzungswahlen u. der nöthigen Ersatzwahlen angeordnet, mit der Bestimmung, daß die direkten und indirekten Steuern, so weit sie in den drei ersten Steuermonaten 1850 fällig würden, nach dem bestehenden Umlagefuß und den bestehenden Tarifen zu erheben seien. Der Wahlkampf war fast allein zwischen den Altkonservativen und Altliberalen auszufechten; die demokratische Partei enthielt sich fast überall der Wahl, oder trat, wo sie sich betheiligte, in schwacher Minorität auf. Eine Verständigung der Mittelparteien fand nicht überall Statt, doch einigten sich meist gemäßigt Konservative und gemäßigt Liberale, hie und da auch Radikale in der Unterstützung solcher Kandidaten, deren Thätigkeit für Herstellung geordneter Verhältnisse nicht angezweifelt werden konnte. Es gab daher nur eine Rechte u. ein Centrum; das radikale Element war ganz verschwunden. Die früher am meisten republikanischen Bezirke, Offenburg, Baden, Kenzingen, Ettenheim, Wiesloch, wählten Minister, Regierungsdirektoren, Ministerialräthe, geheime Regierungsräthe.

Die Eröffnung der Kammer erfolgte am 6. März 1850. Zum Präsidenten wurde Bekk fast einstimmig gewählt. Ein Interesse an den Verhandlungen nahm das Volk weiter nicht; dazu lastete die Restauration noch zu schwer auf dem erschütterten Lande. Die starke Einquartierung sog di ohnehin durch die Zeitumstände schwer Heimgesuchten aus, die politischen Prozesse häuften sich zu immer gewaltigeren Massen, und jeder Tag brachte neue Verurtheilungen u. Vermögensbeschlagnahmen, da die solidarische Haftung für den Schaden von mehren Millionen, welchen die Revolution angerichtet haben soll, für alle Betroffenen einer Vermögenskonfiskation gleich kam. Die am 27. März bereits wieder vertagte Kammer sprach nachträglich ihre Beistimmung zum Beitritt zu dem Dreikönigsbündniß vom 26. Mai aus und erklärte sich mit dem Abmarsch der badischen Truppen nach Preußen einverstanden. Nach ihrer Wiedereröffnung am 27. August gab sie auch für die neuerdings befolgte Politik des Großherzogs ihr Votum ab, die entschieden an der preußischen Union festhielt, obwohl eine starke, bis in die höchsten Kreise reichende Partei für die Wiederherstellung des Bundestags unter dem Schutze Oesterreichs wirkte. Rücksichtlich der Verlegung der badischen Truppen in preußische Garnisonen wünschte die Kammer, daß nicht nur eine weitere Sendung dahin unterbleibe, sondern auch, daß die nach den Marken geführten badischen Truppen nach Westphalen zurückverlegt u. nach der Reorganisation der einzelnen Bataillone diese nach B. zurückgeschickt werden möchten. Für seine Hülfeleistung liquidirte Preußen 2,614,829 Thaler und behielt dafür einstweilen den badischen Antheil an den Zollvereinseinkünften zurück, ließ denselben aber später auszahlen und auch eine Ermäßigung seiner Forderung eintreten. Die 2. Kammer nahm das Staatsdienergesetz, welches Verminderung der eigentlichen Staatsdiener und Ermäßigung der Pensionen bestimmte, sowie auch die Regierungsvorlagen zu der Gemeindeordnung, welche das demokratische Element beschränkte, an und sprach die Ausschließung Itzsteins als Kammermitglied, an dessen Stelle Welcker eintrat, aus. Andere wichtige Ergebnisse der Berathungen waren das Einführungsgesetz über das 1845 verabschiedete Strafgesetzbuch u. die Schwurgerichtsordnung, eine Abänderung der Prozeßordnung, die Gesetze über Presse und Vereine, über Aufhebung der befreiten Gerichtsstände, ein neues Konskriptionsgesetz, wodurch das Einstandswesen wieder eingeführt wurde. Zur Ordnung des Staatshaushaltes war der Regierung eine Anleihe von 5 Millionen Gulden bewilligt worden. Ferner gaben die Kammern ihre Zustimmung zu dem Beitritt des Landes zum deutsch-österreichischen Postverein. Der Rücktritt des Ministers Klüber u. seine Ersetzung durch von Rüdt als Minister des Auswärtigen im Oktober 1850 war zwar nicht, wie man glaubte, das Zeichen des Bruchs mit Preußen, aber doch der Anfang einer Wiederannäherung an Oesterreich. Als Preußen die Krisis vom November 1850 benutzte, um seine Truppen aus B. herauszuziehen und Rastadt zu räumen, ward der reorganisirten badischen Armee die Handhabung der öffentlichen Ordnung wieder übergeben, und die Bundesfestung erhielt eine österreichische Garnison. Auf den Ministerialkonferenzen zu Dresden gehörte B. nicht zu den Anhängern der österreichischen Politik, gab aber später seine Zustimmung zu der Wiederherstellung des Bundestags und gehörte zu denjenigen deutschen Staaten, welche den Bundesbeschluß, die Aufhebung der Grundrechte betreffend, zuerst in Ausführung brachten. Der Landtag ward am 3. Februar 1851 unter versöhnlichen Auspicien geschlossen. Im Laufe des Jahres erschienen nun die mit den Ständen vereinbarten Gesetze, wie am 20. Mai das auf Klassenwahl beruhende Gemeindegesetz, am 15. Februar das

Gesetz über Einführung des Strafgesetzbuches, des neuen Strafverfahrens und der Schwurgerichte, wodurch auch die Todesstrafe wieder eingeführt wurde. Die Schwurgerichte traten am 1. Juli ins Leben. Mit Basel wurden Verhandlungen wegen der Fortführung der neuprojektirten Eisenbahn bis Basel angeknüpft. Am 8. Oktober ward das Justizministerium dem Oberhofgerichtsrath von Wechmar übertragen. In den am 15. December 1851 wieder eröffneten und bis zum 20. März 1852 tagenden Kammern wurde unter andern ein Gesetz über Gemeindeumlagen und ein Gesetzentwurf über Aufhebung der Beeidigung des Militärs auf die Verfassung und die Fortdauer des Kriegszustandes angenommen. In der Zollangelegenheit beschickte B. sowohl den wiener Zollkongreß, als die darmstädter Konferenz und die berliner Zollkonferenzen, wobei sich seine Hinneigung zu Oesterreich immer deutlicher offenbarte. Nach langer schmerzhafter Krankheit verschied der Großherzog Leopold am 24. April 1852, nachdem schon am 21. Febr. sein zweiter Sohn, Prinz Friedrich Wilhelm Ludwig, mit Wahrnehmung der Regierungsgeschäfte beauftragt worden war. Die Frage wegen der Regierungsnachfolge fand dadurch ihre Lösung, daß mit Zustimmung des regierungsunfähigen Erbgroßherzogs Ludwig u. unter Beirath der Agnaten der eben genannte Prinz Friedrich als Prinz-Regent die Regierung übernahm. Ein großer Gnadenakt für viele politische Gefangene bezeichnete dies Ereigniß.

Bei dieser Gelegenheit trat das tiefe Zerwürfniß zwischen der Regierung u. der klerikalen Partei zu Tage. Schon 1848 hatten zwischen der Regierung und dem Erzbischof Vicari von Freiburg Irrungen hinsichtlich der gemischten Ehen Statt gefunden, waren jedoch durch anderweite Ereignisse verdrängt worden. Unter dem 30. Januar 1851 hatte darauf die 2. Kammer in einer Adresse an den Großherzog den Wunsch ausgesprochen, daß die Regierung unter Benehmen mit den übrigen Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz in Erwägung ziehen möge, ob nicht unter vollständiger Wahrung der Hoheitsrechte rücksichtlich der Erziehung und Anstellung der Geistlichen, der Disciplinargewalt über dieselben und der Verwaltung und Verwendung der Kirchenvermögens neue Bestimmungen zu treffen wären, während auch die 1. Kammer um Niedersetzung einer Kommission gebeten hatte, welche diejenigen Gesetze und Verordnungen vorbereiten sollte, wodurch der katholischen Kirche die gebührende Selbstständigkeit eingeräumt würde. Dagegen hatten die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz, gestützt auf die Beschlüsse der würzburger Konferenz von 1848, unter dem 5 Februar 1851 bei den betreffenden Regierungen eine Denkschrift eingereicht, worin sie darüber Beschwerden führten, daß Seminarien im Sinne des tridentinischen Kirchenraths noch nicht beständen. Wo solche Seminarien noch nicht eingerichtet werden könnten und deswegen einstweilen Konvikte mit den katholischen Gymnasien zu verbinden wären, müsse der Bischof die alleinige Leitung der letzteren haben. Ferner forderte die Denkschrift Beseitigung des landesherrlichen Placet bei päpstlichen Bullen u. Breven, bischöflichen Ausschreiben an den Klerus und Hirtenbriefen an die Gemeinden, Ueberantwortung des Vermögens der Stifter, Ableien und Klöster an die Kirche und Widerrufung aller seit der Säkularisation von 1803 erlassenen, die Kirche „vielfach beeinträchtigenden" Gesetze. Diesem Vorgehen der Bischöfe gegenüber hatten die betreffenden fünf Staaten beschlossen, in einer zu Karlsruhe abgehaltenen Konferenz von Bevollmächtigten die Forderungen der Denkschrift prüfen u. gemeinschaftliche Beschlüsse darüber verabreden zu lassen, was ohne Gefährdung der staatlichen Interessen zugestanden werden könne. Noch ehe jedoch die Bevollmächtigten zusammentraten, hatten sich die Bischöfe in Freiburg zu einer Berathung versammelt, deren Resultate eine „gehorsamste Vorstellung" vom 10. Februar 1852 war, worin sie erklärten, daß es sich nicht um Hebung einzelner Mißstände, sondern um die Abschaffung eines ganzen Systems handle, und schließlich gelobten, Alles daran zu setzen, daß ihnen ihr Recht werde. Dieselbe Entschiedenheit legte der Erzbischof Vicari in einer B. allein berührenden Angelegenheit an den Tag. Höchster Entschließung zufolge sollte nämlich der Trauergottesdienst für den protestantischen Großherzog Leopold in den katholischen Kirchen des Landes am 10. Mai Statt finden. Dem entgegen ordnete das erzbischöfliche Ordinariat an, daß Tages vorher nur ein Abendgottesdienst mit Gesang abgehalten werden solle. Die Regierung, auf vorhergegangene Fälle verweisend, beharrte bei ihrem Verlangen, ohne jedoch den Erzbischof zu einer Abänderung seiner Verfügung bewegen zu können. Die Pfarrgeistlichen schwankten darauf in ihrer Haltung; ein Theil befolgte die Vorschriften der Regierung, ein anderer die des Erzbischofs, Einzelne unterließen den Gottesdienst gänzlich. Die Streitfrage schien durch einen Schriftenwechsel zwischen dem Prinz-Regenten und dem Erzbischof gänzlich beigelegt, als Mitte Juli unerwartet ein Hirtenbrief des Erzbischofs erschien, der einen strengen Tadel gegen die ungehorsamen Geistlichen enthielt, welche in dem beregten Falle das Meßopfer dargebracht hatten, und dieselben zur Abhaltung von Bußübungen im Klerikalseminar zu St. Peter im Schwarzwalde aufforderte. Diejenigen, welche die Abhaltung des Gottesdienstes ganz versäumt hatten, sollten nur die Erklärung künftigen Gehorsams abgeben und ihren Fehler durch ein gutes Werk büßen. Die 110 Geistlichen der ersten Kategorie, bei Nichtstellung zu St. Peter mit Amtsentsetzung bedroht, versammelten sich zum Theil am 27. Juli zu Rotheufels und unterzeichneten eine demüthige Abbitte an den Erzbischof, zugleich um Erlaß der angeordneten Strafe nachsuchend. Dagegen erließ nun die Regierung ein Reskript, worin unter Hinweisung darauf, daß der erzbischöflichen Verfügung wegen des mangelnden Placet keine Rechtskraft beizulegen sei, den betreffenden Geistlichen vollständiger Schutz zugesichert wurde, es ihnen jedoch freigestellt ward, nach ihrer moralischen Ueberzeugung zu handeln. Trotzdem unterzogen sich alle nach St. Peter Berufenen, mit Ausnahme weniger genügend Entschuldigten, vom 16. August an den auferlegten geistlichen Exercitien. Damit war dieses Zwischenspiel des Kirchenstreits abgethan; letzterer selbst entfaltete sich erst im folgenden Jahre in voller Stärke. Aus der Konferenz der Regierungsbevollmächtigten ging eine im Wesentlichen gleichlautende Erklärung vom 1 März 1853 hervor, welche den Bischöfen sehr erhebliche Zugeständnisse machte. Das landesherrliche

Placet sollte beschränkt, der Verkehr der Katholiken mit dem heiligen Stuhle ausdrücklich freigegeben, die Verbindung eines Konvikts mit der katholisch-theologischen Fakultät angeordnet und die Mitwirkung der Staatsbehörden bei der Seminarprüfung in eine bloße Kenntnißnahme umgewandelt werden. Außerdem erließ die Regierung Verordnungen über die Verleihung von Kirchenpfründen, wodurch die bischöflichen Rechte bedeutend erweitert wurden, u. über die Ertheilung des katholischen Religionsunterrichts an den Volks- und Gelehrtenschulen, wodurch dem Erzbischof ein überwiegender Einfluß darauf eingeräumt wurde; das Institut der landesherrlichen Dekanate wurde aufgehoben, die Verwendung des Kirchenvermögens an die Zustimmung der erzbischöflichen Behörde gebunden und derselben unbeschränkte Kenntnißnahme von der Verwaltung dieses Vermögens zugestanden. Alle diese Zugeständnisse fanden aber die zu erwartende Anerkennung von Seiten der Bischöfe nicht. Schon am 6. März erließ der Erzbischof von Freiburg als Metropolitan der oberrheinischen Kirchenprovinz eine Protestation dagegen, und unter dem 12. April äußerten sich die Bischöfe dahin, daß sie in den Angelegenheiten, welche die Kirche und den Staat gemeinsam berühren, nicht mehr nach den bestehenden Gesetzen und landesherrlichen Verordnungen, sondern nach den Normen, die sie als dem Dogma u. dem Verfassungsrecht ihrer Kirche entsprechend aufgestellt, ihr Amt verwalten würden. Die Regierung verwies einfach auf die Landesgesetze, mit der Warnung, daß der Regent die Gesetze und die Verfassung des Staats gegen jeden Eingriff schützen werde, worauf die Bischöfe am 16. Juli mit einer ausführlichen Erklärung eine Denkschrift vom 18. Juni einreichten, worin die früher erhobenen Forderungen auf das positive Recht gestützt wurden. Würtemberg, das Großherzogthum Hessen, Nassau und Kurhessen zogen sich von nun an zurück, und der Streit beschränkte sich nun auf B. allein. Als die badische Regierung die Eingabe der Bischöfe vom 18. Juni unbeantwortet ließ, schritt der Bischof von Freiburg eigenmächtig vor; er wies bei den Seminarprüfungen selbst die Gegenwart eines landesherrlichen Kommissars zurück, besetzte Pfarreien, die früher von dem Landesherrn vergeben worden waren ꝛc., ja er verlangte statt einer Mitaufsicht über das Kirchenvermögen die Oberaufsicht über dasselbe und erließ an den Oberkirchenrath', der das landesherrliche Schutz- und Aufsichtsrecht über die Kirche auszuüben hat, unter Androhung der Exkommunikation die Weisung, daß derselbe sein Verhalten nur nach seinen Erklärungen zu regeln habe. Die Vorstellungen der Mitglieder des Oberkirchenraths blieben erfolglos, ebenso ein weiterer Versuch der Regierung, den Erzbischof auf den Weg der Unterhandlung zurückzuführen. Der Erzbischof erklärte offen, er werde sich die Rechte, welche die Regierung ihm verweigere, selbst zu verschaffen wissen, u. nun erst und nachdem eine nochmalige Aufforderung an den Erzbischof ohne Erfolg geblieben war, verfügte die Regierung unter dem 9. November, daß weder der Erzbischof, noch das Ordinariat, noch in ihrem Namen ein Dritter einen Erlaß ohne Zustimmung und Billigung des Regierungsspecialkommissars (Stadtdirektors Burger in Freiburg) ergehen lassen dürfe. Gleichzeitig war ein Erlaß des Ministeriums des Innern an die katholische Geistlichkeit gerichtet, worin derselben Treue gegen die Regierung, die sie zu schützen wissen werde, dringend empfohlen ward. Der Erzbischof antwortete mit Aussprechung des Bannes gegen den Stadtdirektor Burger und gegen die Mitglieder des Oberkirchenraths, während er zugleich einen Hirtenbrief erließ, der eine offene Kriegserklärung gegen die Regierung enthielt. Der Bann wie der Hirtenbrief wurden auf vielen Kanzeln verlesen, worauf die Regierung die Pfarrer, welche dies gethan hatten, verhaften, jedoch bald wieder in Freiheit setzen ließ. Die Regierung verweigerte die Auszahlung der Gehalte an die vom Erzbischof eingesetzten Priester und wies die fremden Geistlichen aus, die auf manchen Pfarreien zur Aushülfe dienten. Dagegen ließ der Erzbischof den betreffenden Gemeinden eröffnen, er werde ihnen keinen Seelsorger senden und habe den benachbarten Pfarrern untersagt, dort andere als die nothwendigsten Verrichtungen zu besorgen. Die Regierung nahm nun zwar durch Verordnung vom 25. März 1854 die Verfügung vom 9. November v. J. zurück, widerrief auch die Ausweisung der fremden Geistlichen, befahl jedoch gleichzeitig den Bezirksämtern, darüber zu wachen, daß die Rechte der Regierung nirgends verletzt würden, insbesondere darauf zu sehen, daß von den Verwaltern der Stiftungen ohne Anweisung der Regierungsbehörden keine Zahlung geleistet werde. Im eignen Hause des Erzbischofs wurde auf einen Hirtenbrief gefahndet, der wegen des Unterrichts in den Volksschulen an den Klerus gerichtet war, das Kanzleigebäude des Ordinariats auf gewaltsame Weise durchsucht u. mit der Bestrafung von Geistlichen fortgefahren. Dagegen ließ sich der Erzbischof durch Erklärung vom 12. April dahin vernehmen, daß er künftig keiner weltlichen Behörde irgend welche Einwirkung auf die Ausübung kirchlicher Rechte u. Pflichten, welche ihm laut der Denkschrift des oberrheinischen Episkopats zukämen, gestatten und deshalb weder selbst, noch durch die ihn untergebenen kirchlichen Stellen mit Staatsbehörden verkehren, auch keiner ihrer Verfügungen und Anordnungen innerhalb seiner Sphäre eine rechtsgültige Wirksamkeit beilegen lassen werde. Bei der Verweigerung der Gebühren an die von ihm bestellten Pfarrverweser habe er den betreffenden Geistlichen die Führung der bürgerlichen Standesbücher und überhaupt die Verrichtungen der bürgerlichen Staatsbeamtung verboten und werde nothgedrungen nun auch die ihrer Pfründen oder Gebühren beraubten Priester von ihren Stellen abberufen und die Pfarreien sperren, allen ihm unterstellten Geistlichen die Verrichtungen der Staatsbeamtung untersagen, seinem Ordinariat allen Verkehr mit dem Oberkirchenrath, allen ihm untergebenen Priestern den Verkehr mit Staatsstellen in kirchlichen Dingen verbieten, endlich Dekreturen auf das Vermögen der Kirche ertheilen und alle geeigneten Anordnungen treffen, um das Vermögen der Kirche von fremden Eingriffen zu befreien. In Folge dessen schloß die Regierung durch weitern Erlaß die Kirche von jedem Antheil an der Verwaltung ihres Vermögens aus, verfügte, daß alle etwaigen Weisungen der Kirchen- u. Stiftungsfonds unmittelbar, d. h. ohne Vermittelung der betreffenden Pfarrer, erlassen und alle die Verwaltung und Verwendung des Fondsvermögens betreffenden Geschäfte nicht mehr durch

den Pfarrer besorgt werden sollten, und verordnete unter dem 6. Mai, daß die Amtsvorstände in denjenigen Gemeinden, in denen es nothwendig erscheine, in der Stiftungskommission den Vorsitz entweder selbst als Regierungskommissäre führen, oder durch Stellvertreter führen lassen sollten, wobei jedoch der katholische Ortsgeistliche als Mitglied des Stiftungsvorstandes zu den Sitzungen einzuladen sei. Auf diese Ministerialverordnung antwortete der Erzbischof merkwürdigerweise schon um einen Tag früher, am 5. Mai. Er verordnete darin, daß die Ortsstiftungsvorstände das Kirchenvermögen in der bisherigen Weise unter seiner alleinigen Leitung verwenden sollten, daß jeder Verkehr mit weltlichen Stellen aufhören müsse, die Dekanate bei Rechnungsrevisionen ꝛc. an Stelle der großherzoglichen Aemter zu treten hätten, daß alle Stiftungsvorstände u. Rechner verpflichtet seien, keine Weisung weltlicher Behörden über Theile des Kirchenvermögens zu vollziehen, den Seelsorgern dagegen ihr volles Einkommen auszuzahlen; die Ortsgeistlichen aber wurden angewiesen, diese Befehle den Betreffenden mitzutheilen, sie über ihre Willensmeinungen zu Protokoll zu vernehmen, die Widerstrebenden zu entsetzen und dies erzbischöfliche Bekanntmachung von den Kanzeln zu verkündigen. Die Regierung mußte darin eine Aufreizung gegen die Staatsgewalt erkennen und fand sich veranlaßt, die Konfiskation der erzbischöflichen Schrift mit aller Strenge zu betreiben und die regierungsfeindliche Presse scharf zu überwachen, während die Einleitung einer strafgerichtlichen Untersuchung gegen den Erzbischof wegen Amtsmißbrauchs und wegen Störung und Gefährdung der öffentlichen Ruhe angeordnet wurde. Am 22. Mai wurde demselben seine Verhaftung angekündigt und er in seinem Zimmer durch Gensdarmen bewacht. Sofort stellte das Ordinariat alle Geschäfte ein, berichtete nach Rom, damit der Papst für die Verwaltung der Diöces Fürsorge treffe, und ermächtigte bis dahin die Dekanate zu solchen Anordnungen, welche die Noth des Augenblicks erheische. Es wurde große Kirchentrauer angeordnet, jeder Altar seines Schmuckes entkleidet, das Geläute eingestellt und jede Gemeinde zu Gebeten versammelt. Das gefürchtete Interdikt trat indessen nicht ein, und am 31. Mai wurde die Haft des Erzbischofs, weil die Untersuchung geschlossen sei, wieder aufgehoben. Inzwischen hatten auch die Stiftungsräthe ihre Stimmen abgegeben, und zwar in einer für die Regierung günstigen Weise. Für den Erzbischof waren von 566 Stiftungsräthen etwas über ein Drittheil (194), für die Regierung fast die Hälfte (287) Stimmen gefallen; die Zahl der Neutralen betrug 125. Nun kam es aber bei Gelegenheit der Abforderung von Stiftungslisten und Akten von den Pfarrern hier und da zu Thätlichkeiten, indem einzelne Gemeinden ihre Geistlichen zu schützen suchten. Im Odenwalde wollte man eine solche Gährung bemerken, daß die Regierung Executionstruppen dahin beorderte, die vom 28. Mai bis 23. Juni blieben und den betreffenden 11 Gemeinden einen Kostenaufwand von 16,262 Gulden verursachten, worauf der ganze Odenwald bis auf 3 Gemeinden sich der Regierung unterwarf. Hatte die Regierung faktisch gesiegt, so gab der Erzbischof doch auch jetzt nicht nach. Am 18. Juni verkündete er wieder den großen Kirchenbann gegen zwei Beamte, weil sie in kirchlichen Dingen die Zuständigkeit der Kirchengewalt leugneten, der kirchlichen Autorität keine Folge leisteten ꝛc., wogegen die Regierung gegen verschiedene Pfarrer wegen Mißbrauchs des Predigtamts Untersuchung anstellen ließ, eine neue Durchsuchung der erzbischöflichen Kanzlei befahl, gegen Redaktionen auswärtiger Blätter Preßprozesse anhängig machte und mehre Personen polizeilicher Bewachung unterwarf. Der päpstliche Stuhl, mit welchem Graf von Leiningen-Billigheim als außerordentlicher Gesandter des Prinz-Regenten verhandelte, nahm in einer Note vom 8. Juni in einer entschiedenen Sprache Partei für den Erzbischof rücksichtlich seines Ausschreibens vom 5. Mai, sprach aber in Folge weiterer Verhandlungen unter dem 24. Juni seine Bereitwilligkeit zu einem friedlichen Abkommen aus, u. so kam zunächst ein Interim zu Stande, das in seinen wesentlichen Punkten Folgendes festsetzte: Der Erzbischof soll in seinen vollkommenen Rechtsstand wieder eingesetzt, jedes Verfahren und besonders der Prozeß gegen ihn sistirt werden; eben so soll das Verfahren und sollen alle Strafen aufgehoben werden, welche gegen Priester oder Laien wegen Befolgung der Befehle des Erzbischofs eingeleitet oder erlannt worden sind. Bis zum Abschluß der Vereinbarung hinsichtlich der Pfründen, auf welche die großherzogliche Regierung Privatrechte nachweisen kann, soll der Erzbischof die erledigten Pfründen mit Verwesern besetzen, und die Regierung macht sich verbindlich, diesen die angewiesenen Gehalte verabfolgen zu lassen. Die Verwaltung der kirchlichen Lokalstiftungen wird in den früheren Stand gesetzt, so daß die kirchlichen Beamten dabei den Vorsitz führen. Die vom Papste der Entscheidung des Erzbischofs anheimgestellte Frage wegen Zurücknahme der Exkommunikation der Oberkirchenräthe hatte in sofern für dieselben keine Bedeutung, als die Regierung ihnen die staatliche Stellung garantirt hatte.

Neben den kirchlichen Streitigkeiten traten die übrigen Ereignisse dieser Zeit ziemlich in den Hintergrund. Am 1. Sept. 1852 war der Kriegszustand im Großherzogthum endlich aufgehoben u. die Wirksamkeit der bürgerlichen Behörden völlig wieder hergestellt worden. Am 2. Juni 1853 schied der Minister des Innern, Marschall von Bieberstein, aus dem Ministerium aus und ward provisorisch durch den Justizminister von Wechmar ersetzt. Die am 12. Januar 1854 durch den Prinz-Regenten eröffneten Kammern beschäftigten sich mit wenigen Ausnahmen, z. B. des Gesetzes über Untheilbarkeit der Güter, nur mit finanziellen Arbeiten. Die für den Prinz-Regenten geforderte Civilliste von 650,000 Gulden, sowie die von der Regierung verlangte Anleihe von 10 Millionen Gulden zu Eisenbahnbauten und die Vermehrung des umlaufenden Papiergeldes um 1 Million Gulden wurden bewilligt. Von Bedeutung für die politische Stellung des Landes war die Verlobung des Regenten mit der Prinzessin Luise Marie Elisabeth, einer Tochter des Prinzen von Preußen; sie ward am 30. September 1855 in Koblenz vollzogen und war von sehr ausgedehnten Gnadenakten gegen politische Verbrecher begleitet. Am 24. Novemder traten die Kammern zusammen, welche der Regent am 28. November mit einer Thronrede eröffnete, worin die Vorlage von Gesetzentwürfen zu besserer Ord-

nung des Gemeindehaushaltes und über Zusammenlegung der Grundstücke verheißen wurde. Außer einer Erhöhung der Grund-, Häuser- und Kapitalsteuer vereinbarte die Regierung mit den Kammern ein Gesetz, wonach die Scheine zu 5% Zinsen des 1848 und 1849 aufgenommenen Eisenbahnanlehens (über 4 Mill. Gulden) in 4½procentige umgewandelt oder im Nennwerth eingelöst wurden; ferner ein Gesetz über Zusammenlegung von Grundstücken einer Gemeindeflur, ein Gesetz, um die Preßverhältnisse mit dem Bundesgesetze von 1854 in Uebereinstimmung zu bringen, und ein Gesetz zur Aufbringung und Vertheilung der Beiträge zur Deckung der Gemeindebedürfnisse. Die Verhandlungen bezogen sich bis zum Schlusse des Jahres auf das Budget. Bei Gelegenheit des Ausgabebudgets nahm die 2. Kammer am 29. Jan. 1856 einen Antrag an, worin die Regierung gebeten wurde, nach allen Kräften mitzuwirken zur Förderung der Einheit und Macht des deutschen Vaterlandes durch eine weitere Entwickelung der Bundesverfassung, welchem Antrag die 1. Kammer am 25. Februar beitrat, wobei sich der Minister des Aeußern beistimmend äußerte. In der That nahm die Regierung nach Schluß des Landtags, der am 19. April erfolgte, thätigen Antheil an mehren Konferenzen von Bevollmächtigten deutscher Staaten in Nürnberg zur Herstellung einer deutschen Handelsgesetzgebung, in Wien zur Vereinbarung eines gemeinschaftlichen Geldes für Deutschland u. Oesterreich, in München zur weitern Entwickelung des Postvereins und im Juni 1857 in Wien zur Verabredung gemeinschaftlicher polizeilicher Maßregeln. Im Jahre 1856 fand im Ministerium in sofern eine Aenderung Statt, als der bisherige Gesandte in Berlin, von Meisenburg, zum Minister des Aeußern, von Rüdt aber an der Stelle des strengkatholischen Grafen Andlaw zum Gesandten in Wien ernannt wurde; der frühere Minister des Innern v. Marschall ging als Gesandter nach Berlin, v. Wechmar trat vom Ministerium des Innern und der Justiz zurück und an seine Stelle von Stengel. Nachdem der Prinz-Regent mittelst Patents vom 5. September 1856 den Titel und die Würde eines Großherzogs angenommen, fand am 20. Sept. seine Vermählung mit der Prinzessin Luise Marie Elisabeth von Preußen Statt. Hinsichtlich des Kirchenstreits zeigte sich die Regierung versöhnlich. Als der Erzbischof von Freiburg im April 1857 sein 25jähriges Jubiläum feierte, ward er vom Großherzog selbst in einem Handschreiben beglückwünscht und ihm die Einrichtung und Leitung des katholischen Konvikts freigegeben. Nach langen Verhandlungen mit Rom, die der Staatsrath Brunner als außerordentlicher Gesandter beim päpstlichen Stuhl leitete, ward endlich am 28. Juni 1859 ein Konkordat abgeschlossen und am 3. Dec. veröffentlicht, welches in seinen 24 Artikeln der katholischen Kirche Alles gewährte, was der Erzbischof je gewünscht hatte. Er erhielt nämlich kraft desselben das Besetzungsrecht bei 209 Pfarreien, das Recht, im Einvernehmen mit der Regierung religiöse Orden einzuführen, die Entscheidung in Ehesachen, volle Disciplinargewalt über die Geistlichen und die Aufsicht über den Religionsunterricht in den Schulen, sowie über die theologische Fakultät in Freiburg, die Mitverwaltung des Kirchenvermögens ꝛc. Die Aufregung im Lande darüber war ungeheuer, und zwar nicht nur unter den Protestanten, sondern auch unter den aufgeklärten Katholiken, so daß in Folge einer denkwürdigen Kammerdebatte am 2. April 1860 ein neues Ministerium (Stabel und Lamey an die Stelle von Meisenburg und Stengel) eingesetzt und dann am 9. Oktober das Konkordat außer Wirksamkeit gesetzt und dafür ein mit den Ständen vereinbartes Gesetz publicirt wurde, welches in 17 Paragraphen die rechtliche Stellung der katholischen wie der evangelischen Kirche im Lande normirt. Der Erzbischof legte zwar in einer geharnischten Denkschrift Verwahrung dagegen ein, und ebenso protestirte man von Rom aus dagegen; die Regierung erklärte jedoch am 11. September ernstlich, daß sie in der Sache nichts ändern und nicht Gewalt an die Stelle des konstitutionellen Rechts setzen könne. Im Uebrigen ging das innere Verfassungsleben seinen regelmäßigen Gang fort. Regierung und Kammern zeigten sich den nationalen Bestrebungen zugeneigt, und als der Großherzog am 30. November 1861 persönlich die Kammern eröffnete, sprach er in der Thronrede offen aus, daß nur in einer festen und thatfähigen Organisation, welche Deutschland zur Vertretung seiner Macht und seines Rechts den Nachdruck eines einheitlichen Willens verschaffe, die Befriedigung der nationalen u. politischen Interessen des deutschen Volkes und somit auch B.s möglich sei.

Vergl. Heunisch, Das Großherzogthum B., Heidelb. 1856 ff.; Fecht, Der südwestliche Schwarzwald und das anstoßende Rheingebiet, Lörrach 1856 ff.; Bader, Das malerische und romantische B., Karlsr. 1843—46, 3 Bde.; Derselbe, Das badische Land und Volk, Freiburg 1853—56, Bd. 1 und 2; Mone, Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte, Karlsruhe 1855 ff.; Schöpflin, Historia Zaringo-Badensis, das. 1763, 7 Bde.; Sachs, Einleitung in die Geschichte der Markgrafschaft B., das. 1764—73, 5 Thle.; Schreiber, Badische Geschichte, das. 1817; Bader, Badische Landesgeschichte, das. 1836; Preuscher, Badische Geschichte, Karls. 1842; Drais, Gelchichte der Regierung und Bildung von B. unter Karl Friedrich, das. 1817—1818, 2 Bde.; Struve, Die Revolution in B., 1850; Bekk, Die Bewegung in B., Mannheim 1850; von Andlaw, Der Aufruhr und Umsturz in B., Freiburg 1850; Häusser, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution, von 1844 bis 1849, Heidelberg 1852; v. Corvin, Aus dem Leben eines Volkskämpfers, Amsterd. 1861, 4 Bde.

Baden, 1) (B. am Rhein, Baden-Baden), Stadt im badischen Mittelrheinkreise, am nördlichen Abhange des Schwarzwaldes, 2 Stunden vom Rhein, 7 Stunden von Karlsruhe und 10 Stunden von Straßburg entfernt, zwischen waldigen Bergen, im Thale der Oos (Oelbach), an einer Zweigbahn der badischen Eisenbahn gelegen, einer der glänzendsten und besuchtesten Badeorte Deutschlands. Die amphitheatralisch gebaute Stadt, 520 Fuß über dem Meere, ist Sitz eines Bezirksamts u. hat 7018 Einwohner, 3 Kirchen, ein Gymnasium, eine höhere Bürgerschule, eine Gewerbsschule, 2 Kleinkinderschulen und mehre Privaterziehungsanstalten. Das Innere der Stadt ist nicht schön, die Gebäude sind theilweise sehr alterthümlich und klein, die Straßen

unregelmäßig und eng, und noch vor wenigen Jahren führten schlechte, schmale Treppen nach den höhern Theilen der Stadt, rings herum zogen sich tiefe Gräben mit alten Mauern. Seinem größern Theile nach aber ist B. eine ganz neue Anlage, reich an prachtvollen Hotels und in edlem Style gebauten Privatwohnungen; selbst die Reize der Natur haben durch die hülfreiche Hand der Kunst unendlich gewonnen. Oeffentliche Plätze fehlen. Die Stadtpfarrkirche, auf dem Platze, wo früher ein römischer Tempel war, enthält die Grabmäler von 14 Mitgliedern des markgräflich badischen Hauses und 6 sehenswerthe Altarblätter von Lill nach Guido Reni. Die in Form eines altgriechischen Tempels erbaute Antiquitätenhalle unweit der Stadtkirche enthält römische Alterthümer, welche in B. und in der Umgegend aufgefunden wurden. Gerade gegenüber liegt die Trinkhalle, eine 100 Fuß lange Kolonnade von dorischen Säulen; eine neue, großartigere wurde nach Hübsch'Plane am Wege vom Theater nach dem badischen Hof gebaut. Das großherzogtiche Palais, am Wege nach dem Konversationshause, ist von einem freundlichen Garten umschlossen. Reizend ist die Villa der verstorbenen Großherzogin Stephanie. Ueber der Stadt erhebt sich das neue Schloß, gegründet vom Markgrafen Christoph I., neu gebaut vom Markgrafen Philipp II. 1579 und nach der Zerstörung 1689 in seiner jetzigen Form hergestellt, mit prächtiger Aussicht. Dasselbe steht auf Substruktionen eines alten römischen Tempels und Bades und ist von einem schönen Garten umgeben. B. hat Fabriken in Leder, Strohstühlen, Seiler-, Fayence- und Töpferwaaren, Seife, Lichten ꝛc. B.s Heilquellen ziehen jährlich Tausende von Fremden herbei. Man kennt 16 verschiedene Thermalquellen, deren Wasser jedoch nur durch die Verschiedenheit der Temperatur (54—37½° R.), nicht durch die ihres chemischen Gehalts wesentlich abweicht. Die Hauptquelle ist der „Ursprung", welche mächtig aus einer Felsenspalte hervorbricht und in 24 Stunden 7,345,440 Kubikzoll Wasser zu Tage fördert; ihre Temperatur ist 54° R. Das Wasser ist hell, hat den Geschmack von schwachgesalzener Fleischbrühe, auch einen fleischbrühartigen Geruch und entwickelt geschöpft nur wenig Luftblasen. Die specifische Schwere bestimmt Krapf zu 1030, Sulzer zu 1003 (das reine Wasser zu 1000 gesetzt). Die Quelle setzt kohlensauren Kalk und Eisenoxyd in Form eines Kalksinters von bräunlicher und brauner Farbe nieder. Von diesem ist ein weicher breiartiger, schwarzer, sehr fetter Niederschlag, Badeschlamm oder Bademoor, zu unterscheiden. Die bedeutendsten übrigen Quellen sind die Judenquelle (54° R.), die Höllenquelle (52° R.), die Quelle zum Ungemach (52¼° R.), die Klosterquelle (51° R.), der Brühbrunnen (50° R.), die zwei Mühlquellen (49 und 50° R.), die zwei Quellen zum kühlen Brunnen (38 und 44° R.), die vier Quellen der Bütte (40, 53 52 und 53° R.). Die Gegend, wo die Quellen zu Tage kommen, am Fuße der Terrasse des Schneckengartens, heißt die Hölle, die Felsart ist dort Gneis; in der Nähe der Quellen weicht nach Gmelin die Magnetnadel ab, und der Boden ist niemals mit Schnee bedeckt. Ihren Mischungsverhältnissen nach gehören die Mineralwässer von B. zu den schwachen Kochsalzthermen. Analysen derselben besitzen wir von Krapf, Sulzer, Hang, Otto, Wolf, Kastner, Kölreuter, Gimbernat u. A. Ihr Hauptbestandtheil ist Kochsalz; in einem Pfund Wasser finden sich 23 Gran Salze, darunter 16 Gran Kochsalz. Sie werden benutzt am häufigsten als Wasserbäder, als Getränk, als Douche, oder als Einspritzung bei Krankheiten des Uterinsystems und in Form von Thermaldämpfen. Im Allgemeinen ist der Gebrauch dieser Thermen in allen den Fällen indicirt, wo eine kräftige erregende Einwirkung auf Nerven- und Gefäßsystem gefordert wird, besonders bei vorwaltender torpider Schwäche. Das Wasser wirkt auf das Lymph- und Drüsensystem, befördert die Thätigkeit des Darmkanals, die Funktionen der Haut und der Nieren und ist besonders wirksam gegen Skropheln, Rheumatismus, Verrenkungen, Knochenbrüche, Blasenkatarrh und Harngries. Skrophulöse oder rheumatische chronische Hautkrankheiten, Lähmungen in Folge von Wunden oder Rheumatismen werden geheilt, gichtische Uebel wenigstens gebessert. Die Dampfbäder finden ihre Anwendung bei chronischen Hautübeln, Gicht, Rheumatismus, Gliedersteifigkeit u. dgl. Unzweckmäßig ist der Gebrauch dieser Bäder bei vollsaftigen, zu Blutungen geneigten Personen, sowie zur Zeit der Menstruation. Die Douchebäder haben gewöhnlich eine Temperatur von + 24° bis + 28° R. und werden besonders gegen Stockungen und Geschwülste, sowie hartnäckige Rheumatismen und Lähmungen gebraucht, auch werden Thermalwassereinspritzungen in die Mutterscheide bei weißem Fluß, Anschwellungen und Geschwüren des Gebärmutterhalses, unterdrückter Menstruation u. bei Unfruchtbarkeit angewendet. Der Badeschlamm wird seiner auflösenden und erweichenden Wirkung wegen bei empfindlichen Geschwüren, Steifheit der Gelenke, Schwerhörigkeit u. dgl. verordnet. B. hat auch ein Stahlwasser, das in großer Menge zu Tage gefördert werden kann und 1½° F. kühler als die mittlere Temperatur der Erde ist. Für die Stahlbäder bestehen 2 Badeanstalten: das Stephanienbad, bei der nach Lichtenthal führenden Eichenallee, und das Stahlbad in der lichtenthaler Vorstadt. Man gebraucht es zu Nachkuren nach der Anwendung des warmen Mineralwassers von B., bei hysterischen und hypochondrischen Uebeln, Bleichsucht, schwacher Menstruation, Schwäche der Zeugungsorgane, Rhachitis, Skorbut, Diarrhöe, Nervenkrankheiten und Lähmungen. Auch der nahen eisenhaltigen Mineralquelle zu Lichtenthal bedienen sich die Kurgäste von B. oft mit Nutzen als Nachkur. Unter den Anlagen im Freien nimmt die Promenade den ersten Platz ein; hier ist der Bazar, auf welchem die Kunsterzeugnisse von Paris, Wien, Frankfurt und Berlin ausgelegt werden; nächstdem sind die englischen Anlagen am meisten frequentirt. Das Konversationshaus, der Sammelplatz von Badegästen aus allen Ländern, zeichnet sich ebenso durch die Zweckmäßigkeit seiner Konstruktion, als durch die Pracht seiner Dekorationen aus. So wirksam nämlich die Mineralquellen B.s auch sind, so sind sie doch nicht die eigentliche Ursache der außerordentlichen Frequenz dieses Kurorts, der vielmehr durch die hier in Fülle gebotenen Gelegenheiten zum Genuß, worunter die Spielbank nicht der am wenigsten ziehende ist, die reiche und vornehme Welt anlockt. Das Theater ist klein und ziemlich unbedeutend. Die Saison beginnt in B.

schon im Mai, aber die größte Fremdenzahl trifft man in den Monaten Juli und August. Spaziergänge in der Umgegend bieten das alte Schloß, dessen Souterrain im Mittelalter Sitz eines Fehmgerichts war; die Felsen hinter diesem und die Felsenbrücke; Altedenstein, mit wunderbar pittoresker Lage; der Mercuriusberg, mit einer alten Bildsäule; die Wolfsschlucht, Teufelskanzel, Engelskanzel, das Steinwäldchen, der Häßlich und die Eichenallee am Wege nach Lichtenthal. Für weitere Ausflüge eignen sich das Kloster Lichtenthal, die Seelach, Oberbeuren, Geroldsau mit seinem Wasserfalle, der Schafsberg, Sauersberg, die Yburg und der Fremersberg, sowie Balg, Oos, Scheuern, das nahe Murgthal und viele andere Punkte. Der Ursprung B.s reicht in das graue Alterthum zurück. Nach einer alten Sage soll schon zu den Zeiten des römischen Königs Tarquinius Priscus eine celtische Kolonie sich hier niedergelassen haben. Ueberreste von Bädern, Piscinen ꝛc. beurkunden durch Inschriften, daß schon 108 nach Chr. Bassianus Caracalla hier sich aufgehalten und ein römisches Bad errichtet habe. Von Kaiser Alexander Severus, welcher um 221 in dieser Gegend verweilte, erhielt die Stadt den Namen Respublica Aurelia aquensis, und unter Kaiser Caracalla gedieh sie zu hohem Flor. Bei dem Einfall der Alemannen 234 wurde wahrscheinlich auch die aurelische Bäderstadt verwüstet, aber von Aurelius Probus, der 277 die Alemannen zurücktrieb, wieder aufgebaut. Nachdem bald nach seinem Tode die Alemannen sich des Landes diesseits des Rheins bemächtigt, kam auch B. in ihre Hände, und zwar kam es bei der Eintheilung Alemanniens in Gaue zum Uzgau (Oosgau, Ufgau). Nach der Besiegung der Alemannen 496 durch Chlodwig kam es an die Franken und wurde zu Austrasien geschlagen. König Dagobert schenkte es 645 mit seiner ganzen Gemarkung dem Kloster Weißenburg im Speyergau, und König Ludwig der Deutsche wiederholte und bestätigte diese Schenkung der „warmen Wasser im Uzgaue." Heinrich III. verlieh 1046 das durch seinen Vater erworbene Gut in dem „Orte Badin (welcher Name hier zum ersten Male vorkommt) in dem Ufgaue" der Marienkirche in Speyer. Damals gehörte B. zur Grafschaft eines Grafen Adelbert. Im Jahre 1073 tauschte Kaiser Heinrich IV. das Domänengut B. von einem Ritter Bodo ein, und 1101 schenkte er alle seine Kammergefälle zu Badum dem Hochstifte Speyer. Im J. 1362 belehnte Kaiser Karl IV. den Markgrafen Rudolf I. mit der Stadt und dem Burgstall B.; derselbe Kaiser soll auch die alten Bäder zu B. wieder hergestellt haben. Markgraf Christoph I. erbaute sich ein Schloß in B. und verlieh der Stadt viele Gerechtsame, und B. begann seiner Heilquellen wegen bald so berühmt zu werden, daß es schon damals von 3000 Badegästen besucht wurde. Als 1561 die Pest in der ganzen Umgegend wüthete, ließ man in B. die heißen Quellen überströmen und durch die Straßen dampfen, u. die Stadt blieb von der Pest verschont. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatte B. zum ersten Male die höchste Stufe seines Glanzes erreicht. Wegen seiner zwei festen Schlösser galt es selbst für einen strategisch wichtigen Punkt. Im 30jährigen Kriege nahmen 1632 die Schweden unter Horn die Stadt in Besitz, und die Einwohner mußten dem Könige von Schweden und dem evangelischen Markgrafen von Baden-Durlach huldigen. Nach der Schlacht bei Nördlingen 1634 zogen die Oesterreicher und mit ihnen der katholische Markgraf Wilhelm wieder ein, und 1643 wurde es von den Franzosen erobert und geplündert. Im orleans-pfälzischen Successionskriege ließ der französische Marschall Duras die Mauern niederreißen und am 24. August 1689 die ganze Stadt niederbrennen. Nach dem Frieden von 1697 erbaute die Markgräfin Sibylle Auguste auf den Trümmern des alten das jetzige Schloß, und allmählig erhob sich auch die Stadt wieder aus ihren Trümmern. Allein der Wohlstand B.s war vernichtet, der Ruhm seiner Heilquellen verhallt, und Markgraf Ludwig Wilhelm der Siegreiche verlegte 1706 die Residenz nach Rastadt. Damals wurden die Bäder meist nur von Leuten aus der Nachbarschaft besucht, bis endlich zur Zeit der französischen Revolution viele reiche Emigranten und andere Fremde nach B. kamen und das Bad durch den rastadter Friedenskongreß (9. December 1797 bis 28. April 1799) noch mehr berühmt wurde. Jetzt erschienen Beschreibungen von B., Bauten erhoben sich, 1802 erstand die Antiquitätenhalle, 1808 das Gesellschaftshaus und, als dieses zu klein geworden war, 1822 das Konversationshaus und der Pächter der Hazardspiele bezahlte schon 29,000 Gulden jährliches Pachtgeld. Besonders seit 1814 hat B. seinen fast 2000jährigen Ruhm wieder erlangt und ist Modebad geworden. Hier wurde am 17. Juli 1796 der Waffenstillstand zwischen den Franzosen und den Würtembergern geschlossen. Vgl. Klüber, Beschreibung von B., 2 Bde., Tübingen 1810; Fr. J. Krapf, Beschreibung der warmen Bäder zu B, 1794—1818; W. L. Kölreuter, Die Mineralquellen im Großherzogthum Baden ꝛc., 1. Jahrg. 1820; Heyfelder, Die Heilquellen des Großherzogthums Baden, des Elsaß und Wasgau, 2. Aufl., Stuttgart 1846; Schreiber, B., die Stadt, ihre Heilquellen und Umgebung, das. 1843; Huhn, Beschreibung von B., Baden 1851.

2) B. (B. bei Wien), Stadt in Oesterreich unter der Enns, an der Schwöchat, zwei Meilen von Wien, an der Eisenbahn, berühmter Badeort mit 5300 Einwohnern, welche sich mit verschiedenerlei Fabrikarbeiten, besonders in Stahl u. Messing beschäftigen. Die Stadt, die Sommerresidenz mehrer Erzherzöge, liegt am Eingange des lieblichen Helenenthales, 672 Fuß über dem Meere an den Ausläufern der Alpen. Schon die nächsten Umgebungen B.s haben eine subalpine Vegetation und bieten dem Botaniker eine reiche Ausbeute an seltenen Pflanzen, dem Paläontologen an Petrefakten dar. Von den umliegenden Bergen wird die Stadt durch Wasserleitungen mit gutem schwefelfreien Trinkwasser versehen. Einige dieser Berge sind mit Ruinen, z. B. die Ritterburgen Rauheneck, Scharfeneck u. Rauhenstein, geziert, und auf einer Anhöhe des Helenenthales steht die Weilburg, ein Monument des Erzherzogs Karl, welches er sich selbst gesetzt. Die Stadt hat, sammt den angebauten Ortschaften Weikersdorf und Gutenbrunn, nahe an 1000 Häuser, eine schöne Pfarrkirche und 4 Kapellen, eine Normalschule, ein Theater u. eine Arena, mehre Gast- u. Kaffeehäuser. An Humanitätsanstalten befinden sich hier: das Haus der Wohlthätigkeit, wo alljährlich 5—600 arme Badebedürftige verpflegt wer-

den, das von einem Vereine adeliger Damen gegründete Marienhospital, das durch die Munificenz des Kaisers Franz I. erbaute k. k. Militärhospital, wo alljährlich mindestens 200 Offiziere u. 1600—1700 Soldaten verpflegt werden, die humane Stiftung des wiener Großhändlers Tedesko, zur Hälfte für Christen u. zur Hälfte für Israeliten bestimmt, das städtische Bürgerspital, das städtische Lazareth und eine Kinderbewahranstalt. Zu Promenaden dienen der schöne Park, die langischen Anlagen, der Dobblhofgarten, der Sauerhofgarten, der Gutenbrunnenschloßgarten, die alexandrowitzischen Anlagen, die Anlagen nächst der Weilburg, die sogenannte Hauswiese, mehre schöne Bergpartien und sonstige Spaziergänge; zu weiteren Ausflügen die Krainerhütte, das Jägerhaus, Meierling, Vöslau, Merkenstein, Schönau ꝛc. Im Parke befindet sich die schöne Trinkhalle, wo auch andere Mineralwässer stets in bester Qualität zu haben sind. Die dortigen Mineralquellen gehören zur Klasse der Schwefelbäder. Die Reichhaltigkeit dieser Quellen, deren Temperatur von + 20—29° R. (also vom Lauwarmen bis zur Blutwärme) variirt, dürfte von keiner andern Mineralquelle erreicht werden. Ueber 82,000 österreichische Eimer Mineralwasser entströmen diesen Quellen innerhalb 24 Stunden, und Vollbäder, in denen 80—90 Personen zugleich baden können, sind in kaum 3 Stunden mit Mineralwasser angefüllt. Es befinden sich in B. 12 Mineralgesellschaftsbäder (Vollbäder), 15 Separatbäder (Stundenbäder), eine Mineralschwimmschule, eine Kaltwasserschwimmschule, ein russisches Dampfbad und Wannenbäder von schwefelfreiem Wasser, endlich ein Dampf- und Douchebad von Mineralwasser. Sechs Vollbäder, 10 Stundenbäder, ferner das russische Dampfbad u. die Wannenbäder gehören der Kommune und bilden die städtischen Bäder, die übrigen Bäder gehören Privatpersonen an. Eine Stunde von B. entfernt ist das in neuester Zeit bekannt gewordene Vöslauerbad, dessen Quelle als der letzte Ausläufer der badener Quellen betrachtet werden kann. Das Wasser dieser Quellen ist vollkommen klar, wird aber an der Luft leicht trübe und besitzt einen durchdringenden Schwefelgeruch u. Geschmack. Die dem Wasser entsteigenden flüchtigen Bestandtheile veranlassen an den Wänden ein Sublimat von zarten gelben Krystallen, welches als badener Salz in den Handel kommt. Der Niederschlag der Quellen gibt sowohl über, als unter der Erde einen eigenthümlichen Badeschlamm. Nach ihrer verschiedenen Temperatur theilt man die Quellen in vier Klassen. Die erste Klasse enthält die wärmsten Bäder von 29 bis 30° R., nämlich die 2 Halbbäder (Ursprungsbäder), das Josephsbad, das Franzensbad, das Neue- oder Karolinenbad und die Franzensquelle; die zweite Klasse umfaßt die Bäder von 28½—27° R.: das Sauerbad, Antonsbad, Herzogsbad, die 6 Theresien- und die Leopoldsbäder, das Johannisbad, das Armeleutbad und das Peterbad; die dritte Klasse begreift die Bäder von 27—26° R., namentlich die Engelburg- und Marienbäder; zur vierten Klasse endlich gehören die Bäder von 46—23° R., das Peregrinnsbad. Die Quellen von B. gehören zu den flüchtigsten und kräftigsten warmen Schwefelquellen Deutschlands. In der Wirkung analog den Thermalquellen von Aachen, nur weniger reizend und durchdringend, nehmen sie vorzugsweise die äußere Haut, die Schleimhäute und das Leber- und Pfortadersystem in Anspruch; äußerlich als Bad benutzt, wirken sie erregend, belebend, diaphoretisch, häufig einen Ausschlag eigener Art (psydracia thermalis) erregend, innerlich auflösend auf das Leber-, Pfortader- und Uterinsystem, eröffnend, diaphoretisch, specifisch auf die Mischungsverhältnisse der Säfte. Nachtheilig und zu widerrathen ist der Gebrauch der badener Schwefelbäder bei Kranken, welche an einem hohen Grade von Entkräftung und Schwäche leiden, bei Vollblütigkeit, Neigung zu aktiven Blutflüssen, Disposition zu Schlagfluß und endlich bei bedeutenden örtlichen Affektionen, wie innern Exulcerationen, Aneurysmen, polypösen Auswüchsen der Gebärmutter, heftigen lokalen, gichtischen Entzündungen u. dgl. Aeußerlich benutzt man das badener Thermalwasser als Wasserbad in Form ganzer Bäder, als Halb- oder Fußbad, als Douche- oder Tropfbad, auch als Klystier; endlich als Dunst- oder Qualmbad, und den Badeschlamm als Umschlag bei Lokalleiden. Bei Trägheit des Darmkanals erhöht man die eröffnende Wirkung des Wassers durch einen Zusatz von karlsbader Salz. Die Krankheiten, in welchen sich die badener Bäder bewährt haben, sind hartnäckige rheumatische und gichtische Leiden, in sofern sie nicht entzündlicher oder venerischer Art sind; Lähmungen von gichtischen Metastasen, oder als Folge von Bleivergiftung, hysterische Beschwerden, chronische Leiden der Schleimhaut der Luftwege, asthmatische Zufälle, hartnäckiger Husten; Stockungen im Leber- und Pfortadersystem, Geschwülste, Verhärtungen gichtischer oder skrophulöser Art, chronische Krankheiten des Uterinsystems durch Schwäche bestimmt, chronische Hautausschläge, hartnäckige Geschwüre. Bei der reizenden Lage des Ortes und der Nähe von Wien ist B. übrigens mehr Vergnügungs- als Kurort; an Sonn- und Festtagen besonders strömt ein großer Theil der Bewohner Wiens nach B., das jährlich 10—15,000 Menschen an sich zieht. Die Bäder sind seit den Römerzeiten bekannt; schon Marcus Aurelius gedenkt ihrer unter dem Namen Aquae pannonicae. Als um die Mitte des 3. Jahrhunderts die Römer die Herrschaft in Oberpannonien verloren, schienen die Bäder zu B. in Verfall gerathen zu sein; aber im 11. und 12. Jahrhundert, als die Babenberger ihre Residenz in der Nähe nahmen, hoben sie sich wieder. Rühmlichst wird ihrer im 16. und 17. Jahrhundert von den Balneologen jener Zeit, besonders von Eichenreuter, Günther von Andernach, Thurneiser u. A. gedacht; 1767 und 1797 fand man noch Ueberreste römischer Bäder. Im Jahre 1812 litt die Stadt durch einen großen Brand. Vgl. Rollet, B. in Oesterreich, Wien 1838.

3) B. (B. in der Schweiz, auch Oberbaden genannt), Bezirksstadt im schweizerischen Kanton Aargau, an der Limmat, mit 2300 meist katholischen Einwohnern, hat ein uraltes Rathhaus, eine katholische und eine evangelische Kirche, ein Nonnen- u. Kapuzinerkloster, ein neues u. altes Schloß (Stein zu B.), ein Bürgerspital, von Kaiser Albrechts Tochter Agnes gestiftet u. ein Zuchthaus. Mit Zürich ist die Stadt durch eine Eisenbahn verbunden. 600 Schritte von der Stadt befinden sich die berühmten Thermalquellen, 19 an der Zahl, die täglich über 3 Millionen Pfund Wasser liefern. Die großen Bäder befinden sich am linken Ufer der Limmat;

zwei derselben gehören der Stadt, die übrigen (142) Privaten. Das wärmste und besuchteste ist das Verenabad; am rechten Limmatufer liegen die kleinen Bäder, worunter 2 Freibäder. Es ist hier eine Medicinalinspektion, für die armen Badegäste auch eine Armenpflege eingerichtet. Das Wasser ist hell, entwickelt wenig Luftbläschen, hat einen schwach salzigen Geschmack und schwach hepatischen Geruch. Bauhof, Rüsch und Kottmann bestimmen die Temperatur des Wassers durchschnittlich auf 37° R., seine specifische Schwere beträgt, nach Morell, 1,001¾. Rüsch rechnet die badener Quellen zu den Schwefelthermen; chemische Analysen lieferten Morell und Bauhof. Das Schwefelwasserstoffgas scheint in verschiedenen Quellen in verschiedenem Verhältniß enthalten zu sein, in allen ist aber dasselbe nur schwach an das Wasser gebunden. Die Wirkung ist flüchtig reizend, die Thätigkeit aller Systeme, vorzüglich aber der Sekretionsorgane, namentlich der äußern Haut, der Schleimhäute und Nieren bethätigend. Nach Kottmann ist die Anwendung der Thermen kontraindicirt in folgenden Fällen: bei großer Anfregung des Gefäßsystems, Disposition zu aktiven Kongestionen, Blut- und Schlagflüssen und Entzündungen, bei serösen Profluvien, Verhärtungen der Leber, des Pankreas, des Magens, Tuberkeln der Lunge, Skirrhen, fieberhaften Beschwerden, bei wirklicher Abzehrung, bei Kacherien skorbutischer Art, endlich bei sehr hohem Grade von Schwäche torpider Art, oder mit dem Charakter des Erethismus. Die Krankheiten, in welchen Kottmann die badener Quellen vorzüglich empfiehlt, sind: Gicht und chronische Rheumatismen, Krankheiten des Uterinsystems, sparsame, unregelmäßige Menstruation, Stockungen im Uterinsystem mit krampfhaften Beschwerden komplicirt, Unfruchtbarkeit, Hämorrhoiden, chronische Nervenkrankheit mit dem Charakter des Erethismus, chronische Leiden der Brust, chronische Metallvergiftungen, namentlich durch Blei und Quecksilber, chronische Hautausschläge, besonders Geschwüre gichtischer Art und nässende Flechten, Geschwülste, Milchknoten ꝛc. (doch ohne Erfolg bei venerischen Verhärtungen u. Balggeschwülsten), Hypochondrie, Wurmbeschwerden, Wechselfieber. Benutzt werden die Quellen als Wasserbad, als Getränk, als Klystier und Umschlag, Dampf- und Douchebad. Das badener Wasser setzt einen festen Badestein ab, den Bauhof analysirt hat. Die Stadt B. ist eine der ältesten Orte der Schweiz; schon die Römer hatten hier ein Kastell (castellum thermarum), und die Heilquellen waren unter dem Namen Aquae Verbigenae Thermae oder Aquae Helvetiae, die Stadt als Vicus thermarum oder Thermopolis bekannt. Im Mittelalter stand hier eine wichtige Veste, der Stein zu B. genannt, von wo aus die Herzöge von Oesterreich ihre Streitkräfte gegen die schweizer Eidgenossen zu führen pflegten. Die Stadt erhielt hiervon den Namen Herzogen-Baden. Diese Veste wurde 1415 zerstört, 1661 wieder aufgebaut u. 1712 abermals von den Bernern und Zürichern geschleift. Von 1424—1712 wurden zu B. die jährlichen und auch viele außerordentliche Versammlungen der Eidgenossenschaft gehalten. Im Jahre 1526 fand hier ein Religionsgespräch zwischen Eck, Faber, Murner auf der einen und Oecolampadius und Haller auf der anderen Seite Statt, ein anderes 1589. Auf dem Rathhause wurde am 7. September 1714 der badener Friede zwischen Frankreich u. dem deutschen Reiche abgeschlossen, in welchem der zu Rastadt am 6. März d. J. zwischen Oesterreich und Frankreich vereinbarte Friede mit wenigen Abänderungen, welche die Wiederherstellung der in die Reichsacht erklärten beiden Kurfürsten u. einige andere Reichsstände betrafen, bestätigt wurde. Ferner kam hier den 15. Juni 1718 der Friedensvertrag zwischen Zürich und Bern einerseits und dem Stift St. Gallen andererseits zum Abschluß, in welchem der Abt von St. Gallen, als natürlicher Ober- u. Landherr in Toggenburg anerkannt, den Reformirten Religionsübung daselbst gesichert u. der aarganer Friede zum völligen Abschluß gebracht wurde. Die glänzendste Epoche der badischen Bäder fällt in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts, kurz vor und nach dem Koncil von Kostnitz (1414). B. war damals während seiner Saison der Sitz des zügellosesten Lebens; nach der Reformation wurde den Ausschweifungen durch besondere Verordnungen Einhalt gethan. Jetzt wird B. fast nur von Schweizern besucht. Auf einer Wiese (Würfelwiese) hat man altrömische wohl erhaltene Würfel gefunden, die fälschlich von Einigen für natürliche Steine gehalten wurden. Vgl. H. Pantaleon, Wahrhafte Beschreibung der uralten Stadt und Grafschaft B. ꝛc., Basel 1578; Dorer, Wirkungen des natürlichen warmen Mineralbrunnens zu B., Baden 1806; J. K. Kottmann, Ueber die warmen Quellen zu B. ꝛc., Aarau 1828; Schmid und Widerbehr, Anleitung zum Gebrauch der Heilquellen zu B., Baden 1830; Löwig, Die Mineralquellen von B. im Kanton Aargau, Zürich 1837.

Badenweiler, Marktflecken in der ehemaligen Herrschaft B., im jetzigen badischen Oberrheinkreis, am westlichen Abhange des Schwarzwaldes, am Fuße des Blauen, 1307 Fuß über dem Meere, in schöner Gegend mit 400 Einwohnern. Die dortigen warmen Bäder, die zu den kochsalzigen, gypshaltigen Thermen gerechnet werden, waren schon den Römern bekannt, wie die noch erhaltenen merkwürdigen Trümmer eines römischen Bades, die man 1784 durch Zufall entdeckte, beweisen. Die Quelle ist geschmacklos, wie lauwarmes destillirtes Wasser u. durchaus klar, die Temperatur beträgt + 22° R. Als Heilmittel hat sich dasselbe erprobt bei beginnender Schwindsucht, Gicht, rheumatischen, hysterischen und hypochondrischen Uebeln, heftigen Wechselfiebern und bei Störungen in den weiblichen Geschlechtsorganen; es belebt die Thätigkeit der Haut und beruhigt ein allzu reizbares Nervensystem. In der Nähe von B. ist Oberweiler mit einem Eisenwerk. Das Schloß B. ist jetzt Ruine, 1455 Fuß über dem Meere auf einem isolirt stehenden Bergkegel des westlichen Schwarzwaldes gelegen. Es bietet von seinen zerfallenen Mauern und Warten aus eine herrliche Aussicht nach dem Rheinthale und den Vogesen und ist der beliebteste Vergnügungsort für die Badegäste des benachbarten Fleckens. Früher war es sehr fest und überstand im 16. und 17. Jahrhundert mehre harte Angriffe; 1633 wurde es von den Kaiserlichen erobert und 1678 von den Franzosen zerstört.

Bader (lat. balneator), ehedem der Besitzer und Vorsteher einer Badstube (Bademeister, Stübner), jetzt in mehren Staaten ein Mann, der zur

Ausübung der niedern Chirurgie u. zum Rasiren berechtigt ist, also s. v. a. Barbierer. Schon die Griechen hatten ihre Alipten, Badediener, welche das Reiben und Salben im Bade besorgten, nebenher auch schröpften und zur Ader ließen. An den öffentlichen Bädern der Römer gehörten solche Personen zur Klasse der Staatssklaven, und auch als Aufwärter der Aerzte bei Zubereitung von Bädern kommen B. vor. Mit dem Römerreiche verfielen auch die römischen Badeanstalten in Italien wie in den Provinzen; bis auf Karl den Großen finden wir öffentliche nur im byzantinischen Reiche und bei den Saracenen. Durch die Kreuzzüge wurde das Baden in besondern Anstalten auch im Abendlande wieder allgemein verbreitet, und in dieser Zeit kommen auch besondere B. oder Bademeister vor. Während der Kreuzzüge übernahmen es nämlich einzelne Brüderschaften und Orden, besonders die des heiligen Johannes und Lazarus, nicht allein für die Wartung und Pflege der Pilger, sondern auch für die Wiederherstellung der erkrankten Krieger zu sorgen. Einzelne Mitglieder dieser Verbindungen errichteten später unter Ludwig VII. u. Ludwig dem Heiligen in Frankreich und unter Albrecht I. 1159 in der Mark Brandenburg öffentliche Krankenhäuser, welche vorzüglich zur Heilung des Aussatzes bestimmt waren. Als aber diese Krankenhäuser ebenso wenig wie die Klöster, in welchen die Mönche der Krankenbehandlung vorstanden, zur Aufnahme der Aussätzigen und deren Heilung hinreichten, entstanden allmählig Badstuben und B., welche durch die Verbreitung einer größern Reinlichkeit dem weitern Umsichgreifen jener Krankheit Grenzen setzten. Nicht lange blieb aber das Badstubenhalten alleinige Beschäftigung der B. Die höchst verächtliche Behandlung, welche im Mittelalter allen Denjenigen zu Theil wurde, die sich ärztlichen und chirurgischen Beschäftigungen unterzogen, gab nicht allein die Veranlassung, daß Männer von Bildung das Studium der Arzneikunde gänzlich vernachlässigten, sondern brachte es endlich sogar dahin, daß auf dem Concilium zu le Mans auch der niedern Geistlichkeit, den Diakonen, Subdiakonen und gemeinen Mönchen ausdrücklich jede chirurgische Operation, namentlich das Schneiden und Brennen, untersagt wurde, nach dem schon früher (1131) den höhern Geistlichen, den Archidiakonen, Prälaten ꝛc. jede ärztliche Praxis bei Strafe des geistlichen Bannes verboten worden war. So wird es erklärlich, wie B. und Barbierer sich die operative Chirurgie anmaßen und sie zu einem Gewerbe herabwürdigen konnten, welches handwerksmäßig gelehrt und gelernt wurde. Lange Zeit bildeten die Barbierer neben den B.n eine für sich bestehende Korporation, welche erst spät, durch Reichsgesetze 1779, in Oesterreich 1773, mit den B.n, die sich nur mit dem Schröpfen und der Behandlung von Verwundeten beschäftigen durften, vereinigt wurde. Beide Klassen standen in Deutschland lange Zeit unter dem stärksten Drucke, da sie, größtentheils Leibeigene und wendischer Abkunft, von einer jeden Innung und Zunft ausgeschlossen blieben. Daher kam es, daß kein Handwerker einen jungen Menschen in die Lehre nahm, wenn er nicht nachweisen konnte, daß er von ehrlichen Aeltern in einer rechtmäßigen Ehe erzeugt und keinem Barbierer, B., Schäfer oder Abdecker verwandt sei. Erst 1406 gab der Kaiser Wenzel den B.n aus Dankbarkeit, weil er von der Tochter eines B.s, seiner spätern Beischläferin, aus dem Schlosse Wiltberg im Oesterreichischen gerettet worden war, ein Privilegium, worin sie für ehrlich erklärt und ihnen ein Wappen ertheilt wurde. Da dies jedoch nicht rechtskräftig war, so gelangten sie erst zum vollen Genusse desselben, als sie 1548 durch einen Beschluß des augsburger Reichstags für zünftig erklärt und abermals rein gesprochen wurden. Von jetzt an und namentlich nach der geschehenen Vereinigung der B. und Barbierer, wurden B., Barbierer und Wundärzte als nicht von einander unterschiedene Handwerker betrachtet. Frühee gab sich der Unterschied zwischen B. und Barbierer auch äußerlich zu erkennen. Die Barbierer durften 5, die B. nur 4 Becken aushängen, die Gesellen der erstern mußten 7, die der letztern nur 4 Jahre serviren ꝛc. Seit der Vereinigung beider Innungen wurde die Ausübung der niedern Chirurgie nur Denjenigen zugestanden, welche zunftmäßig 7 Jahre das Rasiren getrieben u. sich in den Besitz einer Barbierstube oder sogenannten chirurgischen Gerechtigkeit (Badstubengerechtigkeit) gesetzt hatten. Leider ist dies in mehren deutschen Staaten, wo selbst den examinirten u. approbirten Chirurgen nur dann der Betrieb der chirurgischen Praxis erlaubt ist, wenn sie im Besitz einer solchen Gerechtigkeit sich befinden, noch heute der Fall. In neuerer Zeit ist indessen in vielen Ländern, namentlich in Preußen, durch mehre Bestimmungen die früher unzertrennliche Verbindung des Barbierhandwerks mit der Chirurgie gelöst und beiden der verdiente Standpunkt angewiesen worden.

Bader, Joseph, Geschichtschreiber, geboren zu Thiengen in Baden 1805, studirte in Freiburg und machte besonders die vaterländische Geschichte zum Gegenstande seiner Forschungen. Das freiburger Provinzialarchiv gab ihm Gelegenheit, die Materialien zu einer Geschichte seines Vaterlandes zu sammeln, die nach mehe als zehnjährigen Vorstudien unter dem Titel „Badische Landesgeschichte" (Freiburg 1836) erschien. B. ward am Archiv in Karlsruhe angestellt. Er schrieb noch: „Das malerische und romantische Baden" (Karlsruhe 1843—46, 3 Bde.); „Das badische Land und Volk" (Freiburg 1853—56, Bd. 1—2) u. a. m.

Badeschaum, salzige ꝛc. Absonderungen von Mineralquellen, die sich entweder beim Abflusse der Quelle von selbst erzeugen, oder bei der künstlichen Erhitzung des Wassers ausgeschieden werden und vermöge ihres geringen specifischen Gewichts obenauf schwimmen und an den Rändern sich absetzen. Je nach der Verschiedenheit der Wässer sind auch die Bestandtheile des B.s verschieden. Der B. wird zu Bädern benutzt.

Badeschlamm, eine dem Badeschaum verwandte Absonderung aus Mineralwässern, specifisch schwerer als das Wasser und deshalb zu Boden sinkend. Seine chemische Zusammensetzung ist nach der Beschaffenheit der ihn erzeugenden Quellen verschieden, im Allgemeinen ist er eine mit alkalischen, schwefelichten, metallischen und anderen Stoffen geschwängerte Dammerde. Er wird zu Schlammbädern verwendet.

Badeschwamm (Meerschwamm), mehre Arten von Seeschwämmen. (Amorphozoa, Spongiae, Porifera oder Polyparia foraminifera), welche früher für Algen gehalten und also zum Pflanzenreiche ge-

rechnet wurden, jetzt aber als Thiere erkannt worden sind u. als solche nach Einigen zur Klasse der Zoophyten oder Pflanzenthiere (Polypen), nach Andern zur Klasse der Urthierchen oder Protozoen gehören. Es sind vielgestaltige, aber formlose thierische Organismen, welche aus lose vereinigten, kontraktilen, mit einer gallertartigen, halbflüssigen Substanz (Sarkode) angefüllten Zellen bestehen und innen mit einem netzartig verwebten Fasergerüste, meist auch noch mit hohlen Kiesel- oder Kalknadeln (spiculae) versehen sind. Nach den Untersuchungen Lieberkühns und Johann Müllers haben diese Geschöpfe keine besondern Organe, sondern das Bewegungs-, Empfindungs-, Fortpflanzungs- und Assimilationsvermögen ist über die ganze Masse verbreitet und das ganze Hornfasergewebe mit dem erwähnten schleimigen Sarkodeüberzug umgeben. Durch zahlreiche enge, sehr feine Einmündungsporen, die an der Oberfläche befindlich und mit Wimperhaaren versehen sind, wird ein allgemeines oder bloß lokales, willkürlich unterhaltenes oder unterbrochenes Einströmen des Wassers nach dem von verzweigten wandlosen Kanälen durchzogenen Innern vermittelt und dadurch die Zuführung der feinen, durch die Sarkode assimilirbaren Nahrungsstoffe vermittelt. Durch größere, aber weniger zahlreiche Oeffnungen wird das Wasser nebst den Keimen wieder ausgestoßen. Besondere Zellengruppen in den Kanälen vermitteln diese Circulation; während diese sich in Wimperschläuche verwandeln, entwickeln sich andere zu Keimen (gemmulae) oder Samenfäden (Spermatoidien oder Zoospermen), um dann ausgestoßen und durch Flimmerhaare mehre Tage im Wasser umhergetrieben zu werden, bis sie sich festsetzen können. Eine ähnliche Fortpflanzung wird bei manchen sarkodehaltigen Algen beobachtet. Die Seeschwämme, welche jedenfalls die unterste Stufe des Thierreichs bilden, sind sämmtlich auf einer Unterlage im Wasser festgewachsen u. finden sich am massenhaftesten in den tropischen Meeren. Neuerlich theilt man die Seeschwämme in Rücksicht auf ihre chemische Zusammensetzung in 4 Familien: Gallertschwämme, Hornschwämme, Kieselschwämme und Kalkschwämme, die zusammen 50—60 Gattungen enthalten. Etwa 130 Arten sind chemisch untersucht, über 300 lebende Arten aber beschrieben worden. Die zwei bekanntesten Arten sind: der gemeine Waschschwamm (levantischer Schwamm, Spongia communis *Lam.*, Acilleum officinale *Schw.*, Spongia officinalis *L.*), rundlich, fast kreiselförmig, oben plankonvex, groblöcherig, an der Oberfläche zottig mit weiten Oeffnungen, braun, gelblich oder röthlich, häufig im Mittelmeere und im rothen Meere bis Indien, seit den ältesten Zeiten Handelsartikel (s. unten); der gemeine B. (Spongia usitatissima *Lam.*), kreiselförmig, filzig, sehr porös, oben ausgehöhlt, mit reihenweise stehenden Löchern, außen bisweilen lappig, an der amerikanischen Küste, liefert die feinsten Sorten für den Handel; die Meerkolbe (Spongia tupha *Pall.*), häufig in den Lagunen bei Venedig. Fossil kommen Seeschwämme im Uebergangsgebirge selten vor, im mittlern weißen Jura aber bilden sie mächtige Schichten.

Der im Handel vorkommende B. wird in großer Menge auf dem Meeresgrunde an den Küsten von Kandia, Cypern, Morea, den jonischen Inseln, Syrien, Tunis und Tripolis gefunden. Sehr beliebt sind die syrischen Schwämme von der Küste von Beirut. Weniger schätzt man die von den Küsten Dalmatiens und Istriens und vom rothen Meere. Für die aus der Levante kommenden ist Smyrna der Hauptplatz. Deutschland bezieht seinen Bedarf vorzüglich von Triest und Venedig. Die meisten und besten Schwämme werden auf felsigem Boden gefunden; die auf Sandboden vorkommenden haben meist weniger Werth. Die Schwammfischerei ist für den Strandbewohner ein wichtiger Nahrungszweig. Die Griechen, namentlich die Hydrioten u. die Moreoten, bedienen sich dazu eines eisernen Dreizacks, mit welchem sie die am Boden angewachsenen Schwämme losstoßen; an andern Orten wendet man Schlingen, Stricke und Schleppnetze an, um sie auf die Oberfläche des Wassers zu ziehen. Außerdem wird die Schwammfischerei vorzüglich durch Taucher betrieben. Die griechischen Taucher sollen sich bis zu 25 Faden Tiefe in das Meer hinab wagen, während die syrischen selten tiefer als 15 Faden gehen. In manchen Gegenden trennen die Taucher die Schwämme mit der bloßen Hand vom Boden, wobei sie einen krampfhaften Schmerz empfinden sollen, gleichsam als wenn die Zoophyten sich gegen die Gewalt zur Wehre setzen wollten. Die durch Taucher gefischten Schwämme werden am meisten geschätzt, die mittelst des Dreizacks erlangten sind 30% wohlfeiler und die vom Meere an das Ufer geworfenen beinahe werthlos. Kommen die feinen Schwämme aus dem Wasser, so erscheinen sie schwärzlich, enthalten bisweilen Kiesel, aber nie Sand und sind von der erwähnten schleimigen Masse ganz durchdrungen. Um sie zu reinigen, werden sie am Ufer gewaschen, wobei häufig feiner Sand mit hineingerieben wird. Die gallertartige Masse sucht man durch Drücken u. Pressen, den anhaftenden Kalk durch Maceriren in verdünnter Salzsäure zu entfernen. Haben die Schwämme 4—5 Tage lang an der Luft gelegen, so hat der Käufer das Recht, sie von dem überflüssigen Sande und sonstigen Unreinigkeiten zu befreien, ehe sie gewogen werden, wobei sie oftmals über 15% verlieren; häufig werden sie auch der Zahl nach gekauft. An Schnüren aufgereiht und getrocknet, werden sie unter mannichfacher Verpackung versendet. Die Ausbeute an den Küsten des Mittelmeeres hat neuerlich sehr abgenommen; daher die höhern Preise der Badeschwämme. Nach dem Pressen werden die Schwämme beschnitten und die zerschlitzten und lappigen Antheile entfernt. Der Abfall, welcher sich hierbei ergibt, kommt unter dem Namen Kropfschwamm (Spongia in fragmentis, Fragmenta Spongiarum) in den Handel. Da alle Schwammsorten mehr oder weniger beschnitten werden, so ist hieraus die Verschiedenartigkeit der im Handel vorkommenden Kropfschwammsorten zu erklären.

Im Handel werden mehre Sorten von B. unterschieden. Tripolitaner B., die am wenigsten geachtete Sorte, wird an den Küsten von Tripolis theils vom Meere ans Land gespielt, theils auch gefischt. Das Gewebe ist sehr steif, großporig, rauh u. wird dieses noch mehr dadurch, daß man die Schwämme sofort, wie sie aus dem Meere kommen, ohne vorheriges Waschen oder Pressen trocknet. Gewöhnlich sind es große Stücke, häufig mit Ueberresten von Zo-

stera marina *L.* Der sehr unvollständig entfernte Schleim gibt ihnen einen unangenehmen Meergeruch. Ihr Preis ist gering, das Pfund kostet an Ort und Stelle etwa 15 Kreuzer. Pferde- oder Roßschwämme finden sich oft in quadratfußgroßen und größern Stücken mit Poren von 3—4 u. mehr Linien Durchmesser. Sie werden an den Gestaden von Kandia, Cypern, der Insel Kalimne u. mehren andern türkischen Inseln durch Taucher heraufgebracht. Die Griechen, in deren Händen vorzüglich der Handel mit Meerschwämmen ist, wissen dieselben dermaßen mit Sand zu füllen, daß sie eine unverhältnißmäßige Schwere erhalten und deshalb im Preise sehr tief stehen; der Centner der saudigen Schwämme wird etwa nur mit 16 Gulden bezahlt, wogegen gereinigte Schwämme von derselben Qualität 140 u. gewaschene weiche u. wollige 200 Gulden pro Centner kosten. Bastardschämme, von Rhodus, aus dem Archipel ꝛc., in der Levante überall unter andern Schwammsorten vorkommend, sind bräunlichgelb, hart, haben kleine Poren und schwellen im Wasser unbedeutend an. Der Centner kostet etwa 240 Gulden. Bei uns sind diese häufig als Waschschwämme im Gebrauch. Istrianer Schwämme, die schon in der Nähe von Triest gefischt werden, sind klein, ungleich-löcherig, dunkelfarbig, rauh, ziemlich steif und fest und werden zu 50 Gulden pro Centner gekauft. Dalmatiner Schwämme finden sich auf Felsenklippen, kommen in ziemlich großen, gelblichen, mit großen und kleinen Poren versehenen Stücken vor, sind steif und haben am Fuß durchgehends eine rothe Wurzel, welche unter allen europäischen Schwämmen nur dieser Sorte eigen ist. Kurze Zeit, nachdem sie gefischt sind, werden sie stark gepreßt, damit aller Schleim an der Oberfläche heraustritt, den man auf das Sorgfältigste wegwäscht, worauf sie getrocknet werden. Der Centner guter dalmatiner Schwämme wird etwa mit 400 Gulden bezahlt. Feine Badeschwämme aus dem griechischen Archipel kommen in mehren Sorten vor; am geschätztesten sind die syrischen Schwämme oder Soriaschwämme, mit sehr feinen und gleichen Poren. Das Zellgewebe ist ungemein weich, außerordentlich elastisch und gewöhnlich von blaßgelber Farbe. Die besten Stücke dieser Sorte stehen hoch im Preise u. werden oft mit 25 Gulden das Pfund bezahlt. Von dieser Sorte unterscheidet man: Champignonschwämme (éponge blonde de Syrie oder de Venise), durch Zuschneiden in die Form des Hutes eines Pilzes gebracht und besonders von den Parfumeurs gesucht, und Damen- oder Toilettenschwämme (éponge fine douce de Syrie) von mehr platter Form. Die Soriaschwämme werden vorzüglich an der Küste von Syrien besonders in den Monaten Mai und Juni, wo das Meer ruhig zu sein pflegt, durch Taucher gefischt. Die Ausbeute ist oft sehr reich, aber der Ertrag durch die bedeutende Abgabe, welche dem Sultan entrichtet werden muß, sehr geschmälert. Sie kommen gewöhnlich auf Schnüren, von denen jede etwa 12 Pfund wiegt, in den Handel. In neuerer Zeit kommen auch aus Amerika viele Waschschwämme zu uns, von welchen zwei Sorten unterschieden werden: amerikanische Schwämme, große, unförmliche Stücke, deren Gewebe feiner ist als das der levantischen Pferdeschwämme, während die Poren groß sind und nach oben einigermaßen geschlitzte Röhren bilden, welche vielfach verwachsen sind. Die Farbe ist dunkel-gelblichbraun, ins Röthliche gehend, besonders am Grunde, wo die Schwämme angewachsen sind. Sie kommen in gepreßten Quadratballen von Newyork, sind aber wenig geschätzt. Im Wasser geweicht, laufen sie sehr auf, allein ihr weiches Gewebe macht, daß sie beim Gebrauch leicht zerreißen. Die Bahamaschwämme unterscheiden sich von den amerikanischen dadurch, daß sie weicher, aus in einander gedrehten Lamellen zusammengesetzt und auf der Oberfläche vielfach zerschlitzt und zerfetzt sind. Sie haben eine gelbliche weiße Farbe und sind unter allen Meerschwämmen die hellsten. Durch chemische Behandlung werden alle Badeschwämme gelblich, d. h. ihrer dunkleren Farben beraubt. Zu diesem Zwecke werden die Schwämme zuerst in verdünnte Chlorwasserstäure eingeweicht, um die etwa vorhandenen Kalktheilchen zu entfernen. Hierauf bringt man sie ausgedrückt und gut gewaschen in Chlorwasser, besser noch in eine mit Wasser verdünnte schwefelichte Säure, wäscht wiederum sehr sorgfältig aus und trocknet ab.

Die Badeschwämme sind, vermöge ihrer Fähigkeit, Wasser einzusaugen, dadurch aufzuschwellen und weich zu werden, ohne sich selbst in ihrer Substanz zu verändern, ein vortreffliches Reinigungsmittel beim Baden und Waschen, besonders auch an wunden, sehr empfindlichen Stellen. In der Chirurgie benutzt man die zusammengepreßten Schwämme (Spongiae compressae), um Wunden zu erweitern und Eiter zu entziehen. Man fertigt diese, indem feine, gereinigte Schwammstücke angefeuchtet und mit Schnüren rylindrisch umwickelt werden, oder indem man sie feucht in Glasröhrchen hineinschiebt und dort trocknen läßt. Zu eben dem Zwecke dient der Wachsschwamm (Spongia aerata), den man bereitet, indem man gereinigte und trockene Schwammstücke in geschmolzenes Wachs taucht u. zwischen zwei etwas befeuchteten Bretchen schwach preßt. Am häufigsten findet in der Medicin der gebrannte Schwamm, Schwammkohle (Spongiae combustae, ustae, Carbo Spongiae), Anwendung. Um diese Schwammkohle möglichst wirksam zu erhalten, röstet man den dazu bestimmten Schwamm in einer Kaffeetrommel so weit, daß die gewonnene Kohle, fein gerieben, ein chokoladebraunes Pulver gibt. Geraume Zeit schon hatte man die Schwammkohle als Mittel wider den Kropf angewendet, als man fand, daß die Wirksamkeit derselben auf ihrem Jod- und Bromgehalt beruht. Nach Herberger sind die Bestandtheile der Schwammkohle: Kohle 38,2428, kohlensaure Kalkerde 26,664, Kieselsäure 9,492, Eisenoxyd 8,5772, kohlensaure Talkerde 3,868, phosphorsaure Kalkerde 3,8, schwefelsaure Kalkerde 6,64, Chlorcalcium 9,7376, Jodkalium 1,16, Bromkalium 0,702 und Spuren von Kupferoxyd. Bei der Destillation liefert der Schwamm nach Sommer ein jodfreies Destillat, während der Rückstand in der Retorte auflösliches Jodmetall enthält. Die Angaben der verschiedenen Analytiker über den Jod- und Bromgehalt weichen oft sehr von einander ab, wovon der Grund in dem mehr oder weniger Verkohltsein der Schwämme zu suchen ist. Durch das Rösten wird die Organisation der Schwämme zerstört, das Jod wird frei und bildet durch Gegenwirkung auf den kohlensauren

Kalk Jodcalcium, welches im Wasser leicht löslich ist und in die wässerige Abkochung übergeht. Wird die Erhitzung bis zum Glühen gesteigert, so findet zwischen den organischen und salinischen Bestandtheilen eine noch kräftigere Wechselwirkung Statt. Die schwefelsauren Salze werden in Schwefel-, Cyan- und Schwefelcyanmetalle verwandelt; das anfänglich gebildete Jodcalcium wird durch die entstehende Kohlensäure zerlegt, und das Jod entweicht. Mit dem Namen Schwammsteine (Lapides Spongiarum) bezeichnet man die steinigen oder erdigen Konkremente, welche oft in dem Fasergewebe der Badeschwämme vorkommen und gleich der Schwammkohle im kalcinirten Zustande als Kropfmittel Anwendung finden. Was wir jedoch im Handel unter diesem Namen finden, ist oft ein Gemisch von Gehäusen sehr verschiedener Schalthiere, Madreporen und anderer Seeprodukte. Gewöhnlich sind es unregelmäßige, bisweilen faustgroße u. größere Stücke, an denen Ueberreste von Schmarotzerthieren und Seegewächsen haften. Sie haben eine schmutzig-gelblichweiße Farbe und besitzen einen eigenthümlichen Seegeruch, so wie einen salzigen Geschmack. Nach Bley bestehen diese Schwammsteine aus: kohlensaurer Kalkerde 48,4, kohlensaurer Talkerde 39,4, Eisenoxyd 2,7, Chorophyll 0,35, in Wasser löslicher Pflanzensubstanz und Salzen 3,5, Wasser und Verlust 5,58.

Badeschwefel, ein aus den Ausdünstungen schwefelhaltiger Mineralwässer sich absetzender Schwefelanflug; so in den Bädern zu Aachen, Baden bei Wien u. a. m.

Badestein (Badesinter), fester, meist kalkartiger Niederschlag in Mineralquellen.

Badia, Stadt in der venetianischen Provinz Rovigo, an der Etsch, mit 5000 Einwohnern, die lebhaften Handel mit Getreide, Flachs, Seide, Käse ꝛc. treiben.

Badia y Lablich (Leblich), Domingo, auch Castillo, merkwürdiger spanischer Reisender, geboren zu Barcelona 1767, beschäftigte sich früh mit Mathematik, Zeichnen, Geographie, Astronomie, Physik, Naturgeschichte, Musik u. vorzüglich mit dem Studium der orientalischen Sprachen, namentlich des Arabischen, u. zog durch seine Fähigkeiten selbst die Aufmerksamkeit des Königs auf sich, so daß er in einem Alter von 14 Jahren mit der Stelle eines Verwalters der Utensilien (Militärgeräthschaften für Kasernen u. dergl. oder der äquivalenten Kontributionen) in dem Küstenbezirk von Granada betraut wurde. Fünf Jahre später ward er Kriegsbuchhalter und unter Karl IV. 1793 Verwalter der Tabaksgefälle von Cordova. Um sich einen andern Wirkungskreis zu eröffnen, verschoffte sich B. 1801 die Erlaubniß der Regierung zu einer wissenschaftlichen Reise ins Innere von Afrika, an welcher auch Roias Elemente Theil zu nehmen wünschte. Beide Männer begaben sich im Mai 1802 gemeinschaftlich nach Paris und London und knüpften hier wissenschaftliche Verbindungen mit den bedeutendsten Gelehrten beider Nationen an. Da B. aber die Reise nach Afrika als Muselmann machen wollte, mußte er noch auf eine andere Vorbereitung bedacht sein um nicht durch Zufall vom Gegentheil überführt werden zu können. B. vollzog selbst die übliche Operation an sich in Abwesenheit seines Gefährten, welcher ihn bei seiner Rückkehr blaß und fast leblos fand und nun der Reise entsagte. Die Absicht der spanischen Regierung bei der Unternehmung B.'s war anfangs nur, sich durch die Freundschaft des Kaisers von Marokko ausgedehntere Handelsverhältnisse in jenem Lande zu verschaffen; später aber verfiel man auf die Idee, im marokkanischen Reiche eine spanisch gesinnte Partei zu bilden, mit deren Hülfe B. sich auf den Thron schwingen sollte, um dann das Reich sofort an Spanien abzutreten. Am 29. Januar 1803 landete B. in Tanger unter dem Namen Ali-Bey-el-Abbassi u. als Verwandter des Propheten. Er hatte sich selbst seine genealogischen Urkunden geschmiedet u. mit allen nöthigen Siegeln u. Unterschriften versehen. Die Genauigkeit dieser Papiere, sein orientalischer Luxus, die sorgfältigste Beobachtung der Religionsvorschriften, die Geläufigkeit in der arabischen Sprache u. vorzüglich seine ungemeinen Kenntnisse in der Astronomie, Geographie, Geschichte, Chemie und Arzneikunst machten, daß man ihn fast als ein übermenschliches Wesen verehrte und bewunderte. Mulei Soliman behandelte ihn als Freund und Bruder, gab ihm einen Palast nahe bei dem seinigen und sendete ihm zwei Frauen aus seinem Harem. Allein diese Aufnahme war die Veranlassung, daß der entworfene Plan nicht zur Ausführung kam, denn Karl IV. konnte sich nicht entschließen, so viel Zutrauen mit Undank zu belohnen, und befahl endlich den Abzug B.'s aus Marokko. Obwohl B. in seinen Plane schon weit vorgerückt war und viele Individuen in denselben verwickelt hatte, wußte er sich doch aus einer so gefährlichen Lage herauszuwinden. Er unternahm unter dem Vorwande, zuerst eine heilige Vorschrift des Korans zu erfüllen, die Wallfahrt nach Mekka u. durchzog die Berberei, Griechenland, Aegypten, Syrien und die Türkei, überall mit enthusiastischem Zuruf empfangen. Die Pascha's von Tripolis, Acre, Mekka und Aegypten nahmen ihn wie einen Fürsten auf; die Lehrer der verschiedenen Sekten des Islams berathschlagten mit ihm; die heiligsten Orte thaten sich ihm auf, an allen Feierlichkeiten nahm er Antheil. In seinen Reisen findet man die Beschreibung der Heiligthümer von Mekka, und der Ceremonien der Wallfahrten von Mekka, Jerusalem, Kairo und Konstantinopel. Nach der letztgenannten Stadt kehrte B. im Oktober 1807 zurück u. quartierte sich bei dem spanischen Gesandten, Marquis von Almenara, ein, der ihn dem Gesandtschaftspersonal als einen wichtigen Alliirten des Hofes von Madrid empfahl. Die erste Nacheicht von dem Einrücken der Franzosen in Spanien veranlaßte ihn, seine Reise zu beschleunigen, aber eine schwere Krankheit hielt ihn in München zurück. Erst am 9. Mai 1808 kam er in Bayonne an, zu eben der Zeit, als Ferdinand VII., welchem er sich vorstellen wollte, jene Gegenden verließ. Er wendete sich an Karl IV., der ihm aber rieth, sich mit Allem, was auf seine Expedition Bezug habe, zur Verfügung des Kaisers zu stellen. Dieser beorderte ihn, den König Joseph nach Madrid zu folgen. Hier blieb er 15 Monate lang ohne Anstellung u. Gehalt und lebte mit seiner Familie in sehr beschränkten Umständen. Endlich machte man ihn zum Intendanten von Segovia, nachher zum Präfekten von Cordova u. darauf zum Intendanten von Valencia, welches letztere Amt jedoch bald von einem Franzosen in Besitz genommen wurde. Nach der Restauration wanderte er nach

Frankreich aus, wo er seine Reisebeschreibung als „Voyage d'Ali Bei en Afrique et en Asie" (Paris 1814) herausgab. Bald nachher bestimmte man ihn zu einer Sendung nach Indien und verlieh ihm den Grad eines Maréchal de camp. Unter dem Namen Ali Othmann reiste er von Paris nach Damascus und fand auf dieser Sendung bei Meseriß im September 1818 seinen Tod.

Badill (Badilli, Badilleti, Badillathe), kleine kaukasische Völkerschaft des ossetischen Stammes Dugor, am Fluß Aradon. Bei ihnen wird der beste kaukasische Tabak gebaut, auch sind sie geschickt in der Verfertigung von Flinten, Säbeln und Messern. Einem 1781 abgeschickten russischen Offizier gelang es, sie zur Unterwerfung unter Rußland zu bewegen, wodurch eine freie, bis dahin unbekannte Kommunikation nach Imerethi durch das Gebirge hergestellt wurde.

Badong, asiatisch-ostindisches Fürstenthum auf der Sundainsel Bali, an der Westküste, unter einem besondern Radschah stehend, jedoch den Holländern tributpflichtig, mit 130,000 Einwohnern. Die gleichnamige Hauptstadt treibt lebhaften Handel mit Kattun, Garn, Seidenwaaren, Baumwolle, irdenen Gefäßen, Reis u. Fischen.

Badonvilliers (Badenweiler), Stadt im französischen Departement Meurthe, an der Blette, mit Metallgießerei, Fayence-, Glas- und Krystallfabrikation und 2300 Einwohnern.

Badraschellem (d. i. heiliger Berg), Stadt im ostindischen Staat Nagpur, nördlich von Masulipatam, links am Godavery, eine beträchtliche Zollstätte für Handelswaaren. Unfern im Süden befindet sich eine berühmte, dem Schiwa geheiligte Pagode, mit etwa 100 Hütten umgeben.

Badrinath, Stadt in der nordwestlichen Provinz des britisch-ostindischen Reichs, Distrikt Gurwall, am Himalayahgebirge, hat einen berühmten Wallfahrtstempel der brahmanischen Hindu's. Gleich hinter der Stadt erheben sich die sogenannten sechs Badrinathpeaks zu einer Höhe von 22,000—23,500 Fuß.

Badulato (Badolato), Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore I, hat Wein-, Oliven-, Baumwollen- u. Seidenbau u. 3450 Einwohner. Die Umgegend liefert viel Honig und Terpentin.

Badusspitz, Alpstock im schweizerischen Kanton Graubündten, mit 9165 Fuß Meereshöhe, einer der höchsten Felsengipfel des Gotthardgebirges, aus dessen Gletscher der Rhein entspringen soll.

Badnwi (Badnis), merkwürdiger Volksstamm im westlichen Theil von Java, in dem schwer zugänglichen Kandangebirge, in der Residentschaft Bantam. Sie sind die Nachkommen von Buddhisten, die vor dem mohammedanischen Eroberer Hassan-Udien hier Zuflucht suchten, und theilen sich, etwa 2000 Seelen stark, in zwei Sekten, die Orang-Baduwi und Orang-Kaluran, von denen die letztern strengern Religionsübungen huldigen sollen; beide sind Götzendiener. Die patriarchalisch einfachen u. reinen Sitten ihrer Vorfahren findet man gegenwärtig nur noch in den tief einwärts im Gebirge liegenden Dörfern, die mit ihren Nachbarn in keine Berührung kommen. Die Bewohner derselben wählen ein Dorfoberhaupt aus ihrer Mitte, das patriarchalisch für das Wohl seiner Untergebenen sorgt und mit einigen Bejahrteren auch allein den nothwendigen Tauschhandelsverkehr auf den nächst gelegenen Marktplätzen unterhält. Die Männer verrichten die Feldarbeit, die Frauen spinnen und weben. Gewissen Gedenksteinen erweisen sie heilige Verehrung, ebenso den Gräbern ihrer Vorfahren, die sich weit abgelegen in dichter Waldung befinden. Die Monogamie wird ihnen durch ihre Glaubenslehre vorgeschrieben.

Baebaedschie (Baebaegie), nordafrikanische Stadt in der Fellatahlandschaft Zegzeg, 13° nördl. Br. und 27° östl. L., am Südrand der Gebirgskette Haussa's und mitten in einer wohl angebauten, von einer fleißigen, viel Viehzucht treibenden Bevölkerung bewohnten Ebene. Die Einwohner (20—25,000 an Zahl) sind reinlich, thätig und gut gesittet, meist Flüchtlinge aus Bornu und Wadai oder deren Abkömmlinge, die ausschließlich Handel treiben.

Bäckea, *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen, immergrüne Ziersträucher von schlankem Wuchse, mit kleinen, weißen, zahlreichen Blüthen und feinen, entgegengesetzten, punktirten Blättern, meist in Neuholland einheimisch. Man pflanzt diese Ziersträucher, worunter namentlich B. brevifolia *Dec*, B. diosmifolia *Rudge*, B. pulchella *Dec.*, mit einzelnen winkelständigen Blüthen, B. obovata *Dec.*, mit 2—3, an der Spitze der Blumenstiele ansitzenden Blüthen, B. virgata *Andr.*, mit Blüthen in Dolden, zu bemerken sind, in lockere, sandige, mit wenig Torf- oder Lauberde gemischte Heideerde und legt auf den Boden des Topfes etwas feine Torfbrocken oder zerstoßene Steine. Sie werden bei 3 bis 6° Wärme im Zimmer oder Glashause durchwintert, im Sommer reichlich begossen oder etwas schattig gestellt u. durch Samen und Stecklinge vermehrt.

Bäcker, zünftige Handwerker, deren Hauptgeschäft das Brodbacken ist; diejenigen B., welche ein feineres, mehr zur Leckerei bestimmtes Gebäck (Backwerk) liefern, unterscheidet man durch einen Zusatz, als Zuckerbäcker, Pfefferkuchenbäcker ꝛc.; diejenigen, die bloß Kuchen backen, heißen Kuchenbäcker. Das eigentliche Bäckerhandwerk theilte sich in frühern Zeiten und zerfällt an manchen Orten noch jetzt in Los- (Weiß-) und Fast- (Schwarz-) bäcker; letztere backen das schwarze Roggenbrod, erstere das Weizenbrod, Semmeln u. dgl. Die Losbäcker glaubten mehr zu sein als die Fastbäcker, nahmen keinen als solchen Gelernten in ihre Innung auf und machten es selbst jedem ihrer Gesellen zum Vorwurf, bei einem Fastbäcker gearbeitet zu haben. In mehren Staaten ist dieser Unterschied, aus dem viele Reibungen und Nachtheile, selbst für das Publikum, entsprangen, gesetzlich aufgehoben worden, in Preußen z. B. schon 1752, in andern hat ihn die Zeit verwischt, an manchen Orten besteht er aber noch fort. Das Bäckerhandwerk gehört zu den freien, geschenkten und ungeschlossenen Handwerken. Die Befugniß eines Meisters zu backen heißt die (Back-) Gerechtigkeit oder auch die Bank; sie wird an Orten, wo nur eine gewisse Zahl von Meistern sein dürfen, oft theuer bezahlt. Bei der Aufnahme von Lehrlingen (Bäckerjungen) sah man früher, vielleicht noch mehr als jetzt, auf Herkommen, Gesundheit u. Reinlichkeit. Die Meisterssöhne waren in der Regel an keine Lehrzeit gebunden, die übrigen hatten ehedem 5 Jahre zu lernen, jetzt ist die Lehrzeit auf 3 Jahre herabgesetzt. Wer an übelriechendem Athem u. widrigen Ausdünstun-

Digitized by Google

gen litt, oder zu Hautausschlägen geneigt war, durfte nicht aufgenommen werden, eben so wenig der schmutzige, unreinliche und ausschweifende Jüngling. In Frankreich mußten noch im vorigen Jahrhundert die Bäckerlehrlinge u. Bäckergesellen das Haar kurz abgeschnitten tragen: Alles Einrichtungen, deren Aufrechthaltung fortwährend an der Zeit wäre. Die Gesellen wandern 3 Jahre u. erhalten das Geschenk. Der oberste der Arbeiter in einer großen Bäckerei heißt Werkmeister; die folgenden sind der Kneter, der Ober- und Untersichter, die das Mehl beuteln; der Ober- und Unterlochter, die das Getreide und Mehl herbeischaffen; der Ober- und Unterjunker, die Wasser u. Holz zutragen. Der Werkmeister hat die Aufsicht über die Heizung des Ofens, gibt das Mehl heraus, mißt das nöthige Wasser zu, bestimmt Zahl und Größe der zu backenden Brode, theilt den Teig, wiegt ihn ab und schiebt auch das Brod in den Ofen. Dem Kneter ist der Mitkneter beigegeben, der ihn bei der Arbeit unterstützt, das Mehl zuträgt, die Blase reinigt, Wasser und Holz herbeischafft ꝛc. An manchen Orten hat man Bäckenbescheider oder Bäckenscheider zur Besorgung des Mahlens. Das Meisterstück des B.s, die Backprobe, ist nach den Ländern verschieden; meist besteht sie darin, aus einer gewissen Quantität Getreide Brod, Semmeln u. dgl. von einem vorgeschriebenen Gewicht zu backen, ohne das Mehl oder den Teig zu wiegen.

Das Technische des Brodbackens selbst u. seine allmählige Vervollkommnung s. Brod. Die Geräthschaften, welche der B. braucht (Backgeräthe), sind in gewöhnlichen Bäckereien ziemlich einfach; komplicirter sind die Maschinen, welche bei der Brodfabrikation im Großen Anwendung finden. Das unentbehrlichste Stück für die B. ist ein guter Backofen; er befindet sich in, neben oder unter der Backstube. Hier befindet sich der große Backtrog, sowie mehre kleinere Tröge und Mulden, z. B. die Semmeldeute. Zum Kneten des Teigs dient, wenn es nicht, wie gewöhnlich, mit den Händen oder durch eine Knetmaschine bewirkt wird, ein hölzernes Knetscheit, zum Zusammenbringen vereinzelter Teigstücke und zur Reinigung des Backtrogs die eiserne Trogscharre. Zur Aufnahme des ausgewirkten Teigs sind Backschüsseln oder Backkörbe, dann Stollenträger, Backtücher, Backbreter u. für diese ein Gährgerüste auf einem Bock (Zapper) nöthig. Hat sich der Teig gehoben, so wird er mittelst der Streiche oder dem Streichwisch mit reinem Wasser bestrichen; zum Einschieben in den Ofen und zum Ausnehmen aus demselben sind verschiedene Schieber erforderlich. Außerdem bedarf der B. eine größere und mehre kleinere Wagen, verschiedene Siebe und mehre Gefäße für Mehl, Wasser ꝛc., zum Kuchenbacken der eisernen und hölzernen Kuchendeckel, Kuchenformen ꝛc.

Die Ausübung des Bäckerhandwerks ist manchen für die Gesundheit nachtheiligen Einflüssen ausgesetzt, die zum Theil, wenn nicht Vorsicht und vernünftiges Verhalten ihnen entgegenwirkt, lebensgefährlich werden. Die noch nicht erwachsenen Lehrlinge bekommen in Folge des angestrengten Mehl- und Wassertragens leicht schiefe Beine, sogenannte Semmelbeine; das feine Staubmehl, welches die B. mit dem Speichel einschlucken, setzt sich an Schlund und Magen fest und erregt, indem auch die feinen Gefäße der Lungen leicht dadurch verstopft werden, Husten, Heiserkeit und erschwerten Athem. Manche B. binden deshalb beim Beuteln, Sieben und Umschütten des Mehls ein Tuch vor Mund und Nase; besser jedoch ist es, das Gesicht und die Augen, welche durch den Mehlstaub leicht triefig werden, oft mit lauem Wasser zu waschen und den Mund mit lauem Wasser oder Essig auszuspülen, bei erschwertem Athmen aber Abführungs- oder Brechmittel anzuwenden. Das Kneten und schnelle Auswirken erschöpft meist die Kräfte des stärksten Arbeiters so, daß er stöhnen muß, u. dies Stöhnen wird für ein Zeichen angesehen, daß der Arbeiter sein Möglichstes gethan und den Teig vollkommen durchwirkt hat. Herzkrankheiten sind leicht die Folge dieser Anstrengung. Da ferner der B. bei allen seinen Arbeiten stehen muß, so erzeugen sich leicht Aderköpfe, Geschwüre u. andere Uebel an den Füßen. Die Hände der B. sind meist ungewöhnlich groß, was theilweise dem Einsaugen des Teiges mag zuzuschreiben sein, vorzüglich aber in dem beständigen Ausdehnen der Handmuskeln und dem Ausspreizen der Finger beim Zergreifen, Kneipen und Auswirken des Teiges seinen Grund hat. Diejenigen B., welche während des Backens an dem heißen Ofen arbeiten, würden noch mehr an den Folgen dieser Hitze für Augen, Lungen und Nerven leiden, wenn nicht der balsamische Duft des warmen Brodes sie stärkte und den Verlust der Kräfte, welchen der heftige Schweiß verursacht, ihnen durch nahrhafte und nervenstärkende Mittel ersetzt würde. Freilich hat dieses Einathmen des Brodgeruchs auch häufig gänzlichen Mangel an Eßlust zur Folge. Viele Bäckergesellen sind daher bleich, mager, schwächlich und kränkelnd, wozu auch das Nachtwachen, vorzüglich aber die Ausschweifungen beizutragen pflegen, durch welche viele sich für die Aufopferung der Ruhe zu entschädigen suchen. Namentlich muß der öftere Genuß starker Getränke (Wein, Branntwein, auch Bier) bei nüchternem Magen als höchst gefährlich bezeichnet werden; Magenschwäche, Flechten u. Hautausschläge sind die nächsten Folgen, u. selten erreichen an eine solche Lebensweise gewöhnte Individuen das 50. Jahr. Als eines derjenigen Handwerke, in deren Hände das Wohl und Wehe des Publikums, namentlich in Städten, hauptsächlich gelegt ist, steht das Bäckerhandwerk mit Recht unter besonderer öffentlicher medicinal-polizeilicher Aufsicht. Die Obrigkeit hat nicht bloß über Vermeidung von Feuersgefahr bei Anlegung der Backöfen zu wachen, sie hat namentlich dafür zu sorgen, daß die B. möglichst wohlfeiles, besonders aber gesundes und der bestehenden Taxation entsprechendes Brod liefern. In allen diesen Beziehungen ist es wichtig, daß die Anzahl der B. in einer Stadt in gehörigem Verhältniß mit der Einwohnerzahl stehe. Zu wenig B. können, besonders bei Mangel an Getreide ohne Zufuhr leicht eine künstliche Brodtheuerung erzwingen und allen obrigkeitlichen Vorkehrungen Trotz bieten; zu viele und (was die Folge davon ist) arme B. sind nicht bloß für die Gemeinde eine Last, sondern sie können auch aus Mangel an Kapital zum Ankauf von Vorräthen nie so wohlfeiles Brod liefern, als besser gestellte und wohlhabendere. Zur Zeit fehlt es noch in den meisten Staaten an einem sichern Maßstabe, wonach das Verhältniß zwischen der Zahl der B. und der Größe der Bevölkerung eines Ortes zu reguliren ist. Unter 300 Konsumenten darf aber ein B., der bestehen will, nament-

sich in einer größern Stadt, nicht haben. Vergl. Woltersdorf, Das Ganze der Brod-, Semmel- ꝛc. Bäckerei, Ilmenau 1824; K. Hennig, Der wohlunterrichtete Bäckermeister, Meißen 1843.

Bädeker, Karl, geboren 1801 zu Essen an der Ruhr, wo sein Vater Gottschalk Dietrich B. († 1841) seit 1797 eine Buchhandlung und Buchdruckerei besaß, begründete 1827 eine eigene Buchhandlung zu Koblenz und † hier den 4. Oktober 1859, worauf das Geschäft an seinen Sohn Ernst B. überging. B. hat sich durch eine Anzahl von ihm verfaßter und verlegter Reisehandbücher einen bleibenden Ruf erworben. Dieselben wurden ursprünglich zwar nach dem Vorbilde der vom englischen Buchhändler Murray herausgegebenen abgefaßt, erhielten aber in den vielen neuen Auflagen, die sie erlebten, eine Gestalt, in der sie, sowohl was praktische Brauchbarkeit, als Gründlichkeit und Gediegenheit betrifft, ihr einstiges Muster weit überflügelt haben.

Bädu, afrikanisches Negerreich im Innern von Sudan, südlich von Jolida, östlich von Bambarra, dem es tributpflichtig ist, bewässert von dem Flusse Ba-Nimna, welcher vom Konggebirge kommt und in den Dibbia mündet.

Bäffchen (Ueberschlägelchen), die beiden kleinen, viereckigen Läppchen, welche die christlichen Geistlichen vorn am Halse tragen, gewöhnlich nur im Amte über der Amtskleidung, an manchen Orten jedoch, z. B. in Schweden, auch sonst als Standesauszeichnung. Die B. der protestantischen Geistlichen sind in der Regel ganz weiß, bei den Geistlichen anderer Kirchen findet man sie auch schwarz oder violett und häufig nur weiß eingefaßt. Ihre Stelle vertreten hie und da weiße Kragen (Ringkragen, Halskrausen), in welchem Fall die B. von Kirchendienern getragen werden. Den Ursprung der B. leitet man von den jüdischen Phylakterien (s. d.) ab.

Bähr, 1) Johann Christian Felix (gewöhnlich bloß Christian B. genannt), berühmter Philolog, geboren am 13. Juni 1798 zu Darmstadt, wo sein Vater damals Pfarrer der reformirten Gemeinde war, studirte zu Heidelberg anfangs Theologie und Philologie, wendete sich aber letzterer bald ausschließlich zu und habilitirte sich 1819 als Privatdocent in der philosophischen Fakultät. Seine erste Schrift: „Dissertatio de Apolline Patritio et Minerva Primigenia" (Heidelberg 1820), war ganz in dem Geiste der creuzerschen Symbolik abgefaßt. Die erste Frucht seines Studiums des Plutarch war das „Specimen observationum in Plutarchi vitam Artaxerxis" in Creuzers „Meletemata" (Bd. III, 1819). Schon im Juli 1821 erhielt er eine außerordentliche Professur; dagegen rückte er erst nach des ältern Voß Tode 1826 in die Professur der alten Literatur ein. Dem einmal gewählten Plutarch treu, hatte er 1821 eine Reise nach Paris unternommen, um die dort befindlichen Handschriften zu vergleichen, und gab im folgenden Jahre die „Vita Aleibiadis" (Heidelberg 1822) und später (Leipzig 1826) den Philopömen, Flaminius und Pyrrhus heraus; dazwischen erschien von ihm eine Sammlung der Fragmente von Ctesias („Ctesiae operum reliquiae", Frankfurt 1824). In dieselbe Zeit fällt die Besorgung eines Theils der „Römischen Antiquitäten" von Creuzer nach dessen Heften; die spätern, das häusliche Leben und das Kriegswesen betreffend, arbeitete B. selbstständig aus. Noch bekannter wurde er durch die „Geschichte der römischen Literatur" (Karlsruhe 1828, 2. Aufl. 1832). Hieran schlossen sich ein Auszug: „Abriß der römischen Literaturgeschichte, zum Gebrauch für höhere Lehranstalten" (Heidelberg 1833) und zwei Supplemente zu dem ersten Werke, deren erste Abtheilung „Die christlichen Dichter u. Geschichtsschreiber Roms" (Karlsruhe 1836), die zweite „Die christlich-römische Theologie, nebst einem Anhange über die Rechtsquellen" (1837) enthält. Der Auszug ist ins Französische und das Hauptwerk ins Englische übersetzt worden. Durch Creuzer wurde B. zu der Ausgabe des Herodot (Leipzig 1832—35, 4 Bde.) veranlaßt. Ein anderes Verdienst erwarb sich B., als er, zum Oberbibliothekar ernannt, seit 1833 bemüht war, die heidelberger Bibliothek in eine bessere Ordnung zu bringen u. dieselbe auch auswärtigen Gelehrten, namentlich durch Mittheilung von Manuskripten, zugänglicher zu machen. Im Jahre 1839 übernahm er die Leitung des Museums u. 1845 nach Creuzers Rücktritt die Direktion des philologischen Seminars. Von der unermüdlichen Thätigkeit B.'s zeugen auch die zahlreichen Beiträge zu andern Schriften, wie z. B. zu Jahns „Jahrbüchern", zu der „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber, zu Pauly's „Realencyklopädie der klassischen Alterthumswissenschaft" und namentlich zu den „Heidelberger Jahrbüchern", deren Redaktion er seit 1834 mit Schlosser und Muncke, 1847 allein übernahm. Außerdem lieferte er einige kleinere akademische Schriften, z. B. „Ueber die Universität Konstantinopel". Als Lehrer sucht B. durch Klarheit und Verständlichkeit des Vortrags seine Zuhörer anzuziehen, verweilt aber mehr bei den gewöhnlichern Punkten der Grammatik, als bei der tiefern Entwickelung des Geistes der Schriftsteller.

2) Karl, badischer Ministerialrath und Mitglied des Oberstudienraths, des Vorigen jüngster Bruder, studirte in Heidelberg Theologie, kam als Diakonus nach Pforzheim und wurde von da nach Eichstetten versetzt, wo er sein treffliches Werk „Symbolik des mosaischen Kultus" (Heidelberg 1837 ff.) verfaßte, das allgemeine Anerkennung fand, aber im Einzelnen in Ferdinand Friedrichs „Symbolik der mosaischen Stiftshütte" (Leipzig 1841) bestritten wurde. Im Jahre 1837 wurde er als Ministerialrath nach Karlsruhe versetzt.

Bähung (fomentatio), die Anwendung kalter oder warmer, trockener oder feuchter Umschläge auf leidende Theile des Körpers, denen dadurch Wärme zugeführt oder entzogen werden soll, womit man verschiedenartige Heilzwecke zu erreichen sucht. Feuchtwarme Umschläge in Form von breiigen Substanzen werden Kataplasmata, Breiumschläge, genannt und gewöhnlich aus pflanzlichen Stoffen, wie Leinsamen, Semmel, Grütze, schleimhaltigen Pflanzenblättern, welche am besten mit Wasser gekocht werden, bereitet. Früher pflegte man dieselben auch mit Milch zu bereiten, doch ist dies nicht rathsam, da die Milch leicht säuert und die ganze Masse dadurch einen höchst unangenehmen Geruch annimmt. Beabsichtigt man mit den Kataplasmen nicht bloß feuchte Wärme anzuwenden, sondern gleichzeitig eine zusammenziehende Wirkung hervorzubringen, so nimmt man gepulverte Eichen- oder

Chinarinde oder Galläpfel; wünscht man aber schmerzstillend zu wirken, so wendet man das Kraut des Schierlings, des Bilsenkrauts, der Tollkirsche, od. auch frische Mohnköpfe an; zu den exeitirenden Kataplasmen dienen die aromatischen Species, denen man noch Wein, Essig oder Salmiakgeist zusetzt. Die feuchtwarmen B.en finden in der Heilkunde eine sehr ausgedehnte Anwendung, besonders bei entzündlichen Zuständen, wenn der erste Grad der von äußerer od. innerer Ursache herrührenden entzündlichen Reizung vorüber ist, zur Reifung von Abscessen (s. d.), bei der Kolik, bei Unterleibsentzündungen, Hautkrankheiten, namentlich Geschwüren, welche schlecht eitern, oder nach Verbrennungen ꝛc. Auch bei Konvulsionen der Kinder leisten sie oft die ersprießlichsten Dienste u. sind überhaupt überall angezeigt, wo die krankhafte Affektion eines Theils eines regen Stoffwechsels bedarf, um zu heilen. So ist dies namentlich der Fall, wenn ein Theil gequetscht ist, oder bei Entzündungen, z. B. bei manchen Augenentzündungen, wobei die Theile schlaff u. blutarm sind u. eine erhöhte Thätigkeit wünschenswerth erscheint. Die Wärme dieser warmen Breiumschläge soll zwischen 30°—40° R. betragen, u. der Umschlag muß, sobald er sich abgekühlt hat, wieder erneuert werden, was längstens alle ½—1 Stunde geschehen muß. Die mittelst Wasser oder der angeführten Beimischungen zu einem zarten Brei verkochten Substanzen streicht man in angemessener Menge fingerdick auf ein Stück dünne Leinwand (oder Mull) auf, schlägt dieses von allen Seiten her ein u. legt das auf solche Weise bereitete Päckchen mit seiner unteren Fläche auf den leidenden Theil. Stets muß die vorräthige Menge des Brei's so groß sein, daß man ein zweites Kataplasma zubereiten kann, um dasselbe unmittelbar nach der Wegnahme des ersten aufzulegen. Um die Wärme desselben länger zurückzuhalten, bedeckt man das Kataplasma mit warmen wollenen Tüchern oder mit Wachstaffet, welches Letztere noch in sofern sehr zweckmäßig ist, als es auch die Vertrocknung hindert. An Stellen, welche schiefe Ebenen bilden, müssen die Breiumschläge hinreichend befestigt werden, da sie ihrer Schwere halber sich leicht verschieben. Statt dieser breiigen Substanzen kann man sich, wo es nur darauf ankommt, feuchte Wärme anzuwenden, füglich auch des warmen Wassers bedienen, wie dies in großen Hospitälern meist geschieht, indem man leinene Kompressen in warmes Wasser eintaucht, hinreichend ausdrückt und auf die leidende Stelle auflegt. Nur müssen solche Fomente sorgfältiger noch mit schlechten Wärmeleitern bedeckt werden, damit sie nicht zu rasch erkalten. In neuester Zeit hat man in den *permanenten Bädern*, wie sie Professor Langenbeck anwendet, einen vortrefflichen Ersatz für die feuchtwarmen Umschläge erhalten. Der leidende Theil wird in einer gut geschlossenen, besonders construirten Zinkwanne bequem gelagert und durch Gurte ꝛc. wohl befestigt, sodann wird Wasser von einem Wärmegrade, wie es dem Gefühl des Kranken angemessen erscheint, zugegossen u. durch ein Thermometer auf gleichem Wärmegrad erhalten. Wird der Apparat mit wollenen Tüchern bedeckt, so kann man stundenlang die gleiche Wärme erhalten. So wie aber die Temperatur abzunehmen beginnt, muß warmes Wasser zugegossen, täglich aber je nach dem Grade der Eiterung dasselbe ganz und gar erneuert, überhaupt für Reinheit desselben Sorge getragen werden. Mittelst einer solchen Vorrichtung vermag man Glieder, welche amputirt oder durch irgend eine andere äußere Gewalt stark verwundet, gebrochen, oder gequetscht sind, tage-, ja wochenlang in gleichmäßiger Temperatur zu erhalten und dadurch aufs günstigste auf deren Heilung einzuwirken; zugleich werden die Wundschmerzen schon wegen der sorgfältiger abzuhaltenden äußeren Luft außerordentlich vermindert; man ist nicht genöthigt, die Verbände zu wechseln und erspart dadurch dem Kranken auch diese Schmerzen, unbeschadet der zur Heilung nothwendigen Reinlichkeit; zugleich wird das Wundfieber sehr gemäßigt. Eine bei dem anhaltenden Gebrauche der feuchtwarmen Fomente zuweilen einigermaßen, störende Erscheinung, die einer bedeutenden Reizung der Haut, selbst wenn die mildesten Stoffe dazu benutzt werden, Entstehung von Bläschen, Anschwellung der Wundränder und einer Veränderung der rothen Färbung der Wundfläche in eine mehr oder weniger graue kann Veranlassung werden, daß dieselben einige Tage ausgesetzt werden müssen. Meist ist aber in diesem Fall ein höherer Temperaturgrad als nothwendig angewendet worden, und man hat dann auch nicht nöthig, die Kataplasmirungen ganz auszusetzen sondern nur darauf Acht zu haben, daß dieselben nicht wärmer, als oben angegeben, applicirt und daß sie nicht sauer werden. Außer diesen feuchtwarmen B.en bedient man sich wohl auch häufig der *trockenwarmen* Fomentationen. Es haben jedoch diese bei weitem den ausgedehnten Wirkungskreis nicht wie jene u. dienen in den meisten Fällen weniger dazu, Wärme zuzuführen, als vielmehr die natürliche Wärme des Körpers zurückzuhalten, weshalb denn auch schlechte Wärmeleiter, wie wollene Tücher, Watte aus Baumwolle, Pelz ꝛc., hierzu verwendet werden. Wenn man will, so kann das Bett als ein allgemein warmes Foment betrachtet werden, wie überhaupt die Einwickelungen in wollene Decken zum Behuf der Erwärmung, oder um Schweiß hervorzurufen, hierher zu rechnen sind. Die trockenwarmen Kräutersäckchen, womit früher sogar mancher Luxus getrieben wurde, das Auflegen von gewärmtem oder gar geröstetem Roggen- und Bohnenmehl beim Rothlauf ꝛc. ist mit Recht außer Gebrauch gekommen, da es nicht mehr leistet, als jede andere warme Bedeckung, oft aber, zu unrechter Zeit angewendet, geradezu Schaden verursachen kann. Von ganz ausnehmender Wirkung und unentbehrlich sind die *kalten* Fomentationen in einer großen Reihe von krankhaften Zuständen. Während die Wärme überhaupt dazu geeignet ist, einen regeren Stoffwechsel zu veranlassen und namentlich örtlich in der Form von feuchtwarmen B.en einen stärkeren Blutandrang und dadurch eine vermehrte Durchtränkung der gebähten Körpertheile zu veranlassen, wodurch eben, wie erwähnt, eine Erschlaffung und Erweichung erzielt werden kann, so hat im Gegentheil die Applikation kalter Fomente eine Verminderung des Säftezuströmens zur Folge, indem nicht allein die Blutgefäße, sondern alle einer Zusammenziehung fähigen Gebilde sich zusammenziehen, wodurch der Theil blaß wird und zusammensinkt, während zugleich die Gefühlsnerven der Haut sowohl, als die der tiefer liegenden Gewebe wieder empfindlich werden. Man bedient sich deshalb der kalten B.en vorzüglich, um erhöhte

Wärme eines peripherischen Körpertheils und die damit häufig verbundene Reizung, Empfindlichkeit und Schmerzhaftigkeit, sowie die Blutüberfüllung zu vermindern. Daher finden sie ihre Anwendung bei allen entzündlichen Krankheiten der Haut und der unter ihr gelegenen Gebilde, des Unterhautbindegewebes, der Knochenhaut, ferner des Auges, des Gehirns und seiner Häute, der Gelenke, nach Verstauchungen, Verwundungen, Brüchen, leichteren Graden der Verbrennung, endlich bei den fieberhaften Krankheiten, z. B. Typhus, Brust-, Lungen- und Brustfellentzündungen, Magenkatarrhen, oft mit großer Heftigkeit auftretender Kopfaffektionen ꝛc. Auch sind dieselben bei blutigen Operationen ein unentbehrliches Mittel, namentlich um Blutungen aus der Haut u. aus kleineren Gefäßen zu stillen; aber auch bei Blutungen aus der Nase, der Mundhöhle, dem Mastdarm, den Urin- und Geschlechtswerkzeugen, bei Blutspeien und Blutbrechen wirken die kalten Fomente außerordentlich günstig. Daß dieselben bei Entzündungen der Brust- und Unterleibsorgane weniger Anwendung finden, als sie in vielen Fällen verdienen, daran ist nicht sowohl ein gewisses Vorurtheil und die nun einmal vorhandene Abneigung vor der ersten Einwirkung der Kälte schuld, als vielmehr der Umstand, daß die bei fieberhaften Krankheiten ohnehin zu gewissen Zeiten eintretenden Frostschauer durch kalte Be leichter hervorgerufen werden, wenn dieselben nicht mit großer Sorgfalt und Genauigkeit gemacht werden, und der übrige Körper nicht gleichzeitig wohl bedeckt und warm gehalten wird. Man kann sich aber durch den Versuch leicht überzeugen, daß selbst bei weitverbreiteten Lungen- und Bauchfell- oder Darmentzündungen die kalten Fomente überaus wohlthätig wirken. Man brauche nur die Vorsicht, mit geringeren Kältegraden zu beginnen, die Haut erst an eine niedrigere Temperatur zu gewöhnen, wie man sagt „abzuschrecken", und allmählig erst zu höheren Kältegraden überzugehen. Der Kranke wird dann sehr bald die wohlthätige Einwirkung verspüren und von selbst nach einer Erfrischung des sehr bald sich erwärmenden Umschlags verlangen. Auch gegen entzündliche Krankheiten des Herzens, wie dieselben häufig zum Gelenksrheumatismus sich hinzugesellen, sind kalte Fomente mit dem besten Erfolg angewendet worden. In diesem Falle bedient man sich flacher, aus Zinkblech verfertigter Flaschen von verschiedener Größe, deren untere Fläche genau der Form des Brustkorbes angepaßt werden muß. Um diese Flaschen, welche mit kaltem Wasser oder mit sogenannten Kältemischungen (s. unten) angefüllt werden, unverrückt und fest anliegend zu machen, sind an den Kanten kleine Ringe angebracht, durch welche Bänder laufen, die um Hals und Brust geschlungen werden. Auf Aneurysmen werden ebenfalls längere Zeit kalte Umschläge angewendet, und es gelingt wohl zuweilen, das Blut in denselben zur Gerinnung zu bringen, jedenfalls aber wird der Ausdehnung der Gefäßwände und damit der vermehrten Blutzuströmung einigermaßen Einhalt gethan (s. Aneurysma). Kalte Fomente sind auch ein sehr schätzenswerthes Mittel gegen das lästige Uebel des Hautjuckens (pruritus). Am häufigsten bedient man sich des kalten Wassers, indem man Schwämme, wie bei Operationen, oder Kompressen in dasselbe eintaucht, diese recht sorgfältig ausdrückt und auf den betreffenden leidenden Theil auflegt. Bedarf man höherer Kältegrade, so legt man Eisstücke oder Schnee in das Wasser, oder man füllt Eis in Thierblasen oder in Kautschukbeutel, welche letztere man wegen ihrer leichten Verschiebbarkeit angemessen befestigen muß, am besten so, daß man sie über dem Kranken an einem Haken in der Decke oder an einem ausgespannten Reif aufhängt. Wenn es an Eis mangelt, wie im hohen Sommer, hat man sogenannte Kältemischungen angewendet. Diese bestehen aus gleichen Theilen von Salmiak und Salpeter, welche unmittelbar vor der Anwendung in Wasser gelöst werden. Erwähnung verdienen noch die sogenannten prießnitzschen Umschläge, deren Wirkung eine komplicirtere ist. Wenn nämlich einem Theile durch Applikation eines kalten Umschlags seine Wärme entzogen, der Blutumlauf in demselben vermindert worden ist, diese Umschläge aber, wenn sie anfangen sich zu erwärmen, nicht erneuert, sondern liegen gelassen werden, so entsteht in Folge der Reizung ein um so lebhafterer Blutumlauf, es erfolgt eine Reaktion, welche man in vielen Fällen mit gutem Erfolge zu Heilzwecken benutzt hat. Um diese nachfolgende Erwärmung zu steigern, deckt man über die aufgelegten Kompressen Wachstaffet oder wollene Tücher, um den entstehenden Wasserdampf zurückzuhalten. Zu vermeiden sind die kalten Fomente bei ganz kleinen Kindern und Greisen, denen es ohnehin an dem Vermögen, die Eigenwärme in dem zum Leben nöthigen Grade zu erhalten, fehlt, bei sehr geschwächten Kranken, bei ausgebreiteten heftigen Verbrennungen, bei Verwundungen durch Quetschungen, besonders dann, wenn die gequetschten Theile ohnedies sich kühl anfühlen und kalter Brand droht, bei Individuen, die ohnedies zu Erkältung, oder zu Blutandrang nach andern innern Organen sich neigen, bei der eigentlichen und wahren Gicht, die ohnehin oft von einem Theile zum andern überspringt, und bei solchen Entzündungen, denen es überhaupt an einer zur Heilung nöthigen Lebhaftigkeit des Stoffwechsels mangelt, mit einem Worte aber, wo die Wärme, wie oben bereits geschildert worden, ihre Anwendung findet.

Bälkule (Bläkulle, Jungfrau), schwedische Insel, westlich von Oeland, mit einem mit schwarzem Moos überzogenen Felsen, von dem die Sage geht, daß die Hexen am Grünendonnerstag, wie auf dem Blocksberge im Harz in der Walpurgisnacht, dorthin wallfahrten.

Bänder, s. Bandweberei.

Bänder (ligamenta), Name einer großen Anzahl von strangförmigen, rundlichen oder mehr platten, häutigen Verbindungsmitteln zwischen knöchernen oder auch zwischen sonstigen Theilen des thierischen und menschlichen Körpers. Man hat dieselben früher in wahre und falsche B. eingetheilt, nennt aber die ersteren wohl besser Knochenbänder. Diese Knochenbänder bestehen aus fibrösem Gewebe, das vorzugsweise aus langgestreckten, parallel angeordneten Zellgewebsfasern besteht mit wenigen oder gar keinen elastischen Fasern untermischt, enthalten gar keine Nerven und wenig Blutgefäße, sind sehr zähe und wenig dehnbar, von Ansehen silbergrau oder atlasglänzend. Durch

dieſe Eigenſchaften ſind ſie ganz beſonders geeignet, den Bewegungsapparat zu unterſtützen, indem ſie vermöge derſelben äußerſt feſt und undehnbar, nichtsdeſtoweniger aber ſehr biegſam und geſchmeidig ſind. Wo ſie an beweglichen Theilen, wie an den Gelenken, vorkommen, welche ſie zum Theil als geſchloſſene Kapſeln ganz umgeben, ſchließen ſie die Gelenkhöhle ab und erlauben eine freie Beweglichkeit, während ſie an anderen Stellen des Knochengerüſtes zur Aneinanderheftung der Knochen dienen und die freie Beweglichkeit hindern. Sie ſtellen ferner brückenförmige Verbindungen zwiſchen hervorſtehenden Knochenvorſprüngen dar und bilden dadurch überall umgrenzte Oeffnungen, durch welche Gefäße und Nerven aus dem Körper heraustreten; endlich dienen ſie auch dazu, Rollen ähnlich, Muskelſehnen in einer ſolchen Lage zu erhalten, daß die Wirkung der Muskeln eine von ihrer urſprünglichen abweichende Richtung erhält (Muskelbänder). Die membranöſen Ausweitungen zwiſchen zwei Knochen, wie zwiſchen den Vorderarm- und Unterſchenkelknochen (ſ. Anatomie, Taf. IV, Fig. I. 6, 7, T.), werden ebenfalls B. (ligamenta interossea) genannt, dienen aber mehr einer Anzahl von Muskeln zum Anſatze, als ſie zur Befeſtigung der Knochen beitragen. Die Gelenkkapſeln (ligamenta capsularia, ſ. Gelenk) gehen über die Verbindungsſtellen zweier das Gelenk bildenden Knochen hinweg, ſetzen ſich an deren verdickten Enden am Rande des Gelenkknorpels feſt und umgeben auf dieſe Weiſe die Verbindungsſtelle von allen Seiten. Sie bilden dadurch die Gelenkhöhlen, welche von der Synovialhaut ausgekleidet iſt, die eine dickliche, zähe, durchſichtige, mehr oder weniger gelb gefärbte Flüſſigkeit, die Gelenkſchmiere, abſondert. Zur Verſtärkung der Kapſeln ſind bei vielen Gelenken ſtarke Faſerzüge von einem Knochen zum andern herübergeſpannt, welche die Kapſeln nicht allein verſtärken, ſondern auch für die Verrichtung, den Mechanismus der Gelenkbewegung von größter Wichtigkeit ſind und Hülfsbänder genannt werden. Manche derſelben unterſtützen die Bewegung dadurch, daß ſie dieſe nur in einer beſtimmten Ausdehnung erlauben (Hülfsbänder im engeren Sinne), manche andere aber hemmen die Bewegung einer Gelenkverbindung theilweiſe oder vollkommen (Hemmungsbänder; ſ. Gelenk und Gelenkbänder). Zwiſchen die einzelnen Muskeln der Extremitäten ſetzen ſich fibröſe Scheidewände von der allgemeinen Umhüllung derſelben ausgehend fort, welche gleichfalls Ligamente genannt werden, u. zwar Ligamenta intermuscularia. Sie erſtrecken ſich in die Tiefe bis an den Knochen, wo ſie ſich mit der Knochenhaut innig verbinden. Häufig dienen auch ſolche Ligamente zum Anſatz von Muskelbündeln. Ueber die B. des Kehlkopfes ꝛc. ſ. Kehlkopf, Kehldeckel. Die ſogenannten falſchen B. ſind meiſt häutige Fortſetzungen des ſeröſen Ueberzuges der Organe, oder Ueberbleibſel aus der Zeit des Fötuslebens. Zu letzteren gehört das runde Leberband, ein ſolider Strang, der vom Nabel zur unteren Fläche der Leber geht, ein Ueberbleibſel der Lebervene des Fötus iſt (ſ. Anatomie, Taf. II.) und das Aufhängeband der Harnblaſe, von der Allantois herrührend, welche die Gefäße der menſchlichen und der Säugethierembryonen an die Wandung der Gebärmutter trägt, um dort mit den mütterlichen Gefäßen in Berührung zu treten. Von den erſteren nennen wir dieſe B. der Leber, des Magens, der Milz, womit dieſe Organe theils an das Zwerchfell befeſtigt, theils unter ſich verbunden ſind und dadurch in ihrer Lage erhalten werden.

Bänkelſänger, Perſonen, die auf öffentlichen Plätzen hiſtoriſche Ereigniſſe, Feuersbrünſte, Mordthaten ꝛc. unter Hindeutung auf ein aufgerolltes, den Gegenſtand darſtellendes Gemälde ſingend oder ſchreiend vortragen. Die Bänkelſängerei iſt ein Abkömmling des Meiſtergeſangs; eigentliche Volkspoeſie hat ſich in ihr nie entwickelt, ſie war im Mittelalter nicht beſſer, als jetzt, wo ſie zum Theil in den Händen von Landſtreichern u. Gauklern ſich befindet u. deshalb in manchen Ländern verboten iſt.

Bär (Ursus), Säugethiergattung aus der Ordnung der Raubthiere und der Familie der Sohlengänger oder Bären, wird charakteriſirt durch den eigenthümlichen Bau der Zähne (oben und unten 6 große, manchmal mit gelappten Kronen verſehene Schneidezähne, dicke, mit ſehr ſtarker Wurzel und verhältnißmäßig kurzer, gebogen kegelförmiger Krone verſehene Eckzähne, 2–3 ſehr kleine Lückenzähne, wenig entwickelter Fleiſchzahn, ſtumpfhöckerige Mahlzähne), wonach die hierher gehörigen Thiere eben ſowohl auf Fleiſch-, als auf vegetabiliſche Nahrung angewieſen ſind, durch den länglichrunden Schädel, die mehr oder minder langgeſtreckte, rüſſelartige, bewegliche Schnauze, die glatte Zunge, die ziemlich kleinen Augen, die kurzen, abgerundeten Ohren, die plumpen, dicken Glieder, den ſchwerfälligen Körper, den dichten, aus groben Grannenhaaren u. feineren Unter- oder Wollhaaren beſtehenden Pelz, die fünfzehigen, mit großen, unbeweglichen, meiſt abgenutzten Krallen bewaffneten Füße mit nackter Fußſohle, mit deren ganzer Länge die Thiere auftreten, und den ſehr kurzen Schwanz. Die B.en bewohnen kalte und gemäßigte Länder, in wärmeren nur die Gebirge, und verſchlafen den größten Theil des Winters, doch nicht ohne von Zeit zu Zeit aufzuwachen und nach Nahrung umherzugehen. Bevor die Feuerwaffen erfunden wurden, waren ſie in waldigen und felſigen Gegenden ganz Europa's, Aſiens und Amerika's (vorzüglich Nordamerika's) ſehr häufig; in Afrika ſcheinen nie B.en einheimiſch geweſen zu ſein, mit Ausnahme der nördlich von der Sahara liegenden Strecke, welche noch jetzt B.en beherbergen ſoll. Ueberall, wo Menſchen wohnen, wird den B.en hart zugeſetzt, denn einerſeits thun ſie an Feldern, Gärten und Vieh bedeutenden Schaden; andererſeits haben ſie genießbares Fleiſch, ſehr brauchbares Fett und ein herrliches Fell, und endlich ſind ſie leicht zu erlegen, weil ſie im Sommer dreiſt, im Winter aber ſchlaftrunken ſind.

Der gemeine braune B., europäiſche B., (Ursus arctos *L.*), kommt in mehren Varietäten vor. Seine Farbe iſt heller oder dunkler braun und in der Jugend durch ein weißliches Halsband ausgezeichnet. Er kann 6—7 Fuß lang, über 400 Pfund ſchwer und 40—50 Jahre alt werden. Außer Fleiſch frißt er auch allerlei Pflanzenſtoffe, Brod, Gemüſe, Wurzeln, Obſtfrüchte, Trauben und beſonders gern Honig, um deſſen willen er auf Bäume klettert, oder auch die Bienenſtöcke umwirft, ohne die Stiche der Bienen zu achten. Er ſucht auch die Ameiſenhaufen auf, wahrſcheinlich wegen der Säure, denn er liebt ſaure Früchte, beſonders Saurach- u. Vogelbeeren,

nach deren Genuß er besonders gierig nach Fleisch u. daher dem Menschen gefährlich werden soll. Er greift letzteren nicht leicht an, wenn er nicht gereizt wird; äußerst gefährlich ist aber die Bärin, wenn ihren Jungen Gefahr droht. Auch der B. ist im Zustande der Gereiztheit unversöhnlich, wankt und flieht nicht, stürzt auf seinen Angreifer los u. sucht ihn mit seinen Vordertatzen zu erdrücken, seltener mit den Zähnen zu packen. Den Thieren springt er auf den Rücken, selbst Pferden und Rindern. Sein Gang ist langsam und schleppend; er läuft, und schwimmt nicht lange, geht aber gut auf den Hinterbeinen und klettert leicht auf Bäume, von denen er sich wieder rückwärts herabläßt. Er führt ein stilles und einsames Leben und hält sich nur während der Paarungszeit mit der Bärin zusammen. Im fünften Jahre paart er sich im Mai oder Juni; im Januar wirft die Bärin in ihrem Winterlager 1—3 Junge mit kurzem, glänzendem Haar, die keineswegs Fleischklumpen sind, welche die Mutter erst zurechtlecken müßte, wie die Alten gefabelt haben. Sie sind etwa von der Größe eines Meerschweinchens, erreichen aber in 3 Monaten die Größe eines Pudels, sind einen Monat lang blind und saugen 3 Monate. Eine Bärin zu Bern bekam noch Junge im 31. Jahre. Da der B. während des Sommers sehr fett wird, so legt er sich beim ersten Froste schlafen, entweder in einen hohlen Baum, oder in ein Felsenloch, oder auch in eine Art Hütte, die er sich aus Zweigen, Laub und Moos macht. Im Frühjahr kommt er wieder hervor; die Bärin etwas später mit ihren Jungen. Der B. ist ein in vielen Beziehungen merkwürdiges Thier, schon deshalb, weil er, wie der Mensch, auf den Sohlen geht, darum aufrecht wie ein Mensch stehen u. gehen, seine Vorderfüße wie Arme gebrauchen u. leicht am Stock und selbst ohne Stock tanzen lernt. Seine langen zottigen Haarekleiden ihn förmlich ein u. machen dadurch die Bewegungen seiner Glieder unsichtbar, daher der Anschein von Plumpheit und Ungelenkigkeit. Der junge B. klettert aber meisterhaft, zwar nicht so schnell wie eine Katze oder ein Eichhörnchen, aber desto bedächtiger, wagt sich bis zu den äußersten Aesten und schaukelt sich droben zur Lust wie ein Affe. Die Bewegungen des B.en auf dem Boden sind wellenförmig wie die der Katze, und wenn er auch schwerfällig aufzutreten scheint, so geht er doch ganz sanft. Seine List im Freien ist dem Jäger bekannt, sein Muth dem Pferde wie dem Rinde. Er weiß wohl, daß er durch weite Märsche oder Reisen im Walde oder Gebirge umher seine Verfolger täuschen muß; er hat einen so guten Ortssinn, daß er seine Heimat allemal mit Sicherheit wiederfindet. Der Bärin Liebe zu ihren Jungen ist ungemein groß, der männliche B. hingegen fräße sie auf, u. das Weibchen muß ihn daher mit tüchtigen mit den Vorderbeinen ertheilten Schlägen abtreiben. Daß der B. musikalischen Sinn hat, ist bekannt; den Takt kann er genau einhalten. Klug kundschaftet er auf hohen Bäumen mit scharfem Gesicht, Gehör und Geruch eine Gegend aus; nicht minder klug jagt er oft die Kühe, deren Hörner er fürchtet, nur immer herum, bis eine ermüdet niederstürzt u. er von hinten auf sie springen kann. Er kommt auch zu den Hütten u. steigt aufs Dach und forscht und horcht. Feuer fürchtet er, darum sucht man die Heerden, besonders Schafheerden, die er am liebsten aufsucht, bei Nacht durch sogenannte Bärenfeuer zu sichern. Wie die Spur seines Fußes menschlich ist, so sind es auch seine Fangkunst u. seine Leckerei. Menschen, die er nicht zu fürchten hat, fürchtet er nicht. Die braunrothe Art ist die gutmüthigste. Der Pelz des braunen B.en ist, sowie der des amerikanischen, sehr geschätzt; am häufigsten kommt er aus Nordamerika in den Handel und wird vorzüglich zu Wildschuren, Satteldecken, Matratzen u. Grenadiermützen verwendet. Das Fleisch ist nicht schmackhaft; nur geräucherte Bärenschinken und Bärentatzen werden des Wohlgeschmacks wegen gerühmt. Sonst war das Fett und die Galle des B.en (Axungia et Fel ursi) officinell, und noch jetzt glauben viele Leute, daß das Bärenfett die eigenthümliche Kraft besitze, den Haarwuchs zu befördern. Früher hat der B. wohl ganz Europa bewohnt; jetzt findet man ihn nur noch in den Gebirgen u. Wäldern des nördlichen Europa's, einzeln auch in einigen Gegenden der Schweiz, z. B. in Graubündten, Wallis, sowie Savoyen, Kärnthen, Tyrol, auf den Karpathen und Pyrenäen. Die B.en, welche bei uns als Tanzbären herumgeführt werden, stammen in der Regel vom südlichen Abhange der Alpen oder aus dem östlichen Theile der Karpathen. In England, Frankreich, Spanien (mit Ausnahme der Pyrenäen), dem mittleren und nördlichen Deutschland gibt es keine B.en mehr. Auf dem Thüringerwalde ist der letzte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Nähe von Katzhütte erlegt worden; in der Gegend von Traunstein in Bayern dagegen ward noch 1835 einer geschossen. Früher kam er auch auf dem Fichtelgebirge häufig vor. In Tyrol gibt es jetzt noch B.en, und es sind deren daselbst 1833 23, 1834 16, 1835 23 erlegt worden. Im österreichischen Kaiserstaate wurden 1835—41 jährlich im Durchschnitt 209 erlegt. Vorzüglich häufig sind sie in einigen Gegenden Ungarns. Auch in der Schweiz gibt es immer noch Gegenden, wo B.en Unfug stiften, namentlich im Thale Medels u. über St. Jakob an der Oberalp; in Graubündten sollen 1861 4—5 Stück erlegt worden sein. In Norwegen wurden von 1846—50 1324 Bären erlegt. Auch in Schweden sind dieselben noch in ziemlicher Menge vorhanden; 1835 wurden allein im Bereiche der Staatsjagden 144 erlegt, 1838 98. Auch im europäischen Rußland gibt es an den meisten gebirgigen u. waldigen Stellen noch B.en. Pallas erzählt, daß man dort die jungen B.en mit Milch u. Brod aufzieht und, wenn sie recht fett sind, ihre Lenden als ein besonderes gutes Gericht auf die Tafel bringt. Reich an B.en sind viele Gegenden Sibiriens, wo nach Benjowski's Angabe jährlich gegen 5000 Bärenfelle nach Jenisseisk gebracht werden, um von dort nach China verhandelt zu werden.

Der Eisbär, Polarbär (U. maritimus *L.*), ist ganz weiß; der Kopf ist abgeplattet, schmal u. zugespitzt, das Profil der Stirn flach; die Ohren sind sehr klein, die Augenlider ohne Wimpern; Zunge u. Rachenhöhle sind violett. Der ganze Körper ist verhältnißmäßig weit länger als beim braunen B.en, besonders der Hals sehr gestreckt; die Beine sind plump u. niedrig, die Sohlen groß u. weich behaart. Der Eisbär ist die größte jetzt lebende Bärenart; er wird über 8 Fuß lang u. 16 Centner schwer. Seine gewöhnliche Nahrung sind Fische, Seehunde u. andere Meerthiere, in der Gefangenschaft Brod. Er wälzt sich gern im Schnee, und in der Gefangenschaft muß

man ihn, besonders im Sommer, täglich mit kaltem Wasser übergießen. Das Fleisch der Landthiere liebt er nicht sehr. Er lebt in der ganzen Polarzone und stößt allen Grönlandsfahrern auf; in Sibirien, zwischen der Lena und dem Jenisei, findet er sich am häufigsten. Er ist das gefährlichste und grimmigste Raubthier des Nordens, schwimmt und taucht trefflich und greift den Menschen auf dem Lande wie in Booten und Schiffen an. Die Nordpolarreisenden berichten von blutigen Kämpfen mit diesen Thieren, welche meist paarweise oder in größeren Trupps jagen. Im September sucht der fette Polarbär sein Winterquartier auf, wozu ihm jede Felsenspalte u. jeder Eishaufen dient. Den Januar u. Februar verschläft er völlig; die Männchen verlassen das Lager zu Ende März, die Weibchen im April, wo sie auch ihre Jungen, gewöhnlich 2, werfen. In Menagerien, wo man den Eisbären häufig sieht, ist er noch nie gezähmt worden. Er sitzt gewöhnlich träge in seinem Käfig auf dem Hintern, unter mißmuthigem Brummen stundenlang Kopf und Hals im Kreise herumdrehend. Sein Pelz wird zu Fußteppichen u. Schlittendecken benutzt.

Der Baribal, der nordamerikanische schwarze B. (U. niger americanus *Pall.*), wird 5—7 Fuß lang, ist glänzend kohlschwarz u. an der Schnauze mit rothbraunen Flecken gezeichnet. Sein Kopf ist schmal, die Schnauze spitz; seine Sohlen sind kurz, sein Pelz ist weich. Er wohnt in Nordamerika, nährt sich vorzugsweise von Vegetabilien und Honig, auch von Vögeln und Säugethieren, doch frißt er letztere nicht gern; den Menschen greift er nur an, wenn er verfolgt wird. Er klettert nicht und bringt den Winter in Schneehöhlen zu. Die Paarungszeit ist im September, die Tragzeit 16 Wochen, worauf das Weibchen 1—5 Junge wirft. Sein Fleisch ist sehr gut und nahrhaft, besonders werden die Jungen für Leckerbissen gehalten; auch sein Pelz wird gesucht. Seine Stimme lautet wie Weinen oder scharfes Heulen. In strengen Wintern zieht er in großen Schaaren nach den vereinigten Staaten.

Der Grieſel- oder Grizzlybär (U. ferox *Lew.* et *Clarke*, U. cinereus *Desm.*, U. candescens *Griff.*, U. horridus *Say*) soll bis 9 F. lang werden und ist stärker und wilder als der schwarze B. Er hat 3 Zoll lange Klauen, große Sohlen und ist besonders noch dadurch ausgezeichnet, daß Stirn und Nase in einer Richtung ohne Einschnitt liegen. Der Pelz ist schlechter als beim gemeinen B.en. lang, meist dunkelbraun mit bläſſern Spitzen. Dieser B. ist vorzüglich fleischfressend, verzehrt jedoch auch Wurzeln und Beeren, bewohnt das Rockygebirge südlich bis Mexiko, östlich u. nördlich bis zum 61. Grad. Jung kann er auf Bäume klettern, alt nicht mehr. Er ist das kühnste und gefährlichste Raubthier in den Vereinigten Staaten, verfolgt oft die Jäger, und kein Thier entgeht ihm, wenn dessen Hurtigkeit oder List nicht die seinige übertrifft. Er tödtet den Bison u. schleppt ihn weg, um ungestört nach Lust fressen zu können. Die Indianer am Missouri ziehen bisweilen in kleinen Trupps gegen ihn zu Felde, und Trophäen von ihm sind eine große Ehre; sie tragen die Klauen von ihm als Halsbänder. Der B. vom Atlas (U. Crowtheri *Say*), schwarz oder braunschwarz, ist kleiner als der schwarze amerikanische B., nährt sich von Wurzeln, Eicheln, u. andern Früchten, klettert schnell, bewohnt die Gebirge von Tetuan. Der gezierte B., Schildbär (U. ornatus *Cuv.*), ist ganz schwarz, die Schnauze kurz, über die Augen läuft im Halbkreise ein rothfalber Streif, welcher sich zwischen den Augen vereinigt u. so die Figur eines Ankers bildet; Kinnladen, Wangen, Vorderhals und Brust sind weiß. Er haust in den Cordilleren Südamerika's und in Chile. Der Kragenbär (U. torquatus *Cuv.*, U. tibetanus *Schreb.*) ist glänzend schwarz, die Schnauze schwarz, nur die Lippen sind etwas röthlich überlaufen; die Unterkinnlade ist weiß, an der Brust ist ein gabelförmiger oder die Figur des Buchstaben Y bildender Fleck, dessen Stiel bis zur Mitte des Bauches sich verlängert; Hinterhaupt und Nacken sind lang behaart, und die langen Haare bilden einen Halskragen. Die Nasengegend ist von der Stirn kaum abgesetzt, also die Stirn sehr flach; die Ohren sind groß, der Körper ist gedrungen und starkgliederig; die Klauen sind dagegen schwach und klein. Diese Art bewohnt Tübet, Nepaul und Japan. Der malayiſche B. (U. malayanus *Raffl.*) ist schwarz, der Körper mit kurzen, etwas rauhen Haaren bedeckt, die Schnauze rostfarben, an der Brust befindet sich ein weißer oder rostfarbener Fleck, der bald halbmondförmig, bald etwas herzförmig ist. Die Krallen sind sehr lang und zum Baumsteigen geschickt. Er ist leicht zähmbar, so daß man ihn ganz frei lassen kann und er (wenigstens jung) mit Jedermann spielt, ohne je zu beißen. Er bewohnt Sumatra, Borneo und Nepaul. Seine Körperlänge beträgt 3 F. 8—9 Zoll. Der Lippen- oder Rüſſelbär (U. labiatus *Blainv.*) ist 5 Fuß lang, die Schwanzlänge 4 Zoll. Der Rüssel ist lang, der Nasenknorpel erweitert sich in eine knorpelige, leicht bewegliche Platte; die Lippen sind lang, sehr beweglich, vorstreckbar und die untere sogar umlegbar, das Thier spielt beständig damit. Der ganze Körper ist mit langen, groben, schwarzen Haaren dicht besetzt, welche beim alten Thiere sich am Kopfe und Halse so verlängern, daß diese Theile sehr dick erscheinen, besonders da auch die großen Ohren mit langen Haaren bedeckt sind, und obschon im Haar verborgen, auffallend vorragen. Die Schnauze ist kurzhaarig und erscheint daher gegen den dicken buschigen Kopf sehr dünn, sie ist hell gelbbräunlich. Auf der Brust steht eine große hufeisenförmige weiße Binde. Die Krallen, besonders der Vorderbeine, sind sehr groß u. schwärzlich, die hinteren mehr hornfarbig. Die Vorderzähne fallen beim alten Thiere leicht aus. Dieser B. ist leicht zähmbar und läßt sich zu Gaukeleien abrichten; er bewohnt die Gebirge von Nepaul und Dekan. Der Ameiſenbär (U. longirostris *Eversm.*) hat Aehnlichkeit mit dem Eisbären, aber der Schädel ist zierlicher gebaut. Seine Farbe ist gelbbraun, da die Haare gelbliche Spitzen haben, im Uebrigen aber braun sind; die Beine sind schwarz. Die Jungen bringen kein weißes Halsband mit auf die Welt. Er ist furchtsamer, viel kleiner und schwächer als der vorige und bewohnt Sibirien. Der Fruchtbär (U. fructilegus *Tschudi*), in Peru, seiner Heimat, Hukamari, ist noch nicht beschrieben.

Reste einer vorweltlichen Art, des Höhlenbären (U. spelaeus *Blumenb.*), mit gewölbter Stirn, finden sich in verschiedenen diluvialen Bildungen, am häufigsten in den Knochenhöhlen (s. d.) Deutschlands, Frankreichs und Englands. Nach Broun ist die Menge der Knochen von Individuen jeden

Alters in manchen Höhlen so groß, daß auf viele Hunderte von Individuen geschlossen werden muß. Diese mögen theils gleichzeitig, theils in aufeinander folgenden Generationen dort gewohnt, ihre Beute dort eingetragen haben und endlich ausgestorben sein. Durch das häufige Ein- und Ausgehen dieser Thiere sind nicht selten selbst die engeren Durchgangsstellen dieser Höhlen geglättet worden. Einige Höhlen aber zeigen auch unzweideutig, daß sie erst später durch Einfluthung mit Knochen erfüllt worden sind. Eine andere fossile Art, Ursus arctoideus *Blumenb.*, von der Größe der Eisbären, sonst dem braunen B.en sehr ähnlich, auch hinsichtlich der flacheren Stirn, kommt mit Vorigem zusammen, aber weit einzelner in Franken, Bize, Lunel-vieil, Salleles vor. Beide B.en waren Zeitgenossen des Mammuths.

Bär (Bärin), zwei Sternbilder am nördlichen Himmel. Der große B. (Ursa major), zwischen 120—205° der geraden Aufsteigung und 30—72° nördl. Abweichung, ist nach Bode's Sternkatalog ein Komplex von 444 Fixsternen. Darunter sind 7 Sterne besonders ausgezeichnet und unter dem Namen des Wagens bekannt; 6 von ihnen sind 2., einer 3. Größe; 4 stellen in Form eines länglichen, ungleichseitigen Vierecks den hinteren Leib des B.en (Räder des Wagens), 3 in gekrümmter Linie den Schwanz des B.en (Deichsel des Wagens) dar. Der Stern am Ende des Schwanzes heißt Benethnasch, der mittelste Schwanzstern Mizar, über welchem ganz nahe, nur einem scharfen Auge unterscheidbar, ein kleiner Stern, Alkor oder das Reiterchen, steht; der vorderste Schwanzstern ist Alioth, der oberste und von dem Schwanz entfernteste Rückenstern Dubhe. Außerdem sind im Sternbild noch 3 Sterne 3. Größe, die ein längliches Dreieck bilden und der Brust und einer Vordertatze angehören. Nach der griechischen Mythe wurde Callisto (oder Megisto), Lycaons Tochter, nachdem sie vom Jupiter den Arcas geboren hatte, von der eifersüchtigen Juno in eine Bärin verwandelt, welche Jupiter, als Arcas dieselbe einst auf der Jagd erschießen wollte, sammt ihrem Sohne an dem Himmel versetzte. Nach einer anderen Mythe versetzte Jupiter seine Amme Helice als Bärin an den Himmel. Im Alterthum heißen die 7 Hauptsterne auch Septentriones und Boves Icarii, bei den Arabern die 4 Rumpfsterne Nasch, d. i. Bahre, und die Schwanzsterne Benathnasch, d. i. Töchter der Bahre (Leidtragende), und daher führt fälschlich der äußerste Stern, der eigentlich El-kaid (Statthalter) hieß, seinen jetzigen Namen. Der hebräische Name des Sternbildes ist Asch (Trage, Bahre). Der kleine B. (Ursa minor), zwischen 210—270° gerader Aufsteigung (wenn man den Polarstern nicht berücksichtigt) und vom 67.° nördl. Abweichung bis über den Nordpol hinaus ausdehnt, enthält nach Bode 86 Sterne, von denen 7 eben so gestellt sind wie die Hauptsterne des großen B.en, nur daß beide Sternbilder die Schwänze stets nach entgegengesetzter Richtung haben. Von beiden 7 Hauptsternen sind die 2 letzten Schwanzsterne von 2. (bis 3.) Größe; der äußerste von beiden ist der Polastern; der oberste Rückenstern ist 2. und die übrigen sind 4. Größe. Nach griechischer Mythe ist der kleine B. Arcas, Sohn des Callisto (s. oben), doch soll das Sternbild seinen jetzigen Namen erst von Thales erhalten haben. Zwischen dem großen und kleinen B.en windet sich der Schwanz des Sternbildes des Drachen durch.

Bär (franz. batardeau), steinerner Damm, der quer über ein Wasser geführt ist, um den Abfluß desselben zu verhindern, besonders in Festungsgräben, um das Wasser in demselben immer im rechten Niveau (von wenigstens 5 Fuß) zu erhalten, oder dem Wasser eines vorüberfließenden Flusses den Eintritt zu verwehren. Bisweilen dient der B. auch zur Verbindung mit dem bedeckten Wege oder mit einem Außenwerk, und es befindet sich dann in demselben ein gewölbter, wasserdichter und mit Schießscharten versehener Gang. Man findet auch doppelte Gänge, von denen der untere ganz unter dem Wasser liegt und der Schießscharten entbehrt.

Bär, David, s. Bordelumer Rotte.

Baer, Karl Ernst von, einer der geistreichsten und gelehrtesten Naturforscher, geboren am 17. Febr. (14. März) 1792 in Esthland auf dem Gute seines Vaters, genoß bis zu seinem 16. Jahre den Unterricht von Privatlehrern und sollte sich dann auf der Dom- und Ritterschule zu Reval für die militärische Laufbahn vorbereiten, bezog aber 1810 die Universität Dorpat, wo er sich dem Studium der Medicin zuwandte und 1814 promovirte, nachdem er bereits ein halbes Jahr im Militärlazareth zu Riga als Hülfsarzt fungirt hatte. Bald nachher trat er eine wissenschaftliche Reise nach Deutschland an und ward durch die Bekanntschaft mit Döllinger zu Würzburg für das Studium der Zootomie gewonnen. Im Jahre 1817 wurde er Prosektor an der Universität zu Königsberg, 1819 außerordentlicher und 1822 ordentlicher Professor der Zootomie und gründete das dortige zoologische Museum; 1826 wurde er auch Direktor des anatomischen Theaters. Im Jahre 1829 folgte er einem Rufe nach Petersburg, gab aber schon 1830 seine Stelle als Mitglied der kaiserlichen Akademie und Professor der Zootomie wieder auf und kehrte nach Königsberg zurück, um dasselbe 1834 abermals zu verlassen und einem abermaligen Rufe nach Petersburg als Kollegienrath und Bibliothekar der Wissenschaften zu folgen. Im Jahre 1837 wurde er von der kaiserlichen Akademie beauftragt, eine Entdeckungsreise nach Lappland und Nowaja-Semlja zu machen. Eine der Hauptabsichten bei dieser Expedition war ein Besuch der auf den nördlichen Küsten dieser Insel gelegenen Eisberge; da aber die unaufhörlichen Nordwinde die Ausführung dieses Projekts unmöglich machten, so verzichtete B. darauf, segelte am 31. August 1837 von Nowaja-Semlja ab und kam am 11. September wieder in Archangel an. Er brachte von Nowaja-Semlja gegen 90 Phanerogamen und ungefähr halb so viel Kryptogamen zurück. Die Resultate seiner Reise hat B. in dem „Bulletin scientifique" der kaiserlichen Akademie (Bd. 2, 3) niedergelegt. B. ist ein Naturforscher, dem besonders das Fach der Zootomie, namentlich aber die Entwickelungsgeschichte der Thiere eine Menge neuer Aufschlüsse verdankt. Von seinen Schriften nennen wir: „De fossilibus mammalium reliquiis in Prussia adiacentibusque regionibus repertis" (Sect. I et II, Königsb. 1823); „Vorlesungen über Anthropologie, für den Selbstunterricht bearbeitet", (das. 1824, 1. Th., leider unvollendet geblieben); „De ovi mammalium et hominis genesi" (das. 1827); „Untersuchungen über die Gefäßverbindungen zwischen Mutter und Frucht

in den Säugethieren" (daſ. 1828); „Ueber Entwickelungsgeſchichte der Thiere, Beobachtung und Reflexion" (daſ. 1818—37, 2 Thle, unvollendet; B. erhielt für dieſes Werk 1831 die goldene Medaille der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris); „Unterſuchungen über die Entwickelungsgeſchichte der Fiſche, nebſt einem Anhange über die Schwimmblaſe" (Lpz. 1835, mit Kupfern und Holzſchnitten); „Ueber doppelleibige Mißgeburten oder organiſche Verdoppelungen in Wirbelthieren" (Peterob. 1846). Außerdem gab B. noch mehre andere naturwiſſenſchaftliche Schriften heraus und war Mitarbeiter von Panders „Beiträgen zur Naturkunde" und von Burdachs „Phyſiologie". Eine Menge gehaltreicher u. intereſſanter Aufſätze B.s ſind erwähnt in Meckels u. Müllers „Archiv für Phyſiologie", in dem „Bulletin scientifique" der petersburger Akademie u. a. a. O.

Bären (Ursina, Sohlengänger, Plantigradae), Säugethierfamilie aus der Ordnung der Raubthiere, charakteriſirt durch die 5 mit Krallen bewaffneten Zehen, die höckerigen Reiß- und Mahlzähne, die auf vegetabiliſche Nahrung hinweiſen, plumpe nächtliche Thiere, welche aber trotz ihres ſchwerfälligen Anſehens ſich geſchickt und mitunter auch ſchnell bewegen und beſonders die Vorderbeine zum Klettern gebrauchen, auch damit Feinde angreifen. Außer dem eigentlichen Bären (ſ. Bär) gehören hierher die Gattungen Waſchbär (Procyon), Wickelbär (Cercoleptes), Bärenmarder (Arctitis), Naſenthier (Nasua) und Katzenbär (Ailurus).

Bärenfluß (Bear-River), Fluß im Oſten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, entſpringt im Pimpanogosgebirge und mündet nach einem Lauf von 200 engliſchen Meilen durch ein fruchtbares und maleriſches Thal in den großen Salzſee. Er iſt außerordentlich reißend, und ſeine Ufer ſind meiſt hoch und ſteil.

Bärenführer, Leute, gewöhnlich Polen, welche zum Tanzen und zu anderen Kunſtſtücken abgerichtete Bären (Tanzbären, meiſt Ursus arctos) nebſt Affen, Kameelen und anderen Thieren umherführen und nach der Trommel und dem Dudelſacke für Geld ſich produciren laſſen. Die Bären werden zu dieſem Behuf jung aus dem Neſte genommen oder eingefangen und mit Brod und Honig, ſpäter mit Brod und Kartoffeln gefüttert. Alte beraubt man grauſamer Weiſe der Augen und bändigt ſie durch Hunger und durch Prügel. Um ſie zum Tanze abzurichten, ſetzt man ſie auch wohl auf eine heiße Platte; ſie wollen der Hitze entgehen, richten ſich empor und hüpfen fortwährend mit den Hinterfüßen; da man hierbei immer trommelt und pfeift, ſo wird es ihnen nach und nach zur Gewohnheit, ſich beim Hören dieſer Töne aufzurichten und zu tanzen. Zur ſicheren Leitung iſt den Tanzbären oft ein an einer Kette befeſtigter Ring durch die Naſe gezogen. Die neuere Zeit hat dieſer Art von Induſtrie auf polizeilichem Wege meiſt ein Ende gemacht, da die B. in der Regel zugleich Bettler, Betrüger oder Diebe waren.

Bäreninſel (engliſch Cherry), Inſel im Süden von Spitzbergen, zwiſchen 74° nördl. Br. und 17° öſtl. L. von Greenwich gelegen, beſteht aus ſekundärem Sandſtein und Kalk und hat Steinkohlen. Sie wurde 1596 von Barentz entdeckt, von Keilhau geognoſtiſch unterſucht und von L. v. Buch (Berlin 1847) beſchrieben.

Bäreninſeln (auch Kreuzinſeln), unbewohnte Gruppe von 5 Inſeln im arktiſchen Meere, an der Nordküſte Sibiriens, zum ruſſiſchen Gouvernement Irkutsk gehörig, öſtlich vom Ausfluſſe des Kolyma (73° nördl. Br. und 175° öſtl. L. von Ferro). Die Inſeln ſind gebirgig, haben nur Moos und etwas Gras und ſind nur von Bären bewohnt, dabei reich an Treibholz.

Bärenklau, Pflanzengattung, ſ. Acanthus. Der gemeine (unächte, deutſche) B. iſt Heracleum spondylium, ſ. Heracleum.

Bärenkopf (Ballon de Cyromaguy), einer der höchſten Berge der Vogeſen, im franzöſiſchen Departement Oberrhein, nördlich von Belfort, 3000 Fuß hoch.

Bärenohr, Pflanzengattung, ſ. Arctotis.

Bärenſee, 1) drei nordamerikaniſche Seen in den Hudſonsbailändern. Der große B., der nördlichſte, im Lande der Indianer, 40 Meilen lang, 30 Meilen breit, fließt durch den Bärenfluß in den Mackenzie ab; der ſchwarze B., ſüdöſtlich vom vorigen, ergießt ſein Waſſer durch den Churchillfluß in die Hudſonsbai; der dritte, am Weſtabhange der Rockygebirge, fällt durch den Simpſon in den großen Ocean. — 2) Würtembergiſcher See, 2 Stunden von Stuttgart und ¼ Stunde von der Solitude; mit dem vom Herzog Karl in altrömiſchem Styl erbauten Bärenſchlößchen und von einem großen Wildpark umgeben.

Bärenſtein, Stadt im königlich ſächſiſchen Kreisdirektionsbezirk Dresden, an der Müglitz, in höchſt romantiſcher Gegend, mit 550 Einw., die vornehmlich Landbau und Strohflechterei betreiben. Sonſt blühte hier Bergbau (auf Zinn und Silber), und es waren 19 Zechen im Gange, wovon nur noch einige Pochmühlen übrig ſind. Die hieſigen Fleiſcher (in der Hauptſtadt unter dem ſeltſamen Namen der Läſterer bekannt) haben, ſeit ſie 1462 bei damals eingetretenem Fleiſchmangel Dresden mit Fleiſch wohl verſorgten, das Recht, nach Dresden zu ſchlachten. In der Nähe liegt der Tafelberg mit ſchöner Ausſicht und mit dem Schloß B., wo im 15. Jahrhundert die Herren von B. wohnten. Von B. bis Maxen ſchlängelt ſich das ſchöne Kohlbachsthal.

Bäreuthal (Thal der Bära), wildromantiſches, von dem Flüßchen Bär (Bära, Beer) durchſtrömtes Thal in Würtemberg, Oberamt Tuttlingen, das bei dem Städtchen Friedingen in das Donauthal ausläuft. Hier wurden vor wenigen Jahren 3 Höhlen entdeckt, welche an die Nebel- und erpfinger Höhlen erinnern.

Bäreutraube, Pflanzengattung, ſ. Arctostaphylos.

Bärlapp, Pflanzengattung, ſ. Lycopodium.

Bärmann, Georg Nikolaus, fruchtbarer Schriftſteller, geboren den 19. Mai 1785 in Hamburg als Sohn armer Altern, war für den Kaufmannsſtand beſtimmt, bildete ſich aber als Autodidakt und war ſeit 1810 Vorſteher einer Schulanſtalt, die er nach 27 Jahren aufgab. Seitdem beſchäftigte er ſich als Privatgelehrter mit Ueberſetzen und Bearbeiten dramatiſcher Dichtungen. Später war er Mitarbeiter am literariſchen Theile der „Hamburger Nachrichten". Er ſtarb am 1. März 1850. Seine ſämmtlichen Schriften umfaſſen über 300 Bände. Die bekannteſten ſind: das „Homony-

milon der Deutschen" (Hamburg 1810); „Alexander von Soltwedel" (daf. 1817); die „Hamburger Chronik" (neue Ausgabe, daf. 1822); „Hamburg und Hamburgs Umgegend" (daf. 1822); „Papiere aus meiner bunten Mappe" (Berlin 1826); „Adler und Biene, der Held von Schaumburg" (Hamburg 1832); „Ausgewählte Gedichte" (daf. 1833); „Dat bülvern Book" (daf. 1846). Für die zwickauer Ausgabe übersetzte er von Walter Scotts Werken 160 Bändchen (1823—34) und mehre calderonische Schauspiele. Sein „Theater" (Mainz 1838—39) enthält 15 verschiedene, eigene und übersetzte Dramen von ungleichartigem Werth. Seine „Assonanzen der deutschen Sprache" (Berlin 1829) sind ein eigenthümliches Werk, die Frucht vieljährigen Fleißes und als solches zu wenig bekannt. Dankbare Anerkennung verdienen sein sprachlichen und dichterischen Leistungen im Plattdeutschen, das er mit entschiedenem Talent und seltener Leichtigkeit und Gefälligkeit in seinem „Höög um Häwelbook" (Hamburg 1812—20) behandelte. Sein Lied „Stadt Hamburg in der Elbe Auen" ist längst zum Volksliede geworden.

Baert, Jean, berühmter französischer Seeheld, s. Bart.

Bärum, eins der bedeutendsten Eisenwerke Norwegens, im Kirchspiel Asker, 2 Meilen westlich von Christiania, schon 1578 im Gange, Eigenthum der Wedel-Jarlsberg. Es besitzt schöne Gruben bei Arendal, nebst großen Wäldern und Sägemühlen, und liefert jährlich über 19,000 Ctr. Roheisen, 7500 Ctr. Gußeisen und 11,600 Ctr. Stabeisen.

Bärwalde (Beerwalde, sonst Berwolde), 1) Stadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, zwischen Küstrin und Königsberg, an 2 Teichen liegend, mit 3734 Einw., die Ackerbau und Tuchweberei treiben. B., für eine Gründung Albrechts des Bären ausgegeben, ist historisch merkwürdig durch den Subsidienvertrag, welchen Gustav Adolf am 23. Januar 1631 hier mit dem französischen Bevollmächtigten Charnace auf 5 Jahre abschloß. Schweden verpflichtete sich, zur Bekämpfung Oesterreichs ein Heer von 36,000 Mann zu halten, wozu Frankreich jährlich 400,000 Thaler zahlen sollte. Im Jahre 1633 wurde B. von den Kaiserlichen geplündert. — 2) Stadt in der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, in einem sumpfigen Thale, mit 1806 Einwohnern, die Ackerbau, Tuch- und Wollenweberei treiben. Dazu gehören viele Feldgüter und Vorwerke, nebst der weitenburgischen Mühle, zusammen mit 400 Einwohnern. Im siebenjährigen Kriege wurde der Ort durch die Russen verwüstet.

Bärwaldisches Ländchen, kleiner preußischer Landstrich von 1/8 QM. im Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Jüterbogk-Luckenwalde, aus arnimschen Gütern bestehend, mit den Dörfern Wiepersdorf, Meinsdorf, Cossin, Hermsdorf und Bärwalde.

Bärwurz, Pflanzengattung, s. Meum.

Baesa (Baasa), dritter König Israels, 952 bis 930 v. Chr., Sohn Abia's aus dem Stamme Isaschar, Nachfolger des Königs Nadab, der von ihm bei der Belagerung Gibbethons nebst der ganzen Familie Jerobeams ermordet wurde. B. huldigte dem Götzendienste und lebte in fortwährendem Streite mit Assa, dem Könige von Juda; gegen denselben wollte er die Grenzstadt Rama befestigen, wurde aber daran durch einen Einfall des mit Assa verbündeten syrischen Königs Benhadad gehindert. B. † zu Thirza, der damaligen Residenz der Könige Israels; sein Sohn und Nachfolger Ela wurde mit allen übrigen Nachkommen B.'s von Simri umgebracht.

Bätica (Hispania baetica), alt-römische Provinz im südwestlichen Spanien (Hispania ulterior), nach dem Flusse Bätis (Guadalquivir) genannt, grenzte südlich an das atlantische und das mittelländische Meer, westlich und nördlich an den Anasfluß (Guadiana), östlich an das tarraconensische Spanien, umfaßte demnach die heutige Provinz Sevilla, den östlichen Theil der portugiesischen Provinz Alemtejo, das spanische Estremadura südlich von der Guadiana, ganz Cordova und, mit Ausnahme der östlichen Spitze, auch Granada, die westliche Hälfte von Jaen und den westlichen Auslauf der Mancha. Gebirge waren der Mons Marianus (Sierra Morena) nebst dem Waldgebirge von Caſtulo, Ilipula (Sierra Nevada, Las Alpujarras), die Montes Arenae, westlich vom Bätis am Meer; Vorgebirge Calpe und andere; Flüsse der Bätis mit dem Singulis (Xenil), der Anas an der lusitanischen Grenze, die Küstenflüsse Luria (Odiel), Urium (Tinto), Barbesula (Guadiaro) u. a. B. galt unter allen römischen Provinzen für die fruchtbarste und am besten bebaute. Die Küstenstriche und ausgedehnten Ebenen, besonders am Bätis und Singulis, lieferten in Ueberfluß und vorzüglicher Güte Wein, Oel, Getreide, Obst, Pferde, Schafe und Maulesel; die Gebirge waren reich an edlen und unedlen Metallen, schönen Marmorarten, Salz, Holz, Wild ꝛc.; das Meer und die Flüsse gaben treffliche Fische, Austern und Muscheln. Mit diesen Produkten, sowie mit den Erzeugnissen eines regen Gewerbfleißes, als feiner Leinwand, wollenen Tüchern und trefflichen Waffen, trieb man einen bedeutenden Handel, der durch die Lage des Landes an zwei Meeren mit vielen schönen Busen, sowie durch zwei große schiffbare Flüsse außerordentlich begünstigt ward. Ein Hauptmarkt war Ostia in Latium, und oft lagen hier so viel bätische Schiffe, als von ganz Afrika zusammengenommen. Zu Plinius' Zeit gab es in B. 175 Städte, nämlich 9 Kolonien, 28 Municipien, 90 mit dem lateinischen Bürgerrechte, 6 freie, 3 verbündete und 120 zinsbare. Strabo zählt sogar deren 200. Hauptstädte war Gades (Cadix), Corduba (Cordova), Hispalis (Sevilla) und Astigi (Ecija), jede Hauptort eines der Gerichtsbezirke, in welche seit Augustus die Provinz getheilt war. Die Einwohner (Baetici) waren eine Mischung von Ureinwohnern und fremden Einwanderern. Bekanntlich gründeten schon frühzeitig die Phönicier Handelsniederlassungen im südlichen Spanien; an ihre Stelle traten in der Folge die Karthager, welche nach dem ersten Kriege mit den Römern das ganze Land unterwarfen. Auch die Griechen hatten an mehren Punkten der Südküste sich niedergelassen, u. die Sage läßt selbst den Ulysses seine Fahrt bis hierher ausdehnen. Die Ureinwohner (Iberi) erscheinen im Süden unter dem Namen der Turdetaner, an beiden Ufern des Bätis bis Gades und bis an das Meer, und die Turdetaner westlich vom Singulis bis ans atlantische Meer. Andere Völkerschaften B.'s waren die Bastetaner oder Bastuler,

mit phönicischen Elementen, an der Küste von der Stadt Belon an bis zur Ostgrenze, und im nordwestlichen Theile B.s die Celticer. Die Volksthümlichkeit dieser Stämme verschwand seit der Besitznahme des Landes durch die Römer zu Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. fast gänzlich; namentlich fanden römische Bildung und Sitte unter den Turdetanern Eingang, und mehre berühmte römische Schriftsteller aus der Kaiserzeit, wie Seneca, Lucanus, Mela, Martialis, stammten aus diesem Theile Spaniens. Bis zur Zeit des Augustus stand B. unter einem Prätor oder Prokonsul; später, von Lusitanien getrennt, ward es dem Senat zugetheilt und von einem Prätor verwaltet, dem ein Quästor und ein Legat zugegeben waren. Seit Konstantin gehöte B. zu den 3 konsularischen Provinzen Spaniens.

Bätis (Bätes, bei den Landeseinwohnern Perkes, früher Tarteſſus oder Certis), Hauptfluß der alt-römischen Provinz Bätica; jetzt Guadalquivir.

Bätylien (Bätyli, Betuli), bei den alten Griechen Steine, welche für beseelt gehalten und theils in Tempeln göttlich verehrt, theils von Prievatleuten als Amulete und Talismane getragen wurden. Man betrachtete sie als Orakel, glaubte mit ihrer Hülfe allerlei Glück zu erringen, Unglück abzuwehren ꝛc. Ihr Name soll phönicischen Ursprungs sein, und man hat ihn von Beth-El abgeleitet (nach 1. Moses 28, 18—19).

Bätylus, der Stein, welchen nach der Sage Rhea des Saturnus statt des neugeborenen Jupiter in einer Hülle von Schaf- oder Ziegenfell verschlingen ließ. Daher die sprüchwörtliche Redensart: einen B. verſchlingen, s. v. a. die unverdaulichsten Sachen genießen, vielfräßig sein.

Bäuerisches Werk (opus rusticum), quaderſteinartige Bekleidung einer Mauer oder Säule (bäueriſche Säulen), schon von den Römern angewendet. Die Schichten sind entweder gleich, oder es wechseln schmale und breite mit einander; die äußeren Flächen der Steine stehen bündig, oder es ragt abwechselnd eine Schicht hervor. Es gibt der Mauer ein schwerfälliges Aussehen, eignet sich für die Unterstocke von Stadtthoren, Gefängnissen und überhaupt von allen Gebäuden, die den Charakter massiver Festigkeit haben sollen. An Säulenschaften und Pilastern erscheint es, seiner Schwerfälligkeit wegen, plump und geschmacklos.

Bäuerle, Adolf, fruchtbarer Theaterdichter und Romanschriftsteller, den 9. April 1786 zu Wien geboren, erhielt daselbst seine Schuldildung, trat schon in seinem 16. Jahre mit dem Ritterroman „Sigmund der Stählerne" (Wien 1802) als Schriftsteller auf und begründete im Alter von 18 Jahren bereits die „Wiener Theaterzeitung", die bis 1847 das verbreitetste Blatt der österreichischen Monarchie war. Nachdem er eine Anstellung bei der Regierung wieder aufgegeben, bekleidete er 1809—28 das Amt eines Sekretärs am leopoldstädter Theater. Während dieser und der folgenden Jahre widmete sich B. mit vielem Glück dem wiener Volkstheater. In seinem Stück „Die Bürger in Wien" (1813) trat er zuerst mit der Figur des „Staberl" auf, welche die Gestalten des „Kasperl" und „Thaddädl" von der Volksbühne verdrängte. Unter seinen zahlreichen Stücken, von denen viele in andere Sprachen, namentlich in das Czechische und Magyarische, übersetzt wurden, sind „Der Leopoldstag" (1814), „Der verwunschene Prinz" (1818), „Die falsche Primadonna" (1818), Die „moderne Wirthschaft" (1818), „Der Tausendsaffa" (1820), „Der Freund in der Noth" auch außerhalb Oesterreichs bekannt geworden. In B.'s „Komischem Theater" (Pesth 1820—26, 5 Bde.) ist nur die kleinere Hälfte seiner Arbeiten für die Bühne enthalten. Die Reihe derselben bricht mit „Der Mann mit Millionen" (1829) ab und beginnt erst 1840 wieder, um mit „Ein Sonderling in Wien" (1841) für immer abzuschließen. Mit dem Jahre 1848 verlor B. mit seinem Organ das bereits gesunkene Ansehen. Um seine Existenz zu sichern, betrat er ein neues Feld literarischer Thätigkeit und ward seit 1852 mit seinen Romanen „Therese Krones" (1. und 2. Aufl., Wien 1854—55, 5 Bde.) und „Ferdinand Raimund" (das. 1855, 3 Bde.), die unter dem Pseudonym Otto Horn erschienen, der Begründer eines wiener Lokalromans. Weniger ansprechend waren: „Aus den Geheimnissen eines wiener Advokaten" (Wien 1854), „Wien vor zwanzig Jahren oder Rothschild und die Tischlerstochter" (Pesth 1855, 2 Bde.), „Die Enkelin des Freimanns" (das. 1855), „Die Dame mit dem Todtenkopfe in Wien" (Wien 1855), „Zahlheim" (das. 1856, 5 Bde.), „Das eingemauerte Mädchen" (das. 1857, 2 Bde.), „Direktor Karl" (das 1856, 5 Bde.) ꝛc. Um den Folgen der Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse zu entgehen, mußte er Wien heimlich verlassen und nach Süddeutschland flüchten. Er † am 10. Sept. 1859 zu Basel am Typhus.

Baeza (Beatia), Stadt in der spanischen Provinz Jaen, am Guadalquivir, 1 Stunde westlich von Ubeda, mit breiten Straßen und schönen öffentlichen Plätzen, hat eine gothische Kathedrale, mehre zum Theil sehr schöne Kirchen und Klöster, ein theologisches Seminar als Ueberrest der vormaligen Universität (1533 gestiftet) und 10,900 Einw., die vornehmlich Gerberein betreiben. B. war bereits zur Römerzeit ein ansehnlicher Ort, später Residenz mehrer maurischen Khalifen und Könige, die 1228 von Ferdinand III. vertrieben wurden. Damals zählte die Stadt über 150,000 Einw. Die Gegend um B. liefert treffliche Pferde.

Baffetas (Baftas), glatte, dichte Baumwollenzeuche von verschiedener Feinheit, Breite (gewöhnlich $^5/_6$ Elle) und Länge; das grobe kommt dem Packtuch nahe, das feine dient zu Hemden. Sie kommen (jetzt weniger häufig als sonst) meist weiß nach Europa und werden hier zum Theil verdruckt. Unter den sehr zahlreichen Sorten sind die B. von Surate die geschätztesten. In Ostindien hat man auch braune und blaue.

Baffin, William, englischer Seefahrer, geboren 1584, nahm als Steuermann unter den Kapitänen James Hall (1612), Hudson, Thomas, Button, Gibbins und Robert Bylot (1615 und 1616) an mehren Reisen zur Entdeckung einer Durchfahrt durch die Davisstraße über den Norden Amerika's in den stillen Ocean Theil, gelangte 1616 bis zum Smithssund unter dem 48.° nördl. Br., beobachtete hier die größte bekannte Abweichung der Magnetnadel, 56° von Norden nach Westen, und suchte dann im Westen die gewünschte Durchfahrt. Er überzeugte sich von dem Nichtvorhandensein der

selben, und man nahm nun auf seine Autorität nördlich von der Davisstraße eine große Bai an, welche B.s Namen erhielt (s. Baffinsbai). Seine Tagebücher sind enthalten in den „Pilgrimages" von Purchas, Th. III, Bd. 4. Außerdem hat man von ihm nur noch einen Brief an John Westenholme. B. blieb 1622 bei der Eroberung von Ormus durch die Engländer und Perser.

Baffin-Parry-Archipel (früher Baffinsland, in den älteren Karten auch Prinz-Williamsland), umfaßt die nördlich von Labrador und südlich der Barrowstraße gelegenen Inseln des großen arktischen Archipels: Cumberland, zwischen Davisstraße und Foxkanal, Southampton, nördlich der Hudsonsbai, n. Cockburn, im Norden der Melvillehalbinsel, zwischen der Baffinsbai und dem Prinz-Regents-Inlet, nebst mehren kleineren, noch wenig erforschten Eilanden: Belle-Isle, Marianne, Hall, Graf Sussex, Warwick, Savage, Resolution u. a. Ob nicht Cumberland im Süden mit Cockburn zusammenhängt, ist noch ungewiß. Die 3 Hauptinseln bilden ausgedehnte Ländermassen, die sich, ähnlich dem arktischen Hochlande des benachbarten Kontinents, schroff aufsteigend aus dem Meere erheben und in kurzer Entfernung von der Küste durchschnittlich 700—800 Fuß hoch sind, jedoch mit ihren höchsten Gipfeln wahrscheinlich nicht über 1500 Fuß Höhe erreichen. Geognostisch bestehen sie vorherrschend aus unstratificirten Gebirgsarten, als Granit, Gneis, Glimmerschiefer, Grünstein und Porphyr, sodann aus Gliedern des Uebergangsgebirges; das sogenannte Flötzgebirge ist dagegen sehr wenig entwickelt, und tertiäre Formationen, sowie vulkanische Produkte kommen gar nicht vor. Das Innere scheint größtentheils stets mit Schnee und Eis bedeckt zu sein, und das umgebende Meer kann nur während 4—6 Wochen im Jahre befahren werden; die übrige Zeit des Jahres hindurch ist es von einer ungeheuren Masse von Eisbergen verschlossen. Die Vegetation dieser Inseln scheint nur auf die niedrigeren Küsten beschränkt zu sein und besteht außer wenigen Phanerogamen (darunter 2 holzartige, eine Zwergweide u. Andromeda tetragona) vornehmlich aus Flechten und Moosen. Sehr häufig ist auch der sogenannte rothe Schnee. Von Landsäugethieren hat man gefunden: das amerikanische Rennthier, das sich jedoch der amerikanische Eskimo nicht dienstbar zu machen gewußt hat, wie der Lappländer sein Rennthier, den Bisamstier (Bos moschatus), den Eisbären, den amerikanischen Wolf, den arktischen Fuchs, das amerikanische Hermelin, den Polarhasen, den sogenannten Hudsonsbailemming, alle jedoch nur spärlich. Dagegen sind Vögel, namentlich Seevögel und Seethiere, als Wallfische (der sogenannte Black-whale oder ächte Grönlandswallfisch, Balaena arctica oder borealis, findet sich noch reichlich in den nördlichsten Theilen der Baffinsbai), Seehunde und Fische sehr zahlreich. An den Ufern wohnen einzelne Eskimosfamilien, die fast einzig von Fischen und Seehunden leben.

Baffinsbai (richtiger Baffinsmeer), ein Theil des nördlichen Polarmeeres, der sich zwischen Grönland im Osten und den Inselmassen Norddevon, Cockburn u. Cumberland im Westen als ein großer breiter Kanal von 65 Meilen mittler Breite vom Eingang der Hudsonsstraße an 280 Meilen in nordwestlicher Richtung ausdehnt bis zum 78.° nördl. Breite, wo er in den Smithssund übergeht, dessen nördliches Ende noch nicht bekannt ist. Südwärts steht die B. durch die Davisstraße mit dem atlantischen Ocean, westwärts durch den Jones- und Lancastersund mit dem westlichen arktischen Inselmeer, sowie durch die Hudsons-, Frobisher- u. Cumberlandstraße mit der Hudsonsbai in Verbindung. Entdeckt wurde die B. 1562 von Bears, benannt jedoch nach Baffin (s. d.), der sie 1616 befuhr und untersuchte und, da er sie, so weit er kam, überall mit Land umgeben fand, für eine Bai erklärte. Lange suchte man vergeblich nach einer nordwestlichen Durchfahrt. Erst Kapitän Parry gelang es 1819, durch den Lancastersund in die Barrowstraße und durch diese in das Nordpolarmeer einzudringen. Vgl. Amerika. Die B. starrt den größten Theil des Jahres hindurch (wenigstens 10 Monate) von undurchdringlichen Eismassen, die sich besonders an den Küsten drängen. Das Meer ist reich an Wallfischen, weshalb es von Wallfischfängern zahlreich besucht wird.

Baffinsbailänder, die um die Baffinsbai gelegenen Länder. Man rechnet dazu: östlich Grönland (s. d.), nordöstlich das arktische Hochland, 1818 von Kapitän Roß bei der ersten britischen Nordpolexpedition entdeckt, zwischen 76°—77° 40′ nördl. B. u. 305° 50′—317° 50′ östl. L., vom Kap Melville bis zum Smithssund sich erstreckend, westlich Baffin-Parry-Archipel (Baffinsland), nordwestlich Norddevon, die nördlichen Georgsinseln und Boothia.

Baffinsland, s. Baffin-Parry-Archipel.

Baffinsmeer, s. v. a. Baffinsbai.

Baffo, 1) Lieblingssultanin Murads III., die unter diesem u. unter ihrem Sohne Mohammed III. fast unumschränkte Gebieterin in dem mächtigen Osmanenreiche war. Sie stammte aus einem alten adeligen Geschlechte zu Venedig. Türkische Korsaren hatten sie auf dem Wege nach Korfu zu ihrem Vater 1580 aufgefangen und wegen ihrer außerordentlichen Schönheit in das Serail gebracht. Mit der Thronbesteigung ihres Enkels Achmet der Herrschaft beraubt, † sie 1603 im alten Serail.

2) Georg, machte sich durch seine Gedichte („Cosmopoli", Venedig 1789) bekannt u. † 1768. Trotz der Schlüpfrigkeit in seinen Gedichten soll B. im Leben eine fast mädchenhafte Schüchternheit besessen haben.

Baffomet, s. v. a. Baphomet.

Bafing (auch Baleo, d. i. schwarzer Fluß), einer der Hauptquellströme des Senegal, entspringt zwischen 10—12° nördl. Br. und 7—9° östl. L., 20 Meilen östlich von der Quelle des Gambia, in der Nachbarschaft der Stadt Timbo, läuft anfangs westlich, dann nordwestlich und zuletzt 75 Meilen weit durch das Land Bruko in nördlicher Richtung, nimmt von Westen her den Bali und von Osten her den andern Quellstrom des Senegal, den Kokoro, auf, durchbricht, große Kataraкte bildend, das Felsengebirge und fließt dann, nach Westen sich wendend, tief und dunkel dahin, bis er nach seiner Vereinigung mit dem Falemé, dem dritten großen Quellstrome, zwischen Kayi und dem Fort Backel, den Namen Senegal (s. d.) annimmt.

Bagage (v. Franz.), Reisegebäck überhaupt; besonders das Gepäck eines marschirenden Heeres od. Truppentheiles, gleichviel, ob dasselbe auf Wagen, Pferden, oder Saumthieren fortgeschafft wird. Die Munition ist davon ausgeschlossen. Die B. mar-

schirt regimenterweise in derselben Reihenfolge wie die Truppen. Zur Erleichterung der Aufsicht wird sie in Züge getheilt, die Wagen ꝛc. erhalten laufende Nummern, womit auch die Knechte bezeichnet werden. Jeder Zugskommandant hat eine Anzahl Soldaten zu seiner Verfügung, gewöhnlich für jeden Wagen einen Mann. Diese Begleitungsmannschaft hat darauf zu sehen, daß die Fuhrknechte weder Aufenthalt, noch Störung verursachen u. Niemand die Wagen besteige, wer nicht wegen Krankheit oder Wunden dazu Erlaubniß erhält; überhaupt soll sie für die Ausführung jeder Anordnung des Zugskommandanten sorgen. Die Wagen fahren gewöhnlich einzeln, nur auf breiten Heerstraßen zu zweien. Bei einem Halt von längerer Dauer läßt man die Wagenkolonnen aufmarschiren (im Park auffahren); von der Begleitungsmannschaft werden Wachen aufgestellt. Können einzelne Wagen nicht mehr fortkommen, so wird das Gepäck auf andere verladen, oder gegen Lieferscheine u. Quittung der nächsten Ortsbehörde übergeben, im äußersten Falle vernichtet. Bei vorhandener Unsicherheit muß die Wagenkolonne noch eine besondere Bedeckung erhalten. Seit der französischen Revolution ist nach dem Vorgange der Franzosen die B. bei allen europäischen Heeren sehr verringert und die Beweglichkeit der Truppen dadurch nicht wenig gefördert worden; nur die unentbehrlichsten Lebensmittel für Vieh und Menschen, die nothwendigsten Geräthschaften, Kleidungsstücke ꝛc. gehören noch dazu. Die Soldatenzelte, welche früher den einzelnen Abtheilungen nachgeführt wurden, werden jetzt an dem Orte des Lagers von den dazu sich vorfindenden Materialien ohne Weiteres aufgeschlagen, ebenso führt man nur fetten Brod und andere in der Regel überall vorhandene und auf dem Wege der Requisition zu gewinnende Lebensmittel mit sich. Sonst hatte jede Kompagnie einen oder mehre Bagagewagen; jetzt führt für gewöhnlich nur jedes Bataillon einen; für einzelne Offiziere sind dergleichen nur vom Brigadekommandeur aufwärts erlaubt. Das neuere Bagagewesen hat sich durch diese Vereinfachung dem der alten Römer wieder genähert. An Schlachttagen pflegt die B. einige Stunden hinter dem Heere zu verweilen.

Bagaria (Bagheria), Stadt auf der Nordküste von Sicilien, in einer herrlichen, an schönen Landhäusern reichen Ebene südöstlich von Palermo, mit gegen 9000 Einwohnern. In der Nähe noch einige Reste von Solunto, dem alten Solentium oder Solus.

Bagatelle (franz., entstanden aus dem italienischen Worte bagatino), kleine, von Hausirern in Schachteln umhergetragene u. feilgebotene Waare (Pfennigkram); daher jede unbedeutende Sache, Kleinigkeit, Spielerei, Tand, besonders eine geringfügige Rechtssache (s. Bagatellsachen).

Bagatellsachen (causae minutae), solche Civilrechtsstreitigkeiten, bei welchen die Geringfügigkeit des Streitgegenstandes und die präsumtive Einfachheit des Rechtsverhältnisses im Mißverhältnisse stehen mit der für den gewöhnlichen, ordentlichen Prozeß eingeführten Behandlungsweise und dem dabei Statt findenden Aufwande an Zeit, Kosten u. Kraft. Es ist daher für diese Rechtssachen ein einfacheres und schleunigeres gerichtliches Verfahren geordnet, während die materiellen Prozeßgrundsätze selbstverständlich durch die Geringfügigkeit des Streitgegenstandes eine Aenderung nicht erleiden können. Auch versteht sich von selbst, daß der Ordinarproceß immerhin als Vorbild dienen muß und von den Bestimmungen und Grundsätzen desselben nur in soweit abgewichen werden darf, als es der Natur eines wegen des geringen streitigen Werthbetrags abzukürzenden Verfahrens angemessen erscheint. Darüber, welche Sachen als B. zu behandeln sind, haben jetzt die Partikulargesetze eines jeden Landes bestimmte Grundsätze aufgestellt; namentlich gehören dahin solche Rechtssachen, deren schätzungsfähiger Gegenstand im Geldanschlage nicht über eine bestimmte Summe beträgt; diese Normalhöhe liegt nach den verschiedenen Partikularrechten meist zwischen 5 und 300 Thalern. Bei Rechten auf fortdauernde Nutzungen u. Leistungen, welche jährlich oder doch zu bestimmten Zeiträumen gleichförmig eintreten, gibt der durchschnittliche Jahresertrag, zu Kapital erhoben, den Maßstab. Ueber das Verfahren s. Summarischer Prozeß.

Bagaudä (Bacaudä, Bagodä), gallische Bauern und Hirten, welche unter dem Kaiser Diocletian sich empörten, unter ihren Anführern Amandus und Alianus mehre Städte, z. B. Autun, eroberten und vom Cäsar Maximian zwar besiegt, aber nicht gänzlich unterdrückt wurden. Raubend und plündernd tauchten sie während des folgenden Jahrhunderts an verschiedenen Orten wieder auf; unter Theodosius verbreitete sich der Aufstand sogar über die Alpen, und noch im 5. Jahrhundert kommen Spuren davon vor. Der Name B. ist ohne Zweifel gallischen Ursprungs; seit dem 5. Jahrhundert bezeichnete man damit überhaupt Rebellen, Straßenräuber ꝛc.

Bagdad, befestigte Hauptstadt des gleichnamigen asiatisch-türkischen Paschaliks, im Süden der Provinz Irak-Arabi am Tigris gelegen, die weltberühmte Khalifenstadt, einst die Metropole der mohammedanischen Herrschaft und gefeierter Wallfahrtsort, die einzige noch übrig gebliebene der großen Städte dieses Landes. Der neuere und größere Theil derselben liegt am östlichen Ufer des Tigris und ist mit den Ruinen des alten B. an der Westseite des Flusses durch eine 620 Fuß lange Schiffbrücke verbunden. Vom Fluß aus, wenn man von Basra nach B. schifft, gewährt B. noch heute einen prächtigen und großartigen Anblick, allein die Täuschung verliert sich, sobald man das Innere der Stadt betritt. Sie hat einen Umfang von etwa 2 Stunden und ist von einer starken Ziegelmauer umgeben, die durch 130 Thürme vertheidigt wird. Um die Mauer zieht sich ein trockener Graben von beträchtlicher Tiefe, doch ohne Mauerwerk. Gegen den Tigris hin liegt die Citadelle, ein befestigtes Areal von nicht sehr großem Umfange, wo sich auch das Arsenal und eine Kaserne für die Leibwache des Pascha's befindet. Die Bauwerke der Khalifen sind meist verschwunden, nur einzelne Moscheen, sowie die Thürme und Thore verrathen noch die einstige Größe der Stadt. Von den Thoren B.s sind 3 hervorzuheben, eins im Südosten, eins im Nordosten und das dritte im Nordwesten, letzteres, das von der besuchtesten Straße in den volkreichsten und geschäftigsten Theil der Stadt führt, das bedeutendste. Ein Thor ist zu Ehren des Sultans Murad IV., der durch dasselbe

siegreich eingezogen, nachdem er B. den Persern abgenommen, nach orientalischem Brauch zugemauert und seit jener Zeit nicht wieder geöffnet worden. Im Innern der Stadt erscheinen üppige Dattelpflanzungen und Gärten zwischen den Häusergruppen und den Kuppeln und schlanken Minarets der Maschcen. Die Gebäude sind aus kleinen gebrannten Backsteinen von gelblichrother Farbe errichtet, aber, was die Neubauten betrifft, durchgängig jämmerlicher Art; die Straßen, wie in allen Städten des Orients, eng, krumm und ungepflastert, zu beiden Seiten gewöhnlich kahle Wände darbietend mit schmalen niedrigen Thoren und nur wenigen, mit Gittern versehenen Fenstern. Dem Innern nach bestehen die größern Gebäude aus mehren aufeinander folgenden viereckigen Höfen, von Gallerien umgeben, deren jede eine besondere Wohnung ausmacht; der innerste Hof enthält allezeit die Frauenwohnung oder den Harem. Bemerkenswerth ist, daß in der ganzen Stadt an dem Eingange keines einzigen Privathauses ein Spitzbogen zu sehen ist. Alle Bögen sind rund aber flach und haben über sich ein arabeskenartiges Muster aus kleinen Backsteinen, daher B. nicht wohl das Vaterland der saracenischen Baukunst sein kann. B. besaß eine unglaubliche Menge Moscheen, Kapellen und Bethäuser, viele moslemische Täkke oder Klöster, besonders von Derwischorden, sowie zahlreiche berühmte Medressen oder Schulen des Korans. Letztere sind nur nach dem Namen nach vorhanden; von den Klöstern bestehen nur nach 2, und auch von den Maschcen liegen die meisten längst zerstört. Unter den (30) noch vorhandenen verdienen die Dschamah el Suk el Gazel, als die älteste, die Dschamah el Merdschamiah, mit Resten von altem und reichem Arabeskenwerk, die Dschamah el Khassakei, mit einer bemerkenswerthen Gebetnische, die Dschamah el Vizir, nahe am Brückenthore, mit stattlicher Kuppel und hohem Minaret, und die große Moschee im nordwestlichen Theil der Stadt Erwähnung; die meisten andern Maschcen sind von geringerer Bedeutung. Unfern der großen Maschee, nicht weit vom Ufer des Tigris, steht das Serail des Pascha's, ein weitläufiges verworrenes Gebäude ohne architektonische Schönheit. Oeffentlicher Khane (Karawanserais) besitzt B. gegen 30, die jedoch hinsichtlich ihrer Bauart denen in Diarbekir und Orfah nachstehen. Die berühmten Bazars B.s bilden lange, gerade, ziemlich breite Gänge, mit gewölbtem Mauerwerk oder mit quer übergelegten Balken gedeckt, und enthalten einen großen Reichthum an orientalischen Waaren der mannichfaltigsten Art (s. unten). Die öffentlichen Bäder (mehr als 50), einst aufs beste eingerichtet, sind gegenwärtig weniger gut, als in andern großen Städten Mesopotamiens. Reich ist B. an Grabstätten heiliger Personen, die es von Alters her zu einem vielbesuchten Wallfahrtsort gemacht haben. Sie befinden sich theils in der Stadt selbst, theils in der nördlichen Vorstadt Rustase und dieser gegenüber auf dem westlichen Ufer des Flusses. In der Stadt selbst erhebt sich das Grabmal des Scheikhs Abdul-Kadir-Gilani, des Stifters des ausgebreiteten Derwischordens der Kadri, und das des großen Scheikhs Sührwerdi, der als ein Märtyrer seiner philosophischen Lehre als Hüter des Grabes des Imams Abu Hanife starb. Der letztgenannte Imam, der ebenfalls in B., zu Rustase, begraben liegt, ist der erste der vier orthodoxen Ritusstifter des Islams und unter dem Namen des größten Imams bekannt. Von den drei andern ruht zu B. auch der vierte, nämlich der Imam Hanbal. Gegenüber dem Grabmale des Imams Abu Hanife erhebt sich auf dem westlichen Ufer des Tigris das Grabmal zweier von den 12 Imamen aus der Familie des Propheten, nämlich des siebenten, Musa Ali-Kasim, und seines Enkels Mahammed Takki, des neunten Imams. Außerdem ruhen zu B. noch mehre der Imame Mudschtehid (d. i. Gesetzausleger), namentlich der Imam Abu Jusuf und Mohammed, die ersten im Range nach den vier Ritusstiftern; dann die großen Mystiker Scheikh Dschuneid, Schubli und Mansur Halladsch, deren letzter, weil er sich als eingefleischte Gottheit ausgab, unter grausamen Martern sein Leben endete. Zu Rustase sind auch die Gräber der Khalifen aus der Familie Abbas, die allein noch als unscheinbare Zeugen von der längst verschwundenen Herrlichkeit der Paläste und Gebäude sprechen, womit jene ihre Residenz verschönert hatten. Von dem alten Palaste der Khalifen, von dem Palaste des Baumes, welchen der Khalif Moktadir erbaut hatte, um den großen goldenen Baum unterzubringen, auf dessen Zweigen rechts und links Reiterbilder in reiche Staffe gekleidet, mit den Schwertern in der Hand, saßen, ist keine Spur mehr vorhanden; aber noch wölbt sich malerisch der Dom des Grabmals der Fran Zobeide, der Gemahlin Harun al Raschids, ein einzelner Rest noch aus der alten glorreichen Zeit. Die Zahl der Einwohner B.s betrug um 1652 nur an 15,000, dagegen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an 100,000. Durch eine furchtbare Pest 1773 verlor die Stadt an 60,000 Menschen, hob sich darauf wieder bis auf 150,000 Einw., bis sie 1831 von Neuem eine schreckliche Pest heimsuchte, die täglich 4000 Menschen hinraffte u., verbunden mit Hungersnoth u. einer Ueberschwemmung des Tigris, die in einer einzigen Nacht 7000 Häuser und mehr als 15,000 Menschen fortnahm, die Einwohnerzahl wieder bis auf 40—50,000 herabbrachte. Gegenwärtig mag sie mit Einschluß von einigen Tausend Arabern, Hindu's, Afghanen und Aegyptern, die sich des Handels wegen hier aufhalten, 60—70,000 Einwohner zählen. Die Bevölkerung ist sehr gemischt. Die Beamten bei der Staats- und Kriegsverwaltung bestehen aus Türken, die jedoch meist aus der Stadt gebürtig sind. Die Kaufleute und Gewerbtreibenden sind meist von arabischem Stamm, die niedern Volksklassen ein Gemisch von türkischem, arabischem, persischem und indischem Blute nach allen verschiedenen Abstufungen. Die Anzahl der Christen (syrische und chaldäische) in B. ist unbedeutend, die der Juden schätzte man vor 1831 auf 10,000. Zur Zeit der Khalifen hatten sie hier eine berühmte Hochschule, u. der Fürst der Gefangenschaft (Resch Gintha) residirte hier. Sie sind auf einen abgesonderten Stadtbezirk beschränkt. Besonders wegen der Perser, die hier einen ausgebreiteten Handel treiben, unterhält die Regierung eine Besatzung von 5000 Mann. Die Kleidung der Bewohner B.s ist im Vergleich mit der anderer Asiaten sehr einfach. Die Tracht der Kaufleute ist rein arabisch. Die Türken bedienen sich statt des Turbans der hohen dünnen Tuchmütze (Kauk); Juden und Christen kleiden sich, wie

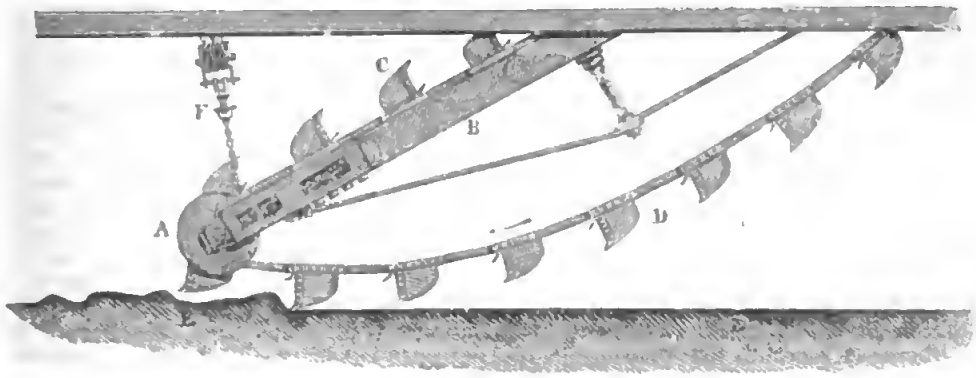
in andern Gegenden der Türkei, mit schwarzen Röcken und Turbanen aus Kaschmirshawls oder blauem Musselin; die Perser behalten ihre eigenthümliche Volkstracht bei; die Wüstenaraber endlich erkennt man an ihrem Kopfputz aus Seiden- und Baumwollenzeuch (Kaffiah) ihrem weiten wollenen Mantel (Abba) und ihrem gekrümmten jemenischen Dolch. Die Kleidung der Weiber in B. ist nicht besser als die in den Dörfern Mesopotamiens gebräuchliche. Das Klima hat im Ganzen vor andern Gegenden Asiens den Vortheil, daß es nicht so vielen plötzlichen und schroffen Witterungswechseln unterworfen ist. Das Thermometer steigt Ende April auf 18° R. und allmählig höher auf 22—26°; Anfangs Juni bis 30° und 31° bei leichtem Südwinde, der viele Heuschrecken herbeiführt. Im Sommer steigt die Hitze bei dem von Nordwesten aus der Wüste Mesopotamiens wehenden Gluthwinde bis 38° und sogar bis 42° R. Dabei sind die Nächte kühl. Im Herbst mildert sich die Hitze, der Wind wechselt; wenn es jedoch im September windstill ist, wird die Hitze unerträglich, auch wenn sie nur auf 28 oder 29° steigt. Dann flüchten sich die Bewohner in die (Zerdaub genannten) unterirdischen, gewölbten Gemächer, welche tief in den Grundlagen der Häuser eigens für diesen Zweck angebracht sind. Von Mitte Oktober an fällt das Thermometer von 24° auf 20—14°. Im December wird die Luft angenehm, der Himmel rein, der Wind wechselt von Osten, Norden und Nordwesten u. ist trocken und erfrischend; der Westwind bringt einen regenartigen feuchten Niederschlag. Ende December u. Anfang Januar fällt das Thermometer am Tage auf 10°, 8—4° R., in der Nacht auf 0° und sogar 2° unter Null, wo es dann Eis friert. Die Temperatur B.s ist somit im Sommer heißer als in Unterägypten, weil hier der tägliche Seewind kühlt; aber auch der Winter wieder kälter als in Unterägypten, weil in B. die Nordwinde aus den kurdistanischen Gebirgen Kälte herbeiführen. In Folge dieser klimatischen Verhältnisse, besonders wegen der Nachtfröste im Winter, kommen Hennah, Bananen und andere Bäume, die in Aegypten gedeihen, in B. nicht fort; dagegen gedeihen hier die Palmen besser als in Aegypten, und es ist wegen derselben von Alters her berühmt. Ueberhaupt ist die Gegend um B. fruchtbar und liefert Reis, Gerste, Weizen, Datteln, Citronen, Aprikosen, weiße und schwarze Maulbeeren, Jujuben, Baumwolle, Gemüse, Bohnen, Erbsen, Rüben, Kohl, Faseolen, Melonen ꝛc. reichlich u. gut; dagegen sind die Weintrauben B.s schlecht, auch die Pflaumen, Feigen und süßen Limonen nur mittelmäßig. Vorzügliche Kameele (nur einhöckerige) findet man hier in großer Anzahl; auch Büffel finden sich an den Ufern des Tigris häufig. Eine B. eigenthümliche Art weißer Esel wird zum Reiten benutzt, da Räderfuhrwerk ganz unbekannt ist. Sie sind so groß und lebhaft wie der ägyptische Esel und haben einen leichten und raschen Schritt. Der Handel B.s hat durch die Schicksale, welche die Stadt betroffen, und seitdem neuerdings die Perser einen kürzern Handelsweg über Trebisonde am schwarzen Meer ausfindig gemacht haben, zwar gelitten, doch ist er trotzdem noch sehr beträchtlich. Die Stadt, an der alten Handelsstraße zu Lande von Aleppo und Damascus zum persischen Meerbusen und weiter nach Indien gelegen, ist noch heute eine der Hauptstapelplätze für arabische, indische und persische Erzeugnisse, wie für europäische Manufakturen, und zahlreiche Karawanen aus Persien, Arabien und der Levante ziehen in B. ein. An eigenen Fabrikaten liefert B. vornehmlich kostbare Teppiche und Shawls, sowie andere ausgezeichnete seidene, wollene und baumwollene Gewebe; ferner Leder, besonders Saffian, Seife, Gold- und Silberwaaren ꝛc. Das Gewicht zu B. ist 3½ Procent schwerer als das in Konstantinopel; die Elle hat 2 Fuß 5½ Zoll. 1 Taghar = 2⅔ Kantar = 480 Okas = 12 Ctr. 50 Pfd. 14 Unzen Poid de Marc; 1 Bagdadpfund = 2 Pfd. 12 Unzen; 1 Mitkal = 1½ Drachmen. Die Münze ist gleich der in der Türkei. Zwischen Basra und B. geht ein englisches Postschiff. Von den europäischen Mächten haben nur England und Frankreich Konsuln in B. Um B. liegen die Ruinen der uralten Städte Babylon, Seleucia, Ctesiphon, große Schutthaufen von gebrannten Backsteinen, die Zeugen der einstigen Ausdehnung dieser Städte; auch andere Spuren einer uralten Kultur, z. B. Reste von Kanälen, Geräthen ꝛc., bietet die Gegene nordöstlich vom Tigris.

B. wurde 762—766 von Almansor, dem zweiten Khalifen aus der Familie Abbas, zu seiner und seiner Nachfolger Residenz erbaut. Den Namen erhielt es entweder, wie die Geschichtschreiber berichten, von dem eines Derwisches, dessen Zelle hier stand, oder wahrscheinlicher von dem fruchtbaren Gartenlande, womit die Stadt umgeben ist. Um Uebrigen führt die Stadt noch verschiedene Namen, als: Darn-Selam (d. i. das Haus des Heils), Darul-Chilafet (d. i. das Haus des Khalifenthums), Burdschul-Ewlia (d. i. das Bollwerk der Heiligen), von den Grabmälern so vieler heiligen Männer, die dort begraben sind; endlich Sewr-a (d. i. die Schiefe), von der Form seiner Mauern, welche zahlreiche Winkel und Einsprünge bilden. In den frühesten Zeiten zog sich die Stadt lediglich am westlichen Ufer des Tigris hin; Harun al Raschid aber erweiterte sie bis auf das andere Ufer und verband das neue Quartier mit dem ältern Stadttheil durch die oben erwähnte Schiffbrücke. Ueberhaupt ward B. durch den genannten Fürsten zu hohem Glanz und Reichthum erhoben und begann als der Sitz höchster Bildung und Gelehrsamkeit zu gelten. Der Khalif Al Mostanser stiftete eine reich ausgestattete Akademie für alle Zweige der arabischen Wissenschaftlichkeit, namentlich für Heilkunde, Alchemie u. Apothekerkunst, die das Muster aller islamitischen Akademien ward. Damals, zur Zeit seines Glanzes (10. u. 11. Jahrh.), soll B. 12,000 Mühlen, 12,000 Karawanserais, 100,000 Moscheen, 60,000 Bäder, 80,000 Bazars u. 2,000,000 Einw. gehabt haben. Das Herrschergeschlecht der Khalifen wurde 1258 durch den Mongolenfürsten Hulagu-Khan (Hulaku), Dschingiskhans Enkel, gestürzt und die ganze prächtige Stadt zerstört. Unter der Herrschaft der Fürsten des schwarzen und weißen Hammels, die als Beherrscher Iraks auf einander folgten, blühte sie zwar wieder auf, aber nur, um 200 Jahre später (am 9. Juli 1401) von Timur von Neuem erstürmt und von Grund aus zerstört zu werden. Von der allgemeinen Zerstörung der Gebäude waren bloß die Moscheen, Schulen, Klöster und Spitäler, von dem allgemeinen Blutbefehl bloß die Imame, Richter u.

Professoren ausgenommen, sonst sollte keine Seele verschont werden. Jeder Mann des Heeres mußte einen Kopf liefern; von den gefallenen 90,000 Köpfen wurden vor den Thoren Schädelthürme als Siegestrophäen errichtet. In der Folge gerieth die Stadt in die Gewalt persischer Herrscher und zuletzt in die der Sfafi. Im J. 1534 ward sie zum ersten Male von den Osmanen unter dem Großwessir Suleiman Ibrahim Pascha erobert, aber 1623 unter Suleiman I. wieder von den Persern genommen, welche der Rebell Bebir (Pacorus) zu Hülfe gegen die Osmanen gerufen hatte, und mit einem allgemeinen Blutbade heimgesucht. Mehrmals vergeblich versuchten die Türken die verlorene Stadt zurückzuerobern. Eine Belagerung derselben durch den Großwessir Hafis Pascha 1627 scheiterte an dem Todesmuth der „todtgeweihten Schaar" von 1500 Persern und einer Empörung des türkischen Heeres. Erst Sultan Murad IV. gelangte 1638 zum Ziel. Nachdem am 24. December der allgemeine Sturm mit furchtbarer Energie begonnen, ergab sich Tags darauf die Stadt. Von 30,000 Persern, welche die Besatzung B.s gebildet hatten, entkamen kaum 300; 10,000 waren während der Belagerung geblieben u. an 20,000 fielen am Tage der Uebergabe. Hierauf wurde von Murad der Befehl ertheilt, das Eigenthum und Leben der friedlichen Unterthanen zu schonen, doch als das Pulvermagazin zu B. in die Luft flog, ein allgemeines Perserblutbad angeordnet. Das Lager war voll von Persern, die sich in voller Sicherheit dahin begeben hatten; außerdem befanden sich in demselben 300 persische Pilger und viele Gefangene. Murad ließ sich von den letztern 1000 vor sein Zelt führen, jeden von einem Henker begleitet, und auf 1000 zugleich geführte Schwertstreiche rollten 1000 Köpfe in den Staub. Die Summe der in der Stadt und im Lager Gemordeten wird von den osmanischen Geschichtschreibern auf 30,000 angegeben. B. ist seitdem im Besitz der Osmanen, als deren östliche Grenzveste, geblieben. Vergeblich versuchte Nadir-Schah im 18. Jahrhundert es ihnen zu entreißen. Von den Unfällen, welche B. in neuerer Zeit durch Pest, Hungersnoth und Ueberschwemmung wiederholt erlitt, war oben die Rede. Alles trug in Verbindung mit der noch schlimmeren Tyrannei der Menschen dazu bei, die Stadt zur Ruine ihrer ehemaligen Größe zu machen. Vgl. Wellsted, Travels to the city of Caliphs, London 1840, deutsch von Kunzel, Pforzheim 1841, 2 Thle.

Bagger, Karl Christian, dänischer Dichter, geboren am 10. Mai 1807, war von Natur mit herrlichen Gaben ausgestattet, bildete dieselben aber mehr als Autodidakt aus. Seiner ersten Tragödie „Dronning Christine og Monaldeschi" (1833), die sich durch dramatisches Leben auszeichnet, folgten 1834 „Smaadigte", kleine Gedichte voll Kraft und Leben, und „Havets Konge", ein Märchen in Versen. Unter dem Pseudonym Johannes Harring erschien 1835 sein am meisten bekannt gewordenes Werk, die Erzählung „Min Broders Levnet" („Meines Bruders Leben", deutsch, Leipzig 1835), die jedoch eine herbe Kritik erfuhr. Zur Erhaltung seiner Familie mußte er die Redaktion einer Provinziatzeitung in Odense auf Fünen übernehmen. Er † den 25. Okt. 1846.

Bagger (Baggermaschinen), Maschinen zum Reinigen (Baggern) der Häfen, Kanäle, Flüsse und Festungsgräben von Schlamm, Sand und Steinen. Dieselben sind gewöhnliche Eimerketten, welche von einem Fahrzeuge aus mittelst einer Dampfmaschine, seltener von der Hand aus, in Bewegung gesetzt werden. Die Kästen oder Körbe bestehen aus starkem Eisenblech und erhalten einen durchlöcherten Boden zum Ablassen des Wassers. Sie



sind an zwei durch Querbolzen mit einander verbundenen Laschenketten befestigt, welche oben und unten über eine vierkantige Trommel laufen. Die Welle der obern Trommel wird mittelst Vorgelege durch eine Dampfmaschine so in Umdrehung versetzt, daß sie pro Minute 3—10 Umdrehungen macht. Der Inhalt eines Korbes ist 1½—3 Kubikfuß, und die Zahl der Körbe zwischen einer Doppelkette 25 bis 30. An der Umtriebswelle ist noch ein aus zwei mit Eisen beschlagenen Balken bestehender Rahmen oder sogenannter Schlitten aufgehangen, welcher sowohl die Kastenkette, als auch die untere Trommel zu beiden Seiten umgibt und mittelst eiserner Rollen die aufsteigende Kette mit den gefüllten Kästen unterstützt. Um diesen B. je nach der Tiefe des Wasserbettes höher oder tiefer zu legen, ist das untere Ende desselben an Ketten aufgehangen, welche sich um eine Trommel im Schiffsraume wickeln lassen. Man hat einfache und doppelte Baggermaschinen; die ersteren gehen durch ein mit Seitenwänden bekleidetes Loch in der Mitte des Schiffes, doppelte B. liegen dagegen außerhalb, und zwar zu beiden Seiten des Schiffes. In obenstehender Figur ist das untere Ende einer Baggerkette abgebildet. Es ist A die untere Trommel, B der Schlit

ten, C die aufsteigende und D die niedergehende Kette; ferner stellt EE das auszutiefende Wasserbett und F die Kette, woran das untere Ende des Schlittens aufgehangen ist, vor. Ausführliches hierüber gibt die Zeitschrift „Der Ingenieur", Bd. 2, und Armengauds „Publication industrielle", Bd. 7.

Baggesen, Jens (Immanuel, wie er sich Kant zu Ehren nannte), berühmter dänischer Dichter, war am 15. Februar 1764 zu Korsör auf Seeland geboren, wo sein Vater Bagge B. Kornschreiber war. Ueber seine Bildungsgeschichte u. frühe Dichterweihe spricht er selbst in seinem „Labyrinthe; Dichtervandringer i Europa ꝛc." (4 Bde., 1792 ff.), welches an C. F. Cramer einen aus Liebe untreuen Uebersetzer fand. Seine „Komischen Erzählungen" („Comiske Fortaellinger") erschienen 1785 zu Kopenhagen in dänischer Sprache und erregten viel Aufmerksamkeit; Wessel begrüßte seinen jungen Nebenbuhler in einem eignen Gesang voll Laune und Herzlichkeit und sanktionirte dadurch feierlich B.s Dichterberuf. Bald folgten Oden und Lieder, in welchen B. auch als Dichter des Erhabensten auftrat. Indem er die deutsche Stammsprache in allen Quellen und Tiefen erforschte, wurde Klopstock sein Vorbild in der geistlichen Poesie, sowie Wieland in der komischen Erzählung. Besonders aber verdankte er dem Umgange mit Voß sehr viel Einsicht in den Versbau und das Technische der deutschen Dichtkunst. Schon früh versuchte er ein „Halleluja", welches später Kunze komponirte, und der in beiden Sprachen gleich fertige Sander übersetzte Mehres von B. für deutsche Almanache, die Boje und Voß herausgaben. Auf Kosten der Regierung bereiste B. darauf Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England, zunächst um sich körperlich zu erholen. Schon waren die Notabeln in Frankreich berufen, als B. im Mai 1789 in Gesellschaft der hochgebildeten Friederike Brun und des Professors Cramer seine Reise antrat. In der Schweiz dichtete er sein erstes Alpenlied und verlobte sich in Bern mit Sophie, der Enkelin des großen Haller. In Paris, wo er im Winter darauf einige Monate verlebte, soll er das Volk von der zerstörten Bastille aus haranguirt haben. Gewisser ist, daß er nach Bern in die hallersche Familie zurückkehrte, sich dort mit Sophie vermählte und mit ihr im Spätsommer 1790 über Weimar und Jena nach Kopenhagen zurückreiste. In Weimar und Jena befestigte er seinen Freundschaftsbund mit Reinhold, der dann 30 Jahre unter den Stürmen einer zerstörenden Zeit fortdauerte. B. war es, der später Lavater mit Reinhold, aussöhnend zwischen Beider abweichende Ueberzeugung tretend, in Verbindung setzte und dadurch Ursache ward, daß vorzüglich auf Lavaters Empfehlung Reinhold 1794 nach Kiel berufen wurde. B.s edle Gattin, die in Kopenhagen einer in einem fremden Boden hinwelkenden Pflanze glich, kehrte in ihres Gatten Begleitung schon 1793 mit zwei Söhnen, von denen der eine bald begraben wurde, ins väterliche Haus nach Bern zurück. Durch Reinhold war Fernow in B.s Bekanntschaft gekommen, der nun auch, als B. mit Zurücklassung seiner Frau über Wien nach Italien reiste, B. bis Rom begleitete. B. eilte in die Schweiz zurück u. führte seine Gattin zum zweiten Male nach Kopenhagen, wo er 1796 zum Propst der Kommunität und zum Regenten der Stipendiaten ernannt wurde. Er wanderte oft zwischen Kopenhagen und Paris hin und her und verwickelte sich tief in den Irrgängen der Revolution. Nach dem Tode seiner Gattin (1797) heirathete er die Tochter des genfer Predigers Rapbaz. Er begleitete den berühmten Schatzmeister Bonaparte's bei dessen erstem Zuge nach Italien und erhielt eine kleine Villa unweit Modena, die auch in seinen Gedichten besungene Frasimalga, geschenkt. Seine durch dies Alles gesteigerte Begeisterung für Bonaparte machte sich mannichfach Luft, z. B. in einer dänischen Ode, die er 1798 im Hospiz des St. Bernhard dichtete und in welcher er des korsischen Adlers Aufschwung voraussagte. Wenn ihm dies in seinem eigenen Vaterlande manche Verunglimpfung zuzog, so verkannte doch sein wärmster Gönner, der Herzog von Augustenburg, nie die reine Quelle, aus welcher es floß. Im Jahre 1798 wurde er auf kurze Zeit Mitglied der Theaterdirektion, an welcher aber sein Enthusiasmus nur zu bald scheiterte. Im Spätjahre 1800 siedelte er mit seiner Familie wieder nach Paris über, wo er eine Zeitlang bei Marly eine Meierei besaß, bis er endlich nach 11 Jahren zum Professor der dänischen Sprache und Literatur in Kiel ernannt wurde. Das Jahr darauf erhielt er den Charakter eines Justizraths, ging dann wieder nach Kopenhagen und wurde 1814 seiner Professur, die er nie wirklich angetreten, entledigt. In diese Zeit fällt die Blüthe seines Schriftstellerruhms. Im Jahre 1803 erschien in Hamburg die erste Sammlung seiner deutschen Dichtungen und Lieder: „Gedichte", in 2 Bänden, dann sein idyllisches Epos in 12 Gesängen: „Parthenais oder die Alpenreise" (Amsterdam 1807, neue Auflage, Leipzig 1819, 2 Bde., französisch von Foudriel 1810). Lange trug er sich mit einem Epos, dessen Stoff Cooks dritte Weltumsegelung sein sollte. Es blieb aber bei einem einzigen Fragment dieser „Oceania", in der Sammlung „Heideblumen" (Amsterdam 1808). B.s Hauptstärke lag in kleinen Liedern und Idyllen, komischen und satirischen Inhalts. Was er darin in den letzten 14 Jahren seines Lebens gedichtet hat, ist kaum unter seinen vertrauten Freunden bekannt geworden. Besseres als die „Revolution" und die „Jahreszeiten" hat er jedoch schwerlich je wieder geschrieben. Während seines letzten Aufenthalts in Paris erwarb er sich durch eine geistreiche Satire gegen die Ultra's unter Chateaubriands Fahne und gegen die Société de bonnes gens neues Ansehen. Unter den noch in Handschrift vorhandenen Gedichten von ihm befindet sich auch eine „Napoleonide". In einem halb epischen, halb dramatischen Cyklus in mannichfaltigem Silbenmaße, dem er den Namen „Faust" gab, zergliederte er den allgefeierten Altmeister Goethe, den er einst selbst für den größten Dichter erklärt hatte, ungefähr so wie später Menzel. Weit zarter und harmloser, obgleich auch voll humoristischer Beziehungen auf die Verirrungen der Zeit ist „Adam u. Eva, oder die Geschichte des Sündenfalls", ein humoristisches Epos in drei Abtheilungen (Leipzig 1826), sein letztes Werk in deutscher Sprache. Ende 1820 verließ B. mit seiner Familie Kopenhagen und Dänemark ganz, jedoch mit Beibehaltung seiner Pension von 1500 Thalern. In seinen letzten Lebensjahren trafen den leidenden Dichter mehre Unglücksfälle. Im Oktober 1825 kam er aus Bern, wo ihn schon der treffliche Arzt Ith für einen bedenklichen

Kranken erklärt hatte, nach einer Reise über Karlsbad nach Dresden, wo sich während des Winters sein Zustand sehr verschlimmerte. Er suchte nun im Sommer 1826 sein Heil zuerst in Teplitz, dann wieder in Karlsbad, endlich in Marienbad, überall vergeblich. Unter namentosen Leiden kam er im September nach Dresden zurück, von wo aus er mit seinem von Kopenhagen aus ihm entgegenkommenden Sohne, einem dänischen Seeoffizier, die qualvolle Reise nach seinem Vaterlande antrat. Er erreichte aber nur Hamburg und † daselbst am 3. Oktober 1826. Es dürfte eine der schwersten Aufgaben sein, diesen stets Neues und Anderes gestattenden, seinem Grundton nach die gefühlvollste, zarteste Naivetät aushauchenden Proteus in der deutschen und dänischen Poesie vollständig und treffend zu charakterisiren. „Er würde", urtheilte sein Freund Wieland von ihm, als von seinen riesenhaften Hyperbeln und abenteuerlichen Wortformen die Rede war, „ohne die Unbändigkeit seiner zum Phantastischen hineilenden Phantasie u. ohne die allzu zärtliche Vaterliebe gegen gewisse Fehler in seiner Poesie einer der selbstständigsten und bewundertsten Dichter unter seinen Zeitgenossen geworden sein, verdient aber auch so wegen des ihm eigenthümlichen Humors und der ächten Begeisterung, die ihn durchdringt, unter die originellsten Dichter gezählt zu werden." In Dänemark sind mehre seiner frühern Lieder wahre Volkslieder geworden, z. B. das unübertroffene „Als ich noch ein Kind war". Sein „Halleluja der Schöpfung", seine mit dem zartesten Spotte durchflochtenen „Vier Jahreszeiten" werden nie untergehen, so wenig, als seine höchst geistreiche Verspottung der Ichphilosophie in seinem allbekannten „Weinliede", sein von ihm selbst mit eigener Laune abgesungenes „Scheerenschleiferlied", sein „Karfunkel- oder Klingklingelalmanach" (Tübingen 1810), worin er die damals vielfach gemißbrauchten südlichen Dichtformen geißelte. Die Protektionsmiene, die er in seinem „Wiedergänger", der dänisch in Kopenhagen erschien, gegen Oehlenschläger annahm, und die bittern Spottgedichte gegen ihn, als dieser sich lebhaft dagegen äußerte, riefen eine wahre Parteiung auf der kopenhagener Universität hervor, welcher B. endlich nicht anders auszuweichen wußte, als daß er das Feld räumte und Kopenhagen verließ. Sein unruhiges Wanderleben versetzte den Sorglosen, der eher Alles, als Rechnen und Oekonomie gelernt hatte, oft in die peinlichste Verlegenheit. Unstet und fein halbes Leben hindurch auf Reisen, war er auch auf seiner Stube nicht einheimisch, wo von Regel und Ordnung und dem Gemüthlichen einer bequemen Einrichtung keine Spur zu finden war. Wie die Hinneigung zum Extremen B.s ganzes Leben charakterisirt, so gingen fast alle seine Aeußerungen der Freude und des Mißmuths, der Liebe und der Verachtung, des Beifalls und des Tadels weit über die gewöhnliche Grenze hinaus. Er wurde ungemein erbittert und empört über ein selbsterlittenes oder Andern zugefügtes Unrecht; aber bald war auch der rasche Eindruck verwischt, und seine Gutmüthigkeit und große Rechtlichkeit ließen es nicht zum Haß oder zur Rache kommen. Ebenso bildeten männlicher Ernst und zarte, kindliche Milde u. Hingebung bei ihm einen auffallenden Gegensatz. Er war innig theilnehmend und offen, wodurch er sich bei zu geringer Vorsicht oft einer Menge von Widerwärtigkeiten ausgesetzt sah, aus denen ihn aber seine Eigenthümlichkeit u. sein heiterer Sinn rettete. Sein gefährlichster Feind war seine ungezügelte Phantasie, der er weder durch das Studium der Klassiker, welche er genau kannte, noch durch die Blicke in die kantische Philosophie, auf die er sich mit Heftigkeit warf, noch durch das stillere Leben am eigenen Herd ein Gegengewicht zu geben verstand. Selten hatte die Natur einen kräftigeren, wie aus Erz gegossenen Körper einem so reichbegabten Geiste zur Wohnung angewiesen. Mit diesem Körper trotzte er Jahre lang jedem Ungemach, jeder Entbehrung, auch wo die Nothwendigkeit nicht gebot. Sein Schwanengesang, unter den entsetzlichsten Qualen auf dem Krankenbette gedichtet, ist die an die Griechen nach Missolunghi's Fall gerichtete Ode „Der Himmelruf". B.s in dänischer Sprache gedruckte dichterische Werke bestehen in lyrischen, epischen und epistolarischen Gedichten und in drei unbedeutenden Dramen. Als Lyriker und komischer Epiker nimmt er in der dänischen Literatur eine der höchsten Stellen ein, u. in leichter und anmuthig gewandter Behandlung seiner Muttersprache können nur wenige Dichter neuerer Zeit ihm an die Seite gestellt werden. Seine sämmtlichen poetischen und prosaischen Werke in dänischer Sprache erschienen 1827—32 (neue Aufl. 1845—48) gesammelt. Seine sämmtlichen deutschen Werke gaben seine Söhne Karl und August (Leipzig 1836) in 5 Bänden heraus, sowie auch die Herausgabe von „B.s Briefwechsel mit K. L. Reinhold und Fr. H. Jacobi" (Leipzig 1831, 2 Bde.), aus den Jahren 1790—1801 (über die französische Revolution und die Umgestaltung der Philosophie durch Kant, Fichte, Schelling ꝛc. sich verbreitend), von ihnen besorgt wurde. Ein Sohn von ihm, Karl Reinhold, Archidiakonus in Bern, ist als Schriftsteller nicht unbekannt. Ein zweiter, Frederik Ludwik, einer der wissenschaftlich gebildetsten Offiziere des dänischen Generalstabs, hatte 1848 wesentlichen Antheil an der Leitung der Kriegsoperationen und war später dänischer Kommissar bei der Grenzregulirung zwischen Holstein u. Schleswig. Von seinem Werke „Den Danike Stat, betragtet fra et militairt Standpunkt" (Kopenhagen 1840) besorgte er selbst eine vermehrte deutsche Ausgabe unter dem Titel „Der dänische Staat" (Kopenhagen 1845—47).

Baghermi (Baguirmeh, Bagirmi), großer u. mächtiger, aber in seinem Innern fast völlig unbekannter Staat im nordafrikanischen Binnenlande, grenzt nördlich an Kanem, westlich an den Tschad, südwestlich an den Arm des Scharyflusses, der in den Tschad fließt und B. von Bornu und Loggun trennt, südlich an den von Osten kommenden Ero, einen Quellarm des Schary, östlich an Wadai. Die Bewohner gehören dem Gesichtstypus nach zur äthiopischen Race, reden aber eine eigene Sprache. Sie sind theils Mohammedaner, theils Heiden, sehr kriegerisch und durch die Zucht trefflicher Pferde im Besitz einer guten Schaar von Lanzenreitern, bei der Mann und Roß in wattirte panzerähnliche Hüllen gekleidet sind. In die benachbarten südlichen Landschaften unternehmen sie häufige Raubzüge, um Sklaven für ihren ägyptischen Karawanenhandel zu erhalten. Doch ist das Land auch durch seine Baumwollenzeuchfabrikation berühmt, da von hier außerordentlich viele und gute Stoffe in den Handel kommen. Die Zahl der Einwohner wird auf 1½ Millionen geschätzt. Die Weiber des Landes sollen die reizendsten Suda-

nerinnen sein. Hauptstadt und Residenz des Sultans ist das 4 Tagereisen von Loggun entfernte Moeto (nach Andern Massenja).

Baghirati, Fluß in Indien, der Hauptquellstrom des Ganges, entspringt an der Südseite des Himalayah, 31° 4′ nördl. Br. u. 76° 40′ östl. L., fließt anfangs bis unterhalb Gangotri gegen Westen, dann südwestlich, darauf bis zur Vereinigung mit dem Alakananda, durch welche der Ganges entsteht, gegen Südosten. Die Quelle des B. wurde 1817 von dem Engländer Hodgson entdeckt.

Bagistanus Mons, medisches Gebirge, angeblich von der Semiramis durchbrochen u. mit einer Felsenschrift versehen. Eine anliegende Ebene, Bagistane genannt, wurde von der Semiramis in einen Lustgarten umgeschaffen und von Alexander dem Großen besucht.

Baglen (Bagaleen), niederländische Residentie im Innern der Insel Java, zwischen den Residentien Kadu, Banjumas, Djogdjokerta und dem indischen Ocean gelegen, 57 QMeilen groß, im Norden gebirgig (die Vulkane Sindoro 10,000 Fuß und Geteh 8800 Fuß hoch, jetzt unthätig), im Süden eben, reich bewässert, theilweise morastig; längs der Küste zieht sich hinter aufgeworfenen Dünen der dicht bewohnte und sorgfältig bebaute Landstrich Urut Sawu hin, etwa 1½ Stunden breit und gegen 10 Meilen lang. Das Land ist reich an Bambus, Raubthieren, Affen und Schwalben und liefert bei der Betriebsamkeit der Bevölkerung Reis, Kokosnüsse, Kaffee, Indigo, Thee und Zimmt in Menge. Die Zahl der Einwohner betrug 1857, die Besatzung eingerechnet, 668,055, darunter etwa 1500 Chinesen. Sitz des Residenten ist die Stadt Purworedjo.

Bagler, politische Partei in Norwegen zu Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts. Die B. oder Krummstäbler (von Bagul, baculus) entstanden, als König Swerrer wegen Beschränkung der kirchlichen und bischöflichen Rechte von Cölestin III. und Innocenz III. in den Bann gethan worden war. Von Swerrer unter ihrem Anführer Inge, einem angeblichen Enkel Erling Skaks, besiegt, erhoben sie sich nach Swerrers Tode (1202) von Neuem; nachdem 1204 König Hakon IV. gestorben war, wurde von ihnen zuerst der Abenteurer Erling Steinweg aus Upland und nach dessen Tode 1207 Philipp, ein Schwestersohn Waldemars II. von Dänemark, als König aufgestellt. Letzterer dankte zwar wieder ab, dessen ungeachtet erkannten die B Inge II. Bordson, einen Schwestersohn Hakons VI., nicht an. Erst Hakon V. Gando, Sohn Hakons IV, vereinigte 1217 sie und die ihnen gegenüberstehenden Birkebeiner; nur die Ribbunger, ein Schwarm mißvergnügter B., setzten mit den Slittungern vereinigt unter Erlings Sohne, Sigurd Ribbung, den Widerstand bis 1240 fort.

Bagmuthi (Bagmathi), ostindischer Fluß, der auf der Südseite des Himalayah, im Königreich Nepaul, östlich von Nepaul entspringt und nach einem Lauf von 57 Meilen Monghyr gegenüber in den Ganges fließt.

Bagnacavallo, Stadt im Kirchenstaat, Legation Ferrara, bei Ravenna, am Seno, in fruchtbarer Gegend, mit 6700 Einwohnern, die Seidenspinnerei treiben. Das Tiberiacum der Alten.

Bagnacavallo, Maler, s. Ramenghi.

Bagnara, Stadt in der neapolitanischen Provinz Calabria ulteriore I, an der Küste des tyrrhenischen Meeres, nordöstlich von Reggio, mit dem Titel eines Herzogthums, hat einen kleinen Hafen und 5800 Einwohner, die Handel mit Wein, Holz und Pech treiben. Die Stadt hieß im Alterthum Portus Orestis und verlor durch das Erdbeben von 1783 ¾ ihrer Einwohner.

Bagnarea, Stadt im Kirchenstaat, Legation Viterbo, mit 3000 Einwohnern, ein Bischofssitz.

Bagnères, 1) (B. d'Adour, B. de Bigorre, bei den Römern Aquae Bigerrorum oder Vicus aquensis), Stadt im französischen Departement Oberpyrenäen, links am Adour, am Ende der Ebene von Bigorre und am Eingange der lachenden Thäler von Medonse u. Campan, reizend gelegen, berühmter Badeort. Die Stadt ist gut gebaut, hat ein Handelsgericht, 4 Kirchen, ein Hospital, ein gutes Schauspielhaus und an 8900 Einwohner, deren Gewerbsthätigkeit auf Wollenzeuch- u. Leinweberei, Fabrikation von feinen Messern, Gerberei und auf den Betrieb von Marmor- und Schieferbrüchen und beträchtlichen Marmorsägemühlen sich erstreckt. Als Badestadt steht B. in Frankreich in vorderster Reihe. 16—18,000 Gäste, von denen 6000 zugleich Unterkunft finden können, besuchen alljährlich B., weniger um der Heilkraft des Wassers willen, als wegen der herrlichen Gegend und der Vergnügungen, die ihnen hier dargeboten werden. Die warmen Quellen, 32 an der Zahl, sprudeln aus den Seiten eines Hügels hervor, an dessen Ostseite B. liegt; aus ihnen erhalten die öffentlichen u. Privatbäder ihr Wasser. Die Temperatur derselben beträgt 16—41° R. Nach Poumiers Analyse enthalten die Eaux salines thermales dieser Quellen an vorwaltenden festen Bestandtheilen: schwefelsauren Talk und Kalk, kohlensauren Kalk, salzsaures Natron u. Talk. Das Wasser wirkt erregend auf das Nervensystem, alle Sekretionen und Exkretionen befördernd, getrunken auflösend, eröffnend, als Bad belebend, erhitzend, leicht Kongestionen nach dem Kopfe und profuse Schweiße erregend. Es ist zu widerrathen bei Neigung zu Bluthusten, innern Exulcerationen, namentlich der Leber, ferner bei Epilepsie und skorbutischen Beschwerden, wird dagegen empfohlen in Form von Bädern bei Lähmungen und chronischen Rheumatismen; als besonders wirksam la fontaine du salut bei Stockungen in dem Leber-, Pfortader- u. Uterinsystem, Hypochondrie, la fontaine du Pré bei Schwäche des Magens, les bains de Foulon bei chronischen Hautausschlägen. Von ihnen unterscheidet man die Eaux hydrosulfureuses thermales u. Eaux ferrugineuses froides. Die stärkste von diesen, la fontaine d'Angonlême, ist reich an Kohlensäure, weshalb man sie als stärkendes Mittel, allein oder in Verbindung mit den Bädern anderer Quellen, bei Schwäche des Magens, Amenorrhöe und Bleichsucht benutzt. Aus der Zeit der Römer, welche bereits die Quellen von B. benutzten, sind noch manche Inschriften vorhanden. Die Gothen zerstörten die Stadt mit ihren Badeanstalten, sie erhob sich jedoch bald wieder.

2) B. (B. de Luchon, die Aquae Convenarum der Römer), Stadt im französischen Departement Obergaronne, im Pyrenäenthale Luchon, am Zusammenflusse des Pique und Go, unweit der spanischen Grenze, hat 2 Kirchen, ein Hospital u. 2900 Einw., Fabriken für Chokolade, Handel. Alterthümer und

in der Nähe Schieferbrüche, Blei- und Kupfergruben. Sehr berühmt ist B. wegen seiner 12 stark besuchten Schwefelbäder. Sie liegen sämmtlich außerhalb der Stadt, doch sind nur 7 davon im Gebrauch. Sie sind theils heiß mit einer Temperatur von 24–45° R., theils kalt. Nach Pommier enthält la source de la Reine, die berühmteste Quelle, in zwei Myriagramm an festen Bestandtheilen: salzsauren Talk 11 Gran, salzsaures Natron 8 Gran, schwefelsauren Talk 10 Gran, schwefelsauren Kalk 23 Gran, kohlensauren Kalk 11 Gran, Schwefel 6 Gran, Kieselerde 4 Gran, matière vegeto-animale u. Verlust 5 Gran. Nach Anglada's neuester Untersuchung enthält das Wasser von B. in 1000 Centimètres 0,166 Gran kohlensaures Natron. In ihren Wirkungen den Schwefelthermen von Barrèges und Cauterets ähnlich, dienen die Bäder von B. gegen hartnäckige Haut- und Gliederkrankheiten, Lähmungen und andere Uebel und werden, obgleich selten, auch innerlich angewendet. Schon die Römer hatten hier Bäder. Die Badeanstalten sind vorzüglich, und die ganze Umgegend ist reizend. Eine Platanenallee führt in das Luchonthal, eine Sykomorenallee in das Arbouisthal, eine Lindenallee nördlich in das Piquethal und zu den warmen Bädern, die wie ein neues Schloß erscheinen. Das breite Luchonthal schmücken saftige Wiesen und fruchtbare Felder, abwechselnd mit freundlichen Dörfern, während der Anblick der Schneespitze des Maladetta, der prächtigen Wasserfälle u. der großartigen Gebirgsbilder ringsum zugleich den Eindruck des Erhabenen hervorruft.

Bagnes, Val de, Thal im schweizerischen Kanton Wallis, von St. Branchier (von Westen nach Südosten) bis zu dem 13,252 Fuß hohen Combin (Piemont) sich erstreckend, 10 Stunden lang, von der Dranse durchflossen, ist reich an romantischen Aussichten, vortrefflichem Vieh, Feld- u. Obstfrüchten und seltenen Mineralien (silberhaltigem Blei, Asbest ꝛc.). Es zählt 4600 katholische Einwohner. Zu Cheble ist die Pfarrkirche. Im Sommer 1818 erlitt es durch Gletscherrutschungen arge Verwüstung.

Bagni (v. Ital., d. i. Bäder), Name mehrer Badeorte in Italien, die man gewöhnlich durch einen Zusatz unterscheidet, so im Kirchenstaat: B. della Poreta, Legation Bologna, mit 2400 Einwohnern und warmen Mineralquellen; in Toskana: B. a Morba, bei Florenz, mit warmen Quellen; B. a Corsena, am Lima, warme Quellen (24° bis 43° R.) mit alten Bädern; B. di Giuliano, 1 Meile von Sisa, mit brachtvollen Badeeinrichtungen; B. di Lucca, 3 Meilen nördlich von Lucca, eines der besuchtesten Bäder Italiens, u. a.

Bagno (ital. bagno, d. i. Bad), Name der berüchtigten Strafanstalten in Frankreich, welche die im Mittelalter gebräuchlichen Galeeren ersetzen. Das Wort bezeichnete ursprünglich die Bäder des Serails zu Konstantinopel, bei denen sich ein Sklavengefängniß befand. Die erste regelmäßige Ordonnanz über die französischen B.'s datirt von 1748. Unter Ludwig XIV. befanden sich nicht bloß schwere Verbrecher, sondern auch viele Protestanten und politisch mißliebige Personen darin. Das Schicksal der Sträflinge war schauderhaft. Gebrandmarkt und bei Tag u. Nacht an Ketten geschlossen, wurden sie zu den erniedrigendsten Arbeiten verwendet. Erst seit Ludwig XVI. die Folter abgeschafft hatte, fand man keine Verstümmelten mehr in den B.'s. Die Revolution ließ die B.'s im Ganzen bestehen; doch erhielt die Bagnostrafe den äußerlich mildernden, noch jetzt gebräuchlichen Namen der „Zwangsarbeit auf Lebenszeit". B.'s befinden sich gegenwärtig in Brest, Toulon, Rochefort, Lorient. Zur Wohnung der Sträflinge dienen große massive Gebäude, die gewöhnlich geräumige Höfe umschließen; doch gibt es in Rochefort auch schwimmende Gefängnisse. In Brest sind die Gefangenen fast einzig und allein mit Hafenarbeiten beschäftigt; in Toulon werden sie je nach ihrer Geschicklichkeit, die sie aber meist erst dort erwerben, verwendet. Sie arbeiten hier auf den Tag oder auf das Stück und verdienen im erstern Falle 5—20 Centimes, im letztern bis zu 30 täglich, welchen Verdienst sie zur Verbesserung ihres Unterhalts verwenden können. Die auf Zeit Verurtheilten erhalten ein Drittheil mehr, das als Sparpfennig bis zu ihrer Entlassung zurückgelegt wird. Die Disciplin ist äußerst streng; Herabsetzung des Verdienstes ist das gewöhnliche Strafmittel. Jeder Sträfling ist mittelst einer Kette an einen Kameraden geschlossen; die kärgliche Nahrung besteht in Brod oder Schiffszwieback und Gemüse, während der Arbeit in etwas Wein oder Cider; Fleisch wird nur in Krankheitsfällen bewilligt. Berüchtigt war sonst der B. von Algier, ein dumpfer Kerker, in welchem die zu öffentlichen Arbeiten verwendeten Christensklaven des Nachts eingesperrt wurden.

Bagnoles, vielbesuchter französischer Badeort in der Normandie, Departement der Orne, 7 Stunden von Alençon, nahe dem Wald von Andaine, im hübschen Thal der Vée zwischen eichenbedeckten Hügeln gelegen, mit 640 Einwohnern und lauwarmen Schwefelquellen (22° R.), die viel Mittelsalze enthalten.

Bagnoli (Bagnuoli), Stadt in der neapolitanischen Provinz Principato ulteriore, auf einem Berge, über dem Ursprung des Flusses Calore, mit 5000 Einwohnern und römischen Alterthümern. Die Stadt (wahrscheinlich das alte Batulum) hat den Titel eines Herzogthums.

Bagnols, 1) Stadt im französischen Departement Gard, an der Cèze, mit geräumigen öffentlichen Plätzen und 4320 Einwohnern, welche beträchtliche Seidenkultur, Branntweinfabrikation und Handel mit Wein (vortrefflichem Rothwein) treiben. B. hat eine Heilquelle und ist Geburtsort des Schriftstellers Rivarol. Von B. führten die Katharer u. Waldenser den Lokalnamen Bagnols, Bagnolenser, Bagnarols. — 2) B. (B. les Bains, bei den Römern Aquae calidae), Dorf im französischen Departement Lozère, am Lot, hat 400 Einwohner; dabei ein schwefelhaltiger Warmbrunnen (32°—33° R.).

Bagraditen, berühmtes Königsgeschlecht Armeniens und Georgiens, welches aus Judäa stammen soll und von dem tapfern Bagrad oder Bagarad, dem der erste König Armeniens parthischen Geschlechts, Walarschag (149—127 v. Chr.), das Recht verlieh, dem jedesmaligen Könige Armeniens die Krone aufsetzen zu dürfen, den Namen annahm. Die B. gingen mit Derdat oder Tiridates dem Großen gegen 298 zum Christenthum über und waren von nun an die eifrigsten Vertheidiger desselben gegen die Parsen. Mehre Glieder der Familie

wurden von den östlichen Kaisern zu Kuropalaten und später von den Arabern zu Unterstatthaltern ernannt. Der Bagratide Aschot erhielt anfangs den Titel Schahinschah oder Fürst der Fürsten und 885, unter der Bedingung eines jährlichen Tributs, die Königskrone. Mit diesem Jahre begann nun die Dynastie der B. in Armenien, welche bis 1045 unter mannichfachem Wechsel des Schicksals und die Herrschaft mit den Ardsruniern theilend regierte. Wasag, der Sohn eines früheren Aschot, der 743 vom Khalifen Mervan II. zum Statthalter Armeniens ernannt worden war, ward 758 König Georgiens. Von ihm stammen die Bagrationen in diesem Lande. Die Bagradion oder Bagration in Rußland hängen mit den B. zusammen.

Bagration, Peter, Fürst, einer der ausgezeichnetsten russischen Feldherren, geboren 1762 aus dem fürstlichen Geschlecht der Bagrationen in Georgien, trat 1783 in die Dienste der Kaiserin Katharina. Er begleitete seinen Lehrer in der Kriegskunst, den General Suwarow, auf den polnischen Feldzügen 1792 und 1794, ging mit demselben 1799 nach Italien und bewies sich hier so tapfer und talentvoll, daß ihn Suwarow seinen rechten Arm zu nennen pflegte. Die Siege bei Lecco (26. April) und bei Cassano (27. April) über Moreau hatte man ihm zu verdanken. Ebenso zeichnete er sich an der Trebia am 17., 18. und 19. Juni aus, worauf er im Herbst mit dem Heere nach Rußland zurückkehrte. Unter Kutusow führte B. 1805 anfangs die Avantgarde, als aber Kutusow nach der Kapitulation von Ulm (17. Oktober), welche die Vereinigung der Russen und Oesterreicher vereitelte, vor den viel stärkern Franzosen sich zurückziehen mußte, bekam B. den Befehl über die Arrièregarde, mit der er, nachdem die Franzosen den 13. November in Wien eingerückt und am 15. die Donau passirt hatten, von Lannes zwischen Hollabrunn und Gundersdorf eingeschlossen wurde. Murat griff den 16. November mit 30,000 Mann die 6000 Mann starken Russen an; B. aber wies alle Angriffe zurück, schlug sich mit gefälltem Bayonnet durch das Heer der Franzosen und kam den 26. glücklich im Hauptquartier zu Wischau an, wo ihn Kaiser Alexander zum Generallieutenant erhob. Mit gleichem Ruhm deckte er den Rückzug der Russen nach der Schlacht bei Austerlitz. In den Jahren 1806 und 1807 focht er als General der Avantgarde unter Benningsen in den Schlachten von Eylau (7. und 8. Februar), Heilsberg (10. Juni) und Friedland (14. Juni) u. schloß am 20. Juni den Waffenstillstand mit Murat, welchem der Friede zu Tilsit folgte. Im Jahre 1809 zwang er den schwedischen General Döbeln, die Alandsinseln (17. Mai) zu räumen. Nach des Fürsten Prosorowsky Tode befehligte er in demselben Jahre in der Moldau, verlor aber die Schlacht bei Tartariza (3. November) und wurde 1810 durch Kamenzkoi abgelöst. Im Feldzuge von 1812 stand Barclay de Tolly mit der ersten Westarmee bei Grodno, B. mit der zweiten bei Slonim; als Napoleon I. Barclay de Tolly angriff, erzwang B. durch einen kühnen Marsch, nachdem er in Romanof ein 6000 Mann starkes polnisches Corps vernichtet und den Marschall Davoust bei Mohilew am 25. Juli zurückgeworfen hatte, die Vereinigung bei Smolensk. Nach der unglücklichen Schlacht bei Smolensk (17. August) führte er die Arrièregarde glücklich aus dem Treffen, und nachdem er unter Kutusow den Oberbefehl über den linken Flügel erhalten hatte, griff er mit diesem am 7. September in der mörderischen Schlacht an der Moskwa die französische Artillerie an, die Napoleon auf einer schon am 5. September eroberten Schanze hatte auffahren lassen. Schon neigte sich der Sieg auf B.s Seite, als er tödtlich verwundet fiel. Er † bald darauf, am 7. Oktober 1812.

Bagrationen, georgische Königsdynastie, nach Bagration (Pancratius) genannt, regierte von 787—1424, s. Georgien.

Bagreef-Speransky, Elisabeth von, Tochter des russischen Ministers Grafen Michael Speransky, 1801 zu Petersburg geboren, folgte 1812 ihrem Vater in die Verbannung nach Nishnei-Nowgorod und 1819, als er vom Kaiser zum Generalgouverneur von Sibirien ernannt worden war, auch dahin. Hier verheirathete sie sich mit Herrn v. Bagreef, mit dem sie nach Petersburg zurückkehrte. Zur Ehrendame der Kaiserin Elisabeth ernannt, ward sie der Mittelpunkt eines auserlesenen Kreises von Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern. Nach dem Tode ihres Vaters (1839) unternahm sie eine Reise durch Deutschland und zog sich dann auf ihre Güter in der Ukraine zurück. Der Tod ihres einzigen Sohnes, der als Offizier von einem betrunkenen Kameraden erschlagen wurde, veranlaßte sie zu einer Pilgerfahrt nach Jerusalem, die sie in dem Werke „Les pélérins Russes" beschrieb. Später ließ sie sich in Wien nieder, wo sie am 4. April 1857 †. Sie schrieb noch: „Méditations chrétiennes"; „La vie de Château en Ukraine"; „Briefe über Kiew" und kleine Erzählungen.

Bagus, ein Negervolk in Guinea, die Urbewohner der Gegend von Sierra Leone. Sie stehen ihrer Sprache nach den Felups von Senegambien am nächsten u. wohnen von Kap Berga bis zum Pongas, finden sich aber auch noch jenseits der Grenzen Guinea's, in Senegambien an der Mündung des Nuñezstroms. Auch auf den benachbarten Inseln bilden sie die Bevölkerung. Die B. sind Heiden, von schöner Körperbildung, ziemlich civilisirt u. sehr fleißig, indem sie mit Sorgfalt den reichen Boden ihres Gebiets kultiviren und zugleich viel Seesalz zum Handel mit dem Innern gewinnen.

Bahaire, Dorf in der südamerikanischen Republik Neugranada, ehemals reiche, von 200,000 Indianern bewohnte Stadt, von Pedro de Heredia mit großer Anstrengung erobert.

Bahaman, s. Bahman.

Bahamas (Lukayische Inseln), britisch-westindische Inselgruppe, die sich in einer Ausdehnung von 150 Meilen von der Südostseite der Halbinsel Florida südostwärts ausdehnt bis zur Nordküste Hayti's, zwischen 21° 23′ und 27° 31′ nördl. Br. Im Westen wird sie von Florida durch die Floridastraße (Golfstraße, auch neuer Bahamakanal), im Süden von Cuba durch den alten Bahamakanal getrennt. Sie umfaßt 20 größere und 630 kleinere Inseln, Klippen und Riffe, deren Gesammtareal 166 QMeilen beträgt. Die submarine Grundlage dieser Inseln bilden ungeheure Anhäufungen (Bänke) von Korallen, die im Laufe der Zeiten, in festes Gestein umgewandelt, in einzelnen Erhebungen über die Wasserfläche emporgestiegen sind und so die Riffe und Inseln der Gruppe bilden. Die

Bänke selbst (Bahamabänke) liegen noch 15—20 Fuß unter dem Wasser und haben theilweise eine Ausdehnung von 80 Meilen. Man unterscheidet vornehmlich die kleine Bank, auf welcher die Inseln Bahama und Abaco liegen, und südlich davon, von jener durch den Providencekanal geschieden, die große Bahamabank, welche sich gegen die Nordküste von Cuba ausdehnt, von der sie der alte Bahamakanal trennt. Diese Bänke, sowie Riffe und Strömungen machen die Schifffahrt zwischen den Inseln gefährlich. Der Boden der im Ganzen niedrigen Inseln ist theils felsig, theils sandig und mit weißem Mergel bedeckt, dabei sehr wasserarm, so daß er sich nur für gewisse Produkte fruchtbar und ergiebig zeigt. Es finden sich verschiedene Salzseen, deren Wasser mit der Ebbe und Fluth steigt und fällt, und die man jetzt, besonders auf den Turksinseln, auszubeuten beginnt. Das Klima der B. ist angenehm und gesund, und die beiden Jahreszeiten sind sehr bestimmt geschieden. Der Winter dauert vom November bis März, und das Thermometer steht gewöhnlich zwischen + 15° u. 21° C., während es im Sommer 24°—30° C. zeigt. Die Frühlingsregenzeit dauert nur den Mai durch, im Herbst dagegen vom September bis Ende November. Orkane berühren nur die südlichsten Inseln, und die Erdbeben sind bei weitem nicht so fürchterlich, als auf den östlichen westindischen Inseln. Ueberall erheben sich Waldungen, welche die schönsten Tischler- und Farbhölzer liefern, auch der Mahagonybaum erreicht eine große Vollkommenheit. Die Bäume verlieren ihr Laub nicht und blühen zweimal des Jahres, doch reifen die Früchte der zweiten Blüthe erst im Frühjahr. Angebaut werden Baumwolle, Mais, Bataten, Maniok, Melonen, Ananas, Arrow-Root. Die Viehzucht ist wegen Mangels an Weiden und Wasser gering, desto bedeutender die Fischerei, besonders ergiebig der Schildkrötenfang. An Säugethieren haben die Inseln, mit Ausnahme wilder Schweine, nur die von auswärts hierher gebrachten, dagegen besitzen sie eine große Menge schön gefiederter Vögel. Das Mineralreich liefert außer Salz nichts. Holzhauen, Schiffsbau und das Stecken oder Aufsuchen der Güter gescheiterter Schiffe beschäftigen viele Einwohner. Ausfuhrartikel sind gegenwärtig vor Allem Salz, daneben Baumwolle, Farbhölzer, Schildkrotschalen und Südfrüchte (besonders Ananas); Einfuhrartikel: hauptsächlich Lebensmittel, Fabrik- und Manufakturwaaren. Sämmtliche Inseln, die gegen 28,000 Einwohner zählen, bilden ein britisches Gouvernement und haben englische Repräsentativverfassung; der Gouverneur und ein gesetzgebender Rath von 12 Gliedern bilden das Oberhaus (Council), neben dem das Unterhaus (Assembly oder Commons) mit 28 Mitgliedern besteht. Die bedeutendsten Inseln des ganzen Archipels, der sich in viele kleine Gruppen zerlegen läßt, sind: die Turksinseln, die südöstlichsten, nördlich von Hayti, klein, aber wichtig wegen der Salzgewinnung; westlich davon Groß- u. Klein-Inagua, mit Salzseen u. Riffen, die Providenciales u. die Caicosinseln; weiter nordwestlich, jenseits der Caicosstraße: Mariguana mit den Planasinseln, ferner Acklin, Crookedislands u. Samana; jenseits der Crookedislandsstraße: Longisland (Yuma), mit 2 Salzseen, nordöstlich davon Rum-Key u. Wattling, dagegen südwestlich eine lange Reihe kleiner Eilande und Felsenriffe, Mucaras genannt, und im Nordwesten die Exumainseln mit starker Salzausfuhr; von diesen nördlich, jenseits des Exumasundes: San Salvador (Guanahani), wo bei Porte Howe Columbus am 12. Oktober 1492 landete, 12 Meilen lang, schmal; Eleuthera und westlich Neuprovidence, 8 QMeilen groß, mit der befestigten Stadt Nassau, der Residenz des Gouverneurs; davon westlich, am Ostrande der großen Bahamabank, die Insel Andros und die nördlicher gelegenen Berry- und Beminiinseln; ganz im Nordwesten endlich, jenseits des Providencekanals, auf der kleinen Bahamabank: Abaco u. Großbahama, die größte der B., mit 16½ QMeilen, beide unbewohnt.

Die B. waren die ersten Eilande, welche Columbus auf seiner Entdeckungsreise 1492 den Weg zu der neuen Welt zeigten; er landete am 11. Oktober auf Guanahani, der er den Namen San Salvador gab, segelte darauf nach Longisland und wandte sich, nachdem er auch die Mucaras besucht, nach Cuba. Die Spanier nahmen in Folge dessen von sämmtlichen Inseln der Gruppe Besitz und gaben ihnen den bezeichnenden Namen Los Cayos oder Lukayen (d. h. die Klippen). Indessen wurden sie in Folge der nachherigen wichtigeren Länderentdeckungen von den Spaniern bald vernachlässigt. Seit 1632 gehören sie den Engländern, welche die vortheilhafte Lage der B. an den großen Hauptstraßen, auf welchen die Reichthümer des Westens nach Europa geführt wurden, und in der Nähe der Quellen derselben, wohl erkennend, gern Veranlassung zu ihrer Besitznahme ergriffen; doch hatten die Ansiedler mit vielerlei Schwierigkeiten zu kämpfen, namentlich machten ihnen Seeräuber, die dort ihr Unwesen trieben, viel zu schaffen. Im Unabhängigkeitskriege wurden die B. auf kurze Zeit durch die Amerikaner besetzt und 1782 von Cuba aus von den Spaniern erobert, die sie jedoch im versailler Frieden wieder zurückgaben.

Bahamaschwämme, s. Badeschwamm.

Bahar (Bihar, das alte Magadah), Distrikt in der britisch-ostindischen Präsidentschaft Bengalen (Kalkutta), Provinz Patna, liegt unter 24° 12′ bis 25° 22′ nördl. Br. und 101° 5′—103° 46′ östl. L., im Westen des eigentlichen Bengal, zu beiden Seiten des Ganges und umfaßt 269 QMeilen mit 2½ Millionen Einwohnern, meist Hindu's. Der Distrikt ist der südwestliche Theil der ehemaligen großen Provinz B., die zum Kaiserreich Delhi gehörte. Den Namen B. leitet man von den Wiharas, den Klöstern der Buddhisten, ab. Das Land ist im Süden, wo es an die Plateauregion grenzt, hügelig. Das Klima ist im Ganzen gemäßigt, doch die Sonnenhitze oft so furchtbar, daß jede Spur von Vegetation vergeht, während im Winter Nachtfröste den Saaten schaden. Die Bodenerzeugnisse sind: Reis von besonderer Güte, Getreide und die europäischen Gemüse, Betelkörner (die besten in Indien) und Mohn, aus dem man Opium in Fülle gewinnt. An Thieren gibt es zahlreiche Leoparden, Bären u. außerordentlich große und wilde Tiger, außerdem Schakale, Wölfe, Stachelschweine, Antilopen, Wildschweine, Hirsche, Affen und Eichhörnchen und in großer Menge giftige Schlangen. Die ziemlich wichtige Industrie liefert Baumwollgewebe, Decken,

Seidenwaaren, Teppiche, Zelte, Draht, Seile, Papier, Fackeln, Glas, grobes Geschmeide, Eisen- und Drechslerwaaren, Leder, Sattelzeug, Hornwaaren, Zierrath aus Metall u. Glas; Dinte, Seife, Zucker, reichlichen Salpeter, Töpferwaaren, Ziegel; geistige Getränke, besonders aus Mahuablumen (Bassia latifolia), die reichlich angebaut werden, Essenzen aus Sandelholz und Jasmin, große Mengen von Rosenöl (Attar) ꝛc. Auch Zeugfärberei wird betrieben, aber ohne Geschick. Für die Eingeborenen des Landes gelten die Koles; der größte Theil der Bevölkerung aber spricht Hindi, die Muselmanen (¼ der Bevölkerung) dagegen Urdu od. Hindustani. Die Straßen im Lande sind im schlechtesten Zustande, und Ruinen u. Trümmer finden sich überall. Der Distrikt B., dessen Hauptort Gaya mit 43,000 Einwohnern ist, gehörte einst zum alten glänzenden Königreich Magadah (d. i. Land des Magas), das 1199 von Mohammed Gori unterjocht wurde, 1525 unter die Herrschaft der Mongolen und 1765 in den Besitz der Briten kam. Die Stadt B, südöstlich von Patna, mit 5000 Häusern, schönen Moscheen und Bazars und etwa 30,000 Einwohnern, ist sehr zerfallen.

Bahar (Bähar, Bäzar, Baser), ostindisches Gewicht: auf Amboina = 270,658 Kilogramm, = 578,9 berliner Pfd.; in Batavia: a) der kleine B. = 184,539 Kilogramm, = 394,734 berliner Pfd.; b) der große B. = 276,658 Kilogramm, = 592,2 berliner Pfd.; auf Prince of Wales Island: a) der kleine B. = 181,422 Kilogramm, = 129,355 berliner Pfd.; b) der große B. = 194,121 Kilogramm, = 415,232 berliner Pfd.; auf Sumatra = 202,99 Kilogramm, = 434,21 berliner Pfd.

Bahari, arabischer Name für Unterägypten.

Bahariden, Dynastie der Mameluken auf den Thronen von Aegypten, Syrien und einem Theile von Arabien, 1254—1382, gegründet von Ibek Azzeddin Melik el Mois. Sie haben durch den Kampf mit den Mongolen und die gänzliche Verdrängung der Franken aus Syrien eine weltgeschichtliche Bedeutung erhalten, während ihr Thronrecht stets angefochten und ihre Herrschaft für das Volk höchst drückend war. Ibek gelangte nach mehren Kriegen durch Besiegung und Absetzung des Ayubiten Aschraf III. auf den Thron von Aegypten, vermählte sich mit der Sultanin Schagreddor, schloß mit den Damascenern Frieden u. starb 1157 auf Veranstaltung der Schagreddor. Ihm folgte sein sechsjähriger Sohn Nureddin Ali I. Melik el Manßur, welcher während eines Angriffs des Sultans Naße III. von Damascus auf Aegypten von dem Mameluken Seifeddin Kutuz im Serail eingesperrt wurde. Seifeddin ergriff nun selbst unter dem Titel Melik el Modhaffer das Scepter, besiegte die Mongolen bei Ajin Ghalut (1260), wurde aber von Bibars I. ermordet, welcher nun als Sultan die Mongolen und Franken besiegte u. einen Theil Nubiens eroberte. Nach Bibars' Tode (1277) wurden seine beiden unmündigen Söhne Berek und Selamisch von dem Feldherrn Kelawun entthront, und dieser behauptete sich gegen Perser, Franken und einheimische Empörer bis 1290. Sein tapferer Sohn u. Nachfolger Chalil, welcher die Franken aus Syrien gänzlich verdrängte und in Armenien mit Glück focht, wurde von seinen beleidigten Emirs 1293 ermordet. Auch Kelawun jüngerer Sohn, Mohammed I Melik en Naßreddunia veeddin, Chalils Nachfolger, wurde nach kurzer Regierung von seinem Vormund Ketboga entthront (1296), und dieser herrschte darauf als Sultan, bis ihn Ladschin Husameddin nöthigte, vom Throne herabzusteigen. Nach Ladschins Ermordung (1299) ergriff Mohammed nochmals das Scepter, regierte mit großem Ruhm und siegreich über seinen Gegenkönig Bibars II. und andere Empörer bis 1341. Unter ihm lebte der berühmte Geschichtschreiber Abulfeda. Von seinen Söhnen folgten ihm binnen 20 Jahren acht nach der Reihe im Sultanat, bis 1361 (Abu Bekr, Kutschuk, Ahmed I., Ismail, Schaban I., Hadschi, Hassan, Sfalih), dann zwei Enkel, Mohammed II. u. Schaban II., unter welcher Peter I., König von Cypern, Alexandria plünderte, ohne es jedoch länger als einen Tag behaupten zu können. Pest und Hungersnoth suchten Aegypten heim. Die Emirs verbreiteten, als Schaban eine Pilgerfahrt nach Mekka angetreten hatte, das Gerücht von seinem Tode, riefen seinen siebenjährigen Sohn Ali II. zum Sultan aus, ergriffen den in Frauenkleidern nach Kairo zurückgekehrten Schaban und erwürgten ihn 1377. Ali († 1381) und sein Bruder Hadschi Schuban III. standen ganz unter dem Einflusse des Tscherkessen Altun-Bogha Barkol, welcher sich endlich 1382 zum Sultan ausrufen ließ und die Dynastie der tscherkessischen Mameluken auf den Thron brachte.

Bahawalpur, ein unter britischem Schutze stehendes Fürstenthum im westlichen Ostindien, zu den nördlich vom Nerbudda gelegenen Bergländern gehörig, ist ein gedehnter, etwa 60 Meilen langer, 22 Meilen breiter Landstrich östlich am Indus, zwischen dem Pendschab und Radschputana, mit 1050 QMeilen, wovon jedoch nur ein Sechstel kulturfähig ist (nämlich die Strecke längs des Indus und Gara), und 600,000 Einwohnern. Der Uebergang aus der völligsten Wüste in die üppigste Fruchtlandschaft ist ein plötzlicher. Das Land wird mit Hülfe des Indus bewässert und erzeugt Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr ꝛc. Die Bevölkerung besteht aus den von Hindu's stammenden Dschats, Afghanen und Balutschen. Die höheren Klassen sprechen persisch, das Volk ein verdorbenes Hindustani. Die Dynastie ist vom Stamme der Daudputris, d. i. Söhne Davids. Der Fürst hat den Titel Khan. Die Hauptstadt B., an einem Arm des Gara, hat 20,000 Einwohner, die Weberei und ansehnlichen Handel treiben, im Uebrigen ein elender Ort.

Bahia (Ciudad de S. Salvador da Bahia de Todos os Santos), Hauptstadt der gleichnamigen Provinz u. bis 1771 von ganz Brasilien, gegenwärtig nach Rio Janeiro die größte u. reichste Handelsstadt dieses Reiches u. Südamerika's. Sie liegt an einem Berge auf der Ostküste der Allerheiligenbai (Bahia de todos os Santos), welche eine Menge schiffbarer Flüsse aufnimmt und einen sehr geräumigen Hafen bildet, 150 Leguas südöstlich von Pernambuco, 240 Leguas nordöstlich von Rio Janeiro, und besteht aus der Ober- und der Unterstadt (Citade alta und C. baxa). Die Unterstadt bildet nur eine von Norden nach Süden 1 Legua sich erstreckende Straße, an die sich im Norden die Vorstadt Bomfim (Gomboa) anschließt. Dieser

Stadttheil ist der Sitz des Handels. Da sind die Waarenmagazine u. zahlreiche Kaufläden, reich an europäischen und amerikanischen Waaren, das Zollhaus mit geräumigen Hallen, ein großes Magazin für Maniokmehl und Hülsenfrüchte, Tulhos genannt, die Börse, das Seearsenal, die Schiffswerfte, die Wohnung des Hafenkommandanten und 2 Kirchen, von denen die Da Conceiçao aus europäischen Quadern in großem Styl aufgeführt ist. Die obere Stadt hat große und schöne Straßen, steinerne Häuser, 3—5 Stockwerke hoch, mit Balkonen geziert; hier sind 36 Kirchen, unter ihnen die ehemalige Jesuitenkirche, jetzige Kathedrale, die schönste Kirche Brasiliens, ferner der Regierungspalast, das Stadthaus, das Münzgebäude, die Kanzlei, das Appellationsgericht, der erzbischöfliche Palast u. die Citadelle. Außerdem hat B. ein Gymnasium, ein theologisches Seminar, eine chirurgische Schule, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek, einen prachtvollen Spaziergang (Passeio publico) mit einem Obelisken zum Andenken an die Landung Königs Johann VI., eine Zettelbank, ein Militärhospital, Waisenhaus und mehre Krankenhäuser. Im Süden schließt sich an die Stadt die Vorstadt Victoria an, mit der Kapelle Da Graça, der ältesten Kirche B.'s; im Osten die Vorstadt Barril. Am Eingang der Bai steht ein Leuchtthurm. B. ist gut befestigt; die Hauptfestungswerke sind das Fort S. Pedro, in der Nähe des schönen Passeio publico, das Fort Barbalho, das die Hauptstraße nach dem Festlande beherrscht, das Fort in do Mar (S. Marcellfort), das, kreisförmig auf einem isolirten Felsen in der Bai errichtet, mit dem Fort S. Felipe die Unterstadt und den Hafen beschützt, und am Eingange der Bucht von Tapagipe das Fort S. Bartholomäus. Der Hafen ist sehr gut u. stets mit Schiffen angefüllt. Mit der Umgegend (Reconcavo genannt) hat die Stadt 200,000, ohne jene 150,000 Einwohner, darunter 42,000 Weiße, außerdem Mulatten und Neger, die sich zum Theil von dem Ausflusse der Behörden, zum Theil von Handwerken (Steinschleifer, Juweliere, Gold- und Silberschmiede ꝛc.), zum Theil von Fabriken (Zuckersiedereien, Rumbrennereien, Gerbereien ꝛc.), sowie endlich vom Handel nähren. Letzterer ist sehr bedeutend und zieht eine Menge portugiesischer, französischer, britischer und selbst deutscher Kaufleute hieher. Die Ausfuhrartikel sind dieselben wie zu Rio Janeiro, vorzüglich Zucker (jährlich über 60,000 Kisten), Baumwolle (60,000 Ballen), Kaffee (80,000 Säcke), Rum (20,000 Pipen), Tabak (50,000 Rollen), Cigarren, eingesalzene u. trockene Häute (150,000 Stück), Hörner (gegen 400,000 Stück), sowie Reis, Sago, Kakao, Brasilienholz ꝛc. Die Hauptgegenstände der Einfuhr bilden Weine und englische Manufakturwaaren, die zum Theil durch den Küstenhandel weiter nach den südlicher liegenden brasilianischen Häfen oder durch Maulthierkarawanen ins Innere Brasiliens gehen. Von Afrika werden jährlich auch noch immer mehre tausend Negersklaven eingeführt. In den benachbarten Meeren wird starker Wallfischfang getrieben. Man schlägt die Ausfuhr auf mehr als 30 Millionen Kruzaden, die Einfuhr ungefähr auf die Hälfte und die Zahl der jährlich hier einlaufenden Schiffe auf mehr als 1000 an. Münzen, Wechselpreise, Maße und Gewichte sind die brasilianischen (s. Brasilien). Der Stadt gegenüber liegt die fruchtbare Insel Itaparica. Seinen Aufschwung verdankt B. hauptsächlich den Jesuiten und namentlich den Bemühungen des Pabre Manoel. Im Jahre 1588 vertheidigten die Jesuiten die Stadt gegen die Engländer; von 1623—25 war sie im Besitz der Holländer. Hier brach am 10. Februar 1821 eine Revolution aus, in deren Folge der König von Portugal und Brasilien auch jenseits des Meeres die neue Konstitution von 1820 annahm. B. gewährte übrigens während der Unruhen in Brasilien 1821 den Portugiesen bis 1823 einen Zufluchtsort. Im Juli 1843 wurde ein Theil der Stadt durch einen Erdsturz zerstört.

Bahia Honda, weiter und sicherer Hafen und Handelsort an der Nordküste von Cuba, wo viele ungesetzlich eingeführte Sklaven gelandet werden.

Bahir (liber illustris), kabbalistisches Buch der Juden, wird von diesen für das älteste unter allen rabbinischen Schriften gehalten und wurde theilweise herausgegeben Amsterdam 1651 und Berlin 1706.

Bahlingen, Hauptstadt des gleichnamigen württembergischen Oberamts im Schwarzwaldkreis, an der Eyach, in einem breiten Thale zwischen dieser und der Steinach, nordöstlich von Rottweil, bildet ein langes Viereck und besteht seit den Feuersbrünsten 1724 und 1809 aus einer einzigen, langen Straße. Sie hat 2 Kirchen (in der einen das Grabmal Friedrichs von Zollern), eine lateinische Schule, ein Spital und 3500 Einwohner, die namentlich Zeuch-, Tuch- und Strumpfweberei, Gerberei und Färberei, auch Viehzucht und Viehhandel treiben. Bei der Stadt ist der Henberg, der im Volksglauben, wie der Brocken, als Hexentanzplatz gilt, und eine reichhaltige Schwefelquelle (1724 entdeckt) nebst Bad, die bei Gliederkrankheiten, Ausschlägen und gichtischen Anfällen gute Dienste leistet. B. war ursprünglich ein Dorf und Besitzthum der Grafen von Zollern, welche demselben 1206 Stadtgerechtigkeit verliehen. Nun bildete B. den Mittelpunkt der Herrschaft Schalksburg und wurde mit dieser 1403 von Graf Friedrich von Zolleen an Graf Eberhard von Würtemberg verkauft. Im Jahre 1507 bekam B. eine neue Stadtordnung, und 1525 waren die Bewohner dieser Stadt die Ersten, welche dem verteidenen Herzog Ulrich die Thore wieder öffneten. Im Bauernkriege wurde sie von den Bauern belagert. Auch im 30jährigen Kriege hatte sie viel zu leiden; 1643 wurde sie geplündert, 1647 von den Franzosen besetzt und erst nach dem westphälischen Frieden an Würtemberg zurückgegeben. Fünfmal brannte sie fast ganz ab.

Bahman (Bahaman), in der parsischen Religionslehre der erste Amschaspand (Geisterfürst) nach Ormuzd, Vater der Reinigkeit des Herzens, Pfleger alles Guten, heiliger König, von Ormuzd erkoren für das reine Volk der Welt, Schutzgeist des Friedens, der beste Wächter seines Volkes, Grundkraft des großen Verstandes, von Ormuzd geboren und dessen unmittelbarer Statthalter in der durch ihn geschaffenen Welt, sein Großwessir für die ganze Lichtwelt, während die übrigen Amschaspands nur einzelnen Kreisen des Lebens höherer oder niederer Ordnung vorgesetzt sind. Mit ihm streiten die Izeds Mah, Gosch und Ram gegen

die Dews Aschmoph, Akuman und Tarmad. Ihm ist der zweite Tag jedes Monats heilig, und der zweite Wintermonat führt seinen Namen; das ihm gefeierte Fest heißt Bahmangeh. Sein Diener ist der himmlische Vogel Azojesht.

Bahol, eine zu den Philippinen gehörige Insel, umfaßt 160 QMeilen, ist berg- und waldreich, hat Goldgruben und starke Fischerei; Hauptort ist Lobog (Labac).

Bahrdt, Karl Friedrich, berühmter Theolog und Freigeist, Sohn des als geistlicher Liederdichter bekannten Johann Friedrich B., ward 1741 zu Bischofswerda geboren, kam zuerst auf die Nikolaischule zu Leipzig, dann nach Schulpforta, wurde von hier jedoch wegen schlechter Aufführung weggeschickt und bezog nun die Universität Leipzig. Schon 1762 wurde er Katechet, bald nachher Adjunkt seines Vaters und außerordentlicher Professor der geistlichen Philologie. Sein unzüchtiger Lebenswandel nöthigte ihn jedoch 1768 zur Aufgebung seiner Stellen in Leipzig, worauf ihm Klotz in Halle die Professur der biblischen Alterthümer zu Erfurt verschaffte. Bald erregten auch hier sein in vieler Beziehung anstößiges Leben und seine neuerungssüchtige Behandlung der Glaubenslehren allgemeines Mißfallen, und da er auf eine Anklage der theologischen Fakultät mit maßlosen Ausfällen antwortete, vermehrte er nach die Zahl seiner Gegner, so daß er 1771 gern einem durch Semler vermittelten Rufe nach Gießen als Prediger und Professor folgte. Die hämische Polemik seiner Schriften gegen den herrschenden theologischen Lehrbegriff und dessen Anhänger hatte jedoch 1775 seine Verabschiedung zur Folge. B. ging hierauf nach Marschlins in Graubündten als Direktor des dortigen von dem Herrn von Salis gegründeten Philanthropins, folgte aber schon 1776 einem Rufe des Grafen (nachherigen Fürsten) von Leiningen-Dachsburg als Generalsuperintendent und erster Prediger nach Dürkheim an der Haard. Alles vereinigte sich hier, um ihm seine Lage angenehm zu machen. Indessen verwickelte sich B. nur zu bald in neue Mißhelligkeiten und Zwistigkeiten. Er begründete in dem ihm überlassenen Schlosse zu Heidesheim bei Warms ein Philanthropin und verband damit mehre Fabrikanstalten, sowie übel berechnete Buchdrucker- und Buchhändlergeschäfte. Das auf diese Weise organisirte Institut konnte den gehegten Erwartungen nicht entsprechen und hatte bald Mangel an Zöglingen. B. reiste deshalb nach Holland u. England, hielt sich einige Zeit in London auf u. hatte wirklich das Glück, 13 Schüler für die Anstalt zu gewinnen. Nach vor seiner Ankunft in Heidesheim erhielt er jedoch die unerwartete Nachricht, daß er durch einen kaiserlichen Reichshofrathsbeschluß von allen seinen Aemtern suspendirt sei. Dieser harte und ungerechte, von den berühmtesten Juristen jener Zeit angefochtene Beschluß, ein Werk des von B. in einer Schrift beleidigten warmser Weihbischofs und kaiserlichen Bücherkommissarius von Scheben, gestattete dem Verurtheilten kein Rechtsmittel zu seiner Vertheidigung und legte ihm auf, im Falle der Weigerung, die ihm zur Last gelegten Irrthümer zu widerrufen, das deutsche Reich gänzlich zu meiden. B. ließ statt des Widerrufs ein Glaubensbekenntniß drucken, in welchem er sich für die ihm Schuld gegebenen Irrthümer wiederholt erklärte. Den nachtheiligen Folgen dieses Schrittes entging B. durch seine Uebersiedelung nach Halle (1779), wozu er von dem preußischen Staatsministerium sich die Erlaubniß ausgewirkt hatte. Schriftstellerei und stark besuchte Vorlesungen über die Beredtsamkeit, Logik, Metaphysik und Moral, ferner über Tacitus und Juvenal verschafften ihm hier ein reichliches Auskommen. Bald jedoch trieb ihn sein unruhiger Geist auf eine Laufbahn, welche sein ganzes übriges Leben brandmarkte und zerrüttete. Mit seiner Dienstmagd legte er auf einem bei Halle erkauften Weinberge eine Gastwirthschaft an, die von vielen Studenten besucht und unter B.s persönlicher Leitung wegen ihrer Unsittlichkeit und Zügellosigkeit fast sprüchwörtlich ward. Zehn Jahre hatte dieselbe bestanden, als B. theils wegen des Verdachts, an der Spitze einer für gefährlich gehaltenen Gesellschaft, der deutschen Union, zu stehen, theils als Verfasser des „Religionsedikts", eines die preußische Regierung verspottenden Lustspiels, in Untersuchung gerieth und nach fast achtmonatlicher Inquisitionshaft zu einjährigem Festungsarreste in Magdeburg verurtheilt wurde. Nach Halle zurückgekehrt, setzte er seine frühere Lebensweise fort, † aber bald darauf nach einer langwierigen, qualvollen Krankheit, den 23. April 1792, auf seinem Weinberge, der noch jetzt von ihm den Namen trägt. Seine zahlreichen, meist deutsch geschriebenen Schriften, besonders durch Reinheit der Sprache, Fluß und Gefälligkeit des Vortrags, weniger durch tiefgehende Forschung ausgezeichnet, trugen zu richtigerem Verständnisse der Bibel, sowie zur Verbreitung gesunder praktischer Ansichten über Religion und Sittlichkeit sehr viel bei, während freilich der leichtfertige Ton, womit er oft auch das Heilige angriff und über den Haufen zu werfen suchte, viele Gemüther zu moralischer und religiöser Gleichgültigkeit verführte. Noch jetzt von Bedeutung sind die „Moral für alle Stände" („System der moralischen Religion", 3. Auflage mit Zusätzen von W. A. Teller, Berlin 1797, 3 Bde.) und die „Rhetorik für geistliche Redner" (mit Zusätzen von J. D. Büchling, Halle 1798). Eine „Geschichte seines Lebens" von ihm erschien Berlin 1790, 4 Thle.

Bahre, ein Werkzeug zum Tragen, bestehend aus 2 durch mehre Querhölzer verbundenen Stangen, besonders zum Tragen des Sarges bei Begräbnissen (Todtenbahre).

Bahreininseln (Al-Bahrain, Awal). Inselgruppe im persischen Meerbusen, an der Ostküste Arabiens in der von der Halbinsel Bahran gebildeten großen Bucht gleichen Namens. Die bedeutendste dieser Inseln ist Bahrein oder Awal, nach der die Gruppe benannt wird. Sie erstreckt sich 6 Meilen von Norden nach Süden, mit einer größten Breite von 2 Meilen, ist im Innern etwas gebirgig, an den Küsten aber sehr flach und von vielen Sandbänken umgeben. Der Boden ist fruchtbar und reich an Süßwasser, das sogar aus dem Meeresgrunde stark hervorquillt und von den Bewohnern der Insel in Schläuchen geschöpft wird. Man baut Weizen, Gerste, Datteln und die meisten tropischen Früchte; nur Reis muß eingeführt werden. Die Insel bildet den Mittelpunkt eines Staates unter einem Scheikh, der außer den umliegenden Inseln auch das Küstenland Bahran umfaßt. Sie ist stark bevölkert (mit 40,000 Bewohnern) u. enthält neben 15 kleineren Ortschaften 2 Städte, das ältere, mehr im Innern gelegene Ruffin und das neuere Ma-

nama, die Hauptstadt, in fruchtbarer Lage am nordöstlichen Ende der Insel, mit etwa 5000 Einw., angenehmer Umgebung, großen Karawanserais, reichem Bazar und einem guten Hafen. Die Bevölkerung auf den umliegenden Inseln (Tarut, Samasseh, an der Nordwestspitze von Bahrein, Arad, nordöstlich davon) soll an 7000 Einwohner in 2—3 Ortschaften betragen. Große Bedeutung haben die B. durch die Perlenfischerei erlangt, die in den Monaten Juni bis September, in welchen das Wasser hinlänglich warm ist, die Hauptbeschäftigung der Einwohner bildet und in mehr als 2400 Booten betrieben wird. Die Perlenbänke liegen zwischen 14 bis 20 Fuß unter dem Wasserspiegel und ziehen sich durch einen beträchtlichen Theil des Meerbusens bis zu den Biddulfsinseln hin. Der Handel mit den Perlmuscheln wird sogleich an Ort und Stelle gemacht und unterhält daher einen sehr lebhaften Verkehr, dessen Sitz die Hauptstadt ist. Etwa drei Viertheile kaufen die Hindubändler, der Rest geht nach Europa, Arabien und Persien. Der jährliche Ertrag beläuft sich nach Schätzung der Engländer auf 3—400,000 Pfund Sterling. Die B. waren schon den Alten bekannt, und zwar die größere unter dem Namen Tylos oder Tyros, das schon damals wegen des Perlensangs sehr bevölkerte Arad als Aradus. Die Portugiesen, von deren Herrschaft auf Bahrein noch einige Ruinen am Hafen zeugen, besetzten sie bald nach der Eroberung von Ormus und trieben die einträgliche Perlenfischerei auf eigene Rechnung. Nachdem ihnen Schah Abbas Ormus entrissen hatte, mußten sie auch Bahrein aufgeben, um dessen Besitz nun Perser und Araber stritten, bis ein Stamm der letztern, die Athubis, sich 1784 der Insel bemächtigte, die sie noch heute im Besitz haben.

Bahr-el-Abiad, s. v. a. Weißer Nil; s. Nil.

Bahr-el-Azrek, s. v. a. Blauer Nil; s. Nil.

Bahri (Bahhari, arab., d. i. das am Meer Liegende), arabischer Name Unterägyptens.

Bahrieh (Bahharieh), Bezirk in Unterägypten, das Land zwischen der Wüste, dem mittelländischen Meer und dem westlichen Nilarm mit der Stadt Alexandria umfassend.

Bahrrecht (jus feretri, jus eruentationis), im Mittelalter eine Art der Ordalien oder Gottesurtheile zur Entdeckung oder Ueberführung eines Mörders. Der des Mords Verdächtige, in Gegenwart des Gerichts vor den auf einer Bahre liegenden Leichnam des Getödteten geführt, mußte die Wunden desselben, auch wohl den Nabel einige Male berühren und dabei in einer vorgeschriebenen Formel Gott um ein Zeichen zur Entdeckung des Schuldigen anrufen. Fingen die Wunden zu bluten an, oder zeigte sich auch nur ein Schaum am Munde des Ermordeten, so ward der Angeklagte für überwiesen geachtet, oder doch eine starke Anzeige gegen ihn für begründet gehalten; blieb dagegen die Berührung ohne alle Wirkung auf den Leichnam, so galt dies für einen Beweis der Unschuld. Das B. erhielt sich unter allen Ordalien am längsten. In einigen Gegenden Norddeutschlands bestand als eine Ergänzung desselben das sogenannte Scheingehen. War nämlich einem Mörder gar nicht auf die Spur zu kommen, und der Ermordete mußte doch beerdigt werden, so behielt man eine abgehauene Hand oder ein anderes Glied zurück und hing es im Gerichtshause oder in einem Gefängnisse auf, überzeugt, daß bei etwaiger Annäherung des Mörders auch nach Jahren noch die verrätherische Blutung erfolgen werde. In unserer Zeit ist von dem B. mit Recht nur der Gebrauch übrig geblieben, einen des Mords Verdächtigen durch den Anblick des ermordeten Leichnams zu erschüttern und so vielleicht zum Geständnisse zu bringen.

Bai (franz. baie, span. bahia, englisch bay), eine natürliche, zum Ankern der Schiffe taugliche Einweichung des Meeres in das Land, kleiner als ein Meerbusen, größer als eine Bucht.

Baibut (Baiburt), Stadt in der asiatischen Türkei, Ejalet Erzerum (Armenien), am Flusse Ispir, der in den Tschoruk fließt, nordwestlich von Erzerum, auf der Straße nach Trebisonde, in einem fruchtbaren Thal, das reich an Honig und Holz und berühmt durch schöne Mädchen ist. Sie liegt nach Texier 5040 Fuß ü. d. M., und der Schneefall ist daselbst sehr bedeutend. Die Einwohner (etwa 4000) bestehen aus Georgiern, Armeniern und Juden, die unter sich georgisch sprechen. Nordöstlich von B., 12 Stunden entfernt, am Tschoruk, liegt das Kloster Sip Ovanes (St. Johannes), wo ehemals ein Silberbergwerk betrieben ward, sowie noch jetzt in Gümüsch Chana (d. i. Silberhaus) nordwestlich von B. im Thale des Charschut, das für das reichste des türkischen Reichs und für die hohe Schule des türkischen Bergbaues gilt. Die Gründung der Stadt reicht in hohes Alterthum hinauf. Ihre erste Befestigung wird dem ältesten König Georgiens, Pharnaos, zugeschrieben; die armenischen Könige machten sie zur Zeit ihrer Macht den Georgiern streitig; später nahmen sie die Griechen in Besitz, und Kaiser Justinian verstärkte die Festungswerke. Jetzt ist B. in den Händen der Türken. Im Mittelalter sollen die Genuesen hier, wie in Erzerum, Handelsstationen von Trapezunt her gehabt haben. Strabo kannte B. unter dem Namen Hyspiratis; bei Procopius heißt es Baiberdon. B. ist bekannt durch die Schlachten 1473 (878 der Hedschra) zwischen dem siegreichen Mohammed II. und Uhum Hassan und am 7. Okt 1829 zwischen den siegenden Russen unter Paskewitsch und dem Seraskier.

Baidar, Flecken an der Südküste der Krim, zwischen dem Hafen von Balaklava und Alupka, in einem schönen Thale (Baidarthal), das durch mehre Bäche bewässert und mit reinlichen Dörfern, üppigen Wiesen, Saatfeldern, Gärten und zahlreichen Lustschlössern russischer Großen geschmückt ist, die hier die schöne Jahreszeit verleben. Das Thal war auch ein Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Katharina I. Während der Belagerung von Sebastopol hielten es die Russen mit einer starken Abtheilung besetzt, um von hier aus die Flanke und die Verbindungslinie der Verbündeten mit Balaklava zu bedrohen.

Baier (Baierberg), Basaltgipfel der vorderen Rhön, im weimarischen Amt Lengsfeld, 2158 Fuß hoch und ganz mit Laubholz bedeckt.

Baier, Johann Wilhelm, berühmter Theolog, geboren 1647 zu Nürnberg, 1674 Professor zu Jena, 1694 zu Halle, † 1695 als Generalsuperintendent und Oberhofprediger zu Weimar. B. gehörte zu den gemäßigten Orthodoxen jener Zeit, ward aber doch von den Pietisten in Halle verdächtigt und angefeindet. Sein dogmatisches Lehrbuch

(„Compendium theologiae positivae etc.“, Jena 1686 und öfters, zuletzt von Reusch 1757) ist vielleicht die beste Dogmatik des 17. Jahrhunderts. Weniger Beifall fanden seine Kompendien anderer theologischen Disciplinen. Außerdem schrieb B. viele Dissertationen und polemische Werke.

Baïf, Jean Antoine de, französischer Dichter, natürlicher Sohn des als Alterthumsforscher bekannten Lazare de B., geboren 1532 in Venedig, zu dem sogenannten poetischen Siebengestirn Frankreichs im 16. Jahrhundert gezählt, † 1589 als königlicher Kammersekretär zu Paris. Er versuchte es fast zuerst, reimfreie Verse (vers baïfins) in die französische Poesie einzuführen; auch verpflanzte er mehre griechische und römische Dramen (z. B. des Euripides „Medea“, des Sophocles „Oedipus“, des Plautus „Miles gloriosus“) auf die französische Bühne. Den meisten Beifall fanden indessen die von ihm 1570 in Paris eingerichteten musikalischen Akademien, welche die nächste Veranlassung zu den Divertissements, Maskeraden und Balleten am französischen Hofe gaben. Eine Sammlung von B.s Werken erschien zu Paris 1573 in 2 Bänden.

Baigorey, Thal im französischen Departement Unterpyrenäen, 4 Lieues lang, 2 Lieues breit, von der Nive durchflossen, durch welches die einzige fahrbare Straße nach Navarra geht. Bis 1770 wurden hier reiche Kupferminen ausgebeutet.

Baikal (russ. Swätoi More, chinesisch Pehai, d. i. Nordmeer, mongolisch Dalai Nor, d. i. heiliges Meer, später Bai-kul, d. i. reicher See, tungusisch Lan), der drittgrößte Binnensee Asiens, im südlichen Sibirien, Gouvernement Irkutsk, und weit der Grenze gegen die Mongolei, zwischen 51° 28′—55° 41′ nördl. Br. und 100° 45′—107° 30′ östl. L., in langgestreckter, fast sichelförmiger Gestalt aus Nordosten gegen Südwesten, zwischen meist schroff aufsteigenden Felswänden liegend, in der Meereshöhe von 1333 (nach Andern 1655) Fuß. Seine Längenausdehnung beträgt 84 Meilen, seine Breite zwischen 2 bis 11 Meilen, seinen Umfang schätzt man auf 266 Meilen, den Flächengehalt auf 582 QMeilen. Die größte Breite hat er in der Mitte, von der Olchonskibucht auf der Westseite, südlich bei der Insel Olchon, nach der tiefen Barguſinbucht auf der Ostseite, südlich an der Halbinsel Swiätui Nos. Inseln hat der See wenig, und diese liegen alle in der Nähe des Ufers. Die größte ist die genannte Felseninsel Olchon, an der Westseite des See's, etwa 9 Meilen lang, 3 Meilen breit mit gegen 15 QMeilen Flächengehalt; die übrigen, Uschkanji, Baklanji, Pustoi, Stolbowoi ꝛc., im Ganzen 14, sind theilweise ganz unbewohnbar. Aehnlich wie bei den Schweizerseen, denen der B. auch in der Gestalt gleicht, ergießen sich in denselben eine Menge von Gewässern, während ein großer Strom, die schiffbare untere Angara aus demselben abfließt. Den Hauptzufluß bilden die obere Angara, die am Nordende in mehren Mündungen einfällt, der Barguſin und die Selenga, beide auf der südlichen Ostseite; kleinere Zuflüsse sind: Turka, Snesbanja, Utulik, Dson-Murin, Goloustnaja ꝛc., im Ganzen mehr als 200. Die untere Angara verläßt den See an dessen Südwestende und fließt nordwestlich gewendet dem Jenisei zu. Unter den Gebirgen, welche den B. einschließen, unterscheidet man das westlich von der untern Angara lagernde malerische Gebirge der Tunkaalpen, aus krystallinischen Schiefern gebildet; südlich davon erhebt sich neben dem Südwestende des See's der 6300 par. Fuß hohe, Schnee tragende Chamar-Dawan, dessen Gebirgszug, ebenfalls aus Massengestein gebildet, den See im Süden bis an die Selenga und in einem Ausläufer noch weiter nach Nordosten umgibt. Jenseits lagert dem See entlang das Baikalgebirge (auch Lenagebirge genannt), dessen von zahlreichen bewässerten Schlchten unterbrochene steile Wände dem Seeufer noch näher stehen, als die südöstlichen. In seiner nördlichen Zertheilung, in der Ritoihöhe, behält es im Sommer Schnee in seinen Klüften. Es sind Granit und Gneis, an welche sich hier mächtige, überaus feste Konglomerate lagern. In den unteren Regionen findet man Molybdänocker, Talk, Baikalit, Prehnit, Schiefer, an einigen Stellen Frauenglas in Tafeln, im Grunde der Flüsse Laxnith. Metalle hat man außer unbedeutenden Goldkörnern keine gefunden. Dagegen gibt es an den Ufern des See's verschiedene heiße Quellen, so am Barguſin und an der Turka, letztere von einer Temperatur von 44° R. und mit Badeeinrichtung versehen. Alle baikalischen Berge sind, mit Ausnahme der ganz kahlen, mit finstern Wäldern bedeckt; die sibirische Ceder, die Lärche und die Fichte wachsen zur gewöhnlichen Höhe; weiterhin gedeiht die Schneerose (Rhododendron chrysanthum) und die schwarze Strauchbirke, auf den Höhen der kahlen Berge breitet sich die Andromeda aus; an den Abhängen in der Nähe der Flüsse wachsen ungeheure Pappeln und Weiden, aber die Erle erreicht nicht ihre gewöhnliche Höhe. Unter den übrigen Pflanzen sind die Gentianen bemerkenswerth. Die baikalische Flora ist im Ganzen sehr reich und bildet eine besondere Abtheilung, wie die kaukasische und uralische. An vielen Orten springen die Berge in den See vor und bilden Vorgebirge (Muis, Nos), die starr und steil über den Wasserspiegel emporragen; man zählt deren einige 80. In den zwischenliegenden Buchten suchen die Fahrzeuge Schutz vor dem Wellenschlag u. den Gegenwinden, denn im ganzen See gibt es nur einen Hafen, auf der Südostseite, beim Kap Korbinskoi, unfern dem Kloster Possolskoi oder Apostelkloster. Neben der Einfahrt steht ein Leuchtthurm, den man jedoch nur bei Nord- und Südwestwinden anzündet. Die Ufer des See's sind übrigens wild und öde. Unzählige Schaaren von Möven, Seeraben (Baklan) und höher die Thurmschwalben nisten auf den Felsen, und auf den Höhen weiden die Pferde, Schafe und das Rindvieh der umwohnenden Völkerschaften. Nur in der südwestlichen Ecke des See's steht das Dorf Kultuk und 200 Werst davon in der Nähe des Hafens das schon genannte Apostelkloster. Die Umwohner des See's sind auf der Westseite die Buräten, auf der Ostseite die Tungusen und Buräten, am Westende die Sojoden und Buräten. Das Wasser des B.s ist süß, durchsichtig und kalt, vorherrschend kalkhaltig; von ferne scheint es von dunkellasurblauer Farbe. In der Mitte des Sommers füllt es sich mit Konserven, „das Meer blüht“ wie die Anwohner sagen. Eine Ebbe und Fluth ist nicht vorhanden; nur an den Ufern finden sich manchmal Strömungen, bald nach einer, bald nach der andern Seite hin. Im Jahre 1818 bemerkte man ein eigenthümliches Steigen des Wassers um mehr

als eine Klafter, ohne alle sichtbare Ursache. Quer über die Ausmündung des See's in die Angara läuft von einem Ufer des Flusses zum andern ein Steindamm, über den das Wasser überschäumt und dann mit furchtbarer Schnelligkeit zwischen den steilen Ufern fortschießt. In der Mitte des Flusses erhebt sich noch ein Fels, der sogenannte Schamanenfels. Deswegen müssen Fahrzeuge, welche schwer beladen die Angara heraufkommen, an der sogenannten Nikolausanfahrt, 3 Werst unterhalb des Steindamms, anlegen u. ausgeladen werden; die ausgeladenen Waaren führt man sodann zu Lande 5 Werst weit nach einer Bucht des See's, wo sie in andere Schiffe geladen werden. An Fischen ist der B. sehr reich und versorgt beinahe das ganze Gouvernement. Der Hauptfisch ist der Herbstlachs (Salmo omul); diesem folgen Störe und viele andere. Von jenem werden jährlich 100,000 Pud, vom Stör 1000 Pud gefangen. Ein dem B. eigenthümlicher Fisch ist der unförmliche, einem fliegenden Fisch ähnliche Calionimus baical (Glowynka). Von größern Wasserthieren findet man nur Robben, die den Namen Nerpa führen. Muscheln gibt es im B. keine, aber auf den Steinen am Grunde des See's wächst eine eigenthümliche Art Schwamm, in der Form den Korallen gleich, von gelbgrauer Farbe, im Wasser weich, aber an der Luft rauh und spitzig, den die Silberarbeiter in Irkutsk zum Poliren der Metalle gebrauchen. In der Bucht zwischen der Insel Olchon und dem festen Lande gibt es auch Mollusken. Von brennbaren Stoffen findet man Asphalt, Seewachs genannt und häufig als Heilmittel bei Knochenbrüchen angewendet. An der Mündung der Selenga wird ein schwarzer Eisensand von 75 Procent Eisengehalt ausgeworfen. Die Tiefe des B.s ist noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt, die größte Tiefe findet sich am westlichen Ufer, der Boden scheint vom östlichen nach dem westlichen Ufer jäh abzusinken. Von Winden wird der B. sehr heimgesucht; die gefährlichsten sind der Süd- und der Nordwest- oder Bergwind, der nicht selten von Regen, Hagel und heftigen Stößen begleitet ist, die Segel zerreißt, die Schiffe umwirft ꝛc.; der günstigste der Nordostwind (Barguſin), der stets bei klarem Wetter bläst, warm und gemäßigt ist. In der Regel von Ende Oktober an gefrieren die Ufer, im November bei stillem Wetter reicht das Eis oft 10 Werst weit in den See hinein, und nur ein dichter Nebel über dem offenen Wasser läßt erkennen, daß der See noch nicht ganz zugefroren ist. Damit dies geschehe, sind eine Kälte von 25° u. ein heftiger, mehre Tage anhaltender Wind, der das Wasser in der Tiefe aufregt und stark abkühlt, endlich eine ruhige Luft bei 30° Kälte erforderlich. Dann bedeckt sich der B. in einer Nacht mit einer dünnen Eisschicht, die Atmosphäre wird klar. Nach u. nach wird das Eis fester, und in 14 Tagen wagt sich vielleicht schon ein kecker Bauer mit seinem Dreigespann von einem Ufer zum andern. Ihm folgen alsbald die Bauern aus den benachbarten Dörfern mit Fuhren abgehauener Fichten, stecken diese ins Eis u. bezeichnen so den Weg, die Verbindung zwischen beiden Ufern ist hergestellt u. der Verkehr belebt sich. Manchmal ziehen Kaufmannskarawanen auf so schwachem Eise, daß es unter den Pferden sich biegt. Im Mai beginnt der See wieder aufzuthauen. Die Schifffahrt beginnt selten vor dem Juni dauert aber bis tief in den Herbst; zuweilen ist im November sogar noch eine Ueberfahrt möglich. In früherer Zeit galt eine gelungene Ueberfahrt über den stürmischen B. für ein großes Glück. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts suchte man indessen die Schifffahrt möglichst zu verbessern, und eine Navigationsschule ward 1758 zu Irkutsk errichtet, um Steuermänner zu bilden. Die Transportschifffahrt befand sich in den Händen von einigen Handelshäusern in Irkutsk und war sehr vortheilhaft; man machte im Laufe der Schifffahrtszeit gegen 100 Fahrten. Später erstanden in Irkutsk noch mehre Häuser bloß zum Betrieb der Schifffahrt auf dem See. Endlich 1843 erbaute der erste Goldsucher Ostsibiriens, Nikita Fedorowitsch Mäsnikow, das erste Dampfboot auf dem B., das am 15. September vom Stapel gelassen wurde. Von nun an dauerten die Verbindungen auf dem B. ununterbrochen den ganzen Sommer hindurch. Was den Ursprung des See's betrifft, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß eine vulkanische Erschütterung den Boden zerriß, und daß die zahlreichen Flüsse und Flüßchen, die sonst in die Angara fielen, jetzt in den Schlund stürzten und denselben ausfüllten. Daß vulkanische Thätigkeit im Spiel war, zeigten die steilabstürzenden Ufer des See's, besonders auf der Westseite, die heißen Quellen, das Auswerfen von Asphalt und andern Brennstoffen aus dem See. Erderschütterungen kommen in der Umgegend noch jetzt vor. Auch die Beschaffenheit des Gebirges deutet auf vulkanischen Ursprung hin; der hohe Chamar-Dawan ist nichts als ein erloschener Vulkan, bestehend aus 4 Hügeln, zwischen denen, in der Tiefe eines Abgrundes, ein See sich befindet. Aehnliche Anzeichen erloschener Vulkane mit Seen auf dem Grunde des Kraters trifft man auf vielen Bergen um den B. Indeß ist zu vermuthen, daß die Krater auf immer erloschen sind. Nach den Chroniken von Irkutsk fanden im 17. u. 18. Jahrhundert starke u. häufige Erdbeben Statt; jetzt sind sie selten und schwach. Das letzte bedeutende war 1805, wo in Irkutsk das Kreuz von der Kathedrale herabgestürzt wurde.

Baikalische Provinz (Transbaikalisches Gebiet), neu errichtete asiatisch-russische Provinz in Ostsibirien, zwischen dem Baikalsee und der chinesischen Grenze, umfaßt das alte Daurien, das Gebiet der untern Selenga und des oberen Amur u. Witim und mißt 1460 Meilen. Das Land ist in seiner ganzen Ausdehnung von hohen Bergketten durchzogen. Im Nordwesten nach dem Baikal hin lagert der Gebirgszug des Chamar-Dawan; im Süden erstreckt sich der nördliche Theil des Kenteigebirges, Khinglbanoola genannt, und bildet das sibirisch-chinesische Grenzgebirge. Längs der rechten Seite des Flusses Onon, weiterhin der Schilka zieht das Odontscholongebirge; auf der linken des Onon der Jablonoi-Khrebet (Jablonoi, d. i. Apfelgebirge), an dessen Südende sich der Tschokondo zu 7740 par. F. erhebt. Der letztere Gebirgszug, in seinem südlichen Theil auch daurisches Gebirge genannt, der von Südwesten nach Nordosten läuft und bis gegen das ochotskische Meer hin fortsetzt, theilt die Provinz in zwei Hälften: eine östliche, welche den ehemaligen Kreis von Nertschinsk umfaßt, und eine westliche, den ehemaligen Kreis von Werchne-Udinsk einnehmend. Das ganze Gebirge besteht aus verwittertem Granit

oder Granwackenfels, in sehr mächtigen Bändern oder gewaltigen Platten, die fast halbrechtwinklig aufeinander gelagert sind. Doch liegen fast überall Flötze an den Bergen, bis zu deren halber Höhe, so daß das Bergland ein flacheres Ansehen hat, mit Einsenkungen und Thälern, Steppen, Klippen, bestrauchten Torf- u. Moorgründen. Das lose Gerölle und die Felswacken bedeckt ein dünner Rasen. Hier und da gibt es auch Sandstrecken und Salzgründe. Die Berge sind meist noch mit Wäldern bedeckt, bestehend aus Birken, Pappeln, Lärchen, Fichten, Weiden und Vogelbeeren; ja sogar die Haselstaude findet sich hier, die sonst in ganz Sibirien fehlt. Dies ganze Gebiet bildet treffliches Grasland für Rinder u. Schafe. Der südöstliche Theil desselben gehört dem Hochsteppengebiet an; dort erstreckt sich zwischen dem mittlern Onon bis zum Argun hin die waldlose achinskische Steppe, das Nordostende der Gobi, wo dem Lande jegliche Decke von Ackererde fehlt und die Thalsohlen von schlammigem Lehmboden erfüllt sind, den weitläufig eine schmalblätterige Vegetation bedeckt. Rhabarberstauden und Nesseln wachsen auf den vom Maulthier aufgeworfenen Erdhaufen, aber die gesellig wachsenden Gräber machen auch diese Landschaften für die Viehzucht sehr geeignet, obschon die Heerden durch Mangel an Süßwasser und durch die stürmischen Steppenwinter sehr leiden. Ueber dieser Steppenregion und der untersten Waldregion der Gebirge liegt, am Apfelgebirge in 2—3000 Fuß Meereshöhe, die für den Ackerbau geeignete Region, wo schwarze Erde und Wasserreichthum die Vegetation zur üppigsten Entfaltung bringen. Die Flüsse der Provinz zerfallen in solche, die in den Baikalsee und nach dem Eismeer fließen, und in die, welche dem östlichen Ocean zuströmen. Unter jenen sind die Selenga, der Barguſin und die obere Angara die bedeutendsten. In der Osthälfte der Provinz jenseits des Apfelgebirges gehören alle Flüsse dem System des Amur zu, der in den östlichen Ocean ausmündet. Zunächst der Argun, der, aus dem Steppensee Dalai Nor im Süden kommend, die Grenze zwischen China und Sibirien und endlich mit der Schilka vereinigt den Amurstrom bildet. Die Schilka, ein reißender, breiter Fluß, entsteht wieder durch den Zusammenfluß des Onon und der Ingoda, von denen der erstere, an dessen Ufern Dschingiskhan geboren ward, am Ostende des Kenteigebirgs entspringt und eine fast unbewohnte Wüste durchfließt; nördlich von ihm sind die Quellen des Ingoda. Beide vereinigen sich oberhalb Nertschinsk. Diesseits des Apfelgebirges entspringt noch der Wilim, der wieder nach Norden sich wendend der Lena zufließt. Alle diese Flüsse sind schiffbar. An Seen sind außer dem Baikalsee, der die Grenze zwischen dem Gouvernement Irkutsk und der transbaikalischen Provinz bildet, im westlicheren Theile der letztern noch folgende bemerkenswerth: der Gänsesee, nicht weit von Selenginsk, die jerawinischen Seen, am Ende der Charasteppe nahe am Apfelgebirge, der See Bannt, wahrscheinlich ein erloschener Krater, in den südöstlichen Steppen der Telei und der Tarei. Diese Seen wie die Flüsse sind sehr reich an Fischen, u. ihre Ufer außerordentlich malerisch. Ueberhaupt sind die meisten Gegenden der Provinz von bewundernswürdiger landschaftlicher Schönheit. Das Klima der Provinz ist nordisch rauh, aber konstant. Eine Kälte von 30° im Winter ist keine Seltenheit; der Winter dauert bis gegen Ende April; darauf beginnt Mitte Mai der Sommer, der kurz und warm ist und eine wunderbare Vegetation, den schönsten Blumenflor entwickelt ꝛc. Die Luft ist fast immer trocken u. dünn, der Herbst jedoch nie ohne Regen oder Schnee, und schon im August treten Nachtfröste ein. Im September ziehen die Reiher und Brachvögel weg. Eis stellt sich schon Ende September ein, aber die Flüsse werden erst mit Ende Oktober vollständig damit belegt. Selten verläuft ein Jahr ohne Erderschütterungen, doch sind sie nicht mehr heftig und zerstörend wie früher. Die Gebirge, die durch Spalten und Risse sehr zerklüftet zu sein scheinen, enthalten unerschöpfliche Schätze von Kohlen, Eisen, Kupfer, Blei, Salz und Asphalt, ferner Quecksilber und schwarze Kreide, auch Silber in den Bergen um Nertschinsk und sogar Gold in der Gegend von Kiachta. Von farbigen Steinen gibt es Amethyste, Granaten, Karneole, bläuliche Chalcedone und Jaspis; Salz gewinnt man auch aus zwei Seen. Mineralisches Laugensalz tritt an vielen Stellen von selbst aus dem Boden hervor. An Mineralquellen ist die Provinz sehr reich; sie besitzt, so viel bis jetzt bekannt, 6 heiße Quellen (2 am Baikal, 4 an der chinesischen Grenze), 16 saure, daneben schwefelige, eisen- und salpeterhaltige Quellen in großer Anzahl.

Die Bevölkerung des Landes, wo vor Zeiten bis zur Eroberung durch die Russen um die Mitte des 17. Jahrhunderts das alte kunstfertige u. wohlhabende Volk der Dauren (Duscheri, Taguris) im Betrieb reicher Silberschmelzen an der Schilka wohnte, das seitdem spurlos verschwand, besteht gegenwärtig aus russischen Einwanderern oder Ansiedlern, aus Buräten, Tunguſen und einigen Mongolen. Die Gesammtzahl beträgt 486,615, wovon 100,840 Kosaken sind. Es gibt unter ihnen nur zwei Stände: Beamte und Steuerzahlende. Zu den erstern gehören die Beamten des Civildienstes, sowie des Bergwesens und der Truppen, zu den andern Kaufleute, Handwerker, Bauern und Eingeborene; leibeigene Bauern auf Privatgütern gibt es hier nicht. Ackerbau wird allgemein von Städtern wie von Landbewohnern betrieben, im Allgemeinen jedoch noch auf sehr niederer Stufe; schon das 6. und 7. Korn gilt für eine gute Ernte. Von einiger Bedeutung ist der Ackerbau nur in der westlichen Hälfte, namentlich bei den großrussischen Ansiedlern, welche Katharina II. aus dem ehemaligen polnischen Grenzlande hierher versetzen ließ. Man baut Winterroggen, der trotz des rauhen Klima's selten fehlschlägt, Sommerweizen wird so früh als möglich ausgesäet, darnach Gerste u. Hafer. Im Distrikt von Tarbagatai wächst das beste Korn, die Kornernte fällt Ende Juli bis Mitte August. Das Land jenseits des Apfelgebirges hat viel weniger Landbau wegen der häufigen Mißernten, die vorzugsweise aus der Trockenheit im Frühjahr entspringen. Der Hauptanbau besteht hier in Buchweizen, der sogar wild wächst und eine dreifache Ernte gibt. Hanf wird allgemein gebaut, doch darf der Same nur sehr flach in die Erde gebracht werden. Auch Lauch und Knoblauch wachsen reichlich. Die Wiesen werden gesetzt, wie in ganz Sibirien. Der Absatz des Getreides, so weit es nicht im Lande selbst verzehrt wird, geht nach der Mongolei. In der Viehzucht steht das Land vielleicht nur Neu-

rußland nach. Im östlichen Theil der Provinz sind alle Bewohner, Beamte, Geistliche, Kaufleute, Kleinbürger, Bauern, Kosaken und Buräten, Viehbesitzer. Das gewöhnliche Vieh sind Schafe, Rindvieh, Pferde und Ziegen; auch Kameele findet man in den südöstlichen Steppen nicht selten als Lastthiere im Gebrauch, doch sind sie von schwächlicher Beschaffenheit. Am nützlichsten ist das Schaf und wird deshalb in großer Menge gehalten. Im Allgemeinen sind in der Provinz an Rindern u. Schafen etwa 2 Millionen vorhanden. Bei dem Reichthum des Landes an Wild aller Art ist auch die Betheiligung an der Jagd ziemlich allgemein. Man jagt Zobel, Füchse, Hermeline, Iltisse, Feuermarder, gestreifte u. gewöhnliche Eichhörnchen, Elennthiere, Rennthiere, Biber, Rehe, Bisamthiere, Luchse, Vielfraße; auf den Steppen Tarbatschane oder Murmelthiere, wilde Katzen, zu Zeiten auch Dschiggetais oder wilde Pferde. Hier und da kommt auch aus China der asiatische Tiger (hier Babe genannt) herüber, fällt aber gewöhnlich bald unter den Kugeln der Buräten. Die besten Zobel und Eichhörnchen gewinnt man an den Bächen und Flüssen, die aus dem Apfelgebirge herunterkommen. Den ganzen Gewinn der Jagd schlägt man jährlich auf eine halbe Million Rubel an. Auch der Fischfang ist sehr bedeutend; allein an Salmen fängt man jährlich im Baikalsee und in den darein mündenden Flüssen nicht weniger als 13 Millionen Stück. Die Buräten haben ihren eigenen Herrscher (Taischei), stehen jedoch in einem Abhängigkeitsverhältniß zu den Russen, wie sie z. B. auch die Wege ausbessern, die Pferde zur Fortschaffung von Expeditionen liefern und an der Grenze 4 Reiterregimenter halten müssen. Sie zerfallen in 2 Hauptstämme, die an der Selenga und die Chorinen; die ersteren nomadisiren an der Selenga und ihren Nebenflüssen, die andern auf den südöstlichen Steppen. In geringer Zahl wohnen sie auch am Kudarin und Barguſin. Alle führen ein nomadisches Leben und verlegen ihre Filzjurten je nach den Jahreszeiten von einem Orte zum andern; ihre Zahl mag gegen 90,000 betragen. Es sind friedliche, unterwürfige, bedachtsame Leute. Sie bekennen sich sämmtlich zum Lamaismus, doch hat sich bei den Chorinen auch das Schamanenthum erhalten. Die Tunguſen gehören zu den Wanderstämmen, da ihr Jägerleben keinen langen Aufenthalt an einem Orte gestattet. Die Zahl der wandernden Tunguſen, die hauptsächlich an den Bergen an der obern Angara und am Witim hausen, mag etwa 5500 betragen, von denen 500 als Kosaken gerechnet werden. Hauptstadt der Provinz ist seit 1855 Tschita, mit 1200 Einwohnern, am Ingoda, von wo aus man auf Dampfschiffen den Amur bis zum Meere befahren kann. Unfern davon liegt Petrowsk, eine große Maschinenbauanstalt, wo zwei auf dem Amur gehende Dampfer gebaut worden sind. Die übrigen bedeutenderen Städte sind Altnertschinsk (1000 Einwohner), Großnertschinsk (5000 Einw), Werchneudinsk (2600 Einw.), Selenginsk (1000 Einw.), Troitskosawsk (4000 Einw.), an der Bura und Kiachta, das große Handelsemporium zwischen Sibirien und China. Hie und da finden sich im Lande noch Denkmale und Ueberreste der vor Zeiten hier hausenden Völker, so z. B. auf den Steppen des Onon, der Schilka und des Argun alte Gräber, die mit Steinfließen umstellt sind, von den Bewohnern Kirgisy-Gyr, d. h. Wohnungen der Kirgisen, genannt, Ueberreste zerfallener Gebäude von chinesischer Architektur, eine in den Felsen am Onon ausgehauene Höhle, mongolische Inschriften aus den Zeiten Dschingiskhans, roh ausgehauene Statuen u. a.

Baikalit (Severgin), Art des Augits, vom Diopsid nur durch seine wenig durchscheinenden Krystalle unterschieden, welche, Kombinationen der klinoobliquen mit der primitiv klinorhombischen Säule, gleichfalls vertikal gestreift und von dunkelgrüner Farbe sind. Im Granit am Baikalsee.

Baikalsee, s. Baikal.

Bailakan, früher bedeutende armenische Stadt am Aras, in einer steinlosen fruchtbaren Gegend, vom König Kobad erbaut und mit hohen Mauern befestigt. Zu Timurs Zeit war sie verödet und der Aufenthaltsort wilder Thiere. Als er einst mit seinen Truppen in der Nähe überwinterte, entschloß er sich, sie wieder herzustellen. Trotz der ungünstigen Jahreszeit erhob sich innerhalb eines Monats eine Stadt, deren Mauern 2400 Ellen im Umfang und 11 Ellen in der Dicke hatten. Ein Kanal, 15 Ellen breit u. 6 Meilen lang, welcher den Aras mit der Stadt verband, wurde ebenfalls binnen Monatsfrist vollendet. Aber der Glanz der neuen Stadt scheint nur kurze Zeit gedauert zu haben. Jetzt befindet sich an der Stelle derselben das elende Dorf Bail.

Bailey, John, schottischer Landwirth u. Mechaniker, baute gegen Ende des 18. Jahrhunderts zum ersten Mal einen Pflug nach richtigen mathematischen Grundsätzen, der durch Thaers Bemühungen auch vielfach in Deutschland eingeführt worden ist. Das Werkchen „Der bestmögliche Pflug, auf Erfahrung und mathematische Grundsätze gestützt" (aus dem Englischen, mit Zusätzen, Berlin 1805) war eine der Hauptgrundlagen der neueren landwirthschaftlichen Mechanik.

Bailie-Borough, Marktflecken in der irischen Provinz Ulster, im Südosten der Grafschaft Cavan, innerhalb der Gebirgszüge, Hauptsitz des Getreidehandels der Grafschaft, mit 12,000 Einwohnern. Dabei findet sich ein nie gefrierender See, dessen Wasser in sporadischen Krankheiten mit Nutzen angewendet wird.

Baille (franz.), sonst ein Außenwerk vor den Festungsthoren, später Demi-lune (Halbmond) und mit veränderter Form Ravelin genannt.

Bailleul, 1) B. Belle, Stadt im französischen Departement Nord, am Meterbecque, nordwestlich von Lille, hat bedeutende Fabriken für Spitzen, Zwirn, Seife, Leinwand, Oel, Leder, Rübenzucker, Wachstuch, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Handel mit Getreide, Butter, Käse (der Käse von B. ist in ganz Frankreich sehr beliebt) u. 10,000 Einwohner. — 2) Flecken im französischen Departement Orne, mit 700 Einwohnern. Von diesem Ort führten die schottischen Könige Johann und Eduard im 14. Jahrhundert den Beinamen Bailleul oder Baliol.

Bailli (franz., engl. Bailtif, lat. Ballivus, ital. Balio, griech. Bajulos), Vorsteher im Allgemeinen. Am griechischen Kaiserhofe zu Constantinopel hieß der Oberaufseher der kaiserlichen Kinder Bajulos, und denselben Titel scheint daselbst auch der Vorsteher der fremden Kaufleute geführt zu haben

den die Venetianer zu ernennen hatten, u. von dem der Titel Balio auf den venetianischen Gesandten daselbst übergegangen sein mag. Die acht Mitglieder des Kapitels des Johanniterordens hießen Ballivi conventuales, woraus der Name Ballei (s. d.) entstand. In Frankreich waren die königlichen B.s früher zugleich Anführer des Heerbanns, Domänenverwalter und Richter des ihnen anvertrauten Bezirks; später enthob man den königlichen B. der beiden letzteren Funktionen, weshalb er nun B. d'épée hieß. Später waren die B.s nur noch Unterrichter, häufig ungebildete und gemeine Menschen und daher auf der Bühne stehende Figuren beamtlicher Rohheit, Anmaßung und Bestechlichkeit. In England bezeichnete man seit Wilhelm I. mit dem Namen Baillif den Vorsteher der Grafschaften (ballivae). Die jetzigen englischen Baillifs sind aber nur eine Art Gerichtsdiener, und nur in einigen Städten führt der oberste Beamte noch den Titel Baillif.

Baillie, 1) Matthew, englischer Arzt u. Anatom, den 27. Oktober 1761 zu Shots in der schottischen Grafschaft Lanark geboren, studirte zu London Medicin und ward schon in seinem 20. Jahre als Demonstrator der Anatomie angestellt. Nach seines Onkels, W. Hunters, Tode, 1783, erbte er dessen anatomisches Theater und Museum und eröffnete seit 1785 mit Cruikshank den ersten anatomischen Kursus, der stark besucht ward, während er sich mit gleich glänzendem Erfolge zugleich der Praxis widmete, so daß er 1787 die Stelle eines Arztes am St. Georgehospital erhielt. Später gab er sowohl diese Stelle, als seine anatomischen Vorlesungen auf, ward Leibarzt der Prinzessin Charlotte von Wales und konsultirender Arzt des Königs und † den 23. September 1823. Von seinen Schriften nennen wir: „The morbid human anatomy of some of the most important parts of the Human body" (London 1793, neueste Auflage 1812; deutsch von Sömmering, Berlin 1794, von Hohnbaum, das. 1820); „A series of engravings accompanied with explanations, which are intended to illustrate the morbid anatomy" (London 1799—1812, 10 Hefte); „Medicinische Vorlesungen und Beobachtungen" (das. 1825, deutsch von Hohnbaum, Leipzig 1827). „The works of Mr. B." wurden herausgegeben von Wardrop (London 1825, 2 Bde.), deutsch von Leuckfeld (Halberstadt 1829).

2) Johanna, englische Dichterin, 1762 (nach Andern 1764) zu Bothwell bei Glasgow geboren, Schwester des Vorigen, erhielt eine stille Erziehung und zog nach dem Tode ihrer Aeltern nach Edinburg, dann nach London. Durch Lektüre und eigene geistige Regsamkeit zu poetischen Schöpfungen angetrieben, trat sie in ihrem ersten, anonym erschienenen Werke „A series of plays" (London 1798), welches schnell mehre Auflagen erlebte und von Cramer (Amsterdam und Leipzig 1807, 3 Bde.) ins Deutsche übersetzt wurde, als dramatische Dichterin auf u. fand an Walter Scott, welcher sie nur Schwester Johanna nannte, einen theilnehmenden Freund, der viel dazu beitrug, ihren Ruf zu begründen, und durch seine Bemühungen auch Dramen der B. auf die Bühne brachte, wie z. B. „The family legend" (Edinburg 1810) in Edinburg, dann „Montfort" (London 1808), sowie Einiges aus den „Miscellaneous plays" (das. 1804). Indessen vermochte sich keines dieser Stücke trotz der Bemühungen der Geschwister Kemble u. des älteren Kean auf der Bühne Beifall zu erwerben. Außerdem veröffentlichte die Dichterin noch: „Metrical legends of exalted characters" (London 1821), die Dramen „The martyr" (das. 1828) und „The bride" (das. 1828); ferner „A view of the general Tenor of the New Testament" (das. 1831) und „Dramas" (das. 1836, 3 Bde.). Ihre „Fugitive verses" (London 1840) sind kleine lyrische Dichtungen, welche das Leben, den Humor und die Einfachheit der alten schottischen Balladen besitzen. Eine Gesammtausgabe ihrer „Poetical works" hat Longman (London 1851) veranstaltet. Sie † Ende Februar 1851 in Hampstead

Baillot, Pierre Marie François de Salles, einer der größten Violinspieler unserer Zeit, eines der Häupter der französischen Schule, geboren am 1. Oktober 1771 zu Passy bei Paris, war der Sohn eines Advokaten beim pariser Parlament. Die Anfangsgründe seiner Kunst lernte er durch sich selbst. Den ersten Unterricht empfing er im 7. Jahre durch den Florentiner Polidori; Sainte-Marie, ein französischer Violinist und ausgezeichneter Lehrer, setzte ihn 1780 fort. Sein dritter und letzter Lehrer war Pollani, ein Schüler Nardini's. Im Jahre 1783 folgte der junge B. seinem Vater nach Bastia, wo derselbe zum Substituten des königlichen Anwalts beim hohen Rath auf Korsika ernannt worden war. Als hier gleich darauf sein Vater starb, erbot sich Boucheporn, Intendant des Königs auf Korsika, den Knaben mit seinen Kindern erziehen zu lassen, und sandte ihn mit denselben nach Rom, wo er 13 Monate blieb und als Dilettant in den Conversazioni des Kardinals von Berni und in der französischen Akademie sich hören ließ. In den Jahren 1785—91 hielt sich B. im Gefolge Bouchepornes, bei dem er die Stelle eines Sekretärs vertrat, bald in Korsika, bald in den Städten Bayonne, Pau, Auch und in den Pyrenäen auf. Im Jahre 1791 kehrte er nach Paris zurück und wurde im Orchester des Théâtre Feydeau angestellt. Ende 1795 trat er in das pariser Konservatorium ein, und als Rode, sein Freund, eine Kapellmeisterstelle an dem Operntheater zu Petersburg angetreten, wurde dessen Lehramt für immer an B. übertragen, welcher demselben auch bis auf die neueste Zeit vorstand. Im Jahre 1802 ward B. zum Chef des seconds violons bei der Kapelle des ersten Konsuls und 2 Jahre später bei der des Kaisers ernannt. Bald darauf unternahm er eine Kunstreise nach Rußland, wo ihm die Stelle eines Kapellmeisters an der Oper zu Moskau, dann die an der Oper zu Petersburg, welche Rode bekleidet hatte, angeboten wurde. Auch auf einer Kunstreise nach dem südlichen Frankreich 1812 erntete er enthusiastischen Beifall. Am 12 December 1814 eröffnete er in der Rue Bergère seine Quartett- und Quintettversammlungen, die ihn jedoch nicht abhielten, Ausflüge nach Belgien, Holland und England zu unternehmen. Im Jahre 1821 zum ersten Soloviolinisten an der großen Oper ernannt, dirigirte er daselbst die Concerts spirituels während der ersten drei Jahre. Im Jahre 1832 durchzog er auf seiner letzten Kunstreise Savoyen, die Lombardei, Piemont und die Schweiz. Im Jahre 1839 stellte er seine Quartettversammlungen ein. Er † den 15. September 1842. Mit Kreutzer und Rode hat er, und zwar als Hauptredakteur, die weit verbreitete „Violinschule" des pariser Konservatoriums verfaßt. Von seinem großen Lehrbuch des Violin-

ſpiels („L'art du Violon") veranſtaltete Schott in Mainz eine ſchöne Ausgabe mit franzöſiſchem und deutſchem erklärenden Texte.

Bailly, Jean Sylvain, ausgezeichneter Aſtronom und Literarhiſtoriker, zugleich einflußreicher Theilnehmer an den Ereigniſſen der Revolution, war am 15. September 1736 zu Paris geboren, trieb zuerſt Malerei und Dichtkunſt, wendete ſich jedoch bald wiſſenſchaftlichen Studien zu und machte unter Lacaille in der Aſtronomie ſo raſche Fortſchritte, daß er ſchon 1762 der Akademie der Wiſſenſchaften ſeine Beobachtungen des Mondes und darauf bald eine mühſame Berechnung der Bahn des Kometen von 1759 vorlegen konnte. Die Akademie nahm ihn deshalb 1763 unter ihre Mitglieder auf. Mit dem Tode ſeines Vaters erhielt B. die Stelle eines Aufſehers der Gallerie Luxembourg, wofür er ſeit 1784 eine königliche Penſion von 2400 Livres bezog. Im Jahre 1789 ward er Sekretär des pariſer Wahlkollegiums und bald darauf Deputirter des dritten Standes bei der allgemeinen Ständeverſammlung. Am 3. Juni zum Präſidenten der Nationalverſammlung ernannt, war er es, der den 20. Juni die folgenreiche Sitzung im Saale des Ballhauſes leitete. Wenige Tage nach der Einnahme der Baſtille ernannte ihn die pariſer Bürgerſchaft zu ihrem Maire. Mäßigung und Redlichkeit zeichneten ſeine Verwaltung dieſes ſchwierigen Poſtens aus, machten ihn aber den Jakobinern verhaßt, die ihn royaliſtiſcher Geſinnungen beſchuldigten, um ſo mehr, als B. bei dem berüchtigten Auflaufe auf dem Marsfelde (7. Juli 1791), der die Abſetzung des Königs zum Zweck hatte, die verſammelten Haufen durch die Nationalgarde auseinander treiben ließ. Am 14. November 1791 nicht wieder gewählt, trat er in dem Prozeſſe der Königin als Zeuge für deren Unſchuld auf, begab ſich dann auf ein Landgut in der Gegend von Nantes, ward aber in Paris von ſeinen Feinden angeklagt und genöthigt, ſich verborgen zu halten, bis ihn die Agenten Robespierre's auf einer Reiſe nach Melun zu ſeinem Freunde Laplace ergriffen und nach Paris ſchleppten. Er wurde „als Königsfreund u. gewaltthätiger Unterdrücker der Volksfreiheit" den 11. November 1793 zur Guillotine verurtheilt und am folgenden Tage hingerichtet. „Du zitterſt", rief ihm ein Soldat auf dem Wege zum Blutgerüſt zu; „vor Kälte", antwortete B. und ſtarb mit der Ruhe eines Weiſen. Sein „Essai sur la théorie des satellites de Jupiter etc." (Paris 1766) und „Mémoires sur la lumière de ces satellites" (daſ. 1771) ſind zwei erſchöpfende Werke über dieſen Gegenſtand. Seine Lobrede auf Leibnitz erhielt 1769 den Preis der berliner Akademie. Die „Histoire de l'astronomie ancienne" (Paris 1775, neue Aufl. 1781, deutſch von Wünſch, Leipzig 1776, 2 Bde.), die „Histoire de l'astronomie moderne" (Paris 1778—83, neue Ausgabe 1785, 3 Bde., deutſch von Bartels, Leipzig 1796, 2 Bde., fortgeſetzt von 1781 bis 1811 durch Voiron, Paris 1811) und „Histoire de l'astronomie indienne et orientale" (daſ. 1787) enthalten eine gründliche, lichtvolle, geiſtreiche und äußerſt anziehend geſchriebene Geſammtgeſchichte der Aſtronomie. Ein Auszug daraus erſchien von B. E. C., Paris 1806, 2 Bde. Ein Streit mit Voltaire veranlaßte die „Lettres sur l'origine des anciennes" (Paris 1777, deutſch, Leipzig 1778, holländiſch, Amſterdam 1781) und die „Lettres sur l'Atlantide de Platon et sur l'ancienne histoire de l'Asie (London 1771, engliſch 1801, 2 Thle.). Nach B.'s Tode erſchienen „Essai sur les fables et sur leur histoire" (Paris 1799, 2 Bde.) und „Mémoires d'un témoin de la révolution" (daſ. 1804, 3 Bde., deutſch im Auszuge von Weyland, Leipzig 1805, neue Auflage, Paris 1821).

Bailo (ital.), ſ. v. a. Bailli, beſonders der ſtehende Geſandte oder Geſchäftsträger der ehemaligen Republik Venedig am griechiſchen und türkiſchen Hofe zu Konſtantinopel. Er hatte unter allen chriſtlichen Botſchaftern bei der Pforte allein die höchſte Gerichtsbarkeit über die im türkiſchen Reiche lebenden Unterthanen ſeines Staates und erhob von jedem unter venetianiſcher Flagge einlaufenden Handelsſchiffe eine ziemlich hohe Abgabe, ſo daß ſein Poſten zu den einträglichſten Staatsämtern der Republik gehörte; man ernannte daher dazu meiſt arme, um den Staat verdiente Nobili's, und ſelten bedurfte es mehr als der gewöhnlichen Verwaltungszeit von drei Jahren, um die zerrütteten Vermögensumſtände eines B. wieder herzuſtellen. Ihm ähnlich, jedoch untergeordnet oder mit geringeren Befugniſſen, waren die Bailo's oder Handelskonſuln der Venetianer zu Aleppo, Alexandria, Smyrna ꝛc. Auch in den Seeſtädten chriſtlicher Staaten hießen die Vertreter der venetianiſchen Angelegenheiten Bailo's.

Bailundo, große Stadt im weſtlichen Afrika, ſüdlich von Angola, rechts am Cuvo, ein Stationsort der großen Handelsſtraße von S. Felipe de Benguela auf der Weſtküſte über B., Bihe, Kiburi, ſüdoſtwärts nach Tſchipako, Tete, Sena, Luabo oder Quillimani.

Baily, Edward Hodges, einer der beſten jetzt lebenden Bildhauer Englands, geboren den 10. März 1788 zu Briſtol, arbeitete zu London mehre Büſten und 1831 ein die mütterliche Liebe darſtellendes Hochrelief, welches allgemeine Bewunderung erregte; ſein Styl iſt großartig und anmuthig, nur vermißt man ein tüchtiges Studium der Antike. Er iſt ſeit 1822 Mitglied der Akademie zu London.

Bainbridge, William, nordamerikaniſcher Seemann, 1774 zu Princeton im Staate Newjerſey geboren, ging ſchon in ſeinem 15. Jahre zur See, ward 1799 Befehlshaber eines Kreuzfahrers nach Cuba und im nächſten Jahre Kapitän, befehligte die Fregatte Waſhington und ging im Auftrage der Regierung nach Algier, 1801 nach dem Mittelmeere, um den amerikaniſchen Handel zu ſchützen. Er kaperte hier ein mauriſches Schiff und blockirte den Hafen von Tripolis, ward aber gefangen und war in der Sklaverei, bis er 1805 durch Vertrag befreit wurde. Seitdem bald in Staats-, bald in Handelsdienſten beſchäftigt, kaperte er 1812 an der Küſte von Braſilien die britiſche Fregatte Java, ward dann 1813 Direktor der Navy Yard in Charleston, ſpäter Präſident im Marinekommiſſionsbureau, entwarf die gegenwärtig bei der nordamerikaniſchen Marine üblichen Signale u. † 1833 zu Philadelphia.

Baines, Matthew Talbot, britiſcher Staatsmann, 1799 geboren, ſtudirte auf der Richmondſchule in Yorkſhire, ward ſchon 1820 Senior optimus zu Cambridge, 1841 Regierungsrath und bald darauf Mitglied des geheimen Raths. Beim Rücktritt Ruſſels im März 1852 legte er ſeine Stelle nieder, ward im Dec. aufs Neue ins Koalitionsmi-

nisterium berufen und zum ersten Kommissär der Armengesetzbehörde ernannt, in welchem Amte er blieb, bis er im Nov. 1855 Kanzler des Herzogthums Lancaster wurde. Als Mitglied des Unterhauses stimmte er gegen die Maynoothbill, für Aufhebung der Korngesetze, Erweiterung des Wahlrechts, Kirchenreform u. kürzere Parlamentssessionen und gegen jeden Beitrag zur Unterhaltung der römisch-katholischen Kirche aus der Staatskasse. Er † den 21. Jan. 1860 zu London.

Baini, Giuseppe Abbate, geboren zu Rom am 21. Okt. 1775, der gelehrteste theoretische Musiker Italiens, erhielt seine erste Bildung in dem Seminario romano, wo er auch den gregorianischen Kirchengesang unter Anleitung des Stefano Silveria erlernte. Noch als Alumnus 1795 wegen seiner außerordentlich schönen Baßstimme und seiner Fertigkeit im Gesang überhaupt in die päpstliche Kapelle aufgenommen, ward er um 1802 noch Schüler des Giuseppe Zannaroni und durch diesen in die Lehre vom Kontrapunkte eingeweiht. Bald verbreitete sich sein Ruf, so daß er schon 1804 zum Direktor der päpstlichen Konrerte ernannt wurde. Obgleich er 1810 eine Einladung, in die kaiserliche Kapelle zu Paris einzutreten, ablehnte, berief ihn doch Napoleon I. im folgenden Jahre zum Generaldirektor der Kirchenmusik im ganzen französischen Reiche. B. aber lehnte auch diesen Ruf ab, und auch des Kaisers Wort: „Bei meiner Rückkehr von Petersburg will ich B. in Paris finden", wurde nicht realisirt. Dagegen wurde B. 1814 zum Generaldirektor der päpstlichen Kapelle ernannt. Seit 1817 wird auch ein von ihm nach dem alten Style der römischen Kapelle komponirtes „Miserere" am grünen Donnerstage gesungen, das einzige Werk, das von einem noch lebenden Tonsetzer in der heiligen Woche in der sixtinischen Kapelle gesungen worden ist. Außer größeren Kompositionen gab B. noch eine große Anzahl kleinerer Werke, als Psalmen, Messen, Hymnen, Motetten, Kirchenkoncerte zu 4—12 Stimmen heraus; dennoch ist sein Ruf als musikalischer Schriftsteller noch größer und unzweifelhaft dauerhafter. Sein wichtigstes Werk sind die „Memoire storico-critiche della vita e delle opere di Giovanni Pierluigi da Palestrina" (Rom 1828, 2 Bde., deutsch von Kiesewetter, Leipz. 1834, im Auszug von Winterfeld, Bresl. 1832). Im Jahre 1837 wurde B. von der musikalischen Sektion der Akademie der Künste zu Berlin und 1839 von dem deutschen Nationalmusikverein zum Mitglied ernannt. Er † den 10. Mai 1844.

Bains, 1) Flecken im französischen Departement Vogesen, in einem reizenden Thale, mit Blechhammer, einem der bedeutendsten in Frankreich, Eisendraht- und Stahlfabrikation und 2500 Einw. Die dortigen salinischen Heilquellen von 23–42° R. enthalten schwefelsaures Natron als Hauptbestandtheil. — 2) (B. près Arles), Dorf im französischen Departement Ostpyrenäen, im Vechthale, mit Eisenwerken und 300 Einw. B. hat heiße Schwefelquellen, die schon den Römern bekannt waren. Dabei liegt auf einem Felsen das Grenzfort Fort les Bains.

Bairak (türk.), sonst die Standarte einer Janitscharenoda, gabelartig ausgeschnitten, halb geld, halb roth; jetzt besonders Flagge der türkischen Schiffe, geld und roth, oft sehr kostbar.

Bairaktar (genauer Bairak-dar, türkisch, d. i. Fahnenträger), Ehrenname des Großweffirs Mustapha (s. d.).

Baird, Sir David, britischer General, um 1756 geboren, trat 1772 als Fähndrich in die englische Infanterie, ward 1778 Lieutenant und Kapitän, ging 1779 mit seinem Regiment nach Ostindien, wo dasselbe von Hyder Ali fast vernichtet u. B. gefangen wurde. Erst 1784 befreit, wurde er 1790 Oberstlieutenant und machte die Belagerung von Seringapatam u. Pondichery mit, avancirte 1795 zum Oberst, 1797 zum Brigadier und 1798 zum Generalmajor, leitete 1799 den Sturm auf Seringapatam, übernahm 1801 ein Kommando in Aegypten und nahm 1806 als Generallieutenant das Kap. Im Jahre 1807 befehligte er eine Division vor Kopenhagen unter Cathcart, ward 1809 Baronet, 1814 General en Chef der Truppen in Irland, 1819 Gouverneur von Kinsal und 1827 vom Fort Georges und † 1829.

Baireuth, ehemaliges Fürstenthum im fränkischen Kreise Deutschlands, auch Burggrafthum Nürnberg oberhalb des Gebirges genannt, 65 QM. groß, bildet jetzt mit seinem nördlichen Theil, dem sogenannten Oberland (mit den Städten Baireuth, Kulmbach, Hof, Wunsiedel ꝛc.), einen Theil des bayerischen Regierungsbezirks Oberfranken und mit seinem südlichen Theil, dem sogenannten Unterland (mit Erlangen, Neustadt an der Aisch ꝛc.), einen Theil des Regierungsbezirks Mittelfranken. Das Oberland ist sehr gebirgig, indem das Fichtelgebirge sich in verschiedenen Richtungen ausbreitet, kälter und weniger fruchtbar, hat dagegen bedeutende Viehzucht, Flachsbau, Bergbau; das Unterland ist flach, etwas sandig, doch sehr fruchtbar. Flüsse sind der Main, die Saale, Eger, Nabe, Rezat ꝛc. Die Bevölkerung trägt in 11 Städten, 41 Marktflecken, 153 Dörfern, 1964 Weilern und Höfen 238,560 (251,000 Seelen, meist protestantisch. Unter der markgräflichen Regierung war das Fürstenthum in 2 Landeshauptmannschaften, 4 Amtshauptmannschaften und 12 Oberämter eingetheilt; unter der preußischen Regierung in 6 Kreise, wovon jeder ein eigenes Direktorium hatte. Ein beträchtlicher Theil des Fürstenthums B. gehörte während des 12. und 13. Jahrhunderts den Herzögen von Meran, von denen es mit Elisabeth, Schwester des letzten Herzogs von Meran, durch Verheirathung 1248 an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg kam. Friedrich V. von Nürnberg, 1362 mit Ansbach und Zubehör belehnt, theilte dasselbe 1398 unter seine beiden Söhne Johann u. Friedrich VI., von denen ersterer das obere Land, der letztere das untere Land erhielt. Als Johann 1420 ohne männliche Erben starb, fiel das obere Land an Friedrich VI., Markgrafen von Ansbach, dessen Sohn Johann IV. es 1457 seinem jüngeren Bruder Albrecht Achilles abtrat. Die beiden Söhne des letzteren, Friedrich und Sigismund, regierten das Land gemeinschaftlich bis 1495, wo Sigismund starb und beide Fürstenthümer unter Friedrich vereinigt, nach dessen Tode aber wieder unter Friedrichs Söhne, Georg den Frommen und Kasimir, getheilt wurden. Nach Kasimirs Tode erhielt sein Sohn Albrecht Alcibiades B., das aber nach dessen Tode 1557 an Georg Friedrich von Ansbach zurückfiel. Nach des letzteren Tode fielen die fürstlichen

Länder an die jüngern Söhne des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, von denen Christian B. erhielt. Derselbe verlegte die Residenz von Kulmbach nach der Stadt Baireuth, die unter dem prachtliebenden Markgrafen Friedrich den höchsten Glanz erreichte. Nach Friedrichs Tode, 1763, wurde das obere Land noch einmal mit Ansbach vereinigt, bis 1791 beide Fürstenthümer an Preußen fielen. Letzteres mußte dieselben 1810 Napoleons I. Verwaltung übergeben, welcher sie 1810 an Bayern überließ. Vgl. Lang, Geschichte des Fürstenthums B., Götting. 1801, 2 Bde., und Fikenscher, Lesebuch der Geschichte des Fürstenthums B., Nürnberg 1807.

Baireuth (Baruthum, ursprünglich Beyerreuth), Hauptstadt des bayerischen Regierungsbezirks Oberfranken, des Landgerichts B. u. des ehemaligen Fürstenthums B., links am rothen Main (über welchen zwei Brücken führen), sowie am Mistelbach u. Sendelbach. Die Stadt ist, ungeachtet der alten, zum Theil noch erhaltenen Stadtmauer, offen, weitläufig gebaut und mit Gärten, Alleen, Spaziergängen, Springbrunnen ꝛc. regelmäßig verschönert. Unter den Straßen zeichnet sich besonders die vom Markgrafen Friedrich erbaute Friedrichsstraße aus. Von den Kirchen ist sehenswerth die gothische Stadtkirche St. Maria Magdalena (1446 erbaut), sowie die helle, in einfachem Styl erbaute Schloßkirche (1813 der katholischen Gemeinde überwiesen), mit der fürstlichen Gruft und dem achteckigen, aus Quadersteinen erbauten Schloßthurm, der aber, seitdem der obere Theil mit seiner zierlichen Kuppel 1753 abbrannte, nur ein niedriges Schindeldach trägt. Außerdem hat B. noch 6 Kirchen (die reformirte Kirche, die Hospitalkirche, die Gottesackerkirche, die Sophienkirche zu St. Georgen, die Zuchthauskirche und die Hospitalkirche) und eine schöne Synagoge. Andere öffentliche Gebäude sind: das alte Schloß, die Sophienburg genannt nach der Gemahlin des Erbauers, Markgrafen Christian Ernst, die ehemalige Residenz der Fürsten von Baireuth, mit der erwähnten Schloßkirche; das neue Schloß auf der ehemaligen Rennbahn, mit dem dazu gehörigen Hofgarten und der Reiterstatue des Markgrafen Christian Ernst auf dem Brunnen des Schloßplatzes; das würtembergische Palais, das große Kanzleigebäude, das reich verzierte Opernhaus, das massiv erbaute Reithaus mit einem darin befindlichen Komödienhause; zwei Kasernen; das Jagdzeughaus und die Münze, jetzt zu Schulen eingerichtet; das Rathhaus; das ehemalige Waisenhaus, jetzt das Gymnasium; das Krankenhaus, das Hospital, die Frohnveste und das Schießhaus. Eine Zierde der Stadt ist das 1841 auf dem Gymnasiumsplatze errichtete eherne Standbild Jean Paul Friedrich Richters, der bis zu seinem Tode (1825) hier lebte, von Schwanthaler, sowie das eherne Monument des Königs Max II. von Brugger. B. ist der Sitz der Regierung für Oberfranken, eines evangelischen Konsistoriums, des Landgerichts, eines Bezirks- und Stadtgerichts, eines Wechselgerichts 1. Klasse, hat eine Garnison eines Infanterieregiments und einer Abtheilung Chevauxlegers, ein Verwaltungsamt, Postamt, Telegraphenamt, Salzamt, Stadtkommissariat, Rentamt, Forstamt, Nebenzollamt, Bauamt, einen Magistrat 1. Klasse, ein Oberaufschlag- und Stempelamt, ein Schwurgericht, ein evangelisches Dekanat und 4 Pfarreien, eine katholische Pfarrei im Dekanat Hollfeld, eine reformirte Pfarrei, ein Distriktsrabbinat, ein Gymnasium (nach dem Stifter [1663] Christianum Ernestinum genannt), eine lateinische Schule, Landwirthschafts- u. Gewerbsschule, 3 Töchtererziehungsanstalten, gute Elementarschulen (auch eine jüdische), eine Kanzleibibliothek (mit 25,000 Bänden) und eine Kreisnaturaliensammlung, ein Bürgerspital, eine Armenbeschäftigungsanstalt, ein Strafarbeitshaus, eine Kreisirrenanstalt, eine Taubstummenanstalt, ein Civil- und ein Militärlazareth und andere wohlthätige Stiftungen. Die Zahl der Einwohner beträgt, mit Einschluß des Militärs, 17,850, darunter 16,300 Protestanten, 1000 Katholiken und 550 Juden. Sie betreiben Garn-, Weber-, Leder- und Hutmannsfakturen, große Bierbrauereien, Marmor- und Glasschleifen, Zuckerraffinerie, Glockengießerei und Fabriken für Pergament, Steingut, Porzellan, Papier, Stahlwaaren, Spielkarten, Instrumente, Spirituosen, Malz, Gas, Baumwollspinnereien, viele Mahl-, Schneid-, Walk- und Lohmühlen und lebhaften Getreidehandel. Von der Stadt ist nur durch eine Allee und einen gepflasterten Weg von ⅛stündiger Länge getrennt die zu Anfange des vorigen Jahrhunderts vom Markgrafen Georg Wilhelm angelegte und mit einem eigenen Stadtrathe ausgestattete Vorstadt St. Georgen, an dem ausgetrockneten oder brandenburger See, aus einer einzigen schnurgeraden Straße bestehend. Bei der Stadt ist der Fäul- und Herzogsbrunnen u. eine 1821 entdeckte schwefelhaltige Mineralquelle. Die Umgegend von B. besitzt drei lebenswerthe Lustschlösser. Das nächste, nur ¾ Stunde von der Stadt entfernte, ist die Eremitage, eine Schöpfung des Markgrafen Georg Wilhelm (1718), jetzt ein Vergnügungsort des Publikums. In den 84 Morgen umfassenden Gartenanlagen wechseln die schönsten Ansichten mit merkwürdigen Gebäuden, Wasserkünsten, Statuen und andern Partien ab. Die durch Druckwerke in einen 180 Fuß hohen Thurm geleiteten Wasser setzen 3000 verschiedene Wasserwerke in Bewegung. Sehenswerth sind die Treibhäuser, das alte Schloß, die englische Kolonnade, die Fasanerie, der Wasserthurm, das Schloß, die eigentliche Eremitage, der Grottenthurm, die Felsenpforten, der Musenberg, der Lorbeerplatz, Montplaisir, das japanische Haus ꝛc. Der Sonnentempel, das ausgezeichnetste Bauwerk, ist rund, hat 125 Fuß im Umfange und ein mit Kupfer gedecktes Dach mit einem Fenster, durch welches das Licht in den Tempel fällt, dessen mit vielen farbigen blinkenden Steinchen verzierte Säulen im Sonnenschein eine große Wirkung machen. Das Innere ist reich mit Marmor, Krystall und Gold ausgeschmückt. An der Allee nach der Eremitage, ½ Stunde von B., steht das durch Jean Paul berühmte Wirthshaus „Zur Rollwenzelin". Das zweite Lustschloß, Phantasie, mit einem großen schönen Park, liegt in der Nähe von B. an der Straße nach Bamberg. Es wurde 1758 erbaut; 1763 schenkte es Markgraf Friedrich Christian seiner Nichte Elisabeth Friederike Sophie, welche sich 1748 mit dem Herzog Karl von Würtemberg vermählt hatte und am 6. April 1780 als der letzte Sprosse des baireuther Fürstenstammes starb. Die gefeierte Königin Luise von Preußen

hielt sich 1805 längere Zeit auf diesem reizenden Landsitze auf. Jetziger Besitzer der Phantasie ist der Herzog Alexander von Würtemberg. Man findet hier eine bedeutende Gallerie von Gemälden aus allen Schulen und fast von allen berühmten Meistern, außerdem Antiken, deutsche Antiquitäten, namentlich alte Manuskripte mit sehr schönen Miniaturmalereien. Erwähnenswerth ist auch die berühmte, wohl 600 Jahre alte Donndorfer Linde am Eingange des Parks von B. her. Das dritte Lustschloß, Sanspareil, am weitesten von B., in einer romantisch schönen Gegend, wo die Natur mit Felsen und Grotten der Kunst sehr zu Hülfe gekommen ist, besitzt gleichfalls schöne Parkanlagen. B. kommt zuerst urkundlich gegen Ende des 12. Jahrhunderts vor, wo es im Besitze der Herzöge von Meran war. Im Jahre 1248 kam die Stadt durch Erbschaft in den Besitz Friedrichs III., Burggrafen von Nürnberg. Im J. 1430 wurde B. von den Hussiten verbrannt, 1553 von Heinrich Reuß von Plauen erobert, 1621 durch eine Feuersbrunst zerstört, 1632 von dem Marquis de Grana, 1633 von den Kaiserlichen und 1634 von den Bayern erobert und geplündert. Residenz wurde B. 1603 unter Markgraf Christian; aber seinen höchsten Glanzpunkt erreichte es unter der Regierung des prachtliebenden und baulustigen Markgrafen Friedrich Wilhelm (1735—63). Mit dem Aussterben der Linie (1769) Friedrich Christian hörte B. auf, Residenz zu sein. Vgl. J. C. Heinritz, Versuch einer Geschichte der Kreishauptstadt B., Baireuth 1824; J. W. Holle, Alte Geschichte der Stadt B., das. 1833.

Bairut, Stadt, s. v. a. Beirut.

Baisse (franz.), Fallen, Abnahme des Preises, besonders der Börsenpapiere; daher Baisseurs, Spekulanten auf das Fallen solcher Papiere.

Baiter, Johann Georg, bekannter Philolog und Kritiker, 1801 zu Zürich geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte daselbst und in München, Göttingen und Königsberg und ward 1831 Lehrer, 1833 Oberlehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt, während er gleichzeitig eine außerordentliche Professur an der Universität erhielt, die er jedoch 1849 freiwillig niederlegte. Seit Ostern 1849 bekleidete B. ununterbrochen das Prorektorat an dem züricher Gymnasium. Als erste Frucht seiner Studien der attischen Redner erschien der „Panegyricus" des Isocrates (Leipzig 1831). Zugleich wirkte er als Mitarbeiter an Bremi's Ausgabe desselben Redners (Gotha 1831, Bd. 1), sowie bei Orelli's „Ciceronis scholiastae" (Zürich 1833) und dessen „Onomasticon Tullianum" (das. 1836—38, 3 Bde.). Gemeinschaftlich mit Orelli bearbeitete B. den 1. und 3. Band von des letztern Ausgabe des Cicero. Für Orelli's Recension des Tacitus (Zürich 1846—48, 2 Bde.) verglich er die medicinischen Handschriften zu Florenz, und mit Sauppe verband er sich zu der schätzenswerthen Ausgabe der „Oratores attici" (das. 1839—50, 2 Bde.; der Text auch in 8 Tbln., das. 1838—43), welcher eine Bearbeitung der Reden des Lykurg vorausging (das. 1834). Daneben lieferte er den Isocrates für die didotsche Sammlung der griechischen Klassiker (Paris 1846) und veranstaltete im Verein mit Orelli und Winckelmann eine Gesammtausgabe der „Werke des Plato" (Zürich 1839—42, 2 Thle.). Eine Ausgabe derselben in kleinerem Format (Zürich 1839 f., 21 Bändchen) erlebte theilweise mehre Auflagen. Auch die neuentdeckten „Tabellae jambicae" des Babrius gab B. in Gemeinschaft mit Orelli (Zürich 1845) heraus, wie er denn auch die 3. Auflage von des letztern Bearbeitung des Horaz (das. 1850—51, 2 Bde.) besorgte.

Baithosus (Baithus, Baithes), angeblich ein Schüler des Antigonus Sochäus und Mitstifter der Sadducäer; eine Fraktion derselben oder auch die ganze Sekte hieß nach ihm Baithosäer oder Baithusäer; vgl. Sadducäer.

Baizen, s. v. a. Beizen.

Baja, 1) Stadt in der Woiwodschaft Serbien des österreichischen Kreises Zombor (ehemals Niederungarn, bacser Gespanschaft), an der Donau, von Ungarn, Deutschen, Dalmatiern, Raitzen und Juden bewohnt, hat ein prächtiges Schloß der Fürsten Grassalkowich, ein Rathhaus, eine Kaserne, ein Salzmagazin, Salzamt, Komitatshaus (jetzt werden die Komitatsgregationen zu Zombor gehalten), eine katholische und eine reformirte Kirche, ein Franciskanerkloster, eine Synagoge, ein Hospital, Posthaus, katholisches Gymnasium (1815 errichtet), beträchtlichen Handel mit Getreide, berühmte Schweinemärkte und 18,621 Einwohner. — 2) Städtchen an der kampanischen Küste in Italien, südwestlich von Neapel, mit warmen Quellen und den Ruinen des alten Bajä (s. d.).

Bajaderen, ursprünglich portugiesische, unter den Europäern allgemein üblich gewordene Benennung der ostindischen Tänzerinnen und Buhldirnen. In ihrem Vaterlande heißen sie Dewedaschies (Dienerinnen der Götter), weil sie dem Dienste der Tempel geweiht sind, in einigen Ländern, wie in Ceylon, Begu, Siam ꝛc., Arambhé, nach dem Namen der Göttin des Tanzes Rhambhé. Die B. opfern jährlich der Rhambhé, sowie auch ihrer Mutter und dem tückischen Gotte Kaam (die Liebe), dem Sohn der Zauberin Maya. Ihr Hauptgeschäft besteht darin, vor dem Idol, dem sie dienen, zu tanzen und dabei sein Lob zu singen; außerdem müssen sie auch die Tempel und die Wohnungen der Priester rein erhalten. Es ist ein großer Unterschied zwischen den B. der Haupttempel und jenen, welche zur Belustigung der Gäste zu den Natsches (Festen), oder zu den Mahlzeiten gerufen werden. Die letztern theilt man in verschiedene Klassen: die Nataks, die Khaans, die Khutenies, die Sutredharies ꝛc. Einige führen ein Nomadenleben, ziehen zu 10 oder 12 von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf mit ihren Virtuosen, welche an dem Gewinn der wandernden Gesellschaft Antheil haben; andere stehen unter der Obhut einer Art von Duennen, Dayas genannt, ausgedienter B., welche die jüngeren im Tanz unterweisen; wieder andere sind förmlich Sklavinnen, welche die Matronen sich zur Pflege im Alter käuflich oder durch Adoption verschaffen. Die eigentlichen Dewedaschies zerfallen in zwei Klassen. Zu der ersten und vornehmsten gehören die im Dienste der Hauptgottheiten Wischnu und Schiwa, zu der zweiten, geringern die in dem Dienste der Untergottheiten (Kali, Kartick, Lokhia, Sarasutie, Indra) stehenden. Die der ersten Klasse müssen innerhalb der Ringmauern des Tempels wohnen und dürfen dieselben ohne Erlaubniß des Oberpriesters nicht verlassen: die der zweiten dagegen

wohnen in Städten und Dörfern, wo sie völlige Freiheit genießen, nur daß sie der Reihe nach in der Pagode Dienst thun und gewissen großen Feierlichkeiten und Prozessionen beiwohnen müssen. Obwohl sie aber völlig frei sind, mischen sie sich doch nie unter die unreinen Kasten der Parias oder Mauren und Europäer. Noch schwieriger in der Wahl ihres Umgangs sind die B. höheren Ranges; das Strafgesetz bedroht jede Vertraulichkeit einer Person der untern Klassen mit einer Dewedaschie mit Verstümmelung und Verbannung; der strafbaren Dewedaschie aber scheert man den Kopf, schneidet ihr die Ohrlappen ab und läßt sie öffentlich durch einen Tschandal oder Schuster geißeln. Die Braminen, welche zu viel Vergnügen an der Gesellschaft der Dewedaschies finden, kommen mit mehr oder weniger strengen Bußen davon; sind sie aber Pundits oder Ausleger der heiligen Schriften, so drückt man ihnen ein schimpfliches Brandmal auf die Stirne. Die Dewedaschies werden mit Einwilligung ihrer Aeltern von Kindheit auf für diesen Stand erzogen; die vom ersten Range nimmt man aus den zwei höhern Kasten, die vom zweiten aus den Angesehensten der Sudrakaste. Die Tantirdas (Weber) machen es sich zur Pflicht, wenn sie 5 Töchter haben, eine derselben dem Tempeldienste zu weihen. Das junge Mädchen, welches sich um die Stelle einer Dewedaschie bewirbt, muß schön von Gesicht, schlank, geschmeidig und gelenk in den Gliedern sein, darf nicht den mindesten Körperfehler, nicht die kleinste Pockennarbe haben, weder mannbar, noch verlobt sein. Bei den B. des zweiten Ranges sieht man über das Eine oder Andere schon eher hinweg, sobald nur die Haupterfordernisse vorhanden sind, während bei den erstern Alles mit größter Strenge untersucht wird. Wenn die Aeltern eine ihrer Töchter zu Dewedaschie bestimmen, so setzen sie den Oberbraminen ihres Sprengels davon in Kenntniß. Dieser nimmt das Mädchen in Augenschein und prüft es, und sobald der Vater des Mädchens den Logno potr (Abtretungskontrakt) unterzeichnet hat, gehört dasselbe dem Tempel für immer an, wohin nun die neue Dewedaschie in ihrem größten Putze mit großer Feierlichkeit geführt wird, nachdem man für diese Ceremonie im Pautsch-jogam (Kalender) einen glücklichen Tag gewählt hat. An der Pforte des Tempels wird sie von ihren künftigen Gefährtinnen aus den Händen der Aeltern empfangen, in dem benachbarten Tiriba oder heiligen Weiher gebadet, dann mit einer Tunica von weißem Musselin bekleidet und mit den Gohona oder Tempelkleinodien geschmückt. Nun führt der Priester sie unter einer Menge Ceremonien vor das Götterbild und läßt sie schwören, seinem Dienste ihr ganzes Leben zu weihen. Nach gesprochenem Eide nimmt er den Blumenkranz vom Haupte des Gottes und schlingt ihn um den Hals der jungen Priesterin, gibt ihr von der Milch zu trinken, welche zu den Abwaschungen der Gottheit gebraucht wird, durchbohrt ihr das rechte Ohrläppchen mit einem Pfriem und weiht sie hiermit auf immer zum Dienste ein. Von diesem Augenblicke an ist eine solche Dewedaschie der ersten Klasse von der Außenwelt getrennt, indessen hat sie sich wenigstens der Gesellschaft ihrer Mitschwestern zu erfreuen, auch darf sie sich aus den zwei ersten Hinduskasten einen Geliebten wählen, mit dem sie sich täglich in ihrer Zelle unterhalten kann. Meist pflegt dies einer der Tempelbraminen selbst zu sein. Die Dewedaschies der zweiten Klasse dagegen können sich aus ihren Kasten Liebhaber nach Gutdünken wählen, auch bei Hochzeiten und andern Festen gegen Bezahlung ihre Kunst nach Belieben ausüben. Der Unterricht, den beide Klassen in den Tempeln genießen, ist ganz gleich. Allen wird Lesen und Schreiben, Nähen und Stricken, Singen und Tanzen, Mimik nebst Instrumentalmusik u. dgl. mehr gelehrt; zugleich lernen sie die Geschichte der Götter, die Hymnen auf dieselben und verschiedene Gebete auswendig, die sie mit Musikbegleitung hersagen. In der Regel sind die Dewedaschies der zweiten Klasse sehr wohlhabend, zuweilen sogar reich. Sie beziehen nämlich nicht nur von den Tempeln einen bestimmten Gehalt, sondern erhalten auch für ihre Leistungen bei Hochzeiten u. Volksfesten sehr bedeutende Geschenke. Ueberdies werden sie von ihren Liebhabern, die meist reiche Kaufleute sind, sehr verschwenderisch bezahlt. Es giebt Dewedaschies, die für 8—10,000 Rupien Gold und andern Schmuck an sich tragen. Ueberhaupt ist der Anzug dieser Tänzerinnen sehr geschmackvoll und geeignet, die volle Anmuth ihrer schönen jugendlichen Gestalt ganz außerordentlich zu heben. Ihre glänzend schwarzen Haare, duftend vom Oel der Pieschtok, einer wohlriechenden Wurzel, hängen in langen und dicken Flechten bis über den Gürtel hinab und sind an den Enden mit einer Rosette von schwarzer, mit goldenen Fäden durchflochtener Seide geziert. Das Hinterhaupt schmückt eine Tschormka, eine Platte von massivem Gold in der Größe einer flachen Hand. Auf dem Scheitel sind die Haare gleich abgetheilt und gehen, von goldenen Kettchen gehalten, über die Schläfe hinter den Ohren in die großen Flechten. Die Ohrläppchen und der Rand der Ohren sind durchstochen und, je nach den Mitteln, mit Gold- oder Diamantzierrathen geschmückt. Auch durch die Nase ziehen die B. einen goldenen Ring von der Dicke einer Stricknadel und im Umfange von 2—3 Zoll. Gewöhnlich befindet sich in diesem Nasenringe eine Perle oder ein Edelstein. Die B. legen Schminke auf, die aber nicht roth und weiß, sondern gelb ist. Zu dieser Toilettemysterie bedienen sie sich einer besondern Gattung der Curcuma, von schönem Goldgelb und zugleich statt Wohlgeruch dienend; sie färben sich damit das Gesicht, die unbedeckten Theile des Körpers, Hals und Arme. Nur diejenigen B., deren Haut weißer ist als die der andern, legen rothe Schminke auf. Auf der Stirne tragen sie ein kleines Goldplästerchen, das sie mittelst eines gewissen Gummi's festkleben. Die Ränder der Augenlider werden mit einer Art Komposition, Tschokko tschaai genannt, geschwärzt, die zugleich dazu dient, den Augen eine erhöhte Lebhaftigkeit zu geben und sie größer scheinen zu lassen, als sie wirklich sind. Um den Hals tragen sie mehre Chikols oder Goldketten. Das Jäckchen (Rawke), dessen Aermel 6 Zoll über dem Ellenbogen aufhören, hat gerade die nöthige Länge, um die Brust zu bedecken, und wird unterhalb derselben geknöpft. Von der Magengrube bis etwas oberhalb des Gürtels sind sie nicht bekleidet. Sie tragen eine Art von Pantalons aus einem leichten, roth und blau gestreiften Seidenzeuche, die aber nur bis an den Knöchel herab gehen. Ihre

Tunica, gewöhnlich 9 Ellen lang und 2 breit, besteht aus einem Stück Kattun, Musselin oder Taffet, das sie dergestalt mehre Male um den Leib winden, daß es einen zierlichen Rock bildet. Vorn macht diese Tunica viele Falten, auf der andern Seite aber ist sie straff angezogen. Ueber den Hüften wird sie mittelst eines ungefähr 4 Zoll breiten Gürtels von geschlagenem Silber, der sich mit einer Schließe öffnet, um den Leib befestigt. Auf der linken Schulter hat die Tänzerin einen langen, äußerst feinen, rosenrothen Schleier festgesteckt, welcher quer über den Busen und dann an der rechten Hüfte durch die Spange gezogen wird. So umwallt er die ganze Figur in der lieblichsten Schwingung, während er sich zuletzt wieder sanft auf der linken Seite verliert. Hierzu werden noch zwei zierlich geflochtene Blumenkränze um den Busen herumgefügt. An Armen, Beinen, Fingern und Zehen tragen sie eine Menge Gold- und Silberringe. Die Nägel malen sie roth mit dem Saft einer Pflanze, Mindie oder Salscha genannt, und ihr Gesicht ist zuweilen blau gesteckt. Die Weiber der Korwas zeichnen ihnen alle Gattungen von Blumen- und Vogelbildern ꝛc. auf alle Theile des Körpers, die Brust ausgenommen, mittelst Nadelstichen, auf welche man Staub von Holzkohlen oder Kanonenpulver streut.

Die Tänze der B. sind verschieden. Einige bestehen aus weichen Gliederbewegungen, andere aus Schritten u. leichten Sprüngen. Die B. sind treffliche Mimen. Mit staunenswerther Genauigkeit in Stellungen und Geberden stellen sie ein Pastorale, ein Gefecht, eine beliebige Handlung dar; sie besitzen in hohem Grade den Ausdruck der Leidenschaften und beschämen darin alle Bemühungen unserer Balletänzer. Beim Beginn des Tanzes sind sie malerisch gruppirt und verhüllen sich das Gesicht mit ihrem Schleier; dann erklingt das Tourté mit einförmigem Tone, eine Art Dudelsack mit 2 Pfeifen, worin die eine 3, die andere 4 Löcher hat; dann folgen das Nassagarem, eine Art Hautbois mit schwermuthigem Klange; die Carna, eine Flöte ohne Löcher; der Talan mit scharfem Tone, eine Art von kleiner Kupfercymbel; das Matolam, eine kleine Trommel, die man umhängt und mit bloßer Hand schlägt; der Dool, eine lange, große Kiste, an die man auf beiden Seiten mit kleinen Ruthen schlägt. Nie beginnen diese Instrumente mit einem Tutti; sie folgen der Reihe nach auf einander. Zuletzt stellt sich der Chelimbikaren, der Cymbeln von dem Umfange einer flachen Hand schlägt, die eine von Stahl, die andere von Kupfer, hinter die B., welche nun ihr Gesicht enthüllen u. die Schleier sinken lassen. Darauf treten sie in einer Reihe vor, um die anmuthigsten Pas auszuführen, malerische Gruppen zu bilden, oder auch um zu zweien zu tanzen. Mund, Augen, Arme, Beine, Alles bis auf die Fingerspitzen arbeitet, zuckt von Kunst und Leben, während ihnen der Chelimbikaren auf den Fersen folgt, die Tänzerinnen mit Stimme und Geberde anfeuernd, und die Dayas oder ausgedienten Tänzerinnen den Takt mit den Händen schlagen und singen. Vorzüglich in den Privatkreisen entfalten die B. ihre größte Kunst. Die B. wohnen übrigens nie den erhabenen Feierlichkeiten der Braminen (dem Feueropfer, dem täglichen Opfer, dem Todtenopfer, dem Opfer und Gebet in Zeiten von Unfällen) bei, sondern man duldet sie nur bei den Naatkoom, Nataks, Zatraks und andern Festen, welche der öffentlichen Freude gewidmet sind. Die Musiker oder Jontries, welche den niedern Klassen der Sudra angehören od. Söhne der Dewedaschies sind, dürfen nicht in den Tempel kommen, sondern bleiben unter dem Portal, wo sie auf ihren Blasinstrumenten und Cymbeln spielen. Auch die Tänzerinnen, obschon gewissermaßen durch ihre Gelübde geheiligt, dürfen dem Götzenbild nicht nahen, ohne sich vorher gebadet zu haben und sich in einem vorgeschriebenen Zustande von Reinlichkeit zu befinden, der darin besteht, sich des Genusses von Zwiebeln, Knoblauch und Saal saag, einer Gattung dunkelrothen Gemüses, enthalten zu haben. Auch dürfen sie nicht vor dem Idol erscheinen, ohne Betel zu kauen, oder in Krankheiten, selbst nicht beim Schnupfen. Dasselbe Gebot gilt für schwangere Frauen; überdies müssen ihre Gewänder von äußerster Sauberkeit sein. Die Dewedaschies der zwei ersten Klassen werden mit Auszeichnung behandelt. Sie stehen unter dem Schutze des Publikums und genießen viele Vorrechte; man gibt ihnen den Titel Begum (edle Dame) und hält sie für unerläßlich bei allen religiösen, öffentlichen und Privatfesten; sie sind eine Hauptzierde der Feierlichkeiten zum Empfange bedeutender Fremden und überreichten auch den Vornehmen oder Fürsten, denen man dort nie mit leeren Händen naht, das Nazaré oder Geschenk der ersten Audienz. Die Gewinnsucht, auf die stets nach neuen Anreizungen begierige Schaulust u. abgestumpfte Genußsucht europäischer Großstädter spekulirend, bot 1838 in mehren bedeutenden Städten Europa's ein bis dahin noch nicht erlebtes Schauspiel dar, B. auf dem Theater.

Bajä, altitalienische Stadt in Kampanien, südwestlich von Neapolis, zwischen Misenum nnd Puteoli, am bajanischen Busen, unweit des Lucriner- und Avernersee's, der berühmteste Badeort der alten Römer, ja des gesammten Alterthums. Das warme, aber durch die Seeluft wieder erfrischte Klima, die üppigste Fruchtbarkeit des Bodens, die malerische Schönheit der Umgegend, welche die entzückendsten Ansichten auf Land und Meer darbietet, Alles wirkte darauf hin, den Aufenthalt in B. angenehm und genußreich zu machen. Die Stadt selbst lag am ebenen Strande des Meeres, aber im Rücken umschloß sie ein Kranz grünbewachsener Hügel. Vor sich hatte man den schönen Meerbusen, an dessen südlichem Saum in einer Entfernung von 3 römischen Meilen das reizende Puteoli (Puzzuolo) sich erhob, während auf der nördlichen Küste der Blick eben so weit bis Misenum reichte; zwischen beiden Punkten breitete sich der Meeresstrand aus, mit Flecken, Dörfern, Tempeln und Landhäusern so dicht besetzt, daß die einlaufenden Schiffer eine einzige ungeheure Stadt vor sich zu haben meinten. Landeinwärts gab es in einem Umkreise von wenigen Stunden eine Menge von Naturmerkwürdigkeiten und malerischen Ansichten. In der Nähe von Puteoli erhob sich der schöne Berg Taurus mit seinen berühmten Weinreben, an seinem Fuße gegen das Meer zu eine von Cicero's berühmten Villen. Westlich davon, eine Meile von B., lag der dunkle Avernersee mit den schwarzen Todesschatten der ihn dicht einschließenden Cypressen. Mit dem avernischen See hing der sogenannte Lucrinersee zusammen, berühmt durch seine trefflichen Fische, eigentlich ein tief in das Land hineingehender, durch einen

ſchmalen Damm vom Meere getrennter Meerbuſen. Nicht weit vom Avernerſee zeigt man die Höhle, wo einſt die Seherin Sibylle in begeiſterter Raſerei Orakel gab; noch jetzt ſieht man die Höhle u. weitläufige damit zuſammenhängende Subſtruktionen. In der Nähe, 5 römiſche Meilen nördlich von B., lag Cumä, die älteſte griechiſche Kolonie in Italien, ſüdlicher der acherunſiſche See (jetzt Coluccio), über welchen Charon die Seelen der Abgeſchiedenen in das Todtenreich führte; jenſeits der dieſen See umgebenden Hügel, als ſchroffer Gegenſatz der ſtygiſchen Dunkel, die freundliche Ebene der elyſäiſchen Felder und weiter in ſüdlicher Richtung der große Hafen von Miſenum (mare morto), die Hauptſtation der römiſchen Flotte im mittelländiſchen Meere. Unweit des Hafens befand ſich die Villa des berühmten Redners Hortenſius und ein großes künſtliches Baſſin auf 48 ſteinernen Pfeilern, das jetzt unter dem Namen Piscina mirabile bewundert wird. Endlich ſchloß den Halbkreis des Meerbuſens auf dieſer Seite das Vorgebirge Miſenum, ausgezeichnet durch ſeine entzückende Ausſicht, ſeine großen Bauwerke von Bädern, wovon jetzt noch in der ſogenannten Grotta dragonara Trümmer übrig ſind, und die prächtige Villa des Lucullus. B.'s milder Himmel geſtattete in dieſen herrlichen Umgebungen auch für den Winter den ungehindertſten Aufenthalt; es war keine Jahreszeit in B., wo die Bäume nicht Früchte, die Fluren und Gärten nicht Blumen dargeboten hätten. Mit dieſer großartigen Freigebigkeit der Natur wetteiferte nun, namentlich in der Kaiſerzeit, die Kunſt- u. Prachtliebe der römiſchen Großen. Längs des Meeresſtrandes hin erhoben ſich prachtvolle Paläſte, deren hohe Thürme oder Stockwerke über den bajaniſchen Meerbuſen hinweg weit hinaus in die offene See ſchauten, während einfachere Villen, von ernſtern Männern der frühern Zeit, einem C. Marius, Cn. Pompejus und Cäſar erbaut, wie feſte Burgen von den nahen Höhen herabſahen. Die Bäder von B. waren warme Mineralquellen, vorzüglich aber natürliche Schwefeldampfbäder. Die Quellen hatten verſchiedenen Gehalt. Nach Plinius gab es neben den Dampfbädern ſchwefelige, aluminöſe, ſalzige, nitriſche, bituminöſe und ſalzſaure Quellen. Die Schwefeldämpfe brachen an mehren Orten u. beſonders an den Höhen hervor u. wurden zu Schwitzbädern benutzt. Die ganze Umgegend von B. beſaß viele Stellen, wo Schwefeldampf aus Höhlen von ſelbſt hervorkam oder durch einiges Nachgraben einen Ausgang erhielt. Von dieſer Art iſt noch jetzt die bekannte Solfatara, das Forum Vulcani der Alten. Man gräbt hier nur Gruben von geringer Tiefe, in welche ſich die Kranken ſetzen, um das Dampfbad zu nehmen; ähnlich ſind die Schweißbäder von Tritola, ganz nahe dem Orte, wo das alte B. ſtand. Ein beſuchtes Bad dieſer Gattung war das auch durch Horaz berühmte Bad ad myrtea (bei dem Myrtenhain), welches ebenfalls außerhalb der Stadt und vermuthlich auf einer Anhöhe lag. Man leitete die heißen Dämpfe durch Röhren in die Badſtuben. In der Stadt gab es mehre Badehäuſer, in denen die Fremden zugleich logirten. Seneca (Ep. 56) gibt uns aus eigener Anſchauung eine lebendige Schilderung von dem Gewühl und Getöſe in ſolchen Anſtalten. Wenn auch die eigentlichen Heilquellen mit natürlicher Wärme aus der Erde hervorſprudelten, ſo war doch auch durch kalte Badeſäle für Diejenigen geſorgt, welche lieber im durchſichtigen Quell, als in dem weißlich-trüben Waſſer der Thermen ſich baden wollten. Doch war es weder die wirkſame Kraft der Schwefeldämpfe u. der Thermalquellen, noch die erquickende Stärkung der Frigidarien allein, welche Jahr aus Jahr ein Tauſende von Fremden in B. verſammelte; mehr als durch alles dies wurde die vornehme Römerwelt durch die heitere Fröhlichkeit und zwangloſe Ungebundenheit des geſelligen Lebens in B. herbeigelockt. Obwohl die Zahl der Kranken nicht unbedeutend war, ſo bildeten doch diejenigen Gäſte bei weitem die Mehrzahl, deren Zweck nur Erholung, Vergnügen und Genuß war. In B. wurden gleichſam dauernde Saturnalien gehalten, die auch den Ernſtern in den Rauſch des Vergnügens hineinriſſen, und die Thorheiten, welche in Rom zum ſtrengen Vorwurf gereicht haben würden, waren hier kaum als Flecken zu betrachten, die das nächſte Bad ſpurlos wieder vertilgte. Dieſe feſtliche Heiterkeit des Lebens in B. hatte allerdings ihre bedenkliche Schattenſeite. Die bei Tag und Nacht abgehaltenen Schmauſereien boten allzu oft den Anblick Trunkener dar, es wurde viel und hoch geſpielt, und die eheliche Treue wie die Keuſchheit Unverheiratheter war hier allen Künſten der Verführung, häufig ſelbſt offenen und unverſchämten Angriffen ausgeſetzt. Daher darf man ſich nicht wundern, wenn ein ſtrenger Sittenrichter den reizenden Ort einen Sitz der Ueppigkeit, ja eine Herberge des Laſters (diversorium vitiorum) nannte (Seneca, Ep. 51). Cicero rügt die ſchamloſe Frechheit, mit welcher die Clodia in B. ganz öffentlich ihren Lüſten Befriedigung zu verſchaffen geſucht habe (I, 11). Ebenſo kann ſich Propertius nicht genug beeilen, ſeine geliebte Cynthia von dieſem gefährlichen Aufenthalte zurückzurufen. B., früher Aquae Cumanae, ſoll ſeinen ſpätern Namen von Bajus, einem Gefährten des Ulyſſes, nach Andern von Baja, der Amme des Eurimus, eines Gefährten des Aeneas, erhalten haben. In der römiſchen Geſchichte wird es mehrmals, aber faſt nur bei unerfreulichen Ereigniſſen, genannt. Hier ſchloſſen Cäſar, Pompejus und Craſſus das Bündniß zum Untergange der Republik; hier wurde der junge Marcellus vergiftet, und hier war es, wo Nero ſeine Mutter Agrippina in das Schiff begleitete, in welchem ſie auf ſeine Veranſtaltung den Tod finden ſollte. Der Fluch aller der Sünden, welche in B. begangen wurden, ſcheint jetzt auf der ganzen Umgegend zu laſten. Jenes Eldorado, welches Horaz den reizendſten Buſen der Welt nennt, iſt jetzt ein öder und unheimlicher Platz. Alle die prächtigen Villen, Tempel, Bäder ſind theils ganz verſchwunden, theils nur noch in einzelnen Trümmern übrig. Die einſt ſo blühende Stadt iſt ein Haufen Steine, der ſonſt ſo lebhafte Hafen verſchüttet u. kaum von einigen Fiſcherkähnen beſucht. Das Land ringsum iſt wenig angebaut, voller Moräſte und höchſt ungeſund. Das Schloß Baja, auf einer Höhe gelegen, iſt faſt der einzige noch bewohnte Ort, und auch hier ſoll die Sterblichkeit in den heißen Monaten unter der Beſatzung ſehr groß ſein. Vergl. Baccius, De thermis, Rom 1622.

Bajamout (Bijamuh, Biamuſ), mittelägyptiſches Dorf, Sitz eines Scheikhs, hat merkwürdige Alterthümer, darunter Pyramiden, vom Volke als

Harem Bajamout genannt, Grotten, der Rumpf einer kolossalen Statue mit sehr schönem Fußgestell. Sonst war hier ein Hagiasma, eine heilige Quelle (Ain il mandura von den Arabern genannt), zu welcher am Gründonnerstage die Christen zu pilgern pflegten, um von ihrem Wasser zu trinken, bis die mohammedanischen Einwohner sie ausfüllten.

Bajanischer Meerbusen (Bajanus sinus oder Bajarum mare), Bucht des Meerbusens von Puteoli, nach Bajä (s. d.) genannt. **Bajanischer See** (Bajanus lacus), See daselbst, wahrscheinlich s. v. a. Lucrinersee (Lucrinus lacus).

Bajas, türkische Hafenstadt in Anatolien, Ejalet Adana, östlich am Golf von Iskenderun, Schlüssel des berühmten Felsenpasses nach Syrien; in der Gegend herrliche Limonen und Orangen. B. war Aufenthaltsort des berüchtigten Rebellen Kutschuk Ali Pascha.

Bajasid (Bajazet), asiatisch-türkische Stadt im gleichnamigen Paschalik des Ejalets Erzerum (der alten armenischen Provinz Bakewant), an der persischen Grenze etwa 4 Stunden südlich vom Ararat, liegt amphitheatralisch auf der Höhe eines Gebirgszugs, einer Fortsetzung des Alabagh, mit steilen Straßen, mehren Moscheen, den Ruinen einer alten Festung und dem auf einem Felsen über der Stadt thronenden prächtigen und ziemlich stark befestigten Schloß Mahmud Pascha's, das zwar durch das große Erdbeben vom 20. Mai 1840 zum Theil zerstört ward, aber selbst in seinen Ruinen noch einen imposanten Anblick gewährt. Die alte Citadelle, die sich mit wunderbarer Kühnheit über dem Schloß auf den höhern Terrassen des Felsens erhebt, soll von den Genuesen in der mittelalterlichen Glanzperiode ihrer Republik erbaut worden sein. Die Stadt selbst ist in größtem Verfall, besonders seit 1829 der größte Theil der armenischen Bevölkerung auswanderte. Der untere Theil liegt fast ganz in Ruinen. Die Bevölkerung, noch etwa 2500 Köpfe stark, hat einen wilden, ächt kurdischen Charakter. In militärischer Beziehung ist B. der wichtigste Punkt an der Grenze Westasiens. Von hier aus fällt das armenische Hochland ununterbrochen in mehre Terrassen bis nach Mesopotamien u. bis zum persischen Meerbusen ab; der Euphrat durchschneidet die Gebirge und zeigt den Weg nach Süden, namentlich nach Syrien. Bei B. siegten den 29. Juli (eigentlich bei Karabulak) und den 7. August (eigentlich bei Kuruktere) 1854 die Russen unter General Wrangel über die Türken unter Selim Pascha.

Bajasid, s. Bajesid.

Bajazzo, vom italienischen baja, d. i. Spaß, oder bajaccia, d. i. schlechter, einfältiger Spaß, nach Andern (minder passend) von pagliajo, d. i. Häckerling (französisch paillasse, d. i. Strohmann, Pickelhäring), abgeleitet, weil der Bagliazzo oder Pagliazzo, wie man ihn nannte, auf geschnittenem Stroh habe schlafen müssen, heißt bei Akrobaten, Seiltänzern, Kunstreitern der Possenreißer, der Hanswurst (Harlekin). Der italienische B. ist nach A. W. v. Schlegel wahrscheinlich ein Abkömmling der uralten komischen Figur in den Atellanen (s. d.). Sein Kostüm ist dem des Pierrot ähnlich, weit, schlotternd, mit großen Knöpfen, spitzem weißen Filze ꝛc.; gewöhnlich sind die B.'s, besonders in England und Italien, auch geschickte Springer, Reiter ꝛc., u. ihr Witz ist oft ein recht gesunder Mutter- und Volkswitz.

Bajesid (Bajasid, Bajazet), 1) B. I. Dschilderim oder Jilderim, d. i. der Wetterstrahl, so genannt wegen der Schnelligkeit und Kraft, womit er den Waffenruhm der Osmanen vergrößerte, war der älteste Sohn des Sultans Murad I. und 1347 n. Chr. geboren. Als ein Vorspiel des Ländererwerbs, welchen die osmanische Geschichte mit B.s Stamm verknüpft, kann seine Vermählung mit der Tochter des Fürsten Jakub von Kermian in Nordphrygien und der damit verbundene Zufall des schönsten Theils dieses Landes betrachtet werden (1381). Im Jahre 1386 befehligte er unter seinem Vater gegen Alaedbin, Herrscher von Karaman, bei Iconium den aus europäischen Hülfsvölkern gebildeten Flügel; voll Kampfesgier erbat er hier den Befehl zum Angriffe von seinem Vater auf den Knieen. Als sich im folgenden Jahre Serbien, Bosnien und die Bulgarei gegen Murad erhoben, begleitete B. denselben auch in diesem Feldzuge. Der Sieg auf dem Amselfelde oder der Ebene von Kossova (20. Juni 1389) war größtentheils sein Werk. Des Vaters Tod am nämlichen Tage erhob ihn auf den Thron. Die erste Handlung des neuen Herrschers war die Hinrichtung seines einzigen Bruders Jakub. Mit Stephan, dem Sohne des hingerichteten serbischen Königs Lazar, schloß B. Frieden, wofür Stephan seine Schwester in des Sultans Harem liefern, einen jährlichen Tribut und unbedingte Heerfolge versprechen mußte. Noch entehrender wurden die Paläologen in Konstantinopel behandelt. Hier war der aufrührerische Andronicus, Sohn des Kaisers Johannes, mit seinem Sohne Johannes aus dem Gefängnisse entflohen, und willig gewährte ihnen B. die gesuchte Hülfe. Unversehens aber ward der Kaiser mit dem Prinzen Manuel im Quellenpalaste durch 6000 türkische Reiter aufgehoben, in den Thurm gesperrt, wo bisher Andronicus geschmachtet hatte, und dieser gegen einen fast unerschwinglichen Tribut auf den Thron gesetzt. Doch die Gefangenen, deren Hinrichtung B. vergeblich angerathen hatte, fanden Mittel zur Flucht und wandten sich an B. um Beistand. Da sie versprachen, nicht nur den verlangten Tribut zu zahlen, sondern auch jedes Frühjahr 12,000 Mann dem Heere des Sultans zuzuführen, so wurden sie 1390 wieder eingesetzt und Andronicus mit einigen Herrschaften an der Propontis abgefunden. Den ersten Gebrauch des von Johannes gestellten Kontingents machte B. bei der Belagerung der Stadt Alaschehr oder Philadelphia, des letzten griechischen Besitzthums in Asien, dessen Einkünfte der Sultan für die von ihm zu Adrianopel erbaute prachtvolle Kuppelmoschee bestimmt hatte. Johannes und Manuel mußten selbst den Sturm leiten und die dem eigenen Reiche zugehörige Stadt für den fremden Gewalthaber erobern. Zitternd unterwarf sich jetzt auch der mit Alaschehr verbündete Fürst von Aidin; ebenso wurden bald darauf die Besitzungen der Fürsten von Saruchan, Mantesche u. Kermian dem osmanischen Reiche einverleibt, und Alaeddin von Karaman, wider den der Basallenfürst von Hamid geklagt hatte, vermochte nur durch demüthige Bitte um Frieden einen Theil seines Reichs zu retten. Aus dem geschreckten Asien wendete B. sich wieder nach Europa, um Gallipolis mit neuen Befestigungen zu

versehen und daselbst einen sicheren Hafen für seine Galeeren anzulegen, während seine Horden Chios, Euböa und einen Theil von Attica verheerten. Indeß hatte der Kaiser Johannes, zu spät an die Befestigung der immer stärker bedrohten Hauptstadt denkend, aus den Marmorquadern von drei prächtigen Kirchen zwei Thürme an der goldenen Pforte aufgeführt. Sogleich drohte B., falls das neue Bollwerk nicht niedergerissen werde, den bei ihm dienenden Manuel geblendet heimzuschicken; Johannes gehorchte. Nach seinem Tode (1391) entfloh sein Sohn Manuel von dem türkischen Hoflager zu Brussa, übernahm die Regierung und kündigte dem Sultan die Heeresfolge auf. Dieser ließ alsbald Konstantinopel belagern, baute auf der asiatischen Seite des Bosporus das Schloß von Anadoli (Güselschehissar) und sandte zu gleicher Zeit Heereshaufen gegen die Bulgaren, Walachen, Bosnier und Ungarn. Im folgenden Jahre (1392) rief ihn die Insurrektion des Fürsten Alaeddin von Karaman wieder nach Asien; derselbe wurde in der Ebene von Aktschai besiegt u. ganz Karaman dem Osmanenreiche einverleibt. Ebenso fielen bald darauf die Städte Siwas, Tokat, Kaissarije, die Länder des Fürsten Bajesid Kötürüm u. a. in die Hände des Gewaltigen. Berauscht vom Siege, vergaß B. jetzt eine Zeitlang das Waffenhandwerk und ergab sich in Brussa einem üppigen Leben, das selbst den verbotenen Weingenuß nicht ausschloß. Erst die gewaltigen Rüstungen des ungarischen Königs Sigismund und der endlich aufgeschreckten Christenheit weckten ihn aus seiner Unthätigkeit. Mit furchtbarer Heeresmacht zog er dem von Sigismund hart belagerten Nikopolis in Bulgarien zu Hülfe, drohend, seine Pferde nächstens auf dem Hochaltar der Peterskirche in Rom zu füttern. Am 28. September 1396 kam es bei Nikopolis zur Schlacht; auch hier siegte der Osmane, aber 60,000 seiner Tapfersten bedeckten den Wahlplatz. Vor Wuth weinend, befahl er die Hinrichtung von 10,000 gefangenen Christen, und nur die fußfälligen Bitten seiner Großen vermochten dem Blutbad ein Ziel zu setzen. Die Einnahme von Mitrowicz an der Save und der erste verheerende Einfall der Osmanen in Steiermark waren die nächsten Folgen dieses Sieges. Unterdessen war in dem noch immer belagerten Konstantinopel die Hungersnoth zu einer unerträglichen Höhe gestiegen; Manuel trat daher die Kaiserstadt an seinen von B. begünstigten Neffen Johannes ab, worauf der Sultan gegen einen jährlichen Tribut von 10,000 Dukaten und Gestattung einer Moschee und eines Kadi in Konstantinopel 1397 die Belagerung aufhob. Inzwischen eroberte B.s unermüdlicher Feldherr Timurtasch Kanghri in Paphlagonien Diwrigi im Osten von Siwas, Behesni, Malatia oder Melitene und die Grenzfestung Kuhma; B. selbst besetzte die Städte Thessaliens und die Landschaften Phocis, Doris und Locris, während seine Heerführer Ewrenas und Jakub die Städte Argos und Athen unterwarfen. Auf solcher Höhe des Glücks stand B., als er 1400 den Kaiser Johannes von Adrianopel aus auffordern ließ, seine Hauptstadt zu verlassen, wofür er eine Statthalterschaft erhalten sollte. Johannes gab eine abschlägige Antwort, und schon schickte sich B. an, seine Drohung zu erfüllen, als ihn Ereignisse nach Asien riefen, durch deren Verlauf er plötzlich vom Gipfel der Herrlichkeit gestürzt werden sollte. Timur, der weltstürmende Tatarkhan, von dem osmanischen Sultan schwer gereizt, hatte sich der Stadt Siwas 1400 bemächtigt und B.s Sohn, Ertoghrul, hinrichten lassen. Racheschnaubend eilte B. zum Schutze seines Reiches herbei; den 20. Juli 1402 standen sich beide Eroberer mit mehr als einer Million Menschen bei Angora, in der Ebene Tschibukabad, gegenüber. Die Uebermacht Timurs, verbunden mit dem Abfall vieler asiatischen Hülfstruppen der Osmanen, entschied die Niederlage der letztern; B. selbst, nur mit Gewalt von seinen Getreuen dem Kampfe entrissen, stürzte auf der Flucht mit dem Pferde und wurde durch Mohammed, den Titulargroßkhan von Dschagatai, gefangen, mit ihm sein Sohn Musa und viele Große. Timur behandelte ihn anfangs mild, ein Versuch zur Flucht schärfte aber seine Haft, und fortan legte man ihm des Nachts Fesseln an. Daß B. in einen eisernen Käfig gesperrt worden sei, beruht auf einem Mißverstehen des türkischen Wortes Kafes, welches nicht nur einen Käfig, sondern auch ein vergittertes Zimmer, eine vergitterte Sänfte u. dergl. bedeutet. Er † in der Gewalt Timurs den 8. März 1403 zu Akschehr. Sein Wunsch, an der von ihm bei Brussa erbauten Moscheedegraben zu werden, wurde erfüllt. Sein Reich war zersplittert, doch schon sein Sohn Mohammed I. vereinigte dasselbe wieder zu einem furchtbaren Ganzen. Als Regent machte sich B. um die Gerechtigkeitspflege verdient, indem er bestechliche Richter hart bestrafte und gegen die Willkür derselben feste Taxen und Sporteln anordnete. Am osmanischen Hofe führte er als Galakleid den Chalat oder Kaftan ein.

2) B. II., Sohn Mohammeds II., nach seines Vaters Tode türkischer Sultan, regierte von 1481 bis 1512 mit wechselndem Glück, im Ganzen aber ohne Energie und Ruhm. Sein jüngerer Bruder Dschem (Zizim), Liebling des Volkes, machte ihm gleich anfangs die Regierung streitig und bemächtigte sich der asiatischen Provinzen. Bei Jenischehr, unweit Brussa, kam es zur Schlacht, aus welcher Dschem nach Syrien und Aegypten flüchtete. Als er im folgenden Jahre einen nochmaligen Angriff vorbereitete, sah er sich von hinreichender Unterstützung verlassen und genöthigt, bei dem Großmeister der Rhodiserritter, Aubusson, Schutz zu suchen. Treulos verkaufte dieser den Flüchtling an Papst Alexander VI, welcher ihn auf B.s Wunsch, es ist ungewiß, ob durch Gift oder Stahl, aus dem Wege räumte. Seit 1484 machte B. bedeutende Eroberungen an der Donau und am schwarzen Meere und empfing die Huldigungen des Khans der Tartaren und des Woiwoden der Walachei. Weniger glücklich endigte für B. der gleich nachher ausbrechende Krieg mit dem ägyptischen Mamelukensultan Kaitbai; B.s Heer ward bei Tarsus geschlagen, und ein ungünstiger Friede mußte (1490) eingegangen werden. Dennoch schickte B. während des ägyptischen Krieges (1486) dem durch die kastilisch-aragonische Macht bedrängten Sultan von Granada seine Flotte zu Hülfe, freilich erfolglos. Die türkischen Statthalter von Serbien u. Bosnien fielen zu gleicher Zeit in Ungarn ein. Ihnen stellten sich mehre Khane Ungarns und Kroatiens, vorzüglich Drandschil (Dranzillo) und Bernh. Frangipan, mit 40,000 Pferden entgegen, auch von Polen herrückten zahlreiche Schaaren gegen die Donau u.

Rumelien; doch blieb der Halbmond, von B.s Feldherrn Jakub Pascha getragen, diesmal sieghaft. Bis Virenza streiften die türkischen Reiter; Drandschil starb bald nachher in der Gefangenschaft, u. 10,000 christliche Schädel bildeten die osmanische Trophäenpyramide. Der 1496 gegen Venedig nach großen Zurüstungen unternommene und bis 1501 fortgesetzte Land- und Seekrieg führte dagegen zu keinem erheblichen Resultate. Aus einer achtjährigen, mystischen Betrachtungen gewidmeten Ruhe weckte B. der in Asien rebellirende Schah Kuli (Scheitan Kuli), welcher mit Mühe über die Grenzen nach Persien getrieben wurde. Im Jahre 1511 empörte sich B.s Sohn Selim, von den Tataren und Moldauern unterstützt, und obwohl zuerst zurückgeschlagen, organisirte derselbe im folgenden Jahre den Aufstand von Neuem. B., durch die Janitscharen eingeschüchtert, legte die Regierung nieder und † auf dem Wege nach Adrianopel an den Folgen des Podagra's oder an Gift. Er war ein Freund gelehrter, besonders theologischer Studien und verwandte bedeutende Summen auf öffentliche Bauten. Sein schönstes Werk dieser Art ist die große, nach ihm benannte Moschee zu Konstantinopel. Auch Adrianopel, Amasia (wo er als Kronprinz residirte) und andere Städte schmückte er mit neuen Tempeln, und zu Brussa stellte er die verfallenen Bäder wieder her. B.s Nachgiebigkeit gegen die Janitscharen legte den Grund zu dem gewaltigen Einflusse, welchen diese Truppe später auf die Besetzung des osmanischen Thrones ausübte. Ihm folgte sein Sohn Selim.

Bajocco (Plural Bajocchi), italienische Scheidemünze in Kupfer (u. Silber), im Kirchenstaate = 5 1/5 Pfennig preuß., = 1 1/2 Kr. rhein. Es gibt ganze und halbe (Mezzo Bajacco), doppelte (Due Bajocchi). und unter Pius VI. wurden auch 2 1/2- und 5-Bajocchistücke geschlagen. 1 B. = 1/5 Grosso, = 1/10 Paolo, = 1/20 Papetto, = 1/100 Scudo, = 5 Quatrini.

Bajoire (franz.), Münze mit zwei hinter einander stehenden Brustbildern, von denen das eine durch das andere fast gedeckt wird, besonders als Vermählungsmünze gewöhnlich. Der Name soll aus Baisoires (die Kußmünzen) entstanden sein. Man hat auch B.s mit mehr als zwei Brustbildern von mehren auf einander folgenden Regenten, z. B. preußische Fünfkönigsthaler, deren Hauptseite die Brustbilder von Friedrich I., Friedrich Wilhelm I., Friedrich II., Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. einnehmen; sie wurden 1801 auf das Jubiläum der preußischen Königskrone in zweierlei Art von Loos und Abramson als dreifache Speciesthaler geprägt. B. hieß auch eine alte genfer Silbermünze, von 13 1/4 genfer Gulden oder 1 Thlr. 17 Sgr. preußisch.

Bajus, Michael (eigentlich Michael de Bay), einer der größten Theologen der katholischen Kirche im 16. Jahrhundert, 1513 zu Melun im Hennegau geboren, studirte zu Löwen, wurde Principal verschiedener Kollegien, 1550 Doktor und 1551 Professor der Theologie daselbst. Er stellte sich die ehrenwerthe Aufgabe, die protestantische Theologie auf dem Boden der Bibel u. der alten Kirchenväter zu widerlegen, zerfiel aber darüber mit der herrschenden Partei seiner Kirche. Seine von dem breiten Wege der semipelagianischen Scholastik abweichenden Vorträge, in welche sein Kollege Hessels einstimmte, brachten bald die belgischen Franciskaner gegen ihn auf, die ihre scotistische Theologie dadurch für gefährdet hielten. Sie rissen 18 Sätze aus seinen Vorträgen heraus und legten dieselben der theologischen Fakultät zu Paris zur Verdammung vor. Die Sorbonne erklärte (1560) 3 dieser Sätze für irrig, die Mehrzahl aber geradezu für ketzerisch. B. beantwortete diese „Censur" durch „Anmerkungen", in denen er einige seiner Behauptungen dem Tadel preisgab, die meisten aber als wörtliche Lehren oder richtige Folgerungen aus der Bibel und aus dem Augustinus rechtfertigte. Die Gunst, in welcher B. beim spanischen Hofe stand, schützte ihn vor der Hand vor weitern Verfolgungen, ja Philipp II. beehrte ihn und Hessels 1563 mit dem Auftrage, als Abgeordnete der spanischen Krone dem Koncil zu Trient beizuwohnen. B. nahm noch Theil an den drei letzten Sessionen der berühmten Kirchenversammlung und benutzte die freie Muße u. seine günstige Stellung zu mehren dogmatischen Arbeiten. Aus diesen Schriften zogen nun Jesuiten und Franciskaner eine neue Reihenfolge angeblicher Ketzereien. Papst Pius IV. that indeß keinen entscheidenden Schritt gegen B., erst Pius V. erließ die vom 1. Okt 1567 datirte Bulle „Ex omnibus afflictionibus" gegen 76 dem B. beigelegte Lehrsätze, ohne jedoch den Namen desselben zu nennen u. ohne sich auf specielle Anführung der einzelnen Irrthümer einzulassen. B.. wandte sich selbst an den Papst, indem er sich den Schein gab, als halte er eine die klarsten Aussprüche der Schrift und der Kirchenväter perhorrescirende Verurtheilungsschrift für ein dem päpstlichen Stuhle trügerisch untergeschobenes Machwerk seiner Feinde. Er erhielt von Rom eine harte Antwort, die bisher noch nicht publicirte Bulle wurde von dem päpstlichen Generalvikar von Mecheln förmlich bekannt gemacht, u. B. entschloß sich zum Widerruf. Indeß verweigerte die Universität Löwen die verlangte Unterschrift der Bulle, und trotz der immer wieder erneuerten Anklagen stieg das Ansehen B.' von Jahr zu Jahr höher. Er wurde 1575 Dechant der Kollegiatkirche zu St. Peter und 1578 Kanzler der Universität; der König von Spanien übertrug ihm später noch das Amt eines Generalinquisitors in den Niederlanden. Zwar wurde B. durch eine neue Bulle Gregors XIII. „Provisionis nostrae" nochmals genöthigt, die vorher schon mündlich widerrufenen 76 Sätze auch schriftlich für irrig zu erklären, und auch die Universität mußte eine den Sinn und Inhalt jener Lehren verwerfende Erklärung abgeben; allein B. und seine gleichgesinnten Kollegen übten nun das Recht der Wiedervergeltung aus und klagten die Jesuiten pelagianischer Irrlehren und unmoralischer Grundsätze an, so daß der päpstliche Nuntius seine Schützlinge nur dadurch gegen die Angriffe des B. zu sichern wußte, daß er beiden streitenden Parteien Schweigen auferlegte. B. † am 16. Dec. 1589 mit dem Ruhme großer Gelehrsamkeit, reiner Sitten und seltener Bescheidenheit. Seine augustinischen Ansichten, z. B. die Behauptung, daß der Wille des Menschen, so lange er sich selbst überlassen sei, nichts Gutes vermöge (nur sündigen könne), daß die Erbsünde wie die wirkliche Sünde allgemein und auch die Mutter Jesu von beiden nicht frei gewesen, daß jede Handlung, die nicht aus

reiner Liebe zu Gott entspringe, werthlos, ja sündig, und daß Alles allein der Gnade Gottes in Christo zu verdanken sei ꝛc., bezeichnete seine Zeit als Bajanismus, später gingen sie in dem Begriffe des Jansenismus auf. Seine Theorie von der reinen ungetheilten Liebe zu Gott haben die Quietisten angenommen. Seine Werke wurden von dem Benediktiner Gerberon (Köln 1696, 2 Bde.) herausgegeben. Sie sind polemisch-dogmatischen und moralischen Inhalts.

Bajza, Anton, ungarischer Dichter und Schriftsteller, den 31. Mai 1804 zu Szücsi in Hertes geboren, trat schon 1823 als Mitarbeiter an Kisfaludy's Taschenbuch „Aurora" auf, das er nach Ableben desselben von 1830—37 selbst redigirte u. mit trefflichen poetischen und prosaischen Arbeiten bereicherte. Seine 1835 in Pesth erschienenen „Gedichte" (2. Aufl. 1835) stellten ihn unter die besten ungarischen Lyriker. In den „Kritischen Blättern", welche er 1831—36, in dem „Athenaeum" und dem „Figyelmeso" („Beobachter"), die er 1837—43 im Verein mit den besten belletristischen Schriftstellern herausgab, übte er durch strenge Kritik einen wohlthätigen Einfluß auf die erblühende ungarische Literatur, sowie er durch Herausgabe der „Ausländischen Bühne" (Pesth 1830) und als Direktor des am 22. August 1837 zu Pesth eröffneten Nationaltheaters dem jungen ungarischen Schauspiel bedeutenden Vorschub leistete. Nachdem er sich schon während dieser Periode nebenbei auch mit historischen Studien befaßt, wendete er sich später fast ausschließlich diesem Gebiete zu und schrieb eine „Történeti könyrtar" („Historische Bibliothek", Pesth 1843—45, 6 Bde.), sowie einen nach dem Deutschen bearbeiteten „Uj Plutarch" („Neuer Plutarch", daf. 1845—47); doch war seine „Vilagtörténet" („Weltgeschichte", daf. 1847) nur eine wenig geschickte Kompilation aus Schlosser, Heeren, Rotteck und andern deutschen Historikern. Im Jahre 1847 wurde B. von der Opposition mit der Redaktion und Herausgabe ihres politischen Taschenbuches „Ellenör". („Der Kontroleur", Leipz. 1547) betraut, und nach dem März 1848 ernannte ihn Kossuth zum Redakteur des „Kossuth' Hirlapja" (Juli bis Dec. 1848), wo er jedoch kein glückliches Redaktionstalent entwickelte. B. war seit 1831 korrespondirendes, seit 1832 ordentliches Mitglied der ungarischen Akademie und ein sehr thätiges Mitglied der Kisfaludygesellschaft, verfiel aber 1850 in eine unheilbare Geisteskrankheit und † den 4. März 1858 zu Pesth.

Baka-Banya (Pukanz), eine der sieben Bergstädte Ungarns, im Komitat Honth, am gleichnamigen Nebenfluß des Gran bei Steinbach, mit 2540 Einw. Der Bergbau auf Gold u. Silber in den benachbarten honther Bergen hat sehr abgenommen. Die Einwohner, meist Nomaden u. einige Deutsche, nähren sich von Feld-, Wein- und Gartenbau, Branntweinbrennerei und Töpferei.

Bake (Buje, Boje, Blüse), warnende Zeichen an Stromufern oder auch in der See selbst, wo Untiefen oder Klippen sich vorfinden. Man braucht dazu an Ketten befestigte Tonnen, oder an den Ufern Pechpfannen, eiserne Körbe mit angezündeten Steinkohlen, die die Leuchtthürme im Kleinen repräsentiren, auch andere, hoch aufgestellte bunt angestrichene Zeichen von drei- oder viereckiger, Form. Nicht selten sind hiermit leichte Gebäude verbunden, wo der vom Staate angestellte Baken- oder Bakmeister das Baken- oder Tonnengeld von den vorbeisegelnden Schiffen erhebt. Wird ein Schiff gezwungen, ein Tau kappen oder einen Anker zurück zu lassen, so versteht es solche ebenfalls mit einer B., zum Zeichen, daß es sein Anrecht auf dieselben sich vorbehalte.

Bake, Jan, ausgezeichneter holländischer Philolog, den 1. Sept. 1787 zu Leyden geboren, ward 1815 außerordentlicher und 1817 ordentlicher Professor der griechischen und römischen Literatur in seiner Vaterstadt. Mit Geel, Hamaker und Peerlkamp gab er die werthvolle „Bibliotheca critica nova" (Leyden 1825—31, 5 Bde.) heraus. Seine „Scholica hypomnemata" (Leyden 1837—39, 2 Bde.), eine Reihe meist philologischer Aufsätze, enthalten die feinsten Beobachtungen. Eines seiner neuesten Werke ist die Ausgabe von Cicero's „De legibus" (Leyd. 1842). Auch seine Reden „De principum tragicorum meritis, praesertim Euripidis" und „De custodia veteris doctrinae et elegantiae, praecipuo grammatici officio" (beide abgedruckt in den „Annales acad. Ludg. Bat." 1815 u. 1818) sind sehr beachtungswerth.

Baker, hohes nordamerikanisches Gebirge, auf der Nordwestküste, Staat Oregon, nordöstlich von Port Townsend, unweit des Oceans, mit ewigem Schnee bedeckt, dient den Schiffern zum Merkmal.

Bakewell, Marktflecken in der englischen Grafschaft Derby, am Zusammenflusse der Wye u. Derwent, mit 9900 Einwohnern, Baumwollenmanufakturen, in der Nachbarschaft Kohlen-, Zink- und Bleiminen und Marmorbrüchen, dabei Gesundbrunnen mit Badeanstalt. In geringer Entfernung (3 engl. Meilen) liegt das berühmte Schloß Chatsworth, in welchem Maria Stuart 13 Jahre gefangen gehalten wurde, mit großem Park und ausgezeichneten Wasserkünsten.

Bakewell, Robert, berühmter englischer Landwirth und Viehzüchter, geboren 1726 zu Dishley in der Grafschaft Leicester, † 1795. Von der Erfahrung ausgehend, daß bei den Thieren die Nachkommen den Aeltern in ihren Eigenschaften fast ganz gleichen, suchte er durch die Paarung der ausgezeichnetsten Racen und Exemplare einen möglichst hohen Grad der Veredelung zu erzielen. Nach ihm ist die Bakewellrace vom Rindvieh benannt. Seine Haupttendenz bei der Veredelung war, einen Schlag hervorzubringen, der von einer gegebenen Menge Futter das meiste und beste Fleisch ansetze. Seine Erfahrungen legte er in der „Domestical encyclopaedia", Bd. I., nieder.

Balhschisch, s. Bachschisch.

Bakhuysen, (Backhulsen, Bakhuyzen), Ludolf, einer der berühmtesten Maler und Kupferätzer der niederländischen Schule, geboren 1631 zu Emden, arbeitete zuerst als Schreiber, kam dann 1650 in eine Handlung nach Amsterdam, widmete sich aber zuletzt unter Everdingens Leitung der Malerei. Seine Hauptlehrerin war die Natur, die er mit unermüdlichem Eifer belauschte. Oft bestieg er, wenn Sturm und Gewitter einbrachen, einen zerbrechlichen Nachen, um auf dem Meere selbst den Kampf der Elemente zu beobachten. Daher die bewundernswürdige Treue, Lebendigkeit und Wahrheit seiner Seestücke, die mit Recht ihm den Rang unter den ersten Marinemalern verschafft

haben. Seestücke B.s zieren die Gallerien Hollands, Englands, Deutschlands ꝛc. Neben der Malerei beschäftigte sich B. mit der Schreibekunst, worin er nach einer eigenen Methode Kindern angesehener Kaufleute Unterricht gab. In seinem 71. Jahre fing er auch an, in Kupfer zu ätzen. Unter den ebenfalls sehr geschätzten Werken seiner Nadel führt eine Folge von 10 Blättern den Titel „Stroom en Zeege zichten etc." (Amsterdam 1701). B. † 1709 in Amsterdam. Sein Neffe, Ludolf, der jüngere B. genannt, 1717 geboren, zuerst Kaufmann, dann Maler und Soldat, † zu Amsterdam 1782; er lieferte treffliche Kriegsscenen.

Bakonyer Wald (Bakonger Wald, Sylva Bacuntia), großes Waldgebirge in den ungarischen Komitaten Zala u. Veszprim, von Südwesten nach Nordosten streichend, 12 Meilen lang, 2—5 Meilen breit, ist reich an den schönsten Eichen, Buchen und Linden, obschon bereits ziemlich gelichtet, birgt viel Wildpret und dient zahlreichen Schweineheerden (jährlich an 100,000 Stück) behufs der Mästung zum Aufenthalt. Der Wald ist Staatseigenthum und ward vor Zeiten von eigenen Grafen (Comites de Bakony) verwaltet. Er war früher durch zahlreiche Räuberbanden berüchtigt.

Baktegan (Bakthegian), Salzsee in der persischen Provinz Farsistan, $2^1/_2$ Meilen südöstlich von Schiras, nimmt einige Flüßchen auf, hat keinen Abfluß und trocknet im Sommer fast aus, so daß das (sehr feine und in ganz Farsistan gebrauchte) Salz, mit welchem der Boden inkrustirt ist, gesammelt werden kann.

Baktrien (Bactriana), im Alterthum das Land zwischen dem hohen Paropamisus, dem Flusse Oxus und dem indischen Kaukasus (Hindukhn), ungefähr das heutige Balkh. Es bildete den nördlichen Abhang des Paropamisus und den Uebergang zu dem nach dem Aral sich senkenden Tieflande Asiens; der nordwestliche Theil war daher schon Steppenland, der südliche und östliche dagegen gebirgig. Hauptstrom war der Grenzfluß Oxus, in den sich der Icarus, Dargomanes, Zariaspis, Dargibus (Bactrus) u. a. ergossen; der Margus strömte südwestlich ab nach Margiana. Bei der Milde des Klima's und hinlänglicher Bewässerung war der größte Theil des Bodens außerordentlich fruchtbar und selbst die nordwestliche Steppe noch der Kultur fähig. Ein Hauptprodukt war der Oelbaum. Viele bedeutende Städte zierten das Land: Bactra, Eucratidia, Alichorda, Chatracharta, Astaeana, Menapia, Aornus und das von hierher verpflanzten Barcäern bewohnte Barka. Die Einwohner (Baetri oder Bactriani) gehörten zu dem iranischen Stamme und scheinen unter ihren Stammgenossen am frühesten kultivirt gewesen zu sein, wozu die Fruchtbarkeit ihres Bodens, die dem Handel mit Vorderasien günstige Lage des Landes an dem wasserreichen Oxus, sowie die Nähe Indiens beigetragen haben mögen. B. ist unstreitig der Ursitz der parsischen Religion, die hier im 6. Jahrhundert v. Chr. von Zoroaster reformirt wurde; noch heute wird Balkh (das alte Bactra) von den Parsen und selbst den Mohammedanern als heilige Stadt betrachtet. In den ältesten Zeiten bestand hier ein mächtiges Reich, unter dessen Königen Zoroaster genannt wird. Durch Ninus angeblich dem altassyrischen Reiche einverleibt, wirkten die Baktrier zum Sturze Sardanapels kräftig mit, traten aber später wieder in ein abhängiges Verhältniß zu den Assyrern und Medern. Cyrus führte mit ihnen Kriege und nöthigte sie nach tapferem Widerstande zur Unterwerfung. Seitdem erscheint B. in dem Satrapienverzeichnisse des persischen Reiches; Baktrier dienten in den Heeren des Xerxes und des Darius Codomannus. Nach der Ermordung des Letztern versuchte der Satrap Bessus, sich hier zum Könige aufzuwerfen; er unterlag jedoch den siegreichen Waffen Alexanders des Großen. Nachmals bildete B. einen Theil des seleucidischen Reiches bis der Statthalter Diodotus kurz vor 256 v. Chr. sich von der syrischen Herrschaft unabhängig machte und ein neues baktrisches Reich gründete, welches unter griechischen Königen sich bald über die Grenzen B.s und weit nach Indien hinein erstreckte. Auf Diodotus I. folgte dessen Sohn Diodotus II., bekannt durch einen Friedensschluß mit Arsaces I. von Parthien. Berühmter ist Euthydemus von Magnesia, der die Familie des Diodotus verdrängte (um 210 v. Chr.), Sogdiana, Aria, Margiana und Paropamisadä sich unterwarf und mit Antiochus dem Großen um 205 Frieden schloß. Sein Sohn Demetrius wurde von Eucratides um 180 v. Chr. verdrängt und auf die Provinzen Arachosia, Indoscythia und Paropamisadä beschränkt, daher König der Inder genannt; auch diese Länder kamen unter die Herrschaft des Eucratides, als Demetrius im Kampf um das väterliche Reich gefallen war. Bald darauf wurde jedoch der Thronräuber von seinem eigenen Sohne getödtet. Um diese Zeit rissen bereits die Parther einige nördliche Provinzen der baktrischen Monarchie an sich; den weiteren Verfall derselben beschleunigten mehre Kriege mit den Sogdianern, Drangianern und Indern, bis um 139 vor Chr. der parthische König Mithridates I., gereizt durch die baktrische Unterstützung des Demetrius von Syrien, dem Reiche ein Ende machte. Aus den Händen der Parther kam B. nach einiger Zeit in die Gewalt der Tocharen, welche sich hier in großer Anzahl niederließen und ein unabhängiges Königreich gründeten. Wie lange dasselbe bestand, ist ungewiß; sicher ist aber, daß B. den Sassaniden oder persischen Königen, welche 226 n. Chr. das parthische Reich der Arsaciden stürzten, unterworfen war. Nach dem Falle der Sassaniden (um 632 n. Chr.) gehörte B. zu dem arabischen Khalifat, seit dem 10. Jahrhundert verschiedenen türkischen und mongolischen Dynastien, später endlich den Afghanen. Die heutigen Bewohner, größtentheils nomadische Usbeken unter eigenen Stammeshäuptern und einem Khan, haben sich seit 1825 von Afghanistan wieder unabhängig gemacht. Seit den letzten drei Decennien haben verschiedene Gelehrte, wie Honigberger, Gerard, Burnes, Masson Mohan Lall und Keramat Ali, das Land in mehren Richtungen durchreist, Alterthümer untersucht und namentlich Münzen gesammelt, während Andere, wie Prinsep, Wilson, Oberst Tod, der Franzose Jacquet ꝛc., sich bemüht haben, die Ausbeute der Reisenden zu ordnen und zu deuten. Was zunächst die aufgefundenen baktrischen Münzen betrifft, so zerfallen dieselben in drei Gruppen: rein griechische Münzen, Münzen mit griechischer Schrift auf der Vorderseite und mit baktrischer Schrift auf der Rückseite und sogenannte Kamerkimünzen, von

denen die ältesten eine ganz griechische Inschrift, die spätern fremde Sprache, aber immer noch griechische, allmählig immer mehr ausgeartete Schrift haben, nie aber baktrische Inschriften enthalten. Das Wort kanerku, kanerki oder kanethki, welches auf der Vorderseite der letzteren Münzen sich befindet, ist nach Prinsep ein Epitheton der Könige und bedeutet den „Herrlichen", nach Andern Eigenname eines Fürsten. Alle diese Münzen enthalten das sogenannte baktrische Symbol, wahrscheinlich ein Instrument, das man in der Mitte mit der Hand fassen konnte und das unten 4 Füße und oben 4 Zinken hatte. Unter den übrigen Denkmälern des baktrischen Alterthums nehmen die sogenannten Topen eine ausgezeichnete Stelle ein, räthselhafte Steinbauten, vielleicht Mausoleen für die Sprößlinge einer mächtigen Dynastie, vielleicht Denkmäler des Buddhadienstes, der auch in B. eine Zeitlang Eingang gefunden hatte. Besonders reich an Alterthümern ist die Gegend von Beghram, 10—11 Stunden in nordnordöstlicher Richtung von Kabul. Hier finden sich auf einer weiten Strecke Münzen, Siegel, Ringe, Bruchstücke von irdenen und eisernen Gefäßen u. dergl. in ungewöhnlicher Menge; am Rande der Ebene und auf einer Hügelkette erblickt man Reihen von künstlichen Erhöhungen (mounds), die aus großen ungebrannten Backsteinen aufgeführt sind und Mauern gewesen zu sein scheinen, welche wenigstens 60 Fuß Breite hatten. Nach der Sage des Landes soll hier eine Stadt durch eine Erderschütterung verschüttet worden sein; indeß reicht ihr Dasein bis in die mohammedanische Zeit hinein, wie sich aus den vielen Münzen der Khalifen ergibt, die man hier findet.

Baktschisarai (Baghtschiserai, d. h. Gartenpalast), Stadt im russischen Gouvernement Taurien (Halbinsel Krim), in äußerst romantischer Lage, an der Tschorukka, südwestlich von Simferopol, auf der Straße von Sebastopol hierher und weiter nach Perekop, unter 51° 32′ östl. L., 45° 10′ nördl. Br., die alte Residenz der Tatarkhans der Krim, mit 12,600 Einw., Tartaren ($^2/_3$), Griechen, Armeniern, Russen, Juden u. Zigeunern. In ein enges Kalkfelsenthal hineingeklemmt, besteht die Stadt fast nur aus einer einzigen, aber 2 Werst langen Hauptstraße von kleinen Häusern, welche die Kuppeln der Moscheen, zahlreiche schlanke Minarets und ein Wald zierlicher thurmähnlicher Schornsteine überragen. Die hölzerne Vorderwand der fensterlosen Häuser wird aufgeklappt und dient als Verkaufs- oder Arbeitstisch. In dieser Straße entwickelt sich der gesammte Verkehr B.'s, u. sie bildet zugleich das Centrum des Kaufs und Verkaufs für den ganzen westlichen Theil des tatarischen Gebirgsländchens. Zu den Merkwürdigkeiten B.'s gehört vor Allem der von dichten schönen Gärten umgebene alte Palast der Khans, ungefähr in der Mitte der Hauptstraße, die er mit seinen Höfen und zahlreichen Gebäuden in zwei nicht ganz gleiche Theile theilt. Der Palast, in seinem ganzen Umfange durch hohe Mauern klosterartig abgeschlossen, ward 1519 von dem Khan Abdul Sahab Ghirei erbaut und wird von den Russen sorgfältig erhalten. In einem Zimmer desselben wohnte einst der Kaiser Alexander I. und vor einigen Jahren der Kaiser Nikolaus. B. hat 9 Hauptmoscheen (Djami) und 28 kleinere, eine griechische und eine armenische Kirche, 2 Synagogen, mehre tatarische höhere Schulen und einige weitläufige Khans zur Beherbergung der Reisenden. Ein liebliches Bild bietet die Stadt von den umliegenden Höhen herab gesehen. In den Vorstädten, die sich, chaotisch mit Villa's, Kiosks, Gärten und Mühlen untermischt, weit ausdehnen, hausen Zigeuner in Schmutz und Elend. Die Stadt liefert gute Messerschmiedearbeit. Die Umgebungen derselben bieten eine Menge angenehmer Ausflüge dar, der interessanteste ist nach Tschufut Kalé (d. h. Judenfestung, früher Kyrkiwli genannt, einer uralten Stadt der Karaiten), in einer Bergschlucht zwischen Felsenmassen eingezwängt, deren abenteuerliche Gestalten gegen die grünenden Gärten im Grunde einen wunderlichen Kontrast bilden. Tschufut Kalé hat kleine, aus großen Steinen aufgebaute Häuser mit plattem Dache und vergitterten Fenstern, krumme Straßen und eiserne Thore und wird von etwa 1000 karaitischen Handelsleuten bewohnt, die in B. ihre Buden haben. Zwischen den Felsen liegt das Thal Josaphat, der Begräbnißplatz der Karaiten. Gleich einem Adlernest, aber hoch in den Lüften schwebend, hängt am östlichen Felsen das Kloster der wunderthätigen Maria, ein seltsamer Bau, der das Werk der verfolgten Christen aus den ersten Jahrhunderten sein soll. Die Zellen der Mönche, die Korridore, das Refektorium und die Kirche, Alles ist aus dem Felsen gehauen und von massiven Säulen gestützt, so daß es, da obendrein der Zugang eine an den Felsen angelegte, nach einer Zugbrücke führende hölzerne Treppe ist, eine vollkommen uneinnehmbare Festung bildet. Die Kirche wurde neuerdings wieder hergestellt, und nachdem sie Jahrhunderte lang geschlossen gewesen, wird seitdem wieder regelmäßig Gottesdienst darin gehalten. Das jährlich hier gefeierte „Fest der Felsenmutter" wird von unzähligen christlichen Wallfahrern besucht, die nicht nur aus der Krim, sondern aus Neurußland und selbst aus der Ukraine herbeiströmen. In neuester Zeit war B. lange das Hauptquartier der russischen Feldarmee zum Entsatze von Sebastopol.

Baku (vom persischen baad-ku, d. i. Bergwind), befestigte Hafenstadt an der Westküste des kaspischen Meeres, an der Südseite der Halbinsel Apscheron im transkaukasischen Gouvernement Schamacha (georgische Landschaft Schirwan), gelegen, besteht aus der mit Graben und doppelter Steinmauer umgebenen Festung und der Vorstadt, die von Tartaren, Armeniern und theilweise von russischen Soldaten bewohnt wird. Die Gesammtzahl der Einwohner beträgt 5420. Die Stadt hat außer einer griechisch-russischen und einer armenischen Kirche zahlreiche Moscheen, in denen jedoch zum größten Theil kein Gottesdienst Statt findet, und ansehnliche Karawanserais. Von sonstigen Gebäuden ist der Palast des Schahs auf einer Anhöhe im nordwestlichen Theile und der ungeheure sogenannte Mädchenthurm an der Seemauer zu erwähnen. B. ist jetzt Flottenstation und im Besitz einer geräumigen und geschützten Rhede von 3—4 Faden Tiefe, die zwar schlammigen Grund hat, aber nie zufriert, während die von Astrachan 6 Monate mit Eis bedeckt ist. Der Verkehr ist besonders durch die starke Ausfuhr von Salz und Naphtha (s. unten) nach Persien (jährlich für ungefähr 500,000 Silberrubel) und durch die Einfuhr von Holz von Kuban belebt.

Ueberhaupt ist B. nächst Astrachan der bedeutendste Handelsplatz am schwarzen Meer, dessen Wichtigkeit bei der vortheilhaften Lage — der Handelsweg aus Transkaukasien von Dariel über Tiflis und Schamacha und der aus Ciskaukasien längs der Küste von Kisljär durch den Paß von Derbend treffen hier zusammen — jährlich wächst. Eine merkwürdige Naturerscheinung in der Umgegend von B. sind die vielen Quellen von Naphtha (Steinöl) und die immerwährend brennenden Feuer. Die Naphthaquellen oder Gruben, schon in frühester Zeit (bestimmt nachweisbar 912 n. Chr., wo die Russen die Küsten des Naphthalandes plünderten) bekannt, befinden sich auf einer ¾ Stunde langen u. ⅓ Stunde breiten Ebene; sie haben verschiedene Tiefe, jedoch nie bis 90 Fuß, und liefern vorzugsweise schwarzes Steinöl (über 100 Brunnen), weniger weißes (etwa 16 Quellen bei dem Dorfe Sarakbani). Schon im 15. Jahrhundert war der Handel damit beträchtlich, und noch jetzt bilden sie den größten Reichthum der Gegend. Das sogenannte ewige Feuer befindet sich 15 Werst nordöstlich von B. zwischen den Dörfern Sarakhani u. Emir Hadschan, wo es aus Spalten im Muschelkalk hervordringt u. in mächtigen Feuergarben zum Himmel steigt. Es besteht aus Wasserstoffgas (wahrscheinlich mit Kohlenstoff gemischt), welches sich in der Tiefe der Erde entwickelt und einmal entzündet beständig fortbrennt. Es ist, wenn es aus den Spalten kommt, geruchlos, verbreitet keine große Hitze und ist leichter als die atmosphärische Luft. Die Flamme ist gelblichweiß; wenn sie erlischt, bemerkt man keinen Rauch. Unabhängig von diesen, den sogenannten großen Feuern, gibt es westlich von B. noch kleine, die jedoch jährlich durch Regen oder Schnee ausgelöscht werden. Das Gas dringt aus Vertiefungen mit Geräusch hervor, hat eine Temperatur von 12° C. und sammelt sich auf dem Wasser, wo es angezündet brennt. Die ganze Gegend ist vulkanisch, wie durch Thatsachen erwiesen ist. So brach 1827 (27. Nov.) bei dem Dorfe Jokmali, westlich von B., eine Feuersäule hervor, wo zuvor nie eine Flamme gesehen worden war, und bei warm und feucht bleibender Luft bemerkt man nicht selten in der ganzen Gegend des Nachts weißblaue, fast wärmelose Lichtausflüsse des Bodens, die wie ungeheure Irrlichter über die weite Fläche ziehen. Auch Schlammvulkane (Salseen) finden sich in der Gegend von B., so auf einem Hügel bei dem Dorfe Bakkany, westlich von dem großen Feuer, etwa 82. Sie bilden Gruben voll Schlamm und schwarzer Naphtha, mit einem Durchmesser von 2—6 Fuß, und entsenden in längeren oder kürzeren Zwischenräumen Gasblasen, die angezündet mit derselben Flamme wie die großen Feuer brennen; auch sie sind, nach Humboldt, vulkanischer Art. Seit wann die ewigen Feuer brennen, ist unbekannt. Wahrscheinlich waren sie schon im hohen Alterthum bekannt, als die Feuerandetung der Parsen im Osten viel allgemeiner verbreitet war. Noch jetzt steht hier aus uralter Zeit der Feuertempel Ateschga, ein weitberühmtes Heiligthum der Gebern oder Feueranbeter, deren mehre auch jetzt noch in der Nähe wohnen. Die Tradition der Eingeborenen schreibt die Erbauung der Stadt dem Iskender (d. h. Alexander dem Großen) zu; jedenfalls ist B. über 8 Jahrhunderte alt, denn nach dem Zeugnisse des Arabers Masudi war es 972 n. Chr. unter dem Namen Nefata bekannt. Die Russen nahmen die Stadt zum ersten Male 1723, traten sie aber 1735 wieder an Persien ab. Im Jahre 1796 unterwarf sich der Regent von B., Hussein Kuli Khan, ohne Widerstand den russischen Truppen unter Graf Subow. Im Jahre 1806 wurde der Oberbefehlshaber in Georgien, Fürst Lizianow, unter den Mauern von B. meuchlings ermordet, worauf Hussein Kuli Khan aus der Provinz floh und diese noch in demselben Jahre vom General Bulgakow unterworfen wurde.

Bakunin, Michael, der russische Agitator der Jahre 1848 u. 1849 1814 zu Torschok im Gouvernement Twer geboren, gehört einer adeligen Familie an, die sich zur griechischen nichtunirten Religion bekennt. Durch den Reichthum seiner Familie günstig gestellt, konnte er sich eine in Rußland ungewöhnliche Bildung erwerben und wurde, je mehr ihm der Kontrast zwischen seinem Idealismus und den in seinem Vaterlande geltenden Verhältnissen klar wurde, in eine immer extremere Richtung getrieben. Vergeblich suchte seine Familie seinem lebhaften, thatkräftigen Naturell einen Spielraum zu verschaffen, indem sie ihn zum Eintritt in das Heer bewog. Er ward 1832, nachdem er die Artillerieschule zu St. Petersburg besucht, Offizier, fand sich aber durch die beständigen Reibungen mit den Fesseln der Disciplin und fortgesetzte theoretische Studien in seiner Richtung auf das Entschiedenste befestigt. Nach langen Bemühungen erlangte er Urlaub zu einer Reise nach Deutschland und eilte freudig über die Grenze. Sein erster Besuch (1840) galt Berlin. In Dresden, wohin er sich zunächst wandte, zeigte er sich eine Zeitlang in den Kreisen der vornehmen Welt, die den geistreichen Mann mit offenen Armen empfing, doch nicht zu fesseln vermochte. Plötzlich war er verschwunden und tauchte unter den radikalen Politikern und Philosophen wieder auf, für die Arnold Ruge, der seine „Halle'schen", später „Deutschen Jahrbücher" eben von Halle nach Dresden geflüchtet hatte, den Mittelpunkt abgab. Von diesem Manne ermuntert, veröffentlichte B. seine erste literarische Arbeit: „Die Reaktion in Deutschland". Auf die deutsche Presse machte dieser Versuch eines Fremden, deutsche Verhältnisse zu erklären, im Ganzen wenig Eindruck; um so aufmerksamer wurden die russischen Agenten auf einen Schriftsteller, der sich so freisinnig aussprach und durch seinen vertrauten Verkehr mit den radikalsten Parteimännern Aergerniß gab. Da er nach seiner unumwundenen Zurückweisung aller von Seiten Rußlands ihm gemachten Anträge in Dresden sich nicht mehr sicher fühlte, entschloß er sich, Deutschland zu verlassen u. nach der Schweiz zu gehen. In Zürich warf er sich auf die Lehren des Kommunismus und Socialismus und ward deshalb von Bluntschli in seine jesuitische Anklage verflochten. Der Bruch des jungen Philosophen mit seiner Regierung wurde nun vollständig; man gab es auf, ihn zu gewinnen, und ertheilte ihm den kategorischen Befehl, nach Rußland zurückzukehren. Natürlich gehorchte B. nicht, da er sich damit den Paß nach Sibirien geschrieben haben würde, und ertrug lieber die Einziehung seines Vermögens, die auch nicht auf sich warten ließ. In Karl Vogts „Briefen vom Mittelmeer" finden sich lebendige Berichte über eine Reise, welche B. mit

Vogt nach Italien machte. Nach der Reise nahm er seinen Wohnsitz in Paris, anfangs verborgen, dann aber, als seine Thätigkeit in den republikanischen Zeitschriften sich entwickelte, von den Notabilitäten der Opposition aufgesucht. George Sand war unter Denen, welche mit ihm den lebhaftesten Verkehr unterhielten. Eine merkwürdige Rede, die er 1847 bei der Feier des warschauer Revolutionstages (27. Nov. 1830) durch die Ausgewanderten hielt, machte ein ungemeines Aufsehen und wurde durch Uebersetzung über ganz Europa verbreitet. Das russische Kabinet nahm von der Rede die Notiz, daß es die Auslieferung B.s verlangte, und das französische Ministerium wagte dem Ansinnen nicht zu widerstehen. Von Freunden gewarnt, entfloh der Bedrohte nach Brüssel, verfolgt von einer Bekanntmachung, die eine Prämie von 10,000 Silberrubeln auf seinen Kopf setzte. Mit der Revolution war B. in Deutschland und wurde auf eine oft geheimnißvolle Weise auf allen Hauptplätzen und auf Nebenstationen der Revolution gesehen, deren Feuerstoffe er emsig schürte und zu einem Weltbrande anzublasen bemüht war. Was Mazzini für die Idee der italienischen Nationalfreiheit und deren Propaganda, das war B. für die Ideen des Slavismus, den er mit der europäischen Revolution verbünden zu müssen glaubte, um aus den europäischen Staatstrümmern das slavische Weltreich hervorgehen zu lassen. Kurz nach dem Märzsturm war er in Berlin, von wo er nach Prag zum Slavenkongresse sich begab. Die glühenden Deutschenhasser dieser Versammlung hatten in ihm den heftigsten Gegner, denn er sah weit genug, um zu wissen, daß die Trennung von Deutschthum und Slaventhum in der österreichischen Bewegung diese selbst vernichten müsse. Er schrieb hier die Broschüre „Aufruf an die Slaven ꝛc.", welche Schrift nicht nur die offene Aufforderung zur Revolution, sondern auch die stärksten Schmähungen gegen die russische und österreichische Regierung enthält. Einen zweiten „Aufruf" richtete B. an die Slaven, als die russischen und österreichischen Truppen den Aufstand in Ungarn bekämpften. Nach Besiegung des dem Kongresse folgenden Aufstandes von Prag ausgewiesen, begab er sich nach Breslau, dem Berührungspunkte deutscher und slavischer Revolutionselemente, erhielt aber alsbald die polizeiliche Weisung, die Stadt zu verlassen. Er ging nun im Juli nach Berlin, blieb hier bis zum September, machte Bekanntschaft mit den Koryphäen der Demokratie, nahm Theil an der Organisation des demokratischen Centralausschusses, korrespondirte in die französischen Zeitungen „Réforme" und „National" und erwartete den Ausbruch einer Revolution Polens gegen Rußland. Später aus Preußen verwiesen, begab er sich nach Dessau und Köthen, Ende 1848 nach Leipzig. Anfang März 1849 erschien B. in Dresden, wo er sich unter verschiedenen Namen heimlich bei Freunden aufhielt. In Dresden u. Leipzig hatte er sich mit den Vorbereitungen zu einer Revolution beschäftigt, welche gleichzeitig in Sachsen, Baden und der Pfalz ausbrechen sollte, auch zugleich mit Prag Einleitung wegen Herstellung der Kombination getroffen. Der Aufstand in Dresden erfolgte aber zu früh und vereitelte seine Berechnung. B. nahm indessen den thätigsten Antheil am Kampfe und wurde Seele und Leiter desselben. Nach der Einnahme Dresdens ging er, um den Aufstand weiter in das Land zu tragen, mit der provisorischen Regierung nach Chemnitz. Hier von Bürgern der Stadt verhaftet und nach Dresden geführt, ward ihm die Reiterkaserne zum Gefängniß angewiesen, doch brachte man ihn bald auf den Königstein. Nach einer sehr umfänglichen Untersuchung ward im Januar 1850 vom Appellationsgericht das Urtheil gesprochen, welches das Oberappellationsgericht im März bestätigte. Beide Urtheite lauteten auf den Tod; die königliche Gnade verwandelte diese Strafe in lebenslängliches Zuchthaus ersten Grades. Während der Untersuchung waren von Oesterreich und Rußland Auslieferungsgesuche eingelaufen, und da ersteres sich verbindlich machte, auf den Fall, daß ihm die dort begangenen Verbrechen nicht erwiesen werden sollten, die in Sachsen ausgesprochene Strafe an ihm zu vollziehen, erfolgte die Auslieferung (13. Juni 1850). Man führte ihn nach Prag auf den Hradschin und später nach Olmütz, wo ihm sein Urtheil gesprochen wurde. Auch dieses lautete auf Tod; doch wurde er zu lebenslänglichem schweren Kerker begnadigt und später an Rußland ausgeliefert. Seitdem war er verschollen und sollte dem Gerücht nach im Kerker zu Schlüsselburg verstorben sein, als Ende 1861 plötzlich die Kunde sich verbreitete, daß er aus Sibirien, wo er seit 1857 in der Verbannung lebte, durch eine abenteuerliche Flucht den Amur hinunter, über Japan, den stillen Ocean, Kalifornien, Panama, Newyork und das atlantische Meer nach London entkommen sei, wo er sich gegenwärtig befindet und an der Abfassung seiner Denkwürdigkeiten arbeitet.

Bala, Stadt im englischen Fürstenthum Wales, Hauptort der Grafschaft Merioneth, hat 1300 Einw., die sich besonders mit Strumpfwirkerei beschäftigen. Bei der Stadt liegt der Bala Bool (Pimblemeer) aus dem der Dee entspringt.

Balaam, s. v. a. Bileam.

Balabalagan (kleine Paternosterinseln), ein Haufe von 43 kleinen Inseln im indischen Archipel, in der Straße von Makassar, holzreich, von Badschuern bewohnt.

Balabagh, kleine befestigte Stadt in Afghanistan, westlich von Dschellalabad, an einem Nebenfluß des Soorkh-Rood, berühmt wegen vorzüglicher Früchte und der vielen halbkugeligen Denkmäler in der Umgegend, Topen genannt.

Balabak, Insel des ostindischen Archipels, zwischen Borneo und Palawan, 24 QMeilen groß, dem Fürsten von Sulu unterworfen.

Balabandasprache, Dialekt des Malabarischen.

Balabea, australische Insel, nördlich von Neukaledonien, von Cook entdeckt, gebirgig, reich an Holz und Schildkröten und von Papua's bewohnt.

Balachna, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises im russischen Gouvernement Nishnei-Nowgorod, am rechten Ufer der Wolga, nordwestlich von Nowgorod, hat 15 Kirchen, ein Kloster und 4500 Einwohner, die besonders Landbau und Salzsiederei (aus nahen Salzquellen) treiben.

Baladin (franz.), der Grotesktänzer u. Possenreißer des ältesten französischen Theaters, besonders im 15. u. in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Wegen ihrer unzüchtigen Tänze und Pantomimen wurden die B.s später von der Kirche exkommunicirt.

Balaghat (Balaghaut, d. i. oberhalb der

Ghats, Oberland), Landschaft im englischen Hindostan, Präsidentschaft Madras, umfaßt die britischen Distrikte Bellary, Kaddapa und Karnul, sowie einen Theil des Königreichs Mysore, u. bildete früher einen Theil des hindostanischen Reichs Bijangur. Seit 1800 gehört es den Engländern. Haupterzeugnisse sind Indigo u. Baumwolle. Zwischen dem Krischna u. Penner liegen die berühmten Diamantgruben von Goldkonda.

Balagher (Balaguer), Stadt in der spanischen Provinz Lerida, rechts am Segre, am Fuße eines steilen Berges, in fruchtbarer Gegend, mit einem festen Schloß u. 4650 Ackerbau treibenden Einwohnern. B. wurde 1645 von den Franzosen unter General Harcourt, nachdem er die Spanier hier geschlagen hatte, erobert, 1703 von Karl III. genommen, befestigt, aber, als Philipp V. siegte (1711), verlassen.

Balakhissar (Balikesseri), Stadt in Kleinasien, westlich von Brussa, wo jährlich (vom 15. August an) einer der beträchtlichsten Märkte im Orient gehalten wird, zu dem Karawanen aus allen Theilen Asiens kommen und über 25,000 Menschen in der Stadt und der Umgegend zusammenströmen. Während des Markts, der ungefähr 14 Tage dauert, ist der Bazar in Sektionen abgetheilt, wovon jede von Verkäufern verschiedener Nationen besetzt ist. Alle Manufakturwaaren Europa's, Kolonialwaaren, die reichen persischen Stoffe und die Seidenzeuche von Brussa finden hier Absatz; der Verkehr jedes Jahres wird auf 18—20 Millionen türkische Piaster geschätzt. In der Nähe von B. sind Mineralquellen von 37° R. Temperatur, deren Heilkraft in Hautkrankheiten und Rheumatismen berühmt ist. Sultan Orkhan gewann die Stadt 1336 n. Chr. durch gütliche Unterhandlung von der Familie Abschlan. Sagnun Pascha liegt hier begraben.

Balaklava (Balüklawai), russische Hafenstadt an der Südküste der Halbinsel Krim (Gouvernement Taurien), südöstlich von Sebastopol, schön von Bergen umgeben, mit einem tief ins Land eingehenden, sicheren, aber wenig geräumigen Hafen und 1900 Einwohnern, meist Griechen. Westlich von B. am Meere liegt das St. Georgskloster auf dem Gipfel eines vorspringenden Felsens, angeblich an der Stelle, wo einst der Tempel der taurischen Diana stand, in welchem Iphigenia das Amt der Priesterin verwaltete. B. war im Alterthum eine berühmte Stadt u. führte den Namen Portus Symbolorum oder Symbolon, woraus die Genuesen, die im Mittelalter hier eine blühende Kolonie besaßen, Cembalo machten. Ihren heutigen Namen leitet man aus dem Tatarischen her. Als die Türken die Italiener aus der Krim verjagten, ward B. von ihnen geplündert und zerstört. Noch sieht man auf der Höhe am schmalen Eingang der Bucht die Reste eines Genuesenforts. Im orientalischen Kriege von 1854 war B. der Hauptstationsort für die Magazine der Engländer, die nach der Landung bei Eupatoria von der schwach vertheidigten Stadt ohne Schwierigkeit Besitz genommen hatten; es stand mit dem englischen Lager durch eine Eisenbahn, mit Varna durch einen unterseeischen Telegraphen in Verbindung. Am 25. Oktober 1854 fand hier ein Treffen zwischen den Russen und einer englischen Reiterbrigade Statt, in welchem die letztere völlig aufgerieben wurde.

Balalaika, leierähnliches Toninstrument mit 2 Saiten von sanftem und angenehmem Ton, in Rußland allgemein in den Händen der untern Volksklasse, von welcher es zur Begleitung ihres einförmigen Gesanges angewendet wird. Auch die Zigeunerinnen bedienen sich desselben zur Begleitung und Taktleitung ihrer wilden Tänze und wollüstigen mimischen Darstellungen auf Jahrmärkten und an Festgelagen.

Balambangam (Berobangam), Insel des Suluarchipels, an der Nordseite der Insel Borneo, vor dem Busen von Maludu, 3 Meilen lang, ½ bis 1¼ Meilen breit, fruchtbar und ergiebig, mit zwei guten Häfen. Im Jahre 1773 überließ der König von Sulu die Insel der britisch-ostindischen Gesellschaft; die hierauf versuchte Ansiedelung mißglückte, ein zweiter Versuch 1808 hatte dasselbe Schicksal.

Balambuan, holländischer Distrikt auf der Südostküste der Insel Java, war vor dem Besitz der Holländer ein eigenes Reich. Das Land ist ungesund, aber reich an Pfeffer. In der gleichnamigen Stadt befindet sich eine holländische Faktorei.

Balancé (franz.), Tanzschritt des Contretanzes, auf der Stelle ohne Sprung gemacht und bestehend aus zwei Demicoupés, von denen einer vorn und einer hinten ausgeführt wird. Die dem balancirenden Fuße entgegengesetzte Schulter bewegt sich leicht rück- und vorwärts, um dem B. Anmuth und Ausdruck zu geben.

Balancier (v. franz.), ein mechanische Vorrichtung verschiedener Art, welche entweder den Zweck hat, eine Bewegung aufzunehmen, zu übertragen u. in eine andere Form umzusetzen, wie bei den Dampfmaschinen, oder dazu dient, ein Gegengewicht für in der senkrechten Richtung auf- und abwärts steigende Werke zu bilden, deren Massen dadurch in stetem Gleichgewicht zu halten und ihre Bewegung zu reguliren. Bei den Dampfmaschinen war der B. das älteste Mittel, durch welches man die gradlinige Bewegung des Kolbens in eine rotirende umzuwandeln und dadurch auf ein Schwungrad zu übertragen wußte. Solche Maschinen, wie sie ursprünglich von Watt konstruirt wurden, sind gegenwärtig immer noch vielfach im Gebrauch, besonders in Bergwerken u. auf Flußdampfschiffen, u. man nennt sie auch Balanciermaschinen, im Gegensatz zu solchen, bei welchen der Kolben seine Bewegung direkt vermittelst der Pleuelstange auf die Kurbel des Schwungrades überträgt. Der B. bei Dampfmaschinen ist ein doppelarmiger, aus Eisen gegossener Hebel, in seiner Mitte um einen Zapfen auf einer starken Stütze schwingend. Sein einer Arm steht, gewöhnlich vermittelst des von Watt erfundenen Parallelogramms (s. d.), mit der Kolbenstange in Verbindung, während der andere Arm vermittelst der Pleuelstange die Kurbel des Schwungrades in Umdrehung versetzt. Bei kleineren Maschinen steht man gegenwärtig von der Anwendung des B.s ab, weil dieselben dann weniger schwerfällig und kostspielig ausfallen, und ihre Aufstellung bedeutend erleichtert ist. Näheres s. Dampfmaschine. Die Gegengewichtsbalanciers sind insbesondere in Bergwerken in Gebrauch und dienen sowohl dazu, den Gang der einseitig wirkenden Wassersäulenmaschinen zu reguliren, indem sie die Bewegung des Treibkolbens nach der einen Richtung hin unterstützen und nach der entgegengesetzten Richtung hindern, so daß das Kolbenspiel seinen regelmäßigen Fortgang hat, ohne eine bedeutende Geschwindigkeitsveränderung zu erfahren, sowie auch ferner, um bei

den Pumpwerken das ungeheure Gewicht des oft mehre hundert Fuß in den Schacht hinabreichenden Gestänges auszugleichen, welches sonst, vorzugsweise auf den untersten Stangen ruhend, unfehlbar deren Verbiegen und Brechen bewirken würde. Man unterscheidet hierbei nur mechanische und hydraulische B.s. Der mechanische B. besteht aus einem doppelarmigen Hebel, welcher auf der einen Seite mit Gewichten beschwert und auf der andern Seite mit der Kolbenstange oder dem Gestänge überhaupt so verbunden ist, daß jene dem Gewicht desselben entgegenwirken und dadurch dem Aufgange desselben zu Hülfe kommen, dagegen aber den Niedergang desselben verzögern. Der hydraulische B., besonders bei den Wassersäulenmaschinen in Verbindung mit Pumpwerken angewendet, besteht hingegen aus einer zweiten Röhrentour, welche statt des einfachen Ausgußrohres vom Steuercylinder aus aufwärts steigt, und durch welche das todte Wasser abgeführt wird, so daß es eine Wassersäule bildet, welche dem Gewichte des Gestänges beinahe das Gleichgewicht hält, und dasselbe mit einer gemäßigten Geschwindigkeit niedergeht. In der mechanischen Leistung kann natürlich weder der eine, noch der andere B. eine Steigerung hervorbringen. Das, was bei dem Treibkolbenaufgange durch einen B. an Effekt gewonnen wird, geht natürlich beim Niedergange desselben verloren. Der hydraulische B. hat den Vortheil der größern Einfachheit, der mechanische B. aber den Vortheil, daß seine Wirksamkeit durch Zulegen von Gewichten beliebig gesteigert werden kann Statt der drückenden Wassersäule kann man sich auch der komprimirten Luft bedienen, welche man in einen Windkessel einschließt, der mit dem Cylinder der Wassersäulenmaschine kommunicirt. Da das Entweichen der Luft nicht ganz vermieden werden kann, so ist es hierbei noch nöthig, eine kleine Luftpumpe anzuwenden, welche neue Luft zupumpt und die Spannung im Windkessel dadurch auf einer gewissen Höhe hält. Die Kraft, mit welcher ein solcher pneumatischer B. dem aufgehenden Gestänge zu Hülfe kommt, ist allerdings variabel, umindessen die Veränderlichkeit dieser Kraft möglichst herabzuziehen, ist es nöthig, den Windkessel viel größer zu machen, als den Cylinderraum.

Balanciren (v. Franz.), die Fertigkeit, Körper in die Gleichgewichtslage zu bringen oder darin zu erhalten. Das B. spielt besonders in der Gymnastik eine besondere Rolle. Schon das Stehen und Gehen, das Laufen und Springen, das Tanzen und Reiten beruht auf der Fertigkeit, den Körper im Gleichgewicht zu erhalten. Uebungen solcher Art bilden einen wesentlichen Bestandtheil einer guten körperlichen Erziehung, indem durch sie der Körper in seinen Bewegungen Gewandtheit, Sicherheit und Festigkeit erlangt; überdies sind sie als ein Hauptmittel gegen den Schwindel anzusehen. Mannichfaltige Balancirübungen können auf dem Turnplatze an Reck, Barren u. auf dem Voltigirpferde durchgemacht werden, ganz besonders aber sind das Stelzenlaufen, das Gehen vermittelst einer Leiter, das Schlittschuhlaufen und für die Nordländer das Schneelaufen als solche Uebungen für die körperliche Gewandtheit von Wichtigkeit. Die Kunst des Seiltänzers beruht auf der des B.s. Hat man gelernt, seinen eigenen Körper in schwierigen Lagen im Gleichgewicht zu erhalten, so wird es leicht, auch fremde Körper zu balanciren. Bedingung ist, daß das vom Schwerpunkt gefällte Loth durch den Unterstützungspunkt oder durch die Basis des Körpers gehen muß. Daher hängt die Schwierigkeit der einzelnen Proben von der Lage des Schwerpunkts im schwebenden Körper ab. Einen Körper zu balanciren, dessen Schwerpunkt weit über den Unterstützungspunkt hinaus liegt, ist leichter, als einen solchen, wo ersterer näher über dem letztern liegt; es ist z. B. leichter, ein Rappier zu balanciren, wenn das Gefäß oben, als wenn es unten liegt. So ist auch die Bewegung des Schwerpunktes langsamer, und kleine Verrückungen sind merkbarer, wenn derselbe hoch über dem Unterstützungspunkte liegt, als es entgegengesetzt der Fall ist. Einen gewichtigen Stock auf dem Finger zu balanciren, ist leicht, wenn er nicht allzu kurz ist; schon schwerer wird es, ihn von einem Finger auf den andern zu bringen, oder erst in der flachen Hand und dann durch eine schnelle Bewegung auf den Rist derselben übergehen zu lassen, eben so ihn auf dem Fuße, der Stirn ꝛc. zu halten. Am schwersten ist es, zwei oder mehre Körper zugleich zu balanciren, z. B. wenn man einen stumpfen Degen auf die Stirn setzt und auf den Knopf desselben einen andern Körper stellt, oder wenn man den Degen umkehrt und auf seine Spitze einen Teller setzt. Bei manchen Gegenständen unterstützt der Luftwiderstand das B., wie in dem bekannten Tellerspiele, worin Teller auf der Spitze eines Stabes rotirend in Balance erhalten werden; andere Balancirkunststücke beruhen aber auch auf Täuschungen, indem die scheinbar balancirenden Körper auf eine dem Zuschauer verborgene Weise unterstützt werden.

Balanen, s. Meereicheln.

Balanoblennorrhöe (Eicheltripper), s. Gonorrhöa.

Balanguingi, Insel des Suluarchipels, nordöstlich bei Simusa, ein Hauptbollwerk der malayischen Seeräuber, bis es 1848 von den Spaniern vernichtet wurde.

Balarue, Dorf im französischen Departement Herault, am See Thau, südwestlich von Montpellier, mit 600 Einwohnern und warmen Mineralquellen von 42° R., die Alkalisalz, Acidum u. etwas Schwefel enthalten und innerlich wie äußerlich gegen schwache Fieber, Schwindel, Verstopfungen, Lähmungen ꝛc. empfohlen werden.

Balasore, (Ballafur), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts in der ostindischen Provinz Oriſſa, an der Mündung des Buribalang und dem bengalischen Meerbusen, mit bedeutendem Handel, britischer Faktorei, Schiffsbau, Salinen und 11,500 Einwohnern. Von hier stammen die aus Baumbast gefertigten sogenannten Balasoretücher. Nachdem die Stadt schon seit 1751 in den Händen der Mahratten gewesen war, überließ sie 1803 der Radscha von Nagpur den Briten.

Balassa, Balnit, Graf von Gyarmati und Péklö, der erste bedeutende ungarische Nationaldichter, 1550 geboren, focht für den Prätendenten Békési und trat dann in königliche Dienste, verließ aber 1589 seine Heimat, kehrte erst 1594 zurück und fiel in demselben Jahre bei der Erstürmung von Gran. Er sprach lateinisch, polnisch, italienisch und slavonisch, übersetzte auch aus dem Lateinischen und Italienischen. Die erste Ausgabe seiner „Gedichte" erschien zu Krakau 1572, die 14. zu Pesth 1790.

Balassa (Ipoly) Gyarmath, Marktflecken in Ungarn, Hauptort des neograder Komitats, an der Eypel, in fruchtbarer Gegend, mit 5487 Einwohnern. Hier 1626 Friedensschluß zwischen den Oesterreichern und Türken.

Balbek, s. Baalbeck.

Balbi, Adriano, Geograph und Statistiker, geboren zu Venedig den 25. April 1782, erregte schon durch sein erstes geographisches Werk „Prospetto politico geografico dello stato attuale del globo" (Venedig 1808) so große Aufmerksamkeit, daß der Kardinal Zurla ihn als Lehrer der Geographie am Kollegium San Michael zu Murano anstellte. In den Jahren 1811—13 war B. Lehrer der Physik am Lyceum zu Fermo. Politische Verhältnisse hinderten ihn, die eigens für ihn geschaffene Stelle eines Professars der Statistik zu Parma anzutreten, und nach Fermo zurückgekehrt, ward er 1815 auch hier als Ausländer von der päpstlichen Regierung entlassen. Noch in demselben Jahre als Sekretär bei der Generalzolldirektion in Venedig angestellt, arbeitete er hier sein „Compendio di geografia universale" aus und kam dadurch mit Malebrun in ein freundschaftliches Verhältniß, welcher ihm mehre Artikel für die „Nouvelles annales des voyages" übertrug. Im Jahre 1820 begab er sich in Familienangelegenheiten nach Portugal. In dem königlichen Archiven sammelte er damals die Materialien zu seinem „Essai statistique sur le royaume de Portugal et d'Algarve" (Paris 1822, 2 Bde.), welches treffliche Werk Vieles über portugiesische Literatur und Kunst enthält, was man anderswo nicht findet. Um den Druck dieses Werks unter seinen Augen besorgen zu lassen, nahm B. 1821 seinen Aufenthalt in Paris. Hier arbeitete er mehre Jahre hindurch an seinem „Atlas ethnographique du globe ou classification des peuples anciens et modernes d'après leurs langues" (Paris 1826, mit Atlas), der die Franzosen mit den Forschungen Adelungs, Vaters und Anderer bekannt machte. Obgleich das Ministerium Martignac dem rastlosen Geographen den Aufenthalt in Paris dadurch zu erleichtern suchte, daß es ihm eine Unterstützung gewährte, wendete er sich doch 1832 nach Padua. Er † den 14. März 1848. Außer den genannten Schriften gab er heraus: „Variétés politico-statistiques sur la monarchie portugaise" (Paris 1822), statistische Tabellen über Persien (1827), Frankreich (1828 und 1829), Rußland (auch Weimar, 1830), England (1829), die Niederlande (1831); mit Laurenaudière u. Huot aus Malteburns Sammlungen dessen „Traité élémentaire de géographie" (Paris 1830—31). Sein bekanntestes Werk ist der „Abrégé de géographie" (3. Aufl., Paris 1838, deutsch von Andree: „Handbuch der politischen Erdbeschreibung", Braunschweig 1834 bis 1835, 2 Bde., und von Cannabich: „Handbuch des geographischen Wissens", Gotha 1834, 2 Bde., 3. Auflage, Pesth 1842, italienisch Livorno 1837, Neapel 1842, portugiesisch Lissabon 1838). Auch arbeitete B. mehre sehr gründliche und reichhaltige Artikel für pariser Journale. Eine Sammlung seiner „Scritti geographici" erschien zu Turin 1842. Das größte Verdienst in B.'s Arbeiten ist die Sorgfalt und Unverdrossenheit in der Berichtigung der einzelnen Angaben, die bis ins Kleinste als authentisch gelten können. Die Geographie als Wissenschaft ist von ihm nicht besonders gefördert worden, obwohl er neue Quellen und Hülfsmittel auf ihrem ganzen Gebiete eröffnet hat.

Balbinus, Decius Cölius, römischer Kaiser mit Maximus Pupienus, 237—238 n. Chr. Von edler Abkunft, reich und freigebig, ein Freund der Wissenschaften u. selbst Dichter, ausgezeichnet durch fast alle Tugenden des Friedens, war er zweimal Konsul und Statthalter in mehren Provinzen gewesen, als der Senat ihn und Maximus auf den Thron erhob, um nach dem Tode des älteren Gordianus eine neue Stütze gegen Maximinus zu haben. Bald jedoch zeigte sich das Volk unzufrieden mit dieser Wahl, und man mußte den beiden Kaisern noch einen dritten, den unmündigen Gordianus, zugesellen. Maximus zog hierauf gegen Maximinus aus, während B. in Rom zurückblieb, vergeblich bemüht, den von Neuem ausbrechenden Parteikämpfen in der Stadt zu steuern. Im Frühling des folgenden Jahres, nachdem Maximinus vor Aquileja von seinen eigenen Leuten ermordet worden war, kehrte Maximus zurück, und beide Kaiser regierten von jetzt an zur Zufriedenheit des Volkes und Senats. Nur die Soldaten nährten geheimen Haß gegen die ihnen vom Senat gegebenen Herren. In einem während der kapitolinischen Spiele erregten Aufruhr stürmten sie den kaiserlichen Palast; die Herrscher wurden ergriffen und unter Mißhandlungen dem Lager der Soldaten zugeschleppt, bei dem Herannahen der zu Hülfe gerufenen germanischen Leibwache aber noch auf der Straße ermordet, im Juli 238.

Balbo, Cesare, Graf, ital. Staatsmann und Schriftsteller, 1789 in Turin geboren, bekleidete schon im 18. Jahre eine Stelle als Auditeur bei dem Staatsrathe in Paris und ward 1808 Sekretär der Regierungskommission, welche mit der Organisirung Toskana's zur Vereinigung dieses Staates mit dem Kaiserreich beauftragt war, in welcher Eigenschaft er später Theil an der zu gleichem Zwecke für Rom ernannten Consulta nahm. Im Jahre 1812 ward B. französischer Regierungskommissär für die illyrischen Provinzen, die durch den wiener Frieden von 1809 an Frankreich abgetreten wurden, ging nach Napoleons I. Sturze als sardinischer Gesandtschaftssekretär nach London und blieb daselbst, bis die Folgen der piemontesischen Revolution von 1821 ihn veranlaßten, sich von den Staatsgeschäften zurückzuziehen. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, widmete er seine Muße den historischen Wissenschaften und veröffentlichte von 1821—43 mehre Arbeiten, unter denen eine „Geschichte Italiens", die jedoch in 2 Bänden nur bis Karl den Großen reicht, und eine Uebersetzung nebst Kommentar von Lea's „Entwickelung der Verfassung der lombardischen Städte" („Communi italiani") die bedeutendsten sind. Die 1843 erschienenen „Speranze d'Italia" machten ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt. B. stellte darin die Behauptung auf, daß die Unabhängigkeit der Freiheit vorangehen müsse, daß also das Streben nach der letzteren, so lange die erstere nicht erlangt, unsinnig und verwerflich sei. Die Schrift wurde, nebst Gioberti's Werk über den Primat, ein Ausgangs- und Mittelpunkt für die neu sich bildende Partei der gemäßigten Liberalen und erlebte hinter einander mehre Auflagen (3. Aufl., Capelago 1846). Nicht mindern Beifall fand B.'s „Kompendium der italienischen Geschichte" („Della storia d'Italia, dell' origine fino 1814" (5. Aufl., Bastia 1849), das durch

umfassende Geschichtskenntniß, kernigen u. bestimmten Styl ausgezeichnet ist. Auch veröffentlichte B. mehre kleine Schriften historischen und politischen Inhalts und schrieb eine Reihe von Artikeln für das turiner Journal „Il Risorgimento" an dem er fortgesetzt thätig war. Als ein Haupt der moderirten Partei nahm B. seit 1847 eine hervorragende politische Stellung in den italienischen Verhältnissen ein. Als 1848 auf einige Zeit die liberal-demokratische Partei in Sardinien die Oberhand gewann, stand er derselben, zumal nach Gioberti's Rücktritt im Februar 1849, feindlich gegenüber, nahm dagegen lebhaften Antheil an dem Kriege gegen Oesterreich. Seit der Konstitutionsverleihung vom 8. Februar (4. März) 1848 waren im sardinischen Staat mit kurzer Unterbrechung meist seine Freunde u. Männer aus seiner Schule an der Spitze der Regierung, an der er selbst nur ganz kurze Zeit Antheil nahm. Auch zu dem Ministerium Azeglio stand er stets in den freundschaftlichsten Beziehungen und vertheidigte dasselbe nicht selten in den Spalten des „Risorgimento". Nach dem Tode des Königs Karl Albert zog er sich von der Oeffentlichkeit zurück und † den 3. Juni 1853.

Balboa, Vasco Nuñez de, einer der berühmtesten und achtbarsten Conquistadores (Entdecker), geboren 1475 zu Ferez-de-Badajoz, führte in seiner Jugend ein ziemlich lockeres Leben, ging nach Domingo und schloß sich dort, um seinen Gläubigern zu entgehen, der Expedition an, welche Francisco de Enrico 1510 gegen Darien führte. Einer der Aufstände, welche die Entdeckung Amerika's so häufig bezeichnen, verschaffte B. den Oberbefehl über die unter dem Namen Sta. Maria del Antigua gegründete neue Kolonie. Dunkle Nachrichten, welche ihm ein Kazike der Gegend von einem nahen westlichen Ocean und einem an seinen Küsten gelegenen Goldlande brachte, bewogen ihn 1513 zu einer südwestlichen Entdeckungsreise. Unter unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren überstieg er die Andes und erblickte am 25. September von einem Berge des Isthmus von Panama die Südsee, von deren Küstenländern er im Namen des Königs von Spanien Besitz ergriff. In augenblicklicher Anerkennung seines Verdienstes ernannte ihn der spanische Hof zum König des Südmeers. Intriguen verschafften aber fast gleichzeitig dem Pedrarias Davila den Befehl über die von B. eroberten Landstriche. B. unterwarf sich 1514 dem neuen Gouverneur und unternahm in untergeordneter Stellung noch mehre glückliche Expeditionen in das Innere des neuen Welttheils. Aber dem grausamen und engherzigen Pedrarias erschien B.'s Glück und Verdienst als Verbrechen u. erhöhete seinen Haß gegen den kühnen Helden, welcher überall, wo er auftrat, seine Umgebungen zu begeistern wußte. Die schwache Regierung suchte vergeblich zwischen beiden Männern zu vermitteln. Zwar bot B. die Hand zur Versöhnung, er heirathete selbst die Tochter des Pedrarias; allein von diesem bei erster Gelegenheit verlockt, sich selbst zu überliefern, wurde er der beabsichtigten Rebellion angeklagt und mit Verletzung aller rechtlichen Formen 1517 zu St. Maria enthauptet.

Balbriggan, Städtchen in Irland, Provinz Leinster, nördlich von Dublin, am Meeresstrande, mit 2310 Einwohnern, die Handel u. Fischerei treiben und ausgezeichnete Strumpfwaaren fertigen.

Balbuena, Don Bernardo de, berühmter spanischer Dichter, vorzüglich als Epiker ausgezeichnet, 1568 zu Val de Penuas in der Provinz Mancha geboren, ging noch sehr jung nach Amerika, wo er in einem mexikanischen Kollegium seine theologischen Studien vollendete. Im Jahre 1608 noch Spanien zurückgekehrt, ward er bald darauf zum Propst auf Jamaica und 1620 zum Bischof von Portorico ernannt. B. † daselbst 1627. Von seinen Werken haben sich nur drei erhalten: „El siglo de oro" (Madrid 1608), eine Schäfernovelle in Prosa und Versen, „La grandeza mejicana" (Mexiko 1609), eine poetische Beschreibung dieser Hauptstadt, und „El Bernardo ó victoria de Roncesvalles", episches Gedicht in 24 Büchern (Madr. 1624, beste Ausgabe, das. 1808). Die beiden ersten Werke wurden auch von der königlichen Akademie in Mailand 1821 und letzteres vorzugsweise in Quintana's „Musa épica" (Madr. 1833, Bd. 2) herausgegeben. In seinem „Bernardo" hat sich B. durch Schwung und Phantasie und stellenweise durch großartige Einfachheit als ächten Dichter bewährt. Diktion und Versifikation sind in allen Werken B.'s fast durchgängig vortrefflich, und vorzüglich in den Beschreibungen hat er ein so eminentes Talent bewiesen, daß er darin dem Ariost an die Seite gestellt werden kann.

Balch, s. Balk.

Baldachin (franz. baldaquin, ital. baldacchino), eine verzierte, von Säulen getragene oder auch an der Wand befestigte Decke über einem Throne, Bette, einer Kanzel ꝛc., auch ein auf vier Stangen getragener Schirm von Seide oder anderen reichen Stoffen, an den Ecken mit Straußfedern oder geistlichen Emblemen geziert. Man trug früher einen solchen B. häufig bei feierlichen Aufzügen über fürstlichen und anderen vornehmen Personen; jetzt kommt er in Europa nur noch bei den Prozessionen der katholischen Kirche vor, wo der die Monstranz tragende Geistliche unter demselben geht. Das Wort wie die Sache stammen aus dem Orient, wo die Herrscher und Vornehmen theils aus Rücksicht auf die Gewalt der Sonnenstrahlen, theils zum Zeichen ihres Ansehens sich selten anders, als unter einem, oft von den Großen des Volkes getragenen B. zeigen.

Baldasseroni, Giovanni, toskanischer Ministerpräsident, geboren 1790 zu Livorno, widmete sich zuerst dem Zolldienste, wurde als Douanier in Pisa angestellt und kam dann als Rechnungsrevisor (sindaco) nach Florenz. Später zum Finanzverwalter (amministratore delle finanze) ernannt, gewann er das Vertrauen seines Fürsten in solchem Grade, daß er am 4. November 1845 den Titel eines Staatsraths und thatsächlich die Leitung des Finanzwesens erhielt, obwohl er den Charakter als Finanzdirektor erst im August 1847 bekam. Bei den Ministerkrisen im September 1847 und Juni 1848 verstand es B., seinen Platz auch bei veränderten Regierungsprincipien zu behaupten. Später zum Mitgliede der toskanischen ersten Kammer (Senator) ernannt, fiel er mit dem Ministerium Ridolfi vor der republikanischen Demonstration des 30. Juli 1848, die das Uebergangsministerium Capponi zur Folge hatte. Während der Revolutionsperiode hielt er sich vom öffentlichen Leben fern, begab sich aber auf den Ruf Leopolds II. nach Gaeta und trat am 24. Mai 1849 als Konseilpräsident an die Spitze der neugebildeten konservativen Regierung. Im

Sommer 1850 war er mit dem Großherzog in Wien u. brachte von dort die toskanischen Septembergesetze mit, durch welche die Konstitution auf unbestimmte Zeit suspendirt u. die Preßfreiheit beschränkt wurde. Als Finanzminister bemühte er sich, durch eine fünfprocentige Anleihe von 30 Millionen Lire, sowie durch bedeutende Erhöhung der direkten u. indirekten Steuern den zerrütteten Staatsfinanzen aufzuhelfen. Im Herbst 1852 wurde ein Mordversuch gegen ihn gemacht. Im Mai 1859 mußte er abermals dem Umschwunge der Dinge weichen.

Balde, Jakob, einer der vorzüglichsten neueren lateinischen Dichter, geboren zu Enstisheim im Elsaß 1603, trat 1624 zu München in den Jesuitenorden, ward später Hofprediger des Kurfürsten von Bayern und † zu Neuenburg in der Pfalz am 8. August 1668. Eine Sammlung seiner „Opera poetica omnia" erschien zu München 1729, 8 Bde.; eine Auswahl besorgte Orelli (Zürich 1805, 2. Aufl. 1818) und Clesea (Augsburg 1829, 2 Bde.). Ins Deutsche wurden B.'s Oden übersetzt von Neubig (Kempten 1830, 3 Bde.) und Aigner (Augsburg 1831). Am bekanntesten ist vielleicht sein Gedicht „Solatium podagricorum" (München 1661). Das Andenken B.'s hat vorzüglich Herder durch treffliche Uebersetzungen in der „Terpsichore" und A. W. Schlegel wieder geweckt. Auf die deutsche Poesie hat B. mit seiner lateinischen sehr entschieden gewirkt. Mehre Pegnitzer übersetzten Werke von ihm; andere hat B. selbst deutsch variirt.

Baldenburg (poln. Bialenburskie), Stadt in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Marienwerder, am Belzigsee, mit einer lutherischen und einer katholischen Kirche und 1737 Einwohnern, die sich mit Tuchweberei, Bienenzucht und Theerbrennen beschäftigen.

Balder (Baldur, d. i. der Kühne), in der nordischen Mythologie der zweite Sohn Odiens und der Frigga, Nanna's Gemahl, der Urheber alles Guten, der Gott der Güte und männlichen Schönheit, der Weisheit und Beredtsamkeit, von solcher Lieblichkeit und Anmuth, daß ein glänzendes Licht von ihm ausströmt; die weißeste der nordischen Blumen wird nach seinen Augenbrauen Baldersbrand Baldrian, Anthemis cotula) genannt. Er wohnt in dem mit Palästen und Säulen gezierten Breiteblick (breiter Glanz), auf dessen Säulen Runen eingegraben sind, welche die Kraft haben, Todte zu erwecken. B. war seit längerer Zeit von furchtbaren Träumen geängstigt, die ihm allerlei Lebensgefahren und seinen nahen Tod verkündigten. Als er dies den Göttern erzählte, hielten sie, um ihren Liebling zu schützen, einen großen Rath, worauf Odin zur Hela hinabritt, um den Geist einer Wole (Wahrsagerin) zu befragen. Frigga dagegen nahm von allem Lebendigen und Leblosen einen Eid, ihm nicht zu schaden, vergaß aber, das schwache, ganz ungefährlich aussehende Bäumchen Mistelteven (Mistelstein) gleichfalls in Eid zu nehmen. Die Götter, voll Heiterkeit und Muthwillen, weil sie nun das Leben B.s gesichert glaubten, trieben allerlei Scherz und Kurzweil mit demselben. Einige schossen mit Pfeilen auf ihn, hieben auf ihn mit Schwertern, andere warfen ihn mit Steinen, ohne ihn im mindesten zu verletzen. Nur der tückische Loke theilte die allgemeine Freude nicht. In der Gestalt einer alten Frau ging er zu Frigga und entlockte ihr, welche Vorkehrungen sie getroffen, um B.s Leben zu schützen. Unglückseliger Weise erwähnte sie auch der am Thore Walhalla's wachsenden Mistelstein, die sie ihrer Unbedeutendheit halber bei dem Abfordern des Eides übergangen hatte. Kaum hatte Loke dies erfahren, als er das Bäumchen ausriß und sich in die Versammlung der Götter begab. Hier fand er den blinden Hoder, den Bruder B.'s, außerhalb des Kreises stehend, und beredete ihn, mit dem Mistelstein nach B. zu werfen. Hoder that es, und B. stürzte todt zur Erde nieder. B.s Leichnam ward auf seinem Schiffe Hringhorne verbrannt, wobei Odin, Frigga, die Walkyren, Freyr, sowie viele Berg- u. Eisriesen erschienen. Hierauf sandten die Götter den schnellen Hermode hinab zur Hela, um B. zurückzuerbitten, was diese auch unter der Bedingung bewilligte, daß alle Wesen auf der Welt, sowohl lebendige als leblose, ihn beweinten. Diese waren leicht dazu zu bewegen, u. schon kehrten die Boten fröhlich zur Hela zurück, um den geliebten B. zurückzuholen, als sie auf dem Rückwege ein Riesenweib, mit Namen Thok (Tücke, Bosheit), antrafen, welches die Theilnahme an der allgemeinen Klage verweigerte. Dieses Riesenweib soll Loke gewesen sein. So muß nun B. in Hela's Reiche bleiben bis zum Weltende, oder bis zu der Götterdämmerung.

Balderich (Baldericus, Walderich, Baderich), König von Thüringen, einer der drei Söhne des Basinus, erhielt nach des Vaters Tode einen Theil des thüringischen Reiches, wurde aber 522 n. Chr. auf Anstiften der Amalasuntha von seinem Bruder Herminfried mit Hülfe des Frankenkönigs Theoderich geschlagen und getödet. Ein anderer König von Thüringen dieses Namens half 635 n. Chr. unter dem Frankenkönige Dagobert die Baskonen besiegen.

Bal-Dewa (d. i. Gott Bal, auch Ramnaghur, d. i. Burg des Gottes Ram), ein einzelnstehender, hoher Berg in Ostindien, westlich von dem Santschgebirge, zwischen dem Sudledsch in dem obern Chinab, zunächst der Ebene Pandschab. Seine Kuppe ist eine schneebedeckte Ebene, aus der noch eine kleine Höhe aufragt. Zwischen dem Santschgebirge und B. führt der kürzeste Weg von Nurpur nach Kaschmir, der aber nur für Fußgänger geeignet ist.

Baldi, Bernardino, berühmter italienischer Gelehrter, Mathematiker, Schriftsteller und Dichter, geboren 1553 zu Urbino, studirte zu Padua besonders Mathematik und Griechisch und übersetzte schon damals unter Anderem Arats „Phaenomena" in italienische Verse. Im Jahre 1576 verließ er Padua beim Ausbruche der Pest und kehrte nach seiner Vaterstadt zurück; bald darauf ernannte ihn Don Ferrante II., Herzog von Guastalla, zu seinem Hofmathematiker und einige Jahre später zum Abt von Guastalla. Im J. 1617 legte B. sein Amt nieder und zog sich nach seiner Vaterstadt zurück, wo er noch in demselben Jahre †. Als Dichter zeichnete sich B. durch das Lehrgedicht „La nautica" und seine für klassisch geltenden „Versi sciolti", hauptsächlich aber durch die Idylle „Celeo" aus; geringern Werth haben seine Sonette und das Gedicht „Il Diluvio Universale, cantato con nuova maniera di versi" (Pavia 1604), ein Versuch in achtzehnsilbigen Versen, die keinen Beifall und keine Nachfolge fanden. Außerdem schrieb B. noch 100 Fabeln in

Prosa (von Crescimbeni verfificirt) nach dem Muster Aesops. Seinen Gedichten fehlt der Schwung freier Begeisterung und Reichthum der Phantasie; aber eine edle Sprache und ein künstliches Versmaß haben ihnen bei den italienischen Kunstrichtern das Ansehen verschafft, welches sie noch jetzt genießen. Er verstand 12 Sprachen. Sein Leben beschrieb P. Ireneo Affo (Parma 1783).

Baldrian, Pflanzengattung, s. Valeriana.

Baldrianöl, durch Destillation mit Wasser aus der Baldrianwurzel gewonnenes blaßgelbes oder grünliches, dünnflüssiges Oel von durchdringendem Baldriangeruch und gewürzhaftem, bitterem, kampherartigem Geschmack. Das specifische Gewicht ist 0,90 bis 0,94. Mit dem Aller wird es dick und braun, indem es verharzt. Alte Wurzeln geben schon bei der Destillation ein dickflüssiges braunes Oel. Mit Jod erwärmt sich das B. nur gering unter Entwickelung weniger grangelber Dämpfe; von Salpetersäure wird es beim Erhitzen ruhig, unter Entwickelung von Dämpfen zersetzt, färbt sich dabei purpurroth bis blau und wird endlich in Oxalsäure verwandelt; Schwefelsäure färbt es violett; Sandelroth wird kaum gelöst. Zeller erhielt im Mittel aus 1 Pfund Wurzeln 30 Gran bis 1 Drachme 50 Gran Oel. Das B. besteht aus einem Kohlenwasserstoff, isomerisch mit dem Terpentinöl, Baldriansäure, Harz, Borneolampher und einem eigenthümlichen Stoff, dem Valerol ($C_{12} H_{20} O_2$). Man stellt dieses rein dar, indem man das B. bis auf 200° C. erhitzt, den Rückstand in Eis stellt und die krystallinische Masse rektificirt. Das Valerol erstarrt einige Grade unter 0, wird über + 20° wieder flüssig, riecht schwach nach Heu, ist leichter als Wasser und wenig löslich darin, aber leicht löslich in Alkohol, Aether u. in den flüchtigen Oelen. An der Luft geht es allmählig in Baldriansäure über, schmelzendes Kalihydrat verwandelt es unter Wasserstoffentwickelung in Kohlensäure und Baldriansäure.

Baldriansäure ($C_{10} H_{20} O_4$), die fünfte Säure in der Reihe der Fettsäuren, findet sich im Delphinöl, im Kraut u. in der Wurzel des Baldrians, in den Beeren u. in der Rinde von Viburnum Opulus, in der Angelikawurzel, in der Wurzel von Athamanta oreoselinum in der Asa foetida ꝛc. Sie entsteht bei der Oxydation des Valerols u. kann daher aus dem Baldrianöl erhalten werden, wird aber jetzt allgemein aus Fuselöl gewonnen, welches man mit chromsaurem Kali und Schwefelsäure digerirt und dann destillirt. Auch erhält man sie durch Oxydation aus den eiweißartigen Stoffen und aus Leim. Sie entsteht ferner bei der Fäulniß der letzteren Stoffe unter Wasser, bei der Oxydation der Oelsäure und anderer Fette mit Salpetersäure und beim Schmelzen des Indigo's und Lycopodiums mit Kalihydrat. Die B. ist eine farblose, leicht bewegliche Flüssigkeit, nach Baldrianwurzel und altem Käse riechend und sauer und widrig schmeckend; auf der Zunge macht sie einen weißen Fleck. Sie ist leichter als Wasser, löst sich in 30 Theilen desselben, und beim Schütteln mit weniger Wasser erhebt sich eine wässerige Säure ($C_{10} H_{20} O_4 + 2$ aq.) an die Oberfläche; mit Alkohol und Aether ist sie in jedem Verhältniß mischbar und auch in Essigsäure in reichlicher Menge löslich. Bei — 15° bleibt sie flüssig, bei 174°,5 siedet sie, und ihre Dampfdichte ist 3,68. Sie brennt mit leuchtender Flamme, löst Kampher und Harze, aber nicht Schwefel. Leitet man die Dämpfe der Baldriansäure durch ein glühendes Rohr, so entstehen Kohlenoxyd, Kohlensäure, Wasserstoff, Kohlenwasserstoffe, namentlich Tritylen. Die baldriansauren Salze sind im trocknen Zustande geruchlos, feucht riechen sie nach B., sie schmecken häufig süß, und einige gerathen in rotirende Bewegung, wenn man sie auf Wasser wirft. Die Baldriansäureäther haben zum Theil Fruchtgeruch und dienen zur Darstellung von Fruchtessenzen und Fruchtdonbons. Auch hat man das baldriansaure Zinkoxyd, welches durch Sättigen der B. mit kohlensaurem Zinkoxyd bereitet wird, sowie mehre andere Verbindungen der B. als Heilmittel empfohlen.

Balduin (d. i. der kühne Sieger). 1) Lateinische Kaiser: a) B. I., Sohn Balduins VIII. von Flandern, geboren zu Valenciennes 1171, trat 1195 die Regierung von Flandern und Hennegau unter dem Namen Balduin IX. an u. leistete dem französischen König Philipp August den Lehnseid. Später führte er Krieg gegen denselben wegen der Grafschaft Artois und der Städte Aire und St. Omer, bekam diese 1199 zu Peronne abgetreten und nahm 1200 an dem fünften Kreuzzuge Theil. Die Kreuzfahrer eroberten am 12. April 1204 Konstantinopel und errichteten das lateinische Kaiserthum, zu dessen Oberhaupt B. gewählt wurde (9. Mai). Bei der Belagerung von Adrianopel, welche Stadt von Aufrührern in Besitz genommen worden war, gerieth er am 14. April 1205 in Gefangenschaft, in welcher er nach Einigen eines natürlichen Todes starb; nach Andern tödtete ihn der Bulgarenkönig Johannicus auf die falsche Anklage seiner Gattin, daß B. ihr Liebesanträge gemacht habe, während sie selbst ihn zum Verbrechen und zum Mord ihres Gatten hatte verführen wollen. In Flandern trat bei der Ungewißheit seines Todes ein falscher B. auf. — b) B. II., jüngster Sohn des Kaisers Peter II. u. der Jolante von Hennegau, geboren 1217, folgte 1228 in einem Alter von 11 Jahren seinem Bruder Robert als lateinischer Kaiser u. vermählte sich mit der Tochter Johanns von Brienne, Königs von Jerusalem, der auch den Kaisertitel annahm, um sich durch diese Heirath den Schutz des letztern zu sichern. Auch ihm fehlte es, wie den meisten seiner Vorfahren auf dem lateinischen Thron, an Kraft, sich zu behaupten, und endlich war er so weit herabgekommen, daß er aus Blei Geld schlagen ließ und seinen eigenen Sohn als Pfand für dargeliehenes Geld venetianischen Kaufleuten überlassen mußte. Michael Paläologus, bereits im Besitz des ganzen Landes auf beiden Seiten des Bosporus, eroberte Konstantinopel (25. Juli 1261), während B. auf einer Barke nach Negroponte flüchtete. Von Negroponte ging er nach Neapel und schloß hier 1267 und 1268 mit Karl I. von Sicilien und Theobald von Navarra einen Vertrag, durch welchen letztere sich anheischig machten, ihm zur Wiedererlangung seines Reiches behülflich zu sein; die Gefangennehmung des heiligen Ludwig verhinderte jedoch eine ernstliche Unternehmung. B. † 1273.

2) Könige von Jerusalem: a) B. I., geboren 1058, dritter Sohn des Grafen Eustachius von Boulogne und Ida's von Lothringen, jüngster Bruder des Herzogs Gottfried von Bouillon. B. hatte in seiner Jugend eine wissenschaftliche Bildung erhal-

ten, da er anfangs für den geistlichen Stand bestimmt war; er gab jedoch die reichen Pfründen, die er schon in Rheims, Lüttich und Combray besaß, auf und nahm mit seinen beiden ältern Brüdern, Eustach und Gottfried, 1095 das Kreuz. Nach dem Siege der Kreuzfahrer bei Doryläum (1. Juli 1097) und nach der Eroberung der Stadt Edessa erhielt B. das zur Grafschaft erhobene Edessa, indem er von dem dortigen Herrscher adoptirt worden war und demselben, als er bei einem Aufstande (vielleicht nicht ohne B.s Schuld) erschlagen ward, als Graf von Edessa folgte. Nach dem Tode seines Bruders Gottfried (1100) wurde B. Schirmvogt des heiligen Grabes und Baron von Jerusalem, obgleich ihn der Patriarch von Jerusalem, Dagobert, und Tankred, dabei nicht begünstigten. Ersteren gewann er jedoch endlich, so daß ihn derselbe zu Bethlehem salbte, und von seinem Nebenbuhler Tankred wurde er dadurch befreit, daß diesem die Verwaltung des Fürstenthums Antiochia übertragen wurde. Seinem Schwestersohne Balduin von Bourg, gebornen Grafen von Rethel, trat er Edesse ab. Seine Regierung war ein fortwährender Streit, theils mit der ehrsüchtigen Geistlichkeit, theils mit unzuverlässigen Vasallen und den benachbarten türkischen und arabischen Sultanen und Emirn. Doch bevölkerte er das ausgestorbene Jerusalem mit neuen Einwohnern, die er aus dem offenen Lande dahin versetzte, und erhob Bethlehem zum Bisthum. Sein Hauptziel war die vollständige Erwerbung der Küste Syriens, weil nur durch ihren Besitz die Verbindung mit Europa gesichert wurde; nächstdem die offene Verbindung der Küste mit der Hauptstadt. Deshalb eroberte er Arsuf, Cäsarea, unternahm Züge gegen Askalon, Jaffa, Beirut, Sidon und Tyrus und nach Aegypten. Von letzterem zurückkehrend, † er 1118 zu El-Arisch. Den Muselmännern galt B. als der furchtbarste aller Feinde des Islams; auf seinen Grabhügel warfen sie mit Steinen. — b) B. II., Neffe und Nachfolger des Vorigen und vorher Graf von Edessa, ward am 2. April 1118 vom Patriarchen Arnulf zum König gesalbt und trat die Grafschaft Edessa an Joscelin von Courtenay ab, der zu seiner Wahl gegen den Anhang Eustachs am meisten beigetragen hatte. Er besaß einen mildern Geist, eine hellere, weiter reichende politische Umsicht, als sein Vetter und Vorgänger, aber bei seinem hohen Alter nicht die gleiche Energie des Willens und des Handelns. Auch seine Regierung war eine fortlaufende Kette von Kriegen. Besonders furchtbare Feinde für B. waren Ilgazi und Balak Gazi, der Sohn eines Bruders von Ilgazi. Balak hatte den Grafen Joscelin von Edessa gefangen genommen, und als B. letzterem zu Hülfe zog, wurde er 1122 unterwegs selbst aufgehoben und gefesselt nach Gortobret (Kortbret), einer Veste Balaks, gebracht. Erst nach Balaks Tode erhielt B. 1124 durch die eidliche Versprechung eines ungeheuren Lösegeldes die Freiheit, ließ sich aber sogleich seines Eides entbinden. Während seiner Gefangenschaft wurde ein Einfall des ägyptischen Kholifen und die Belagerung von Joffa durch die Venetianer abgewendet, welche die feindliche Flotte vernichteten und mit Ausbedingung großer Vorrechte Tyrus (1124) mit eroberu halfen. B. vermählte seine Erbtochter Melisenda an den alten Grafen Fulco von Anjou (1128), den er zu seinem Nachfolger bestimmte, und † im Mönchskleide am 21. August 1131. Unter seiner Regierung wurde der Landtag (die Landsprache) zu Napluſa 1120 gehalten, wo mit Hülfe der Geistlichkeit wichtige Gesetze gegen die Entartung der Sitten entworfen und überhaupt die Verfassung ergänzt wurde. Vor Allem aber trug er viel zur Organisation der Johanniter und Tempelherren bei. — c) B. III., der merkwürdigste unter den Königen Jerusalems, Sohn der Melisenda, der Tochter des Vorigen, und des Königs Fulco, geboren 1129, war bei seines Vaters Tode (1143) ein unmündiger Jüngling u. stand unter der Vormundschaft seiner klugen Mutter, die zugleich mit ihrem Sohne gesalbt und gekrönt wurde. Schon im folgenden Jahre brach Emadeddin Zenki, Reichsverweser des Sultans von Mosul, in das Reich ein und nahm am 13. December 1144 Edessa, die von Joscelin dem Jüngern nur nachlässig beschützte Vormauer der christlichen Herrschaft in Asien. Zwar wurde das Reich Jerusalem schon 1146 von der Furcht vor dem gewaltigen Zenki befreit, indem dieser von einem seiner Sklaven ermordet ward; aber die Söhne des Zenki, Nureddin und Seifeddin, Sultone von Haleb und Mosul, traten als noch gefährlichere Feinde an die Stelle ihres Vaters. Edessa wurde nach Zenki's Tode den Christen wieder übergeben, bald aber nahm es der tapfere Nureddin wieder und behauptete es. Der Fall der ältesten christlichen Stadt in Asien entflammte auch Bernhards von Clairvaux heiligen Eifer und veranlaßte den zweiten großen Kreuzzug. Schon ehe das Kreuzheer kam, hatte der siebzehnjährige B., durch sein Aeußeres wie durch seine innern trefflichen Eigenschaften der Liebling des Volkes, in dem unglücklichen Kampfe gegen Anar und Nureddin Beweise seines Heldenmuths gegeben; aber er war nicht im Stande, dem neuen Kreuzzuge, der 1148 und 1149 an der unklugen Belagerung von Damascus scheiterte, eine bessere Wendung zu geben. B. ertrug nur mit Unmuth noch die beschränkende Vormundschaft seiner Mutter und den hochfahrenden Stolz ihres Vertrauten, des Connetable Menassier von Herges, und am Osterfeste 1151 nahm er, von der Partei der Unzufriedenen unterstützt, eigenmächtig den königlichen Schmuck, gab seiner Mutter zwar Jerusalem und Napluſa, nahm es ihr aber bald wieder, da ihm der Nachtheil dieser Theilung der Herrschaft nicht entgehen konnte. Damals erhob der griechische Kaiser Manuel Ansprüche auf die Grafschaft Edessa, und B., der sie nicht schützen konnte, trat sie ab. Nureddin griff 1152 Jerusalem an, aber B.s Sieg am 13. November 1152 befreite die Stadt. Um diese Zeit vereinigte man sich wieder zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung, zu der Belagerung von Askalon. Nach achtmonatlicher Belagerung eroberte es B. (12. August 1153); es wurde ein Lehn des königlichen Bruders Almarich. Zwar eroberte Nureddin Damascus, aber dreimal scheiterte seine Macht vor der Festung Paneas, jetzt Jerusalems Vormauer. Auch die Niederlage B.s am Jordan (1157) wurde wieder gut gemacht durch den herrlichen Sieg B.'s bei Putaha (15. Juli 1158), wo Nureddins Macht dergestalt gebrochen wurde, daß er sich nicht wieder an B. wagte. Mit Ruhm gekrönt, vermählte sich nun der König mit Manuels schöner Tochter Theodora, mit welcher er einen mächtigen Bundesgenossen und eine Geldquelle erhielt; dafür konnte er dem eiteln Griechen die Oberherr-

schaft über Antiochia wohl gönnen. In seinen letzten Jahren, wo B. mehr Ruhe von außen hatte, nahm er sich der innern Verhältnisse des Staates eifrig an, sorgte für Festungen und haltbare Waffenplätze, für eine geübte Kriegsmacht und Tilgung seiner Schulden. Auf der Rückkehr von Antiochia nach Jerusalem † B. (vielleicht an Gift, das ihm Barak, der saracenische Leibarzt des Grafen von Tripolis, heimlich beigebracht) zu Tripolis am 10. Februar 1162 im 33. Jahre seines Lebens, ohne einen Erben zu hinterlassen und nachdem er seinen Bruder Almarich zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Durch seine Tugenden hatte er sich selbst die Achtung seiner Feinde erworben; als man Nureddin die Nachricht von des Königs Tode überbrachte und ihm den Vorschlag machte, B.s hülflose Unterthanen jetzt zu überfallen, soll er geantwortet haben: „Laßt uns ihren Schmerz ehren; er ist gerecht, denn sie haben einen König verloren, wie es wenige gibt." — d) B. IV., König Almarichs dreizehnjähriger Sohn, folgte diesem 1173, litt am Aussatze, der ihn zwang, den Grafen Raimund von Tripolis zum Feldhauptmann und Reichsverweser zu ernennen, und † am 16. März 1185. — e) B. V., Neffe des Vorigen, überlebte diesen nur um 7 Monate und † 1186. Ihm folgte Veit als König, unter dem am 2. Oktober 1187 Saladin Jerusalem eroberte.

Baldung, Hans, genannt Grün, Grien oder Gruen, trefflicher altdeutscher Maler, Kupferstecher und Formschneider, geboren zu Gmünd in Schwaben um 1470, nach Andern um 1476, war ein Freund Dürers, arbeitete in der Schweiz, zu Straßburg und in der Umgegend, lebte auch längere Zeit, namentlich um 1490, in der Abtei Lichtenthal, in Baden und † 1552 zu Straßburg, nach Andern schon 1545. B.s Gemälde bestehen aus Porträts, geistlichen und weltlichen Historien und geben den dürerschen wenig nach. Die Köpfe sind ausdrucksvoll und sehr fleißig gearbeitet. Der Geschmack ist noch gothisch, das Kolorit sehr auffprechend. Die späteren Werke sind von der Härte und der mangelhaften Schraffirung der früheren frei. B.s Hauptwerk ist eine Kreuzigung in der Hauptkirche zu Freiburg im Breisgau, von 1516, ein Kleinod altdeutscher Malerei. B.s Zeichenbuch befindet sich in der Gallerie zu Karlsruhe. Der bekannteste seiner Kupferstiche ist der Heiland an eine Säule gebunden. Von seinen zahlreichen, aber ebenfalls seltenen Holzschnitten erwähnen wir nur: den Fall Adams, von 1511; Jesus Christus und die 12 Apostel; die heilige Familie; ein Ecce homo, von 1511; St. Hieronymus in der Wüste; von 1511; eine Gruppe von 7 Pferden, von 1534.

Baldur, s. v. a. Balder.

Balearen, (Schleuderinseln), spanische Inselgruppe im mittelländischen Meere, östlich von Valencia's Küste, zwischen 39° 15'—40° 41' nördl. Br. u. 0° 2' westl. — 1° 58' östl. L. Sie bilden mit den nahe gelegenen Pithyusen (s. d.) nach der gegenwärtigen Eintheilung der Provinz der B. (früher das Königreich Mallorca), mit einem Areal von 82,7 QM. und (1857) 262,893 Einw., und bestehen aus den beiden größern Inseln Mallorca u. Menorca u. den kleinern Eilanden Cabrera (Ziegeninsel), Dragonera, Conejera, Foradade, Planhas, del Eyre, bei Colon, S. Louis, Dabolava, los Porros Escollo de los Bledas. Das Klima ist mild und gesund und der Boden so fruchtbar u. ergiebig, namentlich auf Mallorca, daß ihm nur die reichsten Gegenden Andalusiens zu vergleichen sind. Getreide, Wein, der Oelbaum, alle Südfrüchte, außerdem Flachs, Hanf, Safran gedeihen überreichlich u. in bester Güte und werden in Menge exportirt. Daneben wird Fischerei nebst Vieh- und Seidenzucht mit Erfolg betrieben und zugleich Marmorbrüche und Salzwerke ausgebeutet. Die Schifffahrt begünstigen die zahlreichen Buchten und trefflichen Häfen der Inseln (besonders auf Menorca), u. ein lebhafter Handelsverkehr erstreckt sich nach dem spanischen Festlande, nach Südfrankreich, bis in die Levante, besonders aber nach den amerikanischen Kolonien. Das in Bewegung gesetzte Kapital beträgt an 1½ Millionen Thaler. Die Vertheidigung dieser wichtigen Inseln ist wohl überdacht. Transportschiffe im Schlepptau von Dampfbooten setzen in kürzester Zeit von Barcelona, Valencia u. Cartagena bedeutende Hülfstruppen nach Palma über; das befestigte Palma und das befestigte Alcudia an den entgegengesetzten bedeutendsten Häfen Mallorca's bilden die strategischen Stützpunkte zur Vertheidigung. Dasselbe gilt hinsichtlich Menorca's von Ciudadela und Mahon auf den beiden Flügeln dieser Insel. Außer den Pionnieren u. Geschützen befinden sich auf den B. gewöhnlich 6 Bataillone (4800 Mann) Fußtruppen. Die B. hießen im Alterthum Baleares, Balearides oder Gymnasiae; man verstand darunter die Inseln Mallorca (Balearis major) und Menorca (B. minor). Sie waren zuerst von den Phöniciern, dann von den Karthagern abhängig; ihre Häfen und ihr Boden hatten Ruf. Die Einwohner (Baleares, Balearici oder Gymnasiae), etwa 30,000 zeichneten sich als Krieger, besonders durch ihre Geschicklichkeit im Schleudern beträchtlicher Steine aus u. dienten zahlreich in den karthagischen, später in den römischen Heeren. Durch seeräuberische Unternehmungen erregten die Bewohner den Zorn der Römer; der Konsul Q. Cäcilius Metellus unterjochte sie darauf 120 v. Chr., siedelte 3000 römische Kolonisten an, welche die Städte Palma und Polentia auf Mallorca gründeten, und erwarb sich so den Namen Balearicus. Im Jahre 425 nahmen die Vandalen unter Genserich die Inseln den Römern ab; um 560 kamen sie unter das oströmische Kaiserthum, von diesem an die Republik Pisa u. 798 in die Hände der Mauren, die seit 1220 einen eigenen König dort hatten, den jedoch der König Jayme I. von Aragonien 1229 vertrieb. Dieser bildete nun aus den B. ein besonderes Königreich unter dem Titel eines Königreichs Majorca für seinen Sohn Jayme, welchem Sancho und Jayme folgten. Im Jahre 1343 eroberte Peter IV. von Aragonien die B. und vertrieb Jayme; nun wurden die Inseln ein Theil des Königreichs Aragonien und kamen mit diesem an Kastilien. Menorca war von 1708—82 mit einer kleinen Unterbrechung in den Händen der Briten, die es im Frieden 1783 an Spanien abtraten.

Balearisches Meer, s. v. a. Spanisches Meer.

Balen, 1) Heinrich van, berühmter niederländischer Maler, geboren zu Antwerpen 1560, gebildet in der Schule Adams van Stort (A. v. Oort) und in Italien, Lehrer Vandycks, † 1632 in seiner Va-

terstadt. Seine Gemälde, Historien und Landschaften, zeichnen sich durch reiche, gutgeordnete Komposition und herrliches Kolorit aus; besonders gelungen ist die Darstellung des Nackten. Man rühmt besonders das Göttermahl, das Urtheil des Paris und Johannes den Täufer, letzterer in der Frauenkirche zu Antwerpen. Sein Sohn, Jakob, geboren 1611, Schüler und Nachahmer seines Vaters, war ebenfalls guter Kolorist, aber oft fehlerhaft in der Zeichnung.

2) Matthias van B., geboren den 24. Febr. 1684 zu Dortrecht, machte sich ebenfalls als Landschafts- und Historienmaler einen Stamm u. † in hohem Alter.

Baleo, s. Basing.

Balester, s. v. a. Armbrust.

Balfe, Michel William, eigentlich William Balph, der bedeutendste englische Opernkomponist der neuesten Zeit, den 15. Mai 1805 (nach Andern 1808) in Dublin geboren, Sohn eines Tanzlehrers, folgte seinem Lehrer Horn nach London, wo er 16 Jahre alt auf dem Drurylanetheater als Sänger auftrat. Er erhielt bald darauf die Leitung des Orchesters dieses Theaters, ging aber 1825 nach Italien, um sich in Rom in der Komposition auszubilden. Für das Theater della Scala in Mailand schrieb er 1826 das Ballet „La Peyrouse", trat 1827 an Pellegrini's Stelle in der großen Oper zu Paris als Sänger mit Beifall auf, ging aber später nach London, wo er Kapellmeister der italienischen Oper ist. In Deutschland machte er sich zuerst durch seine Oper „Die vier Haimoskinder" und durch eine für die Malibran komponirte Walzerarie einen Namen. Außer dieser nennen wir von seinen zahlreichen Opern noch: „Die Zigeunerin" „Der Mulatte" und „Gitana", welche auch in Deutschland mehrfach aufgeführt wurden. B. huldigt der italienisch-französischen Manier, und der Tanzrhythmus spielt in seinen Werken, namentlich in der „Zigeunerin", eine nicht untergeordnete Rolle. Außerdem komponirte er Lieder ꝛc.

Balfrosch, (Barfurusch, d. i. Marktort), bedeutende Handelsstadt der persischen Provinz Masenderan, unweit des kaspischen Meeres am schiffbaren Babul, mitten im Walde, weitläufig gebaut, von Feldern und Gärten durchzogen, mit 25,000 (nach Andern 70,000, sogar 125,000) Einwohnern. Der bedeutende Handelsverkehr wird durch 10 Karawanserais und große Bazars, die denen von Ispahan nahe kommen, unterstützt. Er geht besonders über das kaspische Meer, mittelst des nur 6 Stunden entfernten Hafenorts, Meschhedisar, das auch ein Imamgrab hat. Für die Seidenzucht ist B. von gleicher Bedeutung wie die übrigen Orte des persischen Küstenlandes. In der Umgegend wird viel Reis, Baumwolle und Zuckerrohr, Melonen, Arbusen, Obst ꝛc. angebaut. Im Jahre 1826 war die Stadt durch die Pest u. Cholera fast ausgestorben.

Balg, ein weicher, zur Bedeckung eines andern dienender Körper, besonders die Haut kleiner wilder Thiere, welche nicht, wie das Fell, über Bauch und Brust aufgeschnitten, sondern mit Hülfe eines kleinen Schnittes zwischen den Hinterbeinen abgestreift wird, namentlich vom Hasen, Luchs, Fuchs u. von der Otter, dann auch vom Wolf und Biber; Sauen und Dachse dagegen haben Schwarten, der Bär eine Decke-, Edel-, Dam- und Rehwild eine Haut. In der Botanik heißt B. der Kelch der Grasblüthe, dann das Häutchen an der Aehre, in welchem das Samenkorn sitzt. In der Anatomie nennt man B. eine Art einfacher Drüsen, kleine häutige Bläschen, in deren Höhle besondere Säfte abgesondert, einige Zeit aufbewahrt und dann an der Oberfläche derjenigen Organe abgeschieden werden, in welchen die Bälge liegen.

Balggeschwulst (Cyste, tumor cysticus lupia, cystis), abnormes Gebilde, besteht aus einem geschlossenen, häutigen Sacke meist von runder, zuweilen aber auch von länglichrunder, abgeplatteter, gelappter Form, welcher in die Gewebe des Körpers eingebettet liegt, zuweilen an den Knochen, an Sehnen ꝛc. breit oder gestielt angeheftet ist, eine mehr oder weniger oder gar nicht von außen sichtbare oder fühlbare Geschwulst bildet u. einen flüssigen oder breiähnlichen, eiweißartigen oder fettigen Inhalt hat. Wohl zu unterscheiden von den wahren Balggeschwülsten sind diejenigen eingebalgten Geschwülste, welche sich erst im Verlaufe ihres Wachsthums mit einer bindegewebeartigen Hülle umgeben. Je nach dem Inhalte hat man die Balggeschwülste mit verschiedenen Namen belegt. Sind dieselben mit einer wässerigen Flüssigkeit gefüllt, so nannte man sie Hydatiden oder Hygrome; diejenigen mit honig-, leim- oder gummiartigem Inhalte heißen Kolloidbälge (melliceris); die mit breiartigem, fettigem Inhalte Cholesteatome u. Atherome, welche letzteren zuweilen feine Härchen beigemischt enthalten. Die mikroskopische Untersuchung dieser letzteren hat eine große Menge von Epithelialzellen, ähnlich den Zellen, welche unsere Oberhaut bilden, nachgewiesen, daneben kleinere geschwänzte Zellen, Kerne und Körnchen ꝛc. Nicht selten hat man in Cysten sogar neben Haaren Knochen und Zahnabbildungen vorgefunden. Die Balggeschwülste sind fast in allen Organen des Körpers beobachtet werden, die Häufigkeit ihres Vorkommens in den verschiedenen Geweben und Organen ist jedoch eine sehr verschiedene. Rokitansky hat dafür eine Skale aufgestellt und gibt an, daß die Cysten im Bauchfelle, namentlich von den inneren Geschlechtsorganen des Weibes ausgehend, am häufigsten vorkommen; sodann in den Eierstöcken, in dem Unterhautbindegewebe, in den Knochen, den Hoden, in der Leber, den Nieren, dem Parenchym der Schleimhäute und in der Lunge, seltener in anderen Organen und Geweben. Ferner sind nach Rokitansky die Balggeschwülste mit eiweißartigem Inhalte die am häufigsten vorkommenden. An diese reihen sich diejenigen an, deren Inhalt gewissen Elementen, sowie dem Sekret der Gewebe ähnlich ist, wo sie ihren Sitz haben. Die Cysten mit einem gewissen Inhalte kommen dagegen gewöhnlich nur in gewissen Organen, wie z. B. mit dem oben geschilderten zelligen, breiartigen Inhalte in und unter der Haut, zugleich mit Haaren unter der behaarten Kopfhaut, Fettcysten mit Haaren, Knochen, Zähnen nur in den Eierstöcken vor. Die Entwickelung der Balggeschwülste findet gewöhnlich erst nach der Geburt Statt, doch sind sie auch, wenn auch selten, angeboren. Die Größe der Cysten ist eine sehr verschiedene. Von Mohnkorn-, von Linsen- u. Erbsengröße an können dieselben einen enormen Umfang einnehmen. Besonders großen Umfang erreichen zuweilen die Cysten der Eierstöcke, welche bis zu dem Durchmesser

von mehr ols einem Fuß beobachtet worden sind. Der Einfluß, welchen diese eingebolgten Neubildungen auf den Körper ousüben, ist ein sehr mannichfoltiger, in lofern der Sitz und das Wachsthum derselben sehr verschieden sind. Eine B., welche der Oberfläche des Körpers nohe liegt, wird selten das allgemeine Wohlbefinden stören. Sie kann zwar durch den Druck auf unterliegende Theile sehr schmerzhafte und lästige Zufölle erregen, besonders dann, wenn sie unmittelbar auf einen Gefühlsnerven drückt, oder sie kann, wie z. B. in der Hohlhand, die Verrichtungen der Hand sehr beeinträchtigen; sie kann, in der Augenhöhle gelegen, dos Auge verdrängen und dadurch dem Sehvermögen schoden; sie kann endlich durch onholtenden Druck ouf Gefäße, wie besonders om Holse, Blutonhäufung in oberhold gelegenen Orgonen, im Gehirn ꝛc. hervorrufen, Atdem- und Schlingbeschwerden veranlossen. Diese und ähnliche Vorkommnisse bringen aber, wenigstens in den meisten Fällen, dem Leben nicht gerade direkten Nochtheil. Anders aber verhält es sich mit den Cysten, welche von inneren Orgonen, namentlich den Eierstöcken ꝛc., ausgehen und vermöge ihres oft außerordentlich raschen Wochsthums entzündliche Erscheinungen hervorrufen, wodurch Verwochsungen mit der Nochdorschaft, der Leber, Milz ꝛc. bewirkt werden, die ouf die Funktionen dieser Orgone hemmend einwirken. Es finden in Folge dovon Zerreißungen, Bluterguß im Inneru derselben Stott. Wenn der Erguß sich verändert, eine üble Beschaffenheit onnimmt, so können die Bolggeschwülste auf diese Weise dos Leben gefährden, da der Körper ohnehin schon häufig durch den raschen Säfteverbrauch, welcher bei ihrem schnellen Wachsen Stott findet, sehr herobzukommen pflegt und olle Erscheinungen eines hektischen Zustandes darbietet. Ueber die Entstehung der Bolggeschwülste ist man in der Wissenschaft noch nicht zu übereinstimmenden Ansichten gekommen und über den Ursprung der einen Reihe von Cysten, welche ächte genonnt und als ganz neu gebildete Geschwülste betrachtet werden, noch ganz im Dunkeln. Eine andere Reihe, welche als unächte unterschieden werden, entsteht durch Ausdehnung bereits vorhondener Hohlräume. Hierher rechnet mon: die Ausdehnungen der Schleimbeutel (welche sich on gewissen Körpertheilen, die einem stärkeren Druck ausgesetzt werden, normol vorfinden), deren normaler Inhalt sich vermehrt u ollmählig verändert (hygroma); die ous Houtbolgdrüsen entstehenden Balggeschwülste; ferner die Cysten der graafschen Bläschen des Eierstocks, in denen die Eier der Thiere u. Menschen sich bilden; die Cysten der Schilddrüse, sowie die ols Schleim- u. Blasenpolypen ouf den Schleimhäuten sich zuweilen vorfindenden Sockgeschwülste mit einem meist flüssigen Inhalte. Es können sich ferner auch Cysten bilden um fremde Körper, durch welche eine Entzündung in der Nochdorschaft erregt wird, wodurch eine Kapsel entsteht, die allmählig den fremden Körper, sei es nun ein von oußen eingedrungener, z. B. eine Nodel, oder ein im Körper entstandener, einhüllt. Auch können Cysten entstehen in Folge von Blutergüssen, welche in dos Gewebe eines Organs Stott gefunden haben, die Bestandtheile des letzteren auseinanderdrängen, Entzündung erregen und die Bildung einer einkopfelnden Haut veranlossen, welche nun ihrerseits anfängt, wässerige Stoffe abzusondern und ouf diese Weise sich zu vergrößern, während das Blut vollkommen aufgesogen werden kann, so daß der Inhalt solcher Cysten oft ganz klar, nur etwos gelblich gefärbt erscheint. In den meisten Fällen von Balggeschwülsten läßt sich nur von einer operativen Behandlung ein Heilerfolg erwarten. Mon hat zwar durch diosenziehende, zertheilende, die Auffangung befördernde Mittel die Beseitigung von Balggeschwülsten zu erzielen gesucht, die ongebildeten wahren Cysten widerstehen oder hartnäckig jedem solchen Versuche. Das sicherste Mittel zur Beseitigung ist stets, wo es nur einigermoßen angeht, die Exstirpation. Namentlich sind es die Balggeschwülste der behaarten Kopfhaut oder ouch ondere oberflächlich eingebettete, die am roschesten durch das Ausschälen der ganzen Geschwulst entfernt werden. Andere Bolggeschwülste verlongen wegen der Nochdorschoft großer Gefäße u. wegen der Gefahr, welche durch Verletzung dieser entstehen könnte, ondere Operationsmethoden. Diese sind die Entleerung des Inhalts durch die Punktion, welche mittelst des Trokarts geschieht (s. Aufstechen); doch führt diese Operotion ollein selten zu einem erwünschten Erfolge. Man hot deshalb noch Entleerung des Inholts verschiedene Mittel eingespritzt, welche die Wandungen der Cysten reizen u. dadurch eine Entzündung derselben hervorrufen. Aber ouch dieses Verfohren ist nicht immer von günstigem Erfolg begleitet, da es sehr schwierig ist, vorher zu ermessen, welcher Grod von Entzündung sich einstellen wird, und dieser eben so gut zu hoch ols zu niedrig sein kann, abgesehen davon, daß es nicht immer gelingt, die eingespritzte Flüssigkeit mit ollen Theilen der inneren Wond in Berührung zu bringen, manche Cysten sich schwer vollkommen entleeren lassen, da der Inhalt nicht immer vollkommen flüssig ist, sondern mit Flocken, oder festen Körpern, wie Knochen, Zähnen ꝛc., untermischt ist, endlich auch die Wondungen der Geschwulst selbst nicht immer nochgiebig genug sind, um zusammenzufallen. Die Flüssigkeiten, welche man zur Einspritzung (injectio) verwendet hot, sind rother Wein, Jodtinktur, Jod-, Jodkaliumlösung, Chloroform ꝛc. Man hot ferner noch die B. eingeschnitten u. auf solche Weise deren Inhalt entleert, den Bolg mit Verbandstücken, welche mit reizenden Salben oder ätzenden Substonzen bestrichen und getränkt waren, ausgefüllt und entweder auf diese Weise die völlige Ausstoßung, oder wenigstens eine Verschrumpfung erzielen wollen. Aber ouch diese Methode ist unsicher, oft ouch gefährlich, wegen der überous heftigen Entzündung, welche dodurch entstehen kann. Eine für monche Fälle zum Ziele führende Methode ist die, doß mon die die Cyste bedeckende Haut einschneidet, eine Verwachsung der Cystenwondung mit letzterer einleitet u. dann erst den Inhalt entleert. Besonders gilt dies für Balggeschwülste, welche on Orten liegen, die für Entzündung empfängliche Umgebungen haben. Endlich hat mon sich des Haorseils bedient, um eine Entzündung der Bölge einzuleiten und eine allmählige Entleerung derselben zu bewirken, wodurch die Cystenwondungen sich zusommenziehen. Dieses Verfahren hat mon nomentlich bei großen Cysten der Kropfdrüse mit Erfolg angewendet.

Balhorn, Dorf in der kurhessischen Provinz Niederhessen, mit 900 Einwohnern, darunter viele Steinmetzen. In der Nähe vorzügliche Sandsteinbrüche, deren Gestein röthlich, häufig weiß, auch

dunkelroth, gelb und grün geflammt und gestreift ist und sich durch Feinheit des Korns auszeichnet. Die schönsten Gebäude zu Kassel und Wilhelmshöhe sind aus diesem Material erbaut.

Balhorn, s. Ballhorn.

Bali (Baliy, Kleinjava), eine der kleinen Sundainseln, an der Ostseite von Java, von diesem durch einen engen Kanal (Balistraße) getrennt, nördlich von der Javasee, südlich vom indischen Ocean, östlich von der Lombokstraße begrenzt, zwischen 114° 48′—115° 10′ östl. L. und 8° 20′ bis 9° 12′ südl. Br., eine Dreiecksgestalt mit etwa 105 QMeilen. Die natürliche Beschaffenheit der Insel, namentlich das Innere, ist noch sehr wenig bekannt. Sie ist ein vulkanisches Gebilde, auf dem jedoch an der Küste ein sehr fruchtbarer angeschwemmter Boden lagert. Im Westen befindet sich ein Gebirgsgebiet, Doobkist genannt, im Osten der fortwährend rauchende Karang-Asam; das Innere scheint ein dicht bewaldetes Hügelland mit flachen Thalgründen zu sein. Von größern Flüssen ist nichts bekannt, wohl aber von zahlreichen Seen im Innern, deren Abflüsse zur Bewässerung der Flur verwendet werden. Der Reis gibt daselbst zwei Jahresernten; außerdem wird Kaffee, Indigo u. Baumwolle gebaut, aber nur für das eigene Bedürfniß. Außer vulkanischen Erzeugnissen finden sich Spuren von Zinnlagern oder Zinnadern in dem Niederschlag der von den Bergen kommenden Gewässer. Die Hitze erreicht im Sommer 30° R. Erdbeben sind häufig u. heftig. Im Innern soll es viele Tiger geben; zahlreich vorhanden sind Hirsche. Die Zahl der Bewohner beträgt 7—800,000, darunter etwa 4000 Mohammedaner und 8000 Chinesen an den Küsten; letztere betreiben vorzugsweise den Handel. Die Sprache der Vornehmeren ist dem Javanischen, die des Volks dem Sunda'schen verwandt. An körperlicher wie an geistiger Kräftigkeit überragen die Bewohner B.'s die Javanesen, obschon sie wahrscheinlich von diesen abstammen, und stehen ihnen in Hinsicht auf Betriebsamkeit gleich. Sie sind stolz und entschieden, offen, dienstbar und treu gegen den Herrn, aber grausam in der Rächung von Beleidigungen. Ihre Religion ist der Brahmaismus; in Folge davon herrscht unter ihnen das indische Kastenwesen, das Frauenverbrennen nach dem Tode der Ehemänner und die Vielweiberei. Die beiden vornehmsten Kasten der Priester und Fürsten, die Brahmanen u. die Kettri oder Tschatria, geben sich mit Handarbeit nicht ab. Die niedrigste Klasse, die Pariahs der Inder, heißt hier Tschandala. Die Insel zerfällt in 8 sogenannte Königreiche: Baliling (Boleleng), mit gleichem Hauptort (60—80,000 Einwohner), und Karangassam, mit dem Hafenort Pahang (200,000 Einwohner), beide an der Nordküste; Kalongkong mit dem Hafen Kasumba, Gianjar, mit der Hauptstadt gleichen Namens (200,000 Einw.), und Badong (140,000 Einw.) an der Ost- und Südostseite; Mangu wi und Tabanan, ohne Hafen (200,000 Einwohner), im Südwesten, und Tamanbali (Bangli) (20,000 Einwohner) im Innern. Die Fürsten dieser Staaten waren früher frei und anerkannten nur durch Verträge die Oberhoheit der Niederländer. Als sie sich jedoch seit 1840 dieser zu entziehen suchten u. sich feindliche Angriffe auf holländische Besitzungen erlaubten, schritt das niederländische Gouvernement von Java mit Waffengewalt gegen sie ein. Zwei Expeditionen (1846 und 1848) hatten so gut wie keinen Erfolg, erst einer dritten von 7000 Mann gelang es 1849, die Fürsten von B. zu bewältigen, u. die Verträge mit ihnen wurden nun schärfer und bestimmter gefaßt. Sie bilden seitdem eine Bundesgenossenschaft und strenger Anerkennung der Oberherrlichkeit der niederländischen Regierung. Jeder derselben hat in seinem Gebiete Fürsten und Häuptlinge unter sich, die ihm zur Heerbannsleistung verpflichtet sind. Die Regierung, obschon ihr der Rath der Gusti oder Oberherren einschränkend zur Seite steht, ist eine ganz willkürliche. Ein Beamter, Perbakal Radscha, ist mit der Verwaltung der inneren Angelegenheiten betraut, ein zweiter, Radin Tommonggong, mit der Führung der auswärtigen. Die Gerichtshöfe bestehen aus einem Staatsanwalt u. zwei Richtern, denen in wichtigeren Fällen noch einige Brahmanen beizutreten haben, um nach dem Gesetzbuche den Ausspruch zu thun. Jede Verurtheilung zur Sklaverei bedarf der Bestätigung durch den König. Die Einkünfte der Könige liefern Grundsteuer, Zölle, Opiumpacht, Abgabe für Hahnengefechte, die sehr beliebt sind, Hochzeitsgebühren von 5—6 Thalern, Marktgelder, der Ertrag ihrer Fabrikate von seidenen Tüchern, Kleidern und unächten Goldfransen und andern Stoffen, Abgaben von Schauspielern und Tänzerinnen und der fünfte Theil des gewonnenen Salzes. Der Boden gehört nicht den Königen, sondern der einzelne Grundbesitzer ist auch Grundeigenthümer. In der Balistraße, welche bei Westmonsun den nach Europa zurückkehrenden Schiffen stets eine sichere Durchfahrt bietet, während dann die Sundastraße gefährlich ist, liegt ¼ Stunde von der Küste entfernt die Hirschinsel (Herteneiland), ein besonderer Sammelplatz von zahlreichen Hirschen, die über die Meerenge schwimmen; in der Lombokstraße das unbekannte Eiland Nussabali.

Bali Hatturim (richtiger Baal Hatturim, d. h. Verfasser der Turim), Jakob, berühmter jüdischer Schriftsteller im 14. Jahrhundert, Sohn des Rabbenu Ascher (Rosch), aus Deutschland gebürtig, ging nach Spanien, schrieb 1340 ein großes kasuistisches Werk unter dem Titel „Arba Turim" (d. h. vier Reihen oder Theile), in welchem er die Endresultate oder kasuistischen Entscheidungen (Pesak Din) über sämmtliche Gegenstände des jüdisch-religiösen Lebens und des Kultus aus der dialektischen Behandlung und den Disputationen des Talmuds festzustellen und nach ihrem Inhalte in Kapitel ꝛc. (Halachoth, Simanim und Seiphim) zu ordnen suchte. Die „Arba Turim" erschienen zuerst zu Pieve di Sacco im Venetianischen 1475 und nachher sehr oft im Druck. Das Werk wurde später von Joseph Karo dem von ihm verfaßten „Schulchan Aruch" (dem noch jetzt bei den Altgläubigen als gültig anerkannten jüdischen Gesetzbuch) zu Grunde gelegt u. kommentirt.

Balilla, ein junger Bauer, der, kaum 14 Jahre alt, am 5. December 1740 das Signal zum Aufstand Genua's gegen die Oesterreicher gab, indem er zuerst einen Stein gegen die kaiserlichen Soldaten warf. Zur Erinnerung daran wurde ein Denkmal (il Mortajo) in der Portoria gesetzt. Sein Name wurde am 8. September 1847 wieder mit Jubel genannt, als man die päpstliche Amnestie mit einem Feste (Ba-

Villafest) feierte, welches die Veranlassung zu der sardinischen Revolution ward.

Balingen, Stadt, s. Bahlingen.

Baliol, John, König von Schottland, geboren um 1260, Sohn John B.'s, des Gründers des Baliolkollegiums zu Oxford, bewarb sich mit seinem Vetter Robert Bruce (s. d.) zugleich um den schottischen Thron. Da keine der beiden Parteien den damals so gewöhnlichen Vasallenkrieg über die Königswahl entscheiden lassen wollte, so ernannte man den König Eduard 1. von England zum Schiedsrichter des Thronanspruchs beider Bewerber. Eduard berief die Barone Schottlands zu einem Reichstage nach Durham (10. Mai 1291) und bewog dieselben, sowie die Kronprätendenten, die schottische Krone als ein Lehn von England anzuerkennen und ihm den Militärbesitz von Schottland zu übertragen, um den anerkannten Thronbewerber ohne Schwierigkeiten einsetzen zu können. Nun ernannte Eduard B. zum König von Schottland und dieser leistete dem König von England den Eid der Lehnstreue. Da jedoch B. den Begriff der letztern in engerem Sinne als Eduard nahm, so überzog ihn dieser mit Krieg; B. unterlag in dem ungleichem Kampfe, schlecht unterstützt von übermüthigen Vasallen und hintergangen von dem Könige Frankreichs, der ihn erst zum Kampfe ermunterte und dann im Stiche ließ. B. sah sich genöthigt, abzudanken und lebte auf seinen Gütern in Frankreich als Privatmann. Er † 1314. Sein ältester Sohn, Eduard, machte Ansprüche auf den schottischen Thron, erlangte mit Hülfe Eduards III. von England 1332 bedeutende Vortheile, ward zu Scone gekrönt, aber kurze Zeit nachher von Archibald Douglas wieder vertrieben, besiegte denselben, von Eduard III. abermals unterstützt, 1333 bei Berwick, wurde von Eduard wieder eingesetzt, sah sich jedoch endlich genöthigt, zu resigniren, u. † nicht lange nachher, als der Letzte seines Stammes.

Balis, befestigte Stadt im nördlichen Syrien, rechts am Euphrat, an der Südsrite der großen Hochebene von Aleppo (Haleb), auf der Straße von Aleppo nach Rakka.

Balize, britische Kolonie in Mittelamerika auf der Ostküste der großen Halbinsel Yucatan, an der Honburasbai, zwischen Yucatan im Norden, Verapaz im Westen, Guatemala im Süden, mit einem Areal von 850 QMeilen. Die Küste ist von Felsenriffen und Sandbänken umgeben, das Land selbst vom Balizefluß durchströmt, ganz flach, theilweise sumpfig, mit Waldungen bedeckt, aber feucht und bei der herrschenden starken Hitze (im Juli ist das Minimum + 80° Fahrenheit) sehr ungesund, daher auch die Bevölkerung zum bei weitem größten Theil aus Schwarzen besteht, die allein das Klima vertragen. Der Boden ist theilweise tiefer Lehm, für europäische und tropische Pflanzen gleich sehr geeignet, theilweise loser röthlicher Sand; namentlich am Rande der zahllosen Flüsse und Bäche zieht sich ein an Produktionskraft unerschöpflich reicher Boden hin. Die Wälder liefern besonders Campeche- und Mahagonyholz, außerdem occidentalische Fichten, die hier 60 Fuß hoch werden, Acajou-, Eisen-, Rosen- und Santa-Mariabäume, eine mit dem indischen Tikholze verwandte Holzart, die Sapodilla u. a. m. Auch Orangen, Pompelmusen, saure Citronen, Melonen, Ananas, Kokosnüsse finden sich sehr häufig. Von Getreidearten werden Mais und Reis gebaut; auch Yams und Pisang sind nicht selten, und zu Kaffee-, Zucker- u. Baumwollenpflanzungen ist der Boden vorzüglich geeignet. Kakao wächst wild und in großer Menge im Dickicht. Treffliche Salzfische liefert die See. Mit Federvieh u. Eiern wird die Kolonie von den Yucatanern versehen. Die Pferdezucht ist sehr unbedeutend, um so größer aber die Anzahl des Hornviehes. Das Mineralreich liefert schöne Marmoradern und mächtige Alabasterbrüche. In dem Roaringcreek, einem Nebenflusse des Balize, fand man mehrmals Gold, ohne jedoch weiter nachzuforschen. Die Bevölkerung betrug 1823 5187 Seelen, wovon die Sklaven ungefähr die Hälfte bildeten. Im Jahre 1842 war sie bereits auf 12,000 angelaufen, und gegenwärtig zählt sie 15,500 Menschen, wovon jedoch nur ⅛ rein Weiße (Baimans) sind. An der Spitze der Regierung steht ein königlicher Oberintendant, welcher die Interessen der Kolonisten zu vertreten hat; ihm zur Seite ein gesetzgebender und vollziehender Körper von 21 auf ein Jahr gewählten Mitgliedern (Public meeting), dessen Beschlüsse durch die Genehmigung des Oberintendanten Gesetzeskraft erlangen. Alle Orte der Niederlassung sind nach der Stadt B. eingepfarrt, wo auch die einzige öffentliche Schule der Kolonie sich befindet. In der Strafrechtspflege ist das Institut der Geschworenen eingeführt. Das Militär, ungefähr 1000 Mann stark, besteht aus einer Abtheilung Artillerie und einem Linienregiment. Die Niederlassung besitzt auch eine kleine Marine unter dem Namen der königlichen Honduraslottille. Beide, Land- und Seemacht, stehen unter dem Befehl des Oberintendanten. Mit den Einnahmen sind auch die Ausgaben der Kolonie bedeutend, doch in günstigem Verhältnisse gestiegen. Im Jahre 1807 betrugen jene etwa 7600 Pfund Sterling, diese ungefähr 8000. Gegenwärtig betragen die Einnahmen ungefähr 20,000, die Ausgaben (für Besoldungen, öffentliche Bauten ꝛc.) 15,200 Pfd. Sterling. Die Einnahmen fließen aus den Zöllen, den Strafen und den Marktabgaben. Alle möglichen Gegenstände der Einfuhr werden besteuert, mit Ausnahme des Mahagonyholzes, das aus den ehemaligen spanischen Besitzungen frei eingeführt wird. Der Handel ist im Allgemeinen fortwährend im Steigen. Hauptausfuhrartikel ist Mahagonyholz, dann Cochenille; dagegen hat der Handel mit Cederuholz seit einigen Jahren ganz aufgehört, und auch der mit Indigo und Campecheholz hat abgenommen. Im J. 1836 soll der Handel die Summe von 760,000 Pfund Sterling in Bewegung gesetzt haben. Unfern der Küste liegt die ansehnliche Insel Turneffe und von dieser östlich zwei riffähnliche Eilande (Keys), St.-George-Key und die Halbmondinsel, auf denen Leuchtthürme stehen. Die Kolonie B. verdankt ihr Dasein dem instinktmäßigen Triebe des britischen Volkes, sich überall einzunisten, wo nur Aussicht auf Gewinn sich darbietet. Als Entdeckung des Columbus gehörte die ganze Honduraskküste zu den spanischen Besitzungen; allein die Lethargie, in welche die spanische Herrschaft in Amerika verfiel, machte es gegen Ende des 16. Jahrhunderts englischen Holzhändlern möglich, das kleine Eiland St.-George-Key zu ihrem Handelsgebrauch in Besitz zu nehmen. Englische Abenteurer von Jamaica legten bald darauf

die erste regelmäßige Niederlassung auf dem festen Lande bei Kap Cartoche an, und in Kurzem nahm ihre Zahl dermaßen zu, daß sie sich südlich bis zum Flusse Balize, westlich bis zum Laguna de los Terminos, der äußersten Grenze der heutigen Provinz Yucatan, ausbreiteten. Die Spanier erhoben sich nun gegen die Eindringlinge, es kam zu langen und wiederholten Kämpfen, in denen bald die eine, bald die andere Partei Vortheile errang, schließlich aber die englische Niederlassung ihrem Untergange nahe kam. Endlich wurde im Frieden von Versailles (1786) die Angelegenheit dahin geordnet, daß Spanien vertragsmäßig den Engländern gestattete, zwischen den Flüssen Balize und Hondo auf einer Ausdehnung von 18 Leguas frei Holz fällen zu dürfen, jedoch ohne dadurch den Engländern ein Souveränetätsrecht über das Land einzuräumen und mit dem ausdrücklichen Verbot, hier Befestigungen anzulegen. Seitdem ist von Seiten der Engländer hier eine förmliche Kolonie und ein Entrepot für seinen Handel mit Centralamerika angelegt worden. Das Verbot, keine Fortifikationen anzulegen, wußten sie dadurch zu umgehen, daß sie Erde auf ihren Schiffen in das Land brachten und auf derselben, als auf englischem Grunde, später ein Fort errichteten. Die Grenzbestimmungen blieben übrigens unerörtert, und die Engländer breiteten sich ziemlich beliebig aus. Die centralamerikanischen Staaten haben später, als in die Rechte Spaniens eintretend, gegen die Besitznahme dieser Küstenstrecke englischer Seits protestirt. Geregelt ist die Angelegenheit noch nicht. Außer den Unterthanen der britischen Regierungen gewährte die Kolonie auch mehren Indianerstämmen Zuflucht, die während der letzten Unruhen des Landes sich aus Guatemala entfernen mußten. Namentlich haben Karaiben dauernde Wohnsitze in der Kolonie genommen. Das Hauptinteresse, welches sich an B. knüpft, liegt darin, daß es als Entrepot für Manufakturwaaren dient, welche von hier aus in die benachbarten Theile von Guatemala und namentlich nach Yucatan hineingeschmuggelt werden.

Die Stadt B., die einzige der Kolonie, auf der Küste an der Mündung des gleichnamigen Flusses, zählt etwa 500 Häuser, die am Flusse in einer Reihe auf Pfählen erbaut sind, und 5000 Einwohner. Sie ist Sitz des Gouverneurs mit dessen Unterbeamten, hat eine Besatzung und einen den Handelsverkehr vermittelnden Hafen. Eine halbe Meile entfernt liegt auf einer Insel das Fort St. George; es ist niedrig, hält 600 Fuß in der Länge, 200 F. in der Breite. Ein beträchtlicher Sumpf, der, 3 englische Meilen im Umfange, nördlich an die Stadt grenzt, ist ausgetrocknet worden.

Balk (Balch), Hermann von, Gründer der Herrschaft des deutschen Ordens in Preußen und erster Landmeister daselbst, ein eben so tapferer Krieger als weiser und umsichtiger Regent. Durch den Hochmeister Hermann von Salza auf Verlangen des Herzogs Konrad von Masovien mit etwa 100 Rittern zur Eroberung des heidnischen Landes abgesandt (1230), erbaute er bald nach seiner Ankunft daselbst in der Gegend des spätern Diebau die Veste Nessau, sowie eine andere jenseits der Weichsel, unweit der nachmaligen Stadt Thorn. Der Besitz des Landes Kulm war dadurch gesichert, ein Freiheitsbrief für neu anzulegende Städte wurde ausgefertigt, der Ort Kulm zu einer Stadt erhoben und die Gewalt des Ordens nach und nach bis an und über das frische Haff hinaus ausgedehnt. B. verwaltete die unterworfenen Provinzen mit Mäßigung, hoffend, durch Milde, Schonung und Belehrung die Gemüther für das Christenthum zu gewinnen. Nachdem er 1237 noch die Stadt Elbing gegründet, rief ihn 1238 die beschlossene Vereinigung der deutschen Ritter mit den Schwertbrüdern nach Livland zur Uebernahme des dortigen Heermeisterthums. Sein Nachfolger in Preußen, Hermann von Altenburg, zertrümmerte leider durch Unduldsamkeit und grausame Strenge, was B. in kurzer Zeit so schön aufgebaut hatte. Dahin zurückgekehrt, stellte B. so viel als möglich die erschütterte Herrschaft des Ordens wieder her, richtete aber in der Folge seine Thätigkeit hauptsächlich auf die Eroberung der livländischen Provinzen und † 1247.

Balkan (im Alterthum Hämus genannt), der große Gebirgskamm in der europäischen Türkei, der von der Quellengegend des Isker und der Maritza, in der Richtung von Westen nach Osten, über 40 geographische Meilen bis an das schwarze Meer sich ausdehnt. Er scheidet Bulgarien von Thracien (Rumelien) und bildet die Wasserscheide zwischen dem ägäischen Meere und den Zuflüssen der Donau, von deren weitem Gebiete der B., als die Fortsetzung der südlichen Alpen, den Südrand bildet, wie gegenüber die Karpathen den Nordrand. Der B. ist keine geschlossene Gebirgskette, sondern eine mannichfach verzweigte Berglandschaft, in der sich verschiedene für sich bestehende Gebirgszüge unterscheiden lassen. Er entwickelt sich ostwärts aus der Gebirgsmasse, welche die westlichen und östlichen Quellarme der Morava im Norden mit den Quellarmen des Vardar im Süden umgibt, u. die, von Nordwesten nach Südosten streichend, Bulgarien von Obermösien scheidet und durch das Witosch- oder Witolgebirge, westlich am großen Isker, die Verbindung des Hämus mit dem nach Thracien ziehenden Rhodopegebirge vermittelt. An der rechten Seite des großen Isker, östlich von der Straße zwischen Sofia und Ichtiman, beginnt der B., und zwar hier als Edrobol- und Kodschabalkan (hoher B., der höchste Theil des Gebirges, dessen Kette bis in die Nähe von Keßanlik zieht und im Gipfel über Kaloser bis zu 5251 Fuß Meereshöhe aufsteigt. Südlich von der Stadt Gradova liegt der B. von Tschipka, von 5400 Fuß Höhe. Im Norden von Sliwno erhebt sich unmittelbar der Tschatalbagh genannte Theil des Gebirges, eine zweite Kette mit dichtem Eichenwalde bedeckt, dem sich höher hinauf Linden, Buchen u. andere Bäume einmischen. Die waldlosen Gipfel sind etwa 3200 Fuß hoch. Im Norden dieser Kette läuft längs derselben die Betschara in tiefem Thalschlunde, dessen Nordseite die Hügelkette des Wodobalkans (Wodenobalkan, d. i. wasserreicher B.) bildet. Wo dieser sich abzweigt, beim Passe Demir-Kapu (d. i. eisernes Thor), geht von der Hauptkette nach Nordosten, nördlich vom Wodobalkan, die weit längere Kette des Kütschükbalkans (kleiner B.), der nach Osten bis zum Kamtschykflusse reicht. Eine andere nördlichere, gekrümmte Kette ist die des Binarbagh, der in den 3—400 F. über die Ebene sich erhebenden Höhen von Schumla sich verliert. Das östlichste Ende des B.s heißt Bösyukbalkan oder

Eminehdagh; es ist 2—3000 F. hoch und länft mit dem steilabfallenden Kap Emineh zwischen Varna und Burgas am schwarzen Meere aus. Der nördliche Abfall des B.s ist ein allmähliger; noch in der Entfernung von Selwi und Tirnawa erheben sich seine Vorberge mit Pässen von 2100 F. Höhe. Der Fuß des Gebirges auf dieser Seite ist sehr waldig und durch zahlreiche, von ihm auslaufende und mit der Bergkette parallel laufende Thäler zerrissen, eine öde, verlassene Gebirgsgegend. Die obgerundeten Höhen erheben sich kahl, nur mit Rasen bedeckt, über den Waldgürteln von Buchen und Eichen. Nach Süden fällt das Gebirge schnell ab, ohne jedoch malerisch zu sein, da steile Wände und Schluchten fehlen. Die Wälder sind auf dieser Seite mehr gelichtet und die Abhänge angebaut.

Erst die Untersuchungsreisen Boue's, Viquenels und Grisebachs haben Licht in die verwickelten Gebirgsverhältnisse zwischen dem adriatischen und schwarzen Meer gebracht und den Traum eines zusammenhängenden Gebirgswalls zwischen beiden Meeren zerstört. Zwischen Sofia und Katschanik, nördlich von Ueschküb, ist der Zusammenhang zwischen den Gebirgen des Ostens und Westens unterbrochen durch ein wellenförmiges Plateau, gebildet aus den Schiefern und Kalksteinen des Uebergangsgebirgs, aus dem einzelne höhere Züge und Inseln von Gronit und krystallinischem Schiefer emportauchen (Snegpoldagh, die Wisloska Planina und die rechtwinklig gegen vorige gerichtete Kurbetska Planina), zwischen Sofia und Radomir ein ausgedehntes Plateau aus Augitporphyr bis 2500 Fuß ansteigt und später zahlreiche Durchbrüche von Trachyt und Dolerit Statt gefunden haben. Oestlich von diesem Gebiete bequemster Uebergänge von Süden nach Norden läuft fast östlich der B. oder Hämus im engern Sinne, bis zum Meere hinaus die Tertiärbildungen des untern Donau- u. des Maritzabeckens von einander trennend. Er besteht vom Iskergebiet ostwärts aus einer Zone vorherrschender Uebergangsgebirgsschiefer und Kalke, an deren südlichem Fuße bis Slimno die krystallinischen Schiefer mit einzelnen Stöcken von Gneis u. Granit und östlich von Slimno auch Porphyre auftreten. Im Nordwesten lagert über dem Uebergangsgebirge ein rother Sandstein, der durch Ostserbien nach dem Banat zieht, bedeckt von juralkischen dichten Kalken, während im ganzen Osten und Nordosten oder von Norden nach Süden allmählig ansteigendes Kreidegebirge herrscht, bestehend aus zum Theil grünen Sandsteinen, aus Thonmergel und orbitulitenreichen Kalksteinen, welche von feuersteinreicher, belemnitenführender weißer Kreide, wie bei Schumla, bedeckt werden. Ein niedrigerer Parallelzug älterer Gesteine, Uebergangsschiefer und Kalk, begleiten den B. im Süden der Tundscha ebenfalls ostwärts bis Slimno; während nicht weniger als vier kleine Ketten krystallinischer Gesteine zwischen dem B. und dem Rhodope die Lücke im Westen von Philippopel ausfüllen u. die Verbindung mit dem letzten höheren Gebirge herstellen, in welchem vom Rilodagh bis in die südliche Maritzaebene das krystallinische Schiefergebirge vorherrscht, nämlich Gneis, Glimmerschiefer, Hornblende, Granitgesteine, körniger Marmor, welche an der Grenze gegen den Granit, wie am Rilokloster, einen Reichthum schön krystallisirter Minerolien: Idokras, Granat, Epidot, Augit ꝛc. führen, ähnlich wie in den nordischen Gebirgen u. zu Auerbach am Odenwald. Von Dubnitza bis Philippopel erhebt sich noch ein Zug syenitischer Berge und Hügel, in der Ebene von Adrianopel auch Augitporphyrhügel. Hat der Rhodope gleich die vorherrschende Richtung aus Nordwesten nach Südosten, so tritt doch in seinen östlichen Ausläufern und Thälern überall die Hämusrichtung hervor. Auch im Osten des tertiären Maritzabeckens, gegen das schwarze Meer hin, sind Uebergangsgebirge und krystallinische Gesteine, worunter Granit mit Dioritdurchbrüchen, die herrschenden, und helfen so das genannte tertiäre Hügelland und die Alluvialniederungen auf drei Seiten begrenzen. Ueber Samolhraki bis Karobunar bei Burgos reicht eine Reihe trachytischer Durchbrüche, die mit balaktischen aus dem Uebergangsgebirge des Bosporus erfolgten. Worme Quellen kommen an vielen Punkten längs des Südfußes des Hämus hervor, zum Theil alkalische Schwefelquellen. Im Scardus (Tschardagh) bei Elbassan und im Pindussystem finden wir ebenfalls centrale Axen krystallinischer Schiefer und Massengesteine, Glimmer- und Talkschiefer, Gneis, körnigen Marmor und körnige feldspathreiche Urgesteine, im Pindus begleitet von Nebenkanten dichter Kalksteine, während im schwer gangbaren Hochlande der Miriditen und Dukaginen augitische Gesteine, Euphotid, Diallagfels mit Diorit und Serpentin herrschen. Aus dem tertiären Hügellande Serbiens erhebt sich das Uebergangsgebirge in isolirten Zügen, während das gebirgige Westserbien und das Plateau Bosniens aus zusammenhängendem Uebergangsgebirge bestehen, im Norden durch einen schmalen Streifen mariner Tertiärbildungen von den Alluvialebenen der Save getrennt. In den dinarischen Alpen herrschen durchaus die Glieder der südöstlichen Alpen. Ueber den paläozoischen (Uebergangs- u. Kohlengebirge) bauen sich die Kalke von der Trias bis zum Nummulitenkalk auf, vor Allem in mächtiger Entwickelung der Hippuritenkalk, dessen wildzerrissene dolomitische Felsgipfel an der Nordseite der Czernagoro (Montenegro) die höchsten Kulminationspunkte der Hotbinsel bilden. Auch die Höhlen, die Schlünde oder Katabethren, die mächtigen Quellen sind hier zu Hause, wie nördlich in Krain, südlich in Griechenland. Während die Becken des Vardar und Strymon noch von marinen Tertiärbildungen erfüllt sind, gehören die des Innern, wie das Amselfeld (Kossovo Polje) u. viele andere, den Süßwasserbildungen an u. sind sämmtlich durch spätere Thalbildung trocken gelegte Seebecken; in den Ebenen Bosniens (Serajevo) sind sie reich an trefflichem Eisenstein. Die Mineralquellen des Westens sind Kohlensäuerlinge, die zum Theil auch warme Schwefelquellen sind. Außer obigem Eisenstein wird südlich der Kurbetska Planina bei Egri Palanka auch Magneteisenstein durch Waschen gewonnen. Die Spatheisenstein-, Bleiglanz- u. Kupfererzlagerstätten des Uebergangs- u. krystallinischen Gebirgs werden gegenwärtig noch nicht abgebaut.

Auf der Nordseite des B.s entspringen die Nebenflüsse der Donau: Isker, Wid, Osma und Jantra; auf der Südseite die Maritza mit ihren Zuflüssen Trutscha, Topsuje, Tundscho ꝛc.; am Ostende der Kamtschyk, Parovadi u. a., die in das schwarze Meer münden. Die Hauptpässe, welche über das Gebirge führen, sind folgende fünf:

der über den Eminehdalkan von Aidos nach Prawady u. Silistria führende, Nadir-Derdent- od. Seltenerpaß genannt; westlicher der von Karnabad nördlich über Schumla nach Silistria und nordwestlich über Kasan und Osmandazar bis Rustschuk; der Demir-Kapupaß von Sliwno nach Tirnawa und Rustschuk; 8 Meilen davon entfernt der Tschipkapaß von Keßanlik nach Tirnawa und 18 Meilen weiter westlich der von Tatar-Basardschyk nach Sofia, zwischen den auf der Höhe befindlichen Ruinen der Trajanspforte hin, den Resten einer der Phylen, welche die Römer zur Sicherung der Gebirgsübergänge errichtet hatten (vgl. Hämus). Alle diese Päſſe, auf denen in geringer Zahl türkiſche Sicherheitspoſten (Karauls) ſtationirt ſind, dürfen nur als Saumſtraßen u. Karawanenwege betrachtet werden. Geſchichtlich berühmt iſt der Uebergang des ruſſiſchen Heeres unter dem Feldmarſchall Diebitſch über den bisher für unüberſteiglich gehaltenen und obenbrein in ſeinen Hauptzugängen durch die Feſtung Schumla geſchützten Wall des B.s, im Juli 1829. Derſelbe wurde von Varna und Prawady aus unternommen, um jenſeits des B.s die Städte Aidos und Karnabad zu gewinnen, von wo an fahrbare Straßen nach Adrianopel und Konſtantinopel führen. Mit ungeheuren Schwierigkeiten war das Unternehmen verknüpft, dem die gewaltigſten Hinderniſſe der Natur wie die Waffen der Feinde ſich entgegenſetzten. Die Gegend mußte daher rekognoscirt, die Wege durch Ingenieurs, Sappeurs und Mannſchaft erſt in Stand geſetzt werden, ehe ſie die Truppen und die Artillerie paſſiren konnten. Vergeblich ſuchte der Großweſſir von Schumla aus das Vordringen der Ruſſen zu verhindern. Am 22. Juli überſtiegen dieſe den Kamm des Gebirgs; mit der Beſetzung Karnabads am 26. lag der ganze B. in ihrem Rücken, und der Marſch gegen Konſtantinopel war ihnen geöffnet. Die kühne Ausführung dieſes Uebergangs erwarb Diebitſch den Ehrennamen „Sabalkansky".

Balkaren (Malkaren, Malkar-Aul), tatariſcher Volksſtamm am weſtlichen Kaukaſus, etwa 6000 Köpfe ſtark, zu den Baſſianen gehörig, durch die Hauptkette des Kaukaſus von Imeretien, durch die Bergkette Kaſchkitau von der großen Kabarda getrennt, gegen Oſten und Südoſten an die Oſſeten ſtoßend. Sie wohnen ausſchließlich an den Ufern dreier Bergwaſſer, aus deren Vereinigung der Tſchegem entſteht. Das ganze Land iſt mit hohen, bewaldeten Bergen bedeckt. Ihre Hauptbeſchäftigung beſteht in Viehzucht und Verfertigung von Filz, dicken Tüchern und Pelzen, die ſie nach dem imerethiſchen Städtchen Oni zum Verkauf bringen und gegen Salz, Baumwollenzeuche und kleine, für den Hausbedarf nöthige Waaren eintauſchen. Sie ſtehen zu den Kabardinern in einer gewiſſen Abhängigkeit. Ihre Sprache iſt die tatariſch nogaiſche, ihre Religion ſehr gemiſcht: einige ſind ſunnitiſche Mohammedaner, obwohl ſie weder Moſcheen, noch Mollahs haben; andere verehren nur Einen Gott ohne Ceremonien; bei mehren findet man Spuren ehemaligen Chriſtenthums, denn ſie beobachten die Faſten und den Sonntag, bezeichnen ſich mit dem Kreuze und eſſen auch Schweinefleiſch. Unter den Trümmern alter Kirchen iſt namentlich eine bemerkenswerth, welche ſich auf einem Felſen bei dem Dorfe Uln-Elt am Tſchegem befindet, mit einem verſchloſſenen unterirdiſchen Gang, in welchem, wie die Sage geht, merkwürdige alte Bücher aufbewahrt werden.

Balkaſch (Balchaſchi, bei den Kirgiſen Tenghiz, d. i. Meer), Binnenſee Aſiens, in der Kirgiſenſteppe an der Nordgrenze der Songarei, mißt von Nordoſten nach Südweſten 86 geographiſche Meilen, von Norden nach Süden 1—11 Meilen. Sein Areal beträgt 402 (nach Andern 544) geographiſche QMeilen, ſeine größte Tiefe 70 Fuß, ſeine Meereshöhe etwa 500 F. Von der Küſte des See's, die ſchilfig und ſehr abſchüſſig iſt, zieht ſich ſüdlich u. ſüdöſtlich eine aus Sandhügeln beſtehende Steppe bis zu den Vorbergen des Alatau, eine Fortſetzung der Hungerſteppe, welche Sibirien von Khokand ſcheidet. In den B. mündet von Oſten her der 280—1000 F. breite und 12—50 F. tiefe Ili in drei Armen, welche ein ſchilfiges Delta bilden. Der See wird vom April bis in den November befahren; in der übrigen Zeit iſt es mit Eis bedeckt. Sein Waſſer iſt meiſt friſch und trinkbar, nur an den Rändern und Buchten ſalzig-bitter. Oeſtlich vom B. liegen die Reſte ſeiner ehemaligen Fortſetzung, die Seen Saſſyk-Kul und Ala-Kul, letzterer mit der kleinen Inſel Aral-Tube.

Balken, im Allgemeinen jeder vierkantig behauene Baumſtamm; dann insbeſondere ein wagrecht liegendes, an beiden Enden auf den Umfaſſungsmauern, Widerlagern, oder auf ſonſtigen Unterſtützungspunkten und öfters noch in der Mitte unterſtütztes, ſtarkes, ſcharf- oder baumkantig (waldkantig) behauenes Holz. Mehre B. neben einander bilden das Gebälk, die Balkenlage. Jedes Stockwerk eines Gebäudes muß nämlich von dem darüber befindlichen durch eine Decke geſchieden ſein; dies wird entweder durch Ueberwölbung, oder durch eine ſogenannte Balkenlage bewirkt. Bei maſſiven Gebäuden kommen die B. in einer Entfernung von höchſtens 4 Fuß von Mitte zu Mitte entweder auf die reine Mauer, oder auf eichene 4 u. 5 Zoll ſtarke Langhölzer (Mauerlatten) zu liegen, indem man ſie auf dieſelben aufkämmt oder aufdollt, und zwar ſo, daß die B. auf jeder Seite mindeſtens 10 Zoll auf der Mauer liegen. An den Giebelmauern und maſſiven Scheidewänden müſſen die B. (Streichbalken) neben der Mauer liegen; bloß auf die Holzwände kommen die B. unmittelbar aufzuliegen, und nur in der Dachlage kommt auf jede maſſive Scheidemauer ein B. Beim Legen der B. muß Zopf- und Stammende abwechſeln und jeder dritte oder vierte B. mit der Mauer verankert ſein. Bei Holzgebäuden werden die B. auf die Rahmen der Umfaſſungswände aufgekämmt u. mit denſelben bündig verſchnitten; die Dachbalken ragen bei dieſer Art Gebäude in der Regel 10—12 Zoll über die Umfaſſungswände heraus. Die einzelnen Geſchoſſe eines Gebäudes ſind durch Balkenlagen getrennt. Nach der Stelle, welche dieſe einnehmen, ſowie nach ihrem Zweck unterſcheidet man: Grund- oder Erdbalkenlagen, welche, bei Fachwerksgebäuden gewöhnlich auf dem Gebäudeſockel aufliegend, zur Befeſtigung des Fußbodens der Parterreräume dienen, aber auch bei maſſiv ſteinernen Gebäuden zuweilen angebracht werden; Kellerbalkenlagen, die zur Ueberdeckung der Kellerräume dienen; Zwiſchenbalkenlagen, welche gleichzeitig zur Befeſtigung der Decken der unteren und der Fußböden der oberen Räume beſtimmt

sind; Dachbalkenlagen, welche außerdem das Dachwerk zu tragen haben. In den unteren Gebäuden unterscheidet man vornehmlich: Bund- oder Wandbalken, in welchen die Säulen u. Bänder einer Querwand eingezapft sind; Giebelbalken, welche unmittelbar an den Giebelmauern anliegen; leere B. und als zu diesen gehörig Streif- (Scheide-) oder Ortbalken, welche neben den massiven Scheidungen zu liegen kommen und etwas weniger Stärke als Wand- und Giebelbalken erhalten können. Die oberen oder Dachgebälke bestehen aus den Dachbindebalken, auf welche sich die zum Quer- und Längenverband des Dachwerks bestimmten Hölzer anfsetzen; aus den Stich- und Gradstichbalken, welche an einem Ende mittelst Brustzapfen im letzten durchgehenden B. eingezapft und bloß am andern Ende auf die Mauerlatte oder den Wandrahmen (Pfoste) aufgekämmt (aufgedollt) sind, und in welche, sowie auch in die ganzen durchgehenden B., sich die Sparren (Graatsparren) einsetzen; aus den Kehlbalken, welche auf dem Dachstuhl ruhend mit den Sparren verbanden sind; befinden sich mehre dergleichen Kehlbalkenlagen, also mehre Dachbodengeschosse übereinander, so heißen die dem First zunächstliegenden Hahnenbalken (Hain-, Spitz- oder Katzenbalken). In die unteren Kehlbalken zapfen sich wiederdie Kehlstich- und Kehlgradstichbalken ein, die sich auf den Stuhlrahmen lämmen und mit den Sparren verzapft sind. Außerdem sind noch zu bemerken: Wechsel-, Trumpf- oder Schlüsselbalken, die mit beiden Enden in andere gewöhnliche durchgehende B. verzapft oder versetzt und in welche oft wieder Stichbalken eingezapft sind, die dann auf den entsprechenden Mauerlatten od. bloßen Mauern aufliegen und die ganze Decke eines Stockwerks ausmachen; verzahnte oder armirte B., übereinander liegende, durch Einschnitte, Holzkeile, eiserne Bolzen und Bänder verbundene B., die in sehr weiten Räumen, welche ohne Unterstützung ein starkes Gebälk erfordern, angebracht werden. In Bezug auf die Tragfähigkeit der B. und den ihnen zu gebenden vortheilhaftesten Querschnitt gilt als Regel, daß sich der Widerstand zweier B. von gleichen Längen, verschiedenen Breiten und Höhen verhält wie die Produkte aus ihren Breiten, multiplicirt mit den Quadraten ihrer Höhen. Hat man einen runden Stamm, aus welchem ein B. von möglichst großer Tragfähigkeit geschnitten werden soll, so hat man in dem betreffenden Kreisquerschnitt des Stammes ein Rechteck hineinzuzeichnen, bei dem obiges Produkt das Maximum erreicht, wobei sich ergibt, daß sich die Breite zur Höhe verhalten muß wie 5 zu 7. Sieht man aber von dem Herausschneiden aus einem runden Stamme ab und setzt voraus, daß alle Theile des Querschnitts gleiche Dichtigkeit haben, wie dies z. B. bei gußeisernen B. der Fall ist, so wird ein auf die Hochkante gestellter B. bei gleich großer Querschnittsfläche eine um so größere Tragfähigkeit erhalten, je größer die Höhe im Verhältniß zur Breite ist. Nimmt man z. B. einen B. von 10 Zoll Breite und 14 Zoll Höhe, dessen Querschnittsfläche = 140 Quadratzoll ist, und einen zweiten, dessen Breite nur 7 Zoll, die Höhe aber 20 Zoll beträgt, so wird sich die Tragfähigkeit beider gegen einander verhalten wie $10 \times 14 \times 14 = 1960$ zu $7 \times 20 \times 20 = 2800$; folglich trägt der hochkantig gelegte B. ein halb Mal mehr als der im günstigsten Verhältniß der Tragfähigkeit aus dem runden Stamm bearbeitete B. In Bezug auf die freitragende Länge eines B.s muß man nicht nur darauf Rücksicht nehmen, daß dessen eigene Last mit einer ihr äußeren (fremden) nicht brechen, sondern sich auch nicht einmal biegen oder schwanken kann. Man stellt für den praktischen Gebrauch als Regel auf, daß ein B. von 10—12 Zoll Höhe, abgesehen von seiner Dicke, ohne Bedenken auf 16 Fuß Länge ohne weitere Unterstützung freigelegt werden kann, vorausgesetzt, daß derselbe keine außergewöhnliche Belastung erhält. Um für gegebene Weite der B. die Länge, auf welche sie frei tragen können, und die dazu erforderliche Breite und Höhe zu bestimmen, dient folgende Tabelle:

Weite von Mitte zu Mitte 2½ Fuß.

Länge der Balken. Fuß.	Breite. Zoll.	Höhe. Zoll.
11,2	6	7
14,6	8	8,6
17,7	7	9,8
24,2	8	11,2
25	9	12,6
27,2	10	14
30,1	11	15,6

Weite von Mitte zu Mitte 3 Fuß.

Länge der Balken. Fuß.	Breite. Zoll.	Höhe. Zoll.
13,4	6	9,9
16,5	7	9,8
20	8	11,6
22,6	9	13,6
23,5	10	13
26,6	11	15,6

Weite von Mitte zu Mitte 3½ Fuß.

Länge der Balken. Fuß.	Breite. Zoll.	Höhe. Zoll.
15,6	7	9,8
18,4	8	11,2
21,2	9	12,6
23,6	10	13
27	11	15,4

Weite von Mitte zu Mitte 4 Fuß.

Länge der Balken. Fuß.	Breite. Zoll.	Höhe. Zoll.
17,2	8	11,2
20,6	9	12,8
22,2	10	14
20,4	11	12,9
29,9	12	16,8

Holzstärke in Zollen.	Freitragend in Fuß. a.	b.	c.
2	6,14	4	2
2½	6,29	4,62	3,33
3	7,33	5,01	3
3½	9,42	7,39	5,27
4	11,89	9,00	6,61

Holzstärke in Zollen.	Freitragend in Fuß. a.	b.	c.
5	13,19	10,62	7,72
5½	16,32	13,00	10,00
6	19,52	15,64	12,2c
6	22,76	12,14	10,47

a gilt für ein aus Bretern zusammengefügtes Ganze; b für den Fall, daß nicht nur der Belag an sich, sondern auch eine unten befestigte Verschalung denselben einen Zusammenhang gibt; c wenn die 10 Zoll breiten Bohlen sich allein ohne alle Verbindung tragen.

Bei dieser Tabelle ist nur auf die gewöhnliche Belastung der B., wie sie durch den Belag selbst und durch die Möbel ꝛc. hervorgerufen wird, Rücksicht genommen, so daß bei außergewöhnlicher Belastung ein größerer Querschnitt angenommen werden muß. Bei sehr großen Spannweiten, wo diese einfachen Holzstärken nicht mehr ausreichen würden, wendet man die oben erwähnten verzahnten oder auf andere Weise künstlich verstärkten B. an. Wenn die Tragweite nicht zu bedeutend ist, und der zu verwendende Baumstamm eine natürliche Krümmung hat, so muß schon diese Krümmung nach oben zu liegen, da

dergleichen B. dadurch bedeutend an Tragfähigkeit gewinnen. Volle u. ganze Verstärkungen bilden die sogenannten gespannten Rosse. Diese bestehen aus drei B., von denen der untere in einem Stück durchgeht, während die anderen, von etwas mehr als der halben Länge des Hauptbalkens, in der Mitte zusammengestoßen und, nachdem der untere B. bis auf $^1/_{60}$ seiner Spannweite gespreizt ist, mit diesem vermittelst der Ausschnitte (Zähne) versetzt und nachdem diese Hölzer gehörig fest angezogen, mit eisernen Schrauben zu einem Ganzen verbunden sind. Bei der vollen Mittelverstärkung geht der untere B. ganz durch, auf diesen legt sich vom Mittel aus ein kürzerer, auf welchem ein noch kürzerer ruht, und alle drei sind durch Keile von hartem Holz und außerdem durch eiserne Gebinde vereinigt. Eine volle Seitenverstärkung wird durch Verbindung zweier kürzeren B. mit den beiden Enden des Hauptbalkens hergestellt; der unter den ganzen B. zu liegen kommende erhält ungefähr $^1/_3$ der Länge des oberen, während der untere wieder kürzer als der mittelste wird; auch hier wird die Verbindung durch eichene Keile und eiserne Gebinde oder Bolzen hergestellt. Linsenförmige hohle Balkenverstärkungen werden vorzüglich bei Brücken angewendet. Hierbei wird ein gebogener B. auf einen geraden an dessen Enden mit Beisatzung fest auf- und eingestellt und außerdem noch durch eiserne Gebinde und Bolzen verwahrt; auch sind beide B. noch durch eingezapfte Zwischenpfosten, durch welche gleichfalls Schraubenbolzen gehen, mit einander verbunden. Wird nun auch der untere B. gebogen, so nähert sich diese Konstruktion sehr dem Laves'schen System (s. d.). Das Verstärkungssystem nach Poloneeau besteht in folgender Konstruktion: Der zu verstärkende B. bekommt im Mittel seiner unteren Seite einen kurzen in den B. versetzten Pfosten, über welchen ein starker Draht oder eine schmiedeeiserne Schiene straff übergelegt wird; dieselbe ist mit den Endpunkten des B.s so fest wie möglich verbunden, so daß der auf den B. wirkende Druck durch dieselbe aufgefangen wird. Brückenbalken werden auf folgende Weise verstärkt: Ein bedeutend gekrümmter B., auf welchem die wagrechte Fahrbahn zu liegen kommt, setzt sich auf ein horizontal auf dem Pfeiler liegendes Stück Holz auf; diesem entsprechend setzt sich ein zweiter nach derselben Kurve gekrümmter B. auf, doch so, daß ein Raum zwischen beiden B. entsteht, welche durch aufgeplattete Pfosten mit einander verbunden sind. Bei einer anderen Art dieser Konstruktion setzt sich der untere gekrümmte B. mittelst Brustzapfen in einen gegen die Widerlager gestellten Stempel, und etwas höher setzt sich der obere, weniger gekrümmte B. in gleicher Weise in den Stempel, legt sich aber im Mittel auf den unteren B. auf und ist mittelst Schraubenbolzen und nöthigenfalls durch einige den vorigen entsprechende Pfosten mit dem unteren verbunden, während durch kurze aufgesetzte Stempel ꝛc. die wagrechte Auflage bewirkt wird. Bei der in der Neuzeit immer mehr überhandnehmenden Holztheuerung und den billigen Eisenpreisen gewinnen die gußeisernen B. eine immer ausgedehntere Anwendung, namentlich bei Konstruktion von Malzdarren, Kalk- und Ziegelöfen u. dergl. anderen Bauten zum Gewerbsbetriebe. Sie empfehlen sich auch noch dadurch, daß sie eine weit größere Feuersicherheit gewähren als die hölzernen. Was aber die Maße des Querschnitts ꝛc. für eiserne B. betrifft, so ist man zu einem vollständig sicheren Resultat in dieser Beziehung noch nicht gelangt; bei bloßen Fußbodenbalken kann man bei 1 Zoll rheinländischer Breite auf den Fuß Freitragung $^1/_2$ Zoll Höhe annehmen. Steinerne B. kommen jetzt wenig mehr in Anwendung, weil man sie wegen der geringen Tragfähigkeit der meisten Steinarten nicht weit freiliegen lassen kann. Die Technik der Alten stand zu niedrig (sie kannten die Gewölbe nicht), als daß sie eine andere Konstruktion hätte anwenden können, daher man in den antiken Baustylen überall Steinbalken verwendet findet.

In der Heraldik nennt man B. eine durch zwei parallele Linien entstehende Figur, durch welche das Schild in drei Plätze getheilt wird. Die zu beiden Seiten desselben liegenden Theile sind von einer andern Farbe, als der B. Geht nur Ein B. durch das Schild, so muß er wenigstens $^1/_3$ der Breite vom ganzen Schilde haben; ist er schmäler, so heißt er Balkenstreif, Faden, Binde, Streif, Schnur. Der B. kann gerade oder schräg durch das Schild gehen, zuweilen ist er auch wellenförmig, gezackt, gespitzt, geästet, geschacht ꝛc., zuweilen auch schwebend (keinen Rand des Schildes berührend), oder abgekürzt (nur Einen Rand berührend). Ein Schild hat mehre B., wenn es eine ungerade Zahl Gürtel von zwei verschiedenen Farben hat, und zwar heißen diejenigen Gürtel B., welche die kleinere Hälfte ausmachen; sind dagegen die Gürtel gleich, so heißt das Schild ein gestreiftes.

B. des Gehirns (corpus callosum cerebri) heißt in der Anatomie bei einem bloßgelegten Gehirn der mittlere Theil, welcher nach oben beide Gehirnhälften verbindet und sich durch weißere Farbe auszeichnet (vgl. Gehirn). B. des Herzens, Fleischbalken (trabeculae carneae cordis), sind die rundlichen, hervorstehenden, netzförmig unter einander verwebten Muskelbündel auf der Innenfläche der Herzkammern, welche in der Nähe der Vorhofsöffnung am stärksten sind.

Balkenrecht (Tramrecht, lat. jus tigni immittendi), die Befugniß, die Balken eines Gebäudes in die Wand oder Mauer des Nachbars einzuschieben und darin ruhen zu lassen. Sind die Balken unbrauchbar geworden, so ist dem Berechtigten unverwehrt, solche mit neuen zu ersetzen, dagegen ist ihm nicht erlaubt, mehr Balken, als ihm anfangs erlaubt waren, in der Folge behufs der Erweiterung seines Gebäudes einzufügen. Gemeinrechtlich soll, nach der angenommenen Meinung, der Eigenthümer der Wand oder Mauer, welche den Balken trägt, zur Reparatur derselben nicht verbunden sein. Das österreichische bürgerliche Gesetzbuch (§. 487) bestimmt, daß Derjenige, welcher die Einfügung des Balkens zu dulden hat, die Mauer oder Wand zu unterhalten, der Berechtigte jedoch während einer solchen Reparatur seinen Balken zu unterstützen hat. Das preußische Landrecht (Th. I, Tit. 22, §. 55—58) erläßt dem Eigenthümer der Wand oder Mauer die Verbindlichkeit der Reparatur derselben nur dann, wenn er das Eigenthum an der Wand oder Mauer aufgibt und es dem Dienstberechtigten überläßt. Behält er das Eigenthum, so muß er auch während der Reparatur den

aufliegenden Balken unterstützen. Der Berechtigte ist bloß dann zu dieser Unterstützung verbunden, wenn die Reparatur bloß durch Zufall nothwendig gemacht oder bloß zum Besten des Berechtigten unternommen worden ist. Nach dem Code civil (§. 653 bis 662) ist anzunehmen, daß der Eigenthümer der tragenden Wand oder Mauer zu deren Unterhalten verbunden sei.

Balkenschleife, ein Ackergeräth, besteht aus mehren, in der Regel 8 Balken, die mit Eisenschienen beschlagen sind. Zwischen den einzelnen Balken befinden sich Hülsen, welche dieselben in gleicher Entfernung erhalten. Will man mit dieser Ackerschleife seine Sämereien unterbringen, so umflicht man die Balken ganz dünn mit Reisig; soll aber ein scholliger Boden mit derselben geebnet werden, so muß man sie in der Regel mit Steinen beschweren. In manchen Gegenden ersetzt man die B. dadurch, daß man die Egge umgekehrt, also mit den Zinken nach oben, anwendet.

Balkh, Landschaft im südlichen Turkestan, sonst zu Afghanistan gehörig, jetzt dem Emir von Bucharа tributpflichtig, die Gegend des alten Baktriens, liegt am Nordabhange des westlichen Endes vom Hindukhugebirge, wo dasselbe sich in dem Ghurgebirge westwärts fortsetzt, und wird nördlich durch den Amurdarja (Gihon, den alten Oxus) von der Landschaft Bucharа geschieden. Der Westen von B. ist Wüste. Genauer sind die Grenzen des noch ziemlich unbekannten Landes nicht zu bestimmen. Es umfaßt etwa 150 QMeilen mit 1 Million Einwohnern. Der südliche und südöstliche Theil desselben ist Gebirgsland, über das verschiedene Pässe nach Kabul hinüberführen (z. B. der Karakotulpaß, 8445 F. hoch), mit vielen, wohlbewässerten Thälern; der nördliche Theil gegen den Oxus ist dürr und sandig. Zahlreiche Flüsse durchschneiden das Land, die fast alle in nördlicher Richtung dem Oxus zufließen und von denen der Asferai mit dem Gori u. der Balkh-ab die bekanntesten sind. Letzterer bildet die Scheide zwischen dem Hindukhu und dem westlichen Ghurgebirge und verliert sich bei der Stadt Balkh in unzähligen Wässerungskanälen, die versumpfend im heißen Sommer die Umgegend sehr ungesund machen. Im südlichen gebirgigen Theil des Landes gibt es den größten Theil des Jahres hindurch Schnee. Die Bewohner sind theils Usbeken, die meist als Nomaden, in Schafspelzklappen gekleidet, das Land durchziehen und unter runden Filzhütten (Kirgahs) leben, theils Tadschiks und Sarten, die seßhaft sind und Ackerbau, Gewerbe und Handel betreiben. Von der Herrlichkeit des alten Baktriens ist jegliche Spur verschwunden, und auch das jüngere B. vermochte sich seit der Verwüstung durch Dschingiskhan (1220) nicht wieder zu der früheren Macht zu erheben. Als Hauptorte werden außer der gleichnamigen Hauptstadt (s. unten) genannt Andkhoi, westlich von jener; davon südöstlich Schibarchan; südlich davon Siri-Pul, im Westen der Nomadenort Maimana.

Die gleichnamige uralte Hauptstadt des Khanats (das Bactra der Alten), von den Asiaten, die B. für die älteste Stadt der Welt halten, Omul Belad)d. h. Mutter der Städte) genannt, liegt 1800 Fuß über dem Meere in einer weiten Ebene, über welche sich das nur wenige Stunden entfernte südliche Gebirge steil und kühn bis zu 4222 Fuß erhebt. Die Stadt, einst groß und prächtig, im Mittelalter ein blühender Handelsplatz Mittelasiens, ist jetzt ziemlich unbedeutend. Sie hat eine Citadelle, drei große, aber leerstehende Kollegien für die Studien, sehr belebte Bazars u. etwa 6000 Einwohner, die Seidenmanufakturen und noch immer nicht unbedeutenden Handel betreiben. Die Stadt steht mit Kabul, Khunduz, Karschi, Bucharа, Samarkand ꝛc. in Verbindung. Ein Umkreis von ungefähr 20 englischen Meilen um B. ist mit Ruinen der alten Stadt bedeckt, Spuren der alten Prachtbauten sucht man unter ihnen vergeblich; sie bestehen aus zerfallenen Moscheen und Gräbern, die aus Backsteinen, an der Sonne getrocknet, gebaut waren und keineswegs den vormohammedanischen Zeiten angehören; B. ist, wie Babylon, zu einer Mine von Backsteinen für die umliegende Gegend geworden. Die meisten alten Gärten liegen wüst, die Wasserleitungen sind ausgetrocknet, doch gibt es allenthalben schöne Baumgruppen. Die Ungesundheit von B. ist sprüchwörtlich und scheint eine Folge der vielen Sümpfe zu sein, welche die alten Wasserleitungen bilden. Bis zum Beginn des 11. Jahrhunderts war B. Sitz der mächtigen einheimischen Herrscherfamilie der Samaniden, die über 16 Provinzen herrschte. Im 12. Jahrhundert war sie die Hauptstadt der Turk und blühte durch Industrie, Handel u. Wissenschaft. Die Stadt erhielt damals den Titel Cubat al eslam (Hauptstadt des Islam). Im Jahre 1220 ward sie von Dschingiskhan erobert und verwüstet. Er ließ alle Bewohner B.s hinrichten und zerstörte, wie alles Andere, so auch die Moschee, die für eine der größten und schönsten der Welt galt. Im Jahre 1393 belagerte Timur hier den Sultan Hussein, den letzten Prinzen aus dem Geschlechte Dschingiskhans, und zwang ihn, ihm die Stadt einzuräumen. Von nun an war sie im Besitz von Timurs Nachfolgern, bis diese im Anfange des 16. Jahrhunderts durch die Usbeken daraus vertrieben wurden. Zur Zeit der Entstehung der Dynastie der Durani's (1740) fiel B. in die Hände der Afghanen, und in der neuesten Zeit wurde es von dem Großkhan von Bucharа besetzt, der es zur Entrichtung eines Tributs zwang.

Balkon, ein freier, über dem Erdboden befindlicher, mit einem Geländer versehener Platz an der Seite oder Fronte eines Gebäudes, gewöhnlich vor dem Fenster des Hauptgeschosses (Balkonfenster) und entweder durch dieses, oder durch eine besondere Thür mit einem Zimmer in Verbindung stehend. Er ruht auf Säulen, Pfeilern oder Kragsteinen und heißt, wenn er bedeckt ist, Erker.

Ball, jeder runde, einer schwebenden Bewegung fähige Körper (Erdball, Spielball ꝛc), besonders kleine, von Garn oder wollenem Zeuch oder Werg gebildete, möglichst dichte, mit Leder oder Tuch überzogene, oft auch fest überstrickte Kugeln, die eine bedeutende Elasticität besitzen müssen. In Nürnberg und an einigen andern Orten gibt es eigene Ballmacher, die solche Bälle, auch die sogenannten Federbälle verfertigen. Am meisten Elasticität besitzen die soliden Kautschukbälle.

Ball (vom ital. ballare, altfranz. baler, tanzen, und ballo, franz. bal), Versammlung einer zahlreicheren Gesellschaft beiderlei Geschlechts zu festlichem Tanz, durch mehr Glanz, strengere Etikette u. längere Dauer vom Thé dansant unterschieden. Die

Bälle gehören zu den gesellschaftlichen Vergnügungen der neuern Zeit; bei den alten Völkern, wo der Tanz eine mehr religiöse Beziehung hatte und dazu die Stellung des weiblichen Geschlechts eine so ganz von der modernen abweichende war, fanden Bälle nicht Statt. Auch das frühere Mittelalter kennt sie noch nicht, obwohl an kirchlichen Festen viel getanzt wurde, und zwar auch von beiden Geschlechtern gemeinschaftlich. In Italien wurde im 14. Jahrhundert der kunstgemäße Tanz auf dem Theater heimisch (Ballet), später entwickelte er sich als geselliges Vergnügen zum eigentlichen B. Ludwig XII. von Frankreich zu Ehren wurde bei seiner Anwesenheit in Mailand ein B. gegeben, an dem selbst Kardinäle aktiv Theil nahmen; dasselbe geschah, als Philipp II. in Trient bei Gelegenheit der Kirchenversammlung daselbst ein B. gegeben wurde. In Frankreich wurden die ersten Bälle unter Franz I. und Heinrich II. gegeben, und hier that Katharina von Medicis viel zu ihrer Ausbildung; sie gab auch den französischen Damen durch eine freiere Bekleidung Gelegenheit, ihre Reize den Tänzern zu offenbaren. Jetzt wurden in Frankreich auch die Maskeraden (bal en masque) gewöhnlich und die Nationaltänze aller Provinzen auf den pariser Hofbällen nachgeahmt. Von Frankreich verbreiteten sich die Bälle über das übrige Europa, welches in Aufnahme französischer Sitte und Lebensweise sich so gelehrig zeigte. Seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. wurden in allen Hauptstädten Deutschlands Bälle auf französischem Fuß eingerichtet. Die Hofbälle gehörten zu den wesentlichen Erfordernissen bei allen feierlichen Gelegenheiten am Hofe; sie erhielten den Namen Ceremonienbälle, weil sie nach einem bestimmten, vorgeschriebenen Ceremoniel angeordnet wurden, das ehedem, zuerst am französischen Hofe, dem auch hierin alle andern in Europa nachfolgten, ein bis zur Peinlichkeit steifes war. Dieselben Bälle waren stets auch sogenannte Bals parés (geputzte Bälle), weil sie eine vorzüglich ausgesuchte Parure der Theilnehmer erheischten. In neuerer Zeit hat sich die Balletikette überall sehr vereinfacht. Die Hofbälle werden jetzt durch die höchsten Personen mit der Polonaise eröffnet, die Tänze beschäftigen viele Tänzer und Tänzerinnen auf einmal, der lästige Zwang ist größtentheils verschwunden u. die überladene Pracht einem einfacheren Geschmack gewichen. Doch hat diese Vereinfachung auch leider eine große Vernachlässigung des Aesthetischen im Tanze zur Folge gehabt, besonders in Deutschland, wo jetzt auf Bällen von eigentlicher Tanzkunst, ja selbst von einer nur graziösen Haltung und Bewegung wenig mehr gefunden wird. Am meisten haben noch die Franzosen, auch in dem gesellschaftlichen Tanze, die Kunst im Auge behalten. Ehedem wurden zu jedem Bal paré kurze Beinkleider und seidene Strümpfe mit Frack verlangt, seit etwa 20 Jahren wurde es bei Militärs Mode, in der Dienstuniform, mit Hut und ohne Schärpe zu erscheinen, später beim Civil in Pantalons, obwohl noch in Schuhen und Strümpfen. Neuerdings ist an manchen Orten der Frack für unnöthig erklärt worden. Die Damen tragen festliche Kleider (Ballkleider), sind frisirt und koiffirt. Die Tänze richten sich nach der Nationalsitte und der Mode; sie sind jetzt meist Polonaise, rascher Walzer, Cotillon, Mazurek, Contretänze (Française), Polka; in früherer Zeit waren Menuet, Ecossaise, Anglaise, Quadrille, Tempête u. a. häufiger als jetzt, wiewohl in den letzten Jahren manche alte Tänze hie und da wieder in Aufnahme gekommen sind. Die Angabe über die Aufeinanderfolge der einzelnen Tänze, welche gewöhnlich im Tanzsaal selbst auf einer angeschlagenen Tafel verzeichnet wird, sowie die Bestimmung über Vortänzer und die durchs Loos ausgemittelte Reihenfolge der Paare in Kolonnen, bilden die Ballordnung. Die übrigen bei einem B. noch nöthigen Bedingungen u. Vorschriften, z. B. in Schuhen zu erscheinen, mit Handschuhen zu tanzen, an den vorgetanzten Touren nichts zu ändern u. dergl. m., machen den Inhalt besonderer Ballregeln oder Ballgesetze aus.

Ballade (oder nach dem Italienischen Ballata, von ballare, tanzen), ursprünglich wohl ein mit Mimik vorgetragenes Lied, seit dem 12. Jahrhundert in Italien ein rein lyrisches Gedicht geringen Umfangs, welches mit dem Sonett und dem Madrigal verwandt war und in der Regel Liebesklagen zum Inhalt hatte. Schon bei Dante finden sich dergleichen B.n. Mit ihnen verwandt sind die Ballades der Franzosen, welche bis auf Molière, der sie anfeindete, vorkommen. Ueber Frankreich kam das Wort nach England und Schottland und änderte hier seine Bedeutung; die B. nahm den Charakter der episch-lyrischen Poesie an und bemächtigte sich der Volkssage; der Form nach bestand sie aus drei Strophen mit gleichen wiederkehrenden Reimen und demselben Refrain am Ende. Aus dieser Form hat sich das, was man seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland B. zu nennen pflegt, herausgebildet. Bürger war der eigentliche Schöpfer der modernen deutschen B., die er in einem über das Maß der alten B. weit hinausgehenden Umfange anlegte, mit landschaftlicher Scenerie wie mit anderem Schmuckwerk umgab und zugleich durch dialogische Partien zur dramatischen Lebendigkeit erhob. Seine „Lenore" hat sich eben so viel klassischen Ruf als Popularität erworben. Nächst Bürger sind Schiller, Goethe und Uhland als die Koryphäen in dieser Gattung anzusehen, denen sich mit mehr oder minder ausgeprägter Individualität, größerer oder geringerer Annäherung an den Einen oder den Andern die beiden Schlegel, Tieck, Schwab, Platen, Chamisso, Zedlitz, Lenau, Heine, Günther, Vogl, Fontane u. A. anschlossen.

Die B. gehört, wie die Rhapsodie und die Romanze, in das Gebiet der epischen Lyrik, die gewissermaßen den Uebergang aus dem Epos in die Lyrik bildet, in sofern sie es noch mit einem äußerlich gegebenen Stoffe zu thun hat. Wie nun im reinen Epos drei Formen sich abschließen, der epische Kreis der Mythen, das heroische Epos und die romantische Epopöe, so kann man, diesen Gattungen entsprechend, drei Hauptformen der epischen Lyrik annehmen: die B., die Mähre oder Rhapsodie und die Romanze. In der B. redet die lyrisch fortgeführte Mythe, hier spricht der Volksgeist, der angeborne Spiritus familiaris einer Nation. Ihr Element ist also der Geist in seiner Naturbedingtheit, mehr leidend als handeln und schaffend, wie er entweder den Wirkungen und Phänomenen der äußern Natur der höhern Gewalten unterliegt, oder als natürlicher Wille, gleichsam als Instinkt, den dunklen Trieben und Leidenschaften der Furcht, des Zorns, der Rache ꝛc. anheim fällt und von ihrer Bewegung verschlungen wird;

wogegen das Element der Mähre oder Rhapsodie die Tapferkeit der historischen Welt, die Welt kühner Thaten und energischer Charaktere, der sich in kräftigem Wollen und Handeln von seiner ersten Unmittelbarkeit befreiende Geist ist, während in der Romanze das Interesse nicht mehr auf der That als solcher und der naiven Energie naturkräftiger Charaktere beruht, sondern die im Innern waltende Macht der freien Sittlichkeit, den gebildeten Geist und seine Verherrlichung als specifisches Princip in Anspruch nimmt. Die B. geht in einem Stoff sachlich auf den Mythus zurück und ist gleichsam die Fortsetzung dieser Welt uralter Vorstellungen und Phantasien. Die Natur und ihre elementarischen Mächte, die sich dem heidnischen Bewußtsein verkörpern und in dem Volksaberglauben zum Theil noch fortleben als Nixen, Elfen ꝛc., das Wunderbare, das Dämonische bilden einen wesentlichen Bestandtheil der B., nur daß sie dabei überall sich in einer engen Sphäre bewegt und, in der Gemüthswelt beschlossen, sich auf einen bestimmten Kreis von Motiven beschränkt. Dagegen hat die Rhapsodie, als der bewegten Welt des Handelns angehörig, über einen weit reichern Stoff und eine weit größere Mannichfaltigkeit von Motiven zu gebieten, wird sich jedoch vorzugsweise an die Geschichte des Volks, in dem sie entsteht, anschließen und durch Darstellung solcher Thaten und Helden, die ein heimatliches Gepräge tragen und das Gemüth patriotisch erregen, ein nationales Interesse bewahren, während die Romanze der äußern Begrenzung nach nicht mehr an den Spiritus familiaris der einzelnen Nationalität gebunden ist, sondern von der Allgemeinheit des Gedankens, von universellen Wahrheiten ausgeht und hierin dem romantischen Epos analog ist. Was die Form betrifft, so hat von der B. schon Goethe gesagt, daß ihr eine mysteriöse Behandlung zukomme. Ihre Form hat der innern Gedrungenheit, dem dumpfen Weben des in sich beschlossenen, von der Natur noch nicht befreiten Geistes zu entsprechen u. durch analoge Mittel der Darstellung die pathologischen Zustände sinnlich herauszustellen. Die B. will lieber gehört als gelesen sein und bedarf, um vollkommener zu wirken, der musikalischen, vielleicht auch, wie der Name noch andeutet, der mimischen Begleitung. Die Mähre oder Rhapsodie dagegen fordert den klaren und ruhigen Fluß der epischen Darstellung; sie muß die That und deren Motive auseinanderlegen und die Charaktere sich plastisch und objektiv entfalten lassen. Sie eignet sich nicht für die musikalische Komposition und bedient sich selbst der metrischen und prosaischen Mittel nur so weit als nöthig ist, um sich von der prosaischen Darstellung zu unterscheiden. Die Romanze endlich verbindet hinsichtlich der Form die Bedingungen der B. und Mähre, indem sie, subjektiver als die Mähre, wieder mehr auf lyrische Weisen und Versmaße ausgeht und durch die Einheit des Gedankens auf dieselbe Geschlossenheit der äußern Gestaltung angewiesen ist, welche die Einheit der Empfindung bei der B. erfordert. Vergl. Echtermeyer, Einleitung zu seiner „Auswahl deutscher Dichtungen".

Ballagi, Moritz, in deutscher Namensform Bloch, ungarischer Sprachforscher u. Schriftsteller, 1815 zu Ternova von armen jüdischen Aeltern geboren, erhielt seinen ersten Unterricht über Bibel u. Talmud von seinem Vater, erwarb sich aber nach dessen gänzlicher Verarmung durch eigenen Fleiß die nöthigen Kenntnisse, um 1835 auf dem reformirten Kollegium zu Papa seinen philosophischen Kursus beginnen und ihn 1838 auf der Universität zu Pesth fortsetzen zu können. Nachdem er sich noch 1839 in Paris mit orientalischen Studien beschäftigt, schrieb er bei Gelegenheit der auf dem ungarischen Landtag in Anregung gekommenen Frage über die Judenemancipation im Interesse seiner Glaubensgenossen das Schriftchen „A'zsidókról" (Pesth 1840). Um die letzteren zu magyarisiren, begann B. eine ungarische Bibelübersetzung mit kritischen u. exegetischen Noten, von welcher die Bücher Mosis und Josua (Pesth 1840—43) erschienen. Hierauf von der ungarischen Akademie zu ihrem Mitgliede ernannt, ging er 1843 nach Deutschland, trat hier zum Protestantismus über u. studirte zu Tübingen Theologie, worauf er 1844 als Professor an das evangelische Lyceum zu Szarvas berufen wurde. Hier wirkte er bis zur Revolution, während welcher er als Sekretär im Kriegsministerium diente. Die größten Verdienste hat sich B. um die magyarische Sprache erworben, namentlich durch seine „Ausführliche theoretisch-praktische Grammatik der ungarischen Sprache" (Pesth 1845, 3. Auflage 1850), an die sich eine Anthologie unter dem Titel „A'magyar nyelv' szepségei" (das. 1847) anschließt. Sein „Vollständiges Wörterbuch der ungarischen u deutschen Sprache" (Pesth 1843—1844, 2 Bde., 2. Auflage 1848) u. „Ergänzungswörterbuch der ungarischen und deutschen Sprache" (das. 1846, 2 Bde.) gelten für die besten lexikographischen Arbeiten über die Sprache der Magyaren. Den Sprüchwörterschatz derselben versuchte B. in dem „Magyar példabeszédek, köymondàsok és szójáràsok gyüjteménye" (Pesth 1850, 2 Bde.) darzulegen.

Ballanche, Pierre Simon, französischer Dichter und Philosoph, war geboren den 4. August 1776 zu Lyon, wo sein Vater Besitzer einer Buchdruckerei und Buchhandlung war, welches Geschäft auch der Sohn bis 1814 führte. Seine Jugend war eine lange ununterbrochene Reihe von Schmerzen und Leiden; in einem Alter von 18 Jahren mußte er trepanirt werden. Dessen ungeachtet studirte er eifrig, namentlich die Dichter und Philosophen des Alterthums; auch fand er frühzeitig Freunde, mit denen er seine tiefsinnigen Ideen austauschte, z. B. Chateaubriand, Nodier, Camille Jordan, auf welchen er 1823 eine vortreffliche Lobrede schrieb. Im Jahre 1801 gab er ein damals fast gar nicht beachtetes Buch; „Du sentiment dans ses rapports avec la littérature et les arts", heraus, das für die Entwickelungsgeschichte seines Geistes von hoher Bedeutung ist; aber eigentlicher Schriftsteller wurde er erst 1814. B. widmete sich von nun an als philosophischer Publicist dem Dienste seiner Nation, erweiterte aber auch diese Aufgabe sehr bald bis dahin, wo ihm sein Vaterland nur als ein Theil der europäischen Menschheit erschien: er wurde Geschichtsphilosoph. Noch 1814 erschien eine Dichtung von ihm, die gleichsam die Einleitung zu seinen geschichtsphilosophischen Arbeiten bildet, „Antigone", ein Gedicht, das zwar in Prosa geschrieben ist, aber in einer Prosa, die unendlich harmonischer und poetischer ist, als die meisten französischen Verse. Den damals in Frankreich herrschenden Widerspruch zwischen dem Neuen und Alten suchte B. zur Versöhnung zu

bringen. B. war keineswegs Gegner der von Ludwig XVIII. gegebenen Konſtitution; aber er verglich die Charte mit einer algebraiſchen Formel, durch deren Anwendung man mit der Zeit zu einer wahrhaften, in dem Leben und in der Geſchichte der Nation wurzelnden Verfaſſung gelangen könne. Dieſe Anſicht ſucht B. in ſeinem „Essai sur les institutions sociales dans leur rapport avec les idées nouvelles“ (Paris 1818) darzulegen. Wichtig für die Kenntniß ſeiner Anſichten von Gottheit, Menſchheit, Wiſſen, Offenbarung ſind ſeine „Fragments“ (Paris 1819) und ſein Dialog, in welchem man die Kenntniß platoniſcher Denk- und Redeweiſe erkennt: „Le vieillard et le jenne homme“ (daſ. 1819). Im Jahre 1820 ſchrieb B. ſeinen „Homme sans nom“, die Geſchichte eines Königsmörders. Sein Hauptwerk aber iſt die Philoſophie der Geſchichte unter dem Titel „Essai de palingénésie sociale“, worin er ſeine aus ſeinem ganzen Denken und Weſen reſultirende Anſicht von der Fortbildung des Menſchengeſchlechts, von den ſchon durchlaufenden Phaſen dieſer Fortbildung und von dem jetzt ſich geſtaltenden Umſchwung zu einem ganz neuen Zuſtande entwickeln will. Von dieſem großartigen Werke ſind die Prolegomena und der erſte Theil „Orphée“ erſchienen, eine philoſophiſch-poetiſche Konception, welche die Franzoſen eben ſo wie die „Antigone“ ein „Poème historique“ nennen, obwohl ſie mit jener keine Aehnlichkeit hat. Von dem zweiten Theile: „Formule générale de l'histoire de tous les peuples, appliquées à l'histoire du peuple romain“, wurden 1834 17 Bogen als Manuſkript für Freunde gedruckt; vom dritten Theile: „Ville∫ des expiations“, der die Zukunft der Menſchheit darſtellen ſoll, iſt 1829 ein Fragment: „La vision d'Hébat, chef d'un clan Ecossais“, erſchienen. Im Jahre 1830 veranſtaltete B. eine Ausgabe ſeiner „Oeuvres“ (Paris, 4 Bde.). Er † den 7. Auguſt 1847.

Ballaſt, eine Laſt, womit der untere Raum eines Schiffes angefüllt wird, um, wenn daſſelbe keine oder zu wenig Ladung hat, den Schwerpunkt unter das Waſſer zu bringen und das auf die Seite Fallen des Fahrzeugs zu verhüten. Man nimmt dazu gewöhnlich Sand, Steingrus oder ſchwere Steine, nach Umſtänden auch nutz- und abſetzbare Mineralien, wie Salz, Kreide, Steinkohlen, Mauerſteine ꝛc. Letztere verdienen vor Allem den Vorzug, da ſie gleichmäßig vertheilt werden können und deshalb dem Laufe des Schiffes größere Sicherheit, Regelmäßigkeit und Schnelligkeit geben. Es giebt gute, ſchlechte, grobe und alte B.; der gute muß wenig Raum einnehmen und aus reinlichen Gegenſtänden beſtehen; zu dem ſchlechten gehören brenn- und ſchmelzbare oder, wie Sand u. dgl., Schmutz zurücklaſſende Dinge; grober B. ſind große Steine, alte Kanonen, Kugeln ꝛc.; alt nennt man den bereits einmal gebrauchten. Das Ein- und Ausladen des B.s (Ein- und Ausſchießen) geſchieht durch kleine Fahrzeuge (Ballaſtewees oder Ballaſtſchuten), welche vor den Ballaſtpforten, kleinen Pforten über dem Waſſerſpiegel, an der Seite des Schiffes anlegen; die Oerter, wo ſie den ihnen hier übergebenen werthloſen B. auswerfen (Ballaſtdrücke), oder den einzunehmenden holen, ſind in den meiſten Hafenſtädten polizeilich beſtimmt.

Ballater, Dorf in der ſchottiſchen Grafſchaft Aberdeen, im obern Deethal, 9 geograph. Meilen weſtlich von Aberdeen, wegen der wildromantiſchen Gegend und ſeiner Mineralquellen viel beſucht.

Ballei (vom latein. baltivus), bei den Tempelherren, deutſchen Rittern u. Johanniterrittern die einzelnen Provinzen ihrer Territorialbeſitzungen oder auch die größern Unterabtheilungen der Provinzen; ſie wurden von einem Landkomthur regiert und hießen daher auch Landkomthureien. Die meiſten B.en, namentlich in Frankreich, beſaßen die Templer. Die B.en der Johanniter zerfielen in Priorate, die der übrigen in Kommenden oder Komthureien, welche indeß in früherer Zeit mit den B.en oft identiſch waren. Die deutſchen Ritter zählten in Deutſchland bis zur Auflöſung des Reichs 11 B.en, nämlich die elſaſſiſche, die öſterreichiſche, die tyroler, die zu Koblenz, die fränkiſche, die zu Biesen in Lüttich, die weſtphäliſche, die lothringiſche, die heſſiſche, die thüringiſche u die ſächſiſche; die erſten 8 waren katholiſch, die 3 letzten proteſtantiſch. Früher war auch Utrecht eine B. des deutſchen Ordens, ſie wurde ihm aber wieder entzogen.

Ballen, ein Zahl- oder Stückmaß für Papier ꝛc. Ein B. Papier hält in Deutſchland, England, in der Schweiz u. a. a. O. 10 Rieß à 20 Buch, alſo 200 Buch, und je nachdem das Buch 25 Bogen (Druckpapier), oder 24 Bogen (Schreibpapier) hat, 4800 Bogen (Schreibpapier), oder 5000 Bogen Druckpapier); in Portugal rechnet man auf den B. 13,760 Bogen. Ein B. Tuch hat in Breslau 10 Stück, an andern Orten 12 Stück zu 32 Ellen; ein B. Leinwand hat 12—32 Ellen; ein B. Baumwollengarn iſt in England = 60 Packen oder 240 Pfund. In den Niederlanden iſt der B. als allgemeines Handelsgewicht = 1 Centner 90½ Pfund preußiſch und wird in 2 niederländiſche Centner getheilt.

Ballenpflanzung, Verpflanzung von Setzlingen mit dem Ballen oder dem an den Wurzeln hängenden Erdklumpen. Kleinere Pflänzlinge zu verſetzen, iſt leicht, zumal wenn man geeignete Inſtrumente hat; ſoll aber ein großer Stamm verpflanzt werden, ſo ſind dazu beſondere Vorkehrungen nöthig. Man macht vor eintretendem Froſte einen Graben in einer Entfernung von 1½—2 Fuß, je nach der Größe des Baumes, um den Stamm, träukt bei eingetretenem Froſte den ſo vom übrigen Erdreiche abgeſchnittenen Ballen tüchtig mit Waſſer und hebt, ſobald dieſes eingefroren iſt, den Stamm aus. Der Stamm wird nun vorſichtig und ohne Verletzung des Ballens auf einer Schleife zu dem bereits fertigen Pflanzloche gebracht und hier mit Streben geſtützt, dann fleißig begoſſen, auch bis zu den Aeſten mit Moos bekleidet, welches von Zeit zu Zeit angefeuchtet wird. In der Kunſt- und Obſtgärtnerei ſind dergleichen B.en nicht ſelten vortheilhaft; im Forſtbetriebe kommen ſie in der Regel zu theuer zu ſtehen, zumal da der Erfolg nicht immer geſichert iſt.

Ballenſtedt, Stadt u. Amtsſitz in Anhalt-Bernburg, Reſidenz des Herzogs, am Fuße des Unterharzes, an der Getel, beſteht aus der Altſtadt und der Neuſtadt, welche durch die Allee und die neue Straße mit dem Schloß verbunden werden. Die Altſtadt iſt alterthümlich, eng und winkelig, hat Mauern und 2 Thore, die Nikolaikirche (1498 mit abgebrannt, 1500 wieder aufgebaut), ein Rathhaus,

Hospital, 6 Schulen, eine Synagoge. Das bedeutendste Gebäude der Stadt ist das Schloß, auf einem Felsenberge vortrefflich gelegen, mit herrlicher Aussicht. Das geschmackvoll eingerichtete Innere enthält außer einer kleinen Gemäldesammlung, meist von niederländischen Meistern, die herzogliche Bibliothek (1796 angelegt) mit 8000 Bänden, sowie Sammlungen von Münzen und Mineralien. Zum Schlosse gehören: die Schloßkirche mit der Asche Albrechts des Bären und vieler andern anhaltischen Fürsten, Erzherzogs Leopold von Oesterreich ꝛc.; das Marstallgebäude, ein Schauspiel- und ein Reithaus, das sehenswerthe Schloßvorwerk ꝛc. B. ist der Sitz einer Medicinalkommission, Bauinspektion, eines Berg- und Hüttenamtes. Die Einwohner (4000 an Zahl) nähren sich von Ackerbau, Obstbau und den städtischen Gewerben, Fertigung von Flanell, Leinwand, Töpferwaaren ꝛc. B. ist der Geburtsort Johann Arndts. In der Umgegend liegen: das Jagdhaus à la Meute auf dem Röhrkopfe, mit sehr schöner Aussicht, dem Schlosse gegenüber; der Ziegenberg, mit einem Lusthause und ebenfalls sehr schöner Aussicht; die Fasanerie Zehling; der Hubertusthurm, auf einer Anhöhe über dem Siebensteinsteiche; der Meisenberg, ein herzogliches Jagdhaus auf dem Berge gleichen Namens; die Gegensteine, 2 Sandsteinfelsen, der helle u. der stumme genannt (weil jener ein Echo hat, dieser nicht), der letzte wegen der vortrefflichen Aussicht zum Ersteigen eingerichtet. B. ist das uralte Besitzthum des anhaltischen Hauses. Schon im 7. Jahrhundert stand die Burg der askanischen Grafen. Die Stadt B. war 1356 noch ein Dorf (villa), 1457 u. 1485 wird sie ein Flecken genannt; unter Fürst Wolfgang erhielt sie Mauern, ein Amthaus und Stadtgerechtigkeit. Im Jahre 1498 brannte B. fast ganz ab; auch im Kriege von 1505 litt es durch Plünderungen sehr. Im dreißigjährigen Kriege wurde 1626 Schloß und Stadt von den Kaiserlichen erobert und ausgeplündert; dadurch gewitzigt, vertheidigten sich die Einwohner 1640 gegen 2 kaiserliche Regimenter so tapfer, daß diese mit 50 Mann Verlust abziehen mußten, und ein zweiter Angriff 1641 hatte keinen bessern Erfolg. Die Neustadt scheint im 16., die Allee anfangs des vorigen Jahrhunderts gebaut zu sein, die neue Straße wurde 1790 angelegt.

Ballenyinseln, 5 Inseln im Südeismeere, unter 65—66° südl. Br., 164° östl. L. von Greenwich (181° von Ferro), hoch, theilweise gegen 12,000 Fuß über das Meer sich erhebend, vulkanisch, 1838 durch zwei englische Schiffe von Enderbysland aus entdeckt. Die B. bilden unstreitig eine Fortsetzung des letztgenannten Landes.

Ballesteros, 1) Francisco, spanischer General, geboren 1770 zu Saragossa, focht mit Auszeichnung schon in dem Feldzuge von 1793, ward während desselben Kapitän, 1804 aber wegen angeblichen Unterschleifs seines Dienstes entsetzt, bis ihn der Friedensfürst als Chef der Douaniers in Asturien wieder anstellte. Bei der Invasion der Franzosen 1808 gab ihm die Junta von Asturien ein Regiment. B. stieß mit demselben zur Armee unter Blake und Castanos, zog nach dem südlichen Spanien und befehligte bei mehren Gelegenheiten als Chef mit großer Unerschrockenheit. Bei Ronquillo 1810 und bei Castilles 1811 geschlagen, siegte er 1812 bei Castaña über den General Marranstn und bei Osuna über Beauvais. Als ihn darauf eine französische Division unter Conroux bis in die Berge von la Ronda verfolgte, zog er sich unter die Kanonen von Gibraltar zurück, ward aber daselbst mit seiner Bitte um Einlaß aus Mißtrauen gegen die Spanier abgewiesen. Voll patriotischen Stolzes widersetzte er sich nach Landung der englischen Hülfstruppen dem Verlangen Englands, auch die spanischen Streitkräfte dem Oberbefehl des Herzogs von Wellington unterzuordnen, und wurde deßhalb nach Ceuta verwiesen. Bald jedoch zurückgerufen, führte B. längere Zeit ein Corps in den Gebirgen von la Ronda. Nachdem B. 1811 Generallieutenant geworden war, ernannte ihn Ferdinand VII. 1815 zum Kriegsminister. Bei den schwankenden Grundsätzen dieses Fürsten wurde B. bald ein Opfer des Hasses der Absolutisten u. Servilen und 1816 mit halbem Gehalt nach Valladolid verwiesen. Die Furcht des Hofes vor der Erhebung des geknechteten Spaniens rief ihn nach Madrid zurück; er bestimmte hier den König zur Annahme der Konstitution von 1812, ward Vicepräsident der provisorischen Junta und erwarb sich in dieser Stellung große Verdienste um die Herbeiführung eines besseren Zustandes der Dinge in seinem Vaterlande. Durch seinen Sieg über die königlichen Garden wurde der Umsturz der Verfassung den 7. Juli 1822 verhindert. Als 1823 die Franzosen im Interesse des Absolutismus die spanische Grenze überschritten, erhielt B. den Oberbefehl über die Truppen in Navarra u. Aragonien. Durch den französischen General Molitor aus seiner Stellung hinter dem Ebro vertrieben, zog er sich unter fortwährenden Gefechten über Cuença nach dem Süden zurück, wurde in den Gebirgen von Campillo de Aronas unweit Granada geschlagen und schloß den 4. August zu Granada eine Uebereinkunft, in welcher er die Regentschaft zu Madrid anerkannte, die unter seinen Befehlen stehenden festen Plätze zu übergeben versprach, dagegen die Fortzahlung des Soldes an seine Truppen, sowie Verzeihung aller politischen Vergehen zugesichert erhielt. Als am 1. Oktober d. J. Ferdinand VII. alle Beschlüsse der konstitutionellen Regierung für nichtig erklärte und zugleich alle Beamten und Offiziere dieser Regierung absetzte, zog sich B. nach Cadix zurück, von wo er, da ihn das 1824 erlassene Amnestiegesetz ausdrücklich ausschloß, auf einem englischen Schiffe entfloh. Seitdem in Paris, † er daselbst den 22. Juni 1832.

2) Luis Lopez, spanischer Finanzminister, Bruder des Vorigen, geboren 1778 in Galizien, war erst Vicenotar seiner Gemeinde, wurde 1808 Kriegskommissär bei der Armee, zeichnete sich als Soldat bei Medellin aus, wurde 1822 Generaldirektor der Staatseinkünfte und erhielt 1825 das Finanzministerium, in welchem er Garay ersetzte, und zwar in einer Periode der tiefsten finanziellen Zerrüttung. Er erklärte daher 1826 dem Staatsrathe, daß alle Hülfsmittel für die laufenden Ausgaben erschöpft seien, und machte den von der Majorität dieser Behörde verworfenen Antrag einer Verpachtung der Staatseinkünfte, wogegen dem Finanzministerium die Verwaltung der Gemeindeeinkünfte ward, die man nun großentheils zu Staatszwecken verwendete. Aller Schwierigkeiten ungeachtet, unter welchen er sich nur dadurch behauptete, daß er stets für den

König einiges Geld für Nothfälle bereit hielt, gelang es ihm doch seit 1829, den Staatshaushalt für einige Zeit leidlich zu ordnen, durch Verminderung der Ausgaben u. Ersparung in allen Verwaltungszweigen das Anwachsen des Deficits aufzuhalten und durch eine größere Oeffentlichkeit der Finanzoperationen den Staatskredit einigermaßen zu heben, sowie mehre auf Erleichterung des innern Verkehrs abzielende Maßregeln durchzusetzen. Auf die Dauer war damit jedoch so wenig geholfen, daß B., obgleich er sich auf die Seite der Apostolischen hinneigte, sich veranlaßt sah, eine starke Besteuerung und theilweise Veräußerung der Güter der Geistlichkeit vorzuschlagen, was jedoch erst lange nach seiner Verwaltung zur Ausführung kam. Als die Königin Christine im Oktober 1832 während der Krankheit des Königs die Regentschaft übernommen hatte, wurde B. zum Mitgliede des Staatsraths ernannt. Im Jahre 1833 wurde er durch die veränderte Stellung der Parteien aus seinem Posten verdrängt und trat vom politischen Schauplatze in das Privatleben zurück. Er † den 12. Oktober 1853.

Ballet (v. franz. ballet, ital. balletto, aus ballo, Tanz, gebildet), eine durch Tanz und Pantomime auf der Schaubühne dargestellte und von Musik geleitete und begleitete Handlung, ein von Musik begleiteter mimischer Schau- oder Kunsttanz. Ein solcher Kunsttanz ist entweder ein untergeordneter Theil einer mimischen Darstellung, wie die den Opern eingelegten B.e, oder ein wesentlicher Theil derselben mit Gesang verbunden (comédie-ballet, auch opera-ballet), oder eine für sich bestehende mimische Darstellung, bei welcher der Tanz, die Pantomime und die Orchesterbegleitung Alles sind (ballet d'action oder ballet pantomime). Den Ursprung dieser Gattung theatralischer Darstellung durch Tanz, Mimik und Orchestermusik finden wir in den Pantomimen der alten Römer, aus welchen sie sich in dem spätern Italien ebenso entwickelt haben soll, wie die in unsern komischen B.en üblichen stehenden Theatermasken der improvisirten Posse der Italiener (commedia dell' arte) aus den altrömischen Mimen und Atellanen hervorgegangen sind. Die früheste Form des modernen B.s war eine durch Tanz ausgeführte, aber zugleich mit Rede und öfters auch mit Gesang verbundene theatralische Handlung. In dieser Gestalt finden wir es zu Anfange des 16. Jahrhunderts zuerst in Italien ausgebildet. Fürsten, Prinzen, Prinzessinnen und Hofleute tanzten, deklamirten und sangen bei diesen theatralischen Aufführungen, welche gewöhnlich zugleich zur Austheilung fürstlicher Geschenke an die hohen Personen, die mit spielten, benutzt wurden. Das B. gehörte von jener Zeit an zu den glänzendsten Festlichkeiten der Galanterie und Pracht liebenden Höfe in Europa und wurde oft mit einem Aufwande ausgeführt, der alle Grenzen überstieg. Seine eigentliche künstlerische Ausbildung aber erhielt dasselbe in Frankreich, wohin es noch im 16. Jahrhundert aus Italien gekommen war. Baltasarini, genannt Beaujoyeux, einer der größten damaligen italienischen Violinspieler, führte das italienische B. zuerst in Paris ein und veranstaltete 1581, bei der Vermählung des Herzogs von Joyeuse, sein berühmtes Ballet comique de la reine. Der Tanz war eines der Lieblingsvergnügen Heinrichs IV. Sully leitete die Ausführung der B.e und trat sogar in denselben als Tänzer auf. Mehr denn 80 große B.e wurden von 1589—1610 am pariser Hofe aufgeführt. Sie waren durchaus allegorisch und hatten auch alle Fehler dramatischer Allegorien. Im Anfange des 17. Jahrhunderts erfuhr das B. wesentliche Verbesserungen, besonders durch den Italiener Ottavio Rinuccini, den Maria von Medicis mit wahrhaft königlichem Aufwande unterstützte, und den Kardinal von Richelieu, der nach seiner eigenen Erfindung prachtvolle B.e am Hofe zu St. Germain aufführen ließ, in deren einem Ludwig XIII. 1625 selbst mittanzte. Auch Ludwig XIV. tanzte in seiner Jugend mit den Herren und Damen seines Hofes und den eigentlichen Tänzern in diesen B.n gemeinschaftlich. In allen diesen B.n war viel Bewegung; allein die Darstellung mythischer oder historischer Personen suchte immer nur Einen Moment zu fixiren; der wirklich mimische und charakteristische Tanz fand nur vorübergehend Platz darin. Die berühmtesten französischen Balletmeister jener Zeit waren Chicanneau, Noblet, St. André, Magnus, Poncourt, Beauchamp, Dolivet, Létang d. J. und Ballon, die größten Tänzerinnen die Fräulein Rolland, Lepeintre und Fernon, de Sabligny, Prevost. Erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts begann eine neue Epoche für das B. in Frankreich mit der Gründung der großen französischen Oper, durch den berühmten Tonkünstler Giovanni Battista Lully und den Operndichter Philippe Quinault, welcher letztere seine Opern, um ihren Glanz auf das Höchste zu steigern, mit Tänzen und Pantomimen ausschmückte und auf diese Weise das B. mit der Oper verflocht. Der erste Versuch dieser Art, den er Pastorale nannte, waren seine „Les Fêtes de Bacchus e de l'Amour" 1671, die als eine völlig neue Erscheinung außerordentlichen Beifall fanden; 1681 wurde sein „Triomphe de l'Amour", dem er den Namen B. gab, mit Lully's Musik vom französischen Hof selbst zu St. Germain aufgeführt. Seitdem wurden die eigentlichen für sich bestehenden B.e nur noch in den Jesuitenkollegien bei feierlichen Gelegenheiten gegeben, sogenannte Ballets de Collége, dergleichen der gelehrte Pater Menétrier in seinem Werke „Des Ballets anciens et modernes" und der Jesuit Le Jay im zweiten Theile seiner Werke beschrieben haben. In dieser gemischten Gattung von Recitation, Gesang, Musik, Tanz und Pantomime, die Quinault erfand und B. nannte, wurde indeß der Tanz dem lyrisch-musikalischen Theile völlig untergeordnet, so daß er eigentlich nur dazu diente, Handlung, Rede und Gesang mehr zu beleben und zu schmücken. Die hierzu komponirten und eingelegten Tanzstücke wurden Divertissements oder Fêtes genannt, in ihnen führte aber weder der Tanz eine eigentliche Handlung, noch die Handlung den Tanz herbei; die darin auftretenden Personen erschienen bloß, um die Zuschauer durch Tanz zu unterhalten und meist durch eine allegorische Pantomime Ludwig XIV. Huldigungen und Schmeicheleien darzubringen. Quinaults Balletopern wurden bewundert, bis 1697 La Motte durch eine völlig veränderte Form die höhere Vervollkommnung des B.s begründete. Houdart de la Motte hat das Verdienst, die Oper und das B. dadurch wesentlich verbessert zu haben, daß er in beiden das Interesse der Handlung verstärkte und besonders das letzte in engere Verbindung mit der dramatischen Wirkung

brachte. Seine erste Balletoper dieser Art war die „Europe galante", 1697 von Campra komponirt, welche mit einem so ausgezeichneten Beifall gegeben wurde, daß sie das eigentliche Vorbild des französischen B.s für die folgende Zeit geblieben ist. Ludwig XV. tanzte selbst in den neuen B.en, welche in den Tuilerien aufgeführt wurden. Sie bestanden aus einem sogenannten Prologue und drei oder vier Entrées. Jede dieser Abtheilungen stellte eine in sich abgeschlossene Handlung dar, mit einem oder zwei Divertissements, aus Tanz und Gesang zusammengesetzt. Das B. blieb zwar noch immer mit der Oper verbunden, bildete aber eine für sich bestehende Folge von Handlungen, die jedoch in ihrem Charakter und Ton mit der Hauptabtheilung im Zusammenhange standen und also, nach dem Inhalte derselben sich richtend, bald ernsthaften, bald heitern Ausdrucks waren. Zu einer selbstständigen Kunstgattung hatte sich aber das B. noch immer nicht erhoben; die Handlung selbst hat weder in den B.en des La Motte, noch in denen seiner Nachahmer eigentliche Einheit: die verschiedenen Entrées machen kein unter sich und durch sich selbst verbundenes Ganzes, sondern nur ebenso viel kleine Handlungen aus, welche bloß durch gleiche Zwecke, oder allgemeine gleiche Beziehungen, die mit den einzelnen Handlungen nichts gemein haben, unter einander verbunden sind. Auch ist der eigentliche Tanz noch so wenig charakteristisch darin, daß z. B. in der „Europe galante" die vier darin auftretenden Nationen sich nicht einmal durch ihre nationalen Eigenheiten von einander unterscheiden. Um jene Zeit (1699) rief Regnard in seinem B. „Karneval von Venedig", welches Campra in Musik setzte, eine neue Form des B.s ins Leben. Hier werden an die Intrigue eines doppelten Liebeshandels verschiedene Vergnügungen des Karnevals geknüpft und also auch Tänze dargestellt, ohne daß sie jedoch mit der Handlung selbst auf andere Art in Verbindung stehen, als in sofern diese sich zur Zeit des Karnevals zuträgt. Er nannte das Stück Komédie-Ballet, und obgleich viel frühere Stücke der französischen Bühne, welche Zwischenspiele hatten, wie „Psyche", „La Princesse d'Elis" u. sogar „George Dandin" und „Le Malade imaginaire" von Molière, schon diesen Namen führen, so ist er doch nachher nur derjenigen Gattung, von welcher der Tanz sich nicht so wie von jenen gänzlich trennen läßt, verblieben. Regnards Stück wirkte indeß minder, als ein ähnliches von La Motte selbst: „Le Carneval et la Folie", das in Beziehung auf das damit verbundene B. unstreitig auch einen wesentlichen Vorzug hat, in sofern der Tanz darin durch die handelnden Personen selbst ausgeführt oder doch veranlaßt wird, indem diese Personen übernatürliche und allegorische Wesen sind. Dieses war ein sogenanntes Ballet allégorique. Aber auch die Erfindung des Pastorale-Ballet rührt von La Motte her. Zwar nannte schon Quinault sein „Fest des Bacchus und der Liebe" Pastorale-Ballet; aber in der „Issé" La Motte's, die bereits 1697 und vermehrt 1708 auf dem Theater erschien, hängt der Tanz mehr mit der Handlung der Personen zusammen, oder vielmehr das Stück hat eine für sich selbst bestehende Handlung, und die darin tanzenden Schäfer, Faunen, Satyrn, Dryaden ꝛc. verbinden damit einen eigenen Zweck. Uebrigens haben alle diese Gattungen in der Folge verschiedene Abänderungen oder Zusätze erhalten. So führte z. B. Danchet 1710 in den von Campra in Musik gesetzten Fêtes vénitiennes komische Entrées oder Tänze ein, und bald traten nun auch Helden, Könige, Fürsten im B. auf, welches nun Ballet héroïque genannt wurde. Zu den neuen Verbesserungen aber machte Fuselier mit seinen 1723 geschriebenen und von Colin de Blamont komponirten „Fêtes grèques et romaines" den Anfang. Er versuchte darin zuerst einen eigentlichen Theil der Handlung wirklich tanzen zu lassen. Den wichtigsten Schritt aber that Cahusac mit seinen 1747 gedichteten und von Rameau komponirten „Fêtes d'Hymen et de l'Amour". Er verband darin nicht allein das Wunderbare, oder die sogenannte Maschinerie mit dem B., sondern der Tanz in seinem Stück ist zugleich ein wesentlicher, nothwendiger Theil des Inhalts. Allein das Stück fand keinen Beifall, u. der wirklich handelnde Tanz ist dadurch nicht auf dem lyrischen Theater eingeführt worden. An Tanzgedichten aller Art, d. h. an B.en, Comédies-Ballets u. Pastorales-Ballets, hat es zwar nicht gefehlt; außer den bereits genannten Dichtern sind zu nennen: J. François Duché, Jos. de Cartout, de la Bruere, Mich. de Bonneval, Jean François de la Noue, Fr. Aug. de Moncrif, François Arout de Voltaire, Pierre Ch. Roy, Fréd. Marmontel, Sedaine, Brunet, Monnier, Coudray, Desfontaines u. a. m., und außer den schon angeführten Komponisten haben Blaise, der Marquis de Brassac, Bois-Mortier, Colasse, J. J. Mouret, Gervais, Fr. Francoeur, Bourgeois, Mondoville, Grenet de la Garde, Fr. Rebel, Royne, Mich. Monteclair, de la Barre, J. B. Foulquier, Montsigny, Floquet, Agolan u. A. B.e gesetzt; außer der „Europe galante" wurden indeß bis zum Anfange der französischen Revolution nur wenige dieser B.e noch auf die Bühne gebracht. Der Hauptheld in der Geschichte des B.s ist Jean Georges Noverre, der eigentliche Schöpfer des B.s, als einer besondern Gattung der theatralischen Kunst, indem er es von der Oper völlig trennte u. zu künstlerischer Selbstständigkeit, als einer bloß durch Tanz, Mimik und Musik ausgeführten Handlung aus mehren Akten bestehend, erhob. Im Jahre 1760 gab er seine allgemein bekannten „Lettres sur la danse et sur les ballets" heraus, welche noch immer das schätzbarste Werk sind, welches die Aesthetik über die theatralische Tanzkunst besitzt. Noverre war der Erste, der die antike Pantomime mit dem B. in die genaueste Verbindung zu bringen unternahm. Doch würde man irren, wenn man die noverre'schen B.e mit den römischen Pantomimen vergleichen wollte, da in jenen der eigentliche Tanz, obwohl er zum wirklichen dramatischen Charaktertanz sich erhob, doch die Hauptsache und der mimisch-plastische Theil dem Tanze stets untergeordnet blieb, so daß auch in Noverre's B.en das Rhythmische noch immer vorherrscht und die Handlung nicht bloß den Tanz herbeiführt, sondern auch größtentheils nur durch den Tanz ausgeführt wird. Noverre wählte die anziehendsten und für den höhern ernsten theatralischen Tanz geeignetsten Stoffe aus der Mythologie und Geschichte aus und stellte sie durch die lebende mimische Malerei dem Zuschauer dar. Alle seine B.e zeichnen sich durch sinnige Anordnung, glänzende Maschinerie, spannende Handlung und reizende Gruppirung, wie überhaupt durch einen

wahrhaft dramatischen Effekt in Bezug auf Tanz, Mimik und Charakterdarstellung rühmlich aus und beweisen die seltene Verbindung der Virtuosität eines Tänzers, Tonsetzers, Dichters, Malers und Schauspielers zugleich, die in diesem ausgezeichneten Künstlergenie Statt fand; nur das modische Kostüm macht oft schlechten Eindruck. Noverre's B.e sind auf der pariser Bühne das Muster für alle folgenden geblieben, und wo seine Schüler, wie Gardel und Bestris, die von ihm vorgezeichnete Bahn durch versuchte Neuerungen verließen, sind letztere zum Nachtheil der theatralischen Tanzkunst ausgeschlagen. Eine höchst eigenthümliche und glänzende Erscheinung aber auf diesem Gebiete der schönen Kunst waren seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts in Dänemark die großen pantomimischen B.e des königlich dänischen Balletmeisters Vincenzo Galeotti zu Kopenhagen, dessen herrliche Kunstschöpfungen jedoch leider außerhalb Dänemarks nur wenig bekannt geworden und in Kopenhagen selbst mit seinem 1817 erfolgten Tode wieder untergegangen sind. Galeotti faßte ganz im Geiste der antiken Pantomime das dramatisch-plastische Prinzip für die mimische Kunst auf. Der eigentliche Tanz, welcher bei Noverre noch immer die Hauptsache blieb, erscheint in seinen B.en der wirklichen Handlung wesentlich untergeordnet, und er legt ihn überall nur da ein, wo er ihn mit wahrhaft genialer Erfindungskraft aus der Haupthandlung selbst herzuleiten wußte. In seinem großen B. „Romeo und Julie" wird sogar nur ein einziges Mal wirklich getanzt. Wenn daher die noverre'schen Darstellungen eigentliche B.e waren, so sind die galeotti'schen im vollsten Sinne des Wortes große rhythmisch-plastische Pantomimen zu nennen. Dem mythologischen B. machte das 1800 auf dem Théâtre de la République et des Arts in Paris gegebene B. „La Dansomanie" von Gardel d. J. ein Ende, ein Werk, welches mehre hundert Vorstellungen erlebte, trotz dem Eifer aller Liebhaber des sogenannten Ballet sérieux gegen die neue Gattung. Dem einmal geöffneten Pfade folgte Dauberval mit seinem komischen B. „La Fille mal gardée", welches zuerst in Bordeaux gegeben wurde und noch jetzt gern gesehen wird. Im Jahre 1806 komponirte Duport, später Direktor der kaiserlichen Oper in Wien, ein B. aus dem Barbier von Sevilla. Gleichzeitig wirkten Aumer u. Henry bei dem Theater der Porte St. Martin und traten durch ihre B.e „Jenny ou le mariage secret", „Les deux Créoles" ꝛc. als Nebenbuhler der großen Oper auf. Als Napoleon I. 1807 dieses Theater schließen ließ, begab sich Henry nach Neapel und suchte dort das italienische Genre mit dem französischen zu verschmelzen. Aumer dagegen ging nach Deutschland und weckte hier den Geschmack für das große B. In Paris arbeitete indessen der Balletmeister Milon bei der großen Oper, wo er sein treffliches B. „Nina" gab. In der neuesten Zeit hat man angefangen, das Sujet und die Scenenfolge der B.e von Dichtern entwerfen zu lassen, während der Balletmeister nur noch arrangirt und in Scene setzt.

Aus dieser Uebersicht der Geschichte des B.s geht der ästhetische Werth desselben, als einer Gattung der mimischen Künste, nach der verschiedenen Gestaltung, die es erhalten hat, von selbst hervor. Daß ein bloßer figurirter Tanz auf der Bühne, obwohl man noch immer auch diesen schon B. zu nennen pflegt, nicht den Namen eines eigentlichen B.s verdient, lehrte schon Noverre, welcher diesen Gegenstand überhaupt zuerst philosophisch betrachtete, wie er denn auch die Theorie des B.s in soweit schon vollkommen richtig auffaßte, als er die Nothwendigkeit der Verbindung einer dramatischen Handlung damit erkannte und jedes B., das ohne eine solche nur aus Tänzen besteht, für eine bloße Belustigung erklärte. Denn nur durch die Einflechtung des dramatischen Princips scheidet sich das B. als theatralische Tanzkunst von der bloß gesellschaftlichen, und es muß daher den Charakter eines Schauspiels nothwendig an sich tragen. Auch darin hatte Noverre Recht, daß eine Handlung, die durch ein B. zur Vorstellung gebracht werden soll, eine durch sich selbst verständliche, allgemein faßliche sein müsse, eben weil sie ohne Rede, nur durch Mimik und Tanz ausgeführt werden soll. Weil aber Noverre meist historische Stoffe wählte, so erscheint der Tanz darin der Handlung, den Charakteren und den Situationen meist ebenso wenig analog, als z. B. der Gesang der Sterbenden, der Verzweifelten ꝛc. in unsern meisten Opern. Sollte das B. bloß auf den Tanz zurückgeführt werden, so würde es für die Mimik das sein müssen, was die Oper für die Poesie ist. Daher traf erst Galeotti das Rechte, indem er den Tanz im B. der Mimik unterordnete und ihn überall nur da, wo er aus der Handlung hervorgeht, einlegte. Nur in einem einzigen von Galeotti's B.en, das er der bekannten gardelschen „Dansomanie" nachahmte, ist der wirkliche Tanz die Hauptsache, weil er hier schon von dem Stoffe dazu bestimmt wird. Durch den bloßen Tanz eine abgeschlossene poetische Handlung, zumal eine tragische, darzustellen, ist unmöglich; er kann entweder nur einzelne Gefühle, oder einzelne Situationen versinnlichen, die Verbindung derselben aber zur Einheit einer großen Handlung ist nur durch die mimische Kunst erreichbar.

Was nun die Musik zu dem B. betrifft, so hat sie nicht allein die Thätigkeit gewöhnlicher Tanzmusik — die Unterstützung der rhythmischen Bewegungen — zu verrichten, sondern sie interpretirt gewissermaßen auch die Situationen und verleiht der mimischen und pantomimischen Darstellung eine Art von Sprache. Es ist ihr daher vielfach Spielraum gegeben zu charakteristischen Instrumentalsätzen verschiedenster Art und zu Schilderung von allerlei Gefühlsmomenten; selbst große Musiker, wie Gluck, später Cherubini u. selbst Beethoven („Die Geschöpfe des Prometheus"), haben es nicht unter ihrer Würde erachtet, Balletmusik zu schreiben, und Bedeutendes auf diesem Felde geleistet.

Aus dem Begriff des B.s als einer theatralischen, durch Dichtkunst, Mimik, Tanz, Musik, scenische Dekoration und Maschinerie dargestellten Handlung ergibt sich von selbst, daß in Beziehung auf alle diese sogenannten Künste, welche in ihrer Zusammenwirkung das wahre B. hervorbringen, die nämlichen Anforderungen an dasselbe gemacht werden müssen, die in dieser Hinsicht an das dramatische Schauspiel zu machen sind. Alle mimische Kunst ist ihrem ursprünglichen Charakter zufolge dramatisch; daher folgt auch das mimische B. den Gesetzen der dramatischen Poesie. Das Erste also

bei der Kompoſition eines B.s iſt die poetiſche Erfindung des Sujets, der Handlung oder Fabel, die dramatiſches Intereſſe und dramatiſche Wirkung haben muß und gleich der dramatiſchen eben ſo gut eine wirklich hiſtoriſche, als eine dichteriſch erſonnene Grundlage haben kann. Auch hinſichtlich der Einheit, Mannichfaltigkeit in der Einheit, Gedrängtheit und Lebhaftigkeit in der fortſchreitenden Handlung, wie ihrer Expoſition, Verwickelung u. Auflöſung, finden in dem Plane des B.s dieſelben Geſetze wie bei dem Schauſpiel Statt. Die Handlung eines B.s darf eben ſo wenig als die des Schauſpiels etwas enthalten, was in ihrem innern Zuſammenhange dem Zuſchauer dunkel oder völlig unverſtändlich bleiben könnte. Nicht minder hat der Dichter eines B.s in Abſicht der Zeichnung der Charaktere die nämlichen Geſetze dramatiſcher Individualiſirung zu befolgen, die der Dichter eines redenden Schauſpiels ins Auge faſſen muß. Alles, was der dramatiſche Dichter durch die Sprache ausführt, ſoll der Komponiſt eines B.s durch die Mimik und den Tanz zur Darſtellung bringen, woraus von ſelbſt folgt, daß er zugleich ein eben ſo geſchickter plaſtiſcher Künſtler ſein müſſe, als die Erfindung der Handlung den Dichter in ihm bedingt. Er muß die Theorie des Tanzes vollkommen inne haben, dann aber auch ein eben ſo vertrauter Kenner der Malerei und Skulptur ſein und vor Allem die Natur und die Wirkungen der Geberdenſprache als Pſycholog und Aeſthetiker gleich gründlich zu beurtheilen verſtehen. Mannichfaltigkeit in der Einheit iſt auch hier ein Hauptgeſetz, um alle ſteife Symmetrie und langweilende Monotonie glücklich zu vermeiden, und je mehr es ihm gelingt, die treffendſte mimiſche Darſtellung von Handlungen und Leidenſchaften in einzelnen Perſonen mit der reichſten plaſtiſchen Fülle und rhythmiſchen Bewegung vieler ſolchen belebten Gemälde in großen Tänzen und bald ſtehenden, bald in voller Bewegung durch einander handelnden Gruppen auf der Schaubühne abwechſeln zu laſſen, um ſo mehr wird er ſeine Meiſterſchaft bewähren. Da nun aber das Ganze durchgängig innern dramatiſchen Zuſammenhang haben ſoll, ſo folgt daraus, daß von dem eigentlichen Tanz auch nur in ſteter Beziehung auf die Handlung und Charaktere der handelnden Perſonen Gebrauch gemacht und er alſo überall nur da, und zwar in analogem Charakter, eingeſchaltet und angeordnet werden muß, wo er aus der Handlung ſelbſt wie dem Charakter und der Gemüthsſtimmung der Handelnden ungezwungen hervorgeht, niemals aber nur als Lückenbüßer, als ein bloßes vom Ganzen völlig getrenntes Zwiſchenſpiel, oder charakterloſes Beiwerk, wie ein ſogenanntes Divertiſſement oder Intermezzo erſcheinen darf. Wo der Tanz alſo weiter nichts als nur ein Tanz iſt, muß er aus dem B. in die Zwiſchenakte der Oper verwieſen werden. Das B. ſetzt zwar den Tanz voraus; aber ein Tanz ohne Handlung iſt kein B. Endlich iſt auch noch in Hinſicht auf charakteriſtiſches Koſtüm und alle übrige theatraliſche Scenerie durch Dekoration, Perſpektive, Maſchinerie, Beleuchtung ꝛc. das B. denſelben Geſetzen unterworfen wie das Schauſpiel und die Oper, und eben ſo die Klaſſifikation der verſchiedenen Gattungen des B.s ganz nach denen der dramatiſchen Poeſie zu beſtimmen. Es iſt daher das B., wie das Schauſpiel, nach der Verſchiedenheit ſeines äſthetiſchen Charakters zuvörderſt einzutheilen in die beiden Hauptgattungen: das tragiſche und das komiſche B. In dem erſten unterſcheidet ſich noch das heroiſche oder grand sérieux vom halb ernſthaften B. oder dem ſogenannten démi-caractère; das komiſche wird wieder in das feinkomiſche (galant comique), das groteskkomiſche und das mezzo-caractère B. eingetheilt. In Betreff der Verſchiedenheit der für die Handlung gewählten Stoffe gibt es rein poetiſche, denen ein Werk der Dichtkunſt zu Grunde liegt, wo alſo der Stoff ſelbſt eine bloß dichteriſche Erfindung iſt, wie: Nina, Blaubart, Don Juan ꝛc.; hiſtoriſche, wie: die Siege Alexanders, die Belagerung von Troja, Cäſars Tod, die Hermannsſchlacht u. a. m.; mythologiſche, wie: das Urtheil des Paris, die Geburt der Venus, Amor und Pſyche, Bacchus und Ariadne, Diana und Endymion, Apollo und Daphne, Medea und Jaſon, das faſt weltberühmte gardelſche B. Zephyr und Flora ꝛc.; allegoriſche, wie z. B. die Elemente, die Zeitalter, die Jahreszeiten, die Opferfeſte, der Triumph der Liebe ꝛc.; lyriſche, die bloß Darſtellung von Gefühlen und Gemüthsbewegungen ohne eine bedeutende dramatiſche Handlung enthalten, wie es in dieſem Sinne auch lyriſch-dramatiſche Gedichte gibt, und idylliſche (Pastorale) B.e. Vergl. Menétrier, Des Ballets anciens et modernes, Paris 1682; Wrauer, History of the mimes and pantomimes, London 1728; Boulanger de Rivery, Recherches historiques et critiques sur les mimes et pantomimes, Paris 1751; Cahuſſac, Traité de la danse ancienne et moderne, daſ. 1753, 3 Bde.; Abhandlung von Pantomimen, Hamburg 1759.

Balletmuſik, ſ. Ballet.

Ballhaus, an Höfen, Univerſitäten ꝛc. eigens zum Ballſpiel errichtetes Gebäude. Von hiſtoriſcher Bedeutung für alle Zeiten iſt das pariſer B. geworden, in welches Bailly am 20. Juni 1789, nachdem das gewöhnliche Lokal der Nationalverſammlung mit königlichen Wachen beſetzt und verſperrt worden war, den dritten Stand führte u. wo er die Deputirten ſchwören ließ, ſich nicht eher zu trennen, als bis die Konſtitution des Königreichs auf gediegener Grundlage erbaut und befeſtigt ſei; ſ. Frankreich (Geſch.).

Ballhorn, Johann, Buchdrucker zu Lübeck von 1531—99, brachte ſeinen Namen auf die Nachwelt durch ſeine kleinlichen Verbeſſerungen der von ihm gedruckten Bücher; namentlich gründet ſich ſeine Celebrität auf eine Fibel, auf deren letzter Seite er das bis dahin übliche Bild eines an den Füßen geſpornten Hahns in das eines ungeſpornten, dem ein paar (nach andern ein ganzer Korb) Eier zur Seite liegen, verwandelte. Auf dieſe Erfindung that er ſich viel zu Gute und machte auf dem Titel durch die Worte „Verbeſſert durch Johann Ballhorn" darauf aufmerkſam. Seitdem heißt Ballhornisiren oder Verballhornen ſprüchwörtlich ſo viel als: abgeſchmackte und unnütze Veränderungen machen, oder Etwas verſchlechtern ſtatt verbeſſern.

Ballina (Bellek), Flecken in der iriſchen Provinz Connaught, in der Killalabai, an der Mündung des Moy, welcher in der Nähe B.'s einen ſchönen Waſſerfall bildet. B. hat eine merkwürdige Brücke von 16 Bögen über den Fluß und 6570 Einwohner,

welche Agrikulturprodukte ausführen und beträchtliche Lachsfischerei treiben.

Ballinasloe, Flecken in der irischen Provinz Connaught, zu beiden Seiten des Suck, die durch einen Steinweg und 2 Brücken, 1500 F. lang, verbunden sind, ist Sitz eines katholischen Bischofs, der nur eine kleine Kapelle hat, während die anglikanische Kirche, welche hier fast gar keine Bekenner zählt, eine sehr große Kirche besitzt, mit 5000 Einw. B. ist wichtig durch seinen Oktobermarkt, den irländischen Hauptmarkt für Schafe und schwarzes Rindvieh, der auf einem Felde in Lord Clancarthy's Domäne am Garballypark abgehalten wird. Im J. 1849 wurden aufgeführt 61,446 Schafe und 12,758 Rinder und davon verkauft 60,256 Schafe und 7844 Rinder. Ein Kanal, 16 engl. Meilen lang, führt zum Shannon.

Balliste (ballista, v. Griech., deutsch Blyde), Wurfmaschine, welche Steine, Felsstücke und große Pfeile schleuderte, von verschiedener Konstruktion und Anwendung. Bis auf Julius Cäsar sind die B.n von den Katapulten genau unterschieden, welche letztere nur große Pfeile oder Bolzen in horizontaler Richtung trieben. Später, wo die Maschinenbaukunst sich sehr erweiterte, wurden die Namen B. und Katapulte allgemeiner gefaßt und für einzelne Gattungen besondere Benennungen erfunden, wie denn namentlich der Onager an die Stelle der alten B. trat. Die B. bestand aus einem Ballengerüste, dessen Haupttheil ein hölzerner, aus einem Tannenbaum gefertigter, mit geleimter Leinwand oder Stricken umwundener senkrechter Arm oder Stiel bildete. Dieser Arm war um eine eiserne Axe beweglich und konnte durch Umdrehung in eine fast horizontale Lage gebracht werden. An dem obern Ende desselben befand sich eine Art Löffel, lederner Schleuder oder hölzerner Kasten, worein man die fortzuschleudernden Gegenstände legte; das untere Ende wurde durch mehre fest zusammengedrehte elastische Darmseile gehalten. Sollte die Maschine wirken, so wurde der Arm mittelst an dem Löffel befestigter Stricke mit Winden oder durch Flaschenzüge in eine fast horizontale Lage herabgezogen, wodurch die am untern Ende desselben angebrachten Darmseile im höchsten Grade gespannt wurden. Ein Halen oder Abzug hielt den Arm in dieser gespannten Lage fest, bis der Löffel geladen war. Sobald dies geschehen, ließ man durch Entfernung des Abzugs den Arm los, der nun vermöge der Kraft der jetzt aufs Aeußerste angespannten Sehnen in seine vorige Richtung gegen einen Querbalken vorwärts schnellte und so die Körper mit außerordentlicher Gewalt fortwarf. Die Hauptwirkung beruhete also auf der Elasticität der angespannten Darm- oder Haarseile. Eine andere, schwächere Gattung von B. erhielt die Schnellkraft einzig und allein von einem mit Gewichten belasteten Kasten, welcher am untern Theile des um einen eisernen Bolzen sich drehenden Armes befestigt war. Die weitere Verfahrungsart glich ganz der obigen. Die Größe der B.n war sehr verschieden; die sogenannten Handballisten konnten von einem einzelnen Soldaten bedient werden und wurden daher auch im offenen Felde angewendet. Als größte Entfernung, auf welche B.n wirkten, wurden 4 Stadien oder 2400 F. angenommen. Die Projektile stiegen in der Regel von 10 bis 360 Pfund; Archimedes aber schleuderte auf die römische Flotte vor Syrakus Massen von 1200 Pfund. Nach Appian hatte Sulla in dem mithridatischen Kriege B.n, welche 20 große bleierne Kugeln auf einmal fortschleuderten, und nach Polybius stellte Philipp von Macedonien bei der Belagerung von Aegina drei Batterien von B.n auf, welche Steinmassen von 1 Centner bis 30 attischen Pfunden schossen. Kaiser Julianus Apostata hatte eine B., die auf einen einzigen Wurf ganze Thürme und Dächer zertrümmerte. Erfinder der B. sollen nach Plinius die Phönicier sein. Die Griechen lernten die Bedeutung dieser Maschine erst im macedonischen Zeitalter vollkommen würdigen; Philipp von Macedonien brauchte sie zuerst im Felde, vorzüglich bei Flußübergängen, Ufervertheidigungen und Angriffen auf Engpässe und Defilés. Er hatte bei seinem Heere 25 B.n und 150 Katapulten. Alexander wendete große B.n bei der Belagerung von Tyrus an; Demetrius gebrauchte vielfach vervollkommnete Maschinen gegen Rhodus. Die Römer sahen die furchtbare Wirkung des Geschützes zuerst bei der Belagerung von Syrakus. Scipio fand bei der Eroberung von Tarroco, einem Waffenplatze der Karthager, 120 große und 281 kleine Katapulten, 23 große und 52 kleine B.n. Ihren mannichfaltigen Gebrauch lernen wir bei der Belagerung von Sagunt kennen (Liv. XXI, 11). Bei den Römern selbst scheinen sie damals noch nicht allgemein im Gebrauch gewesen zu sein; der Aries, die Vineae und Testudines schienen bei Belagerungen zweckmäßiger. Auch Cäsar macht von B.n noch selten Gebrauch. Unter den Kaisern dagegen finden wir bei jeder Legion eine entsprechende Zahl von B.n u. Katapulten, welche jetzt nicht bloß bei Belagerungen, sondern auch als gewöhnliches Feldgeschütz gebraucht werden. Mit welcher Kunst die verschiedenen Wurfgeschütze damals angefertigt wurden, beschreibt Vitruvius (X, 16—18). Jerusalem ward mit 300 Katapulten und 40 B.n beschossen. Auch die Byzantiner besaßen eine große Kenntniß im Gebrauch der Kriegsmaschinen, welche sich bis ins Mittelalter fortpflanzte und bei den Feldzügen der Hohenstaufen in Italien gegen diese in Anwendung gebracht wurde. Die B. erhielten sich unter den Namen von Mange, Steinblyde, Petreen, Rutta, Ankwerk bis zur Einführung der Pulvergeschütze und wurden noch in neuerer Zeit, besonders ihres leichten Transports und der Wohlfeilheit ihrer Konstruktion und Munition wegen, von Folard empfohlen.

Ballistik (v. Griech.), die Lehre von der Bewegung geschlossener oder geworfener Körper, die es besonders damit zu thun hat, die Flugbahn der Geschosse im widerstehenden Mittel, d. i. der Luft, zu bestimmen. Es beschäftigten sich mit dieser Lehre besonders Newton, Robins u. Euler, dessen Arbeiten der General Tempelhoff in seinem „Bombardier prussien" (Berlin 1781) zur Lösung des ballistischen Problems benutzte. Dasselbe wurde nachher von Massenbach und Komarzewsky erläutert. Um die Anfangsgeschwindigkeit der Kanonenkugeln ꝛc. zu prüfen, dient das ballistische Pendel. Das von Robins erfundene besteht in einer Maschine, bei der ein starker Holzblock pendelartig aufgehangen ist, gegen den eine Kugel abgeschossen wird, worauf man aus dem Schwingungswinkel des Pendels die Geschwindigkeit der abgeschossenen Kugel berechnet. Auch befestigt man eine kleine Kanone an den Pendelarm, feuert dieselbe ab und sucht dann aus dem Rücklauf derselben die Geschwindigkeit der Kugel zu ermitteln.

Indeſſen haben alle dieſe Verſuche bis jetzt zu keinem befriedigenden Reſultat geführt. Vgl. Obenheim, Ballistique, Straßburg 1814.

Ballon (v. franz.), im Allgemeinen ein leichter balliörmiger Körper, größer als ein gewöhnlicher Spielball; dann eine mit komprimirter Luft angefüllte Thierblaſe mit ledernem Ueberzug, die mit der Fauſt, dem Ballonſchuh aber einer Pritſche von mehren Perſonen geſchlagen wird (Ballonſchlagen). In der Chemie iſt B. ein Glasgefäß von Kugelform mit kurzem weiten Halſe, das bei Deſtillationen als Vorlage, auch zur Abwägung von Gasarten und Aufnahme größerer Mengen von ſolchen Flüſſigkeiten dient, welche andere Gefäße angreifen (Schwefelſäureballon).

Ballota *L.* (Ballote), Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten, charakteriſirt durch die unter der falkaven Oberlippe der Blüthe parallel nahe beiſammenſtehenden, nach dem Verblühen gerade bleibenden Staubgefäße der verkehrt-herzförmigen Lappen der Unterlippe, den Haarring in der Röhre u. die abgerundeten, ſtumpfen Nüſſe. Die bekannteſte Art iſt B. nigra, *L.*, ſchwarze B., ſchwarzer Andarn, wild an Zäunen, Mauern und unbebauten Plätzen wachſend und vom Juni bis Auguſt blühend und widrig riechend. Der Stengel iſt ½—2 F. hoch, aſt rothbraun überlaufen; die Blätter ſind runzelig, nie ganz kahl, oberſeits zuweilen etwas glänzend, die Wurzelblätter rundlich-herzförmig, die Blüthen hellviolett mit weißgeäderter Unterlippe. Das Kraut war früher als herba Marrubii nigri s. foetidi s. Ballotae nigrae, Zahnloſenkraut, officinell und ſtand namentlich gegen hyſteriſche Zufälle in Anſehen. Es beſitzt einen durchdringend widerlich-gewürzhaften Geruch und einen gewürzhaften, ſehr bittern Geſchmack. In Frankreich fall es wie das weiße Andarnkraut (Marrubium vulgare *L.*) angewendet werden, und in Gotbland gilt es faſt als Univerſalmittel bei Krankheiten des Rindviehs. Beſtandtheile ſind eine durch Hitze zerſtörbare, ſehr bittere Materie, viel pekinſaures Kali, äpfel- und ſchwefelſaures Kali, Chlarkalium ꝛc.

Ballotage (franz.), Abſtimmung durch Kugeln.

Ballſpiel, gymnaſtiſches Spiel mit dem Ball. Es dürfte nur wenige Spiele geben, welche in gleichem Grade unterhalten und erheitern, nach wenigere, welche gleichmäßig Kraft und Gewandtheit des Körpers ſa ausbilden, obne dabei irgendwie gefährlich zu ſein, wie das B. Daher ſtand bei den alten Völkern das B. in bahem Anſehen und wurde nicht bloß von Knaben und Jünglingen, ſondern auch von Männern geübt. Nach Herodot ſallen es die Lydier erfunden haben, die ſich dadurch den Hunger zu vertreiben ſuchten, nach Plinius wurde es von Pythos erfunden. Bei Homer ſpielt Nauſicaa, die Tochter des Phäakenkönigs, mit ihren Gefährtinnen Ball; ſpäter wurde es bei den Griechen, wie die Gymnaſtik überhaupt, nur vom männlichen Geſchlecht betrieben, außer in Sparta, wa ſich auch die Mädchen im B. übten. Es bildete als Sphäriſtik einen beſonderen Theil der Gymnaſtik und erſcheint mit der Choreſtik und Orcheſtik in Verbindung. Man hatte kleine und größere Bälle. Der kleine Ball, von Leder oder Walle, mit elaſtiſchen Staffen gefüllt, wurde bei verſchiedenen Spielen gebraucht, indem derſelbe von einem Einzelnen einem aber mehren Andern zum Auffangen zugeworfen (Phäninda), oder in die Höhe geworfen aber geſchlagen und beim Herabfallen wieder in die Höhe geſchlagen (Urania), aber auf die Erde zum Aufſpringen und fortwährenden Abprallen geworfen (Aporrhaxis) wurde, aber ſo, daß man ſich gegenſeitig mit ihm zu treffen ſuchte (Ephetinda), oder daß zwei Parteien einen in der Mitte liegenden Ball ſich zu entreißen und über die vorgezeichnete Grenze zu werfen ſuchten (Harpaſton). Der große Ball war entweder ein leichter Ballon von Leder oder Blaſe, aſt von 1 Fuß Durchmeſſer, der, wie es ſcheint, mit dem Fuße geſchlagen wurde, wie noch jetzt in einigen Gegenden Frankreichs und Hollands, aber ein ſchwerer Ball von demſelben Material wie der kleine und wurde dann von Erwachſenen und Athleten mit der Hand geſchlagen, die mit Leder umwunden war. Bei den Römern war das B. ebenfalls eine der beliebteſten Uebungen für Jung und Alt. Bei mehren Modifikationen des Spiels waren 3 verſchiedene Arten Bälle im Gebrauch: Pila, der kleine eigentliche Spielball, bald mehr, bald weniger derb und elaſtiſch, Follis, der große mit Luft gefüllte Ballon, und Paganica, zwiſchen der Pila und dem Follis in der Mitte ſtehend, mit Federn geſtopft und etwas ſchwerer als der Follis. Ueber den Gebrauch der Paganica wiſſen wir nichts Beſtimmtes, doch glaubt man, daß ſie in der Paläſtra eingeführt war. Der Follis wurde mit der Fauſt aber dem Arm geſchlagen, wobei der rechte Arm mit einer Art Fauſthandſchuh bewaffnet war. Das Spiel gewährte eine leichte, ſelbſt dem höhern Greiſenalter angemeſſene Bewegung. Die übrigen Spiele wurden ſämmtlich mit der Pila geſpielt, u. wo nicht Follis oder Paganica ausdrücklich genannt werden, aber Pila im Allgemeinen das B. überhaupt bezeichnet, iſt jederzeit an den kleinen Ball zu denken. Man ſpielte auf zweierlei Art: datatim und expulsim. Durch den erſteren Ausdruck (dadatim ludere) wird der einfachſte Gebrauch der Pila bezeichnet, wenn zwei einander Gegenüberſtehende entweder einen Ball wechſelsweiſe, oder vielleicht gleichzeitig Jeder einen dem Andern zuwarf u. den zugeworfenen auffing. Dies geſchah bisweilen mitten auf der Straße. Die zweite Art des Spiels, expulsim ludere, beſtand in einem Schlagen des Balls. Unter den einzelnen Arten des B.s ſcheint der Trigon (pila trigonalis) bei weitem den Vorzug gehabt zu haben und das gewöhnliche Spiel geweſen zu ſein. Wie der Name ſagt, gehörten dazu 3 Spieler, welche im Dreieck ſtanden. Geſchickte Spieler warfen und fingen den Ball nur mit der linken Hand. Näheres wiſſen wir nicht. Anſtrengender und wilder als der Trigon war das Harpastum, wa Mehre ſich eines aber auch mehrer in der Mitte liegenden Bälle zu bemächtigen ſuchten. Auch im Mittelalter blieb das B. ſehr gewöhnlich u. ſtand ſa in Ehren, daß in Städten beſondere Häuſer (Ballhäuſer) dazu erbaut und Ballmeiſter beſoldet wurden. Noch jetzt wird es in Frankreich ziemlich eifrig getrieben, und in Italien unterhält man ziemlich koſtſpielige Ballplätze, ganze Städte fordern ſich zu Wettkämpfen heraus, und das Volk löſt für Geld Plätze, um zuzuſehen. Bei dem italieniſchen B. (ginoco di battone) wird der faſt kopfgroße Ball mittelſt einer Art Pritſche geſchlagen. Das Inſtrument iſt von Holz gefertigt, umgibt aber Hand und Vorderarm faſt wie ein Fechthandſchuh und hat von allen Seiten ſtark hervorſpringende

Ecken, welche den Ball beſſer faſſen. Die Spieler theilten ſich in zwei Parteien, jede von 3 Perſonen, u. eine Querlinie in der Mitte des Spielraums bezeichnet die Schranken der Parteien. An dem einen Ende des Spielplatzes wird der Ball mit größter Heftigkeit in die Luft geſchlagen, ſo daß er nach der Seite des Gegners fliegt. Nachdem der Ball einmal ausgeworfen worden, kommt es darauf an, ihn wechſelſeitig den Gegnern zuzuſchlagen u. ſein Niederfallen zu verhindern. Ein ſachverſtändiger Kampfrichter verkündet mit lautem Rufe den Stand des Spiels, indem er alle Fehler und Gewinner angibt und aufzeichnet. Als Vortheil gilt es, den Ball noch über den Spielplatz des Gegners hinauszuſchlagen, als Fehler, ihn nicht bis dahin zu bringen. In Deutſchland iſt das B. faſt nur auf die Knabenwelt beſchränkt. Sehr gebräuchlich iſt es aber in England, wo man es ſo zu ſagen zu einer Nationalangelegenheit gemacht hat. Die Arten der engliſchen B.e ſind außerordentlich mannichfaltig: Pat-ball, Hand-ball, Racket-ball, Bandy-ball, Cricket, Tennis, Bowling u. a. Ihre Verſchiedenheit beſteht darin, daß der Ball entweder bloß in die Luft, oder gegen eine Mauer geworfen, entweder bloß mit der Hand, oder mit einem hölzernen Inſtrumente geſchlagen wird, daß ihm entweder ein aufgeſtecktes Ziel gegeben iſt, oder nicht, daß das Spiel entweder im Freien, oder in einem eingeſchloſſenen Gehöfte, oder in einem eigens dazu vorgerichteten Gebäude Statt findet. Es ſind dieſe Spiele mehr oder weniger einfach oder zuſammengeſetzt u. werden entweder von den engliſchen Frauen um Oſtern um tancy cakes (Wurmkrautkuchen), oder von den Männern um hohe Geldſummen, oder von den Kindern des bloßen Scherzes wegen geſpielt. Die entſchieden berühmteſten engliſchen B.e ſind: Bowling, Racket, Tennis u. Cricket. Das erſtere iſt mehr ein Kugel- als ein Ballſpiel. Es wird in England mit großer Geſchicklichkeit auf den ſchönen Raſenplätzen, die eigens dazu vorgerichtet werden, den berühmten Bowlinggreens, geſpielt. Karl I. und Karl II. und andere engliſche Könige waren ausgezeichnete Bowler. Doch ſoll es jetzt mehr aus der Mode gekommen ſein. Bei dem Racket wird der Ball mit einem Holze geſchlagen und fliegt gegen eine Mauer; es ſind dazu eigene Racketcourts vorgerichtet. Dieſelben ſtehen alle in einer wo möglich einige 30—40 Fuß hohen Mauer, die noch durch ausgeſpannte Seitennetze, durch welche der fliegende Ball aufgehalten wird, erhöht und erweitert werden. Mauer und Boden ſind durch Linien in mehre Abtheilungen gebracht, deren Ueberſchreiten durch den Ball dem Spieler gewiſſe Vortheile oder Nachtheile bringt. Rund um den Hof herum ſind Schoppen und amphitheatraliſche Sitze für die Zuſchauer errichtet. Die Engländer ſind ſo große Liebhaber dieſes Spiels, daß ſie ſelbſt ihren Gefangenen in der Queens-bench erlaubt haben, ſich in ihrem Gefängniſſe einen ſolchen Racketcourt herzurichten. Auch Tennis wird mit Schlägern (rackets) geſpielt. Auch hierzu ſind eigene Gebäude vorgerichtet, die man Tenniscourts nennt. Dieſe Räume haben gewöhnlich 96 Fuß Länge, 36 Fuß Breite und 30—40 Fuß Höhe; in der Mitte derſelben iſt ein Netz aufgeſpannt, über welches der Ball hinüberfliegen muß gegen die gegenüberſtehende Wand: auf den Seiten iſt der Raum mit Gallerien umgeben. Dieſe Gallerien, ſowie der Boden und die Wände ſind durch Linien und Nummern in gewiſſe Abtheilungen gebracht, die alle ihre beſondern Namen haben und, wenn der Ball in ſie hineinfliegt, dem Spieler entweder gewiſſe Vortheile, oder gewiſſe Nachtheile bringen. Auch gibt es mit Netzen verſehene Gallerien für die Zuſchauer. Man ſieht einen ſolchen Tennis-court in der Nähe des Schloſſes von Hamptoncourt; auch haben die engliſchen Herren zuweilen dergleichen auf ihren Landſitzen. Ohne alle Widerrede aber iſt Cricket das vornehmſte und berühmteſte aller engliſchen B.e (ſ. Cricketſpiel).

Ballſtall (Balsthal), Marktflecken im ſchweizer Kanton Solothurn, im lieblichen Grunde an der Dünnern, mit ſchöner Pfarrkirche und 1100 Einwohnern. Am Rockenberge befindet ſich ein Eiſenbergwerk. Im Jahre 1378 wurde hier zwiſchen Bern u. dem Biſchof von Baſel ein Friede geſchloſſen und 1806 und 1812 zwiſchen Solothurn und Baſel die Bundesakte übergeben. In der Nähe liegen die Burgen Falkenſtein u. Blauenſtein u. der Paß Clus mit Eiſenhämmern und Eiſengießerei.

Ballſton-Spa, vielbeſuchter Badeort im nordamerikaniſchen Staat Newyork, Grafſchaft Saratoga, nördlich von Albany, an der Saratoga-Schenectadybahn, mit Gerichtshof, County-Clerksamt u. 2290 Einwohnern.

Bally, iriſcher Ortsname, ſ. v. a. Ort, Stadt.

Bally, ſ. Bali.

Ballybunnion, Ort in der iriſchen Grafſchaft Kerry, mit Seebad.

Ballycaſtle, Stadt auf der Nordküſte Irlands, Grafſchaft Antrim, an der Mündung des Glensheek und Carey, mit 1670 Einwohnern. In der Nähe Kohlengruben, die auch ausgebeutet werden, u. Stahlwaſſerquellen. Gegenüber liegt die Inſel Rathlin.

Ballyferis, Spitze der für die Seefahrer gefährlichen Felſenküſte der Oſtſeite von Irland, Provinz Ulſter, nördlich von Ballywalter.

Ballymena, Stadt in der iriſchen Provinz Ulſter, Grafſchaft Antrim, nahe dem Main, einem Zufluß des Lough-Neagh, nördlich von Antrim, Ort der Grafſchaftsverſammlungen, mit 6493 Einwohnern, hat bedeutende Leinenfabrikation in der Umgegend und lebhaften Handel mit Leinwand und Agrikulturprodukten, beſonders Butter.

Ballyſhannon, Hafenſtadt in der iriſchen Provinz Ulſter, Grafſchaft Donegal, an der Mündung des Erne in die Donegalbai, mit anſehnlicher Fiſcherei (beſonders Lachſe u. Aale) und 3700 Einwohnern. In der Nähe ein ſchöner Waſſerfall des Erne und eine berühmte Höhle, das Fegfeuer des heiligen Patrick genannt.

Balme, Colde, ein 7218 Fuß hoher Gipfel der penniniſchen Alpen, über welchen ein Paß von Martigny in Unterwallis in das Chamounythal in Savoyen führt.

Balme, la, Dorf im franzöſiſchen Departement Iſère, mit einer der berühmteſten Höhlen von Frankreich (einem der ſieben Wunder der Dauphiné), am hohen Rhoneufer, mit 20—30 Fuß weitem und 100 Fuß hohem Eingange; ihr Inneres bietet die Anſicht eines ungeheuern Schlundes, auf deſſen rechter Seite eine Kapelle Notre Dame de la Balmo (Wallfahrtsort) ſteht. Eine der großen,

mit Stalaktiten angefüllten Abtheilungen od. Säle der Höhle ist 120—130 Fuß hoch.

Balmes, Don Jayme, spanischer Publicist, am 28. August 1810 in der katalonischen Stadt Vich geboren, Sohn eines Handwerkers, studirte, zum Priester bestimmt, auf dem Seminar zu Vich und der Hochschule von Cevera außer Theologie Geschichte, Philosophie, Rechtswissenschaft, Literatur und Mathematik und ging als Lehrer der Mathematik nach Vich, gerade zur Zeit, als in ganz Spanien und namentlich in Katalonien der Bürgerkrieg wüthete. Von mehren Freunden bestimmt, die schriftstellerische Laufbahn zu betreten, begann er mit einer Flugschrift: „Die Ehelosigkeit der Geistlichen", der er im Laufe weniger Monate zwei Abhandlungen folgen ließ: „Sociale, politische u. ökonomische Bemerkungen über die Kirchengüter" und „Politische Betrachtungen über die Lage Spaniens". In demselben Jahre leitete er in Barcelona die Zeitschrift „Civilizacion", dann eben dort die „Sociedad" und zuletzt in Madrid den „Pensamiento de la Nacion". Monarchisch und religiös, ward er als Absolutist ausgeschrieen, aber eben so ernst wie die leidenschaftlichen Neuerer, bekämpfte er die starren Konservativen, und sein Werk ist es besonders, daß aus den Trümmern der gemäßigten liberalen Partei und der Monarchisten, denen sich ein starker Theil der ehemaligen Kartisten anschloß, eine konservative Gruppe hervorging. Die Ideen, die er in dem „Pensamiento de la Nacion" entwickelte, führten ihn nach und nach zu Vorschlägen, von denen die meisten ausgeführt worden sind. Das politische Programm, das er entwarf, ward zur Richtschnur der Regierung und verlieh Spanien die Stärke, die es befähigte, die Erschütterungen von 1848 fast gefahrlos zu bestehen. Den Vorwurf revolutionärer Tendenzen zog er sich von einem großen Theil seiner Partei zu, als er 1847 in einer Flugschrift „Pio Nono" den Papst Pius IX. als den Helden einer neuen Aera begrüßte. Seit längerer Zeit kränklich, suchte er Genesung in der stärkenden Luft seiner Heimat, † aber in Vich am 9. Juli 1848 an der Schwindsucht. Außer den genannten Schriften hat B. noch mehre andere Werke veröffentlicht, die alle in den kurzen Zeitraum von 1840 bis 1848 fallen. In „El Protestantismo, comparado con el Catolicismo en sus relaciones con la civilizacion europea" entwarf er ein Gemälde der europäischen Civilisation. Seine „Briefe an einen Zweifler" enthalten eine Widerlegung der Systeme Hegels und Schellings, wie der französischen Philosophie, und eine lebendige Erörterung der tiefsten und zartesten Glaubensfragen; in der „Fundamentalphilosophie" unterzog er sich der sonderbaren Arbeit, die Philosophie des heiligen Thomas den Bedürfnissen des 19 Jahrhunderts anzupassen. Sein Leben beschrieb Don Benito Garcia de los Santos in „Vida de B., Estracto y analysis de sus obras". Seine Schriften sind in mehre Sprachen übertragen worden u. haben in Frankreich, wo Blanche-Raffin sie übersetzte, den meisten Anklang gefunden.

Balmhorn, die östliche Kuppe des Berges Altels in den berner Alpen, 11,352 Fuß hoch.

Balmoral-Castle, Schloß in den Hochlanden der schottischen Grafschaft Aberdeen, im wildromantischen Thale des Dee, seit 1850 die Sommerresidenz der Königin von England.

Balmung, in der deutschen Heldensage Siegfrieds Schwert, s. Nibelungen.

Balneatio (lat.), das Baden; daher der Taufstag Christi, 6. Januar.

Balneographie (v. Griech.), die Wissenschaft, welche sich mit Beschreibung und Untersuchung der Mineralwässer hinsichtlich ihrer chemischen Zusammensetzung und ihrer Wirkung beschäftigt. Die Lehre von den Bädern überhaupt, ihren Arten und therapeutischen Anwendungen heißt Balneologie. Vergl. Schwarze, Heilquellenlehre, Leipzig 1839.

Balogh, Nebenfluß des Sajo in Ungarn, Komitat Gömör, entspringt im Gebirge Klonocetzko, fließt südöstlich und mündet unterhalb Lenarfalva. Daran liegen die Dörfer Also (Ober)- und Felsö (Unter)-balogh, mit den Ruinen einer geschichtlich denkwürdigen, von den Türken oft belagerten Burg.

Balogh, Janos, ungarischer Staatsmann, 1800 im barscher Komitat geboren, war seit 1825 auf allen ungarischen Reichstagen Deputirter von Bars und Komorn und entschiedener Anhänger der Opposition. Er vertrat mit warmem Eifer die Interessen des Volks dem Adel gegenüber, was ihm ein Duell mit dem pesther Deputirten Zichy zuzog, besonders aber gewann er allgemeine Popularität, als er auf dem Reichstage die als hochverrätherisch bezichtigten Aeußerungen des Barons Nik. Wesselenyi, die diesem die Freiheit gekostet hatten, öffentlich zu den seinigen machte, wodurch er in einen Prozeß verwickelt ward. Die Regierung forderte seine Entfernung und die Wahl eines neuen Deputirten; da aber seine Kommittenten darauf nicht eingingen, blieb B. am Reichstage. Später bewarb er sich um einen Administrationsposten, trat jedoch, als sein Gesuch erfolglos blieb, wieder zur früheren Fahne zurück. Nach dem März 1848 gehörte er der äußersten Linken an. Während der Revolution wirkte er bald als Major, bald als Civilkommissär energisch für die ungarische Sache. Mit Kossuth entkam er in die Türkei.

Balsam, im Allgemeinen ein dickflüssiger oder auch verhärteter Saft von starkem Geruch. Die natürlichen B.e sind nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch die im Pflanzenreiche vorkommenden Verbindungen von Harzen und ätherischen Oelen. Sie sind von honigähnlicher dicklicher Konsistenz, fließen theils von selbst, theils nach gemachten Einschnitten aus Stamm und Aesten mehrer Arten von Bäumen aus, haben einen stark aromatischen Geruch und scharfen, beißenden Geschmack, verlieren, der Luft ausgesetzt, größtentheils ihr ätherisches Oel, trocknen ein und verharzen. Von Wasser werden sie nicht, von Aether zum Theil, von Alkohol vollständig gelöst; bei der Destillation mit Wasser geben sie ätherisches Oel und hinterlassen Harz. Ursprünglich verstand man unter B. bloß das harzig-ölige Exkret des Balsambaums (Balsamondendron gileadense), den Mekkabalsam, übertrug aber bald jenen Namen auf zahlreiche andere Stoffe von aromatischem Geruch, ohne den Begriff scharf zu begrenzen, daher auch oft Terpentin, Benzoe und ähnliche Stoffe als B e bezeichnet werden. Vorzugsweise aber führen diesen Namen der Perubalsam, der Tolubalsam, der canadische B., der Mekkabalsam, der Copaivabalsam und

der Storaxbalsam, hinsichtlich deren wir auf die Specialartikel verweisen. Was die medicinische Wirkung der B.e betrifft, so gehören sie zu den excitirenden Mitteln. Innerlich angewendet, können sie Entzündung der Verdauungswege und dadurch Erbrechen und Diarrhöe, äußerlich auf die Haut applicirt aber Röthe und selbst schmerzhafte Entzündung hervorrufen. Bei innerlichem Gebrauch werden sie ihrer reizenden Eigenschaften wegen stets in Pillen, schleimigen und öligen Mixturen oder weingeistigen Lösungen gegeben, und zwar bei übermäßiger Absonderung der Schleimhäute (Schwindsucht und veralteten Bronchialkatarrhen, besonders auch bei Schleimflüssen des Harnapparats und der Genitalien), bei erschöpfender Eiterbildung, bei Kolik, gegen Wurmkrankheit, auch als harn- und schweißtreibende Mittel. Aeußerlich finden sie für sich oder mit andern ähnlich wirkenden Stoffen in der Form von Salben, Pflastern ꝛc. Anwendung, um reizend, abtreibend, zertheilend und reinigend zu wirken. Außer den genannten natürlichen gibt es noch eine Menge künstlicher B.e, die ebenfalls als Arzneimittel äußerlich und innerlich Anwendung finden. Sie sind entweder salben-, oder ölartig und gleichen in dieser Beziehung, sowie hinsichtlich ihres starken aromatischen Geruchs den natürlichen Ben, mit denen sie aber sonst nichts Gemeinsames haben. Hervorzuheben sind der hoffmannsche Lebensbalsam (Balsamum vitae Hoffmanni, auch Mixtura oleoso-balsamica), eine Mischung verschiedener ätherischer Oele mit Alkohol; der Wundbalsam (B. vulnerarium), eine Mischung mehrer adstringirender Stoffe, wie Myrrhe, Drachenblut, Thymianöl, Alkohol, Weinessig ꝛc., womit man hier und da frische Wunden auszuwaschen pflegt; der Schwefelbalsam (B. sulphuris), eine Auflösung von Schwefel in fettem Oele, zum innerlichen Gebrauch in Anisöl (B. anisatum), zum äußerlichen in Terpentinöl (B. terebinthinatum); der Muskatbalsam (B. s. Oleum Nucistae), ein salbenartiges Gemenge aus Muskatbutter, Wachs und Olivenöl, zu Einreibungen dienend; der mailänder B., eine wohlriechende Mischung verschiedener ätherischer Oele mit Alkohol, ꝛc.

Balsambaum, s. Balsamodendron.

Balsamergau (Balsamerland, auch Belesem, Belcsem, Belsemen, Belsheim Balxa und Balsam), Theil der jetzigen preußischen Altmark, zwischen der Elbe, dem Aland, der Biese, Milde und Tanger, angeblich nach dem Flüßchen Balsam, wahrscheinlicher jedoch nach einem hier wohnenden Slavenstamme genannt. Bisweilen werden Balsamerland und B. von einander unterschieden, so daß von ersterem die sogenannte Wische ausgeschlossen ist, letzterer aber auch noch die Gegend zwischen Ohre und Tanger (Mosde, Mosidi) umfaßt. Lange war der B. Kampfplatz der Slaven u. Deutschen; diese bauten Städte oder Burgen (Tangermünde, Arneburg und Werben), während jene das offene Land behaupteten und bis ins 11. Jahrhundert eigene Häuptlinge hatten. Der letzte derselben, Wiprecht, überließ 1073 seine Besitzungen dem Markgrafen der Nordmark, Udo I. aus dem Hause Stade, gegen die Grafschaft Groitzsch zwischen der Elster und Pleiße, wodurch das Balsamerland Privateigenthum der stade'schen Familie und der folgenden Markgrafen ward. In kirchlicher Beziehung bildete das Ländchen ein zum halberstädtischen Sprengel gehöriges Archidiakonat mit mehren Dekanaten zu Steudal, Tangermünde ꝛc.

Balsamholz (Xylobalsamum), Holz von Balsamodendron Kafal und B. Opobalsamum (Balsamstaude), ist fingersdick, mit ungleichen Knoten besetzt, mit runzliger, röthlichgrauer Rinde bedeckt, zerbrechlich, verbreitet angezündet einen sehr angenehmen Geruch und dient im Orient zu Räucherungen. Das in Europa in schwachen Stücken von der Dicke eines Gänsekiels vorkommende ist meist unächt.

Balsamiflua (Amber- oder Balsambäume), Pflanzenfamilie nach Blume, charakterisirt durch zahlreiche, nackte oder mit kleinen Schüppchen untermischte, auf einer kurzen, dicken Spindel gehäuft stehende Staubgefäße und Pistille, die 2 Griffel, welche auf der einen Seite eine herablaufende, einfache Narbe tragen, den mit einem Kreise verwachsener Schuppen umgebenen, 2fächerigen, vieleiigen Eierstock, die von den vergrößerten und verhärteten Schuppen umschlossenen 2klappigen Kapseln, welche nackte, der Scheidewand fast schildartig angeheftete Samen mit geradem Keim und nach oben gerichtetem Würzelchen enthält. Die Familie umfaßt Bäume mit wechselständigen, gesägten Blättern, hinfälligen Nebenblättern und einhäusigen, in kopfigen, mit einer hinfälligen Hülle umkleideten Kätzchen stehenden Blüthen. Sie wird durch eine Gattung, Liquidambar *L.*, repräsentirt, mit 3 Arten, Bäumen, welche einen wohlriechenden balsamischen Saft enthalten, der auch gesammelt und als Wohlgeruchs- und Heilmittel angewandt wird.

Balsamina, Pflanzengattung, s. Impatiens.

Balsamineen, Pflanzenfamilie nach A. Richard, den Oxalideen und Tropäoleen verwandt, charakterisirt durch die saftigen, knotig angeschwollenen Stengel, den 5blätterigen, unregelmäßigen, abfälligen Kelch, an dem die 2 dem unpaarigen großen und gespornten Blumenblatte naheſtehenden Kelchblätter oft fehlen; die 3blätterige Blumenkrone, deren oberes Blatt symmetrisch ist, während die 2 seitlichen 2 spaltig unsymmetrisch, aus 2 zusammengewachsenen Blättern gebildet sind, so daß man also eigentlich 5 Blumenblätter zählen müßte; 5 unterweibige, den Fruchtknoten dicht umschließende Staubgefäße mit 2fächerigen, in Längsritzen aufspringenden Staubbeuteln, den 5fächerigen Fruchtknoten und die 5klappige, elastisch aufspringende Kapsel mit eiweißlosen Samen. Die Familie begreift nur 2 Hauptgattungen: Impatiens *L.*, mit der Untergattung Balsamina *Gaertn.*, und Hydrocera *Blum.*, mit der Untergattung Tytonia *Don*, die gegen 50 Arten enthalten, von denen über ⅘ der heißen Zone, namentlich dem südöstlichen Asien angehören. Von den 5 in der nördlichen gemäßigten Zone der alten und neuen Welt vorkommenden hat Europa nur eine, Impatiens noli tangere *L.* Es sind meist schöne Gewächse, die sich eben sowohl durch den eigenthümlichen Bau, als durch die schönen lebhaften Farben ihrer Blüthen auszeichnen; s. Impatiens.

Balsamita *Vieill.*, *Desf.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen (Corymbiferen), deren bekannteste Art, B. major *Desf.* (sonst B. suaveolens, von Koch als Tanacetum Balsamita zur Gat-

tung Rainfarrn gezählt), Frauenmünze, mit länglichen, gesägten, graugrünen Blättern von balsamischem Geruch und gelben Blumen, im südlichen Frankreich wildwachsend, bei uns häufig in Gärten gezogen wird. Das Kraut war früher als Herba Balsamitae maris s. Menthae romanae officinell. Es hat die Kraft der Minthe- oder Münzearten u. soll auch ein brauchbares Hopfensurrogat abgeben. B. grandiflora *Desf.*, in Algerien unter dem Getreide wachsend, B. virgata *Desf.*, aus Kleinasien, u. a. werden ebenfalls als Zierpflanzen in Gärten kultivirt.

Balsamiren, s. Einbalsamiren. Vergl. Mumie.

Balsamodendron *Kunth* (Balsamea *Gled.*, Balsambaum), Pflanzengattung aus der Familie der Burseraceen (Terebinthaceen), charakterisirt durch die diklinischen Blüthen mit glockenförmigem, 4zähnigem, bleibendem Kelch und 4 gleichen, länglichen, nebst den 8 Staubgefäßen einem drüsigen Ringe eingefügten Blumenblättern, den sehr kurzen Griffel mit stumpfer, 4eckiger Narbe und den 2fächerigen Fruchtknoten mit eiförmiger, spitziger, 4furchiger, 1—2samiger Steinfrucht, kleine, balsamreiche Bäume in Arabien und Ostindien mit sparrigen Zweigen und 3—5zähligen Blättern. Am bekanntesten sind B. gileadense *Kunth*, ächter, arabischer oder Mekkabalsambaum, und B. Opobalsamum *Kunth*, Balsamstaude, aus denen entweder freiwillig, oder nach gemachten Einschnitten der Mekkabalsam fließt. Früher waren auch die Früchte als Balsamkörner, Balsamfrüchte, Carpobalsamum s. Grana s. Fructus Balsami, u. die Zweige als Balsamholz, Xylobalsamum s. Lignum Balsamitae, officinell. Erstere sind kleiner als Erbsen, gewöhnlich röthlich, meist ohne Geruch u. Geschmack, selten schwach balsamisch und enthalten einen weißen Kern; die dünnen Zweige haben eine runzlige und graue Rinde, verbreiten angezündet einen angenehmen Geruch, schmecken und riechen aber nur wenig. B. Kafal *Kunth*, im glücklichen Arabien, mit rothem, wohlriechendem Holze (s. Balsamholz), sehr balsamischen Beeren, schwitzt ein Gummi aus, das ein vortreffliches Räucherpulver abgibt u. purgirende Kräfte besitzt. Von B. Katak *Kunth*, im glücklichen Arabien, stammt nach Bonastre die Myrrhe der Alten, die nicht mehr im Handel vorkommen soll. Aus der Rinde von B. Myrrha *Ehrenb.*, Myrrhenbaum, bei Gisan an der Grenze des glücklichen Arabiens, tritt freiwillig die Myrrhe (s. d.) hervor.

Balsamstaude, s. Balsamodendron.

Balta (Balto), Kreisstadt im russischen Gouvernement Podolien, nahe der Grenze von Cherson, an einem Hügel, von der Kodyma in 2 Theile getheilt, von denen der eine früher zu Polen, der andere zur Türkei gehörte, hat 3 Kirchen, viel Fabriken und bedeutende Märkte, nebst 11,620 Einw.

Baltazarini (Baltasarini), berühmter Ballettkomponist, genannt le Beau Joyeux, Schöpfer des jetzigen Ballets, aus Piemont gebürtig, lebte in Paris als Musikdirektor der Katharina von Medicis und königlicher Kammerdiener und † 1570.

Balten (die Kühnen), Helden- und Herrschergeschlecht der Westgothen, s. Gothen.

Baltens (Balten oder Balton), Peter (Pieter), trefflicher niederländischer Genre-, Landschafts- und Historienmaler in Peter Brughels Manier, auch guter Dichter und Schauspieler, geboren 1540 zu Antwerpen, † 1579. Sehr gesucht sind seine Jahrmärkte und Kirchmessen. Unter dem Namen Peter Baltasar lieferte B. die Zeichnungen zu Philipp Galle's „Principes Hollandiae et Zelandiae" (1578) u. a.

Balteus (balteum, baltheus, lat.), Gürtel über den Hüften zum Festhalten des Gewandes oder zum Schutze des Unterleibes, auch wohl zum Aufbewahren des Geldes, besonders der lederne Wehrgürtel der römischen Soldaten und das Schwertgehänge derselben, welches über der rechten oder linken Schulter getragen wurde, je nachdem das Schwert auf der linken oder rechten Schulter hing, gewöhnlich mit Metall-, oft Gold- u. Silberblechen, unter den Kaisern auch mit Edelsteinen u. anderem Schmuckwerk besetzt war.

Balthasar (vom chaldäischen Beltschazzar, d. i. Belsfürst, ein von Bel oder Baal begnadigter Fürst), Landgraf von Thüringen, Sohn des Land- und Markgrafen Friedrich des Ernsthaften, 1336 geboren, trat 1356 gemeinschaftlich mit seinen Brüdern Friedrich dem Strengen und Wilhelm I. die Regierung über die väterlichen Erblande (Thüringen, Meißen und das Osterland) an, zog 1369 dem Könige Eduard III. von England gegen Karl V. von Frankreich zu Hülfe, bekämpfte 1372 mit dem Landgrafen Hermann von Hessen den Herzog Otto den Bösen von Braunschweig, schloß 1373 die Erbverbrüderung zwischen Meißen und Hessen ab und erwarb 1374 durch seine Verheirathung mit Margarethe, Tochter des Burggrafen Albert von Nürnberg, die Aemter Hildburghausen, Heldburg und Eisfeld. In der nach Friedrichs des Strengen Tode (1381) vorgenommenen Theilung erhielt B. die Landgrafschaft Thüringen, wozu 1385 auch theilweise die Besitzungen der ausgestorbenen Grafen von Käfernburg kamen. Sorgsam wachte er über den Frieden seines Landes und war bemüht, das Wohl seiner Unterthanen durch heilsame Verordnungen und gemeinnützige Anlagen zu fördern. Die Stadt Gotha verdankt ihm die Wohlthat des Leinekanals. B. † den 19 Mai 1406. Sein Nachfolger war Friedrich IV. der Einfältige.

Balti (Baltistan, auch Kleintübet genannt), ein kleiner Staat im nordwestlichen Theile von Tübet, am obern Indus an der Vereinigung der Bergketten des Beluttag und Mustag, welche Tübet von Turkestan scheidet, grenzt im Norden an Yarkand (Turkestan), westlich von Gilgit, südlich an Kaschmir, östlich an Ladakh und besteht größtentheils aus einem Thal von 6—7000 Fuß Meereshöhe, das vom Indus und dessen zahlreichen Zuflüssen gebildet wird. Die Größe des Landes wird in der Länge auf 11 Tagereisen, in der Breite auf 7 berechnet. Die Einwohner, etwa 500,000, sind mongolischen Stammes und bekennen sich zum schiitischen Islam; sie reden die tübetanische Sprache und nennen sich selbst Bäldi. Sie bauen Gerste und Weizen, weniger Reis, Baumwolle gar nicht. Ihre Wohnungen sind 2—3 Stock hohe Häuser aus Stein und Holz, mit plattem vorspringenden Dach. Statt Geldes, das sie nicht haben, bedienen sie sich als Tauschmittels roher Stückchen Gold, das sie in Bergwerken und aus den Flüssen gewinnen. Das Land, dessen Hauptstadt Iskardu ist, steht, wie Ladakh, in keiner Verbindung mit China. Früher wurde

es von selbstständigen Königen regiert, gegenwärtig ist es dem anglo-asiatischen Reiche einverleibt.

Baltimore, Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikanischen Staats Maryland, ihrer Bevölkerung nach die dritte und als Handelsstadt die zweite Stadt der Union, liegt unter 39° 17′ nördl. Br. und 76° 37′ westl. L., auf der Nordseite des Patapascoflusses, 14 Meilen oberhalb seiner Mündung in die Chesapeakebai, 40 Meilen nordöstlich von Washington, 97 Meilen südwestlich von Philadelphia, 183 Meilen von Newyork, 398 Meilen südwestlich von Boston und vom Ocean auf dem Wasserweg 200 Meilen entfernt. Sie ist um eine an der Nordseite des Patapasco ausspringende Bucht herumgebaut, in einer von sanften Hügeln umgebenen Landschaft und umfaßt in ihrem Grundriß einen Flächenraum von 4 QMeilen. Ein kleines, von Norden her kommendes Flüßchen, Jones-Falls genannt, trennt die Stadt in zwei große Hälften, welche durch 3 steinerne und 4 hölzerne Brücken mit einander in Verbindung stehen. Nach der gewöhnlichen Eintheilung unterscheidet man: die Oldtown (Altstadt) auf der linken Seite der Falls, die Newtown (Neustadt) auf der rechten, der sich im Westen Frenchtown anschließt; ferner Graveltown, eine Vorstadt an der nach Riestertown führenden Straße; Federalhill, alle westlich und südlich um die Bucht liegenden Straßen, und Old- und Fallspoint, östlich von den Falls an deren Mündung. Der westliche Theil der Stadt liegt am Fuße und theilweise an dem Abfall einer kleinen Anhöhe und ist lustig und gesund; der östliche, am Bassin und am Hafen gelegene Theil ist flach und war früher ein ungesunder, mit stehendem Wasser bedeckter Sumpf, der jedoch trocken gelegt wurde und nun größtentheils mit Häusern besetzt ist. Der dichter bebaute Theil der Stadt dehnt sich ungefähr 2 Meilen weit von Osten nach Westen und 1½ M. breit von Norden nach Süden aus. Die Straßen kreuzen sich größtentheils unter rechten Winkeln; sie sind regelmäßig u. breit angelegt (zum Theil 60—80, einzelne 100 und noch mehr Fuß breit), trocken, gut gepflastert, zu beiden Seiten mit Trottoirs versehen u. Abends wohl erleuchtet. Die vorzüglichsten Straßen finden sich in dem dem Bassin näher liegenden Theile der Stadt: die Pratt-, Water-, Second- und Oststraße, sowie die Markt- oder Baltimorestraße, die schönste und breiteste Straße (150 F. breit) und Hauptpromenade der Stadt, die 2 Meilen lang durch die Mitte derselben von Osten nach Westen läuft und, von der Marsh-Market, Frederic-, Gay-, Smith-, Calvert-, Charles-, Hanover-, Howard- u. Eutawstraße rechtwinkelig durchschnitten, alle diese in eine Nord- und Südhälfte scheidet. Die schönste Straße der Fallspoint ist die 400 F. lange Broad-Street, welche die Altstadt von der Point trennt. Die vornehmeren Quartiere finden sich im nördlichen Theil der Stadt, in den Umgebungen des Washingtonmonuments; in den übrigen Theilen trifft man viel mehr unansehnliche u. ärmliche Häuser der arbeitenden Bevölkerung, als in den großen nördlicher gelegenen Städten, u. die bereits zu Straßen ausgelegten weiteren Umgebungen der Stadt sind zum großen Theil nur mit einzelnen Häusern besetzt, da die Spekulation u. Anlage neuer Quartiere dem Bedürfniß weit vorausgeschritten ist. Markthäuser zählt B. 5: den Marsh-Market, Hanover-, Point- Old- und New-Market, und einem Fischmarkt am Jones-Falls. Die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude sind: das Stadthaus (City-Hall), das Gerichtshaus (Court-House), das Staatsgefängniß, das Armenhaus, umgeben von einem großen Garten, und die Börse, in deren einem Flügel die Bank der Vereinigten Staaten sich befindet. Bemerkenswerth ist ferner das Washingtonsmonument in einem 156 F. über der Fluthhöhe liegenden Theile der Stadt, aus einer dorischen Säule bestehend, die auf einer Unterlage von 50 Oſſuß und 20 F. Höhe steht und sich 160 Fuß hoch bei 20 F. Durchmesser an der Basis und 14 F. am obern Ende erhebt. Innerhalb derselben führt eine Wendeltreppe zur Spitze, die mit einer 13 F. hohen Statue Washingtons geschmückt ist. Das Ganze ist aus weißem virginischen Marmor ausgeführt. Ein anderes Denkmal, ebenfalls aus weißem Marmor, ist das 52 F. hohe, mit einer sinnbildlichen Figur der Stadt B. gekrönte Battlemonument, das 1815 zum Andenken der 1814 zur Vertheidigung der Stadt gegen die Engländer gefallenen Amerikaner von dem Court-House errichtet ward. An Kirchen, Schulen, wissenschaftlichen Instituten u. Wohlthätigkeitsanstalten aller Art ist B. ziemlich reich Im J. 1850 hatte es 99 Kirchen; jetzt soll es deren 104 haben, wovon die Methodisten 43, die Episkopalen 12, die römischen Katholiken 11, die Presbyterianer 11, die Lutheraner 8, die Baptisten 5, die Shakers 2, die deutschen Reformirten 3, der evangelische Bund 2, die Quäker 3, die vereinigten Brüder 1, die Universalisten 1, die Unitarier 1, die Winnebraunier 1 besitzen; die Juden haben 2 Synagogen. B. ist die Hauptstadt der Katholiken der Vereinigten Staaten zu nennen, es ist der Sitz des einzigen Erzbischofs in der Union. Unter den Kirchen B.'s zeichnet sich die katholische Kathedrole St. Peters aus, eine schöne, nach griechischem Geschmack in Form eines Kreuzes gebaute Kirche, 190 F. lang, 177 F. breit und 127 Fuß hoch, mit einer Kuppel in der Mitte, durch die sie ihr Licht erhält; sie enthält zwei der besten Gemälde im ganzen Lande: eine Abnahme vom Kreuze von Paul Guerin und Ludwig den Heiligen bei Tunis, seine Soldaten pflegend, von Steuber. Unter den katholischen Kirchen sind ferner zu nennen: die alte gothische St. Johnskirche oder jetzt von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria, die eigentliche Pfarrkirche für die Deutschen; die Kirche St. James, der Redemptoristenkongregation eingeräumt die daneben eine Pflanzschule für deutsche Missionspriester errichtete; die Kirche St. Vincents mit einem Waisenhaus für Knaben, die Kirche St. Josephs, St. Mary's Chapel, die Kirche des Kollegiums St. Mary's ꝛc. Unter den protestantischen Kirchen ist die Trinitykirche, 80 F. lang und 60 Fuß breit, die bedeutendste. Die Zahl der Unterrichtsanstalten war 1853: 3 Universitäten und Colleges, 25 Akademien oder lateinische Schulen und 26 Volksschulen, meist in schönen Gebäuden. Hervorzuheben sind besonders die Universität von Maryland, 1812 errichtet, bestehend aus einer Fakultät der Küste u. Wissenschaften (mit 7 Professoren), der Medicin (mit 7 Professoren), der Theologie (mit 3 Professoren) und des Rechts (mit 4 Professoren); die medicinische Washingtonschule, 1827 gestiftet (1851 mit 6 Professoren und 25 Studiosen); das katholische St. Mary's College und Seminar, 1805 gegründet

(1851 mit 21 Lehrern, 122 Studiosen und einer Bibliothek von 19,600 Bänden); die weibliche Erziehungsanstalt der Nonnen von der Heimsuchung; das Kloster der Schwestern der Vorsehung (Sisters of Providence), eine religiöse Gesellschaft, aus farbigen Frauenzimmern bestehend, die sich mit der Erziehung farbiger Mädchen und der Heranbildung derselben entweder zu vortrefflichen Dienstmägden oder guten Hausmüttern abgeben; außerdem sind folgende wissenschaftliche und künstlerische Institute zu nennen: die historische Gesellschaft von Maryland, das Marylandinstitut, zur Verbreitung wissenschaftlicher u. technischer Kenntnisse, die Marylandakademie für Wissenschaft und Literatur, die Stadtbibliothek, das Museum, ein Cirkus, 3 Theater, Musikvereine ꝛc. Von den Wohlthätigkeitsanstalten sind zu erwähnen: das Marylandhospital auf Hampstead-Hill im Osten der Stadt, unter der Verwaltung des Staats; das Mounthope-Hospital (Irren- und Krankenhaus) mit 100 Betten; das mit der Universität in Verbindung stehende Baltimore-Infirmatory für 120 Kranke, beide unter der Leitung der barmherzigen Schwestern; das Armenhaus, das katholische Mädchenwaisenhaus St. Mary's mit einer Freischule, das Waisenhaus St. Vincents für Knaben mit einer Freischule; Sparkassen und andere mildthätige Gesellschaften und Vereine zur Unterstützung der Kranken, Bedürftigen und Waisen. Es bestehen außerdem mehre Traktatengesellschaften, Mäßigkeitsvereine u. Sonntagsschulen. Der Handel und die Rhederei der Stadt ist sehr bedeutend. B. ist nicht allein der Haupthafen von Maryland, sondern auch der am günstigsten gelegene atlantische Hafen für Virginia, Ohio, Kentucky und die andern Nordweststaaten des Ohiobeckens, und steht mit den ersten See- und Handelsplätzen der Vereinigten Staaten, mit fast allen Haupthandelsstädten der Welt in Verbindung. Vorzüglich ist der Handel dieses Platzes nach Westindien und Südamerika gerichtet. Derselbe wird durch den trefflichen Hafen der Stadt, einen der besten in Amerika, sowie durch großartige Eisenbahn- und Kanalbauten, die der Staat Maryland im Verein mit andern Staaten der Union ausgeführt, wesentlich begünstigt. Der Hafen besteht aus 3 Theilen. Der Eingang zu dem ersten befindet sich zwischen dem Fort Mc. Henry (ein von den Vereinigten Staaten befestigtes Fort, ungefähr 3 Meilen südlich vom Centrum der Stadt, auf dem Observations-Hill) u. dem Lazaretto u. ist ungefähr 600 Yards breit mit 22 Fuß Wassertiefe. Diese Tiefe hält bei zunehmender Breite 1¼ Meilen weit an bis in die Nähe von Fallspoint, wo die Breite sich auf ¼ Meile verringert. Dies ist der Eingang zum zweiten Hafen der 12 Fuß Wasser hat, aber sich weiter oberhalb zu einem 1 Meile langen u. ½ Meile breiten Becken mit 15 F. Wassertiefe erweitert. Der dritte oder der innere Hafen erreicht die Tiefe von 10 Fuß und erstreckt sich bis fast in die Mitte der Stadt. Schiffe von 500—600 Tons Größe können an die Hafendämme in der Nähe von Fallspoint gelangen, die kleineren aber von 200 Tons bis in die innern Hafen. Der gesammte Hafen wird vom Fort Mc. Henry geschützt und ist am Ende der Stadt mit einem Telegraphen versehen. Er vermag 2000 Schiffe zu fassen, ist von Werften und Speichern umgeben und den größten Theil des Jahres zugänglich; nur hie und da wird die Einfahrt durch Eis verhindert. Ein 60 Meilen langer Kanal führt von B. bis Columbia am Susquehannah; außerdem ist die Stadt durch Eisenbahnen verbunden mit Philadelphia, mit Washington und mit York in Pennsylvanien und der Ausgangspunkt der großen Baltimore- und Ohiobahn, welche jetzt 160 Meilen weit bis Cumbertand (Alleghany County) fertig ist. Auch Dampfschiffverbindungen unterhält B., somit Philadelphia, Norfolk, Newyork, Neworleans und andern Seehäfen des atlantischen Oceans. Die Hauptausfuhrartikel sind Getreide, Leinsame, Holz, Eisen, Pöckelfleisch, Speck, Butter, Wihsky, Potasche, vorzüglich aber ungeheure Massen Maryland- und Kentuckytabak für Europa und gutes Weizen-, Roggen- und Maismehl, das vor der Versendung von besonders dazu ernannten Beamten besichtigt und geschätzt wird. Für Mehl ist B. vielleicht der größte Markt der Welt; die Ausfuhr davon betrug in den letzten Jahren jährlich gegen 600,000 Fässer. Die Ausfuhr des Marylandtabaks, der südlich von B. an den westlichen Ufern der Chesapeakebai in großer Menge gebaut wird, soll sich jährlich auf 64,000 Oxhoft belaufen. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in Manufaktur- und Kolonialwaaren aller Art, so wie in Wein, Rum u. Spirituosen. Die Industrie B.s ist ziemlich bedeutend, gibt sich aber meist in dem, was Handel, Schifffahrt und Schiffsbau betrifft, zu erkennen; doch finden sich hier Baumwollen-, Tabaks-, Glas-, Berlinerblau-, Eisen-, Dampfmaschinen-, Vitriol- und andere Fabriken, Papiermühlen. Einen Hauptzweig der Industrie in einem Umkreis von 20 englischen Meilen bildet der Betrieb zahlreicher Säge- und Mahlmühlen (mehr als 70 sogenannter Housing Mills), denen der Jones-Falls u. der Patapasco, welcher auf 30 Meilen einen Fall von 800 Fuß hat, die nothwendigen Wasserkräfte verleihen. B. ist, nächst Newyork, der am meisten besuchte Landungshafen der Auswanderer; namentlich solche, die nach dem südlichen Ohio, Illinois, Missouri und Iowa reisen, können nächst Philadelphia keinen bessern Landungsplatz wählen, da durch die rasche Verbindung, in welcher B. mit Wheeling u. Pittsburg steht, der Einwanderer viel Zeit u. Geld ersparen kann. Dem in B. Landenden ist die deutsche Gesellschaft daselbst, ein Verein, zum Wohl der Einwanderer gegründet, bestens zu empfehlen. Die Bevölkerung der Stadt hat in einem ungeheuren Verhältniß zugenommen. Im Jahre 1790 betrug sie 13,503; 1800: 26,514; 1820: 62,738; 1840: 102,313 (darunter 3199 Sklaven); 1850: 169,054, jetzt über 200,000, darunter gegen 54,000 Deutsche, die meist als Handwerker und vorzugsweise als Schuhmacher und Bäcker daselbst leben, obwohl es darunter auch eine bedeutende Anzahl Kaufleute aus den Hansestädten gibt, die einen lebhaften Handel mit Bremen führen und sämmtlich zu den ersten Häusern der Stadt zählen. Die Umgebung B.'s ist hügelig, wird aber nach dem Ausfluß des Patapasco zu immer flacher. Der Boden ist von mittlerer Güte, und der Landbau wird in der Nähe der Stadt zwar stark, aber nach altem Schlendrian betrieben; ein großer Theil des Landes ist heute noch nicht kultivirt, sondern liegt noch als Wald da. In den Wäldern findet man weiße und schwarze Eichen, scharlach- und weidenblätterige Sumpfeichen, Kastanienbäume, Hickory's, Chinquapin's, Wallnüsse,

Storaxbäume, Wasserbuchen, virginische Pappeln, Ahorn und Zuckerbirken, Tupelo- u. Maulbeerbäume, Persimonen, Kirschen, Eschen, Heuschrecken- u. Katalpabäume, Magnolien, Kalmien, Linden, Ulmen, Knopf-, Zahnweh- und Schneeflockenbäume und Sassafras, sowie in den Niederungen verschiedene Arten von Nadelholz. Man baut um B. Mais (zwischen welchen man häufig Bohnen, Squashs, Gourds und Melonen pflanzt), etwas Roggen und Gerste, Hafer (unter den man häufig Magotydaibohnen säet, deren Kraut vortrefflichen Dünger gibt), Tabak, Kartoffeln ꝛc. Letztere sind nicht so gut als die deutschen, die süßen Bataten hingegen vorzüglicher als in Pennsylvanien und Newyork. Die Küchengärten um und in der Stadt versehen die Märkte reichlich mit Gemüsen. Der Wiesenbau im Osten der Stadt (meist Marschwiesen nicht eingedämmt und öfters Ueberschwemmungen ausgesetzt) ist noch großer Verbesserungen fähig; westlich von der Stadt gibt es sorgfältig behandelte zweischürige Wiesen und mit Timothygras und Klee bebaute Felder. Die Obstgärten sind vorzüglich. Die Stadt wurde 1729 angelegt mit einem Blockhause; 1732 kamen noch einige hinzu, und 1745 erhielt das Dörfchen, bisher Johnston genannt, den Namen B. Noch 1763 zählte es nicht mehr als 50 Häuser und einige hundert Einwohner, aber während der ersten Jahre des französischen Revolutionskrieges machte es bedeutende Geschäfte mit Westindien und wuchs ungemein; 1793 flüchteten auf Einmal 3000 Franzosen von Domingo nach B., das 1797 zur Stadt erhoben wurde und seitdem fortwährend im Wachsen begriffen war und ist. Hier wurde 1831 das erste katholische Koncil in der neuen Welt gehalten, dem 6 Bischöfe, 1 Administrator und 11 Theologen beiwohnten. Sie erließen einen Hirtenbrief an alle Katholiken in der Union, in welchem vor dem Protestantismus und dem religiösen Indifferentismus gewarnt wurde.

Baltimore, George Calvert, Lord von, englischer Staatsmann, geboren 1578 zu Kypling in Yorkshire, von ursprünglich flandrischen Aeltern, ward 1619 Staatssekretär und war Günstling Jakobs I. und Karls I. Er behauptete sich im Ministerium auch nach seinem 1624 erfolgten Uebertritte zur katholischen Kirche, ward 1625 zum Lord von B. ernannt und erhielt von Karl I. als Geschenk für sich und seine Nachkommen eine große Strecke Landes in Amerika, dem er, zu Ehren der Königin Henriette Marie, den Namen Maryland gab. Er † 1632 zu London.

Baltisches Meer (Mare balticum), s. Ostsee.

Baltistan, s. Balti.

Baltzer, 1) Johannes Baptista, katholischer Theolog, Schüler und Vertheidiger von Hermes, geboren am 16. Juli 1803 zu Andernach am Rhein, besuchte das Jesuitengymnasium zu Köln und von 1823 bis 1826 die Universität Bonn, wo er von Hermes in die katholische Theologie eingeführt wurde. Im Sommer 1827 ward er Repetent in Bonn, promovirte 1828 in München und wurde bald darauf außerordentlicher und 1831 ordentlicher Professor der katholischen Dogmatik in Breslau. Durch den nachmaligen Fürstbischof Knauer ward er 1843 zum geistlichen Rathe seines Konsistoriums erster Instanz für Ehesachen, 1844 zum Prosynodalexaminator u. durch den Fürstbischof Freiherrn von Diepenbrock 1846 zum residirenden Domherrn bei der breslauer Kathedrale ernannt. In den „Hinweisungen auf den Grundcharakter des hermesischen Systems" (Bonn 1832) und „Ueber Entstehung der in neuerer Zeit im Protestantismus und Katholicismus hervorgetretenen Grundsätze" (das. 1833) tritt er als entschiedener Anhänger seines Lehrers Hermes auf; doch modificirt er sein Urtheil über die wissenschaftliche Bedeutung desselben in den spätern Schriften: „Beiträge zur Vermittelung eines richtigen Urtheils über Katholicismus u. Protestantismus" (Breslau 1839—1840, 2 Thle.), „Das christliche Seligkeitsdogma nach katholischem und protestantischem Bekenntnisse" (Mainz 1844, 2. Auflage) u. „Theologische Briefe" (Mainz 1844, 1. Serie, 2. Aufl.; Breslau 1845, 2. Serie). Letztere sind dem wiener Philosophen Günther gewidmet. Aehnliche Grundsätze zeigt das Schriftchen „Preßfreiheit und Censur mit Rücksicht auf die trierer Wallfahrt" (Breslau 1845). Außerdem schrieb er einige in lateinischer Sprache abgefaßte dogmatische Schriften und mehre werthvolle Abhandlungen in der bonner und breslauer Zeitschrift für katholische Theologie.

2) Wilhelm Eduard, Sprecher der freien Gemeinde zu Nordhausen, den 24. Oktober 1814 in dem preußischen Dörfchen Hohenleine, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, erhielt seit 1828 in Schulpforta seine wissenschaftliche Bildung u. bezog 1834 die Universität Leipzig und 1836 die zu Halle, wo ihn namentlich Tholuck fesselte. Im Jahre 1838 kehrte er in das älterliche Haus zurück, um seinen greisen Vater im Amt zu unterstützen. Nach dessen Tode war er eine Zeitlang Hauslehrer und folgte dann einem Ruf als Diakonus und Hospitalprediger nach Delitzsch, wo er 6 Jahre thätig war. In diese Zeit fielen die ersten kirchlichen Kämpfe in Deutschland, an denen er bald thätigen Antheil nahm. Die Bildung freier Gemeinden zu Wismar, Königsberg und Halle regte ihn noch mächtiger an, und als ihm die Bestätigung als Prediger in Halle und in Nordhausen verweigert wurde, legte er seine Stelle als Diakonus in Delitzsch nieder und gründete am 5. Januar 1847 zu Nordhausen eine freie Gemeinde. Trotz aller Anfeindungen ward er nicht nur Stadtverordneter, sondern auch vom Kreise Nordhausen mit Bleicherode als Deputirter für die preußische Nationalversammlung gewählt. Im Vorparlament in das er ebenfalls gewählt worden, gehörte, er der Partei Blum, in der preußischen Nationalversammlung der Partei Waldeck an. Seine Weltanschauung hat B. in mehren Schriften, namentlich in dem 1850 zu Nordhausen erschienenen Werke „Alte und neue Weltanschauung, Vorträge gehalten in der freien Gemeinde zu Nordhausen" niedergelegt, das neben seiner Schrift „Ueber das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß" (Leipzig 1847) unter den vielen literarischen Erzeugnissen seines Geistes besonders hervorgehoben werden muß. Seine gesammelten „Vorträge" erschienen Nordhausen 1850—1851, 2 Bde. Sein älterer Bruder, Friedrich, war Pfarrer in Zwochau, verließ aber 1849 aus politischen Gründen Deutschland und ließ sich in der Schweiz nieder; der jüngere, Theodor, Prediger in Naumburg, wurde, weil er sich gegen den Inhalt der symbolischen Bücher erklärte, 1847 von seiner Stelle suspendirt und 1850 gänzlich entlassen.

Balustrade (v. franz. balustre, ital. balaustra,

eigentlich die Blüthe des wilden Granatbaums, wegen der Aehnlichkeit der Geländerdocken mit derselben), die Schutzeinfassung großer Räume und großer Oeffnungen. Die Höhe derselben richtet sich theils nach dem damit verbundenen Zweck, theils wird sie durch architektonische Verhältnisse bestimmt. Von den letzteren hängt auch der Stoff, aus welcher die B. verfertigt wird, sowie die Form ab, die von der ganz oder fast ganz geschlossenen Brustwehr bis zum leichtesten Stab- oder Gittergeländer die mannichfaltigste Anwendung zuläßt. In der Antike findet sich am häufigsten die Säulenform; seltener sind die Arabeskenformen, noch seltener das durchbrochene Gitterwerk. Aus dem Mittelalter finden sich herrliche Brustwehren aus Bronze- und Eisenguß, aber auch reiche u. kunstvolle Holzgeländer. Bei Treppenbalustraden wird am Geländer am häufigsten die Dockenform angewendet.

Baluze (Baluzius), Stephan, ausgezeichneter französischer Geschichtsforscher, Urkunden- u. Handschriftensammler, geboren 1630 (1631) zu Tulle in Niederlimousin, studirte zu Toulouse Jurisprudenz und Geschichte, kam 1656 zum Erzbischof Pierre de Marca nach Paris, ward 1667 Bibliothekar Colberts, 1670 Professor des kanonischen Rechts am königlichen Kollegium und später Oberaufseher dieser Anstalt. In Folge des Sturzes seines Gönners, des Kardinals von Bouillon, 1710 entsetzt und aus Paris verwiesen, kehrte er nach Ludwigs XIV. Tode dahin zurück, ward jedoch nicht wieder angestellt und † 1718. Seine Sammlung der „Regum Francorum capitularia" (Paris 1677, 2 Bde.) ward wieder herausgegeben von Chiniac 1780, die Miscellanea, s. collectio veterum monumentorum, quae hactenus latuerunt" erschienen das. 1688—1715, 7 Bde., wieder herausgegeben von Manst (Lucca 1761, 4 Bde.), die „Histoire généalogique de la maison d'Auvergne" Paris 1708, 2 Bde., die Historia Tutelensis" das. 1717, 2 Bde. Er lieferte auch Ausgaben des Cyprianus (Paris 1727), Vincentius Lirinensis, Salvianus, der Briefe Innocenz' III. u. a.

Balz, die Paarungszeit bei Auer-, Birk- und Haselgeflügel, den Trappen, Kranichen, Fasanen u. (in einigen Gegenden) Schnepfen. Bei den Schwimmvögeln (Enten und Gänsen) heißt das Balzen Reihen, bei anderen Paaren.

Balzac, Honoré de, einer der gefeiertsten Romandichter des gegenwärtigen Frankreichs, geboren zu Tours am 20. Mai 1799, machte seine ersten Studien im Collége von Vendôme, wo er schon im 12. Jahre Verse schrieb, und in der Pension Lepitre zu Paris und kam dann zu einem Notar, wo er Schreiberdienste verrichtete. Er betrat nun die schriftstellerische Laufbahn u. lieferte etwa 30 Bände Romane, die aber so wenig Glück machten, daß er in der größten Armuth lebte. Als Verfasser seiner Erstlingsprodukte nannte er sich bald Herr de St. Aubin, bachélier en lettres, bald Herr Wilergléde St. Alme, bald Lord R'hoone. Die beiden ersten erschienen 1821 unter dem Titel „Les deux Hector" und „Le centénaire". Im folgenden Jahre kam „Le vicaire des Ardennes" nebst fünf andern, die wir übergehen; 1823 erschienen drei andere, 1824 „Annette le criminel", 1825 „Wann-Chlore", 1827 „Les corrupteur". Unter allen diesen Produkten ist „Wann-Chlora" das erträglichste. Der erste Roman von ihm, der Aufsehen machte, war „Les derniers chouans, ou la Bretagne en 1800" (Paris 1829), bei dem er zum ersten Male seinen wirklichen Namen nannte. In demselben Jahre legte er eine Druckerei an und gab eine neue Auflage von Lafontaine heraus, zu welcher er eine „Notice" über diesen Dichter schrieb, machte jedoch so schlechte Geschäfte, daß er sich wieder der Literatur zuwendete. Das Buch „La physiologie du mariage" (1830, 2 Bde.) erwarb ihm den Ruf eines witzigen Schriftstellers, und mit dem Werke „Peau de chagrin" (1831, 2 Bde.) errang er sich eine so bedeutende Stelle in der neuesten Literatur, daß die Verleger hinfort seine Manuskripte mit Gold aufwogen. B. schrieb nun eine lange Reihe von Romanen und Erzählungen, von denen „La femme de trente ans", „La femme abandonné", „La requisitionnaire", „La grénadière", „Les Célibataires", „Louis Lambert" und „Eugénie Grandet" obenan stehen. In den übrigen ist Vorzügliches und Mittelmäßiges durcheinander gemischt. Ueberhaupt zeigt sich der Dichter im Erfinden wie in der Ausführung sehr ungleich. Der Anfang der meisten Erzählungen ist in der Regel trefflich, aber sie arten häufig aus und geben keinen befriedigenden Schluß. Der große Erfolg seiner Schriften hat B. veranlaßt, sich bei weitem zu überschätzen. Ein Beweis davon ist die neue Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften, die unter dem prätentiösen Titel „La comédie humaine" erschien und worin er sich in der Einleitung mit den ersten Dichtern und Philosophen aller Zeiten auf Eine Linie stellt und als das Ziel seiner literarischen Thätigkeit bezeichnet, das ganze menschliche Leben in allen seinen Richtungen darzustellen. Zahllose Uebersetzungen seiner Romane sind auch in Deutschland erschienen. Auch als dramatischer Dichter hat sich B. jedoch mit entschiedenem Unglück, versucht in „Vautrin" und den „Ressources de Quinola". Er † den 18. August 1850.

Bamba, Landschaft des Reiches Congo, auf der Westküste von Afrika, zwischen den beiden Flüssen Lolundo im Norden und Lodschi im Süden, in 2000 Fuß Meereshöhe am westlichen Abhange des Congogebirgs; nach Donville's Bericht, der das Land 1829 besuchte, reich an Gold, Silber, Kupfer und Salz, auch fruchtbar u. stark bevölkert. Die gleichnamige Hauptstadt liegt in einer Ebene am Einfluß des Lodschi in den Andriz.

Bambara, (Bambarra), großes Negerkönigreich im Binnenlande von Nordafrika (Sudan), im äußersten Westen desselben, zu beiden Seiten des obern Niger (Dscholiba von Bammaku an, wo der Fluß aus dem Berglande Senegambiens in die Ebenen tritt, bis Silla, im Norden begrenzt durch das Gebiet der Uled Amer (fälschlich Ludamar) in der Sahara, südlich durch das kleine, B. jetzt tributpflichtige Land Baedu u. das westlich von Baedu gelegene Reich Miniana. Sein Flächenraum wird auf 4200—4300 QMeilen geschätzt. Es besteht im Allgemeinen aus ausgedehnten und fruchtbaren, wasserreichen, großentheils auch sumpfigen Ebenen, da, namentlich im Süden, zahlreiche Flüsse und Bäche das Land durchziehen und in der Regenzeit, gleich dem Niger, weithin überschwemmen. An der Westseite bis gegen Dschadbe erheben sich niedrige Granitgebirge, welche Fortsetzungen der Quellengebirge

des Dscholiba und seiner Zuflüsse sind. Man baut ohne viele Mühe Getreide, Reis, Mais, Yamswurzel, Kassava und Tabak mit reichem Ertrag. Unter den Baumarten, welche mannichfaltig vertreten sind, zeichnen sich die Palmen und der nützliche und deshalb sehr geschonte Schi- oder Butterbaum aus. Die Bewohner gehören zum Stamm der Mandingos, mit denen sie eine Sprache gemein haben, jedoch in einer wenig ausgebildeten Mundart. Man schätzt ihre Zahl auf 2 Millionen, von denen zwei Drittel Sklaven sind. Sie theilen mit ihren Stammverwandten den physischen Charakter, stehen ihnen aber in geistiger Beziehung nach; sie sind sehr kriegerisch und betriebsam, aber dabei thätige Landbebauer und im Betrieb eines bedeutenden Handels, der jedoch vorzugsweise in den Händen der zahlreichen, in allen Nigerstädten angesiedelten Araber ruht. Gegenstände des Handels bilden gewebte Stoffe, welche in ausgezeichneter Güte von den Frauen gefertigt werden und wegen ihrer schönen blauen Färbung (der Indigo ist hier heimisch) und Dauerhaftigkeit bekannt sind; ferner Landesprodukte, Metallarbeiten (in Gold und Eisen) und in früherer Zeit besonders Sklaven aus dem Innern des Landes. Das Salz erhalten sie durch Tausch. Bemerkenswerth ist auch eine fünfsaitige Guitarre, aus einem Flaschenkürbis gemacht. Die Herrscherfamilie und der wohlhabendste und gebildetste Theil der einheimischen Bevölkerung folgt dem mohammedanischen Glauben; die größere Masse ist noch heidnisch. An einzelnen Stellen haben sich unter den Bambaranern Fulahs niedergelassen, die vorzugsweise Viehzucht treiben. Hauptstadt ist Sego, zu beiden Seiten des Niger, mit 30,000 Einwohnern. Andere ansehnliche Städte des Reichs sind Bammaku an der Westgrenze, Marrabu mit bedeutendem Salzhandel, Kulikorro, Yamina mit 10,000 durch den Handel mit den Arabern der Sahara sehr reichen Bewohnern, Dschabbe (Jabbe), Sansading mit 11,000 Einwohnern und von weit her besuchten Märkten, Nyami und Silla, sämmtlich am Niger, endlich Gallu und Murdscha im Nordwesten, auf der Handelsstraße von Sego nach den Uled Amer.

Bambas, Neophytos, griechischer Gelehrter, auf der Insel Chios geboren, ging, nachdem er die Schule in Patmos und das Gymnasium in Chios besucht, zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris, wo er namentlich zu Korais in ein näheres Verhältniß trat und dessen Ansichten in Betreff der neugriechischen Sprache sich anschloß. Im Besitz der mannichfaltigsten Kenntnisse, namentlich in Philosophie und Philologie, kam er 1815 nach Chios zurück, wo er das Gymnasium neu organisirte und dessen Leitung übernahm. Beim Ausbruch des Unabhängigkeitskampfes 1821 ging er nach Hydra und dem Peleponnes, wo er besonders an Demetrius Ypsilantis sich anschloß und vielfach bemüht war, durch begeisternde Reden zum Kampf aufzumuntern. Nach der Katastrophe von Chios im Sommer 1822 ging er nach den jonischen Inseln, lehrte drei Jahre als Professor der Philosophie an der Akademie in Korfu und war mit der Uebersetzung der heiligen Schrift aus dem Hebräischen beschäftigt. Nach Errichtung des Königreichs Griechenland kehrte er dahin zurück, übernahm zunächst die Leitung des Gymnasiums in Hermopolis auf der Insel Syra und gab unter andern 1835 eine „Grammatik der altgriechischen Sprache" heraus, die nachmals öfters wieder gedruckt wurde. Später ward er als Professor der Philosophie an die Universität nach Athen berufen, wo er, außer Vorträgen über alte u. neue Philosophie, auch die Rhetorik, namentlich die Grundsätze der geistlichen Beredtsamkeit vortrug, zugleich aber auch auf dem Gebiete der griechischen Philologie thätig war und im Januar 1855 †. Von seinen Schriften erwähnen wir noch die „Rhetorik" (Par. 1813, 2. Aufl., Athen 1841), die „Ethik" (Venedig 1818, 2. Aufl., Athen 1846). die „Technologie der altgriechischen Sprache" (Chios 1816, 1825 und 1846), die „Syntax der altgriechischen Sprache" (Korfu 1818, Athen 1846) u. das „Handbuch der geistlichen Beredtsamkeit" (Athen 1851).

Bamberg, Stadt im bayerischen Kreise Oberfranken, sonst die Hauptstadt des Fürstbisthums Bamberg, liegt an dem ziemlich reißenden Flusse Regnitz, welcher die Stadt in zwei Hauptarmen der Länge nach durchströmt, in einer der fruchtbarsten und schönsten Gegenden Deutschlands an der Eisenbahn, mit 23,456 Einwohnern, darunter 900 Protestanten. Der weite Thalgrund, in dessen Mitte B., gleichsam im Schooße der reichsten Fülle, gelegen ist, wird von der Regnitz und dem Main (die sich eine Stunde unterhalb der Stadt bei Bischberg vereinigen) durchschnitten und bildet einen großen, von malerischen Bergen begrenzten Halbkreis. In etwas entfernterer Umgebung wechseln die schönsten Berge und Wälder mit den fruchtreichsten, bald engern, bald sich erweiternden Thälern, mit zahlreichen Dörfern, Höfen und Schlössern ab. Die Stadt selbst liegt zwar ihrer Hauptmasse nach in der Thalebene, ein großer Theil derselben aber zieht sich in mehren Armen über sanft ansteigende Berge hinan, was ihr aus der Ferne eine überaus malerische Mannichfaltigkeit verleiht. Die tiefen Gräben der abgetragenen Stadtmauern sind in Spaziergänge und geschmackvolle Gärten umgeschaffen, die meisten Thore abgetragen und ein offener Zutritt auf allen Seiten gebahnt. Die Straßen sind meist gerade, breit und hell, besonders zeichnen sich die fünf Hauptstraßen aus. Die Bauart der meisten Häuser im Innern der Stadt trägt das Gepräge des 17. u. 18. Jahrhunderts, es sind bequeme bürgerliche Wohnungen, an gangbaren Straßen meist im untersten Stockwerk zu Kaufläden eingerichtet. In den äußern Theilen der Stadt wohnt größtentheils die feldarbeitende Klasse in einstöckigen, zur Oekonomie eingerichteten Häusern. Der Stadttheil jenseits des alten Flußbettes der Regnitz heißt ganz eigentlich die Gärtnerei; hier ist die Königsstraße, der vormalige Steinweg (Teuerstadt), die größte und lebhafteste Straße, mit stattlichen Häusern und an beiden Enden von steinernen Thoren begrenzt. Die Gärtnerei ist mit der Stadt durch die schöne Kettenbrücke, Ludwigsbrücke genannt, verbunden, die nach Schierlingers Plan 1828—29 mit einem Kostenaufwand von mehr als 58,000 Gulden erbaut ward. Das Gesammtgewicht der frei hängenden Brücke beträgt 2706 Centner (darunter 750 Centner Eisen). Unter den 6 übrigen Brücken, welche über die Regnitz führen, ist die in der Mitte der Stadt liegende obere oder hohe Brücke wegen ihrer baltbaren Bauart besonders beachtenswerth, indem sie bereits in den Jahren 1452—56 von dem Künstler Hans Forchheimer errichtet wurde und seitdem die stärksten

Wasserfluthen unverwüstlich ausgehalten hat. Das vornehmste Gebäude der Stadt und unstreitig eins der vorzüglichsten Bauwerke im byzantinischen Styl, welches Deutschland aufzuweisen hat, ist der Dom, der sich auf einer Anhöhe in majestätischer Pracht erhebt und noch jetzt, wie aus einem Gusse geschaffen, fast ganz in seiner ursprünglichen Gestalt erscheint. Er hat ein sehr langes Hauptschiff und zwei Abseiten, letztere viel niedriger und halb so breit, als das erstere. Die Länge beträgt 336, die Breite 98 Fuß. Die äußern, aus glattbehauenen, gelblichgrünen Sandsteinquadern bestehenden Mauern sind ganz einfach und massiv, haben kleine, halbkreisrunde Fenster, keine Strebepfeiler, u. nur oben am Dachfriese läuft die byzantinische Bogenverzierung und das gothische Band herum. An den beiden Enden des Hauptschiffes schließen sich zwei Chöre an, der Georgenchor gegen Osten und der Peterschor gegen Westen. Den letztern umzieht auch noch das Querschiff der Kirche, welches gleiche Höhe mit dem Hauptschiff und zwei große schöne Radfenster hat. Unter dem ersten Chor liegt eine große unterirdische, auf herrlichen Säulen ruhende Kapelle (Krypta), sonst zu Trauerfeierlichkeiten, jetzt zur Aufbewahrung alter Kirchengeräthe bestimmt. Die Hauptzierde des Domes sind dessen 4 Thürme, von denen je 2 sich neben den Chören erheben, viereckig in mehre Stockwerke abgetheilt. Die Kirche hat 4 Eingänge, von welchen 3 mit Bildhauerarbeit verziert sind; am reichsten ist das Portal gegen Norden, die sogenannte Fürstenthüre, an der rechten Abseite der Kirche, mit Stäben, Wandsäulen und Figuren ausgeschmückt; die beiden andern verzierten Portale ziehen sich unten durch die Thürme zu beiden Seiten des Georgenchors, sind halbkreisrund bedeckt und haben in ihrem obersten Bogen die Zickzackfigur. Im Innern des Tempels tragen 10 massive, viereckige Hauptpfeiler, 5 auf jeder Seite, das majestätische Gewölbe des Schiffes, dazwischen stehen kleinere, mit Spitzbögen verbundene Pfeiler in der Höhe der Abseiten. Mit guten Gemälden gezierte Altäre und zum Theil vortreffliche plastische Arbeiten aus dem 12.—19. Jahrhundert erfüllen das Innere der Kirche. Unter zahlreichen älteren u. neueren Grabmälern ist das ausgezeichnetste das der Gründer dieser Kirche, Kaiser Heinrichs II. und seiner Gemahlin Kunigunde, aus weißem salzburger Marmor schön und zierlich gearbeitet, in der Gestalt eines Sarges, auf dessen Deckel Heinrich und Kunigunde in ganzer Figur abgebildet sind. Unter den übrigen Grabmälern sind die merkwürdigsten: der durch seine altitalienische Bildhauerarbeit ausgezeichnete Sarkophag des Bischofs Suidger von Mayendorf, das älteste Monument des Doms, in Rom verfertigt; das Denkmal des Fürstbischofs Valentin Voit von Rieneck ꝛc. Von der großen Zahl der andern Bildhauerarbeiten verdient die schön gearbeitete, jugendlich ideale Reiterstatue König Konrads III. († 1152 zu B.) hervorgehoben zu werden. Die Säulen der linken Seitenwand des Peterschors waren vergoldet, die Nischen mit Figuren von Heiligen mit Wasserfarben bemalt, die beim Abreiben zum Vorschein kamen. Unter den Gemälden der Kirche sind mehre Altarblätter von Sandrart, Schönfeld, Merian, Jakob Ziegler ꝛc. An die Kirche sind 2 Kapellen angebaut: die St. Gertruden- (jetzt Antons-) und die St. Andreaskapelle (sonst Begräbnißplatz der Domherren). Von dem ehemals bedeutenden Domschatz und den kostbaren Reliquien ist nur Weniges noch übrig, darunter besonders merkwürdig ein 19½ Pfund schweres, von einem griechischen Künstler aus Elfenbein gefertigtes Kruzifix, von Kaiser Heinrich II. 1008 der Domkirche geschenkt. Der Grundstein zum Dom wurde 1004 von dem ebengenannten Gründer des Bisthums Bamberg gelegt, die Einweihung erhielt er 1012 durch den Patriarchen von Aquileja. Im Jahre 1081 brannte er theilweise ab und wurde 1110 von Bischof Otto dem Heiligen wieder hergestellt; die hintern Thürme mit dem Chor scheinen aus dieser Zeit zu stammen. Mehre Jahrhunderte gingen nun vorüber, bis an denselben wieder bedeutende Veränderungen vorgenommen wurden. Unter Bischof Georg von Limburg wurde 1507 der erwähnte Vorbau an dem Georgenchor angefügt und die kleine Nische erbaut, unter welcher sonst die Reiterstatuen der drei fränkischen Fürsten standen. Die Hauptveränderung aber erlitt die ganze Kirche nach dem dreißigjährigen Kriege unter dem Fürstbischof Melchior Otto, der sie aus seinem Privatvermögen, wahrscheinlich unter der Leitung des Malers Joachim von Sandrart, herstellen ließ. Die ganze Kirche wurde übertüncht und erhielt zugleich mehre Altäre. Eine weitere Hauptveränderung im Innern und Aeußern des Doms fand 1766 Statt; die vier großen Thürme wurden ganz abgedeckt und das oberste Stockwerk im altfränkischen Styl wieder ergänzt; der kleine fünfte, schön durchbrochene Thurm, welcher sich sonst in der Mitte über dem Hauptschiffe befand, ward ganz eingelegt. Noch 1814 wurde die Kirche im Innern angestrichen und manche nicht zum Baustyl derselben passende Veränderung darin vorgenommen. Aber König Ludwig von Bayern verordnete unterm 7. August 1828 die möglichste Wiederherstellung derselben in ihrem ursprünglichen Styl, und der Architekturmaler Rupprecht führte den Auftrag aus. Das anstoßende Gebäude, ein Kapitelhaus genannt, worin die ehemaligen Domherren ihre Sitzungen hielten, ist jetzt der Versammlungsort des bischöflichen Generalvikariats. Der alte Bau auf der andern Seite war die Residenz des Kaisers Heinrich II. u. der meisten Bischöfe. Die meisten der in der Umgebung liegenden 16 Domherrenhöfe sind zu Staatszwecken verwendet oder in Privateigenthum umgewandelt. In architektonischer Beziehung merkwürdig ist die Jakobskirche, eine Säulenbasilika, zwischen 1073 u. 1109 errichtet, an einem der Kapitäle mit arabischem Blattwerk. Die schönste, im neurömischen Styl aufgeführte Kirche der Stadt ist die St. Martinskirche, am Markt gelegen, 1686—1720 von den Jesuiten unter Leitung von Andreas Pozzo erbaut. An diese Kirche schließt sich das sogenannte Jesuitengebäude, auch das Kollegium oder der Pfarrhof zu St. Martin genannt, an. Die obere Pfarrkirche, eigentlich Marienkirche oder zu Unserer lieben Frauen genannt, der schönste Ueberrest des gothischen Baustyls in B., auf dem Kaulberge und 1320 bis 1387 errichtet, bildet ein längliches Viereck, hat 3 Eingangsthüren und nur einen Thurm mit 5 Stockwerken, deren Abtheilungen schön verziert sind. Der schöne Chor mit seinen schlanken Fenstern und seinen reichen, aber nicht überladenen Zierrathen ruht auf 10 Pfeilern u. ist ganz in seiner ursprüng-

lichen Gestalt erhalten. Die Kirche hat ein 1392 gefertigtes künstliches Sacrarium, eine hölzerne Krippe von Veit Stoß, mehre schöne Gemälde und Bildhauerarbeiten und hinter Glas das mit einem reichen Gewande umgebene Gerippe der heiligen Fortunata. Zunächst der obern Pfarrkirche liegt auf dem obern Stephansberg die ehemalige Kollegialstifts-, jetzige protestantische Pfarrkirche zu St. Stephan. Der Bau derselben wurde wahrscheinlich schon 1008 auf Anordnung Kaiser Heinrichs, welcher schon 1009 ein Kollegiatstift dabei gründete, angefangen, 1019 vollendet und 1020 bei der Anwesenheit des Papstes Benedikt VIII. feierlich eingeweiht. Aus dieser Zeit hat sich jedoch nur der Thurm mit seinen rundbogigen Verzierungen erhalten; die ganze übrige Kirche war bereits 1600 so baufällig geworden, daß man ihren gänzlichen Neubau beschloß, der 1628—80 unter Leitung der Baumeister Bonalino u. Petrino, im neurömischen Styl in Form eines Kreuzes, außen mit dorischen Säulen, ausgeführt wurde. Im Jahre 1803 wurde das Kollegiatstift aufgehoben und die Kirche geschlossen, bis sie 1807 der protestantischen Gemeinde übergeben und 1808 wieder dem Gottesdienst eröffnet wurde. Von den zahlreichen Klöstern B.s besteht noch das der englischen Fräulein; die übrigen (sowie auch einige Kirchen) sind zu andern Zwecken verwendet. Die ehemalige Benediktinerabtei, der Michelsberg, 1803 säkularisirt, mit herrlicher Aussicht auf die Stadt u. die naheliegenden Berge, enthält jetzt das Bürgerspital und die öffentliche Leihanstalt, die Verwaltungsbehörde über beide Institute und eine Brauerei; der dazu gehörige, aus verschiedenen Terrassen bestehende schöne Garten ward in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts im französischen Geschmack angelegt. Die früher mit dem Kloster Michelsberg vereinigte Probstei St. Getreu ist zu einer Irrenanstalt eingerichtet; das Karmeliternonnenkloster ist seit der Säkularisation in eine Versorgungsanstalt für alte weibliche Dienstboten u. in eine weibliche Spinnanstalt, die Karmeliterkirche in einen Aufbewahrungsort der städtischen Bauinquisitten, die Judenkapelle (eigentlich Marienkirche) in ein Getreidemagazin, das Dominikanerkloster in eine Kaserne, die Dominikanerkirche in eine Mauthhalle, das Franciskanerkloster in Geschäftszimmer des Stadtgerichts u. Stadtkommissariats verwandelt. Die imposante sogenannte neue Residenz der Fürstbischöfe wurde 1695—1708 unter der Regierung des kunstliebenden Fürstbischofs Lotbar Franz von Schönborn von dem Baumeister Joh. Leonh. Diezenhofer im französisch-italienischen Styl aufgeführt, ist aber nur zur Hälfte vollendet. Aus einem Fenster im dritten Stockwerk stürzte sich am 1. Juni 1815 Nachmittags der französische Marschall Berthier, Schwiegersohn des Herzogs Wilhelm in Bayern, auf die Straße herab, gerade als eine Kolonne russischer, gegen die französischen Grenzen ziehender Truppen mit ihrer Feldmusik in B. einzog, und blieb augenblicklich todt. Die verhängnißvolle Stelle bezeichnet im Pflaster ein schwarzes Kreuz. Die Residenz liegt dem Dom gegenüber; zwischen beiden die alte bischöfliche Residenz, gewöhnlich die alte Hofhaltung genannt (jetzt ein Wachthaus), wo Otto von Wittelsbach den Kaiser Philipp erschlug und Berengar 966 starb. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind: der Geyerswörth, auf einer in der Stadt zwischen zwei Armen der Regnitz gelegenen Insel, über 100 Jahre lang Residenz der Fürstbischöfe, jetzt Appellationsgericht; das Rathhaus, das uralte Mauthgebäude, am Markt. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich aus: der Domplatz, namentlich aber der Maxplatz (Maximiliansplatz), ferner der Markt (grüner Markt) mit dem Neptuns- oder Friedrichsbrunnen. B. ist der Sitz eines Erzbischofs mit Domkapitel, des Appellationsgerichts für Oberfranken, eines Kreis- und Stadtgerichts, zweier Landgerichte, eines Rent- und eines Forstamts, eines Wechselgerichts 2. Klasse, hat eine Garnison von einem Jägerbataillon und 4 Eskadrons Chevauxlegers, Post- und Telegraphenamt, Salzamt, Archiv, Stadtkommissariat, einen Magistrat 1. Klasse, ein katholisches Dekanat und 4 Pfarreien, ein evangelisches Pfarramt und Dekanat unter dem Konsistorium zu Baireuth. Die ehemalige Universität ward 1585 als ein Gymnasium academicum errichtet, vom Bischof Otto 1647 in eine Akademie verwandelt, am 1. September 1648 eingeweiht u. vom Bischof Friedrich Karl 1739 mit der juristischen und medicinischen Fakultät versehen (daher ihr Name Ottoniano-Fridericiana), aber 1803 aufgelöst und in ein Lyceum mit vollständigem philosophischen und theologischen Unterricht verwandelt; die medicinische Fakultät bildet jetzt ein Medicinalkomité, das als zweite Instanz alle chirurgisch-medicinischen Angelegenheiten von Ober- und Mittelfranken und der Oberpfalz entscheidet. An ferneren Anstalten für Unterricht besitzt B. ein Gymnasium, ein geistliches und Schullehrerseminar, lateinische Schulen, eine Handels- u. eine polytechnische Schule, Bader- und Hebammenschule, ein englisches Fräuleininstitut, eine Feiertagsschule für Meister, Gesellen und Lehrlinge, eine israelitische Schule für Religion und hebräischen Sprachunterricht, eine Zeichenschule, Elementarschulen ꝛc. Die reichhaltige Bibliothek befindet sich im ehemaligen Jesuitenkollegium und enthält außer vielen Druckwerken über alle Zweige der Wissenschaften mehr als 1800 lateinische Manuskripte auf Pergament vom 8. bis 16. Jahrhundert. Ihr Katalog füllt 230 Bände, bei jährlichem Zuwachse von 6—700 Schriften. Vgl. Jäck, Beschreibung der Bibliothek zu B., Nürnberg 1831—34, 4 Bde. Neben ihr befinden sich das vorzüglich an Konchylien u. Insekten reiche Naturalienkabinet, das mit brauderschen Instrumenen ausgestattete physikalische Kabinet, die philosophischen und theologischen Hörsäle ꝛc. B. hat auch mehre Gemäldesammlungen: die städtische auf dem Michelsberge; die von stengelsche Sammlung von mehr als 13,000 Holzschnitten und Kupferstichen; die reichen Sammlungen Joseph Hellers ꝛc. Seit 1830 besteht in B. ein Verein für die Geschichte des Kreises Oberfranken und ein Kunstverein. Wohlthätigkeits- u. sonstige gemeinnützige Anstalten sind: das Krankenhaus, 1789 vom Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal mit 150 Betten gestiftet; die Entbindungsanstalt, von der bayerischen Regierung eingerichtet (beide standen bis 1816 unter dem berühmten Marcus); die aufseßsche Anstalt, eine Verpflegungsanstalt für dürftige Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmen; das Bürgerspital auf dem Michelsberg, ein Irren- und Waisenhaus, die Armenversorgungsanstalt, das Haus der Unheilbaren, die Gesellschaft zur Beförderung wahrer Gottseligkeit und

Nächstenliebe (am 15. August 1618 gestiftet), die Gesellschaft zur Unterstützung kranker und nothleidender Bürger, die Sparkasse, das Pfandhaus ꝛc. Vergnügungen bieten viele gesellige Vereine (Museum, Harmonie, Concordia ꝛc.), Winterkonzerte, in den Wintermonaten auch meist Theater in dem eigenen, 1803—4 vom Grafen Julius von Soden erbauten Theatergebäude, schöne Spaziergänge nach der ½ Stunde von B. auf einer Anhöhe liegenden Altenburg mit hohem Wartthurm, aus dem 9. Jahrhundert stammend, einst die Citadelle der Fürstbischöfe, die ebenso ihrer historischen Erinnerungen als der herrlichen Aussicht wegen besucht zu werden verdient; ferner nach dem lieblichen Buch, ½ Stunde von der Stadt, wo man Gondeln findet, um auf der Regnitz zurückzufahren; nach dem Theresien- und Luisenhain, wohin ein angenehmer parkähnlicher Spaziergang führt; nach dem Lauerschen Garten; nach dem eine Stunde von B. entfernten Dorfe Seehof mit dem schönen Lustschloß Marquardsburg und einem großen Garten mit herrlichen Aussichten. Unter den zahlreichen Gewerben B.s ist das betriebsamste das der Gärtner (über 700 Meister), deren Gemüse, Samen, Blumen ꝛc. weithin verfahren werden. Der höchste Gewinn kommt indessen aus dem Anbau officineller Pflanzen, besonders des Süßholzes, das nur alle 3 Jahre gegraben werden kann und dessen Ernte jährlich 360 Centner (für das Ausland zu 40—46 Gulden) beträgt. Ansehnlich ist auch die Bierbrauerei (über 60), die einen starken Absatz nach Frankfurt, der Rheingegend, Sachsen, Preußen ꝛc. hat. B. hat ferner Tabaks-, Porzellan-, Wagen-, Marmor-, Stärke-, Siegellack-, Musikinstrumentefabriken, Stück- und Glockengießerei, Glasschleiferei, Gold- und Silberarbeiten, Zuckerraffinerie, Leder- und Tuchmanufakturen, Damenschuh-, Handschuh- und Wachstuchfabriken, Wachsbleichen, viele Mühlen, Schiffsbau, Schiffahrt, eine Getreideschranne, 2 Messen, ansehnlichen Speditions- und Aktivhandel, letzteren vorzüglich mit Holländerholz. B. besitzt seit 1830 einen Freihafen, welcher um so mehr Bedeutung erhält, als der Ludwigskanal, welcher Main und Donau verbindet, hier seine Ausmündung hat. Von großer Bedeutung für den Handel B.s ist auch die Eisenbahn (Ludwig-Süd-Nordbahn), die von Lindau über Augsburg, Nürnberg und B. nach Sachsen u. Thüringen führt und in welche bei B. die von Frankfurt über Aschaffenburg und Würzburg führende mündet. Am 1. Mai 1844 wurde in B. ein Filialbureau der königlichen Bank von Nürnberg eröffnet. Die Stadt, wahrscheinlich von den 804 eingewanderten Sachsen gegründet, wurde zu Ende des 8. Jahrhunderts von den Grafen von Babenberg ausgebaut und erhielt von ihnen und ihrer nahen Burg Babenberg (jetzt Altenburg) den Namen B. (zusammengezogen auf jenem). Nach der Enthauptung Adelberts von Babenberg (908) wurde die Stadt und deren Umgebung mit den königlichen Domänen vereinigt, vorerst bis (975) von Gaugrafen verwaltet und endlich den Herzögen von Bayern übergeben. Als der Herzog Heinrich od. Hezzilo in die Acht erklärt ward, schenkte sie Kaiser Otto II. 995 dem Sohne desselben, dem nachmaligen Kaiser Heinrich II., der sie, vergrößert und verschönert, seiner Gemahlin Kunigunde überließ. Da jedoch seine Ehe kinderlos blieb, und er durch den Tod Otto's III. 1002 römischer König geworden war, dotirte er damit, ungeachtet der Widersprüche seines Schwagers, ein Bisthum. Vor der Stiftung des Bisthums hatte B. eine unabhängige bürgerliche Verfassung, und es behielt seine Unabhängigkeit durch kaiserliche Privilegien beinahe noch 4 Jahrhunderte hindurch. Noch 1433 nannte Kaiser Sigmund in einer Bulle die Bürger von B. „Unsere und des Reichs liebe Getreue". Mit der Ausbildung der Landeshoheit schwand aber auch das Ansehen des Magistrats, die von dem letztern unabhängig erhobenen Abgaben der Bürger wurden bald der fürstbischöflichen Anordnung überlassen, sowie auch die Wahl der Rathsglieder und Bürgermeister durch die fürstbischöfliche Genehmigung beschränkt wurde. Uebrigens hatte die Stadt dieselben Schicksale wie das Hochstift: beide fielen 1802, nach dem Lüneviller Frieden, an Bayern. Am 25. Mai 1854 hielten die 8 deutschen Mittelstaaten, Bayern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Kurhessen, Hessen-Darmstadt und Nassau, hier Konferenzen in Betreff ihrer Stellung zu den beiden Großmächten Oesterreich und Preußen in der orientalischen Angelegenheit, namentlich rücksichtlich des am 20. April zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses.

Das Bisthum B., ein ehemaliges Hochstift, hatte vor der Säkularisation 65 QMeilen mit 207,000 Einwohnern, was aber kaum die Hälfte der Bevölkerung ist, welche es vor der Reformation besaß. Es war damals in 4 Archidiakonate getheilt: Bamberg, Kronach, Hollfeld und Ickolsheim (Eggolsheim); die Stadt B. bildete ein eigenes Kapitel. Durch die Reformation verlor das Bisthum mehr als 150 Pfarreien, erstreckte sich aber doch noch von Tschirn oder Nordhalden bis Herzogenaurach bis Erlangen auf 30 Stunden und von Kupferberg bei Burgebrach auf 20 Stunden. Die Stiftung des Bisthums wurde 1007 von Papst Johann XVII. und am 1. November d. J. von einer allgemeinen Kirchenversammlung zu Frankfurt bestätigt. Kaiser Heinrich ernannte seinen Kanzler Eberhard zum ersten Bischof. In weltlichen Angelegenheiten sollte das Bisthum unter dem besondern Schutze des deutschen Reichsoberhaupts, in geistlichen unter dem Papste mit der Beschränkung stehen, daß der Erzbischof von Mainz als Metropolitan den Bischof von B. zu Kirchenversammlungen einladen könne ꝛc. Das Bisthum hatte von 1007 bis zur Säkularisation 1803 61 Bischöfe, von welchen hier nur die bedeutenderen aufgeführt werden. Unter dem 1. Bischof Eberhard (1007—40) wurden zu B. mehre Reichstage und 2 Koncilien gehalten. Der 2. Bischof, Suidger von Mayendorf, wurde 1046 als Klemens II. Papst. Der 5. Bischof, Günther, Kanzler Heinrichs III., hielt 1058 zur Beseitigung vieler Zehnt- und Ehestreitigkeiten eine Kirchenversammlung, zog 1064 an der Spitze von 7000 Deutschen nach Palästina, mußte sich aber, als er sich der Stadt Jerusalem bis auf 2 Tagereisen genähert, mit Verlust zurückziehen und starb in Ungarn am 23. Juli 1065. Sein Reisegefährte und Nachfolger, Hermann, beförderte die Stiftung der Benediktinerabtei Banz durch die Gräfin Alberada (1071), gründete 1073 aus eigenen Mitteln das Stift St. Jakob zu B. und übergab es den Augustinern; als er es ihnen wieder entreißen und den

Benediktinern auf dem Michelsberge übergeben wollte, reichten jene mit den unzufriedenen Domherren eine Beschwerde bei dem Papst Gregor VII. ein, welcher ihn zur Verantwortung wegen Simonie und Verschwendung der Kirchengüter nach Rom rief und. als er nicht erschien, 1075 absetzte u. in den Bann that; er starb als Büßer 1084. Auch sein Nachfolger, Rupert, ward, weil er sich 1076 auf der Reichsversammlung zu Worms gegen Gregor VII. erklärte, mit dem Bann belegt, später aber losgesprochen und wieder eingesetzt; starb 1102. Der 8. Bischof, Otto I. von Meran, gründete und bereicherte viele Stifter, Kirchen u. Klöster, bekehrte die Heiden in Polen und Pommern und baute die 1081 abgebrannte Domkirche zu B. wieder auf; er starb 1139 und wurde 1189 unter die Heiligen aufgenommen. Bisher waren die Bischöfe von den Kaisern unmittelbar ernannt worden; von nun an wurden sie vom Domkapitel gewählt, obgleich die Kaiser bis 1398 auf dieses Vorrecht Anspruch machten. Der 15. Bischof, Graf Ekbert von Andechs (1203—17), stand auf der Seite des Papstes Innocenz gegen den Kaiser Philipp, mußte sich 1207 wegen der Verbindung mit seinem Schwager, König Andreas von Ungarn, und gegen den allgemeinen Verdacht eines Majestätsverbrechens auf dem Reichstage zu Augsburg rechtfertigen, gerieth jedoch im folgenden Jahre in Verdacht, mit Otto von Wittelsbach bei der auf der Altenburg am 23. Juni 1208 erfolgten Ermordung des Kaisers Philipp einverstanden gewesen zu sein. Er flüchtete sich zu seinem Schwager nach Ungarn, wurde seiner bischöflichen Würde entsetzt, in die Acht erklärt und erst 1214 wieder eingesetzt. In seinem Streite mit dem Herzog Bernhard von Kärnthen wegen der bambergischen Güter in diesem Lande ward er 1233 gefangen genommen und nur gegen ein großes Lösegeld wieder freigelassen. Er starb am 5. Juni 1237 als kaiserlicher Statthalter zu Wien. Sein Nachfolger, Poppo, Sohn des Herzogs Otto I. von Meran, wurde 1242 wegen Vergeudung der Kirchengüter u. vieler andern Vergehen vom Kaiser Friedrich II. aller seiner Würden entsetzt. Der 17. Bischof, Heinrich von Schmiedefeld (1242—56), erlangte zuerst besondere Hoheitsrechte und erhielt von dem Kaiser Friedrich II. den Titel eines Fürstbischofs. Der 30. Bischof, Lambert von Brunn (1373—98), Kanzler Kaiser Karls IV, ein großer Despot und Verschwender, führte mehre neue Abgaben ein, namentlich einen Bierpfennig, der noch nach Jahrhunderten der Lambertiner genannt wurde. Er wurde 1379 von den aufrührerischen Bürgern aus der Stadt gejagt, kehrte jedoch mit Heeresmacht zurück, eroberte 1380 B. mit Sturm u. nahm mit Unterstützung des Kaisers Wenzel dem Magistrat alle Lehen in und außer der Stadt und 15,000 Gulden als Büßegeld ab. Dem Bisthum erwarb er auf diese Weise Güter und Rechte; auch hielt er zwei Kirchenversammlungen (1376 u. 1387). Sein Koadjutor und Nachfolger, Albert, Graf von Wertheim (1398—1421), wohnte 1415 der konstanzer Kirchenversammlung bei und flüchtete sich wegen innerer und äußerer Unruhen 1420 nach Kärnthen, wo er starb. Friedrich von Aufseß (1421—31) gab auf einer Kirchenversammlung nachdrückliche Gesetze gegen die Habsucht und Sittenlosigkeit der Geistlichen, legte, theils wegen des Hussitenkrieges, theils wegen der den bambergischen Bürgern von Kaiser Sigmund ertheilten Vergünstigungen, 1431 die Regierung nieder und starb 1440. Anton von Rotenhan (1431—59), wiederum ein Verschwender, dazu Alchemist, wurde 1435 von den mißvergnügten Stadtbewohnern vertrieben, erhielt zwar von dem baseler Kirchenrathe und Papst Eugen IV. die Erlaubniß, die Stadt in den Bann zu erklären und wieder zu erobern, die Mauern und Schlösser niederzureißen, große Strafgelder zu erheben und die Freiheiten der Bürger B.s zu vernichten, mußte sich aber endlich auf 6 Jahre nach Kärnthen begeben und die vormundschaftliche Zwischenregierung des Grafen Wilhelm von Henneberg anerkennen. Unter seiner Regierung erbauten die Bürger das Rathhaus. Georg von Schaumberg (1459—75) eiferte für Kirchen- und Klosterzucht und beförderte die unter ihm in B. eingeführte Buchdruckerkunst. Philipp, Graf von Henneberg (1475—87), vertrieb die Juden aus B. und sammelte große Schätze, die seinem Nachfolger, Heinrich III, Groß von Trockau (1487—1501), in seinen Kämpfen gegen den Markgrafen Kasimir von Brandenburg gut zu Statten kamen. Veit, Truchseß von Pommersfelden (1501—3), war ein trefflicher Regent, der während seiner kurzen Regierung den Beschwerden der Unterhanen nach Kräften abzuhelfen suchte. Dasselbe that Georg II., Marschalk von Ebnet (1503—5). Der 39. Bischof, Georg III., Erbschenk von Limburg (1505—22) ließ 1507 die noch jetzt berühmte Halsgerichtsordnung durch seinen Minister Johann von Schwarzenberg herausgeben, war vertrauter Rathgeber des Kaisers Maximilian I., besonders 1518 auf dem Reichstage zu Augsburg, stand mit berühmten Gelehrten und selbst mit Luther in vertrautem Briefwechsel, verbot die Bekanntmachung der durch Dr. Eck verbreiteten päpstlichen Bulle gegen letzteren und gestattete volle Preßfreiheit. Weigand von Redwitz (1522—56) dagegen widersetzte sich der Ausbreitung der lutherischen Lehre entschieden, mußte sich aber wegen des Bauernaufstandes auf die Altenburg flüchten und sah sich 1535 endlich genöthigt, die Ausübung der lutherischen Lehre urkundlich anzuerkennen, wodurch er mehr als die Hälfte seines Kirchensprengels verlor. Unter seiner Regierung fiel der Markgraf Albrecht Alcibiades wiederholt in das Gebiet des Hochstifts ein. Georg IV., Fuchs von Rügheim (1556 bis 1561), ein Fürst von vieler Thätigkeit u. dem besten Willen, und Veit II. (1561—77) bemühten sich, die Wunden des Landes zu heilen und die Landesschulden zu tilgen, u. der letztere hinterließ noch beträchtliche Schätze, die Johann Georg Zobel von Giebelstadt (1577—80) durch die Anlage eines kostspieligen Gartens auf dem Geyerswörth wieder verschwendete. Martin von Eyb (1580 bis 1583) beförderte die Einführung des gregorianischen Kalenders und resignirte wegen Kränklichkeit. Der 45. Bischof, Ernst von Mengersdorf (1583—91), gründete 1583 das ernestinische Priesterhaus und das Gymnasium illustre und erbaute das Residenzschloß Geyerswörth. Neithard von Thüngen (1591—98) war ein grausamer Verfolger der Protestanten, Johann Philipp von Gebsattel (1598—1609) Beförderer der katholischen Liga. Johann Gottfried von

Aſchhauſen (1609—22) rief 1610 die Jeſuiten ins Land, verfolgte die Proteſtanten, wurde 1612 auch Fürſtbiſchof von Würzburg und ſtarb auf dem Reichstage zu Regensburg. Johann Georg II., Fuchs von Dornheim (1622—33), verfolgte ebenfalls die Proteſtanten, mußte ſich aber 1631 bei dem Einfalle der Schweden nach Kärnthen flüchten, wo er ſtarb. Auch Franz von Hatzfeld (1631 bis 1642), ebenfalls zugleich Fürſtbiſchof von Würzburg, mußte flüchten; der Herzog Bernhard von Weimar bemächtigte ſich des Landes und ging damit um, aus den beiden Fürſtbisthümern das Herzogthum Franken zu bilden, doch vereitelte ſein früher Tod dieſen und andere Pläne. Melchior Otto, Voit von Salzburg (1642—53), ſchickte 1645 den gelehrten Cornelius Gobelius als Geſandten nach Münſter zu den weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen und verwandelte 1647 das Gymnasium illustre in eine Univerſität. Philipp Valentin, Voit von Rieneck (1653—72), Peter Philipp von Dornbach (1672—83), zugleich Fürſtbiſchof von Würzburg, und Marquard Sebaſtian von Stauffenberg (1683—93) ſorgten für die innere Wohlfahrt, namentlich für Schulen und Bauten (Letzterer erbaute das Schloß Seehof). Dagegen leiſtete Lothar Franz, Graf von Schönborn (1693—1729), zugleich Koadjutor und Erzbiſchof von Mainz, in den Kriegen jener Zeit dem Hauſe Oeſterreich ſehr wichtige Dienſte gegen Frankreich, beförderte ſeinen Neffen und Nachfolger 1705 zum Reichsvicekanzler, 1708 zum Koadjutor von B., erbaute von 1702 an die jetzige Reſidenz zu B., 1711—19 die Schlöſſer Pommersfelden und Gaibach und verſah dieſelben mit Gemäldegallerien. Friedrich Karl, Graf von Schönborn (1729—46), zugleich Fürſtbiſchof von Würzburg, führte bei dem Reichsgerichte einen heftigen Streit mit dem Domkapitel und den drei Kollegiatſtiftern über die Grenzen der Gerichtsbarkeit und gab der Univerſität 1735 eine mediciniſche und juriſtiſche Fakultät. Er hielt ſich in der Regel zu Würzburg auf. Wegen ſeiner Wohlredenheit ward er der deutſche Fleury genannt. Philipp Anton von Frankenſtein (1746 bis 1753) und Franz Konrad von Stadion und Thannhauſen (1753—57) genoſſen einer ruhigen Regierung, dagegen ſah Adam Friedrich, Graf von Seinsheim (1757—79), vorher Fürſtbiſchof von Würzburg, bald nach ſeinem Regierungsantritte beide Fürſtenthümer von den Preußen wiederholt überzogen und von Seuchen und Hungersnoth verheert. Im Hungerjahre 1772 eröffnete er ſeine Speicher und ließ auch Getreide aus weiter Ferne kommen. Die Vollendung des 1772 begonnenen neuen Univerſitätsbaues unterblieb wegen der gleichzeitigen Aufhebung der Jeſuiten. Durch ſeinen geheimen Rath Hanauer ließ er aus dem frühern Gewohnheitsrechte ein neues bürgerliches Geſetzbuch verfertigen. Der treffliche Franz Ludwig von Erthal (1779—95) erließ ein neues peinliches Geſetzbuch, verbeſſerte die Unterrichtsanſtalten und vertheilte die Staatslaſten gleichmäßiger, als dies bisher der Fall war. Der letzte Fürſtbiſchof von B., Chriſtoph Franz von Buſeck (1795—1805), wurde durch die Parteiſucht der Domherren gegen ſeinen Willen im 71. Lebensjahre gewählt. Obwohl Freund von ceremoniellem Prunk, ward er doch zur Sparſamkeit genöthigt, als er 1796 vor den Franzoſen nach Prag und 1799 nach Saalfeld fliehen mußte und das Land ſehr erſchöpft war. Nach ſeiner zweiten Rückkehr ließ er (1800) ſeinen Neffen, den Fürſtbiſchof Georg Karl von Fechenbach zu Würzburg, als ſeinen Koadjutor und Nachfolger ausrufen. Aber noch bevor Chriſtoph Franz ſtarb, trat 1802 in Folge des lüneviller Friedens die Säkulariſation ein, und das Hochſtift ward dem Kurfürſten von Bayern übergeben. In Folge des Konkordats von 1817 trat ſpäter an die Stelle des ehemaligen Biſchofs von B. ein Erzbiſchof, deſſen Diöces den nördlichen Theil von Bayern umfaßt u. welchem die Biſchöfe von Würzburg, Eichſtädt und Speyer untergeordnet ſind. Als erſter Erzbiſchof wurde Joſeph von Stubenberg berufen. Dieſem folgte 1821 Joſeph Maria von Fraunberg, 1842 Bonifaz Kaſpar von Urban; jetziger Erzbiſchof iſt Dr. Michael Deinlein. Vergl. Jäck, Geſchichte B.s, Bamb. 1806—9, 4 Bde.; Deſſelben Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte B.s. 2. Aufl., daſ. 1820; Bambergiſche Jahrbücher von 1741—1833, daſ. 1829—31, 5 Bde.; Eiſenmann, Geographiſche Beſchreibung des Erzbisthums B., daſ. 1833.

Bambergiſche Halsgerichtsordnung (Bambergensis constitutio criminalis), gewöhnlich die Schweſter der Carolina genannt, ſollte richtiger die Mutter derſelben heißen, da ſie der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls V. zum Grunde gelegt wurde. Sie wurde entworfen von dem Freiherrn Johann dem Tapfern von Schwarzenberg u. Hohenlandsberg, der in bambergiſchen Dienſten ſtand, iſt mehrmals gedruckt (Bamberg 1507, dreimal bei Johann Schöffer, das letzte Mal 1531) und wurde als Partikulargeſetz für die ſtift-bambergiſchen und als peinliche Halsgerichtsordnung der Fürſten Georg und Kaſimir, Markgrafen zu Brandenburg, für die fränkiſchen Länder des brandenburgiſchen Kreiſes publicirt.

Bambergiſche Tortur, leichtere Art der Tortur, in Peitſchen- und Ruthenhieben beſtehend, zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Bamberg eingeführt und von da auch weiter verbreitet.

Bambino (ital.), Puppe; insbeſondere ein eingewickeltes Chriſtuskind, wird am Epiphaniasfeſte in feierlicher Prozeſſion in Rom durch die Straßen getragen, auch von den Franciskanern Leidenden ins Haus gebracht und auf die kranken Theile gelegt.

Bambocciaden (franz. bambochades), die groteske Darſtellung von Scenen des gemeinen Lebens, der Bauern- und Schenkſtuben, von Trinkenden, Betrunkenen, Spielern, Bettlern u. dgl. Die Gattung erhielt dieſen Kunſtnamen nach Peter Laar, einem Niederländer, geboren 1613, der ſolche Scenen mit großer Meiſterſchaft malte und von ſeiner Mißgeſtalt in Italien den Beinamen Bamboccio erhielt. Schon vor P. Laar hatte Breughel der Vater dergleichen Scenen, namentlich Bauernfeſte gemalt; auch die beiden Teniers und Andreas Brauwer lieferten ähnliche Darſtellungen. Unter den Spätern zeichnete ſich beſonders M. Aug. Cerquozzi (detto bamboccinte) aus.

Bambuk, ein großes, aber ſchwach bevölkertes Land in Senegambien, längs der Oſtſeite des obern Faleme und ſüdlich von Kadſchaaga, zwiſchen 20°

3°—14° 15′ nördl. Br. und 7° 10′—8° 30′ östl. L. Es ist gebirgig, aber doch reich bewässert durch zahllose Zuflüsse des Falemé, unter denen der Sanon-Colez (Goldfluß) der bedeutendste ist. B. ist reich an trefflichen Bergwiesen, die zahlreiche schöne Rindviehheerden nähren, und hat auch sonst einen sehr fruchtbaren Ackerboden, in welchem ohne besondere Pflege Reis, Mais, Hirse, Wassermelonen, daneben Palmen, Bananen, u. wilder Wein üppig gedeihen. Die reiche Vegetation nährt unzählige Bienenschwärme, aus dem gewonnenen Honig bereitet man berauschende Getränke. Der Hauptreichthum B.s besteht aber in seinen Eisenerzen und dem in den Schuttablagerungen der Flüsse, besonders des Falemé zu Kenièba, Fattendi, Karemayo und Allinkel sehr reichlich vorkommenden Golde, das die Bewohner gut zu bearbeiten verstehen. Letztere gehören zu den Mandingos; man schätzt ihre Zahl auf 800,000. Sie sind friedsame Leute, die sich neben der Jagd nur mit dem Aufsuchen von Gold beschäftigen, das sie, nebst dem Elfenbein von den zahlreichen hier einheimischen Elephanten, durch Karawanen an die Europäer verhandeln. Ihre Lieblingsnahrung ist Hundefleisch. Sie sind größtentheils zum Islam bekehrt, wiewohl mit Beibehaltung vieler Reste des alten Glaubens. Ihre Sprache ist ein vielfach mit portugiesischen Wörtern versetzter unreiner Dialekt der Mandingosprache. In politischer Hinsicht zerfällt das Land in eine große Anzahl kleiner Mandingostaaten. Größter Ort desselben ist Farbana. B. ward schon von den Portugiesen im 15. Jahrhundert besetzt, welche hier, wie überall in ihren Niederlassungen, schändlich wirthschafteten, so daß sie von den Einwohnern überfallen u. vertrieben wurden. Die geographische Untersuchung B.s ging zuerst von der französisch-afrikanischen Handelsgesellschaft des vorigen Jahrhunderts aus, welche das von Fulahs und Mandingos in den Handel gebrachte Gold aus nächster Quelle haben wollte. Mit Ueberwindung der schwierigsten Verhältnisse wurden Niederlassungen in Galam gegründet, von wo aus der Baumeister Compagnon 1716 seine Reise unternahm. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren an verschiedenen Orten B.s kleine Kontors errichtet, welche mittlerweile verloren gingen, aber in neuerer Zeit, wie das zu Farbana wieder hergestellt wurden. Im 18. Jahrhundert trugen Mungo Park und besonders der Major Houghton viel zur Kenntniß von B. bei, und zum besondern Gegenstande ihrer Untersuchung machte es eine französische Expedition 1843—44, deren Resultate Raffenel in seiner „Voyage dans l'Afrique occidentale" (Paris 1846) mitgetheilt hat. Trotzdem ist B. ein im Ganzen noch sehr wenig gekanntes Land.

Bambusa *Schreb.* (Bambus), Pflanzengattung aus der Familie der Gräser, charakterisirt durch die holzigen ästigen Halme, dem baumartigen Wuchs, die 6 Staubfäden, den 2—3spaltigen Griffel, die vielblüthigen Aehren mit zahlreichen Balgspelzen, unten mit 1—2 Zwitterblüthen, oben mit 2—3 Staubblüthen, die größere äußere unbegrannte Kelchspelze, die 3 Blumenblättchen und die länglichen und bedeckten Samen. Die bekannteste Art dieser baumartigen, in Ost- und Westindien einheimischen Gramineen ist **B. arundinacea** *Willd.*, Arundo Bambus *L.*, gemeines Bambusrohr im südlichen Hinterasien in feuchtem Sande an Bächen und Teichen. Die Rispe ist ästig und ausgebreitet, die Blätter sind bläulichgrün und kurzgestielt, die äußere Kelchspelze ist lanzettförmig und gewimpert, der Griffel gespalten. Aus einer Wurzel schießen 10—100 Stämme 10—40 Fuß hoch und höher gerade auf, die unten 3—6 Zoll dick, oben schwach nach einer Seite geneigt, knotig, hohl, ungetheilt, aber ästig sind; die Blätter sind 6 Zoll lang, ¾ Zoll breit, die Endzweige voller Blüthen ohne Blätter. Das haferähnliche Korn steckt in den Spelzen und dient als Nahrungsmittel. Auch die jungen Wurzelschößlinge werden in Essig eingemacht oder als Gemüse (Achia) gegessen. Aus dem ausgewachsenen, zähen, leichten und sehr harten Holze werden Pfähle, Rinnen, Tröge und mancherlei Behälter, in Otaheiti Flöten gemacht, auch wird es zu Möbeln, Hänsern und Schiffen verwendet. Aus den schmalen Streifen flicht man Hüte, aus der Oberhaut bereiten die Chinesen Papier. Die kleineren Halme, welche, wie es scheint, im Wachsthum zurückgeblieben sind, liefern unsere Bambusstöcke. Sie unterscheiden sich vom eigentlichen spanischen Rohre hauptsächlich durch die kahnförmige, im Gelenk beginnende, bald auf der einen, bald auf der andern Seite verlaufende Rinne. Die Blätter gelten als blutreinigend und sollen die Menstruation befördern. In den Knoten alter Halme setzt sich eine eigenthümliche gallertartige, später spröde und hart werdende Masse, der Tabaxir (Tabascheere), ab, welche kieselsaures Kali, kieselsauren Kalk und organischen Stoff enthält, früher in Europa offieinell war und im Orient als tonisches und adstringirendes Mittel gegen Krämpfe, Phthisis, Blutspeien, Dysurie noch jetzt in hohem Ansehen steht. Die Bambusen gehören zu den charakteristischen Zierden der tropischen Landschaft, finden sich aber auch an der außertropischen Westküste Südamerika's und auf Neuseeland. Im Glashause bedürfen sie 12—15° Wärme, mit Wasser und mit Sand gemischte Laub- und Torferde.

Bamian (Bamijan), Name eines merkwürdigen Gebirgsthals im nördlichen Afghanistan, durch welches die Straße von Kabul nach Turkestan führt, der einzige für schwere Fuhrwerke und Artillerie praktikable Weg über den Hindukusch und zugleich die große Handelsstraße, daher in strategischer wie in handelspolitischer Hinsicht von Wichtigkeit. Es ist etwa ½ Stunde breit, sehr fruchtbar und mit fast senkrecht abfallenden Konglomeratmassen eingefaßt; seine Meereshöhe beträgt 8496 Fuß. Insbesondere merkwürdig ist das Thal durch die bewundernswürdigen Alterthümer, die es umschließt, und die zum Theil mehr als alle andern orientalischen den Forschungsgeist der europäischen Gelehrten gereizt haben. Die hauptsächlichsten sind: zwei kolossale Idole und zahllose Höhlen in den Felswänden, die augenscheinlich in Beziehung zu einander stehen, das sogenannte Schloß von Zohak und die Ruinen der großen, durch Dschingiskhan 1221 zerstörten u. seitdem in Trümmern liegenden und verlassenen Stadt und Citadelle Ghughuleh. Der auffallendste Theil dieser Ruinen ist die Citadelle, deren Mauern eine isolirt stehende Anhöhe umschließen. Wie man vermuthet, war dies auch die Stätte des Alexandria ad Caucasum der Alten. Die Trümmer der Zohakfestung, so benannt nach einem fabelhaften Perserkönig, erheben sich 2 Meilen öst-

licher, auf einer der Straßen zwischen B. u. Kabul: Mauern, Thürme u. dgl. aus schön gebrannten Ziegeln, vortrefflich frisch erhalten und von 70—80 Fuß hohen Wällen umgeben. Die Höhlen von B. befinden sich in den senkrechten Felsenwänden zu beiden Seiten des Thals, und zwar auf der nördlichen Seite in einer ununterbrochenen Reihe von etwa 3 Stunden Länge. Einzelne sind im Innern mit architektonischen Verzierungen, mit Kuppeln u. Skulpturen geschmückt. Das Ganze bildet eine Felsen- oder Grottenstadt (im Sanskrit Vamina-gari) von ungeheurer Ausdehnung. Hier stehen die beiden größten Idole in Nischen. Von zwei dazwischen befindlichen Nischen enthält die eine noch die Fragmente eines Götzenbildes, die andere ist leer, enthielt aber vormals wahrscheinlich eine ähnliche Figur. Noch ein Götzenbild, ebenfalls kolossal, doch von geringeren Dimensionen als die beiden größten, befindet sich [illegible] den Höhlen eines Seitenthals. Die Eingeborenen erzählen manche Sagen von den Höhlen, z. B. daß eine Mutter ihr Kind in ihnen verloren und erst nach 12 Jahren wieder gefunden habe, was wenigstens einen Begriff von der Ausdehnung derselben gibt. In den untern Höhlen halten gewöhnlich die Karawanen von Kabul einen Rasttag. Die beiden kolossalen Steinbilder von B. sind eine männliche und eine weibliche Figur; jene wird Sangsal, diese Schahmuma genannt. Sie sind roh aus dem Felsen herausgehauen und mit Mörtel überzogen. Die männliche ist 120 Fuß hoch, die weibliche etwa 60. Die Nische, in welcher jene steht, ist 70 Fuß breit und geht eben so tief in das Gebirge hinein. Das Bild ist arg verstümmelt, offenbar selbst durch Kanonenschüsse, wie es heißt, durch Aurengzeb, der bei einem Durchmarsche mit seiner Armee die Figuren beschießen ließ. Das Gesicht oberhalb des Mundes ist auf eine ganz systematisch ausgeführte Weise (vielleicht durch die arabischen Eroberer) zerstört; nur noch die hintere Hälfte des Kopfes ist übrig. Die Lippen sind sehr breit, die Ohren ungeheuer lang und hängend; auf dem Kopfe scheint das Bild eine Tiare gehabt zu haben. Es ist mit einem Mantel bekleidet, der auf allen Seiten herabhängt und von einer Art Gyps verfertigt war. Die Figur selbst ist ohne Symmetrie, u. die Falten sind ohne Eleganz. Die Hände, welche ausgestreckt den Mantel hinaushielten, sind abgebrochen. Die Arme scheinen angesetzt gewesen zu sein, indem in beiden Brüchen sich Löcher in der Mitte befinden, welche ohne Zweifel ehemals Pflöcke enthielten, an denen die Arme befestigt waren. Die weibliche Figur ist vollkommener erhalten als die männliche; sie ist auf dieselbe Art bekleidet und aus demselben Berge in einer Entfernung von 600 Fuß ausgehauen. In jeder der Figuren sind mehre Löcher ausgegraben, von denen ein Gang im Innern auf den Gipfel oder zu den Häuptern beider Gestalten führt. Das Merkwürdigste derselben ist, daß die Nischen beider ehemals mit Gyps bekleidet und mit Gemälden von menschlichen Figuren bedeckt waren, deren Kolorit jedoch jetzt überall, außer unmittelbar über dem Kopfe, verschwunden ist. Aber an dieser Stelle sind die Farben eben so lebhaft und die Gemälde eben so deutlich als in den ägyptischen Gräbern. In der Zeichnung dieser Figuren ist wenig Verschiedenheit, sie stellen theils männliche, größtentheils aber weibliche Büsten dar, die Haare (bei den letztern) in einen Knoten gewickelt u. einen Mantel bald über die Brust geworfen, das Ganze von einem Heiligenschein und der Kopf von einem zweiten umgeben. Die Nische des ersten Idols hat zu beiden Seiten eine Reihe von zwölf weiblichen Figuren, über dem Haupte des Götzen befindet sich eine Inschrift, wahrscheinlich die Erklärung der Mysterie. Die Nische, in welcher das zweite Idol steht, trägt keine Inschrift, hat aber zu beiden Seiten eine Reihe von zwölf männlichen und weiblichen Büsten, von denen sich besonders eine auszeichnet. Ueber dem Haupte derselben befindet sich eine gemalte lebensgroße weibliche Figur. Auch die übrigen Nischen der Götzenbilder sind mit Malereien verziert. Die Traditionen der Eingeborenen über die Idole sind unbestimmt und werthlos. Die Aehnlichkeit derselben mit denen auf der Insel Salsette macht wahrscheinlich, daß dieselben mit dem Buddhadienst in Verbindung gestanden haben. Elphinstone vermuthet, daß sie von den Buddhistenfürsten von Ghore herrührten, welche Kabul und Persien in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung beherrschten. Scherif-o-Din erwähnt ihrer in dem Buche über Tamerlans Feldzüge zum ersten Male; man hat sie daher für gleichzeitig mit den Topen von Dschellalabad [illegible] bei deren Oeffnung sich römische und byzantinische Münzen gefunden haben. Auf allen Höhen in B. und in der Umgegend erheben sich sehr gut gebaute, schlanke Thürme, welche Masson für Feueraltäre hält, und überall finden sich zahlreiche Ringe, Münzen ꝛc. mit kufischen Inschriften, meist jünger als der Mohammedanismus.

Bampton, Marktflecken in der englischen Grafschaft Devon, am Batham, nördlich von Exeter, hat Manufakturen für Serge, Töpfereien und 1850 Einwohner. Dabei liegen berühmte Stahlquellen. Hier Niederlage der Briten 1614 durch die Westsachsen.

Ban (franz.), s. v. a. Bann; besonders der ehemalige französische Heerbann, ein öffentliches Aufgebot der königlichen Lehnsleute zur Leistung der Heerfolge in Person, oder doch durch Sendung ihres bestimmten Truppenkontingents. Der Ursprung desselben fällt wahrscheinlich schon in die Regierungszeit der Merovinger; am meisten im Gebrauch u. Ansehen war er unter den Capetingern vom 13. bis 15. Jahrhundert; seit Ludwig XII. verfallend und ausartend, wurde er das letzte Mal von Ludwig XIV. 1674 angeordnet. Die geistlichen Lehnsträger der Krone waren davon schon 1636 unter Ludwig XIII. gegen das Versprechen einer Geldbeihülfe in Kriegszeiten befreit worden. Auch die Bürger einiger Städte, die Mitglieder des pariser Parlaments und hohe Staatsbeamte waren dem B. nicht unterworfen. Die Bekanntmachung und Vollziehung desselben geschah durch königliche Kommissarien oder durch die Bannerets (Bannerherren), später durch die Baillis, Seneschalls oder Gouverneurs der Provinzen.

Ban (Banus, entstanden aus dem zusammengezogenen illyrischen Worte Bojan, d. i. Herr, oder noch wahrscheinlicher aus dem gleichbedeutenden slavischen Worte Pan), in früheren Zeiten Titel und Würde der Befehlshaber mehrer östlichen Grenzmarken des ungarischen Reichs, demnach ungefähr gleichbedeutend mit dem deutschen Markgraf. Der B., vom Könige, aber nicht auf Le-

benszeit, ernannt und auf dem Reichstage beeidet, übte in den politischen, juridischen und militärischen Angelegenheiten die oberste Gewalt fast unbeschränkt und galt in seinem Bezirke, gleich dem Palatin in Ungarn, als der Nächste nach dem König. In Kriegszeiten führte er die Truppen seines Banats und hatte, wenn der Feldzug sein eigenes Banat betraf, nicht nur für den Unterhalt des Heeres zu sorgen, wofür er theils mit baarem Gelde, theils mit königlichem Salz entschädigt wurde, sondern auch beim Vorrücken die Vorhut und beim Rückzuge die Nachhut zu decken. Die bedeutendsten Banate waren die von Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Bosnien, Machow und Szörény; die in älteren Urkunden erwähnten Banate von Sabacz, Zrebernik, Só, Vazara ꝛc. sind heute nicht mehr zu ermitteln. Die Grenzen der einzelnen Banate wechselten häufig, indem bald mehre Banate vereinigt, bald Theile des einen Banats zu einem andern geschlagen wurden. Die in Folge der Schlacht bei Mohács seit dem zweiten Viertel des 16. Jahrh. immer weiter vordringende türkische Macht verschlang allmählig alle Banate bis auf das vereinigte Banat von Dalmatien und Kroatien. Aber auch die Macht dieses einzigen übrig gebliebenen Banats war extensiv sehr beschränkt, da einen Theil seines Banats die Türken einnahmen, einen andern die kaiserlichen Militärkommandanten besetzten. Desto willkürlicher schaltete der B. in dem kleinen ihm gebliebenen Theil, worüber die Stände wiederholt Klage führten, bis endlich zu Anfang des 17. Jahrhunderts unter dem B. Joh. Draskovich der Umfang der Banalmacht durch einen reichstäglichen Artikel näher bestimmt wurde. Der preßburger Reichstag von 1723 ordnete auch dieses Banat dem damals errichteten ungarischen Statthaltereirath unter; wodurch sich der politische Wirkungskreis des B.s bedeutend schmälerte. Noch bedeutender wurde seine militärische Macht durch die von Maria Thereſia 1746 bei Errichtung der Militärgrenze vorgenommene Trennung der Civil- und Militärangelegenheiten, durch welche auch die Militärangelegenheiten dieses Banats dem wiener Hofkriegsrath untergeordnet wurden, beschränkt; dagegen bildete Maria Thereſia aus den von Leopold I. zurückeroberten ungarischen Komitaten Posega, Veröcze und Syrmien das heutige Slavonien und stellte es ebenfalls unter die Verwaltung des B.s. Nach diesen mannichfachen Umwandlungen bestand bis zu neuerer Zeit die Macht und Würde des B.s in Folgendem: er war der dritte Reichswürdenträger Ungarns, ordentlicher Landesrichter, Vorsitzender der der königlichen Tafel in Ungarn gleichgestellten und nur der Septemviraltafel untergeordneten Banaltafel, Mitglied des ungarischen Statthaltereiraths, Anführer der Adelsinsurrektion und Inhaber des 1. und 2. Banalgrenzregiments; er konnte nach eingeholter königlicher Bewilligung Banallandtage einberufen, bei denen ihm gesetzlich das Präsidium zustand, Adelsdonationen machen, vollzog in seinem Bezirke die Statthaltereierlasse und trug bei der Krönung dem ungarischen König den goldenen Reichsapfel vor. Durch die oktroyirte österreichische Reichsverfassung vom 4. März 1849, welche Kroatien, Slavonien und Dalmatien zu einem eigenen Kronland umschuf, war der B. ganz unabhängig von Ungarn und selbstständiger Statthalter in seinem Bezirke geworden, ganz mit derselben Machtbefugniß wie die Statthalter der übrigen Kronländer, mit Beibehaltung jedoch des alten Namens B. Zu dieser Zeit bekleidete der bekannte Jellachich die Banswürde.

Banagappilly (Banaganapilly), Stadt in der vorderindischen Präsidentschaft Madras, mit berühmten Diamantgruben.

Banal (v. Franz.), im Lehnrecht eine Sache, die der Lehnsherr seinem Vasallen zur Benutzung gegen gewisse Gegenleistungen überließ; figürlich auch etwas, das Jedermann zum freien Gebrauch überlassen wird; ferner das, was im höchsten Grade gewöhnlich, durch häufige Anwendung trivial und bedeutungslos geworden ist.

Banalgrenze, Distrikt der kroatischen Militärgrenze Oesterreichs, östlich von der [illegible], nördlich u. westlich von der Kulpa, südlich von der Unna begrenzt, hat 50 QMeilen mit 115,000 größtentheils kroatischen Einwohnern (Banalisten) in 274 Orten. Er wird von den Ausläufern der Gebirge der Militärstädtergrenze durchzogen, von den Flüssen Kulpa, Save, Unna, Sunya, Petrina ꝛc. bewässert und ist ein fruchtbares Land, das Getreide und Hülsenfrüchte, auch Mais, Flachs, Hanf und Färberröthe reichlich producirt und zahlreiche Schaf- und Schweinebeerden ernährt. Das Klima ist weniger heiß als in den ungarischen Niederlanden und auch verschont von den Insektenschwärmen, welche jene heimsuchen. Eingetheilt ist es in 2 Banal-Militärgrenzregimentsbezirke, den 1. mit dem Flecken Glina (1600 Einw.), den 2. mit der Stadt Petrinia (3220 Einw.) als Sitz des Regimentskommando's. Vergl. Militärgrenze.

Banaltafel (tabula banalis), s. Kroatien.

Banan, Reich, s. Bambara.

Bananasinseln, Inselgruppe an der Sierraleoneküste in Afrika, vor dem Kap Schilling und der Scherbrobai, besteht aus der größeren Insel Bananas, auf der die Engländer eine Niederlassung haben, und 3 kleineren Inseln, sowie mehren Riffen. Sie sind vulkanischen Ursprungs und sehr fruchtbar.

Bananen, die Früchte des Pisangs (Musa paradisiaca und M. sapientium).

Banat (ungarisch Bánság), im Allgemeinen eine Grenzprovinz oder jede Gegend, über die ein Ban (s. d.) herrschte, in ähnlicher Weise, wie in Deutschland das Wort Mark. Nachdem die verschiedenen Bans in den langen Türkenkriegen eingegangen, erhielt das temesvárer B. die Benennung nach dem passarowiczer Frieden, ohne jemals einen Ban gehabt zu haben. Dieses sogenannte B. umfaßte die Komitate Torontál, Temes und Krassó und gehörte bis auf die neueste Zeit zur Krone Ungarn. In Folge einer kaiserlichen Bestimmung vom 18. November 1849 wurde es zwar theilweise von Ungarn getrennt u. ein neues österreichisches Kronland unter dem Titel Woiwodschaft Serbien und temeser B. geschaffen, aber ohne bestimmte Abgrenzung der Woiwodina und des neuen B.s. Dieses neue Kronland bestand nicht lange, es wurde durch ein kaiserliches Dekret vom 27. December 1860 seinem Mutterlande Ungarn von Neuem einverleibt. Das alte ungetheilte B., aus den genannten 3 Komitaten bestehend, zu denen noch die banater Militärgrenze mit 3 Regimentsbezirken (dem

deutſch-banater, ſerbiſch-banater und romanen-banater) kommt, bildet ein irreguläres Viereck, das im Norden durch die Maros von den Komitaten Arad, Czongrád und Csanád, im Weſten durch die Theiß von den Komitaten Czongrád und Bács u. von dem titeler Grenzbataillonsbezirk, im Oſten durch die Cierna und die von Siebenbürgen hereinſtreichenden Ausläufer der Karpathen von Siebenbürgen geſchieden wird, grenzt im Süden gänzlich an Serbien, davon durch die Donau getrennt, u. hat einen Flächeninhalt von 472.69 QMeilen. Das Land iſt in naturhiſtoriſcher Beziehung von großem Intereſſe, aber im Ganzen noch nicht genügend erforſcht. Der größte Theil deſſelben wird von bedeutenden Ebenen durchzogen, die ſich durch die Gespanſchaften Temes und Torontál bis weit über die Ufer der Theiß hinaus erſtrecken und ſüdlich durch den deutſch-banater bis in den ſerbiſch-banater Regimentsbezirk reichen. Dieſe weiten Fluren, ſchon in früheren Zeiten das Korumagazin Ungarns genannt, beſtehen faſt durchgehends aus fetter Humuserde, von beträchtlicher Mächtigkeit, in der trotz der nachläſſigen Beſtellung alle Arten von Produkten in bewunderungswürdiger Ueppigkeit gedeihen. Im ſerbiſch-banater Regiment hört dieſe überſchwängliche Fruchtbarkeit des Bodens allmählig auf u. geht in Sumpfland und Sandboden über. Ein anſehnlicher Theil dieſes Grenzbezirks, ſowie der ganze romanen-banater Bezirk iſt rauhes Gebirgsland; hier kommt an vielen Stellen der türkiſche Weizen nur kümmerlich fort, und der Romäne muß die Frucht ſeines Fleißes oft noch mit dem auf dieſe Speiſe ſehr lüſternen Bären theilen. Eine andere wüſte Strecke in dem ſonſt ſo fruchtbaren Lande ſind die ſogenannten „banater Sandhügel" (romäniſch Bielo Berdo), eine an beiden Ufern der Karas ſich ausdehnende, faſt 8 QMeilen umfaſſende hügelige Sandebene, deren Breite hie und da 9—10.000 Klafter beträgt. Jene Hügel ſtreichen von dem Donauthale bei Uj-Palanka in nordweſtlicher Richtung bis oberhalb Karlsdorf, wo ſie ſich an den alibunarer Feldern in die Ebene abdachen, und beſtehen theils aus offenem Flugſande, der bei den herrſchenden Südoſt- und Nordweſtwinden ſein Niveau immerwährend verändert, theils aus Grasplätzen (Oaſen), die hie und da auch mit Holz bewachſen ſind. Bei der großen Flüchtigkeit dieſes Sandes richten die herrſchenden Winde große Verwüſtungen an, indem ſie ganze Grasflächen aufreißen und den Sand zu Bergen auftürmen und an andern Orten allee angebaute Land überdecken. Zu dieſem verheerenden Uebel geſellt ſich ein empfindlicher Mangel an trinkbarem Waſſer. Um das angrenzende bebaute Land vor den Verſchüttungen, die ihm drohten, zu ſchützen, wurden auf Anordnung der Regierung große Anpflanzungen von Bäumen u. Sträuchern angelegt u. Gräſer angeſäet, wodurch der Verbreitung des Flugſandes vorgebeugt u. die Vegetation allmählig befördert wird. In dem banater Gebirge unterſcheidet man 3 Erhebungslinien. Die erſte (öſtliche) erſtreckt ſich an der Grenze des B.s zu beiden Seiten der ſüdöſtlich fließenden Cierna; die zweite, mit der erſten faſt parallele, zieht ſich auf der Grenze des kraſſóer Komitats und des romanenbanater Grenzregiments nach Südweſten bis zum Nerathale. An dieſe Linie reihen ſich die nach Weſten verlaufenden Zweige des banater Erzgebirges. Die dritte Erhebungslinie läuft im Süden zwiſchen den Thälern der Nera und der Donau, erſt von Weſten nach Oſten, dann nach Nordoſten. Dieſe Haupterhebungslinien werden durch tief eingeſenkte Thäler u. Becken von einander getrennt. Das breite Thal der Temes ſchneidet im weiten Bogen in ſüdoſtſüdlicher Richtung in die Gebirgsmaſſen ein und wird unterhalb Teregova durch niedliche Einſattelungen und Senkungen einerſeits mit dem nach Süden gerichteten Thal der Cſeena, andererſeits mit dem Thal der das große almáſer Becken durchſtrömenden Nera verbunden. Dieſe Thäler bezeichnen die Hauptſenkungslinien. Das Erzgebirge wird durch das in den Thälern der Boganis, Berzava und Karas zungenförmig eingreifende Tiefland ausgebuzt. Die erſte, öſtliche Erhebungslinie wird von den Gebirgszügen eingenommen, die nach den Gipfeln derſelben das Domoglett und Godjan-Szárko-Gebirge genannt werden und die mittlere Höhe von 5—7009 Fuß erreichen. Die zweite Erhebungslinie umfaßt der Szemenik-Pleſchuva-Gebirgszug von 3—4000 Fuß mittlerer Höhe. Die mittlere Höhe des Erzgebirges beträgt 2000, die des ſüdlichſten Zuges etwa 3000 Fuß. Von den angrenzenden Thälern und Ebenen hat das weſtlich anliegende Tiefland etwa 250, das Temesthal 500, das Donauthal von Baziás bis Orſova 160 Fuß abſolute Höhe. Faſt alle Gebirge ſind von Thälern und Schluchten eingeſchnitten, haben ſehr ſteile Gehänge und durch Einſenkungen häufig unterbrochene Rücken. Beſonders ſtürzen ſie ſich gegen das Donauthal mit ſehr hohen Gehängen ab. Von den öſtlichen Gebirgszügen ſtreicht der Zweig des Domoglett am linken Cſernaufer in ſüdweſtlicher Richtung und endigt bei Orſova mit dem Alionberge. Der Gipfel deſſelben, gerade über dem Herculesbade, gewährt eine herrliche Ausſicht auf die umliegenden Gebirge, auf das Cſernathal mit ſeinen wildzerriſſenen Felſenmauern und einen Theil des freundlichen almáſer Thales. Der Hauptzweig des öſtlichen Gebirgszuges ſtreicht am rechten Ufer der Cſerna bis zum Grenzmarktflecken Mehadia. Die höchſten Gipfel deſſelben ſind die zackige Skarifora, der impoſante Godjan (7100 F.), der Babel, Dobri-Ver, Burba, Artſchana; weiter nordweſtlich der Szárko, Nevoja, der ſchneebedeckte Gugu (die höchſte Spitze, 7400 Fuß hoch), Burva-Petri (6700 F.) ꝛc. Die rauhen Gebirgsmaſſen, welche ſich vom Muntje-Mik ſüdlich bis zur Artſchana und vom Temesthale öſtlich bis zum Schildurchbruche in Siebenbürgen erſtrecken, ein Areal von etwa 60 QMeilen, bilden einen der höchſten, rauheſten und unbewohnteſten Theile des ganzen karpathiſchen Gebirgsſyſtems. Rauh und wild und mit düſtern Urwäldern bedeckt iſt auch der Gebirgszug des Szemenik-Pleſchuva, welcher, im Weſten von Karanſebes beginnend, ſüdweſtlich bis zum Nerathale hinlebt und durch das tief eingeriſſene Querthal der Mäniſch in zwei Theile getheilt wird. Er bildet gewiſſermaßen ein gewölbtes Terraſſenland mit wenig emporragenden Gipfeln, zeichnet ſich aber durch ſeine zerriſſenen Plateaux aus, welche mit Felſengruppen beſetzt und mit muldenförmigen Einſenkungen durchfurcht ſind. Seine Hauptſpitzen ſind der Muntje-Szemenik (4900 Fuß hoch), der Puskás, Tſchebel, Kirſcha-Roſch, Pleſchuva. Die nach Weſten ſtreichenden Zweige des banater Erzgebirges (der buſianiſche, areniſche, dognácſkaer und oraviczaer)

lehnen sich an den westlichen Abhang des Szemenik-Pleschuva-Gebirgszuges an. Der südliche Gebirgszug endlich gliedert sich in das Lokva-, Prisaka- und das Szretinyegebirge, dessen schroffe Gehänge den berühmten Donauengpaß von Moldova bis Orsova bilden. Die Gebirgsarten, welche jene Hauptketten zusammensetzen, bestehen aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer, welche oft beträchtliche Lager von körnigem Kalke, Chloritschiefer, Serpentin u. Hornblendegesteinen einschließen. Bei Svinitza, Ruskitza, Szásska, Moldova und Dognácska finden sich mächtige Marmorbrüche, wovon aber nur die von Svinitza ausgebeutet werden. Sehr belehrend läßt sich an manchen Stellen (namentlich im Erzgebirge) der allmählige Uebergang des Glimmerschiefers in Thonschiefer nachweisen. In den Hochgebirgen hat der Uebergangskalk die Oberhand erhalten, mit ihm wechselt der Thonschiefer durch die ganze Vorgebirgsreihe. Das große almáser Thaldecken erscheint uns zunächst als eine Muldenbildung der Gneisschichten, bei dem die letzteren zu beiden Seiten des Beckens gegen dasselbe einfallen. Nächst den Stromschnellen des Islász tritt in gewaltigen, schroff aufragenden Felsenmassen ein der Liasformation angehöriges Schichtensystem auf, mit zahlreichen organischen Resten, darunter ächt liasischen Ammoniten, durchaus zu steiler Lage aufgerichtet u. überhaupt enorme Störungen bekundend. Stromabwärts, gegen Svinitza zu, folgen dann die durch ihre reiche Ammonitenfauna wohl bekannten svinitzer Schichten als Glieder des braunen Jura's, die mit durchaus flacher, fast schwebender Lagerung erscheinen. Die Grauwacke tritt im banater Alpengebiete nur untergeordnet auf. Sie nimmt die tieferen Stellen ein und erscheint häufig im Wechsel mit dem Kalk und dem Thonschiefer. Der Konkretionenkalk setzt die meisten Höhen zusammen; ihm verdankt die Flora des westlichen Gebirgszuges, bis an die Donau hinab, den Reichthum an seltenen Pflanzen. Auch an Kupfergruben ist dieses Gebirge reich. Oberhalb Oravicza wird die Urgebirgsbildung von interessanten Lagerungen verdrängt. Es kommen Syenite und Doleritschiefer vor, die mitunter bedeutende Züge von Grauwacke und körnigem Kalk einschließen. In diesen Felsgängen liegen die Erzgänge. Die Syenite erscheinen insgesammt als Spaltengänge und haben in den Jura- und Kreidekalken, mit denen sie zum öftern in Kontakt kommen, großartige Metamorphosen hervorgerufen. Solche Kontaktgebilde sind die zahlreichen Silikatverbindungen der Kalkerde, die als Granat, Besuvian, Wollastonit, Tremolith ꝛc. die unmittelbaren Begleiter der Syenitgänge und zugleich die eigentlichen Lagerstätten des Erzvorkommens bilden; ferner die Verkieselung der Kalke, die mitunter so gewaltige Massen derselben erfaßt hat, daß sie in ganzen Felsenmassen (Hornstein genannt), der Verwitterung trotzend, aufragen. Als besonders wichtig in bergmännischer Beziehung erscheint das Vorkommen des gemeinen Granats, der mitunter in bedeutenden Stöcken, theils im Syenit, theils im Kalke, sich findet. In diesem Gestein, das in allen Farben erscheint, brechen zum Theil die reichsten Erze. Wo der Granat in größeren Massen auftritt, verflößt er allmählig in das Lagergestein und erscheint hier in schönen Krystallen. Unter solchen Verhältnissen streichen in allen genannten Felsarten die Erzgänge. Die Hauptgangart bilden im Allgemeinen Quarz, Kalk- und Braunspath, seltener mit Grammatit und Strahlstein vergesellschaftet. Das Erzgestein erscheint in allen möglichen Varietäten, namentlich kommen einige Kupfererze in den prachtvollsten Farben vor. Wir nennen Kupferkies, Rothkupfererz, Kupferlasur, Fahlerz, Buntkupfererz, Kupferschwärze, Siegelerz und Malachyte. Von Bleierzen, an denen das wadarner Gebirge besonders reich ist, brechen Bleiglanz, Bleierz und Bleierde, mit erdigem und spathigem Galmei, brauner und schwarzer Blende. Auch gediegen Gold findet sich hie u. da, jedoch seltener. An Eisenerzen, als Spatheisenstein, Eisenglimmer, Eisenkies, Magnetkies, Eisenglanz, Magneteisenstein ꝛc., ist das moravitzer Gebirge besonders reich. Bedeutende Kohlenflötze finden sich bei Steierdorf und Reschitza, jene in einer summarischen Mächtigkeit von 2 Klaftern. Auch die alte Steinkohlenformation ist weit verbreitet, eine mächtige Zone davon tritt im südöstlichen Theile des banater Gebirges, jenseits des Almás auf.

Unter den vielen Strömen des B.s (wovon die meisten eigentliche Wildbäche sind) gebührt der Donau der erste Rang. An der Stelle, wo sie die Theiß aufnimmt, betritt sie das B., um es erst unterhalb Orsova wieder zu verlassen, eine Strecke, die an welthistorischen Erinnerungen wie an großartigen Naturschönheiten unendlich reich ist. Auf derselben begleiten sie von Semlin rechts, wo sie die Save aufnimmt, die serbischen Gebirge, links Sümpfe des deutsch-banater Regiments; weiter ostwärts erheben sich an beiden Ufern senkrechte Steinmassen, die den Strom, der oberhalb Moldova fast 600 Klafter breit ist, bald unter brausenden Wogen in ein Bette drängen, dessen Breite nur 80 Klafter beträgt. Hier, wo sich inmitten des Stromes noch ein 20 Klafter hoher Felsenkoloß, der sogenannte Babakay, erhebt, hemmen Klippen und Wirbel die Schiffe, und obgleich der Strom bei Orsova schon wieder 330 Klafter breit ist, bieten bald darauf die Kataraкten und der große Donaufall bei Demir-Kapu (eisernes Thor) der Schifffahrt neue Hindernisse. Als ungeregelter Strom überfluthet die Donau, wenn der Gebirgsschnee zu schmelzen anfängt, seine niederen Umgebungen, hauptsächlich aber die Gegend um Pancsova und Uj-Palanka herum, und bewirkt nicht selten gefährliche Ueberschwemmungen (so 1830 und 1836). Die fischreiche Theiß bespült die westlichen Ufer des B.s und ist hier für die größten Fahrzeuge schiffbar. Bei wachsender Wassermenge tritt der Fluß leicht über seine flachen Ufer, die von breiten, dichten Schilf- und Rohrwaldungen eingefaßt sind, und bildet Lachen und Moräste, in denen allerlei Sumpfpflanzen wuchern. Die vielgekrümmte Maros kommt aus Siebenbürgen, ist nur für kleine Fahrzeuge schiffbar und wird besonders zur Einführung des Steinsalzes und Banholzes verwendet. Die Temes entspringt in den Thälern des Szemeniks, im romanen-banater Regiment, bewässert die Komitate Krassó, Temes und Torontál und eilt in bogenförmigem Lauf durch das deutsch-banater Regiment, ihrem Ausflusse in die Donau (nächst Pancsova) zu. Nur bei hohem Wasserstande ist sie schiffbar, und erst von Tamaschevarz an trägt sie größere Lasten (bei 1000 Centner). Die übrigen das B. bespülenden Wasser sind meist reißende Wildbäche, wie die Bega, Aranka, Pirda, Berzava,

Karas, Churba, Bißtra, Cjerna, Krajova, Bela-Reka, Boganis, Nera ꝛc., die alle meiſt in den Banater Alpen entſpringen und dem Stromgebiete der Donau angehören. Einige dieſer Gewäſſer, wie die Nera, Zlatni-Potok, Münisch, Bißtra und Temes, ſind wegen ihres goldführenden Sandes bemerkenswerth. Mehre Flüſſe und Bäche erfüllen wegen ihres ſchwachen Gefälles die Niederungen des banater Tieflandes theilweiſe mit Sümpfen und Moräſten, unter denen der ausgedehnteſte früher ſeinen Anfang bei Szörek, Szegedin gegenüber, nahm und ſich längs der Theiß, weit über ihrer Vereinigung mit der Donau hinaus, faſt bis an Pancſova erſtreckte, wo ihm der Graben Dunavitza Grenzen ſetzte. Die Ueberbleibſel dieſes Moraſtes ſind unter den Namen Czernabara (ſchwarzer Sumpf) und Belablatta (weißer Moraſt bekannt. Ein anderer Moraſt Feketeté (d. i. ſchwarzer Teich) im torontáler Komitat, erſtreckt ſich von Nagy-Kikinda) gegen Süden beinahe bis an die Bega und von Kláry, Czernayu Kécſa bis nach Ittebe und Pardány. Die Bega durchſtrömt ihn in ſeinen Krümmungen. In der torontáler Geſpanſchaft, wo man den Flächeninhalt der Moräſte auf 31 QMeilen ſchätzte, beträgt er jetzt, in Folge der angelegten Kanäle und Schutzdämme, kaum 5 QMeilen. Die Sümpfe an der Donau u. in der banater Militärgrenze ſind ebenfalls durch breite Abzugsgräben größtentheils ausgetrocknet; ſo auch die Moräſte bei Jlancſa und Alibunar im ſerbiſch-banater Regiment, und im temeſer und torontáler Komitat durch den ſogenannten werſchetzer oder Thereſien- und Berzavakanal. Eine nutzbringende Folge dieſer Waſſeranſtauungen ſind reiche, faſt unerſchöpfliche Torfgruben, die ſich überall in dem ehemals überſchwemmten, dabei holzarmen Gegenden finden, aber noch wenig benutzt werden. Außer den Flüſſen iſt noch zu erwähnen der Begakanal, welcher dadurch entſtand, daß das natürliche Rinnſal des Begafluſſes von Facſet bis Temesvár und weiter bis Klek zum künſtlichen Kanal gebildet ward. Seine Länge bis in die Theiß beträgt 28 Meilen. Der obere Theil von Facſet bis Temesvár wird bloß zu Holz- und Pflaſterſteintransporten benutzt, von Temesvár aber bis zur Theiß von Schiffen verſchiedener Größe befahren.

Das Klima des B.s iſt zwar nach Verſchiedenheit der Lage und Bodenhöhe verſchieden, im Allgemeinen aber mild und angenehm. Beſonders in den Donaugegenden iſt der ſüdliche Charakter deſſelben im Typus der geſammten Vegetation deutlich ausgeſprochen; man trifft zwar hier eine Menge Pflanzen der tauro-kaukaſiſchen Flora, findet aber auch viele Pflanzen, die Iſtrien und Friaul eigenthümlich ſind, und einzelne Pflanzenarten aus der Flora des ſüdlichen Frankreichs, des nördlichen Apennins und der Pyrenäen. In den Ebenen des B.s, welche den Südwinden freien Zugang geſtatten, äußert ſich die volle Kraft deſſelben milden reinen Himmels, welcher dem ſüdlicheren Theile der Lombardei und dem mittäglichen Frankreich lacht, mit welchen Ländern B. unter Einem Breitegrad liegt. Es gedeiht hier vortrefflicher Wein, Pfirſiche, Aprikoſen, Melonen reifen im Felde u. in Gärten ohne beſondere Pflege. Auch edleren Südfrüchten ſagt das hieſige Klima vollkommen zu. Die Erfahrung hat bereits bewieſen, daß nicht nur tuneſer Weizen, ſondern auch Reis, Feigen-, Mandel- und Oelbäume und ſogar die Baumwollenſtaude gedeihen. Der Winter iſt kurz und nicht ſtreng; nur äußerſt ſelten iſt die Donau oder Theiß mit Eis bedeckt Gewöhnlich folgen vom halben November bis Ende December häufige Regentage; meiſt erſt im Januar fällt Schnee, der jedoch manchmal ſchon nach 6—8 Tagen der Gewalt der Sonne weichen muß Die höchſte Kälte iſt 10—14° R., nur in ſelteneu Fällen, wie 1848, ſteigt ſie bis auf 20° R. Gewöhnlich um Mitte Februar wird die mittlere Tageszeit ſchon angenehm. Ein früher Lenz weckt die Pflanzenwelt zu neuem Leben. Ihm folgt ein heißer Sommer, deſſen brennende Hitze (oft 30—35° R.) durch kühlende und erfriſchende Regen gemildert wird; doch erzeugt er auch oft ſchwere Gewitter, die nicht ſelten des Landmanns ganze Hoffnung vernichten. Die angenehmſte Jahreszeit bildet hier der lange freundliche Herbſt, welcher nicht ſelten die Kinder des Frühlings zum zweiten Male erblühen macht. Stürme treten im B. im Jahre durchſchnittlich 8—10 auf, die meiſten im December, Januar und März, am ſeltenſten im Juli, Auguſt und September. Als herrſchende Winde kann man die Nordoſtwinde betrachten. Seltener ſind Nordwinde. Im Sommer weht ſehr oft der ausdörrende Scirocco. Der Weſtwind ſtrömt unaufgehalten über die ungariſche Pußta in das Land, iſt aber weder ſehr ſtark, noch kalt. Regentage kommen auf das Jahr durchſchnittlich 71, davon 31 auf den Sommer, 40 auf den Winter. Die mittlere Zahl der Tage, an denen Schnee fällt, iſt 18. Nebel kommen im September, Oktober, November und December öfter vor, im Frühling ſind ſie ſeltener, im Sommer mangeln ſie gänzlich. Das Klima von B. charakteriſirt ſich am beſten im Folgenden: Der Haſelſtrauch blüht im Durchſchnitt ſchon im März, Anfangs April die Kirſche, Anfangs Mai die Akazie; am 12. Mai gibt es Kirſchen; mit Beginn des Juni blüht der Weinſtock, den 10. Juni reift die Maulbeere, den 5. Juli die Aprikoſe, Anfangs Auguſt die Pfirſiche; Mitte Auguſt gibt es vollkommen reife Trauben, Mitte September reife Wallnüſſe und Mandeln; die Weinleſe beginnt manches Jahr ſchon den 26. September, und zu derſelben Zeit reift die Eichel. Der Schnitt des Getreides fällt in die letzte Woche des Juni, und die Maisernte beginnt Mitte September. Der Einfluß dieſes Klima's iſt dem Gedeihen der menſchlichen Natur überaus günſtig. Die Luft iſt rein und geſund und wird es immer mehr, je mehr die Population anwächſt und die ungeſunden Sümpfe in den Niederungen in urbaren Boden verwandelt. Die Bewohner des B.s ſind daher ſehr geſund und kräftig und erreichen nicht ſelten das höchſte Alter. Nur das Wechſelfieber iſt eine gewöhnliche Plage; zuweilen reißt auch, beſonders im Herbſte, ein verderblicher Durchfall unter den Einwohnern ein, der dem Tode zahlreiche Opfer zuführt. Nervenfiebee dagegen kommen höchſt ſelten vor, und Bruſt- und andere Entzündungen haben meiſt einen ungefährlichen Verlauf.

Die Naturprodukte des B.s ſind ziemlich mannichfaltig. Das Pflanzenreich liefert Winter- u. Sommerweizen, Halbfrucht (gemiſchte Frucht), Roggen, Gerſte, Haſer, Mais, Hirſe und Reis, ſehr viele Hülſenfrüchte, Gemüſe, Blumenkohl und Melonen von ſeltener Größe, Baumwolle, Flachs, Hanf, Reps,

Tabak von vorzüglicher Güte, viel Wein, Obst (Kirschen, Pflaumen, Zwetschen, Maulbeeren, Quitten, Aepfel und Birnen, gute Kastanien, Aprikosen, Pfirsiche. Mandeln, Wallnüsse, Mispeln und Feigen), Haselnußsträucher, Krapp. Waid, Klee, Wachholder, Salbei, Baldrian, Safran, Meerrettig (Kren), Rettige, Kürbisse, verschiedene Farbepflanzen, wie Judenkirschen, Perückensumach, Kermesbeeren, Osterluzei, Schwarzwurzel, Lattich, Cichorien. Waldungen von bedeutendstem Umfang finden sich in den Bergen, die das B. im Bogen von Norden nach Süden umschließen und sich bis in das Innere des Landes verzweigen. Das romanenbanater und serbisch-banater Waldland allein schätzt man auf 700,000 Joch. In den krassóer und temeser Ebenen stehen herrliche Eichenwälder, in denen viele tausend Schweine Nahrung finden. Nadelholz trifft man in geringer Quantität, nur auf dem östlichen Hoch- u. Mittelgebirge, daher das B. größtentheils von Siebenbürgen her auf der Maros mit Bauholz versorgt wird. Die große Ebene zwischen der Donau und Theiß bis an die Maros ist fast eine ununterbrochene waldlose Steppe, wo das Holz durch Stroh, Rohr, oder getrockneten Viehmist ersetzt wird. Das Thierreich liefert an Hausthieren vornehmlich Schafe und schöne Ziegen, dann Rindvieh, Büffel, Schweine, Pferde, meist von kleiner, aber dauerhafter Art, Esel, Maulthiere, die nur hier und da als Lastthiere benutzt werden. Die Hunde, besonders Schäferhunde, sind im B. eine wahre Plage für die Reisenden. Hin und wieder (im Hochgebirge) finden sich Bären, häufiger Wölfe. In den Wäldern des serbisch-banater und romanen-banater Regiments gibt es Wildschweine, Hirsche, wiewohl selten, häufiger Rehe, Hasen, Fischottern, Marder, Füchse, Eichhörnchen, Wiesel, Iltisse, Dachse, Igel. Von wildem Geflügel kommen vor: Pelekane, Schwäne und Trappen, wilde Gänse, Enten, Rebhühner, Wachteln, Schneplen, Drosseln, Amseln, Krammetsvögel, Tauben, Lerchen ꝛc.; ferner Adler, Geier, Habichte, Eulen, Reiher u. Störche. Nachtigallen schlagen häufig in den Wäldern, auch der Kukuk läßt gelegentlich seine Stimme hören. Unter den Reptilien finden sich verschiedene Schlangenarten und Eidechsen. Die vorzüglichsten Flußfische sind: Hausen, manchmal bis 6 Centner schwer, Welse, hier Schaiden genannt, mitunter bis 1½ Klafter long und 2 Centner schwer; Aale, Forellen, Hechte, Donaukarpfen, Störe, Barsche, Schleiben ꝛc.; die gemeinsten Weiß- und Schnuppfische. Von Insekten sind Krebse, spanische Fliegen u. die berüchtigten kolumbazer Mücken häufig. Unter den Mineralien bietet das Land Gold, das theils aus dem Diluvial- und Alluvialschotter und Sande der Flüsse Nera, Bißtra ꝛc. gewaschen, auch in den oravitzaer Goldgruben (Grube Elisabeth, der Staatseisenbahngesellschaft gehörig) aus einer von Sandstein und Kalk gemengten Gangart gewonnen wird, die in 1000 Centner 24 Mark Gold liefert. Gegenwärtig erzeugt man monatlich 2000 Centner, die in 2 Pochwerken verarbeitet werden. Silber liefern die silberhaltigen Kupfer- und Bleierze von Moldova, Szászka, Dognácska ꝛc., welche in letzterem Orte verhüttet werden. Kupfer findet sich in den Bergorten Oravicza, Szászka, Moldova, Dognácska und Csiklova, wovon jährlich gegen 5210 Centner erzeugt werden; Eisen in großer Quantität in der Anina, Steierdorf, Moravitza, Szászka, wo es aus Brauneisenstein, Blakband und Magneteisenstein gewonnen wird. Großartige Eisenwerke zur Verarbeitung dieser Erze bestehen in Reschitza, Bogsán, Anina, Dognácska und gehören der Staatseisenbahngesellschaft. Sie sind alle im großartigen Maßstabe und nach ganz neuem System erbaut, ja das Werk zu Reschitza wird als das großartigste im ganzen österreichischen Kaiserstaate genannt. Nach einem Ausweis producirte die Staatseisenbahngesellschaft 1858 in ihren banater Werken allein gegen 55 Mark Gold, 587 Mark Silber, 5210 Centner Kupfer, 405 Centner Schwarzkupfer, 516 Centner Glätte, 794,565 Centner Eisenstein, 142,681 Centner Guß- u. Roheisen, 72,541 Centner Walzwaare und 1,069,024 Centner Steinkohlen, im Geldwerth von 2,127,467 Gulden österreichischer Währung. Andere größere Privateisenwerke sind zu Rußberg und zu Radrag, sowie mehre Kohlengruben in der Almás und an der Donau in Berzaszka. B. ist auch reich an Heilquellen, die den muriatischen, den Schwefel-, Stahl-, Sauerwässern ꝛc. angehören, warmen und kalten. Die heißen Schwefelquellen im Herculesbad nächst Mehadia, wovon mehre an Schwefelgehalt selbst die berühmten aachener Quellen übertreffen, nehmen den ersten Rang ein. Nach ihnen folgen die ebenfalls berühmten Stahlquellen zu Buziás. Zu Ivánda im torontáler Komitat entspringt eine eisige Glaubersalzwasserquelle, welche als fieberwidriges Mittel mit dem günstigsten Erfolg angewendet wird. Säuerlinge befinden sich ferner im temeser Komitat zu Bakovár, Bogda, Engelsbrunn, Lippa, Murány, Szecsány, Fidiß, Brukenau, Füstál, dann die Mineralquellen zu Vladimirovácz; in der torontáler Gespanschaft zu Banál, Komlos, Franyova und Morgitta; in der Militärgrenze bei Karansebes. Zwischen den Dörfern Báranda und Opova, 2½ Stunden von Pancsova entfernt, befindet sich ein kochsalzhaltiger Teich, welcher Jod und Brom enthalten soll.

Die Zahl der Bevölkerung beträgt nach der letzten Zählung (31. Oktober 1857) im Komitat Torontál 386 055, im Komitat Temes 294,110, im Komitat Krassó 230,245, in der Landeshauptstadt Temesvár 20,070, in den Militärgrenzbezirken 270,036, im Ganzen also 1,200,516 Seelen, welche in 2 königlichen Freistädten (Temesvár u. Werschetz), 4 Städten, 4 Vorstädten, 52 Märkten und 748 Dörfern wohnen. Die Bewohner zerfallen der großen Masse nach in Romänen, Deutsche, Serben, Ungarn, Bulgaren, Juden und Zigeuner. Im Osten ist das B., mit Ausnahme zweier großen deutschen Sprachinseln, an der Maros und an der Nera, romänisch; im Westen serbisch, besitzt aber do wieder zwei magyarische Sprachinseln, deren eine bei Szörek, die andere am Begokanal liegt. Unter den Romänen im B. gibt es mehre Stämme. Die Einen, welche die Bergwerke bewohnen und entweder als Berg- und Hüttenleute, oder als Fuhrleute, Holzschläger und Köhler ihren Unterhalt erwerben, sind aus der Walachei unter Kantakuzenos im 17. Jahrhundert eingewandert; sie werden Posanen genannt und sind insbesondere in ihrer Tracht, weniger in ihren Sitten von den übrigen Romänen des B.s unterschieden. Diese, Fradutzen genannt,

waren schon vor mehr als 1500 Jahren als nomadisirendes Hirtenvolk hier zu Hause, bezogen aber erst im 18. Jahrhundert zusammenliegende Dörfer und widmeten sich mehr dem Landbau. Man unterscheidet auch noch die in späterer Zeit aus der Walachei eingewanderten, in den Werksorten wohnenden Romänen als Zireuen. Im Allgemeinen macht der Romäne den Eindruck eines kräftigen, wohlgebauten Mannes, er ist meist von mittlerer Statur, schlank gewachsen und mit regelmäßigem Gliederbau. Die dunkle Gesichtsfarbe erscheint mehr als eine Wetterfarbe, denn als natürliche Färbung der Race; die vorherrschend schwarzen Augen blitzen bei Erregung lebhaft auf. Die dunkeln, langen und dichten Haare hängen unordentlich wild und ungepflegt um den Kopf. Das weibliche Geschlecht ist in der Jugend schön und anmuthig. Die Kopf- und Gesichtsbildung zeigt das regelmäßigste Oval; die Nase in von einer ächt römischen Form, die Augen, mit langen Wimpern und dichten Augenbrauen, sind meist dunkel, öfters ganz schwarz wie die Haare und zeigen einen sanften, schwärmerischen Ausdruck, der aber bei der Aufregung, z. B. beim Tanz ein lebhaftes Feuer annimmt. Das Haar sieht man immer glatt, glänzend und wohlgescheitelt. Der Wuchs ist schlank, aber voll. Leider herrscht unter den Mädchen und Weibern die Unsitte, sich weiß und roth zu schminken, auch die Augenbrauen zu färben. Der Romäne wird früh mannbar, heirathet früh, doch erreicht er seiner zeitlichen Reife ungeachtet häufig ein sehr hohes Alter. Die Nahrung ist äußerst einfach und besteht meist aus Mais, aus dessen Mehl sie einen eigenen Brei (mamaliga), sowie ihr Brod (malay) bereiten. Außer Mais sind Milch, Käse, Bohnen, Zwiebeln, Speck und Knoblauch die vorzüglichsten Speisen; Fleisch wird sehr selten genossen. Die Tracht der Romänen ist ein weites weißes Hemd (gamasc) mit einem kleinen stehenden, roth oder blau gekannteten Kragen, das über den weiten leinenen Gatyen (ismenje) getragen wird. Eine mit Riemen befestigte Sandale (opines) bekleidet über einer Bandage von farbigen Tuchstreifen, womit das Bein bis über die Wade bedeckt ist, den Fuß, im Sommer wie im Winter. Ueber dem Hemde wird eine weiße oder graue, mit farbigem Tuch ausgenähte wollene Weste getragen, mit einer dichten Reihe, häufig silberner Knöpfe besetzt. Um den Leib ist ein 6 Zoll breiter, dicker, oft 3—4 Pfund schwerer Ledergurt mit 3 großen Messingschnallen befestigt, in welchem man Messer, Feuerzeug, Pfeife, Tabak u. dgl. unterbringt. In der kalten Witterung wird ein weiter Ueberrock von weißem oder dunklem Wollenzeuche (labanitza, burka) angelegt. Den Kopf bedeckt im Sommer ein breitkrämpiger niederer Filzhut (palaria), im Winter eine Pelzmütze von Lammfell (klobocz). Die Leinwandhose wird im Winter mit einer tuchenen (nadras) vertauscht und der Oberkörper mit einem Schafpelz (pepiare, coscok) bedeckt. Dies die Tracht der Posanen. Bei den Fradutzen ist der Stoff gröber. Das weibliche Geschlecht trägt nur ein langes weißes leinenes Hemd, am Schlitz und auf den Achselstücken mit rother, schwarzer und blauer Wolle in verschiedenen Mustern gestickt; über demselben im Festschmuck ein vorn offenes Leibchen von dunklem Tuche. Um die Taille schlingt sich ein 6—8 Zoll breiter bunter Gürtel, von welchem vorn und hinten eine Art Schürze mit bunt gestickten Rändern bis zum Knie herabreicht. Im Sommer gehen die Frauen barfuß, nur bei festlichen Gelegenheiten tragen sie Strümpfe und Schuhe, im Winter Sandalen, wie die Männer, dazu ein Pelzleibchen ohne Aermel. Mit natürlichen Blumen schmückt sich das Romänenmädchen gern. Bei den Posanen hängen die Haarflechten lang auf den Rücken hinab, bei den Fradutzen werden sie um den Kopf gewunden. Als Schmuck trifft man auf dem Kopfe häufig auch eine, zwei, selbst drei Reihen Geldstücke von der Stirn bis zum Wirbel und gebenkelte Geldstücke um den Hals. Auch Ohrgehänge sind bei ihnen sehr beliebte Gegenstände. Dem Charakter nach ist der Romäne gutherzig, gastfreundschaftlich, von scharfem Verstande, bildungsfähig und tapfer, dabei aber in Folge der Jahrhunderte langen Unterdrückung träge (nur die Weiber sind fleißig), rachsüchtig, verstellt, unwissend, im Genusse geistiger Getränke, hauptsächlich des Zwetschenbranntweines (Rakie), unmäßig, bigott und abergläubisch. Sie glauben noch heute fest an Blutsauger (Vampyre), Hexen, Teufel ꝛc. Deutsche lebten schon seit den frühesten Tagen der ungarischen Herrschaft in den Donau- und Theißgegenden, obschon spärlich. Namhaft wurden ihre Niederlassungen erst unter der Regierung Karls VI. und Maria Theresia's, und unter Joseph II. belief sich ihre Zahl bereits auf 38,000. Gegenwärtig wohnen über 200,000 Deutsche im B. Sie werden gewöhnlich Hadbauern genannt, weil sie die Haide oder Had urbar machten, sind wohlhabend und hier wie überall in ihren Sitten und Gebräuchen dem Deutschthum treu geblieben. Nur in der Kleidung haben sich die Männer, des Klima's wegen, den Ungarn angeschlossen, während die Weiber beharrlich an ihrer nationalen Tracht festhalten. Bei keinem deutschen Dorfe darf der Tanzplatz im grünen Busche fehlen, wo die blonden, blauäugigen Mädchen mit flatternden Röcken und rückwärts gekämmtem Haar, nachdem sie den großen Strohhut abgelegt haben, mit ihren schnurrbärtigen Burschen sich drehen, deren blauer Tuchspenser mit Schnüren besetzt ist, und deren weite ungarische Linnenbeinkleider lustig wehen. Die meisten Deutschen sind dem römisch-katholischen Bekenntniß zugethan. Sie treiben besonders die Pferdezucht, und ihre Rosse sind groß und immer von edler Race. Um ihre freundlich aussehenden Dörfer pflanzen sie gern Pappeln, Ahorn und Linden. Auch Roßmühlen sieht man häufig in ihrer Nähe, in denen unter einem großen Dach 1—2 Pferde das gezahnte Rad umdrehen, welche durch eine Welle das Getriebe in Bewegung setzt. Die Serben (Raizen) waren einzeln jedenfalls schon vor Ankunft der Ungarn (895) in Ungarn ansässig. Massenhafte Einwanderungen fanden in der Folge wiederholt Statt, die größte, wiewohl nicht die letzte, 1690 unter Leopold I., wo an 30,000 Familien aus Serbien herüberkamen und in Syrmien und im B. sich niederließen. Der Serbe ist meist von hoher, schlanker Gestalt, mit angenehmen Gesichtszügen u. einem offenen Blick, dabei stark und ausdauernd, heiter, gastfrei, voll Anhänglichkeit an das Geburtsland, aber, wenigstens die Männer, arbeitsscheu, verschwenderisch, für Slivovitz (Rakia) leidenschaftlich eingenommen,

aufbrausend, rachsüchtig, zur Verstellung geneigt; die Frauen putzsüchtig, leichtfertig, der Verführung zugänglich. Junge Burschе halten viel auf feine gestreifte Hausleinwand an Gatyen und Hemden, auf eine blaue oder schwarze, selbst gestickte Weste, einen runden Hut, auf Stiefel und auf ein leinenes buntes Tuch, das meist in der Hand getragen wird. Wohlhabende Weiber und Mädchen tragen häufig Kleider von Seide; über die Schamia werfen sie einen feinen, mit Goldborten besetzten Schleier, der jedoch die Augen nicht bedeckt. Ohrgehänge, Halsperlen, schwarze, roth eingefaßte Schuhe sind überaus verführerische Geschenke, denen leicht ihre Ehre erliegt. Auch gebrauchen sie die Schminke wie die Romänen. Magyaren (Ungarn) bildeten bis zum Trauertage von Mohács die Hauptbevölkerung der Banatebene; nach der Rückeroberung des Landes fand sich indessen im ganzen B. kaum ein Ort, der von Ungarn bewohnt gewesen wäre; selbst die Namen der Ortschaften waren meist geschwunden, und an ihre Stelle traten fremde. Durch Vorrückung der Magyaren von den weniger entvölkerten Gegenden bildeten sich nach und nach ungarische Sprachinseln mitten in den Gebieten anderer Idiome. Ebenso fanden einzelne Ansiedlungen Statt, u. noch in neuerer Zeit wurden ungarische Kolonien im B. errichtet, so z. B. die Tabakspflanzerkolonien des Provinziale (1840—47). Ueber den Charakter der Magyaren brauchen wir nichts zu bemerken. Das magyarische Dorf erkennt man an den Bündeln von Tabaksblättern, welche in Schnüren überall unter dem weinumrankten Dache hängen. Der Stamm der Bulgaren wanderte zu verschiedenen Zeiten in das B., um in ihrer Heimat den Verfolgungen zu entgehen, welche sie wegen ihrer Anhänglichkeit an den katholischen Glauben zu erdulden hatten. Sie bilden an ihren jetzigen Wohnorten eine eigene Kolonie und haben sich bis auf diese Stunde in ihren Stammeseigenthümlichkeiten erhalten. Sie verdienen das Lob des Fleißes, der Reinlichkeit und großer Sittenreinheit. Ein Zweig ließ sich in einem Landstrich im krassóer Komitat nieder; diese, gewöhnlich Krassovener genannt, zeichnen sich durch körperliche Größe und Stämmigkeit, wie auch durch ihre bulgarische Kleidung von den Romänen der Umgebung aus, sind gute Land- und Obstbauer und treiben Viehzucht. Die Gesammtzahl der Bulgaren in B. beträgt etwa 12,000 Köpfe. Die Zigeuner des B.s, wie überall von den einfachsten Bedürfnissen, leben meist obdachlos, oder am Ende der Dörfer in Zelten, unter Brücken, in Höhlen, rauchigen Erdhütten. Ihre Thätigkeit ist aufs Stehlen, Kinderranben, Pferdemäkeln, Wahrsagen und Betteln gerichtet; daneben fertigen sie mit geringem Schmiedeapparat Nägel und allerlei Feldgeräthe, in den Waldungen Holzwaaren, als Tröge, Löffel ꝛc.; selbst hüttenmännischen Arbeiten liegen sie mit Geschick ob, z. B. in den Kupferhütten von Nenmoldova. Ackerleute findet man unter ihnen sehr wenige. Ihr Witz u. Kunstsinn sind allgemein bekannt. Viele verlegen sich auch auf Musik und bringen es besonders im Spiel der Geige (Schetra), bei ihrem großen Talent für Musik, zu bewunderungswürdiger Fertigkeit. Der Gestalt nach ist der Zigeuner wohlproportionirt, mehr schlank und biegsam, als fett und knochig gebaut. Schwarze, dichte und krause Haare, dunkle feurige Augen, schwarzbraune oder olivenfarbige Haut, rothe, etwas aufgeworfene Lippen, unter welchen schöne weiße Zähne hervorblinken, zarte Hände und Füße sind die Hauptmerkmale dieser Volksrace, bei welcher besonders unter dem weiblichen Geschlecht nicht selten in Gesichtsbildung und Ausdruck, sowie an Ebenmaß der Formen wahre Schönheiten zu finden sind. Die Zahl der Zigeuner im B. wird gegenwärtig auf 10,000 berechnet. Außer den genannten Volksstämmen finden wir im B. noch Italiener u. Franzosen (Lothringer), daneben Juden (über 10,000), Slowaken, Böhmen, Kroaten, Ruthenen, Armenier, Griechen, Albanesen, Macedonier (Zinzaren) und Montenegriner angesiedelt, theils unter die übrige Bevölkerung zerstreut, theils in abgeschlossenen Kolonien lebend. Alle Bewohner des B.s bekennen sich, mit Ausnahme der Juden, zur christlichen Religion, und zwar der Mehrzahl nach zur griechisch-orthodoxen Kirche, welche unter einem eigenen Erzbischof oder Patriarchen (in Karlovitz) stehen u. 2 Bisthümer, zu Temesvár u. Werschetz, besitzen. Ihre Zahl beträgt 774,377. Dann folgen die Römisch-Katholischen (an Zahl 364,661), mit einem Bisthum zu Temesvár, und die katholischen Griechen (18,117), die seit 1850 ebenfalls ihren eigenen Bischof (zu Lugos) haben. Die Zahl der evangelischen Christen im B. beträgt 32,785.

An Bildungsanstalten besitzt das B. ein Obergymnasium mit 12 Professoren aus dem Piaristenorden, zu Temesvár (1851 gegründet), lateinische Schulen in Lugos u. Großbecskerek, ein geistliches Seminar und eine Hauptnormalschule zu Temesvár; Unterrealschulen in Werschetz u. Pancsova, eine theologische Lehranstalt für Serben und eine zweite für Romänen in Werschetz; Privathandelsschulen in Temesvár, Werschetz und Pancsova; 8 Hauptschulen, eine israelitische Musterhauptschule in Temesvár, sowie mehre Privatlehranstalten. Trivialschulen bestehen in jedem bedeutenderen Orte, besonders der banater Militärgrenze. Auch 2 Kleinkinderbewahranstalten gibt es in Temesvár und ein Militäruntererziehungshaus für 120 Zöglinge in Weißkirch. Was die Nahrungszweige im B. anlangt, so hat die Landwirthschaft in neuester Zeit erfreuliche Fortschritte gemacht. B. ist im Allgemeinen ein reiches Getreideland, das nicht nur den östlichen, von Natur karger ausgestatteten Theil mit den erforderlichen Früchten aller Art versorgt, sondern auch nach Oesterreich und ins Ausland bedeutende Quantitäten (besonders Hafer) ausführt. Die Größe des jährlichen Produkts an gewöhnlichen Kornarten beträgt beiläufig 16 Millionen preßburger Metzen. Weizen wird vorzüglich gebaut in Torontál u. Temes und im deutsch-banater Regiment. Mais hauptsächlich im gebirgigen Theile des Landes. Von Hülsenfrüchten, die mit Sorgfalt gebaut werden und sich durch vortreffliche Qualität auszeichnen, werden wieder besonders Bohnen ausgeführt. Der Gemüsebau erstreckt sich auf Kartoffeln, Gurken, kleine Kürbisse, Zwiebeln, Knoblauch, Rettige, gelbe Rüben, Kopfkohl (Kraut), Blumenkohl. Zucker- u. Wassermelonen werden auf Aeckern von 200 Joch erzeugt, daher der Melonenhandel, vorzüglich um Temesvár, Becskerek und Pancsova, gar nicht unbeträchtlich ist. Tabak erzeugt besonders das torontáler Komitat, wo 41 große Pußten ausschließlich von ungarischen Tabakspflanzern bewohnt

werden, die jährlich gegen 70,000 Centner erzeugen. Das temeser Komitat liefert etwa 8000 Centner. Selbst Reisbau wurde noch vor einigen Jahrzehnten im temeser Komitat nicht ohne Erfolg betrieben, in neuerer Zeit jedoch größtentheils aufgegeben. Vorzügliches Obst wächst in der Gegend um Krassova und Karansebes, auch in der Almás. Unter den Obstarten behauptet den ersten Platz die Zwetsche, aus welcher man den beliebigen Slivovitz bereitet. Von Pfirsichen werden mehr als 50 Sorten gezogen. Welsche Nüsse wie auch Haselnüsse gedeihen in den gebirgigen Theilen des Landes vorzüglich, hie und da auch Kastanien; selbst Mandeln, Feigen und Mispeln reifen in den wärmeren Gegenden. Der Weinbau steht auf keiner hohen Stufe, obschon das Land treffliche, an Zuckerstoff und Geist reiche Weine erzeugt. Das größte Erträgniß gibt er in Weißkirchen und Werschetz, wo ein Joch zu 1600 QKlafter 40—50, ja 100 Eimer liefert. Die jährliche Weinernte um Werschetz wird auf 400,000 Eimer geschätzt. Die werschetzer Rothweine sind die besten im Lande, dagegen wieder der Sciláser u. Lugoser unter den weißen den ersten Platz behaupten. Der größte Theil dieses Weines wird im Lande selbst vertrunken. Die Viehzucht ist nicht unbedeutend, doch bedarf sie mancher Verbesserungen. Die Rindviehzucht ist im ganzen Lande verbreitet. Hier, besonders im torontáler Komitat, ist die wahre Heimat des großen ungarischen Hornviehs. In den Gebirgsgegenden ist es kleiner, von untersetztem Wuchs und starknochig. Die banater Pferde sind größtentheils klein und mager, ohne Ansehen, aber in der Ebene gute Läufer. Großen schweren Pferdeschlag ziehen nur die Deutschen und Bulgaren im torontáler Komitat. Der Ueberschwemmungen ausgesetzte Boden des banater Tieflandes ist der edleren Schafzucht, besonders den Merino's, nicht günstig. Besser gedeiht sie in den gebirgigen Gegenden, wo sie jedoch weniger wegen der Wolle, als der vortrefflichen, sehr gesuchten Käse (Cornia-Revaläse), betrieben wird. Ziegen gibt es wenige, dagegen ist die Schweinezucht im ganzen Lande gleich stark im Schwunge. Im J. 1857 zählte man im B.: 888,599 Schafe, 53,780 Ziegen, über 428,702 Ochsen u. Kühe, 323,543 Pferde, 67 Maulthiere, 1916 Esel und gegen 357,165 Schweine. Nicht unbedeutend ist auch die Zucht von Geflügel (besonders Truthühnern u. Cochinchinahühnern); dagegen ist die Bienen- u. Seidenzucht gegen früher, wo allein in Weißkirchen 5 Spinnereien (mit 110 Kesseln) bestanden, sehr zurückgegangen. Mit großen schmackhaften Schnecken aus der Almás und der Umgegend von Karansebes, wie mit Blutegeln wird ein lebhafter auswärtiger Handel getrieben; für letztere besteht eine künstliche Blutegelzucht, die jährlich 1 Million Stück liefert. Die Industrie des B.s liegt noch ziemlich in der Kindheit, doch sind Fortschritte in der Neuzeit nicht zu verkennen. Hauptsitz derselben ist Temesvár. Hier finden sich 3 Buchdruckereien (andere Druckereien noch in Werschetz, Großbecskerek, Lugos und Pancsova), 2 Lithographien, eine Stearinkerzenfabrik, die jährlich 1200 Ctr. Stearinkerzen u. 1400 Ctr. Oleïnseife erzeugt, eine Bleistift-, Tabaks-, Spodium-, Strohhutfabrik, 3 Spritbrennereien (jährlich an 8000 Eimer), 2 Oelfabriken (3000 Ctr.), eine Liqueurfabrik (80,000 Bouteillen und 100 Eimer Rum), 2 Essigsiedereien (20,000 Eimer), eine Leder- und eine Gasfabrik. Bierbrauereien gibt es an allen bedeutenderen Orten (großartigere in Pancsova). Dampfmühlen sind in Oravicza, Pancsova und Werschetz. In Pancsova befindet sich ein Filialwerft der Donau-Dampfschiffgesellschaft mit einem Hafen; in Oravicza eine großartige Anstalt, wo Holz, besonders Buchen, für Eisenbahnschwellen mit Kupfervitriol imprägnirt werden (monatlich 10,000 Kubikfuß), ingleichen eine Paraffinfabrik (seit 1859), in der das erforderliche Bergöl in einer eigens errichteten großen Destillationsanstalt, zwischen Steierdorf und Anina, bereitet wird. Gleichbedeutend ist die neue Anlage der Staatseisenbahngesellschaft bei den neumoldovaer Gruben zur Gewinnung von Schwefelsäure und Kupfervitriol, die jährlich aus 16—17,000 Ctr. Schwefelkies 13,000 Ctr. Schwefelsäure liefert, welche theils nach der Walachei, theils bei der Paraffinfabrik in Oravicza verwendet wird. Von den Eisen- und Kupferwerken war schon oben die Rede. Der Handel des B.s befindet sich, trotz der vortheilhaften Lage u. dem Produktenreichthum des Landes, noch in der Kindheit; erst in der neuern Zeit ist ein etwas regeres Leben eingetreten. Die jährliche Ein- u. Ausfuhr schwebt zwischen 30—32 Millionen u. gleicht sich so ziemlich aus. Der Transit-, Speditions- u. Kommissionshandel ist der Haupthandel des B.s. Ausfuhrartikel sind Getreide, Wein (von Weißkirchen und Werschetz allein gehen an 400,000 Eimer nach Pesth u. Wien), ferner Eisen, Kupfer, Blei, Steinkohlen, Tabak, Hanf, Hirse, Eicheln, Slivovitz, Honig, Wachs, Rapsöl, Potasche, Hornvieh, Pferde, Schweine, Ochsen- u. Kuhhäute, Schaffelle, Hasenbälge, Schafwolle, Unschlitt, Speck, Schweineschmalz, Bettfedern, Hadern, Obst ꝛc.; Einfuhrartikel hauptsächlich: Südfrüchte, Specerei- und Arzneiwaaren, Leinwand, Baumwolle, Tuch, Seidenstoffe, Bijouteriewaaren, Glas und Geschirr, Juwelen-, Gold- und Silberwaaren, Kochsalz, Papier, Luxusartikel ꝛc. Die bedeutendsten Handelsplätze sind: Temesvár, Neuarad, Neubecse, Pancsova, Großbecskerek, Kikinda, Nagy-Szent-Miklós, Kanisa, Szanád, Lippa, Orsova ꝛc. Uj-Szegedin ist berühmt, weil daselbst die größten Theißschiffe im Lande gebaut werden. Quarantäneanstalten sind zu Pancsova und Schuppanek, mit 11—19 Tagen Kontumazzeit. Zollämter zu Orsova, Baziás, Kubin und Pancsova, Postämter sind in allen bedeutenderen Orten des B.s errichtet und stehen unter der unmittelbaren Kontrole des Postdirektors von Temesvár. Die Rechnungs- und Staatsverhältnisse wie die Rechtspflege sind im B. dieselben wie im übrigen Ungarn (s. d.). Jedes Komitat hat seinen Obergespan u. ist nach seiner Größe in Bezirke eingetheilt, deren jeder wieder seinen Ober- oder bloß Stuhlrichter, seinen Juraſſer ꝛc. besitzt. Die Militärgrenze steht unter dem Generalkommando in Temesvár und hat eine abgesonderte, rein militärische Verwaltung. Zur Handhabung der Finanzen ist eine eigene Finanzlandesdirektion in Temesvár niedergesetzt, die die verschiedenen Finanzbezirksdirektionen und diese wieder die Steuerämter zu überwachen haben.

Geschichte. Die Gegend des heutigen B.s bildete im Alterthum einen Theil Daciens, mit dessen Geschichte die älteste vom B. zusammenfällt. Nach der Eroberung durch Kaiser Trajan wurden von den

Römern in dem entvölkerten Lande zahlreiche neue Pflanzstädte angelegt, die größtentheils noch heute bestehen, als: Csernes (Csernetz), an der Topolnicza von Trajan selbst angelegt, mit dem Sitze der fünften Legion, von wo diese das Schirmrecht über die so nahe gelegenen Herculesbäder (Fontes Herculi-) ausübte; Tierna (Orsova); Ad Mediam (Mehadia); Centum putea (bei Moldova gelegen), bestimmt zum Betriebe des Bergbaues; Leberata (Uj-Palanka); Panneca (Pancsova); Margum; Arcidava; Morissenum (Csanád); Tibiscum (Becse?) u. Sidovia (Zsibovin). Das alte Zarnbara soll das heutige Temesvár sein. Nach dem Verfalle des römischen Reiches waren die dacischen Ländereien, je nachdem das Kriegsglück entschied, in den Händen bald der Vandalen, bald der Gothen, Gepiden und Sarmaten (Jazygen), die sich abwechselnd bekriegten. Nach Konstantin dem Großen, der für kurze Zeit wieder einige Herrschaft in Dacien errungen hatte, bemächtigten sich die wild vordrängenden Hunnen des Landes, nach ihnen wieder die Gepiden und endlich 553 die Avaren, die nun, anfangs im Bunde mit den Longobarden, 2 Jahrhunderte die alleinigen Herren dieser Gegenden blieben. Nach Vernichtung der Avaren durch Karl den Großen 790 traten die Petschenegen u. Morvannen an ihre Stelle, bis endlich zu Ende des 9. Jahrhunderts die Magyaren auftraten, die an die Temes vordrangen u. nach vielen blutigen Kriegen das Königreich Ungarn, zu dem nur das B. bis zur Eroberung durch die Türken gehörte, gründeten. Als unter König Béla IV. die Tataren u. Mongolen über Ungarn hereinstürmten, wurde namentlich das B. auf schreckliche Weise verwüstet, in Folge dessen nach Abzug der Feinde die Städte Mehadia, Orsova, Karansebes, Lugos, Lippa u. a. befestigt wurden. Eine noch traurigere Zeit für das B. begann zu Ende des 14. Jahrhunderts mit dem Einbruche der Türken in diese Gegenden, die, nachdem sie Belgrad erobert u. in Serbien eingedrungen, beinahe 300 Jahre hindurch Ungarn u. Oesterreich bestürmten, wobei das B. als Grenzland immer den größten Gefahren und Drangsalen ausgesetzt war. Während dem wurde B. auch durch den Bauernaufstand unter Georg Dósa heimgesucht, der 1514 in 4 Monaten 40—60,000 Menschenleben kostete. Nicht lange darnach (1521) kam Mehemed Hybe mit 40,000 Mann bei Pancsova u. Harom (Uj-Palanka) über die Donau und verwüstete beinahe ganz B., ohne einen Widerstand zu finden. Dies war der letzte Todesstoß für diese Provinz. Nach der unglücklichen Schlacht bei Mohács erweiterten die Türken ihre Herrschaft in Ungarn, bis sie mit der Eroberung Temesvárs am 20. Juli 1552 Herren des ganzen B.s wurden. Unter der neuen Herrschaft veränderten sich sämmtliche staatlichen und polizeilichen Verhältnisse in den temeser Gegenden, wie auch die Bevölkerung an Kopfzahl u. an Wohlstand abnahm. Das neu eroberte Land wurde zu einem Sandschak mit einem Pascha mit 2 Roßschweifen (Beglerbeg) erhoben, welchem die andern Schlafrögte des Gebiets als Bege (Pascha mit einem Roßschweif) untergeordnet waren. Zugleich wurde eine gehörige Anzahl Beamter zur Einsammlung der Steuern aus dem Distrikt angestellt, welche unter Rechnunglegung die Einkünfte an den Hasnadar (Haupteinnehmer) in Temesvár abliefern mußten. Ihnen waren wieder die Sardars untergeben, deren jedes Dorf einen hatte, und welche zugleich die Stelle des Unterrichters (Schulzen) versahen. Die Einkünfte bestanden in einer starken Kopfsteuer, womit nicht nur die Menschen, sondern auch das Nutzvieh, als Pferde, Rinder, Schafe und Schweine, belastet waren. Noch größeres Elend brachte der unumschränkte Despotismus der türkischen Herrschaft mit sich. Grausame Stralen, Betrügereien und Erpressungen wurden ohne Scheu verübt und riefen im Volke Feigherzigkeit und Charakterlosigkeit hervor. Die Schreckensherrschaft des Halbmondes scheuend, flah ein großer Theil der Bewohner nach der Maldau, Walachei und Siebenbürgen, u. so verminderte sich der Bevölkerungsstand, oder er streifte als gesetzlose Bande durch das Land, die ihren Rand in der Wildniß der nahen Wälder verbarg. Die christlichen Kirchen wurden niedergerissen und an deren Stelle Moscheen erbaut, die Christen selbst in der Ausübung ihrer Religion verhindert. Dieser Zustand währte 164 Jahre, bis sich endlich das Glück des Halbmondes vor Prinz Eugens siegreichen Fahnen wandte. Im Oktober 1716 zog dieser in Temesvár ein, und nach der Schlacht bei Belgrad (1717) ward das ganze B. von der türkischen Herrschaft befreit. Von dieser Zeit datirt die geistige u. materielle Wiedergeburt des B.s. Es genas allmählig von den tief geschlagenen Wunden und hatte namentlich unter der Verwaltung des Grafen Mercy eine glückliche Periode des Gedeihens. Temesvár wurde von ihm ganz umgestaltet und nach vaubanschem System befestigt, Handel und Industrie durch neue Straßen, Kanäle, deutsche Ansiedler, Künstler und Manufakturisten gehoben und befördert, die vielen Sümpfe der Donau und Theiß abgeleitet und größtentheils ausgetrocknet. Inzwischen brach 1737 jener neue türkische Krieg aus, der für Oesterreich mit dem Verlust von Belgien und Neuarsova endigte. Später nahm sich Maria Theresia des B.s an. Der Bergbau wurde lebhaft betrieben, neue Dörfer angelegt, deutsche Handwerker und Manufakturisten angesiedelt, und der Begakanal, den Mercy angelegt hatte, durch große Schleußen schiffbar gemacht. Im Jahre 1779 endlich wurde das B. seinem Mutterlande Ungarn wieder einverleibt und in die 3 noch jetzt bestehenden Komitate Torontál, Temes und Krassó getheilt; nur der Landesstrich, der die heutige banater Militärgrenze umfaßt, blieb nach wie vor ein von Ungarn getrennter Körper. Joseph II. setzte das von seiner Mutter begonnene Werk fort. Der Türkenkrieg von 1788—1791 entleerte das B. von einem Theil seiner Bevölkerung; seitdem blieb es ruhig bis 1848. Unter Kaiser Franz I. erwarb sich Baron Wenkstein um das krassóer Komitat bedeutende Verdienste. Dieser Bezirk war der unsicherste des B.s, was hauptsächlich darin seinen Grund hatte, daß die Häuser alle einzeln lagen. Wenkstein befahl, die Häuser zu Dörfern zu vereinigen, wodurch die Sicherheit hergestellt wurde. Aus der Zeit seiner Verwaltung datiren auch die trefflichen Straßen, durch die sich das krassóer Komitat gegenwärtig auszeichnet. Ein neuerer Plan, die Theiß zu regulisiren u. dadurch sowohl Land zu gewinnen, als den Gesundheitszustand zu verbessern, ist zur Zeit noch nicht vollständig ausgeführt. Im Jahre 1848 entspann

sich der Bürgerkrieg unter den verschiedenen Nationalitäten des Landes, wobei Deutsche und Magyaren gemeinschaftliche Sache machten, die Romänen sich neutral hielten. Die Aufwiegler waren Serben, zum größten Theil aus dem Fürstenthum Serbien herübergekommen und das Ziel Plünderung. Mit rühmlicher Ausdauer vertheidigten sich die deutschen Bewohner Weißkirchens Monate lang gegen die belagernden und anstürmenden Serben u. vereitelten dadurch großentheils die Pläne derselben. In der Nähe Temesvárs wurde die letzte blutige Schlacht des österreichisch-ungarischen Kriegs geliefert, nach welcher Görgei den 13. August 1849 bei Világos in der Nähe von Arad die Waffen streckte. Aus dieser Zeit (vom 18. Nov. 1849) datirt das schon erwähnte kaiserliche Handschreiben, wodurch ein neues Kronland unter der Benennung „Woiwodschaft Serbien und temeser B." gebildet, welches aber nach zehnjährigem Bestand wieder seinem Mutterland Ungarn einverleibt wurde. Vergl. Griselini, Versuch einer natürlichen und politischen Geschichte des temesvárer B.s, Wien 1780; Rochel, Plantae Banatus rariores etc., Pesth 1828; Schwatrzott, Die Herculesbäder bei Mehadia, ein monographischer Versuch, Wien 1831; Dorner, Das B., Preßburg 1839; Uhl, Aus dem B., Landschaften mit Staffagen, Leipzig 1848; Jlić Historische Skizze von Pancsova, Pancsova 1855; Fr. Körner, Bilder aus Ungarn und Siebenbürgen, der Woiwodina und dem B. ꝛc., Leipzig 1858; Kudernatsch, Geologie der banater Gebirge, Wien 1858; Klein, Die Herculesbäder nächst Mehadia, Wien 1858; Stojacskovics, Beitrag zur Monographie der Stadt Werschetz, Werschetz 1859; Berg, Aus dem Osten der österreichischen Monarchie, Dresden 1860; L. Böhm, Geschichte des temeser B.s. Leipzig 1861, 2 Bde.; J. H. Schwicker, Geschichte des temeser B.s, historische Bilder u. Skizzen, Großbecskerek 1861.

Banatgrenze (ungarische Grenze), Theil der Militärgrenze Oesterreichs, in der Nachbarschaft von Siebenbürgen und der Türkei, zwischen der Theiß und Donau, an letzterer hin, bis sie im Osten das österreichische Gebiet verläßt, von da nördlich bis an die Grenze von Siebenbürgen, umfaßt 149 QMeilen mit 270,036 Einwohnern. Sie ist theils gebirgig, theils eben (Sandwüste Bielo Berdo), bewässert von der Donau (mit dem schiffbaren Arme Dunavitz) und der Theiß (mit den Nebenflüssen Temes, Nera, Karas, Cserna ꝛc.) und zerfällt in 3 Bezirke oder Regimenter: das deutsch-banater Regiment, von der Theiß bis an die Sandwüste, fruchtbar an Weizen, Kukuruz ꝛc., 42 QMeilen mit 86,021 Einwohnern, die aus Slaven, Romänen, Kroaten, Deutschen und Ungarn bestehen, mit dem Hauptorte Pancsova mit 11,241 Einwohnern; das serbisch-banater Regiment, von der Wüste Bielo Berdo bis Svinitza reichend, zur Hälfte eben, zur Hälfte gebirgig, besitzt schönes Waldland und schöne Weinberge, in der Ebene Sümpfe (zu Jlancsa und Alibunar), 41 QMeilen mit 80,444 Einwohnern, theils Serben, theils Romänen, Deutsche und Böhmen, mit dem Hauptorte Weißkirchen mit 6252 Seelen, und das romanen-banater Regiment, von Svinitza bis an die Grenze von Siebenbürgen, im Nordosten, in einer sehr gebirgigen waldreichen, wenig fruchtbaren Gegend, in welcher indeß viel Zwetschen gezogen werden, u. wo starke Viehzucht betrieben wird, 60,6 QMeilen mit 85,274 Einwohnern, mit dem Hauptorte Karansebes. Vergl. Banat u. Militärgrenze.

Banausisch (vom griech. banausia, das Handwerk), eigentlich handwerksmäßig, im Gegensatz der freien u. schönen Kunst, dann auch s. v. a. philisterhaft, illiberal, engherzig ꝛc.

Banbury, Stadt in der englischen Grafschaft Oxford, am Cherwell, mit Plüsch- und Bortenfabriken, vorzüglichen Alebrauereien, Gewürzkuchen- (Banbury Cakes) und Käsebereitung, bedeutender Viehzucht, lebhaftem Handel mit Landesprodukten, begünstigt durch die Nähe der Themse und des Severnkanals, mit 8715 Einwohnern. In der Nähe findet man oft römische Münzen. Historisch merkwürdig ist die alte Stadt durch ein Gefecht 1469 zwischen Heinrich, Grafen von Warwick, und Eduard IV., in welchem ersterer siegte und in dessen Folge als Heinrich VI. König von England wurde. Graf Pembroke und dessen Bruder wurden gefangen genommen und zu B. enthauptet.

Banca, s. Bangka.

Bancalis, Insel an der nordöstlichen Küste von Sumatra, in der Straße von Malakka, hat 20 QMeilen mit etwa 2000 Einwohnern und gehört zum Sultanat von Siak auf Sumatra.

Bancasey, s. Bangkok.

Bance, kleine hohe und fruchtbare Insel an der Westküste von Afrika, vor der Mündung des Sierraleonaflusses, mit Hafen und befestigter Hauptstadt.

Banco (v. Ital.), gewöhnliche Bezeichnung der hamburger Bankwährung, der allgemeinen Rechnungsvaluta des hamburger Großhandels. Die Einheit, die Mark (Mark Banco, Bankmark), wird in 16 Schillinge à 12 Pfennige eingetheilt. Der im Getreide- und Oelhandel noch vorkommende Banktdaler enthält 3 Mark B. Münzen sind in dieser Bankwährung nicht ausgeprägt. Der Werth der Mark B. ist 0,50563 Thaler = 15 Neugroschen 1,69 Pfennig im 30-Thalerfuße = 0,75845 Gulden = 75,845 Neukreuzer im 45-Guldenfuße oder in der neuen österreichischen Silberwährung = 0,88486 Gulden = 53,091 Kreuzer = 53 Kreuzer 0,37 Pfennig im 52-½-Guldenfuße oder in süddeutscher Währung. 59,331665 Mark B. sind gleich einem neuen deutschen Münzpfund fein Silber. Außerdem dient im gewöhnlichen städtischen Verkehr Hamburgs die Kurantwährung, welche zur Einheit ebenfalls die Mark mit der angeführten Eintheilung hat, ursprünglich auch in Silber ausgeprägt war, jetzt aber ihrem Werthe nach zu $^2/_5$ Thlr. = 12 Neugroschen in preußischer Währung oder $^3/_5$ Gulden = 60 Neukreuzer in der neuen österreichischen Silberwährung oder $^7/_{10}$ Gulden = 42 Kreuzer in süddeutscher Währung bestimmt ist. Der Thaler des deutschen 30-Thalerfußes hat 40 Schilling Kurant oder 2½ Kurantmark. Nach dem Obigen ist die Mark B. = 1,26408 Kurantmark, die Kurantmark = 0,79109 Mark B., oder 100 Mark B. = 126,408 Kurantmark.

Bancroft, George, nordamerikanischer Geschichtschreiber, am 3. Oktober 1800 zu Worcester im Staate Massachusetts geboren, kam auf die Schule von Exeter in Newhampshire, bezog dann die Hochschule zu Cambridge, studirte seit 1818 zu Göttingen und seit 1820 zu Berlin, bereiste darauf

Europa und erhielt nach seiner Rückkehr nach Nordamerika die Stelle eines Lehrers der griechischen Sprache, gründete aber bald eine eigene Lehranstalt, die Round-Hill-Schule zu Northampton, wo er mit Vorliebe deutsche Lehrer, darunter Karl Follen und Franz Grund, um sich sammelte. Bald warf er sich indessen auf das Gebiet der politischen Schriftstellerei, wirkte für die demokratische Partei auf das Kräftigste und gewann einen solchen Einfluß, daß man ihm die Stelle eines Kollektors der Vereinigten-Staaten-Zölle in Boston übertrug. Bei all diesen Geschäften vernachlässigte er seine literarischen Beschäftigungen nicht und hielt auch noch Vorlesungen über Schiller und Goethe, deutsche Geschichte, deutsche Philosophie und deutsche Geistesunabhängigkeit. Unter dem Präsidenten Polk ward er Marineminister, welche Stellung er benutzte, um zu Anapolis eine Marineschule, zu Washington eine Sternwarte zu gründen. Von 1846—1849 war er Gesandter der Vereinigten Staaten in London. Hier sammelte er die Materialien zu seinem großen historischen Werke, der „History of the Revolution of Northamerica" (Boston 1850). Früher erschien seine „History of the United-States of Northamerica" (das. 1834—40, 3 Bde., deutsch nach der 9 Aufl. von Kretzschmar, Leipzig 1845, 3 Bde., 2. Aufl. 1847, 1. Bd.).

Band, s. Bandweberei.

Banda, Cavalieros de la (Ritter von der rothen Binde, Equites fasciae rubrae), spanischer Ritterorden, gestiftet 1330 zu Valencia, nach Andern 1332 zu Vittoria, von Alfons XI., König von Kastilien und Leon, für jüngere Söhne des hohen Adels, welche 10 Jahre bei Hofe gewesen waren oder so lange gegen die Mauren gefochten hatten. Die 38 Ordensartikel geboten den Mitgliedern wöchentliche Waffenübungen, ausschließliche Theilnahme an den Kriegen des Königs und gegen die Mauren, rücksichtslose Vertretung des gemeinen Bestrebens, Enthaltung von jeder Lüge, Schmeichelei und Prahlerei, sowie des Würfelspiels. Das Heirathen war erlaubt und durch ansehnliche Hochzeitgeschenke des Königs und des Ordens selbst erleichtert. Das Zeichen war eine rothe Binde auf der rechten Schulter, nach Andern von der linken Schulter zur rechten Hüfte. Der Orden erreichte zu Ende des 14. Jahrhunderts seine höchste Blüthe, kam dann in Verfall, ward beim Regierungsantritte Philipps V. erneuert, erlosch aber bald wieder.

Banda (Bandainseln), niederländische Inselgruppe im indischen Archipel, zur größern Gruppe der Molukken gehörend, nordöstlich von Timor in der Bandasee, zwischen 3° 50′—4° 4′ südl. Br. und 146° 20′—147° 30′ östl. L. Es gehören dazu die Inseln: Neira, Louthoir (Großbanda), Gunong-Api, Pulo (d. i. Insel), Ay, Run, Rosengein, Kapal, Pulu Pisang, Sjetan, Bronwen (Frauen-) Eiland ꝛc., lauter kleine Inseln von sehr unbedeutendem Areal (zusammen etwa 11 QMeilen), vulkanischen Ursprungs und bis auf Ay sämmtlich hoch. Die Insel Gunong-Api (d. i. Feuerberg) besteht aus einem fortwährend thätigen Vulkan, und mehrfach haben heftige Erdbeben die Gruppe heimgesucht (zuletzt 1816 und 1852). Flüsse und Seen gibt es nicht. Das Pflanzenreich ist im Muskatnußbaum (Myristica aromatica moschata), dessen reiches Vorkommen den Inseln ihre Wichtigkeit verleiht, sodann im Kanarien- und Djatibaum, das Thierreich durch Lori's, Kakadu's und gefährliche Schlangen charakteristisch vertreten. Ehemals waren die B. sehr ungesund, genießen aber seit einer Reihe von Jahren des herrlichsten Klima's, so daß sie als Sanatorien dienen, trotz des Schwefeldampfs von Gunong-Api. Die ganze Ausbeute des Bandaarchipels erstreckt sich auf die Zucht des Muskatnußbaumes, um dessen willen die Holländer diese Insel in Besitz genommen; außerdem wird nur etwas Mais und einige Knollenfrucht gezogen, daneben einige Kokospalmen und Fruchtbäume; der Weinstock trägt reichlich u. liefert Trauben von köstlichem Geschmack. Alle übrigen Lebensbedürfnisse müssen zugeführt werden und vertheuern dadurch das Leben ungemein. Der Muskatnußbaum gedeiht übrigens nicht auf allen Bandainseln; nur auf Neira, Banda-Lonthoir u. Ay wird er gebaut, und zwar in geschlossenen Gärten, sogenannten Perken. Besitzer derselben sind verdiente Holländer, Soldaten oder untere Beamte, welchen diese Gärten als Belohnung mit dem Rechte der Vererbung u. der Uebertragung an Andere zuerkannt sind, unter der Bedingung, Muskatnüsse zu ziehen und den Ertrag der ostindischen Gesellschaft gegen bestimmten Preis zu liefern. Die Zahl dieser Perken beläuft sich auf 34, in denen 1857 2518 Arbeiter beschäftigt waren. Die Ernte betrug von 275,324 Bäumen 701,448 amsterdamer Pfund Nüsse und 174,047 Pfund Macis (Blüthe), der Reingewinn davon 55,405 Gulden. Die Bewirthschaftung geschieht durch Hörige und durch freie Tagelöhner, ehemals auch viel durch Sträflinge, welche von Java hieher gesendet wurden. Die Bevölkerung ist sehr gemischt, aber nicht streng nach der Farbe geschieden. Sie betrug 1855 5553 Köpfe, darunter 484 Europäer und deren Abkömmlinge, 800 einheimische Christen, 841 Mohammedaner, 145 Chinesen u. 210 Timoresen. Die Bewohner sind einem üppigen Leben und dem Hazardspiel sehr ergeben, daher fortwährender Geldmangel unter ihnen herrscht. Mittelpunkt der Gruppe und Regierungsort ist die Insel Neira (Banda-Neira, auch bloß Banda), 1 Meile lang, ½ Meile breit, mit der Freihafenstadt Neira am südlichen Ende, dem Fort Nassau und den Batterien Revenge und Papenberg, wie der einer Ritterburg gleichenden starken Veste Belgica auf dem Tudjusberge. Westlich davon, nur 1000 Fuß entfernt, liegt jenseits der schmalen Meerenge Zonnengat die unbewohnte Insel Gunong-Api mit dem erwähnten gefährlichen Vulkan (2500, nach Andern 5800 Fuß hoch), der sich steil aus dem Meere erhebt, zum Theil mit Pflanzenwuchs bestanden ist und nur an einzelnen Stellen Lavablöcke als Rand lagern hat. Seine furchtbarsten Ausbrüche in der neueren Zeit fanden Statt 1712, 1765, 1775, 1778, 1816, 1820, 1824, 1852. Mit jedem derselben hat sich sein äußeres Ansehen sehr verändert, und man fürchtet, daß bei einem heftigen Ausbruch das nahe Neira, dessen Boden völlig unterwühlt erscheint, einmal zusammenbrechen werde. Südlich davon erstreckt sich von Westen nach Osten, als ein einziger Bergrücken, 2½ Meilen lang, ½ Meile breit, Großbanda oder Lonthoir, die größte der Inseln, mit den meisten Muskatgärten (25 mit [1855] 316,560 Bäumen), mehren Festungswerken und der Hälfte der ganzen Bevölkerung. Oestlich davon Rosengein,

der Verbannungsort für Sträflinge, die die Waldung zu pflegen und aus Korallen Kalk zu brennen haben; dagegen westlich die niedrige wasserlose Insel Ay mit 6 Perken (72,921 Bäume). Pulo Run, Pisang, Kapal und andere kleinere Inseln sind unbewohnt. Die Bandainseln wurden 1512 von dem Portugiesen Abrens entdeckt. Im J. 1600 vertrieben die Niederländer die Portugiesen aus diesen Besitzungen, wie von den Molukken überhaupt, und vollendeten 1621 die Eroberung, indem sie zur Strafe für die verrätherische Ermordung des niederländischen Admirals Verhoeven und einiger 40 Flottenoffiziere (1609) die gesammte eingeborne Bevölkerung ausrotteten. Die Regierung erkor die Gruppe zur Zucht des Muskatbaums, den sie zur Sicherung ihres Monopols auf diese leicht zu bewachenden Eilande beschränkte. In den Jahren 1796 und 1810 fielen die B. mit den übrigen Molukken in die Hände der Briten, die sie jedoch 1801 und 1814 an die Niederländer zurückgaben. Von Wichtigkeit sind dieselben für die niederländische Regierung besonders durch ihre Lage, die sie zum Schlüssel des östlichen Gebiets macht; daher die mancherlei Befestigungswerke, denen man auf den kleinen abgelegenen Eilanden begegnet, und daher auf ihnen der Sitz eines Residenten, dessen Sorge auch die weiter östlich gelegenen Inselgruppen, die Key-, Arru-, Tenimberinseln ꝛc., welche in einem nur sehr mittelbaren Verhältniß zur Regierung stehen, unterstellt sind.

Bandage (v. Franz.), Verband, eines der mechanisch wirkenden Mittel, deren sich die Wundarzneikunde zur Heilung gewisser Krankheitszustände bedient. Die Eigenthümlichkeit des Verbandes gegenüber den ebenfalls mechanisch wirkenden Instrumenten besteht darin, daß derselbe unmittelbar nur die Oberfläche des Körpers berührt, daß er, einmal angelegt und längere Zeit anliegend, eine dauernde Wirkung ausübt, und daß diese Wirkung durch ihn selbst hervorgebracht wird, und zwar theils durch die zu den Verbänden verwendeten Stoffe, ihre Elasticität, Widerstandsfähigkeit ꝛc., theils durch besondere Vorrichtungen, wie durch Bänder, Riemen, Federn ꝛc. Die Lehre, welche von den Verbänden und ihrer Gebrauchsweise, den Anlegen des Verbandes handelt, heißt die Verbandlehre (Desmologie), welche auch von der Wahl der zu den einzelnen Verbandstücken zu verwendenden Stoffe handelt. Diese Stoffe sind sehr mannichfaltig, und ihre Wahl und Zurichtung richtet sich in dem speciellen Falle je nach dem Zwecke, welcher damit erreicht werden soll. Soll nur ein deckender Verband angelegt werden, so bedient man sich vorzugsweise der Leinwand, welche entweder in verschieden großen Stücken mit Wasser befeuchtet, oder mit Oel oder Salben bestrichen, oder als Charpie (s. d.), oder als mehrfach zusammengelegter Leinwandbausch (Kompresse) über das unmittelbar aufgelegte Verbandstück angewendet wird. Zu Befestigung der Verbandstücke, seltener zu direkter Bedeckung einer Wunde, wird das Heft- oder englische Pflaster benutzt, welches in Streifen oder in Form eines Malteserkreuzes geschnitten wird. In Ermangelung der Leinwand kann man auch gekrempelte Baumwolle benutzen, welche besonders zum Polstern drückender Verbände ein sehr vorzügliches Material und, über Brandwunden gelegt, bekanntlich ein sehr vorzügliches Mittel zu oft sehr schneller Heilung abgibt; ferner Werg, dem in der Volksmedicin eine specifische Wirkung gegen gichtische u. rheumatische Leiden zugeschrieben wird; endlich auch Thierwolle, Wachsleinwand, Wachstaffet, Flanell u. Papier, das in Wachs getaucht ist, letzteres am meisten gegen Verunreinigung schützend. In den meisten Gegenden sind verschiedene Pflaster noch sehr viel im Gebrauch, und fast jeder Distrikt, jede Stadt hat ihr „unübertreffliches" Pflaster aufzuweisen. Da sie aber meist harzige Theile enthalten, so sind sie mit Recht in der neueren Wundarzneikunde größtentheils außer Gebrauch gekommen (s. Pflaster). Zu erwähnen ist noch des Gebrauchs von Pflanzenblättern zur Deckung von Wunden, der noch hie und da im Volke angetroffen wird. Soll der Verband einen Druck ausüben, entweder gegen die Tiefe, oder von einem Punkte aus nach der Umgebung zu, so bedient man sich der Charpie, welche dann als Charpiepfropf (tampon), oder als Charpieball (pelotte) zugerichtet wird. Auch diese Verbandstücke können durch andere Stoffe ersetzt werden, wie z. B. durch Baumwolle, welche, in Ballen zusammengerollt, gleich ersprießliche Dienste zu leisten im Stande ist, zumal man in Nothfällen dieselbe rascher zur Hand hat, als Charpie. Bei Blutflüssen, Vorfällen der Gebärmutter, Blutungen aus Gefäßstämmen werden diese Pfröpfe oder Ballen durch straff über sie geführte Binden oder federnde Vorrichtungen, oder durch Schrauben und Winden an dem Theile, auf den der Druck ausgeübt werden soll, fest angedrückt. Auch die Kompresse findet hier in mannichfaltig modificirter Gestalt ihre Anwendung. Zuweilen bedarf man nur der vielfach zusammengelegten Leinwand (einfache Kompresse), oder man schneidet die Leinwand von einer Seite her gegen die Mitte zu ein (gespaltene Kompresse), oder man legt eine Anzahl verschieden großer, quadratisch geformter einfacher Kompressen so über einander, daß sie eine Pyramide bilden, indem die kleinste zu unterst, dann anwachsend die größte zu oberst zu liegen kommt, worauf durch das Ganze, um ihm den nöthigen Halt zu geben, ein starker Faden durchgezogen wird (gestufte oder graduirte Kompresse), oder man legt in ähnlicher Weise langgeschnittene Leinwandstreifen über einander (Longuette), welches Verfahren sich von dem vorigen nur dadurch unterscheidet, daß es einen mehr langen als breiten Verband gibt. Zu diesen Verbandgeräthen gehören auch die Schienen, welche aus Stoffen bestehen, die eine gewisse Festigkeit besitzen, um den verbundenen Theil in unverrückter Lage zu erhalten. Vorzugsweise bedient man sich derselben bei Beinbrüchen und Verkrümmungen, oder auch nach Operationen, wenn das operirte Glied in vollkommener Ruhe gehalten werden soll. Sie sind entweder von Holz, oder Stroh, oder Stahl, oder Pappe, oder auch von Guttapercha. Alle diese zuletzt genannten Verbandstücke dienen zur Vereinigung von getrennten Theilen. Soll eine Erweiterung eines Wundkanals oder einer verengerten natürlichen Oeffnung, oder auch nur ein Offenerhalten einer Wunde erzielt werden, so dienen hierzu wiederum ausgefranste lange Leinwandstreifen oder Charpiewickel (bourdonnet), oder Menschen von verschiedener Größe und Gestalt, spitz, lang, rund oder breit zugerichtet; oder man legt metallene Röhren ein, oder Kerzen (bougies), welche letzteren lange, verschieden dicke, elastische Stäbe oder Röhren sind und aus einem Gewebe von Seide oder Baumwolle

bestehen, das mit einem guten Firniß getränkt und überzogen ist (s. Bougies). Metallene Bougies sind solide Drähte, aus Stahl, oder Silber, oder Zinn ꝛc. verfertigt. Andere solche, zur Erweiterung dienende Verbandstücke sind diejenigen, welche durch ihr Vermögen, Feuchtigkeit aufzusaugen, aufquellen; hierher gehören der Preßschwamm, Darmsaiten, unreife getrocknete Erbsen und Kügelchen von der Wurzel der Iris oder des Enzians. Außer des Drucks bedarf der Wundarzt aber noch in vielen Fällen einer weiteren Einwirkung, um seinen Heilzweck zu erreichen, nämlich des Zuges, und er bedient sich hierzu der sogenannten ziehenden Verbandgeräthe, theils einfacher Verbandtücher, in verschiedener Gestalt zusammengelegt, um entweder andere Verbände zu befestigen, oder sie sanft anzudrücken, oder um die betreffenden Theile nur einfach zu bedecken, theils der Binden, welche einen der wichtigsten Theile des Verbandapparats ausmachen. Es sind diese aus den verschiedensten Stoffen gefertigt, meist aus Leinwand, jedoch auch aus Guttapercha, Flanell, Baumwollenzeuch, Leder, mit Heftpflaster bestrichen, oder ohne ein solches Klebemittel. Die Binden sind lange verschieden breite Streifen, welche in Kreistouren um den betreffenden Körpertheil herumgeführt werden. Um sie zu befestigen, werden sie, wie beim Pappverband von Sentin, mit Kleister bestrichen, oder in neuerer Zeit mit einem Gypsbrei getränkt und überzogen (s. Gypsverband). Um einen starken Zug ausüben zu können, benutzt man Stränge, Riemen, oder Schlingen, welche breit genug sind, daß sie keinen schmerzhaften, einschneidenden Druck verursachen, bei einem kräftigen Zuge nicht reißen und doch so fest anliegen, daß sie nicht abgleiten. Benutzt man zu diesem Zwecke lederne Riemen, so müssen diese gut gepolstert sein. Zu den Verbänden sind auch noch diejenigen Apparate zu rechnen, welche außer den angeführten Bestandtheilen noch Federn, Räder, Schrauben ꝛc. enthalten und, von einem Bandagisten fix und fertig gemacht, von dem Wundarzte nur angelegt werden. Ihrer Komplizirtheit halber werden sie mit dem Namen Maschinen belegt; ihre Mannichfaltigkeit ist aber sehr groß, und es würde zu weit führen, hier näher auf dieselben einzugehen.

Die Anlegung des wundärztlichen Verbandes hat zwar ihre allgemeinen Regeln, doch hängt dabei viel von der Geschicklichkeit des Chirurgen und von der durch Uebung errungenen manuellen Fertigkeit, sowie von dem Talente desselben ab, damit in jedem speziellen Falle der Verband alle die Zwecke erreiche, welche im Interesse des Kranken im Auge zu behalten sind. Als allgemeine Gesetze für die Anlegung eines Verbandes mögen folgende hier ihre Stelle finden. Der Wundarzt sorge vor Allem dafür, daß er die gehörige Anzahl geübter Gehülfen habe, welche ihm den Theil, welcher verbunden werden soll, in der nothwendigen Lage fixiren helfen und überhaupt hülfreiche Hand leisten können; ferner müssen alle Verbandstücke in passender Form und Zahl vorher zugerichtet werden. Der Verband selbst sei möglichst einfach, die Anlegung desselben geschehe weder zu langsam, noch auch zu flüchtig, verursache dem Kranken so wenig wie möglich die ohnedies meist nicht zu vermeidenden Schmerzen und werde in der Weise bewerkstelligt, welche man mit leichter Hand zu bezeichnen pflegt. Jeder ungleichmäßige Druck muß vermieden werden, deshalb dürfen Korten, Umschläge nicht auf die schmerzhaften Stellen zu liegen kommen; auch muß der Druck der Individualität und der Gewohnheit des Kranken sowohl, als des leidenden Theiles angemessen sein und sich nach dem Grade der Schmerzhaftigkeit oder des Reizzustandes des zu verbindenden Theiles richten. Je nach der Jahreszeit muß der Verband entweder kühler, oder wärmer sein; die Erneuerung desselben geschehe nur einmal im Laufe des Tages, od. noch seltener, und öfter des Tages nur bei stärkerer Verunreinigung durch Eiter ꝛc., besonders wenn dadurch ein übler Geruch entsteht, was namentlich bei jauchigen Wunden ꝛc. der Fall ist. Binden, welche durch abfließende Wundabsonderungen durchnäßt werden u. deshalb verkürzt zu werden drohen, müssen etwas lockerer, oder lieber gleich feucht angelegt werden, damit ein nachtheiliger Druck vermieden werde; diese Vorsicht ist auch dann anzuwenden, wenn die zu verbindenden Theile voraussichtlich anschwellen. Der Verband soll wichtige Nachbarorgane, wie Gefäße, Nerven ꝛc., nicht drücken, und es müssen diese deshalb durch besondere geeignete Vorrichtungen vor Druck geschützt werden; endlich soll der Verband nicht länger liegen bleiben, als bis er seinen Zweck erreicht hat; sobald dies der Fall ist, soll er vielmehr sogleich abgenommen werden. Daß man bei Anlegung eines Verbandes für gehörige Beleuchtung, für warmes Wasser zum Aufweichen der in der Umgebung eiternder Wunden gewöhnlich fest anhängenden Verbandstücke und der Klebepflaster, deren Entfernung ohne diese Vorsicht meist schmerzhaft ist, sowie für nothwendige Erwärmung der Verbandstücke zu sorgen hat, versteht sich von selbst. Ueberhaupt vermeide man bei der Abnahme eines Verbandes Alles, was dem Kranken Schmerzen erregen könnte, also jedes Zerren, jede Erschütterung, zu langes Offenlassen der Wunde, was besonders bei Brandwunden durch die Berührung der atmosphärischen Luft mit denselben der Fall ist; man bedecke diese lieber, bis die nöthige Reinigung der Umgebung geschehen ist, mit einer geölten feinen Kompresse.

Die Geschichte der Bandagenlehre reicht in die ersten Anfänge der Heilkunde zurück. Schon der natürliche Instinkt mußte den Menschen im roheren Naturzustande antreiben, verletzte Theile gegen die Einwirkungen der äußern Luft durch aufgelegte Baumblätter ꝛc. zu schützen, Beobachtungen, die wir jetzt noch bei wilden Völkerstämmen zu machen Gelegenheit haben. Sehr bald sehen wir die Kunst der Anwendung zusammengesetzter Verbände bei den schon zu einem gewissen Kulturgrade erhobenen Nationen ausgebildet, wozu der Kampf mit den wilden Thieren und blutige Kriege Gelegenheit genug darboten. Spuren davon kommen in Menge schon in Homer vor. Hippocrates' Zeitalter ist reich an mannichfachen Verbandapparaten; in den Werken desselben finden wir schon die Strohladen, Schienen und komplicirten Verbände umständlich beschrieben. Sehr viele interessante Nachrichten geben uns auch die Schriften des Celsus. von Hippocrates bis auf seine Zeit, über Alles, was bei chirurgischen Krankheiten auf den Verband Bezug hat, und wenn gleich das Meiste davon für uns keinen praktischen Werth mehr hat, so bezeichnet es doch den Zustand der damaligen Chirurgie als schon auf einer hohen Stufe der Ausbildung

ſtehend. Galeus Schrift „De fasciis“ kann man gewiſſermaßen als den älteſten Umriß der Bandagenlehre betrachten; er beſchreibt ſchon mehre Binden genau; der Cancer Galeni führt noch ſeinen Namen. Genannt zu werden verdienen noch Soranus und Heliodorus, aus deren Werken Galen Manches ſchöpfte. Oribaſius beſchreibt eine Menge künſtlicher Apparate zur Einrenkung luxirter Glieder und widmete dieſem Gegenſtande eine eigene Schrift. In den ſpäteren barbariſchen Zeiten geſchah für die Chirurgie überhaupt wenig. Bei dem Wiederaufleben der Künſte und Wiſſenſchaften waren es beſonders die Franzoſen, welche eine große Menge von Verbänden erfanden und der Bandagenlehre einen hohen Rang unter den chirurgiſchen Wiſſenſchaften einräumten. In den faſt entgegengeſetzten Fehler verfielen dagegen die Engländer, welche die Bandagenlehre im Allgemeinen als einen ſehr untergeordneten Zweig der Chirurgie betrachteten und ihm daher wenig Aufmerkſamkeit widmeten. Erſt in neuerer Zeit haben die ausgezeichneten Wundärzte, an denen England ſo reich iſt, durch die Angabe vieler trefflichen B.n, deren Einfachheit mit ihrer Zweckmäßigkeit in genauem Verhältniſſe ſteht, ſich große Verdienſte um dieſe Kunſt erworben. Begierig ergriffen dagegen die Deutſchen die frühern Erfindungen der Franzoſen. Sie wurden theils Nachahmer, theils Erfinder einer großen Menge von B.n. Vgl. Bernſtein, Lehre des chirurgiſchen Verbandes, Jena 1809; Schreger, Plan einer chirurgiſchen Verbandlehre, Erlangen 1810; Derſelbe, Handbuch der chirurgiſchen Verbandlehre, daſ. 1820—22, 2 Theile; Caſpari, Syſtem des chirurgiſchen Verbandes, Leipzig 1824; Henkel, Anleitung zum chirurgiſchen Verbande, umgearbeitet und mit vielen Zuſätzen verſehen von J. C. Stark, von Neuem bearbeitet und mit Zuſätzen vermehrt von Dieffenbach, Berlin 1829; Stark, Anleitung zum chirurgiſchen Verbande, Jena 1830; Ceſſner, Handbuch der chirurgiſchen Inſtrumenten- und Verbandlehre, Wien 1852; Barbeteben, Lehrbuch der Chirurgie und Operationslehre, Berlin 1860, Bd. 1.

Bandara, Gonçalo Eannes, portugieſiſcher Dichter, lebte unter den Königen Emanuel und Sebaſtian und dichtete Prophezeiungen auf Portugals Untergang und Wiederaufleben unter einem neuen Regentenhauſe. Die Sebaſtianiſten, welche nach dieſen Prophezeiungen die Rückkehr Sebaſtians hofften, brauchten B s Buch als Erkennungszeichen. Eine neue Ausgabe deſſelben veranſtaltete der Marquis de Niza (Nantes 1640), als das Haus Braganza den portugieſiſchen Thron beſtieg. Der General Don Alvaro de Abranches ließ dem Dichter 1641 ein Denkmal zu S. Pedro de Francoſo errichten.

Banda-Neira, Inſel, ſ. Banda.

Bandanna, eine eigenthümliche Art Kattundruckerei, bei welcher weiße oder hellfarbige Muſter auf rothem oder dunklem Grunde erzeugt werden, ein Verfahren, das ſchon ſeit undenklichen Zeiten in Indien auf die Art ausgeübt worden iſt, daß man gewiſſe Stellen der Zeuche, die weiß bleiben ſollen, mit Bindfaden ſehr feſt zuſammenbindet und nun das Ganze ausfärbt, wobei denn die Farbenbrühe in die gebundenen Stellen nicht eindringen kann und dieſe alſo weiß läßt. Dieſes Verfahren iſt ſpäter in Europa weiter ausgebildet worden und macht gegenwärtig einen eigenen Zweig der Kattundruckerei aus, der mit mechaniſchen und chemiſchen Hülfsmitteln aller Art zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gelangt iſt u. die indiſchen Erzeugniſſe weit übertrifft. Vergl. Kattundruckerei.

Banda Oriental, ſüdamerikaniſche Landſchaft, ſ. Uruguay.

Bandblumen, diejenigen Nelken (Dianthus Caryophyllus *L.*), bei denen die Zeichnungsfarbe der Blumenblätter aus Strichen beſteht, durch das ganze Blatt bis in den Nagel läuft und breite Bandſtreifen bildet; ſ. Nelke.

Bandeau de Ninon, eine Binde, welche feſt um die vorher mit erweichenden Sachen beſtrichene Stirn gelegt wird, um angeblich die Runzeln zu vertreiben; Name und Gebrauch ſtammen von der bekannten Ninon de Lenelos, welche mit Hülfe dieſes Mittels ihr jugendliches Anſehen lange erhalten haben ſoll.

Bandeira, ſ. Sa da Bandeira.

Bandel, Joſeph Ernſt von, Bildhauer, geboren zu Ansbach 1800, erhielt ſeine erſte künſtleriſche Ausbildung in ſeiner Vaterſtadt, bezog dann die münchner Akademie der Künſte und lieferte ſchon ſeit 1820 manche gelungene Arbeit zur dortigen Kunſtausſtellung, z. B. einen ruhenden Mars, in ſchöner Proportion und voll lebendigen Ausdrucks, jedoch bloßer Gypsabguß. Später lebte er längere Zeit in Nürnberg und Rom, kehrte aber 1827 nach München zurück und ſchuf dort Bedeutendes, z. B. eine in Marmor ausgeführte Charitas, die ihm wegen ihrer Zartheit und Lieblichkeit vielen Beifall erwarb; ferner viele Büſten, welche bei der zarten Behandlung des Marmors auch den geiſtigen Ausdruck und die Eigenthümlichkeit der Individuen uns vorführen, und von denen die Bildniſſe des Königs Maximilian Joſeph von Bayern, des D. Quigtio, des Hofmalers Stieler, des Oberbauraths Gärtner beſonders bemerkenswerth ſind. Im Jahre 1835 ging B. nach Detmold, um den Plan des Arminiusdenkmals auf der Grottenburg bei Detmold auszuführen; die Ausführung des Unternehmens kam aber 1841 ins Stocken und ruht ſeitdem (vergl. Denkmale). B. ging darauf nach Italien und lebte ſpäter in Hannover. Außerdem ſind noch folgende Arbeiten B s erwähnenswerth: eine Gruppe, Amor und Pſyche darſtellend, dann eine Venus, lebensgroß, beide bloß Gypsabgüſſe; das Grabmal des Direktors der k. k. Materakademie, von Langer; der Genius des Lebens, ein Hautrelief aus carrariſchem Marmor. In der Bearbeitung des Marmors wetteifert B. mit den beſten Künſtlern der Gegenwart, und ſeine Werke ſind in dieſer Hinſicht den Arbeiten Canova's an die Seite zu ſtellen. Mit Maßmann gab er „Der Exſterſtein in Weſtphalen“ (Weimar 1846) heraus.

Bandelier (franz. bandoulière, ital. bandeltera), ein breiter Riemen über die linke Schulter, woran bei Kavalleriſten der Karabiner, bei Infanteriſten die Patrontaſche hängt. Vor Einführung der papiernen Patronen hatten die Infanteriſten rings an dem B. herum 12 hölzerne Hülſen, ähnlich den noch jetzt auf der Jagd gebräuchlichen, in welche die Pulverladungen gethan wurden; unten am B. hing die Pulverflaſche mit dem Zündpulver und über dieſer ein Kugelbeutel, worin der Muskotier 15, der Arke-

büsierer 30 Kugeln führte. Die Lunte war um das B. gewunden.

Bandello, Matteo, ausgezeichneter italienischer Novellist, geboren 1480 zu Castelnuovo di Scrivia, ward zu Mailand Dominikaner, ergriff während des ersten Kriegs zwischen Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich die Partei des Letztern, flüchtete nach dem Siege der kaiserlichen Waffen nach Frankreich, erhielt 1550 das Bisthum Agen, gab dasselbe um 1555 wieder auf und † wahrscheinlich 1562. Seine Novellen, der Feder eines Boccaccio nicht unwürdig, naiv, frisch, lebendig, aber auch sehr schlüpfrig, erschienen gesammelt zuerst Lucca 1554 in 3 Bänden, denen 1573 zu Lyon ein 4. folgte. Eine neue Ausgabe besorgte Camillo Franceschini (Venedig 1566); neuere Abdrücke erschienen zu London (?) 1740, 4 Bde., und 1791—93, 9 Bändchen. Eine deutsche Uebersetzung, mit Weglassung des Anstößigsten, lieferte Adrian (Frankfurt a. M. 1818 bis 1819, 3 Bde.). Außerdem hat man von B.: „Rime", herausgegeben von Costa (Turin 1816); „Canti", zu Ehren der Lucrezia Gonzaga (Agen 1545); eine italienische Uebersetzung des Hegesippus u. A.

Bande noire (schwarze Rotte), in der französischen Revolutionszeit Name der Gesellschaften, welche Domänen, konfiscirte Emigranten- u. Kirchengüter kauften, um dieselben zu vereinzeln, die dazu gehörigen Schlösser, Klöster ꝛc. aber abzutragen und als Baumaterialien ꝛc. zu verwerthen. Manches Gebäude, das in künstlerischer und historischer Beziehung Erhaltung verdient hätte, fand auf diese Weise seinen Untergang. In einigen Gegenden Deutschlands machte sich nach dem lüneviller Frieden ein ähnlicher, meist von Judengesellschaften ausgehender Vandalismus geltend.

Banderien (vom neulateinischen banderium, Fahne), sonst die Reiterbegleitungen ungarischer Magnaten im Felde und auf Reichstagen; besonders die Mannschaften und kleinern Kriegskontingente (unter 50 Reiter), mit welchen geringere Edelleute sich den Komitaten, andern Edelleuten, od. unmittelbar dem Könige anschlossen. Bis zur Niederlage bei Mohács (1526) lagen diese B. der ungarischen Militärverfassung zu Grunde. Jetzt heißen so nur noch die berittenen Edelleute der ungarischen Komitate, welche bei Krönungen, Reichstagen ꝛc. die militärischen Honneurs machen. Im J. 1828 wurde eine eigene Kommission (domini banderiati) zur Untersuchung der Insurrektions- u. Banderienangelegenheiten niedergesetzt. Vgl. Piringer, Ungarns B., Wien 1810—16, 2 Bde.

Banderillos (Banderilleros, span.), 2 Fuß lange Stöcke mit einer wie ein Angelhaken umgekrümmten Spitze, im Innern mit Schwärmern und anderem Feuerwerk gefüllt, womit im Stiergefecht die Stiere, wenn sie zu ermatten scheinen, gereizt werden.

Bandettini, Teresa, eine der gefeiertsten Improvisatricen, 1756 zu Lucca geboren, betrat zuerst das Theater, wendete sich aber dann zum Improvisiren, † 1820. Sie schrieb als Amarilli Etrusca: „Ode" und „Saggi diversi extemporali".

Bandgras, s. Phalaris.

Bandiera, Franz, österreichischer Contreadmiral, geboren in Italien, trat zuerst in die Dienste des Königreichs Italien und nach dessen Auflösung in österreichische. Er avancirte um 1824 zum Korvettenkapitän, wurde Kommandant eines Schiffes in der Levante, bewies während des griechischen Befreiungskriegs, insbesondere 1824 gegen die hydriotischen Seeräuber, und 1830 gegen die Marokkaner, welche 1828 ein österreichisches Schiff weggenommen hatten, viel Geschicklichkeit und Klugheit und ward deshalb zum Fregatten- und wirklichen Schiffskapitän und später zum Contreadmiral und Kommandanten der österreichischen Eskadre im mittelländischen Meere (an Dandolo's Stelle) befördert. Mit letzterer stieß er zu der Flotte des englischen Admirals Stopford und wirkte im Herbst 1840 bei dem Bombardement von Beirut u. bei der Eroberung der Festung St. Jean d'Acre wesentlich mit. Hierauf ging er nach Smyrna, um das Kommando der österreichischen Fregatte Bellona zu übernehmen. Durch seine Söhne kompromittirt, ward er suspendirt und nach dreimonatlicher Untersuchung pensionirt. Er † den 16. September 1847 zu Mestre bei Venedig. Seine beiden Söhne, Attilio und Emilio, standen als Schiffslieutenants in österreichischen Diensten, schwärmten jedoch für die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens. Seit 1842 im Briefwechsel mit Mazzini, glaubten sie 1843 die Zeit für eine gewaltsame Umwälzung gekommen, zu welcher Ansicht die Unruhen in der Romagna u. wiederholte Berichte von bevorstehenden Revolutionen in Unteritalien sie verführten. Da ihr Benehmen inzwischen die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich gezogen hatte, flüchteten sie im März 1844 nach Korfu. Vergebens ließ ihnen der Vicekönig Rainer durch ihre Mutter volle Amnestie anbieten; sie gestanden den ihnen Schuld gegebenen Hochverrath in fremden Zeitungen offen ein und forderten zur Nachahmung auf. Indessen ward ihre Hoffnung auf eine Desertion in Masse in der italienischen Flotte und Landarmee getäuscht, und ihr Aufenthalt in Korfu war eine ununterbrochene Reihe bitterer Täuschungen. Durch falsche Berichte aus Kalabrien denen die neapolitanische Polizei schwerlich fremd war, welche die ganze Provinz als im Aufstande befindlich schilderten, verlockt, wagten sie am 16. Juni 1844 mit 20 Gefährten eine Landung an der Mündung des Flusses Neto in Kalabrien, wurden aber von einem ihrer Gefährten, einem gewissen Boccheciampe, verrathen, bei dem Flecken San Giovanni in fiore von einer überlegenen Anzahl Bewaffneter angegriffen und zu Gefangenen gemacht. Ihr Prozeß wurde in größter Heimlichkeit geführt. Am 25. Juli 1844 wurden Attilio und Emilio B. nebst sieben ihrer Genossen auf öffentlichem Platze in Cosenza erschossen. Sie starben freudigen Muths unter dem Rufe: Viva l'Italia! Die übrigen Gefährten wurden im folgenden Jahre begnadigt.

Bandinelli, Baccio, berühmter italienischer Bildhauer, Sohn des Goldschmieds Michel Angelo di Viviano zu Florenz, geboren daselbst 1487, Ritter von St. Peter und St. Jakob, glücklicher, unedler Nebenbuhler Michel Angelo's, dessen berühmten Karton von den während eines Bades im Arno zum Kampfe aufgerufenen florentinischen Soldaten zerrissen zu haben man ihn beschuldigte. Er † 1559 in seiner Vaterstadt. Hauptwerke von ihm sind: Hercules mit Cacus zu seinen Füßen, in Florenz; Kopie der Gruppe des Laocoon, in der Gallerie daselbst; die bisweilen etwas manierirten Basreliefs

an den Säulenfüßen des Chors im Dom zu Florenz. B. war auch Maler, als solcher jedoch weniger bedeutend, obgleich seine Zeichnung gelobt wird.

Bandini, Giorgio, genannt Benedetto da Castello oder dell' Opera, tüchtiger Bildhauer zu Florenz, Schüler Bandinelli's, besonders geschickt in Brustbildern nach dem Leben; von ihm sind: die treffliche Statue der Baukunst am Grabmale Michel Angelo's, der heilige Jakob und Philipp in der Kathedrale zu Florenz, das Basrelief in der Kapelle de' Gaddi in Sta. Maria Novella u. a. m.

Bandit (italienisch bandito), eigentlich ein Geächteter, besonders aber eine eigenthümliche Gattung von Straßenräubern. Sie bildeten gewissermaßen eine Gilde, die, ihren eigenen Gesetzen unterworfen, mit der bürgerlichen Gesellschaft in offenem und geheimem Kriege lebte. Die unter einzelnen Hauptleuten stehenden Banden erhielten Verbindungen mit einander. Sie fielen meist Reisende, einzelne Wagen, oder auch kleine Karawanen an, indem sie, hinter Bäumen versteckt, mit Musquetons auf die Reisenden zielten, ihnen befahlen, sich mit dem Gesicht auf die Erde niederzuwerfen, und sie dann einzeln durchsuchten und beraubten. Mord verübten sie selten und nur, wenn sie Widerstand fanden. Oefter schleppten sie reiche Bewohner der Gegend oder Reisende in ihre Schlupfwinkel und lieferten sie nur gegen bedeutende Lösegelder wieder aus. Bei aller Rohheit besaßen sie einen gewissen, an die mittelalterliche Romantik erinnernden Ehrgeiz. Sie hielten unverbrüchlich das gegebene Wort und sorgten, wenn sie sich einmal anheischig gemacht hatten, ihr Räuberleben aufzugeben und die Gegend von Räubern rein zu halten, oft besser für die ihnen anvertraute Ordnung und Sicherheit, als die öffentlichen Behörden es vermochten, weshalb es nichts Seltenes war, daß sie, insbesondere die gefürchtetsten Chefs, amnestirt und als Polizeibeamte angestellt wurden. Oft nahmen sie auch von Fremden und Einheimischen ein Schutzgeld und gaben ihnen dafür Sicherheits- oder Geleitsbriefe, mit denen die Inhaber gewisse Distrikte unangefochten durchreisen konnten. Peter der Kalabrese, einer der berüchtigsten Häuptlinge der B.en 1812, nannte sich Kaiser der Gebirge, König der Wälder, Beschützer der Konstribirten und Vermittler der Straße von Florenz nach Neapel; die neapolitanische Regierung sah sich genöthigt, Verträge mit ihm abzuschließen. Nach ihm machte sich Gasparoni als Anführer der B.en furchtbar; er sammelte gegen 200 Räuber um sich und führte die tollkühnsten Streiche aus. Noch ist es keiner italienischen Regierung gelungen, ihr Land ganz von den B.en zu säubern. Durch die strengen Maßregeln, welche die päpstliche Regierung 1820 gegen sie und ihre Hehler ergriff, sind indeß ihre Schlupfwinkel und friedlichen Sitze (oft wurden ganze Dörfer von ihnen bewohnt) aufgestört und sie selbst heimatlos geworden; diejenigen, welche zuweilen noch die Grenzen von Neapel beunruhigen, sind dort angesessene Leute, welche neben dem Ackerbau Raub und Mord als einen Gewerbszweig betrachten. Mit den B.en verbanden sich später Abenteurer aller Art, weshalb die österreichischen Truppen, welche Neapel besetzten, förmlich gegen sie zu Felde zogen. In Sicilien hausen die B.en am zahlreichsten im Val Demone, wo es früher so weit ging, daß sich der Fürst von Villafranca aus politischen und andern Rücksichten für ihren Patron erklärte, ihnen Livrée gab und sie mit vielem Zutrauen behandelte.

Banditenmord (assassinium), jeder von einem für Sold dazu gedungenen Menschen verübte Mord (s. d.). Bei Beurtheilung dieses Mords treten die Grundsätze über das Verhältniß des intellektuellen Urhebers oder Anstifters zu dem physischen in sofern ein, als beide Urheber gleiche Strafe, und zwar des Mords leiden, da die Bedingungen des Todtschlages wegen der zum gedungenen Mord gehörigen Ueberlegung u. der Gemeinheit der Triebfeder nicht eintreten können. Das gemeine Kriminalrecht kennt keine Bestimmung für den Fall, daher die Strafe des Rades nach Art. 137 der Carolina angewendet werden muß.

Bandmühle, s. Bandweberei.

Band-, niet- und nagelfest, s. Fixa vineta.

Bandóla (span., Bandolon, Beton), ein lautenartiges, mit 10 Metallsaiten bezogenes Instrument, das mit einem biegsamen Griffel von Horn oder Schildkrot gespielt wird; besonders in Mexiko gebräuchlich. Mit ihm verwandt ist die 1561 von Roß in London erfundene, jetzt äußerst seltene Bandöra, mit 12 Stahlsaiten.

Bandon (Bandonbridge, irisch Drohid), Stadt in der irischen Provinz Munster, am gleichnamigen Fluß, ziemlich wohlgebaut, mit 2 Kirchen, einem Kai auf der Südseite des Flusses, welcher durch die Fluth für Seeschiffe von 150 Tonnen bis zur Stadt hin fahrbar wird, und 9049 Einwohnern, welche Baumwollen- u. Linnenweberei, Tuchfabrikation, Brauerei, Gerberei, Färberei und starken Handel mit Getreide und Mehl treiben. Die Stadt wurde 1610 gegründet. In der Nähe findet sich eine berühmte Stahlquelle.

Bandong, Stadt in der preanger Regentschaft auf der ostindischen Insel Java, sehr hoch auf einer ausgedehnten Fläche zwischen Bergen liegend, mit einem der größten Dalam (fürstlichen Paläste) auf Java und 3500 Einw. Das Hauptprodukt der Umgegend ist Kaffee.

Bandoska (Koboa), böhmisches Nationalinstrument, besteht aus einem gläsernen Kruge, der mit Leder und einigen Pferdehaaren überzogen, mit Wasser gefüllt, gestimmt und mit angefeuchteten Händen gespielt wird; es gibt einen ähnlichen Ton wie die Baßgeige.

Bandstein, bandartig gezeichnete Mineralien, z. B. Bandachat, Bandjaspis, Bandmarmor.

Bandtke (Bandtkie), Georg Samuel, polnischer Geschichtsschreiber und Bibliograph, geboren am 24. November 1768 zu Lublin, Sohn eines deutschen, aus Schlesien eingewanderten Kaufmanns, erhielt seine Schulbildung von 1779—87 auf dem Elisabethgymnasium zu Breslau und studirte darauf zu Halle und Jena. Als Hauslehrer bei dem Grafen Peter Ozarowski begleitete er seine Zöglinge nach Warschau, Dresden, Berlin und zuletzt zwei Jahre nach Petersburg, wo sein Geist die Richtung auf das Studium der russischen und altslavischen Literatur gewann. Im Jahre 1798 nach Breslau zurückgekehrt, erhielt er hier die Stelle eines Lehrers der polnischen Sprache am Elisabethgymnasium, wurde zugleich Dolmetscher bei der Municipalität und der königlichen Kammer und 1804 Rektor der Heiligengeistschule. Sein erstes Werk waren die

„Hiſtoriſch-kritiſchen Analekten zur Erläuterung der Geſchichte des Oſtens von Europa" (Berlin 1802); dann beſorgte er einen Abdruck v. „Comenii orbis sensualium pictus (Bresl. 1802) u. von Fredro's „Sammlung polniſcher Sprüchwörter" (daſ. 1802 u. 1809), und bald folgten auch diejenigen Werke, durch welche er ſeinen Namen am bekannteſten gemacht hat, das „Polniſch-deutſche Wörterbuch" (Berl. 1806, 2 Bde.), die „polniſche Grammatik für Deutſche" (Breslau 1808 u. ö.), ſein Hauptwerk, und ſeine „Dzieje narodu polskiego" („Begebniſſe des polniſchen Volkes", 3. Aufl., Breslau 1810, 2 Bde., daſ. 1835). Mit ſeinem Bruder, Joh. Vincenz, gab er ein „Polniſch-deutſch-franzöſiſches Taſchenwörterbuch" (Breslau 1811 ff., 4 Bde.) heraus. Durch dieſe Leiſtungen zog B. ſo große Aufmerkſamkeit auf ſich, daß ihn 1811 die allgemeine Edukationskommiſſion des Herzogthums Warſchau als Bibliothekar und Profeſſor der Bibliographie an die Univerſität Krakau berief. Während er die großen Schätze der durch lange Vernachläſſigung in Unordnung und Verfall gerathenen Bibliothek daſelbſt für den allgemeinen Gebrauch wieder vollſtändig zugängtich machte, ſchrieb er: De incunabulis ercoviensibus" (Krakau 1812), „Historya drukarn Krakowskich" („Geſchichte der krakauer Druckereien", daſ. 1814) und „Historya drukarn w Polsce" („Geſchichte der Druckereien Polens", daſ. 1825, 3 Bde., ein umfaſſendes Werk voll der verdienſtlichſten und gelehrteſten Forſchungen. Er † den 11. Juni 1835. Sein Bruder, Johann Vincenz, 1783 zu Lublin geboren, Profeſſor der Rechte zu Warſchau, gab unter andern heraus: „Jus culmence" (1814) und „Jus polonicum" (1831).

Bandusium, Stadt der alten Sabiner, öſtlich von Tibur (Tivoli); dabei in einſamem Thale, in der Nähe von Horazens Sabinum, am Fuße des Mons Lucretilis (Monte Gennaro), die bandusiſche Quelle (Bandusiae fons), die den Bach Licenza, die alte Digentia, bildet.

Bandweberei (Bandwirkerei), ein Zweig der Weberei, deſſen Ausübung im Allgemeinen dieſelben Hauptoperationen zu Grunde liegen, welche dort in Anwendung kommen. Bänder werden aus allen Materialien gefertigt, welche zur Zeuchfabrikation überhaupt gebräuchlich ſind, nämtich Leinen, Baumwolle und Seide. Leinene Bänder werden theils aus einfachem Leinengarn (Leinwandbänder), theils aus zweidräthigem Zwirn verfertigt (Zwirnbänder). Die geköperten Garn- oder Zwirnbänder der feineren Art führen gewöhnlich den Namen Niederländerband. Die Strippenbänder (Struppen) ſind ein grobes geköpertes Zwirnband. Man hat auch leinene Bänder mit verſchiedenen eingewebten, oft vielfarbigen Muſtern; ſie ſind bei den niedern Volksklaſſen beliebt. Die leinenen Bänder ſind meiſt von geringer Breite. Die ſchmälſten und gröbſten davon, die Schnürbänder oder Schnürriemen, haben bei einer Breite von ¼ Zoll nur 8 Fäden in der Kette. Baumwollenbänder ſind wenig im Gebrauch, da ſie weder die Feſtigkeit der leineuen, noch die Schönheit der ſeidenen beſitzen. Man macht ganz weiße, oder farbig geſtreifte, ſelteuer erhalten ſie Deſſeins. Die feineren Sorten der glatten Baumwollenbänder führen den Namen Perkalbänder. Die wollenen Bänder (Harrasbänder) ſind entweder glatt, oder geköpert, oder gemuſtert (figurirt). Halbwollene Bänder haben die Kette ganz von Leinenzwirn, oder von Leinen und Schafwolle gemiſcht, den Eintrag von Wolle. Am wichtigſten iſt unſtreitig die Fabrikation der ſeidenen Bänder, die ſowohl der Mannichfaltigkeit, als der Schönheit nach die ausgezeichnetſten ſind. Die verſchiedenen Gattungen derſelben erhalten im Allgemeinen den Namen von dem Zeuche, welchem ſie in der Beſchaffenheit ihres Gewebes gleichen. Die glatt gewebten nennt man überhaupt Taffetbänder. Ihre Kette beſteht aus einfachen Fäden; zum Eintrag nimmt man bei den ganz leichten Sorten einfache, bei den beſſeren und ſchwereren doppelte, auch dreifache (jedoch nicht zuſammengedrehte) Fäden. Die ſogenannten Renforcés ſind gute Taffetbänder, bei welchen die Eintragfäden ſtärker an einander geſchlagen ſind, und die alſo eine größere Dichtigkeit beſitzen. Uebrigens erhalten die Taffetbänder im Handel, nach Verſchiedenheit ihrer Güte, mancherlei Namen, z. B. mittelfeine Renforcés, ſchwere Renforcés, Doubles, franzöſiſche Doubles, Fins Doubles, Marcellinband, Paſſefins, Fortband ꝛc. Die ſchwerſte Sorte der glatt gewebten Bänder (mit Ausnahme der Ordensbänder) ſind die franzöſiſchen Taffetbänder oder Grosdetours (auch Grosdenaples genannt), welche eine Kette von doppelten und einen Eintrag von 2-, 3- oder 4fachen Fäden beſitzen. Geköperte Seidenbänder ſind die ſogenannten Floret- oder Zwilchbänder und das Friſoletband, welche nur aus ſchlechter Seide (meiſt nur aus Floretſeide) verfertigt werden und denen man oft eine theilweiſe aus Baumwolle beſtehende Kette gibt. Die ſchönſte Art der geköperten Bänder ſind aber die Atlasbänder, welche durch die auf der rechten Seite dem größten Theile nach freiliegende, aus ſchöner Seide beſtehende Kette eine gleichförmige ſammetartige Oberfläche und ſchönen Glanz erhalten. Die Kette der Atlasbändee beſteht aus einfachen, nur in ſeltenen Fällen aus doppelten Fäden; der Eintrag iſt doppelt oder dreifach, ſeltener mehrfach. Aus roher (ungeſottener) Seide werden die Dünntuchbänder verfertigt, welche, wenn ſie nur mit Leiſten von geſottener (entſchälter) Seide verſehen ſind, auch Glaſurbänder heißen. Ihr Gewebe iſt taffetartig, d. h. ungeköpert; aber die einfachen Ketten u. Eintragfäden liegen ſo weit auseinander, daß das Gewebe im Anſehen einem feinen Gitter gleicht. Aehnlich, nämlich gleichfalls aus roher Seide und locker, aber mit doppelten Kettenfäden gewebt, ſind die zur Verfertigung von Putzarbeiten beſtimmten ſchmalen Drahtbänder, in welchen an jeder Seite der Kette ein weicher (ausgeglühter) dünner Eiſendraht ſich befindet, der dem Bande die Fähigkeit gibt, die ihm durch Biegen ertheilte Geſtalt zu behalten. Man macht ſolche Bänder auch aus Baumwolle. Grosdetours-, Atlas- und Dünntuchbänder werden verſchiedentlich façonnirt oder gemuſtert, d. h. mit Deſſeins, erzeugt. Die einfachſte Verzierung beſteht in Streifen von einem andern Gewebe, als der Grund. So macht man Atlasſtreifen in Dünntuch- und Grosdetoursband und Grosdetoursſtreifen in Dünntuchband. Ferner werden Figuren verſchiedener Art, Blumen und dergleichen eingewebt, theils einfarbig, theils mit andern Farben, als jene des Grundes. Eine eigene Gattung bilden die Sam-

metbänder; sie kommen theils aufgeschnitten, theils unaufgeschnitten vor; oft ist auch bei ihnen durch ein theilweises Aufschneiden der Poile (Sammetmaschen) ein Dessein gebildet. Geringere Sorten von Sammetbändern enthalten einen Eintrag von Baumwolle. Elastische Bänder entstehen dadurch, daß man zu einzelnen Kettenfäden Kautschuk nimmt. Man unterscheidet die Bänder nach ihrer Breite durch Nummern, welche zwar in verschiedenen Fabriken etwas von einander abweichen, doch aber stets so gebraucht werden, daß eine höhere Nummer ein breiteres Band anzeigt und Null der kleinsten Breite entspricht. Dazwischenfallende Abstufungen werden auch wohl durch gebrochene Zahlen ausgedrückt. Bei Atlasband sind hauptsächlich die Nummern 0, 1, 2, 4, 6, 8, 12, 16, 22, 24, 30 im Gebrauch. Taffetbänder sind bei gleicher Nummer immer etwas breiter als Atlasbänder, aber selbst die schwersten enthalten, da sie leichter und aus dickerer Seide gearbeitet sind, bei gleicher Breite ungefähr nur ⅓ weniger Fäden, als die hier für Atlasbänder angegebenen Zahlen. Eigentliche Taffetbänder, mit einfacher Kette, sind in der Regel nicht breiter als 16 Linien (Nr. 5); alle breiteren gehören zu den Grosdetoursbändern. Die Sammetbänder bezeichnet man von 00 und 0 an bis 250. Aehnliche willkürliche Numerirungen finden sich bei den wollenen, baumwollenen und leinenen Bändern.

In der B. zeichnen sich vorzüglich aus in England: Coventry, Manchester und Spitalfield; in Frankreich: Lyon, Paris, Tours, Amiens (Wollenbänder), St. Etienne, Chaumont; in der Schweiz: Basel und Zürich; in Deutschland: Wien, Berlin, Elberfeld, Krefeld, Köln, Iserlohn, Freiberg, Schneeberg, Erfurt (Wollenbänder); gute Leinenbänder liefern die Niederlausitz und die Niederlande. Die prachtvollsten Modebänder, Ordensbänder, Damengürtel, Charpes ꝛc. liefert vor Allem Paris; die Sammetbänder bezieht man vornehmlich aus Krefeld. Bänder, die auf Rollen gewickelt werden, nennt man Rollbänder; die übrigen werden in der Länge gebrochen und zusammengelegt. Der Bandhandel wird von Bandhandlungen en gros und von Posamentirern und Schnitthandlungen, besonders von Juden auf Messen und Jahrmärkten en detail getrieben. Letztere pflegen die Bänder in Auktionen oder von Großhändlern zu kaufen, wenn sie entweder aus der Mode, oder etwas verblichen oder fleckig geworden sind; sie färben die Waare auf, appretiren dieselbe und sind so im Stande, sie unter der Hälfte des ursprünglichen Werthes zu geben.

Das eigentliche Geschäft der B. zerfällt in zwei oder (für mehre Fälle) in drei Theile: die Vorarbeiten, das Weben selbst, die Appretur. Die gefärbte Seide (Wolle ꝛc.), welche zu Bändern verwebt werden soll, wird mittelst einer Spulmaschine auf Spulen gewickelt und von diesen zuerst einzeln durch eine Reihe gläserner, auf einer Leiste befestigter Ringe und dann gemeinschaftlich durch einen größern gläsernen Ring auf einen nahe stehenden senkrechten, 6 Fuß hohen Haspel, den Anschweif- oder Zettelrahmen (Zettelmühle, Schirrmühle) gebracht, der mittelst dreier in einander greifenden gezahnten Räder durch eine Kurbel in Umdrehung gesetzt wird. Von der Zettelmühle kommt die zu einem Bande bestimmte Kette auf eine große Spule, die Zettelspule, bei einer großen Anzahl von Kettenfäden auch wohl auf zwei solche Spulen; von diesen Spulen wird sie auf den Weberstuhl gebracht, eine Arbeit, welche man ablegen oder abfahren nennt. Die zum Einschlage bestimmte Seide wird auf kleine, nur 1—1½ Zoll lange Spulen gewickelt, welche man in das Weberschiffchen, den Schützen, einlegt, welches am schnellsten mittelst einer Spulmaschine geschieht, durch welche 32 Spulen zugleich mit Seide angefüllt werden. Was das Weben betrifft, so kann dasselbe entweder auf Handstühlen, oder auf Schubstühlen, oder auf Bandmühlen geschehen. Auf dem Handstuhle, Bortenwirkerstuhle, Posamentirerstuhle, ist immer nur Eine Kette gespannt, weil immer nur Ein Stück Band zu gleicher Zeit darauf gewebt wird, und der Schütze wird bloß mit der Hand geworfen. Man wendet ihn besonders auch zum Weben sehr breiter und schwerer Bänder, sowie solcher an, worin sehr künstliche Muster und viele Farbenabwechselungen im Muster vorkommen. Bei dem Schubstuhle werden die Schäfte, die Schützen und die Lade gleichfalls von einem Arbeiter, die Schäfte mittelst der Pedale, die Schützen und die Lade mit der Hand in Thätigkeit gesetzt; auf diesem Stuhle werden gewöhnlich nur 12—14 schmale Bänder, von breiten nur 2—4 auf einmal gewebt. Die Bandmühlen hingegen werden in allen ihren Theilen entweder von Menschenhänden durch Kurbeln, oder von Pferden, oder von Wasserrädern, oder von Dampfmaschinen getrieben, und je nach Beschaffenheit der Breite der Bänder können darauf 12—40 Stück gewebt werden. Die Bandmühle ist also ein selbstwebender Stuhl, d. h. ein solcher, welcher keines Webers bedarf, der die Pedale tritt und dadurch vermöge des Geschirrs den Wechsel der Kettenfäden für das Hindurchschlängeln des Einschlagfadens mittelst des Schützen bewirkt, den Schützen mit der Hand wirft, die Lade mit der Hand anschlägt, das fertig gewebte Stück auf den Baum rollt ꝛc., sondern ein solcher, wo alle diese Bewegungen durch einen eigenen sinnreichen Mechanismus geschehen und zur Aufsicht nur Ein Arbeiter nöthig ist. Einfacher ist übrigens die Bandmühle zu Taffetbändern und andern glatten Bändern, künstlicher zu Atlasbändern, noch künstlicher zu gemusterten Bändern. Für letztere werden zur Hervorbringung von Dessins verschiedene andere Maschinen, besonders die jacquardschen in Anwendung gebracht. Zur Darstellung mehrfarbiger, besonders quadrillirter Bänder, deren Einschlag aus mehr als zwei mit einander abwechselnden Farben besteht, werden mehre Schützen angewendet, welche die verschiedenfarbigen Fäden enthalten; nach Erforderniß kann man sie ohne großen Zeitverlust wechseln. Die Arbeit der Bandmühle geht sehr schnell von Statten, und ein Arbeiter kann darauf in einem Tage von 50 bis zu 600 oder 700 Ellen weben, je nach der Art und Breite des Bandes und der Anzahl der Läufe. Eine besondere Appretur erhalten nur die Atlasbänder, sowie einige wenige Arten von Taffetbändern, und zwar durch Gummiren und Kalandern. Jenes geschieht durch Bestreichen mittelst eines Schwammes mit einer dünnen Auflösung von Gummitraganth, Hausenblase oder Pergamentleim, auch wohl nur mit einem dünnen Stärkebrei, und zwar auf der untern oder unrechten Seite, während die Bänder

auf einen 6 Fuß langen und 4 Fuß im Durchmesser haltenden Haspel, den Streich- od. Gummirahmen, gewunden werden. Beim Kalandern werden sie zwischen zwei Walzen hindurchgezwängt, von denen die obere von Gußeisen, ganz rund abgedreht und polirt, hohl und an ihrer einen kreisförmigen Grundfläche mit einer Thür versehen ist, um ein glühendes Eisen hineinlegen zu können, damit sie wie ein Bügeleisen wirke. Die unten ebenfalls recht rund und glatt gedrehte Walze ist entweder aus gutem harten Holze, oder aus einer massiven Papiermasse verfertigt. Auf besondere Art appretirt werden die moirirten oder gewässerten Bänder, welche entweder Grosdetoursbänder, oder schwere Taffetbänder sind. Die wellenartige Spiegelung dieser Bänder wird dadurch hervorgebracht, daß man dieselben mit Wasser benetzt, sie auf dem Gummirahmen trocknet, zusammenlegt u. zwischen heißen, eisernen, mit Bretern belegten Platten, mehrere hundert Ellen auf einmal, recht stark in einer Schraubenpresse preßt. Auf den gaufrirten Bändern hat man mittelst eines starken Drucks erhabene Zeichnungen hervorgebracht. Man bedient sich dazu eines der Kalandermaschine ähnlichen Walzwerks, nur ist die Oberfläche der metallenen Walze nicht glatt, sondern nach dem gewählten Muster mit Zeichnungen versehen, die sich auf dem hindurchgezwängten Bande abdrucken. Mit manchen Sammetbändern wird eine ähnliche Operation vorgenommen; indem man diese mit hölzernen oder messingenen Formen so preßt, daß dadurch das Haar an einzelnen Stellen niedergedrückt wird, bildet sich ein Muster darauf.

Bandwürmer (Cestoidea *R.*), Familie der Würmer aus der Ordnung der Eingeweidewürmer, begreift Würmer mit plattgedrücktem, bandartig verlängertem, mehr oder minder deutlich gegliedertem (gekerbtem) Körper, die in dem Darmkanale des Menschen und der Wirbelthiere ihren Sitz haben. Die Haut ist weich und zart; unter ihr liegen die Muskelfasern, welche Längs- u. Quermuskeln bilden und die trägen Zusammenziehungen und Ausdehnungen des Körpers vermitteln. Ein Nervensystem ist noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen worden; wahrscheinlich besteht dasselbe aus zwei zarten, durch einen sehr dünnen Verbindungsfaden vereinigten Knötchen im dünnern Kopfende (scolex), von wo zwei sehr feine seitliche Nervenstämme nach hinten gehen, sich aber nur in dem vorderen Endgliede verfolgen lassen. Obwohl die weiteren Glieder eine um so vollkommnere Entwickelung zeigen, je weiter sie vom Kopfende abstehen, so findet sich in ihnen doch nie eine Spur von Nervensystem. Das Gefäßsystem der B. besteht aus Längsgefäßen, welche sich durch alle Glieder fortsetzen und durch zahlreiche Queräste zu einem deutlichen Gefäßsystem verbunden sind. Die Bewegungen des farblosen Blutes in ihnen wird durch die Zusammenziehungen des Körpergewebes hervorgebracht. Außerdem sind noch Längskanäle zu bemerken, die in jedem Gliede durch ein Quergefäß mit einander verbunden und vielleicht als verkümmerte Darmkanäle zu betrachten sind. Da weder eine Mundöffnung, noch ein After, noch ein eigentlicher Darmkanal vorhanden ist, so kann die Nahrung nur in flüssiger Gestalt durch die weiche schwammige Haut dem Körper zugeführt werden. Am Kopfende sind als Organe zum Festhalten meist vier sogenannte Saugnäpfe zu bemerken, schüsselförmige Vertiefungen, welche aber undurchbohrt sind, also nicht ins Innere des Wurms führen u. lediglich zur Anheftung an der Wand des Darmkanals des Wohnthiers, nicht zur Aufnahme der Nahrung dienen. Zwischen diesen Saugnäpfchen ist ein einfacher oder doppelter, aus feinen rückwärts gebogenen Häkchen bestehender Hakenkranz befindlich. Merkwürdig ist die in der That ins Ungeheure gehende Entwickelung der Fortpflanzungsorgane. Jedes einzelne Glied enthält nämlich ein männliches und ein weibliches Geschlechtsorgan, und da diese Glieder abgelöst eine große selbstständige Beweglichkeit besitzen und selbst eine Zeitlang fortleben, so stellt jedes gewissermaßen ein hermaphroditisches Individuum und der ganze Bandwurm eine Kolonie solcher Individuen dar. Die Eierstöcke bilden in jedem Gliede eine mehr oder minder verzweigte Masse, welche in einer gewundenen oder geraden Röhre nach außen mündet. In einem einzigen Gliede sind die entweder von einer einfachen braunen Eihülle umgebenen, oder in mehrfachen Kapselhäuten eingeschlossenen Eier in außerordentlich großer Anzahl angehäuft. Jedes Ei birgt einen Embryo, der als ein belebtes Kügelchen von weicher, thierischer, körniger Substanz erscheint und mit 6 seinen vorstreckbaren und zurückziehbaren und seitlich beweglichen hornigen Häkchen bewaffnet ist. Ganz eigenthümliche Erscheinungen bietet aber die Fortpflanzungsweise selbst dar. Das kopfähnliche Endglied, der Scolex, welches in der Darmhaut festsitzt, erreicht wahrscheinlich ein sehr hohes Alter. An seinem hintern Ende sproßt knospend ein Glied hervor, und während dieses im Wachsen begriffen ist, sproßt wieder ein neues und abermals ein neues hervor, so daß der Wurm, der frei in der Höhle des Darmkanals hängt, oft eine außerordentliche Länge, man sagt bis zu 50 Ellen und mehr, bei den den Menschen bewohnenden Arten erreicht. Das unmittelbar am Scolex befindliche Glied ist stets das jüngste, das hinterste das älteste Glied. Die reifen Bandwurmglieder lösen sich entweder einzeln, wie gewöhnlich bei den eigentlichen B.n (Taenia), oder in ganzen Reihen, wie bei den Grubenköpfen (Bothriocephalus) ab und werden mit dem Kothe ausgestoßen. Doch scheinen auch die reifen Eier schon innerhalb des Darmkanals zuweilen von den noch anhaftenden Gliedern ausgestoßen zu werden. Jene Abstoßung der Glieder aber, welche in regelmäßigen Zwischenräumen erfolgt, ist ein wahres Aussäen von Millionen entwickelungsfähiger Eier, die aber, um sich entwickeln zu können, auf irgend eine Weise in ein Thier, das Wohnthier des Bandwurms, hineinkommen müssen. Millionen dieser Eier gehen wahrscheinlich zu Grunde, ohne an die zu ihrer Entwickelung nothwendige Oertlichkeit zu gelangen; da aber bei jeder Abstoßung von Gliedern Millionen Eier ausgesäet werden, so erscheint die Erhaltung der Art auf diese Weise gesichert, zumal da die Eier von den faulenden und gährenden Stoffen, in welche sie mit dem Kothe gerathen, nicht im mindesten angegriffen werden und bei hinreichender Feuchtigkeit monatlang (jahrelang?) ihre Lebensfähigkeit bewahren. Sie sind aber so mikroskopisch klein, daß sie, selbst massenweise angehäuft, dem unbewaffneten Auge kaum sichtbar sind. Vom Regen weiter geführt, gelangen sie in die Gewässer oder werden mit

dem Dünger auf die Felder und auf die Pflanzen gebracht, mit welchen sie in den Magen und Darmkanal der pflanzenfressenden Thiere gelangen. Hier berstet die Eierschale und der Embryo tritt hervor. Dieser bleibt aber nicht in dem Magen oder Darmkanal, sondern bohrt sich mit seinen Häkchen in die Wandungen ein und dringt durch die Gewebe, durch deren Elemente er sich hindurchschiebt, bis in die Blutgefäße ein. Hier wird er mit den Blutkörperchen, deren Größe er nicht einmal erreicht, weiter geführt und zuletzt an einem zu seiner Entwickelung geeigneten Ort abgesetzt, was bei einigen Thieren im Muskelfleische oder Zellgewebe, bei anderen in der Leber, bei noch anderen selbst in der Gehirnsubstanz geschieht. Andere (K. Vogt) nehmen an, daß die Eier vom Grubenkopfe auch direkt mit Salat u. dergleichen in den Magen u. Darmkanal des Menschen gelangen. Eine gänzliche Befreiung des Menschen vom Bandwurm wäre aber schwerlich möglich, wenn sich derselbe, ohne ein anderes Thier zu durchwandern, im Menschen entwickeln könnte, weil bei der ungeheuern Menge der Eier selbst nach den kräftigsten Abführungsmitteln zwischen den Zellen und Falten des Darmkanals immer noch einzelne haften bleiben u. aus ihnen nur B. entstehen könnten. Wie dem aber auch sei, gewiß ist, daß der Embryo, sobald er am Ziele seiner Wanderung angekommen ist, sich weiter entwickelt. Er nimmt eine blasenartige Gestalt an; an der Stelle aber, wo vorher die 6 feinen hornigen Häkchen sich befanden, bildet sich an der Innenwand der Blase der erwähnte Scolex oder Bandwurmkopf, der sich im raschen Wachsthum vergrößert und bald die oben beschriebene Gestalt annimmt. Bei vielen Bandwurmarten bleibt die Blase eng, während sie sich bei anderen mit einer wässerigen Feuchtigkeit anfüllt und manchmal eine bedeutende Größe erreicht. In diesem Zustande ist der Bandwurm das, was man Blasenwurm nennt. Diese Blasenwürmer, welche man früher (seit Rudolphi) als eine besondere Familie (Cystica) aufzuführen pflegte, sind demnach als eine nothwendige Entwicklungsstufe der B., nicht, wie Manche wollten, als verirrte, sondern als unentwickelte und daher geschlechtslose B. zu betrachten. Ihr Kopf ist mit 2—4 Saugnäpfen und einem Hakenkranz, wie der Kopf der entwickelten B., versehen, und sie unterscheiden sich von diesen lediglich durch ein besonderes Ernährungsorgan, die erwähnte größere oder kleinere Wasserblase. Nach Einigen soll letztere eine krankhafte Wasseransammlung sein, was jedoch nicht statthaft ist, da Küchenmeister und Leuckart durch Fütterung direkt, obwohl erst bei einigen Blasenwürmern, ihre Umwandlung in B. nachgewiesen haben. Man hat aber diese Blasenwürmer bisher fast nur bei Säugethieren, namentlich bei Nagern (Mäusen, Ratten, Hasen), sowie bei Wiederkäuern, selten beim Menschen beobachtet. Die Blasenwürmer zerfallen in drei Abtheilungen, je nachdem viele Köpfe an der innern Wandung einer einzigen, mit Feuchtigkeit angefüllten Blase, oder viele Köpfe in Gruppen außen auf einer gemeinschaftlichen Blase sitzen, od. nur ein Kopf an einer einzigen großen Blase hängt. Zu der ersten Abtheilung gehört der Blasenwurm des Menschen (Echinococcus hominis *R.*, Igelkorn). Derselbe ist gelblich, rundlich oder birnförmig, mit einfachem Hakenkranze versehen, von der Größe eines Sandkorns, hängt aber zuweilen an einer faustgroßen Blase. Er kommt in allen Theilen des menschlichen Körpers, vornehmlich aber in der Leber, Milz u. in den Nieren u. fast immer eingekapselt vor und wird gefährlich, wenn sich im Innern der Blase immer neue Blasen erzeugen, die dann zusammen einen beträchtlichen Umfang annehmen, das Schwinden des Organs u. dadurch den Tod herbeiführen können. In Island soll an diesem Blasenwurm der siebente Mensch leiden. Ganz ähnlich ist der Blasenwurm der Hausthiere (E. veterinorum *R.*), nur mit doppeltem Hakenkranze ausgerüstet und in der Lunge und Leber der Ochsen, Kälber und Schafe, selten im Menschen sich entwickelnd. Nach v. Siebolds Beobachtung soll er mittelst Fütterung mit der Lunge und Leber genannter damit behafteter Hausthiere im Hunde zum Bandwurm erzogen werden können. Zu der zweiten Abtheilung gehört der Blasenwurm des Schafgehirns (Coenurus cerebralis *R.*, Drehwurm oder Schafsquese). Von diesem hängen immer mehre Würmer von 2 Linien Länge und $\frac{1}{2}$ Linie Breite an einer fast hühnereigroßen Blase im Gehirn der Schafe, meist in einer der Seitenhöhlen. Allmählig sich vergrößernd und Gehirnsubstanz verdrängend, üben sie einen solchen Reiz aus, daß sich die sogenannte Drehkrankheit (s. d.) entwickelt, bei welcher sich die Schafe (Quesenlöpse genannt) stets nach der dem Sitze des Wurms entgegengesetzten Seite drehen. Aus diesen Würmern entwickeln sich, wenn Hunde damit gefüttert werden, B. (Taenia coenurus), und aus deren Gliedern wieder, wenn Schafe damit gefüttert werden, die Schafsquesen in Schafen. Zu der dritten Abtheilung gehört die gemeine Wasserblase (Cysticercus cellulosae *R.*, Blasenschwanz, Finne, Hydatide), ein ellyptischer Blasenwurm von der Größe eines Schrotkornes, meist mit ausgestülptem Kopfe u. kurzem Halse, der fast immer eingekapselt im Zellgewebe zwischen dem Muskelfleische des Menschen und mehrer Thiere, namentlich des Rehs, vorzüglich aber im Schweinefleisch lebt u. die Larve des langgliederigen Bandwurms (Taenia solium) ist. Eine andere hierher gehörige Finne, Cyst. pisiformis *Zeder*, erbsengroß, findet sich häufig an der Leber der Kaninchen und Hasen und ist die Larve des Hundebandwurms (Taenia serrata). Eine dritte Finne, Cyst. fasciolaris, lebt in der Maus u. Ratte als unentwickelter Katzenbandwurm (Taenia crassicollis *R.*). Noch zwei Finnen, Cyst. longicollis, hypudaei und tenuicollis, leben in der Feldmaus, in dem Maulwurf, mehren Hausthieren, dem Hirsch und Reh, auch im Menschen und entwickeln sich zu Taenia crassiceps im Fuchse, zu T. tenuicollis im Iltis und Marder und zu T. marginata im Hunde und Wolfe. Die im Vorstehenden dargelegte Entwickelungsweise der B. hat man nicht allein durch Beobachtung in der Natur, sondern auch durch mühsame Versuche konstatirt, indem man in entsprechenden Wohnthieren auf die Weise B. erzog, daß man ihnen Blasenwürmer einfütterte u. andererseits Blasenwürmer massenweise dadurch erzeugte, daß man Glieder des Bandwurms mit den Eiern von Thieren fressen ließ.

Die ausgebildeten B. der Menschen, die stets im Dünndarme hausen, beschränken sich bei der europäischen Menschheit auf drei Arten. Der gemeine, langgliedrige Ketten- oder

Kürbisbandwurm (Taenia solium *L.*) erreicht eine Länge von 30 und mehr Fuß und ist 2—3 Linien breit. Der Kopf hat die Größe eines kleinen Stecknadelkopfs und ist meist dunkelschwarzbraun. Der Hakenkranz zeigt zwei Reihen Haken; die Saugnäpfe sind kreisrund; der etwa 6 Linien lange Hals ist schmal und zeigt keine Spur von Gliederung; die ausgebildeten Glieder werden bis 7 Linien lang und gleichen einem Kürbiskerne. Dieser Bandwurm kommt in Europa, Afrika und Amerika nicht selten beim Menschen vor, und zwar in solchen Gegenden am häufigsten, wo viel Schweine gezogen werden, indem nämlich der Scolex des dazu gehörigen Blasenwurms (Cysticercus cellulosae, s. oben) sehr leicht beim Kasten rohen Schweinefleisches hinabgeschluckt wird, weshalb Fleischer, Köche ꝛc. am häufigsten an diesem Bandwurm leiden. Daß sich derselbe aus der Schweinefinne entwickelt, beobachtete Küchenmeister direkt an einem Delinquenten, dem man finniges Schweinefleisch zu essen gab. Dieser Bandwurm lebt einzeln u. zuweilen in Gesellschaft, zuweilen auch zugleich mit anderen Arten, im Dünndarme des Menschen. Seine Anwesenheit gibt sich kund, wenn beim Stuhlgange oder auch für sich Glieder desselben abgehen. Er ist um so gefährlicher, weil es noch nicht ausgemacht ist, ob nicht die Brut im Darmkanale des Menschen ausschlüpfen und sich in dessen Gewebe zu Hydatiden ausbilden kann. Eine zweite Art ist erst neuerlich durch Küchenmeister genauer unterschieden worden, nämlich der schwarze Bandwurm (T. mediocanellata *Kuechenm.*), mit größerem Kopf, tief schwarz gefärbten Saugnäpfen und ohne Hakenkranz. Die Glieder desselben, mehr breit als lang, lösen sich gern von selbst los und kriechen auch ohne Stuhlgang aus dem After hervor. Der Eidehälter bildet einen mit dicker Wand versehenen Mittelkanal mit zahlreichen parallelen, sich erst am Ende gabelnden, aber nicht verzweigenden Seitenästen. Diese Art kommt weit seltener vor als die vorige, ist aber schwer zu vertreiben, da der Scolex meist sitzen bleibt, während der Wurm am Halse abreißt. Der dazu gehörige Blasenwurm ist noch nicht bekannt. Einer andern Gattung gehört der Grubenkopf oder Schweizerbandwurm (Bothriocephalus latus *L.*) an. Bei diesem ist der Kopf zungenförmig abgeplattet, und es befinden sich an demselben zwei längliche, falzähnliche Gruben, worin eigentliche Saugnäpfe und Hakenkranz fehlen. Die vordersten Glieder sind runzlig, die hintern fast dreimal so breit als lang, viereckig. Der ganze Wurm ist meist nur 10 bis 20 F. lang u. 3—4 Linien breit. Dieser Bandwurm kommt häufig in der Schweiz, in Holland u. Belgien, sowie auf dem rechten Ufer der Weichsel vor, in Deutschland und Frankreich aber nur bei solchen Personen, die sich ihn in den genannten Gegenden geholt haben. An den Ufern der Schweizerseen soll der zweite Mensch damit behaftet sein. Doch ist er, weil er keinen Hakenkranz hat, leichter abzutreiben, als der gewöhnliche Bandwurm. Die Glieder gehen nicht einzeln, sondern in ganzen ellenlangen Bändern ab, vornehmlich im Frühjahr und Herbst. Den ihm zugehörigen Blasenwurm kennt man noch nicht, wie man auch noch darüber im Dunkeln ist, auf welche Weise er in den Körper eingeschleppt wird. Da viele Fische, namentlich die Forellen, ungemein viel Grubenköpfe im Darme beherbergen, so herrscht beim Volke der schwerlich begründete Glaube, daß man den letztern von den Fischen erhalte.

Wie bei den Eingeweidewürmern überhaupt, so werden auch nicht selten beim Bandwurm keine oder sehr geringe Beschwerden bemerkt, ja es gibt Gegenden, in denen man den Besitz des Bandwurms für ein Zeichen der Gesundheit hält. Wie die B. zugleich mit den Spulwürmern in Gesellschaft gefunden werden, so haben in neuerer Zeit Rudolphi und Bremser 2—4, ja de Haen von einer Frau 18 ganze B. abgehen sehen, und es waren wahrscheinlich noch mehr da, indem noch immer Glieder ausgeleert wurden. Beispiele, daß der gewöhnliche Bandwurm u. der Grubenkopf in Einem Menschen leben, sind mehre bekannt geworden; Rudolphi fand den Bandwurm häufig bei Sektionen, wo an seine Existenz im Leben nicht gedacht war, u. folgerte daraus, daß häufig Leute sterben, ohne von diesem Gaste, der, wie die andern Eingeweidewürmer, oft wenig oder keine Beschwerde verursacht, das Geringste zu wissen. Namentlich das Dasein des Grubenkopfs erfahren Hunderte von Menschen erst durch den Abgang von Gliedern. Wo dies übersehen wird, soll man auf das Dasein des Bandwurms zu schließen berechtigt sein, wenn die Kranken in der obern Bauch- und vorzüglich in der Magengegend ein stechendes u. beißendes Gefühl empfinden, wenn sie oft die Empfindung eines Gewichts in einer oder der andern Seite des Unterleibes haben, wenn sie einen schweren, kalten, oft seinen Ort verändernden Körper im Leibe wahrnehmen, wodurch Schauder erregt und Kälte des Unterleibes und Rückens hervorgebracht wird. Bisweilen rollt sich der Wurm in einen Knäuel zusammen, der sich bald auseinanderschnellt, so daß es dem Kranken vorkommt, als ob ein Uhrwerk im Leibe sei. Der Bauch wird oft sehr schnell aufgebläht, wobei man das Gefühl hat, als wenn eine kalte Luft die Eingeweide durchziehe. Die Gesichtsfarbe ist häufig eine bleifarbige. Der Appetit ist oft außerordentlich stark, und alle diese Erscheinungen vermehren sich nach dem Genusse saurer oder bitterer Substanzen. Wenn die Eßbegierde auch noch so groß ist, magert der Körper doch immer mehr und mehr ab, denn die Würmer verzehren den Chylus, der zur Ernährung des Körpers dienen sollte. Die Symptome werden manchmal so heftig, daß Schwindel, allgemeines Zittern, Angst, Gefühl von Berauschung, so daß die Füße wanken, Sinnestäuschungen, plötzliche Ohnmachten, Erbrechen, selbst bedeutende, den epileptischen ähnliche Krämpfe, leichte Verstandesverwirrungen entstehen. In der neuern Zeit hat Marc auf ein eigenthümliches Symptom, das die Anwesenheit des Bandwurms anzeigen u. sich stets vorfinden soll, aufmerksam gemacht, nämlich ein Gefühl von Spannung an der Basis der Nase, als ob die Haut zu eng wäre und als ob die beiden Nasenflügel gewaltsam von einander zu treten strebten. Alle diese und noch andere Symptome sind indessen höchst trügerisch, u. nur der Abgang einzelner Glieder oder ganzer Würmer kann hier Gewißheit geben. Zur Abtreibung des Bandwurms sind eine Menge Mittel empfohlen worden, worunter sich aber kein einziges befindet, auf das man sich mit Sicherheit verlassen könnte. Eines der wirksamsten Mittel ist die Wurzel des Farrenkrautes (Polypodium filix mas), das fast in allen Specificis gegen den Bandwurm enthalten ist. Die Farrenkrautwurzel wurde schon von Galen u. Dios-

coride in Verbindung mit Honig und drastischen Abführungsmitteln, namentlich Nieswurz oder Scammonium, als Anthelminthicum gerühmt, später wurde die in der Zwischenzeit außer Gebrauch gekommene Wurzel wieder allgemein eingeführt. Farrenkrautwurzel enthält auch das Mittel der Wittwe Nouffre aus Murten im Kanton Freiburg, das ihr 1741 von der französischen Regierung für die Summe von 18,000 Livres abgekauft, von einer eigenen hierzu niedergesetzten Kommission untersucht und 1775 von derselben öffentlich bekannt gemacht wurde. Die Kur ist indessen äußerst angreifend, was auch vom herrenschwandschen Mittel gilt, das ebenfalls Farrenkrautwurzel enthält. Gelinder ist die bourdiersche Methode, nach welcher bis zu 3 Drachmen Farrenkrautwurzel im Dekokt u. 2 Stunden darauf nach einer Drachme Aether 2 Unzen Ricinusöl Erwachsenen gereicht werden. Aehnliche Zusammensetzungen, worin wenigstens die Farrenkrautwurzel eine Rolle spielt, gaben Wawruch, Vogel, Renard, Schmidt in Berlin u. A. m. Die Granatwurzelrinde (Cortex radicis punicae granatorum) als Dekokt, schon von Celsus empfohlen, kam aus Indien nach Europa und bildet ebenfalls einen Hauptbestandtheil des nouffre'schen Mittels. Sie ist unstreitig eines der am sichersten wirkenden Mittel, nur muß sie möglichst frisch sein. Neuerdings wendet man die Koussoblumen, die Blüthen der in Abessinien wachsenden Brayera anthelminthica, mit Erfolg an. Fängt der Bandwurm an abzugehen, so muß man sorgfältig vermeiden, an dem aus dem After heraushängenden Stücke zu ziehen. Am besten setzt man sich auf ein Geschirr, das warme Milch enthält, in das der Wurm dann sich hineinsenkt; höchstens schlinge man einen Faden um das Ende oder wickle, in dem Maße, als er weiter hervortritt, denselben sanft um ein Hölzchen. Während eines langsameren Abganges kann der Kranke, um die Darmbewegung zu beschleunigen, ein Glas voll von einer Bitterlalzauflösung trinken. Aus der oben erörterten Entwickelungsgeschichte der B. ergiebt sich, daß bei dem Abtreiben derselben der sogenannte Scolex oder Kopf mit abgehen muß, weil sonst nach kurzer Zeit die Gliederbildung von Neuem beginnt. Vergl. Eingeweidewürmer.

Banér, Johann, s. Banner.

Banff, Grafschaft in Nordschottland, am Moray Firth, östlich und südlich durch die Grafschaft Aberdeen und westlich durch die Grafschaften Inverneß und Murray begrenzt, umfaßt 32¾ QMeilen mit 54,170 Einwohnern. Das ganze Land ist sehr gebirgig, von Süden her erstreckt sich aus Aberdeen ein mächtiger Zweig des Grampiangebirges durch die Grafschaft bis hoch nach dem Norden derselben; nur die Seeküste ist niedrig und flach und beinahe das einzige kulturfähige Land, denn sämmtliche Berge sind mit Heide, schlechtem Walde, oder mit Morästen bedeckt. Die höchsten derselben finden sich im Süden, z. B. der Ben Mean, der Ben Rinnes, Knock Hill und Cairngorm mit 4100 Fuß Meereshöhe. Einige derselben tragen in den Schluchten ihrer Gipfel, wohin die Sonnenstrahlen niemals dringen, fortwährend Schnee. In der Bucht, welche sich von Cullen aus gegen das Meer öffnet, sieht man drei Felsen von Feuersteinen aus den Wellen heanstragen, die sogenannten heiligen drei Könige, die den Schiffern von ferne den Weg zu dem kleinen Hafen weisen. Der Spey mit dem aus dem Loch-Avon in der Cairngormgruppe kommenden Avon u. andern zahlreichen Nebenflüssen an der Westgrenze und der Deveron mit Isla u. a. im Osten durchströmen die Grafschaft. Das Klima ist rauh und ungestüm, der Winter dauert 8 Monate, u. auch während der übrigen Zeit muß man in der Regel einheizen, was um so lästiger ist, als es an hinreichendem Feuerungsmaterial fehlt. Die Landschaften um den Avonsee sind düster-großartig; sonst aber verlieren die Gebirge hier die Schönheit, welche sie sonst in Schottland haben, dadurch, daß sie meist in Nebel gehüllt und fast von aller Vegetation entblößt sind. Bei alle dem hat B. nicht die Kälte einer Region, die wirklich an die des ewigen Schnee's stößt. An der Seeküste und in einigen Thälern gedeihen die gewöhnlichen Feldfrüchte, Gerste, Hafer, Hülsenfrüchte, unter diesen sogar Bohnen; ferner Kartoffeln, auch Flachs und Hanf. Die Einwohner sind größtentheils arm. Ihre Hauptbeschäftigung ist Fischerei an der Küste und in den Flüssen Spey und Deveron, in denen es viele Lachse gibt; im übrigen Lande wird besonders Leinen- u. Wollenweberei, wo es möglich ist, auch Hanfbau, Vieh- u. Pferdezucht betrieben. Unter den Gebirgsbewohnern herrscht oft die bitterste Noth. Das Mineralreich liefert Mergel, Wetzstein, Schiefer, Kalk, Marmor von schöner Farbe, von dem viel nach Frankreich ausgeführt wird, Felskrystall und schöne Topase (aus dem Cairngorm), die geschliffen als Schmuck dienen und eine große strahlenbrechende Kraft haben. Die reichlichen Mineralquellen des Landes sind wenig besucht. Von Fabriken hat man einige Tuchwebereien, Gerbereien, Leinwebereien, Seilereien, Brauereien; Flachsspinnerei ist sehr verbreitet. Jährlich werden 20 Märkte in der Grafschaft gehalten. Ausfuhrartikel sind Fische (jährlich für etwa 12,000 Pfd. Sterl.), Getreide, Butter, Käse, Wolle, einiges Hornvieh, Hafer ꝛc., wogegen Flachs, Eisen, Kupfer, Kohlen, Holz, Wein ꝛc. eingeführt werden. Man findet in der Grafschaft unter mancherlei Trümmern von alten Bauwerken auch einige sogenannte verglaste Schanzen, Gemäuer, die nur in England vorkommen. Man muthmaßt, daß sie, nachdem sie als Bauten vollendet waren, mit schmelzbaren Eisenerzen und Kalk bedeckt, dann mit Holz überlegt wurden, und daß man dieses angezündet und so das Erz geschmolzen habe, welches, mit dem Kalk zu einer glasähnlichen Schlacke verbunden, das Gemäuer überzog. Die Distrikte der Grafschaft sind: Banff, Balvenie, Boyne, Enzie, Strathdeveron, Strathilla und Strathaven. Die gleichnamige Hauptstadt (auch Bamff, früher Boineffe), an der Mündung des Deveron, der hier eine Brücke von 8 Bögen trägt, theils am Flußufer, theils (die Seestadt) auf steiler Meeresküste gelegen, ist eine der bestgebauten Städte des nördlichen Schottlands, mit 3557 Einwohnern. Sie hat ein schönes Rathhaus, eine neue Kirche, mehre Erziehungsanstalten, Weberei, Strumpfstrickerei, Gerberei, Fischfang, Schiffsbau u. Ausfuhr von Getreide, Salm, Häring, gesalzenem Schweinefleisch u. von Vieh. Der Hafen, in neuerer Zeit sehr verbessert, wird von einem mit 8 Kanonen besetzten Halbmond vertheidigt. In der Nähe findet sich Stahlwasser.

Banff, Ladislaus, Baron, ungarischer Staatsmann, aus einer ursprünglich deutschen (gräflich badothschen Familie, die sich im 12. Jahrhundert

in Siebenbürgen niederließ und ihren Namen (Bannssohn) von der Banswürde eines ihrer Angehörigen, Stephan (1282), führt, 1795 geboren, war früher Rath beim siebenbürgischen Gubernium, später Obergespansstellvertreter des krasnaer Komitats, der treueste Freund und Mitkämpfer Wesselenyi's. Er war einer jener „wandernden Patrioten", deren Agitation die Regierung zwang, den seit 1811 ausgesetzten Landtag auf den 2. Mai 1834 zu berufen. Auf diesem, sowie auf dem siebenbürgischen Landtage von 1837 und auf dem ungarischen Reichstage von 1839 kämpfte er entschieden für die Opposition und wirkte namentlich für die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn. Er † noch in demselben Jahre.

Bangalore (Bangalur), befestigte Stadt im britischen Hindostan, Provinz Bengalen, in dem an 3000 Fuß hohen Tafellande Mysore, nordöstlich von Seringapatam, mit freundlichen Häusern, einem großen und festen Kastell, das abgesondert von der Stadt liegt, einem von Tippo Said in Saracenenspitzbogenstyl erbauten Palast, zahlreichen Pagoden und Moscheen und 65.000 Einwohnern, meist Mohammedanern, die Baumwollen- und Seidenweberei und beträchtlichen Handel treiben. Die Stadt, durch die Reinheit der Luft ausgezeichnet, ward 1767 von den Engländern erobert.

Bangigkeit, eine heftige und andauernde Anwandlung von Furcht, mit dem Gefühl des Unvermögens, das Befürchtete abwenden zu können; daher in vielen Fällen gleichbedeutend mit Angst (s. d.), von welcher sie dann eine geringere, gleichsam weniger akute Form bezeichnet. Doch unterscheidet sich die B. von gewissen Arten der Angst dadurch, daß erstere sich niemals auf ein bestimmtes gefürchtetes Uebel bezieht, sondern immer auf ein unbestimmtes Vorgefühl eines unbekannten, oder doch nur geahneten Unfalls gestützt, was bei der Angst nicht immer der Fall ist. Die Veranlassungen der B. sind theils moralische, theils psychische, theils körperliche, wie bei der Angst.

Bangka (Banca, China-Batta, Yorksinsel), eine der Sundainseln, den Niederländern gehörig, südöstlich von Sumatra, von dieser Insel durch die Bangkastraße und im Südosten durch die Gasparstraße von der Insel Billiton geschieden, unter 122° 45′ — 124° 36′ östl. L. und 1° 18′ bis 3° 7′ südl Br., mit 223 QMeilen. Sie erstreckt sich unter verschiedener Breite 25 Meilen lang von Nordwesten nach Südosten, in ihrer Gestaltung durch einen Gebirgszug bestimmt, der die Axe bildet und im Berge Maras (2000 F. hoch) kulminirt. Im Allgemeinen erscheint der Boden mehr hügelig, als eigentlich gebirgig. Hauptbestandtheil der Insel ist Granit, auf dem rother Eisenstein, Sandstein und angeschwemmter Boden lagern. Ihr Mineralreichthum besteht hauptsächlich in Zinnerz, das als schwarzer, erdiger Niederschlag in weitern Lagern zwischen dem Granit in dem übrigen Steingebiet vorkommt; außerdem liefert sie Kupfer, Eisen, Blei, Silber, Gold, Arsenik, Braunkohlen. Vulkanische Gebilde scheinen zu fehlen. Flüsse sind zahlreich vorhanden, doch meist nicht von bedeutender Länge. Pflanzenwuchs deckt in tropischer Fülle die ganze Insel, so weit nicht Menschenhand vernichtend eingewirkt hat. Die Waldungen, mit denen die Berge bis zum Gipfel bedeckt sind, bestehen größtentheils aus aromatischen Bäumen, besonders Rothholz, Harzbäumen, Gummibäumen, Myrten ꝛc., zwischen denen sich Allang-allang-Grasfelder hinein erstrecken. Ueber den Laubkronen erheben sich Palmen; Orchideen und Farrenkräutern auf den Aesten, welche durch Schlingpflanzen verbunden sind, und prächtige Blüthen und glänzend schillernde Vögel leuchten überall zwischen dem Grün. Uebrigens ist der Boden nicht so reich an Dammerde wie auf Java und zum Anbau weniger geeignet. Viele Feld- und Küchengewächse werden nur mit Mühe erhalten, was aber fortkommt, zeigt sich sehr kräftig und gesund. Im Allgemeinen sind die vegetabilischen Produkte gering. An reißenden Thieren finden sich auf B. nur Viverren und Iltis; daneben reichlich Wildpret; sonst ist die Thierwelt der von Java ähnlich. Hausthiere sind wegen Mangels an gutem Grase selten. Das Geschlecht der Vögel ist reich vertreten und entzückt durch Mannichfaltigkeit des Gesangs wie durch Farbenpracht. Unter den Amphibien sind besonders große Krokodile und aus den niederen Thierordnungen Skorpione und Spinnen von ungemeiner Größe zu erwähnen. Die Bevölkerung zählte 1857 47,583 Köpfe, darunter 58 Europäer, 15,713 Chinesen, 4359 andere Fremdlinge, 27,423 Eingeborne. Letztere zerfallen in Orang-Gunong oder Orang-Darat (Berg- oder Landbewohner) und in Oran-Laut von Rajat. Die erstern sind die eigentlichen Eingesessenen, Stammverwandte der Batta's; sie reden die malayische Sprache und huldigen dem Islam, ohne ihren angestammten Aberglauben (namentlich ihre Verehrung des Waldes und der Gottheiten desselben) abgelegt zu haben. Ihre einzige Nahrung ist Reis mit spanischem Pfeffer und Drafft, ein aus Krebsen, Krabben und kleinen Fischen zusammengekneteter Teig, der stark gesalzen als Zukost genossen wird. Sie leben in zusammengeordneten Wohnorten (Kampong oder Dessa), die Häuser um einen viereckigen Platz, mit einem öffentlichen Versammlungsgebäude in der Mitte, herumgebaut, haben jedoch wegen des Reisbaues, ihrer Hauptbeschäftigung, noch Außenhäuser auf der entlegenen Flur mitten in der Waldung. Das Oberhaupt eines Distrikts (Battin) nimmt eine patriarchalische Stellung ein und ist die Mittelsperson zwischen der Regierung und den Untergebenen. Großes Geschick besitzen sie im Flechten von Matten, Säcken, Hüten ꝛc. aus den gespaltenen Blättern eines Pandanus, sowie in der Verrichtung von Zimmer- und Schmiedearbeit, wobei sie sich des einfachsten Werkzeuges bedienen. Die Orang-Laut, ein Gemisch aus vielen malayischen Volksstämmen, sind Fischer (früher gefürchtete Seeräuber) und verbringen ihr Leben größtentheils auf dem Wasser. Die Chinesen leben in abgesonderten Dörfern theils als Gewerbtreibende oder Händler, theils mit der Ausbeutung des Bodenreichthums, d. h. der Zinngruben, beschäftigt und bilden eben dadurch den für die Regierung wichtigsten Theil der Bevölkerung. Die Zinngruben sind, ähnlich wie zu Dannemora in Schweden, unter freiem Himmel gegraben, mitunter bis zu 40 F. Tiefe, werden oft durch Regen unter Wasser gesetzt und bedürfen dann eines Pumpenwerks. Die Waschung des ausgeworfenen Erdreichs geht ähnlich wie bei dem goldhaltenden Sande vor sich. Im Jahre 1857 waren 229 Gruben im Betrieb, in denen 7597 Mann arbeiteten. Die jährliche Ausbeute an Zinn beläuft sich auf etwa 10 Millionen amsterdamer

Pfund (1856: 100,656 Pikol à 125 Pfund, 1857: 74,668, 1858: 96,475 Pikols), die überallhin, besonders nach China und Indien ausgeführt werden. B. bildet mit Billiton und einer Anzahl umliegender kleiner Inseln eine eigene Residentschaft und zerfällt in 9 Landstrecken. Hauptstadt und Sitz des Residenten ist Müntock im Nordwesten, mit einem schönen Fort (200 Mann Besatzung), lebhaftem Handel und 3000 Einw. Andere bedeutendere Orte sind: Djebus im Norden, sehr ungesund, mit über 2000 Einw., Sungiliat an der Nordostküste, mit etwa 1500 Einw., Panalpinang mit 2000 Einw., Toboali an der Südwestküste, mit jeweilig lebhaftem Handel, und Sungiselan (Bangkakotta) mit 1600 Einw. In sämmtlichen Hauptorten sind Befestigungswerke mit Besatzungen. An der Südostküste liegt die kleine Insel Lepar. B. befindet sich seit 1608 unter der Oberhoheit der niederländisch-ostindischen Kompagnie; 1811 nahmen sie die Engländer in Besitz. Die Rückgabe geschah 1817, jedoch erst 1824 durch Vertrag vollständig.

Bangkallan (Bankalang), Hauptstadt des westlichen Theils der ostindischen Insel Madura (s. d.), der ein besonderes, den Niederländern tributpflichtiges Reich bildet, nahe der Westküste an einem kleinen Fluß angenehm gelegen, Residenz des Sultans, mit einem besuchten Hafen u. 10,000 Einw., darunter etwa 100 Europäer, für die eine Regierungsschule am Platze besteht.

Bangkok (Bankok, d. i. Gartenstadt, auch Bancasey), die merkwürdige Haupt- und Residenzstadt des Reichs Siam, unter 13° 50′ nördl. Br. und 118° 50′ östl. L., etwa 5 Meilen vom Meer, an beiden Ufern des Menam (hier 2500 Schritte breit) und auf mehren Flußinseln liegend, nach allen Richtungen von Kanälen durchzogen, welche die Verkehrswege bilden, in dichter Umgebung üppigst grünender Gärten, mit zahllosen, theils ganz vergoldeten, theils mit vergoldeten Pyramiden und Spitzen oder mit farbig glänzendem Porzellanzierrath geschmückten Tempelkuppeln u. Thürmen: das Ganze ein überaus malerischer und reicher Anblick. Die eigentliche Stadt am linken Flußufer hat einen Umfang von 1¼ Meilen und wird von einer 15 Fuß hohen, 12 Fuß breiten, mit Schießscharten, Thürmen und Basteien versehenen Mauer umschlossen. Es ist das „Venedig Asiens", eine vollständige Insel- oder Wasserstadt, in welcher aller Verkehr, alle Ortsveränderung nur auf dem Wasserwege, in Gondeln und Barken vor sich geht. Pferde gibt es nur sehr wenige und Palankins gar nicht. Ein großer Theil der Bevölkerung hat sogar seine Wohnungen auf dem Flusse. Es sind schwimmende Häuser von einem Stockwerk, auf Bambusflößen ruhend, die an eingerammte Pfähle fest gebunden werden, meist mit Palmblättern, hie und da auch mit Ziegeln gedeckt, vorn offen u. mit einem überdachten Gange versehen, 20—30 Fuß lang. Will der Besitzer seine Lage verändern, so bindet er das Floß los und läßt es den Fluß hinab treiben, bis er eine unbesetzte Stelle findet. Alle diese Wasserwohnungen sind Kramläden oder Werkstätten, und da der gesammte Marktverkehr nur auf dem Schiffswege Statt findet, so erhält dadurch der Fluß, auf dem sich vom Morgen bis zum Abend die Bevölkerung im buntesten Gewimmel umhertreibt, eine ungemeine Belebtheit. Die übrigen Wohnungen der Stadt sind, je nach Vermögen, aus Bretern und Bambus, mit Palmblättern bedeckt, zum Theil auch bloß aus Flechtwerk und Blättern; nur einzelne bestehen aus Stein- und Lehmmauern. Einige Marktplätze und enge Straßen finden sich im Innern der Stadt, letztere mit einem schmalen gepflasterten Gang in der Mitte, auf dem kaum zwei Personen neben einander gehen können. Als Grund davon geben die Siamesen an, daß in ihrem Reiche nicht 2 Personen von ganz gleichem Rang sich fänden, und die Etikette Personen von verschiedenen Rangstufen nicht gestatte, neben einander zu gehen. Die Paläste sind in chinesischem Styl gebaut und mit 3 oder 4 immer kleiner werdenden Ziegeldächern bedeckt, die sich bisweilen in eine kleine Spitzsäule endigen. Ausgezeichnet vor allen ist der Palast des ersten Königs, der sich innerhalb einer hohen Umschließungsmauer von etwa 4000 Fuß im Umfange befindet. Der Boden im Innern ist ganz mit Marmor- und Granitfließen belegt; in Zwischenräumen stehen Wachtposten und aufgeprotzte Kanonen, an den Seiten verschiedene kleine mit Gemälden und Goldschmuck versehene Gebäude. In der Mitte des großen Hofes erhebt sich ein Viereck, mit Bildhauerarbeit geziert u. von einem spitzen vergoldeten Thurm überragt, das Mahaprosat, die Halle, in welcher der König ausländische Gesandte empfängt, und wo auch die Leiche des verstorbenen Königs bis zur Verbrennung aufgestellt wird. In einiger Entfernung davon ist der Saal, in welchem der König täglich in Anwesenheit von mehr als hundert Beamten, die vor ihm auf Knieen und Ellenbogen liegen, Gehör ertheilt. Am Eingang desselben stehen riesenhafte granitne Bildsäulen; der Saal selbst ist mit Gemälden und prachtvollen Vergoldungen verziert, über dem altarähnlichen Thron der siebenfache Sonnenschirm als Thronhimmel. An den Saal schließen sich die Gemächer des Königs und hinter diesen die der Königin und des weiblichen Hofstaates, der 3000 Personen zählt, worunter 600 Kebsweiber des Königs sind, die übrigen als Hofdamen und Hofsklavinnen figuriren. Im Bereiche dieser Frauengemächer, mit denen schöne Gärten verbunden sind, soll sich die Schatzkammer des Königs befinden. An weiteren Gebäuden finden sich im Bereiche des Palastes noch ein Gerichtssaal, die königliche Bücherssammlung, große Zeughäuser, eine Stückgießerei, ein Schauspielhaus, Ställe für Pferde u. Elephanten, besonders Gebäude für weiße Elephanten, die als Wiedergeburten verstorbener Könige auf ihrer Seelenwanderung gelten u. daher königlicher Ehren genießen, mit einem aus Gold gewebten Netz überkleidet, durch eine Unzahl Wärter gegen Moskitostiche gesichert, mit den leckersten Speisen gefüttert und, wo sie sich öffentlich zeigen, mit Musik und Waffengruß empfangen werden. Daneben findet sich eine Anzahl von Tempelgebäuden, die von Pracht strotzen; in einem derselben ist der Fußboden mit Silberblech belegt. Unter den Kunsterzeugnissen, die sie enthalten, wird, außer einem liegenden, 150 Fuß großen vergoldeten Buddha, ein mit untergeschlagenen Beinen sitzender, aus einem einzigen Stück Smaragd oder Jaspis (wahrscheinlich grünem Phosphor) geschnitzter Buddha von 1½ Fuß Höhe als besondere Merkwürdigkeit erwähnt. Auch von den Tempeln der Stadt nehmen einige große Räume ein; sie liegen meist auf den höchsten Plätzen der

Stadt, sind von Mauern oder Bambushecken umgeben und bestehen aus einem geräumigen Saal mit engen, sehr zahlreichen Thüren und Fenstern. Das Aeußere wie das Innere ist mit einem Ueberflusse sonderbarer Zierrathen der verschiedensten Art überladen. Auf einer Art von Altar steht das Hauptbild des Buddha, umgeben von unzähligen kleineren Buddhabildern von 1 Zoll bis zu 30 Fuß Höhe; in den äußeren Höfen ist die Zahl der Buddhabilder noch viel größer. Die Bevölkerung besteht aus Abkömmlingen der verschiedenartigsten Völkerschaften, die sich hier neben einander niedergelassen haben. Ihre Zahl wird auf 400,000 angegeben, darunter die Hälfte steuerzahlender Chinesen, 120,000 T'hai, 12,000 Anamesen, 10,000 Kambodscher, 15,000 Peguaner, 25,000 Lao, 3000 Birmesen, 15,000 Malayen, 4000 verschiedentlicher Abstammung. Die Peguaner, Lao, Birmesen, Malayen und die Christen bewohnen eigene Stadttheile, während dagegen die Chinesen hier nicht einen besondern Kampong bilden, sondern zumeist auf dem Wasser als Krämer u. Handwerker (besonders Zinngießer, Grobschmiede u. Gerber) ihr Wesen treiben. Merkwürdig ist die Spielwuth der Bewohner von B. Die Abgabe auf chinesische und andere Spielhäuser daselbst trägt der Regierung eine bedeutende Summe ein. Diese Steuer, sowie mehre andere, ist verpachtet, und ohne Erlaubniß darf bei schwerer Strafe kein Spielhaus eröffnet werden; selbst Einzelne dürfen nicht für sich spielen, sondern sie müssen in eins der öffentlichen Spielhäuser gehen, mit Ausnahme gewisser Zeiten, wo das Gesetz suspendirt ist. Die mittlere Wärme von B. betrug in den Jahren 1840—1847 20°, mit einer Ausweichung von 29°—10°. Der Hafen von B. ist einer der ausgezeichnetsten, inmitten der Stadt gelegen, 50—60 Fuß tief, sehr geräumig, durchaus sicher, in höchst bequemer Lage und mit vortrefflichem Flußwasser versehen. Der Handel B.s mit China bezieht sich auf die Einfuhr der meisten verarbeiteten Stoffe zur Bekleidung, sowie zur Bequemlichkeit des Lebens, als: Seidenwaaren, Nankings, Schuhe, Sonnenschirme, Papier, Porzellan, Thee ꝛc. Der Handel mit anderen Ländern ist beschränkt, obgleich die inneren Hülfsquellen Siams bedeutend sind. Aus Europa bezieht man die gewöhnlichen europäischen Waaren, wie Baumwollen-, Wollenstoffe u. dgl., doch nur von hellen Farben; außerdem namentlich Waffen und Munition. Man führt dagegen aus: Zucker, Zinn, Elfenbein, Sapanholz, Rosenholz, Sandelholz, Adlerholz u. a. feine Hölzer, Stocklack, Elephanten-, Rhinoceros-, Tiger-, Leoparden- u. Büffelhäute, Schildkrot, Edelsteine, Baumwolle, Medicinalpflanzen, ausgezeichnet gutes Eisen u. dgl. Zu Ludwigs XIV. Zeiten hatten die Franzosen des Handels wegen in B. ein Fort errichtet, das sie aber schon 1690 wieder verlassen mußten. Die ganze Umgegend B.s ist von mehr als 1000 Kanälen durchschnitten, welche, sämmtlich vom Menam ausgehend, sich nach allen Seiten hin ausbreiten u. lebhaften Verkehr mit dem Binnenlande unterhalten.

Bangold, Joseph Konrad von, württembergischer Generallieutenant, am 26. November 1780 zu Spalt in Bayern von bürgerlichen Aeltern geboren, studirte zu Würzburg und Wien Medicin, trat aber 1803 als Lieutenant in das württembergische Infanteriebataillon Kurprinz und machte als solcher die Feldzüge 1805 gegen Oesterreich und 1806 gegen Preußen mit. Zum Oberlieutenant u. Hauptmann vorgerückt, wohnte er den Feldzügen 1809 gegen Oesterreich und 1812 gegen Rußland mit Auszeichnung bei. Seit 1813 machte er die verschiedenen Grade des Stabsoffiziers durch, und seine Thätigkeit trat sowohl im sächsischen Feldzug, als auch besonders bei den Ereignissen des dem damaligen Kronprinzen von Würtemberg 1814 und 1815 untergebenen Armeecorps rühmlich hervor. In den ersten Regierungsjahren des jetzigen Königs ward er Adjutant desselben, mit der besondern Dienstverwendung als Direktor der geheimen Kriegskanzlei, bis er im September 1822 zum Generalmajor und Kommandanten einer Infanteriebrigade mit dem Sitz in Ludwigsburg, nachher in Heilbronn, ernannt wurde. Nach dem Ableben des Generals von Barbüler wurde er im Oktober 1830 zum Kommando des Generalstabs in Ludwigsburg mit der gleichzeitigen Ernennung zum Generalquartiermeister berufen. In dieser Wirksamkeit übertrug ihm das Vertrauen seines Monarchen verschiedene Sendungen, worunter die längere nach Berlin in Angelegenheiten der deutschen Bundesmilitairverhältnisse. In einer ähnlichen Sendung ging er später nach München. Im März 1838 wurde er Generallieutenant, Kommandant der ersten Infanteriedivision und Gouverneur der Residenzstadt Stuttgart, welche Stelle er bis 1842 bekleidete, wo seine leidende Gesundheit, zu deren Wiederherstellung er eine längere Reise nach England und Italien unternahm, ihn veranlaßte, um seine Pensionirung nachzusuchen. Sein letztes militärisches Auftreten war die Führung des defensiven Heertheils bei den großen Kriegsübungen des 8. deutschen Armeekorps im Spätjahre 1840. Nach seinem Austritt aus dem aktiven Dienst wählte er Kannstadt zu seinem Aufenthaltsort. Die religiösen Wirren unserer Zeit veranlaßten ihn zur Herausgabe der Schrift „Die wahre Religion ꝛc." (Winterthur 1846), welche einen reinen Vernunftglauben beabsichtigte. Die Stürme der Märztage riefen die Schrift „Die materielle Begründung des deutschen Bundesstaates ꝛc." (Stuttgart und Tübingen 1848) hervor, in welcher er der beklagenswerthen Zerstückelung Deutschlands durch Bildung passender Ländergruppen zu begegnen rieth. In dieser Zeit wurde er auch zum Besitz einer Kommission berufen, welche die Bitten und Beschwerden der Unteroffiziere u. Soldaten prüfen u. begutachten sollte, was für diese manche bisher nicht gekannte Erleichterungen zur Folge hatte. Er † am 27. März 1851 in Folge einer Lungenlähmung.

Bangor, 1) Stadt im englischen Fürstenthum Wales, Grafschaft Caernarvon, am nördlichen Eingang der Menaistraße, nur aus einer langen unregelmäßigen Straße bestehend, Sitz eines Bischofs, mit einer stattlichen, aber zum Theil zerstörten gothischen Kathedrale und 7232 Einw., die Fischerei u. Handel mit den Bergwerksprodukten der Grafschaft, hauptsächlich mit Schiefer treiben. B. hat einen neugebauten Hafen und ein stark besuchtes Seebad. Dicht bei der Stadt führt seit 1850 über die Menaistraße die großartige Britanniabrücke, 100 Fuß über dem Meer. Sie besteht aus 2 Reihen mächtiger Eisenröhren, jede 1468 pariser Fuß lang, eine für den hin-, die andere für den herfahrenden Wagen-

zug, der Chester-Holyhead-Bahn, welche die Insel Anglesey mit Wales verbindet. Sie ruhen auf Thürmen auf jeder Seite der Straße und auf einem in der Mitte. Die Schiffe segeln darunter fort. Die Kosten der Herstellung betrugen 4,200,000 Thaler. Schon früher (1819—25) hatte man hier für die Eisenbahn eine 100 Fuß hohe, auf 7 Steinbögen ruhende Kettenbrücke gebaut. Links von derselben ist der prächtige Landsitz des Marquis von Anglesey. In der Umgebung von B. liegen auch Penrhyn-Castle, eine ganz erneuerte Burg, und die dem Lord Penrhyn gehörenden Schieferbrüche, die größten und werthvollsten des Reichs, in denen 1600 Arbeiter thätig sind. — 2) Hafenstadt in der irländischen Grafschaft Down, an der Bai von Belfast oder Carrickfergus, mit 4000 Einw., welche meist dem Fisch- und Austernfang obliegen, sehr besuchten Seebädern u. den Ruinen einer der berühmtesten Abteien der Insel. Die Stadt ward 559 gegründet und 820 von den Dänen zerstört. — 3) Stadt im nordamerikanischen Staat Maine, Hauptstadt der Grafschaft Penobscot, auf dem westlichen Ufer des Penobscot-River, der bis hierher, 60 engl. Meilen vom Ocean, schiffbar ist, unter 44° 47′ 50″ nördl. Br., 68° 47′ westl. L., 120 Meilen von Portland, 230 Meilen von Boston (Massachusetts), 663 Meilen von Washington, in angenehmer Gegend, von dem Kenduskeag, der hier mündet, in zwei Theile getheilt, die durch Brücken mit einander verbunden sind, mit geräumigem Hafen, der auch für größere Schiffe tief genug ist. Haupthandelsartikel der Stadt ist Holz, welches in ungeheuern Quantitäten den Fluß herabkommt; 1200 Schiffe von über 100 Tonnen Last sind den größten Theil des Jahres mit Verschiffung desselben beschäftigt. B. hat 7 Kirchen, ein theologisches Seminar, unter Leitung der Kongregationalisten, mit einer Bibliothek von 7000 Bänden, 2 Akademien, 3 Druckereien, 11 Banken, und zählte 1850 14,432 Einwohner. Während der 8—9 Monate, welche der Fluß von Eis frei ist, findet regelmäßige Dampfschiffsverbindung mit Portland und Boston Statt, Eisenbahnen führen nördlich nach Oldtown und südwestlich nach Waterville. Oberhalb der Stadt führt eine 1320 Fuß lange Brücke über den Fluß nach Orrington.

Banim, John (pseudonym O'Hara), berühmter irischer Romandichter, geboren 1800, suchte, von Walter Scott angeregt, für Irland das zu werden, was jener für Schottland war, und schrieb eine Reihe von Lebensbildern und Sittenschilderungen, in welchen er mit kräftigen Lichtern und Schatten die Nationalität des irischen Volkes treffend darstellt, und in welchen sich ein großes Talent, eine mächtig ergreifende Kraft und eine lebendige Phantasie offenbart. Zuerst erschienen: „Tales of the O'Hara family", 1. Serie, London 1825, darunter „Crohoore" (deutsch „Der Zwerg" von Fran Domeier, Hamburg 1828; „Hauptmann Neh" von Lindau, Dresden 1830); die 2. Serie erschien 1827, darunter „The Nowlans" (übersetzt von Ad. Wagner, Leipzig 1832); nun folgten „The battle of the boyne" (London 1828); „The Croppy" (daf. 1829); „The denounced" (daf. 1830); „The Smuggler" (daf. 1831); „The Ghost hunter and his family" (daf. 1832); „The mayor of Windgap" (daf. 1835) u. „Father Connel". Die Whigregierung verlieh ihm 1837 eine kleine (später erhöhte) Pension; aber er † arm am 1. August 1842 zu Windgap Cottage bei Kilkenny. Das Beste hat B. in denjenigen seiner Schriften geleistet, in welchen er auf dem Boden seiner Heimat geblieben ist; denn keiner von jenen Schriftstellern, welche Irland in die moderne Romantik eingeführt haben, hat es in gleichem Maße verstanden, den irischen Landmann in seiner pittoresken Originalität, in seinen Leiden und Verirrungen lebendig und wahr zu schildern. Plan und Verwickelung ist in B.s Romanen und Novellen meist glücklich, aber er gefällt sich zu sehr in der Uebertreibung des Schrecklichen und ist nicht frei von der Manier Walters Scotts, bei der Schilderung von Einzelnheiten sich in die kleinlichste Ausmalung zu verlieren. Auch die zwar gründlichen, aber zu langen politischen Erörterungen stören die poetische Wirkung.

Banjak (Bandschak), Inselgruppe an der nördlichen Westküste von Sumatra, der Mündung des Singkel gegenüber, besteht aus einer Hauptinsel und gegen 30 kleineren Inseln, zusammen etwa 4 QMeilen enthaltend, meist hoch, stark bewaldet u. reich an Kokospalmen, Büffeln, Schweinen, Salanganennestern und Schildkröten. Die Bewohner (2500 an Zahl) gehören zum Stamm der Maruwis und haben eine eigene Sprache.

Banjaluka (d. i. Bad-Au), starkbefestigte Stadt im türkischen Ejalet Bosna (Bosnien) am Wrbas, in welchen hier die Verbanja mündet, am Fuß des Osmara, im frischen Wald- und Wiesenlande über 1 Meile weit ausgedehnt, die schönste Stadt in ganz Bosnien, war ehemals Sitz des Paicha's von Bosnien, später eines Sandschakbegs, mit Schloß, Citadelle, 42 Moscheen, 2 Bädern u. 15,000 Einw. Die dortigen Pulvermühlen liefern das beste türkische Pulver. Die meisten Handwerker und Fabrikarbeiter sind Griechen, die ausschließlich in den Vorstädten wohnen. In der Umgegend sind viele Berg- und Hüttenwerke und heiße Quellen; auch findet man römische Alterthümer. Hier stand das Urbate der Römer. Historisch merkwürdig ist die Stadt durch die Belagerung 1737 durch die Oesterreicher unter dem Prinzen von Hildburghausen, der sie jedoch in Folge einer Niederlage der Oesterreicher aufheben mußte.

Banjanen, der Stand der Kaufleute in Indien, zur dritten Kaste, der der Waischis, gehörig. Sie haben sich über ganz Asien und Ostafrika verbreitet und an verschiedenen Orten Kolonien errichtet. Man findet B. in Arabien, Persien, am kaspischen Meere, an der Wolga, in Astrachan, in ganz Afghanistan, in Bokbara, selbst in China und am baltischen Meere, am rothen Meere, in Mozambique, Zanguebar ꝛc. Sie halten sehr streng auf die Erfüllung ihrer religiösen Vorschriften, essen kein Fleisch (in England nennt man nach ihnen die Fasttage Banjanentage) und hüten sich gewissenhaft, ein Thier, und wäre es das kleinste Insekt, zu tödten. In Surate wird auf Kosten der B. ein eigenes Hospital für alte, kranke oder herrenlose Thiere unterhalten. Die Speisen der B. sind Milch, Ghi oder geklärte Butter und Gemüse. Ihre Gesichtsbildung ist regelmäßig, der Ausdruck mild und freundlich. Schon zur Zeit Vasco's de Gama befand sich der größere Theil des Handelsreichthums Indiens in den Händen der B., die berühmt sind wegen ihrer Offenheit und Redlichkeit. Das Kostüm der B. ist sehr malerisch. Der Kopf ist geschoren bis an den

Scheitel, nur das Hinterhaar lassen sie lang wachsen, winden es oben auf dem Kopfe zusammen und verstecken es unter einem hohen, rothen oder weißen Turban, ungefähr von der Form einer Bischofsmütze. Die Kleidung besteht aus einem weißen Rock, der fest am Nacken anliegt, wie ein Hemd ohne Kragen, und durch einen Gürtel um die Hüften zusammengehalten wird. Hinten ist er von entgegengesetzter Seite her zusammengefaltet, so daß er einen spitzen Winkel nach oben bildet; die Aermel sind gerade u. weit. Die Füße sind durch Pantoffeln mit aufrechtstehenden Spitzen geschützt. Bei ihren Reisen lassen sie ihre Familien in Indien und bleiben 4—5 Jahre abwesend, dann kehren sie etwa auf ein Jahr zurück. Sie bilden in fremden Ländern meist Handelsgesellschaften, die so eigenthümlich sind, daß man sie auf den Handel angewendete religiöse Gemeinden nennen könnte. Ursprünglich legt Jeder von ihnen einen Einsatz in den Fond, der ihn zu einem verhältnißmäßigen Antheil am allgemeinen Gewinn berechtigt; auch leben sie gemeinschaftlich. Die gesellschaftliche Organisation steht unter dem Gesetz der Vertheilung der Arbeit. Jedem Mitglied ist eine besondere Verrichtung, ein eigenes Geschäftsfach zugetheilt. Einige beschäftigen sich mit dem innern Haushalt, der bis zu den niedrigsten Arbeiten im Hauswesen sich erstreckt, wie z. B. der Besorgung der Zimmer und der Bereitung der Nahrungsmittel. Von jenen, welchen die Besorgung der Handelsgeschäfte obliegt, leitet ein Theil die größern Operationen, macht Reisen, überwacht die Perlenfischerei, wovon sie in Arabien am rothen Meere das Monopol haben; ein anderer Theil, dem der Detailverkauf anvertraut ist, setzt die Waaren theils im Bazar, theils in Wohnungen ab, und zuletzt bestimmt eine geregelte Rangordnung die Vertheilung der Geschäfte unter die einzelnen Mitglieder. An der Spitze der Verbindung steht der Schatzmeister, der von den Gliedern der Gesellschaft ernannt wird. An der Ostküste des rothen Meeres sind die B. die Herren des Seehandels und überhaupt des Handels mit dem Auslande, während der Binnenhandel ausschließlich von den eingeborenen arabischen Kaufleuten betrieben wird. In den Städten Dschedda, Hodeida und Mokka gibt es ungefähr 400 B., deren Operationen den Kreis der Seehäfen nicht überschreiten. Ihr sanfter und verträglicher Charakter macht sie hier bei den Eingeborenen beliebt, sowie überhaupt der Geist des Wohlwollens, den ihr Kultus über alles Lebende verbreitet, sich mit dem Islam auf das Beste verträgt und auch auf die Moslems günstig einwirkt. Die Einwohner Mokka's schlagen z. B. nie ihre Ochsen, einzig aus Achtung für die frommen Bedenklichkeiten ihrer indischen Gäste. In Zanguebar rechnet man die Zahl der B. auf ungefähr 350. In Mozambique sind die B. fast die Einzigen, welche Handel treiben. Die B. aus Dschudpur u. Schikawatti (im Allgemeinen Marwarries genannt) sind die Einzigen, welche mit den Ländern jenseit des Indus u. des Sedledsch einen regelmäßigen Handel mit europäischen Artikeln betreiben. Vor 50 Jahren hatte noch keiner dieses Volkes seine Heimat verlassen; die Sicherheit, welche ihnen die englische Regierung bot, veranlaßte sie zuerst, ihre Verbindungen zu erweitern, und jetzt ist von Kaschmir bis Bombay nicht Eine Handelsstadt, wo sie nicht ihre Faktorei haben. Fast der ganze inländische Handel mit europäischen Waaren ist in ihren Händen, und sie sind gegenwärtig die eigentlichen Mittelspersonen, welche den englischen feinen Tuchen, Baumwollenzeugen, Kupfer, Eisen ꝛc. einen ausgedehnten Absatz verschaffen. Den Handel, den diese Klasse der B. betreibt, beläuft sich ihren eigenen Angaben zufolge jährlich auf 5 Millionen Rupien.

Banjar-massing (Bandschar-masing, Benjar-massen, Bendscher), ein zum Theil den Holländern gehörendes Reich auf dem östlichen Theile der Südküste der Insel Borneo, an der Bai gleichen Namens, in welche der gleichnamige große u. schiffbare Fluß (von den Einheimischen Dussong od. Barito genannt) in weiter Mündung sich ergießt. Es umfaßt das gesammte Gebiet zwischen dem Kammtinggebirge im Westen und dem Meratusgebirge im Osten, ein Areal von 3815 QMeilen. Der größte Theil des Landes ist Tiefland, von zahlreichen Flüssen, Seen und Wasserläufen reich bewässert und mit dichtem, von allerlei Gethier erfülltem Urwalde bedeckt; nur die westlichen Grenzlandschaften sind Bergländer. Landesprodukte sind gewaschenes Gold, Diamanten, die unter einer Schicht von grobem röthlichen Thon liegen, Eisen, Kupfer, Salanganennester, Reis, Pfeffer, Mangey, Pisang, Drachenblut, Kampher. Die schwache Bevölkerung wird auf 300,000 bis 400,000 angegeben, darunter viele Malayen und etwa 1500 Chinesen. Den Kern derselben bilden die Dajaks, die gute Waffenschmiede, Weber, Flechter u. fleißige Ackerbauer sind. Im Innern hausen ohne allen Verkehr mit den Dajaks Horden von Orang-Kt nach Art der Buschmänner Südafrika's, von Baumfrucht, Eidechsen ꝛc. lebend. Die Holländer sind die einzigen Europäer, die mit diesem Reiche im Verkehr stehen. Sie haben daselbst schon seit 1747 eine Niederlassung mit Fort, die zwar 1810 dem malayischen Sultan gegen 50,000 Dollars abgetreten, aber 1817 den Niederländern wieder zurückgegeben wurde. Später (1826) erhielten sie sogar von dem Sultan Adam die ganze Südküste von Kota-Waringin bis Berow, ein ziemlich stark bevölkertes Gebiet von 2 Grad Länge, von den Eingeborenen Tana-Laut genannt, als völliges Eigenthum, während er sich, mit den Niederländern befreundet, in das Innere zurückzog. Ein Versuch der Engländer 1706, sich hier festzusetzen, mißlang. Die Hauptstadt B., Sitz des holländischen Gouverneurs, liegt unweit der 2 Meilen breiten, mehrarmigen Mündung des gleichnamigen Flusses (hier Barito genannt) und ist wegen der Ueberfluthung größtentheils auf schwimmenden, durch Taue befestigten Baumstämmen erbaut. Nur eine einzige, der Ueberschwemmung nicht ausgesetzte Kunststraße führt am Fluß hin bis zum Regierungsgebäude; sonst findet aller Verkehr zu Wasser Statt. Die Bevölkerung wird verschieden, von 6000—30,000 Einwohnern, angegeben, darunter etwa 1500 Chinesen, in deren Händen vorzugsweise der Handel ist. Auf einer Deltainsel liegt das holländische Fort Tatas, mit Kaserne, Kranken- und Pulverhaus; südlich davon ist der Hafen Tombanjon, wo die Schiffe ankern. Die Ausfuhr besteht meist in den Landesprodukten. Eingeführt werden Opium, Leinwand, Tabak, Salz, chinesische Thonwaaren, Metallsachen, Glas, Pulver, Feuergewehre ꝛc.

Banjumas (Banjoemas), niederländische Residentschaft an der Südküste der Insel Java, 97 QM. groß, gut angebaut, gegen die Küste niedrig und

moraſtig, im Norden und Oſten dagegen ſehr gebirgig, mit dem Hochtafelland von Di'eng (6514 F. Meereshöhe), umgeben von einem Kranz von Gipfeln bis zu 7200 F. Höhe. Im Bereiche des Gebirgs findet ſich außer zahlreichen Kraterſeen und an 10 Solfataren und thätigen Kratern auch das berüchtigte ſogenannte Todtenthal (Pakaraman), ein trichterförmiger Einſturz, aus dem ſich zuweilen eine tödtliche Gasart entwickelt. Auch der 11,430 Fuß hohe Vulkan Slamat, der zweithöchſte Berg Java's, gehört mit ſeiner Südſeite der Landſchaft an. Flüſſe ſind, außer dem Seraju, nicht von Bedeutung. Die Zahl der Einwohner betrug 1857 424,730, zur Hälfte Sundaneſen, zur Hälfte Javaneſen, mit etwa 2000 Chineſen, die mit Tabak handeln und Krämergeſchäfte treiben, untermiſcht. B. iſt die Heimat der merkwürdigen Rafflesia patma. An der felſigen Küſte gibt es viele eßbare Vogelneſter. Die gleichnamige Hauptſtadt, am Seraju, zählt 10,000 Einw.

Banjuwangi, niederländiſch-oſtindiſche Landſchaft auf Java, der ſüdöſtlichſte Ausläufer der Inſel, halbinſelartig von der Baliſtraße und dem indiſchen Ocean umfangen, von den übrigen Inſeln durch undurchdringliche Wälder abgeſchieden, 80 QM. groß, mit Kalkgebirge im Süden und einem umfangreichen, vulkaniſchen Gebirgsſtock Gunung-Idjen, der im Oſten als Felſenwand ſchroff und ſteil ins Meer fällt. Das Land, die Heimat des Paon Ilpas (Antiaris toxicaria), iſt reich an Flüſſen und Seen, aber nur theilweiſe fruchtbar; es zählte 1857 37,259 Einw. Ehemals, und noch bis gegen das 17. Jahrhundert, blühte hier das ſtark bevölkerte brahmaniſche Reich Balambagan (Balabuan), von deſſen Hauptſtadt noch die Trümmer, jetzt von Tigern bewohnt, in der Waldung ſich finden. Die gleichnamige Hauptſtadt, an der Mündung des Kali Tambong, mit dem Fort Utrecht, iſt Sitz eines Aſſiſtentregenten.

Bank, urſprünglich jede Erhöhung, beſonders die Erhöhung des Meergrundes, entweder bis zur Oberfläche des Waſſers reichend, oder in verſchiedener Tiefe unter derſelben liegend und oft den Schiffen gefährlich; häufig Sammelplatz von Thunfiſchen, Häringen, Auſtern, Perlenmuſcheln ꝛc., daher auch wohl eine Menge ſolcher Thiere ſelbſt.

Bank (Geſchützbank, Kanonenbank, Barbette), die hinter einer Bruſtwehr angebrachte Erhöhung, auf welcher Kanonen aufgeſtellt werden, um mit ihnen unmittelbar über die Bruſtwehrkrone feuern zu können. Die nöthige Höhe einer ſolchen B. findet man, wenn man die Kniehöhe, d. h. die Größe des Abſtandes des Geſchützkopfes von der Bodenfläche (gewöhnlich 3—3¼ Fuß) von der innern Bruſtwehrhöhe abzieht; die Breite richtet ſich nach dem erforderlichen Raume für die Bedienung und Wendung des Geſchützes. Die Länge endlich beſtimmt ſich nach dem Kaliber und nach der Größe des Rücklaufs des auf die B. zu ſtellenden Geſchützes und kann darnach 16—20 Fuß betragen. Um das Geſchütz auf die B. zu bringen, erhält ſie eine Auffahrt. Dieſe Art der Geſchützaufſtellung gewährt den ſehr weſentlichen Vortheil eines freien und unbeſchränkten Geſchützgebrauchs, hat aber auch den bedeutenden Nachtheil, daß das Geſchütz und deſſen Bedienung nur wenig (ſo viel als die Kniehöhe beträgt, alſo 3—3¼ Fuß) gedeckt und daher dem feindlichen Kanonen- und Schützenfeuer ſehr ausgeſetzt iſt. Die gewöhnlichſten und zweckmäßigſten Deckmittel dagegen ſind Schanzkorbdeckungen und Bonnetſcharten.

Banka, Inſel, ſ. Bangka.

Bankban (Banus Bank), bekannt durch ſein kühnes Attentat gegen die Gemahlin des ungariſchen Königs Andreas II., Gertrud, Tochter des Herzogs von Meran. Dieſelbe hatte ihrem ausſchweifenden Bruder Eckart, der an Andreas' Hofe lebte, Gelegenheit verſchafft, die ſchöne Gemahlin des B. zu verführen, worauf der gekränkte Mann ſich an die Spitze der Unzufriedenen im Lande ſtellte und das königliche Schloß ſtürmte, wobei die Königin in Stücke gehauen wurde, Eckart aber nach Steiermark entkam. B. büßte dieſe That mit dem Leben. Der Stoff wurde mehrfach dramatiſch bearbeitet, z. B. von Grillparzer in dem Trauerſpiel „Ein treuer Diener ſeines Herrn" (Wien 1830). Katona's „Bankban" (Klauſenb. 1827, Peſth 1843, 1847) iſt das beſte ungariſche Drama.

Banken (engl. banks, franz. banques), im Allgemeinen Anſtalten zur Vermittelung des Geldverkehrs. Damit iſt zunächſt der Zweig der Geſchäftsthätigkeit bezeichnet, welcher der älteſte iſt und den B. den Namen gegeben hat: der Geldwechſel. In Italien, wo ſich noch heute alles gewerbliche Leben im Freien, auf der Straße bewegt, hatten die Geldwechsler ihre Geſchäftsſitze im Freien, auf den öffentlichen Plätzen und Märkten. Das Geſchäft wurde wie bei den andern Händlern auch auf Tiſchen oder, wie man dieſe nach ihrer für den Zweck des Geldwechſels ſpeciell hergerichteten Form nannte, auf Bänken abgemacht und daher der Geldwechsler allmählig ſelbſt Bankinhaber (Banker, Bankier) genannt. Mit dem einfachen Geldwechſeln verband ſich ſchon ſehr frühe und naturgemäß der Handel mit Gold und Silber, der denn auch heute noch einen Zweig des Bankgeſchäfts bildet. So großartig indeß auch der Geldwechſel in den einzelnen Handelsſtädten des römiſchen und des mittelalterlichen Italiens betrieben werden mochte, ſo iſt doch erſt mit Einführung des Girogeſchäfts der Uebergang erfolgt zu dem heutigen entwickelten Zuſtand des Bankweſens. Denn wie aller Handel auf der Höhe ſeiner Ausbildung immer nur Handel auf Kredit iſt, ſo mußte das Bankweſen in ſeiner Entwickelung ebenfalls dazu kommen, dieſen kreditbedürftigen Zug des Handels zu unterſtützen und ſich aus dem einfachen Geldwechſel, der doch mehr erſt dem Handel ohne Kredit, dem Handel Zug um Zug entſprach, zum Girogeſchäft entwickeln. Hiermit Hand in Hand ging denn auch die Entwickelung des Geſchäftslokals aus der einfachen Bank oder Bude auf dem Marktplatz zu dem ſolid gebauten Hauſe mit wohlverſchloſſenen Gewölben, wie wir heutzutage gewohnt ſind, uns die B. vorzuſtellen. Das Weſentliche des Girogeſchäfts beruht darauf, daß eine größere Anzahl von Kaufleuten ſich dahin vereinigt, ihre Zahlungen unter einander durch bloßes Ab- und Zuſchreiben bewirken zu laſſen und dagegen ein- für alle Mal eine beliebige Summe Geldes an einen unter gemeinſchaftlicher Verwaltung ſtehenden Ort einzuzahlen. Dieſe Zahlungen können natürlich nur unter dem beſtimmten Kreiſe (giro) von Perſonen bewirkt werden, welche ſich in dieſer Weiſe vereinigt haben, daher der Name Girobank, Girogeſchäft). Die Vortheile einer ſolchen Einrichtung

sind folgende: Man erspart zunächst die Zeit und Last des Geldzählens für jede einzelne Zahlung; damit hängt zusammen die geringere Abnutzung der Münzstücke; ferner wird auch der Transport des Geldes mit seinen Kosten, seinem Zeitverlust, seinen Beschwerden und Gefahren entbehrlich gemacht, die Sicherheit des Besitzes überhaupt erhöht, weil eine Vereinigung Mehrer ohne zu große Kosten für den Einzelnen Anstalten zum Schutz zu treffen im Stande ist, welche der Einzelne nicht treffen kann, und endlich hat man den Vortheil, daß man sich über einen bestimmten reinen Münzfuß einigen kann, der von Münzverschlechterungen nicht betroffen wird und deshalb gegen Verlust sichert, wie sie die Münzindustrie des Mittelalters und des 16. und 17. Jahrhunderts nur zu oft zur Folge gehabt hat. Die Betheiligten bei einer Girobank werden in ein Buch eingetragen, in welchem jeder Einzelne sein Conto erhält, auf dem im Haben die von ihm eingehende Summe, sowie die an ihn gemachten Zahlungen, im Soll dagegen die von ihm oder vielmehr nach seiner mündlichen oder schriftlichen Anweisung an die übrigen Bankbetheiligten gemachten Zahlungen bemerkt werden. Ist auf diese Weise das Guthaben eines Einzelnen erschöpft, so hat er eine neue Einzahlung zu machen, und umgekehrt steht es Jedem frei, seine Einlage ganz oder zum Theil jederzeit sich zurückzahlen zu lassen. Die Verwaltung der Bank geschieht natürlich auf Kosten der Bankinhaber, aber obwohl die Kosten derselben bedeutend sind und ein Jeder sein Kapital unverzinst in der Bank liegen hat, so sind doch die oben angeführten Vortheile wieder so groß, daß diese Ausgaben und Verluste überreichlich aufgewogen werden. Die erste Girobank entstand 1156 in Venedig, wo sodann im 15. und 16. Jahrhundert noch zwei andere B. gleichen Charakters entstanden, die jedoch höchst wahrscheinlich 1587 mit der ältesten Bank zu einer einzigen verschmolzen wurden, welche bis zum Ende der Republik, also bis 1797 bestand. Sie rechnete in Lire grossi, einer Goldmünze, welche nach Noback im heutigen Gelde 13 Thaler 15 Silbergroschen, od. 7178 Pfennigen gleichkommt. Die zweitälteste Girobank entstand 1349 zu Barcelona, die dritte 1409 zu Genua. Bei allen diesen B. war es der rein kaufmännische Gesichtspunkt der Ersparniß an Zeit u. Mühe, welcher die Gründung derselben bewirkte. Als indeß im 17. Jahrhundert der Unfug der „Kipper u. Wipper" in Europa begann und die Münzverschlechterung immer schamloser auftrat, so daß alle Sicherheit im Münzwesen verschwand, da war es der Gesichtspunkt eines sichern und unter allen Umständen zuverlässigen kaufmännischen Münzfußes, welcher 1609 in Amsterdam, 1619 in Hamburg und 1621 in Nürnberg zur Gründung von Girobanken führte. Einen Begriff von der Münzverschlechterung, welche damals gäng und gäbe war, gibt die Thatsache, daß von 1542—1608 der Metallgehalt des halländischen Geldes um 48, der des Schillings in Hamburg von 1609—21 um 60 Proc. reducirt ward. Von diesen alten deutschen Girobanken, denen später noch einige andere folgten, besteht die hamburger noch heute. Sie ist die einzige Girobank, welche sich in voller Reinheit bis auf diesen Tag erhalten hat. Ihre Rechnungsmünze war bis 1770 der Speciesthaler, 1 = 3 Mark, von da ab die kölner Mark fein Silber, welche zu 27 Mark 10 Schilling festgesetzt wurde. Nach diesem Münzfuß rechnet die hamburger Girobank noch heute, nämlich nach der Mark Banco (15 Silbergroschen), einer imaginären Münze, die nie geschlagen wurde und daher gegen jede Münzverschlechterung gesichert war.

Die Sicherheit, welche die Girobank für die in ihr hinterlegten Summen der Banktheilhaber gewährt, führte sehr natürlich dazu, daß auch Nichttheilhaber versuchten, ihren Vorrath an edlen Metallen und sonstigen Werthgegenständen ihr anzuvertrauen. Die B. gingen auch bereitwillig hierauf ein, zumal da sie Zinsen von denen ihnen anvertrauten Summen nicht zu zahlen hatten, vielmehr eine Vergütung dafür gezahlt erhielten. So entwickelte sich das Depositengeschäft, welches heutzutage eine sehr bedeutende Rolle im Geschäftsverkehr der B. spielt, wenn es auch nicht bloß Geldsummen, sondern vorzugsweise Werthpapiere sind, welche deponirt werden. Ursprünglich geschah die Deponirung von Geldsummen nur zum Zwecke der bloßen Aufbewahrung, und die B. hatten nicht das Recht, die ihr anvertrauten Summen auszugeben. Heutzutage umfaßt das Depositengeschäft jedoch auch regelmäßig das Recht, das Depositum auszugeben und nur dieselbe Summe oder Werthpapiere derselben Art zurückzuerstatten, ja bei Wechseln übernimmt die Bank sogar die Mühe, dieselben zur Zahlung zu präsentiren und die dabei etwa nöthig werdenden Rechtsakte vorzunehmen. Eine Verzinsung des Depositums findet auch heute regelmäßig nicht Statt, dagegen nimmt die Bank auch selbst regelmäßig keine Vergütung für die Aufbewahrung in Anspruch. Nur bei Depositen, welche auf bestimmte Zeit gegeben oder mit bestimmter Kündigungsfrist überlassen werden, verstehen sich einzelne B. zur Verzinsung. Mit dem Depositengeschäft entwickelte sich sodann sehr bald auch ein anderer nicht weniger wichtiger Zweig des Bankverkehrs, nämlich das Zettelgeschäft oder Banknotengeschäft. Die B. nämlich waren gehalten, Scheine über die ihnen anvertrauten Depositen an die Hinterleger auszustellen. Diese Schuldbekenntnisse der Bank konnten wie jede andere Forderung von den Hinterlegern cedirt werden und erhielten, da die Bank als ein sehr sicherer Schuldner angesehen werden konnte, einen gewissen leichteren Kurs, als andere Forderungen. Namentlich ist es die Bank von Amsterdam, welche die Uebertragung dieser Bankschuldscheine sehr beförderte. Die Bank von Schweden, 1657 gestiftet, ging hierauf 1661 noch einen Schritt weiter, indem sie Kreditive ausgab, auf welchen das Versprechen ausgedrückt stand, die bezeichnete Summe jederzeit in Geld auszulösen. Hiermit war die Banknote im heutigen Sinne des Wortes geschaffen. Die Bedeutung dieses neuen Werthzeichens, u. zwar in seiner unheilvollen Seite, sollte jedoch sehr bald heraustreten, als Law in Paris 1716 die Banque générale gründete, und nun die Börsenmanöver, gestützt auf das in den Banknoten enthaltene unbeschränkte Kapital, begannen, welche mit dem Ruin von Tausenden und der furchtbarsten Zerrüttung aller finanziellen Verhältnisse Frankreichs endeten. Die letzte und wichtigste Funktion der B. ist aber das Disconto- und Wechselgeschäft. Mit der allmählig sich erweiternden Bedeutung des Wechsels im kaufmännischen Verkehr wurde der Handel erst zu der ungeheuren

Ausdehnung befähigt, welche er heute hat. Denn erst der Wechsel gestattet es, den wichtigsten Faktor im Handel, den Kredit, zur vollen Anwendung zu bringen, und die Summen, welche im Verkehr durch baares oder Papiergeld umgesetzt werden, obwohl sie nach Millionen sich berechnen, sind verschwindend klein gegen die riesenhaften Summen, welche im Wechselverkehr hin und her bewegt werden. Unsere ganze Industrie, auch die sicherste und solideste, würde still stehen müssen, wenn alle Zahlungen, die beim Vertrieb der producirten Güter in der langen Reihe von Umsätzen, vom Producenten bis zum Konsumenten, durch Wechsel erfolgen, auf einmal in Baarzahlung, und wäre es auch mit Papiergeld, abgemacht werden müßten. Die Institute aber, welche diesen Wechselverkehr zur Entwickelung seiner vollen Wirksamkeit gelangen lassen, sind die B. In dem Diskontiren der Wechsel, d. h. in der Auszahlung eines noch nicht fälligen Wechsels vor der Verfallzeit, durch die B. liegt deshalb der Schwerpunkt ihrer Bedeutung für den heutigen Verkehr. Das Girogeschäft war der erste Schritt zur Unterstützung des kaufmännischen Kredits, das Depositen- und das Notengeschäft waren die weiteren vorbereitenden Mittel, in sofern sie den B. die Wege zeigten, auf welchen sie durch Benutzung ihres Kredits auf leichte Weise große Geldmittel zur Verfügung erhielten; erst das Discontogeschäft aber hob die B. auf die volle Höhe der kommerciellen Wichtigkeit, welche sie trotz alles unverständigen Geredes von Schwindel und Betrug einnehmen. Mit dem Discontogeschäft hängen eng zusammen zwei andere Geschäftszweige der B., nämlich das Incasso- u. das Contocorrentgeschäft. Unter dem ersten versteht man das Einziehen fremder Forderungen, welche den B. durch Wechsel oder Anweisungen übertragen worden sind, sei es, daß diese Forderungen auf Personen lauten, welche am Wohnsitz der Bank sich befinden, oder an andern Orten, in welchem Falle die Bank die Erhebung durch ihre Filiale oder ihre Korrespondenten besorgen läßt. Das Contocorrentgeschäft besteht darin, daß eine Bank mit einem Geschäftsmanne in laufende Verbindung tritt, indem sie Wechsel auf sich ziehen läßt, Baarzahlungen für ihn leistet oder sonstige Vermögensgeschäfte für ihn abmacht. Dies geschieht natürlich nicht umsonst und auch nicht ohne Weiteres. In der Regel geht dabei die Einzahlung einer gewissen Summe in die Bank voraus, bis zu welcher die Bank sodann die genannten Zahlungen bewirkt. Ist diese Summe erschöpft, so muß neu eingezahlt werden, die Bank kreditirt jedoch auch wohl über die Summe hinaus, ja sie gibt bei besonders sichern Kunden auch wohl unbeschränkten (blanco) Kredit. Beiderseits werden hierbei Zinsen gezahlt, von der Bank für die ihr eingezahlten Summen vom Tage der Einzahlung an, von dem Geschäftsfreunde für die von der Bank für ihn ausgezahlten Summen vom Tage der Auszahlung an. Die Wichtigkeit dieser Dienstleistung der B. springt in die Augen, und die volle Entwickelung des Contocorrentgeschäfts in England ist es, was nicht als der geringste Faktor für die Größe des englischen Handels angesehen werden darf. In England sind es jedoch nicht bloß Fabrikanten und Kaufleute, welche mit den B. in Contocorrent treten, es gehört dort vielmehr für einen Jeden zur finanziellen Legitimation, daß er bei einem Bankhaus ein Contocorrent hat und Cheques, d. h. Anweisungen, auf dasselbe als Zahlungsmittel ausstellen kann. In dieser ungeheuren Verbreitung des Cheques liegt der Grund, weshalb in England das baare Geld nur im Detailverkehr gebraucht und jedes größere Geldgeschäft durch Vermittelung der B. abgemacht wird. Auf diese Weise verrichten dann die B. in England und namentlich in Schottland, wo stets Zinsen von den Depositen im Contocorrent gezahlt werden, die Dienste von Sparkassen.

Nicht unbedeutende Zweige des Bankverkehrs, obwohl nicht in direkter Beziehung zum Handel, der eigentlichen Domäne des Bankwesens, stehend, sind endlich noch das Leihgeschäft, das Hypothekengeschäft, das Effektengeschäft u. die Uebernahme von Staatsanleihen. Das erstere, auch Lombardgeschäft genannt, umfaßt die Auszahlung von Darlehen gegen Verpfändung von Werthobjekten, insbesondere Staats- oder industriellen Werthpapieren, und unterscheidet sich von dem Hypothekengeschäft im Wesentlichen nur dadurch, daß bei diesem das Pfandobjekt ein unbeweglicher Gegenstand, ein Grundstück ist. Das Effektengeschäft besteht darin, daß eine Bank den An- und Verkauf von Börsenpapieren bewirkt. Schon die beiden ersten dieser zuletzt genannten Arten von Bankgeschäften sind Nebenzweige des Bankverkehrs, das Effektengeschäft dagegen, in sofern es wie bei dem Crédit mobilier und seinen deutschen Nachfolgern auf eigene Rechnung einer Bank als Spekulation geschieht, tritt ganz und gar aus dem eigentlichen Wirkungskreise der B. heraus (s. Crédit mobilier und Kreditanstalten). Die Besorgung von Staatsanlehen endlich steht in gar keinem Zusammenhang mit dem Handel und ist zu allen Zeiten von verderblichen Folgen für die B., vor Allem aber für den Bankverkehr gewesen. Die österreichische Nationalbank ist dafür ein warnender Beleg, und die Geschichte selbst des englischen Bankwesens lehrt, daß dem Verkehr eines Landes dadurch geschadet werden kann, wenn die Privilegien einer mit dem Staate liirten Bank der freien Entwickelung des Bankverkehrs in den Weg treten. Fast alle Fallissements von B., welche in Europa vorkamen, geschahen in Folge von Verlegenheiten, welche aus Anlehen an die Regierungen hervorgingen; wir nennen nur die B. von Venedig, Stockholm, England, Berlin, Amsterdam, Wien, Lissabon.

Eine Frage, welche auf der volkswirthschaftlichen Tagesordnung der Gegenwart mit in erster Reihe steht, ist die Frage über die Bankpolitik, d. h. die Frage: Soll der Staat das Recht haben, zur Gründung einer Bank eine Konzession zu ertheilen, und unter welchen Bedingungen sollen die B. befugt sein, Banknoten auszugeben? Es gibt Anhänger und Gegner der Gewerbefreiheit und der Handelsfreiheit, und so gibt es auch Anhänger u. Gegner der Bankfreiheit. Ein Beispiel vollständiger Bankfreiheit boten bis 1844 die schottischen B. Dort konnte ein Jeder ohne Weiteres eine Bank errichten und Noten ausgeben, so viel er wollte, oder besser, so viel er konnte; die einzige Beschränkung bestand darin, daß keine Banknoten unter 1 Pfund Sterling und daß keine „zahlbar auf Verlangen ohne Zinsen oder nach 6 Monaten mit Zinsen" ausgegeben werden konnten.

Dagegen hafteten denn alle Bankinhaber solidarisch mit ihrem ganzen Vermögen für die Schulden der B. Dieser Zustand unbeschränkter Freiheit hat sich in Schottland vollständig bewährt. Im Jahre 1826 konnte nachgewiesen werden, daß an den schottischen B., seitdem es überhaupt B. dort gab, nicht mehr als 36,000 Pfund Sterling verloren worden waren. Das Bankwesen ist in Schottland noch heute ziemlich frei (s. unten), und doch sind bis heute diese Verluste des Publikums an den B. nicht über 50,000 Pfund Sterling gestiegen. Allerdings haben bei der Krisis 1857 schottische B., die Boroughbank in Liverpool und die Western- und Citybank in Glasgow, fallirt, diese Bankrotte sind aber erwiesenermaßen nicht in Folge der Notenausgabe, sondern in Folge übermäßigen Kreditgebens an Geschäftsleute erfolgt. Als ein weiteres Beispiel von Bankfreiheit wird gewöhnlich Nordamerika bezeichnet, obwohl dort in keiner Weise wirkliche Bankfreiheit besteht. Schon die erste amerikanische Bank, die Bank von Nordamerika, war eine privilegirte, u. ebenso war es die spätere Bank der Vereinigten Staaten. Beide haben sich durch übermäßige Ausgabe von Papiergeld ausgezeichnet. In den einzelnen Staaten gab es allerdings auch B., vielfach aber war es ihnen geradezu verboten, Noten auszugeben. Wo dies indeß gestattet war, da hat sich eine üble Folge davon bis 1814 nicht gezeigt, d. so lange der Grundsatz des englischen Rechts bestand, daß ein jeder Banker mit seinem ganzen Vermögen für die Schulden der B. hafte. Im J. 1814 aber setzte es eine Anzahl einflußreicher B. in Pennsylvanien durch, daß ihnen eine „Charter", d. h. Korporationsrechte, mit der Befugniß eingeräumt wurde, nur bis zum Betrag des zur Bank eingeschossenen Kapitals für die Schulden der B. zu haften. Hierin lag offenbar eine doppelte Gefährdung des Publikums: einmal, indem in der beschränkten Haftbarkeit ein Anreiz zur unbesonnenen Spekulation gegeben war, und sodann, indem die chartirten B. vom Publikum als unbedingt zuverlässig angesehen wurden. Hierauf folgte zum Theil in Folge übermäßiger Notenausgabe, zum Theil aber auch in Folge des unbesonnenen Kreditgebens an die wilde Spekulationswuth der amerikanischen Geschäftsleute 1837 bis 1839 eine Handelskrisis mit vielen Bankbrüchen. Dies führte zu dem Generalbankgesetz von 1847. Hierin war wieder der Grundsatz der beschränkten Haftbarkeit für die Schulden der B. aufgenommen. Es wurde ferner hinsichtlich der Noten bestimmt, daß zwar ein Jeder eine Bank errichten, Banknoten dagegen nur bis zu der Summe ausgeben dürfe, welche er in zu Pari stehenden Staatspapieren bei einer Staatsbehörde hinterlegt habe, d. h. also, daß ein Jeder von diesem Kapital doppelte Zinsen beziehen könne. Eine dritte, nicht minder verkehrte Bestimmung endlich war die, daß die Noteninhaber allen Depositaren vorgehen, ja daß die Noten mit den gesammten Vermögen der Bank einschließlich der Privatdepositen honorirt werden sollten. Diese letztere Bestimmung namentlich hat sehr verderbliche Folgen gehabt. Bei jeder Krisis nämlich kündigten sofort sämmtliche Depositare ihr Guthaben und erzwangen dadurch fast regelmäßig den Bankerott der Bank, bloß weil sie das Gesetz hinter die Noteninhaber stellte und sie deshalb doppelt fürchteten, zu kurz zu kommen. Der gesetzliche Schutz für die Bankgläubiger ist deshalb in Amerika rein imaginär, er besteht sogar nicht einmal vollständig für die Noteninhaber, während dagegen die Notenausgabe selbst durch die gesetzlichen Bestimmungen ermuntert wird. Trotzdem hat es sich indeß bei der letzten großen Krisis gezeigt, daß nicht eine gesteigerte Notenausgabe, sondern übermäßiges Kreditgeben und die plötzliche Rückforderung der Depositen den Sturz der amerikanischen B. bewirkt haben. Am 24. Oktober 1857 hatten die newyorker B. bei einem Metallvorrath von 10,411,643 Dollars 6,884,739 Dollars Noten ausgegeben, während sie 95,593,518 Dollars an Darlehen gezeben und 57,530,382 Dollars Depositen empfangen hatten. Die Schuld der Krisis lag sonach in dem ungeheuren Posten von Darlehen, und dieser war wieder durch die wahnsinnig verwegene Spekulation der newyorker Geschäftswelt veranlaßt worden.

Die Ursache, weshalb die Bankfreiheit so vielfach angefeindet wird, liegt, abgesehen von den Schwindelvorgängen, welche Law in Frankreich als abschreckendes Beispiel aufgestellt hat, in der Einstellung der Baarzahlungen, zu welcher 1797 die Bank von England sich veranlaßt sah. Die lange Zeit von 1797—1819, in welcher diese Bank die Baarzahlungen suspendirt hatte, der Umstand, daß während dieser Zeit mitunter 15, 20, ja 25 Proc. Agio für das Gold bezahlt werden mußten, lag den Engländern sehr peinlich in der Erinnerung, und die Forschungen nach den Ursachen dieser finanziellen Kalamität beschäftigten von da ab mehre Jahrzehnte die nationalökonomische und kaufmännische Welt. Daß die bloße Thatsache einer Einstellung der Baarzahlungen schon an sich geeignet ist, Schwankungen im Verkehr hervorzurufen; daß ferner England damals starke Zahlungen in Gold für die Subsidien in den napoleonischen Kriegen an den Kontinent zu machen hatte, dies übersah man fast allgemein. Man suchte dagegen den Grund für das Steigen des Goldwerthes in der Vermehrung des einheimischen Papiergeldes, und so entstand die Theorie von der Currency oder der Landesvaluta, d. h. die Ansicht, daß die Beschaffenheit und Menge des in einem Lande kursirenden Geldes einen bestimmenden Einfluß auf das Sinken und Steigen der Preise habe. Die nächste Konsequenz dieser Theorie war die, daß die Ausgabe des Papiergeldes, d. h. das Recht der B., Noten auszugeben, möglichst beschränkt werden müsse, weil eine Vermehrung des Papiergeldes das Geld überhaupt entwerthen und die Preise steigen machen müsse. Eine zweite Folgerung war die, daß auch das Staatspapiergeld, welches die Bank von England ausgab, in ein ganz bestimmtes Verhältniß zum Metallwerth der B. gebracht werden müsse. Dies führte in der berühmten oder berüchtigten Bankakte Sir Robert Peels van 1844 zur Beschränkung des Rechts der Privatbanken zur Ausgabe von Banknoten und in Betreff der Bank von England selbst zur Trennung des Noten- von dem Bankdepartement, sowie zu der Bestimmung, daß die Bank nur für etwa 14 Millionen Pfund Sterling unbedeckte Noten ausgeben, für den Mehrbetrag aber stets ebenso viel in Geld vorräthig haben müsse. Die Erfahrung hat gelehrt, daß England trotzdem nicht von Handelskreisen verschont geblieben ist, und daß sowohl 1847, als 1857

diese Bestimmungen der Bankakte aufgehoben und die Bank von England zur Ausgabe eines weiteren Betrags von unbedeckten Banknoten ermächtigt werden mußte. Die peelsche Bankakte ist denn auch neuerdings sehr heftig angegriffen worden, vor Allem durch Tooke, der auf das Genaueste aus der Geschichte des Handels und der Preise nachgewiesen hat, daß die Menge des in einem Lande vorhandenen Geldes ohne allen Einfluß auf die Preise der Waaren ist.

In Deutschland hat man bis in die neuere Zeit an dem Grundsatz festgehalten, daß die Errichtung einer Bank nur mit Erlaubniß der Regierung vorgenommen werden und daß die Ausgabe von Noten nur in soweit erfolgen dürfe, als für ein Drittel oder gar die Hälfte der ausgegebenen Noten baares Vermögen und für den Rest gute Papiere der Bank vorhanden seien. Weshalb gerade dies bestimmte Verhältniß zwischen Baarvorrath und Notenausgabe festgesetzt worden ist, läßt sich nicht aus innern Gründen ermitteln. Das Verhältniß von 1 zu 3 war ursprünglich ein bloßer Routinesatz der Bank von England, und obwohl die peelsche Bankakte selbst von demselben wieder abgegangen ist, so druckte man doch in Deutschland unter dem Einfluß der Autorität der größern Bankerfahrungen Englands bis auf die neueste Zeit in jedem Bankstatut diese Bestimmung ab. Die Erfahrung hat ebenso wenig wie ein in der Sache liegender innerer Grund auf dies Verhältniß zwischen Noten und Baarvorrath hingewiesen, denn trotz desselben sind zahlreiche Handelskrisen entstanden, in denen die B. den Anforderungen des Verkehrs nicht nachzukommen vermochten. Dabei hat man es indeß in Deutschland nicht einmal belassen. Unsere Regierungen haben von jeher die B. als Institute angesehen, die man gleich feuergefährlichen Anlagen unter die sorgfältige Aufsicht der höhern Staatspotizei stellen müsse. Man suchte deshalb die B. möglichst nur in den Händen der Regierung zu behalten, um durch sie gelegentlich den Verlegenheiten der Staatskasse abhelfen zu können und daneben dem „Commercium" — wie sich die erleuchtete Staatsweisheit des vorigen Jahrhunderts ausdrückte — von Staats wegen aufzuhelfen. Für die B. in Händen von Privaten versagte man fast regelmäßig die Konzession, oder man privilegirte doch die Staatsbanken in solchem Maße, daß die Privatbanken ihnen gegenüber nicht recht zu Kraft kommen konnten; von dem Grundsatze dagegen, daß es bei den B. sich zunächst um die Interessen des Handels handle, und daß dieser nach seinen eigenen Bedürfnissen sich am besten selbst einrichten werde und einrichten müsse, dafür hatte man in unsern Regierungskreisen ebenso wenig Verständniß, als für die Natur und das Wesen des komplizirten Bankwesens selbst. Der unerhörte Aufschwung der deutschen Industrie und des Handels in den fünfziger Jahren und das verlockende Beispiel, welches der Crédit mobilier in Paris gegeben hatte, drängte jedoch in Deutschland allmählig mit solcher Gewalt auf die Errichtung von Privatbanken hin, daß man auf Seite der Regierungen sich nicht länger dieser Forderung entziehen konnte. So entstanden 1853 die Zettelbanken von Braunschweig und Weimar, 1854 die Bank von Frankfurt, 1855 die von Gera und Darmstadt, 1856 die von Sondershausen, Meiningen, Luxemburg, Gotha, Lübeck, Bremen, Hannover, Homburg, Koburg, Leipzig, sowie zwei Zettelbanken in Hamburg. Dies wirkte natürlich auf Preußen zurück, zumal eine Reihe dieser B. unmittelbar an der preußischen Grenze entstanden und geradezu für den preußischen Verkehr berechnet war. Ende 1855 gab daher die preußische Regierung endlich dem Drängen ihrer Provinzialstände nach und gestattete die Errichtung von Privatbanken zu Köln, Magdeburg, Königsberg, Dortmund, Posen, Danzig, Hagen und Breslau. Diese B. bedurften jedoch sämmtlich — wie alle Privatbanken — der ausdrücklichen Genehmigung der Regierung und unterlagen sodann noch folgenden gesetzlich festgestellten Beschränkungen: Der Gesammtbetrag der von sämmtlichen preußischen B. auszugebenden Noten darf die Summe von 7 Millionen Thalern nicht übersteigen; die Konzession wird immer nur auf 10 Jahre ertheilt; das Stammkapital einer Bank darf nicht über eine Million Thaler betragen; der zur Bestätigung vorgelegte Gesellschaftsvertrag muß wenigstens 50 Mitglieder nachweisen, und kein Mitglied darf mehr als ein Zwanzigstel des Kapitals zeichnen; die B. dürfen keine verzinslichen Depositen annehmen; von dem Betrage der umlaufenden Noten muß wenigstens ein Drittheil in baarem Geld u. ein Drittheil in diskontirten Wechseln stets vorhanden sein; für die Noten haften außer dem Stammkapital auch sämmtliche übrige Aktiva der Bank; Form, Inhalt u. Ausfertigung der Noten unterliegen der Genehmigung und Beaufsichtigung der Regierung; Agenturen dürfen nur innerhalb der Grenzen errichtet werden, welche das Statut bestimmt; der Staat hat das Oberaufsichtsrecht über die B.; jede Bank muß allmonatlich eine Uebersicht ihre Geschäftslage öffentlich bekannt machen. Dies sind die sogenannten Normativbedingungen für die preußischen Privatbanken. Die darin enthaltenen Beschränkungen der B. waren jedoch so stark, daß sich die Regierung später zu zwei Bestimmungen behufs der Erweiterung der Bankbefugnisse hat verstehen müssen. Es sind nämlich einmal die Privatbanken zu einer wesentlichen Erhöhung ihres Kapitals sowie ihrer Notenausgabe ermächtigt, und zweitens ist ihnen gestattet worden, auch verzinsliche Depositen anzunehmen. Um indeß das Gewicht der preußischen Bank (der Staatsbank) nicht zu gefährden, wurde derselben durch Gesetz vom 7. Mai 1856 gestattet, ihr Kapital um 5 Millionen Thaler zu vermehren, und ihr eine unbeschränkte Notenemission unter der Bedingung gestattet, daß sie stets dafür $^1/_3$ in baar, $^2/_3$ in diskontirten Wechseln liegen habe. Dabei blieb jedoch die preußische Regierung nicht stehen. Die in Deutschland neu entstandenen Privatbanken, zumal die auf den preußischen Verkehr berechneten, schienen dem Handelsminister von der Heydt so bedenklich, daß er sich zu einem großen Schlage gegen sie entschloß. Es wurde daher 1857 alles nichtpreußische Papiergeld unter 10 Thaler für den Umfang der preußischen Monarchie verboten u. dies Verbot vom 1. Januar 1858 auf das nichtpreußische Papiergeld — gleichviel ob Banknoten oder Staatspapiergeld — über 10 Thaler ausgedehnt. Dieser gehässigen Maßregel folgte das Verbot fremder Banknoten in Sachsen und Bayern auf dem Fuße nach, in Sachsen jedoch mit der sehr vernünftigen Einschränkung, daß die Errichtung einer

Einlösungskasse in Leipzig die Erlaubniß der Cirkulation zur Folge haben solle. Hätten alle deutschen Regierungen dem Beispiel Preußens Folge geleistet, so wäre offenbar ein Zustand unübersehbarer Verwirrung im deutschen Münzwesen eingetreten. Der Unwille in Deutschland über die preußischen Maßregeln war daher sehr groß. Die preußische Regierung erklärte sich unter diesem Druck der öffentlichen Meinung bereit zu einer Konferenz in Berlin, um über die Bedingungen der Papiergeldemission sich zu verständigen. In der zu dieser Konferenz einladenden Denkschrift ward jedoch der Grundsatz aufgestellt, daß der Umlauf von Geldsurrogaten innerhalb möglichst enger Grenzen zu halten sei. Hierauf hin versammelten sich die Vertreter der Zettelbanken von Gotha, Homburg, Luxemburg, Meiningen, Niedersachsen, Rostock, Darmstadt, Sondershausen und Frankfurt am Main, um den Interessen ihrer Institute Ausdruck zu geben und gewissermaßen ein Gutachten Sachverständiger der berliner Konferenz zu unterbreiten. Von dieser Versammlung wurden folgende Grundsätze aufgestellt und folgende Vorschläge formulirt: Der Gesammtbetrag der auszugebenden Banknoten soll das Grundkapital niemals übersteigen; die Noten sollen zu $^1/_3$ durch Baarmittel, zu $^2/_3$ durch Wechsel gedeckt sein, welche nicht länger als 3 Monate zu laufen haben und mit drei guten Unterschriften versehen sind; für die Noten soll das gesammte Aktivvermögen der B. verhaftet sein; der Einlösungsfond soll von der übrigen Bankverwaltung getrennt sein; die B. sollen sich dahin vereinigen, daß sie ihre Vermögensverhältnisse der Kontrole von 2 jährlich wechselnden B. unterwerfen; die auf diese Weise vereinigten B. sollen ihre Banknoten wechselseitig im vollen Betrag honoriren; es soll ein Ausschuß zur Leitung dieses Vereins gewählt und demselben aufgegeben werden, dahin zu wirken, daß die Noten des Vereins im gesammten Zollverein und in Oesterreich angenommen werden. Wenn man von den Beschränkungen absieht, welche in diesen Beschlüssen und Vorschlägen für den Bankverkehr als überhaupt oder unter den vorliegenden Umständen nothwendig hingestellt werden, so wird man denselben vielfach seine Billigung nicht versagen können. Uebrigens waren die Vorschläge vergeblich gemacht, denn die berliner Konferenzen kamen gar nicht zu Stande. Preußen weigerte sich, Oesterreich an den Konferenzen Theil nehmen zu lassen, so lange dasselbe seine Baarzahlungen nicht aufgenommen habe. Da indeß Preußen die Emission von Papiergeld als einen Ausfluß des Münzregals bezeichnet und in seiner Einladung zur Konferenz gesagt hatte, es solle dadurch die Annahme übereinstimmender Grundsätze über die Emission von „Geldsurrogaten" als eine wünschenswerthe Ergänzung der Münzkonvention vom 30. Juli 1838 angebahnt werden, so behauptete **Bayern**, Oesterreich, als Mitkontrahent der Münzkonvention vom 21. Januar 1857, müsse zu den Verhandlungen ebenfalls zugezogen werden, und an dieser Differenz zerschlug sich das ganze Konferenzprojekt, ohne daß bis dahin eine Abhülfe für diese wahrhaft unleidlichen Papiergeldzerwürfnisse getroffen worden wäre.

Wir haben schon oben angedeutet, daß wir die B. vor Allem, ja ausschließlich als Organe des Handelsverkehrs betrachten und von ihnen keine andern Dienstleistungen verlangen und erwarten, als solche, welche den Zweck haben, die Bewegungen und Operationen des Verkehrs zu unterstützen. Wir glauben aber eben deshalb auch für die B. dieselbe Freiheit beanspruchen zu müssen, welche wir für den Verkehr selbst als nach seinem innern Wesen nothwendig in Anspruch nehmen; insbesondere geht unsere Ansicht dahin, daß die staatliche Konzessionirung der B. zu beseitigen und die Notenausgabe in keiner Weise zu beschränken sei. Um in dieser unserer Ansicht, die allerdings noch nicht die herrschende ist, von vorn herein nicht mißverstanden zu werden, bemerken wir zunächst, daß wir die Kreditanstalten nicht zu den B. zählen. Der durchschlagende Unterschied zwischen Kreditanstalten und B. besteht darin, daß die ersteren zugleich selbstständige industrielle Unternehmungen in Angriff nehmen, insbesondere mit ihrem Kapital sich an Börsenspekulationen betheiligen, während die letzteren sich auf die den Handel unterstützenden Geschäftszweige beschränken, die wir im Eingang geschildert haben. Welche Bestimmungen hinsichtlich der Kreditanstalten von Seiten des Staates zu treffen sind, wird unten näher entwickelt werden, für die Begründung unserer Ansicht von der Nothwendigkeit der Bankfreiheit bemerken wir hier nur noch Folgendes. Es ist ein Verkennen der Natur und der Bedingungen des Verkehrs, wenn man den Schwerpunkt der Thätigkeit der B. in die Ausgabe der Banknoten legt. Diese Operation ist vielmehr von geradezu verschwindender Bedeutung, wenn man sie mit den oben angeführten eigentlichen u. wesentlichen Geschäftszweigen des Bankwesens vergleicht: mit dem Disconto-, Depositen- und Contocorrentgeschäft. Die Ausgabe von Banknoten dient nur dazu, der Bank durch Benutzung ihres Kredits die Beschaffung eines unverzinslichen Betriebskapitals zu ermöglichen, sie ist also nur Mittel zum Zweck, und zwar so sehr Mittel zum Zweck, daß dadurch die Diskontirung der Wechsel, sowie alle übrigen im Interesse des Handels von den B. bewirkten Operationen beinahe um gerade so viel billiger bewirkt werden, als die Zinsen des in Umlauf gesetzten Notenkapitals betragen. Hätten die B. nicht die Möglichkeit, Noten auszugeben, so müßten sie ihre Zahlungen sämmtlich in baarem Geld bewirken, das Stammkapital müßte also erhöht werden, und das ganze Geschäft würde für die Aktionäre wesentlich vertheuert, so daß entweder eine geringere Verzinsung des Stammkapitals, oder eine höhere Verzinsung der dem Handel geleisteten Vorschüsse eintreten müßte. Der Einwand aber, den man hier machen könnte, nämlich, daß die Notenausgabe den Leichtsinn der Bankinhaber bei der Kreditgewährung fördern werde, widerlegt sich einmal dadurch, daß wir für die B. den Rechtsgrundsatz glauben festhalten zu müssen, wonach jeder Bankinhaber mit seinem ganzen Vermögen für alle Bankschulden einstehen muß, und sodann durch die Erfahrungen, welche gerade die neuere Geschichte des Bankwesens in dieser Beziehung an die Hand gibt. Die Handelskrisen in England sowohl, wie in Amerika und in Deutschland haben gezeigt, daß es die Ueberstürzung der Spekulation und, abgesehen von den verkehrten Bestimmungen in der amerikanischen Gesetzgebung über die Priorität der Noteninhaber gegenüber den Depositengläubigern, die leichtsinnige Kreditgewährung der B. gewesen ist, nicht aber die übermäßige

Notenausgabe, welche die Krisen hervorgerufen und die B. zum Bruch gebracht hat. Für die englischen und amerikanischen B. haben wir dies schon oben nachgewiesen, in Deutschland war es nicht anders. Die letzte große Handelskrisis brach bekanntlich im September 1856 aus. Zu dieser Zeit waren in Deutschland erst 8 der neuentstandenen Privatbanken vorhanden, und von diesen hatten die B. zu Luxemburg, Gotha und Meiningen damals überhaupt noch keine Noten ausgegeben. Die Notenausgabe der 5 übrigen, nämlich der B. zu Darmstadt, Weimar, Gera, Sondershausen und Dessau, betrug Ende 1857 12,796,000 Thaler oder 7,794,000 Thaler mehr als am Schluß von 1855, und der Betrag der durch Baarbestände nicht gedeckten Noten war 8,627,000 Thaler oder nur 5,648,000 Thaler mehr als im Vorjahr. Dagegen hatte sich der Betrag der Notenmenge der damals bestehenden 6 preußischen Privatbanken zu derselben Zeit um 27,696,000 Thaler, und zwar auf 51,031,000 Thaler gehoben, und die Summe der durch Baarbestand nicht gedeckten Noten belief sich auf 19,266,000 Thaler. Die viel gehörten Vorwürfe, daß die neu entstandenen Privatbanken außerhalb Preußens den deutschen Verkehr mit Papiergeld überschwemmt hätten, ist sonach vollkommen ungerechtfertigt. Das Beispiel der Bank von England hat überdies zweimal gezeigt, daß gerade die Erweiterung der Notenausgabe in der höchsten Noth das Vertrauen wieder gehoben und den ferneren verheerenden Verlauf der Krisis gehemmt — ein unwiderleglicher Beweis, daß der englische Handel gerade während der Krisis nicht an Ueberfluß von Banknoten, sondern am Mangel an denselben gelitten hat. Wer die Verkehrsverhältnisse genau kennt, der wird ferner nicht daran zweifeln, daß die B. gewiß nicht dadurch an der leichtsinnigen Kreditgewährung gehindert sein würden, wenn man ihnen das Recht der Notenausgabe entziehen wollte. Die Wechseloperationen, und zwar die unsoliden Wechseloperationen, würden sofort an die Stelle der Notenausgabe treten, u. gegen diese Auskunftsmittel möchte sich der Witz unserer Regierungsfürsorge vergeblich aufzukommen bemühen. Die Banknote ist ihrer rechtlichen Natur wie ihrer Bedeutung im Verkehr nach im Wesentlichen nichts Anderes als ein Wechsel, ja die Noten der Bank von England lauten gerade so wie ein Wechsel auf Sicht. Niemand bestreitet aber doch jetzt dem Kaufmann das Recht, Wechsel auszustellen, und Niemand kümmert sich darum, ob der Aussteller eines Wechsels auch im Stande ist, denselben zu honoriren, außer Demjenigen, der den Wechsel als Zahlung annimmt. Weshalb will man bei den Banknoten nicht dasselbe gelten lassen? Aber, hat man gesagt, die Vermehrung des Papiergeldes ins Ungeheure macht den Werth des Geldes sinken und bewirkt dadurch eine Steigerung der Preise; dies ist eine Seite des Banknotenverkehrs, die das öffentliche Interesse berührt, und folglich muß auch von Staats wegen die Aufsicht darüber geführt werden. Auch diese Behauptung ist unrichtig. Die Geschichte der Preise, wie dies Tooke unwiderleglich nachgewiesen hat, lehrt im Gegentheil, daß die Preise sich nach nichts Anderem richten, als nach dem Gesetz von Aufgebot und Nachfrage, und daß die Menge der in einem Lande vorhandenen Werthzeichen ganz ohne Einfluß auf ihr Steigen und Fallen bleibt. Es geht mit der Bankfreiheit gerade so wie mit der Gewerbefreiheit. Die Gegner der letzteren haben nicht aufgehört zu behaupten, daß mit Einführung der Gewerbefreiheit nun auf einmal Jeder anfangen würde, zu schustern, zu schneidern, zu backen und zu brauen. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß dies keinesfalls eingetreten, daß vielmehr ein Jeder nur das getrieben, wozu er die Fähigkeit und die Mittel hatte, und daß ein Jeder hierzu um so mehr genöthigt war, als ihm die Konkurrenz Aller gegenüberstand. Ebenso ist es mit der Aufhebung der Wuchergesetze gegangen, dasselbe würde sich bei der Handelsfreiheit bewähren, und genau so verhält es sich mit der Bankfreiheit. Es wird aber nicht Jeder eine Bank gründen, wenn ein Jeder das Recht dazu hat, und es wird nicht ein Jeder Banknoten ausgeben, so oft und so viel er mag, wenn ihm das Gesetz auch die Erlaubniß dazu gibt. Die Banknote ist ein Kreditgeld, u. nur Der wird Abnehmer für seine Noten finden, welcher den nöthigen Kredit genießt. Die Bestimmungen unserer Gesetzgebung, welche vor Allem das Interesse der Noteninhaber sichern wollen, sind aber deshalb schon eine Ungerechtigkeit, weil sie die wesentlichsten und bedeutendsten Gläubiger der B., die Deponenten, in völlig ungerechtfertigter Weise hinter die Noteninhaber zurücksetzen. Noteninhaber und Deponenten sind beides Kreditgeber der B. und sollten deshalb gleichmäßig vom Gesetz berücksichtigt werden; die ersteren vor den letzteren bevorzugen heißt den Interessen des Verkehrs geradezu ins Gesicht schlagen. Die Stille, welche durch die politische Spannung im Augenblick in der deutschen Industrie und im deutschen Handel herrscht, wird nicht ewig dauern. Die Interessen des Verkehrs werden hoffentlich sehr bald wieder in den Vordergrund treten, und die Frage über die Rechtsverhältnisse der B. wird dann aufs Neue verhandelt werden. Vielleicht wird uns bei der Lösung dieser Frage die Gesetzgebung Englands wieder vorangehen auf der allein richtigen Bahn, welche die volle Freiheit, wie für den Verkehr überhaupt so auch für den wichtigsten Hebel desselben, für die B., in Anspruch nimmt.

Wir geben in Folgendem eine Uebersicht der B. in und außer Europa, die jedoch bei der massenhaften Vermehrung der B. in neuester Zeit keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann, und beginnen mit den deutschen.

In Oesterreich ist zuvörderst die privilegirte österreichische Nationalbank in Wien, mit Filialbanken zu Prag, Pesth, Brünn, Triest, Lemberg und Linz, ins Leben getreten in Folge kaiserlicher Patente vom 1. Juni 1816 und hervorgegangen aus der wiener Stadtzettelbank, zu nennen. Letztere, 1762 gegründet, war anfangs Privatbank; sie gab Zettel aus bis 5 Gulden abwärts; löste sie pünktlich ein und hatte guten Kredit und Gewinn dabei, bis der durch die Kriege mit den Türken und Franzosen in seinen Finanzen erschöpfte Staat seine Zuflucht zu der Bank nahm u. dieselbe veranlaßte, um Anlehen machen zu können, weil über ihren Baarbestand hinaus Noten zu emittiren. Nachdem sie 1797 von der Verbindlichkeit, dieselben gegen baar einzulösen, freigesprochen und die Zettel auf 1 Gulden herabgesetzt worden, sanken die Noten allmählig so im Werthe, daß 1811 1300 Gulden Noten auf 100 Gulden Münze kamen; die Masse

der umlaufenden Noten betrug 1060 Millionen Gulden. Nach Verordnung vom 20. Februar 1811 wurden die Banknoten gegen Einlösungsscheine (wiener Währung) eingelöst, von denen auf 500 Gulden Banknoten 100 Gulden in Scheinen kamen; aber auch dieses Aushülfsmittel war ungenügend, und in den Kriegsjahren 1813—15 sanken auch diese immer mehr gegen baares Geld. Es wurde nun 1816 von der Regierung die wiener Bank in die jetzige privilegirte österreichische Nationalbank umgewandelt, eine Privatanstalt unter Oberaufsicht des Staates, zunächst um das 150 Proc. schlechter als Münze stehende Staatspapiergeld von derselben einziehen zu lassen. Laut Verordnung vom 16. Juli 1817 wurde die Einlage für 1 Aktie auf 1000 Gulden Papiergeld und 100 Gulden Münze, die Hälfte des ursprünglichen Betrags, und die Aktienzahl auf 100,000 erhöht. Zur Tilgung der für die Banknoten einzulösenden Staatsschuldscheine wurde eine Rente vereinbart, durch deren jährliche Zahlung binnen 36 Jahren die Verbindlichkeiten Seitens des Staates erfüllt werden sollten. Bis zum Antritt der neukonstituirten Bankdirektion am 18. Januar 1818 waren 5781 Aktien in 5,781,000 Gulden Papiergeld und 578,100 Gulden Konventionsmünze umgesetzt, das Papiergeld an den Staat übergeben worden, der dafür $2^1/_2$procentige Staatsschuldscheine ausgestellt hatte; dann hatte die Bank von der Schuldverwaltung 10 Millionen Gulden in Noten u. in Konventionsmünze baare 12,340,000 Gulden erhalten. Für die Bank gelten seit 1841 (revidirtes Bankstatut), wo dieselbe auf weitere 25 Jahre konzessionirt wurde, folgende Bestimmungen: Die sämmtlichen Aktionäre bilden die Bankgesellschaft; der bisher der Nationalbank gehörige Fond bildet auch ferner ihr Kapital. Die Bank ist verpflichtet, ihre Fonds nach den sich geltend machenden Bedürfnisse zu vermehren; sie leistet ihre Zahlungen in Silbergulden (20 = 1 kölnische Mark). Die Aktien sind auf den Namen der Inhaber in den Büchern der Bank eingetragen; nur diese eingetragenen Namen sind bei den Bankangelegenheiten stimmfähig. Zur Umschreibung einer Aktie wird deren Zurückstellung an die Bank und die beigefügte Indosstrung des letzten Besitzers der früher ausgefertigten Aktie erfordert. Die gewöhnliche Dividende ist jährlich 30 Gulden für jede Aktie, welche halbjährig ausgezahlt wird. Die Bank macht Giro-, Zettel-, Darlehn-, Depositen-, Escompte- und Anweisungsgeschäfte. Als Girobank übernimmt sie Banknoten oder bankmäßige Silbermünze und Wechsel auf Wien in laufender Rechnung, worüber durch Anweisung und Abschreibung auf dem dazu eröffneten Folium verfügt wird. Halbjährlich am 31. Mai und 30. November werden die Girorechnungen abgeschlossen und spätestens 5 Tage nachher zum gleichförmigen Vortrag das Saldo den Foliumbesitzern zur Verfügung gestellt. Die Bank besitzt während der Dauer ihres Privilegiums in der österreichischen Monarchie das ausschließliche Recht, Banknoten anzufertigen und auszugeben; dieselben müssen bei allen öffentlichen Kassen nach ihrem Nennbetrage für bankmäßige Silbermünze angenommen werden. Am 22. Mai 1848 verwilligte der Staat der Bank den Zwangsumlauf für die Banknoten, Beschränkung der Verwechselung der Banknoten gegen Silber auf den Höchstbetrag von 25 Gulden, der seitdem ganz der Willkür der Bankverwaltung nachgelassen ist, und Ausgabe von Banknoten von 1 und 2 Gulden. Die Bank eskomptirt Wechsel auf Wien gezogen, sowie eigene Wechsel auf Wien; Effekten unter 300 Gulden und über 95 Tage dürfen nicht eskomptirt werden; ebenso sind domicilirte Wechsel, sowie außer Wien zahlbare, resp. für die Filialbanken außerhalb deren Sitze, auch solche, die ohne Bezeichnung einer Münzsorte auf eine fremde Währung lauten, vom Escompte ausgeschlossen, sowie ferner solche, die in Bankvaluten ungeeigneten Münzsorten ausgezahlt werden sollen. Außerdem müssen die Effekten in der Regel drei solide Unterschriften haben, von denen wenigstens eine die Firma eines am Platze eingetragenen Kaufmanns oder landesbefugten Fabrikanten sein muß. Die Bank gibt Vorschüsse auf Pfänder, leiht auf Gold- und Silberbarren, auf inländische Goldmünzen, die im gesetzlichen Umlaufe sind, auf ausländische Gold- und Silbermünzen, auf Gold- u. Silbergeräthe 95 Proc. des vollen Werths ihres Feingehalts, bei Verpfändung inländischer verzinslicher Staatspapiere nur $^2/_3$ des börsenmäßigen Mittelpreises. Von den Vorschüssen auf Pfänder darf die Bank bis 6 Proc. Zinsen nehmen, höhere Zinsen nur mit ausdrücklicher Erlaubniß der Regierung. Beim Anweisungsgeschäft weisen die Banklasse in Wien und deren Filiale die erlegten Geldbeträge gegenseitig auf einander an; die Anweisungen lauten auf Namen oder an Ordre und sind in beliebiger Zeit zahlbar. An der Spitze der Bank steht ein Ausschuß und eine Direktion unter Oberaufsicht der Regierung. Der Bankausschuß, der für 1 Jahr unveränderlich ist und sich regelmäßig im Januar in Wien versammelt, besteht aus 100 Mitgliedern aus der Zahl derjenigen Aktionäre, welche nach dem Bankbuch 6 Monate vor oder zur Zeit der Einberufung die größte Zahl von Aktien besitzen. Die Verwaltung des Bankvermögens führt die Direktion, welche aus einem von der Regierung erwählten Gouverneur und Stellvertreter und aus 12 vom Bankausschuß vorgeschlagenen Direktoren besteht. Beiden steht ein kaiserlicher Kommissär zur Seite, der besonders darüber zu wachen hat, daß die umlaufenden Banknoten ihre volle Deckung haben; ein zweiter Kommissär hat das Escompte- und Darlehngeschäft zu beaufsichtigen Obwohl die Bank seit ihrer Begründung bloße Privatbank ist, so wurde sie doch von dem Staate vielfach in Anspruch genommen. Sie verwilligte demselben 1823 einen Kredit von 10 Millionen zu 4 Proc. verzinslich (von 1834 3 Proc.), der 1826 auf 20 Millionen und 1835 auf 30 Millionen erhöht und 1847 weiter ausgedehnt wurde. Am 20. April d. J. nach Erlaß eines Münzausfuhrverbotes vom Finanzminister übernahm die Bank auf Rechnung des Staats 30 Millionen Gulden in Hypothekenanweisungen zu emittiren und den Betrag gegen 4 Proc. vorzuschießen. Unterm 1. und 18. Oktober und 9. December 1848 wurde der Finanzverwaltung von der Bankdirektion ein Kredit von zusammen 40 Millionen Gulden verwilligt. Zur Regelung der Verhältnisse der Bank mit dem Staate wurde am 6. December 1849 von derselben mit der Finanzverwaltung ein Vertrag dahin abgeschlossen, daß die Schuldforderung der Bank an den Staat in eine Summe von 96,948,768 Gulden mit der Bestim-

mung zusammengezogen wurde, daß diese Summe künftig mit 2 Proc. verzinst werden sollte. Im Februar 1853 schloß die Bank mit der Regierung einen Vertrag dahin ab, daß sie das Staatspapiergeld im Betrage von 150 Millionen Gulden mit ihren Banknoten oder vom Staate auszustellenden in Silber verzinslichen Obligationen einlöst, wogegen ihr der Staat 10 Millionen jährlich zur Tilgung der so entstehenden Schulden auf die Zolleinnahmen anwies. Nach Vertrag vom 28. Februar 1854 übernahm die Bank die Einziehung des mit Zwangskurs umlaufenden Staatspapiergeldes mit ihren Noten, wogegen ihr der Staat 10 Millionen Gulden jährlich Abzahlung zusichert und sie ermächtigt, mit Silber verzinsliche Staatsschuldenobligationen zur Einziehung der mit obigem Staatspapiergeld ausgegebenen Noten zu emittiren. In neuester Zeit hat der Staat der Bank 155,000,000 Gulden in Staatsgütern abgetreten. Die Anstrengungen des Finanzministers Freiherrn von Bruck, der Bank die Aufnahme der Silberzahlungen den Bestimmungen des deutsch-österreichischen Münzvertrags entsprechend zu ermöglichen, wurden im Beginn, zu gelingen, durch den Krieg von 1859 vollständig vereitelt. Die Bank war eine Zeitlang sogar außer Stand, die Zinsen der Nationalanleihe von 1854, wie versprochen, in Silber zu bezahlen. Dies geschieht zwar wieder, im Uebrigen aber herrscht nach wie vor der alte Papierjammer. Die Verhandlungen, welche in Folge der Vorlage des Finanzbudgets an den Reichsrath seit Januar 1862 zwischen der Regierung und der Bankdirektion gepflogen werden, lassen ein Resultat bis jetzt nicht voraussehen, welches die Herstellung der Valuta in nahe Aussicht stellte. Das Bankprivilegium dauert bis zum letzten Dec. 1866, doch kann es auf Ansuchen verlängert werden, sowie die Auflösung der Gesellschaft auch vorher Statt finden kann, wenn dieselbe durch 43 Stimmen des Bankausschusses beschlossen wird. Im Fall der Auflösung der Bankgesellschaft wird das nach Berichtigung aller Passiva übrig bleibende reine Vermögen in gleichen Theilen auf die Aktien vertheilt und deren Eigenthümern ausgehändigt. — Die niederösterreichische Escomptegesellschaft in Wien, im Wesentlichen der Discontogesellschaft zu Berlin nachgebildet, wurde Ende 1853 auf vorläufig 25 Jahre mit einem Fond von 10 Millionen Gulden Konventionsmünze in 20,000 Aktien gebildet. Sie hat nicht Korporationsrechte, sondern bildet eine Societät, von der jeder Aktieninhaber nach Verhältniß seines Aktienbesitzes Mitgenthümer am gesammten Geschäftsvermögen ist. Die halbjährig verfallenden Zinscoupons sind zu 4 Proc. Vom Ueberschuß des Reinertrags werden an die Aktionäre 80 Proc. Dividende vertheilt, 5 Proc. zum Reservefond geschlagen, welcher Eigenthum der Gesellschaft ist, und 15 Proc. zur Bildung eines Reservefonds für die sich betheiligenden Kreditinhaber verwendet. Die Bank eskomptirt auf Konventionsmünze lautende gezogene und eigene Wechsel (von mindestens 50 Gulden), die aber nicht weniger als 5 Tage, nicht mehr als 6 Monate laufen dürfen, in Wien oder auf Plätzen, wo Filiale der österreichischen Nationalbank oder Agenturen der Escomptegesellschaft bestehen, zahlbar sein und außer der Haftung des Kreditinhabers die Haftung wenigstens einer solventen Firma darbieten müssen; ferner nicht länger als 4 Monate laufende Tratten, welche von dieser Gesellschaft auf Kreditinhaber gezogen u. nicht bloß mit dem Accept derselben versehen sind, sondern auch durch Deponirung gewisser Waaren gedeckt werden, eigene vor 4 Monaten verfallende Wechsel der Kreditinhaber ohne Bedeckung, auf eine protokollirte Firma des wiener Platzes gezogene u. von derselben acceptirte, oder von einer solchen Firma ausgestellte eigene Wechsel, welche von einem Kreditinhaber in Folge einer ihm zugestandenen Krediterweiterung zum Eskomptiren übergeben werden, auf Konventionsmünze und nicht weniger als 50 Gulden lauten, deren Verfallsfrist 100 Tage nicht überschreitet ꝛc. Sie verkauft Wechsel aufs Ausland unter dem Giro der Gesellschaft, kaisirt unpräjudicirte Wechsel, wenigstens zu je 300 Gulden in allen erheblichen Verkehrsplätzen der Monarchie ein, eskomptirt Wechsel, die alle zum Escompte bei der Nationalbank erforderlichen Eigenschaften besitzen, kauft Effekten der schwebenden Staatsschuld, die auf Verlangen, oder höchstens nach 3 Monaten rückzahlbar sind, reskomptirt Wechsel, die durch Eskomptiren eingegangen sind, unter dem Giro der Gesellschaft, übernimmt Gelder in laufender Rechnung oder auf längere bestimmte Termine, sowohl von Kreditinhabern, als von dritten Personen unter wechselnden Bedingungen. Der Gesellschaft ist nicht gestattet, Darlehen auf Gold oder Silber oder auf Wechsel in ausländischer Valuta zu geben, oder überhaupt andere als statutenmäßige Geschäfte zu unternehmen. Auf die Principien des Crédit mobilier gegründet ist die allgemeine Kreditanstalt für Handel und Gewerbe. Sie ist 1855 auf 90 Jahre konzessionirt worden und gegenwärtig die größte deutsche Kreditanstalt. Ihr Geschäftskreis umfaßt alle Bankgeschäfte im weitesten Sinne, den Erwerb und die Errichtung industrieller Etablissements, sowie die Ausstellung verzinslicher Schuldverschreibungen, doch dürfen Geschäfte in Effekten des Auslandes nicht gemacht werden. Die obere Leitung hat ein Verwaltungsrath von 21 Mitgliedern, während die specielle Geschäftsführung 3 Direktoren obliegt. Die Generalversammlung findet im März oder April Statt. Vom Reingewinn werden 5 Proc. auf das eingezahlte Aktienkapital vertheilt, von dem noch verbleibenden Ueberschuß erhält der Reservefond 5—20 Proc., und der Rest wird zu 10 Proc., dem Verwaltungsrath, zu 10 Proc. den Direktoren u. Beamten u. zu 80 Proc. den Aktionären zugeschieden. Das Aktienkapital beträgt 60 Millionen, die Bilanz pro 1860 100,872,410 Gulden.

Preußen. Die preußische Bank zu Berlin ist von Friedrich II. gestiftet worden. Nach den großen Leiden, welche der siebenjährige Krieg über Handel und Gewerbe gebracht, war es nöthig geworden, die zu vortheilhaften Unternehmungen nothwendigen Kapitalien gegen mäßige Zinsen zu gewähren und den Geldumlauf zu fördern. Zu diesem Behuf wurde eine Giro- und Leihbank zu Berlin und Breslau gegründet und diesen Staatskreditinstituten durch das Bankedikt vom 17 Juni 1765 ein Stammkapital von 8 Millionen Thalern aus dem königlichen Schatze zugesichert. Diese durchaus selbstständige Behörde beschränkt sich außer dem Giroverkehr auf das Diskontiren von

Wechseln und Darlehen, bis sie durch Edikt vom 29. Oktober 1766 zur Emission von Banknoten ermächtigt wurde, welche bei Zahlungen an königliche Kassen als baares Geld angenommen werden sollten. Zur weiteren Hebung dieser Bank trug aber wesentlich die Instruktion vom 18. Juli 1768 bei, wodurch die Depositengelder sämmtlicher Gerichts- und Vormundschaftsbehörden zu 3 Proc. dort eingezahlt werden sollten, und ebenso zahlten bald viele Privaten ihre Kapitalien dort ein, so daß nun erst die ausreichenden Mittel zur Belebung des Verkehrs zu Gebote standen. Von nun wurden in den Provinzen Filialanstalten errichtet, und die Bank hatte bis 1806 eine sehr gedeihliche Wirkung. Während der französischen Okkupation war sie in großer Noth, so daß sie den Gläubigern die bei ihr verzinslich angelegten Kapitalien nicht sofort zurückbezahlen konnte, was besonders daher kam, daß sie dieselben als Hypotheken auf Grundbesitz in den polnischen Provinzen ausgeliehen hatte und diese von Frankreich erobert worden waren. Während dieser Zeit war die Bank gewissermaßen sistirt und unter das Finanzministerium gestellt. Nach 1817 nahm sie ihre Geschäfte wieder auf und wurde durch Verordnung vom 3. November d. J. als ein für sich bestehendes Institut unter einem Bankchef hingestellt. Die immer größere Zunahme von Handel und Verkehr bewirkte, daß das bisherige königliche Bankinstitut nicht mehr ausreichte. So wurde durch Kabinetsordres vom 11. April und 18. Juli 1846, sowie durch die Bankordnung vom 5. Okt. 1846 die jetzt bestehende preußische Bank geschaffen. Das Betriebskapital derselben besteht: 1) aus dem von Privatpersonen und vom Staate eingeschossenen Kapital, ersteres 10 Millionen Thaler, letzteres: der Ueberschuß der Aktiva über die Passiva nebst Dividenden von diesem Kapital (betrug am 31. Dec. 1860 die Summe von 1,877,700 Thalern); 2) aus den Depositen der Vormundschafts- und Gerichtsbehörden, der Kirchen, Schulen, milden Stiftungen und anderer öffentlichen Anstalten (am 31. Dec. 1860 beinahe 22 Millionen), und 3) aus dem Reservefond, der aus den jährlichen Gewinnen der Bank geschaffen wurde, doch 50 Proc. des gesammten Einschußkapitals nicht übersteigen darf (betrug am 31. December 1860 2,897,716 Thlr). Da die Bank den Geldumlauf des Landes befördern, Kapitalien nutzbar machen, Handel und Gewerbe unterstützen und der übermäßigen Steigerung des Zinsfußes vorbeugen sollte, so war ihr gestattet, Wechsel u. Geldanweisungen, sowie inländische öffentliche auf jeden Inhaber lautende Papiere zu diskontiren, zu kaufen und zu verkaufen, gegen genügende Sicherheit Kredit und Darlehen zu geben, Wechsel und Geldanweisungen auszustellen, zu acceptiren und für Anderer Rechnung einzuziehen, Geldkapitalien verzinsbar oder unverzinsbar anzunehmen, edle Metalle und Münzen zu kaufen und zu verkaufen, Gold und Münzen, Pretiosen, Staatspapiere, Dokumente aller Art, sowie verschlossene Packete ohne Kenntnißnahme des Inhalts gegen Ausstellung von Depositalscheinen und eine dafür zu entrichtende Gebühr in Verwahrung zu nehmen. Die Bank diskontirt eigentlich nur solche am Orte zahlbare Wechsel, welche nicht über 3 Monate zu laufen und in der Regel noch drei solide Verbundene haben. Der Lombardverkehr ist so regulirt, daß die Bank gegen bewegliche Pfänder, Gold u. Silber, Staats-, Kommunal- und ständische Papiere, Wechsel und Waaren zinsbare Darlehen, der Regel nach nicht über 3 Monate und nicht unter Summen von 300 Thalern gibt. Den Zinssatz für Disconto und Lombardverkehr hat die Bank bekannt zu machen, bei Lombardgeschäften darf derselbe 6 Proc. jährlich nicht überschreiten. Die Depositen von Behörden sollen 3, $2^1/_2$ und 2 Proc. verzinst werden und mindestens 50 Thaler betragen, und der Staat leistet die Garantie dafür; Privatdepositen gegen Obligationen anzunehmen war die Bank berechtigt, nicht verpflichtet, und die Staatsgarantie war dabei nicht ertheilt. Außerdem ist die Bank Zettelbank und als solche Banknoten auszugeben befugt, die sie aber an allen ihren Kassen als Zahlung anzunehmen u. gegen baares Geld einzulösen verpflichtet ist. Die Summe, bis zu welcher Banknoten ausgegeben werden durften, betrug 21 Millionen Thaler, wofür $^2/_3$ baar oder in Silberbarren, $^1/_3$ in diskontirten Wechseln und das übrige in Lombardforderungen mit bankmäßigen Unterpfändern in den Bankkassen vorhanden sein müssen. Der reine Bankgewinn wurde so getheilt, daß die Bankantheilseigner (jeder Bankantheil, 1000 Thaler, pflegte zwischen 1220 und 1230 notirt zu werden) $3^1/_2$ Proc. und der Staat eben so viel erhalten u. der Ueberschuß als Extradividende zu gleichen Theilen an die Eigner und an den Staat fällt. Die Emission der Banknoten war auf 21 Millionen festgestellt, dazu 30 Mill. Kassenanweisungen (denn die Noten einiger Privatbanken waren kaum anzuschlagen), und so waren die papierenen Cirkulationsmittel in einiger Hinsicht allzu groß, und doch genügten sie nicht bei dem allzu sehr gesteigerten Verkehr, welcher die Ansprüche an die Bank immer mehr vergrößerte. So wurden an Platzwechseln 1847 für 70,904,845 Thaler, 1855 für 91,931,618 Thaler diskontirt, Lombarddarlehen stiegen von 48,083,525 Thalern 1848 auf 57,907,242 Thaler 1855. Die Gesammtumsätze in wirklich ausgeführten Geschäften betrugen 1847 514,317,060 Thaler und 1855 1,085,888,450 Thaler. Es wurde hierauf am 28. Januar 1856 zwischen dem Finanzministerium u. der Bankverwaltung ein Vertrag abgeschlossen, welchen das Abgeordnetenhaus am 24. April 1856 genehmigte, und der durch königlichen Erlaß vom 7. Mai d. J. veröffentlicht worden ist. Durch diesen Vertrag ist es gelungen, die Hindernisse zu beseitigen, welche einer den Bedürfnissen entsprechenden Thätigkeit der preußischen Bank entgegenstanden, und gleichzeitig das fiskalische Interesse des Staats zu wahren, indem die Bank es übernahm, die Hälfte der umlaufenden Kassenanweisungen gegen eine angemessene Entschädigung einzuziehen und zur Vernichtung abzuliefern. Durch die Bedingungen, unter welchen die Bank eine Erweiterung ihres Notenprivilegiums erhalten hat, ist dem Staate ein angemessener Antheil an den Nutzungen gesichert, welche diesem Institut von der Ausbeutung des in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Münzregal stehenden Vorrechts zufallen, ohne daß er ferner diejenigen Gefahren zu tragen hätte, welche mit der Ausgabe unmittelbar auf den Staatskredit emittirter Geldscheine verknüpft sind. Dagegen hat die Bank ihr Kapital von 10 Millionen

auf 15 Millionen erhöht. Außer dieser Erhöhung ist dem Reservefond ein Ueberschuß von 1,109,000 Thalern als gewonnenes Agio für die Aktienzeichnungen zugewachsen. Der Bank ist eine unumschränkte Notenemission eingeräumt, doch müssen nach wie vor $^2/_3$ in baarem Gelde oder Silberbarren und $^2/_3$ in bankmäßigen Wechseln vorräthig sein (Ende 1860 waren 88 Millionen in Umlauf). Die Regierung hat der Bank 15 Mill. Thaler in $4^1/_2$procentigen Schuldverschreibungen nach dem Nennwerth u. gegen Herausgabe von 9,400,000 Thalern alter Effekten deren mit 7,802,000 Thalern berechneten Kurswerth u. zur Ausgleichung der Differenz 1,598,000 Thaler $4^1/_2$procentige Schuldverschreibungen überwiesen. So löste die Bank bis zum Januar 1858 die Hälfte der Kassenanweisungen, 15 Millionen, ein, tilgt die 16,598,000 Thaler $4^1/_2$procentige Staatsschuld und sichert die Verzinsung von 5 Millionen desselben Staatspapiergeldes. Die Geschäfte der Bank wechselten von 1856 ab, je nach den Zeitverhältnissen, es ist ihr aber gelungen, in den wiederholten Handelskrisen jeglichem besonnenen Anspruch gerecht zu werden. Die Banknoten von 25, 50, 100 und 500 Thalern sind an allen öffentlichen Kassen als baares Geld anzunehmen; Privatpersonen sind gesetzlich nicht verpflichtet, sie anzunehmen, doch geschieht es innerhalb u. außerhalb Preußens allgemein. Die Dividende der Bank betrug 1855—$6^1/_2$, 1856—$8^1/_2$, 1857 $8^{11}/_{20}$, 1858 $7^1/_2$, 1859 $6^1/_4$, 1860 $5^1/_2$ Proc. Die Bank hat außerhalb Berlins Kontore, Kommanditen und Agenturen; es waren ihrer 1860: ein Bankdirektorium in Breslau, 7 Kontore in Königsberg, Danzig, Stettin, Posen, Magdeburg, Münster u. Köln, 24 Bankkommanditen, 52 Bankagenturen und außerdem noch eine Anzahl von Bankwaarendepots. Alle diese Anstalten bilden zusammen ein vom Finanzministerium unabhängiges Institut unter einem Bankkuratorium, welches aus dem Präsidenten des Staatsministeriums, den Ministern des Handels, der Finanzen, der Justiz und einem fünften vom Könige dazu zu ernennenden Mitgliede zusammengesetzt ist. Vorgesetzter ist der Chef der Bank, jetzt der Handelsminister, welcher vom Könige ernannt wird. Unter ihm steht zunächst das Hauptbankdirektorium, das einen Präsidenten und 5 Mitglieder zählt, von denen eines als Justitiarius fungirt. Die Bankantheilseigner sind durch die 200 Meistbetheiligten vertreten, und diese wählen einen Centralausschuß von 15 Mitgliedern, welcher dieselben der Verwaltung gegenüber repräsentirt. Drei Deputirte dieses Ausschusses üben eine fortwährende Kontrole der Bankverwaltung aus. Bei den Provinzialbankkontoren befinden sich ein Bankkommissar als Justitiarius u. wenigstens 2 Mitglieder, sowie, wo dieses möglich ist, eine Anzahl von Bankantheilseignerdeputirten. Ueberdies besteht eine aus 3 Mitgliedern gebildete Immediatkommission zur Kontrolirung der Banknoten, an deren Spitze ein Mitglied des Bankkuratoriums steht. Der Gesammtumsatz in Einnahme und Ausgabe betrug 1860 1,375,743,000 Thaler. Außer der Staatsbank bestehen in Preußen 8 Privatzettelbanken, unter Oberaufsicht des Staats, nach den Normativbestimmungen zur Errichtung von Privatbanken vom 25. September 1848, deren Geschäftskreis demjenigen der Staatsbank gleicht, nur daß letztere im ganzen Staate das leisten soll, was jene in den einzelnen Provinzen bewirken. Sie dürfen trockene Wechsel u. Geldanweisungen, die nicht über 3 Monate laufen und drei solide Verbundene haben, diskontiren, gegen genügende Sicherheit Kredit und Darlehn geben, bis zu einem bestimmten Betrage Staats- und Kommunalpapiere kaufen u. verkaufen, das Incasso von Wechseln, Geldanweisungen, Rechnungen und Effekten besorgen und mit den Eigenthümern in Giroverkehr treten. Das Depositengeschäft ist ihnen erst 1858 eingeräumt worden. Jede Bank darf nur so viele Noten emittiren, daß der Betrag des Stammkapitals von einer Million nicht überschritten wird, und von diesem muß wenigstens $^1/_3$ in baarem Gelde oder Barren und wenigstens $^1/_3$ in diskonirten Wechseln vorhanden sein. Ein Reservefond wird durch Abrechnen von $^1/_3$ vom Reingewinn und durch die Hälfte des nach Zahlung einer Dividende übrig bleibenden Restes gebildet (vergl. Hocker, Sammlung der Statuten aller Aktienbanken Deutschlands, Köln 1858). Bei sämmtlichen 8 Privatbanken betrug 1860 die Geldanlage im Wechselgeschäft 10,350,000 Thaler, im Lombardgeschäft 2,708,000 Thaler, der Notenumlauf durchschnittlich 5,866,000 Thaler, die Summe der verzinslichen Depositen 1,826,000 Thaler. Es sind folgende: Die Bank des berliner Kassenvereins in Berlin, durch Gesetz vom 15. April 1850 konzessionirt und am 1. Oktober d. J. an Stelle des früher bestandenen Kassenvereins ins Leben getreten, hat 1 Million Thaler Aktienkapital in 1000 Aktien à 1000 Thaler. Sie gibt Noten au portour bis zu ihrem Kapitalsbetrag aus, in 10, 20, 50, 100, 200 Thalern, $^1/_3$ des Betrags der umlaufenden Noten muß in Gold- und Silberbarren, $^2/_3$ in denselben Werthen oder diskontirten Wechseln vorhanden sein. Die Bank ist befugt, gezogene und eigene Wechsel zu diskontiren, die im Inlande zahlbar sind und nicht über 3 Monate laufen, auch mit wenigstens drei soliden Unterschriften versehen sind, Kredit und Darlehen auf 8 Monate zu bewilligen, und zwar nur gegen Verpfändung von Urstoffen und Waaren, die im Inlande lagern, von inländischen Staats-, Kommunal- od. anderen unter Autorität des Staats von Korporationen ꝛc. ausgegebenen, au porteur gestellten Papieren, sowie von Wechseln aufs Ausland, von gemünztem und ungemünztem Golde und Silber (inländische, auf den Namen lautende Papiere dürfen nicht beliehen werden); sie darf Effekten, edle Metalle oder fremde Münzen kaufen und verkaufen, Incasso besorgen, unverzinsbare Kapitalien ohne Verbriefung annehmen und mit den Eigenthümern in Giroverkehr treten. Den Geschäftsbetrieb besorgen unter Oberaufsicht eines königlichen Kommissarius ein Aktionär, ein Verwaltungsrath, die Direktion und die Beschlüsse der Generalversammlung. Die Direktion besteht aus dem vollziehenden Direktor und 2 wechselnden Mitgliedern des Verwaltungsrathes. Die alljährlich Statt findende Generalversammlung wählt den Ausschuß, kann die Statuten und früheren Beschlüsse der Generalversammlung ändern und beschließt über Auflösung der Gesellschaft und das Verfahren dabei. Die Auflösung der Gesellschaft kann nur durch $^3/_4$ der vertretenen Aktien, resp. durch absolute Majorität bewirkt werden. Der Gesammtumsatz in Ausgaben und Einnahmen betrug 1860 429,290,646 Thaler.

Die städtische Bank in Breslau ist durch Statut vom 10. Juni 1848 gegründet; ihre Konzession lautet auf 15 Jahre vom 1. Juni 1848 ab. Die Stadt Breslau ist Eigenthümerin der Bank und garantirt mit ihrem gesammten Vermögen für die Erfüllung aller Verbindlichkeiten derselben. Ihr Zweck ist, den Geldumlauf in der Stadt Breslau zu befördern, Handel und Gewerbe zu unterstützen und einer übermäßigen Zinsfußsteigerung vorzubeugen. Sie darf Banknoten im Betrage von 1 Million zu 1, 5, 25, 50 Thaler pro Stück auf den Inhaber lautend ausstellen, muß aber den gleichen Betrag der Valuta zu $^1/_3$ baar und den Rest in kursirenden, verzinslichen Staatspapieren, Stadtobligationen oder Pfandbriefen in der Bankkasse niedergelegt haben. Die Bank diskontirt gezogene Wechsel, deren Acceptant, sowie eigene oder Billets à ordre, deren Aussteller in Breslau wohnhaft ist, gewährt Darlehen auf 3 Monate gegen Verpfändung inländischer, zinstragender Werthpapiere, welche an inländischen Börsen Kurs haben, gegen Verpfändung von im Inlande lagernden Urstoffen und Kaufmannswaaren, von gemünztem und ungemünztem Golde und Silber, kauft und verkauft edle Metalle und fremde Münzen, sowie Wechsel an Plätze des Auslandes, nimmt unverzinsbare, sowie zinsbare Geldkapitalien in laufender Rechnung an, zieht Wechsel und Geldanweisungen, welche in Breslau zahlbar sind, und anderweite Inkasso's für fremde Rechnung mit der Befugniß ein, den Personen und Anstalten, welche darauf antragen, über die eingezogenen Geldsummen Rechnung zu halten. Die Verwaltung der Bank liegt einer besonderen städtischen Deputation unter der Oberaufsicht eines königlichen Kommissärs ob, welcher von der städtischen Behörde eine Verwaltungsinstruktion ertheilt wird. Allmonatlich wird eine Uebersicht der vorhandenen Baarfonds u. Effekten und der umlaufenden Noten und am Jahresschluß ein umfassender Geschäftsbericht für das abgelaufene Jahr veröffentlicht. Der A. Schaafhausensche Bankverein zu Köln, errichtet am 29. März 1848 in Folge der Zahlungssuspension des Handlungshauses A. Schaafhausen, auf 20 Jahre festgesetzt. Das Stammkapital besteht aus dem Aktivvermögen des Handlungshauses A. Schaafhausen, das zu 7,522,082 Thalern angenommen wird, wovon jedoch $1^1/_2$ Millionen Thaler zur Tilgung von Forderungen ausscheiden. Der Geschäftskreis der Bank erstreckt sich auf das Diskontiren von Wechseln mit soliden Unterschriften, auf Erhebung und Zahlung von Geldern für Rechnung Dritter. Sie verzinst Gelder, stellt darüber zinstragende Schuldscheine au porteur, sowie Wechsel an Ordre aus, oder eröffnet dafür Conti, nimmt Gelder und Effekten in Verwahrung, besorgt Einziehung und Verkauf von Wechseln, Staatspapieren ꝛc., Ankauf von dergleichen, wofür Deckung hinterlegt wird, gibt Vorschüsse auf Staatspapiere, Aktien, solide Wechsel und dergleichen, ertheilt Kredit in laufender Rechnung und gibt eigene Wechsel und Anweisungen aus. Die Verwaltung besteht aus dem Verwaltungsrathe und aus 3 Direktoren, theils von ersterem, theils von der Regierung erwählt. Der Verwaltungsrath besteht aus 15 Mitgliedern und bekommt 6 Proc. vom Reingewinn; $^1/_3$ tritt jährlich aus, jedes Mitglied hat 1000 Thaler Aktien zu hinterlegen. Die Generalversammlung wird jährlich zur Entgegennahme des Rechenschaftsberichts einberufen. Die Bank rechnet in preußischen Thalern, theilt diese aber in 100 Cents ein. Gesammtumsatz war 1860 66 Millionen Thaler; Bilanz im Soll und Haben 15,071,166 Thaler. Die ritterschaftliche Privatbank in Pommern hat ihren Sitz in Stettin u. ist begründet Anfang 1825 von einem Verein von Rittergutsbesitzern auf Grund des Statuts vom 15. Aug. 1825, wonach 250 Aktien à 4000 Thaler und 1 Million Reichsbankscheine ausgegeben werden dürfen, deren Gegenwerth stets in leicht realisirbaren Papieren vorhanden sein mußte. Der König gewährte einen zinsenfreien Vorschuß von 200,000 Thalern in Staatsschuldscheinen, der von der Bank später zurückgezahlt wurde. Durch die Krise von 1830 wurde der Verein veranlaßt, mittelst Statuts vom 1. Juli 1833, später durch Bestimmungen vom 24. April 1849 etwas abgeändert, eine neue Gesellschaft zu gründen. Danach werden 4000 Aktien à 500 Thaler ausgegeben; die Aktien werden zu 4 Proc. jährlich verzinst, $^2/_3$ des über die Zinsen und Verwaltungskosten bleibenden Gewinnes werden an die Aktionäre vertheilt, $^1/_3$ zum Reservefond gelegt, der 30 Proc. des Aktienkapitals nicht überschreiten darf. Die Bank gibt Noten aus im Belauf von 1 Million zu 10, 20, 50, 100 Thalern, deren Betrag zu $^1/_3$ baar, $^1/_3$ in Werthpapieren und $^1/_3$ in diskontirten Wechseln jederzeit vorhanden sein muß. Sie eskomptirt, kauft und verkauft Wechsel und Anweisungen an ihre Ordre nicht über 3 Monate laufend, mit drei guten Unterschriften, macht Darlehen auf trockene (eigene) Wechsel und Unterpfänder auf Gold, Silber, inländische zinstragende Staatspapiere, gezogene Wechsel, dem Verderben nicht unterworfene Waaren, kauft und verkauft inländische Staats-, auf jeden Inhaber tautende ständische, Kommunal- und andere Werthpapiere, sowie edle Metalle und Münzen für eigene oder Dritter Rechnung, ertheilt Wechsel u. Anweisungen auf dritte Personen u. zieht dergleichen für Anderer Rechnung ein, nimmt Gelder und Effekten in Verwahrung ꝛc. Die Verwaltung wird unter der Oberaufsicht eines königlichen Kommissärs von der Generalversammlung, die sich jährtich am 25. April versammelt, einem Kuratorium von 7 Mitgliedern, welches alle 2 Monate in Stettin zusammentritt, und einem Direktorium von 2 Mitgliedern und einem Syndikus besorgt. Die Auflösung der Gesellschaft findet nur durch einhelligen Beschluß aller Mitglieder der Gesellschaft Statt. Die Handelskrisis von 1857 hat die Bank stark mitgenommen und den Reservefond aufgezehrt. Auf ähnliche Weise organisirt sind die Privatbanken zu Königsberg, Danzig, Posen, deren Statuten vom 16. März 1857, und Magdeburg, deren Statuten vom 30. Juli 1859 datiren. Die Discontogesellschaft in Berlin ist eine am 26. Juni 1850 gebildete, auf Gegenseitigkeit beruhende Handelsgesellschaft, vorläufig auf die Dauer von 25 Jahren. Die Mitglieder, welche regelmäßig im Regierungsbezirk Potsdam oder in Berlin wohnen müssen, außer den Geschäftsinhabern, sind stille Theilnehmer, denen zeitweiser Kredit gewährt wird. Die Geschäftsantheile sämmtlicher Mitglieder bilden das Kapital der Gesellschaft. Das Minimum eines solchen ist 200, das Maximum 20,000 Thaler. Die Gesellschaft diskontirt Wechsel mit nicht länger als 3

Monate Verfallszeit, kann in laufender Rechnung mit ihren Mitgliedern stehen, Tratten derselben acceptiren, Gelder von denselben annehmen und verzinsen, Platzwechsel mit zwei solventen Unterschriften diskontiren und beleihen, gute und sichere Wechsel, an anderen Plätzen zahlbar, kaufen; sie kann die ihr zukommenden Wechsel einziehen oder diskontiren lassen, oder auch wieder verkaufen, von auswärts Geldsorten und Geldzeichen beziehen oder nach auswärts senden. Andere kaufmännische Unternehmungen darf die Gesellschaft nicht betreiben. Am 31. März, 30. Juni, 30. Sept. und 31. Dec. wird eine Quartalbilanz und am letzteren Tage noch eine Jahresbilanz vom Direktorium gezogen. Aus dem nach der Jahresbilanz sich ergebenden Gewinn erhalten die Geschäftsinhaber 5 Proc., die Mitglieder 4 Proc. ihrer Baareinlage als gewöhnliche Dividende; vom Reste kommt $^1/_5$ zum Reservefond, von dem Uebrigen $^1/_4$ an die Geschäftsinhaber und $^3/_4$ an die Mitglieder als Extradividende. Ergibt sich bei einer Bilanz ein Verlust, der auf keine andere Weise gedeckt werden kann, so wird er auf die Mitglieder vertheilt. Ein austretendes Mitglied bleibt verantwortlich bis zum Abschluß der Bilanz, die für das auf den Austritt folgende Quartal festgestellt wird. Geschäftsinhaber dürfen nur 9 sein; sind deren 3 Monate lang unter 3, so beschließt die Generalversammlung über die Fortdauer der Gesellschaft. Die Geschäftsinhaber können ihre vollbezahlten Antheile nur in sofern kündigen, als dies durch besondere Uebereinkunft mit dem Verwaltungsrathe festgesetzt ist. Die Geschäftsinhaber stellen 3 Geschäftsführer an. Der Verwaltungsrath, 9 Mitglieder, wovon jährlich $^1/_3$ ausscheidet, genießt 3 Proc. Tantième. Die Generalversammlung, welche im April Statt findet, besteht aus den mit 1000 Thalern oder mehr betheiligten Mitgliedern. Das Gesellschaftskapital betrug 1860 11,687,000 Thaler, die Bilanz schloß mit 20,631,787 Thalern. Außer diesen zur Hebung des Handels bestimmten Instituten bestehen noch viele andere Kreditanstalten, von denen hier vorzugsweise die landschaftlichen Kreditinstitute zu erwähnen, welche zur Hebung der Landwirthschaft bestimmt sind und mit deren Erweiterung und Verbesserung das Landesökonomiekollegium sich beschäftigt. Die ersten ritterschaftlichen Kreditvereine innerhalb Europa's sind in Preußen entstanden. Die Gutsbesitzer Schlesiens waren nach dem siebenjährigen Kriege höchst verschuldet u. bildeten eine Verbindung; dieses durch Reglement vom 15. Juli 1770 geschaffene landwirthschaftliche Kreditsystem bezweckte, theils dem Gutsbesitzer so viel Geld zu verschaffen, als der halbe Werth jedes Gutes nach einer mäßigen Taxe betrüge, theils jedem Gläubiger, der eine von ihnen ausgefertigte Schuldverschreibung in Händen habe, nicht nur die versprochenen Zinsen halbjährig baar und ohne Abzug zu bezahlen, sondern ihm auch das Kapital nach halbjähriger Kündigung zurückzugeben. Kur- u. Neumark bildeten 1777, Pommern 1780, Westpreußen 1787, Ostpreußen (1788 und 1821) ähnliche Verbindungen. Die fünf Vereine haben ungefähr gleiche Reglements, wonach Pfandbriefe ausgestellt werden und gesetzlich Objekt des Geldhandels sein dürfen. Es sind Hypothekeninstrumente, welche ein ganzer Kreditverein ausstellt, wobei nicht allein das verschriebene Gut, sondern alle Güter der zur Landschaft gehörigen Stände verpfändet sind, so daß also der Pfandbriefinhaber die Garantie der Landschaft selbst hat. Dabei dürfen sie rouliren und sind deshalb die Hypothenumschreibungen nicht nöthig. Ursprünglich war der Zinsfuß 4 Proc., ist jedoch seit 1836 bei den älteren Pfandbriefen auf $3^1/_2$ Proc. herabgesetzt worden. Das in Posen am 15. December 1821 gegründete Kreditinstitut war das erste, in welchem an einen Tilgungsfond gedacht worden ist. Es bestehen dort zwei Serien von Pfandbriefen: vom 15. December 1821 und vom 15. April 1842. Allmählig ist auch in den übrigen Vereinen eine zweite Serie von Pfandbriefen geschaffen, die alle 4 Proc. Zinsen tragen, und seit 1849 ist die Aufnahme von bäuerlichen Gütern in die ritterschaftlichen Kreditverbände genehmigt worden. Diese Institute haben einen solchen Fortschritt gemacht, daß ihre Schulden im höchsten Grade gestiegen sind u. die Pfandbriefe selbst an der Börse sehr hoch notirt werden. Sie stehen unter dem Ministerium des Innern, in dessen Auftrag ein königlicher Kommissarius Präsident der Hauptritterschafts- od. Generallandschaftsdirektion ist. Die Generaldirektionen bestehen aus mehren Direktionen u. Räthen u. diesen sind wieder Departementsdirektionen untergeordnet. Das neueste derartige Institut ist der „neue Kreditverein für Posen" vom 13. Mai 1857 u. 24. Nov. 1859; er ist für alle Güter, welche eine Taxe von 5000 Thalern erreichen, gegründet, zahlt 4 Proc. Zinsen u. steht fast ausschließlich unter Leitung des königlichen Kommissars, doch hat ein engerer Ausschuß der Verwaltung zu kontroliren. Noch sind die preußischen Rentenbanken zu erwähnen, welche die Ablösung der Reallasten vermitteln. Sie nehmen von den Rentepflichtigen die 18fache Kapitalszahlung oder die jährliche Zahlung der Renten in Empfang und geben dagegen den Berechtigten den 20fachen Betrag der Rente in 4procentigen Rentebriefen, welche jährlich nach und nach ausgelooft u. gegen Baarzahlung eingezogen werden.

Bayern. Die bayerische Hypotheken- u. Wechselbank in München, durch Gesetz vom 1. Juli 1834 konstituirt, ist Privatbank und vorzüglich Hypotheken- und Wechselbank, ihr Geschäftskreis geht aber viel weiter. Sie begann mit einem Aktienkapital von 10 Millionen Gulden und der Befugniß, es auf 20 Millionen Gulden auszudehnen. Im Jahre 1852 wurden sämmtliche Aktien voll eingezahlt und dadurch das Kapital auf 20 Millionen Gulden und der Reservefond auf die statutenmäßige Höhe von $1^1/_2$ Millionen Gulden gebracht. Die Aktien zu 500 Gulden werden auf Namen ausgestellt und demgemäß in den Bankbüchern eingetragen und können durch Indossement auf andere Namen übergeschrieben werden. Den Aktien sind 3procentige Zinscoupons beigegeben. Die Dauer der Bank ist auf 99 Jahre privilegirt. Pupillen- und Depositengelder königlicher Behörden dürfen bei ihr gegen billige Verzinsung hinterlegt werden. Sie hat das ausschließliche Privilegium, in Bayern Banknoten au porteur nicht unter 10 Gulden in Umlauf zu setzen, deren Betrag $^4/_{10}$ des Kapitalstocks sein und nie 8 Millionen Gulden übersteigen soll, $^3/_4$ der Emission müssen durch Hypotheken, $^1/_4$ aber durch einen baaren Geldvorrath gedeckt sein Die Noten werden an öffentlichen Kassen voll angenommen, und sie sind das einzige bayerische Papiergeld. Vom Bankkapital wird $^2/_3$ zu Anleihen auf Grund und

Boden gegen hypothekarische Sicherheit verwendet, auch auf solche Grundstücke, die außerhalb Bayerns in andern deutschen Bundesstaaten gelegen sind und einem Landesunterthanen oder Fremden gehören (nicht unter 500 Gulden). Ferner diskontirt die Bank inländische durch Verloosung oder Aufkündigung in höchstens 6 Monaten rückzahlbare Staatspapiere und Coupons, alle den gesetzlichen Erfordernissen entsprechende und in der Banlvaluta in München und am Sitze der Filialen zahlbare Wechselbriefe mit wenigstens zwei und, wenn sie nicht acceptirt sind, mit drei Unterschriften von als ganz solid anerkannten Handelsfirmen u. die nicht über 3 Monate zu laufen haben, eigene Wechsel, die 3 Monate höchstens laufen u. in München oder am Sitz einer Filiale zahlbar sind, nachdem dafür Waaren, Pretiosen, Gold, Silber, Staatspapiere unterpfändlich eingesetzt sind. Die Bank leiht gegen Deponirung inländischer Staatspapiere u. ihrer eigenen Aktien 90 Proc. des an der Börse notirten Tageskurses; Darlehen auf Depots werden höchstens auf 90 Tage gegeben. Die Bank kann auf gemünztes u. ungemünztes Gold u. Silber, den Betrag des innern Werths nicht übersteigende Darlehen gegen ½ Proc. auf 30 Tage leihen. Jedem in München ansässigen, bei dem Handelsgremium immatrikulirten und börsenfähigen Geschäftsmanne, sowie jedem Aktionär derselben wird gegen eine Gebühr ein Folium behufs des Girogeschäfts zum Gut- oder Abschreiben seiner Bankvaluten eingeräumt. Auch zum Depositengeschäft ist die Bank berechtigt. Endlich ist mit derselben noch eine Lebenversicherungs- und Leibrentenanstalt, sowie eine Mobiliarfeuerversicherung verbunden. Die Verwaltung liegt in den Händen eines Bankdirektoriums und einer aus besoldeten Beamten bestehenden Bankadministration; ihr gegenüber steht der Bankausschuß, bestehend aus den 60 meistbetheiligten Aktionären, welche die Gesellschaft vertreten. Die Oberaufsicht übt die Regierung durch einen königlichen Kommissär. Die Ausschußversammlung findet regelmäßig alle Jahre am zweiten Montage des März Statt. Die Banladministration hat jährlich zweimal, Ende Juni und December, ihre Bücher abzuschließen und den sich ergebenden Gewinn, nach Abzug des Betrags für den Reservefond, für jede Aktie zu ermitteln. Der Reingewinn betrug 1860 1,418,340 Gulden.

Königreich Sachsen. Die leipziger Bank, reine Privatbank, ist gegründet 1839 auf 10 Jahre und 1849 weiter bis zum 12. März 1859 konzessionirt. Ursprünglich betrug das Stammkapital 1½ Millionen Thaler in 6000 Aktien zu 250 Thaler zu 3 Proc. verzinslich, ist jetzt aber auf 3 Millionen Thaler durch weitere Ausgabe von 6000 Aktien erhöht worden. Die Bank gibt Noten aus von 20 Thaler an, doch soll der Betrag derselben sich immer wie 3 zu 2 zum Baarfond verhalten. Sie nimmt Darlehen von nicht unter 50 Thalern auf, diskontirt und kauft Wechsel und Anweisungen aufs Inland, Wechsel aufs Ausland mit mindestens zwei guten Unterschriften in der Regel binnen 3 Monaten zahlbar, gibt Vorschüsse gegen gute Bürgschaft, kauft eigene Banlaktien, jedoch nicht über 1000 Stück, und deutsche Staats- und Pfandbriefe, auch Eisenbahnprioritätsaktien, um disponibles Geld anzulegen, gibt Vorschüsse auf Bankaktien, Staats- und Stadtpapiere, auf erstere bis 90 Proc. ihres Kurses, jedoch nie über Pari auf Gold und Silber, gemünzt und in Barren, u. auf andere Pfänder u. Hypotheken, nimmt Depositen zur Aufbewahrung an, jedoch nicht unter 100 Thalern u. nur gegen Provision. Unter Oberaufsicht der Staatsregierung, deren Kommissäre den Versammlungen der Aktionäre beiwohnen dürfen, wird die Verwaltung durch ein von dem aus 20 Mitgliedern der Bankgesellschaft bestehenden Ausschuß, der letztere vertritt, gewähltes Direktorium geführt. Das Direktorinm besteht aus 6 Direktoren, die einen vorsitzenden u. vollziehenden Direktor wählen. Wenn sich das Aktienkapital um ¼ vermindert hat, so darf die Regierung die Liquidirung u. Auflösung der Bank fordern. Die Bank zahlte 1860 6 Thaler Superdividende pro Aktie.

Würtemberg. Der würtembergische Kreditverein, 1825 gegründet und 1845 mit revidirten Statuten versehen, ist eine Vereinigung von Grundeigenthümern von Würtemberg zu Kapitalaufnahme auf gemeinschaftlichen Kredit und gemeinschaftliche Rechnung. Die aufgenommenen Kapitalien nebst Zinsen werden durch Rentezahlung, in der zugleich eine Amortisation des Kapitals liegt, getilgt. Die Gelder werden durch Obligationen aufgebracht zu 100,200,500 Gulden zu 3½ Proc. u. 4 Proc. verzinslich, welche auch gekündigt werden können, die aber dann nur nach Maßgabe des vorhandenen Geldüberschusses zurückgezahlt werden. Das geringste Darlehen beträgt 2000 Gulden. Der Verein leiht auf Landgrundstücke, Häuser, Weinberge, auch Gülten, Zehnten und andere Feudalabgaben, selbst Mühlen mit Wasserkraft, Apotheken, deren Konzession am Boden haftet, u. dergl. können als Hypothek gegeben werden. Die Rückzahlung erfolgt durch 50jährige Zahlung der Rente. Unter Oberaufsicht eines königlichen Kommissärs wird die Verwaltung durch eine alle 3 Jahre zusammenberufene Generalversammlung, den Ausschuß u. einen Direktor geleitet und durch eine Kontrolekommission kontrolirt.

Hannover. Die Privatbank in Emden, am 11. August 1853 konzessionirt, bezweckt, Jedem Gelegenheit zu verschaffen, den ihm zukommenden Kredit auf eine leichte, mindestkostspielige Art in baar Geld verwandeln zu können. Sie hat ein Kapital von 1000 Aktien au porteur zu 200 Thaler Kurant. Vom Jahresgewinn erhalten zunächst 3 Proc. die Aktionäre, vom Mehrgewinn ½ die Aktionäre, ½ das Bankkapital. Aktien werden bei der Bank nicht als Depositа angenommen; Bancokredit gewährt die Bank nicht. Sie macht Leih-, Depositen-, Giro- und Disconto- und Contocorrentgeschäfte. In die Depositenbank kann Jedermann Geld in Summen von nicht unter 500 Thalern einlegen. Die Discontobank kauft nur acceptirte Wechsel mit wenigstens einem oder nicht acceptirte mit wenigstens zwei Indossenten. Die Bank wird geleitet von der Direktion, bestehend aus einem Vorsitzenden und 4 Mitgliedern und einer Deputation von 10 Aktionären als Vertretern der Gesellschaft. Wenn ¾ aller Aktien sich dafür erklären, so erfolgt die Auflösung der Gesellschaft. Die hannöversche Landeskreditanstalt ist aus der 1841 zur Ablösung von Zehnten und andern Reallasten gegründeten Kreditanstalt durch Gesetz vom 18. Juni 1812 hervorgegangen. Sie ist eine Landeskreditanstalt, und ihr Zweck ist Verschaffung von Darlehen zu einem mäßigen Zinsfuße für die Grundeigenthümer des hannöverschen Landes. Diesen wird in

Summen nicht unter 200 Thaler Geld gegen Verpfändung von Grundstücken, welche wenigstens 60 Thaler jährlichen Reinertrag geben, bis auf $^1/_2$ des Werthes derselben dargeliehen. Die Schuldner partieipiren dadurch an der Gesellschaft. Die Darlehen sind mit $4^1/_4$ Proc. zu verzinsen, wovon $3^1/_2$ Proc. als Zinsfuß, $^1/_4$ Proc. für die Administration (resp. $^1/_3$ davon zur Bildung eines Reservefonds) und $^1/_2$ Proc. zur Tilgung des Kapitals gerechnet wird. Die Gesellschaft dagegen stellt Obligationen nicht über 5000 Thaler au porteur oder auf den Namen aus, welchen Zinscoupons angefügt sind. Ihre Darlehen dürfen nicht unter 50 Thaler betragen. Für diese Darlehen haftet nicht allein das gesammte Vermögen der Gesellschaft, sondern auch die königliche Steuerkasse bis zu 500,000 Thaler. Die Verwaltung besteht aus einer Direktion von 3 Mitgliedern und dem nöthigen Personal; das Ministerium des Innern hat die Aufsicht über die Anstalt. Die hannoversche Bank ist 1856 auf 50 Jahre concessionirt worden. Ihr Geschäftskreis umfaßt Assignations-, Disconto-, Wechsel-, Lombard-, Kommissions-, Contocorrent-, Depositengeschäfte. Die Summe der auszugebenden Noten darf das eingezahlte Aktienkapital einschließlich des Reservefonds nicht übersteigen und muß die Deckung zu $^1/_3$ baar, zu $^2/_3$ in innerhalb 3 Monaten leicht realisirbaren Valuten vorhanden sein. Der Verwaltungsrath zählt 16 Mitglieder, die Generalversammlung findet im März oder April Statt. Der Gesammtumsatz 1860 war 92,810,087 Thaler.

Großherzogthum Mecklenburg. Die rostocker Bank ward gegründet den 27. Februar 1850 mit einem Aktienkapital von 1 Million Thaler in 5000 Aktien zu 200 Thaler. Die Bank kann mit Genehmigung der Regierung Zweigbanken an beliebigen Orten gründen. Die Zinsen der Aktien werden halbjährig, Dividenden ganzjährig vertheilt. Vom Reingewinn wird $^1/_4$ zum Reservefond zurückgelegt, bis dieser 150,000 Thaler erreicht hat, von den übrigen $^3/_4$ erhalten die Mitglieder des Verwaltungsraths eine Gratifikation. Sie gibt Noten au porteur aus von 10, 20, 50, 100, 200 Thalern, doch darf der Betrag derselben das Aktienkapital nicht übersteigen; $^1/_3$ der Noten muß realisirt werden durch baares Geld, Gold- und Silberbarren, $^1/_3$ durch diskontable acceptirte Wechsel, wovon höchstens die Hälfte Platzwechsel sicherer Häuser sein dürfen, $^1/_3$ durch Börsenkurs habende, verzinsliche Staats-, ständische oder Kommunalpapiere, inklusive Pfandbriefe der mecklenburgischen Ritterschaft. Der Geschäftskreis der Bank ist: Gelder zur Aufbewahrung und Verzinsung anzunehmen, Diskontiren von Wechseln und Anweisungen, Kauf und Verkauf von Wechseln auf fremde Plätze mit mindestens zwei unzweifelhaften Unterschriften und binnen 3 Monaten zahlbar. Es dürfen auch Geschäfte in Staatspapieren, Pfandbriefen deutscher Staaten, Hypothekenscheinen, Prioritätsaktien gut rentirender Eisenbahnen unter Zustimmung des Ausschusses bis zum Betrag von $^1/_3$ des Aktienkapitals gemacht werden. Der Ankauf und die Beleihung von Bankaktien ist untersagt. Auf Werthpapiere (bis 90 Proc. des Kurses), Wechsel, edle Metalle, Urstoffe und gewisse Fabrikate werden Vorschüsse gegeben; das Ausleihen auf Grundstücke geschieht nur mit Zustimmung des Ausschusses. Vorschüsse in Contocorrent werden nur gegen Sicherheit und bis zum Belauf des darauf verwilligten Kredits gegeben. Werthvolle Gegenstände, nicht unter 100 Thaler, können zur Verwahrung übernommen werden, mit Haftungsverbindlichkeit der Bank. Die Leitung der Bank wird ausgeübt von der Generalversammlung, einem Bankausschuß, bestehend aus 20 Aktionären, einem Verwaltungsrathe von 6 Mitgliedern und Censoren und einem Direktor. Bei Verlust von $^1/_4$ des Kapitals kann die Staatsregierung Auflösung der Bank verlangen, außerdem ist Auflösung nur möglich, wenn in einer Generalversammlung $^3/_4$ der anwesenden Aktionäre, die $^3/_4$ der Aktien besitzen müssen, sie verlangt. Bis 1865 soll das Aktienkapital auf 2 Millionen Thaler erhöht werden. Der Gesammtumsatz 1860 war 26,519,140 Thaler. Der ritterschaftliche Kreditverein für Mecklenburg, bestätigt durch Gesetz vom 11. Januar 1840, besteht aus einem Vereine mecklenburgischer Besitzer von ritterschaftlichen Gütern unter Oberaufsicht des Staates und ist dazu bestimmt, den Mitgliedern des Vereins Darlehen in Pfandbriefen bis zur Hälfte des Gutswerths zu gewähren. Die Pfandbriefe, jetzt zu $3^1/_2$ Proc. und wie die Coupons au porteur, lauten auf 25—1000 Thaler. Jeder, welcher dem Kreditvereine beitritt, hat $^1/_2$ Proc. des Kapitals als Einlagegeld und $^1/_4$ Proc. jährlich zu den Administrationskosten zu zahlen. Was von den Zahlungen und andern außerordentlichen Zuflüssen nicht für Verwaltung ausgegeben wird, wird Jedem zu seinem sinkenden Fond zugeschrieben. Derselbe wird gebildet und besonders berechnet von $^1/_4$ Proc. welches der Gutsbesitzer zugleich mit obigem $^1/_4$ Proc. von der ganzen auf sein Gut bewilligten Pfandbriefsumme baar zu zahlen hat, welcher Betrag auch erhöht werden kann. Dieser für jedes Gut besonders zu berechnende Fond ist zum allmähligen Abtrage der Kapitalschuld zu verwenden. Die Verwaltung wird besorgt von 3 Kreisdirektionen, einer Hauptdirektion, einem Revisionskomité u. der Generalversammlung. Auflösung des Vereins kann nach vorheriger Genehmigung des Landesherrn geschehen; sie tritt von selbst ein, wenn durch den sinkenden Fond alle Pfandbriefe eingelöst sind.

Großherzogthum Hessen. Die Bank für Handel und Industrie zu Darmstadt wurde durch Gesetz vom 2. April 1853 für 99 Jahre konzessionirt und soll ein Kapital von 25 Millionen Gulden im $24^1/_2$-Guldenfuße in 100,000 Aktien à 250 Gulden erhalten, doch ist die Gesellschaft befugt, das Grundkapital bis auf 50 Millionen Gulden zu erhöhen. Sie bildet eine anonyme Gesellschaft und hat die Eigenschaft einer juristischen Person. Die Auflösung der Gesellschaft findet Statt, wenn die Hälfte des gezeichneten Grundkapitals verloren gegangen ist und die Inhaber oder Vertreter von $^3/_4$ des Aktienkapitals in einer Generalversammlung die Auflösung beantragen. Durch Kommissäre übt die großherzogliche Staatsregierung die Aufsicht über die Bank; die Aktien werden auf den Namen oder den Inhaber ausgestellt. An Zinsen erhalten die Aktionäre, soweit der Reingewinn am Jahresschluß hinreicht, 4 Proc., außerdem an Dividenden den ganzen Reingewinn nach Abzug der Tantièmen der Direktion von $^1/_{10}$ des Reingewinns und des Reservefonds ($^1/_{10}$) ꝛc.

Die Bank diskontirt mit anerkannt soliden Unterschriften versehene Wechsel, erhebt, resp. bezahlt Gelder für Rechnung Dritter, nimmt Gelder und Effekten in Verwahrung, verzinst Gelder, stellt dagegen zinstragende, auf den Namen oder den Inhaber lautende Schuldscheine aus oder eröffnet dafür Conti und vereinbart im ersten Falle die Kündigungsfrist und Verfallszeit, übernimmt die Einziehung und den Verkauf von Wechseln, Staatspapieren, Coupons u. Aktien, den Ankauf von Wechseln, Staatspapieren, Coupons, Aktien u. Waaren, wofür Deckung hinterlegt, oder Bürgschaft geleistet ist, gibt Vorschüsse auf Staats-, Kommunal- und ständische Papiere, Aktien, Obligationen, solide Wechsel und sachliche Effekten, sowie auch auf gewisse Waaren, sei es als Darlehen oder auf Konsignation zum Verkauf, Kredit in laufender Rechnung und setzt eigne Wechsel und Geldanweisungen in Cirkulation; sie ist befugt, Staats-, Kommunal- und ständische Papiere, Aktien oder Obligationen anonymer Gesellschaften, besonders Aktien und Obligationen industrieller oder Kreditunternehmungen, zu soumissioniren oder zu erwerben, sowie die erworbenen wieder zu verkaufen, gegen andere zu vertauschen oder dieselben zu verpfänden, alle Anleihen oder öffentliche Unternehmungen ganz oder theilweise für eigene Rechnung zu übernehmen, sie weiter zu cediren und zu realisiren oder sich bei deren Uebernahme zu betheiligen, sowie bis zum Belauf ihrer Uebernahme oder Betheiligung Schuldscheine auf den Namen oder Inhaber lautend in Umlauf zu setzen, die Vereinigung oder Konsolidirung anonymer Gesellschaften, sowie die Umgestaltung von industriellen Unternehmungen der anonymen Gesellschaften zu vermitteln und zu bewirken, sowie die auf den Namen oder Inhaber lautenden Aktien und Obligationen solcher neu kreirter Gesellschaften zu emittiren. Ausgeschlossen von dem Wirkungskreise der Gesellschaft sind Ankauf von Immobilien und Darlehen auf Hypotheken; Annahme von Hypotheken zur Deckung von Forderungen und Ankauf und Verkauf von Immobilien ist aber gestattet. Diese Bank zeichnete sich vor andern dadurch aus, daß sie den Geschäftskreis der Bankiers als den ihrigen angenommen und ihr Geschäft über die Grenzen der gewöhnlichen Bankgeschäfte erweitert hat. Sie hat dabei aber auch sehr bittere Erfahrungen gemacht. Im Jahre 1860 kaufte sie einen Betrag von 5 Millionen Gulden eigener Aktien, natürlich weit unter Pari, zurück.

Großherzogthum Weimar: Die weimarische Bank mit mehren Filialen hat ihren Sitz in Weimar u. ist auf 99 Jahre vom 1. Januar 1854 an konzessionirt; ihr Grundkapital ist 5 Millionen Thaler in 25,000 Aktien zu 200 Thaler. Mit den Aktien werden auf 10 Jahre Dividendenscheine ausgegeben. Die Banknoten dürfen nicht unter 10 Thaler lauten, ihr Gesammtbetrag nicht das eingezahlte Aktienkapital überschreiten; bei Verminderung des Aktienkapitals muß eine verhältnißmäßige Verminderung der Banknoten eintreten. $^1/_3$ derselben soll baar, $^2/_3$ in Wechseln und leicht realisirbaren Effekten vorhanden sein. Die Geschäfte der Bank sind: das Diskontiren von gezogenen und trockenen Wechseln in Staaten, wo das allgemeine deutsche Wechselrecht gilt, binnen 3 Monaten zahlbar und mit drei solventen Unterschriften versehen; Wechsel und Geldanweisungen auszustellen und abzugeben, zu acceptiren und für Anderer Rechnung einzuziehen, Kredit und Darlehen zu bewilligen, jedoch mit Ausnahme der Pfandbriefsdarleiher, nicht auf länger als 3 Monate und nur gegen Verpfändung von Urstoffen und Waaren, die dem Verderben nicht unterworfen sind, von Staatspapieren, sowie mit Genehmigung einer deutschen Staatsregierung von Korporationen oder Gesellschaften ausgegebenen Geldwerthen und voll eingezahlten Effekten, od. von sichern Wechseln, auch auf Plätze außerhalb der deutschen Bundesstaaten und von gemünztem und ungemünztem Gold und Silber, Ein- und Verkauf von Staatspapieren, sowie mit Genehmigung einer deutschen Staatsregierung von Korporationen oder Gesellschaften ausgegebenen Effekten oder Wechseln, Geldkapitalien zins- und unzinsbar anzunehmen, gemünztes oder ungemünztes Gold oder Silber, Pretiosen, Dokumente aller Art, Packete ohne Kenntnißnahme des Inhalts gegen eine zu entrichtende Gebühr in Depositum zu nehmen, Noten nach Vorschrift der Statuten auszugeben und einzuziehen. Untersagt ist ihr die Erwerbung von Grundstücken außer zu eigenem Gebrauch oder zur zeitweiligen Realisirung ihrer Forderungen, und ihre eigenen Aktien zu beleihen und anzukaufen. Die Bank muß die Bankgeschäfte der großherzoglichen Staatsregierung unentgeltlich besorgen, mit derselben in Contocorrent treten und ihr Geld bis zum Betrage von 150,000 Thalern gegen 4 Proc. jährliche Verzinsung darleihen. Bis zum Betrage von $1^1/_2$ Millionen Thalern ist die Bank verpflichtet, den inländischen Grundbesitzern die grundherrlichen Abgaben und Leistungen abzulösen, Gemeinden die erforderlichen Ablösungskapitalien gegen Sicherheit von Mündelgeldern darzuleihen, wofür sie Rentenbriefe erhält. Wenn dieselben zu einem Kurs von 98 Proc. und darüber von ihr ausgegeben werden können, so ist obige Summe von $1^1/_2$ Millionen Thaler um den Betrag von letzteren zu erhöhen. Auch ist die Bank zu Hypothekgeschäften mit Grundbesitzern des Großherzogthums berechtigt. Bei der Gewinnvertheilung erhalten die Aktionäre den Reingewinn bis 4 Proc. ungeschmälert; von dem Ueberschusse sind $^1/_{10}$ dem Reservefond, $^1/_{20}$ der Direktion, $^1/_{20}$ dem Verwaltungsrath und die übrigen $^8/_{10}$ unter die Aktionäre als Dividende zu vertheilen. Der Reservefond soll vorläufig bis $^1/_{10}$ des Aktienkapitals gebracht werden. Bei Verminderung des Aktienkapitals darf nur die Hälfte vom Gewinn an die Aktionäre vertheilt werden. Die Geschäfte stehen unter einem Verwaltungsrath, einer Direktion und der Generalversammlung. Der Verwaltungsrath ist der Vertreter der innern Angelegenheiten, die Direktion führt seine Instruktionen und Beschlüsse aus. Ersterer besteht aus 9 von der Generalversammlung gewählten Mitgliedern und muß sich wenigstens aller 2 Monate einmal in Weimar versammeln, die Direktion aus 1 ständigen vollziehenden und 2 unständigen Direktoren. Die Auflösung der Gesellschaft kann nur durch besonders berufene Generalversammlung beschlossen werden und hat dann jede Aktie eine Stimme, es müssen $^2/_3$ der auf Namen eingetragenen Aktien in solchem Falle vertreten sein, $^3/_4$ der Anwesenden die Auflösung beschließen. Der Gesammtverkehr 1860 war 93,660,787 Thaler.

Herzogthum Braunschweig. Das herzogliche Leihhaus in Braunschweig, errichtet 1765 und erweitert durch Gesetz vom 7. März 1842, ist ein Landeskreditinstitut unter Kontrole des herzoglich braunschweig-lüneburgischen Finanzkollegiums und unter Garantie des gesammten Staates Braunschweig u. hat Filiale in Helmstädt, Blankenburg, Gandersheim, Holzmünden u. Wolfenbüttel. Es gibt unverzinsliche Noten aus zu 1, 5, 20 Thaler u. im Betrage von 5—600,000 Thalern. Ihre Geschäfte bestehen in Annahme von Geld gegen Verzinsung, von Depositen, in Ausleihung von Geld gegen Sicherheit auf Hypothek, Kammer- und Landesobligationen, auf edle Metalle, Lebensversicherungspolicen, hannöversche u. preußische Staatspapiere, Prioritäts- und Eisenbahnaktien, Pfandbriefe ꝛc. Die jährlichen Ueberschüsse fließen in die Staatskasse. Der Geldumsatz beträgt etwas über 20 Millionen Thaler jährlich. Mit der Bank ist zugleich ein Leihhaus verbunden, in welchem jedoch unter 25 Thaler nicht geliehen wird. Außerdem steht die Sparkasse in Braunschweig mit 7 Nebengesellschaften mit derselben in Verbindung. Die braunschweigische Bank, durch herzogliche Bestätigungsurkunde vom 11. Mai 1853 auf 99 Jahre ins Leben getreten, ist eine von einer anonymen Gesellschaft gegründete Privatbank, die Darlehen-, Giro- und Discontogeschäfte macht. Das Stammkapital besteht aus 3 Millionen Thalern in 15,000 Aktien zu 200 Thaler, von denen zunächst 10,000 Aktien ausgegeben worden sind. Die Aktien werden mit 4 Proc. jährlich verzinst, der Ueberschuß des Reingewinns wird nach Abzug von $^1/_{10}$ für den Reservefond und $^1/_{10}$ für die Direktion zur Tantième unter die Aktionäre vertheilt. Die Bank gibt unverzinsliche Noten aus von 10, 25 Thlrn. ꝛc.; der Gesammtbetrag derselben soll das Grundkapital nicht übersteigen, und $^1/_4$ des Betrags derselben muß stets baar in der Bankkasse vorhanden sein. Die Bank hat das Recht, Wechsel zu diskontiren, anzukaufen und zu realisiren, Wechsel an Ordre auszustellen, Contocorrenten zu öffnen, Gelder u. Effekten in Verwahrung zu nehmen, Vorschüsse auf Gold und Silber in Barren und auf Münze, auf Waaren und Werthpapiere zu gewähren, Staatspapiere und Aktien anzukaufen. Die Leitung der Bank hat der Verwaltungsrath, die Direktion und die Generalversammlung. Der Verwaltungsrath besteht aus 18 Mitgliedern; die Direktion aus 2 besoldeten vollziehenden u. 4 unbesoldeten Direktoren, welche in Braunschweig wohnen müssen. Die Landesregierung führt die Oberaufsicht. Die Bilanz schloß 1860 mit 6,522,303 Thalern.

Herzogthum Nassau. Die nassauische Landesbank wurde durch Gesetz vom 16. Februar 1848 an die Stelle der früheren Landeskreditkasse, in deren Rechtskreis sie eintrat, ins Leben gerufen. Ihre Einnahmen bestehen in gerichtlichen Depositen, Ueberschüssen der Landeskassen, Sparkassengeldern, Anleihen. Sie ist eine Staatsanstalt u. vornehmlich Hypotheken- u. Landrentenbank. Sie kann Darlehen an Staatsangehörige gegen gewöhnliche gerichtliche Schuldverschreibungen auf unbestimmte Zeit oder unter Vorbehalt der Kündigung geben, wenn der doppelte Betrag des Darlehens an Liegenschaften im Herzogthum zum Unterpfande bestellt wird. Ferner gibt die Bank Darlehen her zur Ablösung von Reallasten, namentlich Zehnten, wobei sie durch Auszahlung des Ablösungskapitals an den Realberechtigten in alle Rechte desselben eintritt. Der Zinsfuß bei allen Darlehen wird von Zeit zu Zeit festgesetzt u. bekannt gemacht. Die Bank ist befugt, Darlehen und Kredit in laufender Rechnung an Handel- und Gewerbtreibende zu geben, wenn Sicherheit geleistet wird durch hypothekarische Schuld- u. Pfandverschreibungen auf Liegenschaften, Verpfändung von Erzeugnissen der Landesindustrie oder sonstiger Waaren, welche hinreichende Sicherheit gewähren, durch Verpfändung sicherer Forderungen an staatsangehörige Schuldner oder inländischer Staatspapiere, durch genügende Bürgschaft. Die Landesbank verzinst die gerichtlichen Geldepositen, wenn sie 50 Gulden betragen und 6 Monate oder länger bei ihr stehen, mit 3 Proc., als allgemeine Sparkasse verzinst sie dergleichen mit $4^1/_2$ Proc., seit 1849 einstweilen mit 5 Proc. Sie ist berechtigt, Banknoten bis 1 Million Gulden auszugeben. Die Noten müssen bei den öffentlichen Kassen zum vollen Nennwerthe angenommen werden, doch ist die Bank verpflichtet, sie stets gegen baar Geld einzulösen und deshalb einen entsprechenden baaren Reservefond zu halten. Ein Gesetz vom 14. April 1849 gestattet die Annahme der Ablösungskapitalien des Staats- und Centralstudienfonds gegen Schuldscheine auf Namen, der Ablösungskapitalien von Korporationen, Pfarreien, Privaten, als Anlehen auf kurze Zeit. Die Bank liefert noch das für den gesammten Kassendienst des Staats erforderliche Betriebskapital (200,000 Gulden) gegen Verzinsung. Jedem Fond wird am Schlusse jedes Monats ein Contocorrent und am Schlusse jedes Jahres die Bilanz gezogen; $^1/_{12}$ des Unterschieds wird, wenn er zu Gunsten der Bank ist, dieser mit 5 Proc., zu Gunsten des Fonds diesem mit 3 Proc. verzinst.

Herzogthum Altenburg. Die herzoglich sächsische Landesbank zu Altenburg ist eine in Folge herzoglichen Reskripts vom 4. September 1818 aus der früheren Kammerleihbank (1792 gegründet) hervorgegangene, vom Staate garantirte Kreditanstalt. Der Zweck derselben ist: den Besitzern von Kapitalien Gelegenheit zur sicheren nutzbringenden Anlegung derselben zu gewähren, mittelst derselben diejenigen, welche ausreichende Sicherheit zu stellen vermögen, durch Darleben zu unterstützen und Förderung und Belebung des Geldverkehrs im Innern des Landes. Mit der Geschäftsleitung und Verwaltung der Bank ist die Landesbankdirektion unter Oberleitung und Aufsicht des herzoglichen Finanzcollegiums und eines Mitglieds der Landschaft beauftragt. Der Geschäftskreis der Bank erstreckt sich auf das Ein- und Ausleihen von Kapitalien. Die anzunehmenden Kapitalien müssen wenigstens 20 Thaler betragen und durch 10 oder 25 theilbare Summen bilden; der Zinsfuß ist verschieden je nach der Kündigungsfrist, dermalen $3^1/_2$ Proc. bei ganz-, 3 Proc. bei halb- und $2^1/_2$ Proc. bei vierteljähriger Kündigung des Einleihenden. Die Landesbank macht Vorschüsse an die Staatskasse des Herzogthums Altenburg, an Stadt- und andere Kommunen, gegen Hypothekbestellung, gegen Verpfändung hypothekarischer Forderungen, gegen Verpfändung von Staatseffekten, Aktien und anderen Kreditpapieren, gegen Verpfändung von Schuld-

scheinen der Landesbank, an legal konstituirte Korporationen gegen solidarische Verpflichtung ihrer Mitglieder, gegen Verpfändung von gemünztem u. ungemünztem Gold und Silber; auch diskontirt sie Wechsel, doch nur in beschränktem Maße. Noten gibt sie nicht aus, dagegen muß sie das vom Staate ausgegebene einthalerige Papiergeld gegen baar einlösen. Seit 1837 ist mit der Landesbank eine Landrentenbank verbunden, welche letztere ebenfalls vom Staate garantirt wird. Durch dieselben können Reallasten, Lehngeldverbindlichkeiten, Erbzinsen, Zehnten ꝛc. abgelöst werden. Die Geldrente wird vom 30. September jedes Jahres an die Rentenbank überwiesen, und diese gibt dagegen an den Berechtigten jährlich mit $3^1/_2$ oder 4 Proc. verzinsliche Rentenbankscheine aus, in Abschnitten von 25,100 und 500 Thaler; die Tilgung der ebengedachten Verbindlichkeiten durch den Schuldner geschieht durch eine jährliche Rente, welche nach einem bestimmten Zeitraume aufhört. Alljährlich werden so viel Rentenbankscheine ausgelooft, als der Amortisationsfond stark ist. Zinsen von Rentenbankscheinen verjähren nach 3 u. letztere selbst nach 10 Jahren von der öffentlich bekannt gemachten Zahlungszeit an. Mündel- u. dergleichen Gelder dürfen eben sowohl bei der Landesbank, als in Rentenbankscheinen angelegt werden.

Herzogthum Meiningen-Hildburghausen. Die mitteldeutsche Kreditbank zu Meiningen wurde 1856 mit einem Kapital von 8 Millionen Thalern auf Aktien zu 100 Thaler gegründet. Der Zweck ist: Beförderung von Industrie und Handel, Belebung des Geschäftsverkehrs, Erleichterung des Geldumsatzes und Gründung gemeinnütziger Unternehmungen durch Vereinigung bedeutender Geldkräfte. Die Bank kauft und verkauft Wechsel oder wechselmäßige Anweisungen, welche mit soliden Unterschriften versehen sind und nicht über 3 Monate lauten, stellt Wechsel aus und girirt und acceptirt solche, macht verzinsliche Darleben gegen Deponirung von Werthpapieren und sonstigen Werthseffekten, übernimmt den Ankauf von Werthpapieren aller Art für Dritte gegen genügende Sicherheit, tritt mit Zollvereinen in Geschäftsverbindung und laufende Rechnung, nimmt Gelder und Geldeswerth in Verwahrung, nimmt Gelder zur Verzinsung an und übernimmt Einkassirung und Auszahlung für Rechnung Dritter, schließt Staats- und andere Anleihen ab und bildet anonyme Gesellschaften zum Behuf der Ausführung oder des Ankaufs von Eisenbahnen ꝛc., merkantilischen und industriellen Unternehmungen ꝛc.; endlich ist sie befugt, bis zum dritten Theil des eingezahlten Kapitals Bankscheine in Stücken von nicht unter 10 Thaler auszugeben. Der Verwaltungsrath besteht aus 12 Mitgliedern, von denen 2 die Staatsregierung wählt. Die übrigen Organe sind: die Direktion, die Revisionskommission und die Generalversammlung, in welcher jeder Inhaber von 10 Aktien eine Stimme hat. Die Bank steht unter Oberaufsicht der Staatsregierung.

Herzogthum Dessau. Die anhalt-dessauische Landesbank, ursprünglich in der Absicht gegründet, um eine Bank für ganz Deutschland zu werden, ist eine mit Korporationsrechten versehene Privatbank, errichtet laut Konzession vom 2. Januar 1847, mit einem Grundkapital von $2^1/_2$ Millionen Thalern in 12,500 Aktien zu 200 Thaler. Sie ist berechtigt, unverzinsbar auf den Inhaber lautende Banknoten von 1, 5, 10, 20, 50, 100, 500, 1000 Thaler, wovon wenigstens $^1/_4$ baar in der Bankkasse vorhanden sein muß, auszugeben, Wechsel zu diskontiren, Gelder für Rechnung Dritter zu erheben und auszuzahlen, Gelder gegen Verzinsung anzunehmen, Wechsel an Ordre auszustellen, Contocorrenten zu eröffnen, Gelder und Effekten in Verwahrung zu nehmen, Ein- und Verkauf für Dritter Rechnung von Wechseln, Staatspapieren, Aktien u. Coupons zu unternehmen, Vorschüsse auf Gold- und Silberbarren u. Münzen zu gewähren, auf sichere Pfänder, vorzüglich Staats-, Kommunal- und ständische Papiere, Aktien in limitirten Summen, Vorschüsse zu leisten. Die Verwaltung der Bank hat eine Direktion, bestehend aus 4—6 Mitgliedern, von denen 3 inklusive des Vorsitzenden in Dessau wohnen müssen. Die Direktoren haben Antheil an der Tantième. Der Direktion gegenüber wird die Gesellschaft durch einen Verwaltungsrath von 18 Mitgliedern und einen Ausschuß von 3 Mitgliedern, der die Direktion kontrolirt, vertreten. Ein herzoglicher Kommissar führt die Oberaufsicht. Der Verwaltungsrath versammelt sich alle 3 Monate, und im Februar oder März jedes Jahres findet eine Generalversammlung der Aktionäre Statt. Eine Auflösung der Gesellschaft kann nur durch einen Majoritätsbeschluß von $^3/_4$ der vertretenen Aktionäre unter landesherrlicher Bestätigung erfolgen. Die Aktien werden mit 4 Proc. verzinst. Der Ueberschuß wird zu $^1/_{10}$ als Tantième für die Direktoren, zu $^1/_{10}$ zum Reservefond, bis derselbe $^1/_{10}$ des Stammkapitals erreicht hat, verwendet; der Rest wird unter die Aktionäre vertheilt. Die Lage der Bank ist nach dem Jahresbericht von 1860 eine sehr gedrückte. Sie hat 1859 ein 5proecentiges Anlehen von 1 Million à 90 Thaler machen müssen, welches bis 1863 zurückgezahlt werden muß. In noch schlechterer Lage befindet sich die 1856 gegründete Kreditanstalt für Industrie und Handel in Dessau. Fast alle ihre Fonds sind festgestellt und hoffnungslos verwendet. Ihre Aktien waren Ende 1860 nach dem eigenen Geständniß der Direktoren nur etwa 30 Proc. werth.

Freie Städte. Die hamburger Bank, die älteste deutsche Bank, ist nach dem Beispiel der amsterdamer Bank errichtet und gegenwärtig ausschließlich Girobank. Seit 1770 nahm sie Silberbarren an, u. seit 1790 besteht ihre Valuta ausschließlich in solchen. Die Barren müssen eine Mischung von $^{63}/_{64}$ reinem Silber haben (15 Loth 12 Grän); die kölnische Mark feines Silber wird bei den Barren zu 442 Schilling = 27 Mark 12 Schilling gerechnet; 48 Schilling = 1 Thaler S. K. Wer eine Forderung an die Bank hat, erhält ein Folium, welches zum Ab- und Zuschreiben jeder Summe (früher nicht unter 100 Mark) zu beliebiger Zeit benutzt werden kann; das Folium bleibt dem betreffenden Namen, bis es wieder aufgehoben wird, und erlischt selbst dann nicht, wenn Alles abgeschrieben wird. Ein Folium hat 30 Posten; wer mehr auf sein Conto anweist, als er gut hat, verfällt in eine Ordnungsstrafe. Die abzuschreibenden Gelder müssen wenigstens eine Nacht in der Bank gelegen haben; das Ab- und Zuschreiben bewirkt der Contobesitzer durch Ausfüllung eines Formulars (Bankzettel). Die Rücknahme eingelegter Silberbarren ist zu jeder Zeit gestattet.

Die Verwaltung der Bank besteht aus einem dirigirenden Kollegium von 5 Bürgern, von welchen jährlich einer austritt. Diesen sind zu wichtigen Berathungen 2 Mitglieder des Raths, 2 Oberalte und 2 Kämmereibürger beigegeben, und bei der Rechnungsablage werden noch 2 Deputirte des Commercii hinzugezogen. Die Aufsicht hat die Stadt. Bei einer sehr soliden Verfassung hat die hamburger Bank ohne die geringste Störung bestanden bis 1813, wo der Marschall Davoust während der Belagerung den Bankfond im Betrage von 7,489,343 Mark Banco wegnahm. Im Jahre 1814 wurde sie ganz nach den früheren Grundsätzen wieder hergestellt und erhielt durch den pariser Frieden von Frankreich wegen der weggenommenen Bankgelder die freilich ungenügende Entschädigung von 10 Millionen Franken in 5procentigen Renten. Jahresberichte werden nicht bekannt gemacht. Im J. 1856 erhielt die alte Girobank, die sich so lange allein gehalten hatte, mit einem Male zwei Konkurrenten in der hamburger Vereinsbank u. in der norddeutschen Bank in Hamburg. In den Geschäftskreis der hamburger Vereinsbank fällt das Diskontiren und Negociiren von Wechseln, Ein- und Verkauf von edlen Metallen, Lombard- u. Giroverkehr. Die Generalversammlung hat vor Ende März Statt zu finden. Der Reservefond soll bis zu 1 Million Mark Banco anwachsen. Der Totalumsatz betrug 1860 1,652,511,159 Mark Banco einschließlich des Giroverkehrs. Die norddeutsche Bank in Hamburg ist auf 99 Jahre gegründet u. befaßt sich mit Giro-, Contocorrent-, Diseonto-, Depositen-, Darlehn-, Lombardgeschäften, mit An- und Verkauf von Effekten bis zum vierten Theil des Kapitals. Die Bank kann auch Noten ausgeben bis zum Belauf des eingezahlten Aktienkapitals, sie hat jedoch davon noch keinen Gebrauch gemacht. Die Generalversammlung findet während der ersten 5 Monate Statt. Bilanz im Soll und Haben pro 1860 war 24,828,482 Mark Baneo.

Die Discontokasse in Bremen ist begründet 1817 mit einem Aktienkapital von 300,000 Thalern Gold in Pistolen zu 5 Thaler durch Ausgabe von 600 Aktien zu 500 Thaler. Ihr Zweck ist, dem Handelsstande durch das Diskontiren von Wechseln Erleichterung des Betriebes ꝛc. und den Interessenten Nutzen zu gewähren. Die Aktien lauten auf den Namen oder auf den Inhaber nach Wunsch des Eigenthümers. Als Dividende wird der ganze Jahresgewinn so vertheilt, daß allein der muthmaßliche Belauf der Unterhaltungskosten für das kommende Jahr vorhanden ist. Sie diskontirt nur Wechsel auf Bremen mit mindestens zwei bremer Unterschriften. Jährlich finden zwei regelmäßige Generalversammlungen Statt, welche die Rechnungsablegung prüfen und die 6 Direktoren und den Revisor wählen. Wenn die Diseontokasse prolongirt wird, so hat jeder bisherige Theilnehmer das Recht, auszuscheiden; scheidet die Hälfte aus, so löst sich die Gesellschaft auf. Die Einrichtung einer neuen bremer Bank mit 2½ Millionen Thaler Gold Kapital in Aktien zu 250 Thaler Gold wurde am 30. Januar 1856 durch Senatsbeschluß genehmigt. Zu ihren Wirkungskreis fallen: Geld-, Wechsel-, Giro-, Ineasso-, An- und Darleih- und Depositengeschäfte. Die Generalversammlung findet in den ersten vier Monaten des Kalenderjahres Statt. Der Betrag der auszugebenden Noten darf das Aktienkapital nebst Reservefond nicht überschreiten und muß zu ⅓ mit Baarschaft bedeckt sein. Die Bank hat alle in ihren Geschäftskreis fallenden Angelegenheiten des Staates unentgeltlich zu besorgen, denselben laufende Rechnung zu eröffnen und von ihm sowohl Gelder anzunehmen, als auch ihm bis zu 200,000 Thaler Vorschuß zu machen. Der Gesammtumsatz war 1860 150½ Millionen.

Die Privatdiseonto- und Darlehnkasse zu Lübeck wurde 1819 mittelst Senatsdekrets vom 19. Juni als Diseontokasse gegründet und am 1. Januar 1821 eröffnet. Die Gesellschaft erweiterte später ihren Geschäftskreis durch Vermehrung des Stammkapitals und nahm obigen Namen an. Die Zahl der Aktien beträgt 116 zu 2000 Mark, von denen 500 baar einbezahlt, die anderen 1500 binnen 14 Tagen nach Aufforderung zahlbar sind. Außerhalb Lübecks sich Aufhaltende können nur dann Aktionäre sein, wenn sie ihre Aktien voll eingezahlt haben; übrigens steht jedem Aktionär frei, auch über den Betrag von 500 Mark einzuzahlen, und wird das einbezahlte Kapital mit 3 Proc. verzinst. Den Aktionären kommt der ganze Gewinn nach Rückbehaltung von 200 Mark auf jede Aktie zu. Die Gesellschaft macht Anleihen nicht unter 1000 Mark und stellt dafür Obligationen aus, welche auch au porteur lauten können. Sie discontirt nicht über 3 Monate laufende, mit mindestens zwei guten Unterschriften versehene Wechsel, von denen der nächste Cedent ein Lübecker sein muß. Auf versicherte Waaren leiht die Bank bis zu ⅔ des Werths und unter Verschluß der Waaren. Unter 300 Mark wird nicht geliehen, auch nicht über 3 Monate, vorbehaltlich Prolongation. 4 Direktoren und 2 Revisoren aus der Mitte der Aktionäre sind mit der Leitung der Discontokasse beauftragt. Die Anstalt zahlt in Scheinen, welche an drei Tagen in der Woche eingelöst werden. Diese dürfen nie unter 100 und nicht über 1000 Mark und nur auf Summen lauten, die durch 100 theilbar sind. Sie enthalten nicht nur eine Promesse, sondern auch eine Empfangsbestätigung. Seit December 1852 ist die bisherige Valuta der Bank grob Kurant, statt des sogenannten 34-Marksußes der 14-Thalerfuß angenommen. Die Lübecker Kommerzbank entstand 1856 unter der Firma „Kredit- und Versicherungsbank in Lübeck" und machte schon in den ersten Jahren ihres Bestehens im Versicherungsgeschäft und bei industriellen Unternehmungen so üble Erfahrungen, daß sie dasselbe aufzugeben und auf industrielle Unternehmungen zu verzichten, eine neue Firma anzunehmen und das Aktienkapital von 3 Millionen Thaler auf die Hälfte zu ermäßigen beschloß. Der Zweck des Instituts ist nun der eines Bankgeschäfts im engern Sinne.

Die Bank zu Frankfurt a. M. hat sich 1854 mit einem Aktienkapital von 10 Millionen Gulden konstituirt und Konceſſion erhalten. Sie gibt unverzinsliche Noten aus, und zwar im Betrag von 20 Millionen Gulden, doch ist der Umsatz ein so bedeutender und es sind die Noten überall so gesuchtes Papiergeld, daß bereits Verhandlungen wegen einer Emission von weiteren 10 oder 20 Millionen im Gange sind. Die Noten dürfen jedoch nicht auf unter 5 Gulden lauten. In den Wirkungskreis der

Bank fallen Diskontirungs-, Giro-, Belehnungs-, Incasso- und Depositengeschäfte. Die Bank ist verpflichtet, in Frankfurt für Rechnung des Staates Einkassirungen und Auszahlungen unentgeltlich zu übernehmen; auch hat der Staat ein unverzinsliches Darlehn von 1 Million Gulden aufgenommen. Der Gesammtumsatz von 1860 betrug 769 Millionen einschließlich des Giroverkehrs. Die Bilanz schloß mit 33,466,063 Gulden.

Belgien. In Brüssel allein bestehen 8 B.: die Société générale, die Bank von Belgien, die Nationalbank, die Hypothekenkasse, die Kasse der Eigenthümer, die Disconto-, Incasso- und Konsignationskasse, das Discontokontor und die Kreditvereinigung. Die Société générale, 1822 gegründet, macht Disconto-, Giro-, Leih-, Depositen- und Zettelgeschäfte und hat Zweiganstalten in den wichtigsten belgischen Städten. Ziemlich denselben Geschäftskreis hat die 1835 gegründete Bank von Belgien. Die Nationalbank wurde 1850 auf Aktien gegründet, mit derselben Tendenz, zugleich aber mit der Führung der belgischen Staatskasse beauftragt. In Antwerpen bestehen die antwerpener Landesbank und die antwerpener Handelsgesellschaft. Erstere ist wesentlich Disconto-, Leih-, Giro- und Zettelbank, letztere Leihbank; doch machen beide auch kaufmännische Geschäfte. In Gent besteht seit 1841 die Bank von Flandern.

Dänemark. Die erste kopenhagener Bank wurde schon 1737 errichtet. Ihr Fond bestand aus 1000 Aktien zu 500 Thaler des lübischen ($11^1/_2$-Thaler-) Münzfußes; er betrug also 500,000 Thaler. Sie sollte eine Assignations-, Wechsel- und Leihbank sein; indessen trieb sie auch Depositen-, Giro- und Bankgeschäfte jeder andern Art. Schon 1745 mußte sie ihre Baarzahlungen einstellen und überschwemmte seitdem das Land mit Papiergeld. Als 1757 eine Veränderung des Münzwesens in Dänemark eintrat, vermöge dessen die Regierung $56^7/_{10}$ As feines Gold zu 2 Thaler in ihren Dukaten schätzte und dadurch das Verhältniß des Goldes zu dem Silber auf 1 : $15^1/_{10}$ oder 3 Proc. über den Marktpreis setzte, machte die Bank dadurch, daß sie nur in zu hoch geschätztem Golde oder in entwertheten Silbermünzen zahlte, große Gewinne; ihre jährlichen Dividenden stiegen bis auf 12 Proc. und ihre Aktien bis auf 1000 Thaler. Indessen bedrohte Dänemark 1762 ein Krieg mit Rußland, und die mit steten Finanzverlegenheiten kämpfende Regierung konnte sich nicht anders als dadurch helfen, daß sie bei der Bank eine Anleihe machte, die auf 11 Millionen hinanwuchs. Dies vermehrte nun bei dem, wiewohl 1760 auf 600,000 Thaler erhöhten, doch immer noch sehr unbedeutenden Bankfond die Zahl der Zettel auf unverhältnißmäßige Weise. Als sie fielen, wurden sie zu einem Zwangskurse als alleiniges Zahlungsmittel in Umlauf gesetzt. Endlich fand die Regierung, welche der Bank nach mehren Abzahlungen noch etwa 4 Millionen Thaler schuldete, wegen ihrer Schuld die Bankinhaber durch 2,400,000 Thaler in Staatsobligationen ab, wogegen ihr dieselben $^4/_5$ ihrer Aktien abtraten, und erzwang 1773 die Abtretung des letzten Fünftheils, wofür sie den Aktionären 2,100,000 Thlr. in verzinslichen 5 procentigen Obligationen aufnöthigte. Von diesem Augenblicke an trat eine alles Maß und Ziel überschreitende Vermehrung der Zettel ein, weil die Regierung sich um jeden Preis durch Notenemissionen und Geldverschlechterung aus ihren Finanzverlegenheiten reißen wollte. Die Banknoten wurden nach und nach so vermehrt, daß sie von 1773, wo sie bloß 9,511,000 Thaler betrugen, bis 1784 auf 20,580,630 Thaler stiegen. Es mußten endlich Noten zu 24 u. sogar zu 8 Schilling ausgegeben werden. Im J. 1791 war das Uebel so unerträglich geworden, daß die Regierung die Liquidation der Bank u. die Errichtung einer neuen Bank beschloß, welche allmählig die Zettel der alten einlösen u. Silber dafür in Umlauf setzen sollte. Die neu errichtete Bank erhielt den Namen dänisch-norwegische Speciesbank und war dazu bestimmt, unabhängig von der Regierung zur Herstellung des Nationalkredits zu wirken. Sie bekam einen Freibrief auf 40 Jahre, u. ihr Fond bestand in 2,400,000 Species, die in 6000 Aktien zu 400 Species vertheilt waren. Sie war zugleich eine Leih-, Disconto- und Wechselbank. Indessen erfüllte sie ihren eigentlichen Zweck, die Zettel der alten Bank einzulösen, nicht, vielmehr ließ sie dieselben als sogenannte Kurantzettel im Umlauf und gab ihrerseits neue Zettel aus, so daß die Masse des Papiergeldes fort und fort noch vermehrt wurde. Die Regierung erklärte endlich, daß sie die Zettel der Speciesbank nicht mehr annehme. Es wurde ein Leih- und Depositeninstitut errichtet, welches gleichfalls Zettel ausgab; die Regierung ihrerseits setzte noch Assignationen und Schatzkammerscheine in Umlauf, und die Masse des in Dänemark umlaufenden Papiergeldes war 1813 nicht weniger als 140 Millionen Thaler im Nominalbetrage. Der Kurs gegen Münze fiel in gleichem Maße; am Ende gab man 1800 in Zetteln für 1 in Silber. Um dem Uebel zu steuern, wurde 1813 eine Reichsbank errichtet, mit ihr das Reichsbankgeld als gesetzliche Valuta. Der Reichsbankthaler wurde auf die Hälfte des alten Speciesthalers, von denen 100 gleich waren 300 Mark hamburger Banco, gesetzt, so daß nun 200 Reichsbankthaler gleich waren 300 Mark hamburger Banco. Es fehlte aber zu Begründung dieser Bank gänzlich an baaren Fonds, weshalb man sich zu einer Gewaltmaßregel entschließen mußte. Es wurde nämlich eine Auflage von Proc. in baarem Gelde auf das Grundeigenthum ausgeschrieben und dabei festgesetzt, daß, wer sie nicht bezahlen könne, der Bank dafür eine mit $6^1/_2$ Proc. jährlich zu verzinsende Hypothek bestellen müsse (Bankhaft). Es sollten dadurch 46 Millionen Thaler Reichsbanco in Silber zusammen kommen, von denen 27 Millionen zu Einlösung der alten Zettel, 15 Millionen zu einem Reservefond für die Regierung und 4 Millionen für Leihgeschäfte verwendet werden sollten. Kaum der fünfte Theil davon ging baar ein, für das Uebrige mußten Zettel ausgegeben werden, die sonach auf die Hypotheken fundirt waren. Die Bank konnte jeden Augenblick rückzahlbare Depositа annehmen, und alle Geschäfte in Geld sollten durch die Reichsbank besorgt werden. Ihre Zettel erhielten einen doppelten Werth, den einen für den Verkehr, den andern für die öffentlichen Abgaben, von denen sich natürlich nur der letztere behaupten konnte. Der anfängliche Kurs von 375 mußte erhöht werden; später bestimmte ihn die Regierung von 3 zu 3 Monaten. Der alten Bank blieb nur noch die Bewerkstelligung der Zetteleinlösung überlassen. Diese Reichsbank war ursprünglich Staatsanstalt. Im Jahre 1818 jedoch wurde sie in

eine Privatbank verwandelt. Jeder, dessen Bankhaft 100 Reichsbankthaler in Silber und darüber betrug, wurde zum Aktionär erklärt, und es sollten 4 Proc. jährliche Zinsen berechnet werden. Sie nahm von dieser Zeit an den Namen Nationalbank an und erhielt einen Freibrief auf 90 Jahre. Sie übernahm den Staatsreservefond von 7 Millionen, die Verzinsung von 13,464,000 Thaler Obligationen mit 350,000 Thaler jährlich, die Zettel der Reichsbank, welche 31,102,202 Thaler betrugen, und machte sich dagegen verbindlich, jährlich 1/4 Million Zettel einzulösen, bis sie das Pari des Silbers erlangt hätten, und die übernommenen Obligationen zu verzinsen und nach und nach zu tilgen. Sie macht neben ihrer Zettelausgabe auch Giro- und Depositengeschäfte, leistet Vorschüsse auf Hypotheken und Waaren und diskontirt Wechsel, wenn sie nicht mehr über 3 Monate zu laufen haben. Ihr stehen 5 Direktoren vor, von denen der eine von dem Könige ernannt wird; die 4 übrigen werden von den Theilnehmern erwählt. Ein Ausschuß von 15 Repräsentanten, der sich selbst ergänzt, leitet ihre Angelegenheiten. Ein königlicher Kommissär besorgt die Kontrole, der Status der Bank wird jährlich den Repräsentanten vorgelegt. Ihre Aktien, gegen 85,000 zu 150 Thaler, hatten 1841 ihr Pari erreicht und standen Anfangs 1843 einige Procent darüber; in der ersten Hälfte von 1851 stand ihr Kurs nahe an 150 Proc. Die Banknotensumme betrug 1851 20 Millionen Reichsbankthaler. Im J. 1840 erhielt die Bank die Erlaubniß, in Flensburg eine Zweigbank und ein derselben untergeordnetes Kontor in Rendsburg zu errichten; eine fernere Filialbank wurde in Aarhuus errichtet. Die Stände der Herzogthümer protestirten aber gegen diese dänische Zweigbank, und es wurde nun 1844 unter dem Namen schleswig-holsteinisches Bankiergeschäft in Flensburg eine eigene Bank für Disconto-, Leih- und Depositengeschäfte gegründet; sie errichtete 1847 ein Kontor in Rendsburg, siedelte aber im April 1848 nach Altona über. Die in Kopenhagen bestehende Centralbank, 1829 errichtet, ist eine Aktienleihbank. Eine Bank in Füuen ward 1846 auf Aktien gegründet.

Frankreich. Die erste französische Bankanstalt war die von dem bekannten Finanzmann John Law unter den Auspicien der Regierung nach dem Muster der Bank von England 1716 gegründete Bank. Law versprach, alles baare Geld Frankreichs einzusammeln, es durch Zettel zu ersetzen, mit dem Gelde Frankreichs Staatsschulden zu bezahlen, den gesunkenen Kredit, Handel und Verkehr wieder zu beleben und Frankreichs Finanznoth abzuhelfen. Ein allgemeiner Schwindelgeist bemächtigte sich der leicht beweglichen Nation; man drängte sich zu Wagen, zu Roß und zu Fuß zu Laws Kontor, um sein baares Geld gegen Aktien und Noten einzutauschen und sich Spekulationen aller Art zu überlassen. Die Sache schien eine Zeit hindurch recht gut zu gehen; Law brachte 1717 das Privilegium der westindischen und 1719 auch das der ostindischen Kompagnie an sich, zog den Tabakspacht, das Münzrecht, die Generalpachten und endlich sämmtliche Staatseinnahmen in die Bank u. überließ noch 1719 die ganze Bank der Regierung. Es wurden nun die Münzen verschlechtert; die Masse des Papiergeldes, bis auf 3 Milliarden Livres vermehrt, fing endlich an zu sinken. Umsonst verbot die Regierung den Gebrauch des baaren Geldes; das ganze künstliche Gebäude stürzte schon 1720 mit großen und allgemeinen Verlusten, die sich über alle Klassen der Nation verbreiteten, zusammen. Erst 1776 konnte von einem Kaufmann Panchaud unter Turgots Ministerium ein neuer Versuch mit der Errichtung einer Discontokasse, mit einem Fond von 12 Millionen Livres, gewagt werden. Sie gedieh anfänglich, und ihre Aktien stiegen sehr hoch; bald aber unterlag sie dem Schicksal aller B., die auf gleiche Irrwege gerathen. Sie machte nämlich der Regierung Vorschüsse, die diese ihr nicht zurückzahlen konnte, und es fehlte ihr bald an Mitteln, ihre eigenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Sie hatte bis 1789 der Regierung 170 Millionen Livres vorgeschossen, welche während der Revolution das Gouvernement in Assignaten bezahlte; sie löste sich auf. Unter dem Direktorium zeigte sich in Paris großes Bedürfniß für Kreditanstalten, und es entstanden mehre, wenn auch nur kleine, derartige Institute. Zuerst eröffneten die Bankiers in Paris eine Caisse des comptes courans, um sich bei ihren Operationen wechselseitig zu unterstützen und in ihrer gegenseitigen Association den Kredit u. die Erleichterungen zu suchen, die sie sich auf andere Weise nicht verschaffen konnten. Bald darauf stiftete ein Verein von pariser Kaufleuten eine Caisse de commerce pour l'escompte de lettres de change; doch diskontirte diese Kasse nur die Wechsel der Aktionäre. Die Industriellen errichteten das unter dem Namen Comptoir Jabach bekannte Bankinstitut, um die nöthigen Summen für ihre Bedürfnisse zu erlangen. Spekulanten endlich eröffneten eine Hypothekenkasse, um den durch das Papiergeld bis auf den Grund zerstörten Privatkredit wieder zu beleben. Diese Anstalten waren, trotz ihrer ausschließenden oder beschränkten Wirksamkeit, doch von großem Nutzen. Sie gaben der Industrie wieder Leben, die Menschen der Arbeit zurück und wirkten so, obwohl nur für Sonderinteressen bestimmt, auch auf das Gemeinwohl wohlthätig. Die Kasse der laufenden Rechnungen (Caisse des comptes courans) mußte jedoch wegen großer Veruntreuungen eines ihrer Hauptagenten bald wieder geschlossen werden; die übrigen verloren dadurch an Glauben, und ihre Operationen schrumpften zusammen. Daher wurde 1800 unter dem Schutze u. der Mitwirkung der Regierung, die sich selbst mit 5000 Aktien dabei betheiligte, die noch jetzt bestehende Bank von Frankreich mit einem in 30,000 Aktien zu 1000 Francs vertheilten Kapital von 30 Millionen Francs gegründet, u. jene Kassen wurden eingezogen. Anfangs fand sie wenig Fortgang. Man mußte die Aktien verdoppeln, um nur 29,500,000 Francs zusammenzubringen. Doch warfen allmählig die Geschäfte Gewinn ab, und schon 1803 konnte man den Fond auf 45 Millionen Francs und 1808 auf 90 Millionen Francs erhöhen. Die Bank von Frankreich diskontirt kaufmännische und andere Wechsel, die von in Paris wohnhaften, guten Kredit genießenden Kauf- und Geschäftsleuten, Manufakturisten ꝛc. ausgestellt sind, wenn dieselben nicht über 60 Tage mehr zu laufen haben und mit drei soliden Unterschriften versehen sind, oder wenn die fehlende dritte Unterschrift durch Cession oder förmliche Uebertragung von Bankaktien ersetzt wird; sie leistet für öffentliche Anstalten oder Privatleute Zahlungen, wenn ihr die dagegen geleistete Deckung annehmlich erscheint; sie empfängt auf laufende Rech-

nung von Personen oder öffentlichen Anstalten sowohl Geld, als Effekten und löset dagegen bis zur Erschöpfung des Guthabens die auf sie abgegebenen oder bei ihr domicilirten Zahlungsanweisungen ein; sie nimmt Depositen an und verzinst sie, wenn sie länger als 30 Tage liegen, zu 3 Proc.; sie leistet Vorschüsse auf Geld, edle Metalle ꝛc. auf 6 Monate gegen 1 Proc. Provision; sie macht Geschäfte in Staatspapieren für eigene Rechnung; sie hält eine Sparkasse, nimmt Einlagen, jedoch nicht unter 50 Francs an und verzinst sie; sie hält der Regierung einen Kredit von 50 Millionen Francs offen, den diese beliebig benutzen kann. Ihre Aktien lauten je auf 1200 Francs Kapital und sind auf bestimmte Namen ausgestellt, die in den Grundbüchern der Bank eingetragen sind. Sie können nur bei persönlicher Gegenwart des Cedenten, oder durch specielle Bevollmächtigung auf einen Anderen übergetragen und in den Grundbüchern umgeschrieben werden. Ihr Privilegium wurde 1843 erneuert. Die Bankdirektion besteht aus einem Gouverneur, 2 Untergouverneurs, 15 Regenten und 3 Censoren, die bei dem Diskontgeschäft noch den Rath eines Kollegiums von 12 Kaufleuten einzuholen haben. Der Status der Bank wird alle 3 Monate im „Moniteur" bekannt gemacht. Die Bank von Frankreich hatte seit ihrer Gründung mit manchen widrigen Ereignissen zu kämpfen, welche sie jedoch mit Glück überstanden hat, so daß sie jetzt unter allen Bankinstituten der Welt, selbst die englische Bank nicht ausgeschlossen, den größten Kredit genießt. Ihre schwerste Prüfungszeit war 1806, als sie der kaiserlichen Regierung gegen Staatspapiere ungeheure Vorschüsse machen mußte, was sie zwang, zum Nachtheil des Verkehrs das Diskontiren von Handelseffekten sehr einzuschränken. Die Noten sanken im Kurs und konnten nur gegen Verlust in Metallgeld umgesetzt werden. Doch schon 1807 konnte die Regierung die ihr geleisteten Vorschüsse zurückzahlen, und die Baarzahlungen nahmen nun wieder ihren Anfang. Im Jahre 1808 ward sie ermächtigt, in den bedeutendsten Städten des Reichs Kontore anzulegen, was in Lyon, Rouen und Lille geschah. Anfangs 1814 gerieth sie in neue Verlegenheit; doch vermochte sie schon im Februar alle Zahlungen ohne Einschränkung zu leisten. Von den 90,000 Aktien besitzt die Bank selbst 22,100, welche einen Theil ihres Kapitals bilden. Vom Reservefond wurden 1820 jeder Aktie 200 Francs ausgezahlt. Ende 1850 hatte die Bank Kontore in Montpellier, St. Etienne, St. Quentin, Rhenat, Besançon, Angoulême, Grenoble, Clermont-Ferrand, Chauteauroux, Caen, Mühlhausen, Straßburg, Maas, Valenciennes, Nismes, Metz, Limoges, Angers und Algier. Das Kontor in Algier trat nach dem Gesetz vom 19. Juli 1845 ins Leben, u. es wurden 10 Millionen Francs dafür bestimmt, wovon die Bank 2 Millionen Francs hergab, während die übrigen 8 Millionen durch Ausgabe neuer besonderer Aktien zu 1000 Francs aufgebracht wurden. Die Noten der Bank lauten gegenwärtig auf 5000, 1000, 500, 200 u. 100 Francs. Seit Ende 1840 gibt die Bank auch trockene Wechsel (Billets à ordre) auf Sicht zu 5000 und 10,000 Francs aus. Nächst der Bank von Frankreich bestanden bis 1848 noch 9 Departementalaktienbanken in Bordeaux, Lyon, Nantes, Rouen, Marseille, Havre, Lille, Toulouse und Orléans, die einen Notenumlauf von 50—60 Millionen und ein Aktienkapital von nur 21,350,000 Francs hatten, aber durch die Dekrete vom 28. April und 2. Mai mit der Bank von Frankreich vereinigt wurden, von welcher sie nun als Zweiganstalten ressortiren. Ihre Aktien und Noten wurden gegen Aktien und Noten der Hauptbank eingetauscht; nur die Ausgabe kleiner Noten im Gesammtbetrage von 102 Millionen Francs wurde ihnen selbstständig gestattet. Nach den Februarereignissen verordnete ein Dekret der provisorischen Regierung den Zwangskurs der Banknoten, enthob zugleich die Bank von Frankreich der Verpflichtung zur baaren Einlösung derselben und begrenzte die Gesammtsumme der Emission auf 350 Millionen Francs, ausschließlich der Provinzialnoten von 102 Millionen. Der Aktienkurs fiel darauf ungemein, hob sich aber nach und nach wieder und stand am 10. März 1851 auf 2220 (für 1000 Francs Nennwerth). Das Gesetz vom 13. August 1850 ermächtigte die Bank, zur Wiedereröffnung ihrer Baarzahlungen und hob zugleich den Zwangsumlauf der Noten wieder auf. Am 7. November 1850 betrug die Notencirkulation der Bank und ihrer Filiale 501,475,400 Francs; die vorräthigen Wechsel beliefen sich auf mehr als 135 Millionen Francs. Durch Dekrete der provisorischen Regierung vom 8. März und 2. April wurde die Errichtung von Nationaldiscontokontoren in allen Departementsstädten anbefohlen, die dem kleineren Gewerbsstande dienen sollten. Da es jedoch den meisten kleinen Geschäftsleuten und Landwirthen schwer fiel, die zwei für alle Wechsel geforderten Unterschriften zu erlangen, verfügte die provisorische Regierung im März 1848, daß in jeder Stadt, welche ein Institut dieser Art besitzt, auch eine Garantiebank errichtet werden sollte, um zwischen dem Discontokontor und den Geschäftsleuten zum Vermittler zu dienen. Diese Garantiebanken diskontiren Wechsel an kleine Kaufleute ꝛc. gegen genügende Sicherheit in Waaren oder anderen Werthen. Die allgemeine Kasse des Handels u. der Industrie in Paris wurde 1837 von Laffitte gegründet und daher früher gewöhnlich auch Caisse Lafitte genannt. Später ging ihre Hauptleitung an das Haus Gouin und Komp. über, und man nennt sie seitdem Caisse Gouin. Sie diskontirt jährlich zwischen 320—330 Millionen Francs u. hat 12—15 Millionen Francs Noten im Umlauf. Am 5. März 1848 stellte die Anstalt ihre Zahlungen ein, nahm aber in Folge einer Verständigung mit den Aktionären über die Zeichnung von 20,000 Obligationen zu 1000 Francs schon nach wenigen Tagen ihre Geschäfte wieder auf. Die Hypothekenkasse, 1824 auf Aktien zu 1000 Francs in Paris gegründet, mit etwa 30 Millionen Francs Stammkapital, gibt Darlehen auf Hypotheken in 4procentigen Obligationen. Die Depositen- und Konsignationskasse ist von der Regierung verpfändet und mit der Tilgungskasse verbunden. Sie nimmt Depositen und Konsignationen an, welche in baarem Gelde oder Noten der Bank von Frankreich bestehen müssen und, sofern sie wenigstens 90 Tage bei ihr verbleiben, mit 2 Proc. verzinst werden. Die Handelsbank, 1845 auf Aktien zu 1000 Francs in Paris gegründet, mit 2 Millionen Francs Stammkapital, diskontirt, besorgt Wechselkommissionen und Vorschüsse. Die Société générale de crédit mobilier in Paris (all-

gemeine Gesellschaft des Mobiliarkredits) wurde von dem damaligen Präsidenten der französischen Republik, jetzigen Kaiser Napoleon III., unter Mitwirkung mehrer Bankiers ins Leben gerufen und am 18. November 1852 auf 99 Jahre vom Staate autorisirt. Sie soll auf öffentliche Effekten und Aktien bei den industriellen oder Kreditunternehmungen subskribiren oder sonst dieselben erwerben dürfen, namentlich sich bei Eisenbahn-, Kanal-, Minen- und anderen öffentlichen Arbeiten als Kreditgeberin betheiligen, ferner alle diese Werthpapiere wieder veräußern oder für Anleihen verpfänden, oder gegen andere Effekten, Aktien und Obligationen austauschen, Anlehen veranstalten und wie alle andere öffentlichen Arbeiten realisiren, auf öffentliche Effekten gegen Hinterlage deren Titel Darleihen gewähren und gegen solche Unterpfänder Kredite und Contocorrenten eröffnen, Zahlungen und Contocorrenten empfangen, das Incasso besorgen, Interessen und Dividendencoupons bezahlen und alle anderen Geschäfte für die Gesellschaft besorgen, endlich eine Depositenkasse für Kreditpapiere aller Art halten. Sie darf für den Betrag der erworbenen Werthpapiere ihre eigenen Obligationen ausgeben, deren Gesammtbetrag stets durch die in dem Portfolio befindlichen Werthpapiere gedeckt sein muß, soll sich dagegen anderer Unternehmungen enthalten, besonders nie Verkäufe in Banco oder Einkäufe von Prämien ausführen. Das Stammkapital der Gesellschaft beträgt 60 Millionen Francs in 120,000 Aktien, jede zu 500 Francs, wovon bei Gründung der Gesellschaft $^1/_3$ ausgegeben wurde; die anderen $^2/_3$ sollten nach Ermessen der Verwaltung, jedoch nicht unter Pari, ausgegeben werden, und unter Bevorzugung der Gründer, welchen ein Anspruch auf $^1/_3$, und der übrigen Aktionäre der ersten 20 Millionen, welchen ein Anrecht auf die anderen $^2/_3$ zusteht. Schon am Schlusse des Geschäftsjahres 1853 war das ganze Kapital von 60 Millionen Francs bis auf einen Restbetrag von 3,496,125 Francs, welcher gleichfalls 1854 einging, realisirt. Die Aktien lauten auf den Inhaber, können jedoch auf einen bestimmten Namen gebracht werden. Die von der Gesellschaft ausgegebenen Obligationen sollen nie unter $1^1/_2$ Monate nach Sicht lauten, und es darf der ganze Betrag der Obligationen, zahlbar innerhalb Jahresfrist, nicht das Doppelte des eingezahlten Kapitals überschreiten. Die Kreditkäfte der Bank bestehen ferner aus einer großen Zahl von Klienten, welche vermöge ihrer Einlagen und der von ihnen wieder herausgenommenen Gelder eine doppelte Strömung erzeugen, deren Differenz sich zum Vortheil der Gesellschaft ausgleicht. Um diese Bewegung zu begünstigen und möglichst viel Gelder zur Rechnung heranzuziehen, ist sowohl Privatleuten, als Kompagnien freigestellt, Einzahlungen zu laufenden Rechnungen unter Garantie eines Zinses bei der Gesellschaft zu machen, während diese es übernimmt, für deren Rechnung alle sich auf Anlegung, Verkauf oder Ankauf von Industriepapieren oder öffentlichen Fonds beziehenden Geschäfte auszuführen. Ferner wird der Kredit der Gesellschaft erweitert durch die großen Kapitalisten, unter welchen die Administratoren der Kompagnie den ersten Rang einnehmen, welche sich mit der Gesellschaft associirt haben und sie mit ihren Kreditkräften außer den in den Aktien angelegten Kapitalien (von denen jeder Administrator 200 haben muß) unterstützen und an ihren Unternehmungen sich betheiligen. Der Gewinn aus denselben wird nach Abzug sämmtlicher Kosten und Verluste jedes Jahr in der Weise vertheilt, daß vorweg mit 5 Proc. das Aktienkapital verzinst wird, von dem Rest des Gewinns aber 5 Proc. zum Reservefond u. 10 Proc. als Antheil für die Administratoren verwendet werden; der Rest wird dann unter die Aktionäre vertheilt. Die Zinsen an die letzteren sind mit jedem 1. Januar, die Dividende mit dem 1. Juli fällig. Zinsen von den Aktien werden stets bezahlt; reicht der Gewinn nicht dazu hin, so wird die nöthige Summe dem Reservefond entnommen. Dieser darf über 2 Millionen nicht erhöht werden u. wird, sobald er diese Summe erreicht, bei der Gewinnvertheilung nicht mehr in Rücksicht genommen. Am Schluß des zweiten Verwaltungsjahres betrug der gesammte Reingewinn 7,824,572 Francs 99 Cents. Die Verwaltung der Gesellschaft liegt in den Händen eines Rathes von 15 Mitgliedern, welchen die Generalversammlung erwählt, von denen jedes Jahr $^1/_5$ ausscheidet. Jeder der Administratoren muß 200 Aktien deponiren; sie erhalten Jetons, für welche die Generalversammlung ein Honorar verwilligt (zusammen 100,000 Francs). Aus dem Schooße dieses Verwaltungsrathes geht durch Wahl 1 Präsident und 2 Vicepräsidenten hervor. Der Administrationsrath tritt monatlich zweimal zusammen; 5 Mitglieder sind zu einer Schlußfassung hinreichend. Derselbe wählt ein ausführendes Komité aus seinen Mitgliedern und einen Sekretär. Dem Komité liegt die Repräsentation der Gesellschaft nach außen ob, und 2 seiner Mitglieder, oder in Ermangelung derselben der Präsident oder sonst Mitglieder des Verwaltungsrathes, zeichnen die einfachen Korrespondenzen, ebenso die geldwerthen Dokumente, zu deren Vollziehung die Unterschrift zweier Mitglieder des Verwaltungsrathes genügt. Die Generalversammlung, an jedem 30. April gehalten, wird aus den 200 am stärksten betheiligten Aktionären gebildet; sie besteht dermalen aus 200 Mitgliedern, wovon wenigstens 40, welche $^1/_{10}$ der ausgegebenen Aktien vertreten, zur Fassung eines Beschlusses gegenwärtig sein müssen. Kein Aktionär kann als Besitzer eigener Aktien mehr als 5 Stimmen und zugleich als Vertreter abwesender Aktionäre mehr als 10 Stimmen haben; je 40 Aktien geben eine Stimme. Der Generalversammlung steht allein zu, auf Antrag des Verwaltungsrathes und mit obrigkeitlicher Genehmigung die Statuten zu ändern, ebenso das Aktienkapital über die 60 Millionen hinaus zu erweitern und den Geschäftskreis auszudehnen, wozu aber eine Majorität von $^2/_3$ der Anwesenden ihre Beistimmung ertheilen muß. Bei Verlust der Hälfte des Stammkapitals kann die Auflösung der Gesellschaft auch vor Ablauf ihrer statutenmäßigen Dauer erfolgen. In der kurzen Zeit ihres Bestehens hat sich die Gesellschaft bereits einen hervorragenden Rang in der Reihe der großen Kreditanstalten erworben. Für die Gesellschaft des Grand-Central subskribirte sie eine Anleihe von 30 Millionen Francs, und mit der Kompagnie der Ostbahn von Frankreich schloß sie einen Vertrag ab, nach welchem sie sich verpflichtete, für die Besitzer der Aktien der Eisenbahnlinie von Mühlhausen bis zu 200 Francs u. dann

ſpäter den Geſammtbetrag von 250 Francs per Aktie zu bezahlen; bei der Südbahn übernahm ſie auch für die Aktionäre 250 Francs einzuzahlen. Bei einer Anleihe von 62,500,000 Francs, welche die Kompagnie der Oſtbahn emittirte, zeichnete ſie 25,000 Obligationen. Sie begründete die „Geſellſchaft der Immobilien der Rivoliſtraße" mit einem Kapital von 24 Millionen Francs, mit dem ausgeſprochenen Zweck, nicht allein neue Quartiere in Paris zu bauen, ſondern zugleich für die Bedürfniſſe der arbeitenden Klaſſen wie des Luxus der reichen Leute zu ſorgen. Ein anderes Unternehmen für die Stadt Paris war die Bildung einer anonymen Geſellſchaft, welche die kleineren Omnibusgeſellſchaften in ſich vereinigte und eine neue Organiſation und Einheit der Omnibuslokomotion über die Stadt und Umgegend begründete. Eine für ganz Frankreich wichtige Unternehmung war die Errichtung einer maritimen Geſellſchaft mit einem Kapital von 30 Millionen Francs, um die Operationen der Fiſcherei und Rhederei durch die Mitwirkung großer Kapitalkräfte in größerem Umfange zu betreiben, womit ſie beſonders die Schaffung von regelmäßigen transatlantiſchen Linien bezweckt, welche zwiſchen den erſten Häfen von Frankreich und den Centralpunkten des Handels in Nord- u. Südamerika eine regelmäßige Verbindung herzuſtellen beſtimmt ſind. Die Geſellſchaft der Minen der Loire theilte ſie in 4 Gruppen und wurde der finanzielle Mittelpunkt dieſer neuen Kompagnien. Ferner wurde unter ihrer Mitwirkung eine anonyme Geſellſchaft der Salinen des Oſtens, ſowie eine andere Geſellſchaft konſtituirt, deren Zweck die Beendigung und Ausbeutung der Eiſenbahn von Dôle nach Salins iſt. Die größte Unternehmung der Geſellſchaft aber iſt die über Frankreichs Grenzen hinausgehende, die Uebernahme zweier Hauptlinien der öſterreichiſchen Eiſenbahnen, ſowie einer Anzahl Minen, Gewerke und Domänen zu deren Ausbau und Ausbeutung. Der zwiſchen der öſterreichiſchen Regierung und einer Geſellſchaft unter Leitung des Crédit mobilier unter formeller Genehmigung der franzöſiſchen Regierung proviſoriſch abgeſchloſſene Vertrag wurde zu Wien am 31. December 1854 unterzeichnet. Die Leitung iſt einem Verwaltungsrath zu Wien, unter dem Präſidium des Barons von Sina, Ritter von Seiler und Erneſt André, und einem Rath in Paris mit Iſaak Pereire und Francis Baring als Präſidenten anvertraut. Auch mit der ruſſiſchen Regierung ſoll die Geſellſchaft wegen Ausbeutung von Minen im Königreich Polen in Verbindung getreten ſein.

Griechenland. Bereits am 11. April 1841 erließ die griechiſche Regierung ein Bankgeſetz, welches beſtimmte, daß die zu errichtende Nationalbank für beſtehend gelten ſollte, wenn 2600 Aktien, jede zu 1000 Drachmen, gezeichnet wären. Da ſich aber die erforderlichen Theilnehmer nicht fanden, ſo wurde am 31. Auguſt 1841 daſſelbe dahin abgeändert, daß die Bank für beſtehend zu erachten ſei, ſobald 1500 Aktien gezeichnet ſein würden. Auch ward feſtgeſetzt, daß zwei Drittel des Kapitals zu Darlehen auf Grundſtücke, der Reſt zu Darlehen auf Gold- und Silberpfänder, ſowie zum Diskontiren verwendet werden ſollten, wozu auch die nicht für Grundſtücke in Anſpruch genommenen Summen einſtweilen benutzt werden dürften. Jede Anleihe auf Grundſtücke muß auf Tilgung eingerichtet werden, doch kann der Schuldner auch früher bezahlen. Die von der Bank ausgegebenen Noten werden in allen Staatskaſſen angenommen, und es darf während der 25 Jahre des Bankprivilegiums Niemand zur Ausgabe von Noten ermächtigt werden. Halbjährlich muß die Bank einen Status bekannt machen. Werden mehr als 7 Proc. Dividende erlangt, ſo ſollen vom Mehrgewinn drei Viertel, nach Abzug der von der Generalverſammlung etwa zu bewilligenden Gratifikationen, ebenfalls unter die Aktionäre vertheilt, ein Viertel aber als Reſervefond angelegt werden. Anfangs 1842 begannen die Geſchäfte der Bank mit einem Kapital von 3,472,000 Drachmen in 3472 Aktien, worauf im April in Sira eine Discontokaſſe errichtet wurde. Eine zweite Zweigbank beſteht ſeit 1842 in Patras. Ende 1842 betrug das Kapital 3,989,000 Drachmen in 3989 Aktien. Bei der Finanzkriſis im Frühjahre 1848 ſprach die Bank die Regierung um eine Anleihe von $1^1/_2$ Millionen Drachmen an, erhielt aber nur die Bewilligung der Einſtellung der Bankeinlieferungen auf 5 Monate, die ſpäter auf weitere 6 Monate ausgedehnt wurde. In dem mit dem 30. Juni 1849 abgelaufenen Halbjahre umfaßte der Geſammtverkehr der Bank 7,395,205 Drachmen; der Metallvorrath betrug 907,905, die umlaufenden Banknoten 1,107,100 Drachmen.

Großbritannien. Die älteſte der britiſchen B. und die mächtigſte der Welt, die Bank von England, wurde zu London 1694 nach dem Plane eines einſichtsvollen ſchottiſchen Kaufmanns, William Paterſon, errichtet, urſprünglich um einer Finanzverlegenheit der kreditloſen Regierung abzuhelfen. Die Regierung eröffnete nach dieſem Plan eine Anleihe von 1,200,000 Pfund Sterling, die mittelſt 12,000 Aktien zu 100 Pfd. St. von einer Geſellſchaft von Kaufleuten zuſammengebracht wurden. Die Regierung verſprach, dieſe Summe alljährlich mit 8 Proc. zu verzinſen, und ermächtigte jene Geſellſchaft durch eine am 27. Juli 1694 ausgeſtellte Urkunde, für ihre Aſſociation den Namen „der Gouverneur und die Geſellſchaft der Bank von England" anzunehmen und Bankgeſchäfte zu betreiben. Sie erhielt das Recht, Banknoten zum Belauf der an die Regierung gemachten Anleihe auszugeben, Güter, Ländereien, Erbzinſen, Grundſtücke jeder Art zu erwerben, Wechſel und edle Metalle zu kaufen und zu verkaufen, gegen Unterpfand zu leihen, Vorſchüſſe an die Regierung gegen Verbürgung des Parlaments zu machen ꝛc. Doch ſollten letztere niemals den Betrag des Bankfonds überſteigen; Geſchäfte mit Waaren wurden der Bank nicht verſtattet. In neuerer Zeit iſt bei Anleihen an die Regierung die Verbürgung des Parlaments nicht mehr nöthig, und die Bank macht auch Anleihen gegen Hypotheken. Bei der Stiftung machte ſich überdies die Regierung noch verbindlich, alljährlich 4000 Pfd. St. zu den Regiekoſten beizutragen, und erklärte alles Eigenthum der Bank für abgabenfrei. Doch behielt ſie ſich, nach Ablauf von 11 Jahren, eine jährliche Aufkündigung des Bankprivilegiums vor. Noch 1694 jedoch wurde die Bank auf den Handel mit Gold- und Silber-, Leih- und Diskontgeſchäfte beſchränkt. Die Geſellſchaft ernannte einen Gouverneur oder erſten Direktor der

Bank, einen Vicegouverneur und 24 Direktoren, alljährlich aus der Mitte der Banktheilnehmer gewählt. Die Gesellschaft erhielt von der Regierung Schuldbriefe für die ihr dargeliehenen 12,000,000 Pfd. St., brachte selbst noch einen baaren Fond von 300,000 Pfd. St., um Banknoten, wenn sie dazu präsentirt wurden, einwechseln zu können, unter sich zusammen und begann, schwach genug gerüstet, ihre Operationen. Schon zwei Jahre nach ihrer Begründung, 1696, war sie dem Sturz nahe. Die Umprägung der vergriffenen Silbermünzen veranlaßte, daß man, nun im Besitz einer guten Silbervaluta, die Noten der Bank in Masse zur Umwechselung in Silber anbot. Ueberdies war die Regierung mit den Zinsen des bei der Bank gemachten Anlehens im Rückstande geblieben, und das mit so wenig beweglichem Fond ausgestattete Institut sah sich plötzlich genöthigt, seine Einlösungen einzustellen. Ihre Noten sanken auf 20 Proc. Disconto herab. Zur Abhülfe dieses Zustandes gestattete das Parlament eine Vermehrung des Grundkapitals von 40 Proc. Wirklich erhöhten die Aktionäre ihr Kapital um 2,201,171 Pfd. St., und die Bank erhielt dadurch Kraft, die Baarzahlungen wieder aufzunehmen und ihren Kredit wieder herzustellen. Im folgenden Jahre ward die Bank und ihr Vermögen für immer von allen Abgaben, Taxen, Schätzungen und Kosten, mit Ausnahme der Stempelgebühren, befreit, auch erhielt sie 1700 das Privilegium, daß nie, so lange die Bank von England bestehen werde, eine andere Bank die Befugniß, Noten auszugeben, erhalten sollte, welches 1708, als die Bank der Regierung abermals ein Darlehen von 2 Millionen Pfd. St. machte, dahin erweitert wurde, daß keine Bankgesellschaft aus mehr als 6 Personen bestehen dürfe; doch gab sie dieses Beschränkungsrecht für das ganze Reich 1826 auf, mit Ausnahme eines Umkreises von 65 englischen Meilen um London. Die erste bedeutende Verlängerung des Bankprivilegiums erfolgte 1708 auf 25 Jahre in Folge eines unverzinslichen Vorschusses an die Regierung von 400,000 Pfd. St. Von da bis 1729 schwankte die jährliche Dividende zwischen 5½ und 9 Proc. Im Jahre 1708 erhöhte die Bank ihr Kapital bis auf 5,058,547 und 1710 auf 5,559,995 Pfd. St. Das Bankprivilegium wurde 1713—42 verlängert, als die Bank es übernahm, 1,200,000 Pfd. St. Schatzscheine in Umlauf zu bringen; 1722 wurde das Bankkapital bis auf 8,959,995 Pfd. St. vermehrt. Von 1732 an, wo der Grundstein ihres gegenwärtigen Gebäudes gelegt wurde, bis 1747 betrug die Dividende 5½ Proc. Um das 1742 ablaufende Privilegium bis 1764 erneuert zu erhalten, borgte die Bank der Regierung 1,600,000 Pfd. St. ohne Zinsen, und um diese Summe zu erlangen, ward das Bankkapital bis auf 9,800,000 Pfd. St. vermehrt. Im Jahr 1738 gab die Bank die ersten Postbills oder statt der Baarsendungen dienende Wechsel, die 7 Tage nach Sicht gezahlt wurden, aus, weil die Wege damals unsicher waren und die Posten häufig beraubt wurden. Einen abermaligen bedeutenden Anlauf auf die Bank veranlaßte 1745 der Einfall des Prätendenten (Karl Eduard Stuart). Um Zeit zu gewinnen, befahlen die Direktoren die Einlösungen in Schillingen und Sechspencestücken, und während 300 Kassenbeamte zählten, prägte die Münze Tag und Nacht Massen Geldes aus, um die Kassenbestände hoch zu erhalten. Der schnelle Rückzug des Prätendenten stellte das Gleichgewicht wieder her. Größere Gefahr lief sie bei Gelegenheit eines heftigen Volksauflaufes zu London 1780. Der Pöbel machte Anstalt, das Bankgebäude zu stürmen; schnell herbeieilende militärische Hülfe beschützte sie jedoch im kritischen Augenblick. Seit jener Zeit wird ihr gesammtes Personal militärisch eingeübt und in Kompagnien abgetheilt, und jede Nacht schützt eine starke Wache ihre Kasse. Die schlimmste Katastrophe drohte ihr im französischen Revolutionskriege. Die Regierung, die schon früher immer von Zeit zu Zeit Anleihen bei der Bank gemacht hatte, bedurfte im Laufe desselben der Unterstützung der Bank im weitesten Umfange. Sie leerte unbedenklich ihre Kofser; aber schon 1793 gab sich eine tiefe Erschütterung des Vertrauens kund; der eigentliche Sturm jedoch brach im Februar 1797 los. Große Geldsendungen auf das feste Land waren für die Regierung vermittelst der Bank gemacht worden. Gerüchte über eine unerhörte Ebbe in den Bankkassen liefen umher; die Minister machten, aller Gegenvorstellungen ungeachtet, neue Anforderungen, und die Franzosen bedrohten England mit einer Landung. Ein panischer Schrecken ergriff Alles, was Banknoten hatte. Jedermann eilte, um sie zur Einlösung zu präsentiren; der Andrang wuchs stündlich, u. es befanden sich am Abende des 25. Februar 1797 nur noch 1,272,000 Pfd St. in der Kasse, während die Zahl der umlaufenden Noten auf 8,601,964 Pfd. St. berechnet wurde. Unter diesen Umständen nahm die Bank die Vermittelung der Regierung in Anspruch, die auch nicht säumte, sie ihr zu gewähren. Sonntags den 26. Februar 1797 versammelte sich der geheime Rath und enthob die Bank von der Verpflichtung, ihre Noten einzulösen, bis das Parlament darüber Beschluß gefaßt haben würde. Das Parlament versammelte sich auch alsbald, und es wurde nach lebhaften Debatten durch die Bankrestriktionsbill festgesetzt, daß die Baareinlösung der Noten erst sechs Monate nach wiederhergestelltem Frieden beginnen solle. Als die Bank gleich darauf ihren Vermögenszustand veröffentlichte, ließ der Schrecken nach, und die vornehmsten Bankiers und Großhändler in London vereinigten sich dahin, alle in ihren Kräften stehenden Mittel anzuwenden, damit die Noten der Bank von England in allen Geschäften und Zahlungen auch ferner gleich dem baaren Gelde angenommen würden, und sie selbst dafür auszugeben und anzunehmen. Als sich nun vollends bei der parlamentarischen Untersuchung des Bankvermögens ein Ueberschuß von 3,825,890 Pfd. St. ergab, so kehrte das Vertrauen völlig zurück u. die Noten behaupteten ihr Pari mit klingender Münze. Nur stellte sich, wegen des Mangels an Guineen, die Nothwendigkeit heraus, von dem Grundsatze, keine Noten unter 5 Pfd. St. auszugeben, abweichen zu müssen. Die Bank edirte fortan auch Noten zu 2 und 1 Pfd. St. Im Jahre 1746 wurde das Bankkapital bis auf 10,780,000 Pfd. St. gebracht; die bleibende unverzinsliche Schuld der Regierung an die Bank betrug 11,686,800 Pfd. St., auf welcher Höhe sie sich bis 1816 erhielt. Im Jahre 1764 erhielt die Bank ihr Privilegium bis 1786 erneuert, wofür sie 1 Million Pfd. St. auf

Schatzkammerscheine bis 1766 vorschoß. Von da bis 1781 betrug die jährliche Dividende 5½ Proc. Als 1781 ihr Privilegium bis 1801 erneuert wurde, mußte sie abermals 2 Millionen Pfd. St. auf 3 Jahre zu 3 Proc. jährlich der Regierung vorschießen. Die Dividende betrug nun bis 1788 jährlich 6 Proc. In dieser Zeit auch wurde gesetzlich entschieden, daß die Bank nicht verbunden sei, nachgemachte Noten zu bezahlen. Im Jahre 1782 brachte man das Bankkapital auf 11,642,400 Pfd. St., auf welcher Höhe es bis 1816 blieb. Die Vergütung von 562 Pfd. St. 10 Sch. für die Million, welche die Bank von der Regierung für die Verwaltung der Staatsschuld bisher erhalten hatte, wurde 1786 auf 450 Pfd. St. herabgesetzt. Von 1788 bis 1807 betrug die jährliche Dividende 7 Proc. Um die Erneuerung des Privilegiums bis 1833 zu erhalten, mußte die Bank 1800 der Regierung 3 Millionen auf 6 Jahre ohne Zinsen leihen. Im Jahre 1810 ward die Dividende auf 10 Proc. festgesetzt. Seit 1800 wurde die Menge der Banknoten sehr vermehrt, so daß sie allmählig anfingen, in ihrem Kurse sich von dem Gelde loszureißen und zu sinken. Den immer fühlbarer werdenden Mangel an Silbergeld in England suchte man dadurch zu heben, daß zur Abhülfe der nächsten Ursachen dieser Erscheinung die Bank silberne Werthzeichen zum legalen Ausmünzungsfuße, nämlich 5-, 3-, 1- und ½-Schillingstücke prägen ließ (1804). Diese Maßregel verfehlte jedoch ihren Zweck und bewies, daß die Ursache des Papiergeldsinkens tiefern Grund habe, als man anfänglich glaubte. Als die Entwerthung der Banknoten, seit 1810, bedrohlich zu werden anfing und sich die Wechselkurse so sehr gegen England stellten, daß in Hamburg London nur 11 Schillinge galt, während in England eine Guinee mit 26—29 Schilling in Papier bezahlt werden mußte, faßte das Parlament 1811 verschiedene Beschlüsse, um den gesunkenen Kurs der Banknoten zu heben. Sie wurden zum gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben, und bei harter Strafe verbot man, das Gold nicht über, die Banknoten nicht unter dem Nominalwerthe zu nehmen und zu geben. Die Bankrestriktion wurde 1815 bis 1818, dann abermals um ein Jahr verlängert u. endlich 1819 durch eine Parlamentsakte (die Peelsakte) aufgehoben; ebenso das 1811 erlassene, aber erfolglose Verbot der Ausfuhr der Münze. Die Baarzahlungen sollten von 1819 an in Goldbarren nach stufenweise sinkenden Preisen, von 1823 aber in Goldmünzen, die Einlösung der kleinen Noten bis 1825 Statt finden; die Bank erklärte jedoch, die Baareinlösung schon mit dem 1. Mai 1821 eintreten lassen zu wollen, ein Schritt, vor dem auch der letzte Rest von Mißtrauen schwinden mußte. Das Kapital der Bank war 1816 auf 14,553,000 Pfd. St. gebracht worden; dagegen hatte sie der Regierung abermals 3 Millionen borgen müssen, so daß das unverzinsliche Darlehen nun 14,686,800 Pfd. St. betrug. Wenige Jahre nach Herstellung der Baareinlösung 1821 hatte die Bank neue Verlegenheiten zu bestehen. Handelskrisen und der Fall einer Menge von Landbanken führten urplötzlich einen ungeheuren Andrang zu der Bank von England herbei. Sie löste aber bereitwillig ihre Noten ein und behielt Fassung auch dann, als ihre Koffer schon um ¾ ihres Bestandes geleert waren. Rechtzeitig kam eine große Geldsendung aus Frankreich, rechtzeitig der Eintritt eines Sonntags, der ruhiger Ueberlegung Raum gab; die Kühnheit endlich und Zuversichtlichkeit, mit welcher die Bank an dem darauf folgenden Montage neue Noten ausgab, und die große Liberalität, mit der sie Handelshäuser in ihrer Bedrängniß unterstützte, stellten das Vertrauen wieder her. Später erwies sich, daß die Bank außer Stande gewesen sein würde, einem solchen Andrang noch 5 Tage länger zu genügen. Im Jahre 1826 wurden die Banknoten unter 5 Pfund wieder eingezogen; die Bank beschloß Filiale zu errichten und verzichtete auf einen Theil der 1708 erhaltenen Privilegien. Im Jahre 1833 geschah die Erneuerung des Bankprivilegiums auf 21 Jahre. Es sollte jedoch der Regierung vorbehalten bleiben, dasselbe nach Ablauf von 10 Jahren zu kündigen, in welchem Falle es dann nur noch ein Jahr gelte. Ferner ward bestimmt: daß keine aus mehr als 6 Theilnehmern bestehende Bank in London oder innerhalb 65 Meilen davon Noten ausgeben dürfe, daß aber solches den B. mit beliebiger Anzahl von Theilnehmern außerhalb dieses Kreises zu gestatten sei; daß die Noten der Bank von England allgemeines gesetzliches Zahlmittel würden; daß über den Zustand der Bank jedes Vierteljahr eine Bekanntmachung erfolge; daß von der Schuld des Staats an die Bank ein Viertel zurückgezahlt und endlich das Aktienkapital um 25 Proc. verringert werde, folglich in Zukunft nur 10,914,750 Pfd. St. betragen solle. Für Bewilligung dieser Vortheile sollte sich die Bank eine jährliche Verminderung von 120,000 Pfd. St. an der Entschädigung, die ihr früher für die Verwaltung der Staatsschuld ausgesetzt wurde, gefallen lassen. Seitdem zahlte die Bank jährlich 7 Proc. Dividende. Im Jahre 1839 sahe es der Bank wegen der vielen für eingeführtes Getreide nöthig gewordenen Geldversendungen nach dem festen Lande so an Zahlungsmitteln, daß sie bei der Bank von Frankreich eine Anleihe von 50 Millionen Franken zu machen sich veranlaßt sah. Außer der gewöhnlichen jährlichen Dividende von 7 Proc. auf das Aktienkapital fanden von 1790 bis 1830 noch verschiedene außerordentliche Vertheilungen im Betrage von 16,619,526 Pfd. St. an die Theilnehmer Statt. Dieses Resultat konnte nur durch eine ungeheure Ausgabe von Noten erlangt werden, welche daher auch von 1800—1820 fortwährend selbst bis zu 25½ Proc. verloren. Eine wesentliche Veränderung des Systems der Notenausgabe erfolgte durch die von Peel vorgeschlagene und vom Parlament genehmigte Bankakte vom 19. Juli 1844. Nach derselben hat die Bank von England nur auf folgendes Maß der Banknotencirkulation ein Recht: von dem Kapital von 11,015,100 Pfd. St., welches die Nation ihr schuldet; von dem Reservefond (Rest), der gegenwärtig etwa 3,560,000 Pfd. St. beträgt; für den Betrag des in ihrem Besitz befindlichen edlen Metalls (Bullion), der 1850 bis 1851 etwa 16 Millionen Pfd. St. betrug. Die Bank konnte daher reichlich 30 Mill. Pfd. St. Noten im Umlauf haben, und in der That betrug am 21. September 1850 die Menge ihrer ausgegebenen Noten 30,176,120 Pfd. St., während die vorhandenen Goldmünzen und Goldbarren sich auf 15,951,162, die Silberbarren auf 224,958 Pfd. St. beliefen. Außerdem hat die Bank von England 2 Mill. Pfd. St. sogenannter Bankpostbills im Umlauf, um den

Postdienst zu erleichtern. Die Funktionen der Bank sind in zwei Abtheilungen getrennt, deren einer (dem Issue departement) nur die Kreirung u. Cirkulation der Noten obliegt, während die andere (das Banking departement) den kommerciellen Theil verwaltet. Ferner verfügte die Bankakte die künftig wöchentliche Veröffentlichung des Bankstatuts. Die öffentlichen (Aktien-) und nicht öffentlichen Privatbanken dürfen seitdem nicht mehr Noten ausgeben, als der Durchschnittsbetrag der vorhergegangenen zwei Jahre war, neu entstehende B. aber gar keine; dagegen steht es den B. frei, sich gegen eine Provision (höchstens 1 Proc. jährlich) für ihre Geschäfte der Noten der Bank von England zu bedienen. Diese Vergütung an die Privatbanken sollte jedoch mit dem 1. August 1856 nicht mehr gesetzlich vorgeschrieben sein. Die Aktienbanken dürfen jetzt in der Person ihrer Direktoren als Kläger und Beklagte auftreten, während früher jedes gerichtliche Verfahren nur durch oder gegen alle einzelnen Aktionäre eingeleitet werden konnte. Die neue Bankakte war zunächst nur für England und Wales gültig; erst seit 1846 ist sie auch für Schottland u. Irland zum Gesetz geworden. Die Bank besorgt für die Regierung die Bezahlung der Zinsen der Staatsschulden und jene der Renten an die Staatsgläubiger, setzt Schatzkammerscheine in Umlauf und gibt der Regierung auf dieselben, sowie auf die langsam einkommende Land- und Malztaxe Vorschüsse. Ihre übrigen Geschäfte bestehen in Diskontirung von Wechseln, in der Annahme unverzinslicher Depositen, in der Eröffnung laufender Rechnungen auf Namen in ihren Büchern (drawing account), vermöge deren sie Zahlungen für dritte Personen leistet und annimmt. Weiter besorgt sie die Erhebung von Zinsen, Renten, Pensionen u. dergl., kauft und verkauft Gold und Silber, leiht auf Unterpfand und seit 1823 auf Hypotheken. Für die Besorgung der Geldgeschäfte der Regierung erhält sie jährlich 130,000 Pfd. St. Ihre Noten sind zu einem gesetzlichen Zahlungsmittel erhoben, so daß sie Zwangsumlauf haben. Nur die Bank selbst in London und bei ihren Zweiganstalten in den Provinzen hat das Recht, an Stelle der Noten Gold in Zahlung zu fordern. Die Bank hat gegen 940 Personen mit einem jährlichen Gesammtgehalte von 252,000 Pfd. St. in ihren Diensten und gegen 200 Pensionäre mit einem jährlichen Gesammtruhegehalte von 31,200 Pfd. St. Sie hat seit 1826 Filiale zu Gloucester, Birmingham, Manchester, Swansea, Liverpool, Newcastle, Bristol, Exeter, Leeds, Hull, Plymouth und Norwich.

Außer der Bank von England bestehen im Königreiche noch zwei Arten von B.: die Privatbanken u. die Jointstock- (Vereinigte Kapital-) banken. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden besteht nicht. Die Privatbanken sind Unternehmungen einzelner Associés, deren es früher nicht mehr als 6 sein durften, bis diese Beschränkung 1833 aufgehoben wurde; die Jointstockbanken sind Aktienunternehmungen größerer Gesellschaften. Bei beiden Arten sind alle Theilhaber bis zum Betrag ihres ganzen Vermögens für die Verbindlichkeiten der B. verhaftet. Da das Privilegium der Bank von England von 1708 jede Association für Bankangelegenheiten verboten hatte, so gab es bis zur Aufhebung dieses Verbots 1826 nur Privatbanken in England. Ihre Zahl war jedoch bis zum amerikanischen Krieg ebenso gering, wie es ihre Mittel waren; seitdem wuchsen sie ziemlich rasch. Seit 1826 also bestehen außerhalb des Umkreises von 65 Meilen um die Stadt London und seit 1833 auch innerhalb desselben Jointstockbanken, während es von jeher innerhalb wie außerhalb dieses Bezirks und zumal in London selbst Privatbanken gegeben hat. Ihre letzte und entscheidende Gestaltung namentlich in ihrem Verhältniß zur Bank von England und zu dem Recht der Notenausgabe haben diese beiden Arten von nichtprivilegirten B. durch die peelsche Bankakte von 1844 erhalten. Durch dies Gesetz wurde nämlich die Errichtung neuer Zettelbanken verboten und den damals schon mit diesem Recht bestehenden B. die Ausgabe von Banknoten nur bis zu dem Durchschnittsbetrag derer gestattet, welche sie in den letzten 12 Wochen vor dem 27. April 1844 emittirt hatten. Vereinigen sich später mehre B., so hört das Recht der Notenausgabe auf, im Fall sie mehr als 6 Theilhabern angehören, und macht eine Bank bankerott, so erlischt das Recht gleichfalls, während die Bank von England hierdurch das Recht erlangt, mit Genehmigung des Schatzamts gegen bloße Sicherheiten (also nicht durch Deckung mit baarem Geld) zwei Drittel des Betrags an Noten auszugeben, welche die bankerott gewordene Bank zu emittiren das Recht hatte. Von den übrigen Bestimmungen sei nur noch erwähnt, daß jede Bank verpflichtet ist, den Kommissären der Regierung auf Verlangen jederzeit Einsicht in ihre Bücher zu gestatten. Aus allem diesen geht die Absicht deutlich hervor, das Recht der Notenausgabe mehr und mehr den Händen der Privat- u. Jointstockbanken zu entziehen und ausschließlich der Bank von England zuzuwenden. Diese Absicht ist auch zum Theil erreicht worden. Im Jahre 1844 stand in England und Wales das Recht Banknoten auszugeben nach den damaligen amtlichen Erhebungen zu: 205 Privatbanken bis zum Betrag von 5,153,407 Pfd. und 72 Aktienbanken bis zu 3,495,446 Pfd., zusammen also 8,648,853 Pfd. St. Bis 1854 sind hiervon 37 Privatbanken mit einem Notenumlauf von 536,798 Pfd. und 7 Aktienbanken mit einem von 169,589 Pfd. eingegangen, um welche Summe sich also der ursprünglich erlaubte Betrag zu Gunsten der Bank von England vermindert hat. Das Recht Noten auszugeben, hatten nämlich 1854 innerhalb des Umkreises von 65 Meilen nur noch 47, außerhalb desselben 120 Privatbanken und 76 Aktienbanken. Dieselben gaben jedoch zusammen nicht einmal — wie sie berechtigt waren — für 7,942,666 Pfd. St. Noten aus, sondern etwa 15 Proc. weniger. Ohne das Recht Noten auszugeben bestanden im genannten Jahre in England und Wales 355 B., nämlich 173 Privat- und 182 Jointstockbanken. Hiervon kamen auf London allein 58 Privat- und 23 Aktienbanken, welchem zunächst Liverpool die meisten, nämlich 12 B. besaß, von denen jedoch 1857 die Liverpool-Boroughbank dem Sturm der Handelskrisis erlegen ist. Die bedeutendsten B. von London sind: die London- und Westminsterbank, gegründet 1833 mit 5 Millionen, die London-Jointstockbank, gegründet 1836 mit 3 Millionen, die Unionbank von London, gegründet 1839 mit 3 Millionen, die Kom-

mercialbank von London, gegründet 1840 mit 1½ Millionen, die London- und Countybank (ursprünglich Surrey-, Kent- und Susserbank), gegründet 1846 mit ½ Million, die Royalbritishbank, gegründet 1849 mit 100,000 Pfd. St. Was indeß die Bank von England den nichtprivilegirten B. in Betreff der Notenausgabe abgewonnen hat, das geben ihr diese in den übrigen Zweigen des Bankgeschäfts reichlich wieder heim. Am 30. Juni 1861 hatten die Jointstockbanken allein von London zusammen 47,315,385 Pfd. St. Privatdepositen u. Contocorrentbilanzen, während die Bank von England an Privat- u. Staatsdepositen zusammen nur 17,225,680 Pfd. St. hatte, ja die Bank von London und Westminster, die größte Aktienbank Londons, hatte allein 14,821,651 Privatdepositen, d. i. 2,463,971 Pfd. mehr als die Bank von England. Diese auffallende Erscheinung erklärt sich daraus, daß die Jointstockbanken dem Geist der Zeit folgen, während die Bank von England, festhaltend an steifen Geschäftsformen, dahinter zurückbleibt und seit 1845 nicht eben an Ausdehnung ihres Geschäftsbetriebs gewonnen hat.

Das schottische Bankwesen zeichnete sich bis 1845 dadurch aus, daß dort die vollständigste Bankfreiheit herrschte. Jedermann konnte dort ohne Weiteres eine Bank errichten und Noten ausgeben. Die einzige Beschränkung bestand darin, daß es nicht gestattet war, Noten unter 1 Pfund Sterling zu emittiren. Vereinigten sich Mehre zur Gründung einer Bank, so hafteten sie mit ihrem ganzen Vermögen, und zwar solidarisch ebenso, wie der Einzelne mit seinem ganzen Vermögen haftete. Das Charakteristische des schottischen Bankwesens besteht darin, daß jede Bank mit einer außerordentlich großen Zahl von Zweigbanken das ganze Land und zwar in Stadt und Dorf durchdringt, daß Haupt- und Zweigbanken Depositen annehmen und dieselben verzinsen, und daß durch die enorme Höhe der Depositen die B. trotz dieser Verzinsung und des dadurch im Einzelnen geschmälerten Gewinns im Ganzen doch ebenso viel Gewinn erzielen, als sie durch Ausgabe einer größern Menge von unverzinslichen Banknoten erzielen könnten. Die schottischen B. sind zugleich die Sparkasse für das ganze Land und wirken schon hierdurch, indem sie den Sparsinn ausnehmend fördern, sehr wohlthätig. Wesentlich unterstützt wird das schottische Bankwesen auch durch die dortige Hypothekeneinrichtung, welche es für Jedermann gestattet, von dem Grundbesitz eines Dritten und dessen hypothekarische Belastung Einsicht zu nehmen. In dem Registerhaus zu Edinburg ist nämlich der gesammte Grundbesitz von Schottland nebst dessen Belastung genau registrirt, während er in England bekanntlich keine Grundbücher mit hypothekarischen Inskriptionen gibt und es dort außerordentliche Mühe u. sehr viel Geld kostet, um zu erfahren, ob ein Grundstück hypothekarisch ist oder nicht. Verschreibungen von Grundbesitz dienen aber in Schottland sehr vielfach als Grundlage für einen Contocorrentkredit (cash account). Man begnügt sich jetzt dort auch mit der persönlichen Bürgschaft von zwei oder drei Personen, indem man von der richtigen Ansicht ausgeht, daß diese Bürgen schon dafür sorgen würden, daß der Schuldner seinen Verbindlichkeiten nachkomme; freilich haben die Bürgen auch das Recht, aus den Büchern der Bank sich über die Vermögenslage des Hauptschuldners Auskunft zu verschaffen. Das Gesetz von 1845 dehnte die Beschränkungen, welche für England im Jahre vorher getroffen worden waren, auch auf Schottland und — um dies hier vorweg zu erwähnen — auf Irland aus, jedoch nicht ohne einige wesentliche Verschiedenheiten von den für England und Wales angeordneten Vorschriften. Der Grund, weshalb man für Schottland und Irland abweichende, und zwar erleichternde Bestimmungen getroffen hat, ist nirgends angegeben, u. dies ist um so auffallender, als durch diese Ausnahme das für England so leidenschaftlich verfochtene Princip der Beschränkung der Privat- und Jointstockbanken vielfach verletzt und dessen wissenschaftliche Begründung somit über den Haufen geworfen wird. In Schottland und Irland ist nämlich kein Maximum für die Notenausgabe vorgeschrieben, sondern es soll eine Bank (im Hauptgeschäft und in deren Filialen) ihren Notenumlauf um ebenso viel erweitern dürfen (jedoch auch nicht weiter), als ihr Metallbestand zugenommen hat. Ferner dürfen in Schottland und Irland kleinere als Fünfpfundnoten ausgegeben werden, die in England schon seit 1828 aus dem Umlauf gesetzt worden sind. Haben sich in Schottland oder Irland mehre B. zu einer gemeinschaftlichen vereinigt, so darf das Gesammtetablissement Noten bis zum Totalbetrage der vorher von jeder einzelnen Bank betriebenen Emission ausgeben, während in England der mittlere (Durchschnitts-) Betrag des letzten Vierteljahrs von einer jeden als Grundlage angenommen wurde, um danach aus dem Gesammtdurchschnitt das Maximum zu bilden. Endlich ist die Bank von Schottland, sowie die von Irland befugt, ihren Notenumlauf um den vollen Betrag der Emission derjenigen dortigen Landbanken zu vermehren, die ihre eigenen Noten eingezogen haben sollten, um sich derer der Bank von Schottland oder Irland zu bedienen, wogegen die Bank von England im analogen Fall sich nur zwei Drittel der früheren Emission der betreffenden Landbank aneignen darf. Die Bestimmung jedoch, daß keine nach 1845 gegründete Bank weiter das Recht haben soll, Banknoten auszugeben, gilt auch für England und Schottland. Die Notenausgabe bei den B., denen schon vor 1845 dies Recht zustand, hat sich indeß, Dank der obigen Ausnahmebestimmung, in Schottland vermehrt. Im Jahre 1845 hatten die schottischen B. nur das Recht, für 3,087,209 Pfund Sterling Noten auszugeben, der dermalige Notenumlauf beträgt aber ziemlich viel mehr als diese Summe. Als die hauptsächlichsten schottischen B. sind folgende anzuführen: die Bank von Schottland, gegründet 1695 mit einem Kapital von 100,900 Pfund Sterling von einem Engländer John Holland, ihr Fond beträgt jetzt 1½ Millionen: die königliche Bank von Schottland, gegründet 1727 mit 151,000 Pfund Sterling Fond, der aber jetzt ebenfalls auf 1½ Millionen angewachsen ist: die britische Leinwandkompagnie, gegründet 1746 zur Beförderung des Leinwandhandels, arbeitet nun wie eine jede andere Bank mit 500,000 Pfd. St.; die Nationalbank von Schottland, gegründet 1825 mit einem Aktienkapital von 1 Million Pfund Sterling. Im Ganzen hatte Schottland 1854 gegen 50 B., von denen während der Krisis von 1857 zwei gebrochen sind, jedoch nicht etwa wegen zu starker No-

tenausgabe, sondern wegen zu ausgedehnt gewährten Privatkredits.

In Irland wurde das Banksystem viel später als in Schottland eingeführt und konnte sich auch, weil gleich Beschränkungen damit verbunden waren, nicht so kräftig entwickeln wie in Schottland. Die irländische Nationalbank wurde um 1784 zu Dublin, nach dem Muster der Bank von England, mit einem Kapital von 600,000 Pfund Sterling, welches sich gegenwärtig bis auf 3 Millionen Pfund Sterling vermehrt hat, begründet. Sie diskontirt zu 5 Proc., gibt aber weder Zinsen für deponirte Gelder, noch gewährt sie offene Rechnungen, wie die schottischen B. Auch sie hatte das, 1820 jedoch bis auf einen Rayon von 50 englischen Meilen um Dublin beschränkte Privilegium, kraft dessen keine andere Bank mit mehr als 6 Theilnehmern bestehen durfte. Sie hat Filiale zu Cork, Waterford, Clonmel, Londonderry, Newry, Westport ꝛc. Sehr viele Privatbanken wurden seit Ende des vorigen Jahrhunderts errichtet; von 50 B., welche 1804 bestanden, haben jedoch bis 1821 wegen übermäßiger Notenausgabe alle bis auf 8 fallirt. Diese 8 B. waren 1845 berechtigt, für 6,354,491 Pfund Sterling Noten auszugeben, in Folge der Auswanderung aus Hungersnoth ist jedoch von diesem Recht der volle Gebrauch nicht gemacht worden. Im Jahre 1854 belief sich die Notenausgabe auf nur 4,310,283 Pfund Sterling. Die irischen Aktienbanken gewähren baaren Kredit und Zinsen auf Depositа, was die Bank von Irland nicht thut.

Italien. Das Königreich Neapel hatte sonst 7 öffentliche Bankanstalten, die jedoch 1810 sämmtlich eingezogen wurden. An ihrer Stelle wurde im genannten Jahre die Bank beider Sicilien errichtet, deren Fond auf 1 Million Ducati bestimmt und in 4000 Aktien zu 250 Ducati vertheilt wurde. Sie diskontirt, leiht auf Waaren, Staatspapiere u. Metalle, besorgt alle Zahlungen der Regierung und treibt auch Geschäfte für eigene Rechnung. Sie gibt Zettel aus und erfreut sich eines guten Kredits. Auf der Insel Sicilien hat sie Filiale zu Palermo und Messina. Im Jahre 1827 wurde in Neapel mit einem Fond von 60 Millionen Ducati eine Leih- u. Hypothekenbank, die Banca fruttuaria, zur Unterstützung der Industrie und des Ackerbaues, errichtet; sie ist zugleich Rentenanstalt. Die Compania sebezia promotrice delle industrie nazionali, 1833 mit 1 Million Ducati Kapital auf Aktien in Neapel errichtet, ist Disconto- und Leihbank, übernimmt aber auch Versicherungen ꝛc. Die Banca di Circulazione a garantia, 1833 mit 400,000 Ducati Kapital auf Aktien in Neapel gegründet, ist eine Art Girobank. Die auf Aktien gegründete St. Georgsbank in Genua hatte der vormaligen Republik große Summen vorgeschossen und dafür fast alle Einkünfte pfandweise in Besitz. Nach der Plünderung durch ein österreichisches Heer mußte sie 1746 ihre Zahlungen einstellen, erholte sich indessen bald wieder. Im Jahre 1800 nahm der französische General Masséna die Fonds der Bank in Beschlag, die nur sehr unvollständig wieder erstattet wurden. Im Frühjahre 1844 wurde an ihrer Stelle die Banca di Genova mit 4 Millionen Lire auf Aktien gegründet, die aber Anfangs 1850 mit der turiner Bank vereinigt und unter dem Namen Nationalbank reorganisirt ward. Jede der beiden B. gibt jedoch ihre eigenen Noten aus. Die Bank von Turin, der zweite Bestandtheil dieser Nationalbank, wurde erst 1847 mit 4 Millionen Lire Kapital auf Aktien zu 1000 Lire gegründet. Die neue Nationalbank ist Disconto-, Depositen-, Giro- und Zettelbank und auf 30 Jahre privilegirt. In Rom blühte früher eine Staatsbank, welche zugleich mit einem Leihhause verbunden war, die Banca del Spirito Santo, jetzt ohne alle Bedeutung. Im Jahre 1831 trat eine Discontobank unter dem Namen Banca romana mit einem Fond von 2 Millionen Scudi in Aktien zu 500 und 250 Scudi ins Leben. Sie stand unter der Aufsicht der Regierung, welche ihren Präsidenten ernannte, und war nach der Bank von Frankreich geformt. Im März 1848 mußte sie das Discontogeschäft wegen mangelnder Mittel aufgeben, erhielt die Erlaubniß, ihre Noten eine Zeitlang nicht einlösen zu müssen, gab dann auch kleine Zettel zu 2 und 1 Scudi aus, und erlangte 1849 den Zwangsumlauf der Noten. Da die päpstliche Regierung ihre der provisorischen Regierung gemachten Vorschüsse nicht anerkannte, gerieth sie in große Verlegenheit, und die Regierung beschloß 1851 auf ihrer Grundlage die Errichtung einer neuen Bank, Banca dello Stato Pontificio, mit Filialen zu Ancona und Bologna. Im Jahre 1851 ward das Kapitol auf nur 600,000 Scudi in 3000 Aktien zu 200 Scudi festgestellt und am 22. Februar 1851 die Bank für konstituirt erklärt. In Toscana bestehen 2 Bankanstalten auf Aktien: das Discontokontor oder die Bank von Livorno und die Discontobank von Florenz. In Lucca ward 1850 eine Discontobank gegründet.

Niederlande. Die älteste Bank Hollands ist die Bank von Amsterdam, 1609 gestiftet, eine reine Depositen- und Girobank, die unter der Verwaltung der Stadt Amsterdam stand. Als 1672 die französischen Heere bis Utrecht kamen und ein großer Anlauf auf die Bank Statt fand, zahlte dieselbe ohne Stockung. Erst 1790 fing sie an, die Einlösung gegen Metallgeld zu beschränken, und 1794 mußte die Direktion eingestehen, daß seit 50 Jahren von ihr Vorschüsse an die ostindische Kompagnie, an die Stadt Amsterdam und an die Staaten von Holland und Westfriesland bis zum Betrage von $10^1/_2$ Millionen Gulden gemacht worden seien. Alsbald fielen die Bankscheine bis 16 Procent unter den Nominalwerth; die meisten Einlagen wurden zurückgenommen, und 1820 wurde die Bank aufgelöst und 1824 durch die Bank der Niederlande ersetzt. Ihr Privilegium wurde 1838 auf 25 Jahre erneuert. Ihr Kapital bildeten anfangs 5000 Aktien zu 1000 Gulden; bald aber erhöhte man dasselbe auf 10 Millionen und 1840 auf 15 Millionen Gulden. Ihre Noten lauten auf den Inhaber und auf 1000, 500, 300, 200, 100, 80, 60, 40 und 25 Gulden. Außer Discontogeschäften, Handel mit Gold- und Silberbarren und ausländischen Geldsorten und Darleben auf edle Metalle in Barren u. Münze beschäftigt sie sich auch mit dem Ausmünzen auf Rechnung der Regierung. Die Verwaltung wird von einem Präsidenten, einem Sekretär und 5 Direktoren besorgt. In Amsterdam besteht seit 1806 auch eine sogenannte Assoeiationskasse mit einem Kapital von 1 Million Gulden auf Aktien zu 2000 Gulden, die von 2 Direktoren und 5 Kommissaren verwaltet wird. Sie ist Depositen- u.

Darlehnbank und besorgt Einkassirungen in den Provinzen.

Norwegen war während seiner Vereinigung mit Dänemark, ebenso wie dieses, mit Papiergeld überschwemmt. Nach der Trennung von demselben mußte daher selbstständig auf die Verminderung desselben Bedacht genommen werden. Es wurde deshalb 1816 mit großer Mühe, weil es wie in Dänemark gänzlich an baarem Gelde fehlte, eine Zettelbank (Reichsbank) zu Drontheim mit einem Kapital von 2 Millionen Thalern gegründet, den Species Silber zu 25 Species Zettel gerechnet; doch hat sie ihren Zweck nur unvollkommen erfüllt. Ein neues Bankgesetz von 1842 bestimmte unter Anderem, daß die Auswechselung von Silber gegen Zettel nicht bloß am Hauptsitze der Bank, sondern auch bei den Abtheilungen derselben in Christiania, Bergen, Christiansand, Drammen und Skeen Statt finden könne. Die Bank ist zugleich Leih-, Giro-, Disconto- u. Depositenbank. Auf Gelddepositen vergütet sie keine Zinsen. Ihre Noten (zu 100, 50, 10, 5, 1, ½ u. ¼ Species) standen lange Zeit unter Pari, laufen aber seit 1841 gleich dem Silbergeld um.

Polen. Zu Warschau wurde 1828 die Nationalbank von Polen errichtet u. ihr 10 Millionen polnische Gulden baar, 10 Millionen in Domänenpfandbriefen und 10 Millionen in andern Anweisungen als Grundkapital zugewiesen. Im Jahre 1834 erhöhte man das Kapital auf 42 Millionen Gulden, 1841 auf 8 Millionen Silberrubel (53½ Millionen polnische Gulden). Ihr Zweck ist, als Girobank zu dienen und die Tilgung der Staatsschulden zu besorgen, Anleihen für die landwirthschaftliche Kreditanstalt zu machen, Staatspapiere und Wechsel zu kaufen, Darlehen auf Pfänder zu geben und industrielle Unternehmungen zu unterstützen. Seit 1830 gab sie Noten von 5, 10, 15, 100, 500 und 1000 Gulden aus; doch wurden mit der Einführung der russischen Geldwährung in Polen diese Zettel eingezogen, u. die Banknoten bestehen seitdem in Stücken von 1, 3, 5, 10, 25, 50 u. 100 Silberrubel. Die Bank nimmt Depositen nicht unter 200 Gulden an und verzinst sie, bewahrt die öffentlichen Depositа und baaren Fonds öffentlicher Kassen u. gibt jährlich Bericht über ihre Geschäfte. Sie ist Staatsanstalt, dient dem Staate nach den Befehlen des Kaisers, und ihr Gewinn fällt der Staatskasse zu.

Portugal. Als Packesel eines zerrütteten Finanzwesens wurde 1822 eine Nationalbank mit einem Kapital von 5000 Millionen Reis in Aktien zu 500 Milreis errichtet. Sie ist Leih-, Hypotheken-, Disconto- und Wechselbank und gibt Zettel aus. Da sie der Regierung fortwährend Vorschüsse leisten mußte, standen die Noten der Bank weit unter Pari; im September 1849 verloren sie noch 37½ Proc. gegen Silber. Seitdem hob sich durch zweckmäßigere Verwaltung des Instituts ihr Kurs schnell, und am 19. September 1850 verloren sie nur noch 6¼ Proc. Im August 1850 belief sich die umlaufende Menge von Noten auf 2,571,995,600 Reis. Der Kurs der Aktien stand am 19. September 1850 auf 375—388 Milreis lissaboner Banknoten für die Aktie. Die Bank hat ein Filial in Oporto. Die Handelsbank von Oporto wurde 1835 mit 2 Millionen Milreis Kapital auf Aktien zu 200 Milreis gegründet; sie ist Disconto- und Zettelbank.

Rußland. Katharina II. errichtete 1768 zu Petersburg eine Staatszettelbank, die sogenannte Assignationsbank, die lediglich den Zweck hatte, Ordnung in das russische Geldwesen wieder zurückzuführen, was indessen bis jetzt nur theilweise gelungen ist. Dieselbe gab während der ersten 18 Jahre ihres Bestehens nur 40 Millionen Rubel in Assignaten aus, die daher dem Silbergelde ziemlich gleich blieben. Im Jahre 1786 wurde neben dieser Bank eine Staatsleih- und Depositenbank errichtet, die mit der vorigen gewissermaßen nur Eine Anstalt ausmachte und auf Hypotheken Darlehen in Assignaten machen sollte, zu welchem Zwecke die Masse derselben auf 100 Millionen erhöht wurde. Die Kriege machten die Ausgabe fernerer Banknoten nöthig, daher sie beim Tode der Kaiserin 157 Millionen und später 577 Millionen betrugen. In Folge des Krieges von 1807 und anderer Verhältnisse fiel bis 1816 der Werth eines Papierrubels bis auf 6½ hamburger Banco. Der Rubel Silber ward nun zu 4 Rubel Papier gesetzlich bestimmt und zu diesem Preise bei allen Staatskassen angenommen. Der Rubel Assignaten war wieder zwischen 8 und 9 Schilling hamburger Banco werth. Am 1. Januar 1842 gab es 595,776,310 Rubel Assignaten. Durch Ukas vom 1. (13. Juli) 1839 ward der Kurs der Assignation bleibend auf 3½ Rubel Assignaten für 1 Rubel Silber festgesetzt, 1843 aber die allmählige gesetzliche Einziehung dieses Zettelgeldes angeordnet und in Folge dessen 1848 die Assignationsbank ganz aufgehoben. Im Jahre 1818 wurde in Petersburg die Kommerzbank als Staatsbank eröffnet. Sie nimmt Depositen an, verzinst sie, bei wenigstens sechsmonatlicher Dauer, mit 4 Proc. und gibt von 18 Monaten an Zins auf Zins; Münze bewahrt sie gegen Berechnung von ¼ Proc. für 6 Monate auf; sie hält eine, jedoch bisher wenig benutzte Giroanstalt und ein Contocorrentgeschäft mit ihren Kontoren zu Archangel, Astrachan, Moskau, Nishnei-Nowgorod, Odessa, Riga, Kiew, Wladew und Katharinenburg und besorgt gegen ¼ Proc. Provision Zahlungen dahin; sie diskontirt Wechsel, die nicht mehr als 6 Monate und nicht weniger als 8 Tage zu laufen haben, und macht, 1 Proc. unter dem Wechseldiskont, Vorschüsse auf russische Waaren, die in Petersburg und Kronstadt lagern. Das Institut verfügt über ein Kapital von cirka 10 Millionen Silberrubel. Die Bankverwaltung besteht aus einem dirigirenden, aus 4 von der Regierung angestellten und aus 4 von der Kaufmannschaft delegirten Direktoren, und es muß dieselbe dem Minister wöchentliche, monatliche und jährliche Rechnungsauszüge überreichen. Dem Publicum legt sie alljährlich die ausführlichsten Berichte vor. Außerdem ist in Petersburg der Sitz der Reichsleihbank, deren Kontore im Reiche verbreitet sind. Sie hat cirka 9 Millionen Rubel Kapital, setzt cirka 200 Millionen Rubel um und macht 1½ Millionen Rubel jährlichen Gewinn. In Astrachan besteht seit 1779 eine selbstständige Leihbank, ebenso in neuerer Zeit in Tula, Porchow und Helsingfors. Die Stadtbank von Libau in Kurland macht Discontogeschäfte und Vorschüsse auf Waaren. Seit mehren Jahren bestehen für einzelne Dorfgemeinden die sogenannten Bauernleihbanken, welche Vorschüsse auf Ländereien gewähren.

Schweden. In Stockholm wurde schon 1657

eine kleine Bank, die reichsständische Bank, mit einem Fond von 300,000 Speciesthalern zur Unterstützung des Landadels und des Bauernstandes errichtet. Aber in den unruhigen Zeiten Karls XII. wurden die Zettel vermehrt und während des siebenjährigen Krieges kamen deren so viele in Umlauf, daß man sie auf 600 Millionen Thaler schätzte u. alles Geld, selbst das Kupfergeld u. die messingenen Nothmünzen, die man schlug, aus dem Lande gingen und man 27 Thaler in Zetteln gegen einen Kupferthaler geben mußte. Das Silbergeld war gänzlich aus dem Lande verschwunden. Von 1776 an traf man endlich Anstalten zur Verminderung der Menge des Papiergeldes und gab neue Zettel, auf Species lautend, aus, so daß man mit 1 Speciszettel 18 Kupferthaler in alten Zetteln einlöste. Im Jahre 1829 setzte man den Bankthaler auf $^3/_8$ Thaler in Silber und bereitete die Einlösung der Zettel in Silber vor, welche 1835 begann. Der Betrag der umlaufenden Noten war 32 Millionen Reichsbankthaler. Als aber 1842 deren Umlauf in Finnland von Rußland streng verpönt wurde, gerieth die Bank durch den Andrang zur Einlösung in große Verlegenheit, weil sie dadurch gezwungen wurde, bis 1. Oktbr. 1842 für 1,962,471 Speciesthaler Noten einzulösen. Am 31. Dec. 1856 belief sich die Papiermasse auf 34,983,466 Reichsthaler Banco, die Depositionsschuld auf 6,692,229 Reichsthaler, die unbenutzten Antheile von Kreditiven und Leihanschlägen auf 2,217,099 Reichsthaler und der gesammte Zettelstock auf 40,196,400 Reichsthaler; der Gold- u. Silbervorrath entsprach 20,474,604 Reichsthalern. Die Bank gibt auch Kredit auf Contocorrent und hat Darlehnkontore in Gothenburg und Malmö. Außerdem bestehen in Schweden 6 Privatbanken; die erneuerte schonensche, die smalandsche, ostgothlandsche, wermlandsche, örebro'sche und großkuferbergsche oder dalekarlische, welche sämmtlich Noten ausgeben. Im Jahre 1845 wurde der Beschluß erlassen, daß keine Privatbank künftig die Genehmigung oder Verlängerung finden solle, wenn sie sich nicht verpflichte zu solidarischer Verbindlichkeit ihrer Interessenten und keine Zettel zu geringerem Betrag als $6^2/_3$ Thaler auszugeben, jedoch zunächst für eine Uebergangszeit im Minimalbetrage von $3^1/_3$ Thalern. Endlich bestehen noch mehrere Hypothekenkassen, namentlich die der schwedischen Bergwerksbesitzer, der ostgothländische, der Werió- u. der Nerike-Güterhypothekenverein, deren Obligationen vorzüglich an der hamburger Börse Kurs finden. Schweden hat außerdem noch kleinere Zettelbanken in Gothenburg, Malmö ꝛc., deren Noten cirka 5 Millionen Thaler betragen.

Schweiz. In Genf bestehen zwei B.: die Handelsbank (banque du commerce), 1846 an die Stelle der bisherigen Caisse de dépôts et vivements auf Aktien gegründet, Disconto-, Giro- und Zettelbank, mit 1,550,000 Francs Kapital, und die genfer Bank (banque de Genève), eine Disconto-, Leih-, Giro- und Zettelbank, am 1. Juli 1848 eröffnet, mit nominell 3 Millionen Francs Kapital, wovon die neue Konstitution die Uebernahme der Hälfte der Stadtgemeinde auflegte, während die andere Hälfte durch 1500 Aktien zu 1000 Francs aufgebracht wurde. Die Bank von Zürich wurde am 5. Juni 1837 mit 1 Million Gulden Kapital auf Aktien zu 500 Gulden eröffnet. Sie ist Disconto-, Leih-, Giro-, Depositen- und Zettelbank. Die Banknoten (Kassascheine) lauten auf 100, 20 u. 10 ganze brabanter Thaler. Der Betrag der umlaufenden Noten und der innerhalb Monatsfrist rückzahlbaren verzinslichen Depositen darf das Dreifache des baaren Kassenwerths nicht übersteigen. Die Bank gibt auch trockene Wechsel an Ordre aus, hat eine Zweigbank in Winterthur und Einlösungskassen in Zürich und Winterthur. Die Bank in Basel, am 10. März 1845 neu konstituirt, ist die Fortsetzung der am 1. Jan. 1844 eröffneten Giro- und Depositenbank. Das Stammkapital beträgt 500,000 Francs in Aktien zu 5000 Francs, kann aber nach Belieben erhöht werden. Die Geschäfte sind Incasso-, Besorgungs- und Girogeschäfte, Aufbewahrung von Depositen, Annahme verzinslicher Gelder, Banknotenausgabe, Ausgaben von an Ordre lautenden Kassascheinen, Diskontirungen, Darlehen auf Unterpfand, auch auf Hypotheken, Kauf und Verkauf baseler Staats- und Stadtobligationen. Die Banknoten lauten über 100 u. 500 Francs. Die Kantonalbank in Bern, 1833 gegründet, erhielt 1846 ein neues Reglement. Sie ist reine Staatsbank; als Kapital wurden 3 Millionen Schweizerfranken aus Staatsmitteln für sie gegeben. Sie gewährt Kredit in laufender Rechnung (Giro), gibt Darlehen auf Unterpfand, diskontirt, bewahrt Depositen auf, nimmt verzinsliche Gelder an und gibt Noten (Bankscheine) aus, die in Abschnitten von 4, 6 und 20 französischen Fünffrankenthalern bestehen. Die erlaubte Umlaufssumme dieser Scheine beträgt 2 Millionen Francs; sie werden in den Staatskassen dem baaren Gelde gleich angenommen. Die Bank darf im Kanton Zweigbanken errichten. Eine Bilanz wird nicht veröffentlicht. In Bern besteht seit 1847 eine Hypothekenkasse, welche der Senat mit 5 Millionen Schweizerfranken fundirt hat. Sie leiht auf Hypotheken, nimmt verzinsliche Gelder auf und verwaltet Güter. Die 1846 zu Lausanne mit 2 Millionen Schweizerfranken gegründete Kantonalbank von Waadt ist wesentlich Disconto-, Leih-, Giro- und Zettelank, deren Noten über 10, 20 u. 100 Fünffrankenstücke lauten. Sie gewährt Kredite in laufender Rechnung und beleiht auch Hypotheken. Die Bank in St. Gallen eröffnete ihre Geschäfte am 1. Okt. 1837 mit einem Kapital von 1 Million Gulden in Aktien zu 250 Gulden, Ihre Geschäfte sind: Diskontiren, Kredite gegen Unterpfand, Giro- und Incassogeschäfte, Annahme verzinslicher Kapitalien, Kauf von Wechseln auf auswärtige Plätze behufs Baarschaftsbeziehung, Ausgabe von Banknoten und von an Ordre gestellten Kassascheinen, die auf einen bestimmten Zahltag nach Sicht lauten. Die Banknoten lauten über 10, 50 und 100 Gulden.

Spanien. Bereits 1621 wurde von Philipp IV. der Befehl zur Errichtung einer Bank gegeben, kam aber erst 1782 zur Ausführung, in welchem Jahre die Bank von St. Carlos mit einem Fond von 15,000,000 Piastern in 150,000 Aktien errichtet wurde. Sie sollte vorzugsweise eine Discontobank sein und die Geldgeschäfte der Regierung besorgen. Indessen verwickelte sie sich bald so mit der Regierung, daß ihr diese nach und nach bis 1829 die Summe von 320 Millionen Realen de Plata schul-

dig wurde. Im gedachten Jahre wurde diese Schuld auf 40 Millionen Realen reducirt und mit derselben die Nationalbank von San Fernando begründet, deren Stammkapital aus 60 Millionen Realen bestand in Aktien zu 2000 Realen. Sie beschäftigte sich mit Diskontiren, Darlehen, Annahme von Depositen u. den Geldangelegenheiten der Regierung, welche meist in Vorschüssen bestanden. Ein Projekt der Vereinigung dieser Bank mit der neuen Bank Isabella's II. blieb ohne Resultat, dagegen wurde 1849 die Fernandobank reorganisirt. Das Kapital beträgt seitdem 200 Millionen Realen in 100,000 Aktien zu 2000 Realen. Bis zur Hälfte dieses Kapitals darf sie Noten ausgeben, von denen mindestens ein Drittel in baarem Gelde oder in Barren der Bank repräsentirt sein muß. Keine Note darf unter 500 Realen lauten. Die Anstalt ist Disconto-, Giro- und Contocorrent-, Incasso-, Leih- u. Zettelbank. Sie darf an allen spanischen Plätzen Filiale errichten; rücksichtlich des Zettelgeschäfts sind die B. von Cadix und Barcelona mit ihr verschmolzen. Im Jahre 1849 überschritt die Notenausgabe das gesetzliche Maß um 465,000 Realen. Während der Geschäftsstörung von 1848 erhielten die Noten von Juni 1848 bis Ende Januar 1849 Zwangsumlauf. Sie verloren damals gegen Silber, kamen aber demselben wieder gleich und bilden jetzt das gewöhnliche Zahlungsmittel. Im Februar 1850 wurde eine abermalige Reorganisation der Bank vorgenommen. In Madrid bestehen ferner die Bank Isabella's II., 1844 auf Aktien zu 5000 Realen mit 100 Millionen Realen Nominalkapital gegründet; die Unionsbank, eine Aktienbank, u. die Fomentobank. Die Bank von Barcelona, auf Aktien gegründet, welche eine Zweigbank in Palma und auf der Insel Mallorca hat, hatte im September 1850 für 482,380 Piaster (zu 20 Kupferrealen) in Umlauf. Auch die Bank von Cadix ist ein Aktienunternehmen mit einem Kapital von nominell 100 Millionen Realen. Beide B. sind Disconto-, Giro- und Depositenbanken.

Türkei. Die erste türkische Bankanstalt wurde im Juni 1849 von dem französischen Bankier Alléon und dem italienischen Bankier Baltani mit einem Staatszuschuß von 25 Millionen türkischer Piaster gegründet. Sie ist Staatsanstalt und kein vollständiges Bankinstitut, sondern hat den wesentlichen Zweck, den Fuß des türkischen Papiergeldes zu regeln. Sie diskontirt dasselbe gegen 5 Procent Verlust bis zum Belauf ihres Kapitals von 25 Millionen Piaster.

Ungarn. Die pesther ungarische Nationalbank wurde 1842 mit 1 Million Gulden Konventionsmünze Kapital auf Aktien zu 500 Gulden errichtet. Sie ist Disconto-, Giro-, Leih- und Depositenbank. Die Ereignisse von 1848 veranlaßten die ungarische Regierung, durch die Bank Noten bis zu 1 Gulden herab ausgeben zu lassen, deren Betrag sich unter der republikanischen Regierung sehr steigerte; sie wurden später von der kaiserlichen Regierung für ungültig erklärt. Am 24. Aug. 1848 gab die ungarische Hofkammer zunächst die Ermächtigung zur Emission von 61 Millionen Gulden Noten, wofür die Staatsdomänen und Staatseinkünfte dienen sollten. Die einzelnen Abschnitte lauteten über 1, 2, 5, 10, 50, 100 und 500 Gulden. Die Bank darf in anderen ungarischen Plätzen Zweigbanken errichten; eine solche besteht seit 1845 in Kaschau.

Vereinigte Staaten von Nordamerika. Von Großbritannien war das Bankwesen auch in die englischen Kolonien gekommen. Nach dem Freiheitskriege bestanden in allen größern Städten eine Menge von einander unabhängiger B., die Noten ausgaben, und bei der Masse und Mannichfaltigkeit solcher Papiere und dem verschiedenen Kredit dieser B. trat häufig Unordnung und Verwirrung ein. Um abzuhelfen, wurde 1791 zu Philadelphia mit einem Kapital von angeblich 10 Millionen Dollars eine National- und Centralbank als eine für die ganzen Vereinigten Staaten berechnete Bankanstalt begründet und auf 20 Jahre privilegirt. Die Regierung betheiligte sich selbst für 2 Millionen Dollars dabei, u. es sollte diese Bank theils die Staatseinnahmen besorgen und die Ausgaben derselben machen, kurz alle Geschäfte einer Hauptkasse des Staats übernehmen, theils Depositen annehmen und Wechsel diskontiren. Ihre Noten sollten durch die sämmtlichen Vereinigten Staaten Kurs und Geltung haben. Sie errichtete in verschiedenen Städten Diskont- und Depositenkontore und gedieh so gut, daß ihre Aktien um 50 Proc. über den Nennwerth stiegen. Im Jahre 1811 lief ihr Privilegium ab; es wurde aus unbekannten Gründen nicht wieder erneuert. Zu dieser Zeit befanden sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 88 Lokalbanken mit einem angeblichen Fond von 42 Millionen Dollars in Wirksamkeit, welche etwa 28 Millionen Dollars Noten im Umlauf hatten. In Folge des Kriegs mit England mußte 1812 die Centralbank liquidiren; ihre Noten, die 5,400,000 Dollars betragen hatten, wurden der Cirkulation entzogen, so daß sich einiger Mangel an Cirkulationsmitteln zeigte. Dieser Umstand und der Wegfall der mächtigen Konkurrenz der Centralbank begünstigte die Entstehung einer Menge von neuen Lokalbanken und die Notenemissionen so sehr, daß bereits am 1. Januar 1815 die Zahl der Lokalbanken in den Vereinigten Staaten auf 208 und die Summe der von ihnen in Umlauf gesetzten Noten auf 45 Millionen Dollars gestiegen war. Bis zum 1. Januar 1816 stieg die Bankenzahl auf 216 und die Notenausgabe auf 68 Millionen Dollars. Das Papiergeld verlor wegen seiner allzu großen Vermehrung an Werth, die Preise der Güter und Waaren stiegen, und es drohte eine allgemeine Geldverwirrung. Unter diesen Umständen, und da ein Verbot der Notenemissionen, weil es an jedem Ersatzmittel dafür fehlte, unthunlich erschien, wurde durch ein Gesetz vom 10. April 1816 eine neue Centralbank erschaffen, die als Bank of the United States zum Regulator der Lokalbanken dienen sollte. Das Kapital dieser Vereinigtenstaatenbank wurde auf 35 Millionen Dollars bestimmt, in 350,000 Aktien zu 100 Dollars getheilt; der Staat übernahm davon den fünften Theil und ließ sich für ihren Beitrag in den Büchern der Bank mit 6 Proc. Zinsen belasten. Der Hauptsitz der Bank war Philadelphia, und ihre 25 Zweigbanken befanden sich in den bedeutendsten Städten der Union. Ihre Geschäfte sollten sich ausschließlich auf das Diskontiren guter Wechsel, den Ankauf von Barrengold und Silber beschränken. Der Zinsfuß

und Diskont sollte nicht mehr als höchstens 6 Proc. betragen; sie sollte Kapitale, jedoch nicht unter 5000 Dollars, aufnehmen dürfen, die Einnahmen und Ausgaben der Regierung, ganz wie die frühere Centralbank, besorgen, als Depositur der Staatsgelder dienen und zu dem Ende in allen Hauptstädten der Union Depositen- und Diskontkontore anlegen. Ihre Noten erhielten in den Vereinigten Staaten einen gesetzlichen Zwangskurs, doch durfte sie keine Noten unter dem Betrage von 25 Dollars ausgeben. Ihr wurde ein ausschließliches Privilegium auf 20 Jahre verliehen. Mit so bedeutenden ausschließlichen Privilegien ausgerüstet, gelangte die Bank schnell zu großem Ansehen, unbeschränktem Kredit und gewaltigem Einfluß auf alle Geldverhältnisse der Union. Sie brachte es bald dahin, daß es von ihr abhing, den Wechselkurs zwischen den verschiedenen Staaten zu reguliren und auch dem Geldumlauf zwischen Europa und Nordamerika seinen Gang anzuweisen. Ihre Aktien stiegen sehr hoch, doch sanken sie wieder bis unter Pari herab, als große Mängel in der Verwaltung, verbunden mit Veruntreuungen aller Art, ruchbar wurden. Dessen ungeachtet überstand sie die Krisis von 1819, welche so vielen B. der Union den Untergang brachte, freilich nicht ohne große Opfer. Indessen zweifelte noch Niemand an ihrer Zahlungsfähigkeit, und sie leistete in der Epoche von 1820—30 dem Handel durch ihren ausgebreiteten Kredit, der ihr die umfassendsten Operationen möglich machte, sehr wesentliche Dienste. Namentlich spielte sie den Amerikanern einen großen Theil des ostindischen und chinesischen Handels in die Hände, indem sie die Unternehmungen dahin mit ihren Kreditpapieren, die in der ganzen Welt als baares Geld cirkulirten, auf das Liberalste unterstützte. Sie schien im Zustande der größten Prosperität, und die Dividenden, welche sie den Aktionären zahlte, sollten solches bestätigen. Doch inmitten ihres scheinbaren Glücks trat ein Umstand ein, welcher das so fest geglaubte Gebäude mit einem Male bis auf seine Grundvesten erschütterte. Präsident Jadson ertheilte der Bank unerwartet den Befehl, die letzten noch übrigen 3 Millionen der Unionsschuld vollends zurückzuzahlen. Biddle, der Bankvorstand, bat um ½ Jahr Frist, um die Summen, ohne Störung des Geldumlaufs und der Sicherheit der Bank, disponibel zu machen. Jadson gewährte arglos die Bitte der Bank, die aber ihrerseits nicht ohne sichtbare Anstrengung die Fonds zusammenbrachte und ihre Schuldner mit Strenge zur Zahlung antrieb. Schon dies war verdächtig; aber Erstaunen mußte sich der Regierung bemächtigen, als sie erfuhr, daß die Bank ins Geheim einen Agenten nach London abgeschickt habe, um bei dem Hause Boning und Kompagnie ein Anlehen von 3 Millionen Dollars zu kontrahiren und diesem unter andern auch die einzulösenden Schuldscheine der Vereinigten Staaten zu verpfänden. Gegen dieses betrügerische Verfahren schritt Jadson offen ein und erklärte im Senat, er würde sich der Erneuerung des Bankprivilegiums, das mit dem 31. März 1836 ablief, widersetzen. Diese Erklärung gab dem Kredit der Bank einen harten Stoß; doch hatte letztere Geschick genug, politische Motive als alleinige Ursache der Differenzen zwischen ihr und dem Gouvernement vorzuschieben und so den größten Theil der Handelswelt noch viele Jahre zu täuschen. Günstige Umstände besonderer Art kamen ihr dabei zu Statten. Seit 1830 hatte sich nämlich von Seite englischer Kapitalisten das Bestreben kund gegeben, Gelder in Amerika anzulegen. Massen von Geld strömten herbei, und der bei den Amerikanern nur allzu wache, tolle Spekulationsgeist fand neue Nahrung. B. und Handelsunternehmungen schossen wie Pilze aus dem Boden, und die Staaten begannen Anlehen zu machen und innere Verbesserungen (improvements), nämlich Straßen, Kanäle und Eisenbahnen, in Ausführung zu bringen. Indessen ging anfangs die Sache noch ganz mäßig, u. die Staatsanleihen beliefen sich 1836 nicht über 65 Millionen Dollars. Aber die Privatspekulationen fingen bereits an, eine ungünstige Wirkung zu äußern, die Preise aller Waaren stiegen so unmäßig, daß man z. B. aus Deutschland Korn in ziemlicher Menge nach Amerika führte, weil der Preis des Getreides daselbst durch die allgemeine Spekulationswuth u. die unmäßige Verausgabung von Papier eine ungeheure Höhe erreicht hatte und fast auf das Dreifache gestiegen war. Eisenbahnaktien, Landaktien, Kanalaktien, Bankaktien, kurz Aktien aller Art wurden zu unnatürlichen Preisen hinausgetrieben, die Waaren der Fremden fanden einen raschen Absatz, die klingende Münze ging daher aus dem Lande, und bald konnte der geringe Vorrath an baarer Münze das ungeheure Gebäude des Papierwesens nicht mehr tragen, das endlich zusammenbrach. Das war die große Krisis des Jahres 1836, der bald die allgemeine Einstellung der Baarzahlungen im ganzen Umkreise der Union folgte. In dieser Krise benahm sich die Mehrzahl der B. auf eine wahrhaft betrügerische Weise; nicht genug, daß sie den Kaufleuten ihre Wechsel nur zu hohen Zinsen eskomptirten und in Papier bezahlten, kauften sie auch noch dies Papier, das begreiflicher Weise bald in seinem Werthe ungeheuer fiel, heimlich wieder auf. Der Freibrief der Vereinigtenstaatenbank lief, wie erwähnt, mit dem 31. März 1836 ab, und der Bankgouverneur hatte, von dem Augenblick seines Bruchs mit Jadson an, hinreichend Zeit, sich umzusehen und seine Stellung einzunehmen. Da bei den Wahlen von 1835 in Pennsylvanien die Freunde der Bank gesiegt hatten, gelang es ihm, von dem Staate Pennsylvanien einen neuen Freibrief auszuwirken. Die Bank bezahlte nun der Bundesregierung den Betrag ihrer Subskription baar zurück, errichtete Agentschaften in den bedeutenderen Städten der Union und trat 1836 als Bank von Pennsylvanien ins Leben. Biddle's Plan war, die reichlichen Kapitalien Europa's, die dort nur schwache Interessen abwarfen, durch den Reiz hoher Zinsen nach Amerika zu locken; dies gelang auch eine Zeitlang so gut, daß er z. B. 1837 für 3 Millionen Pfund Sterling Wechsel auf den englischen und einigen Kontinentalmärkten verkauft haben soll. Da diese Wechsel 5 Procent Zinsen trugen, wurden sie namentlich in London mit Begierde aufgekauft. Dieses System, konsequent fortgeführt, mußte den Zinsfuß in Europa hinauftreiben, u. in Amerika allmählig drücken. Indeß kannte Biddle den Stand seiner Kasse allzu gut, er wußte zu wohl, daß der Kredit seiner alleinigen Bank solche ungeheure Operationen nicht in die Länge aushalten könne; zudem konnte ihm nicht entgehen, daß die Zahlungssuspension der B.

nicht ewig dauern werde, und darum sah er sich nach andern Stützen um. Das Erste war, nach Jacksons Rücktritt im Frühjahre 1837 seine Bank dem schwächern Van Buren wieder als Nationalbank aufzudringen. Aber die besser unterrichteten Amerikaner wußten zu wohl, daß er bankerott sei, und alle Bestechungen von Kongreßmitgliedern, alles Einwirken auf die Einzelstaaten half nichts; er hatte sich bereits durch mehre Ungesetzlichkeiten, z. B. durch die Wiederausgabe alter, längst eingezogener Schatzkammerscheine der Vereinigten Staaten (sogenannter resurrection-notes), hinreichend verdächtig gemacht, daß es dem Einfluß der demokratischen Partei gelang, nach langem, mühseligem Kampf alle Anschläge Biddle's und der ganzen Bankpartei, welche nur in einer unmäßigen Vermehrung des Papiergeldes eine Rettung für sich sahen, zu vereiteln. Jetzt war für Biddle nur noch Eine mögliche Rettung, nämlich die, so viele Einzelstaaten in seine Angelegenheit zu verflechten, daß man ihn nicht fallen lassen könne, ohne zugleich den Kredit aller dieser Einzelstaaten mit zu ruiniren. Das gelang bis zu einem sehr hohen Grade; er unterstützte mit allem Eifer die damalige Wuth, Kanäle und Eisenbahnen anzulegen, und bot sich den Staaten als Darleiher an, was auch sehr bereitwillig aufgenommen wurde. Man kann annehmen, daß er 1837 und 1838 für nahe an 100 Millionen Dollars Anlehen kontrahirte; denn ungerechnet alle diejenigen Kanal- und Eisenbahnaktien der Einzelstaaten, welche er in England und auf dem Kontinent absetzte, fanden sich im Besitze seiner Bank, von der er übrigens nach der lange aufgeschobenen Wiederaufnahme der Baarzahlungen Anfangs 1839 scheinbar zurücktrat, noch für 53 Millionen Dollars amerikanische Staatenpapiere vor. Schon im Januar 1841 mußte jedoch die Bank ihre Baarzahlungen einstellen, nachdem es ihr gelungen war, Harrison auf den Präsidentenstuhl zu bringen. Hätte die Bank dessen Amtsantritt überlebt, so wäre sie wahrscheinlich wieder zur Bank der Union erklärt worden, um so mehr, als Biddle persönlich zu den Demokraten übergetreten war, und die Bank hätte vielleicht den Kopf aus der Schlinge gezogen, was in der That trotz aller früheren Verluste möglich gewesen wäre, wenn man erwägt, daß sie einestheils den Kredit der Union zum Rückhalt und andererseits jährlich 25—30 Millionen baares Geld ohne Zinsen zu ihrer Disposition gehabt hätte. Ohne die moralische Niederlage einer dritten Einstellung der Baarzahlungen, wenige Tage nach deren Wiederaufnahme, hätte ein Gelingen des Plans nicht außer den Grenzen der Möglichkeit gelegen. Der Sturz der Bank hatte den einer Menge von Lokalbanken zur Folge und regte im Volke eine sehr heftige Stimmung gegen die B. auf, welche in neuester Zeit bekanntlich sogar in Thätlichkeiten überging. Im April fingen viele B. an, ihre Noten wieder einzulösen und das neue Bankgesetz verordnete, daß diejenige Bank, welche bis zum 1. Sept. die Einlösung nicht begonnen habe, von da an liquidiren müsse. Dieses Gesetz hatte die wohlthätige Folge, daß sich die Zahl der B. um mehr als die Hälfte verringert. Demnach hatte die Union noch immer etwa 520 Privatbanken, deren umlaufende Noten ein Kapital von cirka 130 Millionen Dollars repräsentirten, während freilich 1856 die Zahl der B. einschließlich der Filiale auf 1273 gestiegen war, deren nominelles Aktivvermögen 157 Millionen Pfund Sterling betrug. Dann trat die große Handelskrisis ein, welche einen beträchtlichen Theil derselben hinwegfegte.

Im britischen Nordamerika bestehen eine Menge B., und zwar in Canada, namentlich die Onebekbank und die Bank des britischen Nordamerika, ferner in Quebek, Montreal, Kingston ꝛc. Ihre Noten gehen bis zu 1 Dollar herab und ein Drittel derselben muß baar in der Bankkasse vorhanden sein. In Neuschottland bestehen einige B. zu Halifax ꝛc.; in Neubraunschweig gibt es deren 3: zu St.-John, St.-Andrews und Frederiktown. In Mexiko bestehen einige unbedeutende B. In Kolumbien ist die wichtigste Bank die Nationalbank von Venezuela in Caracas, wo auch eine Zweiganstalt der englischen Kolonialbank ihren Sitz hat. Sie ist Disconto-, Depositen- und Zettelbank und zugleich der Schatzmeister des Staats Venezuela. Für den Staat Bolivia wurde 1844 eine Staatsbank gegründet, und in Potosi und La Paz (seit 1846) bestehen sogenannte Bergwerksbanken, zu denen die Bergleute das gewonnene Gold und Silber bringen müssen, welches die B. zu einem bestimmten Preise kaufen. Chile erhielt 1825 in Santiago eine Nationalbank mit 10 Millionen Piastern Kapital in Aktien zu 500 Piastern. Brasilien hatte früher eine Zettelbank, die wieder aufgehoben und an deren Stelle 1838 in Rio Janeiro eine von der Regierung unabhängige Staatsbank mit 2½ Millionen Milreis auf Aktien zu 500 Piastern gegründet wurde, welche wesentlich Disconto-, Giro- und Zettelbank ist. Ihre Noten bilden das Hauptzahlungsmittel. Auch in Bahia besteht eine Bank, welche Zettel ausgibt. Guyana hat 2 B.: im britischen Gebiete die britische Guyanabank zu Georgetown mit 300,000 Pfund Sterling Kapital in Aktien zu 50 Pfund Sterling, seit 1836, und im niederländischen Gebiete die Bank von Surinam. In Westindien bestehen B.: auf Cuba (seit 1847) eine Bank mit Havaña mit 1,800,000 Piastern Kapital, auf St. Thomas seit 1837 mit 1 Million Piastern in Aktien zu 500 Piastern, auf Jamaica die Jamaicabank in Kingston, wo sich auch eine Zweiganstalt der londoner Kolonialbank befindet.

Afrika. In der Kapkolonie bestehen: die kapsche Bank mit 75,000 Pfd. St. Kapital in Aktien zu 10 Pfd., seit 1837; die südafrikanische Bank mit 100,000 Pfd. St. Kapital in Aktien zu 50 Pfd., seit 1838; die östliche Provinzbank mit 40,000 Pfd. St. Kapital in Aktien zu 25 Pfd., seit 1838; die Kolonialbank mit 100,000 Pfd. St. Kapital in Aktien zu 50 Pfd., seit 1844; die Port-Elisabethbank mit 40,000 Pfd. St. Kapital in Aktien zu 25 Pfd., seit 1846; die Grenz-, Handels- und Agrikulturbank mit 75,000 Pfd. St. Kapital in Aktien zu 50 Pfd., seit 1847; die Unionsbank mit 150,000 Pfd. St. Kapital in Aktien zu 10 Pfd., seit 1847; die westliche Provinzbank mit 40,000 Pfd. St. Kapital in Aktien zu 20 Pfd., seit 1847; die Grafreinetbank mit 40,000 Pfd. St. Kapital in Aktien zu 25 Pfd., seit 1848; die Darlehngesellschaft der östlichen Provinz mit 7500 Pfd. St. Kapital in Aktien zu 50 Pfd., seit 1845. Außerdem befindet sich in der Kapstadt eine Regierungsbank. Auf der britischen Insel Mauritius (Isle de France) besteht die Han-

delsbank, eine Zettelbank. Aegypten hat seit 1843 eine Staatsbank in Kairo mit einer Filiale in Alexandria und 700,000 spanischen Piastern Kapital.

Asien. Im britischen Ostindien bestehen mehre bedeutende B., welche alle Arten von Bankgeschäften betreiben: in Kalkutta die Bank von Bengalen, seit 1826, mit 10,700,000 Kompagnierupien Kapital in Aktien zu 4000 Rupien, und die indische Handelsbank; in Bombay die Bombaybank, seit 1839, mit 5,225,000 Rupien Kapital in Aktien zu 1000 Rupien, und die Bank des westlichen Indiens, seit 1842; in Madras die Madrasbank; in Agra die Agrabank, seit 1833, mit 6,750,000 Rupien Kapital in Aktien zu 500 Rupien; in Marut die Marutwestbank, seit 1844, mit 2 Millionen Rupien Kapital in Aktien zu 500 Rupien; auf Singapore die Unionsbank. Im niederländischen Ostindien besteht die java'sche Bank zu Batavia seit 1829, mit 2 Millionen Gulden Kapital auf Aktien gegründet. Sie ist vorzüglich Discontо- und Zettelbank; Das Maximum des Notenumlaufes wird von Zeit zu Zeit vom Generalgouverneur von Java festgesetzt. Im spanischen Ostindien hat seit 1829 eine Aktienbank, nach den Grundsätzen der englischen Jointstockbanken eingerichtet, ihren Sitz. China hat schon zu Anfang des 9. Jahrhunderts Depositen- und Zettelbanken, die aber seit mehren Jahrhunderten aufgehört haben.

In Australien hat jede britische Kolonie ihre Bank. Ganz selbstständige B. sind: in Neusüdwales: die Bank von Neusüdwales, mit etwa 200,000 Pfd. St. Kapital, seit 1817; die Bank von Australien, mit etwa 225,000 Pfd. St. Kapital, seit 1826; die Handelsbank von Sidney mit 300,000 Pfd. St. Kapital, seit 1834; die Bank von Sidney mit über 150,000 Pfd. St. Kapital, seit 1842; die Bank von Port-Philipp mit über 50,000 Pfd. St. Kapital. In der Kolonie Südaustralien befindet sich die Bank der südaustralischen Gesellschaft zu Adelaïde. In Westaustralien besteht die australische Bank zu Perth. Auf Vandiemensland bestehen: die Bank von Vandiemensland mit 40,000 Pfd. St. Kapital, seit 1823; die Derwentbank mit 100,000 Pfd. St Kapital, seit 1827; die Handelsbank seit 1838, mit den beiden vorigen in Hobarttown; die Cornwallisbank in Launceston mit 20,000 Pfd. St. Kapital, seit 1828. Auf Neuseeland besteht die Wellingtonbank in der Hauptstadt Auckland.

Vergl. Marberger, Beschreibung der Banquen, Leipz. 1724; Wiese, Bemerkungen über B., Kopenhagen 1787; Storch, Cours d'économie publique, Par. 1803, Bd. 4; Büsch, Sämmtliche Schriften über B. und Münzwesen, 3. Aufl., Hamburg 1824; De Welz, La magia del credito, Neapel 1824; Mac-Culloch, Dictionary practical, theoretical and historical of commerce and commercial navigation, London 1842; König Oskar von Schweden, Ueber die B., deutsch von Feller, Leipz. 1843; Noback, Systematisches Lehrbuch der Handelswissenschaft, Berl. 1849; Coquelin, Du crédit et des banques, Par. 1850; Otto Hübner, Die B., Leipz. 1854, 2 Theile; Niebuhr, Die Geschichte der königlichen Bank in Berlin von der Gründung bis Ende 1845, Berlin 1854; Wagner, Beiträge zur Lehre von den B., 1857; Tooke und Newmarch, Geschichte der Preise, übersetzt von Asher, 1858; Moser, Die Kapitalanlage in Werthpapieren, 1862.

Bankerott (franz. banqueroute, engl. bankruptcy, ital. banco rotto, banca rotta), eigentlich, nach dem Italienischen, die zerbrochene Bank, der zerbrochene Wechseltisch eines zahlungsunfähig gewordenen Bankiers (Wechslers), wird im gewöhnlichen Leben als gleichbedeutend mit Fallitment (Fallissement) genommen und bezeichnet das öffentlich erklärte Unvermögen (die Insolvenz) eines Geschäftstreibenden, seine Gläubiger zu befriedigen. Die Gesetze mancher Staaten machen indeß zwischen B. und Fallitment den wichtigen Unterschied, daß letzteres nur die unverschuldete, durch Unglück (Brand, Raub, Schiffbruch, Zahlungseinstellungen, Anderer ꝛc.) herbeigeführte Insolvenz bezeichnet, jener dagegen die verschuldete. Wird beim B. die Sache nicht durch Vergleich (Akkord) beseitigt, so tritt der Konkursprozeß ein (s. Konkurs). Nicht jeder B. ist strafbar. Das Fallitment oder der unverschuldete B. wird nicht bestraft, vielmehr kommen dem Fallitu bei freiwilliger Vermögensabtretung noch manche Rechtswolthaten zu Gute. Der mehr oder weniger verschuldete B. wird nach den Gesetzen in verschiedene Klassen und Grade eingetheilt und der Bankerottirer darnach mehr oder minder bestraft.

Das preußische allgemeine Landrecht (Thl. II, Tit. 20, §. 1452 u. f.) theilt in Uebereinstimmung mit dem gemeinen Rechte den B. in betrüglichen, muthwilligen, fahrlässigen und unbesonnenen, und diese Eintheilung kehrt in mehren deutschen Landesgesetzen wieder. Ein betrüglicher Bankerottirer ist Derjenige, welcher sein Vermögen verheimlicht, um seine Kreditoren zu hintergehen, und zwar wird darunter verstanden: a) die Absicht, sich zum Schaden seiner Gläubiger zu bereichern; b) wenn das Zahlungsunvermögen fälschlich angegeben ist; c) Aufstellung erdichteter Gläubiger; d) betrügliche Begünstigung Solcher, deren Forderungen ungegründet oder übertrieben sind, wodurch die Aktivmasse zur Zahlung rechtmäßiger Gläubiger geschmälert wird. Die Strafe ist bei a) und b) Verlust des gerichtlichen Glaubens, der bürgerlichen Ehre und 5—10 Jahre Zuchthaus, nach Beschaffenheit auch lebenslängliche Festungsarbeit. Für einen betrüglichen Bankerottirer wird auch derjenige ausgetretene Kaufmann gehalten, der seine Bücher bei Seite gebracht oder sie in solcher Unvollständigkeit und Verwirrung zurückgelassen hat, daß daraus der Stand seines Vermögens und seiner Geschäfte nicht ersehen werden kann. Ein muthwilliger Bankerottirer ist Derjenige, welcher durch übertriebenen oder liederlichen Aufwand sich außer Zahlungsstand gesetzt hat, auch wer zu einer Zeit, wo er keine wahrscheinliche Aussicht hat, seine Gläubiger jemals befriedigen zu können, dennoch zur Unterstützung seiner Verschwendung Schulden macht. Die Vermuthung eines muthwilligen B.s trifft denjenigen unvermögenden Schuldner, der, um sich der richterlichen Untersuchung zu entziehen, austritt, oder seinen Aufenthalt verbirgt. Die Strafe auf den muthwilligen B. ist, außer daß der Bankerottirer aller Ehren und Würden für unfähig erklärt wird, 3—6jährige Zuchthausstrafe. Ist der Bankerottirer ein Kaufmann, so verliert er außerdem noch für immer seine kaufmännischen

Rechte. Als fahrlässiger Bankerottirer wird Derjenige behandelt, der zu einer Zeit, wo er weiß, daß sein Vermögen zur Bezahlung seiner Schulden nicht mehr hinreicht, aber noch Hoffnung hat, daß dasselbe sich in Kurzem verbessern werde, mit Verheimlichung seiner Vermögensumstände neue Schulden macht und dadurch den Verlust seiner Gläubiger vergrößert. Eben dafür ist Derjenige zu halten, der bei der Unzulänglichkeit seines Vermögens den Rest desselben zu seinem eigenen oder der Seinigen Bedürfnissen, obschon ohne Verschwendung, verzehrt und dadurch seinen Gläubigern entzieht. Als fahrlässiger Bankerottirer wird auch der Kaufmann bestraft, der entweder gar keine ordentlichen Bücher führt, oder die Bilanz seines Vermögens wenigstens alljährlich einmal zu ziehen unterläßt. Die Strafe auf den fahrlässigen B. ist: Verlust des Amts, wenn der Bankerottirer in einem öffentlichen Amte steht, Verlust der kaufmännischen Rechte, wenn er Kaufmann ist, so daß er ohne besondere Erlaubniß keinen Handel weiter treiben darf; außerdem noch, nach Erwägung der Umstände, Zuchthaus- oder Festungsstrafe von 1 bis 3 Jahren. Als unbesonnener Bankerottirer endlich wird Derjenige bezeichnet, der mit fremden Gelde, ohne Genehmigung der Gläubiger, verwegene und unsichere Unternehmungen gewagt hat, durch deren Fehlschlagen seine Gläubiger in Schaden und Verlust gesetzt werden. Doch muß zuvor durch Sachverständige untersucht und beurtheilt werden, ob ein solches Unternehmen für unbesonnen zu erklären sei. Die Strafe besteht im Verluste der Handlungsgerechtigkeit und in seltenen Fällen in Gefängnißstrafe von 6 Monaten bis zu 2 Jahren.

Vor Einführung des Handelsgesetzbuches in Frankreich (1. Jan. 1808) waren hier die Worte Faillite und Banqueroute ganz gleichbedeutend; man unterschied bloß den Falliten von Treue und Glauben vom sträflichen oder betrüglichen Falliten (dem Bankerottirer). Die neue Gesetzgebung trennte das Falliment vom B., legte dem ersteren Ausdruck eine bessere, dem letzteren eine schlimmere Bedeutung bei und schob, zur Milderung einiger Fälle des letzteren, als mittlere Klasse den einfachen B. ein. Demnach unterscheidet das französische Recht (Code de commerce, liv. III. tit. 2, art. 436) den B. in den einfachen und betrügerischen. Der einfache B. gehört vor das Forum des Strafpolizeigerichts, und die Strafe darf nicht unter 1 Monat, aber auch nicht über 2 Jahre Gefängniß sein. Die Fälle des betrügerischen B.s werden von Amts wegen vor den Assisen verfolgt, und wird der Beschuldigte der in den vorhergehenden Artikeln bezeichneten Verbrechen überwiesen befunden und erklärt, so wird er mit den im Strafgesetzbuche auf den betrügerischen B. gesetzten Strafen belegt. Diese sind Zwangsarbeit auf bestimmte Zeit, ja auf lebenslänglich, wenn der Bankerottirer Seusal war.

Die österreichische Fallitenordnung von 1734 theilt die Fallimente ab: in Fallimente, die durch Unglück entstanden sind; in solche, die aus eigener Schuld herrühren; in boshafte und betrügliche Fallimente. Die beiden letzteren gehören also zum B., wie wir ihn hier verstehen. Ein durch eigene Schuld fallirter Schuldner, der keinen Unglücksfall erweisen kann, wird gefänglich eingezogen, und es wird gegen ihn von Seiten der Obrigkeit ex officio inquirirt, und zwar ungehindert des mit den Kreditoren getroffenen Nachlaßvergleichs. Kann sich der Fallit nicht reinigen, so wird er nach Beschaffenheit des Falliments bestraft. Zu boshaften und betrüglichen Fallimenten werden diejenigen gerechnet, die durch ungeziemenden Aufwand an Pracht oder anderweitigen Luxus verursacht wurden. Ferner gehört dahin der Fallit, der seine Insolvenz wissentlich verhehlt u. also die Leute zum Kreditiren „einführet", seine Habschaft oder auch ein namhaftes Quantum derselben „vertuschet" (verheimlicht) oder auf die Seite bringt, Kreditoren zum Nachtheil anderer kurz vor dem Fallimente deckt oder auf eine sonstige Weise befriedigt, oder in Voraussetzung des B.s neue Gelder entlehnt, falsche oder gar keine Bücher führt; dann Derjenige, welcher sich selbst, ungeachtet er noch solvent wäre, als bankerott aufwirft, um die Kreditoren zu einem Nachlaß zu vermögen und sich mit dem Schaden derselben zu bereichern, oder auf eine andere boshafte Weise seine Gläubiger betrügt. Gegen einen solchen wird jederzeit criminaliter, auch ex officio verfahren, und wenn besonderer Betrug oder Fälschung unterlaufen waren, so wird der Fallit mit öffentlicher Arbeit, Band und Eisen oder Stellung an eine zu errichtende Schandsäule, mit oder ohne Landesverweisung, bestraft. Hat er aber mit besonderer Arglist einen unersetzlichen Schaden verursacht, besonders wenn es mehre selbst nothleidende Parteien oder Wittwen, Waisen, Spitäler ꝛc. betrifft, so kann über ihn mit Leibes- und Lebensstrafe, nach Maßgabe der Sachlage, verhängt werden. Die nämliche Fallitenordnung erwähnt auch des Falliten, der sich auf flüchtigen Fuß gesetzt hat, und macht einen Unterschied zwischen demjenigen, welcher die Schuldenlast theils aus Unglück, theils aus Uebersehen, daß er etwa das Seinige unvorsichtig ausgeborgt oder durch untreue Bedienten oder dergleichen Zufälle, folglich ohne Hinterlist oder Betrug der Kreditoren auf sich geladen, und zwischen demjenigen flüchtigen Falliten, der sein Vermögen vorher „dekoquirt" (durchgebracht, verthan), oder seine Schulden mit Arglist und Hinterführung der Kreditoren als mit vorhergehender Versteckung oder Vorhinaussendung seiner Habschaft, oder auf eine andere betrügliche Weise, wie von dem boshaften Falliten gemeldet worden, kontrahirt hat. Beim ersteren dieser Falliten ist es genug, wenn er nach dreimaliger Citation aus dem Handelsstande ausgeschlossen, ihm seine Niederlags- oder Hoffreiheit, auch das Bürgerrecht benommen und er durch Steckbriefe oder Kompaßschreiben in und außer Landes, wo er nach der Hand betreten wird, persönlich und so lange angehalten werde, bis er mit seinen Kreditoren entweder in der Güte sich vergleicht, oder gerichtlich die Sache ausgemacht haben wird. Gegen den andern Flüchtling, der sein Vermögen boshaft oder auf betrügliche Weise dekoquirt hat, wird criminaliter und in contumaciam verfahren. Er soll nach Umständen wegen des verursachten Schadens für infam und ehrlos erklärt und sein Name an eine eigens dazu zu errichtende Schandsäule angeheftet, ja sogar nach vernünftigem Ermessen des Richters an einem eigens errichteten Schnellgalgen im Bilde aufgehangen werden, falls besonderer Betrug in namhaften oder auch sonst den armen Parteien sehr empfindlichen Geldsummen unterläuft, oder noch einige Prellereien verübt worden wären.

Nach dem thüringischen Strafgesetzbuche,

welches hier im Wesentlichen mit dem königlich sächsischen und vielen neuern deutschen Strafgesetzbüchern übereinstimmt, wird der leichtsinnige u. muthwillige B. von dem betrügerischen unterschieden. Bezüglich des ersteren hat jeder Schuldner, welcher sich durch übermäßigen Aufwand, Vernachlässigung seines Nahrungsbetriebes, unordentlichen Haushalt oder mit seinem Vermögen nicht im Verhältniß stehende Unternehmungen außer Stand gesetzt hat, seine Gläubiger befriedigen zu können, und gegen welchen gerichtlicher Konkurs eröffnet worden ist, eine bis zu 6 Monaten ansteigende Gefängnißstrafe verwirkt. Ein Kaufmann aber, Bankier, Geldwechsler, Fabrikant oder sonst gewerbsmäßig Handelsgeschäfte Betreibender, welcher zahlungsunfähig geworden und in gerichtlichen Konkurs verfallen ist, wird mit Gefängniß bis zu 1 Jahr bestraft, wenn er in den letzten zwei Jahren vor Einstellung seiner Geschäfte wegen Zahlungsunfähigkeit eine Bilanz nicht aufgenommen oder die zu seinem Geschäft nach Gesetz oder Handelssitte erforderlichen Bücher gar nicht oder in solcher Unordnung geführt hat, daß sein Vermögens- und Schuldenzustand daraus nicht ersehen werden kann, oder wenn er zu einer Zeit, wo ihm seine Zahlungsunfähigkeit bekannt war, annoch Darlehen oder Waaren auf Kredit genommen oder andere Schuldverbindlichkeiten eingegangen ist, ohne seine Gläubiger bei diesen Geschäften von seinem Vermögensverfall in Kenntniß zu setzen, oder endlich, wenn seine Zahlungsunfähigkeit von der Art ist, daß er, nach Abzug der bevorzugten Schulden, seinen nicht bevorzugten Gläubigern nicht einmal Fünfzig für ein Hundert zu bezahlen vermag, auch nicht bescheinigen kann, daß er durch plötzliche und unvorhergesehene Unglücksfälle so weit zahlungsunfähig geworden ist. Ein betrügerischer B. liegt vor, wenn ein Zahlungsunfähiger, welcher seine Zahlungsunfähigkeit kennt und bereits von Gläubigern gerichtlich in Anspruch genommen oder gegen den bereits gerichtlicher Konkurs eröffnet ist, Vermögensstücke verheimlicht, verbirgt, Andern in Verwahrung gibt oder sonst entfernt, um sie seinen Gläubigern zu entziehen, oder zu gleichem Zwecke Gelder unter fremdem Namen betegt oder unter fremdem Namen Einkäufe macht, oder heimlich Zahlungen annimmt, ferner wenn er einzelne Gläubiger widerrechtlich begünstigt, Schenkungen macht, Aktivforderungen erläßt, nicht wirklich vorhandene Forderungen bezahlt, Vermögensstücke unter dem Werth verschleudert, oder endlich, um seine Gläubiger zu benachtheiligen, bei Angabe seines Vermögenszustandes Aktivforderungen oder Schulden erdichtet oder verschweigt, oder zu gleichem Zwecke Ausgaben, Verluste und Unglücksfälle erdichtet. Die Strafe steigt in diesen Fällen bis zu 6 Jahren Zuchthaus an. Ebenso wird ein Kaufmann, Bankier, Geldwechsler, Fabrikant oder sonst Handelsgeschäfte gewerbsmäßig Betreibender schon dann bestraft, wenn er, nachdem ihm seine Zahlungsunfähigkeit bekannt geworden u. er bereits von Gläubigern gerichtlich in Anspruch genommen oder in gerichtlichen Konkurs verfallen ist, ihm anvertraute Waaren, Gelder oder Papiere für sich verwendet, oder seine Handelsbücher oder andere bei Regulirung seines Geschäfts wesentliche Papiere verheimlicht, vernichtet oder verfälscht, oder ohne Handelsbücher zu hinterlassen oder mit Hinterlassung verwirrter Handelsbücher austritt oder seinen Aufenthalt verbirgt. Dieselbe Strafe trifft ihn, wenn er sich in der Absicht, seine Gläubiger durch einen Akkord zu verkürzen, fälschlich für zahlungsunfähig ausgegeben hat. Jedoch soll in diesem Fall eine Bestrafung nur dann eintreten, wenn ein Gläubiger dieselbe beantragt hat.

Das Handelsgesetzbuch für das Königreich der Niederlande gibt die Klassen und Grade des B.s nicht an, sondern sagt bloß (Buch III, Tit. I, Art. 2): Jeder fallit gewordene Kaufmann, der sich in einem der im Strafgesetzbuche erwähnten Fälle von grobem Verschulden oder von Betrug befindet, ist im Zustande der B.s.

Das spanische Handelsgesetzbuch (Buch IV, Titel I, §. 1002 u. f.) unterscheidet hinsichtlich der rechtlichen Wirkungen fünf Klassen von Fallimenten, als: Einstellung der Zahlung (also bloße Suspension für eine Zeitlang, was in der alten französischen Jurisprudenz auch angenommen war); Insolvenz aus zufälligen Ursachen entstehend (also Falliment durch unvorhergesehene Unglücksfälle, unverschuldetes Falliment); strafbare Insolvenz; betrügerische Insolvenz und boshaftes Falliment, wo der Fallit sich mit dem Vermögen der Gläubiger davon macht.

In England kennt man zwar auch die Ausdrücke infortunate, honest, fraudulent, vitlain, carelees etc. bankruptcy, sie kommen aber in den englischen Gesetzen nicht vor. Man unterscheidet als wesentlich verschieden in Insolvenz der Handeltreibenden (who seek their living by buying and selling) von derjenigen aller übrigen Stände. Die ersteren sind dem Bankerottgesetze, die letzteren dem Insolvenzgesetze unterworfen.

Bankert, s. Bastard.

Bankert, Justus, holländischer Seeheld, geboren zu Vließingen, diente vom gemeinen Matrosen auf, nahm 1629 an der Eroberung Fernambuks Theil u. leistete 1636, 1638 und 1639 große Dienste, welche seine Ernennung zum Admiral von Seeland zur Folge hatten. Indeß mißglückte 1646 der Versuch, mit einer holländischen Flotte von 52 Segeln das von den Portugiesen besetzte Brasilien zu nehmen; B. mußte sich begnügen, einen Theil der portugiesischen Flotte vernichtet u. 5 feindliche Schiffe weggenommen zu haben, wodurch die Kosten der Ausrüstung gedeckt wurden. Er † 1647, ehe er die holländischen Häfen erreichte, auf der Rückreise. Sein Sohn, Adrian, geboren zu Vließingen, ebenfalls Seemann, focht 1666 als Viceadmiral unter Ruyter und lieferte den Briten und Franzosen auch selbstständig mehre Seetreffen; † zu Middelburg 1684.

Banket (franz. banquette), stufenförmige Erhöhung hinter der Brustwehr, von welcher aus die Soldaten über die Brustwehr wegschießen. Die Höhe des B.s ist gewöhnlich um $3^1/_2$ Fuß geringer als die der Brustwehr, die Breite ist groß, daß 1 oder 2 Glieder aufgestellt werden können. Sobald die Soldaten von der Bank heruntertreten, müssen sie gegen das feindliche Feuer gedeckt sein.

Bankett (franz. banquet), Gastgelag, Schmaus.

Bankgeld (Bankvaluta), der eigenthümliche Zahlwerth, die Rechnungsmünze, in welcher in einer Bank Rechnung geführt wird, zum Unterschied des gewöhnlichen im Umlauf befindlichen Zahlmittels oder des sogenannten Kurants.

Bankier (franz. banquier, engl. banker, ital. banchiere), ein Kaufmann, welcher sich, wenn nicht ausschließlich, doch hauptsächlich mit Geld-, Wechsel- und Staatspapiergeschäften abgibt. Die Geldgeschäfte zerfallen in Umtausch der Geldsorten (den die größeren B.s, namentlich in Frankreich u. England, jedoch meist den Geldwechslern überlassen); Empfangen und Abliefern von Geldsummen im Auftrag Anderer, Zahlungen und Einkassirungen für fremde Rechnung ꝛc.; Annahme von Kapitalien gegen Zins und Wiederausleihung derselben gegen einen höheren Zins, entweder gegen Pfand, Bürgschaft, Wechsel, oder bloßen Personalkredit. Große Bankierhäuser übernehmen auch Geldgeschäfte für den Staat, machen oder vermitteln Anleihen. Die Wechselgeschäfte zerfallen in Trassiren u. Remittiren für eigne und fremde Rechnung, den eigentlichen Handel mit Effekten und Diskontirungen. Auch mit dem Ein- und Verlauf von Münzmetallen beschäftigen sich B.s, überhaupt thun sie im Kleinen, was Banken im Großen verrichten, und gewähren dem Handel und der Industrie Vortheile derselben Art. Fast jeder bedeutendere Kaufmann hat mit einem B. laufende Rechnungen und bezieht von ihm die für sein Geschäft nöthigen Gelder und Wechsel, zahlt aber dagegen an ihn die bedeutenderen Posten, oder weist seine auswärtigen Forderungen an ihn an, deren Einkassirung dann der B. gegen Provision besorgt. Besonders wichtig ist das Bankierwesen in Deutschland, wo die Privatkapitalisten sich meist nur in Vorschüsse auf Hypotheken einlassen, wo bedeutende Handelsplätze oft keine Banken haben, u. der Fabrikant wie der Kaufmann nur bei den B.s in zufälligen augenblicklichen Stockungen des Absatzes durch Kredit Hülfe finden kann. Der Gewinn, den ein B. von seinen Geschäften zieht, besteht in Zinsdifferenzen bei Ausleihungen und Diskontirungen; Provision auf Zahlung und Einkassirung, sowie auf Tratten und Remessen für fremde Rechnung ꝛc.; Kursdifferenzen der Wechsel, Staatspapiere, Geldsorten und edlen Metalle. Die Bildung des B.s schließt Alles in sich, was zu höheren kaufmännischen Bildung überhaupt gehört, und außerdem die umfassendste Kenntniß von Geld-, Münz- u. Wechselverhältnissen, sowie der auf sie Bezug habenden Gesetze in den betreffenden Ländern. Damit muß sich aber jene glückliche Umsicht verbinden, welche die künftig eintretenden Handelskonjunkturen schon vorher ahnt und die nicht sowohl angelehrt, als von der Natur gegeben wird.

Banknoten (franz. billets de banque, engl. banknotes, ital. cedole di banco), unverzinsliche Scheine, welche von Zettelbanken statt baaren Geldes ausgegeben werden, unter der Zusage, daß sie von ihnen zu jeder Zeit wieder, auf Verlangen und nach erfolgter Präsentation von Seiten des Inhabers, an diesen in baares Geld umgesetzt werden. Sie unterscheiden sich vom eigentlichen Papiergelde dadurch, daß sie keinen gezwungenen Kurs haben, sondern nur Kreditzettel sind und an der Bank zu jeder Zeit gegen diejenige Summe Metallgeld, auf welche sie lauten, ausgewechselt werden müssen. Ihr Kredit hängt von der Fundirung, Verbürgtheit und Verwaltung der Bank ab, daneben aber von der Menge der in Cirkulation befindlichen Noten. Die B. gewähren dem Handel wesentliche Vortheile: sie vermehren die Zahlungsmittel und befördern dadurch, daß sie den Vertrieb der Produktion befördern, den Reichthum des Landes. Werden sie indeß auf zu niedrige Summen gestellt und in zu großer Zahl ausgegeben, so haben sie die nachtheiligen Wirkungen, daß sie das baare Geld aus dem Lande treiben und die Preise der Verkehrsgegenstände auf eine ungemessene Weise steigern. Aus diesem Grunde werden in England und Wales keine B. unter 5 Pfd. und in Schottland keine unter 1 Pfd. ausgegeben. In mehren Staaten von Nordamerika hat man aus gleichen Gründen alle Noten unter 3 Dollars außer Kurs gesetzt. Die Noten der englischen Bank sind von der britischen Regierung als gesetzliches Zahlungsmittel erklärt u. daher in die Reihe eines eigentlichen Staatspapiergeldes gestellt. Vgl. Banken.

Bankok, Stadt, s. Bangkok.

Bankportugallöser, hamburgische goldene Schaumünze, seit 1667 auf die Errichtung der Bank geschlagen, von verschiedenem Gepräge. 1 B. = 10 Dukaten; es gibt auch halbe B. und Viertelbankportugallöser, jetzt selten.

Banks, 1) (Banksinseln), zu den nördlichen Inseln der neuen Hebriden gehörige Inselgruppe, aus 17 unbewohnten, aber fruchtbaren Inseln bestehend, 1789 von Bligh entdeckt, ziemlich unbekannt. — 2) (Bankland), Insel im Westen des arktischen Amerika, 1819 von Parry gesehen, 1850 von Mac Clure näher untersucht und Baringinsel genannt, wird durch die Bankstraße von der nördlich liegenden Melvilleinsel getrennt.

Banks, 1) Sir Joseph, Baronet, eifriger und verdienstvoller Beförderer der Naturforschung, geboren am 13. Dec. 1743 zu Revesby Abbey in Lincolnshire aus einer ursprünglich schwedischen Familie, studirte auf der Schule zu Eton u. der Universität Oxford u. hielt sich nach Vollendung seiner Studien gewöhnlich auf seinen Gütern in der Nähe des Landsee's Whittlesea-Meere auf, wo er sich in einem eigens dazu ausgerüsteten Boote zum Behuf der Naturgeschichte in allen Arten des Fischfangs übte. Im Jahre 1765 durchsegelte er das atlantische Meer, besuchte die Küsten von Neufoundland und Labrador und kehrte mit reichen naturhistorischen Sammlungen zurück. Drei Jahre darauf nahm er mit mehren von ihm besoldeten Reisegefährten, worunter der schwedische Botaniker Solander, der Astronom Green und 2 Zeichner, von welchen der eine, Buchan, Landschaften und Figuren, der andere, Friedrich Bauer, naturhistorische Gegenstände abbilden sollte, einem Secretär und 4 Dienern an Cooks Reise um die Welt Theil. In Otaheiti, wo man am 12. April 1769 landete, war er es vorzüglich, der durch Gunst bei der Königin Oberea das gute Vernehmen mit den Insulanern beförderte u. erhielt. Er hatte sich mit einer Menge Sämereien nützlicher Pflanzen, Sträucher und Bäume versehen, welche er dahin verpflanzte, wo er sie noch nicht vorfand. So beschenkte er die Otaheitier mit Wassermelonen, Orangen, Citronen und andern Pflanzen und Bäumen, die er aus Brasilien mitgebracht hatte. Die Brodfrucht dagegen, der Otaheitier Kleinod, theilte er in der Folge auch mehren westindischen Inseln mit. Nach dreimonatlichem Aufenthalt (bis 15. August 1769) ging die Fahrt weiter gegen Neuseeland, wo er unter Anderm das merkwürdige Känguru entdeckte. Darauf segelte man an

den Küsten Neuhollands hin und ankerte in der nachmals so bekannt gewordenen Botanybai. Das große Verdienst, die englische Regierung zu einer genaueren Untersuchung der weitausgedehnten Küsten Neuhollands angeregt zu haben, gebührt B.; die Pflanzung auf Neusüdwales verdankt ihm ihr Erblühen. Nach manchen glücklich bestandenen Gefahren erreichte B. am 12. Mai 1771 wieder die Küsten des Vaterlandes bei Deal. Durch diese Reise rings um den Erdball hatte sich B. die Unsterblichkeit gesichert und überall die Lust zu gleichen Unternehmungen angeregt. Nach seiner Rückkehr gestattete er sich nur eine kurze Ruhe. Von unersättlicher Wißbegier gespornt, ging er auf einem ganz auf eigene Kosten ausgerüsteten Schiff mit seinem Freunde Solander nach Island, das damals noch wenig bekannt war, unter Segel. Im Vorüberfahren durchforschte er einige der Shetlandsinseln und entdeckte hier die bis dahin unbeachteten und den Naturforschern unbekannten Säulenstratifikationen der Insel Staffa. Nach Vollendung dieser Nordfahrt hielt sich B. mehre Jahre in Lincolnshire oder in London auf, wo er mit den bedeutendsten Männern in nähere Verbindung trat und sein Haus zum Sammelplatze aller Wissenschaftsfreunde machte. Die königliche Societät erwählte ihn zu ihrem Mitgliede. Seine Abhandlungen über naturgeschichtliche Gegenstände erhielten allgemeinen Beifall; in seiner Bibliothek fand man alles Seltene, Merkwürdige und Nützliche, dessen er irgendwo habhaft werden konnte. Um diese Zeit ward er auch bei König Georg III. eingeführt, der ihm seine ganze Gunst schenkte und seine Plane und Bestrebungen eifrigst unterstützte. B. suchte sich für diese Begünstigung dadurch dankbar zu beweisen, daß er die unmittelbare Aufsicht über des Königs Gärten und Merinoheerden übernahm und diese Lieblingsunternehmungen des Königs förderte. Als 1777 der bisherige Präsident der königlichen Societät, John Pringle, durch seine Vorliebe für die Unabhängigkeitsideen der nordamerikanischen Kolonien in Ungunst gekommen war und sich nach Schottland zurückgezogen hatte, wurde B. zu seinem Nachfolger erkoren; auch mit dem Bathorden ward er, der erste Bürgerliche, welchem diese Ehre widerfuhr, geschmückt und bald darauf zum Mitgliede des königlichen Geheimenraths ernannt. Um der Naturgeschichte u. Geographie auch das bis dahin verschlossene Afrika zu eröffnen, weckte B. die Idee einer afrikanischen Association, und seinen Anweisungen zufolge wurden fähige und unternehmende Männer in das Innere Afrika's ausgesandt. Das französische Nationalinstitut ernannte B., durch dessen Verwendung die in die Hände der Engländer gefallenen Papiere von Laperouse an die Franzosen zurückgegeben wurden, 1802 durch eine höchst ehrenvolle Zuschrift zu seinem auswärtigen Mitgliede. Durch eine solche, bis dahin noch keinem Ausländer zu Theil gewordene Auszeichnung entzückt, ergoß B. seine Empfindungen in einem feurigen Dankschreiben an das Nationalinstitut, was ihm als Franzosenfreunde in England viele Anfechtungen zuzog. B. war zugleich eines der Mitglieder der Gesellschaften für Acker- und Gartenbau; die Sümpfe in Lincolnshire, wo seine Landgüter lagen, wurden urbar gemacht; die Veredlung der Schafzucht in England war vorzüglich sein Werk. Er † als 81jähriger Greis am 9. Mai 1820 und hinterließ eine reiche Bibliothek, von welcher sein Freund Dryander einen trefflichen Katalog fertigte, und eine unvergleichliche naturhistorische Sammlung; beide sollten nach dem Tode seines Bibliothekars Robert Brown dem britischen Museum anheim fallen. Aus dem reichen Schatze seiner Handschriften hat er selbst nur Folgendes im Druck erscheinen lassen: „An acconnt of Staffa“ (London 1774); „Various papers published in the Philos. Transactions“ (naturhistorischen und ökonomischen Inhalts); „A short acconnt of the causes of the disease in corn called the blight, the mildew and the rust“ (zuerst 1803 für Freunde und 1805 für den Buchhandel gedruckt). Nach ihm ist die Banksia (s. d.), die banksche Citula und der banksche Kakadu benannt.

2) Edward, Doktor der Rechte und Syndikus der freien Stadt Hamburg, geboren am 18. Febr. 1796, machte als freiwilliger Jäger bei der hamburgischen Legion den Befreiungskrieg mit u. studirte dann seit 1815 zu Göttingen, später zu Berlin Rechtswissenschaft, kehrte 1819 nach seiner Vaterstadt zurück und ließ sich als practicirender Advokat nieder. Seit 1820 Privatsekretär in Ritzebüttel, wurde er am 1. Mai 1826 als Sekretär des Senats und am 17. Februar 1837 zum Syndikus gewählt. Noch in demselben Jahre ward er zum Abschluß eines Postvertrags zwischen Hamburg und England nach London gesandt, welche Mission er zur völligen Zufriedenheit beider Theile zur Ausführung gebracht hat. Seit dieser Zeit wurde er der diplomatische Agent des Senats und zu vielen Missionen u. Aufträgen an verschiedenen Höfen Deutschlands verwendet, zuletzt 1850 als Vertreter Hamburgs beim Fürstenkollegium in Berlin, 1851 für die dresdner freien Konferenzen u. als Bundestagsgesandter. Er † im Dec. 1851 zu Beylaux in der Schweiz.

Banksia, *L. fil.*, Pflanzengattung aus der Familie der Proteaceen, Joseph Banks zu Ehren benannt, mit 4theiliger Korolle, an der Spitze der Einschnitte stehenden Staubgefäßen, Blüthenkätzchen mit zu 3 stehenden Brakteen u. 2fächeriger Frucht mit freier, 2spaltiger Scheidenwand, in Neuholland einheimische Sträucher oder Bäume von 2—8 oder 12—15 Fuß Höhe, die wegen ihres schönen Ansehens zu den vorzüglichsten Zierden der Gewächshäuser gehören. Die Blüthen bilden cylindrische oder längliche, dichte Kätzchen von zierlichem Ansehen; mehre Arten aber werden weniger der Blüthen, als der schönen immergrünen Blätter wegen gezogen. Die bekanntesten Arten sind: B. serrata *L. fil.*, baumartig, mit keilförmig verlängerten, grobgesägten Blättern und 4 Zoll langen Aehren mit mehren hundert gelblichen, zottigen Blüthen mit dunkelrothem Griffel; B. ericaefolia *L. fil.*, mit linienförmigen, zurückgerollten Blättern und 1 Zoll langen Blüthenkätzchen mit zahlreichen Blüthen mit goldgelben Griffeln; B. Cunninghami *Sieb.*, mit linealen, stachelspitzigen, unten schneeweiß-filzigen Blättern und gelblichgrünen Blüthenkätzchen mit rothbraunen Griffeln; B. speciosa *R. Br.*, mit 10—12 Zoll langen, halbgefiederten Blättern und blaßgrünen Blüthen mit wolligen Kelchen; B. coccinea *R. Br.*, mit verkehrteirund-länglichen Blättern und scharlachrothen Blüthen, u. a. m. Alle Banksienarten werden im trockenen, luftigen und hellen Kaphause oder hellen Zimmer bei 5—8° Wärme durchwintert und

zu Ende des Monats Mai oder Anfangs Juni an einem geschützten, nicht zu sonnenreichen Orte ins Freie gestellt, wobei man die Töpfe, damit sie nicht zu schnell austrocknen, in Kies senkt. Sie ertragen nicht viel Nässe, doch eben so schädlich ist es, die Erde bis zur Erschlaffung der Blätter austrocknen zu lassen, da in solchem Fall die Pflanze meist abstirbt, oder sich doch nur sehr langsam erholt. Junge Pflanzen müssen gegen starken Regen unter ein schützendes Obdach gebracht werden. Sie gedeihen sehr gut in reiner, sandiger Heideerde; manche Gärtner mischen noch etwas Lehm, Lauberde und groben Kies oder Flußsand hinzu. Man verpflanzt sie jährlich in etwas größere Gefäße, deren Boden man mit einer Lage zerstoßener Scherben bedeckt. Die Vermehrung geschieht langsam und schwierig durch Stecklinge mit hinreichend erhärtetem und gereiftem Holze bei immer gleicher mäßiger Feuchtigkeit u. Bodenwärme; meist bewurzeln die Stecklinge erst nach 12—18 Monaten, während welcher Zeit man fortwährend die Glocken darüber stehen läßt u. solche nur täglich reinigt u. austrocknet. Der Same wird in flache Töpfe mit leichter, sandiger Heideerde gesäet u. unter einer trüben Glasscheibe am temperirten Orte mäßig feucht und schattig gehalten. Die jungen Pflanzen bedürfen nur sehr kleiner Töpfe und müssen nur nach und nach an die Luft gewöhnt werden.

Bankzettel s. v. a. Banknoten.

Bann, Fluß in Irland, entspringt auf den Mournebergen in der Grafschaft Down, östlich von Newry, und durchströmt den Neaghsee, wird bei Coleraine auf die Strecke von 1 Meile schiffbar und mündet nach 22 Meilen an der Nordküste in den Ocean.

Bann (lat. bannum, bannus, franz. ban, vom altdeutschen Ban oder Fan, d. i. Erhöhung, Spitze, Hoheit), die höchste Gewalt in einem Lande, Landeshoheit, Grundherrlichkeit; dann ein einzelner Theil, Akt und Ausfluß dieser Machtvollkommenheit, so z. B. eine obrigkeitliche landesherrliche Verfügung, ein öffentliches Edikt, Aufgebot, die feierliche Vorladung eines Angeklagten vor Gericht (vgl. Acht), der öffentliche Aufruf zur Heeresfolge (Heerbann), auch wohl das kirchliche Aufgebot verlobter Personen; ferner die Gerichtsbarkeit, besonders die höhere und peinliche (Blutbann, Königsbann), eine gerichtliche oder obrigkeitliche Strafe, besonders die Ausweisung aus einem Orte oder Lande, Ausstoßung aus der bürgerlichen oder kirchlichen Gemeinschaft; die Anlegung eines Arrestes oder gerichtlichen Beschlags auf Personen u. Sachen; Hoheitsgefälle, öffentliche Abgaben, Frohndienste (Bannwerk); auch der Bezirk, worin eine Person, Behörde, Ortschaft oder Gemeinheit die Gerichtsbarkeit, Hoheits-, Zwangs- oder Strafrechte hat; so: Gerichtsbann, Burgbann, Stadtbann, Bannmeilen. a. Nach J. Grimms Ansicht ist B. in seiner Grundbedeutung s. v. a. Gebot, Edikt.

Bann (hebr. Cherem), bei den Juden seit sehr früher Zeit ein Gelübde, vermöge dessen Personen und Sachen dem Jehovah unwiderruflich als Eigenthum geweiht wurden (3. Mos. 27—28). Erstere mußten sterben, letztere fielen in der Regel dem Heiligthum, d. h. den Priestern, anheim. Merkwürdig ist die Verbannung ganzer Städte, wie die der kanaanitischen und einer abgöttischen jüdischen Stadt. Hier wurde entweder die Stadt mit allem Lebenden verbrannt, alles Metall aber dem Heiligthum überlassen, oder man ließ das Vieh leben und vertheilte es nebst der übrigen Beute unter die Soldaten, oder es ward bloß das Lebendige, die Städte selbst nicht, verbannt. Die Verbannung überhaupt ging zuerst von dem freien Willen des Volks aus, später ward sie durch Gesetze bestimmt; oft geschah sie nach ausdrücklichem göttlichen Befehl, d. h. nach einem außerordentlichen und speciellen Gesetze, auch in Folge eines Gelübdes, wie 4. Mos. 21, 2 ff. Die Verbannung der oben erwähnten kanaanitischen Städte beruht wohl auf religiös-politischen Gründen, um die Juden vor der Verbindung mit den abgöttischen Kanaanitern zu sichern. Die Vindicirung einer verbannten Sache war mit dem Tode bedroht. Uebrigens finden wir eine dieser alttestamentlichen ähnliche Verbannung auch bei den Römern (s. Anathema). Etwas Anderes ist der im Neuen Testament erwähnte, als eine Strafe kirchlicher Art in Folge einer Ketzerei verhängte B. der spätern Juden, nämlich die Ausschließung eines Juden aus der Gemeinde und dem nähern Umgange mit Andern. Ursachen dieses B.s zählten die Rabbiner 24, die sich alle mehr oder weniger auf Verletzung der Religionsgebräuche und verbotenen Umgang mit den Heiden bezogen. Noch im Mittelalter war der B. den Juden furchtbar; jetzt hat er seine Kraft verloren. Von dem Judenthume ging die Exkommunikation (Kirchenbann) in die christliche Kirche über. Sie bestand in dem kleinen B. (excommunicatio minor, griech. aphorismos) und im großen B. (excommunicatio major, griech. anathema). Durch jenen ward der Verbannte nur einiger kirchlichen Rechte und Güter, als des Genusses des heiligen Sakraments ꝛc., beraubt, durch diesen dagegen, der feierlich u. mit Verwünschungen über den zu Bestrafenden ausgesprochen wurde, von aller kirchlichen und bürgerlichen Gemeinschaft ausgeschlossen, gleichsam gesemt. Dieser B., im Mittelalter die furchtbarste Strafe und dem Tode gleich geachtet, konnte aber nur durch die im Pontificale Romanum vorgeschriebene Kirchenbuße gehoben werden. Eigentlich traf er nur Diejenigen, welche sich grober, öffentlich erwiesener Vergehungen, insbesondere gegen die Religion schuldig gemacht hatten, und selbst dann nicht eher, als wenn der Bedrohte, statt sich zu bessern, den Ermahnungen der Vorgesetzten Trotz u. Hartnäckigkeit entgegensetzte und die vorgeschriebene Kirchenbuße verweigerte. Der Aphorismos wurde gewöhnlich über Diejenigen ausgesprochen, welche in einem durch die kanonischen Gesetze untersagten Umgange mit Heiden oder Exkommunicirten standen. Er wurde durch Kirchenbuße, oder, bei erfolgender Reue und Besserung, durch ausdrückliche Aufhebung von Seiten der kirchlichen Oberhäupter gelöst. Man zählte anfänglich nur 3 Laster, worauf der B. stand: Abgötterei, Ehebruch und Todtschlag. In den Zeiten der Christenverfolgung, wo Alles darauf ankam, dem Abfall von der neugestifteten Religion vorzubeugen, ward er als gewöhnliche Strafe gegen die Abtrünnigen und die Auslieferer der heiligen Schrift verhängt. Dem B. gingen stets wiederholte Ermahnungen und Besserungsversuche voraus. Seit der unter Konstantin dem Großen erfolgten Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion erhielt auch der B. durch ausdrückliche landesherrliche Gesetze seine Bestätigung, ward aber gar bald von Seiten des Klerus

gemißbraucht. Schon Origenes beſchwert ſich bitter über die allzu häufige und weniger aus religiöſen Gründen, als aus Privatintereſſen hervorgehende Anwendung dieſer Strafe, die bald auf Freunde, Verwandte und Familienglieder des Verbannten ausgedehnt ward, empfindliche bürgerliche Nachtheile nach ſich zog und eine totale Ausſchließung von aller bürgerlichen Geſellſchaft bewirkte. Man zählte am Anfange des 4. Jahrhunderts 138 Fälle, in welchen der große B. verhängt werden konnte. Etwas ſpäter fing man ſogar an, ganze Gemeinden (Interdikt) und gegen Ende des 4. Jahrhunderts Fürſten (Ambroſius den Kaiſer Valentinian) mit dem Anathema zu belegen. Die verbannten Gemeinden waren von aller Kommunikation mit den übrigen ausgeſchloſſen, in ihren Ortſchaften durfte keine Kirche geöffnet, keine gottesdienſtliche Handlung verrichtet, keine Leiche auf den Friedhof begraben werden. Die Kirche wie die übrigen öffentlichen Gebäude wurden mit ſchwarzen Tüchern behängt, alle öffentlichen Vergnügungsplätze geſchloſſen, alle Zuſammenkünfte eingeſtellt. Die Einwohner gingen in Trauerflor eingehüllt. Keiner grüßte den Andern auf der Straße, oder ſprach ihn an. Dieſe zu einer ſo furchtbaren Höhe angewachſene Macht des B.s wurde noch fruchtbarer, da die Geiſtlichen ſelbſt um geringfügiger Urſachen willen denſelben verhängten. Um dieſe Zeit erfand man auch die Eintheilung des B.s in Bannum latae u. B. ferendae sententiae. Der erſtere unterſchied ſich von dem letzteren dadurch, daß der Fluch ohne eine vorhergegangene Ermahnung und Warnung über den Schuldigen ausgeſprochen wurde. Die Losſprechung vom B. geſchah unter gewiſſen, im Pontificale Romanum vorgeſchriebenen Förmlichkeiten. Die glänzendſte Epoche für den B. beginnt mit dem 9. Jahrhundert und endet mit dem 11. Das Wachsthum der päpſtlichen Macht, vorzüglich durch die Schenkungen der deutſchen Kaiſer, die Ausbreitung der Mönchsorden wie der Geiſtlichkeit überhaupt, die Klugheit und Energie, womit die meiſten Päpſte ihren Vortheil wahrnahmen, ihnen gegenüber die Schwäche des deutſchen Reiches wie der meiſten deutſchen Kaiſer mußten, wie überhaupt zur Blüthe des Papſtthums, insbeſondere zur Fruchtbarkeit des B.s um ſo mehr beitragen, als ſpäter während der Kreuzzüge und Hexenprozeſſe die Meinung von der Unfehlbarkeit des Papſtes u. der päpſtlichen Ausſprüche allgemein wurde. So ward es möglich, daß Gregor V. den König Robert von Frankreich, exkommuniciren, Gregor VII. den Kaiſer Heinrich mit dem B. belegen und vor ſeinen Stuhl laden, ja den Grundſatz aufſtellen und verfechten durfte, „daß ein in B. ſtehender Fürſt aller ſeiner Macht beraubt, ſeine Unterthanen der Eidespflicht gegen ihn entbunden ſein ſollten". Ganze Länder wurden damals von den Päpſten mit dem B. (Interdikt) belegt, wie England durch Innocenz III. Das durch die kirchlichen Spaltungen des 14. u. 15. Jahrhunderts herbeigeführte Sinken der Hierarchie machte endlich auch den Bannſtrahl unwirkſam. Die ſogenannte babyloniſche Gefangenſchaft, wo der Papſt den deutſchen Kaiſer mit dem Bannſtrahl ſchreckte, während der franzöſiſche König ihn als Ketzer verbrennen wollte, ferner die wickleffiſchen und huſſitiſchen Händel ſtumpften dieſe Waffe noch mehr ab, und endlich brach die Reformation ihre Spitze dermaßen, daß im folgenden Jahrhundert ein Italiener, Fra Paoli, in der Schrift „Les droits des souverains défendus contre les excommunications et les interdicts des papes etc." dem Papſte das Recht abzuſprechen wagte, über weltliche Fürſten den B. zu verhängen, und heut zu Tage der jährlich am grünen Donnerstage bei der Ableſung der Bulle „In coena domini etc." vom Papſte gegen alle ſogenannten Ketzer geſchleuderte Bannſtrahl eine leere, wirkungsloſe Formel iſt. Bei dem B., womit die griechiſche Kirche jährlich zu Konſtantinopel am Sonntage Invocavit unter gewiſſen Feierlichkeiten die römiſche Kirche belegt, wird zum Zeichen des Fluches ein Nagel in die Erde geſchlagen. Der kleine B. iſt auch in die evangeliſche Kirche übergegangen und wird insbeſondere auf fleiſchliche Vergehen verhängt. Anfangs war er in den Händen der Geiſtlichen; jetzt iſt er entweder ganz außer Brauch, oder wird nur noch von der oberſten Kirchenbehörde verhängt.

Bannbridge, Stadt in der irländiſchen Grafſchaft Down, am oberen Bann, mit bedeutender Leinenfabrikation u. 3300 Einwohnern.

Banner (Bannier, Banier, unrichtig Pannier, Pannier, entweder von Bann oder unmittelbar vom altdeutſchen Ban, Fan abzuleiten und urſprünglich ſ. v. a. Zeichen der Hoheit, des Oberbefehls oder der Heeresfolge), die Hauptfahne eines Heeres, welche ſtets vor dem Oberbefehlshaber aufgepflanzt und auf Märſchen vor demſelben hergeführt wird und in früherer Zeit oft ſo ſchwer und groß war, daß ein eigener Wagen dazu erforderlich war. Bekannt iſt beſonders das deutſche Reichsbanner, die große Fahne, welche der Kaiſer, oder ſtatt ſeiner ein von ihm ernannter Oberbefehlshaber, bei der Sammlung des Reichsheeres aufpflanzte und im Felde führte. Unter Heinrich I. und Otto dem Großen war auf demſelben der Erzengel Michael abgebildet, unter Friedrich I. ein Adler, unter Otto IV. ein Adler über einem Drachen ſchwebend, ſeit Sigismund, vielleicht ſchon früher, der wirkliche Reichsadler. Die beſondere Obhut des Reichsbanners wurde gewöhnlich einem Vaſallen anvertraut. Die Wahl eines ſolchen Fähndrichs hing wie die Ermächtigung zur Führung des Reichsbanners an Kaiſers Statt, allein von des letztern Ermeſſen ab; dennoch entſtand zu Ende des 17. Jahrhunderts ein heftiger Streit, als Hannover mit der Kurwürde das Reichsbannieramt als Erzamt erhalten ſollte. Sachſen und Würtemberg, ſich dadurch beeinträchtigt glaubend, proteſtirten, bis Kaiſer Leopold aus Schwäche nachgab. Von dem Reichsbanner muß man die Reichsſturmfahne unterſcheiden; dieſelbe war kleiner, mehr pikenähnlich und wurde dem Kaiſer oder ſeinem Stellvertreter in der Schlacht vorgetragen, das Recht der Führung mit dem Rechte des Vorſtreites in einem Kreiſe wohl auch einzelnen Reichsſtänden erblich verliehen. Eine ſolche Reichsſturmfahne war das St. Georgenbannier der ſchwäbiſchen und fränkiſchen Ritterſchaft. Auch bei den Schweizern wurde früher die Hauptfahne B. und der Träger derſelben Bannerherr genannt. B. (ſächſiſches B., B. der freiwilligen Sachſen) hieß ein nach der Schlacht bei Leipzig 1813 unter dem ruſſiſchen Gouvernement in Sachſen errichtetes Freicorps von einigen tauſend Mann Huſaren und Jägern zu Pferd und zu Fuß; es wurde für einen Beſtandtheil der kaiſerlich ruſſiſchen Garde

erklärt und mußte sich deshalb glanzvoll uniformiren. Seine Waffenthaten beschränkten sich auf die Theilnahme an der Blokade von Mainz 1814 unter dem Herzog von Koburg, wofür Rußland nach dem pariser Frieden, als das Corps bereits wieder aufgelöst war, die Feldzugsmedaille von 1814 bewilligte.

Banner (Banér, Bannier oder Banier), Johann, schwedischer Reichsrath und Feldmarschall, berühmter Held des 30jährigen Krieges, aus einer sehr alten u. angesehenen gräflichen Familie in Schweden 1596 geboren, trat 1615 ins Heer, ward 1617 Kornet, 1620 Hauptmann u. zeichnete sich als solcher im Kriege Schwedens mit Polen besonders vor Riga aus. Der König Gustav Adolf ernannte ihn schon 1621 zum Obersten, 1623 zum Generalmajor, 1626 zum Kommandanten von Riga, 1629 zum Bevollmächtigten bei den polnischen Friedensunterhandlungen u. 1630 zum Generallieutenant u. Reichsrath. Noch in demselben Jahre folgte B. dem Heldenkönige nach Deutschland. Mit Gustav Horn unterhandelte er hier 1631 den bärwalder Vertrag zwischen Schweden und Frankreich. In der Schlacht bei Breitenfeld (7. September 1631) befehligte er die Reiterei des rechten Flügels; ein Flankenangriff Pappenheims ward von ihm abgewiesen und die Reiterei desselben so nachdrücklich verfolgt, daß alle Versuche zu fernerem Widerstande fruchtlos blieben. Von diesem Tage an hieß B. „der schwedische Löwe". Mit der Beobachtung des von den Kaiserlichen besetzten Magdeburg beauftragt, zog er sich, als Pappenheim gegen ihn andrängte, im Januar 1632 ohne Kampf bis hinter die Saale zurück, bewirkte aber eben dadurch den Abzug des kaiserlichen Feldherrn aus Niedersachsen. Der König rief ihn hierauf zu sich nach Bayern. B. nahm an den Gefechten bei Donauwörth, am Lech und vor Ingolstadt Theil, vertrieb, von der Hauptarmee getrennt, die Kaiserlichen aus Schwaben und vereinigte sich hierauf mit Gustav Adolf wieder bei Nürnberg, ward aber in einem kleinen Gefechte verwundet und für längere Zeit dienstunfähig gemacht. Als der König im Herbste 1632 nach Sachsen marschirte, erhielt B. den Oberbefehl über den in Bayern zurückbleibenden Heertheil von 12,000 Mann. Im Herbste 1633 befehligte B. an der Mittelelbe. Im J. 1634 zum Feldmarschall und kommandirenden General im niedersächsischen Kreise befördert, eroberte er, im Verein mit den brandenburgischen Truppen, Frankfurt und Krossen a. d. O., rückte hierauf nach Schlesien vor, vereinigte sich daselbst mit den Sachsen unter Arnim und fiel zu Ende des Juni in Böhmen ein. Ohne großen Widerstand wurde der nördliche Theil dieses Landes besetzt, allein ein Angriff des Verbündeten auf Prag mißlang, und die verrätherische Politik des sächsischen Hofes lähmte fortan die Thatkraft des Heeres. Nach der für die Schweden so unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (6. September 1634) zog sich B., von den Sachsen und Brandenburgern verlassen, nach Thüringen und später ins Magdeburgische zurück, um in gezwungener Unthätigkeit Zeuge des Abfalls der meisten protestantischen Fürsten von der schwedischen Sache zu sein. Kaum hatte jedoch Sachsen nach dem prager Frieden (30. Mai 1635) den Krieg an Schweden erklärt, so eilte er zur Erhaltung Mecklenburgs dem neuen Feinde mit gewohnter Raschheit entgegen. Der Sieg bei Kyritz den 7. Dec. 1635 öffnete ihm den Weg nach Brandenburg und Sachsen, wo die erbitterten Schweden so gräßlich hausten, daß sie sich selbst des Unterhalts beraubten und zwischen den Sachsen und Kaiserlichen in eine gefährliche Klemme geriethen. Nach mehren Hin- und Herzügen setzte sich B. bei Werben an der Elbe fest, während der Feind Magdeburg eroberte und dann gegen die Ostsee vordrang. Das schwedische Heer folgte, sobald die herbeigerufenen Verstärkungen aus Westphalen und Pommern angekommen waren, und so kam es den 24. Sept. 1636, Nachmittags 3 Uhr, bei Wittstock zum Kampfe. B.s rechter Flügel mußte, nach zehnmaligem Vorrücken, ermattet zurückweichen, der linke aber focht, bis die Nacht einbrach. Da hörte der Kurfürst von Sachsen, die schwedische, noch nicht ins Treffen gekommene Nachhut werde am Morgen die Schlacht erneuern; sogleich wurde der Rückzug nach Sachsen und Thüringen beschlossen, und so übereilt war derselbe, daß 41 Kanonen, 151 Fahnen, alles Gepäck und selbst die Kanzlei mit dem Silbergeschirr des Kurfürsten in die Hände des Siegers fielen. Von Neuem bedrückte dieser jetzt Brandenburg u. Sachsen, eroberte Erfurt und Torgau, belagerte aber vergeblich das wohlvertheidigte Leipzig und ward im Frühjahre 1637 von den kaiserlichen Feldherren Hatzfeld und Götze bei Torgau eingeschlossen. Sein Untergang schien hier unvermeidlich; allein B. täuschte den an Zahl weit überlegenen Feind und entkam glücklich nach Pommern, wohin ihm der kaiserliche General Gallas folgte. Im Juni 1638, durch 14,000 Mann nebst Kriegsvorräthen aus Schweden verstärkt, trieb B. den ihn hart bedrängenden Gegner zurück u. drang sofort in Mecklenburg und 1693 abermals in Sachsen ein, wo er den kaiserlichen General Salis bei Elsterberg im Voigtlande schlug, das feindliche Hauptheer unter Marazin und Buchheim bei Chemnitz fast vernichtete und nur gegen Freiberg nichts vermochte. Nach der Eroberung Pirna's ward Böhmen der Schauplatz des Krieges. Die Kaiserlichen unterlagen den 19. Mai bei Brandeis, worauf der schwedische General Stallhantsch Schlesien überzog, B. selbst aber in Böhmen blieb, erstlich damit beschäftigt, nach Mähren und Oesterreich vorzudringen. Die von allen Seiten herbeikommenden Verstärkungen des feindlichen Heeres vereitelten diesen Plan und erzwangen 1640 sogar den Rückzug der furchtbar im Lande hausenden Schweden. Der kaiserliche General Piccolomini verfolgte B. bis in die Gegend von Erfurt; Letzterer vereinigte sich hier mit dem nachgelassenen Heere des Herzogs Bernhard von Weimar unter Guebriant, sowie mit den hessischen und lüneburgischen Truppen; ein Angriff auf das feste Lager Piccolomini's bei Saalfeld mißlang jedoch, ebenso der Versuch, in Franken einzudringen. B. zog hierauf nach Hessen, schlug den gegen das Lüneburgische vordringenden Piccolomini bei Höxter und rettete dadurch die Länder der Bundesgenossen. Den Feldzug 1641 eröffnete ein großartig entworfener und rasch ausgeführter Zug B.s gegen Regensburg, wo sich der Kaiser und die ihm ergebenen Stände zu einem Reichstage versammelt hatten. Durch Thüringen, das Voigtland und die Oberpfalz eilend, kam er den 17. Januar unerwartet vor der Stadt an. Erschreckt, sprachen alle Gesandten von Flucht, nur der Kaiser beschloß zu bleiben, und die Donau rettete ihn; denn da ihre Eisdecke schmolz, mußte B. nach 500 Schüssen, die seinen Unmuth bezeugten,

Digitized by Google

unverrichteter Sache abziehen. Der Rückzug durch Böhmen wurde durch tiefen Schnee und Piccolomini's Verfolgung ungemein erschwert, und nur des Generals Stange heldenmüthige Vertheidigung von Waldneuburg machte dem schwedischen Hauptheer das Entkommen nach Sachsen und von da ins Halberstädtische möglich. Schon während des Marsches war B. von einem heftigen Fieber befallen worden; todtkrank und in einer Sänfte getragen kam er den 8. Mai 1641 nach Halberstadt, bezog hier das Hinterzimmer einer Domherrnwohnung und † daselbst schon den 10. Mai früh 4 Uhr. Daß seine letzte Krankheit die Folge einer frühern Vergiftung gewesen sei, ist weder erwiesen, noch wahrscheinlich. Das schwedische Heer erlitt durch seinen Tod einen schweren Verlust, der erst nach 5 Monaten durch Torstensons Talent ersetzt wurde. Scharfblick, Umsicht und Besonnenheit paarten sich in B. mit außerordentlicher Energie, Kühnheit und Ausdauer. Unter seinen Schaaren herrschte zwar die strengste militärische Disciplin, doch durften dieselben ungestraft sengen und brennen. Den Frauen und dem Weine opferte er bis zur Ausschweifung. Sein Sohn, Gustav, der tolle B. genannt, † 1677 als Generalgouverneur von Jngermanland ohne Nachkommen.

Bannerherr (banerius), im ehemaligen deutschen Reiche jeder Edelmann, der das Recht hatte, seine Mannen unter eigener Fahne dem königlichen oder kaiserlichen Heere zuzuführen. Dem niedern Adel stand dieses Recht nur zu, wenn der Kaiser es ihm ausdrücklich verliehen hatte; derselbe wurde dadurch im Kriege dem hohen Adel gleichgestellt und pflegte jenen Namen auch wohl zu Hause fortzuführen. Die Bedingungen der kaiserlichen Ernennung zum B.n waren: kriegerische Tüchtigkeit, die Ritterschaft und der Zuzug zum Heere mit wenigstens 4 Vasallenrittern und dazu gehörigen Waffen- oder Fußknechten. Später wurde der Name erblicher Familientitel auch noch bis in die neuere Zeit von den Kaisern verliehen, jedoch ohne besondere Rechte und Pflichten als bloße Auszeichnung vor dem niedern Adel.

Bannmeile, Bannbezirk einer Stadt, eines Klosters, oder auch einer Burg; häufig eine Meile nach allen Seiten des Bannorts hin, an den Grenzen zuweilen mit Säulen (Bannsäulen) bezeichnet.

Bannockburn (Bannock), Dorf in der schottischen Grafschaft Stirling, berühmt durch die Schlachten am 24. Juli 1314 zwischen den Engländern unter Eduard II. u. 30,000 siegenden Schotten unter Bruce, wodurch jene zur Räumung von Schottland genöthigt wurden, sowie 1488 zwischen König Jakob III. u. seinen empörten Unterthanen.

Bannrecht (Bannge rechtigkeit), eine monopolistische Gewerbsbefugniß, nämlich das einer bestimmten Person zustehende Recht, von Andern zu fordern, daß sie Bedürfnisse einer bestimmten Art nur durch sie, als Bannberechtigter, befriedigen lassen. Ein B. wird in der Regel gegen die Einwohner eines bestimmten Ortes od. Bezirks (Bannbezirks), zuweilen auch gegen gewisse Klassen von Personen ausgeübt. Die Jnhaber sind entweder Korporationen, Gemeinden, Klöster, oder einzelne Personen, am häufigsten Grundherren und Domäneninhaber. So besitzen häufig herrschaftliche Brauereien ein B. (Bierzwang), vermöge dessen nicht bloß innerhalb eines gewissen Bezirks keine andere Brauerei errichtet werden darf, sondern auch alle Schenk- und Gastwirthe, bisweilen selbst alle Privatpersonen gehalten sind, nirgends, als aus dem herrschaftlichen Brauhause, ihren Bierbedarf um einen bestimmten Preis sich zu verschaffen. Ein ähnliches Recht üben hier und da herrschaftliche Kellereien in Bezug auf die Weinkonsumtion eines gewissen Bezirks aus, u. analog ist der Kelterzwang (Weinkeiterbann), oder das Recht, von allen Weinbauern eines gewissen Bezirks, od. wenigstens von einer Klasse derselben, zu fordern, daß sie ihre Trauben auf der Bannkelter keltern, oder wenigstens die festgesetzte Abgabe (Kelterwein) dafür entrichten. Am allgemeinsten von allen ist noch jetzt der Mühlenzwang, wonach die Einwohnerschaft eines gewissen Bezirks, oder doch eine Klasse derselben, ihre Früchte auf einer bestimmten Mühle (Bannmühle) mahlen muß. So gibt es auch Branntweinzwang, Fleischzwang, Zwangsteichen, Backofenzwang, Bannweinschank ꝛc. Jhrer Entstehung nach sind die B.e nicht gleicher Natur. Die meisten haben offenbar bloß in dem Machtgebote der kleineren oder größeren Zwingherren ihren Grund. Ein solcher Herr befahl, wenn er z. B. eine Bierbrauerei errichtete, seinen sämmtlichen Grundholden od. Leibeigenen, ihren Labetrunk nirgends wo anders, als in seinem Brauhause, od. bei den ihren Vorrath eben nur von dorther beziehenden Gast- u. Schenkwirthen ꝛc. zu holen. Was er befahl, war Recht, d. h. machte sich als Recht geltend, u. so entstand für die unterthänige Einwohnerschaft neben andern Lasten die neue der Bannpflicht. Einen größeren Schein des Rechts hatte die Begründung eines Bannzwanges für sich, wenn sich die Begründer (Landes- oder Grundherren) dabei als Aufseher der Gewerbe gerirten u. dem Einen mit Ausschluß jedes Andern eine Konzession, d. h. ein Privilegium für einen gewissen Artikel in einem größern oder kleinern Bezirke, natürlich gegen bestimmte Abgaben für die Ertheilung und den Schutz dieses Privilegiums, verliehen. So gelang es oft den Städten, von den Fürsten, die häufig in Geldnoth sich befanden, Privilegien zu erhalten, nach welchen die benachbarten Landbewohner gezwungen waren, gewisse Bedürfnisse bloß in der berechtigten Stadt zu holen. Eine dritte Art von B.en sind die durch wirklichen Vertrag gegründeten, wenn etwa die Einwohner einer Gegend, um einem Unternehmer Lust und Muth zur Errichtung einer von ihm gewünschten Gewerbsanstalt zu machen, deshalb einen förmlichen Vertrag mit ihm eingingen, daß er z. B. eine Mühle bauen, oder eine Kelter errichten solle, wogegen sie ihm zur Sicherung des billig anzusprechenden Unternehmungsgewinnes versprachen, eine bestimmte Zeit hindurch, oder auch ohne Zeitbestimmung, bloß bei ihm ihre Früchte mahlen zu lassen, oder ihre Trauben zu keltern. Eine solche Berechtigung dauerte sodann faktisch auch über den Zeitpunkt hinaus, bis auf welchen sie ertheilt ward, oder gültig ertheilt werden konnte; auch die neuen Ansiedler und die nachfolgenden Geschlechter beobachteten gewohnheitlich, was ihre Vorfahren versprochen hatten, und die angebliche Verjährung drückte dem also geschaffenen B. das Siegel vermeintlicher Unantastbarkeit auf. Mögen indeß die B.e sich auf den einen oder den andern Erwerbungstitel stützen, so kann doch über die rechtliche Unhaltbarkeit derselben in keinem Fall ein Zweifel obwalten, und so hat denn die neuere

und beſonders neueſte Zeit den B.en überall den Untergang bereitet.

Bannung in den Zehnden (confinatio, Verſtrickung), die Verweiſung einer Perſon an einen beſtimmten Ort, den ſie bei Strafe nicht verlaſſen darf. Zuweilen muß die betreffende Perſon eidlich verſprechen, den angewieſenen Ort nicht zu verlaſſen. Aehnliches findet ſich ſchon in der Bibel (1. Kön. 2, 36). Gegenwärtig tritt die B. i. d. Z. nur ſehr ſelten ein, und zwar meiſt bei hohen Perſonen, die in Ungnade gefallen ſind, aber dennoch das Land nicht verlaſſen ſollen, oder auch bei Militärperſonen. Modifikationen davon ſind: Stadtarreſt, Stubenarreſt, zuweilen während der Unterſuchung einer Sache verhängt.

Baños, 1) (v. Span., d. i. Bäder), in ſpaniſchen Ländern Name mehrer Städte mit Bädern. So **B. de Bejar** in Leon, bei Bejar, in enger Schlucht zwiſchen Weinbergen, mit Schwefelquellen von 34° R.; B. in der Provinz Jaen, am Guadalquivir, mit 1200 Einwohnern; B. am Minho in Galicien. — 2) Dorf im ſüdamerikaniſchen Staat Peru, mit heißen Quellen, die ſchon vor der Eroberung benutzt wurden.

Banſarow, Dordji, Buriäte aus der ſelenginſker Steppe, wurde von der ruſſiſchen Regierung ſehr jung nach Kaſan geſchickt, wo er, wie ſeit 1847 in Petersburg, Sprachen und Geſchichte ſtudirte. Später nach Irkutsk zurückgekehrt, vergaß er ſeine Kultur und † 1855. Er ſchrieb: „Der ſchwarze Glaube, oder das Schamanenthum bei den Mongolen" (Kaſan 1846) und überſetzte Saja-Chamba's „Reiſe nach Tübet" ins Ruſſiſche.

Bantam (d. i. die Widerſpenſtige), früher ſelbſtſtändiges Fürſtenthum, ſeit 1813 niederländiſche Reſidentſchaft auf der Inſel Java, die Weſtecke deſſelben umfaſſend, von der Sundaſtraße und der Javaſee im Norden und dem indiſchen Meer im Südweſten beſpült, mit 183 (150) QMeilen und (1857) 517,107 Einwohnern, darunter etwa 1000 Chineſen. Von der Nordküſte, die flach und ſehr ungeſund iſt, erhebt ſich der Boden allmählig gegen Süden zu Hügeln, dann zu Bergen, deren höchſter, der Gunong Karang, 5893 Fuß hoch iſt. Die Weſtküſte, an der zahlreiche nackte und ſteile Klippen liegen, beſteht aus runden bewaldeten Bergen, die Südküſte iſt wüſt und klippig. Größere Flüſſe ſind nicht vorhanden. Das Klima iſt nur im lüfteren Binnenland einigermaßen geſund. Die eingeborenen Sundaneſen zeigen ſich durch Hartnäckigkeit wie durch Betriebſamkeit vor den übrigen Landsleuten aus. Neben dem Reisbau betreiben ſie Vieh-, beſonders Ziegen- und Büffelzucht, fertigen irdene Geſchirre und Matten, die ſehr geſucht ſind, brennen Kalk und weben grobe Gingangs, die im Binnenlande verkauft werden. Der Fiſchfang u. das Sammeln von Vogelneſtern beſchäftigen an 2000 Hausſtände mit 700 Fahrzeugen. Geſondert von ihnen wohnt im Gebirge der merkwürdige Stamm der Baduwi. Hauptort der Provinz und Sitz des Reſidenten iſt Ceram (Serang), in hoher Lage, am Tji-Kaudie, der den Wohnplatz der Europäer von dem der Eingeborenen ſcheidet. Die frühere, volkreiche Hauptſtadt B., an der Bantambucht, mit den in hohen Ehren gehaltenen und viel beſuchten Gräbern der ehemaligen Fürſten, iſt jetzt ganz im Verfall. Der königliche Palaſt, der Dalim, ward von einem holländiſchen Maurer, der in die Dienſte des Sultans trat, vor etwa 180 Jahren im holländiſchen Geſchmack aufgeführt und verziert. An der Sundaſtraße liegt noch Anjer (Anher), ein Hauptplatz im Land- u. Seehandel, wo die nach Batavia beſtimmten Schiffe anlegen, um ſich mit friſchen Lebensmitteln zu verſehen und die Reiſenden zu landen, die von hier zu Lande in einem Tage nach Batavia gelangen können, während die Segelſchifffahrt oft eine Woche dauert.

Bantia, alt-römiſche Stadt in Apulien (jetzt S. Maria de Banze), am Berge Vultur, unweit Venuſium, bekannt durch die ſie umgebenden Wälder, die Saltus bantini. Die bantiſche Tafel, eine Erztafel mit einer oskiſchen Inſchrift in lateiniſcher Schrift, iſt der wichtigſte Ueberreſt der oskiſchen Sprache (ſ. d.).

Bantry, Hafenſtadt in der iriſchen Grafſchaft Cork an der gleichnamigen Bai, gegenüber der Inſel Whiddy, mit 4300 Einwohnern, Sitz der Grafſchaftsverſammlungen, hat Ausfuhr von Getreide und in der Nähe reiche Kupfergruben. Die tiefe, 35 engliſche Meilen lange, 4—6 Meilen breite Bai, rings von hohen Gebirgen umgeben, mit reizenden Küſten, am Eingang durch die Inſel Bear geſchloſſen, iſt einer der weiteſten und ſchönſten Häfen der Welt. Hier am 30. April 1689 unentſchiedenes Seetreffen zwiſchen der franzöſiſchen Flotte, welche den König Jakob nach Kinſale gebracht hatte, und einer britiſchen Flotte unter Admiral Herbert.

Banz, ehemalige Benediktinerabtei, jetzt Schloß des Herzogs Maximilian in Bayern, im bayeriſchen Kreiſe Oberfranken, auf dem Banzberge, mit einem obſtreichen, terraſſenförmigen Park, einer ſchönen, am Schloſſe angebauten Kirche mit trefflicher Orgel, Freskogemälden, dem Denkmal des Marſchalls Berthier, und Mineralquelle. Das Schloß enthält eine Reihe prächtiger Zimmer, darunter den ſogenannten Kaiſerſaal mit den Porträts der königlichen Familie ꝛc. In den gleichfalls ſehr anſehnlichen Nebengebäuden befinden ſich die Wohnungen der Beamten und ein geologiſches Kabinet. Hinter dem Schloſſe liegt die Terraſſe, von welcher man die herrlichſte Ausſicht in das Mainthal genießt. Das Dorf Neubanz iſt eine Kolonie an der von dem verſtorbenen Herzog Wilhelm in Bayern angelegten Kunſtſtraße. B. gegenüber, auf der andern Mainſeite, liegt die berühmte Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen. Die Abtei B. ward um die Mitte des 11. Jahrhunderts von Alberada, der Wittwe Otto's III., Grafen von Henneberg, geſtiftet und dem Hochſtift Bamberg als Lehn übergeben. Zeitverhältniſſe waren jedoch dem Aufblühen der Anſtalt nicht günſtig, die klöſterliche Ordnung ſank bald auch hier, und zuletzt ſahen ſich die Mönche zur Auswanderung gezwungen. Biſchof Otto von Bamberg ſtellte das Kloſter nach mehren Jahren der Verödung wieder her, ernannte den Mönch Balduin zum Abt, weihte die Kirche zu Ehren der heiligen Petrus und Dionys am 9. Oktober 1114, erwarb die als Lehen unrechtmäßig verſchleuderten und vom Adel gewaltſam abgeriſſenen Stiftungsgüter wieder, verpflichtete den Abt, nichts zu veräußern und bei ſchicklicher Gelegenheit auch die erblichen Lehen der Vaſallen wieder zu gewinnen, und ſchenkte den eine Stunde von B. entfernten Räuberſitz Steglitz mit dem umliegenden Walde dem Kloſter, mit dem Verbote, das zerſtörte Schloß je wieder zu erbauen. Papſt Innocenz IV.

Digitized by Google

ertheilte dem Kloster 1250 die Zollfreiheit und das Recht, die geistlichen Pfründen selbst zu vergeben. Besonders aber trug zum steigenden Flor der Abtei der Umstand sehr viel bei, daß benachbarte Edelleute, z. B. die Familien Ratzenberg, Henneberg, Rotenhan, Fülldach, Lichtenstein, Redwitz ꝛc., ihre Söhne gegen eine Uebergabe von Gütern und Rechten dort erziehen ließen und mehre dieser Zöglinge eine so große Vorliebe für das Kloster gewannen, daß sie ihre Güter und Rechte für den Fall des Todes dem Konvent abtraten. Unter dem Abt Johann IV., Schütz von Hachenbach, wurde das Kloster im Bauernkriege 1525 zerstört und die Konventualen vertrieben. Dem folgenden Abt, Alexander von Rotenhan, gelang es, wieder Konventuaten zu sammeln und das Stift zu reorganisiren, und durch ihn wurde die Bibliothek und eine gelehrte Schule für Jünglinge jeden Standes gestiftet, die sehr bald in Aufnahme kam. Doch nach seinem Tode (1554) entspannen sich zwischen den Regenten von Bamberg-Würzburg, Sachsen-Koburg und dem Abt Georg I. Truchseß von Henneberg so hartnäckige Streitigkeiten, daß endlich eine gänzliche Auflösung des Klosters erfolgte, der ganze Konvent 1567 auswanderte, die Mehrzahl der Konventualen sich der Reformation zuwendete und die Klostergüter mehre Jahre hindurch von Weltlichen verwaltet wurden, bis der Bischof Julius von Würzburg 1575 den Abt Johann Burchard in Schwarzach auch zum Abt von B. ernannte. Er wurde gleichsam der zweite Stifter der Abtei. Noch glänzender wurden die Verhältnisse von B. unter seinem Nachfolger Thomas Bach, insbesondere durch die Gunst des Kaisers Ferdinand II., des Herzogs Kasimir von Koburg und des Fürstbischofs von Bamberg. Der 30jährige Krieg zerstörte Alles von Neuem; der Konvent wurde durch die Schweden vertrieben, das Kloster aller Kostbarkeiten beraubt und mit der ganzen Gegend verheert, der Abt selbst auf der Flucht ergriffen und nach Königshofen ins Gefängniß geschleppt, wo er (1635) starb. Oxenstierna hatte die Abtei nebst ihren Besitzungen dem Markgrafen Georg von Baireuth geschenkt, der sie sofort in Besitz nahm und streng verwalten ließ, bis er nach Gustav Adolfs Tode sie an die wenigen zurückkehrenden Konventualen abtreten mußte, die lange Zeit ein sehr kärgliches Leben führten. Erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts kamen sie durch die Erbschaft einer Million Gulden von Otto de la Bourde, Bischof zu Gurk in Kärnthen, der vorher (1664—76) Abt in B. gewesen war, in bessere Verhältnisse, wozu auch die Wahl des Abts Kilian Düring, welcher einige Zeit Sekretär der kaiserlichen Gesandtschaft in Dresden gewesen war, viel beitrug; er ließ die Kirche und die meisten andern Gebäude durch den Baumeister Diezenhofer wieder herstellen. Unter den folgenden Aebten zeichnete sich besonders Gregor Stumm aus, der während seiner 39jährigen Amtsführung die einst so berühmte Bibliothek errichtete, ein Münz-, Kunst- und Naturalienkabinet anlegte, den wissenschaftlichen Geist unter seinen Mitgenossen zu beleben suchte und die Kirche mannichfach verzierte. Auch die 3 noch folgenden Aebte standen in allgemeiner Achtung; unter Gallus Dennerlein, dem letzten Abt, wurde das Stift 1802 aufgehoben. Die kostbare Bibliothek u. das Naturalienkabinet wurden zur Grundlage zweier großen öffentlichen Anstalten nach Bamberg, das Münzkabinet aber nach München gebracht. Die Gebäude wurden anfangs für ein Landgericht, Rentamt und für Pächterwohnungen eingerichtet, aber 1813 mit den nächstgelegenen Dörfern, Höfen, Waldungen, Feldern und Wiesen um 309,000 Gulden an den Herzog Wilhelm in Bayern verkauft, der B. zu seiner Sommerresidenz wählte und es bei seinem Tode 1837 auf seinen Enkel, den Herzog Maximilian in Bayern, vererbte. Die schöne Kirche ist allein noch ein unverändertes Denkmal der Vorzeit. Der Konvent zu B. zeichnete sich von Alters her durch wissenschaftlichen Sinn und Humanität aus. In neuerer Zeit ist B. den Geognosten wegen der mannichfaltigen Versteinerungen merkwürdig geworden, welche, aus dem dortigen Lias ausgebeutet, vollständig in einer reichen Lokalsammlung daselbst aufbewahrt werden. Besonders flößen in derselben die Ueberreste verschiedener Saurierarten Bewunderung ein, sowohl wegen ihrer Menge, als auch wegen der Größe mancher Individuen. Der Begründer dieser Sammlung war der gelehrte Pater Geyer; zur Bestreitung der Kosten hat der herzogliche Besitzer von B. eine nicht unbedeutende Summe freigebig bewilligt. Vergl. Plac. Sprenger, Diplomatische Geschichte der Benediktinerabtei B. von 1050—1251, Nürnb. 1803, Theil I.

Baobab, s. Affenbrodbaum.

Bapaume, Stadt im französischen Departement Pas de Calais, in wasserarmer Gegend, sonst stark befestigt, hat ein altes Schloß, ein schönes Hospital, beträchtliche Flachs- und Baumwollenspinnerei, ausgedehnte Batistfabrikation, Salzraffinerie, Rübenzuckerfabrikation und 3600 Einwohner. Im Jahre 1641 ward B. von Ludwig XIII. erobert.

Baphomet (Bassomet, Baphemejeus, Bapemejus), Symbol der Tempelherren (s. d.), das Teufelsbild, welches sich nach der Aussage ihrer Ankläger angebetet haben sollen. Einige glauben, der B. sei ein bei den mysteriösen Aufnahmen der Tempelherren gebrauchtes Sinnbild gewesen; Andere, man habe eine seltsam geformte goldene Hostienkapsel, welche die Templer geküßt hätten, für den B. ausgegeben. Nach Joseph von Hammer (Fundgruben des Orients, Band 6) waren die in mehren Antiquitätensammlungen sich vorfindenden Bilder von Stein, mannweiblich mit zwei Köpfen oder zwei Gesichtern, einem bärtigen Manne gleich, übrigens von weiblicher Bildung, größtentheils mit Schlangen, Sonne und Mond und andern seltsamen Attributen umgeben und mit meist arabischen Inschriften versehen, Baphometidole der Templer. Er gründet hierauf, sowie auf andere Kombinationen, die Ansicht, daß die Templer Gnostiker, Ophiten, vom Christenthum Abtrünnige und schändlicher Männerliebe ergeben gewesen wären; der Name B. soll nach ihm so viel als Feuertaufe oder gnostische Taufe bedeuten. Man hat jedoch dargethan, daß jene Figuren eher alchemistische Symbole sind, als daß sie von den Templern herrühren, und Raynouard, und Sylvestre de Sacy haben mit Scharfsinn und Glück gezeigt, daß man unter B. schwerlich etwas Anderes als Mohammed verstanden habe.

Baptisia, Pflanzengattung aus der Familie der Cassieen, charakterisirt durch den halb 4—5spaltigen, 2lippigen Kelch, die Schmetterlingsblüthe mit 5

faſt gleichen Blättern, das an den Seiten zurückgeſchlagene Fähnchen und die bauchige, geſtielte, vielſamige Hülſe, Kräuter in Nordamerika mit einfachen und 3zähligen Blättern und Blüthen in Trauben. Von 15 Arten zeichnen ſich als Zierpflanzen oder durch Arzneikräfte aus: B. australis *R. Br.*, Sophora australis *L.*, mit ſchön hellen oder dunkler blauen Blüthen in langen Trauben, in Carolina, an Bächen und Gräben, bei uns häufig in Gärten gezogen; B. tinctoria *R. Br.*, Sophora tinctoria *L.*, mit zierlichen, gelben Blüthen, in Carolina, Canada, an Hügeln und in Wäldern. Die Wurzel wird als antiſeptiſches, gelind adſtringirendes, od. als Fiebermittel gelobt; in ſtarker Gabe bewirkt ſie Erbrechen und Durchfall. Das Kraut, welches beim Trocknen ſchwarz wird, hat dieſelben Eigenſchaften u. enthält auch einen indigoartigen Farbeſtoff (wild Indigo), der in bedeutender Menge gewonnen wird. B. minor *Lehm.*, kleine B., mit ſchönen blauen Blüthen in langen Trauben, iſt in Nordamerika heimiſch. Die Baptiſien dauern in deutſchen Gärten im Freien aus, müſſen aber im Winter mit etwas Laub bedeckt werden und lieben einen guten, tiefen, lockern, mäßig feuchten Boden.

Baptisma (Baptismus, v. Griech.), Eintauchen ins Waſſer, Taufe (ſ. d.).

Baptiſten (v. Griech.), gemeinſamer Name für alle diejenigen chriſtlichen Sekten, welche die Kindertaufe verwerfen und nur Erwachſene nach abgelegtem Glaubensbekenntniß in ihre Gemeinſchaft aufnehmen. Es gehören in dieſe Kategorie kirchliche Parteien von dem verſchiedenſten Charakter, namentlich die Wiedertäufer (ſ. d.) des Reformationszeitalters, dann die aus ihnen hervorgegangenen, im Grunde ihres Weſens aber ſehr von denſelben abweichenden Mennoniten (ſ. d.) mit ihren, bis in die neueſte Zeit herabreichenden Verzweigungen. Im engern Sinne aber werden B. genannt diejenigen in Großbritannien, Nordamerika und Deutſchland verbreiteten Separatiſten, welche darin übereinſtimmen, daß ſie die Kindertaufe für ungültig u. unchriſtlich halten, ſonſt aber in vielen Punkten theils unter ſich, theils von den ältern Wiedertäufern und den Mennoniten differiren. Die britiſchen B. ſtehen mit den omerikaniſchen in einem hiſtoriſch erweislichen Zuſammenhange, indem letztere als Sprößlinge der erſteren anzuſehen ſind; ob aber das heutige Baptiſtenweſen in England und Schottland mit dem Treiben der vormaligen Wiedertäufer in genetiſche Verbindung zu ſetzen ſei, iſt zweifelhaft. Zwar kamen ſchon in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts Wiedertäufer von Deutſchland und Holland aus nach England, um den Verfolgungen in ihrer Heimat zu entgehen; indeſſen hatten dort auch ſchon vor ihnen die Wikleſiten und die Lollharden über die Taufe ähnliche Grundſätze wie ſie verbreitet, und eigene Gemeinden zu gründen gelang den neuen Ankömmlingen ſo wenig, daß ſie vielmehr unter Heinrich VIII., Maria, Eliſabeth u. Jakob I. blutigen Verfolgungen ausgeſetzt waren. Seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts fand die Verwerfung der Kindertaufe unter den Presbyterianern vielen Anklang, und aus dieſer Fraktion gingen die britiſchen B. der neuern Zeit eigentlich hervor, welche unter Karl I. bereits als organiſirte Gemeinde auftraten. Unter Cromwells Protektorat genoſſen ſie Duldung, unter Karl II. wurden ſie verfolgt, unter Jakob II. aber erhielten ſie 1687 durch die Declaration of Indulgence Gewiſſensfreiheit und unter Wilhelm III. 1689 durch die Toleranzakte auf ewige Zeiten Religionsfreiheit. Mit den Mennoniten haben ſie die Verwerfung der Kindertaufe und das Taufen der Erwachſenen gemein, aber ſie verweigern weder Eid, noch Kriegsdienſte, noch die Verwaltung obrigkeitlicher Aemter. Die Taufe vollziehen ihre Geiſtlichen durch dreimaliges Untertauchen in Flüſſen und großen Waſſerbehältern, wobei die Täuflinge weiß gekleidet, Taufzeugen aber nicht nöthig ſind. Die Kinder erhalten gleich nach der Geburt die Namen. Ihr Gottesdienſt iſt dem der Presbyterianer ſehr ähnlich, beim Abendmahle bleiben die Gemeindeglieder in ihren Stühlen, und Kirchendiener reichen das in Stücke geſchnittene Brod und den Kelch unter Recitation der Einſetzungsworte herum. Kirchengeſang wurde erſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemein eingeführt. Die Kirchenzucht iſt ſehr ſtreng, Exkommunikation nicht ungewöhnlich. Die Geiſtlichen werden beſoldet, ihre Bildung erhalten dieſelben auf eigenen baptiſtiſchen Seminarien zu Friſtel, Bradford und Stepney. Der Lehrbegriff der B. iſt im Allgemeinen mit dem der Presbyterianer übereinſtimmend; im Streite über das Dogma von der Prädeſtination theilen ſie ſich ſchon gegen Ende des 17. Jahrhunderts in zwei Hauptparteien, die General- und die Partikularbaptiſten, und ein Religionsgeſpräch zu London führte eine dauernde Trennung beider Theile herbei. Die General- (Univerſal-, Arminianremenſtranten-) baptiſten, auch Freewill-Baptists, d. i. B. vom freien Willen, genannt, verwerfen Calvins determiniſtiſche Gnadenwahl und neigen ſich dem arminianiſchen Univerſalismus zu, und ihre Lehre von der Prädeſtination hat etwas Schwankendes und Unbeſtimmtes, worin der Grund ihrer zunehmenden Verminderung liegen mag. Die Partikular- (Antinomian-, calviniſtiſchen) baptiſten bekennen ſich zu Calvins Lehre von der Gnadenwahl, doch herrſcht unter ihnen zugleich die ſtrengere und die mildere Anſicht der Infralapſarier u. Supralapſarier, wonach man High u. Low Calvinists unterſcheidet. Unter ihnen gibt ſich, durch eine ſtrenge Kirchenzucht erhalten, der baptiſtiſche Religionseifer am kräftigſten kund, und ihre Anzahl wächſt von Jahr zu Jahr immer mehr. Beide Parteien, beſonders aber die Partikularbaptiſten, haben ſich große Verdienſte um die Verbreitung des Chriſtenthums in Oſtindien und den benachbarten Ländern erworben. Die Partikularbaptiſten ſtifteten 1792 eine Miſſionsgeſellſchaft, welche mehr als 20 Miſſionsplätze in Oſtindien und auf den Sundainſeln mit cirka 50 Miſſionairen unterhält und die Bibel in die hinterafiatiſchen Sprachen überſetzen läßt. Die Baptiſtengemeinden in Nordamerika wurden bereits 1688 von England aus gegründet und breiteten ſich in den britiſchen Beſitzungen, beſonders in Virginien, raſch aus. Sie zerfallen ebenfalls in die zwei Hauptparteien der General- und Partikularbaptiſten, deren gegenſeitiges Verhältniß hier im Ganzen daſſelbe iſt wie in England. Das Dogma der Generalbaptiſten legt beſonders Nachdruck auf die Lehre vom freien Willen. Die Partikularbaptiſten, welche 1707 in Amerika einwanderten, theilten ſich in die nichtvereinigten B. (Unassociated Baptists) u. in die vereinig-

ten B. (Calvinistic oder Associated B.). Die engere Vereinigung hat die Verbreitung des Christenthums durch Missionen, Erziehung junger Leute zum Predigtamt, Unterstützung armer Gemeinden ꝛc. und Förderung christlicher Institute zum Zweck. Ein Hauptziel ihrer gemeinsamen Bestrebungen ist die Negeremancipation, woher sie auch emancipirende B. genannt werden. Die Taufe wird gewöhnlich an jedem ersten Sonntage des Monats vollzogen, und die Täuflinge werden dabei rückwärts im Flusse untergetaucht. Die Gemeindeverfassung beruht auf den Grundsätzen freiwilliger Vereinigung, der Wille der Mehrheit ist entscheidend. Neben den beiden Hauptparteien bestehen viele kleinere, deren Zahl sich namentlich in neuerer Zeit sehr vermehrt hat. Die wichtigsten sind: die Sabbatharier (Siebentagbaptisten, Seventh-Day-Baptists, Sabbatharians), gestiftet in England um 1650 durch Franz Bampfield, wanderten 1688 nach Nordamerika aus, wo sie jetzt noch allein gefunden werden. Sie feiern den Sonnabend statt des Sonntags. Die B. der Sechsgrundsätze (Six-Principale-B.) scheinen in Abnahme begriffen zu sein. Die sechs Grundsätze sind (nach Hebr. 6, 1 u. 2) Buße, Glaube (an Gott), Taufe, Händeauflegen, Auferstehung der Todten, ewiges Gericht; namentlich erklären sie das Auflegen der Hände als nothwendiges Accessit der Kommunion. Die schottischen B., auch sandemanianische B. genannt, weil sie mit den Sandemanianern (s. d.) die Geringschätzung des Predigtamts und die überaus strenge Kirchenzucht gemein haben und an jene Stelle die gemeinsame gegenseitige Ermahnung setzen, sind in Schottland entstanden und führen ihren Ursprung auf das apostolische Zeitalter zurück, sind aber wahrscheinlich aus den schottischen Independenten seit 1765 hervorgegangen. Besonders beförderten die Brüder Robert und James Haldane ihre Verbreitung nach Nordamerika, doch gibt es auch Gemeinden in England und Schottland, namentlich in Edinburg. Verwandt mit diesen sind die Campbelliten (Reformed B.), von Alex. Campbell, einem Geistlichen in Kentucky, in neuester Zeit gestiftet. Campbell trat als entschiedener Gegner des Antinomismus, d. h. als Vertheidiger des Sittengesetzes gegen die schwärmerischen Ansichten von der Thätigkeit des heiligen Geistes, auf und faßte die Taufe als Bad der sittlichen Wiedergeburt in streng ascetischem Sinne. Seine Anhänger, einfache, dem praktischen Leben mit ernsten Sitten zugewendete Leute, haben sich vorzüglich in Kentucky, Tennessee und Virginien ausgebreitet. Die Samen- (Seed-) oder Schlangen- (Snake-) baptisten sind die konsequentesten Fatalisten unter allen Anhängern des calvinischen Dogma's von der Gnadenwahl. Die Menschen zerfallen nach ihnen in zwei, durch unabänderliche Prädestination vorausbestimmte Klassen: Samen des Weibes u. Samen der Schlange; die ersteren werden gerettet, die andern gehen unrettbar verloren. Sie sind in den westlichen Staaten, obwohl nicht zahlreich, verbreitet. Die Christianer (Christier, Christians) haben über Christus arianische Ansichten und legen der Ausdrücken Gottessohn und ähnlichen eine figürliche Bedeutung bei. Eine eigenthümliche, mit den deutschen Mennoniten verwandte Sekte der amerikanischen B. bilden die Dunkers (German-, First-Day-B.), 1708 in Deutschland durch Alexander Mack, in Schwarzenau, mit 77 Andern gestiftet. Sie stehen mit den Mennoniten des europäischen Festlandes in näherer Verbindung, als die übrigen nordamerikanischen B. Mack und seine Freunde verwarfen jede kirchliche Ueberlieferung und nahmen nur an, was sie durch eigene Forschung in der heiligen Schrift fanden. Verfolgt flohen sie aus Deutschland nach Holland, 1713 nach Amerika und gründeten 1723 in Germantown die erste Kirche. Die Dunkers halten es für nicht erlaubt, Eide abzulegen, Waffen zu tragen, Prozesse zu führen und Zinsen zu nehmen. Die frühere mönchische Tracht, weiße Kutten und Kapuzen, haben sie jetzt abgelegt. Ihre Nahrung besteht nur in Vegetabilien; überhaupt nehmen Entsagung aller Art und freiwillige Büßungen eine wichtige Stellen ihrer Moral ein; sie glaubten durch sie die Seligkeit zu verdienen und betrachten manche ascetische Uebungen als eigentliche Opera supererogationis. Die Ewigkeit der Höllenstrafen verwerfen sie. Ihre Liturgie ist einfach. In der religiösen Zusammenkünften, welche die Geschlechter abgesondert täglich und nur an den Sonnabenden gemeinschaftlich halten, darf Jeder laut beten und sprechen; die besten Sprecher halten Vorträge. Das Abendmahl halten sie des Nachts und verbinden damit ein Liebesmahl, wobei Fußwaschen, Bruderkuß und Handschlag Statt finden. Wer sich verheirathet, gehört nicht mehr zu den vollkommenen Brüdern und Schwestern, die gar keinen Umgang mit einander haben, sondern zu den Verwandten der Gemeinde, welche von jenen getrennt wohnen und ihre Kinder den Vollkommenen zur Erziehung überlassen, aber fortfahren, an den wöchentlichen Versammlungen der Gemeinde Theil zu nehmen. Bei regem Gewerbfleiß sind die Dunkersgemeinden durchschnittlich sehr wohlhabend. Die Mormonen (s. d.) haben nur das Untertauchen mit den B. gemein. Außerdem gibt es in Nordamerika noch mehre kleinere Sekten, welche die Taufe entweder ausschließlich an Erwachsenen vollziehen, oder doch die Kindertaufe in spätern Jahren wiederholen. Die Zahl aller B. in Amerika beträgt cirka 4½ Millionen. Während sie früher einer tüchtigen Bildung abgeneigt waren, besitzen sie jetzt mehre wissenschaftliche Institute und Vereine, als: die brownsche Universität zu Providence in Rhodeisland, Seminare zu Hamilton im Staate Newyork und zu Newton in Massachusetts. Im Jahre 1834 entstanden die Nordern Baptist Education Society in Massachusetts und die Western Baptist Education Society, die ein Erziehungshaus zu Kentucky bei Cincinnati am Ohio gründete. In neuerer Zeit haben Missionäre auch in Deutschland baptistische Grundsätze auszubreiten gesucht und, z. B. in Stuttgart und in Berlin, Proselyten gemacht. Sie vollziehen ihre Taufe selbst mitten im Winter, wogegen die Obrigkeit theils aus Sanitäts-, theils aus Anstandsrücksichten einschreiten zu müssen meinte. Später gewährte man ihnen Duldung. Ueber die B. in Großbritannien vgl. Crosby, History of the english Baptists etc., London 1738 bis 1740, 4 Bde.; Robinson, Hist. of Baptism, das. 1740; Jrimey, Hist. of the english Baptists, das. 1811, 2 Bde.; J. Bennett, Hist. of dissenters during the last thirthy years from 1808 to 1830, das. 1839; über die amerikanischen: Backus, Hist.

of the english american Baptists, Boston 1777—84; F. A. Cox und J. Hoby, The Baptists in America, Newyork 1836.

Baptisterium (v. Griech.), Theil der Bäder, wo man warm badete; dann Kirchen, Taufsäle, Taufballen, besonders seit dem 4. Jahrhundert ein an die Kirchen angefügtes besonderes Gebäude, auch Photisterium, Illuminatorium genannt und zur Vornahme der Taufen bestimmt, während man zur Zeit Justins und Tertullians noch außer den Kirchen taufte. Das B. war rund, 6- oder 8eckig, oder in Form eines † gebaut und meist so groß und geräumig, daß oft darin Koncilien gehalten wurden: denn die Tauffeierlichkeit fand jährlich nur einmal Statt, und eine große Menschenmenge strömte dabei zusammen. Die Baptisterien hatten 2 Hauptabtheilungen: einen Vorhof, wo die Vorbereitung und Exorcisation der Katechumenen, und ein Inneres oder Heiliges, wo die Taufe selbst erfolgte. Letzteres enthielt ein großes Bassin (colymbethra, piscina, fons), zu dem 3 Stufen führten. Ueber dem Wasserbecken hing gewöhnlich das goldene oder silberne Bild einer Taube, Symbol des heiligen Geistes, und die Wände waren mit Gemälden und andern Zierrathen reich geschmückt. Als die Kindertaufe und das Besprengen statt des Untertauchens aufkam und die Taufe selbst von den Bischöfen den Geistlichen überlassen wurde, kam das B. allmählig außer Gebrauch. Ursprünglich hatte nur die Haupt- oder Mutterkirche ein B., woher es kommt, daß z. B. in Italien die Taufe nur in der Hauptkirche vollzogen werden kann. Erst später wurden die Baptisterien auch bei andern Kirchen eingeführt. Seit dem Aufhören des Untertauchens, für welches man übrigens besondere Abtheilungen für Männer und Frauen hatte, wurde der Taufakt in die Kirche selbst verlegt, und das B. ging im 6. Jahrhundert in den Taufstein (s. d.) über, welcher bald eine bloße Vertiefung im Altar war, bald die Form eines Kelches hatte und vom Altar entfernt stand. Die griechische und russische Kirche, wo die Sitte des Untertauchens noch herrscht, haben das B. beibehalten. B. nennt man auch die Taufe selbst, sowie Alles, was zur Taufe gehört.

Bar, Meistersängerlied, wurde in Gesätze (Strophen) abgetheilt; s. Tabulatur.

Bar (Bar le Barrois, lat. Barensis ducatus, franz. Le duché de Bas, Le Barrois oder Le duché de Barrois), Herzogthum, ehemalige Provinz des alten Frankreichs, im Mittelalter ein Gau (Bargau), dann Grafschaft, an beiden Ufern des Ornain, im Ganzen fruchtbar und angenehm, reich an Getreide, Waldungen, Eisenerz. Es zerfiel in zwei Hauptttheile: Barrois mouvant (Lehn) und Barrois non mouvant (Eigenthum); zu den erstern gehörten das große Amt Bar le Duc (mit 162 Ortschaften) und das Amt Bassigny oder la Marche (mit 68 Ortschaften), zu dem letztern die Aemter Bourmont, Briey, Etam, Longuion, Pont-à-Mousson, St. Michiel, Thiaucourt und Villers la Montagne (zusammen mit 389 Ortschaften). Jetzt bildet das Herzogthum einen Theil der Departemen's Meurthe, Maas, Mosel. Wappen: 2 goldene Barsche im blauen, mit goldenen Kreuzen besäeten Felde. B. war in der ältesten Zeit als Pagus Barensis ein besonderer Distrikt, gehörte in der fränkischen Zeit zu Austrasien und stand dann, zu Oberlothringen gehörig, unter eigenen Grafen (Grafen von Mouçon), als deren erster (959) Friedrich von den Ardennen genannt wird, der Beatrix, Tochter Hugo's des Großen, zur Gemahlin hatte und die Hauptstadt Bar le Duc erbaut haben soll. Graf Robert, vermählt mit der Herzogin Marie von Berri, Tochter des Königs Johann von Frankreich, nahm 1355 den herzoglichen Titel an. Sein ältester Sohn Heinrich, der dem geistlichen Stande angehörte, aber nach seines Bruders Eduard III. Tode das Herzogthum B. erbte, schenkte es 1419 seinem Großneffen, dem Prinzen Renat von Anjou, damals Graf von Guise, nachmals berühmt unter dem Namen des guten Königs René, welcher durch seine Vermählung mit Isabella Este, Erbtochter des Herzogs Karl I. von Lothringen, die Vereinigung von Lothringen u. B. zu Stande brachte. Beide Staaten blieben nun verbunden, und mit Lothringen fiel B. später an Frankreich.

Bar, mehre Städte in Frankreich: 1) (B. le Duc, B. sur Ornain), Hauptstadt des Maasdepartements, sowie des ehemaligen Herzogthums Bar, südwestlich von Metz, am Ornain, zerfällt in die Ober- und Unterstadt, wovon jene sich amphitheatralisch an einen Hügel lehnt und einzelne schöne Gebäude hat, z. B. die Hauptkirche mit dem Denkmal René's von Chalons, von Léger Richter, einem Schüler Michel Angelo's. Den Gipfel des Hügels, der eine reizende Aussicht gewährt, zieren die Trümmer eines alten Schlosses der Grafen und Herzöge von Bar. Die Unterstadt wird vom Fluß durchströmt, über den 3 Brücken führen. Von den ehemaligen Befestigungen der Stadt sind nur noch Reste vorhanden. Das große Schloß, welches die Stadt einst zierte, ward 1640 durch eine Feuersbrunst eingeäschert und 30 Jahre später durch Ludwig XIV. völlig abgetragen. Die Stadt ist übrigens wohlgebaut, die Straßen regelmäßig und gut gepflastert. B. ist der Sitz der Departementalautoritäten u. eines Handelsgerichts, hat 7 Kirchen, ein Hospital, ein Collége, eine Normalschule, öffentliche Bibliothek, Fabriken für Hüte, Kattun, Strumpf-, Wollen-, Leder- und Stahlwaaren, Färbereien, Brauereien, ausgezeichnete Konfitüren, ansehnlichen Handel mit Wein (Vin de Bar), Holz, Eisen, Wolle, Manufakturwaaren und 13,835 Einwohnern. B. ist Vaterstadt des Marschalls Oudinot, des Generals Excelmans und des Malers Jérôme Dubois.

2) (B. sur Aube), Stadt im Departement Aube, in der Champagne, am rechten Ufer der Aube, alt und unansehnlich gebaut, hat ein Obertribunal, Collége, Gerbereien, Handschuhfabriken, guten Weinbau, lebhaften Wein- und Branntweinhandel und 4780 Einwohner. Ort und Gegend führten ehemals den Titel einer Grafschaft. Am 24. Januar 1814 lieferten die Verbündeten dem daselbst mit 14,000 Mann aufgestellten Marschall Mortier ein Treffen, in Folge dessen er bis an die Seine zurückwich. Ein bedeutenderes Gefecht fand am 27. Febr. Statt. Nachdem Napoleon I. bereits am 23. Febr. gegen Troyes vorgerückt war und die Arrièregarde der Verbündeten daraus vertrieben hatte, erhielt am 25. das schlesische Heer unter Blücher den Befehl, sich mit dem Corps von Bülow, Winzingerode und Woronzow zu verbinden und offensiv gegen Paris vorzurücken, während das 1. Armeecorps,

die Reservedivision Bianchi, die österreichischen Truppen bei Dijon und das 6. deutsche Bundescorps, zusammen 50,000 Mann stark, eine Armee des Südens bilden und unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg gegen Macon und Augereau vorrücken sollten. Diese Disposition wurde geändert, als man erfuhr, daß Napoleon der Hauptarmee nur einige Abtheilungen gegenübergestellt habe, aber bei Mery seine ganze Macht vereinige, um der schlesischen Armee nach der Marne zu folgen, zu welchem Zweck Napoleon am 27. Febr. von Troyes aufbrach, Macdonald mit dem 2., 7. u. 11. Infanterie- und 3. Kavalleriecorps an der Aube und Seine zur Verfolgung des Hauptheeres stehen und Oudinot mit ungefähr 28,000 Mann Infanterie und Kavallerie, dem 2. und 7. Infanteriecorps und der 2. Kavallerieabtheilung unter Kellermann gegen B. vorrücken ließ. Da zugleich die Nachricht einging, daß Blücher die Marne glücklich passirt habe, beschlossen die Alliirten den Angriff auf das von Oudinot befehligte Corps. Nach mehren hitzigen Gefechten mußte Oudinot am späten Nachmittage weichen, nachdem auch Macdonald seine Stellung bei Malepin geräumt hatte. Die Franzosen verloren 2000 Mann Todte und Verwundete und an 800 Mann Gefangene, die Alliirten nur die Hälfte, aber Schwarzenberg und Wittgenstein wurden leicht verwundet. Obwohl die Verbündeten ihren Sieg nicht verfolgten, ist das Treffen bei B. doch vorzüglich dadurch wichtig geworden, weil den Alliirten dessen günstiger Erfolg den Muth gab, endlich zur Offensive überzugehen, ein Schritt, der nicht in den Berechnungen Napoleons lag.

3) (B. sur Seine), Stadt im Departement Aube, links an der Seine, über welche eine schöne Brücke führt, zwischen hohen Bergen in Weinpflanzungen, hat Baumwollenspinnereien, Fabriken für Droguen, Messer, Leder, Papier, Branntweinbrennereien, Färbereien, Weinbau (ein in Paris sehr geschätzter Burgunderwein), lebhaften Handel mit Wein, Hanf, Wolle, Holz und 2610 Einwohner. Die Stadt war früher befestigt und von Wichtigkeit. In den Kriegen mit den Engländern hatte sie viel zu leiden, in Folge dessen die Bürger selbst die Festungswerke zerstörten. In der Nähe befindet sich ein wunderthätiges Marienbild, das in der ganzen Umgegend großer Verehrung genießt.

Bar (früher Row), kleine Stadt in der Ukraine, im russischen Gouvernement Podolien, am Row, mit 5 Kirchen, einigen Fabriken und 4700 Einwohnern. Von den Tataren 1452 verheert, ward die Stadt durch Bona Sforza, Gemahlin des polnischen Königs Sigismund I., im 16. Jahrhundert neu aufgebaut und zum Andenken an ihren Geburtsort Bari in Unteritalien B. genannt. Später trat Polen die Stadt den Türken ab, allein sie unterwarf sich 1674 mit dem größten Theile der Ukraine dem russischen Czar Alexei Michailowitsch und stand in der Folge bald unter türkischer, bald unter polnischer Hoheit. Besonders berühmt ist B. durch die barer Konföderation, welche hier ein Theil des polnischen Adels einging, um dem russischen Einflusse am Hofe des Königs Stanislaus August entgegen zu arbeiten und dem Katholicismus das Uebergewicht in Polen zu sichern. Der Bischof Adam Krasinsky von Kaminiec hatte den ersten Gedanken zu dieser Verbindung, der Starost Josef Pulawski setzte ihn ins Werk, und die Konföderationsakte wurde von 8 Edelleuten am 29. Februar 1768 unterzeichnet. In ganz Polen fanden sich bald zahlreiche Theilnehmer, und der gesammte Adel spaltete sich in zwei Parteien. Apraxin erstürmte am 28. Mai 1768 B., die Konföderirten zogen in die Walachei und später nach Teschen. Sie erklärten den König für abgesetzt und ließen ihn durch ihre Anhänger 1771 aus Warschau entführen. Der Papst und der französische Minister Choiseul unterstützten sie anfangs; Dumouriez und Kellermann stritten in ihrer Mitte gegen die Russen, und erst nach vierjährigem Kampfe gelang den letztern die gänzliche Unterdrückung der Konföderation.

Baraba (Barabinzische Steppe), Steppe im asiatischen Rußland, die sich im Gouvernement Tomsk, am Fuße des Altaigebirges zwischen dem Irtysch im Westen und dem Obi im Osten ausbreitet und nordwärts bis zum Tara und Wassjugan erstreckt, etwa 100 Meilen lang und mehr als 80 Meilen breit. Sie bildet die nordöstliche Fortsetzung der Irtyschsteppe, ein weites, niederes Gebiet, von vielen Steppenflächen durchzogen, die theils in die zahlreich vorhandenen, zum Theil salzigen und sumpfigen Seen fließen, theils auch spurlos sich im Boden verlieren. Die Seen sind meist in Reihen geordnet und von Schaaren von Wasservögeln besucht. Die größten sind im Süden der Kolundinskoj (Kulunda), im Nordwesten der Tschebakly und der sehr fischreiche Tschany, der über 14 Meilen im Durchmesser halten und gegen hundert niedrige unbewohnte Inseln haben soll, und im Nordosten der Ubinskoj (Uba), der in den nördlich die Steppe zum Irtysch durchströmenden Om abfließt. Die Menge der Seen und das stetig fortschreitende Austrocknen derselben, das schon während eines Menschenalters äußerst merklich ist, rechtfertigt die Vermuthung, daß die ganze B. ehedem, vielleicht noch vor wenigen Jahrhunderten, ein allgemeiner großer Morast, oder Binnensee gewesen. Von den Flüssen sind außer dem Om noch zu nennen: der Tschulym, der von Osten her in den Tschanysee mündet, der Wassjugan, der die Ebene oft überschwemmt und durch Sumpfbildungen die Luft verpestet, worin hauptsächlich die Quelle der sibirischen Viehpest zu suchen sein soll der Alei, der wie jener in den Obi mündet, der Karassuk u. a. Ueberall ist die Steppe mit Espen- und Birkenwäldchen bestreut, und weite Strecken sind mit dünnem Rohr bewachsen. Nach Norden hin tritt mehr dichter Wald hervor, während im Westen weiter hin fruchtbare, sehr grasreiche und feuchte Striche sich ausdehnen. Ein großer Theil ist auch mit weitläufig stehenden Birken besetzt, und sogar Schwarzwälder finden sich hie und da, z. B. der Urmanwald, der sich vom Irtysch bis zum Obi ausbreitet. Die B. bildet nach Humboldts Beobachtung ein Tiefland, das sich südwärts zum Altai allmälig erhebt. Der südliche Theil, die Verflachung des Gebirges, ist ganz besonders salzig, der übrige Theil aber mit einer über 2 Fuß mächtigen fruchtbaren Mulmerde bedeckt, welche auf einem allgemeinen Thonbette ruht und stellenweise mit magerem Sandboden wechselt. Daher ist die trockene Fläche, ungefähr 1/2 Million preußische Morgen, meist zum Kornbau geeignet. Der Winter ist anhaltend und streng, Schnee fällt jedoch erst im December und nicht reichlich. Mit der Vegetation entwickeln sich

im Frühjahre Myriaden von Insekten, namentlich Moskitos, die Humboldt hier noch lästiger fand, als am Orinoco. Der Sommer bringt selten Regen, noch seltener Gewitter; doch ist die Atmosphäre meist durch eine Art Höhenrauch getrübt. Die Kolonisation ist seit 1730 im Gange und ward namentlich durch die Kaiserin Katharina II. (seit 1762), die nach und nach eine Menge von Dörfern mit neuen Anbauern (Verbannten) in der B. anlegte, wesentlich gefördert. Die Kolonisten bauen Getreide, auch Erbsen und Bohnen, etwas Hanf und Lein. Der Boden trägt 5—10fältig. Die Pferdezucht ist bereits nicht unbedeutend, auch die übrige Viehzucht nimmt jährlich zu, leidet aber durch häufige Viehseuchen. Auch Ruinen alter Befestigungen und alte Grabhügel finden sich in der B. Die ursprünglichen Einwohner, die Barabinzen (Barabinskoi), sind ein Volk tatarischen Ursprungs aus dem Stamme der Turalinzen; sie leben halbnomadisch in den Kreisen Tara und Omsk und sind in 7 Stämme (Woloste) getheilt, die aus etwa 3000 Familien bestehen und im Winter in 68 Dörfern wohnen, im heißen Sommer aber mit ihren Heerden in der Steppe herumziehen. Sie bekennen sich etwa seit Mitte des 18. Jahrhunderts zum Islam, genießen jedoch das Fleisch ihrer gefallenen Thiere und selbst der Raubthiere. Eine Lieblingsspeise ist ihnen der Ostigan, eingekochte Pferde- und Kuhmilch. Die Dörfer haben ihre Aeltesten und jede Volost ein eigenes Oberhaupt (Juta), das von dem Woiwoden von Tara bestätigt wird. Die Barabinzen, ehemals dem mongolisch-talarischen Staat von Sibirien unterworfen, kamen 1595 unter russische Botmäßigkeit.

Baraband, Jacques, berühmter französischer Maler, 1772 zu Aubusson geboren, erwarb sich frühzeitig als Zeichner großen Ruf und malte für das große Werk des berühmten Reisenden La Baillant mehr als 100 Arten Papageien, Paradiesvögel ꝛc., wie er auch für die ägyptische Kommission viele Zeichnungen von Vögeln, Schlangen, Insekten und Muscheln fertigte. Im Jahre 1818 stellte er im Museum der Tuilerien zwei gemalte Vögel aus, welche ihm den Preis einer goldenen Medaille erwarben und nachher die Gemäldesammlung von Malmaison schmückten. Die glänzendste Färbung im Verein mit der vollkommensten Naturtreue zeichnen B.s Werke aus. Den leichtesten Flaum wußte er mit vollendeter Genauigkeit wiederzugeben. B.s letztes, für Dufresne, Naturforscher beim Jardin des plantes, gefertigtes Vogelgemälde ist ein wahres Meisterwerk. Durch ein Dekret aus dem Hoflager zu Warschau vom 25. Januar 1807 ernannte ihn Napoleon I. zum Professor der Zeichenkunst an der Specialschule der Künste in Lyon, wo er einige Jahre darauf †. Seine Zöglinge und Freunde errichteten dem Künstler ein Grabmal aus weißem Marmor.

Barabas, Nikolaus ungarischer Maler, 1810 im Szellerlande in Siebenbürgen geboren, hatte als Kind mit großem Mangel zu kämpfen und bettelte sich in seinem 19. Jahre nach Wien, wo er in die Akademie aufgenommen wurde. Nach vollendeten Studien bereiste er Siebenbürgen und die Walachei und erwarb sich durch Porträtmalen die Kosten zu einem längern Aufenthalt in Rom. Von hier kam er nach Pesth und ward daselbst 1837 Mitglied der ungarischen Akademie; 1842 bereiste er den größten Theil Europa's. Seine in Lebensgröße ausgeführten Bilder der Palatine Joseph und Stephan, des Barons Wesselényi, des Bischofs Pyrker u. A. sind Meisterwerke. Schon früher lieferte er zu dem „Divat lap" als Kunstbeilage eine Gallerie ungarischer Notabilitäten auf politischem und literarischem Gebiete. Unter seine spätern Arbeiten gehören ein sehr gelungenes Tableau, das erste ungarische Ministerium darstellend, ferner die Bildnisse von Görgei, Klapka ꝛc.

Barabbas, Raubmörder, den die Juden statt Jesu von Pilatus losbaten. Nach mehren Manuskripten hieß er auch noch Jesus, was die meisten Kritiker für einen Zusatz von späterer Hand halten.

Barabisten, geheime Gesellschaft in Neapel 1823, hatte die Leiden des Erlösers als Sinnbild und bezweckte den Sturz der Regierung, ward aber entdeckt und aufgehoben.

Barabras (Berber, Kenouhs), afrikanischer Volksstamm, ein Zweig der Nubier, welcher die nördlichsten Nilgegenden Nubiens bewohnt und durch Farbe, Gesichtszüge und Sprache sich von der Bevölkerung arabischer Abkunft wie von den Aegyptern und Negern unterscheidet. Die B. bilden ein Mittelglied zwischen den hell- und dunkelfarbigen Bewohnern Nordafrika's und werden nach neuern Forschungen mit den Berbern im westlichen Afrika und auf der Nordküste in der Berberei, wie mit den Tuariks im Innern als zu demselben großen Volksstamm gehörig betrachtet, der einst in ganz Nordafrika verbreitet und mächtig war, aber sich nicht überall in seiner Reinheit erhielt. In Nubien wohnten sie ehedem von der Grenze Aegyptens bis Abessinien, unterlagen aber, nach den Wandgemälden in den alten ägyptischen Tempeln zu urtheilen, den siegenden Aegyptern und wichen später wiederholt den eindringenden Arabern, sowie in der Folge den jüngern Bewohnern Nubiens. Jetzt wohnen sie, 130,000 Köpfe stark, im wilden Felsthal der Nilkatarakten, von Assuan bis Sebua, im Distrikt Wadi Kenous, wo sie sich wahrscheinlich seit uralten Zeiten, wie in einem Asyl, selbstständig erhalten haben, da dieses Klippenland zu Lande für Kameele und Pferde ganz unzugänglich u. auch wegen der Windungen u. Schnellen des Stroms von der Wasserseite sehr schwer zugänglich ist. In neuerer Zeit haben sie sich weiter nach Norden verbreitet und im Nilthale Oberägyptens bis Edfu angesiedelt. Die B. haben dunkelbraune Hautfarbe, obschon sie selbst sich als ein helles Volk betrachten, feingebildete Nase, kleine Lippen, lange, gekräuselte, aber nicht wollige Haare, lebhafte Augen, schöne Gesichtszüge, einen wohlgebauten, starken, muskulösen Körper, aber nicht die hohe Statur der Aegypter. Sie tragen keinen Knebelbart, sondern bloß ein Bärtchen unter dem Kinn, wie die Figuren der Fliehenden in den Schlachtstücken an den Mauern der ägyptischen Tempel. Ihre Sprache ist ein Dialekt der Nobingasprache und hat etwas sehr Biegsames und Liebliches. Sie kommen mit Andern wenig in Berührung, stehen aber im Rufe großer Ehrlichkeit u. sind thätig, sanft u. friedlich, vertheidigen sich aber tapfer gegen jeden gewaltsamen Einfall auf ihrem Gebiet. So widersetzten sich ihre Oberhäupter (Kascheſs) immerfort dem Vorrücken der französischen Heere und selbst ihrem Uebergange auf der Insel Philä, und als sie dennoch die Franken auf der Insel ankommen sahen, sprangen alle,

selbst Weiber und Kinder, in den Nil und schwammen an das jenseitige Ufer, nachdem sie die Weiber und Kinder, die ihnen nicht folgen konnten, ersäuft oder verstümmelt hatten. Andere Reisende dagegen nahmen die Kascheſs wohlwollend und gastfreundlich auf. Die B. bekennen sich zum Islam, ohne viel vom Koran zu wissen, und sind dem ägyptischen Pascha unterworfen, dem sie ihren Tribut in Datteln und Sklaven zahlen. Ihre Lebensweise zeugt von einem sehr primitiven Kulturzustande. Knaben und Mädchen gehen bis zur Mannbarkeit nackt; letztere tragen nur einen Schurz. Die Männer kleiden sich mit einem blauen Hemde, oft auch nur mit einer Schürze; ihre Kopfbedeckung ist ein weißes Käppchen, um welches sie bisweilen in Form eines Turbans einige Lappen schlingen. Männer und Weiber flechten ihr langes Haar in dünne Zöpfe, die zu beiden Seiten herabhängen, und die Weiber salben sich dazu den Körper mit einer gesölten fetten Erdart, deren übler Geruch weithin sich verbreitet. Die Verheirathung der Mädchen erfolgt oft schon im 12. Jahre. Der Mann kauft die Braut vom Vater, und dieser überläßt der Tochter einen Theil des Kaufpreises als Mitgift. Im Fall der Scheidung gibt der Schwiegervater dem Manne die Hälfte der zurückbehaltenen Summe zurück, die Frau behält ihre Mitgift ganz. Lieblingsspeise der B. ist Durrhakuchen, den die Frauen backen; außerdem leben sie von Gerstensuppe, Durrhabrei u. Bohnen, verschmähen aber auch Eidechsen, Schlangen, Heuschrecken, Fleisch u. Eier der Krokodile nicht. Aus Durrha oder Gerste brauen sie auch eine Art Bier, Bonza genannt. Sie sind nicht, wie die Beduinen, Räuber, dagegen fleißige Ackerbauer, die jede kleine fruchtbare Landstrecke, welche den Nil anspült, mit Sorgfalt bestellen, und daneben geschickte Steuerer, die zwischen den Katarakten des Nils mit kleinen Schiffen und Segeln sehr gut hindurchzufahren verstehen. Ein großer Theil der Bevölkerung verläßt von früher Jugend an jährlich sein Vaterland, um in Aegypten bei den Türken und Europäern zu dienen, von denen sie wegen ihres alten Rufs der Treue und Ehrlichkeit den Arabern vorgezogen werden. Haben sie sich eine kleine Geldsumme erspart, so kehren sie zurück, verzehren langsam die Früchte ihrer Arbeit und ziehen schließlich wieder fort, um neues Geld zu verdienen. Aus Dar el Kurkur holen die B. Salz, Henna und eine große Quantität Kohlen von Akazienholz, womit sie einen Tauschhandel gegen Lebensmittel nach Kairo treiben.

Baracken (franz. baraques), aus Bretern, Zweigen, Laubwerk, Stroh ꝛc. bestehende leichte, für momentanen Gebrauch aufgeführte Hütten oder Häuschen, besonders Feldhütten aus den bezeichneten Materialien, dergleichen schon bei den Römern gebräuchlich waren, in neuerer Zeit aber seit der französischen Revolution an die Stelle der sonstigen Zelte in Standlagern getreten sind. Daher Barackenlager (s. Lager). In Festungen nennt man B. leichtgebaute Kasernen für die augenblickliche Unterbringung von Gefangenen und für ähnlichen Gebrauch.

Baradäus (Al Baradai, Jakob Zanzalus), Mönch im Kloster Phafitla, unweit Nisibis, später Bischof, wahrscheinlich von Edessa, Stifter der monophysitischen Sekte der Jakobiten. Den Namen B., welcher einen mit Lumpen Bedeckten bedeutet, erhielt er von seinen apostolischen Wanderungen im Bettlergewand durch Syrien und die angrenzenden Länder. Er † 578.

Baraguay d'Hilliers, 1) Louis, ausgezeichneter französischer General, geboren 1764 zu Paris aus einer angesehenen Familie, ward 1784 Lieutenant im Regiment Elsaß, 1792 Kapitän in einem leichten Infanteriebataillon, und bald darauf Adjutant der Generäle Crillon, Labourdonnaye und Custine, welcher letztere ihn mit dem Rang eines Brigadegenerals zum Souschef seines Stabes ernannte. In dieser Eigenschaft nahm B. an dem Einfall in die Pfalz und an der Eroberung von Mainz Theil, wurde jedoch in den Sturz seines Generals verwickelt und nach Paris geführt, wo ihm erst der Fall Robespierre's die Freiheit und eine Anstellung im Generalstabe Menou's wiedergab. Im Jahre 1796 kommandirte er zu Paris gegen die Insurgenten der Vorstadt St. Antoine, kam, von Neuem royalistischer Sympathien angeklagt, entsetzt, freigesprochen und wieder eingesetzt, zum Westheere unter Hoche und bald darauf nach Italien, wo ihm Bonaparte zwei Halbbrigaden gab und die schwierige Besetzung Bergamo's auftrug. B. bewirkte dieselbe mit großer Geschicklichkeit, führte dann ein Corps durch das Etschthal nach Tyrol und vereinigte sich daselbst mit dem Hauptheere wieder an der Brenta, nachdem er 4000 Gefangene gemacht hatte. Im März 1797 zum Divisionsgeneral ernannt, besetzte er auf Befehl des Obergenerals Venedig und bekleidete daselbst den Posten eines Gouverneurs bis zur Wiederbesitznahme der Stadt durch die Oesterreicher. Im folgenden Jahre schloß er sich der ägyptischen Expedition an, nahm an der Eroberung Malta's thätigen Antheil, ward aber gleich darauf zurückgeschickt, um die Nachricht und Beute dieses Sieges dem pariser Direktorium zu überbringen. Doch die Fregatte Sensible, welche ihn trug, fiel unterwegs mit allen Schätzen in die Hände der Engländer. Das Direktorium, die Schuld dieses Unfalls auf B. schiebend, stellte ihn nach seiner Rückkehr aus der englischen Gefangenschaft vor ein Kriegsgericht. Völlig freigesprochen, wurde B. 1799 als Chef des Stabes zur Rheinarmee gesendet; er befehligte hier in der Folge den rechten Flügel, rettete Anfangs 1800 Landau bei einem Brande des Artilleriemagazins durch seine Unerschrockenheit vom Untergange und vertrieb unter Macdonald in Graubündten die Oesterreicher aus ihren starken Positionen im Engadinthale. Der erste Konsul ernannte ihn zum Generalinspektor der 14., 15. und 16. Militärdivision, das Wahlkollegium des Euredepartements zum Kandidaten des Erhaltungssenats. Im Jahre 1804 wurde er Generaloberst der Dragoner, 1805 Divisionsgeneral, als welcher er bei Austerlitz große Dienste leistete, 1808 zum zweiten Male Gouverneur von Venedig. Der Feldzug von 1809 rief ihn von diesem Posten ab. B. erkämpfte unter dem Vicekönig Eugen neue Lorbeern, besonders in der Schlacht bei Raab (14. Juni 1809). Nach dem wiener Frieden Oberbefehlshaber in Tyrol, trug er durch Mäßigung und kluge Maßregeln viel zur Beruhigung dieses Landes bei. Im Jahre 1810 sandte ihn Napoleon I. nach Spanien; er befehligte hier in Oberkatalonien, schlug den 3. Mai 1811 ein feindliches Corps bei Figueras u. nahm einen Konvoi mit 1200 Wagen.

Während des russischen Feldzuges erhielt B. Anfangs November 1812 Befehl, mit einer Division von Smolensk aus dem Kaiser nach Kaluga hin entgegen zu kommen. Von der durch die Schlacht bei Maloijaroslawitz bewirkten Abänderung der Rückzugslinie des Hauptheeres nicht unterrichtet, sah er sich jedoch auf dem Marsche bald von mehren russischen Corps umringt, und ein Theil seiner Division war genöthigt, sich zu ergeben. Napoleon entließ ihn darauf aus dem Dienste, mit der Weisung, nach Frankreich zu gehen und einer strengen Untersuchung entgegen zu sehen. Tief bekümmert über diese unverdiente Härte, erkrankte B. auf der Reise und † noch in demselben Jahre zu Berlin.

2) Achille, Graf, französischer General, den 9. Sept. 1795 geboren, Sohn des Vorigen, trat schon 1807 bei einem Regiment reitender Jäger ein und nahm an dem Feldzuge von 1812 Theil. Zum Hauptmann vorgerückt, diente er bis 1825 in Spanien, ward darauf zum Major befördert u. kämpfte unter Bourmont in Algier, wo er 1830 zum Obersten ernannt wurde. Seit 1833 als Untergouverneur der Militärschule von St. Cyr beigegeben, übernahm er 1836 als Generalmajor die oberste Leitung derselben, war 1841 wieder in Algier und erwarb sich als Befehlshaber der Provinz Konstantine 1843 den Ruf eines geschickten, aber zu strengen Verwaltungsmannes. Im Jahre 1844 erhielt er den Grad eines Generallieutenants und ward nach Frankreich zurückberufen, um als Generalinspektor der Infanterie zu fungiren. Beim Ausbruch der Februarrevolution 1848 stand er als Divisionsgeneral in Besançon, wurde dann in die Nationalversammlung gewählt, wo er zu den Koryphäen der großen Ordnungspartei gehörte. Ludwig Napoleon übertrug ihm das Kommando der französischen Expeditionsarmee gegen die römische Republik. Bald darauf nach Paris zurückberufen, ward ihm hier 1851 das Militärkommando von Paris an Changarniers Stelle anvertraut; er trat jedoch beim Herannahen des Staatsstreichs von diesem Posten zurück und verhielt sich ganz neutral. Nach dem Siege Napoleons III. stellte er sich dem Kaiser wieder zur Verfügung u. ward Senator. Im November 1853 ging er mit kriegerischem Gefolge als außerordentlicher Botschafter nach Konstantinopel, gerieth aber bald mit dem Pfortenministerium in Zwist und wurde im Mai 1854 abberufen. Im August ernannte ihn der Kaiser zum Marschall und übertrug ihm das Kommando der Landungstruppen auf der Ostseeflotte. Bei der Einnahme von Bomarsund kommandirte er auf dem Lande, während Napier zur See befehligte. Später ward er Vicepräsident des Senats.

Barahat, Hauptstadt des britischen Distrikts Gurwal in Ostindien, nordwestlich von Serinagur, am Baghiraty, eine Station der Pilger, die nach Gangotry ziehen.

Barak, ein über 70 Meilen langer Nebenfluß des Brahmaputra im nordöstlichen Vorderindien.

Barak, Sohn Abinoams, israelitischer Richter um 1250 v. Chr., schlug in Verbindung mit Debora den Sissera, Feldherrn des kanaanitischen Königs Jabin, und befreite dadurch sein Volk von 20jähriger Dienstbarkeit.

Barakoi (Barrakai), kaukasischer Volksstamm, zu den Abchasen gehörig, an der Westseite des Kaukasus, etwas 600 Familien stark, welche die Wälder und bergigen Gegenden um den Ursprung des Chotz und seiner Nebenbäche inne haben und östlich an die Bessi grenzen. Sie bekennen sich erst seit der neueren Zeit zum Islam, sind reich an Vieh und guten Weideplätzen, aber ihrem Wesen nach rob, räuberisch und kriegerisch.

Bar Ali, Josua, nestorianischer Arzt zu Bagdad, Verfasser eines syrisch-arabischen Wörterbuchs, das sich handschriftlich zu Oxford, Paris und Leyden befindet. Vgl. Gesenius, De Bar Alio, Leipzig 1823.

Baramulla, ostindisches Gebirge, auf der Westgrenze von Kaschmir, mit einem schluchtenartigen Engpaß, durch welchen der Dschilum nach dem Pendschab abfließt. Es steht an der rechten Seite des Flusses und setzt sich jenseits desselben in dem Pir Panjal fort. Der Paß, wahrscheinlich durch ein Erdbeben entstanden, ist der niedrigste und bequemste von allen Pässen Kaschmirs und das ganze Jahr hindurch zugänglich. Rechts am Fluß, über den eine Steinbrücke führt, liegt der Ort B., auf der Straße nach Pruntsch, mit etwa 500 Häusern und einem kleinen Fort. Die Natur im Paß wird als grandios geschildert. In der unmittelbaren Nähe des Ortes sind der Boden wie die Höhen angeschwemmt, unterhalb desselben aber tritt der Fluß in einen engen Kanal zwischen Felsen, die sich von 100 bis 1000 Fuß Höhe erheben. Die mit ewigem Schnee bedeckten Kuppen des Gebirges stehen nur einige Meilen von dem Fluß entfernt.

Baranka, Insel an der nördlichen Westküste von Arabien, aus zwei Hausen von Korallenfragmenten bestehend, die durch niedrige Sandstrecken verbunden, im Innern aber wild zerrissen sind.

Baranken (Baranjen), schwarze und graue Lämmerfälle, auch Schmasen genannt, kommen aus der Bucharei, Tatarei, Cirkassien u. Rußland, wo sie auch stark verbraucht werden, nach Deutschland, besonders Leipzig. Die astrachaner B. sind glänzend naturschwarz, mehr oder weniger geflammt und gewässert, atlasartig und haben kurzes, festgedrücktes Haar; der Preis ist je nach Schönheit der Schwärze 1—3 Thaler. Die schwarzgefärbten (kalmückischen) sind zubereitete Felle von geringerer Schönheit, mit längerem, ziegenartigem Haar; ihr Preis ist ½—1 Thaler. Die schwarzen krimer haben bisweilen gestammtes Haar, sind jedoch schon mehr gelockt und glänzend naturschwarz; das Stück kostet ½—1 Thaler u. darüber. Die schwarzen ukrainer, mit mehr oder weniger kleingelocktem Haar, zu ½—1 Thaler, kommen roh im Handel vor. Die künstliche Schwärze ist meist eine tiefere, mehr bläuliche; auch fühlt sich das Haar bei gefärbten Fellen härter an. Die grauen krimer B. sind im Haar blaugrau grundig, mehr oder weniger dunkel, mit silberweißen Spitzen, gelockt; ihr Preis ist ½—⅔ Thaler und mehr. Die persischen grauen sind zubereitet, von Farbe den vorigen ähnlich, doch dichter und mehr kleingekräuselt. Die meisten dieser Felle kommen gebeizt im Handel vor. Ihr Verbrauch zu Pelzen, Mützen ꝛc. ist über das ganze nördliche und mittlere Europa ausgedehnt.

Barante, Guillaume Prosper Brugière, Baron de, einer der berühmtesten jetzt lebenden Geschichtschreiber und ein verdienter, von allen Par-

teien geachteter Staatsmann, am 10. Juni 1782 zu Riom in der Auvergne geboren, besuchte seit 1799 die polytechnische Schule u. erlangte noch sehr jung eine Stelle im Ministerium des Innern. Im Jahre 1806 ward er Auditeur im Staatsrathe, 1807 Unterpräfekt zu Bressuire und erhielt 1809 die Präfektur des Vendéedepartements u. später die der Niederloire, welche letztere er auch während der ersten Restauration verwaltete. Am 20. Nov. 1815 gab er seine Entlassung und hatte während der hundert Tage keine öffentliche Stellung. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Staatsrath und zum Generalsekretär im Ministerium des Innern, während ihn gleichzeitig das Departement des Puy de Dome in die Kammer wählte. B. gehörte hier mit Guizot, Royer-Collard, Broglie, Villemain und den andern Doktrinären zu den gemäßigten Liberalen. Das Gesetz, von 1816, welches das Alter der Wählbarkeit erhöhte, nahm ihm seinen Sitz; er trat in den Staatsrath zurück und ward in die Generaldirektion des indirekten Steuerwesens berufen. Durch den vollständigen Sieg der Ultra's ward er von den Geschäften entfernt, dafür aber 1819 zum Pair ernannt. Den ihm 1820 gebotenen Gesandtschaftsposten zu Kopenhagen schlug er aus. In der Pairskammer saß er mit Talleyrand, Broglie und Andern in der Opposition. Viele seiner Reden dürften als Meisterstücke politischer Tüchtigkeit gelten, namentlich wurde die gegen den spanischen Feldzug 1823 wegen der darin ausgeprägten tüchtigen Gesinnung und politischen Einsicht allgemein bewundert. Im Jahre 1828 ward er Mitglied der Akademie. Ludwig Philipp schickte ihn als Gesandten nach Turin, und später ging er in gleicher Eigenschaft nach St. Petersburg, von wo er indeß 1840 nach Frankreich zurückkehrte. Die Februarrevolution entfernte ihn aus dem öffentlichen Leben. Schriftstellerischen Ruf erwarb er sich schon durch seine erste Schrift: „Tableau de la littérature française pendant le 18ième siècle" (Paris 1809, 7. Aufl. 1847, deutsch von Ukert, Jena 1810), von welchem Werk Goethe einmal äußerte, daß kein Wort zu viel und keins zu wenig darin sei. Im Jahre 1814 erschienen die „Mémoires de Madame de Laroche-Jacquelin", die er als Präfekt der Vendée redigirt hatte. Er übersetzte mit Chamisso's Hülfe sämmtliche Dramen Schillers (neue Ausgabe, Par. 1842, 2 Bde.) und für das Théâtre étranger von Ladvocat „Nathan den Weisen" und andere deutsche Stücke, sowie auch mehre von Shakspeare. Sein politisches Glaubensbekenntniß hat B. am vollständigsten in seiner Schrift „Des communes et de l'aristocratie" (Par. 1821, 3. Aufl. 1829) ausgesprochen. Auch war er für mehre Journale thätig, unter andern für die 1828 von Guizot und Broglie gegründete „Revue française", und schrieb viele und bedeutende Artikel für die „Biographie universelle", Die meisten dieser kleinern Arbeiten sind, mit manchem Ungedruckten vermehrt, in den „Mélanges historiques et littéraires" (Par. 1835, 3 Bde.) gesammelt erschienen. Sein Hauptwerk aber, durch das er sich am berühmtesten gemacht hat, ist seine große „Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois, 1364—1477" (Par. 1824 ff., 13 Bde.), die neben Aug. Thierry's „Histoire de la conquête d'Angleterre par les Normands" an der Spitze einer neuen Art der Geschichtschreibung steht, die man im Gegensatze zu der pragmatischen die deskriptive Schule genannt hat. Seine „Histoire de la convention nationale" (Par. 1851 bis 1853, 6 Bde.) und die „Histoire du directoire de la république française" (das. 1855, 3 Bde.) dienen außer ihrem historischen auch einem polemischen Zwecke.

Baranya Barmegye, Komitat im jenseitigen Donaukreis in Ungarn, nach der neuesten Eintheilung zum ödenburger Militär- und zum tolnaer Civildistrikt gehörig, östlich von der Donau, südlich von der Drau, westlich von Somogy, nördlich von Tolna begrenzt und von den Ausläufern der steierischen Alpen durchzogen. Der nördliche Theil ist gebirgig, der südliche und südöstliche eben, zum Theil sumpfig (mohacser Sümpfe). Die Donau bildet im Osten die sumpfige Insel Margitta (mohacser Insel) u. die kleineren petretser Inseln. Jene Sumpfgegenden ausgenommen, ist das Klima gesund und das Land fruchtbar. B. ist reich an guten Weinen, von denen der Villanyer weltberühmt ist; außerdem liefert es Holz, Getreide, Obst, Tabak ꝛc. Die Schaf- und Schweinezucht wird im großen Maßstabe betrieben. Warme Quellen finden sich zu Tapoleza, Siklos und Harkany. Das Komitat umfaßt 92½ Q.M. mit (1857) 262,290 Einw., meist Katholiken (darunter 46,042 Reformirte, 7900 Lutheraner, 4161 Israeliten), die in 1 königlichen Freistadt (Fünfkirchen, Hauptstadt), 16 Marktflecken, 336 Dörfern und 43 Pußten vertheilt wohnen. Das slavische Element hat durch die Nachbarschaft Kroatiens und Slavoniens ein Uebergewicht. Das Komitat zerfällt in einen Stadt- (Fünfkirchen) und 7 Stuhlbezirke: Fünfkirchen, Dorda, Szent-Lörincz, Mohacs, Pecsvar, Sasd, und Siklos. Die kirchlichen Angelegenheiten der Katholiken leitet der Bischof der Diöces Fünfkirchen.

Barataria, See im nordamerikanischen Staat Louisiana, im Südosten mittelst zweier Kanäle mit der Barataria bai und südwestlich durch einen Kanal mit der Timballierbai im mexikanischen Meerbusen verbunden, etwa 3 Meilen lang u. 1½ Meilen breit. Im Norden nimmt er einen Arm des Mississipi auf. Die Barataria bai war früher als Piratenzufluchtsort berüchtigt.

Baratinsky (Baratynsky), Jewgenij Abram, einer der ausgezeichnetsten russischen Dichter, ward im Anfange dieses Jahrhunderts geboren und verlebte einen Theil seiner Jugend im Pagenhause zu St. Petersburg, wurde jedoch wegen einiger tollen Streiche entfernt und als Junker in die Garde gesteckt. Später zum Offizier befördert, büßte er seinen Muthwillen durch Versetzung in ein Armeeregiment nach Finnland, wo er 8 Jahre in strengem Dienste zubrachte. Shukowsky, an den er sich mit der Bitte um Verwendung für ihn bei dem Kaiser Alexander I. wandte, richtete nichts aus. Erst Kaiser Nikolaus gab ihm um 1827 die Erlaubniß, aus dem Dienst zu treten. Seitdem lebte er als Privatmann theils in Moskau, theils auf einem nahen Landgute. Er † 1844 zu Neapel. Die Abgeschiedenheit und die finnländische Natur weckten sein Dichtergemüth und ließen überhaupt, in Verbindung mit dem militärischen Zwang, in seinem Geist und seinem Charakter eine tiefe Wirkung zurück. Sein erstes größeres Gedicht, die „Eda", ist ganz durchdrungen von finnischem Wesen und finnischer Natur. Daneben schrieb er viele lyrische Gedichte, von denen eins,

Digitized by Google

„Der Ball", mit Puschkins „Graf Nulin" in einem Bändchen erschienen ist. Was er in der spätern Zeit schrieb, zeichnet sich durch poetischen Ernst, durch das Eindringen in die Seele jeder Erscheinung u. zugleich durch die feine analytische Gabe aus. Sein schönstes und vortrefflichstes Gedicht ist „Die Zigeunerin", ein Sitten- und Liebesgemälde aus der höhern russischen Gesellschaft voll wunderbarer Pracht und poetischen Liebreizes. In Feinheit der Beobachtung und Zartheit des Gefühls gibt es den besten Dichtungen Puschtins nichts nach und wird von Vielen selbst diesen vorgezogen. Eine Sammlung der Dichtungen B.'s in 2 Bänden erschien 1833.

Baratterie (v. ital. baratteria), in der Seemannssprache jede gesetzwidrige Handlung (Betrug od. Fahrlässigkeit) des Kapitäns und der Schiffsmannschaft zum Schaden für den Schiffs- oder Frachteigenthümer. In Frankreich haftet die Assekuranz in der Regel nicht für B., in Hamburg ist dies allgemein der Fall. In England versteht man unter B. nur Betrug, nicht Unachtsamkeit, und für jenen wird gehaftet. In Dänemark und Holland ist der Versicherte gegen alle Versehen des Schiffers, der Mannschaft und der Verlader durch den Versicherer gedeckt. Die Vergehen, welche als B. am meisten vorkommen, sind: alle Versuche eines Kapitäns, die angeordneten Zollanstalten zu hintergehen; jede unnöthige Abweichung von dem bezeichneten Wege zum Schaden des Schiffs- oder Frachteigenthümers; das in eigenen Angelegenheiten vom Kapitän vorgenommene Ankerwerfen und ans Land Gehen; das Kreuzen gegen den eingegangenen Vertrag, wodurch das Schiff in Gefahr kommen kann, genommen zu werden; vorsätzliches Durchbrechen einer Blokadelinie; unnützer Widerstand gegen ein Kriegsschiff, welches ordnungsmäßig die Schiffspapiere zu untersuchen verlangt. Eben so strafbar ist B. durch Nachlässigkeit, vorzüglich aber durch Veruntreuung der Ladung. Der Kapitän ist in diesem Falle, wie überhaupt, von den Versicherern sowohl, als von dem Rheder in Anspruch zu nehmen. Die Strafe der B. ist zwar verschieden nach der besonderen Art des Vergehens, durchschnittlich aber hoch. Durch eine Akte des Nationalkongresses der Vereinigten Staaten von Nordamerika vom 26. März 1804 ist für vorsätzliche oder treulose Zerstörung oder Vernichtung eines Schiffes auf hoher See die Todesstrafe bestimmt.

Baratthandel, s. Barattiren.

Barattirrn (v. ital. barattare), umtauschen, insbesondere Waaren des eigenen Lagers gegen die eines fremden vertauschen. Es geschieht meist mit solchen Artikeln, die in einer Handlung oder an einem Platze nicht gesucht werden, während sie in einem andern Geschäfte oder an einem andern Orte leicht abgesetzt werden können, oder die überhaupt zu dem Hauptgeschäft eines Kaufmanns nicht gut passen. Hat z. B. A in seiner Speedereihandlung Rhabarber, der bei ihm nicht gesucht wird, B dagegen in seiner Handlung mit Apothekerwaaren Baumwolle, so werden Beide vortheilhaft b. Die gegenseitige Berechnung der Tauschwaaren ist die Barattrechnung (Stichrechnung); sie wird dadurch oft verwickelt, daß jeder der beiden Barattirenden seine Waare höher im Preise ansetzt, als sie gegen baares Geld zu verkaufen ist, wo dann die Untersuchung, ob beide Tauschpreise ein richtiges Verhältniß zu den Preisen gegen baares Geld haben, nicht immer ganz liquid ist. Das Conto, in welches der Baratt (Tausch) nach der Berechnung eingetragen wird, ist das Barattconto. Im Buchhandel ist b. oder changiren sehr gewöhnlich, als gegenseitiger Austausch der Verlagswerke unter zwei Verlegern.

Barbacena, Filisberto Caldeira Brant, Marquis von, brasilianischer General, in Brasilien geboren u. in Portugal erzogen, trat unter Johann VI. in die Marine u. dann in die Landarmee, wo er rasch emporstieg. Durch die Revolution von Bahia, wo er 1820 befehligte, vertrieben, ging er nach Europa und betrieb von London und Paris aus die Trennung Brasiliens von Mutterlande. Als Dom Pedro sich zum Kaiser von Brasilien erklärte, ging er dahin und ward General. Als solcher wurde er gegen die Insurgenten am Plataström, dann zu diplomatischen Sendungen nach London u. Lissabon gebraucht. Zum Marquis v. B. erhoben, begleitete er 1829 Donna Maria nach Europa, führte sie nach London und leitete dort die Unterhandlungen wegen der Anerkennung Brasiliens von Seiten Englands. Dann warb er für Dom Pedro um die Prinzessin Amalie von Leuchtenberg u. führte sie nach Brasilien. Hier ward er Conseilpräsident, verlor aber 1830 diese Stelle und schlug sich nun zur Opposition, welche die Abdankung Dom Pedro's bewirkte.

Barbacenia *Vand.*, Pflanzengattung aus der Familie der Narcisseen, mit korollinischen, trichterförmigem, 6spaltigem, auswendig drüsig behaartem Kelch, in der Korallenröhre befestigten 2spaltigen Staubgefäßen und 3ächeriger, vielsamiger Kapsel, krautartige Gewächse Brasiliens, von denen *B. purpurea Hook.*, mit sehr schöner, dunkelvioletter Blüthe, deren Einschnitte abwechselnd breiter sind, in deutschen Pflanzensammlungen bekannt ist. Sie wird im Warmhause oder Lohkasten bei 10—15° Wärme gehalten, mäßig begossen, in sandige Lauberde oder Heideerde gepflanzt und im Sommer, wo sie viel Luft verlangt, in das Glashaus gestellt.

Barbados (Barbada, Barbadoes), britisch-westindische Insel, zu den kleinen Antillen (Karaiben) u. den Windwardsinseln gehörig, deren größte, bevölkertste und wichtigste sie ist, unter 13° 5' nördl. Br. und 61° 56' westl. L., hat einen Flächengehalt von 9 QMeilen mit 135,939 Einwohnern, darunter über 90,000 Farbige. Der nördliche, südliche und westliche Theil ist niederes Land, das in Terrassen gegen Osten ansteigt, wo ein Hügelland mit tiefen Thälern sich ausbreitet u. auch die Küste steil über das Meer sich erhebt. Die größte Höhe, der Mount Hillougby, beträgt jedoch nur 1100 Fuß. Die meisten Berge sind dürr und nackt und bestehen aus Kalksteinen. Das ganze Eiland scheint auf Kalkgrunde zu ruhen, worüber die vegetabilische Erde hier mächtiger, dort dünner liegt. Obschon ohne sonstige Spuren vulkanischen Ursprungs, hat B. doch eine Anzahl bituminöser Quellen, deren Ausfluß, grüner Theer genannt, wie gewöhnlicher Theer verbraucht wird, u. einen brennenden Brunnen, gleich dem von Pietramala in den Appenninen. Größere Flüsse gibt es nicht, dagegen viele Quellen und Bäche. Das Klima ist sehr gesund und besonders vom Januar bis zum Mai angenehm. Im Juni beginnt

der Regen, und vom August bis zum November herrscht die große Sommerhitze, verbunden mit den heftigsten Orkanen. Die Temperatur wechselt zwischen 19 bis 24° R.; die jährliche Regenmenge beträgt nur 58 Zoll. Der vorherrschende Wind ist der Passatwind (von Nordosten gegen Südosten), der nach Sonnenaufgang beginnt, aber während der Nacht sich meist legt. Erdbeben sind hier seltener, als auf den übrigen Inseln Westindiens. Der Landbau ist Hauptsache auf B. und von großem Belang. Von den 106,470 Acres, welche die Insel umfaßt, sind etwa 80,000 in Kultur. Schöne Anlagen und Pflanzungen, mit stattlichen Wohnhäusern in barockem Kontrast mit Haufen ärmlicher Negerhütten, erfüllen die reizende, im Schmuck tropischer Vegetation prangende Landschaft. Die wichtigsten Erzeugnisse sind Zucker, Kaffee, Getreide, doch nicht in hinreichender Menge, Indigo, Ingwer, Aloë, Baumwolle, Arrow-Root, die sämmtlich auch ausgeführt werden; ferner Bataten, Manchinell-, Eisen-, Rothholz-, Palmöl-, Kokos-, Lebens-, Guave-, Kohlpalmenbäume, Kardamom, medicinische Kräuter; der Tropenfrüchte gibt es im Ganzen nicht viel, doch von vorzüglicher Güte. Von Thieren finden sich mehre Affen, Guineavögel, Papageien, Kolibri's, Skorpione, Fische in erstaunlicher Mannichfaltigkeit, Purpurschnecken, Krabben, Seekrebse ꝛc. Der hauptsächlichste Ausfuhrartikel ist Zucker, von dem jährlich an 15,000 Oxhoft, im Werth von 800,000 Pfund Sterling, nach England gehen. Eingeführt werden Getreide, Mehl und Lebensmittel, Pferde, Rindvieh, Holz, Töpfergeschirr und Kurzwaaren. Die Einwohner bestehen aus Weißen, Mulatten, Mestizen, Quarterons und besonders Negern. Die Weißen sind theils Engländer, Schotten und Irländer, theils auch Franzosen, Holländer, Portugiesen und Kreolen, auch viele Juden. Die meisten sind Pflanzer, Kaufleute, viele Geistliche, Aerzte, Rechtsgelehrte, Schreiber ꝛc. Die Herrnhuter haben hier eine Mission. Die Neger werden hauptsächlich in den Plantagen, Zuckersiedereien und Zuckermühlen gebraucht. Ihre Wohnungen sind elende Hütten, und ihre Nahrung besteht in Brod aus Kaffeemehl, in Mais und getrockneten Fischen. B. bildet ein eigenes Gouvernement. Der Gouverneur von B. ist zugleich Gouverneur der Inseln Trinidad, Grenada mit den Grenadillos, St. Vincent u. St. Lucie. Die jährlichen Einkünfte der Insel betragen an 40,000 Pfd. St. Die Regierungsform ist der auf den übrigen britischen Inseln gleich. Der Gouverneur hat einen Rath (Council) von 12 Mitgliedern zur Seite; die Assembly (das Unterhaus) besteht aus 22 Mitgliedern. Der Gouverneur u. das Council bilden den obersten Gerichtshof (Court of Chancery). In kirchlicher Rücksicht bildet die Insel einen Theil der anglikanischen Diöces des Bischofs von B. und den Leewardsinseln. Eingetheilt ist sie in 5 Hauptdistrikte mit 11 Kirchspielen. Unter den höhern Schulen ist das Codrington-College die bedeutendste. Hauptstadt und Sitz des Gouverneurs ist Bridgetown. Außerdem gibt es noch 3 Städte: Speightstown, Jamestown und Charlestown. Auf den Punkten, wo die Insel angreifbar ist (auf der Seite unter dem Winde, wo sie auch allein Häfen hat), ist sie durch Forts und Batterien gegen jeden Angriff gesichert. B. wird bereit 1528 erwähnt, blieb aber noch über ein Jahrhundert nach der Entdeckung Amerika's unbekannt. Im J. 1625 ward von dem Engländer Dean und dessen 30 Begleitern auf der unbewohnten und wilden Insel, deren Boden sie zum Anbau von Baumwolle, Tabak und Indigo geeignet fanden, die erste britisch-westindische Kolonie (das jetzige Jamestown) gegründet, die bald zu großem Wohlstand gelangte. In der Folge theilte sich der Besitz der Insel unter zwei britische Adelsfamilien, Marlborough und Carlisle, u. erst 1652 wurde sie mit den übrigen Antillen für die englische Krone in Besitz genommen. Bedeutende Schläge erlitt der Wohlstand der Kolonie durch die Orkane, welche zu verschiedenen Zeiten, z. B. 1674, 1675, 1694, 1780, 1783, 1786 und 1831, die Insel verwüsteten, sowie durch die Abschaffung des Sklavenhandels, für den länger als ein Jahrhundert B. das große Depot im Westen war. Vergl. Schomburgk, The history of B., London 1848.

Barbanègre, Baron Joseph, französischer General, geboren den 22. August 1772 zu Pontac am Fuße der Pyrenäen, diente zuerst in der Marine, dann im 5. Freiwilligenbataillon der Niederpyrenäen, ward daselbst Kapitän und kämpfte gegen die Spanier. In Folge der neuen Organisation 1796 überzählig geworden, trat er erst 1801 wieder in den aktiven Dienst, erstürmte als Oberst in der Schlacht bei Austerlitz die Höhen von Sokolnitz und erbeutete 3 Fahnen nebst 4 Kanonen. Am Schlachttage von Jena kommandirte B. auf dem rechten Flügel der französischen Armee, eroberte während des darauf folgenden Feldzugs in Polen die mehrmals vergeblich angegriffene Position bei Nazielsk und kämpfte, 1809 zum Brigadegeneral ernannt, unter Davoust mit Auszeichnung bei Eckmühl, Regensburg und Wagram. Während des russischen Feldzuges war B. nach einander Kommandant von Minsk, Borissow und Smolensk, wurde auf dem Rückzuge den 18. November 1812 bei Krasnoi schwer verwundet und genöthigt, nach Stettin zu gehen, wo er das Kommando des 1. Armeecorps übernahm und sich bis zum 5. Dec. 1813 behauptete. Aus der russischen Gefangenschaft im Juli 1814 nach Frankreich zurückgekehrt, ward er der Generalinspektion der Infanterie zugesellt, schloß sich aber nichtsdestoweniger 1815 den Fahnen Napoleons I. von Neuem an und ward zuerst Kommandant der Stadt Orléans, dann von Hüningen. Seine zweimonatliche Vertheidigung dieses Platzes gegen die Schweizer und Oesterreicher unter dem Erzherzog Johann gehört zu den glänzendsten Thaten, welche die Kriegsgeschichte erzählt. Ohne hinreichenden Proviant, ohne zulängliches Kriegsmaterial, von halbzerstörten Festungswerken nur nothdürftig geschützt, widerstand B. der furchtbaren Uebermacht bis zum 26. August 1815, wo ihm und der nur noch 2 Pelotons Kanoniere u. 1 Peloton Liniensoldaten starken Garnison ein ehrenvoller Abzug zum Heere an der Loire zugestanden wurde. Wegen mehrmaliger Beschießung der Stadt Basel leitete man später eine Untersuchung gegen ihn ein; dieselbe endete jedoch mit seiner völligen Freisprechung, worauf B. sich nach Paris begab. Er † daselbst als Privatmann den 9. November 1830.

Barbar (griech. Barbaros), ursprünglich jeder Nichtgrieche, nicht griechisch Redende, also Ausländer, Gegensatz von Hellene. Plato theilte das ganze

Digitized by Google

Menschengeschlecht in zwei ungleiche Hälften, in B.en und Hellenen. Erst seit den Perserkriegen erhielt das Wort einen gehässigen und verächtlichen Nebenbegriff, den des Unfreien, Knechtischen, Feigen, Unedlen, Rohen; auch hießen von da an die Perser vorzugsweise B.en, außerdem besonders die Aegypter (welche nach Herodot dasselbe Wort von allen nicht ägyptisch Redenden brauchten, wie die Juden ihr Gojim), Thraeier, Macedonier, Karthager. Um diese Zeit entwickelte sich auch die Idee, daß die B.en geborne Feinde der Hellenen und diese zu Sieg und zur Herrschaft über jene berufen seien. Die Römer nannten selbst ihre Vorfahren und Volksgenossen, in sofern ihnen griechische Sprache und Bildung fremd war, B.en, z. B. Plautus den Dichter Nävius. Zu Augustus' Zeit ward das Wort fast nur auf die der Römerherrschaft nicht unterworfenen Völker angewendet, vorzüglich erhielten jetzt die germanischen Stämme diesen Namen. Später bezeichnete man damit Menschen, an denen diejenigen Untugenden und Fehler hervortraten, welche die Griechen in Widerspruch mit ihrer Volksthümlichkeit betrachteten und die sie bei barbarischen Völkern wahrgenommen hatten, besonders tyrannische Gewaltherrschaft und knechtischer Gehorsam, Feigheit, Ueppigkeit, Rohheit, Mangel an liberaler Ausbildung des Körpers und des Geistes, allseitige Gemeinheit. Insbesondere aber hatte das Wort Beziehung auf die Sprache u. bezeichnete hauptsächlich den im mündlichen u. schriftlichen Ausdruck fehlerhaft Sprechenden (s. Barbarismus). Im Mittelalter war B. so viel als Nichtrömer, doch ohne den verächtlichen Nebenbegriff. So nannten sich die Franken den Römern gegenüber selbst B.en. Seit dem 8 Jahrhundert wurden in Deutschland die Slaven als B.en bezeichnet. Jetzt bezeichnet B. einen rohen, ungeschlachten, gefühllosen Menschen, der Härte u. Grausamkeit namentlich gegen Schwache ꝛc. verübt. Etymologisch wird das Wort abgeleitet vom griechischen Barys, wonach es gleichsam die schwere Zunge, oder die dumpfe, unverständliche Aussprache bezeichnen würde, oder vom syrischen und arabischen Bar (Wüste), also s. v. a. Wüstenbewohner (so Scaliger); am wahrscheinlichsten ist es aber eine spottende Nachahmung der rauhen ausländischen Sprachtöne. Vgl. F. Roth, Ueber Sinn und Gebrauch des Wortes B., Nürnberg 1814.

Barbara (Barbern), Dorf im europ.-russischen Gouvernement Kurland, mit Schwefelwasser, das Schwefelwasserstoff, schwefelsaures Natron, schwefelsaure Magnesia, schwefelsaure Kalkerde und Chlornatrium enthält.

Barbara (d. h. die Fremde), Heilige, nach der Legende die Tochter des Kaufmanns Dioscorus aus Nicomedia in Kleinasien, im 3. Jahrhundert, trat zum Christenthum über, wurde deshalb von ihrem Vater dem Landpfleger Martianus überliefert und von diesem auf das Scheußlichste gemißhandelt. Als sie durch nichts zum Rücktritt zu bewegen war, enthauptete sie ihr Vater selbst, um 240 oder 235 (nach Andern 306 oder 309). Den unnatürlichen Vater traf zur Strafe der Blitz. Desbalb wird B. bei Gewittern angerufen, auch als Beschützerin vor dem Blitze gewissermaßen verwandten Artillerie verehrt. Die Kirche feiert ihren Gedächtnißtag am 4 Dec.

Barbara (lat.), ein kategorischer Schluß der ersten Figur (s. Schluß), in welchem alle drei Sätze bejahend sind, z. B.: Alle Menschen sind sterblich, alle Gelehrte sind Menschen, also sind alle Gelehrte sterblich.

Barbarei (v. Griech.), roher, grausamer Sinn, rohes, unmenschliches Verfahren gegen Solche, die in unsere Macht gegeben sind; besonders der Zustand eines Volkes, in welchem es noch jeglicher Segnung der Kultur und Civilisation entbehrt und inhumanen Sitten und Gebräuchen huldigt.

Barbarelli, Giorgio, gewöhntich Giorgione de Castelfraneo genannt, bedeutender italienischer Maler, Gründer der eigentlichen venetianischen Schule, Zeit- und Geistesgenosse Tizians, geboren 1477 zu Castelfranco, kam sehr jung nach Venedig in die Schule Giovanni Bellini's. Schon hier erhob er sich über die kleinliche, steife und ängstliche Pinselführung seines Lehrers u. jener Zeit überhaupt: zu immer höherer Vollendung und Freiheit fortschreitend, malte er dann eine Zeitlang in seiner Heimat, kehrte wieder nach Venedig zurück und † daselbst 1511 an den Folgen geschlechtlicher Ausschweifungen. Sein Werk, die Begründung und Einleitung einer neuen Kunstepoche, wurde von Tizian u. And. durchgeführt. Mit dem genannten Meister wetteiferte er in Pracht, Anmuth u. Weichheit des Kolorits, Naturweichheit und Großheit des Styls, steht ihm aber in der Zeichnung nach. Zu den Kuriositäten jener Zeit gehört ein Gemälde B.'s, das durch den damals noch herrschenden Streit zwischen den Malern und Bildhauern hervorgerufen ward. Um nämlich darzuthun, daß auch die Malerei einen Gegenstand von allen Seiten zeigen könne, malte B. eine Figur von hinten, deren beide Seiten durch zwei im Bilde angebrachte Spiegel sichtbar wurden, während die Vorderseite aus einer klaren Quelle hervortrat. Seine Fresken an den Giebelseiten vieler Häuser zu Venedig sind jetzt fast ganz verschwunden; dagegen gibt es dort noch mehre wohlerhaltene Oelgemälde B.'s, besonders Porträts, deren Gesichtsausdruck, frisches Fleisch und prächtige Gewandung sehr bewundert werden. Sein „Moses aus dem Nil gezogen", im erzbischöflichen Palaste zu Mailand, wird von Einigen für das beste Werk des Künstlers gehalten.

Barbareskenstaaten, s. Berberei.

Barbarismus (v. Griech.), Rohheit, Unmenschlichkeit der Sitten; in der Rhetorik jeder fehlerhafte Gebrauch eines einzelnen Wortes, während Solöcismus nur eine fehlerhafte Verbindung zweier od mehrer Worte bezeichnet. Quinctilian unterscheidet 3 Arten des B.: Einmischung eines ausländischen Wortes, Ungeschliffenheit oder Gemeinheit im Ausdruck oder Wortschnitzer oder Verstoß gegen die Bildung eines einzelnen Wortes. Das Wort B. kommt bei Aristoteles vor, bei den Römern wurde es unter Augustus eingebürgert, um das bestimmter zu bezeichnen, was man früher unter rusticus sermo mitverstanden hatte.

Barbarossa, d. i. Rothbart, Beiname Kaiser Friedrichs I. (s. d.).

Barbarossa, 1) Horuk (Aruk oder Urudsch), gefürchteter Seeräuber zu Anfange des 16. Jahrhunderts, Gründer der Osmanenherrschaft in Nordafrika, war der Sohn eines zum Islam übergetretenen Töpfers zu Mytilene (Castro) auf Lesbos und trieb schon frühzeitig mit seinem Bruder Dschereddin das Seeräuberhandwerk. Durch Glück und Tollkühnheit

bald der Schrecken des Mittelmeeres, trat das Brüderpaar in die Dienste Mohammeds, des Sultans von Tunis, schritt hier zu immer größeren Unternehmungen fort und sah sich endlich an der Spitze einer ganzen Flotte. Um diese Zeit (1516) begehrte der Emir Eutemi von Algier Hülfe gegen die Spanier. Horuk B. erschien bald darauf vor der Stadt, verjagte die spanische Flotte, ließ aber zugleich den Emir erdrosseln und sich selbst zum Herrscher Algiers ausrufen. Nach vielen Siegen ward Horuk bei Oran von dem spanischen Statthalter Marchese de Gomarez geschlagen und auf der Flucht aus Tlemsan 1519 getödtet.

2) Dschereddin (Khaireddin oder Hayreddin) B., Bruder und Nachfolger des Vorigen, schloß noch 1519 einen Vertrag mit dem türkischen Sultan Selim I., wodurch Algier unter die Oberherrlichkeit der Pforte gestellt, er selbst aber zum Pascha ernannt und ihm ein Corps von 10,000 Janitscharen untergeben wurde. Sein erstes Werk war jetzt die gänzliche Vertreibung der Spanier aus Algier. Dann bemächtigte er sich der Stadt Tunis, wo Muley Hassan den rechtmäßigen Thronerben, Reschid, verjagt und die Zügel der Regierung an sich gerissen hatte, und sah sich bald im Besitze aller zum Reiche des entflohenen Muley Hassan gehörigen Städte. Von nun an überstiegen Hayreddins Seeräuberzüge gegen die christlichen Staaten alles Maß, so daß endlich Kaiser Karl V., dem Hülferufe der Malteser, der ganzen Christenheit und des entthronten Muley Hassan folgend, die Vernichtung des Furchtbaren beschloß. Am 18. Juli 1535 landete Karl mit 500 Schiffen und 30,000 Mann Landtruppen bei Tunis. Den 25. Juli wurde das hartnäckig vertheidigte Goletta erstürmt und die feindliche Flotte von 86 Schiffen nebst ungeheuren Vorräthen von Waffen und Munition erbeutet. Sofort brach das Christenheer gegen Tunis selbst auf; Hayreddin rückte ihm muthig entgegen, ward aber geschlagen und fand, als er zur Stadt zurückfloh, die Citadelle in der Gewalt von 8000 Christensklaven, welche ihre Kerker und Ketten gesprengt, sich im Zeughause mit Waffen versehen und die Besatzung überwannt hatten. Brüllend vor Wuth und Verzweiflung, zog sich B. mit 7000 Türken nach Bona, von dort nach Algier zurück, während Karl V. allen Christensklaven die Freiheit u. dem verjagten Muley Hassan die Krone unter spanischer Oberhoheit wiedergab. Nachdem Hayreddin in Algier seinen Sohn Hassan zum Reichsverweser bestellt hatte, setzte er unter dem Namen eines türkischen Flottenführers seine Kriegs- und Raubzüge fort. Er schleppte die Einwohner von Mahon auf Minorca weg, schlug im Golf von Arta selbst den großen Doria, eroberte 1539 nach langer Belagerung Castelnuovo an der dalmatischen Küste, vernichtete 1540 eine christliche Flotte bei der Insel Kandia, zog 1543 mit einer starken Seemacht dem französischen Könige Franz I. zu Hülfe und wirkte bei der Einnahme Nizza's mit. Bald darauf mit 7000 Gefangenen in Konstantinopel angelangt, † er hier 1547 im 88. Jahre.

Barbaroux, Charles Jean, einer der ausgezeichnetsten unter den Girondisten, geboren 1767 zu Marseille, war beim Ausbruch der Revolution Advokat in seiner Vaterstadt und trug durch das von ihm herausgegebene Journal „L'observateur marsaittais" mächtig zu dem entschiedenen und folgenreichen Aufschwung bei, welchen Marseille in der Revolution nahm. Die Stadtgemeinde erwählte ihn zu ihrem Sekretär, welches Amt er neben seinen advokatorischen und literarischen Arbeiten auf ausgezeichnete Weise versah. Als die gesetzgebende Versammlung der konstituirenden Platz machte, ward B. neben den Deputirten des Departements der Rhonemündungen als der besondere Agent der Marseiller 1792 nach Paris geschickt, wo er seine Stellung und seine Verbindungen benutzte, um die Revolution auf jede Weise zu befördern. Insbesondere schloß er sich, nachdem er eingesehen hatte, daß der Hof eine Contrerevolution im Schilde führte, an den in Ungnade gefallenen Minister Roland an. An dem Erfolge des entscheidenden 10. August, welcher den Thron vollends umstürzte, hatte B. großen Antheil; aber so entschlossen er der Tyrannei entgegentrat, so großmüthig erwies er sich dem Besiegten, wo kein Widerstand mehr zu bekämpfen war. An demselben 10. August rettete er mit eigener Gefahr mehren Schweizern, gegen die er selbst gefochten, das Leben. Roland, der nun wieder Minister wurde, wollte ihn zu seinem Sekretär erwählen; er schlug es aber aus und ging nach seiner Vaterstadt zurück, wo er bald darauf zum Deputirten des Konvents erwählt wurde. Als solcher schloß er sich den Girondisten (s. d.) an und trat den Schreckensmännern, dem Berge und den Jakobinern, mit bewundernswürdiger Entschlossenheit entgegen. Für den Tod des Königs stimmte er mit dem Vorbehalte der Appellation an das Volk. Wie den Hof, dessen ausgeartete Umgebung und den Mißbrauch der Gewalt, so bekämpfe er auch die rohe Macht des Pöbels, den Wahnsinn ehrsüchtiger Demagogen und den Mißbrauch der Freiheit. Mit seinen politischen Freunden am 31. Mai 1793 als Royalist und Feind der Republik zum Tode verurtheilt, floh er mit seinen Schicksalsgenossen in das Departement der Gironde, wo Guadet ihnen Unterstützung und Sicherheit versprach. B. bildete mit andern Proskribirten ein kleines Heer, um den Konvent zu befreien; aber die Feinde der Gironde siegten auch hier, und nur mit großer Mühe konnten die Flüchtigen nach St. Emilion gelangen, wo sie von einer Verwandten Guadets in einem Keller versteckt wurden. Doch auch dieses Asyl mußte B. mit seinen Genossen bald darauf verlassen, sie irrten nun in der Gegend umher und verbargen sich dann in demselben Orte bei einem gewissen Troquet. Als sie aber auch von hier wieder flüchten mußten und auf der Flucht einen Haufen Menschen erblickten, die sie für Häscher hielten, machte B. einen mißlungenen Versuch, sich durch einen Pistolenschuß zu tödten. Er wurde ergriffen, vor das Revolutionstribunal nach Bordeaux gebracht und bereits halbtodt, so daß er getragen werden mußte, am 25. Juni 1793 mit Guadet und Salles zu Bordeaux guillotinirt. B. hat mehre kleine Schriften physikalischen Inhalts herausgegeben und als Mitglied der Gesetzgebung über einige der wichtigsten Fragen der Zeit Berichte erstattet, welche die reinste Liebe zur Freiheit athmen und sich eben so sehr durch eine gründliche Behandlung, als durch muthige Anträge auszeichnen. In den letzten Tagen seines Lebens schrieb er „Denkwürdigkeiten", von welchen jedoch ein großer Theil verloren gegangen ist.

Barbastro, Stadt in der spanischen Provinz

Huesca (Königreich Aragonien), rechts am Cinca, südöstlich von Huesca, in schöner, sehr fruchtbarer u. angebauter Gegend, Bischofssitz, mit 5900 Einw.

Barbauld, Anna Lätitia, englische Dichterin, und Schriftstellerin im Fache der Erziehung und Literaturgeschichte, geboren den 20. Juni 1743 zu Kilworth-Harcourt in Leicestershire, wo ihr Vater, Aikin, Geistlicher und Lehrer war. Seit 1774 Gemahlin B.s, eines Dissentergeistlichen u. Vorstehers einer Privaterziehungsanstalt zu Palgrave in Suffolk, widmete sie sich vorzugsweise dem Jugendunterrichte, verweilte, als ihr Gatte nach 11 Jahren die Anstalt aufgab, mit demselben 1785 und 1786 in Frankreich, ließ sich dann zu Hampstead im Middlesex und 1802 in Stoke-Newington nieder, verließ 1801, durch eine hämische Kritik tief verletzt, die schriftstellerische Laufbahn und † am 9. März 1825. Ihre „Poems" (London 1773) erlebten in kurzer Zeit vier Auflagen; auch die „Miscellaneous pieces", mit einigen Aufsätzen ihres Bruders Aikin (daf. 1773), wurden öfter aufgelegt. Nachdem sie noch „Devotional pieces", (Lond. 1775) herausgegeben, schrieb sie für ihre Kinderschaar die „Hymns in prose", die in viele Sprachen übersetzt wurden (italienisch London 1830, spanisch daf. 1827, französisch daf. 1828). Bald darauf erschienen die „Early lessons", ein in der Kunst der ersten Erziehung epochemachendes Werk. Später lieferte sie Ausgaben der „Pleasures of imagination" von Akenside und der Oden Collins, mit werthvollen kritischen Abhandlungen (London 1797), eine Auswahl der Briefe Sam. Richardsons, mit einer trefflichen Biographie und Kritik dieses Dichters (daf. 1804, 6 Bde.), eine Ausgabe der englischen Romanendichter mit Einleitung, biographischen und kritischen Bemerkungen (daf. 1810, 50 Bde.). Eine Auswahl ihrer Schriften ist: „The Female Speaker" (Lond. 1811). Ihren letzten poetischen Aufschwung nahm sie in der Ode „Eighteen hundred and eleven" (Lond. 1811). Eine Sammlung der ältern Werke der B. veranstaltete Lucy Aikin (Lond. 1825, 2 Bde.) Dieselbe gab auch noch aus den Papieren der Dichterin „A legacy for young ladies" (Lond. 1826) heraus. Scharfsinn, Wärme und Zartheit des Gefühls, verbunden mit Kraft, Klarheit und Eleganz des Styls, sind bemerkenswerthe Vorzüge der Verfasserin.

Barbe, Insel im französischen Departement Rhone, in der Saone, eine Stunde von Lyon, dem Dorfe St. Rambert gegenüber, in höchst malerischer Lage, etwa 3000 F. lang, sehr schmal, von Spaziergängen durchschnitten. Auf dem hohen Nordende stehen zwischen wilden Felsenmassen und Gebüsch die Mauern einer alten Burg, an der Südseite ein altertümlicher Thurm. B. hat besonders historisches Interesse. Schon im 3. Jahrhundert flüchteten sich die Christen vor Antonins Verfolgung auf die Felseninsel, die sie wegen ihres wilden Aussehens Barbara nannten, woraus später B. entstand. Nachdem auf derselben ein prächtiges, in der Folge sehr berühmt gewordenes Kloster erbaut worden war, wurde sie regelmäßig bewohnt. Karl der Große wurde, als er ihre berühmte Abtei einst besuchte, von ihrer Lage so bezaubert, daß er sich zum ruhigen Genuß seiner letzten Tage hierher zurückziehen wollte. Er ließ sich die obenerwähnte Burg erbauen und zu seinem einstigen Gebrauche die erste Bibliothek darin anlegen, die später als Librairie de Charlemagne in Frankreich berühmt war und die kostbarsten Manuskripte enthielt. Die Bibliothek, die den Mönchen der Abtei anvertraut war, sowie die Abtei selbst, wurde 1562 von den Calvinisten geplündert und verbrannt. Bis zur französischen Revolution waren noch einige Gebäude der Abtei übrig, von welchen man jetzt nur noch Trümmer sieht. An der Stelle des Klosters St. André und der prächtigen Kirchen St. Loup und Notre Dame sind jetzt Gärten, Terrassen, Häuser ꝛc. Nach einem alten Brauche fahren an den Montagen nach Ostern und Pfingsten die Lyoner auf Fahrzeugen in großer Zahl hierher zu dem Volksfest la Vogue.

Barbe (Barbus *Cuv.*), Fischgattung aus der Ordnung der Bauchflosser und der Familie der Karpfen- oder Weißfische, charakterisirt durch den gestreckten, mehr oder minder spindelförmigen Körper, die kurze Rückenflosse, worin hinter 3 kleinen Stachelstrahlen ein sehr starker, knochiger, gezähnelter Dornstrahl steckt, die lang vorgestreckte Schnauze, die 4 Bartfäden am Maule u. die gabtige Schwanzflosse. Die gewöhnliche B. (Barbus fluviatilis *Cuv.*, Cyprinus Barbus *L.*) ist gestreckter u. schmäler als der Karpfen, auf dem Rücken grün, an den Seiten bläulich, am Bauche weiß, hat eine schwarz getüpfelte Seitenlinie, graue Rückenflosse, an der Basis rothe Schwanzflosse und orangegelbe Bauch- und Brustflossen. Der Fisch wird, jedoch selten, 3 Fuß lang und 18 Pfund schwer, meist aber nur 2 Fuß lang und 4 Pfund schwer. Er ist in den süßen Gewässern Mitteleuropa's sehr häufig, liebt vornehmlich klare Gewässer mit steinigem Boden, nährt sich von kleinem Gewürm, Aas und Wasserpflanzen. Die B.n laichen im dritten Jahr im Mai auf Steinen, gehen dabei gegen den Strom und schnellen gern aus dem Wasser heraus. Zu dieser Zeit werden sie sehr häufig gefangen, besonders bei Laufenburg am Rhein, wo sie körbeweise für ein Spottgeld, zum Theil als Viehfutter verkauft werden. Auch im Ausfluß des Mains werden sie zur Laichzeit in Menge gefangen. Sie ziehen sehr gern den Flachsrösten nach, besonders in der Weser, und werden daselbst fett und schmackhaft. Man fängt sie das ganze Jahr, besonders zur Laichzeit und im Herbste, mit Netzen und an der Angel. Das Fleisch ist weiß, schmackhaft und leicht verdaulich, der Rogen aber unverdaulich und verursacht leicht Bauchgrimmen. Wegen der vielen Gräten wird das Fleisch weniger geschätzt, als es dasselbe verdient. Die B. kam schon bei den alten Griechen u. Römern häufig auf die Tafel.

Barbé-Marbois, François, Marquis de, französischer Staatsmann, 1745 zu Metz geboren, war von bürgerlicher Abkunft, Sohn eines Münzdirektors, und kam als Hauslehrer in die Familie des Herzogs von Castries, der ihm zu einem Posten bei der auswärtigen Diplomatie verhalf. Seit 1769 war er nach einander Sekretär bei der französischen Gesandtschaft in Regensburg und Dresden, dann Geschäftsträger bei dem Kurfürsten von Sachsen, später in Bayern. Im Jahre 1778 verließ er diese Laufbahn und nahm seinen Sitz als Rath im Parlament von Metz. Im Jahre 1780 ging er als Geschäftsträger am Kongreß mit dem Titel als Generalkonsul nach Amerika, vermählte sich hier mit einer Tochter Moore's, des Präsidenten von Pennsyl-

vanien, und wurde 1785 Generalintendant der Kolonie St. Domingo, die er bis 1790 verwaltete. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er 1791 als französischer Gesandter an den deutschen Reichstag nach Regensburg geschickt, kehrte aber nach kurzer Zeit nach Metz zurück und wurde, obgleich er nie ausgewandert war, doch wegen Auswanderung eingekerkert, erhielt indeß bald seine Freiheit wieder u. wurde sogar 1795 von der Bürgerschaft zu Metz zum Maire und von dem Departement der Mosel zum Mitglied des Raths der Alten ernannt. In Folge der Revolution vom 18. Fructidor V (4. September 1797) wurde er mit einigen seiner Kollegen ohne Urtheil nach Cayenne und Sinnamary deportirt, wo er freiwillig die Funktionen des Sekretärs der Marine und des Greffiers des Friedensgerichts besorgte, bis ihn der Umsturz der Verfassung am 18. Brumaire (1799) zurückrief. Bonaparte ernannte ihn 1800 zum Staatsrath und Schatzminister, in welcher Eigenschaft er 1803 die Abtretung von Louisiana an die Vereinigten Staaten von Nordamerika leitete. Im J. 1802 von dem Schatzministerium entlassen, ward er von Napoleon I. 1807 durch die Ernennung zum ersten Präsidenten des Rechnungshofes entschädigt, in welcher Würde ihn die Restauration bestätigte, während sie ihm zugleich zur Pairie berief. Im Jahre 1813 war er Mitglied des Erhaltungssenats, versah 1815 einige Monate lang das Justizministerium und trat dann wieder in seine Funktionen als erster Präsident des Rechnungshofes. Später wurde er auch zum Mitgliede des königlichen Conseils des öffentlichen Unterrichts, der Akademie der Inskriptionen, des Conseils der Spitäler und des Conseils der Gefängnisse ernannt. Seit April 1834 auf sein Gesuch entlassen, † er zu Paris 1837. Ungeachtet seiner ununterbrochenen amtlichen Thätigkeit ist B. auch als Schriftsteller aufgetreten. Außer mehren Uebersetzungen schrieb er umfangreiche Memoiren über die Finanzen und Oekonomie, sowie eine schätzenswerthe „Geschichte von Louisiana" und das „Tagebuch eines Deportirten" (1829).

Barberini, römisches Patricier- und seit der Mitte des 17. Jahrhunderts Fürstengeschlecht, war bis zum Anfange des 13. Jahrhunderts unter dem Namen Castellini in Semifonte begütert, zog aber nach der Zerstörung dieser Stadt (1202) nach Florenz und nahm hier von seinem Stammgute Barberino den Namen an, unter welchem es berühmt geworden ist. Den Gipfel seines Glanzes erreichte das Haus durch Maffeo B., der als Urban VIII. 1623 den päpstlichen Stuhl bestieg und seiner Familie ungeheure Schätze, mehre Herzogthümer und den fürstlichen Titel zuwendete. Nach hundert Jahren war ein großer Theil des Vermögens verschleudert u. der Mannsstamm ausgestorben. Der Kardinal Francesco III. vermachte als der letzte männliche Sprosse Namen und Besitzungen seinem Großneffen Urbano, einem Sohne des Giulio Cesare, Prinzen von Colonna, und der Cornelia Constantia B. So kamen die Güter der B. an einen Nebenzweig des Hauses Colonna, der jedoch Namen und Schild der B. angenommen u. fortgeführt hat. Der älteste Sohn Carlo's II., Francesco II., ward bereits 1623 Kardinal, Abt von Grotta Ferrata, Bibliothekar und Vicekanzler der römischen Kirche, Statthalter zu Avignon und Urbino, 1625 Legatus a latere in Frankreich und Spanien; starb 1697. Er ist der Gründer der großen barberini'schen Bibliothek, die bei seinem Tode auf 60,000 Bände mit 9000 Manuskripten angewachsen war, und der Erbauer des Palastes B., des größten in Rom nächst dem Vatikan. Sein Bruder, Taddeo I., vermählt mit Anna Colonna, Tochter des Herzogs Philipp von Tagliazzo, folgte dem Vater im Oberbefehl der päpstlichen Truppen, wurde zum Präfekten von Rom ernannt und mit dem von Colonna erkauften Fürstenthum Palestrina, dann mit Nerola, Colalto, Montelibreto und Corese belehnt. Als nach dem Tode seines Oheims, des Papstes Urban, dessen Nachfolger, Innocenz X., schon früher der B. Feind und neuerdings erbittert durch den Widerstand, den sie ihm im Konklave entgegengesetzt hatten, strenge Rechenschaft über die Verwaltung der wichtigen, ihnen anvertrauten Aemter forderte, flüchteten die Brüder nach Frankreich, und in Rom ward nun ein gerichtliches Verfahren gegen sie eingeleitet; ihre Aemter wurden eingezogen und auf ihre Köpfe hohe Preise gesetzt. Allein der König von Frankreich nahm sich ihrer an, es wurde unter französischem Einflusse mit Innocenz unterhandelt und, nach dem die Vermählung der Nichte des Papstes, Olympia Giustiniani, mit Maffeo II. B. auch die letzte Schwierigkeit gehoben, alles Geschehene vertragen. Die B. hielten 1653 einen feierlichen Einzug in Rom; Taddeo war 1647 zu Paris gestorben. Der jüngste Bruder, Antonio IV., Herzog von Segni, geboren 1608, ward Kardinal, Bischof von Palestrina, Kämmerer der römischen Kirche, des Johanniterordens Großprior zu Rom, Legatus a latere zur Vermittelung der montserratischen Händel ꝛc. Im Jahre 1631 nahm er im Namen des Papstes vom Herzogthum Urbino Besitz, 1633 erhielt er die Legation Avignon und von Ludwig XIII. die Protektion von Frankreich; 1641 wurde ihm die Verwaltung der Legationen von Bologna, Ferrara und Romagna und zugleich die Leitung des nur zum Vortheil der B. unternommenen Kriegs wegen Castro (1641—44) übertragen. Während des Exils der B. in Frankreich ernannte ihn Ludwig XIII. zum Abt von S. Evroul, ferner zum Bischof von Poitiers, zum Grand-Aumonier von Frankreich und endlich, nach seiner Rückkehr nach Rom, zum Erzbischof von Rheims. Er starb 1671. B. zeichnete sich als Beförderer der Wissenschaften aus und dichtete selbst in lateinischer und italienischer Sprache. Ueberhaupt waren die B. nicht die Gegner der Literatur und Kunst, zu welchen man sie aus Mißverständniß des bekannten römischen Bonmots: Quod barbari non fecerunt, fecere Barbarini gemacht hat. Letzteres bezieht sich offenbar mehr auf die Habsucht und den Nepotismus, an deren Befriedigung Urban seinen Ruhm und seinen Frieden setzte. Unter den spätern B. sind noch hervorzuheben: Lucretia, Tochter Taddeo's I., dritte Gemahlin des Herzogs Franz I. von Modena, die durch ihren Sohn Raynald die Stammmutter des neueren Hauses Este wurde und 1699 starb, u. Francesco III., geboren 1662, Sohn Taddeo's II. und der Olympia Giustiniani, geboren 1662, Kardinaldiakon, Bischof von Palestrina, starb 1738, der Letzte des alten Stammes. Sein Bruder Urban,

Fürſt von Paleſtrina, war bereits 1722 geſtorben und hatte weit über ½ Million Scudi Schulden hinterlaſſen. Die einzige Tochter Urbans, Cornelia Conſtantia (geboren 1710), ließ der Oheim im Kloſter zu St. Barbara erziehen und vermählte ſie 1728 mit Giulio Cefare Colonna; den älteſten Sohn aus dieſer Ehe, Urban, adoptirte Francesco III., und dieſer eben wurde der Ahnherr des heutigen Hauſes.

Barbern, Bad, ſ. Barbara.

Barbès, Armand, franzöſiſcher Revolutionär, 1810 zu Pointe-à-Pitre auf der Inſel Guadeloupe geboren, empfing ſeine Bildung im Collége zu Sorreze und erbte von ſeinem Vater ein Landgut zu Fortual bei Carcaſſonne. Als Radikaler betheiligte er ſich nach der Revolution von 1830 an der Société des droits de l'homme et du citoyen, ſowie an der Société des saisons, deren Führer er mit Blanqui war. Kurz vor der Aprilemeute von 1834 kam B. nach Paris, ward daſelbſt bei Verbreitung eines revolutionären Aufrufs verhaftet und trat, nach einiger Zeit freigelaſſen, unter den Vertheidigern der Aprilangeklagten auf. Im März 1836 wurde B. abermals verhaftet und wegen heimlicher Pulverfabrikation zu correctionellem Gefängniß verurtheilt, erlangte jedoch durch die Amneſtie von 1837 die Freiheit zurück. Er ſtellte ſich nun an die Spitze jenes tollkühnen Aufſtandsverſuchs, der am 12. Mai 1839 in Paris Statt fand, wurde während des Kampfes verwundet, ergriffen u. vor die Pairskammer geſtellt, die ihn weniger als Haupturheber des Unternehmens, denn als Urheber der Ermordung des Lieutenants Drouineau zum Tode verurtheilte. Auf Fürbitte des Herzogs von Orléans und deſſen Gemahlin zu lebenslänglicher Detention begnadigt, die er in dem Centralgefängniß zu Nismes verbüßte, erhielt er durch die Februarrevolution die Freiheit, gerieth jedoch bald mit ſeinem alten Genoſſen Blanqui in Spannung u. näherte ſich mehr der proviſoriſchen Regierung, die ihn zum Gouverneur des Luxembourg u. zum Oberſten der 12. Legion der pariſer Nationalgarde ernannte. Im Departement Aube ward er zum Abgeordneten in die Nationalverſammlung gewählt. Bei dem Attentat vom 15. Mai 1848 ſchlug er ſich wieder zu ſeinen frühern Parteigenoſſen und ward auf dem Stadthauſe in dem Augenblick ergriffen, als er eben mit ſeinen Freunden beſchäftigt war, eine radikale Regierung einzuſetzen. Er wurde nach Vincennes abgeführt und in dem Staatsproceß von Bourges zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt, welche Strafe in Ermangelung eines Departationsortes thatſächlich in lebenslängliche Einkerkerung verwandelt ward. Er ſaß nun in einem unterirdiſchen Gefängniſſe auf Belle-Isle bis 1854, wo Ludwig Napoleon auf Veranlaſſung eines Privatbriefs von B., der in die Oeffentlichkeit gelangt war und worin er ſeine Freude über den Sieg der franzöſiſchen Waffen ausgedrückt hatte, ſeine Freilaſſung befahl. B. wollte jedoch aus kaiſerlicher Hand keine Begnadigung annehmen und kam nur nach Paris, um gegen ſeine Freilaſſung zu proteſtiren und ſich dem Gerichte zur Verfügung zu ſtellen. Da dies keine Notiz von ihm nahm, ging er nach Holland und begab ſich dann nach Barcelona in Spanien, ward aber im Mai 1856 hier ausgewieſen und nahm ſeinen Aufenthalt in Cadix.

Barbezieux, Stadt im franzöſiſchen Departement Charente, ſüdweſtlich von Angoulême, am Né, mit 3700 Einwohnern, welche Leinweberei und Handel mit Getreide, Vieh, Geflügel (beſonders Kapaunen) und vorzüglich Trüffeln treiben.

Barbié du Bocage, Jean Denis, ausgezeichneter Geograph, geboren am 28. April 1760 zu Paris, Schüler des Collége Mazarin u. d'Anville's, wurde 1780 als Geograph beim Miniſterium des Auswärtigen, 1785 beim königlichen Medaillenkabinet angeſtellt und 1792 Aufſeher der Kartenſammlung bei der königlichen Bibliothek. Im J. 1797 ward er Geograph beim Miniſterium des Innern, 1802 beim Kriegsminiſterium, 1803 beim Departement des Auswärtigen, 1806 Mitglied des Inſtituts, 1809 Profeſſor und 1815 Dekan der Fakultät der Wiſſenſchaften bei der Akademie zu Paris, 1821 Mitbegründer der geographiſchen Geſellſchaft daſelbſt. Er † den 28. Dec. 1825. Seinen Ruhm begründete er durch ſeinen „Atlas pour le Voyage du jeune Anacharsis" (Paris 1788—89, neue Ausgabe 1799), dem mehre andere Kartenwerke, z. B. über den Rückzug der Zehntauſend für Fortia's „Mélanges de géographie", für Ste. Croix' „Examen des historiens d'Alexandre", für Caſtellans u. Zalony's Reiſe, für Pinkertons Abriß der Geographie (1811), für Spencer Stanhope's Topographie der Schlacht bei Platäa, für Mellings maleriſche Reiſe, der geographiſche Theil von Choiſeul-Gouffiers „Voyage pittoresque de la Grèce" u. a. folgten. Sein älterer Sohn, Jean Guillaume, geboren zu Paris 1793, Chef des topographiſchen Bureau's u. Profeſſor bei der Fakultät der Wiſſenſchaften an der Akademie zu Paris, † 1843, ebenfalls durch mehre Abhandlungen und Karten als tüchtiger Geograph bekannt. Der jüngere, Alexandre Frédéric, geboren 1798, Verfaſſer des „Traité de géographie générale" (Par. 1832) u. des „Dictionnaire géographique de la bible" (daſ. 1834), † den 25. Febr. 1835 als Profeſſor der Geographie an der Faculté des lettres zu Paris.

Barbier (Barbirer), ein Mann, der ein Geſchäft daraus macht, Andern den Bart abzunehmen, und daneben in der Regel noch niedere Chirurgie (Schröpfen, Aderlaſſen, Operiren von Hühneraugen, Ausziehen von Zähnen ꝛc.) ausübt. Die heutigen B.e entſprechen den Tonsores der alten Römer, den Kureis der Griechen, welche zugleich u. vornehmlich Haarſcheerer waren, ein Geſchäft, das viele unſerer B.e auch nicht abzuweiſen pflegen. Das Raſiren der Bärte wurde in Griechenland erſt ſeit Alexander dem Großen vom Orient her eingeführt, und ungefähr um dieſelbe Zeit (300 v. Chr.) brachte P. Licinius Mänas die Sitte von Sicilien nach Rom, wo ſie Hadrian wegen einiger Gewächſe am Kinn, nur auf kurze Zeit wieder abſtellte. Die B.e der neuern Zeit, welche das Bartabnehmen als Profeſſion treiben, gingen im Mittelalter aus den Badern (ſ. d.) hervor, ſeitdem man im 11. Jahrhundert im weſtlichen Europa die Bärte abzuſchneiden anfing. Sie wurden mit jenen auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 zünftig gemacht und genoſſen im Weſentlichen dieſelben Rechte wie jene, mit denen ſie auch bis dahin die Laſt der Anrüchigkeit gemeinſchaftlich ertragen hatten. Die gegenſeitigen Zunftſtreitigkeiten zwiſchen Badern u. Barbierern, da jene dieſen das Schröpfen, dieſe jenen

das Bartabnehmen streitig machten, mußten aufhören, als die Badstuben selbst eingingen. Die Barbierinnungen wurden später von den Kaisern mehrmals bestätigt, die Meister (oder Herren) erhielten das Recht, Gesellen und Lehrlinge anzunehmen und loszusprechen. Das Meisterstück bestand früher im Barbiermesserschleifen; durch ein mit den alten Zunftgesetzen im Allgemeinen übereinstimmendes Privilegium chirurgicum des Kaisers Leopold I. vom 28. Februar 1686 wurde aber die Profession der B.e für eine Kunst erklärt u. als Meisterstück die Verfertigung verschiedener Pflaster und Salben vorgeschrieben. Die Instrumente und Gefäße, welche der B. zu seinem Geschäft braucht, bilden das Barbierzeug; es gehören dazu: Becken, Flasche zu lauem Wasser, Bartseife, Vortücher, Serviette, Scheer-(Rasir-)messer, Seifennapfet u. Näpfchen, Streichriemen, auch Scheere, englisches Pflaster und dergleichen.

Barbier, 1) Antoine Alexandre, berühmter französischer Bibliograph und Literarhistoriker, geboren am 11. Januar 1765 zu Conlommiers, war seit 1791 Pfarrer zu Ferté-sous-Jouare, legte aber 1793 sein Amt nieder, wurde 1794 Mitgied der Kommission für Künste und Wissenschaften und beauftragt die während der ersten Jahre der Revolution zusammengeworfenen Bücher unter die verschiedenen Bibliotheken von Paris zu vertheilen. Seiner Umsicht und Sorgfalt bei diesem Geschäft verdankt man die Auffindung und Erhaltung der Briefe Huets, sowie der sämmtlichen Manuskripte Fénélons. Auch bildete B eine Bibliothek für das Direktorium, deren Aufseher er ward. Nach dem 18. Brumaire erhielt er die Aufsicht über die Bibliothek des Staatsrathes und 1807 das mühevolle Amt eines Privatbibliothekars bei Napoleon I. Sein Werk ist die Bildung der Bibliothek des Louvre, der von Fontainebleau, Compiègne und St. Cloud. Seit der Restauration Bibliothekar des Staatsrathes und des Königs, fiel B. 1822 in Ungnade; seiner Stellen entsetzt, † er den 6. Dec. 1825 zu Paris. Von seinen Schriften sind außer mehren Katalogen das „Dictionaire des ouvrages anonymes et pseudonymes" (französisch und lateinisch, Paris 1806—8, 4 Bde., neue, von B.s Sohn Louis Nicolas B., Bibliothekar im Louvre, besorgte Ausgabe, das. 1822—27) u. die „Nouvelles bibliothèque d'un homme de goût" (das. 1808—10, 5 Bde.) hervorzuheben. Auch war B. Mitarbeiter am „Mercure", an der „Revue encyclopédique", an Lemaire's „Bibliothéque des classiques latins", an Courtins „Encyclopédie moderne" u. a., Herausgeber der Memoiren Collé's der Korrespondenz des Abbé Galiani ꝛc.

2) Henri Auguste, der erste Satiriker des neueren Frankreich, geboren am 28. April 1805 zu Paris, wo er ohne Amt in unabhängiger Stellung lebt. B. ist mehr als alle andern Dichter Frankreichs ein Kind der Julirevolution. Er wähnte sich, wie er selbst sich ausdrückt, „die Muse des Volkes, die sich in dem Dunste glühender Städte gefällt, die mit ihrer ernsten u. drohenden Stimme den Strom der empörten Geister beschwichtigt oder rollend wie Donner vor den aufgeregten Vorstädten die Marseillaise anstimmt". Zuerst erschien sein „La curée" in der „Revue de Paris" (1831), worin B die Ehr- und Habsucht jener vornehmen Feiglinge und Intriguanten geißelt, die, „als das Volk einen Thron mit Pflastersteinen zertrümmerte, in entlegene Schlupfwinkel sich verbarzen u., nachdem das Blut von den Straßen abgewaschen war, aus den Winkeln der Freiheit hervorkrochen, um unter dem Schutze des neuen Scepters von der durch Andere gemachten Eroberung Besitz zu nehmen". Dann folgte „L'idole", ein zorniges Gedicht gegen die Vergötterung Napoleons I.; diesem „La popularité" in welcher die Niederträchtigkeit Derjenigen gegeißelt wird, die auf Kosten der Ehre und Rechtlichkeit um Volksgunst buhlen. In der „Terpsichore" züchtigt er die schamlose Tanzsucht, in der „Liebe zum Tod" die Sucht zum Selbstmord, in der „Kuse" die Verderbniß von Paris, in der „Königin der Welt" (wie er die Presse nennt) den Mißbrauch, welchen die Journalistik mit Gutenbergs unsterblicher Erfindung treibt, in der „Melpomene" die Zügellosigkeit der französischen Dichter, u. a. m. Gesammelt erschienen diese Satiren unter dem Titel „Jambes" (Paris 1832, deutsch von Forster: „Geißelhiebe für die große Nation", Quedlinburg 1832). In diesen Satiren, die in Frankreich kein Vorbild haben, ist B. ebenso weit entfernt von den morosen Deklamationen des Juvenal und Persius, als von den horazischen Spielen mit Tugend und Laster; in den Aufwallungen seines Zorns über die Schäden der Zeit offenbart er Energie des sittlichen Gefühls und Empörung über das Gemeine und Häßliche; aber die überwogende Leidenschaftlichkeit seiner Angriffe treibt ihn über die Grenzen des Ziemlichen hinaus, so daß der Spiegel seiner Dichtungen die unschönen Bilder nur noch häßlicher und trostloser zurückwirft, als sie in Wirklichkeit selbst sind. Seine Verse sind wunderschön, glatt und gefeilt, aber der Haß gegen das Böse hat grandiose Uebertreibungen, ächt französische Hyperbeln und Kraftwörter erzeugt, die nicht darauf Anspruch machen können, allgemein gefallen zu wollen. Seine Gedichtsammlung „Il Pianto" (Par. 1833) enthält neben manchem Unschönen einige wahrhaft poetische Klagen über die Herabwürdigung der italienischen Nation, während er in seinem „Lazare", (Paris 1837) den traurigen Zustand des englischen Volkes schildert. Beide Sammlungen schlagen zwar im Ganzen mildere Töne an als die „Jambes", haben aber doch das Gebiet der letztern noch nicht ganz verlassen. Eine Sammlung seiner „Satires et poëmes" erschien 1837; ihr folgten die „Nouvelles satires" (1840); andere Gedichte sind gesammelt in den „Chants politiques et religieux" (Paris 1840).

Barbieri, Giovani Francesco, bedeutender italienischer Maler, genannt il Guercino da Cento (der Schielende von Cento), geboren in dieser Stadt 1590, war daselbst Schüler, Gehülfe und Schwager Benedetto Gennari's, hielt sich auch oft in Bologna, einige Zeit in Venedig und Rom auf, studirte in letzter Stadt besonders Caravaggio's Manier, ward nach seiner Rückkehr Nachahmer Guido Reni's und † 1666 zu Bologna. Wahrhaft groß ist B. im Technischen, in Modellirung und Abrundung der Formen, in Verschmelzung der stärksten Gegensätze von Licht und Schatten, im Farbenauftrage in der Charakteristik und in der Zeichnung, was die Gründlichkeit und Richtigkeit derselben betrifft; dagegen vermißt man an ihm Tiefe der Komposition, Reichthum und Großartigkeit der Gedanken u. Empfindungen, mit einem Worte höhere Idealität. Seine Fresken

sind mehr geschätzt, als seine Oelgemälde. Seine Werke bestehen außer den großen Fresken in 106 Altarbildern, 144 großen Gemälden für Fürsten u. a. vornehme Personen, in einer Menge Porträts, Madonnen u. a. kleinern Arbeiten. Die dresdner Gallerie hat 15 Guercino's: den Tod der Cloriude, den beweinten Adonis, die sterbende Procris, Loth mit den Töchtern ꝛc. Nach B. gestochen ist folgendes Werk: „Oliviero Gatti libro de' disegni del Guercino da Cento"; andere Blätter nach ihm lieferten Bartolozzi, Banvitelli und Piranesi.

Barbiton (Barbitos), musikalisches Instrument, größer als die Lyra, 3- oder 7saitig, angeblich von Alcäus, nach Anderen von Anacreon oder Terpander erfunden wahrscheinlich aber aus Persien entlehnt, wo ihm noch jetzt das Barbud oder Pärvet entspricht. Das B. war ein wegen seines geringen Umfanges leicht zu behandelndes Instrument, auf dem man bei Mahlzeiten und überhaupt bei fröhlichen Festen in solcher Weise mit der Pectis zusammen spielte, daß auf der Pectis die Melodie, auf dem B. aber die Begleitung vorgetragen wurde. Nach Andern war das B. eine Art Fiedel mit 3 Saiten, und zwar soll es nach Euphorion dasjenige Instrument gewesen sein, welches bei den Assyriern die Panduristen (daher auch Pandora genannt) spielten, wobei dieselben sich einer Schlagfeder oder eines kleinen Fiedelbogens bedienten.

Barbotan, Dorf und Badeort im französischen Departement Gers, unweit Casaubon, mit 100 Einwohnern. Die dabei befindlichen Heilquellen gehören zu den Schwefelthermen, haben eine Temperatur von +25—32° R. und werden vorzugsweise äußerlich in Form von Wasser- und Schlammbädern benutzt in gichtischen, rheumatischen Leiden, bei chronischen Hautausschlägen, Lähmungen ꝛc. Als Getränk empfiehlt man sie bei Krankheiten der Urinwerkzeuge und des Darmkanals. Innerlich werden sie widerrathen bei sehr schwacher Brust, hektischem Fieber, sowie bei einem sehr reizbaren Gefäßsystem.

Barbour, John, der älteste Nationaldichter Schottlands, um 1315 geboren, war Archidiakonus zu Aberdeen und wurde 1357 von dem Bischof seines Sprengels nach England gesendet, um wegen des Lösegeldes für den gefangenen König David II. zu unterhandeln; † 1396. Sein Gedicht „The Bruce", das die Geschichte Roberts I. Bruce erzählt, 1375 geschrieben (älteste Ausgabe, Edinburg 1616, neue Ausgabe von Pinkerton, daselbst 1790, 3 Bde.), hat als eines der ältesten schottischen Sprachdenkmäler hohen Werth.

Barbuta (lat.), im Mittelalter s. v. a. Sturmhaube.

Barby, Stadt im preußischen Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Kalbe, Hauptort der ehemaligen Grafschaft B., am linken Elbufer unterhalb der Saalmündung, hat ein Schloß, eine Domäne, 2 evangelische Kirchen, ein Schullehrerseminar, eine Provinzialblindenanstalt und 4500 Einwohner, die vorzugsweise Ackerbau treiben. Die ehemals hier bestehende Herrnhuterkolonie ward 1809 nach Niesky verlegt. Kaiser Otto I. schenkte 961 die Zehnten der hiesigen Slaven der magdeburger Kirche, Otto II. und III. verliehen 974, 987 und 999 die Stadt (civitas) B. nebst den dazu gehörigen Dörfern im Gaue Nordthüringen dem Stifte Quedlinburg; dieses belehnte damit wieder die Grafen von Arnstein, von denen als Nebenlinie wahrscheinlich die Edlen von B. abstammen. Als der erste derselben erscheint Burchard, um 1140 Heerführer unter Kaiser Konrad vor Weinsberg. Burchard V. war Rath Kaiser Maximilians I. und wurde von demselben 1497 zum Grafen von B. ernannt. Als mit August Ludwig 1659 der Mannsstamm des gräflichen Hauses erlosch, wurden die Besitzungen desselben unter die benachbarten Fürsten getheilt; Anhalt, obwohl nach einer Erbversicherung von 1586 mit Recht das Ganze beanspruchend, erhielt nur Mühlingen und Walther-Nienburg; Rosenburg fiel an das magdeburger Erzstift, das eigentliche B. aber an den Herzog August von Sachsen-Weißenfels. Nach dessen Tode (1680) erhielt sein vierter Sohn, Heinrich, die so verringerte Grafschaft mit dem Titel eines Herzogthums; derselbe regierte hier bis 1728, sein Sohn, Georg Albrecht, bis 1739, wo B. an Weißenfels zurückfiel. Nachdem auch die weißenfelser Linie 1746 erloschen war, trat Kursachsen als rechtmäßiger Erbe ein. B. bildete nun einen Theil des Kreisamtes Wittenberg, jedoch mit einer besondern Stelle und Stimme auf den obersächsischen Kreistagen; 1807 wurde es dem Elbdepartement des Königreichs Westphalen, 1813 der preußischen Monarchie einverleibt, wie dies schon früher mit den an Magdeburg gefallenen Theilen der alten Grafschaft geschehen war.

Barca, Landschaft, s. Barka.

Barca (Barke), im Alterthum eine Stadt in Cyrenaica, 100 Stadien vom Meere, ursprünglich Hauptsitz der als Reiter und Pferdezüchter berühmten Barcäer (Barkiter), eines libyschen Nomadenstammes, ward um 560 v. Chr. unter dem cyrenäischen Herrscher Arcesilaus II. von dessen mit ihm zerfallenen Brüdern kolonisirt und zu einem mächtigen, den westlichen Theil von Cyrenaica beherrschenden Staate erhoben, um 510 v. Chr. jedoch von den Persern auf Anreizung der Pheretima, des hier ermordeten Arcesilaus III. Wittwe, erobert und eines großen Theils der Einwohner beraubt, unter den Ptolemäern durch Begünstigung der Stadt Ptolemais nach und nach entvölkert und wieder von den nomadischen Umwohnern besetzt; jetzt Merdsjeh, Ruinen.

Barcarole, Volkslied, welches in den italienischen Seestädten (namentlich in Venedig) die Barken- und Gondelführer (barcaruoli) bei ihrer Arbeit oder beim Herumschiffen auf dem Wasser singen. Das Eigenthümliche der B.n, die meist von den Schiffern selbst komponirt sind, besteht in einer seltsamen Einfachheit der Harmonie, die nur ein- oder zweimal an passender Stelle durch einen freundartigen leidenschaftlichen Akkord unterbrochen wird. Die Melodie bewegt sich fast ausschließlich in dem diatonischen Klanggeschlechte und durchgeht nach Maßgabe der Harmonie nur wenig Intervalle. Als reiner Naturgesang ist auch die Tonart der B. u. ihr Rhythmus der allernatürlichste, meist $^6/_8$-Takt, mit leidenschaftlichen Accenten. Gewöhnlich werden die Gesänge von der Guitarre, der Cither, der Bandole ꝛc. begleitet. Eine der ältesten B.n im $^3/_4$-Takte ist das bekannte Lied „Un pescator dell' onda". Auber und nach ihm Herold u. A. haben die Form der B. in die Oper aufgenommen, von wo sie in das Instrumentale überging. Dahin gehören die Gondellieder in Mendelssohns „Lieder ohne Worte".

Barcelona, Hauptstadt des ehemaligen spanischen Fürstenthums Katalonien und der jetzigen Provinz B. (140,90 QMeilen mit 750,804 Einwohnern), liegt unter 41° 22′ 26″ nördl. Br. und 0° 9′ 11″ westl. L., amphitheatralisch an einer tief eingeschnittenen Bucht des mittelländischen Meeres, unweit der Mündung des Llobregat in einer fruchtbaren, von Bergen umkränzten und mit Ortschaften und Landhäusern (Torres genannt) übersäeten herrlichen Ebene, (Huerta). Es ist nicht nur die wichtigste Hafen-, Handels- und Fabrikstadt Spaniens und eine Festung ersten Rangs, sondern nach Madrid u. Cadix auch die am schönsten gebaute Stadt des Reiches. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt, die wieder in eine Ober- und Unterstadt zerfällt, und der Hafenvorstadt Barceloneta, die außerhalb der Stadtwälle an der Südostseite, auf einer schmalen, in das Meer vortretenden Erdzunge, erst im vorigen Jahrhundert zu Waarenniederlagen erbaut ward und ein regelmäßiges, von geraden Straßen durchschnittenes Viereck bildet. Dicht bei ihr beginnt ein ungeheuer langer Molo, der in der Verlängerung der Erdzunge zum Schutz des Hafens in neuerer Zeit aufgeführt ward. An der innern Buchtseite erheben sich wahrhaft stolz die Häuserreihen B.'s über die hohe, prächtige Kaieinfassung empor, zu der breite Rampen hinanführen. Der Hafen hat die Vorzüge einer großen Wassertiefe (von 7—30 Faden), einer leichten Vertheidigung seiner Zugänge und einer bequemen unmittelbaren Einfahrt aus der offenen See, (1000 Toisen weit, bei 1200 Toisen größter Länge), jedoch den Nachtheil, daß das sturmbewegte Meer auch ihn beunruhigt und die Schiffe zuweilen in Gefahr bringt. Auch wird er durch die Versandungen der in ihn mündenden Flüsse Llobregat und des kleineren Besos nach und nach unzugänglicher. Nur mittlere Schiffe, welche 10—12 Fuß tief im Wasser gehen, können einlaufen; größere müssen außerhalb des Molo ankern. Die südwestliche Seite der Stadt schützt das unbezwingliche Fort Monjuich, die nordöstliche die Citadelle; zwischen dem Hafen und der Stadt liegt das Fort Atarazanas. Das erstere liegt auf der Spitze des gleichnamigen 735 Fuß hohen Kegelberges (im Alterthum Mons Jovis, später Mons Judaicus genannt) und ist prächtig gebaut. Sie bildet ein Viereck mit vier Bollwerken, trefflich vertheidigten Gräben und festem Glacis, in dessen Mitte als letzter Haltpunkt eine große viereckige Kaserne steht, welche mehre tausend Mann Besatzung aufnehmen kann, und über der ein hoher Thurm sich erhebt, der eigens zur Rekognoscirung des Meeres dient. Die Citadelle, am nordöstlichen Ende der Stadt, wurde 1715 auf Befehl Philipps V. aus Mißtrauen gegen die freiheitsliebenden Barcelonesen erbaut, u. um Platz dazu zu machen, wurden 2000 Häuser, 31 Straßen und 3 Kirchen niedergerissen. Sie bildet ein großes, regelmäßiges Fünfeck und enthält eine Menge Gassen, eine Pfarrkirche und 3 Klöster innerhalb ihrer Wälle. Sie ist nach dem vaubanschen System sehr stark befestigt, liegt aber zu tief, um die Stadt hinlänglich vertheidigen zu können. Außerdem ist B. rings von einem dicken Wall umgeben, der namentlich auf der Nord- und Westseite mit zahlreichen Außenwerken versehen ist. Der Hafen wird außer dem Fort Monjuich noch durch einige besondere Batterien vertheidigt, die man in den Umgebungen der Vorstadt Barceloneta errichtet hat. B. enthält im Ganzen 360 Straßen und über 30 öffentliche Plätze und hat trotz seines hohen Alters ein durchaus modernes Ansehen. Unter den Straßen sind die 600 Fuß lange, 80 Fuß breite, mit Bäumen bepflanzte prächtige Rambla, welche die Stadt von Nordwesten nach Südosten durchschneidet und an deren Südende das Fort Atarazanas steht, sowie la Riera ampla, die Straße des Conde del Asalto und die neue Ferdinandsstraße mit reichen Gewölben hervorzuheben. Unter den öffentlichen Plätzen sind ausgezeichnet: der Seeplatz und die Plaza del Palacio. B. hat alte Theile (maurische, gothische), mittlere und neue; dort sind die Straßen am engsten, verwickeltsten, hier am breitesten, geradesten. Die Häuser haben jedoch überall, in den ältern Theilen, wo prächtige Paläste äußerlich schmucklos stehen, wie in den neuern, jene vorzügliche, dem Klima und den Bedürfnissen entsprechende Bauart: dicke Mauern, für Jahrtausende aufgeführt, hübsch gepflasterte Fußböden, hohe, kühle Zimmer mit Alkoven u. schweren, doppelten Balkonfenstern. Insbesondere aber hat die Neustadt 4—5 Stockwerke hohe Häuser mit großen Fenstern, Balkonen und terrassirten Dächern, die mit Blumen und Gesträuchen bedeckt sind. Die schönsten Spaziergänge außer der Rambla sind: die Muralla del Mar, am Hafen; der Poseo de la Esplanada, Poseo de Barceloneta und der Jardin del General. Prächtige Promenaden führen auch nach der Villa Gracia, dem anmuthigen Aufenthalt der Reichen, mit stattlichen Kirchen. Schöne Punkte in der Umgegend sind die Orte San-Gervasio, Sarria San Just, Esplugues, Finisterra und der Berg Tibidabo, der eine herrliche Aussicht auf die Ebene von B. und auf das Meer gewährt. Unter den 84 Kirchen B.'s ist zunächst die Kathedrale hervorzuheben, ein gothisches Denkmal von majestätischer Bauart und edler Einfachheit, nur im Innern sehr dunkel. Letzteres besteht aus drei hohen Schiffen und besitzt eine Menge von Altären, aber kein erwähnenswerthes Kunstwerk. Die Glasgemälde der Fenster stammen aus den ältesten Zeiten der Kunst. Unter dem Hochaltar befindet sich eine prachtvoll ausgeschnitzte Kapelle, in welcher unter einem Alabastermausoleum die Gebeine der heiligen Eulalia, der Schutzheiligen B.'s, ruhen. Sehr schön ist der gothische Portikus, welcher den mit Orangenbäumen und Fontänen gezierten Hof der Kathedrale umgibt. Kleiner zwar, doch noch schöner als die Kathedrale, ist die Kirche Santa Maria del Mar, mit einem einfacheren, hellen und freundlichen Innern und drei Schiffen, die von fünf Reihen wundervoll gebauten, äußerst schlanken Säulen getragen werden. Außer diesen beiden Hauptkirchen verdienen noch die Parroquia de Belen und die Kirche Santa Monica beide in der Rambla gelegen und im florentinischen Styl erbaut, endlich die Kirche von San Jago mit einem schönen gothischen Portikus und die von San Miguel, einst ein Neptunstempel mit herrlichem Mosaikpflaster, Erwähnung; die übrigen sind unbedeutend. Unter den 44 Klöstern ist das schönste das der barmherzigen Brüder, das umfangreichste das der Dominikaner zur heiligen Katharina, mit einer großen öffentlichen Bibliothek, und das modernste das der heiligen Klara in einem Theile des ehemaligen Palastes des Grafen von B. Unter den welt-

lichen Gebäuden zeichnen sich aus: der eben erwähnte Palast der Grafen von B., in welchem das 1820 aufgehobene Inquisitionsgericht seine Sitzungen hielt und jetzt eine Armen- und Blindenschule eingerichtet ist; der Palast des Generalkapitäns; der bischöfliche Palast; die Deputation oder der Palast der Audienz, in welchem das berühmte Archiv von Aragonien und die Gemälde der alten Grafen von B. und der Könige von Aragonien verwahrt werden; der alte Palast des Hauses Alba; das Rathhaus; die Aduana oder das Zollhaus; das große Schauspielhaus, außer welchem es noch zwei Schaubühnen gibt; die neue Börse (Lonja), am Platze del Palacio, im griechischen Styl gebaut, 300 Fuß lang, 130 Fuß breit und 80 Fuß hoch, ein ebenso prächtiges als wichtiges Gebäude; hier versammeln sich die Kaufleute zur Börsenstunde in einem großen, von schlanken gothischen Säulen getragenen Salon; hier sind die schönen Säle für die Handelsjunta, Handels- und Konsulatsgerichte, für die öffentlichen Prüfungen; hier ist die Schule für die schönen Künste, überhaupt eine Menge Schul- und Hörsäle, wo die lebenden Sprachen, das Zeichnen, die Handlungswissenschaft gelehrt und andere Vorträge gehalten werden (s. unten.) Unter den Hospitälern verdienen das allgemeine für 3000 Kranke, das des heiligen Lazarus und das Waisenhaus Auszeichnung. In Verbindung mit dem Hospital, aber in besondern Gebäuden, stehen ein Irrenhaus für Frauen, ein anderes für Männer, ein prächtiges Gebäude mit Patio und Garten für Genesende, Casa de convalecencia genannt, Kirche, Wohnungen für Aerzte, Verwaltung ꝛc. Eine großartige, wohleingerichtete Anstalt ist auch das allgemeine Gefängniß. An wissenschaftlichen Anstalten ist B. nächst Madrid die reichste Stadt Spaniens. Es besitzt eine Universität, 1430 gestiftet, mit 1600 Studenten, einen botanischen Garten, eine Handelsschule im Börsenpalaste mit 2000 Schülern, eine Art Realschule und eine lateinische Schule, ein theologisches Seminar, mehre Collegios und Institutos, 9 öffentliche Knaben-, 4 Mädchenschulen und 75 Privatschulen, 4 Akademien, namentlich für Naturwissenschaften u. Künste, ein Taubstummeninstitut, ein anatomisches und naturhistorisches Museum, verschiedene Bibliotheken (die Bibliothek de San Juan mit 40,000, die bischöfliche mit 15,000 Bänden) und reichhaltige Archive, unter denen das erwähnte sogenannte aragonische Archiv das größte und interessanteste ist. B. ist der Sitz eines Bischofs, der Suffragan des Erzbischofs von Tarragona ist, eines Generalkapitäns, eines hohen Gerichtshofes, eines Handelskollegiums, Handelsgerichts und Seekonsulats. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 178,625 Köpfe, wovon 12,738 auf Barceloneta kommen. Das Gewühl dieser Menschenmenge in einem nicht sehr ausgedehnten Umfange wird nicht wenig durch den täglichen Zulauf von den nahen Ortschaften, welche Lebensmittel zum Verkauf senden, vermehrt. Die Bevölkerung ist, wie die Katalonier überhaupt, freiheitsliebend, kriegerisch, von dem lebendigsten Provinzialgeist beseelt u. leicht zu Unruhen geneigt. Musik, Theater, Bälle, Maskeraden und glänzende Aufzüge bilden die Vergnügen der Barcelonesen, deren italienische Oper nächst der Madrider für die beste der Halbinsel gilt. Die Hauptnahrungsquellen sind neben reichem Feld- und Gartenbau Industrie u. Handel. B. ist der Mittelpunkt aller in der Provinz betriebenen Industriezweige und überhaupt die gewerbthätigste Stadt in Spanien. Namentlich seit Einführung einer freieren Staatsform ist ein reger Unternehmungsgeist in der Bevölkerung erwacht u. hat eine Menge großartiger Fabrikanlagen ins Leben gerufen. Schon 1849 waren in der Stadt 69, in der Umgegend 25 Dampfmaschinen in Fabriken thätig und davon allein 66 mit Bearbeitung der Baumwolle beschäftigt; daneben hat es über 1400 Seiden- und über 2000 Wollwebstühle, große Maschinenfabriken und Eisengießereien. Es fabricirt Papier, Glas, physikalische und mathematische Instrumente, chemische Präparate, Steingut, Seife, Chokolade, Leder, Gewehre, Stahl- und Kupferwaaren, Hüte, Bänder und Tressen; es hat Färbereien, Druckereien, Mahl- und Schneidemühlen, die meist von Dampf getrieben werden. Berühmt ist auch die Schuster- und Schneiderzunft B.'s, sowie seine Schiffswerfte bei dem Arsenal (Tarsena) und die Kanonengießerei, wo jährlich 200 Vierundzwanzigpfünder gegossen werden. Noch bedeutender als die Industrie ist der Handel B.'s, der ein Welthandel genannt zu werden verdient u. die Stadt zu einem der bedeutendsten Handelsplätze von Europa macht. Schon im Mittelalter nahm diese wegen ihrer Schifffahrt im mittelländischen Meere und nach der Levante einen ausgezeichneten Rang ein; ihr wird mit Wahrscheinlichkeit auch die Verfassung des berühmten Gesetzbuches über Seerecht zugeschrieben das unter dem Namen Consolato del mare schon im 13. Jahrhundert im Mittelmeer als allgemein geltend anerkannt wurde, u. die frühesten Nachrichten über den Gebrauch der Versicherung gegen Seegefahr und der Wechsel finden sich in ihren Annalen. Gegenwärtig veranschlagt man den jährlichen Ertrag ihres aktiven Handels auf 130 Millionen Realen, die Einfuhr beträgt kaum 50 Millionen, ein ungemein günstiges Verhältniß, das die Ursache von dem großen Reichthum der Kaufmannschaft von B. und von der außerordentlichen Wohlhabenheit und dem Luxus dieser Stadt ist. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind: Rohseide, Hüte, Spitzen, Bänder, Seife, Stahl, Feuerwaffen, Wein, Branntwein, Kork, Oel, Safran, Anis, Mandeln, Nüsse und andere Südfrüchte. Die Manufakturwaaren werden hauptsächlich nach dem spanischen Westindien verladen, sonst auch jährlich viele tausend Paar Schuhe. Der meiste Wein und Branntwein geht ebenfalls nach Cuba und Südamerika (zusammen jährlich über 30,000 Pipen), weniger nach dem Norden Europa's (etwa 4000 Pipen jährlich). Die Haupteinfuhrartikel waren von jeher, neben Kolonialwaaren, Getreide, deutsche Leinwand, kurze Waaren, Eisen, Bauholz, Breter und andere Schiffsbaumaterialien, viel eingesalzene Fische aus dem Norden Europa's, Häute, gelbes Wachs aus der Berberei, Hanf aus Riga und Petersburg; ein bedeutender Artikel ist der Stockfisch, den die Engländer aus Neufoundland einführen. B. unterhält sehr lebhafte Geschäfte mit Cadix, mit den französischen Häfen Cette und Marseille, wie mit allen bedeutenderen italienischen Häfen. Rechnungsart und Münzen sind in B. wie in Spanien überhaupt, auch Maße und Gewichte seit 1859 gesetzlich die neuen spanischen, welche seit 1856 bereits bei den Zollämtern Spaniens angewendet werden (s. Spanien).

Außer 3 Mobiliarkreditgesellschaften, einer Disconto-, einer Industrie- u. Handelskasse befinden sich in B. auch eine Bank (Banco de Barcelona), mehre Seeassekuranzkompagnien u. viele auswärtige Konsulate. Besonders wichtig für die Entfaltung der kommercielten Blüthe B.'s wurde das noch jetzt bestehende Oberhandelskollegium von B., die Junta del comercio („Vorstand der Korporation der Kaufmannschaft"), eine alte interessante Institution, die aus der eigenthümlichen Municipalverfassung B.'s, dem sogenannten Rath der Hundert (consejo de ciento), hervorging, welche Don Jayme I. et Conquistador, König von Aragon, 1274 der Stadt ertheilte. Schon hierdurch waren der Kaufmannschaft bedeutende Macht und Vorrechte zugesichert; bald darauf erhielt sie die Erlaubniß, zwei Konsuln (consules del mar) aus ihrer Mitte zu erwählen mit ausgedehnter Gerichtsbarkeit, die sich nach und nach über die ganze katalonische Küste ausdehnte, und deren Entscheidungen die Kraft einer Ordonnanz des Königs erhielten. In der Folge (1394) verlieh Don Juan I. den Konsuln das Recht, sich einen Kommercienrath (consejo de comerciantes) von 20 Kaufleuten zu wählen, die mit der Administration der Korporation beauftragt sein sollten, und bewilligte ihnen noch das Einkommen der Zölle von den eingeführten Waaren, um es zur Beförderung des vaterländischen Handels und zur Besoldung der Beamten zu verwenden. Ferdinand der Katholische, der die Municipalverfassung B.'s änderte, gab auch der Organisation der Kaufmannschaft eine veränderte Gestalt. Es wurde fortan ein Consul militar u. ein Consul mercader ernannt, jener von dem Adel, den Rittern, den angesehenen Bürgern, den Doktoren der Rechte und der Medicin, dieser von den immatrikulirten Kaufleuten. Nach den beiden Konsuln kamen 2 Desendedores, welche die Einkünfte der Korporation einzuziehen, die Gehalte zu zahlen und dabei über die Rechte und Privilegien derselben zu wachen hatten; nach diesen die Advokaten des Konsulats, der Syndikus und endlich die Schließer der Börse und die Zollinspektoren. In dieser Gestalt dauerte die Institution fort, bis während des Bürgerkrieges nach Karls II. Tode der Handel Kataloniens verfiel und B. selbst 1714 seine Vorrechte und Privilegien, Kommunalgüter und Einkünfte an die Krone verlor. Erst Ferdinand VI. stellte 1758 die Korporation der Kaufmannschaft (cuerpo de comerciantes) wieder her und errichtete ein neues Konsulat, das aus 3 Konsuln, einem Appellationsrichter und 2 Advokaten bestehen sollte. Dazu kam die Junta de comercio mit 12 Mitgliedern. Gegenwärtig besteht die Junta de comercio aus 14 stimmfähigen Mitgliedern und einem von der Regierung ernannten Sekretär. Der Intendant der Provinz ist, als solcher, Präsident der Junta. Letzterer ernennt alle ihre Unterbeamten selbst; die Mitglieder derselben aber werden von dem Intendanten vorgeschlagen und von dem Ministerium bestätigt. Sie werden seit 1830 nur auf 2 und nicht wie früher auf 4 Jahre gewählt. Der Einfuhrzoll (el derecho de periage) beträgt gegenwärtig $2^1/_2$ Procent von Früchten, rohen Produkten und Fabrikaten, sie mögen aus Spanien oder vom Auslande her in die Provinz eingeführt werden. Die Erhebung der Ausgabe ist Sache des Staats, und die Junta hat nur einen Bevollmächtigten bei dem Zoll. Die eine Hälfte der Einnahmen wird laut königlicher Verordnung auf die Hafenbauten, die andere zur Unterhaltung des Börsengebäudes, zur Besoldung der Beamten und vorzugsweise zur Beförderung der Industrie, des Ackerbaues und des Handels verwendet und die Lösung dieser Aufgabe durch die Lehrinstitute der Börse nach einem großartigen Plane ausgeführt. Sie eröffnet besondere Vorträge für Nautik, Mathematik, Experimentalphysik, Tachygraphie, angewandte Chemie, Staatswissenschaft, theoretische und praktische Landwirthschaft mit Botanik, praktische Mechanik, angewandte Arithmetik und Geometrie, kaufmännisches Rechnen u. doppelte Buchhaltung, Schiffsbaukunst, englische, italienische und französische Sprache; hiermit vereint ist eine Kunstakademie für Malerei, Skulptur und Architektur in größter Vollständigkeit. Sie besitzt alle zum Unterricht nöthigen Instrumente, Materialien u. Sammlungen; die Navigationsschule hat selbst ein Kriegsschiff von 74 Kanonen zu ihrer Verfügung für die praktischen Uebungen ihrer Zöglinge. Die Kunstakademie enthält eine kleine und eine größere Gemäldesammlung. Mehr als 10,000 Realen werden jährlich zu Prämien und Gratifikationen in der Kunstakademie verwendet und 23,000 Realen zu Reisestipendien verausgabt. Auch Industrieausstellungen werden seit 1828 von der Junta veranstaltet, wie denn auch die Gasbeleuchtung in B. ihr Werk ist.

Gewöhnlich nimmt man an, daß Hamilcar, der Vater Hannibals, die Stadt um 300 v. Chr. gebaut und ihr den Namen Barcino zu Ehren seiner Familie (Barcas) gegeben habe; eine andere Sage schreibt die Gründung B.'s dem Hercules zu, dessen Tempel noch vorhanden ist. Zur Zeit der Karthaginenser bekrönte Barcino bloß den Hügel, welcher jetzt in der Mitte der Stadt liegt. Noch zu Augustus' Zeiten hatte es keinen großen Umfang; damals war es die Hauptstadt der Lacetani. Unter Vespasian ward es römische Kolonie und hieß Barcino Faventia, auch Colonia Faventia Julia Augusta Pia Barcino. Damals begann es sich im Thale auszudehnen, hatte eine angenehme Lage und einen trefflichen Hafen (bei der jetzigen Ermita N. Sennora de Port); die jetzige Stadt steht, da das Meer zurückgewichen ist, zum Theil auf neuem Grunde. Die Kriege der folgenden Jahrhunderte waren dem Anwachs der Stadt hinderlich. Im 5. Jahrhundert unterwarf Athaulf, König der Gothen, B. und wurde daselbst getödtet und begraben. Die Gothen besaßen B. nicht lange; zu Anfang des 8. Jahrhunderts erstürmten es die Mauren, 778 die Franken, die es jedoch in Folge der Niederlage bei Roncevall schon 779 wieder verlassen mußten. Im Jahre 796 erkannte Gado, maurischer Statthalter von B., die Herrschaft der Franken an; als er jedoch wieder abfiel, schickte Karl der Große 801 seinen Sohn, Ludwig von Aquitanien, der B. nach 7monatlicher Belagerung, während welcher die Hälfte der Einwohner umkam und die Festungswerke ganz zerstört wurden, eroberte u. es zur Hauptstadt der spanischen Mark (Marca hispanica regni franciet, Katalonien) machte. Er setzte über dieselbe eigene Grafen, die sich bald unabhängig machten und selbstständig regierten. Die Geschichte der Grafschaft zerfällt in 2 Perioden. Die erste endigt mit der Vereinigung B.'s mit dem Königreich Aragonien (1150) durch die Verheirathung Berenguers (Berengars) IV., Grafen von B.,

mit Petronella, Tochter des Königs Ramiro II. von Aragonien. Während dieses Zeitraums wurden die Christen B.'s einer neuen, denkwürdigen Belagerung (986) durch die Mauren preisgegeben, in welcher sie unterlagen. Mohammed ben Abdallah Almanzor, Großwesir des weichlichen Hischam II., eroberte B. am 5. oder 6. Juli. Nun blieben die christlichen Bewohner B.'s Sklaven, bis der Graf Borell 986 die Stadt wieder eroberte. In B. wurden in den Jahren 540, 599, 906 u. 1064 Kirchenversammlungen gehalten. Die zweite Periode endigt mit der Vereinigung von B., Aragonien und Kastilien unter Ferdinand und Isabella (1479). In diesen Zeitraum fallen zwei merkwürdige Belagerungen. B., welches einer überaus freien Verfassung genoß, strebte nämlich 1395, sich der aragonischen Herrschaft zu entziehen, setzte sich eigene Obrigkeit u. wählte den Herzog René von Anjou, Grafen von Provence, zum Oberbefehlshaber. Nachdem es zweimal (1462 und 1472) streng belagert worden war, machte es von der angebotenen Amnestie Gebrauch u. unterwarf sich der Herrschaft Johanns II. von Aragonien wieder. Die Rechte des Hauses Anjou aber waren auf die Könige von Frankreich übergegangen, die erst im Vertrag zu Crespy 1544 völlig darauf verzichteten. Im Jahre 1640 war B. der Brennpunkt des Aufstandes gegen Philipp IV. und unterwarf sich der französischen Regierung, die es 1652 nach 15monatlicher Belagerung wieder verlor, indem es nothgedrungen zum Gehorsam gegen Spanien zurückkehrte. Von Neuem im Kriege mit Karl II. (1689), unterlag B. erst 1697, nachdem die Laufgräben schon 52 Tage eröffnet waren. Im Erbfolgekriege wurde es 1706 von Philipp V. in Person, doch furchtlos belagert. Als schon ganz Spanien die neue Dynastie anerkannt und selbst die Oesterreicher und Engländer B. seinem eigenen Schicksal überlassen hatten, leistete es gleichwohl noch den vereinigten spanischen und französischen Waffen Widerstand. Diese Belagerung (1713) ist die merkwürdigste von allen, welche B. ausgehalten hat; die Bürger zählten bloß auf sich selbst, Bataillone von Studenten, Fabrikanten, Geistlichen, selbst von Weibern, vertheidigten die Stadt, und alle Kapitulationsanträge wurden zurückgewiesen. Endlich, nachdem fast alle Werke genommen und die Stadt selbst an verschiedenen Punkten in Brand gesteckt worden, konnte der Marschall Berwick am 10. September 1714 seinen Einzug halten. Katalonien verlor seine Landesfreiheiten und B. selbst einen Theil seines Umfangs, denn die neue Citadelle wurde an der Stelle gebaut, wo vorher 6000 Menschen ihre Wohnungen gehabt hatten (s. oben). Da der Umfang der Stadt B. wegen der Festungswerke nicht vergrößert werden konnte, der Handel und die Bevölkerung des Orts aber stets im Zunehmen waren, so gestattete der Marquis de la Minas, Generalkapitän von Katalonien, 1752 die Erbauung der Vorstadt Barceloneta. Im Jahre 1808 bemächtigten sich die Franzosen unter General Duhesme, nachdem sie bereits die Stadt gemeinschaftlich mit den Spaniern besetzt hatten, der Citadelle und des Forts Monjuich mit List, indem sie den muthlosen Gouverneur einzuschüchtern und diesem bestimmte Befehle zur Uebergabe zu entlocken wußten. Nun bildete B. den Mittel- und Stützpunkt der französischen Armee in Katalonien, von dem aus sie Operationen auf andere Punkte unternahm. Erst 1814 wurde die Stadt von den Franzosen geräumt. Große Verheerungen richtete 1821 das gelbe Fieber in B. an. Bei der französischen Okkupation Spaniens 1823 hielt sich B unter dem General Rotten am längsten und ergab sich erst nach der Befreiung Ferdinands VII. auf dessen bestimmten Befehl. Nach der Unterdrückung des karlistischen Aufstandes der Agraviados hatte B. wie ganz Katalonien seit 1827 die blutige Strenge des Generalkapitäns Grafen d'Espagna zu erdulden, bis die Königin ihn im November 1832 absetzte. Der spanische Bürgerkrieg der folgenden Zeit zog auch B. in seine Greuel durch die zur Tagesordnung gewordenen Volksaufstände und Empörungen. Der Aufstand, welcher im September 1843 nach dem Sturze Espartero's gegen das Ministerium Lopez ausbrach, dauerte bis in den November fort, wo sich, nach dem Vorgang anderer Städte, nach blutigem Straßenkampf auch B. unterwarf (s. Spanien).

Barcelona, Provinz der südamerikanischen Republik Venezuela, am karaibischen Meere, wird im Osten von Caracas, im Westen von Cumana, im Süden vom Orinoco, der das Land von Guyana trennt, begrenzt u. umfaßt 647 QMeilen mit 52,153 Einwohnern. Im Norden zieht die Bergkette Bergantin, die sich mit dem Kap Paria ins Meer stürzt; südwärts besteht das Land aus unermeßlichen Llanos, die an $^{9}/_{10}$ des Ganzen einnehmen, und auf denen zahllose Heerden von Rindvieh, Pferden, Schafen und Eseln ihren Unterhalt finden. Andere Produkte sind: Mais, Reis, Kakao, Indigo, Baumwolle, Holz, Salz (4 Salzgruben) ꝛc. Das Klima ist heiß, aber gesund; mittlere Jahrestemperatur 27° C. An der Küste, die sich durch gute Rheden u. Ankerplätze auszeichnet, liegen einige Inselgruppen, von denen die Pieudas, Chimanas und la Borracha die beträchtlichsten sind. Die Hauptstadt des Distrikts, Nueva Barcelona, in einer weiten Ebene am Neveri, $^{1}/_{2}$ Meile vom Meere, hat ungepflasterte Straßen, mehre Kirchen, ein Franciskanerkloster, ein Hospital und 6000 (1800: 16,000) Einwohner, wovon die Hälfte aus Weißen besteht. Der Handel ist bedeutend. Der Neverifluß ist für Küstenfahrzeuge bis zur Stadt befahrbar; größere Schiffe, welche die Verbindung mit S. Thomas, Curaçao, Trinidad, unterhalten, ankern vor der Mündung des Flusses in der Bucht Ensenada de B., welche den Haupthafen der Provinz bildet. B. wurde 1634 von Don Juan Urpin gegründet.

Barceloneta, Vorstadt von Barcelona (s. d.)

Barcelonette, Stadt im französischen Departement Niederalpen, rechts am Ubaye, in einem schönen weidenreichen Thale am Fuße der Alpen (3700 Fuß über dem Meere), Sitz einer Unterpräfektur, hat eine Primärnormalschule und 2150 Einw., die Tuch- und Seidenweberei und Handel mit Vieh treiben. B. wurde 1230 von Raimund Berengar, Grafen von Provence, dessen Ahnen von Barcelona stammten, gegründet u. kam 1713 durch den utrechter Frieden von Savoyen an Frankreich.

Barcelore (Barkurn, Bassururu), Hafenstadt in der indischen Präsidentschaft Bombay, an der Küste Malabar, mit Kastell, alter Pagode, lebhaftem Handel mit den Arabern zu Maskate in Reis und Pfeffer, welche dort gegen Datteln und Pferde umgetauscht werden. B. ist vielleicht das Baraee der Alten.

Barchent (Barchet, franz. Futaines, engl. Fu-

atlan), geköpertes Gewebe, meist aus reiner Baumwolle, mitunter auch halb aus Baumwolle bestehend, wo dann die Kette aus Leinengarn geschoert, der Schuß aber Baumwolle ist. Es gibt glatten u. rauhen B. Der glatte B. ist auf beiden Seiten glatt. Nach seiner Verwendung ist er entweder Futter-, oder Bettbarchent. Bei dem Futterbarchent besteht bei vierbindiger Einscheerung der Schuß aus gröberem Gaen, so daß, wenn bei der Kette 76 Fäden auf den Zoll gehen, bei dem Schusse schon 57 Fäden die Breite eines Zolls decken. Der Bettbarchent ist drei- bis fünfbindig und von sehr verschiedener Feinheit, indem die Kette aus den Garnnummern 16—24, der Einschlag aber aus den Nummern 10—18 gewählt ist. Die Farbe kann sehr verschieden sein: man kann durch die Kette rothe, blaue, violette ꝛc. Streifen von gleicher oder ungleicher Breite mit weißen wechseln lassen, oder durch verschieden gefärbten Einschlag abwechselnd weiße und farbige Querstreifen bilden oder gegitterte Muster erzeugen. Auch der sogenannte Atlasbarchent, eigentlich ein einfacher Köper, drei- bis zehnbindig, aber so eingeschlossen, daß Streifen, Würfel und Rauten ꝛc. abwechselnd auf der einen und anderen Seite entstehen und, wo die Kette flott liegt, glänzend, wo der Schuß flott liegt, matt erscheinen, wird häufig zu Bettüberzügen verwendet. Zu den glatten B.en gehört auch der sogenannte geschnürte B., der auf der rechten Seite nur Schuß ohne sichtbare Theile der Kette, auf der linken Seite aber ein leinwandartiges Gewebe mit flachen und schmalen Längsrippen zeigt. Der rauhe B. steht auf der einen Seite glatt und köperartig, auf der andern aber rauh und wollig aus. Er wird drei- oder vierbindig geköpert, und zwar auf die Weise, daß auf der Seite, welche später gerauht werden soll, $^2/_3$ oder $^3/_4$ des Schusses, zu welchem weicheres und gröberes Garn dient, flott liegen. Das Rauhen geschieht entweder durch Aufkratzen mit der Kardendistel, oder mittelst besonderer Rauhmaschinen. Der gerauhte B. wird entweder gebleicht, oder gefärbt, auch gedruckt, in welchem Falle er aber aus reiner Baumwolle verfertigt sein muß. Um als Decke für seine Möbel zu dienen, wird der gerauhte B. mit der glatten Seite nach außen in einen Rahmen gespannt und wie Wachsleinwand zugerichtet. Die feineren B.e haben $^5/_8$—$^3/_4$, die gröberen $^5/_4$—$^3/_4$ Ellen breite. Die englische Waare hält 36, die französische 28, die deutsche 22—70 Ellen Länge. B.e liefern vornehmlich Augsburg, Kempten, Kaufbeuren, Meiningen, Kahla, das Erzgebirge und das Voigtland, Mittweida, Rathenau, Birgstein und Tupadl in Böhmen; dann England, Frankreich, Belgien und Italien (Cremona). In Deutschland stehen die bautzener Bettbarchente (Federleinwand) u. die augsburger B.e von verschiedener Breite in hohem Rufe. Der Barchentweberstuhl ist im Ganzen so eingerichtet wie der Leinweberstuhl, nur hat er wegen des Köperns mehr Schäfte u. Pedale.

Barchfeld, Flecken im kurhessischen Kreis Schmalkalden, an der Werra, rings von sachsen-meiningischen Gebiete umschlossen, hat 1440 Einwohner (darunter 200 Juden), die besonders Acker- u. Tabacksbau, auch Viehzucht treiben. Außer dem Schlosse Wilhelmsburg, welches ein Prinz der hessen-philippsthal-barchfeldischen Linie (s. Hessen) bewohnt, besitzt auch die alte Familie von Stein eine Burg daselbst.

Barclay, 1) Alexander, englischer Dichter u. Prosaist, gegen Ende des 15. Jahrhunderts geboren, studirte zu Oxford und ward Priester am Kollegium zu Ottery in Devon, in welcher Stellung er 1508, nach lateinischen und französischen Bearbeitungen von Brants „Narrenschiff", sein „Ship of fools" bearbeitete, das von Pynson (London 1509) gedruckt und 1570 neu aufgelegt wurde. Schon früher machte er eine allegorische Dichtung „The castle of labour" (London 1506) bekannt. Später trat B. in das Kloster von Ely, wo er den „Mirror of good manners" schrieb. Seine „Eclogues", die ersten in englischer Sprache, wurden öfter, einige Male auch unter dem Titel „The miseries or miserable lives of courtiers" gedruckt. Durch Reisen in Holland, Deutschland, Frankreich und Italien war er mit der Sprache dieser Länder vertraut geworden und verfaßte selbst ein dem Herzog von Norfolk gewidmetes „Introductory to write and to pronounce French" (Lond. 1512). Nach Aufhebung der Klöster wurde er Vikar zu Wokey in Somerset, später zu Badda Magna in Essex, endlich 1552 zu Allerheiligen in London, wo er noch in demselben Jahre †. B. hatte auch eine englische Uebersetzung, von Sallusts jugurthinischem Krieg geliefert, welche noch in einem alten pynsonschen Drucke vorhanden ist.

2) John, geistreicher lateinischer Dichter und Satiriker, geboren den 28. Januar 1582 zu Pont-à-Mousson, wo sein Vater, der Schottländer William B., als Lehrer der Rechte angestellt war, studirte im dortigen Jesuitenkollegium, wies aber die Anträge der Jesuiten, in ihren Orden zu treten, zurück und ging mit seinem Vater 1603 nach England, wo er die Aufmerksamkeit Jakobs I. auf sich zog. Im Jahre 1615 ging er nach Rom, wo er den 12. August 1621 †. B. besaß eine sehr feine Bildung und war mit den Sitten seiner Zeit höchst vertraut. Seine „Argenis" (Paris 1621), ein romantischer Sittenspiegel für den französischen Hof und seine Umgebungen, der noch jetzt sein Interesse behauptet, ist häufig aufgelegt (am korrektesten und vollständigsten bei Elzevir in Leyden) und in mehre Sprachen (deutsch von J. Ch. L. Haken, Berl. 1794) übersetzt worden. Klassisch geschrieben, obgleich weniger berühmt, ist sein „Euphormionis Lusinli satyricon" (1. Theil, Lond. 1603, 2. Theil, Par. 1603), wozu die „Apologia Euphormionis" (Lond. 1610) gehört. Die sinnvolle Nationalcharakteristik „Icon animorum" (Lond. 1614) wurde lange Zeit als Schulbuch gebraucht und für diesen Zweck besonders herausgegeben, z. B. von Theoph. Grabener (Dresden und Leipz. 1723), mit Noten von Aug. Buchner und Christoph Junker. Außerdem hat man von B. eine Vertheidigung seines Vaters gegen Bellarmin (Par. 1612), eine Beschreibung der Pulververschwörung 5160 (Lond.) u. A.

3) Robert, den bedeutendsten Dogmatiker der Quäker, geboren 1648 zu Gordonstown in der schottischen Grafschaft Murray, studirte in Paris, trat hier von der reformirten zur katholischen Konfession über, ward aber nach seiner Rückkehr nach Schottland 1667 durch eine Quäkerpredigt so ergriffen, daß er sofort zu dieser Sekte überging und bald eines der angesehensten Mitglieder derselben wurde. Mit Will. Penn unternahm er zur Verbreitung quäkerischer Grundsätze mehre Reisen durch England, Irland und Deutschland. Ihm gebührt

das Verdienst, in den Lehrbegriff seiner Glaubensgenossen zuerst systematische Ordnung gebracht und ihm einen gewissen Abschluß gegeben zu haben, so daß ihn Tzschirner mit Recht den Vollender des Quäkerthums nennt. B. † den 13. Oct. 1690 auf seinem Wohnsitze Ury bei Aberdeen. Sein Hauptwerk ist die „Apologia theologiae mere christianae" (Amsterdam 1676), eine Ausführung von 15 Thesen, welche auch der Apologie vorgedruckt sind. Das Werk war ursprünglich lateinisch geschrieben, erschien jedoch 1678 unter B.'s eigener Mitwirkung auch englisch, später (1702) französisch. Von den übrigen Schriften B.'s sind hervorzuheben: „A Catechism and Confession of Faith etc." (Lond. 1673 u. ö., holländisch 1674, lateinisch 1676, deutsch 1679) und „Theses theologicae etc." Amsterd. 1675). B.'s kräftiger Verstand zeigt sich auch in seinem an die Gesandten von Nymwegen gerichteten merkwürdigen Schreiben über die politischen Angelegenheiten. Seine letzte, erst 1686 erschienene Vertheidigung der Quäker handelt von der Möglichkeit einer innern unmittelbaren Offenbarung.

Barclay de Tolly, Fürst Michael, russischer Generalfeldmarschall, stammte von einem Nebenzweige der schottischen Familie Barclay, welcher sich in Mecklenburg und Livland ausgebreitet hatte, und wurde 1761 (1759) von nicht wohlhabenden Aeltern bei Walk in Livland geboren. Im Alter von 3 Jahren kam B. in das Haus seines Oheims mütterlicher Seite, Wermelin, trat 1769 als Kadet ins Heer und wurde 1788 als Kapitän Adjutant des Prinzen von Anhalt-Bernburg. Am 6. Dec. 1788 wohnte B. der Einnahme von Otschakow, dann der von Akjerman und Bender bei; von dort machte er die Feldzüge in Finnland und Polen mit und wurde 1799 Generalmajor. In der Schlacht bei Pultusk zeichnete er sich aus und kommandirte nachher die Arrièregarde. Bei Jankow und Landsberg (am 23. und 24. Januar 1807) hielt er mit seinem Corps allein den Andrang der ganzen französischen Armee auf. Während der Schlacht bei Preußisch-Eylau vertheidigte er diese Stadt gegen die Feinde, bis er schwer verwundet den Kampfplatz verlassen mußte. Kaum von seinen Wunden genesen, nahm er an dem Kriege in Finnland Theil, schlug die schwedischen Landungstruppen bei Kuopio und zog 1809 mit einem Truppencorps über das Eis des bothnischen Meerbusens, eroberte die Stadt Umeå und beschleunigte dadurch den Abschluß des Friedens. Am 20. Jan. 1810 wurde B. zum Kriegsminister ernannt und begab sich 1812 als Oberbefehlshaber zur Westarmee, welche er so lange mit Auszeichnung führte, bis Feldmarschall Kutusow das Oberkommando übernahm, unter welchem B. in der Schlacht bei Borodino die Bewegungen des linken Flügels und des Centrums leitete. Während das russische Heer im Lager bei Tarutino stand, mußte er Krankheit halber den Kriegsdienst verlassen. Erst Anfangs 1813 kehrte er zu den Fahnen zurück und begann an der Spitze der dritten westlichen Armee die Belagerung von Thorn, wandte sich nach der Eroberung dieses Platzes gegen General Lauriston, den er am 7. Mai bei Königswarth schlug, und befehligte in der Schlacht bei Bautzen den rechten Flügel der Armee, deren Oberbefehl er am 11. Mai abermals übernahm. Nach dem Kongreß in Prag rückte B. mit dem russisch-preußischen Heere in Böhmen ein, übernahm in der Schlacht bei Kulm nach der Verwundung des Grafen Ostermann-Tolstoi das Kommando der kämpfenden Truppen und vollendete die Vernichtung des vandamme'schen Corps. In der Völkerschlacht bei Leipzig befehligte er das Corps des Grafen Wittgenstein und des preußischen Generals Kleist, die russischen Grenadiere und die Garde und trug durch seine Evolutionen viel zum Siege bei. Nach dieser Schlacht erhielt er die Grafenwürde. Im Jahre 1814 befehligte er die russischen Truppen in den Schlachten bei Brienne, bei Arcis-sur-Aube und Fère-Champenoise, wohnte darauf in Vitry dem Kriegsrathe bei und stürmte vor Paris die Anhöhen zwischen Romainville und Pantin, worauf er Belleville einnahm und so den Erfolg der Schlacht beschleunigte. B. wurde darauf zum Feldmarschall und Fürsten und, nachdem er den Kaiser nach London begleitet, zum Befehlshaber der ersten Armee ernannt. Als 1815 der Kampf sich erneuerte, eilte er mit seiner Armee nach Frankreich, wo jedoch die Schlacht bei Waterloo dem Kampfe bereits ein Ende gemacht hatte. Nach der Rückkehr nach Rußland blieb B. mit dem Hauptquartier in Mohilew und wollte die böhmischen Bäder besuchen, als er auf dem Wege dahin am 14. Mai 1818 in Insterburg bei Königsberg †. Seine Asche ruht in Livland auf seinem Gute Beckhof.

Bar Cochba (im Talmud und bei den Rabbinern Name des Pseudomessias Simeon, bei Abul Faradsch Luminus, bei Eusebius Lucas, bei Rappaport Munadschin), Simon, Anführer der Juden in dem großen Aufstande derselben gegen den römischen Kaiser Hadrian, 131—135 n. Chr. Schon dreimal waren die bedrückten Juden in den Jahren 115—118 ohne Erfolg aufgestanden, als 130, bald nach Hadrians Abreise aus Syrien, ein neuer Aufstand ausbrach, an dessen Spitze sich B. C., von Aliba als Messias verkündigt, stellte. Er hatte sich den Namen B. C. (d. i. Sohn des Sterns) beigelegt, in sofern die alte Weissagung 4. Mos. 24, 17 von dem aus Jakob aufgehenden Stern durch ihn erfüllt werden sollte; später ward derselbe in Bar Cosiba (Sohn der Lüge) verwandelt. Sein Anhang wuchs täglich. Ein kleiner Hordenkrieg beschäftigte die Römer überall, u. 132 rückte B. C. selbst auf Jerusalem, das sich ohne großen Kampf ergab. B. C. ließ sogleich daselbst Münzen prägen, die auf der einen Seite seinen Namen, auf der andern die Worte „Freiheit Jerusalems" trugen. In kurzer Zeit waren die Empörer im Besitz von 50 festen Plätzen und 985 Dörfern. Diese Erfolge nöthigen den Kaiser, seinen tüchtigsten Feldherrn, Julius Severus, aus Britannien nach Palästina zu rufen. Derselbe begann mit großer Vorsicht, ohne sich in Schlachten einzulassen, die Bekämpfung der Insurgenten, nahm ihnen einzeln die festen Plätze ab und eroberte und schleifte endlich Jerusalem, worauf sich die Juden in die Bergfestung Bethar warfen und sich dort mit beispielloser Hartnäckigkeit vertheidigten. B. spielte noch immer den König; er ließ sogar den gelehrten Elieser aus Modain, welcher eben für das Wohl der Festung betete, hinrichten, weil er auf Verrath gedacht haben sollte. Bald schwanden indeß alle Hoffnungen. Bethar ward erobert und fiel 135, am 9. Ab, dem Trauertage, an welchem unter Titus der Tempel in Brand gerieth. Schrecklich war auch hier das Blutbad.

B. ward im Kampfe getödtet und sein Haupt ins römische Lager gebracht. Der Römer Rache traf vorzugsweise die Rabbinen, als Urheber der Insurrektion. Akiba starb unter großen Martern; gleiches Schicksal hatte Juda ben Baba. Hanina ben Theradion ward beim Lesen der Gesetzrolle gefunden u. mit derselben verbrannt. Uebrigens dauerte die Verfolgung nicht lange. Die meisten Juden wurden über die See abgeführt; denen, die in Palästina blieben, wurde eine schwere Abgabe auferlegt. Nach Jerusalem sandte Hadrian eine neue Kolonie, welche den nördlichen Theil anbaute. Die Zahl der gefallenen Juden wird auf 580,000 angegeben. Der Aufstand des B. E. war der letzte Versuch des Volkes Israel, seine Unabhängigkeit zu erkämpfen.

Bard (Barbo), befestigter Ort in der piemontesischen Provinz Aasta, nordwestlich von Donnaz, in einer Klust zwischen jähen Höhen und dem Bergflusse Dora eingeklemmt. Auf einem Felsen in der Nähe steht das Fort B., der Sage nach von Hannibal erbaut und durch seine Lage, welche es auf dieser Seite zum Schlüssel von Italien macht, besonders wichtig. Im Jahre 1800 ward B. von Bonaparte vor seinem Uebergange über den großen St. Bernhard erobert, nebst der Befestigung der Stadt geschleift, später aber wieder hergestellt.

Barda, J. H., Pseudonym für Böckel.

Bardaa (Bardsaa, jetzt Berde), Stadt in Armenien, 1813 von Persien an Rußland abgetreten, zur Zeit Abulfeda's die Hauptstadt der Provinz, in der Nähe des Kur, von König Kobad erbaut, in einer fruchtbaren Gegend, ist der in den berühmtesten Gedichten Persiens besungene, romantische Geburtsort mehrer Dichter (Bardai genannt). Hier starb kläglich die Tochter des 172 d. Fl. blühenden Khasarenkönigs, mit welcher Fadhl der Barmecide, der berühmte Großwessir Harun al Raschids, sich vermählen sollte, wodurch der arabisch-khasarische Krieg über den Kaukasus entbrannte. Seit den Verwüstungen Nadir Schahs gerieth B. in Verfall.

Bardají y Azara, Don Eusebo de, spanischer Staatsmann, geboren 1765 zu Huete (Guete) in der neukastilischen Provinz Cuenca, aus einem in Neukastilien und Aragonien begüterten Geschlecht, wurde durch seinen Oheim, den 1804 in Paris verstorbenen spanischen Gesandten Don Joseph Nicolo de Azara, frühzeitig für die diplomatische Laufbahn bestimmt. Im Jahre 1808 war er Bureauchef in der Staatskanzlei zu Madrid und wurde als solcher dem Komité beigegeben, welches die Unterhandlungen in Bayonne führte, deren Folge der Verlust der Krone für Karl IV. und Ferdinand VII. war. Er folgte der Centraljunta von Aranjuez nach Sevilla, wo er den Auftrag erhielt, sich als Gesandter nach Wien zu begeben, um beim Wiederausbruch des Kriegs zwischen Oesterreich und Frankreich zu Gunsten Spaniens zu operiren. Da jedoch der Feldzug von 1809 ein für die österreichischen Waffen so trauriges Ende nahm, kehrte er alsbald wieder nach Spanien zurück. B. wurde nun von der Regentschaft zum Minister des Auswärtigen ernannt, sodann 1811 nach Lissabon geschickt und, als 1812 der Krieg zwischen Frankreich und Rußland ausbrach, zum spanischen Gesandten in St. Petersburg ernannt. Als solcher bewog er den Kaiser Alexander I. zu dem Abschluß des Vertrags von Welicki-Lucki, in welchem die russische Regierung die spanische Regentschaft und die Konstitution von 1812 anerkannte. Ferdinand VII. ernannte ihn 1816 zum Gesandten am turiner Hofe. Da er aber hier als einer der Hauptonstifter der Insurrektion von 1821 betrachtet wurde, ward seine Stellung nach der Unterdrückung jener Insurrektion unhaltbar, und er ward von der spanischen Regierung mit einer Sendung nach Paris beauftragt. Im Jahre 1822 verwaltete B. einige Monate das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, zog sich aber nach dem zweiten Sturze der Konstitution auf seine Güter zurück und betrat erst 1834 wieder den politischen Schauplatz, wo ihn die Königin Marie Christine bei der Einberufung der Cortes zum Procer des Reichs u. zum Präsidenten der Sektion für die auswärtigen Angelegenheiten in dem königlichen Rathe von Spanien und Indien ernannte. Der Militäremeute vom August 1836, welche die Konstitution von 1812 wieder ins Leben rief, eben so abgeneigt, als er dieses Staatsgrundgesetz früher vertheidigt hatte, erklärte er sich gegen das schwache Ministerium Calatrava, das im August 1837 entlassen werden mußte. Durch Espartero's Einfluß ward er an die Spitze des neuen Kabinets gestellt, welches sich aber schon am 29. September auflösen mußte. Nur B. konnte sich trotz seines Alters nicht entschließen, durch freiwilligen Rücktritt seine Unfähigkeit einzugestehen; er brachte am 6. Okt. ein Ministerium zu Stande, aber von so entschiedener Nullität, daß allgemeines Gelächter erscholl, wenn in den Cortes einer der Minister das Wort nahm. Die Cortes wurden am 4. Nov. 1837 aufgelöst. B. ward von seiner heimatlichen Provinz Cuenca zu den neuen Cortes zum Senator vorgeschlagen u. von der Königin-Regentin bestätigt. In der am 19. November eröffneten Versammlung der Cortes zeigte sich alsbald eine noch stärkere Opposition gegen das kraftlose Ministerium, aber erst am 17. Dec. 1837 wich B. dem Grafen Ofalia. Er zog sich ins Privatleben zurück und † zu Madrid am 7. März 1844.

Bardeleben, Kurt von, Mitglied der preußischen Kammer, geboren den 24. April 1796 auf Rodems in Ostpreußen, besuchte das Gymnasium in Königsberg, verließ jedoch dasselbe, um an den Feldzügen von 1813—15 Theil zu nehmen. Nachdem er seinen Abschied genommen und sich 1819 mit der Tochter des Oberpräsidenten von Auerswald in Königsberg vermählt hatte, lebte er auf seinem Gute und wohnte seit 1831 als Abgeordneter der Ritterschaft allen Provinziallandtagen bei. Im Jahre 1837 wählten ihn die Stände zum Landrath des Kreises Fischhausen, welches Amt er nun ununterbrochen verwaltete. Auf dem Huldigungslandtage von 1840 gehörte er zu Denjenigen, die eine Petition um Einführung einer Reichsverfassung an den König richteten. Auf dem vereinigten Landtage von 1847 war er einer der heftigsten Gegner der damaligen Regierungspolitik, besonders des Landtagskommissars von Bodelschwingh. Am Schlusse des Landtags für Ostpreußen in den ständischen Ausschuß gewählt, nahm er diese Wahl nur mit dem Vorbehalt an, daß das Patent über die Ausschüsse den Rechten des vereinigten Landtags nichts vergebe, und legte, als der Landtagsabschied bald darauf diese Hoffnung vernichtete, sein Mandat

nieder. Auch auf dem zweiten vereinigten Landtage von 1848 stand er auf Seiten der Altliberalen. Der königsberger Kreis wählte ihn zum Abgeordneten für die frankfurter Nationalversammlung, in der er mit der Partei des rechten Centrums stimmte. Nach der Ermordung seines Schwagers, des Generals von Auerswald, verließ er Frankfurt, um seiner in Breslau weilenden Mutter (Auerswalds Schwiegermutter) die Trauerkunde zu überbringen. Bald darauf ward er bei den Nachwahlen in Berlin für die preußische Nationalversammlung gewählt; doch verzögerte sich die Bestätigung dieser Wahl so lange, daß er seinen Platz in der Versammlung erst einnehmen konnte, als dieselbe in Brandenburg ihre Sitzungen eröffnete. B. hielt sich dort zur Partei der Rechten und unterzeichnete das Manifest derselben gegen die Fraktion Unruh. Nach Auflösung der Versammlung kehrte er auf sein Gut zurück. Der preußischen Kammer von 1849 gehörte er nicht an; erst nach Auflösung derselben ward er im königsberger Wahlkreise als Abgeordneter für die neue zweite Kammer gewählt, in welcher er als entschiedenster Vertheidiger des Konstitutionalismus gegen die vom Ministerium Manteuffel vertretene Politik auftrat.

Barden (irisch Bard, kymrisch Barth), die schon den Römern bekannten Sänger der Gallier und anderer celtischen Völker, wie der Britannier, Kymren (Waliser), Iren und Schotten, die, wie die Skopen der Angelsachsen und die Skalden der Skandinavier, die Thaten der Götter und Helden beim Kultus und bei Festlichkeiten der Fürsten und Vornehmen unter Begleitung der Harfe oder Chrotta (irisch Cruit und Clarseach) sangen, das Heer zur Tapferkeit entflammten, demselben im Kampfe voranschritten und die Herolde der Fürsten bildeten. Je nachdem sie aus fürstlichem oder bürgerlichem oder dem Bauernstande waren, hießen sie Prududds, Teluwrs, Clerws. Nach ihren Funktionen theilten sie sich in Priweirdds (Gründer und Erfinder), Posweirdds (Fortbildner und Fortpflanzer der Kunst und Wissenschaft) und Arwyddweirdds (Herolde für Krieg und Schlacht); nach ihrem Rang waren sie: Awennyddions (Lehrlinge), Bardd Faleithiawg (Bardenaufseher für besondere Distrikte) und der Bardd ynys Pryadain (Bardenpräsident); letzterer zeichnete sich durch ein himmelblaues Kleid aus und trug nie ein Schwert. Der Ursprung der B. verliert sich wie der der Druiden und Valen in die früheste Geschichte der Celten. Ihr Hauptsitz war nach ihrer Vertreibung aus Gallien durch die Römer, Gothen u. Vandalen Wales, von wo aus sie sich in Irland und Schottland festsetzten. Sie bildeten überall eine erbliche Zunft, die nach Art eines Ordens geregelt war und bedeutenden Einfluß auf Volk und Fürsten übte. In Wales wurden ihre Privilegien und Freiheiten um 940 durch den König Howel-Dha fest begrenzt und aufgezeichnet, der ganze Orden aber von Gryffyth ap Conan 1078 reformirt und neu geregelt. In Cardwys, Aberfraw und Mathraval wurden zuweilen große Wettkämpfe in Gesang und Poesie, die sogenannten Eisteddfods, gehalten. Die Ermordung vieler Mitglieder durch Eduard I. 1284 drohte dem Orden den Untergang; doch erhielt er später eine neue Stütze durch den Stuhl von Clamorgan (Wales), durch den er sich bis auf die neueste Zeit erhalten hat. In Irland zerfiel die Zunft der B. nach ihrem Berufe in drei Hauptklassen: die Filedha, welche in Schlachten und beim Kultus vom Harfner begleitet sangen, sich in der Umgebung und im Rathe der Fürsten befanden und deren Sprecher und Herolde waren, die Breitheambaim, welche in gewissen Fällen Recht sprachen, und die Seanachaidhe, die Geschichtskenner und Genealogen der fürstlichen und adeligen Geschlechter. Ungerechter Privilegien wegen mehrmals vom Volke vertrieben, mußte der Bardenorden nach Schottland fliehen, kehrte aber später zurück und erhielt neue Gesetze, bis nach der Eroberung Irlands durch Heinrich II. das Bardenthum zu sinken begann. Indessen erhielten sich B. in größeren irischen Familien, und ihre Lieder u. geschichtlichen Erinnerungen dienten noch ferner zur Erhaltung der Vaterlandsliebe der Iren. Dieser Umstand veranlaßte mehrfache Verordnungen der englischen Herrscher gegen die irischen B. und Sänger, ja Elisabeth befahl, die eingefangenen Minstrels zu hängen, weil ihre Lieder zu Rebellion und andern Verbrechen reizten. Durch die Schlacht am Boyne wurde das Bardenthum vollständig vernichtet. Für den letzten irischen B. gilt Turlogh O'Carolan (geboren 1670, † 1737), dessen Gedichte von Furlory ins Englische übertragen wurden. Vgl. Walker, Memoirs of the Irish bards, Lond. 1780. In ähnlicher Weise gestaltete sich das Bardenthum in Schottland oder Kaledonien. Auch hier waren die B. erbliche Diener der Fürsten und Edelleute. Der Orden hörte in Schottland 1748 mit Aufhebung der Erbgerichtsbarkeit auf. Ueberreste von Liedern der walisischen B., unter denen die des Myrddyn ap Morfryn, Morddyn Emrys und Taliesin die bekanntesten sind, finden sich in Jones' „Relics of the Welsh bards" (London 1794), Owens „The Myvyrian archaeology of Wales" (das. 1801—7, 3 Bde.), Williams „As barddoniath Cymraeg" (Solgelly 1828) u. A. Irische Bardenlieder übersetzten Miß Brocke in ihren „Reliquies of Irish poetry" (Dublin 1789, neue Aufl. von Seymour 1816) u. Hardiman in „Irish minstrelsy" (das. 1831, 2 Bde.). Den Germanen war der Name Barde völlig unbekannt; die Annahme deutscher B. durch Klopstock, Kretschmann u. A. ist eine poetische Fiktion. Klopstock benannte ein vorzugsweise religiöses und kriegerisches Lied, gedichtet in dem fingirten Charakter eines Barden, oder einen Schlachtgesang in dem wildkräftigen Tone der germanischen Urzeit, ein Bardiet oder Bardit, mit Rücksicht auf eine Stelle in der „Germania" des Tacitus, wo einige Handschriften unrichtig für barritus (Erbeben des Schlachtgeschrei's) barditus lesen. Klopstock brachte auch das mittellateinische Wort Bardale für Lerche wieder in Aufnahme.

Bardenfleth, Karl Emil von, dänischer Staatsmann, war früher Amtmann auf Island, dann Stiftsamtmann auf Fünen und ward 1848 als Kammerherr nach Kopenhagen berufen. Am 4. März d. J. wurde er Justizminister, übernahm am 18. d. M. interimistisch die Präsidentschaft in der Kanzlei, trat aber am 30. Juni 1850 aus dem Ministerium und wurde den 13. Juli Minister für Schleswig und Mitglied des Staatsraths. Nachdem er im Januar 1852 diesen Posten aufgegeben, wurde er Landsthingsabgeordneter, legte als solcher

im November 1854 sein Mandat nieder und ward im März 1855 Domänendirektor.

Bardesanes (Bardisanes), d. h. Sohn des Daion oder Daischon, so genannt von dem Flusse gleichen Namens bei Edessa, wo er wahrscheinlich gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts von christlichen Aeltern geboren wurde, syrischer Gnostiker, ward gemeinschaftlich mit Abgar Bar Maanu, König von Edessa, erzogen und der Freund und Rathgeber dieses durch Frömmigkeit ausgezeichneten Fürsten. Er disputirte mit dem 165 im Gefolge des L. Antonius Verus im Kriege gegen die Parther nach Edessa gekommenen Philosophen Apollonius und wies die Aufforderung, das Christenthum zu verleugnen, ohne Furcht zurück. Die von Porphyrius erhaltenen Fragmente aus einer Schrift, zu welcher die erwähnte Unterredung Anlaß gab, geben nähern Aufschluß über B.' philosophische Ansichten. Epiphanius belobt ihn als Verfasser mehrer untergegangenen Schriften zur Vertheidigung der Christen zur Zeit der Christenverfolgungen, während Eusebius seine Dialektik und Kenntniß der chaldäischen Astrologie, Ephraem der Syrer die schnelle Fassungskraft seines Geistes und den Reichthum seines Wissens, Hieronymus die Tiefe und Genialität seiner Philosophie rühmen und die übrigen Kirchenväter seiner mit hoher Achtung gedenken. Ephraem hat Bruchstücke von seinen 150 religiösen Hymnen gegen die Ketzer aufbewahrt, und es sollen dieselben durch ihre Mystik und Poesie wie ihre wechselnden Singweisen viel zur Verbreitung seiner Lehren beigetragen haben. B. verfaßte, mit Ausnahme der oben erwähnten philosophisch-theologischen Werke, alle seine Schriften in gebundener Rede; mehre wurden in das Griechische übersetzt. Er † im letzten Decennium des 2. Jahrhunderts. B. erkannte in Uebereinstimmung mit Basilides und Valentinus nicht nur die kanonischen, sondern auch die apokryphischen Schriften der Bibel als Erkenntnißquelle der wahren Lehre Jesu an, suchte aber daraus mittelst allegorisch-mystischer Interpretation die ihm eigenthümliche Geheimlehre zu befestigen, welche er mit Valentinus und den Ophiten aus einer und derselben Quelle schöpfte. Sein Sohn, Harmonius, suchte, nachdem er in Athen griechische Bildung gewonnen, das System seines Vaters durch Hymnen weiter zu verbreiten. Die durch B. entstandene Sekte, Bardesanisten, welche sich äußerlich zur herrschenden Kirche bekannte, verbreitete sich über Syrien hinaus nach Aegypten, und Origenes gedenkt eines Dialogs „De recta in Deum fide", in welchem im 4. Jahrhundert ein gewisser Marinus die Lehre B.', doch mit Abweichungen vertheidigt. Je mehr indeß die orthodoxen Hymnen Ephraems in gedachtem Jahrhundert sich verbreiteten und die des B. in Vergessenheit brachten, um so rascher gerieth die Sekte, die man außerdem großer Ausschweifungen beschuldigte, in Verfall; sie reichte schwerlich über das 5. Jahrhundert hinaus. Vgl. Hahn, B. gnost. Syror. primus hymnologus, Leipz. 1819.

Bardewieck (Bardowiek, Bardenwig, Bardorum vicus, Bardonis vicus), Marktflecken im hannöverschen Fürstenthum Lüneburg, an der Ilmenau, nördlich von Lüneburg, Hauptort einer eigenen Amtsvogtei, einer Superintendentur und eines Mannsstiftes, hat eine schöne Domkirche, ein Hospital, Leinweberei, Vieh- und Sämereienhandel, Gartenbau (der bardewiecker Kohl, niedriger Braunkohl, ist im ganzen Norden geschätzt) und 1700 Einwohner. B. ist sehr alt und war ehemals viel größer und bedeutender als jetzt. Es glänzte als die mächtigste Handelsstadt in Norddeutschland, während Hamburg noch Fischerdorf war. Karl der Große errichtete hier einen bischöflichen Sitz und ein Grenzzollamt gegen die Slaven, nachdem er die Sachsen besiegt hatte. Unter Otto dem Großen kam B. an das Haus der Billungen; als es jedoch unter dem Askanier Herzog Bernhard von Sachsen seinem alten Herrn, dem aus der Verbannung zurückkehrenden Heinrich dem Löwen, 1189 die Thore verschloß und die Belagerer beschimpfte, ward es am 29 Oktober erstürmt, Alles niedergehauen und die reiche Stadt, die damals 9 Kirchen besaß, von Grund aus zerstört; nur Dom und Stift blieben als Ueberrest ihrer vormaligen Größe stehen. Auf den Dom setzte Heinrich die noch vorhandene Inschrift: Vestigium leonis (Spur des Löwen). Dem Untergange B.s, das seitdem ein Flecken geblieben ist, verdankt Hamburg sein Emporkommen. Das Stift soll von Wittekind nach 790 gestiftet worden sein; 1543 ward es lutherisch.

Bardili, Christoph Gottfried, deutscher Philosoph, geboren den 28. Mai 1761 zu Blaubeuern, ward 1786 Repetent am theologischen Stift zu Tübingen, 1790 Professor an der Karlsschule zu Stuttgart, 1795 Professor am dortigen Gymnasium und Hofrath, † 1808. B. war ein vertrauter Kenner der platonischen Philosophie, als deren Wortführer er gegen Kant in die Schranken trat, indem er einen rationalen Realismus der kritischen Philosophie unterzuschieben versuchte. In dem „Grundrisse der ersten Logik" (Stuttgart 1806) stellte er folgenden Satz auf: „Gott als der Urgrund alles Seins und Lebens liegt auch allem Denken als die unveränderliche Form, die reine Möglichkeit zum Grunde; diese Form wiederholt sich in jedem Sein ohne alle Veränderung und bringt in Verbindung mit dem mannichfaltigen Stoffe alle Gedanken wie alle Dinge hervor." B.'s wichtigste Schriften sind: „Epochen der vorzüglichsten philosophischen Begriffe" (Halle 1788, Thl. 1); „Sophylus oder Sittlichkeit und Natur als Fundament der Weltweisheit" (Stuttgart 1794); „Allgemeine praktische Philosophie" (das. 1795); „Ueber die Gesetze der Ideenassociation" (Tübingen 1796); „Briefe über den Ursprung der Metaphysik" (Altona 1798); „Philosophische Elementarschule" (Landshut 1802).

Bardin, Jean, tüchtiger französischer Historienmaler, geboren zu Montpellier 1732, Schüler Lagrenée's des Aeltern und Pierre's, bildete sich in Rom nach den dortigen Meisterwerken, ward Mitglied des pariser Instituts, seit 1788 Direktor der Kunstschule zu Orléans, Lehrer Davids und Regnaults und † 1809 erblindet zu Orléans. Die bekanntesten seiner wenig manierirten Werke sind: Tullia über den Körper ihres Vaters fahrend, 1764 mit dem großen Preise gekrönt; die heil. Katharina in der Mitte der Doktoren, wofür der Künstler Akademist ward; der heil. Nikolaus; die Entzückung der heil. Theresia; Andromache weinend über Hectors Leiche; die Anbetung der Magier.

Bardit, s. Barden.

Bardsey (Bardsay), Insel an der Südwestspitze der englischen Grafschaft Carnarvon (Nordwales),

an der Cardiganbai, durch den gleichnamigen Sund vom festen Land getrennt, 2 engl. Meilen lang, 1 M. breit, hat einen kleinen Hafen und 100 Einwohner, die von Fischerei und Ackerbau leben. Die Insel galt zur Zeit der Druiden, die hier ihre großen Mysterien feierten, für hochheilig; später wurde auf derselben ein Kloster gegründet. Von Alterthümern ist jedoch nichts mehr vorhanden.

Barèges les Bains, s. Barrèges les Bains.

Baregin (Barégine, Glairin, Zoogen, Theiothermin), eigenthümlicher Bestandtheil einiger Mineralwässer, in welchen er als gallertartiger Absatz erscheint, in den vulkanischen Gegenden von Frankreich (namentlich zu Barèges) und Oberitalien, in den Quellen von Aachen und Burtscheid. Man betrachtet diesen Stoff als organisch-vegetabilische Gebilde, der Gattung der Oscillatorien angehörend. Er findet sich als Ueberzug an den Wänden der Behälter und Leitungs öhren der Quellen, welche zuweilen mit Wasser erfüllt, zuweilen leer sind, nie an stets mit Wasser bedeckten Stellen, bildet meist farblose, zuweilen vom Hellgrau bis ins Dunkelgraue und Schwarze gefärbte gallertige Massen oder Lappen. Beim Ausfließen der Quelle an der Luft erzeugt er weiße, zuweilen sich grünlich färbende, im Wasser schwimmende Filamente. Geruch- und geschmacklos, enthält er nach Longchamp 98 Proc. Wasser und nur 2 Proc. Materie. Nach Beobachtungen von Turpin stellt das B. bei 300facher Vergrößerung eine gallertartige, durchscheinende Substanz dar, die beinahe farblos und ohne Spur sichtbarer Organisation ist. Eine ähnliche Bildung, welche Robiquet in den Wässern von Neris beobachtete und ebenfalls B. nannte, fand er theils aus häutigen, theils aus rosenkranzförmigen Geweben bestehend und erklärte dieselben für ein wohlorganisirtes Vegetabil: Tremella Nostoc; auch Daubeny beobachtete dergleichen Gebilde in vielen Thermen Frankreichs, Englands und Deutschlands. Schödler fand, daß die sich zuweilen bei der Schnelleissigfabrikation bildenden gallertartigen Lappen, welche an der innern Seite des durchlöcherten Faßdeckels anhängen, mit dem von Longchamp beschriebenen B. nahe verwandt sind. Demnach scheint, daß Flüssigkeiten von 30°—36° bei Luftzutritt das Entstehen solcher Vegetationen besonders begünstigen. Nach Entfernung des eingeschlossenen Wassers blieb eine pergamentartige Haut zurück, welche 42 Proc. Kohlenstoff, 6 Proc. Wasserstoff, außerdem Sauerstoff und Stickstoff enthielt und alkalische Asche hinterließ.

Bareilly (Barali), britisch-ostindische Stadt im Gouvernement der Nordwestprovinzen, am Zusammenfluß des Jooh und Luntra, mit 70,000 Einwohnern, theils Hindu's, theils Mohammedanern, ausgezeichnet durch ihre Industrie, die sich auf Fertigung von Sattlerwaaren, Teppichen, Schmucksachen, Drechsler- und vorzüglichen Töpferwaaren erstreckt.

Barère de Vieusac, Bertrand, einer der ersten Revolutionsmänner Frankreichs, ward den 10. September 1755 zu Tarbes von angesehenen Aeltern geboren, die ihm eine sorgfältige Erziehung gaben. Er ward Advokat am Gerichtshofe zu Toulouse und erhielt später das Amt eines Raths des Seneschallats zu Bigorre, das ihn 1789 als Deputirten zu den Generalstaaten, dann in die konstituirende Versammlung schickte. Hier zeichnete er sich durch immer fertige Reden aus, denen es nicht an Leichtigkeit und einer gewissen Anmuth, wohl aber an tiefem und innerem Gehalte fehlte. Man behauptete von ihm, bei wichtigen entscheidenden Verhandlungen, deren Ausgang nicht vorauszusehen war, habe er zwei Berichte und einen doppelten Antrag in der Tasche gehabt, um nach den Umständen von einem derselben Gebrauch zu machen. Er gründete das erste politische Blatt der Revolution, „Le point du jour" („Der anbrechende Tag"), das den Verhandlungen der Nationalversammlung besonders gewidmet war. Als bei der Berathung der Verfassung der König Bedenken trug, einigen Artikeln derselben seine Genehmigung zu ertheilen, stellte B. den Grundsatz auf, daß die konstitutionellen Verfügungen der Billigung des Königs nicht bedürften und das Veto nur auf die gewöhnlichen Gesetze anwendbar sei. Vor der gesetzgebenden Versammlung, von der sich die Mitglieder der konstituirenden selbst ausgeschlossen hatten, saß B. eine Zeitlang im Kassationshofe. Vom Departement der Hochpyrenäen in den Konvent gewählt, erhob er sich mit muthiger Energie gegen die Anmaßungen der Municipalität von Paris, die einen überwiegenden Einfluß auf den Konvent gewann. Er wurde Mitglied des Konstitutionsausschusses. Als die ersten Anklagen von den Girondisten gegen Robespierre erhoben wurden, setzte er es durch, daß man zur Tagesordnung überging. Während des Prozesses Ludwigs XVI. führte B. den Vorsitz im Konvent, leitete die ersten Versammlungen, stimmte für den Tod des Königs ohne Aufschub und verfaßte die Adresse an die Franzosen über denselben. Auch trug er auf die Bestrafung der Mörder vom 2. und 3. September und auf die Verweisung der Bourbons an. Bei der Bildung des Wohlfahrtsausschusses (7. April 1793) ward er zum Mitgliede desselben ernannt und blieb an dieser Stelle bis nach dem Sturze Robespierre's. An den Geschäften dieser Behörde nahm er wenig, fast keinen Antheil und begnügte sich mit der Abfassung der zahlreichen Berichte und dem Vortrage und der Rechtfertigung der Beschlüsse. Zwischen den Parteien der Montagnards und Girondisten entschied er sich erst, als die ersteren den Sieg zu erreichen schienen. Er ließ Paoli zum Vaterlandsverräther erklären, klagte Custine an, bewirkte ein Manifest gegen England, veranlaßte die Vertreibung der Engländer aus Frankreich, setzte den Beschluß durch, die von den Vendéern okkupirten Plätze zu verbrennen und die Güter der Verurtheilten zu konfisciren, war thätig bei der Verurtheilung der Königin, stellte die Anträge auf Zerstörung der Gräber der Könige zu St. Denis, auf Aushebung der Pariser in Masse, auf Konfiskation der französischen Besitzungen, welche Spaniern gehörten, auf Deportation jedes Franzosen, der sich seit dem 12. August 1792 nicht als Patriot gezeigt hätte, auf die Zerstörung der Stadt Lyon ꝛc. Als Gegner Dantons beantragte er dessen Verhaftung. Auch zu dem Sturze Robespierre's wirkte er kräftig mit, um später von Denen, deren Helfer er gewesen, selbst angeklagt und verurtheilt zu werden. Lecointre von Versailles klagte nämlich B. als Mitschuldigen an allen Robespierre zur Last gelegten Verbrechen an (25. August 1799). B. ward demzufolge mit

Tellot d'Herbois und Billaud-Varennes vor Gericht gestellt und vom Konvent zur Deportation verurtheilt. Er entkam jedoch aus seinem Gefängniß und erhielt nach dem 18 Brumaire seine volle Freiheit und gänzliche Lossprechung durch das Amnestiedekret, welches den Proskribirten den 18. Fructidor ihre Ehren und Rechte wiedergab. Darauf arbeitete er an einer Zeitschrift, „Antibritisches Memorial" genannt, deren Zweck der Titel angibt. Später verfaßte er noch mehre Schriften, die zu ihrer Zeit Aufmerksamkeit erregten, wie z. B. über die Freiheit der Meere, eine Lobrede auf den Kanzler l'Hôpital und Anmerkungen auf Montesquieu. In den hundert Tagen ward er in die Kammer der Repräsentanten gewählt. Nach der Restauration durch die Ordonnanz vom 24. Juli 1815 verbannt, lebte er bis zur Revolution der Julitage in Brüssel und kehrte dann in sein Vaterland zurück. Die Julirevolution ward von dem Verbannten mit Jubel begrüßt; aber schon im September 1830 war er über Sachen und Personen im Klaren, und die neuen doktrinären Machthaber, die „gouvernementalen Charlatans", wie er sie nennt, mußten seinen bittersten Tadel empfinden. Das Departement der Hochpyrenäen wählte ihn 1831 zum Deputirten, doch ward seine Wahl wegen Formfehler annullirt; dagegen berief ihn die Regierung in die Verwaltung dieses Departements, welches Amt er 1840 niederlegte. Am 14. Januar 1841 † der „Anacreon der Guillotine", wie er wegen seines blühenden Rednertalents genannt wurde.

Barett (franz. bonnet), schirmlose, runde oder eckige Mütze aus Sammet oder andern Stoffen, oft mit Stickereien und Federn verziert. Im Mittelalter sehr gewöhnlich, gehört das B. noch jetzt zu der sogenannten altdeutschen Tracht, sowie zu manchen Amtstrachten, namentlich den akademischen und geistlichen, so die runde, sammetne Kopfbedeckung der preußischen, sächsischen und andern protestantischen Geistlichen; die viereckige Mütze für katholische Geistliche, wenn sie von dem Altar gehen; die rothe viereckige Mütze der Kardinäle, ehemals auch der venetianischen Nobili's; endlich (Bretel, Schabbesdeckel) die flache, tellerförmige, gewöhnlich aus Filz verfertigte Kopfbedeckung der deutschen Juden in der Synagoge, jetzt durch den Hut fast überall verdrängt.

Baretti, Giuseppe Marcantonio, ausgezeichneter italienischer Schriftsteller, geboren den 22. März 1716 zu Turin, trat im 16. Lebensjahre in Guastalla als Korrespondent in ein Handelshaus ein und ging 1740 nach Venedig, wo Gasp. Gozzi sein Freund wurde und die Akademie der Trasformati ihn unter ihre Mitglieder aufnahm. Nach seines Vaters Tode 1742 kehrte er nach Piemont zurück und ward provisorisch als Magazininspektor zu Cuneo angestellt. Von 1745—51 lebte er abwechselnd in Turin und Venedig, wo seine Poesien (namentlich die „Poesie piacevoli", Turin 1750) Aufsehen erregten, und beschäftigte sich mit Uebersetzung des Ovid und besonders der Trauerspiele des Corneille ins Italienische (Venedig 1747—48, 4 Bde.). Verfolgt von dem Professor Bartoli von Turin, dessen literarische Charlatanerie B. verspottet hatte, verlor er jede Hoffnung, im Vaterlande angestellt zu werden, und ging nach London an das italienische Theater, dessen Leitung er 9 Jahre führte. Im J. 1757 kehrte er nach Italien zurück und fand hier zu Mailand in dem österreichischen Gesandten, Grafen Firmiani, einen Beschützer. Seine „Lettere famigliari" (Mailand 1762, 1. Bd.) zogen ihm indeß neue Verfolgungen, jetzt von Seiten des portugiesischen Gesandten zu. Er ging nach Venedig, setzte hier die Herausgabe des 2. Bandes der genannten Briefe durch und gründete ein Journal, die „Frusta letteraria", welches die Abgeschmacktheiten seiner literarischen Zeitgenossen lächerlich machte, freilich auch manches wahre Verdienst ungerecht beurtheilte. Vom Pater Buonafede angefeindet, floh B. nach Ancona, gab dort gegen seine Feinde die letzten Blätter der „Frusta" heraus und wendete sich dann wieder nach London, wo er vom Unterricht im Italienischen und von Schriftstellerei lebte. Er machte von hier aus Reisen nach verschiedenen Ländern des Kontinents, z. B. Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, und gab die Beschreibung derselben als „Travels through England, Portugal, Spain and France" (London 1772) heraus. Unter seinen übrigen Werken sind das „Dictionary of the english and italian languages" (das. 1760, 2 Bde.) und das „Spanish and english dictionary" (das. 1772 u. ö.), besonders aber sein „Account of the manners and customs of Italy" (das. 1768, 2. Aufl. 1769, deutsch von Schummel, Breslau 1781) hervorzuheben. B. † den 5. Mai 1789 zu London. Er verstand und schrieb außer seiner Muttersprache mit gleicher Gewandtheit Französisch, Spanisch und Englisch. Die „Frusta" ist in der italienischen Literatur Epoche machend, sie erschien von 1763—65 in 33 Nummern und wurde später wiederholt aufgelegt, z. B. Carpi 1799, Mailand 1804, zuletzt in der Sammlung der „Classici italiani". Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien Wien 1813. Außerdem erschienen „Scritti scelti inediti erari", von Custodi (Mailand 1822—23) herausgegeben.

Barfod, Paul Frederik, dänischer Schriftsteller der Gegenwart, geboren 1811 in der Nähe des Städtchens Grenaan in Jütland, lebt seit 1828 als Privatgelehrter in Kopenhagen. Nach dem Tode Friedrichs VI. zog ihn, der früher aus Liebe zu diesem Könige in seinen politischen Ansichten befangen war, seine kräftige und rücksichtslose Natur zum radikalen Demokratismus hin. Seine „Geschichte Dänemarks und Norwegens unter Friedrich III.", seine „Biographie der Familie Ranzau" und die Monographie „Die Juden in Dänemark" zeichnen sich durch einen wahrheitsliebenden, historischen Sinn und eine sehr lebendige, wenn auch überladene Darstellung aus. Im Dienste der Idee einer nordischen oder skandinavischen Einheit gründete er 1839 die Quartalschrift „Brage og Idun", deren Inhalt poetische und prosaische Arbeiten von dänischen, schwedischen und norwegischen Schriftstellern bilden und deren bloße Ankündigung so bedeutende Aufmerksamkeit erregte, daß der König Karl XIV. Johann von Schweden sich bewogen fühlte, in einem Rundschreiben an seine sämmtlichen Gesandten sich über dieselbe auszusprechen.

Barfüßer (Discalceati, d. i. Unbeschuhete), Mönche und Nonnen (Barfüßerinnen), welche entweder ganz ohne Fußbekleidung gehen, wie jetzt noch die Alcantariner in Neapel, oder bloß Sandalen oder mit Riemen befestigte Sohlen (von Holz,

Leder, Stricken, Geniſt geflochten) ſtatt der Schuhe tragen. Wahrſcheinlich gingen, zunächſt in Folge der Armuth, urſprünglich alle oder doch die meiſten Religioſen barfuß oder in Sandalen. Dagegen beſtand die Bekleidung ſowohl der orientaliſchen als occidentaliſchen Klöſterbewohner in Schuhen (caligae, galliculae) und Strümpfen; die Benediktiner gingen ſtets in Schuhen, und Iſidor verhängte den Gebrauch der Sandalen oder Socken als Strafe oder Buße über ungehorſame Mönche. So wurde der Gebrauch, den urſprünglich Armuth und Klima ins Daſein gerufen hatte, im 11. Jahrhundert ein Grad der Büßung, im 16. und 17. Jahrhundert aber ein Zeichen beſonderer Heiligkeit. Beſonders waren es 1000 die Mönche von Fronte Avellana, welche nach der ſtrengen Regel ihres Stifters ein völliges Barfußgehen einführten. Aehnliches finden wir bei den Floriacenſermönchen in Kalabrien 1189, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe Sandalen führten. Ganz barfuß aber waren die erſten Minoriten des heiligen Franz von Aſſiſi, desgleichen die Alcantariner in Neapel, und die übrigen Franciskaner von der ſtrengen Regel, welche wenigſtens von einer Zeit zur andern der Bekleidung mit einer Fußbedeckung entſagten. Daſſelbe gilt von den ehemaligen Ambroſianern in Mailand, den Einſiedlern Johannis des Täufers u. des heiligen Hieronymus, den freiwilligen Armen in Flandern ꝛc. Weniger ſtreng waren die Obſervanten, Riformati, Kapuziner und Kapuzinerinnen, Rekollekten, Urbaniſtinnen, die Brüder und Schweſtern vom dritten Orden des heiligen Franz, die Klariſſinnen, die Brüder von der Kapuze od. ſpaniſchen Minoritenbarfüßer; letztere nahmen wenigſtens ſpäter Socken u. Sandalen an; die erſtern aber trugen Sandalen, und die Kapuziner bedienen ſich häufig ſelbſt der Stiefeln. Einige gehen nur zu gewiſſen Zeiten barfuß, wie die Nonnen unſerer lieben Frauen von Calvaria, welche vom 1. Mai bis Kreuzerhöhung die Fußkleidung ablegen. Andere hatten den Gebrauch des Barfußgehens oder Sandalentragens von Anfang her, andere nahmen ihn erſt ſpäter an. Zu erſteren gehören die Karmeliter, Auguſtiner, Eremiten, Trinitarier, die Mönche von der Barmherzigkeit oder Mercenarier, Kapuziner, Camaldulenſer, die neuerrichtete Kongregation von dem Leiden Chriſti, die Feuillanten ꝛc. B. mit hölzernen Sohlen ſind unter andern die Chorherren zu St. Georg in Alga, die Sackträgermönche, die Mönche und Nonnen von der Buße der heiligen Magdalena, die Camaldulenſer vom Kronenberge. Beſonders im 16. und 17. Jahrhundert regte ſich ein allgemeiner Wetteifer unter den Religioſen, barfuß zu gehen, indem die heilige Thereſia, Stifterin der B. u. Barfüßerinnen des Karmeliterordens in Spanien, 1560 durch Ausmunterung und eigenes Beiſpiel den frommen Wahn zu Begeiſterung entflammte. Während jedoch die Nonnen dieſes Ordens Strümpfe und von Geniſt geflochtene Socken (alpergatas) trugen, die Mönche aber Sohlen an den nackten Füßen tragen konnten, entſtanden nach dem Beiſpiel dieſer B. die Kongregationen der vorhin bereits genannten Auguſtiner, Trinitarier, Mercenarier, Bethlehemiten ꝛc. Vornehmlich aber wetteiferten in gedachten Zeiträumen die Bettelmönche, dieſes Zeichen der affektirten Armuth, Demüthigkeit und Frömmigkeit geſtiſſentlich zur Schau zu tragen und dadurch bei dem Volke zu imponiren. Doch verboten die Dominikaner das Barfußgehen der Kongregation des Anton le Quien und duldeten nie Barfüßerinnen ihres dritten Ordens mit hölzernen Schuhen. In gleicher Weiſe trugen ſich die Bernhardinerinnen von der Rekollektion in Spanien. Die B. bilden alſo keinen beſonderen Orden, ſondern finden ſich bei mehren derſelben und bilden einen Grad höherer Heiligkeit, wobei B. im engern und weitern, oder im ſtrengern und mildern Sinne unterſchieden werden müſſen, je nachdem man wirklich barfuß, oder mit Sandalen ꝛc. geht. Was die Entſtehung des Gebrauchs und der damit verbundenen Idee einer höhern Heiligkeit oder der Beſſerung betrifft, ſo findet derſelbe allerdings, wie bereits erwähnt, wohl zunächſt in der wirklichen Armuth der Religioſen und in der Gewohnheit, in wärmeren Klimaten völlig barfuß oder mit Sandalen zu gehen, ſeine Erklärung. Nächſt dem hatte jedoch auf die Aufnahme des Gebrauchs in die verſchiedenen Orden gewiß auch der Umſtand großen Einfluß, daß im Alterthum das Barfußgehen als ein Zeichen der Trauer oder der Ehrfurcht galt. So legten z. B. die Juden in Zeiten öffentlicher Unglücksfälle ihre reichverzierten Schuhe ab, die Römer flehten bei großer Dürrung barfuß (nudi pedalia) die Hülfe der Götter an, die Kriegsgefangenen mußten ſich des Gebrauchs der Schuhe enthalten, dieſe mußten beim Eintritt in Tempel abgelegt werden, was noch jetzt beim Eintritt zu orientaliſchen Großen geſchieht. Nicht minder trug dazu bei, daß faſt alle Religioſen gern durch Verzichtleiſtung auf alle irdiſche Bequemlichkeit, ſowie durch die Prätenſion der Armuth ſich auszuzeichnen ſuchten und beim Volke geltend machten. Die Einführung des Barfußgehens aber konnte um ſo weniger allgemein werden, als weder heißere, noch kältere Klimata die Gewohnheit begünſtigten, woher es auch kam, daß man immer wieder von den ſtrengern Grundſätzen abwich und nur Wenige an denſelben feſthalten konnten.

Barfus, Hans Albrecht, Graf von, brandenburgiſcher General, 1635 im Brandenburgiſchen geboren, trat früh in Militärdienſte u. wurde 1677 Oberſt. Als Generalmajor focht er 1683 an der Spitze eines Hülfsheers gegen die Türken, rückte 1688 zum Generallieutenant und geheimen Kriegsrath auf und ging 1689 mit 5000 Mann an den Rhein, um den Herzog von Lothringen bei der Belagerung von Mainz zu unterſtützen. Im J. 1690 kommandirte er unter Derfflinger, 1691 trug er weſentlich zu dem entſcheidenden Siege bei Szalankament bei und avancirte zum General der Infanterie. Im folgenden Jahre focht er wieder am Rhein unter Feldmarſchall Flemming. Bei den damaligen Hofintriguen ſpielte B. eine wichtige Rolle, namentlich wurde durch ſeinen Einfluß der Oberpräſident v. Danckelmann beſeitigt. Im J. 1695 zum Feldmarſchallieutenant, 1696 zum Feldmarſchall befördert, erhielt er 1698 das Präſidium des Oberkriegsraths und wurde gleichzeitig zum Chef der Fußgarde und eines Regiments zu Pferde, ſowie zum Hauptmann der Aemter Ruppin und Bellin ernannt. Im J. 1699 erhob ihn der Kaiſer in den Reichsgrafenſtand, 1701 ward er Gouverneur von Berlin, mußte jedoch, als er 1702 den allmächtigen Miniſter Kolbe von Wartenberg zu ſtürzen verſuchte, ſeinen Abſchied nehmen und zog ſich nach Koſſenblatt zurück, wo er Ende 1704 †.

Vgl. Barfus-Falkenberg, H. A. Graf von B., Berlin 1854.

Barge (Barges), Stadt in Piemont, Provinz Saluzzo, am Zusammenflusse des Rio Infernotto und Ghiardone, am Fuße des Mombracco, besteht aus drei zerstreut liegenden Quartieren, deren jedes eine Pfarrkirche hat, war ehemals mit zwei Mauern und zwei Schlössern befestigt, ist aber jetzt offen. B. hat Schieferbrüche, geschätzte Waffenfabriken und lebhaften Handelsverkehr und 9700 Einwohner. Im J. 1808 litt es viel durch Erdbeben, welche vom 2. bis 26. April mehr oder weniger heftig anhielten.

Bargemont, Stadt im französischen Departement Var, am Riou, auf einer mit Wein und Olivenbäumen bepflanzten Höhe, mit 2000 Einwohnern.

Barguzin, Fluß im asiatischen Rußland, in der transbaikalischen Provinz, entspringt in einem kleinen Bergsee, fließt durch die Steppe Lowochtokan, gibt unterhalb des Brenkurflusses einer Steppengegend ihren Namen (barguzinskische Steppe), nimmt die Schenigua und Karga auf und mündet in den Baikalsee. Die an demselben gelegene Stadt B. (Barguzinsk), in einer von Schneegebirgen umgebenen Ebene, 1648 erbaut, hat 2 Kirchen und eine Kosakenbesatzung zur Eintreibung des Pelztributs. In der Nähe finden sich heiße Quellen (die barguzinischen Bäder) u. Bitterseen, aus welchen Bittersalz gewonnen wird.

Bargylia (Bargyla), im Alterthum eine Küstenstadt in Karien, an dem bargylietischen Meerbusen zwischen Milet und Halicarnassus, angeblich von Bellerophon nach dessen Freund Bargylus benannt, nach dem Frieden der Römer mit Philipp III. von Macedonien von jenen für frei erklärt (197 v. Chr.). In der Nähe befand sich das Heiligthum der Diana Cindyas, deren Statue, obgleich unter freiem Himmel, angeblich nie naß wurde.

Bar-Hebräus (d. i. Sohn des Hebräers, eigentlich Gregorius Abul Faradsch, auch Abul Faradsch Ebu Harun Bar Ebrai), jakobitischer Christ, Sohn eines jüdischen Arztes Arun, der sich später taufen ließ, geboren 1226 zu Malatia oder Melitine in Kleinarmenien. Frühzeitig beschäftigte er sich mit dem Studien der syrischen, arabischen und griechischen Sprache, trieb aber dabei auch Medicin und Naturwissenschaften und erregte durch seine Kenntnisse so allgemeine Bewunderung, daß man ihn die Zierde und den „Phönix des Jahrhunderts" nannte. In einer Höhle bei Antiochia führte er einige Zeit ein anachoretisches Leben; dann begab er sich nach Tripolis, wo er schon im 20. Lebensjahre zum Bischof von Guba ordinirt wurde; das Jahr darauf wurde er Bischof von Laeaba und 1252 von Aleppo. Im Jahre 1264 erlangte er die Würde eines jakobitischen Maphrian (Weihpriesters), die nächste nach dem Patriarchen, und führte als solcher von seinem Sitz Tagrit aus die Specialaufsicht über die östlichen Provinzen der jakobitischen Kirche (in Chaldäa und Assyrien), während der Patriarch insbesondere der westlichen Kirche (in Syrien und Mesopotamien) vorstand. Um jene Zeit überschwemmten die Mongolen mit ihren Zügen Westasien. B. wußte jedoch die Sieger zu besänftigen u. den Christen seiner Diöces Sicherheit zu verschaffen. Er † 1286 zu Maraga in Aderbeidschan. Sein Leben hat B. selbst beschrieben (herausgegeben von Assemani), die Schilderung seiner letzten Tage hat sein Bruder Barsuma dazugefügt. Alle Zeitgenossen sind einstimmig in dem Lobe des großen Mannes, der jedenfalls zu den außerordentlichsten Erscheinungen seines Jahrhunderts gehörte. Er besaß eine hinreißende Beredtsamkeit, vielen Scharfsinn, seltene Belesenheit und vertraute Bekanntschaft mit fast allen Fächern des damaligen Wissens, besonders aber mit der Medicin, so daß die Kranken weit und breit zusammenströmten, um sich von ihm heilen zu lassen. Daß er der Astrologie eifrig ergeben war, hatte er mit den ausgezeichnetsten Geistern seiner Zeit gemeinsam. Seine zahlreichen Schriften verbreiten sich über Geschichte, Theologie, Philosophie, Grammatik und Medicin; Vieles ist noch ungedruckt. Das bei weitem wichtigste aller seiner Werke ist seine syrische Chronik (Chronicum syriacum", syrisch und lateinisch, herausgegeben von Bruns und Kirsch, Leipzig 1789, 2 Bände), eine „Weltgeschichte" von Adam bis auf seine Zeit, in 3 Theilen, von denen der erste die politische Geschichte, die beiden andern die Kirchengeschichte der Jakobiten und Nestorianer enthalten. Da die Chronik in mehren Handschriften bis 1296 herabreicht, so muß sie noch eine Zuthat über die letzten 10 Jahre von späterer Hand erhalten haben. Kurz vor seinem Tode versertigte B. auf Bitten seiner Freunde einen Auszug dieses Werks in arabischer Sprache unter dem Titel „Abgekürzte Geschichte der (11) Dynastien" (herausgegeben von Ed. Pococke, arabisch und lateinisch Oxford 1663, deutsch von Bauer 1783—1785, 2 Bde.). Unter den theologischen Werken des B. verdienen die Kommentarien über die Bibel, „Horreum mysteriorum" (1277 vollendet), die erste Stelle; ein schönes Manuskript davon besitzt die Maronitenbibliothek in Rom. Die Dogmatik behandelte B. in mehren Schriften, namentlich in dem Buche „Leuchter der Heiligen" oder „Von den Fundamenten der Kirche" und in dem „Buche der Strahlen". Ein Kirchenrecht lieferte er in seiner „Epitome der Canones", ebenso eine Ethik, in welcher die strengste Ascetik empfohlen wird. Um die syrische Sprache machte sich B. durch zwei Grammatiken, eine größere (liber splendorum) und eine kleinere, verdient. In seinen philosophischen Werken behandelt er hauptsächlich die Physik, Logik, Dialektik u. Politik; am wichtigsten ist darunter das „Buch der höchsten Weisheit" ein Abriß der ganzen aristotelischen Philosophie. An die philosophischen Schriften schließen sich die astronomischen und astrologischen Abhandlungen an, namentlich das Buch über die Bewegung der Gestirne, „Erhebung des Geistes" betitelt; auch entwarf B. einen Kalender. In der Botanik lieferte er unter Anderem eine Bearbeitung des Dioscorides, in der Medicin Uebersetzungen arabischer und griechischer Aerzte, z. B. des Avicenna und Hippocrates. Seine poetischen Versuche haben wenig Werth, aber interessant ist eine Anekdotensammlung: „Vertreibung der Traurigkeit" oder „Angenehme Erzählungen", woraus Adler und Kirsch Proben gegeben haben.

Bari (Terra di B.), Provinz des Königreichs Italien, zu den neapolitanischen Provinzen gehörig, grenzt nördlich an das adriatische Meer, östlich und südlich an die Provinz Otranto, südwestlich an Basilicata und westlich an Capitanata und umfaßt, in 3 Bezirke (Bari, Barletta und Altamura) einge-

theilt, ein Areal von 111,43 QMeilen mit (1859) 574,660 Einwohnern. Die südliche Hälfte der Provinz durchziehen von Westen nach Osten Zweige der Apenninen, Murgie genannt, deren hervorragendste Gipfel die Berge San Agostino, Lupola, Cramo und Sonazzo sind. Im Osten gibt es nur Hügel. An Flüssen und überhaupt an Wasser ist die Landschaft arm. Der einzige größere Fluß ist der Ofanto, mit dem Bergbach Locone, der sich in jenen ergießt; doch berührt er nur die Westgrenze. Einige kleine Bäche kommen vom Südabhange der erwähnten Berge herab, gehen aber bald in die Provinzen Basilicata und Otranto über. Die drei Seen Lago di Battaglia, della Jacomi und Sassano haben anscheinend weder Zufluß, noch Abfluß. Wenn im Sommer die kleineren Quellen vertrocknen, tritt oft große Wassernoth ein. Trotzdem fehlt es der Landschaft nicht an Busch und Weide. Das Klima ist wohl im Sommer drückend heiß, in der übrigen Zeit des Jahres jedoch sehr angenehm und gesund. Der Haupttheil der Bevölkerung wohnt am Ufer des Meeres, auf einem Landstreifen von Monopoli bis Barletta, 56 Miglien lang und 10 Miglien breit, in großen, nahe an einander liegenden Gemeinden, während dagegen im Innern des Landes bedeutende Strecken noch ganz unbewohnt sind. Der Boden besteht aus Kalkerde, bedeckt mit einer dichten Schicht fruchtbarster Ackererde, ist daher auch im Allgemeinen ziemlich bebaut, ja einer der am besten kultivirten des Landes. Neben dem Getreidebau gedeiht vorzüglich Baumwolle und Wein (berühmte Sorten: der Muskateller von Trani, der Zagarese von Bitonto und der weiße Wein von Terlizzi). Auch das Oel von B. wird sehr geschätzt. Außerdem liefert es in Fülle Mandeln, Kastanien, Feigen, Granatäpfel, Aprikosen, Nüsse, Kapern, Süßholz und Soda. An Holz ist Mangel. Die Viehzucht erstreckt sich auf kleine, aber treffliche Pferde, Esel und Büffel (am Ofanto). Allgemein sind Heerden von Rindvieh und Schafen, deren feine Wolle schon bei den Alten berühmt war, von Ziegen, Schweinen und Federvieh. Jagd und Fischerei am Strande sind ergiebig. Einen Theil der Einwohner beschäftigt auch der Seidenbau und die Salzschlämmerei. Bei Molfetta gewinnt man viel Salpeter; bei Terlizzi u. a. sind Steinbrüche. In den schönen und blühenden Städten der Provinz, z. B. in der Hauptstadt Bari, in Terlizzi, Molfetta, Monopoli, Bisceglia ꝛc., herrscht viel gewerbliche Thätigkeit; namentlich ist hier die Fabrikation von Möbeln, musikalischen Instrumenten, Spiegeln, Seife, chemischen Produkten, ausgezeichneten Konfitüren, Wachslichten, sowie die Tücher- u. Teppichweberei hervorzuheben. Die Bareser sind bessere und kühnere Seeleute als die übrigen Neapolitaner und führen die Produkte ihres Landes in eigenen Schiffen aus, namentlich nach Venedig, Triest und Dalmatien. Haupthandelsartikel ist Olivenöl, das bis nach Deutschland, Frankreich und weiter geht. Die natürlichen Märkte für die Produkte der Provinz sind die Städte Barletta und Bari.

Die gleichnamige **Hauptstadt** der Provinz liegt sehr schön auf einem felsigen Kap am adriatischen Meer, ist Sitz der Provinzialbehörden und eines Erzbischofs und hat einen guten Hafen, der (seit 1855) durch große Bauten gesichert wird, u. 27,300 Einwohner. Unter den Gebäuden sind ausgezeichnet die alten Kirchen S. Nicola u. der Dom. In ersterer sind bemerkenswerth die Sakristei mit reichem Kirchenschatze, das Monument der Königin Bona, die reiche Kapelle der uralten Familie Dottula mit einem sehr guten Gemälde, andere Gemälde, antike Säulen und endlich die famose Krypte, mit den heiligen, Manna ausschwitzenden Gebeinen Nicola's, mit dem als einem wunderbaren Heilmittel in allerlei Krankheiten Handel getrieben wird. Das **Kastell** von B., von Friedrich II. gebaut, befindet sich noch in gutem Zustande und dient gegenwärtig zum Theil als Gefängniß. Die Stadt besitzt ein Lyceum und ein erzbischöfliches Seminar, beides ausgezeichnete Institute, mehre gut verwaltete Hospitäler, ein Theater und mehre Buchhandlungen. Sie baut viel Baumwolle und Oel und fabricirt ausgezeichneten Rosoglio und Konfitüren, Spiegel, Wachslichte, Pianoforte's u. Orgeln. Sie ist Vaterstadt des berühmten Komponisten Piccini. B. soll 1294 v Christi gegründet worden sein und **Japige** vom Sohn des Dädalus geheißen haben, welcher Name nachher auf das ganze Land vom Promontorium Salentinum bis zu Samnium hin übertragen wurde. Der spätere Name B. (**Bario, Bareto, Baria**) soll von dem Anführer dalmatischer Einwanderer entnommen sein. Der Kaiser Nero machte die Stadt **Barium** zu einem Municipium. Bis zu den Zeiten der Gothen fehlt es an zuverlässigen Nachrichten; dann wurden die griechischen Kaiser Besitzer. Später nahmen es die Saracenen, die von Michael III. verjagt wurden, aber später noch oftmals einfielen u. 1070 unter Robert Guiscard nach vierjähriger Belagerung die Stadt wieder eroberten. Von jetzt an war B. der Sitz eines normännischen Barons, welcher den Titel eines **Fürsten von B.** beibehielt, aber Lehnsmann des apulischen und dann des sicilischen Königreichs war. Im Jahre 1098 ward hier ein Koncilium (**barisches** oder **barenfisches Koncilium**) gehalten, auf welchem Anselm von Canterbury gegen die Vereinigung der lateinischen und griechischen Kirche sprach. Als während einer Empörung eines gewissen Majo von B. Michael Paläologus, des griechischen Kaisers Emanuel Feldherr, sich in den Besitz von B., Trani, Giovinazzo u. Monopoli gesetzt hatte, erschien König Wilhelm I. mit einem Heere und zerstörte die Stadt B. fast gänzlich 1156; sie ward erst 1166 wieder erbaut. Nach Heinrichs VI. Tode kam sie eine Zeitlang unter päpstliche Herrschaft und empörte sich alsbald 1228, als gegen Kaiser Friedrich II. der Bann ausgesprochen war. Dieser ließ 1233 das Kastell errichten, schenkte 1234 der Stadt eine Marktgerechtigkeit und begann 1239 einen großartigen neuen Hafenbau bei S. Cataldo, von welchem gegenwärtig nicht eine Spur mehr aufzufinden ist. Nach Friedrichs Tode (1250) pflanzten die Bareser sogleich des Papstes Fahne auf. Konrad IV. wollte sie dafür züchtigen, Manfred rettete sie aber durch seine Fürsprache; 1253 fand eine neue Empörung zu Gunsten Innocenz' IV. Statt, dann ging B. zu Manfred über. Später sank die Stadt in Dunkelheit und ziemliche Vergessenheit. Karl II. von Anjou machte der Kirche S. Nicola reiche Geschenke und ließ sich am 3. Nov. 1304 zum Canonicus derselben wählen, ein Scherz, welchen bis auf unsere Tage Neapels Herrscher fortgesetzt haben. Seit Karl III., welcher 1741 B. besuchte und den Kirchenschatz von S. Nicola vermehrte, fing es wie-

der an aus seiner Unbedeutendheit sich emporzuheben und machte bis zur heutigen Stunde erfreuliche Fortschritte.

Baribal, s. Bär.

Barile (Bartlo, ital., d. i. Faß, Fäßchen), italienisches Flüssigkeitsmaß von verschiedener Größe, besonders für Wein und Oel, hält für Wein in Genua 79,0161, auf den jonischen Inseln 68,134, in Neapel 43,622, in Pisa 45,585, in Rom 58,34, in Florenz 45,53; für Oel auf den jonischen Inseln 68,13, in Pisa, 33,429, in Rom 57,48, in Sardinien 33,6, in Toskana 33,430 Litres. Auch die alte französische Barrique wird in manchen Gegenden Baril genannt, unter welchem Namen auch im französischen Westindien Maße für flüssige u. trockene Waaren vorkommen. In Malaga begreift der Baril Rosinen 4 Arrobas oder 100 spanische Pfund.

Baring, Sir Francis, Gründer des weltberühmten großen londoner Bankierhauses Baring Brothers and Co., welches bis zur Epoche der Rothschilds für das reichste der Erde galt, ward den 18. April 1740 zu Exeter geboren, der Sohn des Esq. John B. von Lackbeer und Lynbridge und Urenkel eines deutschen Predigers, des Hauptpastors Franz B. zu St.-Ansgarii in Bremen. Sein Einfluß war in der Handelswelt wie in der politischen höchst bedeutend; Pitt zog ihn oft zu Rathe, im Parlament war sein Wort fast immer entscheidend; auf seinen Betrieb wurden die Privilegien der ostindischen Kompagnie, in deren Rath er saß, erneuert. Für die reellen Dienste, welche seine Guineen dem Staate in den amerikanisch-französischen Kriegen leisteten, ernannte ihn Georg III. 1793 zum Baronet. Er † den 12. Sept. 1810. Auch als Schriftsteller hat sich B. die Anerkennung und Achtung der Zeitgenossen erworben; er schrieb: „The principle of the commutation act etabliehed by facts" (Lond. 1786), „Observations on the etablishment of the bank of England" (das. 1797) und „Observations on the pubtication of Walter Boyd on the influence of stoppage etc." (das. 1801). Sein ältester Sohn, Thomas B., geboren den 12. Juni 1772, erbte 1810 den Titel seines Vaters, trat 1830 in das Unterhaus, überließ aber schon 1832 seinen Sitz an den Obersten Grey und † den 3. April 1848. Seine glänzende Gemäldesammlung wurde durch öffentlichen Verkauf zerstreut. Sein ältester Sohn, Francis Thornhill, geboren 1796, studirte zu Oxford die Rechte und ließ sich 1823 zu Lincoln als Advokat nieder. Seit 1826 Unterhausmitglied für Portsmouth, ward er 1830 Lordkommissär des Schatzes, 1834 Schatzsekretär (bis 1839), von 1849—52 Lord der Admiralität, 1855 kurze Zeit Kanzler von Lancaster und lebte seitdem von Staatsgeschäften zurückgezogen. Sir Thomas' Bruder, Alexander, Baron von Ashburton, geboren 1773, ward mit seinem jüngeren Bruder Henry Besitzer des Bankier- und Handelshauses. Beide Brüder heiratheten zwei Schwestern, die Erbinnen des Nordamerikaners Bingham, deren jede 100,000 Pfd. St. zur Mitgift bekam. Bis 1835 leitete Alexander B. das Handelsgeschäft selbst, auch war er einer der Direktoren der ostindischen Kompagnie und der Bank von England. Im Jahre 1806 kam er ins Parlament, 1818 stellte er sich an die Spitze der großen französischen Staatsanleihe und erschien in dieser Angelegenheit beim Kongresse in Aachen. Seit 1835 gaben beide Brüder das Geld- und Handelsgeschäft auf, worauf Alexander zum englischen Peer als Baron von Ashburton ernannt wurde. Er besitzt große Ländereien in England, Nordamerika und Mexiko; das Geschäft in London führen zwei seiner Neffen, die er, als sie sich 1837 durch die Verwickelungen in Nordamerika in Verlegenheit gesetzt sahen, mit mehren 100,000 Pfund Sterling unterstützte. Durch sein „Inquiry into the causes and consequences of the orders in council" (Lond. 1808) erwarb er sich einen ehrenvollen Platz unter den Schriftstellern über Staatshaushaltung. Weniger Ruhm, obwohl eine Dankadresse von Seiten des Parlaments, brachte ihm 1842 seine diplomatische Mission nach Washington, um zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika die streitigen Grenzmarken zwischen den Territorien beider Reiche auszugleichen (Ashburtonscher Vertrag). Er † am 12. Mai 1848 zu Longleath. Der schon genannte dritte Bruder, Henry, 1776 geboren, begleitete Lord Macartney nach China und war nachher in der Faktorei der ostindischen Kompagnie zu Kanton angestellt. Er † den 13. April 1848. Sein ältester Sohn, Henry Bingham B., geboren 1803, ist Major in der Armee, Mitglied des Unterhauses und einer der Lords des Schatzes. William, der vierte Sohn Sir Francis B.s, 1779 geboren, früher in einer Faktorei in Kanton und Macao angestellt, ertrank am 9. Juli 1820 an der Küste von Dorsetshire. George B., der jüngste der Brüder, war früher auch in China, verließ später den Kaufmannsstand u. wurde Geistlicher der Hochkirche. Nachher trennte er sich von dieser, trat einer neu sich bildenden Baptistensekte bei und ließ in Exeter auf seine Kosten eine Kirche bauen, in welcher er predigt. Der älteste Sohn des Lords Ashburton, William Bingham B., Baron Ashburton, geboren 1799, war Generalzahlmeister im Kriegsdepartement und Sekretär im Kontrolamte der ostindischen Angelegenheiten, ward 1835 Mitglied des geheimen Raths, 1848 der ostindischen Kompagnie, später Mitglied des Oberhauses. Da er kinderlos ist, so ist der muthmaßliche Erbe des Lordtitels sein Bruder, Francis B., geboren 1800, Mitglied des Unterhauses und Chef des Handelshauses.

Bariton (ital. baritono, franz. basse-taille, auch concordant), in der Vokalmusik eine Singstimme, die zwischen Baß und Tenor steht, dem Charakter nach aber zu dem ersteren Stimmgeschlecht gehört. Ihr Umfang ist etwa von dem großen A bis zum eingestrichenen e oder f. Glucks „Orestes" und „Agamemnon" und Mozarts „Don Juan" u. „Figaro" u. a. gehören dieser Stimmart an, welche man jetzt weniger scharf von der Baßstimme unterscheidet, als dies sonst, namentlich bei den ältern Italienern, der Fall war. Der bei ihnen gebräuchliche Baritonschlüssel war das gewöhnliche Baßzeichen, das jedoch nicht auf der vierten, sondern auf der dritten Linie stand, so daß die Note auf derselben nicht d, sondern f hieß. Jetzt schreibt man alles für die Baritonstimme Berechnete im Baßschlüssel. Vergl. Baryton.

Barium, Stadt in Apulien, s. Bari.

Barium, s. Baryum.

Barjols, Fabrikstadt im französischen Departement Var, mit unübertrefflich malerischen Umge-

bungen, prächtigen Kaskaden (daher das Tivoli der Provence genannt) und 3400 Einwohnern.

Barka (Plateau von B.), Hochland an der Nordküste von Afrika zwischen der großen Syrte (Sidragolf) und Aegypten, im Norden vom Mittelländischen Meere, im Süden unbestimmt von der libyschen Wüste begrenzt, umfaßt den östlichen Theil von Tripolitanien, das Gebiet des alten Cyrenaica (auch Pentapolis genannt), dem gesegneten Kolonienland der Griechen, jetzt ein Bild der Oede und Verwilderung. Seine Ausdehnung von Westen nach Osten beträgt etwa 160 Stunden, von Norden gegen Süden 90—100 Stunden, seine mittlere Höhe etwa 1500 Fuß. Als große kompakte Landmasse tritt es zwischen 37° und 42° östl. Länge in das mittelländische Meer vor, jäh nach demselben mit unzugänglichen Felsen abfallend und steile Vorgebirge bildend (Kap Razat oder Ras Sem, 1500 Fuß über dem Meere, das nördlichste; südöstlich davon Ras-el-Tin), während es sich östlich gegen Aegypten hin allmählig absenkt. Das Innere der nur von Nomaden durchzogenen Landschaft ist ein waldloses Plateau, das theils als nackter Kalkstein auftritt, theils grüne, mit Dotdengewächsen besetzte Ebenen trägt, die den Nomadenstämmen reichliches Futter für ihr Vieh liefern. Auch Brunnen, bis zu 100 Fuß Tiefe, mit gutem Wasser, finden sich daselbst in den Boden gebauen. Einen Fluß hat B. nicht. Reich an Quellen, wie auch an Wald, ist nur der Küstensaum am mittelländischen Meer, der überhaupt den schönsten, geschichtlich wie naturhistorisch interessantesten und zugleich bekanntesten Theil des sonst noch wenig erforschten Landes bildet. Ueber jenen verdanken wir ausführlichere Nachrichten besonders Pacho und neuerdings Barth. Weite, dürre und pflanzenarme Sandflächen bildet die Südküste des Sidragolfes, Ausläufer der libyschen Wüste, die hier in tiefer Senkung mit dem Meere fast ununterscheidbar zusammenstößt. Oestlich bei Marada (Murate) beginnen sodann die Kalksteinschichten, das Material des Plateau's, u. mit ihnen Wasser und Weidegrund. Burg- und Städtetrümmer begegnen dem Reisenden von hier in östlicher Richtung, um welche die Beduinenzelte in frischen Grasfluren sich erheben. Weit breiten sich dann die Flächen von Erieab, ein herrliches Weideland, aus, schon dem allmählig ansteigenden Plateau angehörig, in welchem sich nun die Ostküste der Syrte als ein schönes Nomadengebiet nach Norden erstreckt. Die Westseite des Plateau's, von der Küste der Syrte östlich aufsteigend, wo Benghasi und Tolometa liegen, bis zum Kap Razat, bietet zuerst eine ebene Grasflur, hinter welcher langsam bis 1500 Fuß die Bergränder sich erheben. In den ersten Hügeln des Abfalls finden sich Architekturen und Inschriften eingebauen, eine libysche Troglodytica. Weiter nach Norden zu fällt das Land steil in eine immer schmälere (bei Teuchira nur noch etliche Minuten breite) Küstenterrasse. Das höhere Land im Osten und Südosten hält von der nordwestlichen Absenkung die beißen Wüstenwinde zurück, während sie dem frischen Nordwind offen steht, daher wasserreich und zur schönsten Pflanzenkultur geeignet ist. Palmengruppen, Gerstenfelder, einzelne Gebölze, Quellen, Wadi's, aber wenige perennirende Bäche, dagegen Reste alter Brunnen u. Gebäude, theils ägyptischer u. griechischer, theils römischer Kunst, schmücken diesen nördlichen Theil des Küstenlandes. Im Norden Teuchira's ist dasselbe noch fruchtbarer; eine Menge aromatischer Pflanzen durchduftet die Luft im sanften Regen des frischen Seewindes. Herrliche Hügel steigen gegen Nordosten auf, das prächtige Meer und die Ruinen der alten Städte erfreuen das Auge. Viele Trümmer der alten Littoralstädte hat das Meer verschlungen. Nur von Ptolemais haben sich noch einige erhalten. Landeinwärts zeigen sich die der alten Stadt Barca, schon auf der Höhe des Berglandes. Im Norden endlich trifft man bei dem Kap Razat den Ort der von Abgründen und hafenlosem Meer umgebenen berühmten Hesperidengärten und der alten Phönicierstadt Balis, wo das Plateau mit hohen Abstürzen in gewundenen Thälern u. engen Schluchten schnell in die See abfällt und der Fels überall zu Wohnungen oder Gräbern ausgehauen ist. Reste der alten Befestigungen sind auf den hohen Bergkämmen sichtbar. Hier tritt die höhere Waldregion des Plateau's zwischen den Steilabhängen ans Meer, u. jene Bäume der Hesperiden: Lotus, Obstbäume, Granaten, Lorbeeren, Myrten, Oleander, Maulbeeren, Oliven, Nußbäume u. a., durch Schlingpflanzen verbunden, erscheinen wirklich. Vom Kap südöstlich liegt, schon auf der Höhe des Plateau's, Grennah, das alte Cyrene, zu welchem man in tiefer Schlucht von Norden her gelangt, von düsterer Waldvegetation umgeben. Zwischen hohen Felswänden führt die Bergstraße nach Osten auf Derna zu durch finstere Cypressenwaldungen, wo die reizenden Landschaftsbilder verschwinden, dann zwischen Klippen wieder zum östlichen Flachsaum, den um eine Bai her im Westen das Kap Bon Andrea begrenzt. Hier liegen die Häuser von Derna zwischen Gruppen von hohen Palmbäumen, Oliven, Feigen, Citronen, Orangen, Musa paradisiaca, von Weinreben umrankt. Ackerfelder bedecken die Ebene, Bienenschwärme bewohnen die Felsklüfte, Hirten beweiden das hohe Land. Von da nach Südosten zum Golfe von Bomba ist unbekanntes Alpenland, wo zwischen Felsen und Schluchten einsame Gruppen von riesigem Lorbeer, von Myrte, Juniperus (Thuja), Karobe und Cypressen stehen, jagd- und weidereich, im höhern Theil bewaldet und gut bewässert, bis am Golfe das Kap Ras-el-Tin das Schlußglied der ihn umgebenden Berge bildet. In den westlichen Vorbergen ist weicher Muschelsandstein, nach Osten zu dichter Kalkstein der Stoff des Plateau's. Von hier an senkt sich, nach Aegypten zu, allmählig das Bergland, bis etwa zum Meridian des Vorgebirges el Mellah (43° östl. L.), als seiner äußersten Ostgrenze, wo es sich mit den ziemlich flachen Wüstenbergen der alten Marmarica, der jetzigen Hochebene Alabah (durchschnittlich 600 Fuß hoch) verbindet. Der Küstensaum, 10—1 Meilen breit, ist des besten Anbaues fähig; er war vordem hafenreich, jetzt sind die Buchten mit Sand gefüllt. Landeinwärts erhebt sich das Hügelland und hinter diesem dehnt sich weit und öde die Wüste aus. Unter den nicht zahlreichen uniformen Pflanzen sind hier die Salsolen, Ephedren u. die Scilla maritima vorherrschend. Auch Gräser und Rohrgewächse finden sich daselbst. Von Thieren leben in B. wild besonders Antilopenheerden, auch Schakals u. Hyänen. In den Gebüschen wohnen Hasen, an der See Alcyonen, Störche u. andere Wasservögel. Die Schafe zeichnen sich durch die Feinheit ihrer Wolle aus, wo-

durch sie die europäischen übertreffen; ebenso haben die Ziegen sehr feines Haar. Das Rindvieh ist klein, gibt aber ein sehr schmackhaftes Fleisch; auch die Pferde sind nicht groß, jedoch von großer Ausdauer und für den Transport über die Bergsteige und Schluchten, wo das Dromedar dem Reisenden unbrauchbar wird, vorzüglich geeignet. Die Maulesel sind schön und kräftig. Die Bevölkerung von B. wird auf 1 Million, von Andern nur auf 400,000 angegeben. Den Hauptbestandtheil bilden auf der ganzen weiten Strecke von der Syrte bis nach Aegypten die Beduinen verschiedener Stämme. In den wenigen Küstenstädten leben Mauren, Juden und einige Neger und herrschen die türkischen Beamten des Pascha's von Tripoli. Die Beduinenstämme des cyrenaischen Hochlandes liegen nicht selten unter einander in Fehde. Die im Süden sind dunkelgelb, schlank, mager, mit weißen Zähnen, lebhaft, aber häßlich tätowirt und die Nägel gelb, die Unterlippen schwarz gefärbt; Arm- u. Fußspangen, Ohren- und Nasenringe von Silber, Glasschmelz sind ihr Schmuck, die groben Wollenzeuche, die ihre Frauen weben, ihre Kleidung. Sie jagen die Gazelle, den Hasen u. a., weiden ihre zahlreichen Heerden, deren Fleisch nach Benghasi, Malta u. a. O. verkauft wird, und zahlen Tribut an den Pascha von Tripoli, ohne sich sonst viel um ihn zu kümmern. Viele wohnen in den uralten Felshöhlen der Berge. Im Norden leben abgeschieden von aller Welt noch einige ureingeborne libysche Stämme. Die Marmarica bewohnen andere Araberstämme von stolzem und wildem Charakter, die Aulad-Aly u. die Harabi. Hier, wie in der Wüste, sind die Marabuts (Heilige) als eigene Stämme u. Familien unter die Beduinen vertheilt und leben wie sie. Der Ackerbau der Bewohner von B. beschränkt sich aufs Nöthigste, auch ihre Gewerbe sind unbedeutend und ihr Handel ist außer dem, der in den Hafenstädten und mit den durchziehenden Karawanen getrieben wird, nur ein Tausch um die unentbehrlichsten Bedürfnisse. Die ansehnlichsten und merkwürdigsten Orte sind an der Küste: Benghasi (Berenice), Handelshafen, Sitz des Gouverneurs von B., Tukrah (Teuchira) und Tolometa (Ptolemais), durch seine antiken Trümmer berühmt, Derna (Dernis), alter Seehafen, Sufa (Apollonia); auf dem Plateau: Grennab mit den Ruinen der prächtigen Cyrene, großen Resten von Tempeln, Schlössern, Stadien, Bädern und der merkwürdigen Nekropolis (Todtenstadt), zu welcher eine ganze Bergseite ausgehauen und gehöhlt ist, u. Massalhit, mit Grabgrotten und Statuen. Ueber die alte Geschichte des Landes, das schließlich in eine römische Provinz umgewandelt ward, s. Cyrenaica. Im J. 646 n. Chr. eroberten es die Araber, die alten Städte sanken unter der Herrschaft der Fatimiden in Aegypten, dagegen erhoben sich andere zu Wohnorten ersten Ranges. Als später die Osmanen auf der Nordküste Afrika's sich ausbreiteten, kam B. zum osmanischen Paschalik Tripoli (1550), welchem es noch jetzt angehört. Vgl. Pacho, Relation d'un voyage dans la Marmorique etc., Paris 1827, und Barth, Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeers, Berl. 1849.

Barkal (Berkel), Gebirge in Nubien, im Land der Scheygyaaraber, südöstlich von Dongola, dessen Felsenmasse mit steil abfallenden Seiten zu einem Plateau von etwa 400 Fuß Höhe sich erhebt. Auf und an demselben, besonders an der Südseite, liegen merkwürdige Monumente des Alterthums, die für die Trümmer des berühmten Napata (s. d.) gehalten werden und aus Ruinen von Pyramiden, großen, in den Fels gehauenen bilderreichen Tempeln, Sphinxen ꝛc. bestehen.

Barke, kleinere Gattung von Schiffen mit plattem Dache, häufig 3 Masten (großer Fock- und Besahnmast), 50 F. Länge, nicht über 100 Tonnen Tragbarkeit. Sie wird im Mittelmeer auch zum Kriegsdienst gebraucht, sonst führt sie nur einige Signalgeschütze.

Barkeler Meer, kleiner Landsee im oldenburgischen Amt Jever, bei dem Dorf Barkel. In demselben soll der Missionär und nachmalige Bischof Willehadus von Bremen die zum Christenthum Bekehrten haufenweise getauft haben. Im 12. Jahrhundert fiel hier zwischen den Oestringern u. den Wangerländern nebst Harlingern ein blutiges Treffen zum Nachtheil der letztern vor.

Barker, 1) Robert, englischer Maler, geboren zu Kells in der irischen Grafschaft East-Meath, lebte als Porträtmaler zu Dublin und Edinburg und hatte den glücklichen Einfall, einen Theil letzterer Stadt in Cirkelform aufzunehmen, wodurch er Erfinder des Panorama's ward. Vollkommener noch u. großartiger waren seine spätern, mit außerordentlichem Beifall aufgenommenen Panoramen: London, die russische Flotte zu Spitthead, die Schlacht von Trafalgar, Gibraltar, Paris, Florenz u. a. B. † 1806 zu London.

2) George, britischer Admiral, um 1760 geboren, trat 1771 als Volontär in den britischen Seedienst, nahm an den großen Kämpfen Englands gegen die Vereinigten Staaten, gegen Frankreich, Spanien und Holland Theil und rückte 1799 zum Flaggenkapitän empor. Auch bei den Erfolgen der britischen Flotten zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde B. vielfach mit Auszeichnung genannt. Seit 1825 Admiral, erlangte er 1847 die höchste Admiralswürde, obwohl er sich bereits aus dem aktiven Dienst zurückgezogen. Er † den 25. December 1851 zu Springvale auf der Insel Wight.

3) Edmund Henry, englischer Philolog u. Humanist, Schüler Porsons, durch Förderung großartiger literarischer Unternehmungen u. fleißige Theilnahme an den philologischen Bestrebungen des Auslandes rühmlichst bekannt, geboren zu Hollyne in Yorkshire am 22. December 1788, studirte zu Cambridge, lebte dann zu Deptford in Norfolk ohne öffentliches Amt u. benutzte seine Muße zu zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten. Ihm hat man vornehmlich die große londoner Ausgabe von „H. Stephani thesaurus graecae linguae", sowie die Wiederholung der Ausgaben in usum delphini, die schon 1839 bis zu 143 Bänden gestiegen war, zu verdanken. Er lieferte ferner viele Beiträge zum „Classical Journal" und Uebersetzungen deutscher philologischer Werke, z. B. von Buttmanns griechischer Grammatik. Auch besorgte er die unter Schäfers Aufsicht erschienene Ausgabe des Areadius „De accentibus" (Leipzig 1820), ebenso Payne Knights „Prolegomena in Homerum" und Schulausgaben von einzelnen Schriften des Xenophon, Demosthenes, Cicero (De Senectute), Tacitus (Agricola, Germania). Im Jahre 1828 gab er Denkwürdigkeiten seines

Freundes Parr unter dem Titel „Parriana" heraus. Durch Prozesse wegen einer bedeutenden Erbschaft kam er um sein Vermögen, so daß er seine Bibliothek verkaufen mußte, in das Schuldgefängniß gerieth und zu London am 21. März 1839 im tiefsten Elend †.

4) Matthew Henry, englischer Novellist im Marinegenre, bekannt unter dem Namen The old sailor, Sohn eines Dissenterpredigers an der Kapelle zu Deptford, wurde um 1790 geboren. Er ging schon in seinem 16. Jahre zur See, trat dann in den königlichen Seedienst und kommandirte bereits 1813 den Kriegsschooner True Briton. Nach Beendigung des Krieges ging er nach Demerara in Guyana, wo er die „Demerara Gazette" herausgab. Nach London zurückgekehrt, schrieb er 1823 die „Greenwich-Pensioners", das erste seiner Paens, welcher in der „Literary Gazette" erschien und mit großem Beifall aufgenommen wurde. Vom Herbst 1825 bis Frühjahr 1841 leitete er die Redaktion des „Nottingham Mercury" im whiggistischen Sinne und veröffentlichte während dessen eine Reihe seiner Seemannsgeschichten in der „Literary Gazette" in „Bentley's Miscellany", in verschiedenen Taschenbüchern, später in den „Pictorial Times" und der „United Service Gazette". Dahin gehören „Land and sea tales", „Tough Yarns", „Walks round Nottingham", „The literary mousetrap", „Hamilton King", „Jem Bunt", „The yollyboot", „The life of Nelson", „Nights at sea" und vieles Andere in Prosa und in Versen, bald unterzeichnet Father Ambrose, bald The wanderer, meist The old sailor. Außerdem erschienen von ihm noch selbstständig gedruckt: The naval club or reminiscenses of service" (London 1843, 3 Bde.) und „The victory of the wardroom-mess" (das. 1844, 3 Bde.). B. starb den 29. Juni 1846 in Dürftigkeit.

5) John, berühmter Obstzüchter und Berather europäischer Reisender im Orient, aus einer Kaufmannsfamilie zu Backewell in Derby, wurde 1799 Agent der ostindischen Kompagnie zu Aleppo, 1826 britischer Konsul zu Alexandria und nach Salds Tode Generalkonsul in Aegypten. Im J. 1834 zog er sich aus dieser Stellung in die Einsamkeit des schönen Thales Suedia am Orontes, eine Stunde von Antiochia, zurück, wo er sich anbaute und eine Schule für die erlesensten Obstarten Asiens und Europa's gründete. Die berühmte Hamrickpflaume, die köstlichste aller bis jetzt erzeugten Obstarten, kam durch B. nach Europa. Bei dem guten Einvernehmen, in dem er mit Volk und Regierung im Orient stand, machte er sich vielfach um europäische Reisende, wie um Burckhardt, Pehy und Margles, Lee, um die Euphratexpedition ꝛc., verdient. Er † am 5. Oktober 1850 zu Suedia. Seine nachgelassene Korrespondenz soll reiches Material für die neuere Geschichte Syriens seit 1799 enthalten.

Barkerole, (ital. barcherolla), mastloses Fahrzeug auf der Rhede oder im Hafen; auch s. v. a. Gondel.

Barking, Stadt in der englischen Grafschaft Essex, an der Mündung des Roding- oder Barkingcreels in die Themse, östlich von London, mit 4930 Einw., die von Fischerei und Schiffahrt leben. Hier befand sich ehemals eins der reichsten und ältesten Nonnenklöster (um 677 gegründet), von dem sich jedoch nur geringe Spuren erhalten haben.

Barlow, Hans Karl Leopold, Anatom, geboren 1798 zu Trent auf der Insel Rügen, besuchte das Gymnasium und die Universität zu Greifswald, ging 1816 nach Berlin, wo er sich entschieden der Anatomie widmete, ward 1821 Prosektor in Greifswald, 1822 Privatdocent daselbst, 1826 Prosektor und außerordentlicher, 1835 ordentlicher Professor der Medicin zu Breslau und Mitglied der delegirten Oberexaminationskommission für die höhern Staatsprüfungen daselbst. In Breslau schrieb er außer zahlreichen Abhandlungen und Recensionen in verschiedenen Journalen für Medicin, Anatomie und Physiologie und außer einigen kleinern, aber werthvollen angiologischen und neurologischen Untersuchungen hauptsächlich: „Monstra animalium duplicia per anatomen indagata" (Leipzig 1828—36, 2 Bde.), worin er eine systematische Anatomie der Doppel- oder Zwillingsmißgeburten mit so viel Einsicht, Fleiß und Genauigkeit gegeben hat, daß sein Werk zu dem Besten gehört, was die medicinische Literatur hierüber besitzt.

Barlaam, 1) B. der Heilige, asiatischer Eremit im 3. und 4. Jahrhundert, soll den indischen Prinzen Josaphat bekehrt haben. Tag: der 27. November. Die Legende von B. wurde zu einem der verbreitetsten geistlichen Romane verarbeitet, angeblich von dem berühmten Kirchenlehrer Johannes von Damascus, nach Andern von dem Kirchenhistoriker Anastasius Bibliothecarius. Der griechische Urtext wurde zuerst von Boissonade in dessen „Anecdota" (Bd. 4) herausgegeben und von Liebrecht ins Deutsche übersetzt (Münster 1842). Doch war schon im Mittelalter der Roman in einer lateinischen Uebersetzung vielfach verbreitet. Vincenz von Beauvais verwebte die Geschichte in sein „Speculum historiale". Aus jener lateinischen Ueberteagung flossen zunächst drei bis jetzt ungedruckte französische Bearbeitungen in Versen, vom anglonormannischen Trouvère Chardry im 13. Jahrhundert, von Gui de Cambray und von Herbert, sowie einige Prosaübersetzungen und eine Bearbeitung von Girard (Paris 1642). Aus einem nordfranzösischen oder provençalischen Original ging im Anfang des 14. Jahrhunderts die italienische „Storia de S. Barlaam" (zuletzt Rom 1816) hervor. Ebenfalls aus dem Lateinischen übertragen ist Juan de Arze Solorzano's „Historia de B. y Josaphat" (Madrid 1608), eine um 1470 verfaßte böhmische Bearbeitung (Prag 1593) und eine polnische in Versen von Kulizewski (Krakau 1688). Antonio de Borgio übersetzte das Buch in die Tagalasprache auf den philippinischen Inseln (Manila 1712). Eine deutsche Bearbeitung lieferte Rudolf von Hohenems (Montfort) im 13. Jahrhundert in seinem epischen Gedicht „Barlaam und Josaphat" (herausgegeben und mit einem Wörterbuch versehen von Fr. K. Köple, Königsberg 1818, am besten von Pfeiffer, Leipzig 1845). Er dichtete es in ausdrücklicher Opposition „gegen Lug und Trug der weltlichen Aventuren" und um den Sieg des Christenthums zu verherrlichen. Der Inhalt ist kurz folgender: Avenier, ein indischer König, ist gegen die Christen. Von seinem Sohne Josaphat prophezeien die Wahrsager, daß er zum Christenthume übergehen werde. Er wird also in einem abgeschlossenen Palaste zu aller heidnischen Weisheit auferzogen. Als er den Grund der Ab-

sperrung erfährt, verlangt er, ein kraftvoller Jüngling, mehr Freiheit. Sie wird ihm gewährt; es erscheint der weise B. als Juwelier, deutet ihm als den kostbarsten Stein das Christenthum aus und predigt dieses. Josaphat läßt sich taufen; alle Mittel, ihn zurückzubringen, scheitern; bei großen Disputationen werden die eifrigsten Heiden plötzlich bekehrt und verwenden ihre Dialektik fürs Christenthum. Der Zauberer Theodas bringt schöne Weiber und Teufel herbei, Josaphat betet, bleibt standhaft, ja bekehrt auch den Theodas. Avenier, der Vater, theilt das Reich mit seinem Sohne; dieser regiert christlich, baut Kirchen, bekehrt, ist u. macht glücklich, während der Vater im Unglück fast untergeht. Endlich bekehrt der Sohn auch ihn. Als Avenier im Einsiedlerstande gestorben ist, legt Josaphat die Krone nieder, geht in die Wüste, kämpft mit Teufeln, findet seinen V., begräbt ihn u. stirbt selbst als Heiliger. Die Gräber thun Wunder. Aus dem Deutschen flossen eine isländische „Barlaams-Saga", sowie das schwedische Volksbuch „Barlaam och Josaphat".

2) B., griechischer Mönch vom Orden des heiligen Basilius, geboren zu Seminara gegen Ende des 13. Jahrhunderts, ging, um die griechische Sprache zu erlernen, als junger Mönch nach Aetolien u. Thessalonich und kam 1327 nach Konstantinopel, wo er 1331 Abt des St. Salvatorklosters wurde. Uebermüthiges Betragen machte ihm viele Feinde, und er sah sich genöthigt, 1332 Konstantinopel zu verlassen und nach Thessalonich zurückzukehren. Später finden wir ihn wieder in der Hauptstadt und in neue Streitigkeiten verwickelt. Der Kaiser Andronicus Paläologus sendete ihn 1339 an Papst Benedikt XII. nach Avignon, um eine Vereinigung der griechischen und römischen Kirche zu versuchen; die Verhandlungen führten aber zu keinem Resultate. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, begann B. gegen die Hesychasten zu eifern, die er, weil sie in ihren Betrachtungen den Blick stets auf die Nabelgegend hefteten, Omphalopsychi (Umbilicanimi, Nabelseelen, Nabelbeschauer) nannte. Als auf einer 1311 gehaltenen Kirchenversammlung zu Konstantinopel die Hesychasten den Sieg davontrugen, ging B. nach Italien, setzte von hier aus den Streit noch einige Zeit, obwohl vergeblich, fort und trat dann 1342 zur römischen Kirche über. König Robert von Neapel machte ihn zu seinem Oberbibliothekar, u. Papst Klemens VI. verlieh ihm das Bisthum Gerace im Neapolitanischen, wo er 1348 †. Er war Astronom, tüchtiger Mathematiker und gründlicher Kenner der alten Philosophie, und durch ihn ward der erste Same griechischer Wissenschaft wieder nach Italien gebracht. Viele wurden durch ihn angeregt, und Petrarca gehörte zu seinen Schülern.

Barläus, Kaspar, eigentlich von Baarle oder Bärle, ausgezeichneter holländischer Dichter und Humanist, geboren den 12. Febr. 1584 zu Antwerpen, widmete sich anfangs dem geistlichen Stande und ward Prediger und Professor der Logik auf der Universität zu Leyden. Weil er aber auf die Seite der Remonstranten trat und für sie mehrmals die Feder ergriff, wurde er nach dem völligen Siege der Kontraremonstranten (1619) vom Amte entfernt. Er studirte nun Medicin und promovirte in Caen, blieb aber zu Leyden und gab Privatunterricht, bis er 1631, nachdem der erste Religionssturm sich gelegt, als Professor der Philologie und Beredtsamkeit an das neuerrichtete Athenäum zu Amsterdam berufen wurde, wo er am 14. Januar 1648 †. B. stand im vertrautesten Umgange mit den bedeutendsten Geistern seiner Zeit, namentlich mit Hooft, Konst, Huygens, Vadel; zwischen der berühmten Tesselschade und ihm bestand ein sehr inniges Verhältniß. Seine lateinischen Gedichte („Poemata", Leyden 1631, vollständiger Amsterdam 1645—46, 2 Bde., u. ö.) vereinigen Kraft des Ausdrucks und Würde der Darstellung mit hoher Anmuth u. Reichthum der Gedanken; seine holländischen Dichtungen, besonders die an die Tesselschade gerichteten, sind vorzüglich melodisch und lieblich. Als Geschichtschreiber hat sich B. durch „Rerum per octennium in Brasilia gestarum historia" (Amsterdam 1647) bewährt; nicht minder werthvoll und interessant ist seine, in stylistischer Hinsicht ausgezeichnete Beschreibung des glänzenden Empfangs der Maria de' Medicis im September 1638 zu Amsterdam („Medicea Hospes", Amsterdam 1639). Seine „Orationes" erschienen zu Leyden 1632.

Barleria *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Acanthaceen, benannt nach dem französischen Botaniker und Reisenden Barlerier († 1673), charakterisirt durch den gleich 4theiligen Kelch, die 2lippige Korolle mit klappigem Rande und die 4eckige, 2fächerige, 2samige Kapsel, ausländische strauch- und krautartige Gewächse, von denen mehre Arten als Zierpflanzen bekannt sind und Arzneikräfte besitzen. Die Wurzel von B. longiflora *L. fil.* wird in Ostindien, in Wasser gekocht, als urintreibendes Mittel bei Wassersuchten geschätzt. Auch B. bispinosa *Vahl*; Justicia bispinosa *Forsk.*, mit einzelnen schönen, fast 2 Zoll langen violetten Blüthen, in Arabien auf Bergen und in hochliegenden Wäldern, wird im Vaterlande gegen Wassersucht und andere Krankheiten gebraucht. B. Prionitis *L.*, B. buxifolia *L.* und B. longifolia *L.*, langblättrige B., sind ebenfalls officinell. Die Barlerien werden im Zimmer oder Warmhause bei 10—12° Wärme durchwintert, in nahrhafte, mit ⅓ Sand vermischte Dammerde oder Mistbeeterde gepflanzt und durch Stecklinge oder Samen vermehrt. Im Sommer erhalten sie reichlich Luft und Wasser, im Juli u. August stellt man sie bloß ins Glashaus.

Barletta (lat. Bardulium oder Barulum), Stadt in der süditalienischen Provinz Terra di Bari, am adriatischen Meere, unfern der Ofantomündung, Sitz eines Erzbischofs, mit schöner Kirche, dem ehemaligen Palast Manfreds, einem College u. einem durch ein Kastell geschützten Hafen nebst guter Rhede. Auf dem Marktplatze steht die im Meer gefundene 14 Fuß hohe Bronzestatue des Kaisers Heraclius; in der Nähe das Denkmal der 13 Italiener, die im Kriege zwischen Ferdinand dem Katholischen und Ludwig XII. 1503 im Zweikampf 13 Franzosen besiegten. Man feierte das Jahresfest des Sieges bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Die Stadt, welche 23,100 Einw. zählt, treibt ansehnlichen Handel mit den adriatischen Häfen und den jonischen Inseln und führt Getreide, Wein, Mandeln, Oel, Süßholz, Wolle und Salz aus, welches letztere in betrachtlichen Salzwerken in der Nähe gewonnen wird. Etwa 2 Stunden westlich von B. fand 217 v. Chr. auf dem sogenannten Campo del sanguine (Blutfeld) die Schlacht bei Cannä Statt.

Barlow, Joel, berühmter Dichter, Staatsmann und politischer Schriftsteller der Vereinigten Staaten von Nordamerika, ward 1755 zu Reading im Staat Connecticut geboren, studirte zu Newhaven die Rechte, nahm 1775 und 1776 als Freiwilliger an dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege Theil, trieb 6 Wochen lang praktische Theologie und bekleidete darauf von 1779 bis zum Friedensschlusse 1783 das Amt eines Feldpredigers. Da er jedoch keine wahre Neigung für den geistlichen Stand hatte, so kehrte er zum Studium der Rechte zurück nach Hartford. Seit 1785 daselbst Advokat und zugleich Redakteur einer Zeitung, ward er von der Ohiokompagnie nach Europa gesandt, um Ländereien anzubieten, ein Unternehmen, das nicht wenig zu der raschen Gründung des Staates Ohio (1802) beitrug. Die Konstitutionsgesellschaft zu London, wo B. sich während der ersten Jahre der französischen Revolution befand, schickte ihn 1792 als Abgeordneten mit einem Glückwünschungsschreiben an den Nationalkonvent nach Paris, wo er eine glänzende Aufnahme fand und 1793 zum französischen Ehrenbürger ernannt wurde. Im Jahre 1795 ward er zum amerikanischen Konsul von Algier ernannt. Im Auftrage Washingtons schloß er hier Verträge mit Algier, Tunis und Tripolis, bewirkte auch die Freilassung der noch in dortiger Gefangenschaft schmachtenden Nordamerikaner und erntete dafür den öffentlichen Dank seines Vaterlandes. Im Jahre 1797 war er wieder in Paris und blieb daselbst bis 1805, wo er über England in die Vereinigten Staaten zurückkehrte. Er kaufte sich bei Washington an, um in ländlicher Zurückgezogenheit den Wissenschaften zu leben. Aber 1811 ernannte ihn der Präsident Madison zum Gesandten bei der französischen Regierung. B. folgte in dieser Eigenschaft dem Kaiser nach Wilna und † auf der Rückreise den 22. December 1812 zu Zarnawieze bei Krakau. Redlichkeit, Festigkeit, große Umsicht und Freimüthigkeit charakterisiren seine politische Laufbahn. Als Dichter und Schriftsteller gehört B. zu den namhaftesten Koryphäen der jungen Literatur Nordamerika's. Schon 1778, als er die Lehranstalt in Newhaven verließ, veranstaltete er eine Sammlung seiner kleinen Gedichte: „American poems", und auch unter dem Geräusch der Waffen blieb er den Musen treu und belebte durch seine Lieder den Muth und die Standhaftigkeit der Krieger; außerdem arbeitete er damals bereits an dem größern Gedichte „The vision of Columbus", welches 1787 mit einer Widmung an Ludwig XVI. im Druck erschien. Während seines Aufenthalts in London gab er 1791 den ersten Theil seines „Advice to the privileged orders" heraus, im folgenden Jahre erschien sein Gedicht „The conspiracy of the kings", veranlaßt durch den Bund der Kontinentalmächte gegen Frankreich, und bald nachher ein Schreiben an den Nationalkonvent, den er aufforderte, das Königthum abzuschaffen. Diese Schriften hatten hauptsächlich den Zweck, auf die Volksstimmung in England zu wirken, wo B. mit den Reformfreunden in den vertrautesten Verhältnissen stand. Auch schrieb er ein komisches Heldengedicht: „Hasty pudding", eine seiner beliebtesten Arbeiten. In Paris verfaßte er die „Letters to the Citizens of the united states of America on the system of Polizy" (1810). Sein Gedicht „The Columbiad" (Philadelphia 1808) ist eine Erweiterung der „Vision of Columbus" in 10 Gesängen. Reich an schönen Einzelnheiten, glänzenden Schilderungen und hochherzigen Gedanken, ist es überladen mit politischen u. philosophischen Erörterungen und entstellt durch seltsame Wortbildungen. Später beschäftigte sich B. mit Vorarbeiten zu einer allgemeinen Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Barmen, Stadt im preußischen Regierungsbezirk Düsseldorf, von dem es seit Kurzem einen besondern Kreis bildet, zieht sich im Thale der Wupper neben der bergisch-märkischen Eisenbahn 2 Stunden lang von Elberfeld bis zum westphälischen Ort Langerfeld hin und zerfällt in 3 Hauptstadttheile, Ober-, Mittel- und Unterbarmen, deren jeder zum großen Theil aus früher räumlich getrennt gewesenen und besonders benannten Orten besteht. Zu Oberbarmen gehören die Dörfer Wupperfeld, Rittershausen, Wichlingshausen und Heckingshausen; zu Mittelbarmen: Gemarke, Werth u. Scheuern; zu Unterbarmen: Dörnen, Bruch, Haspel ꝛc. Das Ganze, dessen Mittelpunkt Gemarke ist, zerfällt noch in den eigentlichen Stadtbezirk (Wupperfeld, Rittershausen, Gemarke, Werth ꝛc.) und in die ländliche Gemeinde (Wichlingshausen, Heckingshausen ꝛc.), welch letztere jedoch immer mehr mit dem Stadtbezirk verschmilzt. Die Einwohnerzahl beträgt nach der Zählung von 1861 49,740 Seelen, darunter 43,211 Evangelische, 6251 Katholiken, 225 Dissidenten und 50 Juden. Die Stadt ist Sitz eines Landgerichts und einer Handelskammer, zugleich für Elberfeld, u. eines Gewerbegerichts, hat 2 lutherische, 1 reformirte, 1 unirt-evangelische, 1 Baptistenkirche, 1 Kirche der freien evangelischen Gemeinde, 1 katholische Kirche, eine Realschule mit neuem großen Gebäude, ein Krankenhaus, mehre Armen- u. Waisenhäuser, ein Taubstummeninstitut, eine Turnhalle. Es ist Sitz der rheinischen Missionsgesellschaft und der wupperthaler Traktatgesellschaft mit mehren großen Missionshäusern und einem Missionsseminar, zugleich aber einer der bedeutendsten Industrie- und Handelsorte Deutschlands, ja Europa's. Bis zum 16. Jahrhundert standen hier nur Bauernhöfe, deren Bewohner von Ackerbau und Viehzucht lebten. Den ersten Anfang industrieller Betriebsamkeit machte die Bleicherei, wozu sich Band- und Zwirnfabrikation, bald auch Leinwandbereitung gesellten. Eine Hauptepoche für die Gegend beginnt mit 1706, von wo an sich der größere Anbau des Thales, sowie die Scheidung in Oberbarmen, Unterbarmen u. Gemarke nebst der Stadtgerechtigkeit des letztern datiren. Die Zahl und Mannichfaltigkeit der Fabriken wuchs seitdem, selbst in Kriegszeiten, von Jahr zu Jahr und ist noch fortwährend im Steigen begriffen. Man zählt eine Menge Fabrik-, Mühlen- und Magazingebäude, Bleichen, Sammetmanufakturen, Färbereien (wovon 14 das bekannte rothe türkische Garn liefern), ausgebreitete Fabriken für plattirte und metallene Waaren, Knöpfe, chemische Produkte, Zwirn, Band, Nähgarn, Steingut, Maschinen, Pianoforte's, Orgeln, Seife, Stearinkerzen, Zündhütchen, Gummiwaaren, Wagen, Metallwalzereien, Spinnereien und Druckereien für Zeuche aller Art, zahlreiche Webe- u. Bandstühle für baumwollene Waaren, wie ostindische Tücher, Shawls, Nankings, Zwillich und dergl., über 400 Weke- und

Bandstühle in Seide, über 300 Webe- und 800 Bandstühle in Leinen, auch viele Bierbrauereien. Der Handel mit den Produkten dieses Gewerbfleißes ist sehr ansehnlich. Es gibt in B. eine Börse, eine Handelskammer, bedeutende Wechselkontore u. über 120 große Handelshäuser mit Kontoren. Der äußere Anblick B.s und seines regen Treibens macht einen großartigen und wohlthuenden Eindruck. Fleiß, Ordnung und eine fast holländische Reinlichkeit herrschen überall. Dennoch hat das hiesige Leben etwas Düsteres und Unerquickliches, eine Folge des Pietismus, der seit längerer Zeit hier einen Hauptherd hat. Unterbarmen hat auch eine Mineralquelle und Badeanstalt.

Barmherzige Brüder (in Frankreich Frères de la Charité, in Italien Fate ben fratelli, in Spanien „Brüder der Gastfreiheit"), Hospitalitermönche des heiligen Johann von Gott, Mönchsorden, 1540 von Johann Ciudad und Johannes von Gott († 1550) in Sevilla, für Verpflegung von Kranken und Besserung unsittlicher Mädchen und Frauen, ohne Regel für Laien gestiftet. Mit Betteln brachte Johannes von Gott so viel zusammen, daß er anfänglich in Granada ein Haus miethen, bald aber ein Kloster kaufen konnte, und nach seinem Tode verbreitete sich der Orden schnell über die wichtigsten Städte Spaniens. Nachdem die Kongregation 1572 die päpstliche Bestätigung unter der Bestimmung erhalten, daß dieselbe die Regel des heiligen Augustin annehmen und, unter den Bischöfen stehend, für jedes Kloster einen Vorsteher (Major) sich wählen sollte, wurde sie zwar 1592 der Erlaubniß zur Priesterweihe verlustig, empfing dieselbe jedoch 1609 insofern wieder, daß ihr gestattet wurde, die Weihe in jedem Hospital Einem zu ertheilen. Seit 1611 und 1617 war es gestattet, Klostergelübde abzulegen, wobei die b.n B. außer den übrigen die Verpflichtung zur unentgeltlichen Aufnahme, Wartung und Heilung der Kranken übernahmen. Nachdem sie 1624 die sämmtlichen Privilegien des Bettelordens erhalten hatten, theilten sie sich in zwei Kongregationen, die spanische und italienische. Jene umfaßt unter dem Generalmajor in Granada die Provinzen Kastilien, Andalusien, Peru, Mexiko, Terrafirma und die Philippinen; die letztere unter dem Generalmajor in Rom Italien, die Schweiz, Deutschland, Polen, die Niederlande, Frankreich ꝛc., mit einem Worte alle Provinzen außer denen der spanischen Kongregation, wobei noch die Provinzen Polen und Frankreich von eigenen Generalvikarien verwaltet werden. In Frankreich erschien der Orden zuerst 1601 in Paris in dem Hospital la Charité, erweiterte sich dann schnell auf 24 Hospitäler im Königreiche und 3 in den Kolonien Cayenne, Guadeloupe, St. Christoph, von welchen Hospitälern noch gegenwärtig viele existiren. Da der Zweck des Ordens unentgeltliche Pflege und Heilung der Kranken jedes Glaubens ist, so sind bei ihm die gottesdienstlichen Observanzen so wenig beschränkt als möglich, die Disciplin ist aber desto strenger. Nach ihrer 1617 gebilligten Regel halten sie früh und Abends das heilige Amt, beten hierauf in Gedanken, pflegen bis zur Messe und nach dem Abendessen die Kranken und erwerben sich deshalb ärztliche Kenntnisse. Fasten und Geißeln üben sie wie die Augustiner von der leichten Observanz. Bei jedem Hospital von weniger als 12 Brüdern steht dem Bischof des Sprengels die Aufsicht über die Kassenverwaltung zu. Vorzüglich trefflich organisirt ist die Kongregation in Oesterreich, wo dieselbe 2 Rekonvalescentenhäuser und 25 Hospitäler, wovon 11 in Ungarn und Kroatien, besitzt; als ausgezeichnet verdienen besonders die Hospitäler zu Wien und Prag aufgeführt zu werden. Die Mittel zur Bestreitung der dazu erforderlichen Kosten erlangen die b.n B. durch Almosensammeln in ihren Sprengeln. Sie sind in Oesterreich von Abgaben frei, können naturhistorische und medicinische Vorlesungen gratis besuchen, jedoch bloß nach bestandener Prüfung ärztliche Verordnungen geben, daher ihre Wirksamkeit sich vorzugsweise auf Krankenpflege beschränkt. Jedes Kloster besitzt außer dem Hospital ein Bet- und Wohnhaus, zählt wenigstens 12 Brüder unter einem Prior und einem Priester aus ihrer Mitte. Alle 3 Jahre wird ein Provinzialkapitel zur Wahl eines Provinzials, alle 5 Jahre zur Wahl eines Generals gehalten. Der Orden trug sonst braune, jetzt trägt er schwarze Kutten und Skapuliere. Ihr Ordenswappen ist ein gekrönter Schild, auf demselben eine goldene Granate, darüber ein goldenes Kreuz im blauen Felde. Vgl. Held, Geschichte der Heilanstalt der b.n B. in Prag, nebst Rückblick auf die Entstehung und Schicksale dieses Ordens überhaupt, Prag 1823.

Barmherzige Schwestern (Soeurs oder Filles de la Miséricorde, vormals wegen ihrer grauen Kleidung „graue Schwestern (Soeurs grises)" genannt) Vereine christlicher Jungfrauen zur Linderung des menschlichen Elends, insbesondere zur Armen- und Krankenpflege. Der Stifter dieser Vereine war der durch seine rastlose Thätigkeit für alle Armen und Bedrängten ausgezeichnete französische Geistliche Vincenz von Paul (geboren 1576), unterstützt von einer gottesfürchtigen, dem Dienste der Armen und Kranken schon lange sich widmenden Witwe, Frau Legras, geborenen von Marilac. Die ersten Mitglieder des Vereins waren nur arme Mädchen vom Lande; es währte aber nicht lange, so baten auch junge Mädchen aus den angesehensten Familien dringend um Aufnahme in den Verein u. entsagten freudig den bisher gewohnten Genüssen. Ihre rastlose Thätigkeit erregte in Paris allgemeine Bewunderung, und ihr Ruf verbreitete sich nah und fern. Diese Stiftung war so sehr Bedürfniß der Zeit, daß Vincenz selbst noch 28 solcher Häuser in Paris entstehen sah, von wo aus sie sich sodann über ganz Europa ausbreiteten. Gestützt auf eine zwanzigjährige Erfahrung, legte nun Vincenz dem Papste Klemens IX. die Vorschriften und Regeln für diese Anstalten zur Bestätigung vor, und Klemens, in Anerkennung der Wichtigkeit der Leistungen dieser Anstalten, bestätigte nicht nur die hiefür entworfenen Regeln, sondern nahm auch den Verein unter die geistlichen Orden der katholischen Kirche auf (1655). Nur während der Revolution wurde die segensreiche Wirksamkeit dieses Ordens in Frankreich durch seine Aufhebung unterbrochen. Napoleon I. setzte ihn aber 1807 wieder in seine vollen Rechte ein und begünstigte ihn auf alle mögliche Weise. Gegenwärtig bestehen wieder mehr denn 300 solcher Genossenschaften in Frankreich, welche meist zerstreut (nicht in Klöstern vereinigt) auf dem Lande eine segensreiche Wirksamkeit entfalten. In Paris werden die bedeutenden Hospitäler Hospice de la Vieillesse mit etwa 4000 Betten, Salpêtrière

mit 5000 Betten, Hôtel-Dieu mit etwa 1000 Betten von diesem Orden besorgt. Gleiche Zwecke verfolgen übrigens auch die Elisabethinerinnen, deren Vorbild die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen, ist, sowie die Ursulinerinnen, Salesianerinnen und die b.n S. des heiligen Carlo Borromeo. Der evangelischen Kirche blieben diese Anstalten bis in die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts fremd, und erst eine neuere, der Zeit mehr angepaßte Gestaltung dieser Vereine, die zu Münster 1808 durch den damaligen Weihbischof Droste zu Vischering in der katholischen Kirche zu Stande kam, scheint auch in der evangelischen Kirche den Wunsch rege gemacht zu haben, das christliche Amt der Diakonissinnen (s. d.) wieder ins Leben zu rufen. Der von Droste gegründete Verein von Jungfrauen zur Pflege der Kranken entschlug sich freiwillig der klösterlichen Verfassung und machte keinen Anspruch auf die Geltung als geistlicher Orden. Von den kongregirten b.n S. unterscheidet sich derselbe daher wesentlich dadurch, daß die Mitglieder sich nicht auf immer binden, sondern der Rücktritt ins bürgerliche Leben ihnen stets offen bleibt, und daß sie kein Klostergelübde, keine Klosterregel bindet. Ihre Klostergebäude sind die Häuser der Kranken, alle klösterlichen Bußübungen sind entfernt, als beste Bußübung gilt ihnen die Uebung in der Selbstverleugnung. Alle Mitglieder sind einander gleich. Aufnahme, Entlassung der Schwestern, Kreation der Mutter ꝛc. sind Sache des Dirigenten. Es wird genau darüber gewacht, daß sie nur dahin gehen, wohin man sie schickt, die Verordnungen der Aerzte streng befolgen, den Willen der Kranken, so weit es angeht, dem ihrigen vorziehen, sich vor allem Schwatzen und Klatschen hüten. Sie pflegen Arme und Reiche unentgeltlich. Als Erfordernisse der Aufnahme verlangte Droste: gute Gesundheit, guten Ruf, guten Charakter, Kenntniß der Religion und Moral, gesunden Menschenverstand, natürliche Anlage zur Krankenpflege, nicht zu wenig Mitgefühl, nicht zu viel Empfindlichkeit, große Reinlichkeit und Ordnungsliebe, ein Alter von nicht weniger als 18 und in der Regel nicht mehr als 30 Jahren, endlich Kenntniß des Lesens und Schreibens. Die Aufnahme geschieht auf ein Jahr; eine kurze Prüfungszeit geht voran, während welcher die Aufzunehmenden selbst für ihren Unterhalt zu sorgen haben. Zehnjährige vorwurfsfreie Dienstzeit hat lebenslanges Bleiben zur Folge. Vergl. Fleischmann, Das Wirken der b.n S. in Wien, Wien 1839; Ueber die christliche Armen- und Krankenpflege, in Rheinwalds „Allgemeinem Repertorium für die theologische Literatur u. kirchliche Statistik", 5. Jahrg., 9. Heft, wo eine ausführliche Schilderung des von Droste gestifteten Vereins gegeben ist.

Barmherzigkeit (lat. misericordia), das Mitleid bei dem Anblicke der Leiden Anderer, sobald es in den Entschluß der Hülfe und der helfenden That selbst übergeht, in sofern diese einzig und allein aus wahrer Theilnahme, nicht aus unreinen Gefühlen, z. B. der Eitelkeit, der Prahlsucht, dem Eigennutze ꝛc., entspringt. Sie wird von der Menschlichkeit und der natürlichen Pflichtenlehre nicht minder, als von dem Christenthume geboten, ja von letzterem als eine Bedingung der Gnade Gottes gefordert. Es versteht sich hierbei jedoch von selbst, daß nicht die Fluktuation angeborener Gutmüthigkeit, nicht die wechselnde Stimmung unserer Seele, sondern eine weise Würdigung der Verhältnisse und das Princip des reinen Pflichtgefühls die Uebung der B. leiten müssen, damit sie weder zur Unzeit, noch durch falsche Mittel, oder verschwenderisch und auf Kosten Anderer, welche ebenfalls Ansprüche auf unsere Hülfe haben, also störend und verderblich eingreife. Wenn wir Gott B. beilegen und dann unter derselben die Eigenschaft Gottes verstehen, nach welcher er als Vater mit den Menschen nicht nach ihren Sünden handelt, auf ihre Leiden sieht und ihnen hilft, so faßt man den Begriff anthropomorphistisch auf, da dem höchsten Wesen als solchem menschliche Gefühle nicht beigelegt werden können.

Barmouth (wälisch Aber-Maw), Küstenstadt im englischen Fürstenthum Wales, Grafschaft Merioneth, an der Mündung der Maw, terrassenförmig auf einer Höhe gelegen, mit 1673 Einwohnern und Seebad.

Barnabas (d. i. Sohn des Trostes), eigentlich Joses, ein früh zum Christenthum bekehrter Levit aus Cypern (Apostelgeschichte 4, 36), schloß sich an den später bekehrten Paulus an und führte diesen bei den Aposteln Petrus und Jacobus ein. Ebenso war es B., welcher den Paulus auf den Schauplatz seiner Wirksamkeit führte. Denn von den Aposteln nach Antiochia gesandt, um die dortige junge Gemeinde zu befestigen, holte er bald von Tarsus den Saulus (Paulus) als seinen Gehülfen und wirkte mit ihm daselbst ein Jahr lang für die Befestigung der Gemeinde. Während einer in Palästina herrschenden Hungersnoth wurde er mit Paulus zur Ueberbringung einer Kollekte von Antiochia nach Jerusalem abgeschickt (44 n. Chr.), und bald nach der Rückkehr folgte er dem Paulus auf seiner ersten größern Missionsreise durch Cypern, Pamphylien, Pisidien und Lykaonien und zurück nach Antiochia. Gleich nach Vollendung dieser Reise wurde er abermals mit Paulus von der antiochenischen Gemeinde zu den Aposteln nach Jerusalem wegen der Streitfrage über die Heidenchristen abgeordnet. Nach Antiochia zurückgekehrt, trennten sich Paulus und B. in Folge einer Entzweiung über den Verwandten des letztern, Johannes Marcus, auf immer von einander, und während Paulus den Silas mit sich nahm, ging B. mit Johannes Marcus nach Cypern. B. wird (Apostelgeschichte 11, 24) als „ein frommer Mann voll heiligen Geistes" charakterisirt. Ueber seine späteren Schicksale schweigt das Neue Testament, u. die Kirchenväter sind nicht einstimmig. Einige machen ihn zum ersten Bischof der Gemeinde in Mailand, nach Andern ist er nach einem Aufenthalte zu Rom und Alexandria unter den cyprischen Juden als Märtyrer gestorben. Ohne Grund sind die Angaben, daß B. ein Evangelium (Evangelium Barnabae) geschrieben habe und der Verfasser des neutestamentlichen Briefes an die Hebräer sei. Vielleicht aber ist der unter die Schriften der apostolischen Väter aufgenommene, anonym geschriebene Brief sein Werk, wogegen sich indeß in neuerer Zeit gewichtige Stimmen, z. B. Neander, Twesten, Ullmann und Hug, erhoben haben. Der Brief war ganz unbekannt geworden, als ihn zuerst Hugo Menardus (Paris 1645) u. in einem berichtigten Texte Is. Vossius hinter dem Briefe des Ignatius (Amsterdam 1640) herausgaben. Am besten ist er in den Sammlungen der apostolischen

Väter von Cotelerius und Clericus und von Russel abgedruckt.

Barnabiten, regulirte Chorherren des heiligen Paulus, gestiftet von den Geistlichen Anton Maria Zacharia von Cremona, Barthol. Ferrari u. Jakob Anton Morigia 1530 zu Mailand, vom Papste Klemens VII. bestätigt 1532. Der Zweck war Seelsorge, Unterricht, Mission unter den Ketzern. Die Kongregation stand unmittelbar unter dem Papste, trug die Kleidung der Weltpriester, durfte überall Klöster errichten, hatte ihren selbstgewählten Propst, konnte, obgleich kein Mitglied sich um geistliche Würden bewerben sollte, alle Priesterfunktionen verwalten, besaß die Privilegien der regulirten Chorherren vom Lateran, besondern Schutz für die erlangten Besitzungen und das Recht, jeder Zeit Novizen anzunehmen. Bald breitete sich dieser geistliche Orden in Italien aus, gab der Universität zu Mailand u. Pavia mehre Lehrer, wirkte seit 1629 durch Missionäre mit zur Bekehrung der Protestanten in Frankreich und Oesterreich, ohne jedoch den Jesuiten an Einfluß und Erfolg gleichzukommen. Von diesen in ihrer praktischen Wirksamkeit überflügelt, wandten die B. sich gelehrten Studien zu. Der berühmte Mathematiker Frisi und andere bedeutende Gelehrte gingen aus dem Orden hervor. Nach seiner Aufhebung in Frankreich besitzt derselbe in Italien, Spanien und Oesterreich nur noch einige Kollegien. Mit den B. verbunden war der weibliche Orden der Angeliken.

Barnard, Henry, nordamerikanischer Schulmann, 1811 zu Hartford im Staate Connecticut geboren, bezog 1826 das Yale-College, in welchem er 1830 graduirt wurde, widmete sich dann dem Studium der Rechte und der klassischen Sprachen, ward Vorsteher einer Schule in Willsbord in Pennsylvanien und 1835 Advokat. Nachdem er Europa besucht, ward er 1837 in die Legislatur seines Geburtsstaats gewählt, widmete sich aber seit 1838 ausschließlich dem Erziehungs- u. Unterrichtswesen, zu dessen Verbesserung er mit Horace Mane wesentlich beigetragen hat. Von seinen Schriften nennen wir die „School-Architecture“ (Newyork 1855, 5. Aufl.). Er gibt auch die Vierteljahrschrift „The American Journal of Education“ heraus.

Barnard-Castle, Stadt in der englischen Grafschaft Durham, links am Dees, auf den Ruinen eines alten großen Kastells erbaut, mit großem Getreidemarkt, Wollzeuch-, Strumpf- u. Lederfabriken und 4000 Einwohnern.

Barnaul, Kreisstadt im russischen Sibirien, Gouvernement Tomsk, am Einfluß der Barnaulka in den Ob, liegt 366 Fuß über dem Meere, am Ostrand der Barabasteppe in sandiger, aber gut angebauter Gegend, mitten in dem kolywaner Bergwerksdistrikt und ist selbst Hauptort des ganzen westsibirischen Berg- u. Hüttenwesens. Es ist Sitz des Oberbergamts, sowie des jährlich sich versammelnden Bergrathes, (seit 1789) einer Bergschule und hat die bedeutendsten Schmelzhütten des Altai, in welche alles Gold des Gebirges abgeliefert wird. Drei große Gold- und Silbertransporte gehen jeden Winter von hier nach Petersburg ab. Die Stadt ist regelmäßig und hübsch gebaut, hat mehre Kirchen und gegen 10,000 Einwohner, darunter etwa 100 deutsche Kaufleute, leidet aber Mangel an gutem Trinkwasser. Der Bergbau auf gold- und silberhaltiges Kupfer ist hier seit 1729 in Betrieb, B. selbst ward 1730 durch Demidoff gegründet.

Barnave, Antoine Pierre Joseph Marie, anfangs einer der eifrigsten Anhänger der französischen Revolution u. beredter Vertheidiger der Menschen- u. Volksrechte, später Anwalt Ludwigs XVI., 1761 zu Grenoble von reformirten Aeltern geboren, widmete sich dem Beruf seines Vaters, eines Advokaten, und erregte bereits 1783 durch sein Talent und ausgebreitetes Wissen bei dem Parlament zu Grenoble großes Aufsehen. Als die Revolution hereinbrach, betrat B. den politischen Schauplatz mit einer Schrift über den Geist der Edikte, worin er seine Bewunderung für die englische Verfassung aussprach, von deren Einführung in Frankreich er das Glück des Volkes erwartete. Doch ging er später weit über diese theoretische Ansicht hinaus u. wurde einer der eifrigsten Kämpfer gegen jedes Vorrecht der Krone. Als Ludwig XVI. die Reichsstände berufen hatte, erschien auch B. als Abgeordneter des dritten Standes, von seiner Vaterstadt gewählt, im Mai 1789 unter den Gesetzgebern Frankreichs. Hier nahm er gleich von Anfang eine bedeutende Stelle ein. Die berühmte Sitzung im Ballhause, welche den Sieg des dritten Standes entschied, zeigte ihn als einen nicht unwürdigen Rivalen Mirabeau's, dem man ihn oft später entgegensetzte. Am 23. Juli schlug B. die Einführung der Municipalitäten vor und sprach mit Nachdruck für die Organisation der Nationalgarden. Für die Einziehung der geistlichen Güter erklärte er sich am 13. September entschieden und bekämpfte Sièyes, der wenigstens das Vermögen der Geistlichkeit erhalten wissen wollte, wenn auch sonst Alles von ihr unterginge. Als am 26. Dec. von der Ausübung der politischen Rechte die Rede war, suchte B. zu beweisen, daß nicht nur die Protestanten, sondern auch die Juden, ja sogar die Schauspieler und Scharfrichter als Staatsbürger angesehen und behandelt werden müßten, eine Forderung, über die man damals noch betroffen war. Als die gemäßigten Mitglieder der ersten Nationalversammlung 1789 einen Klub errichtet hatten, stellte B. demselben den später berühmt gewordenen Jakobinerklub entgegen. Das Veto der königlichen Gewalt bei der Gesetzgebung bestritt B. bereits am 7. Sept. 1789, und in demselben Sinne sprach er am 21. Mai 1790 sich über das Recht des Krieges und des Friedens aus. Er bekämpfte hier vorzugsweise die Ansichten Mirabeau's, der damals schon in engerer Verbindung mit dem Hofe stand. Die von B. über diesen Gegenstand gehaltene Rede gehört zu den glänzendsten Ergüssen seiner Beredtsamkeit. Die Befugniß, Krieg zu erklären und Frieden zu unterhandeln u. abzuschließen, wollte er nach Möglichkeit der vollziehenden Gewalt entzogen wissen. Als Mitglied des Kolonialkomité's forderte er die völlige Freiheit der Schwarzen und Farbigen und ging in seinem Eifer so weit, daß er rieth, eher die Kolonien, als das Princip der Menschenrechte aufzugeben. Zwei Ereignisse jedoch gaben B.'s öffentlichem Leben eine andere Richtung. Das eine waren die Aufstände in den Kolonien und die greuelvollen Ereignisse, welche sein wohlmeinender Eifer mit heraufbeschworen hatte. Diese unerwarteten Vorgänge brachten ihn so zum Nachdenken über seine und seiner Kollegen Schritte, daß er am 11. Mai 1791 dazu rieth, keine Veränderung in den Kolonien vorzuneh-

men, ohne die Pflanzer zu fragen. Das zweite Ereigniß, das B. vorzüglich auf eine andere Bahn gebracht haben mag, war die Flucht des Königs, durch welche die Monarchie den Todesstreich erhielt. Als die Nationalversammlung die Nachricht empfing, Ludwig XVI. sei mit seiner Familie zu Varennes angehalten worden, schickte sie B., Pétion und Latour-Maubourg als Kommissäre ab, um die Gefangenen auf ihrer Rückkehr nach der Hauptstadt zu begleiten. Von dieser Zeit an besaß B. das Vertrauen der königlichen Familie und suchte es zu verdienen. Als man auf die Entsetzung des Monarchen antrug, entwickelte B. die ganze Macht seiner Beredtsamkeit, die sich noch nie so hinreißend erwiesen hatte, um den König und das Königthum zu retten. Wirklich setzte er auch den Beschluß durch, der die Unverletzbarkeit des Monarchen aussprach. Er hoffte, Frankreich durch das konstitutionelle Königthum zu retten, und gab in diesem Sinne dem König seine Rathschläge, zog sich aber, als der unglückliche Monarch andern Eingebungen folgte, nach Grenoble zurück, wo ihn bald ein Beschluß der gesetzgebenden Versammlung ereilte, der ihn wegen mit dem Hofe geführter Korrespondenz in Anklagestand versetzte. Auf seinem Landgute zu Grenoble verhaftet, blieb er 15 Monate im Gefängnisse. Das Revolutionsgericht verurtheilte ihn zum Tode, und der Ausspruch ward den 18. Nov. 1793 vollzogen. Seine „Memoiren" sind in 6 Bänden gesammelt zu Paris erschienen. Unter dem Konsulat wurde ihm als ausgezeichnetem Redner im Senat an der Seite Vergniauds eine Statue errichtet, die man aber bei der Restauration der Bourbons wieder entfernte.

Barnes, 1) (Berners), Juliane eine der frühesten Schriftstellerinnen Englands, Tochter von Sir James Berners, der unter der Regierung Richards II. 1388 enthauptet wurde, Priorin des Klosters Sopewell bei St. Alban, † nach 1460. Sie liebte das Waidwerk, insbesondere die Falkenbeize, die Fischerei und die Wappenkunde und schrieb über diese Gegenstände zum Theil in Versen das jetzt in seiner ersten Ausgabe überaus seltene Werk: „The bokys of Haukyng and Huntyng and also of Cootarmaris" (St. Alban 1486, gothisch mit Holzschnitten), angeblich nur noch in zwei vollständigen Exemplaren vorhanden; eine der köstlichsten Perlen für die britische Bibliomanie, die mit Hunderten von Pfund Sterling bezahlt wird. Selbst die neueste Auflage (London 1810) ist eine Seltenheit, da nur 150 Exemplare gedruckt wurden.

2) (Barns), Robert, einer der eifrigsten Reformatoren in England unter Heinrich VIII., studirte in Cambridge und sprach sich schon hier für Luther aus, mußte aber dafür ins Gefängniß wandern und später aus dem Vaterlande fliehen (1530). Er ging nach Wittenberg und wurde Luthers Hausgenosse. Nach Heinrichs Bruch mit dem Papste kehrte B. 1534 nach England zurück u. ward königlicher Hofkapellan. Im Jahre 1535 befand er sich bei der Gesandtschaft Heinrichs, welche zwischen den protestantischen deutschen Fürsten und dem Könige von England ein Bündniß einleiten sollte, ebenso ward er Vermittler der Ehe Heinrichs mit Anna von Kleve. Da jener politische Bund nicht zu Stande kam, u. diese eheliche Verbindung von Heinrich bald wieder bereut wurde, fiel B. beim König in Ungnade, und da er überdies Luthers Lehre von der Rechtfertigung öffentlich gegen den Bischof Gardiner vertheidigte, so wurde er 1540 als Ketzer verbrannt. Von ihm: „Vitae romanorum pontificum", das erste Werk, in welchem von protestantischer Seite der unsittliche Lebenswandel mehrer Päpste angegriffen wurde, mit einer Vorrede von Luther (Wittenberg 1536; mit Fortsetzungen von Lydius, Leyden 1615).

Barnesley, (Barnsley), Stadt in der englischen Grafschaft York, Westriding, am Kanal von Wakefield, ist ein Hauptsitz der Leinenfabrikation, hat außerdem Fabriken für Glas- und Metallwaaren, besonders berühmte Stahldrahtziehereien (für Nähnadeln), 3 Gießereien zu Dampfmaschinen, Bleichen, Färbereien und Kohlengruben und 14,913 Einwohner. Der Kanal befördert den Verkehr mit allen Theilen des Landes.

Barnet (Chipping-Barnet), Stadt in der englischen Grafschaft Hertford, nordwestlich von London, hat berühmte Viehmärkte und 2830 Einw. Hier steht ein Siegesdenkmal (Obelisk) zur Erinnerung an das Gefecht vom 14. April 1471, in welchem Eduard VI. das Heer der alten königlichen Partei Heinrichs VI. unter dem Grafen von Warwick schlug. Dabei Gesundbrunnen (Barnetwasser), dem epsomer sehr ähnlich.

Barneveld, Marktflecken in der niederländischen Provinz Gelbern, Bezirk Arnhem, hat ein Schloß und 2500 (mit den dazu gehörigen Orten 4800) Einwohner.

Barneveldt, Jan und Willem, s. Oldenbarneveldt.

Barnim, Name einer alten Landschaft in Brandenburgischen, die aus verschiedenen Theilen, an der Oder ꝛc., bestand, um 1300 an die Markgrafschaft kam und später einen Theil der Mittelmark ausmachte. Schon im 15. Jahrhundert wurde das Land in den hohen und niedern B. getheilt, wonach die jetzigen Kreise Ober- und Niederbarnim im Regierungsbezirk Potsdam, jener mit Freienwalde (daher auch freienwalder Kreis genannt), dieser mit Berlin als Sitz der Behörden, ihren Namen haben. In Oberbarnim liegen die Dörfer Groß- und Kleinbarnim.

Barnstable, Hafenstadt im nordamerikanischen Staate Massachusetts, an der gleichnamigen Bai, mit bedeutender Seefischerei, Seesalzproduktion und 500 Einwohnern.

Barnstaple, alte sächsische Stadt im Nordwesten der englischen Grafschaft Devon, am Taw, oberhalb dessen Mündung in den Bristolkanal, mit Hafen (Barnstaplebucht), der 1 englische Meile weit u. 4 Meilen lang, aber durch eine Barre für größere Schiffe gesperrt ist, hat eine große alte Kirche, große Brücke mit 16 Bögen über den Fluß, ein mechanisches Institut, Fabriken für Spitzen, Töpferwaaren ꝛc., ansehnlichen Handel, Schiffsbau und 11,371 Einwohner.

Barntrup, Stadt im Fürstenthum Lippe-Detmold, mit 1200 Einwohnern, die zumeist von Landwirthschaft und Leinweberei leben

Barnum, P. Taylor, der „König des Humbugs", den 5. Juli 1810 zu Danbury im nordamerikanischen Staat Connecticut von armen Aeltern geboren, wurde nach dem Tode seines Vaters 1826 Diener in einem kleinen Laden auf dem Lande, heirathete in seinem 19. Jahre und gab dann eine Zeitung in seiner Vaterstadt heraus, ward aber wegen

mehrer Libelle verhaftet und bestraft. Nach verschiedenen mißglückten Spekulationen schloß er sich 1835 einer herumziehenden Schauspielergesellschaft und später einer Kunstreitergesellschaft an. Im J. 1842 kaufte er das amerikanische Museum in Newyork, in dem er den Zwerg Tom Thumb ein Jahr lang für Geld sehen ließ. Dann ging er mit dem Zwerg nach Europa und kehrte nach 3 Jahren mit einem beträchtlichen Vermögen nach Amerika zurück. Im Jahr 1850 engagirte er Jenny Lind, durchreiste mit ihr die Vereinigten Staaten und gewann in 9 Monaten an 900,000 Dollars. Er erbaute sich eine große orientalische Villa, Iranistan genannt, zu Bridgeport in Connecticut, wo er mit seiner Familie wohnt, dabei aber sein Museum in Newyork verwaltet. Im J. 1856 machte er Bankerott. Er beschrieb sein Leben (1854, deutsch von Drugulin, Leipzig 1856).

Barnwell, Distrikthauptort im nordamerikanischen Staate Südcarolina, am Turkeycreek, Hauptstapelplatz eines bedeutenden Baumwollendistrikts.

Baroach, s. Broach.

Baroccio (Barozzi, Barocci), Federigo, berühmter Historienmaler und Kupferstecher, geboren 1528 in Urbino, lernte bei B. Franco zu Venedig, vervollkommnete sich nach Tizian und ging 1548 nach Rom, um Raphaels Werke zu studiren. Bei einem spätern Aufenthalte daselbst soll der Neid mehrer Maler ihm ein schleichendes Gift beigebracht und dadurch seine Gesundheit, nicht aber seine Thätigkeit und Produktivität zerstört haben. Er † zu Urbino 1612. Das Urtheil über ihn ist sehr verschieden ausgefallen. Nach Lanzi kommt er seinem Hauptmuster Correggio in den Kinder- und Frauenköpfen ziemlich nahe, so auch in den leichten Falten, den reinen Umrissen, der Verkürzung der Figuren; im Ganzen genommen aber ist seine Zeichnung nicht so breit und frei, sein Helldunkel minder ideal, die Tinten, obwohl leuchtend und an Correggio's Irisfarben erinnernd, nicht so kräftig u. wahr. Aus Wunderbare grenzt übrigens die liebliche Verschmelzung selbst der widersprechendsten Farben, so daß, wie Lanzi sagt, keine Musik dem Ohre so wohlthut, als ein Bild von B. dem Auge. Auch Goethe (Winckelmann und sein Jahrhundert, S. 165) rühmt, daß B. bei aller Manier mit einem eigenthümlichen Talent geistreich, lieblich, ja manchmal unübertroffen zart gedacht und komponirt habe. Dagegen sprechen ihm andere Kritiker, besonders Ramdohr, fast alles Verdienst ab, hauptsächlich veranlaßt durch den Mangel an Wahrheit, durch die Affektation und Gezwungenheit, wovon der Ausdruck und das Kolorit des Künstlers allerdings nicht frei zu sprechen sind. Die allzu reichliche Anwendung des Oels bei Zubereitung der Farben ist Schuld, daß alle Bilder B.'s ins Grüne fallen, als ob sie mit einem grünen Glase bedeckt wären. Die wichtigsten derselben sind: die Kreuzabnahme, im Dome zu Perugia: die heilige entzückte Michelina auf der Schädelstätte, im Vatikan; eine heilige Familie, im Museum zu Neapel; eine Kreuzigung mit Maria, dem heiligen Johannes und Sebastian, im Dome zu Genua; das Abendmahl, im Dome zu Urbino; der betende heilige Franciskus bei den Kapuzinern und die Verzeihung bei den Konventualen, daselbst; eine Verkündigung, zu Loretto; das Märtyrerthum des heiligen Vitalis, in dessen Kirche zu Ravenna; die Barmherzigkeit, für den Dom zu Arezzo gemalt, jetzt in der Gallerie zu Florenz; viele geschätzte Madonnen, nach der Schwester des Künstlers gemalt. Die drei ersten dieser Gemälde gelten für die vorzüglichsten. Von B.'s schön und zierlich radirten Blättern kennt man vier: die Entzückung des heiligen Franz (1581), unter dem Namen der Begnadigung bekannt; die Verkündigung Mariä; die Stigmatisation des heiligen Franciskus; die sitzende Maria.

Baroche, Pierre Jules, französischer Staatsmann, den 8. Nov. 1802 zu Paris als der Sohn eines kleinen Kaufmanns geboren, studirte die Rechte und wurde ein durch Rechtschaffenheit und Beredtsamkeit ausgezeichneter Advokat am Appellhofe zu Paris. Im Jahre 1846 erhielt er die Würde eines Batonnier der Advokaten dieses Gerichtshofes. Im folgenden Jahre vertheidigte er den General Despans Cubières in dem Bestechungsprozesse gegen den Minister Teste vor dem Pairsgerichtshofe, vor dem er auch 1846 den des versuchten Königsmords angeklagten Henry vertheidigt hatte. Seit 1844 Mitglied der Deputirtenkammer für Nantes, schloß er sich dem linken Centrum an. Bei den allgemeinen Wahlen von 1846 fiel er durch, gelangte aber nachträglich 1847 für Rochefort in die Deputirtenkammer, wo er zur dynastischen Opposition gehörte und an der Reformbewegung von 1847—48 Antheil nahm, sowie er die Anklageakte gegen das Ministerium Guizot mit unterzeichnete. In der konstituirenden Versammlung Mitglied des Ausschusses für die auswärtigen Angelegenheiten, näherte er sich mehr und mehr der Rechten, gab aber seine Zustimmung zu der republikanischen Konstitution. Nach der Wahl vom 10. Dec. unterstützte er die Politik des Elysée. Zum Generalstaatsprokurator am Appellhofe zu Paris erhoben, wirkte er in dem Prozeß gegen die Theilnehmer an dem Aufstande vom 15. Mai, erschien dann als öffentlicher Ankläger bei dem Prozeß von Bourges und einige Monate später bei dem von Versailles. Von der unteren Charente auch in die gesetzgebende Versammlung gewählt, ward er einer der Vicepräsidenten derselben und eines der thätigsten Mitglieder der Majorität, die er mit dem Elysée zu versöhnen suchte. Im März 1850 übernahm er an F. Barrots Stelle das Ministerium des Innern, in welcher Stellung er die Suspension des Versammlungsrechtes, die Wiedereinführung des Zeitungsstempels, die Erhöhung der Kautionen, das Gesetz über die Deportation politisch Verurtheilter nach der Insel Nukahiwa und andere Maßregeln entschiedener Reaktion durchsetzte. Als Bonapartist gerieth er mit der Nationalversammlung in Konflikt, so daß er sich am 18. Januar 1851 mit allen seinen Kollegen zurückziehen mußte. In dem sogenannten Uebergangsministerium vom 10. April 1851 übernahm er das Aeußere, reichte aber am 14. Okt. 1851 von Neuem seine Entlassung ein. Als Vicepräsident der Konsultativkommission überreichte er am Sylvesterabend 1851 dem Präsidenten das Abstimmungsprotokoll, durch welches der Staatsstreich vom 2. Dec. die Sanktion der Nation erhielt. Bald darauf wurde er zum Vorsitzenden und Rath für Verwaltungsangelegenheiten, im Januar 1852 zum Vicepräsidenten des neuorganisirten Staatsraths, hierauf zum Kommissionsmitgliede für Abänderung der Verfassung und im März zum Assessor beim obersten Unter-

richtsrathe ernannt. Als Vicepräsident des Staatsraths ward er in diesem Jahre noch zu den Ministerkonferenzen eingeladen, worauf am 29. Dec. seine Ernennung zum Präsidenten des Staatsraths erfolgte. Im April 1854 war er Mitgied der Regierungskommission in dem montalembertschen Prozeß, bei dessen Verhandlungen der ehemalige Liberale im Tone fanatischer Devotion für den Absolutismus redete.

Barock (franz. baroque, ital. barocco), bei Erscheinungen des Lebens u. der Kunst Bezeichnung des Ungereimt-Seltsamen, Launenhaft-Wunderlichen, das bis ins Unverständliche und Närrische geht. Es entsteht hauptsächlich durch den Widerspruch zwischen Mittel und Zweck, durch die Unangemessenheit der Form zu dem Inhalte, des Ausdrucks und der Darstellung zu dem Gedanken, durch die Disharmonie der einzelnen Theile eines Ganzen ꝛc. und nähert sich dem Bizarren, hat aber mehr noch als dieses den Nebenbegriff des Komischen. Die Aesthetik erlaubt dergleichen Abweichungen von der Grundregel des Schönen nur dann, wenn wirklich eine lächerliche oder durch den Kontrast erschütternde Wirkung hervorgebracht werden soll, z. B. in der niedern Komik, in gewissen Musikstücken, in welchen seltsame Tonverbindungen, fremdartige Modulationen u. kontrastirende Rhythmen ꝛc. gehäuft werden, um einen bestimmten Effekt hervorzubringen.

Baroda, ostindische Stadt in der Präsidentschaft Bombay, Hauptort von Guzerate, dem Staate des Guicowar, nördlich von Surate, liegt in schöner Gegend, nahe am Biswamintri, zwischen prächtigen Hainen, hat zahlreiche Moscheen, Mausoleen, Hospitäler u. viele mit großen Treppen, Reihen von Pfeilern und anderem architektonischen Zierrath reich geschmückte Brunnen (Baolis) und 140,000 Einw., die ansehnlichen Handel mit Baumwoll- u. Seidenwaaren treiben. B., mit Mauern und Thürmen umgeben, war einst Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs; 1819 litt es bedeutend durch ein Erdbeben.

Barö, europ.-russische Insel an der Südküste von Finnland, Län Nyland, südwestlich von Helsingfors, mit dem Hafen Barösund.

Baromakrometer (v. Griech., Schwere- und Längemesser), eine von Stein dem Aeltern erfundene Wage, um mittelst derselben u. eines an dem Boden der Wagschale angebrachten Zollmaßes das Gewicht und die Länge des neugeborenen Kindes zu bestimmen. Sie besteht aus einer Stahlfeder und einem messingenen, zu 15 Zollen abgetheilten Quadrantenstücke, auf welchem die erstere das Gewicht angibt. Die Wagschale ist von Wachstuch, mit 6 Schnüren an die Stahlfeder befestigt und nach ihrer Länge mit einem Maßstabe bezeichnet, um die Länge des in derselben liegenden Kindes bestimmen zu können. Da bei längerem Gebrauche die Stahlfeder allmählig schwächer wurde und daher ein unrichtiges Gewicht des Kindes angab, so konstruirte Osiander der Aeltere eine andere Wage, welche er mit einer Schraube an der Wand befestigte; die Wagschale ist von Blech, mit einem der Länge nach laufenden Zollmaße versehen und mit 6 Schnüren an einem Wagebalken befestigt, durch dessen Senken oder Steigen ein Zeiger auf einer Tafel, welche mit zwei Skalen versehen ist, das Gewicht des Kindes anzeigt. Zu demselben Zwecke erfand v. Siebold unter dem Namen Pädiometer eine Vorrichtung, die dem B. Steins nachgebildet ist und das Gewicht durch eine Stahlfeder anzeigt. Die Wagschale ist von Leder, und außer dem angezeigten Zollmaße in derselben befindet sich noch eine Vorrichtung daran, um die Durchmesser des Kopfes des neugeborenen Kindes zu bestimmen. Es ist dieses Werkzeug im Allgemeinen denselben Nachtheilen unterworfen, welche Steins B. hat, u. steht rücksichtlich seiner Brauchbarkeit Osianders Schwere- und Längemesser nach. In dem Hospice de la Maternité zu Paris wird außer einer gewöhnlichen Wage zum Bestimmen der Schwere des neugeborenen Kindes ein Werkzeug unter der Benennung Mécomètre angewendet, um die Länge ꝛc. des Kindes auszumessen. Es besteht aus einem viereckigen Maßstabe von Holz, welcher auf zwei entgegengesetzten Seiten in Centimeter und Millimeter eingetheilt ist. Eine kupferne Platte, welche im rechten Winkel an einem Ende dieses Stabes befestigt ist, bildet einen festen Punkt, und ein gleichförmiger Läufer von demselben Metalle, welchen man willkürlich von dem festen Punkte entfernen oder ihm nähern kann, gibt die Länge des Körpers, welchen man mißt, sowie die genaue Bestimmung derselben nach Millimetern und Centimetern oder nach Zollen u. Linien an.

Barometer (v. Griech., Schweremesser), Instrument, mittelst dessen der von der Atmosphäre gegen die Oberfläche der Erde, also auch gegen die darauf befindlichen Gegenstände, ausgeübte Druck gemessen wird. Die Thatsache, daß ein solcher Druck wirklich ausgeübt werde, mußte natürlich erst klar erkannt worden sein, ehe man denselben zu messen nur den Gedanken fassen konnte. Bis ins 17. Jahrhundert aber ahnte man die Schwere nicht, mit welcher die Atmosphäre auf uns lastet. Die Erscheinungen, welche man heute als unwiderlegliche Beweise für den Luftdruck anführt, daß z. B. in Saugpumpen Wasser bis zu einer bedeutenden Höhe hinaufgezogen werden kann, leitete man bis dahin sämmtlich von einem der Natur beigelegten Abscheu vor dem Leeren (horror vacui) ab. Erst der berühmte Galilei that in dieser Dunkelheit einen Schritt vorwärts. Die von ihm zufällig gemachte Entdeckung, daß man das Wasser in Saugpumpen niemals höher als 32 Fuß zu treiben vermöge, brachte ihn dahin, die alte Lehre von dem Abscheu der Natur vor dem leeren Raume wenigstens nicht unbedingt mehr gelten zu lassen, sondern ihr gewisse Grenzen anzuweisen. Indessen blieb er doch hierbei stehen, und erst seinem Schüler, Evangelista Torricelli, war es vorbehalten, die Gesetze des Luftdrucks in voller Deutlichkeit zu erblicken und ihnen Anerkennung zu verschaffen. Auf diesem Wege erfand er auch das B. Er gerieth nämlich auf die glückliche Vermuthung, daß eben die Ursache, welche das Wasser nur 32 Fuß hoch treiben lasse und in dieser Höhe erhalte, das etwa 13½mal schwerere Quecksilber auf einer ebenso vielmal geringeren Höhe zurückhalten werde. Da er dies bestätigt fand, indem sich zeigte, daß sich das Quecksilber wirklich nur cirka 28 pariser Zoll hoch treiben lasse, so benutzte er dies sogleich zur Abmessung des Luftdrucks. Er hatte eine Glasröhre von ein Paar Fuß Länge an einem Ende zugeblasen, sie durch das andere mit Quecksilber angefüllt, die Oeffnung auf dieser Seite mit dem Finger verschlossen und dann die Röhre in umgekehrter Richtung in ein über 2

Zoll tief mit Queckſilber angefülltes Gefäß gebracht. Als er den Finger von der Oeffnung entfernte und das in der Röhre befindliche Queckſilber jenes im Gefäß berührte, bemerkte er, wie das Queckſilber in der Röhre ſo weit fiel, daß eine eirka 28 pariſer Zoll hohe Queckſilberſäule in der Röhre ſtehen blieb, in welcher ſich nun über dem Queckſilber ein leerer Raum befand. Torricelli erkannte, daß der Grund, warum das Queckſilber bis zu dieſer Höhe falle und dann ſtehen bleibe, in dem Drucke der äußern Luft auf das Queckſilber im Gefäße zu ſuchen ſei, und ſo benutzte er nun Glasröhren von jener Einrichtung und Füllung zur Abmeſſung des Luftdruckes. Im Jahre 1643 ſtellte Torricelli ſelbſt zu Florenz die erſten öffentlichen Verſuche mit ſeiner Erfindung an, und obgleich durch den Bericht, den er hierüber an Merſenne nach Nevers abſtattete, der nachher ſo berühmt gewordene, damals 23jährige Pascal ſich veranlaßt fand, eine Abhandlung zum Schutz der alten Theorie vom Horror vacui zu ſchreiben, ſo bewirkte doch eine gründliche Entgegnung von Seiten Torricelli's, daß Pascal ſelbſt nach kurzer Zeit die Richtigkeit der torricelli'ſchen Behauptung vollſtändig einſah und nicht lange nach Torricelli's Tode (1648) einen ganz zu deren Beſtätigung geeigneten Verſuch anſtellen ließ. Er bewog nämlich ſeinen Schwager Perrier zu Clermont in der Auvergne, mit einem B. ſowohl auf dem Gipfel des beinahe 5000 Fuß hohen Puy-de-Dome, als auch am Fuße des Berges Beobachtungen anzuſtellen, und hierbei fand ſich nun, daß das Queckſilber in dem B., welches auf dem Berggipfel aufgeſtellt war, über 3 pariſer Zoll niedriger ſtand, als in dem, welches am Fuße operirte. Der Druck der Luft war durch dieſe Differenz evident erwieſen; denn in demſelben Grade, wie man ſich mit dem B. durch das Beſteigen des Berges der oberen Grenze des atmoſphäriſchen Luftkreiſes mehr genähert hatte und die über der Queckſilberoberfläche ruhende Luftſäule verkürzt worden war, hatte ſich auch die Höhe der aufrecht erhaltenen Queckſilberſäule verkürzt, was deutlich zeigte, daß zwiſchen beiden Säulen ein Gleichgewicht Statt finde. Somit ruht die Theorie des B.'s auf der Lehre von den kommunicirenden Röhren. Zwei offene Röhren nämlich, die mit einander durch eine dritte in Verbindung ſtehen, laſſen wahrnehmen, wie in ihnen jede hineingebrachte Flüſſigkeit einen gleich hohen Stand erreicht. Der Grund dazu liegt aber hier in dem auf beide geübten gleich ſtarken Drucke der Atmoſphäre. Würde man die eine dieſer Röhren, nachdem die Luft aus ihr herausgenommen worden, oben verſchließen und ſie dann mit irgend einer Flüſſigkeit füllen, ſo müßte durch das Wegnehmen des Einfluſſes jenes Drucks, nach wieder eröffneter Kommunikation, eine Störung des Gleichgewichts eintreten, welches nur dadurch hergeſtellt werden kann, daß irgend eine hineingebrachte Flüſſigkeit über den Stand des Niveau's hinaufgehoben wird. Darauf beruht nun die einfachſte Einrichtung des B s, wie es Torricelli zu ſeinen Verſuchen anwendete und das den Namen eines heberförmigen B.s trägt.

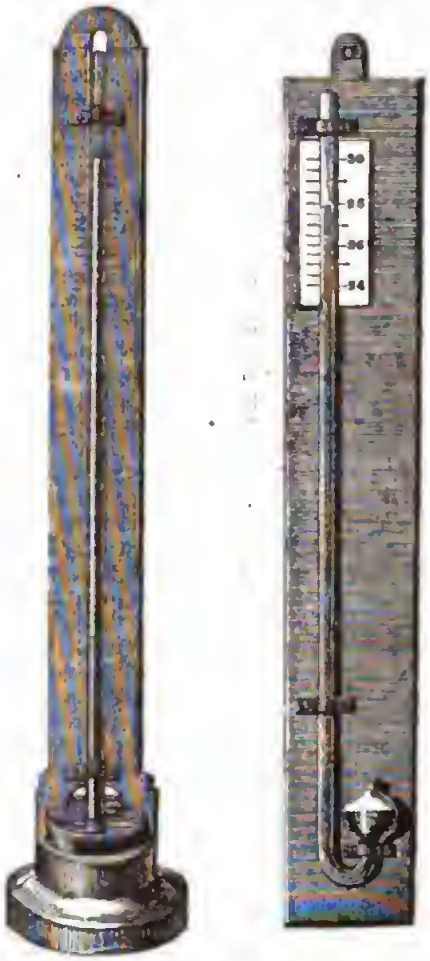
Die Konſtruktion dieſes erſten B.s war demnach ſehr einfach. Man nahm eine Glasröhre von etwa 3 Fuß Länge, ſuchte ſie möglichſt luftleer zu machen, ſchloß ſie an dem einen Ende luftdicht zu, füllte dieſelbe faſt ganz mit Queckſilber, ſetzte den Daumen an das offene Ende, kehrte die Röhre dann um und ließ ſie in ein Gefäß mit Queckſilber ſinken, worauf das Queckſilber in die Röhre bis etwa zur Höhe von 28 pariſer Zoll herabfiel. Um nicht immer das Gefäß nöthig zu haben, bog man dann die Glasröhre unten um und bildete auf dieſe Weiſe ein Paar kommunicirende Röhren, in denen aber offenbar ein ungleicher Stand der Flüſſigkeit eintreten mußte, da rechts die Atmoſphäre drückend wirkte, links dieſer Druck ganz aufgehoben war. Die Länge der gehobenen Queckſilberſäule wurde gemeſſen von dem Ende derſelben im kürzeren Schenkel bis zu ihrem Ende im längeren. Da hierbei die Laſt des Queckſilbers im kürzeren Schenkel dem Fallen desſelben im längeren ein gewiſſes Hemmniß entgegenſetzte, kam dieſe Geräthſchaft, aber mit Unrecht, bald in Vergeſſenheit, indem man dieſen Nachtheil durch Ankitten eines Gefäßes an die längere Röhre zu heben ſuchte. So entſtanden Kapſel- u. Flaſchenbarometer von den mannichfaltigſten Formen, wie ſie noch unter älteren phyſikaliſchen Apparaten vorzufinden ſind, bis man die alte urſprüngliche einfache Form als die zweckmäßigſte wieder anerkannte. Dadurch nämlich, daß man ein Gefäß an die längere umgebogene Röhre ankittete, war der Uebelſtand, daß der Druck des Queckſilbers im Gefäße dem Fallen deſſelben in der Röhre entgegenwirkte, nur vermindert, keineswegs aber gehoben, dagegen die Meßbarkeit dieſes Drucks ſehr erſchwert. Zu dieſen zuſammengeſetzten B.n gehört Huygens' Doppelbarometer, Hooke's Radbarometer und Amontons verkürztes B., Vorrichtungen, die höchſtens als Wettergläſer taugen, zu Höhenmeſſungen aber, worauf neuerdings das Hauptaugenmerk bei Konſtruktion der B. gerichtet wird, ganz ungeeignet ſind. Delne faßte dieſen Geſichtspunkt vorzüglich ins Auge und gab in dieſer Hinſicht den einfachen Heberbarometern wieder den Vorzug, die, wenn ſie zu Gebirgsreiſen tauglich, alſo leicht tragbar eingerichtet werden, den Namen Reiſebarometer erhalten. Um einestheils dem Auslaufen des Queckſilbers, dann jeder heftigen Bewegung deſſelben gegen die Wand des Gefäßes und dem Zerſchlagen deſſelben vorzubeugen, ſchnitt Delne an einem Heberbarometer den kürzeren Schenkel nahe an der Biegung der Röhre ab und verſchloß dann denſelben mit einem gueride'ſchen Hahn, ſo daß letzterer, nachdem das B., um das ſämmtliche Queckſilber bis auf weniges in den längeren Schenkel zu bringen, geneigt worden, nach dem Umdrehen alle Kommunikation mit dem kürzeren Schenkel aufhob, eine Konſtruktion, die hin u. wieder noch immer in Gebrauch iſt. Ein bequemes Reiſebarometer iſt das neuerdings erfundene Aneroidbarometer (Doſenbarometer), bei welchem Glasröhre und Queckſilber nicht angewendet werden und das ſich dabei durch die größte Empfindlichkeit auszeichnet, ſo daß es die geringſte Veränderung des Luftdrucks anzeigt. Das Doſenbarometer beſteht in einer doſenförmigen, flachen, runden, luftleeren, aber luftdicht verſchloſſenen Metallbüchſe. Die Ober- u. Unterfläche iſt gefältelt, wodurch eine Veränderung des atmoſphäriſchen Drucks ſich leichter bemerkbar macht. Bei vermehrtem Druck der Atmoſphäre wird die Oberfläche nach innen gedrückt; dieſem Drucke nach innen iſt durch eine mechaniſche Vorrichtung ein Druck nach

außen entgegengesetzt. Beide Druckweisen halten sich bei mittlerem Barometerstande das Gleichgewicht; bei höherem muß sich natürlich die Oberfläche nach innen biegen, bei niederem in die Höhe getrieben werden. Diese Bewegung der Oberfläche wird durch den innern Mechanismus auf einen Zeiger übergetragen, der die Stärke des Luftdrucks auf einem Zifferblatte anzeigt. Die innere Einrichtung ist nun folgende: Die Bodenfläche der Büchse ist auf der Mitte der Hauptplatte des Instruments befestigt, dagegen ist auf der Mitte der Oberfläche ein Messingstück angelöthet, durch dessen Ende ein Stift geht, der dasselbe mit dem kurzen Arme eines eisernen Winkelhebels verbindet. Dieser Hebel, der die Gestalt eines |__ hat, hat in der Mitte seinen Drehungspunkt und ruht auf zwei Schneiden, die ihm als Drehungsaxen dienen. Durch eine Spiralaxe, die mit dem langen Arme des Hebels verbunden ist, wird er ins Gleichgewicht gestellt, wodurch bewirkt wird, daß die Boden- u. Deckelfläche, welche nach dem Luftauspumpen zusammengedrückt waren, sich wieder von einander

Fig. 1.

entfernen. Außerdem ist das äußerste Ende dieses Hebels durch eine Stange mit einem kleinen Hebel verbunden, der auf einer Stelle befestigt ist, auf welcher sich noch ein dritter, längerer Hebel befindet. Letzterer ist durch eine Kette mit der Axe, welche den Zeiger trägt, verbunden. Diese Zeigeraxe ist noch mit einer Spiralfeder versehen, welche den Zeiger immer in der Richtung zu drehen sucht, die der entgegengesetzt ist, nach welcher der Hebel wirkt. Das Ganze befindet sich in einem eleganten Gehäuse. Eine sehr sinnreiche Einrichtung hat auch Bourdons Aneroidbarometer (Fig. 1). Hier ist in einer Metallkapsel eine fast kreisförmige, hohle Röhre von Messing bei M befestigt. Dieselbe ist luftleer gemacht und völlig geschlossen. Daher übt die sie umgebende atmosphärische Luft einen bedeutenden Druck auf sie aus. Nimmt derselbe zu, so krümmt sich die Röhre stärker, während sie sich bei abnehmendem Drucke mehr streckt. Im ersteren Falle werden die Enden der Röhre a und d einander näher rücken, im letzteren sich von einander entfernen. Zwischen beiden Enden ist nun ein Hebelwerk a b c d auf die Weise angebracht, daß dessen mittlerer Arm b c sich bei jeder durch Veränderung des Luftdrucks bewirkten Aenderung in der Lage der Enden um seinen Drehpunkt bewegt. Mit dem Hebel fest verbunden und zugleich mit demselben drehbar ist der gezahnte Quadrant m n, welcher mittelst eines gezahnten Rades einen Zeiger in Bewegung setzt. Bei zunehmenden Luftdruck muß sich der Quadrant von n nach m, die Spitze des Zeigers also von links nach rechts, bei abnehmenden Luftdruck aber nach der entgegengesetzten Seite hin bewegen. Durch Vergleichung mit einem guten Quecksilberbarometer findet und notirt man dann auf einem die Röhre umgebenden Zifferblatte die Punkte, welche den verschiedenen Barometerständen entsprechen. Ein gutes Aneroidbarometer ist sehr empfindlich, und ist es nach einem rich-

Fig. 2. Fig. 3.



tig gehenden Quecksilberbarometer normirt, so zeigt es, wenigstens eine Zeitlang, den Luftdruck genau an und wird erst dann unzuverlässig, wenn die Elasticität des Metalls der Röhre abnimmt. Daher muß es öfters mit dem Quecksilberbarometer verglichen werden. Das jetzt gebräuchliche Gefäßbarometer (Fig. 2) besteht aus einer an dem oberen Ende zugeschmolzenen Glasröhre von 29—30 Zoll Länge, welche mit Quecksilber gefüllt und mit ihrem offenen Ende in ein Gefäß mit Quecksilber eingetaucht ist. Um den Raum in der Glasröhre oberhalb des

Queckſilbers vollkommen luftleer zu machen, wird das Queckſilber ausgekocht. Eine beſondere Art des Gefäßbarometers iſt das Phiolenbarometer (Fig. 3), bei welchem das Queckſilbergefäß gleich mit der Röhre zuſammengeſchmolzen iſt u. das einen zweiſchenkeligen ungleicharmigen Heber darſtellt, deſſen kürzerer Schenkel ſich zu einer Kugel erweitert. Das Heberbarometer (Fig. 4) weicht darin ab, daß die Glasröhre unten heberförmig (in der Form eines U) umgebogen iſt; der offene, gewöhnlich nur kurze Schenkel, in welchem der Druck der atmoſphäriſchen Luft auf die Oberfläche des Queckſilbers wirkt, vertritt hier die Stelle des Gefäßes. Bei beiden iſt zur genauen Abmeſſung der durch den Druck der Luft im Gleichgewicht bleibenden Queckſilberſäule ein genau gearbeiteter Maßſtab (Vernier, Nonius) nöthig. Ob ein feſter Maßſtab, oder ein beweglicher angewendet werden ſoll, hängt von der Art des B.s ſelbſt ab. Bei den Heberbarometern ſetzt man, um die Länge der Queckſilberſäule zu meſſen, irgend wohin an den längeren Schenkel den Nullpunkt, zählt die Zolle mittelſt eines Maßſtabes nach dem Ende des längeren Schenkels und dem Niveau des kürzeren hin ab, addirt beide Ergebniſſe und erhält dadurch den geſuchten Barometerſtand. Iſt der Vernier auf dem Bret des B.s verſchiebbar angebracht, ſo rückt man den Mittelpunkt deſſelben bis zum Niveau des kürzeren Schenkels herab und zählt dann aufwärts die Zolle. Sind die Weiten des Gefäßes u. der Röhre bei einem Gefäßbarometer nicht bedeutend verſchieden, ſo kann, wenn es ſich bloß um Wetterbeobachtungen handelt, bei denen dieſelbe Schärfe wie beim Höhenbarometer nicht verlangt wird, der Vernier auch unverrückbar an das Bret befeſtigt ſein. Bei Gefäßbarometern muß ferner beſonders die Weite der Röhre und des Gefäßes, ſowie die Höhe, welche das Queckſilber bei mittlerem Stande des B.s im Gefäße ſelbſt haben wird, genau beſtimmt werden. Hierher iſt der Nullpunkt zu ſetzen. Darauf mißt man die Länge der Queckſilberſäule bei mittlerem Stande, theilt dann die Skale, ſowohl nach oben, als nach unten, in dem Maße, wie es die Korrektion wegen des Gefäßes erfordert. Wäre z. B. die innere Weite der Röhre 2,5 Linien, der äußere Durchmeſſer derſelben 3 Linien, der innere Durchmeſſer des Gefäßes 18 Linien, ſo verhalten ſich die Cylinder in der Röhre und im Gefäß zu einander $= (2,5)^2 : (18-2,5)^2 = (2,5)^2 : (15,5) = 62,5 : 240,25$. Iſt nun am Orte der Beobachtung der mittlere Barometerſtand etwa 28 Zoll, ſo markirt man die Höhe des Queckſilbers im Gefäße bei dieſem Barometerſtande, trägt auf der Skale

Fig. 4.

von jener Marke aufwärts auf der Skale 28 Zoll ab und theilt dieſelbe ſo, daß 1 Zoll nur $1 - \frac{62,5}{240,25} = 0,84$ Zoll beträgt. Darauf füllt man das Gefäß bis zur Marke bei dem Barometerſtande von 28 Zoll. Für Wettergläſer wird die Skale, auf Papier aufgetragen, dem Barometerbret angeklebt, was zu dieſem Zweck vollkommen ausreicht. Zum Behuf von Höhenmeſſungen wird die Theilung entweder auf Elfenbein, oder auf die Glasröhre ſelbſt aufgetragen, worauf noch das deutliche Abtragen von 0,025 Linien möglich iſt, während ſich auf Papier höchſtens noch Zehntellinien ableſen laſſen. Sonſt trägt man die Skale auch auf Meſſing auf und verſilbert ſie. Hier kann die Theilung ebenfalls, wie beim Glas, bis 0,025 getrieben werden, und ein angebrachter Nonius hilft zur Beſtimmung noch feinerer Theile der Skale. Als abſolutes Maß bedient man ſich meiſt des altfranzöſiſchen Fußes und des Meters, in England des londoner Fußes, theilt nach Duodecimallinien ſowohl dieſes, als jenes und lieſt dann mittelſt des Nonius Zehntel derſelben ab, indem man 11 Linien der Skale auf letzterem in 10 theilt, wobei man ohne Vergrößerung noch 0,025 Linien abſchätzen kann. Noch kleinere Theile in die Theilung zu bringen, iſt nicht bequem. Häufig iſt am B. noch ein (auch wohl zwei) Thermometer angebracht.

Bei genauen Barometerbeobachtungen müſſen noch einige Korrektionen vorgenommen werden. Eine ſolche betrifft zuerſt die ſogenannte Kapillardepreſſion. Das Queckſilber bildet nämlich in der Röhre eine konvexe Wölbung oder Kuppe, den ſogenannten Meniscus. Dieſer übt auf die Queckſilberſäule einen Druck aus, in Folge deſſen ſie ſich etwas verkürzt, und zwar um ſo mehr, je höher der Meniscus iſt, ſo daß alſo der höchſte Punkt des letzteren, nach welchem man den Stand des B.s abliest, etwas niedriger ſteht, als er eigentlich ſtehen müßte, um die dem Luftdruck entſprechende Barometerhöhe genau anzugeben. Dieſe Kapillardepreſſion iſt um ſo bedeutender, je enger der Durchmeſſer der Glasröhre iſt, und beträgt in Gefäßbarometern weit mehr, als in Heberbarometern, in welchen letzteren ſie bis zu verſchwindender Kleinheit herabgebracht werden kann, wenn der Durchmeſſer der Röhre groß genug iſt. Um nun die Korrektion zu finden, der man jede Beobachtung unterwerfen muß, vergleiche man den beobachteten Barometerſtand mit dem eines ſogenannten Normalbarometers, welches eine 10—12 Linien weite Röhre hat und alſo eine nicht in Anſchlag zu bringende Kapillardepreſſion zeigt. Eine weitere Korrektion macht ſich nöthig wegen des Wechſels der Temperatur, die eben ſowohl auf das ſpecifiſche Gewicht des Queckſilbers, als auf die Länge der Skale einen verändernden Einfluß ausübt. Steigt z. B. bei gleichbleibendem Luftdrucke die Temperatur um mehre Grade, ſo dehnt ſich das Queckſilber aus, wird alſo ſpecifiſch leichter und ſteigt empor, weshalb die Angabe der Skale zu hoch iſt. Die Queckſilberſäule dehnt ſich in Folge zunehmender Wärme für 1° R. um $^1/_{4440}$ oder für 1° C. um $^1/_{5550}$ ſeiner Länge aus, die ſie bei 0° hatte; ebenſo zieht ſie ſich bei ſinkender Temperatur in gleichem Maße zuſammen. Daher muß man von jedem auf der Skale abgeleſenen Barometerſtande jenen Betrag abziehen oder hinzurechnen, je nachdem die eben obwaltende Temperatur die gewöhnlich zu 0° oder 10° R. an-

genommene Normaltemperatur übersteigt oder nicht erreicht. Eine weniger genaue, aber für gewöhnliche Barometerbeobachtungen ausreichende Korrektion macht man nach folgender Regel: Man multiplicire den Bruch $^1/_{4440}$ mit der Anzahl Grade R. (oder $^1/_{5550}$ mit der Anzahl der Centesimalgrade), um welche das am B. angebrachte Thermometer bei der Beobachtung über oder unter der Normaltemperatur steht, ziehe das Produkt von 1 ab oder addire es, je nachdem der Thermometerstand über oder unter der Normaltemperatur ist, und multiplicire mit der so gefundenen Differenz oder Summe den beobachteten Barometerstand. Die meisten Tabellen, worin die Reduktion für alle Barometerstände gegeben ist, enthalten bloß diese Korrektion, obwohl dieselbe etwas zu groß ist und die Verlängerung, welche auch die Skale des B.s in Folge höherer Temperatur erleidet, in Abzug gebracht werden muß, was nicht schwierig ist, wenn man den Ausdehnungskoëfficienten (s. Ausdehnung) des betreffenden Materials kennt. Weiteres s. Schumacher, Sammlung von Hülfstafeln, I., 53; Kämtz, Lehrbuch der Meteorologie, II., 236.

So unbestreitbar auch das Steigen und Fallen des B.s mit Witterungsveränderungen in Beziehung steht, und so viele Regeln man aufgestellt hat, um Grundsätze für die Meteorologie daraus abzuleiten, so sind doch die hier zusammenwirkenden Ursachen viel zu mannichfaltig und komplicirt, als daß sie sich unter so einfache Regeln, wie die sind, welche vom Auf- und Absteigen des B.s hergeleitet werden, bringen ließen. Das B. ist lediglich ein Luftschweremesser und unterscheidet bei seinen Angaben nicht einmal den Druck der trockenen Luft von dem Dunstdrucke. Das Wetter aber wird nicht nur von diesen beiden Faktoren, sondern vornehmlich von der Windrichtung bestimmt, über welche das B. direkt gar nichts anzeigt. Das B. steigt, wenn nach dauernder, heiterer und trockener Witterung ein kälterer Polarstrom in den obern Regionen zu wehen beginnt; eben sowohl aber auch, wenn durch irgend welche Einflüsse die Luft mehr Wasserdampf löst, wonach also zwei ganz verschiedenartige Ursachen am B. dieselbe Erscheinung zur Folge haben. So kann ferner im Sommer, wo in der Atmosphäre viel Wasserdampf angehäuft ist und sich die Expansionskraft desselben aus einer uns unbekannten Ursache ändert, das B. schnell und beträchtlich fallen, ohne daß auf jene Verminderung der Expansionskraft des Wasserdampfs etwas Anderes, als Wolkenbildung folgt, die dann in Folge des Eintritts eines milderen Südostwinds, der ein Steigen der Temperatur bewirkt, wieder heiterem Himmel Platz macht, ohne daß es zu Regen gekommen ist. Ohne genaue psychrometrische Beobachtungen u. ohne genaue Bekanntschaft mit der Natur der Winde kann von einigermaßen sicherer Wetterprophezeiung vermittelst des B.s nicht die Rede sein. Nach Zusammenstellungen von Marcet in Genf hat das B. eine Witterungsänderung für denselben Tag, an dem sie Statt fand, durch Steigen u. Fallen angekündigt; während der Jahre 1800—33 unter 1458 Fällen 1073 mal, u. während der Jahre 1837—60 unter 1172 Fällen 887 mal, im Ganzen unter 2630 Fällen 1960 mal, also unter 3 Fällen etwa 2 mal. In den übrigen Fällen verhielt sich das B. indifferent. Da es nun außer diesen Veränderungen im Barometerstande ohne Zweifel noch andere gab, nach welchen keine Witterungsänderung eintrat, so reducirt sich jenes Wahrscheinlichkeitsverhältniß, wonach das B. unter 3 Fällen 2 mal richtig voraussagen würde, noch in weiterem Maße. Unter der Unzahl von Regeln, die, seit das B. als Welterglas gebraucht wird, aufgestellt worden sind, um zum Vorhersagen der Wetterveränderungen zu dienen, sind kaum einige, welche auf allgemeinere Gültigkeit Anspruch machen dürften. Die sichersten, aber auch allgemein bekannten möchten nur folgende sein. Bei anhaltend heiterem Wetter steht das B. hoch, bei anhaltend regnerischem tief; schnelles Fallen des B.s deutet auf Sturm, im Sommer oft auf Gewitter hin; Schwankungen in der Mitte der Skale kommen besonders bei veränderlichem Wetter vor. Nach Muncke soll andauerndes heiteres Wetter zu erwarten sein, wenn das B. Morgens um 9 Uhr am höchsten steht, dann etwas fällt und Abends wieder ein wenig steigt; veränderliches dagegen, wenn es bei Tage steigt und Nachts oder Morgens fällt. Eine merkwürdige und ziemlich bewährte Erfahrung ist es, daß beim Heranziehen eines Gewitters das B. schnell steigt, dagegen fällt, wenn jenes sich wieder entfernt. Bei unregelmäßiger und oberflächlicher Beobachtung des B.s gewinnt es den Anschein, als ob der Barometerstand auf das Unregelmäßigste nach Zeit und Ort wechselt. Stellt man dagegen regelmäßig zu bestimmten Stunden an demselben Orte und mehre Monate oder Jahre hindurch genaue Beobachtungen an, zieht dann Mittelwerthe aus den Beobachtungen, welche zu gleichen Tages- und Jahreszeiten angestellt sind, wodurch sich die zufälligen Unregelmäßigkeiten der Witterung ausgleichen, so findet man eine gewisse Regelmäßigkeit im Gange der Barometerveränderungen, deren Gesetze für die verschiedenen Orte der Erde auszumitteln eine Hauptaufgabe der Meteorologie ist. Diese regelmäßigen kleinen Veränderungen nennt man Barometerbebungen, zum Unterschiede von den größern unregelmäßigen, man möchte sagen zufälligen Barometerschwankungen. Man findet, daß der Barometerstand 2 mal des Tages abwechselnd steigt und wieder fällt, oder zwei tägliche Maxima und zwei tägliche Minima hat, die auf gewisse Stunden des Tages, von A. v. Humboldt Wendestunden genannt, fallen, welche sowohl nach der Jahreszeit, als der Lage des Beobachtungsortes veränderlich sind. Man findet ferner durch mehrjährige Beobachtungen, daß der Barometerstand auch in gewissen Monaten höher ist, als in andern, daß aber der mittlere Stand zweier Jahre an denselben Orten fast genau derselbe bleibt. Bei Barometerbeobachtungen kann man sich demnach folgende Aufgaben stellen: den mittlern Barometerstand eines Ortes zu bestimmen; den mittleren Barometerstand jedes Monats im Jahre zu bestimmen; die Zeit, die Größe und den Unterschied der höchsten und tiefsten Barometerstände im Jahre zu bestimmen; den mittleren Barometerstand für gewisse Stunden des Tages entweder im Mittel jedes Monats besonders, oder als Jahresmittel zu bestimmen; die Zeit der Wendestunden im Mittel des ganzen Jahres, oder jeder Jahreszeit, oder jedes Monats zu bestimmen; die Größe der beiden täglichen Maxima und beiden täglichen Minima, und den Unterschied zwischen dem größten Maximum und kleinsten Minimum (welchen man die Größe der täglichen Barometerschwankung nennt) im Mittel jedes Monats oder des ganzen Jahres zu bestimmen; zu unter-

suchen, welchen Zusammenhang die Barometeränderungen mit dem Wechsel der Winde, den Phasen des Mondes, mit Gewittern u. andern meteorologischen Veränderungen haben; zu untersuchen, wie viel Antheil an den Barometerständen der Druck der in der Luft enthaltenen Feuchtigkeit hat und wie viel mithin bei den Veränderungen der Barometerstände auf Rechnung der Feuchtigkeitsänderungen in der Luft kommt. Auf die vollkommenste Weise und im Zusammenhange würden sich alle diese Aufgaben lösen lassen, wenn man alle Stunden oder noch besser alle halbe Stunden oder wenigstens alle 2 oder 4 Stunden, sowohl Tags als Nachts, nach dem B. sähe, zugleich die andern meteorologischen Instrumente, als Hygrometer, Thermometer, Windfahne, vergliche und dies so lange als möglich fortsetzte. Durch Ziehung von täglichen, monatlichen, jährlichen und mehrjährigen Mitteln aus den so erhaltenen Beobachtungen und Vergleichung derselben mit einander und mit andern gleichzeitig beobachteten Witterungsverhältnissen würde man dann alle oben angeführten Punkte bestimmt finden, u. in der That sind einige sehr verdienstliche Beobachtungsreihen dieser Art durch Zusammenwirken Mehrer angestellt worden. Begreiflich aber kann ein Einzelner Beobachtungen auf diese Weise nicht durchführen; er wird sich mit wenigen Beobachtungen jedes Tages begnügen müssen. Reichen nun diese gleich nicht hin, den Gang der Barometeränderungen für jeden Tag und die Zeiten der Wendestunden aufzufinden, so können sie doch genügen (und schon dies ist sehr dankenswerth), Alles, was auf den Gang des B.s während des ganzen Jahres Bezug hat, sowie den mittlern Barometerstand eines Ortes zu bestimmen, wofern sie nur zu zweckmäßigen Stunden des Tages angestellt sind; denn begreiflich würde man für das ganze Jahr einen zu hohen mittlern Barometerstand erhalten, wenn man jeden Tag z. B. bloß zur Zeit eines Maximums beobachten und hieraus das Mittel ziehen wollte, oder einen zu tiefen, wenn man etwa die Zeit eines Minimums hierzu wählte. Will man sich demnach mit bloß Einer Beobachtung jedes Tages begnügen, so stelle man diese zu einer folgender 4 Zeiten an: 1 Uhr 7 Minuten Nachts od. 6 Uhr 11 Minuten Morgens oder 12 Uhr 43 Minuten Mittags oder 7 Uhr 32 Minuten Abends. Zu diesen 4 Zeiten ist nämlich der Barometerstand im Durchschnitt derselbe, als man ihn finden würde, wenn man ihn als Mittel aus von Stunde zu Stunde oder von halber Stunde zu halber Stunde während des Tages angestellten Beobachtungen ableitete. Genau um Mittag zu beobachten, wie häufig geschieht, gibt eine die mittlere Barometerhöhe des Tages etwas übersteigende Größe. Will man 2 Stunden des Tages beobachten, so kann man dazu die Stunden 9 Uhr früh und 3 Uhr Nachmittags wählen, indem das Mittel beider Beobachtungen ebenfalls nahe mit dem richtigen Tagesmittel übereinkommt und mithin zur Ziehung monatlicher oder jährlicher Mittel dienen kann; allein da man hierdurch eben nicht mehr gewinnt, als wenn man bloß Eine Beobachtung des Tages zu einer der vorgenannten Stunden anstellt, so scheue man lieber die Mühe nicht, 3 Beobachtungen des Tages zu folgenden Zeiten anzustellen: 10 Uhr früh, wo (im Mittel des ganzen Jahres) das erste Maximum eintritt, 12 Uhr 43 Minuten Mittags, wo der mittlere Barometerstand des Tages eintritt, und 4½ Uhr Nachmittags, wo das zweite Minimum eintritt, da man solchergestalt auch die Größe der täglichen Barometerschwankung erhält. Da sich die Zeit der Wendestunden nach den Jahreszeiten ändert, so könnte man auch zu verschiedenen Jahreszeiten in verschiedenen Zeiten beobachten, um sich dem Gange jener Stunden immer anzuschließen u. die Maxima und Minima für jede Jahreszeit um so genauer zu finden. Das Verfahren, die Wendestunden, wie sie sich im Mittel des ganzen Jahres finden, fortwährend zu Grunde zu legen, ist indeß das gewöhnlichere und, so lange die Abhängigkeit der Wendestunden von den Jahreszeiten nicht durch mehr Beobachtungen, als bis jetzt, festgestellt ist, vielleicht auch das zweckmäßigere. Die Beobachtungen früh um 8 Uhr und Nachmittags um 2 Uhr anzustellen, wie hie und da geschieht, scheint ziemlich zwecklos. Wer 5mal des Tages beobachten wollte, könnte dazu die 4 mittlern Wendestunden des Jahres und eine der 4 Zeiten, wo der mittlere Barometerstand während des Tages eintritt, wählen; er könnte aber auch, um etwas zur genauern Ausmittelung der Wendestunden selbst beizutragen, etwa folgende 5 Zeiten wählen: 6 Uhr und 10 Uhr früh, Mittags 12 Uhr, 4 Uhr Nachmittags und 10 Uhr Abends; denn ein geschickter Meteorolog wird aus anhaltend fortgesetzten Beobachtungen zu diesen Zeiten die genauen Wendestunden zu berechnen wissen. Wer noch mehr Stunden des Tages allein oder mit Unterstützung eines zuverlässigen Gehülfen beobachten will, mag sie nach Belieben wählen, wo möglich aber in gleichen Intervallen und so, daß die Zeiten der Wendestunden dabei wenigstens ungefähr mit zugezogen werden, auch mit Bedacht, die einmal gewählten Stunden dann fortgehends beizubehalten. Da es sich übrigens bei Jahre lang fortgesetzten Beobachtungen leicht treffen kann, daß man einmal die eine oder andere Beobachtung zu einer der festgesetzten Zeiten versäumen muß, so wird nützlich sein, zu wissen, daß sich einzelne dergleichen fehlende Beobachtungen durch eine einfache Rechnung mit genügender Annäherung ergänzen (interpoliren) lassen, wofern man nur die benachbarten Beobachtungen angestellt hat. In Betreff der Größe der täglichen Barometerschwankung werde noch bemerkt, daß, da wenige Beobachter Lust haben, das Minimum am frühen Morgen (um etwa 4 Uhr) u. das Maximum am späten Abend (um etwa 10 Uhr) zu beobachten, häufig bloß der Unterschied, der sich zwischen dem ersten Maximum früh und dem zweiten Minimum Nachmittags findet, als Größe der täglichen Barometerschwankung beobachtet wird, wenn gleich das des Morgens fallende Minimum manchmal noch kleiner sein kann, als das Minimum des Nachmittags. Zweckmäßiger übrigens, als die Differenz bloß eines Maximums u. eines Minimums während des Tages zu vergleichen, wäre jedenfalls, die Differenz zwischen dem Mittel beider täglichen Maxima und beider täglichen Minima zu vergleichen und diese Differenz als die wahre tägliche Barometerschwankung zu betrachten. Barometerbeobachtungen durch ein Instrument, welches die Maxima und Minima von selbst anzeigt (wie man deren hat), scheinen sich zwar sehr zu empfehlen, sind aber deshalb nicht brauchbar, weil sie keine Korrektion wegen der Temperatur zulassen.

Um Barometerbeobachtungen anzustellen, ist es zunächst nöthig, daß das B genau vertikal hänge.

Ist diese Vertikalität nicht durch die Einrichtung des Instruments selbst gesichert, so prüfe man sie mittelst Bleiloths. Der Beobachtungsort sei den direkten Sonnenstrahlen durchaus nicht ausgesetzt, überhaupt möglichst wenig schnellem Temperaturwechsel unterworfen, eine Vorsicht, die um so nöthiger wird, wenn das B. bloß mit Einem Thermometer in der Fassung versehen ist, da man sonst durchaus nicht sicher sein kann, daß das Quecksilber im B. auch die Temperatur genau habe, welche von dem Thermometer angezeigt wird, dessen ungeachtet aber dies bei der wegen der Temperatur vorzunehmenden Korrektion vorausgesetzt werden muß. Unter Rücksicht hierauf ist es gleichgültig, ob das B. in oder außer dem Zimmer hängt. Bei Beobachtungen des Barometerstandes vernachlässige man nie, zugleich den Stand des Thermometers oder der Thermometer, welche sich am B. angebracht finden, mit aufzuzeichnen. Will man Beobachtungen des Hygrometers, eines im Freien hängenden Thermometers, der Windrichtung, der Wolken, des Regens ꝛc. damit verbinden, um so besser. Als wahre Barometerhöhe ist natürlich nichts Anderes als der Abstand des untern und obern Quecksilberniveau's zu messen, wobei selbst bei einem Gefäßbarometer darauf Rücksicht zu nehmen ist, daß auch das untere Niveau veränderlich ist, was sich beim Heberbarometer von selbst versteht. Diese Messung mit Bequemlichkeit und Genauigkeit zu verrichten, sind an guten Instrumenten Skalen mit Verniers Schrauben, Fadenperspektive und andere Vorrichtungen angebracht, deren Gebrauch sich besser zeigen als beschreiben läßt.

Die barometrischen Höhenmessungen beruhen auf dem Erfahrungsgrundsatz, daß der Druck der Luft von unten nach oben in einer geometrischen Reihe abnimmt, wenn man in ihr nach einer arithmetischen steigt, welcher Druck eben von dem B. angezeigt wird. Denken wir uns die Luft in gleich hohe Schichten eingetheilt und tragen ein B. von oben nach unten durch die Atmosphäre, so gibt es in jeder Schicht den Druck an, den alle oberen Schichten auf das Quecksilber ausüben. Mithin nimmt die Quecksilberhöhe in einer geometrischen Progression zu, wenn das Instrument in einer arithmetischen herabkommt. Die Glieder einer arithmetischen Reihe sind aber nichts Anderes, als die Logarithmen, welche den Gliedern der dazu gehörigen geometrischen Reihe entsprechen; sogleich können die verschiedenen Höhen der Luftschichten über den entsprechenden Beobachtungsorten als die Logarithmen der betreffenden Quecksilberhöhen angesehen werden. Der Druck, den eine jede der Schichten, in welche die Luft eingetheilt gedacht wird, ausübt, verhält sich wie ihre Schwere, und die Schwere jeder Schicht verhält sich wie ihre Dichtigkeit, da alle Schichten gleich hoch sind. Die Dichtigkeit verhält sich in jeder Schicht wie der Druck, mit dem sie gepreßt wird; und da der Druck von unten nach oben abnimmt, so nimmt die Dichtigkeit und die Schwere der Schichten und der Druck, den sie ausüben, ebenfalls von unten nach oben ab, und zwar in demselben Verhältniß wie der Druck, den sie erleiden. Vergl. Höhenmessungen. Bei einer Temperatur von 20° C. zeigt der Barometerstand von 28 Zoll für eine Höhe von etwa 24 Meter einen Unterschied von 1 pariser Linie. Daher müssen zwei B., von denen das eine in dem obersten Stockwerke eines hohen Hauses, das andere zu ebener Erde aufgehängt ist, einen konstanten und merklichen Unterschied zeigen. In einer Höhe von etwa 17,000 pariser Fuß steht das B. nur halb so hoch, als am Meeresspiegel, und in einer Höhe von 160,000 Fuß oder nahezu 8 geographischen Meilen beträgt der Luftdruck nur noch 1 Millimeter, ist also schwächer, als der niedrigste Druck, den man mittelst der Luftpumpe zu Wege bringen kann. Auf Grund dieser Beobachtung nimmt man die Höhe der Atmosphäre gewöhnlich nur zu 8—15 Meilen an, da alle etwa noch weiter hinauf reichenden Luftschichten zu gering an Masse sind, als daß sie noch irgend wahrnehmbare physikalische Wirkungen hervorbringen könnten.

Baron (v. Lat.), Titel einer bevorzugteren Adelsklasse. Bei alten lateinischen Schriftstellern bedeutet das Wort baro einen Dummkopf, Einfaltspinsel; satirische Gelehrte haben auch nicht unterlassen, dies für die ursprüngliche Bezeichnung unserer heutigen B.e auszugeben. Nach dem alten Scholiasten zu Persius ist indeß das Wort gallischen Ursprungs u. seine Grundbedeutung: Soldatenbedienter, Packknecht, woran sich bei den Lateinern der Begriff der Einfalt eben so ansetzte, wie bei den heutigen Italienern Barone einen Taugenichts oder schlechten Kerl bezeichnet. Aus der Grundbedeutung Soldatenknecht entwickelte sich weiter der allgemeine eines Dieners oder Lohnarbeiters, namentlich auch der eines königlichen Hof- und Heerbeamten (ministerialis), und die eines Mannes überhaupt, auch eines Ehemannes; so häufig in den fränkischen Kapitularien. Aehnlich bedeutet Garçon ursprünglich einen Diener bei der Bagage (garcinae, sarcinae), später jeden Bedienten und überhaupt auch einen jungen unverheiratheten Mann. Die Ableitung von einem altdeutschen Worte Bar, welches frei oder freier Mann bedeuten soll, ist aus der Luft gegriffen. Wie aus den königlichen Hofbeamten und den Heerführern des Königs der größere Theil des neuern Adels hervorging, so bedeutete nun auch B. schon früh einen Mann von Adel, einen Freiherrn, der nur von König oder Kaiser abhängig, nicht der Dienstmann eines Grafen ꝛc. ist; doch werden in Deutschland die Barones noch im 12. und 13. Jahrhundert bisweilen den casatis militibus, d. h. Leuten, die auf eines Herrn Grund und Boden saßen, gleichgestellt. Der anfangs schwankende Ehrenname erhielt eine höhere Bedeutung, als er auf die Besitzer eines freien Territoriums (Baronie) überging u. gleichbedeutend mit Dynast wurde. Viele dieser Dynasten, liberi domini genannt, waren Besitzer von alten Grafschaften, ohne daß sie von dem Grafentitel Gebrauch machten; sie nannten sich B.e und gehörten als solche unbezweifelt zu dem hohen Adel. In Frankreich gab es zu Anfange des 13. Jahrhunderts 59 Baronien, deren Besitzer nur den König über sich erkannten; doch waren schon damals unter ihnen nur 3—4, welche dem Könige bloß als dem Reichsoberhaupte huldigten, die übrigen waren ihm schon als dem Besitzer einzelner Grafschaften und Herzogthümer dienstpflichtig. Später nahmen, namentlich in Deutschland, die angesehensten der B.e den Grafentitel wieder an und sonderten sich so als eine höhere Klasse von den übrigen B.en aus; in Deutschland und Frankreich wurden einige dieser ehemaligen B.e selbst Fürsten, andere weniger mächtige mußten sich der Oberhoheit ihrer Nachbarn un-

terwerfen, noch andere begaben sich freiwillig in Lehnsabhängigkeit von Herzögen und Grafen. Die letzten wahren B.e existirten in Deutschland nur in den reichsunmittelbaren Freiherren (Reichsbaronen) des deutschen Reichs. Seitdem auch diese nicht mehr bestehen, bezeichnet B. in Deutschland die erste Klasse des niedern Adels, welche zwischen den Grafen und den einfachen Edelleuten steht, d. h. so viel als Freiherr. Viele unserer heutigen Baronstitel gehören dem Briefadel an, indem besonders seit Karl V. viele einfach-adelige Familien zu diesem höhern Range durch kaiserliches Dekret aufstiegen. In England bezeichnet B. die unterste Stufe der Lordschaft; vergl. Adel.

Baron, Michel, eigentlich Boyron, einer der größten französischen Schauspieler, 1653 zu Issoudon geboren, trat schon im 14. Jahre bei den Petits Comédiens Dauphins auf, kam dann zu dem Theater Molière's und sah sich, von mehren Provinzialbühnen 1670 an das Theater des Palais Royal nach Paris zurückgekehrt, bald als den ersten Schauspieler seiner Zeit anerkannt. Dennoch forderte er aus unbekannten Ursachen 1691 seinen Abschied. Sein Wiederauftritt im April 1720 bot die seltene Erscheinung eines Künstlers, der nach 29jähriger Ruhe auch nicht das Mindeste von dem Zauber seines Darstellungstalents verloren hatte, ja sich geistig u. körperlich verjüngt zu haben schien. Von Neuem hochgefeiert und unerreicht, † B. den 22. December 1729. Seine Gestalt war ein Ideal männlicher Schönheit, seine Haltung bis in das höchste Alter würdevoll, seine Gesichtsbildung edel und des mannichfachsten Ausdrucks fähig, sein Organ kräftig, biegsam und wohltönend zugleich, seine Aussprache überaus klar, bestimmt und geläufig. Das Seelenvolle seiner Betonung, die Lebendigkeit seines jede Leidenschaft ausdrückenden Mienenspiels, seine edlen Stellungen und das selbst im höchsten Feuer der Darstellung sorgfältig gehaltene Maß derselben, Alles vereinigte sich in B., um jede seiner Leistungen zu einem wahrhaft schönen und doch zugleich tief aus dem Innersten der Natur gegriffenen Kunstwerke, ihn selbst aber zum Reformator der damals in Unnatur und Bombast versunkenen tragischen Kunst der Franzosen zu erheben. Von der Kunst, die Geberde der Rede voranzuschicken, gab er das erste Beispiel, wie er zugleich der vollkommenste Meister darin ward. Weniger bedeutend ist B. als dramatischer Dichter, obwohl seine Stücke (Pièces de théâtre", Paris 1760, 3 Bde.) bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts öfters gegeben wurden. Den meisten Beifall fanden „L'hommo à bonnes fortunes", „La coquette ou la fausse Prude", „L'Andrienne", nach Terenz, das erste rührende Lustspiel oder eigentliche Drama der französischen Literatur, von Collé später umgearbeitet und noch um 1790 auf dem Repertoire.

Baronet, die erste Klasse der englischen Gentry, gestiftet 1612 von Jakob I. für Jeden, der zur Behauptung Irlands u. besonders der Provinz Ulster 30 Mann 3 Jahre lang auf seine Kosten stellen würde; vergl. Adel.

Baronius, Cäsar, römischer Kirchenhistoriker, den 30. Oktober 1538 zu Sora in Neapel geboren, ging, nachdem er in Neapel das Studium der Jurisprudenz begonnen, mit seinem Vater, der bürgerlicher Unruhen halber auswanderte, nach Rom u. widmete sich den geistlichen Wissenschaften, besonders unter dem durch seinen Ketzereifer berüchtigten Philipp von Neri, dem Stifter der Kongregation des Oratoriums. Von diesem, als er 1593 sein Superiorat niederlegte, zum Nachfolger erwählt, von Papst Klemens VIII. bestätigt, bald darauf zum päpstlichen Beichtvater erwählt, ward er 1595 zum apostolischen Protonotarius, 1596 zum Kardinal u. Bibliothekar am Vatikan erhoben. Seine Abhandlung „De Monarchia Siciliae", im 11. Bande der „Annalen", welche die alten Ansprüche der Päpste auf Sicilien und Neapel verfocht und den spanischen Hof so erbitterte, daß er diesen Band durch Henkershand verbrennen ließ, war wahrscheinlich die Hauptursache, warum B. 1605, nach Klemens' Tode, nicht Papst wurde, obgleich er 31 Stimmen hatte. Er † den 30. Mai 1607 u. wurde 1622 von Gregor XV. kanonisirt. Besonders berühmt wurde B. durch seine kirchlichen, in 12 Foliobänden erschienenen „Annalen", in welchen er auf Veranlassung Neri's, der den magdeburgischen Centurien (s. d.) ein entsprechendes Werk im Geiste der römischen Kirche entgegenzustellen wünschte, 12 Jahrhunderte der christlichen Kirche beschrieb, indem er dieser historisch-kritischen Arbeit im Interesse der Hierarchie 30 Jahre seines Lebens widmete. Während B. die magdeburgischen Centurien ein Werk des Satans nannte, verkannten selbst seine Konfessionsgenossen nicht, daß er in seine Geschichte, die ihm die Kardinalswürde eintrug, verfälschte Urkunden, untergeschobene Dokumente, erdichtete Erzählungen, Sagen und Legenden aufgenommen habe, wenn dieselben nur seiner Absicht dienen konnten. Dabei ist jedoch nicht in Abrede zu stellen, daß er neben den falschen auch viele vorher verborgene ächte Urkunden veröffentlicht, viele bisher unbekannte wirkliche Thatsachen ans Licht gezogen und sich sowohl chronologischer und genealogischer Genauigkeit, als verständlicher Darstellung befleißigt und durch sein Werk nicht nur der Kirchen-, sondern auch der Profangeschichte wesentlich genützt hat. Die erste, sehr selten gewordene Ausgabe des Werks erschien unter dem Titel „Annales ecclesiastici a Chr. nat. ad a. 1198" (Rom 1588—1607, 12 Bde.). Schon nach dem Erscheinen der ersten Bände wurden neue Auflagen nothwendig, die jedoch zum Theil an Inkorrektheit leiden; die mainzer von 1601, 12 Bände, von B. selbst durchgesehen, erklärte er selbst für die beste. Die neueste, mit weitläufigem Apparat versehene, auch Pagi's Kritik und Raynalds Fortsetzung enthaltende, doch nicht ganz korrekte Ausgabe ist die von Mansi (1738—57, 43 Bde.). Unter den Fortsetzungen der „Annalen" sind die reichhaltigsten von Bzovius, bis 1564 reichend (Rom 1616, 8 Bde.), und von Raynald (daf. 1646—63, 8 Bde., 9. Band nach Raynalds Tode in 2 Theilen, daf. 1676 bis 1677, erst 1727 der kölner Ausgabe von 1693 beigefügt). Unter den Auszügen sind die besten die von Heinr. Spondanus (Paris 1612, 1622 f., auch in der mainzer Ausgabe von 1615). Unter den Uebersetzungen der „Annalen", von denen indeß keine das ganze Werk umfaßt, befinden sich nicht bloß deutsche, französische, italienische, polnische ꝛc., sondern selbst eine arabische. Von B.' übrigen Werken ist noch anzuführen die Ausgabe vom „Martyrologium rom. restitutum" (Rom 1586, Venedig 1587, 1597, Anmw. 1589 f.).

Barori, Szabo David, ungarischer Dichter, 1739 zu Parot geboren, ward 1757 Jesuit, 1773 Lehrer der Humaniora zu Komorn, 1776 zu Kaschau, legte 1799 seine Stelle nieder und privatisirte zu Vieth bei Komorn, wo er 1819 †. Sein Gedichte, in denen er zuerst unter den ungarischen Dichtern die epischen und lyrischen Versarten der Alten anwandte, erschienen Kaschau 1777, 4. Aufl., Komorn 1802, 3 Bde. Von seinen übrigen Werken sind zu nennen: „Orthographia és Prosodia" (Komorn 1800); „Magyarsàk viragi" (das. 1803); „Kisded szótár" (Kaschau 1784 und 1792). Seit 1788 gab er mit Kazinczy und Bacsányi das „Magyar Museum" heraus. Auch übersetzte er Virgils Eklogen und Aeneis in Hexametern (1810—13, 2 Bde.).

Barostop, s. v. a. Barometer.

Barosma *Willd.* (Buccostrauch), Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, charakterisirt durch den 5theiligen Kelch mit gleichen Einschnitten, die länglichen, festansitzenden Kronblätter, die 10 Staubfäden, von denen abwechselnd 5 unfruchtbar und blumenblattartig sind, und den Griffel mit gleicher, stumpfer Narbe, immergrüne, stark aromatisch-riechende Sträucher am Vorgebirge der guten Hoffnung, ausgezeichnet durch drüsige, gezähnte Blätter und einzelne Achselblüthen. Von 18 Arten finden sich mehre in deutschen Gewächshäusern; einige besitzen Arzneikräfte. B. crenata *Eckl., Zeyh.*, Diosma crenata *L.*, hat eirunde, zugespitzte, punktirte, am Rande drüsig-sägezähnige Blätter und weiße, einzelnstehende Blüthen u. wird gegen 2—5 Fuß hoch, mit gegenüberstehenden Aesten und Aestchen. Die Blätter gelangen als Bucco- (Bucu- oder Buchu-)blätter, Folia Bucku, Bucco s. Diosmae crenatae, nach Europa. Getrocknet sind dieselben leicht zerbrechlich, hellgelblichgrün, auch bräunlichgrün, oben dunkler, unten blässer. Sie besitzen einen durchdringend-gewürzhaften, rosmarinartigen oder dem Katzenurin ähnlichen Geruch und einen pfeffermünzartigen Geschmack, ohne große Bitterkeit. Sie enthalten vorwaltend ätherisches Oel, Harz und einen eigenthümlichen Extraktivstoff, Diosmin, nebst Gummi und vielen Salzen. Sie wirken adstringirend-resolvirend, etwas flüchtig-erregend, vorzüglich auf die Schleimhäute und Nieren, und werden deshalb bei Schleimflüssen der Harnorgane, bei Neigung zu Steinbildung und bei Wassersucht, jedoch nur selten angewendet. Auch das Oleum aether. fol. Bucco ist nur selten im Gebrauch. Am Kap werden nicht nur die hier beschriebenen ächten Buccoblätter, sondern auch die Blätter mehrer Gewächse aus den Gattungen Adenandra *Willd.*, Agathosma *Willd.*, Coleonema *Bartl.* und Diosma *L.* vorzüglich von den Hottentotten gegen Krämpfe, Erkältungen, Rheumatismen und Krankheiten der Urinwerkzeuge, sämmtlich unter dem Namen Buccoblätter, angewendet. Von B. serratifolia *Willd.*, Diosma serrata *Hort.*, der 2—5 Fuß hoch wird, sollen die den gewöhnlichen Buccoblättern ganz gleich wirkenden langen Buccoblätter in den Handel kommen. Auch B. betulina *Bartl.*, et *Wendl.*, Diosma betulina. *Thunb.*, etwa 6 Fuß hoch, aufrecht sehr ästig, glatt, mit entgegengesetzten, verkehrt-eirund-keilförmigen, gekerbten, unten punktirten, dichten und scharf-gezähnelten Blättern und weißen, einzelnen oder zu 2 winkelständigen Blüthen, liefert Buccoblätter. B. pulchella *Bartl.* et *Wendl.*, Diosma pulchella *L.*, wird 3 Fuß hoch, hat eirunde, zerstreute, glatte, glänzende, drüsig-gekerbte Blätter und röthliche Blüthen an einzelnen, winkelständigen, am Ende der Aestchen gehäuften, eine Traube bildenden Blumenstielen. Die Buccosträucher verlangen sandige, mit etwas Lauberde und Lehm gemischte Heideerde und ertragen wenig Nässe, müssen daher sparsam begossen werden. Bei einer Wärme von 4—6° lassen sie sich im Glashause leicht durchwintern. Die Vermehrung geschieht im Frühling und Herbst durch Stecklinge.

Barotsche, s. Broach.

Barozzi, s. Baroccio.

Barquisimeto, Stadt im südamerikanischen Staate Venezuela, liegt 1746 Fuß hoch, in einer fruchtbaren, gesunden, gut angebauten Gegend, zwischen den Flüssen Turbeo und Claro, außerordentlich günstig für Handel und Ackerbau. Schon 1552 unter dem Namen Nueva Segovia gegründet, wurde B. am 26. März 1812 durch das Erdbeben, welches das 45 Meilen entfernte Caraccas zerstörte, völlig vernichtet. Die neue Stadt ist ganz auf u. aus den Trümmern der alten erbaut, hat regelmäßige Straßen, ein Gymnasium und schon wieder 12,000 Einwohner. Seit 1830 ist sie die Hauptstadt einer nach ihr benannten Provinz von 438,2 QMeilen mit gegen 113,000 Einwohnern, die sich zum größern Theil mit Ackerbau beschäftigen.

Barr, Stadt im französischen Departement Niederrhein, in einem hübschen Thal am Fuß der Vogesen von Weinbergen umgeben, regelmäßig gebaut, mit 4550 Einwohnern, welche Tuch, Waffen, Leder fabriciren und mit Getreide und Branntwein handeln.

Barra, Fürstenthum in Senegambien, zwischen Sin und der Mündung des Gambia, ist 8 Meilen lang, 14 Meilen breit, fruchtbar und zählt 200,000 Einwohner, theils Mandingos, theils Abkömmlinge der Portugiesen, die als geschickt und thätig geschildert werden und viel mit Salz in das Innere handeln, von wo sie Mais, Goldstaub, Elfenbein und Wollenzeuche zurückbringen. B. enthält 7 Ortschaften unter eignen Häuptlingen. Hauptort ist Barra Inding, Haupthandelsplatz Dschillifreh an der Gambiamündung. Die Stadt Albreda daselbst gehört den Franzosen.

Barra, Name mehrer Städte in Brasilien: B. do Sao Miguel, in der Provinz Alagoas, an der Mündung des Rio Sao Miguel in den Ocean; B. do Rio Grande, in der Provinz Bahia, mit 4000 Einwohnern; B. do Rio Negro (Monoas), in der Provinz Amazonas, am Amazonenstrom, unweit der Mündung des Rio Negro, ein aufblühender Handelsplatz; B. (Francisco da B.), in der Provinz Bahia, am San Francisco, mit 4000 Einwohnern; Barra-Mansa, in der Provinz Rio de Janeiro, am Parahyba, mit 6000 Einwohnern.

Barrainseln, eine zu den Hebriden gehörige Gruppe von 12 Inseln, südlich von Süd-Uist; die größte derselben, B. oder Barray, ist 8 englische Meilen lang, 3 Meilen breit, im Westen eben und niedrig, im Osten gebirgig, nicht fruchtbar, aber reich an Weideland. Sie hat an der Nordküste einen Hafen und gegen 2000 Einwohner, welche das Gälische in großer Reinheit sprechen und von Fischerei, Viehzucht und Sodabereitung leben. Die südlichste Insel ist Barri-Head, mit einem Leuchtthurm.

Barrabatti (Burrabuttee), Festung in der ostindischen Provinz Orissa, bei Kattak.

Barras, Paul Jean François Nicolas, Graf von, einer der berühmtesten Männer der französischen Revolution, geboren am 30. Juni 1755 zu Fohembour in der Provence aus einem attadeligen Geschlecht, kam als Lieutenant im Regiment Languedoc nach Isle de France und von da nach Ostindien, wo er, namentlich bei dem Angriff auf Pondichery, gegen die Briten kämpfte. Das Unglück der französischen Waffen und der Friede führten ihn als Kapitän nach Paris zurück. Die Revolution von 1789 gab seinem Leben und seinen zerrütteten äußern Verhältnissen einen neuen Aufschwung; er erfaßte mit Eifer die reformatorischen Ideen, bewarb sich um die Stelle eines Deputirten des dritten Standes und erhielt sie, während sein Bruder unter dem Adel saß. Er erklärte sich gegen den Hof, betheiligte sich den 14. Juli 1789 an der Erstürmung der Bastille und nahm überhaupt an allen Vorfällen, welche die Revolution förderten, Antheil, wie er denn auch bei der Erstürmung der Tuilerien, am 10. August 1792, sehr thätig war. Nach derselben erhielt er die Verwaltung des Vardepartements, dann ward er zum Hochgeschworenen am Gerichtshofe zu Orléans ernannt und darauf als Kommissär der Armee nach Italien geschickt, wo er die Generalverwaltung der Grafschaft Nizza übernahm. Im September in den Konvent gewählt, stimmte er für den Tod des Königs ohne Aufschub und Appellation an das Volk, sowie er sich auch am 31. Mai 1793 gegen die Girondisten erklärte und sich überhaupt der Partei des Berges anschloß. In den Versammlungen der Stellvertreter der Nation spielte er keine bedeutende Rolle und ward gewöhnlich zu Sendungen bei der Armee gebraucht. Als er bei der Rückkehr zur Armee in Italien erfuhr, daß seine Kollegen, die Repräsentanten Bayle und Beauvais, in Toulon verhaftet seien, u. daß man einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe, eröffnete er mit den zu Nizza stehenden Truppen in aller Eile die Belagerung von Toulon, bei welcher Bonaparte die Artillerie mit befehligte, kommandirte dann unter Dugommier bei dem Angriff auf die Stadt eine Division und nahm nach dem Siege an all den blutigen Maßregeln, welche über die Einwohner Toulons, sowie über den ganzen Süden Frankreichs verhängt wurden, regen Antheil. Dennoch hatte er sich merkwürdiger Weise die Gunst des Volks bewahrt, so daß B. und Fréron von der Anklage ausgenommen waren, welche die Volksgesellschaften gegen die bei jenen Greueln fungirenden Repräsentanten bei den Jakobinern erhoben. Je fester er aber seinen Ruf als Patriot begründet hatte, desto mehr mißfiel er Robespierre. Nur B.' Drohung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, hielt jenen zurück; Robespierre beschloß, ihn in die große Proskription, mit welcher er umging, mit zu verwickeln. B. vereinigte sich daher mit den Ausschußmitgliedern, die ebenfalls ihren Fall voraussahen u. einen Machtstreich versuchen mußten, um ihren Feind zu stürzen, und spielte am 9. Thermidor (27. Juli 1794) eine Hauptrolle. Als die sogenannte Garde Henriots den Konvent bedrohte, übertrug dieser B. den Oberbefehl der bewaffneten Macht; derselbe zerstreute die Truppe Henriots, bemächtigte sich Robespierre's und schickte ihn auf das Schaffot. Von diesem Augenblick an scheint B. gemäßigter u. menschlicher geworden zu sein. Noch an demselben Tage, wo er gewissermaßen mit der Diktatur bekleidet war, verfügte er sich in die Temple und sorgte für eine bessere Behandlung des königlichen Kindes, eilte dann in den Justizpalast und suspendirte die Guillotinirung einer großen Menge Verurtheilter. Die im Konvent gegen ihn erhobenen Anklagen verstand er geschickt zu beseitigen. Im November 1794 wurde er Sekretär und am 4. Februar 1795 Präsident des Konvents und Mitglied des Wohlfahrtsausschusses. Er zog sich nun von allen den Männern zurück, deren revolutionärer Eifer keine Grenzen mehr kannte, obgleich er noch im Januar 1795 gegen die Emigrauten sprach und die Jahresfeier der Hinrichtung Ludwigs XVI. betrieb. Am 1. Prairial (10. März 1795) verfolgte er die Reste der Bergpartei mit so großem Eifer, daß er das Zutrauen der Mehrheit im Konvent völlig gewann, und fortan trat er mit gleicher Entschiedenheit sowohl gegen die Umtriebe der Royalisten, als gegen die Ausschweifungen der Sektionen auf. Am 13. Vendémiaire (5. Oktober 1795), wo die Sektionen sich gegen den Konvent empörten, übertrug ihm dieser den Oberbefehl über die Truppen des Konvents und das Bataillon der zu Hülfe herbeigeeilten Patrioten. B. war so klug, die Vollziehung dieses bedenklichen Auftrags dem jungen Bonaparte, den er schon bei der Belagerung von Toulon würdigen gelernt hatte, zu überlassen und sich den Namen und die Berichterstattung vorzubehalten. Als die Konstitution vom Jahre III (1795) ins Leben trat, ward er in das Direktorium gewählt, dem er seinen jungen Freund Bonaparte als Obergeneral der Armee in Italien vorschlug, sowie er auch dessen Verheirathung mit der Wittwe Beauharnai's vermittelte. Am 18. Fructidor (4. September 1797) wurde er zum dritten Male mit der Diktatur bekleidet, und auch diesmal blieb er Sieger. Inmitten der allgemeinen Trauer über die diesen Ereignissen folgenden zahlreichen Deportationen und Verfolgungen eröffnete B. im Palaste Luxembourg eine Reihe glänzender Feste, affektirte den Pomp eines Königs und wußte sich 2 Jahre hindurch ein großes Uebergewicht im Direktorium u. einen entschiedenen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu bewahren. Namentlich unterdrückte er das Vorhaben des Raths der Fünfhundert, die Adeligen in Masse zu deportiren. Als das Ansehen des Direktoriums immer mehr sank, verband er sich mit Sièyes zur Vernichtung der Konstitution vom Jahre III und zur Herbeiführung der Ereignisse des 30. Prairial VII (1799). B. wußte sich neben Sièyes zu erhalten, während Merlin von Douay, Treilhard und Lareveillère-Lepaux sich genöthigt sahen, ihren Abschied zu nehmen. Damals soll ihm die Unterstützung des britischen Kabinets zugesichert worden sein, falls er sich der öffentlichen Autorität bemächtigen wollte; auch wird behauptet, er habe mit Ludwig XVIII. und den übrigen Bourbons über die Herstellung des Thrones zu Gunsten der Bourbons unterhandelt und als Preis dafür die Summe von 12 Millionen Francs und für seine Person vollkommene Amnestie gefordert; die Behauptung ist jedoch bis jetzt unerwiesen. Dagegen leitete der auf ein anderes Ziel hinarbeitende Sièyes im Einverständniß mit Bonaparte die Revolution des 18.

Brumaire (9. November 1799) ein, und B. mußte der Konsularregierung weichen und die politische Laufbahn seines Lebens beschließen. Er zog sich auf sein Schloß Grosbois zurück. Hier wurde er beschuldigt, bald daß er die Jakobiner begünstige, bald daß er die Bourbons zurückzuführen gedächte. Bonaparte ließ ihm durch Talleyrand den Oberbefehl über die Armee von Domingo antragen, und als sich B. nicht dazu verstehen wollte, so brachte der erste Konsul das Gesetz, nach welchem jeder entlassene Militär sich 40 Lieues von der Hauptstadt zu entfernen habe, gegen ihn in Anwendung. Er ging nun nach Brüssel, nachdem er seine Besitzungen in Frankreich verkauft hatte, und führte dort ein seiner Neigung entsprechendes Leben in Pracht und Ueppigkeit. Im Jahre 1805 erhielt er die Erlaubniß, nach Marseille zurückzukehren, wo er jedoch unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde. Der Präfekt Thibaudeau bezeichnete ihn als das Haupt einer mit den Briten angeknüpften Verschwörung zur Zurückführung der Bourbons, worauf er nach Rom exilirt und dort ebenfalls unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde. Nach einem Jahre war er wieder in eine Verschwörung zu Gunsten der Bourbons verwickelt und wurde nach Montepellier geschickt. Nach der ersten Restauration der Bourbons kehrte auch B. nach Paris zurück, wurde oft von der Regierung Ludwigs XVIII. um Rath gefragt und rieth stets freimüthig zur Mäßigung. Bei der Flucht des Königs nach Gent war er in der Provence; während der hundert Tage erhielt er die Erlaubniß, nach Paris zu kommen, hielt sich aber von allen öffentlichen Angelegenheiten entfernt. In der Folge kaufte er in der Nähe von Paris das Landgut Chaillot und machte vermittelst seines bedeutenden Vermögens ein glänzendes Haus. Die Ordonnanz Ludwigs XVIII., welche die Verbannung der königsmörderischen Konventsmitglieder aussprach und von den beiden Kammern zum Gesetz erhoben ward, erwähnte B. nicht. Nach seinem am 29. Januar 1829 zu Chaillot erfolgten Tode ließ die Regierung seine Memoiren, die gewiß zur Aufklärung der Revolutionsgeschichte von Bedeutung waren, versiegeln.

Barre, eigentlich ein langer, dünner Körper, wodurch etwas versperrt werden kann, als Pfahl, Stange, Schlagbaum, Riegel ꝛc. (wovon das französische barrière abgeleitet ist), dann (englisch bar) s. v. a. Gerichtsschranke, oder diejenige Brustwehr, durch welche die Richterbank oder die Tribüne des Gerichtshofs von der zuhörenden Menge getrennt ist; auch bezeichnet das Wort, sowie der davon abgeleitete französische Ausdruck Barreau, den Stand der Advokaten, ja zuweilen in Frankreich das Gerichtspersonal selbst. Der englische Name Barrister (s. d.) für eine eigene Klasse von Advokaten kommt ebenfalls von B. her. Außerdem nennt man in Frankreich und England auch die Schranken, welche die Sitze der parlamentarischen Versammlungen einschließen, B. In den beiden Häusern des britischen Parlaments trennt die B. die Mitglieder und die Clerks des Hauses von einem kleinen Raum an der Eingangsthür, in welchen zuweilen andere Personen eintreten, um „vor der B. zu stehen" oder „als Rath" vor der B. zugelassen zu werden. Im Unterhause sind dies Diejenigen, welche das Haus wegen eines „Bruchs der Hausprivilegien" zu Gefängnißstrafe verurtheilt, oder die in Prozessen vor dem Hause Zeugen oder Sachwalter abgeben sollen, dann auch Deputationen der Citykorporationen von London. Im Oberhause nehmen vor der B. die Mitglieder des Unterhauses während der Thronrede Platz, sowie diejenigen Deputationen des Unterhauses, welche eine Bill überbringen. In geographischer Beziehung heißt B. eine Sandbank oder Reihe von Klippen vor dem Eingange eines Stroms oder Hafens, welche bei niedrigem Wasserstande die Einfahrt schwierig machen.

Barre (franz. barre, lingot, englisch bar, ingot), im Münzwesen und im Handel mit ungeprägtem Gold und Silber ein stangenförmiges Stück Gold oder Silber von mehr oder minder feinem Gehalt und von verschiedenem Gewicht. Runde oder vielmehr kegelförmige Stücke nennt man auch „Könige", dünnere auch wohl „Planchen" (planches, d. i. Platten). Der Feingehalt der B.n wird durch den Stempel eines Wardeins beglaubigt. Es werden in solchen B.n sehr bedeutende Zahlungen geleistet; auch die Depositen der großen Banken, z. B. der von England und Hamburg, bestehen größtentheils in ihnen. In China dienen sie allgemein als Geld. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden für Rechnung von Privaten in den Münzstätten Goldbarren sowohl aus ganz feinem Golde, als aus solchem zu $^{9}/_{10}$ Feingehalt, und Silberbarren ebenfalls sowohl aus ganz feinem Silber, als aus solchem von $^{9}/_{10}$ Feingehalt geprägt, wobei im Stempel das Gewicht in Unzen und Hundertstelunzen, sowie der Feingehalt in Tausendtheilen angegeben wird. Von kleineren Goldbarren werden aber nur solche von 1, 2, 3 und 5 Unzen Gewicht, und zwar diese nur zu $^{9}/_{10}$ Feingehalt geprägt; alle anderen B.n wiegen wenigstens 10 Unzen. Die vor dem Oktober 1852 fabricirten kalifornischen Goldbarren, die von verschiedener Feinheit waren, enthielten die Werthangabe in Cents und Dollars. In Augsburg unterscheidet man Gold in Platten (en bandelettes) von dem Barrengolde, und zwar wird ersteres nach Dukaten berechnet (etwa $4^{3}/_{4}$ Gulden Kurant für 1 Dukaten, von denen $67^{1}/_{2}$ auf die Mark gerechnet werden), während letzteres mit etwa 316 Guldea per Mark bezahlt wird. B.n heißen auch die in Senegambien als Rechnungsmünze dienenden Eisenstangen. Als feste Rechnungseinheit enthält die B. dort gegenwärtig 4 Barren oder Eisenplatten von bestimmter Schwere und Dimension, im gewöhnlichen Werthe von 5 Francs oder $1^{1}/_{3}$ Thaler preußisch; in baarem Gelde zahlt man jedoch nur $4^{1}/_{6}$ Francs = 1 Thaler $8^{2}/_{3}$ Silbergroschen dafür.

Barreau (franz.), Gitter, Schranken, Ort, wo die Advokaten vor Gericht sitzen, dann sämmtliche Advokaten daselbst, der Stand und das Amt der Advokaten, sowie der Gerichtshof; s. Barre.

Barrèges, gazeartiges Gewebe von großer Leichtigkeit und Durchsichtigkeit, hat eine Kette von feiner, ungelochter und unfilirter Rohseide und einen Einschlag von feinem Kammwollengarn und ist von verschiedener Feinheit, je nachdem das dazu verwendete Garn feiner oder gröber ist, und die Fäden in Kette und Einschlag mehr oder weniger von einander entfernt sind. Bei einer schon ziemlich feinen Sorte enthält die Kette auf den Zoll 30 Fädenpaare, der Einschlag aber 40—60 Fäden auf den englischen Zoll. Der beste B. ward früher im Dorfe Luz im Thal von Barrèges les Bains fabricirt. Mit dem

Auftreten der Maschinengarne nahm dieser Fabrikationszweig einen bedeutenden Aufschwung. Am billigsten ward der Artikel in Nismes producirt, indem man hier eine baumwollene Zwirnkette verwendete. In Deutschland wird B. namentlich in Elberfeld, Chemnitz, Plauen, Greiz, Wien ꝛc. fabricirt. Gegenwärtig aber kommen unter dem Namen B. auch viele gleichartige Gewebe von Baumwolle und von Wolle und Baumwolle in den Handel.

Barrèges les Bains, Flecken und Badeort im französischen Departement Oberpyrenäen, südöstlich von Argeles, am Fuß der Pyrenäen, in einem engen und wilden Thal am Gave de Bastan, 4000 Fuß über dem Meer. B. gehört zu den berühmtesten und heilkräftigsten Heilquellen in Europa, ist aber an sich einer der traurigsten Orte, bestehend außer dem Badehaus aus einer Gasse von ungefähr 80 Wohnungen, die zum Theil über dem nördlich daneben hinströmenden Bastan, am Fuße steiler kahler, den Einsturz drohender Felsengebirge schweben und nur während der Badezeit, ungefähr 4 Monate des Jahres, bewohnt sind. Anfang Oktobers kehren die Einwohner in die niedern Thäler, wo sie eigentlich ansässig sind, nach Luz, Esquieze ꝛc. zurück. B. zählt jährlich etwa 600 Badegäste, darunter viele Militärs, die hier ein Freibad haben. Man unterscheidet drei Hauptquellen: La chaude, die heißeste und wasserreichste, La tempérée und La tiède. Die Temperatur derselben beträgt nach Lomet 25—36° R. (nach Lüdemann 40° R.), ihre specifische Schwere 1,0042—1,0000. Alle Quellen geben in 24 Stunden $4621^{32}/_{77}$ Kubikfuß Wasser. Sie gehören zu der Klasse der alkalisch-salinischen Schwefelwässer, und zwar zu den stärksten, welche Frankreich besitzt. Das Wasser ist klar, durchsichtig, hat einen hepatischen Geruch, einen schwefelig-animalischen Geschmack und bildet in den der Einwirkung der Atmosphäre ausgesetzten Bassins einen aus erdigen Salzen, Schwefel und einer animalischen Substanz bestehenden Niederschlag. Den ältern Analysen zufolge soll es an festen Bestandtheilen enthalten: schwefelsauren Kalk und Talk, nächst diesen, in untergeordneten Verhältnissen, kohlensauren Kalk, salzsaures Natron und salzsauren Talk, Schwefel, Kieselerde und eine Matière végéto-animale. Besonders bemerkenswerth ist der eigenthümliche organisch-animalische Extraktivstoff, den Longchamp Barégine nannte. Das Wasser von B. wirkt sehr erregend. Bald nach dem Gebrauch stellt sich eine Art Fieber ein, die Cirkulation wird beschleunigt, die Organe aufgeregt, der ganzen Lebensthätigkeit eine größere Kraft mitgetheilt. Wer daher an Herzklopfen, Asthma, Brustkrankheiten, Kopfschwerz, Krankheit der Harnblase, Magenentzündung leidet, zu Schlagflüssen oder Blutstürzen geneigt, oder der Epilepsie unterworfen ist, muß das Wasser von B meiden; auch Nervenkranken bekommt es nicht gut, dagegen feiert es seinen Triumph bei chronischen Hautausschlägen und besonders bei verhärteten Uebeln dieser Art, bei Flechten, veralteter Krätze, Geschwüren, schwer heilenden Verwundungen; ferner bei allen äußern Krankheiten, z. B. Geschwülsten, Fisteln, Lähmungen, rheumatischen und gichtischen Uebeln. Aeußerlich benutzt man es in Form von Bädern, Douche und Injektionen; letztere besonders bei weißem Fluß, als Klystier bei chronischem Durchfall ꝛc. Die Heilquellen von B. waren schon den Römern bekannt, wie noch vorhandene Alterthümer aus Cäsars und Sertorius' Zeit beweisen. Neuen Ruf erwarben sie sich im 16. Jahrhundert durch Margarethe von Navarra, Schwester Franz' I., aber erst unter Ludwig XIV., dessen Sohn, der junge Herzog von Maine, sie mit Erfolg gebrauchte, gelangten sie zu Berühmtheit.

Barrel (engl., s. v. a. Faß, Fäßchen), in Großbritannien Maß für Ale und Biere, hält 36 Imperialgallons = 163,5645 Liter = 8245,7 alte pariser Kubikzoll = 142,8472 preußische Quart = 115,5826 wiener Maß; dann Gewicht für verschiedene Waaren und von verschiedener Größe, für Sardellen = 30 engl. Pfund, für Pökelfleisch = 200 Pfund, für Butter = 224 Pfund, für Seife = 256 Pfund, für Lichte = 120 Pfund, für Schießpulver = 100 Pfund, für Weizenmehl = 196 Pfund, für Rosinen = 112 Pfund; in Newyork hält das B. Reis 600 Pfund, das B. Schießpulver 25 Pfund, das B. Fische, gesalzenes Fleisch und Speck 200 Pfund; das B. Heringe hat in England 1200 Stück.

Barren, s. Turnen.

Barri, Marie Jeanne, Vicomtesse du, s. Dubarri.

Barrière (franz.), ein Schlagbaum mit eisernen Federn oder spanischen Reitern, namentlich vor einem Thore; dann ein Gatterthor, welches die Ausgänge des bedeckten Weges einer Festung gegen das Feld verschließt und zu dessen Bedeckung ein Posten (Schlagwacht) dabei aufgestellt wird; auch eine Schranke, welche den Zutritt zu etwas hindert, so die Umfassung eines öffentlichen Platzes durch Balken, welche auf Ständern ruhen, eine ähnliche Vorrichtung vor Wachthäusern ꝛc.; eine Festungslinie, welche als Schutzwehr gegen einen feindlichen Einfall dient, und endlich s. v. a. Schranke.

Barrièretraktat, s. v. a. Grenzschirmvertrag. Einen solchen schloß die Republik der vereinigten Niederlande zur Sicherung ihrer Grenzen gegen Frankreich und Englands Garantie mit Oesterreich ab im Haag am 29. Januar 1713 und behielt ihm gemäß das Besatzungsrecht in einigen Festungen der spanischen Niederlande, welche unter dieser Bedingung an Oesterreich abgetreten werden sollten. Zu Antwerpen am 15. November 1715 wurde dieser Vertrag bestätigt und demnach festgesetzt, daß die Republik in Namur, Tournay, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und Fort Knocke ausschließlich, in Ruremonde und Dendremonde aber gemeinschaftlich mit Oesterreich Besatzungen haben, und daß Venloo und Stevens-Waerd an die Republik abgetreten werden sollten. Die Plätze hießen Barrièreplätze oder Barrièrefestungen, und zwar die neuern, zum Unterschied von den im westphälischen Frieden als Grenzfestungen zu ähnlichem Zweck an Holland abgetretenen Festungen Bergen op Zoom, Herzogenbusch, Breda, Grave und Maastricht, welche alte Barrièrefestungen hießen. Zur Erhaltung und Verstärkung dieser Plätze war vom Kaiser eine jährliche Summe von 500,000 Thlrn. ausgesetzt. Da die übrigen, die Zahl und den Unterhalt der Truppen, den Festungsbau und die flandrische Grenze betreffenden Bestimmungen schwankend waren, so entstanden bald Zwistigkeiten zwischen Oesterreich und der Republik, die ungeachtet

der genauern Beschlüsse vom 22. December 1718 sich stets erneuten und erst aufhörten, als Joseph II. den B. 1781 eigenmächtig aufhob und mit sämmtlichen festen Plätzen in den ehemals spanischen Niederlanden auch die Barrièrefestungen schließen ließ. Die Generalstaaten, damals in den englisch-amerikanischen Krieg verwickelt, mußten der Gewalt weichen und die Barrièreplätze räumen (1782). Im zweiten pariser Frieden 1815 erhielt jedoch Frankreich die Zahlung einer namhaften Summe zur Herstellung derselben auferlegt. Später fielen die Barrièreplätze an das neue Königreich Belgien.

Barriga Negra, Fluß im südamerikanischen Staat Uruguay, der nordöstlich von Montevideo im Gebirge von Aspererat de Polanco entspringt und in das Haff Meri mündet. Nachdem er den Alserez, Alimos und Parobo aufgenommen, führt er den Namen Rio Sebollati (Zebolgati). Die Gegend, welche er durchfließt, nährt zahllose Heerden von Pferden und Rindvieh, von denen man eine beträchtliche Menge von Häuten (jährlich 100,000 bis 200,000 Stück) und Talg gewinnt.

Barrikaden (v. Franz.), im Allgemeinen Abschnitte, Sperrungen, Schranken in den Straßen; im engern Sinne solche Sperrungen und Schanzen oder Wälle, welche durch zusammengehäufte Sachen, umgehauene Bäume, umgestürzte Wägen, ausgehobene Thüren, aufgebrochenes Straßenpflaster ꝛc. in den Straßen errichtet werden, um gegen die andringenden Feinde, vorzüglich gegen Artillerie und Kavallerie, zu schützen und gesicherte Angriffspunkte zu bilden. Solche oder mehr oder minder ähnliche Verschanzungen und Vertheidigungen sind zu allen Zeiten vorgekommen; aber vorzüglich ist es die Stadt Paris, welche von dem furchtbaren Kriegsmittel der B., namentlich in Bürgerkriegen, Gebrauch machte. Im Jahre 1358, während der Gefangenschaft des Königs Johann in England, trieb die üble Aufführung der Günstlinge des Dauphins Karl und die Nichtachtung der Rathschläge, welche ihm die Generalstaaten gegeben, das pariser Volk zum Aufstande. Etienne Marcel, der Vorsteher der Kaufmannschaft, ließ damals alle Straßen von einer Ecke zur andern mit starken Ketten sperren, welche auf der einen Seite in einem fest eingenieteten Ringe, auf der andern in Haken hingen. Diese Ketten bildeten die Stützen für die aus Steinen, Kisten ꝛc. errichteten B. und blieben an den Straßenecken bis 1383, zu welcher Zeit die Herzöge von Anjou, Burgund und Berri, Oheime König Karls VI., sie wegräumen ließen, um gegen ihre maßlosen Erpressungen jeden Widerstand zu verhindern. Auch während der Aufstände zwischen den Armagnacs und den Bourguignons wurden jene Ketten zu verschiedenen Malen vorgezogen. Als sich 1436 das pariser Volk gegen die Tyrannei der Engländer erhob, leisteten die B., während die Truppen des Connetable von Richmond in die Stadt drangen, treffliche Dienste. Im Jahre 1588 legte die katholische Ligue, unter Anführung des Herzogs von Guise, B. in Paris an, um Heinrich III. zu stürzen. Es wurden Ketten in den Straßen gezogen, das Pflaster aufgerissen und von 30 zu 30 Schritten Verschanzungen von Bäumen und mit Mist oder Erde angefüllten Fässern angelegt und jeder dieser Abschnitte mit Musketieren besetzt. Im Jahre 1589 errichteten die Truppen Heinrichs IV. in Tours B. gegen die Liguisten; ebenso wurden durch den Herzog von Nemours B. angelegt, als Heinrich IV. 1590 Paris belagerte, welches die Ligue besetzt hielt. Besonders bekannt ist der Barrikadentag (la journée des barricades, der 26. August 1648), an welchem das durch die Gefangennehmung Broussels, des Anführers der Fronde, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV., aufgebrachte pariser Volk die Straßen mit Ketten versperrte und mit den größten Ausschweifungen drohte, aber durch das kluge Benehmen des Koadjutors von Paris, welcher Broussels Loslassung bewirkte, wieder beruhigt wurde. Im Jahre 1652 lieferte der berühmte Turenne in der Vorstadt St. Antoine gegen die durch B. verschanzte Fronde eine Schlacht. In neueren Zeiten wurden 1808 Saragossa, 1813 Dresden und Kassel, 1814 Sens und 1815 St. Denis durch B. vertheidigt. Berühmter als alle diese B. sind aber diejenigen, welche in der Nacht vom 27. auf den 28. Juli 1830 in Paris in allen Straßen und Querstraßen von 100 zu 100 Schritten zur Vertheidigung des Volkes gegen die Truppen errichtet wurden. Die Zahl der B. überstieg damals 4000, und die Herstellung des aufgerissenen Straßenpflasters kostete gegen 250,000 Francs. Brüssel ahmte in der Septemberrevolution 1830 das von den Parisern gegebene Beispiel nach. Auch bei den pariser Juniunruhen 1832 wurden B. errichtet, namentlich aber spielten seit 1848 die B. eine große Rolle. In der Nacht vom 23. zum 24. Februar 1848 entstanden in den Straßen von Paris plötzlich mehr als 1500 B.; den blutigsten und verzweifeltsten Barrikadenkampf aber sah Paris im Juni 1848, wo das Proletariat sich gegen die provisorische Regierung erhob. Die letzten B. entstanden in Paris nach dem Staatsstreich vom 2. December 1851. Auch in den übrigen europäischen Revolutionskämpfen seit 1848 figurirten B., so in Mailand und Neapel; in den Straßenkämpfen zu Wien, Berlin und namentlich im Mai 1849 zu Dresden bildeten sie wesentlich die Grundlage des Kampfs. Außerdem bediente man sich in fast allen Lokalaufständen und Emeuten der B., so zu Altenburg, Freiburg, Leipzig, Mannheim, Iserlohn ꝛc. Seit der französischen Julirevolution von 1830 dachte man daran, dem Barrikadenkampf ein eigenes militärisches System entgegenzusetzen, und namentlich zu diesem Zweck ließ die Regierung Ludwig Philipps die Paris umgebenden detachirten Forts errichten; da aber die förmliche Beschießung durch dominirende Forts die Einäscherung der Stadt mit sich führen müßte, so möchte sich eine Regierung wohl kaum zu diesem Gewaltmittel entschließen. Zu Berlin, im pariser Junikampfe von 1848, zu Wien und Dresden hat man den Angriff der B. in der Fronte aufgegeben, dagegen mit Erfolg die Häuser der anliegenden Straßen durchbrochen, um so die Barrikadenkämpfer im Rücken zu fassen. In jüngster Zeit hat man auch vorgeschlagen, bei ausbrechenden Straßenkämpfen sofort die Hauptpunkte der Stadt (Kirchen, Schlösser, Rathhäuser) in verschanzte Lager zu verwandeln, um von allen Seiten zugleich dem Aufstande entgegentreten und einzelne Heerde desselben absperren zu können. Ein anderer Vorschlag ging dahin, das Militär hinter beweglichen B. vorrücken und operiren zu lassen. Vergl. Bitet, Les barricades, scènes historiques,

Paris 1826, 2. Aufl.; Alix, Bataille de Paris etc. en Juillet 1830, daf. 1830.

Barrington (Barrington), Dorf in der englischen Grafschaft Somerset, bekannt durch eine benachbarte Höhle, in welcher man Menschengebeine in Kalkstein eingefügt gefunden hat. Viele Gelehrte halten sie für antediluvianisch, sie sind jedoch wahrscheinlich viel jünger, da sie in einem Kalkstein eingeschlossen liegen, welcher die größte Aehnlichkeit mit demjenigen hat, der aus dem durchsickernden Wasser als Tropfstein sich niederschlägt.

Barrique (franz.), ein Stückfaß, in Bordeaux gewöhnliches Maß für flüssige Dinge, enthält 12,000 pariser Kubikzoll oder 110 Pots; 4 Barriques enthalten 1 Tonneau. Barriques en bottes heißen im französischen Handel nach den amerikanischen Inseln Tonnenstäbe, Faßholz, Bodenholz und Reifen; dienen zu Zuckergebinden.

Barrister (engl.), erste Stufe der Sachwalter (Counsel) in England, sonst lateinisch Apprentiell ad legem genannt. Es werden dazu mehre Prüfungsjahre erfordert, welche jetzt auf 5 Jahre festgesetzt sind. Ein Jeder muß in dieser Zeit in den Jury's 12 große und 24 kleine Probeprozesse als Sachwalter durchführen u.; wenn er als B. angenommen ist, noch 3 Jahre bei den Gerichten bloß zuhören (Vocation-barristers), wenn er nicht aus besonderer Gunst zum Plaidiren aufgerufen wird. Nach 16 Dienstjahren als B. kann er die höhere Stufe eines Serjeant at law (servieus ad legem) erlangen, welche ihn im Range den Obergerichtsräthen gleichstellt u. verschiedene andere Vortheile, z. B. größere Sporteln, gewährt; dazu lassen sich auch die Richter der Westminsterhöfe vor der Beförderung zur Bank aufnehmen. Aus beiden Klassen der Sachwalter werden der Kronanwalt, Attorney, und der Obersachwalter des Königs, Solliciter general, gewählt. Die B.s haben das ausschließliche Recht zum Plaidiren vor Gericht, und gewisse Schriften, welche bei dem Gerichte eingegeben werden, müssen von ihnen unterzeichnet sein. Sie haben eine Art gemeinschaftlicher Administration, die von den Aeltesten, oder von denen, die den höchsten Rang haben, versehen wird, und obwohl ihnen keine Koercitivgewalt gegen ihre Mitglieder zusteht und sie nicht gesetzlich als Korporation anerkannt sind, so haben sie doch gewisse Vorschriften, die von allen diesem Stande Angehörigen befolgt werden. Das Bestehen dieser engern Verbindung der B.s datirt aus den Zeiten, wo diejenigen Rechtsgelehrten, welche dem gemeinen englischen Rechte im Gegensatz zu dem römischen, von der Geistlichkeit in Schutz genommen, zugethan waren, eine eigene juristische Schule gründeten, da die Universitäten zu Cambridge und Oxford ganz unter dem Einflusse der Geistlichkeit standen. Zu diesem Zwecke kauften sie nach und nach mehre Häuser in London, aus deren theilweiser Vereinigung nachmals die Inns entstanden, welche bloß von Juristen bewohnt wurden und in denen das Recht gelehrt ward (Inns of Court). Dieser Unterricht hat aber schon lange aufgehört, und die Vereinigung beschränkt sich jetzt auf Zusammenkünfte geselliger Art, z. B. einen theuren gemeinschaftlichen Mittagstisch mit kostspieligen Aufnahmegebühren.

Barritus, s. v. a. Barditus; s. Barden.

Barrois, Landschaft in Frankreich, s. Bar.

Barros, Joao de, der bedeutendste Geschichtschreiber der Portugiesen, aus der altadeligen portugiesischen Familie Lupo de Barros entsprossen, geboren 1490 oder 1496 zu Viseo, zeichnete sich als Page des Königs Emanuel des Großen durch Gelehrsamkeit so aus, daß dieser den 17jährigen Jüngling zum Gesellschafter seines Sohnes, des nachmaligen Königs Johann III., wählte. B. studirte als solcher eifrig die griechischen und römischen Klassiker und schrieb einen vielgelesenen, durch Schönheit der Sprache ausgezeichneten historischen Roman: „Chronica de emperador Clarimundo" (Coimbra 1520, Lissabon 1791, 3 Bde.). Im J. 1522 wurde er Gouverneur von St. George de la Mina an der afrikanischen Küste; 1525 zurückgerufen, verwaltete er 38 Jahre lang das höchst wichtige Schatzmeisteramt von Indien mit Einsicht und Redlichkeit. Im J. 1539 erhielt er vom König die Provinz Maranon in Brasilien zum Geschenk, mit der Verbindlichkeit, für die Kolonisation derselben Sorge zu tragen. Dies mißlang jedoch, und große Verluste an seinem Vermögen veranlaßten B., das Geschenk zurückzugeben. Er † zu Pombal, nach Andern auf seinem Landgute Alitem am 20. Oktober 1570. B. schrieb die erste portugiesische Grammatik: „Grammatica da lingua portugueza" (Lissabon 1540); ferner einen moralischen Dialog unter dem Titel „Rhopicanema", der jedoch von der Inquisition verboten wurde. Sein eigentlicher schriftstellerischer Ruhm gründet sich aber auf sein großes historisches Werk: „Asia dos feitos que os Portuguezes fizeram no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente, depois do anno de 1412 até o de 1526" (Lissabon 1552 ff., 1628, neue Ausgabe, daf. 1778—1788, 24 Bde.), fortgesetzt von Lavanha und von Diego de Couto (daf. 1736, 3 Bde., 1778), endlich von Ant. Boccarro; eine deutsche Uebersetzung hat Feust begonnen (Nürnberg 1844, 1. Theil). Bloß die 3 ersten Dekaden und der größte Theil der 4. sind von B. ausgearbeitet. Das Werk, die Frucht eines 30jährigen Fleißes, enthält eine mit Geist u. historischer Kunst geschriebene Geschichte der Entdeckungen, Eroberungen u. Großthaten der Portugiesen in Ostindien. Aus den besten u. zuverlässigsten Quellen geschöpft, ist es mit strenger Wahrheitsliebe, gesundem Urtheil u. genauer Kunde des Gegenstandes abgefaßt u. webt in die historische Darstellung höchst genaue u. anziehende Schilderungen des Charakters, der Sitten und Gebräuche der Ureinwohner Indiens ein, deren Glaubwürdigkeit spätere Berichte vollkommen bestätigten. Von geringerem Gehalte, doch B.' nicht unwürdig, sind die Fortsetzungen, die bis 1660 reichen. Vergl. Manoel Severin de Faria, Vida de Joao de B., in dessen „Discursos varios politicos" (Evora 1624).

Barrot, 1) Camille Hyacinth, s. Odilon Barrot.

2) Adolphe, Bruder des Vorigen, 1798 geboren, bereiste als diplomatischer Agent Frankreichs die Sandwichsinseln und Neugranada, war eine Zeitlang Konsul in Columbia und Manila, von 1836 bis 1839 Generalkonsul in China u. 1840 auf den Philippinen. Nachdem er 1843 in Hayti gewesen, um die Geldforderungen Frankreichs auszugleichen, erhielt er 1847 das Generalkonsulat in Aegypten und im Mai 1848 den französischen Gesandtschaftsposten zu Lissabon. Im J. 1851 ward er Gesandter in Neapel u. 1853 in Brüssel.

3) Ferdinand, Bruder des Vorigen, 1806 in Paris geboren, machte sich als Advokat, namentlich durch seine Vertheidigung des Obersten Vaudrey, der bei dem ersten Attentat Ludwig Bonaparte's zu Straßburg betheiligt war, einen Namen und befand sich später unter den 3 Vertheidigungsräthen Ludwig Bonaparte's beim Prozesse wegen des Attentats zu Boulogne. Als Deputirter gehörte B. vor der Februarrevolution zum linken Centrum und zeichnete sich 1845 namentlich durch eine Rede über die französischen Besitzungen in Algier aus. Als Mitglied der gesetzgebenden Nationalversammlung, in die er im Departement Seine gewählt wurde, stimmte er mit dem Poitiersklub. Ludwig Bonaparte ernannte ihn zu seinem Generalsekretär. Vom 31. Okt. 1849 bis 15. März 1850 war er Minister des Innern und wurde darauf Botschafter zu Turin, wo er den Handelsvertrag zwischen Sardinien und Frankreich vom 5. Nov. 1850 zu Stande brachte. In der gesetzgebenden Versammlung stimmte er für Verfassungsrevision u. gegen den Quästorenantrag. Nach dem Staatsstreiche ward er Staatsrath und Mitglied der Sektion für Verwaltungsangelegenheiten, 1853 Senator und 1854 Mitglied der Kommission für öffentliche Arbeiten, Ackerbau und Gewerbe.

Barrow, Fluß in Irland, nächst dem Shannon der größte des Landes, entspringt im Norden der Queensgrafschaften in den Sliebh-Bloom-Bergen, wird bei Athy, 13 deutsche Meilen oberhalb seiner Mündung, schiffbar und ergießt sich zu gleicher Zeit mit dem von Westen kommenden Suir in den Busen von Waterford.

Barrow, 1) Isaak, berühmter Theolog und Mathematiker, geboren zu London 1630, studirte zu Cambridge und begab sich, unter Cromwell royalistischer und arminianischer Grundsätze wegen verdächtigt und deshalb von der gehofften mathematischen Professur zurückgewiesen, auf Reisen ins Ausland (1655). Er ging über Frankreich und Italien nach dem Orient, hielt sich in Smyrna und Konstantinopel auf und kehrte durch Deutschland u. Holland nach England zurück. Jetzt erst (1661) wurde ihm eine Professur der griechischen Sprache zu Cambridge zu Theil, welche er jedoch 1662 mit der philosophischen und 1664 mit der mathematischen vertauschte. Auch diese trat er 1669 an seinen Schüler Newton ab, widmete sich ausschließlich der Theologie, wurde 1670 Doktor derselben und 1675 Kanzler der Universität Cambridge. Er † den 4. März 1677 und ward in der Westminsterkirche beigesetzt. Sein Ruhm gründet sich vorzüglich auf seine mathematischen und optischen Untersuchungen, welche in den „Lectiones opticae et geometricae" (London 1674) enthalten sind. Die ersten betreffen besonders die Eigenschaften der krummen Linien, und seine Methode, mittelst des nachher Differentialtriangel genannten Triangels Subtangenten an Kurven zu ziehen, gab die erste Veranlassung zum Gebrauch der Differentialrechnung in der Geometrie. Die letztern gaben zuerst allgemeine Formeln für die Bestimmung der Brennpunkte dioptrischer Gläser. Außerdem übersetzte er den Archimedes, Apollonius, Theodosius und Euclides ins Lateinische. Von geringerer Bedeutung sind seine theologischen, moralischen und poetischen Schriften (herausgegeben von Tillotson 1695, 3 Bde., 1741).

2) John, Baronet, einer der größten Kosmographen aller Zeiten, den 19. Juni 1764 zu Dragleyduck Lancashire geboren, widmete sich von früher Jugend an dem Studium der Erdkunde, Mathematik und Astronomie, lehrte letztere Wissenschaft von 1789—91 in der von Dr. James gegründeten Akademie zu Greenwich und machte als Lord Macartney's Privatsekretär dessen Gesandtschaftsreise nach China mit. Auf dieser Reise war B. ein sorgfältiger, durch reiche Vorkenntnisse unterstützter Beobachter; während die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft am Hoflager verweilen mußten, besuchte er auch Cochinchina. Seine „Travels to China" (London 1804, deutsch von Hüllner, Weimar 1804—5, wozu Deguignel seine „Observations sur les voyages de B. à la Chine" schrieb) übertreffen die Werke seiner Reisegefährten an Gründlichkeit und Reichthum der Nachrichten, und nicht minder bedeutend ist sein Werk über Cochinchina: „Voyage to Cochinchina" (London 1806, französisch von Malte-Brun, Paris 1807, deutsch von Ehrmann, Weimar 1808). Als später Lord Macartney Gouverneur des Vorgebirgs der guten Hoffnung wurde, trat B. wieder in sein früheres Verhältniß zu ihm, benutzte seinen Aufenthalt in Südafrika zu ausgedehnten Wanderungen ins Innere und gab zuerst eine genauere Uebersicht des Gebiets der dortigen europäischen Kolonien bis an den Oranjefluß. Nachdem er eine Reise in das Gebiet der Namaqua's unternommen hatte, machte er eine zweite in das Kaffernland. Vergl. seine höchst verdienstlichen „Travels in the interior of southern Africa" (London 1797—98, 2 Bde., deutsch von Sprengel, Weimar 1801—5, 2 Bde.). Verdienstlich ist auch seine treffliche Uebersicht der wichtigsten Nordpolreisen: „A chronological history of voyages into the arctic regions" (London 1818, 2 Bde.). Sein amtliches Verhältniß als Sekretär der englischen Admiralität gab ihm vielfältige Veranlassung und Aufforderung, auf Erweiterung der Erdkunde zu denken. Zu den wichtigsten, seit ungefähr 30 Jahren von Engländern unternommenen Entdeckungsreisen, z. B. zu Parry's, Franklins und Beechey's Unternehmungen, hat er entweder den Plan entworfen, oder wenigstens gerathen. In der Sitzung vom 24. Mai 1830 gab er den ersten Gedanken zu dem Institut, welches unter dem Namen The geographical society of London ins Leben trat, dessen Vicepräsident er wurde. Im Sommer 1834 machte er eine Reise nach Island; sein desfallsiger Reisebericht: „Visit of Iceland in the Summer of 1834" (London 1835) ist die erste genauere Nötiz, welche man seit 20 Jahren über diese Insel empfangen hatte. Außer „The life of Macartney" (London 1807, 2 Bde.) schrieb er eine Reihe von Biographien englischer Seehelden, wie Howe's (London 1838), Ansons (daf. 1839), Blake's (daf. 1843, 2. abgekürzte Aufl. 1844), Sidney Smiths (daf. 1848, 2 Bde.), woran sich die „Memoirs of naval worthies of Queen Elisabeth's reign" (daf. 1845) schließen. Unter Peel 1835 zum Baronet erhoben, zog er sich 1845 aus dem Staatsdienste zurück, gab noch „An autobiographical memoir" London 1847) und „Sketches of the Royal society" (daf. 1849.) heraus und † zu London den 23. November 1849. Der zweite seiner vier Söhne, John B., Vorstand des Archivs der Admiralität, hat sich als Touriſt

und Reisebeschreiber bekannt gemacht durch die „Excursions in the North of Europa“ (London 1834), „A visit to Ireland“ (das. 1835), „A tour round Ireland“ (das. 1836), „A tour in Austrian Lombardy, the northern Tyrol“ (das. 1841) u. A.

Barrowstraße, zu Ehren John Barrows benannter, 7—8 Meilen breiter, mit dem 74. Breitengrade 50—60 Meilen weit von Osten nach Westen sich erstreckender Sund in den arktischen Gewässern Nordamerika's, dessen steile feste Küsten Norddevon und die Parryinseln im Norden, Cockburn und Northsomerset in Süden binden. Ihren Namen erhielt sie von Parry, der 1819 durch dieselbe nach Westen vordrang. Sie wird viel von Wallfischfängern besucht.

Barry, 1) Spranger, einer der berühmtesten englischen Schauspieler im tragischen Fache, geboren zu Dublin 1719, Sohn eines Goldschmieds, debütirte, nachdem er sein entschiedenes Talent für die Bühne auf mehren englischen Provinzialtheatern ausgebildet hatte, 1744 zu Dublin in der Rolle des Othello mit großem Beifall, kam 1746 nach London an das Drurylanetheater, wo damals Garrick, Quin und Cibber glänzten, und zeichnete sich neben diesen Meistern aus, vorzüglich in der erwähnten Rolle des Othello, worin ihn kein späterer Schauspieler erreicht haben soll. Mehre Rollen gab er mit Garrick abwechselnd gemeinschaftlich. Im Jahre 1758 kehrte er nach Irland zurück, wo er selbst eine Theaterdirektion übernahm u. zwei schöne neue Schauspielhäuser in Dublin und Cork erbauen ließ. Nach 8 Jahren kam er wieder nach London, wurde Mitglied des Covengardentheaters daselbst und entzückte wieder durch seine meisterhaften Darstellungen das Publikum. Er † 1773.

2) Sir Charles, berühmter englischer Baumeister, im Mai 1795 zu Westminster geboren, besuchte eine lateinische Schule in Leicestershire, war dann in London Zögling einer großen Baumeisterfirma und verließ 1817 England, um auf dem Kontinent, besonders in Italien, Studien zu machen. Von Rom aus machte er zuerst eine Reise nach Aegypten, dann in Gemeinschaft mit Mr. Eastlake nach Griechenland. Im Jahre 1851 nach England zurückgekehrt, baute er unter andern das Athenäum zu Manchester, das König-Eduard's Gymnasium zu Birmingham, Travellers Club zu London und das College of Surgeons daselbst. Sein Hauptwerk aber war der Bau der neuen Parlamentshäuser in London, zu welchen am 27. April 1840 der Grundstein gelegt wurde u. von denen ein deutscher Kunstrichter urtheilte: „Diesem Bau fehlt nichts weiter als 300 Jahre.“ B. † den 11. Mai 1860.

Barry Cornwall, s. Procter (Bryan Waller).

Bars (Barscher Gespanschaft, Bars Barmegye), ungarisches Komitat, zur Statthaltereiabtheilung Preßburg gehörig, nördlich vom arva-thuroczer, östlich vom sohler u. honther, südlich vom komorner und westlich vom unter-neutraer Komitat begrenzt, umfaßt 44¾ QMeilen, ist im Norden gebirgig, während der südlich. Theil in die ungarische Ebene fällt. Die Gran durchfließt die Landschaft von Norden nach Süden (tritt oft über), an der Westseite fließt die Zsitva der Neutra zu, welche letztere B. im Nordwesten berührt. Die Gebirge sind berühmt wegen ihrer erzreichen Bergwerke, von welchen die kremnitzer und neusohler am ergiebigsten sind. In Kremnitz wird das unter dem Namen kremnitzer Dukaten bekannte österreichische Gold geprägt. Doch waren die Gruben im vorigen Jahrhundert ergiebiger als jetzt, wo der Ertrag nicht über 2 Centner Gold u. 14 Ctr. Silber ausmacht. Außerdem wird Kupfer, Eisen, Blei und Spießglanz gewonnen. Kremnitz und die Umgegend sind größtentheils von Deutschen bewohnt, die allein dem Bergbau obliegen und allgemein für Abkömmlinge jener Sachsen und Thüringer gehalten werden, welche die ungarischen Könige im 12. Jahrhundert behufs des Bergbaues ins Land riefen. Die in 2 königlichen Freistädten (Kremnitz und Neusohl), 10 Marktflecken, 186 Dörfern ꝛc. vertheilte Bevölkerung zählte 1857 119,304 Einwohner, darunter 33,020 Lutheraner u. 5022 Israeliten. Der Nationalität nach herrschen die Slaven (etwa 80,000) vor. Der nördliche, bergige und steinige Theil des Komitats ist nur für Viehzucht geeignet, der ebene Süden hingegen recht fruchtbar, nur die Wenige sind mittelmäßig. B. gehört zum Sprengel des Komitatsgerichts in Neusohl und ist in 5 Stuhlbezirke (Aranyos-Maroth, Zsarnovicz, Kremnitz, Verebély und Levencz) getheilt. Die Finanzbezirksdirektion ist in Neutra.

Barsabas, Joseph, mit dem Beinamen der Gerechte, einer der 70 Jünger Jesu, kam bei Besetzung der durch Judas Iskarioth erledigten Stelle in Vorschlag und wurde später, der Sage nach, zum Giftbecher verdammt, den er jedoch ohne Nachtheil trank. Man hat ihn mit Unrecht für Eine Person mit Barnabas gehalten, welcher erst Apostelgeschichte 4, 36 als eine bis dahin noch unbekannte Persönlichkeit eingeführt wird.

Barsac, Flecken im französischen Departement Gironde, an der Garonne, mit 3000 Einwohnern. Hier wird der Barsacwein, ein vortrefflicher weißer Bordeauxwein, gewonnen, der vorzüglich nach Holland und Hamburg geht.

Barsche, (Percoidei), Fischfamilie aus der Ordnung der Brustflosser, charakterisirt durch die Zähne oder Stacheln am Rande des Kiemendeckels, den gepanzerten Kopf, eine oder zwei Rückenflossen, in welchem letzteren Falle die ganze vordere Rückenflosse mit starken Stacheln bewaffnet ist, die rauhen Schuppen und die mit Hechel- und Bürstenzähnen, zwischen welchen auch häufig größere Fangzähne stehen, ausgerüsteten Kiefern, Meer- und Süßwasserfische, von denen die meisten wohlschmeckendes Fleisch haben. Zu der Gattung Barsch (Perca *L.*), mit Hechelzähnen, schuppenlosen Kiemendeckeln mit 2—3 Stacheln am Rande und glatter Zunge, gehört der Flußbarsch (Perca fluviatilis *L.*, Baars), ein zwar gemeiner, aber geschätzter Fisch, der in den Gewässern ganz Mitteleuropa's von Italien bis nach Schweden, von Spanien bis nach Sibirien hin häufig vorkommt. Er ist am Rücken dunkelblaugrün, an den Seiten silberglänzend mit Goldschimmer; die Flossen sind rothgelb, und die stachelige vordere Rückenflosse ist hinten stets mit einem schwarzen Fleck gezeichnet, wie auch über den Rücken 6—7 dunkle, aber verwaschene Querbänder laufen. Der Flußbarsch wird 3—4 Pfund schwer und bis 2 Fuß lang. Er wird als Zerstörer fremder Brut nicht gern in Teichen gehalten. Er laicht in flachen Wässern im April, in tiefen im Mai; der Laich steht wie ein 2—3 Ellen langes Netzwerk aus; in einem zwei-

pfündigen Barſch fand Bloch 280,000 Eier. Seine Vermehrung müßte daher ungeheuer ſein, wenn der Laich nicht von andern Fiſchen, beſonders vom Aal und auch von den wilden Enten häufig gefreſſen würde. Er ſchwimmt ſtoßweiſe ſehr ſchnell und ſchwebt dann in einer Tiefe von 2—3 Fuß, worauf man beim Angeln rechnen muß. Der Barſch gehört zu den Raubfiſchen, obgleich er nur kleine Fiſche und Waſſerkäfer zu freſſen pflegt, er ſchnappt indeß ſehr unvorſichtig nach Allem, was er bezwingen kann, ſelbſt nach dem Stichling, der ihm aber nicht ſelten im Maul ſtecken bleibt; er verachtet ſelbſt junge Fröſche und Molche nicht. Wegen ſeiner Freßgier geht er leicht an die Angel und ins Netz. Es iſt merkwürdig, daß die B. erkranken und abſtehen, wenn der Blitz in das Waſſer ſchlägt. Sonſt hat er Barſch ein zähes Leben u. läßt ſich bei kühler Witterung mehre Meilen weit verführen. Gefangen wird er gewöhnlich mit einem weiten Sacknetz, welches man beſonders in den Seen anwenden kann. Sein Fleiſch iſt derb, weiß und ſchmackhaft, ohne viel Fett, daher es auch von Kranken genoſſen werden kann. Die vielen verſchiedenen Namen, welche der Barſch in den einzelnen Theilen von Deutſchland führt, beweiſen ſeine allgemeine Verbreitung. Im ſüdlichen Deutſchland heißt er Bärſch und Berſich, in Oeſterreich Berſchling, in Bayern Bürſtel, im Bodenſee Heuerling, Krätzer, Egli, im Züricherſee auch Heuerting, Tränlein, Reechling ꝛc. Schon die Alten rühmen ſeine Vortrefflichkeit. Unter dem Namen Barſchknochen, Berſingſteine, Lapides Percarum, waren ehedem die beiden kleinen Knochen am Ende des Hinterkopfs auf beiden Seiten beim Anfange des Rückgrats offeinell. Sie beſtehen aus kohlenſaurem Kalk und wirken abſorbirend, ſind aber längſt obſolet geworden. Die Gattung Seebarſch (Labrax *Cuv.*), mit beſchupptem und mit 2 Stacheln oder ſtumpfen Zähnen ausgerüſtetem Kiemendeckel und rauher Zunge, wird beſonders durch den gemeinen Seebarſch (L. lupus *Cuv.*, Perca labrax *L.*) vertreten. Derſelbe iſt ſilberfarbig, hat 9 Stachelſtrahlen in der erſten Rückenfloſſe und wird über 2 Fuß lang und an 12 Pfund ſchwer. Er iſt ebenfalls ein gefräßiger Raubfiſch und findet ſich häufig im mittelländiſchen und im atlantiſchen Meere; doch gedeiht er auch im Flußwaſſer gut. Zur Gattung Rauhbarſch (Aspro *Cuv.*), mit geſtreckterem Körper, breitem Kopf und über das Maul hervorragender ſtumpfer und dicker Schnauze, gehören der Sträber oder Ströber (A. vulgaris *Cuv.*, Perca asper *L.*), ſchwärzlich, an den Seiten gelblich mit ſchwärzlichen Querbinden, unten weißlich, mit 8 Strahlen in der erſten und 13 in der zweiten Rückenfloſſe, häufig im Rhein und in der Rhone und ſehr ſchmackhaft, und der Zingel (A. Zingel *Cuv.*), gelblich, mit 4 bräunlichen Querbinden, 13 Strahlen in erſter und 19 in zweiter Rückenfloſſe, 1—1½ F. lang, in den Flüſſen Süddeutſchlands, namentlich in der Donau. Die Gattung Sander oder Zander (Lucioperca *Cuv.*) wird repräſentirt durch den gemeinen Sander (L. sandra *Cuv.*, Sandart, Hechtbarſch), dem Flußbarſch ähnlich, aber mit geſtreckterem Körper und zwiſchen den Bürſtenzähnen ſtehenden Fangzähnen, grüngrauem Rücken, ſilberweißen, mit wolkigen bräunlichen Flecken gezeichneten Seiten und röthlichen Floſſen, 3—4 Fuß lang und bis 20 Pfund ſchwer, in den Flüſſen und Seen Europa's, namentlich in den Donau, auch in der Elbe, mit ſehr wohlſchmeckendem Fleiſch und häufig auch eingeſalzen und geräuchert im Handel vorkommend. Aus der Gattung Seebarbe (Mullus *L.*), mit zahnloſem, beſchupptem Kiemendeckel und 2 langen Bartfäden am Kinn, iſt beſonders hervorzuheben die große oder geſtreifte Seebarbe (Mullus surmuletus *L.*), roſenroth, unten ſilberglänzend, an den Seiten mit 3 goldigen Längsſtreifen, im Mittelmeere, auch in der Nord- und Oſtſee, mit ſchmackhaftem Fleiſch, galt bei den Römern als einer der koſtbarſten Leckerbiſſen. Aus der Gattung Kaulbarſch (Acerina *Cuv.*), mit vielen Gruben oder Vertiefungen am Kopfe und nur Hechelzähnen, nennen wir den gemeinen Kaulbarſch (A. cernua *L.*, Schroll, Kugelbarſch), olivengrün, mit ſchwarzbraunen Punkten an Körper u. Floſſen, 6—8 Zoll lang, häufig in den europäiſchen Flüſſen u. Seen, ſchmackhaft, u. den Schrätz (A. Schraitzer *Bl.*), gelblich, oben ins Bläuliche, mit ſchwarzgefleckter vorderer Rückenfloſſe und jederſeits mit 3—4 ſchwarzen Längslinien, 10 Zoll lang, in der Donau. Aus der Gattung Drachenfiſch (Trachinus *L.*, Queiſe), mit ſchief aufwärts ſtehendem Maul und einander ſich genäherten Augen, iſt das Petermännchen (T. draco *L.*) merkwürdig wegen der ſchmerzhaften Wunden, die es mit den Stacheln der Rückenfloſſe machen kann. Es findet ſich nicht ſelten in den europäiſchen Meeren.

Barſowit, ein derbes, feinkörniges bis dichtes Geſtein, deſſen ſpecifiſches Gewicht 2,75 und deſſen Härte zwiſchen Apatit und Feldſpath iſt; die Farbe iſt ſchneeweiß, der Glanz gering. Es iſt eine Verbindung der Kieſelerde mit Thon- und Kalkerde, welche durch Salzſäure unter Ausſcheidung gallertartiger Kieſelerde zerſetzt wird, und ſchwierig ſchmelzbar. Es umſchließt Kryſtalle von blauem Korund und Zeylanitkörner und findet ſich auf den Goldſeifen von Barſowskoi bei Kyſchtimsk, ſüdlich von Katharinenburg im Ural.

Bart (lat. barba, franz. barbe, engl. beard), der dem männlichen Geſchlecht eigenthümliche Haarwuchs, welcher beim Eintritt in das mannbare Alter auf und unter dem Kinn und auf dem hintern Theil der Backen und der Oberlippe erſcheint. Der B. theilt ſich in den Lippen- oder Knebelbart (Schnurrbart), den Backen- oder Wangenbart, den Kinnbart und den Kehlbart. Die Barthaare erſcheinen im Vergleich zu den Haupthaaren rigider, kommen aber hinſichtlich des anatomiſchen Baues mit den übrigen Haaren überein. Die Farbe derſelben richtet ſich nicht ſtreng nach der Farbe des Haupthaares. Der Rothbart iſt den nördlichen Ländern eigenthümlich, eine Abart des ſchwarzen B.s iſt der Blaubart. Alter, Kummer, Schreck und manche Krankheiten verändern, zuweilen plötzlich, z. B. in einer Nacht, die gewöhnliche Farbe des B.s in eine weiße um. Auch metalliſche Subſtanzen verändern die Farbe des B.s. So erzählt man Beiſpiele, daß Bergleute blaue und grüne Bärte bekamen. Ehe die Barthaare ihre volle Stärke erhalten, gleichen ſie dem zarten Flaum- oder Seidenhaar und wachſen dann allmählig. Ein noch aus zarten, wenig gefärbten Haaren gebildeter B. heißt Milchbart. Beim Weibe, wo ſich regelmäßig kein B. entwickelt, bleiben die Haare als ſehr zarte, weißliche Flaumhärchen, alſo auf einer niede-

ren Stufe, meist das ganze Leben hindurch; nur über der Oberlippe werden sie auch bei ihm oft etwas stärker und färben sich. Es finden sich aber auch eine Menge Beispiele, wo Weiber Bärte bekamen, besonders in Folge von Störungen der Menstruation und des Zeugungsgeschäfts. Karl XII. hatte unter seinen Truppen eine weibliche Person als Grenadier, die sich sowohl durch ihren 1½ Ellen langen B., als durch ihren Muth auszeichnete. Merkwürdig in dieser Hinsicht ist auch das Beispiel Margarethe's, Regentin der Niederlande, die einen sehr langen steifen B. hatte, auf den sie sich viel einbildete. Bemerkenswerth ist auch, daß die Frauen in einigen Distrikten Aethiopiens und des Nordens von Südamerika, die nur schwach menstruirt werden sollen, mehr oder weniger starke Bärtchen haben. Die Entwickelung des B.s beim männlichen Geschlecht beginnt in ihren ersten Rudimenten etwa im 14. Lebensjahre. Der Kinn- und Kehlbart entwickelt sich am meisten, erreicht, wenn er nicht abgeschoren wird, bei Personen von mittleren oder schon etwas vorgerückten Jahren oft eine Länge von ¼—½ Fuß und darüber und bildet eine fast konische Form. Der B. gilt als Zeichen der männlichen Würde und Kraft und der mit seiner Bildung parallel laufenden Entwickelung der Verstandesreife, obgleich man sich täglich von der Wahrheit des Sprüchworts überzeugen kann: „Barba non facit philosophum". Uebrigens hängt die Stärke des Bartwuchses wesentlich von der Konstitution und dem Klima ab. Die Bewohner warmer, trockener Klimate, wie Araber, Juden, Italiener, Spanier haben einen dünneren, schwärzeren, starreren B.; die Bewohner kälterer, feuchter Länder, Engländer, Schweden ꝛc., einen stärkeren, dickeren, weicheren. Schon Aristoteles sagt, daß der B. bei einer guten, fastigen Nahrung weicher werde u. umgekehrt. Die kaukasische Menschenrace besitzt den stärksten Bartwuchs; die Mongolen und Neger dagegen, und besonders die Amerikaner, haben einen sehr geringen. Die Eunuchen, welche als Kinder kastrirt wurden, erhalten keinen B., der B. bleibt aber, wenn die Kastration nach Ausbruch des B.s vorgenommen wurde, bis zum Alter, wird aber weniger dick. Bei vorgerücktem Alter fällt er dann gleichzeitig mit den Achselhaaren aus. Uebrigens aber fällt der B. weniger leicht aus, als die übrigen Haare.

Der als B. stärker entwickelte Haarwuchs an den genannten Theilen ist dem Menschengeschlecht nicht eigenthümlich, sondern es finden sich auch in dem Thierreiche offenbare Analoga von Bartbildung. Von einem eigentlichen Schnurrbart aber finden sich im Thierreiche höchstens Spuren, während der Kinnbart schon häufiger auftritt und Analoga des Backenbartes noch viel häufiger sich zeigen. Analoga des Backenbartes haben z. B. fast alle Affen und noch mehre andere Thiere. Ein wahrer Kinnbart findet sich bei einigen Pavianen und Meerkatzen (Cynocephalus Maimon, Cercopithecus Diana), dann bei einigen amerikanischen Affen, namentlich außerordentlich stark bei mehren Schweifaffen (Pithecia Monacha und Pithecia Satanas). Der B. des Ziegengeschlechts ist ebenfalls ein Kinnbart. Merkwürdig ist, daß er hier beim Männchen stärker, beim Weibchen dagegen entweder schwächer ist, oder ganz fehlt. Das männliche Elenn liefert den Beweis, daß sich sogar der Kehlbart einzeln entwickeln könne, wenn anders nicht überhaupt manche Arten von Mähnen, namentlich die am Unterhalse vorkommenden, ebenfalls für eine Art Kehlbart zu halten sind. Was das Fehlen des eigentlichen Schnurrbartes betrifft, so wird es vielleicht durch die stärkere Entwickelung einzelner Haare der Oberlippengegend als sogenannter Vibrissen oder Mystaceen (den Tastsinn vermittelnde Haare), wie sie fast bei allen Thieren vorkommen, bedingt.

Der Werth des menschlichen B.s wurde von jeher bei den verschiedenen Völkern verschieden angeschlagen. Im Allgemeinen galt er immer als Zeichen der Männlichkeit, bei den Soldaten als Ausdruck der Stärke und Kraft; inzwischen konnte er dem Zwange der Mode nicht entgehen, wurde bald als männliche Zierde in hohen Ehren gehalten u. sorgfältig gepflegt, bald, wie zum größten Theil noch unter den kultivirten Völkern, ganz oder theilweise mittelst des Messers entfernt. Im Orient stand von Alters her der B. hoch in Ehren, und mit Ausnahme der Aegypter, die nur einen schmalen und kurzen B. am Kinn stehen ließen, wurde er allgemein in vollem Wuchse getragen. Die Hebräer gaben ihm durch Abstutzen verschiedene Gestalten, salbten ihn fleißig, küßten ihn unter einander und hielten ihn für die größte Zierde des Mannes. Daher war es eine außerordentliche Beschimpfung, wenn Jemandem unfreiwillig der B. abgeschoren oder beschoren ward. Nur in tiefer Trauer rauste oder schnitt man die Barthaare ab, oder ließ den B. ungereinigt. Sklaven durften gar keinen B. tragen, denn der B. war zugleich das Zeichen des freien Mannes. Gleiche Grundsätze galten durch den ganzen Orient. Auch die Griechen betrachteten in den ältern Zeiten den B. als einen Würde verleihenden Schmuck des reiferen männlichen und des Greisenalters. Man ließ den B. um Wangen, Lippen u. Kinn wachsen. Stamm- und Ortsverschiedenheiten, Stand und individueller Charakter riefen indeß mannichfaltige Abweichungen in der Barttracht ins Leben, und die Künstler haben sich derselben fast mehr noch, als jener in Behandlung des Haupthaares, zur Bezeichnung der Individualität bedient. Im Allgemeinen galt ein starker voller B. als Zeichen männlicher Tüchtigkeit. Dabei war man aber weit entfernt, ihn der Natur zu überlassen und in der ganzen Länge seines Wuchses zu tragen; vielmehr war es ein Theil des Geschäfts der Barbierer, ihn der Sitte gemäß zu verschneiden; nur Sophisten, Cyniker u. dergl. pflegten dies zu unterlassen. Erst durch Alexander den Großen wurde das Bartscheeren, welches vorher Ausnahme und mehr noch Unsitte gewesen war, gewöhnlicher Brauch. Die neue, vermuthlich aus dem Orient und Aegypten entlehnte Sitte fand zwar in manchen Staaten heftigen Widerstand, und besondere Gesetze verboten das Bartabnehmen, trotzdem aber gewann sie im Allgemeinen rasche Verbreitung. Alexanders Nachfolger blieben ihr auch für ihre Person treu, und seitdem erscheinen die Bildnisse aus den macedonischen Dynastien bartlos, wovon sich nur wenige Ausnahmen finden. Ebenso sind auch die Bildnisse von Dichtern, wie Menander u. Posidippus, Aerzten, wie Asclepiades, und selbst Philosophen, wie Aristoteles, ohne B. Die Sophisten behielten indeß die frühere Sitte noch bei. Die Römer trugen den B. unverkümmert bis 454 der Stadt (300 v. Chr.), in welchem Jahre zuerst P. Licinius Mänas

einen Tonsor aus Sicilien nach Rom brachte. Nach Varro und Plinius war Scipio Africanus der Erste, welcher sich täglich rasiren ließ. Seitdem folgten die Meisten diesem Beispiel (eine Ausnahme machte Marius), und daher erscheinen die Bildnisse aus dem letzten Jahrhundert der Republik und bis Hadrian fast durchgängig bartlos; in den niederen Ständen aber wurde das Rasiren nicht ganz allgemein, und außerdem pflegten junge Stutzer den B. nur theilweise zu scheeren u. zu besonders ziertichen Formen zuschneiden zu lassen. Sonst ließen die höhern Stände in Rom nur bei Trauer (in luctu) den B. wachsen, und die Barba promissa gehörte ganz eigenthümlich zu dem Habitus sordidatorum. In sofern man darin den Ausdruck der Trauer und Unzufriedenheit sah, konnte die Barba promissa selbst zur Injurie werden. Der Tag der ersten Bartabnahme war ein Festtag, weil der Jüngling dadurch zum Manne wurde. Das abgeschnittene Haar pflegte man einer Gottheit zu weihen, wie Nero dem Jupiter Capitolinus. Hadrian war der Erste, der sich den B. wieder wachsen ließ, um die Muttermale im Gesicht zu verbergen; nach ihm wurde dies wieder sehr gewöhnlich, und die ganze Reihe der Kaiser bis Konstantin den Großen erscheint in Büsten und auf Münzen wieder bärtig, nur daß nach Heliogabal man wieder einen Theil des Backenbartes schor. Schöne Bärte wurden schon im Alterthum als eine besondere Auszeichnung betrachtet. So gedenkt Homer des weißen B.s des Nestor und des alten Königs Priamus. Virgil beschreibt den des Mezentius, und Plutarch spricht von dem langen weißen B. eines Lakoniers, der auf die Frage, warum er seinen B. so lang wachsen ließe, die Antwort gab: „Wenn ich meinen weißen B. ansehe, thue ich nichts seiner Unwürdiges." Die alten Perserkönige trugen goldene Bärte oder durchflochten das Barthaar mit Golddraht. Unter den alten Germanen schoren einige Stämme den B., andere dagegen, wie die Gothen und Longobarden, ließen ihn wachsen und führten ihn wieder in Italien ein; später nahmen sie jedoch Knebelbärte an. Bei den Katten durfte ein junger Mann nicht eher den B. abscheeren, als bis er einen Feind erlegt hatte. Die fränkischen Merovinger zeichneten sich durch ihren langen B. aus, den sie mit goldenen Knöpfchen zierten. In den späteren Zeiten des Mittelalters wechselt die Sitte des Barttragens und Bartabnehmens; im Occident neigte man sich im Ganzen mehr dahin, den B. ganz oder theilweise zu scheeren, während man im Orient den Bartschmuck für unveräußerlich hielt. Hieraus entstanden Streitigkeiten zwischen der griechischen und römischen Kirche. Die griechischen Geistlichen nahmen sich der Bärte an und schmäheten auf die bartlosen Heiligen der Lateiner. Während die alten Kirchenväter das Scheeren des B.s als eitle Weltsitte verflucht hatten, geboten die Päpste, namentlich Leo III., ihrem Klerus, zum Unterschiede von dem griechischen, unbärtig zu gehen. Fürsten, Ritter, Krieger, Künstler, Gelehrte und Staatsmänner trugen aber auch im Abendlande meist Bärte, und Viele legten darauf großen Werth. Man bekräftigte eine Urkunde, indem man einige Barthaare dem Siegel eindrückte. Im 10 Jahrhundert zeichnete sich König Robert von Frankreich ebenso durch seine Thaten als durch seinen langen B. aus. Ein berühmter deutscher Maler, Joh. Mayo, hatte einen so starken B., daß er den Beinamen Johann der Bärtige bekam. Er trug ihn an seinem Leibgurt befestigt, wenn er aber aufrecht stand, hing er bis auf den Boden, obgleich er ein sehr langer Mann war. Weltberühmt ist der Knebel- und dreizackige Kinnbart Heinrichs IV. (Henri quatre) von Frankreich, der diesen König zum wahren Modell eines majestätischen Herrschers machte. Der unerwartete Tod Heinrichs IV. und die Jugend seines Nachfolgers raubten dem B. alle Gunst. Ludwig XIII. bestieg den Thron seines glorreichen Vorgängers ohne B. Aus Gefälligkeit für den jungen Monarchen ließen sich die Höflinge rasiren und nur einen Backenbart und einige Haare an der Unterlippe stehen, eine Mode, die das Volk anfänglich nicht annehmen wollte. Auch Sully behielt seinen B., ja er erschien sogar damit vor dem Könige. Peter der Große verfiel auf den sonderbaren Gedanken, die Bärte seiner Unterthanen zu besteuern. Die Vornehmeren, sowie Handelsleute und Künstler mußten 100 Rubel, das gemeine Volk aber eine Kopeke für das Privilegium, ihre Bärte zu behalten, bezahlen. Die Maßregel veranlaßte mannichfaltige Beschwerden; aber Peter blieb unbeugsam, und nur unter den Bauern und Geistlichen blieb der B. Was Peter der Große in Rußland nicht ohne große Schwierigkeiten durchsetzen konnte, bewirkte in Spanien das Beispiel. Philipp V. bestieg den Thron mit einem abgeschorenen Kinn. Seine Hofleute ahmten ihm und das Volk wieder den Hofleuten nach. Indessen erregte diese Umwälzung doch manche Klagen und manches Murren. Die Spanier sagten: „Seit wir unsere Bärte verloren, haben wir auch unsere Seelen verloren." In der That stand auch der Backenbart unter allen europäischen Nationen bei den Spaniern und Portugiesen im größten Ansehen. Ein Spanier soll auch der Erfinder der falschen Bärte gewesen sein, gegen welche Don Pedro 1351 ein scharfes Edikt erließ. Unter Ludwig XIII. von Frankreich standen die Schnurrbärte in ihrer Glanzperiode, und zwar auf Kosten der mehr und mehr verschwindenden Kinnbärte. Ein schöner schwarzer, elegant gedrehter Schnurrbart war die beste Empfehlung bei dem schönen Geschlecht. Auch am Anfange der Regierung Ludwigs XIV. erhielten sich die Schnurrbärte in großer Gunst, u. sowohl der König selbst, als Turenne, Condé, Colbert, Corneille, Molière ꝛc. gefielen sich in dieser Mode. Es war nicht ungewöhnlich, daß Damen dem Geliebten ihres Herzens den Schnurrbart kämmten, kräuselten und drehten. Man trug diesen in verschiedenen Formen, und es gab spanische, türkische, Dolch- u. königliche Schnurrbärte. Die königlichen waren die letzten, und ihre Kleinheit verkündete schon ihr baldiges Ende. Nicht nur die katholischen, sondern auch die protestantischen Geistlichen eiferten von den Kanzeln und in Schriften gegen die Mode des Schnurrbartes als eine Erfindung des Teufels. Dagegen befahl der Bischof Sigismund von Magdeburg 1564 dem Hofgesinde, worunter auch Grafen und Herren, sich den B. abscheeren zu lassen, und ebenso verfuhr 1589 der Bischof von Halberstadt, indem er bei einer Kirchenvisitation anordnete, alle Hofleute sollten sich den B. abnehmen lassen und nur einen Zwickelbart tragen. Eine gleiche Verordnung erging 1605 an alle Unterbeamte seines Landes. Bis zum Ende des

17. Jahrhunderts trugen die protestantischen Geistlichen Schnurr- und Zwickelbärte; dieselben verschwanden aber gänzlich mit dem ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. In Rußland, theilweise auch in Polen, Galizien und Ungarn trägt heute noch der Bauer seinen vollen B.; auch die russischen Landgeistlichen (Popen) tragen volle Bärte. In Süddeutschland, vorzugsweise in Bayern, gehört ein buschiger Schnurrbart zur Zierde eines jungen kräftigen Mannes. Seit etwa 18—20 Jahren tragen die jungen Elegants in fast ganz Europa einen vollen, mit vieler Sorgfalt gepflegten B., so daß nur noch wenig bis zum vollkommenen B. der alten Patriarchen übrig blieb. In der englischen Armee war der Schnurrbart bis 1840 verbannt, seitdem ist er gesetzlich eingeführt. Der Henri quatre war in Frankreich während der Kaiserzeit sehr üblich; dann kam in und außer Frankreich die Mode auf, Bärte à la jeune France adjustirt zu tragen, d. i. solche, die das vordere Kinn freilassen, das hintere aber in Verlängerung des Backenbartes im Halbkreise umgeben. Jetzt ist der Kinnbart à la Napoleon III. in großem Ansehen. Seit 1848 wurde das Barttragen noch allgemeiner, und selbst beim Militär war es seitdem keiner Dienstvorschrift mehr unterworfen. Indessen wurden bald die Bärte, namentlich die sogenannten Demokratenbärte, politisch verdächtig, und so wurde bei dem Militär jene Freiheit des Barttragens wieder beschränkt; ja in Hessen-Darmstadt wurde sogar den Civilbeamten das Barttragen verboten. Als Curiosum mag noch erwähnt werden, daß vor 1848 den Militärpersonen in Kurhessen, vorgeschrieben ward ihren B. in Form eines W zu tragen. In Polen und besonders in Ungarn blühen die Schnurrbärte. Die Juden haben das alte Gesetz des Talmuds, welches ihnen den B. zu tragen befiehlt, an vielen Orten vergessen. Der ganze Orient, der jüdische, christliche und mohammedanische, ist dagegen dem B. treu geblieben. Der Mohammedaner schwört noch beim B. des Propheten und bei seinem eigenen, und über das Kinn des Sultans darf nach dem Gesetz kein Scheermesser gehen. Die Neuerungen Mahmuds IV. haben allerdings den B. im regulären Heere auf den Schnurrbart reducirt, aber die Opposition hält desto mehr auf ihren B. Den Persern wird es als Ketzerei ausgelegt, daß sie den B. unter dem Kinn nur etwa einen Finger breit stehen lassen.

Der B. hat außer den mit den Kopfhaaren gemeinsamen Krankheiten noch einige eigenthümliche, z. B. die Bartfinne (mentagra), eine pockenbildende Ausschwitzung aus entzündeten Haartalgdrüsen, welche leicht zu Geschwüren und Wucherungen (sycosis menti) führt und oft nur durch das Rasiren hervorgerufen oder unterhalten wird. In kranken Barthaaren ist von Herbig ein eigenthümlicher Barthaarschimmel gefunden worden. Vergl. Delaure, Pogonologie ou histoire philosophique de la barbe, Paris 1786, und Schelle, Geschichte des männlichen B.s, Leipzig 1787.

Bart (Baert), Jean, berühmter französischer Seeheld, der Sohn eines Fischers, 1651 zu Dünkirchen, nach Andern in den Niederlanden geboren, trat jung in die holländische Marine, ging aber, als der Krieg gegen Holland ausbrach, in französische Dienste über. Da er als Bürgerlicher keinen Offiziersrang erhalten konnte, machte er sich selbst zum Kapitän eines Korsarenschiffes und erwarb sich durch seine Kühnheit einen so bekannten Namen, daß der König Ludwig XIV. ihn zum wirklichen Schiffslieutenant ernannte. In einem Kampfe gegen englische Schiffe gefangen genommen, ward er nach Plymouth gebracht, entwich hier jedoch auf einem Fischernachen nach Frankreich, wo ihn der König nun zum Kapitän erhob. Im Jahre 1696 empfing ihn Ludwig XIV. mit Auszeichnung zu Versailles; da aber der König dabei unausgesetzt von dem Unfall sprach, der B. im vorigen Jahre betroffen, eilte dieser nach Dünkirchen und unternahm trotz der Blokade des Hafens durch die Engländer einen glücklichen Kreuzzug, worauf ihn Ludwig XIV. 1697 in einer persönlichen Audienz zum Kommandeur eines Geschwaders ernannte. B. dankte bloß mit den Worten: „Sire, Sie thun wohl daran." Als solcher bedeckte er sich bis zum Frieden von Ryswick mit Ruhm. B. † 1702 zu Dünkirchen. Von seiner Kaltblütigkeit in Gefahren zeugt folgende Anekdote. Als er den zum König von Polen erwählten Prinzen von Conti nach Helsingör bringen mußte, ward das Schiff unterwegs von den Engländern angegriffen und beinahe genommen. Nach dem Gefecht drückte der Prinz seine lebhafte Freude aus, daß sie dem Feinde entronnen, erhielt aber von B. die naive Antwort: „Die Gefangennahme brauchten wir nicht zu fürchten; ich hatte meinen Sohn mit der Lunte in die Pulverkammer geschickt, um das Schiff auf den ersten Wink in die Luft zu sprengen."

Bartadlrr, s. v. a. Bartgeier.

Bartels, Johann Heinrich, erster Bürgermeister von Hamburg, geboren daselbst am 20. März 1761, studirte auf der Universität Göttingen die Rechte u. unternahm 1786 eine Reise durch Deutschland und Italien. Als Resultat erschienen seine „Briefe über Kalabrien und Sicilien" (Göttingen 1787—92. 3 Bde.), die, reich an scharfsinnigen und neuen Beobachtungen und an authentischen Nachrichten über das südliche Italien und über Sicilien, noch immer ihren Werth behaupten. Schon 1798 trat er als Senator in den Magistrat Hamburgs, in welcher Stellung er sich in mehren schwierigen Lagen der Stadt während der französischen Herrschaft und in der herannahenden Krisis ihrer Befreiung in den Verhandlungen sowohl mit den französischen als auch mit andern Militärbehörden durch männliche Festigkeit auszeichnete. Später wurde er Kammerpräsident, Mitglied des Oberjustizhofs und Mitvorsteher der Wohlthätigkeits- und der Departementalstrafanstalten. Nach Wiederherstellung der alten Ordnung der Dinge übertrug ihm der Senat die Verwaltung der städtischen Polizei, welche er bis zu seiner Erhebung zur Bürgermeisterwürde 1820 mit Energie und kluger Umsicht leitete; unter Anderm führte er auch eine zweckmäßige Medicinal- u. eine neue Feuerkassenordnung ein. Als 1830 die Versammlung der deutschen Naturforscher u. Aerzte in Hamburg gehalten wurde, leitete B. die Geschäfte derselben und erwarb sich durch seine Anordnungen die lebhafteste Anerkennung. Im J. 1836 wurde er erster Bürgermeister, als welcher er am 1. Februar 1850 †, nachdem er am 23. November 1848 sein 50jähriges Amtsjubiläum gefeiert.

Barten, s. Wallfisch.

Barten, Stadt im preußischen Regierungsbezirk Königsberg, mit Domaine und 1422 Einw.

Bartenland (Barthonia), Bezirk im alten Preußenlande, zwischen dem Pregel, der Alle und der Angerap, grenzt im Westen an Natangen und Ermeland (Warmien), im Osten an Sudavien, im Süden an Masovien. Die ganze Gegend ist durch zahllose Seen überaus wasserreich. Das B. blieb bis ins erste Drittel des 13. Jahrhunderts Hauptsitz des preußischen Heidenthums, erst durch Hermann Balk und die spätern Ordensmeister kam es in die Gewalt des deutschen Ordens, u. damals wurde hier zuerst das Christenthum eingeführt; 1240 war letzteres bereits fest begründet, und eine Empörung 1260 gegen den in Litthauen sehr geschwächten Orden wurde unterdrückt, ebenso eine zweite und letzte 1284. Das B. begreift die jetzigen Kreise Friedland, Rastenburg und Rössel im Regierungsbezirk Königsberg.

Bartenstein, 1) Stadt in der preußischen Provinz Preußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Friedland, an der Alle, Hauptort des alten Bartenlandes, mit Domaine, Kreisgericht und 4542 Einw. die Tuch, Leder, Leinwand, Töpferwaaren, fabriciren. Die alte Burg wurde 1340 von den deutschen Rittern angelegt, aber schon 1454 zerstört; um dieselbe herum bildete sich allmählig die Stadt. Die Sage macht den Preußenapostel Bartholomäus zum Erbauer B.s. — 2) Barthelstein), zerstörte Felsenburg im würtembergischen Donaukreis, am linken Donauufer auf einem Felsen, beherrschte, wie die gegenüber liegende Burg Scheer, den Donaudurchgang. B. hatte früher seine eigenen Edelleute und wurde wahrscheinlich im 30jährigen Kriege zerstört. In dem Felsen sind mehre Höhlen, darunter zwei besonders merkwürdige, mit schornsteinartigen Gängen, durch die man der Sage nach in die Burg hinauf gelangen konnte.

Bartfedern, diejenigen Federn der Vögel, welche fast nur aus langen, dicht an einander liegenden Blättchen oder Bärten zusammengesetzt sind, die auf der Länge des dünnen Schaftes senkrecht stehen. Die B. sind kurz u. weich, bedecken den eigentlichen Leib und heißen auch Flaum.

Bartfeld (Bartfa, Bardiov), Freistadt im ungarischen Komitat Saros, an der Tapola (Tepel), berühmt in der Kirchengeschichte und durch ihre Heilquellen. Sie hat ein Rathhaus mit wichtigem Archiv, eine katholische und eine evangelische Kirche, eine katholische Hauptschule, ein evangelisches Gymnasium, Bürgerhospital, einen Eisenhammer und 4222 Einwohner, Deutsche und Slaven. Das bartfelder Töpfergeschirr wird durch ganz Oberungarn verführt. Der starke Weinhandel, den die Stadt einst trieb, hat sich vermindert, dagegen ist jetzt der Leinwandhandel im Flor. Die bartfelder Quelle, erst seit 1787 allgemeiner bekannt, ist eines der stärksten Stahlwässer Ungarns. Sie quillt in einem kleinen, von der Stadt ½ Stunde nordwärts entfernten Thale, am Fuße des Steinbergs (Kamena hura) u. besteht aus 3 Trink- u. 3 zu Bädern eingerichteten Quellen. Dem pyrmonter Wasser sehr ähnlich, wirkt es kräftig auf den Blutumlauf, mildert die Schärfe, erleichtert die Ausdünstung und Absonderung, löst auf, stellt die normale Biegsamkeit der einzelnen Theile des menschlichen Körpers wieder her. Seine Heilkraft bewährt sich bei Abspannung der Nerven, Krämpfen, Abzehrung, Hämorrhoiden, Schwindel, Lähmungen, epileptischen und hysterischen Rückenschmerzen, Anlage zum Podagra, Krankheiten des Unterleibes und der Eingeweide, geschwächter Verdauung, Koliken, Steinbeschwerden, verhaltenen Flüssen der monatlichen Reinigung u. dgl. An rheumatischen Kranken bewirkt es oft Wunder. Die ganze Kur dauert 6, die halbe 3 Wochen. B., eine der ältesten Städte Ungarns, wurde auf den Ruinen einer Cistercienserabtei, welche zu der Zeit, als die tatarischen Horden in Ungarn einbrachen, zerstört worden war, auf Befehl des Königs Karl Robert 1320 erbaut und zur königlichen Freistadt erhoben. B. erklärte sich mit den übrigen königlichen Freistädten Oberungarns schon 1525 für die lutherische Reformation, hier ward 1590 die erste allgemeine Synode der ungarischen Protestanten abgehalten, und viele verbannte Lutheraner fanden in B. einen sichern Zufluchtsort. Der Bergbau auf Gold und Silber, der in früherer Zeit hier betrieben ward, hat völlig aufgehört.

Bartfinne, s. Bart.

Bartgeier (Geieradler, Gypaëtos *Storr*), Gattung der Raubvögel, welche den Uebergang von den Geiern zu den Adlern bildet, mit folgenden charakteristischen Merkmalen: Die Augen stehen hoch oben, dem Scheitel gleich, die Klauen sind verhältnißmäßig schwach; die Flügel stehen in der Ruhe zur Hälfte vom Leibe ab; der Kropf tritt, wenn er gefüllt ist, am Unterhalse hervor; der Schnabel ist sehr stark, an der Basis gerade, an der Spitze hakenförmig gekrümmt, aufwärts gewölbt; die Nasenlöcher sind mit steifen, nach vorn gerichteten Borsten bedeckt, und an der Basis des Unterschnabels befindet sich ebenfalls ein steifhaariger Borstenpinsel; die Füße sind kurz, bis an die Zehen befiedert. Der gemeine B. (Gypaëtos barbatus *Storr*, Vultur barbatus, *L.*, Lämmergeier, Goldgeier) ist der größte Raubvogel der alten Welt; das Männchen wird 4 Fuß lang mit einer Flugbreite von 9½ Fuß, das Weibchen 4⅓ Fuß lang mit einer Flugbreite von 10 Fuß. Der Rücken ist schwarzgrau, jede Feder mit einem weißen Schaftfleck gezeichnet, der Kopf gelblichweiß, von einer schwarzen Linie umzogen, der Hals und der ganze untere Theil des Körpers fast orangenfarb; ein schwarzfleckiges Band geht von den Schultern nach der Brust; die Iris der Augen ist hellgelb mit bräunlicher Einfassung. In der Jugend ist der Lämmergeier dunkelbraun, an Brust, Seiten, Bauch und Beinen hellbraun. Er bewohnt in geringer Anzahl die höchsten Berge der schweizer und tyroler Alpen, jetzt noch am meisten das Felsengebirge, welches das Engadinthal einschließt, ferner die Pyrenäen, einen Theil der Karpathen, dann die höchsten Spitzen des Kaukasus und die sajanskischen und tauriſchen Hochgebirge in Asien. Man hat ihn neuerlich auch auf dem Himalayah angetroffen. Eine sehr ähnliche Art kommt auf Sardinien und auf dem Atlas vor. Er horstet auf den steilsten und unzugänglichsten Felsenzacken; das Nest hat kreuzweise gelegte Bengel zur Unterlage, darauf eine Menge Heu und Stroh, dann folgt das eigentliche kranzförmige Nest aus zartem Reisig, Heu, Moos und Flaum. Es enthält 3—7 weiße, braungefleckte Eier, etwas größer als Gänseeier, von denen jedoch nur 2—4 auskommen. Die Brütezeit ist im März, dann sind die Männchen den jungen Ziegen am gefährlichsten.

Der B. ist ein höchst raubgieriger und furchtbarer Raubvogel. Er steht stets ziemlich aufrecht mit eingezogenem Hals und aufgerichtetem Kopf; ahnt er einen Feind in der Nähe, so streckt er den Hals und schwingt sich plötzlich in die Höhe, wobei ein Geräusch entsteht, wie von einem umfallenden blättervollen Baum. Er fliegt außerordentlich leicht u. schnell, oft so hoch, daß man ihn kaum mehr bemerkt, und stößt bisweilen ein durchdringendes Geschrei aus, bei dessen Tönen Gemsen und Ziegen erzittern. Vorzüglich Gemsen, Ziegen, Schafe, Murmelthiere, Waldhühner werden seine Beute, die er entweder, nachdem er in der Luft einige Kreise gemacht hat, aus der Höhe herabstürzend mit seinen Klauen ergreift und im Flug über die Felsen hinaufreißt, oder, was noch häufiger der Fall ist, am Rande der Abgründe überfällt und mit seinen Flügeln, in denen er eine ungeheure Kraft hat, in die Tiefe hinabstürzt, um sie dann, wenn sie durch den Sturz zerschmettert daliegen, gemächlich zu verzehren. Zuerst frißt er die Augen aus, öffnet dann den Bauch, verschlingt die Eingeweide und geht dann erst an das Fleisch, das Uebriggelassene benutzt er als Mahlzeit für den folgenden Tag. Im Winter geht er auch auf Aas aus. Zuweilen sucht er nicht nur Kinder, sondern sogar erwachsene Menschen, welche einsam am Rande eines Abgrundes stehen, zu überfallen und hinabzustürzen. Gemsjäger u. Sennhirten sollen schon manchmal in diese Gefahr gekommen sein. Ja einmal bemühte sich sogar ein Lämmergeier, einen Ochsen in den Abgrund zu jagen u. trieb sich länger als eine Stunde mit ihm umher. Hunde, Füchse, selbst Kälber schleppt er, wenn ihn Hunger treibt, mit großer Schnelligkeit fort. Selbst Kinder soll er mit empor genommen haben. Einem glarner Jäger auf Sool trug einst ein Lämmergeier eine 27 Pfund schwere Eisenfalle, in der er an den Füßen hängen blieb, auf einen hohen Felsen, nachdem er sie zuvor mit ungeheurer Anstrengung aus dem Holze, woran sie befestigt war, losgerissen hatte. Die Art, wie dieser Vogel Knochen zerstückelt und zur Mahlzeit zubereitet, ist merkwürdig: er fliegt mit den Knochen hoch in die Luft und läßt sie dann auf Felsen fallen, daß sie zersplittern. Schon die alten Römer kannten diese Eigenschaft desselben u. nannten ihn deshalb Ossifraga. Aristoteles und Homer erwähnen den Lämmergeier unter dem Namen Phene. Im Winter nähert sich dieser Raubvogel mehr den Wohnungen der Menschen u. kann dann durch Blut oder frisches Fleisch angelockt und erlegt werden. Außerdem wird er gewöhnlich in Fuchsfallen gefangen und dann zur Schau herumgeführt. In Sardinien legt man in eine Grube eine todte Kuh oder ein Pferd, wobei die B. sich sammeln und mit langen Stangen todtgeschlagen werden. Das Fleisch wird dort gegessen, die Flügelfedern werden als Schreibfedern, die übrigen als Flaum benutzt; eine vollständige Haut für ein Naturalienkabinet kostet 2—3 Kronen. Merkwürdig ist, daß dieser grausame Vogel doch leicht zahm wird, sich streicheln läßt und sich seinem Wärter sogar auf die Schulter setzt.

Bartgras, s. Andropogon.

Barth (Bardum, Bardi), Stadt im preußischen Regierungsbezirk Stralsund, am barther Binnensee (Bodden), der mit dem Meer in Verbindung steht, hat einen Hafen und 5310 Einw., die Leder und Tabak fabriciren, besonders aber Seehandel mit Getreide und Wolle treiben. Im Jahre 1858 besaß B. 181 Schiffe von 18,537 Lasten. Die Stadt hat außerdem ein Fräuleinstift im ehemaligen Schlosse mit einer Priorin, 10 Konventualinnen u. 7 Exspektantinnen, 4 Märkte, eine schöne Kirche mit Bibliothek. Sie ist sehr alt und galt im 15. Jahrhundert als bedeutende Handelsstadt.

Barth, 1) Kaspar von, philologischer Gelehrter und Vielschreiber, zu Küstrin am 22. Juni 1587 aus einem alten bayerischen Adelsgeschlecht geboren, hatte schon im 9. Jahre des Terentius Komödien im Gedächtnisse und übersetzte im 12. den Psalter in lateinische Verse, weshalb er als ein Wunder von Gelehrsamkeit galt. Seine weitere Bildung erhielt er auf den Gymnasien zu Halle, Gotha und Eisenach. Schon damals schrieb er eine „Commentatio de lingua latina et scriptoribus latinis", angeblich in 24 Stunden, und schon 1607 ließ er „Juvenilia Sylvarum sermonum oleglarum etc." erscheinen. Im Jahre 1606 bezog er die Universität Wittenberg, verweilte dann 1610—19 abwechselnd in Mainz, Köln, Marburg, Heidelberg, Mailand, Straßburg, Genua, Padua, Leyden, Amsterdam, Paris und Basel und wählte endlich Leipzig zum bleibenden Aufenthaltsorte, alle amtliche Berufsthätigkeit von sich weisend. Er † hier den 17. September 1658. Einige nennen B. den größten Kritiker, Andere sprechen ihm allen Scharfsinn und alle Urtheilskraft ab. Unstreitig gebrach es ihm an Geschmack, und seine ungeheure Belesenheit konnte dies, sowie den Mangel an Gründlichkeit und Tiefe der Forschung nicht ersetzen. Jeder Einfall galt ihm als erprodtes Urtheil, u. seine Selbstgefälligkeit ließ eine Aenderung des Geschriebenen nicht zu. Seine Kommentare enthalten daher viel Schiefes und Unnützes und sind als reich aufgespeicherte Sammlungen nur für den Philologen von Interesse und Werth. Ueberall wird in seinen Schriften (verzeichnet in den „Act. erudit." XI, S. 925) eitles Selbstlob laut, und sein adeliger Stolz und sein anmaßender Dünkel entfremdeten ihm selbst seine Verehrer und Freunde. Die letzten Jahre seines Lebens wandte er theologisch-moralischen Betrachtungen zu u. schrieb „Soliloqula rerum divinarum", welche ihm einen Platz in Arnolds „Kirchen- und Ketzerhistorie" verschafften. Sein bestes Werk ist sein Kommentar zum Claudianus. Seine „Adversaria" (Frankfurt 1624) sind noch jetzt nicht entbehrlich. Von einem schätzbaren Kommentar B.'s zu Augustins „De civitate Dei" wurden nur Proben bekannt.

2) Christian Karl, bekannt durch seine Forschungen über Deutschlands älteste Geschichte, geboren 1775 zu Baireuth, trat in den Staatsdienst, wurde Regierungsrath in seiner Vaterstadt, 1817 Direktor des Rheinkreises, 1818 Finanz- und Ministerial- u. später Geheimerath zu München. Sein Hauptwerk ist „Deutschlands Urgeschichte" (Hof 1818—20, 2 Bde.; ganz umgearbeitete Auflage, 1840—42, 3 Bde.), ein Werk umfassender und gründlicher Forschung, das sich von allen andern Werken über die deutsche Geschichte wesentlich unterscheidet, indem der Verfasser es sich darin zur Aufgabe macht, nicht sowohl die Geschichte des deutschen Volkes, als vielmehr die des deutschen Landes zu erzählen, nicht allein das Thun und Treiben der

germanischen Stämme zu schildern, sondern dem Werden Deutschlands nachzuforschen. In archäologischer und geographischer Hinsicht ist dieses Werk besonders werthvoll. Außerdem schrieb er: „Ueber die Druiden der Celten" (Erlangen 1826); „Hertha und über die Religion der Weltmutter im alten Deutschland" (Augsburg 1828); „Die Kabiren in Deutschland" (Erlangen 1832); „Die altdeutsche Religion" (Leipz. 1835, 2 Bde.). Gemeinschaftlich mit J. Rudhart gab B. heraus „Bayerische Wochenschrift" (Münch. 1823).

3) Karl, vortrefflicher Zeichner, Kupferstecher u. Schriftsteller, geboren im Oktober 1787 zu Eisfeld, war Goldschmiedlehrling, widmete sich aber dann zu Stuttgart unter Leitung des berühmten Joh. Gotth. von Müller von 1805—1812 der Kupferstecherkunst. Von Stuttgart begab er sich nach Frankfurt a. M., wo Peter Cornelius, Xeller und Mosler eben die neue Kunstrichtung begründeten, welche auf die Vermählung der älteren deutschen u. italienischen Malerei hinarbeitete. Als Cornelius und Xeller nach Rom gingen, zog B. nach Stuttgart zurück. Hier übertrugen ihm Cotta und der Kaufmann Rapp den Stich einer in Bildern nach den berühmtesten Meistern bis auf Raphael dargestellten Kunstgeschichte; doch waren von dieser ehrenvollen Arbeit erst 2 Hefte erschienen, als die Ereignisse der Zeit störend dazwischentraten; 24 schon vollendete Platten B.s nach Werken der nächsten großen Meister nach Giotto, sowie die sämmtlichen Zeichnungen von den Gebrüdern Riepenhausen (12 Hefte, jedes 12 Zeichnungen) kamen spurlos abhanden. Nach kurzem Aufenthalt in Hildburghausen und Nürnberg, wohin Xeller aus Rom zurückgekommen war, begab sich B. gegen Ende 1814 nach München und 1817, mit Unterstützung der Fürstin von Thurn und Taxis, nach Rom. Hier begann er gemeinschaftlich mit Amsler den Stich des Titelblattes zu Cornelius' Kompositionen zum Nibelungenliede, den er, krank in seine Heimat zurückgekehrt, hier vollendete. Nach abermaligem längeren Aufenthalt in Nürnberg und Frankfurt a. M. folgte B. einem Ruf als Direktor und Lehrer an der herderschen Kunstanstalt nach Freiburg, verließ jedoch nach Jahresfrist, in den Versprechungen des Patrons getäuscht, die Anstalt, ging nach Heidelberg und von da nach Frankfurt a. M. zurück, wo er von 1826—30 u. A. seine zierlichste Arbeit, die schwebende Charitas, nach einem Deckengemälde in Pillnitz von Vogel von Vogelstein, vollendete. Nachdem er längere Zeit in Darmstadt gelebt, ließ er sich in Hildburghausen nieder, wo er Vieles im Auftrag des bibliographischen Instituts arbeitete, kehrte aber den Sommer 1843 nach Darmstadt zurück und ging im Winter desselben Jahres mit dem Dichter Fr. Rückert nach Berlin. Seit dem Frühling 1844 wohnte B. wieder in Hildburghausen, bis er 1853 nach Darmstadt ging, wo sich bald Geistesstörungen bei ihm zeigten, so daß seine Freunde seine Rückkehr in die Heimat für rathsam hielten. Unterwegs stürzte er sich in Guntershausen aus den Fenstern des Gasthofes auf die Straße und † einige Tage darauf, am 12. September 1853, im Krankenhause zu Kassel. B.s Stechweise ist die enge und scharfe Behandlungsweise, wie wir sie, jedoch nicht mit solcher Fertigkeit und Vollendung, von den ältesten Kupferstechern, namentlich von Alb. Dürer und Marc Anton, angewendet sehen. In mehren Porträten (Chamisso, Alexander, Fürst von Thurn und Taxis ꝛc.) und besonders in dem großen Blatt nach Overbeck, die sieben magern Jahre darstellend, hat B. die Mitte gehalten zwischen der altdeutschen und altitalienischen und zwischen der breiten eleganten Manier der neuern Kupferstecher. Von seinen Werken nennen wir nur noch: den Abschied Raphaels von Perugino und seinen Mitschülern, zum „Leben Raphaels" von Riepenhausen; 10 Blätter zu einer altkölnischen Kunstgeschichte, Zeichnungen und Texte vom Professor Mosler; die Mutter mit dem Kinde, nach Correggio; Magdalena, nach eigener Zeichnung und Erfindung, Seitenstück zu F. Müllers Johannes; Mater amabilis, nach Andrea del Sarto; 24 Vignetten und Titelblätter nach eigenen und Zeichnungen von Cornelius, Xeller, Mosler, Heideloff u. A.; zahlreiche gestochene und radirte Porträte, darunter Raphael, nach dem von ihm selbst gemalten Bilde in München, A. W. Schlegel, Fr. Rückert, in verschiedenen Lebensaltern, nach eigener Zeichnung, Goethe nach eigener Zeichnung, Rotteck, Platen, Hegel, Voß, Liebig ꝛc.; Radirungen auf Kupfer und Stahl; viele ausgeführte Kreidezeichnungen auf Pergament und Papier; gegen 400 in Oel, Pastell, Aquarell, Miniatur gemalte, mit der Feder, dem Pinsel oder Bleistift nach der Natur ausgeführte Porträte. Als Schriftsteller hat sich B. durch vortreffliche Erzählungen in den ersten Jahrgängen der „Dorfzeitung", von denen manche in alle Jugendschriften übergegangen sind, sowie durch seine Uebersetzung von Longhi's Werk über die Kupferstecherkunst (Hildburghausen 1837), wozu er den praktischen Theil, sowie seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen selbständig zufügte, bekannt gemacht. Von seinen Gedichten sind einzelne abgedruckt in Menzels „Moosrosen für 1826", im „Frauentaschenbuch von 1821", im „Musenalmanach für 1834 und 1840", im „Weihnachtsbaum" 1843—54. Eine Sammlung seiner gesammten literarischen Erzeugnisse enthält Meyers „Nationalbibliothek" (93. Bd.).

4) Heinrich, berühmter Reisender der neuesten Zeit, den 18. April 1821 zu Hamburg geboren, Sohn eines Kaufmanns, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und seit Herbst 1839 die Universität zu Berlin, wo er besonders Philologie und Archäologie studirte. Nach Verlauf des ersten Studienjahres unternahm er eine Reise nach Italien und Sicilien, um durch eigene Anschauung an den Monumenten des Alterthums dessen Geschichte zu studiren. Nach Berlin zurückgekehrt, setzte er seine Studien noch 3 Jahre fort und promovirte 1844 mit einer Dissertation über die Handelsthätigkeit der alten Korinther. Bald darauf begab er sich nach London, wo er 2 Monate lang die Kunstsammlungen des Museums u. die arabische Sprache studirte, ging dann von London über Paris, Marseille, Madrid nach Gibraltar und setzte nach Tanger über, wo seine eigentliche Untersuchungsreise begann. In Marokko vermochte er nicht weiter ins Innere vorzudringen; besser gelang ihm dies in Algier, besonders aber in Tunesien, sowie in dem Innern von Tripolitana und Marmarica. Nach Tunis zurückgekehrt, begab sich B. Anfangs 1846 nach Malta, um seine Papiere und Sammlungen zu ordnen und niederzulegen, segelte bald darauf wieder nach Tunis und

begann seine zweite Tour durch Tunesien. Er ging über Gabb nach Tripolis, durchzog die Sandwüste am Südrande der großen Syrte, erreichte Benghasi und ging von da durch das alte Marmarica in das Nilthal. Hier, in der Nähe der Grenze Aegyptens, wurde er von Räubern fast seiner ganzen Habe, namentlich seiner Tagebücher und Skizzen beraubt und rettete schwer verwundet nur mit Mühe sein Leben. In Aegypten unternahm er eine Nilreise bis zum zweiten Katarakt von Wadi Halfa, dann eine Wüstenreise von Assuan nach Berenice, worauf er seine Forschungen in Asien durch die peträische Halbinsel und Palästina fortsetzte, das nordsyrische Küstenland, Cilicien und Cypern durchwanderte und die alten Landschaften Pamphylien, Lycien mit Rhodus, Jonien, Lydien, Aeolien, Troas und Bithynien berührend, in Konstantinopel anlangte, von wo er nach dreijähriger Abwesenheit durch Griechenland nach der Heimat zurückkehrte. Im Frühling 1848 habilitirte er sich als Privatdocent zu Berlin und las über die Geographie Nordafrika's, die Geschichte der griechischen Kolonien und alte vergleichende Geographie. Zugleich bearbeitete er sein Reisewerk „Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, ausgeführt in den Jahren 1845, 1846 und 1847", von dem jedoch eben der erste Band (Berlin 1849) erschienen war, als B. durch Bunsen und Petermann veranlaßt wurde, sich der Untersuchungsexpedition nach dem Innern von Nordafrika, welche die britische Regierung durch Richardson ausführen lassen wollte, anzuschließen. Mitte November 1849 verließen die Reisenden, denen sich auch Adolf Overweg zugesellt hatte, Berlin, begaben sich nach kurzem Aufenthalte zu London nach Paris und Marseille und landeten in Afrika zu Philippeville am 11. December. Overweg u. B. langten Ende 1849 in Tunis an u. machten von da aus nach einem längerem Aufenthalt zu Lande die Reise über Susa, Sfax u. Dscherbie nach Tripolis. Nach einigen Exkursionen, die beide Reisende von Tripolis aus nach den interessanteren Theilen des Landes, namentlich den Gharianbergen unternommen, waren endlich sowohl die Mitglieder der Expediton, als die Instrumente vollständig angekommen, und am 23. März 1850 begann die Reise nach Murzuk und von da durch die Sahara nach Tahir, wo in Tin-Tellus ein längerer Aufenthalt gemacht wurde. Von hier machte B. einen Ausflug nach dem seit 1½ Jahrhunderten von keinem Europäer betretenen Agades und schloß mit dem dortigen Fürsten einen Handelstraktat ab. In Damergu, einer Grenzstadt der Tuariks gegen das Reich Bornu, trennten sich am 11. Januar 1851 die Reisenden, und B. wendete sich südwestlich nach dem Lande Haussa, um Kaschna und Kano im Reiche Sokoto zu erreichen. Richardson starb schon am 3. März zu Ungurutua, 5—6 Tagereisen von Kuka; seine Tagebücher rettete B. und sandte sie nach London. B. selbst traf am 5. Mai mit Overweg in Kuka, der Hauptstadt Bornu's, wieder zusammen. Während Overweg nun in Kuka blieb, wandte sich B. nach Adamaua, entdeckte auf dem Wege nach Yola am 18. Juni zwei große Quellströme des Niger, den Binué und Faró, langte am 22. Juli wieder in Kuka an, unternahm sodann mit Overweg vereint eine Reise nach Kanem und vom 25. November 1851 bis Ende Januar 1852 nach dem Reiche Musgo im Süden Kuka's. Von da zurückgekehrt, reiste B. nach Baghirme, im Südosten des Tsadsee's, u. verweilte längere Zeit in dessen Hauptstadt Masena, wo er eine große kartographische Arbeit über die Negerländer und einen ausführlichen Bericht über Geschichte, Geographie u. Archäologie von Baghirme, Wadai und den benachbarten Landschaften verfaßte, zugleich auch reichhaltige Vokabularien der Loggone-, Bagbirme- und Wadaisprachen nebst einigen minder reichen von noch 8 in jenen Gegenden geredeten Sprachen anfertigte. Gleichzeitig stellte er sorgfältige Untersuchungen über den großen, von Süden kommenden Zufluß des Tsadsee's, den Schary oder Asu, an. Nachdem auch Overweg am 27. September 1852 bei Maduari am Tsad gestorben war und B. seine Papiere ebenfalls gerettet und nach London gesendet hatte, reiste er über Kano und Kaschna nach Sokoto, dessen mächtiger Herrscher Aliu ihn freundlich aufnahm, und entdeckte auf seiner ferneren Reise zwei große Reiche: Gando und Hamd-Allahi, die bis jetzt nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Unter mannichfachen Gefahren erreichte er am 12. Juni 1853 Say, einen wichtigen Handelsplatz am Niger, und überschritt hier diesen Strom, durchwanderte dann die noch von keinem Europäer durchschrittenen Landschaften Gurma, Libthako und Dalla und kam am 7. September nach Timbuktu, wo er trotz Krankheit und körperlicher Schwäche eine Karte von den westlichen Negerländern anfertigte und astronomische Beobachtungen anstellte, durch welche die Lage des Orts, früher ein Gegenstand vielen Streites unter den Geographen, festgestellt worden ist. Bei seinem Einzug in Timbuktu galt er der großen Menge als ein Abgesandter des Sultans von Stambul, und erst allmählig ward er bekannt, daß er ein Christ sei. Dies und die politischen Verwickelungen jener Negerreiche setzten ihn beständigen Lebensgefahren aus, u. nur dem Schutze seines Gastfreundes, des Scheikhs el Bakay, seiner Geistesgegenwart und Unerschrockenheit, sowie dem Aberglauben seiner Feinde, die ihn für unverwundbar hielten, verdankte er seine Rettung. Nach einem siebenmonatlichen Aufenthalt verließ B. endlich am 8. April 1854 die Wüstenstadt, mußte aber noch einmal dahin zurückkehren und konnte erst am 8. Mai die Reise wieder antreten. In Garo oder Gago, der einstigen glänzenden Hauptstadt des Sonraireiches, wo er 12 Tage verweilte, schloß er mit den angesehensten Tuarikfürsten als Abgesandter Englands feierliche Verträge ab, laut deren sie die Befahrung des Nigers durch englische Schiffe gestatteten. Am 30. August kam er wieder nach Wuaro, wo er die Herstellung seiner Gesundheit abwartete, verließ diese Stadt am 5. Oktober, durchschritt in forcirten Märschen die Provinz Zansara, wo die Eingeborenen in vollem Aufstande gegen die Fellaneroberer begriffen waren, und erreichte am 18. Oktober die Handelsstadt Kano, wo er vergeblich Reisemittel u. Geld anzutreffen hoffte. In Sinder waren seine Vorräthe und sein Gepäck mit Beschlag belegt worden, da man das Gerücht von seinem Tode ausgesprengt hatte, und erst Mitte November gelang es ihm, von Kano fortzukommen, um sich nach Bornu zu wenden. Bei Bundi, zwischen Kano und Kuka, traf er am 1. December mit Vogel zusammen. Während letzterer nach Sinder ging, eilte B. nach Kuka, wo er am 12. December, vom Scheikh Omar feierlich eingeholt, eintraf. Am 28. December kehrte auch

Vogel zurück, und beide Forscher genossen das Glück eines vierwöchentlichen Zusammenlebens. Mit einer Begleitung von 6 Mann mit 12 Kameelen und 2 Pferden trat B. am 5. Mai 1855 den gefahrvollen Weg durch die Wüste an, erreichte am 8. Juni Bilma und schon am 20 Murzuk, nachdem er 8 Kameele und 1 Pferd verloren, durchschritt kühn die aufständische Statthalterschaft Tripolis und gelangte, nachdem er einer kurzen Gefangenschaft glücklich entgangen, am 21. August nach Tripolis. Am 8. September betrat er zu Marseille wieder den europäischen Boden, den er vor fast 6 Jahren verlassen. Sein Freund Petermann hat berechnet, daß die Ausdehnung der von B. zurückgelegten Routen auf dieser Reise nicht weniger als 12,000 englische oder 3000 deutsche Meilen beträgt, während die Reisen Bruce's nur 2200, Mungo Parks 1500, Galtons 1280, Livingstons 2000 englische Meilen betrugen. B.s Reisen bilden eine ganz neue Aera in der Entdeckungsgeschichte Afrika's. Er hat zuerst das höchst interessante Land Air oder Asben mit der Hauptstadt Agades gründlich erforscht, den mächtigen Tschaddastrom in seinem Oberlaufe überschritten und das ganze, große, reiche, von ihm bewässerte Land Adamaua auf der Karte niedergelegt, die erste genaue Beschreibung von den zwei wichtigen Königreichen Baghirme u. Wadai geliefert und die zwei großen Reiche Gando und Hamd-Allahi entdeckt. Durch B.s Erfolge ist ein neues reges Interesse für Afrika entstanden, und die Beschiffung afrikanischer Ströme hat jetzt erst wieder begonnen, nachdem der traurige Ausgang der früheren Nigerexpeditionen von allen ferneren Versuchen abgeschreckt hatte. B. beschrieb seine Reise in „Reise und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika" (Gotha 1855—58, 5 Bde.; im Auszug das. 1859 bis 1860, 2 Bde.). Seitdem veröffentlichte er noch die Beschreibung einer „Reise von Trapezunt durch die nördliche Hälfte Kleinasiens nach Skutari" (Gotha 1860).

Barth-Barthenheim, Johann Baptist Ludwig Ehrenreich, Graf von, staatswissenschaftlicher Schriftsteller, am 5. März 1784 zu Hagenau im Elsaß aus einem altadeligen Geschlecht geboren, studirte seit 1795 zu Karsruhe, hierauf zu Freiburg und Göttingen Philosophie, Rechtswissenschaft und Diplomatik, trat 1804 in österreichische Staatsdienste, wurde 1810 in den Grafenstand erhoben, zum k. k. Kämmerer und niederösterreichischen Regierungssekretär und später zum Regierungsrath ernannt; † zu Wien den 22. Juni 1846. Seine Schrift „Ueber das politische Verhältniß der verschiedenen Gattungen von Obrigkeiten zum Bauernstande in der Provinz Niederösterreich" (Wien 1818) verdient bei der Gesetzgebung für den Bauernstand in Deutschland beachtet zu werden. Von 1819—24 gab er eine „Oesterreichische Gewerbs- und Handelsgesetzkunde" (Wien, 9 Bde.) heraus, welche von der obersten Gewerbs- und Handelsbehörde in Oesterreich allen Landesstellen der Monarchie als Muster zur Bearbeitung der einzelnen Provinzialgesetzgebungen über diesen Gegenstand empfohlen wurde, so daß bereits auf der Grundlage seines Systems ähnliche Bearbeitungen für Steiermark, Galizien und das venetianische Gebiet erschienen sind. In freien Heften erschienen von ihm „Beiträge zur politischen Gesetzkunde" (Wien, 1821 ff., 3 Bde.), welche meist Abhandlungen über einzelne Gegenstände der österreichischen Landesverwaltung, z. B. über die österreichische Staatsbürgerschaft, über die Israeliten in Oesterreich, über das freie Gemeindewesen, über den Zustand der Protestanten in den österreichischen Staaten ꝛc., enthalten; mehre davon sind auch einzeln im Druck erschienen. Unter seinen übrigen, von vielem Fleiße zeugenden Werken erwähnen wir: „System der österreichischen administrativen Polizei, mit besonderer Rücksicht auf Oesterreich unter der Enns" (Wien 1829, 4 Bde.); „Das Ganze der österreichischen politischen Administration" (das. 1836—42, 20 Lief.); „Oesterreichs geistliche Angelegenheiten in ihren politisch-administrativen Beziehungen" (das. 1841); „Oesterreichs Schul- und Studienwesen" (das. 1843, 2 Bde.); „Oesterreichs Gewerbe und Handel" (das. 1846, 2 Bde.).

Barthe, Felix, Pair von Frankreich und Minister unter Ludwig Philipp, geboren am 28. Juli 1795 zu Narbonne, studirte auf der Universität zu Toulouse die Rechte und ging dann nach Paris, um sich der Advokatur zu widmen. Der Tod des Studenten Lallemand, seines Freundes, der 1820 bei einem Auflauf von einem Soldaten erschossen worden war, machte ihn zum erklärtesten Gegner der herrschenden Regierungssystems und zum thätigsten Organ der Opposition. Er übernahm die Anklage jenes Soldaten und griff mit kühnen Worten die Machthaber an, welche den Auflauf selbst herbeigeführt hätten. Als das Kriegsgericht den Soldaten freisprach, suchte B. seine Sache in den Journalen weiter zu führen, wurde aber durch die Censur daran verhindert. Von nun an war B. der stets fertige und oft siegreiche Vertheidiger der Presse, der Beförderer der geheimen Gesellschaften, das wachsame, stets argwöhnisch blickende Auge bei allen reaktionären Regierungsmaßregeln, und bald ward er jenen Stützen und Vertheidigern der Freiheit und der Charte beigezählt, welche in der Volksgunst am höchsten standen. Durch die im liberalsten Geiste und mit großer Kühnheit geführte Vertheidigung mehrer wegen politischer Verbrechen Angeklagten vergrößerte B. rasch seinen Ruhm und seine Volksbeliebtheit. Der merkwürdigste und berühmteste unter den Prozessen dieser Art, welche B. unter der Restauration führte, war jener des liberalen „Journal du commerce", das in mehren Artikeln die Behauptung aufgestellt hatte, die Deputirtenkammer vertrete in ihrer damaligen Zusammensetzung (1826) nicht die Nation, sondern nur die Höflinge und die Beamten. B. erschien am 1. März 1826 als Vertheidiger des Herausgebers vor den Schranken der Deputirtenkammer, und seine Rede machte einen so gewaltigen Eindruck, daß die Kammer, in welcher die Verurtheilung des Journals bereits entschieden war, auf das Minimum der gesetzlichen Strafe, 1 Monat Gefängniß und 100 Francs Geldbuße, erkannte, während der Antrag auf das Maximum, 3 Jahre Gefängniß und 5000 Francs Geldbuße, gestellt gewesen war. An den Julitagen 1830 nahm er entschiedenen Antheil, er war Verfasser der Proklamation an die Franzosen, die mit den Worten anfing: „Es ist geschehen um den ältern Zweig der Bourbons." Die neue Ordnung der Dinge versetzte ihn mit Einem Male selbst in die Reihen der Machthaber. Wenige Tage nach der Aufrichtung des neuen Thrones ward er zum königlichen Prokurator bei dem Gerichtshofe des Seinedepar-

tements, bald darauf zum Präsidenten dieses Gerichtshofes und am 27. December 1830 zum Minister des Kultus und des öffentlichen Unterrichts (zwei damals noch nicht getrennte Departements) und zum Präsidenten des Staatsraths ernannt. In der Deputirtenkammer, in die er von zwei Bezirken der Stadt Paris gewählt worden war, brachte er am 8. November die Aufhebung des Journalstempels in Vorschlag; Laffitte widersetzte sich aber dem Antrage, und die Kammer verwarf denselben. Von diesem Augenblicke an wurde B. einer der treuesten und unbedingtesten Diener der Gewalt, stets bereit, jeden seiner früheren Grundsätze zu verleugnen und die Maßregeln, die er früher mit Leidenschaft bekämpft hatte, zu unterstützen, oder allenfalls selbst zu ergreifen. Einer der ersten Schritte, der seinen Eintritt in die Verwaltung als Minister des Unterrichts bezeichnete, war ein strenges Verbot gegen alle Vereine unter den Studirenden, wobei er sich auf eine Ordonnanz vom 5. Juli 1820 bezog. Als eine Anzahl von Studenten protestirte, wurden die Unterzeichner der Protestation vor ein Conseil académique geladen, in welchem der Minister selbst den Vorsitz führte. Diese Maßregel aber erregte solchen Unwillen, daß während der Sitzung sich auf der Straße eine ungeheure Menge Volks sammelte, mit Gewalt in den Saal drang, alle Geräthschaften zertrümmerte und die Beisitzer des hohen Rathes zwang, sich durch die Flucht zu retten. Den schlagendsten Beweis seiner Unfähigkeit als Unterrichtsminister gab der Gesetzentwurf über den Elementarunterricht, den er am 20. Juni 1831 der Deputirtenkammer vorlegte und der selbst bei den eifrigsten Anhängern der Regierung so entschiedene Mißbilligung fand, daß B. sich zur Zurücknahme desselben entschloß. Als Laffitte von der Verwaltung zurücktrat, wurde B. in das Ministerium vom 13. März 1831 als Großsiegelbewahrer und Justizminister berufen. Er unterzeichnete die Absetzungen von Comte, Odilon-Barrot, Laborde, Lanjuinais, Cabet und gab so das Signal zu jenen Proskriptionen, welche die Juliregierung vieler ihrer tüchtigsten Diener beraubten und ihre zuverlässigsten Freunde in Feinde verwandelten; unter seiner Verwaltung begann jene Verfolgung der Journale, die der Regierung so wenig genützt und so viel geschadet hat. Er saß im Rathe der Minister, als nach den Junirunruhen von 1832 die Ordonnanz beschlossen wurde, welche Paris in Belagerungszustand versetzte. Von ihm ging das Gesetz von 1834 aus, welches jede gesellschaftliche Vereinigung, für welchen Zweck es auch sei, von der Erlaubniß der Polizei abhängig machte. Das einzige Verdienst, welches er sich erwarb, beschränkte sich auf die Revision der Strafgesetzgebung, bei welcher mehre gute Bestimmungen von ihm ausgingen, z. B. das Gesetz vom 31. August 1831, welches für Falschmünzerei, Komplot gegen den König, Selbstanzündung seines versicherten Eigenthums ꝛc. die Todesstrafe abschaffte und die Brandmarkung, sowie das der Hinrichtung vorangehende Abhauen der Hand des Vater- und des Königsmörders aufhob, ferner das vom 17. Januar 1832, welches Milderungsbestimmungen hinsichtlich der persönlichen Haft des insolventen Schuldners enthielt. Die Modifikation des Kabinets am 11. Oktober 1832 hatte für B. neben dem Justizministerium noch das des Kultus gebracht, weil Guizot, der Minister des öffentlichen Unterrichts, dasselbe als Protestant nicht übernehmen konnte. Beide Aemter verwaltete B. bis zu dem Ministerwechsel im April 1834, worauf er das reich dotirte Amt eines ersten Präsidenten des Rechnungshofes an der Stelle des greisen Barbé-Marbois erhielt. Der Sturz der doktrinären Verwaltung im April 1837 rief ihn noch einmal aus seiner Zurückgezogenheit hervor. Er wurde abermals Justizminister an der Stelle Persils, der durch seinen rücksichtslosen Eifer zuletzt selbst die Zahmheit der Deputirtenkammer in Harnisch gebracht hatte. Einen sonderbaren Eindruck machte B.s Name unter der Akte der Amnestie für die politischen Verbrecher, durch welche Molé die Politik des neuen Kabinets bezeichnete, und in der That hatte sein beharrlicher Widerstand bewirkt, daß von der Amnestie jene politischen Verbrecher ausgeschlossen blieben, welche sich der Strafe durch die Flucht entzogen hatten, d. h. gerade die bedeutendsten und einflußreichsten, wie de Lubre, Cavaignac, Marrast ꝛc. B. bekleidete die Stelle eines Großsiegelbewahrers bis zur Auflösung des unbedeutenden Ministeriums Molé im April 1839, ohne zur Unterstützung desselben viel beigetragen zu haben. Im Januar 1844 wurde er Vicepräsident der Pairskammer, im December 1851 aber Mitglied der Konsultativkommission. Im Jahre 1853 übernahm er wieder die Präsidentschaft des Rechnungshofes, und im April 1855 ward er Mitglied des Instituts. Er schrieb „Réfutation de la relation du capitaine Maitland, commandant le Bellerophon, touchant l'embarquement de Napoléon à son bord" (Paris 1827.

Barthelemy (St.), unter den kleinen Antillen in Westindien eine der nördlichsten Leewardsinseln, nordwestlich von Barbuda, die einzige Kolonie Schwedens. Sie hat gegen 8 QMeilen mit etwa 16,000 Einwohnern und ist ansehnlich hoch, so daß sie 10 Stunden weit gesehen wird. Das Klima ist ziemlich gesund, der Boden vulkanisch und sehr dürr, ohne Quellen und Flüsse, so daß die Bewohner das Wasser von den benachbarten Inseln holen müssen. Die Nordküste ist klippig und reich an Untiefen. Aber einen vorzüglichen, gegen alle Winde sicheren und für die größten Schiffe zugänglichen Hafen besitzt der Hauptort der Insel, Carenage, jetzt Gustavia genannt, mit 12,000 Einwohnern, Sitz des Gouverneurs und Freihafen, der als Haupthandelsplatz der kleinen Antillen von mehr als 1200 Schiffen jährlich besucht wird. Produkte der Insel sind vornehmlich Baumwolle, Zucker, Tabak, Kaffee, auch etwas Indigo. B. wurde zu Anfang des 16. Jahrhunderts mit den andern westindischen Inseln entdeckt, kam dann durch Kauf in den Besitz der Franzosen, die mehre vergebliche Versuche machten, eine Kolonie daselbst anzulegen und zu erhalten, und wurde 1784 vertragsmäßig gegen Erlassung alter Schulden und Gewährung bedeutender Handelsfreiheit in Gothenburg den Schweden cedirt, welche sie bald zum Mittelpunkt eines lebhaften Handelsverkehrs zu machen verstanden. Insbesondere machte die Neutralität der Schweden in den Kriegen von 1792—1802 die Insel reich. Die Fortschritte des Handels zu seiner gegenwärtigen Blüthe wurden selbst durch Unglücksfälle, wie die Orkanverwüstungen von 1815, 1819 und 1821 und die Negerverschwörung von 1822, nur momentan

unterbrochen. Schweden bezieht von B. einen jährlichen Reinertrag von 100,000 Piastern.

Barthelemy (B. de Chilliane), Dorf im französischen Departement Isère, mit der brennenden Quelle (Fontaine ardente), einer etwa 8 Fuß langen und 4 F. breiten Stelle, auf welcher sich brennbares Gas entwickelt, das sich auch selbst entzündet und in röthlichblauen, ½ Fuß hohen Flammen brennt. Vom Regen erlöscht das Feuer, entzündet sich aber, wenn der Boden trocken ist, sogleich wieder. Die Erde haucht einen auf 15 Schritte wahrnehmbaren Schwefelgeruch aus und besteht aus schwärzlichem Schiefer mit etwas Kalk; obgleich sie zu brennen scheint, vermindert sich doch ihre Masse nicht.

Barthelemy, 1) Jean Jacques, französischer Historiker und Alterthumsforscher, geboren den 20. Januar 1716 zu Cassis in der Provence, kam in die Unterrichtsanstalt der Väter des Oratoriums in Marseille, hierauf, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, in das Kollegium der Jesuiten und endlich in das Seminar der Lazaristen. Im Jahre 1743 kehrte er in das väterliche Haus nach Aubagne zurück und ging im folgenden Jahre nach Paris, wo er sich gründliche Kenntnisse in der Münzkunde erwarb. Die Akademie der Inschriften nahm ihn 1747 als Mitglied auf, und nach Boze's Tode 1753 erhielt er dessen Amt als Aufseher des königlichen Münzkabinets. Im Jahre 1755 machte er auf Veranlassung seines Gönners, des nachmaligen Ministers Choiseul, welcher damals den Gesandtschaftsposten zu Rom bekleidete, eine Reise nach Italien. Durch Choiseuls Gunst wurden ihm reiche Jahrgelder und einträgliche Sineluren zu Theil, die es ihm möglich machten, ganz seinen Studien zu leben. Großes Verdienst erwarb er sich um das Münzkabinet, das er von 20,000 bis auf 40,000 Stück vermehrte. Ein von ihm aufgenommenes Verzeichniß derselben, das Resultat der gründlichsten Forschung und strengsten Prüfung, sollte auf Kosten der Regierung veröffentlicht werden; aber die beginnenden Revolutionsstürme vereitelten dies Unternehmen, wie sie überhaupt B.'s Lebensabend trübten. Den Verlust seiner reichen Revenüen ertrug er mit Gelassenheit; schmerzlicher war ihm die Aufhebung der Akademie der Inschriften (1793) und die Verfolgung seiner Freunde und Bekannten, von denen mehre auf dem Blutgerüste starben. Ihn selbst brachte sein Ruf und sein Ansehen in große Gefahr. Als 78jähriger Greis ward er noch von einem neidischen Bibliothekbeamten wegen aristokratischer Gesinnung vor dem Revolutionstribunal angeklagt und in's Gefängniß geworfen (2. September 1793). Zwar erhielt er schon nach 16 Stunden durch die Bemühung der Herzogin von Choiseul, die sich bei Danton für ihn verwandte und ihn selbst im Kerker aufsuchte, seine Freiheit wieder. Doch hatten Alter und Kummer seine Lebenskraft gebrochen. Die Stelle eines Oberbibliothekars der Nationalbibliothek, die man ihm antrug, schlug er aus und † am 30. April 1795 mit dem Rufe eines redlichen Mannes. B.'s literarische Arbeiten bezogen sich meist auf Münzkunde, sowie auf Paläographie und Geschichte der alten Kunst und zeichnen sich weniger durch Originalität und Gedankenreichthum, als durch Anmuth und faßliche Klarheit, durch gründliche und umsichtige Forschung aus. Besonders verdienstlich sind seine Untersuchungen über das palmyranische Alphabet, welches er zuerst richtig aufstellte, und über phönicische Münzen und Inschriften. Ein weit größeres Publikum, welches sich bald über alle Länder Europa's erstreckte, verschaffte ihm aber sein berühmtes, vielgelesenes Buch: „Voyage du jeune Anacharsis en Grèce" (Paris 1788, 3 Bde.), wenn er ein möglichst treues, lebendiges Gemälde der socialen Zustände Griechenlands in der letzten großen Zeit vor seinem Falle geben wollte. Die Ergebnisse mühsamer und gründlicher Untersuchungen über das gesammte häusliche und öffentliche Leben der Griechen werden darin in anmuthiger Einkleidung der gebildeten Lesewelt dargeboten, und zwar ist das Gemälde im Ganzen ein treues, lebensvolles, welches selbst Leute von Fach nicht unbefriedigt läßt. B. selbst nannte es eine traurige, unbehülfliche Kompilation und war nahe daran, es zu unterdrücken, als es schon, und zwar mitten unter den Stürmen der Revolution, im In- und Auslande den lautesten, ungetheiltesten Beifall gefunden hatte. Es wurde fast in alle lebende Sprachen übersetzt, ins Deutsche von Biester (Berlin 1792, 7 Bde., mit Kupfern), ins Schwedische 1791, ins Holländische 1795, ins Englische 1806, ins Neugriechische (Wien 1799). Als Romandichter versuchte er sich in den angeblich aus dem Griechischen übersetzten „Amours de Carite et Polydore" (Paris 1760, abgedruckt in den „Oeuvres diverses", deutsch, Prag 1799, auch ins Englische, Spanische, Holländische und Schwedische übersetzt. Die „Oeuvres diverses" (Paris 1798, 2 Bde.), meist numismatischen und antiquarischen Inhalts, erschienen deutsch Leipzig 1790, 2 Bde., die „Voyage en Italie", herausgegeben aus B.'s Originalbriefen von Serrres, Paris 1802, Mainz 1802.

2) François, Marquis de B., Pair von Frankreich, Neffe des Vorigen, geboren 1750 zu Aubagne, begleitete unter Ludwig XVI. als Sekretär mehre Gesandtschaften an auswärtige Höfe und war lange Zeit am schwedischen Hofe und in der Schweiz. Beim Ausbruch der Revolution 1789 wurde er erst als Legationssekretär, dann als Chargé d'Affaires nach London und im December 1791 als bevollmächtigter Minister nach der Schweiz geschickt, wo er mit Eifer die Interessen Frankreichs vertrat. Im J. 1795 schloß er den Frieden mit Preußen in Basel und bald darauf mit Spanien und dem Landgrafen von Hessen-Cassel; ein Gleiches in Beziehung auf England gelang ihm nicht. Im Jahre 1797 kehrte nach Paris zurück, da man ihn im Rathe der Alten an die Stelle Letourneurs zum Mitgliede des vollziehenden Direktoriums gewählt hatte. Seine Wahl fand die Zustimmung und den Beifall aller Parteien, aber auch ihn traf das Schicksal des 18. Fructidor; am 4. September 1797 verhaftet, wurde er mit Pichegru und Andern nach Cayenne deportirt. Sehr bald gelang es ihm indeß, von hier nebst 6 Andern und seinem treuen Kammerdiener, Letellier, der seinem Herrn in die Verbannung gefolgt war, nach England zu entfliehen. Nach dem 18. Brumaire (9. November 1799) ward er vom ersten Konsul zurückberufen, der ihn, nachdem B. am 10. Februar 1800 in der Senat getreten, zum Vicepräsidenten des Senats und zum Reichsgrafen ernannte. Im Jahre 1802 war B. an der Spitze der Deputation des Senats, welche B. na-

partei das lebenslängliche Konsulat übertrug; doch war er fortan unter der kaiserlichen Regierung ohne Einfluß und Bedeutung. Im April 1814 präsidirte er im Senat, als dieser die Absetzung des Kaisers aussprach, u. erhielt dann den Auftrag, dem Kaiser Alexander für seine Mäßigung und Großmuth zu danken. Nach der Restauration ward er zum Pair und Großoffizier der Ehrenlegion ernannt, Napoleon strich ihn jedoch bei seiner Rückkehr 1815 von der Pairsliste; die zweite Restauration entschädigte ihn dafür durch die Ernennung zum Staatsminister und Marquis. Nachdem er lange geschwiegen, trat er 1819 als Pair mit dem Antrage hervor, das Wahlgesetz von 1817 durch Beschränkungen des Wahlrechts im Sinne der Ultra's zu ändern. Er † am 3. April 1830.

3) Auguste Marseille, französischer Dichter, 1796 in Marseille geboren, wurde von den Vätern des Oratoriums in klösterlicher Zucht erzogen und bildete sich dann durch eifriges Selbststudium der ihm unbekannt gebliebenen Gebiete des Wissens. Mit seinem Landsmann u. Studiengenossen Méry kam er 1822 nach Paris, wo der politische Parteikampf sich zu Gunsten der Ultra's entschieden hatte und der besiegte Liberalismus sich durch weitschallende Reden in der Deputirtenkammer und durch bittere Polemik in den Journalen rächte. B. und Méry traten als Satiriker in den Dienst des Liberalismus und gaben in schneller Aufeinanderfolge eine ganze Reihe versificirter Pamphlete und Satiren heraus: „Sidiennes épitres-satires" (Paris 1825), „Les Jésuites" (1826), „La Villèliade, poëme heroïcomique" (1826), „Rome à Paris" (1826), „La Corbièriéde" (1827), „Une soirée chez Mr. de Peyronnet, ou le 16 avril, scène dramatique" (1827), „Le congrès des ministres, ou la revue de la garde nationale, scènes historiques" (1827), „La censure" (1827), „La Bacriade, ou la guerre d'Alger" (1827), „Etrennes à Villèle, ou nos adieux aux ministres" (1828). Unter dem Ministerium Martignac verfaßten sie das heroische Gedicht in 8 Gesängen: „Napoléon en Egypte" (Paris 1828, deutsch von Gustav Schwab in reimlosen, fünffüßigen Jamben, Stuttgart 1829), eine Reihe von Schilderungen historischer Thatsachen, die fast überall eine günstige Aufnahme fand. Die Verfasser waren für ihr Werk so begeistert, daß, während Méry eine Reise nach Griechenland machte, B. nach Wien ging, um das Epos dem Herzog von Reichsstadt, Napoleons I. Sohne, zu überreichen. Als er hier nicht vorgelassen wurde, ging er wieder nach Paris und rächte sich durch das von ihm allein abgefaßte, bald nachher konfiscirte, aber von Brüssel aus in zahllosen Exemplaren verbreitete Gedicht „Le fils de l'homme, ou souvenirs de Vienne" (Paris 1829). Er wurde vor Gericht gestellt, vertheidigte sich in Versen, und es traf ihn eine dreimonatliche Haft und eine Geldbuße von 1000 Francs. Im Gefängnisse schrieb er das Gedicht „Waterloo ou général Bourmont" (Paris 1829), welches noch, wie alle seine und Méry's frühere Schriften, im Ganzen nach den Regeln des alten französischen Klassicismus abgefaßt ist. Die Julirevolution begründete eine neue Epoche in der poetischen Manier B.'s u. Méry's. Sie bekehrten sich zum lebenskräftigen Romanticismus, der den Sieg über den Klassicismus davontrug. Mit Méry zusammen schrieb B. noch den Triumphgesang „L'insurrection" (Par. 1830), „Ma Duplnade, ou la révolution dupée" (das. 1831) u. feierte den Tod des Generals Lamarque (das. 1832). Die bisher genannten Werke sind vereinigt in B.'s u. Méry's „Oeuvres poétiques" (Paris 1831, 4 Bde.). Aber bald sahen sich die beiden Poeten von größern Talenten, wie von Auguste Barbier, überflügelt. Sie trennten sich, Méry ging 1832 als Bibliothekar nach Marseille, B. blieb in Paris, wo er allein „Douze journées de la révolution" (Paris 1832), worin 12 wichtige Tage der ersten Revolution gefeiert werden, und gleichzeitig eine poetische Wochenschrift „Némesis" herausgab, welche letztere im Sinne des Republikanismus die neue Regierung heftig bekämpfte, aber bald einging. Wie man glaubt, hatte ihn die Regierung durch Geld zum Schweigen, ja dahin vermocht, daß er den illegitimen Belagerungszustand von Paris vertheidigte. Von diesem Augenblick an wandte sich die öffentliche Meinung von B. ab; sein Rechtfertigungsgedicht „Ma justification" (Paris 1832) vermochte ihn nicht zu rechtfertigen, und so entschloß er sich zu einer Reise nach Amerika. Später übersetzte er den Virgil (Paris 1837). In der Februarrevolution trat B. als Republikaner auf. Noch nennt man B. und Méry als Verfasser der satirischen „Biographie del'Académie française" (Paris 1826). Von B.'s und Méry's poetischen Werken erschien eine Gesammtausgabe Paris 1833, 6 Bde.

Barthélemy Saint-Hilaire, Jules, Professor der griechischen und lateinischen Philosophie am Collége de France, am 19. August 1805 zu Paris geboren, wurde nach vollendeten Studien Beamter im Finanzministerium, beschäftigte sich aber gleichzeitig mit Journalistik und arbeitete von 1827—30 am „Globe", dann am „National", „Constitutionnel" ꝛc. Den „Bon sens" redigirte er viele Monate fast allein. Im Jahre 1830 unterzeichnete er die Protestation der Journalisten gegen die Juliordonanzen. Im Jahre 1834 begann er einen „Kommentar zu Aristoteles", u. sein Mémoire hierüber wurde 1835 von der Akademie gekrönt. Seit 1838 Professor am Collége de France, ward er am 28. März 1839 Mitglied des Instituts. Die provisorische Regierung ernannte ihn am 25. Februar 1848 zum ersten Sekretär u. zum Administrator am Collége de France. In der Nationalversammlung war er Mitglied der Kommission des öffentlichen Unterrichts und dann Präsident dieser Kommission; bei der Wahl der Exekutivkommission ward er ebenfalls erster Sekretär. Am 25. Nov. 1848 klagte er in der Nationalversammlung den General Cavaignac an, weil derselbe gegen den Juniaufstand nicht ausreichende Vorsichtsmaßregeln getroffen habe und beim Ausbruch des Aufstandes nicht energisch genug eingeschritten sei. In seinen politischen Ansichten zum linken Centrum gehörig, stimmte er 1851 gegen die Verfassungsrevision und für den Ouästorenantrag und verweigerte im Mai 1852 den Eid auf die Verfassung vom 14. Januar d. J. Er schrieb über „Psychologie criminelle" in der „Revue de deux mondes" von 1832 und gab Uebersetzungen von der „Politik" (Paris 1837) und der „Logik" (das. 1848) des Aristoteles heraus. Auch veröffentlichte er eine Abhandlung „De la logique d'Aristotèle" (Paris 1839, 2 Bde., Preisschrift), sowie ein „Mémoire sur la philosophie sanscrite et sur lo Nyaya", im 3.

Bande der Memoiren der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften.

Barthez, Paul Joseph, einer der gelehrtesten Aerzte Frankreichs, geboren am 11. December 1734 zu Montpellier, studirte zu Narbonne u. Toulouse, lebte dann seit 1750 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt u. begab sich 1754 nach Paris, wo sich ihm durch eine glückliche Kur beim Grafen von Perigord eine glänzende Laufbahn eröffnete. Zwei von der Akademie der Inschriften gekrönte Preisschriften gründeten seinen Ruf als Gelehrter. Er wurde 1756 Feldarzt, erkrankte aber in Westphalen und kehrte 1757 von der Armee nach Paris zurück, wo er nun zunächst für das „Journal des savans" und das „Dictionnaire encyclopédique" arbeitete. Im Jahre 1761 nach seiner Vaterstadt berufen, gründete er daselbst eine ärztliche Schule, welche in ganz Europa mit Achtung genannt wurde. Hier schrieb er sein berühmtes Werk „Nouveaux élémens de la science de l'homme" (Montpellier 1778; neu bearbeitet, Paris 1806, 2 Bde.), das in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde. Nicht zufrieden mit seinem Ruhme als Arzt, wendete er sich auch dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu und wurde 1780 Doktor der Rechte und Mitglied des Gerichtshofs in Montpellier. Aber auch hier fand sein Ehrgeiz nicht genug Nahrung und Spielraum, u. seine Reizbarkeit entzweite ihn mit seinen Kollegen; er kehrte daher 1781 nach Paris zurück, wo ihn neue Erfolge erwarteten. Der König ernannte ihn zum mitberathenden Leibarzte u. der Herzog von Orleans zu seinem ersten Leibarzte. Nach dem Tode Imberts wurde er 1785 Titularkanzler der Universität zu Montpellier, dann Generalstabsarzt sämmtlicher Dragonerregimenter, 1788 Mitglied des Gesundheitsraths und endlich Staatsrath. Aus allen Theilen der civilisirten Welt wurden über wichtige Fälle Konsultationen von ihm begehrt, und er war Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften. Die französische Revolution raubte ihm den größten Theil seines Vermögens u. seine Stellen; er mußte 1789 Paris verlassen und lebte als Schriftsteller abwechselnd in Narbonne, Carcassonne, Toulouse u Montpellier. Im Jahre VIII der Republik ward er Mitglied des Instituts, im J. XI Ehrenprofessor an der neuerrichteten medicinischen Schule zu Montpellier. Napoleon I. ernannte ihn 1802, nebst Corvisart, zum Arzt des Gouvernements, später zum kaiserlichen Leibarzt. Im Jahre 1805 ging B. von Montpellier nach Paris, wo er am 15. Okt. 1806 †. Unter seinen zahlreichen Schriften verdienen noch besondere Erwähnung: „Nouvelle mécanique des mouvemens de l'homme et les animaux" (Carcassonne 1798, deutsch von Sprengel, Halle 1800), worin B. die Theorie der Bewegungen der Thiere auseinandersetzt; „Traité des maladies goutteuses" (Paris 1802, 2 Bde., neue Auflage 1819, deutsch von Bischoff, Berlin 1803), eine vollständige Geschichte der gichtischen Krankheiten; „Consultations de médecine" (Paris 1810, 2 Bde.). Vgl. Lordat, Exposition de la doctrine médicale de Paul. Jos. B. et mémoires sur la vie de ce médecin, Paris 1818. Sein Bruder, Auguste B. de Marmorières, geboren zu St. Gallen, † am 3. August 1811, war vor der Revolution Oberst, folgte dem Grafen von Artois in die Emigration u. versuchte sich mit Glück als Dichter in der Tragödie „La mort de Louis XIV" (Neufchatel 1793), in „Elnathan ou les âges de l'homme" (1802) und „Moïse en Egypte et chez les Madianites" (Paris 1802).

Barthold, Friedrich Wilhelm, verdienstvoller deutscher Historiograph, geboren zu Berlin am 4. September 1799, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem friedrichswerderschen Gymnasium und studirte seit 1817 zu Berlin Theologie, fühlte sich aber durch die nähere Bekanntschaft mit Wilken bald entschieden zur Geschichte hingezogen, deren Studium er in Breslau unter Raumers und Wachters Leitung fortsetzte. Als Hauslehrer bei dem Staatsrathe von Rhediger zu Striesa bei Breslau schrieb er sein erstes historisches Werk: „Johann von Werth im nächsten Zusammenhange mit seiner Zeit" (Berlin 1826), welche Biographie als eine der verdienstlichsten Arbeiten über die letzten 15 Jahre des 30jährigen Krieges gelten kann. Ostern 1826 wurde B. als Lehrer am Friedrichskollegium in Königsberg angestellt. Sein größeres Werk: „Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg" (Königsberg 1830—31, 2 Bde.), verschaffte ihm als vollgültiges Zeugniß für die Gediegenheit seiner Studien und die Umsicht seiner Forschungen 1831 eine außerordentliche Professur der Geschichte zu Greifswalde, wo er 1834 zum ordentlichen Professor ernannt ward. Er † den 12. Jan. 1858. Außer seinem dritten größeren Werk: „Georg von Frundsberg und das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation" (Hamburg 1833), schrieb B. eine Reihe interessanter Aufsätze in Raumers Historischem Taschenbuche, z. B. „Jürgen Wullenweber" (1835), „Anna Iwanowna" (1836), „Ausgang des iwanschen Zweiges der Romanow" (1837), „H. Chr. von Rosworm" (1838), „Geschichte der deutschen Seemacht" (1850 und 1851), die zum Theil auch besonders gedruckt erschienen. In der neueren Zeit wendete sich B. besonders der pommerschen Provinzialgeschichte zu. Nachdem er in den Jahrgängen 1837 und 1838 des Berliner Kalenders einen Abriß derselben gegeben, erschienen: „Geschichte von Rügen und Pommern" (Hamburg 1839 u. 1845, 5 Bde.); ferner „Geschichte des großen deutschen Kriegs von Gustav Adolfs Tode ab" (Stuttgart 1841—43, 2 Bde.). Daran schließen sich: „Die fruchttragende Gesellschaft" (Berlin 1840), „Deutschland und die Hugenotten" (Bremen 1848, 1. Theil) und „Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums" (Leipzig 1850 ff., 4 Bde.). „Die geschichtlichen Persönlichkeiten in den Memoiren Jakob Casanova's" (Berlin 1845) enthalten interessante Beiträge zur Geschichte des 18. Jahrhunderts. B.s Geschichtschreibung zeichnet sich im Allgemeinen durch ein lebendiges Interesse für den behandelten Stoff, durch ansprechende Auffassung, sowie durch Fleiß der Forschung und manche sehr dankenswerthe Resultate scharfsinniger Kombination aus.

Bartholdy, Jakob Salomo, preußischer geheimer Legationsrath, geboren zu Berlin am 13. Mai 1779, war der Sohn wohlhabender jüdischer Aeltern und studirte seit 1796 auf der Universität Halle die Rechtswissenschaft, widmete sich indeß mehr allgemeinen Studien. Im Jahre 1801 reiste er nach Paris, hielt sich daselbst mehre Jahre auf, unternahm dann eine Reise durch Italien u. Griechenland und trat 1805 in Dresden zur protestantischen Kirche über. Als bald darauf der preußische Krieg

ausbruch, wanderte er von Ort zu Ort, um Napoleon I. Feinde zu werben. Meist privatisirte er zu Wien, damals (1809) dem Brennpunkte des Hasses gegen den Zwingherrn. Er zog als Oberlieutenant in dem Bataillon der wiener Landwehr aus, welches A. von Steigentesch kommandirte, und führte seine nach der Schlacht bei Ebersberg vom Bataillon getrennte Kompagnie klug und glücklich zurück. Eine Frucht dieser Zeit ist seine Schrift „Der Krieg der tyroler Landleute im Jahre 1809" (Berlin 1814), die eine große Wirkung hatte, obgleich B. die Bilder seiner Helden oft zu sehr idealisirt hat. Schon früher hatte er geschrieben: „Das heutige Griechenland u. die jonische Republik" (Berlin 1805, 1. Band) und „Das Löwenthor zu Mycenä" (in Wielands Merkur 1805). Im Jahre 1813 folgte er dem Rufe des Vaterlandes und fand in der Kanzlei des Fürsten von Hardenberg ein Feld zu angemessener Thätigkeit und ersprießlichen Diensten. Er soll der Verfasser des preußischen Landwehredikts gewesen sein. Im Jahre 1814 begleitete er die verbündeten Heere nach Paris und ging von da nach London. Unterwegs machte er die Bekanntschaft des Kardinals Consalvi, mit welchem er bis zu dessen Tode in genaueren Verhältnissen blieb und dessen Leben er beschrieb (Stuttgart 1815). Auf dem Wiener Kongresse fand er ein willkommenes Feld für seine vielseitige Thätigkeit; nach demselben kam er 1815 nach Rom als preußischer Generalkonsul für ganz Italien, eine Stelle, die eigens für ihn geschaffen wurde. Im Jahre 1818 wurde er zum Kongresse nach Aachen berufen und dann zugleich zum Geschäftsträger am toskanischen Hofe und zum geheimen Legationsrath ernannt. Die neapolitanische Revolution beschäftigte ihn vielfältig, wie sein Werk über die Carbonaria beweist. Er war allen politischen Gesellschaften abhold und schon 1813 der Meinung, die Regierungen müßten, im Sinne Friedrichs des Großen, vor ihrer Zeit hergehen, nicht aber sich von den Massen oder der Opposition eines Theils des Volks hinreißen lassen. Im Jahre 1825 nach Einziehung seiner Stelle auf Pension gesetzt, † er den 27. Juli 1825 und wurde bei der Pyramide des Cestius begraben. B. stand mit den ausgezeichnetsten Staatsmännern seiner Zeit zum Theil in naher Verbindung. Italien kannten zu seiner Zeit Wenige so genau, als er; seine Berichte u. Artikel in der „Allgemeinen Zeitung" können als Musterstücke gelten. Der Freistaat San Marino verdankte seiner Vermittelung die Beendigung langer Streitigkeiten mit dem römischen Stuhle, weshalb er zum Ehrenbürger und Patricier des Freistaates ernannt ward. Er hinterließ eine sehr werthvolle, später für das Museum in Berlin angekaufte Sammlung von etrurischen Vasen, Bronzen, Elfenbein- u. Majolikabildern ꝛc.

Bartholmä, königliches Jagdschloß bei Berchtesgaden in Oberbayern, am Königssee, der davon auch Bartholmäsee heißt.

Bartholomäer, s. Bartholomiten.

Bartholomäo, Paulinus von San, Orientalist, geboren 1748, hieß vor seinem Eintritt in den Orden der unbeschuhten Karmeliter 1769 Philipp Wesdin u. war 14 Jahre Missionär in Malabar. Im Jahre 1790 ward er vom Papste nach Rom berufen und 1800 zum Rath der Kongregation des Index und zum Aufseher der Studien im Urbankollegium ernannt. Er † 1806. B. schrieb: „Grammatica sanscrit." (Rom 1790); „Adagia malabarica (daſ. 1791); „Systema brachmanicum" (daſ. 1791); „Indica christiana" (daſ. 1794).

Bartholomäus, 1) Sohn des Tholmai, einer der 12 Apostel Jesu, wahrscheinlich mit dem bei Johannes erwähnten Nathanael Eine Person, aus Kana in Galiläa, soll das Christenthum besonders in Indien, d. i. im glücklichen Arabien, sowie in Lykaonien und Armenien gepredigt und das Evangelium des Matthäus in hebräischer Sprache dahin gebracht haben. Nach gleich unbeglaubigter Sage predigte er mit Philippus in Hierapolis in Phrygien, wurde hier zum Kreuzestode verurtheilt, aber gerettet. Später ward er in Indien oder zu Albanopolis in Armenien geschunden und mit dem Kopfe nach unten gekreuzigt. Seine Gebeine aber schwammen bis zur Insel Lipari und wurden hier zur Verehrung aufgestellt. Gedächtnißtag der 24., in Rom der 25., bei den Griechen der 11. August (Bartholomäustag). Das von Hieronymus (Prooemium Comment. in Matth.) erwähnte Evangelium ist dem B. mit Unrecht untergeschoben worden; nach Grabe war es das durch B. verbreitete Evangelium des Matthäus.

2) B. de Martyribus, Erzbischof von Braga in Portugal, geboren zu Lissabon 1514, erhielt seinen Beinamen von der Kirche, in welcher er getauft wurde. Er trat schon 1528 in den Dominikanerorden und stieg schnell zum Definitor der portugiesischen Provinz seines Ordens und Instruktor eines königlichen Prinzen, dann zum Prior des Klosters Benfiga bei Lissabon, endlich zur höchsten geistlichen Würde des Königreichs empor: er wurde 1558 Erzbischof von Braga. Auf der Kirchenversammlung zu Trient, wo er auf Befehl seines Königs den Vorrang vor allen andern Erzbischöfen ansprach und nur auf die Mahnung des Papstes sich nach dem Alter seiner Promotion rangiren ließ, sprach er mit Kraft und Freimuth für die Reform des Klerus, die er selbst bis auf die Kardinäle ausgedehnt wissen wollte, ja, als das Unwesen der päpstlichen Provisionen zur Sprache kam, wagte er es, die von den Romanisten vertheidigte Ansicht, daß der Papst nicht bloß Dispensator, sondern willkürlich gebietender Herr und Eigenthümer der Benefizien sei, schändlich und empörend zu nennen, und setzte wirklich den Beschluß durch, daß kein durch päpstliche Provision angestellter Kleriker, ohne vom Bischof hinsichtlich seiner Tüchtigkeit vorher geprüft worden zu sein, in sein Beneficium eingesetzt werden solle. Auch in Bezug auf den Kelch beim Abendmahle machte er eine freiere Meinung geltend, indem er ihn den aus Frömmigkeit darnach verlangenden oder an den Genuß desselben gewöhnten Laien verwilligt wissen wollte. Alle diese reformatorischen Bestrebungen konnten freilich dem päpstlichen Hofe nicht gefallen, zumal da B. nicht weniger furchtlos gegen den übertriebenen Luxus desselben selbst dem Papste gegenüber sich verlauten ließ; doch war er durch sein entschiedenes, von allen unlautern Nebenabsichten freies, apostolisches Streben und durch sein streng sittliches, mönchisch-ascetisches Leben zu sehr ein Gegenstand ehrfurchtsvoller Achtung und Scheu, als daß ihm nicht von allen Seiten und selbst in Rom, wohin er sich 1563 begab, die glänzendsten Huldigungen hätten dargebracht werden sollen. Durch seine große geistige Gewandtheit gelang es ihm, trotz der geheimen Umtriebe seiner Widersacher, Aenderungen

zu bewirken, welche die Bischöfe dem Kardinalkollegium gegenüber in Bezug auf Macht und Würde bedeutend heben mußten. Er stiftete in Braga ein Seminar für Geistliche, das erste in Portugal, unterwarf die bisher exemten Kirchen der geistlichen Ritterorden der erzbischöflichen Visitation, übte selbst eine genaue Aufsicht über die Kirchen seines Sprengels aus, überzeugte sich durch häufige Besuche von der Amtsführung der Kleriker und hielt sie scharf zu gewissenhafter Berufstreue an, predigte selbst oft u. strafte ohne Scheu die Sünden der Großen. Auch für die Armen und Elenden sorgte er durch Anlegung von Krankenhäusern und andern Wohlthätigkeitsanstalten und ging, während einzelne Gegenden Portugals von Pest und Theuerung heimgesucht wurden, mit Rath und That und mit eigener Aufopferung rettend und helfend zur Hand. Gleichwohl traf ihn im eigenen Vaterlande Verleumdung und Haß. Die Ränke und Kabalen seiner Widersacher scheiterten zwar an seiner Standhaftigkeit und Unerschrockenheit und an seinem festbegründeten Ansehen, mußten jedoch in Verbindung mit den bürgerlichen Unruhen, die nach dem Aussterben des königlichen Hauses begannen, seinen lange genährten Wunsch nach Zurückgezogenheit von der Welt und weltlichem Hader immer mehr stärken. Er ging bei ausbrechendem Streite nach Tuy in Galicien, mußte aber 1581, als Philipp II. den portugiesischen Thron bestieg, noch einmal als Erzbischof thätig sein, indem er ihm den Königseid abnahm. Durch Philipps Vermittelung erhielt er endlich 1582 von Gregor XIII. die ersehnte Entlassung und trat nun als Mönch in das von ihm gestiftete Kloster Viana, wo er durch Werke der Wohlthätigkeit und fleißiges Predigen und Unterrichten in den umliegenden Dörfern segensreich wirkte und den 16. Juli 1590 †. B. verdient in einer Zeit, in welcher geistige Schlaffheit u. heillose Verweltlichung und Sittenlosigkeit den höhern Klerus ergriffen hatten, einen ehrenvollen Platz in der Reihe der vom Geiste der Reformation beseelten verdienstvollen Männer der katholischen Kirche. B.' Schriften sind mehr erbaulichen als gelehrten Inhalts; oft gedruckt und übersetzt ist sein „Stimulus Pastorum", eine aus eigener Erfahrung und aus alten Vorbildern geschöpfte Anweisung zur gedeihlichen Führung des bischöflichen Amtes, sowie das „Compendium vitae spiritualis", ein mystisch-moralisches Erbauungsbuch. Seine sämmtlichen Werke, lateinisch mit seiner Biographie, edirte d'Ingiumbert (Rom 1727, 2 Bde.).

Bartholomäusnacht, s. Hugenotten.

Bartholomiten (Bartholomäer), Orden der sogenannten reformirten Armenier in Italien. Sie erhielten in Genua 1307 ein Kloster, welches sie der heiligen Maria u. dem heil. Bartholomäus weihten, verließen die Regel des heil. Basilius und nahmen die Regel des heil. Augustinus an, empfingen 1356 unter Innocenz VI. die päpstliche Bestätigung und wählten sich einen eigenen General, ohne sich dadurch von der Verbindung mit dem Orient ganz loszusagen. Ihre anfangs braune Kleidung vertauschten sie erst mit schwarzen, dann mit weißen Kutten. Sie verbreiteten sich anfangs über mehre Städte Italiens, geriethen aber später in große Abnahme und wurden 1650 aufgehoben. Von den zahlreichen Häusern, die sie inne gehabt, besaßen sie damals nur noch 5, und in denselben befanden sich nicht mehr als 40 Mönche. Innocenz X. wies jedem derselben 40 Rthlr. jährlich zu seinem Unterhalte an und ertheilte ihnen die Erlaubniß, in einen andern Orden zu treten. Die Sage erzählt, daß in ihrer Kirche zu Genua das Bildniß hänge, welches Christus dem König Abgarus gesandt haben soll. Der Orden zählte unter seinen Mitgliedern einige berühmte Prediger, wie Cherubini, Cerbelloni, Paul Costa u. a. Den Namen B. führt auch die von Bartholomäus Holzhauser aus Longau bei Dillingen 1639 gegründete, vom Papst 1680 bestätigte Gesellschaft katholischer Weltgeistlichen, welche sich zur Erfüllung aller Priesterpflichten u. zur Uebernahme mehrer geistlichen Funktionen auf Befehl des Bischofs eidlich verbindlich machten und ihr Einkommen, sofern sie es nicht zu Almosen und für arme Verwandte verwendeten, der Kongregation bestimmten. Wo möglich in jedem Sprengel sollte ein Seminar für künftige Priester, nebst verschiedenen Wohnungen für die aktiven Glieder, sowie für Alte und Gebrechliche, für den Präsidenten u. die übrigen Vorgesetzten und für die Pönitenten bestehen. Der Distriktspräsident stand unter dem Diöcesanbischof, der Präsident der ganzen Gesellschaft unter dem Papste selbst. Nachdem die B. nicht bloß in Deutschland, namentlich in Salzburg, Würzburg, Augsburg, Mainz, Passau ꝛc., sondern auch im Auslande, insbesondere in Polen, Ungarn (Gran), Frankreich und Italien sich ausgebreitet, sank ihr Ansehen gegen Ende des 17. Jahrhunderts, und nur wenige Kongregationen reichten in das 18. Jahrhundert herüber. In neuester Zeit scheint dieser Verein in Bayern wieder aufzuleben.

Barthruherri, s. Bhartrihari.

Bartl, Franz Konrad, Erfinder der Tastenharmonika, 1750 zu Weyperth in Böhmen geboren, war Professor der Mathematik u. Direktor der philosophischen Fakultät zu Olmütz, † 1813.

Bartling, Friedrich Gottlieb, deutscher Botaniker, 1798 zu Hannover geboren, ward 1820 Privatdocent und 1831 Professor der Philosophie, 1837 Direktor des botanischen Gartens zu Göttingen. Er schrieb: „Ordines naturales plantarum" (Göttingen 1830); „Der botanische Garten zu Göttingen" (das. 1837); „De litoribus ac insulis maris Libernici" (das. 1820); mit Hampa: „Vegetabilia cellularia in Germania septentrionali" (das. 1834 u. 1836). Nach ihm ist die Pflanzengattung Bartlingia benannt.

Bartmeise, s. Meise.

Bartoli, 1) Taddeo di B. (Bartolo), Maler von Siena, geboren 1351, einer der ausgezeichnetsten Künstler seiner Zeit, † 1410. Er malte das Altargemälde der sienesischen Gallerie, dekorirte die Kapelle des öffentlichen Palastes zu Siena mit Figuren aus der alten griechisch-römischen und der heiligen Geschichte und führte mehre Bilder in der Arena und im Santo zu Padua aus; in Pisa malte er im Dome und im Campo Santo (Krönung der Maria); auch Volterra und Perugia besitzen Arbeiten von ihm (das Leben der heiligen Katharina in St. Domenico in Fresko). Die kleinern Werke B.'s zeichnen sich durch hohe Anmuth aus. Eine Madonna, von herrlichen Engeln umgeben, befindet sich im Besitz des Königs von Bayern. Sein Schüler und Neffe, Domenico B., um 1440, wird von Kunstrichtern noch über ihn gestellt, da seine Zeich-

nung weniger trocken erscheint, als Taddeo's, tiefere Kenntniß der Perspektive verräth und mit dem schärfsten Ausdrucke die höchste Grazie vereinigt. Fresken von seiner Hand finden sich in dem Pilgerhause des großen Spitals zu Siena; außerdem besitzen einige Kirchen und öffentliche Gebäude zu Perugia, Rom und Florenz Gemälde von ihm.

2) Daniello, beliebter Prediger und fruchtbarer Schriftsteller über Physik, christliche Moral, italienische Stylistik und die Geschichte des Jesuitenordens, geboren im Ferraresischen 1608, trat 1623 in den genannten Orden, ward 1650 zur Ausarbeitung einer Geschichte des Ordens in italienischer Sprache nach Rom berufen und † daselbst am 13. Jan. 1685. Sein Hauptwerk: „Istoria della compagnia di Giesù" (Rom 1663—73, 5 Bde.), eine Reihe glänzender Schilderungen und beredter Lobpreisungen, eröffnete er mit dem Leben des Stifters: „Vita e estituto di S. Ignazio" (Rom 1659). B.'s moralische und ascetische Schriften sind oft, auch in neuerer Zeit wieder, einzeln aufgelegt worden. Unter den physikalischen machten zu ihrer Zeit Aufsehen die Abhandlungen: „Del ghiaccio e della congulazione"; „Della tensiona e pressiona"; „Del suono, da' tremori armoniei e dell'udito". B.'s sprachliche Arbeiten waren zum Theil gegen die Crusca gerichtet. Eine Ausgabe der sämmtlichen Werke B.'s veranstaltete der Buchhändler Marietti (Turin 1825, 12 Bde.) u. eine Auswahl seiner schönsten Schilderungen Silvestri unter dem Titel „Descrizioni geografiche e storiche tratte dette opere etc." (Mailand 1826.)

3) Pietro Santi, eigentlich Pietro Santos, mit dem unerklärten Beinamen Perugio, italienischer Maler und Kupferstecher, geboren 1635 zu Bortola oder Braitola, war Antiquarius des Papstes und der Königin Christine von Schweden, † zu Rom 1700 oder 1705. B. war N. Poussins Schüler und hatte von diesem den guten Geschmack in der Zeichnung sich angeeignet. Sein Hauptverdienst ist die geistreiche Vervielfältigung der besten Basreliefs und der großartigsten Bauten, Monumente, Grabmäler ꝛc. des alten Roms. Winckelmann gab jungen Leuten den Rath, an den Werken B.'s den Geschmack am Antiken zu nähren. Seine Hauptwerke sind: „Admiranda Romanorum antiquitatum ac veteris sculpturae vestigia" (2. Ausg., Rom 1695); „Columna Antoniana" (daf. 1704); „Le pitture antiche delle grotte di Roma et del sepolcro de' Nasoni" (daf. 1738); „Le antiche lucerne sepolcrali etc." (daf. 1691, lat. von L. Beger 1702); „Gli antichi sepoleri etc." (daf. 1697); „Recueil de peintures antiques etc." (mit Mariette's Beschreibung, Paris 1757), nach B.'s Aquarellzeichnungen, die auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt werden, gestochen; „Museum Odescalcum, s. thesaurus antiquus gemmarum" (Rom 1702, 1751 u. ö.); „Antiquissimi Virgiliani codicis fragmenta et picturae ex bibl. Vaticana etc." (daf. 1741), wegen ihrer Seltenheit sehr gesucht. Unter den einzelnen Werken B.'s ist die Anbetung der Könige, nach Raphael, als Hauptblatt zu nennen. Sein Sohn, Francesco, setzte den schon von seinem Vater angefangenen Kunsthandel fort, stach mit jenem die 75 Kupfer zu Bellori's „Pitture antiche" (Rom 1706); † nach 1730.

Bartolini, Lorenzo, berühmter italienischer Bildhauer, 1777 in dem kleinen Flecken Vernio im nördlichen Toskana geboren, war der Sohn eines Schlossermeisters und zu gleichem Handwerk bestimmt. Als er einst in einem Streit mit Altersgenossen einen derselben mit einer Feile verwundet hatte, bekam er jedoch einen solchen Abscheu vor diesem Instrument, daß er seinen Vater bewog, ihn das Schneiderhandwerk erlernen zu lassen. Er kam zu diesem Zweck nach Florenz, trat aber bald hier in eine jener zahlreichen Werkstätten ein, in denen der Alabaster zu allerlei niedlichen Kunstwerken verarbeitet wird. Bald machte er große Fortschritte in seinem neuen Berufe, dem er eine Zeitlang in Volterra oblag, und ging dann (1797) nach Paris, wo er sein Leben durch die Verfertigung kleiner Porträtbüsten kümmerlich fristete. Nachdem er einen von der Akademie ausgeschriebenen Preis gewonnen, erhielt er durch den Generaldirektor der Museen, Denon, den Auftrag, eins der Basreliefs der Vendômesäule, sowie die Büste Napoleons I. über dem Thore des Institut de France zu verfertigen. Napoleon I., der ihn sehr schätzte, sandte ihn 1808 nach Carrara, um dort eine Akademie der Skulptur zu gründen, an deren Spitze er bis zum Sturze Napoleons I. blieb. Von den empörten Carraresen als Napoleonist in seinem Hause angegriffen, floh er und begleitete den Kaiser nach Elba. Nach der Schlacht bei Waterloo begab er sich nach Florenz, wo er nachher Direktor der Abtheilung für Skulptur an der Akademie der schönen Künste ward und am 6. Jan. 1850 †. Seine Figuren zeichnen sich durch richtige Verhältnisse und klassische Ruhe aus, dagegen vermißt man oft die innere Gefühlswärme und den lebendigen Ausdruck. Werke von ihm befinden sich namentlich zu Paris, London, Petersburg und Florenz; die bedeutendsten sind eine Venus (nach Tizian) und eine Bacchantin, in England, ein Bacchus und eine Caritas, in Florenz, eine knieende Figur, la Fiducia in Dio, in Mailand, ein Grabdenkmal im Dome zu Lausanne. Auch eine Anzahl von Porträtbüsten gingen aus seinem Atelier hervor. Vieles blieb unvollendet. Bedeutende Verdienste hat sich B. um die florentiner Kunstakademie erworben, wo er die Arbeit nach lebendigen Modellen wieder einführte. Ein großer Freund der Musik, hatte er in Carrara eine Kapelle gegründet, der er als Direktor vorstand.

Bartolo, s. Bartoli 1) und Bartolus.

Bartolomeo, Fra, Maler, s. v. a. Baccio della Porta, s. Porta.

Bartolozzi, Francesco, berühmter Kupferstecher, geboren zu Florenz 1730, der Sohn eines Goldschmieds, ein Schüler Joseph Wagners zu Venedig, ging 1764 nach London, um die Handzeichnungen, welche der Herzog von York in Italien für den König gesammelt hatte, in Kupfer zu ätzen. Später arbeitete B., der Liebhaberei der englischen Lords fröhnend, fast ausschließlich in der weiblichen Punktirmanier, welche erst Strange wieder verdrängte. Nach 40jährigem Aufenthalt in England, wo er zum reichen Mann geworden war, begab sich B. 1807 nach Lissabon als Direktor der dasigen Maler- und Kupferstecherakademie. Er † daselbst im April 1813. Seine Clytia, nach Carracci, wird für das vollkommenste Werk des Stechers gehalten und in Frankreich wohl mit 100 Francs bezahlt, in Deutschland mit 6—10 Gulden. Andere Hauptwerke sind: die Ehebrecherin vor Christo, nach Carracci, nach Vielen das Hauptblatt; Edgard

und Elfrida, von Ryland begonnen, nach Angelika Kaufmann; das Stillschweigen, nach A. Carracci, ein sehr gesuchtes Blatt; Lord Chatams Tod, ein großes Stück nach Copley; Maria Stuart mit ihrem Sohne, nach F. Zuccaro; der Kindermord, nach Guido, gestochen von B. im 82. Jahre. Außerdem sind zu den vorzüglicheren Blättern B.'s zu rechnen: Jupiter und Jo, nach Correggio, sehr zierlich punktirt; Lady and Child, nach Sassoferrato, sehr zart gestochen; The triumph of vertue, nach Peters, ein meisterhaftes Blatt von ergreifendem Eindruck.

Barton, 1) Elisabeth, gewöhnlich das heilige Mädchen oder die Nonne von Kent genannt, weil sie zu Aldington in der Grafschaft Kent geboren war, kam um 1525, wo sie in einem Wirthshause zu Aldington diente, durch Paroxysmen und schwärmerische Reden bei dem Volke in den Ruf einer Seherin. Der Pfarrer zu Aldington, Richard Master, und der Kanonikus zu Canterbury, Bocking, sahen in der unwissenden Dirne eine willkommene Stütze des sinkenden Papismus. Auf ihre Einflüsterung sprach sie von jetzt an gegen die Ketzer und gegen die intendirte Ehescheidung des Königs von Katharina von Aragon, und selbst die Häupter der Partei der Königin und des Papstes, der Erzbischof Warham von Canterbury und der Bischof Fisher von Rochester, huldigten der vorgeblichen gottbegeisterten Prophetin. Man wußte ihr einen mit goldenen Buchstaben geschriebenen Brief, der ihr von der heiligen Maria Magdalena vom Himmel zugesandt sein sollte, in die Hände zu spielen und sie dadurch zur Fortsetzung ihrer Weissagungen zu ermuthigen. So verkündete sie, Heinrich VIII. werde, wenn er sich von Katharina scheiden lasse, nur noch kurze Zeit auf dem Throne sitzen und bald eines schimpflichen Todes sterben. Die fanatischen Mönche und Nonnen glaubten sich durch solche Prophezeiungen berechtigt, von einem ketzerischen Könige abzufallen, und wiegelten den Pöbel zum Ungehorsam und zur Empörung auf. Wirklich wurde die Gährung so arg, daß der König die Sache vor das ihm ergebene Parlament brachte. Im strengen Verhör gestanden endlich die Dirne und ihre Komplicen den gespielten Betrug und wurden in Haft genommen. Anfangs wurden sie bloß zur Kirchenbuße und Gefangenschaft verurtheilt; als aber die Umtriebe der römischen Partei fortdauerten, ließ der König mit rücksichtsloser Strenge gegen sie verfahren. Der Verschwörung gegen das Leben des Königs und des Hochverraths überwiesen, wurden das Mädchen und ihre Rathgeber Richard Master, Bocking u. m. A. zum Tode verurtheilt und den 20. April 1534 hingerichtet. Der Erzbischof Warham entging der Anklage durch seinen Tod, der Bischof Fisher wurde wegen Mitwissenschaft und unterlassener Anzeige des Komplots mit Verlust seiner Güter und Gefängniß bestraft. Der Kanzler Thomas Morus, der wegen eines an das Mädchen gerichteten Briefes ebenfalls der Mitschuld verdächtig war, entging für jetzt noch der Rache Heinrichs VIII.

2) Benjamin Smith, berühmter nordamerikanischer Naturforscher, geboren 1766 zu Lancaster, studirte in Newyork, Philadelphia, Edinburg und London, promovirte 1789 in Göttingen, wurde in demselben Jahre Professor der Naturgeschichte in Philadelphia, 1798 Arzt beim Pennsylvaniahospital und zuletzt Professor der Medicin und † daselbst 1851. Er schrieb: „A memoir concerning the fascinathing faculty, which has been ascribed to the rattles noke and other american serpents" (Philadelphia 1796, Suppl. 1800; übersetzt von Zimmermann 1798); „Collections for an essay towards a materia medica of the United-states" (das. 1798, 3. Aufl. 1810); „A memoir conc. the disease of goitre" (das. 1800, übersetzt von Liebsch, Götting. 1802); „Elements of botany" (das. 1812 und 1814, 2 Thle.); „Fragments of the natural history of Pennsylvania" (das. 1799) u. A.

3) Bernard, englischer Dichter, den 31. Jan. 1784 zu London geboren, der Sohn eines Quäkers, der daselbst ein Manufakturgeschäft betrieb, widmete sich selbst dem Handelsstande, gab aber einen Korn- und Kohlenhandel, den er mit seinem Schwager zu Woodbridge etablirte, nach dem frühen Tode seiner Frau auf, war dann ein Jahr lang Privatlehrer in dem Hause eines Kaufmanns zu Liverpool und trat darauf zu Woodbridge als Kommis in ein Bankiergeschäft. Durch eine kleine Gedichtsammlung, die 1812 unter dem Titel „Metrical effusions" erschien, kam er in Briefwechsel mit dem Dichter Southey, u. nach dem Erscheinen der „Poems by an amateur" (1818) nahm sich der londoner Buchhändler Baldwin seiner an. Der Beifall, den seine „Poems" (Lond. 1820, 4. Aufl. 1825) fanden, ermuthigte ihn zur Herausgabe der Sammlung „Napoleon and other poems" (das. 1822), der die „Verses on the death of Shelley" (das. 1822), „Minor poems" (das. 1824), „Poetic vigils" (das. 1824), „Devotional verses" (das. 1826), „A widow's tale and other poems" (das. 1827) und „A new-years eve and other poems" (das. 1828) folgten. Später erschienen von ihm noch „Fisher's juvenile scrap book" (Lond. 1836), „The reliquary" (das. 1836) und „Household verses" (das. 1845). Seinem kaufmännischen Berufe blieb er bis 1847 treu. Er † den 19. Febr. 1849. Seine Tochter veröffentlichte die „Selections from the poems and letters of Bernard B." (Lond. 1849). B.s ältere Schwester, Maria B., verheirathete Hack, hat sich als Kinderschriftstellerin einen Namen erworben.

Bartonia, Pflanzengattung aus der Familie der Loaceen (Rosaceen), charakterisirt durch den 5theiligen Kelch, die vielblätterige Korolle, die zahlreichen Staubfäden und die cylindrische einfächerige Samenkapsel, einjährige oder zweijährige Gewächse in Amerika. B. aurea *Lindl.*, Mentzelia Bartonia, goldgelbe Bartonie, ist eine der schönsten neueren Sommerzierpflanzen. Der Stengel ist 2—2½ Fuß hoch, ästig, fein zottenhaarig, rund, die Blätter sind anstehend, abwechselnd buchtig-halbgefiedert, der Blüthenstiel ist einblumig, endständig, zottig, aufrecht, die Blüthen sind glänzend goldgelb, am Grunde der Blumenblätter mit pomeranzenfarbigen Flecken gezeichnet. Der Same wird im März ins lühle Mistbeet gesäet, und die jungen Pflanzen werden entweder ins freie Land, oder, um sicherer Samen zu ziehen, in Töpfe verpflanzt. Wenn sie auch ziemlich feucht stehen wollen, so ist ihnen doch allzu viel Regen schädlich.

Bartsch, Nebenfluß der Oder rechts, entspringt in Posen in der Nähe von Prosna aus Sümpfen, nordwestlich von Mixstadt, fließt westlich durch sumpfige, wasserreiche Gegenden, wird bei Militsch

schiffbar und mündet, 120 Fuß breit, bei Schwusen nach einem Lauf von 22 Meilen.

Bartsch, Johann Adam Bernhard von, ein um die Kunstgeschichte und Statistik höchst verdienter Gelehrter, dabei selbst tüchtiger Zeichner und Kupferstecher, geboren zu Wien den 17. August 1757, trat aus dem Unterrichte Domanecks seines ersten Lehrers, in die k. k. Kupferstecherschule, welcher damals der Professor Schmutzer als Direktor vorstand. Oeffentlich bekannt ward er zuerst 1775 durch die gelungene Nachzeichnung aller unter Maria Theresia geprägten goldenen und silbernen Denkmünzen, womit ihn die Erzherzogin Maria Anna beauftragt hatte. Bald nachher erhielt er eine Anstellung als Skriptor an der k. k. Bibliothek, wobei er zugleich an der von Eugen von Savoyen gestifteten Kupferstichsammlung beschäftigt wurde, u. 1781 stellte ihn der neue Bibliotheks-präfekt van Swieten ausschließlich für diese Kunstsammlung an. Mit der Anordnung dieses Schatzes, die er von 1791—1820 vollendete, steht die Herausgabe einzelner räsonnirender Verzeichnisse in naher Verbindung, die theils einzelne Sammlungen, theils einzelne Meister betreffen. Außerdem besorgte er auch Ausgaben von vier alten Werken, welche in Holzschnitten von A. Dürer und Hans Burgmayer die Person und Familie Kaiser Maximilians verherrlichen. Das Hauptwerk seines schriftstellerischen Lebens bleibt aber der „Peintre graveur" (Wien 1802—21, 21 Bde.). Seine letzte Schrift war die „Anleitung zur Kupferstichkunde" (Wien 1821, 2 Bde.). Nicht weniger reich erscheint B. als ausübender Künstler, indem sich seine in Kupfer gestochenen Blätter auf 505 belaufen, welche 1782 bis 1815 erschienen sind. Sie sind theils nach Originalzeichnungen berühmter Meister, theils nach eigenen Erfindungen in verschiedenen Methoden gefertigt. Er verband mit Festigkeit und Geschmack die Nadel mit dem Grabstichel und verstand in hohem Grade, den Geist seiner Originale klar aufzufassen und treu wiederzugeben. Die schön gewählten Beiwerke und Hintergründe sind oft rein seine eigene Erfindung, der glänzende Effekt von Helldunkel nicht selten ganz auf Rechnung seines malerischen Talents zu setzen, was besonders bei allen Stichen der Fall ist, welche er nach den Zeichnungen van Bloemens, Bourguignons, Dietrichs, G. van der Eckhouts, Potters, Rembrandts, W. Romeyns, H. Roos' lieferte. Ein anderer Vorzug besteht in der Wahrheit, mit welcher er Federzeichnungen nachzustechen wußte. Die nach Dürer und Guercino gelieferten Platten geben davon den sprechendsten Beweis; die überraschendste Täuschung bringen aber jene für die ersten 5 Bände des „Peintre graveur" nach den seltensten Kupferstichen holländischer Meister gegebenen 16 betrüglichen Kopien hervor, welche bis auf die unbedeutendsten Zufälligkeiten ungemein ähnlich nachgeahmt sind. Zu B.'besten Werken gehören seine Thierstücke nach den Zeichnungen von H. Roos, eine Folge von 12 Blättern. Sehr gelungen sind ferner die Blätter nach den Zeichnungen W. Kobells, mit ihren tief u. wahr gegriffenen Schilderungen des kriegerischen Lebens. Man schätzt auch besonders eine ganze Suite Pferde nach Rugendas, im Verlage des weimarischen Industriekontors. Die 6 Blätter nach P. Potter, Verschuren, v. d. Velde, van Bloom und von Bergen erhielten dadurch einen Reiz, daß der Landschafter Molitor kleine Landschaften dazu entwarf. Ein höchst vollendetes sehr großes Blatt ist (1812) seine Saujagd nach Snyers, eines der vortrefflichsten Originale dieses Meisters. Ein genaues Verzeichniß seiner Werke lieferte sein Sohn, Friedrich Jos. Adam von B., zu Wien 1798 geboren, seit 1827 Custos der wiener Hofbibliothek, im „Catalogue des estampes de J. A. de B." (Wien 1818). Er schrieb auch „Chronologie der griechischen u. römischen Künstler bis zum Ablauf des 5. Jahrh." (Wien 1835.)

Baruch (d. i. der Gesegnete), Sohn Nerija's, Freund und Gefährte des Propheten Jeremias, dessen Orakel er niederschrieb. Nach Josephus ward er während der Belagerung Jerusalems durch Nebukadnezar, wie der Prophet selbst, im Gewahrsam gehalten, bekam aber, gleich diesem, nachher die Freiheit, seinen Aufenthalt beliebig zu wählen. Nach Jeremias (43,3) blieb er zunächst in Palästina, später jedoch wanderte er mit dem Propheten nach Aegypten aus. Seine ferneren Schicksale sind unbekannt. Die Sage läßt ihn bald in Aegypten sterben, bald von dort nach Babylon gehen und hier bis zum 12. Jahre nach Jerusalems Zerstörung leben. Das nach ihm benannte Buch B. läßt ihn, im Widerspruch mit der beglaubigten Erzählung bei Jeremias, bereits während der Zerstörung Jerusalems in Babylon verweilen. Schon dieses Umstandes wegen kann das genannte Buch, welches bekanntlich eine Stelle unter den Apokryphen des Alten Testaments einnimmt, nicht von B. herrühren, wie außerdem auch sein übriger Inhalt bezeugt. Die Anlage des Ganzen ist sehr sonderbar. In der Einleitung wird gesagt, B. habe diese Schrift den Exulanten in Babylon vorgelesen, welche Opfergeschenke gesammelt u. das Buch mit einem Briefe an die Juden in Palästina gesendet hätten. Dieser Brief ist angefügt u. enthält eine Ermahnung zur Fürbitte für den chaldäischen König und die Mitbrüder im Exil, zur Lesung des Buchs B. u. zum reuigen Sündenbekenntniß. Hierauf folgt eine Strafpredigt an Israel, woran der Trost geknüpft wird, daß das Volk Gottes nicht dem Verderben überlassen bleibe, sondern nur zeitweilig für seine Sünden gezüchtigt werde. Hieran reiht sich ein Klage- und Trostlied für Israel und eine Trostrede an Jerusalem, welche dessen Wiederherstellung verheißt. Dabei sind nun, abgesehen von der Verdrehung der ganzen Situation des B., andere Irrthümer mit untergelaufen, z. B. die falsche Angabe des damaligen Hohenpriesters, und endlich gibt sich das Buch als ein Produkt späterer Zeit durch die Benutzung jüngerer Schriften des Alten Testaments zu erkennen. Daher ist die Aechtheit desselben weder von den Juden, noch von den Kirchenvätern anerkannt worden. Uebrigens ist die Grundsprache griechisch, u. eine Spur, daß die Schrift ihre jetzige Gestalt erst durch eine Uebersetzung erhalten habe, ist nicht vorhanden. In den jetzigen Bibelausgaben ist dem Buche B. (Kap. 6) noch ein Brief des Jeremias an die babylonischen Exulanten beigefügt, der ursprünglich gar nicht dazu gehört u. auch in Theodorets und Hilarius' Exemplaren nicht damit verbunden gewesen zu sein scheint. Er enthält eine Deklamation gegen die Ungereimtheit des Götzendienstes und ist im Ganzen besser stylisirt, als das Buch B. selbst. Er ist vor dem 2. Buch der Makkabäer geschrieben, indem dieses sich auf ihn bezieht,

scheint aber nach Vers 3 noch in das mallabäische Zeitalter zu gehören. Jedenfalls wurde er in griechischer Sprache abgefaßt. In der londoner Polyglotte findet sich eine syrische u. arabische Uebersetzung des Buches B., welche sich beide ziemlich genau an den griechischen Text halten, wogegen das syrische Buch B. in der pariser Polyglotte von letzterem mannichfach abweicht. Vgl. J. Chr. Grünberg, Exercitatio de libro Baruchi apocrypho, Gött. 1797.

Barus (Baroos), Malayenstadt auf der nördlichen Westküste von Sumatra, am Burumon, die in der Geschichte der Portugiesen in Ostindien eine Rolle spielt.

Baruth, Stadt im preußischen Regierungsbezirk Potsdam, an der Geile, mit Schloß, Glas- und Eisenhütte und 1700 Einwohnern, Hauptort der Standesherrschaft B. (1½ QMeilen mit 4000 Einwohnern), welche seit 1596 den Grafen zu Solms-Baruth gehört.

Barye, Antoine Louis, Bildhauer, der erste jetzt lebende französische Thierbildner, 1796 zu Paris geboren, erlernte die Ciselirkunst bei Fauconnier zu Paris und führte, gleich diesem Meister, einen bessern Geschmack in der Ciselirarbeit herbei, die nach ihnen durch Wagner zu ihrer jetzigen Hochblüthe gebracht ward. Nachdem er eine Zeitlang (bis 1815) Soldat gewesen, bildete er sich zum Bildhauer und errang sich als solcher einen tüchtigen Namen. Im Jahre 1819 gewann er den zweiten Preis in der Schule der schönen Künste zu Paris. Seine vorzüglichsten Arbeiten sind ein Minotaurus, ein Theseus, ein Centaur und vorzüglich die beiden kolossalen Löwen im Tuileriengarten. Napoleon III. gab ihm den Auftrag, für den neuen Louvre den Krieg, den Frieden, die Kraft u. das Gesetz in weiblichen Figuren anzufertigen.

Barygaza, im Alterthum bedeutende Handelsstadt auf der Westküste Indiens, am Namadus oder Lamnäus (Nerbudda), 300 Stadien von dessen Mündung in den barygazenischen Busen (Bai von Cambay); wahrscheinlich das jetzige Broach.

Baryt (Aetzbaryt, Baryterde, Barytoxyd, Schwererde, Baryta caustica, Terra ponderosa), eine alkalische Erde, besteht aus 1 Aequivalent Barytum u. 1 Aequivalent Sauerstoff. Man erhält wasserfreie Baryterde durch Glühen des salpetersauren B.s (s. Barytsalze) in einem Platintiegel od. einem gutbedeckten Porzellantiegel, auch durch Weißglühen eines Gemisches aus kohlensauren B. mit 1/10 Kohlenpulver im Thontiegel, sowie nach Abich durch Glühen von kohlensaurem B. allein im Platintiegel am Gebläsofen bis zum Schmelzen. B. ist eine grauweiße, zerreibliche Masse, welche begierig Wasser und Kohlensäure anzieht, beim Besprengen mit Wasser sich erhitzt und zu Pulver zerfällt, indem Baryhydrat gebildet wird. Sie reagirt stark alkalisch, wirkt ätzend, jedoch weniger als die Alkalien, u. ist giftig. Sie dient besonders zur Bereitung von Barytsuperoxyd, welches man erhält, wenn man die Baryterde in einer Porzellanröhre bis zum Rothglühen erhitzt und Sauerstoff darüber leitet. Baryhydrat bereitet man aus schwefelsaurem B., den man fein gepulvert mit Kohle glüht, die geglühte schwarze Masse kocht man mit Wasser aus, filtrirt heiß u. setzt zu dem kochenden Filtrat Kupferoxyd, bis die Flüssigkeit mit Bleisalzen einen weißen Niederschlag gibt. Beim Erkalten krystallisirt das Barytumhydrat in Krystallen mit 8 Aequivalenten Krystallwasser heraus. Diese lösen sich in 3 Theilen kochendem Wasser und in 20 Theilen Wasser von 15° C. auf, ziehen wie ihre Lösung schnell Kohlensäure an, schmelzen leicht, entlassen beim starken Erhitzen das Krystallwasser, in dem Baryhydrat zurückbleibt, welches unter der Rothgluth zu einer öligen Flüssigkeit schmilzt, die beim Erkalten zu einer krystallinischen Masse erstarrt und nur langsam Kohlensäure anzieht. Das Baryhydrat dient in Lösung als Barytwasser, namentlich zur Scheidung des Kalkes von der Magnesia und hat in der Technik auch zur Abscheidung des Zuckers aus dem Saft der Runkelrüben Verwendung gefunden, namentlich aber zur Gewinnung des Zuckers aus der Melasse. Wenn man nämlich eine siedend heiße zuckerhaltige Flüssigkeit mit Baryhydrat versetzt, so scheidet sich ein schweres Pulver, Zuckerbaryt, aus, welches man sammelt, reinigt und durch Kohlensäure oder verdünnte Schwefelsäure zersetzt, worauf man den kohlensauren oder schwefelsauren B. abfiltrirt und die reine Zuckerlösung eindampft. Neuerlich (1860) ist von den französischen Chemikern Marguerite und Sourdeval die Anwendung des B.s zur Bindung des atmosphärischen Stickstoffs empfohlen worden. Es soll nämlich beim Glühen des mit Kohlenpulver gemengten B.s an der Luft Stickstoff unter Bildung von Cyanbarytum absorbirt werden. Wenn nun nach der Versicherung der genannten Chemiker der Prozeß so geleitet werden kann, daß sich nicht bloß geringe Mengen von Stickstoff mit der geglühten Masse vereinigen, sondern sämmtlicher B. in Chlorbarytum übergeführt wird, so wäre damit ein für die Technik höchst wichtiges Problem gelöst, indem der Stickstoff der Luft, den man bis jetzt noch auf keine Weise technisch zu benutzen wußte, in den Kreis der technischen Operationen hineingezogen wäre. Es ist aber, trotzdem, daß die Entdeckung in Frankreich mit der großen goldenen Medaille belohnt und in England patentirt worden, noch nicht nachgewiesen, ob es wirklich der Stickstoff der Luft ist, welcher in Verbindung tritt, und nicht der Stickstoff der Kohle.

Barytgelb (Ultramaringelb, Gelbin, chromsaurer Baryt, Jaune de Steinbuhl und Jaune d'Outremer), wird durch Digestion von Barytweiß mit kohlensaurem Kali oder durch Zersetzen einer Lösung von salpetersaurem Baryt oder Chlorbarytum mit demselben Salz, Abfiltriren, Auswaschen und Trocknen des Niederschlages erhalten. Es ist lebhaft und rein gelb, heiß gefällt etwas dunkler, in Wasser unlöslich, am Licht u. an der Luft unverändert, wenig giftig, wird aber nur wenig angewendet.

Barytokalcit, kohlensaure Kalk- und Baryterde von Alstonmoor in Cumberland, wo er mit Witherit zusammenbricht, kommt in zwei verschiedenen Verbindungen vor, einer rhombischen oder zweigliederigen vom Ansehen des Witherits, aber geringerem specifischen Gewicht von 3,6, dem Alstonit, und einer zwei- und eingliederigen oder klinorhombischen, von gypsähnlicher Krystallisation u. vollkommenem blättrigen Bruch nach 3 Endflächen, wodurch er ein kalkspathähnliches Ansehen erhält, dem eigentlichen B. Erstere ist die kalkreichere Verbindung. Beide sind weiß, von Flußspathhärte u. in Salzsäure löslich.

Baryton (Viola di Bardone), ein Saiteninstrument früherer Zeit von sehr lieblichem Klange, der Gestalt nach der Gamba ähnlich, nur daß es ein

breiteres, mit 7 Darmſaiten, die mit dem Bogen angeſtrichen werden, bezogenes Griffbret hat, und unter demſelben noch 16 Saiten von Meſſingdraht, die man bloß mit dem Daumen berührt; 9 Bünde dienen zur Hervorbringung der halben Töne. Die Stimmung der oberen Saiten iſt, vom c abwärts: e, h, f, d, a, e und Kontra-h; die der untern Metallſaiten mit dem tiefen e anfangend und diatoniſch ſtufenweiſe bis zum a aufſteigend. Wegen der Schwierigkeit der Behandlung iſt es nie ſehr allgemein geworden u. jetzt ganz außer Gebrauch.

Barytſalze. Die Baryterde iſt eine ſtarke Baſis u. bildet deshalb mit faſt allen Säuren gut ausgeprägte Verbindungen, die theilweiſe in der Technik angewendet werden. Der chlorſaure Baryt wird namentlich bei Feuerwerken zur Hervorbringung einer prächtig grünen Flamme gebraucht, der chromſaure als gelber Farbſtoff, der ſalpeterſaure ebenfalls in der Feuerwerkerei, und außerdem der kohlenſaure und der eſſigſaure im chemiſchen Laboratorium. Der ſchwefelſaure Baryt zeichnet ſich aus durch ſeine große Unlöslichkeit, weshalb man ihn namentlich anwendet zur Beſtimmung des Baryts und umgekehrt der Schwefelſäure. Er wird nur zerſetzt durch Schmelzen mit kohlenſaurem Kali, wobei ſich kohlenſaurer Baryt bildet, und durch Glühen mit Kohle od. organiſchen Subſtanzen, wobei Schwefelbaryum entſteht. Der ſalzſaure Baryt (Chlorbaryum, Baryta muriatica) wird fabrikmäßig dargeſtellt, meiſt durch Zerſetzung des Schwefelbaryums mittelſt Salzſäure, kryſtalliſirt in farbloſen, rhombiſchen, an der Luft beſtändigen Tafeln und iſt im Waſſer auflöslich. Er iſt eins der wichtigſten Reagentien zur Erkennung der Säuren, insbeſondere der Schwefelſäure, nur in dem Falle, daß Niederſchläge durch Chlor bewirkt werden, wie bei Silberoxyd-, Blei- und Queckſilberoxydulſalzen, wendet man ſalpeterſaure Baryterde an. Auch findet der ſalzſaure Baryt in der Medicin, in kleineren Gaben aufgelöſt, gegen Skropheln Anwendung. Die andern B. ſind nur von wiſſenſchaftlicher Bedeutung. Neuerlich hat man den Baryt auch als Beſtandtheil von Pflanzenaſche gefunden. Das Baryum bildet mit Schwefel das Schwefelbaryum, mit Chlor das Chlorbaryum und mit den übrigen Salze bildenden Elementen, wie Jod, Fluor, entſprechende Verbindungen. Man erhält dieſelben allgemein aus dem Schwefelbaryum, welches man durch Glühen von ſchwefelſaurem Baryt mit Kohlenpulver erhält, und Zerſetzen des Schwefelbaryums mit Salzſäure ꝛc. Die B. ſind wie der reine Baryt alle mehr oder weniger giftig, weshalb der Baryt enthaltende Witherit in England Anwendung als Mäuſegift findet. Die Barytvergiftung bewirkt bei längerer Einfuhr kleiner Gaben katarrhaliſche Affektion der Naſenſchleimhaut, Schwäche, Fieber, bei größeren Doſen Reizung, ſelbſt Entzündung der Magen- und Darmſchleimhaut, Schmerz in der Magengegend und im Unterleib, Erbrechen, Kopfſchmerz, Zittern, Schwindel, Krämpfe, die ſich oft nur auf einzelne Organe beſchränken, oft aber äußerſt heftig ſind u. oft ſchon nach mehren Stunden den Tod herbeiführen. Die Behandlung des Vergifteten muß ſo raſch als möglich erfolgen. Zunächſt gebe man Waſſer mit Eiweiß, dann eine Löſung von Glauberſalz oder Bitterſalz mit dreißigfacher Menge Waſſer, ſo daß der Vergiftete ungefähr einen Eßlöffel voll des einen oder des andern Salzes erhält; durch Kitzel des Gaumens mit einer Federfahne erreicht man das Erbrechen, wenn ſich ſolches nicht freiwillig einſtellen ſollte. Indeß ſind Barytvergiftungen ſelten.

Barytweiß (Neuweiß, künſtlicher, ſchwefelſaurer Baryt, Permanentweiß), Farbſtoff, welcher erſt ſeit einigen Jahren, von Jahr zu Jahr aber in größerer Menge in den Handel kommt, wird bereitet entweder aus Schwerſpath, oder aus Witherit, welche beide Mineralien man zunächſt in Chlorbaryum überführt, worauf man dieſes Salz durch Verſetzen mit Schwefelſäure oder ſchwefelſaurem Natron (Glauberſalz) zerſetzt. Das aus dem Witherit in Frankreich, England und Nordamerika bereitete B. iſt ſchöner weiß und beſſer. Der gewonnene, ausgewaſchene Niederſchlag darf nicht getrocknet werden, weil er durch das Trocknen an Feinheit und Deckkraft verliert und ſich nur ſchwierig wieder mit Waſſer vermiſchen läßt. Er kommt deshalb in Teigform in den Handel. Als Waſſerfarbe iſt das B. ganz ausgezeichnet und dem Bleiweiß und Zinkweiß vorzuziehen, indem es dieſelben ſowohl an blendender Schneeweiße übertrifft, als auch weder durch Luft, Licht, Wärme, noch durch Schwefelwaſſerſtoff oder andere Gaſe im mindeſten verändert wird und in mehren Schichten mit Leimlöſung dünn aufgetragen eine Deckkraft beſitzt, welche der des beſten Bleiweißes am nächſten kommt. Als Oelfarbe kann es nicht benutzt werden. Sein Preis iſt bei ſeinem geringen ſpecifiſchen Gewicht kaum ein Drittel gegen den des Bleiweißes. Die blendend weißen Satinlapeten, welche jetzt zu ſo billigem Preis in den Handel kommen, ſind mit B. geſtrichen und haben durch einfaches Bürſten ohne weitere Zuthat jenen außerordentlichen Glanz erhalten. Ferner verwendet man das B. zu Farbenmiſchungen, da es wegen ſeiner Unzerſetzbarkeit und wegen ſeines reinen Weiß weder die Farbe ſelbſt, noch den Farbeton im mindeſten ſtört. So dient es namentlich zur Bereitung eines ausgezeichneten Hellblau aus Berlinerblau und des prächtigſten Hellroſa aus rothem Lack. Man verwendet das B. bereits in der Tapeten-, Karten- und Papierfabrikation. Doch eignet es ſich auch ganz vorzüglich zum Anſtreichen. Man erhält z. B. eine brillante Glanzfläche von ſchneeweißer Farbe, welche haltbar u. ebenſo ſchön wie jeder Lackanſtrich auf Holz iſt, wenn man auf eine glatte Kalk- oder Gypswand einige Male dünnes Leimwaſſer mit Barytweiß aufträgt u. den getrockneten Anſtrich mit einer dichten Bürſte od. einem leinenen Ballen abreibt. Außerdem verwendet man es noch als Zuſatz zu Appreturen, wozu es außerordentlich empfehlenswerth iſt.

Baryum (Barium), das metalliſche Radikal der Baryterde, kommt in der Natur mit Sauerſtoff und Schwefelſäure verbunden als Schwerſpath, mit Sauerſtoff und Kohlenſäure verbunden als Witherit und in einigen andern ſeltenen Mineralien, wie im Barytokalcit und Aſtonit, als kohlenſaure Kalkbaryterde vor. Davy ſtellte es 1808 zuerſt dar, indem er aus Baryterde oder kohlenſaurem Baryt mit Waſſer einen Teig bildete, denſelben auf Platinblech legte, in eine Vertiefung deſſelben Queckſilber ſchüttete und dieſes mit dem negativen, das Platinblech aber mit dem poſitiven Pol einer voltaſchen Säule in Verbindung ſetzte. Das erhaltene Amalgam wurde durch Erhitzen in einer retortenförmigen Röhre, die mit Waſſerſtoff oder Steinkl-

dampf gefüllt war, von Queckſilber befreit. In größeren Mengen erhält man das B., wenn man über Baryterde in einen an beiden Seiten offenen Flintenlauf Kaliumdämpfe leitet, indem man den Apparat zum Rothglühen erhitzt und Waſſerſtoff durch den Flintenlauf leitet. Der Baryt wird durch den Kaliumdampf reducirt, und man behandelt den erkalteten Inhalt des Rohrs, ein Gemenge von Kalium und B., mit Queckſilber, welches das B. löſt. Nach Böttger kann man eine geſättigte Löſung von Chlorbarium mit Natriumamalgam ſchütteln und erhält ſo ein feſtes Bariumamalgam, aus welchem das Queckſilber wie oben entfernt wird. Man darf aber bei der Deſtillation das Amalgam nicht bis zur Rothgluth erhitzen, weil ſonſt das B. das Glas angreift. B. iſt ein ſilberweißes, etwas hämmerbares Metall, ſchmilzt bei Rothgluth und läßt ſich nicht deſtilliren. In concentrirter Schwefelſäure ſinkt es unter, in Waſſer oxydirt es ſich ſchon bei gewöhnlicher Temperatur lebhaft zu Baryt; ſein Aequivalent iſt 68,5 oder 85,6. Es verbindet ſich mit Sauerſtoff zu gleichen Atomen zu Baryt u. mit 2 Atomen Sauerſtoff zu Baryumſuperoxyd. Dieſes iſt ein graues Pulver, welches bei höherer Temperatur ſich wieder zu Baryt und Sauerſtoff zerſetzt. Man hat daher ſeine Anwendung zur fabrikmäßigen Darſtellung des Sauerſtoffs vorgeſchlagen, da es ſich ſchon durch ſchwaches Glühen des Aetzbaryts an der Luft aus letzterem bildet. Wichtig iſt ſein Verhalten gegen verdünnte Säuren, mit denen es das ebenſo intereſſante als viel verſprechende Waſſerſtoffſuperoxyd und ein Barytſalz liefert.

Baryxylon *Lour.* (Schwerholz), Pflanzengattung aus der Familie der Caſſieen (Papilionaceen), deren einzige Art: B. rufum *Lour.*, Intsia amboinensis *Dec.*, ein großer Baum in Oſtindien und China, mit elliptiſchen Fiederblättern und weißen Blüthen in Endtrauben, iſt. Aus dem eingeſchnittenen Stamme fließt ein blutrother Saft, der ſich aus Leinwand nicht wieder auswaſchen läßt. Das Holz iſt ſehr hart und ſchwer, heißt daher auch Eiſenholz und eignet ſich vorzüglich zu Walzen, Räderwerk, Inſtrumenten und feineren Tiſchlerarbeiten. Die graue Rinde wird gegen Durchfälle, Ruhren und Schleimflüſſe angewendet.

Barzellette (vom italieniſchen barzelletta, ſcherzhafter, munterer Einfall), in Italien ein heiteres Volkslied, welches nicht in der kunſtgemäßen Form der Kanzonen, Sonette und anderer urſprünglich ſüdlichen Dichtungsarten geſchrieben iſt; ſolche B.n ſind namentlich die Karnevalslieder. Bouterwek (Geſchichte der italieniſchen Poeſie, Bd. 1, S. 326) bezeichnet Seraphina d'Aquila oder Aquilona im 15. Jahrhundert als Erfinderin der B.

Barzu-Nameh (Barſu-Nameh, perſiſch, Barzubuch), ein großes perſiſches Heldengedicht von 60,000 Beits oder Doppelverſen, alſo im Umfange, dem berühmten Schah-Nameh gleichkommend, als deſſen Fortſetzung es betrachtet werden kann und welchem es in Inhalt und Darſtellung ähnlich iſt. Der Hauptheld des Epos iſt Barzu, der Sohn Suhrabs und Enkel Ruſtems, deſſen Feldzüge und Zweikämpfe gegen Helden, Rieſen, Dews und ſonſtige Abenteuer erzählt werden. Die Begebenheiten geſchehen zur Zeit der Könige Kaikawus von Iran und Eſrafiab von Turan. Anquetil du Perron, der ein Exemplar deſſelben, eine Handſchrift in 2 ſtarken Quartbänden, aus Indien brachte, nennt den Verfaſſer Atai, meldet aber von ſeinen Lebensumſtänden weiter nichts, als daß er nach Firduſi gelebt habe. Einige nähere Nachrichten über das Gedicht und Proben des Originaltextes mit Ueberſetzung hat H. G. L. Koſegarten mitgetheilt in den „Fundgruben des Orients", Bd. 5, S. 307 ff.

Bas, Inſel an der Küſte des franzöſiſchen Departements Finisterre, mit 900 Einwohnern und einem befeſtigten Hafen.

Baſalt, weitverbreitete Felsart aus der Reihe der vulkaniſchen Gebirge, ein durch bedeutendes ſpecifiſches Gewicht, vorherrſchend ſchwarze Farben, häufige Ausſcheidung grünen oder gelblichen Olivins leicht kenntliches, ſcheinbar gleichartiges Geſtein, deſſen feinkörnige Zuſammenſetzung aus verſchiedenen, aufs Innigſte gemengten Mineralien bei der Verwitterung zwar hervortritt, aber erſt durch chemiſche Analyſe genauer ermittelt worden iſt. E. Gmelins Unterſuchungen wurden bahnbrechend: aus ſeinen, Löwe's, Girards, Bergemanns und Anderer Analyſen ergab ſich der B. als zuſammengeſetzt aus Augit, Labrador, Magneteiſenſtein, zu denen in den meiſten Fällen Olivin und nicht ſelten kohlenſaure Verbindungen der Kalkerde, des Eiſenoxyduls, ſelbſt phosphorſaure Kalkerde ſich zugeſellen. Die Mengenverhältniſſe dieſer Beſtandtheile ſind ſehr verſchieden; ſo ſchwankt die Menge der durch Salzſäure zerſetzbaren Mineralien (Zeolithe, Olivin, Magneteiſen, kohlenſaure und phosphorſaure Verbindungen) von 36—88 Procent. Das durch den Zeolithgehalt bedingte nie fehlende Waſſer unterſcheidet den B. weſentlich von den oft ſehr ähnlichen, jüngern baſaltiſchen Laven. Die durch kalte Salzſäure kaum oder nicht zerſetzbaren Beſtandtheile ſind Augit und Labrador. Nach Girard wird wahrſcheinlich in manchen B.en, und zwar in den auf dem Bruch fettglänzenden, der Labradorfeldſpath auf ähnliche Weiſe durch Nephelin erſetzt wie im zunächſt verwandten Dolerit. Die chemiſchen Analyſen des B.s ergeben 37—55 Procent Kieſelerde, 8—25 Proc. Thonerde, 3½—23 Proc. Eiſenoxyd, 1½—16 Proc. Eiſenoxydul, 4—18 Proc. Kalkerde, 2—11 Proc. Bittererde, 0,7—2,7 Proc. Kali, 0,2—7,4 Proc. Natron und 1—7 Proc. Waſſer, außerdem Spuren von Phosphorſäure, Titanſäure ꝛc. Durch Verwitterung wird der B. verhältnißmäßig reicher an Thonerde, Eiſenoxyd und alkaliſcher Erde in Verbindung mit Kohlenſäure, dagegen ärmer an Kieſelſäure, Alkalien und freiem Eiſenoxydul. Der Bruch iſt flachmuſchelig, unvollkommen, ins Feinſplittrige u. Ebene, von kleinem u. gröberem Korne, mitunter faſt ins Erdige übergehend, das ſpecifiſche Gewicht 2,7 bis 3,4. Der B. iſt hart, in verſchiedenen Graden, die Farbe bläulich- u. graulichſchwarz; ganz reine ſchwarze Farben ſind ſelten (Burkharz im Vogelsgebirge). Zuweilen iſt auch die Farbe braun, vornehmlich beim Uebergang des B.s in Wacke; häufig iſt er auch gefleckt, ſchwarz auf grauem Grund oder umgekehrt und dann meiſt zugleich körnig-eckig abgeſondert. Seine Verwitterungsrinde iſt braun oder aſchgrau. Nicht ſelten umſchließt die baſaltiſche Grundmaſſe mehr und minder zahlreiche Blaſenräume und wird dadurch zu Baſaltmandelſtein. Dieſe Blaſenräume liegen nicht in einer Richtung, und ihrer Geſtalt nach ſind ſie bald ellipſoidiſch, bald in einer Richtung verlängert, bald rund, bald eckig. Zu-

weilen sind sie leer, und ihre Wandungen dann bläulichgrau oder braun angelaufen; zuweilen sind sie ganz oder theilweise erfüllt mit Stilbit, Mesotyp, Harmotom, Chabasit, Analzim, Laumontit, Apophyllit, Prehnit, Kalkspath, Aragonit, Quarz, Amethyst, Chalcedon, Jaspis, Heliotrop, Halbopal, Hyalith, Grünerde, auch mit speckstein- und steinmarkartigen Substanzen, den Resultaten der Auflösung anderer Mineralien. In den größern Blasenräumen finden sich zuweilen Bruchstücke dichten B.s eingeschlossen, und manche derselben sind ganz oder theilweise mit Wasser gefüllt. Von Einmengungen enthält der B. in größerer oder geringerer Menge, sehr wechselnd in den verschiedenen Gegenden seiner Verbreitung und auf eine für ihn mehr oder weniger bezeichnende Weise: Faserzeolith in Adern u. Drüsen, Olivin, Augit, Feldspath, Magneteisen, Hornblende, Glimmer, Kalkspath u. Schwefelkies, selten Hyacinth, Sapphir, Bronzit, Titaneisen u. a. m. Der Olivin ist einer der besonders charakteristischen Begleiter des B.s. Die Einmengung der basaltischen Hornblende insbesondere gibt dem B. oft ein porphyrähnliches Ansehen (porphyrartiger B.). Außer den erwähnten eingemengten Theilen, von denen der B. bald ein porphyrartiges, bald ein mandelsteinartiges Ansehen erhält, hat er oft Bruchstücke sehr verschiedenartiger Gesteine in sich aufgenommen, welche er bei seinem Aufsteigen aus dem Innern der Erde umschloß. Diese Trümmer zeigen sich meist in einem höhern oder geringern Grade umgewandelt. So findet sich B. mit Mergel (am kaufawer Berge unweit Trzeblitz im leitmeritzer Kreise, am Lindenberge bei Hrusla, an der sogenannten Sudka bei Kleinstal, am Kaczow bei Sobotka im bunzlauer u. am ysaner Berge, im saatzer Kreise, am Horkaberg bei Wessely u. a. m. O.), mit verhärtetem Thone (unweit Weißwasser im bunzlauer Kreise), mit Pechstein, der sich dem Halbopal nähert, in Begleitung des faserigen Zeoliths) in dem Mummelloche unweit Landshut in Schlesien), mit Quarzgeschieben (bei Sobotka u. a. m. O.), mit Hornstein, mit körnigem Kalkstein (im Mummelloche), auch mit gemeinem Kalkstein, mit Granit (in der kleinen Schneegrube am Riesengebirge und zu Schwerterthal in der Oberlausitz am Fallenberge in Meißen), mit Gneisstücken (am Bärenstein bei Annaberg), mit Sandstein (bei Markstuhl, wo dieser das Grundgebirge der Gegend ausmacht), mit Grauwacke, Syenit u. a. m. Bisweilen geht der B. in Anamesit, Dolerit und in Wacke über; durch Aufnahme von Augit nehmen selbst manche Trachyte das Ansehen des dunkeln B.s an. Nicht weniger zeigt die Felsart alle Zustände von einer beginnenden bis zur vollkommen vollendeten Verschlackung. Der größere oder geringere Gehalt des B.s an Magneteisenstein verursacht nicht bloß eine größere Schwere, sondern auch eine mehr oder minder kräftige Einwirkung auf die Magnetnadel.

Am häufigsten tritt der B. in besondern Absonderungen auf: man hat Säulen-, Pyramiden-, Tafel- und Kugelbasalt (s. Absonderung). Beim Säulenbasalt sind die Säulen (säulenförmig abgesonderte Stücke) bald dünn, bald dick und wechseln von einigen Zollen bis zu mehren Fußen im Durchmesser ab. Sie sind von verschiedener Höhe, bisweilen bei geringer Dicke gegen 100 Fuß, oft aber auch nur wenige Zoll oder Fuß lang, mehr oder wenig regelmäßig gestellt, haben theils gerade, theils konvexe und konkave Seiten u. erscheinen daher zuweilen gewunden oder gekrümmt (am Heilberge bei Hohenstein, am Hennersberge bei Görlitz u. a. O.). Gewöhnlich sind sie 6-, auch 3- und 9seitig, selten 4-, 5-, 7-, 8- und 11seitig, meist ungleichseitig. Sie haben in der Regel rauhe und unebene, zuweilen jedoch auch vollkommen ebene u. glatte Absonderungsflächen. Manche sind durch Querrisse zerspalten und mitunter durch horizontal durchsetzende Klüfte in mehre niedrige Säulen abgetheilt (gegliedert oder artikulirt); zuweilen haben sie durch die Verwitterung zugerundete Kanten und Ecken und nähern sich dadurch dem Kugelförmigen, Aggregate von Kugeln, die säulenförmig aneinander gereiht sind, darstellend. Die Säulen nähern sich oft auch mehr oder weniger dem Keilförmigen oder Stangenartigen, oder sie gehen in das Schalige über. Meist sind sie in ihrem Innern unabgesondert, bisweilen enthalten sie aber körnig abgesonderte Stücke, oder bestehen aus lauter dünnschalig abgesonderten Lamellen, die sich durch den Hammerschlag trennen lassen; zuweilen sind sie nochmals in kleinere Säulen trennbar, oder in doppelt säulenförmig abgesonderten Stücken. Diese Zerspaltung geht manchmal noch weiter. Die Säulen kommen theils senkrecht stehend, theils unter verschiedenen Winkeln gegen den Horizont geneigt, theils in einer vollkommen söhligen Lage und in der Regel in sehr mannichfachen Gruppirungen vor, bald parallel übereinander, bald nach allen Richtungen wie Strahlen aus einem Punkte nach oben und unten zu auseinander laufend, bald büschelförmig, bald unregelmäßig in mehr oder weniger ausgebildeter Gruppirung zusammengehäuft. Die Absonderungsklüfte findet man zuweilen mit Kalk-, Braun- oder Thoneisenstein ausgefüllt (am Michzenberge bei Michzen, am Hasenberge bei Lilochowitz u. a. O.); zuweilen sind diese Säulen in einander gepaßt, jedes Glied hat eine runde vertiefte und eine erhabene Endfläche, und mitunter ragen sogar vorspringende Spitzen, der Zahl der Seitenkanten eines Gliedes entsprechend, mehre Zoll über dasselbe hinaus. Diese Gliederung ist vielleicht nirgends ausgezeichneter, als an dem wundervollen Baue des Riesendammes an der nördlichsten Spitze der irländischen Grafschaft Antrim, der aus vielen tausend regelmäßig geordneten Pfeilern zusammengesetzt ist. Die Säulen, meist 5seitig und von 15—20 Zoll Durchmesser, haben meist gleiche, oder ungefähr gleiche Höhe, so daß man über deren obere Enden sich einen Weg bahnen kann. Höchst vollkommen ausgebildet, erscheinen sie dennoch meist so dicht aneinander gedrängt, daß oft nicht eine schwache Messerklinge zwischen Säule und Säule Platz finden würde. Aus ähnlichen Säulen ist die Fingalshöhle auf Staffa gebildet. Sehr schöne Säulenbildungen kommen auch am Meißner und bei Aubernach vor. Der Pyramidenbasalt ist eine seltene Absonderung, auf Island, den Farörn, am baroticher Berge bei Schwatz unweit Bilin. Der B. von letzterem Berge besteht meist aus unvollkommenen säulen- oder keilförmig abgesonderten Stücken, von denen jedes wieder in pyramidenförmig abgesonderte Stücke trennbar ist. Die Pyramiden sind 3- und 4-, selten 5seitig, bald einfach, bald doppelt, und die Doppel-

pyramiden sind gewöhnlich spitzwinkelig. Der Tafelbasalt ist dünn-, oder dick-, meist geradschalig, plattenförmig abgesondert und zeigt dabei oft noch im Kleinen körnig abgesonderte Stücke. Die Tafeln haben ein sehr verschiedenes Fallen und Streichen. Sie werden zuweilen durch niedersetzende Klüfte in Rhomben oder säulenartig getrennt und gehen daher zuweilen in Säulen über, sowie sie zuweilen mit Säulenbasalten zugleich vorkommen, in welchem Falle die Säulen gewöhnlich auf Tafeln aufliegen. Die kugelig abgesonderten Stücke des Kugelbasalts sind meist aus koncentrisch-schaligen u. diese zuweilen wieder aus körnig-abgesonderten Stücken zusammengesetzt. Die Kugeln sind von verschiedener Größe, theils vollkommen sphärisch, theils abgeplattet; sie schließen öfters in ihrer Mitte einen Kern ein, der gewöhnlich aus frischem, dichtem B., zuweilen aber auch aus ockergelbem Thoneisenstein (z. B. am rothen Berge bei Tuschnitz im böhmischen Mittelgebirge) besteht. Die Kugelstücke nähern sich oft den keil- und säulenartigen Stücken und sind aufeinander geschichtet (s. oben).

Der B. saugt viel Wasser aus der Atmosphäre an und theilt dasselbe dem Boden mit, wodurch er trotz seiner Härte und Festigkeit leidet und alsdann der Verwitterung unterliegt. Aus dem zersetzten Gestein entsteht ein sehr fruchtbarer Boden, welcher als schwarze fette Erdmasse erscheint, in der die Vegetabilien üppig emporwuchern; deshalb sieht man in den Basaltregionen die Abhänge der Berge oft bis zu großer Höhe angebaut, oder mit mastigen Hölzern oder fettem Rasen bewachsen. Obschon der B. wegen seiner Härte und Festigkeit ein vorzügliches Baumaterial abgeben würde, so ist er andererseits doch zu schwer zu bearbeiten, weshalb man ihn lieber zum Straßenpflaster und zur Aufschüttung auf Chausseen gebraucht, wo er die vortrefflichsten Dienste leistet. Gepocht und unter Kalkmörtel gemengt, vermehrt er die bindende Kraft desselben; auch eignet sich eine solche Mischung öfters zu wasserbeständigem Cäment. Gemahlen findet der B. in den Rheinlanden als Mineraldünger Verwendung. In ihren dichteren Abänderungen wird die Felsmasse zu Mühlsteinen, Mörsern, Reibeschalen, Reibeplatten, Pochsohlen, Zapfenlagern und zu Ambossen für Goldschmiede, Goldschläger und Buchbinder verwandt. Für sich allein gibt der B., geschmolzen, ein dunkelgrünes oder braunes Glas, welches zu Bouteillen verwendbar ist, aus dem aber wegen seiner besondern Flüssigkeit auch gläserne Gußwaaren, als Leuchter, Dosen, Flaschen ꝛc., hergestellt werden können. Auch bedient man sich des B.s als Zuschlag beim Schmelzen strengflüssiger kalkhaltiger Eisensteine.

Der B. konstituirt ganze Berge und Hügel; oft kommt er nur in Kuppen und einzelnen Lagern vor, zuweilen findet er sich in Gängen. Die Basaltberge sind durch ihre Gestalt sehr ausgezeichnet; bald erheben sie sich als stärker oder geringer abgestumpfte Kegel, bald steigen sie mit settener Schroffheit bis zur scharfen Spitze hinan. An den Abhängen der Berge erheben sich oft Reihen von Terrassen mit Absätzen von 20—28 Fuß Höhe, und nicht selten umgeben mächtige Wälle von aufeinander geschichteten Basaltsteinen ringförmig und in verschiedenen Abständen mehrfach den Gipfel des Berges. Sehr auffallend treten z. B. solche Ringe am kleinen Gleichberge bei Römhild auf, welcher davon den Namen der Steinsburg erhalten hat. Im böhmischen Mittelgebirge, im Rhöngebirge, Vogelsgebirge, in den euganeischen Gebirgen in Italien und in andern dergleichen Kegelgebirgen macht der B. ganze Züge von Bergen und Hügeln aus. Die Thäler der Basaltgebirge sind eng, im Grund und an den Berggehängen stellenweise mit losen Blöcken umlagert und bedeckt. Außerdem findet man den B. oft auf einzelnen Kuppen, z. B. auf dem Isergebirge, auf dem Buchberge, wo er eine Höhe von 3000 Fuß über dem Meere erreicht. Noch höher steigt er auf dem Riesengebirge, wo er in der kleinen Schneegrube 4000 Fuß hoch liegt. Am häufigsten sieht man die B.e frei von jeder Ueberlagerung zu Tage anstehen. Der B. kommt mitten unter Flötzen und Lagern anderer Gesteine abwechselnd sehr häufig vor; als eine Eruptivbildung der mitteltertiären Zeit durchbricht er alle älteren geschichteten u. massigen Gesteine und tritt so auf im Süßwasserkalk (Auvergne), im Grobkalk (bei Vicenza), im plastischen Thon (Kurhessen), in Braunkohlen (daselbst und auf dem Westerwalde), in der Kreide (Irland), im Grünsandstein (Böhmen und Lausitz), im Jurakalk (schwäbische Alp und Vivarais), im Liaskalk u. Liasschiefer (schottische Inseln), im Keuper (Bayern), im Muschelkalk (Kurhessen u. Thüringen), im bunten Sandstein (Kurhessen und viele andere Gegenden), im Zechstein (Vicenza), im Todtliegenden (zwischen Frankfurt und Darmstadt), im Steinkohlengebilde (England), im Bergkalk und Uebergangskalk (Eifel und England), im rothen Uebergangssandstein (England), in Grauwacke (Eifel, Nassau), in Thonschiefer (daselbst, England, Mexiko). Ebenso werden die B.e zwischen abnormen Massen verschiedenster Art beobachtet. In Gängen finden sie sich in Sandstein, Flötzkalkstein, Porphyrschiefergebirge, Granit (Auvergne, Riesengebirge), Gneis (Spessart, Böhmen), Glimmerschiefer, Thonporphyr, Chloritschiefer (Anglesea), Thonschiefer, Uebergang, Talkschiefer (Vicenza), Syenit (Jorullo), Serpentin, Quarzgebirge.

Der B. ist über die ganze Erde weit verbreitet, sowohl über ihre Festländer, als auch über die Inseln; viele der isolirten Inseln, wie St. Helena, u. Inselgruppen der verschiedensten Meere sind aus ihm gebildet. Bald treten seine Höhen isolirt auf, bald bildet er, begleitet von Dolerit, Wacke und seinen Konglomeraten und Tuffen, häufig auch von gleichzeitigen und ältern Tertiärbildungen, selbstständige Bergzüge, Berggruppen und Tafellandschaften, die sich oft bedeutend über die Basis der ältern Gebirge, die er durchbrochen hat, erheben. In weiter Verbreitung finden sich um diese massenhafteren Erhebungen dann die isolirten Höhen, theils zerstreut, theils in parallelen Erhebungslinien geordnet. So bildet der B. in Deutschland den Westerwald, den Vogelsberg, die Rhön, das böhmische Mittelgebirge; und wie hier mit ihm Phonolith und Trachyt zusammen vorkommen, so tritt er selbst wiederum innerhalb der vorherrschend trachytischen Gebiete auf, wie im rheinischen Siebengebirge, in den Euganeen Oberitaliens, in der Auvergne, in Ungarn, Siebenbürgen u. a. O. Der B. ist weit verbreitet über Mitteldeutschland; während er in Schlesien nur sehr vereinzelt auftritt, erhebt er sich in Hunderten von Berghöhen in der sächsischen

Lausitz und in dem angrenzenden Nordböhmen; innerhalb des Erzgebirges tritt er an zahlreichen einzelnen Punkten isolirt hervor, im Süden desselben liegen dagegen das böhmische Mittelgebirge und das ausgedehnte basaltische Revier östlich von Karlsbad, umgeben von zahlreichen Trabanten, welche bis in die bayerische Oberpfalz reichen. Nicht minder zahlreich sind die basaltischen Durchbrüche zwischen Thüringerwald u. rheinischem Schiefergebirge; diesem Gebiet gehören die für die Theorie des B.s klassischen Punkte Hessens (Meißner, blaue Kuppe bei Eschwege) und Thüringens (Pflasterkaute bei Marksuhl) an; ebenso die Rhön und der Vogelsberg. Bis zum Solling im Norden, bis zum Main im Süden reichen die Vorposten dieses zweiten Gebiets. Ein drittes Revier basaltischer Durchbrüche bildet das rheinische Schiefergebirge, diesseits des Rheins sowohl, wo der B. den Westerwald bildet und wesentlichen Antheil an der Formation des Siebengebirgs nimmt, als jenseits in der Eifel. Einen vierten Zug bilden die isolirten kleinen Durchbrüche im Gebiet des schwäbischen Jura, sowohl am Nordrand, als auf der Plateauhöhe und innerhalb des seiner Südwestabdachung zugehörigen, altvulkanischen Gebiets vom Hegau. Isolirt erhebt sich aus der Rheinebene das, freilich vorherrschende doleritische Kaiserstuhlgebirge im Nordwesten von Freiburg. Dem eigentlichen alpinen System ist der B. fremd, doch reicht er einerseits aus Ungarn, wo er vor Allem am Plattensee weit verbreitet ist, tief westwärts durch Steiermark herein, wie andererseits aus Italien nicht nur bis an die interessanten Höhen von Vicenza, sondern auch bis zu den Bergen des Gardasee's. Die Auvergne, Katalonien, selbst Lissabon, vor Allem aber der Nordwesten Europa's, die Ostküste von Irland mit dem Riesendamm von Antrim, Schottland und seine Inseln, die Farör, Island, sind basaltreiche Gegenden; dagegen fehlt der B. im ganzen Norden und im Osten Europa's. Auch in den übrigen Erdtheilen ist er weit verbreitet (s. die geologischen Abschnitte der Artikel Afrika, Asien, Amerika u. Australien).

Die Entstehung des B.s war eine lange Zeit der Gegenstand eines theilweise erbitterten Streites, den vor Allem Werner und seine Schule, die im B. eine neptunische Bildung sahen, gegen andere namhafte Geologen führten. Faujas St. Fond hatte die großartigen basaltischen Bildungen der Auvergne, Islands, der Hebriden und Schottlands als Produkte vulkanischer Thätigkeit der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht. Seine freilich zum Theil oberflächliche Darstellung konnte Werner nicht überzeugen, der, wenig bekannt mit den mächtigen vulkanischen Erscheinungen der übrigen Erde, seine Theorie aus dem engen Kreise seiner Beobachtungen in Sachsen schöpfte. Huttons, des schottischen Geognosten, überzeugende Beweisführung von der eruptiven Natur des B.s und anderer Gesteine wirkte dem übermächtigen Einflusse des geistreichen Gründers der deutschen geologischen Schule wenig entgegen. Voigt und Sartorius, welche die hessischen und thüringischen B.e gründlich erforschten, verfochten zwar auch in Deutschland entschieden, wenn auch anfangs mit wenig Erfolg, den vulkanischen Ursprung derselben; aber erst mit L. v. Buch, Werners bestem Schüler, wandte sich auch in Deutschland die Mehrzahl der Geognosten der Ueberzeugung zu, daß der B. ein vulkanisches, zur Tertiärzeit aus dem Innern der Erde im feurig-flüssigen oder erweichten Zustand hervorgequollenes Gestein sei. Die Ansicht, daß der B. aus umgeschmolzenem Granit entstanden, hat wenig Anhänger gefunden u. widerspricht der chemisch-mineralogischen Zusammensetzung desselben. Nach letzterer gehört der B. zu den kieselerdearmen Eruptivgesteinen, die in den früheren Erdepochen als Grünsteine und kieselarme Porphyre erscheinen und gegenwärtig noch als doleritische Laven aus dem Innern der Erde im geschmolzenen Zustand hervorbrechen. Die Beweise für seine eruptive Natur lieferten die Zusammensetzung des Gesteins, seine Ausfüllung von Gangspalten, sein Eindringen als Lagermassen zwischen die geschichteten Gesteine, die Stücke des Nebengesteins, die er oft aus der Tiefe mit emporbringend umschließt, die Einwirkung, die er häufig auf das Nachbargestein ausübt, sei es durch Bleichen oder andere Farbenveränderungen (bei Sandsteinen), durch stängliche Absonderung desselben (Sandstein, Thoneisenstein ꝛc.), durch Umwandlung der Braunkohle in Glanzkohle, des Kalks in Marmor, den Mangel an Versteinerungen ꝛc. In manchen Fällen fehlt freilich auch fast jede Einwirkung auf die angrenzenden Gesteine und scheint die Hitze des eruptiven B.s eine geringe gewesen zu sein. Vor Allem sind die Lagerungsverhältnisse beweisend: die B.e sind ohne Beziehung zur absoluten Höhe der Gegend, in welcher sie auftreten, sie erfüllen mehr oder minder mächtige Spalten in normalen und abnormen Ablagerungen des verschiedensten Alters und überragen solche Felsmassen als Kegel und Rücken auf die mannichfachste Weise. Entweder nahmen die aufgestiegenen, feurig-flüssigen basaltischen Massen schon vorhandene Spalten ein, oder sie bahnten sich selbst ihren Weg. Nur wenige Spalten dürften als von oben erfüllt gelten. Aber auch die Lager stammen aus den Tiefen ab, sie hängen mit senkrecht aufgestiegenen B.en unmittelbar zusammen, wie dies in vielen Fällen nachgewiesen worden ist. Daher können Basaltlager in beinahe allen Gliedern der großen Reihe normaler Ablagerungen vorkommen. Was die Basaltgänge betrifft, so sind sie im Vergleich zu den erzführenden Gängen meist jüngerer Entstehung; selbst den die Lagerstätten metallischer Substanzen verwerfenden, gangähnlichen Klüften dürften viele B.e im Alter nachstehen. Die mannichfaltige Beschaffenheit basaltischer Massen (eigentliche B.e, Anamesite und Dolerite) ist ohne wesentliche Beziehung zu ihrer Lagerungsfolge; die verschiedenen Basaltgebilde stehen auch gegenseitig in ungleichen Altersbeziehungen: es gibt alte u. neuere B.e; Basalt- u. Doleritgänge durchsetzen einander. Als sehr gewöhnliche Begleiter der B.e sind die Trümmergesteine zu betrachten, welche als basaltische Konglomerate oder Tuffe in der Geognosie bezeichnet werden. Vergl. K. C. von Leonhard, Die Basaltgebilde in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen, Stuttgart 1832.

Basaltkonglomerat (Trapptuff, Basalttuff), Konglomerat von eckigen und abgerundeten Stücken von Basalt, Dolerit, Wacke, zum Theil auch von Geschieben von Quarz, Granit, Grauwacke, Sandstein, Kalkstein u. dgl., durch ein graues, braunes, oder rothes, bald festes, bald lockeres, schlammiges und thoniges Bindemittel verbunden, welch letzteres durch Zerreiben der erstgenannten drei Sub-

stanzen entstanden zu sein scheint. Die zusammenverbundenen Bruchstücke und Geschiebe sind von sehr verschiedener Größe. Zufällige Einmengungen sind Augit, Olivin, Hornblende, Glimmer, Magneteisenstein. Wenn das Bindemittel überwiegt, so erhält das Gestein ein mehr gleichartiges erdiges Ansehen und heißt dann vorzugsweise Basalttuff. Das Gestein kommt am Fuße und an den Abhängen von Basaltbergen vor, z. B. in der Eifel, am Westerwalde, am Habichtswalde, am Kaiserstuhl im Breisgau, im böhmischen Mittelgebirge, in Ungarn, in Schottland ꝛc. Ein eigenthümliches kalkiges B. mit einem aus Kalkspath bestehenden Bindemittel findet sich bei Honoruru auf der Sandwichsinsel Oahu. Daß das Hauptmaterial dazu die vulkanische Asche der basaltischen Ausbrüche gewesen sei, wird durch die Schichtung vieler basaltischen Tuffe, die Einflüsse fossiler Knochen, Konchylien, Pflanzenabdrücke und die Einlagerung der aus fossilen Infusorien gebildeten Polirschiefer bewiesen.

Basalttuff, s. Basaltkonglomerat.

Basan, Gebirge und Landstrich (Basanitis) im Norden des alten Palästina, jenseits des Jordans, nördlich von Gilead bis zu den Vorbergen des Antilibanon, fiel dem halben Stamm Manasse zu, nachdem er früher ein besonderes Königreich gebildet hatte. Das Land war gebirgig, hatte große Eichenwaldungen neben fetten Triften, daher ausgezeichnete Rindviehzucht. Sein späterer (nachexilischer) Name war Batanäa. Einen Theil desselben begreift die heutige Landschaft Bottein oder Belad Erbad in sich. Es ist nach Burckhardt bis zur Südspitze des See's Genezareth Basaltregion mit mannichfaltigen Kuppen und Höhenzügen, auf der die alten Städte und Ortschaften lagen.

Basan, König und Priester der Sigambrer 284—240 v. Chr., Besieger der Könige der Orkaden und Britanniens, soll bei einer öffentlichen Versammlung verschwunden und von den Sigambrern göttlich verehrt worden sein.

Basardschik (Hadschi Oglu Bas), stark befestigte Stadt im türkischen Ejalet Silistria (Bulgarien), südöstlich von Silistria am schwarzen Meer, hat Fabriken in groben Tüchern, eine wichtige Messe (im April) und 5000 Einwohner. B. wurde 1774 durch die Russen zerstört und am 3. Juni 1810 neuerdings von denselben gestürmt.

Baschi (Bashee, Batanen), die nördlichste Inselgruppe der Philippinen, zwischen den Inseln Formosa (Thaiwan) und Luzon (Manila) im chinesischen Meer; südlich davon liegt noch die Gruppe der Babuyanen, durch die Straße von Balingtan von den B. getrennt. Es sind im Ganzen 18 Inseln und Eilande, zusammen 13 QMeilen mit 8000 Einwohnern. Die bedeutendsten sind Batan (Grafton), die an 14 Lieues Umfang und auf der Westseite guten Ankergrund hat, mit dem Hauptort San Jose de Ibana (Batan); westlich davon Bagat, beide im Süden; im Norden Nordbaschi, und dazwischen wie Kettenglieder liegend Monmouth, Goat, Orange. Unter den Babuyanen ist Caminguin die bedeutendste, reich an Schwefel. Die B., von Dampier entdeckt, seit 1783 den Spaniern gehörig, deren Gouverneur auf Batan residirt, sind alle gebirgig und den Orkanen (Südwestmonsun) sehr ausgesetzt, aber reich an vorzüglichem Wasser und fruchtbar. Die sehr starke Bevölkerung besteht aus friedlichen, kräftig gebauten Malayen, die Zuckerrohr, Yams, Bataten, Ananas, Reis ꝛc. bauen; doch besorgen zumeist die Weiber den Ackerbau, während die Männer der Jagd, dem Fischfang und Handel obliegen. Das beliebteste Tauschmittel ist Eisen. Die Häuser ihrer Dörfer stehen in Terrassen über einander und werden durch Leitern bestiegen. Hausthiere sind Schweine und Ziegen; die Heuschrecken werden gegessen. Den Namen haben die Inseln von dem Baschi (Bashi) genannten Getränk, das die Insulaner aus Zuckerrohr und Reis bereiten.

Baschi (Bassi), Matteo, der Stifter des Kapuzinerordens, s. Kapuziner.

Baschi-Bozuks (d. i. verdorbene Köpfe), die irregulären türkischen Truppen, die im Fall des Bedarfs aus allen Theilen des Reichs entweder durch Werbung zusammengebracht werden, oder sich auch freiwillig stellen und theils als Infanterie, theils als Kavallerie verwendet werden. Die Werbung wird durch sogenannte Delibaschi's bewerkstelligt, und Jünglinge und Greise, Taugenichtse und Landstreicher, bewaffnet und unbewaffnet, bilden diese wilden Massen, die meist den Krieg auf eigene Hand führen und als Räuber die Provinzen durchstreichen. Vergebens hat die türkische Regierung den B., deren Zahl in dem Kriege gegen Rußland auf 60,000 Mann berechnet wurde, eine Organisation zu geben versucht; selbst die Bemühungen Omer Pascha's und Iskender Bey's, wie der zu ihrer Organisation von den Alliirten gesendeten Männer, z. B. des französischen Generals Jussuf Bey, des Kabylenhäuptlings Bu Maza und des englischen Obersten Beatson, sind erfolglos geblieben.

Baschkiren (richtiger Baschkurten, d. i. Bienenführer), talarischer Volksstamm in Rußland, wohnhaft in den Gouvernements Orenburg, Perm, Wiätka und Samara zwischen Wolga, Kama, Belaja und Uralfluß. Ihr Land (Baschkirei) umfaßt den südlichen Theil des Uralgebirges (baschkirischer Ural) und die daran sich lehnenden westlichen Ebenen, mit einem Flächenraum von 2584 QMeilen (wovon die Hälfte Wald), und in seinem größten Theil nach von der Natur sehr gesegnet, nur die östliche Grenzlinie ist öde. Das Klima ist gesund, der Sommer kurz und heiß, der Winter anhaltend und strenger als in Petersburg; oft erhebt sich das Thermometer wochenlang nicht über 20°—25° R. Kälte. Sobald es über 20° Wärme steht, fehlt selten der gefährliche Wirbelwind Buran, den der glühende Sommer in einen wahren Scirocco verwandelt. Staub und Hitze sind dann unerträglich. Nur im Gebirge kennt man diese Plage nicht. Der Frühling währt kaum 14 Tage, desto länger der trockene und kühle Herbst. Die Zahl der B. beläuft sich nach der letzten Schätzung (1849) auf 476,200 Köpfe. Dem Aeußern nach gleichen sie den Tataren. Sie haben ein plattes Gesicht mit großen Ohren und schwachem Bart und einen untersetzten starken Gliederbau, der von der Kraft zeugt, die sie besitzen. Unter den Weibern und Mädchen finden sich manche hübsche Gesichter, nur sind sie oft entstellt durch Pocken und syphilitische Krankheiten, die unter dem Volke häufig wüthen. Dem Charakter nach sind die B. gastfrei, aber diebisch, besonders zum Pferdediebstahl geneigt und stehen im Ganzen auf einer niedrigen Kulturstufe. Ihr Unterricht beschränkt

sich auf Lesen und Erlernung einiger religiösen Sätze. Ihre Sprache ist ein besonderer Dialekt des Tatarischen. Sie bekennen sich zum Islam und sind Sunniten; ihre Mullahs (Priester) stehen unter dem in Ufa residirenden Mufti. So schönes Ackerland auch das Gebiet der B. enthält und so sehr die russische Regierung bemüht ist, sie zur Kultur des Bodens durch Preise aufzumuntern, so treibt doch nur der kleinere Theil Ackerbau; der Mehrzahl nach sind sie Nomaden und für alle Arbeiten, die sich nicht vom Sattel aus verrichten lassen, ungeschickt. Auch den Bergbau achten sie gering, trotz dem Erzreichthum ihres Landes; denn gerade der reiche Goldgehalt der östlichen Abdachung des Urals hat neuerdings die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Baschkirenländer gezogen, und der Ukas von 1832 hat diese Schätze sämmtlich für Eigenthum der B. erklärt. Seitdem sind die Ländereien fast alle von Privatleuten zum Goldsuchen gepachtet worden; von dem Ertrage müssen die Pächter ein Zehntheil der Krone entrichten, und ungefähr eben so viel treten sie den Eigenthümern ab. Lieblingsbeschäftigung der B. ist die Jagd, zu der sie sich ihrer Hunde, einer Art ausgearteter Windspiele, sowie auch äußerst geschickt abgerichteter Geier (Falco fulvus) bedienen. Ihr Hauptreichthum besteht aber in ihren Heerden. Durch die Natur jener trefflichen Grasungen selbst an die Hand gegeben, ist ihnen besonders die Pferdezucht das Wichtigste. Sie erhalten dadurch Zug- und Lastthiere, Milch und eßbares Fleisch, die Häute geben ihnen Kleidung und Schläuche (Gefäße), die Haare Decken, Stricke und ähnliche Bedürfnisse des Haushalts. Selbst ein gemeiner Baschkir hält selten unter 30 Pferde, Wohlhabendere bis 500, und bei den Reichsten zählt man 1000, ja 2000 Stück. Daneben ziehen sie auch Rindvieh, Kameele und Schafe, gewöhnlich Fettschwänze, und sind besonders vorzügliche Bienenwirthe. Ihre sehr eigenthümliche Bienenzucht beschäftigt sich größtentheils mit den Waldbienen, und sie treiben dieselbe so stark, daß sie außer ihren Bienengärten mehre hundert, ja bis 1000 wilde Bienenstöcke in den Waldungen haben. Diesen Bienen baut der Baschkir in einzelnen Bäumen einen Stock, indem er einen starken Baumstamm aussucht, dann in einer Höhe von 4—5 Klaftern ein hohles Haus ausmeißelt und dieses sodann mit einem Deckel verschließt, in welchen mehre kleine Löcher geschnitten werden, um die Bienen ein- und auszulassen. Ebenso klug ist die Art, wie die B. ihre Bienenstöcke gegen den honigsuchenden Bären schützen und ihn fangen. Den Winter verleben die B. großentheils in ihren Dörfern, aber sogleich beim Anbruch des Frühlings ziehen sie mit ihren Pferden und Schafheerden hinab in die grasreichen Ebenen, wo sie theils in mitgeführten Filzzelten (Kibitken), in Hütten aus Stangen und Baumrinde (Alassyts), oder in einem aus Balken gezimmerten Sommerhause (Ui) leben. Die meiste Arbeit fällt den Frauen zu. Diese warten und melken die Kühe und Stuten, bereiten aus gegohrner Stutenmilch den sogenannten Kumiß, das Lieblingsgetränk der B., das zugleich bei Schwindsucht und Hautkrankheiten als Heilmittel dient; ebenso die Hauptnahrung, den Krut, einen trockenen steinharten sauren Käse; sie gerben Häute und Felle, nähen Kleider und Stiefel; nach der Rückkehr vom Auszug bessern sie den Ofen aus, überziehen die Fenster mit Blase, richten Grütze und Hanf zu, spinnen Wolle, fertigen Tuch, Handschuhe, Kastane, gerben Schaffelle und walken Filze für die Kibitken. Die Kleidung, mit der die B. gern prunken und die sie oft fünfmal des Tages wechseln, besteht bei den Männern in einem weiten blauen oder rothen Kaftan von Nanking oder Tuch, aus Pantalons, einem Gürtel und einer hohen Filz- oder Pelzmütze in Kegelform mit aufwärts abstehendem Rand. Bei ihren Winterpelzen, gewöhnlich von Pferdehäuten, lassen sie die Mähne längs dem Rücken hinabfliegen, was ihnen ein seltsames Ansehen gibt. Die Weiber tragen einen langen Kaftan aus Seide oder Nanking, mit bunten Lappen und Silbermünzen besetzt. Ihr gewöhnlicher Kopfputz ist das Kaschbid, ein dicht mit rothen Glasperlen, Korallen ꝛc. belegtes Mützchen. Die Mädchen gehen mit bloßem Haar. Der Staatskopfputz der B., Kaliabisch, eine helmartige, mit Schuppen bedeckte Mütze, hinten mit einem langen und breiten Schweif, der ganz mit Silber besetzt ist, kommt immer mehr außer Gebrauch. Die übrigen Gebräuche sind tatarisch; nur die Art ihrer Begräbnisse hat etwas Besonderes, indem sie ihre Todten nicht auf gemeinschaftlichen Friedhöfen, sondern an vereinzelten Plätzen, welche die Sterbenden selbst erwählen, bestatten. Zu den Kunstfertigkeiten dieses Volkes gehört das Spiel auf einer Flöte mit 4 Löchern, wobei die Spielenden die Melodie mit einem in der Kehle gebildeten Grundton begleiten. Die B. entrichten keine Steuer, sondern leisten dafür Kosakendienste und müssen vom 17.—43. Jahre jedem Aufgebot folgen. Auswärtiger Dienst hängt von Umständen ab, wie z. B. 1812—15 mehre Baschkirenregimenter an dem Zuge Rußlands gegen Napoleon I. Theil genommen haben; die Reihe, den innern Dienst als Grenzwache gegen die Kirgisen ein halbes Jahr lang zu versehen, trifft die Einzelnen alle 6—7 Jahre. Sie zerfallen in 28 Kosakenkantone, deren jedem ein selbstgewählter Häuptling vorsteht, der die ihm Untergebenen dem Regierungskommissär gegenüber vertritt. Als Krieger sind die B. mittelmäßig, aber ausgezeichnete Reiter; ihr größtes Vergnügen sind Pferderennen, die bei keiner Festlichkeit fehlen dürfen. Ihre gewöhnlichen Waffen sind Pike und Bogen; einen Säbel trägt, wer ihn hat; Feuergewehr ist eine Seltenheit. Im Kampfe zieht der Baschkir den auf dem Rücken hängenden Köcher sich vor die Brust, nimmt 2 Pfeile quer zwischen die Zähne, legt 4 auf den Bogen, die er mit Windesschnelle einen nach dem andern abschießt, drückt sich dann hart ans Pferd und stürzt mit der eingelegten Lanze und mit mörderischem Geschrei auf den Feind los.

Geschichtliches. Ueber den Ursprung der B. ist nichts Sicheres bekannt. Sie selbst leiten ihre Abkunft theils von den Nogaiern, theils von den Bulgaren her. Als 1552 das Czarthum Kasan von dem furchtbaren Iwan unterworfen worden war, erkannten bald nachher (1556) die B. freiwillig die Oberherrschaft des Czars an und erhielten die von ihnen besetzten Ländereien zum Geschenk. Mit dieser ersten Schenkung war der Grund zu den unzähligen Grenzstreitigkeiten gelegt, die bis auf den heutigen Tag nicht geschlichtet werden konnten. Die B. entrichteten den Russen einen kleinen Tribut, Jassak, den sie im Winter auf Schneeschuhen bis

nach Kaſan bringen mußten, und erhielten bei dieſer Gelegenheit von der Krone unentgeltlich Salz, aus den permiſchen Salzſoolen. Beides, das Salzgeſchenk wie die Entrichtung des Zinſes, wurde 1574 aufgehoben. Die Entfernung Kaſans vom Ural und fortwährende räuberiſche Anfälle aus der Steppe zwangen die B., ſelbſt um Erbauung einer Feſtung in ihrer Mitte zu bitten. Ufa, nach dem Fluſſe gleichen Namens genannt, jetzt Gouvernementsſtadt, wurde 1574 von dem Bojaren Nagoi gegründet und nahm die bedrängten B. oftmals in ihre Mauern auf, bis endlich die ſibiriſchen Herrſcher Ablai und Tewken geſchlagen und gefangen genommen wurden. Das Land und Volk wurde eingetheilt nach den vier Hauptwegen aus Ufa: in B. des ſibiriſchen, kaſaniſchen, oſſiniſchen (nach Oſſa) und nogaiſchen Weges. Im Gefühl der Sicherheit erwuchs bald wieder die Sehnſucht nach Unabhängigkeit. Das Volk erhob ſich in mehrmaligen Aufſtänden, die aber alle von den Ruſſen unterdrückt wurden. Zu dem letzten und bedeutendſten Aufſtand, welcher faſt 6 Jahre währte, gab die Gründung von Orenburg (1734), welche die B. verhindern wollten, Veranlaſſung. Während deſſelben kamen über 30,000 Männer um, 8382 Weiber und Kinder wurden unter die Sieger vertheilt und 696 Dörfer zerſtört. Die unterworfenen B. entrichteten fortan 25 Kopeken vom Hofe oder von der Kibitke, wogegen ſie in Orenburg abermals Salz erhalten ſollten. Außerdem mußten ſie auf Verlangen Truppen für den Liniendienſt ſtellen. Im Jahre 1754 ward ihnen abermals das Salzgeſchenk entzogen, dagegen auch alle direkte Steuer und Abgabe erlaſſen, die Verſorgung der Landespoſt auferlegt und ſie insgeſammt gezwungen, auf eigene Koſten zu innerem und äußerem Kriegsdienſt ſich zu ſtellen. Sie lebten ſeitdem unter ſich ſowohl, wie mit den ihnen benachbarten und zinspflichtigen Meſchtſcheräken und mit der Regierung in den verwickeltſten Eigenthumsprozeſſen, in Folge deren 1818 aller Verkauf von Baſchkirenländereien gänzlich unterſagt wurde, bis endlich der kaiſerliche Ukas vom 10. April 1832 (beſonders in Hinblick auf die bisher todt gelegenen unterirdiſchen Schätze) das Verbot wieder aufhob, zugleich aber das unmündige Volk der B. unter die perſönliche Vormundſchaft des Kriegsgouverneurs ſtellte, ohne deſſen Genehmigung kein Stück Land verkauft oder verpachtet werden darf.

Baſen (v. Griech.), Bezeichnung derjenigen chemiſchen Verbindungen eines Elements mit Sauerſtoff, welche mit andern Verbindungen eines Elements mit Sauerſtoff, die man als Säuren bezeichnet, ſolche Körper bilden, welche nach ihren Eigenſchaften unter dem Namen Salze vereinigt werden. Haupttypus aller B. iſt das Kali und Natron, und alle Stoffe, die dieſen beiden ſich mehr oder weniger ähnlich verhalten, nennt man B. Sie bilden mit Körpern, die in ihren chemiſchen Eigenſchaften der Schwefelſäure nahe ſtehen, die Salze, und zwar je nach dem Verhältniß oder der Natur der Baſe und der Säure entweder ſolche, in denen die erſtere oder die letztere vorherrſcht, oder ſolche, in welchen die Macht der Baſe der der Säure das Gleichgewicht hält. Man unterſcheidet baſiſche, ſaure und neutrale Salze. Es gibt aber auch Körper, deren Natur nicht ſo ſcharf ausgeprägt iſt, daß ſie ſtets und gegen alle Stoffe ſich gleichmäßig baſiſch oder ſauer verhielten. Dieſe ſpielen vielmehr manchen Stoffen gegenüber die Rolle einer Baſe, andern gegenüber die einer Säure, wie z. B. die Thonerde. Die Baſeität oder Baſicität iſt alſo keine abſolute, ſondern nur eine relative Eigenſchaft, obgleich wir z. B. keinen Körper kennen, gegen welche Kali je die Rolle einer Säure ſpielt. Darum ſprechen wir von ſtarken und ſchwachen B., und Kali iſt die ſtärkſte von allen. Je ſtärker aber eine Baſe iſt, um ſo ſchärfer ausgeprägte Verbindungen bildet ſie namentlich auch mit ſchwachen Säuren. Von beſtimmten chemiſchen Erkennungszeichen der B. kann man dem Geſagten zufolge nicht ſprechen. Viele ſchmecken laugenartig und bläuen rothes Lackmuspapier, aber bei weitem nicht alle reagiren alkaliſch. Dieſe Eigenſchaft kommt vorzüglich nur den Alkalien zu, von denen der Name abgeleitet iſt. Wenn aber ein Körper bald als Säure, bald als Baſe ſich verhalten kann, ſo kann von allen B. gemeinſchaftlichen Eigenſchaften nicht die Rede ſein. Näheres ſ. Verwandtſchaft, chemiſche.

Baſedow, Dorf im mecklenburg-ſchweriniſchen Kreis Wenden (Herzogthum Güſtrow), auf der öſtlichen Seite des matchiner See's, das größte Gut im Lande, dem Grafen Hahn gehörig, hat eine ſchöne altgothiſche Kirche, ein ausgezeichnetes Geſtüt, große, hoch veredelte Schäferei, ein imponirendes Schloß mit großem Park. Der maſſive pataſtartige neue Pferdeſtall beim Schloſſe, 120 F. lang und 140 F. breit in elegantem Styl von ſogenannten Klinkern erbaut, koſtete 160,000 Thaler. Die ehemalige Burg Baſedau ſoll unter dem Obotritenfürſten Gottſchalk entſtanden ſein. Die aus Franken ſtammenden, nach ihrem Wappen ſogenannten Rothen-Hahne vertrieben in der Mitte des 12. Jahrhunderts die wendiſchen Ränber aus der Burg und erbauten ſich aus den Trümmern derſelben eine neue, das Stammhaus der jetzigen Grafen von Hahn.

Baſedow, Johann Bernhard, bekannter Reformator des Erziehungs- und Unterrichtsweſens, geboren den 11. September 1723 zu Hamburg, war der Sohn eines Perückenmachers, der ihn für ſein Gewerbe erziehen wollte und unter ſo ſtrenger Zucht hielt, daß der Knabe aus dem väterlichen Hauſe entfloh und bei einem Landphyſikus im Holſteiniſchen in Dienſte trat. Sein Herr erkannte bald das ausgezeichnete Talent des Knaben und ſchickte ihn mit Empfehlungen zu ſeinem Vater nach Hamburg zurück. Hier beſuchte er nun das Gymnaſium, worauf er 1744 die Univerſität Leipzig bezog, um Theologie zu ſtudiren. Nach Ablauf ſeiner Studienzeit, die ihn in den theologiſchen Wiſſenſchaften wenig gefördert hatte, hielt er ſich eine Zeitlang in ſeiner Vaterſtadt auf und übernahm dann (1749) eine Hofmeiſterſtelle bei einem Herrn von Quaalen in Holſtein, auf deſſen Empfehlung er 1753 eine Profeſſur der Moral und der ſchönen Künſte, ſpäter auch der Theologie an der Ritterakademie zu Soröe erhielt. Seine heterodoxen Anſichten, die er in ſeinen öffentlichen Vorträgen und in Schriften äußerte, zogen ihm jedoch den Unwillen des Oberhofmeiſters der Ritterakademie, Grafen Danekiold, zu, welcher in B.s „Praktiſcher Philoſophie für alle Stände" (Kopenhagen 1758) gefährliche, vom ſtrengen Lutherthum abweichende Meinungen fand, und B. wurde deshalb 1761 als Profeſſor an das Gymnaſium zu Altona verſetzt. Hier ſetzte er ſeine Schriftſtellerei im theologiſchen

und philosophischen Fache mit Eifer fort, indem er mit nichts Geringerem als mit einer Reform der Philosophie umging. Dieser Absicht entsprang seine „Philalethie. Neue Aussichten in die Wahrheiten u. Religion der Vernunft ꝛc." (Altona 1764, 2 Bde.), der das „Theoretische System der gesunden Vernunft" (das. 1765) folgte, welches den wesentlichen Inhalt der Philosophie verkürzt und verbessert enthalten sollte. Aber auch auf dem Gebiete der Theologie wollte er reformiren und diese auf das ursprünglich Christliche zurückführen. Er versuchte dies in den Schriften „Grundriß der Religion, welche durch Nachdenken und Bibelforschen erkannt wird" (Altona 1764) und „Methodischer Unterricht der Jugend in der Religion und Sittenlehre der Vernunft", wozu als 2. Theil „Methodischer Unterricht in der überzeugenden Erkenntniß der biblischen Religion" (das. 1764) erschien; ferner im „Organon oder erleichterte Untersuchung der Religionen des Ketzers" (1765), in den „Betrachtungen über die wahre Rechtgläubigkeit und die im Staate und in der Kirche nothwendige Toleranz" (1766), im „Versuch für die Wahrheit des Christenthums als der besten Religion" (1766), in „Die Religion Israels in einem Auszuge ihrer heiligen Bücher, die altchristliche Religion in einem Auszuge aus den Evangelisten und Apostelgeschichten, Lehren der Apostel in einem Auszuge ihrer Briefe" (Berlin 1766), im „Versuch einer freimüthigen Dogmatik nach Privateinsicht" (das. 1766) und „Privatgesangbuch zur gesellschaftlichen und unanstößigen Erbauung" (Berlin und Altona 1767). Alle diese Schriften erregten gewaltige Bewegungen unter den orthodoxen Theologen. Man predigte und schrieb gegen B. als einen verdammenswerthen Ketzer, der keines Lehramts in einem christlichen Staate würdig sei; selbst das Volk regte man gegen ihn auf und zog die weltliche Gewalt mit ins Spiel. B. wurde förmlich mit dem Bannfluche belegt; der hamburger Magistrat warnte vor seinen Schriften, verbot bei Strafe, etwas von ihm zu drucken, und untersagte sämmtlichen Schullehrern, seine methodischen Schriften zu gebrauchen. Die Geistlichkeit schloß einen Kollegen, Alberti, bloß aus dem Grunde vom Abendmahle aus, weil er den Verkehr und die freundlichen Beziehungen mit B. nicht abbrach. Der lübecker Magistrat verbot bei 50 Thaler Strafe, irgend ein von B. verfaßtes Buch in die Stadt zu bringen. Aber eben diese Verfolgungen waren es, welche B. in den Ruf eines Märtyrers der Wahrheit brachten und ihm begeisterten Anhang verschafften. Schon in den obengenannten theologischen Schriften hatte B. auf die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens hingewiesen; in der Verkehrtheit und daraus entstehenden Unwirksamkeit des Unterrichts sah er den Hauptgrund, warum öffentliche und Privaterziehung so wenig erfreuliche Früchte trage. Jetzt (1767) schob er die theologischen Studien zurück und widmete sich mit aller Kraft pädagogischen Bestrebungen, um die von ihm gefaßte Idee einer durchgreifenden Reform des Erziehungs- und Unterrichtswesens zu verwirklichen. Sein Gönner Bernstorff munterte ihn dazu auf und verschaffte ihm die zur Verfolgung seiner Pläne nöthige Muße, indem er ihn mit Belassung seines Gehalts von seinem Lehramt entband. Um Ostern 1768 trat B. zuerst mit einem Manifeste hervor, worin er seine Reformationspläne der Menschheit verkündigte: „Vorstellung an Menschenfreunde für Schulen, nebst dem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntnisse". B. ging darin im geraden Gegensatz zu der bisher herrschenden Lehrmethode von dem Grundsatze aus, der Unterricht müsse mit der Sinnenwelt beginnen, man müsse die Kinderseele mit sinnlichen Vorstellungen, nicht aber mit übersinnlichen Begriffen und bloßen Worten, wie man seither gethan, erfüllen und mit der sinnlichen Anschauung die Uebung im sprachlichen Ausdrucke verbinden. Die erste Wirkung der vielversprechenden Ankündigung waren Anfragen und Briefe aus allen Gegenden und von den tüchtigsten und erfahrensten Männern, welche mit Enthusiasmus dem neuen Phropheten huldigten. Auf solche Weise bot sich B. vielfache Gelegenheit dar, durch Privatkorrespondenz auf die häusliche Erziehung in nicht unbedeutendem Maße einzuwirken. Die Rathschläge, welche ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet waren, ließ er hernach im Druck erscheinen u. gab von da an seine Antworten nicht mehr brieflich, sondern öffentlich in journalartigen Schriften. So entstanden (1768 und 1769) seine „Unterhaltungen mit Menschenfreunden", später „Vierteljährige Nachrichten vom Elementarwerk" betitelt (1770 und 1771). Die Pränumeration auf das große Elementarwerk hatte einen günstigen Fortgang. Fürsten, Magistrate freier Städte, Staatsminister, die angesehensten Gelehrten, die Akademien zu Berlin und Petersburg, Freimaurerlogen und vermögende Privatpersonen förderten es durch reichliche Unterstützungen, so daß B. sich schon 1770 im Besitz einer Summe von 15,000 Rubel sah und nun Hand ans Werk legen konnte. Als Vorläufer und zugleich als 3. Stück der „Vierteljährigen Unterhaltungen" erschien 1769 das Schriftchen „Endzweck, Möglichkeit und Probe des versprochenen Elementarbuchs der Sacherkenntniß u. Spracherkenntniß und zugleich Anfang der Arbeit am Elementarbuche zur Verbesserung des Schulwesens". Im folgenden Jahre (1770) erschien darauf das „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker", worin er einen Plan aller seiner auf das Schulwesen gerichteten Wünsche und Vorsätze vorlegte, und 3 Stücke des „Elementarbuchs für die Jugend und für ihre Lehrer und Freunde in gesitteten Ständen", welches für die Kinder bestimmt war. Vollständig erschien das Werk mit 100 größtentheils von Chodowiecki entworfenen Kupfertafeln zu Altona 1774 in 4 Bänden. Von Mangelsdorf wurde es unter Klotz' Aufsicht ins Lateinische, von Huber ins Französische und später auch ins Russische übersetzt. Wirklich schien das Werk die hochgesteigerten Erwartungen, die man allgemein von demselben hegte, zu befriedigen; es fand allgemeinen Beifall, und wer als Gegner etwa aufzutreten wagte, setzte sich der Gefahr aus, als Anhänger beschränkter und abgelebter Vorurtheile verschrieen zu werden. Selbst Lavater, seiner ganzen Geistes- und Gemüthsrichtung nach der entschiedene Gegner B.s, begrüßte die neue Unterrichtsweise als einen erfreulichen Fortschritt zum Bessern. B.s reformirende Entwürfe fanden aber nicht allein den Anklang, der nöthig war, um seine schriftstellerischen Unternehmungen zu fördern, sondern es bot

sich ihm auch eine treffliche Gelegenheit dar, die in seinen Schriften verkündeten Grundsätze in lebendige Wirksamkeit zu setzen. Franz Leopold Friedrich, Fürst von Dessau, war nämlich auf B. aufmerksam gemacht worden und berief den gepriesenen Pädagogen 1771 mit 1100 Thalern Gehalt nach Dessau, um dort eine Musterschule nach seinen Grundsätzen über Erziehung und Unterricht zu gründen. Im J. 1774 trat diese Anstalt wirklich in's Leben, und zwar unter dem Namen eines Philanthropins, welchen B. absichtlich gewählt hatte, um jeden Gedanken an eine besondere positive, religiöse Richtung auszuschließen; denn wie das Elementarwerk für alle Konfessionen bestimmt war, so sollten auch aus allen Konfessionen die Zöglinge zum Philanthropin herbeikommen, um zu Menschen sich bilden zu lassen und als Menschen sich fühlen, sich lieben und achten zu lernen. Leider entsprach die Wirklichkeit dem verkündeten Ideal nur in geringem Maße. Zwar gedieh die Anstalt zu erfreulicher Blüthe, und anderwärts, besonders in Deutschland u. in der Schweiz, wurden Anstalten nach dem Muster jener und in Geist und Tendenz (s. Philanthropinismus) ihr möglichst gleich gegründet; aber B. selbst hielt bei dem Werke, welches er mit großer Begeisterung ins Dasein gerufen hatte, nicht lange aus. Nach vielen Händeln, besonders mit seinem Mitarbeiter Wolke, legte er schon 1776 die Direktion der Anstalt nieder und lebte seitdem bald in Dessau, bald in Leipzig, Halle, Magdeburg. Seiner pädagogischen Studien überdrüssig, wandte er sich wieder zur Theologie. Aus jener Zeit datirt seine Schrift „Vermächtniß für die Gewissen", ferner die „Urkunde einer neuen Gefahr für das Christenthum" (welche er in Semlers Widerlegung des wolfenbüttler Fragmentisten finden zu müssen glaubte) u. sein „Examen in der alten natürlichsten Religion", welche letztere Schrift er selbst „den besten Sohn seines Geistes" zu nennen pflegte. In Magdeburg, wo er 1785 lebte, erwachte noch einmal sein altes Interesse am Schulwesen. Die von ihm erfundene Methode des Lesenlehrens wandte er selbst in einigen Elementarschulen der Stadt an. Er † hier den 25 Juli 1790. Freunde u. Schüler errichteten ihm nahe an der Heiligengeistkirche ein Denkmal. B.s geistige Individualität hat, wie sein Werk, auf der einen Seite übertriebenes Lob, auf der andern übertriebenen Tadel gefunden. Jedenfalls verdient er, den bedeutenderen Geistern beigezählt zu werden, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine bessere Gestaltung des geistigen Lebens in Deutschland herbeizuführen strebten. Er war eine trefflich begabte Natur, was schon Goethe anerkannte; seine Schriften machten in kühner Sprache die Rechte des gesunden Menschenverstandes geltend, und zwar auf eine dem größern Publikum verständliche Weise. Innerlich sicher u. von der Wahrheit seiner Grundsätze u. Meinungen überzeugt, trat er jeglichem Vorurtheil dreist entgegen. Aber seine Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit ließen ihn nur zu oft der nöthigen Ruhe, Mäßigung und Besonnenheit vergessen; die Mängel des Bestehenden erkennend, übersah er das etwa vorhandene Gute gänzlich und schritt zu rücksichtslos zum Einreißen; selbst leicht begeistert, verstand er, auch Andere für seine Ideen zu entflammen, aber ohne Ausdauer und Konsequenz in der Bekämpfung der Hindernisse, wurde er des kaum Begonnenen bald überdrüssig. Er besaß überhaupt mehr die Gabe, Menschen für seine Pläne zu interessiren, Sympathien in ihnen zu erwecken, als auf die Dauer sie zu gewinnen und durch Liebe und Wärme an sich zu fesseln. Seine wissenschaftliche Bedeutung konnte dem Gang seiner Bildung nach nur von geringem Belang sein. Dennoch und obwohl B.s Schöpfung jetzt schon mit dem Namen verschwunden, ist seine Erscheinung für die Nachwelt doch nicht spurlos vorübergegangen. Er war es, der zuerst ein lebendiges Interesse für die Erziehung erweckte, der Regenten und Staatsminister herbeizuziehen verstand und mit Kraft, Kühnheit und Nachdruck Hohen und Niedern zurief, daß sie es dem Wohl des ganzen Gemeinwesens schuldig seien, hülfreich selbst mit Hand anzulegen am großen Werke der Jugendbildung. Seine Schriften, obwohl theilweise schon ganz vergessen, enthalten treffliche Gedanken und vielfache, auf gute Beobachtung sich stützende praktische Winke, und dies ist um so mehr lobend anzuerkennen, als der damals herrschende Zeitgeist Aehnliches nicht in reichem Maße darbot. Vergl. Rathmann, Beiträge zur Lebensgeschichte B.s, Magdeburg 1791; Meyer, Leben, Charakter u. Schriften B.s, Hamburg 1791—92, 2 Bde.

Basedowsche Regel, s. v. a. Regel de Quinque.

Baseilhac, Jean, französischer Wundarzt, 1703 zu Poeyastrue bei Tarbes geboren, Leibchirurg des Erzbischofs von Bayeux, trat 1729 als Jean de St. Come in den Orden der Feuillants, stiftete 1758 ein Spital und † 1781. Er ist Erfinder des gekrümmten Trokars zur Anbohrung der Blase bei Urinverhaltungen, machte die Steinextraktion lange vor David und verbesserte den Blasenschnitt durch das 1743 von ihm erdachte Steinschnittmesser (Lithotome caché). Er schrieb: „Recueil de pièces importantes concernant la taille par le lithotome caché" (Paris 1751); „Nouvelle méthode d'extraire la pierre par dessus le pubis" (das. 1779) u. A.

Baseität, s. Basen.

Basel, der 11. Kanton der Schweiz, im nordwestlichen Theile derselben, jetzt in 2 Halbkantone (Basel-Stadt u. Basel-Landschaft) zerfallend, grenzt nördlich und nordöstlich an das Großherzogthum Baden, östlich an den Kanton Aargau, südlich an Solothurn, westlich an die Kantone Solothurn, Bern und an Frankreich und hat ein Areal von 8½ QM. Er liegt zwischen 27° 21'—47° 37' nördl. Br. u. 25° 10'—25° 37' östl. L. und besteht in seinem Gesammtumfang aus dem alten Kanton B., wie er vor 1798 war, und den ehemals zum Bisthum Basel gehörigen Gemeinden: Arlesheim, Rheinach, Aesch, Pfeffingen, Ettingen, Terwiler, Oberwiler, Allschwiler und Schönenbuch, welche durch die wiener Kongreßerklärung vom 20. März 1815 dem Kanton B. einverleibt wurden. Der Kanton, im Norden schmal, gegen Süden immer mehr Breite gewinnend, bildet eine schöne Berg- u. Hügellandschaft mit zahlreichen Thälern; größere Ebenen gibt es nur im nordwestlichen Theile. Im Süden steht das Juragebirge, das vom Passewang aus in nordöstlicher Richtung über die ganze Breite des Kantons bis zur Geissfluh, wo es in den Kanton Aargau übertritt, sich hinzieht und verschiedene Ausläufer nördlich ins Land entsendet. Ein solcher erstreckt sich z. B. vom Passewang aus bis Liestal,

ein anderer zieht sich von der Geissfluh zwischen dem Rhein und der Egotz hin. Der Rücken des Jura ist mit dicken Tannenwäldern bekränzt, die niedrigeren Höhen tragen Laubwald. Zu den höchsten Punkten des Landes gehören der Passewang (3720 Fuß), Wasserfall, Kattenberg, Villstein, die beiden Hauensteine, der Belchen (2630 Fuß), Burgfluh, Löschberg, Schafmatt und Geissfluh (2200 Fuß); zu den Bergen zweiten Ranges: Wallenberg, Dietisberg, Farnsburg, Sonnenberg, Schauenburg, Schartenfluh (Gempenfluhen, 1570 Fuß), Muttenz (Mons Mutatus). Die Hauptgebirgsart ist Jurakalk dessen Schichtungen sich nach Südwesten senken. Ihn begleiten an einigen Stellen Torflager, Steinkohlenflötze bei Münchenstein, Liestal, Sissach und Bretzwyl, Bechkohlen bei Dürnen, reiche Gypslager bei Hemmicken, Mergel, guter Sandstein, der angelehnt lagert, an der westlichen Grenze rother Sandstein. Bei Brüglingen hat der Rhein Urfelsgeschiebe abgesetzt; bei Wenslingen ist eine Tropfsteinhöhle. Auch eine Salzquelle hat man 1838 erbohrt. Hie und da kommt Eisenbohnenerz, Eisenerz im Schönthal vor. An Versteinerungen ist kein Theil der Schweiz so reich wie B. Flüsse sind der im Kanton allenthalben schiffbare Rhein, welcher bei der Hauptstadt sich plötzlich nach Norden wendet, die reisende Birs, die nach einem 15stündigen Lauf unweit der Stadt Basel sich in den Rhein ergießt, die Ergotz (Ergelz), die, nachdem sie die meisten Bäche des Kantons aufgenommen hat, bei Augst in den Rhein tritt, und die vom Schwarzwald kommende Wiesen. Seen hat der Kanton nicht; Heilquellen dagegen zu Schauenburg, Ramsen, Oberdorf, Budendorf und Ranchertingen. Die verschiedenen Abstufungen der Landschaft bezeichnen drei merkliche klimatische Verschiedenheiten. Die Ebene, gegen Norden ganz offen, sowie die Vorthäler haben ein mildes Klima und sehr zeitigen Frühling, weil Berge sie vor den Nordwinden schützen. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar; die Flora gehört zu den reichsten in Mitteleuropa (vergl. K. F. Hagenbach, Tentamen florae Basiliensis. Bas. 1821). Mit der Flora steht, wie allenthalben, die Insektenfauna in enger Verbindung. Wildpret gibt es verhältnißmäßig wenig, desto größer ist der Reichthum an Fischen in allen Gewässern. Wölfe und Bären streifen aus den französischen Gebirgen bis auf den Jura herüber. Der Kanton hat (nach der letzten Zählung vom Dec. 1860) 93,024 Bewohner, darunter 19,820 Katholiken und 72,547 Reformirte. Das Volk ist deutschen Stammes, thätig, betriebsam, erfinderisch; daher allgemeiner Wohlstand auf dem Lande, große Reichthümer in der Stadt Basel. Die Schönheit der Frauen und Mädchen war schon vor Jahrhunderten bekannt. Die Landessprache ist mit einer solchen Menge von Idiotismen, veralteten Redensarten und verstümmelten französischen Wörtern vermengt, daß ein Deutscher sie nicht leicht versteht. Der Landwirthschaft werden, namentlich in den Ebenen um Basel, Augst, Siffach und Liestal, bedeutende Kapitalien und große Sorgfalt gewidmet. Die Getreidefelder steigen nicht selten bis an die Gipfel der Thalanhöhen u. liefern zum Bedarf hinreichende Frucht. Die zahlreichen Quellen und Bäche werden vortheilhaft zur Bewässerung der Wiesen benutzt. Mehr und bessere Gartengewächse und Gemüse findet man nirgends in der Schweiz. In sehr großer Ausdehnung wird auch der Obstbau am Rhein, ob der Ergolz und Birs, getrieben, wo die Landschaft oft einem großen Obstgarten gleicht. Die Weinberge an den Ufern des Rheins, in den wärmeren Thälern um Münchenstein, Liestal, Augst ꝛc. liefern einen gewöhnlichen Landwein, der, mit Ausnahme des auf dem Schlachtfelde von St. Jakob wachsenden und von den Baselern schon im ersten Jahre getrunkenen Schweizerbluts, nichts Ausgezeichnetes hat. Die Abhänge des Jura bieten allenthalben wälderreiche Almen dar, wo in zahllosen Sennthümern blühende Viehzucht u. Käserei betrieben wird. Auch der Fischfang ist an vielen Orten ein Gewerbe, so der bedeutende Lachsfang im Rhein bei Kleinhüningen, der Fang der vortrefflichen Forellen, der Rheinkarpfen u. der in Basel äußerst beliebten Salmlinge (Lachskünzchen) in dem Wiesenbache. Die vorzüglichsten Zweige der Industrie sind: Seidenweberei, namentlich Seidenbandweberei (mit einem Durchschnittswerth von jährlich 40 Millionen Francs), Fabrikation baumwollener, wollener und linnener Zeuche, Leder, Papiermacherei, Eisen- und Stahlwaaren, Talgsiederei, Kordflechterei, Runkelrübenzucker ꝛc. Der Handel ist beträchtlich; ausgeführt werden: die Industrieerzeugnisse, Wein, Obst, Holz, Kirschwasser, Butter, Käse, Unschlitt, Lichte ꝛc.; eingeführt: Kolonialwaaren, roher Tabak, Eisen, Kupfer, Salz, Wein ꝛc. Die beiden Halbkantone, in welche seit 1833 der alte Kanton B. zerfällt, Basel-Stadt und Basel-Land, sind beide selbstständig, genießen aber im Bunde Ansehen und Recht nur eines einzigen Kantons und sind daher auf der Tagsatzung je mit ½ Stimme vertreten. Dem Charakter der Bevölkerung nach sind sie sehr verschieden; Basel-Stadt ist konservativ, gebildet, streng-kirchlich, reich, kaufmännisch, spekulativ, während Basel-Land in Politik wie in Religion freisinnig, fast radikal, in der Volksmasse weniger gebildet, mäßig begütert und auf die Landwirthschaft angewiesen ist.

Der Halbkanton Basel-Stadt besteht aus der Stadt B. und drei Landgemeinden am rechten Rheinufer (Riehen, Bettingen und Kleinhüningen). Er umfaßt 0,69 QM. mit 41,251 Einw. (darunter 30,826 Reformirte, 9996 Katholiken) und wählt hiernach ein Mitglied in den Nationalrath. In die mit 1033 gegen 190 Stimmen angenommene repubikanische Staatsverfassung vom 3. Okt. 1833 wurden als Grundsätze aufgenommen: Trennung der vollziehenden und richterlichen Gewalt, Oeffentlichkeit, Beschränkung der Amtsdauer auf 6 Jahre, mit Ausnahme der Richterstellen, staatsbürgerliche Rechtsgleichheit, also Vernichtung aller persönlichen Vorrechte und Privilegien, Verbot von Standeserhöhungen durch fremde Staaten und von Kapitulationen für fremde Kriegsdienste, Petitionsrecht, Preßfreiheit ꝛc. Die Souveränetät steht bei der Gesammtheit der Aktivbürger, die in 18 Wahlzünften u. in den Bezirksversammlungen 119 Bürger auf 6 Jahre zum großen Rath wählen, welcher die höchste gesetzgebende und oberaufsehende Behörde bildet, dessen Versammlungen wenigstens alle 2 Monate öffentlich Statt finden und dessen Drittheil alle 2 Jahre ausscheidet. Jeder mindestens 20jährige Bürger ist wahlfähig; der Census ist seit 1846 abgeschafft. Zu Verfassungsänderungen

ist regelmäßig die Zustimmung von zwei Drittheilen des großen Raths und immer die Annahme durch die Mehrheit der stimmfähigen Staatsbürger erforderlich. An der Spitze der Administration steht der kleine Rath, der aus 15 vom großen Rath auf 6 Jahre gewählten Mitgliedern des letztern besteht; er verwaltet die Vollziehung der Gesetze, ernennt die meisten Beamten und legt jährlich dem großen Rath Rechenschaftsbericht und Budget vor. Für die einzelnen Verwaltungszweige bestehen Kollegien und Kommissionen. Die Mitglieder des großen Raths machen, mit Ausnahme der 8 Mitglieder von den 3 Dörfern, zugleich den großen Stadtrath der Gemeinde aus, der aus seiner Mitte einen Ausschuß als kleinern Stadtrath zur Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten ernennt. Die höchste Instanz in Civil- und Kriminalsachen ist das Appellationsgericht, das aus 13 vom großen Rath erwählten Mitgliedern besteht und die Aufsicht über die beiden Bezirksgerichte (für Civilsachen), das Kriminalgericht (für Strafsachen) und das korrektionelle Gericht (für Polizeisachen) führt. Die zur Anwendung kommenden besonderen Gesetze sind: das Kriminal- und korrektionelle Gesetzbuch von 1821, die Statuta und Gerichtsordnung von 1719 (nebst Anhang herausgegeben 1830), eine Ehegerichtsordnung von 1837 und die in mehren Sammlungen zusammengestellten einzelnen Verordnungen. Ueber die alten Stadtgesetze vergl. E. R. Frey, Die Quellen des baseler Stadtrechts, Basel 1830. Die Landeskirche ist die evangelisch-reformirte; ein katholischer Bischof und die Universität haben ihren Sitz in der Stadt Basel. Die Finanzen sind wohlgeordnet. Das Budget für 1856 betrug 787,982 Schweizerfranken Einnahme und 702,848 Ausgabe. Zu den wichtigsten Einnahmequellen gehört der Ertrag der Staatsgüter und der Salzsteuer. Auf Zwecke des öffentlichen Unterrichts verwendet der Kanton jährlich gegen 120,000 Schweizerfranken; das Militärbudget beträgt etwas über 100,000 Schweizerfranken (B. ist der einzige Kanton, der eine stehende Truppe, von nur 200 Mann, besoldet). Vgl. Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel, Basel 1796 bis 1822, 8 Bde.; Köllner, Statistisch-geographische Beschreibung des Kantons B., das. 1833, und Burckhard, Statistisches Gemälde von Basel-Stadt, St. Gallen 1841.

Der Halbkanton Basel-Landschaft, dessen Hauptort und Regierungsbezirk Liestal ist, umfaßt alle Ortschaften der linken Rheinseite des Gesammtkantons mit 4 Bezirken (Waldenburg, Sissach, Liestal und das katholische Arlesheim) und 75 Gemeinden, zusammen 4,79 QM. mit 51,773 Einw. (darunter 9824 Katholiken und 41,721 Reformirte), weshalb er 2 Mitglieder in den Nationalrath wählt. Die Grundzüge der am 6. Mai 1832 angenommenen und 1839 revidirten rein demokratisch-republikanischen Verfassung sind folgende: Die Souveränetät beruht auf der Gesammtheit der Almbürger. Ausgeübt wird dieselbe durch die Wahl der Vertreter in den gesetzgebenden Körper; auch steht dem Volke ein binnen 14 Tagen nach der Publikation eines Gesetzes einzulegendes Veto zu, für dessen Ausübung die absolute Mehrheit der Stimmen erforderlich ist; Gleichheit vor dem Gesetz und allgemeine Aemterfähigkeit unter gleichen gesetzlichen Bedingungen, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Petitions- und Associationsrecht, Freiheit der Presse, des Glaubens und der Lehre sind mit einigen nähern Bestimmungen zugesichert. Alle Vorrechte des Orts, der Geburt, des Standes und Vermögens sind aufgehoben, und der öffentliche Gebrauch adeliger Titel ist untersagt; allgemeine Wehrpflichtigkeit ist anerkannt, Kapitulationen für fremde Kriegsdienste sind verboten. Alle Feudallasten sind loskäuflich. Alle Beamten sind verantwortlich, aber nur durch richterliches Urtheil absetzbar; alle Aemter werden nur auf bestimmte Zeit verliehen; Annahme fremder Titel, Orden und Pensionen macht amtsunfähig. Höchste Kantonsbehörde ist der gewöhnlich alle 3 Monate sich versammelnde und von 3 zu 3 Jahren sich erneuernde Landrath, dessen Mitglieder von den Wahlkreisen auf je 600 Seelen 1, ernannt werden. Ihm steht die gesetzgebende und oberaufsehende Gewalt in höchster Instanz, sowie die Wahrung der eidgenössischen und auswärtigen Verhältnisse, die Entscheidung der Kompetenzstreitigkeiten der höhern Verwaltungs- und Justizbehörden zu. Alle auf Bewerbung erhaltenen Stellen sind mit der Landrathsstelle unverträglich. Die Landräthe, die geringe Taggelder beziehen, stimmen nach freier Ueberzeugung und sind für ihre Person unverletzlich. Ein vom Landrath und den Bezirken gewählter Regierungsrath von 7 Mitgliedern bildet die höchste Vollziehungs-, Verwaltungs- u. Finanzbehörde. Die Amtsdauer der Regierungsräthe ist auf 3 Jahre verkürzt, nach deren Verlauf sie jedoch wieder wählbar sind. Die richterliche Gewalt in höchster Instanz ist einem aus 7 Mitgliedern bestehenden, in Kriminalfällen mit 4 Beisitzern zu verstärkenden Obergerichte übertragen, dessen Mitglieder, mit Ausnahme des Präsidenten, nicht mehr als 170 Francs Besoldung erhalten. Nächstdem wurde auch das Verwaltungs- und Gemeindewesen geregelt. Jedem der 4 Verwaltungsbezirke steht ein auf 4 Jahre ernannter Bezirksverwalter mit fixem Gehalt vor. In jeder der 75 Gemeinden bildet die Versammlung der Bürger die höchste Behörde für gesetzliche Anordnung der Gemeindeangelegenheiten und Bewilligung der Gemeindesteuern. Der Gemeinderath prüft die Rechnungen und steht der innern Verwaltung und niedern Polizei vor. Der Vorsteher von Gemeinde und Gemeinderath, der Gemeindepräsident, sorgt für die Vollziehung der Gemeindebeschlüsse u. ist zugleich als Staatsbeamter, als welcher er einen sehr mäßigen Gehalt bezieht, der Gehülfe des Bezirksverwalters und des Bezirksgerichts. Das aus 9 Mitgliedern bestehende, durch Bezirkswahlmänner gewählte, durch Taggelder für jeden Amtstag salarirte Bezirksgericht entscheidet in erster Instanz alle Privatrechtsstreite, sowie Administrationsstreitfälle, von ihm geht Rekurs und Appellation an das Obergericht. Keine Streitsache kommt zur richterlichen Entscheidung vor dem Vergleichsversuche eines für jeden Kirchsprengel gewählten Friedensrichters. Die Kriminaljustiz, sowohl Untersuchung als Urtheilsfällung, bleibt hiernach ausschließend dem Obergerichte, das in einer besondern Sektion auch über korrektionelle Fälle urtheilt, wodann an das Gesammtgericht Rekurs ergriffen werden kann. Die freiwillige Gerichtsbarkeit wird durch die Bezirksschreiber besorgt. Das Staatsvermögen

des Halbkantons wurde von einem eidgenössischen Schiedsgerichte durch die Theilungsakte vom 13 April 1835 zwischen beiden Kantonstheilen festgestellt u. hierdurch der Landschaft 64 Procent des unmittelbaren und mittelbaren Staatsguts im Werthe von beinahe 964,000 Schweizerfranken zugesprochen, sowie 60 Proc. des Kirchen- und Schulguts im Werthe von beinahe 1,900,000 Franken, nebst den in ihrem Gebiete liegenden Pfarrhäusern, Pfründgütern und daherigen Gefällen. In das anfangs schlecht geordnete Finanzwesen ist nach u. nach mehr Regelmäßigkeit gekommen. Das Budget von 1850 beläuft sich auf 422,092 Schweizerfranken Einnahme und 423,734 Ausgabe. Das Militärwesen, wofür nicht ganz 37,000 Schweizerfranken veranschlagt sind, befindet sich im Allgemeinen in gutem Zustande. Zum Bundesheer stellt der Kanton 32 Mann Kavallerie und 5 Kompagnien Infanterie u. zur Bundeskriegskasse zahlt er 13,027 Francs. Der allgemeine Wohlstand des Kantons hebt sich. Ein beachtenswerthes Institut ist die 1849 errichtete basel-landschaftliche Hypothekenbank. Noch beachtenswerther sind die Fortschritte der intellektuellen Kultur. Das früher sehr vernachlässigte Schulwesen hält jetzt mit dem der regenerirten Schweiz gleichen Schritt. Auch der sittliche Zustand ist befriedigend. Die Zahl der Delikte ist nicht beträchtlich, namentlich kommen größere Verbrechen selten vor. Jedenfalls hat die Landschaft im Vergleich mit ihrer früheren Lage sehr gewonnen.

Die Kantonshauptstadt B., neben Genf und Bern die bevölkertste und zugleich die wohlhabendste aller Schweizerstädte, liegt 763 F. über dem Meere, in einer anmuthigen, gegen die Schweiz hin durch Höhen begrenzten Gegend, zu beiden Seiten des Rheins, der seinen bisher westlichen Lauf hier nach Norden wendet und durch eine 1225 erbaute, 650 F. lange, hölzerne Brücke überbaut ist, welche Großbasel auf dem linken Ufer mit Kleinbasel auf dem rechten verbindet. Die Stadt ist mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben, hat im Ganzen 7 Thore, 220 Straßen, 6 öffentliche Plätze, 7 Kirchen u. über 30,000 Einw., darunter 5500 Katholiken (im Mittelalter, wo man in ihren Ringmauern 41 Thürme und 1099 Zinnen gezählt haben soll, vielleicht doppelt so viel). B. trägt mit seinen winkeligen, zum Theil steilen Straßen ganz den Charakter der alten freien Reichsstädte; doch hat sich die Physiognomie der Stadt durch Neubauten sehr verschönert. Unter den kirchlichen Gebäuden zeichnet sich vor allen aus: das aus rothem Sandstein aufgeführte Münster, mit 2 Spitzthürmen von 200 F. Höhe, bis 1529 die Domkirche des Bischofs von B. Sie wurde 1010 bis 1019 von Kaiser Heinrich II. im byzantinischen Rundbogenstyl erbaut, dann, nachdem sie theilweise beim großen Erdbeben 1356 eingestürzt war, im gothischen Spitzbogenstyl wieder hergestellt, so daß beide Bauarten merkwürdig verbunden erscheinen. Das westliche Portal, die skulpturenreiche St.-Gallenpforte, gehört dem ursprünglichen Bau an; die schön geschmückte südliche Vorderseite dagegen ist gothisch, ebenso die Kanzel und der Taufstein. Unter dem erhöhten Chor befindet sich die alte Krypta. Eine Treppe führt in den Konciliumssaal, wo zur Zeit des Konzils die Kommissionen ihre Sitzungen hielten, während die Hauptversammlungen im Chor selbst Statt fanden. Jetzt werden daselbst die Freskenfragmente des berühmten baseler Todtentanzes aufbewahrt, die ehedem an der Mauer des Dominikanerkirchhofs befindlich waren. An der Südseite ist ein merkwürdiger Kreuzgang aus dem 14. u. 15. Jahrhundert, mit den Grabsteinen der Reformatoren Oecolampadius, Grynäus u. J. Meyer; im Inneren der Kirche befinden sich die von Erasmus von Rotterdam, der Kaiserin Anna, Gemahlin Rudolfs von Habsburg, u. A. Hinter dem Münster ist die sogenannte Pfalz, eine 75 F. über dem Rhein erhabene, mit Kastanien bepflanzte Terrasse, mit herrlicher Aussicht auf die Stadt und die Berge des Schwarzwaldes. Von den übrigen Kirchen ist noch die sehr alte gothische Martinskirche und die neu erbaute Elisabethenkirche in rein gothischem Styl, eine Stiftung des Bürgers Christoph Merian († 1858), der die Stadt zur Haupterbin seines großen Vermögens machte, bemerkenswerth. Sonstige namhafte Gebäude sind: das neue großartige Museum, das im untern Stock die Universitätsbibliothek (70,000 Bände u. 4000 Manuskripte) mit einer großen Sammlung von Autographen berühmter Männer, Erasmus' Lob der Narrheit mit Holbeins Randzeichnungen, 11 Bände Konciliumsakten ꝛc., im mittleren Stock die naturhistorische Sammlung (besonders reich an Petrefakten) u. die Aula u. im obern Stock eine Gemäldegallerie mit besonders ausgezeichneten Stücken der älteren deutschen Schule, ein reiches Münzkabinet und andere Sammlungen enthält; ferner das Zeughaus, mit dem Panzerhemd Karls des Kühnen; das 1508—27 im sogenannten burgundischen Styl aufgeführte Rathhaus, wo das schöne Schnitzwerk der ehemaligen Geheimrathsstube Beachtung verdient; der schön restaurirte Fischmarktsbrunnen, der Spahlu- (d. i. St.-Pauls-) Brunnen, mit Dürers Dudelsackspfeifer; das 1370 erbaute Spahlnthor; endlich das wohlorganisirte Spital mit dem zum Pfründhaus eingerichteten ehemaligen markgräflichen Palaste; das neue Postgebäude, das 1853 auf das alte Kaufhaus gebaut wurde, jedoch mit sorgfältiger Bewahrung der herrlichen architektonischen Einzelnheiten dieses Gebäudes. Unter den wissenschaftlichen Anstalten B.s ist voraus die altberühmte, 1460 von Papst Pius II. (Aeneas Sylvius) gestiftete Universität zu erwähnen, die erste öffentliche Anstalt zur Verbreitung der Wissenschaft in der Schweiz. Ihr goldenes Zeitalter war das Ende des 15. und der Anfang des 16. Jahrhunderts, und viele berühmte Namen zählt sie unter ihren Lehrern, wie Geiler von Kaisersberg, Erasmus von Rotterdam, Paracelsus, Vesalius, Reuchlin, Myconius, Oecolampadius, Merian, in neuerer Zeit Euler, Bernoulli (beides geborne Baseler), De Wette, Schönbein u. A. Auch die übrigen Unterrichtsanstalten genossen von jeher eines vorzüglichen Rufes. Hervorzuheben sind: das Pädagogium mit 3, das Gymnasium mit 6 Klassen, die Industrie- u. Realschule, das freyisch-grynäische Institut mit einer Bibliothek von 20,000 Bänden, das anatomische Kabinet am Rheinsprung, die Taubstummenanstalt, Handwerksschule, landwirthschaftliche Armenschule, die richter-linderische Anstalt für Heranbildung älterer Töchter zu gesitteten Arbeiterinnen, Dienstboten und Hausfrauen, u. die berühmte Missionsanstalt, deren Sendboten nach allen Weltgegenden gehen. Unter den zahlreichen wohlthätigen, gemeinnützigen und wissenschaftlichen Vereinen B.s verdienen besondere

Erwähnung die Bibelgesellschaft (seit 1804), der Kunstverein, besonders aber die von Iselin 1777 gestiftete großartige „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen", die schönste Zierde der Stadt, die in Pflege der Armen und Kranken, Blinden und Taubstummen, in Erziehung und Versorgung der Jugend ꝛc. unendlich viel Segen gestiftet hat. Der botanische Garten vor dem Aschertthor besitzt werthvolle Herbarien u. eine besondere Bibliothek, die für die reichste in diesem Fach gilt. Andere Wohlthätigkeitsanstalten sind das „Almosen" für arme Wittwen, die Armenanstalt, das neue Hospital (Bürgerhospital), das Siechhaus zu St. Jakob, das Waisenhaus, das neue Kinderspital, die Arbeitsanstalt ꝛc. B. ist der Sitz der Kantonsbehörden von Basel-Stadttheil, der Stadtbehörden und eines Bischofs. Das Gemeindebudget der Stadt beläuft sich auf etwa 300,000 Schweizerfranken. Sie zählt viele reiche Familien und hat noch viel Eigenthümliches in den Sitten. Die Familienzirkel sind ziemlich abgeschlossen, es herrscht in denselben eine fast holländische Reinlichkeit, man treibt Musik, Tanz u. dergl. Die Männer vereinigen sich in den Kämerli (d. h. geschlossenen Gesellschaften). B.s Frömmigkeit, mit starker Neigung zum Pietismus, ist sprüchwörtlich geworden. Die alten Sittengesetze waren von merkwürdiger Strenge; so mußten Sonntags Alle in schwarzen Anzügen zur Kirche gehen, Frauen und Mädchen durften sich das Haar nicht von Männern ordnen lassen, nach 10 Uhr Abends wurden keine Wägen in die Stadt gelassen. Bedeutend war von jeher B.s Thätigkeit im Handel, zu dem es die spekulative Thätigkeit der intelligenten Bürger und seine Lage am Knotenpunkte der wichtigsten Handelsstraßen Mitteleuropa's vorzüglich befähigte. Auch jetzt noch, wo 4 Eisenbahnen von der Stadt aus nach Frankreich, Deutschland und der Schweiz gehen (nach dem Elsaß, nach Baden, am Rhein aufwärts und eine zur Aare, vor welcher sie durch den Hauensteintunnel führt), ist B. die ansehnlichste Handelsstadt der ganzen Schweiz. Es hat blühende Fabriken und betreibt ein lebhaftes Wechselgeschäft, sowie starken Kommissions- u. Speditionshandel. Seit 1844 besteht hier auch eine Bank und vom 28. Okt. an wird alljährlich eine 14tägige Messe gehalten, die viel besucht wird. Die Hauptindustrie des Platzes ist die seit mehr als 200 Jahren einheimische und angeblich über 40,000 Arbeiter beschäftigende Seidenbandfabrikation (jährlich für 40 Millionen Franken) und die ebenfalls alte Papier-, sowie die Tabaksfabrikation, jene mit 200,000 Franken, diese mit 1½ Millionen Franken Waare. Unter den hiesigen Papieren ist namentlich das Velinpapier in größeren Formaten zu Kupferdruck u. andern Kunstgegenständen wegen seiner Stärke, Gleichheit, Feinheit u. Glätte berühmt. Außerdem fabricirt B. Wollen- u. Baumwollenzeuche, Leder, Handschuhe, Gold- und Drechslerwaaren, hat Eisen- und Kupferhämmer, berühmte Bleichereien, Färbereien und Druckereien. Weit bekannt sind auch die „Baslerleckerli" (Lebkuchen), die einen Ausfuhrartikel bilden. Im 15. und 16. Jahrhundert war B. wegen seiner schönen Bücherdrucke und guten Ausgaben berühmt; J. H. Wettstein mit seinen Söhnen, H. Ammerbach, H. Froben, J. Herwag u. A. sind in der Geschichte der Buchdruckerkunst besonders berühmt geworden. Das allgemein bekannte baseler Kirschwasser wird hauptsächlich in dem Dorfe Riehen gebrannt. Das Wappen von B. ist der sogenannte Baselerstab, ein Bischofsstab mit dem Schifferstachel in Verbindung gebracht, schwarz in weißem Felde. Schöne Spaziergänge und Standpunkte bieten die Menge schöner Gärten und Landhäuser, welche die Stadt umgeben. Zu den Merkwürdigkeiten von Bs Umgebungen gehört das dicht vor den Thoren von B. liegende Schlachtfeld von St. Jakob (s. d.) mit Kapelle und Siechhaus. Ungefähr ½ Stunde von der Stadt, jenseits der französischen Grenze, liegt oder lag vielmehr die 1815 geschleifte französische Festung Hüningen.

Geschichte. Die erste bestimmte Erwähnung von B. (Basilia) findet sich bei Ammianus Marcellinus (30, 3), wo erzählt wird, Valentinian II. (regierte 378—392) habe eine Festung nahe bei Basilia erbaut. Gewöhnlich nimmt man an, Kaiser Julian habe den Ort während seines Aufenthalts in jenen Gegenden gegründet und seiner Mutter, Basiliana, zu Ehren benannt. Erst nach der Zerstörung von Augusta Rauracorum (Augst) im 5. Jahrhundert, sowie nach der Verlegung des raurachischen Bisthums von Augst nach B. erlangte dieses einige Bedeutsamkeit. Nach dem Tode Lothars II. von Lothringen kam Bazela oder Basula (wie B. im Mittelalter hieß) in der Theilung von 870 zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen mit Ostlothringen an den erstern. Als zu Ende des 9. Jahrhunderts Boso das burgundische Reich errichtete, fiel, wo nicht der ganze dermalige Kanton B., doch wenigstens die südliche Gebirgsgegend demselben zu. Daß B. selbst in der Folge zu Burgund gehörte, meldet Dithmar, und Wippo sagt: ipsa vero civitas ad Burgundiam pertinet (dieser Landstrich war der Baselgau, ein kleiner Strich um die Stadt B.). Doch übten bald die Bischöfe Regierungsgewalt aus. Im Jahre 917 wurde die Stadt von den Ungarn gänzlich verwüstet; sie hob sich wieder durch die Niederlassung eines zahlreichen Adels und erweiterte sich. Nach des letzten burgundischen Königs, Rudolfs III., Tode (1032), kam das Land an seinen Schwestersohn, Kaiser Konrad II., welcher die Gegend von B. schon 1026 in Besitz genommen hatte, wo zwischen dem Kaiser Konrad, seinem Sohne Heinrich III. und Rudolf III., König von Kleinburgund, die berühmte Zusammenkunft Statt fand, welche die Vereinigung Burgunds mit Deutschland zur Folge hatte. Im Jahre 1167 gerieth B., dem Kaiser Friedrich Barbarossa trotz des päpstlichen Befehls treu bleibend, in den Bann; 1202 war es der Sammelplatz der französischen Kreuzfahrer, die auf ihrem Zuge nach dem heiligen Lande Konstantinopel eroberten. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts wurden die Grafen von Homburg von der Reichsvogtei verdrängt und letztere baselschen Rittern, bischöflichen Vasallen, übergeben. Bald trat ein zahlreicher Adel an der Spitze der Bürgerschaft den bischöflichen Ansprüchen entgegen. Die Bischöfe bestellten die Vorsteher; noch über dem Reichsvogt stand aber der Scultetus (Schultheiß). Im Verlauf der Zeit mußten die Bischöfe den Bürgern immer mehr Rechte einräumen, welchen Richard von Cornwallis 1262 die kaiserliche Bestätigung gab. Bald darauf beunruhigte eine Entzweiung des ältern Adels und der sich erhebenden Geschlechter die Stadt und Umgegend. Die Rittergesellschaft der Pfitticher, welche einen Papagei (Pfittich, psittacus) im weißen

Banner führte, nöthigte die der Sterner, welche einen weißen Stern im rothen Banner gewählt hatte, die Stadt zu verlassen. Die Sterner (die Partei des ältern Adels) unterstützten den Grafen Rudolf von Habsburg, der, mit dem Bischof in öftere hartnäckige Kriege verwickelt, 1273 die Stadt belagerte. Bei einem Ausfall der Basler wurde Rudolf nur durch sein schnelles Pferd gerettet; der Bürgermeister, Ritter Hugo Marschall, fand im Kampfe den Tod. Im Jahre 1274 kam es zum Frieden, und die Sterner kehrten wieder in die Stadt zurück. Bischof Peter († 1290) vermittelte zwischen beiden Parteien in der Weise, daß, wenn der Bürgermeister aus der einen, der oberste Zunftmeister, ein Amt, welches der Bischof selbst 1286 dem Rathe entgegengestellt hatte, aus der andern Rittergesellschaft gewählt werden, und jede 6 Glieder in den Rath geben sollte. Um 1308 wurde der Friede durch Reibungen zwischen der österreichischen und der bischöflichen Partei abermals gestört, und 1333 bestrafte Papst Johann XXII. die Stadt B. wegen ihrer Anhänglichkeit an Kaiser Ludwig den Bayern sogar mit dem Bann. Die Bürger nöthigten darauf die Barfüßer und Dominikaner, die Stadt zu verlassen; den päpstlichen Legaten, welcher den Bann verkündigen wollte, sollen sie im Rhein ertränkt haben. Sie blieben Ludwig bis an seinen Tod getreu, huldigten aber nachher (1348) Karl IV. als ihrem rechtmäßigen Herrn, und die Absolution erfolgte ohne Buße und Demüthigung. Von Ludwig dem Bayern erhielt die Stadt das Privilegium, daß ihre Bürger vor keinem andern als dem Stadtrichter zu erscheinen brauchten. So erlangte sie immer mehr von den Rechten einer selbstständigen Reichsstadt und erweiterte auch später ihre Privilegien durch die Gunst der Kaiser Wenzel, Sigmund, Friedrich ꝛc. Die Aufnahme aller Zünfte in den Rath fand wahrscheinlich 1337 Statt. Im 13. und 14. Jahrhundert zeichnete sich B. durch die Verfolgungen der Beguinen und Begharden aus, die im Einverständniß mit dem Bischof vertrieben wurden. Ein heftiges Erdbeben stürzte 1356 einen großen Theil der Gebäude und Mauern nieder, und mehre hundert Menschen verloren ihr Leben unter den Trümmern, in welchen noch Tage lang das Feuer wüthete. Indeß erhob sich die Stadt bald wieder kräftig aus ihren Trümmern, und um ihre Rechte zu erweitern, ihre Sicherheit zu mehren, war die Bürgerschaft unablässig thätig. Im Jahre 1374 hielt die Stadt eine Belagerung der vereinigten Macht des Bischofs Johann von Vienne u. des Erzherzogs Leopold aus und streifte sogar verheerend in deren Besitzungen. Als 1376 Herzog Leopold, welchem damals Kleinbasel verpfändet war, seine Fastnachtsspiele nach Großbasel verlegte, wurden 3 österreichische Edelleute und mehre Knappen von Baslern erstochen und andere festgenommen; aber die über diese böse Fastnacht (wie man sie nannte) uneinig gewordene Stadt büßte den Mangel an Gemeinsinn, welcher sich bei dieser Gelegenheit gezeigt hatte, mit einem nachtheiligen Frieden mit Oesterreich. Schon früher hießen die Basler freie Gotteshausleute; sie erkauften vom Bischof die Münzgerechtigkeit (1373), den Salzverkauf, den Kaufhauszoll ꝛc., 1380 das Schultheißenamt. Nach Herzog Leopolds Tode (1386) wurde die Reichsvogtei über Groß- und Kleinbasel von Kaiser Wenzel und Kleinbasel von Leopolds Söhnen an die Basler verpfändet. Der Bischof, welcher dasselbe an Oesterreich verpfändet hatte, löste die Pfandschaft wieder; aber die Basler kauften 1392 Kleinbasel um 29,800 Gulden. Letzterer Ort war aus zwei kleinen Fischerdörfern entstanden, 1226 durch eine Brücke mit B. selbst verbunden, dann mit Mauern und Graben umgeben und 1270 von den Bischöfen mit Stadtgerechtigkeit u. einer städtischen Regierung versehen worden. Er führte zuerst die Namen minre (die mindere) und enrun (von ennert, jenseits) B. Stark durch eigenen Muth und durch Bündnisse mit rheinischen und helvetischen Städten, erschrak B. zuletzt nicht mehr, als 1409 mit einem Male 127 Herrschaften und Städte ihm Fehde ankündigten. Veranlassung zu diesem Kriege zwischen B. und der Wittwe des Erzherzogs Leopold mit ihren Vasallen u. Beamten gab die Erwerbung von Kleinbasel. B. erhielt Hülfe von Bern u. Solothurn, die Oesterreicher wurden bei Magden geschlagen und mußten 1411 Frieden schließen. Die Stadt näherte sich immer mehr der Unabhängigkeit und den demokratischen Formen. Mißtrauisch auf die vom Bischof gewählten Vorsteher, hatte sie während des Krieges es versucht, jenen zur Ueberlassung der Oberstzunftmeisterwahl an die Bürgerschaft zu vermögen, und als dies mißlang, demselben aus eigener Macht wieder einen Ammeister beigeordnet, den sie 7 Jahre lang beibehielt und erst 1417 auf Kaiser Sigmunds Aufforderung wieder aufgab. Neuen Glanz und Reichthum verbreitete über die an sich schon begüterte Stadt das große Koncil 1431—48 (s. Baseler Koncil), während dessen aber der Krieg Oesterreichs und Zürichs gegen die übrigen schweizer Kantone die Umgebungen B.s beunruhigte. Am 26. August 1444 entschied die Schlacht bei St. Jakob (s. oben). Die Stadt schloß sich immer mehr an die Eidgenossen an; in den Burgunderkriegen stellte B. Truppen für die Schweiz. Im Schwabenkriege 1499, den Kaiser Maximilian I und der schwäbische Bund mit den Eidgenossen führten, beobachtete B. die Neutralität, weshalb ein Theil des Adels die Stadt verließ. Jenem Kampfe machte der Friede zu B. vom 22. September 1499 ein Ende. Derselbe wurde unter Vermittelung des maitändischen Gesandten, Vitzgrafen Johannes Galeacius, geschlossen und raubte den Schweizern die besten Früchte des Kampfes. Alles, was ihnen zugestanden wurde, war der Blutbann im Thurgau, wobei Bern zur Mitregierung gezogen wurde, und einige zweideutige Bestimmungen über ihre Unabhängigkeit vom Reich und Reichskammergericht, welche jedoch erst im westphälischen Frieden förmlich anerkannt wurde. In Folge dieses Friedens suchte B. um die völlige Aufnahme in den ewigen Bund der Eidgenossen nach; auf einer Tagsatzung zu Luzern (9. Juni 1501) erfolgte die Aufnahme, und zwar räumten Freiburg und Solothurn, welche schon 1481 dem Bunde beigetreten waren, der weit ansehnlicheren Universitätsstadt den Vorrang ein. Von jetzt näherte sich die Zunftverfassung noch mehr der Demokratie; nur 4 adelige Geschlechter behielten das Bürgerrecht, jedoch ohne Antheil an der Regierung. Die Reformation fand in B. bald Eingang. Schon 1519 wurden verschiedene Schriften Luthers daselbst gedruckt; 1524 beschloß der Magistrat, die Geistlichen sollten nichts Anderes lehren, als was sie aus göttlichen Schriften beweisen könnten. Im Jahre

1527 mußte der Magistrat freie Religionsübung gestatten, und als er noch immer mit der förmlichen Einführung der neuen Lehre zögerte, traten mehr als 2000 Bürger zusammen, nahmen die Bilder aus den Kirchen u. verbrannten sie öffentlich, worauf die neue Lehre in Stadt und Landschaft allgemein eingeführt wurde. Doch zeigten sich auch hier unruhige wiedertäuferische Bewegungen. Die Klöster wurden eingezogen und das Domkapitel verließ die Stadt, Die Universität stand damals in ihrem Zenith; ihr Glanz wurde noch durch Erasmus erhöht, der seit 1521 dort seine zahlreichen Schüler um sich sammelte. Im Jahre 1531 entstand zwischen B. und Solothurn eine Fehde, bekannt unter dem Namen des Galgenkrieges, wegen eines Galgens, welchen die Solothurner auf einem streitigen Grenzgebiet angelegt, die Baseler aber zerstört hatten. Im 30jährigen Kriege gerieth die Stadt, wegen ihrer Lage zwischen Frankreich und Deutschland, öfters in Kollision mit den kriegführenden Mächten; 1633 ward sie von den Oesterreichern, 1638 von dem Herzog Bernhard von Weimar besetzt. In den beiden Schweizerkriegen 1656 und 1712 beobachtete B. die strengste Neutralität und trug zur Wiederherstellung des Friedens bei. Dennoch wurde sein Gebiet öfters durchzogen, so 1678 von den Franzosen unter Crequi und 1709 von den Oesterreichern unter Merey. Die letztere Gebietsverletzung hatte Sequestrationen der baselschen Einkünfte im Sundgau und jahrelange Sperrungen der Zufuhr von Seiten Frankreichs zur Folge. Bei Annäherung des Kriegsschauplatzes während der frühern Kriege Ludwigs XIV., des spanischen und bayerischen Erbfolge- und des ersten Revolutionskrieges legten die Eidgenossen Besatzungen nach B. und gaben denselben Repräsentanten bei. Die Anlegung der Festung Hüningen durch Ludwig XIV. 1679, zu deren Verhinderung es den Schweizerkantonen an dem nöthigen Zusammenhalten gebrach, die Ausdehnung der Festungswerke auf eine B. gehörige Insel (1684) ꝛc. brachten B., bis zur Schleifung der letztern, in mannichfache Verlegenheiten. Am 5. April 1795 ward hier der Separatfriede zwischen Preußen und der französischen Republik unterzeichnet, wornach die preußischen Länder am linken Rheinufer in Frankreichs Händen (bis zur Herstellung des Reichsfriedens) bleiben sollten, der König, auch in der Eigenschaft als Reichsstand, sich von der Koalition gegen Frankreich lossagte und die französische Republik die Vermittelung des Königs für die übrigen zum Frieden geneigten deutschen Stände annahm. Gleich darauf (17. Mai) ward eine Demarkationslinie zwischen Nord- und Süddeutschland gezogen und dieselbe am 5. August zu Berlin näher bestimmt, womit die unheilbare Zerreißung Deutschlands, die Auflösung des Reichsverbandes faktisch ausgesprochen ward. Bald schloß auch Hessen-Kassel (28. August 1795) zu B. seinen besonderen Frieden, verzichtete darin auf seine englischen Subsidien und trat seine Besitzungen am linken Rheinufer: St. Goar, Rheinfels und einen Theil von Katzenellenbogen, an die Republik ab. Schweden trat dem baseler Frieden schon unter dem 12. Juni bei. Auch mit Spanien kam der Friede in B. zu Stande; der Ritter Yriarte, welcher daselbst am 4. Mai als Bevollmächtigter erschien, unterzeichnete ihn nach kurzer Unterhandlung am 22. Juli 1795. Frankreich gab seine Eroberungen auf der Halbinsel zurück und begnügte sich mit der Naturgrenze der Pyrenäen. Dagegen mußte Spanien seinen Antheil an der Insel Domingo an Frankreich abtreten. Dieser Friede wurde zugleich zwischen Spanien und der batavischen Republik abgeschlossen. Eine Folge desselben war das am 19. August 1796 zu St. Ildefonse unterzeichnete Offensiv- und Defensivbündniß zwischen Spanien und der französischen Republik.

Wie in den meisten Städten des Reiches u. deutscher Hochlande, die freieres Dasein genossen, stand auch in B. die höchste Gewalt anfangs der Bürgerschaft zu, die ihre Beamten wählte und mit Eifersucht bewachte. Bald aber verlockte auch hier der süße Genuß der Ehre und Macht die Obrigkeiten zur Einführung aristokratischer Ordnung, während die Gemeinde ihre demokratische Hoheit geltend zu machen strebte. Doch hatte nur die Hauptstadt, nicht deren Gebiet oder Landschaft, an diesen Händeln Antheil. Das Volk der Landschaft, wie es den Bischöfen oder Freiherren durch Waffen oder Geld abgewonnen worden war, blieb der Stadt unterthan und trug noch lange Zeit die Narben und Denkmale seiner alten Leibeigenschaft. Die herrschende Hauptstadt war allein die Republik; die Bürgerschaft der größern Stadt war in 15 Zünfte, die der mindern in 3 Quartiere oder Gesellschaften vertheilt. Die höchste Staatsgewalt aber übte der große Rath aus, der 280 Mitglieder zählte, und ein kleiner Rath von 64 Personen, die zugleich Glieder des großen sein mußten. Großer und kleiner Rath, an ihrer Spitze ein Bürgermeister und Oberzunftmeister, die mit 2 andern alljährlich im Amt wechselten, ergänzten sich selbst durch Wahlen von einer für jede Zunft bestimmten Anzahl Genossen derselben. Die Wahlen geschahen durch das Loos. Der kleine Rath, welcher die höchste Vollziehungsbehörde war, vertrat zugleich die Stelle eines Blutgerichts in peinlichen Fällen und eines Rekursgerichts in Händeln, die vor dem Stadtgericht geschwebt hatten, und hatte überdies im großen Rathe auf Gesetzgebung und Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten vorherrschenden Einfluß. Die ältere Staatsform B.s, aus reichsstädtischen Elementen des Mittelalters entsprungen, war daher Aristokratie, welche durch weise Gesetze abgehalten wurde, in erbliche Familienherrschaft oder Oligarchie auszuarten. Durch Verbindung gesetzgeberischer, richterlicher und vollziehender Vollmachten war der kleine Rath fast souverän, jedoch an Mißbrauch so ausgedehnter Gewalt verhindert durch die Menge seiner Glieder wie durch Eifersucht des großen Raths. Die Zünfte besaßen keine oder nur geringe Befugnisse; sie waren gewissermaßen nur die Glückstöpfe, aus welchen durch das Loos für die Republik Nieten oder Gewinnste gezogen wurden. Alle irgend erhebliche Stellen und Aemter, weltliche und geistliche, konnten nur durch Stadtbürger besetzt werden; kein Sohn der Landschaft konnte darauf Anspruch machen. Die Stadt war der Staat, die Landschaft nur dessen Domäne, und da jene fast zu allen Zeiten jenes hochsinnigen und großen Bürgergeistes entbehrte, durch welchen die Patricier vieler deutschen Reichsstädte sich auszeichneten, vielmehr ein ängstlicher Zunft- und Krämergeist die öffentlichen Interessen lenkte, so schrumpfte das Staatswesen zum kleinlichen Stadtwesen ein. Das Volk der Landschaft war zwar seit Jahrhunderten

an Dienstbarkeit gewöhnt, aber in seinem Gemüthe hatte sich allmählig ein gewisser Unmuth gegen die Hauptstadt festgesetzt, welcher sowohl aus dem demüthigenden Gefühl der Abhängigkeit von derselben, als aus dem Verdruß entsprang, den Armuth gewöhnlich beim Anblick stolzen Reichthums empfindet. Daher konnten die französische Revolution und die folgenden Volksbewegungen in verschiedenen Schweizerkantonen nicht ohne Einfluß auf den Zustand B.s bleiben. In der Hauptstadt betrachteten helldenkende Männer, an ihrer Spitze der Oberbürgermeister Peter Ochs, längst mit Widerwillen die Gebrechen der alten Staatseinrichtungen und hegten am Ende selbst den Wunsch, vereint mit allen Kantonen, der Eidgenossenschaft ein neues Staatsleben unter gleicher Regierung und gleichen Gesetzen zu schaffen. In den Bewohnern der Landschaft wurde das alte dunkle Gefühl ihrer Dienstbarkeit zum deutlicheren Bewußtsein. In ihren unruhigen Bewegungen, von der Stadt selbst aus nicht ohne Ermunterung, erhoben sich Haufen um Haufen zu gesetzwidrigen Schritten. Zuerst wendete sich der Groll gegen die Schlösser der herrischen Landvögte, welche zitternd entrannen. Das Schloß Waldenburg ging in Flammen auf (Januar 1798), bald auch die alterthümliche Farnsburg und Homburg. In der Hauptstadt haderten die Parteien, in der ganzen Eidgenossenschaft die unentschlossenen Regierungen, während ein französisches Heer, schon an den Grenzen Berns, täglich mit seinem Einzug drohte. Der unter diesen Umständen rathlose souveräne Rath von B. nahm aus der Landschaft eine Besatzung von 600 Mann in die Stadt und beschloß am folgenden Tage (20. Januar) die Freilassung des gesammten Volks vom Unterthanenzustande, Einführung politischer Rechtsgleichheit in Stadt und Land und Lossagung von B.s Herrschaftsrechten über die 4 gemeineidgenössischen Vogteien oder Unterthanenländer jenseits des Gotthardsgebirges, Mendris, Luggarus, Lavis und Mayenthal. Diese rasche That des souveränen Raths von B., welche den ganzen Kanton mit Jubel erfüllte, war der erste Stoß, durch welchen das morsche Staatsgebäude der alten Eidgenossenschaft zusammenbrach. Von da an blieb der Kanton B. 6 Jahre lang Mittelpunkt der fortdauernden Unruhen einer unhaltbaren helvetischen Republik, ihrer wiederholten Staatsveränderungen, Kriegsplagen (B. wurde von den Franzosen besetzt und mußte Kontribution zahlen) und Parteikämpfe, bis Napoleon Bonaparte als erster Konsul durch seine Vermittelungsakte (Februar 1803) die innere Beruhigung der Schweiz herstellte. In Folge dieser Vermittelung stand der Kanton B. wieder im schweizerischen Bundesstaat, wie zuvor, als selbstständiger Staat, mit eigener Gesetzgebung und Regierung, in 3 Bezirke (Basel, Waldenburg und Liestal) und jeder Bezirk wieder in Wahlzünfte getheilt. Ein großer, gesetzgebender Rath von 130 und ein kleiner Rath von 25 Mitgliedern, als vollziehende Behörde, übten im „Namen des Volkes" die höchste Gewalt. Um Wahlmann in einer Zunft zu sein, genügte das Eigenthum von 500 Franes; um aber außer solcher Zunft wählbar für den gesetzgebenden Rath zu sein, war ein schuldenfreier Besitz von 10,000 Franes erforderlich. Diese Bedingungen sicherten den Bürgern der Hauptstadt zahlreichere Plätze unter den Gesetzgebern. Uebrigens ward B. noch zu einem der 6 Direktorialkantone erhoben, in welchem sich jedes 6. Jahr die Tagsatzung aller Stände der Schweiz versammelte. Die staatsbürgerliche Rechtsgleichheit und Freiheit des Volkes blieb unangetastet. So verschwand das alte Mißtrauen zwischen der Landschaft und ihrer Hauptstadt, und das Volk selbst rief nun freiwillig die ausgezeichneteren Männer B.s in die Mitte seiner Gesetzgeber, indem es deren höhere Geistesbildung anerkannte. Mit dem Untergange Napoleons I. u. der Vernichtung der Mediationsakte (Dec. 1813) wurde jedoch der freudige Entwickelungsgang der schweizerischen Nation von Neuem und auf eine lange Reihe von Jahren gelähmt. Auf Vorschlag des kleinen Raths schrieb der große Rath (am 4. März 1814) dem Volke eine Verfassung vor, durch welche zwar allen Bürgern des Landes gleiche politische Freiheit zugesichert, aber zugleich die Herrschaft der Stadt über die Landschaft befestigt ward. Denn in den souveränen gesetzgebenden großen Rath (aus 150 Mitgliedern bestehend), der die 25 Glieder der Regierung oder des kleinen Raths aus seiner Mitte ernannte, konnte die Stadt mit etwa 18,000 Seelen eben so viel (30) Mitglieder direkt erwählen, als die gesammte Landschaft mit einer Bevölkerung von ungefähr 30,000 Seelen. Zu diesen 60 Gliedern aber wählte der große Rath selbst, sich ergänzend, 90 andere, von denen wieder 60 aus der Stadt und nur 30 aus der Landschaft sein konnten. Somit war es leicht, auch die letztern aus solchen Bürgern in den Dörfern oder den zwei kleinen Städten Liestal und Waldenburg auszulesen, welche dem Interesse der Stadt ergeben waren. Dazu waren, um die obersten Behörden vollkommen mit dem Geiste der Aristokratie zu tränken, die Stellen darin lebenslänglich; selbst die höchste richterliche Instanz über alle bürgerlichen u. peinlichen Rechtsfälle wurde aus Mitgliedern des großen Raths und der Regierung bestellt. Derselben Verfassung wurde 1815 der zum frühern Bisthum Basel gehörige u. nun dem Kanton einverleibte 6. Bezirk Birseck unterworfen, der, etwa 3 QMeilen groß, 5—6000 katholische Einwohner zählt. Gegen außen wußte der neu konstituirte Staat seine Würde zu behaupten, wie er z. B. 1824 das Ansinnen der heiligen Allianz, die in B. befindlichen, der Demagogie verdächtigen Lehrer auszuweisen, entschieden zurückwies. Im Innern aber nährte der Sieg der Stadt immer mehr das Mißtrauen und die Unzufriedenheit der Landschaft, und als 1829 erst einige und 1830 die meisten Kantone zur Verfassungsreform schritten, traten auch (am 18. Oktober) Bürger aus mehren Gemeinden der Landschaft Basel im Bade von Bubendorf zusammen, um durch ehrerbietige Bitte den großen Rath zu ähnlichen Verbesserungen zu bewegen, indem sie an die unvergessene Freiheitsurkunde vom 20. Januar 1798 ernst erinnerten. Beinahe 800 Bürger der Landschaft unterzeichneten die Bitte. Der große Rath ging auf den Vorschlag der Reform ein, wollte aber den Entwurf einer Kommission aus seiner Mitte übertragen, während die Landschaft für das Werk der Reform einen unabhängigen, frei von allem Volk in Stadt u. Land gewählten Verfassungsrath wünschte. Während die Stadt sich kriegerisch hinter ihren Wällen rüstete, wählte die Landschaft, deren Abgeordneten man nicht einmal mehr hören wollte, in Liestal eine provisorische Regierung (6. Jan. 1831) und waffnete sich zur Gegenwehr. Die Bürgerschaft nebst

geworbenen Mielhssoldaten rückte darauf aus ihren Thoren hervor (12. Jan.), zerstreute in den Dörfern die ohnmächtigen Haufen der Widerstandleistenden, besetzte Liestal (16. Jan.), verjagte die provisorische Regierung und setzte die Annahme der neu entworfenen Verfassung am 28. Februar durch. Unzeitige Strenge der Gewalthaber und Aufhetzereien von der einen und der andern Seite fachten den Bürgerkrieg von Neuem an. Die Landleute schlugen die zu ihrer Unterjochung ausgerückten Truppen B.s blutig zurück (21. August) und von nun an jedesmal, so oft sie später den Versuch zu erneuern wagten. Die Tagsatzung legte zwar zur Herstellung der Ruhe mehrmals eidgenössische Bataillone ins Land u. versuchte wiederholt zwischen beiden Parteien friedlich zu vermitteln; die erbitterte Hauptstadt verschmähte jedoch stolz jeden Antrag, jede Bitte, jede Drohung der Eidgenossen, stieß 46 Gemeinden eigenmächtig aus seinem Staatsverband (22. Febr. 1832), stiftete zu Sarnen in Obwalden (November 1832) einen engern Staatsverein mit wenigen ihm noch befreundet gebliebenen Kantonen und fiel endlich, ungeachtet des von der Eidgenossenschaft gebotenen Landfriedens, von Neuem mit Waffengewalt über die Landschaft her (3. August 1833), und zwar zu derselben Zeit, als sich Abgeordnete aller Kantone noch einmal zur Vermittelung des Streites zwischen Stadt und Landschaft versammeln wollten. Ein Armeecorps von 10,000 Eidgenossen besetzte darauf den Kanton B., sowie dessen Hauptstadt, welche noch ihre Niederlage und ihre 100 Todten beweinte, womit sie den letzten Ueberfall der tapfern Landschaft gebüßt hatte. Nun zauderte die Tagsatzung nicht mehr, die Unordnungen im Innern mit eben so viel Ernst als Mäßigung abzuthun. Am 17. August 1833 wurde die völlige Trennung der beiden Kantonstheile anerkannt, wodurch Basel-Stadt auf einen Flächenraum von $1^{827}/_{1000}$ QStunden beschränkt wurde. Ein weiterer Tagsatzungsbeschluß vom 16. Sept. 1833 setzte die Geld- und Manuschaftskontingente der beiden Kantonstheile fest, und endlich wies ein zur Theilung des Staatsvermögens niedergesetztes eidgenössisches Schiedsgericht am 13. April 1835 der Landschaft 64 Procent vom unmittelbaren und mittelbaren Staatsgute zu, sowie 60 Procent vom Kirchen- und Schulgute. Mit Rücksicht auf die Trennung hatte zugleich die Tagsatzung dem Kanton Basel-Stadt die Vorlage einer neuen Verfassung zu eidgenössischer Gewährleistung aufgegeben; diese Konstitution kam am 3. Oktober 1833 zu Stande, während schon am 27. April 1832 vom Verfassungsrath in Liestal ein Grundgesetz für die Landschaft entworfen worden war, das am 6. Mai 1832 angenommen wurde. Für die Stadt B. hatte die Trennung weiter keine bedeutenden Folgen, als daß ihre Verfassung nach etwas freisinnigeren Grundsätzen verändert wurde. Die Stadtbürger aber blieben dermaßen bevorrechtet, daß die treu gebliebenen Gemeinden am rechten Rheinufer, bei ihrer verhältnißmäßigen Minderheit, nun fast gar nicht mehr vertreten waren. Auch die Theilung des Staatsvermögens konnte für die Stadt bei ihrem Reichthum nicht von erheblichen Folgen sein. In dem neuen Staate Basel-Landschaft war es natürlich, daß manche Schwankungen eintraten, daß die Behörden öfters ihren Berufskreis nicht auszufüllen wußten und zuweilen ihn zu überschreiten trachteten. Auch bei der Exekutivbehörde trat das Streben nach Herrschaft unverkennbar hervor, und namentlich zeigte sich in politischen Fragen Eifersucht gegen die Selbstständigkeit des Obergerichts. Ein Gesetz von 1836 schob jedoch den Eingriffen des Landraths in die Civiljustiz einen Riegel vor, wie denn überhaupt die Berufskreise der Behörden nach und nach schärfer abgegrenzt worden sind. Einzelne Unordnungen wurden theils durch den Konflikt der Korporationen unter sich oder mit den Behörden, theils durch Kollisionen mit dem benachbarten Auslande hervorgerufen; zu den Excessen der erstern Art gehörte der Sturm der Gemeinde Arlesheim gegen das Bezirksgericht Birseck 1833, der Tumult in den reformirten Gemeinden Muttenz und Waldenburg und jener in dem katholischen Orte Oberwyl, wobei überall religiöse Verstimmung mit im Spiel war. Eine lange Differenz (1835—36) mit Frankreich wurde durch die Beeinträchtigung zweier französischen Juden, der Gebrüder Wahl von Mühlhausen, veranlaßt, welchen man zuerst gestattet hatte, Grundeigenthum im Kanton zu erwerben, u. die man später ohne Entschädigung aus dem Besitze vertrieb. Frankreich nahm sich seiner Bürger an, es kam zu heftigem Notenwechsel und endlich zur totalen Sperre der französischen Grenze gegen Basel-Landschaft, bis der Kanton 1836 sich zu einer Entschädigung von 25,000 Francs an die betheiligten Privaten verstand.

Am 4. August 1845 brach in B. ein Aufstand (der sogenannte Käppisturm) aus, dessen Veranlassung eine militärische Kopfbedeckung war. Da nämlich die Regierung den Wunsch der Artilleristen, gleiche Kopfbedeckung mit den übrigen Waffengattungen, nicht befriedigte, so machten sich die darüber Unzufriedenen in einem Artikel der Baseler Nationalzeitung Luft, und als der Herausgeber, Dr. Brenner, deshalb verhaftet wurde, befreiten ihn die Artilleristen gewaltsam; doch wurde den am Aufruhr Betheiligten bald nachher vollständige Amnestie gewährt. Von geringerer Bedeutung war ein durch hohe Fruchtpreise veranlaßter Straßenunfug am 10. Juli 1846. Nach dem gewaltsamen Sturze der genfer Regierung boten die Liberalen in B. alle Mittel auf, auch ihre Stadt den gegen den Sonderbund geschaarten Kantonen anzuschließen. Die Konservativen suchten jedoch dem Sturme zuvorzukommen u. baten in einer Adresse im Oktober 1846 die Regierung, eine Revision der Verfassung durch einen Verfassungsrath einleiten zu lassen. Da diesem Wunsche sich auch die Radikalen (doch unter der Bedingung, daß zu dem Verfassungsrath von und aus der Bürgerschaft, mit Zuziehung aller zwar milizpflichtigen, aber minorennen Bürger, gewählt werde) anschlossen, und auch der große Rath sich für eine Verfassungsrevision erklärte, so ward eine Revisionskommission niedergesetzt, und die neue Verfassung ward am 8. April 1847 mit 1448 gegen 179 Stimmen von der Bürgerschaft angenommen. Bei dem Zerwürfniß mit den 7 Ständen der Eidgenossenschaft gab der große Rath nur protestirend seine Zustimmung zur Exekution und zum Truppenmarsch. Durch die deutsche Revolution von 1848 ward auch B. berührt. Im April dieses Jahres wurden die Truppen des gesammten Kantons B. koncentrirt, um die Schweiz gegen eine Gebietsverletzung von Seiten der Freischaaren an der badischen Grenze zu decken. Nach dem Mißlingen des becker-

schen Aufstandes flüchtete der Urheber desselben mit seinen Genossen nach B. Die von dem badischen Ministerium verlangte Auslieferung von Hecker u. Struve ward von der baseler Regierung abgelehnt. Am 29. Juni 1849 langten auch die demokratischen Koryphäen der aufgelösten deutschen Nationalversammlung (Raveaux, Vogt, Simon, Itzstein u. A.) in B. an, reisten jedoch bald von da nach Liestal. Als 1856 in Folge des neuenburger Konflikts ein Krieg zwischen der Schweiz und Preußen in naher Aussicht stand, wurde B. von eidgenössischen Truppen besetzt.

Basel, sonst reichsunmittelbares deutsches **Bisthum**, zwischen dem konstanzer, straßburger, lausanner u. besançoner Sprengel gelegen, den Sundgau, den Kanton Basel u. Theile von Bern, Solothurn, Aargau umfassend, etwa 20 QMeilen mit 60,000 Einwohnern, zerfiel außer der Kathedralstadt Basel in 11 Ruralkapitel: **ennert Ottensbühel** (bei Kolmar); **diesseits Ottensbühel** (Rufach, Merbach); **innert Ottensbühel** (Mühlhausen), ultra, citra et inter colles Ottonis; **Sundgau** oder **Masmünster** (Altkirch, Thann); **diesseits des Rheins** (von Neubreisach bis Hüningen); **Leimenthal** (östlich von Pfirt bis Basel); **Elsgau** (Pfirt); **Stöhgau** (Augst, Olsberg, Liestal); **Frickgau**; **Buchsgau** (Bipp, Wangen); **Salzgau** (Detsperg, Grandval). In kirchlicher Beziehung stand der Bischof unter dem Erzbischof von Besançon, als Reichsfürst hatte er Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Die Legende nennt als ersten Bischof von B. den heiligen Pantalus, welcher um 238 die 11,000 Jungfrauen auf ihrer Rückreise aus Italien bis Köln begleitete; historisch ist erst **Walaus** um 741 als Inhaber des baseler Bisthums dokumentirt. Bischof **Burkhard von Hasenburg** ist als Freund und Beschützer Kaiser Heinrichs IV., **Johann II. von Münsingen** als Anhänger Ludwigs des Bayern bekannt; beide wurden dafür von den Päpsten mit dem Banne belegt. Des Letztern Nachfolger, **Johann III.**, führte (1367) mit Bern Krieg, verbrannte Biel und belagerte Basel, weil diese Städte es mit Bern hielten. Unter den folgenden Bischöfen gerieth das Erzstift in Schulden, zu deren Deckung Annaten, Investiturgebühren, Butterbriefe ꝛc. in maßloser Ausdehnung kreirt wurden. **Johann VII. von Venningen** (1458—78), Kanzler der 1459 gestifteten Universität in Basel, vermittelte den Frieden zwischen Oesterreich und den Eidgenossen und trat dem Bündniß gegen Karl den Kühnen von Burgund bei, was aber zunächst nur große Verwüstungen des Erzstifts zur Folge hatte. **Philipp von Gundelsheim** (1527—53) sah die Reformation in Stadt und Land sich verbreiten; die später in Verbindung mit den katholischen Schweizerkantonen oft wiederholten Versuche, den katholischen Ritus wieder in die reformirten Theile des Bisthums zurückzuführen, hatten nur theilweisen Erfolg. Während des 30jährigen Kriegs litt das Bisthum besonders seit 1637, wo Bernhard von Weimar seine Schaaren dahin führte. Im Jahre 1792 besetzten es die Franzosen und bildeten aus den Reichslanden desselben das Departement Mont terrible (von dem kleinen Berge Terry bei Bruntrut benannt); später kam dieses zu dem Departement des Oberrheins, wozu nun auch die zur Schweiz gehörigen Theile des Bisthums geschlagen wurden. Ein Stück auf dem rechten Rheinufer fiel durch den Hauptreichsdeputationsrecceß an Baden; durch den pariser Frieden (1814) wurden sämmtliche bisher zu Frankreich gezogenen Theile der Schweiz zugetheilt; den größern Theil erhielt Bern, als Entschädigung für das Waadtland und das untere Aargau; der Bezirk Birseck kam an die Stadt Basel. In Folge eines Vertrages der 4 Diöcesanstände Luzern, Bern, Solothurn u. Zug mit dem apostolischen Stuhle wurde das katholische Bisthum zu B. 1828 neu errichtet u. demselben die katholische Bevölkerung von Aarau einverleibt.

Baseler Friede, s. **Basel**.

Baseler Koncil, die letzte von den großen Kirchenversammlungen des 15. Jahrhunderts, auf welcher reformatorische Tendenzen mit Kraft und Nachdruck geltend gemacht wurden. Vom Papst Martin V. durch die Indiktionsbulle vom 1. Februar 1431 auf den 13. März anberaumt, fand nach Martins bald darauf erfolgtem Tode die von dem neuen Papst Eugen IV. bestätigte Eröffnung desselben erst am 23. Juli 1431, u. zwar nur mit wenigen Anwesenden Statt. Im September langte der vom Papst ernannte Präsident Julianus Cesarini, Kardinal von St. Angelo, an und berief in einem sehr gemäßigten Schreiben vom 15. Oktober auch die Böhmen zur Theilnahme an den Verhandlungen, um sie vermittelst friedlicher Besprechung und Belehrung in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Erst am 14. Dec. kam die erste Session zu Stande, in welcher Ausrottung der Ketzereien, Vereinigung aller christlichen Völker in der allgemeinen katholischen Kirche, Beilegung der Kriege zwischen christlichen Fürsten u. eine Reformation der Kirche an Haupt u. Gliedern als Zweck der Versammlung aufgestellt wurde. Aber schon durch die Milde, mit welcher die Unterhandlungen mit den Hussiten angeknüpft und begonnen wurden, zog sich das kaum eröffnete Koncil das Mißfallen des auf unbedingter Unterwerfung der böhmischen Ketzer bestehenden Papstes in so hohem Grade zu, daß er seinem Legaten Julian unter dem Vorwande naher Kriegsgefahr und einschleichender Ketzereien befahl, die Versammlung aufzulösen. Doch vermochte der für seine Herrschaft besorgte Papst den Fortgang der Verhandlungen nicht zu hindern. Das in Kostnitz unbefriedigt gebliebene reformatorische Verlangen entzündete sich zu Basel mit erhöhter Lebhaftigkeit und schien wirklich die ganze Stellung des Oberhauptes der Kirche zu gefährden. Schon die ganze Anordnung des Geschäftsganges verkündete es, daß das Koncil ernstlich gesonnen sei, sich von jeglichen Parteieinflüssen frei u. selbstständig zu erhalten. Statt der zu Kostnitz beobachteten Abstimmung nach Nationen, wobei überdies die Kardinäle noch einen besondern Ausschuß gebildet hatten, wurden zu Basel alle anwesenden Kardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Canonici, Theologen, Doktoren und Pfarrer in 4 Klassen von gleicher Zahl nach Köpfen, Rang und Nationen geschieden, so daß Nationen und Stände in jeder Klasse gleichmäßig vertreten waren. Unter diesen Klassen wurden die Gegenstände der Berathung vertheilt, und die letztere ordnete man so an, daß, sobald eine Klasse einen Beschluß einstimmig angenommen hatte, sie durch einen, wenn aber in ihr Meinungsverschiedenheit hervorgetreten war,

durch so viele Deputirte, als abweichende Meinungen geltend gemacht worden waren, mit den übrigen Abtheilungen verhandelte. Endlich wurde noch eine Deputation von 12 Männern, je 3 aus jeder Klasse, niedergesetzt, welche das in den einzelnen Klassen Beschlossene zusammenstellen und dem Präsidenten vortragen sollte. Dann erst sollte in den Generalversammlungen darüber berathen und nach Stimmenmehrheit entschieden werden. Als mehre weltliche Mächte, der Kaiser, Frankreich, Mailand, Savoyen und die meisten deutschen Fürsten dem Koncil Schutz und Beistand zusicherten, zögerte dasselbe, ungeachtet der heftigen Widersprüche des Papstes, nicht weiter, sich (2. Session, 15. Februar 1432) als ein rechtmäßiges, allgemeines, dem nach den kostnitzer Dekreten in Sachen des Glaubens und der Reformation der Papst wie die ganze Christenheit unterworfen sei, zu konstituiren und alle entgegengesetzten Maßregeln für strafbare und nichtige, ungültige Auflehnungen zu erklären. In der 3. Session (29. April) erging die Einladung an den Papst, die von ihm befohlene Auflösung zurückzunehmen und binnen 3 Monaten sammt den Kardinälen vor dem Koncil sich zu stellen; in der 4. (20. Juni) wurde beschlossen, daß, im Falle der Erledigung des päpstlichen Stuhles während der Dauer der Kirchenversammlung, das Koncil die Wahl eines neuen Papstes vornehmen u. daher der gegenwärtige keine neuen Kardinäle wählen solle. Vergeblich protestirten die päpstlichen Gesandten gegen diese Beschlüsse. In den folgenden Sitzungen erfolgten von Seiten der Versammlung nicht nur erneuerte Rechtsverwahrungen und Rechtserweiterungen, rücksichtslose Zurechtweisungen und gerichtliche Vorladungen des Papstes, welcher das dienende Haupt (caput ministeriale) der Kirche genannt wurde, sondern selbst wirkliche Eingriffe in die bisherigen Gerechtsame des päpstlichen Stuhles, z. B. die Anstellung eines Statthalters in Avignon und die Einziehung päpstlicher Revenüen in Deutschland, Frankreich, Savoyen und andern Ländern. Der erbitterte Papst befahl in wiederholten Bullen die Auflösung der Versammlung. Durch diesen Streit wurde natürlicher Weise die Förderung der Hauptzwecke des Koncils gehemmt. Dagegen betrieb dasselbe die Aussöhnung mit den Böhmen mit großem und erfolgreichem Eifer. Auf eine zweite milde Einladung unterhandelten böhmische Abgeordnete im Mai 1432 zu Eger mit den baseler Deputirten und erschienen darauf am 6. Januar 1433, durch einen Geleitsbrief des Koncils gesichert, zu Basel. Aber trotz wochen- und monatelanger Disputationen (vom 16. Januar bis 6. März 1433) kam eine Vereinigung noch nicht zu Stande; die Böhmen verließen Basel wieder, und erst am 20. November 1433 wurden durch Abgesandte des Koncils die prager Kompaktaten mit den Kalixtinern, der gemäßigtsten und zahlreichsten Partei der Hussiten, abgeschlossen. Zu Widerspruch mit den kostnitzer Beschlüssen, aber durch die Furcht vor den Waffen der Hussiten, durch das allgemeine Verlangen nach Frieden und durch den Einfluß des Kaisers Sigmund dazu veranlaßt und genöthigt, bewilligte darin das Koncil den Böhmen die Kommunion unter beiderlei Gestalt.

Endlich schien auch der Papst nachgiebig werden zu wollen; doch waren es nicht sowohl die Bemühungen des Kaisers um die Wiederherstellung der Eintracht mit dem Oberhaupte der Kirche, welche dieses bewirkten, als vielmehr die aufrührerischen Römer, indem sie, die Vertheidigung der baseler Beschlüsse zum Vorwande nehmend, den verhaßten Papst aus Rom vertrieben, aller weltlichen Macht entkleideten u. ihn hierdurch geschmeidiger machten. Der Papst bequemte sich wirklich, eine Bulle zu erlassen, welche am 5. Februar 1434 in der 16. Session zur Berathung kam und in welcher er mit den von den Vätern ihm vorgeschriebenen Worten erklärte, daß er die Kirchenversammlung als eine rechtmäßige, ihre Beschlüsse als rechtsgültige anerkenne, u. seine früheren Auflösungsdekrete widerrief. Nun erst u. nachdem sie die unbedingte Autorität des Koncils über den Papst hatten anerkennen müssen, wurden die päpstlichen Legaten (24. April) zur Versammlung und darauf in der 17. Session (26. April) auch zum Vorsitze zugelassen. Um aber allen spätern Ausflüchten zuvorzukommen, bekannten sich die Väter in der folgenden Sitzung nochmals einstimmig zu den kostnitzer Beschlüssen von der höchsten Autorität der allgemeinen Kirchenversammlungen. Bald erkannte sich die in Folge des Friedens mit dem Papste an Zahl der Theilnehmer täglich wachsende und durch ihre bisherigen Erfolge ermuthigte Versammlung als obersten Gerichtshof der ganzen Christenheit u. glaubte bei dieser ihrer Bedeutung mit der seit langer Zeit sehnlichst begehrten durchgreifenden Kirchenreformation nicht mehr zögern zu dürfen. Schon in der 12. Session (vom 13. Juli 1433) hatte sie die von den Päpsten allmählig in Anspruch genommene Reservation der Pfründen erzbischöflicher, bischöflicher und Kollegiatkirchen aufgehoben, die Wahlen freigegeben und in Uebereinstimmung mit alten Kirchengesetzen die unentgeltliche Konfirmation derselben vorgeschrieben, in der 15. (vom 26. November 1433) aber regelmäßige Diöcesan- und Provinzialsynoden angeordnet; jetzt in der 20. Session (22. Januar 1435) wurde das eigentliche Reformationswerk damit begonnen, daß strenge Verfügungen gegen das Konkubinat der Kleriker, gegen Erlaubniß desselben für Geld, gegen vorschnelle Verhängung des Interdikts u. gegen leichtsinnige Appellationen erlassen wurden. In der 21. (9. Juni) wurden die Annaten unter Androhung der auf die Simonie gesetzten Strafen verboten, und den mannichfachen Mißbräuchen, welche sich in Bezug auf die Abhaltung des Gottesdienstes eingeschlichen hatten, durch strenge Verordnungen vorgebeugt. In der 23. (25. März) schritt die Versammlung zur Reformation des päpstlichen Stuhles und seiner Gerechtsame. Nach Vorgang der kostnitzer Beschlüsse traf sie genaue Bestimmungen über die Wahl, Vereidigung und Verpflichtung des Papstes, denen zufolge derselbe künftig keinen seiner Verwandten bis in den dritten Grad zu Adelswürden oder Befehlshaberstellen erheben, seinen Hof in Ordnung halten und in der Weise eines Seelsorgers den Kirchenstaat regieren, auch seine Neffen und überhaupt Leute unter 30 Jahren nicht zu Kardinälen machen, in deren Zahl, welche auf 24 festgesetzt wurde, Männer von wirklichem Verdienst aus allen christlichen Ländern und zum Theil Theologen aufnehmen und die Mitglieder dieses Kollegiums, welches den Papst beobachten und erinnern und seine Bullen und Breven unterschreiben sollte, durch öffentliche Abstimmung wählen lassen sollte. Von Neuem erging von Sei-

ten des Koncils zugleich ein strenges und unbedingtes Verbot der bereits aufgehobenen päpstlichen Reservationen.

Aber alle diese unstreitig vortrefflichen Beschlüsse waren leichter gefaßt und proklamirt, als zur Ausführung gebracht. Der Papst selbst erhob sich, trotz des durch seine Legaten eidlich bekräftigten Versprechens der Unterwerfung unter das Koncil, am heftigsten gegen sie. Sogleich nach jener bedeutungsvollen 21. Session traten außerordentliche Gesandte des Papstes in Basel mit Gegenvorstellungen auf, und gegen die Beschlüsse der 23. Session protestirte Eugen IV. öffentlich und laut vor allen Regenten der Christenheit. Die in Aussicht stehende Union mit der griechischen Kirche vermehrte den Samen der Zwietracht zwischen dem Papste und der Kirchenversammlung. Beide wollten bei der Bewerkstelligung derselben ganz besonders betheiligt sein und durch dieselbe sich eine starke Stütze verschaffen. Unbekannt mit dem in der abendländischen Kirche herrschenden Zwiespalte, hatten nämlich der griechische Kaiser und der Patriarch von Konstantinopel sich durch Gesandtschaften und Schreiben an das Koncilium gewandt, und dieses war wirklich ernstlich gesonnen, eine Vereinigung zu Stande zu bringen, und bestimmte den 7. Mai 1437 in der 25. Session Basel, Avignon, oder eine Stadt in Savoyen zum Verhandlungsorte. Auch der Papst war einem Vergleich mit den Griechen nicht abhold, bestimmte aber Ferrara zum Versammlungsorte. Beide Parteien trachteten die Griechen für ihre Zwecke zu gewinnen, und die Agenten des Papstes gingen so weit, die von den Baselern zur Abholung der griechischen Gesandten beorderten Schiffe mittelst Bestechung zurückzuhalten und eine falsche Bulle zu verbreiten, worin Udine und Florenz zur Zusammenkunft mit den Griechen bestimmt wurden. Solche Ränke mußten den völligen Bruch zwischen Rom und Basel zur Folge haben. Das Koncil beschied in der 26. Session (31. Juli 1437) Eugen IV., welcher des Ungehorsams gegen die Beschlüsse desselben und fortgesetzter Simonie beschuldigt wurde, zur Verantwortung vor, und in der 28. Session (12. Okt.) nahm der Prozeß gegen denselben seinen Anfang. Der Papst aber hatte unterdeß durch eine Bulle vom 18. September 1437 das Koncilium von Basel nach Ferrara verlegt, und wiewohl diese Verfügung von der baseler Versammlung für ungültig erklärt wurde, so ließ er doch seine Synode am 8. Januar 1438 zu Ferrara eröffnen. Die Folge dieses Schrittes war, daß das b. K. in der 31. Session (24. Januar) den Papst von seinem Amte suspendirte. Dies war zugleich die letzte Sitzung, in welcher noch einige reformatorische Beschlüsse gefaßt wurden, worunter besonders der bemerkenswerth ist, demzufolge die Gerichtsbarkeit des päpstlichen Stuhles nur auf einen Umkreis von 4 Tagereisen in der Runde und auf alle die Fälle beschränkt wurde, welche im kanonischen Rechte dem Papste ausdrücklich zur Entscheidung vorbehalten waren; sowie der, durch welchen den fortwährenden Appellationen nach Rom, in Fällen aller Art und mit Umgehung der Zwischeninstanzen, ein Ziel gesetzt wurde, und endlich der, nach welchem die Mißbräuche der Präventionen, Resignationen und Expektanzen auf geistliche Pfründen aufhören sollten und dem römischen Stuhle zur willkürlichen Besetzung nur 1 von 10 und 2 von 50 Pfründen an einer Kirche gelassen, die vakant werdenden Pfründen an Kathedral- und Kollegiatkirchen aber zu einem Drittheil den Graduirten an den Universitäten zugesprochen wurden. Von jetzt an wurde die Thätigkeit der Versammlung ausschließlich von den Streitigkeiten mit dem Papste in Anspruch genommen.

In dem Interesse der weltlichen Fürsten lag es jetzt, ihren Landeskirchen die baseler Reformationsbeschlüsse zu sichern, zugleich aber das drohende Schisma abzuwenden. Karl VII., König von Frankreich, war zwar mit den Beschlüssen des Koncils gegen den Papst nicht einverstanden, ließ aber dennoch durch die pragmatische Sanktion von Bourges den 27. Juli 1438 die reformatorischen Beschlüsse des Koncils von der französischen Kirche annehmen und die Synode von Ferrara verwerfen. In Deutschland war gerade der Kaiserthron erledigt, und die Kurfürsten bemühten sich, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, und erklärten, um desto eher Nachgiebigkeit zu bewirken, am Tage vor der Wahl Albrechts II., den 17. März 1438, die deutsche Kirche für neutral. Dennoch kamen derselben durch eine am 26. März 1439 von Kaiser und Reich zu Mainz vollzogene Acceptationsurkunde die von den Baselern erkämpften Vortheile mit wenigen Einschränkungen ebenfalls zu Gute. Aber dieser Beifall, welchen die reformatorischen Bestrebungen der Versammlung zu Basel auf der weltlichen Seite fanden, war ihr zu ihrem Bestehen unentbehrlich. Mehre hervorragende Stimmführer derselben, unter ihnen Julian, der Kardinal, und Nikolaus von Cusa, waren, durch die ausgesprochene Suspension des Papstes erschreckt, auf die Seite des letztern getreten, und der Kardinal Ludwig Alemann (Allemand), Erzbischof von Arles, der nun als erster Präsident des Koncils die Leitung der Geschäfte übernahm, hätte mit aller seiner Geisteskraft und Kühnheit die wankende Sache der reformatorischen Partei nicht aufrecht erhalten können, denn das Koncil konnte in der öffentlichen Meinung dem Vorwurf, als veranlasse es ein neues Schisma in der Kirche wegen des Streits mit dem Oberhaupte der Christenheit, ungeachtet öffentlich dargelegter Rechtfertigungsgründe, nicht ganz entgehen. Aber durch den Beistand von Seiten der weltlichen Macht in Frankreich und Deutschland gewannen die zu Basel versammelten Väter neuen Muth und neue Kraft. Sie lehnten jede Anmuthung zur Nachgiebigkeit ab, fuhren in ihrem Verfahren gegen Eugen IV. fort und sprachen in der 34. Session (den 25. Mai 1439) nach heftigen Debatten über Eugen IV. das Absetzungsurtheil aus. Nur 20 Bischöfe und Aebte, meist Franzosen und Deutsche, waren in dieser Sitzung zugegen, und der Präsident ließ auf die leeren Plätze der abwesenden Bischöfe Heiligenreliquien legen. Weder durch die zu Basel herrschende Pest, welche mehre Glieder des Koncils hinwegraffte und andere zur Abreise veranlaßte, noch durch die Protestation der deutschen Kurfürsten gegen die Absetzung des Papstes, welche in einer energischen Antwort zurückgewiesen ward, ließ sich der Rest der Versammlung einschüchtern. In der 35. Session (10. Juli) wurde die Fortdauer derselben beschlossen, in der 37. (24. Oktober) die Einleitung zu einer neuen Papstwahl getroffen und in der 38. (30. Oktober)

nach Verwerfung einer Bulle des noch mächtigen Eugen IV. das zu Basel eingerichtete Konklave geschlossen. Das letztere bildeten 33 Wähler, nämlich 12 Bischöfe, 7 Aebte, 5 Theologen und 9 Doktoren, sämmtlich Priester; mit einer Mehrheit von 26 Stimmen erhob diese Kommission am 17. November den Herzog Amadeus von Savoyen auf den päpstlichen Stuhl. An demselben Tage noch bestätigte das Koncil diese Wahl, exkommunicirte in der 40. Session (26. Februar 1440) Alle, welche den neuen Papst Felix V. nicht anerkennen würden, und verwarf in der 41. Session (23. Juli) die Bulle Eugens IV. gegen diesen.

Dieses rasche Verfahren aber, welches die letzte energische Handlung der baseler Versammlung war, schadete dem Ansehen derselben ungemein, in sofern es nach kaum beigelegten Schisma ein neues hervorrief. Felix V. wurde nur von Seiten weniger Städte (Basel, Straßburg, Kammin), Universitäten (Wien, Paris, Erfurt, Köln, Krakau) und Regierungen (Bayern, Savoyen, Aragonien, Schweiz und Ungarn) anerkannt. Während Eugens IV. Ansehen und Gewicht durch die von ihm zu Florenz bewirkte Union mit den Griechen wuchs, verlor das Koncil durch Abfall und Abreise vieler seiner Glieder immer mehr an Bedeutung und Nachdruck. Frankreich folgte dem Beispiele Deutschlands und erklärte sich auf der Reichsversammlung zu Bourges den 11. September 1440, jedoch unbeschadet der durch die pragmatische Sanktion in Frankreich gültigen Reformationsdekrete des Koncils, für neutral. Die geschwächte, schnell zur Ohnmacht herabgekommene Versammlung begnügte sich, in der 43. Session (1. Juli 1441) die Feier des Festes Mariä Heimsuchung zu bestimmen und in der 44. Session (9. August) für die Sicherheit ihrer Theilnehmer in Absicht auf Person, Würden und Einkünfte Sorge zu tragen. Das Jahr 1442 verfloß unter erfolglosen Verhandlungen über die Fortdauer des Koncils; dieses selbst hielt am 16. Mai 1443 seine 45. und letzte Session, worin Lyon zum Versammlungsort eines neuen, binnen 3 Jahren zu haltenden Koncils bestimmt, für jetzt aber die Versammlung wegen ihrer größeren Sicherheit, da selbst kaiserliche Mandate gegen sie ergingen, nach Lausanne verlegt wurde. Allein sie war in der That schon am Ende, und zwar an einem so schmählichen Ende, wie es der glänzende Anfang nicht hatte erwarten lassen. Nur wenige von den zu Basel versammelt gewesenen Vätern hielten unter des standhaften, für kirchliche Freiheit begeisterten Aiemann Vorsitz noch eine Zeitlang zu Lausanne aus. Die dadurch bewirkte Spaltung war indeß dem Nachfolger Eugens, Nikolaus V., nicht mehr gefährlich und endete 1449 mit der Annahme der päpstlichen Friedensbulle und der freiwilligen Auflösung der Versammlung. Schon 1447 hatte der Kaiser den Vätern das sichere Geleit aufgekündigt. Felix V. legte in einem ehrenvollen Vertrag mit Nikolaus V. seine zweifelhafte Würde nieder (1449) und wurde Kardinal. Den Vätern ließ der heilige Vater Verzeihung angedeihen. Das Koncil hatte ungeachtet seiner energischen Haltung doch nur halbe Maßregeln im Auge gehabt, und auch dies mag zur Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen neben den oben berührten Punkten mitgewirkt haben. Indem es nämlich den Anmaßungen des Papstes gegenübertrat und den absolutistischen Despotismus desselben zu schwächen suchte, hatte es nicht den Muth, das kanonische Recht und die auf dieses sich stützende Idee des Papstthums als obersten Episkopats selbst anzugreifen; es suchte bloß das niedergedrückte Ansehen der Bischöfe zu heben und blieb mithin auf halbem Wege stehen. Erst einer spätern Zeit war es vorbehalten, das Werk wieder aufzunehmen, welches die baseler Väter theils aus zu großer Aengstlichkeit und Gebundenheit an veraltete Institutionen, theils wegen äußerer ungünstiger Verhältnisse unvollendet gelassen hatten. Vergl. J. H. von Wessenberg, Die großen Kirchenversammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts, Konstanz 1840, 4 Bde.

Baseler Konfession, Bekenntnißschrift der reformirten Schweizer, welche 1536 auf einer Versammlung zu Basel zu Stande gebracht und von den reformirten Kantonen angenommen wurde. Sie war in deutscher Sprache abgefaßt. Nach ihr wurde aber 1566 eine andere Konfession ausgearbeitet, welche wegen ihres größeren Ansehens in den Sammlungen der symbolischen Bücher als Confessio Helvetica I an die Spitze gestellt worden ist. Die Konfession von 1536, wiewohl der Zeit nach die ältere, erscheint daher dem Range nach als Confessio Helvetica II.

Basel-Landschaft, Kanton, s. Basel.

Basente (Basento), Fluß in der süditalienischen Provinz Basilicata, entspringt auf dem Mont Areosa, südlich von Potenza, nimmt den Camastra vom Mont Volturno auf und mündet nach 21 Meilen in den Golf von Tarent.

Basentello, Stadt in der neapolitanischen Provinz Terra d'Otranto, bei Tarent, bekannt durch die Schlacht zwischen Kaiser Otto II. u. den Griechen u. Arabern (13. Juli 982).

Bastanen (Bassianen, von den Tscherkessen Tatar-Kusch'ha, d. i. tatarische Alpenbewohner, genannt), merkwürdiger Volksstamm im Lande der Tscherkessen, im höchsten Gebirge, am Ursprunge der Flüsse Kuban, Bakschan, Tschegem und Tscherek seßhaft. Nach Klaproth sind es die Zychen der Alten und bewohnten seit langer Zeit die Kumasteppe bis zum Don hin, mit der prächtigen Hauptstadt Kirk Madschar. Zu Anfange des 2. Jahrhunderts der Hedschra von ihren Nachbarn vertrieben, zogen sie zunächst in die große Kabarda u. ließen sich später, von den Tscherkessen verdrängt, in ihren jetzigen Wohnsitzen nieder, wo sie lange Zeit frei u. ungestört lebten, bis die georgische Königin Thamar mit den benachbarten Osseten auch die B. sich unterwarf u. das Christenthum bei ihnen einführte; noch jetzt sind Spuren von demselben bei ihnen wahrzunehmen, wie sich auch alte Kirchen im Gebirge erhalten haben. Nach der Eroberung von Georgien durch die Mongolen wurden die B. wieder frei, kamen aber später unter die Herrschaft der Kabardiner, denen sie fortan unterworfen blieben. Sie sprechen eine eigene Mundart und bestehen aus den drei Hauptstämmen der Balkaren (s. d.), auch Malkaren (Malkarzen) genannt, der Karatschai u. der Tscherigä. Die Karatschai (Karatschai), am nördlichen Fuß des Elbrus, an den Flüssen Khursuk, Kuban und Teberde wohnhaft, gehören zu den schönsten Bewohnern des Kaukasus, mit feiner Gesichts-

bildung, großen ſchwarzen Augen und weißer Haut, zugleich ausgezeichnet durch Bildung und mildere Sitten. Sie ſcheiden ſich in Fürſten (By), Edelleute (Usden) und Bauern (Tſchagor) und ſind insgeſammt Mohammedaner mit Mullahs und Metſcheden. Die Beſchäftigung der Männer beſteht in Viehzucht, Ackerbau und Jagd; die Weiber beſorgen das Hausweſen, fertigen die Kleider, ſticken in Gold und Silber ꝛc. Sie zählen einige hundert Familien. Zu ihnen gehören auch die Urusbi, die auf dem Bergrücken Tſchalpak, etwa 150 Familien ſtark, wohnen. Die Tſcherigä (Tſchegem) wohnen im höchſten Schneegebirge, an den Flüſſen Tſchegem und Schawdan, in 12 Dörfern, etwa 400 Familien ſtark, beſitzen viele Pferde, kleine Maulthiere und große Schafheerden, die ſie im Winter in die Kabarda auf die Weide treiben, wo ſie auch Salz, Hirſe ꝛc. gegen ſelbſtgefertigtes Tuch, Filzdecken, Marderbälge, Schwefel und Schießpulver eintauſchen. Die Vornehmen ſind von den Tſcherkeſſen zum Islam gezwungen, eſſen aber, im Gegenſatz von den Karatſchai, Schweinefleiſch und haben weder Mullahs, noch Metſcheden. Das gemeine Volk verehrt in ſeiner eigenen Weiſe einen Gott Tägri als den Geber alles Guten und den Propheten Elias als Schutzpatron. Sie haben auch heilige Quellen, in deren Nähe ſie keine Bäume fällen.

Baſianer (Badianer), ſ. v. a. Audianer.

Baſicität, ſ. v. a. Baſeität, ſ. Baſen.

Baſignana, Marktflecken in der ſardiniſchen Provinz Aleſſandria, unweit der Tanaremündung in den Po, mit 3500 Einwohnern, bekannt durch den Frieden 1361 zwiſchen Otto von Braunſchweig u. Galeazzo Visconti und die Schlacht 1745 zwiſchen den (ſiegenden) Spaniern und den Sardiniern.

Baſilan (Baſſeelan), eine der Sulu-inſeln im oſtindiſchen Archipel, durch die Straße von B. von der Philippineninſel Mindanao getrennt, 17 QMeilen groß mit 13,000 Einwohnern, im Innern gebirgig, an der Küſte niedrig, aber ohne guten Hafen. Die Inſel, früher im Beſitz des Sultans der Suluinſeln u. ein Hauptſitz der malayiſchen Seeräuber, gehört ſeit 1851 den Spaniern.

Baſileus (griech.), Herr, Herrſcher, Anführer, König, Kaiſer; in der Heroenzeit Griechenlands das Oberhaupt jedes kleinen Staates; dann auch ſ. v. a. Archon Baſileus, ſ. Archonten.

Baſilia (Baltia), im Alterthum die bernſteinreiche Küſte von Oſtpreußen; auch Name der Stadt Baſel (ſ. d.).

Baſilianer, ſ. v. a. Semiarianer, ſ. Arianiſcher Streit.

Baſilianer und Baſilianerinnen, Mönche und Nonnen nach der Regel Baſilius des Großen. Dieſe Regel (Regulae fusius disputatae LV und Regulae breviores CCCXIII, griechiſch abgefaßt um 362 n. Chr.) war der erſte erfolgreiche Verſuch, das Mönchsleben nach geſetzlichen Beſtimmungen zu ordnen und förmlich zu organiſiren. Nach ihr muß jeder Kloſterverein wenigſtens 10 Mitglieder zählen, die Alles mit einander gemein haben, deren Kardinaltugenden unbedingter Gehorſam gegen den Vorſteher und Enthaltſamkeit (Faſten, Jungfräulichkeit, Beſitzloſigkeit ꝛc.) ſind, jedoch ohne Schädigung u. Peinigung des Körpers. Die Kleidung Aller ſoll übereinſtimmen und nur zur Bedeckung, nicht zum Putze dienen; ein nothwendiges Erforderniß derſelben iſt der Prophetengürtel. Zu den vorgeſchriebenen Hauptbeſchäftigungen gehören: Handarbeit für den Lebensbedarf (Ackerbau, Weberei, Zimmer-, Schmiede- und Schuhmacherhandwerk), von dem Vorſteher Jedem angewieſen; ferner Erziehung der dem Kloſter anvertrauten Kinder und fleißiges Beten mit Pſalmengeſang zu beſtimmten Stunden des Tages und der Nacht. Zur leichtern Ueberwindung der Sünde ſind gegenſeitige Zurechtweiſung und rückhaltloſe Beichte vor dem Vorſteher unumgänglich nothwendig. Der Sünder wird zuerſt von dem Obern unter vier Augen, dann vor allen Brüdern der Gemeinſchaft ermahnt und gewarnt, auch zur Uebung der ſeinem Fehler entgegengeſetzten Tugend genöthigt, zuletzt aber, wenn alle Beſſerungsmittel nicht anſchlagen, ausgeſtoßen. Die Aufnahme in den Verein mit Angelobung ſteten Gehorſams gegen die Geſetze ſoll vor Zeugen geſchehen; vorher aber geht ſtrenge Prüfung und Uebung im Gehorchen und Entſagen, da die Aufzunehmenden ſich für die ganze Lebenszeit verpflichten müſſen. Nach der urſprünglichen und eigentlichen Regel entſtanden noch vor Baſilius' Tode (379) zuerſt in Pontus, dann im ganzen Orient viele Klöſter. Seit dem 5. Jahrhundert gab es eine Menge derſelben auch im Abendlande, beſonders in Italien, Sicilien und Spanien, wo ſie nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Kultur des Bodens und der Wiſſenſchaften blieben. Die meiſten wurden jedoch in der Folge von dem mächtig aufſtrebenden Benediktinerorden verſchlungen, und verhältnißmäßig nur wenige, welche nach Losreißung der griechiſchen Kirche von der abendländiſchen nicht zu feſt an den Grundſätzen und dem Ritus ihres Glaubens hielten, konnten als beſonderer Orden ihre Selbſtſtändigkeit erhalten. Sie zerfielen unter einem Generalabt in die Provinzen Rom, Kalabrien, Sicilien mit dem Hauptkloſter zu Meſſina, Spanien, Deutſchland und Polen. Ein Theil der ſpaniſchen Provinz nahm unter Matteo de la Fuente 1557 zu Tardon ſtrengere Satzungen an, daher die Namen reformirte B. und Tardoniten, auch reformirte Gregor XIII. den Orden 1579. Jetzt gibt es baſilianiſche Klöſter des Abendlandes nur noch in Polen, Unteritalien und Sicilien. Dagegen herrſcht des Baſilius' Regel, bald ſtrenger, bald milder, in der ganzen griechiſchen Kirche, ſelbſt da, wo man ſich nach dem heiligen Antonius nennt. Unter den Zuſätzen, welche ſie im Laufe der Zeit erhielt, ſind beſonders die 3 feierlichen Gelübde zu bemerken. Die Kleidung der Ordensglieder iſt ſchwarz, der des Benediktinerordens ähnlich.

Baſilicata, neapolitaniſche Provinz in Italien, weſtlich von den Provinzen Principato ulteriore u. citerior und vom Golf von Policaſtro, ſüdlich von Calabria citeriore, öſtlich vom Golf von Tarent und der Provinz Terra d'Otranto, nördlich von Terra di Bari und vom Kapitanat begrenzt, umfaßt 195,9 QMeilen in 4 Diſtrikten (Potenza, Matera, Meſſi Lagonegro) und zählte 1859 in 120 Kommunen 520,789 Einwohner. Die Landſchaft liegt auf der Oſtſeite der Apenninen, deren Hauptzug ſich hier in die große weſtliche Halbinſel hinabwendet, während ein Arm von Venoſa abzweigt und ſüdöſtlich gegen Terra di Bari ſich erſtreckt. Von beiden Höhenzügen ſondern ſich in verſchiedener Richtung Zweige ab und erfüllen das Innere der Provinz, die daher durchaus gebirgig iſt und nur am Meerbuſen von

Tarent, gegen welchen die Berge sich abdachen, einen schmalen Küstenstreif hat. Die bedeutendsten Höhen sind der Arioso, der Pierfaone, der Voltorino und der Pollino, der südlichste Gipfel (7126 pariser Fuß hoch). Die Gebirge sind mit Wäldern von Eichen, Buchen, Ulmen, Ahorn ꝛc. bedeckt und vielfach von Thälern durchschnitten, die jedoch fast nirgends eine größere Ebene bilden. Die bedeutendsten streichen von Norden nach Süden. Die Quellen, welche in den Gebirgen entspringen, liefern ein reines und kaltes Wasser und ergießen ihren Inhalt in die Flüsse Bradano, Basente, Salandra, Agri und Sinno, die in theils parallelen, theils fächerförmigen Längsthälern dem Meerbusen von Tarent zuströmen. Sie liefern Aale, Barben, Krebse, Forellen ꝛc. Auch an Mineralwässern ist kein Mangel, aber die Analyse mangelt gänzlich. An Gebirgsseen mit Ausnahme des Lago di Pesole ist vollständiger Mangel; dieser hat 895 Schritte Umfang u. ist von elliptischer Form. Das Klima ist gemäßigt und gesund, ausgenommen wenige Gegenden, wo Sümpfe und schleichende Flüsse Fieber erzeugen, z. B. am See von Pesole; die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 10°—12° R. Die Ost- und Nordwinde (grecali und borealt genannt) sind die kältesten; sie bedecken durchschnittlich neunmal im Winter alle Berge und viermal alle Ebenen mit Schnee. Regentage zählt man jährlich 95, dreimal mehr, als in Neapel. Auch Ueberschwemmungen, schwere Gewitter, wie Stürme und Erdbeben sind nicht selten. Der Boden ist zäher Thon, aber in der Kultur sehr vernachlässigt. Der Ackerbau ruht in der B. noch ganz in der Kindheit. Weite Ebenen für Getreide sind ohnehin nicht vorhanden. Man baut eine Art Weizen, Mais, Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf, Tabak ꝛc. nach überlieferter Art der Urältern. Bedeutender ist die Baumwollenkultur, namentlich in den Maremmen und im fetten lockern Boden am Golf. Der Weinbau wird in der nachlässigen Weise der Italiener betrieben, liefert aber einige ausgezeichnete Sorten, z. B. die von Maratea, Turfi, Melfi, Pisticci, Montalbano ꝛc. Oelbau ist unbedeutend; dagegen hat sich der Kartoffel- und Gemüsebau in der B. in den letzten Jahren durch die Bemühungen der ökonomischen Gesellschaften nicht unbeträchtlich vermehrt. Man findet daselbst auch vortreffliches Obst, und berühmt sind die Pfirsiche von Montalbano, die Feigen von Turfi, die Orangen und Limonen von Rocca-Imperiale. Beträchtlicher als der Ackerbau ist die Viehzucht in der B., wozu die grasreichen Abhänge der Berge das trefflichste Futter liefern, namentlich die Zucht von Maulesel, von Rindvieh, Schweinen und grobwolligen Schafen; auch zahlreiche Hühner und Bienen und hie und da Seidenwürmer werden gezüchtet. Die Käsesorten, die man bereitet, sind ausgezeichnet. Die Jagd ist überaus reich, und man zählt an vierfüßigen und gefiederten Thieren mehr als 40 Arten auf. Die Bereitung guter Salami nährt hier wie in den Abruzzen viele Menschen. Auch die Fischerei ist nicht unbedeutend. Einen Uebelstand bilden die vielen giftigen Schlangen. Aus der Erde werden gewonnen etwas Eisen, Gyps, Kalk, Thon, Bruchsteine. Der Handel ist, wie die Industrie, gering, nur Baumwolle, etwas Seide, Oel, Tabak und Schweine kommen zur Ausfuhr. Die Bewohner der Provinz sind groß, thätig, mäßig und talentvoll, aber unwissend, zornig und nicht sehr gesellig. Ihre Lebensweise ist beim Mangel jeglicher Industrie höchst einfach. Dürftig bekleidet gehen sie einher und bekümmern sich wenig um Verbesserung ihrer Verhältnisse, dagegen erben Familienfeindschaften von Geschlecht zu Geschlecht. Hauptstadt der Provinz, die im Alterthum einen Theil Lukaniens ausmachte, u. Mutter mancher großen Talente des Kriegs, der Künste und Wissenschaften war, ist Potenza.

Basilicum, Pflanzenart, s. Ocimum.

Basilides, berühmter Gnostiker zu Alexandria, nach Epiphanius aus Syrien gebürtig, angeblich Schüler des Menander, Zeitgenosse des Kaisers Hadrian, Stifter oder erster Hauptvertreter der ägyptischen (alexandrinischen) Gnosis und daher der Häresiarch genannt. Sein System ist emanatistisch mit gemilderter dualistischer Grundvorstellung. Aus dem unaussprechlich Ewigen emanirten zuerst (nach der Zahl der Planeten oder Wochentage) 7 göttliche Kräfte, 4 intellektuelle: der Geist (Nus), der ihn offenbarende Logos, die Denkkraft und Weisheit, dann die Macht, die sittliche Vollkommenheit und der innere Friede; sie bilden das Mittelglied zwischen dem unergründlichen Wesen Gottes und der aus ihm entwickelten Schöpfung und machen die selige Achtzahl (Ogdoas) oder das erste Geisterreich aus. Von diesem sind in allmählig abnehmender Klarheit und Reinheit 364 andere Himmelskreise oder Geisterreiche, jedes zu 7 Aeonen, hervorgegangen. Den Inbegriff derselben, d. i. die gesammte Offenbarung des unnennbaren Gottes, bezeichnet das aus Jesaias (20, 10) entlehnte Wort Kaulakau, dem valentinianischen Pleroma entsprechend, während in dem mystischen Namen Abraxas (s. d.) nur die 365 Geisterfürsten oder Häupter der einzelnen Reiche verehrt und magisch beherrscht werden. Die 7 Aeonen des untersten Himmelskreises, an ihrer Spitze als Archon der Judengott, sind die Weltschöpfer; die ursprüngliche Mischung des Göttlichen und Ungöttlichen theilte sich auch dieser Schöpfung mit; eine Wirkung davon in der menschlichen Seele ist die sinnliche Störung und Verfälschung, sind die Affekte. Die Vorsehung aber, den geschaffenen Wesen einwohnend, hält die Welt zusammen, und der Geist läutert sie. Letzterer vereinigte sich zu diesem Behuf mit Jesu, dem vollkommensten Menschen bei der Taufe. Nur Jesus litt und starb; der Nus war bei der Kreuzigung bereits ins Pleroma zurückgekehrt. Der Archon, stets von der Vorsehung unbewußt geleitet, unterwarf, als er im Leben des Erlösers ihren Willen erkannte, sich demselben in Gottesfurcht. Das Eingehen in das vom Erlöser gegründete Reich durch Hingeben der Gedanken an dasselbe wird als Glaube bezeichnet. Die Vergeltung dachte sich B., mit Annahme der Seelenwanderung, durch den Weltlauf, so daß die menschlichen Leiden Folgen und Abbüßungen der Schuld einer früheren Lebensperiode sind. Seine Lehre leitete er von geheimer Tradition des Apostels Matthias ab; niedergelegt war dieselbe in seinem evangelischen Kommentar von 24 Büchern (Evangelium Basilidis), wovon Fragmente bei Epiphanius (Haer. XXIV) u. Clemens Alexandrinus (Strom. IV.). Nach Origenes hat B. auch Lieder gedichtet. Seine zahlreichen Anhänger, die Basilidianer, bildeten bis tief ins 4. Jahrhundert hinein eine Art Geheimorden mit verschiedenen Graden, besonders

Losungsworten, Figuren und Symbolen; sie betrachteten, im Widerspruche mit dem Meister, den Judengott als Gegner des Lichtreichs und des Erlösungswerks, nahmen die Geschichte Jesu für bloßen Schein und hielten in ihrer Erhebung über alle positiven Religionsformen die Verleugnung eines nur scheinbar Gekreuzigten, die Anbetung der Heidengötter, ja alles äußere Gesetz überhaupt für gleichgültig. Ihr hierauf basirtes Leben erregte vielfachen Anstoß.

Basilika (griech., lat. vollständig basilica domus oder portica, d. i. königliche Halle, Königshaus), ursprünglicher Name großer, zu Gerichtssitzungen u. Handelsgeschäften bestimmter Prachtgebäude. In Athen hieß so besonders der Amtssitz des Archon Basileus, in Elis die dreischiffige Stoa am Marktplatze, in der die Hellanodiken den größten Theil des Tages sich aufhielten. Zu Rom gab es um 210 v. Chr. noch keine Basiliken. Die erste wurde von Cato Censorinus am Forum zur Seite der Curia 183 v. Chr. errichtet und Basilica Porcia genannt. Südlich hinter dem Forum, in der achten Region, lag die Basilica Sempronia, von Tiberius Sempronius Gracchus erbaut; an der Ostseite des Forums die Basilica Opimii, ein Werk des Konsuls O. Opimius von 151 v. Chr. Besonders prachtvoll war die Basilica Aemilia, von Aemilius Paullus auf der Nordseite des Forums neben den Stationes Municipiorum (Gesandtenquartier der Municipien) aufgeführt. Dieser gegenüber stand die Basilica Julia an der Südwestecke des Palatin, von Julius Cäsar angefangen, von Augustus vollendet und zu den Sitzungen des Centumviralgerichts bestimmt. Wie die Menge der Einwohner und ihrer Rechtshändel wuchs, stieg auch die Zahl der Märkte und der dazu gehörigen Basiliken. Letztere, als die größten Gebäude auf den neuen Plätzen, erhielten häufig selbst den Namen Forum, z. B. die des Cäsar, Augustus, Nerva und Trajanus. Auch in den Provinzen hatte jede Stadt auf ihrem Forum eine oder mehre Basiliken. In Pompeji stehen 3 von mäßiger Größe neben einander auf einer der schmäleren Seiten des Forums. Vitruv beschreibt die von ihm selbst in Fano erbaute B. Für die Anlage solcher Gebäude gibt er folgendes Verhältniß an: Die Breite soll nicht unter einem Drittel und nicht über die Hälfte der Länge betragen, wenn anders die Beschaffenheit des Ortes es zuläßt. Ist aber der Ort von bedeutend größerer Länge, so sind an den Enden Chalcidiken, d. h. Vorsäle, anzubringen. Nach der verschiedenen Größe hatten die Basiliken 1, 3, oder 5 Schiffe, nebst Gallerien über den Seitenschiffen, welche durch 2 über einander angebrachte Säulenstellungen gebildet wurden. Im hintern Theile des Gebäudes war eine etwas erhöhte, halbcirkelförmige Tribüne, wo das Gericht gehalten wurde, während die geräumigen Schiffe des Vordertheils dem Verkehr der Handelsleute überlassen waren. In letzterer Beziehung können daher die Basiliken mit unsern Börsen und Bazars verglichen werden. Nach dem Vorbilde der Basiliken sollen die ersten christlichen Kirchen erbaut worden sein; doch zeigt sich schon gegen das Ende des 4. Jahrhunderts an den christlichen Basiliken eine eigenthümliche und bedeutsame Umbildung der ursprünglichen Anlage, die als ein Ergebniß der christlichen Kunstbestrebungen zu betrachten ist. Der Grundplan der alten B. ist zwar beibehalten: ein oblonger Raum, der Länge nach durch 2 Säulenstellungen in 3 Schiffe getheilt, von denen das mittlere, das Hauptschiff, die größere Breite hat und durch die Nische des Altars (jetzt Tribuna, Apsis, Absida genannt) abgeschlossen wird; aber das Mittelschiff ist zugleich nicht nur breiter, sondern auch zu einer bedeutenden Höhe über die Seitenschiffe emporgeführt. Noch eigenthümlicher gestaltet sich die Anlage der christlichen B., wenn vor der Altartribüne, in der Breite des Gebäudes, oder über dessen Seitenwände hinausreichend, ein Querschiff von der Höhe und Breite des mittleren Langschiffes angebracht ist. Man wollte auf diese Weise wahrscheinlich dem Altarraume (dem Sanktuarium) eine größere Erhabenheit, Ausdehnung und Sonderung von den Räumen des Volkes geben, weniger wohl die Haupttheile der Kirche dadurch im Grundriß in der Gestalt eines Kreuzes zeichnen. In ästhetischer Hinsicht ist die Einführung des Querschiffes aber in sofern sehr wirksam, als dadurch der Raum des Gebäudes, ehe er in der Altarnische sich abschließt, noch einmal in großartiger Ausbreitung erscheint und somit die erhabene Bedeutung des Sanktuariums entschieden hervorhebt. Auch wird diese eigenthümliche Bedeutung bestimmter dadurch bezeichnet, daß, wo das mittlere Langschiff sich in das Querschiff mündet, eine große Bogenwölbung von der einen Wand zur andern geführt ist, welche auf vortretenden kolossalen Säulen ruht und an den Pfeilern, mit denen die Säulenreihen der Schiffe hier abschließen, sowie an den Seitenwänden des Querschiffes ihr Widerlager findet. Dieser Bogen heißt, indem man einen heidnischen Namen auf die christlichen Begriffe vom Sieg Christi über den Tod, den das Sakrament des Altars feiert, übertrug, der Triumphbogen. Mehrfach haben die großen Basiliken, welche mit einem Querschiff versehen sind, statt jener 3 Langschiffe deren 5, so daß sich dem höheren Mittelschiff auf jeder Seite 2 niedrigere Seitenschiffe anreihen. Das Aeußere dieser Basiliken war sehr einfach, und wohl nur die in großen Dimensionen ausgeführten Fenster gaben demselben einige Abwechselung. Wirkungsreich ausgebildet erscheint die Anlage der Fenster, wenn sie von einer vorspringenden Bogenarchitektur umfaßt werden, wo dann die ganze Wand sich gewissermaßen in einer Stellung von Arkaden auf Pfeilern, in welche die Fenster eingesetzt zu sein scheinen, auflöst. Auch die Façade hat ähnliche Fensteröffnungen. Zuweilen (meist indeß wohl nur in späterer Zeit) ward der obere Theil der Façade mit Mosivgemälden geschmückt, während der untere Theil derselben, welchen die Thüren einnahmen, mit einem Portikus versehen war. In der Regel war vor den Kirchen, wenigstens vor den größern, ein Vorhof (Atrium oder Paradisus), mit einem Brunnen in der Mitte, der zum Reinigen der Hände, als Sinnbild der Reinigung der Seele, ehe man die Kirche betrat, bestimmt war. Unter dem Hauptaltar, welcher vor der Tribüne stand, befand sich in der Regel eine kleine unterirdische Kapelle, in welcher die Gebeine der Heiligen ruhten, von dem die Kirche den Namen führte. Die Form dieser Kapelle war verschieden, bald ein einfaches Gruftgewölbe, bald ein architektonisch ausgebildeter Raum; sie hieß bald Krypta (von ihrer räumlichen Anlage), bald Confessio, Testimonium (von dem Zeugniß,

welches der Heilige durch seinen Märtyrertod abgelegt), bald Memoria (weil sie dem Gedächtniß des Heiligen gewidmet war). Andere Einrichtungen brachte das mehr und mehr ausgebildete Ceremoniel des Gottesdienstes hervor. Kirchen dieser oder ähnlicher Art waren und sind zu Rom: Johann im Lateran und Paul außer den Mauern (jetzt abgebrannt), S. Maria Maggiore, S. Clemente, S. Pietro in Vincoli, S. Sabina auf dem Aventin, S. Maria und S. Crisogono jenseit des Tiber; zu Ravenna: S. Apollinare, von Justinian I. erbaut und sehr gut erhalten. In neuester Zeit hat König Ludwig von Bayern durch Ziebland eine B. (des heiligen Bonifacius) im alten Styl zu München aufführen lassen. Auch die Jakobskirche in Berlin ist in diesem Styl erbaut. Vgl. Bunsen, Die christlichen Basiliken Roms, München 1843; Zestermann, Die antiken und christlichen Basiliken, lat., Brüssel 1847, deutsch, Leipzig 1847; Ulrichs, Die Apsis der alten Basiliken, Greifswald 1847.

Basiliken, das von Kaiser Basilius I. (s. d.) angefangene, durch seinen Sohn Leo Philosophus vollendete, 887 in 60 Büchern oder 6 Theilen zuerst herausgegebene, für das griechische Kaiserthum bestimmte Gesetzbuch, eine an manchen Stellen abgekürzte, hier und da anders geordnete griechische Uebersetzung des justinianeischen Gesetzbuchs unter Einschaltung späterer Konstitutionen. Leo's Sohn, Constantinus Porphyrogenitus, veranstaltete eine nach 945 publicirte verbesserte Ausgabe desselben. Die B. sind mit Scholien aus dem 12. Jahrhundert begleitet; noch unedirte Kommentarien dazu schrieben Theod. Hermopolita und Tipucitus. Ausgaben der B. hat man von Hervetus (Paris 1557), von Fabrot, mit lateinischer Uebersetzung und Scholien (das. 1647, 7 Bde.), nebst Nachtrag von Reiz (Leyden 1765); die neueste ist von K. G. E. und K. W. E. Heimbach (Leipzig 1833). Vergl. Suarez, Notitia Basilicorum, herausgegeben von Pohl, Leipzig 1804; Haubold, Manuale Basilicorum, das. 1819, und G. E. Heimbach, De Basilicorum origine, fontibus et scholiis, das. 1825. S. Corpus Juris.

Basilikon Synopsis (Basilicorum synopsis, kleine Basiliken), Repertorium der Basiliken (s. d.), ursprünglich in alphabetischer Ordnung, von einem unbekannten Verfasser, nach Einigen vom Kaiser Romanus Lacarenus, herausgegeben von Leunclau, nach der Ordnung der Bücher (Basel 1575, mit Zusätzen von Labbe, das. 1687); auch ein kurzer Entwurf des römischen Rechts aus dem 11. Jahrhundert, herausgegeben von Leunclau im „Jus graeco-romanum", u. ein versifizirtes Rechtssystem von Michael Psellus im 11. Jahrhundert, herausgegeben von Meermann im „Thesaurus jurid."

Basiliscus, Bruder der Kaiserin Verina, der Gemahlin des oströmischen Kaisers Leo I., wurde auf deren Empfehlung an die Spitze der Expedition gestellt, welche Leo in Verbindung mit dem weströmischen Kaiser Anthemius gegen die Vandalen in Afrika veranstaltete (467), war auch anfangs glücklich, willigte aber unüberlegter Weise in einen fünftägigen Waffenstillstand, welchen der schlaue und gewandte Genserich, der König der Vandalen, benutzte, um durch einen Ueberfall dem stolzen Herrn eine schreckensvolle Niederlage beizubringen. Verina erwirkte durch Thränen und Bitten bei dem entrüsteten Kaiser B. Begnadigung, und dieser wurde in Folge der Empörung, welche die Kaiserin Verina nach Leo's Tode gegen Zeno den Isaurier veranlaßte, vom knechtischen Senat zum Kaiser ausgerufen. Seine kurze Herrschaft endete damit, daß der Usurpator, vom Volke und Heere verlassen, vom unmenschlichen Sieger mit seiner ganzen Familie zu langsamem Verschmachten durch Kälte und Hunger auf einem Schlosse Kappadociens verurtheilt wurde (477).

Basilisk (Basiliscus *Laur.*, Kroneidechse), Reptiliengattung aus der Ordnung der Saurier u. der Familie der Schuppeneidechsen, deren einzige Art, Basiliscus mitratus *Daud.*, Lacerta Basiliscus *L.*, Basiliscus americanus *Laur.*, gehelmter B., gemeine Kroneidechse, sich besonders durch den sägeförmigen Hautkamm auf Rücken und Schwanz, der von den verlängerten Dornfortsätzen der Wirbel getragen wird, durch die kapuzenförmige häutige, durch einen Knorpel gestützte Hervorragung am Hinterkopfe, durch den kragenähnlichen Kehlsack, die franzenartigen Säume an den langen Zehen u. den sehr langen Schwanz auszeichnet. Der B. ist ein harmloses Thier von etwa 3 Fuß Länge, welches im heißen Südamerika, besonders in Guyana, lebt, aber so selten ist, daß man von seiner Lebensart noch sehr wenig weiß. Es soll meist auf Bäumen sich aufhalten, auf denselben, wie der Leguan, geschickt von Zweig zu Zweig springen und auch ins Wasser gehen. Unter dem Namen Basiliscus Regulus (kleiner König) führen ältere Naturforscher ein fabelhaftes Thier auf, welches als eine fußlange, gelbe Schlange mit einem weißen Fleck und 3 Hervorragungen auf dem spitzen Kopf beschrieben wird, in Afrika einheimisch und von allen Schlangen die giftigste sein soll. Andere Beschreibungen klingen noch weit abenteuerlicher; nach ihnen ist der B. ein aus einem dotterlosen Hahnenei (Basiliskenei) durch eine Kröte auf dem Miste ausgebrütetes Thier mit einem Hahnenkörper und einem am Ende dreispitzigen Schlangenschwanz, das sich in Kellern aufhalten, funkelnde Augen und eine Krone auf dem Kopfe haben, schon durch seinen Blick (daher Basiliskenblick) tödten, nur durch Vorhaltung eines Spiegels, in dem es sich selbst erblicke, getödtet werden und gewöhnlich als Wächter über Schätze, an die sich Schauergeschichten knüpfen, gesetzt sein soll. Man stutzte junge Rochen durch Verzerrung des Körpers nach der eingebildeten Gestalt zu, setzte ihnen Glasaugen in die Nasenlöcher und ließ sie vor dem staunenden Volke für Geld sehen. Dergleichen künstliche B.en werden noch hier und da in alten Naturaliensammlungen gefunden. Die Fabeln von dem B. haben offenbar ihren Ursprung in der falschen Erklärung mehrer Stellen des Alten Testaments (Jerem. 18, 17; Jes. 59, 5; Ps. 9, 13), in welchen von einer Schlange die Rede ist, die im Hebräischen Tsepha heißt und, in das Griechische Basiliscus übersetzt, zu einem solchen naturhistorischen Ungeheuer geworden ist.

Basilissa, Heilige, angeblich eine Schülerin der Apostel Petrus und Paulus zu Rom, um 66 mit Anastasia hingerichtet, weil Beide die Leichname jener Apostel beerdigt haben sollten; Tag: der 15. April.

Basilius, 1) B. der Große und Heilige, geboren 329 n. Chr. zu Cäsarea in Kappadocien als

Sohn ebenso reicher als frommer christlicher Aeltern, verlebte die ersten Jahre der Kindheit bei Neucäsarea in Pontus unter der Obhut seiner mit dem Heiligenglanze umgebenen Großmutter Macrina; später vom Vater in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichtet, studirte er nach dessen Tode besonders Rhetorik, Grammatik und Philosophie zu Cäsarea, Konstantinopel und Athen, wo er während seines vier- bis fünfjährigen Aufenthalts einen innigen Freundschaftsbund mit Gregor von Nazianz schloß. Nachdem er Ende 359 nach Kleinasien zurückgekehrt war, trat er anfangs als Rhetor in seiner Vaterstadt auf, bald aber bestimmten ihn die Bitten seiner Mutter Emmelia und seiner Schwester Macrina, welche sich nach Pontus in die Einsamkeit zurückgezogen hatten, zu gleicher Lebensweise. Nach einer der genauern Kenntniß des Mönchslebens gewidmeten Reise durch Syrien, Palästina u. Aegypten (360—61) begab er sich, obgleich durch den Bischof von Cäsarea zum Lector ernannt, mit mehren Gleichgesinnten in eine Gegend am Flusse Iris in Pontus, wo das Kloster seiner Mutter u. Schwester war. Der Ascese und den Wissenschaften sich widmend, blieb er hier in Gemeinschaft mit Gregor von Nazianz bis 364, wo ihn der neue Bischof Eusebius von Cäsarea zum Presbyter ernannte. Ein Zwist mit dem Bischof, der mit Absetzung drohte, führte ihn noch in demselben Jahre in die Einöde zurück, jedoch nur auf kurze Zeit, da Eusebius seiner in dem Kampfe mit den mit neuer Macht sich erhebenden Arianern dringend bedurfte. B. war von jetzt an die Seele der bischöflichen Thätigkeit. Seine Freimüthigkeit gegen die kaiserlichen Statthalter u. alle Vornehmen der Stadt, der Beistand, den er Dürftigen geistig wie leiblich leistete, sein eifriges u. eindringliches Predigen, die Klugheit u. Kraft, womit er den Arianern entgegentrat — dies Alles blieb nicht ohne die wohlthätigsten Folgen für die Gemeinde und erhielt namentlich den schwer bedrohten Kirchenfrieden. Als 370 der Bischof Eusebius starb, ward B. unter lebhaftem Widerspruch zu seinem Nachfolger erwählt. Nachdem er sich mit Ernst und Liebe Anerkennung bei der Opposition verschafft, die ihm selbst die kirchliche Gemeinschaft aufgekündigt hatte, ging er an die Wiederherstellung der in den arianischen Streitigkeiten verfallenen Kirchenordnung und Kirchenzucht. Mit unerbittlicher Strenge unterdrückte er die Unsitte der Priesterordination für Geld durch die Chorepiskopen, die eigenmächtige Wahl unwürdiger Subjekte zu Kirchendienern durch die Presbyter und Diakonen, die trotz des kirchlichen Verbots immer häufiger werdende Führung priesterlicher Haushaltungen durch Frauen. Bei dieser Thätigkeit innerhalb der eigenen Diöces lag ihm noch das Wohl der ganzen morgenländischen Kirche am Herzen; ihr Einheit und Frieden zu geben, war fortan der große Gedanke seines Lebens. Der Hauptanstoß, welcher beseitigt werden mußte, war die Spaltung der antiochenischen Kirche, wo 3 Bischöfe, ein arianischer, ein starr orthodoxer, Paulinus, und der gemäßigte, von B. begünstigte Meletius, einander gegenüberstanden. In beiden Angelegenheiten schickte B. zu verschiedenen Zeiten Briefe und Gesandte an den im Morgen- wie im Abendlande gleich hoch geachteten Athanasius und an den römischen Bischof, ohne jedoch sein Streben mit Erfolg gekrönt zu sehen. Größere Gefahr drohte bald darauf vom Arianismus. In Bithynien und Galatien war derselbe bereits eingeführt; jetzt sollte die Reihe auch an Kappadocien kommen. Valens selbst wollte hier den Bekehrer spielen; der Präfekt Modestus ward vorausgesandt, um die Einleitung zu machen. B. ward von diesem vorgeladen u. bei fernerem Halten am nicänischen Glaubensbekenntnisse mit Güterein zie hung, Verbannung, Marter u. Tod bedroht. Da dies nichts fruchtete, sollte er heimlich weggeführt werden, und schon stand der Wagen dazu in Bereitschaft, als Valens durch die plötzliche Erkrankung seines sechsjährigen Sohnes andern Sinnes wurde und bald darauf Cäsarea unverrichteter Sache verließ. Da die Hauptverkämpfer für den katholischen Glauben einer nach dem andern vom Schauplatz abtraten, so war B. die Hauptstütze der orientalischen rechtgläubigen Kirche, daher aber auch das Hauptziel aller gegnerischen Angriffe, Verdächtigungen und Verleumdungen. Erst mit dem Tode des Kaisers Valens (378) hatte die Verfolgung ein Ende. Aber er sollte sich des Friedens nicht lange freuen. Die Mühen des Lebens, verbunden mit der strengsten Ascese, hatten seinen ohnehin schwächlichen Körper aufgerieben, und er † schon den 1. Januar 379. Die griechische Kirche feiert ihm zu Ehren seinen Todestag, die römische den 14. Juni. Die Hauptquellen der Dogmatik des B. sind seine 3 Bücher wider Eunomius, seine Schrift über den heiligen Geist und die 2 Bücher über die Taufe. Die Trinitätslehre war ihm recht eigentlich das Charakteristische der christlichen Religion. Eine Dreiheit ohne Einheit schien ihm Zurücksinken ins Heidenthum, eine Einheit ohne Dreiheit Zurücksinken ins Judenthum. Noch folgenreicher, als in dogmatischer Beziehung, war aber B.' Thätigkeit in Rücksicht auf Ascese und Mönchsthum. Als Höhepunkt der Ascese gilt ihm das Mönchsleben, oder vielmehr das Mönchsleben ist die Ascese selbst, nur organisirt und fixirt. Das anachoretische Leben mißbilligte er, weil es seiner praktischen Natur, seinem Eifer, thätig zu sein für das Heil der Menschen, widersprach. Dagegen vereinigte die cönobitische Lebensweise nach seiner Ansicht alle Vortheile des Welt- und Anachoretenlebens, ohne die Gefahren und Nachtheile beider. Durch ihn wurde das Mönchsleben die herrschende Form der Ascese, und mit Recht heißt er der Vater und Meister nicht bloß der Basilianer (s. d.), sondern aller Mönchsorden des Orients und Occidents. B.' Schriften sind hinsichtlich des Styls und der Klassicität wahre Musterwerke der christlichen Literatur. Als ächt nennen wir außer den oben angeführten: 336 Briefe, einen überaus schätzbaren Beitrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte jener Zeit, sowie zur Charakteristik ihres Verfassers; 37 Homilien über die Psalmen und verschiedene Gegenstände der Sittenlehre; Hexaemeron, 9 Homilien über die Schöpfungstage; die berühmte Rede „Wie man die heidnischen Schriftsteller mit Nutzen lesen könne" (übersetzt von Nüßlin, Mannh. 1838). Von B.' „Asketikon" und „Ethika" (Sittenvorschriften, Mönchsregeln ꝛc.), sowie in seiner Liturgie scheint Vieles unächt zu sein. Gesammtausgaben von des B. Werken erschienen Basel 1551; griechisch und lateinisch von Fronto Ducäus, Paris 1618, 2 Bde., das. 1638, 3 Bde.; von J. Garnier, das. 1721 ff., 3 Bde. Vgl. Klose, B. der Große nach seinem Leben und seiner Lehre, Stralsund 1835.

2) B. I, der Macedonier, vorgeblich ein Sprößling der Arsaciden, byzantinischer Kaiser von 867—886. Gebürtig aus Adrianopel, wo sein Vater eine kleine Meierei besaß, war er in seiner Jugend in die Sklaverei der Bulgaren gerathen und hatte in schwerer Zucht sich jenen abgehärteten Körper u. geschmeidigen Geist angeeignet, welche seine spätere Erhebung beförderten. Im Jünglingsalter nahm er an der Selbstbefreiung der römischen Gefangenen Theil, die ihre Ketten zerbrachen, durch Bulgarien nach dem Gestade des schwarzen Meeres zogen, zwei Barbarenheere schlugen, sich in bereit gehaltenen Fahrzeugen einschifften und glücklich nach Konstantinopel gelangten, von wo jeder nach seiner Heimat gewiesen wurde. B. trat in die Dienste eines Anverwandten des Kaisers Theophilus und folgte diesem, als er die Statthalterschaft im Peloponnes übernahm. Von einer reichen Matrone, Danielis, adoptirt, erregte er durch seine ausgezeichnete Körperkraft und Gewandtheit die Aufmerksamkeit des Hofes und wurde zu einem Posten in den kaiserlichen Stallungen befördert. Die Heirath einer kaiserlichen Konkubine und die Preisgebung der eigenen Schwester an deren Stelle erhoben ihn zum Amt eines Großkämmerers des Palastes. Er war es darauf, der den Cäsar Bardas, den Schwager und Feind der Theodora, der auch dem schwachen Michael verdächtig war, in Gegenwart des Kaisers tödtete. Der Augustustitel und Herrschergewalt über das Reich waren der Lohn der Schandthat. Aber der Emporkömmling ertrug die Beigesellung des unwürdigen Kaisers Michael nur so lange, bis er seinen Einfluß und seine Stellung durch die Anhänglichkeit des Volks gesichert glaubte. Als überdies sein eigenes Leben durch die Launen des Kaisers gefährdet und seine Würde durch Erhebung eines Galeerensklaven an seine Seite herabgesetzt wurde, zögerte er nicht weiter und befreite durch Meuchelmord das Reich von einem nichtswürdigen Tyrannen. Die zerrüttete Monarchie verwandelte er, besonders durch seine gute Finanzverwaltung u. Gesetzgebung, in eine blühende. Seine erfolgreiche Thätigkeit führte nach und nach ein richtiges Gleichgewicht zwischen Eigenthum und Besteuerung, zwischen Einnahme und Ausgabe ein; jedem Dienste widmete er einen besondern Fond, und ein öffentliches Verfahren sicherte das Interesse des Fürsten und die Rechte des Volks. Nachdem er die Ueppigkeit des Hofes abgestellt hatte, wies er zwei Patrimonialgüter an, um für anständigen Ueberfluß der kaiserlichen Tafel zu sorgen: die Steuern der Unterthanen wurden zu ihrer Vertheidigung verwandt; der Ueberrest diente zur Verschönerung der Hauptstadt. Im Richteramte war B. gerecht und unparteiisch, aber auch streng; die Unterdrücker des Volks traf harte Strafe, seine eigenen Feinde Blendung und Verbannung. Das Haupt des hartnäckigen Rebellen Chrysochir durchschoß er selbst mit Pfeilen. Die Veränderung der Sprache u. Sitten verlangte eine Durchsicht der veralteten Gesetzgebung Justinians (s. Basiliken). Ein Unfall auf der Jagd machte der glorreichen Regierung des B. ein Ende. Ein wüthender Hirsch verwickelte sein Geweih in B.' Gürtel und hob ihn vom Pferde; Einer aus dem Gefolge rettete ihn zwar, indem er den Gürtel entzwei hieb und den Hirsch tödtete, aber der Greis starb in Folge des Unfalls. Dem treuen Diener, der es gewagt, das Schwert vor seinem Kaiser zu ziehen, soll er den Kopf haben abschlagen lassen.

3) B. II., byzantinischer Kaiser, Sohn des Kaisers Romanus und der Theophania, gelangte 975 mit seinem Bruder Konstantin VI. zur Regierung, bestieg aber erst nach 12 Jahren den ihm von einem Minister vorenthaltenen Thron. Eine vernachlässigte Erziehung hatte seine Seele verdüstert; mit keiner einzigen Wissenschaft oder Kunst bekannt und vertraut, fand er nur an wildem Kriege Gefallen 15,000 Bulgaren ließ der Wütherich die Augen ausstechen, und unter 100 behielt einer ein Auge, um Führer der Blinden zu sein. Nach einer ausschweifenden Jugend widmete B. im Lager wie im Palaste sein Leben den strengen Bußübungen des Einsiedlers, trug ein Mönchsgewand unter Purpur u. Rüstung u. beobachtete das Gelübde der Keuschheit u. der Enthaltsamkeit von Wein und Fleisch. Aber der Geiz übte dessen ungeachtet eine dauernde Herrschaft über ihn aus; 200,000 Pfund Gold, in unterirdischen Schatzkammern aufgehäuft, bewiesen dies Der „Bulgarenschlächter" (Bulgaroktonos) schied 1025 aus der Welt unter den Segnungen der Geistlichkeit und unter den Verwünschungen des Volks.

Basiliusorden, s. v. a. Basilianer.

Basilius Valentinus, alchemistischer Schriftsteller um die Mitte oder gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, wahrscheinlich Pseudonymus, mit Bezug auf die geheimnißvolle Verwandlung der Metalle (Basilius, königlich, und Valentinus, von valere, kräftig), von Geburt ein Deutscher, machte Reisen nach England und Holland und lebte später als Benediktinermönch in einem Kloster zu Erfurt. Vorzüglich betrafen seine Studien die Chemie, die er mit dem unverdrossensten Eifer betrieb, um die Verwandlung unedler Metalle in edle zu finden. Wirklich soll er das Geheimniß entdeckt und den Stein der Weisen an zwei verschiedenen Orten des Klosters verborgen haben. Wichtiger als alle diese fabelhaften Notizen ist es aber, daß B. der Entdecker vieler heilsamen Arzneimittel geworden ist, die man erst später auf weniger mühsamem Wege bereiten lernte. Durch merkwürdige Proceduren fand er die Bereitung von Sulfur auratum Antimonii, Butyrum Antimonii, Vitrum Antimonii, Crocus Antimonii, Antimonium diaphoreticum u. a. Seine Schriften, meist chemischen und alchemistischen Inhalts, wurden erst nach seinem Tode durch den Druck veröffentlicht. Lange vorher aber hatte sie schon der berühmte Theophrastus Paracelsus benutzt und mehre seiner Entdeckungen sich zugeeignet. Die wichtigste unter allen ist sein „Triumphwagen des Antimonii". Gesammelt erschienen die Schriften Hamburg 1677, 2 Theile, 1700), am vollständigsten von B. N. Petträus, Hamburg 1716, 3 Theile. Das Original hat früher die Bibliothek des Petersklosters zu Erfurt besessen, und zwar sollen die sämmtlichen Manuskripte in einer Schachtel mit einem goldgelben Pulver in einem eigenen Behälter unter dem Refektorium des Klosters aufbewahrt worden, aber im 30jährigen Kriege bis auf zwei nach Schweden geschafft worden sein; die beiden zurückgebliebenen sollen in die Hände des Kurfürsten von Köln und des Priors des Karthäuserklosters gekommen und verloren gegangen sein. Vgl. Wedel, Propempticon inaugurale de Basilio Valentino, Jena 1704.

Basingstoke, Stadt in der englischen Grafschaft Southampton, nordöstlich am Winchester, mit 4200 Einwohnern. Der Basingstokkanal führt von hier in die Themse.

Basinus (Bisinus), der älteste geschichtlich sichere König der Thüringer, besonders dadurch bekannt, daß er den von den fränkischen Großen vertriebenen König Childerich bei sich aufnahm, der zum Danke seine Gemahlin Basina entführte (467). Wie B. diesen Frevel gerächt, ist ungewiß. Childerichs Sohn, Chlodwig, ließ ihn 491 aber seine Macht so sehr fühlen, daß er die fränkische Oberherrschaft anerkennen mußte. B'. Söhne waren Baderich, Berthar und Hermanfried (s. d.). Seine Gattin, Basina, wurde als Gattin Childerichs Mutter Chlodwigs, des Stifters der großen fränkischen Monarchie.

Basioeestrum (v. Griech.), Kopfbohrer, ein pfeilähnliches Instrument zur Durchbohrung des Schädels bis auf seine Grundfläche beim eingekeilten Kopfe eines neugeborenen Kindes.

Basis (griech.), überhaupt die Grundlage einer Sache; in der Geometrie diejenige Seite einer geradlinigen Figur oder diejenige ebene Grenzfläche eines Körpers, welche als die unterste gedacht wird, so daß die ganze Figur oder der ganze Körper darauf ruht; in der Geodäsie eine gerade Linie von beträchtlicher Länge, die auf der Oberfläche der Erde sorgfältig gemessen und an welche dann durch Rechnung und Beobachtung ein noch weit ausgebreiteteres Netz von Dreiecken gelegt wird, um entweder ein ganzes Land zu messen, oder die Größe eines Meridiangrades und somit die Größe und Gestalt der Erde zu bestimmen; in der Anatomie der obere breite oder auch der abgerundete und vertiefte Theil eines Knochens oder Weichgebildes, einer Höhlung ꝛc., im Gegensatz des untern oder sich zuspitzenden und verschmälernden Theils; in der Botanik das Ende, womit ein Pflanzentheil eingefügt ist, oder von welchem aus wir ihn uns als entstanden denken, daher z. B. die B. des Stempels, derjenige Punkt, wo sich der Stempel an den Halter befestigt, B. des Samengehäuses, der Punkt, durch welchen das Samengehäuse an den Halter oder Fruchtstiel befestigt ist, B. des Samenkorns, der Mittelpunkt des Nabels, dem Gipfel des Samenkorns entgegengesetzt; in der Metrik das Anfangsglied eines künstlichen Rhythmus (Syzygie, Verbindung ungleichartiger Füße), welches, wie das Schlußglied (Katalexis), gebraucht wird, um den Gang der Rhythmen zu erleichtern. Ueber die B. in der Kriegskunst s. Operation.

Basische Salze, s. Baseu.

Basklech (Tapanta), kaukasischer Volksstamm, zu den Abchasen gehörig, wohnt vom Alburs an gegen das schwarze Meer, am Flusse Kuban, steht unter Häuptlingen und treibt Gartenbau, Bienen- und Federviehzucht.

Basken (Basconier, Vascongados, d. i. Bergbewohner, oder Escualdunac, wie sie sich selbst nennen), ein in uralt unbekannte Zeiten hinaufreichendes, höchst merkwürdiges Volk, das auf beiden Abdachungen der Westpyrenäen, am Meerbusen von Biscaya, wohnt, ehedem aber weiter verbreitet gewesen zu sein scheint, da nicht nur der Name Spanien (España), sondern auch die meisten älteren Fluß- und Stadtnamen der pyrenäischen Halbinsel aus der Baskensprache stammen. Das Gebiet der B. erstreckt sich in seinem jetzigen Gesammtumfang über die spanischen Provinzen Obernavarra, Biscaya, Guipuzcoa und Alava und die französischen Departements Ariège, Obergaronne, Ober- und Niederpyrenäen (zusammen 238 QMeilen mit gegen 500,000 Einwohnern). Ganz rein in ihrer Eigenthümlichkeit haben sie sich jedoch nur in den 3 spanischen Provinzen Biscaya, Guipuzcoa u. Alava (140 QMeilen mit 300,000 Einwohnern) erhalten, die daher vorzugsweise die baskischen Provinzen genannt werden. Schon durch den Körperbau zeichnen sich die B. vor allen spanischen u. gallischen Völkerschaften aus. Sie sind schlank und mager, aber von starken Knochen und fest gebaut; haben graue Augen, nicht sehr dunkles, manchmal sogar blondes Haar, runde volle, ein wenig schwermüthige Gesichter und eine hellere Hautfarbe als die Spanier. Die Frauen sind fast durchgängig schön, von bedeutenden Körperkräften und sehr gesund, daher in ganz Spanien besonders als Ammen gesucht. Große Lebendigkeit, viel Unternehmungsgeist und Raschheit des ganzen Wesens bezeichnen das Wesen des Basken. Eines der gefährlichsten Gewerbe, auf das er durch die Lage und die Gebirgsnatur seines Vaterlandes angewiesen zu sein scheint, der Schleichhandel, hat für ihn den größten Reiz u. wird von ihm mit äußerster Kühnheit geübt. Reisende und Verfolgte, die sich dem B. anvertrauen, finden ihn wortgetreu, redlich und gastfrei. Ebenso vertraut wie mit dem Labyrinth ihrer Gebirgsklüfte, sind die B. als besonders kühne Seeleute auch mit dem Meere. Wahre Meerwölfe, warfen sie die Harpunen nach den Wallfischen in dem Nordmeere, ehe die englische Marine auf dieselben Jagd machte. Zuerst von allen Europäern landeten sie auf Terra Nueva und brachten von dort den Bacalhao, den Stockfisch, mit zurück. Lange vor Columbus hatten sie Amerika entdeckt und Spuren ihrer Anwesenheit in jenen entfernten Gegenden hinterlassen. Des B. Leben ist beständige Beweglichkeit. Er muß weite Strecken zurückzulegen, steile Felsen zu erklimmen, Hindernisse und Gefahren jeder Art zu übersteigen haben, um seines Daseins froh zu werden. Solche Uebung gibt ihm eine zugleich geschmeidige und kraftvolle Gestalt. Er läuft mit großer Schnelligkeit, klettert schwindelfrei von Fels zu Fels, ist ein vortrefflicher Schwimmer, ein verwegener Reiter, ein unermüdlicher Tänzer, ein geübter Schütze. Sein Blick ist sicher und fest, er weicht vor Niemandem zurück. Mit seiner Meinung hält er nie hinter dem Berg und verträgt, cholerischen Temperaments, nicht lange Widerspruch. Er streitet mit Hitze und lebhaftem Geberdenspiel, doch kommt es fast nie zu ernsten Excessen, u. zum Messer, das schon die benachbarten Navarresen und Aragonesen gleich zu Hand haben, greifen die B. nur selten. Im Uebrigen sind sie ein lebensfrohes Volk und geselligen Vergnügungen leidenschaftlich ergeben. Namentlich lieben sie es, wie M. Willkomm erzählt, in lärmender Fröhlichkeit die Nächte bei Tanz und beim Weintrug zu durchschwärmen, wozu die zahlreichen, fast wöchentlich Statt findenden Volksfeste und Lustbarkeiten, besonders in Biscaya, ununterbrochen Gelegenheit bieten. Allgemein beliebt sind als Nationalvergnügen das Ballspiel (pilota) und die sogenannten Novilladas, Thiergefecht. im

Kleinen. Bei aller Vergnügungssucht und unbezähmbarer Fröhlichkeit ist jedoch der Baske im Allgemeinen nicht leichtsinnig, verschwenderisch u. sorglos, wie andere Söhne des Südens. Er sorgt treu für sein Haus und seine Familie, liebt sein Weib und seine Kinder, ist fleißig und genau in seinem Berufe, arbeitet mit unermüdlicher Ausdauer und achtet sorgsam das ihm Anvertraute. Alles von seinen Vätern Ererbte ist ihm heilig und unantastbar, daher hängt er mit rührender Treue an seinem Lande, seiner Sprache, seinen Sitten, seinen Gebräuchen, seinem Glauben. Die Frauen lieben gleich den Männern die geselligen Vergnügungen, besonders den Tanz, leidenschaftlich, sind dabei aber bescheiden und sittig, halten streng auf ihre Ehre, besitzen einen sehr häuslichen Sinn und arbeiten gern, wodurch sie sich von den Frauen anderer Provinzen Spaniens vortheilhaft unterscheiden. Ein entschiedener Charakterzug dieser Kraftmenschen ist ihr freier Sinn, ihr reges Nationalgefühl. Der Baske, mag er noch so arm, ein Tagelöhner sein, ist stolz wie ein geborener Fürst, stolz auf sein Land, auf seine Abkunft, auf sein Volk, das seit Menschengedenken frei war, und fühlt sich hoch erhaben über die übrigen Spanier. Dieser Stolz wird genährt durch die beträchtliche Anzahl von Altadeligen, die beinahe den vierten Theil der Gesammtbevölkerung ausmachen u. zum Theil noch gegenwärtig in halbzerfallenen Burgen oder viereckigen Thürmen (casas solas) hausen. Nicht selten ist freilich das geschnitzte Wappen über der Hausthüre das Einzige, was ihnen von ihrer edlen Abstammung geblieben. Die baskischen Sitten erinnerten früher oft an barbarische Rohheit. Vieles davon, wie das Selbstentleiben der Greise, das Ausspülen des Mundes mit Urin, das Trinken von Pferdeblut, hat sich allmählig verloren. Treu aber halten die baskischen Bergländer an ihrer alten Nationaltracht. Die Männer gehen für gewöhnlich in langen weiten gestreiften Leinenpantalons und in kurzen dunkeln Tuchjacken; die Seeleute und Fischer in hochrothen wollenen Blousen. Die meist unbedeckten Füße stecken bei trockenem Wetter in Hanfsandalen (alpargatas), die mit blauen Bändern festgebunden werden, bei regnerischem in unförmlichen, dicksohligen, mit Nägeln beschlagenen Schnürstiefeln. An Festtagen tragen sie lange, nach unten sich erweiternde Hosen von schwarzem Sammet, schwarze Sammetjacken, rothseidene Schärpe und ein Halstuch in leichtem Knoten um den Hals geschlungen. Das eigentlich Charakteristische ihrer Tracht ist jedoch die Boyna, die schafwollene baskische Mütze, von barettähnlicher Gestalt und ohne Schirm, die federleicht und sehr bequem ist und sich in alle Formen bringen läßt. Die B. pflegen darin ihr Schnupftuch, ihren Kamm und andere Gegenstände aufzubewahren; beim Grüßen greifen sie an die Boyna, nehmen sie aber nicht ab. In Spanien ist sie gewöhnlich blau, hie und da auch roth und weiß; bei den französischen B. meist braun. Der Hauptschmuck der Frauen besteht in ihren Haaren, die sie vorn glatt scheiteln, hinten in dicken langen Zöpfen frei hinabhängen lassen. An den Zöpfen angegriffen zu werden, gilt ihnen für Entehrung. Ist das Haar gehörig geordnet, so gehen sie stets mit unverhülltem Haupt, selbst in die Messe. An den Ohren tragen sie große Ringe von Gold oder Silber. Ihr übriger Anzug ist sehr einfach, doch nicht geschmacklos, und meist nett und reinlich. Sie tragen gewöhnlich ein ärmelloses, eng anliegendes, stark gesteiftes, vorn tief ausgeschnittenes und zugeschnürtes Mieder von dunkelfarbigem Wollenzeug über einem bunten Kattuntuche, welches Schultern und Busen züchtig verhüllt. Die nach unten sich erweiternden Aermel des Hemdes reichen bis an die oberen Handgelenke, wo sie zugeknöpft werden. Ein gestreifter oder einfarbig rother oder blauer, ziemlich kurzer Rock, unten mit mehren parallel laufenden Bandstreifen von greller Farbe besetzt, blaue Strümpfe mit weißen Zwickeln und Alpargatas oder grobe Lederschuhe vervollständigen die ländlich-einfache Tracht. Barfuß zu gehen gilt ihnen für eine Schande. Die socialen Verhältnisse der B. sind patriarchalisch, auf Familie und Verwandtschaft begründet. Ehen werden ohne Trauung geschlossen, und wenn sich die Leute nicht gefallen, gehen sie wieder auseinander; das neue Paar wird von dem ganzen Dorfe ausgesteuert. Bei dem Mangel an Ebenen, bei der Schmalheit der Gebirgsthäler sind Städte und Dörfer selten. Die kleinen Bauernhäuser hängen zerstreut an den Berglehnen und steilen Wänden, worein treppenförmige Pfade gehauen sind, so daß an den Gebrauch von Karren und Wagen nicht zu denken ist, sondern Alles auf dem Rücken von Maulthieren oder Menschen transportirt werden muß. Neben jedem Häuschen befindet sich ein Kalkofen, worin der Kalk zum Düngen der Maisfelder gebrannt wird. Der Pflug verschwindet, sobald man von Alava in Guipuzcoa eintritt (durch den berühmten Paß von Salinas); alle Feldarbeit wird hier mit einer Hacke und einer Art von Gabel verrichtet, die unten in zwei breite Spaten ausläuft; davon führt der Mann in der Regel zwei auf einmal, indem er die eine mit der rechten Hand und dem rechten Fuße, die andere mit dem linken regiert. Der Umgangston ist der einer möglichst vollkommenen Gleichheit; große Reichthümer sind ebenso unbekannt als absolute Armuth. Da der Erstgeborene Erbe des väterlichen Gutes wird, so gehen viele der Nachgeborenen in andere Provinzen auf Arbeit. Neben dem Feldbau sind Fischerei und Jagd, insbesondere auch auf wilde Tauben, Hauptnahrungszweige der B.

Die staatlichen Institutionen der baskischen Provinzen sind im Allgemeinen republikanisch. Sie stammen zum Theil aus undenklicher Zeit und wurden von den B. stets mit aller Hartnäckigkeit u. Energie ihres Nationalcharakters bewahrt und vertheidigt. Grundlage derselben bildet die 1394 veranstaltete Gesetzsammlung unter dem Titel „Fueros, franquezas y libertades" von Biscaya, revidirt und bestätigt 1493 und 1526, die der Hauptsache nach noch heute in Kraft ist. Nach derselben werden die Provinzen, jede einzeln, durch ihre direkt vom Volk ernannten Juntas nacionales verwaltet, die zu festgesetzten Zeiten sich zu allgemeinen Versammlungen unter der alten Eiche von Guernica vereinigen, unter welchem Baume auch wiederholt von den spanischen Königen die Aufrechthaltung der Gesetze und Freiheiten der Provinzen beschworen worden ist. Die Nationaljunten ernennen Generaldeputirte aus ihrer Mitte, welche mit den von der königlichen Regierung bestellten Behörden die vollziehende Gewalt ausüben. Jede Provinz hat indessen noch

ihre besondern Einrichtungen, Gesetze und Freiheiten (fueros), die sie von den andern unterscheidet. So ist Biscaya mehr eine demokratische, Guipuzcoa eine aristokratische Republik, und Alava bildet eine Art Wahlmonarchie mit demokratischen Institutionen. Auch fast jede Stadt, jede Gemeinde verwaltet sich selbstständig. Gewählte Alkalden üben die Polizei aus und sind Richter in erster Instanz. Der Corregidor, ein durch den König ernannter Richter für Civil- wie Kriminalsachen in höherer Instanz, präsidirt den besondern und allgemeinen Versammlungen. Letzte Instanz bildet der Großrichter von Biscaya, der zu Valladolid residirt. Außerdem begreift die hohe Verwaltung noch einen königlichen Militärgouverneur und einen Intendanten. Eine permanente Deputation in Pamplona leitet alle Landesgeschäfte, vertheilt die Auflagen und wacht über die Erhaltung der Gesetze und Prärogativen des Landes. Die Municipalverfassung ist überall musterhaft. Somit seit Urgedenken im Besitz des föderativen Lebens der Volksversammlungen, der gewählten Behörden, bilden die B. eine Art von unabhängigem Staat, der sich nur in sofern als der spanischen Monarchie einverleibt betrachtet, als dadurch seine eigenen Gesetze nicht beeinträchtigt sind. Sie zahlen keine direkten Steuern, sondern geben jährlich eine bestimmte, von ihnen selbst erhobene Summe in Form eines freiwilligen Geschenkes. Sie haben ihr eigenes, besonderes Finanzwesen, das von dem des Staates ganz unabhängig ist, sogar eine eingeschriebene Schuld mit einem selbst während des Krieges nicht sehr geschwächten Kredit. Ihr Truppenkontingent wird, wenn man seiner bedarf, abgesondert gestellt. So scheidet der Ebro, der zum Theil die Grenze gegen Altkastilien bildet, den Sitz des strengen Gehorsams einer Monarchie von einem republikanischen Gebiete, wo 50,000 bewaffnete Menschen noch heute jeden Augenblick bereit sind, sich zu erheben, wenn ein Angriff auf ihre Privilegien geschieht. Die B. haben sich von jeher geweigert, des Reiches Douanen, das Stempelpapier, Agenten des Staatsfiskus, die Aushebung der Mannschaft zum Dienste für die königliche Armee ꝛc. in ihren Grenzen zuzulassen; auch haben sie die Verbote für Tabak, Pulver und die andern Gegenstände, welche im übrigen Reiche Staatsmonopole sind, bei sich niemals gelten lassen. Espartero hob mehre ihrer Fueros auf, doch sah sich die Regierung veranlaßt, dieselben zum Theil wieder herzustellen (s. unten). In religiöser Beziehung gewähren die B. das Schauspiel eines strenggläubigen, rein katholischen und der Klostergeistlichkeit blind ergebenen Volkes, welches aber zugleich an einer demokratischen Form kirchlicher Verfassung festhängt. Das zähe Festhalten an alten Sitten gibt den religiösen Gebräuchen eine Stärke, wie sie nur die Nationalsitte hat, die Lokalerinnerungen, welche die Berge und Thäler der B. bevölkern, und die lebendige Sage, welche sie erbielt, verleihen den religiösen Meinungen dieses Volkes eine Energie, wie man sie sonst nirgends in Spanien findet. Sie beobachten streng die Vorschriften der Kirche, ohne jedoch finster und bigott zu sein, und beugen sich ehrfurchtsvoll vor dem Priester. Gotteslästerliche Reden, Spöttereien über die Geheimlehre der Kirche, höhnende Verachtung der niederen Geistlichkeit, religiösen Indifferentismus, Erscheinungen, wie sie in anderen Theilen Spaniens so häufig sind, nimmt man unter den B. nicht wahr. Durch ihre Sprache für alle Neuerungen verschlossen, haben sie ihren ursprünglichen Glauben rein erhalten. Keine Ketzerei drang in diese Thäler, und die Formen sowohl, als der Geist des Katholicismus sind wie vor der Zeit des Verfalls der päpstlichen Macht. Der Geistliche ist Freund und Rathgeber des Landvolks, welches ihm nicht bloß die Leitung seines Seelenheils, sondern auch die Last seiner zeitlichen Sorgen überläßt. Die Bemühungen dieser Geistlichen haben unbestreitbar die Flammen des baskischen Bürgerkriegs entzündet, indem sie jede patriotische Gesinnung und Leidenschaft des Landvolks aufregten und das Nationalvorurtheil gegen die Königin einnahmen. Als Don Carlos im Oktober 1833 zum ersten Male unter den Gebirgsbewohnern proklamirt wurde, waren sie es, welche die Fahne der Empörung an die Spitze der aufgestandenen Bauern erhoben. Unter den Mönchsorden sind die der Karmeliter und Dominikaner die zahlreichsten im Lande. Letzterer, der in diesem Theile Spaniens entstand, nährt den Fanatismus, der ihn geboren. Märchen, dramatisirte Legenden, alles Fabelhafte, an welchem sich die abergläubische Leichtgläubigkeit erfreut, blühen hier und vermischen sich mit Romanzen aus der Saracenenzeit. Unter den Volkssagen zeichnet sich besonders aus die vom Bassa Jaon (wilden Herrn), einem großen, starken, zottigen, menschenähnlichen, mit einem Stock einherschreitenden, überaus schnellen Ungeheuer, das in Wäldern sein Wesen treibt und Fremde und Heimische bethört.

Die Sprache der B., von ihnen selbst Euscara-, Escuara- oder Esquerasprache genannt, ist eine der eigenthümlichsten und ältesten Sprachen der Erde und ohne die mindeste Verwandtschaft mit irgend einer Sprache des alten Kontinents. Vielleicht war dieselbe vor dem Eindringen der Römer über einen Theil von Gallien verbreitet und hat sich, eins der wenigen Ueberbleibsel des uralten Europa, in dem kleinen Gebirgswinkel erhalten. Sie wird übrigens nicht überall auf dieselbe Art gesprochen, sondern zerfällt in mehre Dialekte, die in Aussprache und Formen zum Theil so sehr von einander abweichen, daß die Sprecher des einen Dialekts die eines andern nur schwer verstehen. Das beste Baskisch soll in Guipuzcoa, namentlich in Irun, Sansebastian und Oyarzun gesprochen werden. Die B. von Tolosa und Bergara haben bereits eine weniger korrekte Aussprache, und noch korrumpirter sind die Dialekte der Bewohner von Alava und Navarra. Ueberhaupt hat fast jedes Dorf seine besondere Sprachweise. Im französischen wie spanischen Navarra ist die Sprache sehr mit französischen und kastilianischen Worten vermengt. Ihrem Charakter nach ist die Sprache der B. einfach, natürlich, sehr reich an Formen u. außerordentlich beugsam, denn es beugen sich nicht nur die Substantive und die Fürwörter; jede Deklination hat doppelt so viele Fälle, als im Lateinischen, denn jeder Artikel, jedes Vorwort bringt eine neue Beugung hervor. Jedes Wurzelwort kann mit neuen Endungen, welche die Personen, die Zeiten, die Modi und die direkten oder indirekten Redeweisen veranlassen, ungemein vielfach konjugirt werden, ja selbst die Präpositionen, die Adverbien, die Interjektionen werden deklinirt und konjugirt. Als

Schriftcharaktere sind die lateinischen eingeführt, das v fehlt, dagegen hat man das spanische ñ. Das Nomen hat kein Genus, aber einen Singularis u. Pluralis, und Casus, deren Zahl verschieden angenommen wird. Der Nominativ ist zweifach, nämlich im passiven oder neutralen Satze ohne Endung, dagegen, wenn das Subjekt handelnd dargestellt wird, mit der Endung c. Der Genitiv hat verschiedene Endung, je nachdem das Wort eine Person oder eine Sache anzeigt; durch Anhängung eines a, ac kann jeder Genitiv wieder zum Nominativ werden. Dies heißt ein Nomen des zweiten Grades, von dessen Genitiv dann wieder ein Nomen des dritten Grades u. s. f. gebildet werden kann. Das Zeichen des Dativs ist die Endung i, der Akkusativ wird nicht bezeichnet. Außerdem hat man noch eine Menge Endungen am Nomen, welche verschiedene Verhältnisse anzeigen und die man auch als Casus auffassen kann. Der eigenthümlichste u. schwierigste Theil der baskischen Grammatik ist die Konjugation der Zeitwörter. Eigentlich gibt es nur Eine Konjugation, die entweder regulär oder irregulär ist. Die reguläre wird durch Zusammensetzung mit dem Hülfszeitwort niz, ich bin, dut, ich habe (mir ist), gebildet; die irreguläre ist einfach u. flektirt das Wort selbst, ist jedoch nur noch bei einer gewissen Zahl von Zeitwörtern gebräuchlich, die indeß auch regulär flektirt werden können, in welchem Falle sie die Nebenbedeutung des Pflegens erhalten. Der Formenreichthum, welchen die Konjugation entwickelt, geht fast ins Unendliche. Sie hat nicht nur 3 Personen und Zahlen, ein Präsens, Präteritum und Futurum, einen dreifachen Conditionalis, Imperativ und doppelten Optativ, sondern nimmt auch noch, je nachdem sich die Handlung auf eine der 3 Personen beider Zahlen als Objekt bezieht, besondere Formen an und zeigt selbst Beziehungen auf die angeredete Person an. Wenn man jede dieser Beziehungen als besondere Konjugation nimmt, so erhält man nicht weniger als 206 Konjugationen. Jede Verbalform kann man durch Anhängung eines n in ein Participium verwandeln. Das Baskische besitzt außer dem Activum auch ein Passivum und Causativum, sowie es auch für das Nomen einen großen Reichthum an Ableitungsformen hat. In der Konstruktion herrscht die größte Freiheit, da Alles durch Formen genau bestimmt ist. Bei den sehr schwierigen Untersuchungen über diese interessante Sprache hat das frühere Unwesen der Sprachwissenschaft, wo man nach rein äußerlichen und zufälligen Wortähnlichkeiten die Verwandtschaft von völlig verschiedenen Sprachen statuirte, manchen Spuk getrieben. Vgl. darüber W. v. Humboldts Aufsatz in Adelungs „Mithridates" (Berlin 1817, Bd. 4), sowie dessen gediegenes Werk „Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache" (das. 1821). Grammatiken lieferten Harriet (Bayonne 1741), L'Ecluse (Toulouse 1826), d'Abbadie und Chaho (Paris 1836), Blanc (Lyon 1854) und Lardizabal (Sansebastian 1856). Unter den zahlreichen Wörterbüchern ist das von Chaho (Paris 1856) hervorzuheben.

Früher, als sich die B. noch im Vollgenuß ihrer Freiheiten befanden, war weder beim Schulunterricht, noch bei Schul- und Volksbüchern, weder bei Gesetzen und Verordnungen, noch bei Predigten u. Gebeten, weder bei den Gerichtsverhandlungen, noch bei den Landtagen eine andere Sprache gestattet als die baskische. Seitdem jedoch dieselbe nicht mehr zu den Fueros des Volkes gehört, ist es von Staats wegen verboten, daß man sich in Schule u. Kirche, bei Gerichts- und andern öffentlichen Verhandlungen derselben bedient, und ist die kastilianische Sprache eingeführt. Trotzdem wird jene noch allgemein im Lande gesprochen. In Guipuzcoa ist sie die gewöhnliche Konversationssprache, selbst unter den höhern Klassen, in Biscaya, Alava, dem nördlichen Navarra und im Departement Niederpyrenäen die Sprache des niedern Volks. Auffallend ist an manchen Orten, besonders in Biscaya, ihre scharfe Begrenzung. Eine eigentliche Literatur hat sich in der Sprache der B. nicht entwickelt. Die alten Steininschriften, die sich in einigen Gegenden finden, sind noch nicht entziffert. So alt das Volk ist, so arm ist es an historischen Erinnerungen; selbst der Volkslieder hat es wenige. Es kennt fast nur mündliche Ueberlieferungen, unter welchen man ein sehr umfassendes Gedicht über die Religion der Kantabrer, kriegerische und allegorische Gesänge, Liebeslieder und Volksromanzen, die sich nach Humboldt aus der Zeit des Einfalls der Römer herschreiben, anführt. Eine Reihe baskischer Volkslieder hat Iztueta in den „Guipuzcoaco dantza gogoangarrzen condaira" (Sansebast. 1824) aufgezeichnet. Unter den gedruckten Büchern findet man Gebetbücher, ABC-Bücher, Katechismen, Leben der Heiligen, das Buch Achubar, ein seltsames Gemisch von Religion und Philosophie, die religiösen Betrachtungen und Weihnachtslieder von Juan de Elcheverry, die Hymnen von Juan de Aramburu, die Lieder von Lassamendy. In neuern Zeiten hat die Frau eines Notars von St. Pé, Madame Dubatde, eine vortreffliche Uebersetzung von Lafontaine's Fabeln in baskischen Versen herausgegeben. Andere baskische Lieder sind gesammelt in „Euscaldum aneiñaco to ara ledabielco etorquien" (Sansebast. 1826) und Einiges in deutscher Uebersetzung in Ellisens „Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie" (Leipzig 1848, Theil 1). Bemerkenswerth sind die Schauspiele, welche die Landleute auf freien Plätzen aufzuführen pflegen. Der Stoff ist aus der Bibel oder der Landesgeschichte genommen und von den Darstellern selbst bearbeitet. Vgl. auch Mahn, Denkmäler der baskischen Sprache, Berlin 1858.

Geschichte. Die Kantabrer, wie die Vorältern der B. von den Römern genannt wurden, nannten sich selbst nie anders, als Escualdunac, von den Worten escu, Hand, alde, geschickt, dunac, habend, also Männer mit geschickten Händen, ihr Land Escalerra, wie ihre Sprache Escuara. Sie sind Nachkommen eines alten iberischen Volksstammes, der wegen seiner Tapferkeit selbst bei den Karthagern berühmt war und später und schwieriger als die übrigen Nationen der Halbinsel von den Römern bezwungen wurde. In Rom waren die B. als gute Wahrsager aus dem Vogelflug bekannt. Als die Gothen, die Alanen, die Sueven, die Vandalen aus dem Norden, die Mauren und alle jene afrikanischen Horden in dem alten Bätica zusammenstießen, entkamen die B. diesen Massen, indem sie sich um den Fuß der Pyrenäen zusammendrängten und auf dem Gipfel unersteiglicher Felsen unerreichbare Schlupf-

winkel ſuchten. Dort bewahrten ſie ſtreng ihre Sprache, Sitten und Geſetze. Als der Strom vorübergerauſcht war, ſetzten ſich die B. in dem Erdwinkel feſt, der ihnen eine Zuflucht geboten, aber die Namen, die ſie in den andern Landſtrichen ausgetheilt, erhielten ſich ſelbſt, als ſie dieſelben nicht mehr bewohnten, und blieben ſo gewiſſermaßen unſterbliche Zeugen ihrer ehemaligen Macht. Die B. unterwarfen ſich die Bearner, welche ſich den Namen ihrer Beſieger (Vascongados) beilegten und ſich Gasconier (Basconier, ſpaniſch Vascongas) nannten; ſie widerſtanden im 6. Jahrhundert lange den Angriffen der Franken und hatten ſpäter unter den Karolingern noch ihre eigenen Herzöge. Seit dem 9. Jahrhundert hatten Biscaya, Alava und Guipuzcoa bald getrennte, bald gemeinſchaftliche ſelbſtſtändige Herrſcher. Navarra ward von Ludwig von Aquitanien, dem Sohne Karls des Großen, 806 den Mauren abgenommen, und die chriſtlichen B., unter welchen der heilige Firmin das Bisthum von Pamplona, das erſte Spaniens, gegründet haben ſoll, wählten ſich ihre eigenen Könige. Fünf Jahrhunderte herrſchte das Haus Bigorre; die Herrſchaft kam dann in die Hände verſchiedener Dynaſtien u. 1494 in die der Albret. Ferdinand der Katholiſche benutzte die Exkommunikation, welche Papſt Julius II. gegen Johann III., den erſten Fürſten dieſes Hauſes, ausſprach, und entriß ihm den ſpaniſchen Theil ſeiner Staaten oder Obernavarra. Dem Hauſe Albrets blieb nur der franzöſiſche Theil od. Niedernavarra. Der erſte Theil blieb bei Spanien, u. der zweite war Alles, was Jeanne d'Albret durch ihre Verheirathung mit Anton, dem Vater Heinrichs IV., dem Hauſe Bourbon zubrachte. Ludwig XIII., Sohn des Bearners, vereinigte 1620 Niedernavarra mit Frankreich. Die baskiſche Provinz Labourd erſtreckte ſich früher bis nach Sanſebaſtian in Guipuzcoa, u. als dieſe letztere Provinz ſich den Königen von Spanien unterwarf, uſurpirten dieſe Alles bis an die Bidaſſoa. Darum ſchloſſen ſich Labourd und Soule an Guienne an und zinſten den Herzögen dieſes Landes. Eine Prinzeſſin dieſes Hauſes, verſtoßen von Ludwig dem Kind von Frankreich, warf ſich 1152 in die Arme Heinrichs, Herzog der Normandie, der bei dem Tode ſeines Vaters König von England wurde. Dadurch kam Guienne und mit demſelben die baskiſchen Provinzen Labourd und Soule an England; Philipp der Schöne eroberte es zurück, Eduard II. riß es wieder von Frankreich ab, bis es ſich 1453 auf immer mit dem letztern vereinigte. Den franzöſiſchen B. wurden ihre althergebrachten Freiheiten 1792 entzogen, aber meiſt nur dem Namen nach, faktiſch dauern ſie zum Theil noch bis auf den heutigen Tag fort. Die eigentlich ſogenannten baskiſchen Provinzen Biscaya, Alava und Guipuzcoa vereinigten ſich 1202 mit Kaſtilien, und zwar durch einen Vertrag mit Alfons VIII., nach welchem der König nur Lehnsherr und Beſchützer des Landes iſt, und ſie nur freiwillig Unterthanen der Könige ſind. Karl V. achtete die Freiheiten der B., wiewohl ihr Land in dem weiten Reiche, welches er unumſchränkt beherrſchte, durchaus verloren ſchien. Philipp II. adelte alle Biscayer, die, weil ſie ſich beſonders von mauriſcher Herrſchaft frei erhielten, den Titel von Bürgern mui nobles y mui leales von Spanien bekommen haben und unter der öſterreichiſchen Dynaſtie oft zu den höchſten und wichtigſten Stellen gezogen wurden, welche ſie zur Begünſtigung ihres Vaterlandes benutzten. Ihre Verfaſſung und ihre Freiheiten wurden 1805 ſehr beſchränkt und 1832 von den Cortes mit gänzlicher Beſeitigung bedroht. Das Aufheben derſelben durch das Manifeſt des Generals Caſtanos von 1833 war die nächſte Veranlaſſung zu ihrem Aufſtande gegen die konſtitutionelle Regierung in Madrid, in ihrem Anſchluß an Don Carlos und zum erbitterten Bürgerkriege. In dieſem Kriege waren ſie mit ihrer Miliz (20—25,000 Mann) treue Anhänger des Prätendenten, deſſen Heer zur Hälfte aus B. beſtand; nur 1837 waren die B. in Guipuzcoa und Alava in ihrer Treue ſchwankend. Die Beſtätigung der Fueros in Folge des Vertrags von Bergara 1840 wurde das Mittel zur Einſtellung der Feindſeligkeiten. Unter der Regentſchaft Eſpartero's wurden jedoch die Fueros der B. durch ein Geſetz vom 16. Aug. 1841 bedeutend modificirt und die baskiſchen Provinzen enger mit Spanien vereinigt. Die Militärverwaltung ward einem von der Regierung ernannten Militärkommandanten übertragen, der mit dem Generalkommandanten der übrigen Provinzen gleiche Autorität erhielt, aber den Titel eines Vicekönigs nicht führen ſollte. Auch die Juſtiz- und Adminiſtrationspflege des Landes wurde auf gleichen Fuß mit dem übrigen Königreiche geſtellt und in Folge deſſen die Douanen vom Ebro an die franzöſiſche Grenze verlegt. Die Kontrole über die Ein- und Ausfuhr ſollte an 4 oder 5 Orten der Grenze eingerichtet, der Handel im Innern des Landes aber völlig freigegeben werden, ſowie auch nach geſchehener Einrichtung der Zollſtätten jedes Verfahren gegen Schleichhandel eingeſtellt und die deshalb in Unterſuchung befindlichen Individuen amneſtirt werden ſollten. Dabei ſollte der Verkauf des Tabaks und des Salzes aufhören, ein Eigenthum der Provinzen zu ſein, denen aber für dieſen Verluſt eine billige Entſchädigung zugeſichert wurde. Die direkte Beiſteuer zu den Abgaben des Geſammtkönigreichs wurde für die baskiſchen Provinzen und das Königreich Navarra vorläufig auf 1,800,000 Realen feſtgeſetzt. Ein Dekret Eſpartero's vom 6. April 1843 ſetzte Navarra und die baskiſchen Provinzen endlich in die durch jenes Geſetz beſtimmte völlige Handelsgemeinſchaft mit der übrigen Monarchie durch Aufhebung der innern Zollſchranken und Kontrollinien am Ebro und an andern Punkten. Letztere hatte man bis dahin proviſoriſch noch beibehalten, weil ungeheure Maſſen ſteuerpflichtiger Waaren vor der Verlegung der Zollline an die franzöſiſche Grenze und den biscayiſchen Buſen in die Provinzen geſchleudert worden waren, ſowohl zu deren eigenem Verbrauch, als um ſie nach Aufhebung der innern Zollſchranken ins übrige Königreich zu verführen. Ein Dekret vom 4. Juli 1844 ſtellte in den baskiſchen Provinzen die Deputationen und Municipalitäten nach den Fueros wieder her und verſetzte dann in den baskiſchen Provinzen der karliſtiſchen Partei den Todesſtreich.

Baskerville, John, berühmter engliſcher Buchdrucker und Schriftgießer, 1706 zu Walverley in der Grafſchaft Worceſter geboren, war anfangs Schreiblehrer in Birmingham, betrieb dann ein bedeutendes Lackirgeſchäft, legte ſich aber ſeit 1750 zugleich auf das Schriftſchneiden und Buchdrucken

und wurde der Schöpfer neuer ſchöner Typen. Sein ganzes Druckgeräth, Schwärze, ja ſogar das Papier verfertigte er ſich ſelbſt. Er † 1775 und wurde ſeiner Anordnung zufolge in einer gemauerten Grabſtätte von koniſcher Form unter einer Windmühle auf ſeinem eigenen Grundſtück begraben. B. druckte 1756 den Virgil in Medianquart, dem die Ausgaben mehrer lateiniſchen, engliſchen und italieniſchen Klaſſiker, z. B. Miltons und Arioſto's, folgten. Sehr geſchätzt in typographiſcher Hinſicht iſt ſein Neues Teſtament (Oxford 1763). Beaumarchais kaufte die von ihm nachgelaſſenen Lettern für 3700 Pfund Sterling und druckte damit zu Kehl die Prachtausgabe von Voltaire's Werken.

Baskiſche Provinzen, im weitern Sinn die von Basken bewohnten Provinzen Spaniens u. Frankreichs, im engern die drei ſpaniſchen Provinzen Biscaya, Guipuzcoa u. Alava. Vergl. Basken.

Basnage, 1) Samuel B. de Flottemanville, franzöſiſcher Gelehrter, geboren 1638, Prediger zu Bayeux, floh nach Aufhebung des Edikts von Nantes mit ſeinem Vater nach Holland und † als Prediger zu Zütphen 1721. Als gelehrten und ſcharfſinnigen Geſchichtsforſcher und Kritiker bewies er ſich in ſeinen Werken: „De rebus sacris et ecclesiasticis exercitationes historico-criticae, in quibus Cardinalis Baronii annales ab a. XXXV expenduntur“ (Utrecht 1692, 1717) u. „Annales politico-ecclesiastici annorum DCXLV a Caesare Augusto ad Phocam usque, in quibus res imperii ecclesiaeque observatu digniores subjiciuntur oculis erroresque avelluntur Baronio“ (Rotterdam 1706, 3 Bde.), welche ſich durch eine große, der Klaſſicität ſich annähernde Kraft und Schönheit des Styls auszeichnen. Sie reichen von 35 v. Chr. bis auf 602 n. Chr. herab.

2) Henri B. du Franquenay, geboren zu St. Mere in der Normandie 1615, † 1695 zu Rouen, war einer der ausgezeichnetſten Advokaten beim Parlament zu Rouen und zugleich ein Gelehrter von den umfaſſendſten und gründlichſten Kenntniſſen. Seine Schriften: „Coutumes du pays et duché de Normandie, avec commentaires“ (1678, 1681, 1694, 2 Bde.) und „Traité des hypothèques“ (1687, 1724) ſind noch jetzt von Werth. Die „Oeuvres complètes de B.“ wurden neu aufgelegt Rouen 1776.

3) Jacques B. de Beauval, älteſter Sohn des Vorigen, der berühmteſte Sprößling der Familie, geboren zu Rouen 1653, ſtudirte zu Saumur, Genf und Sedan Theologie und wurde, erſt 23 Jahre alt, Prediger in ſeiner Vaterſtadt, wo er ſeinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm begründete. Die Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 vertrieb auch ihn aus ſeinem Vaterlande. Er lebte ſeitdem erſt zu Rotterdam und dann ſeit 1709 im Haag und bekleidete an beiden Orten Predigtämter. Die Proteſtanten ſahen ihn als eine Hauptſtütze ihrer Kirche an; aber auch die Katholiken ließen ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren. Der franzöſiſche Hof legte ein ſolches Gewicht auf ſeine Stimme, daß er durch ihn die in Frankreich zurückgebliebenen Proteſtanten von unruhigen Bewegungen abmahnen ließ und dem Abbé Dubois, welcher nach dem Haag geſandt wurde, ausdrücklichen Befehl ertheilte, B.'s Rathſchläge zu befolgen. Auf dieſe Weiſe trug B. viel zur Vermittelung des Vertrags vom 14. Januar 1717 bei und erhielt zur Belohnung ſeiner Verdienſte von der franzöſiſchen Regierung ſeine eingezogenen Güter zurück. Berühmte Staatsmänner und Gelehrte, ſelbſt Fürſten traten mit dem berühmten Hiſtoriographen der Generalſtaaten, welcher auch in den Angelegenheiten des Staats öfters zu Rathe gezogen wurde, in nähern Verkehr und Briefwechſel. Er † 1723. Als Schriftſteller, beſonders im Fache der Kirchengeſchichte, zeichnet er ſich durch Beleſenheit und gründliches Quellenſtudium, durch ſelbſtſtändiges Urtheil und ſicheren, kritiſchen Takt und durch einen edlen fließenden Vortrag vor allen andern proteſtantiſchen Kirchenhiſtorikern ſeines Vaterlandes aus. Weit entfernt von aller fanatiſchen, ſchwärmeriſchen Einſeitigkeit und Parteilichkeit, gab er der Polemik in ſeinen Schriften nur in ſo weit Raum, als es die Umſtände und ſeine Stellung erforderten. Die vorzüglichſte ſeiner Schriften iſt: „Histoire de l'église depuis J. C. jusqu'à présent“ (Rotterdam 1699, 2 Bde.; 1721, 5 Bde.; 1725, 2 Bde.), worin auch die ſchon früher geſchriebene „Histoire de la religion des églises réformées“ (1690, 2 Bde.) aufgenommen iſt. Mit gleicher Gründlichkeit, Tiefe und Eleganz bearbeitete B. auch die jüdiſche Religionsgeſchichte in dem Werke „Histoire de la religion des Juifs depuis J. C. jusqu'à présent“ (Rotterd. 1707, 5 Bde.; Haag 1716, 9 Bde.; holländiſch, Delft 1727), dem es nur hin und wieder an der nöthigen Vollſtändigkeit fehlt. Gegen Dupins Nachdruck mit willkürlichen Aenderungen und Zuſätzen (Paris 1710, 7 Bde.) war gerichtet B.'s „Histoire des Juifs, réclamée et rétablie par son véritable auteur“ (1711). Als Ergänzung zu des Cunäus „Respublica Hebraeorum“ gab B. ſeine „Antiquités judaïques, ou remarques crit. sur la république des Hebreux“ (Amſterdam 1713, 2 Bde.) heraus. Für die Geſchichte ſeiner Zeit bleiben B.'s „Annales des provinces unies contenans les choses les plus remarquables arrivées en Europe et dans les autres parties du monde, depuis les negociations pour la paix de Munster 1646 jusqu'à la paix de Nimègue“ (Haag 1726, 2 Bde.), ein wichtiges Werk, welches über den geheimen Gang der Verhandlungen und Begebenheiten manches Licht verbreitet, wenn es auch von parteiiſcher Vorliebe für die Franzoſen nicht ganz frei ſein mag. Die Fortſetzung bis 1684 und einen Entwurf bis 1720 hinterließ B. handſchriftlich. Von Intereſſe iſt auch ſeine „Dissertation hist. sur les duels et les ordres de chevalerie“ (1720, abgedruckt in der „Histoire des ordres de chevalerie“, 1721, 4 Bde.). Gleichen Beifall fand ſeine Erläuterung zu der Bilderbibel: „Histoire de l'ancien et du nouveau Test. représentée en taille douce par Rom. de Hooghe, avec une explicat.“ (Amſterd. 1704, mit 139 Kupfern, neu daſ. 1714 unter dem Titel „Le grand tableau de l'univers“). Sein Bruder, Henri B. de Beauval, geboren zu Rouen 1656, war Advokat beim Parlament ſeiner Vaterſtadt, ging 1687 nach Aufhebung des Edikts von Nantes nach Holland und † 1710 im Haag. Sein vielgeleſenes Journal „Histoire des ouvrages des savans“ (1687—1709, 24 Theile) iſt eigentlich eine Fortſetzung von Bayle's „Nouvelles de la république des lettres“.

Baſoche, Geſellſchaft von Schreibern des pariſer Parlaments, 1303 geſtiftet und bald ſo zahlreich,

daß sich 6000 Mann davon 1548 gegen die Rebellen in Guienne zu fechten erboten, wofür sie das Recht erhielten, in den königlichen Forsten unentgeltlich Bäume schlagen zu dürfen. Sie bestanden bis zur Revolution.

Basra (Bassora, Balsora, Busra), Hauptstadt des gleichnamigen Paschaliks in der asiatisch-türkischen Provinz Irak-Arabi, am westlichen Ufer des Schat el Arab, ungefähr 7 Meilen von dessen Mündung, unter 30½° nördl. Br., 65° 15′ L. v. Ferro. Die Stadt, der wichtigste Seehandelsplatz des Landes, mit über 50,000 Einwohnern, ist weitläufig angelegt, hat enge und schmutzige Gassen, aber innerhalb ihrer Mauern auch eine Menge von Gärten und Feldern, die, bewässert von zahlreichen, die Stadt durchschneidenden Kanälen (zur Zeit der Blüthe von B. zählte man in und um die Stadt 8000), Getreide, Melonen, Obst, Datteln, Kürbisse in Fülle erzeugen und Haine von Palmen tragen, in denen Araber unter ihren schwarzen Zelten leben. Die Häuser sind niedrig und von Lehm; Stein und Holz fehlen in der Gegend. Die Stadt hat 5 Thore, 49 Moscheen, viele Bäder und Khans, liegt aber sehr ungesund, da der Schat el Arab, hier ½ Stunde breit, bei seinem Steigen im Mai und Juni trotz aller Deichbauten die ganze Landschaft in einen Sumpfsee verwandelt, in welchem dann die Sonnenhitze fürchterliche Fieber erzeugt, in Folge deren die Bevölkerung der einst gewaltigen Stadt jährlich mehr zusammenschmilzt. Letztere besteht zur Hälfte aus Arabern und zum vierten Theil aus Persern, die übrigen sind Türken, Armenier, Hindu's, Juden, syrische Christen, Kurden und Europäer. Hauptnahrungszweig ist der Handel, der durch die Schifffahrt und durch Karawanen betrieben wird und noch immer beträchtlich ist, obschon er allmählig von dem der aufblühenden persischen Nachbarstadt Mohammera überholt wird. Die heimischen Bazars sind von elendem Aussehen, jedoch reich mit Waaren gefüllt und von vielen Kaufleuten besucht; auch die Engländer haben eine Handelsniederlassung in B. Der Haupthandelsverkehr findet mit Ostindien Statt, wohin namentlich viele arabische Pferde für die Kavallerie der englisch-ostindischen Armee (nach Bombay allein jährlich für 1 Million Rupien) verführt werden. Beträchtlich ist auch die Ausfuhr von Datteln und Dattelbranntwein, Bahranperlen, Salz ꝛc. Dagegen bezieht B. aus Indien und Persien Obst, Tabak, Indigo, englische Waaren, Baumwollstoffe, Musseline, Shawls, Reis, Zucker, Gewürze ꝛc., aus Arabien außer den Pferden Mokkakaffee und Specereien, welche Waaren größtentheils durch Karawanen wieder in das Innere des Landes verführt werden. Ein Stapelplatz ist diese Stadt auch für Sklaven. Die Schifffahrt B.'s hängt von der Jahreszeit und von dem Wechsel der Monsuns ab. Nach Indien schifft man erst im Oktober, wenn der Südwestmonsun beinahe vorüber, flußaufwärts nach Bagdad im Juni, wenn der Fluß angeschwellt ist. In neuerer Zeit haben die Engländer eine Dampfschifffahrt auf dem Euphrat und Tigris nach Ostindien eingerichtet. B. wurde 636 n. Chr. durch den Khalifen Omar, einige Meilen von einer alten Stadt Tereda, deren Ruinen sich noch in der Wüste finden, erbaut, um den Persern den Weg nach dem persischen Meerbusen und so nach Indien zu wehren. Es wurde in der Folge das Athen des Orients, auf dessen Märkten die Philosophen und Dichter sich besprachen und Wettkämpfe hielten, stand in größtem Ansehen und spielt nach Bagdad in den Märchen der „Tausend und Einen Nacht" die bedeutendste Rolle. Im Jahre 1538 überlieferte der arabische Fürst von B., Emir Radschid, welcher bis dahin unabhängig die Majestätsrechte des Islams, das Kanzelgebet und die Münze, auf eigenen Namen ausgeübt hatte, die Schlüssel von B. huldigend an Sultan Soliman und wurde hierauf, mit Vorbehalt der Majestätsrechte, mit B. belehnt. Von mancherlei Zwistigkeiten, Unruhen und Empörungen berichtet die Geschichte der folgenden Zeit. Mehrmals gerieth B. in die Hände der Perser (zuletzt 1777), 1787 in die der Araber, wurde aber immer wieder von den Türken erobert. Im Jahre 1815 fand hier eine Schlacht zwischen den Aegyptern u. den Wahabiten Statt, in welcher letztere besiegt wurden, und 1832 kam B. in die Gewalt Mehemed Ali's, Vicekönigs von Aegypten, mußte jedoch in Folge der Einschreitung der europäischen Großmächte 1840 dem Sultan wieder abgetreten werden.

Basrelief (ital. basso rilievo), Bildhauerarbeit, in Stein, Gyps, Thon, Metall ꝛc. mehr oder weniger erhaben gearbeitete Figuren auf einem flachen Grunde. Eigentlich bedeutet B. den niedrigsten Grad dieses Hervorragens, während man die größere Erhabenheit durch mezzo rilievo und durch alto rilievo oder haut relief den höchsten Grad bezeichnet, wo die ganze Hälfte der zu bearbeitenden Figur hervortritt. Indeß wird B. häufig im generellen Sinne genommen. S. Relief.

Baß (the Baß), Felseninsel an der Nordostküste der schottischen Grafschaft Haddington, südlich am Eingang des Firth of Forth, hat 1 Meile im Umfange, ist von schroffen Klippen umstarrt und nur von der Südseite vom Lande her zugänglich. Merkwürdig ist die Höhle, welche den Inselfels von Südosten gegen Nordwesten durchbricht. Ein alter, in Ruinen liegender Thurm daselbst soll ehemals unter den schottischen Königen zum Staatsgefängniß gedient haben. Die Insel ist unbewohnt, hat aber einige Weide u. eine Süßwasserquelle. Die außerordentliche Menge von Seevögeln (besonders Pelecanus bassanus), welche hier nisten, zieht häufig Jagdliebhaber hierher.

Baß (vom griech. basis, d. i. Grundlage), in einer musikalischen Harmonie die tiefste oder unterste Stimme und als solche das jeden Akkord charakterisirende und bestimmende Element. Der B. bildet in jeglicher Komposition, oder in jeder mit harmonischer Ausführung versehenen Melodie das Fundament, auf dem das ganze harmonische und melodische Gebäude ruht, und wird daher mit Recht auch die Grundstimme (Fundamentalbaß) genannt. Nach seiner Natur verträgt, ja fordert er es, von dem Gewebe der übrigen Stimmen, die gern nahe zusammenhalten, entfernter zu bleiben, um eine Oktave und noch weiter von ihnen abzustehen und mit besonderer Deutlichkeit in einem langsameren und gewichtigeren Gange einherzuschreiten. Er bewegt sich z. B. gern durch Grundtöne quarten- und quintenweise, oder oktavenmäßig, oder in großen Richtungen durch harmonische Beitöne von den übrigen Stimmen weg- oder wieder zu ihnen hinschreitend,

vorzugsweise die wichtigsten Akkordtöne ergreifend, sodann auch die Hauptmomente des Rhythmus bekräftigend, oder gar dem rhythmischen Gange der übrigen Stimmen opponirend. Allerdings kann der B. in der kontrapunktischen oder polyphonen Schreibart seinen Charakter des Ruhenden und Stützenden theilweise verleugnen und an der Bewegung der übrigen Stimmen Theil nehmen, da er wie die Melodie eine äußerste Stimme ist und in seiner Entfaltung und Bewegung nach der Tiefe, wie die Oberstimme nach der Höhe zu, unverdeckt u. unbeschränkt ist. Indessen ist diese Beweglichkeit des Basses seiner Natur nach immer nur relativ zu nehmen, und es ist darauf zu achten, daß nicht die Deutlichkeit etwa durch zu schnelle Figuren leide. Je bewegter der B. ist, desto mehr verliert er an seinem Charakter als Fundament, und man bezeichnet bei polyphonen Sätzen am geeignetsten diejenige allertiefste Stimme als Fundamentalbaß, welche unabhängig von dem eigentlichen Wettstreit der polyphonen Stimmen (den B. mit einbegriffen) das Ganze zusammenhält, stützt und trägt. Die gute und gedankenvolle Führung des Basses bedingt daher einen großen Theil der Wirkung eines Musikstückes und ist eins der sichersten Kennzeichen einer tüchtigen Bildung im Satze. Unter den Deutschen haben sich in diesem Punkte Sebastian Bach und nach ihm Beethoven und Haydn am größten gezeigt. Bachs Führung der Bässe offenbart den tiefsten und reichsten Harmoniesinn und ein geradezu vollendet zu nennendes Studium. Die Benennung B. wird auch gewöhnlich der Kürze wegen dem tiefsten der Streichinstrumente, dem Kontrabasse, ertheilt; in früherer Zeit verstand man aber unter B., als Instrument, ein Mittelding zwischen unserem Violoncello und dem Kontrabasse, kleiner als dieser u. tiefer reichend als das erstere und mit 5—6 Saiten bezogen.

Bassa (türk.), s. v. a. Pascha.

Bassa-Cove, Stadt im Negerfreistaat Liberia, an der Westküste Afrika's (Oberguinea), an der Mündung des Sinoufluss es.

Bassä, kleine Stadt des alten Griechenlands, im südlichsten Theile von Arkadien, im Gebiet der Stadt Phygalia, berühmt durch den 2 Stunden davon auf dem Berge Kotylion (3800 Fuß hoch) gelegenen Apollotempel mit dem kolossalen Erzbild des Gottes. Er war von Ictinus gebaut u. gehörte zu den schönsten Tempelgebäuden des Peloponnes. Von den 38 dorischen Säulen desselben stehen noch 35, sammt ihrem Architrav trefflich erhalten. Die unbedeutenden Ruinen der Stadt liegen bei dem Dorf Paolitza. Vergl. Stackelberg, Der Apollotempel zu B., Rom 1832.

Bassäus, Nikolaus, Buchdrucker zu Frankfurt a. M. am Ende des 16. Jahrhunderts, bekannt durch den Verlag verschiedener medicinischer und botanischer Werke, besonders des Kräuterbuchs von Tabernämontanus (s. d.).

Bassain, s. Basseen.

Bassano, Stadt in der venetianischen Provinz Vicenza, am linken Ufer der Brenta, über welche eine schöne, von Palladio erbaute Brücke führt, in schöner und fruchtbarer Lage auf einer Anhöhe, die sich in weiter Ebene erhebt. B. ist mit alten epheuüberwachsenen Mauern umgeben, hat 6 Thore (deren eins von Palladio erbaut), schlechte Straßen, einige schöne Plätze, 30 Kirchen, darunter mehre mit trefflichen Gemälden, eine Abtei, einen Konvent der Kapuziner, eine Kongregation der Somascher, ein Institut für barmherzige Schwestern, ein Gymnasium, eine Gemäldegallerie, einen botanischen Garten, 2 Waisenhäuser, 2 Theater ꝛc. Bemerkenswerth ist auch der von Ezzelino errichtete Thurm mitten in der Stadt, der Palast des ehemaligen Podesta, jetzt Wohnung des Bischofs, und die einst berühmte remondinische Druckerei. Die 11,827 Einwohner betreiben bedeutenden Oliven-, Wein- und Spargelbau, Seiden- und Wollenwebereien, Gerbereien, Papier-, Pergament-, Porzellan-, Wachs- u. Strohhutfabrikation und lebhaften, durch eine Freimesse begünstigten Handel. Die Stadt ist der Geburtsort des berühmten Buchdruckers Aldus Pius Manutius (Manuzzi) u. der Maler Francesco, Giacomo und Leandro da Ponte, die sich deshalb Bassano nannten. In der Umgebung schöne Landhäuser, darunter die prachtvolle Villa Rezzonico mit schönen Statuten von Canova. B. kommt als Bassanum erst zur Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser vor und war fast immer den benachbarten Städten Vicenza, Treviso, Padua und später Venedig unterworfen. Nur eine Zeitlang hatte es eigene Podesta's und wurde von dem Tyrannen Ezzelino di Romano beherrscht, der den oben erwähnten Thurm als Zwingburg baute. Als eigene Republik 1432 gab Kaiser Sigmund B. dem Grafen von Schlick und ernannte ihn 1437 zum Grafen von B. (deutsch Passau und Passauer). Bei B. schlug Bonaparte am 8. September 1796 den österreichischen Feldmarschall Wurmser, welcher von Trient aufgebrochen war, um Mantua zu entsetzen und den Gegner von weiterem Vordringen in Tyrol abzuhalten. Am 6. November 1796 fiel hier ein neues Gefecht vor, indem beim abermaligen Vordringen der Oesterreicher gegen Mantua Davidowitsch bei B. eine Division Massena's angriff und die Brenta zu verlassen zwang. Auch am 11. November 1801, am 5. November 1805 und am 31. Oktober 1813 kam es bei B. zwischen Franzosen u. Oesterreichern zum Gefecht. Unter Bonaparte gehört B. zum Departement des Tagliamento, wurde 1809 zu einem Herzogthum mit 15,000 Thalern jährlicher Einkünfte erhoben, und 1811 ward Napoleons I. Ministerstaatssekretär Maret damit beliehen, der von nun an den Titel Herzog von B. führte.

Bassano, 1) Alvaro de, Marquis von Santa Cruz, berühmter spanischer Admiral des 16. Jahrhunderts, Sohn des gleichnamigen Generals Ferdinand des Katholischen im Kriege gegen Granada, zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit, Thätigkeit und Ausdauer, sowie durch Klugheit und einsichtsvolle Taktik aus, befleckte aber seinen Ruhm durch blutdürstige Grausamkeit. Schon 1530 kämpfte er mit gegen die Mauren, in den folgenden Jahren gegen die Franzosen und die Barbaresken. Karl V. ernannte ihn zum Admiral der spanischen Galeeren, und als solcher nahm er rühmlichen Antheil an der siegreichen Seeschlacht bei Lepanto (7. Oktober 1571). Im Jahre 1583 schlug B. die französische Flotte, welche die Eroberung Portugals von Seiten der Spanier verzögern und hindern sollte, 1586 erlangte er am Vorgebirge von St. Helena über eine von Eduard Drake kommandirte englische Eskadre bedeutende Vortheile und nahm den feind-

lichen Oberbefehlshaber gefangen. Diese Siege setzten B. bei Philipp II. in so hohe Gunst, daß ihn dieser zum Oberbefehlshaber der unüberwindlichen Armada ausersah. Vergeblich suchte der erfahrene B. durch Gegenvorstellungen den König von dem abenteuerlichen Unternehmen abzubringen; er wurde mit harten Worten zurückgewiesen und † aus Gram über die ihm widerfahrene Kränkung 1588. Als der König die Niederlage der großen Armada erfuhr, soll er ausgerufen haben: „Wenn B. gelebt hätte, so wäre es besser gegangen!"

2) Francesco da Ponte, genannt B., s. Ponte.

3) Hugues Bernard, Herzog von B., s. Maret.

4) Napoléon, Herzog von B., Sohn des Vorigen, 1803 geboren, ward 1835 von Ludwig Philipp als Herzog von B. anerkannt und Attaché bei der französischen Gesandtschaft zu Brüssel, 1840 zweiter, 1845 erster Gesandtschaftssekretär daselbst, nach der Februarrevolution von 1848 jedoch abberufen. Er trat zur bonapartistischen Partei, ward, nachdem er den Antrag, 1849 Kriegsminister zu werden, abgelehnt, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Frankreichs am badischen, 1851 am belgischen Hofe und 1853 Senator und Großkammerherr.

Bassansgans, s. Pelekan.

Bassarens, Beiname des Bacchus, nach griechischen Erklärern von Bassar, einem langen Gewande des Gottes und der Bacchanten, das seinen Namen von den früher getragenen Fuchsfellen (Bassara) hatte, nach Andern vom phönicischen oder hebräischen Bazar und s. v. a. Weinbergspfleger, Herr der Weinlese. Daher Bassarides, s. v. a. Bacchantinnen, und bassarisch, s. v. a. bacchisch, bacchantisch.

Bassée, la, Stadt im französischen Norddepartement, am gleichnamigen Kanal, einem Zweig des Deulekanals, hat lebhafte Industrie, Handel mit Kohlen, Getreide, Leinwand und 3000 Einwohner.

Bassein (Bassain, Baicam), Seehafenstadt an der Westküste von Ostindien, Präsidentschaft Bombay, auf einem Eiland, das durch einen schmalen Kanal von der Insel Salsette getrennt ist, etwa 5 Meilen nördlich von Bombay, ist gut gebaut, mit 12,000 Einwohnern, die beträchtlichen Handel treiben. Die Portugiesen erhielten den Besitz des Ortes durch Vertrag mit dem Sultan von Cambay 1531 und behaupteten denselben bis zur Eroberung durch die Mahratten 1750. Später kam B. unter die Herrschaft der Engländer, welche die Stadt 1824 stark befestigten.

Bassein, britisch-ostindische Hafenstadt in der hinterindischen, zur Präsidentschaft Kalkutta gehörigen Landschaft Pegu, an dem gleichnamigen Mündungsarme des Irawaddi (Negrais), den der Ort ganz beherrscht, mit 20,000 Einwohnern; erst seit 1852 britischer Besitz.

Basselin, Olivier, Urheber des Vaudeville, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, besaß eine Walkmühle zu Vaux de Vire im Departement Calvados in der Niedernormandie, welche noch heute den Namen Moulin Basselin führt. Er war ein lustiger Geselle, zog mit seinen Liedern umher und gab sie bei fröhlichen Gelagen zum Besten, gerieth aber durch seine sorglose Lebensweise in Armuth und wurde von seinen Verwandten unter Kuratel gestellt. Sein Tod scheint gewaltsam herbeigeführt worden zu sein; eine Andeutung in einem Liede klagt die Engländer als Urheber desselben an. Seine Lieder, in leichtem, fröhlichem Tone gehalten und die Freuden des Weines und des Ciders preisend, von ausgezeichneter Fülle und Lebendigkeit, Originalität und Natürlichkeit, Innigkeit und Behaglichkeit des heiteren Tons, bewegen sich in einer für jene Zeit höchst gebildeten Sprache und nähern sich öfters sehr glücklich der Weise Anacreons und anderer klassischen Dichter. Sie lebten beinahe zwei Jahrhunderte hindurch im Munde der Bewohner der Normandie fort, und erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts sammelte sie der Advokat le Houx und gab sie im Druck heraus, und zwar in der im Wesentlichen unverändert gebliebenen Sprache, in welcher er sie vorfand. Sie wurden dann öfters gedruckt. In der Ausgabe von Augustin Asselin: „Les Vaux-de-Vires, poésies du XV siècle" (Vire 1811) ist auch die alte Orthographie wieder eingeführt. Die neueste Ausgabe erschien 1821 zu Caen, unter dem Titel „Vaux-de-Vire d'Olivier B.", von Louis de Bois. Den Namen Vaux-de-Vire führen diese Lieder schon bei B. selbst, und zwar von den Thälern, in welchen sie zuerst gesungen wurden. In einem Lehrgedichte „l'Art poétique" von Vauquelin de la Fresnaye (Mitte des 16. Jahrhunderts) treten derartige Lieder unter demselben Namen schon als eine eigene Gattung auf.

Basselissenweberei (niederschäftige Weberei), im Gegensatze der Hautelissenweberei oder hochschäftigen Weberei, diejenige Art des Webens, wo die Kette, auf die gewöhnliche Art, horizontal im Webestuhle, dem Basselissestuhle oder tiefschäftigen Stuhle, ausgespannt ist, während bei der Hautelissenweberei die Kette im Stuhle vertikal vor den Augen des Webers aufgespannt steht. Von der Hautelissenweberei macht man bei der Verfertigung der kostbarsten Gobelinstapeten, der Hautelissetapeten, Gebrauch. Doch gibt es auch sehr schöne Basselissetapeten (s. Tapeten) oder solche, die auf einem Basselissestuhle gewebt werden.

Bassen (Baassen, Bajam), siebenbürgisches Dorf, nordwestlich von Mediasch, mit 1220 Einwohnern, hat mehre, 1672 entdeckte schwefelhaltige Mineralquellen nebst einer sehr besuchten, ziemlich gut eingerichteten Badeanstalt.

Bassen, Geschütz, s. Drehbassen.

Bassermann, Friedrich Daniel, namhafter öffentlicher Charakter Deutschlands, den 24. Februar 1811 zu Mannheim geboren, war der Sohn wohlhabender Aeltern und sollte sich auf dem Lyceum seiner Vaterstadt den Studien widmen, kam aber wegen Kränklichkeit zu einem Kaufmann in die Lehre. Nach beendigter Lehrzeit trat er als Kommis in ein Handlungshaus zu Havre de Grace und dann in ein Drogueriegeschäft zu Paris. Hier beschäftigte er sich mit Mathematik, Physik und Geschichte und studirte dann 1½ Jahre lang auf der Universität Heidelberg Naturwissenschaften, besonders Chemie, Geschichte und Staatswissenschaften. Nachdem er seit 1830 zwei Jahre als Magacinier in einem Materialgeschäft zu Nürnberg gearbeitet hatte und noch kurze Zeit in Triest und London gewesen war, kaufte er ein Materialgeschäft zu Mann-

ſeiner G-dur-Meſſe und das Credo in ſeiner hohen Meſſe mit einem B. c. begleitet. Der B. c. ſoll zuerſt von Ludovico Viana angewandt worden ſein. In einem mehr praktiſchen Sinne nennt man ferner B. c. die Baßſtimme, welche in einem Muſikſtücke in den Tutti- wie in den Soloſtellen mitſpielt, im Gegenſatz zum Basso ripieno, welcher nur beim Tutti mitwirkt und bei den Soli's ſchweigt. Endlich bezeichnet man als B. c. wohl auch die behufs der Begleitung mit Generalbaßſchrift verſehene Baßſtimme, nach welcher der begleitende Klavier- oder Orgelſpieler die Harmonien auszufüllen hat.

Baſſompierre, François von, franzöſiſcher Kriegsmann und Diplomat, aus einer adeligen Familie zu Harouel in Lothringen den 12. April 1579 geboren, kam, nachdem er zu Freiburg, Pont-à-Monſſon und Ingolſtadt Studien gemacht und Italien bereiſt hatte, als 20jähriger Jüngling an den Hof Heinrichs IV., wo der reichbegabte junge Mann bald die königliche Gunſt gewann. Nachdem er ſchon 1600 dem Feldzuge gegen Savoyen beigewohnt, diente er 1602 bei der Belagerung von Oſtende und 1603 in Ungarn mit Auszeichnung. Der König rief ſeinen Liebling darauf an den Hof zurück und erhob ihn 1610 zum Staatsrath und zum Kommandanten eines Reiterregiments und einer Kompagnie Leibgarde. Nach Heinrichs Ermordung buhlte B. eifrig um die Gnade der Königin, die ihn 1614 zum Generaloberſten der Schweizer ernannte. Als aber des bisherigen Günſtlings Concini Tod einen plötzlichen Umſchwung der Dinge am Hofe herbeiführte, bedachte ſich B. nicht lange, die Fahne zu wechſeln, und war ſchnell einer der eifrigſten Anhänger des jungen Königs. In dem Kriege, den dieſer mit der Mutter führte, war es B., welcher der Partei der letztern durch die Einnahme von Ponts-de-Cé und durch Aufreibung ihrer Truppen den Untergang brachte. Zum Lohn erhielt B. den Marſchallsſtab, mußte aber, da Ludwigs XIII. Günſtling Luines befürchtete, durch ihn von des ſchwachen Königs Seite verdrängt zu werden, den Hof verlaſſen und als Geſandter nach Spanien (1621), nach der Schweiz (1625) und nach England (1626) gehen. Ueberall wußte er die ſchwierigſten Verhandlungen mit ſolcher Feinheit und Gewandtheit hinauszuführen, daß dabei der Vortheil des franzöſiſchen Hofes gewahrt und auch die Gunſt der auswärtigen Mächte nicht verſcherzt wurde. Nach ſeiner Rückkehr trat B. wieder ins Heer ein und erwarb ſich bei der Belagerung von Rochelle und bei der Zerſtörung des Paſſes von Suſa (1629) neue Lorbeern. Doch vermochten weder dieſe Verdienſte, noch die Gewandtheit, mit welcher der vollendete Hofmann zu intriguiren wußte, ihn gegen die ſchlimmen Folgen der Ungunſt eines Richelieu zu ſchirmen, die er ſich theils durch ſeine Verbindungen mit dem Herzoge von Guiſe und mit der Prinzeſſin von Conti, den entſchiedenen Anhängern der Königin-Mutter, theils durch beißende Aeußerungen ſeines Witzes zugezogen hatte. B. ahnte das Ungewitter, welches ſich über ſeinem Haupte zuſammenzog, und flüchtete, um Rath und Hülfe flehend, in die Nähe des Königs. Aber er mußte in die Baſtille wandern (23. Februar 1631), und erſt der Tod des unverſöhnlichen Kardinals (19. Januar 1643) löſte ſeine Feſſeln. Eine Apoplexie machte am 12. Oktober 1646 ſeinem Leben ein unerwartetes Ende. Ein Mann von vollendeter Körperſchönheit und dem gewandteſten Geiſte, war B. das Muſterbild eines franzöſiſchen Hofmanns der damaligen Zeit. Den herrſchenden Leidenſchaften ſeiner Zeit und Umgebung, dem Luxus, dem Spiel und beſonders der Liebe unmäßig fröhnend (er ſoll im Moment ſeiner Verhaftung über 6000 Liebesbriefe verbrannt haben), lebte er ganz dem Genuſſe des Augenblicks und ſtarb in ſolchen zerrütteten Vermögensumſtänden, daß ſelbſt nach dem Verkauf ſeiner ſehr anſehnlichen Güter nur der zwanzigſte Theil ſeiner Schuldenmaſſe abgetragen werden konnte. B., der Liebling aller Frauen, war öffentlich nicht vermählt. Ein zärtliches Verhältniß mit der Prinzeſſin Louiſe Margarethe von Lothringen-Guiſe, der Wittwe des Prinzen von Conti, führte zu einem heimlichen Ehebündniß. B.'s gefängliche Einziehung brach das Herz der Fürſtin; ein Sohn, die einzige Frucht dieſer Ehe, ſtarb bald nach dem Vater. Ein anderer Sohn B.'s, Ludwig, erzeugt mit Maria von Balſac, ſtarb 1776 als Biſchof von Saintes. B. hinterließ „Mémoires, contenant l'histoire de sa vie" (Köln 1665, 3 Bde., Trier, 1723), welche zwar den Anforderungen des gewiſſenhaften Hiſtorikers nicht Genüge leiſten, aber ein immerhin willkommener Beitrag zur Geſchichte der Jahre 1598—1631 ſind.

Basso ostinato (ital., hartnäckiger, anhaltender Baß), eine beſonders in ältern Kirchenkompoſitionen gebräuchliche Figur, die darin beſteht, daß der Baß eine Formel, die als abgeſchloſſener Gedanke gelten kann, fortwährend wiederholt, während die übrigen Stimmen den Tonſatz entwickeln.

Baſſora, ſ. v. a. Basra.

Baſſoragummi (auch Basragummi, Gummi Bassora, Gummi toridonense), Art arabiſchen Gummi's, welche wahrſcheinlich von einer Akazie (wahrſcheinlich Acacia leucophlaea *Willd.*) abſtammt und nicht, wie man früher glaubte, von einem Meſembrianthemum. Es beſteht aus unregelmäßigen, weißlicher oder gelblichen, durchſcheinenden Stücken, welche beim Kauen einen eigenthümlichen knirſchenden Ton von ſich geben, ſich im Speichel nicht auflöſen und mit Waſſer keinen dicken Schleim machen. Nach Querin findet ſich im B. ein im Waſſer auflöslicher und ein darin unauflöslicher Beſtandtheil (Baſſorin), indem 100 Theile Waſſer von 20° C. 17,28 Theile des auflöslichen Beſtandtheils und bei 100° C. 22,98 Theile deſſelben aufnehmen. Durch Alkohol wird aus dem B. Chlorophyll, eine wachsartige Materie, eſſigſaures Kali, Chlorcalcium und ſaurer äpfelſaurer Kalk ausgezogen. Die Aſche enthält kohlenſaures Kali, kohlenſauren Kalk, Spuren von ſchwefelſaurem und phosphorſaurem Kalk, Chlorkalium, Thonerde, Kieſelerde und Magneſia. Vergl. Gummi arabicum.

Basso rilievo (ital.), ſ. v. a. Basrelief.

Basso ripieno, ſ. Basso continuo.

Baſſoues, Stadt im franzöſiſchen Departement Gers, mit 1700 Einwohnern und Sauerquelle.

Baſſouto, ein unter britiſcher Oberherrlichkeit ſtehender Stamm der Betſchuanen, der ſüdlichſte und intereſſanteſte Zweig derſelben. Sie bewohnen (ſeit 1824) einen Theil der Garipterraſſe auf dem Kapland, zwiſchen dem Caledon und dem Quathlamba, und betreiben als ein fleißiges Volk mehr Ackerbau, als die übrigen Betſchuanen. Früher wohnten

sie nördlicher; ihre Regierungsform ist halb monarchisch, halb republikanisch.

Baßstimme (ital. Basso, franz. Basse contre), die tiefste der Singstimmen, die sich nicht bloß durch die Lage ihrer Töne, sondern auch durch den zum Theil davon abhängenden körnigern, männlichern Klang (mit Ausnahme der höchsten Töne, Bruststimme) von den übrigen unterscheidet. Sie entsteht in der Regel in den Jahren der Mannbarkeit durch eine Umsetzung der Altstimme, indem die Sopranstimme des Knaben in den Jünglingsjahren in die Tenor-, die Altstimme in die B. übergeht. Doch sind die Fälle nicht selten, wo die männliche Stimme zweimal mutirte, so daß die Sopranstimme des Knaben in den Jünglingsjahren in den Tenor, und die Tenorstimme in dem Mannesalter in den Baß umgewandelt wurde. Ihr Umfang reicht vom großen F oder G bis zum eingestrichenen d oder e; doch müssen beide Extreme mit Bedacht angewendet werden, da die tiefsten Töne meist zu schwach klingen, die höchsten aber bei vielen Sängern zu gezwungen und gepreßt und unlenksam erscheinen. Uebrigens wird die B. in tiefe und hohe eingetheilt, letztere auch wohl noch von dem Bariton unterschieden, Eintheilungen, die sich wenigstens nicht genau feststellen lassen. Der Charakter der B. kombinirt sich aus ihrem Klange und ihrer Stellung im Satze. In Chören und mehrstimmigen Tonstücken erscheint die B. als die tiefste, die Harmonie tragende, im würdigen, ernsten, kühnen, weitschreitenden Gange, der ihr nach dem Charakter der Unterstimme zukommt. Im Sologesange kann sie zwar und muß öfters als melodieführende Oberstimme gebraucht werden, da sie sich nach der Natur aller Singstimmen hinlänglich vor der Begleitung heraushebt, um die Stelle der herrschenden Oberstimme zu vertreten; aber auch hier wird sie am charakteristischsten erscheinen, wenn man sie an ihrer Stelle als Unterstimme läßt. In der charaktervollen Behandlung der B. sind unstreitig die älteren Meister den neueren überlegen, und Händel und besonders Seb. Bach stehen hier am höchsten. Die Arie des Schlafs aus Händels „Semele" und Bachs Arie aus der Kirchenmusik „Herr, deine Augen sehen nach dem Glauben" sind für tiefen und höhern Baß unübertreffliche Muster; die Recitative des Heilands in Bachs matthäischer Passion das Größte, was je für den Baß geschrieben worden ist. Das gelungenste humoristische Bild in diesem Kreise ist Mozarts Osmin.

Baßstraße, Meerenge zwischen der Vandiemensinsel und dem australischen Festlande, 40 Meilen lang und 27 Meilen breit; die östliche Einfahrt wird durch die Fourneauxinseln, die westliche durch die Kings- und die Huntersinseln verengt, weshalb ihre Durchschiffung schwierig und gefährlich ist. Sie wurde zuerst (1798) von George Baß, Chirurgen zu Port Jackson, durchfahren und dadurch die Vandiemensinsel, die man bis dahin als einen Theil des australischen Kontinents betrachtete, als Insel anerkannt. Später wurde sie von Baudin und von Flinders genauer untersucht.

Bassum, Marktflecken in der hannöverschen Grafschaft Hoya, mit einem adeligen Fräuleinstift in einer schon im 9. Jahrhundert gestifteten Abtei, starken Pferdemärkten, einer Mineralquelle u. 1600 Einwohnern.

Bassus, Gnostiker im 2. Jahrhundert, angeblich ein Schüler des Cerinthus und Valentinus, wahrscheinlich identisch mit Colarbasus. Er leugnete die menschliche Natur Christi und die Auferstehung des Fleisches, vertheidigte den Glauben an den Einfluß der Planeten auf die Geburt und das Leben der Menschen, sowie an die magische Kraft des griechischen Alphabets (weil sich Christus das *A* und *Ω* genannt habe). Seine Anhänger hießen Bassianer.

Bast, die faserige Unterlage der Rinde eines Pflanzenstengels, besteht aus einer Schicht von langgestreckten, meist spindelförmigen und unverzweigten, dickwandigen, mitunter etwas porösen Zellen von sehr engem Lumen, ist biegsam und zäh und findet sich vornehmlich bei den Dikotyledonen zwischen Rinde und Holz, seltener bei den Monokotyledonen. In der Regel wächst jährlich eine neue Schicht nach; zuweilen aber bildet sich eine solche auch nur einmal, selbst ohne sich zu vergrößern. Zur Zeit des Saftriebes bemerkt man unter dem B. einen bräunlichen Saft, von dem man glaubt, daß aus ihm das junge Holz entstehe, weshalb man ihn Bildungssaft (cambium) nennt. Der Baumbast, besonders der von den Linden und Weiden, wird, da er der Fäulniß lange widersteht, zu Seilen, Bändern, Flechtwerk und besonders zu Matten verarbeitet. Um den B. zu gewinnen, trennt man erst mit Keilen, Beilen oder ähnlichen Werkzeugen die Rinde von den Stämmen der Bäume und legt erstere 6—8 Wochen lang ins Wasser, worauf sich der B. von den Rindenstücken leicht ablösen läßt. Im Wasser wird der B. zugleich so geschmeidig, daß man ihn leicht in bandförmige Streifen zu zertheilen im Stande ist. Aus solchen Streifen macht man dann Bastseile, sowie die zur Reinigung von Küchengeschirren u. dergl. bestimmten Bastwische; man flicht oder webt daraus auf einem sehr einfachen Webstuhle Bastmatten oder Bastdecken. Letztere werden vornehmlich zum Einpacken von Waaren, auch zur Bedeckung der Fußböden gebraucht. Sie kommen entweder als besondere Waare einfach, doppelt, ein- und mehrfarbig, glatt und façonnirt, oder als Emballage anderer Waare besonders aus Rußland, wo die Verfertigung von Lindenbastmatten (bogósha) vom Volke schwunghaft betrieben wird, in den Handel. Die leichteren heißen Deckmatten, die schwereren Sackmatten. Am haltbarsten sind die geköperten. Von den besten kostet das Hundert 25 Rubel. Es werden in Rußland jährlich 14 Millionen Stück Matten verfertigt, wozu fast 1 Million Lindenbäume gefällt werden müssen, und wovon $3^1/_2$ Millionen Stück ins Ausland gehen. Die russischen Bastschuhe werden aus dem B. einiger Weidenarten verfertigt. Auch in Frankreich und Italien ist die Mattenfabrikation im Schwung. In Ostindien verarbeitet man den B. mehrer Bäume wie Flachs und verspinnt ihn zu verschiedenen feinen Geweben, welche einen seidenähnlichen Glanz haben, auch häufig Seidenfäden enthalten und, gewöhnlich braun oder dunkelgelb von Farbe, unter verschiedenen Namen (Biambonnes, Cherquemolles, Foulas, Foutalonges, Nillas, Pinasses, Romals ꝛc.) in den Handel kommen. Auch Hüte und Papiere werden aus B. fabricirt; die bekannten sogenannten Basthüte aber werden meist aus Streifen von wirklichem Holz (Pappel-, Linden- oder Weidenholz), vornehmlich in Oesterreich, Italien und Frankreich verfertigt. B. ist auch der

Name eines vierbindig geköperten Baumwollenzeuchs mit Einer rechten Seite. In der Jägersprache heißt B. die rauhe, wollige Bedeckung des Hirsch- u. Rehgehörnes, die in der Kolbenzeit grün, nach dem Ausrecken schmutzig gelb und trocken ist und nunmehr durch das Fegen abgescheuert wird. Der abgefegte B., ein Fasersaub, heißt das Gefege. Ueber den sogenannten ägyptischen B. s. Papyrus.

Bastanthal, Thal im französischen Departement Oberpyrenäen, in dessen Mitte der Badeort Barrèges liegt, wird von dem Bastan durchflossen. Es ist kaum 3 Stunden lang, vom Berge Tourmalet bis zum Städtchen Luz, wo sich die schneebedeckten Berge von St. Sauveur erheben, u. wird von wilden, schluchtenreichen, steilabfallenden Felsengebirgen umschlossen, von denen ungestüme Bergströme herabrauschen. Bei Luz stößt das B. zum Barrègethal. Im Osten steht der Felsenscheitel des Pic d'Espade. Abweichend von den übrigen Pyrenäenthälern, die von Norden nach Süden laufen, erstreckt sich das B. parallel mit der Kette der Pyrenäen von Osten nach Westen.

Bastard (mittellat. bastardus, ital. bastardo, mittelhochdeutsch Basthart und Bastart, welch letztere Schreibart daher als die ältere vorzuziehen ist, engl. bastard), ein aus den romanischen Sprachen her weit verbreiteter Ausdruck für einen Begriff, für den es eine Menge anderer Bezeichnungen gibt. Derselbe findet sich weder im Althochdeutschen, noch im Angelsächsischen und auch bei den lateinschreibenden Chronisten Frankreichs oder Deutschlands nicht vor der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. Der berühmte Normannenherzog Wilhelm der Eroberer, der natürliche Sohn des Herzogs Robert, kommt zuerst unter dem Namen bastardus vor und nennt sich so in seinen eigenen Briefen. Das Wort könnte demnach französischen Ursprungs scheinen, und man hat es daher von bas (bassus), niedrig, herleiten wollen, zumal da in spätern Urkunden des 13. u. 14. Jahrhunderts fils de bas und fille de bas für bâtard und bâtarde, sowie venir de bas für ex illegitimo concubitu vorkommt. In andern Urkunden findet sich dagegen fils de bast, venir de bast, womit jene Ableitung fällt. Stammte der Ausdruck aus dem Französischen, so wäre es unerklärlich, warum er nicht früher gebraucht wird, da die natürlichen Sprößlinge der Karolinger genug Anlaß dazu gaben. Der Ausdruck ist daher als ein normännischer, mithin altnordischer anzusehen und hat erst als Beiname jenes ruhmgekrönten Herzogs Wilhelm, des Eroberers von England, in die französische u. andere Sprachen Eingang gefunden. Was nun die ursprüngliche Bedeutung des Wortes anlangt, so wird in den nordischen Gesetzen bastarde nicht in dem Sinne von nothus und spurius gebraucht, wohl aber findet es sich als Benennung unächter, gemischter Sachen, wie z. B. das Schwert Sigurds in der „Saga Magnus Erlingssonar" (Kap. 5) bastart heißt, d. i. wohl spottweise hart wie Bast, im Gegensatz zu beinharde, steinhart, also unächt. Wird nun die zweite Silbe des Wortes auf einen Mann bezogen, so kann sie allerdings einen homo spurius, einen Sohn, dem Erbe und Stand des Vaters entzogen werden, bedeuten. Im Verlauf der Zeit hat es wie renard in die französische Sprache allgemein Eingang gefunden und auch in der hochdeutschen als vornehmes und rittermäßiges, aus Frankreich herübergekommenes, obschon ursprünglich germanisches, die andern Benennungen derselben Sache, zumal bankhart u. bankrise verdrängt und in die Sprache des niedern Volks verwiesen. In der Zoologie heißt B. ein von zwei verschiedenen Arten, die aber einer und derselben Gattung angehören, erzeugtes Thier, wie z. B. das Maulthier und der Maulesel. Ein von zwei verschiedenen Racen abstammendes Thier wird dagegen Blendling genannt. B. bedeutet im naturhistorischen Sinn auch s. v. a. After u. weist dann nicht auf einen verwandtschaftlichen Ursprung, sondern nur auf eine hervorstechende Aehnlichkeit hin.

Bastardagium (neulat.), die Verlassenschaft derjenigen unehelich geborenen Personen, welche, ohne Leibeserben zu hinterlassen, mit Tod abgingen. Eine solche Verlassenschaft fiel nach dem in den meisten Staaten des Mittelalters üblichen Recht (jus bastardisae) dem Fiskus zu. Es stützte sich auf den Satz: Jeder Bastard gehört dem Landesherrn.

Bastardisa (jus bastardisae, lat.), das Recht des Landesherrn auf den Nachlaß eines Bastards, s. Bastardagium.

Bastardpflanzen (Hybriden), Gewächse, die der Mutterpflanze, d. h. derjenigen, aus deren Samen sie erwuchsen, nur zum Theil ähnlich sind und zugleich auch einer andern (der väterlichen) theilweise gleichen. Samen, welche Bastarde hervorbringen, werden erzeugt, wenn Blüthenstaub einer Gewächsart auf die Narbe einer andern ähnlichen Art gelangt, was entweder zufällig, durch Wind, Insekten ꝛc., oder künstlich dadurch geschieht, daß man mittelst eines Pinsels fremden Blüthenstaub auf die Narbe eines Gewächses bringt. Doch können sich nur wenige Arten einer Pflanzengattung und auch von diesen nur die einander sehr nahe stehenden befruchten und Bastarde hervorbringen. Gärtner und Blumisten übertragen oft den Blüthenstaub auf verschiedene Pflanzen, um Abänderungen, besonders hinsichtlich der Farbe und Gestalt der Blumen, zu erhalten. Durch dies Verfahren, welches man das Kreuzen nennt, sind die vielfachen Abänderungen der Anrikel, Rhododendren, Azaleen, Georginen, Kamellien, Levkojen, Nelken, Pelargonien, Pensées, Ericeen, Orchideen, Nymphäen, Liliaceen ꝛc. u. anderer Zierpflanzen meist hervorgebracht worden. Will man solche künstliche B. ziehen, so muß man die zu befruchtenden Blüthen ihrer noch ungeöffneten Staubbeutel berauben und so viel als möglich absperren. Die Befruchtung mit dem Blüthenstaub einer andern Species erfolgt aber keineswegs immer und oft durch entfernter stehende Arten leichter, als durch verwandte. Auch trägt die künstlich befruchtete Pflanze in der Regel weniger Samen, als sie bei natürlicher Befruchtung getragen haben würde, und überdies ist derselbe oft unfruchtbar. Befruchtet man den Sämling wieder mit dem Staub der väterlichen Stammpflanze, so läßt sich durch eine Reihe von Generationen die Art wieder fast völlig auf jene zurückführen. Eine Befruchtung durch fremden Staub findet nicht Statt, sobald man gleichzeitig mit diesem eignen auf die Narbe bringt, denn diese nimmt den eignen Samen weit schneller auf. Bringt man dagegen den eignen Blüthenstaub einige Stunden später auf die Narbe, u. ist diese durch den fremden Staub bereits befruchtet, so findet eine weitere Befruchtung nicht Statt. Obwohl die B. in der Regel genau die Mitte zwischen den Stammpflanzen halten, so sind ihre Merkmale doch sehr

schwankend, und einander ganz gleiche Exemplare sind selten. Daß die B. sich durch Schnellwüchsigkeit auszeichnen sollen, dürfte erst noch genauer nachzuweisen sein. Aus zwei verschiedenen B. neue B. zu erzielen, gelingt selten. Neuerlich berühmt gewordene B. sind Aegilops triticoides *Req.*, ein Bastard von Aegilops ovata, einem sparrigen Grase mit gestutzten mehrgrannigen Spelzen, u. dem Weizen. Natürliche B. finden sich besonders unter den Alpenpflanzen, so Gentiana Thomasii, Charpentieri, spuria, Kummerii, auch von Verbascum, Digitalis ꝛc. Zu unterscheiden von den B. sind die Spielarten und Monstrositäten einer und derselben Species (s. Pelorienbildungen).

Bastardthiere, von Aeltern verschiedener Art erzeugte Thiere. Art (Species) ist nach der einen Ansicht ein nach Gestalt und Struktur genau bestimmter und sich durch direkte Fortpflanzung unabänderlich erhaltender Typus, der von Anfang in dieser Weise bestanden hat, nach der andern Ansicht dagegen nur das Resultat äußerer Einflüsse. Der ersteren Ansicht nach ist Bastardbildung zwar keineswegs unmöglich, aber nicht über die erste Generation hinaus fortzusetzen. Wäre Letzteres möglich, so wäre damit aller Artunterschied verwischt. Wären z. B. männliche u. weibliche Maulthiere, die Bastarde von Pferden u. Eseln, unter sich fruchtbar, so würde dadurch der Mischlingstypus zum konstanten erhoben und eine neue, zwischen Pferd und Esel mitten inne stehende Art durch Bastardbildung geschaffen, auch damit zugleich die Möglichkeit des Aufgehens von Pferd und Esel in dieser neuen Art statuirt werden. Nimmt man das Menschengeschlecht als Eine Art, so sind Mulatten, Zambos und Mestizen nicht als Bastarde, sondern nur als Mischlinge verschiedener Racen, und ebenso Dachs, Pudel, Jagdhund, Dogge nicht als Bastarde, sondern nur als Varietäten einer und derselben Art anzusehen. Alle genannten Mischlinge sind bekanntlich unter sich fruchtbar. Fälle von Bastardbildung sind zwar nicht allein bei allen Wirbelthierklassen, sondern selbst bei den Insekten beobachtet worden, doch steht so viel fest, daß sie bei den in freiem Zustand lebenden Thieren weit seltener vorkommen, als bei den Hausthieren. In der freien Natur stehen der geschlechtlichen Vermischung der Arten viele Hemmnisse, verschiedener Wohnort und verschiedene Begattungszeit, natürliche Feindschaft ꝛc., entgegen. Dann ist die Bastardbildung auch nur auf einander sehr nahe stehende Arten beschränkt, wie auf Pferd und Esel, Hund und Wolf, Ziege und Steinbock, Auerhuhn und Birkhuhn, Finke und Kanarienvogel ꝛc. Bastarderzeugungen zwischen anderen als gattungsverwandten Thieren, wie z. B. zwischen Kuh und Hirsch, sind fabelhafte Angaben. Merkwürdig, aber bestätigt ist es, daß natürliche Bastardbildungen im freien Leben der Thiere ebenso wie mißgestaltete Junge bis zur Vertilgung verfolgt werden. Unter den bekannteren B.n sind Maulthiere und Maulesel in der Regel unfruchtbar, oder in seltenen, nur in heißen Ländern beobachteten Fällen nur mit den Stammthieren, z. B. weibliche Maulthiere mit Pferdehengsten, fortpflanzungsfähig. Bastarde von Hund und Wolf, Steinbock und Ziege haben sich dagegen als fruchtbar erwiesen, so daß also in dieser Beziehung Ausnahmen unter den B.n einzuräumen sein möchten. Uebrigens sind in Betreff der Fortpflanzungsfähigkeit der Bastarde die Beobachtungen des freien Thierlebens noch sehr ungenügend. Die Kreuzung verschiedener Racen des Viehes, wodurch in Bezug auf den Ertrag an Fett, Fleisch, Wolle und auf Kraft, Gewandtheit u. Ausdauer so große Resultate erzielt worden sind, gibt, als unter denselben Thierarten bewerkstelligt, keine Bastardbildungen.

Bastarnä, alter Volksstamm, erst auf der nördlichen Karpathenterrasse bis zur Weichsel, später zwischen Borysthenes u. der untern Donau seßhaft, kam frühzeitig mit den Römern in feindliche Berührung. Aufgereizt durch den König Perseus von Macedonien, fielen sie 175 v. Chr. die Dardaner an, um nach deren Vernichtung durch das Land der Skordisker nach Italien vorzudringen. Nach Vereitelung dieses Planes erschienen 70,000 bastarnische Streiter als Bundesgenossen des Perseus wider die Römer 169 v. Chr. in Thracien, gingen aber, als der Macedonier die geforderte Löhnung nicht zahlen wollte, nach der Donau zurück. Später fochten die B. mit Mithridates gegen Pompejus, gegen den macedonischen Statthalter C. Antonius Hybrida und gegen M. Crassus, der sie 30 v. Chr. aus Thracien verdrängte und ihnen selbst jenseits der Donau mehre Niederlagen beibrachte, ohne jedoch dadurch ihren wiederholten Einfällen in Thracien ein Ziel zu setzen. Unter Marc Aurel waren sie mit den Markomannen verbündet, später mit den Gothen zu mehren Raubzügen, einmal selbst zur See. Kaiser Probus versetzte 100,000 B. ins römische Gebiet. Seitdem verschwindet ihr Name, und an ihre Stelle treten die Gothen mit jugendlicher Kraft auf. Zweige des großen Stammes waren die Peucini auf der Insel Peuce, am Ausfluß der Donau, die Sidones (Sindi) und die Atmoni.

Bastarnicae Alpes (bastarnische Alpen), Theil der Karpathen, nach den Bastarnä (s. d.) benannt.

Bastei (v. Lat., Halbthurm), vor Einführung der Bollwerke eine Befestigung, die in der Mitte steht zwischen der alten Städtebefestigung mit hohen Thürmen und dem eigentlichen Bollwerke, und die auch geschichtlich von jener zu diesem den Uebergang bildet. Die B.en waren an den Ecken, oder auch in den geraden Linien der Stadtmauer vorgebaute, nach dem Graben oder dem Außenterrain zu halbrunde, nach der Stadtseite zu viereckige, nicht hohe Thürme mit steinernen Brustwehren. Oben auf ihre Plattform konnte Geschütz aufgestellt werden, außerdem waren sie mit Geschützkasematten zur Grabenvertheidigung ꝛc versehen. Albrecht Dürers Befestigungsentwürfe in seinem 1527 erschienenen Werke sind ganz auf diese Befestigungsweise basirt, und vielleicht kann Dürer sogar als Erfinder der B. angesehen werden. Indeß erhielt Verona schon vor 1520, vor Ankunft des italienischen Kriegsbaumeisters Micheli B.en.

Bastei, großartige Felsenpartie in der sächsischen Schweiz, 943 Fuß über dem Meere und 630 Fuß über der Elbe in Dresden. Die Scheitelfläche der Felsen ist mit einem eisernen Geländer versehen und bietet eine herrliche Aussicht auf einen großen Theil der sächsischen Schweiz, das Erzgebirge und das untere Elbthal. Vergl. Sächsische Schweiz.

Bastelica, San Pietro, Herr von Ornano, corsischer Edelmann, hatte sich in dem zweiten Viertel des 16. Jahrh. in französischen Diensten durch Tapferkeit

und Muth schon Ruhm erworben, als er durch das Ansehen, in welchem er bei den Korsen stand, den Argwohn des genuesischen Gouverneurs erregte, welcher ihn gefänglich einziehen ließ. Nachdem er auf Verwenden Heinrichs II. von Frankreich wieder befreit worden war, suchte er mit Hülfe der Franzosen die verhaßten Genueser von der Insel zu vertreiben (1553). Aber seine Hoffnung auf Befreiung seines Vaterlandes wurde durch den 1559 zwischen Frankreich und Genua abgeschlossenen Frieden vereitelt. Gleichwohl wagte B. mit nur 37 entschlossenen Anhängern einen Angriff auf die Insel (1564), wo eine Menge Mißvergnügter sich zu ihm schlugen. Schon hatte er einen großen Theil Korsika's befreit, als er durch den Dolch eines von den Genuesern erkauften Bravo's, Vitelli, fiel (1567).

Bastia, ehemalige Hauptstadt der Insel Korsika, jetzt Hauptort des gleichnamigen französischen Arrondissements, amphitheatralisch am Meer auf der Ostküste gelegen, mit Wällen und Mauern umgeben und durch eine starke Citadelle am Meere (Donjon) vertheidigt. Der Anblick der Stadt vom Meer aus ist überraschend, doch ihr Inneres mit den krummen, engen und schmutzigen Straßen und thurmartigen Häusern entspricht demselben nicht. Sie wird in die Ober- und Unterstadt eingetheilt, hat eine Kathedrale (jedoch keinen Bischof mehr), 8 andere Kirchen und Kapellen und 2 Hospitäler. Der Hafen wird durch einen Molo gesichert, kann aber nur kleine Fahrzeuge aufnehmen. Die Stadt ist Sitz des Militärgouverneurs und des höchsten Gerichtshofes, hat ein Handelstribunal, ein Collége, eine Schifffahrtsschule, eine Bibliothek, Schiffswerfte ꝛc. und 17,140 Einwohner, welche Seife, Liqueure, Wachslichte, Maccaroni fabriciren u. nebst Wein, Oel, Citronen, Fellen ꝛc. zur Ausfuhr bringen. Auch die in B. gefertigten Klingen und Stilete sind sehr gesucht. B. wurde 1383 durch den Genueser Leonel Lomellino gegründet und war fast 400 Jahre hindurch der Sitz der genuesischen Gouverneure. Einige Male (1745 und 1768) kam die Stadt in die Gewalt der Briten, doch nur vorübergehend. Als Korsika unter französischer Herrschaft 1791 in zwei Departements getheilt wurde, blieb B. der Hauptort des einen; allein bei der Wiedervereinigung beider Theile (1811) wurde Ajaccio zur Landeshauptstadt erhoben. B. ist indessen durch Industrie, Handel u. Intelligenz noch heute das Haupt der Insel.

Bastian, Adolf, deutscher Reisender, zu Bremen geboren, studirte zu Berlin, Heidelberg, Prag, Jena und Würzburg und ging dann als Arzt an Bord eines nach Australien segelnden Schiffes. Er durchstreifte hier die Goldistrikte und einen Theil des Innern, fuhr nach Neuseeland und steuerte von dort durch die Südsee nach Peru. Dann überstieg er die Andes und nahm in der alten peruanischen Hauptstadt Cuzco sein Hauptquartier. Später finden wir ihn in Westindien, auf dem Missouri u. Mississippi, an den Pyramiden Mexiko's und in Kalifornien. Von hier aus ging er nach China, besuchte Hinterindien und den malayischen Archipelagus und verweilte längere Zeit in Kalkutta. Dann befuhr er 4 Monate lang auf einem kleinen Boote den Ganges, durchzog Dekan und das Mahrattenland und ging nach Bombay, von wo er sich nach Persien begeben wollte. Der zwischen England und Persien ausbrechende Krieg verhinderte die Ausführung dieses Plans; dagegen besuchte er die Ruinen von Babylon und Niniveh. Nachdem er Syrien u. Palästina durchzogen, ruhte er einige Zeit in Kairo, steuerte dann den Nil hinauf, ritt durch die Wüste nach Kosseir am rothen Meere, schiffte nach Dschidda und schloß sich in Mokka einer Karawane an, die nach Aden zog. Darauf ging er nach Mauritius u. den Sechellen, landete am Vorgebirge der guten Hoffnung und machte Streifzüge im Kaffernlande. Ins Innere der portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika vorgedrungen, wagte er die Reise nach der Königsstadt San-Salvador, welche seit zwei Jahrhunderten kein gebildeter Europäer betreten. Dann segelte er an der afrikanischen Küste hinauf nach der Insel Fernando Po, drang von dort in das Nigerdelta ein, bereiste Liberia, Sierra Leone und Senegambien und kehrte nach achtjähriger Abwesenheit nach Europa zurück, wo er nun Portugal, Spanien, die Türkei, Rußland, Schweden u. Norwegen bereiste, ehe er nach Bremen heimkehrte. B. brachte ein große wissenschaftliche Ausbeute zurück. Als Vorläufer größerer Arbeiten ließ er erscheinen: „Ein Besuch in San-Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo" (Bremen 1859).

Bastianino, eigentlich Sebastian Filippi, auch il Grattello genannt, einer der berühmtesten Maler der Schule von Ferrara, geboren daselbst 1523, Schüler und Nachahmer Michel Angelo's zu Rom, † 1602 in seiner Vaterstadt. Sein Hauptwerk ist das letzte Gericht, im Chor der Kathedrale zu Ferrara, in der neuern Zeit durch eine ungeschickte Restauration leider verdorben. Andere bemerkenswerthe Gemälde B.'s sind: eine Himmelfahrt Mariä, im Palaste des Gonfaloniere, und eine Auferstehung Christi, in St. Paul zu Ferrara.

Bastiat, Frédéric, einer der ausgezeichnetsten neuern Nationalökonomen Frankreichs, 1803 zu Bayonne geboren, begann seine schriftstellerische Laufbahn 1844, wo er sich um die Aufnahme eines Artikels im „Journal des économistes" bewarb. Diese Arbeit, die der Redakteur des Journals, weil sie einen ganz unbekannten Namen trug, anfangs ungelesen ließ, führte den Titel „De l'influence des tarifs français et englais sur l'avenir des deux peuples". B., damals Friedensrichter zu Mugron im Departement Landes, lernte auf einer Reise nach England Cobden kennen, mit welchem er sich innig befreundete. Nach Mugron zurückgekehrt, übersetzte er die in den englischen Freihandelsvereinen gehaltenen Reden und ließ sie, mit einer Einleitung versehen unter dem Titel „Cobden et la ligue ou l'agitation anglaise pour la liberté des échanges" (Paris 1845) erscheinen. Auf Veranlassung seiner Freunde ging B. nach Paris, wo er zunächst die „Sophismes économiques" (Paris 1846) herausgab, die geistvoll und mit Sachkenntniß des Prohibitivsystem bekämpften und großes Aufsehen machten, so daß sie sogleich in mehre Sprachen (deutsch von Noback unter dem Titel „Die Trugschlüsse der Schutzzöllner", Berlin 1847) übersetzt wurden. Seitdem schrieb B.: „Protectionisme et communisme" (Paris 1849), „Capital et rente" (das. 1849) und „L'état mandit argent" (das. 1849), welche drei Schriften durch den „Verein zur Verbreitung volkswirthschaftlicher Kenntnisse" (Berlin 1849, Heft 1–3) in deutscher Bearbeitung er-

schienen. Mit Castille und Molinari gab B. 1848 ein Volksblatt „La république française“ heraus. Ferner veröffentlichte er „Propriété et loi, justice et fraternité“ (Paris 1848), „Paix et liberté ou le budget républicain“ (das. 1849), „Incomptabilités parlamentaires“ (das. 1849, unter dem Titel „Volkswirthschaftliche Harmonien“ in Prince-Smiths „Nationalökonomischer Bibliothek“, Berlin 1850, Bd. 1, ins Deutsche übertragen). Aufmerksamkeit erregte B. in neuester Zeit besonders durch seine Polemik gegen Proudhon in den Schriften „Gratuité du crédit“ (Paris 1850), „Baccalauréat et socialisme“ (das. 1850), „La loi“ (1850), „Ce que l'on voit et ce qu'on ne voit pas“ (1850) ꝛc. Schon vor der Februarrevolution von 1848 sollte B. im Departement Landes für die Deputirtenkammer gewählt werden, erlag aber einem Parteimanöver; dagegen kam er als Volksvertreter in die konstituirende und legislative Nationalversammlung, wo er jedoch wegen Schwäche seines Organs nur selten u mit wenig Glück sprach. Er † am 24. December 1850 in Rom, wohin er seiner Gesundheit wegen gegangen. B. war korrespondirendes Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften.

Bastide (franz.), Landhaus in der Nähe größerer Städte, besonders um Marseille, wo an 10,000 Bastiden stehen, so daß sie in der Ferne wie eine zweite, mit Bäumen bedeckte Stadt auf den umher liegenden Bergen, in den Thälern, zwischen Felsen und Klüften, von der Bista an bis hinab an das Gestade des Meeres erscheinen.

Bastide, Jules, Minister des Auswärtigen der französischen Republik unter Cavaignac, am 21. November 1800 zu Paris geboren, erhielt seine Bildung auf dem Collége Henri IV. und widmete sich dann der Advokatur. Frühzeitig den demokratischen Ideen zugewandt, wurde B. bei der Emeute vom 5. Juni 1820 verwundet und ins Gefängniß geworfen. Er verließ darauf den Advokatenstand und unternahm in Gemeinschaft mit seinem Freunde Charles Thomas einen Holzhandel, wobei er sich aber mit Literatur und Politik beschäftigte. Im Jahre 1821 wurde er Carbonaro und betheiligte sich als solcher an allen Unternehmungen gegen die Restauration. Bei der Julirevolution war er unter Denen, welche die dreifarbige Fahne auf den Tuilerien aufpflanzten. Als Artilleriekapitän der Nationalgarde war er in dem cavaignac-guinardschen Prozesse mit betheiligt, sowie bei der Decemberemeute von 1830, wurde dann Eskadronchef der neu gebildeten Artillerie der Nationalgarde und ging, als Mitglied einer geheimen Gesellschaft unter Buonarotti's Hauptleitung mit der Organisation der republikanischen Partei im mittäglichen Frankreich beauftragt, Anfangs 1832 nach Lyon und Grenoble. Da der Aufstand am letztern Orte vor der bestimmten Zeit ausbrach, wurde B. verhaftet und vor Gericht gestellt, gegen Ende Mai aber wieder frei gelassen, worauf er einer der Anführer des Aufstandes vom 5. Juni 1832 war. Zum Tode verurtheilt, entfloh B. aus dem Gefängniß und lebte 2 Jahre in England, bis er 1834 abermals von dem pariser Assisenhofe gerichtet und freigesprochen wurde. Nach dem **Tode** Armand Carrels übertrugen ihm die Aktionäre des „National“ die Hauptredaktion dieses einflußreichen Journals, die er aber 1846 wegen Streitigkeiten mit seinen Kollegen wieder aufgab. Er gründete darauf 1847 die „Revue nationale“ und bekämpfte nach wie vor die Juliregierung, so daß er bei der Februarrevolution von 1848 zu den Hauptagitatoren gehörte. Als Lamartine am 25. Februar im Stadthause zurückgehalten war, fungirte B. als Delegirter für das Ministerium des Aeußern, dann als Generalsekretär dieses Ministeriums. Bei den Wahlen zur konstituirenden Versammlung von drei Departements zum Abgeordneten gewählt, entschied er sich für das Departement Seine-Marne. Vom 10. Mai bis zum 20. December 1848 war B. Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Bastille (v. Franz.), ursprünglich die allgemeine Benennung fester, mit Thürmen oder Bastionen versehener Schlösser; dann ausschließlich der Name der einst am Thore St. Antoine zu Paris gelegenen Zwingburg. Der Bau derselben wurde 1369 und 1371 auf Befehl Königs Karl V. begonnen, aber erst 1383 unter Karl VI. vollendet. Die Burg sollte ihrer ursprünglichen Bestimmung zufolge als ein Bollwerk gegen die Engländer dienen; sie wurde jedoch gleich von Anfang an auch als Staatsgefängniß benutzt, und ihr Baumeister, Hugues Aubriot (Ambriot), mußte unter den Ersten mit in derselben büßen, und zwar wegen ketzerischer Meinungen. Nachdem sie im 16. und 17. Jahrhundert durch Befestigungen, Bastionen und Gräben nach der neuern Manier bedeutend erweitert worden war, bildete das Hauptgebäude derselben ein ziemlich regelmäßiges Parallelogramm von 34 Toisen Länge und 18 Toisen Breite. An jeder der beiden größeren Seiten traten 4 mächtige, 5 Stockwerk hohe, halbrunde Thürme hervor, welche durch eine, über ihnen fortlaufende, mit Kanonen besetzte Terrasse verbunden waren. Die Mauern dieser Thürme waren 10 Fuß stark u. umschlossen Gefängnisse, welche durch kleine vergitterte Oeffnungen ein spärliches Licht erhielten. Weit schrecklicher, als diese Thurmgefängnisse, waren aber die unterirdischen Kerker der B., welche sich 19 Fuß unter der Fläche des Hofraumes befanden und feuchte, grabähnliche Höhlen (cachots) waren, dazu bestimmt, die beklagenswerthen Opfer grausamer Rachsucht und Tyrannei den Augen der Welt gänzlich zu entrücken. Der Despot Ludwig XI. vermehrte die Schrecknisse der B. noch durch Anlegung eines eisernen Käfigs. Ein unheimliches, düsteres Dunkel verbarg die Greuel dieses Kerkers Jahrhunderte hindurch den Augen der Welt; jedoch findet man in Memoiren und in den allgemeinen Werken, welche die Geschichte Frankreichs und des ministeriellen und Hofdespotismus, unter welchem das französische Volk bis zur Revolution seufzte, zum Gegenstande haben, der Andeutungen und Data genug, welche uns in das Innere des Tyrannenbollwerks schreckensvolle Blicke eröffnen. Von den bedeutenderen Opfern, welche in der früheren Zeit schon in den unterirdischen Kerkern desselben unsägliche Qualen erduldeten, erwähnen wir nur die Prinzen von Armagnac, welche Ludwig XI. dergestalt peinigte, daß ihre nach dem Tode ihres Quälers erhobene Klage jede fühlende Brust mit Entsetzen erfüllen muß. Eine Unzahl Unglücklicher schmachtete nach ihnen in dem furchtbaren Zwinger; aber die langwierigen Regierungen Ludwigs XIV. und XV., an allen Greueln

finsterer, blutiger Willkürherrschaft reich, hoben ihre Zahl auf eine entsetzensvolle Höhe. Die Revolution, wie sie überhaupt die düstern Nebel des altfranzösischen, feudalistischen Unwesens verjagte, hob auch den dunkeln Schleier, welcher den Ort des Schreckens noch verhüllte, vollends hinweg. Als der glorreiche 14. Juli die Mauern des Kerkers gebrochen hatte, fand man einen reichen Vorrath authentischer Papiere, welche, theils Aktenstücke, theils Notizen der Gefangenen enthaltend, gesammelt und unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte der B. in Auszügen und Abschriften einiger merkwürdigen authentischen Papiere, die bei der Eroberung derselben gefunden worden" (Frankfurt und Leipzig 1789 und 1790) in deutscher Uebersetzung erschienen sind. Wohl mögen unter den zahlreichen Opfern, welche der finstere Kerker verschlang, auch wirkliche Verbrecher gewesen sein, welche durch ordentlichen Rechtsspruch zu lebenslänglichem Gefängniß und bürgerlichem Tode verurtheilt worden waren; aber bei weitem in den meisten Fällen fällte tyrannische Willkür den Spruch, welcher die Unglücklichen meist ganz unerwarteter Weise dem Lichte des Tages entzog. Wir brauchen bloß an die berüchtigten Lettres de cachet zu erinnern, und es knüpft sich an diese Erinnerung eine lange Reihe von solchen Unglücklichen, welche ohne alle richterliche Form bloß auf den mit despotischer Willkür gegebenen Befehl eines Königs, Ministers, oder einer Mätresse hin, lange Jahre oder lebenslänglich in den Kerkern der B. schmachteten, ohne je das Vergehen, dessen man sie für schuldig hielt, zu erfahren. Vor allen waren Schriftsteller, Zeitungsschreiber, Buchhändler, Buchdrucker, überhaupt Solche, welche an der Abfassung und Verbreitung mißfälliger Schriften und Nachrichten Theil nahmen, oder auch nur den entferntesten Verdacht einer solchen Theilnahme auf sich geladen hatten, die regelmäßigen Bewohner der B. Je berüchtigter durch Gewaltthat und gewissenlose Willkür ein Ministerium war, desto mehr waren die Kerker der Tyrannenburg von Individuen der bezeichneten Klasse bevölkert. So sind es besonders die Namen Richelieu, Philippeaux, Amelot, Maurepas, Vergennes, le Noire, Breteuil u. A., welche eine lange Schaar abgezehrter, bleicher Kerkergestalten hinter sich haben, und unter den letztern treffen wir Männer an, welche durch Charakter und Talente gleich ehrenwerth sind, wie d'Arnaud, Blondel, Dupré de Richmond, Lenglet, du Fresnoys, Marmontel, Linguet, Pelleport, Brissot u. A. Aber das furchtbare Staatsgefängniß war auch Leuten aus ganz niederer Sphäre, die bloß als Handlanger und um einige Sous zu verdienen, die Absichten der Wissenden beförderten, als Bedienten, Dienstmädchen u. dergl., nicht verschlossen. Eine nicht geringere Anzahl von Opfern, als der politische Despotismus, führte der kirchliche, die Inquisition, der B. zu. Alle, welche nur irgend von den hierarchischen Satzungen abweichende Meinungen äußerten, oder derselben verdächtig waren, mußten in der B. die bittern Folgen geistiger Selbstständigkeit und Mündigkeit kennen lernen. Ja sogar Kinder, wie ein 7—8jähriges Mädchen, St. Pern, und ein 14jähriger Knabe, Claude Larche, wurden wegen jansenistischer Umtriebe in die B. gesperrt. Ein Priester, Augustin Houssel, seufzte 10 Jahre darin, bloß weil er von dem unschuldigen Wahn befallen war, der Abbé Baillant sei der Prophet Elias, und Angelika Noël, die Tochter eines Glasers, wurde eingekerkert, weil sie in ihrem Eifer für den heiligen Médard und den Wunderthäter Franciskus in Paris ihrem Vater einige Glasscheiben zerbrochen hatte. Grausame Väter, entartete Geschwister, verruchte Vormünder erwirkten leicht die Verhaftung ihrer schuldigen oder schuldlosen Kinder, Geschwister und Mündel; der finstere Kerker barg daher oft die Opfer des Familienhasses u. raffinirter Bosheit. Einer Verordnung des Ministers Breteuil zufolge sollte zwar die Strafzeit für solche, auf Privatgesuche in der B. verwahrte Individuen nur 2—3 Jahre dauern; aber der im Finstern schleichenden Rachsucht und Bosheit blieben Mittel und Wege genug, jenes Gebot unwirksam zu machen. Endlich verschloß man in der B. auch verhaßte Sachen, zumal Bücher u. Manuskripte, welche dem Hofe mißfielen, und zwar traf dies Loos nicht etwa nur die Schriften, welche persönliche Beleidigungen enthielten, sondern selbst rein wissenschaftliche Abhandlungen über Gegenstände der Jurisprudenz, Gesetzgebung und Politik, ja der Arzneiwissenschaft, sowie kriegswissenschaftliche Werke. Nach der Erstürmung der B. fand man eine Menge solcher Schriften, unter ihnen nicht wenige, welche trotz der strengen Detention, die man über sie verfügt hatte, schon längst öffentliche und Privatbibliotheken zierten. Für viele Unglückliche hätte sich die Thüre ihres Kerkers vielleicht früher geöffnet, aber die Ränke ruchloser Feinde ließen die flehenden Bitten der Unglücklichen nicht vor den Thron gelangen, oder man hatte der gleichsam lebendig Begrabenen vergessen. So schmachteten viele dieser bejammernswerthen Schlachtopfer bis an ihren Tod im Gefängnisse und waren glücklich genug, wenn der Kummer und die Verzweiflung ihr Ende beschleunigten, oder bewußtloser Wahnsinn ihr Gefühl abstumpfte. In den Registern der B. finden wir nicht Wenige, welche 20—30 und noch mehr Jahre in ihren Kerkern seufzten, ja ein gewisser Isaak Armet de la Motte ist dadurch zu trauriger Berühmtheit gelangt, daß er 54 Jahre 5 Monate und 6 Tage in der B. gesessen und dann noch einige Zeit im Irrenhause zu Charenton zugebracht hat. Manchmal wurde die B. auch ihres Inhalts entleert; die Gefangenen mußten in andere Gefängnisse wandern, um neuen Ankömmlingen Platz zu machen. Die Zahl der Gefangenen in der B. war mitunter auf 10—20 beschränkt, bisweilen stieg sie aber auch auf 40—60 u. darüber, ja 1741 zählten die Kerker der B. 71, 1755 70 unfreiwillige Bewohner; unter dem milden Ludwig XVI. verminderte sich die Zahl der Gefangenen bis zu dem Grade, daß man bei der Erstürmung der B. nur 7 vorfand; 4 davon saßen als wirkliche Verbrecher wegen Wechselverfälschung, einer, ein gewisser Tavernier, aber wegen unbestimmter Beschuldigungen schon seit 30 Jahren; ein anderer, de Whyte, war wahnsinnig geworden, u. der dritte, ein Graf Solages, verhaftet, weil er in jugendlicher Hitze einen Bauern erschlagen hatte, wartete schon seit 1782 auf ein richterliches Verhör. Eher hätten sich die Sieger rühmen können, schuldlose Opfer des Despotismus befreit zu haben, wenn sie ein Jahr früher gekommen wären, denn damals erst waren 12 Edelleute aus der Bretagne bloß deshalb in die B. gesetzt worden, weil sie als Deputirte des bre-

tagnischen Adels eine Vorstellung gegen drückende Verordnungen vor den Thron zu bringen sich erkühnt hatten.

Demnach war die Eroberung und Zerstörung der B. von gewaltiger Wirkung nicht nur auf das französische Volk; die Besseren in ganz Europa frohlockten über den Fall der Veste, an deren Mauern sich so düstere Rückerinnerungen knüpften. Der König hatte durch die plötzliche Entlassung Neckers und seines würdigen Kollegen Montmorin es unverkennbar kund gegeben, wie es der ihn umstrickenden Adelspartei endlich gelungen war, den schwachen Monarchen ganz in ihr Netz zu ziehen. Die furchtbare Waffenmacht, welche in und um Paris zusammengezogen worden war und um deren Entfernung die Nationalversammlung vergeblich gebeten hatte, schien offenbar dazu bestimmt, die beabsichtigte Zurücknahme der kaum erst gemachten Bewilligungen auf gewaltsame Weise durchzusetzen. So begann der Aufruhr in der durch Brodmangel aufgeregten und mit den mannichfachsten Gährungsstoffen angefüllten Hauptstadt (12. Juli 1789). Schon hatte derselbe einen geregelten Gang genommen, als am Morgen des 14. Juli der Ruf ertönte: „Nach der Bastille!" Bereits am 13. Juli war ein Plan zum Angriff auf sie gemacht und ihre Schleifung von mehren Seiten her begehrt worden; von ihren Zinnen bedrohten Kanonen die Antonsvorstadt. Aus allen Vierteln strömte die mit Flinten, Piken und Säbeln bewaffnete Menge herbei und schaarte sich um das drohende Bollwerk, dessen Brücken, wie in Kriegszeiten, aufgezogen waren. Ein Abgeordneter des Bezirks St. Louis de la Culture, Thuriot de la Rosière, verlangte vom Gouverneur der B., Delaunay, Entfernung der Kanonen. Der Gouverneur antwortete, die Stücke hätten stets auf dem Thurme gestanden, und es sei ihm nicht möglich, sie herabzuschaffen; übrigens habe er sie aus den Schießscharten um einige Schritte zurückziehen lassen. Thuriot fand 3 Kanonen auf die Zugänge des Platzes gerichtet und bereit, Diejenigen abzuwehren, welche etwa zu stürmen beabsichtigten; ungefähr 40 Schweizer und 80 Invaliden standen unter den Waffen. Thuriot beschwor sie und die Befehlshaber im Namen des Vaterlandes, nicht als Feinde des Volks zu handeln, und Offiziere und Soldaten schwuren, ihre Waffen nicht anders, als zu ihrer Vertheidigung zu gebrauchen. Thuriots Bericht beruhigte die erregte Volksmasse nicht; ungeduldig verlangte sie die Uebergabe der Burg. Plötzlich stürzten sich zwei Männer auf die Hauptwache und suchten mit Aexten die Ketten der Brücke zu zertrümmern; die Brücke fiel, und die Menge fluthete über sie hin, um die zweite Brücke anzugreifen. Wüthend über den hartnäckigen Widerstand, versuchten die Stürmenden die Thore einzuschlagen und die Hauptwache in Brand zu stecken. Eine Kartätschenladung von Seiten der Besatzung schmetterte viele von den Angreifenden nieder; aber der Ingrimm ward dadurch nur noch mehr entflammt und der Sturm mit Erbitterung fortgesetzt. Der Ausschuß auf dem Stadthause hatte wiederholt Abgeordnete entsandt, welche die Menge beschwichtigen und den Gouverneur zur Räumung des Platzes veranlassen sollten; aber im Toben des Kampfes hatten sie sich kein Gehör verschaffen können. Dazu kam, daß der Ausschuß selbst den Argwohn des Volks auf sich gezogen hatte; besonders war der Vorsteher der Kaufleute, Flesselles, im Verdacht zweideutiger Gesinnung. Erst als nach vierstündigem Stürmen die französischen Garden mit schwerem Geschütze auf dem Platze anlangten, drang die entmuthigte Besatzung selbst in den Gouverneur, die Burg zu übergeben. Delaunay nahte sich mit brennender Lunte dem Pulverfasse, um sich mit der Veste in die Luft zu sprengen, aber seine Leute hielten ihn mit Gewalt zurück, streckten die Waffen und pflanzten eine weiße Flagge auf der Plattform auf. Noch achteten aber die Stürmenden in rasender Wuth des Friedenszeichens nicht; immer ertönte wieder der Ruf: „Laßt die Brücke nieder!" und als die Vordersten unter den Angreifenden versprachen, es solle der Besatzung, wenn sie nachgäbe, nichts zu Leide geschehen, fiel die Brücke und öffneten sich die Thore. Die aufgeregte Menge stürzte hinein und hörte nicht auf die Besonnenern, welche den Kommandanten und seine Leute retten wollten. Delaunay und einige seiner Leute wurden ihren Beschützern entrissen und auf dem Wege nach dem Stadthause getödtet. Ein gleiches Schicksal hatte der Major de l'Osme, ein edler Mann und eines bessern Endes würdig, und Flesselles, den man des verrätherischen Einverständnisses mit Delaunay beschuldigte. Die Sieger der B. strömten darauf in Masse auf das Stadthaus zu; mit dem Rufe: „Sieg, Freiheit!" stürzten die Tobenden in den Saal, ihre mit Lorbeern bekränzten Anführer im Triumph tragend, mehr als 1500 bewaffnete Menschen. Einer trug die Schlüssel und die Fahne der B., ein Anderer erhob mit blutiger Hand eine Locke vom Haupte des ermordeten Gouverneurs. Den besonnenen Stimmführern gelang es jedoch, die Menge zu besänftigen und allgemeine Amnestie von ihr bewilligt zu erhalten. So wurde der Ruhm des Tages nicht weiter durch blutige Gewaltthat befleckt. Die großherzigsten Männer, deren reine Gesinnung über allen Zweifel erhaben ist, wie Lally-Tollendal, Clermont Tonnerre, Lafayette u. A., gaben dem Werke des mächtig sich erhebenden Volksgeistes ihre laute Billigung, und der König selbst konnte der allgemeinen Stimme die seinige nicht entgegensetzen. Mit ruhiger Ueberzeugung von der hohen Bedeutung des Tages konnte Bailly, der Maire von Paris, vor den König treten und ihm die Schlüssel der Stadt mit den Worten darbieten: „Sire, ich überreiche die Schlüssel der guten Stadt Paris; es sind dieselben, die Heinrich IV. überreicht wurden; er hatte sein Volk, hier hat das Volk seinen König wieder gewonnen." Gleich am folgenden Tage schritt man zur Zerstörung der Veste. Unter dem Donner der Kanonen begannen 50 Arbeiter das Werk und vollendeten es unter dem unermeßlichen Jubel des französischen Volks. Die Namen der 654 Individuen, die bei der Erstürmung der B. mitgewirkt, trägt die eine Seite der Säule, die 1830 auf dem Bastilleplatz errichtet wurde. Vgl. Linguet, Mémoires sur la B., London 1783; Remarques historiques et anecdotes sur le château de la B., Paris 1789; La B. dévoilée, daf. 1789.

Bastimentos, Inseln, s. Mulatas.

Bastion (franz.), s. Bollwerk.

Bastionirtes System (bastionirte Befestigungsmanier), s. Kriegsbaukunst.

Bastitani (Bastuli), im Alterthum ein Volk im

bätischen und tarraconensischen Spanien, längs der Küste vom Bätis bis zum Orospedagebirge; vielleicht identisch mit den Blastophöniciern des Arrian und den Blasturen des Marcian.

Bastogne (Bastnach), Stadt in der belgischen Provinz Luxemburg, auf einer Hochebene (1510 F.) mit 2500 Einwohnern, welche Handel mit Vieh u. Getreide treiben. Berühmt sind die Schinken von B.

Bastonnade (franz.), eigentlich Stockprügel; bei den Türken gebräuchliche Strafe, Schläge auf die Fußsohlen, oder auch auf den Rücken, die mit einem knotigen Strick oder ledernen Riemen gegeben werden.

Bataillo (franz.), Schlacht, insbesondere ein Treffen, das zwar wichtig, aber doch keine Hauptschlacht ist.

Bataillon (v. Franz.), ein aus 4—6 Kompagnien bestehender selbstständiger Truppenkörper, dessen sich die Franzosen schon im 16. Jahrhundert bedienten. Die Spanier und Italiener gebrauchten dafür das Wort Bataglia oder auch Berzia. Das B. war ein abgesonderter taktischer Körper von 3—4000 Mann in tiefer Kampfstellung, der in 15 bis 20 Kompagnien getheilt war, und bestand in der Masse aus Pikenieren, welche von 3 Reihen Musketieren umgeben waren; die übrigen Musketiere wurden in 4 besondere Haufen auf die Ecken gestellt und unter dem Namen Enfans perdus oft als Plänkler gebraucht. Der Aberglaube verlangte, daß die Rotten und Glieder der B.e aus ungleichen Zügen, z. B. aus 59 Gliedern, jedes zu 51 Mann, bestehen mußten, wodurch die Schlachthaufen schwer theilbar und unbehülflich wurden. Gegenwärtig versteht man unter B. meist einen bestimmten Theil eines Regiments, und zwar hält man bei der Formirung der B.e den Grundsatz fest, sie nicht zu schwach, aber auch nicht zu stark zu machen, daß sie nicht noch durch die Stimme eines Einzelnen beherrscht werden könnten, also 500—1000 Mann. Die preußischen B.e sind auf dem Kriegsfuße 1000 Mann stark und in 4 Kompagnien getheilt, die österreichischen auf dem Kriegsfuße 1200 Mann stark und in 6 Kompagnien, mehre süddeutsche in 5 Kompagnien getheilt, von denen eine aus Jägern oder Grenadieren besteht. In der französischen Armee hat das B. 6 Kompagnien, nämlich 1 Grenadier-, 4 Füsilierkompagnien und 1 Voltigeurkompagnie; in der englischen 4 Kompagnien; in ändern Armeen 1 Grenadierkompagnie und 5 Musketierkompagnien. 2—3 B.e bilden ein Regiment. Die Preußen und Oesterreicher rangiren ihre B.e auf 3 Glieder und verwenden das 3. Glied zum Tirailliren; die Jäger- und Schützenbataillone rangiren auf 2 Glieder. Die Engländer rangiren ihre ganze Infanterie auf 2 Glieder. Bataillonskommandant ist in der Regel ein Major oder Oberstlieutenant. Man hat auch Jäger-, Füsilier-, Grenadierbataillone, die in keinem Regimentsverbande stehen.

Bataillonsschule (franz. école de bataillon), bei den Franzosen der Cyklus von Evolutionen oder taktischen Bewegungen, welche ein einzelnes Bataillon auszuführen fähig sein soll. In Preußen hat man zu diesem Behuf das Lehrbataillon errichtet, und unter B. versteht man den Unterricht in Rechnen, Schreiben, Lesen, Geschichte und Geographie, welcher von Feldwebeln und einigen Kompagnieoffizieren in dienstfreien Stunden den Befähigteren des Bataillons ertheilt wird.

Batalha (spr. Batalja), Ort in der portugiesischen Landschaft Estremadura, südwestlich von Leiria, am Lis, mit 1500 Einwohnern, ist berühmt durch das zu den prachtvollsten Bauwerken Europa's gehörende Dominikanerkloster Sta. Maria da Victoria, welches König Johann I. von Portugal zum Andenken des Siegs über Johann I. von Kastilien bei Aljubarrota (14. August 1385) stiftete. Es ist von dem Irländer Hacket im normännisch-gothischen Styl aus Sandstein erbaut, 541 Fuß lang und 416 Fuß breit, mit prächtiger Kirche und dem schönen Mausoleum Johanns. Reiche Gärten umgeben den Bau.

Batan, die Hauptinsel der Baschi (s. d.), die von ihr auch den Namen Batanen führen.

Batangas (Balajan), Hafenstadt in der gleichnamigen Provinz (221,000 Einwohner) auf der Philippineninsel Luzon, an der Straße von Mindoro, groß u. regelmäßig gebaut, mit 17,380 Einw.

Batanzos, Stadt in der spanischen Provinz Coruña (Galicien), zwischen den Flüssen Mundeo und Mende, hoch gelegen, ein freundlicher Ort mit einigen imposanten Gebäuden und 5840 Einwohnern. B. ist das Flavium Brigantium der Römer.

Batatas *Chois.* (Batate, süße Kartoffel), Pflanzengattung aus der Familie der Konvolvulaceen, von Linné unter Convolvulus, von Pahl und Andern unter Ipomöa, von den neueren Botanikern als besondere Gattung aufgestellt. Batatas edulis *Chois.*, Convolvulus Batatas *L.*, Ipomoea Batatas *Poir.*, in Ostindien Jedieu, Kappa Kelengu, Ubi Castella, in Peru Aplehu genannt, ursprünglich in Amerika einheimisch, jetzt aber in allen tropischen Gegenden, selbst in Europa bis gegen den 40. Grad, allgemein angepflanzt, hat langgestielte, 5lappige, vielrippige Blätter und gegen 2 Zoll lange, inwendig purpurröthliche, außen röthlich-gestrahlte, bisweilen auch ganz weiße oder ganz rothe Blüthen und ist durch ihre Wurzelknollen eine der nützlichsten Brodpflanzen der wärmern Länder. Die faserige, kriechende Wurzel treibt an den Fasern mehre solche fleischige Knollen, die meist walzen- oder spindelförmig, doch auch mehr oder weniger anders gestaltet, oft 1 Fuß lang, 2—3 Zoll dick, gegen 1 Pfund schwer, gewöhnlich mit 1 oder 2 Einschnürungen oder Krümmungen versehen, außen purpurroth, oder weiß oder gescheckt, inwendig aber weiß, weich, mehlartig und voll Milchsaft, aber trockener und fester als unsere Rüben sind. Man hat, wie bei den Kartoffeln, eine Menge Abarten, die sich nicht nur durch die Farbe, sondern auch durch den Geschmack unterscheiden. Die B. sind sehr nahrhaft, leicht verdaulich u. gesund. Sie werden auf verschiedene Art zubereitet, fast wie die Kartoffeln, doch zieht man sie im Geschmack diesen vor. Gewöhnlich werden sie in der Asche geröstet, geschält und in Scheiben geschnitten, mit etwas Wein und Zucker genossen, jedoch auch roh gegessen und gekocht, auch als Salat und mit Zucker eingemacht. Aus dem Satzmehl, welches man aus den geriebenen B. gewinnt, bäckt man Brod; durch Gährung bereitet man ein geistiges Getränk daraus. Sie geben auch für Schweine, Ziegen, Kühe und Pferde ein gutes Futter. Die jungen Blätter benutzt man als Gemüse. Die Kultur der B. erfordert in den heißen und warmen

Ländern nur wenig Arbeit. Die B. wachsen in jedem Boden, am besten auf magern Feldern. Man macht Löcher 3 Fuß weit aus einander u. legt die Reiser oder Triebe von alten Pflanzen hinein, oder auch abgeschnittene Schößlinge und Scheiben von den Wurzeln. Die Ranken läßt man fortkriechen, drückt sie stellenweise auf die Erde und legt einen Stein darauf. So läßt man sie 3—4 Monate wachsen, bis die hintern Blätter gelb werden, dann gräbt man die eingedrückten Kniee mit den Knollen aus und läßt die übrigen Ranken stehen. So kann man einige Jahre auf demselben Felde B. graben; nachher aber werden die Blätter kleiner und die Knollen bleiben aus. Man hat auch in Deutschland Versuche mit ihrer Kultur gemacht, doch hält die Pflanze unsere Winter nicht aus. Wohl aber läßt sich dieselbe im Mistbeet ziehen. Mitte April legt man ein solches ohne Fenster an, bedeckt es 3 Zoll hoch mit Erde und legt die Batatenknollen hinein, um sie anzutreiben. Sind die jungen Keime etwa 3 Zoll hoch über dem Boden, so werden sie mit der Hand abgedrückt u. dann in gute, lockere Gartenerde ohne frische Düngung, am besten mit einer 1 Fuß hohen Laubunterlage gepflanzt. Die Reihen haben 3 Fuß, die Pflanzen 1 Fuß Abstand von einander. Die Erde muß behackt werden, bis die Pflanzen den Boden bedecken. 4 Liter (ungefähr 3¾ preußische Quart) Knollen genügen für ein Mistbeet von 3 Quadratfuß und geben so viel Keime, daß man bei sonst günstigen Umständen 17 Hektoliter (1 Hektoliter = 1,81945 berliner Scheffel) Knollen ernten kann. Anfangs bedeckt man die jungen Pflanzen bei rauher Witterung mit Glocken und gibt ihnen bei Sonnenschein Schatten. Die Ernte beginnt vom August an, und zwar nimmt man nur die großen Knollen ab, ohne die Pflanzen selbst zu verletzen. Das vollständige Herausnehmen folgt dann im Oktober. Die Knollen müssen in einem Lokal, worin die Wärme nie unter 5—6° R. sinkt, aufbewahrt werden. Zur Vermehrung wählt man die stärksten und gesündesten aus und legt sie in eine mit feinem, trockenem Sand gefüllte Kiste so ein, daß keine Wurzel die andere berührt und sie rings von Sand umgeben sind. Eine besonders gute Sorte B. führt den Namen Camotes. Von einer andern Art, B. Jalappa *Chois.*, Convolvulus Jalappa *L.*, Ipomoea Jalappa *Pursh*, perennirend in Mexiko bei Xalapa u. Veracruz, in Georgien u. Florida, mit fleischiger, spindelförmiger, sehr großer, weißlicher, 12—20 Pfund schwerer Wurzel, soll die mexikanische Jalappenwurzel, Radix Jalappae, abstammen. Die Pflanze von B. acetosaefolia *Chois.*, Convolvulus acetosaefolius *Vahl*, Ipomoea acetosaefolia *Vahl*, ausdauernd in Südamerika u. Westindien, wird zu Bädern bei Wassersucht und Gicht, der eingedickte Saft als Purgirmittel gebraucht. Die fast 2 Fuß langen, schwärzlichen, inwendig weißen, milchenden Knollen von B. paniculata *Chois.*, in Neuholland und Ostindien, haben einen nicht unangenehmen Geschmack, werden in Ostindien gegen zu starke Menstruation und einige fieberhafte Krankheiten, sowie als Purgirmittel angewendet; auch sollen sie gegen Magerkeit nützlich sein. Auch B. triloba *Chois.*, in Japan einheimisch, wird dort als Purgirmittel gebraucht. Die Batatenarten werden auch in den Gewächshäusern als Zierpflanzen kultivirt. Im Winter bedürfen sie nur so viel Wasser, als nöthig ist, um das Eintrocknen der Knolle zu verhüten; sie lassen sich im warmen Zimmer oder im Warmhause durchwintern, werden im März in frische Lauberde gepflanzt, im warmen Loh- oder Mistbeet bei mäßiger Feuchtigkeit angetrieben und im Mai, wenn die Witterung günstig und die Pflanzen durch Lüften abgehärtet sind, an eine recht warme Stelle des freien Landes (vor einer Mauer) od. auf ein Laubbeet, das man bei rauhem Wetter mit Fenstern bedeckt, mit unverletzten Ballen versetzt. Wenn im Herbst Frost eintritt, schneidet man die Stengel ab und bewahrt die Knollen in Blumentöpfen, Sand, oder in sandiger Erde.

Batate, ſ. Batatas.

Batava castra (Batavinum oppidum), altrömisches Kastell in Rhätien, an der Mündung des Oenus (Inn) in den Danubius (Donau); jetzt Passau.

Bataver, altes Volk im belgischen Gallien, das auf der batavischen Insel (Batavorum insula) zwischen dem eigentlichen Rhein, der Nordsee und der Waal mit der Maas, später auch südlich von der Waal u. Maas, sowie zwischen dem eigentlichen Rhein, der Yssel und der Zuydersee wohnte. Zu ihnen gehörten die Caninefaten an der germanischen Grenze, die Frisiabonen, Sturier und andere kleinere Völkerschaften. Die B., ursprünglich Celten, nach Andern Germanen vom Stamme der Katten an der Eder, die zufolge innerer Spaltungen ihre Heimat verlassen hatten, waren groß und gut gewachsen, gelbhaarig, kriegerisch, zu Cäsars Zeit noch sehr roh und unbedeutend, später jedoch civilisirt und mächtig, wie die zahlreichen Ortschaften ihres Landes beweisen, als: Lugdunum Batavorum (Leyden), Batavodurum, Vada, Arenacum u. a. Unter Augustus wurden sie Bundesgenossen der Römer und leisteten denselben als gute Schiffer und treffliche Reiter in den germanischen Kriegen große Dienste. Als indessen die römische Freundschaft drückend wurde, römische Hauptleute sich Erpressungen und Gewaltthätigkeiten erlaubten, brach jener furchtbare Aufstand aus, welcher, von Claudius Civilis geleitet, die Losreißung der B., ja des gesammten Galliens vom römischen Reiche bezweckte und erst nach Eroberung und Verwüstung der batavischen Insel durch Cerialis 71 n. Chr. unterdrückt wurde. Das Abhängigkeitsverhältniß zu Rom erlitt jedoch dadurch keine Schärfung, selbst die alte Steuerfreiheit blieb. Seit dem 3. Jahrhundert wurden die B. durch Einfälle der Chamaven und Franken beunruhigt; letztere, noch unter Valentinian I. zurückgeschlagen, setzten sich zu Anfang des 5. Jahrhunderts auf hier fest und verbanden sich mit den B.n zu Einem Volke. Seitdem verschwindet der Name der B. aus der Geschichte.

Batavia, eigentlich s. v. a. Batavorum insula (s. Bataver), dann das gesammte Land der Bataver (Holland), besonders der Theil zwischen der Waal, Yssel, Zuyder- u. Nordsee; später lateinischer Name für Holland und das gesammte Königreich der Niederlande.

Batavia, Hauptstadt der gesammten niederländischen Besitzungen in Ostindien und insbesondere der gleichnamigen Residentschaft auf Java, Sitz des Generalgouverneurs und Hauptemporium des niederländisch-asiatischen Handels, liegt am westlichen Ende der Nordküste von Java, unter 6° 12′

südl. Br. und 124° 31′ östl. L., in der Tiefe einer weiten, aber seichten Bucht, am großen Fluß Tjiliwong, der in Verbindung mit benachbarten Gewässern in ein weitläufiges Kanalnetz zerlegt ist, von welchem die Stadt durch- und umzogen wird. B. galt früher für eine der angenehmsten und schönsten Städte der Welt und wurde die Perle des Orients genannt; gegenwärtig ist sie nur noch der Schatten dessen, was sie einst gewesen. Die ursprüngliche Stadt, nach althollandischer Art eng gebaut mit kreuzweise sich schneidenden Straßen, war von einer Mauer mit 5 Thoren und einem Stadtgraben umzogen, hatte eine Citadelle mit den Regierungsgebäuden und bildete bis 1808 das eigentliche Centrum der Bevölkerung; nur der Kampong (Vorstadt) der Chinesen lag vom Anfang an außerhalb der Stadtmauer. Im genannten Jahre ließ der Generalgouverneur Daendels die Befestigungswerke der Stadt, die seit der völligen Pacificirung der Insel als überflüssig erschienen, abtragen und verlegte, um dem ungesunden, wahrhaft mörderischen Klima der tief auf Sumpfboden liegenden Stadt zu entgehen, den Sitz der Regierung nach der 1½ Stunden landeinwärts höher und gesünder gelegenen Ebene von Weltevreden, wo rasch die Kasernen für das Militär u. Gebäude für die Behörden errichtet wurden. Seitdem bauten sich alle Vermöglichen außerhalb der Stadt nach Weltevreden zu neu und zweckmäßiger an, erst planmäßig in Reihen und längs der Kanäle, später zerstreut, bis eine andere, ebenfalls höher gelegene Fläche (der Koningsplein) zu regelmäßigen Straßen angelegt wurde. Während auf diese Weise hier eine neue Stadt erstand, kam die alte mehr und mehr in Verfall. Gegenwärtig besteht sie fast nur aus den Kontoren und Speichern der Kaufleute, den Magazinen der Handelsgesellschaft und den Wohnungen von einigen tausend armseligen Javanesen, Portugiesen und Amboinern. Der Sitz des Handels ist sie indessen geblieben und den Tag über, wo Beamte, Marktleute, Käufer und Verkäufer hereinkommen, von regem Geschäftsleben erfüllt. Gegen Abend kehrt man in die Wohnungen in den Vorstädten zurück, u. die alte Stadt verödet wieder. Hervorragende Gebäude derselben sind noch das Stadthaus, ein riesiges, in einfachem edlen Styl 1630 erbautes und 1706 restaurirtes Gebäude mit schönen Seitenflügeln, die einen großen Hof umschließen, früher der Sitz des Tribunals, des Gerichtshofs, der Wechselbank ꝛc.; die Buitenkerk, die einzig erhaltene; die Börse, eine aus 3 Säulengängen bestehende Halle; das stattliche, trefflich eingerichtete, allen christlichen Bekenntnissen dienende reformirte Armenhaus. Außerhalb der Ringmauern am Ufer liegen die Gebäude für das Flottenwesen. Die Häuser in der alten Stadt sind, unzweckmäßiger Weise, wie in Amsterdam, meist durch Glasfenster geschlossen, nahe an einander in die Höhe gebaut u. mit kupfernen Dächern versehen, während sie geräumig und luftig, ohne Glasfenster, nur ein Stockwerk hoch mit einem Dach von Palmblättern bedeckt hätten gebaut werden müssen. In der arabischen Vorstadt, an der Rua Malacca, wechseln holländische Häuser mit leichten, inländischen Wohnungen von Bambus ab, als Sitz der Araber und Mauren, die hier zurückgezogen u. ruhig leben und hauptsächlich Handel mit Gold, Silber, Diamanten, Perlen und anderu kostbaren Stoffen treiben. Südwestlich stößt an die alte Stadt das Chinesenviertel, ein meist aus schlechten Hütten bestehender, aber sehr volkreicher Stadttheil, dessen Lebhaftigkeit einen auffallenden Gegensatz zu der ihn umgebenden Oede bildet, und dessen arbeitsame Bewohnerschaft für B. von großer Wichtigkeit ist. Hier sieht man Handwerker aller Art mit einfachen Geräthschaften zierlich und schnell ihre Arbeiten vollbringen, Läden, worin Kleider, Konfitüren, Galanteriesachen aufgehäuft sind, dazwischen Fleischbuden, Garküchen, Fruchtläden, Apotheken, kurz, alle Bedürfnisse für Chinesen, Javanesen u. Europäer sind hier aufgestapelt. Diese Chinesen stehen, wie auch die Araber, unter eigenen Chefs, welche den Titel eines Majors, Kapitäns ꝛc. führen und die civile Justiz nach eigenen Gesetzen ausüben. Im Norden liegt die alte Vorstadt Buiten Nieuw Poort Straat. Wendet man sich der neuen Stadt zu, wo zumeist die Europäer wohnen, so wird man zunächst überrascht vom Anblick des schönen Stadttheils Molenvliet (Mühlenkanal), der sich am gleichnamigen Kanal ausbreitet. Hier sind die Häuser nicht, wie in der alten Stadt, nach europäischer Art zusammengedrängt gebaut, sondern liegen getrennt und luftig, wie es das Klima erfordert, zwischen Kokosnußwäldchen und Pisangbäumen, welche mit riesigen Bambus, Citronen- und Apfelsinenbäumen abwechseln. Die Häuser selbst sind groß, aber nur ein-, höchstens zweistöckig, haben ein plattes Dach und immer einen trefflichen Säulengang vor sich. Der Kanal wimmelt von Fahrzeugen aller Art; Grasbauern, Futter-, Milch- u. Früchteverkäufer, Landleute, Chinesen ꝛc. fahren mit ihren leichten Booten nach der Stadt, um ihre Produkte zu Markte zu bringen, während zugleich Hunderte von Menschen an den Ufern sich baden. Südlich am Rijswijkkanal erstreckt sich die Vorstadt Rijswijk, mit nicht minder zierlichen Gebäuden (darunter die dem geselligen Verkehr gewidmete „Harmonie", das schöne Hotel des Generalgouverneurs und das Museum der Gesellschaft für Künste und Wissenschaften) und auf der gegenüberliegenden Seite das von Kaufleuten u. niedern Beamten bewohnte Nordwijk. Längs des Weges von Rijswijk erreicht man dann den Koningsplein, einen schönen großen Rasenplatz für Manöver, der beinahe 1 Stunde Umfang hat, fast ringsum von prächtigen Gebäuden (darunter die schöne Wilhelmskirche) umgeben ist, u. auf dessen Umring sich die feine Welt zu Pferde und in Karossen sich versammelt. Noch weiter liegt Weltevreden (Weltfrieden), ebenfalls ein großer viereckiger, von Gebäuden eingeschlossener Platz, der nach dem darauf stehenden Löwen von Waterloo auch Waterlooplein genannt wird. Hier sollte nach Daendels' Plan ein neues B. gestiftet und zu diesem Behuf die schönen Häuser, welche bis dahin zerstreut und unsymmetrisch erbaut wurden, in eine regelmäßige und schöne Stadt verwandelt werden. Weltevreden enthält die zahlreichen Regierungsbureaux, das trefflich eingerichtete große Hospital für christliche Einwohner (für nichtchristliche sind das „Stads Verband" namentlich für Verwundete u. das chinesische Krankenhaus bestimmt), die Wohnungen der Offiziere u. die Militärkasernen ꝛc. Daran grenzt die 1837 gebaute Citadelle Fredrik Hendrik. Ein sehr unterhaltendes Schauspiel bietet in der Nähe von Weltevreden der Basa-bahru (der neue Markt), eine ausgebreitete Fläche, mit Zelten von Bambus, Buden und Bänken, bedeckten

Gallerien und kleinen Häuschen handeltreibender Chinesen besäet, wo Erzeugnisse des Landbaues und der Industrie ausgestellt werden. Den ganzen Tag hindurch dauert das Menschengewühl; Abends nehmen dann die Maskeraden und die Tänze der Ronggings (Tanzmädchen) bei Fackellicht ihren Anfang. Jenseits Weltevredens setzt sich noch 1½ Stunden weit auf der Straße nach Buitenzorg die Reihe schöner Behausungen fort. Das Umland von B. ist zum großen Theil im Besitz von Europäern und Chinesen, die dafür jährlich 1 Procent vom abgeschätzten Werthe als immerwährende Grundmiethe an die Regierung zu zahlen haben; es wird mit Reis, Zuckerrohr, Kaffee ꝛc. bebaut. Die Einwohnerzahl der Stadt beläuft sich auf 65,000 Köpfe, darunter 17,000 Chinesen und 3000 Europäer (meist sogenannte Portugiesen, d. h. Abkömmlinge eingewanderter Europäer). Die mittlere Jahrestemperatur in B. beträgt 26° Cels. Die Tiefe der Bai, an welcher B. liegt, beträgt nur 3—7 Faden, der Stadt zunächst sogar nur 2—4 Faden; seewärts nimmt sie allmählig zu bis zu 16 Faden und noch mehr. Im Westen der Bucht liegen zahlreiche Inseln und Klippen, die der Schifffahrt nach B. von Westen her nur 3—4 Fuß Fahrwasser offen lassen. Sie sind jetzt großentheils bewohnt und wurden früher von der Handelskompagnie zu Niederlagen, Werften ꝛc. benutzt. Die bedeutendste derselben ist Onrust (Pulo Kappal, d. i. Schiffsinsel), früher das allgemeine Arsenal der ostindischen Gesellschaft, bis die Engländer die Werke und Gebäude darauf zerstörten (1811); sodann Edam, Pürmerend, Leyden, Kuiper, Alkmaar, Hoorn und vor dem westlichen Vorgebirge Ontong, Amsterdam und Mittelburg. Die Rhede von B. ist weit, sicher und die schönste in Ostindien und hat mindestens für 100 große Schiffe trefflichen Ankerplatz. Der industrielle Betrieb B.'s beschränkt sich auf Kalkbrennerei, Ziegelfabrikation, Töpferei, Gerberei und Destillation von Arak. Die Fischerei hat abgenommen. Dagegen ist die Stadt in merkantiler Hinsicht noch immer sehr wichtig, namentlich als der Hauptmarkt für den holländischen Handel im Verkehr mit China und Japan und dem Festlande von Ostindien. Der Handel B.'s ist theils in den Händen der holländisch-ostindischen Kompagnie, die mit ihrem Aktienkapital von 23 Millionen Gulden sehr günstige Resultate erzielt, und die auch ein Monopol auf den chinesischen Theehandel besitzt, theils wird er von bedeutenden andern holländischen und von Handlungshäusern anderer Nationen betrieben, die jedoch in den bestehenden Zollverordnungen den holländischen sehr nachstehen. Doch sind sowohl zu B., als bei andern Handelsplätzen auf Java Entrepots angelegt, in welchen Waaren zur Wiederausfuhr deponirt werden können. Die Einfuhr umfaßt alle Manufakturerzeugnisse Europa's, besonders viele Kattune, Tuche, Seidenwaaren, Glas, Waffen, kurze Waaren, überhaupt viel verarbeitetes Eisen, englische Steingutwaaren; ferner Waaren und Erzeugnisse, welche der Boden von Java nicht erzeugt, als französische u. spanische Weine, Branntweine ꝛc. China sendet nach B. seidene und baumwollene Zeuche, Thee, Papier, Porzellan, Rhabarber ꝛc. Dagegen liefert B. an Ausfuhr für die europäischen und asiatischen Märkte: viel Reis, Sago, Kaffee, dessen alte braune Sorte sehr geschätzt ist, Zucker in immer größeren Quantitäten (in manchen Jahren gegen 200,000 Centner), Arak von B., der weltberühmt ist u. aus Rohzucker, Palmwein und Reis durch die Chinesen in mehren großen Brennereien bereitet wird, Palm- u. Kajeputöl, Tabak, Baumwolle, deren Ueberfluß hauptsächlich nach Kanton in China ausgeführt wird. Der Anbau des Indigo, des Kakao, der Theestaude, sowie der Seide und Cochenille hat große Fortschritte gemacht. Das aus B. ausgeführte gute Zinn kommt von der Insel Banka, das Kupfer aus Japan, Sternanis von China, die feineren Gewürze (Muskat, Nelken ꝛc.) von den Molukken, Pfeffer meist von den Inseln Sumatra, Borneo, Bantam u. a. Nicht unwichtige Ausfuhrartikel sind für B. ferner: Tikholz, das sich in ungeheuern Waldungen auf Java findet, Büffelhörner, welche nach Europa, und Büffelhäute, welche nach China gehen, desgleichen Kurkume oder Gelbwurz, Kampher, Cassia, Sandel- und Sapanholz, Rohr, Schildkrot, Perlmutter ꝛc., unter den Baumfrüchten Tamarinden (die besten von der Insel Madura an der Nordküste von Java), eßbare Vogelnester, von denen man in China das Pfund der besten Sorte mit 60 Gulden bezahlt, endlich aus dem Mineralreich Silber und Salz. Die Gesammteinfuhr nach B. schlägt man auf 18—20 Millionen, die Gesammtausfuhr von B. auf 15—17 Millionen Gulden an, von welchen Summen ungefähr die Hälfte allein auf den Verkehr von Holland mit diesem Platze zu rechnen ist. In B. hat die Hauptbank der Insel, die Bank von Java, ihren Sitz, die, 1827 mit einem Kapital von 2 Millionen Gulden errichtet, in einem ungemein blühenden Zustande sich befindet. Im Jahre 1850 betrug der reine Gewinn 142,077 Gulden, wovon ⅔ an die Aktionäre vertheilt wurden. Von ihr ressortiren die Banken zu Samarang und Surabaya. Man rechnet in B. seit 1854 nach neuern niederländischen Gulden à 100 Cents (20 Stüber); außerdem auch nach Piastern oder Dollars (100 = 260 Gulden). Im Gewicht gilt das holländische Pfund für den fremden Handel; das Gewicht der chinesischen Kaufleute ist der Bahar, der Pikul und der Tail. Die Stadt B. wurde 1618 von den Holländern gegründet, die sich 1617 der Niederlassungen der Engländer auf Java bemächtigt hatten und fast zwei Jahrhunderte hindurch im ungestörten Besitz derselben blieben. Sie verdanken diese Sicherheit, außer ihren Vertheidigungsmitteln, besonders dem ungesunden Klima von B., welches auch Ursache war, daß der Angriff der Engländer 1799 scheiterte. Dagegen nahmen, nachdem der Statthalter von B., General Janssens, von den Rüstungen der Engländer unterrichtet, nach Verbrennung der Magazine B. verlassen und sich mit seiner Kriegsmacht nach dem Fort Cornelis gezogen hatte, die Briten am 19. August 1811 die Stadt ohne Widerstand in Besitz. Erst nach hergestelltem Frieden wurde sie am 19. August 1816 der niederländischen Regierung zurückgegeben.

Die Residentschaft B. liegt an der Nordküste von Java, zwischen den Residentschaften Buitenzorg, Bantam und Krawang und umfaßt 41½ QMeilen mit 432,500 Einwohnern. Sie gehört zu den niedrigsten Landschaften der Insel, ist morastig und ungesund, ohne Waldung, aber gut angebaut, reich an Obstbäumen und für die Zucht des Zimmt-, des

Muskatbaums und der Kokospalme besonders geeignet. Die Bevölkerung spricht malayisch; die Schriftzeichen sind die arabischen. Ihre Industrie erstreckt sich auf Arakbereitung, Ziegel- und Kalkbrennen, Gerben und Färben, Lichtezieheu, Töpferarbeit ꝛc. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Man zählt an 60,000 Büffel, 2500 Stück Rindvieh und 1900 Pferde. Die Residentschaft ward aus dem im Anfang des 17. Jahrhunderts eroberten Königreich Jakatra gebildet.

Batavia, glattes und gestreiftes leinwandartig gewebtes Seiden-, Halbseiden- und Wollenzeuch, $^{5}/_{8}$ breit, 50—80 Ellen lang, häufig mit eingewirkten oder broschirten Blumen, Ranken und andern Verzierungen. Von den seidenen Stoffen liefern Lyon, Basel, Zürich und Berlin, von den halbseidenen Bertin, von den wollenen Berlin, Gera, England die meisten.

Batavische Republik, Name der vereinigten Niederlande nach der Invasion Pichegru's (December 1794) und der Vertreibung des Erbstatthalters 1795 bis 1806. An ihrer Stelle errichtete Napoleon I. für seinen Bruder Ludwig das Königreich Holland.

Batavodurum, Stadt der Bataver im belgischen Gallien, zwischen dem Leck u. dem krummen Rhein, jetzt Wyk by Durstede.

Batavorum insula, s. Bataver.

Bate, George, berühmter englischer Arzt, geboren 1608 zu Maid's Morton bei Buckingham, erst Leibarzt Karls I., dann Cromwells, den er vergiftet haben soll: eine durchaus unerwiesene Vermuthung, die nur deshalb Glauben fand, weil B. nach der Restauration Karls II. Gunst gewann und zu dessen Leibarzt ernannt wurde. B. † auf seinem Gute Hattongarden 1669. Sein „Elenchus motuum nuperorum in Anglia, simul ac juris regii ac parlamentarii narratio" (Paris 1649, endlich Lond. 1652 und 1661, 2 Thle., fortgesetzt bis 1676 von Skinner) ist eines der besten Geschichtswerke über Karl I. und die bürgerlichen Kriege von 1625—60. Außerdem schrieb er: „Observationes de rhachitide" (London 1650) und „Pharmacopoea Bateana" (das. 1688, Venedig 1762 und dann in vielen Auflagen auch im Auslande) ꝛc. Nach ihm benannt ist der bate'sche Balsam (Balsamum Bateanum), eine (in Deutschland nicht gewöhnliche) Seifenessenz mit Opium, Kampher und Rosmarinöl, schmerzstillend, als Liniment empfohlen, auch innerlich, besonders beim Podagra; erheischt Vorsicht.

Bath, 1) Hauptstadt der englischen Grafschaft Somerset, rechts am Avon, der hier schiffbar wird, südöstlich von Bristol, in einem reizenden, von Hügeln amphitheatralisch umschlossenen Thale, eine der schönsten Städte Englands, durch ihre Anlage, ihre Bauten und Promenaden ausgezeichnet. Unter den öffentlichen Plätzen sind die vornehmsten: der Cirkus, der Paradeplatz mit schönen Terrassen auf Bogengängen, Kingston Square und die schönen Straßen längs des Flusses, Queens Square, Crescent und Sidney Place, the Royal Crescent ꝛc. Die Häuser sind durchgängig aus schönem, in der Nähe gebrochenem weißen Marmor erbaut; Palast drängt sich in der Neustadt an Palast, und selbst die Privathäuser sind im elegantesten Styl aufgeführt. Im Osten steht die schöne gothische Abteikirche (Kathedrale), deren Bau 1495 begonnen wurde, mit 162 Fuß hohem Thurme; außerdem hat B. 3 Kirchen, 7 Kapellen, 7 Bethäuser der Methodisten, Independenten, Baptisten ꝛc. Andere ansehnliche öffentliche Gebäude sind: das Rathhaus (Guildhall), die Markthalle, das Generalkrankenhaus (Bathhospital) für 150 arme Kranke aus allen Theilen des Landes, 7 andere Hospitäler u. Krankenhäuser, das Findelhaus, die Armenschule, das Theater (1805 eröffnet, das erste Provinzialtheater in Großbritannien), das Klubhaus, 2 prachtvolle Reitbahnen ꝛc. B. ist der Sitz eines Bischofs, welcher unter dem Erzbischof von Canterbury steht, und hat zahlreiche Unterrichts- und Wohlthätigkeitsanstalten, eine öffentliche Bibliothek, 29 Apotheken, eine Ackerbau-, eine philosophische und andere Gesellschaften, außerdem einen Park, der sich über eine Fläche von 16 Morgen erstreckt. Die Zahl der Einwohner, im steten Wachsen begriffen, beläuft sich gegenwärtig auf 54,240. Sie fabriciren Papier und etwas grobe Leinwand, treiben einigen Handel, der durch Eisenbahnen und Kanäle nach Bristol und London unterstützt wird; ihren Haupterwerb aber haben sie von der ungeheuren Menge von Badegästen, die jährlich (an 26,000, oft 12—14,000 zu gleicher Zeit) die hiesigen Mineralquellen u. Badeanstalten besuchen. B. ist der großartigste und glänzendste Badeort Englands, der die trefflichsten und ausgedehntesten Anstalten besitzt und zugleich alles Mögliche für das Vergnügen der Fremden bietet. Seine berühmten Mineralquellen sind die einzigen heißen in England und in Mischung, specifischer Schwere und Temperatur wenig von einander verschieden. Das frisch geschöpfte heiße Thermalwasser ist farblos, klar und hat einen schwach salzigen, etwas martialischen Geschmack. Die specifische Schwere desselben beträgt nach Children und Scudamore 1002—1000; die Temperatur in den 3 Hauptbädern: nach Scudamore in dem Hot Bath 117° F.; in dem Kings Bath 114° F. und in dem Cross Bath 109° F. ($34^{1}/_{2}$° R.). Andere Bäder sind: das Queens Bath, das neue Privatbad und die sogenannten Abteibäder, welche besonders von der reicheren Klasse benutzt werden. Der tägliche Erguß der Quellen beträgt 184,230 Gallonen. Innerlich u. äußerlich angewendet, wirken die Quellen von B. reizend-belebend auf Nerven- u. Gefäßsystem, alle Sekretionen u. Exkretionen befördernd, eröffnend, diaphoretisch, diuretisch, sind daher bei fieberhaften Beschwerden, aktiven Kongestionen, Disposition zu Schlag- und Blutflüssen entweder gar nicht, oder nur sehr bedingt zu gebrauchen. Sie werden übrigens als Getränk, sowie in der Form von Wasser- und Douchebädern benutzt. Die Krankheiten, gegen welche sie besonders empfohlen werden, sind: hartnäckige rheumatische u. gichtische Beschwerden, Schwäche u. Lähmungen, besonders von gichtischen oder rheumatischen Ursachen herrührend; Störungen der Menstruation, namentlich Bleichsucht; Stockungen im Leber- und Pfortadersystem; skrophulöse Geschwülste und Verhärtungen und mehre Formen von chronischen Hautausschlägen. B. ist sehr alt. Allem Anscheine nach wurden die heißen Bäder schon vor der Ankunft der römischen Legionen in Britannien benutzt; mönchische Sagen versetzen die Entdeckung derselben in das Jahr 870 v. Chr. Die Römer, welche sie Aquae solis, Fontes calidi, Thermae sudatae nannten, trafen zuerst die zum Gebrauche derselben nöthigen Einrichtungen, und ihre prachtvollen Badehäuser, von denen noch

gegenwärtig zahlreiche Ueberreste vorhanden sind, gehörten zu ihren frühesten öffentlichen Gebäuden in Britannien. Noch sieht man sorgfältig erhaltene Säulenbruchstücke eines Merkurtempels, dessen ehemalige Grundfläche gegenwärtig zu einem großen, 85 Fuß langen und 46 Fuß breiten Pumpzimmer dient; auch eine römische Inschrift von Cajus Severus fand man, sowie zahlreiche Münzen aus Nero's, Hadrians, Trajans und Antonins Zeit ꝛc. Die Britannier nannten B. Caer Badun (Stadt des Bades), die alten Sachsen Hot Bathun, Akemanus Ceaster (Stadt der Kranken) u. Caeryn ennient twymym (die Stadt der heißen Bäder). Auch bei den Dänen und Normännern waren die Bäder B.s sehr beliebt. Viele der schönsten Gebäude wurden im vorigen Jahrhundert errichtet, bis zu dessen Ende B. der Badeaufenthalt des Hofes war, der später Brighton wählte. Vergl. E. Barlow, Essai on the medicinal efficacy and employment of the Bath-Waters, Bath 1822. — 2) Stadt im nordamerikanischen Staate Maine, rechts am Kennebeck, 12 Meilen vom Ocean, hübsch und sehr vortheilhaft für Handel u. Seefahrt gelegen, da der Fluß hier selten friert, mit bedeutendem Schiffsbau, beträchtlichem Handel, 5 Akademien u. 12,000 Einwohnern. Sie ist mit Portland und Boston durch regelmäßige Dampfschifffahrt, durch die Kennebeck-Portland-Eisenbahn mit Portland verbunden. — 3) (Warm-Springs), Badeort im nordamerikanischen Staate Virginien, im Alleghanygebirge, mit mehren heißen, viel gebrauchten Mineralquellen (28° und 38° R.).

Bathilde, s. Batilde.

Bathmetall, in England gebräuchliche, dem Tombak ähnliche Metallegierung, welche durch Zusammenschmelzen von 32 Theilen Messing u. 9 Theilen Zink bewirkt wird.

Bathometer (v. Griech.), Instrument zum Messen der Tiefe des Meeres. Man benutzt dazu am einfachsten die Sonde, ein Senkblei an einer starken hanfenen Schnur, die durch bunte Bänder von Klafter zu Klafter eingetheilt ist. Die Vorrichtung dient zugleich zur Untersuchung des Meeresgrundes. In dem Gewicht befindet sich nämlich eine mit Talg ausgefüllte Höhlung, worin sich der Boden des Meeres abdrückt u. anhängt. Hooke's B. besteht aus einem Gewicht, welches die ganze Maschine in die Tiefe zieht, einem Schwimmer, welcher sie, wenn jenes abgelöst ist, wieder steigen läßt, und einem Räderwerk als Wegemesser. Sobald die Maschine auf den Grund stößt, löst sich das Gewicht los und der Schwimmer von Tannenholz beginnt sammt dem Wegemesser wieder zu steigen. Letzterer enthält eine leicht bewegliche Axe, an deren vorderem Ende zwei kleine geneigte Flächen befestigt sind, welche durch den schiefen Stoß des Wassers, ähnlich den Flügeln einer Windmühle, bewegt werden. Eine auf diese Axe eingeschnittene Schraube ohne Ende greift in die Peripherie zweier Räder, wovon das eine 100, das andere 101 numerirte Zähne hat, ein, so daß die relative Verrückung beider Räder um ein Hundertel ihrer Eintheilung angibt, wenn ein ganzer Umlauf von 100 Umdrehungen der Axe vollendet worden ist; mit diesen zwei Rädern kann man demnach bis auf 10,000 Umläufe der Axe zählen; der Werth eines solchen Umlaufs in Bezug auf einen durchlaufenen Weg wird vorher durch Versuche bestimmt. Zugleich ist die Vorrichtung so einzurichten, daß beim Aufstoßen auf den Meeresgrund der Wegemesser festgestellt wird. Parrots B. ist so eingerichtet, daß es das Meerwasser aus einer großen Tiefe heraushebt und der Untersuchung überliefert.

Bathorden (Order of the Bath, Orden vom Bade), einer der vier Orden der Krone Großbritanniens, im Range der letzte, gestiftet von Heinrich IV. 1399 und erneuert und umgestaltet von Georg I. 1725. Der Name des Ordens soll von der alten Sitte herrühren, nach welcher sich Jeder, der in denselben aufgenommen werden sollte, am Tage vor der Aufnahme baden mußte, um sich dadurch sinnbildlich zu reinigen von allem Unedlen u. eines Ritters Unwürdigen. Er bestand früher aus dem König und 36 Rittern. Das Ordenskleid ist ein rothes, weiß besetztes Oberkleid, dazu ein weißer Gürtel ohne alle Verzierung. Der Mantel ist von gleicher Farbe wie das Kleid u. am Halse mit einer weißen Schnur befestigt. Er wird auf der Schulter zusammengefaßt mit den Insignien des Ordens, drei goldenen Kronen (den Sinnbildern der drei Königreiche), einer rothen Rose und einer Distel (Wappen Englands und Schottlands) auf einem ovalen goldenen, von einer Glorie umstrahlten Schilde, mit dem alten Ordenswahlspruche: Tria juncta in uno. Sonst trugen die Ritter rothe Beinkleider und Strümpfe und einen weißen Hut mit weißer Feder. Durch eine Verordnung Georgs IV. vom 2. Januar 1815 wurde der B. wesentlich verändert und erhielt gleichsam eine neue Stiftung, um das Andenken der glücklichen Beendigung des langen Kampfes mit Frankreich zu verewigen und den Offizieren, welche sich darin zur See oder zu Land ausgezeichnet, eine öffentliche Anerkennung zu geben. Der Orden hat seitdem drei Klassen von verschiedenem Range. Die erste Klasse besteht aus den Großkreuzen (statt der frühern Knights companions), deren nie über 72 sein dürfen und unter welchen sich 12 britische Unterthanen befinden können, welche den Orden zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste in bürgerlichen und diplomatischen Aemtern erhalten. Alle Großkreuze tragen den Orden auf der linken Seite. Diejenigen aber, welche in die erste Klasse wegen ausgezeichneter Verdienste im Kriege aufgenommen sind, haben sowohl auf dem Stern, als auf dem Ordenszeichen einen Kranz von Lorbeerzweigen mit dem deutschen Motto: „Ich dien" (bekanntlich das Motto des Prinzen von Wales). Die zweite Klasse besteht aus den Kommandeurs (Knights commanders), deren Zahl bei der Stiftung vorerst nicht über 180 gehen sollte, mit Ausnahme der in britischen Kriegsdiensten stehenden Ausländer, von welchen 10 Ehrenritter dieser Klasse sein können. Die Ritter dieser Klasse tragen das Ordenszeichen an einem rothen Bande um den Hals und einen Stern auf der linken Seite des Oberkleides. Sie haben den Titel und die Auszeichnung der Ritter (Knights) des Reichs. Die dritte Klasse besteht aus Offizieren der See- und Landarmee, welche Mitglieder des Ordens heißen und den Rang nach den Rittern, aber vor allen Esquires haben. Das Ordenszeichen dieser Klasse wird an einem rothen Bande im Knopfloche getragen.

Bathori, berühmtes altadeliges, nachher fürstliches Geschlecht in Siebenbürgen, dessen Ahnherr, Wenzelin, Enkel eines deutschen Ritters, Ste-

Digitized by Google

phan dem Heiligen die gastfreie Aufnahme durch die Besiegung des Rebellen Kupa vergalt, wofür der König ihn mit großen Gütern in Ungarn belehnte und nationalisirte (um 1010). Später theilte sich sein Stamm in zwei Aeste: Somljo und Etfèd. Stephan II. B., Judex curiae und Woiwode von Siebenbürgen, Besieger der Türken am Brodfelde (Kenyér-mezö) 1479 und des Gegenkönigs Johann Corvin 1499, † 1494. Ladislaus B., Ordensgeistlicher um die Mitte des 15. Jahrhunderts, war Verfasser der ersten ungarischen Bibelübersetzung. Stephan III., Befehlshaber von Temesvar, nachmals Palatin von Ungarn, war einer der Hauptgegner Zapolya's. Als ihn die aufrührerischen Bauern unter Georg Dosa in Temesvar belagert hatten, und er von Zapolya entsetzt worden war, hatte er diesem versprochen, nie nach dem Palatinat zu streben. Dennoch nahm er in der Folge diese Würde auf Betrieb der königlichen Partei an. Der hatvaer Konventikel entsetzte ihn zwar derselben, B. wurde aber durch die Unterstützung König Ludwigs II. gehalten. Er focht in der Schlacht bei Mohacs mit und stand in der Folge mit unverbrüchlicher Treue auf der Seite König Ferdinands I.; † 1531. Sein Sohn, Stephan IV., ward 1571 nach dem Erlöschen des in Siebenbürgen regierenden Hauses Zapolya zum Fürsten dieses Landes u. 1575 als König von Polen erwählt (s. Stephan). Stephans älterer Bruder, Christoph B., von diesem, als er den polnischen Königsthron bestiegen, zum Fürsten von Siebenbürgen ernannt, führte die Jesuiten ein, † am 2. Mai 1581, nachdem sein 9jähriger Sohn von den Ständen als Nachfolger bestätigt war. Dieser Sohn, Sigismund, regierte anfangs unter der Vormundschaft von 12 Räthen, deren Zahl sein Oheim Stephan 1583 auf 3 und 1585 auf einen (Johann Getzi, Kommandant von Wardein) verminderte. Vergebens suchte Sigismund dem Oheim auch auf Polens Thron nachzufolgen; besser gelang es ihm, sich von dem ihm lästigen Getzi zu befreien, der 1588 die Gubernatorswürde niederlegte. Nun ergriff Sigismund selbst die Zügel der Regierung, mußte aber bei dieser Gelegenheit den Ständen die Verjagung der Jesuiten bewilligen u. versprechen, ohne Zustimmung der ihm von den Ständen beigegebenen Räthe keine wichtigen Staatsgeschäfte, namentlich keine Güterverleihungen vorzunehmen, welche letztere Bedingung er jedoch alsbald brach. Mit den Zwistigkeiten mit seinem Vetter Balthasar B. (seit 1591) begannen die innern Zerüttungen des Landes. Im Jahre 1592 faßte Sigismund den Entschluß, das türkische Bündniß zu verlassen, und obwohl er 1593 dem Großweffir Sinan mit seinem Truppen folgen mußte, so hielt er dieselben doch stets von ernstlichen Angriffen auf die Kaiserlichen ab und blieb in fortwährendem Einverständniß mit Rudolf II. In demselben Jahre mißlang ein neuer Versuch, die polnische Krone zu erhalten. Im Jahre 1594 bewog er die Woiwoden der Walachei und Moldau und die Rascier, sich mit ihm gegen die Türken zu vereinigen, konnte aber auf drei nach einander gehaltenen Landtagen nicht die Einwilligung der Stände zum Bruch des Bündnisses mit der Pforte erhalten und war sogar in Gefahr, von ihnen der Fürstenwürde verlustig erklärt zu werden, bis es endlich dem Grafen der sächsischen Nation, Albert Huet, gelang, den größten Theil der Landstände auf Sigismunds Seite zu bringen, welcher dann 14 der Häupter der Gegenpartei, darunter seinen Vetter Balthasar, eigenmächtig hinrichten ließ. Eine nach Prag abgeschickte Gesandtschaft, an deren Spitze Stephan Bocskai stand, brachte ein Offensiv- und Defensivbündniß mit Kaiser Rudolf II. zu Stande und verschaffte Sigismund eine Braut, Marie Christine, Tochter des Erzherzogs Karl von Oesterreich. Im Jahre 1595 eröffnete er in Gemeinschaft mit den kaiserlichen Truppen und dem Woiwoden der Walachei den Feldzug gegen die Türken, vertrieb den Großweffir Sinan aus der Walachei, verjagte den von dem Bündniß abgefallenen Hospodar der Moldau und eroberte mehre Plätze in Ungarn und Bulgarien. In den beiden folgenden Jahren wurde der Krieg mit wechselndem Glück fortgesetzt. Bei seiner Reise nach Prag (1597) trug Sigismund dem Kaiser die Abtretung Siebenbürgens an, in der That übergab er es im folgenden Jahre den kaiserlichen Gesandten und ging nach den ihm abgetretenen Besitzungen in Schlesien. Als aber die kaiserlichen Truppen einzurücken säumten, kam Sigismund heimlich durch Polen nach Siebenbürgen zurück und ergriff (1598) die Zügel der Regierung wieder. Doch bald derselben wieder überdrüssig, berief er aus Polen seinen Vetter Andreas, Kardinal und Bischof von Ermeland, und trat ihm auf dem Landtage zu Mediasch (1599) die Regierung ab. Aber der Woiwode der Walachei, Michael, rückte im Namen des Kaisers mit zahlreichen Truppen ins Land und schlug am 29. Okt. 1599 die Truppen des Kardinals bei Schellenberg. Andreas wollte durch die Moldau nach Polen entfliehen, wurde aber in den Tschickergebirgen von einem Szekler, Blasius Derdögly, ermordet und sein Kopf dem Woiwoden überbracht. Letzterer bemächtigte sich nun der Regierung und erhielt im Juli 1600 den Titel eines kaiserlichen Locumtenenten, nachdem er vorher einen Versuch Sigismunds, ihn durch Hülfe des Woiwoden der Moldau aus Siebenbürgen zu verdrängen, vereitelt hatte. Aber die über seine Tyrannei empörten Einwohner jagten ihm aus dem Lande und erbaten sich vom Kaiser den Erzherzog Maximilian als Statthalter. Als jedoch der Kaiser mit der Antwort zögerte, näherte sich Sigismund, der sich inzwischen in Polen aufgehalten, den Grenzen Siebenbürgens, und es gelang seinen Anhängern, auf dem Landtage zum Klausenburg (1601) seine Wiedereinsetzung in die Fürstenwürde zu bewirken. Die Pforte ertheilte ihm zwar wiederholt die Bestätigung, aber der Kaiser schickte die siebenbürgischen Gesandten erzürnt zurück und übertrug dem Woiwoden der Walachei und dem kaiserlichen Generallieutenant Basta die Wiedereroberung Siebenbürgens. Sigismund rüstete sich zum Widerstand und zog mit seinen Truppen den Kaiserlichen entgegen; aber die Schlacht bei Gorosztó (2. August 1601) vernichtete sein Heer, und er versuchte vergebens, durch türkische Hülfe sich wieder emporzurichten. Nun schloß er den Traktat, nach welchem er Siebenbürgen gegen die Herrschaft Lobkowitz in Böhmen und einen Jahrgehalt von 50,000 Gulden gänzlich abtrat, lebte bis 1610 ruhig auf diesem Schlosse, wurde aber dann, neuer Machinationen verdächtig, nach Prag berufen, wo er in standesgemäßem Gewahrsam am 27. März 1613 †.

Sein Neffe, Gabriel, geboren 1587, wurde von Stephan B., dem Letzten der Familie von Erſéd, erzogen und der Erbe ſeines Namens und ſeiner Güter. Im Jahre 1608, als Sigismund Rakoczy der Fürſtenwürde Siebenbürgens freiwillig entſagte, zog der alte Ruhm des bathori'ſchen Namens, Gabriels Körperſchönheit, ſein Geiſt, ſeine Reichthümer und der Einfluß Gabriel Bethlens die Wahl der Stände auf den jungen B., dem es auch gelang, durch ſeine Geſandten die Anerkennung der Pforte und Ungarns zu erhalten u. ein Bündniß mit dem Woiwoden der Walachei zu ſchließen. Aber bald entfaltete ſich ſein neroniſcher Charakter. Im höchſten Grade der Wollnſt und dem Trunk ergeben, erkannte er nur ſeine Lüſte für ſein Geſetz, denen alle Verhältniſſe des Staates und der Bürger weichen mußten. Schon 1610 brach eine Verſchwörung unter Leitung des Kanzlers Stephan Kendi und Balthaſar Korni's, deren Gattinnen er geſchändet, gegen ihn aus; aber das Unternehmen ſcheiterte, und B. ließ diejenigen Verſchworenen, die ſich nicht zu retten vermochten, grauſam hinrichten. Im December 1610 bemächtigte er ſich durch Liſt Hermannſtadts, verjagte die Bürger aus der Stadt, plünderte das Archiv, öffentliche u. Privathäuſer und ließ die Stadt unter dem falſchen Vorwande einer Verſchwörung gegen ihn in die Acht erklären. Im J. 1611 machte er einen Einfall in die Walachei, eroberte die Hauptſtadt Tergowiſcht, vertrieb den Woiwoden Radul, ließ denſelben in Konſtantinopel als einen Feind der Pforte darſtellen und verlangte die Walachei für ſich; die Pforte jedoch entſprach dieſem Geſuch nicht u. ernannte Radul, Michaels Sohn, zum Woiwoden. Gabriel ging nach Siebenbürgen zurück u. wollte ſich auch Kronſtadts bemächtigen; aber die Bürger rüſteten ſich zum Widerſtande und riefen den vertriebenen Woiwoden der Walachei, Radul Scherban, der indeſſen ein Heer geſammelt hatte, zu Hülfe. Am 9. Juli 1611 wurde Gabriel bei Petersburg geſchlagen, verlor 6000 Mann und konnte ſich nur in einiger Flucht nach Hermannſtadt retten. Indeſſen hatte auch König Matthias von Ungarn, durch friedensbrüchige Behandlung mehrer ungariſchen Edelleute beleidigt, ſeinen Feldherrn Sigismund Forgacs abgeſandt, um mit den Waffen in der Hand Genugthuung zu erwirken. Klauſenburg, Weißenburg und Mühlbach ergaben ſich an Forgacs, welcher dann in Gemeinſchaft mit dem von Kronſtadt ausgerückten Radul den Fürſten in Hermannſtadt eng einſchloß. Aber die Verbündeten ſahen ſich durch die Annäherung eines türkiſchen Hülfsheeres, welches Bethlen für Gabriel bewirkt hatte, genöthigt, nach 6 Wochen die Belagerung aufzuheben, und ſich, nachdem ſie noch Mediaſch erobert, gegen Kronſtadt zu ziehen, das nun von Gabriel ſelbſt angegriffen wurde, aber ſich das ganze Jahr 1612 hindurch mit Glück vertheidigte. Als nun 1613 Gabriels beſter General, Nazy, von ihm mit eigener Hand ermordet, Gabriel Bethlen, mit gleichem Schickſal bedroht, nach Konſtantinopel entflohen war, und daſelbſt auch Geſandte der Sachſen eintrafen, welche unter Vorſtellung ihres unbeſchreiblichen Elends um Hülfe gegen den Tyrannen baten, beſchloß die Pforte deſſen Abſetzung, und zwei türkiſche Heeresabtheilungen, deren eine Gabriel Bethlen ſelbſt führte, drangen nach Siebenbürgen vor. Der zur Vertheidigung nicht gerüſtete Fürſt floh nach Großwardein, wo er am 27. Oktober 1613 von Johann Sziläſſy u. Gregor Naddanyi ermordet wurde. Eliſabeth B., Gemahlin des ungariſchen Grafen Nadasdy, iſt berüchtigt durch die beiſpielloſe Grauſamkeit, mit welcher ſie junge Mädchen, die ſie durch einen alten Diener und zwei Dienerinnen in ihr Schloß zu locken wußte, durch lange Martern zu Tode quälte. Das Verbrechen wurde endlich ruchbar, und der Palatin, Georg Thurzo, überraſchte 1610 die Gräfin auf friſcher That. Die Unterſuchungsakten, im Archiv des grauer Kapitels, ergaben, daß 650 die Opfer dieſes Blutdurſtes geworden waren. Der Diener wurde geköpft, die zwei Dienerinnen lebendig verbraunt. Mit der Gräfin verfuhr man unbegreiflich mild. Sie ward zu lebenslänglicher Haft in ihrem Schloſſe Eſej im neutraer Komitat verurtheilt, wo ſie 1614 †.

Bathſeba, das Weib des Urias, Tochter des Eliam, Enkelin des Ahitophel. David erblickte ſie, als ihr Gatte bei der Belagerung von Rabba mit Joab zu Felde war, vom Dache ſeines Palaſtes im Bade (2. Sam. 11); ſie wurde von ihm ſchwanger, u. David veranlaßte, um ſie zu ſeiner Gemahlin zu machen, den Tod ihres Gatten, indem er denſelben im Treffen an den gefährlichſten Poſten ſtellen ließ. Das mit ihr im Ehebruch erzeugte Kind ſtarb, aber ſie wurde in der Folge die Mutter des Salomo, dem ſie ſpäter die Thronfolge gegen Adonia ſicherte (1. Kön. 1, 5 ff.).

Bathumi (Batum oder Bato), Hafen- und Handelsſtadt im aſiatiſch-türkiſchen Paſchalik Trapezunt, an der Oſtküſte des ſchwarzen Meeres, nahe der Mündung des Tſchoruk u. unweit der ruſſiſchen Grenze, mit 25,000 Einw., hat eine gute Rhede und iſt wegen ſeiner Bedeutung für den Handel mit den Ländeen am Kaukaſus neuerdings Sitz einiger Konſulate. Die Ausfuhr beſteht in Häuten, Wachs und in Schiffsbauholz. In der Nähe finden ſich Ruinen griechiſcher Kirchen und anderer Bauwerke aus der Glanzperiode B.'s im Mittelalter. B. wurde im Anfang des 11. Jahrhunderts von König Bagrat IV. gegründet. Die Türken bemächtigten ſich der Stadt 1547 u. unterdrückten das Chriſtenthum, doch iſt die mit alten Malereien gezierte Kirche noch ganz erhalten.

Bathurſt, 1) (St. Maria), britiſche Niederlaſſung auf der Inſel St. Marie, an der Weſtküſte von Afrika, unfern der Mündung des Gambia, 1816 gegründet, mit 3000 Einw. Sie iſt der Mittelpunkt des engliſchen Handels in dieſer Gegend. — 2) Stadt in Auſtralien, im ſüdlichen Neuſüdwales, am Macquarie, mit 5000 Einw., der Mittelpunkt eines Golddiſtrikts; ward 1815 von den Engländern als erſte Stadt im Innern des auſtraliſchen Kontinents gegründet.

Bathurſt, 1) Ralph, engliſcher Arzt, Dichter und Theolog, geboren in Northamptonſhire 1620, ſtudirte Theologie, ward Dechant zu Wells' in Somerſet, Präſident des Trinitycollege zu Oxford, ſowie Vicekanzler der dortigen Univerſität und 1688 Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften. Beſonders bekannt hat er ſich durch die Entdeckung gemacht, daß der Grundſtoff der Salpeterſäure bei dem Athmen eingeſogen werde und das Lebensprincip ausmache, welche Bemerkung er ſchon 1654 mit Nathan Henſhaw machte. König Wilhelm bot ihm 1691 das Bisthum Briſtol an, er ſchlug es aber aus, erblindete und † den 14. Juni 1704. Außer lateiniſchen Gedichten (in den „Analectis Musarum anglica-

narum") hinterließ er: „On a maid who was recovered after hangingh" (Oxford 1650, deutſch: „Etwas Neues vom Tode", 1650), worin er die Geſchichte einer Geheukten erzählt, die, an das anatomiſche Theater abgeliefert, durch ſeine Sorgfalt wieder ins Leben gebracht ward; „Praelectiones tres de respiratione" (daſ. 1654). Seine Lebensbeſchreibung zugleich mit ſeinen Gedichten wurde unter dem Titel „Life and literary remains of R. B." (Lond. 1761) von Thomas Warton herausgegeben.

2) Allen, Earl of B., britiſcher Staatsmann, geboren 1684 zu Weſtminſter, ſtudirte zu Oxford, ward 1705 ins Parlament gewählt u. kam durch die Partei der Tories 1711 ins Oberhaus. Hier nahm er 25 Jahre lang lebhaften Antheil an der Oppoſition gegen den Hof und insbeſondere gegen Walpole's Verwaltung. Bei der Thronbeſteigung Georgs III., der als Prinz von Wales B. als Schatzmeiſter gebraucht hatte, wurde er zum Earl of B. ernannt und † den 16. September 1775. Als geiſt- u. kenntnißreicher Mann ſtand er mit Swift, Pope, Addiſon und andern bedeutenden Männern ſeiner Zeit in Briefwechſel.

3) Harry, Earl of B., engliſcher Kriegs-, Kolonial- und Handelsminiſter unter Caſtlereagh, Sohn des Vorigen, geboren den 22. Mai 1762, trat für Cirencester ins Unterhaus, betrat als Lordcommiſſioner der Admiralität die Staatslaufbahn, ſtand 1789—91 im Schatzamt, wurde 1793 königlicher Rath und Mitglied, 1807 Präſident des oſtindiſchen Kontrolamts und 1808 Staatsſekretär des Auswärtigen. Im J. 1812 ward er Kolonialminiſter und gründete als ſolcher die Niederlaſſung auf der Inſel St. Marie in Afrika und auf der Inſel Bathurſt in Vandiemensland. B. war ein geſchworner Feind Napoleons I. und bewies dies nicht bloß durch die thätigſte Betreibung des Kriegs gegen Frankreich, ſondern ließ es auch den Beſiegten noch auf St. Helena fühlen, worüber Napoleon oft ſich bitter beſchwerte. Als Canning 1827 in das Miniſterium trat, ſchied B. aus, wurde darauf 1828, als die Tories wieder zur Herrſchaft gelangten, Präſident des Conſeils, trat jedoch 1830 wieder ab, wurde zum erſten Lord der Admiralität ernannt und † den 26. Juli 1834 zu London. Sein Sohn, Harry George, Earl of B., Baron von Apsley, den 24. Februar 1790 geboren, iſt Verfaſſer der Schrift „The ruinous tendency of auctioneering" (London 1812, u. Aufl. 1848).

Bathycles, berühmter Bildhauer aus Magneſia am Mäander, wanderte wahrſcheinlich nach Zerſtörung des lydiſchen Reichs (um 546 v. Chr.) nach dem Peloponnes aus u. verfertigte daſelbſt den koloſſalen Thron für das Standbild des amykläiſchen Apollo. Dieſes hochgeprieſene Kunſtwerk wurde von den Bildſäulen der Charitinnen und Heroen geſtützt, zur Rechten waren Echidna und Typhos, zur Linken Tritonen und über demſelben die magneſiſchen Gehülfen des Künſtlers. Das Ganze umgab den Koloß des Gottes, welcher in der Mitte aufrecht zwiſchen dem durchbrochenen Sitze emporragte, u. war auf allen Seiten mit mythiſchem Bildwerk überzogen. Das eben ſo reich verzierte Fußgeſtell der Bildſäule bildete das Grabmal des Hyacinthus. Nach Thierſch blühte B. ſchon um 666 v. Chr.

Bathyllus, Freigelaſſener und Günſtling des Mäcenas zu Rom, geboren zu Alexandria in Aegypten, Zeitgenoſſe des Ciliciers Pylades, mit dieſem Schöpfer und Begründer der römiſchen Pantomimik als einer neuen ſelbſtſtändigen theatraliſchen Kunſt. Beide Künſtler, von der Mit- und Nachwelt hochgefeiert, waren Nebenbuhler und veranlaßten unter ihren Anhängern die heftigſten Theaterkämpfe, in deren Folge Pylades auf Betrieb des Mäcenas eine Zeitlang aus Rom verbannt wurde. B. glänzte beſonders in der mimiſchen Darſtellung des Komiſchen, Zarten und Weiblichen durch Einfachheit, Natürlichkeit, Rhythmus u. Harmonie der Bewegungen; ſeine Weiſe erhielt ſich lange unter dem Namen Bathylleios, nicht ohne den Vorwurf der Obſcönität. Ein Meiſterſtück des Künſtlers war die Darſtellung der von Jupiter geliebten Leda. Im Columbarium an der linken Seite der appiſchen Straße ſind mehre auf B. ſich beziehende Alterthümer gefunden worden, darunter eine Graburne und eine Bildſäule B.' mit Inſchrift.

Batilde (Batildis, Bathilde, Baldechild oder Baudour), Heilige, angelſächſiſche Fürſtentochter, wurde von Seeräubern nach Frankreich entführt, daſelbſt Gemahlin des Königs Chlodwig II., nach deſſen Tode Reichsregentin für ihren minderjährigen Sohn Chlothar III. bis um 660, † in dem von ihr geſtifteten Kloſter Chelles, hochgeachtet wegen ihrer Frömmigkeit und Weisheit. Tag: der 30. Januar.

Batiſt (Batiſtleinwand, Battiſt), die feinſte, ſehr dicht und feſt gewebte weiße Leinwand, deren Name wahrſcheinlich von dem indiſchen Wort Baſtas herzuleiten iſt, indem dieſer feine Stoff anfangs nur in Oſtindien fabricirt wurde. Der oſtindiſche B. iſt der feinſte und kommt gewöhnlich in Stücken von 20 Ellen Länge und 1⅛ Ellen Breite in den Handel. Er iſt an den 4 Ecken mit Oel und gepulvertem Röthel gezeichnet; der indiſche aber iſt mit feinen Gold- und Silberfäden durchzogen, und auf dem erſten Blatte jedes Stücks befindet ſich eine aus Goldfäden geſchlungene Blume. Man benutzt zu B. den längſten, ſchönſten, feinſten Flachs, den man beſonders dazu baut, und webt ihn in etwas kühlen und feuchten Räumen, Kellern, Souterrains, damit die Fäden geſchmeidig bleiben u. nicht brechen. Das Gewebe wird zweimal in Lauge geweicht und mit Seife, Waſſer oder Buttermilch gewaſchen und gewallt; in neuerer Zeit erreicht man indeß denſelben Zweck faſt noch beſſer durch Schlichten, indem hierbei das Garn auch in trockener Luft die Feuchtigkeit behält. Die Feinheit wird nach der Zahl ſeiner Comtes (Gänge) beurtheilt. Eine Comte hat 200 Kettenfäden, die gröbſten B.e haben 20, die feinſten 30 Comtes. Nach dem Bleichen wird der B. mit Stärkmehl appretirt, geklopft, zuſammengelegt u. gepreßt. Man unterſcheidet klaren B. (leichtgewebten B., Batiste claire), in halbe Stücke à 6 Stab gelegt; halbklaren B. (Batiste demielaire), feſter geſchlagen und von ſtärkerem Garn, in halben Stücken à 7 Stab; holländiſchen B. (Batiste hollandée), ganz dicht und kernig gewebt in Stücken von 12 bis 14 Stab in der Länge. Die gewöhnliche Breite dieſer drei Sorten, welche eben ſowohl geſtreift und gemuſtert, als glatt im Handel vorkommen, iſt ⅔ Stab; doch werden ſie auch oft ¾ und ⅘ Stab breit fabricirt. Die B.e kommen in Packeten mit Einſchlag von blauem, gelbem, oder ſchiefergrauem Papier in den Handel. Jedes Packet enthält ein ganzes oder zwei halbe Stücke; 25 Stück machen ein Sortiment. Der ſogenannte ſchottiſche B.

oder Batistmusselin, welcher nicht aus reinem Flachsgarn, sondern auch aus feinem Baumwollengarn besteht, und zwar weniger haltbar, aber wegen der größeren Gleichheit des Fadens noch schöner von Ansehen und billiger ist, macht neuerlich dem reinen leinenen B. eine schwer zu überwindende Konkurrenz. Auch hat man Halbbatist, bei dem die Kette aus Leinengarn, der Schuß aber aus Baumwolle besteht. Die rein leinenen B.e werden schon seit Jahrhunderten vorwiegend in Frankreich und in den Niederlanden fabricirt, namentlich in St.-Quentin, Valenciennes, Troyes, Noyon, Peronne, Bervicrs, Nivelles, Cambray und Lille, von wo sie besonders nach England, Amerika und den Kolonien gehen, für letztere auch bunt gewebt. In Deutschland liefert Bielefeld den französischen in der Qualität am nächsten stehende B.e. Außerdem sind namhafte Fabrikationsorte in Schlesien, Sachsen, Böhmen und Oesterreich (Wien). Auch Irland producirt treffliche mittelfeine Sorten.

Batistmusselin, s. Batist.

Batjuschkow, Konstantin Nikolajewitsch, russischer Dichter, geboren am 18. Mai 1787 zu Wologda, erhielt seine Erziehung in einer petersburger Pensionsanstalt, wurde dann Sekretär für den moskauer Lehrbezirk bei seinem Oheim M. N. Murawiew und trat beim Ausbruche des Krieges von 1806 in die petersburger Schützenabtheilung ein. Im Juni 1807 bei Heilsberg verwundet, mußte er nach Petersburg zurückkehren, wurde nach seiner Wiederherstellung ins Gardejägerregiment versetzt u. machte die 1809 den Feldzug gegen Schweden in Finnland mit. Nach seiner Rückkehr erhielt er eine Anstellung bei der kaiserlichen öffentlichen Bibliothek zu Petersburg und bekleidete dieses Amt bis zum Wiederausbruch des Krieges gegen die Franzosen, in welchem er als Stabskapitän und Adjutant des Generals Bachmetjew die Feldzüge von 1812, 1813 u. 1814 bis zur Einnahme von Paris mitmachte. Im Jahre 1816 trat er vom Heere zur Diplomatie über. Bald darauf (1818) ward er der russischen Gesandtschaft in Neapel als Sekretär mit dem Titel eines geheimen Hofraths beigegeben und dadurch sein heißer Wunsch erfüllt, ein Land kennen zu lernen, für das er lange geschwärmt. Schon früher hatte er für Zeitschriften Gedichte und Erzählungen (gesammelt von N. J. Gnjeditsch unter dem Titel „Poetische und prosaische Versuche", Petersb. 1817, 2 Bde.) geschrieben, in denen er sich als einen enthusiastischen Bewunderer der italienischen Poesie zeigte. Während seines Aufenthalts in Italien fing er an, geistig zu kränkeln und siedelte deshalb nach Deutschland über. Nach dem vergeblichen Gebrauche der böhmischen Bäder 1821 lebte er im darauf folgenden Winter in Dresden, wo er sich mit Astronomie und Mystieismus abgab und Schillers „Braut von Messina" übersetzte. Seine hypochondrischen Anfälle vermehrten sich so, daß, als er im folgenden Jahre nach Petersburg zurückkehrte, seine Gemüthskrankheit sich vollends entwickelte. Ein wohlgemeintes Mittel, ihm zu helfen, machte seine Krankheit unheilbar. Ein dem Dichter befreundeter sehr talentvoller Musiker hatte dessen „Tod Tasso's", eines der schönsten Gedichte, in welchem B. sein eigenes Mißgeschick wahrhaft prophetisch besungen hatte, in Musik gesetzt und ließ die Komposition im Nebenzimmer des Kranken unerwartet mit Harfenbegleitung vortragen. Die Wirkung war eine fürchterliche; das feingeschnittene Gesicht B.'s verzog sich konvulsivisch, aus dem sonst blauen Auge starrte Wahnsinn, und der von Charakter reizbare Dichter zerraufte sich das Haar. Später lebte B. auf seinem Landgute bei Moskau, in seiner Geistesnacht für die Literatur und die Welt todt. Wenn auch B.s Erfindungsgabe nicht so bedeutend ist, daß er für einen Heros der im Werden begriffenen russischen Poesie betrachtet werden darf, so muß er doch hinsichtlich der Sprachenwickelung den besten russischen Schriftstellern beigezählt werden; denn durch ihn ist für den Wohlklang, die weiche Harmonie u. Ueppigkeit der russischen Sprache so viel geschehen, daß ein fremdes Ohr B.s russische Gedichte für eine südliche Sprache zu nehmen verführt wird. Seine Gedichte bestehen in Elegien, Episteln, Erzählungen und Liedern; die prosaischen Aufsätze behandeln größtentheils die russische Literatur.

Batna, Küstenstrich in Arabien, der sich einige Stunden breit im Nordosten von Oman, von Burka über Sohar bis Chorfakan erstreckt; er ist von mehren Flüssen durchzogen und reich an Getreide und Datteln, von denen viel ausgeführt wird. Die Landschaft ist dem Fürsten von Maskat tributpflichtig.

Batnä (Bathnä), im Alterthum Stadt in Mesopotamien, unfern des Euphrats, einige Meilen von Edessa, mit berühmter jährlicher Messe; jetzt Serug.

Batn el Hadschar (d. i. Felsenschloß), steinige Wildniß in Nubien, am Nil, nördlich von Dar el Mahaß, wo der Nil den berühmten Katarakt von Jan Adel bildet.

Batocken (Batoggen), s. Padoggen.

Baton (franz.), Stab; in der Musik die großen Pausen, weil deren Figur einem kurzen Stabe ähnlich ist.

Batoni (Battoni), Pompejo Girolamo, der beste Historienmaler des 18. Jahrhunderts, geboren 1708 zu Lucca, war zuerst Goldschmied, dann Schüler Conca's und Maſueci's, Nachahmer Raphaels und Nebenbuhler von Mengs in Rom, †, durch Kaiser Joseph II. in den Adelsstand erhoben, 1787 zu Rom. Ausgezeichnet ist er besonders in der Zeichnung, in der Darstellung des Gefälligen und Naiven und in lebhafter, warmer Farbengebung. Von seinen Werken sind die berühmtesten: die reuige Magdalena, in der dresdener Gallerie; eine heilige Familie, von dem damaligen Großfürsten Paul für 1000 Pistolen gekauft; Thetis, den Achilles von dem Centauren Chiron zurückerhaltend, und die Enthaltsamkeit des Scipio, beide in der Ermitage zu St. Petersburg; die Familie des Darius vor Alexander, für den König von Preußen gemalt; das von den 4 Welttheilen angebetete Herz Jesu, eine große Altartafel, 1780 für eine neuerbaute Kirche zu Lissabon angefertigt; die Decke der Gallerie Colonna zu Rom; die Stadt Marino als Jungfrau, in der Villa Borghese; die Porträts der Päpste Benedikt XIV., Klemens XIII. und Pius VI., des Kaisers Joseph II. u. seines Bruders, Leopolds von Toskana.

Batonnier (franz., Stadhalter), der auf ein Jahr gewählte Präsident des Conseil de discipline oder des Ausschusses, welchen die französischen Advokaten zur Aufrechthaltung der Korporationsstatuten unter sich selbst ernennen.

Baton Rouge, Hauptſtadt des nordamerikaniſchen Staates Louiſiana, links am Miſſiſſippi auf einer 20—30 F. über dem Fluß gelegenen Fläche (Bluff), mit dem Baton-Rouge-College (1838 gegründet mit 4 Profeſſoren), dem Jeſuitencollege von St. Peter u. Paul, einem Frauenkloſter, großen Kaſernen und 4500 Einw. B. iſt eine der älteſten franzöſiſchen Niederlaſſungen in jener Gegend.

Batrachier (Batrachii, Lurche), Ordnung der Reptilien, wird charakteriſirt durch den kurzen oder langgeſtreckten Körper ohne deutlich hervortretenden Hals u. die nackte, weiche, ſchlüpfrige Hautbedeckung, die meiſt völlig ſchuppenlos und nur in der Familie der Schleichen- und Fiſchlurche beſchuppt iſt. Die hierher gehörigen Reptilien haben 4, 2, oder keine Beine, wie die Schleichenlurche, und machen meiſt eine Art von Metamorphoſe durch. Die Rippen fehlen entweder ganz, oder ſind nur in verkümmerter Geſtalt als kurze Stummel vorhanden. Da in erſterem Fall die Athmung nicht durch Ausdehnung des Bruſtkaſtens vor ſich gehen kann, ſo erfolgt das Einathmen durch abwechſelndes Senken und Heben des Zungenbeins, das Ausathmen aber durch den Druck der Bauchmuskeln, weshalb ein aufgeſchnittener Froſch erſtickt. Auch geht den Lungen die Fähigkeit ab, ſich ſelbſtſtändig zuſammenzuziehen. Dafür beſitzt aber die Haut, welche an der Oberfläche mit zahlreichen Kapillargefäßen durchzogen iſt, eine große Abſorptionsfähigkeit, ſo daß das Blut aus dem den Körper umgebenden Waſſer hinreichenden Sauerſtoff aufnehmen und der Athmung durch die Lungen auf längere Zeit, namentlich während des Winterſchlafs im Schlamme, entbehren kann. Merkwürdig iſt das Stimmorgan, mit welchem bei den meiſten Arten die Männchen ausgerüſtet ſind; daſſelbe beſteht entweder in einem großen Kehlſacke, in den meiſt eine auf beiden Seiten der Zunge liegende Längsſpalte führt, wie beim Laubfroſche, oder in einer auf beiden Seiten des Kopfes mehr oder weniger hervortretenden kugeligen Blaſe, wie beim Grasfroſche. Die Zunge iſt entweder vorn im Winkel des Unterkiefers befeſtigt und an ihrem hintern Rande frei, ſo daß ſie nach außen umgeſchlagen werden kann, oder ſie iſt an ihrem ganzen Grunde angewachſen und nur am Rande frei, wobei ſich aber ihre Anheftung oft ſo ſehr verengert, daß ſie einem mit einem dünnen Stiel auf dem Grunde der Mundhöhle feſtſitzenden Hautpilze gleicht. Allen B.n, mit Ausnahme der Schleichenlurche, fehlen die äußeren Geſchlechtstheile. Die Fortpflanzung erfolgt nur im Waſſer, indem die zahlreichen, mit einer häutigen Schale umgebenen oder in Schleim gehüllten Eier (Laich) entweder in Klumpen, wie bei den Fröſchen, oder an Schnüren hängend, wie bei den Kröten, oder einzeln, wie bei den Waſſermolchen, im Waſſer abgeſetzt werden. Die Eier ſchwellen im Waſſer ſchnell an, und bald werden an ihnen die Furchungen des Dotters bemerklich, indem Keimbläschen und Dotterfleck verſchwinden und der Dotter ſelbſt ſich in 2 Theile abſchnürt. Die anfangs fiſchähnlichen, beinloſen Jungen (Quappen, Kaulquappen, Mollenköpfe, Roßnägel) athmen durch ſeitlich am Halſe hängende Kiemen. Sie leben nur im Waſſer, wo ſie ſich von vegetabiliſchen Stoffen nähren, und nehmen nur in einer nach und nach vor ſich gehenden Metamorphoſe die Geſtalt der Aeltern an. Während ſich die Lungen bedeutend ausdehnen, verkümmern die Kiemen; die Extremitäten kommen nach und nach zum Vorſchein, bei den Fröſchen zuerſt die hinteren, bei den Molchen zuerſt die vorderen, indem dieſe wie jene in Geſtalt kleiner, unbedeutender Anhängſel mit kaum getrennten, unförmlichen Zehen hervorbrechen und allmählig ſich entwickeln. Nach vollendeter Metamorphoſe athmen ſie durch Lungen; einige Arten behalten indeß die Kiemenathmung bei, ſo daß ſie auf beiderlei Weiſe athmen. Die B. halten ſich meiſt im Waſſer, und zwar in ſeichten, ſumpfigen Gewäſſern auf; wenige leben in größeren Seen, ſowie auf dem Lande, wo ſie dann an feuchten, ſchattigen Orten hauſen und ihre Schlupfwinkel nur nach Regen oder ſtarkem Thau verlaſſen, um ihrer aus Inſekten und Würmern beſtehenden Nahrung nachzugehen. Der nackten, ſchlüpfrigen Haut wegen, welche bei den auf dem Lande lebenden Arten überdies noch durch beſondere, über den ganzen Körper zerſtreute Drüſen einen ſcharfen, ätzenden Milchſaft abſondert, werden mehre für giftig gehalten, doch ſind ſie ohne Ausnahme nicht nur ganz harmloſe und unſchädliche, ſondern ſelbſt nützliche Geſchöpfe, indem ſie viele ſchädliche Inſekten vertilgen. Sie halten einen Winterſchlaf. Sie zerfallen in die 4 Familien: Schwanzloſe B. oder Froſchlurche (Ecaudata, ſ. Fröſche); Schwanzlurche oder Molche (Caudata, ſ. Molche); Schleichenlurche oder Schleichenmolche (Anguinea Apoda), mit verlängertem, wurmförmigem, quergefurchtem, mit kleinen Schuppen bedecktem Körper ohne Schwanz und Beine, feſt angewachſener Zunge und kurzen Rippen, den Fiſchen nahe ſtehend, aber in feuchter Erde und im Schlamme wühlend; Fiſch- oder Schuppenmolche (Ichthyomorpha), mit aalförmigem, mit ziemlich großen Cykloidſchuppen bedecktem Leibe mit häutiger, ſtrahlenloſer Rücken- und Schwanzfloſſe, das ganze Leben hindurch mit Kiemen und Lungen zugleich athmend, ſtatt der Wirbelſäule mit einer Rückenſaite, d. i. einem mit gallertartiger Maſſe angefüllten Rückenſtreifen, u. ſtatt der Beine mit 4 ſehr verkümmerten, ſtoſſenartigen, aus einem Knochenſtiel mit kleinem Floſſenbarte beſtehenden Extremitäten verſehen, weder ächte Reptilien, noch ächte Fiſche, ſondern Merkmale beider an ſich tragend, von Joh. Müller als Lungenfiſche zu den Fiſchen gerechnet. Die beiden letzten Ordnungen ſind nur in den tropiſchen Gegenden Afrika's u. Amerika's, und zwar in wenigen Arten vertreten.

Batrachomyomachia (griech.), Froſchmäuſekrieg, die älteſte komiſche Epopöe, angeblich Werk des Homer (ſ. d.).

Batſchan (Batjan), Inſel der Molukken, ſüdweſtlich von der Inſel Dſchilolo, mit etwa 20 Meilen Umfang, vulkaniſch und ſehr gebirgig, reich an ſchwefeligen Quellen, fruchtbar, aber wenig angebaut und ſchwach bevölkert. Die Einwohner ſind theils zum Chriſtenthum bekehrte Alfuren, theils muſelmänniſche Malayen. Der Hauptort mit dem niederländiſchen Fort Barneveldt hat 4000 Einwohner und iſt Sitz eines niederländiſchen Vaſallenfürſten.

Batta (Battaer, Battach), eins der Urvölker des oſtindiſchen Archipels, das ſich ähnlich den Basken in Europa vielleicht ſeit Jahrtauſenden in ſeiner Eigenthümlichkeit erhalten hat und von den Malayen wie von den Mongolen und den Au-

stralnegern auf gleiche Weise verschieden ist. Ueber die Urheimat der B. ist nichts bekannt; jetzt bewohnen sie seit undenklicher Zeit die innere, 4000 Fuß hohe u. Tagereisen weite Hochebene Tobah, im Norden der Insel Sumatra, wo sie zwischen den Atjinesen im Nordwesten u. den eigentlichen Malayen vom ehemaligen Reiche Menangkabu im Südosten eine keilförmige Scheide bilden. Im Südwesten u. Nordosten reicht ihr Gebiet an die Küste. Nach Junghuhn, dem wir die ausführlichsten und zuverlässigsten Nachrichten über die B. verdanken, umfaßt das Land derselben 12,013 QMinuten (1 Grad = 60 Minuten = 15 Meilen), und die Volkszahl der B. beträgt 165,240. Sie haben eine nahebei kaukasische Gesichtsbildung, ziemlich ovalrunde Gesichtsform mit freier Stirn und großen, horizontalgeschlitzten Augen, fast gerade Nase, wenig vortretende Backenknochen, mäßig geschwellte Lippen und zugerundeten Hinterkopf; ihre Hautfarbe ist lichter und hellbrauner als bei den Malayen u. läßt das Wangenroth durchscheinen, ihr Haar weich und fein und öfter braun als schwarz. Ihre Körperlänge mißt durchschnittlich 4 Fuß 11 Zoll, ist also größer als die der Malayen, dabei sind sie von kräftiger, untersetzter Gestalt. Von Charakter ist der B. träge, sorglos, gutmüthig und freigebig, voll Anhänglichkeit an die Geburtsstätte, aufrichtig u. von edlem Stolz erfüllt, freiheitsliebend, offenherzig, treu und dankbar, redselig, aber leicht erhitzt, zank- und rachsüchtig, starrköpfig, mißtrauisch; Spielen, Wetten und Trinken sind seine Passionen, doch haßt er das Opium. Die Sprache der B. ist durchaus eigenthümlich, hat viel Kehllaute und klingt hart und scharf. Die Kunst zu lesen und zu schreiben ist allgemein unter ihnen und sehr alt. Ihre Schrift wird von unten nach oben, und zwar Buchstabe über Buchstabe, in Reihen von links nach rechts auf Bambus eingeschnitten. Was an Schriftwerken vorhanden ist, stammt aus der Vorzeit und ist mit rabenschwarzem, im Wasser unauflösbarem Firniß auf Bast geschrieben. Diese Bücher, Pustaha genannt, die heilig gehalten werden, bestehen aus dünnen Baststreifen von 4—8 Zoll Breite und 5—10 Fuß Länge, die fächerartig zusammengefaltet, auf beiden Seiten beschrieben und nach den Falten in Seiten getheilt sind. Den Inhalt bilden Abhandlungen über ihren Glauben, Vorschriften über Ackerbau ꝛc. Die B. haben auch eine eigenthümliche Zeitrechnung und eigene Monatsnamen. Ihr religiöser Glaube besteht in der Annahme von zahllosen bösen Geistern (Begu), die unter den Menschen verborgen umherschleichen und alle Krankheiten und Plagen derselben bewirken. Daneben wird auch an einige gute Geister (Sumangot) geglaubt, die in einem unsichtbaren Land auf den Gipfeln der Berge wohnen, von denen sie nur zuweilen herabsteigen. Dahin gelangen auch als unsterblich die Seelen der durch einen gewaltsamen Tod, auf dem Schlachtfelde, durch Tiger ꝛc. umgekommenen Menschen, während man alle eines natürlichen Todes Verstorbenen als wesenlos verschwunden betrachtet. Priester gibt es nicht, ebenso wenig Aerzte; Anwendung von Zaubermitteln und Talismanen macht Arzneikunst wie Gottesdienst aus. Die Kleidung besteht beim Mann in weiter, halblanger Hose (Serreat), in einem Shawl, der mehr zur Zierde als zum Schutz um die Schultern geschlagen wird, und dem Bungus, einem turbanähnlichen Kopftuch. Die Häuptlinge haben ein weites Unterkleid (Sarong) mit Schärpe oder Gürtel und einen besonders schönen, mit Korallen besetzten Shawl. Die Frauen tragen die Haare u. den ganzen Oberkörper bloß, sonst nur einen Sarong. Abzeichen der Jungfrauen sind messingene Ringe um den Hals, wie die Häuptlinge Armringe von Elfenbein oder große Muscheln am Arme tragen. Ihre Zähne lassen die B. weiß, auch tätowiren sie sich nicht und tragen das Haar lang. Ihre Wohnungen sind von denen der Malayen auffallend verschieden. Sie ruhen auf 4 Pfählen von 4—6 Fuß Höhe und haben eine länglichviereckige Gestalt von 20—24 Fuß Länge. Der innere Raum ist in kleine Fächer abgetheilt; die Höhe der Wände, die meist aus Baumrinde bestehen, beträgt 5 Fuß; von da an beginnt das steile Dach von Idju (Arengfaser), dessen First in der Mitte ausgeschweift ist und an den beiden Ecken aufwärts weit hervorragt. Die meisten Häuser werden von mehren Familien bewohnt, deren jede ihre eigene Kochstelle in einer der Ecken hat. In Dörfer (Huta) zusammengeordnet, findet man sie in 2 Reihen, die schmale Giebelfront mit der Thür, zu der eine Leiter führt, gegen die Straße gekehrt, zwischen den Häusern Durchgänge von 4—6 Fuß Breite. Außer den Wohnhäusern sieht man noch gleichgebaute Scheunen und ein Gemeindehaus (Soppo), gewöhnlich in der Mitte des Dorfes, in welchem alle öffentlichen Angelegenheiten verhandelt, Kleinodien der Gemeinde aufbewahrt, auch wohl Fremde beherbergt werden. Die Ortschaften sind sämmtlich von einem 6—7 Fuß hohen Pallisadenzaun nebst Graben und einer dichten Stachelbambushecke umgeben und obendrein sehr oft auf schwer zugänglichen Höhen gelegen. Im Dorfe selbst dulden die B. kein Grün, auch nicht einen Grashalm. Einzelne Häuser stehen außerhalb der Ortschaften in der Nähe der Reisfluren, und auch im Walde trifft man deren auf den unteren Baumästen angebracht, zum Schutze gegen wilde Thiere und Ueberschwemmungen. In einigen Gegenden ruht fast alle Arbeit auf den Frauen. Sie besorgen den Feldbau (auf Mais, Reis, Knollen, Gemüse, Tabak und Farbstoffe), weben Zeuche, flechten Säcke und Matten, kochen Farbstoffe ab und bereiten in Kriegszeiten sogar das Pulver, während die Männer aus langen Messingpfeifen Tabak rauchen, manchmal der Kinder warten und höchstens sich des Baumklappens und Hausbaues annehmen. Doch sind sie in andern Gegenden industriös und namentlich geschickt, Metalle zu schmelzen, Elfenbein zu drechseln, in Eisen und Kupfer zu arbeiten, in Holz zu graviren ꝛc. Ihre Waffen bestehen in Lanzen mit eiserner Spitze oder ganz von Bambus u. malayischen, nicht selbstgefertigten Luntengewehren. Sie nähren sich gewöhnlich von Reis und Mais; Fleisch, Eier und Fisch werden nur bei festlichen Gelegenheiten genossen. Jeder B., der nicht zu arm ist, zieht Schweine und Hühner in dem Raum unter seinem Hause. Auch Pferdezucht findet Statt, aber nur für den Handel da die B. nie reiten; einzelne Stämme essen auch das Pferdefleisch. Als Getränk dient Wasser und Tuak, der berauschende Saft der Arengpalme. Das Betelkauen ist nur an den Küsten gebräuchlich. Arm und Reich findet sich, wie überall, auch bei den B.; auch haben sie Sklaven, die jedoch gewöhnlich als

Mitglieder der Familie betrachtet werden. 20 spanische Piaster gelten als Preis eines Sklaven. Besonders sind es Kriegsgefangene u. Ueberschuldete, die dem Loos der Sklaverei anheimfallen. Die Heirath findet bei den B., wie bei den Malayen, auf zweifache Art Statt, auf Mangoli, indem der Mann die Frau von den Aeltern (um 90—180 Gulden) kauft, oder auf Sumondo, wenn der Mann als Sklave in die Hausgenossenschaft seines Schwiegervaters tritt. Eine auf Mangoli geheirathete Frau kann nichts erben und geht nach des Mannes Tode auf dessen Söhne über. Der Mann kann dieselbe fortjagen, verliert aber dann den Brautschatz. Will dagegen die Frau vom Manne geschieden sein, so müssen die Aeltern nicht nur den Brautschatz zurückerstatten, sondern noch ein Geschenk geben. Die Vereinigung des Paares geschieht ohne Ceremonien. Vielweiberei ist erlaubt, kommt aber nur bei den Häuptlingen vor. Ein neugebornes Kind empfängt zwischen dem 2. und 14. Tage, gewöhnlich am 4. seinen Namen vom Vater, wobei es im nächsten Bach in Anwesenheit von Verwandten und Nachbarn gebadet wird. Darauf folgt ein kleiner Schmaus. Auch das Begräbniß geschieht bei Gemeinen ohne weitere Förmlichkeiten bald nach dem Tode, dagegen werden große Feierlichkeiten bei der Bestattung eines Radscha veranstaltet. Ein solcher darf nicht eher begraben werden, als bis der Reis, der an seinem Sterbetage gesäet wird, reif geworden ist. Dann werden aus dem ganzen Lande alle befreundete Häuptlinge zusammengerufen, indem ihnen ein Knochen von einem geschlachteten Büffel zugeschickt wird. Jeder so gebetene Radscha erscheint dann zur Feier mit einem Büffel, u. alle diese Büffel, zuweilen hundert an Zahl, werden feierlich geschlachtet. Auf einer riesigen Sargstellage, an den Ecken mit Holzstatuen besetzt, wird der Sarg aus massivem Durioholz zu Grabe getragen. Der Todte ist völlig angekleidet u. mit vielem Barouskampher bestreut. Am Grabe wird der Sargdeckel noch einmal geöffnet, unter den Worten des Sohnes oder nächsten Verwandten: „daß der Todte jetzt zum letzten Male die Sonne sehe, die er nun nie mehr erblicken werde", und dann der Sarg in die Gruft gesenkt. Die Holzbilder werden neben dem Grabe aufgerichtet, und dabei auch die Hörner und Kinnbacken aller geschlachteten Büffel an Stangen aufgehängt. Freundschaft und Einverständniß wird durch Auswechselung des an der Seite getragenen Messers bekräftigt. Bei einem Schwur setzen sich alle Anwesenden in einen Kreis, in dessen Mitte ein Schwein oder eine Kuh geschlachtet wird. Nachdem das Herz derselben herausgerissen worden, nimmt davon Jeder ein Stück und gelobt, indem er es verschlingt, so auch verschlungen werden zu wollen, wenn er je sein Wort breche. Das Volk der B. lebt in Suku's oder Familienstämmen gesondert, ohne eine politische Verbindung; nur vorübergehend verbinden sich einzelne Landschaften. Jedes Dorf ist unabhängig u. selbstständig u. hat ein erbliches Oberhaupt (Radscha, Ompum), das jedoch, was das Allgemeine betrifft, ohne Volksberathung nichts ausführen darf. Jeder freie Mann hat eine Stimme, und es wird nach Stimmenmehrheit entschieden. Jeder B., selbst der Sklave, zeichnet den Radscha in nichts aus; dagegen wird ihm im Kriege unbedingter Gehorsam geleistet. Jeder männliche dem Knabenalter entwachsene Bewohner des Dorfes gilt als waffenfähig und muß, sobald der Kriegsruf erschallt, zum Kampfe ausziehen. Gebunden sind sonst die Bewohner an ihren Radscha nicht: hält Jemand sich für ungerecht behandelt, so begibt er sich in ein anderes Dorf, wo er vom dortigen Radscha mit Freuden aufgenommen wird. Nach altem Gesetz dürfen Glieder eines u. desselben Suku sich nicht mit einander verheirathen; doch wird diese Ordnung nicht streng mehr eingehalten. Die Uneinigkeit geht im Gegentheil so weit, daß die verschiedenen Dörfer eines und desselben Suku unter sich nicht immer im friedlichen Verkehr stehen. Abgaben werden nicht erhoben, einen Gemeindesäckel gibt es nicht, ebenso wenig Krongut. Die einzigen Vorzüge, die der Radscha besitzt, bestehen darin, daß man seine Wohnung baut und seine Felder bestellt. Außerdem ist der Handel mit Vieh zumeist in seinen Händen. Für die Verbindung der Dörfer, die gewöhnlich Meilen weit, oft Tagereisen weit aus einander liegen, ist nicht gesorgt. Die Gesetze der B., Hadat oder Adat, sind nicht geschrieben, sondern nur herkömmlicher Branch, ihre Bestimmungen sind vielfacher Deutung fähig und reichen nicht für alle Fälle aus; daher oft sehr weitläufige Verhandlungen in dem Soppo. Fast alle Vergehen können mit Geld oder Geldeswerth abgefunden werden; nur für den Ehebruch eines Gemeinen mit der Frau eines Radscha ist unwiderruflich Todesstrafe, u. zwar Verzehrtwerden, festgesetzt; ebenso für Landesverräther und Spione, wenn sie nicht mit 60 Piastern (30 Thaler) und einem Büffel sich loskaufen können, und für Feinde, die außerhalb des Dorfes mit den Waffen in der Hand ergriffen werden, während die in Dörfern bei friedlicher Beschäftigung gefangenen meist begnadigt werden. Der Ehebrecher u. der Landesverräther müssen erst durch Lanzenstiche getödtet werden, aber der Kriegsgefangene wird lebendig zerschnitten. Jeder Fremde, der gewarnt das Land betritt, ist vogelfrei. Der niederländischen Regierung ist es bis jetzt nicht gelungen, auch nur in dem kleinen als unterworfen betrachteten Theile an der Südwestküste geordnetere Verhältnisse und Sicherheit der Person einzuführen. Der einheimische Handel der B. erstreckt sich auf die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse und wird auf bestimmten Marktplätzen betrieben, zu denen die Bewohner mit Weib und Kind und mit der Lanze bewaffnet ziehen. Vom Ausland werden Salz, Eisenwaaren, Messingdraht, Glaskorallen bezogen; Ausfuhr findet nur von der Südwestküste aus Statt, da die B. sonst nicht zur See handeln; sie besteht vornehmlich in Elfenbein, Schildpatt, Dammarharz, Cassiazimmt, Rohr, Pfeffer, Kampher und Benzoe.

Battaglia, Dorf in der venetianischen Provinz Padua, am Fuß der euganeischen Hügel, berühmt durch seine heißen Schwefelquellen mit trefflichen Badeanstalten.

Battam (Batang), Insel an der Südspitze der Halbinsel Malakka in Hinterindien, von der es durch die Singaporestraße getrennt ist; noch ziemlich unbekannt.

Battaria, in der Türkei ein Grieche, der von einer europäischen Macht ein Diplom besitzt; jeder Gesandte hat eine gewisse Anzahl solcher Diplome.

Battement (v. Franz., ital. battimento), das Schlagen; in der Musik Setz- und Spielmanier, bei welcher der Hauptton mit dem darunter liegenden Ton unmittelbar hinter einander sehr schnell

abwechselnd mehrmals wiederholt wird. Von dem Mordent unterscheidet das B. sich dadurch, daß jener mit der Hauptnote selbst, dieses dagegen immer mit der Hülfsnote anfängt. Dieser Hülfston ist gewöhnlich, sowie bei den Mordenten, die kleine Sekunde abwärts, also eis, wenn die Hauptnote d, gis, wenn die Hauptnote a heißt, ꝛc. Ein eigenes Zeichen hat das B. nicht, man deutet es durch eine Reihe kleiner Noten vor der Hauptnote an. In der Tanzkunst ist B. ein Tanzschritt, die B.s sind für den Tänzer, was die Skala dem Sänger ist: sie bilden die Elemente des Tanzunterrichts. B. (Battiren) heißt auch das Anschlagen einer Kugel im Innern des Rohrs an den Wänden der Seele, bevor sie die Mündung verläßt. In der Fechtkunst versteht man unter B. s. v. a. Battute.

Batterie (v. Franz.), im Allgemeinen eine Zusammenstellung von mehr oder weniger Geschützen zu einer Einheit u. zu einem bestimmten taktischen Zwecke. Feldbatterien haben die Bestimmung, in Verbindung mit den übrigen Truppen ins Feld zu marschiren, u. müssen hierauf in jeder Beziehung eingerichtet sein, also vor allen Dingen eine große Beweglichkeit besitzen. Sind bloß Kanonen zu einer B. zusammengestellt, so heißt diese eine Kanonenbatterie, deren es 6-, 8- und 12pfündige gibt; bestehen die B.n aus Haubitzen allein, so heißen sie Haubitzbatterien, deren es 7pfündige ($5^1/_2$zöllige, auch 24pfündige nach Eisengewicht) und 10pfündige (6zöllige) gibt; sind endlich Kanonen und Haubitzen in einer B. gemeinschaftlich vereinigt, so heißt diese eine gemischte, und zwar gibt ihr alsdann das Kanonenkaliber den Namen, z. B. Sechspfünderbatterie, welche fast immer aus 6pfündigen Kanonen und zwei 7pfündigen Haubitzen besteht. Wenn die die Geschütze bedienende Mannschaft zu Fuß geht, so heißt die B. eine Fußbatterie, wird die Mannschaft auf Protzen u. Wägen fortgebracht, so nennt man sie eine fahrende, und ist Alles beritten, eine reitende B., auch Kavalleriebatterie. Als eine besondere Zugabe zu den Feldbatterien sind noch die Raketenbatterien zu betrachten. Eine Positionsbatterie ist eine schwere B., die mehr zur Vertheidigung wichtiger Punkte, als zu schnellen Bewegungen bestimmt ist. Die Feldbatterien zählen meist 6 Kanonen, 2 Haubitzen oder 8 Granatkanonen. Mit weniger als 6 Geschützen sind die B.n zu schwach, mit mehr als 10 zu stark und trotzreich. Doch zählen die russischen B.n 12 Geschütze. Die Feldbatterien werden ihrer Bestimmung nach in Divisions- oder Brigade- und in Reservebatterien getheilt, jene den Infanterie- und Kavalleriedivisionen und Brigaden zugetheilt, die letzteren aber in einer sogenannten Reserveartillerie zusammengehalten. Bei Detaschirung wird eine B. in 2 Halbbatterien oder in 4 Züge od. Sektionen getheilt. Die Belagerungsbatterien (auch Angriffsbatterien genannt) erhalten ihre besonderen Namen theils nach dem Kaliber, wo alsdann die Mörser- oder Kesselbatterien noch hinzutreten, theils nach dem Zweck, den man mit ihnen erreichen will. Dahin gehören: die Demontir- oder Kernschußbatterien, die Ricochet- oder Schleuderschußbatterien, die Enfilirbatterien, welche sich nur dadurch von jenen unterscheiden, daß sie nicht bloß einzelne Festungslinien, sondern ganze Fronten der Länge nach bestreichen oder enfiliren sollen, weshalb sie mit starker Ladung schießen, während die Ricochetbatterien sich nur schwacher Ladungen bedienen; die Wurfbatterien, welche aus Mörsern und Haubitzen bestehen und den Zweck haben, das Innere einer belagerten Festung oder auch einzelne Theile derselben durch indirektes Feuer (von oben) mit Bomben und Granaten zu überschütten; die Flügelbatterien, aus leichten Feldgeschützen bestehend u. auf die Flügel der Laufgräben gestellt, um, wenn die Belagerten Ausfälle machen, diese mit Kartätschen zurückzuweisen; die Contrebatterien, welche die Geschütze hinter den feindlichen Flanken zerstören sollen, zu dem Ende auf dem Kamm des Glacis angelegt und mit Kanonen des schwersten Kalibers bewaffnet werden; die Breschebatterien zum Breschescheißen. Nach ihrer Bauart unterscheidet man: horizontale B.n, die, mit der Erdfläche in gleichem Niveau liegend, vorn mit einem Graben versehen sind, welcher die zur Brustwehr nöthige Erde liefert; versenkte B.n, deren innerer Raum etwa 3 Fuß tiefer liegt, als die Erdfläche; erhöhte B.n, die sich 4—8 und mehr Fuß über die Erdfläche erheben und hinter der Brustwehr einen besondern Wallgang zur Aufstellung der Geschütze haben; bedeckte B.n, mit Balkenholz und etwa 5 Fuß Erde bedeckte Geschützstände, worin die Kanonen vor feindlichen Bomben gesichert sind (geblendete B.n); schwimmende B.n, auf Flößen, überbrückten Fahrzeugen oder besonders dazu hergerichteten Schiffen befindliche B.n, neuerlich von Eisen und mit einem gußeisernen, bombenfesten Verdeck versehen; ferner Laufgrabenbatterien, welche im Laufgraben selbst erbaut werden, auch, wenn bei ihnen die Schießscharten vorn etwas erhöht sind, nach ihrem Erfinder unterbergersche B.n genannt; gebrochene B.n (auch batteries en crémaillère genannt), bei denen die Brustwehrlinie die Form einer Säge bekommt, angewendet auf Dämmen, u. zwar auf solchen, welche keine parallele Lage zum feindlichen Festungswerk, vielmehr eine schräge haben, so daß jedes einzelne Geschütz ebenfalls schräg stehen muß. Festungsbatterien heißen die, welche der Vertheidiger gegen den Belagerer in Thätigkeit bringt und deren Aufstellung, Bauart und Bewaffnung ganz von der Lokalität u. von den nähern Umständen abhängt. Diese B.n sind entweder offene, wobei die Geschütze frei hinter dem Wall entweder auf dem Wallgang oder auf Geschützbänken stehen, oder bedeckte unter Ueberdachungen von Balkenbau, oder endlich kasemattirte, auf welche schon Vauban und später Montalembert großen Werth legte und die in der modernen Kriegsbaukunst eine so wichtige Rolle spielen. Die Küsten- oder Strandbatterien (batteries de côte) werden zur Verhinderung einer feindlichen Landung, oder zur Beschützung von Häfen, Flußmündungen ꝛc. angelegt. In neuester Zeit sind besonders die Bombenkanonen des Generals Paixhans zur Bewaffnung der Küstenbatterien für zweckmäßig erachtet worden.

Der Batteriebau wird am besten durch die Artilleristen selbst ausgeführt, und zwar zur Nachtzeit, da sie dann durch das feindliche Feuer weniger leiden. Er bildet einen besonderen Zweig der praktischen Artilleriewissenschaft und muß in Friedenszeiten fleißig eingeübt werden. Er hat viel Aehn-

lichkeit mit dem gewöhnlichen Schanzbau, doch kommt dabei viel auf die genaue Richtung der Schießscharten, sowie auf festen, soliden Bau an, weil spätere Ausbesserungen wegen des feindlichen Feuers schwierig und gefährlich zu bewerkstelligen sind. Die Materialen des Batteriebaues sind vornehmlich folgende: Binde- und Ankerweiden, die, aus zähem Reisig gedreht, zur Umbindung der Faschinen (wozu jedoch jetzt meist Eisendraht benutzt wird), sowie zur Verankerung derselben dienen; Pfähle aller Art, die entweder zum Festnageln der Faschinen dienen, oder um welche Hürden geflochten werden; Faschinen, lange, fest zusammengedrückte und zusammengebundene Bündel von starkem Reisig oder Knüppeln, womit man die Brustwehren verkleidet, damit die Erde an denselben nicht einstürze; Schanzkörbe, runde, 4 Fuß hohe und 2 Fuß dicke Körbe, welche, über Pfähle geflochten, ebenfalls zur Bekleidung der Brustwehren dienen (vergl. Sappe); Hürden, Flechtwerk, womit der hintere und zugleich der untere Theil der Brustwehr (Knie) bei allen versenkten B.n verkleidet ist, damit die Erde nicht hinabfalle. Zum Verkleiden der Brustwehr bedient man sich auch der Rasenstücke, wie man auch ganze B.n aus solchen erbaut, die besonders dauerhaft sind. Fehlt es an fester Erde, so werden Säcke von grober Leinwand, 1 Elle lang und 8 Zoll dick, mit loser Erde oder Sand angefüllt. Zuweilen errichtet man auch ganze B.n aus solchen, oder bildet Absätze daraus, hinter welche Scharfschützen postirt werden, welche dann zwischen je 3 u. 3 pyramidalisch aufgelegten Sandsäcken wie aus einer Schießscharte feuern. Hierher gehören endlich noch die Bettungen oder hölzernen Unterlagen für die Geschütze, welche in den B.n aufgestellt werden. Schiffsbatterien heißen auf Kriegsschiffen alle Geschütze, welche an beiden Seiten auf dem nämlichen Verdeck stehen. Kriegsschiffe ersten Ranges, sogenannte Orlogschiffe oder Dreidecker, haben 3 B.u, welche, von unten an gerechnet, erste, zweite und dritte B. heißen; in die erste, zunächst dem Wasser, kommt das schwerste Geschütz, in die dritte oder oberste das leichte zur bessern Erhaltung des Gleichgewichts des Schiffes. Die untern B.n werden mit langen Kanonen, die obern mit kurzen oder sogenannten Karronaden bewaffnet. Die Engländer waren die Ersten, welche 1840 vor Beirut auch Bombenkanonen auf dem obern Schiffsverdeck als B. aufstellten. B. heißt auch der Platz, wo mehre Geschütze, um gegen den Feind zu feuern, aufgefahren sind, mit Inbegriff der Geschütze selbst; so eine mit Geschützen (oft 20—60) besetzte Höhe, auch wohl ein Festungswerk, das besonders zahlreich mit Geschütz besetzt ist; ferner bei Belagerungen ein zum Schutz von Geschützen eigens gebautes Werk, bestehend meist nur aus einer geraden, gegen die Schüsse der angegriffenen Festung sichernden Erdbrustwehr von etwa 17 Fuß Dicke und wenigstens 8 Fuß Höhe.

Batteriegeschütz, schweres Geschütz, das nicht zum Gebrauch im Felde, sondern nur in und vor Festungen und in Schanzen bestimmt ist, wozu man die schweren 12-Pfünder, 16-Pfünder, 18-Pfünder, 24-Pfünder, die 10—20pfündigen Haubitzen u. Mörser rechnet.

Batteriemagazine, die bombenfesten Behälter zur Aufbewahrung des täglichen Schießbedarfs für die Angriffs- oder Vertheidigungsbatterien, welche hinter und seitwärts derselben angelegt werden und in welchen die Munition gegen die Entzündung durch feindliche Wurfgeschosse und gegen den nachtheiligen Einfluß der Witterung gesichert ist. Ihre vorzügliche Anwendung finden die B. bei den Belagerungsbatterien, außerdem aber auch bei den Festungsbatterien und in Feldschanzen. Der Ort, wo sie angelegt werden sollen, muß im Allgemeinen so gewählt werden, daß sie dadurch der feindlichen Entdeckung und dem feindlichen Feuer möglichst entzogen sind. Die Art ihrer Ausführung ist verschieden, muß aber im Allgemeinen dem Charakter vorübergehender Befestigungen entsprechend sein.

Battersea, Kirchspiel in der englischen Grafschaft Surrey, rechts an der Themse, Chelsea gegenüber, mit 11,729 Einw., bildet jetzt eine Vorstadt von London. B. ist der Geburtsort Bolingbroke's, dessen Grabdenkmal in der Kirche sich befindet.

Batteux, Charles, französischer Aesthetiker, geboren 1713 zu Allend'huy bei Rheims, ward Kanonikus zu Rheims und lehrte hier 20 Jahre lang die Rhetorik, kam 1750 als Professor der Rhetorik und Humaniora nach Paris, ward später Professor der griechischen und römischen Philosophie am königlichen Kollegium daselbst, 1754 Mitglied der Akademie der Inschriften und 1761 der französischen Akademie und † den 19. Juli 1780. Vorzüglich merkwürdig ist B. als Begründer der französischen Kunstphilosophie, indem er das Princip des Aristoteles: „Ahme die Natur nach", zuerst auf die Poesie, dann auf die bildenden Künste anwendete (vergl. Aesthetik). Von seinen Schriften nennen wir: „La morale d'Epicure, tirée de ses propres écrits" (Paris 1750, deutsch von J. G. Bremer, Mitau 1774, neue Ausg., Halberstadt 1792); „Histoire de causes premières" (Paris 1769, 2 Bde., deutsch von J. J. Engel: „Geschichte der Meinungen der Philosophen von den ersten Grundursachen der Dinge", Leipzig 1773, neue Ausg., Halberstadt 1792); „Mémoires concernant l'histoire, les sciences, les arts, les moeurs et les usages de Chinois" (Paris 1776 bis 1789, 15 Bde.), von Bregnigny und de Guignes fortgesetzt und vollendet; „Les beaux arts, réduits à un même principe" (das. 1746 u. öfter, 3 Bde., übersetzt von P. E. B.[ertram] unter dem Titel „Die schönen Künste, aus einem Grundsatze hergeleitet", Gotha 1751; dann von Adolf Schlegel: „Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz", Leipzig 1752, 3 Aufl. 1769—70, 2 Bde.; Auszug von Gottsched, das. 1751). Ebenso viel Aufsehen unter Frankreichs und Deutschlands Kunsttheoretikern machte die Schrift „Cours de belles lettres ou principes de la littérature" (Paris 1747—50 u. ö., z. B. 1755, 1764, 1774, 5 Bde., übersetzt von K. W. Ramler: „Einleitung in die schönen Wissenschaften", Leipzig 1756—58, 4 Bde., 5. Ausg. 1802). Das Original erschien öfters im Auszug unter dem Titel „Elémens de littérature" (2 Bde.); dieser Auszug ist jedoch nicht von B. selbst. B.' Uebersetzung des Horaz (1750, 1768, 1803, 2 Bde.) sollte nur das Verständniß des Originals erleichtern und leistet daher wenig von dem, was man von der Uebersetzung eines Dichterwerks zu fordern berechtigt ist. Die von dem Grafen St. Germain ihm aufgetragene und mit Chompré, Montchablon und Phil. de Pretot gemeinschaftlich

verfertigte Bearbeitung des „Cours élémentaire à l'usage de l'Ecole militaire“ (45 Bde.) ist eine Kompilation, welche die Spuren der Eilfertigkeit an sich trägt.

Batthyanyi, 1) Franz von, Erbherr von Güssing, ungarischer Staatsmann und Feldherr, aus einer der ältesten und bedeutendsten Familien in Ungarn, die ihren Stammbaum auf Eörs, einen der Mitanführer Arpads beim Einfall der Magyaren in Pannonien (884), zurückführt und 1585 in den deutschen Freiherrenstand, 1630 in den Reichsgrafenstand und in seiner ältern Linie 1764 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, 1480 geboren, königlicher Schatzmeister, Kämmerer und Obermundschenk, Obergespan von Eisenburg, Ban von Slavonien und Kroatien, focht 1514 unter Stephan Bathori tapfer gegen die empörten Bauern (Kuruzen), nahm 1526 thätigen Antheil an der unglücklichen Schlacht bei Mohacs, hielt es dann bald mit Zapolya, bald mit Ferdinand, vertheidigte 1532 Sarver gegen Soliman II., schlug 1554 wegen seines Alters die Palatiuswürde aus, wurde 1556 in den Freiherrenstand erhoben und † am 28. November 1566.

2) Balthasar von B., geboren 1538, Schwiegersohn Nikolaus Zrinyi's, kämpfte im Heere Maximilians gegen die Türken bei Raab 1566. Er beerbigte das Haupt seines bei Szigeth gefallenen Schwiegervaters zu Csaktornya, wohnte 1572 der Krönung Rudolfs zu Preßburg bei, vertheidigte, als 1579 unweit Kanisa an der Mur eine Festung angelegt wurde, die Gegend tapfer gegen die Türken und zeichnete sich auch 1580 im Türkenkriege gegen Skanderbeg aus. Auf dem preßburger Reichstage 1582 wurde er Stellvertreter des Palatins zur Regulirung der Kriegsangelegenheiten u. führte 1587, obgleich kränklich, 500 Husaren und 200 Infanteristen dem Kommandanten von Kanisa, Georg Zrinyi, zur Hülfe gegen den Pascha von Szigeth zu, der mit 8000 Türken die Umgegend plünderte, wobei die Hälfte der Türken unter dem Schwerte der magyarischen Helden fiel. In demselben Jahre ward er zur Besichtigung der polnischen und siebenbürgischen Grenzen ausgeschickt und † 1590. Sein Sohn, Adam I. von B., kommandirender General in Niederungarn, wurde 1630 in den Grafenstand erhoben.

3) Karl Joseph, Fürst von B., General und Staatsmann, geboren 1697, focht unter Eugen 1716 bei Peterwardein und 1734 am Rhein, 1737—39 unter Khevenhüller wieder gegen die Türken und ward zum General der Kavallerie ernannt. Nach dem Frieden verweilte B. als bevollmächtigter Minister Oesterreichs bis 1741 zu Berlin, übernahm dann das Kommando der Kavallerie im Heere des Prinzen Karl von Lothringen und kämpfte 1742 bei Czaslau, wo die Niederlage der Preußen zu Anfange der Schlacht, später die gefahrvolle Deckung des österreichischen Rückzugs sein Werk war. Nach der Einnahme Prags folgte er dem General Nadasdy nach Bayern und ward Gouverneur dieses Landes. Der plötzliche Einfall Friedrichs II. von Preußen in Böhmen 1744 rief ihn mit den in Bayern stehenden Truppen zu dem Heere des Prinzen Karl von Lothringen. Nachdem Friedrich II. nach Schlesien zurückgedrängt war, wandte sich Feldmarschall B. wieder nach Bayern, um den zum dritten Male in sein Erbland zurückgekehrten Kaiser, Karl VII., zu vertreiben. Er eroberte Vilshofen, erzwang den Uebergang über den Abensfluß, nahm Dingelfingen und nöthigte durch den Sieg bei Pfaffenhofen den Kurfürsten Maximilian zum Frieden von Füssen (22. April 1745). Fortan in den Niederlanden kämpfend, nahm B. unter Karl von Lothringen an der Schlacht von Raucoux (11. Oktober 1746) und unter dem Herzog von Cumberland an der von Lafeld (2. Juli 1747) ehrenvollen Antheil. Nach dem Frieden von Aachen erhob ihn Maria Theresia in den Fürstenstand, zum wirklichen geheimen Rath, Ban von Kroatien und Oberhofmeister des Erzherzogs Joseph. Nachdem er letztere Würde 1763 niedergelegt, † er zu Wien den 15. April 1772.

4) Joseph, Graf von B., ein um Kirche und Staat hochverdienter ungarischer Prälat, geboren zu Wien am 30. Januar 1727, erhielt 1751 die Priesterweihe, wurde 1752 Domherr zu Gran, dann infulirter Propst, erst des damaligen Kollegiatstifts zu Steinamanger, später zu Preßburg, 1759 Bischof von Siebenbürgen, 1760 Erzbischof von Kalocsa, 1776 Fürst Primas von Ungarn und Erzbischof von Gran, 1778 Kardinal und † am 23. Oktober 1799 zu Preßburg. In den schwierigsten Lagen seines Vaterlandes war er der thätigste Vermittler, Aussöhner und Förderer.

5) Ignaz, Graf von B., geboren 1741, seit 1781 Bischof zu Karlsburg (Weißenburg), eifriger Beschützer und Förderer der Wissenschaften in Siebenbürgen, † 1798, nachdem er seine reiche Bibliothek nebst 40,000 Gulden der von ihm zu Karlsburg 1796 errichteten Sternwarte vermacht hatte. Von ihm: „Leges ecclesiasticae regni Hungariae et provinciarum adjacentium collectae et illustratae“ (Karlsburg 1785); die erste Ausgabe der Werke des Bischofs Gerard von Chonad (daf. 1790) u. m. A.

6) Aloys, Graf von B., geboren am 16. Oktober 1743, trat 1767 in den Jesuitenorden, vermählte sich aber nach dessen Aufhebung, trat 1790 auf dem Reichstage zu Ofen für die Protestanten in die Schranken und † 1821. Unter seinen freimüthigen Schriften sind besonders bemerkenswerth: „Ad amicam aurem“ (1790); „Tausend und ein Irrthum des Verfassers der ungarischen Irrthümer“ (1791); „De Magyar es erdely orszagnak rövid ismeréle“ u. a. m.

7) Kasimir, Graf von B., ungarischer Minister des Auswärtigen während der Insurrektion, am 4. Juni 1807 geboren, bereiste nach Beendigung seiner Studien die meisten Länder Europa's, verweilte namentlich längere Zeit in England und schloß sich nach seiner Rückkehr der liberalen Partei an, deren Interessen er bereits 1840, noch kräftiger aber am Reichstage von 1843—44 vertrat. Mit fürstlicher Freigebigkeit unterstützte er alle nationalen Unternehmungen und begünstigte namentlich den Druck ungarischer liberaler Schriften im Auslande, wie er denn selbst einige von ihm gehaltene Reden (Leipzig 1847) veröffentlichte. Im Sommer 1848 zum Obergespan und Regierungskommissär für das baranyaer Komitat ernannt, zeigte er sich in dem ungarisch-kroatischen Kampfe nicht nur als thätigen Kommissar, sondern auch als energischen Kriegsmann. Er besetzte die Festung Esseg mit ungarischen Truppen, sicherte die Schifffahrt auf der Donau und Drau und errang am 13. November

bei Szarvas und am 19. December bei Chezin nicht unbedeutende Siege. Als sich Esseg im Februar 1849 an die Oesterreicher ergeben mußte, rettete sich B. nach Debreczin und wurde von der dort weilenden ungarischen Regierung zum Civil- und Militärgouverneur für Kleinkumanien, Szegedin, Theresiopel und Zombor ernannt, in welcher Eigenschaft er später an Perczels Feldzug in der Bacska Antheil nahm. Nach der Unabhängigkeitserklärung am 14. April 1849 wurde er zum Minister des Auswärtigen ernannt, folgte Kossuth auf dem Rückzuge nach Szegedin und Arad, protestirte aber zu spät gegen die ohne sein Wissen vollzogene Ernennung Görgei's zum Diktator. Nach der Katastrophe von Világos flüchtete er nach Widdin und wurde dann mit Kossuth und den übrigen Häuptern der Revolution zuerst nach Schumla und von da nach Kiutahia gebracht, das er im September 1851 mit ihnen verließ. Er † zu Paris den 13. Juli 1854 an der Cholera.

8) Ludwig, Graf von B., Präsident des ungarischen Ministeriums während der Insurrektion, 1809 zu Preßburg geboren, trat in seinem 16. Jahre als Kadet in die Armee und war in der Nähe Venedigs stationirt. Nachdem er volljährig geworden, nahm er seinen Abschied und widmete sich wissenschaftlichen und politischen Studien. Mit seiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin Zichy, von einer größeren Reise durch Europa und mehre Länder des Orients zurückgekehrt, gehörte er zu den Löwen der Hauptstadt und behauptete vermöge seines großen Reichthums und seines Wesens eine Stellung, die ihn über die meisten seiner Standesgenossen erhob. Er war Mitglied der Magnatentafel und sprach und stimmte für die Reformfrage. Als Führer der Opposition der obern Tafel bekämpfte er auf dem Reichstage 1843—44 die Bestrebungen der Regierung und der Konservativen, förderte die patriotischen Handels- und Industriebestrebungen und erklärte sich offen gegen den Reichskanzler Appouyi und das Institut der Administratoren. In den Debatten über die Besteuerung des Adels zog er sich jedoch durch sein Verhalten den Haß seiner Parteigenossen zu. Er galt fortan für einen Radikalen, und als er gar die Wahl Kossuths zum Deputirten des pesther Komitats für den Reichstag von 1847 unterstützte, ward ihm von seinen Standesgenossen ein Platz auf der äußersten Linken angewiesen. B.'s Einfluß wuchs, als Erzherzog Stephan, sein mehrjähriger Freund, das ungarische Palatinat erhielt. Als in Folge der Märztage 1848 die bekannten Forderungen der Ungarn, die auf Personalunion hinausliefen, vom Kaiser bestätigt wurden, und ein Oppositionsministerium die Geschäfte übernahm, trat B. am 17. März als Präsident ohne Portefeuille an die Spitze desselben. Die Gegenpartei pflegte seine Stellung so zu schildern, als habe er auf den Erzherzog Stephan eingewirkt und sich selbst wieder durch Kossuth bestimmen lassen, wodurch er das Bindeglied gebildet hätte, ohne das die Revolution niemals zu den Stufen des Throns gelangt sein würde. Indessen war das Verhältniß ein ganz anderes. B. wurde von den Radikalen keineswegs zu den Ihrigen gezählt, und seine „Manie der Vermittelung" bewährte sich zu verschiedenen Malen. Nachdem er mit der großen Deputation nach Wien gegangen war, um die Zugeständnisse des Kaisers in Empfang zu nehmen, betrieb er die Vermittelung mit dem Gesammtministerium und den Kroaten, zu welchem Zwecke in Innsbruck Konferenzen angeknüpft wurden. Mit den neuen Forderungen des Kabinets: daß Ungarn auf ein eigenes Finanz- und Kriegsministerium verzichte und ungefähr 300 Millionen Gulden der allgemeinen Staatsschuld übernehme, wagte er nicht vor den Reichstag zu treten, aus Furcht, dadurch die Revolution zu beschleunigen. Auch der Theilnahme an den Tendenzen Kossuths machte er sich so wenig schuldig, daß er vielmehr gegen dieselben zum großen Schaden der ungarischen Sache in Opposition trat. Die Ausführung von Kossuths Plan beim Ausbruch der serbischen Unruhen, den in Italien kämpfenden Theil des Heeres abzuberufen, scheiterte nur an B.'s Widerstand; auch als Kossuth schon im Juni mit einer polnischen Legion in Unterhandlung getreten war und im Ministerrath durchzusetzen suchte, daß diese Legion in Ungarn aufgestellt und bewaffnet werde, verweigerte B. mit dem größten Theil seiner Amtsgenossen seine Einwilligung, und als es sich darum handelte, die ungarische Armee die österreichischen Farben ablegen und die dreifarbige Kokarde annehmen zu lassen, sprach er sich in der gemeinschaftlichen Konferenz der beiden gesetzgebenden Kammern dagegen aus. Ueberhaupt trat von dem Augenblick an, wo Kossuth seine Sympathie für den italienischen Aufstand aussprach, Spaltung im Ministerium ein, in dem B. und die meisten seiner Kollegen nur deshalb blieben, damit die radikale Partei nicht das Uebergewicht erhalte. Als der Kaiser die dem Erzherzog zeitweilig übertragene Regierungsgewalt zurückgezogen hatte, stand B. an der Spitze der in Wien eintreffenden Deputation, deren Vermittelungsversuch den bekannten unglücklichen Erfolg hatte. B. kehrte darauf am 5. Oktober auf sein Gut Jovar zurück, ehe am 6. Oktober die Revolution ausbrach, deren blutige Schuld, die Ermordung Latours, man später auf seine Rechnung schrieb. Der Behauptung, daß er nach seinem Austritt aus dem Ministerium und aus der Magnatentafel seine Dienerschaft bewaffnet und mit derselben nach Ausbruch der Feindseligkeiten im vidosschen Freicorps gegen das österreichische Heer gefochten habe, wird entschieden widersprochen. Im November 1848 verfügte er sich nach Pesth, um beim Reichstag seinen Sitz zu nehmen, blieb hier jedoch dem Landesvertheidigungsausschuß fern. Er bewirkte in der letzten Sitzung des Reichstages zu Pesth, daß an den Fürsten Windischgrätz, der sich in den ersten Tagen des Januar 1849 der ungarischen Hauptstadt näherte, eine Deputation abgesendet wurde, an welcher neben B. selbst auch der Erzbischof Lenovics und der Reichstagsabgeordnete Franz Deak Theil nahmen, um Schonung für die Hauptstadt zu erbitten und die Pacifikation des Landes anzubahnen. Die Deputation fand keinen Zutritt, und B., der, während die ungarische Regierung und der Reichstag nach Debreczin eilten, in Pesth blieb, ward verhaftet und vor ein gewöhnliches Kriegsgericht gestellt. Anfangs verweigerte B. jede Antwort und verlangte nach den Landesgesetzen gerichtet zu werden, die ihn als Magnaten vor die Septemviraltafel, als Minister vor die Reichstafel verwiesen. Da das Gericht aber mit Erschießen

drohte, fügte er sich und ließ den Prozeß beginnen. Schon wurde seine Freilassung als nahe bevorstehend verkündigt, als in Folge der Wendung des Kriegs Fürst Windischgrätz durch Haynau ersetzt wurde. Auch die Personen des Militärgerichts wurden gewechselt, und nach der Unterbrechung, die der Transport des Gefangenen nach Preßburg und von dort nach dem wieder eroberten Pesth zurück verursacht hatte, begann der Prozeß von Neuem. Das Urtheil lautete auf den Tod des Erhängens. Seine Gattin, die ihm die Schmach eines schimpflichen Todes ersparen wollte, sandte ihm in frischer Wäsche einen kleinen Dolch, womit er sich in der Nacht auf den verhängnißvollen 6. Oktober eine Brustwunde versetzte und die Schlagader des Halses öffnete. Aber die That wurde zu bald entdeckt, ärztliche Hülfe war nahe, und B. wurde für das öffentliche Schauspiel gerettet; doch schützte die Halswunde den Grafen wenigstens vor dem Tode am Galgen; er ward erschossen. Seine Gattin u. drei Kinder gingen ins Ausland. Das Vermögen des Hingerichteten, das dem Staat anheim fiel, wurde früher auf 4 Millionen Gulden geschätzt. Vergl. Aufzeichnungen eines Honved, Leipzig 1850, 2 Thle., und Horvath, L. B., ein politischer Märtyrer, Hamburg 1850.

Battist, s. Batist.

Battle, Stadt in der englischen Grafschaft Sussex, nordwestlich bei Hastings, mit den Ruinen einer prächtigen Abtei, die Wilhelm der Eroberer zum Andenken an den hier erfochtenen Sieg bei Hastings (1066) gründete. Um die Abtei entstand der Ort.

Battuecas, las (auch Tierra de Jurdes genannt), zwei Thäler in der spanischen Landschaft Estremadura, 14 Stunden südwestlich von Salamanca, von sehr hohen u. steilen Gebirgen eingeschlossen u. so unzugänglich, daß das übrige Spanien Jahrhunderte lang nichts von den Bewohnern derselben gewußt haben soll. Indeß wurde schon 1559 hier ein Karmeliterkloster erbaut. Die B. liegen so tief, daß sie nur 4 Stunden lang des Tags von der Sonne beschienen werden. Die Sage, daß diese Thäler erst im 16. Jahrhundert von zwei Liebenden, die sich vor der Verfolgung ihrer Familie dahin geflüchtet, entdeckt worden seien, hat Frau von Genlis das Sujet zu ihrem Roman „Les Battuecas" geliefert.

Battute (ital. battuta), beim Stoßfechten ein starker Schlag, welcher von dem Fechtenden mit der ganzen Stärke seiner Klinge längs der Klinge seines Gegners in der Absicht gethan wird, um diese wegzuschlagen und eine Blöße zu einem flüchtigen Stoße zu erhalten; in der Reitkunst ein Satz, wo die Pferde mit dem Hufe nur wenig Erde fassen; in der Musik das Taktschlagen mit der Hand oder einer Papierrolle.

Batu, Inselgruppe an der Westküste von Sumatra, auf den Karten oft fälschlich als Eine große Insel Mintao bezeichnet, besteht aus 4 größern Inseln (Tana Massa, Tana Balla, Pulo Bodji u. Tana Tello) u. 39 kleineren Eilanden, mit einem Gesammtareal von 13—14 QMeilen und etwa 3000 Einwohnern. Sie erheben sich nicht über 200 Fuß, sind reich an schönen und festen Hölzern, an Kokospalmen, aber arm an Obst u. Gemüse. Die Einwohner bereiten viel Kokosnußöl und sind in Holzschnitzereien (Götzenbilder, böse Geister ꝛc.) nicht ungeschickt; sie stehen unter einem Radscha, der auf Massa in einem großartigen, auf 130 Pfählen 20 Fuß hoch über dem Boden stehenden Gebäude wohnt. Ein niederländischer Assistentresident hat seinen Sitz auf Tello.

Batu (d. i. Kraft, Ausdauer, zubenannt Saïn Khan, d. i. der gute Khan), Mongolenkhan, Enkel Dschingiskhans u. ältester Sohn Dschutschi's, welcher 6 Jahre vor Dschingiskhan starb, erhielt nach dem Willen seines Großvaters unter dem Großkhan Ogotai alles vom Aralsee nach Norden und Westen gelegene Land und ward 1235 beordert, die Länder jenseits der Wolga zu erobern. Er unterwarf sich seit 1236 mit seinen Brüdern und Vettern das Kaptschak nördlich vom kaspischen und schwarzen Meere, besiegte die Baschkiren, Tscherkessen und Bulgaren und wendete sich dann gegen das nördliche Rußland. In der Schlacht an der Sida (4. März 1238) blieb Jurij (Georg) III., Großfürst von Wladimir; Dörfer und Städte verschwanden von der Erde, u. die Häupter vieler Russen fielen. Nur Nowgorod blieb damals verschont. B. kehrte dann um, um die Polowzer gänzlich zu besiegen; geschlagen, floh ihr Fürst Kotjän (Cothum) mit 40,000 Mann nach Ungarn zu König Bela IV. Dann zog der Khan gegen die Mordwinen; Murom, Perejaslawl, Tschernigow und Kiew wurden genommen und zerstört. Die Flucht der polowzischen und kiewschen Fürsten nach Ungarn zog B. ebendahin. Alles wurde verwüstet, selbst Städte, deren Einwohner sich, seinem Worte vertrauend, ihm ergaben, wurden nicht verschont. Nur die Tapferkeit achtete er; dem Bojar Dmitrij schenkte er das Leben, und dieser rieth ihm zum Aufbruch nach Ungarn. B. rekrutirte seine 506,000 Krieger immer durch die Tauglichsten der Besiegten. In 4 großen Heerhaufen drangen die Mongolen in Ungarn vor: B. gegen die Marmaros, Kadan, Ogotai's Sohn, über Rodna nach Siebenbürgen, Bechetor über den Szereth und die Moldau, während der Feldherr Peta sich nach Polen, Schlesien und Mähren wendete (1240 und 1241). Bela wurde von B. am Sajofluß gänzlich geschlagen, das ganze Land aufs Grauenvollste verheert, die Gefangenen zu vielen Tausenden geköpft. So dauerte es anderthalb Jahre, bis die Nachricht von Ogotai's Tod B. zurück in den Osten rief, nachdem sich Peta ihm wieder angeschlossen hatte. Kajuk wurde Großkhan; ihm folgte 1247 mit B.'s Unterstützung Mangu. B. selbst herrschte an der Wolga über seine Horde, die kaptschakische oder goldene; er † 1256, nachdem sein Sohn Sartak schon eine Zeitlang für ihn die Horde regiert hatte. Dieser aber folgte ihm nicht, sondern B.'s herrschsüchtiger Bruder, Berkai, der seinen Neffen tödtete.

Batualia (Batuaria), im alten Rom der Ort, wo die Gladiatoren sich durch Schlagen nach einem Pfahle oder durch gegenseitigen Kampf mit hölzernen Schwertern übten, Fechtschule, Fechtboden. Daher im Mittelalter: batalia, Kampfplatz, Treffen, franz. bataille.

Batum, Stadt, s. Bathumi.

Baturin, Flecken im russischen Gouvernement Tschernigow, am Sseim, erbaut von Stephan Bathori, 1654 den Russen unterworfen, hat ein Schloß, mehre Kirchen und 1400 Einw. Seit 1669 Residenz der Atamane von Kleinrußland, wurde der Ort 1708 wegen Verrätherei des Mazeppa zerstört und dann dem Grafen Rasumowski geschenkt, der ihn wieder aufbaute.

Batz, kleine Insel an der Nordküste von Frankreich, im Departement Finisterre, 1 Stunde lang,

¾ Stunde breit, mit 1040 Einw., ist im östlichen Theil steilfelsig, im Westen flacher u. gut angebaut. An der Südküste der schöne Hafen Kerwoe. Die Einwohner sind meist Fischer und Seeleute.

Batzen (Bazen, Bacheu), silberne Scheidemünze in Süddeutschland u. in der Schweiz, die aber hier seit 1851, wo das französische Münzsystem daselbst allgemein eingeführt ward, außer Kurs gesetzt ist. Sie ward angeblich am Ende des 15. Jahrhunderts zuerst in Bern mit dem Bilde des Bären (Bätz, daher der Name) geschlagen u. wird seit 1498 zuerst in Deutschland erwähnt. In Aarau, Basel, Bern, Freiburg, Lausanne, Luzern, Solothurn, Wallis waren 10 B. = 1 Schweizerfranken = 11 Silbergroschen 11,68 Pfennige = 1 Franken $49^{7}/_{12}$ Cent.; also 1 B. = $14^{3}/_{5}$ Pfennige = 15,16 Cent.; in Appenzell, Bern, Graubündten, Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Schwyz, Thurgau, Unterwalden, Zug, Zürich 15 B. = 1 Schweizergulden = 16 Silbergroschen 11 Pfennige = 2 Francs 11,46 Cent.; in Glarus 12 gute B. (à 5 Kreuzer) oder 15 schlechte B. (à 4 Kreuzer) = 1 Schweizergulden; in Neuenburg 20 B. = 1 Ecu (Thaler). In den deutschen Ländern, welche nach rheinischen Gulden rechnen, gilt der B. in dem größern Theile von Bayern, in Würtemberg, Baden, Frankfurt a. M. 4 Kreuzer oder $^{1}/_{15}$ Gulden = $13^{5}/_{7}$ Silberpfennige; in Ansbach u. Baireuth, in Koburg, Meiningen 5 Kreuzer oder $^{1}/_{12}$ Gulden = $17^{1}/_{5}$ Silberpfennige. Doch kennt man in den letztgenannten Ländern auch hie und da leichte B. à 4 Kreuzer. Die Rechnung nach B. beschränkt sich in Deutschland jetzt meist auf den Viktualien- und Getreidemarkt, sowie auf den Verkehr mit Landleuten.

Bau, die Aufführung eines Gebäudes oder anderen architektonischen Werks, daher auch das Gebäude selbst; im Bergbau jede Anlage oder Veranstaltung, die zur Gewinnung der Erze u. sonstiger Fossilien dient. In der Jägersprache heißt B. die unterirdische Wohnung des Röhrenwildes. Es gibt Hauptbaue, worin mehre Familien leben; ein Dachsbau z. B. beherbergt zuweilen auf der einen Seite Dachse, auf der andern Füchse. Der B. des Dachses macht sich durch breite, niedrige, der des Fuchses durch schmale, höhere Ausfahrten bemerkbar. Der Kaninchenbau zählt viele kleine runde Fahrten, Fall- und Schlüpfröhren. Im Innern gibt es viele Kessel, so daß, bei der außerordentlich raschen und zahlreichen Vermehrung, oft mehr als 20 Kaninchen in einem Baue leben. Otterbaue haben keine Röhren u. bestehen nur aus kunstlosen Ausböhlungen im Ufer, wozu der Eingang von der Wasserseite, vielleicht durch das Wasser geht. Biberbaue nennt man Burgen. In der Bienenzucht nennt man B. (Blätter, Getäfel, Gewürk, Kuchen, Marten, Raas, Rosen) das ganze wächserne Gebäude in einem Bienenstocke. Wenn diese Tafeln in paralleler Richtung mit dem Flugloche von einer Seite zur andern angelegt sind, so nennt man dies einen warmen B.; haben jedoch die Rosen die Richtung von vorn nach hinten, so heißt es ein kalter B., welcher letztere darum zum Zeideln der bequemste ist, weil man dabei die Bienen leicht durch Rauch vertreiben kann.

Ban, ansehnliches Dorf in Schleswig, mit 1300 Einwohnern, eine Meile nordwestlich von Flensburg, liegt auf einer etwa 200 F. hohen Anhöhe und ist durch seine Lage von militärischer Bedeutung. Historisch merkwürdig ward es durch die Niederlage der Schleswig-Holsteiner am 9. April 1848. Nach Ausbruch der schleswig-holsteinischen Erhebung und der glücklichen Ueberrumpelung von Rendsburg am 24. März 1848 hatte der Prinz von Nöer mit Oberst Krohn als Souschef die schleswig-holsteinische Macht, etwa 6000 Mann, hier und bei Crusau in einer verschanzten Stellung gesammelt. Die dänische Macht unter Oberst Hedemann sammelte sich bei Klipler und Bommerlund, das Flankencorps unter Oberst Schleppegrell bei Rinkenis, während diese Bewegungen der 10,500 Mann und 30 Kanonen starken dänischen Landmacht von Hoinäs aus durch die Marine unterstützt wurden. Nach einer Rekognoscirung am 8. April erfolgte am 9. früh der Hauptangriff der Dänen. B. wurde ohne großen Widerstand genommen. Dagegen entspann sich in den Wäldern Clueris und Marienholz, sowie in der Ziegelei u. der Eisengießerei bei Flensburg ein hartnäckiges Gefecht, wo die schleswig-holsteinischen Turner und das größtentheils aus lieler Studenten bestehende Jägercorps unter Kapitän Michelsen mit großer Tapferkeit kämpften, jedoch, abgeschnitten, sich ergeben mußten. Es fielen hier 800 Mann den Dänen in die Hände, die eine lange Gefangenschaft auf den Blockschiffen Dronning Maria und Waldemar aushalten mußten. Die Dänen verloren an Todten und Verwundeten 93, die Schleswig-Holsteiner 157 Mann. Um 3 Uhr rückten die Dänen in Flensburg ein, am 11. April in Schleswig, wo sie stehen blieben, bis sie der Angriff der Preußen am 23 April zum Rückzug nöthigte.

Baukademie, freier Verein von Baumeistern, Bildhauern und Malern, welche zur Vervollkommnung der Baukunst zusammentreten; dann Lehranstalt zur Bildung von Baumeistern. Die B.n sind entweder Abtheilungen der polytechnischen Schulen, oder eigentliche Baugewerbsschulen (Bauhandwerksschulen), in welchen Bauhandwerker sich in ihrem Berufe zu Meistern ausbilden u. welche als Vorbereitungsanstalten zu jenen zu betrachten sind, z. B. die zu Wien, Berlin, München, Dresden ꝛc. Unterrichtsgegenstände sind zunächst die Vorbereitungswissenschaften zur Baukunst, z. B. die reine Mathematik u. ihre Anwendung auf Statik, Hydraulik, Maschinenwesen, ferner geometrisches freies Zeichnen, Entwerfen von Bauriſſen, Modelliren von Holz-, Stein- und Eisenkonstruktionen und ganzen Bauplänen in Holz, Thon und Gyps, Aufnehmen von Gebäuden und Gegenden, praktische Baukunst, und Anwendung von diesem Allen auf Stadt- und Landbaukunst, auf Wasser-, Brücken-, Straßen-, Maschinen-, Schiffs- und Festungsbau.

Bauamt, Behörde, unter deren Aufsicht und Leitung in einem Staate alle öffentlichen Banten ausgeführt werden. Sie ist in der Regel der Regierung unmittelbar untergeordnet, hat die von den Unterbeamten angefertigten Baupläne und Bauanschläge zu prüfen und festzuhalten, die Banbeamten zu examiniren und anzustellen und ist gleichbedeutend mit Baudeputation, Baukommission, Baudepartement, Bauverwaltung. Das B. besteht aus mehren Bauräthen, als obersten Banbeamten, deren Vorsitzender wohl den Titel Oberlandesbaudirektor führt, Baudirektoren und Bauinspektoren, Beamten, die un-

mittelbar unter jenen stehen und welche die Oberaufsicht über die öffentlichen Bauten ganzer Bezirke führen, Baukondukteuren, welche die Aufsicht und Leitung einzelner Bauten unter sich haben und jenen untergeordnet sind, Bausekretären, welche im B. die schriftlichen Arbeiten, z. B. die Rechnungen, zu besorgen haben, und einem Bauverwalter, welcher die Bureaugeschäfte des B s leitet.

Bauanschlag (Baukostenanschlag), die Berechnung aller zu einem beabsichtigten Bau erforderlichen Kosten. Ist ein solcher Anschlag nur ein vorläufiger und oberflächlicher, so heißt derselbe Ueberschlag oder Voranschlag. Um einen solchen Voranschlag anzufertigen, vergleicht man das zu errichtende Gebäude mit anderen, die unter ähnlichen Umständen und in ähnlicher Weise ausgeführt worden sind und deren Baukosten man kennt, nach der Geschoßanzahl und dem Flächeninhalt und überschlägt danach in Proportion des Flächeninhalts die ungefähr zu erwartenden Kosten für den auszuführenden Bau. Man habe z. B. ein Gebäude entworfen von 2 Geschossen Höhe und 600 Quadratfuß Grundfläche; in der Nähe ist nicht lange vorher ein Gebäude von 3 Geschossen und 1000 Quadratfuß Grundfläche, in ganz ähnlicher Weise erbaut worden und hat $a \times 1000$ Thlr. gekostet; ein anderes von 1 Geschoß und 400 Quadratfuß Grundfläche hat $b \times 100$ Thlr. gekostet; also kostet 1 Quadratfuß zu 3 Geschossen a Thlr. und 1 Quadratfuß zu 1 Geschoß $^6/_4$ Thlr., dann wird 1 Quadratfuß zu 2 Geschossen das arithmetische Mittel von beiden, also $\frac{a + {}^6/_4}{2} = \frac{4}{2} + {}^6/_8$ Thlr. kosten; das in Frage stehende Gebäude also $600 \times \left(\frac{4}{2} + \frac{6}{8}\right) = 300 \times a + 75 \times 6$ Thlr. kosten. Diese Berechnung ist allerdings kurz, aber auch ganz unzuverlässig, und es ist in allen Fällen besser, sogleich einen ordentlichen B. zu machen. Die Nothwendigkeit dieser stichhaltigen Bauanschläge war schon bei den alten Griechen anerkannt. Bei den Ephesern bestand ein Gesetz, wonach der Baumeister, der ein öffentliches Werk übernahm, die zur Ausführung desselben erforderliche Bausumme genau angeben und bei Ueberreichung des B.s dem Magistrate sein Vermögen bis zur Vollendung des Werks verpfänden mußte. Stimmten die aufgewandten Kosten mit der Anschlagssumme überein, so wurde er vom Staate öffentlich ausgezeichnet und geehrt. Uebersteigen die Kosten den Anschlag um den vierten Theil, so übernahm ihn der Staat, und der Baumeister war vor Strafe gesichert; wenn aber noch mehr als der vierte Theil zur Vollendung des Baues erforderlich war, so wurde das zur Ausführung noch fehlende Geld von dem Vermögen des Baumeisters genommen.

Ein ordentlicher B. ist eine ausführliche und möglichst richtige Aufführung und Berechnung sowohl aller Materialien, welche zu einem vorzunehmenden Bau erforderlich sind, als auch des Arbeitslohns der Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schlosser und anderer Handwerker und Handarbeiter, sowie auch des Fuhrlohns und wird durch den betreffenden Baumeister nach den zu dem Bau verfertigten Zeichnungen entworfen, damit der Bauherr im Voraus die Kosten des Baues übersehen und seine Mittel danach disponiren könne. Die Haupterfordernisse eines guten B s sind: Ordnung, Deutlichkeit, Richtigkeit. Zu jedem beträchtlichen Bau, er mag ein ganz neues Gebäude oder Veränderung eines alten betreffen, werden vor allen Dingen genaue Bauriſſe erfordert, wonach dann der B. selbst angefertigt wird. Die Risse müssen das Gebäude nach seiner Gestalt und allen Dimensionen seiner wesentlichsten Theile darstellen. Gewöhnlich sind so viele Grundrisse oder horizontale Durchschnitte nöthig, als ein Gebäude Etagen hat, dann ein oder zwei Profile oder vertikale Durchschnitte und ein Aufriß. Bei künstlich zusammengesetzten Verbindungen, als Hängewerken, Säulenstellungen, Peristylen, Gewölben, verzierten Einfassungen ꝛc., werden noch detaillirte Zeichnungen beigelegt, welche die einzelnen Holzverbindungen, die Zusammensetzung der Gesimse mit ihren Verankerungen und Bögen, die Verzierungen ꝛc. zur Anschauung bringen. Diese Bauriſſe geben eine deutliche Kenntniß von der Einrichtung des Gebäudes, beugen Irrthümern und Mißverständnissen vor und sind daher zu einem genauen Kostenanschlage unentbehrlich. Uebrigens kommt es dabei mehr auf Deutlichkeit und Bestimmtheit der Maße, sowie auf saubere Delineation, als auf besondere Schönheit in der Ausführung an. Hinsichtlich der Größe der Zeichnung ist zu bemerken, daß der vierte Theil eines Fußes noch genau mit dem Zirkel zu messen sein und man die Zolle danach abzuschätzen im Stande sein muß, oder daß alle Maße der Längen, Tiefen, Höhen ꝛc. in Zahlen beizuschreiben sein müssen, wodurch die Beranschlagung nicht allein richtiger, sondern auch die Arbeit sehr erleichtert wird. Außer diesen Bauriſſen müssen vor Anfertigung des Anschlags alle Berechnungen für die laufenden Fuße, Quadratfuße, Kubikfuße, Schachtruthen, Kubikruthen ꝛc. besonders zu den Maurer- und Zimmerarbeiten gemacht werden, was auch bei allen übrigen Bauarbeiten, als den Thüren, Fenstern, Fußböden, Bedeckungen der Dächer ꝛc., geschehen kann, wenn die Gegenstände sehr umfassend sind und der Anschlag durch Bezeichnung aller Maße zu sehr überladen werden würde. Diese Berechnungen enthalten die Positionen der Bauarbeiten, welchen die Berechnungen für die Materialien zu den verschiedenen Arbeiten folgen, und zwar in derselben Ordnung, wie die Arbeitssätze berechnet sind. Am Schlusse dieser Berechnung übersieht man dann leicht die Summe der Kalk-, Bruch- und Feldsteine, Ziegel aller Art, der Hölzer, Breter, des Kalks, Gypses, Rohrs, Drahts, der Nägel, des Kupfers, Eisens, Bleies ꝛc. für jede Bauarbeit. Diese Materialientabellen müssen zugleich die Maße der Ziegel, die Stärke der Hölzer, das Gewicht und die Größe der Anker, Nägel ꝛc. enthalten. Zum Schlusse dieser Berechnungen folgt eine Berechnung für den Transport der Materialien, wobei in Beziehung auf ihre Gewichte die Fuhren nach Klaftern, Schachtruthen, Kubikfußen, Quadratfußen und nach der Stückzahl, wie es die Oertlichkeit bedingt, in tabellarischer Uebersicht angegeben werden. Wenn alles dies als Vorbereitung gehörig angefertigt worden, dann erfolgt die Zusammenstellung des Anschlags selbst.

Jeder B. von irgend einer Bedeutung muß drei Abtheilungen haben. Die erste enthält die Beschreibung des Baues, die zweite den Kostenanschlag selbst und die dritte die Bedingungen, unter welchen der

Bau ausgeführt werden soll. In der ersten Abtheilung wird beschrieben, wo, wann und wie der Bau ausgeführt werden soll. Die erste Frage betrifft die Lage der Baustelle und ihre Umgrenzung von anderen Grundstücken und Gebäuden; die zweite den Anfang, die Fortschreitung und Vollendung des Baues und was in den verschiedenen Perioden dazu erforderlich ist; die dritte, als die wichtigste, setzt die Dimensionen der Längen, Tiefen und Höhen der Etagen ꝛc. fest und gibt an, wie der Grundbau beschaffen ist, ob ein Pfahlrost, ein liegender Rost, oder ein gewöhnliches Fundament vorkommt, und worauf man nach der Oertlichkeit gerechnet hat. Sie gibt an, welche Theile des Baues massiv, welche von Holz werden sollen; ob gewölbte oder Balkenkeller oder gar keine vorkommen; welche Konstruktion der Dächer gewählt und wie solche gedeckt werden sollen; wie der innere Ausbau beschaffen sein soll; wie die äußere Façade zu verzieren ist und worauf man, besonders bei wichtigen Bauten, im Innern zu sehen hat; welche Materialien angewendet werden und von welcher Art ihre Form, Zubereitung und Konstruktion sein soll; endlich in welcher Weise der Bau ausgeführt werden soll, d. h. welche Gegenstände im Ganzen, an Einen oder an einzelne Unternehmer verdungen, welche an einzelne Gewerksmeister in Verding gegeben, u. welche für Rechnung des Baufonds im Tagelohn ausgeführt werden sollen. Die zweite Abtheilung gibt den eigentlichen Kostenanschlag. Dieser muß alle einzelnen Theile des Baues, alle Stücke, woraus er zusammengesetzt, oder was daran erd-, wand- und nagelfest ist, wenn er vollendet dasteht, umfassen, und zwar in einer solchen Ordnung, daß man alle gleichartigen Objekte bei einander findet, und der Arbeitslohn nebst den Maßen und der Benennung der Theile des Gebäudes leicht daraus ersehen werden kann. Zu dem Ende muß jeder Anschlag in Abschnitte und diese müssen wiederum in Kapitel und Unterabtheilungen getheilt werden. Die Abschnitte beziehen sich auf den Grundbau, auf den Bau über der Erde und auf den innern Ausbau. Die Kapitel und Unterabtheilungen betreffen: beim Grundbau den Pfahlrost, den liegenden Rost, die Fundamente; beim Bau über der Erde die Maurerarbeiten mit ihren Unterabtheilungen, als: Mauern, Feuerungen, Dacheindeckungen ꝛc., die Zimmerarbeiten mit ihren Unterabtheilungen, als: Balkenlagen, Dächer ꝛc.; beim innern Ausbau die Maurerarbeiten mit ihren Unterabtheilungen, als: Putz der Wände, Decken ꝛc.; die Zimmerarbeiten mit ihren Unterabtheilungen, als: Fußböden, Deckenschalungen, Treppen ꝛc.; die Tischler- und Glaserarbeiten, als Thüren, Fenster ꝛc., sowie die etwaigen Bildhauer-, Maler- und Stuckaturarbeiten ꝛc. Hinter jedem Abschnitte folgt die Angabe der Materialien für die verschiedenen Unterabtheilungen nach den bereits erwähnten Berechnungen und unter Bezugnahme auf die Nummern in gleicher Reihenfolge, was auch bei den Positionen der Arbeiten zu beobachten ist.

Außer den Arbeitsgeräthen, welche von den Bauleuten und Handlangern mitgebracht, oder von den Unternehmern herbeigeschafft werden, wie den Rüstungen und größeren Geräthschaften, deren Anschaffung und Unterhaltung gleich gegen gewisse Procente nach der Summe des Arbeitslohns mit verdungen wird, sind bei einem großen Bau noch allerlei Utensilien, Schöpfmaschinen, Hebemaschinen, Rammmaschinen, Gerüste, Karren ꝛc. nöthig, welche gleichfalls im Anschlage als Nebenkosten gehörigen Orts mit aufgeführt werden, mit Abzug dessen, was sie nach vollendetem Bau etwa noch werth sind. Auch gehören hierzu die Bauhütten, Schauer zum Schutz der Arbeiter und Aufbewahrung der Materialien ꝛc. Die Procente, welche die Unternehmer der Maurer- und Zimmerarbeiten für Leihung der Geräthschaften erhalten, sind verschieden. Im Allgemeinen rechnet man hierzu bei den Maurerarbeiten: das Leihen der nöthigen Rüstungen und deren Unterhaltung während des Baues, das Anschaffen und die Unterhaltung der Karren, Löschbanken, Kalkkästen, Spaten, Schippen, Picken, Flächen, Hämmer, Pinsel und sonstigen Maurerwerkzeuge; dann noch Anderes, als: die erforderlichen Farben zu den Façaden und Mauern, das Betragen der Gewölbe und Balkenfache mit trockenem Schutt, die Reinigung der Schornsteinröhren vom Kalk, die Reinigung des ganzen Baues nach der Vollendung desselben, sowie den Transport der Rüstungen und Geräthschaften hin und zurück; bei den Zimmerarbeiten: das Leihen und die Unterhaltung der nöthigen Rüstungen, Geräthschaften, die Richtbäume, Taue, Kloben, Erdwinden, Pferde und Mannschaft zum Aufziehen der Balken und Dachgebinde ꝛc. Nach dem Umfange der Gebäude u. den Arbeiten dabei kann man von der berechneten Arbeitssumme bei ganz gewöhnlichen Gebäuden von Einer Etage: 3 Procent für die Maurerarbeiten, 1 Proc. für die Zimmerarbeiten; bei mittleren Gebäuden von 2 Etagen: 5 Proc. für die Maurerarbeiten, 2 Proc. für die Zimmerarbeiten; bei großen und tiefen Gebäuden von 2—3 Etagen: 8 Proc. für die Maurerarbeiten, 3 Proc. für die Zimmerarbeiten; bei sehr großen und schwierigen Gebäuden: 10—12 Proc. für die Maurerarbeiten, 4—5 Procent für die Zimmerarbeiten annehmen. Ein Gleiches gilt von Reparaturbauten. Endlich müssen bei einem jeden Bau im Voraus gewisse Procente in Anschlag gebracht werden für große Geräthschaften, Maschinen ꝛc., die auf Kosten des Baufonds oder des Bauherrn besonders bestritten, und für weitere Ausgaben, die durch zufällige Umstände, ungünstige Witterung, eintretende Erhöhung in den Preisen ꝛc. veranlaßt werden und in Betreff deren es eine schickliche Grenze zu sein scheint, wenn man von der Totalsumme des Baues, mit Einschluß der Materialien, 3 Proc. bei ganz gewöhnlichen Bauten ohne alle Schwierigkeiten, 5 Proc. bei Bauten von großem Umfange, jedoch ohne Schwierigkeit des Grundbaues, 8 Proc. bei Bauten von großem Umfange mit schwierigem Grundbau, 10 Proc. bei Bauten von bedeutendem Umfange mit künstlichen Konstruktionen, jedoch ohne schwierigen Grundbau, 12 Proc. bei Bauten von bedeutendem Umfange mit künstlichen Konstruktionen mit schwierigem Grundbau, 15 Proc. bei Bauten mit bedeutendem Grundbau, wo Roste aller Art, Hebe- und Schöpfmaschinen vorkommen, und 20 Proc. bei großen Wasserbauten, als massiven Brücken ꝛc, und bei großen Prachtgebäuden voraus in Rechnung stellt. Der hierzu bestimmte Fond ist aber gewissermaßen als ein eiserner anzusehen und darf nur nach wohl erwogenen Umständen unter Zustimmung des Bau-

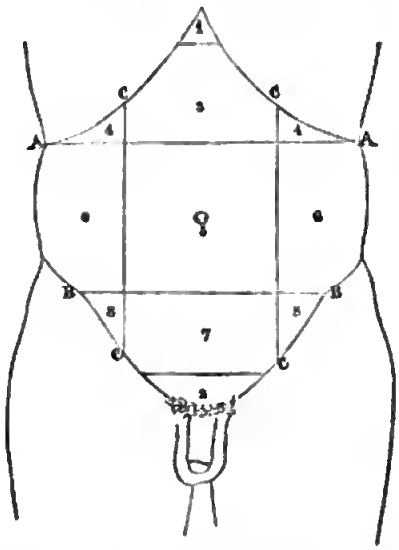
herrn verbraucht werden, und die Leistungen desselben müssen daher auch nach der Ausführung speciell nachgewiesen werden. Am Schlusse jedes Anschlags werden die Kosten für die Bauaufsicht, Wächterlöhne, Reisekosten, Ausgaben für Zeichen- und Schreibmaterialien aufgeführt. Sind nach diesen Angaben die Vordersätze für Arbeitslohn und Materialien der Quantität nach bestimmt, so bedarf es nun auch einer richtigen Würdigung der Preise, besonders der Arbeitslöhne. Hierbei kommt es zuvörderst auf die Kenntniß des Umfangs sämmtlicher Arbeiten an. Wenn bei Vergleichung der berechneten Kosten gegen die wirklichen sich oft sehr große Differenzen ergeben und manche Preise hätten verringert, andere erhöht werden müssen, oder wenn oft Laien, selbst Bauarbeiter, dem Anschlagsverfertiger durch einfache Beweismittel zeigen, daß er sich in seinen Abschätzungen geirrt habe, so rührt dies daher, daß jener es übersah, welchen Aufwand an Mitteln, Zeit und Kraft diese oder jene Arbeit erforderte, die Wahl der Materialien nicht zweckmäßig traf und außer Acht ließ, wie er durch leichtere Mittel denselben Zweck hätte erreichen, oder durch Anwendung bedeutenderer Kräfte und durch größeren Zeitaufwand den vorgesetzten Zweck hätte erreichen können. Wichtig und unerläßlich bei Anfertigung eines B.s ist ferner die Kenntniß aller einzelnen dabei vorkommenden Arbeiten. Hierzu gehört Vertrautheit mit den Konstruktionslehren; durch Vergleichung der Theorie und Erfahrung muß man das Zweckmäßige vom Nachtheiligen, das Feststehende vom Unhaltbaren zu unterscheiden, die Verhältnisse des Einzelnen zum Ganzen leicht zu beurtheilen u. die Haltbarkeit und Festigkeit der Theile richtig anzugeben im Stande sein. Um die Materialien nach ihrer Beschaffenheit würdigen und insbesondere die Anlagen der Feuerungen zweckmäßig entwerfen zu können, muß man in den hierauf bezüglichen Lehren der Chemie und Physik bewandert sein. Hierzu kommt die nähere Kenntniß der Gegend, wo der Bau ausgeführt werden soll. Welche Materialien dieses oder jenes Land, dieser oder jener Ort besitzt, ob solche wohlfeil oder theuer zu erhalten; welche Handwerker in dieser oder jener Gegend zu haben sind; ob die angenommene oder vorgeschriebene Bauart den lokalen Verhältnissen nach leicht oder schwer auszuführen ist; ob morastige, bergige, sandige und sehr entfernte Wege den Transport der Materialien erschweren; ob Konkurrenz bedeutender Bauten ein Steigen im Preise der Materialien, oder andere vom Staate in einem oder dem anderen Landestheil unternommene Meliorationen ein Steigen des Tagelohns, mithin auch des Arbeitslohns, zur Folge haben: alles dies sind wesentliche Bedingungen, die der Verfertiger des B.s stets nicht außer Augen lassen darf. Unerläßlich ist auch noch richtige Berechnung der Längen, Flächen u. Körper nach den in den verschiedenen Landestheilen üblichen Maßen und Gewichten. Eine deutliche, auf Theorie begründete Berechnung der angegebenen Flächen- und Körperinhalte, verbunden mit einer verständlichen Beschreibung der Sachen selbst, wozu die Inhalte angegeben sind; Geläufigkeit in Reduktion fremder Maße und Gewichte auf die in dem zu bauenden Landestheil gebräuchlichen; eine übersichtlich geordnete Klassifikation der Arbeiten aller Gewerke und der einzelnen Theile der Arbeiten, so daß man immer fortgehend von dem Einen aus dem Andern die Resultate ziehen kann — dies die nothwendigen, hierher gehörigen Bedingungen. Auch über die Zeit und Kraft, welche die Arbeiter bedürfen, muß man im Klaren sein. Zeit u. Kraft sind die Momente, nach welchen sich der Arbeitslohn richtet, dessen mannichfaltige Modifikationen auf der Verschiedenheit der zu behandelnden Materialien beruhen. Gewöhnlich bestimmt man den Arbeitslohn nach herkömmlichen Taxen und erhöht denselben, wenn Konkurrenz oder die im Preise steigenden Lebensmittel dies nöthig machen, doch ohne sich weiter ins Detail einzulassen, oder zu untersuchen, wie sich die Erhöhung zu der verwendeten Zeit und Kraft verhalte. Der Wahrheit nahe kommende Abschätzungen des Arbeitslohns würde man erhalten, wenn die Baumeister auf Grund gemachter Erfahrungen Vergleichungen über Resultate von aufgewendeter Zeit und Kraft anstellten, sammelten, prüften u. zur Oeffentlichkeit brächten, auf welchem Wege es gelingen würde, die Höhe der Arbeitslöhne richtiger zu normiren und dadurch ärgerlichen, oft ganze Familien zu Grunde richtenden Prozessen vorzubeugen. Endlich gibt die Vergleichung mehrer Bauarbeiten gegen einander den Maßstab ab, die oft zu hoch angesetzten Forderungen der Handwerker zu würdigen und sie mit Ueberzeugung zu vermindern, oder zu niedrig angesetzte Preise in den Anschlägen zu erhöhen. Dazu ist besonders Fertigkeit im Vergleichen der Arbeiten unter einander nöthig, sowie man auch zu beurtheilen im Stande sein muß, in wiefern manche mechanische Kunstgriffe die Arbeit erleichtern. Die dritte Abtheilung des B.s enthält die Bedingungen, unter welchen die Ausführung geschehen soll und wozu die Unternehmer verpflichtet werden. Sie zerfallen in allgemeine und specielle, welche letzteren die Ausführung von Seiten der einzelnen Handwerker betreffen. Aus allem hier Besprochenen ergibt es sich, daß die Anfertigung eines B.s viele Mühe, Fleiß u. Ueberlegung u mehr Zeit in Anspruch nimmt, als man in der Regel dem Baumeister dazu zu gestatten pflegt. Der geprüfte, auf richtige Entwürfe begründete B. gibt den Maßstab dafür, was ein Bau nach der besten Ausführung und den billigsten Preisen kosten wird. Daß aber durchaus keine Abweichungen vorkommen sollten, liegt außer den Grenzen der Möglichkeit; wie es auch unvermeidlich ist, daß während der Ausführung manche veranschlagte Gegenstände sich als entbehrlich und manche nicht berechnete als nothwendig erweisen. Letzteres ist besonders oft der Fall, wenn die Anforderungen des Bauherrn das Uebergewicht behalten, oder dieser sich den Plan anders gedacht hat, und die Ausführung seinen vorgefaßten Ideen nicht entspricht. Der Baumeister soll mit dem Entwurf u. Anschlag allerdings der ihm gestellten Aufgabe zu genügen suchen; allein dazu gehört, daß dieselbe deutlich und bestimmt ausgesprochen sei, daß Bauherren nicht unvereinbare Forderungen stellen und daß sie die Vorschläge der Sachverständigen mit Besonnenheit prüfen, um bei Zeiten Einwendungen machen zu können. Bauanschläge über Chaussee-, Eisenbahn- und Wasserbauten erhalten ähnliche Eintheilungen wie für Hochbauten.

Baubegnadigungen, Unterstützungen und Vor-

theile, welche eine Regierung Solchen angedeihen läßt, die sich entweder in neuangebauten Gegenden oder Städten, die man in Aufnahme bringen will, anbauen, oder auf wüsten Stellen einer alten Stadt neue Häuser errichten, oder auch bei schon bestehenden neue Theile aufführen. Oft besteht die Baubegnadigung nur in der Befreiung von Abgaben und Lasten auf gewisse Zeit. Bei einer neuen Anlage, sowie für steinerne, feuerfeste Häuser pflegt die Baubegnadigung größer zu sein, als bei dem Aufbau in einer alten Stadt und für hölzerne Häuser.

Bauch (Unterleib, abdomen, venter), im weiteren Sinne der ganze unterhalb der Brust gelegene Theil des menschlichen Körpers (s. Anatomie, Taf. III), welcher von vorn durch die Bauchdecken, seitlich durch die Hüften (coxae s. ilia), von hinten durch die Lenden (lumbi), die 5 Lenden- oder Rückenwirbel und das Becken (pelvis) begrenzt wird; im engeren Sinne vorzugsweise der vordere, weiche, muskulöse Theil der unteren Rumpfhälfte zwischen Brust und Schoßbein mit dem Nabel in der Mitte. Diese Bedeckungen umschließen die Bauch- oder Unterleibshöhle (cavum abdominis), welche die Unterleibseingeweide enthält, und deren obere Wand durch das Zwerchfell (diaphragma pelvis, s. Anatomie, Taf. III, Fig. I, H H H) gebildet wird, während die untere aus dem Beckenzwerchfell besteht. Von der Bauchhöhle ist ein kleiner Theil, als dessen Grenze der Eingang in das kleine Becken betrachtet wird, als Beckenhöhle besonders bezeichnet worden. Die Bauchhöhle ist durch die genannten Bedeckungen vollständig geschlossen, mit Ausnahme derjenigen 3 Oeffnungen im Zwerchfell, durch welche die Speiseröhre und die große Schlagader aus der Brusthöhle in die Bauchhöhle treten, und die Hohlvene aus letzterer in erstere hereingeht, sowie der After- und Scheidenöffnung, des Nabelrings, des Leisten- und Schenkelkanals. Die ganze innere Wandung der Bauchhöhle ist mit einer sogenannten serösen, einer durchsichtigen, glatten Haut, dem Bauchfell (peritonaeum), ausgekleidet, welches einen Theil der Baucheingeweide vollkommen, einen anderen zum Theil umhüllt, indem es sich von den Wandungen zu den Eingeweiden fortsetzt und dadurch zugleich Befestigungsbänder bildet (s. Bänder). Wegen dieses Ueberzugs, dessen Glätte und Schlüpfrigkeit durch eine von ihm ausgehende Absonderung erhalten wird, vermögen die Eingeweide sich leicht zu bewegen, ohne daß dadurch eine störende Reibung ihrer Wandungen veranlaßt würde. Denn es ist der Darmkanal sowohl, als die zu demselben in inniger Beziehung stehenden Baucheingeweide in fortwährender Bewegung theils in Folge der dem Darmkanal zur Weiterbeförderung seines Inhalts nöthigen wurmförmigen Bewegungen, theils in Folge der bei jedem Athemzuge (s. Athmung) nach unten geschehenden Abflachung des Zwerchfells, theils auch durch die zur Entleerung des in einzelnen Unterleibsorganen, sowie im Mastdarm, in der Urinblase und der Gebärmutter sich ansammelnden Inhalts nöthigen Bauchpresse. Mit diesem letzteren Namen bezeichnet man einen Mechanismus, welcher von der gleichzeitigen Zusammenziehung sämmtlicher die Bauchhöhle einschließenden muskulösen Bedeckungen herrührt. Die Bauchdecken nämlich enthalten unter der Haut und dem zuweilen sehr beträchtlichen Unterhautfettgewebe (panniculus adiposus), wodurch der Schmeerbauch, Fettbauch entsteht, eine Anzahl von platten Muskeln. Zuvörderst liegt unter dem Unterhautfettgewebe, dessen unterste Schicht die Natur einer Fascie hat, eine sehnig ausgebreitete feste Umhüllungshaut der Muskeln (s. Bänder), welche die oberflächliche Bauchfascie genannt wird u. sich nach den Beinen u. nach dem Hodensack hin fortsetzt. Auf diese folgen die eigentlichen Bauchmuskeln: der äußere schiefe Bauchmuskel (musculus obliquus externus s. descendens), welcher sich an die unteren 8 Rippen ansetzt u. dann in schiefer Richtung nach unten u. nach der Mitte zu sich so fortsetzt, daß die beiden Muskeln in der Mittellinie mittelst eines breiten weißglänzenden sehnigen Streifens, Linea alba genannt, sich vereinigen. Nach unten zu setzt sich dieser Muskel an dem poupartschen Bande fest, das sich von dem Darmbeinkamme zu dem Schoßbeine herüberspannt. Von diesem Bande entspringt denn auch theilweise der zweite Muskel, der innere schiefe Bauchmuskel (m. obliquus internus s. ascendens). Ein anderer Theil kommt von dem Hüftknochen (s. Anatomie, Taf. IV, Fig. I, F), und diese beiden Theile steigen nach vorn und oben schräg in die Höhe, während ein dritter Theil, an den 3 untersten Rippen mit Zacken entspringend, mehr nach unten zu verläuft, um dann gemeinschaftlich mit den andern in die obengenannte weiße Linie überzugehen. Der dritte Bauchmuskel, der quere Bauchmuskel (m. transversalis abdominis), entspringt von dem poupartschen Band, von dem Darmbein- oder Hüftknochenkamme, von den 6 untersten Rippen und von einer Binde, welche sich zwischen der untersten Rippe und dem Darmbeine ausspannt. Er geht quer nach vorn, und sein Ende vereinigt sich mit dem vorigen in der Linea alba. Ein Theil seiner Muskelfasern löst sich in der Nähe des Leistenrings los und begleitet den Samenstrang aus der Bauchhöhle hinaus als Hodenmuskel (m. cremaster testis). Rechts und links von der Linea alba liegt eine bandförmige Muskelmasse, welche oben sich an die Knorpel der untersten 5—7 Rippen und an den Schwertfortsatz des Brustbeins, unten an den Darmfortsatz des Darmbeins und an das Schoßbein ansetzt. Es ist dies der gerade Bauchmuskel (m. rectus abdominis), welcher vollkommen in eine sehnige Scheide (vagina musculi recti) eingeschlossen ist, die von den breiten sehnigen Endigungen der vorherbeschriebenen 3 Muskelpaare herrührt, indem sich eben diese sogenannten Aponeurosen zum Theil vor, zum Theil hinter den geraden Muskeln nach der Linea alba zu fortsetzen. Ein fünfter Muskel, welcher die Bauchhöhle bilden hilft, ist der viereckige Lendenmuskel (m. quadratus lumborum), der von dem hinteren Theile des Darmbeinkammes entspringt, längs der Wirbelsäule nach oben steigt und an die unterste Rippe und die obersten 4 Lendenwirbel sich festsetzt. Wenn sich nun diese 5 Muskelpaare gleichzeitig zusammenziehen, damit verkürzen und sich abflachen oder gar einziehen, so muß der Raum der Bauchhöhle verkleinert werden, und da jedesmal vorher eine tiefe Einathmung geschieht, wobei das Zwerchfell sich abflacht und der Athem angehalten wird, so kann dadurch ein ziemlich starker Druck auf die Eingeweide ausgeübt werden, welcher sowohl bei der Entleerung des Darminhalts, der Urinblase ꝛc. nach unten,

als auch bei Entleerung nach oben, z. B. beim Erbrechen, ferner bei kräftiger Ausathmung und allen sie benöthigenden Athemmodifikationen, wie Husten, Singen, Schreien ꝛc., eine höchst wichtige Rolle spielt. Die Oberfläche der vorderen Bauchfläche hat man der besseren Orientirung wegen für medicinische Zwecke in verschiedene Regionen getheilt, indem man sich, wie das untenstehende Schema zeigt, Linien gezogen dachte. 1 entspricht dem obersten Theile des B.es, welcher sich dicht unter dem Brustbeine befindet und eine Grube darstellt, die Herz- oder Magengrube (scrobiculus cordis). Die entgegengesetzte unterste Gegend, etwas erhaben u. mit Schamhaaren besetzt, 2, ist der Schamberg (mons Veneris, oder regio pubis). Der übrige Theil des B.es ist durch 4 sich durchkreuzende Linien in 9 Regionen eingetheilt. Man zieht nämlich von dem tiefsten Punkte der untersten Rippe, so weit derselbe von vorn sichtbar ist, eine Linie von der einen Seite zur andern AA, eine zweite horizontale Linie von der vorderen oberen Darmbein-



gräte der einen zur gleichen Stelle der anderen Seite BB; zwei senkrechte Linien CC von der Umbiegungsstelle der oberen falschen Rippe herunter nach dem Darmbeinkamme, so daß die Nabelgegend (5) eine quadratische Gestalt erhält. Man erhält dadurch die Oberbauchgegend (regio epigastrica) 3, 4, 4, in welcher man die Magengegend (regio gastrica) 3u. die Hypochondrien (regiones hypochondriacae) 4,4 unterscheidet; die Mittelbauchgegend (regio mesogastrica) 5, 6, 6, mit der Nabelgegend (regio umbilicalis) 5, und den Oberhüft- oder Darmgegenden (regiones iliacae) 6,6, und die Unterbauchgegend (regio hypogastrica) 7, 8, 8, mit der eigentlichen Unterbauchgegend (regio hypogastrica stricte sic dicta) 7, und den Leistengegenden oder Weichen (regiones inguinales) 8, 8. Durch diese Linien ist der Arzt im Stande, sich über die Lagerung der in den verschiedenen Regionen liegenden Eingeweide der Bauchhöhle genau Rechenschaft zu geben und zumal bei Krankheiten des Unterleibs sich über Veränderungen, welche in demselben vorgehen, zu vergewissern. In der Magengegend 4,4 liegt nämlich hauptsächlich der linke Leberlappen (s. Anat., Taf. III, Fig. II, D), unter ihm der rechte Theil des Magens, der Anfang des Zwölffingerdarms, ein Theil des großen Netzes und der Anfangstheil des Grimmdarms; in dem rechten Hypochondrium (4) liegt noch großentheils unter den Rippen der rechte Leberlappen, links (4) der Blinddarm des Magens und die Milz, gleichfalls unter den Rippen. In der Mittelbauchgegend (5, 6, 6) liegen die dünnen Gedärme vom großen Netze überdeckt, seitlich der auf- und absteigende Theil des Grimmdarms, in der Tiefe die beiden Nieren mit den Harnleitern (s. Anatomie, Taf. III, Fig. I, DD und MM), und in der Unterbauchgegend (7, 8, 8) der Dünndarm (s. Taf. III, Fig. II, KK, I), der obere Theil der Urinblase (s. Taf. III, Fig. I, C), bei Frauen im schwangeren Zustande die Gebärmutter, welche sich in den späteren Monaten bis über den Nabel hinauf ausdehnt, nebst ihren Anhängen, hinter diesen die Sförmige Krümmung des Dickdarms, welche nach unten zu in den Mastdarm übergeht. Von besonderer Wichtigkeit ist die Leistengegend 8, 8, da an ihr häufig Brüche, die sogenannten Leistenbrüche (s. Leiste), beobachtet werden. Es findet sich hier nämlich ein Kanal vor, in welchem beim Manne der Samenstrang liegt, der sich aus der Bauchhöhle in den Hodensack begibt, beim Weibe das runde Mutterband, das in die großen Schamlippen verläuft.

In der Botanik heißt B. ein Pflanzentheil, der gegen die übrigen benachbarten Theile erhaben und aufgeschwollen erscheint, besonders an dem Samen, wo, bei runder oder zusammengedrückter Form, der Nabel zwischen den beiden Enden hervorkommt, dann überhaupt, so lange die Samen in ihrem Gehäuse sind, die der allgemeinen Axe anliegende Seite. Das Beiwort bauchig (ventricosus) wird von solchen bauchartig aufgetriebenen Pflanzentheilen häufiger als das Hauptwort gebraucht. B. des Schiffes heißt in der Schiffsbaukunst der unterste Theil des Schiffes vom Kiel bis zur Kimme; er besteht aus den verschiedenen Bauchstücken. Ist der B. ohne Krümmung, so heißt er das Flach.

Bauchfell (peritonaeum), die durchsichtige, ziemlich derbe Haut, welche die ganze innere Oberfläche der Bauchhöhle (s. Bauch) überzieht. Sie ist mit einem Pflasterepithelium, d. h. mit einer Lage polygonaler Zellen ausgekleidet, glatt und schlüpfrig, so daß die Eingeweide, welche gleichfalls größtentheils einen solchen Ueberzug haben, in ihrer Beweglichkeit nicht allein unterstützt werden, sondern auch selbst bei sehr inniger Berührung und wenn sie einen stärkern Druck erfahren, keiner nachtheiligen Reibung ausgesetzt sind. Das B. schmiegt sich an die Wandung der Bauchhöhle innig an, nur an dem Zwerchfell, den Seitenwänden u. der vorderen Wand wird dasselbe durch das runde Leberband, durch den Urachus (s. d.) und durch die seitlichen Bänder der Blase, welche alle nach dem Nabel hinziehen, etwas in die Höhe gehoben, so daß kleine leistenartige Erhabenheiten entstehen. Auch in der Beckenhöhle legte sich das B. überall auf die Oberfläche, überzieht die Blase von oben und hinten, steigt dann beim Manne nach hinten zum Mastdarm, dessen vordere Fläche es überzieht, wodurch eine tiefe Einsenkung zwischen beiden entsteht und sich rechts und

links zwei Falten bilden, welche die douglasschen Falten genannt werden. Auf gleiche Weise geht das B. beim weiblichen Geschlecht von der Blase über die Gebärmutter zum Mastdarm hinüber und läßt zwischen beiden Organen ähnliche Falten wie die douglasschen beobachten. An den Seitenwänden der Beckenhöhle legt sich das Peritonäum überall fest an. So bedeckt es auch die hintere Wand der Bauchhöhle mit den derselben anliegenden Organen, wie die Nieren mit den Harnleitern, die Bauchaorta (s. Aorta), die Hohlvene, den Dickdarm, ragt aber durch letzteren sehr stark in das Innere herein. An der Wirbelsäule angekommen, legen sich die von beiden Seiten kommenden Platten des B.s aneinander, bilden so eine lange in die Bauchhöhle hereinragende Falte, das Mesenterium, Gekröse, genannt, u. überziehen dann das ganze Dünndarmrohr der Art, daß dasselbe ringsum in den serösen Peritonäalüberzug eingehüllt ist. Innerhalb dieser beiden Platten treten von hinten her die Gefäße und Nerven nach dem Darmkanale. Das Gekröse bildet ebenso das Anheftungsband, wie die Platten des B.s, welche sich vom Zwerchfell über die Leber, den Magen und die Milz fortsetzen und sogenannte Bänder bilden, wodurch diese Organe theils mit dem Zwerchfell selber, theils unter einander vielfältig verbunden sind. Die Verlängerung des den Magen und den Dickdarm überkleidenden und beide verbindenden Bauchfellüberzuges, die über den größten Theil des Dünndarms herüberhängt und zwischen ihren beiden doppelten Platten eine mehr oder weniger große Menge von Fett enthält, heißt das große Netz (omentum majus). Mit dem Namen kleines Netz (omentum minus) werden zusammen die beiden Bänder, das Lebermagen- und das Leberzwölffingerdarmband, benannt. Indem sich auf diese Weise das B. überall hin verbreitet, sich über die Organe hinzieht, von einem zu anderen hinüberspannt, dann in sich selbst wieder zurückkehrt, bildet dasselbe 2 vollkommen geschlossene Säcke, den großen u. den kleinen Bauchfellsack, welche durch eine kleine Oeffnung (foramen Winslovii) unter der Stelle, wo die Gefäße in die Leber eintreten, mit einander in Verbindung stehen. Die Wichtigkeit dieses Ueberzuges der Eingeweide leuchtet ein, wenn man bedenkt, wie leicht krankhafte Zustände der Unterleibsorgane auf das B. überschreiten, was namentlich bei Entzündungen der Gedärme, der Gebärmutter ꝛc. der Fall, und wie derselbe auch vermöge seiner außerordentlich großen Empfindlichkeit bei seiner großen Ausdehnung und Ausbreitung in hohem Grade zu sehr gefährlichen Entzündungszuständen (s. Bauchfellentzündung) geneigt ist, welche häufig durch äußere Einflüsse: Erkältungen, Verletzungen ꝛc., entstehen. Das B. ist ferner die Quelle sehr massenhafter Ausschwitzungen, auch ohne daß es selbst erkrankt ist, so daß sich in seiner Höhle enorme Mengen von Flüssigkeiten ansammeln können, wie dies bei Herzübeln, Leberverschrumpfungen (s. Atrophie), bei manchen Nierenleiden ꝛc. der Fall ist. Man nennt diesen Krankheitszustand Bauchwassersucht (s. d.).

Bauchfellentzündung (peritonitis) kann auf dreierlei Weise entstehen: entweder selbstständig, oder idiopathisch oder durch Ueberschreiten von einem Unterleibsorgan (sekundäre B.), oder metastatisch, bei allgemeinen Erkrankungen, wie bei aluten Hautkrankheiten, Skorbut ꝛc. Ihr Verlauf kann ein rascher sein (akute B.), oder ein langsamer (chronische B.). Sie kann ferner nur einen größeren oder kleineren Theil des Bauchfells befallen (partielle B.), od. sich über den ganzen Bauchfellüberzug verbreiten (allgemeine B.). Die häufigste ist die sekundäre B., indem sich die Entzündung von dem Magen od. Darm, od. von den innern Geschlechtswerkzeugen der Frauen, namentlich im Wochenbett, oder von den Harnorganen, den Nieren, den Harnleitern, der Blase ꝛc., oder von der Leber, oder von der Milz, od. von den Bauchdecken selbst weiter verbreitet. Seltener sind die beiden anderen B.en. Die Erscheinungen beider B.en sind folgende: Gewöhnlich mit einem heftigen Schüttelfroste stellt sich plötzlich ein sehr heftiger, schneidender und stechender Schmerz an irgend einer Stelle des Unterleibs ein, welche oft schon gleich anfangs gegen leichte Berührung sehr empfindlich ist. Der Schmerz nimmt stets zu und verbreitet sich über einen größeren oder kleineren Raum. Dabei entsteht große Hitze des ganzen Körpers, der Puls wird sehr beschleunigt, gespannt, das Fieber überhaupt sehr heftig. Dabei findet fortwährende Uebelkeit u. häufiges Erbrechen von grün gefärbter, galliger, schleimiger Flüssigkeit Statt; der Stuhl ist verstopft, selbst Blähungen gehen nicht ab; der Leib treibt sich auf und wird immer empfindlicher; der Kranke leidet an großer Unruhe und Angst, und sein Athem ist sehr schwer, kurz u. oberflächlich; die Zunge ist gewöhnlich stark belegt, zeigt große Neigung zum Trockenwerden, wodurch dieselbe, wie auch die Lippen und die Zähne einen bräunlichen Anflug bekommen; der Kranke vermag sich nicht zu rühren, liegt unbeweglich auf dem Rücken, hat unauslöschlichen Durst und gar keinen Appetit. Auch das Urinlassen ist sehr beschwert; der Urin ist dunkelroth u. sparsam u. läßt beim Erkalten einen sehr starken Niederschlag fallen. So dauern die Erscheinungen nicht unter 5—6, oft 10—12 Tage fort, bis entweder der Tod eintritt, u. zwar unter Zunahme des Fiebers, enormer Auftreibung des Unterleibs, Kälte der Extremitäten, kaltem Schweiße, andauerndem, höchst lästigem Schluchzen, bei oft ungetrübtem Bewußtsein u. gegen Ende sogar geringer werdender Schmerzhaftigkeit, aber immer kürzer und beschwerlicher werdender Respiration und oft sehr profusem Schweiße. Geht aber, was immerhin der häufigere Fall ist, die Krankheit in Genesung über, so mindert sich vor Allem die Schmerzhaftigkeit, das Fieber nimmt ab, die Physiognomie des Kranken wird ruhiger, es stellt sich ein erquickender Schlaf ein, der vorher ganz fehlte, die Haut wird feucht, allmählig stellt sich Appetit ein, Blähungen gehen nach unten ab, es erfolgen Stuhlgänge, welche die ganze Zeit ausgesetzt hatten, und der Kranke kann nun wieder auf der Seite liegen. Geht aber die Krankheit in den chronischen Zustand über, so verliert sich die Schmerzhaftigkeit und das Fieber nicht vollkommen, sondern erstere nimmt zuweilen wieder zu, der Unterleib bleibt aufgetrieben, gegen tieferen Druck empfindlich, der Stuhlgang verstopft, oder letzterer wechselt mit Diarrhöen; der Appetit kehrt nicht wieder, zeitweiliges Erbrechen stellt sich ein, die Haut ist trocken, der Kranke kommt sehr herunter, magert ab, und es entstehen wassersüchtige Anschwellungen an den Knöcheln. Lassen die Erscheinungen nicht endlich nach, so erliegt der Kranke, indem die Schwäche

immer mehr überhand nimmt. Da die B. meist sekundär entsteht, so wird dieselbe natürlich auch mannichfaltig in ihren Erscheinungen, indem die ursprünglichen Krankheitszustände sich zu derselben gesellen und dadurch ein vielgestaltiges, mannichfach verändertes Bild hervorrufen. Namentlich ist der Verlauf der sekundären B. ein sehr verschiedenartiger. Die Ursachen dieser B. üben einen wesentlichen Einfluß auf den Verlauf und die Ausgänge derselben aus. Am schlimmsten sind die sogenannten Perforationen des Magens oder Darmkanals, Durchbrüche der Wandungen dieser Organe, wobei Darminhalt, sowohl flüssiger als gasförmiger, in den Bauchfellsack (s. Bauchfell) austritt. Nur wenn in Folge einer Entzündung in der Umgebung des Loches dieses sich bald schließt, kann die Ausbreitung der B. sich auf eine kleinere Stelle beschränken. Findet aber eine solche Verwachsung der entstandenen Oeffnung nicht Statt, oder ist sie nicht schon vorher eingeleitet, so erreichen die Schmerzen sehr schnell einen außerordentlichen Grad, der Leib wird faßartig aufgetrieben, u. der Tod tritt oft schon nach einigen Stunden ein, nachdem vorher die Gesichtszüge außerordentlich eingefallen sind. Solche Perforationen können bei Typhus, bei Darmtuberkulose, bei Ruhr entstehen, indem die an der Darmschleimhaut sehr tief greifenden Geschwüre den Bauchfellüberzug erreichen und denselben anfressen. Man hat aber auch schon Fälle beobachtet, wo ein fester Körper, etwa ein Kirschkern, ein Gallen- oder Darmstein, welcher in den Blinddarm eingedrungen war, bedeutende Verschwärung dieses engen Darmanhangs hervorrief, ja man hat selbst Würmer, welche in denselben geriethen, solche Perforationen veranlassen gesehen. Auch krebsige Erkrankungen des Darmkanals haben zu solchen Durchbrüchen geführt. Ebenso können aber auch jauchige Eiterherde in anderen Organen, wie z. B. in den Eierstöcken, welche in der Bauchhöhle aufbrechen u. ihren Inhalt dahin ergießen, eine tödtliche B. hervorrufen. Wenn eine B., welche einen irgend erheblichen Grad von Intensität erreicht hat, heilt, so entstehen doch mannichfache Veränderungen in Bezug auf die Lagerung und auf die Beweglichkeit der Unterleibsorgane. Es wird nämlich bei dieser Krankheit ebenso, wie bei Entzündung anderer seröser Häute, eine liebrige Flüssigkeit abgesondert, die entweder in Flocken gerinnt, oder öfters einen eitrigen Charakter annimmt. Diese überzieht die Oberfläche der Organe und senkt sich theilweise dem Gesetz der Schwere nach in die Tiefe. Da derartige Exsudate aber die Neigung haben, Verklebungen von einander abstehender Flächen hervorzurufen, so verlöthen diese mit einander und es entstehen dadurch mannichfache Verwachsungen ganzer Darmschlingen, des Magens mit dem Darm, der Leber, der Milz ꝛc., wodurch die wurmförmige Bewegung des Darms, welche zur Weiterbeförderung des Darminhalts so unumgänglich nöthig ist, beeinträchtigt wird. Durch die solchen neugebildeten Membranen weiter eigenthümliche Neigung, sich zu verkürzen, entstehen häufig Verengerungen des Darmrohres, Strikturen, welche ebenfalls einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die Funktion des Darmkanals ausüben. Zuweilen sind diese Exsudate in so beträchtlicher Menge vorhanden, daß sie äußerlich fühlbar sind, besonders dann, wenn sie durch Verklebung der Umgebung abgeschlossen, als sogenannte abgesackte Exsudate, mehr oder weniger pralle Geschwülste bilden. Von den Ursachen der B., deren wir schon einige genannt haben, verdienen noch besonders erwähnt zu werden zu starke und in zu großen Gaben gereichte Abführmittel, besonders die drastisch wirkenden: Aloë, Gummigut, Jalappe, Krotonöl, ferner Vergiftungen mit Arsenik, Quecksilbersublimat, Schwefelsäure, Phosphor, dann innere u. äußere Einklemmungen des Darms, Darmeinschiebungen, äußere Gewaltthätigkeiten auf den Bauch ꝛc., endlich Wochenbettserkrankungen (s. Puerperalfieber) der Gebärmutter u. deren Anhänge u. Entartungen dieser Organe. Daß operative Eingriffe bei Entbindungen, wie z. B. der Kaiserschnitt, wobei das Bauchfell durchschnitten wird, B. zur Folge haben können, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Die B. kommt in allen Lebensaltern vor, von dem zartesten Kindesalter (ja bei dem noch im Mutterleibe sich befindenden Fötus) bis zum höchsten Greisenalter. Daß sie am häufigsten im Blüthenalter zur Beobachtung kommt, hat in Bezug auf das weibliche Geschlecht wohl darin seinen Grund, daß eben in dieser Zeit die Krankheiten der Gebärorgane am häufigsten, sind. Gegen die akute Form der B. werden örtliche Blutentziehungen durch Blutegel auf die empfindliche Stelle, oder in die Umgebung des Afters, seltener Aderlässe angewendet, innerlich beruhigende Mittel, namentlich Morphium, theils um die großen Schmerzen zu mildern, theils auch um die Bewegungen des Darmkanals dadurch zu verlangsamen. Aeußerlich legt man warme Breiumschläge auf, die nicht zu schwer sein dürfen, damit sie keinen nachtheiligen Druck ausüben, daher sie nur aus mit Wasser gekochtem oder mit beruhigenden Kräutern gemischtem Leinsamenmehl bereitet zu werden pflegen. Nur mit äußerster Vorsicht dürfen Abführmittel angewendet werden, und unter diesen nur das Ricinusöl. Besser ist es aber nach dem Ausspruche der erfahrensten Praktiker, die Darmausleerungen nur durch Klystiere zu erzielen; denn auch das mildeste Abführmittel regt den Darm zu peristaltischen Bewegungen an und vermehrt die Absonderungen desselben. Man verordnet auch Einreibungen von milden Salben u. Oelen, im Anfange namentlich von Quecksilbersalbe. Dabei ist strenge Diät einzuhalten, nur dünne schleimige Brühen dürfen gereicht werden. Gegen den quälenden Durst läßt man Eisstückchen, oder kleine Mengen kaltes Wasser nehmen, gegen das oft sehr häufige und heftige Erbrechen Eis und kohlensäurehaltiges Wasser, außer den Opiaten; gegen das Schluchzen, wenn es sehr hartnäckig ist, wurde Chloroform mit Erfolg angewendet. Daß Darmeinklemmungen möglichst gehoben werden müssen, versteht sich von selbst. Außerdem ist auf strengste körperliche und geistige Ruhe zu sehen. Gegen die chronische Form der B. leisten neben Fortsetzung der Breiumschläge und kleiner Gaben von beruhigenden Mitteln oft warme Bäder die ersprießlichsten Dienste. In der Genesungsperiode der B., welche ohnehin auch ohne besondere Veranlassung oft Recitive macht, muß große Sorgfalt auf die äußere Bekleidung verwendet werden; eine wollene Leibbinde thut vortreffliche Dienste; aber am meisten Vorsicht erheischt die Diät. Schwerverdauliche Speisen sind noch längere Zeit möglichst zu vermeiden. Die Nahrung muß aber trotzdem kräftig sein, damit die gesunkenen Kräfte sich wieder heben

können, also Fleischbrühe mit Fleisch, namentlich gebratenem, etwas guter alter Wein nach dem Genuß der frischen Luft.

Bauchflosser (Abdominales, Bauchweichflosser), Ordnung der Fische, welche durch die am Bauche hinter den Brustflossen und gerade unter der Rückenflosse befindlichen Bauchflossen charakterisirt ist. Die Flossenstrahlen sind weich, die Schwimmblase hängt durch einen offenen Luftgang mit dem Schlunde zusammen. Bei weitem die meisten der zu dieser Ordnung gehörigen sehr zahlreichen Fische leben in süßen Gewässern. Hierher gehören als bekanntere Familien die der Welse, Karpfen, Weißfische, Lachse und Forellen, Hechte u. Häringe, welche letzteren aber bekanntlich im Meere leben. Die Stellung der Flossen bezieht sich vielleicht darauf, daß die meisten hierher gehörigen Fische das speeifisch leichtere Süßwasser bewohnen.

Bauchgeburt, richtiger Bauchlage, diejenige Lage des Kindes bei der Geburt, bei welcher der Bauch desselben mit seiner vorderen, hinteren oder Seitenfläche über dem Beckeneingange liegt. S. Geburt.

Bauchgrimmen, s. Kolik.

Bauchhöhle, s. Bauch.

Bauchmuskeln (musculi abdominales), s. Bauch.

Bauchredner (ventriloquus, Ventriloquist), ein Mensch, der entweder vermöge einer eigenthümlichen Beschaffenheit seines Stimm- und Sprachapparats, oder durch anhaltende Uebung die Fertigkeit besitzt, Töne und Worte ohne bemerkbare Bewegung des Mundes und auf die Weise vernehmbar zu machen, daß der Hörer glaubt, sie kämen von einem ganz anderen, entfernteren Orte her. Das Bauchreden ist daher keineswegs ein Reden aus dem Bauche, wofür es in Folge des täuschenden Eindrucks, der dadurch auf das Gehör hervorgebracht wird, gehalten werden könnte, sondern es beruht lediglich auf besonderen Bewegungen des Kehlkopfs, der bei tiefer Inspiration gegen die Halsgrube herabgedrückt wird, und des beweglichen Gaumens, wodurch die Stimme einen dumpfen Klang annimmt, als käme sie tief aus dem Bauche. Da die Stimme beim Bauchreden gewöhnlich eine halbe bis ganze Oktave höher ist, als die gewöhnliche, und überdies eine eigenthümlich feine Klangfarbe hat, so entsteht diese Täuschung hinsichtlich ihrer Herkunft um so leichter. Ein Hauptmoment, worauf es hierbei ankommt, ist, daß man dem an sich räumlich unbestimmten Schalle seine Bestimmung in der Anschauung des Zuhörers anweise, was durch Anrede einer anderen Person, durch Nachahmung der Aufmerksamkeit, welche jene Person durch Stellung, Gestikulation, Blick und Rede nach demselben Orte hinwendet, ꝛc. bewirkt wird. Alles dieses, geschickt angebracht, besticht die Imagination, so daß der Hörer den für sich räumlich unbestimmten Ton an jenen Ort versetzt, und dies um so mehr, je mehr der B. dafür sorgt, im Zwei- oder Vielgespräch seine gewöhnliche Sprachstimme neben jenen unbestimmten Bauchrednerstimmen ertönen zu lassen, wobei er, theils ansprechend, theils hinhorchend und weggewendet, die Aufmerksamkeit der Zuschauer von Stelle zu Stelle lenkt. Gern wählt man solche Scenen zur Darstellung, wobei auch sonst die vernommene Stimme einen unbestimmten Klang an sich hat, und der Raum, woher sie kommt, in der Imagination unbestimmt gebildet wird, dagegen die eigene Stimme desto bestimmter erklingt, wie z. B. beim Gespräch mit einem Wanderer, Diener oder Bettler hinter der Thür, mit Jemandem im Ofen, im Rauchfange, unter dem Fußboden, in einem Schranke, Kästchen. Ein Hauptkunstgriff ist ferner, die Stärke der Stimme so zu mäßigen, daß sie entweder aus der Nähe oder Ferne zu kommen scheint, oder sich allmählig nähert oder entfernt, wobei jedoch immer die Aufmerksamkeit der Zuhörer in die Nähe oder in die Ferne geführt werden muß. Der B. verschluckt einzelne Laute und vermeidet besonders die Lippenbuchstaben, welche den Sprechenden dem Auge des Beobachters am leichtesten verrathen würden. Einige sind der Meinung, daß die durch das Bauchreden hervorgebrachten Töne nur sehr verschiedene Modifikationen des Klanges seien, welche durch das Stimmorgan hervorgebracht werden; Andere aber glauben, daß den beim Bauchreden entstehenden Tönen eine gemeinsame besondere Ursache, wie z. B. das Artikuliren während der Inspiration, zu Grunde liege. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß sich auch beim Einathmen artikuliren läßt, obgleich dies ziemlich schwer ist, und daß die auf diese Wiese zu bildenden Töne einige Aehnlichkeit mit den Tönen der B. haben. Nach Johannes Müller läßt sich aber die Sprache der B. viel leichter nachahmen, indem man tief inspirirt, so daß das abwärts steigende Zwerchfell die Baucheingeweide stark nach vorwärts treibt u. so jenes eigenthümliche Register von Tönen bildet, um welche es sich handelt, aber nicht während der Inspiration, sondern beim Ausathmen, wobei jedoch das Ausathmen bei ganz enger Stimmritze sehr langsam durch Kontraktion der Brustwände geschehen muß, während das Zwerchfell seine Stellung wie bei der Inspiration behauptet und der Bauch also während des Sprechens bei der Exspiration aufgetrieben bleibt. Die Kunst des Bauchredens ist sehr alt; schon Jesaias (20, 4) gedenkt eines B.s. Die Griechen, die sie für ein Werk der Dämonen hielten, nannten die B. Engastrimanten oder auch Eurykliden, nach Eurycles, der zu Athen die Bauchrednerei trieb. In der neueren Zeit hat besonders Ostindien geschickte B. aufzuweisen; in Europa haben sich besonders Franzosen und Engländer, z. B. Alexandre Olivier, Fitz James u. A., in dieser Kunst ausgezeichnet. Vergl. De la Chapelle, Le Ventriloque ou l'Engastrimythe, London 1772, 2 Bde.

Bauchschmerz (coelialgia), schmerzhaftes Leiden der Baucheingeweide, besonders der Gedärme (s. Kolik), oder der Bauchdecken (Bauchmuskelschmerz), ist bald rheumatisch, bald entzündlich, bald krampfhaft (s. Krämpfe).

Bauchschnitt (sectio abdominis, laparotomia), diejenige Operation, welche in der Eröffnung der Bauchhöhle mittelst Durchschneidung ihrer Wand besteht, entweder um schädliche, auf andere Weise nicht entfernbare Stoffe, fremde Körper aus ihr zu entfernen, oder um nach Eröffnung der Bauchhöhle noch anderweitige Operationen an den Unterleibsorganen, wie den Kaiserschnitt, vorzunehmen. Der B. führt zwar zuweilen zu einem günstigen Resultat; in Betracht der mißlichen Verhältnisse aber, unter welchen seine Anwendung indicirt ist, und die Beschaffenheit des Operationsobjekts, das oft noch vor der Operation die Integrität des Organismus in hohem Grade gefährdet, hat natürlich die Ope-

ration nur in der Minderzahl der Fälle, in welchen sie ausgeführt wird, einen glücklichen Erfolg, wozu noch kommt, daß mit ihrer Ausführung manche schwer oder gar nicht zu beseitigende Uebelstände verbunden sind, und daß durch die Verwundung selbst meist ein hoher Grad von Entzündung in den verletzten Gebilden, namentlich im Bauchfelle, hervorgerufen wird. Zu den ersteren gehört zunächst der Zutritt der Luft zu den Baucheingeweiden, der nachtheilig auf diese einwirkt, sodann das nicht selten kaum zu verhütende Vorfallen der Gedärme, die bisweilen nur mit Mühe oder gar nicht reponirt werden können, ferner Blutergießung in die Bauchhöhle ꝛc., abgesehen von den zur Erreichung des Zweckes nöthigen, die Baucheingeweide mehr oder weniger beleidigenden Encheiresen. Am häufigsten führt die Operation durch Entzündung und Brand zum Tode. Obgleich sie aber in allen Krankheitsfällen, welche ihre Ausführung erheischen, gefahrvoll ist, so ist die Gefährdung des Lebens doch nicht in allen gleich groß, und diese Verschiedenheit in der Größe der aus der Operation für das Leben erwachsenden Gefahr hängt hauptsächlich von der Beschaffenheit des Operationsobjekts ab, weshalb man bei Feststellung der Prognose vorzüglich auf dieses Rücksicht zu nehmen hat.

Bauchspeicheldrüse, s. Pankreas.

Bauchthiere (Schleimthiere, Gasterozoa, Myxozoa), im Leunisschen System dritter Kreis der Thiere, im Gegensatz zu den Wirbelthieren als erstem u. den Ringel- od. Gliederthieren als zweitem Kreis, enthält Thiere mit skelettlosem, meist ungegliedertem, gallertartigem, bald länglichem, bald kugeligem, bald scheibenförmigem Körper, der mit einer weichen, meist schleimigen, schlüpfrigen Haut von großer Dehnbarkeit bekleidet ist. Aus der Haut sondert sich eine kalkige Substanz ab, welche dann den Körper als Schale umhüllt, wie bei den Schnecken, Muscheln und Stachelhäuten, oder im Innern des Körpers abgesetzt wird, wie bei den Orgelkorallen. Der Körper selbst ist entweder ungegliedert, oder besteht aus zahlreichen Gliedern, die aber von den eigentlichen Gliedmaßen der Gliederthiere wesentlich verschieden sind. Als äußere Organe finden sich bei den B.n lange, ungegliederte Fangarme od. Flossen, oder einziehbare Fühlfäden, oder ein fleischiger, verschiedenartig gebildeter Fuß, oder regelmäßige Ausstrahlungen oder Wimpern vor. Von den inneren Organen ist das Verdauungssystem am meisten entwickelt. Der Darm bildet entweder einen gewundenen Kanal, woran Schlund, Magen, Dünn- und Dickdarm u. Leber zu unterscheiden sind, oder einen einfachen geschlängelten Kanal, oder einen Blindsack ohne Ausgang, oder besteht aus vielen rundlichen, am Darmkanal hängenden Mägen. Die Athmung geht theils durch Kiemen oder Lungensäcke, theils durch die äußere Haut vor sich, in welchem letzteren Falle das mit der Respiration in engem Zusammenhange stehende Gefäßsystem fehlt. Ein Nervensystem ist kaum bemerkbar und besteht, wo es deutlicher vorhanden ist, aus einem Schlundringe, von dem regelmäßige Strahlen auslaufen und dessen Verdickung über dem Schlunde das Gehirn repräsentirt. Die Fortpflanzung geschieht durch Eier, oder durch Theilung u. Sprossenbildung, od. durch beides zugleich. Nur bei den vollkommensten finden sich getrennte Geschlechter. Nur bei einigen B. findet sich ein vom übrigen Körper deutlich getrennten Kopf mit Augen und Fühlfäden (Kopffüßler, Cephalopoden), doch verrathen alle Sinneswahrnehmung. Die meisten leben im Wasser, besonders im Meere, und nähren sich von thierischen Stoffen; auch die wenigen auf dem Lande lebenden finden sich nur an feuchten, schattigen Stellen, wo sie sich von Vegetabilien nähren. Die B. zerfallen in die 4 Ordnungen der Mollusken oder Weichthiere, Radiaten oder Strahlthiere, Polypen u. Protozoen oder Urthierchen.

Bauchwassersucht (ascites), eine Ansammlung seröser Flüssigkeit im Unterleibe, wo diese frei in dem Sacke des Bauchfells enthalten ist und die von demselben umschlossenen Eingeweide umspült. Die Menge dieser Flüssigkeit kann eine ganz enorme werden; man hat dieselbe schon bis zu 30—40 Pfund und mehr anwachsen sehen. Die Farbe derselben ist verschieden, manchmal gelblich, oder auch grünlich, zuweilen bräunlich. Letztere Farbe rührt von verändertem Blutfarbstoff her. Dabei ist die Flüssigkeit zuweilen ganz klar, ein anderes Mal trübe, mit Flocken untermischt und enthält in größerem oder geringerem Maße eine an der Luft gelatinös werdende Substanz. Die chemische Untersuchung zeigte die gewöhnlichen Bestandtheile des Blutserums, Eiweiß und Salze, nur in verschiedener Verdünnung. Das Bauchfell ist dabei manchmal ganz normal, manchmal aber wesentlich verändert und mit einer Auflagerung überdeckt. Zugleich finden sich Verklebungen mit den Eingeweiden. Die B. ist nur Folge einer anderen Krankheit, entweder Theilerscheinung allgemeiner Wassersucht (s. d.), in Folge von schweren Leiden des Herzens, der Nieren, der Lungen, der Leber ꝛc., oder sie ist hervorgerufen durch einen in der Bauchhöhle selbst Statt findenden krankhaften Zustand, Bauchfellentzündung (s. d.), Krebs oder Tuberkelkrankheit, drückende Geschwülste des Unterleibs, wodurch die Blutcirkulation namentlich in den Blutadern gehemmt wird, endlich aber auch zuweilen durch eine Blutkrankung, wie bei Bleichsucht, nach sehr erschöpfenden Krankheiten (s. Anämie) ꝛc. Zu verwechseln ist die B. nicht mit der sogenannten Sackwassersucht, der Ansammlung von seröser Flüssigkeit in einer Cyste (s. Balggeschwulst). Die Erkennung der B. beruht hauptsächlich auf der Veränderung der äußeren Form des Unterleibs, welche freilich in der Regel erst dann in die Augen fällt, wenn die angesammelte Flüssigkeit bereits eine gewisse Quantität erreicht hat; denn kleinere Mengen sind oft schwierig zu erkennen. Ist die Quantität aber schon eine beträchtlichere, so ist der Unterleib stark ausgedehnt, im Stehen der Theil unter dem Nabel, im Liegen mehr die Darmgegenden (s. Bauch). Schlägt man mit dem Finger an diese Stellen an, so klingen sie leer (s. Perkussion); außerdem fühlt man ein Schwappen, welches sich in Form einer Welle kund gibt, wenn man auf der einen Seite die Hand auf die Bauchdecken fest auflegt und auf der anderen einen leichten Schlag mit dem Finger anbringt. Die Kranken haben ein Gefühl von Schwere und Vollsein im Unterleibe, bei starker Wasseransammlung ist durch die Empordrängung des Zwerchfells das Athmen gehemmt, wodurch Beängstigung entsteht, das Gesicht ist bläulich gefärbt, die Verrichtungen der Unterleibseinge-

weide sind gehindert, es entsteht Stuhlverstopfung, der Urin wird spärlich abgesondert, der Appetit leidet, und die Kranken kommen in der Ernährung außerordentlich herunter. Die Voraussage über den Ausgang der B. und ihren Einfluß auf das Leben ist eine sehr verschiedene je nach der Ursache derselben. Eine tiefgreifende unheilbare Krankheit wichtiger Organe wird auch die im Gefolge derselben auftretende B. als unheilbar erscheinen lassen, während die B., welche durch entzündliche Veränderungen des Bauchfells und der Baucheingeweide veranlaßt ist, zuweilen eine Heilung erwarten läßt, vorausgesetzt, daß eben jene Krankheitszustände heilbar sind. Die B. an und für sich tödtet nur in seltenen Fällen durch den Druck, welchen sie auf die Brust- u. die Baucheingeweide hervorbringt, u. durch Entleerung der Flüssigkeit, wenn sie rechtzeitig geschieht, kann den Kranken wesentlich Erleichterung verschafft werden. Da die B. aber meist bald wiederkehrt, so erliegen die Kranken in der Regel der immer mehr zunehmenden Erschöpfung. Am günstigsten ist die Vorhersage, wenn sie durch anämische Zustände hervorgerufen ist, da sich durch eine kräftigende Behandlung die mangelhafte Ernährung des Körpers möglicher Weise bessern und dadurch die Neigung zu abnormer Absonderung heben läßt. Die Behandlung der B. muß sich stets nach den sie veranlassenden Krankheitszuständen richten. Gelingt es z. B. dem Arzte, eine vorhandene Herzkrankheit zu heben, so verschwindet auch die B.; ebenso läßt sie sich häufig durch Besserung einer fehlerhaften Blutbeschaffenheit beseitigen. Wo entzündliche Zustände vorhanden sind, müssen diese das Objekt des Heilverfahrens bilden, welches dann auch streng antiphlogistisch sein muß, ohne jedoch den Kranken zu sehr herunter zu bringen. Die sogenannte direkte Behandlung der B. geschieht durch Mittel, welche die Absonderungen anregen; theils veranlassen diese Mittel Schweiß: dies die diaphoretische Methode, welche aber in den meisten Fällen verwerflich ist, da sie zu sehr schwächt; theils regen sie die Urinabsonderung an: diuretische Methode; wieder andere wirken auf den Darmkanal abführend: purgirende Methode, wobei man hofft, durch die vermehrte wässerige Ausscheidung in diesem die Wasseransammlung zu vermindern. Doch auch diese Methode hat ihre großen Nachtheile, da sie theils die Kräfte des Kranken sehr in Anspruch nimmt, theils auch, längere Zeit fortgesetzt, bedeutende Veränderungen auf der Darmschleimhaut hervorbringen und dadurch nachtheilige Störungen in der Verdauung veranlassen kann. Wenn die Flüssigkeitsansammlung einen so hohen Grad erreicht hat, daß dem Leben Gefahr droht in Folge des Drucks, den die Flüssigkeit ausübt, dann bleibt kein anderes Mittel übrig, als diese abzulassen, was vermittelst eines eigenen Instruments, des Trokars (s. d), geschieht; die Operation heißt Paracenthesis (s. Aufstechen). Unter Umständen muß diese Operation einmal od. mehre Male wiederholt werden. Zu erwähnen ist noch des schon vor Alters gehegten Vorurtheils, als müsse man Wassersüchtigen das Wasser entziehen. Gerade im Gegentheil wirkt oft reichliches Wassertrinken sehr vortheilhaft, indem es die Harnabsonderung wesentlich vermehrt und auch die Aufsaugung steigert.

Baude, im höhern Riesengebirge ein einzelnes Haus, das von Hirten, Holzhauern ꝛc. bewohnt wird und den Reisenden als Wirthshaus dient. Die B.n sind nur aus übereinander gelegten Balken aufgeführt und meist mit Strohdächern versehen.

Baudens, Jean Baptiste Louis, berühmter französischer Chirurg, geboren 1804 in Aire im Departement Pas-de-Calais, besuchte das Collége zu Amiens, studirte dann in Paris Medicin und erhielt 1823 eine Anstellung am Hospital zu Lille. Kaum 20 Jahre alt, trug er den anatomischen Preis zu Straßburg davon, und 1826, nach dem großartigen pariser Militärhospital geschickt, erhielt er dort den ersten chirurgischen Preis. Seit 1830 diente B. mit Auszeichnung als Militärarzt bei der französischen Armee in Algier, wo er ein Instruktionshospital errichtete, in dem er 9 Jahre hindurch als Professor der Anatomie und Chirurgie viele tüchtige Schüler bildete. Als Chef der Lazarethe nahm er zugleich an den meisten Feldzügen Theil und bewies ebenso viel Aufopferungsfähigkeit als Talent. Nach seiner Rückkehr nach Paris 1841 ward er erster Chirurg und Professor am Instruktionsmilitärhospital Val-de-Grace, das er trefflich leitete. Er † im November 1857. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Clinique des plaies d'armes à feu" (Paris 1841); „Leçons sur le strabisme et le bégaiement" (das. 1841); „Nouvelle méthode des amputations", welche Arbeit in einzelnen Denkschriften erschien; „Relation historique de la campagne de Tagdempt" (das. 1841) und „Nouveau traitement des fractures" in der „Gazette des hopitaux".

Baudin, Charles, französischer Admiral, geboren zu Sedan im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, wohnte 1808 als Marinezögling auf der Fregatte La Piemontaise im indischen Meere einem Kampfe gegen die Engländer bei und verlor dabei einen Arm, ward 1812 Schiffslieutenant und befehligte die Brigg Rénard. Als solcher erhielt er zu Genua im Juni 1812 den Befehl, einen Zug von 14 Fahrzeugen, die mit Munition beladen waren, nach Toulon zu begleiten, ward unterwegs von englischen Kreuzern verfolgt, rettete sein Geschwader glücklich in den Hafen von St. Tropez, griff aber hierauf mit seinem Kommandantenschiffe eine vereinzelte englische Brigg an, über die er nach einem harten Kampfe den Sieg davontrug. In Folge dieser That stieg er zum Kapitän, ward aber mit der Restauration in den Ruhestand versetzt, trat nun in die Handelsmarine und faßte den kühnen Plan, Napoleon I. von St. Helena zu befreien, den er jedoch bald aufgeben mußte. Nach der Julirevolution trat B. wieder in den Dienst, ward 1838 zum Contreadmiral ernannt, erhielt den Oberbefehl über das gegen Mexiko bestimmte Geschwader u. verhandelte an der Spitze von 23 Schiffen vergeblich einen Monat lang mit der mexikanischen Regierung. Erst am 27. November 1838 eröffnete er das Feuer gegen das Fort San Juan d'Ulloa, das den Hafen und die Stadt Veracruz schützt und für uneinnehmbar galt, sich aber schon am andern Tage ergab. Auch im weitern Verlauf der Feindseligkeiten, die am 5. December mit der Entwaffnung von Veracruz und der Niederlage der Mexikaner unter Santa-Anna endeten, bewies B. viel Geschicklichkeit und großen persönlichen Muth. Im J. 1839 erhielt er den

Rang eines Viceadmirals, und im folgenden Jahre übertrug ihm Ludwig Philipp eine militäriſche und diplomatiſche Sendung nach Buenos-Ayres und den Oberbefehl über die Flotte in den Meeren von Südamerika. Von 1841—47 bekleidete er die Stelle des Seepräfekten in Toulon, erhielt 1848 den Oberbefehl über die Flotte im Mittelmeer und †, zum General ernannt, den 7. Juni 1854 zu Paris.

Bandiſſin, 1) Wolf Heinrich von B. (Baudis, Bauditz, Bandiſſen), General des 30jährigen Krieges, aus einem alten Geſchlechte der Oberlauſitz, trat in däniſche Dienſte, ward 1625 Oberſt und befand ſich 1626 bei den däniſchen Truppen, welche unter Herzog Johann Ernſt von Weimar in Verbindung mit dem Grafen von Mansfeld in Schleſien u. Ungarn eindrangen. Als der Herzog am 4. December 1626 zu St. Martin in Ungarn geſtorben war, übernahm B. den Oberbefehl. Er behauptete ſich in der erſten Hälfte von 1627 in Schleſien gegen die Kaiſerlichen, eroberte Oberglogau, Roſenberg und mehre andere Städte und ſuchte Wallenſtein an der Ergänzung ſeiner durch den Feldzug in Ungarn größtentheils aufgeriebenen Armee zu hindern. Als jedoch Wallenſtein dennoch im Juli 1627 mit ſeinem neugeworbenen Heere von 40,000 Mann in Schleſien eindrang, wich B. vor der Uebermacht nach Polen. Auf dieſem Rückzuge erlitt er, als er ſich mit Gewalt einen Durchgang nach der Mark Brandenburg bahnen wollte, unweit Landsberg durch die Kaiſerlichen unter General Merode eine ſchwere Niederlage, aus welcher er nur wenig Trümmer ſeines Heeres nach Holſtein zurückführte. Im J. 1628 finden wir B. als General der ſchwediſchen Reiterei unter Guſtav Adolf in Polen wieder, wo er bei einem Angriffe auf die Nachhut der Schweden gefangen wurde. Im J. 1630 kam er mit Guſtav Adolfs Heer nach Deutſchland und nahm an mehren Gefechten, ſowie auch an der Schlacht bei Leipzig, ruhmvollen Antheil. Zwei Jahre darauf (1632) ging er in diplomatiſchen Angelegenheiten nach Kopenhagen, wurde bald darauf Feldmarſchall und erhielt an der Stelle des Feldmarſchalls Tott den Oberbefehl über die ſchwediſche Heeresabtheilung in Niederſachſen, mit welcher er in Weſtphalen eindrang, einige Orte, z. B. Marburg, eroberte und längere Zeit Paderborn belagerte, aber von dem mit überlegener Macht ihm gegenüberſtehenden Grafen Pappenheim ſich zurückziehen mußte. Nach deſſen Entfernung wendete er ſich mit ſeinem kleinen Heere im Oktober 1632 durch Weſtphalen in das bergiſche und kölniſche Gebiet und eroberte eine Anzahl feſter Schlöſſer und Städte. Jetzt ſammelte ſich gegen ihn ein bedeutendes Heer, darunter mehre tauſend Spanier aus den Niederlanden, ein Theil ſeiner Eroberungen ging wieder verloren, und er mußte ſich im Februar 1633 bis Oberlahnſtein zurückziehen. Hier ſtieß der Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld mit ſchwediſchen Truppen zu ihm, u. Beide vereint entſetzten das belagerte Andernach. Am 13. März 1633 übergab B. ſein zuſammengeſchmolzenes Heer dem Pfalzgrafen und trat, unzufrieden mit ſeinem Geſchick und ſich von dem ſchwediſchen Reichsrathe mit Undank belohnt glaubend, ins Privatleben zurück. Während ſeiner Unthätigkeit nährte er den Haß gegen Schweden und trat 1635 als Generalfeldmarſchall in die ſächſiſche Armee. Damit beginnt der letzte und unglücklichſte Theil ſeiner kriegeriſchen Laufbahn. Er ging mit 7000 Mann Infanterie bei Dömitz über die Elbe, ward aber am 22. Okt. 1635 von der ſchwediſchen Reiterei unter Rüdwen überfallen u. geſchlagen. Bei der Belagerung von Magdeburg erhielt er im Juni 1636 einen Schuß in die Hüfte, der ihn invalid machte. Später machte er für den König von Polen einige diplomatiſche Reiſen nach Dänemark und † 1648. Sein Sohn, Guſtav Adolf von B., kämpfte als däniſcher General gegen die Schweden, war ſpäter oldenburgiſcher Gouverneur und Statthalter zu Jever und † 1691.

2) Wolf Heinrich, Graf von B., Urenkel des Vorigen, kommandirte im ſpaniſchen Erbfolgekriege ein däniſches Regiment im holländiſchen Solde unter Eugen u. Marlborough, trat dann als Generallieutenant der Kavallerie in die Dienſte König Auguſts I. von Polen, wohnte dem Feldzuge gegen die Schweden in Pommern bei und kommandirte hierauf in Polen gegen die Konföderirten. Nach des Königs Tode wurde er, der zugleich Kabinetsminiſter war, als zweiter Geſandter zur Königswahl nach Polen geſchickt, beſchwor im Namen des neuen Königs Auguſt II. die Pacta conventa und erhielt im folgenden Kriege den Oberbefehl über die ſächſiſchen Truppen, den er eine Zeitlang dem Herzog von Weißenfels überließ, dann aber wieder übernahm. Unter dem Vikariat erhob ihn der König 1741 zum Reichsgrafen. B. † am 24. Juli 1747 auf ſeinem Gute Nixtorf.

3) Karoline Adelheid Cornelia, Gräfin von B., gebrene Gräfin von Schimmelmann, geboren zu Dresden am 21. Januar 1760, vermählte ſich 1776 mit dem Grafen Heinrich Friedrich von B., lernte 1791 Herder in Karlsbad kennen und wurde ſeine innige Freundin. An ſie iſt das Gedicht „An Cornelia" (Herders Gedichte, 2. Thl.) gerichtet. Sie † am 17. Januar 1826 zu Knoop im Holſteiniſchen. Als Schriftſtellerin machte ſie ſich bekannt durch „Die Dorfgeſellſchaft, ein unterrichtendes Leſebuch für das Volk" (Kiel 1792, 2 Bde., däniſch von Haſſe, 1793).

4) Wolf Heinrich Friedrich Karl, Graf von B., am 30. Januar 1789 zu Rantzau geboren, trat nach Ablauf ſeiner Univerſitätsſtudien als Legationsſekretär in däniſchen Staatsdienſt, der ihn von 1810—14 nach Stockholm, Wien und Paris und im Sommer 1813 wegen zu deutſcher Geſinnung ein halbes Jahr auf die Feſtung Friedrichsort führte. Später machte B. mehrjährige Reiſen nach Italien, Frankreich und Griechenland und hielt ſich ſeit 1827 hauptſächlich in Dresden auf, wo er ein inniges Verhältniß mit Tieck unterhielt. Eine Ueberſetzung von Shakſpeare's „Heinrich VIII." (Hamburg 1819) veranlaßte Tieck, ihn zur Mitwirkung an der von Schlegel begonnenen Ueberſetzung dieſes Dichters aufzufordern. Er überſetzte: „Viel Lärmen um Nichts"; „Die Widerſpenſtige"; „Die Irrungen"; „Maß für Maß"; „Ende gut, Alles gut"; „Antonius u. Cleopatra"; „Troilus u. Creſſida"; „Die luſtigen Weiber von Windſor"; „Verlorene Liebesmühe"; „Titus Andronicus"; „Othello" und „Lear", die von Tieck revidirt und mit Anmerkungen verſehen wurden. Auch übertrug B. die vier von Tieck herausgegebenen Jugendarbeiten Shakſpeare's: „Eduard III.", „Thomas Cromwell", „Oldcaſtle" und „Der londoner Verſchwender" (Stuttgart (1836). Ohne Tiecks Mitwirkung veröffentlichte

B. unter dem Titel „Ben Jonson und seine Schule, mit Anmerkungen und einem historischen Ueberblick über die Geschichte der englischen Bühne" (Leipzig 1836, 2 Bde.) eine Reihe Uebersetzungen älterer englischer Dramen. Später versuchte sich B. auch auf dem Felde der mittelhochdeutschen Literatur, indem er Uebertragungen des „Iwein mit dem Löwen" von Hartmann von der Aue (Berlin 1845) und des „Wigalois" Wirnt von Gravenbergs (Leipzig 1848) herausgab.

5) Otto Friedrich Magnus, Bruder des Vorigen, am 5. Juli 1792 zu Rantzau geboren, trat in Militärdienste und stieg bis zum Major auf. In der schleswig-holsteinischen Bewegung stand er auf der Seite seiner Landsleute und wirkte namentlich durch die von ihm durchgesetzte Fragstellung an die Soldaten: „ob Jeder es darauf ankommen lassen wolle, nach Dänemark geschickt zu werden, um gegen seine Landsleute zu fechten, oder ob er mit diesen sein Vaterland gegen die Dänen zu vertheidigen entschlossen sei", günstig für die Sache der Herzogthümer. Zum Obersten ernannt, hielt er sich in dem unglücklichen Gefecht bei Bau 2 Stunden lang gegen eine dreifache Ueberzahl und erleichterte dadurch den Rückzug der Hauptarmee. Im Sommer 1849 ward er in der Schlacht bei Kolding und 1850 bei Idstedt, wo seine Brigade tapfer Stand gehalten, gefährlich verwundet. Nach Willisens Rücktritt wurde ihm der Oberbefehl über die schleswig-holsteinsche Armee angetragen; er lehnte ihn jedoch ab, weil er unter den bestehenden Umständen einen Ausländer für geeigneter hielt. Im Februar 1851 erhielt er mit den übrigen Offizieren seinen Abschied.

Bauer (altdeutsch Gipuro, Gipur, Puari, mittelhochdeutsch Buwaere), allgemeine Bezeichnung für diejenige Klasse der Staatsbürger, welche ihren Aufenthalt außerhalb der Städte haben und sich mit Ackerbau, Viehzucht u. den damit verwandten Arbeiten beschäftigen (s. unten). Ursprünglich deutet unser hochdeutsches Wort B. nicht ausschließlich auf einen Landbewohner hin, was schon aus den Benennungen Gebuirschaften, Banerschaften, Burscap für die alten städtischen Zünfte und Burdinl, Burrichter für Bürgerrecht und städtische Beamte hervorgeht. Erst als sich die Städtebewohner unter dem Namen Bürger von den Landbewohnern schärfer geschieden hatten, blieb der Name B. den letzteren ausschließlich, doch in verschiedenem Sinne; denn er bezeichnete bald den freien Landbewohner, bald den hörigen Hintersassen, ebenso wie das lateinische Rusticus, welches in alten Urkunden eben sowohl von freien, als von unfreien Landleuten gebraucht wird. Noch heut zu Tage verbindet man mit dem Worte B. verschiedene Nebenbegriffe. So versteht man in Bayern und Oesterreich darunter einen unfreien Landbewohner, und im Rheingau hat der Name eine so verächtliche Nebenbedeutung, daß ihn kein Landmann führen mag; in Westphalen und im Schwarzwald dagegen ist der Name B. ein Ehrennahme, der nur Demjenigen zugestanden wird, der einen großen Hof und mindestens 6 Pferde besitzt.

Bei den Völkern des Alterthums wurden Ackerbau und Viehzucht von Anfang an in hohen Ehren gehalten. Später kam bei den Griechen der Ackerbau in die Hände der Sklaven, damit die freien Bürger sich desto ungestörter dem Staate und seinen Angelegenheiten widmen könnten; auch bei den Römern wurde in späterer Zeit die Betreibung der Landwirthschaft größtentheils den ärmern Bürgern oder den Sklaven überlassen. Einen eigenthümlichen Bauernstand im heutigen Sinne finden wir im Alterthum noch nicht. Erst unter den germanischen Völkern entwickelte sich ein solcher; seine Schicksale waren bedingt durch die Veränderungen und Entwickelungsphasen, welche die staatsbürgerliche Freiheit im germanischen Europa erfahren hat. Jahrhunderte hindurch war es der mächtig emporstrebende Adel und der stets um sich greifende Klerus, welche vereint das Gedeihen eines freien Bauernstandes hinderten und der gemeinen Freiheit schwere Fesseln schmiedeten. In der germanischen Urzeit bestand dies Unterdrückungssystem nicht. Als freier Mann wohnte der Germane in der ältesten Zeit auf seinem Loose (Allodium), das ihm neben seinen Waffen Unterhalt und Selbstständigkeit sicherte. Jeder freie Mann war also im Grunde nichts Anderes als B. Allerdings fanden sich schon in der alten Zeit unter den Germanen auch wirklich unfreie Personen, welche in der Gewalt eines Freien standen, wozu vorzüglich die Kriegsgefangenen und Solche, welche ihre Freiheit im Spiel verloren hatten, gehörten, und von denen Die, welche wir mit Möser unter dem allgemeinen Ausdruck hörige Personen zusammenfassen, wohl zu unterscheiden sind. Diese Hörigen sind nämlich die in den spätern Gesetzen Liti, Litones, auch Lassi (Lazzi) genannten Leute, welche entweder von ihren Herren aus dem Zustande der völligen Unfreiheit entlassen, oder auch, ursprünglich freie Landeigenthümer, von einem eroberten Stamme unterdrückt worden waren. Sie bebauten gegen gewisse Abgaben Grundstücke ihres Hofherrn, doch mit einem in gewissem Umfange erblichen Besitzrecht. Oft waren diese Liten wohl auch Solche, welche, ohne durch das Recht des Siegers dazu genöthigt zu sein, sich freiwillig an einen freien Germanen anschlossen und Ländereien zum Bau gegen einen bestimmten Zins übernommen hatten. Sie standen unter dem Schutz ihres Hofherrn und wurden in allen Sachen, die vor das Volksgericht gehörten, von ihm vertreten. Sie folgten ihm wohl auch in den Krieg, doch nicht als freie, selbstständige Glieder des Heerbannes, sondern nur als Dienstpflichtige ihres Herrn. Folgen dieses Verhältnisses der Hörigkeit waren, daß diese Liten bei Heirathen die Erlaubniß ihres Hofherrn nachsuchen, beim Tode des hörigen Familienhauptes eine Abgabe geben mußten, damit sich der neue Hörige dem Schutz empfehle, u. dergl. Die ursprünglichen Abhängigkeitsverhältnisse wurden in Folge der Eroberungen u. Wanderungen der germanischen Stämme noch bedeutend vermehrt und erweitert, in sofern durch diese eine völlige Umgestaltung des Grundbesitzes herbeigeführt und das Entstehen eines privilegirten Adels (s. d.) angebahnt wurden. Die erobernden Germanen schalteten nämlich in der Weise über die Gebiete der Ueberwundenen, daß diese entweder einen Theil ihrer Ländereien abtraten u. das Uebrige gegen gewisse Abgaben behielten, oder daß sie ihr ganzes Land räumen mußten, in welchem Fall sie die Abhängigkeit und Unfreiheit nur durch freiwillige Auswanderung von sich abwenden konnten. Die Zurückbleibenden geriethen dann entweder in völlige Leibeigenschaft und Knechtschaft, oder sie traten in

das Verhältniß höriger Leute, wie die Liten, ein Geschick, das indeß bloß die Fremden, Unterworfenen traf. Neben dem Adel erhob sich aber bald eine zweite, der angestammten germanischen Freiheit nicht minder gefährliche Macht, der Klerus und die Kirche. Sie wußte die trostvollen Verheißungen des Evangeliums für das jenseitige Leben um theuern Preis zu verkaufen, und mancher sterbende Vater gab in gläubiger Einfalt sein Gut, das rechtmäßige Erbe der Söhne oder Brüder, dahin zu Nutz und Frommen der Kirche oder vielmehr der nach irdischem Besitz gierigen Priesterkaste, und glücklich genug waren noch die Erben, wenn ihnen der Besitz des väterlichen Guts auf Lebenszeit verstattet blieb, u. nur ein jährlicher Zins an den der Familie bevorstehenden Verlust und ihre eigene beginnende Hörigkeit erinnerte. Die Gestaltung, welche sich unter diesen Verhältnissen in Absicht auf Grundbesitz und gemeine Freiheit unter den germanischen Stämmen seit der Völkerwanderung entwickelte, bezeichnet man am besten mit dem Namen des Hofsystems; sie war ihren Grundzügen nach folgende: Die geschlossenen Gutskomplexe (vittae curtes), in welche das flache Land zerfiel, enthielten Wohnungen, Ackerland und waren mit vollen Eigenthumsrechten in Bezug auf Jagd, Fischerei ꝛc. und mit den Gerechtsamen an der unvertheilten gemeinen Mark versehen. Entweder waren diese Höfe nach der Umänderung der altgermanischen Gau- und Gemeindeverfassung aus den alten Hauptrichthöfen (den Versammlungsorten der Gemeinde) hervorgegangen, oder es waren eroberte Distrikte; sie waren allmählig in den Besitz der Fürsten oder des Adels oder der Geistlichkeit gelangt u. begriffen zinsbare oder hörige Unterhöfe in sich. Ein solcher Hofsverband hieß Curtis, während Huba (Huf) ein eingehegtes Stück Ackerland, welches Jemandem zur Bestellung übergeben und von ihm eingehegt worden ist, und Mansus einen eigentlichen Bauernhof, mit Gebäuden, Acker- und Weideland, auf welchem eine Familie hinlänglichen Unterhalt fand, und demnach oft auch ein gewisses, wenn auch nicht überall gleichförmiges Maß von Ländereien bedeutet. Auf diesen kleineren Gutstheilen saßen entweder hörige, eigene Leute (mancipia), in welchem Falle sie Mansi serviles hießen, oder freie Besitzer, an die sie verliehen waren, daher Mansi ingenuiles genannt; mitunter waren auch nur einzelne Morgen ausgebrochen und an eine Person verliehen (bona notitaria, Söltengüter). Alle diese Leute bildeten die Familie und standen im Hofsverbande. Die Herren solcher Gutskomplexe pflegten sich das beste, vielleicht ihre Wohnungen umgebende Ackerland zu eigener Benutzung vorzubehalten als die Sal-, Frohn-, Freihube (mansus indominicatus) und standen unter einander in der Gemeinde- und Markenverbindung. Sie hatten allein ächtes, volles Eigenthum (terra salica, aviatica) und erwarben und besaßen es unter dem Schutze des Gemeinde- u. des Gaugerichts, während die hörigen Leute unmittelbar unter dem Hofrecht standen und vor der Gemeinde durch ihre Hofherren vertreten wurden. Der Meier (vtiltens), welcher die Aufsicht über die Güter führte, war der nächste Vorgesetzte der eigenen Leute. Bedeutende Modifikationen führte aber das inzwischen aufkommende Immunitätsverhältniß mit sich, d. h. die Befreiung eines Bezirks von der Gerichtsbarkeit des Gaugrafen oder sonstigen ordentlichen Unterrichters. In diesem Fall nahmen alle auf diesem eximirten Bezirke wohnenden Leute an dieser Befreiung Theil und wurden dadurch der durch Mißbrauch und willkürliche Aufbürdung von Lasten sehr bald drückenden Beamtengewalt entzogen. Viele Freie traten daher, um sich vor den Quälereien der Beamten, denen die Heerbannspflicht dabei einen großen Vorschub leistete, zu schützen, mit ihren Gütern in einen solchen Immunitätsbezirk; sie behielten dann ihr Gut, das sie ihrem neuen Schutzherrn förmlich übertrugen, nur als unächten Besitz mit dem erblichen Uebertragungsrecht für ihre ganze Descendenz, oder bloß für einige Generationen, oder sie verpflichteten sich mit Beibehaltung ihres Guts bloß zu einem ewigen Zins, den sie der Schutzherrschaft leisteten. Solche Schutzherrschaften aber waren entweder der König, oder der Adel, oder die Geistlichkeit. Durch dieses Immunitäts- und Schutzverhältniß wurde natürlich die Zahl der in einer gewissen Abhängigkeit stehenden Leute vermehrt. Deutlich unterschieden finden wir in den Urkunden aber nur folgende Klassen derselben: die eigentlichen Leibeigenen (servi manetpia), die Liten (ttti, titones, auch hovelingi), die hörigen Leute, die freien Schutzgenossen, welche erst neuerlich herzugetreten waren (coroates, Malmannen, Masmanen, auch Mundmannen) und deren ursprüngliche und angeborne Freiheit in der ersten Zeit bei jeder Gelegenheit anerkannt wurde, und als eine Mittelklasse die Coloni, später Bauleute, Zinsleute genannt, welche besonders bei Kirchengütern vorkommen und ein dem Eigenthum nahe kommendes Recht gehabt zu haben scheinen. Alle diese Leute wurden von dem Bande der Schutzherrschaft umschlossen und gehörten zu dem Haupthofe als Pertinenzien (Zubehör), unter welchem Namen sie bei Veräußerungen aufgeführt werden. Da sich der Zudrang freier Leute, die nicht auf gleiche Weise mit den eigenen Leuten behandelt werden konnten, zu den eximirten Gütern mehrte, so machte sich bald das Bedürfniß einer gesetzlichen Norm für die dinglichen Verhältnisse und Pflichten der verschiedenen Klassen der Hofleute fühlbar, zumal da es im Interesse des Schutzherrn lag, den freien Hintersassen durch mannichfache Begünstigungen fester an das Gut zu binden. So entstanden die sogenannten Hofrechte, die ursprünglich auf einem freien Uebereinkommen zwischen dem Hofherrn und den Hofgenossen beruhten und von der Idee einer Gemeindeverbindung unter den Hofhörigen ausgingen. Das Interesse der Einzelnen sollte dadurch an das des ganzen Hofsverbandes geknüpft werden. Daher war es nicht der Hofherr allein, welcher die Gerichtsbarkeit ausübte, über heimgefallene Güter disponirte, Veräußerungen einzelner Gutsbestandtheile beschloß, sondern es gingen derartige Anordnungen vom Hofherrn u. von den Hofleuten zugleich aus. In dieser milden, der gemeinen Freiheit und Selbstständigkeit günstigeren Weise stellt sich uns das Verhältniß aus den älteren Hofrechten dar, während die späteren vom Herrn allein ausgehen, dessen Rechte zu wahren und zu vergrößern suchen und im Ganzen nur als Instruktionen für die Hofrichter erscheinen.

Durch diese Gestaltung der Verhältnisse in Absicht auf Grundbesitz, wie wir sie nach der Völkerwanderung und zu Anfang des Mittelalters in den deutschen und von Deutschen besetzten Gebieten finden,

ist zwar schon offenbar die alte, angestammte Freiheit durch die allmählig sich zur Herrschaft erhebenden privilegirten Stände Adel und Klerus um ein Bedeutendes verkürzt worden, doch verfuhr die werdende Aristokratie im Ganzen noch mit Milde und Vorsicht. Aber schon die folgende Generation sah die gemeine Freiheit immer mehr aus den deutschen Gauen entweichen, und bald seufzte die Masse des Volks unter dem schweren Drucke einer vielköpfigen Feudaldespotie. Der Grund lag in den beständigen Kriegen und Eroberungszügen, durch welche während und nach der Völkerwanderung sich die großen germanischen Reiche bildeten. Die Heerbannspflicht, einst der Stolz des freien Deutschen, war jetzt sein Verderben. Der Freie mußte dem allgemeinen Aufgebot nicht allein Folge leisten bei Lebensstrafe und Haus und Hof oft auf lange Zeit verlassen, sondern auch die Kosten seiner Ausrüstung und seines Unterhalts im Felde bestreiten, zu welcher an sich schon schweren Last nun noch der Mißbrauch der Gewalt kam, dessen sich die Kronbeamten und Grafen schuldig machten, die nur zu oft das Aufgebot zum Heerbann, das sie zu besorgen hatten, zu einer Erwerbsquelle für ihre Habsucht benutzten. Diejenigen, welche ihnen Abgaben entrichteten, oder ihr freies Eigenthum in der oben angedeuteten Weise dahingaben, wurden beim Aufgebot übersehen; wogegen Diejenigen, welche sich dessen weigerten und ihren freien Grundbesitz zu behaupten suchten, sich von den Gewaltherrschern auf jede Art geplackt und gequält sahen, bis sie in der Verzweiflung ihr Gut u. ihre Freiheit dahin gaben und hörige Leute wurden, oder durch stets härtere Strafen u. ununterbrochene Feldzüge so gänzlich herabkamen, daß ihnen zur Fristung des Lebens nichts blieb, als die Wahl zwischen Straßenraub und Leibeigenschaft.

In den ersten Jahrhunderten des Mittelalters nahm der harte Druck, unter welchem die gemeine Freiheit erstarb, noch bedeutend zu. Neue, willkommene Vorwände zu immer größerer Belnechtung gaben die sich allmählig ausbildenden Verfassungs- u. Verwaltungsformen der mittelalterlichen Staaten. Ganze Ortschaften u. Gebiete, die einst fast lauter freie Männer zu Bewohnern gehabt hatten, kamen in Leibeigenschaft und Knechtschaft. Nur am Niederrhein, in den Marschländern Norddeutschlands und in den Alpenthälern der Schweiz und Tyrols behaupteten die Landleute in Masse ihre Freiheit fort, während in den der natürlichen Bollwerke entbehrenden Gegenden Freiheit und freies Wesen immer mehr verfielen und ein nicht geringer Theil der Landleute zur Leibeigenschaft herabsank, aber auch die, welche ihre persönliche Freiheit retteten, sich von Adel und Geistlichkeit so sehr umstrickt und mit Lasten und Leistungen belegt sahen, daß ihr Zustand nahe an den der Leibeigenschaft grenzte. Die Leibeigenschaft selbst war bald härter, bald milder, nach der Verschiedenheit der Gegenden und Herren; am härtesten war sie in Schlesien, Mähren, Böhmen, Pommern, Mecklenburg u. Holstein, milder im südlichen und südwestlichen Deutschland, in Schwaben, Bayern, am Oberrhein und in Oesterreich. Mußte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, als das Kaiserthum in Ohnmacht sank und die Macht des Vasallenthums immer höher stieg, das Loos der Landbewohner ein immer schlimmeres und schmachvolleres werden, so traten doch auch in dieser traurigen Zeit mehre Umstände ein, welche die Lage des gemeinen Mannes erleichterten und den völligen Untergang der Freiheit theilweise verhüteten. So brachten schon die Kreuzzüge manche heilsame Aenderungen in den Verhältnissen des Volks mit sich. Der Sturm ritterlicher und frommer Begeisterung und die Politik der Hierarchie, welche den Adel schaarenweise in das ferne Morgenland trieben, ließen in der Heimat eine Verwirrung der Beziehungen zurück, in welcher der Landmann leicht Gelegenheit fand, seine verlorne Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Tausende von Gutsherren kehrten nie zurück; viele bewog vor ihrer Kreuzfahrt die Furcht, die Leibeigenen möchten ihnen entlaufen, sowie die Sorge für ihre Ländereien, die sie gut angebaut wissen wollten, ihren B.n manche erleichternde Zugeständnisse zu machen; ja, mancher Kreuzfahrer ließ, um durch ein gutes Werk für das Heil seiner Seele zu sorgen, seine Leibeigenen und Hörigen wohl ganz frei. Dazu kam, daß die ewigen Fehden und die langen Kämpfe zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht, sowie die darauf beginnenden Kreuzzüge einen großen Theil der Arme, welche die Güter bisher bestellt, verschlungen hatten, während gerade jetzt durch außerordentlich gesteigerte Schenkungen das Grundeigenthum, besonders der Klöster und Stifter, zu solchen Massen angewachsen war, daß es an Leuten fehlte, diese Güter zu bestellen. Da sich unter der Bedingung der Hörigkeit Niemand fand, welcher den Anbau derselben besorgen wollte, so sah sich der Klerus genöthigt, es mit den Pachtverhältnissen zu versuchen, und zu Gleichem war an vielen Orten auch der Adel genöthigt, theils weil auch er Besteller für seine weiten Ländereien brauchte, theils weil die ewigen Fehden und besonders die Kreuzfahrten Geld erforderten und sich für die größeren Herrenhöfe, wenn man sie auch veräußern wollte, nicht leicht Käufer fanden. Es wurden demnach von Klerus und Adel mit den B.n Pachtverträge abgeschlossen, welche die letztern dem Hörigkeitsverhältniß entrissen. Ferner machten da, wo der deutsche Boden noch Wald war, die Landleute ihn nur gegen das Versprechen ihrer Freilassung urbar, wie denn in Niederdeutschland, in Holstein und Lauenburg, im Mecklenburgischen, in der Mark Brandenburg u. in Sachsen sich seit 1106 eine große Anzahl holländischer Landleute unter der Bedingung ansiedelten, daß sie als freie Männer ihre Güter mit erblichem Rechte nur gegen mäßige jährliche Abgaben an Geldzinsen und Zehnten, sowie eigene Gerichtsbarkeit eingeräumt erhielten. Besonders aber waren es die aufblühenden Städte, welche als Gegengewicht gegen eine übermüthige Adelsaristokratie der bäuerlichen Freiheit bedeutenden Vorschub leisteten. Zwar konnte nach den Reichsgesetzen ein Leibeigener oder höriger Mann in Städten kein eigentliches Bürgerrecht gewinnen; dessen ungeachtet wußten sich mehre Städte kaiserliche Privilegien zu verschaffen, nach welchen jeder Hörige oder Leibeigene, welcher in die Stadt geflohen und über Jahr und Tag dort geblieben war, nicht von dem Herrn zurückgefordert werden durfte. Durch das Aufkommen der Vorstädte und des Beisassenverhältnisses (Pfahlbürger) wurde den Städten Gelegenheit gegeben, auch solchen Personen ihren kräftigen Schutz angedeihen zu lassen, welche volles Bürgerrecht nicht erhalten konnten. Auf diese Weise eröffnete sich auf

der einen Seite dem geknechteten Landvolke die Möglichkeit, einer tyrannischen Behandlung sich durch die Flucht in die Städte zu entziehen; auf der andern Seite aber erging zugleich an die Herren eine eindringliche Mahnung, ihre Hintersassen mit Milde zu behandeln und sie durch ein freundlicheres Verhältniß fester an ihre Höfe zu ketten. Ueberhaupt machten sich allmählig festere Grundsätze hinsichtlich der Stellung der Landbewohner geltend. Schon in den alten Rechtsbüchern, dem Sachsen- und Schwabenspiegel, wird mit einem merkwürdigen Nachdrucke geradezu es ausgesprochen, daß in der alten Zeit die Deutschen keine unfreien Stammgenossen unter sich gehabt hätten, daß die Unfreiheit also dem historischen Rechte widerspräche, noch mehr aber den Lehren des Christenthums von der Gleichheit aller Menschen vor Gott und der durch Christus bewirkten Erlösung Aller, daß sie also „nur von unrechter Gewalt ihren Ursprung habe". Man lernte die heilsamen Wirkungen einer durch freiere Institutionen begünstigten landwirthschaftlichen Betriebsamkeit kennen und erließ zum Schutze derselben das Gebot des Gottesfriedens (treuga Dei). Endlich war von besonderer Bedeutung für die gemeine Freiheit die Belebung und Ausbildung der gemeinschaftlichen Vereine und Gerichte, die sich auf uralte deutsche Rechtsgewohnheit gründeten und jetzt durch die überall sich bildenden festen Genossenschaften der verschiedenen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, namentlich der städtischen, neuen Aufschwung erhielten. Es ging nämlich Gesetz und Gericht, namentlich auch die Festsetzung und stets zu erneuernde Anerkennung der den B. obliegenden Leistungen und Pflichten von ihren genossenschaftlichen Versammlungen, von ihren freien Cent-, Gau- und Landgerichten oder ihren Meierdingen und Hof- oder Bauernsprachen aus. Zahlreiche Urkunden aus allen Gegenden Deutschlands weisen es deutlich nach, daß die Gutsherren mit ihren Gutsuntergebenen genaue, rechtsgültige Verträge abschlossen, welche auf jenen genossenschaftlichen Land- und Gerichtstagen zur Anerkennung, Auslegung und Anwendung zu kommen pflegten. Zwar mag sich in der That oft genug faustrechtliche Willkür, List und Chikane über diese rechtlich sanktionirten Schranken hinweggesetzt haben; indeß bildeten die feierliche, öffentliche Anerkennung jener vertragsmäßigen Bestimmungen, die mannichfachen Nachtheile und Gefahren, welche den tyrannischen, die Rechte seiner Untergebenen nicht achtenden Gutsherrn bedrohten, in den Zeiten der Vereinzelung und Selbsthülfe immer eine heilsame Stütze gegen despotische Gewalt, und wie unvollkommen auch diese und überhaupt alle Rechtsverhältnisse der B.n im Mittelalter gewesen sein mögen, welche Mängel das feudalistische Wesen und die Zergliederung der Gesellschaft in zahlreiche Genossenschaften auch mit sich geführt haben mag, so ist dennoch nicht zu leugnen, daß die freie öffentliche Berathung über die Gemeindeangelegenheiten für die B.n, und zwar sowohl für die freien, als für die hörigen und leibeigenen, ein großes Selbstgefühl, einen wohlthätigen Korporationsgeist, einen Grad von politischer Selbstständigkeit und die Bürgschaft einer gerechten Verwaltung ihrer Angelegenheiten mit sich führen mußte, wie es in unsern Tagen selbst manche repräsentative Verfassungen nicht bewirken mögen.

Nach allem bisher über die bäuerlichen Verhältnisse im Mittelalter Gesagten mußten sich natürlicher Weise dieselben sehr verschiedenartig gestalten. Ein allgemeiner Begriff von B. läßt sich für das Mittelalter, für die Zeit der chaotischen Gährung u. Bildung socialer Zustände, nicht wohl aufstellen. Dasselbe lateinische und deutsche Wort bezeichnet in verschiedenen Gegenden und Zeiten ganz verschiedene Verhältnisse der Landbewohner. Der Hauptsache nach lassen sich folgende Klassen derselben nachweisen. Es gab völlig freie B.n, welche auf ihren mit keinem Zinse belasteten Gütern saßen, sich die Vorrechte des ächten Eigenthums zu wahren gewußt hatten und nur den gewöhnlichen Gaugerichten unterworfen waren. Besonders am Niederrhein fanden sich solche freie B.n, aber auch für andere Gegenden beweisen die Urkunden ihr Vorhandensein, besonders da, wo gutgesinnte, kraftvolle Fürsten die emporstrebende Macht der Adelsaristokratie niederhielten. Ihnen am nächsten standen diejenigen B.n, welche auch persönlich völlig frei waren, aber nicht ächt eigenthümliche Grundstücke, sondern bloße Pachtgüter bewirthschafteten. Sie hingen von keiner Gutsherrlichkeit ab, doch wurde es allmählig Gebrauch, daß der Herr, besonders wo die Güter auf Erbpacht genommen waren, von dem neuen Pächter eine mäßige Abgabe als eine Anerkennung seines Eigenthumsrechtes verlangte. Andere B.n besaßen zwar ihre Güter als volles, freies Eigenthum, aber sie mußten einen Grundzins (census) bezahlen, entweder zur Anerkennung ehemaliger Schutzherrschaft, in welche sie sich freiwillig begeben hatten, oder der Gerichtsbarkeit, oder der alten vogteilichen Gewalt, oder der Altarhörigkeit. Zuweilen mußten solche B.n selbst Frohnen und Dienste leisten, jedoch gingen dergleichen Lasten nicht etwa aus Unfreiheit, sondern aus gewissen Pflichten der ganzen Gemeinde gegen eine Schutzherrschaft hervor, denen freie wie unfreie Leute Genüge leisten mußten. Ferner gab es B.n, welche wohl ein erbliches Nutzungsrecht besaßen, um welches der Erbe beim Herrn bloß nachzusuchen brauchte, aber des vollen Eigenthumsrechtes entbehrten und mithin als bloße Baulente (coloni) von der Gutsherrschaft abhängig waren. Ein großer Theil der B.n befand sich aber im Hofverbande als Hofhörige, jedoch war ihre Hörigkeit nur eine Gutshörigkeit; sie bildeten mit dem Haupthofe eine Gemeinde und waren in allen den ganzen Verband betreffenden Angelegenheiten die Schöppen und Richter, mit deren Zustimmung die Hofrechte abgefaßt wurden u. die mit dem Hofherrn gemeinschaftlich den neuen Hofhörigen investirten. Noch gab es unter den B.n Abkömmlinge der alten Liten, deren Verhältnisse zwar sehr verschiedenartig waren, meist aber denen der Hofhörigen glichen, von denen sie im südlichen Deutschland nicht einmal dem Namen nach geschieden werden. Endlich war ein nicht geringer Theil der B.n wirklich leibeigen (s. Leibeigenschaft).

Das 16. Jahrhundert und die mit ihm beginnenden neuen Gestaltungen im germanischen Europa brachten auch für den Bauernstand bedeutungsvolle Veränderungen und Umwälzungen, und zwar zuerst solche, durch welche sich seine Lage verschlimmerte. Durch die Einführung des römischen Rechts erhielt die Rechtspflege eine einseitige, vom Nationalen, Volksthümlichen abführende Richtung. Die neuen,

romonistischen Rechtskundigen, welche die allen Schöffen von ihren Molstötten vertrieben, wußten von den altherkömmlichen Institutionen nichts; die oben erwähnten Vereine und freien Genossenschaften geriethen in Verfall, und nur die Standesprivilegien der höhern Stände u. mit ihnen die drückenden Lasten der sendalen Gewalt blieben zurück und mußten um so unheilvoller für den Bauernstand werden, je mehr er nun der alten Stützen, die er in dem genossenschaftlichen Wesen gehabt hatte, entbehren mußte. Die römischen Juristen, unkundig der vaterländischen Rechtsgewohnheiten, gingen von der grundfalschen Ansicht aus, die deutschen B.n, wenn sie geistlichen oder weltlichen Schutzherrschaften irgendwie pflichtig gewesen waren, als Leibeigene und Hörige von Alters her zu betrachten; sie stellten die oben erwähnten verschiedenen Beziehungen unter starre juristische Formen, warfen sie in eine Klasse zusammen und brachten die römischen Rechtsbestimmungen über das den Deutschen ganz fremde Sklaven- und Pachtwesen auf eine unsinnige und gewissenlose Weise freien B.n gegenüber in Anwendung. Von den Gerichtshöfen hatten die armen Leute wenig Hülfe zu erwarten, denn es riß immer mehr der unselige Gebrauch ein, die althergebrachte Unfreiheit der B.n zu präsumiren und in zweifelhaften Fällen stets gegen sie und zu Gunsten ihrer Quäler zu entscheiden. Die alten Hofrechte verloren immer mehr ihre ursprüngliche, auf dem wechselseitigen Rechtsverhältniß u. auf dem Gemeindeverbande zwischen Hofhörigen und Hofherrn beruhende Bedeutung; man sah noch u. nach den Herrn als den allein berechtigten Theil an, und jede neue Revision jener Rechte entzog den B.n immer mehr von ihren alten Gerechtsamen. Unter solchen Umständen mußte die steigende Macht und Anmaßung des Adels das Elend des rath- und hülflos gewordenen Bauernstandes noch bedeutend vergrößern. Die Gutsherren waren es fast allein, welche auf den Landtagen ihre gewichtige Stimme verlauten ließen und bei der Abfassung der Gesetzbücher, sowie bei der Regelung der bäuerlichen Verhältnisse wirksam betheiligt waren. Daher dürfen wir uns nicht darüber wundern, wie 1522 die Gutsherren der Grafschaft Mark die Leibeigenschaft gesetzlich einzuführen versuchen konnten, und wie noch später (1577) im Münster'schen freie B.n dem ihnen von Seiten einer übermüthigen Aristokratie drohenden Geschicke der Hörigkeit nur mit Mühe zu entgehen vermochten. Faktisch sanken wirklich hie und da vollberechtigte Landleute zu abhängigen Pächtern herab. Wenigstens wußte die Ungerechtigkeit immer neue und drückendere Lasten und Leistungen auf das arme Volk zu häufen. Diese Beschränkungen und Zurücksetzungen des Bauernstandes, welche bis in die neuesten Zeiten fortdauerten, waren sehr mannichfacher Art. Vor Allem gehört dahin die doppelte Frohnpflicht, welche sowohl dem unfreien, hörigen B.n, wie auch dem freien B.n oblag. Der unfreie B. mußte sich von seinem Herrn zur Besetzung jeder beliebigen bäuerlichen Stelle gebrauchen lassen und bis dahin als ländliches Gesinde dienen, theils umsonst, theils gegen Lohn (Zwangsdienst), wobei er zugleich einem Züchtigungsrechte des Herrn unterworfen war (Dienstzwang). Ferner hatte jeder mündige Unfreie eine jährliche Abgabe, den Leibzins, an seinen Herrn zu entrichten. Starb der Gutsinhaber, so nahm der Gutsherr einen Theil des Mobiliarnachlasses, Sterbfall, Todfall, Besthaupt (mortuarium), an sich, womit zugleich Beschränkungen des Unfreien hinsichtlich letztwilliger Verfügungen und Schenkungen verbunden waren. Weiter gehört dahin der zur Eingehung einer Ehe des B.n erforderliche gutsherrliche Ehekonsens. Starb der B., so mußte der, an welchen nun das Gut durch Erbschaft fiel, oder dem es verliehen wurde, dem Gutsherrn für die Belehnung od. Einsetzung in das Gut eine Abgabe geben, das Handlehn, welches ursprünglich in Naturalien, später aber, und zwar mehr und mehr erhöht, in Geld bestand. Dazu kamen nun nach der Uebernahme des Guts eine Unzahl jährlicher Zinsen, welche den B.n stets daran erinnerten, daß er kein freies Eigenthum habe. Besonders spielten darunter die unter allerlei Namen zu verschiedenen Zeiten abzuliefernden Hühner eine große Rolle: da gab es Fastnachts-, Hals-, Haupt- und Leibhühner, und, wurde Geld dafür entrichtet, so erinnerten die Namen Leibgeld, Leibbede, Leibschilling, Leibpfennig, Leibzins den Landmann stets an seine vormaligen hörigen oder leibeigenen Zustände. Zur Anerkennung der Schutzherrlichkeit mußten Gau-, Herd-, Rauch-, Vogthühner, für die Erlaubniß, Leseholz, Laub und Streu im Walde zu sammeln und darin zu grasen und zu weiden, Holz-, Laub-, Weidhühner, und für jeden mündig gewordenen Sohn bis zu seiner Verheirathung Bubenhühner oder gleiche Abgaben an Geld gegeben werden. Dann kam der große und der kleine Zehnte und der Blutzehnte. Manche Güter gaben den vierten und sechsten, manche den zehnten Theil an die Kirche und außerdem den neunten Theil an den Landesherrn ab. Zu diesen vielfachen Abgaben kamen nun noch die Frohnen hinzu unter allerlei Gestalt und Namen, welche theils unentgeltlich, theils gegen eine verhältnißmäßig höchst geringe Vergütung geleistet werden mußten, ferner Zwangs- und Bannrechte, hie und da auch Rechte der sittenlosesten Art (Schönfrauenlehen, jus primae noctis ꝛc.) und endlich die drückendsten von allen Lasten, nämlich die Beden od. Geldsteuern (precaria). Die letzteren waren ursprünglich nichts Anderes, als die Entschädigungen, welche die Heerbannspflichtigen dem Adel dafür zahlten, daß er den Heerbannsdienst allein auf sich nahm. Bald aber wurde diese ursprüngliche Bestimmung der Beden vergessen, und der Landesherr forderte sie allmählig als eine gemeine Beihülfe zu allen Ausgaben, die er zu machen hatte; bei jeder unnützen Fehde, bei Besuchen des kaiserlichen Hofes, bei Ausstattung eines gnädigen Fräuleins (Fräuleinsteuer), bei der Auslösung des Herrn aus der Gefangenschaft, beim Wehrhaftmachen der Junker ꝛc. war es immer das arme Landvolk, welches zahlen mußte. All diesen Lasten gesellten sich nun später noch die Reichssteuern, der sogenannte gemeine Pfennig, zu, welche um so drückender wurden, als die Herren daraus eine Erwerbsquelle für sich zu machen verstanden, indem sie mehr, als ihnen vom Kaiser angesetzt war, u. selbst die Kosten der Reichstagsbesuche auf das Volk umlegten und ermächtigt wurden, nicht nur die ongesetzten Summen von ihren Hintersassen einzuziehen, sondern auch ihre eigne Besoldung von ihnen zu erheben. Der B., der überdies bei den häufigen Fehden jeglichem Ueberfall u.

jeglicher Gewaltthat preis gegeben war und heute von dieser, morgen von jener Partei ausgeplündert wurde, war jeglicher Willkür seines Herrn bloßgestellt, der um so höhere Forderungen machte, je weniger seine bisherigen Einkünfte für die neuen Bedürfnisse und Ausgaben, welche die Zeit oder der Luxus mit sich brachte, ausreichten. Niedergedrückt von einer doppelten Despotie, der Despotie der Willkür und der des Gesetzes — denn die Ungerechtigkeit war in Rechtsform gebracht —, abgerichtet nur zum Dienst und zum Nutzen, lebte der gemeine Mann auf dem heimatlichen Boden wie ein Fremdling im eigenen Hause, arbeitete in saurem Schweiße seines Angesichts, ohne dessen Früchte zu genießen, u. duldete Schmach und Mißhandlung und bitteren Hunger, während Die, welche sich zu Herren aufgeworfen, in ihren Schlössern, Bischofspalästen und Abteien schwelgten.

Aber auch in dieser traurigen Nacht fehlte es nicht an Erscheinungen und Ereignissen, welche den Anbruch einer besseren Zeit verhießen und vorbereiteten. Schon die durch die Reformation beförderte höhere Geistesfreiheit, das dadurch bedingte kräftigere Geltendmachen eigner Prüfung u. Ueberzeugung wirkte in vielfacher Beziehung auch hinsichtlich der bäuerlichen Zustände höchst heilsam. Viele Gutsherren, von dem neuen Geiste hingerissen, hoben die entehrende Leibeigenschaft und Hörigkeit freiwillig auf; viele Klöster und Stifter wurden säkularisirt, und damit hörte mancher Druck von selbst auf. Hie und da veranlaßte die Ausbreitung der neuen Lehre Auswanderungen, und gewerbfleißige Kolonisten, welche die Intoleranz aus ihrem Vaterlande verjagt hatte, fanden anderwärts unter vortheilhaften Bedingungen Aufnahme und vermehrten die Zahl der freien Landleute. Im Zusammenhang hiermit steht die beginnende Mischung der Stände, wodurch auch den Abkömmlingen des Bauernstandes nach und nach der Weg zu höherer socialer Stellung eröffnet wurde, ferner die staatswirthschaftliche Richtung der Gesetzgebung, welche sich hier und da bemerkbar machte, dem Ackerbau aufhalf und manche lähmenden Fesseln löste. Endlich war auch die wachsende Landeshoheit der Fürsten, welche mit den Anmaßungen des Adels unverträglich war, in mancher Beziehung dem Emporkommen des Bauernstandes förderlich. Das Interesse der Regierungen, welche natürlich die Macht der vielgegliederten Aristokratie zu schwächen suchen mußten, wandte sich nach Einführung allgemeiner Landessteuern und mit dem Entstehen der stehenden Heere mehr den B.n zu, um hier den privilegirten Ständen gegenüber eine sichere Stütze zu gewinnen. Zur vollen Entwickelung jedoch gelangten diese Keime einer menschenwürdigeren Gestaltung der bäuerlichen Verhältnisse erst in der neuern Zeit, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als in der Wissenschaft und im Leben bessere politische und staatsbürgerliche Grundsätze hervortraten und zur Anerkennung gelangten. Vorzüglich war es die französische Revolution, welche mächtig in das Ideengetriebe der Zeit eingriff und eine großartige Reform der socialen Zustände anbahnte. Das Privilegien- und Feudalwesen erlitt durch sie einen Stoß, von welchem es sich nie wieder erholen wird; die Leibeigenschaft mit ihren vielfachen dinglichen und persönlichen Lasten hörte auf, wenigstens in allen den Ländern, welche sich gegen die regen Fortschritte der Zeit nicht verschlossen; die Schranken zwischen den verschiedenen Ständen, schon längst wankend, fielen vollends, und auch dem niedrig Gebornen eröffnete sich die Aussicht, durch Talent und Kraftanstrengung zu Würde und Einfluß zu gelangen; die neue Landwehrverfassung gab dem Landbewohner die alte Wehrhaftigkeit, Selbstständigkeit und Manneswürde zurück, und die in den neuern Verfassungsurkunden ausgesprochene Landtagsfähigkeit des Bauernstandes vollendete seine bürgerliche Gleichstellung mit den übrigen Ständen. Die gutsherrliche Abhängigkeit mit ihren Lasten und Frohnen, Beden und Zehnten wurde entweder unbedingt aufgehoben ohne alle Entschädigung der Gutsherren, z. B. in den mit Frankreich vereinigten Rheinlanden, wobei jedoch manche Leistungen und Abgaben (z. B. Handlohn, Erbzins, Erblehen, Laudemium u. dergl.) als nicht feudale angesehen wurden und daher fortbestanden; oder es wurde doch die Ablösung des Obereigenthums und einzelner Lasten gegen jährlich zu zahlende Grundzinsen oder gegen eine ein- für allemal abzugewährende Summe gestattet, oder durch Auseinandersetzung zwischen den B.n und Gutsherren eine Theilung der Güter unter ihnen nach Maßgabe des bisherigen Eigenthums- oder Nutzungsrechts und dem ersteren volles Eigenthumsrecht eingeräumt. Zwar stehen in manchen Gegenden die Ueberbleibsel der feudalen Abhängigkeit des Bauernstandes noch immer zweckmäßigen Neuerungen hemmend im Wege, und Kaiser Josephs II. menschenfreundliche Bestimmung, daß dem Landmanne wenigstens 70 Procent des Rohertrags frei bleiben sollten, war bis vor Kurzem noch so wenig verwirklicht, daß vielmehr unverhältnißmäßige Lasten zumal da, wo die alten und neuen Steuern, die Guts- u. Staatslasten zusammen auf die Landleute drückten, Tausende derselben zu dem verzweifelten Entschluß trieben, lieber nach einem fernen Welttheil auszuwandern, als in der Heimat ihren Wohlstand immer tiefer sinken zu sehen; dennoch aber ist die Zeit feudaler Beknechtung des Bauernstandes unwiederbringlich entschwunden, und die neueste Zeit, namentlich seit 1848, hat nicht wenig dazu mitgewirkt, daß das schmähliche Unrecht, welches Jahrhunderte hindurch den Stand der B.n zu Boden gedrückt hat, ausgetilgt u. durch bessere Institutionen in Vergessenheit gebracht wird. Die meisten neuen Gesetzgebungen haben einmal die bäuerlichen Besitzrechte zu vollem Eigenthum erhoben u. sodann die vielfachen bäuerlichen Lasten für ablösbar erklärt (s. Ablösung), sowie auch den Bauernstand zur Theilnahme an der ständischen Vertretung herangezogen.

Der Sprachgebrauch in Bezug auf das Wort B. ist in Deutschland sehr verschieden. Im Allgemeinen wird jetzt B. entweder jeder Dorfbewohner genannt, wenn er nicht hinsichtlich seines Gewerbes oder besonderer Eigenschaften einem andern Stande angehört, oder ein Jeder, welcher ein Bauerngut besitzt und daher in einem reellen Abhängigkeitsverhältnisse von einem Gutsherrn steht, oder Derjenige, welcher so viel Gut besitzt, daß er einen Pflug ins Feld führen kann, oder endlich jeder Landmann, welcher wenigstens einen Viertel- oder halben Bauernhof besitzt. Nach der Größe ihres Grundbesitzes führen die B.n die und da verschiedene Namen, als: Vollbauern (Vollspänner, Vollmeier, Vollhöfner, Besitzer ganzer Höfe), Dreiviertel-

bauern (Dreiviertelspänner, Hüfnermeier), Halbbauern (Huber, Halbspänner, Halbmeier), Viertelhofsbesitzer oder Lehner, Köther (Katen, Köhner, Kotsassen, Kossaten von Koth oder Kat, ein kleiner Hof), worunter man alle die versteht, welche nur ein Haus besitzen oder Ackerland, Hintersebler (Hintersassen), welche außer dem Hause noch ein kleines Stück Feld oder Gartenland am Hause besitzen, endlich Häusler, deren Haus auf Gemeindegrunde steht. Nach der Verschiedenheit ihrer persönlichen Verhältnisse zum Gutsherrn gibt es Amtsbauern, welche keinen besondern Gutsherrn haben und dem Landesherrn auch als Grundholden verpflichtet sind. Patrimonialbauern, welche einen Privatmann zum Gutsherrn haben, Kirchen-, Kloster-, Stifts-, Pfarrbauern (Dotalen, Widumsleute, Neustifter), deren Gutsherren Pfarrer oder Beneficiaten sind. Nach dem Gerichtsverbande (Dingverbande) gibt es Meierdings-, Vogtdings-, Propstdings-, Freiendingsbauern. Die sogenannten Peterlinge, Märtensleute ꝛc. führen ihren Namen nur von dem Schutzpatron der Kirche oder des Klosters, in dessen Schutz sie sich begaben, od. von welchem sie Ländereien als Erblehn übernahmen.

Als Staatsbürger und Staatsunterthanen stehen die B.n in unserer Zeit in Bezug auf Rechte und Pflichten eigentlich mit allen übrigen auf völlig gleicher Linie. Sie sind also z. B. militär- und steuerpflichtig und wählen, wo landständische Verfassungen gelten, aus ihrer Mitte ihre Vertreter. Dies gilt von allen Staaten, welche germanische Elemente in sich aufgenommen haben, oder von germanischen Stämmen gestiftet worden sind. Indessen muß man sich hüten, ein gemeines Bauernrecht anzunehmen, was besonders in Deutschland nicht thunlich ist, da hier sich der Zustand der Landbewohner nach dem Obigen sehr verschiedenartig ausgebildet und noch mehr in der neuern Zeit durch die eingetretenen Erschütterungen verändert hat. Manche Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten erklären sich schon daraus, daß die B.n in manchen Gegenden ihre Güter noch nicht im vollen Besitze haben und daher nicht nach Willkür darüber disponiren können, oder daß die Rücksicht auf die Erhaltung dieser Güter hie und da ihre Untheilbarkeit und besondere Erbbestimmungen nöthig macht, oder daß in einzelnen Gegenden noch Ruinen des mittelalterlichen Feudalwesens vorhanden sind. Manches mag auch auf besondern Rechtsbestimmungen beruhen, z. B. die Ausschließung der B.n von der Wechselfähigkeit, welche besonders auf das Princip des Wechselrechts und auf seinen Zusammenhang mit der Städteverfassung gegründet ist. Da, wo der B. nicht berechtigt ist, Rittergüter zu erwerben, hängt der Besitz solcher Güter entweder mit der Adelswürde, oder mit gewissen Verpflichtungen zusammen, welche der B. nicht erfüllen kann. Wo der B. zur Ernte- und Saatzeit nicht zu allgemeinen Gerichtstagen gefordert werden darf, geschieht dies entweder der Begünstigung des Landbaues wegen, oder es liegt die Ursache davon in dem Egoismus der Gutsherren, welche theils Gerichtsherren waren, theils Frohnen zu fordern hatten. Hiernach muß die Freiheit und Selbstständigkeit der B.n natürlicher Weise eine relative sein und eine verschiedene Bedeutung haben. An einigen Orten wird nur die staatsrechtliche Freiheit, als vollkommene Rechtsfähigkeit und Rechtsgleichheit, hervorgehoben; an andern, wo noch strenge Gutsherrlichkeit besteht, sind alle B.n frei, deren Güter nicht im gutsherrlichen Verband stehen und sogenannte durchschlächtig eigene (in Westphalen), oder ludeigene (im Süden) sind. Wieder in anderen Gegenden bezieht sich der Ausdruck bloß auf die Gerichtsbarkeit des Freigrafen, welchee die Hofsbesitzer unterworfen waren, anderwärts, wo Schutz- und Hofsverband besteht, auf ihre Stellung außerhalb desselben (hierher gehören die sogenannten Biesterfreien, welche sich keinem Schutze unterwerfen und deren Vermögen nach ihrem Absterben dem Landesherrn anheimfällt); in ähnlichem Sinne, doch mehr mit Beziehung darauf, daß sie ihre Abgabe, eine Art Kopfsteuer, an die landesherrliche Kammer bezahlen, kommen Kammerfreie vor. An einigen Orten deutet der Name Freibauern bloß an, daß sie eine besondere Abgabe, welche Freigeld heißt, bezahlen. Ebenso vieldeutig und unbestimmt ist auch der Ausdruck unfreie und eigene (leibeigene) B.n. Mit diesen muß man nicht die gutspflichtigen, erb- und gutsunterthänigen B.n verwechseln; denn deren Verhältniß zum Gutsherrn beruht auf einem wahren, gegenseitige Rechte und Pflichten bedingenden Vertrage, welcher sich indeß nur auf das Gut, nicht auf die Person des Gutsbesitzers bezieht, obgleich derselbe kein Abzugsrecht besitzt und mit seinen Nachkommen auf dem Gute bleiben muß. In manchen Gegenden, z. B. in Schlesien, in der Lausitz nnd in der Mark, hatte diese Unterthänigkeit einen so harten Charakter angenommen, daß sich Gutspflichtige von ihren übermüthigen Herren von einem Hof auf den andern versetzen lassen mußten nnd überall vindicirt werden konnten, selbst wenn die Kinder etwa eine andere Lebensart ergriffen hatten. Die westphälische Eigenhörigkeit war nach Mittermaier keine Leibeigenschaft, sondern ursprünglich ein auf die Hofsverfassung gegründetes, später aber von den Gutsherren mißbrauchtes und als Leibeigenschaft geltend gemachtes Verhältniß.

Unstreitig ist es einer der segensvollsten Fortschritte unserer Zeit, daß sie den Bauernstand allmählig wieder zu Ehren und zu einer bessern und freiern Stellung emporzuheben angefangen hat. Abgesehen davon, daß Grund und Boden weitaus das wichtigste Eigenthum bildet, in sofern es in Verbindung mit den Staatsbürgern den Staat erst wesentlich begründet und daher für seine und der Bürger Wohlfahrt die sicherste und festeste Grundlage abgibt: so ist der Stand der B.n besonders auch darum so wichtig für den Staat, weil er einestheils als der zahlreichste und anderntheils als der, welcher durch einfache und gesunde, dem Wechsel verderblicher Moden und Modelaster nicht unterliegende Lebensweise der Natur noch am nächsten steht u. ganz geeignet ist, bei richtiger Verfassung ein moralisch und physisch tüchtiges Element zur Wiederherstellung geschwächter nationaler Kraft und zur Verjüngung des alternden Staats zu bilden. Wir erinnern hier bloß an die unleugbar höchst wohlthätigen Einflüsse des Landlebens u. ländlicher Beschäftigungen auf Körper und Geist und weisen hin auf die Gegend, wo der Landmann noch nicht durch faustrechtlichen Druck und Beamtenwillkür erniedrigt und verdorben, oder wo er noch nicht durch

pfäffischen Obskurantismus und Fanatismus verdummt, oder durch den unseligen Branntweingenuß um Geist, Leben und menschliche Würde gebracht, oder wo er noch nicht durch die Nähe großer Städte mit ihrem Luxus und ihren Lastern um seine natürliche Einfalt und Kraft gekommen, oder wo er endlich noch nicht in Folge langer Wehrlosigkeit und Bevormundung für alle höhern Ideen und Bestrebungen abgestumpft und durch Eigennutz und Engherzigkeit des Gemeinsinnes und aller Bürgertugend verlustig gegangen ist. Dort, wo der B. noch frei und unabhängig in patriarchalischer Weise und nach alter schlichter Sitte auf seinem stattlichen Hofe schaltet und waltet, dort begegnet uns noch physische Gesundheit und Kraft, dort noch unverdorbene und kräftige Gesinnung, sowie gesunder, treffender Verstand, dort noch männliches, treues Festhalten an altem Wesen, alter Freiheit und altem Rechte, mit Einem Worte Alles, was in Zeiten einreißender Verderbniß u. Schwäche neue, lebenskräftige Sprossen zu treiben und das hinsiechende Gemeinwesen wieder zu erfrischen und zu kräftigen vermag. Daß der Bauernstand diese Bedeutung in unserem ganzen heutigen Staatswesen gewinne, dazu haben die jüngsten Revolutionsstürme unendlich viel beigetragen. Die kastenmäßigen, feudalistischen, aufgezwungenen Schranken, welche die Staatsbürger in feindlich gesinnte Parteien oder in Herren und Knechte absonderten, sind meist gesunken und freie Sitte u. autonomische Vereinbarung beginnen, eine organische, lebensvolle Gliederung der Staatsgenossen hervorzurufen. Näher gerückt wird dies Ziel durch tüchtigen Volksunterricht, durch Bewahrung angestammter guter Art und Sitte, durch Erleichterung drückender Lasten, durch Entfernung eines übermüthigen Beamtendespotismus und ganz besonders durch Herstellung freier Staats- und Gemeindeverfassungen, öffentlichen Gerichtswesens und der Landwehr.

Bauer, 1) Georg Lorenz, deutscher Theolog, geboren am 14. August 1755 zu Hiltpoltstein bei Nürnberg, studirte in Altdorf besonders orientalische Literatur und wurde 1776 Frühprediger an der Schloßkapelle zu Nürnberg, wo er die deutsche Uebersetzung der arabischen Geschichte des Abulfaradsch (Bar-Hebräus) herausgab. Hierauf wirkte er 3 Jahre lang als Konrektor an der St. Sebaldusschule daselbst und erhielt 1789 die Professur der Beredtsamkeit der morgenländischen Sprachen und der Moral zu Altdorf. Im Jahre 1805 wurde er Professor der Exegese und orientalischen Literatur zu Heidelberg mit dem Charakter eines Kirchenraths, und † am 12. Januar 1806. B. hat durch gründliche Sprachforschung und kritischen Scharfsinn nicht wenig zur Emancipation der biblischen Exegese aus den Fesseln dogmatischer Vorurtheile beigetragen. In seiner „Hermeneutica sacra Vet. Test." (Leipz. 1797) stellte er den richtigen Grundsatz auf, daß man die Bibel wie die Schriften der alten Klassiker historisch erklären müsse, und wendete denselben auch in seinen zahlreichen Werken über biblische Theologie und Moral des Alten und Neuen Testaments mit Erfolg an. Von seinen Schriften bemerken wir noch: „Die kleinen Propheten, übersetzt und mit Kommentaren erläutert" (Leipzig 1786—90, 2 Theile); „Entwurf einer Einleitung in die Schriften des Alten Testaments" (Nürnberg 1794, 3. Aufl. 1806); „Dicta classica Vet. Test. Sectiones II" (Leipz. 1798, 1799, umgearbeitet herausgegeben von Stegmann, daf. 1834); „Handbuch der Geschichte der hebräischen Nation, von ihrer Entstehung bis zur Zerstörung ihres Staates" (Nürnb. 1800—4, 2 Bde.); „Biblische Theologie des Neuen Testaments" (Leipz. 1800—2, 4 Bde.); „Hebräische Mythologie des Alten und Neuen Testaments" (daf. 1802—3, 2 Bde.), worin diese mit der Götterlehre der Griechen und Römer verglichen wird; „Biblische Moral des Alten und Neuen Testaments" (daf. 1803—5); „Lehrbuch der hebräischen Alterthümer" (2. Aufl., herausgegeben von Rosenmüller, daf. 1835).

2) Anton, deutscher Rechtsgelehrter, geboren zu Marburg am 16. August 1772, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt, wo er von 1793 an als Privatdocent Vorlesungen hielt und 1797 zum ordentlichen Professor und Beisitzer des Spruchkollegiums ernannt wurde. Im Jahre 1813 ward er in gleicher Eigenschaft nach Göttingen versetzt und nach dem Umsturz der Fremdherrschaft zugleich mit legislativen Arbeiten, namentlich auch mit der Redaktion der Entwürfe eines Strafgesetzbuchs und einer Strafprozeßordnung beauftragt, an deren Abfassung er als Mitglied der Kommission bedeutenden Antheil hatte. Im Jahre 1829 erhielt er die Professur der nassauischen Staats- und Rechtsverfassung und Verwaltung an der Universität Göttingen. Schon früher Hofrath, wurde er 1840 zum geheimen Justizrath ernannt. Er † am 1. Juni 1843. B. nimmt unter den Kriminalisten der neuesten Zeit einen Ehrenplatz ein. Er schrieb unter dem Titel „Grundsätze des Kriminalprozesses" (Nürnberg 1805) das erste selbstständige Lehrbuch dieser Wissenschaft, welches er nach 30 Jahren durchaus umgearbeitet unter dem Titel „Lehrbuch des Strafprozesses" (Göttingen 1835) erscheinen ließ. Die Philosophie des Strafrechts behandelte er bereits in seinem „Lehrbuch des Naturrechts" (Marburg 1808, 3. Aufl., Göttingen 1825), dann in den „Grundzügen des philosophischen Strafrechts" (Göttingen 1825) ausführlicher. Später ging er von der feuerbachschen Theorie, zu welcher er sich früher bekannt hatte, ab und stellte eine theilweise von derselben abweichende, die sogenannte Warnungstheorie auf, und zwar zuerst in dem „Lehrbuch des Strafrechts" (Göttingen 1827, 2. Aufl. 1833), dann in einer besondern Schrift: „Die Warnungstheorie, nebst einer Darstellung und Beurtheilung aller Strafrechtstheorien" (daf. 1830). Außerdem schrieb er: „Lehrbuch des französischen Civilrechts" (Marburg 1809, 2. Aufl. 1812); „Beiträge zur Charakteristik u. Kritik des Code Napoléon" (daf. 1810); „Abriß der Gerichtsverfassung des Königreichs Westphalen" (daf. 1811); „Darstellung der Erbfolgeklassen nach Napoleons Gesetzbuch" (daf. 1813); „Ueber die Grenzen der Anwendbarkeit des Code Napoléon auf die während seiner Gültigkeit in deutschen Ländern entstandenen Rechtsverhältnisse" (Göttingen 1814); „Anmerkungen zu dem Entwurf eines Strafgesetzbuchs für das Königreich Hannover" (daf. 1826—28, 2 Bde.); „Vergleichung des ursprünglichen mit dem den Ständen vorgelegten Entwurf eines Strafgesetzbuchs für das Königreich Hannover" (daf. 1831); „Sammlung von Strafrechtsfällen" (daf. 1835 bis 1839, 4 Bde.); „Anleitung zur Kriminalpraxis"

(das. 1837); „Beiträge zum deutschen Privatfürstenrechte" (das. 1839); „Abhandlungen aus dem Strafrechte und dem Strafprozesse" (das. 1840—43, 3 Bde.), worin B. die wichtigsten Lehren des Strafrechts und Strafprozesses einer Revision unterwirft. Auch gab er mit Anmerkungen heraus die 8. Auflage von Böhmers „Principia juris feudalis" (Göttingen 1819) ꝛc. Seit der Begründung des deutschen Bundes ward B. mit der Ausarbeitung vieler Deduktionen und Privatgutachten in sogenannten illustren Rechtssachen beauftragt.

3) Andreas Friedrich, Miterfinder der Schnellpresse, 1789 zu Stuttgart geboren, widmete sich der Mechanik und ging in seinem 18. Jahre nach London, wo er 1807 den deutschen Buchdrucker Friedrich König kennen lernte, der die Idee einer Maschinenpresse erfaßt hatte und mit B. eine aufrichtige Freundschafts- u. Geschäftsverbindung einging. Durch eisernen Fleiß brachten es Beide dahin, daß am 29. Oktober 1814 zum ersten Male die „Times" auf einer Doppelmaschine gedruckt wurde, deren Herstellung König und B. gelungen war. Die beiden Deutschen entwickelten nun ihre Erfindung mehr und mehr, verließen aber in Folge von Zerwürfnissen mit ihren londoner Associés England und kauften 1818 vom König von Bayern das Kloster Oberzell bei Würzburg, wo sie die Maschinenbauanstalt „König und Bauer" gründeten, aus der 1823 die ersten auf dem Kontinent gebauten Schnellpressen hervorgingen. Nachdem König 1833 gestorben, setzte B. das Geschäft allein mit steigendem Erfolge fort. Er † den 27. Februar 1860.

4) Bruno, der kühnste biblische Kritiker der Neuzeit, geboren am 9. September 1809 zu Eisenberg im Herzogthum Sachsen-Altenburg, besuchte die berliner Universität, um Theologie und Philosophie zu studiren, und wurde an derselben 1834 Licentiat der Theologie. Er schloß sich anfangs, wie dies seine „Zeitschrift für spekulative Theologie" (Berlin 1836 bis 1838) und die „Kritik der Schriften des Alten Testaments" (das. 1838, 2 Bde.) beweisen, an die in der hegelschen Schule damals herrschende spekulativ-orthodoxe Richtung an; doch liegen schon in dem letztern, übrigens orthodox gehaltenen Werke die Keime seiner spätern Kritik, indem es die religiösen Mythen des Judenthums in ihren allmähligen Umgestaltungen als eine Entwickelung im Volksbewußtsein der Juden selbst darstellt. Die Grundidee seiner Kritik reifte in ihm 1839, welches Jahr den eigentlichen Wendepunkt in seinem geistigen Leben bildet; durch die Broschüre „Herr Dr. Hengstenberg" (Berlin 1839) brach er völlig mit der Orthodoxie und wendete sich den jüngern Hegelianern zu, deren Organ die „Hallischen (später „Deutschen") Jahrbücher" waren. Noch 1839 wurde B. an die Universität Bonn versetzt. Bald darauf erschien seine „Kritik des Evangeliums Johannis" (Bremen 1840), welche die Tendenz hatte, den Inhalt des Evangeliums als eine freie schriftstellerische Komposition nachzuweisen; gleichzeitig sollte „Die evangelische Landeskirche Preußens" (Leipzig 1840) darthun, daß die Kirche im Staate aufgehen müsse. Um die Altgläubigkeit und die moderne Wissenschaftlichkeit als zwei wirkliche Extreme ins Licht zu stellen, schrieb B. später die anonymen Broschüren: „Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten u. Antichristen" (Leipzig 1841) und „Hegels Lehre von der Religion und Kunst" (das. 1842). Aber das meiste Aufsehen erregte seine „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker" (Leipzig 1841, Bd. 1—2; Braunschweig 1842. Bd. 3), ein Werk, welches das Leben Jesu von Dav. Fr. Strauß unstreitig an Kühnheit noch überragt u. in welchem B. nachzuweisen strebt, Marcus, als der Urevangelist, habe sein Evangelium auf Grund des damaligen Gemeindebewußtseins frei geschaffen, Lucas und zuletzt Matthäus hätten dann den bei Marcus vorgefundenen Stoff künstlerisch erweitert, und es läge demnach in der evangelischen Geschichte nicht, wie Strauß annimmt, ein Kreis von Mythen, sondern das Produkt der reflektirenden und pragmatisirenden Schriftsteller des Neuen Testaments vor. Die Resultate dieser Kritik schienen so bedenklich, daß das preußische Ministerium des Kultus unterm 20. August 1841 bei den sämmtlichen evangelisch-theologischen Fakultäten des Landes anfragte, welchen Standpunkt B. zum Christenthum einnehme, u. ob ihm die Lehrbefugniß ferner zu gestatten sei. Obgleich nun mehre der sechs Gutachten ihm die Christlichkeit nicht absprachen, so war doch die Majorität darin einig, daß er mit seinem Werke von der evangelisch-protestantischen Kirche sich losgesagt habe. Demzufolge wurde ihm Ostern 1842 die Erlaubniß zu lehren entzogen. In seiner Abhandlung „Die Judenfrage" (Braunschweig 1842) tritt B., dem als Gegner aller positiven Religion so wenig das Wesen des Christenthums als das des Judenthums mit der Freiheit verträglich erscheint, dem Grundsatze der Gewissensfreiheit so feindlich entgegen, wie es nur je der orthodoxe Glaube that. Später lieferte er die Schrift „Die gute Sache der Freiheit und meine eigene Angelegenheit" (Zürich 1843) und die „Geschichte der Politik, Kultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts" (Charlottenburg 1844). In seiner „Allgemeinen Literaturzeitung" (Charlottenburg 1843—44) gründete er ein eigenes Organ für seine Ansichten. Von seinen neueren Schriften sind zu nennen die mit seinem Bruder Edgar und mit Jungnitz bearbeiteten „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit seit der französischen Revolution" (Charlottenburg 1843—44, 12 Thle.), wovon eine 2. Auflage als „Geschichte der französischen Revolution bis zur Stiftung der Republik" (Leipzig 1847, 3 Bde.) erschien; die „Geschichte der Politik, Kultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts" (Charlottenburg 1843—45, 4 Bde.); die „Geschichte Deutschlands unter der französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons" (das. 1846, 2 Bde.); die „Vollständige Geschichte der Parteikämpfe in Deutschland während der Jahre 1842—46" (das. 1847, 3 Bde.); „Die bürgerliche Revolution in Deutschland" (Berlin 1849); „Der Untergang des frankfurter Parlaments" (das. 1849); die „Kritik der Evangelien und Geschichte ihres Ursprungs" (das. 1850—51, 2 Bde.); „Die Apostelgeschichte" (das. 1850). In der „Kritik der paulinischen Briefe" (Berlin 1850) sucht er die vier Hauptbriefe als ein Erzeugniß des 2. Jahrhunderts nachzuweisen. B.s Scharfsinn, sowie sein wissenschaftlicher Muth, der vor keiner Konsequenz zurückbebt, sind jedenfalls geeignet, ihm selbst die Achtung Derer zu erwerben, die nicht seiner Ansicht sind und an der Derbheit seiner Sprache sich nicht zu erbauen vermögen.

5) Edgar, philosophischer Schriftsteller, 1821, zu Charlottenburg geboren, Bruder des Vorigen,

studirte seit 1838 Theologie, dann die Rechtswissenschaften in Berlin u. begann seine schriftstellerische Laufbahn mit einer Vertheidigung seines Bruders, theils in den „Deutschen Jahrbüchern", theils in der Schrift „Bruno B. und seine Gegner" (Berlin 1842). Eine ausführlichere Bearbeitung dieser Schrift, die in der von seinem dritten Bruder, Egbert B., gegründeten Buchhandlung in Charlottenburg erscheinen sollte, aber konfiscirt wurde, „Der Streit der Kritik mit der Kirche und dem Staat" (1843), zog ihm einen Prozeß und vierjährige Festungsstrafe zu. Während des Prozesses gab er außer einer auf die Konfiskation bezüglichen Schrift „Die Censurinstruktion vom 31. Januar 1843" (Leipzig 1843) das konfiscirte Buch 1843 zu Bern heraus und veröffentlichte die Akten des Prozesses unter dem Titel „Preßprozeß" (Bern 1844). Mit seinem Bruder Bruno B. arbeitete er 1843—44 an der „Allgemeinen Literaturzeitung" und schrieb mit ihm u. Jungnitz die „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit". Während seiner Festungshaft zu Magdeburg, aus welcher er durch die nach dem 18. März 1848 erfolgte Amnestie befreit wurde, veröffentlichte er „Die Geschichte der konstitutionellen Bewegung im südlichen Deutschland während der Jahre 1831—34" (Charlottenburg 1845—46, 3 Bde.), worin er zu der Kritik des Liberalismus, die er in der Schrift „Die liberalen Bestrebungen in Deutschland" (Zürich 1843, 2 Hefte) geübt hatte, den historischen Beleg zu geben suchte. Auch „Die Kunst der Geschichtschreibung und Dahlmanns Geschichte der französischen Revolution" (Magdeburg 1846), eine „Geschichte des Lutherthums", welche im 5. Bande der von ihm unter dem Namen Martin von Geismar herausgegebenen „Bibliothek der deutschen Aufklärer" (Leipzig 1845—47) enthalten ist, sowie die Schrift „Ueber die Ehe im Sinne des Lutherthums" (das. 1847) stammen aus der Zeit seiner Gefangenschaft. An den Bewegungen von 1848 und 1849 betheiligte er sich wenig. Eine politische Revue in zwanglosen Heften: „Die Parteien", gab er zu Hamburg 1849 heraus. Seit 1851 lebt er in Flensburg. Er schrieb noch: „Englische Freiheit" (Leipzig 1857).

Bauera *Andr.*, Pflanzengattung aus der Familie der Saxifrageen, von Linné dem Pflanzenmaler F. Bauer zum Andenken genannt, charakterisirt durch den 6—10theiligen Kelch, die ebenso vielblätterige Blumenkrone und die aufgeblasene, 2fächerige Kapsel mit wenigen Samen, immergrüne Sträucher in Neuholland, mit rothen Achselblüthen. Die als Zierpflanzen in Deutschland vorkommenden Arten: B. rubioides *Andr.*, B. rubiaefolia *Salisb.*, mit 4—10 Fuß hohem Stengel, röthlichen Aesten, zu 6 im Quirl stehenden lineal-lanzettförmigen Blättern und hellrothen, einzeln-winkelständigen Blüthen, und B. humilis *Sweet.*, mit weitschweifigem Stengel, weichhaarigen Aesten und rosenrothen Blüthen, verlangen sandige Laub- und Heideerde zu gleichen Theilen, mit einer Unterlage harter kleiner Torfbrocken oder Steinchen, werden im Zimmer oder Glashause bei 4—6° Wärme durchwintert, im Sommer im Freien etwas schattig gestellt, mäßig begossen und im Mai durch Stecklinge unter Glocken vermehrt.

Bauerbach, Dorf im sachsen-meiningischen Verwaltungsamt Meiningen, mit 400 Einwohnern, darunter 100 Juden, die Handel mit Theer und Holzsamen treiben. B. ist ein Rittergut der Familie von Wolzogen und merkwürdig als Asyl Friedrich Schillers nach seiner Flucht aus Stuttgart (1782—83). Er vollendete hier „Die Verschwörung des Fiesco", schrieb „Kabale und Liebe" und entwarf den Plan zum „Don Carlos".

Bauernbreughel, s. Breughel.

Bauernbienste, s. Frohnden.

Bauernfeld, Eduard, deutscher Lustspieldichter, geboren 1804 zu Wien, studirte daselbst die Rechte, ward 1826 Konceptionspraktikant bei der niederösterreichischen Regierung, erhielt 1827 eine Stelle bei dem Kreisamt unter dem Wienerwalde, 1830 bei der Hofkammer und 1843 bei der Lotteriedirektion. Die beliebtesten unter B.s Lustspielen, die unter dem Titel „Lustspiele" (Wien 1833) und „Theater" (Mannheim 1836—37, 2 Bde.) gesammelt erschienen, sind: „Das Liebesprotokoll", „Die Bekenntnisse", „Bürgerlich und romantisch", „Das Tagebuch"; außerdem sind zu nennen: „Der Vater", „Der Brautwerber", „Leichtsinn aus Liebe", „Der Musikus von Augsburg", „Großjährig", „Das letzte Abenteuer", „Ewige Liebe", „Der literarische Salon", „Zu Hause", „In Versailles", „Im Alter", „Die Krisen", „Die Löwen von ehedem", „Welt und Theater", „Die Virtuosen", „Die Zugvögel", „Fata Morgana", „Das Beispiel", „Der kategorische Imperativ" ꝛc., sowie die Schauspiele: „Helene", „Franz Walter", „Fortuna", „Zwei Familien", „Ein deutscher Krieger", „Franz von Sickingen" und der Operntext „Ein Besuch in St. Cyr" (komponirt von Dessauer). B. ist mehr als jeder andere deutsche Lustspieldichter der Gegenwart bei den Franzosen in die Schule gegangen, deren vollendete Form für die Komödie er sich angeeignet hat. Die Hauptfiguren seiner Stücke tragen sämmtlich eine gewisse Familienähnlichkeit an sich; alle seine Helden und Heldinnen gehören einer und derselben Kategorie von Charakteren an, deren Typus wesentlich französisch ist. Seine Erfindung ist nicht von Bedeutung und hat meist etwas Althergebrachtes. Das beziehungsreiche Leben von Brautpaaren und Neuvermählten ist am häufigsten seine Domäne, gibt ihm aber bloß Veranlassung zu einigen Schmollscenen und Gardinenpredigten, nur daß er darauf mehr Esprit zu verwenden weiß, als dies gewöhnlich der Fall ist. Dagegen ist er ein Meister der sinnvollen Phrase, des witzreichen Wortspiels, überhaupt eines glänzenden, beweglichen und schlagenden Dialogs. Auch in der Technik zeigt er eine geübte Hand. Seine Exposition ist fast immer tadellos, die Anordnung, die Gruppirung der Figuren meisterhaft. Besonders anerkennenswerth ist aber der feine sittliche Takt und das sichere Gefühl, welches sich gewöhnlich in dem Schluß seiner Lustspiele offenbart und ihnen ein deutsches Gepräge aufdrückt. Seine gesammelten „Gedichte" erschienen Leipzig 1852 und nehmen unter den neuern Erzeugnissen der österreichischen Lyrik einen hervorragenden Rang ein. Mit Schuhmacher u. A. übersetzte er Shakspeare's „Sämmtliche Gedichte" (Wien 1827). Außerdem schrieb er: (anonym) „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers" (1842); „Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater" (Wien 1849); „Wiener Einfälle und Ausfälle" (das. 1852) ꝛc.

Bauerngelden (Bargilds, Giltebauern, Bauerngülden, Biergelden), im Mittelalter Unfreie in Niederdeutschland, welche dem Ober-

herrn oder Richter jährliche Zinsen (Gülten) zu entrichten hatten.

Bauerngericht, im Mittelalter in einigen Gegenden ein Gericht auf dem Lande, wurde von einem Bauernrichter (Gograf) als Vorsitzenden und 5—6 Bauerngenossen als Beisitzern und einem Gerichtsschreiber gehalten und entschied über den bestrittenen Besitzstand und dergl. Das Verfahren war summarisch, der Bescheid hieß Bauernsprache.

Bauerngraben (Hungersee), merkwürdige Thaleinsenkung in der preußischen Grafschaft Stolberg am Harze, unweit des Fleckens Roßla, zur Flur von Breitingen gehörig, etwa 15 Morgen umfassend. Er bietet in Kleinem dem nördlichen Deutschland ein ähnliches Phänomen, wie der zirknitzer See dem südlichen. Etwa alle 6—8 Jahre, oft in trockener Jahreszeit und ohne bekannte Veranlassung, füllt er sich mit Wasser, das aus den Spalten eines Gypsfelsens, Bauernstein genannt, hervordringt und oft über die Ufer tritt. So bleibt der kleine See einige Wochen, auch wohl, doch selten, ein ganzes Jahr lang. In seinem Wasser leben zahlreiche Fische. Nach der Volksmeinung bedeutet das Erscheinen des Wassers ein Hungerjahr, daher der Name Hungersee.

Bauerngut, ein Begriff, der an derselben Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit leidet, wie der des Bauernstandes, und nur in der Geschichte des Mittelalters seine Erklärung findet. Schon im Mittelalter gab es im Gegensatz gegen die privilegirten Ritter- und geistlichen Güter und gegen die städtischen Feldmarken verschieden berechtigte Bauerngüter, deren gemeinsames Merkmal nur das war, daß sich an ihren Besitz weder Landtagsfähigkeit, noch Steuerfreiheit, noch überhaupt die Privilegien der bevorzugten Stände knüpften. Noch jetzt führen diesen Namen bald die Güter, welche keine Rittergüter sind und von denen Frohnen und ähnliche Prästationen geleistet werden, bald wirklich von Leibeigenen oder Eigenhörigen bewirthschaftete Güter, bald solche, an denen der Bauer kein volles Eigenthums-, sondern nur ein Nutzungsrecht hat, während das Obereigenthumsrecht einem Gutsherrn zukommt, bald endlich alle die Güter, welche in den Steuerkatastern mit Rustikalsteuern belegt sind. Volles Eigenthum an einem Gute gehörte im Bauernstande bis zur neuesten Zeit überall zu den Ausnahmen; die meisten Bauern hatten ihre Güter nur als Hintersassen eines Gutsherrn, theils zu erblichen, theils zu nicht erblichen Besitzrechten. Unter Mitwirkung vielfach verschiedener lokaler und allgemeiner Verhältnisse entstanden in Deutschland verschiedenartig berechtigte Bauerngüter, von welchen hauptsächlich folgende namhaft zu machen sind. Die Meiergüter stehen in einem Erbpachts- oder Erbmeierverhältnisse. Der Erbpächter ist nicht der wirkliche Eigenthümer des Guts, sondern er hat nur ein in seiner Familie erbliches Nießbrauchsrecht und entrichtet dafür einen jährlichen Zins, welcher unveränderlich ist. Dies Verhältniß kommt schon in sehr früher Zeit vor und wurde besonders gewählt, wenn wüste, öde liegende Grundstücke kultivirt, oder große Waldstrecken urbar gemacht werden sollten. Hierher gehört auch der im Lippischen, Paderbornischen, Braunschweigischen u. Hannöverischen vorkommende Erbmeiervertrag, welcher kein Erbrecht hinsichtlich des Guts, sondern nur hinsichtlich der Bewirthschaftung und Nutzung desselben begründet. Auch die in Hessen und am Rhein gewöhnlichen Erbleihegüter, die braunschweigischen Schillingsgüter (deren Besitzer bei der Uebernahme des Guts dem Gutsherrn einen Schilling erlegt, den er aber im Abmeierungsfalle zurückerhält), ferner die luxemburgischen Schafft- und Vogteigüter und endlich die auch im Hessischen vorkommenden Güter zu Waltrecht und zu Landsiedelrecht gehören in diese Klasse. Erbzinsgüter kommen ebenfalls schon in sehr früher Zeit, besonders beim Kirchengute vor und sind nicht erst durch das römische Recht und dessen Grundsätze von der Emphyteuse (s. d.) auf deutschen Boden verpflanzt worden. Meist entscheidet der Kontrakt über die vorherrschenden Eigenschaften dieser Güter, und nur dann, wenn in dem Erbrechtsbriefe das Gut ausdrücklich nach römischem Rechte verliehen, oder dieses letztere als geltendes Hofrecht angenommen ist, darf dieses unbedingt auf derartige Güter angewandt werden. Die hierher gehörigen Bauerngüter kommen unter verschiedener Benennung vor, z. B. in Hessen das auf Oberbesserung gegebene, in Holstein und Schleswig als feste Hufen, in Bayern als Erbrechtsgüter, im Elsaß als auf Schaußelrecht verliehene und sonst noch als ehrschätzige Güter, als Gültgüter, als Kurmede oder Kurmedialgüter. Einfache Zins- oder schlechte Zinsgüter haben das gemeinsame Merkmal, daß der Bauer einen gleichförmigen, sehr geringen Geldzins entrichtet zum Zeichen früherer Unterwürfigkeit oder eines frühern Eigenthumsrechtes des Herrn, welches dadurch gleichsam nur in Andenken erhalten werden soll. Die letztern unterscheiden sich von den übrigen genannten Arten der Bauerngüter wesentlich dadurch, daß sie im Laufe der Zeit wirkliches Eigenthum des Bauern geworden waren. Die Meierdings-, Bogtdings-, Propstdings-, Freiendings-, Hägerdingsgüter führen ihren Namen nur von besonderen Gerichten (Ding), denen sie unterworfen sind, und haben mithin nur das Eigenthümliche, daß ihre Besitzer da, wo jene Gerichte gehalten werden, erscheinen und ihre Güter muthen oder „gestinnen" müssen und nach bezahlten Gebühren einen Ding- oder Ansatzschein erhalten. Aehnlicherweise beziehen sich auch die Namen Stifts-, Kloster-, Kirchen-, Pfarrmeiergüter ꝛc. bloß auf die Herrschaft, von der sie verliehen werden. Andere Bauerngüter stehen in einem dem Lehnsnexus nachgebildeten Verhältnisse, haben einen Lehnsherrn und heißen dann Bauer- oder Beutellehen, auch Schupf- oder Fallehen, besonders wenn sie nach dem Tode des Lehnsmannes auf den Lehnsherrn zurückfallen. Sie kommen in Sachsen, Bayern und Würtemberg vor. In die Klasse einfacher Pachtgüter, jedoch mit verschiedenen Nebenbestimmungen, gehören alle einfachen Meier-, Leihe-, Winn- oder Gewinngüter, unter welchen besonders die Halb- oder Halswinnegüter zu bemerken sind, bei welchen der Pachter gegen die Abgabe eines bestimmten Theils vom Gutsertrage den Bau des Guts übernimmt. Auch die am Niederrhein in der Grafschaft Mark und in Westphalen hin und wieder vorkommenden Leibgewinnsgüter, deren Nutznießungsrecht von dem Eigenthümer auf Andere gegen bestimmte jährliche Renten oder Abgaben

durch Vertrag übertragen worden ist, gehören hierher, sowie die Behandigungsgüter, bei welchen der Besitz oder Nießbrauch des Gewinnträgers von der gehörig erfolgten Behandigung, d. h. davon abhängt, daß in der Regel zwei Hände in das Behandigungsbuch eingetragen werden, nach deren Absterben neue Beleihung oder Behandigung zu suchen ist. Die hie und da vorkommenden Hobsgüter sind solche Gewinngüter, die von einem Oberhofe abhängen und bei diesen gewonnen werden müssen; die Latengüter (Laßgüter), vorzüglich am Niederrhein in der Gegend von Xanten gewöhnlich, solche, die in einer solchen Verbindung stehen, daß sie einem gewissen Gerichte, der Latenbank oder dessen Statuten, unterworfen sind. Auch die Kurmudsgüter sind gewöhnlich Gewinngüter, von welchen die Besitzer die Kurmude (Sterbfall) bezahlen. Ein nicht viel besseres Loos, als die Leibeigenschaft, bringen ihren Besitzern die Güter mit widerruflicher Verleihung, welche in Sachsen und in der Mark als Laßgüter, in Schwaben als leibfällige, in Bayern als Herrengunstgüter vorkommen und eine unbedingte Abhängigkeit des Besitzers vom Gutsherrn begründen. Eine Art von Bauerngütern ist besonders durch den Hofsverband, in welchem sie zu einem Haupt-, Sal-, Ding-, Oberhof stehen, ausgezeichnet. Sie kommen besonders im Münsterschen, Essenschen, im Kleve'schen und in der Grafschaft Mark vor. Ihre Rechtsverhältnisse werden durch die Hofrechte bestimmt. Die sogenannten freien Bauerngüter tragen diesen Namen in sehr verschiedenem Sinne. An einigen Orten bezieht sich derselbe auf besondere Vorrechte gewisser Güter; an andern, wo Hofsverbindung Statt findet, bezeichnet er die Güter, welche vom Hofsverbande frei sind; an noch andern, wo noch schroffe Scheidung des Bauernstandes besteht, solche Güter, welche nicht in einem strengen Abhängigkeitsverhältniß sich befinden. Auch die sogenannten Sattel- (Setel-), Sal-, Zedelhöfe und sattelfreien Güter stehen nicht unter gleichförmigen Rechtsverhältnissen; in einigen Gegenden sind dies gar keine besondern Arten von Gütern, sondern Lehn- oder Hobsgüter, die jenen Namen nur davon führen, daß ihre Besitzer ein Ritterpferd zum Dienste stellen müssen, so in der Grafschaft Mark; in andern meint man damit die ursprünglich adeligen Güter, welche später in die Hände von Bauern kamen; in noch andern die alten Salgüter, auf welchen die ihnen einst nach den Hubrechten zustehenden Vorrechte sich noch erhalten haben, so in Elsaß, Oberschwaben. Als eigentlich freie Güter kann man die schlechten Zinsgüter betrachten, die wieder verschiedene Namen führen, z. B. Stabrechtsgüter in Bayern, Freigüter im Erfurtschen. In einem andern Sinne heißen auch solche Bauerngüter, die nur von Frohndiensten, aber nicht von den allgemeinen Lasten der Unterthanen frei sind, Freigüter, so in Sachsen. Die Benennungen Ackerhof, Vollspännerhof, Vollmeierhof, Halbacker-, Dreiviertelspänner- u. Halbspännerhof, sowie Groß- und Kleintötherhof, Kothsassenhof ꝛc. beziehen sich nur auf den Umfang, nicht auf besondere rechtliche Verhältnisse der Bauerngüter. Zu den eigentlichen Bauerngütern werden in der Regel nicht gezählt die Grundstücke der Brinksitzer, Hintersättler und der sogenannten Anbauer, Neubauern oder Beibauern, weil sie sich erst anbauten, als der Gemeindeverband schon bestand. In sofern sie jedoch Länderei, Wiesen oder Gärten von der Gemeinde erwarben, kann man sie auch den Gemeindegliedern beizählen, um so mehr, da sie gewöhnlich auch zum Herrendienste beigezogen werden und oft einen Zinsherrn anerkennen, und in sofern können auch ihre Güter den Bauerngütern beigezählt werden. Ganz ausgeschlossen sind natürlich die sogenannten Einlieger, Häuslinge, Tagelöhner, Dienstboten, Handwerksgesellen ꝛc. mit ihrem etwaigen Grundbesitze.

Die Hauptquelle zur richtigen Beurtheilung der Rechtsverhältnisse eines B.s sind, abgesehen von der eben gegebenen Klassifikation, immer die vorhandenen Erbhof- und Meierbriefe, d. h. die bei der Uebernahme des Guts aufgenommenen Urkunden über die wechselseitigen Rechtsverhältnisse zwischen Gutsherren und Bauern. In Bezug auf die besonderen Rechtsverhältnisse u. Rechtsgewohnheiten, die sich an die Bauerngüter knüpfen, sind es besonders folgende Eigenthümlichkeiten, welche die Erhaltung der in Rede stehenden Güter zum Zweck haben, aber durch die gemeinrechtlichen Grundsätze vielfach modificirt werden. Hinsichtlich der Vererbung eines B.s findet sich durchgängig schon in früher Zeit die Regel, daß dasselbe nur in der Familie Dessen forterbt, von welchem es herrührt, und daß die Söhne vor den Töchtern den Vorzug haben, weshalb die sogenannten Auskömmlinge, d. h. Die, welche in die Familie des Hofbesitzes einheirathen, und deren Kinder nie die Rechte erlangen können, welche den Kindern jenes zustehen. Seit der Erblichkeit der Bauerngüter kann der Bauer, vorausgesetzt, daß er sich innerhalb obiger Regeln hält, auf beliebige Weise über das Gut verfügen, namentlich durch das Institut der Erbverträge (s. d.). Stirbt er ohne Testament oder Erbvertrag, also ohne über die Nachfolger im Hofe unter gleich nahen Erben bestimmt zu haben, so entscheidet unter diesen gewöhnlich das Loos; doch steht hin und wieder auch dem Gutsherrn die Wahl des Nachfolgers zu. Unter den übrigen Verwandten gilt mit dem Vorbehalte, daß die Söhne vor den Töchtern einen Vorzug haben und unter diesen hie und da der jüngere vor dem ältern, die Ordnung des gemeinen Rechtes. Bei allen diesen Vererbungen muß auf die Erhaltung des Guts besondere Rücksicht genommen werden, und in sofern unterliegt das freie Eigenthumsrecht des Hofsbesitzers bedeutenden Einschränkungen. Wichtig ist die Untheilbarkeit oder Geschlossenheit der Bauerngüter und was sich daran knüpft (s. Anerbe und Abfindung). Danach ist jedes B. als ein bäuerliches Fideikommiß zu betrachten, über welches dem zeitigen Besitzer keine Zersplitterungsrecht zusteht. Dies ist besonders bei solchen Höfen der Fall, welche nicht volles Eigenthum des Bauern sind, weil hier jede Partikularveräußerung dem Gutsherrn oder Obereigenthümer Nachtheil bringen würde. Die Grundsätze der Untheilbarkeit schufen denn auch die sogenannte Pertinenzeigenschaft der Bauerngüter, wonach entweder die Theile, welche seit einem gewissen Normaljahre sich bei einem B. befanden, oder die, welche von Alters her dazu gehörten, davon nicht getrennt werden dürfen. Man gestattet dem Hofsbesitzer in Fällen vollzogener Trennung ein Vindi-

lationsrecht und macht ihm dessen Ausübung durch Gesetze und Verträge sogar oft zur Pflicht. Das auf diesem Wege versuchte Herbeiziehen der Pertinenzien heißt das Reuniren und die deshalb anzubringende Klage die Reunionsklage. Ganz eigenthümliche Rechte knüpfen sich auch an das in die Bauerngüter Eingebrachte, es heiße Mitgift, Aussteuer, zugefreites Gut, Hauptgut ꝛc. und bestehe in Naturalien oder baarem Gelde. Die vom gemeinen Rechte abweichende Grundregel ist, daß alle dergleichen eingebrachte Gegenstände bei der Auflösung der Ehe nicht zurückgefordert werden können. Hat nämlich der Bauer ein Heirathsgut empfangen und in das Gut verwandt, so würde er eigentlich keine Hülfe erlangt, sondern eine schwere Last sich aufgebürdet haben, wenn er dies Heirathsgut über kurz oder lang wieder herausgeben müßte. Statt dessen werden andere Zugeständnisse gemacht: es hat nämlich der Eingeheirathete den zeitigen oder lebenslänglichen Mitgenuß des Guts; die überlebende Frau hat das Recht, einen Interimswirth aufzunehmen, und kann für sich und den zweiten Ehegatten eine theils den Kräften des Hofes, theils ihrem Zugebrachten angemessene Leibzucht fordern. Das Interesse des Gutsherrn sowohl, als die Schwierigkeiten für einen alternden Hofsbesitzer, alle Lasten, die auf dem Hofe ruhen, zu tragen, machen es nämlich zuweilen nöthig, daß der Hofsbesitzer den Hof noch bei seinen Lebzeiten einem Nachfolger zur Bewirthschaftung übergebe und dadurch aus dem aktuellen Hofsbesitze ausscheide, aber im Hofsverbande in sofern noch bleibe, als er sein Leben lang aus den Gutseinkünften genährt wird, oder gewisse Reichnisse, welche er sich bei der Gutsübergabe vorbehalten hat, bekommt. Hierin besteht das Wesen der Leibzucht oder des Auszugs, wodurch dem Gute oft eine bedeutende Last aufgelegt wird. Verwandt damit und der Wirkung nach gleich drückend ist das Institut der Interimswirthschaft, hervorgerufen durch die Rücksicht auf das Interesse sowohl des Gutsherrn, als des Anerben (d. h. Dessen, welcher vor seinen Geschwistern im Hofsbesitze succedirt), welches verlangt, daß in der Zeit der Minderjährigkeit des letztern das B. nicht verwahrlost werde. Es bringt mit sich, daß ein Anderer, welcher zugleich Vormund des Minderjährigen wird, das Gut zur Bewirthschaftung übernimmt, und zwar in der Weise, daß er selbst sein Vermögen in die Stätte einbringt, dafür aber für den Fall des Gutsantritts von Seiten des Anerben eine Leibzucht für sich, eine Abfindung für seine Kinder und selbst eine bedingte Erbfähigkeit hinsichtlich des Guts zugesichert erhält. Noch ist als eine gewöhnliche Last der Bauerngüter die Laudemialpflicht zu erwähnen (s. Laudemium), der gemäß der neue Erwerber des Guts bei der Uebernahme desselben eine gewisse, gewöhnlich in Procenten des Gutswerths bestehende Summe zu bezahlen hat, welche Handlehn, Weinkauf, Ehrschatz, Lehenwaare, Winnegeld, Anlait, Pfundgeld, Willengeld heißt. Endlich kommt als eine besondere Art der Vertreibung von B. und des Verlustes desselben die Abmeierung (s. d.) vor, welche zum Besten des Gutsherrn Statt findet, und zwar dann, wenn der Bauer seinen Verpflichtungen in Ansehung des Guts nicht nachkommt; doch muß das Recht hierzu vom Gutsherrn nachgewiesen und eine gerichtliche Klage anhängig gemacht werden, welche den Abmeierungsprozeß zur Folge hat. Die neuern Gesetzgebungen haben fast alle diese Eigenthümlichkeiten der sogenannten Bauerngüter durch Erhebung derselben zu vollem Eigenthum und Bestimmung der Ablösbarkeit der Reallasten aufgehoben.

Bauernköhren, in einigen Gegenden Niederdeutschlands Gemeindeversammlungen, bei welchen über Gemeindeangelegenheiten berathschlagt und für Holzfrevel und dergl. Strafe erkannt wird.

Bauernkrieg, historische Bezeichnung eines in seiner Hauptentwickelung zwar nur kurze Zeit dauernden, aber folgenreichen Zwischenspiels im großen Drama der deutschen Reformation. Der trostlose Zustand, in welchen der Bauernstand durch die feudalistische Gestaltung des Gemeinwesens unter den germanischen Völkern während des Mittelalters gerathen war, hatte sich mit dem Ende desselben und mit Beginn der neuern Zeit von Jahr zu Jahr verschlimmert. Als die Reichsstände und die einzelnen Bezirke noch nicht in so enger Verbindung standen, konnte der Bauer sich dem übermäßigen Druck wenigstens noch dadurch entziehen, daß er wegzog und sich unter eine andere Herrschaft begab; jetzt war auch dies nicht mehr möglich, denn das Pfahlbürgerrecht, das früher die Gedrückten unter den Mauern der Städte Rettung aus unleidlichem Zustande finden ließ, war längst aufgehoben worden. Während aber die Trostlosigkeit der Lage des gemeinen Mannes von Tag zu Tag stieg und durch den gänzlichen Verfall der Kirche und die Verweltlichung des Klerus eine unerträgliche Höhe erreichte, erhob sich zugleich eine mächtige Opposition, die entschieden auf eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern hinarbeitete. Die Gedankenfreiheit war mächtig erwacht, die Presse beflügelte ihre Schritte, die männliche Gesinnungsweise des alten Griechenlands und Roms, durch die alten Klassiker enthüllt, brach sich Bahn, Ideen von einer Wiedergeburt der germanischen Nationen erfüllten die talentvollsten Köpfe; kurz, die geistige Umwälzung begann, welche eine neue Aera des Menschengeschlechts herbeiführen sollte. Es lag in der Natur der Sache, daß das neu erwachte Leben auch in den untersten Regionen der Gesellschaft mächtig pulsirte, und eben so natürlich war es, daß hier, wo Jahrhunderte hindurch ausgeübter Druck alle geistige Kultur darnieder gehalten hatte, der Fortschritt zur geistigen und socialen Veredlung und Bildung unter fieberhaften Ausbrüchen und wilden, allem Bestehenden den Untergang drohenden Stürmen erfolgte.

Die Vorspiele zum großen Bauernaufstand beginnen schon nach der Mitte des 15. Jahrhunderts. Der erste revolutionäre Versuch dieser Art brach in Franken hervor, wo 1476 zu Niklashausen ein Hirt, Hans Böheim, als Verkündiger eines neuen Gottesreichs auftrat, in welchem hinfort kein Kaiser, kein Papst, überhaupt keine weltliche und geistliche Obrigkeit mehr bestehen, sondern Alle gleich und Brüder sein und ihr Brod mit ihrer Hände Arbeit sich erwerben sollten. Alle Zinsen, Gülten, Steuern, Beden, Zehnten, alle Abgaben und Dienstleistungen sollten abgethan und Wald, Wasser und Weide allenthalben frei sein. Solche Verheißungen übten eine zauberische Wirkung auf das gedrückte Volk aus. Aus der Nähe und Ferne, selbst aus den Rheingegenden und aus Schwaben und Bayern

strömten dem Propheten Tausende von Anhängern zu, und schon war derselbe im Begriff, das Schwert zu erheben, als der Bischof von Würzburg ihn des Nachts aufheben und gefesselt nach Würzburg bringen ließ, wo der heilige Jüngling verbrannt und seine Asche in den Main gestreut ward. Dessen ungeachtet dauerten die Wallfahrten gen Niklashausen noch einige Zeit und wurden erst durch strenge Verbote unterdrückt. Der bald darauf in den Niederlanden ausbrechenden Bewegung der sogenannten Käsebröder lag keine religiöse Schwärmerei zu Grunde, sondern es war einzig und allein die materielle Noth, wodurch diese Empörung veranlaßt wurde. Fehden und innere Parteikämpfe hatten die Blüthe des Landes schon geknickt, als schwere Plagen des Himmels und schlechte Finanzkünste das Volk in namenloses Elend stürzten. Eine Kriegssteuer, die unter dem Namen Reitergeld jeden Monat eingetrieben wurde, bewirkte schon genug Unzufriedenheit und Erbitterung. Gleichwohl ließ Maximilian, obgleich alten Freibriefen zufolge die Regierung nur mit Wissen und Zustimmung der Städte Geld münzen und dessen Werth festsetzen durfte, plötzlich das Geld, welches im Preise sehr gestiegen war, auf den niedrigsten Kurs herabsetzen und füllte auf diese Weise mit dem wenigen noch vorräthigen Gelde, das er bei der Beitreibung jener Steuer nur zu dem allergeringsten Werth annehmen ließ, seine erschöpften Kassen. Als nun gar noch Mißwachs und Theuerung hinzukamen, wurde das arme Landvolk zur Verzweiflung getrieben. Viele hatten nichts mehr als das nackte Leben; aber hartherzige Statthalter nahmen das Unvermögen für Widerspenstigkeit und schritten zur blutigen Gewaltthat. Da griff das verzweifelnde Landvolk in Kennemaren und Westfriesland zu den Waffen, rückte in zwei Haufen nach Alkmaar und Hoorn und fand in beiden Städten bereitwillige Aufnahme und Anhang. Eine Abtheilung der Aufständischen unter Anton, Schultheiß zu Bergen, wandte sich darauf gegen Haarlem. Durch Verweisung auf den eben nach dem Haag ausgeschriebenen allgemeinen Landtag, wo die Klagen der Bauern gehört und ihre Beschwerden nach Billigkeit abgestellt werden sollten, wußten die Haarlemer den Aufruhr zu beschwichtigen, worauf die Bauern die Waffen niederlegten und größtentheils in ihre Heimat zurückzogen. Aber Wochen und Monate vergingen, und vom Landtage kam keine Abhülfe der Noth; im Gegentheil drohte eine neue Auflage, und insgeheim sammelte der Statthalter Kriegsvolk, um die Aufrührer in Alkmaar zu züchtigen. Während der Ebbe näherte er sich unbemerkt der Stadt, und schon sollten ihm durch Verrätherei einiger Aristokraten in derselben die Thore geöffnet werden, als der Anschlag entdeckt wurde. Entrüstet über die Treulosigkeit des Statthalters erhoben sich die Bauern in Kennemaren und Westfriesland von Neuem und beschlossen einmüthig, keinen Pfennig an Auflagen zu zahlen. Die Beschlüsse der Abgeordneten des Volks zu Hoorn wurden in aller Form verbrieft und versiegelt, die Haufen erhielten eine militärische Organisation, Hoorn und Alkmaar hinreichende Besatzung. Mit Anfang der günstigen Jahreszeit (1492) begann der Krieg. In den Fahnen der Aufständischen war das Bild eines Heiligen, zu dessen Füßen ein schlechtes Gerstenbrod u. grüner Käse, zum Zeichen, wie groß die Noth sei und wie gering ihre Ansprüche (daher ihr Name Käsebröder). In Haarlem öffneten einige mißvergnügte Bürger die Thore mit Gewalt, worauf der wilde Haufe eindrang, einige verhaßte Schöffen und Bürgermeister erschlug und die öffentlichen Gebäude plünderte. Dann erklärten die Hauptleute Haarlem zum Sitz der neuen Regierung. Leyden, dem ein ähnliches Geschick drohte, wurde durch Egmonts Vorsicht gerettet. Ein Haufe von 6000 Bauern versuchte zwar die Stadt zu stürmen, wurde aber mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen. Uneinigkeit und Zwiespalt waren die Folge davon; die Einen verlangten Abzug, die Andern Erneuerung des Sturms. Ein unvermutheter Ausfall der Besatzung brachte vollends Verwirrung unter die Bauern. Egmonts Reiter zersprengten sie nach allen Seiten; Viele wurden auf der Flucht noch niedergehauen, Viele gefangen; der Rest warf sich nach Haarlem, oder zerstreute sich auf dem flachen Lande. Herzog Albert von Sachsen, der Oberfeldherr des Kaisers in den Niederlanden, sandte eine Abtheilung deutscher Landsknechte, welche weit ärger wütheten, als die Bauern zuvor. Nordwyk und Zandvoort wurden geplündert; bald fiel auch Beverwyk. Ueberall erlitten die Bauern Verluste, welche Verwirrung und Zwiespalt im Hauptquartier zu Haarlem bewirkten. Die eine Partei wollte Frieden, die andere Krieg auf Leben und Tod; endlich drang die Friedenspartei durch. Schon waren Abgesandte mit Unterwerfungsanträgen an Albert abgesandt worden, als die Kunde, daß 500 trefflich bewaffnete Bürger von Alkmaar heranzögen, den kriegerisch Gesinnten neuen Muth einflößte. Bald hatte sich ein Haufe von 3000 Wohlbewaffneten gesammelt. Bei Hemskerk kam es mit den Deutschen zu einem heißen Kampfe, den der Fall einiger der besten Anführer der Bauern zum Nachtheil dieser entschied. Ihrer Führer beraubt, vermochten die ungeübten Bauern den kriegsgewohnten deutschen Söldnern nicht länger zu widerstehen; sie stoben in allgemeiner Flucht auseinander. 2000 Friesen, die ihnen Hülfe bringen wollten, kamen eben noch zeitig genug, um von einem nahen Damme die Niederlage ihrer Verbündeten zu sehen, und segelten eilig wieder heim. Jetzt begehrten die Haarlemer Frieden um jeden Preis. Der Herzog bewilligte denselben gegen Zahlung von 250,000 Gulden Kriegskosten, zog in der Mitte Mai's in Haarlem ein und wurde mit großen Ehren empfangen. Gleichwohl büßten die Rädelsführer auf dem Schaffot und am Galgen. Nach langer Berathung auf einem allgemeinen Landtage zu Haarlem kam es zum Vergleiche, in Folge dessen die Stadt Haarlem ihre Privilegien verlor, alle zu fordernden Steuern bewilligen und 34,000 Goldgulden zahlen mußte. Mit gleicher Strenge wurde gegen die Nordholländer und Westfriesen verfahren. Ueberall wurden die Aufständischen zu demüthigender Unterwerfung, zur Auslieferung ihrer Freibriefe und zur Zahlung erhöhter Steuern gezwungen. Feste Zwinger in den Städten Haarlem, Alkmaar, Hoorn u. a., an welchen die Besiegten selbst arbeiten mußten, sollten aufrührerischen Bestrebungen für die Zukunft vorbeugen. So war bis Ende Mai 1492 der so gefährlich scheinende Aufstand völlig unterdrückt. Gegen bedeutende Geldsummen erhielten zwar viele Städte ihre Freibriefe zurück; aber Bürger und Bauern, durch

Brandschatzungen und Leistungen jeder Art um Muth und Kraft gebracht und verarmt, erhoben sich erst im Laufe eines Jahrhunderts wieder zum alten Wohlstand und Freiheitssinn. Einem ähnlichen Geschicke verfielen auch bald die Friesen. Durch innere Parteiungen geschwächt, erklärten sie doch dem zum Erbstatthalter von Friesland ernannten Albert von Sachsen, sie seien ihrer alten Freiheit noch keineswegs überdrüssig und weder ihm, noch dem Kaiser Steuern zu zahlen schuldig, und vereinigten sich zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit. Aber der Herzog, dem zur Gewalt die nöthigen Kräfte fehlten, schürte die Flamme der innern Zwietracht auf jede Weise, und seine Hinterlist gelang ihm so gut, daß die ermatteten Friesen schon nach 5 Jahren sich ihm unterwarfen. Der Herzog durfte nun nach Art der deutschen Landesherren unumschränkt im Lande schalten und walten, Burgen und Besten anlegen, Recht sprechen, nach seinem Gefallen Geld münzen, zur Unterhaltung seines fürstlichen Hofstaats Abgaben und Steuern auferlegen, Lehen und Reichsämter vergeben. Aber der unkluge Despotismus seines Sohnes Heinrich, den er für die Zeit einer kurzen Abwesenheit als Stellvertreter zurückließ, erregte einen neuen Aufstand. Auf die erste Kunde davon eilte Albert herbei. Bei Franecker fielen nach tapferem Kampfe mit ihrem Hauptmanne Syaard Aylva 250 freiheitliebende Friesen. Noch Jahre lang währte der verzweifelte Kampf, aber die friesische Freiheit unterlag endlich der Gewalt.

Durch die um diese Zeit herrschende Theuerung und durch die immer höher gesteigerten Anforderungen der Landes- und Gutsherren aufs Aeußerste gebracht, traten 1493 im Elsaß Bürger u. Bauern in eine Vereinigung zusammen, um die Drangsale der Zeit zu besprechen und deren Abstellung zu erwirken. Eigenthümliche, geheimnißvolle Zeichen u. Ceremonien, furchtbare Eidesleistungen verbanden die Verschworenen, und in tiefer Nacht und auf unwegsamen Pfaden schlichen sie zu dem Orte ihrer heimlichen Zusammenkünfte, dem in schauerlicher Einsamkeit gelegenen Hungerberge. Bald zählte der Bund Eingeweihte aus vielen Orten jener Gegend, und nicht nur Leute aus den niedern Volksklassen, sondern auch Männer, welche in städtischen Würden standen, traten hinzu. Jakob Wimpfeling war die Seele des Bundes und leitete das Ganze. Besondere Zwecke dieser Bewegung waren: die geistlichen und rottweilischen Gerichte abzuthun, die Schuldbücher zu vernichten, Zölle, Umgeld und indirekte Steuern abzuschaffen und die direkten bis auf 4 Pfennige von dem Mann zu vermindern, die Juden zu tödten und ihr Gut zu theilen, jedem Geistlichen nur eine Pfründe von 40—50 Gulden zu lassen, nicht mehr zu beichten ꝛc. Um einen festen Haltpunkt und die nöthigen Geldmittel zu gewinnen, ward beschlossen, sich zuerst des festen Schlettstadts und der dortigen Stadt- und Klosterkassen zu bemächtigen und dann allmählig das ganze Elsaß heranzuziehen. Man hoffte auch auf die Mitwirkung der schweizerischen Eidgenossen, nnd da der Anhang sich mehrte, sollte zu Anfang der Charwoche losgeschlagen werden. Aber die Verschwörung wurde verrathen und auseinandergesprengt. Harte Strafen, Enthauptung, Verstümmelung, Landesverweisung trafen die Theilnehmer. Bemerkenswerth ist, daß diese Bewegung nicht ausdrücklich gegen den Adel, sondern nur gegen Juden, Pfaffen und Gerichte gerichtet war. Im Bruhrain in der Nähe von Bruchsal im Bisthum Speyer zeigten sich 1502 Spuren einer neuen, der Aristokratie höchst gefährlichen Konföderation unter den Bauern, deren Zweck kein geringerer war, als völliger Umsturz der bestehenden Reichsverfassung. Im Banner trugen sie, wie die Elsasser, als Symbol den gitterartig vom Knöchel an mit Riemen aufwärts gebundenen Bauernschuh, welcher Bundschuh genannt wurde und allen diesen Verbindungen den Namen gab. Abschaffung des Grundzinses, Zehntens, der Zölle und Schatzungen, Aufhebung der Klöster war auch ihr Hauptzweck. Die Aufnahme in den Bund geschah unter religiösen Ceremonien: der Eintretende mußte knieend fünf Paternoster und fünf Ave Maria beten und hinfort jeden Tag das Gleiche thun. „Nichts, denn die Gerechtigkeit Gottes!" war die Inschrift auf der blau und weißen Bundesfahne, welche außer dem Bundschuh noch das Bild des gekreuzigten Erlösers und einen vor demselben knieenden Bauersmann trug. Zuerst sollte die Stadt Bruchsal, wo mehr als die Hälfte der Bürger mit im Einverständnisse war, überfallen und besetzt werden. Dann sollte der Hause unverweilt in die Markgrafschaft Baden, von da unaufhaltsam vordringen und an keinem Orte länger als 24 Stunden verweilen, denn auf die allgemeine Unzufriedenheit bauend hoffte man, daß alle Bürger und Bauern beitreten würden. Aber trotz aller Vorsicht wurde der Plan, ehe er zur Reife gediehen, verrathen. Geistliche und weltliche Fürsten und Herren, selbst die Mitglieder des schwäbischen Bundes eilten, scharfe Maßregeln zu ergreifen; der Kaiser, welcher einen Zusammenhang der Bewegung mit den Schweizern fürchtete, befahl die strengste Bestrafung der Betheiligten. Doch entkamen die Rädelsführer größtentheils; die betheiligten Bauern kamen meist mit einer Geldstrafe davon.

Auf diesen Schlag folgte eine mehre Jahre anhaltende Ruhe unter der Bauernschaft, aber nur, weil man eine gelegenere Zeit abwarten und die Machthaber sorglos machen wollte. Die entflohenen Häupter, die sich in der Schweiz, im Schwarzwalde, im Breisgau u. im Würtembergischen verborgen hatten, fanden überall das gleiche Elend, die gleiche Sehnsucht nach Befreiung, und es waren Männer unter ihnen, welche trotz der mißlungenen Anschläge Muth und Hoffnung nicht verloren hatten. Zu diesen gehörte Joß (Joseph) Fritz aus Untergrombach bei Bruchsal, einer der Anstifter des dortigen Bundschuhs. Nachdem er sich längere Zeit in den oberen Landen umhergetrieben, ließ er sich um 1512 im Dorfe Lehen im Breisgau nieder und wurde dort von der Gemeinde zum Bannwart gewählt. Bald hatte er einen zahlreichen Anhang unter den Bauern gewonnen. In kurzer Zeit verzweigte sich die Verbindung über das ganze Elsaß, den Breisgau, die Markgrafschaft Baden, den Schwarzwald, über Oberschwaben, den obern und untern Kraichgau, ja bis über den Mittelrhein hinab. Joß Fritz ward einstimmig zum Hauptmann ernannt. Auf der Haardmatte, einem einsamen Wiesengrunde an der Treisam, wurden in wiederholten Versammlungen die Bundesartikel festgesetzt: wieder war eine Fahne mit dem Gekreuzigten, dem

knieenden Bauersmann und dem Bundschuh das Bundeszeichen. Schon war Alles zum Ausbruch vorbereitet, als der Bund verrathen und zersprengt wurde. Mehre der Haupträdelsführer wurden ergriffen, Joß Fritz gelang es, in die Schweiz zu entkommen. Mit den Gefangenen wurde streng verfahren; aber alle Qualen der Folter vermochten ihnen nicht die Namen der Mitverschworenen zu entlocken. Mehre wurden geviertheilt, oder enthauptet; Andern wurde das vordere Gelenk an den Schwörfingern abgehauen. Besonders im Elsaß floß viel Blut. Joß aber wußte allen Nachforschungen zu entgehen; keine Spur verschwand im Dunkel des Schwarzwaldes.

Einen weit glücklicheren Erfolg hatten die zu derselben Zeit (1513) in der Schweiz ausbrechenden Bauernunruhen. Der Aufruhr erhob sich zuerst im Kanton Luzern, dann in Solothurn und zuletzt in Bern. Um das Gewitter abzuleiten, beschlossen die Herren von Bern einen Heerzug in die Dauphiné, spendeten reichliche Speise und Trank und gaben die Verhaßtesten aus ihrer Mitte den Bauern zur Bestrafung preis. Aber die tobende Menge ließ sich nicht so leicht beschwichtigen, und die Berner sahen sich beim Fortgang der Bewegung genöthigt, auf das Begehren der Landleute einzugehen und die Vermittelung von Schiedsrichtern anzunehmen. Am 2. Juli kam es zwischen den Herren und den Bauern zu einem festen Abschied, demzufolge die Stadt versprach, Allen zu verzeihen, die sich wider sie erhoben, die des Verraths und der Veruntreuung des Gemeindeguts Schuldigen zu bestrafen, die während der Unruhen aufgelaufenen Kosten zu zahlen und aller Rache gegen die Landschaft zu entsagen. Wirklich mußten einige Herren als Opfer für die übrigen auf dem Richtplatze büßen. Die Landgemeinden aber ließen sich neue Freiheiten ausstellen und versichern, namentlich freien Kauf und Verkauf von Lebensmitteln, Aenderung der Gerichte und das Recht, ihre Obrigkeiten abzusetzen und gegebene Ordnungen aufzuheben. Einen gleichen Ausgang hatten die Unruhen zu Luzern. An 6000 Bauern rückten vor die Stadt u. zwangen die Herren, ihren Hauptbeschwerden abzuhelfen, keine neuen Steuern aufzulegen, die von den fremden Mächten für Kriegsdienst gezahlten Gelder zu theilen, die schuldigen Rathsmitglieder gefänglich einzuziehen und vor Gericht zu stellen und wegen des Aufstandes keine Rache zu nehmen. Auch zu Solothurn mußten sich die Herren mit den Bauern dahin vertragen, daß mehre Rathsmitglieder zu peinlicher Untersuchung gezogen, ihrer Ehren und Aemter entsetzt u. manche wichtige Rechte dem Landvolk zurückgegeben wurden.

Würtemberg lag örtlich diesen Bestrebungen zu nahe, als daß dieselben nicht auch seine Grenze hätten überschreiten sollen. Die unerhörten Erpressungen, die sich Herzog Ulrich gegen das unglückliche Landvolk erlaubte, schürten noch die Flammen. Im Remsthale hatte sich schon seit längerer Zeit, urkundlich seit 1503, eine Verbrüderung der Bauern zu bilden angefangen, welche keinen andern Zweck, als die bisher erwähnten Verbindungen des gemeinen Mannes hatte und wahrscheinlich mit der bruchsaler in geheimer Verbindung stand. Unter der remsthaler Verbrüderung war ein lustiger Geselle, der zwischen seinem Taufnamen Konrad und seiner bedrängten Lage eine Wechselbeziehung gefunden haben mochte, „weil kein Rath (nach der Aussprache des dortigen Landvolks „kain Roth") bei ihm verfangen" wollte. Das Wortspiel fand Beifall, und die Brüderschaft nannte sich „Armer Konrad od. Konz". Sie hatte eine förmliche Organisation mit Gesetzen, Chargen, Versammlungsorten und Togen. Durch einen Handschlag ließ sich der Hauptmann angeloben und theilte unter die Mitglieder die Güter aus, welche die Verbrüderung „im Monde" besaß, Aecker und Weinberge in der „Fehlhalde" auf dem „Hungerberg", am „Bettelrain", zu „Nirgendsheim", und was dergleichen Schwänke mehr waren. Auch eine Fahne hatte die Verbindung mit dem Crucifix, dem knieenden Bauersmann und der Umschrift „Der arme Konrad". Jahre lang sah die Regierung diesem anscheinend unschuldigen Spiele des Volkswitzes zu. Der Hauptsitz der Verbrüderung war Beutelsbach; die Häupter aber saßen zu Schorndorf. Als Anfangs 1514 die Kapital- u. neue Verbrauchssteuer ausgeschrieben wurde, nahm die Sache eine ernstere Richtung an. Auch Wohlhabendere schlossen sich ihr an, der arme Konrad kündigte sich als Widerpart der Aristokratie an, und schon sprach eines des vorzüglichsten Mitglieder, der Gaißpeter von Beutelsbach, laut davon, man müsse sich bewaffnet zusammenthun. Auf Zureden der Amtleute schien sich die Menge wieder zu verlaufen; der Herzog selbst verhieß Abhülfe. Aber während er und seine Genossen sich nach fremdem Kriegsvolk umsahen, waren die Häupter der Verbindung ununterbrochen beschäftigt, Schreiben und Boten in alle Gaue des Landes auszusenden und alle Gleichgesinnten an sich zu ziehen. Ueberall stand das Volk auf, wie durch einen Zauberschlag erweckt; hie und da kam es schon zu gewaltsamen Ausbrüchen und zu Blutvergießen. Durch die Noth getrieben, schrieb Ulrich endlich einen Landtag auf den 25. Juli aus, suchte aber zugleich wiederholt und dringend bei den benachbarten Fürsten und Reichsstädten um bewaffnete Hülfe nach. Vergeblich versuchten noch vor dem Zusammentritt des Landtags die Abgeordneten der Städte Stuttgart und Tübingen, die aufgeregte Menge zu beschwichtigen. Die Bauern verlangten, auch aus ihrer Mitte den Landtag beschicken zu dürfen, „denn die Pfaffen, Edeln und Herren aus den Städten würden sonst auf demselben nur für sich sorgen". Schon am 18. Juni waren 24 Abgeordnete des Landtags zu Stuttgart zusammengetreten; zugleich mit ihnen fand sich eine große Menge Abgeordnete der Dörfer ein, um die Beschwerden und Ansprüche des Bauernstandes geltend zu machen. Die Prälaten waren noch nicht erschienen; die Ritterschaft war gar nicht geladen und blieb ganz weg. Daher nahmen die Verhandlungen bald einen Gang an, welcher den Herzog erschreckte; überdies drohten ganz in der Nähe die aufrührerischen Bauernhaufen. Unter solchen Umständen hielt es der Herzog für nothwendig, den Landtag nach Tübingen zu verlegen. Hier trafen auch die Prälaten ein; die Städteabgeordneten wurden ebenfalls gewonnen und folgten nach Tübingen. Vergeblich schrieben die nun auf sich selbst hingewiesenen Abgeordneten der Bauern an Ulrich, er möge zurückkommen und ihre Beschwerden anhören; es erfolgte eine ungünstige Antwort. Das Resultat der Arbeiten des tübinger Landtags, der bekannte tübinger Vertrag (8. Juli), welcher dem Landvolk kein

beſſeres Loos; das Einzige, was es gewann, waren Vertröſtungen, daß man die Frohnen überall gleich und erträglich machen und der Willkür der Beamten ſteuern, auch künftig die Beſchwerden des gemeinen Mannes anhören wolle. Von den weſentlichen Forderungen der Bauern war nichts auf dem Landtage zur Sprache gekommen. Auch die Vertretung derſelben auf dem Landtage war nicht geſtattet worden. Eine ſo herbe Täuſchung ſeiner Hoffnung mußte den Landmann aufs Aeußerſte erbittern. Aber es fehlte an Einheit des Sinnes und der Beſtrebungen unter den Unzufriedenen; bei weitem der größere Theil der unruhigen Ortſchaften leiſtete die anbefohlene neue Huldigung und nahm den tübinger Vertrag an. Nur an wenigen Punkten hatte die Oppoſition mehr Energie, beſonders zu Leonberg und Schorndorf im Remsthal, wie die Rädelsführer ſchon auf des Herzogs Abſetzung und Gefangennehmung, ja auf ſeinen Tod ſannen. Aber auch hier fehlte es an Einigkeit und Standhaftigkeit, und Spione des Herzogs ſchürten die Flamme der Zwietracht. Schon wurden die Aufſtändiſchen unter einander ſelbſt handgemein, und die überwiegende Zahl derſelben drang auf gütliche Unterhandlung. Die Häupter mußten nachgeben, und es kam zwiſchen ihnen und den herzoglichen und landſchaftlichen Abgeordneten zu einem Vergleiche. Arglos vertrauten die heimkehrenden Bauernſchaaren dem ihnen gelobten Frieden und ſicheren Geleite, wurden aber plötzlich auf allen Seiten von Ulrichs Reiſigen überfallen, ihres Eigenthums beraubt und gefeſſelt fortgeführt. An 1600 Bauern wurden als des Aufruhrs ſchuldig eingezogen, nach Schorndorf geſchleppt und erſt, nachdem ſie demüthige Unterwerfung unter des Herzogs Gnade eidlich gelobt, bis auf 46 um Geld geſtraft und entlaſſen. Mehre von den 46, worunter der oberſte Hauptmann Hans Vollmar von Beutelsbach, fielen durch Henkershand, andere wurden theils mit Ruthen geſtrichen, theils mit Weib und Kind lebenslang des Landes verwieſen. Die ins Ausland entwichenen Rädelsführer wurden vom Kaiſer in die Acht und Aberacht erklärt und abweſend zum Tode verurtheilt. Eine Karikatur des würtembergiſchen armen Konrad war der Aufruhr des Gugelbaſtian in der Ortenau. Was dort als ein bedeutender Bund mit tiefer gehenden politiſchen Beſtrebungen hervortrat, erſchien hier zu gleicher Zeit als ein knabenhafter Verſuch zum Unfug. Es traten zwar am 14. Juli 1514 in der Frühe viele Bauern in Bühl zuſammen; aber ein plötzlicher Ueberfall des Markgrafen Philipp von Baden machte den Umtrieben ein Ende. Gugelbaſtian entfloh, wurde aber ſpäter aufgegriffen und enthauptet.

Zu derſelben Zeit, wo in Ungarn Georg Doſa (ſ. d.) die Fahne des Aufſtandes ſiegreich erhob, aber endlich vor Temesvar im verzweifelten Kampfe erlag u. gefangen zu Tode gemartert wurde, gährte es im ſüdöſtlichen Deutſchland. Die Bewegungen des windiſchen Bauernbundes 1502, 1503, 1513, 1514 und 1515 ſind ihrem ganzen Weſen nach denen im ſüdweſtlichen Deutſchland ähnlich. Nachdem mehre Aufſtandsverſuche niedergedrückt worden waren, traten 1511 80—90,000 Bauern unter die Waffen. Dieſer große windiſche Bund ſchlug nochmals den Weg friedlicher Unterhandlung ein und brachte ſeine Beſchwerden vor den Kaiſer, der in freundlicher Zuſprache Abhülfe verhieß. Erfreut über die kaiſerliche Gnade, gingen die Leute auseinander. Aber ungewöhnliche Himmelszeichen erhielten ſie in fortwährender Spannung und Aufregung: neue Plackereien und Mißhandlungen kamen hinzu und riefen einen plötzlichen Ausbruch des Volksgrimms hervor. Der bisherige vernünftige Widerſtand ſchlug in Wuth um auf der Seite des wahrſcheinlich furchtbar gequälten Volkes. Vom Frühling 1515 bis in den Herbſt dauerte der Rachekrieg, der Schrecken und Verderben über die Herrenſitze in Kärnthen, Krain und Steiermarkt brachte. Endlich ſchritt Kaiſer Maximilian ein, und unter Blutvergießen, Brandſchatzungen, Geldſtrafen wurden die Empörungsverſuche der Bauern erſtickt.

Alle dieſe Bewegungen waren bald erdrückt worden; aber der Geiſt, der ſie hervorgerufen, lebte deſſen ungeachtet im Volke fort. An allen Enden verlautete es von „Bundſchuhern", und der Brand lief unter dem Boden fort, von den Gewalthabern mehr geſpürt und gefürchtet, als klar erkannt. Da trat die kirchliche Reformation hinzu und goß Oel in das im Geheimen fortglühende Feuer, indem ſie das religiöſe Element, welches von Anfang an die politiſchen Tendenzen der Bauern durchdrang, zum überwiegenden machte. Der Druck, unter welchem das arme Landvolk ſeufzte, ſtand mit den Lehren und Verheißungen des Evangeliums, welche Luther verkündete, in grellem Kontraſte, und wenn auch Luther ſein Streben auf das rein religiöſe Gebiet zu beſchränken beabſichtigte, ſo mußte der Sturm, der die Kirche in ihren hierarchiſchen Grundveſten wanken machte, doch auch den weltlichen Bau erſchüttern. Männer, wie Hutten und Sickingen, munterten durch Wort und That zu freieren Regungen auf dem politiſch-kirchlichen Gebiete kräftig auf; einen noch weit mächtigeren Einfluß auf die niedere Klaſſe übten aber die Prädikanten und die Flugſchriften aus. Edle und Bauern, Gelehrte und Handwerker erhoben ſich, um die chriſtliche Wahrheit zu predigen, ſchritten aber als Männer der Bewegung Luthern weit voraus. Der dogmatiſche Zwiſt kümmerte ſie wenig; ihr Ziel war ein anderes, und zwar kein geringeres, als eine totale Umwälzung, die Gründung einer neuen chriſtlichen Republik. Rede und Beiſpiel dieſer oft ſtarkmüthigen, oft von fanatiſcher Begeiſterung hingeriſſenen Männer, die vor dem Tode durch Henkershand oder auf dem Scheiterhaufen nicht erzitterten, wirkten gewaltig auf die Gemüther des Volkes ein, das daneben noch fortwährend durch eine Menge Flugſchriften bearbeitet wurde, die unter volksthümlichem treffenden Witz revolutionäre Tendenzen bargen. Unter dieſen Anzeichen nahte der große B heran.

Die erſte Bewegung that ſich in den nämlichen Gegenden kund, wo ſich ſchon früher häufig Unruhen gezeigt hatten, dort, wo der Schwarzwald die Donauquellen von dem obern Rheinthale ſcheidet. Viele Umſtände beförderten hier den Ausbruch der Empörung: die ausnehmende Strenge, mit der die Regierung zu Enſisheim auch die unbeſcholtenen Prediger der neuen Lehre verfolgte; der Antheil, den der Graf von Sulz, Erbhofrichter zu Rottweil, perſönlich an dieſen Maßregeln nahm; die Anweſenheit Thomas Münzers, des gewaltigen Fanatikers, den ein richtig leitendes Gefühl hierher gezogen hatte; die Nähe der freien Schweizer, mit denen die

dortigen Landleute in mannichfachem Verkehr standen; endlich wohl auch die Folgen eines Hagelschlages, der im Sommer 1524 die Hoffnungen der Ernte im Kletgau vernichtet hatte. Gegen den Herbst 1524 hin brach unter den Bauern in der Landgrafschaft Stühlingen volle Empörung aus, und bald auch im Hegau, in der Landgrafschaft Baar und an andern Orten. Am 21. August 1524 zog Hans Müller von Bulgenbach an der Spitze einer ansehnlichen Bauernschaar, mit schwarz-roth-gelber Fahne, zur Kirchweih in Waldshut ein und trat offen mit seinem Zwecke hervor, eine evangelische Brüderschaft zu errichten, um die Bauernschaft im ganzen Reiche frei zu machen, die geistliche und weltliche Aristokratie zu stürzen und den Kaiser zum alleinigen Herrn zu erheben. Seine Boten und Briefe gingen schon weit den Rhein hinab, und er gedachte in alle deutschen Gaue den Aufstand zu verbreiten. In der Nachbarschaft fand seine Sache bereitwillige Theilnahme; es erhoben sich bereits die Unterthanen der Grafen von Werdenberg, Montfort, Lupfen und Sulz. Wahrscheinlich gingen von hier zuerst die allgemeineren Ideen u. Pläne aus, wie sie in den 12 Artikeln durch das ganze Reich verbreitet wurden. Aber der Aufstand war zu schnell und zu unvorbereitet begonnen worden. Das undisciplinirte Landvolk vermochte den Völkern des Erzherzogs und des schwäbischen Bundes keinen Widerstand zu leisten; im Herbste schon mußte es die Waffen strecken. Doch war dies nur das Vorspiel ernsteren nachdrücklicheren Beginnens gewesen, denn zu Anfang des folgenden Jahres (1525) erhob sich der Aufstand mit erneuerter Kraft. Das Zeichen dazu gaben die Unterthanen des Abts von Kempten, die im Januar 1525 den ersten Sieg errangen. Der Abt kam in große Bedrängniß; selbst auf seinem festen Schlosse konnte er sich nicht behaupten und mußte zuletzt einen für ihn sehr nachtheiligen Vergleich eingehen. Dieser Sieg war eine kräftige Aufmunterung für alle Gleichgesinnten. Im Februar erhoben sich die Allgauer unter der Anführung Dietrich Hurlewagens von Lindau wider den Bischof von Augsburg. Auf ihre Mahnung gesellten sich ihnen die Seebauern weit und breit um den Bodensee zu unter Eitelhans von Theuringen. Wer sich dem Aufruhr nicht freiwillig anschloß, wurde mit Gewalt genöthigt; überall ertönten die Glocken zum Sturm, und alles Volk strömte nach Bermalingen, dem Sammelplatze. Zu Anfang des März erhob sich ein dritter Haufe am Ried unter Ulrich Schmid von Sulingen, der bis auf 18,000 Mann anwuchs, da die Einwohner aller Dörfer im Ried u. an der Iller zu ihm stießen. Der schwäbische Bund hatte vollauf zu thun, zumal der vertriebene Herzog Ulrich die bedrängte Lage desselben zur Wiedereroberung seines Landes zu benutzen gedachte. Wirklich rückte er im Februar mit 15,000 Schweizern in Würtemberg ein und drang bis Stuttgart vor. Da seine Bekämpfung die Bundestruppen unter dem Bundeshauptmann Georg Truchseß von Waldburg hinreichend beschäftigte, so hatten die Aufständischen Zeit, sich durch freiwilligen oder erzwungenen Beitritt Anderer zu verstärken. Allein bald rief die Eidgenossenschaft ihre Leute zurück; der verlassene Herzog mußte weichen, und Georg Truchseß konnte sich nun gegen die Bauern wenden. Es gelang ihm zwar, einige feste Plätze zu gewinnen und einige abgesonderte Bauernhaufen zu sprengen; die Massen waren aber inzwischen so sehr angewachsen, daß er ihnen im Großen nichts anhaben konnte. Der arme Konrad schien in furchtbarer Gestalt wieder erwacht zu sein. Anfangs April war das schwarzwälder Landvolk vom Wutachthale bis zum Treisamthale in Aufruhr; Alles schaarte sich um den genannten Hans Müller von Bulgenbach, der an der Spitze eines ansehnlichen Gefolges von Dorf zu Dorf zog, hinter sich auf einem mit Laub und Bändern geschmückten Wagen die Hauptfahne. Ein Herold rief allenthalben die Gemeinden auf u. verlas die 12 Artikel. Diese 12 Artikel gaben mehr als alle anderen Flugschriften den Ansprüchen der Bauern eine bestimmte Richtung, durch sie erhielt jene erste, noch vage Idee der evangelischen Brüderschaft einen bestimmten Inhalt. Hinsichtlich ihres Verfassers haben weder die Untersuchungen nach der Unterdrückung des Aufstandes, noch die Forschungen der Gelehrten zu einem sicheren Resultat geführt. Nur so viel scheint gewiß, daß dieselben von Oberschwaben ausgingen und sich von da über Franken und ganz Deutschland verbreiteten. Mit Entkleidung von der Form, der Kirchensprache jener Zeit, ist ihr Inhalt folgender: „1) Jede Gemeinde soll das Recht haben, sich durch Stimmenmehrheit ihren evangelischen Pfarrer zu wählen und denselben unwürdigen Benehmens wegen zu entsetzen. 2) Jede Gemeinde soll den „rechten Kornzehent" geben, der im Alten Testament geboten ist, jedoch unter folgenden Bedingungen: Wenn der Pfarrer ihn bisher selbst bezog, so soll ihn künftighin die Gemeinde einsammeln, dem Pfarrer davon seinen genügenden Unterhalt geben und den Rest theils den Armen reichen, theils zur Bestreitung der Unkosten der Heeresfolge verwenden. Wenn aber ein Laie den Zehnten bezieht und durch gehöriges Zeugniß beweisen kann, daß ihm die Gemeinde denselben verkauft hat „aus etzlicher Noth halben", mit dem soll man sich vergleichen und den Zehnten unter billigen Bedingungen ablösen. Kann der Zehntbezieher diesen Beweis aber nicht liefern, und ergibt es sich, daß seine Vorfahren ihn nur mit List oder Gewalt sich zugeeignet haben, so verliert er ihn ohne Entschädigung. Der kleine Zehent und der Blutzehent fällt ganz weg. 3) Die Leibeigenschaft hört ganz auf, denn sie widerstreitet der Erlösung der Menschen durch Christum. Doch hebt diese christliche Freiheit den Gehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit nicht auf. 4) Wild, Vögel und Fische, letztere im fließenden Wasser zu fangen, steht Jedermann frei, es sei denn, daß Jemand urkundlich beweisen kann, er habe das Fischwasser gekauft. 5) Wenn Holzungen einer Gemeinde von einer Kirche oder einer weltlichen Herrschaft abgedrungen worden sind, so fallen sie an die Gemeinde unbedingt zurück, und die Gemeindeglieder haben ihren Bedarf an Brenn- und Bauholz unentgeltlich zu beziehen. Wenn aber keine Waldungen vorhanden sind, als solche, deren redlicher Kauf bewiesen werden kann, so soll man sich mit dem Besitzer billig vergleichen. Dies muß selbst dann geschehen, wenn sie von einem unrechtmäßigen Besitzer bereits an den dritten Eigenthümer durch Kauf übergegangen sind. 6) Frohndienste dürfen nicht gewährt, sondern es soll das alte Herkommen geachtet werden. 7) In Bezug auf verliehene Güter soll zwischen dem Herrn und den

Bauern der Vertrag gehalten werden, so daß der erstere über denselben hinaus weder Abgaben, noch Dienste erpressen darf. Doch soll der Bauer den Herrn auch mit freiwilligen Diensten unterstützen, zu Zeiten, wo es ihm keinen Nachtheil bringt. 8) Wenn Güter mit Gülten so überladen sind, daß die Arbeit für den Anbauenden keinen Ertrag mehr gibt, so soll nach der Entscheidung ehrbarer Leute der Zinsfuß verringert werden. 9) Gerichtsstrafen sollen nicht willkürlich erhöht werden, sondern es ist das alte Herkommen zu bewahren. 10) Wer Gemeindegüter sich unrechtmäßig angeeignet hat, muß sie herausgeben. Mit Dem, welcher dergleichen Güter rechtmäßig gekauft hat, soll man sich brüderlich vergleichen. 11) Die Abgabe, welche Sterbfall heißt, ist als eine widerrechtliche Beraubung der Wittwen und Waisen aufzuheben. 12) Jeder der obengenannten Artikel soll als abgethan angesehen werden, wenn er auf den Grund der heiligen Schrift hin als ungeziemend bewiesen werden kann; dagegen behält sich die Bauernschaft vor, diese Artikel auf Grund der heiligen Schrift und der Wahrheit noch zu erweitern." So sehr waren die Bauern von der Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen überzeugt, daß der Hauptmann Hans Müller schon die Hoffnung aussprach, sie ohne Schwertschlag ins Werk gesetzt zu sehen. Zugleich aber wurden Drohungen hinzugefügt: wer sich weigere, die Artikel anzunehmen, solle von der christlichen Gesellschaft in den Bann gethan werden und aller bürgerlichen und nachbarlichen Rechte verlustig gehen.

Wirklich standen im April 1525 die Dinge so, daß es damals wenigstens keine ganz grundlosen Hoffnungen waren, zu welchen sich die Bauern erhoben hatten. Schon gegen Ende März hatten auch in Franken die Unruhen begonnen. In der rothenburger Landwehr scheint der Brand zuerst ausgebrochen zu sein, der sich mit reißender Schnelligkeit in der Umgegend verbreitete. Zwar erließ der rothenburger Rath an die aufgestandenen Ortschaften strenge Ermahnungen, zur Ruhe zurückzukehren; aber die Bauern, ihrer in langen Fehden mit dem benachbarten Adel erworbenen Wehrhaftigkeit sich bewußt, verlachten alle Drohungen u. zogen immer neue Schaaren an sich. Bald konnte der rothenburger Rath selbst nicht mehr auf die Treue seiner Gemeinde bauen; ein Theil der Bürgerschaft konspirirte mit dem aufständischen Landvolke, und in der Stadt entstanden heftige Parteiwirre, in denen endlich die radikale Faktion unter Stephan Menzingen, einem beredten und äußerst gewandten und verschlagenen Demagogen, den Sieg davontrug. Karlstadts und anderer exaltirter Männer Predigten trugen nicht wenig dazu bei, die Gemüther mehr und mehr gegen die bestehende Ordnung aufzureizen, und das Ende war, daß ein Ausschuß gebildet wurde, welcher den alten Rath zu stürzen und die städtische Verwaltung und Verfassung im Sinne der Empörung zu reformiren unternahm. Ein Haufe, aus Unterthanen der Pfalzgrafen am Rhein, der Bischöfe von Mainz u. Würzburg, der Deutschherren und vieler Edlen bestehend, wählte den Wirth von Ballenburg im Odenwalde, Georg Metzler, einen verwegenen Menschen und erbitterten Adelsfeind, der sein Vermögen verschleudert und, im Aufruhr Hülfe suchend, mit andern Unzufriedenen die ersten Verabredungen getroffen hatte, zum obersten Hauptmann. Auch in Mergentheim und an andern Orten rotteten sich die Gleichgesinnten zusammen. Gewöhnlich begann der Aufstand damit, daß bei einem Gelage die Beredtesten das Wort nahmen und die 12 Artikel verlasen, worauf die Sturmglocke erscholl und Jeder sich nach seinen besten Kräften zu rüsten und zu bewaffnen suchte; auf umliegende herrschaftliche Vorrathshäuser und Weinkeller richtete sich dann der erste Angriff. Am 5. April trafen bei dem uralten Kloster Schefflersheim die Schaaren der aufständischen Bauern aus der rothenburger Gegend zusammen; dort beschwuren sie ihr Freiheitsbündniß. Der Brudereid lautete: „Ich soll u. will, indem ich in die Versammlung der Bauernschaft mich begeben habe, weder geistlichen, noch weltlichen Fürsten Zoll, Zins, Steuer oder Zehent geben, bis zu Austrag und Ende dieser Sache, und Einen Gott, Einen Herrn haben, das helfe mir Gott und das heilige Evangelium!" Der große Lienhart aus Schwarzenbronn und Fritz Büttner aus Mergentheim wurden oberste Hauptleute.

Auch im Odenwalde hatte der Aufstand guten Fortgang. Eine Abtheilung Odenwälder, genannt „der schwarze Haufe", zeichnete sich durch kriegerische Zucht und Tüchtigkeit aus; an ihrer Spitze erscheint Florian Geier, ein Edelmann, der tüchtigste und treueste der Bauernanführer. Eine andere Abtheilung stand unter Georg Metzler. Der ganze Haufe aus dem Odenwalde nannte sich das „evangelische Heer", da er „das Wort Gottes zu handhaben u. zu beschirmen" vorgab. Er brach am 4. April gegen den Jaxtgrund auf, wo das schöne Kloster Schönthal ihm anheim fiel und mit seinen gefüllten Vorrathskammern und Weinkellern reichlichen Unterhalt gewährte. Dort gesellten sich andere Schaaren hinzu, besonders aus dem Gebiete der Reichsstadt Hall, wo ein Empörungsversuch an dem festen Sinne der Bürger gescheitert war, aus Oehringen, wo Wendelin Hippler, ein listiger u. gewandter Mann, der früher hohenlohischer Kanzler gewesen war, den Aufstand förmlich organisirt, und aus dem Heilbronnischen, wo besonders der gewaltthätige und verwegene Jäcklein Rohrbach das Bauernvolk aufgewiegelt hatte. Bei Schönthal hatte sich auf diese Weise bald ein Heer von 8000 bis 10,000 Mann gesammelt. Der erste Schlag sollte die Grafen von Hohenlohe treffen. Nach einigen vergeblichen Unterhandlungen, welche diese nur angeknüpft hatten, um Zeit zu gewinnen, brach die ganze Menge, der sogenannte „helle Haufe", gegen Neuenstein auf. Stadt und Schloß fielen fast ohne Schwertschlag in die Hände der Bauern. Jetzt erst sahen die Grafen die ganze Größe der Gefahr ein, stellten sich auf dem Grünbühl, einem kleinen Weiler zwischen Waldenburg und Neuenstein, zur Unterhandlung und mußten sich dazu bequemen, in sämmtliche Bedingungen der Aufständischen einzuwilligen und dies mit Brief und Siegel zu bekräftigen. Sie traten durch Annahme der 12 Artikel in die christliche Brüderschaft und unterwarfen sich zum Voraus allen Reformen, welche die Bauern ins Werk zu setzen gedachten. Am 12. April verließen diese das Hohenlohische. Die drei Hauptanführer, Georg Metzler, Florian Geier und Jäcklein Rohrbach, wandten sich mit ihren Schaaren dem Neckar zu. Wendelin Hippler fungirte als Kanzler des Bauernheeres. In den kleineren Her-

renstädten, wie Oehringen, Mergentheim ꝛc., hatten die Aufständischen leichtes Spiel, indem hier der größte Theil der Einwohnerschaft zu ihnen übertrat; dagegen bildete in den freien Reichsstädten die wohlhabendere Bürgerschaft einen natürlichen Damm gegen die Empörung. In Rothenburg hatte, besonders durch den Einfluß exaltirter Prädikanten und durch Menzingens Umtriebe, die Partei des Volkes ein großes Uebergewicht gewonnen. Ostern begann der Bilderſturm gegen die Kirchen, und die ihres Lebens nicht mehr ſicheren Prieſter und Mönche leiſteten freiwillig den Bürgereid, wodurch ſie alle ihre Privilegien und Vorrechte aufgaben. Hier begann daher zuerſt eine neue Ordnung der Dinge nach Maßgabe der neuen Ideen. In feierlicher Verſammlung in der Pfarrkirche trat die Stadt auf 101 Jahre in den Bund der Bauern und wurde ein Hauptſtützpunkt für ihre Unternehmungen in Franken, wo überhaupt weit leichter ſolche Erfolge gewonnen werden konnten, als in Schwaben, weil dort den Bauern kein ſtarkes Bundesheer entgegentrat, und die Grafen und Herren daher der Uebermacht des empörten Landvolkes wehrlos preisgegeben waren. Dem Beiſpiele der Grafen von Hohenlohe mußten bald die Grafen von Löwenſtein, die Herren von Roſenberg u. der Komthur des Deutſchherrenordens folgen. Ueberall bezeichnete Brand u. Verwüſtung die Spur des Bauernheeres; die Schlöſſer von Mergentheim, Lauda, Aub, Röttingen u. a., nebſt mehren reichen Klöſtern ſanken in Aſche. Aber noch konnte ſich die Menge der Bauern einer gewiſſen Scheu vor dem Herrenſtande nicht gänzlich erwehren, dem ſie ſo lange nur mit Furcht u. Zittern gegenüberzutreten gewohnt geweſen waren. So konnten die Grafen von Hohenlohe ſich noch weigern, Geſchütz und Pulver zu liefern, und man wagte nicht, ſie dazu zu zwingen. Daher beſchloſſen die Anführer der Bauern, die ſich gegen den Neckar gewandt hatten, durch einen kräftigen Schlag jede noch vorhandene Schranke der Furcht und Scheu niederzureißen. Weinsberg mit ſeinem feſten Schloß Weibertreu, vertheidigt von dem Grafen Helfreich von Helfenſtein, war dem in Blutdurſt entflammten Grimme der Bauern zuerſt ausgeſetzt. Die Wuth des anrückenden Bauernheeres ſtieg auf's Aeußerſte, als die Aufforderung zur Uebergabe mit Schimpf und Spott abgewieſen ward; der 8000 Mann ſtarke Haufe begann einen heftigen Sturm, und die durch ein verrätheriſcher Weiſe geöffnetes Thor hereindringenden Bauern richteten unter den Herren und Edlen ein fürchterliches Blutbad an. Vergeblich warf ſich des gefangenen Grafen von Helfenſtein Gattin, eine natürliche Tochter Maximilians I., ihren Knaben auf dem Arme, den Häuptlingen zu Füßen; vergebens bot der Graf ſelbſt 30,000 Gulden als Löſegeld. „Und wenn du uns zwo Tonnen Goldes gäbeſt, ſo müßteſt du doch ſterben!" rief man ihm hohntachend zu. Als der Graf kein Erbarmen ſah, ſtürzte er ſich verzweifelnd in die Spieße der Bauern. Wie der Graf, ſo wurden ſeine Gefährten unter Trommel- und Schalmeienklang durch die Spieße gejagt. Helfenſteins Gemahlin riß man das Geſchmeide ab, warf ſie mit ihren Frauen auf einen Miſtkarren und führte ſie ſo nach Heilbronn. Nach dieſer furchtbaren That nahm der ganze Adel vom Odenwald bis an die ſchwäbiſche Grenze die Geſetze der Bauern an. Auch die Grafen von Hohenlohe ſandten jetzt bereitwillig das Geſchütz, welches ſie früher verweigert hatten. Von Weinsberg brach das Heer der Bauern gegen Heilbronn auf, und hier bedurfte es nicht einmal eines ernſthaften Angriffs. Die Mehrzahl der Bürger war ſchon vorher den Bauern geneigt; durch Verrath wurde ein Thor geöffnet, worauf die Menge eindrang. Der Rath mußte eine Verbrüderung mit den Bauern eingehen, das deutſche Haus fiel in ihre Hände mit einer Beute, die auf 20,000 Gulden angeſchlagen wurde.

Florian Geier ging indeß auf beſondere Unternehmungen aus, unermüdlich in Verfolgung ſeines Planes, die Burgen des Adels zu brechen. Neckarsulm, Gundelsheim und andere Ortſchaften ſchloſſen ſich freiwillig dem Aufſtande an. In Gundelsheim ſammelten ſich alle zerſtreuten Schaaren des Bauernheeres, und die Hauptleute traten zu einem Kriegsrathe zuſammen, der den Beſchluß faßte, gegen den mächtigſten Herrn im Frankenlande, den Biſchof von Würzburg, zu ziehen. Da jedoch das Bedürfniß eines kriegserfahrenen Feldherrn, welcher Einheit und Plan in die zerſtreuten Unternehmungen zu bringen, die entgegengeſetzten Meinungen zu beherrſchen und durch einen berühmten Namen nicht allein auf die Untergeordneten, ſondern auch auf die Gegner einzuwirken vermöchte, täglich mehr hervortrat, wählte man, ats Marx Stumpf, kurmainziſcher Amtmann zu Krautheim, die Würde ausſchlug, auf Wendelin Hipplers Antrag den berühmten Götz von Berlichingen, welcher als Feind der hohen Geiſtlichkeit und der Fürſten bei den Bauern beliebt war, zum Feldhauptmann. Der Ritter übernahm die Anführung des odenwalder Haufens und bekannte ſich zu den 12 Artikeln, von denen er einige beſondere Zuſätze von den Bauern zu erwirken wußte, z. B. daß Niemand ohne Befehl plündern ſolle, daß das Privateigenthum geachtet werden ſolle, daß Zinſen, Gülten und Schulden bis zur Reichsreform bezahlt werden ſollten ꝛc. Schon am 6. und 7. Mai erſchien das Bauernheer von verſchiedenen Seiten her vor Würzburg und wurde freudig begrüßt von den Bürgern der Stadt, welche jetzt reichsſtädtiſche Freiheiten zu erringen gedachten. Sie und die Bauern ſchwuren einander Treue und Standhaftigkeit, bis der Frauenberg erobert ſei, wo die letzte Kraft der Ritterſchaft und des Fürſtenthums in Franken, die ſich jetzt vereinigt hatten, verſammelt war.

Gerade um dieſe Zeit, Ende April und Anfang Mai 1525, war in ganz Oberdeutſchland ein ähnlicher Zuſtand der Dinge wie in Franken eingetreten. Der Biſchof von Speyer hatte die Bedingungen der Bauern eingehen müſſen; der Kurfürſt von der Pfalz hatte ſich im freien Felde bei dem Dorfe Horſt vor ihnen geſtellt und ihnen Erledigung ihrer Beſchwerden auf Grundlage der 12 Artikel verſprochen. Im Elſaß war ſelbſt die Reſidenz des Biſchofs, Zabern, in die Hände der Bauern gefallen. Zwei Hauptleute derſelben, der Schlemmerhans u. der Deckerhans, übten hier eine unumſchränkte Herrſchaft aus. Da der Markgraf Ernſt von Baden die Bedingungen der Bauern nicht eingehen wollte, wurden ſeine Schlöſſer eingenommen, und er ſelbſt mußte landflüchtig werden. Die Ritterſchaft des Hegau's wurde in der Stadt Zell am Unterſee von den Bauern eingeſchloſſen und belagert. Selbſt der gewaltige

Truchseß, der Hauptmann der schwäbischen Bundesvölker, mußte sich endlich zum Vertrag mit den Bauern von Allgau, vom See und vom Ried bequemen und ihnen Erledigung ihrer Beschwerden unter der Vermittelung der Städte versprechen. In Würtemberg wollten sie schon von keinem Landtage mehr hören, sondern Alles augenblicklich ihrer christlichen Vereinigung unterwerfen, die sich bereits über den größten Theil des Landes verbreitet hatte. Der Bischof von Bamberg, der Abt von Hersfeld, der Koadjutor von Fulda hatten sich zu geistlichen und weltlichen Konceſſionen verstehen müſſen; auch der alte Graf Wilhelm von Henneberg trat in die Brüderschaft der Bauern u. versprach, Alles frei zu lassen, „was Gott der Allmächtige gefreit in Christo, seinem Sohne". Vielleicht den kühnsten Versuch einer Umgestaltung aller Verhältnisse machten die Einwohner des Rheingau's. Sie versammelten sich auf ihrer uralten Malstatt, der Lützelau, und kamen überein, vor Allem ihre alte Verfassung zurückzufordern, das Haingericht nach dem alten Rechte, die Herstellung „des Gebickes", wodurch das Land in eine Art Festung verwandelt wurde, eine gleichmäßige Herbeiziehung der weltlichen und geistlichen Herren zu den Lasten der Gemeinde, Verwendung der Klostergüter zu Nutzen der Landschaft. Gelagert auf dem Wachholder bei Erbach und in offener Empörung begriffen, nöthigten sie Statthalter, Dechant und Kapitel, ihre Forderungen in der That zu bewilligen. Auch in Aschaffenburg mußte der Statthalter des Erzbischofs von Mainz auf die Bedingungen der Bauern eingehen Somit war der ganze schwäbische und fränkische Stamm der deutschen Nation in einer Bewegung begriffen, die der bestehenden Ordnung der Dinge eine vollständige Umkehr drohte, und um so größer war die Bedeutung dieses Aufstandes, als auch schon eine große Anzahl von Städten daran Theil nahm. Zuerst waren es die kleineren Städte, die sich zu den Bauern gesellten, wie Kempten, Leipheim u. Günzburg an der Donau, die kurmainzischen Städte im Odenwald, die Städte im Breisgau. Im Bisthum Bamberg, wo an 50 Schlösser zerstört wurden, hatten die Städter den kühnen Plan gefaßt, die benachbarten Edelleute zum Eintritt in ihr Gemeinwesen zu nöthigen. Auch einige Reichsstätte zweiten und dritten Ranges, wie Heilbronn, Memmingen, Dinkelsbühl, Wimpfen, wurden mit Güte oder Gewalt herbeigezogen. In Rothenburg hatte, wie bemerkt, schon früher die Volkspartei gesiegt. Windsheim wurde kaum durch die ernsten Abmahnungen der Nürnberger von einem gleichen Schritte zurückgehalten. Aber auch in den größeren Städten thaten sich ähnliche demokratische Bestrebungen mit Macht hervor. So forderte die Bürgerschaft von Mainz die ihr nach dem letzten Aufruhr entrissenen reichsstädtischen Rechte wieder zurück. Der Rath von Trier stellte sich an die Spitze der Bewegung und drang nicht allein auf Herbeiziehung der Geistlichen zu den bürgerlichen Lasten, sondern nahm sogar einen Antheil an den geistlichen Gefällen in Anspruch, die bei den Reliquien im Dom einkamen. In Frankfurt sah sich der Rath genöthigt, die ihm von der Bürgergemeinde vorgelegten Artikel anzunehmen, und berief sich später zu seiner Entschuldigung auf andere Reichsstädte, die dasselbe gethan; Straßburg sollte die Empörer als Bürger aufgenommen, Ulm sie mit Waffen und sogar Nürnberg sie mit Zufuhr unterstützt haben Ist es nun auch nicht zu leugnen, daß die meisten Gährungen in den Städten von dem niederen Volke ausgingen, so liegt es doch auf der Hand, wie stark und umfassend durch das Hinzutreten angesehener Städte die Empörung und damit die Gefahr für das Reich werden mußte. Wirklich gaben sich schon tief in das Bestehende eingreifende Reformpläne auf Seiten der Bauern kund. Was die Fürsten auf vielen Reichstagen vergebens sich bemüht hatten, zu Stande zu bringen, was Sickingen und seine Genossen einige Jahre früher mit der Ritterschaft auf ihre Weise auszuführen beabsichtigt hatten, das gedachten jetzt die Bauern durchzusetzen, natürlich mit den Modifikationen, die dem Zwecke ihrer Erhebung angemessen waren. Das Ungeordnete und Zügellose ihres bisherigen Beginnens einsehend, suchten sie eine obere Leitung herzustellen. Heilbronn sollte der Sitz einer Art von Kanzlei und Regierung für den ganzen Aufstand werden. Die Bauernhaufen selbst sollten einander ablösen, ein Theil im Felde bleiben und die Annahme der 12 Artikel von den noch Widerstand Leistenden erzwingen, der andere Theil nach Hause an das gewöhnliche Tagewerk gehen. Aber man hatte auch schon eine bestimmte Verfassung im Reiche vor Augen, die ihren Grundzügen nach folgende war: Die Bauern sollten von allen drückenden Gerechtsamen geistlicher und weltlicher Herrschaften befreit werden, und zu dem Ende wollte man zu einer allgemeinen Säkularisation der geistlichen Güter schreiten, wodurch die Möglichkeit gegeben würde, die weltlichen Herren zu entschädigen. Da die Masse der zu säkularisirenden Güter so groß war, so hoffte man damit auch noch die öffentlichen Bedürfnisse des Reichs bestreiten zu können. Es sollten nämlich alle Zölle und Steuern aufhören; die letzteren wollte man nur alle 10 Jahre zahlen. Das Gerichtswesen sollte nach einem umfassenden Plane ganz umgestaltet werden; 44 Freigerichte mit Beisitzern aus allen Ständen, 16 Landgerichte, 4 Hofgerichte, ein Kammergericht, alle auf ähnliche Weise organisirt, wurden in Vorschlag gebracht. Im letztern, im Kammergerichte, sollten folgende Mitglieder sitzen: 2 aus dem Fürstenstande, 2 aus dem Grafen- und Herrenstande, 2 aus der Ritterschaft, 3 aus den Reichs- und 3 aus den Fürstenstädten und 4 aus allen Kommunen im Reiche. Solche Gedanken und Pläne waren schon in den vorhergehenden Jahren hie und da hervorgetreten; jetzt waren es besonders ein gewisser Weigant von Miltenberg und der obengenannte Wendelin Hippler, welche sie aufnahmen und weiter ausbildeten. Am verhaßtesten waren den Bauern die Doktoren des römischen Rechts, die deshalb an keinem Gerichte, nur an den Universitäten geduldet werden sollten, damit man sich in dringenden Fällen bei ihnen Raths erholen könne. Alle Stände sollten auf ihre ursprüngliche Bestimmung hingewiesen werden und ihre Macht u. Wirksamkeit darauf beschränkt bleiben; Fürsten u. Ritter sollten sich demgemäß den Schutz der Schwachen, die Geistlichen aber die Fürsorge für das Seelenheil ihrer Gemeindeglieder angelegen sein lassen. Endlich wurde gleiche Münze und gleiches Maß und Gewicht verlangt. Die Aussicht auf die Verwirklichung dieser Pläne lag nicht ganz fern; denn immer weiter griff die Bewegung um sich. Schon hatte sie von Franken aus Hessen ergriffen, und von da aus

konnte sie den sächsischen Volksstamm, wie von Oberschwaben her den bayerischen, mit sich fortreißen und vom Elsaß aus auch in Lothringen eindringen, zumal da fast überall Sympathien sich kund gaben. So machte z. B. die Bürgerschaft in Münster dem Kapitel gegenüber dieselben Forderungen wie die von Trier und fand hierin solchen Anklang, daß der Bischof schon fürchtete, das ganze Land werde in Kurzem vom Aufstande ergriffen sein. In den österreichischen Grenzlanden, in den Alpengegenden huldigte man offen den Bestrebungen der schwäbischen und fränkischen Bauern, und in Tyrol wurde der Erzherzog Ferdinand sogar genöthigt, den Ausschüssen des Bürger- und Bauernstandes im Inn- und Wipsthale die Bewilligung zu machen, daß das Evangelium in Zukunft dort „lauter und klar gepredigt werden solle". Im Brixenschen und im Salzburgischen erhob sich die Bauernschaft schon in vollem Aufruhr, und selbst in der Umgebung von Wien sprachen die Weinbergsarbeiter von einer gefährlichen und mächtigen Verbindung unter ihnen.

Aber einen ganz neuen Charakter nahm der Aufstand in Thüringen an, wo er unterdeß auch mächtig ausgebrochen war. Die excentrischen Meinungen Karlstadts und der zwickauer Propheten, gegen die Luther in Wittenberg geeifert hatte, fanden hier unter dem aufgeregten Volke mächtigen Anklang. Thomas Münzer hatte in Mühlhausen, wo wie in Rothenburg durch Einverständniß des Landvolks und der geringeren Bürgerklasse eine Aenderung der städtischen Verfassung zu Gunsten jener durchgesetzt worden war, Aufnahme gefunden. Er besonders war es, der hier, wie in Oberdeutschland, die Gährung in weiten Kreisen verbreitete. In Mühlhausen gelangte er bald zum Ansehen eines gottbegeisterten Propheten. Er entschied im Rath, im Gericht, nach seiner Offenbarung, ließ Geschütz gießen, die Pfarrer überfallen, die Klöster zerstören und die Schlösser und Burgen der Herren stürmen. Vom Thüringerwald bis zum Harz hin war Alles in wilder Bewegung, und hier war nicht die Rede von Bedingungen und Verträgen, sondern Alles ging auf „allgemeines erbarmungsloses Verderben" hinaus. Als das Landvolk im Schwarzburgischen sich gegen den Grafen erhoben und sich in einem starken Haufen zu Frankenhausen gesammelt hatte, fürchtete Münzer nichts, als den Abschluß eines Vertrags und erhob sich in Person aus dem festen Mühlhausen, um dies zu verhindern und das „Nest der Adler" anzugreifen. Er unterzeichnete sich „Thomas Münzer mit dem Schwerte Gideonis". Solche Worte fanden einen gewaltigen Beifall. Rings umher in Thüringen und in Meißen sammelten sich die Volkshaufen und warteten auf einen ersten entscheidenden Erfolg seines Unternehmens. Aber Münzer war seinem gigantischen Unternehmen nicht gewachsen, und gerade in der Reformation war der Bewegung der stärkste Damm entgegengesetzt. Anfangs, als die Bewegung unter den Bauern noch weniger gefährlich schien, sprach Luther zum Frieden und hielt den Fürsten und Herren ihre Gewalts- und Bedrückungsmaßregeln ohne Scheu vor; als aber die Gefahr größer wurde, als seine alten Gegner, „die Mordpropheten", ihre Häupter kühner erhoben, als ein Sieg der Bauern wirklich nicht mehr so fern lag, da brach sein voller Ingrimm los. „Hundertmal", sagte er, „solle ein frommer Christ den Tod leiden, ehe er ein Haar breit in die Sache der Bauern willige; die Obrigkeit solle kein Erbarmen haben, die Zeit des Zornes und des Schwertes sei gekommen, sie solle dreinschlagen, weil sie eine Ader regen könne, das sei die göttliche Pflicht, die ihr obliege. Wer in diesem Dienste umkomme, der sei ein Märtyrer Christi." Und schon ermannten sich die weltlichen Gewalten, um dem drohenden Umsturz des Bestehenden vorzubeugen. Der junge Landgraf Philipp von Hessen versammelte gegen Ende April seine Ritter und Getreuen aus den Städten zu Alsfeld, wo ihm diese eidlich gelobten, mit ihm leben und sterben zu wollen, u. wandte sich, nachdem es ihm gelungen, das Hersfeldische u. Fuldaische zu beruhigen, nach Thüringen, wo nun die sächsischen Herzöge Georg u. Heinrich und der Kurfürst Johann vereint mit ihm die Bauern angriffen. Münzer hatte (15. Mai) an den Anhöhen über Frankenhausen eine Stellung genommen; aber sie eignete sich mehr zur Predigt, als zum Kampfe und zur Vertheidigung, dazu mangelte es an Pulver für seine mühsam gegossenen Stücke, seine Leute waren auf das Elendeste bewaffnet, eine armselige Wagenburg war der einzige Rückhalt. Als das feindliche Geschütz zu spielen anfing, stimmten die Bauern das Lied „Komm heiliger Geist!" an. Sie erlitten eine totale Niederlage. Ueber 5000 wurden auf dem Schlachtfelde und auf der Flucht getödtet; Mühlhausen fiel, ohne eine ernstliche Vertheidigung zu wagen; Münzer ward in dem Lager vor der Stadt, wo er unumschränkt geherrscht hatte, hingerichtet.

Um dieselbe Zeit begann auch in allen übrigen vom Aufstande ergriffenen Gegenden die nachdrückliche Bekämpfung desselben von Seiten der Fürsten und Herren. Zuerst wurden die Unruhen im Elsaß gedämpft, und zwar durch den Herzog Anton von Lothringen, der dem bedrängten Landvogte von Mörsperg zu Hülfe kam. Nachdem er einige zerstreute Bauernhaufen im freien Felde zersprengt hatte, kapitulirten die in Zabern versammelten Aufständischen. Da man sie aber beschuldigte, daß sie den Frieden nicht gehalten und die Landsknechte zum Abfall gereizt hätten, wurden sie am Morgen des 17. Mai, als sie aus der Stadt auszogen, angegriffen und, an der Zahl 17,000, niedergemetzelt. Einen nicht weniger unglücklichen Ausgang nahm die Sache der Bauern in Schwaben. Ihr Sieger war hier der Bundeshauptmann der schwäbischen Truppen, Georg Truchseß von Waldburg. Durch einen Vertrag mit den Seebauern, unter denen die Empörung den tüchtigsten Charakter angenommen hatte, im Rücken vor einem Angriff ziemlich gesichert, rückte er gegen die hürtembergischen Bauern vor und erreichte und schlug sie bei Sindelfingen. Schnell waren sie, als er sein Feldgeschütz gegen sie spielen ließ, außer Fassung gebracht, worauf es ihm nicht schwer wurde, sie durch seine wohlgerüstete und geübte Reiterei zu zersprengen und zu vernichten. Auch hier war mit dieser einen Niederlage die Kraft des Widerstandes in den Bauern gebrochen; alle Ortschaften, welche an dem Aufstande Theil genommen hatten, fielen ohne Verzug in die Gewalt des Siegers. Darauf wandte sich Truchseß nach Franken, wo die Kurfürsten von der Pfalz und von Trier von Bruchsal her zu ihm stießen. Zwischen Helsbach und Neckarsulm fand

am 29. Mai die Vereinigung der beiderseitigen Heere Statt, wodurch die Macht der Fürsten auf ungefähr 8000 Mann zu Fuß u. ungefähr 2500 zu Roß stieg. Diese schritt nun zur Unterdrückung der Empörung in Franken. In Würzburg hatte die Besatzung des festen Schlosses Frauenberg den Bauern bisher noch hartnäckigen Widerstand geleistet. Anfangs war dieselbe nicht abgeneigt gewesen, die 12 Artikel anzunehmen, zumal der Bischof sie dazu bevollmächtigt hatte; ebenso waren auch manche Haufen der Bauern zum Frieden geneigt gewesen, um ihren von allen Seiten bedrängten Verbündeten Hülfe leisten zu können. Aber der Widerwille der Würzburger gegen das feste Schloß drang durch; sie brachten es dahin, daß der Besatzung Bedingungen vorgelegt wurden, in die sie unmöglich willigen konnte. Sie entschloß sich daher unter ihrem Kommandanten, Sebastian von Rotenhan, zu mannhaftem Widerstande. Am Tage der frankenhäuser Schlacht (15. Mai) Abends begannen die Bauern den Sturm, wurden aber von einem mörderischen Feuer empfangen und wichen um 2 Uhr nach Mitternacht auf allen Seiten zurück. An eine Erneuerung des Sturms am andern Tage war nicht zu denken; denn schon trafen von allen Seiten die Nachrichten von den Niederlagen ihrer Genossen ein, und gegen die Stürmenden selbst wälzte sich die Gefahr immer näher und drohender heran. Sie boten daher aufs Neue der Besatzung die 12 Artikel zur Annahme an und luden zugleich den anrückenden Bundesobersten Truchseß ein, Zeit und Ort zu friedlicher Zusammenkunft und Berathung zu bestimmen. Auch erließen sie ein allgemeines Ausschreiben an die Stände des Reichs, worin sie die empfehlenswerthe Seite ihres Unternehmens hervorzukehren suchten, u. insbesondere erging von ihnen an die fränkischen Stände die Aufforderung, Abgeordnete zum Landtag nach Schweinfurt zu senden, damit dort „über die Aufrichtung des Wortes Gottes, Friedens und Rechtens" gemeinschaftliche Maßregeln getroffen werden könnten. Allein ihr Stern war schon gesunken, und dergleichen Anerbietungen kamen zu spät. Immer drohender rückte das vereinigte Heer der Fürsten und Herren heran; alle Ortschaften, die es berührte, ergaben sich ihm auf Gnade und Ungnade. Am 2. Juni stieß es bei Königshofen auf die ersten Bauernhaufen, und zwar auf die Odenwälder, die muthig genug gewesen waren, dem überall siegreichen Feinde entgegenzugehen. Allein da sie nicht viel über 7000 Mann stark waren und noch dazu die nöthigen Vorbereitungen zum Kampfe versäumt hatten, so war dies mehr Verwegenheit, als Muth, und als nun Götz von Berlichingen, der Hauptmann des odenwälder Haufens, der ein böses Ende voraussah, entwich, noch ehe man nach Oehringen gelangte, war das Zeichen zur Auflösung aller Ordnung gegeben. Nicht viel über 2000 Mann hatten den Muth, mit dem andern Hauptmann, Georg Metzler, auszuharren. Aber erschreckt durch die sich entwickelnde Uebermacht des Feindes, zogen auch sie sich zurück, um einen nahen Wald zu gewinnen. Dies reizte den überlegenen Feind zu augenblicklichem Angriff. Die einsprengenden Reisigen brachten den ungeordneten Haufen bald in Verwirrung; ehe noch die Landsknechte herankamen, war er schon gänzlich zersprengt und zusammengehauen. Eine falsche Siegesnachricht lockte auch die in Würzburg zurückgebliebenen Haufen herbei, die nun ein gleiches Geschick ereilte. Das Frankenland war jetzt der Züchtigung und Gewaltthat der ergrimmten Herren wehrlos preisgegeben. 600 Bauern, die sich unter Florian Geier im Schlosse zu Ingolstadt zur Wehr gesetzt, wurden alle bis auf 17 niedergehauen. Florian Geier starb bald darauf auf dem Spaltich, einer Waldhöhe zwischen den Schlössern Bellberg und Limburg unweit Zell, von seinem eigenen Schwager, Wilhelm von Grumbach, überfallen, den Heldentod. Auch Würzburg, dessen Bürgerschaft mit den Bauern fraternisirt hatte, mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben; 60 besonders Betheiligte aus der Stadt und der Umgegend wurden mit dem Schwerte gerichtet. Das furchtbare Blutgericht durchschritt das ganze Stift, in dem man 200 in aller Form Hingerichtete zählte. Die Bürgerschaft von Würzburg mußte alle Waffen ausliefern, bedeutende Brandschatzungen zahlen und dem Bischof von Neuem Gehorsam schwören. Markgraf Kasimir von Baden durchzog das ganze übrige Frankenland u. warf überall die Aufständischen nieder. Keine einzige Stadt leistete ernsten Widerstand; Kitzingen, Schweinfurt, Bamberg, Rothenburg u. a. Städte beugten sich demüthig dem Sieger und erkauften Schonung um schwere Geldbußen. In Rothenburg wurde ein strenges Blutgericht gehalten; die Haupträdelsführer des Aufstandes, unter ihnen Stephan von Menzingen, welchen der Markgraf Kasimir vergeblich zu retten versucht hatte, u. Dr. Deuschlin, Karlstadts Freund und einflußreicher Prediger, wurden enthauptet. Auch die Bauernschaften mußten große Summen zahlen; überall büßten die ergriffenen Aufruhrstifter mit dem Leben.

Nur noch am Ober- und Mittelrhein hielten sich einige Ueberreste der Empörer. Die am Mittelrhein wurden von dem zurückziehenden pfalztrierischen Heere bei Pfeddersheim zersprengt und aufgerieben, bei welcher Gelegenheit der kriegerische Erzbischof mit eigener Hand die Fliehenden erlegt haben soll. Brandschatzungen, Auslieferung der Waffen, Hinrichtungen erstickten auch hier und im ganzen Rheingau bald jede Spur des Aufstandes; Mainz büßte für seine Befreiungsversuche mit dem Verlust seiner kaum errungenen Freiheiten. Weit schwieriger war die Unterdrückung der Unruhen am Oberrhein, wo der Aufruhr seine tiefsten Wurzeln geschlagen hatte und die Bauern noch nicht im entscheidenden Kampfe geschlagen worden. Vor Allen thaten sich die Allgauer hervor; muthig waren sie von Neuem ins Feld gerückt, verstärkt durch eine nicht geringe Anzahl versuchter Landsknechte. Auch Geschütz stand ihnen zu Gebote, und schon gedachten sie die Offensive zu ergreifen, als Georg von Frundsberg dem bedrängten Truchseß zeitig genug zu Hülfe kam. Bei seinem Erscheinen trennten sich plötzlich die Bauernhaufen und zogen sich in die Gebirge zurück; Truchseß, der „gewaltige Bauernjörg", zog ihnen nach und verwüstete, der Abmahnungen des schwäbischen Bundes nicht achtend, mit Feuer und Schwert die Dörfer. Hinrichtungen u. Geldbußen stellten auch hier den alten Gehorsam wieder her. Im Hegau, Kletgau und am Bodensee wurde besonders durch die Vermittelung der Schweizer die Ruhe wieder hergestellt. Auch in den Alpenthälern, in der Grafschaft Tyrol, in den Bisthümern

Trient und Brixen, hatte der Aufstand arg gewüthet. Die That von Welnsberg verschwindet gegen den Mord der 3000 Kriegsmänner zu Schlamingen. Aber auch hier war er schon am Ende; theils hatte man sich vertragen, theils hatten sich die Bauern von selbst zerstreut. Nur den Erzbischof von Salzburg belagerten seine Bauern noch hartnäckig in dem festen Schlosse seiner Hauptstadt. Der bedrängte Prälat rief den schwäbischen Bund um Hülfe an; Herzog Ludwig von Bayern sandte ihm den siegreichen Frundsberg mit 3000 Mann. Vergeblich suchten die Bauern dieses Kriegsvolk an Stellen zu locken, wo es leicht war, es mit vorher zurecht gelegten Felsstücken zu zerschmettern. Der kluge Frundsberg wußte aller List auszuweichen u. nach einigen keinen Scharmützeln das Volk zur Unterwerfung zu bereden. Nur Geißmayer, des Bischofs von Brixen Geheimschreiber, erkannte die Verträge nicht an. Er ward mit den Schätzen des Bischofs Kriegsvolk, wiegelte die Bauern an der Etsch auf u. bemächtigte sich fast des ganzen Tyrols; seine Erfolge währten bis ins andere Jahr. Als Frundsberg ihn drängte, floh er mit einer kleinen Schaar über das Hochgebirge nach Padua und trat bei den Venetianern in Sold. Bald nachher wurde er durch abgesandte Meuchelmörder erdolcht.

So war endlich die gewaltige Bewegung gedämpft, welche dem gemeinen Wesen in Deutschland eine völlige Umkehr gedroht hatte. Nach der Entscheidung durch die Waffen wurde strenges Kriegsrecht geübt; die grausamsten Exekutionen wurden vollzogen, schwere Strafgelder eingetrieben, und hier und da folgte härterer Druck für die Bauern. An einzelnen Orten, wie in Bamberg, kamen reaktionäre Bestrebungen gegen die neue Lehre, der man die Anstiftung des Aufruhrs Schuld gab, hinzu und brachten ganz unschuldige und ruhige Bürger und Prediger aufs Blutgerüst oder um Vermögen. Einige Erleichterungen gewannen die Bauern durch den Aufstand nur da, wo sie nicht entscheidende Niederlagen erlitten hatten, wie im Kemptenschen. Auch Erzherzog Ferdinand verhieß den Breisgauern, daß von Amtleuten und Obrigkeiten in Hinsicht der Klagen der Unterthanen gebührende Einsicht geschehen solle. In Oesterreich litten es die Stände nicht, daß den Unterthanen eine Brandschatzung aufgelegt wurde. In Tyrol schritt man zur Abfassung eines Gesetzbuches, in welchem den Unterthanen alle Lasten, deren Herkommen sich nicht wenigstens auf 50 Jahre zurück urkundlich nachweisen lasse, sowie der kleine Feldzehent und manche andere Verpflichtungen abgenommen wurden; selbst zu einigen die Religion betreffenden Konzessionen verstand sich Ferdinand, wie: daß Städte und Gerichte befugt sein sollten, ihre Geistlichen selbst zu präsentiren, das Evangelium sich nach dem Buchstaben predigen zu lassen ꝛc. Auch die Salzburger, welche am längsten Widerstand geleistet hatten, erlangten ausnehmend günstige Bedingungen. Im Ganzen und Großen aber begann nach dem B. für die gemeine Freiheit eine verhängnißvolle Zeit. Die letzten kümmerlichen Reste des gemeinfreien Lebens, die sich in manchen Gauen noch erhalten hatten, verschwanden jetzt in Deutschland vollends; der übermächtige Söldner, mochte er nun den Hauptmannsstab, oder den Spieß des Landsknechts tragen, wurde im Lande Herr. Je ohnmächtiger aber die Gemeinfreien wurden, desto mehr erlahmte die nationale Kraft, die endlich in dem 30jährigen Kriege vollends unterging.

Von den ältern Schriften über den B. bemerken wir: „Eigentliche wahrhaftige Beschreibung des Bawrenkrieges ꝛc. durch Peter Haarern" (Frankf. a. M. 1625); „Der Peurisch vnd protestierende Krieg, das ist Historischer ꝛc. Bericht der Bewrischen empörungen vnd auffrhur ꝛc. Zuvor in Lateinischer sprach durch Petrum Gnodalium beschrieben, jetzt aber in das Teutsch gebracht ꝛc. durch M. Jac. Schluffern von Sinderburg"; „Materalien zur Geschichte des B.s ꝛc." (Chemnitz 1791—94, 3 Lief.). Pistorius, Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen, Nürnb. 1771. Die meisten Quellenschriften sind noch Manuskript. Die bedeutendsten Werke, auf dem Studium dieser Quellen basirt, sind außer Sartorius' „Versuch einer Geschichte des deutschen B.s ꝛc." in (Berlin 1795): Oechsle, Beiträge zur Geschichte des B.s in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden ꝛc., 1830; Burckhardt, Geschichte des deutschen B.s, Lpz. 1832, 2 Bde.; Wachsmuth, Der deutsche B., das. 1834; Bensen, Geschichte des B.s in Ostfranken, aus den Quellen bearbeitet, Erlangen 1840; Zimmermann, Allgemeine Geschichte des großen B.s, Stuttg. 1856—57, 3 Bde., 2 Aufl.

Bauernlehn, s. Bauerngut.

Bauernmiethe (Bedemund, Brautlauf, Frauenzins, Handschilling, Manntbaler, Busenhuhn, Reitschoß, Freudengeld), in Gegenden, wo die Leibeigenschaft herrschte, das Geld, welches Leibeigene, wenn sie heiratheten, an den Gutsherrn zu zahlen hatten; an manchen Orten auch das Geld, welches eine geschwängerte ledige Leibeigene zur Entschädigung für versäumten Hofdienst, nicht zur Strafe, zu zahlen hatte; sowie das Geld, wodurch sich ein Bauer von der Leibeigenschaft loskaufte.

Bauernspiele, die mittelalterlichen Schauspiele, welche unter den Bauern in Süddeutschland, namentlich in den Alpenländern, bis in das vorige Jahrhundert sehr verbreitet waren. Schon im 15. Jahrhundert wurden nach dem Vorgange der Mysterien (s. d.) viele solcher Spiele gehalten, theils als vollkommen theatralische Vorstellungen auf den Kirchhöfen der Dörfer, theils als bloße Wechselreden und Gesänge bei Prozessionen, wie die Marienklagen. Die Gedichte waren zum Theil ebenfalls auf den Dörfern entstanden, von Geistlichen, oft von Kantoren verfaßt, die sich mit der Einrichtung und Leitung derselben abgaben. Neuen Aufschwung erhielten diese Spiele durch die Jesuiten, die sich bei ihrer Abfassung dem rohen Bauerngeschmack anbequemten, so daß mitunter der ärgste Unsinn zu Tage gefördert wurde. In Tyrol und Oberbayern wurden die B. mit wahrer Leidenschaft betrieben und fast alle Sonntage in den Schenken Heiligengeschichten und Ritterkomödien aufgeführt. Der Unfug, der damit getrieben wurde, veranlaßte die geistlichen und weltlichen Behörden, die B. ganz zu verbieten, erst in Tyrol, dann in Bayern. Nur das Passionsspiel (s. d.) in Oberammergau in Oberbayern hat sich durch rechtzeitige Selbstreform u. den religiösen Kunstsinn der Gemeinde in Ansehen zu behaupten gewußt. Vergl. Pichler, Schauspiele des Mittelalters in Tyrol, Innsbr. 1851; Devrient, Passionsschauspiele in Oberammergau, Leipzig 1851

Bauernsprache, s. Bauerngericht.

Bauernwetzel, s. Parotitis.

Bauernzwang (jurisdictio colonaria, praediaria, solaria, Dienstzwang), das Recht einer frohnberechtigten Gutsherrschaft, diejenigen Bauern zu bestrafen, welche sich gegen die Frohngesetze vergehen oder widerspenstig sind.

Bauerwitz (Babarow), Stadt im preußischen Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Leobschütz, an der Zinna, mit Schloß, Domäne u. 2300 Einwohnern.

Bauge (Ring), in der nordischen Göttersage ein Riese, Bruder Suttungs, der den köstlichen, aus Quasers Blute bereiteten, Dichtkunst und Wohlredenheit verleihenden Meth besaß. Er verschaffte Odin durch List, ohne daß dieser es wollte, drei Gefäße desselben, die letzterer in drei Zügen leerte.

Baugé, Stadt im französischen Departement Maine-Loire, am Couernon, mit Wollweberei, Oelfabriken, Holz- und Viehhandel und 3900 Einwohnern. Hier Niederlage der Engländer 1421.

Baugefangene, in manchen Staaten Verbrecher, welche zur härtesten Festungsstrafe verurtheilt sind. Die Strafe der Baugefangenschaft kommt gegen Militär- und Civilpersonen in Anwendung, gegen erstere jedoch erst nach erfolgter Ausstoßung aus dem Soldatenstande. Die dazu eingerichteten Strafanstalten stehen unter der Aufsicht des Festungskommandanten. Die B.n sind während der ganzen Dauer der Strafzeit in Ketten geschmiedet; die Schwere der Fesselung richtet sich unter Rücksichtnahme auf die Gesundheit der Sträflinge nach der Größe ihres Verbrechens, nach ihrer individuellen Bösartigkeit und ihrem während der Strafzeit bewiesenen Benehmen. Die Bekleidung der B.n ist, um sie sogleich zu erkennen und ihre Flucht zu erschweren, auffallend, meist doppelfarbig, in Preußen z. B. halb grau, halb gelb. Ihre Arbeiten sind die schwersten und niedrigsten. Sie wohnen in Kasematten und werden bei ihren Arbeiten von Soldaten mit geladenen Gewehren bewacht. In Preußen soll nach einer königlichen Verordnung von 1816 die Baugefangenschaft aufhören, die B.n sollen nach und nach aus den Festungen entfernt und nach den Provinzialanstalten abgeführt werden In Beziehung auf die zweckentsprechende Behandlungsweise dieser Sträflinge ist die von Seiten des preußischen Kriegsministeriums an die Festungskommandanten unter dem 11. December 1832 erlossene Instruktion beachtenswerth.

Baugesellschaften, Vereine von Baumeistern und Bauhandwerkern zu einer alle umfassenden Korporation. Dergleichen B. kommen schon bei den Römern kurz nach Christi Geburt vor; hier hatten sie eigene Beamte, Gesetze, Priester und Schutzgötter. Mit den Römern breiteten sie sich in allen Ländern aus, wo die erstern ihre Herrschaft begründeten. Im Mittelalter bildete sich das Institut der B. noch weiter aus. Es traten Gesellschaften von Bauhandwerkern und Künstlern zusammen, die sich für höher hielten, als die gewöhnlichen Handwerksmaurer; sie nahmen ihre Mitglieder mit mysteriösen Feierlichkeiten auf und gaben sich durch besondere Zeichen gegenseitig zu erkennen. Im J. 826 n. Chr. gab sich eine solche Gesellschaft in York eigene, noch vorhandene Gesetze. Von 1277 an machte sich eine ähnliche Gesellschaft um den Bau des straßburger Münsters sehr verdient, nannte sich Baubütte u. trat als Hauptbauhütte mit vielen Bauhütten, die sich an andern Orten bildeten, in Verbindung. Dergleichen Bauhütten gab es in Deutschland in 22 Städten. Im 16. Jahrhundert wurden diese Bauhütten in Frankreich, 1707 in Deutschland durch Reichstagsbeschluß aufgehoben, Letzteres wahrscheinlich aus dem Grunde, weil man die Verbindung mit Straßburg, das französisch geworden war, abbrechen wollte. Ueber den Zusammenhang der Bauhütten mit den Freimaurern s. Freimaurerei. In der neueren Zeit versteht man unter B. Vereine von wissenschaftlich gebildeten Baumeistern, Ingenieuren und Technikern überhaupt, die sich in mehren Ländern gebildet haben und deren Zweck theils Ausbildung der Mitglieder durch gegenseitigen Austausch der gemachten Erfahrungen, Lösung der vom Verein gestellten Aufgaben ꝛc., theils Hebung des gesammten Bauwesens im Allgemeinen ist. Dergleichen sich regelmäßig versammelnde Vereine gibt es in London, Berlin, München und in der Schweiz (der eidgenössische Architekten- und der Ingenieurverein).

Baugrund, der Grund und Boden, auf den man baut. Schon vor Entwerfung des Plans muß man den B. genau untersuchen, ob er von der gehörigen Beschaffenheit und tief genug sei, um das Bauwerk zu tragen, ohne daß er von demselben zu sehr oder ungleichmäßig zusammengedrückt und gepreßt werde, wobei die Last des Gebäudes maßgebend ist. Um die Beschaffenheit des Bodens kennen zu lernen, bohrt man an mehren Stellen Löcher od. gräbt Brunnen. Auch das Einstoßen mit der Sondirstange, dem Sondireisen, gibt oft schon genügenden Aufschluß über die Beschaffenheit des B.es. Findet man verschiedene Bodenarten auf einem Bauplatze zusammen, also den B. an verschiedenen Stellen von verschiedener Tragfähigkeit, so sucht man den weichsten Stellen wo möglich auszuweichen, oder sorgt, wenn dies nicht thunlich ist, dafür, daß das Gebäude durch den ungleichen Boden keine ungleichen Setzungen erleide, was den Einsturz desselben leicht zur Folge haben kann. Dem wird öfters dadurch vorgebeugt, daß man die weniger festen u ungleichen Stellen durch Einsenken von Kies oder Sand den übrigen gleich tragfähig zu machen sucht (s. Gründung). Man theilt in der gewöhnlichen Praxis die verschiedenen Baugrundarten in der Regel in 4 Klassen ein. Zu der ersten Klasse rechnet man absolut festen Felsen, welcher allen Belastungen vollkommen widersteht; zu der zweiten Klasse Kies- oder Sandboden, welcher nicht zur Seite ausweicht und sich wenig oder gar nicht zusammenpressen läßt, so daß er im Stande ist, die schwersten Gebäude mit Sicherheit zu tragen; zu der dritten Klasse zusammenpreßbaren Boden, welcher aber nicht nach den Seiten hin ausweicht, z. B. Thon, Lehm, Humuserde u. torfhaltige Erdarten; zur vierten Klasse zusammenpreßbare Bodenarten, welche zugleich auch nach der Seite hin ausweichen und daher den schlechtesten B. abgeben, als Torf, Morast, Treib- oder Quellsand, erweichter Thon, Lehm- oder Wiesgrund. Auch der von Wasseradern durchzogene B. ist ohne künstliche Vorrichtung nicht zu benutzen. Bei Anlegung von Bauten vermeide man derartigen Boden, wenn es möglich ist, ohne unnöthigen Kostenaufwand zu veranlassen, da es leicht kommen kann, daß die Kosten der Gründung mehr als die des ganzen Gebäudes betragen. Bei

gemischtem ungleichmäßigen Grund wechseln feste u. lockere Schichten, Sand- und Thonlagen, Felsengeschiebe, Wasseradern ꝛc., die man sorgfältig untersuchen und unschädlich machen muß. Lockere Thonschichten und Felsengeschiebe rutschen und rollen sich leicht ab, namentlich wenn sie nicht ganz wagrecht streichen und nach der Tiefe ausgehen. Ebenso nachtheilig ist aufgeschütteter Boden, den man immer herausgraben oder stellenweise wenigstens durchbrechen und mittelst Erdbogen (s. d.) überwölben muß. Ueber die verschiedenen Mittel, einen schlechten B. zu bessern oder unschädlich zu machen, s. Gründung. Die Ermittelung der Arbeitspreise beim Ausheben des B.es geschieht etwa auf folgende Weise. Eine Karre ladet 3 Kubikfuß locker aufgehäufte Erde, wozu in der Regel 2 Kubikfuß feste Erde (gewachsener Boden) gehören, so daß mithin zu einer Schachtruthe von 144 rhein. Kubikfuß dichten Bodens 72 Karrengänge erfordert werden. Ein Arbeiter kann bei einer Entfernung von 50—100 Fuß und einer Tiefe des auszugrabenden Bodens von 6 Fuß in einer Stunde in leichtem Boden 16 Karrengänge, in festem 14, in kiesigem 12, in thonigem oder lehmigem Boden 10, in sumpfigem oder Torfboden 8 und in aufgeschüttetem Boden 6 dergleichen machen, d. h. feste Erde ausgraben, in die Karre laden, wegkarren, auswerfen, zur Vermessung in Haufen setzen oder verschütten und feststampfen und mit der leeren Karre zurückfahren. Man rechnet die Zeit der Arbeit, nach den verschiedenen Jahreszeiten, im Durchschnitt zu 10—12 Stunden. Nimmt man 10 Stunden an, so kann ein Arbeiter täglich fortschaffen: in leichtem Boden $2\left(\frac{16\cdot 40}{144}\right)=\frac{320}{144}=2^{1}/_{9}$ Schachtruthen, in festem Boden $2\left(\frac{14\cdot 10}{144}\right)=\frac{280}{144}=2$ Schachtruthen, in kiesigem Boden $2\left(\frac{12\cdot 10}{144}\right)=\frac{144}{240}=1^{2}/_{3}$ Schachtruthen, in lehmigem oder thonigem Boden $2\left(\frac{10\cdot 10}{244}\right)=\frac{200}{144}=1^{2}/_{3}$ Schachtruthen ꝛc. Beträgt die Tiefe der auszuwerfenden Erde mehr als 6 Fuß und muß solche in mehren Absätzen ausgeworfen werden, dann rechnet man auf 12 Fuß oder bei einem Absatze den vierten Theil und auf 18 Fuß oder bei zwei Absätzen den dritten Theil weniger an Schachtruthen, als bei der Höhe von 6 Fuß ohne Absatz angenommen ist. Der Preis richtet sich nach der Beschaffenheit des Bodens. Garten- u. Dammerde, auch Flugsand ist am leichtesten auszugraben; dann folgt der grobe Sand, der Quellsand und der Kies, wozu beschlagene Spaten oder eiserne Schaufeln erforderlich sind; weiter Lehm und Thon, wo der Boden zuvor mit der Rodhaue oder der Picke loszuhauen ist; diesem der Moor-, Sumpf- und Torfgrund, wozu Wurfschippen, Spaten ꝛc. erforderlich sind; und endlich der aus Bauschutt und Steinstücken aufgefüllte Grund, wodurch die Geräthe mehr abgenutzt werden, daher sie besser verstählt sein müssen. Eine Schachtruthe Erde auszugraben, in Karren zu laden, auf 50—100 Fuß zu karren, auszuladen und in Haufen zu stellen oder zu planiren, auch die dazu nöthigen Karren, Schaufeln, Hackgeräthe ꝛc. zu stellen, kostet bei einer zehnstündigen Arbeit u. dem üblichen Tagelohn von 1 Gulden 10 Kreuzer = 20 Silbergroschen in Verding:

Bodenarten.	Bei einer Tiefe der Gräben von								
	1—6 Fuß ohne Absatz			1—12 Fuß mit einem Absatz.			1—18 Fuß mit 2 Absätzen.		
	Rth.	Sgr.	₰	Rth.	Sgr.	₰	Rth.	Sgr.	₰
in leichtem Boden	—	9	—	—	12	—	—	13	7½
„ festem Boden	—	10	5	—	13	8½	—	15	11¼
„ kiesigem Boden	—	12	—	—	16	—	—	18	—
„ lehmigem Boden	—	14	7½	—	19	8½	—	21	10
„ morastigem Boden	—	16	—	—	24	—	—	27	2½
„ Steinschuttboden	—	24	—	1	2	—	1	6	—

Eine Schachtruthe Erde mit morastigem Grunde auszugraben und auf 50—100 Fuß Entfernung wegzukarren, auch das Wasser mit Wurfschippen während der Arbeit fortzuschaffen, kostet mit Einschluß der nöthigen Geräthschaften und Anfertigung der Laufgerüste, wozu jedoch die Materialien geliefert werden, im Durchschnitt bei einer Höhe des Ufers von 1—6 Fuß 1 Thaler 10 Silbergroschen, von 1—12 Fuß mit einem Absatze 1 Thaler 20 Silbergroschen, von 1—18 Fuß mit zwei Absätzen 2 Thaler 15 Silbergroschen. Ist der Tagelohn geringer und kann das Ausladen der Erde nicht weit vom Ufer der Gräben geschehen und wird solches mit 15½ Silbergroschen bezahlt, so ist es hinreichend, ⅔ der hier angenommenen Kosten für das Ausgraben der Erde zu rechnen, wenn solches in Tagelohn geschieht; ⅘—⅚ jedoch, wenn es in Verding geschieht, weil in diesem letztern Fall die Arbeiter mit Anbruch des Tages anfangen und am späten Abend aufhören, mithin an Zeit und Tagelohn gespart wird. Vgl. Becker, Baukunde des Ingenieurs, Stuttgart 1853.

Bauhandwerker, Handwerker, deren Arbeiten entweder ausschließlich, oder doch zum Theil den Bau der Häuser bezwecken. Dahin gehören vornehmlich die Zimmerleute, Kalkbrenner, Ziegelbrenner, Steinmetzen, Maurer, Tüncher, Weißbinder, Dachdecker und Tapezierer; ferner Schreiner, Schmiede, Schlosser, Glaser, Häfner ꝛc. Nach Maßgabe der gröberen und stärkeren oder feineren Arbeit, welche diese Gewerke an den Bauten vollführen, theilt man sie in Haupthandwerke, kleine und Nebenbandwerke. Die Haupthandwerke haben es mit der Errichtung der Gebäude aus dem Groben und mit Aufstellung und Zusammenfügung der Haupttheile zu thun, namentlich gehören dahin Maurer, Zimmermann, Steinmetz und Ziegeldecker.

Bauhin, Kaspar, einer der größten Botaniker seiner Zeit, geboren zu Basel am 17. Januar 1560, bereiste Südfrankreich, Italien und Deutschland und ward 1588 in seiner Vaterstadt Professor der Botanik und Anatomie. Obgleich er die Stelle eines Leibarztes beim Herzog Friedrich von Würtemberg erhielt, blieb er dennoch in Basel, wo er 1614 nach Fel. Platers Tode erst Professor der Medicin und erster Stadtarzt wurde. Er † daselbst am 5. Dec. 1624. B. unterhielt mit allen großen Männern seines Faches literärischen Verkehr, und es stand ihm der damalige Pflanzenvorrath von ganz Europa zu Gebot. Er stellte zuerst die Idee einer Synopsis aller bekannten Pflanzen in seinem „Phytopinax“ (Basel 1596) auf, einem Verzeichniß von 2460 Pflanzen, wovon aber nur der 1. Theil erschien. Er gab heraus Matthiolus' Werke (latein. Frankfurt 1598, neue Auflage, Basel 1674), worin

er eine Menge neuer Pflanzenbeschreibungen u. Abbildungen gab, u. J. Theodor Tabernämontanus' Kräuterbuch (Basel 1613), welches ebenfalls von ihm neue Abbildungen und Zusätze erhielt. Sein „Prodromus theatri botanici" (Frankfurt 1620, mit 250 neuen Pflanzen) ist noch immer geschätzt. Sein „Pinax theatri botanici, s. Index in Theophrasti, Dioscoridis, Plinii et botanicorum, qui a seculo scripserunt, opera, plantarum fere 6000 nomina cum synonymiis et differentiis, opus 40 annorum" (Basel 1623) wurde neu aufgelegt 1671 und 1735. Aus seinem berühmten „Theatrum anatomicum" (Frankfurt 1605, vermehrte Auflage, daselbst 1621; die Kupfer daraus wurden mit einigen Zusätzen von M. Merian allein herausgegeben, das. 1640) erhellt am vollständigsten der Stand der Anatomie zu Anfange des 17. Jahrhunderts.

Bauhinia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, charakterisirt durch den unregelmäßigen, 5spaltigen, am Grunde klaffenden, abfallenden Kelch, die aus 5 genagelten Blättern bestehende Blumenkrone, die abwärts gebogenen Staubfäden, von denen oft mehre ohne Anthere sind, und die gestielte, lange, 2klappige, viele breite Samen enthaltende Hülse, bei Decandolle in die Untergattungen Casparia, Pauletia, Symphipoda, Phanera und Cauiotretus zerfallend, große Schlingkräuter oder Bäume mit zweilappigen, oder vielmehr aus zwei zusammengewachsenen Blättchen bestehenden Blättern und zierlichen, traubenständigen Blüthen. Von den sehr zahlreichen Arten, meist in Südamerika und Ostindien, einige in Afrika, sind mehre in ihrem Vaterlande wegen ihrer Arzneikräfte nützlich, viele als Zierpflanzen in europäischen Gewächshäusern kultivirt. Die bekanntesten sind: B. reticulata *Dec.*, kleiner Baum am Senegal, gegen 15 Fuß hoch, von dem die Rinde gegen Ruhr gebraucht und zu Stricken verwendet wird; B. Lingua *Dec.*, B. scandens *L.*, auf den Molukken, überall in Buschwäldern nicht weit vom Strande, mit einem dünnen Stengel, der wie ein Seil an den Bäumen hinaufläuft und oft mehre zugleich so fest umwindet, daß sie kaum zu fällen sind, und schwammigem, viel zu Gummi gerinnenden Saft enthaltendem Holze; B. anguina *Roxb.*, in Ostindien, mit armsdickem, zusammengedrücktem, mit Schlangenwindungen emporkletterndem Stengel; B. guianensis *Lam.*, mit schenkeldickem, glattem Stamme, aus welchem zahlreiche dünne, rankende, die höchsten Bäume überwachsende Zweige entspringen; B. divaricata *L.*, mit großen, weißen, wohlriechenden Blättern, in Jamaica heimisch; B. purpurea *L.*, schöner Baum Ostindiens, mit prächtigen rosenrothen Blüthen, in der Heimat offeinell; B. racemosa *Vahl.*, in Ostindien, mit Blüthen in fast doldenartigen Trauben u. eßbarem Samen; B. variegata *L.*, ein mäßig großer, schöner Baum mit bunten, rosenrothen, gelben und purpurrothen Blüthen, der in Ostindien zur Zierde kultivirt wird; B. esculenta *Burch.*, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, mit eßbarer Wurzel. Die Bauhinien gedeihen am besten in einer Mischung von 4 Theilen leichter Lauberde, 3 Theilen guter Moorerde, 1 Theil alten mürben Lehms oder Rasenerde und 2 Theilen Flußsand; auf den Boden des Topfes legt man eine Lage zerstoßener Scherben zur Beförderung der Abwässerung, da ihnen viele Nässe sehr nachtheilig ist. Sie werden im Warmhause unterhalten, im Sommer auch im Sommerkasten; in der Jugend verlangen sie das warme Lohbeet. Bei warmer Sommerwitterung gibt man ihnen reichlich Luft und Wasser, bei heißem Sonnenschein Schatten. Die Vermehrung geschieht durch Stecklinge und Ableger, bei einigen auch durch Sprößlinge.

Bauholz (Zimmerholz), im Allgemeinen alles zum Bauen erforderliche und dienliche Holz. Man unterscheidet nach der Herkunft Laubholz und Nadelholz, hinsichtlich des Zweckes auch Land- oder Civilbauholz zu Gebäuden über der Erde, Gruben- oder Erdbauholz zum Bergbau, Wasserbauholz zum Bau der Wehre und anderer Wasserwerke, Maschinen- und Mühlenbauholz zu Mühlen und Maschinenwerken, Schiffsbauholz zum Schiffsbau. Da es vorzüglich darauf ankommt, die innere Beschaffenheit sowohl eines noch auf dem Stock stehenden, als auch eines schon gefällten Baumes oder Stammes gehörig zu würdigen, um danach den Werth desselben richtig zu taxiren, so hat man Folgendes zu beachten: Aeußere Merkmale der Gesundheit und Brauchbarkeit eines auf dem Stock stehenden Baumes sind: bei jungen Stämmen gerader Wuchs und eine feine glatte Rinde und gleichförmige Farbe derselben von der Wurzel bis an die Aeste; bei älteren Stämmen Runzeln in der dicken Rinde, welche kleine Risse nach der Richtung der Fibern und eine darunter liegende feine Rinde zeigen; ein hoher, frisch und dick belaubter Gipfel; frische, starke, lange Triebe mit glänzender Rinde; spätes Abfallen und gleiche Ausbildung der Blätter; Biegsamkeit der abgehauenen Aeste oder Zweige und volle Fasern bei dem Bruche; frische, saftige u. gesunde kleine Wurzeln. Bei der Kiefer sind besonders gräuliche Stellen auf der erhabenen Seite und röthliche, mit Grau vermischte Vertiefungen der Rinde Merkmale eines gesunden Stammes. Kiefern, welche auf Anhöhen dem Wetter ausgesetzt sind, haben härteres, festeres Holz, als die auf niedrigen, feuchten Stellen gewachsenen. Bei einer gesunden Buche ist das Stammende eben, die Rinde glatt, aschgrau, nicht weißlich oder röthlich, und der Schaft ohne Auswüchse. Gleichfalls gute Zeichen sind im Splint weißliche, nach dem Kern zu röthlich ausfallende Bohrspäne. Vorzüglich schwierig ist die Erkennung gesunden Eichenholzes auf dem Stamm und vollkommen gesunde Stämme sind selten. Man hat bei ihnen besonders zu beachten, daß die Blätter nicht einzeln an den Zweigen stehen, was Zeichen eines anbrüchigen Holzes ist, während eine mit Rinde überdeckte Ader oder ein solcher Strahl das sicherste Zeichen der sogenannten Eiskluft ist, welche am schädlichsten ist, wenn sie sich um den Stamm herumwindet. Beulen (sogenannte Rosen) am Stamme deuten auf abgebrochene, gefaulte und überwachsene Aeste, deren Fäule sich leicht bis in den Kern fortsetzt; steht in ihnen noch Wasser, so ist zu schließen, daß die Fäule noch nicht bis zum Kern gedrungen ist. Man findet dergleichen Beulen vorzüglich bei Eichen-, Kirsch- und Nußbäumen. Die inneren Kennzeichen anlangend, so gibt den sichersten Aufschluß über die Güte des Holzes der Holzbohrer, mit welchem man den Baum dicht über der Wurzel anbohrt. Je leichter der Bohrer nach dem Kern zu eindringt, um so mehr kann man auf die schlechte Beschaffenheit desselben schließen; ein noch sichereres Anzeichen hiervon ist das faule Aussehen und der

faulige Geruch der Bohrspäne, weshalb es am gerathensten ist, jede verdächtige Stelle anzubohren. Nach dem Anschlagen mit dem Hammer oder der Axt, wobei ein kerngesunder Baum einen hellen Klang geben soll, läßt sich nicht immer mit Sicherheit auf die innere Beschaffenheit des Holzes schließen. Beim Einkauf weicher Hölzer, als Fichten, Kiefern, Tannen ꝛc., beachte man Folgendes: Je mehr sich die Jahresringe des Holzes einander nähern, desto fester und dichter ist es; wo das Gegentheil Statt findet, ist dasselbe zu üppig gewachsen, daher porös und ohne Dauer. Fehlt der völlige Zusammenhang aller Jahresringe, so ist der Stamm kernfaul, was sich aber nicht allemal schon am Hirnschnitt zeigt. Die Hirnseite muß ohne Risse und Sprünge sein, auch eine vom Splint bis zum Kern gleichförmig zunehmende Verdunkelung der Farbe deutet auf einen gesunden Stamm. Um die Trockenheit eines Stammes zu beurtheilen, bringt man den Stamm auf Lager und schlägt an der Hirnseite daran, während der Prüfende das Ohr an die andere Hirnseite legt; ist der Klang hohl oder dumpf, oder hört man den Schlag gar nicht, so kann man auf anbrüchige Stellen, Kernfäule, Eisklüfte und Kernrisse schließen; bei trockenen Stämmen hört man den Schlag hell und deutlich, der Stamm sei dann so lang er wolle. Stämme, welche schon längere Zeit im Walde gelegen, vorzüglich Birken, Ahorn, Rothbuche, gehen leicht an (werden stockig), während Eichenholz mehre Jahre mit der Rinde ohne Schaden im Walde liegen kann. Alles im Safte geschlagene und geschälte Holz reißt bis auf den Kern auf. Poren und Saftgefäße sind an solchem erkennbarer, und das Holz, geschnitten oder gehobelt, bleibt rauh u. faserig. Läßt man dergleichen Stämme noch einige Zeit mit der Krone liegen, so wachsen die jungen Triebe, konsumiren den vorhandenen Saft, und das Holz trocknet dann schneller und gewinnt an Festigkeit. Die passendste Zeit zum Fällen der Bäume ist, wenn das Holz so zu sagen reif, die innern Holzschichten vollkommen gebildet und der Saft in Ruhe ist, nämlich in der zweiten Hälfte des Winters. Doch sind von der Regel, das B. außer der Saftzeit zu fällen, je nach der Art der Verwendung desselben, Ausnahmen zu statuiren. Im Frühling und Sommer ist der Saft dünner und trocknet schneller aus, weshalb das in dieser Jahreszeit gefällte B. bei zweckmäßiger Behandlung den vom Safte ausgehenden Nachtheilen weniger ausgesetzt ist. Der im Winter verdickte Saft dagegen erhält die Holzfasern geschmeidig und das Holz dicht, fest und elastisch. Doch tritt in der warmen Jahreszeit leichter Saftgährung u. in Folge davon Stocken u. Fäulniß ein. Wo das B. dem wechselnden Einflusse der Witterung ausgesetzt ist, wird das im Winter gefällte durch schwerere Verdunstung des Saftes u. ungleiche Wassereinsaugung veränderlicher u. mehr zum Sichwerfen geneigt sein, das im Frühjahr u. Sommer gefällte dagegen leichter u. stärker aufreißen; wird das B. bei starkem Wind gefällt, so entstehen leicht Trockenspalten. Eichenholz gewinnt ungemein an Dauer, wenn man den Stamm im Mai einige Fuß über dem Stammende abschält, daß er den Sommer über ausgrünt u. abtrocknet. Außerdem hat man noch verschiedene Verfahrungsweisen angewendet, um den Saft aus dem Holze zu ziehen u. dasselbe fester zu machen; dies geschieht durch Auskochen, Räuchern, Auslangen (s. d.) ꝛc.

Man theilt das B. ein in *starkes B.*, welches in der Regel 40—48 F. lang und 10—12 Zoll am Zopfende stark ist, größtentheils zu Trägern u. Balken verwendet, aber auch oft zu schwächeren Stücken zerschnitten wird (Ganz-, Halb- u. Kreuzholz); *Mittelbauholz*, das 36—40 Fuß lang und am Zopfende 7—8 Zoll stark, in günstigen Fällen, vorzüglich wo die Gebäudetiefe nicht zu bedeutend, noch zu Balken verwendbar ist, gewöhnlich aber zu Stielen, Schwellen, Sparren Kehlbalken ꝛc. dient und in Ganz- und Halbholz geschnitten wird; *kleines B.*, welches in der Regel 30—36 F. lang und am Stammende 5—6 Zoll stark, aus den im besten Wachsthume begriffenen jungen Stämmen gewonnen wird und nur als Ganzholz Anwendung findet. Es liefert entweder *Bohlen-*, oder *Latt-*, oder *Schwamm-*, oder *rindschälige Stämme*. Hinsichtlich der Brauchbarkeit des B.es ist das Eichenholz seiner Dauer und Festigkeit wegen bei Wasserbauten und Bauten an feuchten Orten, sowie zu Schwellen, Stützen, Treppen und Thüren im Innern der Gebäude das geeignetste Material. Lärchenholz ist, als der Fäulniß und dem Wurmstich wenig unterworfen, besonders zu Fenstern u. überhaupt zu Holzverbindungen, die dem Wetter ausgesetzt sind, brauchbar. Tannen- und Fichtenholz dient zum innern Ausbau, als zu Dielen, Vertäfelungen, Thüren ꝛc., dann aber auch zu Balken, Riegeln, Säulen, Rahmen, Sparren, Streben ꝛc. Fichtenholz wird auch sehr häufig zum Schiffsbau benutzt. Kiefernholz ist seines Harzes wegen mit Vortheil zu Wasserbauten, weniger zum innern Ausbau der Gebäude zu empfehlen. Erlenholz eignet sich hauptsächlich zu Holzverbindungen, die sich immer unter Wasser befinden. Weißbuchenholz wird wegen seiner Zähigkeit u. Festigkeit besonders zum Maschinenbau; zu Zähnen an Räderwerken, zu Daumen ꝛc. verwendet; Rothbuchenholz hat jene Eigenschaften in geringerem Maße; Nußbaumholz ist seiner Härte und seines schönen geflammten Aussehens wegen besonders zu Zimmerthüren, Täfelwerk, Fußbodenfriesen und Feldern anwendbar; besonders schön ist das Nußbaummaserholz, welches daher zu eingelegten Tischlerarbeiten, zu Fournieren an Thüren, Täfelwerk und Möbeln benutzt wird. Ahornholz, weich u. von schönem weißen Ansehen, ist zu Trittstufen an Treppen, zu Fußböden, aber auch zu Räderwerken brauchbar. Ulmenholz wird zuweilen zum Wasserbau benutzt. Birken-, Linden-, Aspen- und Pappelholz eignen sich nicht zu B.

Baukunst, im Allgemeinen die Kunst, alle Arten von Gebäuden (Bauten) nach Zweck und Bedürfniß dauerhaft, bequem und gefällig aufzuführen; insbesondere als *bürgerliche B.* die Kunst, welche im Gegensatz zur Kriegs-, Wasser-, Straßen-, Schiffs-, Maschinen- u. Bergbaukunst Alles unter sich befaßt, was zur Sicherung, Bequemlichkeit u. Verschönerung des Lebens und Verkehrs durch Errichtung von Wohnungen u. andern Gebäuden geschieht. Die bürgerliche B. zerfällt demnach wieder in zwei Hauptabtheilungen, in die *ökonomische oder landwirthschaftliche B.*, welche die zweckmäßige Anlage landwirthschaftlicher Bauten besorgt, u. die *städtische B.* (Stadtbaukunst), zu welcher nicht allein der Bau bürgerlicher Wohnungen, der Fabriken u. anderer Häuser für gewerbliche Zwecke, sondern auch der Bau der Paläste, Kirchen, Staatsgebäude, Schauspielhäuser, Denkmäler und selbst die Gartenbaukunst gehört, in sofern sie sich auf Anlage und Verschönerung von

Gärten bezieht. Bei allen denjenigen Werken der B., durch welche bloß dem äußern Bedürfnisse des Lebens entsprochen werden soll, kommt es auch nur auf äußere Zweckerfüllung, d. h. nur auf mechanisches Geschick, Uebung und glückliche Kombination an. Geht aber der Baumeister darauf aus, dem mechanischen Werke seiner Hand zugleich das Gepräge seines Geistes aufzudrücken und dasselbe zum Träger und Dolmetscher einer Idee zu erheben, so betritt er das Gebiet der schönen B. (Architektur), welche als Schwester der Poesie, Musik, Malerei und Skulptur dem Gebiete der Aesthetik angehört. Im engsten Sinne wird daher auch die schöne B. nicht mehr zur bürgerlichen B. gerechnet und letztere (dann auch Landbaukunst genannt) auf Aufführung von Gebäuden, die für das bürgerliche (gewöhnliche) Leben und seine Industrie bestimmt sind, bezogen.

Bei einem jeden Bau unterscheidet man einen Grundbau, Oberbau und Ausbau. Der Grundbau ist entweder einfach (fortlaufende Grundmauer), oder künstlich (Pfeiler und Erdbogen, gesenkte Brunnen, Pfahlrost, Schwellrost ꝛc.). Der Oberbau besteht aus den Mauern und Wänden, den Decken, dem Dach, den Essen (s. diese Art.). Zum Ausbau gehören die Treppen, Fußböden, die Bekleidung der Decken und Wände, die Fenster, Thüren, die Heizungsapparate, wie Kamine, Oefen, Rauchröhren ꝛc., und der Anstrich. Die massive Bauart (mit Ausschluß der Lehmwände) ist für Wohnhäuser, wenigstens für die Außenwände, allgemein als die vorzüglichere anerkannt, weil sie ungleich dauerhafter und weniger feuergefährlich ist, die Erhaltung gleichmäßiger Temperatur erleichtert und für innern und äußern Schmuck sich am meisten eignet. Die Mauerstärke massiver Gebäude richtet sich nach dem Zwecke der letzteren, doch genügt für Wohnhäuser u. andere Gebäude, die nicht großen Erschütterungen ausgesetzt sind oder ungewöhnliche Lasten zu tragen haben, bei der Konstruktion aus regelmäßigen Steinen (behauenen oder Backsteinen) und Stockwerken von 10—12, oder höchstens 14 Fuß Höhe, die Hauptmauern, welche die Balken und das Dach tragen, in dem obersten Geschoß 1½ Fuß stark und in jedem untern ½ Fuß stärker zu machen. Höhere Geschosse erfordern verhältnißmäßig stärkere Mauern; die Giebelwände, in sofern sie keine Hauptlast tragen, können stets etwas schwächer gehalten werden. Bei Scheidewänden genügt die Stärke von 1 Fuß bis zu bedeutender Höhe. Unregelmäßige Steine (Bruchsteine, Feldsteine) erfordern größere Mauerstärke, weil ihr Verband unvollkommener ist; ebenso die Mauern langer Räume ohne Scheidewände. Hinsichtlich der Bauzeit ist zu erwägen, wie viel Zeit überhaupt zur Errichtung des beabsichtigten Gebäudes gehöre, welche Jahreszeit die günstigste ist und welche Zeitordnung in den verschiedenen Bauarbeiten die zweckmäßigste sei. Die Ausdehnung eines Baues auf eine längere Zeit ist schon darum zu empfehlen, weil für gewisse Theile des Baues Pausen nach vollendeter Arbeit sehr vortheilhaft sind, besonders für den Grundbau (am meisten bei weichem Baugrunde), ehe die Mauern darauf gesetzt, und für die Mauern, ehe sie geputzt werden. Die eigentlichen Wintermonate sind in der Regel in Deutschland zu den meisten Bauarbeiten ungeeignet, namentlich sind Maurerarbeiten, bei welchen Mörtel gebraucht wird, bei bevorstehendem Froste und während desselben möglichst zu vermeiden. Dagegen kann gröbere Zimmerarbeit mit Einschluß des Verschalens im Winter ohne Nachtheil vorgenommen werden, während feinere Holzarbeiten, namentlich das Legen von Fußböden, Einsetzen der Thüren und Fenster, der trocknen und warmen Jahreszeit vorzubehalten sind. Die trockenste Luft haben die Monate des Frühjahrs, welche daher für den Kalkputz im Innern selbst den heißen Sommermonaten vorzuziehen sind. Die bürgerliche B. ist so innig mit den Pflichten und Befugnissen der Staatsbürger gegen einander und gegen den Staat selbst verwachsen, daß ihre Ausübung in jedem rechtlich geordneten Volkskörper an ein gewisses Recht (Baurecht, s. d.) gebunden sein muß. Ein solches Rechtsverhältniß besteht allernächst zwischen dem Bauherrn und dem Unternehmer, oder dem Werkmeister und den Arbeitern, sodann zwischen Bauherrn und Baumeister und irgend einem Dritten, welchem durch den Bau (z. B. auf fremdem Grund oder mit fremdem Material) oder durch dessen Einsturz und Baufälligkeit Schaden oder Gefahr erwachsen kann, zumal aber zwischen dem Bauherrn oder Eigenthümer und dessen Nachbarn. Die Gesetze haben die gegenseitigen Ansprüche und Schuldigkeiten dieser Personen unter einander zu bestimmen, für Streitigkeiten die Entscheidungsregeln aufzustellen und die im allgemeinen Interesse liegenden, namentlich zu Unternehmungen von Bauten ermunternden Begünstigungen und Sicherstellungen auszusprechen. Am wichtigsten sind die nachbarlichen Verhältnisse. Wir finden darüber schon in den alten Gesetzgebungen, insbesondere in der römischen, sehr umständliche Bestimmungen, welche größtentheils noch jetzt in Deutschland als gemeines Recht gelten, zum Theil jedoch durch die verschiedenen Landesgesetzgebungen modificirt, oder mit den auf die neueren Verhältnisse sich beziehenden Zusätzen versehen worden sind. Für Baulichkeiten, deren Errichtung und Unterhaltung im öffentlichen Interesse liegt, doch nicht überall oder ausschließlich vom Staat, sondern etwa von unmittelbar Betheiligten oder aus besondern Titeln Verpflichteten zu bestreiten ist, regelt das Gesetz die Baupflicht, oder setzt dafür eine gewisse Konkurrenz fest. Dies geschieht zumal in Ansehung der Kirchen u. Schulhäuser, dann aber auch der Straßen, Brücken, Dämme ꝛc., je nach den Jurisdiktionsverhältnissen, der Gefängnisse, Amthäuser ꝛc. Die Kirchenbaupflicht liegt nach gemeinem Recht (in sofern nämlich nicht bereits ein eigener Baufond vorliegt) zunächst dem Patron ob, sodann der Gemeinde (nach einem in den besonderen Landesgesetzen und Gewohnheiten verschiedentlich bestimmten Verhältniß). In sofern die bürgerliche Gemeinde zugleich die Kirchengemeinde ist, leuchtet die Billigkeit solcher Bestimmung ein; wo jene sich aber in mehre Konfessionen theilt, kann mit Recht nur die Kirchengemeinde als baupflichtig erklärt werden. Aehnliches findet auch bei Schulhausbauten gewöhnlich Statt, in sofern nämlich nicht eigene Fonds oder näher liegende Hülfsquellen dazu vorhanden sind. Uebrigens tritt hier wie dort auch die subsidiäre Baupflicht des Staates ein, deren Grenzen jedoch meist sehr enge gezogen sind. Die Vervollständigung und nähere Bestimmung der baurechtlichen Gesetze enthalten die polizeilichen Bauordnungen (s. Bauordnung), welche, wegen der Verschiedenheit der lokalen Um-

stände und Bedürfnisse, zwar wohl auf allgemeinen Grundsätzen beruhen, jedoch für die Anwendung derselben größtentheils nur partikuläre Vorschriften enthalten können. Es werden durch solche polizeiliche Vorschriften gleichfalls Rechte begründet, sowie andererseits auch die civilrechtlichen Gesetze großentheils auf polizeilichen Interessen beruhen. Die Unterscheidung kann gemacht werden entweder bloß nach der Eigenschaft der Allgemeinheit oder Partikularität der Verordnung, oder nach dem darin vorherrschenden Charakter ihres Zweckes, ob sie nämlich mehr das Privatinteresse oder das öffentliche betrifft. Von letzterem Umstande hängt auch größtentheils die Bestimmung der Behörde, ob nämlich Polizei- oder Justizbehörde, ab, welche die Vorschrift handhaben, über ihre Befolgung wachen soll und an welche sich deshalb auch der Betheiligte allernächst oder im Wege der Berufung zu wenden hat. Das öffentliche Interesse bei Bausachen geht vorerst dahin, daß die zum öffentlichen Gebrauche bestimmten oder dem Gesammtbedürfniß gewidmeten Baulichkeiten mit den mindesten Unkosten in thunlichst entsprechender Zahl und Vollkommenheit ausgeführt und unterhalten werden. Doch findet dasselbe Interesse auch in Ansehung der Privatbauten Statt, da, was den Wohlstand und den Lebensgenuß der Einzelnen fördert, auch Gewinn für die Nation im Ganzen ist. Die theils staatswirthschaftlichen, theils polizeilichen Zwecke der Bauordnungen, überhaupt der von Seite des Staates dem Bauwesen zu widmenden Sorgfalt bestehen sonach darin, daß gut, d. h. zweckmäßig, bequem und dauerhaft, gesund, vor Feuers- (und Wasser-) gefahr möglichst gesichert, allerseits unnachtheilig und ungefährlich, thunlichst wohlfeil und, so weit die bemerkten Zwecke und die übrigen Verhältnisse es erlauben, auch geschmackvoll und schön gebaut werde. Das allgemeinste Mittel zur Erreichung dieser Zwecke ist eine zweckmäßige Ordnung und Beaufsichtigung der dem Bauwesen gewidmeten Gewerbe, sodann eine Unterrichtsanstalt zur Bildung tüchtiger Baumeister und Baukünstler, endlich die Einsetzung einer eigenen technischen Behörde für Leitung und Beaufsichtigung des gesammten öffentlichen und Privatbauwesens im Staate und die Vertheilung ihrer kunstverständigen Mitglieder über die hiefür zu bestimmenden Bezirke. Für die Gesundheit der Bauten gibt die medicinische Polizei die geeignete Vorschrift. Wenn zu Erweiterung der Straßeneingänge oder zu Anlage von Plätzen das Niederreißen von Privatgebäuden oder zur Verwirklichung der, für Erweiterung der Stadt oder für neue Anlagen obrigkeitlich zu entwerfenden, Bauplane die Erwerbung von Privatgrundstücken nothwendig ist, so wird hierzu ein vernünftiges Expropriationsgesetz, das den billigen Ansprüchen der Eigenthümer unnachtheilige und doch die Gesammtheit vor muthwilliger Hemmung oder unmäßiger Vertheuerung schützende Mittel darbieten. Zur Wohlfeilheit der Bauten tragen bei, neben der freien Konkurrenz der Gewerbtreibenden oder überhaupt einer guten Gewerbsordnung, die Anstalten für Herbeischaffung oder Bereithaltung der nöthigen Baumaterialien, überall nach Verhältniß des wahrscheinlichen Bedürfnisses der verschiedenen Ortschaften oder Bezirke, namentlich die Sorge für Errichtung einer hinreichenden Zahl von Kalk- und Ziegelbrennereien, für erleichterte Herbeifuhr von Bauholz aller Art, auch von Bausteinen und andern Erfordernissen. Die von Staats- oder Gemeinde wegen, oder auf deren Ermunterung von Privaten anzulegenden Magazine von solchen Materialien, die sogenannten Bauhöfe, und, wo bei etwa mangelnder Konkurrenz eine monopolistische Vertheuerung droht, die Festsetzung mäßiger Bautaxen für die verschiedenen Arten der Arbeit und der Arbeiter dienen demselben Zweck. Wo sich ansehnliche Gemeindewaldungen vorfinden, wird, gleich billig als zweckmäßig, den baulustigen Bürgern das Bauholz um einen ermäßigten Anschlag (den sogenannten bürgerlichen Preis) zu verabfolgen sein, nach Umständen auch Kalk und Ziegeln ꝛc.

Geschichte. Die Urgeschichte der B. ist, wie die der andern Künste, in Dunkelheit gehüllt. Ausgegrabene Höhlen, Hütten aus belaubten Zweigen, oder aus Stein, oder aus Baumstämmen waren die ersten Bauwerke, die aus Menschenhand hervorgingen; nicht viel jünger sind die ersten kunstlosen Denkmäler, durch welche man eine besondere ausgewählte Stätte bezeichnete. Ein schichter Stein bildete in jenen frühesten Tagen den Altar, auf den die Gottheit sich niederlassen sollte, um die Gaben und die Gebete der Sterblichen zu empfangen; ein Hügel von Erde thürmte sich über den Gebeinen des entschlafenen Helden empor, dessen Großthaten an dem Orte seiner irdischen Rast durch Opfer gefeiert wurden. Es liegt in der Natur der Sache, daß, wie das menschliche Geschlecht sich weiter entwickelte, so auch jene rohen Denkzeichen ein bestimmteres Gepräge erhalten, der wirkliche und unmittelbare Ausdruck, wenn zunächst auch nur des einfachsten Gedankens werden mußten. Zahlreiche Werke dieser Art finden sich, von Asien vorläufig abgesehen, in den nördlichen Ländern Europa's. Sie gehören den ursprünglichen Bewohnern dieser Gegenden an: den celtischen Völkern in Frankreich (besonders im Flußgebiete der Loire und in der Bretagne) und auf den britischen Inseln, den germanischen Völkern in Deutschland (besonders in Norddeutschland) und in den skandinavischen Ländern, vielleicht auch den slavischen Völkern in den nordöstlichen Theilen des jetzigen Deutschlands, wo germanisches und slavisches Element einander berührten. Im Allgemeinen werden wir diese Denkmäler als gleichzeitig mit dem Jugendalter dieser Völker, d. h. als ungefähr gleichzeitig mit den früheren Zeiten des römischen Staates, betrachten müssen; auch ist es möglich, daß dergleichen in einzelnen Ländern bis in das Mittelalter hinein, bis zu der theilweise späten Einführung des Christenthums aufgeführt worden sind. Sie gehören somit zwar nicht der Urzeit der Geschichte des Menschengeschlechts an, tragen aber durchaus das Gepräge eines einfachen, ursprünglichen Kulturzustandes, und wo etwa eine Vermischung dieses Kulturzustandes mit dem ausgebildeteren der Römer Statt fand, wie dies namentlich in Gallien seit der Unterjochung des Landes durch die Römer der Fall war, da zeigt sich an den aus solcher Vermischung hervorgegangenen Denkmälern, wenigstens an ihrer künstlerischen Gestaltung, das Element des höher gebildeten Volkes so überwiegend, daß durch einen solchen Gegensatz die Ursprünglichkeit der in Rede stehenden Werke nur um so klarer ersichtlich wird. Zu den schlichtesten Denkmälern

welche sich in den nördlichen Ländern Europa's in großer Anzahl vorfinden, gehören die Grabhügel von verschiedener Größe und Gestalt. Häufig bekränzt ein Kreis von Steinen den Fuß des Hügels, und ebenso pflegt sein Gipfel durch mächtige Steinplatten gekrönt zu sein. Eine zweite Art einfacher Denkmäler sind die Steinpfeiler, hohe schlanke Steine von einer zuweilen fast obeliskenartigen Form, die einzeln oder in Gruppen bei einander stehen und besonders häufig im skandinavischen Norden vorkommen, wo man sie Bautasteine nennt und für Denkmäler gefallener Helden hält. Auch in der Bretagne finden sie sich häufig. Hierher gehören ferner die sogenannten Hünenbetten, in der Bretagne Dolmin oder Lech, bei den Britanniern Cromlech genannt, entweder ebenfalls Grabmonumente, oder Opferstätten; sowie jene Denkmäler, welche die Britannier mit dem Wort Kist-ven (Steinkisten bei den Deutschen) bezeichnen. Die merkwürdigen Wagsteine, Felsen, die auf einer oder zwei Unterlagen so aufgesetzt sind, daß man sie wie den Balken einer Wage bewegen kann, finden sich vorzugsweise in den celtischen Ländern; in Britannien werden sie Rocklingstones, bei den Skandinaviern Rolkestene genannt. Die geweihten Stätten werden insgemein durch Steinkreise umschlossen, und zwar finden sich in den skandinavischen Ländern manchertei großartige Anlagen solcher Art, die merkwürdigsten jedoch in den celtischen Ländern. Das bedeutendste der celtischen Heiligthümer in Frankreich ist das zu Carnac, bei Quiberon in der Bretagne gelegen, ein weites Feld, ganz mit obeliskenartigen Steinpfeilern bedeckt, welche, gegen 4000 an der Zahl, theils von geringerer Größe sind, theils eine Höhe von ungefähr 30 Fuß erreichen und meist auf ihrem dünneren Ende stehen. Ungleich merkwürdiger ist das vorzüglichste der alten Heiligthümer in England, Stoneheuge (s. d.), unsern von Salisbury, nach seinem ursprünglichen Namen „Choir Gaur" (oder Côr Gawr), d. h. der große Kreis, genannt. Einige Darstellungen celtischer und gälischer Denkmäler gibt Architektur, Taf. III. Von einer Scheidung der beiden Hauptgattungen, der räumlichen Kunst, der B. und der Bildnerei, kann bei diesen Werken des einfachsten Kulturzustandes füglich noch nicht die Rede sein; im Gegentheil dürften in ihnen die Keime zu beiden Gattungen verborgen liegen, so daß man zum Theil darin eben so gut eine bildnerische wie eine architektonische Richtung zu erkennen haben mag. Doch haben wir Zeugnisse, daß, wenigstens in den germanischen Ländern, Kultur und Kunst nicht auf jener kindlichen Stufe stehen geblieben sind, sondern schon vor Einführung des Christenthums eine weitere Stufe der Entwickelung erreicht haben. Die späteren Dichtungen des skandinavischen Alterthums, mehr aber noch die Berichte der christlichen Missionäre in den germanischen Ländern führen häufig Tempel und Götterbilder auf, die in diesen Ländern vorhanden gewesen, während noch zur Blüthezeit der Römerherrschaft ausdrücklich versichert wird, daß Beides bei den Germanen ursprünglich nicht gefunden wurde. Ueber die Beschaffenheit dieser Tempel und dieser Bilder erhellt aber aus jenen Berichten nichts Näheres, nur daß die Tempel von Holz gebaut waren, geht aus den meisten Angaben hervor. Eine etwas bestimmtere Anschauung von der Einrichtung der Tempel u. von den Götterbildern in dieser spätern Zeit des nordischen Alterthums gewinnen wir durch die Berichte über die Einführung des Christenthums in Pommern. An den hölzernen Haupttempeln auf Rügen (zu Arkona und zu Karenz) waren die Wände des Heiligthums, im Charakter des Zeltbaues, nur durch Purpurteppiche geschlossen; der Haupttempel zu Stettin dagegen war mit Schnitzwerk, welches figürliche Darstellungen enthielt und in lebhaften Farben erglänzte, geschmückt. Auch die größeren Götterbilder waren von Holz, zum Theil von verschiedenartigen Holzarten sehr geschickt zusammengefügt; aus Metall waren kleinere Götterbilder gefertigt. Betrachten wir jene rohen Monumente des nordeuropäischen Alterthums als Beispiele für den ersten Beginn einer künstlerischen Thätigkeit, so treten uns als Beispiele einer zweiten Entwickelungsstufe diejenigen Denkmäler entgegen, die auf verschiedenen Inseln des großen Oceans zwischen Asien u. Amerika aufgefunden worden sind. Auch hier begegnen uns zunächst einfach rohe Monumente, die mit jenen des nördlichen Europa's zu vergleichen sein dürften. So fand man z. B. auf der Osterinsel große Steinhaufen von pyramidalischer Form, vorherrschend aber erscheinen bei den wichtigsten Denkmälern, den Morai's (den heiligen Begräbnißorten), sofern diese überhaupt eine architektonische Gestaltung haben, regelmäßig behauene Steine, oft von sehr bedeutender Größe, die zu einem eben so regelmäßigen, wenn auch sehr einfachen architektonischen Ganzen zusammengefügt sind. Andere Beispiele einer früheren Entwickelung der Kunst finden wir in den alten Denkmälern von Amerika (s. Amerikanische Alterthümer). Die Denkmäler des alten Mexiko zeigen, obwohl keiner Urzeit des Menschengeschlechts angehörend, in ihrer künstlerischen Gestaltung keine fremden Einflüsse und sind daher als ein Zeugniß selbstständiger, volksthümlicher Entwickelung zu betrachten. Sie zeigen in den Teokalli's die einfachste architektonische Form, die der Pyramide, zum Theil schon in reicher Weise ausgebildet und mannichfach geschmückt.

Dieselbe Form finden wir in dem Lande der alten Welt, in dem sich zuerst der Entwickelungsgang der B. mit einiger Sicherheit verfolgen läßt, in Aegypten. Ueber die frühe Blüthe dieses merkwürdigen Landes, über seine eigenthümliche Kultur, über die hohe Bedeutsamkeit seiner Denkmäler besitzen wir zahlreiche Zeugnisse, sowohl in den Schriften der Hebräer (in der Bibel), als in denen der Griechen und Römer. Das ganze Land an den Ufern des Nilstroms war mit einer Menge zum Theil sehr kolossaler Denkmäler bedeckt, von denen sehr viele heutigen Tags verschwunden, sehr viele aber auch noch mehr oder weniger in ihrer wunderbaren Pracht und Majestät erhalten sind. Als um 2000 v. Chr. die Hykšos sich über Aegypten ergossen, wurden alle Monumente, die sie im Lande vorfanden, von ihnen verwüstet und zerstört, mit Ausnahme der zum Theil höchst kolossalen Grabdenkmäler des alten Memphis, der viel gefeierten Pyramiden, die einer für uns nicht wohl zu berechnenden Urzeit der Geschichte angehören und in einer Strecke von 8 Meilen, an den Abhängen der libyschen Bergkette, in mehren Gruppen zerstreut liegen. Nach der Vertreibung der Hykšos erschien die eigentliche Blüthezeit des ägyptischen Lebens. In diese Periode ge-

hören die glänzendsten Denkmäler, die an den Ufern des Nils aufgeführt wurden, vor allen die Monumente von Theben in Oberägypten, die fast sämmtlich von Ramses dem Großen oder Sesostris (um die Mitte des 15. Jahrhunderts v. Chr.) u. seinen Vorgängern und näheren Nachfolgern herrühren. Die Ruinen von Theben, in einzelnen Gruppen zerstreut und nach den Namen der Dörfer bezeichnet, welche die ärmlichen Nachkommen in sie hineingebaut haben, bestehen in Palästen, Grabmälern und Tempeln, wobei noch der Umstand zu erwähnen ist, daß einige der ältesten Monumente von Theben (der Palast und der größere Tempel zu Karnak) zum Theil aus Materialien noch älterer Gebäude erbaut worden sind. In der Form dieser ägyptischen Bauwerke tritt die älteste Architekturform, die der Pyramide, hervor. Die Mauern erscheinen im Aeußeren in schräger Neigung der Steinflächen, die Bedeckung bildet eine horizontale Fläche; doch tritt in sofern schon eine bemerkenswerthe künstlerische Ausbildung ein, als sämmtliche Kanten des Gebäudes durch Rundstäbe eingefaßt sind und somit für das Auge einen festen Abschluß erhalten. Das Mauerwerk umschließt einen inneren Raum, der eine einfache kubische Gestalt hat, indem die Wände an ihrer inneren Seite in senkrechter Fläche erscheinen. In das Innere führt eine Thür, an der Façade des Gebäudes, recht winkelig umschlossen (nicht mit schräger Neigung ihrer Seiten) und mit einem Kranzgesims von der Form des vorher erwähnten bekrönt; sie bildet gewissermaßen einen besonderen Bau, der in die schräge Vorderwand des Gebäudes eingeschoben ist. Diese Weise der Gliederung bildet auch bei den am reichsten zusammengesetzten Architekturen überall die Grundlage; doch sind mit dieser Grundform gewöhnlich noch Nebenräume, namentlich eine Vorhalle, verbunden, wobei sich eine anderweitige Eigenthümlichkeit der ägyptischen Architektur bemerklich macht, die wiederum ein stehender Grundzug ihres Charakters ist, aber auch ihre Unfähigkeit zur organischen Durchbildung eines zusammengesetzten Werks bezeichnet. Die Nebenräume werden nämlich als Anbauten betrachtet, während die eben besprochene Form der Zelle ihre ganze eigenthümliche Ausbildung behält; die Vorhalle ist insgemein bedeutsamer und ansehnlicher, als die Zelle, u. diese wird nun mit ihrer schrägen Vorderwand eben so in die Rückwand der Halle eingeschoben, wie die Thür auch in jene nur eingeschoben erscheint. Dieses Einschachtelungssystem wiederholt sich fort und fort je nach der mehr oder minder ausgedehnten Zusammensetzung des Ganzen; im Aeußeren bleibt dabei entweder die Zusammenfügung oder das Ineinandergebautsein verschiedener pyramidaler Theile sichtbar, oder es wird, und zwar in der Regel, eine hohe, starke Mauer um das Ganze umher gezogen, die den äußeren Anschein eines einfachen pyramidalen Werks hervorbringt, welche aber ebenfalls nicht als die organische Lösung einer verwickelten Aufgabe gelten kann. Ein Paar sehr charakteristische Beispiele von einfacheren Zusammensetzungen dieser Art geben die beiden kleinen Tempel bei Medinet-Abu. Der hintere Raum des Gebäudes ist derjenige, der für den eigentlichen, besonderen Zweck desselben zunächst als der wichtigste betrachtet werden muß; beim Tempel ist dies das nur dem Geweihten zugängliche Heiligthum, bei dem Grabmonument der ebenfalls geheiligte Raum, wo der Todte ruht, bei dem Herrscherpalaste die eigentliche Wohnung des Fürsten. Die Vorhalle erscheint bei den thebaischen Monumenten rings von Wänden umschlossen. Ihre Decke wird gewöhnlich von Säulen gestützt, deren Anzahl nach der Ausdehnung des Raumes mannichfach wechselnd ist und zuweilen einen förmlichen Säulenwald bildet. In diesem Säulenbau beruht eins der wichtigsten Momente der weiteren Entwickelung der Architektur, welche uns die ägyptischen Denkmäler vergegenwärtigen. Bei der ägyptischen Säule (s. Architektur, Taf. I, Fig. 7) finden sich bereits die verschiedenen Elemente, welche das Wesen der Säule bedingt, zugleich auf eine gesetzmäßig bestimmte Weise wiederkehrend, wenn auch dieses Gesetz nicht durchaus als aus einer inneren Nothwendigkeit hervorgegangen erscheint. Ueber einer runden Plinthe erhebt sich der Schaft der Säule von cylinderartiger Gestalt, über der Plinthe mehr oder weniger eingezogen, nach oben zu sich allmählig verjüngend. Ueber dem Schafte steigt das Kapitäl empor, welches einen etwas schweren rundlichen Körper bildet, der nach unten zu ausgebaucht ist und oberwärts sich verengend eine starke, aber nicht ausladende Platte trägt, auf welcher der Architrav ruht. Die Verzierungen dieses Kapitäls geben ihm den Anschein einer Frucht oder einer geschlossenen Blüthe; doch kommt neben dieser Form des Kapitäls auch noch eine zweite vor, welche die Gestalt eines geöffneten Kelches hat. Wahrscheinlich beruhte das entschiedene Festhalten an beiden Formen auf einer konventionell symbolischen Bedeutung, welche man damit verband. Uebrigens sind die Säulen der alten thebaischen Monumente in der Regel sehr einfach gehalten; nur ganz ausnahmsweise finden sich an ihnen mannichfaltige bildliche Ornamente, namentlich Hieroglyphen, eingegraben. Vor der Vorhalle befindet sich in der Regel ein umschlossener Hof, an dessen Wänden Säulen- oder Pfeilerstellungen angeordnet sind; die Pfeiler haben stets den Zweck, kolossalen Statuen, die mit gekreuzten Armen vor ihnen stehen und als die priesterlichen Wächter des heiligen Raumes erscheinen, zur Rücklehne zu dienen. Den Eingang in den Hof bildet ein prächtiges Thor, zu dessen Seiten thurmartig kolossale Flügelgebäude emporsteigen, welche sich über oblonger Grundfläche wiederum in pyramidaler Gestalt, an ihren Kanten mit Rundstäben eingefaßt und mit Hohlkehle und Platte bekrönt, erheben. Man hat diese Doppelthürme mit dem Namen Pylon bezeichnet. Vor dem Pylon erheben sich in der Regel Obelisken, mit Hieroglyphenschrift bedeckte Denkpfeiler von vierseitiger Gestalt, nach oben zu sich verjüngend und mit einer pyramidenförmigen Spitze schließend; öfters sind auch kolossale Gedächtnißstatuten angebracht. Vor dem Pylon ist manchmal noch ein zweiter Vorhof vorhanden, vor dem sich wieder ein Pylon erhebt; auch kommt wohl noch ein dritter vor. In anderen Fällen werden Nebengebäude mit der Hauptanlage verbunden und zum Theil in diese hineingeschoben. Endlich sind auch die Straßen, welche zu dem Haupteingange führen, durch Reihen von Widder- oder Sphinxkolossen, die zu den Seiten des Weges lagern, geschmückt, und diese Alleen werden zuweilen durch große Prachtpforten unterbrochen. Sämmtliche Wände sind mit Reliefskulpturen bedeckt, welche die besondere Bedeutung jedes einzelnen Monuments

aussprechen und deren Anordnung sich in sofern den architektonischen Gesetzen fügt, als sie sehr wenig erhöht sind und den allgemeinen Eindruck der Wandfläche nicht stören. Von den einzelnen Monumenten erwähnen wir hier nur die Reste zweier riesigen Paläste, zu Karnak und zu Luxor, die durch eine über 6000 Fuß lange Allee von Sphinxkolossen verbunden werden. Auch bei Medinet-Abu liegt ein großer Palast und nördlich von diesem ein Trümmerfeld mit vielen Bruchstücken kolossaler Statuen, von denen zwei noch aufrecht sitzen; die eine der letzteren ist die berühmte Memnonsstatue, die beim Aufgehen der Sonne einen wunderbaren Klang ertönen ließ. Nördlich davon ist ein Todtenpalast, ein Mausoleum des Ramses, das in dem französischen Prachtwerke über Aegypten als das Grabmal des Osymandyas bezeichnet wird (s. Architektur, Taf. I, Fig. 6). Ein anderer Todtenpalast bei Kurnah hat in seiner architektonischen Einrichtung eine auffallend abweichende Eigenthümlichkeit. Es sind nämlich vor dem Gebäude keine Höfe und Pylonen vorhanden, sondern es wird die vordere Seite desselben durch eine offene Säulenstellung ausgefüllt. Auch der Rest des architektonischen Monuments zu Med-Amuth scheint eine verwandte Anordnung gehabt zu haben. In den Bergen, westlich von Medinet-Abu und Kurnah, befinden sich die Felsengräber; die bedeutsamsten unter diesen sind die Königsgräber in dem Felsenthale Biban-el-Malut, die indeß in Rücksicht auf die architektonische Ausbildung den bisher besprochenen Monumenten beträchtlich nachstehen. Als Werke derselben frühen Periode sind einige Denkmäler in Unternubien, die von Ipsambul, Derri, Girscheh und Sebua, zu betrachten; doch bilden dieselben zugleich einen eigenthümlichen Cyklus. Sie sind ganz oder zum Theil in den Felsen gehauen, ohne Zweifel Grabmäler oder im Sinne von solchen der Verehrung großer Todten gewidmet, der Anlage nach den genannten Felsengräbern vergleichbar, doch bei weitem großartiger gestaltet. Mancherlei Veränderungen in der Anlage und im Einzelnen der Form erscheinen in den Denkmälern der spätern Zeit. Die vordere große Säulenhalle ist fast nirgends mehr geschlossen, sondern (wie an den Monumenten von Kurnah und Med-Amuth) mit offener Säulenstellung versehen, so jedoch, daß die Brüstungsmauern und Thürpfosten zwischen den Säulen nie fehlen; vor dieser Halle befindet sich dann zuweilen noch der Vorhof mit dem Pylon, sehr häufig aber fehlt auch diese vordere Anlage. Dann finden sich nicht selten Gebäude, die auf allen vier Seiten von einer Säulenstellung dieser Art umgeben sind. Vermuthlich ist eine solche Anlage als Nachahmung griechischer Tempelbauten zu betrachten; doch ist in sofern auch hier das Grundelement der ägyptischen Architektur beibehalten, als auf den Ecken Pfeiler mit schräger Neigung der Seitenflächen angebracht sind, so daß auf allen vier Seiten die Mauer herausgeschnitten und durch jene Säulen ersetzt scheint. In dieser Weise sind namentlich die sogenannten Typhonien, dem Typhon geweihte Nebentempel, gebildet. Endlich finden sich auch vierseitige Säulenstellungen ohne solche Eckpfeiler; sie dienen aber nur zum Einschluß eines offenen Raumes, und man hat sie als heilige Thiergehege erklärt. In der Säulenkonstruktion kommt das nach oben zu geschlossene Kapitäl nur noch selten vor; die Kelchform erscheint jetzt durchaus als die vorherrschende, aber mannichfaltig geschmückt. Gewöhnlich ist der Kelch aus mehren kolossalen Blättern gebildet, auf denen sodann gewöhnlich die verschiedenartigsten Pflanzenornamente ausgearbeitet und durch bunte Färbung ausgezeichnet sind; auch erscheinen nicht selten die Blätter des Kelchkapitäls in Verbindung mit eigenthümlichen Voluten und Schnörkeln, wodurch eine gewisse Aehnlichkeit mit der griechisch-korinthischen Kapitälform hervorgebracht wird. Die Platte zwischen Kapitäl und Architrav ist von verschiedener Höhe, zuweilen sehr flach, zuweilen über die Würfelform erhöht; besonders an den Typhonien bildet sie einen hohen Aufsatz, an dessen Seiten dämonische Gestalten dargestellt sind. Eine besonders späte Ausbildung scheint die zu sein, daß ein hoher Aufsatz über dem Kelchkapitäl zunächst mit vier Gesichtsmasken (Bildern der Isis oder Athor) und über diesen mit vier kleinen Tempelfaçaden geschmückt ist; darüber pflegt dann noch eine besondere kleine Platte angeordnet zu sein. Auch finden sich Beispiele, daß bei dieser Anordnung der eigentliche Kelch des Kapitäls ganz weggelassen ist und dasselbe nur aus den Bildern jenes Aufsatzes besteht. Aber nicht nur in der monumentalen B., sondern auch in den, dem gemeinen Nutzen gewidmeten Unternehmungen leisteten die alten Aegypter Ausgezeichnetes, besonders im Wasserbau, der zum Schutz gegen die jährlichen Ueberschwemmungen des Nils ein viel verzweigtes System von größeren und kleineren Kanälen, von Teichen u. Seen, von Dämmen, Schleusen und Brücken hervorrief. Darstellungen altägyptischer Bauwerke geben die Architekturtafeln II. u. XI.

Ueber die B. der alten Völker des westlichen Asiens (diesseits des Indus) besitzen wir nur sehr fragmentarische Kenntnisse; es sind über sie nur ungenügende Berichte von den Schriftstellern des Alterthums und nur vereinzelte Reste ihrer Denkmäler auf unsere Zeit gekommen. Unter den Bauwerken des einst mächtigen Reiches von Babylon, deren Ueberreste zum Theil von neueren Reisenden aufgefunden worden sind, war vor allen ein Heiligthum ausgezeichnet, dessen schon die ältesten biblischen Sagen unter dem Namen des Thurmes von Babel gedenken. Es ist der Tempel des Baal oder Belus (auch Grabmal und Burg des Belus genannt), ein massiver pyramidaler Bau, der an der Basis 600 Fuß breit und eben so hoch war und in 8 großen Absätzen emporstieg u. den man mit Sicherheit in einem großen terrassenförmigen Hügel auf der Westseite des Euphrat, der den Namen Birs Nimrod führt, erkannt hat (s. Babylonischer Thurm). Auch in dieser Anlage findet sich die primitive Form der architektonischen Denkmäler und insbesondere die größte Aehnlichkeit mit den Teokalli's der alten Mexikaner. Zu den älteren Monumenten von Babylon gehörte ferner die alte königliche Burg, ebenfalls auf der Westseite des Euphrat gelegen; ihre Mauern waren mit bildlichen Vorstellungen, große Jagden wilder Thiere enthaltend, geschmückt. Die übrigen Trümmer von Babylon auf der Ostseite des Euphrat gehören schon der jüngeren Zeit an, wo sich nach dem Sturze des alten Reiches von Babylon durch das Eindringen der Chaldäer ein neues, chaldäisch-babylonisches Reich erhob. Unter diesen späteren Werken war

ein zweiter königlicher Palast und in dessen Nähe eine Anlage sehr eigenthümlicher Art, ein prächtiger Garten, der sich terrassenförmig erhob und später unter der Benennung der „hängenden Gärten der Semiramis" unter die 7 Wunder der Welt gezählt wurde. Der Trümmerberg El Kasr wird für den Rest des Palastes gehalten; einzelne parallele Mauern mit Gängen dazwischen, in seiner Nähe, erscheinen als die Ueberbleibsel der hängenden Gärten. Zu beiden Seiten der Ruine El Kasr machen sich noch zwei andere Schuttberge bemerklich, von denen der eine, Mukallibe, ein viereckiges Plateau bildet, auf dem andere Gebäude gestanden haben müssen, der zweite, sehr ausgedehnte und sehr formlose aber der Amramshügel genannt wird. Ueber die besondere architektonische Ausbildung der Denkmäler von Babylon ist nichts Bestimmtes zu sagen. Seit Jahrtausenden sind diese Massen als Steingrube für den Bau benachbarter Städte benutzt worden und dadurch zu unregelmäßigen Schutthaufen zusammengesunken. Das durchaus vorherrschende Baumaterial ist gebrannter Thon, zum Theil von sehr vorzüglicher Beschaffenheit; die Backsteine wurden durch ein Erdharz, zum Theil auch durch Kalkmörtel auf sehr feste Weise verbunden.

Die Phönicier bildeten einen Theil desselben Volksstammes, welchem die Babylonier angehörten; ihr religiöser Kultus stand in inniger Verbindung mit dem von Babylon. Mancherlei Tempel und andere Architekturen werden sowohl im phönicischen Mutterlande, als in den Kolonien dieses Volkes genannt. Was wir über diese wissen, bezieht sich also meist nur auf die glänzende Ausschmückung, die sie durch edle Metalle und Glas erhielten; des Glases bediente man sich, um damit das Täfelwerk an Wänden und Decken auszulegen. Zu den berühmtesten Tempeln gehören die von Tyrus, von König Hiram, dem Zeitgenossen der israelitischen Könige David und Salomo, erbaut. Karthago besaß einen prachtvollen Tempel auf der Burg; an einem andern Tempel, der am Markte von Karthago gelegen und dem Apollo geweiht war, hatten die inneren Wände einen Ueberzug von Goldplatten. Außerdem war Karthago durch großartige Hafenbauten ausgezeichnet; um den inneren Hafen lief hier eine jonische Säulenstellung, deren Form vielleicht eine Nachahmung griechischer Architektur war. Besonders berühmt war der kleine Tempel zu Paphos auf der Insel Cypern. Von ihm haben sich Ruinen erhalten; seine Façade findet sich auf Münzen und Gemmen dargestellt.

An die Bauwerke der Phönicier schließen sich die der Juden an, besonders diejenigen, die unter Salomo zu Jerusalem ausgeführt wurden. Doch war eine solche Kunstrichtung den Israeliten schon ursprünglich eigen, wie die Werke bezeugen, die von ihnen unmittelbar nach dem Auszuge aus Aegypten (um 1500 v. Chr.) auf ihrer Wanderung durch die Wüste ausgeführt wurden. Dahin gehört vornehmlich die sogenannte Stiftshütte, die unter der Regierung Salomo's (um 1000 v. Chr.) durch einen massiven Tempel, auf dem Berge Moriah zu Jerusalem, ersetzt wurde. Nur ein Theil des kolossalen Unterbaues hat sich von ihm erhalten; von seiner Pracht aber enthalten die biblischen Schriften überschwängliche Schilderungen. Ungefähr 420 Jahre nach seiner Erbauung ward der Tempel Salomo's durch Nebukadnezar zerstört; der neue, den die Juden nach ihrer Rückkehr aus dem Exil (gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr.) erbauten, war nur ein Schatten von der Pracht und Herrlichkeit des alten. Ein zweiter Neubau, 20 v. Chr. unter Herodes dem Großen begonnen, sollte den alten Ruhm des salomonischen Tempels wieder herstellen, stand aber nur 70 Jahre. Ein abermaliger Neubau, von Kaiser Julian begonnen, ward nicht vollendet. Außer dem Tempel wurden übrigens durch Salomo auch noch andere Anlagen von großartiger Pracht aufgeführt. Dahin gehört vornehmlich ein königliches Schloß, welches den Namen vom Walde Libanon führte. Mächtige Säulenhallen bildeten die vorderen Räume; die hinteren enthielten die Herrscherwohnung.

Einem andern Stamme, als die bisher betrachteten semitischen Völker, gehörten diejenigen an, die, den Stamm der Iranier bildend, östlich vom Tigris bis zum Indus hin wohnten und unter denen die Meder und Perser die hervorragendsten sind. In der Glanzzeit des persischen Reiches waren es besonders drei Städte, in denen die Könige der Perser, je nach dem Wechsel der Jahreszeiten, ihr Hoflager nahmen: Ecbatana in Medien, Susa und Babylon. Ecbatana war die Residenz des medischen Reiches gewesen und ihre Burg schon beim Beginn der Mederherrschaft auf großartige Weise angelegt worden. Auf einer Anhöhe stieg sie in 7 Absätzen empor; die über einander emporragenden Mauerzinnen der Absätze erglänzten in verschiedenen Farben, von den beiden obersten Zinnen war die eine versilbert, die andere vergoldet. Am Fuße der Burg lag der königliche Palast; die Säulen, das Balkenwerk und das Täfelwerk der Wände bestanden aus Cedern- und Cypressenholz und waren durchaus mit Gold- und Silberblech überzogen. Reste von Ecbatana hat man in der Nähe des heutigen Hamadan entdeckt; die Säulenfragmente, die sich hier vorgefunden haben, namentlich Basis und Schaft einer Säule, stimmen mit den Formen der persepolitanischen Architektur überein. Von Susa, dessen Erbauung den ersten persischen Herrschern zugeschrieben wird, wissen wir, daß es in der Bauweise von Babylon angelegt war und sich ebenfalls durch prachtvolle Anlagen auszeichnete. Aber das eigentliche Heiligthum des persischen Reiches war der alte Stammsitz der persischen Herrscher, ursprünglich Pasargadä (d. i. Perserlager), von den Griechen Persepolis genannt. Hier stand die alte Burg des königlichen Geschlechts, hier wurden die Gebeine der Könige bestattet und ihre Ruhestätten durch glänzende Denkmäler bezeichnet, hier erhob sich ein neuer, umfangreicher Palast, der zu einem Sinnbilde der Herrschermacht gestaltet ward. Auf der Stelle der alten Residenz, in der Gegend von Murghab, hat sich ein merkwürdiges Denkmal erhalten, welches als das Grabmal der Mutter Salomo's benannt wird und in dem man das Grabmal des Cyrus erkannt hat. Es ist ein pyramidaler Bau, aus kolossalen weißen Marmorblöcken aufgeführt, an der Basis 44 Fuß lang und 40 Fuß breit, im Ganzen einige 40 Fuß hoch; es steigt in 7 Stufen empor, und auf der oberen Fläche findet sich ein steinernes Häuschen mit giebelförmigem Dache (gleichfalls von Marmor), welches letztere

mit einem einfachen Gesimse von der Wandfläche absetzt. Dies Häuschen enthielt den goldenen Sarg des Königs und ein Lagerbett mit goldenen Füßen, auf welchem Prachtgewänder, Schmuck und Waffen des Königs lagen. Das Ganze erinnert lebhaft an babylonische Vorbilder. Die Gräber der späteren Könige, in der Gegend des südlicher gelegenen neuen Reichspalastes, sind in den Felsen gearbeitete Kammern mit verschlossenem und verborgenem Eingange, an dem Aeußeren der Felswand durch eine ausgemeißelte Façade bezeichnet, deren architektonisches Gerüst an sich zwar einfach, doch durch bildnerische Zierden bereichert und zunächst in sofern interessant ist, als es für das Ganze der persischen B. einen wichtigen Anknüpfungspunkt darbietet. Es besteht nämlich aus einer Reihe schlanker Halbsäulen, in deren Mitte eine Thür angedeutet ist und über denen ein mehrfach gegliedertes Gebälk ruht. Die Halbsäulen haben keine weitere Zierde, als das Kapitäl, vorherrschend von der Gestalt zweier nach den Seiten hinausragenden Einhörner, die mit den Leibern zusammenhängen; zwischen den Hälsen der Thiere tritt die Stirn eines Balkenwerks vor, welches offenbar einen Querbalken andeutet, auf dem der Architrav des Hauptgebäudes ruht. Letzteres erinnert an die Formen der griechisch jonischen Architektur und ist von einer schlichten Hängeplatte bekrönt, unter welcher eine Art von Zahnschnitten (oder kleinen Sparrenköpfen) hinläuft. Darüber erhebt sich ein anderes, schmaleres Gerüst, eine Art von prächtigem Thronbau, der indeß größtentheils durch die Darstellung menschlicher Figuren ausgefüllt wird; an den Füßen dieses Gerüstes bemerkt man die Glieder, aus denen die attische Säulenbase der griechisch-jonischen Architektur gebildet wird: Pfühle mit Kehlen wechselnd. Das bei weitem merkwürdigste aller Monumente der persischen Kunst bilden indeß die Reste des großen Palastes von Persepolis, die gegenwärtig den Namen Tschil-Minar (die vierzig Säulen) führen (s. Architektur, Taf. I, Fig. 11). An babylonische Anlagen erinnernd, erheben sie sich in mehren breiten Terrassen auf einer Abdachung des Berges Rachmed, im Ganzen einen Raum von 1400 Fuß Länge und 900 Fuß Breite umfassend. Die architektonische Ausbildung der Säulen, die Zusammensetzung der Kapitäle sowohl, als die besondere Weise, wie die Volnten angewandt sind, beweisen, daß die persepolitanischen Denkmäler am Schlusse einer lange fortgesetzten Kunstbildung stehen, die einer schon ausartenden Kunst angehören und somit nothwendig auf ursprünglich einfachere Verhältnisse zurückgeführt werden müssen. Aus dem über der viereckigen Umfassung der Thüren, Portale und Wandnischen befindlichen, an die Form der ägyptischen Kranzgesimse erinnernden krönenden Gesims hat man darzuthun gesucht, daß die persische Kunst aus der ägyptischen hervorgegangen sei; indeß findet sich in der persischen Architektur fast nichts, was ägyptischen Geschmack verriethe, vielmehr die entschiedensten Gegensätze des letzteren, und ebenso erscheint auch die bildende Kunst der Perser in Auffassung und Behandlung wesentlich verschieden von der ägyptischen.

Getrennt von dem Völkerleben des westlichen Asiens entwickelte sich der Osten dieses Welttheils, als dessen Kulturfitz vornehmlich Hindostan erscheint. Auch hier entwickelte sich früh eine bedeutsame Kultur und hinterließ zahlreiche und großartige Denkmäler, die an Umfang und Pracht nur mit denen des ägyptischen Volkes zu vergleichen sind. Der Grundzug im Charakter des indischen Volkes, eine große Weichheit des Gefühls, eine lebhafte Gluth der Phantasie, in der sich fast alle übrige Thätigkeit des Geistes auflöst, erscheint auch in seinen Bauwerken, in denen durchweg ein lebendiges Gefühl hervortritt, welches die Form nicht um einer konventionellen Bedeutung, sondern um ihrer selbst willen bildet; aber die fesselnde Phantasie gestattet dem Gefühl nicht oder doch nur selten die Ruhe, die allein zu einer harmonischen Durchbildung führt; sie häuft Formen auf Formen und endet zuletzt mit dem Eindruck einer fast chaotischen Verwirrung. Die Blüthezeit der indischen B. fällt in die Zeit, wo in Indien Brahmaismus und Buddhaismus neben einander bestanden, vornehmlich in das Jahrhundert zunächst vor Christus. Die bedeutendsten Baureste sind in Dekan, und zwar sind die wichtigsten jene zum Theil sehr umfassenden Felsmonumente, die sich auf der Westseite der Halbinsel, in größerer oder geringerer Entfernung von der Stadt Bombay, befinden. Sie zeigen in Rücksicht auf den Styl eine mehr oder weniger entschiedene Uebereinstimmung und gehören ohne Zweifel derselben Entwickelungsperiode an. Frühere Forscher haben die Monumente theils in eine Urzeit der Geschichte hinauf-, theils in die spätere Zeit des Mittelalters hinabgerückt; sie mögen im Allgemeinen dem Jahrtausend vor Christi Geburt ihre Entstehung verdanken und wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte dieses Jahrtausends begonnen worden sein, ihre feinere Ausbildung aber in der zweiten Hälfte desselben erhalten haben. Was den architektonischen Charakter dieser Bauwerke betrifft, so bilden die brahmanischen Felsentempel gewöhnlich einen viereckigen, zuweilen auch unregelmäßigen Hauptraum von größerer oder geringerer Ausdehnung, an den sich nicht selten kleinere Nebenräume anschließen, unter denen als der wichtigste (und stets vorhandene) das eigentliche Sanktuarium, mit dem Bilde oder dem Symbol des Gottes, zu nennen ist. Das Sanktuarium bildet entweder eine besondere Kammer für sich, oder es ist ein Gang um dasselbe herum ausgemeißelt, so daß es sich gewissermaßen im Innern des Hauptraumes befindet. Der letztere, der somit als die Verhalle des eigentlichen Heiligthums zu betrachten ist, hat immer eine flache Decke, welche durch Säulen- oder Pfeilerstellungen gestützt wird, deren vordere Reihe die offene Façade des Tempels bildet und sich außerdem in der Regel durch einige geschmückte Streifen über und unter der Säulenstellung auszeichnet. Höfe mit Gallerien, Nebenkammern, monolithen Monumenten finden sich häufig vor den Tempeln. Zuweilen sind zwei, auch sogar drei solcher Tempelräume über einander angeordnet. Die Säulen oder Pfeiler, welche die Felsdecke des Hauptraumes stützen, stehen gewöhnlich in rechtwinklig sich durchschneidenden Reihen, an der Decke durch architravähnliche Streifen verbunden; mit ihren Reihen korrespondiren Pilaster, die an den Wänden hervorspringen und Nischen zwischen sich einschließen, welche in der Regel durch Bildwerke ausgefüllt werden. Jene freistehenden Stützen haben meist eine säulenartige Gestalt, deren Bildung ihren Zweck, eine riesige Felslast kühn zu tragen, lebendig aus-

spricht. Sie bestehen durchweg aus einem festen Untersatz von würfelartiger Form, aus einem sehr kurzen runden Schafte, einem großen Kapitäl, welches in seiner Hauptform einem gedrückten Pfühle gleicht, und einem viereckigen Aufsatze über letzterem, an welchen sich seitwärts zwei Konsolen anschließen. Der Schaft der Säule, verjüngt und unterwärts ausgebaucht, ist mit eigenthümlichen Kannelirungen oder vertikalen Streifen versehen; er geht durch einige Zwischenglieder zum Kapitäl über, welches auf gleiche Weise mit Streifen geschmückt ist; ein horizontal um die Mitte des Kapitäls herumlaufendes Band faßt diese Streifen (und in ihnen zugleich die elastische Kraft des Kapitäls) stark zusammen. Die ganze Komposition zeugt von entschieden künstlerischem Sinne. Zuweilen verbindet sich mit der Grottenanlage ein wirklicher, sehr ausgebildeter Freibau, obgleich auch dieser nur aus dem Felsenbau gemeißelt ist. Dieser Freibau wird zunächst dadurch hervorgebracht, daß der Gang, der das Sanktuarium umgibt, in beträchtlicher Breite angelegt und die Felsdecke darüber weggenommen wird, so daß das Sanktuarium eine gesonderte Kapelle inmitten eines Hofraumes bildet. In den Grotten von Ellora, namentlich im größeren Tempel des Indra und in den Monumenten des Kailasa, finden sich sehr merkwürdige Beispiele auch für diese Einrichtung (s. Architektur, Taf. I, Fig. 8, 9, 12 und 13). Die buddhaistischen Grottentempel unterscheiden sich von den brahmanischen Tempeln zunächst dadurch, daß sie sich, was den eigentlichen Tempelbau anbetrifft, nicht frei gegen das Aeußere hin öffnen, sodann durch die ganze innere Anlage, die stets einen länglichen Raum bildet, der nach dem hinteren Ende im Halbkreise abschließt und rings von einem schmalen Umgange umgeben ist; Pfeilerstellungen trennen den Umgang von dem mittleren Hauptraume. Die Decke des letzteren hat die Form eines Tonnengewölbes (über dem hintern Ende die Form einer Halbkugel), welches im überhöhten, zuweilen hufeisenförmigen Halbkreise geführt ist; die Decke des Umganges ist flach. Die Pfeiler sind theils einfach achteckig, ohne Basis und Kapitäl, theils mehr durchgebildet und mit Basis und Kapitäl versehen, beide in der Hauptform den Säulenkapitälen der Grottentempel vergleichbar, auch wohl über dem Kapitäl mit phantastischen Skulpturen geschmückt. Im Grunde des Mittelraumes, vor seinem halbkreisförmigen Abschluß, findet sich das eigentliche Heiligthum, welches vor Allem diese Anlagen als buddhaistische bezeichnet, der sogenannte Dagop, eine Masse von der Form einer etwas überhöhten Halbkugel, auf einem breiten cylinderförmigen Untersatz ruhend. Dieser Dagop, das Bild der Wasserblase, das stets wiederkehrende Symbol des Buddhaismus, pflegt irgend eine Reliquie Buddha's oder eines Buddhaheiligen einzuschließen; vor ihm erscheint gewöhnlich die Statue Buddha's in ihrer stets wiederkehrenden typischen Bildung. Ohne Zweifel war es die Form des Dagop, was die ihr entsprechende gewölbartige Bildung der Decke des Hauptraumes veranlaßte, in welcher Bildung eine auffallende Verwandtschaft mit den Kirchenbauten des europäisch-christlichen Mittelalters zu erkennen ist. Von den buddhaistischen Tempeln finden sich sodann Höfe mit Gallerien, Nebenzellen, Grotten u. dergleichen; die Gallerien im Hofe des sogenannten Wiswakarmatempels zu Ellora werden durch Säulen gebildet, deren Form den Säulen in dem sogenannten Grabmal des Ravana vollkommen entspricht. Eine Gruppe von Grottentempeln in der Nähe der kleinen Stadt Bang weicht von den brahmanischen Tempelgrotten der Ghatgebirge in der Art ab, daß man geneigt wird, bei ihr einen wirklichen Einfluß griechischer Kunstformen anzunehmen. An der Hauptgrotte von Bang nämlich sieht man starke Rundsäulen, ohne jenen kubischen Untersatz, mit einem Kapitäl, welches den Formen der griechisch-dorischen Architektur verwandt ist, und mit einer Ausbildung der Konsolen über demselben, die auch mehr griechischen als indischen Charakter zu verrathen scheint. Eine andere sehr merkwürdige Gruppe von Felsenmonumenten findet sich an der Koromandelküste, eine Stunde nördlich von der Stadt Sadras. Einige derselben sind Grottentempel und tragen den Charakter freistehender architektonischer Monumente, die aber im Innern nicht ausgehöhlt sind und im Styl ungefähr den freistehenden Monumenten von Ellora entsprechen. Außerdem besitzt die Koromandelküste eine sehr große Anzahl architektonischer Denkmäler, und auch weiter nordwärts auf der Ostküste Indiens, auf dem heiligen Boden von Orissa (in der Umgegend der Stadt Kuttack), finden sich verschiedene, vorzüglich wichtige Werke, sämmtlich eigentliche, aus Werkstücken (zum Theil auch aus Ziegeln) aufgeführte Bauten, worin sich der indische Freibau in seiner eigenthümlichen Gestaltung und bis zu seiner Ausartung entwickelt. Es sind Tempelbauten, von den Europäern gewöhnlich Pagoden (verdorben aus dem Worte Bhagavati, d. h. heiliges Haus) genannt, je nach dem Grade der Heiligkeit des Lokals von größerer oder geringerer Ausdehnung. Im Styl dieser Pagodenbauten tritt uns als Hauptform wieder die Form der Pyramide entgegen, die aber durch eine Menge aus dem Dache jedes untern Absatzes hervortretende Kuppeln, mannichfaches Pilasterwerk (zum Theil auch Säulen) an den Wänden der untern Absätze, Nischen, die ihre besonderen buntgeschweiften (zum Theil spitzbogig geschweiften) Bekrönungen haben, Zwischengesimse, besonders vielgestaltige Fußgesimse, endlich durch eine oft übergroße Menge von bildnerischen Darstellungen, die alle freien Stellen der Architektur einnehmen, das Gepräge einer wüsten Verworrenheit erhalten, die den Sinn des Beschauers schwindeln macht. Was die dem bürgerlichen Leben dienenden Bauwerke betrifft, so haben wir mannichfache Nachrichten, daß die Indier auch in solchen schon früh Bedeutendes leisteten. Schon das Epos schildert ausführlich die Pracht der alten Residenzstadt Ayodhya mit ihren Palästen, Mauern u. Gräbern; die weit ausgebreiteten Trümmer liegen in der Gegend des heutigen Audh. Von Bergvesten, von Straßen- und Brückenbauten zeugen ebenfalls schriftliche Nachrichten und vorhandene Reste.

Ein großer Cyklus von Monumenten, die im Induslande (Pandschab) bei dem Orte Manikyala beginnen und sich die große alte Königsstraße, die von Indien aus durch Kabulistan nach Persien und Baktrien führt, entlang ziehen, thurmartige Bauten von 50—80 Fuß Höhe, sind die sogenannten Topen (eine Umbildung des Sanskritwortes Stupa, d. i. Tumulus), in denen man dieselben buddhaistischen Heiligthümer erkannt hat, die wir im Innern der

kudisch-buddhaistischen Tempelgrotten unter dem Namen der Dagops kennen lernten. Die Periode, in welcher diese merkwürdigen Denkmäler entstanden, ist diejenige, in welcher hier seit dem Sturze der macedonisch-baktrischen Herrschaft (136 v. Chr.) bis zum 7. Jahrhundert n. Chr. und zum Theil noch länger mächtige buddhaistische Reiche blühten. In dieselbe Periode gehören auch die kolossalen Skulpturen, die sich an der Felswand von Bamyan finden, stehen Figuren, aus Nischen in erhabenem Relief vortretend, darunter eine von 120 Fuß Höhe. Auch in Ceylon entstanden mit der Einführung des Buddhaismus zu Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. und in dessen Gefolge zahlreiche Bauten, von denen namentlich von kolossalen Dagops, die im 2. Jahrhundert v. Chr. erbaut wurden, uns die alten Annalen von Ceylon berichten. Neuerlich ist auch hier eine große Menge von Denkmälern entdeckt worden, die eine eigenthümliche Kunstrichtung repräsentiren; doch scheinen diese jünger zu sein, als die eben genannte Epoche, etwa mit dem Alter der Topen von Kabutistan gleichzeitig und spätestens bis in das 12. Jahrhundert n. Chr. hinabreichend. Die wichtigsten Denkmäler von Ceylon sind die der alten Königsstadt Anurajapura, im Innern der Insel, wo sich neben vielen kleineren 7 große Dagopbauten finden, deren Gestalt im Wesentlichen der der genannten Topen ähnlich ist und um die sich schlanke Steinpfeiler reihen. Solche Steinpfeiler, doch nur von kleiner Dimension, scheinen überhaupt Ceylon eigenthümlich zu sein; so findet sich z. B. unter den Trümmern von Anurajapura eine ausgedehnte Anlage dieser Art, „die tausend Pfeiler" genannt. Aehnliche Denkmäler, Dagopbauten und Steinpfeiler, sowie buddhaistische Skulpturen, namentlich auch große Ueberreste eines vor Zeiten sehr ausgebildeten Wasserbausystems, finden sich in mehren andern Orten von Ceylon. Derselbe Baustyl zeigt sich ferner an den wichtigsten Monumenten von Nepal, im Norden des indischen Gangeslandes. Auch diese, Chaitya genannt, haben die kuppelartige Form des Dagop, doch schon mit mannichfacher Umbildung u. Ausartung. Im Inneren sind diese Chaitya's bereits zum freien, hochgewölbten Raum geworden; ihr Fuß ist im Aeußeren reich geschmückt mit Gesimsen, Bildwerken und kleinen Tabernakelbauten, die den barocken Formen des spätindischen Pagodenstyls verwandt erscheinen. Der Obelisk, der sich auf der Spitze der Dagops von Ceylon findet, dort aber der Gesammtmasse untergeordnet ist, ragt hier hoch empor und ist gewöhnlich stufenförmig gebildet. Zuweilen gestaltet sich der ganze Chaitya hier auch zur verhältnißmäßig kleinen Bekrönung eines in den barocken Formen des Pagodenbaues aufgeführten Gebäudes. Bedeutende Denkmäler haben sich auf der Insel Java, wie auch auf einigen andern Sundainseln erhalten. Sie gehören aber schon der Zeit des Mittelalters an (nach den gewöhnlichen Annahmen besonders etwa der Periode von 1100 bis 1300) und verdanken ihren Ursprung indischen Kolonisationen. Wie buddhaistische u. brahmanische Religion in der Blüthezeit von Java durcheinandergehen, so verbindet sich in dem Styl der Denkmäler das architektonische Prinzip beider Religionsformen, so jedoch, daß es, wie reich dieselben auch ausgebildet sein mögen, doch insgemein eine gewisse Ruhe des Gefühls zeigt, die mehr an die älteren indischen Formen, als an die des späteren ausgearteten Pagodenbaues erinnert.

Auch China verdankt Ostindien seine B., die es im Gefolge der Religion des Buddha empfing. Die bedeutendsten Monumente der Chinesen gründen sich wiederum auf die Dagopform; aber wie diese schon in Nepal bedeutend umgestaltet erscheint, so noch mehr bei dem Volke des Mittelreichs. Die chinesischen Buddhaisten beseitigten den symbolischen Kuppelbau gänzlich und behielten nur die stufenförmige Spitze bei, die sie zum selbstständigen Thurmbau (Tha) ausbildeten. Diese Thürme steigen in vielfachen Geschossen empor, jedes obere um etwas verjüngt, jedes mit einem buntgeschweiften Dache versehen und mit Glöckchen behängt; die Dachziegeln haben einen goldig blinkenden Firniß, die Wände sind buntfarbig angestrichen, oder mit glänzenden Porzellanplatten belegt. Der Porzellanthurm von Nanking (im 15. Jahrhundert erbaut) ist eins der berühmtesten Bauwerke dieser Art. Die Tempel der Chinesen sind an sich von kleiner Dimension, gewöhnlich von Säulenstellungen umgeben; doch haben diejenigen, die sich einer höheren Verehrung erfreuen, auch anderweite Umgebungen, namentlich Höfe und Säulenhallen verschiedener Art. In ihrer architektonischen Beschaffenheit sind sie von den Privatbauten, namentlich von den Höfen und Hallen in den Prachtwohnungen der Vornehmen, nicht weiter verschieden. In dem Princip des Säulenbaues erkennt man wieder eine große Verwandtschaft mit den Säulenbauten der spätindischen Kunst, wohin namentlich die Anwendung der auf verschiedene Weise geschnitzten Konsolen gehört, die an dem Obertheil der Säulen, statt eines Kapitäls, zur Unterstützung des Architravs hervortreten; auch die Basen der Säulen, wo solche vorhanden sind, erinnern an spätindische Formen. Uebrigens sind diese Säulen durchweg aus Holz gebildet; eine glänzende rothe Lackirung gibt ihnen das Stattliche, wie es das Auge des Chinesen liebt. Oberwärts ist zwischen den Säulen oft ein künstliches vergoldetes Gitterwerk angebracht. Das Dach hat stets eine geschweifte, nach den Ecken aufwärts gekrümmte Form u. ist über den Ecken gewöhnlich mit allerhand fabelhaftem Schnitzwerk, besonders mit Drachenfiguren geschmückt. Auch diese Dachform scheint eine Reminiscenz des indischen Pagodenbaues, nur chinesisch spielend umgestaltet; sie bildet jede obere Bekrönung der chinesischen Architekturen, so z. B. auch der Thore, der Grabmäler ꝛc. Der praktische Sinn des Chinesen führt auch zur Errichtung eigentlicher historischer Denkmäler, in denen die löblichen Thaten ausgezeichneter Personen verherrlicht werden sollten. Diese Denkmäler sind eine Art Pforten quer über die Straßen gebaut, Pä-lu genannt, und bestehen, je nachdem ein Durchgang oder deren drei beabsichtigt waren, aus zwei oder vier Pfosten (von Stein oder auch nur von Holz), die oberwärts durch Querbalken verbunden werden. Von architektonischer Ausbildung erscheint daran keine Spur; nur das chinesische Dach, welches das Ganze krönt, gibt demselben eine gewisse Gestalt. An den Querbalken steht mit goldener Schrift der Name und der Verdienst Desjenigen angeschrieben, dem des Kaisers Gnade ein solches Ehrenzeichen verstattet hat. Ausgezeichnet dagegen sind die Chinesen in den Bauanlagen, die dem gemeinen Nutzen dienen, wohin

besonders die kolossale Mauer, die das Land gegen die Einfälle der Mongolen zu schützen bestimmt war, ferner das ausgedehnte System von Kanälen, das die gen Osten fließenden Ströme des Landes verbindet und die ausgedehnteste Wasserkommunikation ermöglicht, gehören.

Dem weiten Kreise der bisher betrachteten Kunststufen stellen wir das Bild der griechischen B. gegenüber. In vielfachen Beziehungen sind die Elemente der griechischen Kunst den Elementen jener verwandt; hier aber entwickelte sich im Verlaufe der Zeit die künstlerische Form zum klaren, durchgebildeten Organismus. Als das erste Entwickelungsstadium der griechischen Architektur betrachten wir die Leistungen, welche dem heroischen Zeitalter der griechischen Geschichte, vornehmlich der Epoche des trojanischen Krieges (1184 v. Chr.), angehören. Die einfachsten Denkmäler, deren in den homerischen Gesängen und in anderen Nachrichten über das griechische Alterthum Erwähnung geschieht, sind die Grabmäler der gefallenen Helden, kegelförmige Erdhügel, in deren Tiefe die Asche des Verstorbenen beigesetzt ward; auf ihrer Spitze waren bisweilen einzelne große Steine aufgerichtet, theils roh, theils bearbeitet. Ueber die Anlage des Tempelbaues in der heroischen Zeit haben wir nur wenige u. dunkle Nachrichten, welche keine nähere Anschauung verstatten. Die wichtigsten Aeußerungen baukünstlerischer Thätigkeit finden wir in der Anlage der Burgen. Zunächst merkwürdig sind die gewaltigen Mauern, welche diese Burgen umgaben und die später mit dem Namen der Cyklopenmauern bezeichnet wurden. Der allgemeine Charakter dieses Mauerwerks (s. Architektur, Taf. I, Fig. 14) besteht darin, daß zu seiner Ausführung nicht rechtwinklige Quadern, sondern polygone Steinblöcke angewandt wurden; doch lassen uns die erhaltenen Reste verschiedene Gattungen unterscheiden, welche die allmähligen Fortschritte der künstlerischen Technik erkennen lassen. Die ältesten Mauern erscheinen aus rohen kolossalen Blöcken aufgethürmt, bei denen die Lücken durch kleinere Steine ausgefüllt wurden; später wurden die Steine mehr oder weniger sorgfältig behauen und mit ihren Kanten und Winkeln genau in einander gefügt, so daß sich ein mannichfach wechselnder und dadurch eigenthümlich fester Verband ergab. Mehre Mittelstufen, besonders das Streben, die Steine in horizontalen Schichten über einander zu legen, führten sodann allmählig in den regelmäßigen Quaderbau hinüber. Die in diesen Mauern angebrachten Thore zeigen verschiedene Gestalt. Ihre Seitenwände haben in der Regel eine schräge (pyramidale) Neigung, die theils dadurch, daß die oberen Steine über die unteren mehr heraustreten, theils durch schräg stehende größere Pfosten hervorgebracht wird. Auch ihre Bedeckung ist häufig in giebelförmiger Schräge ausgeführt, theils wiederum durch über einander hervorragende Steine, theils durch solche, die sparrenförmig gegen einander gestützt sind. In dieser Art bilden sich bisweilen sogar (wie zu Tiryns) förmliche Gallerien, die sich durch Pfeilerstellungen nach außen öffnen. Seltener sind horizontal liegende Steine zur Ueberdeckung angewandt. Bei großeren Thoren vereint sich die letztere Weise der Ueberdeckung mit der vorigen in der Art, daß über die Thürpfosten ein großer Stein als Oberschwelle gelegt, diese aber von dem Gewicht der Mauer entlastet wird, indem darüber ein leeres Dreieck, an dessen Seitenflächen die Steine der Mauer über einander hervorragen, sich bildet; dies Dreieck wird sodann durch einen flachen Stein von verhältnißmäßig geringem Gewichte ausgesetzt. Ein sehr bedeutsames Werk solcher Art ist das sogenannte Löwenthor zu Mycenä (s. Architektur, Taf. I, Fig. 16); der dreieckige Stein über der Oberschwelle des Thores enthält die Reliefdarstellung zweier Löwen, die sich gegen eine kandelaberartige Säule emporrichten. Diese ganze Anordnung ist, wenn auch noch roh in der Komposition, doch sehr eigenthümlich und nicht ohne frappante Wirkung. Die Beschaffenheit der Fürstenhäuser kennen wir nur aus den homerischen Schilderungen, vornehmlich aus der Schilderung vom Hause des Odysseus auf Ithaca. Wie in den Palästen der orientalischen Herrscher, so sehen wir hier eine zusammengesetzte architektonische Anlage und die Anwendung reich schmückender Stoffe. Eine Mauer umschloß das Ganze. Durch einen äußeren Hof gelangte man zu einem inneren, in welchem ein Altar aufgerichtet und der mit Säulenhallen und mannichfachen Gemächern umgeben war; der innere Hof führte zu einem großen Säulensaal, in welchem die festlichen Versammlungen Statt fanden. Hinterwärts schlossen sich sodann die Räume für das Familienleben, namentlich die Wohnungen der Frauen an. Ein eigenthümlicher Theil dieser fürstlichen Anlagen besteht in den Thesauren oder Schatzhäusern, gewölbartigen, meist unterirdischen Räumen, welche vornehmlich zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten bestimmt waren. Sie waren von kreisrunder Grundfläche und erhoben sich kuppelförmig in einer Bogenlinie. Das merkwürdigste u. am besten erhaltene Schatzhaus ist das des Atreus zu Mycenä.

Mit dem Auftreten der Dorier, 80 Jahre nach der Eroberung Troja's (1104), begann auch die historische Zeit der griechischen B. War schon das erste Jahrtausend nach dem Auftreten der Dorier, wie wir aus verschiedenen Andeutungen voraussetzen dürfen, nicht ohne mancherlei baukünstlerische Unternehmungen hingegangen, so entwickelte sich, nachdem sich die neuen politischen Verhältnisse vollständig geregelt, seit das gesammte griechische Leben eine bestimmte, klare Gestalt gewonnen hatte, ein mehr umfassender u. folgenreicher Betrieb der Kunst. Die griechischen Freistaaten hatten einen lebhaften Handel gegründet und in den erworbenen Reichthümern die Mittel zur Ausführung baukünstlerischer Werke gefunden. In vielen Staaten erhoben sich in dieser Zeit Alleinherrscher, welche den Glanz ihrer Regierung durch großartige Denkmäler der B. zu beurkunden strebten. In den Tempelbauten aber sprach sich die ganze Bedeutsamkeit der Götterwohnung aus. Es ist dies zwar die Periode des großartigsten Strebens, einer mächtig ringenden Entwickelung; aber noch ist in all den Werken, die ihr angehören und bis in das 5. Jahrhundert hinabreichen, die freie Entfaltung der Form nicht erreicht. Es bedurfte erst anderer günstiger Umstände, um die höchste Entfaltung des griechischen Lebens zu bewirken und der Kunst den gedeihlichsten Boden zu bereiten. Die Siege über die Perser riefen im griechischen Volke das lebendigste Selbstbewußtsein hervor, das sich bald in mannichfachen Werken kund geben

sollte. Athen trat an die Spitze des griechischen Staatenbundes; der Bundesschatz, zur Bestreitung des Krieges gegen die Perser gesammelt, ward nach Athen geführt, der ihn zur Sicherung und zur Schmückung der eigenen Stadt verwendete. So bezeichnet das Zeitalter des Perikles, um die Mitte und nach der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr., die edelste Blüthe der griechischen Architektur nicht nur, sondern der griechischen Kunst überhaupt, in welcher sich göttlicher Ernst und erhabene Würde mit zarter, menschlicher Anmuth vereinigt hatten. Indeß dauerte diese Periode nur kurze Zeit. Die Eifersucht Sparta's entzündete den peloponnesischen Krieg, dessen fast 30jährige Dauer (431—404) eine sehr fühlbare Umgestaltung des gesammten Griechenthums veranlaßte. Als die Flamme des Krieges gelöscht ward, war die alte Würde des griechischen Lebens dahingeschwunden; ein neues Geschlecht war emporgewachsen, dessen Streben auf raschen Genuß des Augenblicks gerichtet war. Zur Ausführung großartiger öffentlicher Denkmäler fehlten nun häufig die Mittel und auch die Lust; der B. zunächst war somit ihre bedeutsamere Unterlage genommen: sie begann zu sinken. Der Schluß dieser Periode fällt in die Zeit Alexanders des Großen (336—323). Nach seinem Tode löste sich das von ihm gegründete mächtige Reich in eine Reihe einzelner Staaten auf, deren Fürsten griechische Kultur an ihren Höfen pflegten; eine große Anzahl neuer Städte ward gebaut, der B. wurden die mannichfachsten, zum Theil prachtvollsten Aufgaben gestellt. Aber indem die Architektur mehr den äußeren Zwecken fürstlicher Prachtliebe, als dem inneren Bedürfniß diente, konnte keine innerlich bedeutsame Fortbildung Statt finden. Es waren der Hauptsache nach die schon vorhandenen Formen, die in einem weiteren Kreise als früher angewendet und mannichfaltigeren Zwecken eben nur angepaßt wurden; was an neuen Erscheinungen hervortrat, beruhte vorzugsweise nur auf dem Streben, eine wundersam überraschende Wirkung hervorzubringen. Dieser letztere Umstand wirkte allerdings auch auf das innere Wesen der Kunst ein, aber nicht zu ihrem Vortheil; denn wie entschieden in den Hauptwerken dieser Zeit die gediegene griechische Praktik noch immer sichtbar bleibt, so kündigt sich doch in ihnen eben jenes Streben nach Effekt an, welches mit der naiven Unmittelbarkeit des Gefühls, die überall in den früheren Werken der griechischen Kunst verwaltet, im Widerspruch steht und das beginnende Verderben der Kunst bezeichnet. Ungleich schärfer tritt diese Richtung noch später hervor, in der Zeit, in welcher die griechische Kunst der römischen Herrschaft diente, durch welche letztere andere Elemente mit denen der griechischen B. verbunden wurden. Die architektonischen Denkmäler der griechischen Kunst, im Zeitalter ihrer occidentalisch eigenthümlichen Entwickelung, bestehen vorzugsweise in Göttertempeln; an ihnen bildete sich die architektonische Kunst aus, deren Formen sodann auch bei den anderweitigen Bauanlagen mehr oder weniger in Anwendung gebracht wurden. Der griechische Tempel ist in seiner ursprünglichen Anlage von sehr einfacher Beschaffenheit; er besteht in seinen wesentlichen Theilen zunächst nur aus der Zelle (durchgehends von viereckiger Grundform), in welcher das Götterbild aufgerichtet ist, und aus einer offenen Vorhalle, deren Schauseite zunächst eine freie Säulenstellung erhielt, die man bei größeren Anlagen sodann rings um das Tempelhaus führte. In der Anordnung dieser Säulenhallen ward aber eben so schlicht und naturgemäß verfahren, wie das gegenseitige Verhältniß zwischen den architektonischen und den bildnerischen Theilen mit dem richtigsten Gefühl abgewogen. Beide Theile dienten zur gegenseitigen Ergänzung; die Architektur erschien als Gerüst für das Bildwerk und das letztere als die Blüthe, die aus dem Stamme der Architektur emporsproßt. Das architektonische Gerüst bestand zunächst aus der Reihe der Säulen, die über einem gemeinsamen, aus mehren Stufen bestehenden Unterbau aufgerichtet waren und in lebendiger Elasticität in geschlossener Kraft emporstrebten, und aus dem Balken des Architravs, der über ihnen ruhte und durch seine äußere Form die flache Bedeckung der Halle und ihre Verbindung mit dem eigentlichen Tempelhause andeutete. Ueber dem Architrav aber erhob sich nicht unmittelbar, wie sonst durchgehends in den Architekturen der alten Welt, das krönende Gesims, sondern hier war zunächst ein Raum für den bildnerischen Schmuck angeordnet: der Fries, der zur bestimmten Bezeichnung seiner Bedeutung mit seinem griechischen Namen „Bilderträger" (Zophoros) heißt. Ueber dem Bildwerk des Frieses ruhte sodann das Kranzgesims, dessen Hauptglied, eine starke, vortretende Platte, einen festen Abschluß bildete. An der Schauseite des Tempels aber u. der ihr entsprechenden Rückseite stieg über dem Kranzgesimse noch der Giebel empor, dessen Gestalt, ein flaches Dreieck, durch die Form des Tempeldaches motivirt war; in seiner Fläche war das bedeutsamste Bildwerk enthalten, das wiederum in dem kräftig vortretenden Giebelgesimse seinen Abschluß fand. Die Form des Giebels faßte gewissermaßen die ganze Architektur der Schauseite zu einem in sich geschlossenen Ganzen zusammen; seine Endpunkte, der Gipfel und die äußeren Ecken, waren außerdem durch freigebildetes, aufstrebendes Ornament ausgezeichnet. Je nach der einfacheren oder reicheren Anwendung dieser architektonischen Formen unterscheidet man verschiedene Gattungen von Tempeln (Tempel in antis, Prostylos, Amphiprostylos, Peripteros, Pseudoperipteros, Dipteros, Pseudodipteros); auch nach der Zahl der Säulen an der Vorderseite des Tempels (die immer, da der Eingang in der Mitte liegt, eine gerade Zahl sein mußte) pflegte man die Tempel zu bezeichnen, als: tetrastylos (vierfäulig), hexastylos (sechsfäulig), oktastylos (achtfäulig), dekastylos (zehnfäulig), dodekastylos (zwölffäulig). Eine andere Schutbezeichnung war die nach der geringeren oder größeren Breite des Zwischenraumes zwischen je zwei Säulen, als: pyknostylos (engfäulig), systylos (nahfäulig), eustylos (schönfäulig), diastylos (weitfäulig), aräostylos (fernfäulig). Was das Innere der Tempelanlagen betrifft, so bestand das eigentliche Tempelhaus, wie bemerkt, zunächst aus der eigentlichen Zelle (Naos), die bei den gewöhnlichen Anlagen stets ohne Fenster war, u. aus der Vorhalle (Pronaos), die mit jener durch eine große Thür verbunden war. Bei einzelnen Tempeln, namentlich bei solchen, die mysteriösen Kulten angehörten, finden sich besondere Sanktuarien; bei andern kommt ein abgeschlossenes Hinterhaus (Opisthodom, meist wohl als Schatzkammer dienend) hinter der Zelle, doch mit dieser

gemeinschaftlich in dieselben Seitenmauern eingeschlossen, vor. Bei dem Amphiprostylos bildete sich gewöhnlich an der Rückseite eine dem Pronaos entsprechende Halle (Posticum). Auf ganz eigenthümliche Weise gestaltete sich das Innere des griechischen Tempels bei solchen Anlagen, die eine größere Ausdehnung hatten u. zur Aufnahme einer größeren Menschenmenge bestimmt waren. Hier dehnte sich nämlich die Zelle zum offenen Hofraume aus, der sodann wiederum in der Weise der äußeren Architektur behandelt ward: mit Säulenreihen vor den Wänden, oft mit zweien über einander, von denen die oberen eine Gallerie bildeten, oder mit vorspringenden Wandpfeilern, von denen mehr oder weniger tiefe Nischen eingeschlossen waren. Diese Tempelanlage wird mit dem Namen Hypäthron („unter freiem Himmel") bezeichnet. Dies die allgemeinen Elemente des griechischen Tempelbaues; die besondere Bildung der Formen hängt von den verschiedenen Eigenthümlichkeiten des dorischen und des jonischen Stammes ab, durch welche die griechische B. überhaupt ein zweifach verschiedenes Gepräge gewonnen hat. Die Bauwerke im alterthümlich dorischen Charakter haben schwere, massive Verhältnisse; die besondere Formation ihrer Theile drückt eine gewaltige Kraftanstrengung aus. Die Säulen sind sehr stark, etwa nur viermal so hoch, als am untern Durchmesser breit; ihre Verjüngung ist so bedeutend, daß der obere Durchmesser (unter dem Kapitäl) nur etwa 2 Drittheile des unteren beträgt; dabei stehen sie meist so nahe neben einander, daß ihr Abstand kaum breiter ist, als ihr unterer Durchmesser. Die Höhe des Gebälkes ist zuweilen der halben Säulenhöhe gleich, ähnlich hoch der Giebel. Die Zwischenglieder, u. namentlich die von bewegter Formation, sind insgemein in auffallender Stärke gebildet, ihre Profile in schweren Linien geführt (s. Architektur, Taf. I, Fig. 10). In den Zeiten der schönsten Ausbildung der dorischen Architektur werden die Verhältnisse, obgleich die Gebäude im Ganzen immer einen ernsten Charakter behalten, leichter, der Ausdruck der Kraftanstrengung in der Formation der einzelnen Theile erscheint mehr gemäßigt; in den Zeiten des Verfalles der Kunst werden die Verhältnisse noch leichter, die einzelnen Theile unbedeutend in ihrer Beziehung zum Ganzen, ihre Formation erscheint flach und charakterlos. In der jonischen Bauweise (s. Architektur, Taf. IV) ist die Form des architektonischen Gerüstes mehr gegliedert und reicher ausgebildet; die Zwischenglieder sind mannichfaltiger, weicher und flüssiger. Die Verhältnisse sind freier und leichter, das Ganze hat das Gepräge einer anmuthvoll weichen Majestät. Der alte Vergleich, welcher der dorischen Architektur einen männlichen, der jonischen einen weiblichen Charakter beimißt, ist durchaus treffend.

Als Bauwerke von hervorstechender Bedeutung reihen sich den Tempeln zunächst die Prachthallen an, welche den Zugang zu dem heiligen Bezirk, der die Tempel umgab, bildeten, die Propyläen. In ihrem Aeußeren der Erscheinung der Tempel sehr nahe stehend, unterscheiden sie sich von jenen vornehmlich dadurch, daß ihnen die Zellenmauern des Inneren fehlen, daß sie eben nur einen offenen Durchgang bilden. Dann wurden auch für andere Zwecke Säulenhallen von mannichfach verschiedener Einrichtung aufgeführt, theils als ringsum offene Säulenstellungen, die eine gemeinsame Decke trugen, theils außerhalb der Säulen durch Mauern von dem alltäglichen Verkehr abgeschlossen, theils als Säulenhöfe, etwa nach Art der Hypäthraltempel eingerichtet. Hierher gehören die sogenannten Basiliken, Gerichtshallen, die jedoch erst in der Periode der römischen Kunst ihre höhere Bedeutung erhalten zu haben scheinen. Auch bei den Gymnasien pflegten die Säulenhallen den wichtigsten Schmuck zu bilden, nicht minder in den reicheren Privatwohnungen. Bis auf die Zeit des peloponnesischen Krieges war Letzteres im eigentlichen Griechenland zwar nicht der Fall, indem die hohe Einfalt der Sitte, welche durch die Dorier verbreitet war, hiermit im Widerspruch stand; doch scheint sich jene glänzendere Anlage der Wohnungen, welche wir im heroischen Zeitalter kennen lernten, bei den Joniern Kleinasiens in gewisser Weise erhalten und von dort aus in späterer Zeit, namentlich seit Alexander dem Großen, wieder verbreitet zu haben. Die Hauptanlage in den Wohngebäuden dieser späteren Zeit ist dieselbe wie die jenes höheren Alterthums: ein Säulenhof (als wichtigster Theil), um den die Räume der Männerwohnung, zum Theil mit prachtvollen Säulensälen, gelegen waren, und weiter zurück die Frauenwohnung; hiermit waren dann häufig, doch von dem Hauptbau durch kleinere Zwischenhöfe getrennt, besondere Gastwohnungen verbunden. Die großen Prachtsäle führten, je nach ihrer besonderen Einrichtung, verschiedene Namen: korinthische Säle, mit einfachen Säulenreihen vor den Wänden; ägyptische Säle, mit einer zweiten Säulenreihe, einer Gallerie, über den unteren Säulen (somit den späteren Basiliken vergleichbar); cyzicenische Säle, eine Art von Gartensalons ꝛc. Bedeutende Bauanlagen waren ferner diejenigen, die für die Schau von Spielen u. Wettkämpfen, gymnastischen u. musischen, aufgeführt wurden. Unter den persönlichen Denkmälern sind vornehmlich diejenigen interessant, die von Seiten der Chorführer für den in musischen Spielen errungenen Sieg errichtet wurden, die choragischen Monumente. Sie beziehen sich auf den Siegespreis des Dreifußes; entweder waren es Säulen oder durchgebildete Architekturen, auf deren Gipfel der Dreifuß aufgestellt ward, oder kapellenartige Bauten, die in ihrem Inneren das Siegeszeichen enthielten. Die Grabmäler waren zum Theil sehr einfach, schlichte Pfeiler, mit einem blumigen Schmucke (den Akroterien der Tempel ähnlich) gekrönt und an ihrer Vorderseite ein einfaches Bildwerk enthaltend, oder von altarähnlicher Form, oder Felsgrotten, deren Façade architektonisch dekorirt war. In der späteren Zeit des griechischen Lebens und besonders da, wo fremdes Element auf dasselbe einwirkte, erhielten die Grabmonumente zuweilen eine kolossale Gestalt und mannichfach prächtige Zierden.

Als ein sehr wichtiges und eigenthümlich interessantes Zwischenglied in der Geschichte der klassischen B. erscheinen die künstlerischen Unternehmungen, die in Italien zur Ausführung kamen und gewissermaßen den Boden vorbereiteten, auf welchem sich nachmals die römisch-griechische Kunst in ihrem selbstständigen Glanze entfalten sollte. Die Urbewohner Italiens (wenigstens die von Mittel- und Unteritalien) erscheinen als ein pelasgischer Volksstamm, dem der Urbewohner von Griechenland we-

nigstens nahe verwandt. Mancherlei erhaltene Werke bezeugen dieselbe Sinnesrichtung, die wir bei den griechischen Werken des heroischen Zeitalters wahrnahmen. Dann aber breitet sich vom Norden her, bis an den Tiberstrom vordringend, das Volk der Etrusker, ein dem griechischen fremden Stamm, aus und gelangt hier, in Ober- und Mittelitalien, zu hoher politischer Bedeutung. Seine vorzüglichste Blüthe gehört dem Zeitalter der Gründung, Roms und den zunächst folgenden Jahrhunderten an. Die Etrusker erscheinen als ein Volk von entschieden künstlerischer Anlage; sie sind es namentlich, die die künstlerischen Bedürfnisse der Römer befriedigten, und insbesondere gehören ihnen die mächtigen Bauwerke an, die zu Rom in den letzten Zeiten der Königsherrschaft ausgeführt wurden. Die etruskische Architektur nähert sich der älteren pelasgischen (welcher in Griechenland der dorische Geist entschieden feindlich gegenübertrat); später dürfte eine gewisse Annäherung an die orientalische Kunst Statt gefunden haben, was sich durch die Vermittelung des ausgebreiteten etruskischen Handels leicht erklären läßt. In der jüngeren Zeit der etruskischen Kunst, als die der Griechen ihrer Vollendung entgegenschritt und als sie auf dem Gipfel ihrer Blüthe stand, zeigt sich eine sehr entschiedene Aufnahme griechischer Elemente. Zu den alterthümlichsten Werken altitalischer Architektur gehören die Mauern der alten Städte, die sehr häufig in jener cyklopischen Bauweise aufgeführt sind, wie in Griechenland die von den pelasgischen Urbewohnern erbauten Mauern. Die Lande der Sabiner und Latiner (südöstlich vom Tiberstrome) sind an solchen Werken überaus reich; fast alle Orte enthalten hier Reste derselben. Auch in Etrurien finden sie sich; doch herrscht hier das Bestreben vor, die Steine regelmäßiger, in horizontalen Schichten über einander zu legen, so daß diese Werke zwischen der polygonischen Bauweise und dem Quaderbau in der Mitte stehen. Die Mauern von Volterra, Fiesole, Cortona, Rosellé, Populonia sind in dieser Beziehung vornehmlich anzuführen. Sodann finden sich mehrfach Anlagen, die ganz der Struktur der altgriechischen Thesauren entsprechen, in denen die Räume in einer Gewölbform durch über einander vorragende (horizontal liegende) Steine bedeckt sind. In solcher Art sind mehre unterirdische Gemächer, vermuthlich Gräber, zu Norba, Vulci, Tarquinii erbaut. Ein ähnliches besitzt Rom in dem unteren Gemach des Carcer Marmertinus, dem sogenannten Tullianum, am Abhange des kapitolinischen Berges, welches der Sage nach von König Servius Tullius als Gefängniß erbaut worden sein soll, augenscheinlich aber zu dem Zwecke eines Quellbehälters bestimmt war. Ein anderes findet sich zu Tusculum, wo es als Wasserbehälter für eine Wasserleitung dient; dies Gemach ist von viereckiger Grundform, u. seine Bedeckung erscheint in der Form eines spitzbogigen Tonnengewölbes. Am merkwürdigsten jedoch sind unter den Anlagen solcher Art die sogenannten Nuraghen auf der Insel Sardinien, die von den Griechen dem Dädalus zugeschrieben wurden. Diese Werke sind aber nicht unter der Erde befindlich, sondern frei, als thurmartige, kegelförmige Bauten von 30—50 Fuß Höhe, aufgeführt; sie haben im Inneren kreisrunde, eiförmige Gemächer, deren Ueberwölbung vollständig in der Weise der altgriechischen Thesauren gebildet ist. Gewöhnlich befinden sich 2 oder 3 solcher Gemächer in dem Einen Thurmbau über einander, die durch schmale, in der Dicke der Mauer angebrachte Treppchen mit einander in Verbindung stehen. Zu den mächtigsten etruskischen Gewölbebauten gehören die Kloaken zu Rom, unterirdische gewölbte Kanäle, bestimmt, aus den Sümpfen u. Seen, die zu den Seiten des palatinischen Berges lagen, das Wasser abzuführen und dadurch die Niederungen zwischen den römischen Bergen bewohnbar zu machen. Eines der bedeutendsten Werke dieser Art ist auch der um 393 ausgeführte Emissar (Abteitungskanal) des albanischen See's, der mit großer Kunst angelegt u. durch hartes vulkanisches Gestein in einer Länge von 7500 Fuß gebrochen ist; an seinen Mündungen zeigt sich wiederum der regelmäßige Gewölbebau mit Keilsteinen. Zwar scheint es im Allgemeinen, daß man sich des Gewölbes mehr seiner technisch vortheilhaften Konstruktion wegen bedient, als die Bogenlinie zu einer eigentlich künstlerischen Wirkung auszubilden gestrebt habe; gleichwohl konnte es nicht ausbleiben, daß man diese Weise der Konstruktion auch für den wirklichen Freibau anwandte und somit zu einer gewissen Ausbildung der Bogenform im künstlerischen Sinne gelangte. Den vorhandenen Denkmälern gemäß fand dies vornehmlich an den Thoren Statt, für deren Erbauung sich die breite Sprenzung des Gewölbebogens besonders empfehlen mußte. Hochalterthümlich erscheint unter den etruskischen Thoren namentlich das von Volterra, das sehr schlicht und massig aufgeführt ist und nur in den etwas feineren Kämpfergesimsen eine spätere Restauration zu verrathen scheint. Eine hohe Bedeutung unter den erhaltenen Monumenten der etruskischen Architektur haben vornehmlich die Grabmäler, unter denen besonders 3 Gattungen zu unterscheiden sind, an denen sich die verschiedenen Stufen der künstlerischen Entwickelung zu charakterisiren scheinen. Die erste Gattung ist aus der Form der rohen Erdhügel hervorgegangen und erscheint häufig noch in dieser Form, indem man dem Erdhügel nur einen kreisrunden, aus Steinen sorgfältig gearbeiteten Untersatz zufügte. Zuweilen wurden diese Werke in mächtigen Dimensionen aufgeführt, zuweilen (wohl in späterer Zeit) aber auch nur in kleinem Maße. Vor allen bedeutend ist das Monument in der Nekropolis von Vulci, welches den Namen der Cucumella führt; ferner das sogenannte Grabmal der Horatier u. Curiatier bei Rom, das über einem viereckigen Unterbau 5 kegelförmige Spitzsäulen enthält. Die zweite Gattung besteht aus architektonischen Façaden, zu denen man die Wände der Felsen ausgemeißelt hat. Solche Monumente finden sich sehr zahlreich in den Nekropolen der etruskischen Orte Orchia (jetzt Norchia) u. Aria (jetzt Castel d'Asso od. Castellaccio), beide unfern von Viterbo. Die dritte Gattung endlich besteht aus solchen Grabmälern, die ganz unterirdisch in den Tuffstein eingegraben sind, bei denen somit nur die architektonische Anordnung des Inneren, die hier jedoch meist bedeutsamer ist als bei den vorgenannten Monumenten, in Betracht kommt. Ein schmaler Gang oder eine Treppe führt gewöhnlich in diese Gräber hinab, zunächst zu einen Vorraum von etwas größerer Ausdehnung (dem Atrium der etruskischen Häuseranlage entsprechend), an dessen Seiten sich die Grabkammern, in der Regel symmetrisch geordnet, anschließen. Bisweilen sind in

diesen Räumen kurze Pfeiler (viereckig, mit einfachen Deckgesimsen) zur Unterstützung der Decke stehen geblieben. Die Decken sind entweder flach, oder in giebelförmiger Schräge, selten in einer gewölbartigen Linie gearbeitet; zuweilen zeigen sie die Nachahmung hölzernen Sparrwerks. Die Gräber solcher Art sind sehr zahlreich, die interessantesten sieht man in der Nekropolis von Vulci. Von etruskischen Tempeln sind keine Reste auf unsere Zeit gekommen; wir kennen ihre Anlage und architektonische Ausbildung vornehmlich nur aus der Anweisung, welche Vitruv zur Aufführung von Tempeln dieser Gattung (deren Styl von der späteren römischen Architekturschule als eine besondere Ordnung, die toskanische, neben die Style der griechischen Architektur gesetzt ward) hinterlassen hat. Einer der wichtigsten Tempel dieser Art war der der kapitolinischen Gottheiten zu Rom, der unter der Herrschaft der tarquinischen Fürsten gebaut wurde (begonnen um 600, doch erst 49 v. Chr. vollendet). Von Gebäuden, die für öffentliche Spiele errichtet wurden, sind in Etrurien mancherlei Reste übrig geblieben. So finden sich mehre Ruinen von Theatern, das bedeutenste zu Fiesole, auch von Amphitheatern, die bei den Etruskern entstanden, bei den Römern aber erst bedeutsamer ausgebildet worden zu sein scheinen. Endlich gehört den Etruskern die erste Ausbildung der von der griechischen abweichenden italischen Häuseranlage an. Sie unterscheidet sich von jener durch einen mehr nordischen Charakter; an die Stelle des offenen Säulenhofes, um den sich in dem griechischen Hause die Gemächer umherreihen, tritt hier ein mehr geschlossener Raum, der oberwärts zwar auch gegen den Himmel zu geöffnet ist, bei dem aber diese Oeffnung (impluvium) einen verhältnißmäßig geringen Durchmesser hat. Dieser Raum wird in der italischen Hausanlage, mit einem etruskischen Worte, Atrium benannt; die einfachste Gattung desselben nannten die Römer das tuscische (etruskische) Atrium.

Die Römer waren ein Volk ohne eigentliche künstlerische Anlage. Was zu Rom in den ersten Jahrhunderten des Staates an künstlerischen Werken ausgeführt ward, verdankte man wesentlich den benachbarten Etruskern, sei es, daß die Arbeiten von etruskischen Künstlern eigenhändig gearbeitet wurden, oder daß man der Lehre und dem Beispiel der letzteren folgte. Ueberhaupt tritt bei den Römern während der ganzen Entwickelungszeit ihres Staates kein sondertiches Bedürfniß nach höheren, bedeutsameren Kunstwerken hervor; ihr Sinn war vorzugsweise auf die äußerlich praktischen Interessen des Lebens gerichtet, und nur die dahin einschlagenden Unternehmungen erfreuten sich einer höheren Theilnahme von ihrer Seite. Andere Erscheinungen aber treten uns in der späteren Geschichte der Römer, etwa seit dem Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr., entgegen. Von dieser Zeit ab breitete sich ihre Macht in raschem Fluge gewaltig aus; ehe 3 Jahrhunderte verflossen waren, hatten sie die Herrschaft fast über den ganzen damals bekannten Theil der Welt erworben. Rom ward der Sitz dieser Herrschaft; zum Zeugniß derselben bedurfte es nunmehr eines großartigen, in die Augen fallenden Schmuckes, wie solcher eben nur durch die Kunst beschafft werden kann. Dazu boten die Schätze der gesammten damaligen Welt, die in Rom zusammenflossen, unversiegbare Hülfsquellen, während die hochausgebildete Kunst, die von Griechenland aus bereits weit umher verbreitet war, ihre eben so würdigen als glanzvollen Formen hergab. Indem man diese Kunstformen und die Meister, welche dieselben darzustellen wußten, nach Rom hinüberzog, entwickelte sich auch bei den Römern selbst Liebe zur Kunst und Geschmack. Rom wird von jetzt an der Sitz der klassischen B.; hier sind fortan die merkwürdigsten Schöpfungen derselben zu Hause, von hier aus breiten sie sich über die alte Welt aus. Was den Charakter der römischen Architektur betrifft, so sind zunächst zwei verschiedenartige Principien der Formation zu unterscheiden: das des griechischen Säulenbaues und des italischen Gewölbebaues, der zuerst von den Etruskern auf beachtenswerthe Weise zur Anwendung gebracht worden war. Der Gewölbebau wird von den Römern, wenn auch mehr oder weniger reich dekorirt, doch durchgehends in seiner ursprünglichen Schlichtheit und Massenhaftigkeit angewandt; er bildet gewissermaßen den Körper, die Masse der römischen Architektur und verleiht derselben ihr mächtiges, gewaltiges Gepräge. Der Säulenbau verbindet sich theils als ein integrirender Theil mit dem Gewölbebau, um dessen strenge Erscheinung zu beleben, theils tritt er, der griechischen Bauweise entsprechend, in selbstständiger Freiheit auf. In seinem Verhältniß zum griechischen Säulenbau erscheint er allerdings auf einer mehr untergeordneten Stufe, indem er sich zunächst dem griechischen Säulenbau in dessen schon mehr oder weniger entarteter Gestaltung anschließt u. überhaupt mehr einen dekorativen Charakter hat, als ein reges Wechselspiel der Kräfte darzustellen sucht. Die einfachen Gattungen der griechischen Architektur, die dorische und die jonische, werden bei den Römern nur selten und, wo sie erscheinen, nur in einer nüchternen Ausbildung angewandt; statt ihrer wird jetzt die korinthische Säulenform (s. Architektur, Taf. V) vorherrschend, deren volles Blätterkapitäl dem Streben nach Pracht und Glanz mehr zu entsprechen schien, als die rein architektonischen Kapitälformen jener beiden Ordnungen; auch die Gliederungen des Gebälkes werden mannichfaltiger und mit reicherem Schmuck gebildet. Der erheblichste Unterschied des römischen Säulenbaues von dem griechischen besteht aber in der eigentlichen Formation der architektonischen Gliederungen, die, während sie bei den Griechen in lebendigem, elastischem Schwunge gestaltet und organisch entwickelt sind, bei den Römern durchweg nach einer willkürlichen, äußerlich angenommenen Berechnung konstruirt erscheinen, wobei jedoch nicht etwa die nüchtern geradlinige Bildungsweise der spätgriechischen Architektur von den Römern aufgenommen ist, vielmehr durchgehends ein sehr massives, wulstiges Element vorherrscht. Dies ihr massenhaftes Gepräge erhält die römische B besonders durch die umfassende Anwendung des Gewölbebaues. Durch ihn gestaltet sich zuerst eine in sich abgeschlossene innere Architektur; es erhält der innere Raum eine selbstständig belebte Formation. So überspannt sich die oblonge Halle durch ein Tonnengewölbe und schließt sich, dem Eingange gegenüber, durch eine Nische mit halber Kuppel harmonisch ab; über dem kreisrunden (oder achteckigen) Raume wölbt sich in stolzer Vollendung die Kuppel, und weiter ausgebildet, in Theile gesondert, erscheint dieser Raum, wenn sich an den Seiten des Mauer,

Digitized by Google

cylinders (oder Achtecks) Nischen mit Halbkuppel bilden. Andere Räume werden durch Kreuzgewölbe, die wiederum eine größere Belebung der Gewölbform bezeichnen, überspannt, und aus der verschiedenartigen Weise, wie Haupt- und Seitenräume überwölbt werden, entsteht ein reich kombinirtes Ganzes. Die starre Masse gewinnt auch nach dem Aeußeren ein vielgetheiltes Leben, und wie sich Gewölbräume über Gewölbräumen emporbauen, so treten auch am Aeußeren Bogenöffnungen über und neben Bogenöffnungen vor. Als freies und selbstständiges Monument erscheint der Bogen, der sich über die Straße des lebendigen Verkehrs hinwölbt. So vielgestaltig indeß die Form des Gewölbes und des Bogens auch bei den Römern angewandt wird, so entwickelt sich bei ihnen dieselbe im Wesentlichen doch nicht weiter, als sie bereits in den Anfängen der etruskischen Kunst erschienen war. Das Gewölbe und der Bogen bilden in der römischen Kunst stets ein, wenn zuweilen auch mehrfach getheiltes, so doch ungegliedertes Ganzes; es ist stets nur die starre Masse der Mauer oder des Pfeilers, von der sie ausgehen und die in ihnen gewissermaßen emporgeschwungen erscheint. Die Eigenthümlichkeit der römischen Architektur spricht sich aber auch in der äußeren Anlage der Gebäude aus, in der Weise, wie man den verschiedenartigsten Bedürfnissen eine Gestalt zu verleihen wußte. Die großartigen Bedürfnisse und der Luxus der Römer riefen eine Menge neuer Anlagen hervor, denen allen dasselbe Gepräge der Macht und Großartigkeit aufgedrückt ward. Man baute Tempel der mannichfaltigsten Art, theils und meist nach einfach griechischer Anlage, theils mit eigenthümlicher Anwendung des Gewölbes, führte die verschiedenartigsten Gebäude für Zwecke des öffentlichen Lebens auf, darunter besonders Basiliken in großartiger und eigenthümlicher Ausbildung. Tempel u. Staatsbauten reihten sich um das Forum her, das, selbst eine besondere architektonische Anlage, mit jenen ein höchst imposantes Ganzes bildete. Dem öffentlichen Vergnügen und behaglichen Müßiggange wurden die Thermen gewidmet, die eine ganze Welt von Pracht und Luxus in sich einschlossen. Riesige Werke, Theater, Amphitheater, Naumachien, Cirkus, erhoben sich; zu unverwüstlicher Dauer wurden die für den öffentlichen Nutzen bestimmten Bauten ausgeführt, Heerstraßen, Brücken und Wasserleitungen mit ihren mächtig geschwungenen Bögen; den letzteren reihten sich die öffentlichen Brunnen an. Eben so glanzvoll erschienen die Denkmäler der Einzelnen, die Säulen, an denen man die Trophäen der Sieger aufhing, oder über denen sich die Gedächtnißstatuen erhoben, das stolze Gepränge der Triumphpforten, die Grabmonumente, die in den verschiedensten Formen, zuweilen in riesigem Maßstabe emporgethürmt wurden. Mit dem Glanze der öffentlichen Anlagen endlich wetteiferten die Privatwohnungen, Häuser, Paläste, Villen, von denen manche die Pracht der altorientalischen Herrscherpaläste überboten.

Für den lebendigeren Aufschwung der römischen Architektur um den Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. ist es zunächst bezeichnend, daß in dieser Zeit der Bau der großen Heerstraßen und Wasserleitungen beginnt, durch deren Anlage sich die praktische Richtung der Römer von vorn herein ankündigt (s. Aquädukt). In derselben Zeit erhielt auch zuerst das Forum der Stadt Rom eine großartigere Gestalt; die Tempel aber waren in dieser Zeit noch ohne höhere künstlerische Bedeutung. Erhalten hat sich von den Monumenten dieses ersten Aufschwunges den römischen B. nur ein kleineres dekoratives Werk, das Grabmal des L. Cornelius Scipio Barbatus, aus dem Anfange des 3. Jahrhunderts (gegenwärtig im vatikanischen Museum). Einen neuen Aufschwung nahm die römische Architektur um den Beginn und noch mehr um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. Griechische Kunstwerke u. griechischer Geschmack wurden aus dem eroberten Griechenland nach Rom verpflanzt, und jetzt erst wurde zu den römischen Prachtbauten, die früher aus dem roheren Peperin aufgeführt waren, das bei den Griechen übliche edlere Material des Marmors angewandt. Schon in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts erhielt das römische Forum wieder eine neue Gestalt; seine Umgebung bildeten jetzt großartige Basiliken, dem öffentlichen Handelsverkehr und der öffentlichen Rechtspflege gewidmete Säulenhallen. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts entstanden die ersten prächtigeren Tempel, des Jupiter Stator und der Juno, durch Metellus Macedonicus 149 aus der Beute des macedonischen Krieges aufgeführt. Andere großartige Architekturen, namentlich Bogenthore, reihten sich diesen Anlagen an. Besonders beliebt waren die sogenannten Janusbögen, doppelte Bogenthore (d. h. hallenartige Bauten), die sich an der Vorder- und an der Hinterseite in einer Bogenwölbung öffneten, sich vornehmlich an dem Zugange der Märkte befanden und zuweilen, wenn sie über Kreuzwegen errichtet waren, auch zwiefach gedoppelt, d. h. mit 4 Bogenöffnungen versehen waren. Auch als Siegesdenkmäler wurden ähnliche Bogenthore in dieser Zeit errichtet, eins der bedeutendsten war der Arcus Fabianus, dem Andenken des Fabius Maximus 139 geweiht. Doch ist auch von Werken dieses zweiten Aufschwunges der römischen Architektur nur äußerst Weniges auf unsere Zeit gekommen, worunter als das wichtigste und charakteristischste das Tabularium zu erwähnen ist, welches, als Archiv und Schatzhaus des Reiches dienend, am Abhange des Kapitols, nach der Seite des Forums hin, 78 v. Chr. erbaut wurde. Die Monumente von Pompeji bezeichnen den Uebergang zwischen griechischer und römischer Architektur. Die Blüthezeit der letztern beginnt mit dem Zeitalter des Julius Cäsar, durch den höchst großartige Unternehmungen eingeleitet wurden, die Augustus vollendete. Unter Augustus entstand ein ganz neues, prächtigeres Rom; er konnte sich rühmen, die Ziegelstadt, die er vorgefunden, als eine Marmorstadt zu hinterlassen. Indeß betraf dies mehr die von ihm hinzugefügten neueren Stadttheile, namentlich die Bauten auf dem Marsfelde, wo der Anblick von Tempeln, öffentlichen Hallen, Theatern ꝛc. durch keine Privatgebäude unterbrochen ward. Die alte Stadt war dabei großentheils noch in ihrer früheren unregelmäßigen Beschaffenheit geblieben, und erst Nero's Wahnsinn verschaffte durch die von ihm entzündete furchtbare Feuersbrunst auch im Herzen der Stadt Raum zu den umfassendsten Anlagen. Vespasian baute ein prachtvolles neues Kapitol; noch glänzender wurde dasselbe nach einem bald darauf erfolgten Brande durch Domitian wiederhergestellt. Die glanzvollsten Bauten führte aber Trajan aus;

sein Forum war eine nicht genug zu bewundernde Anlage. Aber auch die Provinzen wurden nicht vergessen; an verschiedenen Orten stiegen neue prächtige Städte empor. In Palästina führte Herodes der Große bedeutende Prachtbauten auf; außer dem (schon früher erwähnten) Neubau des Tempels von Jerusalem sind hier besonders die Burg Herodias und die Tempelburg Antonia zu erwähnen. Vor Allem bedeutend aber waren die Bauten, die von Hadrian in den verschiedensten Gegenden des Römerreichs unternommen wurden. Besonders Athen erfreute sich seiner Gunst; hier ließ er einen ganz neuen Stadttheil unter dem Namen der Hadrianstadt erbauen. Die Stylunterschiede sind für diese ganze Periode von keiner sonderlichen Erheblichkeit; bis auf das Zeitalter des Hadrian hält sich der Styl der römischen Architektur ziemlich auf gleicher Höhe, und erst in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts zeigt sich ein allmähliges Sinken des Geschmacks, indem die Verhältnisse minder edel erscheinen und Ueberladung an die Stelle glänzender Pracht tritt. Das bedeutendste Gebäude, das uns aus dieser Periode nicht nur, sondern aus dem gesammten römischen Alterthum erhalten, ist das von Agrippa, dem Freunde des Augustus, 26 v. Chr. erbaute Pantheon zu Rom, dem sich der Tempel der Venus und Roma, von Hadrian 135 n. Chr. nach eignem Plane erbaut, der größte unter allen uns bekannten Tempeln Roms, von dem wenigstens noch charakteristische Ruinen vorhanden sind, anschließt. Außerdem gehörten neben den Prachtforen des Julius Cäsar und der Kaiser die Thermen zu den eigenthümlichsten und großartigsten Anlagen Roms. Zu ihnen ist, wie es scheint, der merkwürdige Baurest zu zählen, der unter dem Namen eines Tempels der Minerva Medica bekannt ist. Diese Thermen des Caracalla aus der früheren Zeit des 3. und des Diocletian aus dem Anfange des 4. Jahrhunderts waren durch Größe und Pracht ausgezeichnet. Verwandte, doch ungleich weniger bedeutende Anlagen waren die Nymphäen, Gartenanlagen und architektonisch umbauten Quellen und Spielplätzen, die wiederum zu einer geschmackvollen künstlerischen Behandlung Anlaß gaben. Ueberreste von solchen aus der späteren römischen Kunstzeit sind das Nymphäum des Alexander Severus, in der Nähe der Kirche Sta. Croce in Gerusalemme, und die Grotte der Egeria, ein Nymphäum des Almo, eines Nebenflüßchens der Tiber. Von großartigen Brückenanlagen aus dieser Zeit sind uns erhalten: der einfachere Pons Aelius (jetzt P. S. Angelo) und der zierlichere Ponte rotto (P. Palatinus oder Senatorius) zu Rom, sowie die ebenfalls zierlich ausgebildete Brücke des Augustus zu Rimini. Von den Ehrensäulen erscheinen in reichster Ausbildung die Säulen des Trajan (von 92 Fuß Höhe) und des Mare Aurel zu Rom. Der römischen Kunst ganz eigenthümlich angehörig und dieselbe in ihrer ganzen Majestät zeigend, sind die Ehrenbögen, namentlich die Triumphbögen, deren sich schon in den letzten Zeiten der römischen Republik finden, obschon sich von ihnen nichts erhalten hat. Unter den erhaltenen sind die frühesten die des Augustus zu Rimini, zu Susa in Piemont, zu Aosta am Fuße der Alpen (dieser ein Siegesbogen). Der besten Zeit der römischen Kunst gehört der Bogen der Sergier zu Pola in Istrien an. Unter den zu Rom erhaltenen ist der früheste der des Titus (s. Architekturtafel XI.), dem sich die des Septimius Severus und des Konstantin anschließen. Die Grabmäler sind theils unterirdisch und ohne bedeutendere Entfaltung architektonischer Formen, theils, als mehr oder weniger bedeutsame Werke, über der Erde angelegt. Die unterirdischen Gräber sind entweder in den Fels gearbeitet, wie namentlich die Katakomben von Rom, Neapel, Syrakus, Malta, Alexandria ꝛc., oder gemauert und überwölbt, wie das Grabmal der Familie Furia bei Frascati. Ueberreste von eigentlichen über der Erde angelegten Grabdenkmälern sind das sogenannte Grabmal des Virgilius am Posilipp, ein anderes auf dem Wege von Caserta nach Capua, das sogenannte Grabmal der Servilier bei Rom, das Grabmal der Cäcilia Metella bei Rom, aus der Zeit des Julius Cäsar, und das der Plautier bei Tivoli. Das Grabmal des L. Munatius Planeus bei Gaeta besteht aus einem einfachen, starken Rundthurme, der mit einem dorischen Friese gekrönt ist. In riesigem Maße vergrößert u. zugleich mit reichster künstlerischer Dekoration versehen, erscheint diese alterthümliche Form in dem Mausoleum des Augustus auf dem Marsfelde, dem Mausoleum des Hadrian, dessen untere Theile als Kern des heutigen Kastells S. Angelo erhalten sind, in dem sogenannten Septizonium, einem Mausoleum des Septimius Severus, von dem aber nichts mehr erhalten ist. Die Pyramidenform tritt auf in der noch erhaltenen Pyramide des C. Cestius zu Rom, aus der Zeit des Augustus, die eine Höhe von 112 Fuß hat. Was die Privatbaukunst betrifft, so mußte sich bei der ganzen Richtung, welche das Römerleben seit dem Beginn der Weltherrschaft gewonnen hatte, natürlich auch hier eine glänzende und reiche Entfaltung zeigen. Eigenthümlich ist die römische Häuseranlage, im Gegensatz gegen die griechische, zunächst dadurch, daß in ihr die Frauenwohnung minder bestimmt von der Männerwohnung gesondert war, dann durch die Verbindung des italischen (etruskischen) Atriums mit den der griechischen Architektur entsprechenden Räumen. Das Atrium bildet den Mittelraum in dem vorderen Theile des Gebäudes und diente für die öffentlichen Geschäfte des Hauses; weiter hinten schloß sich der Hof mit seiner Säulenumgebung an. Aber die Häuser wurden zum Theil in großer Ausdehnung aufgeführt und enthielten dann oft Räume, die ihnen das Gepräge einer öffentlichen Bestimmung zu geben schienen. Aehnlich umfassend wurden die Villen der Vornehmen angelegt. Eine neue Erscheinung bot Nero's sogenanntes goldenes Haus dar, dessen Prunkräume von Gold, edeln Steinen, Perlen ꝛc. erglänzten u. in dessen Umfang ganze Felder, Wiesen, Weinberge und Holzungen eingeschlossen waren. Domitian gründete einen neuen Kaiserpalast auf dem Palatin, und die späteren Kaiser bauten daran fort; die interessantesten Baureste, die sich auf dem Palatin (in den farnesischen Gärten u. in der Villa Spada) erhalten haben, gehören dem domitianischen Bau an. Im höchsten Grade ausgedehnt war die Villa des Hadrian zu Tivoli, von der noch ein unermeßliches Labyrinth von Ruinen übrig ist. Sie bestand aus Wohnräumen der mannichfaltigsten Arten, aus einer Menge größerer und kleinerer Hallen, mehren Theatern, Thermen ꝛc.

Mit der Zeit um den Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. entwickeln sich in dem Styl der römischen

Architektur mancherlei, zum Theil sehr auffällige Veränderungen. Bis dahin war durchweg eine einfache Vereinigung der griechischen Architekturformen mit dem römischen Massenbau erstrebt worden, und wenn auch diese Vereinigung nur selten auf eine innerlich harmonische Weise durchgeführt werden konnte, so war gleichwohl im Allgemeinen ein großartiger Eindruck erreicht worden, hatten durchweg die einfach klaren Linien, in denen das Wesen der klassischen Kunst besteht, vorgeherrscht. Jetzt aber tritt das Bestreben hervor, die Masse auf eine mannichfaltigere Weise zu gliedern, sie reicher zu beleben, die Theile in verschiedenartigerem Wechsel auf einander folgen zu lassen. Mit den einfachen Formen des griechischen Säulenbaues und der italischen Gewölbarchitektur vereinigen sich nicht selten bunt geschweifte, phantastische Bildungen. Pitaster, Halbsäulen, frei vortretende Säulen unterbrechen die Wandflächen häufiger als bisher; Nischen und Tabernakel der verschiedenartigsten Form füllen die Räume zwischen ihnen aus, oft in mehrfachen Reihen über einander; die Giebel der Tabernakel erscheinen öfters in gebrochenen Formen. Reihen von Säulchen, frei von Konsolen getragen und einzig zur Dekoration bestimmt, treten an den oberen Theilen der Wände hervor; Bögen setzen unmittelbar über den Säulen auf. Die verzierenden Glieder, die Ornamente, werden noch mehr gehäuft, so daß oft die Hauptglieder zwischen ihnen ganz verschwinden. Aber mitten in dieser Auflösung der Kunst der alten Welt treten zugleich die Principien einer neuen Kunst immer deutlicher hervor. Es wird im Ganzen auf eine mehr malerische Wirkung hingearbeitet und eine solche oft nicht ohne Glück erreicht, während sich im Einzelnen neue Motive der architektonischen Entwickelung bemerklich machen, in welchem Bezuge vor Allem die selbstständigere Behandlung des Gewölbe- und Bogenbaues, theils in eigenthümlicher Anwendung des Kreuzgewölbes, theils darin, daß man Bögen unmittelbar von Säulen ausgehen ließ, wichtig ist. Die Hauptmotive dieser neuen Umwandlung der antiken B. hat man, wie es scheint, im Orient zu suchen, wo in dieser Zeit verschiedene großartige Unternehmungen ausgeführt wurden, an denen sich jene neuen Elemente zuerst mit Entschiedenheit sichtbar machten. Vornehmlich bedeutend sind in diesem Bezuge die mächtigen Anlagen zweier Städte Syriens, von denen sich bedeutende Reste bis auf unsere Zeit erhalten haben: Palmyra (Tadmor) und Heliopolis (Baalbeck), bei denen jene Ueberladung und mannichfache Theilung der architektonischen Massen bereits sehr auffallend hervortritt. Mancherlei andere asiatische Architekturen reihen sich denen der ebengenannten Städte an. So zunächst die Felsengräber bei Jerusalem, im Thale Josaphat, die theils nur durch architektonisch-dekorirte Eingänge ausgezeichnet sind, theils aber auch freistehende Werke bilden, in denen sich die Andeutung griechischen Säulenbaues mit orientalischer Pyramidenform verbindet; so ferner die höchst merkwürdigen Ruinen der Felsenstadt Petra (südlich von Palästina), die theils aus den Resten von frei aufgeführten Gebäuden, Tempeln, Triumphbögen u. dgl. bestehen, an denen man eine Verwandtschaft mit den vorgenannten syrischen Architekturen wahrnimmt, theils aus dem Felsen gemeißelte Architekturen, meist Façaden von Gräbern sind, die die griechisch-römischen Formen auf eine mannichfaltige und phantastische, zuweilen nicht geschmacklose Weise angewandt zeigen; so endlich mancherlei Baureste in Kleinasien, zu Ephesus, Laodicea ꝛc., besonders ein merkwürdiges Monument zu Mylasa, wo Pfeiler und mit Pfeilern zusammengesetzte Halbsäulen wiederum einen pyramidenförmigen Oberbau tragen. Ungleich wichtiger und interessanter jedoch, als diese sämmtlichen Anlagen, ist das mächtige Schloß (oder Villa), welches sich Kaiser Diocletian im Anfange des 4. Jahrhunderts zu Salona (dem heutigen Spalato) in Dalmatien erbauen ließ und wovon ebenfalls noch bedeutende Reste erhalten sind. Dasselbe bildet ein großes Viereck von 705 Fuß Länge und Breite, außerhalb von Mauern und Thürmen umgeben, innerhalb nach der Weise des römischen Feldlagers abgetheilt, mit vielfachen Säulengängen und Hallen, mit Tempeln und Wohnräumen für den Kaiser und sein Gefolge. Verwandten Styl zeigen zwei Thore zu Verona, die jedoch noch aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts herrühren: die sogenannte Porta de' Borsari, ein Bau von eigenthümlich reicher Komposition, das edelste Beispiel spätrömischer Kunst, und der sogenannte Arco de Leoni, von minder bedeutsamer Bildung und nur zur Hälfte erhalten. In Rom selbst sind als charakteristische Baureste dieser Periode vornehmlich anzuführen: die kolossalen und reich ausgearbeiteten Architekturfragmente, welche man gewöhnlich als Frontispiz des Neropalastes bezeichnet (im Garten Colonna), einem Tempel des Sol angehörend, welchen Aurelian in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts mit dem größten Prachtaufwande erbaute, der Tempel des Vespasian (fälschlich Tempel der Concordia genannt) am Forum, ursprüngtich von Domitian gebaut, der Janus Quadrifrons am Forum Boarium, aus der Zeit Konstantins, die Basilika des Konstantin auf dem Forum Pacis, von Maxentius gebaut und von Konstantin geweiht, bei der eine großartig-neue Entfaltung des Gewölbebaues erscheint und in der Weise, wie das Kreuzgewölbe des Mittelschiffes angelegt ist, bereits das Princip der mittelalterlichen Architektur, wenn auch noch unentwickelt, zu Grunde liegt, das Mausoleum der Constantia, außerhalb Roms (die heutige Kirche S. Constanza). Durch Konstantin, der den Sitz der kaiserlichen Herrschaft von Rom nach Byzanz (Konstantinopel) verlegte, wurden übrigens auch hier mannichfache u. ansehnliche Anlagen veranlaßt und in diesen die Werke des alten Roms zum Theil nachgeahmt, wie denn auch noch andere Städte, die für gewisse Zeiten die Residenzen der verschiedenen Herrscher des Römerreiches gewesen waren, dadurch mancherlei umfassende Bauten erhielten. Unter den hierauf bezüglichen Resten sind besonders die von Trier bemerkenswerth, die meist der früheren Zeit Konstantins anzugehören scheinen.

Mit dem Siege des Christenthums kam ein von den gesammten Bauweisen des heidnischen Alterthums wesentlich abweichendes Princip in die B. Während die Tempelanlagen des letzteren (d. h. die Werke von idealer, eigentlich künstlerischer Bedeutung) im Allgemeinen aus dem Begriff von einer körperlichen Gegenwart der Gottheit hervorgingen, und meist nur die Vorhallen, nur die äußere Umgebung es war, woran sich eine ausgebildete künste-

rische Form, welche die Bedeutung des Heiligthums aussprechen sollte, entwickelte, soll das christliche Gotteshaus die in ihm zum Gebete sich versammelnde Gemeinde über die irdischen Gedanken emporheben, muß seine Form diesem Zwecke angemessen in künstlerischer Weise durchgebildet sein. Die christliche B. ist also eine Architektur des Inneren, wogegen die des Alterthums im Wesentlichen eine Architektur des Aeußeren genannt werden kann. Den Uebergang zur christlichen B. bildet aber die römische. Die römischen Tempel befolgten zwar, bis auf einige fast zufällige Ausnahmen, die Anlage der griechischen Tempel; doch hatte die technisch vortheilhafte und imponirende Konstruktion des Gewölbes vielfach zu einer Ausbildung der inneren Architektur geführt, welche in der That, was die Hauptformen anbetrifft, als eine selbstständige u. eigenthümliche anerkannt werden muß. Aber der Geist des Volkes war noch gebunden; zu einer freien, künstlerischen Ausbildung dieser Formen vermochte es nicht zu gelangen. Er unterwarf sie dem Gesetz der griechischen Formen und verhinderte dadurch die höhere organische Gestaltung des Gewölbebaues und der durch denselben veranlaßten inneren Architektur, mit wie reichem Schmucke er dieselbe auch bekleiden mochte. Die älteste christliche B. ging indeß, was ihre vorzüglichste Thätigkeit anbetrifft, zunächst nicht auf das Beispiel derjenigen Bauanlagen ein, in denen, wie z. B. in den Haupträumen der Thermen ꝛc., eine großartige Gewölbekonstruktion bereits zur Anwendung gebracht war. Das beste Vorbild fand man vielmehr in den antiken Basiliken, die ohnehin schon die Bestimmung hatten, eine größere Menschenmenge in sich aufzunehmen. Die frühesten christlichen Kirchen, welche nach dem Muster der antiken Basiliken erbaut wurden, waren von diesen ohne Zweifel in nichts Wesentlichem verschieden; aber schon gegen das Ende des 4. Jahrhunderts gab sich eine eigenthümliche und bedeutsame Umbildung kund (s. Basilika). Bald reihten sich den größeren Basiliken auch mancherlei Neubauten ein: kleinere Basiliken, verschiedene Kapellen, theils von viereckiger Form und mit einer kleiner Tribune, theils von runder Form, Klöster und andere Baulichkeiten verschiedener Art. Zu den wichtigeren Nebenbauten gehören die Triklinien, große Säle mit einer oder mehren Tribunen oder Nischen, zur Bewirthung der Pilger, zur Feier besonderer Agapen und dergleichen dienend; sodann vornehmlich die Taufkirchen (Baptisterien), die man nach dem Vorbilde der Baptisterien in den antiken Thermen errichtete. Aus diesen und andern Elementen, namentlich aus dem Princip des Gewölbebaues, entwickelte sich im 5. u. vornehmlich im 6. Jahrhundert im byzantinischen Reiche ein eigenthümlicher Baustyl, der wiederum als ein wesentlicher und höchst beachtenswerther Fortschritt betrachtet werden muß. Der Gewölbebau ward von der Botmäßigkeit, unter der ihn früher die fremdartigen griechischen Formen gehalten hatten, befreit; kräftige Pfeiler stiegen frei und unbehindert empor, durch stolze Bögen verbunden, über denen sich der Raum in einer leichten Kuppel zuwölbte. Andere Räume, meist Halbkuppeln oder auch andere Wölbungen, an jene Bögen anlehnend, schlossen sich dem Hauptraume an, oder es wurden ziertich bewegte Säulenarkaden, in mehren Reihen über einander, zwischen jene großen Pfeiler und Bögen eingesetzt, so daß sich das architektonische Detail der mächtigen Hauptform auf angemessene Weise unterordnete. Zu Harmonie mit diesen Formen trat die Linie des Halbkreises, auch als freier Abschluß der Außenwände, an Stellen, wo man früher etwa nur die Form des Giebels angewandt hätte, hervor und diente zur Vermehrung des bunten Reichthums, den das Ganze darbot. Aber noch verharrte die byzantinische Architektur, was die eigentlich künstlerische Durchbildung des Gewölbebaues betrifft, auf einer niedrigen Stufe. Jeder Theil des Gebäudes blieb in sich beschränkt und abgeschlossen und ward nur äußerlich an den andern gelehnt oder in denselben eingeschoben. Jene mächtigen Pfeiler waren durch Bögen verbunden, aber die Kuppel, welche die Bedeckung des Raumes bildete, war nicht aus ihnen hervorgewachsen, vielmehr erhob sie sich theils ohne charakteristisches Uebergangsmotiv aus dieser Bogenarchitektur, theils war sie von derselben durch einen horizontalen Gesimskranz scharf abgetrennt. Gleichgültig und starr lehnten sich die Halbkuppeln an jene Hauptbögen an, willkürlich füllten sich die Räume unter den letzteren durch ein architektonisches Detail aus, das nicht in das Ganze verschmolzen war; willkürlich schnitten kleinere Halbkuppeln die größeren ein, und dergleichen. Dennoch gehören die Grundelemente dieser Architektur zu dem Bedeutendsten, was der byzantinische Staat überhaupt hervorgebracht hat. Beide Bausysteme der altchristlichen Kunst, das des Basilikenbaues und das des byzantinischen Styls wurden von ihren 2 Ausgangspunkten aus, von Rom und Konstantinopel, in die Nähe u. Ferne hinausgetragen, und natürlich konnte es dabei an mancherlei Wechselwirkungen nicht fehlen. In letzterem Betracht sind besonders die Bauten von Ravenna, welches als Residenz der abendländischen Kaiser (seit 404) und seit 493 als Sitz der ostgothischen Könige, dann von 540 bis ins 8. Jahrhundert griechischer Exarchen von großer politischer Bedeutung war und, an der östlichen Küste Italiens gelegen, den beiderseitigen Einflüssen gleich offen stand, eigenthümlich merkwürdig. Im Allgemeinen erscheint zwar auch in Ravenna der Basilikenbau (und die mit ihm verwandten Motive bei Anlagen von anderer Art) als vorherrschend, doch findet man dabei eine Behandlung des Details, welche sich häufig als eine eigentlich byzantinische ankündigte und die namentlich in einer freieren Behandlung der Säulenform und in der Anwendung des keilförmigen Aufsatzes über dem Kapitäl der Säulen besteht, woneben sich auch die unmittelbare und vollständige Aufnahme des byzantinischen Gewölbebaues zeigt. Die meisten der ravennatischen Bauwerke, darunter das interessanteste unter allen, das Mausoleum Theoderichs (die heutige Kirche Sta. Maria della rotonda), sind wenigstens in Bruchstücken bis auf unsere Zeit erhalten; dagegen sind die Ueberreste altchristlicher B. in Frankreich, Deutschland und England, wo nach den Berichten der Geschichtschreiber jener Zeit sehr zahlreiche Kirchenbauten und andere Bauunternehmungen ausgeführt wurden, nur sehr sparsam vorhanden. Die Mehrzahl derselben findet sich in Frankreich, das wichtigste Bauwerk in Deutschland. Ein Rundgebäude, vermuthlich ein Baptisterium, zu Riez, die alte Kathedrale zu Vaison, eine Basilika (wie es scheint), das alte Baptisterium der Kathedrale von Aix und ein ver-

dorben römisches Portal an der Kathedrale von Avignon gehören ohne Zweifel den frühesten Zeiten altchristlicher B. an. Im westlichen und im nördlichen Frankreich sind einige andere Baureste erhalten, welche aus den folgenden Jahrhunderten herrühren und theils eine schlichtere Behandlungsweise, die mehr nur das Materielle der altrömischen Technik bewahrt, theils eine barbarisirte Umwandlung der römischen Dekorationsweise erkennen lassen. Die Mehrzahl dieser Monumente findet sich in Poitou und besonders in Anjou; interessant ist vorzüglich die kleine Kirche St. Jean zu Poitiers, wahrscheinlich aus dem 6. Jahrhundert. In Deutschland war es die Hauptresidenz Karls des Großen, Aachen, die sich der besonderen Gunst jenes großsinnigen Förderers der B. zu erfreuen hatte. Durch ihn ward diese Stadt, wie seine Zeitgenossen sich ausdrücken, ein zweites Rom und erhielt als solches ein Forum, Theater, Thermen, Wasserleitungen ꝛc., von deren äußerer Beschaffenheit wir freilich nichts Näheres wissen. Auch erbaute Karl daselbst einen prachtvollen Palast, mit welchem die ebenfalls von ihm herrührende, der heiligen Jungfrau geweihte Münsterkirche (796—804), welches letztere Gebäude noch gegenwärtig steht und das vorzüglichste Beispiel altchristlicher Architektur diesseits der Alpen bildet, durch einen Portikus verbunden war. Manche Eigenthümlichkeiten des Entwurfs, sowie die Energie der Anlage im Allgemeinen erscheinen an diesem Bau sehr bemerkenswerth; die technische Konstruktion aber und mehr noch die künstlerische Ausführung bezeugen den neuen und tieferen Verfall der Kunst, der seit jenem ersten Aufschwunge der altchristlichen Architektur im 5. und 6. Jahrhundert bereits eingetreten war. Außer dem Palaste zu Aachen war von den von Karl dem Großen an verschiedenen Orten seines Reiches erbauten Palästen und Villen noch vorzüglich berühmt der Palast von Ingelheim am Rhein, zu dessen reicher Säulenpracht wiederum Rom und Ravenna hatten beisteuern müssen. Ein anderer hervorragender Palast war der zu Nimwegen, wo sich ein 16eckiges Baptisterium, ganz von der Form der Münsterkirche zu Aachen, erhalten hat, das man für einen Theil dieses Palastes hält. Als ein zweites Nachbild der Münsterkirche von Aachen erscheint die Kirche von Ottmarsheim im Elsaß, angeblich im 9. Jahrhundert erbaut; doch haben die Säulenstellungen der Gallerie hier bereits ein romanisches Gepräge und scheinen eher auf das 11. Jahrhundert zu deuten. Die sehr zahlreichen und zum Theil sehr prachtvollen Bauten, die vornehmlich im 7. u. 8. Jahrhundert in England unter der Herrschaft der Angelsachsen ausgeführt wurden, sind größtentheils in den verheerenden Dänenkriegen, die Reste derselben bei den Neubauten der folgenden Perioden untergegangen. Die Berichte der Schriftsteller lassen uns auch hier nicht selten den Basilikenbau erkennen; zuweilen wird auch ausdrücklich der „römischen Bauweise" gedacht, in welcher man die Kirchen aufgeführt habe. Von altchristlichen Gebäuden in Spanien ist ebenfalls nichts bekannt; von den bedeutenden Bauten namentlich, welche in dieser Periode zu Toledo errichtet worden, hat sich nichts erhalten. Dem Basilikenstyl gehören auch noch die ersten christlichen Bauunternehmungen im oströmischen Reich an, wie denn auch noch später einfache Basiliken neben den eigentlich byzantinischen Anlagen erscheinen. Römisch waren ohne Zweifel die wichtigsten Kirchen, welche Konstantin in Konstantinopel anlegte: die der heiligen Weisheit (S. Sophia), des heiligen Friedens und der heiligen Kraft. Die erstere wurde bereits von seinem Sohne Constantius (um 360) beträchtlich erweitert; die auf die Basilikenanlage deutende hölzerne Decke brannte 404 ab, und statt ihrer ward unter Theodosius II. ein Tonnengewölbe über die Kirche gelegt. Die angeblich von der Mutter des Kaisers, der heiligen Helena, erbaute große Kirche zu Bethlehem, noch gegenwärtig aufrecht stehend, bildet eine mächtige fünfschiffige Basilika mit einfach römischen Säulen und geraden Gebälken, ähnlich der alten Peterskirche von Rom. Ebenfalls eine Schöpfung der heiligen Helena war die Kirche des heiligen Grabes auf dem Kalvarienberge zu Jerusalem, die nachmals mehrfach durch Anbauten erweitert und um die Mitte des 11. Jahrhunderts durch einen umfassenden Neubau in germanischem Styl hergestellt wurde, in einem großen Brande 1808 aber zu Grunde ging. Auch das Kloster auf dem Sinai soll von Helena gegründet worden sein; die große Kirche der Verklärung ist, zufolge der darin vorhandenen Inschriften und bildlichen Darstellungen, ein Werk aus der Zeit des Justinian, eine einfache Basilika. Auch die koptischen Kirchen in Aegypten und Nubien haben insgemein die einfache Basilikenform. Einzelne tragen ein hochalterthümliches Gepräge und deuten somit auf die frühesten Zeiten des Christenthums zurück; andere zeigen in ihren Details bereits die Einflüsse des mittelalterlichen (romanisch-arabischen) Styls.

Nachdem die oben erwähnte, unter Konstantin gegründete und nachmals erweiterte und restaurirte Sophienkirche zu Konstantinopel 530 wieder ein Raub der Flammen geworden war, ordnete Kaiser Justinian den Neubau derselben nach einem noch erweiterten und wesentlich abweichenden Plan an; diese neue Sophienkirche war das Gebäude, an welchem sich der eigentlich byzantinische Baustyl, wenn auch nicht in seiner ersten, so doch in seiner umfassendsten u. vorzüglich charakteristischen Gestalt ausbildete. Die Ehre der Begründung und großartigsten Darstellung des neuen architektonischen Systems gebührt dem „erfindungsreichen" Baumeister Anthemius von Tralles; als sein Gehülfe wird Isidorus von Milet genannt, auch wird außer diesen der Baumeister Ignatius angeführt. Schon 537 war der Bau vollendet und hat sich, abgesehen von einzelnen Restaurationen unter den folgenden Kaisern und geringen Abänderungen seit seiner Umwandlung in eine Moschee, bis heute erhalten. Was die Anordnung des Planes betrifft, so ist zunächst die Grundlage der älteren Basilikenform allerdings noch zu erkennen; die Anwendung des Systems der Kuppelwölbungen hat aber der gesammten Erscheinung des Gebäudes ein wesentlich abweichendes Gepräge gegeben. Die Sophienkirche (s. Konstantinopel u. die Architekturtafel XIII.) blieb der Stolz und das Vorbild der byzantinischen B., und schon unter Justinian wurden andere ähnliche Bauten aufgeführt, wie die Apostelkirche in Konstantinopel und die Kirche des Evangelisten Johannes in Ephesus. Die Kirche des heiligen Bacchus zu Konstantinopel, die auch den Namen der kleinen Sophienkirche führt und ebenfalls noch vorhanden,

ist als ein Mittelglied zwischen der Kirche S. Vitale in Ravenna und der großen Sophienkirche zu betrachten. Eine verwandte Anlage zeigen auch die Ruinen der Kirche des heiligen Simon Stylites in Syrien, zwischen Aleppo und Antiochia gelegen, welche gleichfalls dem 6. Jahrhundert anzugehören scheinen. Für den weiteren Verlauf der byzantinischen Architektur dürften als Hauptbeispiele die von Kaiser Basilius I. (867—886) in seinem Palast zu Konstantinopel erbaute Kirche der Mutter Gottes und die Kirche der heiligen Anastasia, deren hölzerne Kuppel er aus Stein errichten ließ, anzuführen sein; doch wissen wir wenig Näheres über deren architektonische Beschaffenheit. Bei dem vorschreitenden Verfall des byzantinischen Reiches fehlte es später sowohl an der künstlerischen Kraft, als selbst an den Mitteln, größere Rotunden zu erbauen, so daß die früher untergeordneten Seitentheile der Gebäude allmählig wieder anwachsen mußten; doch blieben diese Seitenabtheilungen der Kirche, gleich dem Mittelraume, stets überwölbt. Noch minder bedeutend mußten natürlich die griechischen Kirchenbauten ausfallen, seit das Reich unter die Türkenherrschaft gekommen war. Ein quadratischer oder wenig länglicher Raum, in der Mitte auf vier Pfeilern ruhend eine erhöhte Kuppel, die Seitenräume mit Tonnengewölben, die Eckräume mit kleinen Kuppeln bedeckt, drei Tribunen, eine Vorhalle (Narthex) und vor dieser zuweilen ein Portikus, dies sind die regelmäßig wiederkehrenden Elemente der späteren griechischen Kirchen. Als eigenthümlich wichtige Werke der byzantinischen B. sind schließlich noch die Cisternen zu nennen, die vornehmlich zu Konstantinopel in sehr großer Anzahl, hier schon seit der Zeit Konstantins, angelegt wurden, gewöhnlich große Reservoire für das Wasser, deren gewölbte (aus kleinen Kuppeln oder Kreuzgewölben bestehende) Decke von einer größeren oder geringeren Menge von Säulen getragen wird. Eine kolossale Ausdehnung hat eine westlich vom Hippodrom gelegene Cisterne, welche den Namen Binbirdirek (die Cisterne der 1001 Säulen) führt. Mit diesen Anlagen wurden zugleich bedeutende Wasserleitungen verbunden, die, wo sie das Wasser über die Thäler fortführen, im Wesentlichen den Styl der römischen Wasserleitungen wiederholen. Zwei von den Wasserleitungen, die sich in der Nähe des Dorfes Pyrgos, eine Strecke nordöstlich von Konstantinopel, erhalten haben, zeigen jedoch die auffallende Eigenthümlichkeit, daß in ihnen der Spitzbogen statt des Rundbogens angewandt ist.

Eine eigenthümliche Verzweigung der byzantinischen Architektur bildet die russische B. Von Konstantinopel aus empfing Rußland am Ende des 10. Jahrhunderts das Christenthum und mit diesem die Formen der religiösen Kunst; Wladimir der Große (981—1015), der sich die Ausbreitung der neuen Lehre angelegen sein ließ, baute zahlreiche Kirchen, zu deren Ausführung er byzantinische Architekten berief. Die bedeutendsten Kirchen waren die in der damaligen Residenzstadt Kiew, und unter diesen ist vornehmlich ausgezeichnet die Kirche der heiligen Sophia, deren Name auf das byzantinische Vorbild deutet. In Nowgorod ließ der Großfürst Jaroslaw (um 1040) gleichfalls unter der Leitung griechischer Architekten eine andere Sophienkirche erbauen, deren ursprüngliche Anlage sich erhalten hat und als unmittelbares Nachbild der byzantinischen erscheint. In Moskau, das 1304 die Residenz der russischen Großfürsten ward, wurde 1326 auf dem Kreml der Grundstein zur Kirche der Verklärung der Mutter Gottes gelegt; in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ward das Schloß des Kremls, bis dahin ein hölzerner Bau, aus Steinen aufgeführt. Eine neue Zeit begann mit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Iwan III. Wassiljewitsch (1462 bis 1505) und seine Nachfolger schmückten ihre Residenz mit prächtigen Bauten, und diese vornehmlich sind es, welche den russischen Baustyl in seiner besondern Eigenthümlichkeit zeigen. Die Grundlage, die innere Eintheilung und Anordnung der Kirchen sind ganz die des byzantinischen Baustyls; doch erscheint das Innere insgemein schwerfällig, eng und düster. Um so glänzendere Pracht dagegen entwickelt sich am Aeußeren. Hier zeigt sich unverkennbar ein asiatischer Einfluß, der theils aus den Zeiten der Mongolenherrschaft herrühren, theils aber auch in dem geographisch näheren Verhältniß Rußlands zu Asien begründet sein mag. Wo in der byzantinischen Architektur die Räume durch schlichte Kuppeln bedeckt wurden, da steigen hier thurmartige Bauten, theils in breiter Masse, theils schlank und keck, wie die Minarets der Mohammedaner, in die Lüfte empor, oberwärts von mannichfaltig gebildeten Kuppeln gekrönt, die bald als Halbkugeln, bald in einer Eiform, bald in der geschweiften Form einer Birne ꝛc erscheinen. Dabei ist das Aeußere mit allerhand Ornamenten bedeckt, unter denen man hier byzantinische, dort modern-italienische, arabische u. andere Formen findet, Alles mit grellen, bunten Farben bemalt und jene Kuppeln meist in goldenem Glanze funkelnd. Auf gleiche Weise wurden auch die Paläste und die andern Bauten von Bedeutung geschmückt. Ueber ganz Rußland hatte sich diese Bauweise verbreitet, als Peter der Große im Anfange des 18. Jahrhunderts dort modern-europäische Kultur einzuführen begann. Im Gefolge der letzteren hat denn auch der modern-europäische Baustyl allmählig einen überwiegenden Einfluß auf die russische Kunst gewonnen.

Die neue Religion des Islam, welche sich seit 610 zunächst über Arabien verbreitete, brachte eine neue Weise der Gottesverehrung, und diese bedurfte einer neuen Gestaltung der Kunst. Aber das Volk der Araber war ohne eine selbstständige höhere Kultur, die zu solchen Unternehmungen die Mittel hätte hergeben können; auch ihnen blieb somit vorerst nichts übrig, als die Kunstformen, welche sie in den Ländern ihrer Herrschaft vorfanden, für ihre Zwecke zu benutzen. Dies aber waren vornehmlich wiederum die Formen der späteren Römerzeit, und zwar in derjenigen Verwendung und theilweisen Umbildung, welche sie in den Werken der altchristlichen Kunst empfangen hatten; denn gerade die letzteren mußten dem Islam, der in ähnlicher Richtung wie das Christenthum gegen die heidnische Weise der Gottesverehrung auftrat, als ein zunächst angemessenes Vorbild erscheinen. Damit verband sich sodann ein speciell orientalisches Kunstelement. Theils hatten bereits die Römerbauten in Asien (auch in Afrika) eine mehr oder weniger deutliche orientalische Färbung erhalten, theils konnte es nicht fehlen, daß dies Element durch die unmittelbare Berührung mit den alten Kulturvölkern Asiens

hinzutrat, und wie ſich im Verlaufe der Zeit die mohammedaniſchen Nationen eigenthümlich und ſelbſtſtändig entwickelten, ſo ging aus dieſen Grundelementen eine eigenthümliche Richtung der Kunſt hervor, welche das geſammte Leben umfaßte und beſonders in denjenigen Gegenden, die ſich einer edleren Kultur erfreuten, intereſſante Erſcheinungen hervorgebracht hat. Die Kunſt des Islam ſteht ſomit, was ihre Urſprünge anbetrifft, zu der des chriſtlichen Alterthums in ſehr naher Beziehung. Gleichwohl iſt ſie von der letzteren vornehmlich in Einem Punkte unterſchieden, und dieſer Eine Punkt iſt ſo wichtig, daß gerade durch ihn alle höhere und wahrhafte Vollendung der mohammedaniſchen Kunſt bereits im Keime unterdrückt ward. Dies iſt der Mangel aller bildlichen Darſtellung, vornehmlich der Darſtellung menſchlicher Figuren, welche in der Religion des Islam aufs Entſchiedenſte verboten war. Bei dieſem Mangel vermochte die Architektur kein Streben nach individualiſirender Geſtaltung auszudrücken, d. h. ſie vermochte ſich nicht zu jener organiſchen Gliederung durchzubilden, welche die allgemeinen Kräfte, die in dem Werke der Architektur dargeſtellt ſind, zugleich als Einzelkräfte geſtaltet, u. in welcher überhaupt die Vollendung der architektoniſchen Kunſt beruht. Wenn demnach die mohammedaniſche B., was die Grundlage ihres Syſtems betrifft, ſich nicht über die Stufe der altchriſtlichen Architektur erhebt, ſo hat ſie ſich dennoch, innerhalb dieſer Stufe, zu einer entſchiedeneren Eigenthümlichkeit und in mannichfaltiger Verſchiedenheit, je nach den Gegenden und nach den Epochen, in denen ſie zur Anwendung kam, ausgebildet. In der Anlage der Gebäude von monumentaler Bedeutung, vornehmlich der Moſcheen, begegnen wir zwei Hauptformen, deren eine dem altchriſtlichen Baſilikenſtyl gegenüberzuſtellen ſein dürfte, während die andere in einem näheren Verhältniß zu dem byzantiniſchen Bauſtyl ſteht. Jene ſcheint die urſprüngliche und mehr den weſtlichen Gegenden des Islam angehörige zu ſein; dieſe ſcheint erſt ſpäter allgemein geworden zu ſein und findet ſich vornehmlich in den öſtlichen Gegenden. Doch unterſcheidet ſich die erſte Hauptform zugleich in mehren weſentlichen Punkten von der Anlage der chriſtlichen Baſiliken. Während bei den letzteren das Gebäude ein in ſich geſchloſſenes Ganzes bildet u. ſich demſelben als unabhängiger Raum ein Vorhof anſchließt, ſo ſind hier die Verhältniſſe faſt umgekehrt. Das Gebäude der Moſchee hat in ſich keinen architektoniſchen Mittelpunkt und keinen Schluß; es iſt eigentlich nur ein großer (viereckiger) Hof, mit Arkaden umgeben, von denen die auf derjenigen Seite, welche das Heiligthum enthält und wo Prieſter und Volk ihre Gebete verrichten, in mehrfachen Reihen, in größerer Tiefe, hinter einander herlaufen. Die einzelnen Schiffe, welche die letztgenannten Arkadenreihen bilden, ſind von einander nicht unterſchieden, ſie ſind nicht in Haupt- und Nebenſchiffe geſondert, das Heiligthum (die Niſche, die nach Mekka hindeutet und wo insgemein der Koran aufbewahrt wird) iſt, wenn auch reich dekorirt, doch für die architektoniſche Geſammtanlage als ſolche kein wichtiger, beziehungsreicher Punkt. Das Ganze iſt im Weſentlichen nur die architektoniſche Dekoration eines offenen, heiteren Platzes, der durch die Umgebung einer ſtarken Mauer von dem Treiben des gewöhnlichen Verkehrs abgeſondert iſt. Als beſonderer Schmuck befindet ſich dabei ſtets, wie auf den Vorhöfen der altchriſtlichen Baſiliken, ein Brunnen, der mit einem kleinen Kuppelbau überwölbt iſt. Die umſchließende Mauer hat im Aeußeren, etwa mit Ausnahme der Portale und der Zinnen, gar keine architektoniſche Ausbildung, und nur der ſchlanke Thurm, der ſich an ihrer Seite in die Lüfte erhebt und von dem herab der Muezzin die Stunden des Gebetes verkündet (das Minaret), gibt dem Gebäude auch nach der Seite des alltäglichen Lebens einige Auszeichnung. Bei der zweiten Hauptform erſcheint der Körper des Gebäudes als eine wirkliche, in ſich geſchloſſene Architektur, der Hauptarm durch eine Kuppel überdeckt, die Nebenräume gleichfalls überwölbt und mit jenem auf ähnliche Weiſe verbunden, wie in den Anlagen des eigentlich byzantiniſchen Styls. Vor dem Gebäude iſt auch hier durchgehends ein Vorhof, mit Portiken umgeben, deren Decke insgemein wiederum aus Gewölben beſteht. Das Aeußere erſcheint hier zum Theil in zierlicher Ausbildung, und namentlich iſt in dieſem Bezug die Anordnung der Minarets wirkſam, die in größerer Zahl zu 2, 4, 6, an den Ecken des Gebäudes emporſchießen und gegen die impoſante Hauptmaſſe einen zierlich bewegten Gegenſatz bilden. Ohne Zweifel ſind jene Hauptmotive aus einer unmittelbaren Aufnahme des byzantiniſchen Bauſtyls herzuleiten, und auch der Umſtand, daß dieſe Anlagen vorzugsweiſe in den öſtlichen Ländern gefunden werden, ſpricht dafür. Auf der andern Seite ſcheint aber gerade hier auch die Berührung mit altaſiatiſchen, vornehmlich indiſchen oder von Indien ausgegangenen Architekturformen auf die konſequente Beibehaltung dieſer Bauweiſe mit eingewirkt zu haben. Wenn demnach die Hauptformen der mohammedaniſchen Architektur, etwa mit Ausnahme der Minarets, keine beſonderen neuen Eigenthümlichkeiten in die Kunſt einführen, ſo iſt dies gleichwohl im Detail der Fall. Hier zeigt ſich durchgehends und ſchon in den früheren Zeiten, in denen man häufig noch antike Bautheile zur Ausführung neuer Gebäude verwandte, der orientaliſche Geiſt, aus dem der Islam und ſeine Bekenner hervorgegangen waren. Beſonders charakteriſtiſch iſt in dieſem Bezug die Form des Bogens, wie ſolcher bei den Arkaden, bei Thür- und Fenſteröffnungen angewendet ward. Selten genügte hier die Form des ruhigen und ſchlichten Halbkreisbogens, deſſen ſich die antike und altchriſtliche Kunſt bedient hatten; der bewegliche Geiſt der Orientalen verlangte nach Formen, die dem Auge ein lebendigeres Spiel der Kraft gegenüberſtellten. Die eine dieſer neuen Bogenformen iſt die des ſogenannten Hufeiſenbogens, d. h. eines ſolchen, der einen größeren Abſchnitt des Kreiſes als der Halbkreis bildet. Es liegt etwas eigenthümlich Keckes und Kräftiges in dieſer Form, und es ſtimmt damit ganz wohl überein, daß man ſie vorzugsweiſe in den weſtlichen Gegenden, namentlich bei den Bauwerken der ritterlichen Mauren in Spanien, angewandt findet. Eine zweite Bogenform iſt die, welche aus zwei Bogenſtücken beſteht und mit dem Namen des Spitzbogens bezeichnet wird, ohne Zweifel auf orientaliſchen Vorbildern beruhend. Eine konſequente Anwendung des wirklichen Spitzbogens findet ſich zuerſt in denjenigen Baureſten, die ſich in Perſien aus der Zeit der Saſſaniden (226 bis 651 n. Chr.) erhalten haben; in Aegypten erſcheint

er bereits an Monumenten, die aus der frühesten Zeit der Herrschaft des Islam herrühren, vollkommen sicher wenigstens an solchen, die dem Anfange des 9. Jahrhunderts angehören. Im Allgemeinen findet er sich mehr an den östlichen Monumenten des Islam, u. zwar in mannichfaltiger Anwendung, theils rein und einfach, theils mit hufeisenförmigem Ansatz, theils oberwärts gedrückt, sehr häufig auch mit aufwärts geschweifter Spitze. Im Uebrigen herrscht bei der Anwendung dieser Bogenformen und vornehmlich bei ihrem Verhältniß zu den stützenden Theilen, Pfeilern oder Säulen, eine große Verschiedenheit und viel Willkürlichkeit. Ein klares, architektonisches Princip hat sich hierin nicht durchgebildet, obgleich in einzelnen Fällen die Bildung des Säulenkapitäls mit seinem Auflager dem Bogen einen angemessenen Untersatz gibt, und ein rechtwinkliger Einschluß, aus Gesimsen oder Ornamentstreifen bestehend, den Bogen selbst umgibt und seine Bewegung abschließt. Ein näheres, organisches Verhältniß zwischen Bogen und Stütze (wie in der ausgebildeten romanischen und in der germanischen B.) entwickelt sich nicht, vielmehr bleiben beide Theile sich ihrem Wesen nach eben so fremd, wie sie es in der spätrömischen und altchristlichen Kunst waren. Alle weitere Ausbildung des Details der mohammedanischen B. ist eigentlich nicht als eine architektonische, sondern als eine ornamentistische zu bezeichnen. Alle Flächen, alle Theile der Architektur, die nur zur Aufnahme eines spielend bewegten Schmuckes geeignet waren, wurden mit solchem überdeckt, und in der That hat die mohammedanische Kunst hierin einen Reichthum, häufig auch einen Schönheitssinn entwickelt, die alle Anerkennung verdienen. Gleichwohl bewegt sich auch diese Ornamentbildung in einem bestimmten und sogar trotz ihres Reichthums ziemlich eng abgegrenzten Kreise; fast überall beruht das Princip auf einer einzelnen schematischen Regel, auf einer abstrakten Formel, die kein Gesetz lebendiger Entwickelung in sich trägt und durch ihre stete Tautologie zuletzt ermüdet. An den wichtigsten Stellen der Räume und der architektonischen Theile, welche in dieser Weise verziert sind, erscheinen sodann die Inschriften, welche das belebte Bildwerk ersetzen, insgemein Stellen aus dem Koran, oder Verse, die einen besondern Bezug auf das Lokal und seinen Erbauer haben. Die Inschriften des ältern Styls, die sogenannten kufischen, haben selbst eine strenge ornamentistische Form und schließen sich der übrigen Verzierung harmonisch an, werden aber bald durch die jüngere Kursivschrift verdrängt, deren Anwendung einen ziemlich ähnlichen Eindruck hervorbringt, wie das sogenannte Rococco bei den Ornamenten der modernen Kunst. Die Säulenkapitäle erscheinen oft auf ähnliche Weise dekorirt, nicht minder die aus der Antike beibehaltene schwere Fläche der Bogenlaibung. Die letztere wird gern durch kleine Zackenbögen ausgefüllt, die bald wie seine Reifen neben einander liegen, bald in größerer Dimension aus der Masse hervortreten. Hierher gehört auch eine ganz eigenthümliche Ausbildung der Gewölbform, die ursprünglich, wie es scheint, an solchen Stellen in Anwendung gekommen ist, wo ein Uebergang aus rechtwinklig zusammenstoßenden Flächen zu einer größeren Gewölbmasse nöthig war. Es setzten sich kleine Gewölbstückchen, jedes selbstständig abgeschlossen und jedes dem andern an Größe gleich, über einander, bis der nöthige Raum ausgefüllt war, so daß man das Ganze als ein Zellengewebe bezeichnen könnte. Häufig aber senkt sich auch die obere Spitze des einen Gewölbstückes, die dem andern zum Ansatz dient, hängend nieder, so daß das Ganze den Eindruck von Tropfsteinbildungen gewährt. In solcher Art werden sodann ganze Bögen, ja ganze, weitgedehnte Räume überwölbt.

Die maurischen Architekturen Spaniens unterscheiden sich von denen der übrigen mohammedanischen Völker auf dieselbe Weise wie die Geschichte und das Leben des Volkes selbst, das sie errichtet. Die imposanten Kuppeln, die zierlich spielende Form des Minarets finden wir zwar hier nicht; aber die Arkaden haben mehr oder weniger das Gepräge einer Rüstigkeit, Sicherheit, Bestimmtheit, welches den Bauten des Orients nicht in gleichem Maße eigen zu sein pflegt. Zwar ist es nur eine geringe Anzahl von Denkmälern, die sich bis auf unsere Zeit erhalten haben; doch scheint in diesen der besondere maurische Charakter sich mit genügender Deutlichkeit zu entwickeln. Unter den älteren Bauwerken ist vor allen wichtig die Moschee von Cordova. Die Anlage derselben gründet sich auf die oben besprochene ursprüngliche Form der Moscheen; doch ist das eigentliche Gebäude von dem Vorhofe bereits abgeschlossen und hat eine bedeutende Ausdehnung nach der Tiefe zu gewonnen. Einzelne kleinere Baureste, die sich in verschiedenen Städten der Ostküste von Spanien, namentlich in den nördlichen Theilen dieser Küste, vorfinden, enthalten weitere Beispiele für die erste Entwickelungszeit der maurischen Architektur und für deren eigenthümliche Ausbildung. Vorzüglich interessant ist unter diesen ein maurisches Bad zu Girona (im dortigen Kapuzinerkloster); andere Baderanlagen finden sich zu Barcelona und Valencia. Sodann ist eine reich dekorirte Nische zu nennen, welche zu Tarragona in dem Orangenhofe neben der Kathedrale eingemauert ist. Einer an ihr befindlichen Inschrift zufolge rührt sie von 971 her; bei allem Reichthum der Verzierungen ist auch hier der Styl noch sehr streng. In derselben Zeit, zwischen 936 und 976, ward ein Herrscherpalast, Azzahra genannt, 5 Meilen unterhalb Cordova am Guadalquivir errichtet. Die Erzählungen der arabischen Schriftsteller schildern ihn als das Höchste, was Pracht und Glanz hervorzubringen vermochten; 4312 Säulen sollen in ihm befindlich gewesen sein. Eine große Menge von andern Prachtbauten u. von Privatwohnungen, bis zu den Vorstädten von Cordova sich ausdehnend, schloß sich dieser Anlage an. Ein anderer Palast ward in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erbaut und bis zur Mitte des folgenden erweitert und vergrößert; das Königsschloß der Alhambra (s. d. und Architekturtafel X.), das sich noch heute über Granada erhebt und in dem sich uns die spätere Entwickelung der maurischen Architektur in ihrer ganzen romantischen Pracht zeigt. Charakteristisch für die letzte Zeit der maurischen Architektur sind einige Monumente von Sevilla, die aber zum Theil bereits unter christlicher Herrschaft aufgeführt sind, indem man den Geschmack der Mauren vorerst noch zu anziehend fand, als daß man sich von ihm hätte plötzlich lossagen mögen. Hierher gehört namentlich der Alcazar (d. h. königliches Schloß), an dessen von Hallen und Gallerien umgebenem Hofe die modernen Elemente schon deutlich hervortreten, während der

Audienzsaal sich durch die edle u. gemessene Behandlung der maurischen Formen noch sehr vortheilhaft auszeichnet. Nächst Spanien liegt uns einige nähere Kunde über die mohammedanischen Monumente Aegyptens vor. Die Behandlungsweise, welche wir an diesen wahrnehmen, steht ungefähr in der Mitte zwischen den Stylen der maurischen Architektur und der in den ostasiatischen Ländern. Die Anlage der Moscheen befolgt hier vorherrschend jene ursprüngliche Einrichtung der Säulenhallen, welche den Hof umgeben; gewöhnlich haben die auf der Seite des Heiligthums keine beträchtliche Tiefe, sind zum Theil auch gegen den Hof nicht abgeschlossen. Kuppeln kommen meist nur bei Mausoleen vor, die sich etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts mit den Moscheen verbinden. Bei den Arkaden findet sich fast durchgehends und schon bei den frühesten der auf unsere Zeit gekommenen Monumente der Spitzbogen angewandt, zuerst in einfacher Form, später mehr gedrückt und geschweift. Eine höhere Kunstbildung, die aus diesen Elementen hätte hervorgehen können, scheint aber in Aegypten nicht einheimisch gewesen zu sein; neben einzelnen Monumenten, die in den Formen und Verhältnissen allerdings das Erwachen des Schönheitssinnes bekunden, erhebt sich die Mehrzahl nicht über den Standpunkt einer prächtig aufgeschmückten Barbarei. Vorzüglich wichtig sind die Monumente von Kairo, der Hauptstadt Aegyptens, und unter diesen besonders der Nilmesser (Mequyas) auf der Insel Rodah, ein viereckiger, brunnenartiger Bau mit Treppen und spitzbogigen Nischen an den Wänden u. einer großen, reichverzierten Säule in der Mitte, an welcher man das Steigen und Fallen des Wassers beobachtete, 719 erbaut und 821 erneut, 1107 mit einer von offenen Säulenstellungen getragenen Kuppel ausgestattet. Für die älteste unter den Moscheen von Kairo gilt die Moschee Amru, 643 gegründet, nach einem Brande 897 erneut. Die Säulen sind von antiken Gebäuden entnommen und tragen hohe und breite Spitzbögen, deren Spitze sich jedoch erst wenig über die Kreislinie erhebt, mit huseisenförmigem Ansatz. Zwischen Säulen und Bögen ist ein hoher würfelförmiger Aufsatz angebracht, offenbar eine Nachbildung jenes hohen Aufsatzes, der über den Kapitälen der spätern Zeit des altägyptischen Styls so häufig vorkommt. Dasselbe rohe Princip findet sich auch bei sehr späten Gebäuden, z. B. bei der Moschee el Muahed von 1415. In einer mehr symmetrischen, obgleich höchst einfachen Ausbildung zeigt sich eben dies Princip in der Moschee Barkauk von 1149; hier sind nämlich schlichte, unterwärts achteckige, oberwärts viereckige Pfeiler, freilich ohne Kapitäl und ohne irgend eine nähere Vermittelung zur Bogenform, angewandt. Noch roher erscheinen die Säulenstellungen der Moschee el Azhar, von 981; diese tragen über dem Kapitäl einen sehr breiten Würfel, und statt der Bogenwölbungen sieht man die Mauer mit geraden Linien unterschnitten. Eine große Säulenhalle, welche den Namen der Josephshalle führt und der späteren Zeit des 12. Jahrhunderts angehört, hat jenen ungeschickten Aufsatz über den Kapitälen nicht, vielmehr schließen sich den letzteren die Spitzbögen unmittelbar an. Ungleich merkwürdiger als die eben genannten Gebäude ist die Moschee Tulun, 885 gegründet und angeblich durch einen christlichen Architekten vollendet. Hier werden die den Hof umgebenden Arkaden nicht durch Säulen gebildet, sondern durch breite Pfeiler, über denen sich die einfachen, ebenfalls breiten Spitzbögen erheben. In die Ecken der Pfeiler sind kleine Säulen eingelassen, das früheste (und in der mohammedanischen Architektur gewiß seltene) Beispiel einer architektonischen Gliederung, die nachmals in der romanischen Architektur des Occidents zu eigenthümlichen Erscheinungen führen sollte. Andere Bauwerke von bemerkenswerther Eigenthümlichkeit sind zu Kairo aus der späteren Zeit des Mittelalters erhalten. Die wichtigeren unter den Moscheen von Alexandria sind in derselben Weise wie die Mehrzahl derer von Kairo angelegt. Das umfassendste dieser Gebäude, die Moschee der 1000 Säulen, ist indeß bei Gelegenheit der französischen Expedition zu Grunde gegangen. Die Moschee des heiligen Athanasius zeigt die Formen des gedrückten u. geschweiften Spitzbogens, sowie eine Weise der Dekoration, welche der späteren Zeit entspricht. Diesen ägyptischen Monumenten ist zunächst in Syrien die große Moschee von Damascus anzuschließen, deren Grundriß ebenfalls einen Hof, mit Säulenhallen umher, darstellt. Auf Sicilien, welches die Araber 827 eroberten, haben sich zwei arabische Schlösser unsern von Palermo, Ziza und Cuba benannt, neben andern geringeren Resten erhalten. Sie tragen vollkommen, und nur mit Ausnahme einzelner Veränderungen aus späterer Zeit, das Gepräge des arabischen Styls. Es sind hohe kubische Massen mit Erkerthürmen auf den Seiten; die Außenwände sind mit flachen spitzbogigen Nischen versehen, in der Mitte des Inneren ist eine reichgeschmückte Halle (oder Hof), die sich besonders in der Ziza wohl erhalten hat u. an die Dekorationsweise der maurischen Paläste Syriens erinnert. Die Moscheen der europäischen Türkei, vornehmlich die Prachtbauten von Konstantinopel, gehören den späteren Zeiten der mohammedanischen Kunst an. Bei ihnen ist der byzantinische Kuppelbau durchaus vorherrschend. Das Ganze der Gebäude bildet stets dasselbe, nicht sehr organische Konglomerat von Kuppeln, Halbkuppeln, Bögen und dergl., und nur die Hauptkuppel steigt durchweg in einem höheren, freieren Bogen empor, als die der Sophienkirche. Das eigentlich orientalische Gepräge erhalten diese Moscheen nur durch die Minarets, die den Körper des Gebäudes schlank und frei umstehen, durch die mehr oder weniger arabische Bildung des Details und durch die Anwendung von Inschriften statt des Bildwerks. Mahmud II. hatte nach der Eroberung Konstantinopels (1453) einen griechischen Architekten in seine Dienste genommen u. ließ durch diesen seine neuen Bauten ausführen. In eigenthümlich glänzender u. großartiger Gestalt entfaltet sich die mohammedanische Architektur in Indien und Persien; doch gehören auch diese Werke größtentheils dem letzten Blüthenalter des Islam an. Vorzüglich reich ist Indien, und zwar das Gebiet des Gangesstroms. an den prächtigsten Monumenten. Hier sind zunächst einige Denkmäler zu nennen, welche noch aus den früheren Zeiten der Herrschaft des Islam in Indien, der Periode der Patanendynastie, die vom Schlusse des 12. bis zum Schlusse des 14. Jahrhunderts blühte, herrühren. In Delhi, der Residenz der Herrscher dieses Geschlechts, finden sich zur Seite der späteren Prachtbauten noch einzelne Monumente jener Zeit. Vor allen ausgezeichnet ist

unter diesen der sogenannte Kutab-Minar, das Minaret, welches Kutab als die stolze Triumphsäule des Islam errichtete. Die Monumente, die unter der Herrschaft der großen Mogols errichtet wurden, gehören ebenfalls zu den schönsten Erzeugnissen der mohammedanischen Kunst. Es ist auch hier ein Kuppelbau vorherrschend, der vielleicht auf das System der byzantinischen Architektur zurückgeführt werden darf; dabei ist aber jenes nüchterne Einschachtelungssystem von Kuppeln und Halbkuppeln verlassen und das Ganze mit einer eigenthümlichen Großheit der Linien und Massen angeordnet, die den bedeutsamsten Eindruck hervorbringt. Zugleich tritt hier eine Einwirkung der altindischen Kunst hervor, die zu einer reicheren Belebung des Ganzen wesentlich beiträgt. Die Masse des Gebäudes steigt in der Regel als ein fester viereckiger Körper empor, an ihren Außenseiten mit Nischenwerk oder mit regelmäßig wiederkehrenden Oeffnungen versehen und mit zierlichen Zinnen gekrönt, worüber sich zuweilen in verjüngtem Maßstabe noch einige Absätze von ähnlicher Einrichtung erheben; den mittleren Theil bekrönt sodann die mächtige Kuppel, ausgebaucht und oberwärts einer Spitze sich zuneigend. Auf den Ecken sind gewöhnlich leichte Minarets angeordnet, die sich jedoch dem Ganzen in sehr harmonischer Weise anreihen und namentlich nicht jenes übertrieben schlanke Verhältniß der türkischen Minarets haben. Die Portale bilden gewöhnlich einen Vorbau von beträchtlicher Erhebung; sie werden durch eine große spitzbogige Nische ausgefüllt, in deren Grunde die verhältnißmäßig kleine Thüröffnung sich befindet; auch ihre Seiten pflegen durch Minarets eingefaßt zu sein. Die Bogenform ist durchgehends die des Spitzbogens; doch wird derselbe in der Regel flach u. oberwärts mit etwas geschweifter Spitze gebildet; er wird stets rechtwinklig durch breite Bänder umfaßt, und dieser klare Einschluß steht wiederum in Harmonie mit dem gemessenen Charakter der Gesammtanlage. Der Gesammtcharakter dieses Architekturstyls entspricht dem majestätischen und doch heiteren Glanze des orientalischen Herrscherlebens, wie uns das Bild desselben aus den Geschichten und Gedichten jener Völker entgegentritt. Die gerühmtesten Werke gehören der Regierung Schah Akbars des Großen (1556—1605) und seines Sohnes, des Schahs Jehan (1605—58), an; sie finden sich in den beiden Residenzstädten, dem neuerbauten Delhi und Agra, u. in deren Umgebung. Aeußerst reich und glänzend ist das Mausoleum Akbars zu Secundra, unfern von Agra. Von Schah Jehan wurde der neue Herrscherpalast zu Delhi mit größter Pracht erbaut; derselbe Schah ließ zu Delhi vierzig große Moscheen errichten, unter diesen, als ein vorzüglich großartiges Werk, die eigentlich sogenannte „große Moschee" (die Yamuna-Musjed), ein Gebäude, welches den in Rede stehenden Styl in seiner glänzendsten Entwickelung zeigt. Eben so prachtvoll und großartig ist das Mausoleum, welches Schah Jehan seiner geliebtesten Sultanin, Nurjehan, in der Nähe von Agra erbaute, Taje Mahal, d. h. Wunder der Welt oder Diamant des Serails. Andere Prachtbauten ähnlicher Art, von späteren Herrschern errichtet, Mausoleen, Moscheen und Paläste, finden sich zu Allahabad, zu Muttra, zu Juanpore, Ahmedabad ꝛc. Bei den Bauten der jüngsten Zeit aber zeigen sich auch mancherlei manierirte Ausartungen jener großartigen Behandlungsweise, welche die vorgenannten Anlagen auszeichnet; als Beispiel ist namentlich das Mausoleum der Sultane von Mysore zu nennen. Denselben Baustyl sehen wir gleichzeitig in Persien verbreitet und durch ihn die Herrschaft der Sofidynastie verherrlicht. Im höchsten Glanze erscheinen hier vornehmlich die stolzen Bauten, mit denen Schah Abbas der Große (1585—1629) seine Residenz Ispahan schmückte

Als im 10. Jahrhundert die alten und die neuen Kulturverhältnisse sich von einander zu scheiden begannen, neue Völker und Staaten sich entwickelten, jedes als ein besonderes und selbstständiges, ob unter einander auch verschieden nach dem Grade der Mischung theils fremdartiger (namentlich germanischer und römischer), theils verwandter (namentlich germanischer) Elemente, und im Bereiche der Kunst mit frischer Kraft die Formen, welche in den Werken der altchristlichen Kunst vorlagen, wieder aufgefaßt u. zu einem lebensvolleren Organismus umgebildet wurden, entwickelte sich zunächst eine in ihren Hauptzügen übereinstimmende Richtung der Kunst, welche noch unmittelbar auf den Elementen der früheren, auf der altchristlichen Kunst mit ihren aus der Antike herübergenommenen Formen, beruhte, aber den Geist der neuen Zeit in der mehr oder minder freien Umbildung der alten Formen offenbarte. Man bezeichnet diesen Styl der Kunst mit dem Namen des romanischen, nach dem Vorgange der Sprachwissenschaft, welche die Idiome, die sich gleichzeitig aus der alten Römersprache bildeten, mit demselben Worte benennt. So eigenthümlich und bedeutsam der romanische Baustyl in den Zeiten seiner höheren Ausbildung erscheint, so läßt er sich in seinem Ursprung doch auf verschiedene, anderweitig meist schon vorgebildete Grundelemente zurückführen. Das wichtigste unter diesen Elementen ist das des römisch-christlichen Basilikenbaues; in einzelnen Fällen finden wir denselben sogar noch in derselben Weise wie in der altchristlichen Kunst zur Anwendung gebracht; aber auch der byzantinische Baustyl und die mohammedanische Kunst sind von wesentlichem Einfluß auf denselben gewesen. Die Basilika erscheint zunächst noch als die Grundlage des Systems der romanischen Architektur; die architektonische Ausführung aber tritt bald in einer wesentlich abweichenden Form auf. Statt der flachen Bedeckung der Räume wird das Gewölbe in Anwendung gebracht, jedoch in einer von dem byzantinischen Kuppelsystem vollständig verschiedenen Weise. Die Träger der Arkaden (jetzt gegliederte Pfeiler statt der Säulen) werden an den Wänden des Mittelschiffes bis zur Decke hinaufgeführt und dort durch breitgesprengte Rundbögen, über das Schiff der Kirche hin, mit einander verbunden; der Raum zwischen diesen Bögen wird aber nicht, wie bei den Byzantinern, durch Kuppeln überwölbt, deren jede in sich ihren isolirten Abschluß haben würde, sondern durch Kreuzgewölbe, die sich in der Halbkuppel der Altartribune ausrunden. Auf ähnliche Weise werden sodann auch die niederen Seitenschiffe überwölbt. In der Durchschneidung von Querschiff und Langschiff wird zwar jene dem byzantinischen System entsprechende Kuppel angewandt, welche jetzt gewissermaßen den Kulminationspunkt der Kräfte, die in der Bewegung des Gewölbes hervortreten, bezeichnet; doch hat sie

in der Regel nicht die leere, ungegliederte Form der byzantinischen Kuppel, vielmehr pflegt auch sie, den Kreuzgewölben entsprechend, aus einzelnen, in der Mitte zusammenstoßenden und hier einem gemeinsamen Schlußpunkte entgegenbewegten Gewölbkappen zusammengesetzt zu sein. Was den Ursprung dieser „gewölbten Basiliken" anlangt, so geht so viel mit Gewißheit aus allen Umständen hervor, daß auch dieses Element der künstlerischen Entwickelung dem germanischen Volksgeiste angehört. Wir haben Grund, zu vermuthen, daß in Deutschland schon in der früheren Zeit des 11. Jahrhunderts einige Versuche zu dessen Ausbildung gemacht worden seien, wenngleich es hier erst ungleich später eine weitere Verbreitung fand. Völlig konsequent finden wir dies System zuerst, und zwar in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, in der Normandie, wo sich, nachdem das germanische Volk der Normannen daselbst seine Herrschaft gegründet, eine eigenthümliche Blüthe des Lebens entfaltete. In Italien kennen wir Bauten dieses Styls vornehmlich nur in der Lombardei, wo ebenfalls das germanische Element von vorwiegender Bedeutung war. In der Bildung und Behandlung des architektonischen Details treten zum Theil sehr bedeutsame Umbildungen der alten Form insbesondere da hervor, wo eine unmittelbare Einwirkung der Bogenform sichtbar wird, so zunächst an der Bildung der Säulenkapitäle. Nicht selten zwar, besonders in den Gegenden, wo das antike Element vorwiegt, sind die romanischen Kapitäle den antiken (den korinthischen) mehr oder weniger frei nachgebildet; häufiger jedoch u. vornehmlich, wo das germanische Element das Uebergewicht hat, erhalten sie eine ganz eigenthümliche Bildung, die auf einen harmonischen Uebergang aus der cylindrischen Form der Säule in die Flächen des Bogens berechnet ist: es ist die Form eines an seinen unteren Ecken abgerundeten Würfels, so daß die Seitenflächen desselben nach unten zu in Halbkreise ausgehen. Erst in der späteren Zeit des romanischen Styls nähert sich das Kapitäl wieder mehr der Kelchform. Der Bogen selbst hat vorherrschend die Form des Halbkreises, neben dem sich als eine Nebenform, aus der mohammedanischen Architektur herübergenommen, der orientalische Spitzbogen am häufigsten da findet, wo die Kunst des Islam eine unmittelbare Einwirkung auf die romanisch-christliche auszuüben vermochte, wie in Sicilien. Was die besondere Behandlung und Ausbildung des romanischen Bogens anbetrifft, so zeigt sich derselbe zunächst noch eben so schwer und massiv wie in der altchristlichen und in der römischen Kunst, namentlich bei den Bögen der Arkaden, welche die Schiffe von einander trennen, sowie bei den breiten Bogenbändern der Decke, zwischen denen die Kreuzgewölbe eingesetzt sind; wo aber der Bogen die dem Aeußeren zugewandten Oeffnungen des Gebäudes überwölbt, und ganz besonders an den Portalen, zeigt er sich von vorn herein in einer Gestalt, welche ein bestimmteres Bewußtsein der in ihm waltenden Bewegung ausspricht. Die Seitenwände des Portals breiten sich, weit abgeschrägt, dem Beschauer entgegen, ihn gleichsam einladend in das Innere; sie stufen sich in Pfeilerecken ab u. lassen statt dieser bald einen mehr oder weniger reichen Wechsel von Säulen und Pfeilern erscheinen, während die Wölbung des Portals dieselben wechselnden Formen wiederholt. Der Charakter des romanischen Ornaments zeigt in der Regel eine eigenthümlich phantastische Richtung, die ohne Zweifel auf den ursprünglichen Eigenthümlichkeiten der germanischen Nationalität beruht. Thier- und Menschengestalten, fabelhafte Gesichtsmasken, Drachen, ungeheuerliche Bildungen aller Art mischen sich nicht selten mit einem auf eigenthümliche Weise geschwungenen und gewundenen Blattwerk, und zwar gestalten sich dieselben in der besseren Zeit des Styls zuweilen zu mancherlei anziehenden Phantasiespielen. Auch in dem Verhältniß der bildenden Kunst zur romanischen Architektur zeigt sich ein höherer Grad der Entwickelung, als es in der altchristlichen Kunst der Fall war. Diese betrifft zunächst und insbesondere den bildnerischen Schmuck der Portale, dem hier eine bestimmte, angemessene Stelle angewiesen wird und durch den erst die reiche Architektur des Portals ihre Ausbildung erhält. Der Schmuck des Innern ist, was sein Verhältniß zur Architektur betrifft, noch ebenso beschaffen wie an den Gebäuden der altchristlichen Kunst; doch entwickelt sich auch hier in einzelnen Fällen bereits ein näheres Verhältniß. So sind die Rückseiten jener Brüstungswände, welche die Seitenflügel des Querschiffes von dem Platze des Chors abtrennen, gewöhnlich mit einer Nischenarchitektur versehen und enthalten darin bildnerische Darstellungen, theils Reliefigiguren, theils auch Gemälde. Bedeutender noch gestaltet sich der bildnerische Schmuck an denjenigen Gegenständen, die eine völlig selbstständige Architektur im Gebäude ausmachen, an den Ambonen (Kanzeln), Taufbecken, Altären und dergleichen. Natürlich bildete sich dieser Baustyl zunächst an den eigentlichen Kirchenbauten aus, erstreckte sich aber sodann auch auf die Gebäude von minder hervorstechender Bedeutung, so auf die Baptisterien, die heiligen Grabkirchen, die Klöster, und hier namentlich auf die Kapitelsäle und die sogenannten Kreuzgänge. Ebenso zeigt sich eine glänzende Entfaltung des romanischen Styls an den Prachträumen fürstlicher Schlösser, und selbst die Façaden bürgerlicher Wohnhäuser in den Städten erscheinen bereits in eigenthümlich bemerkenswerther Ausbildung.

In reichster Pracht romanischer Architektur erscheinen zunächst die Klosterhöfe von S. Paolo Fuori le mura und von S. Giovanni in Laterano zu Rom, beide ohne Zweifel der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehörig, in Toskana die Basilika S. Piero in Grado, der Dom zu Pisa aus dem 11. Jahrhundert, die Kirche S. Miniato zu Florenz u. A. Der eigenthümliche Charakter der Monumente von Venedig bestimmt sich durch eine entschiedenere Aufnahme des byzantinischen Baustyls, so daß einzelne Werke völlig nach den Principien desselben ausgeführt sind, bei andern wenigstens eine gewisse byzantinische Färbung deutlich hervortritt, während sich hier zugleich im Einzelnen manche besondere Motive der mohammedanischen Architektur bemerklich machen. Das wichtigste unter allen venetianischen Monumenten ist die Kirche S. Marco, 976 begonnen und 1071 (in ihrer ursprünglichen Anlage) vollendet. Die großartigsten und prachtvollsten Denkmäler, welche die Normannen, vornehmlich im Verlauf des 12. Jahrhunderts, in Sicilien errichteten, sind zugleich in römisch-christlichem, in byzantinischem und mohammedani-

schem Styl aufgeführt. Das glänzendste Beispiel für diesen normannisch-sicilischen Baustyl ist der Dom von Monreale, unfern von Palermo, der um 1174 begonnen und in kurzer Frist beendet wurde. Dieser Kirche reihen sich als gleichzeitige bedeutende Bauten noch die Kathedrale von Messina u. die Kathedrale von Palermo an, von denen indeß die letztere vielfache Umwandlungen erlitten hat. Unter den romanischen Bauten der Lombardei sind namentlich anzuführen: der Dom von Modena, gegen den Schluß des 11. Jahrhunderts begonnen, der Dom von Cremona, begonnen in der früheren Zeit des 12. Jahrhunderts, der Dom von Piacenza, begonnen 1122, der Dom von Parma, begonnen in der spätereu Zeit des 12. Jahrhunderts, der Dom von Ferrara u. a. Das bedeutendste romanische Architekturwerk in Spanien ist die Kathedrale von Tarragona. Als ein vorzüglich allerthümliches Monument der romanischen B. in Frankreich ist zunächst die Kirche St. Front zu Perigueux (in Guienne) zu nennen. An denen im südöstlichen Frankreich lassen sich im Einzelnen Motive erkennen, welche den alten Römerbauten jener Gegend unmittelbar nachgeahmt sind. Als ein sehr brillantes Beispiel ist die Kirche Notre Dame du Port zu Clermont (in Auvergne) hervorzuheben, nach ihr die Kirchen von Issoire, Brionde und Puy en Velai. Verwandt mit ihnen sind die Monumente im westlichen Frankreich; doch sind sie insgemein ungleich schwerer in den Formen, willkürlicher in der Komposition, überladen mit bildnerischem Schmuck. Als das hervorragendste Beispiel einer solchen noch völlig barbarischen Pracht erscheint die Kirche Notre Dame la Grande zu Poitiers. Wesentlich verschieden sind die Monumente im nördlichen Frankreich, wo das germanische Volk der Normannen ein selbstständiges Kulturleben begründete. Es ist das System der gewölbten Basilika, das uns in ihren Werken entgegentritt; dasselbe erscheint hier jedoch mit einer schlichten, strengen Konsequenz und auf entschieden primitive Weise ausgebildet, so daß wir die Normandie, wenn auch nicht als den Ort der Erfindung, so doch als das Lokal der ersten selbstständigen Ausbildung dieses Systems betrachten müssen. Als eins der frühesten Beispiele ist die Kirche St. Georges von Bocherville, unfern von Rouen, die zwischen 1050 und 1066 erbaut wurde, anzuführen. Aus dem letzten Entwickelungsstadium der romanischen B. in der Normandie, der späteren Zeit des 12. Jahrhunderts, stammen die älteren Theile der Kathedrale von Bayeux. Das umfassendste Beispiel für den normannischen Baustyl, wie er sich unter der Normannenherrschaft in England entfaltete, bietet die Kathedrale von Norwich, gegründet 1096, ausgebaut im Laufe des 12. Jahrhunderts. Die ältesten deutschen Gebäude der in Rede stehenden Periode gehören der Zeit um den Schluß des 10. Jahrhunderts an, treten uns aber bereits in so bestimmter Physiognomie entgegen, daß wir nothwendig ältere Bestrebungen voraussetzen müssen, welche zu der Ausbildung der ihnen eigenthümlichen Richtung geführt haben. Vornehmlich ist es der nördliche Theil Deutschlands (von der goldenen Aue ab), welcher die ersten und wichtigsten Zeugnisse jener Frühzeit der deutschen Kultur bewahrt. Als eins der wichtigsten Monumente ist zunächst die Schloßkirche von Quedlinburg zu nennen, die, an der Stelle eines ältern, von Heinrich I. gegründeten Gebäudes, zwischen 997 und 1021 gebaut ist, ausgezeichnet durch den Reichthum der Anlagen und durch mancherlei Eigenthümlichkeiten. Aehnlichen, doch fast noch roheren Styl zeigen die (vielverbaute) Kirche von Westergröningen bei Halberstadt (bereits 936 erwähnt), die Schloßkirche zu Gernrode, vielleicht der 960 gegründete alte Bau, die Liebfrauenkirche zu Magdeburg von 1014. Die uns bekannten Bauten in den alemannischen u. schwäbischen Landen gehören der zweiten Hälfte des 11 und dem Verlauf des folgenden Jahrhunderts an, so der Dom von Konstanz, gebaut nach 1052. Ein merkwürdiges Bauwerk ist die Kirche von Paulinzelle in Thüringen, gebaut um 1105; das reichgebildete Portal der Kirche und die vor demselben befindliche Vorhalle gehören der späteren Zeit des 12. Jahrhunderts an. Die Kirche St. Jakob zu Bamberg, gebaut zwischen 1073 und 1109, ist eine Säulenbasilika; so auch die Kirche von Heilsbronn, zwischen Ansbach und Nürnberg, geweiht 1136. Dagegen hat die Kirche St. Michael von Bamberg, geweiht 1121, wiederum Pfeiler, und diese schon mit einer gewissen mehr ausgebildeten Gliederung. Im höchsten Grade eigenthümlich erscheint die Kirche St. Jakob zu Regensburg, zwischen 1109 u. 1120 erbaut, um 1200 umgebaut. Vorzüglich wichtige Denkmale enthält auch die Stadt Hildesheim, so die Kirche auf dem Moritzberge, eine Basilika, nur mit Säulen, leider zum Theil modernisirt, den Dom, in dem Pfeiler mit (je zwei) Säulen wechseln, die Kirche St. Godehard, 1133 gegründet. Der Dom von Trier ist als wichtiger Uebergangspunkt zwischen den verschiedenen Bausystemen des Mittelalters zu betrachten. Die erste bedeutsamere Entfaltung des Baues gewölbter Basiliken finden wir an den drei mittelrheinischen Domen zu Mainz, Worms und Speyer, denen sich eine beträchtliche Anzahl gewölbter Kirchen anschließt, die aber fast sämmtlich der letzten Zeit des romanischen Styls, dem Anfange des 13. Jahrhunderts, angehören. Bei den spätesten dieser Gebäude tritt, vornehmlich im Innern, der Spitzbogen als eine mehr oder weniger charakteristische Form auf. Verwandten Styl mit diesen deutsch-niederrheinischen Bauten, zum Theil jedoch das Gepräge eines etwas höheren Alters, zeigen die romanischen Kirchen der benachbarten belgischen Lande, besonders die Kirche St. Servatius zu Mastricht, Notre Dame la Chapelle zu Brüssel und die Kathedrale von Tournay. Höchst bedeutend ist der zwar nur geringe alte Theil des Doms von Freiberg im sächsischen Erzgebirge, die sogenannte goldene Pforte, eines der brillantesten Portale des römischen Styls. Bei all diesen deutsch-romanischen Monumenten findet sich der Spitzbogen angewendet, doch erscheint derselbe bei den meisten als eine mehr oder weniger untergeordnete, fast zufällige Form. Auf eine eigentlich organische Weise ist er in die künstlerische Struktur dieser Bauwerke meist nicht verflochten, wohl aber ist dies bei einer andern Reihe von Monumenten der Fall, die vorzugsweise Sachsen, Thüringen, Hessen und Franken angehören. Als eins der früheren unter diesen Bauwerken und gewiß noch dem 12. Jahrhundert angehörig ist die Stiftskirche St. Peter zu Fritzlar in Hessen zu nennen, ferner die Kirche von Kloster Memleben an der Unstrut, gegenwärtig

Digitized by Google

Ruine, das Schiff und Querschiff des Doms von Naumburg, der westliche Bau und das Querschiff der Kirche zu Freiburg an der Unstrut, der Dom zu Bamberg, das reichste und glänzendste Beispiel dieser ganzen Gattung, die alten Theile des St. Sebald zu Nürnberg (das Schiff und der größere Theil der Westseite). Im südlichen Deutschland sind zu nennen: in Oesterreich die Pfarrkirche zu Neustadt an der Wien (mit Ausnahme des späteren Chors) und die alten Theile an der Westseite von St. Stephan zu Wien, der Dom zu Basel, angeblich aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts, die Kirche zu Gebwiller im Elsaß, das Querschiff des Doms zu Freiburg im Breisgau, das Querschiff u. der Chor des Doms von Straßburg. Eigenthümlich interessant ist die Pfarrkirche zu Gelnhausen, an der man bereits eine ziemlich deutliche Neigung zu den Principien des germanischen Styls wahrnimmt. An den älteren Theilen, vornehmlich dem Chor des Doms von Magdeburg, obgleich schon 1208 oder 1211 begonnen, zeigt sich das Element des germanischen Styls bereits überwiegend. Mancherlei interessante Eigenthümlichkeiten finden sich schließlich an den Klostergebäuden der deutsch-romanischen Architektur, vornehmlich an den Kreuzgängen, welche die Klosterhöfe umgeben. Die Denkmale romanischer Architektur in den skandinavischen Ländern sind im Allgemeinen, so weit uns wenigstens eine nähere Kunde über dieselben vorliegt, nicht von sonderlicher Bedeutung. Gleichwohl gewähren einige kleinere Monumente, die sich in den inneren Landschaften von Norwegen erhalten haben, der kunsthistorischen Betrachtung ein ganz eigenthümliches Interesse. Dies sind die aus Holz gebauten Kirchen zu Borgund und Urnes im Stifte Bergen, zu Hitterdal in Tellemarken ꝛc. In Schweden existiren einige rohe Granitbauten, welche der Zeit um die Mitte des 12. Jahrhunderts angehören und, ohne weitere Ausbildung, nur in der Form des Rundbogens das Gepräge des romanischen Styls tragen, z. B. die alte Kirche bei Upsala, welche man gewöhnlich als einen Tempel des Odin bezeichnet, vollendet unter Erich dem Heiligen nach 1155, die Ruinen des Klosters Alwastra und die Kirche des Klosters Wreta in Ostgothland, sowie die Ruinen des Klosters Nydala in Småland. Die ältesten Bauten in Dänemark, von denen wir Kunde haben, sind dem Styl der norddeutschen verwandt; so die Kirche von Westerwig in Jütland, an der westlichen Bucht des Liimsjord, um 1110 gegründet, und die Krypta der Kirche von Wiborg in Jütland. In Grönland hat man die Ruinen dreier Rundgebäude entdeckt, die, aus dem früheren Mittelalter herrührend, vermuthlich zu dem Zwecke der Baptisterien erbaut waren; zwei davon sind in der Nähe der Kirchen von Igalikko und Kakortok gelegen. Merkwürdiger jedoch als diese ist ein anderer Baurest, der zu New-Port auf Rhode-Island (an der Küste der nordamerikanischen Freistaaten) noch gegenwärtig aufrecht steht, ein Rundbau von 23 Fuß Durchmesser, getragen von acht schweren Rundpfeilern mit roher Deckplatte, über denen sich Halbkreisbögen wölben, vielleicht um 1121 von Bischof Erik errichtet.

Der neue Baustyl, welcher in der späteren Zeit des 12. Jahrhunderts unmittelbar auf die vollendete Entfaltung des romanischen folgte und zum Theil sogar gleichzeitig mit ihm hervortrat, ist am schicklichsten mit dem Namen des germanischen, sonst auch gothischen Styls zu bezeichnen. Der Name gothisch, der von den modern-italienischen Aestbetikern aufgebracht ward, soll so viel als barbarisch bedeuten und diente ursprünglich zur Bezeichnung der gesammten mittelalterlichen B., ward aber später auf die in Rede stehende Periode, als den angeblichen Gipfel des Ungeschmacks, angewendet. Der gothische Baustyl knüpft sich zunächst an das System der gewölbten Basilika, wie sich dasselbe in der romanischen Periode entwickelt hatte. Der Grundplan der kirchlichen Monumente, die Hauptdisposition der Räume bleiben im Wesentlichen dieselben; aber ungleich entschiedener als bisher tritt das Gefühl für das Ganze des architektonischen Werks und für das gegenseitige Verhältniß seiner Theile hervor, ungleich lebensvoller erscheint der Organismus, der dasselbe durchdringt, ungleich wirksamer entfaltet sich die aufwärts strebende Bewegung, welche den Geist und die Sinne des Beschauers mit emporzuziehen bestimmt ist. Die Pfeiler und Halbsäulen, von denen die Bögen und Gewölbe getragen werden, steigen bei dem germanischen Tempelbau selbstständig und frei empor; ihre Bewegung setzt sich in den Linien des Gewölbes fort. Die belebte Theilung der Gewölbmasse, die bereits der romanische Baustyl durch die Anwendung des Kreuzgewölbes gewonnen hatte, wird entschiedener dadurch hervorgehoben, daß nicht bloß Quergurte (zur Sonderung der Haupttheile des Gewölbes), sondern daß auch Kreuzgurte (zur Bezeichnung der Einzeltheile desselben) eingeführt werden. Dieses System der verschiedenen Gurtungen bildet den eigentlichen festen Kern des Gewölbes; zwischen sie werden nur leichte Gewölbklappen von dreieckiger Gestalt zum Schluß der Decke eingesetzt. Somit kommt hier das Gewölbe nicht mehr als eine Masse in Betracht, sondern vorzugsweise nur die Struktur seiner Gurte: in ihnen breitet die aufsteigende Bewegung der Pfeiler sich auseinander, und ebenso wirkt in ihnen der Gewölbedruck nur auf die einzelnen Punkte, von welchen sie ausgingen, auf die Pfeiler zurück. Indem somit die Masse des Gewölbes sich auflöst, bedarf es auch keiner Mauermasse, um demselben an der äußeren Seite des Gebäudes ein Widerlager darzubieten, sondern ebenfalls nur einzelner Pfeiler: dies sind die Strebepfeiler, die wiederum den eigentlichen festen Kern der Mauer ausmachen u. die nach dem Inneren als Träger für die Gewölbgurte gegliedert sind, während sie nach dem Aeußeren die feste widerstandsfähige Gestalt des Mauerkörpers bewahren. Zwischen den Strebepfeilern ist, solcher Struktur gemäß, keine weitere Mauer nöthig; sie bieten somit die Gelegenheit zu weiten und hohen Fenstern, und nur eine leichte Füllmauer wird als Einschluß und untere Brüstung der Fenster zwischen ihnen eingesetzt. Bei solcher Beseitigung der Massen verschwindet aber zugleich aller weitere senkrechte Druck, und die vertikale Dimension, d. h. das Gesetz des Emporstrebens, herrscht frei und entschieden vor. Mit diesem Princip hätte aber, für die Form der Wölbungen, die ruhig abschließende Halbkreisbogen im Widerspruch gestanden; man wandte sich statt dessen dem kühner aufsteigenden Spitzbogen zu, den man bereits vielfach vorgebildet fand u. dessen konsequente Anwendung zwar keineswegs zur Begründung, wohl aber zur vollendeten Ausbildung des

germanischen Systems diente. Gurtgewölbe, Strebepfeiler und Spitzbogen, in ihrem gegenseitigen Verhältniß, sind somit als dessen vorzüglich charakteristische Grundelemente zu nennen. Hinsichtlich der Bildung und Gliederung des architektonischen Details wendet sich die germanische Architektur aufs Neue der lebensvolleren Cylinderform der Säule zu, an welche sich sodann leichte Halbsäulchen zum Tragen der Gewölbgurte anlehnen. Der Pfeiler erscheint in solcher Gestalt als ein durchaus belebtes Ganzes, welches in gebundener, elastischer Kraft emporschießt, und wird auch, was seine Basis und das Kapitäl betrifft, als ein Ganzes behandelt. Das Kapitäl bildet eine leichte umherlaufende Blätterkrone, die sich kelchförmig ausweitet und mit wenig leichten Deckgliedern versehen ist. Was die Formation der Bögen und der Gurte des Gewölbes betrifft, so wird in der germanischen B., wo Bogen u. Pfeiler in einem weit unmittelbareren Zusammenhange standen als in der romanischen, die säulenartige (aufwärts strebende) Gliederung der Pfeiler auch in ihnen fortgesetzt, so jedoch, daß sich dabei zugleich das Gesetz der Spannung, des Bogens, wodurch er sich in seiner schwebenden Bewegung erhält, sein Widerstreben gegen den Druck der Theile, die er zu tragen hat, und der selbstständige Abschluß, welchen die Einwirkung dieser Kräfte nothwendig machen mußte, sichtbar werden. Das Profil des germanischen Bogens hat demnach, im Gegensatz gegen die starre Breite des romanischen, in seiner Hauptform schräge Seitenflächen, die sich einer gemeinsamen Spitze zuneigen. Die einfachste Zusammensetzung der Glieder zeigen die Kreuzgurte des Gewölbes; reicher schon sind die Hauptgurte desselben (die Quergurte) gebildet, noch reicher und mannichfaltiger die Bögen, welche die Pfeiler unmittelbar verbinden und auf denen die Obertheile des Mittelschiffes ruhen. Dasselbe Bildungsgesetz, wie an den Gewölbebögen, erscheint an der Umfassung der Fenster; nur müssen an ihr, da sie zwischen die festen Theile der Mauer eingespannt ist, jene Entwickelungen einen noch bedeutenderen Raum einnehmen. Die Wölbung dieser Umfassung der Fenster befolgt, in Harmonie mit den übrigen Bögen u. gleich diesen das Princip des Emporstrebens ausdrückend, die Linie des Spitzbogens. Der hohe und weite Raum des Fensters würde aber ohne anderweitige Ausfüllung einen sehr auffälligen Kontrast gegen die belebten Gliederungen, die an den übrigen Theilen der germanischen Architektur hervortreten, bilden; dies zu vermeiden, erhält auch er durch ein besonderes Stabwerk, welches man in ihn einsetzt, seine Theilung und Gliederung. Dies Stabwerk erscheint als eine eigenthümliche Architektur von fast selbstständiger Bedeutung; es sind schlanke Säulchen, die sich oberwärts in Spitzbögen verbinden; zwischen dem letzteren und dem großen Spitzbogen der Gesammtumfassung werden kreisförmige u. rosettenartige Stäbe eingespannt, welche dem Ganzen Halt und Festigkeit gewähren. Unter den Fenstern, welche die Obertheile des Mittelschiffes einnehmen, pflegt (wenigstens bei den vorzüglich durchgebildeten Bauwerken) eine durchbrochene Gallerie oder ein gallerieähnliches Nischenwerk eingeschlossen zu sein, dessen Haupttheile mit der Fensterarchitektur in Verbindung stehen und durch dieselbe bestimmt werden. In solcher Weise löst sich die gesammte Oberwand des Mittelschiffes in eine harmonisch bewegte Gliederung auf, und ihre Last verschwindet dem Auge des Beschauers fast gänzlich. Aehnlich wie die Umfassungen der Fenster sind auch die der Thüren gebildet, nur bei weitem reicher und mannichfaltiger, indem die Schrägheit der Mauer, in der sie sich nach dem Aeußeren hin ausbreiten, einen viel größeren Raum zur architektonischen Belebung darbietet. Die Dächer erscheinen bei dem aufstrebenden Charakter, den auch das Aeußere aufs Entschiedenste ausdrückt, in hoher pyramidaler Steigung. Ein einfaches Basement, auf hohem Sockel um die Strebepfeiler und um die Brüstungsmauern unter den Fenstern umherlaufend, gibt dem Ganzen des Gebäudes eine feste Unterlage. Scharf gezeichnete Kranzgesimse unter den Dächern schließen die oberen Theile ab. Die großartigste Entfaltung des Systems der äußeren Architektur findet in der Einrichtung der Façade und in dem Bau der beiden Thürme, welche die Seiten der Façade bilden, Statt. Die Bögen der (gewöhnlich drei) Portale tragen reichgeschmückte Giebel, gleich denen der Fenster. Ueber dem Hauptportal ist ein besonderer Zwischenbau mit einem großen Prachtfenster, dessen Licht in das Mittelschiff fällt, angeordnet. Die Thürme erheben sich viereckig in mehren Absätzen, die sich durch ein reichgegliedertes System von Strebepfeilern aus einander lösen und durch die Anlage bedeutender Fenster belebt werden. Das oberste Geschoß hat eine achteckige Grundform, vor deren Eckseiten wieder freie Thürmchen emporsteigen; über dem Achteck schießt dann eine achtseitige Spitze schlank in die Lüfte empor. In dem Organismus dieses Thurmbaues waltet durchaus das Gesetz vor, das Streben nach aufwärts auszudrücken; je weiter die Bewegung nach oben dringt, um so kühner, schlanker, leichter werden die Verhältnisse. Das achteckige Obergeschoß erscheint bereits frei u. durchbrochen, fast massenlos; noch mehr die Spitze, die nur aus acht freistehenden Rippen besteht, zwischen denen, wie im zierlichen Spiel, ein durchbrochenes Rosettenwerk eingespannt ist. Wo endlich die acht Rippen zur äußersten Spitze zusammenlaufen, breitet eine majestätische Blume in Kreuzesform ihre Blätter gegen den Himmel empor. Kleinere Blumen solcher Art blühen aus jeder Spitze des Aeußeren empor; ebenso sind die Linien der Giebel und der anderen pyramidalen Theile (auch die jener mächtigen Rippen) überall mit Blumen besetzt. Bemerkenswerth ist, daß die germanische Architektur der bildenden Kunst aufs Neue die angemessenste Stelle darbot und mit ihr in ein Verhältniß trat, dessen Wechselbeziehung beiden eine vollendete Wirkung sichern mußte. Die zahlreichsten und umfassendsten bildlichen Darstellungen gehören, wie es die Bedeutung des kirchlichen Monuments erforderte, dem Inneren an; aber es ist nicht mehr, wie in den altchristlichen oder in den späteren Basiliken, eine todte Mauermasse, deren Starrheit sie durch ein buntes Spiel überkleiden; vielmehr erscheinen sie da, wo die architektonische Form ihren Abschluß erreicht hat, wo sie demnach ihre völlig selbstständige Bedeutung zu entfalten vermögen, in den Fenstern durch die Glasmalerei, die eigentlich monumentale bildende Kunst für das Innere der germanischen Architektur. Im Uebrigen sind es in der Regel nur die geringen Mauertheile, welche die Füllungen zwischen der

architektonischen Gliederung bilden, wo anderweite bildliche Darstellungen zur Anwendung kommen. Dann aber ist der großartige Raum des Innern sehr wohl geeignet, selbstständige Monumente von kleinerer Dimension in sich aufzunehmen, die wiederum in architektonischer Anlage einen größeren oder geringeren Reichthum bildnerischer Darstellungen enthalten; dahin gehören die Altarwerke, die Tabernakel, in denen das geweihte Brod aufbewahrt wurde, u. A. Im Aeußeren vereinigt sich vornehmlich die Skulptur mit den architektonischen Formen, und besonders sind es die Portale, welche durch die Gebilde derselben aufs Reichste geschmückt werden. Auch die Giebel über denselben sind insgemein durch Statuen oder Reliefs ausgefüllt, deren sich auch an andern Stellen des Aeußeren, wo die freiere Entfaltung der architektonischen Formen Gelegenheit dazu bietet, namentlich an den Strebepfeilern, deren einzelne Thürmchen sich zum Theil tabernakelartig gestalten und in solchem Einschluß freie Standbilder aufnehmen, finden.

Die erste Entwickelung dieses germanischen Baustyls tritt uns in Frankreich, und zwar in den nordöstlichsten Gegenden desselben, entgegen; in Isle de France, Champagne, Burgund, sowie in den Nachbardistrikten der angrenzenden Landestheile findet sich eine bedeutende Anzahl von Monumenten, welche dies bezeugen. Großentheils gehören dieselben unbedingt zu den ältesten Gebäuden des germanischen Styls, und fast durchweg, auch wo sie in jüngerer Zeit entstanden sind, tragen sie in ihren Hauptformen das Gepräge einer primitiven, noch nicht durchgebildeten Entwickelung, welche uns auf den Ursprung des Styls zurückführt. Unter den älteren Monumenten ist zunächst die Kathedrale von Paris zu nennen, deren gegenwärtiger Bau (angeblich) bereits 1163 gegründet, erst um 1360 vollendet wurde. Verwandten Styl zeigen: der Chor der Kathedrale von Rouen (1212—80), die Kathedrale von Laon, die Kirche Notre Dame zu Dijon (1252 bis 1334), die Kathedralen von Senlis, Auxerre (seit 1213), Sens ꝛc. Die Kathedrale von Chartres, geweiht 1260, zeigt noch eigenthümlich strenge Formen; die von Rheims, begonnen 1211 und um 1250 vollendet, zeigt die konsequenteste Durchbildung des frühgothischen Styls (s. Architekturtafel XII.). Bei der Kathedrale von Amiens (1220—88) nähert sich der Charakter bereits der freieren Entwickelung des Styls, die besonders in Deutschland erscheint. Eigenthümliche und mehr oder weniger abweichende Motive zeigen sich an einigen frühgermanischen Bauten der Normandie. Hierher gehören zunächst der Chor von St. Etienne zu Caen, die Kathedrale von Bayeux (mit Ausnahme der etwas älteren, spätromanischen Arkaden des Schiffes, deren Fortsetzung der übrige Bau ausmacht) u., wie es scheint, die Kathedrale von Coutances. Später entwickelt sich der germanische Baustyl in der Normandie zu einer glänzenden Pracht, der es im Ganzen freilich weniger auf eine innerlich organische Konsequenz, als auf ein eben so leichtes und zierliches wie kühnes und phantastisches Spiel der Formen ankommt. Vor Allem sind die Monumente von Rouen für diese Spätzeit bedeutend. Zugleich finden sich hier einige der glänzendsten Beispiele germanischer Palastarchitektur, wie dieselbe sich am Schlusse der Periode (hier in der Zeit um 1500) gestaltete. Dies sind namentlich das Palais de Justice und das Hôtel de Bourgtheroulde, das letztere bereits mit einigen Elementen, die das Eindringen des modern-italienischen Geschmacks verrathen. Ihnen steht das Schloß Fontaine le Henri bei Caen zur Seite. Andere Beispiele dieser Prachtarchitektur erscheinen in Lothringen u. Burgund, und man bezeichnet zuweilen, an den Glanz des burgundischen Hofes erinnernd, diesen Styl mit dem Namen des burgundischen. An den Monumenten der südfranzösischen Gegenden scheint sich der germanische Styl im Allgemeinen minder rein entwickelt zu haben; hier herrscht mehr oder weniger, und namentlich im Aeußeren, wieder ein gewisses massenhaftes Element vor, wie solches überhaupt mit der Gefühlsrichtung des Südens übereinstimmt. Dasselbe primitive System der germanischen Architektur, welches in den nordöstlichen Gegenden von Frankreich erscheint, zeigt sich auch in den Niederlanden mit voller Entschiedenheit vorherrschend, sowohl bei den minder zahlreichen Kirchen, welche der frühern Entwickelungsperiode des Styls angehören, als bei denen der späteren Zeit, welche die bei weitem größere Mehrzahl ausmachen. Zugleich aber wird dies System hier mit größter Einseitigkeit aufgefaßt und meist ohne alle weitere künstlerische Ausbildung zur Anwendung gebracht. Daher hat in der Regel auch das Aeußere meist einen schweren, nüchternen Charakter, u. wo ein größerer Formenreichthum angewandt wird, erscheint derselbe vorherrschend in dem Gepräge einer äußerlichen, mehr oder weniger willkürlichen Dekoration. Solcher Art sind die meisten Kirchen germanischen Styls zu Valenciennes, Tournay, Lille, Courtray, Ypern, Brügge, Gent, Brüssel, Löwen, Mecheln, Antwerpen, Lüttich, Huy, Dinant ꝛc., und vorzüglich nüchtern die holländischen Kirchen zu Rotterdam, Delft, im Haag, zu Leyden, Haarlem, Amsterdam ꝛc. Nur einzelne kirchliche Gebäude machen davon eine Ausnahme, doch gehören dieselben durchweg den späteren Entwickelungsperioden des Styls an. Das vorzüglichste derselben ist der Dom von Antwerpen, ein Werk des 14. Jahrhunderts, durch die großartige Schönheit der Verhältnisse des Inneren ausgezeichnet. Neben diesem Gebäude sind noch besonders zu nennen: die Kirchen St. Peter zu Löwen, St Martin zu Halle (unfern von Brüssel), St. Waltrudis zu Bergen (Mons), St. Salvator zu Brügge. Der Dom St. Gudula zu Brüssel (im Inneren mit Säulen) ist durch seine schöne Façade aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts ausgezeichnet, die sich, ihren Hauptmotiven nach, der deutsch-germanischen Bauweise nähert. Die niederländischen Kirchen tragen das Gepräge von Hallen des öffentlichen Verkehrs, wie überhaupt die Bauten solcher Art, Stadthäuser, Fruchthallen und dergleichen, als sehr wichtige und umfassende Anlagen erscheinen In den letzten Zeiten des germanischen Styls sind es diese Bauten, an denen sich sogar eine höhere künstlerische Ausbildung entfaltet und deren architektonische und bildnerische Dekoration in eigenthümlich reicher und geschmackvoller Weise durchgeführt erscheint. Das glänzendste u. prachtvollste Beispiel solcher Bauanlagen ist das Stadthaus von Löwen (1448—69); andere namhafte Stadthäuser finden sich zu Brüssel, Gent (der ältere Theil desselben, gegründet 1481), Brügge (bereits 1376 gegründet), Ypern, Oudenarde, Arras, Mons ꝛc. Eine beson-

dere Zierde vieler von diesen Stadthäusern ist der städtische Glockenthurm, Belfroy genannt, der sich leicht und kühn über dem Gebäude erhebt. In England ward der germanische Baustyl fast ebenso früh wie in Frankreich und, wie es scheint, nicht ganz ohne einen von dort ausgegangenen Einfluß eingeführt; doch nahm derselbe hier alsbald eine sehr eigenthümliche und von der französischen Behandlungsweise völlig abweichende Richtung. Es ist jenes Element einer reicheren, mannichfaltigeren Gliederung und Theilung der Formen, einer bunteren und mehr spielenden Ornamentik, welches bereits bei den romanischen Bauten von England hervorgetreten war und auch die Auffassung des germanischen Styls bestimmte. Aber wie früher, so gelangte auch jetzt die englische Architektur, einzelne Ausnahmen abgerechnet, nicht zu einer vollständig organischen Durchbildung. Der Reichthum der Formen, mit welchen die Gebäude geschmückt erscheinen, ward nicht durch eine innerlich stetige, gewissermaßen naturnothwendige Entwickelung hervorgebracht; vielmehr beruhte derselbe auf einem mehr oder weniger willkürlichen Formenspiele, und es ist im Wesentlichen nur ein äußerliches Gesetz, nur ein trockener und starrer Schematismus, welches Uebereinstimmung in dieses bunte Spiel bringt. Für den ersten Beginn der germanischen B. in England sind besonders zwei Bauwerke wichtig: die Kathedrale von Canterbury und die Templerkirche zu London. Der früheren Zeit des 13. Jahrhunderts gehört unter andern die Kathedrale von Salisbury (gebaut von 1220—58) an, die durchaus ein Ganzes aus Einem Gusse bildet und somit die umfassendste Gelegenheit gibt, die erste selbstständige Entwickelung des englisch-germanischen Baustyls im Ganzen wie in allen seinen Einzelnheiten zu beobachten. Für eine gewisse strengere Organisation des germanischen Baustyls gibt die Kathedrale von Exeter, deren wesentliche Theile in die Zeit von 1280 bis 1370 fallen, ein sehr bezeichnendes Beispiel. Die Westminsterkirche zu London, 1270 begonnen, näherte sich auf eigenthümliche Weise, besonders was die Anordnung des Grundrisses betrifft, dem System der französischen Kathedralen; doch erkennt man auch hier, in der Bildung der einzelnen Theile, deutlich englische Behandlungsweise. Die edelste und reinste Durchbildung des germanischen Baustyls zeigt sich im Schiff der Kathedrale von York (1291 bis 1330) und in dem gleichzeitig erbauten Kapitelhause derselben Kirche; hier nähert sich die Behandlung der geläuterten Durchbildung des Styls, die sonst meist nur in Deutschland gefunden wird. Mancherlei ansprechende Motive finden sich an den malerischen Ruinen der Abtei von Tintern (unfern von Monmouth), der Abtei von Netley (unfern von Southampton), der Kapelle von Holyrood zu Edinburg, der Abtei von Melrose (am Tweed, Grafschaft Roxburgh) ꝛc. An einzelnen Monumenten der Spätzeit des germanischen Styls entfaltet sich in England das eigene dekorative Element zu nirgends sonst erreichtem Glanz und Reichthum, besonders in der Ausbildung des Gewölbes. Als eins der früheren Beispiele dieser zierlichen Behandlungsweise ist der Kreuzgang der Kathedrale von Gloucester (1381) zu nennen, neben ihm die Lady Chapel der Kathedrale von Peterborough, die Kapelle des heiligen Georg zu Windsor. Das edelste und am bedeutsamsten durchgebildete Beispiel aber enthält die Kapelle des Kingscollege zu Cambridge (begonnen 1441, beendet 1530), und bis zur überschwänglichen Pracht entfaltet erscheint dieselbe Weise der Architektur an der gleichzeitigen Begräbnißkapelle Heinrichs VI., an der Westminsterkirche zu London. In Deutschland kam der germanische Baustyl zwar etwas später als in Frankreich u. in England zur Entfaltung und allgemeinen Anwendung, jedoch nur da hat er sich am herrlichsten durchgebildet und das Kolossalste geschaffen. Die ältesten Beispiele, die wir in Deutschland kennen, zeigen uns den germanischen Styl gewissermaßen noch im Kampf mit den Hauptformen des romanischen. Als eins der wichtigsten Beispiele für das erste Auftreten desselben in Deutschland kann das Schiff der Kirche St. Gereon zu Köln (1212—27) genannt werden. Wichtiger noch ist der Dom von Madgeburg, der 1208 od. 1211 begonnen wurde; dann ist die alte Pfarrkirche zu Regensburg zu nennen, an welchem Gebäude sich das frühgermanische Element, im Innern jedoch auch noch mit Pfeilern statt der Säulen, wesentlich vorherrschend zeigt. Die Kirche zu Ruffach im Elsaß nähert sich dagegen entschieden dem System der älteren französisch-germanischen Kirchen. In den westlichen Gegenden von Deutschland ist zunächst die Liebfrauenkirche zu Trier (gebaut von 1227—44) von großer Wichtigkeit. Schlichter und klarer gestaltet sich der germanische Baustyl an der Elisabethkirche zu Marburg, die 1235 gegründet und 1283 im Wesentlichen vollendet wurde, in vollständiger, durchaus harmonischer und zugleich höchst grandioser Entfaltung aber am Dom von Köln, 1248 gegründet, dem vollendetsten Meisterwerk der germanischen Architektur. Als unerreichtes Muster künstlerischer Konception zeigt sich uns der Entwurf der Façade mit den beiden mächtigen Thürmen; im völligen Gegensatze gegen das zertheilende u. trennende Gallerienwesen des französischen Façadenbaues steigt hier das Ganze, unendlich zergliedert, aber in durchaus stetiger Entwickelung und mit unablässigem Bezug auf den höchsten Gipfelpunkt, empor. Neben ihm ist zunächst die Kirche der Eistercienserabtei Altenberg bei Köln zu nennen, deren Hauptanlage (namentlich was den Chor betrifft) mit der des ersteren übereinstimmt. Eine nahe Verwandtschaft verräth auch die Kathedrale von Metz, und in reich entwickelter, doch schon beträchtlich später Ausbildung (die namentlich an der Fensterarchitektur bereits mannichfache Willkürlichkeiten zuläßt) zeigt sich das System des kölner Doms an der Kollegiatkirche von Xanten nachgeahmt. Von höchster Bedeutung für die weitere Entwickelung der deutsch-germanischen B. ist ferner die Katharinenkirche zu Oppenheim, obgleich dies Gebäude keineswegs als ein Ganzes aus Einem Gusse zu betrachten ist. Als ein anderes Beispiel von reiner und edler Entfaltung des Styls reiht sich den eben genannten die Kirche von Wimpfen im Thale (1262—78) an. Bedeutsam sind ferner das Schiff des Münsters zu Freiburg im Breisgau und des Münsters von Straßburg, dessen Façade im Wesentlichen das Vorbild des französischen Kathedralstyls befolgt, in sofern sie, statt das Gesetz einer durchgehenden, aufwärts strebenden Entwickelung (wie am kölner Dom) zur Erscheinung zu bringen, trennende Gallerien zeigt. Unter den früheren Bauten germanischen Styls in

den sächsischen u. thüringischen Gegenden ist, außer dem Dom von Magdeburg, als ein zunächst charakteristisches Beispiel der Chor der Kirche von Schulpforta (1251—68) zu nennen; sodann der ungefähr gleichzeitige Westchor des Doms von Naumburg, beide noch mit einzelnen, alterthümlich strengen Motiven. Ebenfalls um die Mitte des 13. Jahrhunderts ist der Bau des Doms von Halberstadt (mit Ausnahme des älteren Unterbaues der Façade) begonnen. Der Dom von Meißen ward, wie es scheint, in der späteren Zeit des 13. Jahrhunderts begonnen, aber erst im Verlauf der beiden folgenden zu seiner jetzigen Gestalt gebracht. Als ein edles Werk etwas jüngerer Zeit ist diesen Monumenten der Chor des Doms von Erfurt (1349—53) anzureihen. Einige der vorzüglichsten Bauwerke, die sich in den südöstlichen Gegenden von Deutschland befinden, geben treffliche Beispiele für die weitere Gestaltung der deutsch-germanischen Architektur. So zunächst der Dom von Regensburg, um den Schluß der germanischen Periode in seiner jetzigen Gestalt beendet, dann der Dom St. Stephan zu Wien, der Dom zu Prag (1343—85), der Münster von Ulm, 1377 gegründet. In Franken sind der zierliche Chor der Kirche von Weißenburg (geweiht 1327), die Frauenkirche zu Nürnberg (1355—61), die Lorenzkirche u. der Chor der Sebalduskirche daselbst (1361 bis 1377), die Frauenkirche von Ingolstadt (gegründet 1425), die Stadtkirche zu Wimpfen am Berge (gegründet 1494) zu nennen. Aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammen die Liebfrauenkapelle zu Würzburg (1377—1409), die Kirche St. Martin zu Landshut (1432—78), die Frauenkirche zu München (1468 bis 1494), dann weiter nordwärts die Peter- und Paulskirche zu Görlitz (1423—97) und die dortige Frauenkirche (1458—73), das Schiff des Doms von Erfurt (1472), der Dom zu Freiberg im Erzgebirge (nach 1484), das Schiff des Doms von Merseburg (um 1500), die Marienkirche zu Zwickau (1453—1536) und die Liebfrauenkirche zu Halle (1529), die Nikolaikirche zu Zerbst (1446—94) ꝛc. Für die spätere Entwickelungszeit des germanischen Styls sind ferner jene dekorativen Architekturen bezeichnend, die zu verschiedenen Zwecken, als Lettner, Tabernakel u. dgl., im Innern der Kirchen aufgeführt und reich mit plastischem Schmucke versehen und für dessen Aufnahme eingerichtet wurden. Aus den früheren Perioden sind solche Werke sehr selten; unter den spätromanischen Werken ähnlicher Art sind namentlich die Lettner im Dom von Magdeburg (begonnen 1448), im Dom von Halberstadt (beendet 1510), der sogenannte Apostelgang im Dom zu Münster u. a. auszuzeichnen. An den Tabernakeln findet man nicht selten mancherlei phantastisch barocke Formen, wie namentlich an dem berühmtesten Werke dieser Art, dem in St. Lorenz zu Nürnberg. Die Einrichtung der Tabernakel, doch meist in einfacherer Behandlung, wurde auch für die an öffentlichen Straßen errichteten Heiligenhäuschen beibehalten. Eins der interessantesten, noch in einfach reinem Styl gebildet, ist das sogenannte hohe Kreuz bei Godesberg unfern Bonn (1333); so auch mehrfach bei öffentlichen Brunnen, unter denen vor allen der um 1360 errichtete sogenannte schöne Brunnen zu Nürnberg von Bedeutung ist. Für die Dekoration der öffentlichen, für städtische Zwecke errichteten Gebäude und der Privatwohnungen hat auch in Deutschland der germanische Baustyl mannichfach günstige Formen geliefert, wie dies viele Werke dieser Art zu Regensburg, Ulm, Nürnberg, Frankfurt am Main, Koblenz, Münster u. a. O. bezeugen. In den Städten an der Nordseite des Harzes findet sich für solche Gebäude insgemein ein hölzernes Fachwerk angewandt, das zum Theil wieder in sehr eigenthümlichen und anziehenden Formen verarbeitet ist. Die bedeutendsten Beispiele dieser Dekoration sieht man zu Halberstadt. Auf eigenthümliche Weise gestaltete sich der germanische Baustyl in den Küstenländern der Ostsee und in einigen an dieselben zunächst angrenzenden Gegenden von Deutschland: in Holstein, Mecklenburg, Pommern, den brandenburgischen Marken, in Preußen, auch (wie es scheint) in Kurland und Livland, sowie in den skandinavischen Ländern. Derselbe unterscheidet sich von derjenigen Ausbildung des Systems, die vornehmlich im westlichen Deutschland zur schönsten Blüthe gedieh, durch eine ungleich größere Schlichtheit und Strenge; das Gefühl ist kühler und ruhiger, die lebhaft durchgeführte Gliederung des architektonischen Ganzen, die rhythmisch bewegte Entwickelung seiner Theile tritt wiederum gegen die Massenwirkung zurück; dabei aber fehlt es keineswegs an künstlerischem Sinne, der sich sowohl in dem kräftigen Ernst der Hauptformen, als in der großartigen Kühnheit der Verhältnisse entschieden genug ausspricht, auch im Aeußeren zu einer eigenthümlich gestalteten Ornamentik führt. Eins der großartigsten Werke dieser Art ist das Schloß von Marienburg, dem die übrigen Burgen des deutschen Ordens zu Gollupp, Poppowo, Kowalewo, Thorn, Meve, Rheden, Lochstädt verwandt sind.

In Italien blieb man im Wesentlichen zunächst bei den Bedingnissen des romanischen Gewölbebaues stehen. Was man an Spitzbögen, Giebeln, Spitzsäulchen und an dekorirenden Formen unmittelbar von der germanischen Bauweise annahm und mit jenem Elemente verband, erscheint nur als eine äußerlich gebotene Huldigung, welche dem allgemeinen Zeitgeschmack darzubringen man nicht wohl umhin konnte. Der italienisch-germanische Baustyl, wenn überhaupt von einem solchen die Rede sein kann, bildet kein in sich begründetes Ganzes; die Architektur ist in ihren wesentlichen Theilen meist roh und unentwickelt, obgleich sie häufig mit reicher Dekoration versehen ward. Als eines der frühesten germanischen Monumente in Italien ist die Kirche S. Francesco in Assisi zu nennen, die von 1218—30 durch einen Deutschen, Meister Jakob, erbaut sein soll. Wenig jünger ist die Kirche S. Antonio zu Padua (begonnen 1231, in ihren wesentlichen Theilen 1307 beendet), doch tritt hier in den Hauptformen noch gar kein germanisches Element hervor. Das Innere des Doms von Siena, der gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts begonnen wurde, hat eigenthümliche, edle Verhältnisse, die Ausbildung desselben ist aber im Wesentlichen die eigentlich italienische. Der Dom von Orvieto (1290 begonnen) hat im Schiff, den Basiliken vergleichbar, noch Rundsäulen und Halbkreisbögen. Diesen Monumenten sind der Campo Santo und die kleine Kirche Sta. Maria della Spina zu Pisa anzureihen. Der Dom von Arezzo zeichnet sich in den Verhältnissen u. Formen des Innern durch eine vorzüglich

harmonische Durchbildung nach italienischem Princip aus (das Aeußere ist unvollendet), ebenso die Kirche S. Maria Novella zu Florenz (1279). Höchst roh erscheint dagegen die Kirche S. Croce zu Florenz (1294), obgleich als deren Baumeister der berühmte Arnolfo di Cambio genannt wird. Von diesem Arnolfo wurde 1296 auch der Dom S. Maria del Fiore zu Florenz gegründet, der eine reichere, aber zugleich eine unschöne Durchbildung des italienischen Systems zeigt. Die Kirche S. Petronio zu Bologna (begonnen 1390) ist, was das Hauptprincip ihrer innern Struktur anbetrifft, ähnlich schwer, unorganisch in den Formen und gesperrt in den Verhältnissen, wie der Dom zu Florenz. Bei weitem das großartigste und merkwürdigste aller kirchlichen Monumente germanischen Styls, welche Italien besitzt, ist der Dom von Mailand, der 1386 gegründet und in seinen Haupttheilen am Schlusse des 15. Jahrhunderts beendet ward. Gleichzeitig mit ihm ist ein anderes Monument, welches ebenfalls zu den reichsten und bedeutendsten der Lombardei gehört, die Karthause bei Pavia (1396—1499). Wie in der Dekoration der Kirchenfaçaden, so entwickelt sich auch an den Palästen und öffentlichen Hallen von Italien der germanische Baustyl nicht selten in eigenthümlich glänzender Weise. Mehrfach gestalten sich seine Formen hier zu einem so harmonischen und anmuthvollen Ganzen, daß diese Beispiele unbedenklich als das Vollendetste zu bezeichnen sind, was der germanische Styl überhaupt in Italien hervorgebracht hat. Vornehmlich gehören die Werke dieser Art wiederum dem oberen Italien, meist aber erst der späteren Zeit des Styls an. So erscheinen der öffentliche Palast von Florenz (Palazzo vecchio) u. der von Siena, beide dem 13. und 14. Jahrhundert angehörig, noch als schwere, burgähnliche Massen. Dagegen zeichnet sich die Halle zu Florenz, welche den Namen der Loggia dei Lanzi führt, durch edle, würdige Verhältnisse aus, obschon die Pfeilerformation noch florentinisch schwer ist. Sehr bedeutend ist die Börse (Loggia del mercanti) zu Bologna. An den öffentlichen Palästen einiger lombardischen Städte, wie an denen von Como, Cremona, Piacenza, entwickelt sich eine eigenthümlich anziehende Dekoration, in welcher romanische und auch arabische Elemente mit Glück benutzt sind. In reicher Pracht, moderne Formen ziemlich harmonisch in die des germanischen Styls verschmelzend, erscheint die Façade des sogenannten großen Hospitals zu Mailand, 1456 gegründet. Vor allen jedoch erhalten die Façaden der Paläste von Venedig in dieser Periode eine ebenso charakteristisch-bedeutsame wie anmuthvolle Gestalt. Als eins der reichsten, aber noch schweren und minder entwickelten Beispiele solcher Gebäude ist zunächst der Dogenpalast, gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts gebaut, zu nennen. Zierlicher ist eine Reihe von Privatpalästen, die, meist aus jüngerer Zeit herrührend, am Canal grande liegen, so die Paläste Cavalli, Foscari, Pisani, Barbarigo, Sagredo, die Ca Doro (fälschlich „D'Oro" geschrieben) u. a.

Nach den wenigen Anschauungen, die uns bis jetzt über die Ausbildung der germanischen Architektur in Spanien und Portugal vorliegen, scheint sich dieser Baustyl dort in ungleich größerer Reinheit erhalten zu haben, als in Italien, doch fehlt es im Einzelnen, wie in der spanisch-romanischen Architektur, auch nicht an Einflüssen des maurischen Baustyls. Bei der Kathedrale von Burgos (1299) finden sich Pfeiler angewendet, welche ganz aus Halbsäulen, als Gurtträgern, zusammengesetzt sind. Ein reiches und glänzendes Aeußeres entfaltete sich an der Kathedrale zu Barcelona (angeblich 1217 gegründet), deren Façade 1442 durch zwei Meister von Köln, Johann und Simon, angelegt worden sein soll. Außerdem sind unter den spanischen Kirchen noch anzuführen: die Kathedrale von Segovia, deren Aeußeres ziemlich streng massenhaft erscheint, die von Sevilla, fünfschiffig mit brillanter Façade, doch schon mit Formen der spätern Entwickelungszeit des Styls, die Kirche de los Reies zu Toledo (1494—98), reich und geschmackvoll dekorirt, und die Kirche des Dominikanerklosters zu Valladolid, in deren Façade sich aber bereits eine wüste Ausartung zeigt, indem die verschiedenartigsten germanischen und maurischen Formen bunt durcheinander gewürfelt sind. Unter den Arkaden der Klosterhöfe finden sich mehrfache Reminiscenzen an die maurische Kunst, minder entschieden an denen der Klöster Montserrat und Poblet, deutlicher im Kloster von Guadalupe, wo Pfeiler durch spitzgewölbte Hufeisenbögen verbunden werden, und in vorzüglich schöner, doch freier Behandlung der germanischen Formen in dem Dominikanerkloster zu Valladolid. An öffentlichen städtischen Bauten, wie an dem Rathhause von Barcelona und an der Börse von Valencia, entwickelt sich ein nicht minder ansprechender Dekorationsstyl. Die edelste und regelmäßigste Ausbildung des germanischen Baustyls auf der gesammten pyrenäischen Halbinsel tritt uns in der Kirche des Klosters von Batalha in Portugal entgegen, in deren Innerem, den besten deutsch-germanischen Bauten wenigstens nahe stehend, ein vorzüglich reines System sich entwickelt. Das Mausoleum des Königs Johann I., ein besonderer Bau zur Seite der Kirche, ist ziemlich in denselben Formen ausgeführt; dagegen zeigt das (unvollendete) Mausoleum des Königs Emanuel aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, welches sich als ein mächtiges Oktogon hinter dem Chor der Kirche erhebt, schon den Uebergang in den neuern Styl.

Die moderne B. beruht auf der Wiederaufnahme der antiken Bauformen, und zwar vorzugsweise der römischen Formen, welche sich der erwachenden historisch-wissenschaftlichen Richtung zunächst darboten und welche mit den Bedürfnissen der neuern Zeit vorzugsweise übereinstimmen mußten, während man mit den Formen der griechischen Architektur erst seit wenigen Jahrzehnten näher bekannt geworden ist, diese auch, in ihrer einfachen Bestimmtheit, im Ganzen ungleich weniger anwendbar sein konnten. Die moderne B. steht demnach (bis auf die Ausnahmen der jüngsten Zeit) ziemlich auf gleicher Stufe mit der römischen, das heißt: sie entäußerte sich aller derjenigen Vorzüge, welche in der romanischen und in der germanischen Periode durch das Streben nach einer gesetzmäßig-organischen Durchbildung des inneren Raumes, überhaupt des Gewölbes errungen waren, und trat in den unentwickelten Zwitterzustand zurück, welchen der rohe, (ob auch reich dekorirte) Gewölbebau der Römer (in Verbindung mit dem griechischen Säulenbau) und die (für das Ganze zwar nothwendige) Barbarisirung der Detailformen des letzteren hervorgebracht

hatten. Wo uns die moderne B. in edlerer Ausbildung erscheint, da ist es gleichwohl meist nicht eine organisch sich entfaltende Bewegung, die das Ganze durchdringt, vielmehr nur eine mehr oder weniger geistreich erdachte, mehr oder weniger harmonisch gestattete Dekoration, welche die architektonische Masse bedeckt.

Als die Wiege der modernen B. erscheint Italien, dessen Werke fast ausschließlich das Vorbild für die architektonischen Unternehmungen der übrigen Länder blieben. Die eigentliche Blütbezeit des Styls fällt in das 15. Jahrhundert. An der Grenzscheide des romantischen Zeitalters stehend, sind die Bauten dieser Periode noch von einem frischeren Lebenshauch beseelt, der ihnen ein eigenthümlich anziehendes Gepräge verleiht. Noch bemüht man sich, mit Selbstständigkeit die klassischen Formen aufzufassen und diese mit besonderer Rücksicht auf das von den antiken Gebäuden abweichende Ganze auszubilden, während sich später das Ganze vielmehr dem als Princip aufgenommenen antiken System fügen muß. Bedeutsam erscheint zunächst und vorzugsweise die Palastarchitektur dieser Periode. Die architektonischen Massen werden hier noch kräftig und großartig zusammengehalten, ohne daß sich dieselben durch eine aufgeklebte Scheinarchitektur zu etwas Anderem gestalten, als was sie sein sollen; aber da, wo die Massen sich naturgemäß in einzelne Theile sondern, namentlich an den Oeffnungen der Fenster und Thüren, entwickelt sich gleichwohl eine bewegtere Gliederung, wozu die Formen der antiken Kunst mit Geist und Geschmack verwandt werden. Freilich ist dies nur eine Architektur des Aeußeren, doch ist dieselbe wenigstens mehr als eine müßige Dekoration. Anders aber verhält es sich mit den kirchlichen Monumenten; hier, wo es vorerst auf eine architektonische Belebung des inneren Raumes ankam, konnten die antiken Vorbilder nicht ausreichen. So sind diese Werke von vorn herein weniger bedeutend. Die besseren von ihnen, die besonders der früheren Zeit des 15. Jahrhunderts angehören, zeigen ein geistreiches Zurückgehen auf die einfache Basilikenform; später erscheinen Gewölbanlagen nach römischer Art, mit massigen, durch Pilaster bekleideten Pfeilern, meist auch mit Kuppeln, nach jener von den Byzantinern erfundenen Weise. Wir unterscheiden in der Periode des 15. Jahrhunderts einige namhafte Bauschulen. Als die bedeutendste derselben tritt uns zuerst die toskanische Schule, die in Florenz ihren Sitz hat, entgegen. An ihrer Spitze steht, als der vorzüglichste Begründer der modernen B., Filippo Brunelleschi (1375—1444), von dem der Bau der kolossalen Kuppel, mit welcher die Chorpartie des Doms von Florenz bedeckt ist, die beiden florentinischen Kirchen S. Lorenzo und S. Spirito und der Palast Pitti (dessen Oberbau und Hof aber erst später ausgeführt wurden) daselbst herrühren. Der Burgcharakter dieses Palastes bleibt nun für geraume Zeit der Typus der florentinischen Paläste; sie erscheinen inmitten des städtischen Verkehrs als feste Schlösser, in denen die angesehensten Geschlechter residiren, charakteristisch für die Nachwirkung mittelalterlicher Lebensverhältnisse, die sich auch in der in Rede stehenden Periode noch häufig genug von Einfluß zeigten. Aber es gelang den folgenden Baumeistern, der rohen Anlage zugleich das Gepräge künstlerischer Würde und Schönheit zu geben: durch gemessene Gestaltung jener großen Werkstücke (der Bossagen), aus denen die Paläste aufgeführt wurden, durch ein kräftig abschließendes und krönendes Hauptgesims, durch zierliche Füllung der Fenster ꝛc. Hierher gehört, als eins der wichtigsten Beispiele, der Palast, den Brunelleschi's vorzüglichster Schüler, Michelozzo Michelozzi, für Cosimo Mediei baute (jetzt Palast Riccardi). Verwandten Styl mit dem Palaste Riccardi zeigt der Palast Strozzi zu Florenz, der von Benedetto da Majano 1489 begonnen und von Simone Cronaca (erst 1533) beendet wurde. Aehnliche Paläste finden sich in Siena; besonders bemerkenswerth und den genannten völlig ähnlich ist unter diesen der Palast Piccolomini (begonnen 1469), jetzt der Regierungspalast, der dem Francesco di Giorgio, einen namhaften Architekten jener Zeit, der besonders als Kriegsbaumeister thätig war, zugeschrieben wird. Vermuthlich rühren diese Werke aber nicht von ihm, sondern von dem Florentiner Bernardo Rossellini her, einem höchst ausgezeichneten Meister, der im Auftrage des Papstes Pius II. (aus dem Hause Piccolomini) im Gebiete von Siena thätig war und der namentlich die Ausführung der Prachtbauten leitete, mit denen Pius II. das nach ihm genannte Pienza schmückte. Unter den übrigen florentinischen Architekten der Zeit sind hervorzuheben: Agostino di Guccio, von dem das zierliche Kirchlein der Brüderschaft von S. Bernardino zu Perugia (1462) herrührt und dem man auch die dortige sehr geschmackvolle Porta di S. Pietro (1457—81) zuschreibt; Giuliano da Majano, der in Rom den sogenannten venetianischen Palast baute, dem er ein fast noch mehr kastellartiges Gepräge gab, als an den florentinischen Bauten ersichtlich wird; Baccio Pintelli, von dem verschiedene Kirchen in Rom, S. Agostino, Sta. Maria del Popolo u. a., auch die sixtinische Kapelle des Vatikans (1473) erbaut sind. Einer der vorzüglichen florentinischen Architekten ist endlich Leo Battista Alberti (1398—1472), der zuerst mit einem entschiedener gekehrten Studium des klassischen Alterthums hervortrat und zu der Richtung derjenigen Meister hinüberleitet, die sich im Anfange des 16. Jahrhunderts ausgezeichnet haben.

Nächst den florentinischen Bauschulen des 15. Jahrhunderts erscheint besonders die von Venedig von Bedeutung, die sich indeß als eine selbstständige moderne erst in der späteren Zeit des Jahrhunderts entwickelt. Die venetianischen Paläste dieser Zeit zeichnen sich, im Gegensatz gegen den machtvollen Ernst jener von Toskana, durch eine eigenthümliche Leichtigkeit und Eleganz aus; eine besondere Weise der Dekoration, die sich auf die ältesten venetianischen Vorbilder, auf die Anlagen des byzantinischen Styls (wie S. Marco) zu gründen scheint, diem zur Verstärkung dieses Eindruckes. Es ist eine Art musivischen Schmuckes, indem Täfelungen, Kreise, Leistenwerk und dergleichen, aus verschiedenfarbigem werthvollen Stein gebildet, als Füllstücke in das Mauerwerk der Façaden eingelassen sind. Die kirchlichen Gebäude, im Inneren zwar wieder weniger bedeutend, nehmen in der Gestaltung ihres Aeußeren an diesen Einrichtungen Theil; auch zeigt sich hier noch eine bemerkenswerthe der byzantinischen Architektur entnommene Eigenthümlichkeit in der Form der halbrunden Giebel, die sich nunmehr

auf mannichfach brillante Weise gestalten. Als die Meister der Bauanlagen dieser Art werden verschiedene Architekten namhaft gemacht, doch ist es schwer, den Einzelnen das ihnen Zugehörige anzuweisen. Besonders zahlreich sind die Werke, die man der Familie der Lombardi zuschreibt; als die ausgezeichnetsten unter den Gliedern dieser Familie werden Martino und Pietro Lombardo genannt. Unter den venetianischen Palästen dieser Periode sind als Hauptbeispiele zu nennen: der Palast Pisani a. S. Polo, die Paläste Angarani (oder Manzoni) und Dario, der Palast Vendramin Calergi (1481), als Werk des Pietro Lombardo geltend, der Palast Corner Spinelli, der Palast Contarini (1504), der Palast dei Camerlinghi neben Ponte Rialto, gebaut von Guglielmo Bergamasco (1525). Ein Hauptbau vom Ende des 15. Jahrhunderts sind die Procurazie vecchi am Marcusplatze, von Maestro Bartolomeo Bueno Bergamasco erbaut. Unter den kirchlichen Gebäuden sind hervorzuheben: S. Zaccaria (1457), dem Martino Lombardo zugeschrieben, die Scuola di S. Marco, neben der Kirche S. Giovanni e Paolo, erbaut von Martino Lombardo (1485), die Scuola di S. Rocco, 1517 von Bartolomeo Buono u. A. erbaut. Von dem gelehrten Architekten Fra Gioeondo aus Verona rührt der Fondaco dei Tedeschi zu Venedig her; sehr bedeutend und interessant ist der Rathspalast (Palazzo del Consiglio), den er zu Verona erbaute.

Mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts beginnt in der italienischen B. eine größere kritische Strenge, was die Behandlung der antiken Bauform betrifft, vorherrschend zu werden, in verwandter Richtung mit denjenigen Bestrebungen, welche zuerst bei dem Florentiner Alberti hervorgetreten waren: dadurch ward jetzt im Allgemeinen eine gewisse äußere Reinheit des Styls erreicht, zugleich aber auch jener mehr poetische Hauch, jene lebensvollere Phantasie verkümmert, welche die Mehrzahl der Werke des 15. Jahrhunderts noch durchzogen hatten. Man blieb fortan bei den Regeln stehen, die man aus den antiken Monumenten und aus den Büchern des Vitruv entnahm; und wo gleichwohl ein auf die malerische Wirkung gerichteter Sinn die Veranlassung gab, daß von der einfachen Kombination der antiken Formen abgewichen ward, da vermochte man dennoch den Schulregeln nicht völlig zu entsagen, so daß die Abweichung das Gepräge einer willkürlichen Manier annehmen mußte. Rom ward für jetzt der bedeutsamste Mittelpunkt der italienischen Architektur. Als der erste Meister, der für den genannten Umschwung der architektonischen Richtung vorzüglich wirksam war, ist Donato Lazzari, gewöhnlich Bramante genannt, aus dem Herzogthum Urbino (1444—1514), zu nennen. Doch steht er noch im Uebergange aus der einen in die andere Richtung, und diejenigen seiner Werke, die er noch im 15. Jahrhundert ausführte, lassen wesentlich noch die ältere Behandlungsweise erkennen. Seine mailänder Bauten tragen ganz das anmuthige Gepräge, welches die oberitalienische Architektur aus der spätern Zeit des 15. Jahrhunderts auszeichnet, und gehören entschieden zu den interessantesten Leistungen dieser Art. Später ging Bramante nach Rom, wo ihn die unmittelbare Nähe der altrömischen Monumente zu einer strengeren Nachahmung ihrer Formen getrieben zu haben scheint. Die Werke, welche er hier ausführte, haben entschieden jenen Charakter, der oben als der des 16. Jahrhunderts bezeichnet ist; auch sie zeigen zwar noch viel Grazie, viel feinen Sinn und Geschmack, zugleich aber auch jene beginnende größere Nüchternheit des Gefühls. Dem Bramante vorzüglich verwandt erscheint Baldassare Peruzzi (1481—1536), der in Rom verschiedene Paläste erbaute, z. B. die sogenannte Farnesina, eine für Agostino Chigi ausgeführte Villa, im Aeußeren mit Pilasterstellungen geschmückt. Ein Schüler des B. Peruzzi war Sebastiano Serlio, der indeß weniger durch ausgeführte Werke, als durch sein Lehrbuch der Architektur bekannt ist. Einer der wichtigeren Nachfolger Bramante's in Rom war Antonio da Sangallo aus Florenz († 1546), der Erbauer des Palastes Farnese, der in seinen schönen und großartigen Verhältnissen eine Nachwirkung des älteren florentinischen Palaststyls zu verrathen scheint. Pirro Ligorio († 1580), ebenfalls ein Nachfolger der Richtung des Bramante, war bemüht, sich völlig in den Geist des klassischen Alterthums zu versenken, wovon unter seinen ausgeführten Bauwerken die in den vatikanischen Gärten belegene Villa Pia (früher Casino del Papa) Zeugniß gibt, die als das zierlichste und anmuthvollste Beispiel antiker Villenarchitektur erscheint. Ein anderer Geist entwickelt sich in der italienischen Architektur durch die Bestrebungen des Michel Angelo Buonarotti (1474—1564). Im Gegensatz zu den früheren Meistern, die mit naiver Anmuth in den Formen der Antike sich bewegten, im Gegensatz auch zu seinen Zeitgenossen, welche diese Formen mit gewissenhafter Treue festhielten, beginnt er, dieselben nach Laune und Willkür umzugestalten und somit den Ausartungen der Folgezeit das Thor zu öffnen. Das Hauptwerk, welches er zu Rom im Fache der Architektur ausgeführt hat, ist der Bau der Peterskirche. Von den Schülern Michel Angelo's ward sein architektonischer Geschmack mit mehr oder weniger eigenthümlichem Sinne nachgeahmt; mit besonderem Wohlgefallen hielt unter diesen Giovanni del Duca an des Meisters manieristischen Ausartungen fest. Gleichwohl fand diese willkürliche Behandlungsweise der B. in den nächsten Jahrzehnten nach Michel Angelo's Tode noch nicht eine sonderlich verbreitete Nachfolge. So ist unter den jüngeren Zeitgenossen dieses Meisters zunächst Giacomo Barozzio genannt Vignola (1507—73), zu nennen, der vornehmlich strenger an dem Studium des klassischen Alterthums festzuhalten strebte und dafür durch Beispiel und Lehre zu wirken suchte, in letzterem Bezug namentlich durch das Werk, welches er über die fünf Säulenordnungen des klassischen Alterthums verfaßte. Sein Hauptwerk ist das Schloß Caprarola auf dem Wege von Rom nach Viterbo, ein Gebäude von eigenthümlich sinnreicher und großartiger Anlage. Gleichzeitig mit Vignola, und in ziemlich verwandter Richtung mit diesem, bildete sich in Rom Galeazzo Alessi (1500—72) aus. Seine in Genua aufgeführten Paläste sind im Allgemeinen weniger durch ihre Façaden, als durch die Anordnung der inneren Räume, namentlich der Vestibüle, der Höfe, der Treppenhallen, ausgezeichnet; in diesen wußte er mit Glück und fern von launenhafter Willkür eine eigenthümlich großartige malerische Wirkung zu erreichen. Andere Eigenthümlichkeiten gewahrt man bei denjenigen

Architekten, die in der Periode des 16. Jahrhunderts im venetianischen Gebiet beschäftigt waren. Unter ihnen ist, als einer der früheren Meister, Michele Sanmicheli von Verona (1484—1549) zu nennen, der zwar vorzugsweise nicht in der schönen B., sondern als Festungsbaumeister berühmt ist. Ihm schließt sich hier zunächst Jacopo Tatti, genannt Sansovino (1479—1570), an, dessen Nachfolger, Andrea Palladio von Vicenza (1518—80), der gefeiertste und einflußreichste Meister der modernen Architektur war. Allenthalben wurde noch lange nachher nach seinen Rissen gebaut, und noch mehr sicherte er sich diesen fortwirkenden Einfluß durch das von ihm verfaßte Lehrbuch der Architektur. Als die bedeutendsten seiner Nachfolger in Venedig sind Vincenzio Scamozzi und Baldassare Longhena zu nennen. Verwandte, doch nicht zu derselben Konsequenz gesteigerte Bestrebungen zeigen in jener Zeit: Bartolomeo Ammanati zu Florenz (1510 bis 1592), Vollender des Palastes Pitti und Erbauer der Brücke S. Trinità, die sich durch die leichte Schwingung ihrer Bögen auszeichnet, Domenico Fontana zu Rom (1543—1607), Erbauer des neuen lateranensischen Palastes, u. A.

Wie Leo Battista Alberti diejenigen Bestrebungen eingeleitet hatte, die im 16. Jahrhundert eine größere Verbreitung fanden, so erscheint Michel Angelo als Begründer der Richtung des architektonischen Geschmacks, welche das 17. Jahrhundert charakterisirt. Ihm war es vor allen Dingen darauf angekommen, durch die Gewalt seiner Werke zu imponiren, durch kühne und überraschende Kombination den Beschauer mit Staunen und Verwunderung zu erfüllen, ohne daß er auf die Reinheit, auf die innerliche Nothwendigkeit der Mittel, die er zu solchem Zweck anwandte, sonderlich Rücksicht genommen hätte. Dies Streben ward mit Vorliebe und in ungleich ausgedehnterem Kreise seit der neuen Zeit um den Beginn des 17. Jahrhunderts aufgenommen; die architektonischen Werke dieser Periode haben einen gewissen pathetischen Schwung, der zuweilen allerdings eine eigenthümliche Großartigkeit des Sinnes verräth, viel häufiger jedoch in fremdartigen und abenteuerlichen Formen sich ergeht, und der durchgehends mit einer unverkennbaren Hohlheit des Gefühls verbunden ist. In diesem Betracht sind zunächst die Unternehmungen charakteristisch, die zur Fortsetzung und zur glänzenderen Gestaltung des Baues der Peterskirche von Rom ins Werk gerichtet wurden, ausgeführt durch Carlo Maderno (1556—1629) und Lorenzo Bernini (1589—1680). Arbeitete der Letztere und seine Mitstrebenden im Allgemeinen auf eine gewisse Großartigkeit des Eindrucks hin, so trat ihnen eine andere Richtung gegenüber, die, von allem inneren und äußeren Formengesetz abweichend, nur durch die abenteuerlichsten und launenhaftesten Kombinationen zu wirken strebte. Das Haupt dieser Partei war Francesco Barromini (1599—1667), der eifrigste Nebenbuhler Bernini's. Alles Geradlinige in den Grund- und Aufrissen seiner Architektur ward so viel als möglich verbannt und durch Kurven der verschiedensten Art, durch Schnörkel, Schnecken und dergl. ersetzt; den Hauptformen entzog er die gesetzmäßige Bedeutung, während er die untergeordneten, mehr für die Dekoration bestimmten Nebenformen mit völliger Willkür, als die wichtigsten Theile des Ganzen behandelte. So entschieden indeß eine solche Ausartung als die gänzliche Auflösung des architektonischen Sinnes erscheinen mußte, so fand sie doch den lebhaftesten Beifall und zahlreiche Nachfolge; Rom z. B. ist voll von diesen Fratzengebilden der Architektur. Unter den Nachfolgern des Borromini, welche im Einzelnen den Geschmack des Meisters noch zu überbieten wußten, sind Giuseppe Sardi und Camillo Guarini hervorzuheben; der Letztere war besonders in Turin thätig. Im 18. Jahrhundert machen sich in der italienischen Architektur Bestrebungen bemerklich, die zu einer größeren Ruhe des Gefühls und zu einer strengeren Schulrichtigkeit zurückführen; doch bereiten dieselben keine neue geistige Entwickelung vor, deuten vielmehr auf einen Zustand von Ermattung hin, der nach so krankhafter Ausspannung nothwendig eintreten mußte. Als die bedeutendsten Meister dieser Zeit mag es genügen, hier Filippo Juvara (1685—1735), der unter andern das Kloster der Superga bei Turin baute, und Lodovico Vanvitelli (1700—73), den Erbauer des Schlosses Caserta bei Neapel, angeführt zu haben.

Außerhalb Italiens blieb bei den christlich-occidentalischen Völkern der germanische Baustyl bis in das 16. Jahrhundert hinein allgemein in Anwendung; die moderne B. ward hier somit erst beträchtlich später eingeführt. Doch gibt sich bereits an denjenigen Monumenten des germanischen Styls, welche dem 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts angehören, sehr häufig eine Behandlungsweise kund, die in der That, ohne irgend eine Gemeinschaft mit dem Formenprincip der Antike zu verrathen, als ein Ausdruck des neueren Zeitgeistes zu betrachten ist: dies die Rückkehr zu einer größeren Massenwirkung, sowie zu dem Gesetz der Horizontallinie und den hiervon abhängigen Bogenformen (Flach- und Halbkreisbögen). Durch eine solche Richtung des künstlerischen Gefühls war auch hier die Aufnahme der antiken Formen wenigstens vorbereitet. Die letztere erfolgte von Italien aus, und zwar von jener Epoche ab, wo die italienisch-moderne Architektur selbst jene größere Freiheit der künstlerischen Konception, welche die dortigen Werke des 15. Jahrhunderts noch auszeichnet, eingebüßt hatte. Willig u. aller selbstständigen Produktion entsagend, nahm man die Grundsätze an, welche die italienischen Meister aufgestellt und durch ihre Werke bethätigt hatten; mit ernstlicher Mühe war man besorgt, all jenen Schwankungen zu folgen, aus denen die Geschichte der italienischen B. dieser Jahrhunderte besteht. Besondere Eigenthümlichkeiten begegnen uns in der modernen B. außerhalb Italiens vornehmlich nur da, wo die antiken Bauformen in den Zeiten ihrer ersten Einführung noch in einen gewissen Konflikt mit der älteren einheimischen Bauweise traten. Hierdurch sind manche nicht uninteressante Leistungen entstanden, die zuweilen sogar noch an den Charakter der italienischen Werke des 15. Jahrhunderts erinnern, wenn sie auch die anmuthvolle Durchbildung der letzteren nicht erreichen. Frankreich namentlich besitzt manche bezeichnende Werke solcher Art, besonders in der Architektur verschiedener Schlösser; eines der reichsten Beispiele ist die Façade des (1510—50 erbauten) Schlosses von Gaillon, die vor der Ecole des beaux arts zu Paris aufgestellt worden ist. Doch fehlt es diesen französischen

Bauten bei allem Reichthum des Ganzen und bei aller Zierlichkeit des Einzelnen an einer klaren, eigentlich wohlthuenden Harmonie. Frankreich ist überhaupt als dasjenige Land zu bezeichnen, welches die moderne Architektur zuerst mit Entschiedenheit aufgenommen und für bedeutsame Anlagen in Anwendung gebracht hat. Besonders geschah dies durch die künstlerischen Unternehmungen des Königs Franz I. (1515—47). Die vorzüglichsten französischen Architekten, welche in seiner und der nächstfolgenden Zeit thätig waren, sind: Jean Bullant (Schloß von Ecouen, um 1540), Pierre Lescot (die älteren Theile des Louvre, vollendet 1548) und Philibert Delorme (die älteren Theile der Tuilerien). Auch ihre Werke haben bei mehr oder weniger reiner Aufnahme der italienischen Formen noch einen gewissen romantischen Nachklang; bei Delorme entwickelt sich hieraus aber ein eigen barockes Wesen, das auch auf die spätere französische Architektur nicht ohne Einwirkung geblieben ist. In der früheren Zeit des 17. Jahrhunderts ist besonders Jacques de Brosse anzuführen; von diesem rührt der Palast Luxembourg in Paris her, der an den florentinischen Palastbau erinnert. Die bedeutenden Bauten, die in der späteren Zeit des 17. Jahrhunderts unter Ludwig XIV. entstanden, sind ohne sonderliche Bedeutung. Am meisten ausgezeichnet ist unter diesen die von Claude Perrault ausgeführte Hauptfaçade des Louvre, mit einer mächtigen Säulenhalle vor den oberen Geschossen. Dagegen ist das von J. H. Mansart gebaute Schloß von Versailles ziemlich charakterlos. Die französischen Architekten des 18. Jahrhunderts erscheinen durchweg, wie die gleichzeitigen Italiener, bedeutend nüchtern. Nur Jacques Germain Soufflot (1713 bis 1781), der in seinem Kuppelbau der Kirche Ste. Geneviève (des heutigen Pantheons) ein bei vielen Mängeln doch großartiges Werk zu Stande brachte, mag unter ihnen ausgezeichnet werden.

In Spanien sehen wir die moderne B. ebenfalls bereits in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eingeführt. Unter Karl V. warb hier u. a. als ein Gebäude von italienischer Form der (unvollendete) Palast neben der Alhambra von Granada erbaut, dessen trockner Ernst zu der spielenden Pracht des maurischen Königsschlosses einen charakteristischen Gegensatz bildet. Bedeutenderes geschah in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter Philipp II. Das großartigste Monument, welches dieser Fürst errichten ließ, ist das Kloster S. Lorenzo im Eskurial, begonnen 1563 durch Juan Bautista de Toledo, beendet 1584 durch dessen Schüler Juan de Herrera.

In England kam der moderne Baustyl erst später und kaum vor dem Anfange des 17. Jahrhunderts zu einer durchgreifenden Anwendung. Als Begründer desselben ist hier vornehmlich Inigo Jones (1572—1652 zu nennen, ein getreuer Nachfolger des Palladio. Der königliche Palast zu Whiteball, ein Theil des Hospitals von Greenwich bei London u. vieles Andere rühren von ihm her. Der bedeutendste der modernen englischen Baumeister ist Cristopher Wren, der von 1675—1710 den Neubau der Paulskirche zu London ausführte. In den Niederlanden wird vornehmlich Jakob van Campen († 1658), der Erbauer des großen Rathhauses von Amsterdam, gerühmt.

In Deutschland entstanden bereits seit der Zeit um die Mitte des 16. Jahrhunderts mancherlei Bauanlagen italienischen Styls. Zu Anfange des 17. Jahrhunderts erfreute sich Elias Holl von Augsburg eines besonderen Ruhmes; er führte von 1615—18 das dortige Rathhaus auf, das indeß keine sonderlich großartige künstlerische Entwickelung erkennen läßt. Gleichzeitig (1616—19), in einer nicht unwürdigen Anwendung des italienischen Styls, ward das Rathhaus zu Nürnberg durch Eucharius Karl Holzschuher erbaut. Wichtigere Unternehmungen finden sich in Deutschland am Ende des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts. Zu den kraftvollsten Werken dieser Zeit gehört das 1685 von Nehring angefangene und von Joh. de Bodt vollendete Zeughaus zu Berlin, sowie das dortige königliche Schloß, wenigstens die Theile des letzteren, welche Andreas Schlüter (1699—1706) erbaut hat. Schlüter, unbedenklich der größte Künstler seines Zeitalters, namentlich im Fache der Skulptur, strebt in seinen Architekturen ebenfalls nach einer lebendig-malerischen Wirkung, aber er verliert dabei so wenig die kraftvolle Gestaltung des Einzelnen, wie den festen und massenhaften Charakter des Ganzen aus dem Auge. Ein bedeutender Zeitgenoß Schlüters ist Joh. Bernhard Fischer von Erlach, als dessen Hauptbau die 1716 begonnene und 1737 (durch seinen Sohn Esaias Emanuel) beendete Kirche S. Karl Borromä zu Wien zu nennen ist. Ferner ist noch Johann Balth. Neumann zu nennen, der von 1720—44 die stattliche fürstbischöfliche Residenz zu Würzburg erbaute, sowie H. G. W. von Knobelsdorf, von dem die bedeutendsten Bauten, welche Friedrich II., König von Preußen, in den früheren Jahren seiner Regierung in Berlin und Potsdam ausführen ließ, herrühren. Im Allgemeinen aber durchlebte die B. in der Zeit von 1640 bis 1740 eine Periode krasser Geschmacklosigkeit, und bei weitem die meisten ihrer Werke sind das rechte Spiegelbild einer verworfenen Zeit, in welcher die vom französischen Hofe ausgehende Unnatur den Herrscherstab schwingt, die Kunst selbst deren Magd ist u. aller Sinn für das Schöne, Edle, Wahre, Einfache durch Frivolität und grenzenlose Nüchternheit verdrängt wird.

Ein neuer Aufschwung in dem gesammten Bereiche der Kunst begann seit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts als ein leuchtender Widerschein derjenigen Bewegungen, welche den Zustand des europäischen Volkslebens so mächtig verändert, ein neues Leben der Wissenschaft, ein neues Gefühl des Daseins und der persönlichen Geltung hervorgerufen haben. Was im 15. Jahrhundert begonnen ward und im 16. eine wundersame Blüthe erreichte, aber bald in sich zerfiel; was man im 17. Jahrhundert mit erneuten Kräften erfaßte, wiederum zu eigenthümlichen Resultaten durchbildete und wiederum dem Verfall anheimgeben mußte: dasselbe Streben, doch aufs Neue in veränderter Gestalt, tritt uns auch in den Kunstleistungen unserer Tage entgegen. Italien, Jahrhunderte hindurch als die Meisterin im Bereiche des künstlerischen Schaffens anerkannt, erscheint von jener Höhe tief herabgesunken, und nur vereinzelte Erscheinungen treten uns hier noch als Nachhall einer glücklicheren Vergangenheit entgegen. Dasselbe ist der Fall mit Spanien. Dagegen erscheinen Frankreich und Deutschland als die beiden

Mächte, denen vorzugsweise das neue Kunstleben angehört; glänzender, mehr in die Sinne fallend, zum Theil auch mehr umfassend, hat sich dasselbe in Frankreich entfaltet; stiller und schlichter, aber auch mit tieferem u. reinerem Gefühl erfaßt, in Deutschland. Belgien schließt sich vorzugsweise an Frankreich an; Holland hat die Bahn der Vorfahren nicht ohne Glück aufs Neue eingeschlagen. In England sind mancherlei künstlerische Kräfte, zum Theil von namhafter und eigenthümlicher Bedeutung, hervorgetreten, ohne daß die dortige Thätigkeit im Ganzen mit der von Frankreich und Deutschland zu vergleichen wäre. Noch weniger gilt dies von dem Kunststreben, welches in den skandinavischen u. slavischen Ländern erwacht ist, obgleich auch aus ihnen künstlerische Erscheinungen, einzelne sogar von höchster Bedeutung, hervorgegangen sind. Als die erste Entwickelungsstufe dieses neuen Aufschwunges der Kunst haben wir gewisse, ob auch zum Theil vereinzelte Bestrebungen zu betrachten, die vorzugsweise noch dem 18. Jahrhundert, etwa schon der Zeit seit der Mitte desselben, angehören. Es sind solche, in denen sich das Princip einer einfachen u. völlig unbefangenen Natürlichkeit und hierin eine sehr glückliche Gegenwirkung gegen das manierirt-konventionelle Wesen, welches bis dahin vorherrschend war, ausspricht. Diese Bestrebungen finden sich vornehmlich in Deutschland; als ihr Hauptsitz erscheint Berlin. In der B. macht es sich durch eine gewisse Einfalt der Anlage bemerklich, die allen unnöthigen Schmuck zu vermeiden trachtet, mehr nur die nächsten Bedingnisse der Konstruktion im Auge hat und vornehmlich auf eine ruhig harmonische Massenwirkung ausgeht. Kleinere Bauten solcher Art findet man mehrfach in Berlin und der Umgegend; als ein größeres, aber schon mehr stattliches Werk ist das Münzgebäude zu Berlin, von H. Gentz um den Schluß des 18. Jahrhunderts gebaut, anzuführen.

Gleichzeitig werden aber auch bereits andere, ungleich mehr umfassende Bestrebungen sichtbar, in denen wir die zweite Stufe der Entwickelung erkennen. Dies sind diejenigen, die auf einem erneuten und tiefer eindringenden Studium der Antike beruhen und durch welche der Kunst wiederum der Gewinn eines geläuterten und gereinigten Styls zu Theil wurde. Als gewaltiger Herold ging diesen Bestrebungen Johann Winckelmann (1717—68) voran, dessen prophetisch begeistertes Wort von seinen Zeitgenossen bewundert, aber erst von der folgenden Generation in lebendigem Schaffen wiedergeboren ward. Seinen wissenschaftlichen Forschungen folgten die Untersuchungen der Monumente des griechischen Landes selbst; wo er meist nur ahnen konnte, ward durch diese eine unmittelbare Anschauung dargeboten. Seit Stuart und Revett ward die Aufnahme und Vermessung der griechischen Baudenkmäler eifrig betrieben; dann wurden große Schätze der griechischen Bauornamente (besonders durch Lord Elgin) in die Museen des westlichen Europa entführt und in Gypsabgüssen überallhin verbreitet. So kehrte man von dem wunderlichen Schnörkelwesen der früheren Zeit zu den reinen klassischen Formen zurück, theils zwar noch, wie besonders von Seiten der Franzosen, in der römischen Auffassung dieser Formen, theils, wie bei einzelnen englischen Bauten, in unmittelbarer Nachahmung griechischer Vorbilder, theils in einer Weise, daß man aus dem griechischen Geiste heraus Neues zu schaffen sich bestrebte. In dem letzteren Betracht leistete besonders Deutschland Ausgezeichnetes, und vornehmlich K. Schinkel (1781—1841) ist es, dessen Bauwerke zuerst wieder das reine Bewußtsein der klassischen Formenbildung, wie keine anderen Denkmäler des gesammten modernen Zeitalters, erkennen lassen. Eine dritte Stufe entwickelte sich als Opposition gegen die einseitige und in dieser Einseitigkeit frostige Auffassungsweise, zu der jene antilisirende Richtung allerdings häufig genug Veranlassung gab. Im Gegensatz gegen ein formales Streben solcher Art wandte man sich der Blütheperiode des romantischen Zeitalters zu; man strebte sich in das tiefere Gemüthsleben jener Zeit zu versenken und von solchem Grunde aus zu einer mehr innerlich bedeutsamen künstlerischen Gestalt zu gelangen. Es fehlte hier ebenfalls nicht an mancherlei einseitigen Leistungen; zugleich blieb diese Richtung auf einen engeren Kreis (meist nur auf deutsche Künstler) beschränkt, auch ging sie schneller vorüber; doch mußte nothwendig ein solches Bestreben die wohlthätigsten Folgen zurücklassen. Vornehmlich wichtig ist hier die Wiederaufnahme des germanischen Baustyls. Vielfach verbreitet zeigt sich dieselbe zunächst in England, wo überhaupt zwischen dem Mittelalter und der neueren Zeit keine so scharfe Grenze gezogen war, wie in andern Ländern; bei den Gebäuden für weltliche Zwecke (die an sich freilich bereits eine nur bedingte Anwendung des germanischen Styls gestatten) ist derselbe schon häufig mit Glück zur Ausführung gekommen. In Deutschland sind verschiedene, nicht unbedeutende Monumente germanischen Styls ausgeführt worden, in denen aber auf der einen Seite mehr eine Aufnahme der Aeußerlichkeiten dieses Styls, auf der andern eine Umbildung desselben nach einer mehr klassischen Formenweise (die seinem Grundprincip widerspricht) ersichtlich wird. Einzelne deutsche Baumeister haben neuerlich statt dessen den romanischen Baustyl in Anwendung gebracht. Endlich ist diesen verschiedenen Entwickelungsstufen derjenige Zustand der B. gefolgt, der vorzugsweise dem heutigen Tage angehört, dessen Eigenthümlichkeit zu beurtheilen für uns aber auch die größten Schwierigkeiten hat. Bei einzelnen Meistern erkennen wir es, wie ihre Richtung aus einer oder der andern der vorangegangenen Stufen sich herausgebildet hat; andere stehen uns scheinbar in völliger Freiheit und Unabhängigkeit gegenüber. Im Allgemeinen können wir sagen, daß ein Anlehnen an die Entwickelungsmomente früherer Epochen nicht mehr als gültig anerkannt werde, daß die Kunst wieder frei und mündig zu sein begonnen habe. In bedeutender Einschränkung gilt dies zunächst zwar von der Architektur, wo noch das antike Gesetz als vorherrschend gilt und namentlich eine von den klassischen Formen unabhängige Ausbildung des Gewölbebaues von der Mehrzahl der ausübenden Architekten für unzulässig gehalten wird; doch scheint es, daß jene Aufnahme des romanischen Baustyls zu weiteren und eigenthümlichen, dem heutigen Zustande der Kultur nicht unangemessenen Resultaten führen könne. Dann finden wir vornehmlich in einigen, nicht zur Ausführung gekommenen Kirchenplänen, die von Schinkel entworfen sind, eine Ausbildung des Bogen- und

Gewölbebaues, die als durchaus eigenthümlich und der heutigen Gefühlsweise vorzüglich zusagend anerkannt werden muß. Dasselbe gilt von dem so geistreichen wie anmuthvollen architektonischen System, welches er an der Façade der Bauschule zu Berlin zur Anwendung gebracht hat. Ein Schauplatz für großartige Bauthätigkeit wurde in neuester Zeit Bayern und insbesondere München durch den kunstliebenden König Ludwig. Prachtvolle Kirchen, Schlösser, Museen, Theater, öffentliche Gebäude aller Art, Gärten, Kanäle, ganze Vorstädte, Prachtthore, Ruhmeshallen (darunter die Walhalla bei Regensburg), Arkaden kamen in kurzer Zeit nach einander zu Stande. So war Klenze im altgriechischen und Renaissancestyl (Glyptothek, Pinakothek, Ruhmeshalle, Königsbau), Gärtner im römischen und romanischen Styl (Ludwigskirche, wittelsbacher Palast, Bibliothek, Universität in München ꝛc.) thätig; den altchristlichen und germanischen Styl vertrat besonders Ziebland (Basilika des heiligen Bonifacius, Mariahilfkirche in der Vorstadt Au). Ein entschiedener Vertreter des altdeutschen Styls ist Heideloff in Nürnberg. Semper baute in Dresden die Synagoge, das Schauspielhaus und das Museum. In Berlin wirkten besonders Stüler (neues Museum ꝛc.) und Strack (Petrikirche). Förderlich für Wiederaufnahme des germanischen Baustyls war besonders der seit 1844 wieder in Angriff genommene Ausbau des kölner Doms, dessen Leitung Zwirner übernahm. In Bezug auf den Styl der Wohnhäuser sind besonders die nach dem großen Brande von 1842 neu errichteten Bauten in Hamburg bemerkenswerth, bei denen man eben sowohl den Bedürfnissen und Lokalverhältnissen, als dem Geschmack der Gegenwart zu genügen suchte. In Frankreich blieb der Styl von Percier und Fontaine vorherrschend, deren Schule ungefähr mit der von Schinkel parallel zu stellen ist, nur daß er statt auf dem griechischen auf dem römischen beruht. England hat als wichtigsten Bau der Neuzeit seine Parlamentshäuser von Barry aufzuweisen. Zu neuen, großartigen Bauten, namentlich von Brücken, Viadukten ꝛc., aber auch Stations- und Bahnhofsgebäuden gab auch der Aufschwung des Eisenbahnwesens in den letzten Jahrzehnten Veranlassung.

Für die Geschichte der B. ist wissenschaftlich noch wenig Umfassendes gethan worden. Hirts „Geschichte der B. bei den Alten" (Berlin 1827) bildet für die antike B. wenigstens eine Grundlage; Stieglitz' „Geschichte der B." (Nürnb. 1837, 2. Aufl.) war bloß ein Versuch, das Ganze zusammenzufassen. Nach dem Standpunkte der neuesten Forschungen ist die Geschichte der B. kompendiös dargelegt in Kuglers „Handbuch der Kunstgeschichte" (Stuttgart 1848, 2. Aufl.). Das Material an bildlichen Darstellungen der vorhandenen Baudenkmale vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Zu den vorzüglichsten Sammlungen dieser Art gehören: Schinkel, Sammlung architektonischer Entwürfe, Potsdam 1820—52, 28 Hefte; Derselbe, Werke der höheren B., das. 1850, 2 Abtheil.; Klenze, Sammlung architektonischer Entwürfe, München 1831—50, 10 Hefte; Grohmann, Bruchstücke der gothischen B., Leipzig 1836 ff.; Sammlung von Denkmälern der Architektur, Skulptur ꝛc. vom 4.—16. Jahrhundert, gesammelt von Seroux d'Agincourt ꝛc., revidirt von Quast, Stüler u. A., 1. Abtheilung: Architektur, Berlin 1840 ff.; Gailhabaud, Denkmäler der B. aller Zeiten und Länder, deutsch von Lohde, Hamb. 1849; Architektonisches Skizzenbuch, Berl. 1856, 26 Hefte; Heideloff, Architektonische Entwürfe im byzantinischen und altdeutschen Styl, Nürnb. 1850, 2 Hefte; Eisenlohr, Ausgeführte Entwürfe, Karlsr. 1857, 9 Hefte; Engel, Sammlung landwirthschaftlicher Bauausführungen, Potsd. 1857, 6 Hefte; Sammlung ausgeführter bürgerlicher Wohnhäuser, Berl. 1857 ff.; Lübke, Geschichte der Architektur, Leipz. 1855. Von Zeitschriften sind neben vielen anderen hervorzuheben: Crelle, Journal für die B., Berlin 1828—48, 60 Bde.; Allgemeine Bauzeitung, herausgegeben von Förster, Wien 1836 bis 1857; Zeitschrift für Bauwesen, Berl. 1851—57; Zeitschrift des Architektenvereins für das Königreich Hannover, Hannov. 1855—57; von Lehrbüchern: Wolfram, Lehrbuch der B., Stuttgart 1833 ff.; Wagner, Aesthetik der B., Dresden 1838.

Bauland, altherkömmlicher Name für das Hügelland zwischen Neckar und Main im Unterrheinkreis des Großherzogthums Baden.

Baulehnung (Besthaupt), s. v. a. Abgabe der Erben eines Bauern an den Gutsherrn, meist das beste Stück Vieh, bei Frauen ein Bett, später in der Regel in Geld verwandelt.

Baulehn (beneficium colonicarum), Belehnung eines Bauern mit einem Stück Feld gegen Erstattung eines Theils vom Ertrage an den Lehnsherrn; auch ein solches Feld selbst.

Baum, Gewächs, welches mit einem einfachen holzigen Stamme aus der Wurzel emporsteigt und in einer gewissen Höhe den Stamm zu einer ästigen oder blätterigen Krone entwickelt. Der B. unterscheidet sich von dem Strauche hauptsächlich dadurch, daß jener nur Einen, dieser aber mehre Stämme aus derselben Wurzel treibt. Wird der Stamm eines B.s abgeschlagen, so tritt nicht selten der Fall ein, daß die Wurzel von Neuem einen oder mehre Stämme treibt, die im späteren Alter vollständige Bäume bilden und sich auch in ihrer Wurzelbildung von einander absondern, welche Absonderung bei den Sträuchern nicht immer Statt findet. Sträucher können durch die Kunst zu Bäumen und Bäume zu Sträuchern umgebildet werden. Ueberhaupt ist der Unterschied zwischen Bäumen u. Sträuchern keineswegs so wesentlich, daß es nicht Uebergänge geben und nicht auch schon die Natur aus Bäumen Sträucher und umgekehrt Bäume aus Sträuchern, immer aber nur unter gewissen äußerlichen Bedingungen, bilden sollte. Uebrigens können die Bäume von den Sträuchern an Höhe, Stärke und Festigkeit der Stämme übertroffen werden, wie z. B. die Haselsträucher oft viel höher wachsen, als manche Bäume (z. B. die ostheimer Kirsche). Ungeachtet der Unbestimmtheit des Begriffes wurde von den ersten Schöpfern botanischer Methoden bis zu Ende des 17. Jahrhunderts jener Unterschied für so wichtig angesehen, daß man Bäume u. Sträucher immer von den Kräutern und Stauden trennte und jene ganz abgesondert aufführte, bis Linné sowohl in seinem künstlichen System, als in seinem Entwurf einer natürlichen Methode jenen Unterschied gänzlich verwarf und wesentlichere Eintheilungsgründe einführte. Hinsichtlich des Baues der

Bäume ergeben sich zwei Hauptunterschiede, je nachdem sie nämlich mit oder ohne Samenlappen aufgehen, also den Monokotyledonen oder den Dikotyledonen angehören.

Der Stamm der Monokotyledonen verdickt sich nur in einzelnen Fällen für die ganze Dauer seines Lebens, wie bei Dracäna, Pandanus und vielen Palmen; meist beschränkt sich sein Wachsthum in die Dicke nur auf eine bestimmte Zeit. Im Innern des Stammes treten geschlossene zerstreute Gefäßbündel auf, welche sich mit der Zunahme des letzteren in die Dicke mittelst des Verdickungsrings im Umkreise der vorhandenen Bündel durch Theilung vermehren. Wie dem Stamm der Monokotyledonen ein geschlossener Holzring, der sich bei den Dikotyledonen stets vorfindet, abgeht, so haben sie auch kein scharf umgrenztes Mark; dafür sind sie jedoch in der Mitte des Stammes entweder ganz frei von Gefäßbündeln, oder doch sparsamer von solchen durchsetzt und von einem weitzelligen dünnwandigen Parenchym erfüllt, um welches sich die Gefäßbündel immer dichter zusammendrängen, so daß dieser Theil oft einem Holzringe gleicht und an Härte manchmal das Holz der Dikotyledonen übertrifft, wie bei Dracäna. Die Rinde der Monokotyledonen zeigt stets eine einfachere Anordnung ihrer Theile, als die der Dikotyledonen, und keine Markstrahlen. Sie besteht in vielen Fällen nur aus Parenchym, während bei andern Pflanzen sich in ihr zerstreute, in sich abgeschlossene Bastbündel vorfinden, die sich gleich den Gefäßbündeln im Innern des Stammes durch Theilung vermehren. Bei den Palmen und Dracänen wird die Rinde durch eine Korkbildung geschützt; eine wahre Borke ist dagegen bei Monokotyledonen bis jetzt noch nicht gefunden worden. Die Stämme vieler Monokotyledonen erreichen nicht nur ein hohes Alter, sondern auch eine bedeutende Höhe. Während manche Monokotyledonen aus Achselknospen reichlich Zweige bilden, wie Pandanus, verzweigen sich die meisten Palmen gar nicht. Der Stamm der Dikotyledonen verdickt sich während seiner ganzen Lebensdauer durch den Cambiumring. Bei normalem Wachsthum umschließt ein Gefäßbündelkreis ein centrales Mark, worin nur in seltenen Fällen zerstreute Gefäßbündel auftreten. Der dasselbe umgebende Gefäßbündelkreis ist strahlenartig von Markstrahlen durchsetzt, die sich aus den Cambiumzellen des Verdickungsrings, d. h. aus Cambiumzellen, die nicht einem Gefäßbündel angehören, bilden. Außerdem trennt der Cambiumring den innern Theil der nicht geschlossenen Gefäßbündel als Holzring von dem äußern Theil, welcher den Bastring oder die sekundäre Rinde bildet. Beide Theile wachsen durch ihn weiter. Das centrale Mark besteht fast einzig und allein aus Parenchym, welches häufig Stärkmehl enthält. Von dem innersten, ältesten Theil der Gefäßbündel, der sogenannten Markscheide (corona medullaris), umgeben, enthält es bisweilen Bastzellen oder Milchsaftgefäße. Der innere Theil des Gefäßbündelkreises bildet den Holzring, worin bei periodischem Wachsthum der Pflanzen die Jahresringe sich bilden, welche bei den Nadelhölzern besonders scharf hervortreten. Hinsichtlich der Rinde hat man zwei Theile zu unterscheiden: die primäre Rinde, welche ohne Mitwirken des Verdickungsrings entstanden ist und anfangs von einer Epidermis umkleidet ist, aber oft schon in den ersten Jahren als Borke abgeworfen wird, und deren Parenchym meist Nahrungsstoffe und Blattgrün enthält, und die sekundäre Rinde, welche dem Bastheile des Gefäßbündels ihre Entstehung verdankt und, in ähnlicher Weise wie der Holztheil, von Markstrahlen durchgesetzt wird. In der primären Rinde, die nur aus Parenchym besteht, liegen bei den Nadelhölzern die Harzgänge, welche sich nur in seltenen Fällen, wie bei der Lärchentanne (Pinus Larix), auch in der sekundären Rinde entwickeln, welche letztere selten mit dem Holzring in gleichem Grade wächst und in der Regel weit hinter ihm zurückbleibt. Die Rinde bleibt auch nur selten für die ganze Lebensdauer des B.s, wie bei der Rothbuche, und bewahrt in diesem Falle noch seltener ihre ursprüngliche Epidermis; häufig wird sie mit Kork oder Peridermа bekleidet, wie bei der Korkeiche (Quercus suber), u. noch häufiger stößt sie in Folge des Entstehens einer Korkschicht im Innern der Rinde die nach außen gelegenen Theile, welchen nunmehr die Saftzufuhr benommen ist, nach und nach ab. Die Risse in der Rinde entstehen dadurch, daß die äußeren bereits abgestorbenen Theile derselben (Kork oder Borke) der Ausdehnung des Stammes nicht mehr folgen können. Die Buche behält bekanntlich für immer, die Tanne bis zur Bildung der Borke einen glatten Stamm. Hinsichtlich der Beschaffenheit der Rinde sind besonders folgende Punkte zu berücksichtigen: ob Borkenbildung, und zwar schon im zweiten Jahre, wie beim Weinstock, oder erst nach 10—30 Jahren, wie bei der Weide u. Pappel, oder erst nach 50—100 Jahren, wie bei der Weißtanne (Pinus Abies, Abies pectinata), Statt findet, od. nicht, wie bei der Stechеiche (Ilex), der Buche und Korkeiche; ob die Rinde mit glattem Lederkork bedeckt ist, der sich nicht abblättert, wie bei der Buche und Weißtanne, oder in Schichten abblättert, wie bei der Birke und Kirsche, oder ob die Rinde mit einem rissigen Kork, wie bei den Korkbäumen, od. ob sie mit einer rissigen Borke überzogen ist, die sich entweder schuppenartig abblättert, wie bei der Kiefer (Pinus silvestris) und Platane (Platanus orientalis), od. nicht abblättert, wie bei der Steineiche (Quercus robur) und der Pappel; ob die Rinde nur einmal verholzte Bastzellen bildet, wie bei der Buche und Birke; ob sie auch später verholzte Bastzellen nachbildet, wie bei dem Wachholder und der Cypresse; ob sie in den ersten Lebensjahren keine verholzten Bastzellen bildet, wie bei der Weißtanne; ob sie in ihrem älteren Theile langgestreckte, verzweigte und verholzte Zellen, wie bei der Weiß- u. Lärchentanne, ob sie stark verholzte Parenchymzellen, wie bei der Buche, ob sie kein verholztes Parenchym, wie bei der Linde, Pappel u. Weide, enthält; ob sie endlich mit Harzgängen in ihrem primären Theile, wie bei unseren Nadelhölzern, od. mit Gummigängen, wie bei Opuntia, versehen ist. In den parenchymatischen Zellen der sekundären Rinde, wie in dem Holzparenchym und den Markstrahlen des Holzes sammelt sich zunächst das Stärkmehl an, welches im Frühjahr aufgelöst den Pflanzen beim Erwachen des Lebens die erste Nahrung liefert. Im Rindenparenchym ist auch bei vielen Bäumen Gerbsäure, namentlich im Frühling, enthalten. Wird die Rinde abgenommen, so läßt sie sich bei luftdichtem Verschluß der Wunde durch das Cambium wieder ersetzen; vertrocknet letzteres aber, so erstirbt auch das Holz

unter der Wunde. Am Cambiumring geht auch die Verwachsung des Pfropfreises, oder der zum Okuliren verwandten Knospe mit dem Wüdling vor sich, wie durch ihn auch die Ueberwallung oder das allmählige Verschließen des Stamm- oder Abstumpfes durch Holz- u. Rindenbildung geschieht. Hinsichtlich des Baues des Holzes hat man vornehmlich Folgendes zu beachten: ob Gefäße in demselben vorkommen — allen eigentlichen Nadelhölzern fehlen dieselben, indem sie durch eigenthümliche Holzzellen ersetzt sind —; wie die Markstrahlen beschaffen und angeordnet sind, ob sie von einerlei oder verschiedener Art, zum Theil schmal, zum Theil breit, ob sie durchgehends schmal, wie bei den Koniferen, oder durchgehends breit und kurz, wie bei vielen Leguminosen, sind; ob im Holz Harzgänge oder Harzzellen enthalten sind; ob ein Holzparenchym vorhanden, welches Stärkmehl oder Kohlenhydrate führt, und wie dasselbe zwischen den übrigen Theilen des Holzes eingeordnet ist; wie die Gefäße hinsichtlich ihres Baues beschaffen sind ꝛc. Die Härte und Festigkeit des Holzes wird zum Theil durch den Grad der Verdickung und Verholzung der Zellen und durch die Einlagerung anorganischer Stoffe (Kalk, Kieselsäure), zum Theil durch den geschlungenen Verlauf der Holzbündel um die Markstrahlen bedingt. Daher kommt es, daß sich das maserige Holz schwieriger spalten läßt, als das, worin die Holzbündel gerade laufen. Das Kernholz oder innere, schon saftlose Holz ist in der Regel härter und dunkler gefärbt, als das jüngere, welches man, so lange seine Markstrahlen noch Saft führen, Splint nennt. Das Bastgewebe, das bei den Dikotyledonen am schärfsten ausgeprägt erscheint, bildet sich zunächst in der sekundären Rinde, in beschränkterem Maße im Marke, und zwar bildet es sich nur nach der Rindenseite weiter. Die eigentliche Bastzelle entsteht entweder direkt, oder indirekt aus einer Cambiumzelle, ist in der Regel stark verdickt und häufig verholzt u. von sehr verschiedener Länge. Weiteres s. Pflanze. Vergl. Schacht, Grundriß der Anatomie und Physiologie der Gewächse, Berlin 1859.

Nach Decandolle, Endlicher, Unger und Rémy reicht das Alter mehrer noch existirenden Bäume bis zu den frühesten Daten der griechischen und römischen Geschichte hinauf. Die unterseeischen, in Amerika aufgefundenen Wälder sprechen allerdings für ein großes Alter der jetzigen Arten: man hat z. B. in Newjersey in Morästen, welche das Meer noch zur Zeit der Ebbe bedeckt, Stämme von 1080 Jahresringen und unter einem solchen einen zweiten von 500 Jahren gefunden, der bereits versenkt gewesen sein muß, ehe der andere keimen und sprossen konnte. Diese Wälder hatten also 1500 Jahre gestanden, bevor das Land unter das Niveau der Wälder sank. Das Alter des einen kalifornischen Riesenbaumes (s. unten), den man gefällt hat, ist aus den Jahresringen auf mehr als 3000 Jahre berechnet worden. Die Affenbrod-, Drachen-, Cypressen-, Zapfen-, Gummi- und Palmbäume gehören zu den ältesten, stärksten und höchsten der Erde. Der Venetianer Aloise de Cadamosto fand 1454 an der Mündung des Senegals Stämme des Affenbrodbaumes (s. d.), deren Umfang er ungefähr 102 Fuß schätzte, andere Reisende geben den Durchmesser derselben von 25—30 Fuß bei 70 Fuß Höhe an. Der Drachenbaum (Dracaena draco) von Orotava auf den kanarischen Inseln, der von A. von Humboldt 1799 gemessen wurde, zeigte einen Umfang von 45 pariser Fuß bei einer Höhe von nicht viel über 65 Fuß. Der berühmte Baum Taxodium distichon, der Ahuahuete der Mexikaner (Cupressus distichа *Linné*), von Santa Maria bei Tule im Staate Oaxaca, hat genau 38 pariser F. Durchmesser. Im Walde Chepultepek, etwa 4 Stunden von der Stadt Mexiko entfernt, findet man Bäume der Gattung Taxodium von einem Umfange von durchschnittlich 60—65 Fuß, einige sogar von 85 Fuß. Die Eucalyptusarten erreichen ebenfalls eine große Stärke. Backhouse fand z. B. in der Emubai am Littoral von Vandiemensland Eucalyptenstämme, welche am Fuß 66, in 5 Fuß Höhe über dem Boden noch 47 Fuß Umfang und dabei über 230 pariser Fuß Höhe hatten. Der australische Gummibaum (Eucalyptus globalis) soll sehr oft einen Umfang von 80 Fuß bei 330 Fuß Höhe und der Zapfenbaum (Podocarpus dacryoides *Rich.*) auf Neuseeland, in der Landessprache Kakikatea genannt, eine Höhe von 200 Fuß erreichen. Der Querdurchschnitt der Ceder Deodara (Pinus deodara *Roxb.*) auf dem Himalayah hat 12 bis 13 Fuß Durchmesser. Die Cedern des Libanon sind weltberühmt; ihre Stämme haben bis 40 Fuß im Umfang bei 80—90 Fuß Höhe. Diese eben erwähnten Bäume kontrastiren sonderbar mit unseren, nur in der Dicke kolossalen Eibenbäumen (Taxus baccata), die aber unter allen europäischen Baumarten das höchste Alter erreichen. So ergaben sich z. B. für den Taxus baccata von Brabum in der Grafschaft Kent drei Jahrhunderte. Auch der Rosenbaum erreicht ein hohes Alter; von dem sogenannten tausendjährigen Rosenbaum (Rosa canina) an der Gruftkapelle des Doms zu Hildesheim, der freilich eben so wenig wie der Eibenbaum zu den Waldbäumen gezählt werden kann, ist aber nur der Wurzelstock von achthundertjährigem Alter. Die Eichen werden ebenfalls sehr alt. In Schweden finden sich die größten Eichen in Schonen bei Herrevadskloster in dem sogenannten Klosterwald (Klosterskog); es steht hier eine Eiche von mindestens 36 Fuß, u. zu Killeröd eine Eiche von 31 Fuß Stammumfang, deren Alter tausendjährig sein dürfte. Die mächtigste Eiche in Europa besitzt Deutschland bei Körtlinghausen im preußischen Regierungsbezirk Arnsberg. Sie zählt über 1000 Jahre und hat etwa 70 Fuß Höhe und einen Umfang von 39½ Fuß rheinisch nahe an der Erde. Die Eiche bei Saintes im französischen Departement Charente inférieure hat, bei 60 Fuß Höhe, nahe am Boden 27 Fuß 8½ Zoll, 5 Fuß höher noch 21½ Fuß, wo die Hauptzweige anfangen, 6 Fuß Durchmesser; man schätzt das Alter auf 1800 bis 2000 Jahre. Unsere größten Tannen und Fichten erreichen mitunter eine Höhe von 150 Fuß bei einer Stärke von 12 Fuß im Umfang; ihren stattlichen Wuchs vollenden sie in 120—150 Jahren, obwohl sie 300 Jahre und noch älter werden können. Die berühmte Fichte des lampersdorfer Forstes bei Frankenstein in Schlesien hat 16 Fuß Umfang und mißt 153 preußische oder 148 pariser Fuß; im Böhmerwalde gibt es Fichten von 200 Fuß Höhe, in dem Walde des Gutes Saar in Böhmen wurde 1857 eine Tanne gefällt, die beim Abschnitte einen Durchmesser von 72 Zoll und eine Länge von 135 Fuß hatte. Nach Endlichers „Grundzügen der Botanik" sind in Litthauen

Digitized by Google

Linden gefällt worden von 82 Fuß Umfang und 815 Jahresringen. Die Stadt Nürnberg darf sich des Besitzes der vermuthlich ältesten Linde rühmen; ihre Höhe ist nur 60 Fuß, aber ihr Stamm, der so durchhöhlt ist, daß ein Mann hindurch reiten kann, mißt 145 F. im Umfange. Wenn man ihr Alter auf 1000 Jahre schätzt, so dürfte diese Annahme eher zu gering als zu hoch sein. Auch die Linden zu Neustadt am Kocher, in Altlandsberg, Ringethal, Augustusburg und in Kadiz bei Dresden zeichnen sich durch Alter und Umfang aus. Die morgenländische Platane (Platanus orientalis) erreicht auch im Süden Europa's und im Orient einen Riesenwuchs. Plinius erwähnt schon 123 eines Stammes dieser Platane, welcher 81 F. im Umfange hatte. Im Thale Buyukdereh bei Konstantinopel befand sich noch neuerlich eine hohle Platane von 90 F. Höhe und 50 F. Stammumfang, deren Alter man auf mehre tausend Jahre schätzt. Zu Damascus, an der nach einem Scheikh Ali genannten Quelle, sah Alexander Ziegler eine Platane von 35 F. Umfang. Der allbekannte Kastanienbaum am Aetna, mehr durch diese riesenhafte Stärke, als durch den Höhenwuchs bekannt, ist mehre Jahrhunderte alt; in seinem Innern sollen 100 Pferde Raum haben. Außer unter den Koniferen und Eucalyptusarten sind Palmen die höchsten aller Pflanzengestalten. In der Familie der Palmen findet man nach Alex. von Humboldt die riesenhaften, über 180 F. hohen Stämme von Ceroxylon andicola in dem gemäßigten Alpenklima der Andes. Von den Koniferen sind die Araukarien in Brasilien, Chile, Neuholland, auf den Norfolkinseln und in Neukaledonien 170—280 F. hoch. Auch in Tasmanien gibt es merkwürdige Riesenbäume, theils Eucalyptenarten, theils Zapfenbäume; von den letzteren sind diejenigen die höchsten, welche der temperirten nördlichen Zone eigenthümlich sind. Pinus grandis *Dougl.* in Neukalifornien erreicht 190—210 F., Pinus Lambertiana *Dougl.* 210—220 F. altfranzösisches Maß, Pinus Douglasii *Sab.*, in den Thälern der Rocky-Mountains, hat 3 F. über dem Boden 54 paris. Fuß Umfang u. 230 paris. (245 englische) Fuß Höhe; Pinus trigona *Raf.* vom westlichen Abhange der Rocky-Mountains hatte einen Stamm von 282 par. (300 engl.) F. u. die ersten 180 F. waren ohne alle Verzweigung. Pinus Strobus oder White Pine bei den Nordamerikanern erreicht in den Felsengebirgen gewöhnlich nur 150—180, in Newhampshire öfters 235 u. 250 F.; Sequoia gigantea *Endl.* aus Neukalifornien, wie Pinus trigona, wird über 280 F. hoch. Bartlett berichtet von einer Rothtanne (redwood), einer Cypressenart, im Napa Valley in Kalifornien, deren Höhe ihm zu 300 englischen Fuß angegeben wurde. Nach Fremont gibt es in Kalifornien Rothtannen von 275 Fuß Höhe und 15 englischen Fuß Durchmesser, in Western-Oregon von 300 F. Höhe. Nach Lewis' und Clarke's Reisen haben die mächtig großen Fichten in Nordamerika 180—230 F. Höhe; manche derselben halten 27—50 F. im Umkreis, andere Arten nur 4—6 F. Durchmesser. In einem geschützten Thale der kalifornischen Sierra Nevada, an der Quelle eines der Zuflüsse des Calaveras, steht die 1850 neu entdeckte Familie von 90 riesigen Bäumen auf einem Raume von einer Meile Durchmesser. Diese Riesenbäume gehören zu der Familie der Abietinae, der eigentlichen Zapfenbäume, und führen die Namen Taxodium sempervirens *Hook.*, Washingtonia gigantea bei den Amerikanern, Wellingtonia gigantea *Lindl.* bei den Engländern, Sequoia gigantea *Endl.* Sie stehen meist in Gruppen von zwei und drei bei einander, und die Goldgräber haben ihnen Namen gegeben. Die „Familiengruppe" (Family group) besteht aus 26 einander nahestehenden Bäumen, unter denen man den Vater und die Mutter der 24 Kinder unterscheidet. Die Bäume „Mutter u. Sohn" haben jeder 93 F. Umfang: der eine ist 325 F., der andere 300 F. hoch. Der „Vater des Waldes" liegt am Boden mit abgebrochener Krone; der verstümmelte Torso mißt noch 300 F. und hat an der abgebrochenen Stelle oben 18 F. Durchmesser oder nach Rémy 40 Fuß Umfang, weshalb man annimmt, daß dieser Baum ursprünglich 450 F. Höhe erreichte. Der „große Baum" oder „dicke Baum" (Big tree) ist von fünf Menschen in 25 Tagen umgehauen und auf einer Länge von 50 F. entrindet worden. Derselbe ist 300 F. lang; der Durchmesser beträgt 6 F. über dem Boden 23 F. 7 Zoll ohne die Rinde, welche auch noch wenigstens 3 F. stark ist. Auf dem abgeschlagenen Stumpf ist ein Haus, ein Pavillon mit Bänken und eine Kegelbahn erbaut; auch wird der stehen gebliebene Stumpf als Tanzsaal für 16 Paare u. gelegentlich als Schaubühne ꝛc. benutzt. Die „Hütte des Mineurs" (Miner's Cabin) hat nach Rémy 80 F. Umfang und 300 F. Höhe. Die „drei Schwestern" bilden die schönste Gruppe und haben 300 F. Höhe und 92 F. Umfang. Sie stehen zusammen, als kämen sie aus Einer Wurzel; der mittlere B. hat 200 F. hoch einen astlosen Stamm. Der „alte Junggesell" (the old bachelor) hat 300 F. Höhe u. 60 F. Umfang. Der vereinzelt stehende „Eremit" ist 300 F. hoch und hat 15 F. Umfang. Die „siamesischen Zwillinge", deren Körper sich bei 40 F. vom Boden trennen, haben jeder 300 F. Höhe. Ihr „Wächter" erhebt sich neben ihnen 325 F. hoch und hat 80 F. im Umfang. Das „alte Mädchen (the old maid), mit kahlem u. gebogenem Gipfel, hat eine Länge von 260 F. und einen Umfang von 60 F. „Adie und Marie" sind zwei sehr schöne Bäume von 300 F. Höhe und 65 F. Umfang. „Onkel Toms Hütte" ist 300 F. hoch und hat 90 F. Umfang; in seiner weiten und tiefen Höhlung können sich 25 Personen setzen. Die „Schönheit des Waldes" ist ein sehr gerader, bis zum Gipfel fast astloser B. von 65 F. Umfang und 300 Fuß Höhe. Die „Braut von Kalifornien" (bride of California) hat 280 F. Höhe und 70 F. Umfang. Diese Waldriesen, an das 90 F. hohe berliner Schloß oder an den 440 F. hohen straßburger Münster gestellt, würden ersteres 4—5mal, u. der „Vater des Waldes", wenn er noch in Lebenskraft dastände, sogar den Münster um mehre Fuß überragen. Die Araukarien Chile's kommen mit Gummibäumen in Australien und den Zapfenbäumen in Neuseeland den kalifornischen Riesenbäumen zunächst. James F. W. Johnston (Chemische Bilder aus dem täglichen Leben, deutsch von Wilhelm Hamm, 2 Bde.) beschreibt die chilenischen oder araukanischen Tannen (Araucaria imbricata) oder Schuppentannen mit ihren 200 F. hohen Stämmen und erwähnt, daß die Früchte eines einzigen ausgewachsenen B.s dieser Art 18 Menschen ein volles Jahr hindurch zu nähren vermögen. In Valdivia und in der Magelhaensstraße gibt es auch eine Buchenart (Fagus antarctica), deren Stamm an seiner Basis einen Umfang von 21 Fuß

hat. Denſelben Bau aber wie dieſe Rieſen haben die kleinſten Bäume der Alpen, z. B. Salix herbacea, reticulata, Betula nana u. a., deren Stämmchen kaum einen Finger lang ſind. Vgl. Illuſtrirte Zeitung, Nr. 716.

Was die geographiſche Verbreitung der Bäume betrifft, ſo mögen folgende Bemerkungen genügen. Der B. iſt das höchſte und ſtärkſte Erzeugniß der Vegetationskraft, daher findet er ſich am häufigſten in ſolchen Gegenden, wo ſich die der Vegetation günſtigen Bedingungen, nämlich guter Boden, hinreichende Feuchtigkeit, mäßige Wärme, gehörige Einwirkung der Sonnenſtrahlen, vereinigen. Unter den Tropen finden ſich die üppigſten Baumgruppen u. die größten und undurchdringlichſten Waldungen. Doch kommen auch in gemäßigten Himmelsſtrichen Waldungen von ungeheurem Umfang vor, beſonders wo ſchwarze Dammerde (ſelbſt erſt aus dem Abfall der Wälder erzeugt) mit Kalk vermiſcht und hinreichende Feuchtigkeit vorhanden iſt. Ein Wald, der nicht von der Art berührt wird, reproducirt ſich fortwährend von ſelbſt und nimmt an Umfang eher zu als ab. Daß Deutſchland zur Zeit der Römer von mehren ſehr großen Waldungen bedeckt wurde, iſt hinlänglich bekannt; noch jetzt ſind in Oſtpreußen, Litthauen, Polen Wälder von ſehr großer Ausdehnung. Je mehr man ſich den Polarkreiſen nähert, deſto geringer an Zahl und deſto kleiner werden die Bäume. Eichen, Linden, Eſchen, Ahorn, Buchen hören in Schweden ſchon dieſſeits des 64.° nördl. Br. auf. Jenſeits dieſer Breite beſteht die Baumvegetation hauptſächlich aus Fichten und Tannen, die in zuſammenhängenden Waldungen nordöſtlich noch über den 60.° hinaufreichen, in Birken, die in zuſammenhängenden Waldungen ſich faſt bis zum 71.° nördl. Br. erſtrecken, und zum Theil in Ellern und Weiden. Auf der ſüdlichen Halbkugel geht das feſte Land nur bis zum 55.° ſüdl. Br., aber ſelbſt ſchon hier, wo die Temperatur mit der des nördlichen Polarkreiſes übereinſtimmt, werden die Baumgruppen ſeltener und die Bäume bleiben zwergartig. Wintera aromatica, Berberitzen, Andromeden und Arbutusarten, kaum von Spannenlänge, machen auf dem Feuerlande die einzige Baumvegetation aus. Auch die Höhe über der Meeresfläche hat auf die Ausbreitung und Höhe der Bäume, natürlich im Verhältniß zur Entfernung vom Aequator und zum Klima, bedeutenden Einfluß. Von den Aequatorländern iſt uns durch Humboldts Bemühungen beſonders die Vegetation der Andes bekannter geworden. Auf dieſen finden ſich noch bis 300 Fuß unter der Schneelinie anſehnliche Bäume; bis 14,700 Fuß Höhe gedeihen noch Wachspalmen, mehre Cinchonen, Espeletien und Escallonien. Unter 30° nördl. Br., wo die Schneegrenze 12,900—13,000 Fuß iſt, kommen auf dem Himalayah, nördlich von Indien, noch 12,000 Fuß hoch Baumgruppen vor, die aus Eichen und Fichten beſtehen. Ebenſo ſind in Mexiko, unter 25—28° nördl. Br., die Gebirge bis 12,000 Fuß mit der abendländiſchen Fichte und bis 9000 Fuß hoch mit mexikaniſchen Eichen und Ellern von Zorullo bedeckt. Auf den Alpen des mittlern Europa hört der Holzwuchs bei einer Höhe von 5000 Fuß, auf dem Rieſengebirge bei 3800, auf dem Brocken bei 3200 Fuß auf. Zwergbirken und Zwergfichten erreichen auf unſern Bergen, auf den Pyrenäen und helvetiſchen Alpen aber Daphne Cneorum die größte Höhe, denn die letztere ſteht auf dem Montblanc noch 10,680 und auf dem Montperdu noch 9036 Fuß hoch. Eichen und Tannen ſtehen auf den Pyrenäen noch bis zu einer Höhe von 6000 Fuß; dagegen wächſt die Fichte auf dem Sulitelma in Lappland, bei 68° nördl. Br., kaum in einer Höhe von 600, die Birke kaum in einer von 1200 Fuß.

Die Baumform ſcheint von der Natur hauptſächlich den höher ausgebildeten Pflanzenfamilien beſtimmt zu ſein. Unter dieſen enthalten nach Sprengel gegen 50 Familien größtentheils Bäume. Vorzüglich gehören hierher die Santaleen, Thymeläen, Proteaceen, Laurineen, Myriſticeen, Amentaceen, Jasmineen, Sapoteen, Caprifoliaceen, Therebinthaceen, Rhamneen, Diosmeen, Tiliaceen, Ciſteen, Myrtaceen, Melaſtomeen, Roſaceen; zum Theil auch die Urticeen, Tricoccen, Viticeen, Solaneen, Kontorten, Styriaceen, Ericeen, Compoſitä, Rubiaceen, Melieen, Anoneen, viele Hülſenpflanzen, Capparideen, Guttiferen, Malvaceen, Butnereen, Dillenieen u. a. Doch findet ſich die Baumform keineswegs nur in den höher ausgebildeten Familien. Schon die baumartigen Farrenkräuter, die in tropiſchen Gegenden in Höhe und Stärke mit den Palmen wetteifern, auch die Palmen- und Zapfenbäume, die in mehr als einer Rückſicht auf einer niedern Stufe der Ausbildung ſtehen, ſind Beweiſe, daß die Baumform auch in den weniger vollkommenen Familien vorkomme. Selbſt baumartige Gräſer haben wir in der Bambuſa u. Arundinaria. Dagegen fehlt die Baumform, außer den niedern Familien der Pilze, Flechten, Algen, Mooſe u. Najaden, gänzlich den Familien der Coronarien, Irideen, Hydrocharideen, Scitamineen, Muſeen, Orchideen, Chenopodiaceen, Primulaceen, Perſonaten und Labiaten; auch in den meiſten Aſperifolien, Convolvulaceen und Gentianeen, Campanulaceen, Cucurbitaceen, Doldengewächſen, Saxifrageen, Kreuzblumenpflanzen, Papaveraceen, Ranunculaceen, Caryophyllaceen u. a.

Während die Bäume den größeren Theil anderer Vegetationen hemmen und verdrängen (wo ſie ſehr dicht ſtehen, hindern ſie die Einwirkung des Sonnenlichts auf den Boden in dem Grade, daß nur wenige Gewächſe dort vegitiren können), begünſtigen ſie dagegen auch das Wachsthum vieler Gewächſe, und zwar ſolcher, die für ihr Gedeihen Schatten und Feuchtigkeit fordern, daher die eigenthümlichen Gruppen der Waldpflanzen. Für viele Schmarotzerpflanzen bilden ſie ſelbſt erſt den Boden. Auch für das Thierleben ſind die Bäume von großer Wichtigkeit, indem ſie einer ſehr großen Menge von Thieren Aufenthalt, Schutz und Nahrung, einzelnen Gattungen ſelbſt unentbehrliche Behauſungen gewähren. Große Waldſtrecken haben einen bedeutenden Einfluß auf klimatiſche Verhältniſſe und Witterung. Die Bäume dünſten nämlich durch ihre zahlreichen Blätter ſo ſtark aus, daß von 15 Theilen angezogenen Waſſers oft 13 Theile durch die Ausdünſtung wieder verloren gehen, und auch bei geringer Thätigkeit dieſer Verrichtung von 4 Theilen wenigſtens einer wieder verdunſtet. Dadurch wird in waldigen Gegenden der Atmoſphäre eine Menge Flüſſigkeiten in Dunſtform mitgetheilt, deren Niederſchlag als Thau oder deren Anſammlung in Regenwolken dem Erdboden neue Nahrung zuführt. So entbehren die von Wäldern entblößten Steppen

des mittleren Asiens und die dürren Karroofelder des südlichen Afrika eben deswegen des Regens, weil sie keine Wälder haben. Fruchtbare Inseln Westindiens sind nach und nach durch die Ausrottung der Wälder dürr und unfruchtbar geworden. Auch in Deutschland hat nach Vertilgung der größeren Wälder die Feuchtigkeit und der Einfluß der Luftelektricität bedeutend abgenommen. Weil durch die Ausdünstung der Bäume im Allgemeinen die Temperatur vermindert wird, da die Wärme zur Aufrechthaltung und Erhebung der Dünste verwendet wird, sind waldarme Gegenden im Verhältniß wärmer und milder, als waldreiche, wenn auch geographische Breite und Klima übereinstimmen. Die Bäume haben auch dadurch Einfluß auf den Haushalt der Natur, daß sie durch den Abfall des Laubes den Boden befruchten. Es ist daher ein Hauptvortheil bei der Forstwirthschaft, das abgefallene Laub der Wälder zu schonen, weil junge Pflanzen unter dem Laube am sichersten aufwachsen und durch die Verwesung des Laubes die beste Dammerde entsteht.

Krankheiten der Bäume sind gewöhnlich die Folge schädlicher Einwirkungen von außen, namentlich gestörter Ernährungsverhältnisse sowohl durch Mangel, als durch Ueberfluß an Nahrung. In wie weit aber die einzelnen an den Bäumen hervortretenden krankhaften Erscheinungen, welche sich bei den verschiedenen Gattungen auf verschiedene Weise zu gestalten pflegen, Folge dieser oder jener Einwirkung sind, ist noch nicht gehörig ermittelt. Als Brand bezeichnet man den Zustand, wobei sich an der Rinde wie verbrannt aussehende, von kleinen Pilzen und Schwämmen herrührende Stellen zeigen. Die Krankheit wird durch Reibungen und Quetschungen während des Saftumlaufs, wodurch sich die Rinde ablöst, aber auch durch Nässe im Boden erzeugt. Im letzteren Falle hilft nur Entwässerung des Bodens, im erstern Ausschneiden der Wunden bis aufs Holz und Ueberstreichen derselben mit Steinkohlentheer. Beim Wurzelbrand wird die Wurzel in größerem oder kleinerem Umfang zerstört, wodurch der B. schwächlich wird und bei weiterem Ueberhandnehmen des Uebels abstirbt. Unter Krebs versteht man höckerige, krustenartige, schwielige und rissige Stellen am Stamme und an den Aesten, besonders der Obstbäume, die ebenfalls durch nassen Standort, bei feineren aus milderen Gegenden stammenden Sorten aber auch durch Verpflanzen in rauhe Lagen und kalten Boden hervorgerufen werden können. Auch hier muß man die krebsigen Stellen ausschneiden u. mit Steinkohlentheer bestreichen. Der Rost besteht aus Schmarotzerpilzen, welche rostgelbe Flecken auf Blättern, Zweigen und Wurzeln bilden, und deren Entstehen die Folge stockender Nässe ist. Nach Entfernung des Rostes muß man die betreffenden Stellen mit Asche bestreuen. Der Grind oder Schorf kommt von grauer und von schwarzer Farbe vor, überzieht oft alle jungen Zweige und hemmt das Wachsthum. Er entsteht dadurch, daß der Saft durch die Rinde tritt, und wird durch starkes Zurückschneiden der Aeste beseitigt. Der Schimmel oder Mehlthau überzieht die jungen Spitzen der Zweige, namentlich die Pfirsichbäume, verbreitet sich nach und nach über den ganzen B. und vernichtet Blätter, junges Holz und Früchte. Als Gegenmittel wird empfohlen: Bespritzen der Bäume gegen Abend mit einer Auflösung von schwarzer Seife, oder mit Lauge, oder mit Aetzkalkwasser, oder Bestäuben mit Schwefelblumen vermittelst eines Blaseblags; doch helfen diese und andere Mittel nicht auf die Dauer, und die Krankheit stellt sich, wo sie einmal war, gern jedes Jahr wieder ein. Kiefern leiden oft am Harzfluß, dem bei den Steinobstbäumen der Gummifluß entspricht, von welchem namentlich Kirschen- und Aprikosenbäume oft heimgesucht werden. Auch hier sind die angegriffenen Stellen auszuschneiden und mit Theersalbe zu bestreichen. Bei vollsaftigen Bäumen hilft Aderlassen und Schröpfen, auch das Abnehmen und Ringeln einiger größerer Wurzeln. Stoßen die Wurzeln schon in geringer Tiefe auf unfruchtbaren Boden, so stellt sich in Folge des Mangels an Nahrung als eine Art Abzehrung oft die Gelbsucht ein, wobei die Blätter mitten im Sommer gelb werden und abfallen. Schrumpfen auch die Triebe ein, so nennt man dies Darrsucht. Beiden Uebeln hilft man durch Düngen des B.s und Zurückschneiden der Zweige, wodurch die Triebkraft geweckt wird, ab. Seltener kommt die Wassersucht vor, wobei der Saft, unter der Rinde in Gährung übergehend, diese sprengt und schwammig macht. Gegenmittel sind Aderlassen, Lockerung und salzige Düngung des Bodens. Die verderblichste Krankheit des Stammes ist die Roth- oder Kernfäulniß, eine oft überaus schnelle Zersetzung des Kernholzes, das dabei eine braunrothe Färbung annimmt. Von inneren und im Boden liegenden Ursachen abgesehen, entsteht die Krankheit oft dadurch, daß nach dem Abnehmen starker Aeste nicht vorsichtig verfahren und das Ueberstreichen und Verbinden der Schnittflächen unterlassen wird. Man beugt dem Umsichgreifen der Krankheit dadurch vor, daß man die faulen Stellen ausmeißelt und ausbrennt, die dadurch entstandene Höhlung mit Lehm, Kohlen u. dgl. ausfüllt, mit Baumkitt überzieht und mit Theer überstreicht. Wo Schwämme und Schmarotzer wuchern, ist schon ein krankhafter Zustand vorhanden und daher Neubelebung der Lebensthätigkeit nöthig. Man schneidet die betreffenden Stellen rein aus und behandelt sie dann wie andere Wunden. Schmarotzende Flechten und Moose sind durch Abkratzen zu entfernen, wobei zugleich darin enthaltene Eier u. Larven von Insekten mit vertigt werden. Frostschäden werden bei noch vorhandener Lebensthätigkeit von der Natur selbst geheilt. Todte Stellen, welche leicht Brand und Krebs veranlassen, sind auszuschneiden und dann mit Theersalbe und Baumkitt zu überstreichen und mit Lappen und Moos zu umwickeln. Durch zu starken Frost entstehen Risse im Stamme, die, da sie sich in jedem strengen Winter erweitern, zur Anbrüchigkeit Anlaß geben, welche darin besteht, daß sich in den Rissen und Spalten Feuchtigkeit einsetzt, die unter der Einwirkung von Wärme das Holz in Fäulniß überführt. Anbrüchige Bäume liefern wenig Obst und geringen Holzertrag. Hofft man einen jungen, rissig gewordenen B. zu erhalten, so kann dies nur dadurch geschehen, daß man vor Eintritt des Winters oder auch schon im Frühjahre die Risse mit Baumkitt ausstreicht. Unterläßt man dieses, so wird sich die den Winter über im Risse befindliche Feuchtigkeit durch den Frost in Eis verwandeln u. den Riß erweitern. Das Ablösen der Rinde entsteht meist dadurch, daß die Sonne, namentlich im beginnenden

Digitized by Google

Frühjahre, zu einseitig auf den Stamm einwirkt. Auch Glatteis, namentlich wenn letzteres einseitig der Sommerseite gegenüber lagert, ist oft zur Ablösung der Rinde die veranlassende Ursache. Ueber die Krankheiten der einzelnen Baumarten s. die betreffenden Artikel. Vergl. R. L. Klöbisch, Deutsche Waldbäume und ihre Physiognomie, Leipzig 1857.

Baum, an großen Maschinen Benennung starker, meist runder cylinderförmiger Hölzer, die sich entweder um ihre Axe drehen, oder auf irgend eine andere Art sich bewegen lassen, z. B. Wellbäume oder Weller großer Räder, Tuch- und Zeugbäume, Brustbäume, Garn- oder Kettenbäume der Weberstühle, der Wagbaum oder Balancier der Dampfmaschinen ꝛc.

Baumaloë, s. Agave.

Baumann, Alexander, Lustspieldichter, 1814 zu Wien geboren, Archivsofficinal des österreichischen Reichsraths, machte sich zuerst in engern Kreisen durch seine Lieder u. Romanzen in niederösterreichischer Mundart, dann durch seine Lustspiele bekannt. Von den letzteren sind zu nennen: „Die beiden Aerzte" (1840), „Das Versprechen hinterm Herd" (1848), „Der Freiherr als Wildschütz" (1849), „Unnöthige Intrigen" (1850), „Liebschaftsbriefe" (1851); ferner: „Beiträge für das deutsche Theater" (Wien 1849), „Singspiel aus den österreichischen Bergen im Volksdialekt" (das. 1850).

Baumannshöhle, merkwürdige Höhle im Uebergangskalkstein des Harzes, im braunschweigischen Fürstenthum Blankenburg, am linken Ufer der Bode, 2 Stunden von Blankenburg, in der Nähe des Hüttenortes Rübeland. Der Eingang liegt 136 Fuß über der Sohle des Bodenthals; das Innere besteht aus 6 Hauptabtheilungen, viele kleinere Nebenhöhlen ungerechnet. Ueberall sind die Wände mit Tropfsteinstalaktiten überzogen, deren erdige Bestandtheile das allenthalben durchdringende Wasser mit sich führt und als kalkigen Stein ansetzt. Zusammen halten die 6 Höhlen 768 Fuß horizontale Länge. Die erste Höhle von 220 Fuß Weite u. 31 Fuß Höhe ist die größte und ihr Anblick wahrhaft majestätisch. In allen findet man mehre von Tropfstein wunderbar gebildete Figuren, denen man gewisse Namen gegeben hat. Das vorzüglichste Stück darunter ist in der vierten Höhle die sogenannte klingende Säule, ein 8 Fuß hoher, inwendig hohler Stalaktit, der, wenn man daran schlägt, einen starken Klang von sich gibt. Die B. hat den Namen von ihrem Entdecker, dem Bergmann Baumann, der sie 1672 in der Absicht, Erze zu suchen, zuerst befuhr. Da er keine antraf, wollte er zurückkehren, fand aber den Eingang nicht und quälte sich in furchtbarer Angst 2 Tage und 2 Nächte darin herum, bis er endlich entkräftet wieder herauskam und auf die wunderbare Bildung der Höhle aufmerksam machte. Er selbst starb bald darauf aus Ermattung. Gegen 3000 Schritte davon entfernt ist die Bielshöhle.

Baumaterialien, im weiteren Sinne alle Stoffe, welche entweder an und für sich oder in Verbindung zur Ausführung von Bauwerken dienen, also das Zimmerholz (s. Bauholz), die natürlichen und künstlichen Steine (s. Bausteine), alle Arten von Kalk, Lehm, Thon, Kitt, Asphalt, Sand ꝛc., auch verschiedene Metalle, wie Eisen, Blei, Zink, Kupfer, Messing, endlich Glas, Stroh, Rohr, Spreu, Haare, Farben ꝛc. als Nebenmaterialien; im engeren Sinne aber nur die natürlichen und künstlichen Steine, welche zum Bauen gebraucht werden. Ihrem Zwecke nach theilt man die B. im weiteren Sinne ein in Mauermaterialien, welche vornehmlich zur Aufführung von Mauerwerk und Gewölben dienen (s. Bausteine); Deckmaterialien, welche, zum Decken der Dächer, zum Belegen der Fußböden, Plattformen ꝛc. bestimmt, aus solchem Gestein bestehen, das sich in mehr oder minder dünne, ebene Platten von hinlänglicher Härte, Festigkeit und Dauer in Luft und Wasser spalten läßt (s. Fußboden, Dach); Bindematerialien, mittelst deren die Mauersteine, Deckstein und Deckplatten verbunden werden, also Lehm, Asphalt (s. d.); Straßen-, Pflaster- und Wegbaumaterialien, Gesteine, welche vorzugsweise Härte und Festigkeit, sowie eine gewisse Form des Einbrechens haben müssen, als harte, quarzhaltige Sandsteine, Kieselschiefer, Granit und Syenit, vor allen aber Basalt (s. Pflaster, Straßenbau); Verzierungsmaterialien, die behufs der innern und äußern Verzierung von Gebäuden angewendet werden und also außer der gehörigen Härte und Festigkeit auch Politurfähigkeit und Farbenschönheit besitzen müssen, als: die verschiedenen Marmorarten, Alabaster, Serpentin, schönfarbige Granite, Porphyre, Puddingsteine, Breccien, auch die nur in kleineren Stücken vorkommenden und daher zu kleineren Ornamenten dienenden Steinarten, wie Malachit, Flußspath, Jaspis, Amethyst, Hornstein, Holzstein, Quarz, Achat ꝛc.

Baumbach, 1) Moritz von, kurhessischer Staatsmann, war 1831 bereits Mitglied des Oberappellationsgerichts und ward dann Abgeordneter der Ritterschaft zum ersten verfassungsmäßigen Landtage (April 1831 bis Juli 1832), auf welchem er erst die Stelle eines Vicepräsidenten, dann die eines Präsidenten bekleidete und sich der Regierung gegenüber als treuer Verfassungsfreund zeigte. Nach der plötzlichen Auflösung des Landstags 1832 verblieb B. in dem erwählten ständischen Ausschusse, der die Anklage gegen Hassenpflug einleitete. Abermals zum Landtagsabgeordneten gewählt, erhielt er von dem Ministerium keinen Urlaub und wurde 1834 als Obergerichtsdirektor nach Rinteln versetzt. Erst 1839 durfte er wieder in den Landtag eintreten, der ihn wieder zum Präsidenten wählte. Seit dem März 1848 war B. Justizminister, bis am 23. Februar 1850 Hassenpflug abermals die oberste Leitung des kurhessischen Staats in seine Hand nahm. B. ward nun Obergerichtsdirektor zu Marburg, nahm aber, da er sich unter den obwaltenden Verhältnissen als Staatsdiener nicht wohl fühlen konnte, seinen Abschied.

2) Louis von B., Bruder des Vorigen, war früher Hauptmann in hessischen Diensten, hatte jedoch bereits seinen Abschied genommen, als er 1833 in die Ständeversammlung trat, in welcher er durch Sachkenntniß und Urtheil in Militärangelegenheiten maßgebend wurde. Im Jahre 1837 von der Ritterschaft nicht wieder gewählt, trat er im März 1848 als Bevollmächtigter des Landgrafen von Philippsthal-Barchfeld wieder in die Ständeversammlung ein, die ihn zum Präsidenten erwählte u. in welcher er sich als Anhänger und Verfechter der konstitutionellen Monarchie erwies. Im frankfur-

Digitized by Google

ter Parlament, dem er vom 23. November 1848 bis 16. Februar 1849 angehörte, schloß er sich derjenigen Abtheilung des Centrums an, die ihre Vorberathungen im Augsburger Hof hielt. Auch ward er von der Versammlung dem Wehrausschuß beigeordnet. Mißvergnügt über die politischen Zustände seines Vaterlandes, veräußerte er aber seine Güter in Hessen und siedelte sich mit seiner Familie als Landwirth in Nordamerika an. Sein Bruder, Ernst von B., Oberappellationsrath in Kassel, machte sich in den Wirren von 1850 einen Namen; s. Hessen.

Baume (B. les Dames), Stadt im französischen Departement Doubs, rechts am Doubs, am Saum einer von Bergen umgebenen Ebene, mit beträchtlichen Gypsbrüchen, Papier- und Lederfabrikation, Handel mit Vieh und Kirschwasser u. 2615 Einwohnern. Die Stadt entstand um ein im 5. Jahrhundert gegründetes Nonnenkloster und ist danach benannt.

Baume, St., Berg im französischen Departement Var, südwestlich von St. Maximin, mit einer Grotte, die nach dem Volksglauben einst von der heiligen Magdalena bewohnt war, deren Fest alljährlich am 22. Juli unter großem Zulauf hier gefeiert wird. Sie liegt 2864 Fuß hoch und enthält schöne Stalaktiten. Die Kuppe des Berges gewährt eine prachtvolle Aussicht über den schönsten Theil der Provence und bis zum Meer.

Baumé, Antoine, berühmter französischer Chemiker und Pharmaceut, Sohn eines Gastwirths, ward geboren zu Senlis den 26. Februar 1728. Ohne wissenschaftliche Schulbildung genossen zu haben, bemächtigte er sich in reiferen Jahren mit der vollen Kraft eines Genie's des gesammten Gebiets der Chemie und zeichnete sich bald nach seinem Eintritt in die pharmaceutische Schule zu Paris so sehr aus, daß man ihm eine Professur an dieser Anstalt anvertraute. Zu seinen ersten wissenschaftlichen Arbeiten gehören einige Denkschriften über die Krystallisation der Salze, über deren Gährungsprozeß u. m. a., in deren Folge ihn die Akademie der Wissenschaften zu ihrem Mitglied wählte. Der Erfolg der „Encyklopädie" brachte ihn auf die Idee, ein „Dictionnaire des arts et métiers" herauszugeben, welches er selbst mit werthvollen Beiträgen bereicherte; die Revolution raubte ihm aber die Früchte seines Fleißes und stürzte ihn in bittere Noth. Sein pharmaceutisches Geschäft trieb er später ins Große und fabrikartig. Er † den 15. Oktober 1804. Man verdankt ihm eine Menge verbesserter chemischer, technischer und pharmaceutischer Präparate. Seine Hauptschriften: „Chimie expérimentale et raisonnée" (Paris 1773, 3 Bde., deutsch von J. C. Gehler, Leipzig 1775 und 1776, italienisch von Mazzi, Mailand 1788), „Etémens de pharmacie" (das. 1762, 9. Aufl. von Bouillon-Lagrange, das. 1818, 2 Bde.), „Opuscules de Chimie" (das. 1798, übersetzt Frankfurt 1800), „Manuel de Chimie" (Paris 1766, deutsch mit Anmerkungen von Wasserberg), enthalten einen reichen Schatz von Beobachtungen, und die Klarheit des Vortrags wie die Deutlichkeit der Vorschriften zu chemischen Arbeiten lassen den etwas unbequemen Gebrauch einer theilweise veralteten Nomenklatur übersehen. Nach B. ist ein von ihm angegebenes Opiumpräparat zum Arzneigebrauch, B.'s Opiumextrakt, benannt.

Baumeister, Bauverständiger, den von Amts wegen die Anordnung und Leitung von Bauten obliegt (Architekt); im Mittelalter in ritterlichen Familien einer der Ganerben oder Miteigenthümer einer Burg, welchem die ganze Leitung des Burgwesens mit Einschluß der Aufsicht über die Gebäude, Befestigungswerke ꝛc. von den übrigen (abwesenden) Erben übertragen war. Gehörten zu dem Schloß auch Land und Leute, so erstreckte sich das Baumeisterthum auch auf die eigentlichen Regierungsgeschäfte. Daher ist B. in manchen Städten derjenige Senator, welcher nicht bloß die Gemeindebauten zu leiten hat, sondern überhaupt bei der Verwaltung der inneren Angelegenheiten des städtischen Wesens den Vorsitz führt. Bei Domkapiteln war ursprünglich einer der Domherren aktiver B., jetzt ist sein Name und Geschäft einem besonderen Beamten übertragen.

Baumeister, Johann Wilhelm, einer der bedeutendsten Thierkenner, Thierärzte und Züchtungslehrer Deutschlands, den 27. April 1804 zu Gmünd geboren, widmete sich erst in Augsburg, dann in München der Kunst und bildete sich zu einem trefflichen Thiermaler aus. Seine Thierstudien führten in indessen zur Thierarzneiwissenschaft, er bezog 1825 die Thierarzneischule von Stuttgart und ließ sich im Gmünd als Thierarzt nieder. Seit 1831 Lehrer am landwirthschaftlichen Institut Hohenheim, bekleidete er dieses Amt mit großem Erfolg, bis er 1839 als Professor und Hauptlehrer an die Thierarzneischule nach Stuttgart berufen wurde. Er † jedoch schon am 3. Februar 1846. Als Praktiker sehr geschätzt, hat sich B. auch durch Schriften, die er selbst mit den korrektesten, instruktiven und genial aufgefaßten Zeichnungen versah, großen Ruhm erworben. Unter denselben sind hervorzuheben: „Belehrungen über das Skelet des Rindes" (Stuttgart 1844); „Kurzgefaßte Anleitung zur Hauspferdezucht" (Ulm 1843); „Anleitung zur Kenntniß des Aeußeren des Pferdes" (2. Aufl., Stuttg. 1845); „Thierärztliche Geburtshülfe" (das. 1844); „Kurzgefaßte Anleitung zum Betrieb der Rindviehzucht" (das. 1849); „Gemeinfaßliches Handbuch der gesammten Thierheilkunde", gemeinschaftlich mit Dettenhofer (das. 1843—44); „Handbuch der landwirthschaftlichen Thierkunde u. Thierzucht" (das. 1843—47). Auch als Thiermaler hat B. Verdienst, namentlich sind seine meist in Federzeichnungen ausgeführten Skizzen für den Kenner von großem Werth.

Baumfrevel, die absichtliche Beschädigung an Bäumen oder Sträuchern, welche fremdes Eigenthum sind, ohne daß der Beschädigende dabei die Absicht hat, sich jene ganz oder theilweise anzueignen. Die Gesetzgebungen sind in der Beurtheilung dieser Beschädigung noch vielfach mangelhaft. Im Allgemeinen gehört der B. unter die Kategorie der Beschädigung fremden Eigenthums aus Bosheit oder Muthwillen (damnum injuria datum) u. bildet mit dieser ganzen Klasse nur in sofern ein eigenes Verbrechen, als er nicht seiner Form und Richtung nach in ein anderes bestimmtes öffentliches Verbrechen übergeht. Die Gesetze geben dafür in der Regel bloß Privatentschädigungsrechte, das römische Recht setzt indeß auf den B., ebenso wie auf Anzünden der Saaten, Beschädigung öffentlicher Brunnen und Wasserleitungen, öffentliche Strafen; die

neueren Partikulargesetze sind sehr von einander abweichend.

Baumgärtner, Karl Heinrich, Arzt, geboren zu Pforzheim den 21. Oktober 1798, besuchte das Lyceum zu Karlsruhe und dann die Universitäten Tübingen und Heidelberg, promovirte 1818, ward 1820 Regimentsarzt in Rastadt, kam 1822 zur Artilleriebrigade nach Karlsruhe und ward 1824 zum ordentlichen Professor der medicinischen Klinik in Freiburg ernannt. Als 1832 die Cholera in Paris ausbrach, ging B. dahin, um sie zu studiren. Schon 1830 suchte er nachzuweisen, daß die Spaltungen des Eidotters kugelichte Massen zu ihrem Resultat haben, aus welchen sich die Einzeltheile des Thieres entwickeln, u. beschrieb die stufenweise Umwandlung solcher Kugeln zu Blutkörperchen. Die „Bildungskugeltheorie" war sonach der Vorläufer der jetzigen Zellentheorie von Schwann. Von seinen Schriften nennen wir: „Ueber die Natur und die Behandlung der Fieber" (Freiburg 1827, 2 Bde.); „Beobachtungen über Nerven und Blut" (das. 1830); „Handbuch der speciellen Krankheits- u. Heilungslehren mit besonderer Rücksicht auf die Physiologie" (Stuttgart 1835, 2 Bde.; 2 Aufl. 1837); „Dualistisches System der Medicin" (das. 1835—37, 2 Bde.); „Krankenphysiognomik, mit einem Atlas von 72 kolorirten Krankenporträts in halber Lebensgröße" (das. 1839); „Neue Untersuchungen in den Gebieten der Physiologie u. praktischen Heilkunde" (Freib. 1845); „Neue Behandlungsweise der Lungenentzündung und anderer Brustkrankheiten, nebst einer Darstellung der Abortivmethode" (Stuttgart 1850); „Nähere Begründung der Lehre von der Embryonalanlage" (das. 1854); „Lehrbuch der allgemeinen Pathologie und Therapie" (3. Aufl., das. 1854); „Schöpfungsgedanken" (1. Thl., Freiburg 1856).

Baumgarten, 1) Konrad, um 1300 schweizerischer Landammann an der Alzelenhöhe im Kanton Unterwalden, tödtete den kaiserlichen Burgvogt Wolfenschießen auf Roßberg, weil dieser seine Frau zu schänden versucht hatte, und wurde so eine der nächsten Veranlassungen zum Rütlibunde. Das Gedächtniß der That erhält eine Kapelle bei Alzelen.

2) Sigmund Jakob, einer der einflußreichsten deutschen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, geboren 1706 zu Wolmirstädt, wo sein Vater Prediger war, ward auf dem hallischen Pädagogium, seit 1724 auf der Universität zu Halle gebildet, unterrichtete dann in den höhern Klassen des Waisenhauses und ward 1726 Inspektor der lateinischen Schule daselbst. Im J. 1728 ward er Adjunkt des Professors G. A. Francke im Predigtamte, 1730 Adjunkt der theologischen Fakultät, in welche er 1734 als ordentliches Mitglied einrückte, worauf er alle seine übrigen Nebenämter niederlegte. Er † den 4. Juli 1757. Neben der eigentlichen Theologie war Literatur und Geschichte das Feld, worauf B. am meisten arbeitete und leistete. Früh schon hatte er sich eine seltene Bücherkenntniß erworben, die er in den reichen Citaten in seinen Schriften, sowie in seinen „Nachrichten von einer hallischen Bibliothek" (der seinigen) in 8 Bänden (Halle 1748—51) und in den „Nachrichten von merkwürdigen Büchern" in 12 Bänden (das. 1751—57) zu benutzen wußte. Unter den von ihm herausgegebenen Uebersetzungen englischer u. französischer Geschichtswerke ist bei weitem das wichtigste die aus einem sehr unvollkommenen englischen Original entstandene „Allgemeine Welthistorie", von welcher er die 16 ersten Bände (Halle 1744—56, von Semler fortgesetzt) mit einem großen Reichthum von Anmerkungen, daneben auch mit 4 Bänden „Erläuterungsschriften und Zusätze" ausstattete, welche in der Folge auch von den Engländern wieder benutzt worden sind. Nach seinem Tode erschienen „Vorlesungen über die evangelische Glaubenslehre" (Halle 1759 und 1760, 3 Bde.) u. „Theologische Streitigkeiten" (das. 1771, 3 Bde.), von Semler herausgegeben. Von seinen Schriften sind noch zu bemerken: „Gründliche Auslegung des Psalters" (Halle 1759, 2 Bde.); „Theologische Bedenken" (7 Sammlungen, das. 1744—1750); „Erläuterungen der christlichen Alterthümer" (herausgegeben von J. C. Bertram, das. 1768); „Geistliche Gedichte" (4 Sammlungen, das. 1748 bis 1752); „Geschichte der Religionsparteien" (mit Vorrede von Semler, das. 1766) u. a. m. Vergl. Semler, Biographie B.s, Halle 1758.

3) Alexander Gottlieb, philosophischer Schriftsteller, des Vorigen Bruder, geboren den 17. Juli 1714 zu Berlin, studirte in Halle Theologie und Philosophie und wurde daselbst für letztere als außerordentlicher Professor angestellt, erhielt aber schon 1740 die ordentliche Professur der Philosophie zu Frankfurt a. d. O., wo er den 26. Mai 1762 †. B. ist einer der tüchtigsten Schüler Wolffs, ein scharfsinniger und klarer Denker und gewandter akademischer Lehrer, welcher den Wolffianismus auf den Kulminationspunkt seiner innern Ausbildung führte und nach außen die schon hier und da bedrohten Grenzen tapfer vertheidigte. Am berühmtesten ist jedoch B. durch die Begründung der Aesthetik als einer selbstständigen philosophischen Disciplin geworden (s. Aesthetik). Seine Idee einer Wissenschaft des Schönen stellte er zuerst in der Schrift „De nonnullis ad poëma pertinentibus" (Halle 1735) auf. Aus seinen Diktaten entstanden Meiers „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaft" (Halle 1748—1750, 3 Bde.), worauf B. selbst seine „Aesthetica" (Frankfurt 1750 und 1758, 2 Bde.) erscheinen ließ, an deren Vollendung ihn jedoch der Tod verhinderte. Nur die Einleitung, worin die Begründung des ganzen Systems versucht wird, nebst der Heuristik ist vollendet. Unter seinen Schriften über andere Theile der Philosophie sind noch besonders hervorzuheben: „Metaphysica" (Halle 1739, 7. Aufl. 1779, von Eberhard herausgegeben 1783); „Philosophia generalis" (herausgegeben von Förster, das. 1770); „Ethica philosophica" (das. 1740); „Annotationes in logicam" (das. 1761); „Jus naturae" (das. 1765). Vergl. F. G. Meier, B.s Leben und Schriften, Halle 1763.

Baumgarten-Crusius, 1) Detlev Karl Wilhelm, verdienter Philolog u. Schulmann, geboren am 24. Januar 1786 zu Dresden, wo sein Vater, Gottlob August Baumgarten (der den Namen seines Stiefvaters und Wohlthäters Crusius dem seinigen beifügte und als Stiftssuperintendent und Konsistorial- und Regierungsrath zu Merseburg am 15. December 1817 starb), damals Diakonus an der Kreuzkirche war. Im älterlichen Hause durch Privatlehrer vorbereitet, besuchte er von 1798 bis 1803 die Landesschule in Grimma u. bezog dann die Universität zu Leipzig, wo er neben der Theolo-

gie namentlich auch die klassischen Studien betrieb. Nachdem er hierauf seit 1806 4 Jahre in Merseburg privatisirt hatte, wurde ihm 1810 das Konrektorat an der Domschule daselbst übertragen, das er bis 1817 mit Liebe und Erfolg bekleidete. In diese Zeit fallen seine ersten schriftstellerischen Arbeiten, die Ausgaben des „Agesilaus" von Plutarch und Xenophon (Leipzig 1812) und des Sueton (das. 1816, 2 Bde); dazu die „Clavis Suetoniana" das. 1818); auch besorgte er eine Handausgabe von Sueton (das. 1820). In jener Zeit nahm er durch Wort und Schrift den wärmsten Antheil an der Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft, arbeitete für diesen Zweck eifrig mit an den „Deutschen Blättern" und schrieb „Vier Reden an die deutsche Jugend über Vaterland, Freiheit, deutsche Bildung und das Kreuz, (Altenburg 1814). Im Jahre 1817 ward er als Konrektor an die Kreuzschule zu Dresden berufen wo es ihm bald gelang, ein mehr wissenschaftliches Leben herzustellen. In Dresden vollendete er die beiden Ausgaben des Sueton. Dann gab er Homers Odyssee mit Auszügen aus Eustathius und den übrigen griechischen Erklärern heraus (Leipzig 1822—24, 3 Bde.), besorgte die bei Teubner erschienenen Schulausgaben des Eutropius, Livius und Ovidius und nahm thätigen Antheil an mehren gelehrten Zeitschriften. Seine Ansichten vom bürgerlichen und christlichen Leben entwickelte er in den Schriften: „Die unsichtbare Kirche" (Leipzig 1816), „Reise aus dem Herzen in das Herz" (Dresden 1818), „Reise auf der Post von Dresden nach Leipzig" (das. 1819), „Licht und Schatten" (das. 1821) und „Bittschrift des Douglas, Loveday ꝛc." (das. 1822). Zunächst für die Freunde und Verehrer seines verstorbenen Vaters gab er dessen Biographie (1818) heraus. Von Dresden aus machte er zu verschiedenen Zeiten größere Reisen in die Schweiz und nach Frankreich. Nach den Unruhen von 1830 zum Kommunrepräsentanten erwählt, benutzte er diese Stellung zur Verbesserung des städtischen Schulwesens. Das Ergebniß seiner desfallsigen Nachforschungen und Vorschläge veröffentlichte er durch die Schrift „Ueber das Schulwesen der Stadt Dresden" (Dresden 1831). Anfang 1833 erhielt er das Rektorat der Landesschule zu Meißen. Er † den 12. Mai 1845. Von B.' Schriften sind außer mehren Schulprogrammen noch zu erwähnen: „Briefe über Erziehung ꝛc. in Gelehrtenschulen" (1824); „Geschichte der Schweiz (in der Historischen Taschenbibliothek 1826). Auch besorgte er eine neue Ausgabe von Ovids „Metamorphosen" (1834) und von Wilhelm Müllers „Homerischer Vorschule" (Leipz. 1826), die er durch eine Einleitung und Anmerkungen mit den neueren Forschungen und Resultaten in genauere Verbindung brachte.

2) Ludwig Friedrich Otto, einer der gelehrtesten deutschen Theologen, des Vorigen Bruder, geboren zu Merseburg 1788, besuchte anfangs das Gymnasium seiner Vaterstadt, später die Fürstenschule zu Grimma und bezog 1805 die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studiren. Schon 1809 trat er zu Leipzig als Privatdocent auf und übernahm 1810 die Stelle eines Universitätspredigers. Im Jahre 1812 ward er als außerordentlicher Professor der Theologie nach Jena berufen, wo er 1817 ordentlicher Professor und 1818 Mitglied des Senats und der theologischen Fakultät wurde und den 31. Mai 1843 †. Einer frühern Periode gehören unter seinen Schriften an: „De homine, dei sibi conscio" (Jena 1812) und „Das Menschenleben und die Religion" (das. 1816). Als Kämpfer für religiöse Freiheit trat er gegen das durch Harms repräsentirte System der Unwissenschaftlichkeit auf mit den „XCV theses theologicae contra superstitionem et profanitatem" (Jena 1817) und gegen die Tendenzen der berliner Kirchenzeitungstheologie in seiner Schrift „Ueber Gewissensfreiheit, Lehrfreiheit und über den Rationalismus und seine Gegner" (Berlin 1830). Indessen war B. kein Rationalist in dem Sinne, wie man in neuerer Zeit den Rationalismus auf eine historisch ausgebildete Form eingeschränkt hat; vielmehr erklärte er sich in seiner an Denkstoff reichen, leider zu wenig verarbeiteten „Einleitung in das Studium der Dogmatik" (Leipzig 1829) gerade gegen diese Form, wie sie von Wegscheider und Röhr vertreten wird, d. h. gegen die auf der Basis des kantschen Kritieismus ruhende Form des Rationalismus, und kam dadurch eine Zeitlang sogar in den Verdacht, dem Mysticismus zu huldigen. Vollständigere Darstellungen seiner Lehre gab B. in dem „Handbuche der christlichen Sittenlehre" (Leipzig 1827), in den „Grundzügen der biblischen Theologie" (Jena 1828) und in dem „Grundrisse der evangelisch-kirchlichen Dogmatik" (das. 1830). Seine ausgezeichnetsten Forschungen aber hat er der Dogmengeschichte zugewendet; die Resultate derselben legte er zum Theil in seinem „Lehrbuche der Dogmengeschichte" (Jena 1831—32, 2 Abtheil.) nieder, während der scholastischen Theologie mehre seiner akademischen Schriften gewidmet sind. Unter B.' Schriften sind noch zu nennen: „Ueber Fr. Schleiermacher, seine Denkart und sein Verdienst" (Jena 1834); „Betrachtungen über einige Schriften von F. R. de la Mennais" (das. 1834); eine Sammlung seiner kleinern Schriften enthalten die „Opuscula theologica, pleraque nondum edita" das. 1836). B. nahm eine der ersten Stellen unter den Theologen seiner Zeit ein. Seiner theologischen Ansicht nach stand er der schleiermacherschen Schule am nächsten, ohne ihr jedoch anzugehören; er ist vielmehr selbstständig, und es war ihm mit seiner durchaus freien Denkart wie wenig Andern gelungen, seine zahlreichen Schüler sichern Schrittes durch die Klippen der Parteigängerei hindurchzuführen, ihren Blick frei zu erhalten und zur Selbstständigkeit des Denkens heranzubilden. Wie tief und gründlich er die neuesten philosophisch-theologischen Richtungen überschaute, zeigte er in dem trefflichen Aufsatze über Strauß, Bauer und Feuerbach, womit er die „Neue Jenaische Literaturzeitung" (1842) eröffnete. Seine exegetischen Vorlesungen über die Evangelien und paulinischen Briefe sind von Kimmel zum Theil herausgegeben worden; von ihm selbst ist nur der 1. Theil des Evangeliums Johannes erschienen (Jena 1843).

Baumgartner, 1) Andreas, Ritter von ein um die Naturwissenschaften verdienter Mann, am 23. November 1793 zu Friedberg in Böhmen geboren, sollte Lehrer an einer deutschen Schule werden und kam daher in seinem 11. Jahre auf die lateinische Schule zu Linz, entschied sich aber hier für das Studium der mathematischen Wissenschaften. Nachdem er seit 1810 die wiener Universität besucht, ward er 1815 Assistent bei der Lehrkanzel der Philosophie, 1816 der Mathematik u. Physik. Im J. 1817 als

Professor der Physik an das Lyceum zu Olmütz berufen, schrieb er daselbst seine „Aräometrie" (Wien 1820) u. seine „Mechanik in ihrer Anwendung auf Künste u. Gewerbe" (das. 1823), durch welche beiden Werke er für die Anwendung der Physik auf das gewerbliche Leben verdienstlich gewirkt hat. Anfang 1823 ging B. nach Wien zurück und übernahm die Vorträge über Physik an der dortigen Universität. Zugleich hielt er an allen Sonn- und Feiertagen Vorträge über populäre Mechanik für Handwerker und Künstler. Eine Frucht seiner mit großem Beifall aufgenommenen Vorlesungen war die „Naturlehre" (Wien 1823, 3 Bde.), die nicht nur auf den österreichischen, sondern auch auf den Universitäten anderer deutschen Staaten als Handbuch zu Vorlesungen eingeführt wurde und, nachdem sie seit 1826 in Einen starken Band zusammengefaßt worden war, bis 1842 7 Auflagen erlebte. In einem „Supplementband" dazu (Wien 1831) hat B. seine eigenen mannichfachen physikalischen Erfahrungen niedergelegt. Nicht wenig wirkte B. für die Fortbildung der Naturwissenschaften auch durch die von ihm herausgegebene „Zeitschrift für Physik und Mathematik", die er erst in Verbindung mit A. von Ettinghausen (Wien 1826—32, 10 Bde.), dann allein unter dem Titel „Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften" (das. 1832—37, 4 Bde.) herausgab und später mit J. Ritter von Holger fortführte. Seine „Anfangsgründe der Naturlehre" (Wien 1838) sind ein guter Leitfaden beim Elementarunterricht. Ein hartnäckiges Halsübel bewog ihn, seine Thätigkeit bei der Universität aufzugeben. Zuerst zum Direktor der k. k. Porzellan-, Gußspiegel- und Smaltefabriken ernannt, erhielt er bald darauf die Oberleitung der Tabaksfabrikation in sämmtlichen österreichischen Staaten, und 1846 übertrug man ihm die Errichtung der elektrischen Telegraphen, von denen bis Anfangs 1848 120 Meilen vollendet wurden. Gegen Ende 1847 wurde er zum Hofrath der allgemeinen Hofkammer ernannt und mit der obersten Leitung des Eisenbahnbaues betraut. Nach den Märzereignissen von 1848 übernahm er unter Pillersdorf das Ministerium des Bergwesens und der öffentlichen Bauten, das er jedoch mit Antritt des Ministeriums Doblhof niederlegte. Dafür übernahm er die Leitung einer Abtheilung im Finanzministerium. Während des wiener Zollkongresses 1851 vertheidigte er mit Umsicht u. Mäßigung die Regierungspolitik gegen die oft hitzig geltend gemachten Ansichten und Vorschläge der österreichischen Industriellen. Als im Mai 1851 Bruck das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten niederlegte, trat B. an dessen Stelle. Zu derselben Zeit wurde er auch zum Präsidenten der österreichischen Akademie der Wissenschaften ernannt, deren Vicepräsident er schon mehre Jahre hindurch gewesen. Anerkennung verdient, daß er den Gehalt von 2500 Gulden, den er als Vicepräsident beanspruchen konnte, zur Aufmunterung meteorologischer Forschungen im Gebiete der österreichischen Monarchie bestimmte. Am 28. December 1851 übernahm er wieder das Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten, wurde auch Präsident der Akademie der Wissenschaften und 1854 in den Freiherrenstand erhoben. Im Januar 1855 trat er abermals aus dem Ministerium.

2) Gallus Jakob, Altlandammann des Kantons St. Gallen, einer der bedeutendsten Staatsmänner der Schweiz, Sohn eines Handwerkers, geboren am 18. Oktober 1797 zu Altstätten, besuchte das Gymnasium zu St. Gallen und dann von 1814—16 die Rechtsschule zu Freiburg in der Schweiz. Reiselust und Trieb zu höherer Bildung führten ihn 1816 nach Wien, wo er sich mit dem Studium der Staatswissenschaften beschäftigte und durch Privatunterricht die Mittel zum Unterhalt sich verschaffte. Hier ward er Mitglied einer für Literatur und freundschaftliche Unterhaltung gestifteten Gesellschaft junger Schweizer, welche jedoch den Verdacht der Polizei erweckte, so daß er 1819 verhaftet, bis zum August 1820 gefangen gehalten und, obgleich die Verhöre keine Theilnahme an politischen Umtrieben auswiesen, mit 6 andern Schweizern über die Grenze gebracht wurde. Die Geschichte seiner Verhaftung hat er in Zschokke's „Ueberlieferungen" (December 1820) schlicht und wahr erzählt. Von dem Amte eines Vorstehers des öffentlichen Archivs des Kantons St. Gallen kam er 1825 in den großen Rath, ward 1826 erster Staatsschreiber und war auf den Tagsatzungen 1823—30 thätig. Als Kämpfer für Oeffentlichkeit und Preßfreiheit in vorderster Reihe stehend, förderte er sie wesentlich 1830 durch Bekanntmachung der Verhandlungen des sankt-gallischen großen Raths. Im Jahre 1831 trug er als Mitglied des Verfassungsraths viel dazu bei, daß die neue Verfassung zu Stande kam, und erwarb sich als erstes Mitglied des kleinen Raths große Verdienste um die Administration. In eidgenössischen Angelegenheiten sprach und stimmte er als erster Gesandter seines Kantons auf der Tagsatzung für die Reform der schweizerischen Bundesverfassung durch das Organ eines eidgenössischen Verfassungsraths und für Totaltrennung des Kantons Basel; 1833 wirkte er besonders für das Aufgebot von 20,000 Mann gegen die sarner Konferenz, für den Einmarsch in den Kanton Schwyz, für Androhung einer Besetzung Neuenburgs ꝛc. Von glühendem Eifer für die Ehre und Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft beseelt, protestirte er 1834 gegen die durch den savoyer Zug und die Versammlung im Steinhölzli hervorgerufenen Forderungen der fremden Gesandten; mit gleicher Beharrlichkeit widersetzte er sich 1836 dem Konklusum in der Flüchtlingssache. Auch durch seine Theilnahme an dem sankt-gallischen Blatte „Der Erzähler" stellte er sich in die vordersten Reihen der Partei der Bewegung. Eine besondere Energie entwickelte er aber in seinem Kanton gegen die ultramontane Partei; er vertheidigte mit Erfolg das freisinnige System der öffentlichen Erziehung, setzte 1835 die Aufhebung des für den Kanton so nachtheiligen Doppelbisthums durch u. war das eifrigste und thätigste Mitglied der vom Papste verdammten badener Konferenz. Zwar entfernte er sich schon in der Sache des kaufmännischen Stiftungsfonds zu St. Gallen von einem Theil seiner radikalen Meinungsgenossen, aber erst in der aargauischen Klosterangelegenheit kam es zum vollständigen Bruch mit seiner Partei, als er sich nämlich mit der Mehrheit des sankt-gallischen Großraths für Herstellung sämmtlicher aufgehobenen Klöster unter einigen Modifikationen aussprach und als Gesandter seines Kantons die Vertretung dieser Ansicht auf der Tagsatzung übernahm. Durch wiederholte Angriffe mißgestimmt, gab er im November

1841 seine Entlassung aus dem kleinen Rathe, die vom großen Rathe mit Dankbezeugung für vieljährige Dienste angenommen wurde, behielt jedoch vorerst noch die Stelle eines Tagsatzungsgesandten. In der Folge trat er auch vom „Erzähler" zurück, übernahm aber im Herbste 1842 die Redaktion der „Neuen schweizer Zeitung", in welcher er eine vermittelnde Stellung behaupten zu wollen schien.

Baumholder, Stadt in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Trier, Kreis St. Wendel, mit 1370 Einw., welche Achatschleiferei und Eisenwerke betreiben und Quecksilbergruben bebauen.

Baumkitt (Baummörtel, Baumsalbe), Mittel, durch das bei größeren Wunden an Bäumen dem Eindringen der Feuchtigkeit und dem Ausfließen des Saftes vorgebeugt wird. Am besten bedient man sich hierzu des Steinkohlentheers, den man nach Bedürfniß mehre Male aufstreicht. Auch vermischt man denselben u. noch besser Asphaltheer mit Torfasche, Torfstaub, Kohlenpulver, Ziegelmehl, oder Holzasche, und zwar mit so viel dieser Stoffe, daß man das Gemisch, wenn man es erwärmt, noch mit einem steifen Pinsel streichen kann. Nach Wiegemann bereitet man den Kitt am besten aus Theer und Kohlenpulver, trägt ihn als Salbe auf und bewirft die Stelle nachher mit trockner Erde, damit der Kitt in der Wärme nicht klebe und nicht so stark in die Augen falle. Der französische B., der als St. Fiakerssalbe sehr häufig zum Pfropfen verwendet wird und beim Veredeln unter der Erde oder wo die Wildlinge viel Saft haben, dem Baumwachs sogar vorzuziehen ist, besteht aus 2 Theilen Thonerde u. 1 Theil frischem Kuhmist, die beide gut gemischt sind. Derselbe trocknet aber leicht an der Luft aus, schließt dann nicht mehr luftdicht und wird leicht vom Regen losgeweicht, weshalb man ihn mit Leinwand umgibt, oder den trocken gewordenen Mörtel mit Theer bestreicht. Eine sehr gute Mischung erhält man auch aus einer Handvoll gutem Töpferthon mit seiner Holzasche, zerzupften Kälberhaaren und ½ Pfund warmem Terpentin, gut durcheinander geknetet zu einer gleichartigen Masse. Ein altes und noch sehr häufig Anwendung findendes Mittel ist eine Mischung von Lehm und Kuhmist zu gleichen Theilen. Will man den so bereiteten B. längere Zeit weich erhalten, so mischt man ⅛ seine Asche bei; will man ihn aber zäher machen, so setzt man ihm Kälberhaare oder auch etwas dicken Terpentin zu. Der forsythsche B. besteht aus 1 Kubikfuß frischem Rindsmist, ½ Kubikfuß Kalkschutt, ½ Kubikfuß Holzasche, ⅛ Kubikfuß Sand. Alles dies wird gut gemengt und mit Wasser verdünnt, bis es sich salbenartig streichen läßt. Die beschädigte Stelle wird ⅛ Zoll dick damit bestrichen und die frische Salbe mit gesiebter Holzasche und Asche von Knochen überstreut, und zwar so lange, bis die Salbe eine trockne und glatte Oberfläche hat.

Baumkrätze, Benennung der Flechtenarten, welche sich als parasitische Gewächse an Wald- und Fruchtbäumen ansetzen und diesen schädlich werden. Der Schaden aber, der den Bäumen durch die Flechten verursacht wird, ist von wenig Bedeutung, weil sie nur auf alten und kränklichen Stämmen überhand nehmen und also eher Folge als Ursache vom Absterben sind. Vorzüglich führt die Wandschildflechte, Parmelia parietina *Ach.*, den Namen der B.

Baumläufer (Certhiaceae), Vögelgruppe aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Dünnschnäbler, wird charakterisirt durch den gebogenen Schnabel, der länger als der Kopf ist, und die flache, kurze, knorpelige, nicht ausstreckbare Zunge und begreift Vögel, welche hinsichtlich ihrer Lebensweise den Spechten gleichen. Die Gattung B. (Certhia *L.*), mit einer Außenzehe, die kürzer ist als die Mittelzehe, und steifen, zum Anstemmen dienenden Schwanzfedern, wird besonders durch den bei uns einheimischen gemeinen B. (C. familiaris *L.* Baumrutscher, Grauspecht) repräsentirt. Derselbe ist gegen 6 Zoll lang, wovon auf den Schwanz die Hälfte kommt, oben grau mit weißen Tupfen, unten weiß, am Bürzel und Schwanz braunroth und auf den braunen Schwungfedern mit gelblichweißem Querbande gezeichnet. Er findet sich in ganz Europa und im nördlichen Asien, einzeln in Nadelhölzern und Gärten lebend und fortwährend an den Stämmen der Bäume herumklettend, um sich seine aus Insekten und Insekteneiern bestehende Nahrung zu suchen, weshalb er in Obstgärten gern gesehen wird. Er wandert nicht, zieht aber im Winter aus den Wäldern in die Nähe der Wohnungen und in die Gärten. Er nistet, wie die Spechte, in hohle Bäume und legt zweimal im Jahre 6—9 weiße, braun getüpfelte Eier. Die Gattung Kletterschwanz (Dendrocataptes *Cuv.*, Grimpar *Vaill.*) enthält im wärmeren Amerika lebende Vögel, die unserem B. in der Lebensweise gleichen, aber meist einen stärkeren Schnabel und eine mit der Mittelzehe gleich lange Außenzehe haben. Die zur Gattung Mauerläufer (Tichodroma *Ill.*) gehörigen Vögel entbehren zwar der steifen, zum Anstemmen dienlichen Schwanzfedern, doch können sie mittelst ihrer mit einer langen Kralle bewaffneten Hinterzehe geschickt an Mauern klettern. Der rothflügelige Mauerläufer (T. muraria *L.*) ist von Sperlingsgröße, aschgrau, mit schwarzen, rothbraunen und weißen Schwung- und Schwanzfedern, rosenrothen Schultern und braunem Scheitel. Er findet sich allenthalben im mittleren und südlichen Europa, jedoch stets einzeln, nährt sich von Spinnen, Mücken und Insekteneiern, die er an Thürmen und Felsen herumkletternd aufsucht, und nistet in Felsenlöchern. Merkwürdig ist die Gattung Pinselvogel (Philedon *Cuv.*) durch die in einen Haarpinsel endende Zunge. Sie enthält drosselähnliche Vögel der Südseeländer, worunter P. carunculatus *Lath.*, graubraun gefleckt, unten weißlich, mit zollanger, orangegelber Fleischklunker am Grunde des Schnabels, 7 Zoll lang, ein angenehmer Singvogel in Neusüdwales ist. Hierher gehört auch die Gattung Wiedehopf (s. d.). Schön befiederte ausländische, auf den Inseln der Südsee einheimische Vögel mit wie bei den Paradiesvögeln verlängerten Seitenfedern bei den Männchen und dickem, seitlich stark zusammengedrücktem Schnabel enthält die Gattung Kragenhopf oder Struppvogel (Epimachus *Cuv.*). Epimachus superbus *Lath.* (Upupa magna *Gmel.*) ist einer der schönsten Vögel, von der Größe einer mittelmäßigen Taube, aber mit über 2 F. langem Schwanze u. gebogenem, über 3 Zoll messendem Schnabel. Die ganze Färbung ist bläulichschwarz, vorn grün schillernd; die Schulterfedern sind fichelförmig, prächtig goldgrün, auf der einen Seite fast ganz fahnenlos; über jedem Flügel steht noch ein Büschel langer Federn, in den Weichen aber 5—6

ſichelförmige, bräunliche, grün geſäumte Federn. Er lebt auf Neuguinea und wird mit abgeſchnittenen Füßen, wie der Paradiesvogel, als koſtbarer Damenputz nach Europa gebracht.

Baumöl, ſ. Olivenöl.

Baumpfähle, zum Schutz junger Bäume gegen die Gewalt des Windes dienende Pfähle. Am meiſten Anwendung finden B. aus Lärchenholz, jedoch iſt auch Tannen- u. Fichtenholz gebräuchlich. Welche Holzart man auch anwenden möge, immer iſt es gut, dieſelbe vor dem Gebrauche gehörig austrocknen zu laſſen. Um die B. auf eine längere Reihe von Jahren hin brauchbar zu erhalten, hat man mehre Mittel vorgeſchlagen. Zuerſt hat man empfohlen, die B. nicht zu entrinden. Wenn es auch wahr iſt, daß nicht entrindete B. länger in dem Boden ausdauern, als entrindete, ſo haben die mit der Rinde verſehenen B doch allzu oft den Nachtheil, daß in ihnen ſchädliche Inſekten einen Hinterhalt finden. Dies iſt beſonders der Fall, wenn die Pfähle 2—3 Jahre geſtanden haben. Man ſollte darum bloß denjenigen Theil des Pfahls nicht entrinden, welcher in den Boden zu ſtehen kommt. In manchen Gegenden werden die Pfähle an dem in den Boden kommenden Theile angebrannt; allein man hat gefunden, daß dieſes Verfahren die Dauer nur auf kurze Zeit befördert, wenn nicht die gebrannten Theile zugleich mit Theer angeſtrichen werden. Eine größere Dauer wird dadurch erzielt, daß man die entrindeten Pfähle einige Tage lang in einer 20fach verdünnten Kupfervitriollöſung liegen läßt und ſie dann, wenn ſie getrocknet ſind, mit Kalkmilch beſtreicht. Am Rhein werden B. verkäuflich gehalten, welche mit Queckſilberpräparaten imprägnirt ſind und eine große Dauerhaftigkeit haben.

Baumpflanzungen. Das Beſetzen der Wege, Straßen, Triften, Anger u. Bergabhänge mit Obſt- u. andern Bäumen, bieten, beſonders in Gegenden, in denen es an Wald mangelt, nicht nur durch ihre Erträge, ſondern auch durch Verbeſſerung des Klima's manche Vortheile dar. Wo man die B. ſeit längerer Zeit vernachläſſigt hat, iſt die Kultur der Feldfrüchte ſichtlich im Abnehmen begriffen, ja hier und da ſind Quellen geradezu verſiegt. Darum haben denn die Staaten die B. an den Straßen angeordnet, und Private und Gemeinden wetteifern in der Bepflanzung derjenigen Plätze, die ihrer Bodenbeſchaffenheit oder auch ihrer Lage nach weder als Felder, noch als Wieſen vollſtändig ausgenutzt werden können und nur eine arme Weide gewähren würden, wenn man unterlaſſen wollte, ſie mit B. zu verſehen. Man muß indeſſen Bedacht darauf nehmen, die Pflanzungen ſo einzurichten, daß die angrenzenden Feldſtücke keinen Schaden leiden. Zu dieſem Zwecke muß man nicht nur ſpät im Herbſte reifende Obſtſorten wählen, ſondern dieſelben auch ſo ſetzen, daß ſie im Sommer keine ſtörende Beſchattung, im Winter aber Schutz gewähren. Man wählt zu dieſem Zwecke für die Südſeite der Straßen, Wege ꝛc. niedrig wachſende Bäume mit lichten Kronen, wie z. B. Zwetſchenbäume, während man die Nordſeite mit mehr Holz bildenden Bäumen bepflanzt. Von Aepfeln ſind für dieſen Zweck beſonders der gemeine Matapfel, der rothe Stettiner, der Winterapfel, von Birnen die verſchiedenen Arten der Herbſt- und Winterſorten, von Pflaumen die gemeine Zwetſche geeignet. Kirſchenbäumen bringen ihre Frucht zu frühzeitig und ſind darum oft für die Kultur der Untergewächſe ſtörend; Nußbäume aber, wie man ſie namentlich in der Pfalz maſſenhaft an Feldwegen findet, ſind der Vegetation nachtheilig und verdienen darum durch andere Obſtſorten erſetzt zu werden. Die Kronen der Bäume an Wegen müſſen ſo gezogen werden, daß ſie die Erntefuhren nicht beeinträchtigen, d. h. daß die Aeſte die Ladungen nicht abſtreifen. B. auf Triften und Weideplätzen müſſen jährlich gelichtet werden, damit Luft und Licht einen guten Graswuchs zu begünſtigen vermögen.

Baumſchlag, in der Natur die Art, wie ſich das Laubwerk dem Auge zeigt; bei Zeichnungen die künſtleriſche Darſtellungsweiſe des Laubwerks von Seiten des Zeichners und Malers. Vom techniſchen Standpunkte aus laſſen ſich 3 Hauptformen des B.s unterſcheiden: die länglicht, die eckige und die runde; Kaſtanie, Eiche, Pappel ſind die 3 Repräſentanten dieſer Gattungen, zwiſchen denen eine unendliche Reihe von Unterarten und Uebergangsarten liegt. Nach einer höhern äſthetiſchen und kunſtmäßigen Rückſicht unterſcheidet man einen großen und einen kleinen Styl des B.s. Letzterer iſt diejenige Darſtellungsart des Laubwerks, für welche die Genauigkeit in der Nachbildung des Einzelnen oberſtes Geſetz iſt, während die erſtere Art, ohne kleinliche Ausbildung des Einzelnen, den Charakter der Baumart im B. als Ganzes zur Anſchauung bringt und den wahren Effekt darein ſetzt, daß der B. als einzelner Theil der Geſammtzeichnung ein bedeutſames Moment erhalte. Hier gibt ſich beſonders in Anſatz und Gruppirung der Blätter, ſowie in dem Licht- und Schattengeben die äſthetiſche Naturanſchauung des Künſtlers zu erkennen. Die älteſten Werke der Landſchaftsmalerei zeigen einen ängſtlichen und harten B.; ſpäter tritt eine freiere, aber noch äußerſt beſtimmte Behandlungsart ein. Die Werke des Claude Gelée ſind unter die erſten zu rechnen, bei welchen eine weniger beſtimmte Behandlungsart charakteriſtiſch hervortritt. Waterloo, Sachtleven, Ruysdael und Sam. Geßner ſind, beſonders in Anordnung und Perſpektive, als klaſſiſche Künſtler im B. zu nennen.

Baumſchlüpfer, ſ. v. a. Zaunkönig.

Baumſchröter, Käfer, ſ. v. a. Hirſchſchröter.

Baumſchule, ſ. Obſtbaumzucht und Pflanzkamp.

Baumſetzen (Baumſatz), die Art und Weiſe, Obſt- und andere Bäume an ihren bleibenden Standort zu verpflanzen. Auf ein richtiges Verfahren dabei kommt viel an, und es wird oft das Gedeihen des Baumes dadurch bedingt. Schon das Ausheben eines zu verſetzenden Baumes muß mit der gehörigen Vorſicht geſchehen, damit die Wurzeln ſo wenig als möglich verletzt werden. In lockerem und ſandigem Boden, ſowie bei ſolchen Bäumen, welche keine tiefgehenden Wurzeln treiben, hat dieſes keine Schwierigkeit, wohl aber in feſtem, ſchwerem Boden und bei Bäumen, welche eine ſtarke Pfahlwurzel u. dicke Haftwurzeln tief in die Erde treiben. Man nimmt zuerſt die obere Erde von der Wurzel rings herum weg u. lockert dann durch vorſichtiges Heben des Baumes mittelſt der zwiſchen und unter die ſtärkſten Wurzeln geſchobenen Hacke dieſe Wurzeln, oder haut ſie, wenn ſie zu tief hinabgehen, möglichſt weit unten ab. Die ausgehobenen Bäume verſetze man entweder ſogleich, ehe die feinen Saugwurzeln vertrocknen u. abſterben,

oder schlage sie in schiefer Richtung in lockeres Grabeland ein, so daß ihre Wurzeln vollständig mit Erde bedeckt sind, und feuchte sie bei trockener Witterung an. Will man die Bäumchen im Frühjahre verpflanzen, so ist es von Vortheil, die Gruben schon im Herbste vorher zu machen. Der Raum, den man denselben gibt, richtet sich theils nach dem Umfange der Wurzeln, theils nach der Art des Bodens, in welchen man verpflanzt. In der Regel werden die Löcher noch einmal so tief und so weit gemacht, als der Raum beträgt, welchen die Wurzeln einnehmen. Ist der Boden thonig oder kiesig und hat er einen sterilen Untergrund, so gibt man den Löchern 6 Fuß und mehr Umfang und 4—6 F. Tiefe, damit die Bäume gleich beim Einsetzen einen fruchtbaren Untergrund erhalten, worin sie ihre Wurzeln gehörig ausbreiten können; ist der Boden aber locker u. hat er einen das Wasser durchlassenden und guten Untergrund, so brauchen die Löcher nur höchstens 4 Fuß weit und 3 F. tief gemacht zu werden. Die obere fruchtbare Dammerde (Muttererde) schaffe man beim Ausgraben der Löcher auf die eine Seite, den unfruchtbaren Untergrund aber auf die andere Seite der Grube, fülle sodann das Loch mit lockerer, nicht ganz unfruchtbarer Erde bis auf 1 Fuß aus und bringe oben darauf eine Schicht guter fruchtbarer Erde von ½ Fuß Höhe. Auf diese stelle man den Baum leicht in der Mitte des Loches auf, breite seine Wurzeln sorgfältig aus und schütte dann von der zur Seite gelegten Damm- oder von sonstiger guter Gartenerde so viel auf, daß alle Höhlungen zwischen den Wurzeln gehörig ausgefüllt werden, zu welchem Behuf man den Baum sanft rüttelt und die Erde sanft festtritt. Der Düngung wegen schütte man noch mehr gute fruchtbare Erde auf die so bedeckten Wurzeln, wozu man nie frischen animalischen Dünger anwenden darf. Hauptregel beim B. ist, in nassem Grunde die Bäume möglichst hoch, bei kiesigem und steinigem Grunde sie aber tiefer in lockere Erde zu setzen. Uebrigens kann man das B. vom Herbste an den ganzen Winter hindurch, wenn Frost und Schnee es nicht hindern, bis ins Frühjahr fortsetzen. Am sichersten gerathen die Bäume, wenn man sie gleich beim Setzen einschlämmt, d. i. die zuvor gehörig zurecht gelegten Wurzeln mit feiner trockner Erde überschüttet, begießt, wieder beschüttet und begießt u. damit fortfährt, bis das Loch voll ist, worauf man nochmals stark begießt. Zu welcher Zeit man auch das Versetzen vornehmen möge, immer muß man eine Witterung wählen, bei welcher der Boden trocken genug ist. Große, erwachsene Bäume, die freilich nicht zu alt sein dürfen und noch Wuchskraft in sich haben müssen, kann man oft mit glücklichem Erfolg in sehr kaltem Winterwetter mit dem sogenannten Frostballen versetzen, wobei man auf folgende Weise verfährt: Man zieht bei tiefgehenden Frösten im Umkreise des Baumes nach Maßgabe seiner Größe und Stärke einen Ring von 4—8 Fuß Durchmesser und haut hier die Wurzeln in runder Wölbung nach der Tiefe zu ab, bis sich der Baum umreißen läßt, was aber mit Vorsicht bewerkstelligt werden muß. Darauf nimmt man von den verletzten Wurzeltheilen alles Zerquetschte, Zerbrochene und Geschlitzte hinweg und macht durch ebenen Schnitt die Wunden heilbarer. Darauf wird der Baum mit dem fest an die Wurzeln angefrornen, runden Ballen an die Stelle gebracht, wohin er versetzt werden soll. Die neue Grube muß so weit und tief sein, daß man den Baum mit dem Ballen bequem hineinstellen kann. Den Zwischenraum zwischen dem Ballen u. dem Rand der Grube füllt man mit guter Erde vollständig aus. Sind die zu setzenden Bäume durch weiten Transport oder langes Liegen zu sehr ausgetrocknet, so muß man sie vor dem Einsetzen einige Tage mit den Wurzeln in frisches Wasser stellen oder ganz die über die Krone in frische Erde einlegen und begießen. In fettem Boden gezogene, bei Regenwetter ausgehobene und vorher nicht abgetrocknete Bäume erfrieren leicht. Frisch gesetzten Bäumen ist Begießen und Besprengen sehr heilsam.

Baumstark, 1) Anton, ausgezeichneter Philolog, geboren zu Sinzheim im April 1800, besuchte das Lyceum zu Rastatt, studirte auf der Universität zu Heidelberg und trat in das dortige philologische Seminar ein. Im Jahre 1826 ward er provisorischer Lehrer und 1829 wirklicher Professor am Gymnasium zu Freiburg. Als 1830 von Zell ein philologisches Seminar in Freiburg errichtet wurde, erhielt B. an demselben die Stelle eines Kollaborators, 1822 wurde ihm der Unterricht in den obern Klassen des Gymnasiums übertragen, u. 1836 erhielt er neben seinem bisherigen Amte die Stelle eines ordentlichen Professors der Philologie und alternirenden Direktors des philologischen Seminars. In Zells Ausgabe klassischer Schriftsteller lieferte B. Textrecensionen des J. Cäsar u. Curtius Rufus (Stuttgart 1828—29, 6 Bde.). Von seinen übrigen Schriften nennen wir: „Animadversiones de re tutelari Atheuiensium" (Freiburg 1829); „Iudex prosodiacus latinae linguae antibarbarus" (daf. 1830); „Die Formen des Perfecti und Supini der lateinischen Zeitwörter" (daf. 1830); „Commentariorum de bello gallico interpretatio graeca Maximi quae fertur Planudis" (daf. 1831); „C. J. Caesaris Commentarii de bello gallico et civili" (daf. 1832); „Lectiones Tullianae" (daf. 1832); „Indices attici, oder praktische Anleitung zur richtigen Betonung und Aussprache der griechischen Penultima" (daf. 1833); „Orationes latinae virorum recentioris aetatis" (daf. 1834); „Cajus Julius Cäsars Werke ins Deutsche übersetzt" (Stuttgart 1837—39, 3 Bde.); „Die Blüthen der griechischen Dichtkunst, in deutscher Nachbildung, mit den nöthigen Erläuterungen und einem geschichtlichen Ueberblicke begleitet" (Karlsruhe 1840—41, 6 Bde.); „Blüthen der römischen Dichtkunst" (daf. 1841, 4 Bde.); „Kommentar zu den Gedichten des Horaz" (daf. 1841, 2 Bde.); „Bilder des Alterthums zur Erläuterung der Gedichte des Horaz" (daf. 1841) ꝛc. Außerdem lieferte er Beiträge zu dem „Freiburger Wochenblatt", der „Revue Germanique", dem „Hesperus", der „Allgemeinen Schulzeitung", den „Heidelberger Jahrbüchern", der „Zeitschrift für Alterthumswissenschaft", Pauly's „Realencyklopädie der Alterthumswissenschaft", für die „Hallische allgemeine Literaturzeitung" ꝛc.

2) Eduard, Kameralist und Volkswirthschaftslehrer, jüngerer Bruder des Vorigen, geboren im März 1807 zu Sinzheim, besuchte das Lyceum zu Rastadt und die Universität Heidelberg, wo er noch als Student die Preismedaille in der Philosophie gewann. Im Jahre 1828 habilitirte er sich in Heidelberg als Privatdocent der kameralistischen Wissenschaften. Hier lieferte er in Morstadts „Natur-

Digitized by Google

nalökonomie" gediegene Aufsätze über verschiedene Punkte seiner Wissenschaft und schrieb hierauf die sehr beifällig aufgenommene „Encyklopädie der kameralistischen Wissenschaften" (Heidelberg 1836), das erste vollständige Werk dieser Art. Seit 1838 außerordentlicher Professor zu Greifswald, erhielt er bereits 1839 den Auftrag, einen neuen Organisationsplan der Akademie zu Eldena zu entwerfen, welchem er in der Schrift „Ueber staats- und landwirthschaftliche Akademien" (Greifswald 1839) Genüge leistete. Nachdem B. im Sommer 1839 die Akademie interimistisch verwaltet, behielt er nach Pabsts Berufung zum Direktor die Aufsicht über dieselbe als wissenschaftliche Lehranstalt, sowie die Professur der Volks- und Staatswirthschaft. Nach Pabsts Abgange im Frühjahr 1843 und nachdem B. in Folge der Ablehnung eines Rufs nach Erlangen 1842 zum ordentlichen Professor an der Universität ernannt worden, übernahm er die Direktorstelle an der Akademie. Im Jahre 1848 ward er durch seinen Kreis in die preußische Nationalversammlung gewählt, wo er bald Führer der Rechten wurde. Als Mitglied der 1. Kammer 1849 nahm er seinen Platz auf dem linken Centrum, wurde Vicepräsident der Kammer und bekämpfte nun, als Vertheidiger der preußisch-deutschen Union, die absolutistische Partei, wie er früher die demokratische bekämpft hatte. Im Staatenhause zu Erfurt (1850), wohin ihn die 1. Kammer gesendet hatte, stimmte er für die Annahme der Unionsverfassung im Ganzen. Abermals in die 1. Kammer gewählt, trat er 1851 als Führer der konstitutionellen Linken u. als Gegner des Ministeriums Manteuffel auf. Von seinen früheren Schriften sind außer der schon erwähnten kameralistischen „Encyklopädie" hauptsächlich die „Staatswirthschaftlichen Versuche über Staatskredit ꝛc." (Heidelberg 1833) zu nennen. Mit Gervinus gab er 1835 die „Deutschen Jahrbücher" heraus. Ricardo's Hauptwerk, die „Grundgesetze der Volkswirthschaft", übersetzte er ins Deutsche (Leipzig 1837) und kommentirte es in den „Volkswirthschaftlichen Erläuterungen" (daf. 1838). Auch begründete er die „Jahrbücher der staats- u. landwirthschaftlichen Akademie Eldena" (Greifswald 1848 ff.), aus denen die wichtige Abhandlung „Zur Einkommensteuerfrage" (1849) besonders abgedruckt wurde. Aus seinen reichen Sammlungen für das Volkslied veröffentlichte er mit seinem Freunde von Waldbrühl „Bardale, Sammlung auserlesener Volkslieder der verschiedenen Völker der Erde" (Leipzig 1836). Seine Ansichten über Musik legte er in der Gedächtnißschrift „A. Fr. J. Thibaut" (Leipzig 1841) nieder.

Baumwachs, Mittel zur Bedeckung von Wunden an den Bäumen, welche man zum Zweck der Veredelung oder des Beschneidens derselben gemacht hat. Man bereitet das B. jetzt gewöhnlich aus 1 Pfund gelben Wachses, 1 Pfund Terpentins, ½ Pfund weißen gereinigten Pechs oder festen Harzes u. 6½ Loth Talgs, indem man zuerst das Pech oder Harz in einem Topf über gelindem Kohlenfeuer schmelzt und, wenn sich aus der klaren, geschmolzenen Masse noch unreine Theile am Boden absetzen, vorsichtig abgießt, dann mit dem Wachs und dem Talg, welche man vorher gemeinschaftlich in einem Topf geschmolzen mischt und wenn die Mischung eben anfängt zu erstarren, den Terpentin unter Umrühren in kleinen Portionen wieder zugießt, so daß eine gleichförmige Mischung entsteht, welche man am besten sogleich in kaltes Wasser gießt. Man kann dieselbe jedoch auch in dem bedeckten Topf ruhig erkalten lassen und formt dann daraus Stangen, welche man in Papier gewickelt aufbewahrt. Man bedient sich derselben entweder, indem man sie zwischen den Händen erweicht oder sie schmelzt und flüssig aufstreicht. Bei kaltem Wetter, wo die Masse leicht zu spröde wird, versetzt man sie mit etwas Baumöl und Schmalz und schmelzt im Gegentheil, wenn sie im Sommer zu weich oder flüssig sich zeigen sollte, etwas Pech oder festes Harz hinzu. Damit die Masse beim Kneten nicht zu stark an den Fingern kleben bleibe, reibt man dieselben vortheilhaft mit einer Speckschwarte ein. B. nach Lukas: 8 Loth gelbes Wachs, 18 Loth gereinigtes Harz, 4 Loth dicken Terpentin, 1 Loth Baumöl und 1 Loth Fett schmelzt man zusammen. Flüssiges B. nach Lukas: Diese Mischung, die auch bei gewöhnlicher Temperatur flüssig bleibt, erhält man, wenn man die genannten Stoffe in gutem Spiritus bei gelinder Wärme und unter fleißigem Umrühren in einem Fläschchen löst, oder wenn man 1 Pfd. Fichtenharz, welches langsam geschmolzen wird, mit 6—7 Loth starkem Weingeist mischt, unter einander rührt, und in weithalsige Flaschen gießt. Dieses flüssige B. verwendet man, indem man daselbe mit einem Pinsel aufträgt, welcher so in einem Pfropf befestigt ist, daß er zugleich die Flasche verschließt, das Austrocknen verhindert und selbst immer weich bleibt. Das flüssige B. erhärtet schon nach einigen Tagen, indem der Spiritus verdunstet, und bildet ein vorzügliches, die Wunde leicht verbindendes Mittel. Man wendet dasselbe namentlich dann an, wenn man nur wenig Stämme veredeln will, oder zum Gebrauch außer der Veredlungszeit, wenn starke Zweige abgeschnitten werden, oder um das abgefallene Harz an veredelten Stämmen schnell zu ersetzen. Lefords Mastix L'Homme ist ein ebenfalls höchst zweckmäßiges flüssiges B., welches sowohl bei der Veredelung, als auch zur Bestreichung und Heilung jeglicher Baumwunden sehr zu empfehlen ist. Man kauft es in verschlossenen Blechbüchsen zu ½, 1 und 2 Francs. Seine Zusammensetzung wird geheim gehalten. In neuerer Zeit beginnt das Collodium im Gärtnereibetrieb eine Rolle zu spielen. Diese sirupartige, farblose Flüssigkeit, die Lösung von Schießbaumwolle in Aether, wird mit einem Pinsel aufgetragen, trocknet an der Luft schnell ein und muß deshalb in gut verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden, indem man in dem Pfropf derselben den Pinsel so befestigt, daß er, wenn das Gefäß verschlossen ist, in die Flüssigkeit eintaucht. Mit diesem Ueberzug von Collodium kann man das Bluten der Weinstöcke verhindern, auch wendet man es bei Schnittwunden und brandigen Bäumen, sowie beim Veredeln zarter Gewächse an. Dienlich ist es auch beim Okuliren mit schwachen Augen und zur Bedeckung von Schnittwunden, wenn der Wildling über dem Auge abgeschnitten ist. Da es sehr schnell erhärtet, also in diesem Zustande auch Spannkraft übt, so wird es den Verband oft unnöthig machen, und bei seiner Durchsichtigkeit kann man das Verwachsen der Veredelung beobachten. Das Ueberpinseln muß aber sehr schnell geschehen, weil sich sonst der Aether verflüchtigt und die Bindekraft des Collodiums aufhört.

Bei ſtarken Wunden muß der Ueberzug mehrmals wiederholt werden.

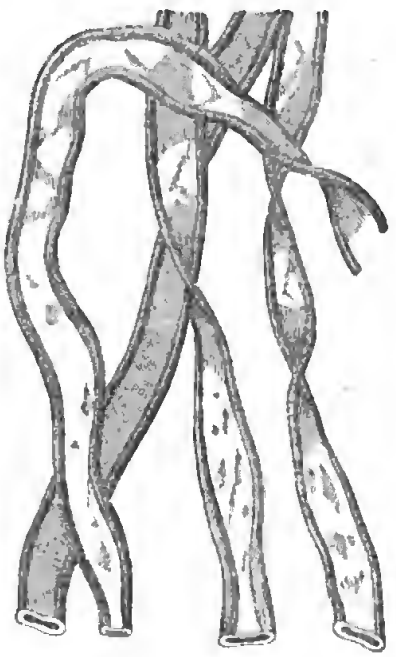
Baumweißling, ſ. Weißling.

Baumwolle (franz. coton, engl. cotton-wool, ital. cotone, holländ. kattoen-boomwol), die wollige Samenhülle der zur Familie der Malvaceen gehörenden Gattung Baumwolle [Gossypium (*Plin.*) *L.*], welche Kräuter, Sträucher oder kleine Bäumchen in ſich faßt, urſprünglich in Oſtindien heimiſch iſt und ſich durch einen becherförmigen, ſtumpf 5zähigen Kelch mit 3 am Grunde verwachſenen, herzförmigen, eingeſchnittenen, gezahnten Hüllblättern, welche die 5 Blumenblätter der einzelnen Blüthen umgeben, u. die 3—5fächerigen Kapſeln mit vielen Samen in langer Kolbe kennzeichnet. Obwohl man heutzutage gegen 19 Arten Baumwollengewächſe aufzählt, ſo ſind doch die meiſten derſelben im Grunde nichts Anderes als Spielarten, die ſich oft weniger von einander unterſcheiden, als die Abarten des Kohls, u. die dann nur durch langjährige Kultur bleibende Spielarten geworden ſind. So ſäet man an manchen Orten den Samen zu einer Zeit, wo ſich die Pflanze raſch zu entwickeln vermag, in einer Höhe von 2—3 Fuß blüht, hierauf ſehr volle Kapſeln trägt, die zur Zeit der Reife eingeheimſt werden, worauf man das Feld umackert und mit einer andern Kultur beſtellt; oder man ſäet zu einer Jahreszeit, wo das Wachsthum der Pflanze etwas langſamer vor ſich geht; ſie wird dann 10—12 Fuß hoch, bekommt einen beindicken holzigen Stengel und dauert 5—6 Jahre aus. Endlich kann man ſie auch in weiten Reihen und zu einer Zeit ſäen, wo die Pflanze nicht eher blüht, als bis ſie 5—6 Fuß hoch geworden; nun iſt ſie ein ſtarker Strauch, der eine Reihe von Jahren hindurch dauert u. jedes Jahr eine ergiebige Ernte liefert. Es laſſen ſich daher nur 3 Baumwollenarten unterſcheiden, von welchen die übrigen als Spielarten anzuſehen ſind. Die krautige Baumwollenſtaude (G. herbaceum *L.*), eine 1—2jährige, 1—3 Fuß hohe Pflanze mit aufrechtem faſt glatten Stengel, 5lappigen, unterſeits eindrüſigen Blättern, rundlichen, ſtachelſpitzigen Lappen und geſägten Hüllblättern, winkelſtändigen, einzelnen, kurzgeſtielten, blaßgelben, im Grunde purpurrothen Blüthen, deren in eine wallnußgroße, eiförmig-ſpitze, 3klappige Kapſel eingeſchloſſene Samen unter den langen weißen Wollhaaren verſteckt und außerdem noch mit einem feſtanhängenden, kurzen weißen Flaume bedeckt ſind. Im Orient urſprünglich wild wachſend u. ſeit den älteſten Zeiten daſelbſt kultivirt, kam dieſe Staude von dort nach Oſt- und Weſtindien und ſpäter auch nach dem ſüdlichſten Europa. Ihre Wolle iſt weiß und wird in der Medicin als Bombax Gossypium, Lana gossypina, auf verſchiedene Weiſe benutzt. Man verfertigt daraus die Brennkugel oder Moxa, legt ſie, beſonders in Nordamerika, auf die durch Blaſenpflaſter aufgezogenen wunden Stellen, um dieſelben ſchneller zu heilen, überdeckt die Brüſte der Frauen damit, nachdem dieſe zu ſäugen aufgehört haben, und macht ſonſt noch allerlei Gebrauch davon. Die ſchleimig-öligen Samen (Semen Gossypii s. Gossypii frutescentis s. Bombacis) waren ſonſt gegen Bruſtbeſchwerden gebräuchlich, ſind es jetzt aber, da man ſie ſelten friſch bekommen kann, nicht mehr. Wo dies aber möglich iſt, wendet man ſie zu Samenemulſionen und das Oel derſelben eben ſowohl als Heilmittel, als zum Brennen an. Auch Wurzel, Blätter und Blüthen werden in vielen Gegenden als ſchleimige, einhüllende und reizmilderude Mittel, ähnlich wie der zu derſelben Familie gehörige Eibiſch (Althaea officinalis *L.*), in Europa angewendet. Die weſtindiſche Baumwollenſtaude (G. barbadense *L.*, G. javanicum *Blume*, Baumwollenſtaude von Barbados) iſt ein 2jähriger oder ausdauernder, 6—15 Fuß hoher Strauch mit flaumhaarigen, ſchwarzpunktirten Aeſtchen, langgeſtielten, am Grunde tief herzförmig geſchnittenen, 3—5lappigen Blättern und großen ebenſo wie bei der vorhergehenden Art gefärbten Blüthen, in deren eiförmigen, ſpitzen, kahlen und 3klappigen Kapſeln die Samen ohne Flaumhaare von der langen, feinen, leicht abzunehmenden weißen Wolle eingehüllt ſind. Dieſe Art wird vorzugsweiſe in Weſtindien, aber auch in Afrika und Oſtindien kultivirt. Die gelbe oder chineſiſche Baumwollenſtaude (G. religiosum *L.*, G. croceum *Hamilt.*) iſt ein 3—4 Fuß hoher Halbſtrauch mit ausgebreiteten Aeſten, herzförmigen, flaumigen, 3—5lappigen Blättern und Blüthen, welche der krautigen B. gleichen. Die in eiförmig-ellipſoidiſchen, 4—6lappigen Kapſeln enthaltenen Samen ſind von einer langen gelben Wolle eingehüllt und mit einem ähnlich gefärbten Flaum bekleidet. Dieſe Art iſt beſonders in China und Hinterindien zu Hauſe, von wo ſie auch nach Weſtindien verpflanzt wurde. Ehedem glaubte man, der ächte Nanking werde nur aus dieſer B. verfertigt, heutzutage weiß man jedoch, daß derſelbe noch häufiger ſeine dauerhafte Farbe durch eine Behandlung der gewöhnlichen weißen oſtindiſchen B. mit dem ſogenannten Bablah, der Frucht der Acacia arabica, erhält. Außer dieſen 3 Arten werden in den Tropenländern noch verſchiedene Spielarten derſelben kultivirt. Hervorzuheben ſind folgende: Die indiſche Baumwollenſtaude (G. indicum *L.*) iſt eine 1- oder 2jährige Pflanze mit großen gelben, im Grunde purpurroth gefleckten Blüthen, welche in Oſtindien einheimiſch, dort wie in Weſtindien kultivirt wird. Die baumartige Baumwollenſtaude (G. arboreum *L.*) wird 10—12 Fuß hoch, iſt ausdauernd und hat braun-purpurrothe, einzelnwinkelſtändige Blüthen, iſt in Oſtindien einheimiſch und verbreitete ſich von da nach China, Aegypten, Amerika und auf den Inſeln des Mittelmeers. Sie hat Kapſeln, die die Größe einer Haſelnuß überragen und zur Zeit der Reife ſich in 3—4 Klappen öffnen, woraus ebenſo viele Locken von ſchneeweißer Wolle hervorquellen, die auf fettem Boden fingerslang und wohl 2 Finger dick ſind, ſo daß jede Kapſel wenigſtens eine Hand voll B. liefert, wovon jedoch die 3—4 daran hängenden Samenkörner ſehr ſchwer zu trennen ſind. Die weinblätterige Baumwollenſtaude (G. vitifolium), in Oſtindien und auf den Maskarenhas kultivirt, iſt ebenfalls ſtrauchartig u. 2jährig, und hat große gelbliche, im Grunde roth gefleckte Blüthen. Die rauhhaarige Baumwollenſtaude (G. hirsutum), in Weſtindien u. anderen Tropenländern angepflanzt, hat grünlich- oder graulich-flaumigen Samen, an welchem die lange weiße Wolle feſt anhängt. Die punktirte Baumwollenſtaude (G. punctatum) wird namentlich am Senegal gebaut.

Im Allgemeinen ſind die warmen Klimate der Erde die Heimat der B., und ſie gedeiht insbeſondere dann vortrefflich, wenn der für ſie beſtimmte

Boden nicht allzu fern vom Gestade des Meeres liegt. Die Tropen und die wärmeren Theile der gemäßigten Zonen sind es daher, welche ihrer Kultur entsprechen; dabei reicht dieselbe in der nördlich gemäßigten Zone, in Europa, Asien und Nordamerika, bis zum 40. Grade, ja in manchen Ländern geht sie auch noch bis zum 41. Grade, wie dies z. B. in Italien mit Neapel und in Spanien mit Valencia der Fall ist; in Asien geht sie bis nach China und der Bucharei, und auf der Südseite der hohen Gebirge, in der Krim, erreicht sie sogar den 45. Grad. In der südlichen gemäßigten Zone hört dagegen ihre Kultur schon mit dem 30. Grade auf. Zwischen diesen eben bezeichneten Grenzen findet die Kultur der B. in allen Theilen der Erde Statt und erreicht innerhalb der Tropen manchmal, doch ausnahmsweise, eine Höhe von 4200 Fuß über dem Meere. Die Baumwollenstaude gedeiht eben so wenig in einem feuchten, regnerischen Klima, als bei extremer Trockenheit. Sie verlangt ein von Natur vorhandenes oder durch die Kunst hergerichtetes Kanalsystem, welches sowohl überflüssige Feuchtigkeit ab-, als mangelnde zuführt. In dieser Beziehung sind die Küstengegenden der südlichen Unionsstaaten besonders begünstigt. Hier wird bei günstiger Witterung mit dem Aussäen im März oder April begonnen. Nachdem das Feld gut gepflügt und die zur Beförderung des Wasserablaufs aufgedämmte Erde in Streifen von 5—7 Fuß Breite abgetheilt worden, werden in der Mitte der so gebildeten Geleise in 15—18 Zoll von einander entfernte Löcher die Samenkörner, und zwar mehre in Ein Loch, eingelegt. Schon nach 5—6 Tagen erscheinen die Pflänzchen über dem Boden und werden, sobald sie 3 oder 4 Blätter getrieben haben, zum Theil herausgenommen, welches Ausmerzen auch später noch einmal wiederholt wird, so daß in jedem Loche nur Eine kräftige Pflanze stehen bleibt, welche gewöhnlich bis auf eine Höhe von 1—2 Zoll geköpft wird. Hierdurch wird die Seitenverzweigung und stärkere Wurzelbestockung befördert, sowie die auf Kosten der Blüthe- und Fruchtbildung vor sich gehende Blatt- und Holzbildung gehemmt. Gegen Ende Mai oder Anfang Juli tritt die Blüthe ein. Bei großer Trockenheit verkümmert die Pflanze; ein Uebermaß von Feuchtigkeit aber bringt wohl eine Fülle von Blättern und Holz, aber wenig Wolle. Dem Gedeihen der Baumwollenpflanze ist aber nicht bloß ungünstige Witterung nachtheilig, sondern sie ist auch den Angriffen zahlreicher Insekten ausgesetzt, deren Abwehr mancherlei Arbeit erfordert. Ist die B. zur Reife gelangt, so wird sie gepflückt, und zwar die hinlänglich reife mit den Samenkörnern, jedoch ohne die äußere Schale, die leicht zerstückelt und, einmal mit der B. vermischt, schwer wieder davon zu trennen ist. In Ostindien ist die Behandlung der B. eine ähnliche; nur fallen die Jahreszeiten für die verschiedenen Arbeitsprozesse anders. Auch geht man beim Einernten weniger sorgfältig zu Werke. Man pflückt hier dreimal, und die Ernte dehnt sich von Ende Februar bis Anfang oder Mitte April aus. Die später gepflückte Wolle ist von geringerer Qualität als die zuerst gepflückte. Ueberhaupt aber steht die ostindische B. der amerikanischen an Qualität weit nach, was nach den Untersuchungen, welche die englische Regierung hat anstellen lassen, in nichts Anderem, als in dem nachlässigen Verfahren bei der Kultur, im Mangel eines geeigneten Bewässerungssystems, in mangelhafter Straßenkommunikation u. in dem Nichtvorhandensein eines sicheren Landbesitzrechts seinen Grund hat.

Die Baumwollfaser, um deren willen man eigentlich die B. kultivirt, macht sich bald nach der Befruchtung der Pflanze bemerklich, indem einige Zellen in der Nähe der Samenknospe sich zu heben und auszusacken beginnen und sich bald darauf in kurze, cylindrische Schläuche umwandeln, in welchen sich die Schleimkörnchen entweder durch Verdichtung zu Klümpchen, oder durch formloses Nebeneinanderlagern vermehren. Später werden die größer gewordenen Schläuche, indem sie sich nach oben verengen, haarähnlich, und hat die Kapsel ihre normale Größe erlangt, so ist der Durchmesser dieser Schläuche 4—5mal und die Länge derselben 300—700mal größer geworden als nach beendeter Blüthezeit. Beim Eintritt der Zeitigung ist der feinkörnige Inhalt der Haare verschwunden, die Zellenwand ist



farblos, homogen und gewöhnlich auch gleich dick geworden, und der flüssige Inhalt der Haare hat sich verloren; dagegen hat an den dünnwandigen Stellen ein Kollabiren Statt gefunden, wodurch die bekannte, zusammengedrückte, bandartige Gestalt der Baumwollfaser entsteht, die beim Aufspringen der Kapsel sich aufleckert und entwirrt, sich dabei vielfach um ihre Längenaxe dreht und so das spiralförmig gewundene Ansehen erhält, wodurch sich die Baumwollfaser kennzeichnet (s. obige Figur). Wenn man eine solche Baumwollfaser genau betrachtet, so erscheint die Ablagerung an der Innenwand derselben durchaus homogen; behandelt man sie aber mit verdünnter Schwefelsäure, so schwillt sie an und läßt augenblicklich eine Schichtenbildung erkennen. Diese Schichten sind nun nicht immer scharf begrenzt, wie dies wohl der Fall sein sollte, sondern man sieht nicht selten Fädchen aus derselben hervor-

treten, welche während des Wachsthums der Faser mit der gegenüberliegenden Zellenwand in Verbindung gestanden haben. Andere Fasern sind auf einer tieferen Entwickelungsstufe stehen geblieben, und die Ablagerungsschicht hat sich in ihrer Nähe gar nicht entwickelt, wodurch der körnige Inhalt in größerer Menge zurückgeblieben ist. Diese Faser erleidet beim Färben mit gewissen Farbstoffen keinerlei Veränderung und erscheint in gefärbten Geweben als weißer Punkt, weshalb sie unter dem Namen der todten B. (coton mort, dead cotton) bekannt ist. Unter dem Mikroskop erscheint dieselbe als einfaches, niemals als spiralförmig gewundenes Band, das öfters Flecken besitzt, welche von dem vertrockneten körnigen Inhalte herrühren. Obwohl man durch eine sorgfältige Kultur der Bildung todter B. vorbeugen kann, so ist es doch immer Sache der Industrie, diese neu ausgebildeten Fasern in den Vorbereitungsmaschinen zu entfernen, was keinerlei Schwierigkeiten unterworfen ist. Da die an den Baumwollfasern hängenden Samen sehr reich an Oel sind, das sehr rasch verfliegt, wodurch die Baumwollfaser alterirt wird, so ist es von großer Wichtigkeit, die B. noch vor dem Verpacken von ihren Samenkörnern zu befreien, was mit Hülfe der sogenannten Egrenirmaschinen bewerkstelligt wird. Ist die B. langfaserig, so wendet man die sogenannte Walzenegrenirmaschine (roller-gin) an, die in ihrer einfachsten Gestalt aus zwei der Länge nach kannelirten, sich um ihre Längenaxen drehenden Walzen besteht, welche die Baumwollfaser ergreifen, zwischen sich hindurchziehen und schließlich den Samen abwerfen. In neuerer Zeit hat man verschiedene Verbesserungen an diesen Maschinen angebracht und namentlich hat sich Macarthy hierbei Verdienste erworben, dessen Maschine aus einer hölzernen Walze besteht, die schraubenförmig mit hart gegerbten Büffellederstreifen belegt ist, welche die B. zwischen zwei eisernen Schienen, von denen die eine eine rasche auf- und abgehende Bewegung hat, hindurchzieht, wodurch der Same abgerissen wird. Um kurzfaserige B. von ihrem Samen zu trennen, bedient man sich der Sägenegrenirmaschine (saw-gin), die in ihrer neuesten Gestalt aus einem Krempelcylinder besteht, der, mit einem Beschläge von hakenförmigen Zähnen versehen, gegen eine gußeiserne Walze gestellt ist, die spiralförmige Kannelirungen von 0,1 Zoll Breite in 0,3 Zoll Abstand hat. Dabei macht der Krempelcylinder 200 Umdrehungen in der Minute, während der kannelirte Cylinder 400 in entgegengesetzter Richtung, und eine Cylinderbürste von 28 Zoll Durchmesser, welche die B. vom Krempelcylinder entfernt, 800 Umdrehungen macht. Bei 60 Zoll Breite der Maschine werden täglich 1500 Pfund B. bearbeitet. Aus den abfallenden Samen preßt man in neuerer Zeit in Amerika ein Oel, das dem Olivenöl nahe kommt, schwer trocknet, hell brennt und sich besonders zum Einölen von Maschinentheilen eignet; sonst verwendet man dieselben auch als Viehfutter. In manchen Gegenden unterliegt die B. nach dem Egreniren noch einer Reinigung durch Schlagen, um sie von Staub oder Schmutz zu befreien und ihr ein mehr seidenartiges Ansehen zu geben; es werden aber dabei nicht selten die einzelnen Partien so mit einander verschlungen, daß die nachmaligen Manipulationen der Spinnerei dadurch auf mancherlei Hindernisse stoßen.

Um Ballen von 300—350 Pfund zu bilden, wie sie gewöhnlich aus Amerika versandt werden, bedarf man von den gewöhnlichsten Sorten etwa 300 Pfund, während man von den besten Sorten wenigstens 2000 Pfund roher B. nöthig hat. Diese in den Handel kommenden B.n sind gewöhnlich im Zustand der natürlichen Reife eingeheimst worden. Zuweilen kommt es aber vor, daß man, namentlich an regnerischen Tagen des Spätherbstes, die an den Pflanzen sich noch vorfindenden geschlossenen Kapseln, für welche man kein natürliches Zeitigen mehr hoffen darf, abpflückt und am Ofen künstlich trocknet. Die so erhaltene B. ist natürlich von einer weit geringeren Qualität, als die durch die natürliche Reife erzielte. Auch die seit neuerer Zeit unter dem Namen Sturmwolle aus Amerika kommende B. ist von sehr geringerer Qualität, da sie das Resultat einer Nachlese der Kapseln ist, die durch den Sturm schon ihres besseren Inhalts beraubt worden sind.

Zu den werthvollsten Eigenschaften der Baumwollfaser gehören: die Farbe, der Glanz, die Länge, die Feinheit, die Weichheit und Biegsamkeit, die Drehung, die Festigkeit und die Elasticität. Die Farbe der Baumwollfaser, welche, mit Ausnahme der stark braungelb gefärbten chinesischen B., entweder weiß ist, oder ins Gelbliche, Röthliche, Bläuliche mehr oder weniger übergeht, deutet in sofern auf die Qualität der Baumwollfaser hin, als ganz weiße Färbung, wie sie die B.n der Levante und die von Neworleans, Tennessee, Alabama, Upland u. Georgia zeigen, ein Merkmal geringerer Qualität ist. Gelbe Färbung dagegen beweist Feinheit und Festigkeit, und sind die meisten amerikanischen und westindischen B. gelblichweiß, und die ostindischen haben sogar eine noch dunklere Färbung. Der Glanz, welcher vorzugsweise bei den amerikanischen Sorten angetroffen und bei denselben als seidenartig bezeichnet wird, ist eine Folge der festeren Beschaffenheit der äußeren Schlauchmembranen. Die Länge der Faser ist eine für die Industrie so wichtige Eigenschaft, daß man nach derselben die B.n in zwei Gruppen getheilt hat. Im Allgemeinen sich zwischen 7 und 17 pariser Linien bewegend, zählt man diejenigen, welche, wie die lange Georgia, Bourbon, Jumel, Man, Portorico, lange Cayenne, Hayti, Minas, Guadeloupe, Cuba, Pernambuco, Bahia, Camouchi, Para, Maranhon, Martinique, Trinidad, Cumana, Orineco und Cartagena, eine Länge von 9—17 pariser Linien haben, zu den langfaserigen oder langstapeligen Sorten (cotons à longues soies, longstaple), während jene, welche nur eine Faserlänge von etwa 7—11 pariser Linien haben und zu denen Louisiana, kurze Cayenne, Alabama, Mobile, Tennessee, kurze Georgia, Senegal, Virginia, Sondajatz, Kirkajatz, Kinich, Surate, Madras, Alexandria u. bengalische B. gehören, zu den kurzfaserigen, kurzstapeligen (cotons à courtes soies, shortstaple) gerechnet werden. Die Feinheit des Stapels ist nicht durchaus dieselbe, da sich die Faser bekanntlich der Länge nach verjüngt; hiervon abgesehen, sind die amerikanischen und ostindischen B.n und namentlich die von Gossypium barbadense etwas dicker als die andern, jedoch liegen alle Sorten zwischen den Grenzen von $^1/_{160}$ und $^1/_{80}$ pariser Linie. Noel theilt die B. hinsichtlich ihrer Feinheit in 3 Gruppen und rechnet zur ersten lange Georgia, Bourbon, Metril und Bahia; zur zweiten: Maranhon, Pernambuce,

Cayenne, Demerara u. St. Domingo, und zur dritten: Kurze Georgia, Soubajatz, macedonische B., Castellamare, Louisiana, Pouille, Cartagena, Carolina, Caraccas, Kirkajatz, Salonichi und Smyrna. Weichheit und Biegsamkeit der Faser hängen von der Dicke der sekundären Ablagerungsschicht in der Art ab, daß sie mit der Zunahme dieser annehmen. Daher sind die Fasern von Gossypium barbadense weicher als jene von G. herbaceum. Die Drehung nimmt mit der Dünne der Wandfläche u. mit der Größe des Durchmessers der Faser im Lichten zu; daher ist sie bei den Fasern von Gossypium barbadense weit größer als bei jenen von G. herbaceum. Die Festigkeit der Faser hängt von der Dicke ihrer Wandfläche ab und ist daher bei den Fasern von Gossypium herbaceum größer als bei jenen von G. barbadense; erstere eignet sich daher mehr zu stärkeren und dauerhafteren, letztere mehr zu feineren Produkten. Nach Heilmann zerreißt eine Faser von Louisiana mit $2^1/_2$ Gramm, von langer Georgia mit $3^2/_3$ Gramm, von Jumel mit $4^1/_2$ Gramm, von kurzer Georgia mit $4^1/_2$ Gramm. Die Elasticität der Baumwollfaser ist da um so größer, wo eine stärkere Drehung Statt findet, und wird aus dem Aufquellen der auseinandergezogenen Baumwollfasern erschlossen. Die Summe der eben erwähnten Eigenschaften macht es nun möglich, die verschiedenen Baumwollsafern zu mehr oder minder feinen Garnen zu verarbeiten. Jullien bringt sie zu diesem Ende in 8 Gruppen, von welchen die erste zu den feinsten, die letzte aber nur zu den gröbsten Garnen verarbeitet werden kann: 1) lange Georgia, auch zur Verarbeitung mit Seide geeignet; 2) Bourbon, Jumel, Portorico; 3) Pernambuco und ähnliche; 4) Louisiana, Cayenne, und ähnliche; 5) Carolina, kurze Georgia und ähnliche; 6) Virginia und ähnliche; 7) Surate u. ähnliche; 8) Alexandria, Bengal und ähnliche.

Die Baumwollsafer, deren specifisches Gewicht 1,47—1,50 ist, besteht ihrer chemischen Zusammensetzung nach aus 42,11 Kohlenstoff, 5,06 Wasser- u. 52,83 Sauerstoff und nimmt nach Chevreuil, wenn sie im luftleeren Raume vollkommen getrocknet worden, in einer mit Wasserdämpfen gesättigten Luft von 18° C. ungesponnen um 1,3092 und gesponnen um 1,2593 an Gewicht zu. Wird die Baumwollsafer mit Oel getränkt und dem Zutritt der freien Luft ausgesetzt, so sucht sich letzteres höher zu oxydiren, wobei sich die Temperatur so steigern kann, daß sich am Ende die Faser entzündet. Man muß dies daher dadurch zu vermeiden suchen, daß man die mit Oel getränkte B. nicht in großen Massen aufgehäuft liegen läßt. Um die zu einer gewissen Verwendung erforderliche Summe von Eigenschaften zu erkennen, nimmt man ein Büschelchen Baumwollsafern, hält dasselbe mit den Fingern der einen Hand an dem einen Ende und ergreift das andere Ende mit den Fingern der andern Hand, um so die längsten Fasern auszuziehen, legt die ausgezogenen Fasern wieder oben auf und wiederholt dieses Ausziehen mehre Male, wodurch man theils auf die Faserlänge und die Gleichförmigkeit, theils auf die Sanftheit und Elasticität der Faser schließen kann. Neben den bereits erwähnten Eigenschaften kommen auch noch die größere oder geringere Gleichförmigkeit in der Beschaffenheit der Faser und der größere oder geringere Grad von Reinheit derselben bei Ermittelung des Werthes einer Baumwollensorte in Betracht. In dieser Beziehung gibt es eine verschiedene Anzahl von Qualitätsstufen, wobei eine der am weitesten durchgeführten Qualitätsskalen folgende ist: fine, good fair, fally fair, fair, middling fair, good middling, middling, good ordinary, ordinary, inferior Nach dem durchschnittlichen Preise der verschiedenen Baumwollensorten ordnen sie sich, von der werthvollsten anfangend, in folgender Reihe nach dem Handelswerthe. Beste: Sea-Island, ägyptische, Bourbon, Pernambuco, Cayenne, Bahia, Maranhon, Surinam, Demerara, Berbice, Bahama, Granada, Curaçao, Barbados, westindische überhaupt, Giron und beste spanische, Neworleans, Upland, Tennessee, Alabama, Smyrna, Cyprus, Salonichi, Jamaica, St. Kitts; geringere: westindische, Cartagena, Caraccas, geringere spanische, Madras, Bengal, Surate.

Die Vereinigten Staaten producirten in den Jahren 1849—50 2,096,706 Ballen, 1850—51 2,355,257 Ballen, 1851—52 3,015,029 Ballen, 1852—53 3,262,882 Ballen, 1853—54 2,930,027 Ballen, also durchschnittlich im Jahre 2,731,980 Ballen. Ferner im Jahre 1854—55 2,847,339 Ballen, 1855—56 3,537,845 Ballen, 1856—57 2,930,590 Ballen, 1857—58 3,113,962 Ballen, 1858—59 3,851,481 Ballen, also durchschnittlich im Jahre 3,256,245 Ballen. Im Jahre 1859—60 betrug die Ernte 4,675,770 Ballen. Die durchschnittliche Jahresproduktion von 1854—59 hat sich also gegen die von 1849—54 um 524,265, des Produktion des Jahres 1859—60 aber gegen die des Jahres 1849—50 um 2,579,064 Ballen, das ist um das $2^1/_4$fache gesteigert. Ostindien mag 3000 Millionen Pfund und eben so viel China erzeugen. Doch führen diese Länder nur 1—5 Procent aus, so daß die Vereinigten Staaten die Hauptbaumwollen producenten für den Welthandel bleiben. Sie führen jetzt in einer Woche mehr B. aus, als zu Ende des vorigen Jahrhunderts in einem Jahre. Die Existenz der sklavenhaltenden Staaten Nordamerika's hängt lediglich von der Baumwollenkultur ab. Diese datirt in den Vereinigten Staaten seit 1784, in Brasilien im Großen seit 1781, in Aegypten seit 1824. Erst in Folge der Maschinenspinnerei hat die Baumwollenkultur diesen großen Aufschwung genommen, indem die durch jene erzielte Billigkeit der Fabrikate den Verbrauch bis ins Enorme steigerte und die Konkurrenz der ostindischen Handgewebe erdrückte. Für die Kultur der Sea-Islandbaumwolle (auch longstaple, blacksnd, lowland, Mains in Amerika genannt) eignet sich Boden u. Klima von Südcarolina, Georgia und Florida vorzugsweise. Ihr Preis steigt bei einzelnen Qualitäten bis zu 1 Dollar pro Pfund. Sie wird gewöhnlich in runden Säcken zu 350 Pfund verpackt. Man rechnet 75—150 Pfund gereinigte B. als Ernte von einem Acker guten Landes und 1 oder $1^1/_2$ bis höchstens 2 Säcke auf einen guten, ausschließlich mit der Kultur beschäftigten Arbeiter. Für die Kultur der ordinären B. (shortstapie, greensud, upland, petit gulf oder Mexican in Amerika genannt) ist die ganze Baumwollzone Nordamerika's vom atlantischen Ocean bis zum Rio del Norte geeignet; diese begreift die Staaten Südcarolina, Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana, die Theile von Nordcarolina, Tennessee und Arkansas, welche unter dem 25. Grad nördl. Br., von Florida, welche über dem 27. Grad, und von Texas, welche zwischen dem Golf von Mexico und dem 34. Grad der nörd-

Digitized by Google

lichen Breite liegen. Es ist dies ein Flächenraum von mehr als 450,000 englischen QMeilen, wovon jedoch $^2/_3$ desselben wegen seiner Bodenbeschaffenheit sich nicht zur Baumwollenkultur eignen. Von den genannten Staaten liefern Alabama, Georgia, Mississippi und Südcarolina etwa $^3/_4$ der gegenwärtigen Gesammtproduktion. Die ordinäre oder Uplandbaumwolle liefert 150—250 Pfund gereinigte B. pro Acker und man rechnet 3—7 Ballen von 450—500 Pfund pro Arbeiter.

Brasilien erweist die Trefflichkeit seines Bodens und Klima's auch an der Qualität der in demselben in großer Menge und Verschiedenheit gewonnenen B. Im Jahre 1781 kam die erste brasilianische B. in den Handel, sie war aber sehr unsauber, und erst später fand man, daß auch hier eine Wolle erzeugt werden könne, die an Feinheit u. Güte den besten Produkten anderer Länder nicht nachstehe. Sie ist nur deshalb hin u. wieder von geringerer Qualität, weil bei ihrem Anbau und der Ernte nicht sorgfaltig genug zu Werke gegangen wird. Ein langes, zartes, kräftiges und finnenfreies Haar ist im Allgemeinen die Eigenschaft, welche die brasilianische B. auszeichnet; aber oft ist sie mit unreifen Theilen, Samen, Schalen u. sonstigen Unreinigkeiten vermischt und erleidet daher bei der Verarbeitung einen bedeutenden Abgang, der nothwendig ihren Werth gegen andere, wenn auch gehaltlosere Gattungen herabsetzen muß. Aus mehren Arten, z. B. der Maranhon, Bahia u. Pernambuco, lassen sich Garne von der höchsten Feinheit spinnen. In Guyana wird die Kultur der B. fast mit derselben Sorgfalt betrieben wie in den Vereinigten Staaten; man reinigt die Wolle besser als in Brasilien, daher denn die Guyanabaumwolle öfters der brasilianischen vorgezogen wird, wenn auch diese letztere mehr innere Güte besitzt. Die im Freistaate Kolumbien gebauten Sorten stehen ihrer Qualität nach unter der brasilianischen, würden aber die nordamerikanische B., mit Ausnahme der Sea-Island, übertreffen, wenn sie mit mehr Sorgfalt angebaut u. gereinigt werden könnten, was bei dem Mangel an Menschenhänden, da die Sklaverei in diesen Provinzen aufgehoben, jetzt schwer zu erreichen ist. Die Vermischung mit Schalen, Samen u. andern Dingen ist bei einigen Gattungen so bedeutend, daß der Abgang bei der Verarbeitung selten weniger als den vierten Theil des Gewichts beträgt, bisweilen selbst bis zu $^3/_4$ desselben steigt, was diese B. natürlich gegen andere, selbst gehaltlosere Sorten herabsetzen muß. Die im Freistaate Peru erzeugten Baumwollensorten kommen ihrem Charakter nach den kolumbischen Gattungen gleich. Die Cubabaumwolle, nach der Insel gleichen Namens benannt, kommt ebenfalls in 2 Qualitäten, Prima und Secunda, in den Handel. Nächst Amerika liefert Ostindien die größten Quantitäten B. für den Welthandel. In Benares werden dreierlei Sorten B. von einheimischen Pflanzen gewonnen, welche Narreah, Nurma und Munoah genannt werden. Die erste Sorte wird auf Feldern gebaut, welche der Bewässerung fähig sind, und gelangt in 9 Monaten zur Reife; die zweite Sorte ist ihrer Feinheit wegen eine Gartenpflanze, und die dritte wächst auf Feldern, die zugleich mit anderen Gewächsen bestellt sind. Aus der B. von Dacca werden die bekannten Musseline gewoben, welche diesen Namen tragen. Sie besitzt die Eigenschaft, daß die daraus gesponnenen Fäden beim Bleichen nicht anschwellen, selbst wenn das Garn erst im folgenden Jahre verwoben wird. Alle ostindischen Baumwollensorten gehören zu den kurzstapeligen und entbehren des seidenartigen Glanzes, welcher die amerikanischen so werthvoll macht. Auch wird ihr Werth durch die geringere Sorgfalt beim Einsammeln u. bei den weiteren Manipulationen noch wesentlich vermindert. Unter dem Namen levantische B. begreift man diejenigen Baumwollenarten, welche in der europäischen und asiatischen Türkei gebaut werden. Sie sind seit den letzten Jahrzehnten durch die theils wohlfeilern, theils besseren ostindischen und amerikanischen Gattungen von dem europäischen Kontinent verdrängt worden, wodurch sich auch der Anbau vermindert hat. Afrika erzeugt für den auswärtigen Handel bis jetzt nur auf der Insel Bourbon und ihren Eilanden und in Aegypten B. Es bringt daher dieser Welttheil nur eine verhältnißmäßig geringe Quantität auf den europäischen Markt, obgleich an vielen Orten Boden und Klima für den Baumwollenbau günstig sind, und auch mehre Völker des innern und westlichen Afrika's die Baumwollenpflanzen tultiviren und ihre Wolle verarbeiten. Neuerlich sind in Algerien mit der Kultur der B. gelungene Versuche angestellt worden, welche zu großen Erwartungen berechtigen. Unter den europäischen Sorten ist die braune malteser B. bemerkenswerth. Sie wird selten als Rohstoff, häufiger gesponnen ausgeführt und ist von Ansehen keiner der übrigen Sorten ähnlich, nämlich ziemlich gleichmäßig dunkelorangefarbig und glanzlos. Murray beschreibt ein Gossypium rubrum, das in Arabien wild wachsen und eine rothe Wolle geben soll (wahrscheinlich eine Abart von Gossypium arboreum *L.*). Bancroft spricht von einer schönen naturgelben B. in Afrika, die jedoch nicht ausgeführt werde.

Geschichtliches. Vor Christi Geburt war der Anbau und Gebrauch der B. zur Kleidung wahrscheinlich auf Indien beschränkt. Die übrigen Völker scheinen damals die Pflanze nicht angebaut, eben so wenig die B. anders, als höchstens ausnahmsweise, als einen seltenen, kostbaren Stoff, benutzt zu haben. So nimmt man an, daß der bei den Juden erwähnte kostbare Stoff Byssus B. gewesen sei. Kurz nach Christi Geburt ist die Kultur und Benutzung der B. etwas weiter verbreitet. Strabo (im 1. Jahrhundert n. Chr.) spricht von ihrer Anpflanzung in Susiana am persischen Meerbusen, und Plinius erwähnt ihres Anbaues außer Indien auch in Oberägypten und sagt, daß die ägyptischen Priester sich in den daraus gewonnenen Stoff kleideten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde der Baumwollenbau von den Arabern nach Europa gebracht. Zu Mohammeds Zeit war der Gebrauch baumwollener Stoffe bei ihnen allgemein, und das erste Land in Europa, in welchem der Baumwollenpflanze als eines Gegenstandes des Anbaues erwähnt wird, ist Spanien. Erst später kam sie nach Sicilien, dem südlichen Italien und Griechenland. Wann der Baumwollenbau in China eingeführt worden, ist ungewiß; die meisten Berichte geben an, daß er hier nicht weiter, als bis in das 9. Jahrhundert zurückgeht, und daß früher die Seide der allgemeine Kleidungsstoff war. Obgleich es schon früh einen Handel mit B. von Indien nach Europa gab, der theils über Konstantinopel, theils über Aegypten

Digitized by Google

ging und sich nach und nach erweiterte, so war er dennoch, wie der Gebrauch von Baumwollenzeuchen, im ganzen Mittelalter, ja sogar bis ins 18. Jahrhundert, sehr beschränkt. Im 13. Jahrhundert war der Hauptmarkt in Granada, im 14. Jahrhundert in Venedig, im 16. in Flandern und endlich im 17. Jahrhundert in Holland. Amsterdam war von 1650—1740 der größte Baumwollenmarkt in Europa; er verfiel, als Holland den Rang der ersten See- und Handelsmacht an England überließ. Der Baumwollenhandel koncentrirte sich hier anfängtich in London; Bristol, Glasgow und Liverpool hatten bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts nur schwachen Antheil. Als aber die europäische Baumwollenfabrikation ihren Hauptsitz in Manchester aufschlug und schnell zu einer früher nicht geahnten Größe gelangte, gewann Liverpool, das den Fabrikorten am nächsten lag, als Markt das Uebergewicht und hat es seitdem unbestritten behauptet. Der Baumwollenhandel Liverpools beschäftigt über 300 große Seeschiffe und ist die Grundlage der Handelsgröße einer Stadt, der in der Welt nur jene Londons voransteht. Gleichzeitig mit Liverpool trat, in Folge des Aufblühens der Baumwollenmanufaktur in Frankreich, wo sie in Rouen ein französisches Manchester gründete, Havre in den Rang der großen Baumwollenmärkte ein, und gegenwärtig ist dieser Platz für den Baumwollenhandel in Europa der bedeutendste nach Liverpool. Seine Jahresimportation beläuft sich auf cirka 350,000 Ballen, meist amerikanische Sorten. Marseille und Triest sind für den Import der ägyptischen, macedonischen und syrischen B. die bedeutendsten Plätze. Bordeaux, Hamburg, Rotterdam, Amsterdam, Antwerpen, Genua sind Baumwollenmärkte des zweiten Rangs, auf allen übrigen spielt B. nur eine untergeordnete Rolle. In den Produktionsländern sind als Baumwollenmärkte zu nennen: in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Neworleans, Newyork; in Brasilien Pernambuco und Bahia; in Ostindien Kalkutta, Madras, Bombay; in der Levante Alexandria, Smyrna, Salonichi, Aleppo. Die westindischen B.n haben in ihren respektiven Produktionsländern keinen eigentlichen Markt, sie werden in den meisten Fällen bei den Pflanzern aufgekauft, oder auch für deren Rechnung nach Europa verschifft.

Baumwollenfabrikation. Die Verarbeitung der Baumwolle zu Garnen und Geweben war schon geraume Zeit vor Beginn unserer Zeitrechnung bekannt, u. schon bei den asiatischen Völkerschaften des grauesten Alterthums hat dieser Stoff als Kleidungsstoff gedient. Im 2. Jahrhundert unserer Aera brachten arabische Kaufleute Baumwolle aus Indien nach den Häfen am rothen Meere. Damals führte die indische Stadt Barygaza allerlei Kattune und Musseline aus, die hinsichttich der Feinheit aber von den im Gangesgebiete verfertigten und von den Griechen sehr geschätzten übertroffen wurden. Von da verbreitete sich der Gebrauch baumwollener Stoffe nach Afrika, wozu die Eroberungszüge der Saraeenen wesentlich beitrugen. Im Jahre 1252 waren Kattune, die man aus Turkestan bezogen, in der Krim ein gewöhnlicher Handelsartikel, auch verwendet man in der südlichen Tatarei baumwollene Gewebe, die aus Persien und dessen Umgebung kamen, zu Kleidungsstoffen. Wenn wir ferner den Mittheilungen des bekannten Reisenden Marco Polo Glauben schenken dürfen, so wurden schon gegen das Ende des 13. Jahrhunderts zu Arzingan in Armenien sehr feine Kattune fabricirt und in Persien sowohl, als in den Gebieten längs des Indus Baumwolle in Menge kultivirt und verarbeitet. Nach Afrika ward Kultur und Verarbeitung der Baumwolle durch die Saraeenen gebracht; 1590 kamen Kattune von Benin auf der Küste von Guinea, die dort verfertigt waren, nach London, u. lange vorher blühte diese Industrie in Fez und Marokko. Auch in Amerika kannte man die Verarbeitung der Baumwolle lange vorher, ehe die Europäer diesen Welttheil kennen lernten, ja bei den Mexikanern bildete dieser Stoff das alleinige Kleidungsmaterial, und sie wußten so feine Zeuche daraus zu weben, daß Cortez nicht anstand, unter den für Kaiser Karl V. bestimmten Geschenken auch Baumwollenstoffe zuzulassen. Während die Verarbeitung der Baumwolle in den drei genannten Welttheilen schon sehr früh heimisch war, gelangte dieser Industriezweig erst um das 10. Jahrhundert nach Europa, und zwar nicht auf dem gewöhnlichen Wege über Griechenland oder Italien, von wo im Allgemeinen Künste und Wissenschaften nach Europa zu dringen pflegten, sondern über Spanien, wo durch Abderrahman III. den Großen (912—961) die Kultur der Baumwolle und deren Verarbeitung eingeführt worden war, und wo letztere hauptsächlich in Granada im 14. Jahrhundert sehr schwunghaft betrieben wurde. Von da verbreitete sich diese Industrie jedoch nicht weiter, sondern erlosch vielmehr in Folge der Vertreibung der Mauren aus Spanien wieder. Nach dem venetianischen Geschichtschreiber Marino soll zu Anfang des 14. Jahrhunderts die B. in Venedig eingeführt worden sein; auch kamen um diese Zeit im Handel grobe baumwollene Tücher oder sogenannte Barchente (Fustians) vor, und nach Guicciardini bezog Antwerpen um die Mitte des 16. Jahrhunderts Kattune von Venedig und allerlei Barchente und feinere Dimities aus Mailand. Nach demselben betrug die Ausfuhr an Barchenten aus Deutschland nach den Niederlanden an 600,000 Kronen, wobei er bemerkt, daß in Gent und Brügge Kattune fabricirt worden seien. Jedenfalls ist die Wiege der B. Indien gewesen, wo sie eine fast unglaubliche Vollendung erlangt hat, so daß man beinahe versucht ist, manche Gewebe wegen ihrer ausnehmenden Feinheit eher für ein Produkt von Insekten, als von Menschenhänden zu halten. Nach Tavernier, der in der Mitte des 17. Jahrhunderts Asien bereiste und als Kaufmann die Güte der Fabrikate zu beurtheilen im Stande war, werden die weißen Calicos oder Musseline so benannt, weil die Portugiesen und Holländer sie zuerst von Calicut holten, in Bengalen und im Reiche des Großmoguls gewoben und dann in Raiorjari und Beratsch gebleicht. Viele dieser Stoffe sind so zart, daß sie in der Hand kaum gefühlt, und so fein, daß sie vom Auge kaum gesehen werden. Tavernier erzählt ferner, daß man zu Seconge in der Provinz Malwa Kleidungen von völliger Durchsichtigkeit verfertige, die aber nicht in den Handel kommen, weil der Gouverneur sie ausschließlich dem Serail des Großmoguls und seinem Hofe überlassen müsse, da diese Herrschaften ein besonderes Vergnügen daran finden, ihre Weiber in solchen Gewändern tanzen zu sehen. Endlich bemerkt er noch, daß türkische Turbane aus

Digitized by Google

25 oder 30 Ellen solchen Musselins zusammen gewunden seien und doch kaum 4 Unzen wögen. Nach Angabe des Missionärs Ward werden zu Gantipurn und Datta Musseline von solcher Feinheit gewoben, daß, wenn dieselben auf einer Wiese liegen und der Thau darauf gefallen ist, sie völlig unsichtbar sind, wonach der Ausdruck der Orientalen, die Dattamusseline seien gewobener Wind, kaum für eine poetische Floskel gelten dürfte. Auch unsere Maschinen können Gespinnste und Gewebe von gleicher Feinheit hervorbringen. Aus Versuchen, die vor mehren Jahrzehnten angestellt worden, ergibt sich, daß von dem Garne, aus welchem ein Muster des allerfeinsten Dattamusselins gewoben war, etwa 203,000 Yards auf 1 Pfund gehen würden, und in England hat man schon Mulegarn von Nummer 350 erzeugt, von welchem 294,000 Yards auf's Pfund gehen. Man kann von diesem Garne zwar keinen Gebrauch machen, indessen kommen die Garne von Nummer 220 oder Nummer 250, die zu den feinsten englischen Musselinen verwendet werden, dem Dattagespinnste wenigstens sehr nahe, so daß man mit Recht sagen darf, die Maschinen können den äußersten Grad der Feinheit erreichen, wobei man allerdings zugeben muß, daß dem indischen Handgespinnste eine besondere Weichheit und große Dauerhaftigkeit eigen, die von den Maschinenprodukten bis jetzt noch nicht erreicht worden ist. Wenn man aber bedenkt, daß der Hindu auf die Kultur der Baumwolle beinahe gar keine Sorgfalt verwendet, und sein Webstuhl beinahe jedes Mechanismus entbehrt, so muß man sich allerdings wundern, wie aus seinen Händen dennoch die feinsten und schönsten Gewebe hervorgehen können. Berücksichtigt man aber, daß der zarte Körperbau dieses Volkes zur Vollbringung solcher Arbeiten besonders geschickt ist, so wird die Vortrefflichkeit der indischen Zeuche einigermaßen begreiflich, zumal wenn man noch bedenkt, daß diese Kunst seit einer Reihe von Jahrhunderten in Indien heimisch ist und der Hindu von frühester Kindheit dazu erzogen wird. Auch liefern die verschiedenen Theile dieses Landes seit undenklichen Zeiten besondere Baumwollengewebe; so erzeugt Bengalen die feinsten Musseline, die Küste von Koromandel die schönsten Zitze und Ca ices, Surate alle Arten von dickeren Kattunen, Patna die vorzüglichsten Tafeltücher, Condaveri die schönen Halstücher von Masulipatam, Madras lange Tücher und seine Pulokate ꝛc. Diese ostindischen Zeuche wurden in großer Menge in die benachbarten Länder und später auch nach Europa eingeführt. Engländer und Holländer bezogen blaue Kattune von Guzerate für ihren Handel mit Guinea. Die Hauptmärkte auf der Westküste von Hindostan waren Surate und Calicut und auf der Ostküste Masulipatam, Madras und St. Thomas. Die Schönheit und Wohlfeilheit dieser Stoffe machten sie allmählig in Europa so beliebt, daß schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Europa vielfache Klagen gegen dieselben von Seiten der Woll- und Seidenfabrikanten erhoben wurden. Heutzutage ist in Folge der mechanischen Erfindungen im Gebiete der Spinnerei und Weberei der Fall eingetreten, daß der indische Weber nunmehr im eigenen Lande die Mitbewerbung des Europäers zu fürchten hat.

Um welche Zeit die B. in England anfing, kann nicht mit Zuverlässigkeit angegeben werden; nur so viel ist gewiß, daß dieselbe sich vom Kontinent aus dort eingebürgert hat, wo sie bald zu einem Grade der Vollkommenheit gelangen u. eine Ausdehnung gewinnen sollte, die bis jetzt von keinem anderen Kulturstaate erreicht worden ist. Wenn nun auch die Zeit des Beginnes derselben nicht genau bestimmt werden kann, so ersieht man doch aus den Werken L. Roberts' und Dr. Fuller's aus den Jahren 1641 und 1662, daß um diese Zeit in Manchester Baumwollenfabriken existirten, die bereits eine bedeutende Ausdehnung erlangt hatten. Fuller sagt hierüber in seinem Werke (Worthies of England), Manchester sei vorzüglich wegen seiner Kattune berühmt und verfertige so feine u. so mancherlei Arten derselben, daß ein Krämer seinen ganzen Laden damit versehen könne. Hieraus ist zu ersehen, daß die Verarbeitung der Baumwolle mit Beginn des 17. Jahrhunderts in der Grafschaft Lancashire heimisch wurde, aber nur sehr langsame Fortschritte machte, da mit den vorhandenen Spinnapparaten keine feinen Garne gesponnen und somit nur Barchente, Dimities und andere dicke Gewebe erzeugt werden konnten. Um diese Zeit und noch bis 1760 waren die Werkzeuge, womit die Baumwolle verarbeitet wurde, beinahe so einfach wie in Indien, u. nur der Webstuhl war etwas kunstvoller gebaut; indessen hätte die Baumwollenindustrie nie ihre heutige Bedeutung erlangt, wenn nicht Methoden ersonnen worden wären, wodurch man mit derselben Arbeit weit mehr und besseres Garn zu liefern im Stande ist. Im Jahre 1738 erfand John Kay die Schnellschütze, wodurch es dem Weber möglich wurde, in derselben Zeit noch einmal so viel Zeuch zu weben, als zuvor. Da aber das Handrad der Spinnerin unmöglich mit der Schnelligkeit des Weberschützen Schritt halten konnte, so kam James Hargreaves, ein armer Weber aus Standhill bei Blackburn, den Spinnerinnen mit seiner Jenny zu Hülfe. Demselben war es nämlich um 1767 gelungen, eine sinnreiche Maschine herzustellen, auf welcher 8 Fäden auf einmal gesponnen werden konnten. Diese Erfindung, welche der Weber nach seiner Tochter Jenny nannte und anfänglich nur zu seinem eigenen Gebrauch bestimmte, zog ihm den Haß der Spinner zu, und um diesem zu entgehen, begab er sich nach Nottingham, verband sich daselbst mit Thomas James, der ihn in den Stand setzte, eine kleine Spinnerei zu errichten, und ließ sich 1770 ein Patent auf seine Erfindung geben. In der Beschreibung ist bereits von 16 Spindeln die Rede, die durch die Hand eines Menschen in Gang gesetzt werden, und bald wurde diese Zahl auf 20, 30 und 100 vermehrt. Als 1770 eine augenblickliche Stockung eingetreten, versuchte man das Aufkommen dieser Maschine zu hindern, u. es wurden auch wirklich alle Maschinen, die mehr als 20 Spindeln hatten vernichtet; dieser Unfug hatte aber keine andere Folge, als daß die Baumwollenindustrie auf lange Zeit aus Blackburn und seiner Umgebung verschwand. Schon 1739 war John Wyatt von Birmingham auf die Idee gekommen, einen Faden mittelst Zugwalzen herzustellen, was das Grundprincip aller neuen Spinnmaschinen geworden ist. Auch soll derselbe mehre Jahre lang wirkliches Maschinengarn erzeugt haben, jedoch scheint er aus seiner Erfindung keinen Nutzen gezogen zu haben, da sie nicht weiter vervollkommnet ward und bald wieder in Vergessenheit gerieth. Erst Richard Ark-

Digitized by Google

wrights seltenen Einsichten war es vorbehalten, diese Erfindung zu einer Quelle unermeßlichen Reichthums zu machen. Schon früh eine große Neigung zur Mechanik verrathend, verband Arkwright mit derselben Unternehmungsgeist und Beharrlichkeit, welch letztere ihn endlich nach jahretangen Mühen zum Ziele führten, indem es ihm 1769 endlich gelang, auf obiges Grundprincip gestützt eine völlig brauchbare Spinnmaschine zusammenzusetzen, die anfänglich nur aus 4 Spindeln bestand, deren Zahl er aber bald vermehrte. Auch brachte er selbst in der Folge noch manche Verbesserungen an dieser Maschine an, die vorerst bloß zum Feinspinnen eingerichtet, bald aber auch zu der Vorspunnst brauchbar gemacht ward. Die erste Mühte zu Nottingham wurde durch Pferde in Bewegung gesetzt; da er aber diese Triebkraft zu kostspielig fand, so erbaute er eine zweite größere zu Cromford in Derbyshire, die durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt wurde, weshalb seine Maschine zuerst den Namen Watermaschine erhielt. Durch Arkwrights Watermaschine, die ein festes, gutes, zur Kette taugliches Garn spann und durch Hargreaves' Jenny, welche hauptsächlich Einschlaggarn lieferte, waren die Schranken beseitigt, die so lange der Erweiterung der Kattunmanufaktur hemmend im Wege gestanden hatten. Trotz dieser Verbesserungen in der Baumwollenspinnerei entwickelte sich die Manufaktur doch nicht in demselben Verhältnisse, da namentlich die vorbereitenden Maschinen noch sehr unvollkommen waren. Damals wurde das Kardätschen der Wolle, d. h. das Auflockern und Parallellegen der Fasern, mit der Hand verrichtet. John Wyatt wandte nun 1739 sogenannte Stockkarden an, bei welchen das eine der Kratzblätter sich auf einem schiefen Gestell befand u. die Wolle bloß mit dem anderen strich. Später verfiel Paul, der Associé des Ebengenannten, auf die Idee, Cylinderkratzen einzuführen, denen er eine rotirende Bewegung verlieh; zugleich war eine sinnreiche Vorrichtung angebracht, um die Locken, welche bloß die Länge des Kratzencylinders hatten, zu einem Bande von beliebiger Länge zu vereinigen. Im Jahre 1772 erhielt die Kratzmaschine durch John Lees den Zuführtisch, und kurze Zeit darauf führte Arkwright die Wattenrollen ein; zugleich brachte man vorn eine in entgegengesetzter Richtung umlaufende zweite Walze, den Abnehmer, an, so daß die Wolle in einem ununterbrochenen Vließ abgestreift wurde. Da jedoch die Baumwollenbänder oder vielmehr die Baumwollfasern durch die Kratzmaschine noch nicht die vollkommene Parallellegung, wie sie die Spinnmaschine erfordert, erlangt hatten, so brachte man dieselbe auf Streckmaschinen, die aus mehren Zugwalzen mit progressiver Umlaufsgeschwindigkeit bestanden; zugleich führte man aber auch das Doubliren ein, wodurch mehre Bänder vereinigt und zusammengelegt werden. Alle diese wichtigen Zwischenoperationen wurden von Arkwright theils erfunden, theils verbessert in die Spinnerei eingeführt, und somit kann man mit Recht sagen, daß er der Gründer der mechanischen Spinnerei gewesen.

Da aber mit Hargreaves' Jennymaschine u. Arkwrights Watermaschine noch kein feines Garn gesponnen werden konnte, so verfiel 1775 der Weber Samuel Crompton auf den Gedanken, die beiden Maschinen zu Grunde liegenden Principien mit einander zu vereinigen und eine neue Maschine zu konstruiren, die sonach von beiden früheren einige Eigenschaften an sich tragen mußte. Seine Maschine besitzt nämlich, wie die Watermaschine, ein Streckwerk mit Walzen und wie die Jennyspindeln ohne Spulen, die dem Faden die Zwirnung geben, weshalb diese Maschine Mulejenny genannt ward. Dabei besitzt diese Maschine aber noch besondere Eigenschaften. Die Spindeln sind nicht stationär, sondern befinden sich auf einem beweglichen Wagen, der sich vom Streckwerke bald entfernt, bald demselben wieder nähert; dabei bewirken die Streckwalzen nicht ausschließlich das Ausziehen des Fadens, sondern dies wird zum Theil auch durch den Wagen verrichtet. Aus der Vereinigung solcher sinnreichen Einrichtungen entspringt der Vorzug, daß der Faden auf der Mulejenny mit weniger Kraft und egaler ausgezogen und so ein weit feineres Garn gesponnen werden kann. Henry Stones, ein Mechaniker in Harwich, gab der Mulejenny bald darauf eine kunstgerechte Gestalt, indem er sie mit metallenen Walzen und einem Räderwerk versah und sie überhaupt so verbesserte, daß man ihr bereits 100—130 Spindeln geben konnte. In den neunziger Jahren erfand ein Maschinenmacher, Wright zu Manchester, den Doppelstuhl, u. so konnte noch vor Ablauf des 18. Jahrhunderts die Anzahl der Spindeln auf 400 vermehrt werden. Seitdem hat man es durch Verbesserungen an allen Theilen der Maschine so weit gebracht, daß es Stühle mit 800, ja sogar mit 1100 Spindeln gibt, so daß ein einziger Spinner, indem er 2 solche Mulejenny's führt, 2200 Fäden auszuspinnen im Stande ist. Auch hat man noch die Selfaktors erfunden, welche den Spinner entbehrlich machen, indem das Triebwerk allein mechanisch den Auszug, sowie den Rückgang des Wagens mit angemessener Geschwindigkeit bewirkt, so daß man nur noch Kinder zum Anknüpfen nöthig hat. Die erste derartige Maschine soll 1790 von William Strutt zu Derby konstruirt worden sein. Roberts' Maschine scheint indessen zuerst einen entschiedenen Erfolg gehabt zu haben, indem er durch seine Erfindnng das schwierige Problem gelöst hatte. Seine Maschine erzeugt mehr Garn als andere, der Faden ist gleichförmiger gezwirnt und fester, und die Spulen sind sehr dicht und regelmäßig gebildet, so daß der Weber diesem Garne den Vorzug gibt. Zu derselben Zeit schien es, als ob die Mulejenny die Watermaschine total aus den Spinnereigebäuden verdrängen werde; nach dem Aufkommen der mechanischen Webstühle aber wurde das Watergarn wiederum gesucht, weil diese ein möglichst egales nnd starkes Garn zur Kette verlangten und die Watermaschine zu Erzeugung eines solchen vorzugsweise geeignet war. Dabei hatte man nicht vergessen, auch an dieser Maschine Verbesserungen vorzunehmen, wodurch das Watergarn auch wohlfeiler geliefert werden konnte. So brachte man, statt daß früher immer 4—6 Spindeln durch ein besonderes Trieb- und Trommelwerk in Gang gesetzt wurden, an jeder Maschine eine einzige horizontale Blechtrommel an u. verband die Streckwalzen so, daß alle durch Ein Räderwerk in Bewegung gesetzt wurden, wodurch die Maschine vereinfacht und die Bewegung sehr erleichtert wurde; auch konnte man jetzt den Spindeln und Flügeln eine viel größere Schnelligkeit geben und in derselben Zeit also weit mehr Garn produciren; endlich konnten die verschiedenen Bewegungen am Drosselstuhl, wie man

Digitized by Google

die neue Watermaschine (ihres singenden Geräusches wegen) nannte, je nachdem es erforderlich war, mit geringer Mühe abgeändert werden.

Neben diesen Erfindungen, die alle mehr oder minder dahin zielten, die Spinnmaschinen zu vervollkommnen, machte man auch eine Menge anderer, welche die Vorbereitungsoperationen betrafen und auch ihrerseits zu der gegenwärtigen Vollkommenheit der mechanischen Spinnerei beitrugen, wie namentlich die Spindelbank, der Flyer u. der Röhrenstuhl. Ersterer wurde um 1817 bekannt. Durch diese Maschine wird das Band ungleich regelmäßiger gestreckt, als dies mittelst der Laternenstühle je möglich war; letztere Maschine ist eine amerikanische Erfindung, die nicht nur zur Bildung der Vorspuunst für feine Nummern, sondern selbst zum Feinspinnen grober Garne mit großem Vortheil verwendbar ist. Mit Riesenschritten entwickelte sich aber die B., seitdem der Dampf als Motor in derselben aufgetreten ist, was zum ersten Male 1785 in einer Spinnerei zu Nottinghamshire geschah. Im Jahre 1789 erhielt die drinkwatersche Spinnerei zu Manchester die erste wattsche Dampfmaschine, u. 1790 versah sich das Haus Arkwright und Simpson mit einer Maschine von Boulton und Watt, aber schon 1800 waren in Manchester 32 solcher Maschinen, zusammen von 430 Pferdekräften und zu Leeds 20 derselben von 270 Pferdekräften im Gange.

Ehe nun die Baumwolle alle diese Maschinen durchwandelt, die in neuester Zeit mancherlei Verbesserungen erfahren haben, muß die in den Ballen enthaltene Baumwolle gemischt und gattirt werden. Bei dem Mischen der Baumwolle aus verschiedenen Ballen gleicher Sorte beabsichtigt man, ein vollkommen gleichförmiges Produkt zu erzielen; bei dem Gattiren verschiedener Baumwollensorten dagegen will man einer besseren und theureren Sorte so viel von einer geringeren und wohlfeileren Sorte zusetzen, als zur Herstellung eines Garns von guter Beschaffenheit eben noch thunlich ist. Letztere Operation erheischt immer sehr große Vorsicht. Am besten lassen sich mit einander gattiren für starke Kettengarne: Orleans, Pernambuco, ägyptische, Berbice u. Demerara; für feine Kettengarne: ägyptische, Georgia, Sea-Island; für starke Schußgarne: Bengal, Madras, Surate; für feine Schußgarne: Demerara, Berbice, Orleans, Upland, Sea-Island. Zum Mischen der Baumwolle wendet man zwei große Säle an, die abwechselnd gefüllt und wieder geleert werden, und worin bei einer Temperatur von 30° C. auch das Trocknen der Baumwolle vorgenommen wird. Man breitet nämlich den Inhalt des zu mischenden ersten Ballens gleichmäßig in dem disponiblen Raume aus, verfährt hierauf in gleicher Art mit dem zweiten Ballen, dessen Inhalt über den des ersten gelegt wird, und so fort, bis die zu mischende Anzaht Ballen erschöpft ist. Nach entsprechender Austrocknung wird nun mit einem langzinkigen Rechen von dieser Masse von oben nach unten jedes Mal eine Quantität abgestochen, wie sie innerhalb einer bestimmten Zeit für die erste Reinigungsmaschine erforderlich ist, und auf derselben verarbeitet, da die Baumwolle zunächst aufgelockert und zugleich von Staub, Sand, Erde, Blättern, Bruchstücken der Samenkapseln u. von Samenkörnern u. dergl. befreit werden muß. Zu diesem Geschäft verwendet man zwei Maschinen, den sogenannten Willow oder Wolf, mit welchem die Auflockerung und Reinigung begonnen, und die Schlagmaschine, womit man diese Arbeit bis zu einem gewissen Grade beendigt. Der Wolf besteht in seiner einfachsten Gestalt aus einem hölzernen Gehäuse, in welchem sich eine cylindrische Trommel von 2—3 Fuß Durchmesser sehr rasch um ihre Axe dreht. Die Trommel und der Mantel sind mit eisernen Zinken besetzt, welche die Baumwolle fassen, die Flocken derselben aus einander ziehen und die groben und schweren Unreinigkeiten herausschütteln. Die Auflockerung, welche dieser und der in Amerika erfundene Whipper zu Stande bringt, erstreckt sich indeß nur auf die Zertheilung der Klumpen und Flocken, deren weitere Zertheilung in die einzelnen Fasern und Haare Aufgabe der Schlagmaschine ist, welche zugleich die Entfernung der feinen Unreinigkeiten, wie Staub und Sand, bewirkt. Dieselbe zerfällt gewöhnlich in zwei für sich bestehende Apparate, nämlich die Putzmaschine und die eigentliche Schlagmaschine, welche man auch Watteumaschine nennt, weil sie die Baumwolle nicht nur noch weiter auflockert und reinigt, sondern auch sogleich in eine wattenförmig zusammenhängende Fläche verwandelt und diese auf einen hölzernen Cylinder wie ein Stück Zeuch aufrollt, so daß sie in dieser Gestalt bequem der Kratzmaschine vorgelegt werden kann, welche die Baumwollfasern noch mehr von einander trennt, dabei streckt und zugleich parallel legt. Die Kratzen oder Krempeln, und zwar die Vorkrempeln wie die Feinkrempeln, aus welchen die Kratzmaschine zusammengesetzt ist, bestehen aus dicken Lederstücken, welche dicht mit kleinen Häkchen von dünnem Eisendraht besetzt sind. Die Maschine hat zwei oder mehre ringsum mit solchen Kratzen überzogene Cylinder und eine Reihe schmaler, flacher, ebenfalls mit Kratzen bekleideter Holzstücke, die sogenannten Kratzdeckel, welche vereinigt die größte der Walzen, die sogenannte Trommel, gleich einem bogenförmigen Dache umgeben. Statt der Schlag- u Krempelmaschine hat in neuerer Zeit Risler in Cernay den Epurateur konstruirt. Dieser vereinigt in sich die Wirkungsweise beider Maschinen und kann dieselben ganz oder theilweise ersetzen. Die für den Epurateur bestimmte Baumwolle setzt nur eine Vorarbeit auf einem mit Aufbreittuch und Wickelapparat versehenen Wolf oder den einmaligen Durchgang durch eine Schlagmaschine voraus, um in Wickeln, welche bereits die zur Nummerbildung erforderliche gleichförmige Watte enthatten, auf den Epurateur aufgelegt werden zu können. Hier erfolgt Reinigung und Auflockerung in einer die Festigkeit der Fasern weit weniger beeinträchtigenden Art und mit einem gegen die gewöhnliche Bearbeitung wesentlich verminderten Abgange an guten Baumwollfasern. Die gebildete Watte aber kann bei Erzeugung grober Garnnummern sogleich auf die Strecke gebracht werden, so daß der Epurateur außer der Schlagmaschine die ganze Krempelei ersetzt u. nur bei feinen Nummern noch das Feinkrempeln erforderlich ist. Die Krempelei liefert Bänder, die außerordentlich zart u. locker sind; aber noch immer liegen die Baumwollfasern darin nicht so vollkommen parallel, als es erforderlich ist, um sie zu einem recht gleichförmigen Faden ausziehen zu können; daher muß nun die Parallellegung der Fasern vollendet werden, was durch das Strecken geschieht,

womit zugleich das Doubliren verbunden wird. Man bedient sich hierzu der Streckwalzen, der eigentlichen Seele des Baumwollenspinnprozesses, die im Wesentlichen aus 4 od. 6 gerifften Cylinderpaaren von Holzkohleneisen oder Stahl bestehen, wobei die Bandzuführung auf der ganzen Länge des gerifften Theils derselben mit Ausschluß von etwa $^3/_4$ Zoll auf jeder Seite Statt findet. Haben die Bänder die Strecken passirt, so bedürfen dieselben, um in Garn verwandelt zu werden, noch einer sehr bedeutenden Verfeinerung, wobei sie zugleich gedreht werden müssen. Diese fortschreitende Verfeinerung unter gleichzeitiger Anwendung der Drehung bildet die Operation des Vorspinnens, wodurch ein grober lockerer Faden, das sogenannte Vorgespinnst, entsteht. Bei der Erzeugung aller mittelfeinen und feinen Garne wird das Vorspinnen zweimal vorgenommen, wobei das erste Mal ein grobes Vorgespinnst, gewöhnlich Lunte genannt, von der Dicke einer Federspule bis zu jener eines kleinen Fingers, und das zweite Mal feines oder eigentliches Vorgespinnst (Vorgarn) ungefähr von der Stärke eines dickeren oder dünneren Bindfadens entsteht. Aus letzterem wird sodann auf der Spinnmaschine — durch das sogenannte Feinspinnen — das Garn hervorgebracht. Nur zu groben Garnen reicht einmaliges Vorspinnen hin, während man zu Gespinnsten von bedeutender Feinheit sogar dreimaliges Vorspinnen Statt finden läßt. Zur Verrichtung des Vorspinnens hat man Maschinen, deren Wirkungsweise von zweierlei Art ist. Die einen geben dem Faden eine Drehung in der Art, daß sie darin verbleibt; in diesem Falle darf die Drehung nur sehr schwach sein, um nicht ein Hinderniß gegen die weitere Fortsetzung des Streckens abzugeben; die anderen dagegen drehen den Faden sehr stark zusammen, ertheilen ihm aber sogleich eine ebenso starke Drehung in entgegengesetzter Richtung, wodurch die erstere wieder aufgehoben wird, so daß das Vorgespinnst eigentlich keine Drehung zeigt, sondern nur eine Verdichtung des Fadens zurückläßt. Hiernach hat man gedrehtes und ungedrehtes Vorgespinnst. Ersteres liefert die Spindelbank oder der Flyer, deren Bau im Einzelnen wiederum zahlreiche Modifikationen erlangt hat, obschon das Wesentliche darauf hinausläuft, daß sie eine Reihe senkrecht stehender Spindeln mit lose auf denselben befindlichen Spulen enthält, die mit einem festverbundenen gabelförmigen Flügel versehen sind. Die Drehung des Vorgespinnstes erfolgt durch den Umlauf der Spindeln, die Aufwickelung durch die schnellere oder langsamere Umdrehung der Spule. Ist die Spindelbank zur Verarbeitung der Bänder in grobes Vorgespinnst (Lunte) bestimmt — in welchem Falle man sie Grobspindelbank nennt —, so werden die mit Band gefüllten Blechkannen hinter derselben aufgestellt, um daraus die Bänder in die Maschine zu leiten. Bedient man sich ihrer aber zum zweiten Vorspinnen, d. h. zur Umwandlung der Lunte in feineres Vorgespinnst — in welchem Falle sie Feinspindelbank heißt —, so sind die mit Lunte von der Grobspindelbank gewickelten großen Spulen immer oben im hintern Theile der Maschine aufgestellt. Zur Erzeugung ungedrehten Vorgespinnstes bedient man sich der Röhren- und Eclipsmaschinen, welche zwar ungemein schnell arbeiten, aber bei der Fabrikation feiner Garnsorten nicht anwendbar sind.

Die Verwandlung des Vorgespinnstes in Garn geschieht auf den Spinnmaschinen oder Feinspinnmaschinen, welche entweder Watermaschinen, oder Mulemaschinen sind. Erstere, welche namentlich durch Danforths amerikanische Patentspindel eine wesentliche Verbesserung erlangt haben, sofern diese eine schnellere Bewegung gestattet, somit eine größere Leistung gewährt und zugleich schwachgedrehte Garnsorten zu spinnen vermag, verrichten das Aufziehen, Dreben und Wickeln der Fäden gleichzeitig und ununterbrochen; letztere ziehen einzelne Fadenlängen von ungefähr 5 Fuß aus und drehen dieselben zugleich, wickeln sie aber nachher auf die Spindeln auf, indeß das Spinnen unterbrochen wird. Man nennt eine jede dieser Fadenlängen einen Auszug, und es wechselt also das Spinnen eines Auszugs mit dem Aufwinden desselben ab. Während Watermaschinen festgedrehte nicht sehr feine Garne liefern, fertigen Mulemaschinen grobe und feine Garne.

Was nun die Bestimmung der Gespinnste betrifft, so werden die Watergarne (water-twist) vorzüglich zu Kettengarnen (warp, twist, chaine) verwendet und gewöhnlich von Nummer 6—50 in den Handel gebracht. Die Mulegarne (mule-twist) werden für den Handel bis etwa Nummer 350 gesponnen u. dienen, wenn sie stärker gedreht sind, als Medio (medio-twist), zur Kette theils im Wechsel mit dem Watergarn, theils in den höheren Nummern für alle Artikel, welche ein feineres Garn als Kette verlangen. Das schwächer gedrehte Mulegarn wird als Schußgarn (weft, woof, fitting, trame) verwendet. Strumpfgarne werden gewöhnlich von Nummer 6—36 auf der Mule gesponnen; für feinere Artikel spinnt man auch Strumpfgarne von Nummer 80—90. Die zu Zwirn und Strickgarnen bestimmten Gespinnste erhalten erst durch ein- od. mehrmaliges Doubliren od. Zwirnen ihre Vollendung. Die niedrigsten Garnnummern sind für starke Gewebe, Barchent ꝛc., sowie zu Docht- und Lichtgarn bestimmt.

Garne, welche nicht unmittelbar vom Spinnorte ihrer weiteren Bestimmung übermacht werden können, werden dem Weifen unterzogen. Die englische Weife (Haspel) hat einen Umfang von 54 Zoll; 80 Fäden geben ein Gebind, 7 Gebind 1 Schneller, Zahl, Nummer, Strähn, daher die Länge des Fadens, welcher eine Zahl ausmacht, = 30,240 Zoll od. 2520 Fuß oder 840 Yards. Bei der französischen Weise ist der Umfang $1^8/_7$ Meter; 70 Fäden geben 1 Gebind, 10 Gebind = 1 Zahl, daher die Länge des Fadens in einer Zahl = 1000 Meter = 3280,9 engl. Fuß. In einigen österreichischen Spinnereien weift man die Zahl zu 7 Gebind, zu 100 Fäden mit $2^1/_8$ wiener Ellen Haspelumfang, wodurch die Länge des Fadens in der Zahl = 1487,5 wiener Ellen = 3802,8 engl. Fuß. Die Fadenlängen dieser 3 Weifen für eine Zahl stehen daher im Verhältniß der Zahlen 1 : 1,30194 : 1,50905. Der Ermittelung der Feinheitsnummer liegt die Bestimmung zu Grunde, daß die englische Nummer die Anzahl von Zahlen englischer Weife ausdrückt, welche zusammen 1 englisches Pfund wiegen; die französische Nummer die Anzahl von Kilometerfadenlänge oder von französischen Zahlen, welche zusammen $^1/_2$ Kilogramm wiegen, und die österreichische Nummer die Anzahl von Zahlen oder Schnellern nach der österreichischen

Weise, welche zusammen 1 wiener Pfund wiegen. Da sich nun die angeführten Gewichte wie 1 : 0,9071952 : 0,8099781 verhalten, so sind folgende Nummern nach den 3 mit E, F und O bezeichneten

Numerirungssystemen identisch:	E	F	O
	1	1,1211	1,2223

und es ist somit E = 0,847 = F = 0,818 O, F = 1,18 t E = 0,966 O, O = 1,222 E = 1,035 F. Zur Bestimmung der Feinheitsnummer gewebter Garne dient die Garnsortirwage. Das Sortiren erfolgt gewöhnlich mit Nummerbestimmung in der Art, daß man identische oder nahe gleich feine Strähne in Kästen zusammenordnet und gleichzeitig die Qualität des Gespinnstes und der Wolle hierbei berücksichtigt, wobei man im Allgemeinem Prima und Secunda unterscheidet, denen man, um weitere Abstufungen zu erzielen, die Worte „extrabeste", „beste", „reellbeste", „gute", „keine" ꝛc. beisetzt. Nachdem die Garne, wenn verlangt, den verschiedenen Appreturmethoden, wie dem Dämpfen, Sengen, Lüstriren ꝛc., unterworfen worden, werden sie verpackt. Dabei unterliegen sie aber erst noch der Operation des Dockens, d. h. es werden die gewiften Strähne über einen potirten eisernen Arm geschlungen, gedehnt, gestreckt und glatt gestrichen, so daß sich die Fäden parallel und glatt neben einander legen, sodann das eine Ende durch die Oeffnung des anderen geschoben. Diese Docken werden nun in die Packpresse gelegt, nachdem zuvor die Schnürfäden und ein Stück Preßspan auf die Preßplatte ausgebreitet worden ist. Wenn diese das Gewicht von 5 oder 10 Pfund erreicht haben, wird die Presse geschlossen. Sodann erfolgt das Zusammenschnüren des Packets, worauf die Presse geöffnet, das Packet herausgenommen, in einen Bogen Packpapier geschlagen und mit einem Schilde versehen wird, das gewöhnlich die Marke der Fabrik und die Bezeichnung der Nummer und Quatität enthält.

Wie nun die Spinnerei es auf einen ziemlich hohen Grad von Vollendung gebracht und jederzeit neue Verbesserungen erfahren hat, so hat natürlich auch die Weberei nicht zurückbleiben können. Schon zur Zeit als Crompton seine Mulejenny ersann, strebte man dahin, die Weberei zu vervollkommnen. So erfand um die Mitte des 18. Jahrhunderts der berühmte Vaucanson einen Webstuhl, der durch Umdreben einer Kurbel arbeitete; auch wurde derselbe 1765 in einer Weberei zu Manchester aufgestellt, gewährte aber keine besonderen Vortheile, da zu jedem Stuhl ein eigener Aufseher nöthig war. Anders verhielt es sich mit der 1785 gemachten Erfindung des Dr. Edmund Cartwright, dessen mechanischer Webstuhl als der Vater der heutigen Powerlooms anzusehen ist. Im Jahre 1802 erfann Radcliffe die Schlichtmaschine, wodurch erst der Powerloom selbst nützlich wurde, wobei die aus Stärkmehl und Wasser bereitete Schlichte kalt angewendet wird. Die neueren Powertooms, wie sie aus der Maschinenfabrik von Sharp, Roberts u. Komp. in Manchester hervorgehen, sind ganz von Eisen, stellen eine sehr einfache, feste und elegante Maschine dar und nehmen so wenig Raum ein, daß mehre hundert in einem einzigen Lokal aufgestellt werden können. Die beim Weben der Baumwolle weiter vorkommenden Methoden werden im Artikel Kattunmanufaktur eine eingehende Erörterung finden, weshalb wir hier schließlich nur noch über das Kommercielle einige Worte beifügen, um die Bedeutung der Baumwolle hinsichtlich ihrer Kultur und Verarbeitung klar zu machen.

Bis zur letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren Westindien und die Küstenstaaten des Mittelmeeres die Hauptproducenten für Baumwolle hinsichtlich des englischen Markts und es betrug dieselbe 1787: von den britisch-westindischen Inseln 6,600,000 Pfd., von den französischen und spanischen Besitzungen 6,000,000 Pfd., von den holländischen Besitzungen 1,700,000 Pfd., von den portugiesischen Besitzungen 2,500,000 Pfd., von Ostindien 100,000 Pfd., von der Türkei u. Sangona 5,700,000 Pfd., demnach die Gesammteinfuhr 22,600,000 Pfd. Dagegen wurden 1858 nach England eingeführt: aus den Vereinigten Staaten 1,855,000 Ballen, aus Brasilien 108,881 Ballen, aus Westindien 6847 Ballen, aus Aegypten 101,405 Ballen, aus Ostindien 350,248 Ballen, Gesammteinfuhr 2,422,381 Ballen. Es betrug ferner die Gesammtproduktion von Baumwollengarn in England 1842 372,754,144 Pfd. Die Ausfuhr von Twisten nach allen Weltgegenden betrug 136,537,162 Pfd. Die Gesammtausfuhr der britischen Baumwollenproduktion repräsentirt demnach den Werth von 103 Millionen Thalern. Im J. 1856 erhielt England für seine Baumwollenprodukte von Rußland 30,269, von den Hansestädten 1,051,000, von der Türkei 2,650,005, von Britisch-Ostindien 5,451,000, von China u. Hongkong 1,330,879, von den Vereinigten Staaten 3,771,000, und von Brasilien 2,087,000 Pfd. Sterling. Die jetzige Spindelzahl Englands beträgt 30 Millionen (es hat einzelne Etablissements bis zu 150,000 Spindeln) gegen 1,654,000 Spindeln 1787. Im Jahre 1860 führte England 1193 Mill. Pfd. Baumwolle, 965 Mill. zu eigenem Gebrauche, ein gegen 3½ Mill. 1764. Die beschäftigte Arbeiterzahl hat dabei nicht in demselben Maße zugenommen, wie die Spindelzahl und der Rohstoffkonsum. In Spinnerei und Weberei scheinen 1860 wenig über 420,000 Personen beschäftigt gewesen zu sein, gegenüber 60,000 Spinnern und jedenfalls weit mehr als 100,000 Spinnern und Webern 1787. Während die Spindelzahl um 2000 Procent, die Quantität der verarbeiteten Baumwolle um etwa 900 Proc. seit 1787 zugenommen, hat die Zahl der Spinnerei- und Webereiarbeiten höchstens um das Vierfache zugenommen. Es ist dies aber eben der größte Triumph, welchen die Technik aufzuweisen hat; denn nach Schuberts Berechnung wäre die ganze Bevölkerung Englands, Frankreichs, des Zollvereins und Oesterreichs nöthig, um den heutigen Baumwollenverbrauch Englands mit den Handspindeln und Handstühlen von 1770 zu verarbeiten, also dasselbe zu leisten, was heute 800,000 Individuen vollbringen. Die B. Frankreichs beschäftigt ungefähr 4,000,000 Spindeln u. liefert einen Produktenwerth von etwa 180,000,000 Thlrn. Oesterreich zählt 1—2,000,000 Feinspindeln u. erzeugt ungefähr einen Produktenwerth von 38,000,000 Thlrn. Der Zollverein mit etwa 1½ Mill. Feinspindeln wird Baumwollenprodukte im Gesammtwerthe von 80,000,000 Thlrn. erzeugen. Belgien mit 5—6,000,000 Feinspindeln führt etwa für 2 Mill. Thlr. Fabrikate aus u. s. f. Europa's Gesammtfabrikation an baumwollenen Waaren mag etwa 5,590,000 Centner Baumwollengarn im Werthe von

190,000,000 Thlrn. betragen, wozu England 66,6 Proc., Frankreich 13,4 Proc., die deutschen Staaten 9 Proc., Spanien 3 Proc., Rußland 2,7 Proc., Schweiz 2,5 Proc., Belgien 1,6 Proc. beitragen, sodann sonstige Fabrikate im Werthe von 540,000,000 Thlrn., wovon auf England 29 Proc., Frankreich 23 Proc., die deutschen Staaten 20 Proc., Spanien 8 Proc., Rußland 6 Proc., Belgien 5,5 Proc., Holland 4 Proc., die Schweiz 2,8 Proc. u. s. f. kommen.

Die Baumwolle verschafft nicht nur Arbeit in der Spinnmühle und am Powerloom. Für die Producenten, die Pflanzer und deren Sklaven, arbeiten Tausende von Händen auf den Export. Daneben sind die Matrosen in Anschlag zu bringen, welche die Baumwolle bis Liverpool, London, Glasgow ꝛc. führen, die Transportarbeiter, welche sie auf der Eisenbahn weiter schaffen, die Arbeiter in den Hülfsgewerben der Spinnerei und Weberei, die Unternehmer in allen Haupt- und Nebenzweigen dieser Industrie. Die mit der Zufuhr der Baumwolle beschäftigte Rhederei arbeitet mit einem ungeheuren Kapital. Die englischen Spinner und Weber arbeiten mit einem Anlagekapital von wenigstens 33 Mill. und einem Betriebskapital von 20 Mill. Pfd. Sterl. Die Eisenbahn- und Kanalunternehmer, dann die Handelsleute, welche den Rohstoff im Werth von 20 Mill. Pfd. Sterl. jährlich importiren und verarbeitet im Werth von 60 Mill. Pfd. Sterl. wieder ausführen, sind beim regelmäßigen Gang des Baumwollengeschäfts ebenfalls mit ungeheuren Kapitalien betheiligt. Zu der Zahl der in den Spinnereien u. Webereien arbeitenden Individuen, etwa 400,000, kommen noch ungefähr 300,000, die mit dem Drucken, Färben, Bleichen, Packen ꝛc. beschäftigt sind. Diese haben wieder die Hülfe und Mitwirkung einer Unzahl von anderen Gewerbtreibenden, wie Maschinen- und Mühlenbauern, Eisengießern, Ingenieuren, Architekten, Tischlern, Maurern, Zimmerleuten, Chemikern, Lohgerbern, Fuhrleuten, Wagenbauern, Schiffszimmerleuten ꝛc., nöthig, so daß es nicht zu hoch gegriffen scheint, wenn Ellison (Handbuch der Baumwollkultur, Baumwollindustrie, deutsch von Noest) bemerkt, daß die Existenz von 4 Mill. oder 14 Proc. der Bevölkerung Englands vom ungestörten Fortgange der Baumwollenindustrie abhänge. Diesen 4 Mill. gewährt dieser Industriezweig an Gewinnen, Zinsen und Löhnen mindestens 40 Mill. Pfd. Sterl. oder nahezu eine halbe Milliarde Gulden süddeutscher Währung zu jährlicher Vertheilung. Die Stabilität der Baumwollenindustrie ist somit, angenommen selbst, daß Großbritannien allein dabei betheiligt wäre, gewiß keine geringfügige Sache, und es bedarf keines großen Nachdenkens, um die verhängnißvollen Folgen zu ermessen, welche eine verminderte Produktion jenes Rohstoffs haben würde. Für England ist der zureichende Bezug der Baumwolle eine volkswirthschaftliche Lebensfrage. Alle übrigen Länder zusammen beschäftigen zwar 18—20,000,000 Spindeln u. wohl im Ganzen ein gleich großes Kapital und eben so viel Arbeiter, als England mit seinen 30,000,000 Spindeln, da in jenen dieser Industriezweig jener Kapitals- und Arbeitskräfte ersparenden Koncentration u. vollendeten Technik ermangelt, wie sie England besitzt. Auch für diese Länder ist daher die Baumwollenindustrie ein sehr schwer ins Gewicht fallendes volkswirthschaftliches Moment. Da sie aber hier über viele Staaten vertheilt und vorwiegend auf den innern Bedarf berechnet ist, so berührt sie weniger den innern Lebensnerv dieser Staaten, als dies in England der Fall ist. Für England, als den Hauptsitz der Baumwollenindustrie, steht diese unter den volkswirthschaftlichen Faktoren und daher auch unter den politischen Interessen ebenso obenan, wie für die südlichen Unionsstaaten die Baumwollenkultur.

Baumzucht (Baumkultur) stellt sich überhaupt die Aufgabe, das kräftige Gedeihen und die Fortpflanzung vorzugsweise nutzbarer Bäume zu sichern, sich auf Orte, die ihnen dazu förderlich sind, überzupflanzen, dann sie selbst für den Zweck, um deswillen sie besonders geachtet werden, zu veredeln und endlich durch Baumpflanzungen für gewisse Plätze Vortheile und Gewinn zu erlangen. Als Wissenschaft macht die B. einen Theil der angewandten Botanik aus. Sie zerfällt insbesondere in die Forstbaumzucht, die Kultur der Waldbäume, und in die Obstbaumzucht, die Kultur der Obstbäume in Gärten und Plantagen befassend. In beiden Branchen nimmt die Baumschule eine wichtige Stelle ein, als der Ort, welcher der Erziehung, Kräftigung und Veredelung junger Stämme ausschließend gewidmet ist. In sofern die B. auch die Bepflanzung von größeren Parkanlagen, sowie die Pflanzung von Schatten gebenden Bäumen, an Landstraßen und öffentlichen Orten, auch einzelner Bäume zu Denkmälern von Begebenheiten oder zu Ruheplätzen umfaßt, macht sie einen Haupttheil der ästhetischen oder schönen Gartenkunst aus, wiewohl die Regeln, die sie hier befolgt, dieselben sind, welche theils bei der Forst-, theils bei der Obstbaumzucht beobachtet werden müssen.

Baunach, Nebenfluß des Mains, entspringt auf dem Haßberge unweit Buundorf im bayerischen Regierungsbezirk Unterfranken und Aschaffenburg, nimmt die Weißach und Lauter auf und durchfließt ein flaches, breites und wiesenreiches Thal, bis sie unterhalb des gleichnamigen Fleckens (mit 1100 Einw.) nördlich von Bamberg mündet. Von der B. wurde einst einer der 6 Ritterkantone in Franken benannt.

Bauordnung (Baureglement), die Gesammtheit der gesetzlichen Verordnungen, welche sich auf Leitung und Ausführung der Bauten beziehen, u. nach welchen sich sowohl der Baumeister, als auch sämmtliche bei einem Bau beschäftigte Handwerker zu richten haben. Dergleichen Gesetze beziehen sich nicht allein auf schöne, dem Auge wohlgefällige Herstellung, sondern auch vorzüglich auf bequeme, feuersichere und der Gesundheit dienliche Ausführung der Bauwerke, sowie darauf, daß keine nachbarlichen Gerechtsame dadurch verletzt werden (s. Baurecht). Es gehören zu einer B. im Speciellen also die Bestimmungen über Feuersicherheit, Festigkeit, äußere Form und Lage; ferner die Festsetzung der Taxen für Materialien, Arbeitslöhne, Aufsichtskosten nebst Anfertigung der Pläne und Kostenanschläge; desgleichen die nähere Bezeichnung der Obliegenheiten, Instruktion des Aufsehers ꝛc.

Bauplan (Bauriß), Zeichnung zu einem Gebäude im verjüngten Maßstabe, aus welchem die innere und äußere Gestalt, die Anordnung des Ganzen in allen Theilen übersehen werden kann. Der B. dient zur Grundlage der Ausführung des Gebäudes und erhält nach Verschiedenheit der

Theile, welche die Zeichnung darstellt, auch verschiedene Namen, als Aufriß (Standriß, Balkenriß, Deckenriß), Durchschnittsriß (Profilriß), Grundriß, Hauptplan (Hauptriß), perspektivischer Riß ꝛc. Vergl. Bauanschlag.

Baupolizei, Inbegriff aller Veranstaltungen, welche die Regierung trifft, um zu bewirken, daß durch Bauen und Gebautes Sicherheit, Bequemlichkeit und Ordnung gefördert und die durch beides etwa entstehenden Gefahren abgewendet werden. Die Vorschriften der B. bilden die Bauordnung; ihre Ausübung steht entweder besonderen Baukollegien, oder der allgemeinen Wohlfahrtspolizei zu. S. Baukunst.

Baur, Ferdinand Christian, einer der Koryphäen unter den Theologen der Neuzeit, geboren zu Schneiden den 21. Juli 1792, ward nach vollendeten Studien Professor am theologischen Seminar zu Blaubeuren und 1826 ordentlicher Professor der evangelischen Theologie an der Universität zu Tübingen, wo er den 2. Dec. 1860 †. Nachdem er zuerst durch Herausgabe seiner „Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Alterthums" (Stuttgart 1824—25, 3 Bde.) seinen Beruf zu philosophischer Auffassung der Religionsgeschichte bewiesen, leistete er später Treffliches auf dem Gebiete der Dogmengeschichte, der kirchlichen Symbolik und der biblischen Kritik. In seinen beiden Schriften: „Das manichäische Religionssystem aus den Quellen neu untersucht und entwickelt" (Tüb. 1831) und „Die christliche Gnosis, oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwickelung" (das. 1835) schließt er sich zwar der hegelschen Schule an, doch ist seine Anwendung hegelscher Philosophie nur eine bedingte zu nennen, denn obgleich er z. B. im Gegensatze zur orthodoxen Christologie leugnet, daß Christus die Einheit des Göttlichen und Menschlichen ausschließlich zukomme, so verflüchtigt er doch nicht die Person Christi zur bloßen Idee der Menschheit, sondern legt ihm eine eigenthümliche historische Bedeutung für die Menschheit bei. Seine übrigen dogmengeschichtlichen Werke sind: „Apollonius von Thana und Christus oder das Verhältniß des Pythagoräismus zum Christenthume" (Tübingen 1832), ein Beitrag zur Religionsgeschichte der ersten Jahrhunderte nach Christus; „Das Christliche des Platonismus oder Socrates und Christus" (das. 1837); „Ueber den Ursprung des Episkopats in der christlichen Kirche" (das. 1838); „Die christliche Lehre von der Versöhnung in ihrer geschichtlichen Entwickelung von der ältesten Zeit bis auf die neueste" (das. 1839); „Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes" (das. 1841); „Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte" (Stuttgart 1847). Ein zweites verwandtes Gebiet, auf welchem B. Epoche machend wirkte, ist die Symbolik im kirchlichen Sinne; er vertheidigte den Lehrbegriff der evangelischen Kirche gegen Möhlers „Symbolik" in der geistreichen Schrift „Der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus" (Tüb. 1833, 2. Aufl. 1836) und in der „Erwiderung gegen Möhlers neueste Polemik ꝛc." (das. 1834). Unter B.s biblisch-kritischen Arbeiten sind die bedeutendsten die Schrift „Die sogenannten Pastoralbriefe des Apostels Paulus" (Tüb. 1835) und die in der tübinger „Quartalschrift für Theologie" abgedruckte Abhandlung „Ueber die Christuspartei in Korinth", in welchen er die Unächtheit der drei Pastoralbriefe nachzuweisen sucht. Zusammengefaßt sind die auf die Apostelgeschichte und die paulinischen Briefe sich beziehenden Untersuchungen in dem Werke „Paulus, der Apostel Jesu Christi" (Stuttg. 1845). In den „Kritischen Untersuchungen über die kanonischen Evangelien, ihr Verhältniß zu einander, ihren Ursprung und Charakter" (Tüb. 1847) sind die beiden zuerst in den „Theologischen Jahrbüchern" (1844 und 1846) erschienenen Abhandlungen über das johanneische Evangelium, dessen nachapostolischen Ursprung er nachzuweisen suchte, und das Lucasevangelium mit weiteren Untersuchungen über die Evangelien des Marcus und Mathäus zu einem Ganzen verarbeitet. In den Kreis dieser Arbeiten gehört auch die Streitschrift gegen Thiersch (1846) und die Schrift „Das Marcusevangelium nach seinem Ursprung und Charakter" (Tüb. 1851). Die von B. und seinen Schülern, wie Zeller, Schwegler, Köstlin, Hilgenfeld u. A., verfolgte kritische Richtung bezeichnet man mit dem Namen der „tübinger Schule".

Baure (Baurus, Baures), Fluß in Bolivia, entspringt im See Guazamire bei La Concepcion im Norden der Chiquito's, nimmt erst eine nördliche, dann nordwestliche Richtung und mündet nach einem Lauf von 60 Meilen, nachdem er den Rio Blanco aufgenommen, in den Guapore.

Baurecht, der Inbegriff aller Rechte und Gesetze, welche sich auf Baulichkeiten beziehen und durch welche bisweilen die ursprüngliche Freiheit des Grundbesitzers, auf seinen Grund und Boden zu bauen, was und wann er will, beschränkt wird. Gebäude und sonstige Anlagen geben oft Anlaß zu kostspieligen Prozessen, z. B. wegen gemeinschaftlicher Mauern und Umzäunungen, wegen Dienstbarkeiten, welche auf dem Grundstücke ruhen, und anderer dergleichen Dinge. Die am häufigsten Anlaß zu Streitigkeiten gebenden Rechte sind folgende: die Servitut der Lasttragung des Gebäudes oder das Recht, vermöge dessen Jemandes Gebäude auf irgend einem Theile des benachbarten Hauses stehen darf, wobei dem Nachbar noch die Verpflichtung auferlegt ist, für gehörige Instandhaltung der Theile seines Gebäudes, auf welchen das betreffende Haus ruht, Sorge zu tragen; das Balken-, Träger- oder Tramrecht oder die Befugniß, Balken, Träger oder einen sonstigen hervorragenden Theil eines Gebäudes in des Nachbars Mauer einzuschieben oder darauf ruhen zu lassen, wobei jedoch der Nachbar nicht verpflichtet ist, die betreffenden Stellen auszubessern; das Ueberbaurecht oder das Recht, ein oder mehre Stockwerke, einen Balkon, Altan, oder eine Gallerie ꝛc. über des Nachbars Grundstück herüberragen zu lassen, ohne daß jedoch diese Theile auf dem betreffenden Grundstück ruhen dürfen, und das Recht, an einem Gebäude ein über des Nachbars Grundstück überragendes Wetterdach anzubringen; das Traufsallsrecht, Traufrecht, oder die Befugniß, das vom Dache fließende Wasser tropfenweise, sowie das in Rinnen aufgefangene Regenwasser stromweise auf des Nachbars Grundstück fallen zu lassen, sowie das unreine Wasser auf das benachbarte Grundstück zu leiten oder auszugießen (Ausgußrecht); das Höherbaurecht oder die Befugniß, dem Nachbar

das Höherbauen seines Gebäudes zu wehren und selbst höher als der Nachbar zu bauen; das Licht- und Fensterrecht oder das Recht, entweder in des Nachbars, oder in einer gemeinschaftlichen Mauer Fenster oder sonstige Oeffnungen anzulegen; das Aussichtsrecht oder diejenige Servitut, nach welcher der eine Nachbar dem andern das Licht auf keine Weise schmälern darf und ihm die Aussicht über sein Grundstück gewähren muß, wogegen aber auch das Heraussehen aus dem eignen Fenster heraus auf des Nachbars Raum verboten sein kann; das Abtritts-, Gossen und Rauchfangsrecht oder die Befugniß, einen Abtritt dicht an das nachbarliche Grundstück anzulegen, oder die Unreinigkeiten auf oder durch dessen Grund und Boden abzuleiten; die Durchfahrtengerechtigkeit od. das Recht, einen Fahrweg über des Nachbars Grundstück zu legen; das Wasserleitungs- und Brunnenrecht, welches entweder das Recht gibt, Wasser in Röhren oder Kanälen durch des Nachbars Grundstück, oder dasselbe aus eines Anderen Brunnen, Teich ꝛc. auf das eigene zu leiten; das Brunnen- oder Wasserschöpfrecht oder die Befugniß, Wasser aus dem Teich oder Brunnen eines Anderen zu schöpfen. Alle diese Rechte erleiden in ihren Einzelnheiten je nach den lokalen Verhältnissen mancherlei Modifikationen. Das B. wird durch die allgemeine Bauordnung (s. d.) eines Landes oder Ortes festgesetzt.

Bauriß, s. Bauplan.

Bausch und Bogen (ital. staglio, franz. en bloc), im Ganzen, ohne Rücksichtnahme auf Einzelnheiten. Daher Bauschverkauf, Verkauf im Ganzen. Ein jenem Ausdruck entsprechender ist im Seefrachtwesen: in der Ruhe (en rouge), wenn ein Schiff für irgend eine Fahrt ganz gemiethet wird.

Bause, Johann Friedrich, namhafter Kupferstecher, geb. 1738 zu Halle, Freund und Schüler Wille's, lebte seit 1787 in Leipzig und † 1814 zu Weimar. Die meisten und besten seiner Kupferstiche sind Porträte vornehmer und berühmter Männer, nach Graff, Oeser, Wille u. A. Man bewundert besonders die fast malerische Freiheit und Sicherheit der Darstellung, bei sehr treuer charakteristischer Wiedergabe der Originale. Vergl. Keil, Katalog des Kupferstichwerks von B. mit biographischen Notizen, Leipzig 1849. Seine Tochter, Juliane Wilhelmine, Gattin des Bankiers Löhr in Leipzig, ätzte 1785 einige Blätter nach Bach und 1791 Landschaften nach Kobell, Bach, Both u. A., die ebenfalls von großem Kunsttalente zeugen.

Bauske, Stadt im europ.-russischen Gouvernement Kurland, Oberhauptmannschaft Mitau, auf dem hohen linken Ufer der Memel, in fruchtbarer Gegend, mit 5732 Einw., die beträchtlichen Obstbau betreiben.

Bausteine. Diese spielen unter den Baumaterialien (s. d.) eine große Rolle, da man nur in sehr wenigen Fällen ganz ohne Steine bauen kann, namentlich wenn Gebäude für die Dauer errichtet werden sollen. Da aber nicht alle Gegenden natürliche B. darbieten, so ist man hier und da gezwungen, sich aus natürlichen Stoffen solche zu bereiten, und daher theilt man die B. im Allgemeinen ein in natürliche und künstliche. Erstere sind solche, die man verwenden kann, wie sie die Natur gibt, letztere werden erst durch künstliche Bearbeitung, Formen, Brennen ꝛc., brauchbar. Natürliche B. sind: Quarz, Porphyr, Gneis, Granit, Syenit, Basalt, Sandstein, Kalkstein, Grauwacke, Kieselschiefer, Schiefer ꝛc., künstliche dagegen: Luftsteine, Lehmsteine, Lehmpatzen, Lehmschindeln, Pisésteine, Cämentsteine, alle Arten Backsteine, Chausseestaubsteine ꝛc. Mineralogisch betrachtet kann man die natürlichen B. hinsichtlich ihrer Gemengtheile eintheilen in kieselartige: Quarz, Hornsteine, Feuerstein ꝛc.; thonartige: Pechstein, Thonschiefer, Basalt, Topfstein ꝛc.; kalkartige: Serpentin, Speckstein ꝛc.; kalkartige, welche entweder kohlensaure Kalkarten, wie gemeiner dichter Kalkstein, Marmor, Tropfstein ꝛc., oder schwefelsaure Kalkarten, wie Gyps (Alabaster) ꝛc., sind; zusammengesetzte: Granit, Gneis, Syenit, Porphyr, Sandstein, Wacke ꝛc. Die Eigenschaften eines guten Bausteins sind je nach der beabsichtigten Verwendung desselben verschieden, und auch die Art der Verwendung der B. wird durch ihre Beschaffenheit bedingt; daher ist es unerläßlich, sowohl die erforderlichen Eigenschaften eines guten Bausteins, als die Mittel zu kennen, durch die man über das Vorhandensein od. Fehlen dieser Eigenschaften an den zu prüfenden Steinen Aufschluß erhalten kann. Dabei ist Folgendes besonders zu berücksichtigen: In Betreff der Härte ist es nachtheilig, wenn der eine Theil eines u. desselben Bausteins weicher als der andere, was bei Thon- und Kieselschiefer manchmal der Fall ist. Zu harte Steine, die sich nur mit Mühe bearbeiten lassen, wie Basalt, sind eben so wenig gute B., wie die zu weichen. Zum Prüfen der Härte dient u. A. das Einritzen mit Ecken und Kanten anderer härterer Steine von bestimmten, bekannten Härtegraden. Man bedient sich dabei folgender Reihe: Diamant, Sapphir, Topas, Quarz, Feldspath, Kalkspath, Gypsspath, Talk. Alle anderen Steinarten fallen dazwischen. Außerdem kann man die Härtegrade durch Probiren derselben kennen lernen, indem man die Steine einer steigenden Belastung oder Schlägen aussetzt, bis sie brechen. Manche Steine, in denen die Bruchfeuchte noch enthalten ist, gehen durch Austrocknung aus dem milden Zustande in einen festeren über, andere fallen beim Trocknen an der Luft aus einander. Spröde Steine springen bei der Bearbeitung leicht aus. Beim Versetzen eines Steins ist zu berücksichtigen, ob derselbe massig und ganz, oder ob er schiefrig und geschichtet ist; im letzteren Fall kann er am meisten tragen, wenn seine Schichtung senkrecht zur Direktionslinie des Druckes steht, oder auf das Lager gelegt wird. Wassersaugende Steine, welche der Frost leicht zerstört, namentlich Sandsteine mit Grundfeuchte, müssen vor dem Bearbeiten austrocknen, sonst zerspringen sie im Froste durch die Ausdehnung der in ihnen enthaltenen Flüssigkeit. Der Feuchtigkeitsgrad der Steine bestimmt die Behandlungs- und Verwendungsart. An bruchfeuchten Steinen haftet der Mörtel nicht. Die durch Austrocknung sehr erhärtenden Steine müssen zeitig verarbeitet werden, weil die Bruchfeuchtigkeit sie zum Bearbeiten mild erhält. Wassersaugende Steine können in beständig feuchtem Grunde dauern, im Freien aber werden sie vom Froste zerstört und außerdem von Flechten und Moos überzogen, deren Wurzelfasern der Haltbarkeit des Steins ebenfalls schaden. Auch wird durch Einsaugen des Wassers leicht der sogenannte Salpeterfraß oder sonstige Salzausblühungen hervorgerufen. Daher ist die Winterprobe,

bei welcher der Stein wenigstens einen Winter hindurch den Einflüssen des Wetters ausgesetzt wird, besonders bei Steinen aus neuen Brüchen erforderlich. Sollen Steine im Feuer ausdauern, so dürfen sie wenig oder gar keinen Feldspath enthalten, indem dieser leicht flüssig wird. Haltbarer im Feuer ist besonders der Glimmerschiefer. Die Dauer eines Steins steht aber mit der Härte nicht immer in gleichem, oft in umgekehrtem Verhältnisse; oft kommt es dabei nur auf die äußeren Umstände an, die das ganze Verhalten eines Steins ändern können; namentlich trägt die Richtung, in der ein Druck oder Schub auf den Stein wirkt, oft viel zur Zerstörung desselben bei. Bei massigen, ungeschichteten, ganzen Steinen ist es gleich, ob sie platt oder hoch gestellt werden. Bei geschichteten, schiefrigen, blättrigen Steinen dagegen muß die Richtung der Schichten stets parallel mit dem Lager gehen. Bei Wölbungen muß die Schichtung der Richtung des Fugenschnittes entsprechen. Schiefrige geschichtete Steine müssen im Schatten langsam ihre Bergfeuchtigkeit ausgedünstet haben, um nicht aufzublättern u. sich abzulösen, u. müssen so versetzt werden, daß die Schichtausgänge in den Häuptern den Lufteinwirkungen nicht ausgesetzt sind. Selbst Granit, Porphyr, Syenit ꝛc. haben oft da, wo eine Schichtung durch Farbenwechsel sich zeigt, unmerklich feine Risse, die, im Witterungswechsel sich erweiternd, die Zerstörung des Steins veranlassen. Von gleichem, feinem Korn, gleichem, dichtem Gefüge wird nicht allein Bearbeitungsart und Politurfähigkeit, sondern auch Festigkeit und Dauer bedingt. Steine, die ein feinkörniges Gefüge haben, sind meist härter, ebenso sind die dunkleren, einfarbigen Steine meist härter als die bunten und helleren, namentlich Sandstein. Aber-, Nester-, Kluft-ꝛc. Stellen sind meist der Verwitterung mehr unterworfen. Die Wohlfeilheit der B. ist abhängig von der Menge und Nähe des Vorkommens, von der Beschaffenheit der Wege od. der Schifffahrt, von der Leichtigkeit der Gewinnung, von der Bearbeitung im frischen Zustande. Bei Zierbauten und Ornamenten hat auf die Wahl eines Steins auch seine angemessene, reine, lebhafte Farbe großen Einfluß, besonders bei Werken der Bildhauer, Steinmetzen ꝛc. Nach dem Fundort der natürlichen Steine theilt man dieselben wohl auch noch ein in Findlinge oder Feldsteine, auch Rollsteine genannt, u. Bruchsteine, die aus Brüchen gewonnen werden, letztere nach ihrer Form wieder in irreguläre und in Quadern, Grundstücke ꝛc., d. h. reguläre Bruchsteine, die in der Regel nach Kubikfußen u. Zollen bezahlt werden.

Bautain, Louis, französischer philosophischer Schriftsteller der Gegenwart, geb. zu Paris 1795, studirte in der dortigen Normalschule und wurde von Cousin für die philosophischen Studien begeistert. Im Jahre 1819 ward er Professor der Philosophie an der Akademie zu Straßburg, gab hier zuerst eine Uebersetzung von Krummachers Parabeln („Paraboles de Krummacher", Straßburg 1820) heraus und fing an, neben der Philosophie Medicin zu studiren. Ein Anhänger der liberalen und nach freier Wissenschaftlichkeit strebenden Partei, die in Paris durch Cousin, Guizot und Villemain repräsentirt wurde, ward er 1824, als die Priesterpartei gesiegt hatte, wie jene suspendirt. Fast um dieselbe Zeit ging aber auch eine Sinnesänderung in ihm vor; er war, wie er selbst in der 1805 zu Nancy gekrönten Preisschrift „La morale de l'évangile comparée à la morale des philosophes" (1827, deutsch von Geiger, Altdorf und Leipzig 1830) sagt, Lehrer der Weltweisheit geworden, ohne zu wissen, was die Weisheit sei. Da fiel ihm das Evangelium in die Hände, und aller Abmahnungen seiner pariser Freunde ungeachtet ließ er sich zum Priester weihen. Ein Jahr darauf wurde er wieder in seine Professur zu Straßburg eingesetzt und zum Ehrendomherrn ernannt. Fast um dieselbe Zeit jedoch, wo man in Rom das theologisch-philosophische System Lamennais' und zugleich die Lehre des Professors Hermes in Bonn verdammte, wurde auch B., bis dahin von seinem Bischof wegen erfolgreicher Thätigkeit als Seelsorger hochgeschätzt, auf einmal von mehren Seiten, besonders aber durch das Journal „L'ami de la religion", als der Ketzerei überwiesen dargestellt und bald darauf (1834) von seinem geistlichen Oberen, dem Bischof von Straßburg, dessen Entscheidung ein päpstliches Breve bestätigte, zur Retraktation aufgefordert. Die Feindschaft zwischen B. und dem Klerus wuchs, als von B. und seiner Schule die Ursachen aufgedeckt wurden, welche alle Wirksamkeit der französischen Geistlichkeit unmöglich machen, und welche B. hauptsächlich in dem Mangel wissenschaftlicher, namentlich philosophischer Bildung fand. Ganz besonders aber griff er in dem auch stylistisch ausgezeichneten Werk „De l'enseignement de la philosophie en France au XIX siècle" (Straßburg 1833) mit Gewandtheit und Ueberlegenheit des Geistes die in den französischen Seminarien herrschende scholastisch-cartesianische Methode des philosophischen und theologischen Unterrichts an. Die Angegriffenen denuncirten ihn dem Bischof Jean François Marie de Brevern als gefährlichen Neuerer, worauf der Bischof B. und dessen Schülern eine Reihe von Sätzen zur Unterschrift vorlegte und B. suspendirte, aber nur einen bedingten Widerruf erreichte, während einer der Schüler B.s, der Abbé H. von Bonnechose zu derselben Zeit die Lehre des Meisters unter dem Titel „Philosophie du christianisme, correspondance religieuse de Mr. Louis B." (Straßburg und Paris 1835, 2 Bde.) herausgab, welches Buch, in Rom lebhaften Widerspruch hervorrufend, dem Verfasser bei der tübinger Fakultät die theologische Doktorwürde erwarb. Erst 1837 ließen B. und seine Schüler sich bewegen, wenigstens den Worten nach, ohne Vorbehalt in sofern zu widerrufen, daß sie den von dem Bischof vorgelegten Sätzen nicht mehr widersprechen wollten; da sie jedoch zugleich erklärten, daß sie für ihre Person die Wahrheit dieser Sätze nicht einsähen, darum aber nicht leugnen wollten, daß Andere sie vielleicht einsehen möchten, so gleicht dieser ganze Widerruf ziemlich dem galilei'schen „Und sie bewegt sich doch!" Vergl. B.s „Lettre à Mgr. Lepappe de Brevern, évêque de Strasbourg" (Straßburg 1836). Im Jahre 1838 ging B. selbst nach Rom, um von dem übel unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst zu appelliren. Die kirchlichen Mißhelligkeiten wurden dadurch in so weit ausgeglichen, daß sich B. seit seiner Rückkehr nach Frankreich bei seinen Vorlesungen durch einen Suppleanten vertreten ließ und in Paris lebte, wo er während des Winters einen großen Kreis von Schülern um sich sammelte, darunter den bekannten Abbé Ratisbonne, den Sommer aber in dem 10 Stunden von Paris entfernten und unter

Digitized by Google

seinem unmittelbaren Einflusse stehenden Collége Jully zubrachte. Seine Predigten in der Hauptstadt gehörten zu den besuchtesten. Was ihm vorzugsweise den Vorwurf der Ketzerei zugezogen hat, war in der Lehre von der Sünde und der Gnade seine Hinneigung zum Augustinismus, während das Dogma der katholischen Kirche dem Semipelagianismus huldigt. In sofern sich B. in seinen Schriften nicht auf dem Gebiete der Religion bewegt, sind seine philosophischen Lehren ein in sich haltloses Aggregat von Sätzen, die hauptsächlich von Kant, Jacobi, Plato und Augustinus entlehnt sind; er ist ein Gnostiker und paßt seine Psychologie sammt der darauf gegründeten Theorie der Erkenntniß der Gnosis an. Vgl. seine Schrift „Philosophie Psychologie expérimentale", Straßburg 1839, 2 Bde.

Bautasteine, Erinnerungssteine, in Skandinavien Steine, zuweilen mit Runen, an Wegen und sonst besuchten Orten, auf Grabhügeln, werden für Denkmäler gefallener Helden oder blutiger Thaten gehalten. Abbildungen finden sich in der Zeitschrift „Iduna", Jannar 1826.

Bautaxe, s. Banansch lag.

Bautsch, Stadt in Mähren, Kreis Neutitschein, am gleichnamigen Flüßchen, nahe der schlesischen Grenze, mit 3080 Einwohnern.

Bautzen (Budiffin, wie die Stadt in der amtlichen Sprache genannt wird, wendisch Budischyn, von Budesyn, d. i. Kolonie), Hauptstadt des gleichnamigen königlich sächsischen Kreisdirektionsbezirks oder der sächsischen Oberlausitz, die erste unter den sogenannten Vierstädten, ist an der Hauptstraße von Dresden nach Breslau, 6¾ Meilen von ersterem entfernt, in fruchtbarer Hügelgegend, auf steiler Höhe rechts an der Spree stattlich gelegen, mit 10,900 Einwohnern, worunter viele Wenden. B. ist meist schön und massiv gebaut und hat durchgehends gutgepflasterte breite Straßen; die größere, oben liegende Hälfte wird gegen Süden, Osten u. Nordwesten durch 3 Wälle mit doppelten Gräben eingeschlossen, die seit 1821 mit Obstbäumen bepflanzt u. in schöne Spaziergänge verwandelt sind. Nördlich von der Stadt am andern Ufer der Spree liegt, mit jener durch eine steinerne Brücke von einem 33 Ellen weit gespannten Bogen verbunden, das Dorf Seidau (2070 Einwohner), das als Vorstadt von B. gilt. Der südliche Theil der Stadt umfaßt Gärten u. Anlagen. Unter den Kirchen ist die vorzüglichste der Dom St. Petri (von Heinrich II. 927 gestiftet), mit 300 Fuß hohem Thurm, sehr großen Glocken und kostbaren Kirchengefäßen, darunter ein vom Papste geschenkter silberner Bischofsstab ꝛc. Er brannte zweimal nieder, zuletzt 1634, worauf er bis 1640 in der jetzigen Gestalt des Spitzbogenstyls wieder hergestellt wurde. Nach Vertrag von 1543 ist der Dom Simultankirche für Katholiken und Protestanten, die zu verschiedenen Stunden und in verschiedenen Abtheilungen ihren Gottesdienst darin halten. Andere Kirchen sind die zu St. Maria Martha (1453 eingeweiht), die zu St Johannes oder die Dreifaltigkeitskirche (1599 eingeweiht) mit einem Frauenhospital, eine Heiligegeistkirche mit gleichnamigem Hospital und die wendische Pfarrkirche St. Michael (1429 erbaut), in welche 32 Ortschaften eingepfarrt sind. Im Nordwesten, auf dem höchsten Punkte der Stadt, liegt das uralte Felsenschloß Ortenburg, aus 3 Flügeln bestehend, ehemals die Residenz der Könige von Böhmen, wenn sie hier einsprachen, oder ihrer Landvögte, jetzt Sitz der königlichen Oberamtsregierung. Auch sie brannte zweimal ganz ab, 1460 und 1620, worauf sie 1635—36 von Johann Georg I. wieder hergestellt wurde. Merkwürdig darin ist der große Versammlungssaal und das anstoßende Audienzzimmer mit sehenswerthen Deckengemälden und Kunstalterthümern. Ansehnliche Gebäude sind ferner: die beiden Landschaftshäuser, die Dechanei (das Kapitelhaus), das Rathhaus, das große Gewandhaus, das Waisenhaus, das Theater (1766), die Kaserne (1844), das Stadtkrankenhaus (1845). B. hat ein berühmtes Gymnasium, eine sehr gut eingerichtete Bürgerschule (seit 1810), die prenzelsche Stiftsschule für 120 Kinder (1788 gestiftet), die Stiftsschule im Waisenhaus, die Domschule ꝛc., ein Schullehrerseminar für Katholiken u. Protestanten (1817 von den Ständen gestiftet), ein Predigerkollegium für die ganze Oberlausitz, 2 öffentliche Bibliotheken, die Rathsbibliothek von 7000 Bänden, im Fache der Philologie und vaterländischen Geschichte gut ausgestattet, und die gersdorf-weichaische Bibliothek von 3000 Bänden (darunter ein von Johannes Huß selbst geschriebenes böhmisches Manuskript) auf dem Burglehn. Als Wohlthätigkeitsanstalten sind noch zu erwähnen: das im 17. Jahrhundert gestiftete Waisenhaus, neuerdings mit einer Armenschule und einer Zeichenschule für Handwerker verbunden, das 1771 gegründete Männerhospital, dem 1806 der Kaufmann Pauli sein auf 60,000 Thlr. geschätztes Rittergut Wawitz vermachte, 2 Krankenhäuser außerhalb der Stadt. Zwei 1750 und 1761 entstandene milde Gesellschaften haben sich 1795 zu einer „vereinigten Gesellschaft zur Versorgung von Wittwen u. Waisen in B." verbunden. B. ist Sitz der Kreisdirektion, des Bezirksappellationsgerichts, der 11. Amtshauptmannschaft, eines Gerichtsamts, Hauptsteueramts und des Domstifts St. Petri. Letzteres wurde 1213 durch den Bischof Bruno II. von Meißen gestiftet; das Domkapitularkollegium besteht aus einem Dompropst, einem Dechanten und 9 Canonici mit einem Domstiftgericht und einer Konsistorialkanzlei. Gegenwärtig sind nicht alle Stellen besetzt. Der Dechant oder das katholische Oberhaupt des Stifts führt den Titel eines Bischofs in partibus infid. und ist als Stiftsverweser Mitglied der 1. Kammer der sächsischen Ständeversammlung. Der Dompropst muß protestantisch sein und wird vom König aus den Gliedern des meißener Domstifts gewählt. Das Domstift besitzt, außer der Dechanei und Propstei u. mehren andern Gebäuden in der Stadt, 40 Dörfer und Dorfantheile (insgesammt an 19,356 Acker Fläche) mit 10,500 Unterthanen. B. hat auch eine Garnison (2 Bataillone Linieninfanterie). Die Stadt gehört zu den gewerbfleißigsten Städten Sachsens. Der älteste, schon im 17. Jahrhundert wichtig gewesene Industriezweig ist das Stricken und Wirken wollener Strümpfe, Handschuhe, Mützen ꝛc., der bedeutendste aber die Tuchmacherei. Außerdem hat B. eine Pulvermühle mit Salpetersiederei, einen Kupferhammer mit Walzwerk, einen Stahl- und Drahthammer, Eisengießerei mit Maschinenbauwerkstätte, 2 Buchdruckereien, eine große Papierfabrik, Bleichen, Färbereien, Kattundruckereien, eine Lederfabrik, viele Gerbereien, Fabriken für Streichgarn, Tabak, Siegellack ꝛc. Der Großhandel bezieht sich besonders auf Leinwand, Tuch,

Digitized by Google

Strumpfwaaren und Barchent und wird zum Theil auf in- und ausländischen Messen, häufig auch unmittelbar ins Ausland, nach Spanien, Italien, Amerika, Rußland, der Türkei ꝛc. betrieben. Auch der Kleinhandel ist der starken Bevölkerung und der vielen und großen umliegenden Dörfer wegen bedeutend und wird durch Wochen- und Jahrmärkte (2 starke Wollmärkte im Juni und Oktober) vermittelt. Ein Gewerbverein hat seit 1835 Ausstellungen von Fabrikaten begonnen und unterhält eine Sonntagsschule; ein Kaufhaus besteht schon seit 1284. Neue Erwerbsquellen führte B. die sächsisch-schlesische Eisenbahn zu. Wasser erhält die Stadt aus der Spree durch 2 sehr kunstreiche Druckwerke mit eiserner Röhrenleitung, wovon das eine im 15., das andere im 17. Jahrhundert angelegt ward. Anziehende Punkte in der Umgegend sind das Schießhaus, in Mitte englischer Anlagen, der nahe Frigeberg, wo einst wendische Götzenbilder standen, mit weiter Aussicht, und die malerischen Thäler von Oehna und Grubschitz. B. ist Geburtsort des Philosophen Carus, des Orientalisten Flügel ꝛc. Die Entstehung der Stadt verliert sich in den Anfang des 9. Jahrhunderts (nach gewöhnlicher Annahme 807); als Heinrich I. 931 die Markgrafschaft Lausitz errichtete, war B. nebst Löbau und Lauban schon erbaut, jedoch noch bloßer Marktflecken; erst unter Heinrichs Nachkommen wurde es eine Veste und fortan zur Stadt erhoben. Markgraf Sobieslaw I. befestigte es mit vielem Eifer, Kaiser Friedrich I. (Rothbart) verlieh der Stadt mehre ansehnliche Privilegien. Auch trugen zum Aufkommen der Stadt die Reliquien des Domstifts St. Petri und die dadurch veranlaßten häufigen Wallfahrten viel bei; namentlich lockte ein in Gold gefaßter Arm des Apostels Petrus (ein Geschenk Primislaws), geweihte Bischofsmützen ꝛc. eine Menge andächtiger Waller hierher, deren Anwesenheit der Stadt großen Vortheil brachte. Hierzu kam, daß von jeher in B. die Lausitzer Ständeversammlungen gehalten wurden und aus diesem Grunde die angesehensten und reichsten Familien ihren bleibenden Wohnsitz hier aufschlugen. Hier ward 1018 der Friede zwischen dem Polenherzoge Boleslaw und Kaiser Heinrich II. und 1350 zwischen Karl IV. und Ludwig dem Brandenburger geschlossen, wodurch Ludwig den Ansprüchen auf die Niederlassung entsagte, ihm aber Brandenburg verbürgt wurde. In einer Fehde mit Hans von Kottwitz 1401 brannte B. bis auf 40 Häuser ab. In den Jahren 1405—10 rebellirten die Bürger gegen den Rath, weshalb König Wenzel 14 der Schuldigen köpfen ließ. Im Hussitenkriege litt B. viel, schlug aber 1431 einen Sturm ab. Im dreißigjährigen Kriege nahm es Kurfürst Georg 1620 nach vierwöchentlicher Belagerung ein; 1633 ward die Stadt von Wallenstein erobert, und am 4. Mai 1634 (welcher Tag noch jetzt jährlich als eine Art von Bußtag gefeiert wird) verwandelte sie der von dem Kurfürsten von Sachsen belagerte kaiserliche Oberst von Goltz, bevor er sich ergab, in einen Aschenhaufen. Auch im siebenjährigen, sowie im französisch-russischen Kriege litt B. bedeutend. In letzterem erlangte die Stadt geschichtliche Bedeutung durch die Schlacht (auch die Schlacht von Wurschen genannt) den 20. und 21. Mai 1813. Nach der Schlacht bei Lützen den 2. Mai 1813 zog sich das verbündete Heer Preußens und Rußlands über die Elbe zurück, und erst bei B. wurde Halt gemacht, um dem nach der Oder drängenden Feinde nochmals die Spitze zu bieten. Der Kampfplatz auf dem rechten Ufer der Spree war gut gewählt; das Terrain erhebt sich ziemlich terrassenförmig bis hinauf nach Hochkirch, jenem aus dem siebenjährigen Kriege bekannten Dorfe. Die Verbündeten verstärkten diese natürlichen Vortheile durch Anlegung zahlreicher Redouten und Erdverschanzungen. Ihr linker Flügel lehnte sich an die böhmischen Gebirge, der rechte, bei Malschwitz, war durch Seen, Teiche und fließende Gewässer gedeckt; die Spree, theilweise in hohen und steilen Ufern strömend, und die Stadt B. schützten die Fronte. Das Hauptquartier des Kaisers Alexander I. war Wurschen, das des Königs von Preußen Kotitz. Auf dem äußersten rechten Flügel, bei Klix und Gottamelde, befehligte Barclay de Tolly, bei Burk Kleist, hinter denselben in zweiter Linie Blücher und York; dann folgten die Generäle Miloradowitsch, Gortschakow, Landskoi und Emanuel, letztere beide an der Spitze besonderer Avantgarden- und Flügelcorps. Der Großfürst Konstantin kommandirte die Reserve. Die Gesammtmacht der Verbündeten belief sich auf 110,000 Mann; Napoleon I. hatte dagegen 150,000 Mann, worunter indessen nur 8000 Mann Reiterei. Schon den 19. Mai warfen die Marschälle Ney und Lauriston nach einem hartnäckigen Gefechte bei Königswartha (Weißig) die Generäle Barclay de Tolly und York auf die Hauptarmee der Verbündeten zurück. Den folgenden Tag bestimmte Napoleon zum Uebergange seines Heeres über die Spree. Macdonald erstürmte im Centrum die steinerne Brücke, welche nach B. führt, und setzte sich Nachmittags in Besitz der Stadt, deren Thore man verrammelt hatte. Auf dem äußersten rechten Flügel schlug Oudinot nach hartem Kampfe bei Wilthen eine Brücke und trieb Gortschakows Corps vor sich her. Nur der linke französische Flügel befand sich Abends noch auf dem linken Ufer der Spree; Kleist, der hier wacker gegen Marmont gestritten hatte, sah sich indessen genöthigt, in seine zweite Position bei Litten zurückzugehen. Napoleon blieb während der Nacht in B. Den 21. Mai, um 5 Uhr Morgens, begann die Schlacht auf der ganzen Linie von Neuem. Oudinot rückte gegen Miloradowitsch vor, der den Angriff zurückschlug; Macdonald schickte sich an, Oudinot zu unterstützen. Das Centrum des französischen Heeres entwickelte sich, um Blücher zu imponiren, wurde aber nicht handgemein. Napoleon selbst beeilte den Angriff nicht; ermüdet von den Arbeiten der Nacht, legte er sich auf dem Abhange eines Hohlweges nieder und schlief mitten unter den Batterien des Marschalls Marmont. Plötzlich verkündete eine Kanonade, jenseits der preußischen Linie und hinter ihrer Rechten donnernd, einen neuen unvermutheten Angriff. Sie rührte von dem Corps des Marschalls Ney her, der, den erhaltenen Instruktionen gemäß, auf einem langen Umwege den rechten Flügel der Verbündeten umgangen hatte und ihn nun hinter seinen Linien anfiel. Barclay de Tolly, welcher den Auftrag hatte, den rechten Flügel des verbündeten Heeres zu decken, wurde von der gegen ihn andringenden Uebermacht nach einander in drei Stellungen geschlagen, und erschrocken sandte man ihm vom Centrum aus Hülfe, um Ney's Vordringen gegen Baruth zu hemmen. Darauf hatte

Napoleon gewartet; der allgemeine Sturm begann, Marschall Soult, für diese Tage Befehlshaber des bertrandschen Corps, ließ, trotz der hartnäckigsten Gegenwehr, durch die würtembergischen Hülfstruppen die Hügel bei Kreckwitz und Kleinbautzen nehmen, während zugleich Ney die erlangten Vortheile unerschütterlich verfolgte. Bald sah sich das verbündete Heer überflügelt und mußte nun seine Verschanzungen verlassen. Napoleon ließ jetzt auch die Garden vorrücken und leitete mehre Kolonnen gegen die Schenke von Kleinpurschwitz auf der Straße nach Purschen. Nur ein schneller Rückzug blieb den Verbündeten noch übrig. Derselbe wurde in musterhafter Ordnung ausgeführt; weder Geschütz, noch Gefangene wurden von den Franzosen eingebracht. Den 22. Mai war noch das Gefecht bei Markersdorf an der Straße zwischen Reichenbach und Görlitz, wo Napoleons Liebling, der Großmarschall Duroc, das Leben verlor. Die Tage vom 20. und 21. Mai hatten bei den Armeen viel Mannschaft gekostet, den Franzosen vielleicht noch mehr, als den Alliirten, weil sie genöthigt waren, die festen Stellungen der letzteren anzugreifen. Daher schlägt man ihren Verlust auf 8—9000 Todte und vielleicht das Doppelte an Verwundeten an. Unter diesen befanden sich die würtembergischen Generäle Franquemont und Neuffer, sowie der französische General Lorenzei; russischer Seits wurden die Generäle Ostermann-Tolstoi, Fürst Sibirski, Yermolow u. A. verwundet. Die Folgen der bautzener Schlacht waren der Rückzug der Verbündeten bis an die Oder, die einstweilige Unfähigkeit beider kriegführenden Theile zu einer größern Operation und zuletzt der Waffenstillstand vom 4. Juni.

Bauwissenschaftliche Vereine, s. Baugesellschaften.

Bauza, Don Filippo, ausgezeichneter spanischer Geograph, geboren 1769, seit 1789 Begleiter Malaspina's auf dessen weiten Reisen zur Besichtigung des Seewesens, nach seiner Rückkehr Direktor des hydrographischen Depots zu Madrid, wurde 1823 von der damaligen Regierung vertrieben u. † 1833 in England. Die unter seiner Aufsicht entworfenen und gezeichneten Karten von Südamerika übertreffen in jeder Beziehung die von Bellin, d'Anville, Brown, Moll u. A. und sind besonders von Seeoffizieren gesucht.

Bavaria, Personifikation des Bayerlandes, kolossales Standbild zu München, s. München.

Bavay, Stadt im französischen Departement Nord, mit Marmorbruch und 1660 Einwohnern; es ist das alte Bagacum, die bedeutendste Stadt der Nervier, und reich an römischen Alterthümern.

Bavispe, Rio Graudede, nordamerikanischer Fluß, der ungefähr unter 30° 15′ nördl. Br. und 107° 38′ westl. L. von Greenwich aus einem kleinen See am Westabhang der Sierra Madre im mexikanischen Bundesstaat Chihuahua kommt. Er strömt anfangs nach Norden, bald aber in weitem Bogen in den Staat Sonora gegen Süden, nimmt mehre kleine Flüsse auf und mündet bei dem alten Bergwerksort Todos Santos, ungefähr unter 28° 86′ nördl. Br. und 108° 15′ westl. L. von Greenwich, in den Rio de Hiaqui oder Yaqui.

Bavius, altrömischer Dichterling, mit seinem Genossen Mävius berüchtigt als neidischer Tadler der Poesien des Virgilius und Horatius, † um 32 v. Chr. in Kappadocien, wohin er vielleicht als römischer Beamter gekommen war. Vergl. Weichert, De Horatii obtrectatoribus, Grimma 1821. Nach ihm gilt der Name B. (Bav) als der Typus eines schlechten und anmaßenden Dichters überhaupt.

Bavon, ein in Belgien noch jetzt hochverehrter Heiliger, Schutzpatron von Gent, stammte aus einer adeligen niederländischen Familie, wurde nach einem ausschweifenden Jugendleben vom heiligen Amandus bekehrt, machte viele fromme Stiftungen und † 655. Sein Gedächtnißtag (der 1. Oktober) wird unter dem Namen Bavonsmesse (in alten Urkunden abgekürzt: Bamesse, Bäsmiß oder Bämis) gefeiert.

Bawean (Bawian, Lubok), Insel in der Sundasee, nördlich von Java, 3½ QMeilen groß mit 33,500 Einwohnern. Sie ist hoch, vulkanischen Ursprungs und für Indigo-, Baumwollen- und Tabaksbau geeignet. Die Bewohner führen ein Seeleben und sind im Besitz vieler Schiffe. Ihre Industrie ist unbedeutend, doch haben sie Geschick im Flechten und im Schnitzen von Holz und Elfenbein. Hauptausfuhr sind Matten, Reiskörbe und geflochtene Siriküchsen (jährlich für 60,000 Gulden nach Java). Haupt- und Hafenort ist Sankapura mit 6700 Einwohnern, daneben das Vertheidigungswerk Frederikstad. Die Insel gehört zur niederländischen Residentschaft Madura.

Bawiko, Volk im Innern Südafrika's, an den Ufern des Tiuge, etwa unter 16—17° südl. Br., das als betriebsam und ehrlich geschildert wird und Ackerbau treibt, auch einige Kenntniß der Metallurgie haben soll. Sklaven, Elfenbein und andere werthvolle Produkte des Landes werden aus- und wollene und baumwollene Zeuche, Perlen und Vieh dagegen eingeführt. Das Land soll flach, dicht bewachsen und fruchtbar sein. Die Hauptstadt heißt Libeko.

Baxeae (lat.), bei den Römern eine Art Fußbekleidung, ursprünglich nur ein Paar Sohlen, später auch schuh- oder pantoffelartig und besonders bei Frauen mit Gold gestickt oder sonst reich verziert.

Baxilare os (lat.), das Keilbein.

Baxter, Richard, nonkonformistischer englischer Geistlicher, geboren den 12. November 1615 zu Rowton in Shropshire, studirte Theologie, bekleidete dann ein geistliches Amt zu Kidderminster in Worcestershire, war unter Cromwell Feldprediger, unter Karl II. Geistlicher zu Acton und seit 1762, nach Erscheinung der Duldungsakte, zu London. Wie er die Gewaltherrschaft Cromwells laut gemißbilligt und an der Zurückberufung Karls II. gearbeitet hatte, so zeigte er sich später als eifrigen Vertreter kirchlicher Freiheit gegen die Episkopalen, als einen unerschrockenen Gegner höfischer Willkür und Sittenlosigkeit, zugleich Wohlthäter, Berather und Tröster aller Armen, Bedrängten und geistig Verwahrlosten. Im Jahre 1661 war B. erster Abgeordneter der Presbyterianer auf der zur Einigung der Dissenters und Episkopalen gehaltenen Versammlung zu London. Seine stark besuchten, aber wegen des damals bestehenden Verbots gegen den Gottesdienst der Presbyterianer heimlich gehaltenen Predigten führten ihn 1669 ins Gefängniß, worin er geraume Zeit schmachtete. Eine neue Verfolgung brach über B. nach Jakobs II. Thronbesteigung herein. Der berüchtigte Oberrichter Jefferey's

zeugte selbst wider ihn und bewirkte seine Verurtheilung in eine Geldstrafe und zu Gefängniß. Seit der Vertreibung Jakobs II. predigte B. wieder in London, wo er den 8. December 1691 †. Von seinen zahlreichen Schriften wurden viele übersetzt. Vgl. Schmidt, Richard B., sein Leben und Wirken, Leipzig 1843.

Bayaderen, s. Bajaderen.

Bayahonda, Bai, s. Honda.

Bayamo (San Salvador del B.), Stadt im Innern des östlichen Theils der Insel Cuba, nordwestlich von Santjago, links an einem Nebenfluß des Rio Cauto, in fruchtbarer, gesunder Gegend, treibt bedeutenden Handel und hat 7000 Einw.

Bayard, 1) Pierre de Terrail, Chevalier de B., der Ritter ohne Furcht und Tadel, einer der letzten und würdigsten Vertreter des altfranzösischen Ritterthums, geboren 1476 auf dem Schlosse Bayard in der Dauphiné. Er erhielt seine wissenschaftliche und militärische Ausbildung unter den Augen seines Oheims, des Bischofs George de Terrail von Grenoble, trat dann als Page in die Dienste des Grafen Philipp von Bauge, nachmaligen Herzog von Savoyen, und kam von diesem auf besonderes Verlangen des Königs zu Karl VIII. von Frankreich. Ein glücklicher Zweikampf gegen den berühmten burgundischen Ritter Claude von Vaudrai verschaffte ihm eine Anstellung bei einer zu Aire in Artois garnisonirenden Kompagnie Gensd'armes. Nach der Kriegserklärung Karls VIII. gegen Friedrich von Neapel folgte er 1495 dem Könige auf seinem Zuge nach Italien, focht mit bewundernswerther Tapferkeit in der furchtbaren Schlacht bei Foronovo (Fuoronovo) und wurde dafür zum Ritter geschlagen. Unter Ludwig XII. sammelte B. jenseits der Alpen seit 1499 neue Lorbeern; er schlug einen feindlichen Anführer, Cajazzo von Binasco, nach Mailand zurück und drang mit demselben zugleich in die Stadt ein, büßte aber seine Verwegenheit mit dem Verluste der Freiheit. Durch die Großmuth Ludwig Sforza's sogleich wieder entlassen, nahm er an der Schlacht von Novara Theil, kämpfte später in Apulien, schlug eine starke Abtheilung Spanier unter Alonzo de Sotomayor und tödtete diesen selbst bei Andria im Zweikampfe, weil er wider sein gegebenes Ehrenwort sich der Haft entzogen und den Sieger verleumdet hatte. Nach der Niederlage der Franzosen bei Serignola sammelte B. die Flüchtigen und deckte mit ihnen den Rückzug. Dann vertheidigte er ganz allein die Brücke über den Garigliano gegen 200 Reiter und verzögerte dadurch das Vorrücken der Spanier. Fast gleichen Ruhm brachte ihm die lange Vertheidigung der vom Feinde hart blokirten Stadt Venesa. Im Jahre 1507 focht B. wider die Genuesen und 1509 vor Padua, wo auf seine Veranlassung die französischen Gensd'armes sich weigerten, mit den deutschen Landsknechten zu Fuße Sturm zu laufen, so daß die Belagerung aufgehoben werden mußte. Als hierauf Ludwig XII. mit dem Papste Julius II. zerfiel, wurde B. der Gräfin von Mirandola und dem Herzoge von Ferrara zu Hülfe geschickt. Sein kühnes Unternehmen, den Papst auf einer Reise von St. Feliee nach dem belagerten Mirandola aufzuheben, mißlang in Folge eingetretener übler Witterung; den Antrag eines päpstlichen Spions aber, Julius II. zu vergiften, wies er mit Abscheu zurück. Bei der Erstürmung des verschanzten Lagers von Bresceia (1512) erhielt der Held eine schwere Wunde in den Oberschenkel. Kaum wieder hergestellt, eilte er zu dem französischen Heere von Ravenna, deckte dasselbe auf dem Rückzuge von Pavia gegen die nachdringenden Schweizer, ward nochmals verwundet und brachte dann einige Zeit zu Grenoble im Kreise seiner Familie zu. Der Krieg Ludwigs XII. und des Königs von Navarra gegen Ferdinand von Aragonien rief ihn wieder zu den Waffen. Nach dem Rückzuge der Franzosen aus Navarra eilte B. gegen die 1513 in die Picardie und die Grafschaft Artois eingefallenen Engländer. Er griff den Nachtrab derselben auf dem Marsche gegen Terouane mit Glück an und eroberte eine der großen, unter dem Namen der 12 Apostel bekannten Kanonen. Allein die französische Armee wurde bei einem Versuche, die genannte Stadt mit Lebensmitteln und Munition zu versehen, auf den Höhen von Guinegate in die Flucht geschlagen. An diesem schmachvollen Tage kämpfte B. für die Ehre seines Volkes mit dem Muthe der Verzweiflung; an einer engen Brücke aufgestellt, bloß von 15 Reitern unterstützt, hielt er den Andrang der Engländer auf, bis ihm durch die feindliche Uebermacht jeder Rückweg abgeschnitten war. Noch einen englischen Offizier gefangen nehmend, überlieferte er sich diesem gleich darauf selbst als Gefangenen und ward, als später die Gültigkeit einer solchen Gefangengebung von ihm bestritten wurde, von dem Kaiser Maximilian und dem Könige Heinrich VIII. ohne Lösegeld entlassen. Im Jahre 1514 wurde B. Generallieutenant der Dauphiné. Im folgenden Jahre begleitete er Franz I. von Frankreich in den Krieg nach Italien. Er bereitete den kühnen Marsch über die Alpen nach Savigliano vor, hob Prosper Colonna, der ihn überfallen wollte, in Villafranca auf und focht in der dreitägigen Riesenschlacht bei Marignano so glorreich an des Königs Seite, daß dieser von ihm, als dem Würdigsten im ganzen Heere, den Ritterschlag begehrte und empfing. Von Neuem bewährte B. seinen leuchtenden Kriegsruhm, als 1520 ein kaiserliches Heer unter Franz von Sickingen und dem Grafen von Nassau gegen Mezières, den Schlüssel der Champagne und Picardie, die Vormauer von Paris, vorgedrungen war. Die Stadt war schlecht befestigt und nach aller Urtheil unhaltbar; B. übernahm die Vertheidigung mit den Worten: „Keine Festung ist schwach, wenn es tapfere Männer gibt, sie zu vertheidigen.“ Der Erfolg rechtfertigte ihn: 6 Wochen lang widerstand er den heftigsten Angriffen, wußte zuletzt das gegenseitige Mißtrauen der feindlichen Feldherren geschickt zu steigern und erzwang in Folge desselben die Aufhebung der Belagerung. Die Nation begrüßte ihn bei seinem Einzuge in Paris als Retter des Vaterlandes; der König schenkte ihm eine Kompagnie von 100 Gensd'armes, eine Auszeichnung, die sonst nur Prinzen von Geblüt oder großen Generälen zu Theil wurde. Nach kurzer Ruhezeit ging B. nach Genua, um dessen beabsichtigte Losreißung von Frankreich zu hindern. Sein rasches, besonnenes, muthiges Auftreten entschied bald den Sieg der französischen Sache, worauf er in die Dauphiné zurückkehrte. Während einer daselbst ausgebrochenen Hungersnoth und Seuche bekundete er durch vielfache Aufopferungen seine Menschenliebe und Herzensgüte. Die von Franz I. versuchte Wiedereroberung des Herzogthums Mai-

land führte B. unter dem Admiral Bonnivet 1523 nochmals nach Italien. Das französische Heer war anfangs siegreich, doch die Unschlüssigkeit des Feldherrn am Ufer des Ticino setzte dem Glücke Grenzen. B. wurde wegen Mangels an Unterstützung aus Rebecco im Herzogthum Reggio zurückgeschlagen und Bonnivet genöthigt, mit den Trümmern der durch seine Fahrlässigkeit aufgelösten Armee den Rückzug über die Sesia durch das Thal Aosta anzutreten. Fortwährend durch den Connetable von Bourbon verfolgt, focht der Ritter an der Spitze der Nachhut mit unerschütterlichem Muthe; der Admiral erhielt eine Wunde und legte den Oberbefehl und die Rettung des Heeres in B.s Hände. Es war zu spät; kaum an der schon von den feindlichen Schützen besetzten Brücke über die Sesia angelangt, empfing B. einen Musketenschuß in die Seite, welcher ihm das Rückgrat zerschmetterte. Mit dem Ausrufe: „Jesus, mein Gott, erbarme dich!" sank er vom Pferde. Der Held ließ sich, das Gesicht gegen den Feind gewendet, an einen nahen Baum lehnen. „Ich habe nie", sagte er, „dem Feinde den Rücken gewiesen und will es auch in der letzten Stunde meines Lebens nicht." Freunde und Feinde umringten ihn; zuletzt erschien auch der Connetable von Bourbon, sein Mitleid unter Thränen aussprechend. „Nicht mich", entgegnete der Sterbende, „nicht mich müßt Ihr bemitleiden, wohl aber Euch, der Ihr gegen Euren Eid, gegen König und Vaterland die Waffen führt." B. † den 30. April 1524. Sein Körper wurde einbalsamirt nach Grenoble gebracht und in der Kirche eines von seinen Verwandten gestifteten Minoritenklosters beigesetzt. Beim Durchzuge durch Savoyen erwies man der Leiche überall königliche Ehre. Ein einfacher Stein verschloß seine Gruft. Vgl. Gayard de Berville, Histoire de B., Paris 1824.

2) Jean François Alfred, nach Scribe der bedeutendste Lustspieldichter Frankreichs, den 17. März 1796 zu Charolles geboren, dichtete schon als Student der Rechte Couplets und kleine Theaterstücke, ward Advokat, wandte sich aber seiner Lieblingsbeschäftigung, der dramatischen Dichtkunst, zu; er † den 20. Februar 1853 nach einem heitern Ball. Die Zahl seiner Werke ist unberechenbar. Seine besten sind die, welche für das Gymnase, das Vaudeville, das Palais-Royal und die Variétés bestimmt waren: „La reine de seize ans" (deutsch: „Die Königin von 16 Jahren"), „Un changement de main", „La fille de l'avare", „Le Gamin de Paris" („Der pariser Taugenichts"), „Les enfans de troupe", „Horace et Gardine", „Un fils de famille" (85mal aufgeführt), „Marie Mignot", „Les premières armes de Richelieu", „Lepère de la débutante" („Der Vater der Debutantin") und viele andere, die vollen Beifall gefunden und zum Theil auch über die deutschen Bühnen die Runde gemacht haben. Seine Arbeitsamkeit war so unermüdlich, daß er nicht weniger als 13—14 Stücke des Jahres schrieb. Nach Scribe war er der König des Vaudeville's und gleichsam sein Mitregent. Was man Tiefe nennt, darf man freilich nicht bei ihm suchen, und seine Lustspiele in Prosa und Versen, mit oder ohne Couplets, sind keineswegs energische Gemälde ewiger Thorheiten und Laster; er schöpfte die Eigenheiten, die Unarten und den Unfug der Gegenwart mit leichter Hand ab und brachte sie in lustiger, hie und da possierlicher Zusammenstellung in angenehmen Rahmen und ohne Bitterkeit zur Anschauung.

Bayard, Rainalts Pferd, s. Haymonskinder.

Bayer, 1) Johann, protestantischer Prediger u. berühmter Astronom, geboren zu Ende des 16. Jahrhunderts in Augsburg, vom Kaiser Leopold I. geadelt, von seinen Glaubensgenossen als ihr beredter Fürsprecher Os Protestantium genannt, war in der Astronomie Einführer der griechischen Buchstaben zur Bezeichnung der Sterne. Bleibendes Verdienst erwarb er sich durch seine „Uranometria" (Augsburg 1603, 2. Aufl., Ulm 1639), in der er auf 51 Blättern die ersten vollständigen und zweckmäßig angelegten Himmelskarten lieferte, die er dann in der „Explicatio caracterum aeneis tabulis insculptorum" (Augsburg 1654) erläuterte.

2) Hieronymus Johann Paul, ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu München, geboren am 21. September 1792 zu Rauris im Salzburgischen, wo sein Vater Landrichter war, wurde 1819, unter gleichzeitiger Aufnahme in das Spruchkollegium, zum außerordentlichen, 1822 zum ordentlichen Professor in der Juristenfakultät zu Landshut befördert u. 1826 mit der Universität von Landshut nach München versetzt, wo er wiederholt das Rektorat bekleidete. Bis 1844 war er auch mehrmals Mitglied der Ständeversammlung. Seine Vorlesungen umfassen Geschichte des römischen Rechts, Institutionen, Kritik und Hermeneutik des römischen Rechts, gemeinen deutschen Civilprozeß u. prozessualisches Praktikum. Sowohl seine Vorträge, als seine Schriften zeugen von gründlichen Kenntnissen und ungewöhnlichem Scharfsinn. Vorzüglich brauchbare Schriften sind: „Ueber die Aenderung des Klagelibells" (Landshut 1819); „Theorie der summarischen Prozesse" (München 1829, 5. Aufl. 1841); „Theorie der summarischen Prozeßordnung" (das. 1834); „Vorträge über den gemeinen ordentlichen Civilprozeß nach Martins Lehrbuche" (7. Aufl., das. 1841); „Theorie des Konkursprozesses" (das. 1836).

3) Joseph August, einer der hervorragendsten Theilnehmer der ungarischen Insurrektion, 1821 zu Pesth geboren, trat 1839 als Lieutenant in die österreichische Armee, wurde Professor der Kadetenschule zu Neuhaus und erhielt 1843 seinen Abschied. Im Herbst 1847 nahm er an dem Freischärlerzuge in der Schweiz Theil, kehrte 1848 nach Pesth zurück und stieg rasch bis zum Oberst der ungarischen Insurgentenarmee empor. Er war der Liebling Görgei's, für den er Schlacht- u. Operationspläne entwarf, leitete die Belagerung von Ofen u. den Durchbruch an der Waag, ward aber nach der Katastrophe von Világos gefangen u. zu 18jähriger Festungsstrafe verurtheilt, 1850 indeß amnestirt. Er schrieb: „Oesterreichische Flüchtlinge" (Mannh. 1847).

Bayer-Bürck, Marie, deutsche Schauspielerin, 1821 zu Prag geboren, Tochter des Schauspielers Friedrich Bayer an der dortigen ständischen Bühne, betrat letztere 1836, gehörte seit 1838 3 Jahre hindurch dem königlichen Theater zu Hannover an, dann dem zu Dresden, wo sie sich 1849 mit dem Schriftsteller August Bürck verheirathete. Wahrheit, Einfachheit und Anmuth des Spiels erwarben ihr allenthalben, wo sie gastirte, Beifall. Am besten gelingen ihr die ächt weiblichen Naturen Goethe's, namentlich diejenigen mit einem gewissen antiken Hauche, wie Eleonore im Tasso. Auch als Gretchen im

Digitized by Google

Faust ist sie ausgezeichnet, besonders in den Uebergängen von den ersten Regungen des Schmerzes bis zur Grenze des Wahnsinns. Ganz homogen ist ihr die dichterische Logik und geschlossene Charakteristik Lessings Emilie Galotti und noch mehr Minna von Barnhelm sind Hauptrollen der Künstlerin. Unübertrefflich ist Frau B. endlich in einem gewissen Rollenkreise moderner junger Frauen, jener sinnend nach innen gekehrten Naturen, jener an inneren Kämpfen, an diesem und jenem schmerzlichen Zwiespalte mit sich, ihren Pflichten und der Welt liegenden Frauen, wie z. B. die Valentine, die Julie in Gutzkows „Werner, oder Herz und Welt", die Julie in E. Devrients „Der Fabrikant" ꝛc.

Bayerische Krone (Civilverdienstorden der b.n K.), s. Bayern.

Bayerischer Hiesel, s. Klostermeyer.

Bayerischer Kreis, einer der 6 (später 10) Kreise des deutschen Reichs, zwischen Böhmen, dem österreichischen, fränkischen u. schwäbischen Kreise; hatte zu verschiedenen Zeiten verschiedenen Umfang, 1805 noch 820 QMeilen. Damals bestand der bayerische Kreis aus dem Kurfürstenthum Bayern, dem Herzogthum Oberpfalz, der Grafschaft Haag, dem Fürstentum Sulzbach ꝛc., jetzt ist er größtentheils dem Königreiche Bayern einverleibt; nur wenig davon wurde zu Oesterreich geschlagen.

Bayerischer Wald, der südwestliche Theil des Böhmerwaldes (s. d.).

Bayerisches Meer, s. v. a. Chiemsee.

Bayern, Königreich in Süddeutschland, die dritte Macht der deutschen Bundesstaaten, besteht aus zwei an Größe sehr ungleichen, geographisch getrennten, aber gut gerundeten Gebietstheilen, von denen der größere östliche Theil, von den Alpen, dem Böhmerwald, Fichtelgebirge, Thüringerwald und der hohen Rhön umschlossen, überwiegend dem Donaugebiet angehört, während der kleinere, westlich des Rheins abgesondert liegende Gebietstheil, Rheinbayern oder die Pfalz genannt, $^1/_{18}$ des Ganzen, seine Gewässer dem Rhein zusendet. Der erstere Theil, Ostbayern oder B. diesseits des Rheins, liegt zwischen 26° 31′ u. 31° 24′ östl. L. von Ferro und zwischen 47° 20′ und 50° 41′ nördl. Br. und grenzt gegen Norden an Kurhessen, Weimar, Meiningen-Hildburghausen und Koburg, an Reuß und das Königreich Sachsen, gegen Osten an Böhmen, das Erzherzogthum Oesterreich und Salzburg, gegen Süden an Salzburg, Tyrol u. Vorarlberg, gegen Westen an Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt. Rheinbayern oder B. jenseits des Rheins, liegt zwischen 48° 57′ und 49° 50′ nördl. Br. und 21° 45′ und 26° 11′ östl. L. und grenzt gegen Norden an Hessen-Homburg (Meisenheim), die preußische Rheinprovinz und an Hessen-Darmstadt, gegen Osten an Baden, wovon es durch den Rhein getrennt ist, gegen Süden an Frankreich (die Departements Niederrhein am Mosel), gegen Westen an Preußen und Hessen-Homburg. Die Gesammtlänge der Grenze des Königreichs beträgt 316,3 geographische Meilen. Der östliche Theil des Königreichs ist der größte Theil des ehemaligen bayerischen oder fränkischen nebst einigen Theilen des schwäbischen Kreises und besteht außer dem alten Kurfürstenthum Bayern aus den ehemals preußischen Fürstenthümern Ansbach und Baireuth, den Bisthümern Bamberg, Würzburg, Freising, Augsburg, Eichstädt und Passau, vielen ehemaligen freien Reichsstädten (Ulm, Memmingen, Nürnberg, Nördlingen, Schweinfurt, Kaufbeuren, Ravensburg, Weißenburg ꝛc.) und reichsritterschaftlichen Besitzungen, 13 Abteien (Kempten, Elchingen, Ursberg die bedeutendsten) ꝛc. Rheinbayern besteht aus dem ehemaligen Herzogthum Zweibrücken, mehren ehemaligen freien Städten, einigen von Frankreich abgetretenen Theilen u. den ehemaligen Besitzungen mehrer kleinen Fürsten. Das Königreich umfaßt ein Gesammtareal von 1384,98 QMeilen mit (1858) 4,615,748 Einw. (2,276,481 männlichen u. 2,339,267 weiblichen Geschlechts) und zerfällt seit 1838 in die 8 Regierungsbezirke: Oberbayern mit der Hauptstadt des Reichs, München (311,37 QMeilen mit 757,989 Einw.), Niederbayern mit der Hauptstadt Landshut (194,25 QMeilen mit 567,001 Einw.), Oberpfalz und Regensburg mit der Hauptstadt Regensburg (174,32 QMeilen mit 479,341 Einw.), Oberfranken mit der Hauptstadt Baireuth (124,22 QMeilen mit 509,770 Einw.), Mittelfranken mit der Hauptstadt Ansbach (138,15 QMeilen mit 537,492 Einw.), Unterfranken u. Aschaffenburg mit der Hauptstadt Würzburg (161,04 QMeilen mit 598,534 Einw.), Schwaben und Neuburg mit der Hauptstadt Augsburg (173,76 QMeilen mit 570,492 Einw.) und den Rheinbayern umfassenden Regierungsbezirk Pfalz mit der Hauptstadt Speyer (107,87 QMeilen mit 595,129 Einw.). Die dichteste Bevölkerung hat demnach die Pfalz, die schwächste die Oberpfalz u. Oberbayern. Im Allgemeinen kommen 3333 Menschen auf die QMeile, so daß B. in Beziehung auf Volksdichtigkeit vielen Staaten in Deutschland nachsteht. $^7/_{10}$ der Bevölkerung sind Landbewohner, $^3/_{10}$ Städte- und Märktebewohner; die mittlere jährliche Zunahme derselben beträgt 0,41 Procent.

In orographischer Beziehung theilt sich die östliche Hauptmasse des Landes (hinsichtlich Westbayerns s. Pfalz) in Nord- u. Südbayern, d. i. alles Land nördlich u. südlich der Donauthalrinne, wovon Südbayern dem alpinischen Gebirgssystem, Nordbayern dagegen dem rheinischen u. hercynischen System angehört. Speeieller zerfällt Südbayern wieder in eine Alpen- u. eine Flachlandszone. In den Alpen schneidet westlich das Rheinthal und der Bodensee, östlich die Salzach B.s Antheil ab, während im Süden das klosterstanzer und tyroler Innthal mit seinen westlichen und östlichen Fortsetzungen und im Norden eine gerade Linie von Lindau nach Laufen (an der Salzach) die Grenze der bayerischen Alpenregion bezeichnet. In diesem Alpengebiet lassen sich mehre parallele Bergzüge von Westen nach Osten genau verfolgen, die selbst wieder zusammengenommen der Quere nach durch Thaleinschnitte (Querthäler von Strömen) in Gebirgskomplexe (Stöcke) zerschnitten werden. Man unterscheidet einen Hauptzug, Mittelzug, Vorderzug und das hohe Vorgebirge, und diese zusammen werden durch den Lech und den Inn in drei Gebirgsstöcke getheilt, deren westlichen die Kette vom Bodensee bis zum Lech (algauer Alpen), deren mittleren die Alpen vom Lech bis zum Inn (bayerische Alpen im engern Sinn) und deren östlichen die vom Inn bis zur Salzach (salzburger Alpen) darstellen. Die Höhe der parallelen Gebirgszüge nimmt von Süden gegen Norden (durchschnittlich um je 1000 Fuß) ab. Die Partie der algauer Alpen umfaßt die Quelle der Iller

und deren oberstes Thalbecken, westwärts führen zahlreiche Thalfurchen ihr Wasser in den Bodensee, und ostwärts treten mehrfache Kämme nahe an den Lech und umschließen die Quelle der Wertach. Die höchsten Gipfel auf bayerischem Gebiet sind: Biberkopf (8014 Fuß), Hochvogel (7958 Fuß), Mädelegabel (8117 Fuß), Krather (7298 Fuß), Nebelhorn (6583 Fuß), Hoheneifer (6664 Fuß). In den bayerischen Alpen bildet den Central- und Hauptstock das Wetterstein- und das seiner Hauptmasse nach Tyrol angehörende Karwändelgebirge, die in zwei kolossalen Bögen den Ursprung der Isar umschließen und west- und ostwärts kleinere Gewässer zu Loisach und Inn entsenden. Hier erhebt sich die 9100 Fuß hohe Zugspitz, der höchste Berg B.s, die Almspitz bei Garmisch (8005 Fuß), die Dreithorspitz (8225 Fuß). Als nordwestlicher Flügel steht jenseits der Loisach, zwischen ihr und dem Lech, das Ampergebirge (mit dem 6700 Fuß hohen Kreuzjoch), an dessen steilen Hängen die Ammer entquillt, während sich gegen Norden das Esterngebirge nordwärts vom partenkircher Thallande, und gegen Nordwesten das Isarwinkelgebirge mit der 5540 Fuß hohen Benediktenwand erstrecken. Noch weiter östlich zwischen Isar und Inn lagert das Mangfallgebirge, gruppirt um die schönen Seebildungen, denen die Mangfall ihre Wasserfülle verdankt. Unter den einzelnen Erhebungen sind hier namentlich der Wendelstein (5740 Fuß), der Miesing (5587 Fuß), die rothe Wand (5834 Fuß) zu erwähnen. Zwischen Inn und Salzach, in dem B. angehörigen Arme der salzburger Alpen, trennen zwei tief herausdringende Flüsse (Achen und Saala) wieder drei Massen ab, deren jede ein kleines Wassergebiet umspannt. Zwischen Inn und Achen umgrenzt das Prieugebirge den Ursprung und halben Lauf des Prienflüßchens. Zwischen Achen und Saala scheidet das Traungebirge die Quellwasser der Traun von den beiden äußern Gebieten; der dritte Stock endlich, durch die enge Schlucht des Saalathales vom Traungebiet geschieden, das Königsseegebirge, liegt dicht an die Salzach hingedrängt, der hier ein Kranz gewaltiger Alpenkolosse aus dem Königssee den Abfluß zusendet. Die königseer Alpen (mit Watzmann, 8430 Fuß, Hocheisberg, 7750 Fuß, hohem Göll, 8030 Fuß, Untersberg, 6070 Fuß) bilden in allem Betracht ein geschlossenes Ländchen voll schweizer Natur, das alte Gebiet der Aebte von Berchtesgaden. Dem Material nach sind alle diese Gebirge aus parallelen Zonen von buntem Sandstein, Muschelkalk, Lias, Oxford- und Hochgebirgskalk und einer breiteren Zone von Kreidebildungen und Flysch, sowie von Molassebildungen zusammengesetzt (vgl. Alpen). Zwischen dem Nordfuß der Alpen und dem Stromfaden der Donau erstreckt sich dann das südbayerische Flachland oder die schwäbisch-bayerische Hochebene, westlich von der Iller gegen das oberschwäbische Plateau, östlich durch Inn und Salzach gegen das österreichische Donaustufenland abgeschlossen. Sie hat ein mittleres Niveau von 1560 Fuß und bildet nach Humboldt nächst dem kastilianischen Tafellande die höchste Hochebene in Europa. Jedenfalls ist sie die höchstgelegene aller Ebenen, die dem Alpengebirge nach irgend einer Weltgegend unmittelbar vorliegen. Ihre Abdachung findet von Süden nach Norden und von Westen nach Osten Statt. An ihrer Südgrenze steigen in fast geradlinigem Verlauf die Alpen mit steilen Rändern empor, und je weiter nach Osten, desto mehr erheben sich ihre Gipfel über die Thalsohle und desto tiefer sind die Rinnsale der Flüsse in das Plateau eingeschnitten. Während im oberschwäbischen Plateau der Charakter der Ebene, im Donaustufenlande der eines Berg- und Hügellandes vorwaltet, sind im schwäbisch-bayerischen Plateau Ebenen und Berg- und Hügellandschaften in einer gewissen regelmäßigen Abwechselung gemischt. Man unterscheidet 3 Zonen. Unmittelbar vor dem Fuße der Alpen, zum Theil zwischen einzelnen ihrer Zweige nach einwärts, breitet sich die Zone der oberen Ebenen oder der Seelandschaften (ehemaligen und heutigen) aus (Peißenbergszone). Es gehören dahin die Kessel von Obersdorf, Sonthofen, der obern Wertach, die Ebene von Füssen, von Schongau (mit dem Peißenberg), die vom Ammer- und Würmsee aufwärts bis zum Staffel- und Kochelsee, die Innebene um Rosenheim, die Chiemseeebene, der salzburger Thalkessel. An diese Zone schließen sich, weiter nördlich, Bergrücken mit Thalengen, welche meist den Durchbruch jener großen Seen verkündigen; unter den Bergrücken sind die hervorstechendsten die von Eschers, Willofs, Irrsee, Saxenwied, Wessobrunn, Andechs, Auftirchen, der Hoherain, der Bergrücken von Rott, Hesselwang, Waging, der Weilhard u. a. Darauf folgt die Zone der mittleren Ebenen (münchener Zone), deren Charakter als ehemaliges Ausstauungsbecken eben so unverkennbar ist. Die memminger Ebene, das Lechfeld, die münchener Hochebene und die Ebenen von Mühldorf, Braunau und Pocking bezeichnen die Wasseranstauungen der 4 größern südlichen Flüsse Iller, Lech, Isar und Inn, die in dieser Zone bereits ihre Präpotenz über diejenigen Wasser entscheidend gemacht hatten, deren Ineinanderfluthen die oberen Ebenen (Thalkessel) erzeugte. Von diesen mittleren Ebenen aus erstreckt sich eine Masse zusammengeflutheter Hügel mit oft weitgedehnten Landrücken und allzeit großen Thalweitungen, in besonders breiter Zone bis hart an die Donau. Dort treten die Hügel an einzelnen Punkten unmittelbar an die über den Strom herübergreifenden Theile des Jura und der angrenzenden Höhen, so daß Durchbrüche noch sichtbar sind (Steppberg, Abach, Bilshofen). Auf drei großen Strecken hingegen weicht das Hügelland buchtenartig vom Strome zurück, und hier sind die Ebenen an der Donau (zum Theil noch Möser) zurückgeblieben; es ist dies die Zone der unteren Ebenen (Donauzone). Die Donauebenen selbst lassen sich als obere (zwischen Ulm und Rain), als mittlere (Neuburg bis Abensberg) und untere (Regensburg bis Osterhofen) bezeichnen. Der Boden des ganzen Hochlandes, auch da, wo es an seinem Ost- und Westende in liebliche Vorbügellandschaften der Alpen übergeht, besteht wiederum aus tertiären Bildungen, namentlich aus grauem Molassesandstein mit thonigen Zwischenlagerungen und Nagelflue, hie und da auch Süßwasserkalk, vielfach überdeckt von geschiebereichen Alluvionen, den bis aufs Minimum verkleinerten Trümmern der Alpengesteine, und von breiten Moorstrecken und Torflagern. Während südlich der Donau das alpinische System ausschließlich dominirt und alle Zonen sich nach demselben bestimmt haben, so finden wir in Nordbayern, wie schon erwähnt, die Herrschaft

zwischen dem rheinischen u. hercynischen System getheilt. Der Ostzug des rheinischen Systems, sowie der Südwestzug des hercynischen Systems (in Thüringen und Sachsen zwischen Elbe u. Weser) bilden die Grenzmarken Nordbayerns von Westen, Norden u. Osten. Auf der Ostgrenze erhebt sich der rauhe, mit Torfmooren und dichten Wäldern bedeckte Gneiskamm des Böhmerwaldes, der mit seinem südwestlichen Theil, dem sanfteren Bayerwald, bis dicht an die Donau herantritt und im Arber (4550 Fuß) und Rachel (4460 Fuß) seine höchsten Höhen erreicht. Die höchsten Gipfel des Bayerwaldes sind der Klingenberg (3746 Fuß) und der Hirschenstein (3341 Fuß). Die nordöstlichen Winkel des Landes erfüllt das Fichtelgebirge mit seinen Verzweigungen und sanften Bergkronen (höchste Spitzen: Schneeberg, 3300 Fuß, Ochsenkopf, 3134 Fuß), dessen südlichste Ecke Waldeck, Kulmain und Kemnat bezeichnen. Nördlich stößt es an den Frankenwald, der jenseits der Saale u. Rodach beginnt, B. jedoch nur im äußersten Norden bei Nordhalben, Teuschnitz und Ludwigsstadt berührt. Gegenüber in der Nordwestspitze des Landes steht die hohe Rhön, eine vulkanisch-plutonische, an Basaltkuppen reiche Gebirgserhebung, deren Hauptmasse mit dem ganzen Südost- und Osthang nebst den höchsten Gipfeln des Gebirgs (Wasserkuppe, 2887 Fuß, heiliger Kreuzberg, 2835 Fuß, dammersfelder Kuppe, 2808 Fuß) B. angehört. Südlich von der Rhön, jenseits der Sinn, breitet sich in der westlichen Südbiegung des Mains zwischen Gemünden, Obernburg und Aschaffenburg der Spessart aus, eine waldreiche Hügellandschaft von 1256 Fuß Durchschnittserhebung (Geiersberg, 1900 Fuß), in welchem der Basalt allmählig verschwindet und bunter Sandstein an dessen Stelle tritt. Auch der Odenwald, westlich vom Spessart und Main, reicht in seinem östlichsten Theil auf eine kleine Strecke nach B. herüber. Im Innern von Nordbayern finden sich, der Regnitz parallel, zwei andere Höhenbildungen, welche beide an den Main (bei Haßfurt und Lichtenfels) herantreten. Die Naab umsäumt den Ostrand der östlichen, welche den Namen des fränkischen Jura führt, die Tauber und Jaxt den Westrand der westlichen, welche Frankenhöhe genannt wird. Letztere, ein in seinen Theilen verschieden benannter Zug von Keuperrücken mit Einsenkungen und Knoten, trennt die Zuflüsse der Wörnitz, Altmühl u. Regnitz von denen der Jaxt u. Tauber und schließt südlich im Herdtfeld an die rauhe Alp, während er sich nordwärts in dem Steigerwald (mit dem Frankenberg, 1539 Fuß) an den Main und jenseits des Flusses in den Haßbergen (mit dem Laubhügel, 1543 Fuß) noch weiter nach Norden erstreckt. Sie bildet die eigentliche Scheide zwischen dem fränkischen und schwäbischen Kesselande. Der fränkische Jura (Frankenjura, von seiner geognostischen Beschaffenheit so benannt) bildet das letzte Glied der großen Jurabildung, die von Perte du Rhône an der Südwestecke der Schweiz, über den Rhein bei Schaffhausen hinweg an die Donau und längs dieser nördlich fortzieht. An diesem fränkischen Jura sind zwei Arme zu unterscheiden, die durch dessen rechtwinkelige Umbiegung bei Regensburg gebildet werden: der nordöstlich streichende vom Durchbruch der Wörnitz bis Regensburg und der nördlich streichende zwischen Regnitz und Naab bis in die Mainbiegung bei Lichtenfels. Als höchste Punkte gelten der Kalvariberg (1984 Fuß) und der Warnbergkulm (1956 Fuß). Von besonderer Bedeutung für die geologische Beschaffenheit des Bodens ist noch der fränkische Jura durch seinen Reichthum an innern Zerklüftungen oder Höhlen. Die Mehrzahl findet sich in seinem nördlichen Theile, wo die Dolomitlager mächtiger entwickelt sind. Die berühmtesten sind: die muggendorfer Höhlen mit dem Grottencyklus des Höhlenbergs und des Schönsteines, die Förstershöhle bei Zeubach, die Riedelshöhle bei Neuessing, Brederwinderhöhle (Hundsloch), die Oster- oder Heidenlöcher zwischen Sulzbach und Altdorf, das Falkenloch bei Neuhaus, die nankendorfer und die rabenecker Höhle, das Prungerloch bei Weilheim, das Waldmeisterloch bei Ursheim, das weißenburger Loch bei Eichstätt ꝛc. Zwischen der Frankenhöhe einerseits und dem Odenwald und Spessart andererseits erstreckt sich eine Plateaubildung (Muschelkalk ist ihre Formation), in welche Tauber, Mudau, Mümling, Jaxt, Kocher und der Main selbst (zwischen Ochsenfurt, Gemünden und Miltenberg) in tief eingerissenen Thälern hinfließen. Dieser Plateaubildung entspringt östlich eine ähnliche zwischen dem Jura und Böhmerwald: das Plateau der Oberpfalz längs der Naab (Lias ist sein Gestein). Zwischen beiden Plateaux und zwischen dem sie abgrenzenden Keuper- u. Jurazuge ist eine größere Ebene längs der Rednitz, Regnitz u. anderen Zuflüssen aufwärts: die Regnitzebene (Keupergebilde). Der Gegenfluß der Tauber, die Wörnitz, bildet einen großen Thalkessel: das Ries. Wo die Naab mündet, bildet sich der Thalkessel von Regensburg, und diese zirkelrunden Thalungen entsprechen symmetrisch den nördlich von ihnen langgedehnten Hochplatten an Tauber und Naab. Mitten zwischen beiden Thalkesseln ist eine eben so zirkelrunde Platte: die Eichstätteralp, welche der Regnitzniedrigung entspricht, u. um den mittlern Main sind noch mehre große Ebenen: bosheimer Gau, schweinfurter Gau, geroldshofener Gau, zu nennen.

Die meisten Flüsse Ostbayerns gehören dem Gebiet der Donau und des Mains an, nur ein kleiner Antheil ist denen der Elbe und der Weser gegönnt, von welchen Zuflüsse (für die Elbe die Saale, für die Weser die Fulde und Ulster) an der Nordost- und Nordwestecke entquellen, indeß die Südwestecke kleine Gewässer unmittelbar zum großen Becken des Rheins (Bodensee) entsendet. Beide große Wasserlinien (Donau und Main) ziehen in Längenrichtung, jedoch in völlig entgegengesetzter Bahn (WO. und OW.) dahin. In südwest-nordöstlicher Richtung fließt die Donau bis Regensburg, wo sie durch den vorliegenden Bayerwald in eine südöstliche gedrängt wird. Fächerartig von den sich nahe liegenden Ursprüngen, als einem Centrum, gegen den konkaven Bogen der Donau, als Peripherie, hineilend und sich, nachdem ihre Thäler in den Alpen sich bis auf wenige Meilen berührten, an ihren Mündungen gegen 40 Meilen von einander ausbreitend, erscheinen die vier größeren Nebenflüsse der Donau von Süden her: Iller, Lech, Isar, Inn. Das Inntbal in Tyrol stellt sich mit seinen westlichen Fortsetzungen im Rosanna- und Illthal und der östlichen des Pinzgaues als eine Basis dar, auf

der die Querthäler aller nördlichen Alpenöffnungen zur Donau fast senkrecht errichtet sind. Von diesen Querthälern aus suchen nun die Flüsse im geraden Nordlaufe die quer vorliegende Donau zu erreichen, alle aber, mit Ausnahme des Lech, werden von dieser geraden Richtung abgelenkt: die Iller etwas nordwestlich, Isar und Inn nordöstlich. Zwischen Lech und Isar zeigen sich die meisten kleinen unmittelbaren Donauzuflüsse, die zwischen Ach u. Abens mehr der Lechrichtung, zwischen Pfater und Aitrach dem untern Isarlaufe sich bequemen. Besonders charakteristisch für das oberbayerische Land sind die gewaltigen Wasserstagnationen, die einen Theil des Kranzes von stehenden Gewässern bilden, der die Alpen rings, zahlreicher und bedeutender in Norden u. Süden, schwächer in Osten u. Westen, umschließt. Die bayerischen Wasserstagnationen scheiden sich in Seen und Möser (Moore), deren Ursprung jedoch ein gemeinsamer ist: beide sind Ueberreste vorzeitiger gewaltiger Wasseranstauungen, und es läßt sich das Zusammenhängen mancher jetzt getrennten Seen, das Entstehen mancher Möser aus dem Zurückweichen mancher nahen Seen, sowie die ehemalige Seenatur heutiger Möser durchaus nicht verkennen. Die Seen erstrecken sich bis zu 1° nördlich der Voralpen, vom großartigen Bodensee bis zu dem pittoresken Königssee. Alle tragen die in Europa vorherrschende Natur reiner Flußseen, empfangen ihren Wasserreichthum von den Gebirgen herab und senden die Ueberfülle desselben in eignen Abzügen den größern Flüssen zu; von den letztern selbst durchfließt außer dem Rhein keiner einen See, diese gehören vielmehr den kleinern Flüssen an, ganz entgegengesetzt dem Südfuße der Alpen, wo in der Lombardei alle größern Flüsse sich selbst aus den Seen abklären. Die südbayerischen Seen zerfallen in mehre Gruppen. Die höchstgelegenen trägt das innerste Gebirge, in den Querthälern der Wettersteingruppe (obere und untere blaue Gumpe des Rainthales, 3585 und 3414 pariser Fuß Meereshöhe) und das Nordgehänge der Wettersteinwand (Ferchensee, 3160, Lautersee, 3118, Plansee, 2892, Wagenbruchsee, 2885, Eibsee, 2929 Fuß hoch). Die Seen des obern Lechbeckens liegen vom Steilrand der Alpen an nordwärts heraus bis zu 1 Meile Entfernung vom Gebirge, fast alle in gleichem Niveau, ein Umstand, der sie deutlich als Ueberreste einer und derselben großen Wasserbedeckung erscheinen läßt (Schwansee, 2481, Alpensee, 2549, Bannwaldsee, 2371, Weißensee, 2541, Hopfensee, 2426 Fuß hoch). Die Seen des Mangfallgebirges sind: Tegernsee, 2216, Schliersee, 2332, Spitzingsee, 3280 Fuß hoch; die Seen des Illergebiets: Alpsee bei Immenstadt, 2182, Niedersonthofenersee bei Kempten, 2075; die Seen des Hochlandes im Ammer-, Loisach- und Isargebiet: Sovernsee, 2471, Riegsee bei Murnau, 2013, Staffelsee, 1975, Kochelsee, 1834, Ammersee, 1631, Würmsee, 1780, Wallersee (Walchensee), 2396 Fuß hoch. Die Seen um Inn und Salzach sinken mit Ausnahme des Königs- u. Taubensee's um 1000 Fuß gegen jene am Lech, um 800 Fuß gegen jene des Mangfallgebiets, um 400 Fuß gegen die Gumpe des Kochelsee's. Dort liegen der Chiemsee, 1549, Simssee, 1404, Wagingersee, 1388, Königs- oder Bartholomäussee, 1831, Thumsee (bei Reichenhall), 1594, Taubensee (auf hohem Bergjoche), 3506 (2667) Fuß. Der tiefgelegenste aller Alpenseen, an denen B. Theil hat, ist der Bodensee, nach Weiß 1175, nach Stolz 1090 Fuß. Nord- und Westbayern haben äußerst wenige und unbedeutende Seen aufzuweisen. Die Möser scheiden sich in 2 Hauptgruppen, die durch eine von Westen nach Osten fortziehende Hügelreihe getrennt sind: die nördliche der Möser des Donauthals und die südliche der Möser an den größern und kleinern Zuflüssen zur Donau. Uebrigens hegen nicht bloß die Niederungen derlei Möser, auch an den Bergabhängen, auf den Bergplatten kommen sie als Moore und Filze vor, und es zerfallen daher die südlichen Möser wieder in die des Hochlandes und in die der mittlern Ebene. Im Gebirge und Hochlande B.s ist kaum ein See oder Fluß, dessen Säume nicht irgendwo Moosgrund aufweisen, und manche Eintiefungen (wie Loisach, Ammerthal, Innthal u. Chiemseebecken) sind daran überreich. Die großartigste Moosbildung dieser Region zeigt sich zwischen Amper und Isar. Die mittlere Ebene, namentlich das große Lechfeld, zwischen Wertach und Lech, hat gegen die Wertach, Gennach und Sinkel hin zahlreiche Moosstrecken aufzuweisen, und auch die obere Paarebene ist von Mösern und Weihern erfüllt. Längs der Maisach folgen zahlreiche Moosflächen, die ausgedehntesten der mittlern Region sind aber ans Nordende der münchener Ebene angelagert, so westwärts das Ammer- oder Dachauermoos, von Dachau gegen Freising längs der Ammer hingestreckt; ostwärts das Erdinger- und Ismanningermoos, von Erding gegen Moosburg längs der Isar gelagert und im südwestlichen Ismanningermoos bis Johanniskirchen bei Böhring verzweigt. Weiter ostwärts von der münchener Ebene zeigen sich große Moosflächen um Steinhöring. In der Donauebene liegen die großen Stagnationen des Ulmerriedes und des Donaumooses, dann das östlicher gelegene Breitfeldmoos zwischen der Donau und der Mühlbach bei Stranbing. Das Donaumoos ist von der Donau im Norden durch eine Reihe vom Strome selbst aufgeworfener Sandhügel getrennt, auf denen mehre Dörfer liegen. Die Länge von Pöttmes bis Ingolstadt beträgt beinahe 8, die Breite verschmälert sich ostwärts von 5 Stunden bis zu einer halben. Die bis jetzt kultivirte Fläche mißt 3²/₃ QMeilen oder 56,000 Tagwerke, wovon gegen 1000 Tagwerke zu Kanälen (118 Stunden), Straßen (32 Stunden) und Dämmen verwendet wurden. Gewiß ist, daß B. durch die Kultur aller seiner Möser innerhalb seiner eigenen Grenzen an urbarem Flächeninhalt ein nicht unbedeutendes Fürstenthum erobern könnte. Umgekehrt fächerartig von den auf der Peripherie der nördlichen Höhenumgrenzungen liegenden Quellen in ihren Mündungen an dem für sie konvexen Bogen der Donau, als ihrem Centrum, sich sammelnd, ziehen die größten nördlichen Nebenflüsse der Donau: Wörnitz, Altmühl, Naab, Regen und Ilz. Auch in diesen Thalbildungen sind Spuren beträchtlicher Stauungen nachzuweisen; so ist im Westen vor dem Durchbruch der Wörnitz zwischen dem schwäbischen und fränkischen Jura das Becken eines uralten Seegrundes, das Ries genannt, bemerkbar, und im Osten, wo die Naab ihre Seitenzuflüsse aus Jura und Böhmerwald sammelt, sind mehre außerordentlich zahlreiche Gruppen kleiner stehender Wasser (Teiche, Weiher) vorhanden. Eigenthümlich

gegliedert ist das Flußgebiet des Mains, das, wie der auffallend gewundene Lauf des Stromes beweist, nicht geradlinig begrenzt und ziemlich beengt ist. Es nimmt den eigentlichen Norden des Landes vom Fichtelgebirge westwärts bis durch den Spessart hindurch ein und erweitert sich von Osten nach Westen, was zum Theil daher rührt, daß gerade an den ausspringenden Winkeln seines Laufes der Strom seine ansehnlichsten Zuflüsse (Rodach, Saale, Kinzig, Nidda, Regnitz, Tauber) empfängt, während die kleinern in seinen Bogenvertiefungen einmünden. Zur Regnitz sammeln sich an deren linken Ufer Flüßchen, die von dem Frankenhöhenknoten in Fächerform sich in einander schalten, indeß am rechten Ufer durch den Jura heraus zwei Wasser (Pegnitz und Wiesent) treten, die vom Main hinweg südlich und dann westlich scharf umgebogen ziehen. Unweit westlich der Tauber suchen, in tiefen Thälern gleich ihr, durch das Plateau des Odenwaldes die Erf, Mudau und Mümling im nördlichen Laufe ihre Vereinigung zum Hauptstrome. Unter kleinern Gewässern innerhalb der Bogengänge des Stromes verdienen Werrn, Lohr und Aschaff besondere Beachtung, indem sie in ihrer Verlängerung ein gemeinsames altes Rinnsal nachweisen. Das Flußgebiet des Mains tritt östlich im Fichtelgebirge (wo der weiße Main und die Waldnab entspringen) und südlich an der Altmühl bei Weißenburg sehr nahe an das der Donau heran. Beide Ströme sind übrigens seit neuerer Zeit durch den 23½ Meilen langen Ludwigskanal, der von Bamberg mittelst der Regnitz über Erlangen und der Altmühl über Neuhaus nach Kelheim führt, verbunden.

B.s Klima ist im Allgemeinen scharf und kalt, aber gesund und im Süden rauher als im Norden, sobald man auch hier die Gebirge ausnimmt. Eine milde Luft weht in den lieblichen Thälern, die der Main und die übrigen Zuflüsse des Rheins bewässern. Dagegen herrscht fast ewiger Winter in den südlichen Hochalpen. Auch in den Hochebenen Südbayerns sind die Winter streng und von langer Dauer, Frühling und Sommer feucht, dagegen der Herbst meist von der angenehmsten Witterung; im Sommer ist in den der Sonne offenen Thälern die Hitze bisweilen außerordentlich groß. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Tegernsee 6°6, Ingolstadt 7°5, München 8°9, Augsburg 7°9, Hohenfurt 6°5, Regensburg 8°6, Wangen 9°1, Würzburg 10°1, Baireuth 7°6, Hof 6°7 C. Die Regenmenge ist auf der Hochebene auf 23, im Mainthal auf 30, auf den Alpen auf 45—50 Zoll berechnet worden. Hinsichtlich der Mannichfaltigkeit und des Reichthums seiner Naturprodukte gehört B. zu den gesegnetsten Ländern Deutschlands. Schon die mineralische Produktion ist ansehnlich. Man zählte 1857: 867 verschiedene Werke, in welchen 12,572 Arbeiter Produkte im Werth von 10,458,520 Thalern förderten. Gold wird in den Flüssen Rhein, Isar, Inn und Salzach (an 30 Stellen, im Werth von 537 Thalern) gewaschen; Silber findet sich bei Berneck, Seelberg, Imsbach (jährlich etwa 140 Mark); Quecksilber in der Pfalz bei Rockenhausen, Lauterrecken, Wolfstein, bei Neustadt an der Waldnab (hier auch Zinnober und Frauenglas), bei Füssen in Schwaben; Zinn bei Weißenstadt; Blei und Galmei bei Berchtesgaden, Rauschenberg, Erlenbach, Dielkirchen ꝛc.; Kobalt auf dem Fichtelgebirge (bei Arzberg, Lauenstein ꝛc.); Antimon bei Brandholz in Oberfranken; Graphit in 34 Werken 22,982 Centner, für 20,045 Thlr., in Niederbayern. Eisenerze wurden 1857 in 337 Werken durch 2211 Arbeiter im Werthe von 298,878 Thlrn. gewonnen, am meisten in Oberfranken (bei Kaulsdorf, Arzberg, Lichtenberg, Hof, Steben, Tetlau ꝛc.), in Unterfranken (bei Hnckelheim, Eßleben, Kahl ꝛc.), in der Oberpfalz, in Oberbayern (am Chiemsee u. an der Traun). Das daraus dargestellte Eisen, von trefflicher Beschaffenheit, war 712,313 Ctr. Roheisen, aus 76 Werken (für 1,562,000 Thlr.); 569,876 Ctr. Stab- und gewalztes Eisen, aus 18 Werken (für 3,083,011 Thlr.); 101,433 Ctr. Gußwaaren; insgesammt 1,476,113 Ctr. (im Werthe von 5,661,200 Thlrn.). Im Jahre 1858 arbeiteten 66 Hochöfen, 8 Knpol-, 31 Flamm-, 53 Puddling-, 17 Schweiß-, 204 Frisch- und Streckfeuer, 11 Vitriolsudpfannen. Kupferbergwerke, der Krone gehörig, bestehen bei Lauenstein, Kaulsdorf, Naila und Aschaffenburg; durch dieselben werden 12 Kupferhämmer (Neuhüttendorf, Redwitz, Doos ꝛc.) u. Kupferwalzwerke (in München u. Tegernsee) unterhalten. Außerdem finden sich an Mineralien: Marmor (bei Hohenschwangau, Enterbach, Schongau, Gattendorf, Weilheim, Goldkronach, Hof ꝛc.); Alabaster (bei Breitenau, Seinsheim, Windsheim ꝛc.); Gyps (bei Ipsheim, Uffenheim, Burgbernheim, Weigamzell, Elsenfeld ꝛc.; Serpentin, (Leugast, Berneck, Gefrees, Goldkronach, Kupferberg ꝛc.); Dachschiefer (Zell in Oberfranken) mit Versteinerungen in Meritzburg, bläulicher bei Röckingen); Schiefermarmor (bei Möresheim und Mühlheim), Kalk- und Schleifsteine, Tuffstein, Mühlsteine, Sandstein (bedeutende Brüche bei Frickenhausen, Fuchsstadt, Grosselgrund, Kitzingen, Burgpreppach, rother bei Dorfprozelten, Unterebersbach, Eichenhausen ꝛc., marmorartiger bei Besselbach, gelber bei Langenheim ꝛc.); Granit (bei Düttingen, mit Granaten bei Zwiesel); Achat, Karneol, Chalcedon; Porzellanerde (bei Göpfersgün, Abensberg, Germannsdorf, Griesbach, Amberg ꝛc. in Oberfranken); Siegelerde bei Velden; lithographischer Schiefer (blaßgelb) bei Solnhofen in Schwaben. Stein- und Braunkohlen werden in 165 Werken (in Oberfranken bei Kulmbach, Arzberg, Kronach, Stockheim, Minsbach, in Mittelfranken bei Altdorf, Klosterfulz, Lohr, bei Theres auf der Rhön, in der Ober- u. der Rheinpfalz) jährlich über 5 Millionen Centner ausgebeutet. Salz wurden 1857 in 7 Salinen (Berchtesgaden, Reichenhall, Rosenheim, Traunstein, Kissingen, Orb, Dürkheim) mit 34 Pfannen u. 2700 Arbeitern 2,032,872 Ctr. (fast die Hälfte Kochsalz), für 2,479,506 Thlr., gewonnen. Unter den Mineralquellen mit Badeeinrichtungen nimmt Kissingen den ersten Rang ein; andere sind Bocklet, Kreuth, Brückenau, Burgbernheim, Dankesried, Krumbad, Moching, Neumarkt, Rosenheim, Schäftlarn, Sichersreuth (Alexanderbad), Steben, Wemding, Höhenstadt, Tiefenbach; außerdem gibt es noch viele Mineralquellen, z. B. in Oberfranken bei Banz, Bronnenhaus, das Laugenauerwasser (Stahlbrunnen) bei Geroldsheim, bei Hohenberg, Leupoldsgrün, Burgfarrnbach, Dollin-Thiersheim, Warmensteinach (Eisenquelle), Gebersdorf, Reichartsrod, Ruglaud, bei Möresheim und Weißenburg (Wildbäder), bei Heidenheim (versteinernde Quelle), bei Castell-

Digitized by Google

Abensberg, Wasserburg, Mühldorf, Partenkirchen (Kainzenbad), Starnberg (Petersbrunn), Fürstenzell, Benediktbeuern, Aich, Daxberg, Grönenbach, Haßfurt, Hausen, Nördlingen (Johannisbad), Rothenburg an der Tauber (Wildbach mit schönen Gebäuden), Weidenberg in Oberfranken (Wunderbrunnen) ꝛc. Das Pflanzenreich liefert in den Wäldern und den reichen Ertrag gebenden Kulturpflanzen (namentlich Getreide) zwei Hauptheile des Reichthums B.s. Der Wald bedeckt fast $^1/_3$ der Gesammtfläche des Landes, mehr als 400 QM., wobei die waldärmere Pfalz am wenigsten betheiligt ist. Die beträchtlichsten Waldungen sind die des Spessarts (327,000 Morgen), in Oberbayern der kemptner Wald (281,000 Morgen), in den bayerischen Alpen der mittenwalder Forst (128,000 Tagwerke), in Niederbayern der zwieseler Wald (115,760 Tagwerke), in Mittelfranken der Rötzenwald (66,000 Tagwerke) und der Lorenziforst (50,000 Tagwerke), in Oberfranken der kulmainer Forst (64,200 Tagwerke), der banzer, der thettauer, der pressather Forst ꝛc. Die Wälder bestehen in Eichen, Buchen, Ulmen, Tannen ꝛc., und der Ertrag derselben wird in Schelt- und Stammholz auf 2,375,000 Klaftern berechnet. Unter den Kulturpflanzen nimmt das Getreide, dessen Anbau einer der Hauptnahrungszweige bildet, die erste Stelle ein. Oberbayern besteht zwar zum dritten Theil aus ungeheuren Heiden, Viehtriften und Mösern, hat aber in andern Gegenden einen fetten, sehr fruchtbaren Thonboden, von grobem Sand gebrochen. In Niederbayern ist nur der nördliche, gebirgige Theil für den Ackerbau unproduktiv; das Plateaugebiet ist ein sehr fruchtbares Kornland, größtentheils lockerer Sand, der mit dünnen Thonlagen abwechselt. In der Pfalz wird der Landbau vorzüglich in der Gegend von Speyer und Landau durch einen fruchtbaren Boden begünstigt. In der Oberpfalz hat der südliche Theil wohlangebauten fruchtbaren Boden (die Böhmen holen hier ihr Saatkorn), dagegen ist der nördliche und östliche gebirgigere, mit vielen Weihern bedeckte und in seinem Innern große Bergwerksschätze hegende Theil wenig ergiebig. In Oberfranken findet sich der fruchtbarste Boden in südwestlicher Richtung; durch ihren Getreidereichthum zeichnen sich namentlich aus: die Gegenden von Kulmbach, Bamberg, Burgebrach, Ebermannstadt, Forchheim, Grufenberg, Höchstadt, Lichtenfels, Scheßlitz, Seßlach, Stadt-Steinach, Weißmain. Mittelfranken gebührt durchgängig das Prädikat ungemein großer Fruchtbarkeit. Man trifft weder bedeutende Moräste, noch hohe Gebirge und überall einen leichten, lockern, reichlich lohnenden Boden. Auch Unterfranken gehört zu den ergiebigsten Distrikten Deutschlands (die Gegend um Ochsenfurt und Schweinfurt gilt als die eigentliche Kornkammer B.s); nur in dem ehemaligen Fürstenthum Aschaffenburg begünstigen Boden und Klima den Getreidebau nicht, hier finden sich fast nur im Umfange des Landgerichts Obernburg fruchtbare Fluren, das sogenannte Bachgau. Schwaben und Neuburg ist im Süden von vielen Gebirgszweigen durchzogen; im Norden, wo die Gegend flacher ist, begünstigt die Natur die Bodenkultur mehr; durch Produktivität besonders ausgezeichnet sind die Landgerichte Göggingen, Günzburg, Lauingen, Neuburg, Ottobeuern, Roggenburg, Wertingen und Zusmarshausen. Der hieher gehörige Theil des Donaumooses ist größtentheils in tragbaren Wiesengrund umgeschaffen. Nach offiziellen Mittheilungen sind von dem ganzen Flächenraum des Königreichs in Kultur oder sonstiger landwirthschaftlicher Benutzung 20,393,049 Tagwerke oder 90½ Procent. Der Rest gehört zu den größern, außer den Ortsmarkungen liegenden Staatswaldungen. Demnach kommen in B. auf jeden Einwohner ungefähr 7 Morgen kultivirte Fläche, nämlich 4¾ Morgen Acker-, Gras-, Wein- und Gartenland und 2¼ Morgen Forstgrund. Aber das Durcheinanderliegen der Grundstücke ist noch eins der größten Gebrechen der Landwirthschaft, und bei häufiger nomineller Größe der Landbesitzungen ist doch der wirkliche Betrieb nur klein zu nennen. Von den Wirthschaftssystemen sind in den Provinzen diesseits des Rheins nur zwei üblich: die Egarten- und die Dreifelderwirthschaft. Der Weizen- (inkl. Dinkel-)bau ist so ansehnlich, daß die Roggenerzeugung ihn nicht sehr bedeutend übersteigt. Den meisten Roggen erzeugen die Pfalz, Mittelfranken, Oberfranken und Niederbayern. Verhältnißmäßig sehr bedeutend ist der Gerstenbau, besonders in der Pfalz. Die Gesammtgetreideproduktion beträgt wenigstens 10 Millionen, die Gesammtkonsumtion etwa 8,500,000, mithin der Ueberschuß etwa 1½ Millionen bayerische Scheffel. Der Rapsbau ist nur in Oberbayern, Unterfranken u. in der Pfalz von einiger Bedeutung, Mohn- und Hirsebau hauptsächlich in Unterfranken und in der Pfalz; Leindotter wird nur in der Pfalz gebaut. Sehr ansehnlich ist der Flachsbau (bei Nordheim, Thingau, Rappershausen, Brixenstadt ꝛc.); der Hanfbau ist besonders in Niederbayern, in der Oberpfalz, in Ober- und Unterfranken und in der Landstrecke von Augsburg bis Kempten hinauf zu Hause. Von Färbepflanzen baut man nur den Krapp in einiger Ausdehnung (bei Berolzheim, Wassertrübingen und Nürnberg und in der Pfalz bei Frankenthal). B.s Tabaksbau in der Pfalz und in Mittelfranken liefert einen Gesammtertrag von mehr als 85,000 Centnern. Die Pfalz erzeugt Tabak vornehmlich in den östlichen Gegenden, Mittelfranken bei Kadolzburg, Nürnberg, Schwabach, Fürth, Windsbach ꝛc. Karden werden über Verbrauch gebaut. Gemüse, besonders Steckrüben, liefern Leipheim, Nordheim, Oettingen, Schweinfurt, Brixenstadt, Obbach, Ausbach ꝛc.; Kohl besonders Grafenrheinfeld, Kleinostheim, Stockstadt. Spargel baut man in Menge bei Sommerhausen, Eggolsheim, Forchheim ꝛc.; Safran bei Bamberg. Unter den im Großen angebauten Gewürzpflanzen sind besonders zu nennen Süßholz, Fenchel, Kümmel, Anis, Zwiebeln und Meerrettig. Ersteres kommt in ganz Deutschland fast nur in B. und auch hier nur in Oberfranken (in der Umgegend von Bamberg) vor. Berühmt sind die gochsheimer Zwiebeln. Der Meerrettigbau florirt hauptsächlich im Regnitzgebiet. Von Kartoffeln werden jährlich 11,300,000 bayrische Scheffel producirt und 9,310,000 Scheffel konsumirt. Einen der wichtigsten Zweige der Gewächskultur bildet der berühmte Hopfenbau. Fast ganz B. ist mit Hopfengärten bedeckt, namentlich Mittel- und Oberfranken, die Oberpfalz und Oberbayern; auch die Thäler des Lech, der Donau, der Isar, des Inn und des Mains, der Nebenflüsse Altmühl, Naab, Rezat ꝛc. hegen ihn. Das ausgezeichnetste Produkt (einen schweren, kraftvollen, rothen

Hopfen) liefert Spalt im Bisthum Eichstädt; dann folgt Hersbruck, Lauf, Langenzenn, Leipheim, Altdorf, Höchstadt, Waltershausen, Münnerstadt, Limbach, Markterlbach, Sulzbach; die Gesammtproduktion beläuft sich auf 75,000 Centner. Obstbau blüht vorzüglich in Ober-, Mittel- und Unterfranken, in der Pfalz (besonders Zwetschen u. Nüsse), in einigen Gegenden der Donau und am Bodensee. Verhältnißmäßig sehr bedeutend ist die Weinproduktion B.s am Bodensee (Nonnenhorn), an der Donau, am Main und Rhein. Die vorzüglichsten Main- und Tauberweine sind die bei Würzburg und Wertheim wachsenden. Der König unter allen Frankenweinen ist der Leistenwein, der, wenn er ein gewisses Alter hat, alle deutschen Weine übertrifft. Noch feuriger, aber nicht so aromatisch ist der Steinwein, der auf einem Kalkfelsen in der Nähe des Leistenweins wächst. Nächstdem wachsen die besten Frankenweine zu Triffenstein (sehr süß, unter dem Namen Kallmuth berühmt), Escherndorf, Sommerach, Eibelstadt, Randsacker, Rödelsee, Sommer- und Winterhausen. In ganz Unterfranken kann der Ertrag eines vollen Herbstes auf 65,000 Fuder Most (1 Fuder zu 12 Eimer) und der Durchschnittspreis eines Fuders zu 80—90 Gulden angeschlagen werden. Vorzüglich sind auch die Mainweine, welche in den bayerischen Aemtern Alzenau und Hammelburg bei Hörstein, Michelbach, Alzenau, Kalberau und Saaleck wachsen. In der Pfalz sind die Weine von Deidesheim, Forst, Haard am berühmtesten. Das Thierreich liefert in B. an wilden Thieren Gemsen und Murmelthiere (auf den Alpen), Wölfe und Füchse (im Böhmerwald), Hochwild zahlreich in den großen Waldungen. Die Rindviehzucht florirt hauptsächlich im südlichen Theile Oberbayerns, wo auch Alpenwirthschaft getrieben wird; in Niederbayern zeichnet sie sich besonders in den zum böhmischen Walde gehörigen Landgerichten aus; in Schwaben u. Neuburg in den grasreichen Thälern an den Flüssen u. auf den Alpen, vorzüglich im Algau (auch Alpenwirthschaft). In Oberfranken ist die Rindviehzucht häufig ein wichtiger Nahrungszweig, der durch die futterreichen Thäler des Mains, der Rodach, Itz, Regnitz, Aisch, Ebrach und Wiesent sehr begünstigt wird. Unterfranken und Aschaffenburg hat sein schönstes Hornvieh in den gebirgigen Gegenden, im Tauber-n. Baunachgrunde. Auch in der Pfalz ist die Rindviehzucht bedeutend. Die Pferdezucht ist im Abnehmen begriffen. Die besten Pferde geben Niederbayern und Mittelfranken; Gestüte sind zu Rohrfeld, Bergstetten und Neuhof. Die Schafzucht ist besonders in Mittel- und Unterfranken (königliche Merinozuchtschäferei in Waldbrunn, Obertheres, Rentweinsdorf, Großostheim) im Schwung. Im Spessart und auf der Rhön wird vorwiegend die Zucht der Schweine und Ziegen betrieben. Im Ganzen rechnet man mehr als 2½ Mill. Stück Rindvieh, Pferde etwa 350,000, Schafe gegen 1,250,000, 496,000 Schweine, 105,000 Ziegen. Nebenbei sind die Zucht von Federvieh und die Bienenzucht (an 202,900 Stöcke) nicht unbedeutend. Fische u. Krebse finden sich reichlich in den Flüssen und Seen, ja sogar Perlen hat B. in einigen Bächen: im Grundbach, in der Lamitz, der Schorgast, der Jossa (Oberpfalz) und im Gegenbach (Oberbayern), für deren Fischerei besondere Inspektionen zu Berneck und Rehau in Oberfranken bestehen.

Dem Glaubensbekenntniß nach gehört die Mehrzahl der Bewohner B.s zur römisch-katholischen Kirche (3,241,300). Nur ⅓ (1,255,500) sind Evangelische, die in Oberfranken, Mittelfranken u. in der Pfalz über die Katholiken überwiegen, dagegen in Nieder- nnd Oberbayern nur spärlich vorkommen. Juden sind über 56,100, am zahlreichsten in der Pfalz, in Unterfranken und Schwaben, am wenigsten zahlreich in Niederbayern, der Oberpfalz und Oberbayern. In ethnographischer Hinsicht gehört die Bevölkerung verschiedenen Stämmen an: außer einigen germanisirten Slaven in Oberfranken, etwa 3500 Franzosen in der Pfalz, bewohnen Franken (2¼ Mill.) die Nordhälfte, Schwaben (½ Mill.) den Südwesten, und eigentliche Bayern (Altbayern) die Provinzen Ober- und Niederbayern nebst Regensburg. Der Altbayer ist (mit Ausnahme der Gebirgsbewohner, welche größer sind) durchschnittlich von mittlerer Statur, kräftig, zuverlässig, offen, natürlich und anspruchslos, aber im Ganzen schwer beweglich, plump und streitsüchtig. Sein derbes, sinnliches Wesen, seine leibliche Behaglichkeit mag in Uebereinstimmung stehen mit dem Typus des raumreichen, schwach bevölkerten Landes, das er bewohnt. Charakteristisch für seine Ernährung sind die Fleischknödel und eine reichliche Fülle von Bier und für seine Wohnstätten die in der Umgebung derselben nie fehlenden sogenannten Todtenbretter, mit Angabe des Namens und Datums, wann der Verstorbene auf dem Bret ausgestellt gewesen; für seine Erscheinung der ihn stets begleitende baumwollene Regenschirm. Er trägt außerdem einen hohen spitzen Hut, kurzes Wamms, lange faltige Lederstiefel; die Frau erscheint mit entsetzlich hoch und dick ausgestopften Aermeln. Der Dialekt der Bayern ist rauher, derber und gemächlicher als der ihm verwandte österreichische. Die Schwaben oder Alemannen, die links vom Lech in überaus fruchtbarer Gegend wohnen, sind einfache, genügsame, kräftige Menschen, dabei geistig beweglicher und anstelliger als ihre östlichen Nachbarn. Sie tragen kleine runde Hütchen, oder Dreimaster, lange Oberröcke mit stehendem Kragen, kurze Hosen mit Schnallenschuhen und Zwickelstrümpfen, oder gehen auch ohne Strümpfe. Ihr schwäbischer Dialekt weicht vom bayerischen entschieden ab. Rechts vom Lech enden die Ortsnamen mit ing, links mit ingen. Die Rheinbayern stehen an körperlicher Größe und leiblicher Gewandtheit noch über den Schwaben und zeichnen sich durch Unternehmungsgeist aus. Am gebildetsten und geistig sähigsten erscheinen jedoch die Bewohner des Nordens, die Franken, die sich in ihrem Naturell der mitteldeutschen und namentlich der thüringischen Bevölkerung anschließen und heitern und hellen Geistes, industriös und von deutscher Gesinnung erfüllt sind.

Der industriöse Sinn des bayerischen Volkes wurde zwar schon im Mittelalter durch den Besitz der großen kontinentalen Handelsstraße von Süd- nach Nordeuropa so vielfach angeregt, daß sehr früh eine Reihe gewerbsamer Städte unter dem Vortritt von Augsburg und Nürnberg dem ganzen deutschen Lande mit schönem Beispiel voranging; doch der veränderte Waarenzug gestaltete Vieles anders. Der Glanz der alten Reichsstädte hat abgenommen, u. die technische Kultur ist noch nicht so allgemein verbreitet, wie in vielen andern deutschen Staaten und

Digitized by Google

wie es der mannichfache Naturreichthum zuließe. Ziemlich ausgebreitet und im Steigen begriffen ist die Fabrikation der Eisen- und Stahlwaaren, und noch behaupten die Gold- u. Silberarbeiten Augsburgs ihren alten Ruf. Die Graphitgeschirre von Deggendorf und Obern- oder Hafnerzell gehen als passauer Schmelztiegel (jährlich 20—27,000 Centner) u. dergleichen bis nach Amerika u. Asien, u. die Porzellanfabrikate (Fabriken im Fichtelgebirge, zu Bruckberg bei Ansbach, Baireuth, Kissingen, Grünstadt in der Pfalz, Nymphenburg, Passau, Regensburg ꝛc.) gewinnen auch im Auslande immer mehr Ruf. Wenn die Glasfabrikation (in der königlichen Fabrik zu Schleichach, dann zu Benediktbeuern, Einsiedelhof, Hilgenhütte, Kaiserhütte, Mariapösching, Herzogau, Weibersbrunn im Spessart, Bodenmais, Armschwang, Alexanderhütte in Oberfranken, Theuern, Bischofsgrün, Redwitz, in der Pfalz bei Rohrbach, Grafenau, St. Ingbert ꝛc.; für Spiegelglas bei Schwarzenfeld in der Oberpfalz, Lauf, Ulmannsdorf, Haidlingen, Rollhofen ꝛc.) mit Böhmen wetteifert, so ist dagegen die Verfertigung optischer Instrumente in dem von fraunhoferschen Institute zu München auf dem ganzen europäischen Kontinent noch nicht in gleicher Vortrefflichkeit erreicht. Die hölzernen Schnitz- und Spielwaaren von Nürnberg und Fürth und den Alpengegenden sind weltbekannt und fast mehr noch das blühende Gewerbe der Bierbrauerei, die in mindestens 5000 Brauereien (die bedeutendsten in München) jährlich an 8½ Mill. Eimer producirt, wovon 1856 nur 165,236 Eimer, also nicht ganz 2 Proc. des gebrauten Biers, exportirt, das übrige im Inland konsumirt wurde. Die Baumwollenspinnerei hat neuerlich sehr zugenommen. Im J. 1858 gab es 18 Fabriken mit 518,700 Spindeln, welche 50,000 Ballen Baumwolle verbrauchten. Hauptplätze für dieselben sind Augsburg, Hof, Kempten, Schweinfurt, Zweibrücken; Augsburg u. Kaiserslautern weben auch viel Kattun. Die Wollenweberei ist in München, Augsburg, Hof u. Nördlingen bedeutend, wo Tuche, Teppiche, Strumpfwaaren gefertigt werden. Die Weberei von grober Leinwand ist überall im Lande verbreitet; auch Wachsleinen wird viel gefertigt. Außerdem fabricirt B. Papier (in Mittelfranken, der Oberpfalz, Oberbayern, Unterfranken u. der Pfalz), Spielkarten (zu München, Nürnberg, Augsburg, Baireuth, Burghausen, Würzburg ꝛc.), Oefen (zu Nürnberg, Schweinau, Dentlein, Amberg, Wasserburg, Fürth ꝛc.), Papiertapeten (zu Augsburg ꝛc.), Tabak (vorzüglich in Ober- u. Mittelfranken, der Oberpfalz u. der Pfalz), Branntwein (guter Kirschgeist in Niederbayern), musikalische Instrumente (in München, Augsburg, Nürnberg, Mittenwalde, Schongau, Frankenthal, Würzburg, Regensburg, Kirchheimbolanden, Wolfstein, Pirmasens ꝛc.), vorzügliche Drechslerwaaren (zu Fürth, Nürnberg, Bamberg, München ꝛc.), Hüte u. Bänder aus Stroh (in einigen Gegenden von Schwaben und Neuburg und im Landgerichte Landsberg), Potasche (in den Waldgegenden: zu Sulzbach, Tugendorf, Zell, Limbach, Schondra, Schleichach, Eltmann, Kurzenwind ꝛc.), Salpeter (in Allgertshausen, Kirchanschöring, Teisendorf, Tölz, Bobingen), Blaufarbe (zu Langmoor ꝛc.), Bleiweiß (in Göppingen, Niederwerrn), Alaun und Vitriol (Bernck, Arzberg, Hohenberg, Stockheim ꝛc.), chemische Waaren, Berlinerblau, Salmiak ꝛc. (Altenschmelz in Oberfranken), Landkarten (in Nürnberg), Hüte (in Erlangen, München, Würzburg, Dinkelsbühl ꝛc.), Bürsten (in Fürth, Stadtamhof, München, in der Oberpfalz, in Mittelfranken u. der Pfalz), Wachs (in Regensburg, Würzburg, Landsberg, Speyer ꝛc.), Löffel (im Berg- u. Hüttenamte Bodenwöhr), Waffen (sehr viele, besonders in der Oberpfalz, im Böhmerwalde, auf dem Fichtelgebirge), Messing (zu Rosenheim, Nürnberg, Augsburg, Schnaittach ꝛc.), Messingwaaren (zu Schrobenhausen), Nadeln (zu Schwabach, Nürnberg, Lauf, Roth, Weißenburg, Monheim, Kleinamberg, Rögling), mechanische Werkzeuge (in München, Nürnberg, Augsburg, Fürth, Dürkheim ꝛc.), optische Instrumente (in München, Augsburg, Fürth, Würzburg, Schwabach), Holzwaaren (zu Altdorf, Berchtesgaden, Bieswang, Neudorf, Thalfingen, Rothen), Blei- und Rothstifte (zu Nürnberg, Regensburg, Fürth, Oberuzell, Gostenhof, Schweinau), Rübenzucker (zu Giesing, Erching, Nürnberg, Windsheim, Schweinfurt, Regensburg, Kaiserslautern), Schießgewehre (zu Amberg, München, Kronach, Stadtamhof ꝛc.), Uhren (vorzüglich in München, Augsburg, Nürnberg, Fürth, Friedberg, Landshut, Würzburg, Speyer ꝛc.), Glocken (in München, Würzburg, Bamberg, Landsberg, Ingolstadt, Frankenthal, Burghausen, Landshut, Memmingen, in der Pfalz), Farben (zu Augsburg, Nürnberg, München), Siegellack (zu Nürnberg, Fürth, Bamberg, Augsburg ꝛc.), Pulver (in allen Provinzen), Spiegel (besonders zu Nürnberg, Fürth, Dülluan u. Erlangen). Daneben sind noch zu erwähnen die Stück- und Glockengießerei zu Melrichstadt, Folienhämmer (zu Nürnberg, Fürth, Lauf, Toos, Schnaittach, Erlangen), lyonische Drahtmühlen zu Nürnberg, die Bohr- und Schleifmühle der Flintentäufe zu Haselmühle in der Oberpfalz, die Tuchscheerfabrik zu Bertholdshausen, der Blechhammer zu Leupoldsdorf, das Blechwalzwerk zu Lohr, die Spiegelglasschleifen in Dietfurt, Katzwang, Ammergau, Böhmisch-Bruck, Rohrbach, Sperlhammer, Stein bei Nürnberg ꝛc.; die sogenannten Krugbäckereien (von Steingeschirr) in Eckartsroth ꝛc., die Marmorsägemühle u. die Marmorschleifen zu Tegernsee, die Lebkuchnereien zu Nürnberg ꝛc. Schiffsbau wird an der Donau zu Kelheim, Regensburg, Passau, am Inn zu Neuburg, am Main zu Würzburg, Aschaffenburg, am Rhein zu Speyer ꝛc. betrieben. Die Steindruckerei ist eine auf bayerischem Boden entpressene und zu einem hohen Grad der Vollkommenheit ausgebildete Kunst. Das Gewerbswesen, normirt durch Gesetz vom 11. Sept. 1825 und Verordnung vom 23. Juni 1834, geht von dem Grundsatze aus, daß jedes Gewerbe zu seiner selbstständigen Ausübung eine besondere polizeiliche Konzession u. die persönliche Fähigkeit des Gewerbers erfordere, folglich persönlich und in der Regel unveräußerlich sei. Uebrigens gibt es auch noch veräußerliche Real- und radicirte Gewerbe, welche nach den jeden Orts bestehenden Verhältnissen beurtheilt werden müssen. Bei ersteren ist die persönliche Befähigung des Inhabers nothwendig, nicht aber bei letzteren, welche zu ihrem Betriebe besonderer Einrichtungen und Konstruktionen bedürfen, z. B. Brauereien, Gasthöfe, Schmieden ꝛc.; dieselben können durch taugliche Werkführer betrieben werden. Für Gewerbe, welche bisher in einem Innungsverbande standen, bleiben die Zünfte, jedoch mit beschränkten Befugnissen. Für neue oder

im Königreich nicht angewendete Entdeckungen, Erfindungen und Verbesserungen werden auf bestimmte Jahre Privilegien ertheilt. In der Pfalz dagegen gelten die Grundsätze der Gewerbefreiheit.

Die centroeuropäische Lage des Landes mit seinen schiffbaren Flüssen ist für den Handel höchst einladend; dieser ist daher auch äußerst lebhaft, besonders als Transitohandel, u. seit dem Anschluß an den deutschen Zollverein wesentlich gefördert worden. Er wird unterstützt durch die Eisenbahnen (Nürnberg-Fürthbahn, Ludwigs-Süd Nordbahn von Lindau bis an die sächsische Grenze, welche durch die Werrabahn mit der thüringischen Bahn verbunden wird, die münchen-ulmer Bahn, die Ludwigs-Westbahn von Bamberg nach Frankfurt, die Ostbahn von Nürnberg über Regensburg nach Passau, mit welcher die landshut-münchener Bahn sich verbindet, während ein anderer Zweig von Schwandorf über Furth nach Pilsen geführt wird, die münchen-salzburger Bahn: zusammen 177 Meilen, davon 128,5 Meilen Staatsbahnen, 48,5 Meilen Privatbahnen, 110 Meilen sind außerdem projektirt), ferner durch die Kunststraßen, welche das Königreich nach allen Richtungen durchschneiden (4574 Stunden lang), durch die gut eingerichteten Posten (B. gehört zum deutsch-österreichischen Postverein), durch zahlreiche Telegraphenstationen (261 Meilen Leitungen), endlich durch die Schifffahrt auf der Donau, von Donauwörth abwärts, 1857 mit 2010 Fahrzeugen (1,035,438 Ctr. Güter), 742 Flößen u. 15 Dampfschiffen, wovon 11 Personenboote; auf dem Ludwigskanal mit 3536 Schiffen u. 1860 Flößen (2,990,553 Ctr.), auf dem Inn mit 2215 Schiffen u. 77 Flößen (632,454 Ctr.), auf dem Main mit 236 Schiffen, von Bamberg abwärts auch mit Dampfschiffen (11 Dampfboote bis Köln gehend), auf dem Rhein, wo von B., Mannheim gegenüber, der Ludwigshafen angelegt worden, der Sitz der bayerisch-pfälzischen Dampfschifffahrtsgesellschaft, wie endlich auf dem Bodensee, dessen Dampfschifffahrt sehr lebhaft ist. Außerdem dienen auch die Märkte in allen Gegenden, sowie die Hypotheken- u. Wechselbank zu München und die königlich bayerische Bank zu Nürnberg zur Beförderung des Handelsverkehrs. Zur Ausfuhr kommen vorzugsweise: Vieh aller Art, Alpenwirthschaftserzeugnisse, Häute u. Wolle, Getreide, frisches und getrocknetes Obst, Holz u. Holzwaaren, Süßholz aus der Gegend von Bamberg, Flachs und Hanf, Hopfen, Bier (1856: 165,236 Eimer, wovon auf Nürnberg 38,388, Kulmbach 31,675, Erlangen 29,689, Kitzingen 25,142, auf München nur 3007 Eimer kommen), Wein, nürnberger Waaren, Salz, Eisen, Eisen-, Stahl-, Messing- und Goldschlägerwaaren, lithographische Steine, Marmor, Potasche, Kammmacherarbeiten, Glaswaaren, Gemüse, Sämereien ꝛc. Die wesentlichsten Einfuhrartikel sind: Pferde, Maulthiere, Baumwolle und Seide, theils roh, theils verarbeitet, Kolonial- und Arzneiwaaren, Oel, Pelze, Wolle, Tabak, Seefische ꝛc. Der Werth der Ausfuhr wird zu 14 Millionen, der der Einfuhr zu 10 Millionen Gulden berechnet. Die wichtigsten Handelsplätze sind Augsburg, München, Nürnberg, Fürth, Bamberg, Schweinfurt, Würzburg, Regensburg, Baireuth, Hof, Schwabach, Lindau, Kempten, Memmingen, Speyer, Lohr. B. rechnet seit 1857 nach Gulden zu 60 Kreuzern à 4 Pfennige im $52^1/_2$-Guldenfuß. Der Werth dieses neuen Guldens (wovon $52^1/_2$ auf 1 Pfund oder 500 Gramm fein Silber gehen) ist 85,714 Neukreuzer im 45-Guldenfuß, = 17,142 Neugroschen im 30-Thalerfuß. Vor 1857 rechnete man in dem Zahlwerthe des $24^1/_2$-Guldenfußes. Der neue Gulden = 0,997767 frühere Gulden, oder der frühere Gulden = 1,002238 neue Gulden. Für das Längenmaß ist der altbayerische Fuß die Einheit: er wird in 12 Zoll à 12 Linien eingetheilt und ist gleich 29,18 Centimeter. Die Klafter hält 6 Fuß, die geometrische Ruthe 10 Fuß und die Elle 2 Fuß $10^1/_2$ Zoll. Die bayerische Elle ist hiernach 833,01 Millimeter lang. Für das Flächenmaß ist der Quadratfuß die Einheit; ein Quadratfuß hält 144 Quadratzoll = 0,0851817 Meter, eine Quadratruthe 100 Quadratfuß = 8,51822 QMeter. Ein Tagewerk, Morgen oder Juchert hält 400 Quadratruthen = 34,0727 französische Aren, oder 1,3345 preußische Morgen, oder 0,59201 wiener Joch. Die Klafter ist 6 Fuß hoch, eben so breit und $3^1/_2$ Fuß tief und hält 126 Kubikfuß oder 3,1325 französische Steren. 5 Klafter = 18 frankfurter Stecken. Als Fruchtmaß ist der bayerische Scheffel die Einheit. Er hat 6 Metzen à 2 Viertel à 4 Maßl à 4 Dreißiger und ist gleich 4,0457 preußische Scheffel oder 222,37 Liter. Für die Flüssigkeiten ist die Maßkanne die Einheit, = 0,9336 preußische Quart oder 1,069 Liter, der Eimer hält 64 Maß oder 0,9958 preußische Eimer oder 68,41 Liter. Das Faß Bier hat 25 solcher Eimer. Ein Schenkeimer hält nur 60 Maß Wein. Für das Gewicht ist das alte bayerische Pfund die Einheit, 1 Pfund = 560 Gramm oder 1,12 Zollpfund. Der Centner hat 100 Pfund oder 5 Stein à 20 Pfund. Die Annahme des Zollpfundes steht bevor. Das Gold-, Silber- und Münzgewicht ist die kölner Mark à 233,95 Gramm. Verarbeitetes Silber muß 13löthig sein. Das Apothekerpfund wiegt 360 Gramm, also 9 bürgerliche Pfund = 14 Apothekerpfund. Im bayerischen Rheinkreise bestehen noch die französischen Maße und Gewichte, mit alleiniger Ausnahme des Holzmaßes.

Das Königreich B. enthält 29 unmittelbare Städte, 595 Städte und Märkte, 11,169 Hofmarken und Dörfer, 32,798 Weiler u. Mühlen (nach Bluntschli: 232 Städte, 417 Märkte, 22,383 Dörfer und Weiler, 21,584 Einöden und Mühlen, im Ganzen 8131 Gemeinden) und ist eingetheilt in 34 Bezirksgerichte, 290 Polizeigerichte und 251 Landgerichte (in der Pfalz Landkommissariate genannt).

Die bayerische Verfassung gründet sich im Wesentlichen auf die Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818. Nach derselben ist B. eine konstitutionelle Monarchie; sein König (jetzt Maximilian II.), welchem auf dem Bundestag im engern Rath eine, im Plenum 4 Stimmen zukommen, ist das Oberhaupt des Staates, welches alle Rechte der Staatsgewalt nach den verfassungsmäßigen Bestimmungen u. in Sachen, welche zum Wirkungskreise der Stände gehören, nur mit deren Beirath und Zustimmung ausübt. Die Krone ist erblich im Mannsstamme nach dem Rechte der Erstgeburt und der agnatisch-lineralischen Erbfolge, mit Ausschluß der weiblichen Nachkommen, so lange noch ein successionsfähiger Agnat als ebenbürtiger, mit Bewilligung des Königs geschlossener Ehe, oder ein durch Erbverbrüderung zur Thronfolge berechtigter Prinz vorhanden ist. Das Königreich bildet eine einzige un-

theilbare, unveräußerliche Gesammtmasse, und namentlich sollen alle Rechte der Souveränetät bei der Primogenitur ungetheilt und unveräußert erhalten und keinem Staatsbürger eine Befreiung von den öffentlichen Lasten bewilligt werden. Das Staatsbürgerrecht wird durch das Indigenat, welches auch vom Könige verliehen und sonst durch Naturalisation erworben werden kann, bedingt und geht mit demselben verloren; zu dessen Ausübung wird noch die gesetzliche, auf das vollendete 21. Jahr bestimmte Volljährigkeit und die Ansässigkeit im Königreiche, durch Besitz, Gewerbe oder ein öffentliches Amt erfordert. Jeder Bayer, ohne Unterschied des Standes, kann zu allen Civil-, Militär- u. Kirchenämtern oder Pfründen gelangen; das volle Staatsbürgerrecht haben indeß nur die 4 im Königreiche bestehenden christlichen Kirchengesellschaften, deren bürgerliche und politische Rechte ganz gleich sind. Jeder Bayer genießt Freiheit des Glaubens und Gewissens, so daß Niemandem seiner Religion wegen der Staatsschutz entzogen werden darf; Freiheit der Presse und des Buchhandels ist nach den Bestimmungen des Edikts vom 4. Juli 1848 gesichert; die Freiheit und Sicherheit der Person ist gewährleistet, ebenso die Sicherheit des Eigenthums. Die früher auf Grund und Boden ruhenden Feudallasten sind theils aufgehoben, theils für ablösbar erklärt. Vorrechte gesteht das bayerische Recht insbesondere den Adeligen, dann den Geistlichen und den höheren Beamten vom Kollegialrath aufwärts zu. Gemeinsame Privilegien dieser drei Klassen sind die Siegelmäßigkeit (s. d.) und der befreite Gerichtsstand. Von größerer Bedeutung sind die Vorrechte des Adels, wenigstens die des ehemals reichsständischen Adels. Nachdem die gutsherrliche Gerichtsbarkeit durch die Gesetzgebung von 1848 beseitigt ist, blieb dem landsässigen Adel nur noch das Sonderrecht, Familienfideikommisse zu erwerben und zu besitzen. Der reichsständische Adel aber genießt jene Rechte, welche ihm durch die deutsche Bundesakte gesichert sind.

Die Stände des Reichs bestehen aus zwei Kammern, den Reichsräthen und den Abgeordneten. Die erste Kammer ist zusammengesetzt aus den volljährigen Prinzen des königlichen Hauses, dem Herzog von Leuchtenberg, den Kronbeamten des Reichs, nämlich dem Kronobersthofmeister, dem Kronoberststämmerer, dem Kronoberstmarschall und dem Kronoberstpostmeister, den beiden Erzbischöfen, den Häuptern der 16 mediatisirten fürstlichen und gräflichen Familien, einem vom Könige ernannten Bischof und dem jedesmaligen Präsidenten des protestantischen Oberkonsistoriums, den vom Könige erblich oder lebenslänglich besonders ernannten Reichsräthen, von denen die letzteren den 3. Theil der ersteren nicht übersteigen dürfen und die ersteren dem Adel angehören, das volle Staatsbürgerrecht und ein Fideikommiß- oder Lehngut besitzen müssen, welches an Grund- oder Dominikalsteuer auf eine einfache Steuer wenigstens 300 Gulden bezahlt, was dermalen einem Kapitalwerthe von ungefähr 300,000 Gulden gleichkommt. Die Kammer der Abgeordneten bildet sich aus den Besitzern eines Gutes mit grundherrlicher Gerichtsbarkeit, die nicht Sitz und Stimme in der ersten Kammer haben (17), aus den Abgeordneten der 3 Universitäten, aus 11 Geistlichen der katholischen und 5 der protestantischen Kirche (nämlich erstere zu $^2/_3$, letztere zu $^1/_3$), aus Abgeordneten der Städte und Märkte (33), aus den Landeigenthümern ohne Gerichtsbarkeit (66). Von dieser Zahl stellen die adeligen Gutsbesitzer $^1/_6$, die Geistlichen $^1/_6$, die Städte und Märkte $^1/_4$, die übrigen Landeigenthümer $^2/_4$ der Abgeordneten und jede der 3 Universitäten 1 Mitglied. Jeder Abgeordnete muß 30 Jahre alt, selbstständiger Staatsbürger sein, sich zu einer der recipirten christlichen Konfessionen bekennen, den freien Genuß eines im betreffenden Bezirk gelegenen, seinen unabhängigen Unterhalt sichernden Vermögens (und zwar, was die Deputirten der Städte und Landeigenthümer betrifft, seit 3 Jahren u. von einem bestimmten Steuerwerthe) besitzen und nie wegen Verbrechen einer Specialuntersuchung unterlegen haben, wovon er nicht gänzlich freigesprochen worden ist. Die Stände werden alle 3 Jahre zusammenberufen (die Kammer der Abgeordneten wird alle 6 Jahre erneuert); der König kann sie vertagen oder auflösen, in welchem Falle wenigstens binnen 3 Monaten eine neue Wahl vorgenommen werden muß. Beide Kammern können nur vereint über die Gegenstände ihres Wirkens einen gültigen Beschluß fassen, selbst der von einer Kammer ausgesprochene Wunsch muß die Genehmigung der andern erhalten haben, um dem Monarchen vorgelegt werden zu können. Der König allein hat die Initiative zu Gesetzesvorschlägen; er allein sanktionirt die Gesetze und erläßt dieselben mit seiner Unterschrift. Seine Entschließung erfolgt auf alle an ihn gebrachten Anträge und überhaupt über alle verhandelten Gegenstände zugleich in dem sogenannten Landtagsabschied bei dem Schlusse der Versammlung. Anträge auf Abänderung der Verfassung können nur vom Könige an die Stände gebracht werden und erfordern zu einem gültigen Beschlusse derselben die Gegenwart von $^2/_4$ der die Versammlung bildenden Mitglieder in jeder Kammer und eine Mehrheit von $^2/_3$ der Stimmen. Die Verhandlungen der Kammern sind öffentlich. Der Geschäftsgang der Kammern ist jetzt durch ein besonderes Verfassungsgesetz vom 25. Juli 1850 geregelt, durch welches den Kammern eine freiere Bewegung und größere Selbstständigkeit bei der Behandlung ihrer Geschäfte gesichert ist, als sie bis dahin besessen. Die Minister und sämmtliche Staatsbeamte sind für die genaue Vollziehung der Verfassung verantwortlich; die Stände haben das Recht der Beschwerde und der Anklage wegen verletzter Verfassung.

In jedem Regierungsbezirk besteht außerdem noch ein Landrath, der sich jährlich einmal versammelt. Seine 24 Mitglieder werden aus der Klasse der Gutsherren mit Gerichtsbarkeit, der Städte und Märkte, der Geistlichen und der Landeigenthümer ohne Gerichtsbarkeit von den Wahlmännern in doppelter Zahl gewählt, woraus der König die erforderliche Anzahl ernennt, und müssen wahlfähig zum Landtage, dürfen jedoch nicht zugleich Abgeordnete zur Ständeversammlung sein. Außerdem treten in den Kreisen, in welchen Standesherren oder erbliche Reichsräthe als solche begütert sind, aus diesen Klassen 2 Individuen in den Landrath, und ebenso in den Kreisen, wo die Hauptmasse der Realitäten einer Universität liegt, 1 Mitglied derselben. Zum Wirkungskreise des Landraths, dessen Sitzungen 14 Tage dauern, gehört: die Prüfung des Voranschlags aller von der Gesammtheit der Kreisbewohner zu tragenden und auf die Kreisfonds überwiesenen be-

sondern nothwendigen und nützlichen Ausgaben; der Antrag auf Feststellung der zu ihrer Deckung erforderlichen Kreisumlagen und deren Vertheilung, vorbehaltlich des Rekurses an den Staatsrath; die Prüfung der Rechnungen über diese Umlagen; die Beschwerden über die Verwaltungsstelle; die Anträge zur Abhülfe von Gebrechen der Verwaltung; die Abgabe von Gutachten in allen Fällen, wo es auf königlichen Befehl verlangt wird.

Für die Pfalz sind die mit den pfälzischen Institutionen unvereinbaren besondern Bestimmungen über die adeligen Fideikommisse, die Siegelmäßigkeit, die gutsherrlichen Rechte u. Gerichtsbarkeit, die erblichen Reichsräthe, die mediatisirten Fürsten u. Grafen, die Vorrechte des Adels und die Bildung der zweiten Kammer der Ständeversammlung hinsichtlich der adeligen Gutsbesitzer durch die Verordnungen vom 22. und 24. Mai und 5. Oktober 1818 modificirt. Vergl. Dresch, Grundzüge des bayerischen Staatsrechts, Ulm 1835.

Der König bekennt sich zur katholischen Konfession. Seine große Titulatur lautet seit der neuen Landeseintheilung von 1837: „N. N., von Gottes Gnaden König von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Bayern, Franken und in Schwaben". Das Wappen ist ein länglichviereckiges Schild, in 4 Theile getheilt, mit einem Herzschild; im obern rechten Felde ist der pfälzische goldene, rothgekrönte Löwe in Schwarz, im untern linken Felde der blaue, goldgekrönte Löwe (wegen Veldenz) in Weiß, im obern linken Felde 3 silberne Spitzen in Roth (wegen Franken), im untern rechten Felde ein goldener Pfahl auf roth und weiß gestreiftem Grunde (wegen Burgau-Schwaben). Das Mittelschild enthält 42 silberne und azurne Rauten, diagonal von der Rechten zur Linken aufsteigend, als Sinnbild aller vereinigten Theile. Die Schildhalter bilden 2 goldene Löwen mit gespaltenem Schweif, von denen jeder eine in silberne und azurne Rauten getheilte Fahne hält. Das Ganze umgibt ein mit Hermelin ausgeschmücktes Zelt, oben mit der Königskrone. Die Landesfarben sind blau und weiß. Ueber den Ministerien steht der Staatsrath, ohne jedoch an der Verwaltung selbst Antheil zu nehmen, indem er für diese nur die oberste berathende Stelle ist, mit welcher der König in den wichtigsten Angelegenheiten unmittelbar in Berathung tritt. Indeß bildet der Staatsrath auch in einigen bestimmten Fällen der Administrativjustiz die höchste erkennende Instanz. Er besteht, unter der unmittelbar obersten Leitung des Königs, aus dem Kronprinzen, sobald dieser volljährig geworden ist, aus den volljährigen nachgeborenen Prinzen, welche vom König in denselben gerufen werden, aus den aktiven Ministern mit Portefeuilles und dem Feldmarschall, 6 vom König ernannten Staatsräthen, einem Generalsekretär und dem erforderlichen Kanzleipersonal. Außer den 6 ordentlichen ernennt der König auch Staatsräthe in außerordentlichem Dienste. Den Vorsitz im Staatsrathe führt der König und in seiner Abwesenheit der älteste Minister. Alle Beschlüsse werden unter der Unterschrift des Königs ausgefertigt. Die oberste Leitung der gesammten Verwaltung, sowie die oberste Aufsicht darüber und über die Vollziehung der Gesetze u. Verordnungen ist dem gesammten Staatsministerium übertragen, welches in 7 für sich bestehende Ministerien, nämlich das der auswärtigen Verhältnisse und des königlichen Hauses, der Justiz, des Innern, der Finanzen, des Kriegs, der Kirchen- und Schulangelegenheiten, für Handel u. öffentliche Arbeiten abgetheilt ist, deren jedes aus einem Minister als Vorstand, mehren Ministerialräthen, jedoch nur mit berathender Stimme, u. dem erforderlichen Kanzleipersonal besteht. Unmittelbar unter den einschlägigen Ministerien stehen die Centralstellen für einige technische Verwaltungszweige, deren ganzes, auch für den äußern Dienst verwendetes Personal daher auch denselben allein untergeordnet ist und welche mit einem Vorstande nebst mehren Räthen und Assessoren besetzt sind und von den Kreisregierungen ganz unabhängig bestehen. Es gehören dazu: der oberste Rechnungshof und die Rechnungskammer, die Generalbergwerks- und Salinenadministration, das Hauptmünzamt, die Generalzolladministration, die Staatsschuldentilgungskommission, die Steuerkatasterkommission, die oberste Baubehörde, die Generaldirektion der königlichen Verkehrsanstalten, das Telegraphenamt, das Amt der Donaudampfschifffahrt, das statistische Bureau, die Eisenbahnbaukommission, die Landesgestütsverwaltung, das Hauptstempelamt, die Staatsgüteradministration, die Militärfondskommission. Für jeden der 8 Regierungsbezirke bildet eine Kreisregierung, in 2 Kammern, die des Innern und der Finanzen, getheilt, die oberste Verwaltungsstelle und ist das vollziehende Organ der Staatsministerien des Aeußern, des Innern und der Finanzen in Beziehung auf alle diejenigen Theile der Staatsverwaltung und der innern öffentlichen Angelegenheiten, welche zu dem Geschäftskreise der genannten Ministerien gehören und nicht besondern Centralstellen u. deren Unterbehörden übertragen sind. Den Kreisregierungen sind die Polizeibehörden untergeordnet. Für die Handhabung der Medicinalpolizei und die Ausübung der Medicina forensis ist in jedem Gerichtsbezirk ein Arzt mit Gehalt angestellt, dem auch die Behandlung der Armen obliegt. Der äußere Dienst im Straßen-, Wasser- und Landbauwesen wird von Bezirksingenieuren und Baukondukteuren und bei der Forstverwaltung von Forstmeistern und Revierförstern besorgt. In den Standesherrschaften bilden die Regierungs- und Justizkanzleien der Standesherren in der Regel die zweite Instanz für alle Gegenstände der Polizei und innern Verwaltung, welche sonst zum Wirkungskreise der Kreisregierungen gehören. Das Kirchenregiment steht in der katholischen Kirche den 2 Erzbischöfen in München-Freising und Bamberg und ihren Suffraganen, den Bischöfen von Regensburg, Augsburg, Passau, Eichstädt, Würzburg und Speyer, zu. Die evangelische Kirche wird unter der obersten Aufsicht des hierzu mit einem Rath protestantischer Religion versehenen Ministeriums des Innern von dem Oberkonsistorium beaufsichtigt. Letzteres ist aus einem Präsidenten, mehren geistlichen Räthen und einem weltlichen zusammengesetzt; unter ihm stehen die drei Konsistorien in Ansbach, Baireuth und Speyer, welche mit einem Direktor und mehren geistlichen und weltlichen Räthen besetzt und deren Organe die Dekanate sind (Edikt vom 26. Mai 1818). Im J. 1852 zählte B. 2756 katholische Pfarreien, 5991 katholische Weltgeistliche, 5 Kollegiatstifter, 8 männliche Orden mit 539 Mitgliedern, 18 Arten von Frauenklöstern (355 barmherzige Schwe-

stern, 454 englische Fräulein), die Hälfte in Oberbayern; ferner 37 evangelische Dekanate und 1036 Pfarreien mit 1216 lutherischen, 6 altreformirten Geistlichen, 5 Geistlichen anderer christlichen Konfessionen u. 76 israelitischen. Unter der obersten Aufsicht der Kreisregierungen ist die unmittelbare Vollziehung der Gesetze und Verordnungen in Gegenständen der innern Verwaltung und der Polizei, sowie in der Regel auch die Entscheidung der administrativ-kontentiösen Sachen in 1. Instanz neben der Civil- und strafrechtlichen Justizpflege (s. unten) den Landgerichten übertragen, welche deshalb und wegen ihrer unmittelbaren Berührung mit dem Volke den eigentlichen Nerv der Regierungsgewalt bilden und als deren Hauptsäulen zu betrachten sind. Nur in den Städten 1. und, wo ein Stadtkommissär angestellt ist, auch 2. Klasse haben die Magistrate in ihren Bezirken in polizeilicher Beziehung gleiche Funktionen mit den Landgerichten, in allen andern Städten und Märkten wird sie von jenen nur unter speecieller Leitung der Landgerichte, auf dem Lande hingegen von diesen allein ausgeübt (s. unten). Gleiche Kompetenz mit den Landgerichten haben in dieser Hinsicht in ihren Distrikten auch die Standes- und gutsherrlichen Herrschaftsgerichte; die Patrimonialgerichte 1. und 2. Klasse aber sind auf die niedere örtliche Polizei beschränkt, und auch da noch mit Ausnahme der streitigen Polizei-, Kultur- und Gewerbsgegenstände, oder wo es sich um Gemeinderecht oder Privatgenugthuung handelt, welches Alles vor die Landgerichte gehört. Die Land- und Herrschaftsgerichte können selbstständig jede örtliche Anordnung treffen. Die Einnahme und Verrechnung der gesammten Staatsauflagen und der Einkünfte aus den Staatsdomänen, sowie derjenigen indirekten Auflagen und Regaliengefälle, deren Verwaltung und Perception nicht besondern Stellen zugewiesen wurde, als Zoll-, Post-, Salzefälle ꝛc., ist den Rentämtern übertragen, von denen sich in der Regel in jedem Landgerichte eines befindet. Sie sind den Kreisregierungen, an deren Kassen sie die Gelder abliefern, unmittelbar untergeordnet.

In der Pfalz ist die Kreisregierung mit denselben Attributen, wie in den ältern Provinzen, an die Stelle der französischen Präfektur getreten. Daher gehören zu ihrem Wirkungskreise alle Zweige der Polizei und deren innerer Administration, sowie der Finanzverwaltung, und sie theilt sich zu dem Ende gleichfalls in zwei Kammern, die des Innern und der Finanzen, auch ist sie im Ganzen eben so formirt, wie in den Kreisen diesseits des Rheins (Verordnung vom 18. August 1816 und vom 17. December 1825). Die Organe der Kammer des Innern für den äußern Dienst sind die 12 Landkommissariate, in welche der Kreis getheilt ist, die Vorsteher der Gemeinden, Bürgermeister genannt, und die Kantonsphysikate für das Medicinalwesen. Für die Verwaltung der Finanzen, mit Ausnahme der auch in den ältern Kreisen besondern Behörden übertragenen Gefälle, bestehen unter besondern Inspektoren Rentbeamte, Steuerkontroleure, Domäneninspektoren, Forstmeister und Revierförster. Der Fiskus wird in seinen Prozessen vor den Gerichten durch die ordentlichen Anwalte vertreten.

Für die Gemeinden, deren Organisation die Grundlage der repräsentativen Verfassung bildet, hat das Edikt vom 17. Mai 1818 in den Provinzen diesseits des Rheins die Ordnung ihrer Verhältnisse zur eigenen Angelegenheit derselben gemacht und ihnen auch formelle Selbstständigkeit und das Recht der Selbstregierung unter der Aufsicht der königlichen Behörden zurückgegeben. Die Städte und größern Märkte in jenen Kreisen üben dieses Recht durch einen von ihnen gewählten bürgerlichen Magistrat, durch Gemeindebevollmächtigte u. durch die in größern Städten denselben beigegebenen Distriktsvorsteher, die Ruralgemeinden aber durch einen aus dem Gemeindevorstande, dem Gemeindepfleger, dem Stiftungspfleger und 3—5 Gemeindebevollmächtigten bestehenden, durch freie Wahl gebildeten Gemeindeausschuß. Wirkliche Mitglieder einer Gemeinde sind in der Regel nur Diejenigen, welche in deren Bezirk ihren ständigen Wohnsitz aufgeschlagen oder daselbst ein häusliches Anwesen haben und dabei darin entweder besteuerte Gründe besitzen, oder besteuerte Gewerbe ausüben; doch können mit königlicher Genehmigung die Stadtmagistrate in besonderen Fällen auch andern Personen das Bürgerrecht ertheilen. Die Magistrate bestehen in den Städten 1. Klasse (von 2000 und mehr Familien) aus 2, in denen der 2. Klasse (von 500 bis 2000 Familien) hingegen aus einem Bürgermeister und mehren Magistratsräthen aus der Klasse der gewerbtreibenden Bürger, meist einem technischen Baurath, und in den Städten und Märkten der 3. Klasse (unter 500 Familien) aus einem Bürgermeister, einem Stadt- oder Marktschreiber und einigen Magistratsräthen. Die rechtskundigen Bürgermeister und Magistratsräthe werden, wenn sie nach 3 Jahren wieder gewählt werden, definitiv, die bürgerlichen hingegen unterliegen alle 6 Jahre einer neuen Wahl. Alle werden von den Gemeindebevollmächtigten gewählt, bedürfen aber jedesmal der königlichen Bestätigung und erhalten die erstern eine fixe Besoldung mit Anspruch auf Pension, die letztern einen auf die Dauer ihres Amtes beschränkten Funktionsgehalt. Die Gemeindebevollmächtigten werden von den wahlfähigen Gemeindegliedern aus 1—2 Dritttheilen der Höchstbesteuerten auf 9 Jahre gewählt, ohne höherer Bestätigung zu bedürfen; die Distriktsvorsteher ernennt der Magistrat jedesmal auf 3 Jahre. Beide versehen ihr Amt unentgeltlich. Die Kompetenz der Magistrate erstreckt sich auf die Besorgung aller Gemeindeangelegenheiten. Die Gemeindebevollmächtigten sind die Kontrole und der Beirath des Magistrats, über dessen Verwaltung sie das Recht der Beschwerdeführung haben. Der Gemeindeausschuß der Ruralgemeinden wird von der versammelten Gemeinde, und zwar, was die Ortsvorsteher u. Pfleger betrifft, aus 2 Dritttheilen der Höchstbesteuerten, auf 3 Jahre gewählt und von dem ihr vorgesetzten Land- oder gutsherrlichen Gerichte bestätigt, kann jedoch nach Ablauf dieser Zeit wieder gewählt werden. Den Magistraten in Städten und Märkten (mit Ausnahme der Residenzstadt, wo eine eigene königliche Polizeidirektion besteht) ist außerdem die gesammte Lokalpolizei und den Ausschüssen der Ruralgemeinden die Dorf- und Feldpolizei übertragen. Die Kuratel über die sämmtlichen Gemeindeverwaltungen wird von dem Ministerium des Innern und unter dessen oberster Leitung von den Kreisregierungen theils mittelbar, wie in den

größern Städten, theils unmittelbar durch das Organ der Land- und Patrimonialgerichte ausgeübt.

Das Gesetz über die Distriktsräthe vom 28. Mai 1852 hat eine bis dahin in B. unbekannte Art von Gemeinden, die Distriktsgemeinden geschaffen. Jeder Amtsbezirk einer Distriktsverwaltungsbehörde (in der Pfalz jeder Kanton) bildet eine Distriktsgemeinde, die hauptsächlich die Bestimmung hat, gewissen, von den einzelnen Gemeinden entweder überhaupt nicht, oder doch nur mit unverhältnißmäßigen Opfern zu befriedigenden Bedürfnissen mit gemeinsamen Kräften abzuhelfen und zu dem Zwecke Distriktsanstalten zu errichten. Als Organ der Distriktsgemeinde besteht ein Distriktsrath, der aus seinen Mitgliedern einen besondern Ausschuß zur Leitung der gewöhnlichen Geschäfte wählt. Wie sich aus den einzelnen Gemeinden eines Bezirks die Distriktsgemeinde bildet, so besteht die Kreisgemeinde aus den sämmtlichen Distrikts- und den größeren Stadtgemeinden eines Regierungsbezirks, so daß es 8 Kreisgemeinden in B. gibt, deren jede durch einen Landrath vertreten wird, der als Vertreter der Kreisgemeinde die Rechte derselben in ihrer Eigenschaft als juristische Person übt, u. dessen Hauptaufgabe in der Mitwirkung bei Feststellung des Kreisbudgets besteht. Der Landrath, der alle Jahre einmal zu berufen ist, wählt von 3 zu 3 Jahren aus seiner Mitte einen Ausschuß, der so oft zusammentritt, als es die Kreisregierung für nothwendig erachtet. Das Armenwesen ist durch eine umfassende Verordnung vom 17. Nov. 1816 geordnet. Demnach ist die Armenpflege in den größern Städten und Märkten, welche einen Magistrat haben, einem Pflegschaftsrath, der unter dem Vorsitze des Polizeidirektors oder Polizeikommissärs, Land- oder Herrschaftsrichters aus den Pfarrern und Bürgermeistern, Gerichtsärzten, einem oder mehren Magistratsräthen und Abgeordneten der Gemeinden, welche von diesen gewählt werden, zusammengesetzt ist; in den Städten u. Märkten ohne Magistrat aber, sowie auf dem Lande ist die Armenpflege den Gemeindeausschüssen mit Beiordnung der Pfarrer übertragen. Nach neueren Angaben besitzt das Königreich B. über 6,700,000 Gulden an örtlichen, 1,200,000 Gulden an Distriktsarmenfonds, an 1 Million bei den St. Johannisvereinen, welchen Armenkassen überdies jährlich an 600,000 Gulden durch freiwillige und an 650,000 Gulden durch Pflichtbeiträge zufließen. Im Jahre 1854 bis 1855 wurden aus diesen Mitteln, abgesehen von den Leistungen der für besondere Zwecke bestimmten Wohlthätigkeitsstiftungen, nahezu 2,600,000 Gulden für die Armenpflege verwendet. Neben 465 örtlichen und 92 Distriktskrankenanstalten, 391 Pfründhäusern, 70 Armenarbeits- 132 Kinderbewahr-, 29 Rettungs- u. Zufluchtsanstalten waren 139 Distriktshülfskassen, 209 Sparkassen mit mehr als 15 Mill. Gulden Vermögen, 112 Unterstützungskassen für Fabrikarbeiter ꝛc. thätig, der Privatwohlthätigkeit nicht zu gedenken. Die Armen machen 2 Procent der Bevölkerung aus, in der Pfalz 4 Proc. In den 755 Gemeinden der Pfalz besteht noch die frühere französische Verfassung und Verwaltung. Den Gemeinden stehen zwar Bürgermeister vor, welchen Adjunkten und Gemeinderäthe beigegeben und Gemeindeeinnehmer untergeordnet sind, aber sie werden nicht von den Gemeinden gewählt, sondern auf bloßen Vorschlag von der Regierung nach Gutdünken ernannt und entlassen. Sie sind daher durchaus Beamte der Regierung und nicht der Gemeinde und führen ihr Amt auf eigene Verantwortlichkeit. Die Thätigkeit des Gemeinderaths ist auf die Kontrole der Rechnungsrevision und auf die Vorschläge zu den Gemeindediensten, die der Bürgermeister aber durch die obern Staatsbehörden sehr beschränkt.

Die Gerichtsverfassung ist in der Pfalz eine andere, als diesseits des Rheins, indem dort die während der französischen Herrschaft begründeten Einrichtungen beibehalten worden sind. Die erste ordentliche Instanz in Civilsachen bilden vier Bezirksgerichte; für geringfügige Streithändel sind die als Einzelgerichte entscheidenden Landgerichte bestellt. Die freiwillige Gerichtsbarkeit wird von Notaren, Hypothekenbewahrern, dann den Familienräthen ꝛc. besorgt. Die Berufung geht an das Appellationsgericht in Zweibrücken, über welchem der oberste Gerichtshof in München als Kassationshof fungirt. Die Gerichtsverfassung der diesseitigen Provinzen hat auf Grund des Gesetzes vom 1. Juli 1856 eine Umbildung erfahren. Die freiwillige und die streitige Civilgerichtsbarkeit in den größeren Städten, sonst von den Landgerichten verwaltet, ward den Kreis- u. Stadtgerichten übertragen, die den Namen Bezirksgerichte erhielten, und deren Zahl nach Bedürfniß vermehrt ward. Die Kompetenz derselben ist auf Justizsachen beschränkt, erstreckt sich aber nicht bloß auf den Stadtbezirk, sondern zugleich auf die Bezirke der Landgerichte in Betreff derjenigen Personen, denen ein befreiter Gerichtsstand g sichert ist, wie z. B. der Adeligen und Geistlichen. Den Landgerichten ist die gesammte Polizeiverwaltung im weitesten Sinne des Worts übertragen, von Rechtsstreitigkeiten sind ihnen nur die zugewiesen, welche in erster Instanz durch Einzelnrichter zu erledigen sind; daher denn auch die kollegiale Verfassung der Landgerichte aufgehoben ist. Die übrigen gehen an die Bezirksgerichte über. Die Geschäfte der nichtstreitigen Rechtspflege mit Einschluß des Hypothekenwesens werden sowohl bei den Bezirksgerichten, als bei den Landgerichten durch besondere Gerichtsbeamte als Einzelnrichter selbstständig besorgt. Namentlich ist für das Notariat- und das Hypothekenwesen bei jedem Landgerichte durch die vorgesetzten Stellen ein eigener Nebenbeamter aufzustellen und öffentlich bekannt zu machen. In zweiter Instanz erkennen die Appellationsgerichte, deren eines an der Spitze jedes Kreises steht; in dritter Instanz entscheidet das Oberappellationsgericht zu München. Von den Erkenntnissen der Gerichtshöfe findet kein weiterer Rekurs an den König oder an das Justizministerium Statt, sondern nur in dem Falle verzögerter oder verweigerter Rechtspflege eine Beschwerde und Bitte um Promotorialien, sowie in Strafsachen eine Bitte um Begnadigung oder Milderung. Kompetenzstreitigkeiten zwischen den Justiz- und Verwaltungsbehörden entscheidet der König. Die Advokaten werden vom König ernannt und bedürfen derselben Qualifikation wie die Richter; Staatsdiener sind sie nicht, bilden auch keine Korporation, und ihr Amt darf mit andern Aemtern, z. B. Patrimonialgerichtsverwaltungen, verbunden werden. Uebrigens sind sie befugt, vor allen Behörden im Königreiche zu patrociniren, ohne auf einen Kreis beschränkt zu sein. Notarien gibt es nur bei Wechsel-

Digitized by Google

gerichten; Gerichtsbeisitzer (noch bei mehren Gerichten ohne ordentliche Gerichtsschreiber üblich) dienen bloß als Zeugen. Als Organe zur Führung der strafrechtlichen Untersuchungen wirken die gewöhnlichen Untergerichte, die Bezirksgerichte und die Landgerichte. Die Voruntersuchungen über Verbrechen, Vergehen und jene Polizeiübertretungen, welche kraft besonderer Gesetze gleich den Vergehen zu behandeln sind, fallen in die Zuständigkeit der Bezirksgerichte und sind so weit, als thunlich ist, durch Untersuchungsrichter der einschlägigen Bezirksgerichte zu führen. Jedoch können für entferntere Theile der Bezirke durch Regierungsverordnung besondere Kommunalbezirke gebildet und zur Führung der Voruntersuchung ständige Bezirksuntersuchungsrichter (Kriminaladjunkten) ernannt werden, welche die Dienseigenschaft von Landgerichtsassessoren haben und unter der dienstlichen Oberaufsicht des Landrichters stehen, in dessen Amtssitze sie aufgestellt sind. Die geschlossenen Untersuchungsakten werden dem Staatsanwalt an dem einschlägigen Bezirksgerichte vorgelegt, damit über die Verweisung der Sache zur Aburtheilung Beschluß gefaßt werde. Die Verweisung ist dem betreffenden Appellationsgerichte zu überlassen, wenn es sich um ein Verbrechen handelt, für das die Schwurgerichte zuständig sind. Die Urtheilsfällung in Strafsachen gehört, in soweit es sich um Vergehen oder Verbrechen handelt, die bloß mit Arbeitshausstrafe bedroht sind, zur Kompetenz der Bezirksgerichte, gegen deren Erkenntnisse an das einschlägige Appellationsgericht Berufung eingelegt werden kann. Ueber schwerere Verbrechen, die mit Zuchthaus-, Ketten- oder Todesstrafe bedroht sind, erkennen die Schwurgerichte auf vorgängige Anklage, die, von dem Appellationsgerichte beschlossen, vom Staatsanwalt vertreten wird. Das Verfahren in Strafsachen ist öffentlich und mündlich, in den diesseitigen Kreisen nach den näheren Vorschriften des Gesetzes vom 10. Nov. 1848, in der Pfalz nach den Bestimmungen des Code d'instruction criminelle.

Eine allgemeine Gesetzgebung für das jetzige Königreich B., oder eigentlich nur für die 7 Kreise diesseits des Rheins, findet erst seit seiner Vereinigung Statt. Das älteste Rechtsbuch des ehemaligen Herzogthums Bayern ist die Lex Bajuvariorum, die, unter dem Frankenkönig Dagobert I. 630—638 von Chadoindus, Agilulf, Claudius und Magnus verfaßt, gesammelt wurde. Das wichtigste der älteren bayerischen Gesetzbücher aber ist das unter der Regierung Ludwigs des Bayern um 1347 von seinen Söhnen Ludwig, Stephan u. Wilhelm verfaßte (oder vielleicht nur verbesserte) Rechtsbuch (bayerisches Landrecht), in welches viele Stellen des Schwabenspiegels, sowie aus dem Rechtsbuche Ruprechts von Freisingen wörtlich aufgenommen worden sind. Von Kaiser Ludwig erhielt Niederbayern auch eine Gerichtsordnung von 1340, sowie auch demselben Kaiser die meisten bayerischen Städte entweder besondere, nach dem münchener Stadtbuche gegebene Stadtrechte, oder wenigstens wichtige Freiheitsbriefe verdanken. An die von Herzog Georg herstammende Landesordnung von 1491 schließt sich die Reformation der bayerischen Landrechte von 1518 und die Gerichtsordnung von 1520 an, welche 1588 auf Befehl des Herzogs Wilhelm mit einigen Abänderungen wieder abgedruckt wurde. Im Jahre 1553 erschien die bayerische Landesordnung von Herzog Albrecht, wozu als Zusätze die durch den nachfolgenden Landtag veranlaßte Deklaration und Erläuterung einiger Artikel der Polizeiordnung (1557) u. eine weitere Erklärung der bayerischen Landesordnung nebst einigen neuen Artikeln (1558), enthaltend Bestimmungen über Siegelmäßigkeit, Kirchengut, Vormundschaft, Gesindeordnung, Kleiderordnung und Gantprozeß, erschien. Von 1520 an beginnen auch in B. die neben den größeren Rechtssammlungen fortlaufenden einzelnen Verordnungen (gewöhnlich Generalien genannt), von denen die geltenden in den Sammlungen von Kreitmayr und Mayr zusammengestellt sind. Auf dem Landtage von 1612 wurde der Entwurf eines neuen Gesetzbuches den Ständen vorgelegt und am 27. September 1616 unter dem Namen Landrecht, Polzei-, Gerichts-, Malefiz- und andere Ordnungen zu München publicirt. Die allgemeinen Gesetze seit der Vereinigung des Königreichs sind bis 1818 in den Regierungsblättern, von da an zu je 3 Jahren in Gesetzblättern gesammelt, neben welchen das Regierungsblatt die laufenden Verordnungen enthält. Die neue Gerichtsverfassung vom 1. Juli 1856 wurde von K. Edel kommentirt (Nördlingen 1857). Als allgemeines Civilprozeßgesetz ist in allen 7 älteren Kreisen der Codex juris bavarici judiciarii oder neu verbesserte kurbayerische Gerichtsordnung von 1753 eingeführt (herausgegeben von Kreitmayr mehrfach, München 1758 und 1788). Das Civilrecht beruht auf den verschiedenartigsten Unterlagen der Provinzen und Orte. Ober- und Niederbayern, der Oberpfalz und Regensburg gemeinschaftlich ist das alte Landrecht von 1616 (Kommentar von B. Schmidt, München 1695, 3 Bde.) mit dem verbesserten oder Codex Maximilianus juris bav. civilis von 1756 (abgefaßt u. herausgegeben von Kreitmayr, München 1788, 5 Bde. fast gesetzliches Ansehen genießend), nebst den neuern Novellen (herausgegeben von Moritz, Memmingen 1820). Das bayerische Recht schließt sich im Allgemeinen dem gemeinen Recht an, ist aber eigenthümlich in den Bestimmungen über Adel, Siegelmäßigkeit, Familienfideikommisse u. das Hypothekenrecht. Unter den Instituten des Civilrechts, welche in ganz B. diesseits des Rheins bestehen, nimmt das Hypothekenrecht vom 1. Juni 1822 sammt der dazu gehörigen Prioritätsordnung die vorzüglichste Stelle ein. Es beruht auf dem Princip der Publicität und Specialität, welches mit Konsequenz durchgeführt ist. In der Pfalz gilt das französische Hypothekenrecht, welches jedoch außer mehren anderen Mängeln an einem Hauptgebrechen, nämlich dem der stillschweigenden Hypotheken leidet, welche das Gesetz den Ehefrauen, den Minderjährigen, den Interdicirten und dem Staate zugesteht. Was das Lehnrecht betrifft, so wurde unterm 5. Juli 1808 ein neues Lehnedikt erlassen und das ältere Lehnrecht in allen Theilen des neugebildeten Königreichs abgeschafft, worauf bis 1818 mehre Verordnungen über einzelne Materien, hauptsächlich die Allodifikation und Umwandlung der Lehen in andere Grundverträge, die Auflösung von Privatlehen und Passivlehen ꝛc. folgten. Durch das Gesetz vom 15. August 1820 wurde jenes Edikt im ganzen Königreich diesseits des Rheins eingeführt; 1828 wurde es revidirt. Auch in Bezug auf Wechselrecht sind allgemeine

Gesetze vorhanden; durch Gesetz vom 25. Juli 1850 ist die deutsche Wechselordnung eingeführt. Für das Kriminalrecht hat B. ein (von Feuerbach abgefaßtes) Strafgesetzbuch von 1813, dessen 2. Theil die Kriminalordnung enthält. Das neue Strafprozeßgesetz datirt vom 10. November 1848. Für Polizeiübertretungen existirt in B. zur Zeit kein Strafcodex, sondern diese werden theils nach einzelnen Verordnungen und Gesetzen, theils nach Herkommen, theils nach Gutdünken der Polizeibehörden bestraft; doch sind für Strafen dieser Art bestimmte Grenzen hinsichtlich der Qualität u. Dauer vorgeschrieben. Verletzungen der Gesetze über die Staatsauflagen, namentlich die indirekten (Defraudationen), werden civilrechtlich bestraft. In der Pfalz ist in Folge der Verordnung vom 20. März 1817 mit der französischen Gesetzgebung das französische Civilgesetzbuch (Code Napoléon) beibehalten worden und noch gültig, nebst demselben auch der französische Preßcodex (Code de procédure civile), das Strafgesetzbuch (Code pénal) nebst dem Code d'instruction criminelle, endlich der Handelscodex (Code de commerce), zusammen die Cinq Codes.

Unter den wissenschaftlichen und Bildungsanstalten B.s stehen in erster Reihe die 3 Universitäten des Landes: München (1826 von Landshut hierher verlegt) mit 2000 Studirenden, 68 Professoren und 30 Docenten, Würzburg (1582 gestiftet) mit 700 Studenten und 40 Professoren, Erlangen (1743 gestiftet) mit 400 Studenten, 38 Professoren und 12 Docenten. Für die Gestaltung derselben in der neueren Zeit sind zwei Gesetze: eine Redaktion der Universitätsstatuten von 1827 („Vorschriften über Studien und Disciplin für die Studirenden an den Hochschulen des Königreichs B."), die 1835 veröffentlicht ward, und das Statut vom 2. November 1838 über die neue Anordnung des Studiums der allgemeinen Wissenschaften, von besonderer Wichtigkeit. Durch dieses Statut wird die früher in Landshut und vordem in Ingolstadt bestandene Ordnung in sofern wieder zurückgeführt, als der Kursus jener Studien sich wieder auf 2 Jahre erstreckt, von dem Fachstudium ganz getrennt und nach Semestern und Gegenständen, die in jedem derselben gehört werden müssen, abgetheilt wird. Als Vorbereitungsschulen für den höheren wissenschaftlichen Unterricht zählt B. 7 katholische Lyceen (d. h. Specialschulen, den Fakultäten der Universitäten entsprechend, mit einem zweijährigen Kursus u. jedes aus einer philosophischen und einer theologischen Sektion bestehend) zu Amberg, Bamberg, Dillingen, Eichstädt, Freising, Passau, Regensburg, mit 77 Professoren und etwa 700 Studirenden; ferner 28 Gymnasien mit 297 Lehrern und gegen 3600 Schülern; 96 lateinische Schulen, welche für das Gymnasium vorbereiten, mit 462 Lehrern und 7500 Schülern; 10 Schullehrerseminare (2 protestantische zu Altdorf und Schwabach) mit 78 Lehrern und 530 Zöglingen; 7113 Volks- oder deutsche Schulen (4810 katholische, 2150 protestantische, 153 israelitische) mit 8622 Lehrern, 315 Lehrerinnen, 426,501 Schülern und 482,774 Schülerinnen. Ferner bestehen 261 Zeichnungsschulen mit 8900 Schülern und 1100 Schülerinnen; 3 polytechnische Schulen (zu München, Augsburg und Nürnberg) mit 33 Lehrern, 226 Schülern und 200 Hospitaliten; eine Handelsschule zu Nürnberg u. 1 Baugewerkschule zu München, 1 Forstlehranstalt zu Aschaffenburg, 1 landwirthschaftliche Centralschule zu Schleißheim, 1 Ackerbauschule zu Triesdorf, 26 Landwirthschafts- und Gewerbschulen, 1 Handwerksfeiertagsschule in München. Außerdem gibt es für das Militär ein Kadeteneorps in München, 9 Taubstummenanstalten, ein berühmtes Irrenhaus zu Würzburg, Blindeninstitute in München u. Regensburg, 143 königliche, klösterliche und Privatlehr- und Erziehungsanstalten (mit 872 Lehrenden und 6860 Zöglingen). Schon 1759 ward zu München eine Akademie der Wissenschaften gegründet, die 1807 eine zeitgemäße Umgestaltung erhielt. Sie besteht aus 3 Klassen, der philologisch-philosophischen, der mathematisch-physikalischen und der historischen, zählt 322 Mitglieder u. erhält aus der Staatskasse jährlich 86,000 Gulden. Auch wissenschaftliche Vereine und gelehrte, besonders historische Gesellschaften sind in B. zahlreich. Die Hof-Staatsbibliothek zu München ist die größte in Deutschland; sie zählt 800,000 Bände u. 22,000 Handschriften. Andere bedeutende Bibliotheken sind die der Universitäten zu München mit 147,500 Bänden, Erlangen mit 140,000 Bänden, Würzburg mit 100,000 Bänden und die zu Augsburg mit 100,000 Bänden. Wissenschaftliche Sammlungen und Institute, botanische Gärten, Sternwarten (die wichtigste zu München) sind den Universitäten beigesellt. Es gibt gegen 400 Buch- und Kunsthandlungen: 31 in Nürnberg, 20 in Augsburg, 30 in München, worunter in Bezug auf die Schulen der Centralschulbücherverlag daselbst von Wichtigkeit ist, ein Institut, das 1785 ein Privilegium erhielt, die Normalunterrichtsbücher der Volksschulen zu liefern, das 1838 auch über alte Klassiker, Lehrbücher für Gewerbsschulen und Gymnasien ꝛc. ausgedehnt wurde.

Mehr als jede andere geistige Schöpfung gedieh in B. die Kunst zu hoher Blüthe. Sie entwickelte sich durch die großartigen Aufgaben, welche König Ludwig den ersten lebenden Künstlern (Malern, Bildhauern, Architekten ꝛc.), die er zu sich nach München berufen hatte, stellte, und wodurch er seine Residenz zum Sitz und Mittelpunkt der herrlichsten Kunstschöpfungen erhob. Nicht minder war seine Sorgfalt auf die Erhaltung der Kunstwerke der Vorzeit gerichtet, zu welchem Behuf eine eigene Generalinspektion gegründet ward, welche die Baudenkmale des Mittelalters zu erhalten u. ihre geschichtliche Bedeutung näher zu erforschen hat. Die königliche Akademie der bildenden Künste in München, in ihrer jetzigen Gestalt 1808 gegründet, um die Erhaltung und Fortpflanzung der Künste zu sichern u. den Sinn für Schönheit und Geschmack an edleren Formen allgemein zu verbreiten, ist sowohl eine Lehr- und Bildungsanstalt, als eine Kunstverbindung oder Kunstgesellschaft. Zu ihrer Unterhaltung trägt der Staat jährlich 50,000 Gulden bei, und mehre hundert Zöglinge, Inländer sowohl als Ausländer, werden in ihr gebildet. Kunstsammlungen (die bedeutendsten in München: alte und neue Pinakothek u. Glyptothek) und Schulen für alle Zweige der Kunst sind vielfach vorhanden. Theater gibt es in B. 16 (ausgezeichnet ist darunter das Nationaltheater in München).

Die Staatseinnahmen fließen aus dem Staatsgut (Domänen, lehen-, zins- u. zehntherrlichen Rechten), den Regalien (Bergwerken, Salz, Geld- und Perlfischerei, Münze, Verlag der Regierungs-

Digitized by Google

blätter, Post, Staatseisenbahnen, Telegraphen), Steuern (Grund-, Haus-, Dominikal- u. Gewerbesteuer) ꝛc. Das Budget wird auf den Zeitraum von 6 Jahren festgesetzt. Nach dem für die laufende (8.) Finanzperiode (vom 1. Oktober 1861 bis dahin 1867) beträgt die Jahreseinnahme 16,858,523 Gulden, also 5,461,613 Gulden mehr, als in der vorigen Finanzperiode (darunter direkte Steuern: 9,191,967, indirekte Steuern: 17,504,236, Regalien u. Staatsanstalten: 10,827,408, Domänen: 8,836,174 Gulden) und die jährliche Ausgabe 46,658,525 Gulden (darunter für Staatsschuld: 12,988,956, für Civilliste: 2,935,604, Landtag: 59,000, Staatsanstalten: 4,734,035, Ministerium: 6,328,597, Straßenbau ꝛc.: 3,000,000, Militär: 12,000,000 Gulden). Für Eisenbahnen hatte der Staat Anfangs 1855 bereits 100,952,000 Gulden aufgewendet; die Rente betrug 1852 — 53 1½ Procent des Anlagekapitals. Die Staatsschuld entstand großentheils durch Ueberwälzen der Privatschulden der Kurfürsten auf die Landeskasse. Auf einigen der neu erworbenen Gebiete lasteten manche Schulden, indem das zugleich übernommene Aktivvermögen, dabei die Güter der eingezogenen Klöster, großentheils verbraucht, wohl auch Vieles veruntreut ward. Am 1. Oktober 1811 betrugen die anerkannten Schulden 118,230,605 Gulden. Beim Beginn der konstitutionellen Periode (1818) ward die Staatsschuld auf 105 Millionen, mit den Zinsrückständen auf 107,722,658 Gulden berechnet, wovon alljährlich außer den Zinsen ⅔ Procent getilgt werden sollen. Dennoch war die Schuld 1847 bereits auf 126 Millionen gestiegen, wozu noch kamen: am 30. November 1847 4 procentiges Arrosirungsanlehen 10½ Millionen, am 12. Mai 1848, 23. December 1849 u. 22. Mai 1850 5procentiges Subskriptionsanlehen 25 Millionen, 30. Juni 1850 5procentiges Eisenbahnanlehen 10 Millionen, 28. Juli 1850 4½procentiges Arrosirungsanlehen 2½ Millionen, 4½procentiges Anlehen vom 31. März 1852 5 Millionen, am 22. Februar 1855 4½procentiges Militäranlehen 6½ Millionen, so daß die gesammte Staatsschuld Ende Juni 1859 folgenden Bestand hatte: alte Schuld 100,729,703, neue Schuld (einschließlich des Militäranlehens von 1855) 22,550,977, Eisenbahnschuld 90,913,134, Grundrentenablösungsschuld 102,299,550, im Ganzen: 316,493,364 Gulden. Es kommen daher auf den Kopf etwa 68⅓ Gulden.

Die bayerische Armee ergänzt sich durch freiwilligen Zugang (durchschnittlich jährlich 500) und durch allgemeine Militärkonskription. Stellvertretung ist gestattet. Die Dauer der Dienstzeit im stehenden Heere beträgt ohne Unterschied der Waffengattung 6 Jahre, wird aber der Mannschaft durch Beurlaubung erleichtert. Nach Verlauf derselben tritt der Mann bis zum 40. Jahre in die Reserve. Bei jedem Infanterie- und Artillerieregiment sind zwei solcher Reservebataillone, bei jedem Jägerbataillon und jedem Kavallerieregiment eine Reservedivision. Neben dem Heere und der Reserve besteht noch die Landwehr, wozu alle übrigen Diensttauglichen, mit Ausnahme des geistlichen Standes und der Standesherren mit ihren Familien, vom 22. bis zum vollendeten 60. Lebensjahre verpflichtet sind; temporär sind die Hof- und Staatsdiener, die standes- und gutsherrlichen Justiz- und Polizeibeamten, die Magistratspersonen und Gemeindevorsteher unbedingt, die Aerzte, Wundärzte, Notare und Advokaten in sofern dispensirt, als sie nicht zum Landwehrdienst nothwendig sind. Die Landwehr ist in zwei Klassen eingetheilt: die erste für Männer bis zu 40 Jahren, die zweite für die, welche das 40. Jahr überschritten haben und sich zur Mobilisirung weniger eignen. Jene treten durch königlichen Aufruf innerhalb der Grenzen des Königreichs, diese aber nur innerhalb ihrer Bezirke in militärische Thätigkeit. In jeder Provinz befindet sich ein Landwehrkreiskommando unter einem Landwehrgeneral, dem mehre Kreis- und Bezirksinspektoren (Oberste und Oberlieutenants der Landwehr) untergeordnet sind. Sämmtliche aktive Landwehr ist uniformirt und bewaffnet. In der Wirklichkeit ist aber die Landwehr nur in den größern Städten vorhanden, in der Pfalz gar nicht. Den ersten Rang in der Armee nimmt die Leibgarde der Hartschiere (120 Mann mit Junkersrang) ein, welcher zunächst die Bewachung des königlichen Hauses anvertraut ist und die sich durch ausgezeichnete Offiziere und Unteroffiziere der Armee ergänzt. Die gesammte Armee besteht aus 4 Divisionen à 2 Infanterie- und 1 Kavalleriebrigade, jede Brigade zu 2 Regimentern mit 56 aktiven Generälen. Der Heeresbestand war 1861 142,912 Mann Infanterie (16 Regimenter u. 6 Jägerbataillone), 21,860 Mann Kavallerie (8 Regimenter), Artillerie 25,519 Mann mit 136 Feldgeschützen und Genietruppen 2625 Mann. Die aktive Landwehr diesseits des Rheins zählt 51,000 Mann Infanterie und 2500 Mann Kavallerie. Das Bundeskontingent, ursprünglich zu 35,600 Mann festgesetzt, beträgt nach dem Bundesbeschlusse vom 4. Januar 1855: Hauptkontingent 41,533, Reserven 11,867 und Ersatzmannschaft 5933, zusammen 59,333 Mann. Jedes Infanterieregiment (à 4382 Mann) umfaßt 3 Bataillone, jedes Bataillon 5 Kompagnien; jedes Kavallerieregiment (à 1285 Mann) hat 7 Schwadronen; die Artillerie zerfällt in 3 fahrende Regimenter (à 2674 Mann zu 12 Batterien das Regiment), ein reitendes Regiment (zu 4 Batterien) und eine Ouvrierskompagnie. Die Genietruppen sind in 8 Kompagnien getheilt. Militärbildungsanstalten sind: das königliche Kadetencorps in München (1756 gegründet), die Artillerieschulen und die Schulen bei den übrigen Heeresabtheilungen. Dem Kriegsministerium sind ferner untergeordnet: das topographische Bureau (in 5 Sektionen, die mathematische, die Zeichnungs-, die Kupferstecher-, die historische und die taktische Sektion, getheilt), das Laboratorium, die Pulvermühle und die Salpeterraffinerie in München, das Gießhaus zu Augsburg, die Gewehrfabrik zu Amberg ꝛc. Festungen sind Ingolstadt und die Bundesfestungen Germersheim und Landau, ferner Würzburg mit der Citadelle Marienberg, dann die Bergfestungen Rosenberg, Wülzburg und Oberhaus bei Passau, Forchheim. Bayerische Truppen stehen auch in Ulm und Frankfurt am Main.

B. hat folgende Orden und Ehrenzeichen: den St. Hubertusorden, 1444 gestiftet, als ersten Hausorden mit einer Klasse Ritter; den St. Georgenorden, aus den Zeiten der Kreuzzüge, 1729 erneuert, mit 3 Klassen; den Militär-Max-Josephsorden, 1806 gestiftet, mit 3 Klassen; den Civilverdienstorden der bayerischen Krone, 1808 gestiftet, aus

5 Klassen bestehend (die 3 ersten adeln); den St. Michaelsorden, 1693 gestiftet, 1837 zu einem Verdienstorden umgeschaffen, mit 3 Klassen; den Ludwigsorden, 1827 gestiftet, für 50jährige Dienstzeit; den Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft, 1852 gestiftet. Frauenorden sind: der heilige Elisabeth-, 1766, und der Theresienorden, 1827 gestiftet für 12 vermögenslose adlige Damen. Auch verschiedene Verdienstmedaillen und Ehrenmünzen werden vertheilt. Gesandte hält B. in auswärtigen Staaten 19, Generalkonsuln 6, Konsuln 44 mit 2 Vicekonsuln.

Geschichte. Als älteste Bewohner der heutigen bayerischen und angrenzenden Lande werden celtische Bojer genannt. Tiberius unterwarf deren Gebiet großentheils der römischen Herrschaft, und um die Grenzen zu decken, legten die Römer Kolonien an: am Lech Augusta Vindelicorum (Augsburg), am Inn Bojodurum (Innstadt) und diesem gegenüber Batava Castrum (Passau). Römische Sprache und Verwaltung wurden heimisch, ein Prokurator verwaltete die Provinz, die seit Hadrian sogar ihren Namen verlor und zu Rhätia geschlagen wurde, und eine römische Legion und deutsche und gallische Hülfstruppen bildeten die Besatzungen der Kastelle und Standlager. Die Völkerwanderung führte Schaaren germanischer Völkerschaften, Heruler, Rugier, Turcilinger, Scirren u. a. in diese Gegenden, die sich zum Theil hier festsetzten und später, mit Resten der alten Bojer vereinigt, unter dem Namen der Bojoarier zusammengefaßt werden, woraus wahrscheinlich der Name Bayern entstanden ist. Die Bojoarier hatten das Land zwischen Donau, Lech, den Hochalpen, Kärnthen, Krain und Steiermark inne und standen zur Zeit des Einfalls der Longobarden in Italien unter Herzögen, die aber von den austrasisch-fränkischen Königen abhängig waren. Als erster dieser Herzöge erscheint Garibald I. aus dem Hause der Agilolfinger, dessen Residenz Regensburg gewesen sein soll und der im Verein mit dem Longobardenkönig Autharis sich vergebens von der Oberherrschaft der Franken zu befreien strebte; er unterlag mit seinem Verbündeten den Waffen der Franken und wurde zum Frieden gezwungen. Nach Garibalds Tode (595) wurde auf Betrieb der Franken nicht dessen Sohn Grimoald, sondern sein Verwandter, Thassilo I., zum Herzog erhoben, der Grimoald aus B. vertrieb, einen glücklichen Feldzug gegen die Avaren machte, auf einem zweiten aber fast mit seinem ganzen Heer das Leben verlor. Seinem Sohn und Nachfolger, Garibald II., gelang es, sich mit ziemlichem Glück gegen die slavischen Nachbarn zu behaupten; unter ihm sollen auch Eustachius und Agilius als christliche Apostel nach B. gekommen sein, um das Christenthum dort auszubreiten. Er hinterließ den herzoglichen Stuhl seinem Sohn, Theodo I., der mit Einführung des Christenthums, besonders durch den heiligen Emmeran, fortfuhr und 680 starb. Sein Nachfolger, Theodo II., vielleicht ein Sohn Garibalds, berief den Bischof Rupert von Worms nach Regensburg, ließ sich und seine Söhne von ihm taufen und nahm letztere 702 als Mitregenten an, so daß er dem ältesten, Theodebert († 724), Rhätien mit der Hauptstadt Botzen, dem zweiten, Grimoald († 725), das bayerische Oberland mit der Hauptstadt Freising und dem dritten, Theobald († 712), einen Theil von Noricum, mit der Hauptstadt Passau, gab und für sich selbst nur Oberbayern mit der Hauptstadt Regensburg behielt. Nach seinem und seiner Söhne Tode fiel das ganze Land an Theodeberts Sohn, Hugibert, der unglücklich gegen den fränkischen Hausmeier Karl Martell kämpfte und dadurch nicht nur fast den ganzen nördlichen Theil seines Reiches verlor, sondern auch selbst in größere Abhängigkeit von den Franken gerieth. Sein Nachfolger, Odilo, machte sich zwar von den Franken frei, ward aber, als er sich in dem Erbfolgestreit seines Schwagers Gripho desselben annahm, wiederum in Kämpfe mit denselben verwickelt, 743 auf dem Lechfelde geschlagen, gefangen und erst im folgenden Jahre wieder frei gegeben. Unter ihm hatte Bonifacius 739 die Bisthümer Passau, Freising, Salzburg u. Regensburg gestiftet. Odilo hinterließ 748 die Herrschaft seinem sechsjährigen Sohne, Thassilo II. Derselbe stand unter der Vormundschaft seiner Mutter Chiltrud, der Stiefschwester Pipins des Kleinen, die ihren flüchtigen Bruder Gripho aufnahm und zu seinem Schutze ein Heer am Inn aufstellte. Nachdem aber Pipin den merovingischen Schattenkönig vom Throne gestürzt, berief er 757 den Herzog Thassilo auf eine Reichsversammlung nach Compiègne in Frankreich und ließ sich von ihm den Eid der Treue schwören, nachdem ihm Gripho zuvor ausgeliefert worden war. Aufgereizt durch seine Gemahlin Luitberga, verließ aber Thassilo den König der Franken bei dessen Feldzug gegen den Herzog von Aquitanien, mußte aber Karl dem Großen nochmals den Lehnseid schwören und wurde von diesem, als er, mit den Avaren verbündet, sich von Neuem gegen die fränkische Oberherrschaft aufzulehnen gedachte, auf den Reichstag zu Ingelheim zur Verantwortung vorgeladen und zum Tode verurtheilt, doch nur mit seiner Familie ins Kloster geschickt und endlich 794 auf einer Kirchenversammlung zu Frankfurt a. M. zur völligen Abtretung seiner Rechte auf B. genöthigt, wodurch das Land zur fränkischen Provinz wurde. Als solche behielt B. zwar noch den Titel und Rang eines Herzogthums, auch seine alten Gesetze, die nur mit wenig neuen vermehrt wurden, aber nicht mehr seine Herzöge. Karl der Große theilte das Land in Grafschaften, denen Gaugrafen vorstanden, über welche der gegen die Slaven in Böhmen befehligende Markgraf gesetzt war. Das vielfach verheerte B. blühte jetzt wieder auf; aber unter Karls Nachfolgern ward das Land von neuen Unruhen heimgesucht. Ludwig der Fromme überließ seinem ältesten Sohne, Lothar, die Verwaltung des Landes unter dem Titel eines Königreichs. In einer späteren Theilung aber erhielt der jüngste von Ludwigs des Frommen Söhnen, Ludwig, B. nebst Böhmen, Kärnthen u. allem Lande, das an die Wohnsitze der Wenden und Avaren grenzte. Ludwig, der durch den Vertrag von Verdun noch einen großen Theil von Deutschland zu seinem Erblande erhielt, übergab die Oberaufsicht über B. seinem ältesten Sohne, Karlmann (863), der nach Ludwigs Tode (876) ganz B. mit der Hoheit über Böhmen, Mähren, Kärnthen und einen Theil von Ungarn erhielt, aber schon 880 starb. Da nun auch der zweite Bruder, Ludwig, schon 882 starb, so fiel B. mit den dazu gehörigen Gebieten an den dritten Bruder, Karl den Dicken, der dann die ganze fränkische Monarchie unter seiner Herrschaft wieder vereinigte. Unter

Karls Nachfolger, Arnulf, dauerten die Unruhen fort, die von dem nachtheiligsten Einfluß auf die Wohlfahrt B.s waren. Kaum war Arnulf 899 gestorben und sein Sohn, Ludwig das Kind, hatte den Thron bestiegen, als die Ungarn in Ostbayern eindrangen. Sie wurden zwar von dem Markgrafen Luitpold in die Flucht geschlagen, wiederholten aber ihre verheerenden Einfälle und erschienen 907 mit einer so überlegenen Macht, daß der größte Theil des bayerischen Heeres, mit ihm der Markgraf Luitpold selbst, auf dem Schlachtfelde blieb. Ganz B. bis an den Lech hin ward nun ein Raub der Ungarn. Mit Ludwig († 911) erlosch der karolingische Mannsstamm in B. und Deutschland, und B. erhielt nun wieder eigene Herzöge. Als erster Herzog erkannten die Bayern den Sohn Luitpolds, Arnulf (den Bösen), an. Kaum hatte dieser die Regierung angetreten, als die Ungarn drohend die weitere Entrichtung des Tributs, den ihnen Ludwig bewilligt, forderten. Arnulf wies ihre Forderung mit Verachtung zurück, und als sie in B. und Schwaben mit einem großen Heere einbrachen, schlug er sie bei Oettingen am Inn gänzlich aufs Haupt. Er erkannte Heinrich I. als König von Deutschland an und wurde Vasall des neuen deutschen Reichs, ohne jedoch in der inneren Verwaltung seines Landes sich beschränken zu lassen. Nach seinem 937 erfolgten Tode wurde sein ältester Sohn, Eberhard, von den bayerischen Großen zum Herzog erhoben. Eberhard trat die Regierung an, ohne sein Land von dem deutschen König Otto I. zu Lehn zu nehmen; erzürnt darüber, lud ihn der König an seinen Hof ein und fiel, da er nicht erschien, mit Heeresmacht in B. ein, ward diesmal zwar zurückgeschlagen, behielt aber bei einem zweiten Einfall die Oberhand, setzte Eberhard ab u. stellte zur Verwaltung des Landes Eberhards Bruder, Berchthold, als königlichen Beamten unter dem Titel eines Herzogs auf. Nach Berchtholds Tode (947) belehnte Otto seinen Bruder, Heinrich I., mit dem Herzogstitel, ohne auf die Nachkommen Arnulfs Rücksicht zu nehmen, und versöhnte sich dadurch den Bruder, welcher bisher sein Gegner gewesen war. Auch Heinrich hatte gegen die unbändigen Ungarn zu kämpfen, die er endlich aufs Haupt schlug, worauf sie 955 von Otto auf dem Lechfelde fast gänzlich vernichtet wurden. Heinrichs Sohn, Heinrich II., stand dem herzoglichen Amte 19 Jahre lang ruhig vor; nach Otto's I. Tode (973) entwarf er aber, durch den Bischof von Freising verleitet, den Plan, sein Herzogthum unabhängig zu machen, ja sich selbst zum deutschen König aufzuwerfen. Allein Kaiser Otto II. erfuhr den Plan, ehe er zur Ausführung kam; Heinrich gerieth in Otto's Gefangenschaft u. wurde nach Utrecht gebracht, Herzog Otto von Schwaben aber mit B. belehnt. Nach dessen Tode (982) wurde Heinrich III. oder Hezilo, Sohn des Herzogs Berchthold, der mit seinem Verbündeten, Heinrich II., in Gefangenschaft gerathen war, mit dem Herzogthum B. belehnt. Nach Otto's II. Tode (984) befreite sich Heinrich II. aber aus der Gefangenschaft u. bemächtigte sich der Person des jungen Königs Otto III., ließ sich zum König ausrufen und gab erst dann Otto wieder frei, als man ihn in das Herzogthum B. wieder einsetzte. Hezilo trat es ihm durch einen Vertrag (985) ab u. behielt nur Kärnthen und die Mark Verona. Heinrich II. hatte 995 seinen Sohn Heinrich IV. (III.) zum Nachfolger. Als dieser 1002 den erledigten deutschen Königsthron als Heinrich II. bestieg, ließ er zwar 1004 seinen Schwager, den Grafen Heinrich von Luxemburg und den Ardennen, als Heinrich V. zum Herzog von B. wählen, doch behielt er in der That das Ruder in der Hand und setzte den Herzog 1008 ab, weil derselbe in Besetzung des Erzstifts Trier gegen des Königs Willen gehandelt; doch erhielt er durch Vermittelung der Kaiserin Kunigunde, seiner Schwester, 1017 das Herzogthum zurück. Nach seinem Tode 1027 wurde das Herzogthum B. dem 10jährigen Sohne des Kaisers Konrad II., Heinrich VI., verliehen, der nach seines Vaters Tode 1039 als Kaiser Heinrich III. den deutschen Kaiserthron bestieg, während er das Herzogthum B. einem Neffen Heinrichs V., Heinrich VII., abtrat, in der That aber selbst die Zügel der Regierung führte Nach Heinrichs VIII. Tode blieb das Herzogthum über ein Jahr lang unbesetzt, bis es der Kaiser 1049 endlich dem Grafen von Zütphen übergab, der als Konrad I. Herzog ward, aber 1053 von einer Fürstenversammlung entsetzt wurde, weil er sich durch eigenmächtige Regierung die Ungnade des Kaisers zugezogen. Des Kaisers dreijähriger Sohn folgte ihm als Heinrich VIII., bestieg aber schon 1056 den kaiserlichen Thron und ernannte nun seinen jüngeren Bruder, Konrad II., zum Herzog von B. Dieser starb schon nach wenigen Monaten, u. nun ließ die Mutter des Kaisers und Reichsverweserin während seiner Minderjährigkeit, Agnes, B. als Domäne verwalten, bis sie sich 1061 veranlaßt sah, das Herzogthum an den Grafen Otto von Nordheim, Otto II., abzutreten. Dieser ward, nachdem er feindlich gegen die Kaiserin u. deren Sohn aufgetreten, 1070 von den Fürsten entsetzt u. sein Schwiegersohn, der Graf Welf, an seiner Statt zum Herzog von B. ernannt.

Welf I., Sohn des Markgrafen Azzo von Este, kämpfte treu mit König Heinrich gegen die Sachsen, mit denen sich der entsetzte Otto II. verbündet hatte, verließ aber später die Partei seines Wohlthäters u. schlug sich auf die Seite des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben. Diese Treulosigkeit zu bestrafen, rückte Heinrich IV. mit einem Heer gegen ihn an u. vertrieb ihn aus B., welches seitdem durch königliche Statthalter regiert wurde. Erst 1096 erfolgte eine Aussöhnung, wodurch Welf in sein Herzogthum wieder eingesetzt wurde. Sein Sohn und Nachfolger, Welf II., ergriff ebenfalls Partei gegen Heinrich IV., bewies sich aber dem Sohne desselben, Heinrich V., als treuer Anhänger. Nach Welfs Tode (1120) riß der Kaiser einen Theil der bayerischen Markgrafschaft Nordgau nebst anderen großen Bezirken in der obern Pfalz, das Burggrafthum Nürnberg mit mehren Herrschaften in Franken und die Gerichtsbarkeit über Würzburg und Bamberg von B. los, errichtete daraus das Herzogthum Ostfranken zum Besten seines Enkels, Konrads von Hohenstaufen, und belehnte mit dem Uebrigen Welfs jüngsten Bruder, Heinrich IX., den Schwarzen, der aber nach 6 Jahren sein herzogliches Amt freiwillig niederlegte, da er sich zu schwach fühlen mochte, den übermüthigen Adel in Schranken zu halten. Ihm folgte 1126 sein Sohn, Heinrich X., der Stolze oder der Großmüthige, ein Fürst von kräftigem Willen und hohem Muthe, der dem Faustrecht Einhalt zu thun wußte und dem Land

zeitweilige Ruhe verschaffte. In die Kriege seines Schwiegervaters, des Kaisers Lothar II., gegen die Hohenstaufen verwickelt, widersetzte er sich nach Lothars Tode der Wahl Konrads des Hohenstaufen, unterwarf sich zwar später, ohne jedoch mit Konrad sich zu versöhnen. Als er sich weigerte, Toskana u. das Herzogthum Sachsen abzutreten, ward er in die Acht und seiner Reichslehen für verlustig erklärt. Darauf ward Konrads Halbbruder, Leopold von Oesterreich, als Herzog von B. anerkannt, konnte sich jedoch nicht ohne Schwierigkeit im Besitz des Landes behaupten. Blutige Fehden entstanden, Leopold wurde aus B. vertrieben, aber vom Kaiser bald wieder eingesetzt, worauf die Unruhen bis zu Leopolds Tod (1141) fortdauerten. Darauf erhielt das erledigte Herzogthum dessen Bruder, Heinrich Jasomirgott, der durch seine Heirath mit Heinrichs X. Wittwe, Gertrud, die Anhänger der Welfen für sich zu gewinnen hoffte. Gertruds junger Sohn, Heinrich der Löwe, mußte auf B. Verzicht leisten, wofür der Kaiser versprach, ihn mit dem Herzogthum Sachsen zu belehnen; aber sein Oheim Welf in Schwaben protestirte gegen diesen Tausch, u. auch Heinrich der Löwe widerrief die ihm entlockte Verzichtleistung und erhielt nebst Sachsen auch B. auf einem Reichstage zugesprochen, worauf es ihm 1154 förmlich übergeben ward. Heinrich XI. Jasomirgott trat B. ab und erhielt nur einige, früher bayerische Grafschaften im Lande ob der Ens und seine Markgrafschaft Oesterreich als erbliches Herzogthum. Heinrich XII., der Löwe, der Gründer Münchens, war ein kräftiger Fürst, der Ruhe und Ordnung im Lande aufrecht erhielt. Anfangs ein treuer Freund des Kaisers Friedrich I., ward er bald dessen Feind und wurde, als er des Kaisers Heer auf dem italienischen Zuge verließ und dieser in Folge davon die Schlacht bei Legnano verlor, auf dem Reichstag zu Gmünd in die Acht und seiner Reichslehen für verlustig erklärt. Das Herzogthum B. erhielt nun Pfalzgraf Otto IV. von Wittelsbach, aus dem alten bayerischen Geschlecht der Grafen von Scheyern.

Otto I von Wittelsbach vergrößerte das sehr zusammengeschmolzene Land durch neue Erwerbungen, starb aber schon 1183; ihm folgte mit kaiserlicher Bestätigung sein unmündiger Sohn, Ludwig der Kelheimer, unter der Vormundschaft seiner drei Oheime, Konrads, Erzbischofs von Mainz, Friedrichs, Mönchs von Ensdorf, u. Pfalzgraf Otto's des Jüngern; auch er vergrößerte seine Macht durch Erbschaft, Fehde und Heirath, gründete Landshut und Straubing, erhielt nach der Ermordung Kaiser Philipps durch seinen Vetter, den Pfalzgrafen Otto, für das Herzogthum B. die Erblichkeit, wodurch ihm von nun an alle ausgestorbenen Reichslehen in B. zufielen, und gelangte durch Heirath 1227 in Besitz der Rheinpfalz. Als er 1231 zu Kelheim durch Meuchelmord gefallen war, folgte ihm sein Sohn, Otto II., der Erlauchte, ohne Anfrage und Belehnung. Auch ihm gelang es, sein Herzogthum beträchtlich zu erweitern, namentlich durch das Gebiet der Grafen Vallei und Bogen; doch mißlang der Versuch, sich 1253 Oesterreichs, als eines von B. losgerissenen Stücks, nach dem Aussterben der Babenberger zu bemächtigen, obschon die Stände ihn gegen die Mitbewerber in das Land riefen. Seine Händel mit dem Papste, der ihn mit dem Bann belegte, brachten große Verwirrung über das Land, welche die Bischöfe benutzten, um sich von der herzoglichen Gewalt nach u. nach frei zu machen. Otto starb 1253, und sein ältester Sohn, Ludwig der Strenge, übernahm anfangs die Regierung gemeinschaftlich mit seinem Bruder Heinrich; die Brüder entzweiten sich aber und theilten 1255 das Herzogthum in Ober- und Niederbayern; Ludwig behielt Oberbayern und die Pfalz am Rhein mit der Kurwürde und dem Reichsvikariat; er verlegte seine Residenz von Donauwörth nach München, da ihm ersteres durch den Tod seiner Gemahlin, Maria von Brabant, die er eines ungegründeten Verdachts wegen hatte enthaupten lassen, verleidet worden war. Er starb 1294 zu Heidelberg, und sein älterer Sohn, Rudolf, regierte während der Minderjährigkeit seines Bruders Ludwig allein in der Pfalz und in Oberbayern. Erst 1300 trat Ludwig der Bayer als sein Mitregent auf, und zwar in der Residenz Ingolstadt; alle Urkunden wurden von jetzt an von beiden Brüdern unterzeichnet. Die gemeinschaftliche Regierung war aber nicht von langer Dauer; Ludwig hielt sich verkürzt und forderte eine Theilung der Länder, die 1310 zu Stande kam. Rudolf behielt den jenseits der Isar gelegenen östlichen Theil von Oberbayern, Ludwig bekam die westlichen, zwischen dem Lech und der Isar gelegenen Lande. Da keiner der Brüder, am wenigsten Ludwig, zufrieden war, so begann ein Bruderkrieg, der erst nach gegenseitigen schrecklichen Verheerungen 1313 durch einen Frieden beendigt ward, in welchem Ludwig Oberbayern, Rudolf die Pfalz erhielt. Nach dem Tode Heinrichs VII. 1314 zum deutschen König gewählt, belehnte Ludwig der Bayer seinen ältesten Sohn, Ludwig, 1322 mit der Mark Brandenburg u. trat durch den Erbfolgevergleich zu Pavia 1329 seinen Neffen, den Söhnen Herzog Rudolfs, die Pfalz mit einem Theile des Nordgau's, deshalb Oberpfalz genannt, ab, doch so, daß die Kurwürde unter den beiden Linien abwechseln sollte. Durch den Tod des Herzogs Johann von Niederbayern (1340) fiel dieses an Ludwig zurück; auch vereinigte er durch die Vermählung seines Sohnes mit Margaretha Maultasch, Gräfin von Tyrol, letzteres Land mit B., sowie er nach dem Tode des Grafen Wilhelm IV. von Holland dessen Provinzen als erledigte Reichslehen einzog u. seine Gemahlin damit belehnte.

Niederbayern hatten nach des Stifters dieser Linie, Heinrichs, Tode (1290) seine drei Söhne, dem Rathe des Vaters zufolge nicht getheilt, sondern verwalteten es gemeinschaftlich, indem dem ältesten, Otto, die Oberleitung der Regierungsgeschäfte überlassen wurde. Mit Schulden belastet, gab Otto 1311 für große, aber nichtige Versprechungen die ottonianische Handfeste, durch welche er den Vasallen jede Gerichtsbarkeit innerhalb ihrer Besitzungen, mit Ausnahme der hohen Rügen, überließ. Er starb 1312 und hinterließ einen Sohn, Heinrich den Jüngern, der damals 13 Tage alt war. Sein mittlerer Bruder Ludwig war ohne Erben gestorben, aber sein jüngster, Stephan († 1311), hatte zwei unmündige Söhne, Heinrich den Aelteren u. Otto, hinterlassen. Otto, der Oheim, ernannte sterbend Ludwig von Oberbayern zum Vormund der Prinzen, was die Fehde mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich veranlaßte. Im Jahre 1331 kam eine Theilung zu Stande, in welcher Heinrich der Aeltere den größern Theil von Niederbayern, Heinrich der

Jüngere Dingelfingen ꝛc. und Otto anderweite Entschädigung erhielt. Heinrich der Jüngere und Otto starben 1338 kinderlos, u. im folgenden Jahre auch Heinrich der Aeltere, dessen unmündiger Sohn Johann 1340 durch seinen Tod die niederbayerische Linie beschloß, wodurch Kaiser Ludwig wieder in Besitz des ganzen Herzogthums kam. Kaiser Ludwig hinterließ 1347 6 Söhne: Ludwig den Brandenburger, Stephan mit der Haft, Ludwig den Römer, Wilhelm, Albrecht und Otto. Die Vortheile einer ungetheilten Herrschaft wohl einsehend, hatte Kaiser Ludwig verordnet, daß unter 20 Jahren seine Söhne die Erblande nicht theilen sollten; aber schon nach zweijähriger gemeinsamer Regierung wurde dieser Verordnung entgegengehandelt. Ludwig der Brandenburger erhielt außer Brandenburg Oberbayern, Tyrol u. die Mark, hatte jedoch mit seinen unmündigen Brüdern, Ludwig dem Römer und Otto, wiederum zu theilen; Stephan erhielt nebst Wilhelm u. Albrecht Niederbayern; Wilhelm, der Sohn von Ludwigs zweiter Gemahlin, die Niederlande. Ludwig der Brandenburger vertrug sich mit seinen Brüdern Ludwig und Otto auf die Weise, daß er ihnen 1351 Brandenburg abtrat und dafür ganz Oberbayern behielt. Durch die goldene Bulle wurde 1356 die Kurwürde B. ab- u. der Pfalz zugesprochen. Nach Ludwigs Tode (1361) folgte ihm sein Sohn Meinhard, der aber schon 1363 in Tyrol starb, worauf Stephan mit der Haft, ohne Rücksicht auf die beiden Markgrafen von Brandenburg zu nehmen, in den Besitz Oberbayerns kam, während Margaretha Maultasch, Meinhards Mutter, Tyrol an Oesterreich abtrat. Stephan I. mit der Haft regierte Niederbayern anfangs gemeinschaftlich mit seinen Brüdern Wilhelm und Albrecht. Im Jahre 1353 theilte er aber mit Letzterem, so daß Stephan I. von Bayern-Landshut den südlicheren größeren Theil, Wilhelm und Albrecht von Bayern-Straubing dagegen den nördlichen kleinern Theil von Niederbayern mit Holland erhielten. Albrecht I. ließ seinen Erzieher, den Ritter Ekbert, als Statthalter zurück und ging nach Holland, wo er 1404 starb. Seinen Bruder Wilhelm hatte der Wahnsinn ergriffen, daher folgte Albrechts zweiter Sohn, Albrecht II., dem er an Ekberts Stelle die Regierung übertragen hatte. Als dieser schon 1399 starb, folgte sein jüngster Bruder, Johann I., der Bradanter. Letzterer endigte 1425 durch Gift, worauf Holland an seine Nichte, Jakobäa, Bayern-Straubing aber an die Nachkommen Stephans mit der Haft fiel. Stephan hatte 1375 3 Söhne hinterlassen: Stephan II., Friedrich und Johann, welche die Regierung gemeinschaftlich führen sollten. Die Einigkeit der Brüder dauerte bis 1391, wo Johann, der sich mit Katharina von Görz vermählte, eine größere Einnahme verlangte, die ihm die Brüder verweigerten. Johann bemächtigte sich Münchens, worauf 1392 nach dem Ausspruch von 24 Edelleuten u. 16 Städten eine abermalige Theilung zu Stande kam. Zum ersten Male vereinigten sich bei dieser Gelegenheit die drei freien Stände der Nation, Geistlichkeit, Adel und Städte, zu einem Gesammtkörper, der von jetzt an über die Verhältnisse der Herzöge entschied. Johann behielt München mit dem dazu angewiesenen Bezirk, Friedrich Landshut und Burghausen mit dem dazu gehörigen Bezirk, Stephan wurde Ingolstadt nebst Rattenberg, Kitzbühel, Kufstein ꝛc. zugetheilt. Die vierte Linie des bayerischen Hauses war Straubing, wo noch Albrecht I. regierte.

Der Gründer der Linie Bayern-Ingolstadt (Oberbayern), Stephan II. oder der Jüngere, kam wegen der verwickelten Grenzen seiner Besitzungen mit Bayern-München in vielfache Fehden. Nach dem Tode Friedrichs von Bayern-Landshut ward er Vormund über dessen siebenjährigen Sohn, während die Mutter u. Stephans dritter Bruder Johann bloß den Titel als Mitvormund führten. In Stephans, der nach Paris gereist war, Abwesenheit entbrannte zwischen seinem Sohne Ludwig, dem er die Regierung übertragen, und Johann eine blutige Fehde, bis 1396 Stephan mit dem Herzog von Burgund in die Heimat zurückkehrte, welcher letztere Frieden stiftete. Die Theilung des Landes wurde aufgehoben und die gemeinschaftliche Regierung trat wieder an ihre Stelle. Als Herzog Johann gestorben war, verlangte Stephan als Senior der Familie die Hauptstadt München für sich, indem er sogar behauptete, er allein sei Regent von Oberbayern und Johanns Söhne, Ernst und Wilhelm, sowie selbst sein Sohn Ludwig, könnten erst nach seinem Tode Antheil an der Regierung erhalten. Es kam darüber zur Fehde, und ein Schiedsgericht entschied endlich dahin, daß Stephan und sein Sohn auf der einen, Ernst und Wilhelm auf der andern Seite das Land gemeinschaftlich regieren sollten, Stephan jedoch den Vortritt haben und die Geschäfte leiten solle. Der Vergleich wurde zwar angenommen, doch dauerten die Zwistigkeiten fort. Im Jahre 1402 wurde noch einmal getheilt, und zwar erhielten Ernst und Wilhelm München mit dem Antheil ihres Vaters, Stephan aber wieder Ingolstadt. Im Jahre 1402 machten die Herzöge von B. einen vergeblichen Versuch, Tyrol zu gewinnen. Stephan starb 1414, und ihm folgte sein Sohn, Ludwig der Bärtige, ein unruhiger Fürst, der unendliche Drangsale über B. brachte. Als Johann von Bayern-Straubing, zugleich Graf von Holland, gestorben war, verlangte Ludwig, als Aeltester des Stammes, das ganze Land; Heinrich von Bayern-Landshut wollte es in 3, Ernst und Wilhelm von Bayern-München in 4 Theile getheilt wissen. Der Kaiser seinerseits wünschte das Land seiner Tochter Elisabeth, die an Albrecht von Oesterreich, einen Neffen des letzten Herzogs von Bayern-Straubing, verheiratet war, zuzuwenden und versammelte 1429 zu Preßburg ein Fürstengericht, welches das erledigte Herzogthum in 4 Theile theilte. Albrecht von Oesterreich verzichtete gegen eine Entschädigung auf seine Rechte; über das Uebrige sollte das Loos entscheiden. Ludwig erhielt die Inngegend mit Schärding, den Judenzoll von Regensburg und den 3. Theil des Landgerichts Dingelfingen, also wieder einen von seinen übrigen Besitzungen ganz entlegenen Theil. Als der Kaiser sich weigerte, anders zu entscheiden, begann Ludwig allerlei Excesse, besonders gegen die Klöster, die ihn auf dem Koncil zu Basel verklagten, worauf er, als er auf Vorladung nicht erschien, in den Bann gethan und aller weltlichen Ehren und Würden entsetzt wurde. Ludwig unterwarf sich nun, mußte Strafgeld zahlen und Donauwörth als Reichsstadt anerkennen. Nichtsdestoweniger dauerten die Zwistigkeiten fort, und endlich trat auch Ludwigs Sohn, Ludwig der Höckerige, feindlich gegen den Vater auf. Der größte Theil des Landes, selbst Ingolstadt, fiel

von dem Herzog ab, der in die Gefangenschaft seines Sohnes und, als dieser 1445 starb, in die Albrechts Achilles von Brandenburg gerieth. Albrecht überließ seinen Gefangenen gegen 30,000 Goldgülden an Heinrich von Landshut, der ihn in Burghausen in strenger Haft hielt, wo er, der Letzte aus der ingolstädter Linie, 1447 starb.

Bayern-Landshut (Niederbayern) war bei der Theilung an Friedrich, den zweiten Sohn Stephans, gefallen, der dafür seinen Brüdern jährlich 8000 Goldgülden herauszuzahlen versprochen; ihm folgte 1393 sein siebenjähriger Sohn, Heinrich der Reiche, der sich durch seinen Geiz allgemein verhaßt machte. Sein Sohn und (seit 1450) Nachfolger, Ludwig der Reiche, war ein Fürst von edlem Charakter, der dem Herzoge Albrecht III. von München die Aemter Schwaben, Lichtenberg und Bayerbrunn abtrat, um ihn wegen der ingolstädter Erbschaft zu entschädigen. Redlich auf das Wohl seiner Unterthanen bedacht, suchte er den Ackerbau, Bergbau und den Handel zu befördern und dadurch den innern Reichthum des Landes zu vermehren. Um Donauwörth für B. wieder zu gewinnen, nahm er es 1458 mit einem zahlreichen Heer in Besitz, gab es jedoch wieder frei, als Kaiser Friedrich ttt. deshalb die Acht über ihn aussprach. Eine Fehde mit seinem Vetter, dem Markgrafen Achilles, der die Hülfe des Reichs gegen ihn anrief, endete 1463 mit einem Frieden, durch welchen Nürnberg die Gerichtsbarkeit über alle bayerischen Unterthanen verlor. Im Jahre 1459 stiftete Ludwig die Universität zu Ingolstadt. Nach seinem Tode (1479) folgte ihm sein Sohn, Georg der Reiche, ebenfalls ein guter Fürst, der Wissenschaften und Künste schützte und Bergbau und Ackerbau zu heben suchte, wenn er auch durch seine Jagdwuth den Unterthanen vielen Schaden zufügte. Er hatte 2 Töchter, von denen eine für das Kloster bestimmt war; der andern, Elisabeth, vermachte er seine Staaten und vermählte sie 1499 an Ruprecht von der Pfalz, den er zum Statthalter des Oberlandes ernannte. Noch war er damit beschäftigt, die Bestätigung des Kaisers Maximilian zu erhalten, als ihn 1503 der Tod überraschte. Die Erbfolge veranlaßte einen Krieg (bayerischer Erbfolgekrieg) zwischen Ruprecht u. dem rechtmäßigen Erben, Albrecht IV. von München, wodurch Bayern-Landshut an München kam, die Söhne Ruprechts außer dem Allodium einige Landstriche an der Donau mit Neuburg und ein Stück Landes nördlich von Regensburg (die junge Pfalz) u. Kaiser Maximilian den an Tyrol grenzenden Landstrich mit Kufstein erhielten.

Der Gründer der Linie Bayern-München, Johann tt., war nach einer unruhvollen Regierung 1397 gestorben und hatte 2 Söhne, Ernst u. Wilhelm Itt., hinterlassen, von denen Letzterer mit seinem Bruder theilte, aber 1435 kinderlos starb. Ernst war ein guter und friedlicher Regent, mußte aber gegen seinen eigenen Sohn, Albrecht III., das Schwert ergreifen, als dieser den Kampf gegen ihn begann, weil er des Sohnes nicht ebenbürtige Gemahlin, Agnes Bernauer, hatte ersäufen lassen; doch kam eine Versöhnung zu Stande, und Albrecht vermählte sich nach des Vaters Willen mit Anna von Braunschweig. Ernst starb 1438 und ihm folgte sein Sohn, Albrecht tII., der Fromme, ebenfalls ein friedlicher Regent, der sich des Landmanns gegen die Bedrückungen des Adels und der Geistlichkeit annahm, die Frohndienste mäßigte, die Raubvesten zerstörte und den Landfrieden wahrte. Er hinterließ bei seinem Tode, 1460, 5 Söhne: Johann, Sigmund, Albrecht, Christoph und Wolfgang, mit der Verordnung, daß die beiden ältesten regieren und, wenn einer von ihnen stürbe, der dritte nachrücken solle. Demnach regierten Johann III. und Sigmund gemeinschaftlich, ohne daß sich jedoch der Letztere um die Regierung bekümmerte; nach Johanns Tode (1463) regierte Sigmund allein, da Albrecht noch minderjährig war, bis 1465, wo Albrecht IV., der Weise, Mitregent wurde, dem 1467 Sigmund die Regierung ganz abtrat. Da der vierte Bruder, Christoph, 1493 auf einer Reise nach Jerusalem gestorben war und Wolfgang 1506 förmlich entsagte, ward Albrecht Alleinherrscher. Nachdem er schon 1481 das verpfändete Stadtamhof wieder eingelöst, kaufte er später auch die Reichsherrschaft Abensberg an sich. Er verbesserte den Rechtsgang und die Gesetze des Landes, suchte die Klöster zu reformiren, hielt die öffentliche Ruhe aufrecht und bildete durch regelmäßige Konskription ein Corps Landsknechte. Nach Wolfgangs Rücktritt von der Regierung stiftete er die Primogenitur, so daß B. von nun an ungetheilt bleiben und nur von Einem Herzoge regiert werden, allen nachgebornen Söhnen aber nur der Grafentitel zustehen sollte. Er starb 1508 und hinterließ 3 Söhne: Wilhelm, Ludwig und Ernst, von welchen er Ersteren unter die Vormundschaft seines Bruders Wolfgang und des Kanzlers Neuhauser stellte. Wilhelm IV. war beim Tode seines Vaters erst 15 Jahre alt, und die verordnete Vormundschaft trat in Wirksamkeit. Als er aber 1511 die Regierung selbst übernahm, forderte sein Bruder Ludwig den dritten Theil des Landes, für seinen Bruder Ernst aber das zweite Drittel als Erbschaft. Die Herzogin-Wittwe, Kunigunde von Oesterreich, die Stände, welche Wilhelm durch Beschränkungen, die er ihnen aufgelegt, gegen sich aufgebracht, und der Kaiser Maximilian unterstützten Ludwigs Ansprüche, der zwar das Gesetz der Primogenitur anerkannte, aber es nicht auf sich angewendet haben wollte, da er vor der Erlassung desselben geboren sei. Endlich entschied der Kaiser, daß Ludwig den vierten Theil des Landes, Ernst aber einen standesmäßigen Unterhalt empfangen sollte. Da Ludwig mit diesem Spruch nicht zufrieden war, so schloß Wilhelm mit ihm 1514 einen Vergleich, nach welchem sie drei Jahre gemeinschaftlich regieren wollten, doch so, daß Ludwig seinen Sitz in Landshut nehmen und über die Aemter Landshut und Straubing gebieten sollte; wenn sie aber nach drei Jahren diese Einrichtung nicht für passend hielten, so sollte Ludwig alsdann den dritten Theil des Landes erhalten. Ludwig gefiel sich in der neuen Stellung und starb 1545 unvermählt; Ernst hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. Umsonst hatte sich der Adel bemüht, Mißtrauen zwischen den Brüdern zu säen; einen solchen Versuch büßte Hieronymus von Stauff 1516 mit dem Leben. Ingolstadt wurde zur Festung gemacht, bei Reichenhall zur Ableitung der süßen Wasser von den Salzquellen ein langer, unterirdischer Kanal erbaut, wodurch die dortigen Salzsiedereien einen bedeutenden Aufschwung nahmen. Auch für Beförderung der Wissenschaft und Kunst geschah viel. Der berühmte Johann Aventin lebte zu dieser

Zeit in B.; an der Hochschule zu Ingolstadt lehrten Johann Reuchlin, Peter Apian, Jakob Locher, Urbanus Rhegius u. A. Luthers Reformation fand bald in B. zahlreiche Anhänger unter Geistlichen und Weltlichen. Anfangs sah Wilhelm ihrer Verbreitung ruhig zu; erst als Luther 1521 auf dem Reichstage zu Worms in die Acht erklärt worden war, ließ der Herzog strenge Strafbefehle gegen die neue Lehre ergehen, und Doktor Eck fand an ihm einen thätigen Gönner. Viele Anhänger Luthers wurden enthauptet u. verbrannt u. selbst Johann Aventinus, der Lehrer von Wilhelms jüngeren Brüdern, wegen übertretener Fasten eingekerkert. Die Bischöfe, die dem Herzog zu nachsichtig schienen, verklagte er beim Papste Hadrian VI. und erhielt von diesem das Recht, Klöster und Klerus zu reformiren. Während er so in seinem Lande das Lutherthum unterdrückte, fand dieses an den pfälzischen Fürsten und den Reichsstädten treue Bekenner, und auch die Universität Ingolstadt neigte sich der neuen Lehre zu. Deshalb verbot Wilhelm seinen Unterthanen den Besuch Regensburgs, ja er ließ diese Stadt blokiren und rief die Jesuiten in sein Land, die in Ingolstadt die Leitung der theologischen Studien übernahmen und ein Kollegium gründeten. Weil er sich aber vergeblich um Wiedererlangung der Kurwürde und um die böhmische Krone bemüht hatte, so nahm er an dem schmalkaldischen Kriege keinen Theil, ließ es indeß zu, daß Ingolstadt von den Kaiserlichen besetzt wurde. Als er 1550 starb, folgte ihm sein Sohn Albrecht V., der Großmüthige, der sich anfangs von dem Kriege entfernt hielt und 1552 bei dem passauer Vertrag und 1555 bei dem Reichstage zu Augsburg als Vermittler auftrat. Er bewilligte für B. die Austheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und trug sogar bei dem tridentiner Koncil auf Genehmigung der Priesterehe an, nahm aber, da der Papst beides verwarf, jene Erlaubniß zurück und ließ jeden Lehrer der Universität ein öffentliches Glaubensbekenntniß ablegen; wer dies zu thun sich weigerte, wie Peter Apian, mußte B. verlassen. Auch begünstigte er die Jesuiten, beschenkte Kirchen u. Klöster und verfolgte den Protestantismus selbst mit Feuer und Schwert. Dieser Religionseifer hinderte ihn jedoch nicht, Wissenschaften und Künste zu schätzen und zu pflegen. Seine Lande vermehrte er 1567 durch die Besitzungen der ausgestorbenen Grafen von Haag und Hohenschwangau. Er starb 1579. Sein Sohn und Nachfolger, Wilhelm V., der Fromme, folgte dem Beispiel seines Vaters, baute Kirchen und war der Jesuiten Freund, in deren Händen jetzt alle Schulen waren; unter ihm entstanden die Jesuitenkollegien zu Altötting, Landsberg, Regensburg und München. Trotz seiner Frömmigkeit war Wilhelm doch sehr auf die Aufrechthaltung des Rechts der landesherrlichen Aufsicht über die Kirche bedacht und schloß 1583 ein allgemeines Konkordat mit den Bischöfen des Landes, worin die Verhältnisse derselben zu dem Landesfürsten und die Rechte des letzteren in geistlichen Dingen genau bestimmt waren. Von einer großen Schuldenlast gedrückt, die er aus eignen Kräften nicht mehr mindern zu können glaubte, trat er 1589 die Regierung an seinen Sohn Maximilian ab und starb 1626 in einem Kloster zu München. Maximilian I., der Große, nahm sich des bedrückten Volkes und der erschöpften Finanzen an, führte strenge Ordnung im Staatshaushalt ein, tilgte bald die laufende Schuld durch weise Sparsamkeit und legte den Grund zu einem Schatze. Die Landschaft bewog er zur Uebernahme der Schulden seines Vaters und zur Aufstellung einer Armee, welche die wiederausbrechenden Religionsunruhen nöthig machten. Auch ließ er ein neues Gesetzbuch ausarbeiten, bildete die Zünfte neu und verordnete das Wandern der Handwerker. Durch die Exekution der Reichsacht gegen das protestantische Donauwörth gab er 1608 die nächste Veranlassung zur Bildung der evangelischen Union zu Ahausen, der gegenüber er selbst die katholische Liga stiftete. Während des dreißigjährigen Krieges leistete er dem Kaiser, besonders durch das große Feldherrntalent Tilly's, die wichtigsten Dienste, wofür ihm dieser die dem geächteten Friedrich V. von der Pfalz abgenommene Kurwürde verlieh. Für die Kriegskosten erhielt er die Pfalz und die Grafschaft Cham. Als der westphälische Friede den verderblichen Religionskrieg endete, behielt Maximilian die Kur, die Oberpfalz und die Grafschaft Cham; die Unterpfalz gab er dagegen an Kurpfalz zurück. Dem verwüsteten Lande suchte er den blühenden Zustand wiederzugeben, dessen es sich vor dem Kriege erfreut, u. ließ seinem Sohne Ferdinand Maria, von seiner zweiten Gemahlin, der Tochter seiner Schwester und Kaiser Ferdinands, noch bei Lebzeiten huldigen.

Bei Maximilians I. Tode (1651) war Ferdinand Maria noch minderjährig; daher unterzogen sich seine Mutter und seines Vaters Bruder Albrecht der Verwaltung des Landes. Nach drei Jahren übernahm er die Regierung selbst u. heilte allmählig die tiefen Wunden, die der dreißigjährige Krieg allenthalben geschlagen; namentlich war seine Sorge auf Wiederbelebung des Ackerbaues und der Gewerbe gerichtet. Um in der Ausführung dieses großen Zwecks nicht gehindert zu werden, schlug er die Kaiserkrone, die Frankreich ihm zuzuspielen bemüht war, aus und nahm auch an dem Kriege zwischen Frankreich und den Niederlanden keinen Theil. Der Oberpfalz gab er 1657 ein neues Gesetzbuch und hielt 1669 einen Landtag, den ersten seit 1612, wo die Errichtung von Fideikommissen erlaubt wurde. Er sah seine Mühe belohnt und das Land emporblühen, als er 1679 starb. Sein Sohn, Maximilian Emanuel, der nach einer kurzen vormundschaftlichen Regentschaft die Regierung selbst antrat, fühlte ebenfalls den Drang, seine Unterthanen glücklich zu sehen; aber er liebte den Kriegsruhm, suchte mit dem innern Wohlstande auch äußern Glanz zu vereinigen und hielt keinen Preis für zu hoch, größere Besitzungen und höhern Rang sich zu erkaufen. Dieser Hang stürzte B. in namenloses Unglück; es erntete zwar Kriegsruhm, bezahlte ihn aber theuer mit dem Blute seiner Bürger. Der spanische Erbfolgekrieg brachte das unglückliche Land dem Verderben nahe, und Maximilian Emanuels Statthalterschaft in den Niederlanden verzehrte das Mark B.s. Nach der Schlacht von Höchstädt (15. August 1702) wurde ganz B. von den Oesterreichern besetzt und als erobertes Land behandelt, während sich Maximilian selbst nach den Niederlanden zurückzog. Dennoch war die Liebe der Bayern für ihren Fürsten so groß, daß sie mehrmals Aufstände versuchten, unter denen

Digitized by Google

jener der oberländer Bauern, die am Weihnachtstage 1705 bei Sendlingen geschlagen wurden, hervorzuheben ist. Die Länder des geächteten Kurfürsten wurden nun als heimgefallene Lehen behandelt, das Innviertel und die böhmischen Lehen mit Oesterreich gereinigt, die Kurfürstin mit einer kleinen Apanage nach Venedig geschickt und die Prinzen als Grafen von Wittelsbach in harter Gefangenschaft gehalten. Der Friede von Utrecht machte diesem Zustand ein Ende, und ganz B. kam an Maximilian Emanuel zurück, der am 10. April 1715 in aller Stille seinen Einzug in München hielt; auch die Kurstimme wurde ihm zurückgegeben. Im Jahre 1724 schloß er mit sämmtlichen Fürsten des Hauses Wittelsbach einen Unionsvertrag zu München, in dem bestimmt wurde, daß das Reichsvikariat in Süddeutschland von B. und Kurpfalz gemeinschaftlich geführt werden sollte. Gegenseitige Unterstützung ward zugesagt und dazu eine Macht von 30,000 Mann angestellt; auch vereinigte er mehre Lehngüter mit den landesherrlichen Besitzungen. Aber diese kleinen Vortheile wogen die Verluste nicht auf, die B. durch den verderblichen Krieg erlitten. Maximilian Emanuel starb 1726, und ihm folgte sein Sohn, Karl Albrecht, unter welchem B. 14 Jahre lang der ersehnten Ruhe genoß. Er schränkte den Hofaufwand ein, schoß jährlich 200,000 Gulden dem Schuldentilgungsfond zu und verminderte die Armee; die Reichsgrafschaft Hohenwaldeck, die Reichsherrschaften Wartenberg, Sulzburg und Pyrbaum fielen ihm durch Aussterben zu. Dennoch hob sich der Wohlstand des Landes wenig. Dabei herrschten Bigotterie und Aberglauben, alles Fremde wurde gehaßt, die Künste sanken zu Künsteleien herab; Schaaren von Bettlern durchzogen das Land. Dazu kam noch, daß das gute Vernehmen B.s mit Oesterreich durch die pragmatische Sanktion aufs Neue gestört wurde. Nach langen Kämpfen und wiederholten Verträgen wurde Karl Albrecht am 24. Januar 1742 als Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt; aber der größte Theil von B. ging für ihn verloren, denn durch den Neutralitätsvertrag von Niederschönfeld verzichtete er nicht nur auf die österreichische Erbfolge, sondern räumte auch sein eigenes Land den Oesterreichern und zog mit seinen Truppen nach dem Rhein. Maria Theresia ließ sich von den Ständen ad interim huldigen, setzte eine Landesadministration nach München und trieb Kontributionen ein. Als Friedrich II., König von Preußen, im August 1744 mit 100,000 Mann in Böhmen erschien, kehrte Karl VII. zwar nach München zurück, starb aber schon 1745. Ihm folgte sein Sohn Maximilian Joseph als Kurfürst, der durch den überschnell geschlossenen Separatfrieden zu Füssen (22. April 1745) von Oesterreich alle B. entrissenen Lande zurückempfing, wogegen er die pragmatische Sanktion anerkannte und dem Herzog Franz von Lothringen seine Stimme zur Kaiserwahl versprach. Der siebenjährige Krieg störte abermals die Ruhe, der das Land so bedürftig war, und Maximilian Joseph war trotz seines guten Willens nicht im Stande, die geschlagenen Wunden zu heilen. Ein großer Theil des Landes war während des Krieges verwüstet worden, der Landbau und die Gewerbe lagen darnieder, das Volk war verarmt, die öffentlichen Kassen leer und der Staat mit Schulden überhäuft. Der Kurfürst war zwar bemüht, all diesen Uebelständen abzuhelfen, Fleiß und Betriebsamkeit durch Anlegung von Manufakturen zu befördern; aber ungeachtet großer Beschränkungen wuchs die Landesschuld und mit ihr die allgemeine Noth, denn zu einer vollständigen Reform des Staatshaushaltes, die allein dem Uebel hätte steuern können, war Maximilian Joseph nicht energisch genug. Der 1751 vom Vicekanzler Kreitmayr entworfene Kriminalcodex stellte die öffentliche Sicherheit nicht vollkommen her, obwohl er B. in eine große Richtstätte verwandelte. Unter Maximilian Joseph erblühte die Akademie der Wissenschaften in München (1758), deren Druckschriften er der Censur der die Universität bildenden Jesuiten entzog, wie er überhaupt die Büchercensur mitderte. Da Maximilian Joseph kinderlos war, schloß er mit dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz mehre Verträge, in welchen die Allodialansprüche der Prinzessinnen geregelt u. München als die nachmatige Residenz bestimmt wurde; da jedoch Karl Theodor ebenfalls keine Kinder hatte, so unterschrieb der Pfalzgraf Karl von Zweibrücken als eventueller Kurerbe den Vertrag.

Als Maximilian Joseph am 30. December 1777 gestorben war, wurde Karl Theodor, bisher Kurfürst von der Pfalz und bei Rhein, dem Vertrage gemäß Kurfürst von B., und hiermit ward die fast 4½ Jahrhunderte von B. getrennt gewesene Pfalz wieder mit B. vereinigt. Sofort aber ließ Oesterreich, das auf das größere Dritttheil der Erbschaft (das sonstige Herzogthum Straubing, die Herrschaften Mildesheim, Leuchtenberg, Wolfstein, Haag, Hals u. m. a.) unter dem Titel böhmischer, österreichischer und Reichslehen Anspruch machte, durch kaiserliche Truppen die prätendirten Distrikte besetzen. Karl Theodor, der keine ehelichen Kinder und von Kaiser Joseph II. die Aussicht auf Erhebung seiner unehelichen Kinder in den Reichsfürstenstand erhalten hatte, welche Standeserhöhung unter dem Titel Fürsten von Bretzenheim wirklich erfolgte, willigte am 3. Januar 1778 in alle Ansprüche Oesterreichs. Der Herzog Karl von Zweibrücken, der als nächster Agnat eine solche Zerstückelung nicht zugeben konnte, wandte sich jedoch an den König Friedrich II. von Preußen, der, argwöhnisch gegen Oesterreichs Vergrößerungspläne, Rußland bewog, sich den Ansprüchen des Kaisers zu widersetzen, u. das Interesse aller deutschen Fürsten an dieser Angelegenheit zu erwecken wußte. Joseph II. wollte sich anfangs in keine Auseinandersetzungen einlassen, später berief er sich auf seine Ansprüche als Kaiser auf das Herzogthum Straubing ꝛc., Preußen dagegen zog Sachsen, das 47 Millionen Gulden als Allodiaterbschaft forderte (die verwittwete Kurfürstin von Sachsen war die Schwester des verstorbenen Maximilian Joseph von B.), auf seine Seite, und da kein Theil nachgeben wollte, brach endlich Oesterreich die Unterhandlungen ab, und die Preußen rückten am 5. Juli 1778 in Böhmen ein, der König selbst drang von Schlesien, sein Bruder Heinrich mit einem preußisch-sächsischen Heere von Sachsen aus vor. Dem kurzen Kriege, dem zweiten bayerischen Erbfolgekriege, auch Kartoffelkrieg genannt, wurde, besonders auf Maria Theresiens Betrieb, den 7. März durch einen Waffenstillstand und den 13. Mai 1779 durch den Frieden zu Teschen ein Ende gemacht. B. blieb ein Ganzes, die eventuelle Erbfolge wurde Zwei-

brücken zugesichert, doch mußte es das Innviertel an Oesterreich abtreten und für die Allodialherrschaft an Sachsen 6 Millionen Thaler zahlen. Karl Theodor zeigte bei allen Schwächen, die ihn seinen Unterthanen nicht eben beliebt machten, doch gute Eigenschaften und redlichen Willen, sein Land glücklich zu machen. Unter ihm wurde ein Theil des Donaumooses trocken gelegt und in Wiesen verwandelt; er gab zweckmäßige Forstgesetze, suchte durch Errichtung einer Thierarzneischule verheerenden Viehseuchen vorzubeugen, baute gute Landstraßen, unterstützte Wissenschaften und Künste freigebig, bildete u. unterhielt Kunstschulen, besonders für Musik und Oper, die er leidenschaftlich liebte; namentlich verdankt ihm München manche Verschönerung und wohlthätige Anstalten. Im Jahre 1785 schlug Kaiser Joseph II. Karl Theodor vor, B. gegen die österreichischen Niederlande zu vertauschen und den Titel König von Burgund anzunehmen; die Verhandlungen zerschlugen sich aber, als die Agnaten sich, den Plan verwerfend, an den König von Preußen wendeten und die Magistrate und Behörden laute Gegenvorstellungen erhoben. Den entdeckten Illuminatenorden und alle geheimen Gesellschaften verfolgte der Kurfürst mit unerbittlicher Strenge; eine neue Censur wurde eingerichtet, ein Spionirsystem, eine geheime Inquisition eingeführt und der Jesuitenorden wieder aufgenommen. Im Jahre 1796 wurde auch B. von den Stürmen des Revolutionskriegs zwischen Frankreich und Oesterreich betroffen, indem die Franzosen in das Herz der österreichischen Erbstaaten einzudringen gedachten. Während Jourdan in der Oberpfalz sich mit dem Erzherzog Karl von Oesterreich schlug, war eine andere französische Armee unter Moreau, nachdem sie Augsburg besetzt hatte, über den Lech gegangen, über Landsberg bis München ohne Widerstand vorgerückt und hatte Ingolstadt besetzt. Karl Theodor floh nach Sachsen, seine Minister aber schlossen mit Moreau einen Waffenstillstand für B. und seine diesseits des Rheins gelegenen Länder. Dadurch und durch das siegreiche Vordringen der Oesterreicher wurde B. zwar wieder frei; der Friede von Campo-Formio, bei welchem der Kaiser in einem geheimen Artikel in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich eingewilligt hatte, drohte jedoch einen der besten Landestheile, die Rheinpfalz, von B. loszureißen, welcher Verlust dadurch, daß die zu Rastadt eröffneten Friedensverhandlungen scheiterten und der Krieg von Neuem ausbrach, nur einige Zeit hinausgeschoben, nicht verhindert ward. Karl Theodor starb am 16. Februar 1799, und da auch der Herzog Karl von Zweibrücken kinderlos gestorben war, so wurde dessen Bruder, Maximilian Joseph, Herzog von Pfalz-Zweibrücken, Kurfürst von Pfalzbayern. Die neue Regierung kündigte sich gleich anfangs als vielversprechend an, indem sie den Landbau und die Gewerbe hob, Vorurtheile und Mißbräuche zu stürzen und Wissenschaft und Aufklärung ins Leben zu rufen suchte. Leider unterbrach der Krieg diese u. andere schöne Entwürfe. Im Juni 1800 überschwemmten die französischen Armeen die eine Hälfte von B., während in der andern die Oesterreicher standen. Durch den Frieden von Lunéville 1801 wurde der Krieg beendet. B. verlor dadurch zwar alle Lande jenseits des Rheins, aber es erhielt in den Bisthümern Würzburg, Bamberg, Augsburg, Kempten, Freising, einem Theil von Passau und Eichstädt, in 12 Reichsprälaturen und 15 Reichsstädten eine reiche Entschädigung (319 QM. mit 898,000 Einwohnern) für seinen Verlust (220 QM. mit 692,000 Einwohnern). Der Freiherr von Montgelas, den der Kurfürst an die Spitze des Ministeriums stellte, wirkte im Sinne seines Herrn. Die bayerische Zunge des Malteserordens, von Karl Theodor gestiftet, wurde aufgehoben, die Aufhebung der Klöster begann, allgemeine Religionsduldung wurde proklamirt, der Zustand der Schulen verbessert, die Universität Würzburg neu organisirt und die von Ingolstadt nach Landshut verlegt; jene zu Dillingen, Bamberg und Altdorf wurden aufgehoben. Auch wurde ein protestantisches Generalkonsistorium in Würzburg niedergesetzt, der Staatshaushalt neu gestaltet, das Finanzwesen geordnet und die Bodenkultur verbessert. Manufakturen und Fabriken blühten empor und eine zweckmäßigere Einrichtung der Justiz und gut geordnete Landespolizei sorgten für die Sicherheit des Eigenthums. Beim Ausbruch des neuen Kriegs zwischen Frankreich und Oesterreich (1805) gedachte der Kurfürst, um das Wohl seiner Staaten besorgt, sich neutral zu verhalten, während er zugleich zu Würzburg seine Truppen koncentrirte. Der wiener Hof drohte jedoch, die bayerische Armee zu entwaffnen, wenn man sie nicht dem Kaiser überlasse, und wirklich gingen die Oesterreicher über den Inn und besetzten München. Da erklärte sich B. für Frankreich und ließ am 2. Oktober bei Würzburg seine Armee zu dem französischen Corps von Marmont und Bernadotte stoßen. In Folge des preßburger Friedens verzichtete B. zwar auf den Besitz von Würzburg, erhielt aber dafür ganz Tyrol, Vorarlberg, Burgau, die fehlenden Theile von Passau und Eichstädt und einige Bezirke des südöstlichen Schwabens mit Augsburg, d. h. für 97 QM. mit 200,000 Einwohnern 583 QM. mit 1,028,000 Einwohnern. Dazu belohnte Napoleon I. seinen neuen Verbündeten mit der Königswürde. Am 1. Januar 1806 nahm der Kurfürst den Titel König von B. mit voller Souveränetät an u. trat aus dem deutschen Reichsverband zum Rheinbund über (12. Juli 1806).

B. hatte nach dem Frieden von Preßburg einen Flächenraum von beinahe 1600 QMeilen mit ungefähr 3 Millionen Einwohnern. Nach einem weitern Vertrage mit Frankreich erhielt König Maximilian Joseph gegen Abtretung des Herzogthums Berg (54 QMeilen mit 260,000 Einwohnern) die Markgrafschaft Ansbach (68 QMeilen mit 245,000 Einwohnern), welche Preußen an Frankreich gegen Hannover überlassen hatte. Nach seinem Beitritt zur Rheinbundsakte trat B. die Herrschaft Wiesensteig ab, empfing aber die Reichsstadt Nürnberg mit ihrem Gebiet, die Deutschordenskommenden Rohr und Waldstetten, dann die Souveränetät über die Graf- und Herrschaften Schwarzenberg, Castell, Speckfeld, Wiesentheid, Hohenlohe-Schillingsfürst und Kirchberg, Sternstein, Oettingen, Neresheim, Edelstetten, über die Güter der Fugger, Winterrieden, Burheim, Thanhausen, über die eingeschlossenen reichsritterschaftlichen Güter ꝛc., so daß es sich auf 1636½ QMeilen mit 3,231,000 Einwohnern vergrößerte. Dagegen übernahm es zum Schutze des Rheinbundes die Stellung eines Kontingents von

30,000 Mann. Ueber die Gerechtsame der mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren erließ der König am 19 März 1807 eine Deklaration, welche 1815 in der deutschen Bundesakte als Basis und Norm angenommen wurde. Im Juni 1807 ward eine allgemeine Besteuerung eingeführt, die eine gleiche Abgabenpflichtigkeit aller Unterthanen festsetzte; die Provinziallandstände, welche den Anordnungen der Regierung oft hindernd in den Weg traten, wurden aufgehoben. Städteordnungen wurden gegeben, die Leibeigenschaft ward definitiv abgeschafft, die Armee in einen achtunggebietenden Stand gesetzt, die Akademie der Wissenschaften freigebig ausgestattet und zweckmäßiger organisirt und im nächsten Jahre ihr eine Akademie der bildenden Künste beigesellt. Im Jahre 1808 wurde das Mauthwesen neu organisirt, das Postwesen neu eingerichtet, ein Geheimeraths-kollegium gebildet; auch fand damals die Einführung von Generalkreiskommissariaten, einer neuen Gerichtsordnung, einer städtischen Polizeiordnung, neuer Administrationsbehörden Statt, wie auch eine eigene Sektion des Ministeriums des Innern für das Kirchenwesen aus katholischen und protestantischen Räthen gebildet, das Gemeindewesen geordnet und das Land in 15 Kreise getheilt ward. Am 1. Mai 1808 erhielt das aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte neue Königreich eine Verfassung, welche jedoch, im Ganzen unvollständig und mangelhaft, schon bei ihrer Entstehung nur als eine provisorische Anordnung betrachtet werden mußte. Erfolgreicher erwiesen sich die Regierungsverfügungen, durch welche gleiches Maß und Gewicht und ein allgemeines Steuerprovisorium eingeführt wurden. Der Krieg zwischen Oesterreich u. Frankreich von 1809, verbunden mit dem von ersterem begünstigten Aufstande im Inn-, Eisack- und Etschkreise (Tyrol) und im Illerkreise (Vorarlberg), nahm die Kräfte des Landes und die Thätigkeit der Regierung abermals in Anspruch. Die Oesterreicher wurden zwar durch die Schlachten bei Abensberg u. Eckmühl und die Gefechte bei Rohr, Landshut und Regensburg bald wieder aus B. vertrieben, wobei die bayerische Armee ruhmvoll kämpfte, aber der tyroler Aufstand bedrohte fortwährend Altbayern, so daß sich der König genöthigt sah, zum Schutze des Landes Nationalgarden zu organisiren. Der wiener Friede vom 14. Oktober 1809 brachte neue Gebietsveränderungen. Nach einem zu Paris am 28. Februar 1810 geschlossenen Vertrag trat B. das südliche Tyrol an Frankreich (Italien), nach einem andern vom 26 Mai Schweinfurt und einige Theile des Mainkreises an das Großherzogthum Würzburg, dann nach einem vom 18. Mai Buchhorn, Wangen, Ravensburg, Leutkirch, Ulm, Bopfingen mit ansehnlichen Gebietstheilen (zusammen mit 491,000 Einwohnern) an Würtemberg ab, erhielt aber dagegen die Markgrafschaft Baireuth, die Fürstenthümer Regensburg, Salzburg, Berchtesgaden, das Innviertel und einen Theil des Hausruckviertels (zusammen mit 565,000 Einwohnern), so daß B. neuerdings 75.000 Einwohner gewonnen hatte und nun über 3,300,000 Einwohner umfaßte. Diese Abtretungen und Erwerbungen hatten eine neue Eintheilung in 9 Kreise zur Folge. Es wurden eine Staatsschuldenliquidations- und eine Tilgungskommission angeordnet, dann ein oberster Rechnungshof u. eine Staatsbuchhaltung; ferner eine Steuerkatasterkommission beauftragt, die Landesvermessung und Abschätzung der Ertragsfähigkeit der Grundstücke durchzuführen. Der Geschäftsgang der Ministerien wurde geordnet, das protestantische Kirchenwesen 4 Generaldekanaten untergeordnet und dem bayerischen Gesetzcodex vom 1. Januar 1811 an in allen Landestheilen gesetzliche Kraft gegeben. Die Schuldenlast war bis auf 90 Millionen Gulden angewachsen, und die niedergesetzte Generalschuldentilgungskommission konnte dem Volke die Erhöhung alter Abgaben, die Einführung neuer, z. B. der Tabaksregie, die Schärfung der Zollgesetze nicht ersparen. Im Jahre 1812 versuchte man wieder zwei Lotterieanlehen, ein verzinsliches von 12, ein unverzinsliches von 6 Millionen Gulden; da man aber nicht den erforderlichen Kredit dafür fand, mußte man 1813 eine gezwungene Anleihe machen und bald zu den drückendsten Steuermaßregeln schreiten. Nicht minder beschwerlich waren die Rüstungen. Im Jahre 1812 stellte B. sein Kontingent von 30,000 Mann zur großen Armee, die Napoleon I. nach Rußland führte; im November gingen noch 10,000 Mann Ersatzmannschaften nach, welche zum Theil in den Oder- und Weichselfestungen verwendet wurden. Nur unbedeutende Trümmer kamen im Frühjahr 1813 zurück. Doch stellte Maximilian Joseph abermals frische Truppen unter Napoleons Befehl, als dieser in den letzten Tagen des April den neuen Feldzug begann, während der übrige Theil, worunter viele mobil gemachte Nationalgarden unter dem Feldmarschall Wrede am Inn eine beobachtende Stellung gegen Oesterreich nahm. In Folge der Fortschritte der Verbündeten änderte aber der König Maximilian Joseph seine Politik und sagte sich von Frankreich los. In dem Vertrag von Ried erhielt er den Besitzstand B.s und die Fortdauer seiner Souveränetät garantirt, wogegen er sich verbindlich machte, ein Kontingent von 36,000 Mann gegen Frankreich zu stellen. Nun erklärte B. an Frankreich den Krieg (14. Oktober). Wrede, unter dessen Oberbefehl nun auch das gegen B. gesandte österreichische Corps gestellt ward, brach eilig vom Inn auf und nöthigte den General Tourreau in Würzburg, sich in die Citadelle zurückzuziehen (25. Oktober), verstärkte sich durch einige würtembergische Regimenter und rückte mit 40,000 Mann über Aschaffenburg auf Hanau, wo er aber den Franzosen vergeblich den Rückzug über den Rhein abzuschneiden gedachte. Auf dem Kongresse zu Wien behauptete B. konsequent den von ihm eingenommenen Standpunkt eines unabhängigen, souveränen Staats und sprach gegen Sachsens Einverleibung mit Preußen u. gegen die Errichtung eines deutschen Bundes. In Folge des pariser Friedens vom 30. Mai 1814 trat es aber Tyrol und Vorarlberg an Oesterreich ab, wofür es vor der Hand die erledigten Fürstenthümer Würzburg und Aschaffenburg in Besitz nahm. Nach dem Protokoll des wiener Kongresses vom 3. November sollte das Hausruck- und Innviertel, sowie der bei weitem größte Theil von Salzburg an Oesterreich fallen, B. aber durch einen Theil der Departements des Donnersberges und der Saar (356,855 Einw.), der Kanton Landau (53,887 Einw.), einige Aemter von Fulda (26,304 Einw.), das Amt Redwitz (3000 Einw.), mehre darmstädtische Aemter (24,661 Einw.) und einen Theil des badischen Amtes Wertheim (4907 Einw.) entschädigt werden, wie ihm

auch der Rückfall der Rheinpfalz nach dem Aussterben der direkten männlichen Linie des „dermalen" regierenden Großherzogs von Baden zugesichert ward. B. weigerte sich lange, auf diese Uebereinkunft einzugehen, bis am 14. April 1816 zu München der Vertrag zwischen Oesterreich und B. unterzeichnet ward. B. trat an Oesterreich die genannten Gebiete mit 387,031 Einw. ab und erhielt dafür die erwähnten Territorien am linken Rheinufer mit 420,742 Einw., auf dem rechten Rheinufer jene fuldaischen Aemter und das Amt Redwitz, sowie auch Hessen (30. Juni) einige Aemter mit 24,667 Einw abtrat. B. umfaßte jetzt 1471 (1381) QMeilen mit 3,377,000 Einw. In geheimen Artikeln erhielt es das Versprechen, daß für den Fall des Aussterbens der direkten und männlichen Linie des regierenden Großherzogs von Baden der Theil der Rheinpfalz, welcher den Neckarkreis bildete, mit den Städten Mannheim, Heidelberg u. Philippsburg u. einer Bevölkerung von 167,000 Einw. an B. fallen solle (vgl. Baden). Die nach außen diplomatisch geschickte, im Innern auf Centralisation, Bureaukratie und Aufklärung gerichtete Verwaltung des Grafen Montgelas dauerte bis zum 2. Februar 1817, ungeachtet im Lande selbst, besonders unter den Altbayern, eine starke Opposition gegen sie vorhanden war. Dem Einflusse Oesterreichs, das sich Montgelas durch seine Opposition gegen Errichtung des deutschen Bundes zum Gegner gemacht, nachgebend, entließ der König endlich den vielgeprüften Freund und bildete ein neues Ministerium. Die nächste Folge war eine Milderung der französirten Verwaltung, eine Annäherung an populärere Formen u. eine Versöhnung mit der Kirche. B. erhielt eine neue Eintheilung in 8 Kreise. Zur Vorschule einer Repräsentativverfassung wurde die alljährliche Zusammenberufung eines Landraths in jedem Kreise festgesetzt, welche Einrichtung jedoch damals bloß im Rheinkreise, für die andern erst später ins Leben trat. Die protestantischen Kirchenangelegenheiten wurden neu geordnet und die der Katholiken durch den Abschluß des Konkordats mit dem päpstlichen Stuhl am 5. Juni 1817 regulirt. Sehr wichtig war, daß den Gemeinden ihre Magistrate und diesen die Verwaltung des Gemeindevermögens zurückgegeben (6. Mai 1818) u. bald (17. Mai u. 5. Aug. 1818) auch das ganze Gemeindewesen in freierem Sinne geordnet wurde.

Auf dem wiener Kongresse hatte sich B. gegen die damaligen Versuche, eine Art Normalverfassung für die Landstände aller deutschen Staaten aufzustellen, erklärt, es erfüllte aber das Versprechen des 13. Artikels früher und in größerem Umfange als andere Staaten. Am 26. Mai 1818 proklamirte der König ein Grundgesetz (Verfassungsurkunde), gegründet auf Repräsentation aller Stände, das erste dieser Art in einem größern deutschen Staate. Der erste Landtag ward am 4. Februar 1819 eröffnet und erregte große Theilnahme. Es ward aber im Ganzen nur wenig ausgerichtet, und endlich fand man für gut, den Landtag, dessen Kritik der Finanzverwaltung bei einer Einnahme von 28 Millionen Gulden ein Defizit von 2 Millionen enthüllt hatte, zeitiger zu schließen, als man anfangs beabsichtigt hatte. Im Landtagsabschiede vom 22. Juli wurde den meisten Anträgen der Stände mehr Erwägung für die Zukunft zugesagt, als daß sie definitive Genehmigung erhalten hätten; wohl aber gedachte derselbe des Verfahrens der 2. Kammer in einigen Punkten tadelnd. Indeß schloß im Ganzen der erste Akt dieses neuen Schauspiels auf eine würdige und beruhigende Weise. Im Jahre 1819 kam es in Würzburg (4. und 5. August), wie gleichzeitig in vielen andern deutschen Städten, zu unruhigen Bewegungen gegen die Juden, die man die Stadt zu verlassen nöthigte. Die karlsbader und die frankfurter Bundesbeschlüsse vom 20. September 1819 wurden in B. zwar publicirt, aber bloß in soweit sie mit der Verfassung und den bestehenden Gesetzen zu vereinigen waren. Der Erzbischof von München nahm im Widerspruch hiermit den bereits auf die Verfassung geleisteten Eid zurück, und der Bischof von Eichstädt wollte sich zur Ableistung desselben nur unter der Bedingung verstehen, daß durch eine Klausel in demselben die Rechte des Papstes u. der Kirche gesichert würden. Auf dem zweiten Landtage von 1822 (im Januar eröffnet und am 2. Juni geschlossen) konnte man in Folge eingetretener verbesserter Oekonomie im Staatshaushalte schon eine von 28 auf 34 Millionen Gulden gestiegene Einnahme und statt des frühern Deficits beträchtliche Ueberschüsse nachweisen. Doch bildeten hier sowohl, als auf dem folgenden Landtage die Finanzen immer noch einen Hauptgegenstand der ständischen Angriffe. Auf dem Landtage von 1825 (geschlossen am 12. September) wurde im Betreff des Staatshaushalts der Regierung vorgeworfen, ihre Administration sei die theuerste von allen, da sich die auf B. lastende Staatsschuld, trotz aller Ersparnisse, seit 1820 um nichts vermindert habe. Von sonstigen wichtigeren Angelegenheiten, welche diesen Landtag beschäftigten, ist nur die Einführung der Landräthe, als einer Kreisvertretung, zu erwähnen, worüber schon am 7. Januar 1822 eine vorbereitende Verordnung erschienen war, während erst der Landtag von 1828 die spätere Einrichtung begründen half. Bald nach dem Schlusse des Landtags, am 13. Oktober 1825, starb der König Maximilian Joseph plötzlich auf dem Schlosse zu Nymphenburg, nachdem er am 16. Februar 1824 sein 25jähriges Regierungsjubiläum gefeiert. Mit großen Erwartungen begrüßte man den Regierungsantritt des Königs Ludwig, dessen Anhänglichkeit an die konstitutionellen Principien Niemand bezweifelte. In der That bezeichnete er den Anfang seiner Regierung mit Abstellung vielfacher im Hof- und Militärwesen und der Staatsverwaltung vorgekommenen Weitläufigkeiten u. Ursachen zum Aufwand. Mehre als überflüssig erkannte Behörden wurden sofort aufgehoben, die kostbaren Garden zu Pferd u. zu Fuß in Linientruppen verwandelt, die Kreisregierungen vereinfacht, und jeder Minister ward persönlich verantlich gemacht, mit den für sein Ministerium bewilligten Fonds auszukommen. Beim Militäretat wurde jährlich mehr als 1 Million erspart und dem Schuldentilgungsfond zugewiesen, und zur Erleichterung des Landmanns festgesetzt, daß die Ablösung der Zehnten u. der ständischen Dominikalgefälle von den Behörden kostenfrei vorgenommen werden sollte. Auf der andern Seite machte die musterhafte Ordnung, welche König Ludwig in den Finanzen einführte und bewahrte, sowohl die Ausstattung der in Gemäßheit des Konkordats (seit 1827) wieder ins Leben gerufenen Klöster, als die glänzende Dotirung der von Landshut nach München verlegten und durch die

Berufung der gefeiertsten (zum Theil selbst auswärts aus politischen Gründen verdächtigten) Männer gehobenen Universität und den Beginn einer Reihe großartiger Prunkbauten möglich, durch welche, sowie überhaupt durch seine eifrige und geschmackvolle Fürsorge für die plastischen Künste, König Ludwig B. zum klassischen Boden moderner Kunst gemacht hat. Auch die Beförderung eines freien geistigen Verkehrs ließ sich der König angelegentliche Sorge sein; die Censur für alle nichtpolitischen Blätter wurde aufgehoben, und auch für politische war sie so mild, wie nirgends in Deutschland. Dem Ministerium des Innern wurde eine neue Sektion, der oberste Kirchen- und Schulrath, beigegeben, in welcher auch die Protestanten vertreten wurden. Auch die Wärme, mit der sich Ludwig der griechischen Sache annahm, die in Deutschland so viele Sympathien fand, trug zu seiner Popularität bei. Zur Beförderung des Handels u. der Gewerbe schloß der König am 12. April 1827 einen Zollvertrag mit Würtemberg, an welchen sich auch die beiden Hohenzollern anschlossen, wodurch die Freiheit des Verkehrs zwischen diesen Staaten hergestellt wurde. Der Landtag von 1827 — 28, der erste unter der Regierung Ludwigs, gehört noch dieser Periode an. Es wurde die Militärgerichtsbarkeit in bürgerlichen Rechtssachen abgeschafft und die Organisation der Landräthe vollendet, wogegen die Regierung den durch die Stände sehr modificirten Gesetzentwürfen über die Kreislasten u. über die Kompetenzkonflikte ihre Genehmigung versagte. In den Finanzen erschien wieder ein Defizit. Damals machte B. auf Grund der ihm im wiener Kongreß (s. oben) gemachten Verheißungen Ansprüche auf einen Theil von Baden und erneuerte sie nach dem Tode des Großherzogs Ludwig; doch wurde der Streit auf diplomatischem Wege vermittelt, wenn auch nicht gänzlich beseitigt.

Das Revolutionsjahr 1830, welches fast ganz Deutschland bewegte, ging in B. ohne bedeutende Störung der äußerlichen Ruhe vorüber, wenngleich eine allgemeinere geistige Aufregung auch hier zu erkennen war. Die Unruhen des Sylvesterabends 1830 in München hatten keinen politischen Charakter, bezeugten aber durch die großartigen Sicherheitsmaßregeln, die man gegen einen Studentenkrawall getroffen, die Furcht der Regierung vor einem Aufstande. Diese Furcht war das erste Zeichen des schwindenden Vertrauens der Regierung zum Volke, das sich auch im Landtag von 1831 (vom 1. März bis 29. December) äußerte. Letzterer begann unter bedenklichen Vorbedeutungen. Die Ernennung des Fürsten Wrede zum ersten und des Staatsministers Grafen von Montgelas zum zweiten Präsidenten der 1. Kammer und die des Freiherrn von Schrenk und des würzburger Professors Seuffert zum ersten u. zweiten Präsidenten der 2. Kammer gab noch nicht zu Bedenklichkeiten Anlaß; die größte Besorgniß aber erregte eine am Vorabend des Beginns der Ständeversammlung mit Ueberschreitung der Befugnisse der vollziehenden Gewalt erlassene, die Preßfreiheit beschränkende Ordonnanz (vom 28. Januar 1831). Ein großer Theil der Berathungen betraf das Budget, dessen sechsjährige Periode eben abgelaufen war. Der Finanzbericht des Ministers von Armansperg lautete überaus günstig, namentlich in Betreff des Staatsschuldenwesens. Die Kammer der Abgeordneten war jedoch so sehr auf Ersparnisse bedacht, daß sie mit 116 gegen 4 Stimmen mehren Ausgaben für Kunstgegenstände, namentlich für angekaufte Gemälde, für den Odeonsbau, für die Freskomalereien in den Arkaden des Hofgartens, für den Bau der Pinakothek, für die Neubauten in Brückenau ꝛc. die Zustimmung verweigerte. Da die Kammer der Reichsräthe diese Posten sämmtlich genehmigte, widersetzte sich die Kammer der Abgeordneten mit desto größerer Beharrlichkeit der Hofpartei bei der Berathung des neuen Budgets, und wirklich gingen, nachdem mehre Gesetzentwürfe zwischen beiden Kammern hin- und hergesandt waren, einige bedeutende Ersparnisse durch. Von allen Debatten erregten indeß die über die Presse das meiste Interesse. Bis 1831 hatte B. unter allen deutschen Staaten die größte Censurfreiheit; daher erregte das erwähnte Censuredikt vom 28. Januar 1831 eine so allgemeine Entrüstung, daß der unbeliebte Minister des Innern, von Schenk, den man als den Urheber des Edikts ansah, kaum der Anklage entging, und auf die mit 96 gegen 29 Stimmen erfolgte Erklärung der Kammer, die Beschwerde über Verletzung der Verfassung durch die Censurverordnung sei wohl begründet, die Regierung sich veranlaßt sah, jene Verordnung zurückzunehmen und der Kammer am 3. Juni 6 neue, mildere Gesetzentwürfe vorzulegen. Das Resultat war, daß am 5. Juli von 107 anwesenden Deputirten 76 für gänzliche und augenblickliche Aufhebung der Censur stimmten, und da zu einem absoluten Beschlusse 2 Drittel der Stimmen nöthig gewesen wären, von jenen 107 Deputirten 103 die Modifikation annahmen, daß die Censur in 6 Monaten abgeschafft werden müsse. Diesen Beschlüssen versagten aber die Reichsräthe ihre Genehmigung, wie sich hinwiederum dem von diesen vorgeschlagenen Amendement die 2. Kammer widersetzte, so daß es zu keiner Entscheidung kam. Auch mehre andere vom konstitutionellen Bewußtsein geforderte Gesetze scheiterten an der versagten Zustimmung der Erbkammer, oder wurden im Landtagsabschiede mit der vorgehaltenen Inkompetenz der Stände niedergeschlagen, oder erhielten ihre Abfertigung mit der Verheißung näherer Erwägung. Dahin gehört besonders ein Gesetzentwurf über die Verantwortlichkeit der Minister, einer über die Beschränkung der Regierungsbefugniß, den Abgeordneten aus dem Beamtenstande die Erlaubniß zum Eintritt in die Kammer zu verweigern, u einer über Sicherstellung der Staatsbürger gegen Uebergriffe der Polizei- und Militärgewalt. Gute Früchte der Verhandlungen waren, außer einem Steuernachlaß, die Aufhebung des Lehnreverssstempels zum Vortheil des Adels, ein neues Forstgesetzbuch für den Rheinkreis, eine neue Geschäftsordnung für die Deputirtenkammer, die Ablösung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeiten gegen Entschädigung der Gutsbesitzer. Auch die Emancipation der Juden kam zur Sprache, und der König versprach im Landtagsabschied eine Revision der Verhältnisse der Juden, die jedoch nicht erfolgte. Ein Fortschritt war es, daß die Verhandlungen der 1. Kammer gedruckt u. der Oeffentlichkeit übergeben wurden, freilich nur im Auszug und ohne Nennung der Namen.

Nach dem Schlusse des Landtags traten alle bisherigen Minister, bis auf den Kriegsminister von Weinrich (der aber später durch den General von Hertling und 1838 durch den General von

Besserer ersetzt wurde), von ihren Posten ab. Das Ministerium des königlichen Hauses u. des Aeußern erhielt der Freiherr von Gise, das Ministerium des Innern der bisherige Generalkommissär zu Augsburg, Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein, das Ministerium der Justiz der Freiherr von Zu-Rhein und nach dessen baldigem Tode der Freiherr von Schrenk, das Ministerium der Finanzen Freiherr von Lerchenfeld und nach dessen Abgang als Gesandter nach Wien der bisherige Zolladministrator von Wirschinger. Dieser Wechsel konnte jedoch die Stürme nicht beschwichtigen, welche hie und da in B., zumal im Rheinkreise, ausbrachen. Während der Dauer des Landtags hatte sich die Presse, gestützt auf eine freisinnige Volkskammer, für kurze Zeit thatsächlich zu emancipiren gewußt. Nach seinem Schlusse versuchte sie sich mit ihrer Opposition hauptsächlich noch in Rheinbayern unter dem Schutze der Gesetzgebung dieser Provinz; die Bewegung der öffentlichen Meinung steigerte sich, bis sie im hambacher Feste (s. d.) am 27. Mai 1832 u. in gleichzeitigen ähnlichen Demonstrationen an andern Orten B.s (z. B. in Gaibach) ihren Gipfelpunkt erreichte. Jetzt aber entwickelte auch die Regierung entschiedener ihr schon nach Beendigung des Landtags deutlich angekündigtes System der Reaktion. Die zu Hambach gehaltenen aufregenden Reden hatten die Tumulte zu Speyer, Dürkheim, Frankenthal, Oppenheim u. an andern Orten zur Folge, bei welchen das Militär einschritt und Bürgerblut vergossen wurde. Von nun an begannen Verhaftungen aller Art und jene bekannten Prozesse wegen Majestätsbeleidigungen, Versuchs des Hochverraths ꝛc., die, wie durch die Strenge der Strafen, so durch die Zuthat der Addite vor dem Bilde des Königs allgemeines Aufsehen erregten. Dr. Wirth, Dr. Siebenpfeiffer und viele andere Hauptsprecher des hambacher Festes wurden verhaftet und in Untersuchung gezogen, bei welcher Gelegenheit auch durch Verordnung vom 29. Juni der bisherige Kassationshof aufgehoben und ein neuer zu München errichtet wurde. Indessen hatten die Bundesbeschlüsse vom 18. Juni die Gemüther sowohl in Rheinbayern, als in Franken von Neuem erregt. Man ließ eine Protestation gegen dieselben drucken; aber die Regierung unterdrückte sie und warf die Unterzeichner ins Gefängniß. Die klügsten und gefährlichsten der zeitherigen Wortführer, Schüler und Savoye, entkamen nach Frankreich; Furcht und Mißtrauen der Gemüther mehrten die Auswanderungslust der Pfälzer in erschreckender Weise. In Würzburg ordnete man Versetzungen mehrer Professoren an, verlegte das Appellationsgericht nach Aschaffenburg und setzte den populären Bürgermeister Behr, dessen Rede beim Konstitutionsfeste zu Gaibach Mißfallen erregt hatte, in Ruhestand; am 24. Januar 1833 ward Behr sogar verhaftet und zur Untersuchung nach München abgeführt. Als es sich herausstellte, daß mehre Studenten bayerischer Hochschulen in das frankfurter Attentat verwickelt waren, ergriff man auch gegen letztere Institute die strengsten Maßregeln. Der Jahrestag des hambacher Festes rief umfassende Vorsichtsmaßregeln hervor, der hambacher Schloßberg ward militärisch besetzt. Dennoch erschollen bald ringsum Spottlieder gegen den König und die Regierung, und es kam zu Thätlichkeiten, bei denen Kavallerie einhieb. Unter so bedenklichen Umständen erschien das Urtheil der Anklagekammer des zweibrücker Appellationsgerichts in der politischen Untersuchung gegen Wirth, Siebenpfeiffer, Savoye, Hochdörfer, Pistor, Große und Andere. Am 29. Juli 1833 begannen in dieser Angelegenheit die Sitzungen des Assisengerichts in der Festung Landau; sie wurden von Einheimischen und Fremden (sogar Engländern) zahlreich besucht und durch die dort gehaltenen Reden gefährlicher, als das hambacher Fest selbst. Der Ausspruch der Geschworenen lautete am 16. August auf Nichtschuldig. Trotz dieser Freisprechung wurden Wirth und Siebenpfeiffer nicht freigelassen und später zu 2 Jahren Gefängniß verurtheilt, welcher Strafe sich Siebenpfeiffer durch die Flucht zu entziehen wußte. Mitten unter diesen Wirren fand ein für das Haus Wittelsbach wichtiges Ereigniß Statt. Nach einem am 7. Mai 1832 zu London von Großbritannien, Frankreich u. Rußland geschlossenen Vertrage wurde Otto, der zweite Sohn des Königs Ludwig, zum König von Griechenland erklärt, und der König unterzeichnete den Vertrag auf seiner italienischen Reise am 27. Mai in Neapel. Bald aber machten sich mancherlei Uebelstände des neuen Verhältnisses fühlbar u. erregten Verstimmung. Für den griechischen Dienst wurden Freiwillige geworben, und es wurde von der Regierung dem bayerischen Militär die Erlaubniß gegeben, auf Urlaub in griechischen Militärdienst zu treten. Da die Werbung aber nicht schnell genug von Statten ging, befahl der König, daß einstweilen bayerische Truppenabtheilungen den jungen König nach Griechenland begleiten und so lange dort bleiben sollten, bis sie durch die geworbenen Truppen ersetzt werden könnten, was denn auch in Ausführung kam. Die Truppen (3500 Mann) wurden noch im November mobil gemacht, u. erst am 14. Juli 1835 traf das letzte Bataillon derselben, nach mannichfachen üblen Erfahrungen wieder in München ein. Vor der Abreise schlossen Vater u. Sohn (am 9. Dec. 1832) ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen B. und Griechenland, worin bestimmt wurde, daß beide Kronen nie auf Einem Haupte vereint sein könnten und im unbeerbten Todesfalle Otto's sein jüngerer Bruder die Krone in Besitz nehmen sollte. Weit wichtiger in politischer Hinsicht war das allmählig hergestellte gute Einvernehmen zwischen B. und Oesterreich, woran das Verhältniß zu Griechenland nicht unbedeutenden Antheil hatte. Sehr denkwürdig war aber das Anschließen B.s mit Würtemberg (durch Vertrag vom 15. Mai 1833) an den preußischen Zollverband, womit beide Staaten andern deutschen Staaten vorangingen u. so die Basis des deutschen Zollvereins (vom 1. Januar 1834) bildeten. Im J. 1833 wurde ferner der Ludwigskanal zur Verbindung der Donau mit dem Main, begonnen.

Die Verhandlungen des Landtags von 1834 (vom 8. März bis 28. Juni) über sehr wichtige Gegenstände gingen ganz im Sinne der Regierung. Die wichtigsten Gesetze, welche zur Berathung kamen, waren die: über die Permanenz der Civilliste des Königs, die Behandlung neuer und revidirter Gesetzbücher, die Vindikation der Gerichtsbarkeiten, Steuernachlässe, die Abänderung u. Ergänzung des Gemeindeedikts, die Wiederherstellung der Festung Ingolstadt, das Maximum der Kreisumlagen, die Errichtung einer Hypotheken- und Wechselbank, eine

allgemeine Feuerversicherungsordnung (Verbot, bei auswärtigen Societäten zu versichern), die Anlage des Kanals zur Verbindung von Rhein und Donau, die Regulirung des Zollwesens u. die Gleichstellung der bürgerlichen und politischen Rechte der Mitglieder der griechischen Kirche mit den Bekennern der 3 bestehenden christlichen Kirchen. Der Bericht über den Zustand der Finanzen lautete wieder sehr günstig. Die politischen Untersuchungen waren inzwischen mit der alten Strenge fortgeführt worden. Auf allen Universitäten trat strenge Ueberwachung der Studien und überall genaue Beaufsichtigung der Beamten, der öffentlichen Meinungsäußerung ꝛc. ein.

Der Landtag von 1837 (vom 11. Febr. bis 3. November) war reicher, als der vorhergehende, an interessanten Debatten, für die materiellen Interessen noch wichtiger, als dieser, und merkwürdig durch die Einigkeit der beiden Kammern. Eine verbesserte Gerichtsordnung, die Verkleinerung der Landgerichte, die Verbesserung des Straßen-, Wasser- u. Brückenbaues und der Landbauten, dazu die Flußkorrektionen und die Bestimmungen des Expropriationsgesetzes waren die vorzüglichsten Gegenstände der Berathungen, bei welchen sich die bei weitem größere Zahl der Abgeordneten für ein allmähliges gesetzliches Fortschreiten aussprach. Der Rechnungsbericht über die Führung des Staatshaushalts lieferte ein sehr erfreuliches Resultat, da in der Verwaltungsperiode von 1832—35 eine Ersparniß von mehren Millionen nachgewiesen werden konnte. Sehr wichtig war die Berathung über die den Klöstern u. Stiftern unentgeltlich zur Nutzung überlassenen Staatsrealitäten u. Renten. Auch auf diesem Landtage wurde (aber vergeblich) ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister gewünscht, da wieder mehre Etatsüberschreitungen und Voraussgaben, namentlich in Prunkbauten, vorkamen. Als einige Abgeordnete darauf antrugen, die bedeutenden Erübrigungen zum Nachlasse eines Simplums der direkten Steuer, zur Beschleunigung der Herbeiführung des Steuerdefinitivums, zur Beförderung der Kultur und Gewerbe, zur Deckung der schwer auf den Unterthanen lastenden Umlagen, zur Herstellung der Straßen, zur Beseitigung des langsamen Justizganges und zur Hebung des Beamtenstandes zu verwenden, beobachteten die Minister ein tiefes Schweigen. Die Kammer änderte in dem vorgelegten Budget Manches und beschloß mehre Erhöhungen; der Landtagsabschied wies aber die Abgeordneten darauf hin, daß ihnen die Initiative über die Verwendung der Staatseinnahmen nicht zukomme. Auch der in jeder Ständeversammlung von den Kammern gemachte Antrag auf die Erlassung eines allgemeinen Kulturgesetzes wurde im Landtagsabschied vorerst noch zurückgewiesen, sowie auch der ebenfalls in jeder Ständeversammlung vorgebrachte Antrag über die Aufhebung des Zahlenlotto's die königliche Genehmigung nicht erhielt. Unter sehr auffallenden Umständen trat mit Anfang des Novembers 1837 der Fürst von Oettingen-Wallerstein als Minister des Innern ab; der bisherige geheime Legationsrath von Abel wurde zum Staatsrath ernannt und besorgte die Geschäfte eines Ministers des Innern, zu welchem er Ende März 1838 ernannt wurde. Durch Verordnung vom 29. Novembe 1837 erhielt B. eine neue, sich den „alten geschichtlich geheiligten Marken" möglichst anbequemende Landeseintheilung, die mit dem 1. Januar 1838 ins Leben trat. Aus dem Isarkreise wurde der Regierungsbezirk Oberbayern, aus dem Unterdonaukreise Niederbayern mit einigen Zugaben vom ehemaligen Isarkreise ꝛc., aus dem Regenkreise die Oberpfalz u Regensburg, aus dem Rheinkreise die Pfalz, aus dem Oberdonaukreise Schwaben und Neuburg, aus dem Obermainkreise Oberfranken, aus dem Rezatkreise Mittelfranken, aus dem Untermainkreise Unterfranken und Aschaffenburg.

Noch 1839 (am 28. December) traten die Stände für den Landtag von 1840 zusammen, den der König am 8. Januar eröffnete. Gleich unter den ersten Verhandlungen zeichnete sich eine besonders aus. Die Regierung hatte nämlich auch den Advokaten, als zur Kategorie der königlichen Diener gehörend, den Eintritt in die Kammer verweigert. Hiergegen legten die Advokaten eine Reklamation ein, welche in der Kammer lebhafte Debatten hervorrief, allein den Beschluß zur Folge hatte, die Reklamation auf sich beruhen zu lassen. Bei Gelegenheit des Nachdrucksgesetzes tauchten wieder Wünsche für eine freiere Presse auf, welche die Kammer mit großer Mehrheit annahm. Dagegen erhob sich bei dem Rechenschaftsbericht ein bedeutsamer Streit über die Verwendung der baaren Steuerüberschüsse, welche die Regierungspartei für den König in Anspruch nahm, während die Gegner dieser Meinung sich auf den bis 1837 unverändert gebliebenen Gebrauch beriefen, dem gemäß die Regierung sich mit den Ständen über die Verwendung dieser Gelder für die neue Finanzperiode geeinigt habe. Die Debatte zog sich bis zum Landtagsschlusse hin, der unter großer Aufregung eintrat, nachdem der Minister von Abel sich heftige Aeußerungen gegen seinen Vorgänger im Amte, den Fürsten von Oettingen-Wallerstein, erlaubt hatte, welche die Kammer der Reichsräthe als unwürdige Beschuldigungen bezeichnete. Die Kammer der Abgeordneten erkannte zwar endlich den Rechenschaftsbericht an, aber auch die von vielen Mitgliedern vorgebrachten Verwahrungen gegen denselben. So endete dieser Landtag, nachdem er zweimal verlängert worden war, unter stürmischen Erörterungen am 15. April. Besonderes Aufsehen machte die Verordnung vom 14. Aug. 1838 über die Kniebeugung protestantischer Soldaten und Landwehrmänner vor dem Venerabile. Das vierte Säkularfest der Buchdruckerkunst wurde in B. nur als gewerbliche Feier gestaltet. Dagegen ward die Korrespondenz der Erzbischöfe und Bischöfe mit Rom in allen geistlichen u. kirchlichen Angelegenheiten freigegeben und in Altötting der Orden der Redemptoristen eingeführt.

Der auf den 14. Nov. einberufene u. am 20. Nov. 1842 eröffnete Landtag von 1843 zeigte namentlich in einigen Persönlichkeiten ein etwas regeres Leben, aber freilich auch das unerfreuliche Beispiel, daß zwei pfälzische Abgeordnete wegen fortgesetzter Weigerung, in die Kammer einzutreten, von derselben ausgeschlossen werden mußten. Besonderes Aufsehen erregte der von der 1. Kammer angenommene, von der 2. verworfene Antrag der Regierung wegen Wiederherstellung von Erbämtern u. der von der 2. Kammer angenommene, dagegen von den Reichsräthen verworfene Antrag wegen Abschaffung der Kniebeugung der protestantischen Soldaten. Auch die Abschaffung des Lotto's kam wieder

Digitized by Google

zur Sprache, und Schwindl stellte einen Antrag wegen Herstellung verfassungsmäßiger Preßfreiheit. Einen Hauptgegenstand der Berathungen bildeten die Erübrigungen aus den Staatseinnahmen, in Betreff deren es endlich zu einer Verständigung kam. Der Gesetzentwurf über ein Anlehen von 10 Millionen für die auf Staatskosten von Hof über Augsburg nach Lindau zu erbauenden Eisenbahnen wurde angenommen. Eine Petition um vollkommene Amnestie für die politischen Gefangenen fand die lebendigste Theilnahme, sowie auch ein Antrag auf Verbesserung geistlicher Pfründen und der gedrückten Lage des Schullehrerstandes in B. sich lebhafter Unterstützung erfreute. Der Landtag wurde am 30. August geschlossen. Am 12. Oktober fand die Feier der Grundsteinlegung des vom Könige der bayerischen Armee gewidmeten Siegesthores in München Statt; wichtiger war, daß am 6. Mai die ersten Schiffe mit voller Güterladung auf dem Ludwigskanal von Bamberg nach Nürnberg fuhren. Zwei bedeutsame Jubelfeste folgten einander, das des elfhundertjährigen Bestehens des Bisthums Würzburg (gefeiert am 8. Juli) und das einhundertjährige der Universität Erlangen (am 23. und 24. August).

Der Anfang des Jahres 1844 ward durch Pöbelexcesse in Fürth während der Neujahrsnacht bezeichnet; Aehnliches wiederholte sich am 1. und 3. Mai in München in einem Biertumult, bei dem über 30 Brauhäuser zerstört wurden; ein Aufstand der Festungsarbeiter in Ingolstadt im Juni konnte erst durch militärische Maßregeln unterdrückt werden. Ein im Februar erfolgter Erlaß der Regierung verbot im Lande jede Theilnahme an dem protestantischen Gustav-Adolfsverein, sowie die Annahme der von ihm übersandten Unterstützungsgelder, weshalb in den protestantischen Landestheilen laute Klagen über Verfassungsverletzung erhoben wurden. Dagegen wurde im November die Verordnung über die Kniebeugung der Protestanten zeitgemäß gemildert. Der Deutschkatholicismus, der in diesem Jahre auch in B. Sympathien fand, rief eine Verfügung des Ministeriums des Innern hervor, durch welche die Polizeibehörden angewiesen wurden, jede Theilnahme an demselben als Hochverrath zu behandeln. Die neue Ständeversammlung wurde mit großen Hoffnungen erwartet; die Erwartungen stimmten sich indessen herab, als bekannt wurde, daß die Regierung mehren Mitgliedern den wegen ihrer Eigenschaft als Staatsdiener erforderlichen Urlaub verweigert und diese Maßregel ausschließlich gegen liberale oder Protestanten habe eintreten lassen. Die Eröffnung der Kammern erfolgte am 5. December 1845. Die Frage, ob der Advokat Willich trotz des verweigerten Urlaubs in die Kammer eintreten könne, wurde als ein Prüfstein der Parteien betrachtet. Die Versammlung wies Willichs Reklamationen ab; doch trat derselbe in die Kammer, da der König sich bewogen fand, den Urlaub nachträglich zu ertheilen. Eine andere Berathung über die Wahlen betraf die Abgeordneten der katholischen Geistlichkeit Oberbayerns, deren Ernennung mit 75 gegen 24 Stimmen für ungültig erklärt wurde. Ein Gesetzentwurf, die Abstellung der Gerichtsöffentlichkeit in der Pfalz für gewisse Fälle betreffend, veranlaßte mehrtägige Debatten, in deren Verlauf die Hauptredner der Kammer Gelegenheit fanden, ihre Sympathien für das öffentliche und mündliche Verfahren an den Tag zu legen. Inzwischen hatte der Fürst von Wrede in der 1. Kammer eine Reihe von Anträgen gestellt, die sich theils auf Verfassungsverletzungen des Ministeriums und Verantwortlichkeit der Staatsbeamten, theils auf Uebergriffe der katholischen Geistlichkeit bezogen. Die lebhafteste Debatte drehte sich aber um den Antrag auf Verminderung und Einschränkung der Klöster und auf Entfernung der Redemptoristen, in Bezug auf welchen die Kammer endlich mit 79 gegen 44 Stimmen aussprach, daß B. seiner konkordatsmäßigen Verpflichtung, einige Klöster zu gründen, Genüge geleistet habe, und mit 84 gegen 41 Stimmen die Bitte aussprach, keinem Orden mehr Zutritt zu gestatten, der die religiöse Eintracht gefährde. Diesen und noch andern Berathungen über Uebergriffe des Ultramontanismus schlossen sich Beschwerden der Protestanten an, betreffend die Verletzung der verfassungsmäßigen Rechte der Generalsynoden, die Bildung neuer protestantischer Gemeinden, die eine ministerielle Verfügung vom 16. März 1839 durch die Bestimmung, daß die neue Gemeinde ein bereits vorhandenes ausreichendes Vermögen nachweisen solle, während das Religionsedikt den Nachweis, daß die Gemeinde dieses aufbringen könne, für hinreichend erklärt, erschwert hatte, die Beschränkung des Gottesdienstes zerstreut wohnender Protestanten, den Konfessionswechsel Minderjähriger und die Ertheilung des Unterrichts in der Lehre einer Kirche an minderjährige, verwaiste, schon konfirmirte Personen einer andern Kirche. Die zwei ersten Beschwerden waren während der Verhandlungen im Ausschusse durch zwei königliche Dekrete erledigt worden, die rücksichtlich der Synodalrechte die Versicherung ertheilten, daß, da die königlichen Kommissäre sich streng auf die Wahrung der **Jura majestatica circa sacra** beschränken würden, eine Schmälerung der Befugnisse der Generalsynoden nicht eintreten könne, bezüglich der Bildung neuer Gemeinden aber versprachen, daß die Anstellung ständiger Pfarrer oder Vikare nicht verlangt, bei allen neuen protestantischen Filialgemeinden aber keine andern als die allgemeinen Gesetze und Vorschriften gehandhabt werden sollten. Bei der Abstimmung über die übrigen Beschwerden spaltete sich die Kammer in zwei ganz gleiche Parteien, so daß die Stimme des Präsidenten, die für die Protestanten war, die Entscheidung bringen mußte. In der Kammer der Reichsräthe fanden die Anträge ebenfalls eine günstige Aufnahme doch kam es zu keinem Beschlusse mehr, da bald darauf der Schluß der Sitzungen erfolgte. Die verfassungsmäßige Preßfreiheit (für Schriften, welche inländische Zustände besprechen) kam in der Abgeordnetenkammer erst am Vorabend des Schlusses der Sitzungen zur Sprache, fand aber nichtsdestoweniger warme Befürwortung. Die Regierung hatte bei dem Eintritt des Herrn von Abel in das Ministerium die Censur wieder eingeführt u. durch Nachcensur, Entziehung des Postdebits, Censurschnitte (Herausschneiden mißliebiger Artikel) verschärft. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Prozeßverfahrens wurde von den Ständen gewünscht und vom Ministerium in Aussicht gestellt; beide Kammern beantragen die mündlich-öffentliche Rechtspflege nicht allein in Kriminal-, sondern auch in Civilsachen. In der Ueberzeugung der Kammer, daß nur Oef-

sentlichkeit u. Mündlichkeit Abhülfe gewähren könne, lag auch der Grund, daß sie einen königlichen Gesetzentwurf über Bildung von oberappellationsgerichtlichen Civilsenaten mit großer Mehrheit ablehnten. Der Gesetzentwurf, die Eintrittsbewilligung der Regierung für die gewählten Staatsdiener betreffend, wurde angenommen, obgleich die Ausdehnung der Urlaubsbedürftigkeit auf Advokaten und Bürgermeister mehrfachen Widerspruch fand. Unter den materiellen Interessen, mit denen die Kammern sich beschäftigten, ist die Bierfrage hervorzuheben. Ein das Bierwesen in B. betreffendes Regulativ vom 25. April 1811 bestimmt den Bestand u. die Mischungsverhältnisse des Biers und trifft namentlich Verfügungen über den Preis, der von den Behörden nach vorgängiger Vernehmung der Brauer für jedes Halbjahr festgesetzt wird. Im Verlaufe der Zeit hatte sich aber das Verfahren eingeschlichen, daß man die Bierpreise nicht bloß zu den gewöhnlichen beiden Zeiten, im Herbst u. Vorfrühling, sondern vier- bis fünfmal im Jahre wechseln ließ, wobei stets höhere Preise eintraten. Da in solchen Fällen stets die Bekanntmachung wiederkehrte, daß die Preiserhöhung in Folge von Beschwerden der Brauer eintrete, so hatte sich im Publikum gegen diese eine Mißstimmung gebildet, die endlich zu groben Exceſſen (1. Mai 1844) führte. Da die Behörden gegen die etwa 150 Tumultuanten, die über 30 Brauhäuser zerstörten, so gut wie nichts gethan, dagegen die Brauer gezwungen hatten, den auf gesetzliche Weise normirten Preis herabzusetzen, hatten die münchner Brauer bei den Ständen eine Beschwerde eingereicht, die auch Erhörung fand. Inzwischen legte das Ministerium ein neues Regulativ vor, das im Wesentlichen die alten Bestimmungen einschärfte und neue Verfügungen nur in Beziehung auf das Verhältniß zwischen Brauern und Bierwirthen traf. Diese neuen Bestimmungen wurden verworfen, das Gesetz selbst angenommen, allein dabei der Wunsch nach Aufhebung des Biertaxwesens von beiden Kammern ausgesprochen. Zunächst hatten die Stände über drei Eisenbahnen zu debattiren, über den Fortbau der sogenannten Ludwigs-Süd-Nordbahn (von Hof nach Lindau), über eine neu zu bauende sogenannte Ludwigs-Westbahn (von Bamberg über Aschaffenburg nach der Reichsgrenze) und über eine ebenfalls neue Bahn von Lichtenfels nach Koburg. Gegen den Bau dieser Bahnen hatte Niemand etwas einzuwenden, es handelte sich in der Hauptsache nur darum, ob auf Staatskosten oder von Aktienvereinen zu bauen sei, bei welcher Gelegenheit der alte Streit wegen der Erlibriqung wieder wach gerufen wurde. Die große Mehrheit der Kammer entschied sich endlich für den Bau auf Staatskosten. Trotz der Klagen über die große Vermehrung der Staatsschuld beantragten die Stände doch den Bau von drei neuen Bahnen: von Nürnberg nach Regensburg, von der österreichischen Grenze über München nach Ulm, von Baireuth über Amberg nach Böhmen; dem Ankauf der münchen-augsburger Bahn durch den Staat ertheilten sie ihre Zustimmung. Bei den Eisenbahndebatten kam auch ein Punkt zur Sprache, der zu einem Konflikt zwischen Ständen und Regierung zu führen schien. Die Regierung hatte bisher das Recht beansprucht, die Fahrpreise auf den Staatsbahnen ohne Mitwirkung der Stände zu bestimmen. Dagegen verwahrte sich die 2. Kammer, und das Schicksal des ganzen Gesetzentwurfs über die Staatsbahnen stand schon in Frage, als der Minister von Abel mit einem Vermittelungsvorschlag auftrat, das ständische Recht, für die sechsjährige Finanzperiode ein Maximum festzusetzen, anerkannte, aber der Regierung das Recht vindicirte, sich innerhalb der Grenzen dieses Maximums frei zu bewegen, da die Konkurrenz, die Verhältnisse des Augenblicks einen entscheidenden Einfluß übten. Diesen Vorschlag nahm die Kammer einstimmig an. Ein ferneres Opfer wurde den Ständen bei dem Ankauf der Donaudampfschifffahrt zugemuthet und bereitwillig gebracht. Der Schutz der einheimischen Industrie fand warme Vertreter. Beide Kammern stellten an die Regierung den Antrag auf weitere Ausbildung des Zollvereins durch Herbeiziehung der ihm noch fremd gebliebenen deutschen Staaten, durch Abschließung von Handelsverträgen, namentlich mit transatlantischen Reichen, durch Erhöhung der Eingangssteuern auf Leinen, Baumwollengarn, wollene Waaren ꝛc. Um Aufhebung des Lotto's, dieser Quelle der Verarmung von Tausenden, wurde einstimmig gebeten. Der Schluß der Kammern erfolgte am 24. Mai 1846. Der Landtagsabschied genehmigte nur die Eisenbahngesetze mit den von den Ständen beliebten Modifikationen, setzte dagegen den Beschluß über die beantragten Bahnen aus, da mit den Nachbarstaaten zuvor Vereinbarungen zu treffen, die Interessen des Handels, der Landesvertheidigung näher zu erwägen seien. Außerdem versprach er die kräftigste Unterstützung der Wünsche um Ausdehnung des Zollvereins, Schutz der Industrie, Aufhebung der Donauzölle ꝛc. bei den betreffenden Staaten.

Im Mai 1846 fand ein theilweiser Wechsel im Ministerium Statt: Justizminister von Schrenk trat sein Portefeuille an seinen Sohn ab, Gise das Ministerium des Aeußern an den Grafen von Bray. Zwar trat im August in der Nachcensur für auswärtige Blätter einige Milderung ein, doch blieben einige Journale noch immer verboten. Auch der Gustav-Adolfsverein blieb verboten, wogegen die Redemptoristen mehr u. mehr um sich griffen. Dennoch war das Ministerium immer wankender geworden. Die Wirksamkeit der drei letzten Ständeversammlungen war nicht erfolglos geblieben, und dazu kam noch ein zufällig eintretendes Ereigniß, das von keiner Partei in Rechnung gezogen worden war. Die spanische Tänzerin Lola Montez hatte sich die königliche Gunst in so hohem Grade zu erringen gewußt, daß sie den Monarchen ganz und gar beherrschte. Wie man vermuthet und die Tänzerin selbst später behauptete, hatte die ultramontane Partei sich dieses Einflusses bedienen wollen, um sich selbst in ihrer etwas wankend gewordenen Stellung zu befestigen; Lola hatte jedoch diese Bewerbungen entschieden zurückgewiesen u. eine feindselige Position dem Ministerium und der klerikalen Partei überhaupt gegenüber eingenommen. Seitdem hatte ein principielles Gegeneinanderringen der obersten Faktoren der Staatsgewalt begonnen, doch zugleich auch der Ultramontanismus wieder ein enges Bündniß mit den Ministern geschlossen. Der Graf Reisach, als Bischof von Eichstädt durch seinen ultramontanen Feuereifer bekannt, wurde zum Erzbischof der Diöces München-Freising erhoben und wie ein Erretter des Landes aus den Händen des Antichrists gefeiert, während in demselben Moment der Pfalz die Bitte um Abhaltung einer außerordent-

Digitized by Google

lichen Generalsynode abgeschlagen wurde. Hatte der König jener Wahl und diesem abschläglichen Bescheide seine Sanktion nicht vorenthalten können, so erschien dagegen die Trennung des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom Ressort des Ministeriums des Innern (15. Dec. 1846) als eine Manifestation, aus welcher Abel erkennen mußte, daß er das Vertrauen des Königs verloren und daß es nun vor Allem galt, den Monarchen in die frühere Abhängigkeit zurückzuführen. Die Forderung des Indigenats für Lola Montez von Seite des Königs stieß bei dem Ministerium auf heftige Opposition u. gab die Veranlassung zum Bruch. Als ein Privatbrief des Ministers von Abel sich wirkungslos erwies, wurde ein „Memorandum" erlassen, das plötzlich in Tausenden lithographirter Exemplare in das Publikum kam, mit unbegreiflicher Schnelligkeit im In- und Auslande die Runde machte, und worin die Isolirung des auf die angestammte Unterthanenliebe stolzen Königs in grellen Farben geschildert, das Land als am Abgrund stehend, von der furchtbarsten Revolution bedroht, dargestellt und die Verleihung des bayerischen Indigenats an die zur Gräfin Landsfeld erhobenen Lola Montez wie ein Schritt hingestellt ward, wodurch das Nationalgefühl auf das Bitterste verletzt sei. Die Art der Veröffentlichung des Memorandums bewies klar, daß die Vorbereitungen getroffen waren, nöthigen Falls durch eine Appellation an die Massen eine Volksbewegung zu provociren. Das Dokument war vom 11. Februar 1847 datirt; am 13. erfolgte die Entlassung des Ministeriums. Der erste Eindruck dieser Maßregel war jedenfalls ganz anderer Art, als ihn die Urheber des Memorandums erwartet hatten. Das große Publikum war mit den veranlassenden Präcedentien ziemlich ausgesöhnt, als die Nachricht von Abels Entlassung und namentlich die Aeußerung des Königs bekannt ward: „Alle meine Minister habe ich fortgejagt, das Jesuitenregiment hat aufgehört in B.", und blickte vertrauensvoll auf den Anfang der Neugestaltung des Ministeriums durch Ernennung der Herren von Maurer, Zu-Rhein und Zenetti als provisorischer Ministerverweser, von der officiösen Presse als „Ministerium der Morgenröthe" bezeichnet. Daß Maurer in der Staatsrathssitzung vom 8. Febr. die Indigenatsverleihung an Lola Montez als „die größte Kalamität, die über B. kommen könnte", bezeichnet hatte, verhinderte nicht, daß er seine Amtsführung mit der Kontrasignatur dieser Verleihung begann. Der Quiescirung des Professors Lassaulx, eines Hauptträgers des Ultramontanismus, weil derselbe als Mitglied des akademischen Senats den Antrag auf Absendung einer Deputation gestellt hatte, welche Abel „wegen der sittlichen Motive seiner Abdankung" die Anerkennung der Universität aussprechen sollte, folgte bald die Entfernung der starr-orthodoxen Professoren von Moy, Höfler, Philipps, Döllinger, Deutinger, Merz, Sepp und Mayer theils durch Quiescirung, theils durch Versetzung, Maßregeln, denen man zujubelte, nicht bedenkend, daß damit eine Willkür geübt ward, welche unter Abel wenigstens minder anstößige Formen gesucht hatte. Die Quiescirung Lassaulx', der namentlich unter den jüngern Studenten einer großen Popularität genoß, gab übrigens am 1. März Anlaß zu einem Zusammenlaufe vor dem Hause der Lola Montez, gegen den die Gensdarmerie vergeblich einzuschreiten versuchte; erst größeren Infanterie- und Kavalleriemassen gelang die Säuberung und Absperrung der Theresienstraße, die schon größtentheils geräumt war, als plötzlich König Ludwig auf dem Schauplatze erschien und durch die Volkshaufen grüßend hindurch in Lola's Haus schritt. Als er nach einer Stunde nach der Residenz zurückkehrte, folgten die tobenden Massen seinen Schritten und verübten allerlei Unfug, selbst gegen die Residenz prasselte ein Steinregen, nachdem der König in seinen Gemächern angelangt war. Eine Studentenversammlung im benachbarten Dorfe Thalkirchen verlief ruhig, da einige hinzueilende Professoren die Gemüther zu beruhigen wußten. Dennoch ward der Universitätskommissär von Braunmühl am 3. März entsetzt und durch von Zwehl (später Minister des Innern) ersetzt, worauf am 4. ein königliches Dekret das Studienjahr der beiden philosophischen Jahreskurse schloß. Resultat der Untersuchung war übrigens bloß: Relegation eines Kandidaten der Theologie, Entfernung eines Rechts- und eines Philosophiekandidaten auf zwei und drei Jahre, das Consilium abeundi für 3 Kandidaten der Philosophie. Indessen ging die Kabinetsjustiz, allerdings getragen von der öffentlichen Stimmung, mit den erwähnten Absetzungen und Verletzungen gegen die ultramontan gesinnten Professoren vor, während die Hoffnungen u. Erwartungen, die man von dem Ministerium hegte, auch in andern Beziehungen getäuscht wurden. Nach den ersten Wochen gelinderer Handhabung der Censur fesselten neue, strengere Instruktionen wieder die Presse; unwiderlegte Klagen über Verletzung des Briefsiegels, unerledigte Beschwerden über abhanden gekommene Briefe liefen durch das Land. Anzeichen überall thätiger Spionerie, Angeberei und Delation tauchten auf, und der einzige Unterschied gegen früher schien darin zu bestehen, daß das Raisonnement über den Ultramontanismus freigegeben blieb. Da in diesem Punkte die Bevölkerung eine ziemliche Befriedigung fand, so machte sich die Rückkehr des alten Systems weniger fühlbar, wozu noch kam, daß man in einzelnen Gebieten und in bestimmten Kreisen die Sympathien wieder zu gewinnen suchte, welche in Bezug auf das allgemeine Administrativsystem immer mehr zu verschwinden drohten. Während in Nürnberg (26. Mai) ein mehre Tage vorher angekündigter Theuerungskrawall ungehindert zum Ausbruch kommen durfte, zählte man die noch unter dem vorigen Ministerium eingeleiteten Vorkehrungsmaßregeln gegen Noth u. Theuerung zu den Verdiensten der neuen Verwaltung. Behr und Eisenmann wurden ohne besondere Veranlassung begnadigt, wiewohl diese Begnadigung den Verwendungen der Stände unerreichbar geblieben war; in München ward den Studenten des philosophischen Kursus, welche bei dem Krawall am 1. März vorzugsweise betheiligt und denen bisher die Theilnahme an jeder Verbindung streng untersagt gewesen war, die Erlaubniß zur Errichtung einer solchen feierlichst zugestanden. Neubelebt wurden die Hoffnungen durch die am 12. Juni erfolgte Rückkehr des Kronprinzen, zumal als derselbe sofort die Stelle eines Generalinspektors der Armee zugetheilt erhielt, woran sich die Nachricht von einem königlichen Dekret schloß, wonach der Kronprinz in allen Fällen, wo der König am Vorsitz im Staatsrathe verhindert sein würde, auch diesen übernehmen

Digitized by Google

sollte. Kurze Zeit darauf (22. Juni) reiste König Ludwig nach Brückenau, wohin sich gleichzeitig die Gräfin Landsfeld begab. Am 5. Juni wurden durch Ministerialverordnung die abelschen Vergünstigungen betreffs der Redemptoristenmissionen wieder aufgehoben.

Am 21. September versammelte sich der einberufene außerordentliche Landtag u. ward durch den Fürsten von Oettingen-Wallerstein, zweiten Präsidenten des Reichsraths, am 29. September unter dem Vorsitze des Prinzen Luitpold eröffnet. Als in der ersten öffentlichen Sitzung außer dem Entwurfe über die Eisenbahngeldfrage eine fernere ministerielle Vorlage weder gemacht, noch in Aussicht gestellt wurde, berieth man eine Adresse, welche die volle Ausübung der ständischen Rechte dadurch vindicirte, daß sie ihre Wünsche in Betreff der Mängel des Wahlgesetzes, der Ministerverantwortlichkeit, des öffentlich-mündlichen Verfahrens, der Befreiung der Presse von engherzigen Fesseln, der Umwandlung drückender Lasten des Grundeigenthums, der Achtung der Lehrfreiheit, der Hebung des öffentlichen Unterrichts aussprach und schließlich die einfache Versicherung beifügte, daß die Kammer die „angekündigten, sowie alle sonstigen Vorlagen stets mit gleicher Aufmerksamkeit und tiefem Pflichtgefühl prüfen" werde. Auch aus den (damals noch geheimen) Sitzungen der Reichsräthe verlautete es von liberalen Aeußerungen. Als der neue Erzbischof von München-Freising, Graf von Reisach, in die Kammer der Reichsräthe trat, erhob Fürst Wrede Protest, indem er sich darauf berief, daß der Erzbischof im Collegium germanicum zu Rom erzogen, also Jesuit sei, sonach einem in B. unerlaubten Orden angehöre und vor seiner Beeidigung mindestens die Erklärung abzugeben habe, daß er kein Jesuit sei. Obgleich nun darauf die Kammer nicht einging, so hatte die Verhandlung wenigstens den Erfolg, daß der Erbischof nach den Märzbewegungen von 1848 die öffentliche Erklärung abgab, daß er der Gesellschaft Jesu nicht angehöre. Ein anderes Ereigniß war der von einem Reichsrathe (Baron Stauffenberg) gestellte Antrag auf Nennung der Namen der Redner in dem „vertheilt werdenden Protokoll", der bereits in der dritten Sitzung einstimmig genehmigt ward. Die Stellung des Ministeriums war dabei eine eigenthümliche, da die Minister nicht verstanden, den Landtag in seiner außerordentlichen Stellung als reinen Postulatenlandtag zurückzudrängen. Obgleich die Vorlage wegen der Eisenbahngelder in der ersten Sitzung gemacht worden, nahmen doch die betreffenden Ausschußarbeiten eine geraume Zeit in Anspruch, die man zu andern Anträgen und Debatten benutzte. So stellte Professor von Schenrl Anträge auf Wiederherstellung der Censurfreiheit für innere Angelegenheiten, Aufhebung der Nachcensur, Beseitigung der Entziehung des Postdebits für nicht verbotene Zeitungen u. Einhaltung der Verfassungsvorschriften für Beschlagnahme von Druckerzeugnissen, welche sämmtliche Anträge gegen die einzige Stimme des Hofraths Dr. von Bayer, zum Theil mit verstärkenden Amendements, zum Beschluß erhoben wurden, dem Mitte November auch die Reichsräthe mit zwar abschwächenden, jedoch nicht wesentlich widersprechenden Modifikationen beistimmten, so daß (20. Nov.) ein Gesammtbeschluß zu Stande kam. Ein von 20 Abgeordneten unterzeichneter Antrag auf Vorlage eines noch in der laufenden Session einzubringenden Gesetzentwurfs über die Art u. Weise, wie die neuen, auf Oeffentlichkeit u. Mündlichkeit des Verfahrens, sowie auf Trennung der Justiz von der Verwaltung begründeten Gesetzbücher geprüft, berathen und beschlossen werden sollten, zwang den Justizminister von Mauter zum Eingeständniß, daß nichts vorbereitet sei und die jetzige Verwaltung sich in der traurigen Lage finde, von vorn anfangen zu müssen, so daß man trotz der eifrigsten Arbeiten erst in etwa einem Jahre im Stande sein werde, die Sache der Kammer u. dem Publikum im Druck vorzulegen. Schonend ging die Kammer auch über diese nun offizielle Enttäuschung hinweg, indem sie eiligst und einstimmig den Wunschantrag genehmigte. In derselben Sitzung wurde ein Antrag auf Aufhebung des Lotto's durch Zuruf einstimmig angenommen und durch den Abgeordneten von Closen eine der vielen „Erhebungen der Versammlung für Schleswig-Holstein" provocirt, die seitdem an der Tagesordnung waren. Gegen den Antrag auf Trennung der Justiz von der Verwaltung sprach nicht nur der Ausschuß, sondern auch die Mehrheit der Mitglieder der 1. Kammer; nur um noch eine Art von progressiver Gesinnung zu zeigen, verwarf man die Anträge nicht vollständig, verkümmerte sie jedoch auf eine Weise, daß der „untern Kammer" nichts übrig blieb, als ihren Antrag zurückzuziehen und sich mit den ministeriellen Versprechungen zufrieden zu geben. In der Abgeordnetenkammer aber suchten die Mandatare der grundbesitzenden Aristokratie den drohenden Angriffen auf ihre alten Gerechtsame zu begegnen, so bei der Debatte über einen Antrag der bäuerlichen Abgeordneten auf Ablösung der Grundlasten, gegen den besonders die katholischen Dekane in die Schranken traten. Außer diesen Gegenständen war noch eine ganze Reihe anderer, wie die Judenfrage, die Auswanderungsfrage, die Revision der Wahlordnung, die Theuerungsmaßregeln, entweder in Wunschanträgen formulirt, oder durch ministerielle Verheißungen beschwichtigt worden, ja man hatte auf Anregung des Dr. Ruland eine parlamentarische Mißbilligung der bei der Universität erfolgten Quiescirungen ausgesprochen, als endlich der Gesetzentwurf über die Eisenbahngelder zur Berathung kam. Hatte der ursprüngliche Gesetzentwurf Ermächtigung der Regierung zu 4procentiger anstatt der 3½procentigen Aufbringung des 1846 bewilligten Eisenbahnanlehens von 49,687,000 Gulden, sowie Erhöhung des Zinsfußes der mobilisirten Staatsobligationen (63½ Millionen Gulden) u. der Amtsbürgschaften von 4½ auf 4 Procent verlangt, so beantragte die Majorität des Ausschusses gegen ein Minoritätsgutachten Lerchenfelds: Deckung des Bedarfs für 1847—49 (20 Millionen) durch Erübrigungen und Budgetersatz von 2,400,000 Gulden bis 9½ Millionen, ferner durch 4procentiges Anlehen von 10½ Millionen, anstatt dessen die Regierung auch zur Emission 3½ procentiger verzinslicher Kassenanweisungen im Betrage von 12 Mill. ermächtigt werden sollte. Nach sechstägiger hartnäckiger Debatte war das Resultat der Abstimmung: Festsetzung des Eisenbahnbedarfs für 1847—49 auf 20 Millionen Gulden, Deckung desselben durch budgetmäßige Dotation von 1,200,000 Gulden, durch Ueberschüsse aus der 5. Finanzperiode, Reste des ingolstädter Festungsbaugeldes, ein 4procentiges Anlehen von 10½ Millionen und, im Falle dieses nicht zu Stande käme, durch Emittirung von

6 Millionen zu 3½ Procent verzinslicher Kassenanweisungen (mit dem Beisatz: zu deren Annahme jedoch Niemand verpflichtet ist) und ein 4procentiges Arrosirungsanlehen. Die Reichsräthe traten im Wesentlichen dem Kammerbeschlusse bei, wollten jedoch das Anlehen 4procentig bei der Bank gemacht wissen, ohne eventuell die Emission von Kassenanweisungen und Arrosirung zuzugestehen; sie gestatteten dafür die Kontrahirung der Schuld von 10½ Millionen selbst unter Pari. Als das Bankprojekt auch in einer neuen Abstimmung in der 2. Kammer fiel, ließen es die Reichsräthe ebenfalls fallen, beharrten dagegen desto entschiedener bei der Verwerfung der Kassenanweisungen. Die Mehrheit des Kammerausschusses behauptete nun zwar abermals ein festes Verbleiben bei ihrem Beschlusse; indessen würde wohl eine günstige Wendung für den Reichsrathsbeschluß eingetreten sein, wenn nicht Minister von Zu-Rhein der Regierung das Recht vindicirt hätte, ohne fernere Anfrage nöthigenfalls solche Kassenanweisungen auszugeben. Closen und Schwindl erhoben sich gegen diese „improvisirte Theorie", und die Abstimmung sprach mit 66 gegen 50 Stimmen für Festhalten des früheren Beschlusses. Die Reichsräthe, denen dieses Resultat sofort mitgetheilt ward, erwiederten beinahe zürnenden Tons: die Ermächtigung der Regierung zur Emission von 8 Millionen Kassenanweisungen möge gestattet sein, doch unter der Bedingung des Minimalbetrags von je 35 Gulden. Nun stimmte die Kammer bei und die Session ward geschlossen (27. Nov., Abends 11 Uhr). Der Landtagsabschied bestätigte einfach das Anlehensgesetz in der von den Kammern beschlossenen Form, behielt sich dagegen auf die sonstigen Wünsche und Anträge „nach Befund nähere Bedachtnahme und Selbstgewährung" vor. Als der Ministerverweser von Zenetti den Landtagsabschied vorlas, war es schon ein öffentliches Geheimniß, daß das gesammte Ministerium am Morgen seine Entlassung erhalten habe, dagegen dem Fürsten L. von Oettingen-Wallerstein mit dem Staatsrath von Berks die Leitung und Bildung eines neuen Ministeriums übertragen sei. Jedermann wußte auch, daß die Gräfin Landsfeld, welcher Herr von Berks die Staatsrathswürde verdankte, den König auf diese neue Kombination hingelenkt hatte; die Kombination erhielt also noch vor ihrer officiellen Verkündigung den Namen des „Lola-Ministeriums". Das neue Ministerium, in dem Fürst L. von Oettingen-Wallerstein die Portefeuilles des Aeußern, des königlichen Hauses u. des Kultus übernahm, Berks das Departement des Innern, Beisler das der Justiz u. Heres das der Finanzen erhielt, ward von keiner Seite mit Vertrauen empfangen. Die nichtbayerische Presse sprach es unumwunden aus, daß ein Ministerium, dessen Entstehung aus den Gesellschaftssälen der Gräfin Lola sich herleite, den Anforderungen der Zeit durchaus nicht entsprechen könne. Aehnliches konnte man in bayerischen Blättern zwischen den Zeilen lesen. Das Ministerium erkannte inzwischen wohl, daß eine Rückzügelung auch in B. nicht mehr offen und mit den alten Mitteln betrieben werden könne, und daß daher ein anderer Weg eingeschlagen werden müsse. Mit einigen liberalen Verordnungen über das Studien- und Prüfungswesen wurde ein großer Theil der Bevölkerung in eine günstige Stimmung versetzt, und noch in den Abendstunden des 16. Decembers ward eine königliche Verordnung ausgegeben, nach welcher vom 1. Januar 1848 an die Anwendung der Censur auf alle „Artikel über innere Landesangelegenheiten" wieder aufhören und die von 1832—37 befolgten Normen neuerdings gelten sollten. Unterworfen sollten „einer vorläufigen Censur" nur die Gegenstände der äußern Politik bleiben, Artikel, wodurch ein bestehendes Strafgesetz übertreten werde, Angriffe auf die Ehre von Privatpersonen. So freudig der erste Eindruck dieser Maßregel war, so vergaß man darüber doch nicht, daß das Dekret immer noch eine präventive Prüfung aller Artikel vorbehielt und dem censorischen Ermessen noch immer nur sehr unbestimmte Grenzen seiner Verrichtungsbefugniß gegeben waren; namentlich ward in Rücksicht auf Lola Montez das besondere Gewicht, welches das Dekret auf die Censurirung persönlicher Angriffe legte, zu einem Gegenstande des Gespöttes. In der That waren die Anmaßungen, aber auch der Einfluß der Tänzerin aufs Höchste gestiegen. Ihr befreundete Diener königlicher Anstalten wurden verdientereu vorgezogen; eine Verbindung ihrer Anhänger unter den Studenten (Alemannen, Lolamontanen genannt) erhielt die Sanktion des Ministeriums auf allerhöchsten Befehl; Bittschriften, Gesuche, Vorstellungen fanden eine sicherere Berücksichtigung, wenn man das Fürwort der Gräfin zu erringen wußte, als wenn sie unmittelbar zu der betreffenden Stelle gelangten. Der Minister des Innern machte die Honneurs in Lola's Gesellschaftszimmer, u. Lola erschien in seinem Bureau, von wo sie mit unter unmittelbar nach dem Versammlungslokal der Alemannen fuhr, oder durch die belebtesten Straßen der Residenz schwärmte. Man sprach sogar von einer Geneigtheit des Königs, den Thron für Lola zu verlassen, und als nach mehren Sitzungen des Staatsraths und des Gesammtministeriums, denen der König präsidirte, Fürst von Wallerstein in besonderer Eile (19. Dec.) nach Würzburg zum Kronprinzen gesendet ward, als sogar seine Portefeuilles interimistische Verwalter erhielten (Graf Maregna für das Aeußere und das königliche Haus, Ministerialrath Neumayr für den Kultus), was auf eine längere Abwesenheit schließen ließ, wollte man mit Bestimmtheit wissen, daß mit dem Kronprinzen wegen einer Mitregentschaft oder eventuellen Thronbesteigung unterhandelt werde; die rasche Rückkehr des Fürsten (28. Dec.) deutete man dahin, daß dessen diplomatische Bemühungen an den Gegenbedingungen des Kronprinzen für den Augenblick gescheitert seien. Die Feierlichkeiten zum Neujahrstage 1848, denen die Königin nicht beiwohnte, die Ordensverleihungen, welche in offenbar versöhnender Absicht auch mehre vergessene Personen trafen, die Abwesenheit eines großen Theils des höhern Adels bei der Neujahrscour: dies und viele andere Anzeichen sprachen deutlich dafür, daß Spaltungen und Mißstimmungen bis in die höchsten Kreise hinaufreichten; ebenso wenig konnte man sich eine allgemeine Aufregung im ganzen Lande verhehlen. Die Scheidungen innerhalb der Opposition hatten sich wesentlich vermindert, während die katholisch-hierarchische Partei aus dem Verhalten der Großmächte gegen die Eidgenossenschaft nach Beendigung des schweizerischen Sonderbundskriegs neue Hoffnungen auf die Wiedererringung ihrer alten Stellungen geschöpft hatte. Allerdings erließ

das Ministerium ein Reskript an die betreffenden Behörden (9. December 1847), worin es diesen anbefahl, darüber zu wachen, daß kein flüchtiger Jesuit sich länger als einige Tage innerhalb der bayerischen Grenzen aufhalte; allein erst im Januar 1848 ward jenes Dekret durch nichtbayerische Organe der Ultramontanen zur allgemeinen Kenntniß gebracht, um es zu der Beschuldigung zu benutzen: B. sei auf Seite der Eidgenossenschaft getreten, stelle sich also an die Spitze des radikalen und religionsverächterischen Princips. Als diese Insinuationen noch keinen gehörigen Anklang fanden, mußte plötzlich „von der Schweizergrenze" berichtet werden: „B. beabsichtige auch in der Schweizerfrage eine hegemonische Stellung gegenüber den beiden Großmächten im Bunde einzunehmen". Die Regierung ließ zwar eine abweisende officielle Erklärung folgen, durch welche sie zugleich das große Publikum zu beschwichtigen und den principiellen Ansprüchen der Großstaaten gerecht zu werden hoffte; die hierarchisch-radikale Partei las aber zwischen den Zeilen die große Verlegenheit der Erklärung und erachtete also den Moment für passend, der Regierung eine Veranlassung zu geben, sich mit ihr speciell zu versöhnen. Die verschiedensten ultramontanen Blätter enthielten jetzt die scheinbar halbofficielle Versicherung, daß die Wiederberufung der quiescirten Professoren (Döllinger, Lassaulx, Philipps, Moy) in Folge des bekannten Kammervotums nahe bevorstehe. Wider Vermuthen trat indeß das Ministerium den neuen Provokationen entschieden entgegen, indem es dem Verfahren gegen die Professoren u. Beamten des abelschen Systems die vollste konstitutionelle Berechtigung vindicirte und auseinandersetzte, daß von konstitutionellen Entwickelungen, vornehmlich von einer Ministerverantwortlichkeit keine Rede sein könne, wenn die Regierung der heranwachsenden Jugend antikonstitutionelle Grundsätze in Lehrvorträgen aufdringen lasse; daher von einer Wiederberufung jener Männer nicht die Rede sein könne. Damit war der Waffenstillstand zwischen der Regierung und der hierarchisch-radikalen Partei geendet, die Kriegserklärung formell erneut. Die Gelegenheit zur Wiederaufnahme des Kampfes fand sich bald; der erste Kommers der Alemannia (17. Jan. 1848) führte eine Katastrophe herbei. Es hatte sich dabei weder einer der eingeladenen Professoren und Docenten, noch ein der Verbindung nicht angehöriger Student eingefunden, dagegen hatte ihn der Ministerverweser von Berks besucht und sogar durch eine Lobrede auf die Alemannia eröffnet. Als nun gar in einem der halbofficiellen Lokalblätter Münchens (20. Januar) ein die Studentenschaft auf Kosten der Alemannia schmähender Artikel erschien, welchen der Universitätsrektor, Hofrath Thiersch, vor dem versammelten Senat einen „unter die studirende Jugend geschleuderten Feuerbrand" nannte, zeigten sich in den Räumen der Universität die ersten Symptome des ausbrechenden Sturms durch Lärm, Pfeifen, Zischen u. Verhöhnung, wo ein Alemanne sich sehen ließ; doch erreichten die Professoren und das Rektorat nach mehrtägigen Bemühungen abermals eine Beschwichtigung der Gemüther. So standen die Dinge bei Görres' Tode (29. Januar 1848). Die Leichenfeierlichkeit, an der Männer von allen Ständen und Ueberzeugungen Theil nahmen, verlief ohne Störung. Als sich aber Lola mit auffälliger Ostentation unter den Zuschauern in der Ludwigsstraße umherbewegte, wurden von den am Zuge nicht betheiligten Studenten ihr und ihren Begleitern die unzweideutigsten Beweise der Verachtung zu Theil, worauf sie ihren Satelliten zurief: „Wenn sich das nicht ändert, werde ich machen, daß die Universität geschlossen wird." Eine Klage in diesem Sinne beim Könige soll dann unmittelbar erfolgt sein; wenigstens zeigten sich die Folgen derselben bald. Eine Feierlichkeit an Görres' Grab ward im Moment der Ausführung zweimal (3. und 6. Februar) durch) Polizeigewalt verhindert und würde ohne die Dazwischenkunft der Professoren schon damals zu einem gefährlichen Konflikt geführt haben. Die ganze Wucht des zurückgedrängten Grolls wendete sich nun gegen die Alemannen, die man als die eigentlichen Urheber der eingetretenen Hindernisse ansah. Am folgenden Tage (7. Februar) verpflanzte sich der Tumult vom Universitätsgebäude auf die Gasse fort und durchwogte bald die ganze Ludwigsstraße bis zu den Arkaden des Hofgartens. Obwohl die Ruhe bald wieder hergestellt wurde, ward bereits am 8. Februar dem Rektor vom Unterrichtsminister die officielle Anzeige zugefertigt, daß der König die Schließung der Universität verfügt habe. Die Bemühungen des Rektorats und Senats zur Abwendung dieser Maßregel scheiterten an der Entschlossenheit des höchsten Willens. Am Mittwoch erschienen drei Alemannen im Rektoratsbureau und denuncirten zu Protokoll eine Menge von Schmähungen, Insulten ꝛc., welche sie an den vorhergehenden Tagen erfahren hatten; zugleich aber deponirten sie ähnliche Denunciationen von Aeußerungen über die Gräfin Landsfeld, ihre Verhältnisse ꝛc., Anzeigen, die sie bereits persönlich bei dem Könige gemacht zu haben erklärten. Letzteres war schon unter den die Universität erfüllenden Studenten bekannt geworden, deren Aufregung durch einen abermals von der Straße heraufschallenden Tumult gesteigert wurde. In dem Wahne, ihre Alemannen seien in Gefahr, war Lola nach der Polizei gefahren, hatte hier allerlei Einschreitungen gefordert und war dann zu Fuß gegen die Ludwigsstraße (an deren Ende die Universität liegt) gegangen. Nahe der Theatinerkirche ward sie von der Menge erkannt, verhöhnt, verfolgt und mußte endlich in die Kirche fliehen, von wo sie unter Militäreskorte zu ihrem Schutze nach der Hauptwache gebracht wurde. Inzwischen hatten die drei Alemannen das Rektorat verlassen und wurden von der Menge bis zu den Arkaden des Hofgartens verfolgt, wo einer derselben, Graf Hirschberg, plötzlich einen Dolch zog und den Nächststehenden damit verwundete. Ein Gensdarm entriß zwar dem Wüthenden den Dolch, verweigerte jedoch seine Verhaftung u. ließ ihn in ein nahes Gasthaus entfliehen, wodurch der Tumult zur furchtbarsten Erbitterung stieg. Zahlreiche Massen von Kavallerie und Infanterie endeten durch ihr Erscheinen den Lärm, aber die Aufregung blieb. Nachmittags sammelten sich die Studenten auf dem Universitätsplatze u. zogen schweigend nach der weit entfernten Wohnung des Rektors, um demselben die Beschwerden und Bitten der Studentenschaft durch eine Deputation kund zu geben. Dieser hatte sich indeß auf einem andern Wege zur Universität begeben, um officiell die Schließung der

Universität bis Oktober zu vollziehen, sowie den königlichen Befehl zu verkünden, wonach alle nicht in München domicilirenden Hochschüler die Stadt zu verlassen hätten. In der alten Ordnung kam der Studentenzug nach der Universität zurück; nur eine Deputation betrat das Rektorat. Die Antwort des Rektors wurde durch einen furchtbaren Tumult im Universitätsgebäude unterbrochen, wo die ganze harrende Schaar sich augenscheinlich zu einem Kampfe gegen eine plötzlich angerückte Kürassierabtheilung rüstete, welche eine drohende Stellung vor den Pforten der Universität einnahm. Abermals wurde der drohende Ausbruch des Kampfes durch den Abzug der Soldaten und Zureden der Professoren abgewendet; verhältnißmäßig ruhig verflossen selbst die spätern Tagesstunden, am Abend klirrten fast nur die zahlreichen Streifwachen durch menschenleere Straßen. Am Donnerstag (10. Februar) Morgens sammelten sich die Studenten auf dem Universitätsplatze, von wo sie, wieder in geordnete Reihen formirt, unter dem Gesange des Gaudeamus igitur, unbehelligt von der bewaffneten Macht vor die Wohnung des Rektors zogen, um diesem ein Abschiedsvivat zu bringen. Während eine Deputation bei dem Rektor verweilte, bewegte sich der Massenzug, abermals in geregelter Ordnung, nach der innern Stadt, um dem Kultusminister ebenfalls ein Vivat zu bringen. Unterdessen hatte sich jedoch in einem andern Stadttheil ein wirklicher Tumult entsponnen. Die Volkshaufen in der Nähe des landsfeldschen Hauses hatten die dort aufgestellten Gensdarmeriewachposten mit den Latten eines niedergerissenen Zaunes angegriffen, und es war zu einem Handgemenge gekommen, bei welchem verschiedene Verwundungen Statt fanden. Als nun eine Gensdarmerieschaar plötzlich auf den vor dem Kultusministerium friedlich anlangenden Studentenhaufen mit gefälltem Bayonnet und blankem Säbel losstürzte, wobei ein Student einen Stich in den Hals, ein anderer einen Kopfhieb empfing, drängte sich die Bürgerschaft in hellen Haufen auf das Rathhaus, um von den Gemeindebehörden ein entschiedenes Einschreiten zu Gunsten der Universität zu fordern. Diese beriefen für den Nachmittag eine Bürgerversammlung zur Berathung einer Immediateingabe an den König. Aber die Nachmittagsberathung wurde so stürmisch, daß der Bürgermeister von Steinsdorf nur mit Mühe die Abfassung einer Adresse errang, welche eine von der gesammten Bürgerschaft begleitete Deputation dem Könige überreichte, während die Masse der Bürger sich vor dem von Militärlinien umzogenen Residenzschlosse aufstellte. Erst mit anbrechender Nacht brachte die Deputation vom Schlosse den zürnenden Bescheid: der König lasse sich nichts abtrotzen, er werde am andern Tage seine Entschließung kundgeben. Der dadurch noch höher gesteigerten Aufregung begegnete eine noch stärkere Entwickelung der Militärmacht, welche indessen nicht verhindern konnte, daß Abends beim Zapfenstreich sämmtliche Fenster des großen Polizeigebäudes zertrümmert und die hervorbrechende Gensdarmeriemannschaft zurückgetrieben wurde. Ueberhaupt zeigte sich ziemlich deutlich, daß die bewaffnete Macht (ausgenommen die Gensdarmerie) ihre traurige Aufgabe der Bekämpfung einer Bewegung, von der sie selbst keineswegs unberührt geblieben war, nicht eben freudig erfüllte. Hauptsächlich diese Erkenntniß mochte endlich die Festigkeit des königlichen Willens erschüttert haben, und so erfolgten denn am Freitag (11. Februar) jene königlichen Zugeständnisse, für welche sich am vorhergehenden Abend noch so wenig Hoffnung gezeigt hatte. Schon der frühe Morgen fand alle Straßen und Plätze von dichtgedrängten Haufen erfüllt. Auf dem Rathhause hatten sich über 3000 Bürger versammelt, um weitere Schritte zu berathen; in der Gegend von Lola's Hause schwollen die Massen immer höher an. Die Nachricht, der König bewillige die Wiedereröffnung der Hochschule zu Ostern, genügte nicht mehr, man forderte sofortige Wiedereröffnung, Auflösung der Alemannia, augenblickliche Entfernung der Lola Montez aus München. Auch die in München anwesenden Mitglieder der Reichsrathskammer hatten eine gemeinsame Bitte an den König „um Abwendung der dem Lande und der Residenz drohenden Gefahren" unterzeichnet, welche sie in corpore nach dem Königsschlosse brachten; sie wurden zwar nicht vor den Monarchen gelassen, empfingen aber die beruhigendsten Zusicherungen. Während sie sich zurückzogen, um dem Bittgesuch eiligst eine Dankadresse folgen zu lassen, kündigte Fürst von Wallerstein den auf dem Rathhause versammelten Bürgern an, daß der König auch die letzten Wünsche genehmige und die Universität alsbald wieder eröffnet werden solle. Die officielle Verkündigung des königlichen Beschlusses erfolgte dann gleichzeitig auf dem Rathhause u. in der Universität, lauter Jubel durchwogte die Straßen. Inzwischen hatte das provocirende Erscheinen der Gräfin am Fenster ihrer Wohnung neuen Zündstoff in die Haufen geworfen, und es würde hier sehr wahrscheinlich zu den schlimmsten Excessen gekommen sein, wenn nicht der König persönlich erschienen und die Tänzerin schnell in der Richtung nach Lindau davon gefahren wäre, während zu derselben Zeit ihre Alemannen sich nach Leipzig begaben, wohin man ihnen Pässe ausgestellt hatte. Damit war für den Augenblick die äußerliche Ordnung vollständig hergestellt; in den Gemüthern kochte es jedoch weiter, und die ultramontanen Organe fuhren fort, die Aufregung unter den Massen zu schüren, während die Bürger häufige Zusammenkünfte hielten, deren Zweck hauptsächlich die Beseitigung der Polizeiwillkür und der Heimlichkeit in den Gemeindeangelegenheiten war, und unter den Studenten sich neben den enggeschlossenen Verbindungen freiere gesellschaftliche Vereinigungen behufs der Vorbereitung von Reformen des Universitätswesens bildeten. Daß unter solchen Verhältnissen der Anhänger Lola's, Berks, dem allgemeinen Hasse noch mehr anheimfiel, war um so natürlicher, als die Gräfin Landsfeld, statt sich außer Landes zu begeben, in Lindau mit drei Alemannen nur den günstigen Moment zu ihrer Rückkehr abzuwarten schien. Verschiedene Zeichen sprachen übrigens dafür, daß auch der König noch von Einflüssen der Tänzerin beherrscht werde. Vorstellungen sonst einflußreicher Männer über die Nothwendigkeit eines Wechsels im Ministerium des Innern fanden keinen Anklang; ein höherer Beamter und Anhänger Lola's war nach Lindau gesendet worden, und man wußte nicht, ob zu ihrer Zurückbegleitung oder zu welchem sonstigen Zwecke; dem Grafen Arco-Vallei, welcher seine Freude über Lola's Austreibung durch Vertheilung von 5000 Gulden an

die Stadtarmen kundgegeben, wurde der Hof verboten. Solchen Zeichen gegenüber verschwanden manche offizielle Kundgebungen eindruckslos, welche zu andern Zeiten mit Freude begrüßt worden wären, wie die Ernennung Thiersch' zum Vorstand der Akademie, die bisher unerreichbar gebliebene Aufhebung der Redemptoristenkongregation in Altötting, verschiedene Nachlässe in Anwendung der Nachzensur, Fallmerayers Berufung auf den durch Görres' Tod erledigten Lehrstuhl der Geschichte an der Universität u. A.

Ein eindringlicher Brief des Fürsten von Leiningen an den König blieb ebenso erfolglos, als alle andern Warnrufe, und obschon der Fortschritt der französischen Februarrevolution sich immer unabwendbarer heranwälzte, so schien man doch fest entschlossen, weder den kundgewordenen Wünschen gerecht zu werden, noch die allgemeine Bewegung länger zu dulden. Um zunächst in der Residenz sicher gestellt zu sein, sollte eiligst ein Garnisonswechsel Statt finden, weil die münchner Garnison nicht für recht zuverlässig erachtet ward. Dies u. die vermutbete Absicht einer vollen Kriegsrüstung gegen die Residenz machte die noch halbgesetzlichen Demonstrationen gegen den entschiedenen Willen des Königs immer stürmischer. Endlich erfuhr man, Herr von Berks wolle „wegen Unpäßlichkeit" um einen vierwöchentlichen Urlaub bitten; man sah darin abermals eine Hinhaltung, und in diesem Moment verlautete, daß der Kronprinz an einen Reichsrath ein Schreiben gerichtet habe, worin er die Februarvorgänge nicht mißbilligte, weil „die Entfernung der Unruhstifterin auf keine andere Weise möglich gewesen wäre". Umsonst versuchten ehrenwerthe Männer durch neue Bürgerversammlungen auf dem Rathhause zur Besprechung von Adressen für Vertretung der deutschen Volksinteressen beim Bundestage, gegen den beabsichtigten Garnisonswechsel, für Einberufung der Stände, für Preßfreiheit ꝛc. den Sturm zu beschwören; Maueranschläge forderten schon am frühen Morgen des 2. März zu einer Gassendemonstration gegen Berks auf. Trotz der bereit gehaltenen Militärmacht brach am Abend der Sturm gegen die Wohnung dieses Ministers los; als man hier vollendet, begab man sich nach dem Ministerium des Innern, wo kein Fenster verschont blieb, dann nach dem Polizeigebäude. Andere Haufen wendeten sich gegen die Residenz, noch andere gegen das Ständehaus, überall ungehindert von dem aufmarschirten Militär. Erst als gegen 11 Uhr Nachts durch Generalmarsch die gesammte Linie und Landwehr aufgeboten ward, kehrte die Ruhe einigermaßen zurück. Am frühesten Morgen des folgenden Tags beschloß die im großen Rathhaussaale versammelte Bürgerschaft eine Adresse mit den bekannten Wünschen der damaligen Zeit, der sich eine andere der Studenten anschloß; jene zählte an 10,000 Unterschriften aller Klassen und Stände, darunter auch die der in München befindlichen Reichsräthe. Am frühen Nachmittag wurden beide Adressen zur Residenz gebracht. Der Bürgerdeputation versprach der König gegen Gewährleistung der öffentlichen Ruhe Bescheid bis zum folgenden Tage; die Studentendeputation gelangte nur bis zum diensthuenden Adjutanten. Da nun blos die Bekanntmachung der Abreise von Berks' „aus Gesundheitsrücksichten", sowie die interimistische Uebernahme seines Portefeuille's durch den ebenso unbeliebten Staatsrath von Voltz, der immer wachsenden Aufregung entgegengestellt wurde, so erschien die Erneuung der Scenen des vorigen Tags fast unvermeidlich, und schon rüstete man sich von Seiten des Militärs und der Landwehr zu ernstlichem Vorgehen gegen die Bewegung, als bei einbrechender Nacht Fürst von Wallerstein unmittelbar aus einer langen Konferenz mit dem Könige auf dem (unterdessen zur Bürgerhauptwache umgewandelten) Rathhaussaale mit der Botschaft anlangte: in Folge der Adresse der Bürgerschaft habe der König die Auflösung der alten Abgeordnetenkammer (welche gar nicht verlangt worden war), die Neuwahl einer am 31. Mai einzuberufenden und den Verzicht der Krone auf das Beurlaubungsrecht genehmigt. Wie mit Einem Schlage war mit diesem Zugeständniß die allerwärts drohende Wiederaufnahme der Thätlichkeiten in allgemeinen Jubel verwandelt. Erst am folgenden Morgen stiegen neue Zweifel auf, ob nicht nur ein Hinhalten, ein Beschwichtigen beabsichtigt werde; zumal da sich das Gerücht verbreitete, daß von allen Seiten neue Militärmassen gegen die Residenz herangezogen würden u. eventuell sogar österreichische Hülfe requirirt worden sei. Einer Bürgerdeputation, die volle Preßfreiheit, Volksbewaffnung, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung forderte, antworteten die Minister, man möge eine Adresse in diesem Sinne abfassen, sie würden dann sehen, was beim Könige zu erreichen sei; bei der Kammerauflösung müsse es aber sein Bewenden haben, und an eine frühere Berufung der neuen Kammer, als Ende Mai, könne nicht gedacht werden. In der Bürgerversammlung auf dem Rathhause ward diese ministerielle Antwort mit starken Ausdrücken der Unzufriedenheit empfangen und diskutirt; ruhige und entschlossene Bürger sprachen sich auf das Entschiedenste dahin aus, daß die Bürgerschaft mit der Bitte um sofortige Berufung des Landtags sich abermals direkt an den König wenden müsse, wenn nicht die ganze Bewegung in die Hände der Masse gerathen solle. Die immer dichter sich zusammendrängenden Volkshaufen in den Straßen, die aufreizenden Reden auf den öffentlichen Plätzen, Rufe nach Waffen, andere Rufe für Republik, gegen das Königthum: Alles zeugte für die vom geringsten Verzuge drohende Gefahr. Bald war die Adresse mit der Bitte um sofortige Einberufung der alten Stände beschlossen u. sollte zwischen 1 und 2 Uhr Mittags von einer Deputation der angesehensten Bürger nach dem Residenzschlosse gebracht werden, als den aus dem Rathhause Tretenden die Kunde entgegenkam, daß sämmtliche Truppen ausgerückt, Kanonen vor dem Königsschlosse aufgefahren seien. Die herausfordernde Rüstung der Militärgewalt schlug im Rathhause die soeben noch so hoch gehende Begeisterung des Patriotismus u. der Gesetzlichkeit nieder, u. als zugleich die Nachricht herandrang, daß Proletarierhaufen das Zeughaus zu stürmen versuchten, wälzte sich die Wucht der aus dem Rathhause dringenden Massen gegen das Zeughaus heran. Die vor den Thoren aufgestellte Linie wich auseinander, u. bald waren 2–3000 Männer der verschiedensten Stände mit Spießen, Hellebarden, Aexten, Säbeln, Schwertern, Gewehren bewaffnet, ein Paar Trom-

Digitized by Google

meln u. Fahnen voran. Die Schaar durchzog zwecklos, doch auch unaufgehalten einige Straßen, bis sie auf dem Promenadenplatze von Kürassieren und Infanterie zurückgedrängt wurde. Nach augenblicklichem Schrecken entflammte sich die Wuth, da aus dem Innern der Stadt einzelne Schüsse gehört wurden und Kanonen heranrasselten. Der gefährlichste Moment war gekommen, als plötzlich Feldmarschall Prinz Karl erschien, den königlichen Entschluß zur Einberufung des Landtags auf den 16. März verkündete und ein Handbillet des Königs, sowie Anschläge gleichen Inhalts, vom Magistrat unterzeichnet, die Wahrheit der Verkündigung bestätigten. Hierauf erscholl lauter Jubel, und man begann sogar die freiwillige Zurücklieferung der Waffen in das Zeughaus, nachdem einige Redner diese Zurückgabe also den Beweis des Vertrauens auf das königliche Wort gefordert hatten. Nicht wenig hatte die am späten Abend des 4. März erfolgende Ankunft des Kronprinzen in der Residenz zur allgemeinen Beruhigung beigetragen: man wußte, daß derselbe einer speciellen Aufforderung des Königs Gehör gegeben. Im Schlosse blieb inzwischen der Ministerrath unter dem Vorsitz des Königs fortwährend versammelt; so kam der Morgen des 6. März heran. Nachdem die Kunde, daß Thon-Dittmer, der freisinnige Abgeordnete für Regensburg, bereits mit dem Portefeuille des Innern betraut sei, daß überhaupt eine wahrhaft freisinnige Umgestaltung des Ministeriums bevorstehe, daß noch vorher eine königliche Proklamation die Gewähr aller Reformbitten des ganzen Landes garantiren werde, die Stadt durchflogen, erschien gegen 11 Uhr Vormittags der Ministerialrath Daxenberger auf dem Rathhause, um die königliche Entschließung kund zu geben. Bald war die königliche Proklamation an allen Ecken angeheftet, die neben der Berufung der Stände auf den 16. ein lange Reihe von Verheißungen: Verantwortlichkeit der Minister, vollständige Preßfreiheit, Verbesserung der Ständewahlordnung, Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in die Rechtspflege mit Schwurgerichten, schleunige Abfassung eines Polizeigesetzbuchs, unverzügliche Beeidigung des Heeres auf die Verfassung ꝛc. enthielt. Letztere erfolgte noch an demselben Nachmittage. Auch in den Provinzen erregte die königliche Proklamation vom 6. März stürmischen Jubel; aber während in München in der ersten Erregung die Verheißung einer vollen Hingebung B.s an die Sache der deutschen Nation vor den speciell bayerischen Verheißungen zurücktrat, waren es gerade diese Sätze der königlichen Proklamation, welche in den Provinzialhauptstädten gefeiert wurden. Anders verhielt es sich freilich mit der ländlichen Bevölkerung. Hier hatte sich in Folge mehrfacher Umstände, namentlich der drohenden Judenemancipation, der durch die vorhergehenden Theuerungsjahre veranlaßten Beschränkungen u. Regelungen des Getreidehandels eine große Mißstimmung gegen die Regierung festgesetzt. Als daher die neuen Verheißungen über das Land verbreitet wurden, glaubte sich der Bauer zur sofortigen Verwirklichung derselben befugt. Die natürliche Folge war jene unermeßliche Masse von Jagd- und Forstfreveln, jene Gewaltthaten gegen die Forstbeamten, jene Angriffe auf die Schlösser der Edelherren u. die Judenwohnungen, denen gegenüber die bisher gewaltigen Landrichter den Muth zum Widerstande verloren, zumal da eine große Zahl derselben durch höchst summarische Volksjustiz von ihren Posten entfernt worden war. Von irgend einer Betheiligung der bäuerlichen Distrikte an dem nationalen und politischen Aufschwung war daher keine Rede; auch die späteren Guts- u. Blutsadressen für das deutsche Reich oder die Republik waren entweder künstlich zusammengetrieben, oder Nachahmerei städtischer Demonstrationen. Selbst in der Residenzstadt legte sich die befriedigte Begeisterung über die Proklamation vom 6. März nur allzu rasch. Noch bestand kein wirkliches verantwortliches Ministerium, da jeder einzelne Minister, Thon-Dittmer ausgenommen, nur „Verweser" seines Portefeuille's blieb. Dazu kam, daß man sichere Beweise dafür zu besitzen glaubte, daß Lola immer noch einen direkten Einfluß auf die höchsten Entschließungen äußere, daß namentlich von dieser Seite her gegen die rückhaltlose Hingebung B.s an die deutsche Politik intriguirt werde; und daß Fürst von Wallerstein dies wisse und dulde, während die ministeriellen Organe verkündeten (9. März), es sei an den bayerischen Gesandten am Bundestage, von Gasser, eine motivirte Instruktion bezüglich der Bundesrevision und deutschen Nationalvertretung am Bundestage mit der Weisung ergangen, dieselbe gemäß der königlichen Proklamation vom 6. d. M. ungesäumt zur Proposition zu erheben. Als man erfuhr, in der Nacht vom 8. zum 9. März sei die Gräfin Landsfeld wieder in München gewesen und habe eine mehrstündige Unterredung mit dem König gehabt, wuchs die Aufregung bedenklich u. wurde durch die plötzliche Entfernung des Fürsten von Oettingen-Wallerstein (11. März) von seinem Posten gesteigert. Während die Reichsräthe und Abgeordneten von allen Seiten zahlreich und pünktlich sich einfanden, stellten die Volksmassen förmliche Streifereien durch die königlichen Besitzungen um München, Haussuchungen in der Residenz selbst an, um auf die Gräfin Landsfeld zu fahnden. Das ungeschickte Benehmen des Polizeidirektors steigerte den Ingrimm und concentrirte die Volkswuth auf das Polizeigebäude selbst. Ungehindert wurden hier die Fenster zertrümmert, die Pforten gesprengt, das Innere gestürmt, die Geschäftslokale demolirt, die Akten zerrissen und hinaus geworfen — und die Staatsgewalt fand kein anderes Mittel gegen den Unfug, als eine „gewissermaßen officielle" Versicherung des Ministeriums des Innern, daß, wenn die Gräfin in der Nähe Münchens, sie es wider Wissen und Willen Sr. Majestät sei. Erst am 17. März Mittags erschienen zwei königliche Dekrete, von denen das eine erklärte, daß die „Gräfin von Landsfeld" das bayerische Indigenat zu besitzen aufgehört habe, das andere den Polizeidirektor Mark, einen Anhänger Lola's, seines Postens enthob und den durch Lola's Einfluß entfernten Herrn von Pechmann dahin zurückrief. Am wichtigsten war aber der vom Magistrat veröffentlichte Erlaß des Justizministeriums und des Ministeriums des Innern, wonach alle Gerichts- u. Polizeibehörden aufgefordert wurden, auf die Gräfin von Landsfeld zu fahnden und sie überall, wo man sie treffe, zur Haft zu bringen. Damit legten sich endlich die münchener Straßenkrawalle. Dagegen konnte ein am gleichen Tage erlassenes Dekret, welches die Ablösungen des Handlehns u. anderer gutsherrlichen Gefälle im Sinne der betreffenden

Verordnungen von 1826, 1832 und 1840 wieder gestattete, den reißenden Strom der bäuerlichen Erhebungen, welcher bereits ganz B. überfluthete, nicht in das Bett einer gesetzlichen Reform zurückdämmen.

So war der 18. März gekommen; die Kunde von den wiener und berliner Ereignissen regte die Gemüther gewaltig auf. Die Stände harrten umsonst der Verkündung des Tages, wo der König ihre Sitzungen feierlich eröffnen würde, wiewohl die königlichen Ernennungen des Appellationsraths Heintz und des Advokaten Kirchgeßner zu Präsidenten der Abgeordnetenkammer die Majoritätswahlen bestätigten und eine Verheißung gaben, daß die oberste Staatsgewalt der Volksrepräsentation freundlich entgegenzukommen gedenke. Gerüchte liefen durch die Stadt und wurden immer lauter: die Reichsräthe trügen einen Theil der Schuld an Wallerſteins plötzlicher Entfernung, da ihnen Wallerstein in Concessionen an das Volk zu weit gegangen sei, alle Mittel zu seiner Beseitigung seien schon ins Werk gesetzt gewesen, als der stärkere Einfluß der ihnen verbündeten Gegner den Sieg vorweg genommen; bekannt mit den Gesinnungen des Kronprinzen, hätten sie nun dem König eine Mitregentschaft aufdringen wollen; dieser Plan sei gescheitert, und nun werde eine Palastrevolution vorbereitet, um den König zur Abdankung zu nöthigen. Sofort trat eine Versammlung zusammen und beschloß eine Adresse an den Minister von Thon-Dittmer, welche die Bitte enthielt, den König von Allem in Kenntniß zu setzen und ihn der Treue der Bürgerschaft zu versichern. Alles, was Waffen trug, stand rasch in Reihe u. Glied, theils auf den Straßen u. Plätzen, theils in den Kasernen und Wachtlokalen. Obwohl noch am Abend des 18. März eine Ergebenheitsadresse der Kammer der Reichsräthe an den König gelangte, so herrschte am andern Morgen (19. März) noch immer dieselbe Aufregung wie am Tage zuvor. Nachmittags wurden sogar dieselben Vorkehrungsmaßregeln getroffen, obgleich kein äußerlicher Vorfall eine Veranlassung dazu zu bieten schien. Inzwischen arbeitete der König anhaltend mit dem Minister von Thon-Dittmer, ging aber nur mit Widerstreben auf dessen Entwürfe der am 6. März verheißenen Gesetze ein, und namentlich kam es in Betreff der Ministerverantwortlichkeit zu so entschiedenen Differenzen, daß Thon-Dittmer auf dem Punkte stand, sein Portefeuille niederzulegen; eine andere, noch ungelöste Frage war die volle Umbildung des Krouraths, die bis zur Landtagssitzung (22. März) jedenfalls erfolgen mußte. Zahlreiche Deputationen verschiedener Städte und Stände empfing der König in gewohnter Weise mit Heiterkeit; keine derselben ward abschläglich beschieden, keiner aber auch wurden bestimmte Zusicherungen gegeben: Alles ward auf die Entscheidung durch den Ministerrath, Manches auf die Berathung der königlichen Propositionen durch die Stände verwiesen. So kam der 20. März, an dessen Nachmittag sich die Gerüchte kreuzten, der König habe abgedankt, oder wolle abdanken. Diese Gerüchte erhielten ihre Bestätigung, als plötzlich ($10^1/_2$ Uhr Abends) ein Adjutant des bisherigen Kronprinzen (der später vielgenannte Freiherr von der Tann) unter den auf ihrer Hauptwache versammelten Studenten erschien und erklärte: König Ludwig hat abgedankt, welche Meldung etwas später der auf dem Rathhaussaale versammelten Landwehr vom Bürgermeister von Steinsdorf kund gemacht wurde. Diese überraschende und durch ihre Zusätze bedenkliche Kunde verbreitete noch in der Nacht eine unbeschreibliche Aufregung und gestaltete sich drohend für den Fall, daß des Königs Entschließung nicht vollkommen freiwillig, sondern durch eine Palastintrigue erzwungen sei. Schon am frühen Morgen des 21. März fand eine Bürgerversammlung auf dem Rathhause Statt, die sich durch eine Deputation darüber versichern wollte, daß kein erzwungener Akt vorliege. Aber die Ereignisse hatten auch diese Beschlußfassung überholt. Auf dem Dultplatze waren Militär und Landwehr vereidigt worden, ohne daß die von Einzelnen verlangten Aufklärungen gegeben worden waren. Der Eid der Landwehr war würdig und unverfänglich formulirt, dagegen war den Truppen der alte Fahneneid abgenommen worden, welcher unbedingten Gehorsam gegen den König ꝛc. forderte und den jüngst geleisteten Verfassungseid desavouirte. Die argwöhnische Erregung war hierdurch wieder gewachsen, als die Deputationen der Stände aus der Residenz kamen, wo sie und der Staatsrath der Eidesleistung des neuen Königs beigewohnt hatten. Er hatte geschworen: „nach der Verfassung u. den Gesetzen des Reichs zu regieren, und beigefügt", „daß ihm sein vielgeliebter Vater aus freier Entschließung die Krone des Reichs übergeben". Gegen 10 Uhr Vormittags wurden auch König Ludwigs Entsagungsakte und sein warmes Abschiedswort an den Straßenecken angeschlagen und in Tausenden von Exemplaren verbreitet.

Am 22. März erfolgte die Eröffnung der Ständeversammlung durch eine Thronrede, in welcher der König Amnestie für alle politischen Verbrechen und Vergehen ertheilte und eine Reihe von Gesetzvorlagen versprach, von denen die über Preßfreiheit, über die Wahlen zur Kammer der Abgeordneten, über die alsbaldige Vervollständigung der Vertretung der Pfalz, über Ablösung der Grundlasten und über Berathung neuer Gesetzbücher die wichtigsten werden. Zum ersten Male trat nun ein verantwortliches und zugleich populäres Ministerium an die Spitze der Geschäfte. Das Ministerium des königlichen Hauses und des Aeußeren blieb vor der Hand unbesetzt, und die Geschäfte desselben führte, bis Graf Bray es definitiv übernahm, Graf Waldkirch fort. Staatsminister der Justiz wurde Heintz, Minister des Innern Thon-Dittmer, Kultusminister Beisler, Finanzminister der Lerchenfeld. Das Ministerium des Krieges leitete einstweilen Generalmajor von der Mark, später erhielt es Weishaupt und dann Lesuire. Zum Bundestagsgesandten wurde Willich ernannt. Die vom Ministerium vorgelegten Gesetzentwürfe wurden mit einer gewissen Hast berathen und meist mit einigen Modifikationen angenommen. Auch der Entwurf zur Kreirung einer Staatsschuld von 7 Millionen Gulden ging durch. Während der Sitzungsperiode der Kammern wurde (den 18. April) die Wahl der Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung vollzogen und dadurch manche bedeutende Persönlichkeit, unter andern Kirchgeßner, den Kammern entzogen. Die Kammer der Reichsräthe beschloß in einer ihrer Sitzungen die Oeffentlichkeit der Verhandlungen. Am 30. Mai wurde der Land-

Digitized by Google

tag geschlossen und am 5. Juni der Landtagsabschied veröffentlicht, in welchem den 20 von den Kammern berathenen und angenommenen Gesetzentwürfen die Sanktion ertheilt wurde. Indessen waren Excesse verschiedener Art keine seltene Erscheinung, u. der 1. Mai war in München wie in Bamberg durch Bierkrawalle bezeichnet. Um diesen Unruhen einen Damm entgegenzusetzen, sorgte die Regierung mit Eifer für Organisation der Volkswehr, zu deren Bewaffnung sie mehr als 50,000 Gewehre aus den Zeughäusern abgeben ließ. Durch königlichen Erlaß vom 12. August wurden die demokratischen Vereine verboten, da sie Einführung einer demokratischen Republik beabsichtigen sollten. In Folge eines Gerüchts, daß der kostbare Hausschatz ins Ausland geschafft worden sei, entstand am 24. August ein heftiger Tumult, der erst gegen Mitternacht endete. Durch Regierungserlaß vom 3. September wurde auch die Oeffentlichkeit bei den Berathungen über Gemeindeangelegenheiten eingeführt. Ferner wurde in jener Zeit der Centralgewalt unbedingte Anerkennung zugesichert, wie schon früher das Kriegsministerium allen militärischen Stellen strengen Gehorsam gegen alle Verfügungen des Reichsministeriums anbefohlen hatte. Die Verhaftung der sämmtlichen Führer des demokratischen Vereins zu München und die Untersuchung, die über dieselben wegen beschuldigter Theilnahme am frankfurter Aufstande verhängt wurde, führte zu keinem Resultate. Auf Veranlassung eines neuen Bieraufschlags entstand am 16. Oktober einer der wüstesten Krawalle, welcher erst am 18. Oktober durch eine Schaar Landwehr und Studenten gedämpft wurde. Die Folge davon war die Verkündigung des Standrechts. Als ein Fortschritt muß die am 20. Oktober erfolgte königliche Bestätigung der in jener Zeit entstandenen deutschkatholischen Gemeinde angesehen werden. Doch machte sich bald auch eine rückschreitende Bewegung bei der Regierung bemerkbar. Ein am 15. November erfolgter theilweiser Ministerwechsel, durch welchen Lerchenfeld das Innere, Weigand die Finanzen und Lesuire den Krieg erhielt, Thon-Dittmer aber als Staatsrath zurücktrat, das Ministerium durch das Departement des Handels und der öffentlichen Arbeiten erweitert wurde, konnte demselben keine lange Dauer sichern, denn schon am 20. December erhielt Lerchenfeld nach wiederholtem Nachsuchen seine Entlassung, welche ungeheures Aufsehen machte, zumal da bekannt wurde, daß Lerchenfeld nur deswegen sein Amt niedergelegt hatte, weil er seinen Grundsätzen höchsten Orts kein Gehör mehr verschaffen konnte. Unter dem 19. December wurden endlich die ersten Reichsgesetze amtlich verkündet, jedoch in einer Form, welche ihre Gültigkeit für B. zweifelhaft lassen konnte. Das durch Lerchenfelds Rücktritt erledigte Ministerium des Innern wurde durch von Beisler, einen Mann ohne Popularität, ersetzt, welchem Professor Edel aus Würzburg zur Besorgung der Kultusangelegenheiten als Unterstaatssekretär beigegeben wurde.

Die Kammern wurden auf den 15. Januar 1849 einberufen, aber erst am 21. vom Könige eröffnet. Die Thronrede ging über die deutschen Angelegenheiten wie über einen wunden Fleck schnell hinüber und führte der Linken viele noch Unentschlossene zu. Hinsichtlich der angekündigten Gesetzentwürfe schien man den bayerischen Gesetzen den Vorzug vor den deutschen einräumen zu wollen, und das Ministerium beharrte in der ersten öffentlichen Sitzung bei Gelegenheit der Besprechung über die Gültigkeit der Grundrechte auf der Ansicht, daß B. dem Inhalte nach fast Alles schon besitze, was die Grundrechte gewährten, und über formelle Aenderungen nur verfassungsmäßig durch Vereinbarung zwischen Krone u. Ständen etwas bestimmt werden könne. In die Ausschüsse kamen fast nur Mitglieder der Linken, deren Adreßentwurf die unbedingte Anerkennung der Grundrechte für B. und die Unterordnung unter die Beschlüsse der Nationalversammlung voranstellte. Das Verlangen des Centrums nach formeller Anerkennung der frankfurter Beschlüsse durch die Kammern und das der Regierung nach Vereinbarung ward aus diesem Grunde am 7. Februar verworfen. Die deutsche Sache siegte vollständig, mit 72 gegen 61 Stimmen; die Minister mußten Ehren halber ihre Entlassung einreichen, erboten sich aber, die laufenden Geschäfte einstweilen fortzuführen. Ganz im Gegensatze zu den Erklärungen in der Adresse, sprach sich die Mehrheit der 2. Kammer am 9. Februar gegen ein preußisches Kaiserthum, sowie gegen die Ausschließung Oesterreichs und für ein einiges ungetheiltes Deutschland aus. Als das Ministerium, wahrscheinlich um das Volk gegen die in der Adresse geforderte Unterwerfung unter die Reichsgewalt einzunehmen, einen Gesetzentwurf über eine Steuererhöhung zur Deckung der Matrikularumlage für die deutsche Flotte ꝛc. einbrachte, deckte der Finanzausschuß, um diesem Angriff recht empfindlich zu begegnen, einen alten Schaden, die griechische Anleihe, wieder auf und stellte am 8. März den Antrag, daß gegen die Beamten, welche die Auszahlung bayerischer Staatsgelder zur griechischen Anleihe verfügt hätten, auf civilrechtlichem Wege eingeschritten und Rückerstattung gesucht, besonders das als Bürgschaft angebotene Leibgeding des Königs Otto inne behalten, außerdem Einleitung getroffen werden solle, das Privatvermögen König Ludwigs zur Rückzahlung in Anspruch zu nehmen und endlich sämmtliche Minister zur Vollziehung des Antrags zu veranlassen. Die Antwort darauf war Vertagung der Kammern bis zum 10. April; doch ließ das Ministerium die neue Steuer für das deutsche Reich fallen. Wenige Tage darauf, Mitte März, gelang es endlich, ein neues Ministerium zu Stande zu bringen. Kleinschrod übernahm die Justiz, Aschenbrenner die Finanzen, Forster das Innere und Ringelmann den Kultus; das erledigt gebliebene Ministerium des Aeußern wurde am 18. April durch den frühern sächsischen Staatsminister von der Pfordten besetzt. Die noch von Beisler angeordnete Reactivirung der Professoren Philipps zu Würzburg und Lassaulx in München veranlaßte heftige Gegendemonstrationen von Seiten der betreffenden Universitäten, zeigte aber auch, wie der Ultramontanismus wieder im Vorrücken begriffen sei. Hinsichtlich der deutschen Sache hatte die Regierung schon früher mit Würtemberg die Erklärung in Frankfurt abgegeben, daß sie nur eine auch Oesterreich mit einschließende Verfassung wünsche, und dabei auf ein Direktorium hingewiesen; später hatte dann B. für sich allein

noch erklärt, daß es nur eine mit den Regierungen vereinbarte Verfassung anerkennen würde.

Das neue Ministerium begann seine Thätigkeit mit dem Versuch, unter dem Scheine der Erstrebung einer Gesammtverfassung für Deutschland den Vermittler zwischen Oesterreich und Preußen zu spielen. Da bis zum 10. April die Entscheidung der deutschen Frage noch um nicht viel näher gerückt war, so wurden die Kammern am 15. April um neue vier Wochen vertagt. Am 23. April erging eine Note an die Reichsgewalt und die deutschen Regierungen, worin die Regierung die Verfassung verwarf, gegen die Kaiserwahl protestirte und wieder auf ihren frühern Vorschlag, die Bildung eines Direktoriums an der Spitze des Bundesstaates mit wechselnder Präsidentur, zurückkam, vorläufig aber der provisorischen Centralgewalt ihre volle Unterstützung zusagte. Durch diese Note wurde große Aufregung hervorgerufen, und die größten und einflußreichsten Städte des Landes, meist die städtischen Behörden an der Spitze, erklärten in Adressen ihre Anerkennung der deutschen Verfassung, verlangten dieselbe von der Regierung und zugleich Einberufung der Kammern; so Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Würzburg. In München wurden große Volksversammlungen zu dem Zwecke mit bestem Erfolg gehalten; ebenso in Nürnberg, woselbst am 13. Mai eine wahrhafte Riesenversammlung Statt fand. Die Landwehren von Nürnberg und Würzburg erklärten sogar, daß sie sich nicht gegen die deutsche Verfassung brauchen lassen würden. Indessen hatten diese Demonstrationen, sowie auch die Anwesenheit des am 30. April in München angekommenen Reichskommissärs Mathy keine Aenderung der ministeriellen Politik zur Folge. Das Einzige, was das Ministerium that, waren zwei Erklärungen vom 1. und 10. Mai, worin es sich vor der Anschuldigung erstrebter Reaktion verwahrte, zur Ruhe ermahnte und auf die nahe bevorstehende Eröffnung der Kammern hinwies, denen befriedigende Mittheilungen gemacht werden würden. Diese beruhigende Erklärung kam jedoch schon theilweise zu spät, denn in der Pfalz war der Aufstand bereits ausgebrochen. Nach vorhergegangenen Volksversammlungen zu Neustadt am 28. und zu Speyer am 29. April setzte ein Kongreß der pfälzischen Bürgerwehren zu Kaiserslautern am 1. u. 2. Mai einen Landesvertheidigungsausschuß nieder und beschloß daneben noch: Steuerverweigerung, Rückberufung der pfälzischen Soldaten, Organisation der Volkswehr in 2 Aufgeboten, Aufforderung an die Regierung und die Beamten zur Anerkennung der Reichsverfassung, Beschlagnahme der pfälzischen Staatskassen und Verbrüderung mit den angrenzenden Volksstämmen. Eine durch allgemeine Wahlen gebildete und nach Kaiserslautern berufene Volksvertretung dekretirte am 17. Mai die Aufstellung einer provisorischen Regierung. Das Militär ging größtentheils über, und die Festung Landau, die, wie Germersheim, einen Theil ihrer Besatzung verloren hatte, war nahe daran, in die Hände der Aufständischen zu fallen. Der vom Reichsministerium gesandte Kommissär Eisenstuck billigte, obschon im Gegensatz zu seinen Instruktionen, die ergriffenen Maßregeln. Den Oberbefehl über die gesammte Volkswehr führte Fenner von Fenneberg und dann der polnische General Sznayde; die ganze revolutionäre Streitmacht betrug 10—11,000 Mann mit 14 Geschützen. Durch königliche Proklamation vom 22. Mai wurde die Errichtung der provisorischen Regierung als Hochverrath bezeichnet und die Zahlung der Steuern an dieselbe verboten. In Folge von direkten und indirekten Aufforderungen rückten 25,000 Mann Preußen unter General Hirschfeld auf dem linken Rheinufer gegen die Pfalz an und begannen am 12. Juni die Operationen gegen das aufständische Land, worauf nach einigen Gefechten bei Kirchheimbolanden, Ludwigshafen und im ammweiler Thal schon am 14., 15. und 17. Juni die Reste der pfälzer Armee am 18. Juni auf badisches Gebiet übertraten und die Pfalz somit für B. wiedergewonnen war, bevor die bayerischen Truppen unter Thurn und Taxis die rheinbayerische Grenze erreichten. Obschon es in den andern Landestheilen nicht zum völligen Aufstand kam, so nahmen doch die Bewegungen zu Gunsten der Reichsverfassung einen drohenden Charakter an, weshalb das Ministerium etwas einzulenken schien und schon in seiner Erklärung vom 1. Mai die Grundrechte möglichst zur Richtschnur zu nehmen versprach. Das Militär wurde, damit es nicht demokratisirt werde, in 3 große Lager vertheilt. Gegen die Mitte des Mai verbreitete sich die Nachricht, daß König Ludwig den Betrag des griechischen Anlehens in bayerischen Schuldobligationen in der Staatskasse niedergelegt habe. Die Wiedereröffnung der Stände erfolgte am 15. Mai; am 17. hielt die 2. Kammer ihre erste Sitzung, welche ergab, daß die oppositionelle Mehrheit sich nicht verhindert hatte. Die am 19. von der Regierung eingebrachten Abänderungen betrafen vorzüglich: Verbleiben Oesterreichs im Bunde und Bildung eines Direktoriums anstatt einer einheitlichen Spitze. Wie wenig aber die Kammer damit einverstanden war, zeigte die am 21. Mai erfolgte Annahme einer Adresse an den König, worin unbedingte Anerkennung der Reichsverfassung verlangt und ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium enthalten war. Die Folge davon war, daß Lerchenfeld seine Präsidentschaft niederlegte und Graf Hegnenberg-Dux dieselbe übernahm. Am 23. Mai trat das Ministerium mit dem Antrage auf, die Kammer möge die 15 pfälzischen Abgeordneten wegen des Aufstandes in der Pfalz einstweilen ausschließen. Da jedoch dieser Antrag nur in dem Umstande begründet war, daß die Majorität für die Adresse durch die Deputirten der Pfalz erlangt worden war, mithin bei deren Wegbleiben die Majorität auf Seiten der Regierung gewesen wäre, so entstand eine heftige Debatte, die damit schloß, daß, als der Präsident den Pfälzern das Votum geradezu verweigerte, die ganze Linke sich erhob, den Sitzungssaal verließ und die Kammer dadurch beschlußunfähig machte. Die Sitzung vom 24. hatte keinen andern Erfolg. Nachdem sich verschiedene Abgeordnete der Pfalz freiwillig von München entfernt hatten, wiederholte die Regierung ihren Antrag nicht auf's Neue, obschon noch eine Anzahl Pfälzer in der Kammer anwesend waren, darunter Willich, Tafel, Gelbert, Schopf u. A. Wichtiger als die am 30. Mai vom Ministerium in die 2. Kammer eingebrachten, sowie die der 1. Kammer vorgelegten Gesetzentwürfe war die vom Minister

Digitized by Google

von der Pfordten in der Abgeordnetenkammer abgegebene Erklärung, daß B. dem Bündniß der 3 Könige und ihrem Verfassungsentwurfe nicht beitreten könne, da Oesterreich nicht der Eintritt in das Reich vorbehalten werde, den materiellen Bedürfnissen der Einzelstaaten keine genügende Berücksichtigung zu Theil geworden sei, und der König von Preußen erblicher Bundesvorstand sein solle. Dem Vorschlage, einen Reichstag zur Durchsicht der Verfassung zu berufen, schließe sich jedoch B. an, übrigens sei eine Aenderung der provisorischen Centralgewalt unnöthig, vielmehr werde B. dieselbe aus allen Kräften auch künftig unterstützen. Am 11. Juni erfolgte, angeblich wegen des Mißtrauensvotums vom 21. Mai, die Auflösung der Kammer, welcher einige Veränderungen im Ministerium vorhergingen. An Forsters Stelle wurde nämlich Regierungspräsident von Zwehl Minister des Innern; auch hatte Lefuire schon am 29. Mai an Generalmajor Lüders sein Portefeuille abgegeben. Die wiedereroberte Pfalz wurde von Thurn und Taxis sehr mild behandelt; dagegen verfuhr man gegen die Schuldigen mit aller Strenge. Im Juli war die Untersuchung schon gegen 300 Personen im Gange. Auf ähnliche Weise wurde in den andern Landestheilen verfahren. Der neu errichtete Centralgerichtshof für politische Verbrecher war in angestrengtester Thätigkeit, die Verhaftungen nahmen kein Ende, u. im Gefolge davon zeigten sich Spionenwesen, heimliche Angeberei u. brutaler Soldatenübermuth, der häufig blutige Reibereien zwischen Bürgern und Militär veranlaßte. Am 20. Mai fand in Würzburg einer der heftigsten Konflikte Statt, in Folge dessen die Studenten die Stadt auf einige Zeit verließen.

Im Juli fanden die neuen Landtagswahlen Statt und fielen fast nur im extremsten Sinne nach beiden Seiten hin aus. Von den radikalen Mitgliedern wurden einige vor Beginn des Landtags verhaftet, was abermals große Aufregung verursachte. Was die äußere Politik betrifft, so hatte von der Pfordten schon im Juni eine Mission nach Wien und Berlin unternommen, um zwischen Oesterreich und Preußen zu vermitteln, was ihm jedoch gänzlich mißlang. Seine preußenfeindliche Gesinnung zeigte das Ministerium wieder dadurch, daß es dem von Preußen mit Dänemark abgeschlossenen Waffenstillstande die Zustimmung versagte, obschon es seine eigenen Truppen ohne Befehl der Reichsgewalt aus Schleswig zurückrief. Am 10. September fand die Eröffnung des Landtags durch den König Statt, der in der Thronrede ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß an einen Anschluß an das Dreikönigsbündniß nicht zu denken sei. Ein abermaliger Beweis von der rückschreitenden Bewegung in den obersten Stellen war die Ernennung des Grafen Seinsheim zum Präsidenten des Reichsraths. Vorsitzender in der 2. Kammer wurde Hegnenberg-Dux. Die Adresse der letzteren fiel gemäßigt aus; auch wurde die Nichteinberufung der verhafteten Abgeordneten mit 80 gegen 54 Stimmen gut geheißen. Minister von der Pfordten nahm neue Veranlassung, den in der Thronrede angedeuteten Nichtanschluß an das Dreikönigsbündniß zu motiviren. Am 9. Oktober votirte die Kammer der Reichsräthe einstimmig den Entwurf über Errichtung eines Staatsgerichtshofes für Aburtheilung der Minister; am 16. Oktober beschloß die 2. Kammer die Abschaffung des bürgerlichen Todes, der öffentlichen Ausstellung und Brandmarkung, und am 23. Oktober nahm sie 3 vom Finanzminister eingebrachte Gesetzentwürfe über ein freiwilliges Anlehen von 7 Millionen Gulden, die bereits ausgegeben, über das Budget von 1850—51 und über die provisorische Forterhebung aller direkten Steuern, mit Ausnahme der Kapital- u. Einkommensteuer, für die Dauer eines ganzen Jahres an. Wegen der Anerkennung des sogenannten Interims und überhaupt wegen Haltung in der deutschen Frage erhielt das Ministerium am 6. Nov. die Zustimmung der 2. und am 12. Nov. die der 1. Kammer. Im Dec. kam ein von der Regierung vorgelegtes Amnestiegesetz zur Berathung, wurde nach stürmischen Kämpfen in erweiterter Weise angenommen und erhielt am 20. Decemher auch die Zustimmung der 1. Kammer. Die von der 2. Kammer erfolgte Annahme der vom Ministerium proponirten Emancipation der Juden rief eine wahrhaft wüthende Gegenagitation hervor, und in kaum zwei Monaten brachte der klerikale Eifer nicht weniger als 600 Adressen mit Hunderttausenden von Unterschriften gegen die Emancipation zusammen, um die 1. Kammer zu bestimmen, dem von der 2. Kammer angenommenen Gesetzentwurf über die Emancipation ihre Zustimmung zu versagen. Am 20. Dec. wurde der Landtag auf kurze Zeit vertagt, am 22. Dec. der Minister von der Pfordten zum Ministerpräsidenten ernannt und in derselben Zeit von der Regierung Protest gegen die Einberufung des erfurter Reichstags eingelegt. Gleich nach dem Wiederzusammentritt des Landtags votirte die 2. Kammer gegen einen Frieden mit Dänemark, der nicht die Rechte der Herzogthümer und die Ehre Deutschlands wahre, u. berieth über ein neues Vereinsgesetz, das dem Vereins- und Versammlungsrechte Grenzen setzen und namentlich die Verbindung der verschiedenen Vereine beseitigen sollte. Die Kammer der Reichsräthe beschäftigte sich mit der Berathung über Organisation der Gerichte und verwarf das Gesetz wegen Gleichstellung der Juden, nachdem das Ministerium sich erklärt hatte, keine Ministerfrage daraus machen zu wollen. In der 2. Kammer war ein Tumultgesetz und ein neues strenges Preßgesetz Gegenstand der Berathung; auch wurde das von der 1. Kammer genehmigte Gesetz über den Staatsgerichtshof angenommen. Die Verhandlungen des Landtags im März betrafen vorzugsweise Schul- u. Finanzangelegenheiten. Bezüglich der deutschen Frage war am 27. Februar endlich eine Vereinigung der drei Königreiche B., Sachsen und Würtemberg zu Stande gekommen, der im März auch Oesterreich beitrat; in dem Entwurf war Oesterreich als Gesammtstaat in den deutschen Bundesstaat aufgenommen u. Deutschland in 7 Kreise getheilt, von denen jeder einen Abgeordneten zum Bundestage absenden sollte. Wie vorauszusehen, hatte auch dieser Bundesstaatsverfassungsentwurf keine Lebensfähigkeit, und es kam der Regierung äußerst gelegen, als Oesterreich durch eine Note vom 26. April alle deutschen Regierungen einlud, auf den 10. Mai Bevollmächtigte nach Frankfurt zu schicken, um dort ein neues vorläufiges Centralorgan einzusetzen und eine Revision der Bundesverfassung von 1815 vorzunehmen. Die Eröffnung des Bundestages geschah dann auch wirklich am 10. Mai durch die Be-

vollmächtigten von 9 Regierungen, worunter natürlich auch B. Die Kammern, wenn nicht ganz-speciſiſch-bayeriſch, ſo doch antipreußiſch geſinnt, legten der Regierung kein Hinderniß in den Weg. Vom April bis Juni beriethen ſie über eine neue Geſchäftsordnung, Organiſation der Gerichtsverfaſſung, ein Ablöſungsgeſetz, Kapital- und Einkommenſteuer, Eiſenbahnangelegenheiten u. das Budget, ingleichen wurden dem Miniſterium ein Militärkredit von 9,795,000 Gulden bewilligt. Die im Juni nochmals weitläufig erörterte deutſche Frage, beſonders in Beziehung auf die Reſtauration des Bundestages, ſchloß mit einem Vertrauensvotum für die Regierung. Noch in demſelben Monat wurde der Belagerungszuſtand in der Pfalz aufgehoben, dagegen in Franken die Schließung der Arbeitervereine verfügt Der preußiſch-däniſche Friedensſchluß wurde von der Regierung nicht genehmigt, ſondern an die frankfurter Bevollmächtigten gewieſen. In der letzten Sitzung (am 20. Juli) erhob ſich die 2. Kammer noch einmal für die Sache Schleswig-Holſteins und empfahl dem Miniſterium eifriges Wirken für dieſelbe. In dem beim feierlichen Landtagsſchluß (27. Juli) ertheilten Landtagsabſchied wurden ſämmtliche Geſetze, die die Kammern berathen und angenommen hatten, ſanktionirt. Die Aufſtellung eines bayeriſchen Obſervationscorps bei Aſchaffenburg im September in Folge der kaſſeler Wirren machte nicht wenig Aufſehen, und der am 1. November erfolgte Einmarſch ins Hanauiſche erregte böſes Blut (ſ. Heſſen). Noch iſt von dieſem Jahre zu erwähnen die Enthüllung der Bavaria am 9. Oktober und die Eröffnung des Siegesthores am 15. Oktober, beides mit großartigen Volksfeſten verbunden. Außerdem ging die Regierung den Turn- und Geſangvereinen zu Leibe und verordnete in Bezug auf letztere, daß Erlaubniß zu Sängerfeſten nur mit der größten Vorſicht ertheilt werden ſollte. Auch gegen die Preſſe wurde mit aller Strenge verfahren. So wurden im December 1850 eine Anzahl Berichterſtatter für Zeitungen aus München ausgewieſen und ſämmtlichen Staatskommiſſären die Weiſung ertheilt, die in ihrem Bezirk erſcheinenden Blätter ſtreng zu überwachen und Beſchlagnahmen nicht zu ſcheuen. Durch die in Folge des kurheſſiſchen Exekutionszuges erwachten Kriegsbeſorgniſſe veranlaßt, ſtellte B. gegen das Ende des Jahres ſeine ganze Streitmacht auf, ſiſtirte aber nach dem Vertrag von Olmütz die weitere Aushebung von 6000 Mann. Die olmützer Konferenz, ohne B.s Zuziehung ebenſo wie vorher die zweite warſchauer gehalten, ſchien die Unbedingtheit des Zuſammengehens mit Oeſterreich einigermaßen wankend zu machen. Bei den am 23. December eröffneten dresdner freien Konferenzen nahm B. eine ziemlich iſolirte Stellung ein, beſonders als es auf einfacher Herſtellung ſeines Verhältniſſes zum Bundestage beſtand, wonach Bundesgeſetze und Beſchlüſſe in B. nur in ſoweit gelten, als ſie mit der bayeriſchen Landesverſammlung übereinſtimmen.

Der nächſte Landtag wurde auf den 3. Januar 1851 berufen, aber erſt den 8. Februar durch den Prinzen Luitpold eröffnet, nachdem die Kammern zum erſten Male ihre Vorſitzenden ſelbſtſtändig erwählt hatten. Die Präſidenten der 1. Kammer waren Graf Seinsheim und von Stauffenberg; die 2. Kammer wählte Graf Hegnenberg-Dux und Anwalt Weis. Sogleich nach Eröffnung des Landtags wurde beantragt, eine Adreſſe an den König zu entwerfen, damit das Miniſterium Gelegenheit erhalte, ſich über die kurheſſiſche, holſteiniſche u. die übrigen Fragen über die Verhältniſſe Deutſchlands auszuſprechen, der Antrag jedoch abgelehnt. Ein Antrag des Fürſten von Wallerſtein in der 2. Kammer, das Miniſterium möge in der Kammer die die kurheſſiſche Intervention betreffenden Papiere niederlegen, wurde einem Ausſchuſſe überwieſen, der die Nichtvorlage der Akten beantragte, die auch in den erſten Tagen des Mai nach lebhaften Debatten von der Kammer beſchloſſen wurde. Ein vorgelegtes Notariatsgeſetz ward mit weſentlichen Veränderungen angenommen, desgleichen ein Geſetz über den Belagerungszuſtand und über Einſchreitung der bewaffneten Macht bei Ruheſtörungen. Den Geſetzentwürfen über den Bau von Eiſenbahnen von Augsburg nach Ulm und von Nürnberg über Amberg nach Regensburg ward die Genehmigung ertheilt; ebenſo kam das Geſetz über die bürgerlichen Rechte der Israeliten, wodurch deren Uebergriffen geſteuert wurde, zu Stande. Dagegen war, als am 7. Juni die Vertagung des Landtags bis zum Oktober eintrat, weder der Staatshaushalt, noch ein zweites Eiſenbahnbaugeſetz, durch welches die Regierung die Ermächtigung zu einer Anleihe von 41 Millionen Gulden für die Bauten der nächſten 4 Jahre verlangte, zur Berathung gekommen. Inzwiſchen hatte ſich den kirchlichen Angelegenheiten ein ſteigendes Intereſſe zugewendet. Geſtützt auf die würzburger Beſchlüſſe, hatten die im Oktober 1850 zu Freiſing verſammelten bayeriſchen Biſchöfe ihre Forderungen in einer Denkſchrift an den König vom 20. Oktober zuſammengeſtellt, worin ſie betreffs der Freiheit der katholiſchen Kirche eine durchgreifende Aenderung der bisherigen Verhältniſſe dem Staat gegenüber verlangten. Doch gab der Kultusminiſter die Erklärung ab, daß die Regierung nicht in der Lage ſei, dem Landtage ein auf Grund der biſchöflichen Denkſchrift umgearbeitetes Religionsedikt vorzulegen. Eine andere Kolliſion zwiſchen Staat und Kirche wurde durch die Miniſterialerlaſſe vom 13. April und 21. Mai herbeigeführt, welche dem Dienſteide der Geiſtlichen die Beſtimmung hinzufügten, daß der Schwörende ſich von allen verbotenen Vereinen fern halten, keine verdächtige Verbindung im In- und Auslande eingehen und eine ſolche, wenn ſie zu ſeiner Kenntniß gelange, anzeigen ſolle. Der Biſchof von Augsburg ordnete ohne Weiteres die Ableiſtung des Eides in der vorgeſchriebenen Weiſe an; die übrigen Biſchöfe und Geiſtlichen dagegen widerſprachen und fügten ſich erſt, nachdem die Regierung erklärt hatte, daß dieſer Eid das Konkordat vom 5. Juni 1817 nicht verletzen und die durch königliches Reſkript vom 15. September 1821 verbürgten Rechte nicht beeinträchtigen ſolle. Am 19. April wurde für das Militär und bald darauf auch für die Landwehr die Ablegung der deutſchen Kokarden, Fahnen und Standartenbänder geboten. Mit dem 1. Mai trat auch B. dem deutſch-öſterreichiſchen Poſtverein bei, ſowie es ſchon dem deutſchen Paßkartenverein beigetreten war. Die gegen den Guſtav-Adolfsverein ſeit 1842 erlaſſenen Verbote waren im September 1849 aufgehoben worden, dagegen wurde im November den deutſch-katholiſchen Gemeinden erklärt, daß ſie fortan nur als politiſche Vereine be-

Digitized by Google

trachtet und den Bestimmungen des Vereinsgesetzes gemäß behandelt werden würden. In dem großen pfälzer Aufruhrprozeß, der, am 3. März 1851 eröffnet die Thätigkeit des Schwurgerichtshofs von Zweibrücken das ganze Jahr hindurch in Anspruch nahm, erfolgten auffallend viele Freisprechungen, was die Regierung bewog, die politischen und Preßvergehen dem Schwurgericht zu entziehen. Mit Oesterreich schloß B. einem Vertrag wegen der gegenseitigen Eisenbahnverbindung ab, auch übernahm die Regierung den Ludwigskanal von der bisherigen Aktiengesellschaft. Am 9. Oktober 1851 fand die erste Sitzung des neu zusammengetretenen Landtags Statt, wobei der Finanzminister den einstweiligen Fortbestand des Lotto's und die Forterhebung der Steuern beantragte, welche letztere alsbald bewilligt wurde. Die Preßverhältnisse gaben im Laufe der Diät mehrfach Veranlassung zu lebhaften Debatten, doch fand ein deshalb gestellter Antrag auf Ministeranklage keine Zustimmung. Da die Reichsräthe die Annahme des Notariatsgesetzes beharrlich verweigert hatten, zog die Regierung den Entwurf zurück und legte zwei neue Gesetze vor: über Erwählung besonderer Mitglieder bei jedem Gericht für Handlungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit und für Aufhebung des Vorrechts der Siegelmäßigkeit, die auch beide, letzteres freilich sehr umgestaltet, von der Kammer der Reichsräthe angenommen wurden. Auch zu dem neuen Fideikommißgesetze, wonach das Recht zu Fideikommißstiftungen auch bürgerlichen Personen eingeräumt wurde, gab diese Kammer ihre Zustimmung. Die 2 Kammer nahm noch ein die freie Verfügung über das Waldeigenthum beschränkendes Forstgesetz an, und beide Kammer einigten sich über die Bewilligungen für die Eisenbahnbauten und über die Verwendung des Ueberschusses der Kreisumlage in der Pfalz. Da inzwischen in der Mitte des November von Seiten Preußens die Kündigung des Zollvereins erfolgt war, schloß sich das Jahr unter den trübsten Aussichten des bayerischen Handels- und Gewerbsstandes, aber auch mit dem Jubel Hunderter, die vom Könige ganz oder doch theilweise begnadigt wurden. Den Kammern lag für 1852 außer den Budgetberathungen noch immer eine große Anzahl von zu berathenden Gesetzentwürfen vor. Zu lebhaften Debatten führte eine vom Kriegsministerium gemachte Vorlage wegen Erhöhung des Militäretats. Ministerpräsident von der Pfordten suchte die Erhöhung durch die Behauptung zu motiviren, daß B. 1849 Deutschland gerettet habe und es seiner Ehre schuldig sei, seine Macht auf derselben Höhe zu erhalten. Dennoch wurden statt der proponirten 10,042,000 Gulden nur 9,798,000 Gulden verwilligt. Uebrigens ward, nachdem man sich hinsichtlich der Deckung der Ausfälle in der Staatskasse für Beibehaltung des Lotto's und Erhöhung sämmtlicher direkten Steuern außer der Kapitalsteuer entschieden hatte, das Finanzgesetz angenommen. Die Einschreitungen gegen die Presse führten abermals, besonders bezüglich des Verfahrens gegen den „Fränkischen Kurier" in Nürnberg, zu lebhaften Erörterungen. Ein Gesetzentwurf, wonach das Recht der Ernennung des Reichsratbspräsidenten der Krone zurückgegeben werden sollte, fand, unter Widerspruch der Linken, in der Kammer der Abgeordneten Annahme; Gesammtbeschlüsse kamen ferner zu Stande über das Gewerbssteuergesetz, über das Postulat der Regierung zur Einführung der Gerichtsorganisation, über das Gesetz gegen die gewerbsmäßige Güterzertrümmerung und einige andere von geringerer Bedeutung. Am 28. Mai fand die Schließung des Landtags durch Prinz Luitpold Statt. Sämmtliche von der Regierung vorgelegten 34 Gesetze erhielten die königliche Bestätigung. Zur Berathung der allgemeinen Strafgesetzgebung sollten die Gesetzgebungsausschüsse in der Zwischenzeit bis zum nächsten Landtage einberufen werden. Zufolge königlicher Entschließung von 9. Juni wurde die Beeidigung des Heeres auf die Verfassung aufgehoben und das Abnehmen eines neuen Diensteides für die Armee verfügt. Zur Linderung des in Oberfranken u. in der Pfalz herrschenden Nothstandes ergriff die Regierung nicht nur selbst umfassende Maßregeln, sondern rief auch den Beistand des gesammten Landes mit Erfolg an. Die mit dem Landtage vereinbarten Gesetze erschienen nach u. nach; nur bezüglich des Gesetzes über die Gerichtsorganisation verlautete, daß die Durchführung desselben auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen sei. In Verbindung hiermit ward auch der Rücktritt des Urhebers dieses Gesetzes, des Justizministers von Kleinschrod, mit Bestimmtheit erwartet, doch verlief auch diese Ministerkrisis ohne den gefürchteten Erfolg. Schon im April wurden darauf den Bischöfen fast alle ihre Forderungen zugestanden; ihr Verlangen nach noch größeren Konzessionen scheiterte aber an der Festigkeit des Königs. Damit zusammen hing die Quiescirung des Kultusministers von Ringelmann, der dem Klerus zu rasche Zugeständnisse gemacht haben sollte, namentlich die Erlaubniß zur Abhaltung von Jesuitenmissionen in Franken ohne Einholung der königlichen Genehmigung gegeben hatte. Sein Posten blieb vorläufig unbesetzt. Zugleich schien der König sich von ultramontanen Einflüssen befreien zu wollen, indem er ohne Rücksicht auf konfessionelle u. politische Stellung Männer wie Liebig, Pfenfer, Siebold u. A. für B. gewann. Unter dem 28. November erfolgte auch die Stiftung des bayerischen Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft. Von vorwaltendem Interesse blieben die Zollvereinsverhandlungen. Die am 4. Januar 1852 zusammengetretene wiener Zollkonferenz hatte B. beschickt, in Folge der Einladung des preußischen Ministeriums zur Zollkonferenz in Berlin (14. April) aber in Bamberg mit Würtemberg, Sachsen und Baden eine Zusammenkunft in Darmstadt verabredet, wo die sogenannte darmstädter Koalition zu Stande kam, die neben dem preußischen Zollverein und Oesterreich eine dritte Zollgruppe, B., Sachsen, Würtemberg, beide Hessen und Nassau umfassend, bilden sollte. Auf der am 19. April 1852 eröffneten berliner Zollkonferenz erklärte B.s Bevollmächtigter im Namen Süddeutschlands, daß Alle aufrichtig die Erneuerung und Erweiterung des Zollvereins wollten, aber auch Gleichberechtigung aller Mitglieder und angemessene Beschützung der inländischen Gewerbsthätigkeit und namentlich Verständigung mit Oesterreich über Herbeiführung einer Zoll- und Handelseinigung verlangten. Die weiteren Verhandlungen mit Preußen zerschlugen sich, wogegen Oesterreich am 30. Okt. eine zweite Zollkonferenz mit den Bevollmächtigten der darmstädter Koalition eröffnete. Als endlich am 19. Febr. 1853

Digitized by Google

die Unterhandlung eines Handelsvertrags zwischen Oesterreich und dem Zollverein erfolgte, beschickten B. und seine Verbündeten die von Preußen am 12. März wieder eröffnete Zollkonferenz und traten dem zwischen beiden Großstaaten abgeschlossenen Vertrag bei. Daneben ergriff die Regierung strenge Maßregeln gegen die Vereine, deren viele aufgelöst wurden, und gegen die Presse; auch den Gemeinderathswahlen, namentlich in der Pfalz, wandte sie besondere Aufmerksamkeit zu.

Der durch königliches Reskript vom 29. Oktober auf den 21. November 1853 einberufene **außerordentliche Landtag** wurde am 26. durch Prinz Luitpold eröffnet. Bei den Berathungen über die vorgelegten Gesetzentwürfe stieß die Regierung fast beständig auf Widerstand; ohne Weigerungen erfolgte beinahe nur die Annahme der Gesetze über die Aufhebung der Lex Anastasiana, über die Erweiterung der Kompetenz der Friedensgerichte in der Pfalz und über Ehrenkränkungen, durch welches letztere diese dem Strafrecht und Strafprozeß statt des Civilverfahrens überwiesen werden sollten. Ueberhaupt stellte sich mehr und mehr eine liberale konservative Opposition heraus, so daß sich die Regierung, nachdem sie die Dauer der verfassungsmäßig am 26. Jan. 1854 zu Ende gehenden Sitzung bis zum 26. März verlängert, bewogen fand, durch Dekret vom 2. Febr. die **Vertagung des Landtags** auf unbestimmte Zeit auszusprechen. Die danach erwartete völlige Auflösung des Landtags trat nicht ein, dagegen schied der Justizminister von Kleinschrod am 27. Febr. aus dem Ministerium aus; sein Portefeuille übernahm interimistisch der Finanzminister von Aschenbrenner. Als neue Gesetze erschienen die Gewerbeordnung vom 17. Dec. und die Verordnung wegen Aufhebung des Wanderzwanges, von denen besonders das erstere als wesentlicher Fortschritt freudig begrüßt wurde. Eine Verfügung vom 22. Jan. erschwerte die Auswanderung, schnitt aber auch, namentlich in der Pfalz, Vielen den letzten Weg ab, der dort wachsenden Noth, die sich bis zum Hungertyphus steigerte, zu entfliehen. Die Richtung der Regierung hinsichtlich der auswärtigen Politik fand ihren besonderen Ausdruck auf dem **bamberger Ministertage**, der am 25. Mai besonders wegen Berathung über die Stellung der deutschen Mittelstaaten zu der preußisch-österreichischen Konvention vom 20. April zusammentrat. Als neues Moment in der **Kirchenfrage** war eine Konferenz der bayerischen Bischöfe in Augsburg am 25. Juli zu betrachten, auf welcher sich die Versammelten zu der Erklärung an das Ministerium verständigten, daß die über die äußeren Rechtsverhältnisse des Königreichs in Beziehung auf Religion und kirchliche Gesellschaften bestehenden Bestimmungen (Konkordat von 1817, Edikt von 1818) die Rechte der katholischen Kirche in B. in wesentlichen Punkten verletzten, namentlich seien dahin zu rechnen die Bestimmungen über Publikation und Vollzug von Gesetzen und Anordnungen der Kirchengewalt, über Festsetzung u. Behandlung der Gegenstände weltlicher und gemischter Natur, bei denen der Staatsgewalt theils eine ausschließliche, theils eine konkurrirende Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit vindicirt wird, über Verwaltung des Kirchenvermögens ꝛc., bezüglich dessen Allen entsprechende Anträge formulirt wurden. Das erledigte Ministerium der Justiz übernahm im September der frühere Kultusminister von Ringelmann. Der in München eröffneten deutschen Industrieausstellung that die, überhaupt fast im ganzen Königreich ernst auftretende Cholera viel Abbruch. Der neu einberufene **Landtag** tagte seit dem 16. Okt. und dauerte bis in den März 1855. Die wichtigsten Vorlagen bildeten ein neues Wahlgesetz für die Abgeordnetenkammer, begründet auf die Vertretung nach Stand, Beruf und Interesse, ferner der schon früher eingebrachte Gesetzentwurf über die Familienfideikommisse, wonach die Begründung solcher auch Bürgerlichen freigegeben werden sollte, und endlich ein Gesetz über Errichtung bäuerlicher Erbgüter. Das letztere ward von beiden Kammern angenommen, dagegen das Fideikommißgesetz in der Abgeordnetenkammer am 23. Dec. verworfen. Der vorgelegte Wahlgesetzentwurf fand weder in der Kammer, noch im Lande Anklang, und der zu Begutachtung desselben von der zweiten Kammer niedergesetzte Ausschuß arbeitete nach $2^1/_2$ monatlicher Berathung einen Gegenentwurf aus. Die Debatte begann am 12. Januar 1855 und dauerte bis zum 19., wo der Gesetzentwurf verworfen wurde. Nicht günstiger für die Regierung endete die Berathung über eine von ihr gestellte Mehrforderung für die Militärverwaltung, veranlaßt durch den Bundesbeschluß, die Hälfte der Bundeskontingente in Kriegsbereitschaft zu stellen. Der Kriegsminister verlangte die Kosten für die Aufstellung eines Armeecorps von 25,000 Mann, die Anschaffung von 8000 Pferden, doppelte Bekleidung für 60,000 Mann ꝛc., im Ganzen einen außerordentlichen Zuschuß von 15 Millionen Gulden. Dagegen ward der Ausschußantrag, statt der 15 Millionen nur $6^1/_2$ Millionen zu verwilligen, mit großer Stimmenmehrheit angenommen. Die 1. Kammer trat am 12. Febr. dem Beschluß der 2. bei, worauf alsbald vom Ministerium eine Vermehrung der Armee um 16,200 Mann angeordnet und ein Militäranlehen im Belauf von $6^1/_2$ Millionen Gulden ausgeschrieben wurde, dessen Betrag bereits am 18. März gezeichnet war. Indessen trat der Kriegsminister von Lüders am 21. März zurück und ward durch den Oberst Manz ersetzt. Die gereizte Stimmung der 2. Kammer gegen das Ministerium zeigte sich auch bei den Debatten über das Budget; indessen erfolgte am 21. März die Bewilligung der gesammten Staatsausgaben, worauf am 24. die **Auflösung des Landtags** erfolgte. Weisungen an die Beamten, ihrerseits für konservative Wahlen zu sorgen, u. Erlasse der Bischöfe an die Geistlichkeit ihrer Diöcesen, in demselben Sinne zu wirken, waren die ersten Vorbereitungen zu den neuen Wahlen. Dennoch fielen dieselben vorzugsweise im Sinne der Opposition aus; nur die Pfalz hatte überwiegend ministeriell gewählt. Als am 15. December die **Eröffnung des Landtags** Statt fand, war die Lage der europäischen Frage eine andere geworden, und die Thronrede konnte dem Lande zur Erhaltung des Friedens Glück wünschen und die Vorlegung eines revidirten und ermäßigten Budgets versprechen. Die nächsten Verhandlungen bezogen sich auf die pfälzer Wahlen und nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß die andern Gesetzvorlagen erst im November zur Berathung kommen konnten. Diese wendete sich zuerst dem Gesetz über die öffentlichen Wege zu und be-

Digitized by Google

schäftigte sich später fast ausschließlich mit der Prüfung der Staatsrechnungen für die Jahre 1852 und 1853. Denkwürdig für das Verfassungsleben B.s war die Sitzung der Kammer der Reichsräthe vom 14. Juni 1856 über die neue Gerichtsorganisation. Der Regierungsentwurf fand keine einzige Stimme für sich, wogegen der von der 2. Kammer modificirte Entwurf gegen die beiden Stimmen des Fürsten Wrede und des Grafen Seinsheim zum Beschluß erhoben wurde. Das Gesetz wurde darauf unter dem 1. Juli 1856 publicirt. Nachdem am 29. Juni das Budget in Einnahme und Ausgabe auf 41,396,802 Gulden für jedes der 6 nächsten Jahre festgestellt worden, wobei die Armee mit jährlich 9,035,900 Gulden bedacht ward, endeten am 20. Juni beide Kammern ihre langdauernde Thätigkeit; der Schluß der Sitzungen erfolgte am 3. Juli, wobei die Regierung erklärte, daß das Kriegsministerium zwar alle nur immer zulässigen Ersparungen eintreten lassen werde, daß aber das Heer in einem der Würde der Krone und der Stellung B.s entsprechenden Stande werde erhalten werden. Nach Art. 17. des pariser Friedens vom 30. März 1856 wurde B. berechtigt und verpflichtet, durch einen Bevollmächtigten an der Kommission Theil zu nehmen, welche die flußpolizeilichen Bestimmungen auf der Donau festzustellen und die Donau selbst, die Donaumündungen und die zunächst gelegenen Theile des schwarzen Meeres in schiffbarem Stande zu erhalten hat. Auf dem kirchlichen Gebiete wurde das Vorschreiten des protestantischen Oberkonsistoriums zu München die Quelle nachhaltiger Aufregung, insbesondere durch seinen Erlaß vom 2. Juli 1856 und ein damit in Verbindung stehendes späteres Cirkularreskript sowohl in Betreff der Agende und Liturgie, als der Kirchenzucht. Die Regierung erließ beruhigende Erklärungen; da jedoch aus Nürnberg und anderen größeren Städten Vorstellungen und Bitten wegen Verletzung verfassungsmäßiger und kirchlicher Rechte durch Uebergriffe der geistlichen Gewalt unmittelbar an den König gerichtet wurden, so wurde bekannt gemacht, daß auf Grund königlicher Entschließung von dem Vollzuge neuer und allgemeiner kirchlicher Normen keine Rede sein könne; die nächste Generalsynode werde darüber berathen, und die königliche Entschließung sei vorbehalten worden. Das Oberkonsistorium erließ am 11. November eine Ansprache, wonach es jeder Gemeinde freigestellt wurde, die ihr lieb gewordene Gottesdienstordnung festzuhalten und Abänderungen erst dann eintreten zu lassen, wenn diese ihren eigenen Wünschen entsprächen. Eine Entschließung der Oberkonsistoriums vom 17. Juni 1857 nahm alle Erlasse, welche die Aufregung hervorgebracht, förmlich zurück. Im Januar 1857 versammelte sich zu München die dritte deutsche Postkonferenz. Den kurz vorher zu Wien abgeschlossenen Münzvertrag vollzog der König schon im März. Am 15. Januar 1857 waren Bevollmächtigte der deutschen Regierungen in Nürnberg zur Berathung eines deutschen Handelsgesetzbuches zusammengetreten. Oesterreich schloß mit B. eine Uebereinkunft über neue Etappenstraßen zur Benutzung der Eisenbahnen, wobei jedoch für den Fall, daß die Eisenbahnverbindung unterbrochen wäre, die alten beibehalten wurden. Zur Prüfung zweier Entwürfe neuer Straf- und Polizeigesetze, die den Kammern vorgelegt worden waren, traten Ausschüsse der letzteren zusammen u. wählten den Professor Weis aus Würzburg zu ihrem Berichterstatter. Da die Ausschüsse in einigen Punkten von der Regierungsvorlage abwichen, entließ die Regierung am 28. März 1858 die Ausschüsse, deren Berichterstatter seiner Professur in Würzburg enthoben u. als Appellationsrath nach Eichstädt versetzt wurde. Im September trat die 2. Kammer wieder zusammen, ward aber, als sie Weis zu ihrem zweiten Präsidenten wählte, am 30. September aufgelöst. Bei den Neuwahlen wurden alle Mitglieder der Gesetzgebungsausschüsse wieder gewählt, Weis sogar von mehren Orten. Am 26. Jan. 1859 wurde die neue Landtagssitzung eröffnet u. Weis abermals zum Vicepräsidenten ernannt. Es konnte nicht fehlen, daß die Berathungen bald einen gereizten Charakter annahmen; namentlich ward das Verfahren der Regierung gegen die Presse der Gegenstand der Beschwerde. Als die Kammer, um die deutsch-nationale Politik der Regierung zu unterstützen, ihre Genehmigung zu einer Anleihe ertheilt hatte, beschloß sie mit 103 gegen 27 Stimmen, daß sie nur im Hinblick auf die allgemeine politische Lage sich zur Bewilligung eines Kredits dem gegenwärtigen Ministerium gegenüber habe verstehen können, und daß diese Bewilligung nicht als ein Zeichen des Vertrauens zu der jetzigen Staatsverwaltung aufgefaßt werden könne. Der König verweigerte die Annahme der Adresse, und der Landtag ward geschlossen (25. März). Zwei Tage später trat von der Pfordten aus dem Ministerium und ging als bayerischer Bundestagsgesandter nach Frankfurt. Das Ministerium bestand nun aus v. Schrenk für das königliche Haus und das Aeußere, v. Neumayr für das Innere, von Mulzer für die Justiz, von Lüders für den Krieg, von Zwehl für Kirchen- und Schulangelegenheiten, von Pfeufer für die Finanzen. Der Friede zwischen den Ständen und der Regierung war damit hergestellt. Letztere nahm an der Konferenz der Vertreter deutscher Mittel- und Kleinstaaten, die am 23. November „zur Förderung von Bundesangelegenheiten" zu Würzburg zusammentrat, lebhaften Antheil. Von patriotischer Gesinnung getragen war die Feier des 18. Oktobers 1860 im ganzen Lande, sowie das deutsche Sängerfest zu Nürnberg (21.—23. Juli 1861). Die Regierung neigte sich in der Folge dem großdeutschen Standpunkte wieder entschiedener zu, wie sie sich denn auch im Februar 1862 an dem Notensturm gegen Preußen in Betreff der deutschen Frage betheiligte. Ein Beschluß der Kammern, die Aufhebung des Lotto's betreffend, erhielt die königliche Sanktion. Schließlich sei hier noch bemerkt, daß für 1862 eine gänzliche Umgestaltung des bayerischen Gerichts- u. Verwaltungswesens in Aussicht steht, indem die Landgerichte aufgehoben u. statt derselben Oberämter für die Justiz- u. Verwaltungsämter für die Verwaltung eingerichtet werden sollen.

Vgl. Brunner, Annalium virtutis et fortunae Bojorum, München 1626—35, 3 Bde.; J. Alzreiter, Annales boicae gentis, das. 1662, 3 Bde.; v. Falkenstein, Geschichte der alten, mittleren u. neueren Zeiten des Herzogthums u. ehemaligen Königreichs B., München 1763, 3 Thle.; Haid, Geschichte von B. von 1180—1778, Regensb. 1779; Feßmaier, Geschichte von B., Landsh. 1804; Mannert, Die älteste Geschichte Bojcariens und seiner Bewohner, Nürnb. u. Sulzb. 1807; Derselbe Die Geschichte

Digitized by Google

B.s nach den Quellen, Leipzig 1826, 2 Bde.; Zschokke, Bayerische Geschichten, Aarau 1813—1818, 2. Aufl. 1821, 4 Bde.; Andr. Buchner, Geschichte von B. aus den Quellen, Regensb. 1820 bis 1831, 5 Bde.; nebst den dazu gehörigen Dokumenten, München 1832—35, 2 Bde.; K. W. Böttiger, Geschichte B.s nach seinen alten und neuen Bestandtheilen, Erlangen 1832; v. Freiberg, Geschichte der bayerischen Landstände und ihrer Verhandlungen, Sulzbach 1828, 2 Bde.; Graf von Benzel-Sternau, Bayernbriefe oder Geist der 4 ersten Ständeversammlungen des Königreichs B., Stuttg. 1831, 4 Bde.; v. Lerchenfeld, Geschichte B.s unter Max Joseph I., Berl. 1854; Brockhaus' „Gegenwart"; Stegers „Ergänzungsblätter" ꝛc.

Bayeux, Bezirkshauptstadt im französischen Departement Calvados, nordwestlich von Caen, im fruchtbaren Thale der Aure, unweit deren Mündung in den Kanal (Manche), ist Sitz des Suffraganbischofs von Roure, eines Handelstribunals, einer Börse und zählt 9670 Einw. Unter den Gebäuden der eng und schlecht gebauten Stadt sind die alte gothische Kathedrale mit herrlichem Portal u. drei überaus kühn gebauten Thürmen, der alte bischöfliche Palast (jetzt Stadthaus) und das ehemalige Seminar (jetzt Kaserne) hervorzuheben. Die Hauptmerkwürdigkeit ist indessen die in der Kathedrale aufbewahrte berühmte Tapete (Tapisserie de B.), welche Wilhelms des Eroberers Eroberung von England darstellt u. von dessen Gemahlin Mathilde 1066 gestickt worden sein soll. Sie ist 212 F. lang und 18 Zoll breit und endigt mit der Schlacht bei Hastings; die Krönung Wilhelms fehlt. Für die Tracht und Sitten damaliger Zeit ist das alte Werk, das erst im 18. Jahrhundert vom Pater Montfaucon wieder entdeckt ward, eine unschätzbare Fundgrube. In der neuern Zeit sollte es noch einmal eine Rolle spielen, indem Bonaparte, als er in England zu landen beabsichtigte, die Tapete in Rouen und Paris ausstellen ließ, um den sichtbaren Beweis zu liefern, daß es ein Kinderspiel für Frankreich sei, ein Land zu erobern, das vor 800 Jahren nicht einmal der Normandie zu widerstehen gewußt habe. Der Hauptnahrungszweig der Bewohner ist außer Ackerbau u. Viehzucht die Fabrikation von Spitzen und Porzellan. Der Handel mit diesen Fabrikaten, sowie mit den Erzeugnissen der Landwirthschaft (von Butter werden jährlich über 120,000 Pfund in kleinen Töpfen nach Paris versandt) ist beträchtlich. Die Sprache der Umgegend von B. (auch Patois du Bessin genannt) weiset deutlich auf den nordischen Ursprung der Bewohner der Normandie hin. Zur Zeit der Römer war B. die Stadt der Viducasser oder Bajocasser (von dem alten Stadtnamen Bajocum); später hieß es Augustodurum. Zu Cäsars Zeit blühte hier eine berühmte Druidenschule. Im Mittelalter ward B. Hauptort des Landes Bessin u. bei der Verbreitung des Christenthums zum Bischofssitz gewählt. Nach Einwanderung der Normannen beinahe nur von diesen bevölkert, hat es sich lange von französischer Art u. Sitte rein erhalten. Uebrigens theilte es alle Schicksale der Normandie, wurde mehrmals belagert und erobert, blühte aber dennoch durch Industrie u. Handel auf und gehört jetzt zu den wohlhabendsten nordfranzösischen Städten.

Bayinseln, Gruppe von kleinen Inseln in der Hondurasbai (die drei größten: Guanaja oder Bonacca, Utila und Roatan), zusammen mit etwa 1500 Einw., wurde 1850 zur britischen Kolonie erklärt, in Folge des Protestes jedoch den die Vereinigten Staaten und Honduras dagegen einlegten, an letzteres 1856 zurückgegeben.

Bayle, 1) Pierre, einer der einflußreichsten philosophisch-theologischen und kritischen Schriftsteller Frankreichs, geboren den 18. November 1647 zu Carla in Languedoc, war der Sohn eines reformirten Predigers und erhielt von ihm den ersten Unterricht in dem calvinischen Lehrbegriff und in den alten Sprachen. Seit seinem 19. Jahre besuchte er die Akademie Puy Laurens im heutigen Departement Tarn und betrieb die klassischen Studien mit solchem Eifer, daß sein ohnehin nicht allzu kräftiger Körper noch mehr geschwächt wurde, so daß er erst im 22. Jahre die Universität von Toulouse beziehen konnte. Schon zu Puy-Laurens hatte er sich mit theologischen Streitschriften bekannt gemacht u. war durch sie über manche Sätze seines Lehrbegriffs zweifelhaft geworden. Als nun zu Toulouse, wo er im Kollegium der Jesuiten Vorlesungen über Logik u. aristotelische Philosophie hörte, einer seiner Lehrer ihn in seinen Zweifeln immer mehr bestärkte, trat der leicht bewegliche Jüngling zur katholischen Kirche über, kehrte aber, durch die siegenden Gegengründe seines Vaters bewogen, schon nach 18 Monaten zu dem Glauben seiner Familie zurück. Seiner Sicherheit wegen hielt er dennoch für gerathen, sich nach Genf zu begeben, wo er sich besonders mit der Philosophie des Cartesius vertraut machte, ein Umstand, der für seine späteren Schriften von großem Einfluß war. Nachdem er seinen philosophischen Kursus vollendet, lebte er als Erzieher des Grafen von Dohna theils zu Coppet am genfer See, theils zu Rouen, wo er auch noch andere junge Leute unterrichtete. Der Drang, Paris zu sehen, ließ ihn in dieser Stellung nicht lange verharren; den 1. Mai 1675 trat er die Reise in die Hauptstadt an, bewarb sich aber hier um den eben erledigten Lehrstuhl der Philosophie zu Sedan u. trug in dem deshalb eröffneten Konkurs den Sieg davon. Als im Juli 1861 ein königlicher Befehl alle Schulen der Reformirten zu schließen gebot, war Sedan die erste, welche diese Maßregel traf. B. wurde dadurch amtlos u. verließ Sedan. Bald darauf erhielt er indeß durch Vermittlung eines seiner ehemaligen Zöglinge einen Ruf nach Rotterdam, um an einem daselbst zu errichtenden Gymnasium illustre Philosophie und Geschichte zu lehren. Hier war es, wo B. seinen schriftstellerischen Ruhm begründete. Zuerst erschien von ihm 1682 eine Schrift über den großen Kometen von 1680, die schon im folgenden Jahre eine neue Auflage erlebte. Dann gab er als Widerlegung von Louis Maimburg ꝛc. „Geschichte des Calvinismus" anonym die Schrift „Critique générale de l'histoire du Calvinisme de Mr. Maimburg à Ville Franche" heraus, welcher bald darauf (1683) eine Fortsetzung folgte. Einige Flugschriften über cartesianische Philosophie, welche er in Frankreich hatte erscheinen lassen, erschienen unter dem Titel „Recueil de quelques pièces curieuses concernant la philosophie de Mr. Des Cartes" (Amsterdam 1684). Veranlaßt durch Salle's „Journal des savans", gab er die „Nouvelles de la république de lettres" heraus, eine Zeitschrift, die bald durch die Gelehrsamkeit und den Geist, mit welchem B. die neuesten

Werke darin beurtheilte, einen ungemeinen Beifall und Ruf sich erwarb. Sie wurde von ihm selbst bis 1687 redigirt, von welchem Jahre an bis 1698 sie von de Larogue und Barrin fortgesetzt wurde; eine neue Ausgabe mit den Fortsetzungen erschien 1715—20 in 56 Bänden. Als nach Aufhebung des Edikts von Nantes die berüchtigten Dragonaden begannen, schrieb B., dessen eigener Bruder nach fünfmonatlicher Gefangenschaft denselben als Opfer gefallen war: „Ce que c'est que la France toute catholique sous le règne de Louis le Grand" und „Commentaire philosophique sur ces parotes de Jésus Christ: Contrains les d'entrer", welche Schrift eine vernünftige Erklärung des bekannten „Compelle intrare" (Luc. 14, 23) geben sollte, aber nicht nur den Katholiken, sondern hauptsächlich den Protestanten mißfiel, denen die darin empfohlene Duldung als Indifferentismus, Unglaube und Verrath am protestantischen Glauben erschien. Sein ehemaliger Freund Jurieu griff ihn an in der Schrift „Des droits des deux souverains en matière de religion, la conscience et le prince", und B. fertigte den pseudonymen, aber doch bekannten Verfasser eben so geistreich als treffend ab. Eine neue Schrift, in welcher Jurieu aus der Apokalypse zu deduciren suchte, daß 1689 den französischen Reformirten die Erlösung erscheinen würde, rief eine Gegenschrift: „Avis important aux Réfugiés sur leur prochain retour en France" (Amsterdam 1690), hervor, die Jurieu, obwohl B. die Autorschaft ablehnte, mit Zuversicht als dessen Werk annahm, und woraus er eine Anklage zusammenzustellen wußte, die den Verfasser als Gottesleugner, als einen im Sold von Frankreich stehenden, gegen das Wohl der verbündeten Staaten gefährlichen Schriftsteller, ja als einen Staatsverbrecher, der den Tod verdient habe, darstellte und bestraft wissen wollte. Der Magistrat suchte anfangs zu vermitteln und beizulegen; da aber die öffentliche Meinung gegen B. war, ward er, ohne daß irgend eine der ihm zur Last gelegten Beschuldigungen bewiesen worden wäre, 1693 seines Lehramtes entsetzt und ihm selbst jeder Privatunterricht verboten. Er widmete nun seine ganze Zeit und Kraft seinem durch Fleiß und Gelehrsamkeit ausgezeichneten „Dictionnaire historique et critique" (Rotterdam 1697, 2 Bde.), welches so große Verbreitung fand, daß schon 1702 die zweite Auflage in 4 Foliobänden erscheinen mußte. Die besten Ausgaben sind: die von Amsterdam 1730 und 1740, die von Rotterdam 1720, 4 Bde., neueste Ausgabe, Paris 1820, 16 Bde.; deutsch von Gottsched, Leipzig 1741—44, 4 Bde., von Schneider, daf. 1801—4, 8 Bde. (unvollendet). Zu seiner Erholung schrieb B.: „Réponse aux questions d'un provincial" (Rotterdam 1704, 5 Bde.). Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm verbittert durch seine philosophisch-theologischen Streitigkeiten mit Clerc u. Jacquelot, die einen so persönlichen Charakter annahmen, daß seine Gegner ihm geradezu die Absicht unterschoben, jede oder wenigstens die christliche Religion umstürzen zu wollen. B. † im December 1706. Außer seinen schon genannten Schriften sind noch zu erwähnen seine „Lettres" (Rotterdam 1712, Amsterd. 1729). Die „Oeuvres diverses" sind herausgegeben worden Haag 1725—31, 4 Bde. Vergl. Des Maizeux, La vie de Pierre B., Amsterdam 1730, Haag 1732, 2 Bde., deutsch von Kohl, Hamburg 1731; Feuerbach, B., nach seinen für die Geschichte der Philosophie und Menschheit interessantesten Momenten dargestellt, Augsburg 1838.

2) Antoine Laurent Jessen, einer der bedeutendsten französischen Aerzte, 1799 zu Bernet geboren, kam 1815 nach Paris, wo er Medicin studirte und sich dann im Hospital Necker unter Laennec und in Charenton unter Royer-Collard weiter ausbildete. Im Jahre 1824 gründete er mit andern Aerzten die „Revue médicale", worin er namentlich das physiologische System bekämpfte. Sein „Traktat über Gehirnkrankheiten" wurde 1827 von der Akademie der Wissenschaften gekrönt. B. selbst ward Professor an der medicinischen Fakultät zu Paris. Von seinen Schriften erwähnen wir die „Traités des maladies du cerveau et de ses membranes" (Paris 1826), die „Bibliothèque de thérapeutique" (daf. 1828—37, 4 Bde.), den „Traité élémentaire d'anatomie" (5. Ausgabe, daf. 1844), den „Atlas d'anatomie" (daf. 1840) und das „Manuel d'anatomie générale" (mit Hallard zusammen, Paris 1827 herausgegeben). B. war auch Redakteur der „Encyclopédie des sciences médicales" (1835—46, 40 Bde.). Seine übrigen Arbeiten befinden sich meist in der „Revue médicale" und in der „Bibliothèque médicale".

Baylen, Stadt in der spanischen Provinz Jaen, am Guadalquivir, in olivenreichem Hügelgelände, mit 5000 Einwohnern, ist wichtig als Paß am südlichen Abhange der Sierra Morena, welcher die von Kastilien nach Andalusien führende Straße beherrscht, und historisch denkwürdig durch die Kapitulation des französischen Generals Dupont am 23. Juli 1808, in Folge deren Joseph Bonaparte Madrid, wo er am 20. Juli seinen Einzug gehalten hatte, schon am 1. August verlassen und sich nach Burgos zurückziehen mußte. Die Umgegend von B. liefert eine der schönsten Pferderacen von Andalusien.

Baylen, Herzog von, s. Castaños.

Bayonne, starkbefestigte Stadt im französischen Departement Niederpyrenäen, am Zusammenflusse der Nive und des Adour, 1 Stunde von der Bai von Biscaya, mit 19,300 Einwohnern, zerfällt in 3 Hauptstadttheile: Großbayonne, auf dem linken Ufer der Nive, Kleinbayonne, zwischen dieser u. dem Adour, und die Vorstadt St. Esprit, rechts vom Adour. Die Stadt hat breite und gerade Straßen, schöne Häuser u. gehört zu den ersten Festungen des Landes. Die Citadelle, auf einer Anhöhe in der Vorstadt St. Esprit gelegen und den Fluß wie die Fläche ringsum auf weite Entfernung beherrschend, ist ein Meisterwerk Vaubans, das sich heute noch seiner Jungfräulichkeit rühmt. Unter den 7 Kirchen ist die 1143 erbaute Kathedrale auf einer Höhe in Großbayonne im ältesten Theile der Stadt, mit ihren 3 Schiffen, ihrem vorspringenden Portal und bögenreichem Dache, vom reinsten Styl, am merkwürdigsten. Andere namhafte Gebäude sind das alte u. das neue Schloß, das Arsenal, die Münze ꝛc. Unter den Straßen sind die Rue Salies, welche Großbayonne zwischen dem Großhandel am Flusse u. der Kathedrale auf der Höhe durchschneidet, die elegante Rue Mayou, die nach dem Thor von Spanien führt, unter den Plätzen die Place Grammont (place de la Liberté) u. die Place de Lisse zu nennen. Die Kais an beiden Ufern der Nive sind mit Schwibbögengängen bekleidet, deren man auch in mehren Straßen antrifft. B. ist Sitz des Suffraganbischofs von Auch, sowie eines

Handelsgerichts und hat (außer andern Erziehungsanstalten) ein theologisches Seminar, eine Seemannsschule, einen Münzhof (Buchstab L). Die Einwohner, in deren Sitten sehr Vieles schon an Spanien erinnert (namentlich ist in der niedern Volksklasse das baskische Gepräge wie der baskische Jargon vorherrschend), sind industriell sehr thätig; sie fabriciren vorzüglichen Branntwein (Eau de vie d'Hendaye) und Likör, ausgezeichnete Chokolade, Leder, Tabak, Gias (namentlich Bouteillen) und betreiben mit diesen Produkten, wie mit Korn, Kork, Wachs, Oel, besonders aber mit Wein (bayonner Wein, der beste der Jourançon blanc) und den weltberühmten bayonner Schinken, die in der Umgegend, besonders zu Orthez, geräuchert werden, einen ansehnlichen Handel nach Spanien wie nach dem nördlichen Europa. Auch der Wallfisch- und Stockfischfang wird von 10—15 Schiffen betrieben. Der Hafen B.'s, mit Schiffswerften und Arsenal versehen, ist durch 2 lange Mauern vor Ueberschwemmungen gesichert und sehr besucht, für große Schiffe jedoch schwierig zu erreichen. Die Mündung des Adour ist ein Werk der Kunst, indem das vormalige Bett 3 Meilen weiter oben bei Kap Breton das Meer erreichte; Heinrich III. ließ durch den Ingenieur Louis de Foix dem Flusse seinen jetzigen, um 600 Toisen kürzern und tiefern Lauf anweisen. Seit 1784 ist B. ein Freihafen. Die Landschaft um die Stadt ist anmuthig und mit Landhäusern angefüllt; berühmt sind die Allées marines. Auch das schöne Schloß Marac liegt in der Umgegend.

Lapurdum (wie B. zur Zeit der Römer hieß) war schon im 3. Jahrhundert eine Festung u. Handelsstadt, Sitz des Triduns der Novempopulani u. im 4. Jahrhundert eines Bischofs. Die Herzöge von Gascogne, welche gegen das Ende des 10. Jahrhunderts die Normänner vertrieben, begünstigten die Stadt mit Privilegien und Gerechtsamen, und schon 1070 fing die Bevölkerung an, sich außerhalb der Mauern anzusiedeln. Nach dem vergeblichen Angriffe des Königs Alfons von Aragonien gab Wilhelm, Herzog von Guienne, der damalige Besitzer der Stadt, derselben eine neue Umfassung auf beiden Ufern der Nive, und in den Urkunden wurde von nun an das römische Lapurdum (Lapurd ist indessen selbst ein celtisches Wort und bedeutet ungefähr s. v. a. Brigand oder Seeräuber) von dem baskischen Bayona, Baja ona, d. i. einzige (gute) Bai verdrängt. Unter der englischen Herrschaft (seit 1153) mehrten sich B.'s Freiheiten u. sein Wohlstand. Von dem König Johann erhielt es seine Municipalität (le maire et cent pairs). Schon 1224 hatte die Stadt 30 Galeeren, jede mit 25 Mann, 400 Kriegsleuten u. Geld zur Unterstützung von Rochelle gegen Ludwig VIII. gesandt. Seit 1291 führte sie einen durch Handelseifersucht angefachten heftigen Krieg mit der Normandie u. veranlaßte so den Krieg zwischen Frankreich und England; 1293—95 war sie von den Franzosen besetzt. Die Kriege zwischen Frankreich und England hatten B. wenig berührt; aber 1368 riefen einige unzufriedene Edelleute von Guienne Karl V. von Frankreich zu Hülfe. Dies war der Anfang zum Siege der Aristokratie und zum Verfall von B. Im Jahre 1461 nahmen Dunois und der Graf von Foix das Schloß von Guiche u. 15 andere Vormauern von B., und seitdem blieb die Stadt bei Frankreich. Die Mairie oder das Gouvernement von B. sank so herab, daß sie 1595 der Preis einer weiblichen Gefälligkeit wurde: Heinrich IV. machte sie nebst der Hälfte der Steuern in dem Hause Grammont erblich, um die Gunst der Gräfin Corisande zu erkaufen. Richelieu zwang den damaligen Erben, seinem Rechte zu Gunsten eines seiner Sekretäre zu entsagen, und dieser verkaufte es an die Stadt um 24,000 Francs. An Wichtigkeit verlor die letztere, als die Mündung des Adour versandete (um die Mitte oder gegen das Ende des 15. Jahrhunderts), so daß nur noch Fahrzeuge von 25—30 Tonnen dahin gelangen konnten. Die Einwohner von Kap Breton wollten sogar den Kanal, der B. übrig gebliehen, zustechen; 4000 Bayonneser widersetzten sich jedoch mit Waffengewalt und wurden von Ludwig XII. geschützt. Dagegen wurde B. ein diplomatischer u. militärischer Schauplatz und erhielt häufige Besuche hoher Personen. Ludwig XI. besuchte B. u. wurde im Schlosse Urtubie Vermittler zwischen den Königen von Aragonien und Kastilien. Das mächtig gewordene Spanien suchte B. in seine Gewalt zu bekommen: die Flotte Karls V. griff jedoch (1521) vergebens die Palissaden in beiden Flüssen 3 Tage hinter einander an. Die Gefangenschaft und Loskaufung Franz' I. gab zu neuen Durchzügen und seltsamen Verhandlungen in B. Anlaß. Hier fand 1565 die Zusammenkunft Karls IX., seiner Mutter, Katharina von Medicis, seiner Schwester Elisabeth, Königin von Spanien, und des Herzogs von Alba Statt, bei welcher wahrscheinlich die Ausrottung der Protestanten in Spanien und Frankreich verabredet ward. Daß die Stadt damals ihren Wohlstand noch nicht verloren, beweist die Seeexpedition, welche 1627 auslief, um die von den Engländern blokirte Insel Rhé zu verproviantiren, was sie auch mit vieler Entschlossenheit ausführte. Die Spanier ließen nicht ab, ihre Versuche gegen B., meist durch Verrätherei, zu wiederholen. Im Jahre 1660 wurde hier der pyrenäische Friede (s. d.) geschlossen. Ludwig XIV., der B. zu einer Vormauer von Frankreich machen wollte, ließ es nach der neuern Methode befestigen; die Stadt ward völlig dem Militärgouvernement unterworfen. Im Jahre 1684 fand eine abermalige Versandung des Adour Statt, und B. lebte nun von den Resten seines Wohlstandes, der besonders durch das seit 1650 im Finanzwesen eingeführte Verpachtungssystem immer mehr untergraben wurde. Erst als 1784 das merkantilische Verbotssystem abgeschafft und B. zum freien Handel nach Amerika autorisirt und zum Freihafen erklärt ward, stieg der auswärtige Handel plötzlich von $1^1/_2$ Millionen wieder auf 10 Millionen, die Schifffahrt von 300 fremden und 600 französischen Ein- und Ausfuhren auf 500 fremde und 800 französische, der Werth der eingeführten Waaren von 2 Millionen auf 30 Mill. Livres. In 6 Jahren nahmen die Bevölkerung und die Preise um $^1/_3$ zu. Während der Revolution ward B. ein Sammelplatz von Priestern und Aristokraten, welche mit den Spaniern konspirirten, weshalb die Bevölkerung in Masse ins Innere versetzt wurde. Das Bisthum wurde von B. nach Pau verlegt, von wo es jedoch durch das Konkordat von 1801 wieder zurückgeführt wurde. In B. fand 1808 die Zusammenkunft Napoleons I. mit Karl IV., König von Spanien, und dem Prinzen von Asturien Statt, in deren Folge

am 5. und 10. Mai letztere eine Abtretungsurkunde unterzeichneten, worin sie und sämmtliche Infanten ihre Rechte auf die spanischen Reiche dem französischen Kaiser übertrugen. Napoleon berief nun am 15. Juni eine spanische Generaljunta nach B. zur Abfassung einer Konstitution, die am 6. Juli bekannt gemacht wurde, worauf Joseph Napoleon am 9. Juli von B. nach Madrid reiste. Gleichzeitig wurde (am 10. Mai 1808) die bayonner Konvention zwischen Frankreich und dem Großherzogthum Warschau unterzeichnet, durch welche unter Anderem die berliner Bank und Seehandlung gegen 26 Millionen Thaler verloren. Napoleon I. schenkte der Municipalität von B. mehre, auf 1,300,000 Francs geschätzte Terrains unter der Bedingung, neue Bauten und Anstalten zu unternehmen, welche jedoch größtentheils unausgeführt blieben und erst in der neuesten Zeit wieder vorgenommen worden sind. Im Jahre 1814 wurde B. von den Spaniern und Briten vergebens belagert. Während der spanischen Wirren nach dem Tode Ferdinands VII. bis zur Beendigung des Karlistenkriegs (1833—39) war B. nicht nur ein politisches Observatorium u. ein politischer Brennpunkt von 4 oder 5 Parteien und 3 oder 4 Regierungen, die in der spanischen Revolution betheiligt waren, sondern auch der Sammelplatz einer zahlreichen und buntfarbigen Emigration. Auch nach der Beendigung des karlistischen Kriegs und in Folge der spätern Aufstände retteten sich viele Spanier nach B.

Bayonnet (Bajonet), kurze, auf den Lauf des Gewehrs gesteckte Stoßwaffe der Infanterie, kommt zuerst bei den holländischen Regimentern in Ostindien vor u. scheint zu diesen von den Malayen übergegangen zu sein, welche ihren Kris auf das Gewehr pflanzten. Unter Ludwig XIV. wurde das B. bei der französischen Infanterie (1679) allgemein eingeführt, und Bayonne lieferte schon 1663 B.e, ohne daß ihm die Ehre der eigentlichen Erfindung vindicirt werden kann. Selbst der Name scheint nicht von der Stadt Bayonne abzustammen, da er bereits im 16. Jahrhundert vorkommt. Das B. besteht aus Klinge, Dille und Hals. Die Klinge oder der obere spitzige Theil hatte anfangs nur Eine Schneide, später wurde sie zweischneidig, u. jetzt ist dieselbe allgemein, wenigstens an der Spitze, dreischneidig; doch sind auch, besonders bei Jägern u. Schützen, noch zweischneidige B.e (Haubayonnet), welche gewöhnlich als Seitengewehre getragen werden, im Gebrauch. Die Dille ist ein hohler Cylinder, welcher das Gewehr umschließt und das B. an diesem festhält; der gebogene Hals verbindet die Klinge mit der Dille. Die Dille wird entweder mittelst eines hakenförmigen Einschnitts, in den ein kleiner, am Lauf befestigter Vorsprung (Bayonnetwarze) paßt, oder mittelst eines darum gelegten Rings (Bayonnetring), oder mittelst einer mit dem Laufe vernieteten Feder (Bayonnetfeder) befestigt. Die erwähnten Haubayonnete der Jäger haben keine Dille, sondern werden seitwärts der Mündung mittelst eines Bayonnetkastens und einer Bayonnetfeder festgehalten. Die Wirkung des Stoßes mit dem B. wird zwar durch die Biegung des Halses, welche einen centralen Stoß verhindert, sehr geschwächt; dennoch ist es von unendlichem Gewinn, daß durch das B. im Gewehr die Schuß- mit der Stoßwaffe sich vereinigt, und die Einwendungen mancher Theoretiker sind dagegen kraftlos. Es wird besonders zum Bayonnetangriff gebraucht. Dieser Angriff wird fast immer in Kolonnen, selten in Linien, noch seltener von aufgelösten Schwärmerlinien ausgeführt. Selten kommt jedoch ein geschlossenes Bataillon mit einem andern wirklich ins Handgemenge; meist kehrt ein Theil vorher um, und der Angriff ist daher auf den moralischen Effekt berechnet. Ebenso gehört es zu den Ausnahmen, daß Infanterie auf Kavallerie in Front mit dem B. losgeht; der Erfolg ist hier immer sehr problematisch und die Infanterie dadurch immer im Nachtheil, daß nicht Mann gegen Mann, sondern Mann gegen Mann u. Pferd kämpft.

Bayonnetfechten, die Kunst, mit dem Bayonnet auf dem Gewehr sowohl angriffs-, als vertheidigungsweise zu fechten, als militärisches Exercitium ein Produkt der neuern Taktik. Bald nach den französischen Kriegen wurde von einigen Infanterieoffizieren die Idee früherer Militärs, z. B. Guiberts, wieder aufgenommen, dem Bayonnet durch zweckmäßigere Uebung des Infanteristen in seinem Gebrauche größere Wirksamkeit zu verschaffen. Dem königlich sächsischen Hauptmann von Selmnitz († zu Dresden den 16. Juni 1838) gebührt das Verdienst, zuerst diese Idee zum System ausgebildet zu haben. Das B. wurde darauf bei der sächsischen Infanterie zuerst reglementsmäßig eingeführt, nach und nach aber ist es in den meisten europäischen Armeen unter verschiedener Modifikation einheimisch und zugleich die Grundlage zu einer veränderten und verbesserten Ausbildungsmethode des Infanteristen geworden, so daß anstatt einer bloß mechanischen Abrichtung (Drillen) bei den Rekruten zuvörderst auf einen freien, sach- und zweckmäßigen Gebrauch seiner Gliedmaßen und körperlichen Kräfte hingewirkt wird, was die spätere Erlernung der Waffenführung außerordentlich erleichtert. Die Fechtenden sind mit einem Küraß bekleidet, damit die Stöße nicht der Brust schaden; die alten dazu gebrauchten Gewehre werden an der Spitze zu gleichem Zwecke mit einem Ballen von Leder versehen. Die Uebungen selbst beruhen auf der Theorie des Stoßfechtens und bestehen im Ausstoßen gerade aus, rechts und links, in Deckung in dieser Richtung und im Pariren der Angriffe aus derselben Vergl. v. Selmnitz. Die Bayonnetfechtkunst, Dresden 1825, 2. Auflage 1832, mit Kupfern.

Bayrhoffer, Karl Theodor, Professor der Philosophie zu Marburg, geboren 1812 zu Marburg, studirte daselbst und in Heidelberg Rechts- und Staatswissenschaften, vertauschte darauf dieses Studium mit dem der Philosophie und kehrte deshalb nach Marburg zurück, wo er Snabedissens u. Senglers Unterricht genoß. Nachdem er sich 1834 in seiner Vaterstadt habilitirt, las er seit dem Sommer 1835 über Philosophie nach Hegels Grundsätzen. Im Jahre 1838 wurde er zum außerordentlichen und 1845 zum ordentlichen Professor ernannt. Hatte B. in seinen früheren Schriften: „Grundprobleme der Metaphysik" (Marburg 1835), „Idee des Christenthums" (das. 1836), „Der Begriff der organischen Heilung des Menschen" (das. 1837), namentlich aber in seiner „Idee und Geschichte der Philosophie" (das. 1838) klar ausgesprochen, daß Hegel die absolute Idee errungen habe und nur an der Fortbildung und Vollendung der hegelschen Theorie zu arbeiten sei, so suchte er später in den

„Beiträgen zur Naturphiloſophie" (Leipzig 1839 bis 1849) die Theorie mit der Empirie zu verſöhnen. Die kölner kirchlichen Wirren riefen hervor „Das wahre Verhältniß des freien chriſtlichen Staates zur chriſtlichen Religion und Kirche und deren Gegenſätzen" (Leipzig 1838) und „Die Idee u. Wirkung der proteſtantiſchen Kirchenvereinigung" (daſ. 1838). Später wendete er ſich mehr der Naturphiloſophie zu, wohin die Schriften „Ueber Erfahrung u. Theorie in den Naturwiſſenſchaften" (Leipz. 1839—40) und „Philoſophiſche Darſtellung der Naturentwickelung, insbeſondere der privativen u geſchlechtlichen Erzeugung des Menſchen" (daſ. 1840) gehören. Seit 1845 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie zur Marburg, trat er als Verfechter des Deutſchkatholicismus auf in einer Reihe von Schriften, wie „Ueber den Deutſchkatholicismus" (Marburg 1845), „Das wahre Weſen der gegenwärtigen religiöſen Reformation in Deutſchland" (Mannheim 1846), „Der praktiſche Verſtand und die marburger Lichtfreunde" (Darmſt. 1847) ꝛc. Die Grundzüge der von ihm erſtrebten „Religion, der Freiheit" erörterte er in ſeinen „Unterſuchungen über Weſen, Geſchichte und Kritik der Religion" in den „Jahrbüchern für Wiſſenſchaft und Leben" (1849). Wegen einer am Geburtstage des Kurfürſten zu Gunſten des Deutſchkatholicismus gehaltenen akademiſchen Rede wurde B. 1846 ſuspendirt. Seit 1848 gehörte er zu der entſchiedenſten Oppoſition auf dem kurheſſiſchen Landtage. Während der kurzen Seſſion vom 26. Auguſt bis 2. Sept. 1850, welcher die Wirren folgten, war er Präſident der Kammer und wurde dann auch in den ſtändiſchen Ausſchuß gewählt. Später ward er flüchtig.

Baza, alte Stadt in der ſpaniſchen Provinz Granada, am gleichnamigen Fluß, in einer weiten, gut bewäſſerten Ebene, mit 10,433 Einw., die beträchtlichen Handel mit Hanf treiben

Bazaine, François Achille, franzöſiſcher General, um 1810 geboren, empfing ſeine Bildung in der polytechniſchen Schule zu Paris, trat 1831 als Freiwilliger in die Armee, diente 1832 als Unteroffizier in Afrika. Im Jahre 1835 ward er Lieutenant, erhielt für die von ihm in dem Treffen bei Makta bewieſene Umſicht und Unerſchrockenheit den Orden der Ehrenlegion und machte dann mit den franzöſiſchen Hülfstruppen in Spanien die blutigen Feldzüge in Katalonien mit. Im Jahre 1840 nach Algerien zurückgekehrt, wohnte er den Feldzügen gegen Milianah, Tlemſan, Marokko u. nach der Sahara mit Auszeichnung bei, leitete ſpäter die arabiſchen Angelegenheiten in Tlemſan und ſpielte 1847 bei der Ergebung Abd-el-Kaders und der endlichen Beruhigung Algeriens eine nicht unwichtige Rolle. Seit 1844 Bataillonschef, ſeit 1848 Oberſtlieutenant und ſeit 1850 Oberſt, erhielt er den Befehl des erſten Regiments der Fremdenlegion und war Gouverneur des Bezirks der Sidi-Bel-Abes, als der Kaiſer ihn zur Theilnahme an der Expedition nach dem Orient berief. Die beiden Regimenter der Fremdenlegion wurden in eine Brigade umgeformt, und B. erhielt den Oberbefehl über dieſelbe. An der Spitze dieſer Truppenmacht kam er im Oktober 1854 vor Sebaſtopol an, nahm fortdauernd rühmlichen Antheil an der Belagerung und ward von Pélliſſier zum Gouverneur der endlich eroberten Stadt, bald darauf zum Diviſionsgeneral ernannt. Am 7. Oktober ſchiffte ſich B. zu Kamieſch mit 13,000 Mann zur Ausführung des Schlags ein, deſſen Ergebniß die Einnahme von Kinburn war, welche wichtige Feſtung nach wenigen Tagen in ſeine Hand fiel.

Bazan, Alvaro (Alvaro de Baſſano), Herr von Finales, Goraſe und el Viſo, ſeit 1569 Markgraf von Santa Cruz, berühmter Admiral ſeiner Zeit, zeichnete ſich zuerſt 1563 bei der Entſetzung Orans und als Befehlshaber von 7 Galeeren 1564 bei der Einnahme von Pennon de Velez aus. Im folgenden Jahre kreuzte er mit Erfolg gegen die afrikaniſchen Seeräuber, deren Haupthafen, Tetuan, durch ihn unzugänglich gemacht wurde. Unter Don Juan d'Auſtria befehligte B. bei Lepanto 1571 das Reſervegeſchwader und entſchied durch die ſchnelle Hülfe, welche er dem von Kapudan Paſcha hart bedrängten Prinzen brachte, die Niederlage der Türken. Im Jahre 1573 nahm er unter Don Juan an dem Zuge gegen la Goletta und Tunis Theil. Bei dem Einfalle der Spanier in Portugal 1580 wurde ihm die Miſſion, den Herzog von Alba mit 71 Galeeren von der Seeſeite zu unterſtützen. B. ſchlug die feindliche Flotte im Tajo und führte dadurch die Unterwerfung Liſſabons herbei. Im Jahre 1582 ſegelte er gegen die Azoren, wo ſich der portugieſiſche Kronprätendent Antonio, Prior von Crato, mit Hülfe Frankreichs feſtgeſetzt hatte. In einem mörderiſchen Kampfe bei Villafranca auf S. Miguel wurde die franzöſiſche Flotte beſiegt u. faſt ganz vernichtet. Eine neue franzöſiſche Streitmacht unterlag 1583 theils vor, theils auf Tereeira; B. ſchändete indeſſen hier ſeinen Namen durch Grauſamkeit gegen die gefangenen Portugieſen u. Franzoſen. Im Jahre 1586 ſiegte er bei dem Vorgebirge S. Elena über ein engliſches Geſchwader unter Drake, der ſelbſt in ſpaniſche Gefangenſchaft gerieth. Als König Philipp II. gegen England die ſogenannte unüberwindliche Flotte ausgerüſtet hatte, erhielt B. den Oberbefehl über dieſelbe; im Begriff, auszulaufen, verlangte er von Philipp die Genehmigung einiger von ihm vorgeſchlagenen u. zum Gelingen der Expedition unumgänglich nothwendigen Maßregeln, erntete aber nur die Vorwürfe des eigenwilligen Monarchen und † bald darauf vor Gram, 1588. Sein Tod war der erſte von den Unglücksfällen, an welchen das große Unternehmen Philipps ſcheiterte.

JUN 11 1929

This book is due two weeks from the last date stamped below, and if not returned or renewed at or before that time a fine of five cents a day will be incurred.

033 M5712
Meyers konversations-lexikon. 2

033 M5712
2

REF. USE ONLY